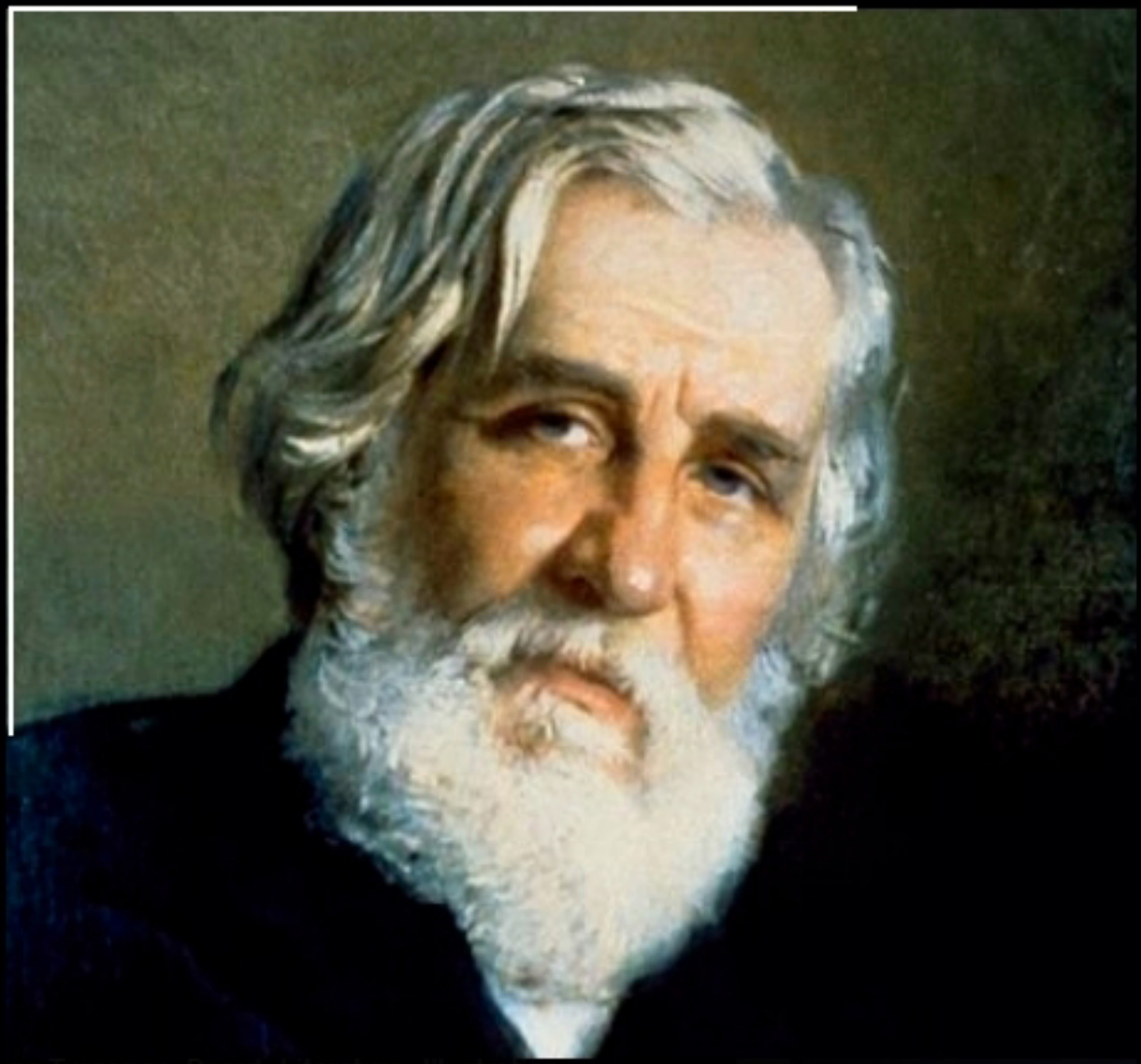
Ivan S. Turgenev

Werke

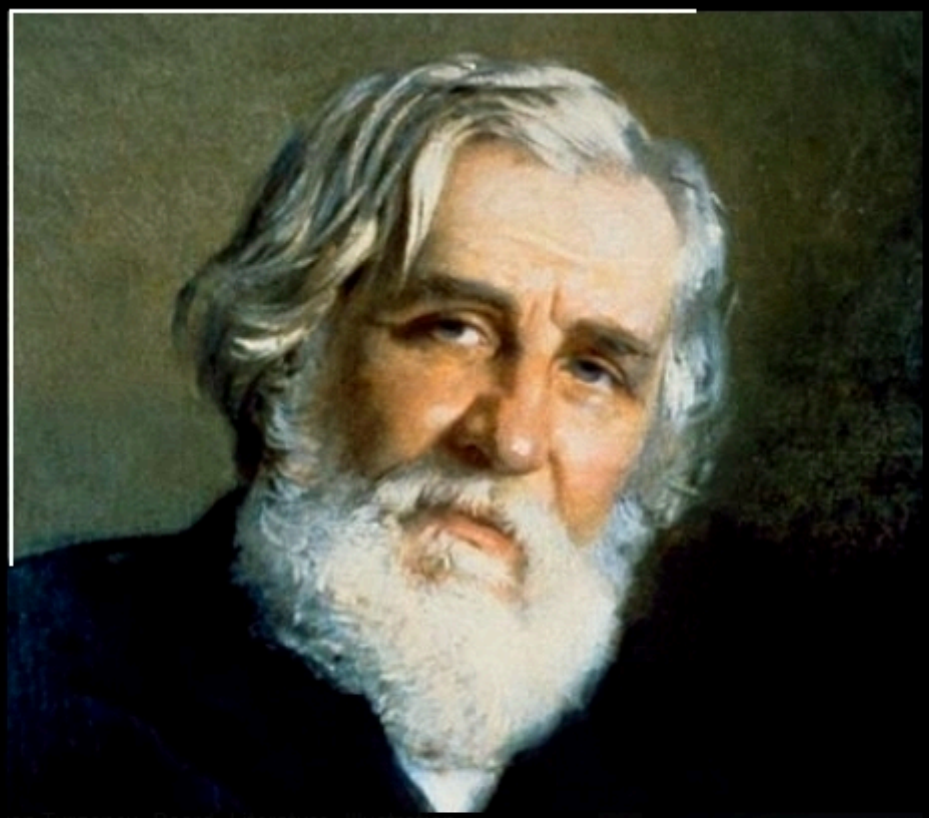
Romane, Erzählungen
Novellen, kurze Prosa und Komödien



Ivan S. Turgenev

Werke I

Romane und Erzählungen



Ivan Sergejevich Turgenev.

Werke
Erster Teil

Romane und Erzählungen

Inhaltsverzeichnis

Porträt des Dichters.

Aufzeichnungen eines Jägers.
Rudin.
Das adlige Nest.
Helene.
Väter und Söhne.
Dunst.
König Lear der Steppe.
Drei Begegnungen.
Mumu.
Faust. Erzählung in neun Briefen.
Die erste Liebe.
Erscheinungen. (Eine Phantasie.)
Der Hund.
Das Abenteuer des Leutnant Jergunow.
Eine wunderliche Geschichte.
Neu-Land.

Textnachweis.

Porträt des Dichters.

1884.

Iwan Turgénew.

Er ist dahingeschieden der bedeutendste Dichter Rußlands, der Mann mit der unerschöpflichen Phantasie und drm warmem Herzen, der Freund seines Volkes, der Liebling aller Nationen seiner Zeit — Iwan Turgénew ist nicht mehr.

Aber er lebt in seinen Werken. Um sie richtig zu beurtheilen, muß man des Dichters äußeres Leben kennen.

Iwan Sergejewitsch Turgénew geboren in Orel am 20. Oktober (9. November) 1818, war der mittlere von drei Söhnen des Obersten Sergino Turgénew dessen Frau Barbara Lutovinow. Der jüngste Bruder starb im ersten Jünglingsalter, der ältere lebt in Moskau. Kaum sechzehn Jahre alt, verlor Iwan seinen Vater, während die Mutter volle sieben Decennien erreichte, jedoch ebenfalls 1850 das Zeitliche gesegnet hat. Im Jahre 1822 machte die Familie, wie es unter vermögen Edelleuten häufig geschah und geschieht, eine Reise ins Ausland und besuchte u. a. die Schweiz. Bei Besichtigung des Bärengrabens stürzte der vierjährige Knabe mitten hinein und hätte seine Unvorsichtigkeit vermuthlich schwer gebüßt, wäre dem Vater nicht gelückt, ihn noch schnell an einem Beine wieder herauszuziehen. Nach der Heimat zurückgekehrt, nahm, die Familie dauernden Wohnsitz auf einem Gute bei der kleinen Kreisstadt Mzensk im Orelschen Gouvernement und vertraute den Unterricht der Kinder Lehrern verschiedener Nationalitäten an, natürlich die russische ausgeschlossen. Hierin liegt durchaus nicht Mangel an Patriotismus, vielmehr wäre die Verwendung von Landsleuten als Mangel an Einsicht zu bezeichnen gewesen. Eins der ersten russischen Bücher, mit denen Iwan Bekanntschaft machte, war »Rossiada« (die Russiade), eine erbärmliche Nachahmung des Voltaire'schen Epos. Er verdankte die Kenntniß desselben einem Leibeigenen seiner Mutter, leidenchaftlichem Verehrer der Poesie, welcher Vers für Vers des hochtrabenden Gedichtes zunächst einfach ablas, dann mit Emghase vortrug. Glücklicherweise hat dieses Beispiel der einheimischen Dichtkunst nachhaltigen Einfluß auf das Talent des Knaben nicht geübt, es sei denn abchreckenden. Im Jahre 1828 siedelte Iwan mit seinen Eltern nach Moskau über, bezog die dortige Universität, ging jedoch, nachdem zwei Semester absolvirt waren, im

Frühling 1835 nach St. Petersburg, wo er drei Jahre verblieb. Demnächst begab er sich ins Ausland und zwar auf dem Dampfer »Nikolaus I.«, welcher bei Travemünde in Brand gerieth. In Berlin widmete sich Turgénew dein Studium der Geschichte und der Hegel'schen Philosophie wobei er während eines Winters zum Stubengefärten Michael Bakunin hatte, der damals, noch nicht lange aus der russischen Gardeartillerie ausgeschieden, von Politik sich völlig fern hielt. Nach zweijährigem Aufenthalt in Deutchland kehrte unser Dichter nach St. Petersburg zurück und wurde daselbst im Ministerium des Innern angestellt. In dieser Zeit verkehrte er besonders viel mit dem leider zu Früh verstorbenen Wissarion Belinski, dessen kritische Arbeiten über Alexei Kolzow, den sogenannten »Viehhändler- Poeten,« [Kolzow war im Geschäfte seines Vaters, eines Viehhändlers, thätig, fuhr mit demselbe während des Winters im Lande umher, den Einkauf zu besorgen und verbrachte den Sommer in den Steppen, die weidenden Thiere beaufsichtigend. Seine Lieder, welche diese Art des Lebens widerspiegeln, sind in den Volksmund übergegangen.] und Nicolat Polewoi, Dramatiker aus Irkutsk, ihm den Beinamen des »russischen Lessing« eingetragen haben. Obwohl Turgénew schon in der Knabenzeit begonnen hatte, Ferse zu machen — was in Russland bei weitem weniger oft, als bei uns anzutreffen ist — ließ er doch erst 1843 sein erstes Gedicht »Parascha« erscheinen, dem in den folgenden Jahren noch mehrere sich anreihten, ohne großen Beifall zu gewinnen. Entschlossem mit Literatur sich nicht mehr zu beschäftigen, weil es ihm an dichterischer Begabung fehle — der Zweifel ist der Selbstmord des Poeten — verlies er im Januar 1847 St. Petersburg, doch hatte er zuvor Belinski's Bitten nachgegebhen dem es in der Revue »Der Zeitgenosse« an Abwechslung fehlte, und ihm eine kleine Erzählung »Khor und Kalinytsch« zum Abdruck überlassen. Diese paar Seiten, welche später in die »Memoiren eines Jägers« aufgenommen wurden, brachten großartige Wirkung hervor: sie enthüllten dem Verfasser sein eigenes Talent und der gebildeten russischen Welt einen glänzenden Prosaisten. Turgénew, dem es unter dein System Nikolaus I. daheim unerträglich geworden, begab sich nach Paris und schrieb dort, nun für immer er Literatur sich widmend, die Mehrzahl jener Skizzen, welche den »Jäger« mit einem schlage an die Spitze der russischen Prosaiker stellten. Der Erfolg

dieses Buches war aber nicht ohne bittere Beigabe: unter dem Vorwande, daß ein Artikel über den jüngst verstorbenen Gogol in einem Moskauer Blatte das Maß des Erlaubten überschreite, wurde Iwan Sergejewitsch 1852 für zwei Jahre auf seine Güter verbannt. Mit dem Regierungsantritt Alexander II. erhielt er seine Unabhängigkeit wieder, lebte abwechselnd in Rußland und Frankreich, bis er 1863 in Baden-Baden sich ansässig machte und dann nach Bougiwal bei Paris ging. Einige dramatische Versuche haben nicht viel Aufführungen erlebt, seine hohe und volle Bedeutung liegt in den erzählenden Schriften. Seine Leistungen fallen zumeist freilich unter den außerordentlich dehnbaren und gedehnten Begrif der Novelle. Trotzdem ist, wie *Eugen Laux* in einem — geistvollen Artikel im »Salon« von 1868 hervorbebt, Iwan Sergejeivitsch nicht bloßer Novellist; bei ihm scheint überhaupt die künstlerische Darstellung und Vollendung nicht dasjenige, worauf er sein Hauptaugenmerk richtet, sondern er verfolgt darüber hinaus noch einen anderweitigen Zweck, gebraucht seine Skizzen nur als das wirksamste Mittel, ein außerhalb der Kunst liegendes Interesse durchzuführen — wie unser großer Philosoph es von einem Redner verlangt. Als das wirksamste Mittel: natürlich, denn es war auch beinahe das einzig erlaubte, das einzig mögliche. Zu stolz, um wie Krylow das Gewand der Fabel zu entlehnen und ein langweiliges fabula docet anzuhängen, faßte er den Entschluß, die Wahrheit zu sagen und diese durch sich selbst wirken zu lassen, so weit es unter den gegeebenen Verhältnissen thunlich war. Er stellte seine Menschen, deren Schicksal Theilnahme, Mitleid, Grauen oder Widerwillen, Haß, Abscheu erregen sollte, wie Staffage mitten hinein in die unbefangene und unverfängliche Natur, richtig herausfühlend, daß der Mensch sich doch vor allem für seinesgleichen interessirt und deshalb früher oder später die Aufmerksamkeit am meisten auf sich zieht. So gelang es Turgénew seine Tendenzbilder unter dem Titel Landschaftsstücke unangefochten, wenigstens für den Anfang überall verbreitet und wirkend zu sehen. Man mag zur Entschuldigung der Herren von der Censurbehörde sagen, daß die landschaftlichen Schilderungen trefflich genug sind um auch, als solche ohne jede Nebenabsicht für sehr gelungene Kunstwerke gehalten werden zu können. Der »Jäger« hat das Leben und Weben der russischen Steppen mit dem Auge eines Malers, dem Gemüth eines Kindes betrachtet und mit der Feder eines

Dichters wiedergegeben. Nur ein Beispiel zum Beweise dieser Behauptung aus »Der Teufelsgrund« in den »Memoiren eines Jägers.« Der Erzähler, müde heimkehrend von eifrigem Birschen, verirrt sich auf dem ihm sonst genau bekannten Reviere:

»Es war an einem schönen Julitage, an einem jener Tage, wie sie überhaupt nur dann eintreten, wenn das Wetter für längere Zeit beständig geworden. Die Farbe des Himmelsgewölbes, leicht und blaßlilafarben, wechselt nicht tagüber und ist ringsum dieselbe; nirgdends wird es trübe, nirgends droht ein Gewitter, kaum daß hier und da bläuliche Streifen sich hinziehen, die fast unbemerkbaren Regen über die Felder streuen. Gegen Abend verschwinden diese Wolken; die letzten derselben, bisher schwärzlich gleich dem Rauche, lagern in rosigen Massen der Sonne sich gegenüber; dort aber, wo das Tagesgestirn ebenso friedlich hinabrollte, wie es am Himmel friedlich emporgestiegen, ruht purpurnes Leuchten noch kurze Frist über der in Dunkel sich hüllenden Erde und, stillflackernd wie eine mit Vorsicht getragene Kerze, zittert am Firmament der Abendstern. An solchen Tagen erscheinen alle Farben gemildert, hell, aber nicht brennend. Allem ist das Siegel einer gewissen rührenden Wehmuth aufgedrückt. Dann ist wohl bisweilen die Wärme groß und an den Ahängen mitunter sogar stechend, aber der Wind weht und treibt die sich sammelnde Schwüle auseinander, und Wirbelwinde, diese unzweifelhaften Vorboten beständigen Wetters, rücken hohe weiße Säulen die Wege entlang, über die Aecker und Wiesen. Die trockne reine Luft ist durchduftet von Wermuth, gemähtem Roggen und Buchweizen; selbst bis Mitternacht ist Feuchtigkeit nicht zu spüren. Ich streckte mich unter einen abgenagten Busch und fing an, mich rings umzusehen. Es war ein herrliches Bild. Um die Wachtfeuer zitterte und erstarb gleichsam in der Finsterniß der runde rötliche Widerschein derselben; die auflodernde Flamme warf bisweilen jenseits dieses Kreises rasch verschwindende Lichtstrahlen; eine dünne Feuerzunge leckte an den nackten Zweigen des Reisigs und verschwand plötzlich; scharfe lange Schattem wie von der Dunkelheit losgerissen, nahten auch ihrerseits sich dem kleinen Wachfeuer; die Finsterniß kämpfte mit dem Lichte. Manchmal, wenn die Flamme schwächer brannte und der Lichtkreis sich verengte, kam aus der näher gerückten Dunkelheit unversehens ein Pferdekopf zum Vorschein, erst von einer Schecke, schief und knochendürr, dann von

einem Schimmel, welcher begierig das lange Gras kaute, uns aufmerksam und stumm ansah, dann wieder sich bückte und auch sofort verschwand. Nur konnte man hören, wie er noch immer kaute und auf dem Grase schnaubte. Von dem beleuchteten Platze aus ist schwer zu erspähen, was in der Dunkelheit geschieht und daher erschien in der Nähe alles wie mit schwarzem Schleier umhangen, aber weiter in der Ferne sah man am Horizonte Hügel und Wald wie dunkle Flecken. Der reine, tiefblaue Himmel stand feierlich und unerfaßlich hoch über uns in seiner ganzen geheimnißvollen Majestät; süß beengt wurde die Brust beim Einathmen jenes eigentümlichen ermüdenden und frischen Duftes — des Duftes einer russischen Sommernacht. Rund umher war fast kein Geräusch; hörbar. Nur von Zeit zu Zeit schnalzte in dem nahen Flusse ein großer Fisch auf oder das Uferschilf säuselte sanft, von herangeeilter Welle schwach bewegt. Unsere Feuer allein knisterten stetig durch die Nacht.«

Dergleichen fein empfundene Bilder finden sich in beträchtlicher Anzahl, wie wenn durch das ganze Buch eine landschaftliche Stimmung weht: aber sie sind nur die schützende Erdschicht, bestimmt, das eingestreute Samenkorn, bis es gekeimt hat und kräftig aufgegangen ist, gegen die schädlichen Einflüsse der Witterung und die Strenge des Klimas zu sichern . . .

Die menschlichen Gestalten, welche auf diesem Hintergrunde sich abzeichnen, gehören dem kleineren Adel, dem Beamten- und Bauernstande an, selten mischen andere Elemente sich ein. Bekannt ist, daß Gavarni seinem Stifte in der Regel freien Lauf gestattete, eine, zwei, drei Figuren zusammenstellte, je nachdem der Raum es zugab oder verlangte, erst später die einzelnen Blätter vereinigte, sie bald in dieses, bald in jenes Nest einschob, so daß eigentlich keines vollständig oder unvollständig war. Und wenn er dann der auf den Stein gebrachten Personen ansichtig wurde, legte er sich selbst die Frage vor, was jene wohl im gegebenen Momente miteinander sprächen, und ertheilte darauf eigenhändig Antwort. In gleicher Weise muß Turgénews Schaffen gedacht werden. Mit dem Herzen voll, nicht von Nationalstolz, sondern von echter Vaterlandsliebe, vertraut, nicht mit der Salonliteratur, sondern mit den civilisatorischen Grundgedanken deutscher Geistesbildung, kam es ihm darauf an, das unglückliche Volk seiner Landsleute aus dein

Joche der Leibeeugenschaft zu befreien. Die Russen sind im allgemeinen gutmüthig. War ihnen nur erst einmal die unselige Lage von zweiundzwanzig Millionen ihrer Brüder recht klar gemacht, dann ließ sich auch mit Bestimmtheit erwarten, die ungeheuere Mehrzahl werde die Aufhebung der erniedrigendem erdrückenden Knechtschaft sich geneigt erklären und die öffentliche Meinung auf die maßgebenden Kreise unwiderstehlichen Druck ausüben. Große Bücher philosophischen I und politischen Inhalts konnten im Dienste dieser Aufgabe nicht verwendet werden, dergleichen finden kein Publikum. Flugschriften derselben Gattung stießen auf unübersteigliche Hindernisse und gefährdeten nutzlos den Verfasser. Da nun die Freude an Schilderungen heimatlicher Zustände durch die eingangs erwähnten Dichter einmal angeregt war, so setzte Turgénew an diesem Punkte seinen Hebel an, der, wie es Alexander II. selbst wiederholt eingestanden, die alte Welt der Leibeigenschaft aus den Angeln gehoben und über den Haufen geworfen hat.

Turgénews Stellung in der Literatur bildet nach Honeggers scharfer Carakterumgrenzung eine Art Mittelglied zwischen der alten und neuen Schule, der idealistisch-romantischen und der realistisch-revolutionären. Obwohl er nach der überwiegenden Geistesrichtung durchaus jenen Aelteren zugehört, hat er doch starke Beziehung auch zu den Neueren. Sein Hauptwerk, die Tagebuchskizzen, mit den schneidenden Angriffen auf die von der Leibeigenschaft geschaffenen Zustände, also ganz in den Dienst einer durchgreifendsten politischen Reform gestellt, steht sonach in diesem Zweck und dem Stoffgehalte den Sittenbzeichnungen der neuesten Autoren allerdings näher als den Helden Puschkin‘s oder Lermontow’s. Seine Stellung zu den brennenden Tagesfragen ist scharf ausgesprochen und auch darin weicht er gründlich ab von jenen Aelteren, welche in vornehmer Nichtachtung oder Rückhaltung der traurigen Wirklichkeit den Rücken kehrten. Aber andererseits bleibt seine Denk- und Anschauungsweise durchaus ideal; von dem modernsten Versinken in die niedrig häßliche Wirklichkeit steht er noch viel weiter ab als von jenem obenhingehenden Abwenden. So verhält sich auch seine Beobachtung und sein Schaffen: das allerschärfste Beobachtungstalent läßt er nie in der bloßen realistischen Skizzirung aufgehen; er verarbeitet die aufgenommenen Eindrücke innerlich, formt sie in poetische Gestalten um; künstlerische Bildung feiner Art

ist ein Augenmerk und die ganze Weltanschauung ist bei ihm zu tiefsinnig angelegt, als daß er beim ordinären Realismus stehen bleiben könnte. Aber auch insofern steht er auf einer höheren Warte, als er mitten in Zeichnung des nationalen Lebens nicht bei dem rein russischen Gesichtspunkte beharren bleibt, sondern den allgemein menschlichen einnimmt. Und der Pessimismus, der seine Weltanschauung durchzieht, ist nichts Geringeres als die edel empfundene aber ungestillte Sehnsucht nach dem Ideal. Die Art seines Schaffens hat er selbst wohl erkannt und charakterisirt: Indem er sich keine überreiche Erfindungsgabe zutraute, bekennt er sich dazu, daß er immer daran angewiesen gewesen sei, auf gegebenem Boden Fuß zu fassen; »Typen« habe er nie geschaffen oder geschildert, ohne von einem esten Ausgangspunkte, von einem Gesichte, das er wirklich gesehen, die Anregung erhalten zu haben. Das benimmt dem Werth und der Bedeutung keiner Zeichnungen nichts, gar nichts; im Gegentheil, es erhöht ihre Treue.

Turgénew ist wohl der größte Skizzenzeichner und Erzähler der Gegenwart — ein Genie; in diesem feinem specifischen Fach hat er das Höchste geleistet.

Es hat guten Grund, wenn seine Werke auch im Auslande so viel Boden gefaßt haben wie diejenigen keines zweiten Russen. In Deutschlan und Frankreich haben sie sich so eingebürgert, daß sie fast populär geworden sind. Er half mehrfach selbst an der französischen Uebersetzung, schrieb auch mehreres in dieser Sprache. Seine berühmteste Arbeit, die »Skizzen«, ist ins Deutsche mehrfach, ins Französische, Englische und Ungarische übertragen, neuestens wohl noch weiter.

Es ist ein glänzender und zugleich ein seelenvoller Pinsel, der seine Naturgemälde hinwirft. Turgénew erst hat uns die Wälder und Steppen seines Landes entdeckt; er hat sie für uns sprechen machen und — schweigen, etwas Aehnliches vollbringend wie Sealsfield für jene jetzt himmlischen, jetzt teuflischen Tropenregionen Mexikos. Die Differenz der Gemälde bei den Zwei mächtigen Malern ist aber nicht minder groß als die ihrer Objekte: in Turgénew's Naturbildern liegt um vieles weniger Farbengglut, Phantasiegewalt und bewältigende Großartigkeit der Scenerie, aber um Vieles mehr Gemüth, Unmittelbarkeit, man möchte sagen Innerlichkeit. Es ist das uralte ewige Welträthsel, von dem die allgewaltige Natur dem

schwachen Menschen einen Zipfel enthüllt, aber mehr nicht, als sein kurzsichtiges Auge zu ertragen versteht.

Turgénew ist ein ganz im Gedankenkreise Schopenhauers stehender Pessimist. Er führt uns durchweg den fruchtlosen Kampf seiner gelgen gegen den Fatalismus vor oder weniger noch, wenn diese seine Helden passiv verharren. Er öffnet die Wunden, aber er heilt sie nicht. Er führt die Streiter nicht zur Resignation, noch weniger zur durchgekämpften innern Ruhe, auf der andern Seite auch nicht gerne zum Selbstmord. Aber er läßt sie als unvollendete und unbefriedigte Geschöpfe stehen. Das sind die Typen jener 1840er Generation, die unter Nikolaus zur Selbstauflösung bestimmt war, die ganz unnütz in beredten Phrasen und halb platonischen Anstrebungen sich verzettelnde Kraft; wie ein Kritiker sehr gut meint: das traurige Produkt einer traurigen Gesellschaft.

Unser Autor würde schon wegen des unausgesetzten muthigen und eifrigen Kampfes gegen das fluchwürdige Uebel er Leibeigenschaft die Unsterblichkeit verdienen; ein besonderes Glück, daß er ihre Aufhebung erleben sollte! In einer ganzen Reihe seiner Erzählungen wird der Fluch dieses Knechtszustandes förmlich Central- und Tendenzpunkt, so deutlich, daß wir alles Recht haben zu behaupten, er habe die Unerbittliche Verfolgung dieses Krebsübels zu einem Hauptgesichtspunkt all' seines Wirkens gemacht. Den gewaltigen Kampf, weleher bis auf die letzten Zeiten herunter in einzelnen seiner Schriften nachgezittert hat, eröffneten schon die »Memoiren eines Jägers's« wo er sich über diesen Gegenstand ausspricht wie folgt: »Ich konnte nicht mehr die gleiche Luft athmen noch leben in einer Atmosphäre, die, ich verabscheute. Ich mußte mich von meinem Feind entfernen (— die Memoiren sind im Auslande geschrieben —), um mit mehr Gewalt über ihn herzufallen. Dieser Feind hatte eine genau bestimmte Form und trug einen bekannten Namen; es war die Leibeigenschaft. Ich beschloß, bis zu meinem Ende gegen ihn anzukämpfen und schwor, mich nie mit ihm auszusöhnen. Das war für mich der Schwur Hannibals.« Er hat ihn gehalten, diesen Schwur, wie der große Karthager den seinen.

- E n d e -

Aufzeichnungen eines Jägers.

1852.

Deutsch
von
Alexander Eliasberg.

Inhaltsverzeichnis

Erster Band
- Chorj und Kalinytsch
- Jermolai und die Müllerin
- Das Himbeerwasser
- Der Kreisarzt
- Mein Nachbar Radilow
- Der Einhöfer Owsjanikow
- Lgow
- Die Bjeschin-Wiese
- Kassjan aus Krassiwaja-Metsch
- Burmistr – leibeigener Gutsvogt.
- Das Kontor
- Der Birjuk.
- Zwei Gutsbesitzer
- Lebedjanj

Zweiter Band
- Tatjana Borissowna und ihr Neffe
- Der Tod
- Die Sänger
- Pjotr Petrowitsch Karatajew
- Das Stelldichein
- Der Hamlet des Schtschigrowschen Kreises
- Tschertopchanow und Nedopjuskin
- Das Ende Tschertopchanows
- Die lebendige Reliquie
- Es klopft!
- Wald und Steppe

Anmerkungen

Erster Band

Chorj und Kalinytsch

er einmal Gelegenheit hatte, aus dem Bolchowschen Kreise in den Shisdrinschen zu kommen, dem ist wohl sicher der scharfe Unterschied zwischen dem Menschenschlag im Orjolschen Gouvernement und dem Kalugaschen aufgefallen. Der Orjolsche Bauer ist klein von Wuchs, untersetzt, mürrisch, blickt unfreundlich, lebt in elenden Hütten aus Espenholz, tut den Frondienst, treibt keinen Handel, nährt sich schlecht und trägt Bastschuhe; der Kalugasche Zinsbauer wohnt in geräumigen Häusern aus Fichtenbalken, ist groß gewachsen, blickt verwegen und lustig, hat eine reine und weiße Gesichtsfarbe, handelt mit Öl und Teer und trägt an Feiertagen Stiefel. Das Orjolsche Dorf (wir meinen den östlichen Teil des Orjolschen Gouvernements) liegt gewöhnlich mitten im Ackerland, in der Nähe einer Vertiefung, die man mit den dürftigsten Mitteln in einen schmutzigen Teich verwandelt hat. Außer einigen, stets dienstbereiten Bachweiden und zwei oder drei mageren Birken sieht man auf eine Werst weit keinen einzigen Baum; Hütte klebt an Hütte, die Dächer sind mit faulem Stroh gedeckt . . . Ein Dorf im Kalugaschen Gouvernement ist hingegen meistens von Wald umgeben; die Hütten stehen freier und gerader da und sind mit Schindeln gedeckt; die Tore schließen fest, die Zäune hinter dem Hofe sind nicht zerstört, fallen nicht nach außen um und laden nicht jedes vorbeigehende Schwein ein . . . Auch der Jäger hat es im Kalugaschen Gouvernement besser. Im Orjolschen Gouvernement werden die letzten Wälder und PlätzePlätze nennt man im Orjolschen Gouvernement große, zusammenhängende Gesträuchmassen; die Sprache der Orjolschen Bauern zeichnet sich überhaupt durch eine Menge origineller, manchmal sehr treffender, manchmal auch recht häßlicher Worte und Wendungen aus. (Anmerkung Turgenjews) in vielleicht fünf Jahren verschwinden, von Sümpfen gibt es aber keine Spur. Im Kalugaschen Gouvernement dagegen ziehen sich die Gehege

Hunderte und die Sümpfe Dutzende von Werst hin, und das edle Federwild, das Birkhuhn, ist hier noch nicht ausgerottet; es gibt auch noch gutmütige Doppelschnepfen, und das geschäftige Rebhuhn erfreut und erschreckt durch sein plötzliches Aufschwirren den Jäger und den Hund.

Als ich zur Jagd in den Shisdrinschen Kreis kam, lernte ich im Feld einen kleinen Kalugaschen Gutsbesitzer namens Polutykin kennen, einen leidenschaftlichen Jäger und folglich vortrefflichen Menschen. Er hatte allerdings einige Schwächen: Er freite zum Beispiel um alle reichen Bräute des Gouvernements; wenn ihm die Hand und das Haus versagt wurden, vertraute er sein Leid zerknirschten Herzens allen seinen Freunden und Bekannten, fuhr aber fort, den Eltern der Bräute saure Pfirsiche und andere unreife Produkte seines Gartens zum Geschenk zu schicken; er liebte es, immer wieder den gleichen Witz zu erzählen, der, wie hoch ihn Herr Polutykin auch schätzte, keinen Menschen zum Lachen brachte; er lobte die Werke Akim Nachimows und die Erzählung *Pinna;* er stotterte; er nannte seinen Hund Astronom; sagte statt ›aber‹ – ›allein‹ und hatte in seinem Hause die französische Küche eingeführt, deren Geheimnis nach Auffassung seines Koches darin bestand, daß man den natürlichen Geschmack einer jeden Speise auf das radikalste veränderte: Fleisch schmeckte bei diesem Künstler nach Fisch, Fische nach Pilzen, Makkaroni nach Schießpulver; dafür kam bei ihm keine einzige Mohrrübe in die Suppe, ohne vorher die Gestalt eines Rhombus oder eines Trapezes angenommen zu haben. Aber abgesehen von diesen wenigen und unerheblichen Mängeln war Herr Polutykin, wie schon gesagt, ein vortrefflicher Mensch.

Gleich am ersten Tage meiner Bekanntschaft mit Herrn Polutykin lud er mich zum Übernachten ein.

»Bis zu mir sind es an die fünf Werst«, fügte er hinzu. »Zu Fuß ist es zu weit; wollen wir zuerst bei Chorj einkehren.« (Der Leser möge mir erlauben, sein Stottern nicht wiederzugeben.)

»Wer ist Chorj?«

»Einer meiner Bauern . . . Er wohnt ganz nahe von hier . . .«

Wir begaben uns zu ihm. Mitten im Walde erhob sich auf einer ausgerodeten und gepflügten Lichtung, das einsame Gehöft Chorjs. Es bestand aus einigen aus Fichtenbalken gezimmerten, durch Zäune verbundenen Gebäuden; vor dem Hauptgebäude zog sich ein von

dünnen Säulchen gestütztes Schutzdach hin. Wir traten ein. Uns empfing ein junger, etwa zwanzigjähriger, hübscher Bursche.

»Ah, Fedja! Ist Chorj daheim?« fragte ihn Herr Polutykin.

»Nein. Chorj ist in die Stadt gefahren«, antwortete der Bursche lächelnd und seine schneeweißen Zähne zeigend. »Befehlen ein Wägelchen anzuspannen?«

»Ja, Bruder, ein Wägelchen. Und bring uns Kwaß.«

Wir traten in die Stube. Kein einziges Susdalsches Bild klebte an den sauberen Balken der Wände; in der Ecke vor dem massiven Heiligenbild mit silbernem Beschlag brannte ein Lämpchen; der Tisch aus Lindenholz war frisch gescheuert und gewaschen; zwischen den Balken und an den Fensterrahmen trieben sich keine flinken Schaben herum und hingen keine nachdenklichen Kakerlaken. Der junge Bursche erschien bald mit einem großen, weißen, mit gutem Kwaß gefüllten Kruge, mit einer riesengroßen Scheibe Weizenbrot und einem Dutzend Salzgurken in einer hölzernen Schüssel. Er stellte alle diese Produkte auf den Tisch, lehnte sich an die Tür und begann uns lächelnd zu betrachten. Wir waren mit dem Imbiß noch nicht fertig, als vor der Tür schon das Wägelchen polterte. Wir gingen hinaus. Ein etwa fünfzehnjähriger, lockiger und rotbäckiger Junge saß als Kutscher da und hatte Mühe, den satten, scheckigen Hengst zu halten. Um den Wagen herum standen an die sechs junge Riesen, die miteinander und mit Fedja große Ähnlichkeit hatten. »Lauter Kinder Chorjs!« bemerkte Polutykiri.

»Lauter Iltisjungen[1] !« fiel ihm Fedja ins Wort, der uns vors Haus gefolgt war. »Aber es sind noch nicht alle: Potap ist im Wald, und Sidor ist mit dem alten Chorj in die Stadt gefahren . . . Paß auf, Waßja«, fuhr er fort, sich an den Kutscher wendend. »Fahr schnell, du fährst doch den Herrn. Aber wo der Weg schlecht ist, sollst du langsamer fahren, sonst machst du den Wagen kaputt und bringst auch die Eingeweide des Herrn in Unruhe!«

Die übrigen Iltisjungen lächelten über diesen Witz Fedjas.

»Man setze den Astronomen herein!« rief Herr Polutykin feierlich aus.

Fedja hob nicht ohne Vergnügen den gezwungen lächelnden Hund in die Höhe und setzte ihn auf den Boden des Wagens nieder. Waßja ließ die Zügel locker. Wir rollten davon.

»Das da ist mein Kontor«, sagte mir plötzlich Herr Polutykin, auf ein kleines, niedriges Häuschen weisend, »wollen Sie hineinschauen?«

»Gerne.«

»Es ist jetzt aufgehoben«, bemerkte er, aus dem Wagen steigend, »aber es lohnt sich doch hineinzublicken.«

Das Kontor bestand aus zwei leeren Zimmern. Der Wächter, ein einäugiger Alter, kam vom Hinterhof herbeigelaufen.

»Grüß Gott, Minjajitsch«, versetzte Herr Polutykin. »Wo ist denn das Wasser?«

Der einäugige Alte verschwand und kam sofort mit einer Flasche Wasser und zwei Gläsern wieder.

»Versuchen Sie doch«, sagte mir Polutykin, »ich habe hier ein ausgezeichnetes Quellwasser.«

Wir tranken je ein Glas, während der Alte sich vor uns tief verbeugte.

»Nun, jetzt können wir, glaube ich, fahren«, versetzte mein neuer Freund. »In diesem Kontor habe ich dem Kaufmann Allilyjew vier Deßjatinen Wald um einen guten Preis verkauft.«

Wir setzten uns in den Wagen und fuhren schon nach einer halben Stunde in den Hof des Herrenhauses ein.

»Sagen Sie mir bitte«, fragte ich Polutykin beim Abendessen, »warum wohnt Ihr Chorj getrennt von den anderen Bauern?«

»Sehen Sie, er ist ein gescheiter Kerl. Vor fünfundzwanzig Jahren ist ihm sein Haus abgebrannt; da kam er zu meinem seligen Vater und sagte: ›Erlauben Sie mir, Nikolai Kusmitsch, mich in Ihrem Wald auf dem Sumpfgrund anzusiedeln. Ich werde Ihnen einen guten Zins zahlen!‹ – ›Warum willst du dich denn auf dem Sumpfgrund ansiedeln?‹ – ›Ich möchte es halt; aber bitte, Väterchen Nikolai Kusmitsch, verwenden Sie mich zu keiner anderen Arbeit mehr, legen Sie mir nur einen Zins auf, so hoch Sie wollen.‹ – ›Fünfzig Rubel im Jahr!‹ – ›Gut.‹ – ›Aber daß du pünktlich zahlst, paß auf!‹ – ›Natürlich pünktlich . . .‹ – So siedelte er sich auf dem Sumpfboden an. Seitdem nennt man ihn Chorj.«

»Und da wurde er reich?« fragte ich.

»Ja, er wurde reich. Jetzt zahlt er mir ganze hundert Rubel Zins, und ich werde ihn vielleicht noch steigern. Ich habe ihm schon mehr

als einmal gesagt: ›Chorj, kaufe dich los . . .!‹ Aber der Gauner behauptet, er hätte kein Geld . . . Ja, wer's glaubt . . .!«

Am nächsten Tag begaben wir uns gleich nach dem Morgentee wieder auf die Jagd. Als wir durchs Dorf fuhren, ließ Herr Polutykin seinen Kutscher vor einem niederen Hause halten und rief laut: »Kalinytsch, Kalinytsch!«

»Sofort, Väterchen, sofort«, erklang es vom Hof her; »ich binde mir nur den Bastschuh fest.«

Wir fuhren im Schritt weiter; hinter dem Dorf holte uns ein etwa vierzigjähriger, großgewachsener, hagerer Mann mit einem kleinen, in den Nacken geworfenen Kopf ein. Es war Kalinytsch. Sein gutmütiges, bräunliches, hier und da pockennarbiges Gesicht gefiel mir auf den ersten Blick. Kalinytsch ging (wie ich später erfuhr) jeden Tag mit seinem Herrn auf die Jagd, trug ihm die Tasche, manchmal auch das Gewehr, paßte auf, wo sich das Wild niedersetzte, brachte Wasser, sammelte Erdbeeren, baute Jagdhütten und lief den Jagdwagen holen; ohne ihn tat Herr Polutykin keinen Schritt. Kalinytsch war ein Mann vom heitersten und sanftesten Charakter, summte stets mit halber Stimme vor sich hin, blickte sorglos nach allen Seiten, sprach etwas durch die Nase, kniff beim Lächeln seine hellblauen Augen zusammen und packte oft mit der Hand seinen dünnen, keilförmigen Bart. Er ging nicht schnell, aber mit großen Schritten, und stützte sich dabei auf einen langen, dünnen Stecken. Im Laufe des ganzen Tages sprach er mich kein einziges Mal an, bediente mich ohne Unterwürfigkeit, gab aber auf seinen Herrn acht wie auf ein kleines Kind. Als die unerträgliche Mittagsglut uns zwang, Schutz zu suchen, führte er uns in seinen Bienengarten tief im Waldesdickicht. Kalinytsch sperrte uns die kleine Hütte auf, in der überall Bündel trockener, wohlriechender Gräser hingen, bettete uns in das frische Heu, zog sich eine Art Sack mit einem Netz vorne über den Kopf, nahm ein Messer, einen Topf und eine glimmende Kohle und begab sich in seinen Bienengarten, um uns eine Honigwabe zu schneiden. Wir tranken zu dem durchsichtigen, warmen Honig Quellwasser und schliefen beim eintönigen Summen der Bienen und dem geschwätzigen Rauschen der Blätter ein.

Ein leichter Windstoß weckte mich . . . Ich schlug die Augen auf und erblickte Kalinytsch; er saß auf der Schwelle der halbgeöffneten Tür und schnitzte sich mit dem Messer einen Holzlöffel. Ich

bewunderte lange sein Gesicht, das so mild und heiter war wie der Abendhimmel. Auch Herr Polutykin erwachte. Wir standen nicht sogleich auf. Es war so angenehm, nach dem langen Marsch und dem tiefen Schlaf unbeweglich im Heu zu liegen: Der Körper ist so wonnig ermattet, das Gesicht atmet eine leichte Hitze, und eine süße Trägheit schließt die Augen. Endlich standen wir auf und trieben uns wieder bis zum Abendessen umher. Beim Abendessen brachte ich wieder die Rede auf Chorj und Kalinytsch.

»Kalinytsch ist ein guter Bauer«, sagte mir Herr Polutykin, »ein eifriger und dienstfertiger Mann; aber er kann seine Wirtschaft nicht in Ordnung halten, ich reiße ihn immer heraus. Jeden Tag geht er mit mir auf die Jagd . . . Wie soll er da seine Wirtschaft versehen können, urteilen Sie doch selbst.«

Ich stimmte ihm zu, und wir legten uns schlafen.

Am anderen Tag mußte Herr Polutykin wegen eines Prozesses mit seinem Nachbar Pitschukow in die Stadt. Der Nachbar Pitschukow hatte ihm ein Stück Land weggepflügt und auf dieser Stelle auch noch eines von Polutykins Bauernweibern mit Ruten züchtigen lassen. So begab ich mich allein auf die Jagd und kehrte gegen Abend bei Chorj ein. An der Schwelle des Hauses empfing mich ein kahlköpfiger, kleingewachsener, breitschultriger und stämmiger Alter – es war Chorj selbst. Ich sah diesen Chorj mit Neugierde an. Seine Gesichtszüge erinnerten an Sokrates: die gleiche hohe Stirne voller Beulen, die gleichen kleinen Äuglein und die gleiche Stumpfnase. Wir traten zusammen in die Stube. Der gleiche Fedja brachte mir Milch und Schwarzbrot. Chorj setzte sich auf die Bank, strich sich seinen krausen Bart und begann ein Gespräch mit mir. Er schien sich seiner Würde bewußt zu sein, sprach und bewegte sich langsam und lächelte manchmal unter seinem langen Schnurrbart hervor.

Wir sprachen über die Aussaat, über die Ernte, über das ganze Bauernleben. Er tat so, als ob er mir zustimmte, aber ich fühlte mich nachher irgendwie geniert, und ich merkte, daß ich nicht das Richtige sprach . . . Es kam so sonderbar heraus. Chorj drückte sich zuweilen, wohl aus Vorsicht, schwer verständlich aus . . . Hier ist eine Probe unseres Gesprächs:

»Hör mal, Chorj«, sagte ich ihm, »warum kaufst du dich nicht von deinem Herrn frei?«

»Warum soll ich mich freikaufen? Jetzt kenne ich meinen Herrn und weiß, was ich ihm zu zahlen habe . . . Wir haben einen guten Herrn.«

»Aber die Freiheit ist doch besser«, bemerkte ich.

Chorj sah mich von der Seite an.

»Gewiß«, versetzte er.

»Warum kaufst du dich dann nicht frei?«

Chorj schüttelte den Kopf.

»Womit soll ich mich freikaufen, Väterchen?«

»Tu doch nicht so, Alter . . .«

»Kommt Chorj unter die freien Leute«, fuhr er halblaut, wie vor sich hin, fort, »so ist jeder, der keinen Bart trägt, ein Herr über Chorj.«

»Nimm dir doch auch den Bart ab.«

»Was ist der Bart? Der Bart ist Gras, man kann ihn abmähen.«

»Also was denn?«

»Chorj wird wohl gleich unter die Kaufleute kommen; die Kaufleute haben ja ein gutes Leben, auch tragen sie Bärte.«

»Sag, du treibst doch auch Handel?« fragte ich ihn.

»Wir handeln wohl ein wenig mit Öl und auch mit Teer . . . Nun, Väterchen, soll ich dir das Wägelchen anspannen?«

Du verstehst deine Zunge im Zaume zu halten und bist wohl gar nicht so dumm, dachte ich mir.

»Nein«, sagte ich laut, »ich brauche kein Wägelchen; ich will morgen hier in der Nähe jagen und bleibe, wenn du erlaubst, in deinem Heuschuppen über Nacht.«

»Bitte sehr. Wirst du es aber im Schuppen bequem haben? Ich will den Weibern sagen, daß sie dir ein Laken und ein Kissen hinlegen. – He, Weiber!« rief er aufstehend. »Weiber, hierher . . .! Und du, Fedja, geh mit ihnen mit: Die Weiber sind doch ein dummes Volk.«

Eine Viertelstunde später geleitete mich Fedja mit einer Laterne zum Schuppen. Ich warf mich auf das duftende Heu; der Hund rollte sich zu meinen Füßen zusammen; Fedja wünschte mir gute Nacht, die Tür knarrte und fiel ins Schloß. Ich konnte recht lange nicht einschlafen. Eine Kuh trat vor die Tür und schnarchte zweimal laut; mein Hund knurrte sie mit Würde an; ein Schwein ging, nachdenklich

grunzend, vorbei; irgendwo in der Nähe fing ein Pferd an, Heu zu kauen und zu schnauben . . . endlich schlummerte ich ein.

Fedja weckte mich beim Sonnenaufgang. Dieser lustige, aufgeweckte Bursche gefiel mir sehr gut; soviel ich merken konnte, war er auch ein Liebling des alten Chorj. Sie neckten sich beide in der freundschaftlichsten Weise. Der Alte kam mir entgegen. Kam es daher, weil ich die Nacht unter seinem Dach verbracht hatte, oder aus einem anderen Grund, jedenfalls behandelte er mich diesmal viel freundlicher als am Abend vorher.

»Der Samowar ist für dich bereit«, sagte er mir mit einem Lächeln. »Komm Tee trinken.«

Wir setzten uns an den Tisch. Ein kräftiges Frauenzimmer, eine seiner Schwiegertöchter, brachte einen Topf Milch. Seine Söhne kamen einer nach dem andern in die Stube.

»Was hast du für riesengroße Kerle!« bemerkte ich dem Alten.

»Ja«, versetzte er, indem er ein winziges Stück Zucker abbiß. »Über mich und meine Alte haben sie sich wohl nicht zu beklagen.«

»Und leben alle bei dir?«

»Alle. Sie wollen es selbst so.«

»Sind alle verheiratet?«

»Nur *ein* Schlingel will nicht heiraten«, antwortete er, auf Fedja zeigend, der wie früher an der Tür lehnte. »Waßja ist jung, der kann noch warten.«

»Warum soll ich heiraten?« entgegnete Fedja. »Ich hab's auch so gut. Was brauche ich ein Weib? Vielleicht um mich mit ihr herumzuzanken?«

»Ach, du . . .! Ich kenne dich schon! Silberne Ringe trägst du . . . Hast nur die Hausmädchen im Sinn . . . ›Hören Sie auf, Sie Unverschämter!‹« fuhr der Alte fort, ein Stubenmädchen nachäffend. »Ich kenne dich schon, du Müßiggänger!«

»Was taugt denn ein Weib?«

»Das Weib ist eine Arbeiterin«, versetzte Chorj mit Würde. »Das Weib ist des Mannes Dienerin.«

»Was brauche ich aber eine Dienerin?«

»Das ist es eben, du liebst mit fremden Händen die Glut zusammenzuscharren. Wir kennen euch.«

»Nun, so verheirate mich. Wie? Was? Was schweigst du jetzt?«

»Hör auf, Spaßvogel. Du siehst doch, wir langweilen den Herrn. Ich werde dich schon verheiraten . . . Nimm's nicht übel, Väterchen, du siehst doch, er ist noch ein dummes Kind, hat noch nicht Zeit gehabt, zu Verstand zu kommen.«

Fedja schüttelte den Kopf . . .

»Ist Chorj daheim?« erklang hinter der Tür eine mir bekannte Stimme, und in die Stube trat Kalinytsch mit einem Büschel Walderdbeeren in der Hand, die er für seinen Freund gepflückt hatte. Der Alte begrüßte ihn herzlich. Ich sah Kalinytsch erstaunt an: Offen gestanden, ich hätte von einem Bauern eine solche zarte Aufmerksamkeit nicht erwartet.

An diesem Tag ging ich vier Stunden später als gewöhnlich auf die Jagd und verbrachte die folgenden drei Tage bei Chorj. Meine neuen Bekannten interessierten mich. Ich weiß nicht, wodurch ich ihr Vertrauen gewonnen hatte, aber sie sprachen mit mir ganz ungezwungen. Es machte mir Vergnügen, ihnen zuzuhören und sie zu beobachten. Die beiden Freunde sahen einander gar nicht ähnlich. Chorj war ein positiver Mensch, ein praktischer, administrativer Kopf und ein Rationalist; Kalinytsch dagegen gehörte zu den Idealisten, Romantikern, begeisterten und träumerischen Naturen. Chorj hatte Verständnis für die Wirklichkeit, das heißt, er hatte sich ein Haus gebaut und etwas Geld gespart und kam mit dem Herrn und den anderen Obrigkeiten gut aus; Kalinytsch trug Bastschuhe und schlug sich mit knapper Not durch. Chorj hatte eine große Familie, die einträchtig lebte und ihm gehorsam war; Kalinytsch hatte einmal eine Frau gehabt, die er fürchtete, Kinder hatte er aber keine. Chorj durchschaute den Herrn Polutykin; Kalinytsch vergötterte seinen Herrn. Chorj liebte Kalinytsch und protegierte ihn; Kalinytsch liebte und verehrte Chorj. Chorj sprach wenig, lächelte spöttisch und wußte, was er wollte; Kalinytsch sprach immer mit großem Feuer, obwohl er auch nicht verstand, gleich manchem durchtriebenem Fabrikarbeiter, ›wie eine Nachtigall zu singen . . .‹ Aber Kalinytsch hatte Vorzüge, die sogar Chorj anerkannte; er verstand zum Beispiel das Blut, den Schreck und die Tollwut zu besprechen und die Würmer abzutreiben; die Bienen gediehen bei ihm gut, er hatte, was man so nennt, eine leichte Hand. Chorj bat ihn in meiner Gegenwart, er möchte sein neugekauftes Pferd zuerst in den Stall führen, und

Kalinytsch erfüllte die Bitte des alten Skeptikers mit gewissenhafter Würde. Kalinytsch stand der Natur näher, Chorj dagegen den Menschen und der Gesellschaft; Kalinytsch liebte nicht zu räsonieren und glaubte alles blind; Chorj erhob sich sogar zu einer ironischen Lebensauffassung. Er hatte viel gesehen, wußte viel, und ich lernte von ihm eine Menge Dinge. So erfuhr ich zum Beispiel, daß jeden Sommer vor der Ernte in den Dörfern ein kleines Wägelchen von besonderem Aussehen erscheint. In diesem Wägelchen sitzt ein Mann im Kaftan und verkauft Sensen. Bei Barzahlung kostet die Sense von einundeinviertel bis einundeinhalb Rubel in Assignaten, auf Kredit aber drei Papier- und einen Silberrubel. Alle Bauern nehmen die Sensen natürlich auf Kredit. Nach zwei oder drei Wochen kommt er wieder und verlangt sein Geld. Der Bauer hat seinen Hafer eben gemäht und ist also bei Geld; er geht mit dem Händler in die Schenke und rechnet dort mit ihm ab. Einige Gutsbesitzer kamen auf den Gedanken, die Sensen selbst für bares Geld zu kaufen und an die Bauern zum Selbstkostenpreis auf Kredit abzugeben; die Bauern waren aber damit unzufrieden und grämten sich sogar: Man nahm ihnen das Vergnügen, die Sense mit den Fingern zu beklopfen, zu hören, wie sie klingt, sie in den Händen hin und her zu wenden und an die zwanzigmal den schlauen Händler zu fragen: »Was meinst du, Bursch, ist die Sense auch nicht zu . . . du weißt wohl, was ich meine?« Dasselbe wiederholt sich auch beim Ankauf von Sicheln, bloß mit dem Unterschied, daß sich hier auch die Weiber hineinmischen und den Händler oft sogar in die Notwendigkeit versetzen, sie zu ihrem eigenen Nutzen zu prügeln. Am meisten haben aber die Weiber bei folgender Gelegenheit zu leiden. Die Lieferanten des Materials für die Papierfabriken beauftragen mit dem Ankauf der Hadern eigene Personen, die man in manchen Landkreisen ›Adler‹ nennt. So ein ›Adler‹ bekommt vom Geschäftsmann etwa zweihundert Rubel in Assignaten und zieht damit auf Beute aus. Aber im Gegensatz zu dem edlen Vogel, von dem er seinen Namen hat, überfällt er seine Opfer nicht offen und kühn; im Gegenteil: der ›Adler‹ wendet List und Schlauheit an. Er läßt sein Wägelchen irgendwo im Gesträuch hinter dem Dorf stehen und begibt sich zu Fuß hintenherum ins Dorf wie ein zufälliger Wanderer oder ein müßiger Spaziergänger. Die Weiber wittern sein Nahen und schleichen ihm entgegen. Das Geschäft wird in der größten Eile abgeschlossen. So ein Bauernweib gibt dem ›Adler‹

für einige Kupfermünzen nicht nur alle ihre unnützen Lumpen her, sondern oft sogar das Hemd des Mannes und den eigenen Rock. In der letzten Zeit haben es die Weiber vorteilhaft gefunden, sich selbst den Hanf zu stehlen und auf diese Weise zu‹ verkaufen, besonders den Sommerhanf – das ist eine wichtige Erweiterung und Vervollkommnung der ›Adler‹-Industrie! Dafür sind nun auch die Bauern ihrerseits schon gewitzigt und greifen beim leisesten Verdacht oder beim bloßen Gerücht, daß ein ›Adler‹ in der Nähe sei, zu Korrektions- und Vorbeugungsmaßregeln. Und in der Tat, das ist doch kränkend! Der Hanfverkauf ist ihre Sache, und sie verkaufen ihn wirklich, doch nicht denen in der Stadt – in die Stadt müßten sie sich doch selbst schleppen –, sondern durchfahrenden Aufkäufern, welche in Ermangelung einer Waage das Pud zu vierzig Handvoll rechnen – aber man weiß doch, was für eine Handfläche der Russe hat und was bei ihm ›eine Handvoll‹ bedeutet, besonders wenn er sich Mühe gibt!

Ich, der ich unerfahren war und nur wenig auf dem Lande gelebt hatte, bekam viele solche Erzählungen zu hören. Chorj erzählte aber nicht nur, sondern fragte auch mich über vieles aus. Als er erfuhr, daß ich im Ausland gewesen war, entbrannte seine Neugierde . . . Kalinytsch blieb hinter ihm nicht zurück; aber ihn rührten mehr Beschreibungen der Natur, der Berge und Wasserfälle, der ungewöhnlichen Gebäude und der großen Städte; Chorj interessierte sich mehr für administrative und politische Fragen. Er nahm alles der Reihe nach durch: »Haben die es dort wie wir oder anders . . .? Sag doch, Väterchen, wie ist es nun . . .?«

»Ach, Herr,, dein Wille geschehe!« rief Kalinytsch während meiner Erzählungen.

Chorj schwieg, zog seine buschigen Augenbrauen zusammen und ließ nur ab und zu die Bemerkung fallen: »Das würde bei uns nicht gehen, das aber ist gut, das ist Ordnung.«

Alle seine Fragen kann ich nicht wiedergeben, und es hat auch keinen Zweck; aber aus unseren Gesprächen gewann ich eine Überzeugung, die meine Leser wohl nicht erwarten – die Überzeugung, daß Peter der Große im Grunde genommen ein echter Russe gewesen ist, Russe gerade in seinem Reformwerk. Der Russe ist so sehr von seiner eigenen Kraft und Stärke überzeugt, daß er bei Gelegenheit nicht abgeneigt ist, sich selbst Gewalt anzutun: Er interessiert sich wenig für seine Vergangenheit und blickt kühn in die

Zukunft. Was gut ist, das gefällt ihm, was vernünftig ist, das will er haben, woher es aber kommt, ist ihm vollkommen gleich. Sein gesunder Menschenverstand macht sich gern über die trockene Vernunft des Deutschen lustig; aber die Deutschen sind, nach den Worten Chorjs, ein interessantes Völkchen, bei dem er sogar manches lernen möchte. Infolge seiner besonderen Stellung und seiner faktischen Unabhängigkeit sprach Chorj mit mir über vieles, was man aus einem anderen – wie sich die Bauern noch ausdrücken – mit keinem Hebel herausbringen oder mit keinem Mühlstein herausmahlen könnte. Er hatte für seine Stellung volles Verständnis. In meinen Gesprächen mit Chorj hörte ich zum ersten mal die einfache, kluge Rede des russischen Bauern. Seine Kenntnisse waren in ihrer Art sehr umfassend, aber lesen konnte er nicht; Kalinytsch konnte wohl lesen. »Dieser Gauner hat es gelernt«, bemerkte Chorj. »Ihm sind auch niemals Bienen eingegangen.«

»Hast du deinen Kindern das Lesen beibringen lassen?«

Chorj schwieg eine Weile. »Fedja kann es.«

»Und die anderen?«

»Die anderen nicht.«

»Warum?«

Der Alte antwortete nicht und brachte das Gespräch auf etwas anderes. Wie klug er übrigens war, hatte er doch viele Vorurteile und manchen Aberglauben. Die Weiber verachtete er zum Beispiel aus tiefster Seele und machte sich, wenn er gut aufgelegt war, über sie lustig. Seine Frau, eine zänkische Alte, lag den ganzen Tag auf dem Ofen und tat nichts als brummen und keifen; die Söhne schenkten ihr keine Beachtung, aber ihre Schwiegertöchter hielt sie in der Furcht des Herrn. Nicht umsonst singt im russischen Volkslied die Schwiegermutter: ›Was bist du mir für ein Sohn, was für ein Herr im Haus! Du schlägst nicht dein Weib, deine junge Frau . . .‹ Einmal versuchte ich für die Schwiegertöchter einzutreten und in Chorj Mitleid zu erwecken; aber er entgegnete mir ruhig: »Was brauchen Sie sich mit diesem . . . Unsinn abzugeben, sollen sich die Weiber nur herumschlagen . . . Wenn man sie auseinanderzubringen versucht, so wird es noch schlimmer, es lohnt auch nicht, sich die Hände zu beschmutzen.« Die böse Alte kroch manchmal vom Ofen herunter, rief den Hofhund aus dem Flur herein und bearbeitete seinen mageren Rücken mit der Ofengabel; oder sie stellte sich unter den

Dachvorsprung und ›kläffte‹, wie sich Chorj ausdrückte, alle Vorbeigehenden an. Ihren Mann fürchtete sie jedoch und zog sich, wenn er es befahl, wieder auf den Ofen zurück. Besonders interessant war es, dem Streit zwischen Chorj und Kalinytsch zuzuhören, wenn die Rede auf Herrn Polutykin kam. – »Den sollst du mir nicht anrühren, Chorj«, sagte Kalinytsch.

»Warum läßt er dir aber keine Stiefel machen?« entgegnete jener.

»Ach, Stiefel . . .! Was brauche ich Stiefel? Ich bin ein Bauer . . .«

»Auch ich bin ein Bauer, aber sieh . . .«

Bei diesem Worte hob Chorj seinen Fuß und zeigte Kalinytsch einen Stiefel, der wohl aus Mammutshaut zugeschnitten war.

»Ach, du bist doch was ganz anderes!« antwortete Kalinytsch.

»Nun, er hätte dir wenigstens Geld für Bastschuhe geben können, du gehst doch mit ihm auf die Jagd und brauchst wohl jeden Tag ein neues Paar.«

»Er gibt mir Geld für Bastschuhe.«

»Gewiß, im vorigen Jahre hat er dir ein Zehnkopekenstück geschenkt.«

Kalinytsch wandte sich geärgert weg, und Chorj wälzte sich vor Lachen, wobei seine kleinen Äuglein ganz verschwanden.

Kalinytsch sang recht angenehm und spielte die Balalaika. Chorj hörte ihm lange zu, neigte dann den Kopf auf die Seite und fiel mit klagender Stimme in seinen Gesang ein. Besonders gern hatte er das Lied ›Du mein Schicksal, Schicksal!‹ Fedja ließ sich keine Gelegenheit entgehen, den Alten zu necken. »Was bist du so trübsinnig, Alter?«

Aber Chorj stützte die Wange in die Hand, schloß die Augen und fuhr fort, sein Schicksal zu beklagen . . . Dafür gab es zu anderen Zeiten keinen fleißigeren Menschen als ihn: Ewig machte er sich zu schaffen – entweder besserte er den Wagen aus oder stützte den Zaun oder sah das Pferdegeschirr nach. Auf besondere Reinlichkeit hielt er übrigens nicht und sagte mir einmal auf meine diesbezügliche Bemerkung, daß es in der Stube doch nach einer Menschenwohnung riechen müsse.

»Schau nur«, entgegnete ich ihm, »wie sauber es Kalinytsch in seinem Bienengarten hat.«

»Sonst würden die Bienen nicht leben, Väterchen«, sagte er mit einem Seufzer.

»Sag doch«, fragte er mich ein anderes Mal, »hast du auch dein eigenes Erbgut?«

»Ja.«

»Ist es weit von hier?«

»An die hundert Werst.«

»Nun, wohnst du auch auf deinem Erbgute, Väterchen?«

»Ja.«

»Aber du ziehst wohl meistens mit dem Gewehr herum?«

»Die Wahrheit zu sagen, ja.«

»Du tust recht daran, Väterchen; schieß nur zur Gesundheit recht viele Birkhähne und wechsele recht oft den Dorfschulzen.«

Am Abend des vierten Tages schickte Herr Polutykin nach mir. Es tat mir leid, mich von dem Alten zu trennen. Ich setzte mich mit Kalinytsch in den Wagen. »Nun, leb wohl, Chorj, bleibe gesund«, sagte ich. »Leb auch du wohl, Fedja.«

»Leb wohl, Väterchen, leb wohl, vergiß uns nicht.«

Wir fuhren ab; das Abendrot begann eben zu glühen. – »Wir werden morgen schönes Wetter haben«, sagte ich, auf den heiteren Himmel blickend.

»Nein, es wird regnen«, entgegnete Kalinytsch. »Die Enten plätschern, und auch das Gras duftet so stark.«

Wir fuhren ins Gebüsch. Kalinytsch begann mit halber Stimme zu singen, indem er auf dem Bock auf und nieder hüpfte und in einem fort auf das Abendrot schaute . . .

Am anderen Tag verließ ich das gastfreundliche Dach des Herrn Polutykin.

Jermolai und die Müllerin

Am Abend ging ich mit dem Jäger Jermolai auf den Schnepfenstrich . . . Meine Leser wissen vielleicht nicht, was der Schnepfenstrich ist. Hören Sie also.

Eine Viertelstunde vor Sonnenuntergang im Frühjahr gehen Sie mit dem Gewehr, doch ohne Hund in den Wald. Sie suchen sich am Waldsaum einen Platz aus, sehen sich um, untersuchen das Zündhütchen und wechseln Blicke mit Ihrem Begleiter. Die Viertelstunde ist vorüber. Die Sonne ist untergegangen, aber im Wald ist es noch hell; die Luft ist rein und durchsichtig; die Vögel zwitschern geschwätzig; das junge Gras glänzt lustig und smaragden . . . Sie warten. Im Wald wird es allmählich dunkler; das rote Licht der scheidenden Sonne gleitet langsam über die Wurzeln und Stämme der Bäume, steigt immer höher hinauf und geht von den unteren, fast noch nackten Zweigen zu den unbeweglichen, einschlafenden Wipfeln über . . . Nun sind auch die Wipfel selbst erloschen; der Himmel, der eben rötlich war, wird immer blauer. Der Wald duftet stärker, ein warmer feuchter Hauch kommt gezogen; der Wind erstirbt um Sie herum. Die Vögel schlafen ein, nicht alle zugleich, sondern je nach der Gattung: Da sind die Finken verstummt, einige Augenblicke später die Grasmücken, dann die Ammern. Im Wald wird es immer dunkler und dunkler. Die Bäume fließen zu großen schwarzen Massen zusammen; am blauen Himmel treten scheu die ersten Sternchen hervor. Alle Vögel schlafen. Die Rotschwänzchen und die kleinen Spechte allein zwitschern noch leise und verschlafen . . . Nun sind auch sie verstummt. Noch einmal erklingt über Ihnen die helle Stimme des Weidenzeisigs; irgendwo schreit kläglich eine Goldamsel; die Nachtigall läßt ihren ersten Triller erklingen. Ihr Herz ist vor Erwartung ganz matt, und plötzlich – doch nur ein Jäger wird mich verstehen – plötzlich ertönt in der tiefen Stille ein leises, eigentümliches Krächzen und Zischen, das gleichmäßige Schlagen schneller Flügel, und die Waldschnepfe fliegt, den langen Schnabel schön geneigt, hinter der dunklen Birke langsam Ihrem Schuß entgegen.

Das heißt ›auf dem Schnepfenstrich stehen‹.

Also begab ich mich mit Jermolai auf den Schnepfenstrich; aber entschuldigen Sie, ich muß Sie erst mit Jermolai bekannt machen.

Stellen Sie sich einen Mann von etwa fünfundvierzig Jahren vor, großgewachsen, hager, mit einer langen und dünnen Nase, einer schmalen Stirn, kleinen grauen Augen, zerzausten Haaren und dicken, spöttischen Lippen. Dieser Mann trug Winter und Sommer einen gelblichen Nankingrock von deutschem Schnitt, doch mit einem Gürtel; dazu eine blaue Pluderhose und eine Lammfellmütze, die ihm in einer guten Stunde ein ruinierter Gutsbesitzer geschenkt hatte. Am Gürtel waren zwei Säcke angebunden; der eine vorn, kunstvoll in zwei Hälften geknüpft, für Pulver und für Schrot, der andere hinten für Wild; die Baumwolle für die Pfropfen holte sich Jermolai aus seiner eigenen, anscheinend unerschöpflichen Mütze. Er könnte wohl für das Geld, das er aus dem Verkauf des Wildes löste, sich eine Patronentasche und eine Jagdtasche kaufen, aber diese Anschaffung war ihm überhaupt nie in den Sinn gekommen, und er fuhr fort, sein Gewehr wie bisher zu laden, wobei er die Zuschauer durch die Kunst in Erstaunen setzte, mit der er der Gefahr, das Pulver zu verschütten oder es mit Schrot zu vermischen, aus dem Wege ging. Sein Gewehr hatte nur einen Lauf und ein Feuersteinschloß und dazu noch die üble Eigenschaft, stark zurückzuprallen, aus welchem Grunde Jermolais rechte Wange immer voller war als die linke. Wie er mit diesem Gewehr treffen konnte, begriff auch der Klügste nicht, aber er traf doch. Er hatte auch noch eine Hühnerhündin namens Valetka, ein sehr merkwürdiges Geschöpf. Jermolai fütterte sie niemals. »Fällt mir gar nicht ein, einen Hund zu füttern«, sagte er. »Außerdem ist der Hund ein kluges Tier und kann selbst Nahrung finden.« Und so war es auch in der Tat: Valetka setzte zwar einen selbst gleichgültigen Vorübergehenden durch ihre ungewöhnliche Magerkeit in Erstaunen, blieb aber doch am Leben und lebte lange; trotz ihrer unseligen Lage war sie sogar kein einziges Mal entlaufen und hatte auch nie den Wunsch geäußert, ihren Herrn zu verlassen. Einmal in ihren jungen Jahren war sie wohl, von Liebe hingerissen, für zwei Tage verschwunden, aber diese Dummheiten hatte sie schon längst aufgegeben. Die hervorragendste Eigenschaft Valetkas war ihre absolute Gleichgültigkeit gegen alles in der Welt . . . Wäre die Rede nicht von einem Hund, so hätte ich wohl den Ausdruck ›Blasiertheit‹ gewählt. Gewöhnlich saß sie, den kurzen Schwanz untergeschlagen,

da, blickte finster drein, zuckte manchmal zusammen und lächelte niemals. (Die Hunde haben bekanntlich die Fähigkeit zu lächeln, sie machen es sogar sehr nett.) Sie war außerordentlich häßlich, und kein müßiger Vertreter des Hofgesindes ließ sich die Gelegenheit entgehen, giftige Bemerkungen über ihr Äußeres zu machen; Valetka ertrug aber allen Spott und sogar Schläge mit ungewöhnlicher Kaltblütigkeit. Ein besonderes Vergnügen gewährte sie den Köchen, die sofort ihre Arbeit liegenließen und ihr schreiend und schimpfend nachsetzten, wenn sie aus einer Schwäche, die nicht nur Hunden allein eigen ist, ihre hungrige Schnauze durch die halbgeöffnete Türe der verführerisch warmen und wohlriechenden Küche steckte. Auf der Jagd zeichnete sie sich durch Unermüdlichkeit aus und hatte eine recht gute Witterung; wenn sie aber einmal einen angeschossenen Hasen erwischte, so fraß sie ihn mit Genuß bis zum letzten Knöchelchen auf, irgendwo im kühlen Schatten, unter einem grünen Busch, in einer respektvollen Entfernung von Jermolai, der in allen bekannten und unbekannten Dialekten schimpfte.

Jermolai gehörte einem meiner Nachbarn, einem Gutsbesitzer von altem Schrot und Korn. Die Gutsbesitzer von altem Schrot und Korn mögen keine Schnepfen und halten sich an das Hausgeflügel. Höchstens in außergewöhnlichen Fällen wie bei Geburtstagen, Namenstagen und Adelswahlen schreiten die Köche solcher Gutsbesitzer zur Zubereitung der langschnäbeligen Vögel; sie geraten dabei in die dem russischen Menschen so eigene Rage und erfinden so komplizierte Zutaten, daß die Gäste zum größten Teil die aufgetischten Gerichte mit Neugierde und Aufmerksamkeit betrachten, sich aber nicht entschließen, von ihnen zu versuchen. Jermolai hatte den Auftrag, für die herrschaftliche Küche einmal monatlich zwei Paar Birkhühner und Rebhühner zu liefern, durfte aber im übrigen leben, wie er wollte und wovon er wollte. Man hatte ihn aufgegeben als einen zu keiner Arbeit fähigen Menschen, als einen Schwächling, wie man bei uns in Orjol sagt. Pulver und Schrot wurden ihm nicht geliefert, wobei man dieselbe Regel befolgte, nach der er seinen Hund nicht fütterte. Jermolai war ein Mensch von besonderem Schlag: sorglos wie ein Vogel, ziemlich geschwätzig, zerstreut und dem Aussehen nach unbeholfen. Er trank gerne über den Durst, hielt es niemals lange auf einem Platz aus, schlurrte und watschelte beim Gehen und legte dabei doch an die fünfzig Werst in

vierundzwanzig Stunden zurück. Er hatte schon die verschiedenartigsten Abenteuer erlebt: in Sümpfen, auf Bäumen, auf Dächern, unter Brücken genächtigt, mehr als einmal in Kellern, Schuppen und auf Dachböden eingesperrt gesessen, oft sein Gewehr, seinen Hund und die notwendigsten Kleidungsstücke eingebüßt, reichliche und kräftige Prügel bekommen, war aber nach einiger Zeit doch immer gekleidet und mit Gewehr und Hund nach Hause zurückgekehrt. Man konnte ihn keinen lustigen Menschen nennen, obwohl er fast immer guter Laune war; er machte überhaupt den Eindruck eines Sonderlings. Jermolai schwatzte manchmal gerne mit einem guten Bruder, besonders bei einem Glas Schnaps, aber nicht zu lange; mitten im Gespräch stand er auf und ging. »Wo willst du denn hin, Teufel? Es ist ja Nacht.«

»Nach Tschaplino.«

»Was sollst du dich nach Tschaplino schleppen, es sind ja zehn Werst.«

»Ich will beim Bauern Sofron übernachten.«

»Übernachte doch hier.«

»Nein, es geht nicht.«

Und so geht Jermolai mit seiner Valetka in die finstere Nacht durch Gebüsch und Sumpf; der Bauer Sofron wird ihn aber vielleicht gar nicht hereinlassen und haut ihm vielleicht auch noch den Buckel voll: »Laß anständige Leute in Ruhe!« Dafür konnte sich niemand mit Jermolai in der Kunst messen, im Frühjahr bei Hochwasser Fische zu fangen, die Krebse mit den Händen herauszuholen, das Wild mit der Nase zu wittern, Wachteln heranzulocken, Habichte abzurichten, Nachtigallen mit der ›Teufelspfeife‹ und dem »Kuckucksüberschlag‹Die Liebhaber von Nachtigallen kennen diese Ausdrücke: Sie bezeichnen die besten Touren im Nachtigallengesang. (Anmerkung Turgenjews) zu fangen . . . Eines verstand er aber nicht: Hunde zu dressieren; dazu hatte er keine Geduld. Er hatte auch eine Frau. Einmal in der Woche besuchte er sie. Sie wohnte in einer elenden, halbzerfallenen Hütte, schlug sich mit knapper Not durch, wußte niemals, ob sie morgen satt zu essen haben werde, und hatte überhaupt ein bitteres Los. Jermolai, dieser sorglose und gutmütige Mensch, behandelte sie roh und grob und nahm bei sich zu Hause eine finstere und drohende Miene an; seine arme Frau wußte gar nicht, wie sie es ihm recht machen sollte, zitterte vor seinem Blick,

kaufte ihm für die letzte Kopeke Schnaps und bedeckte ihn unterwürfig mit ihrem Schafpelz, wenn er sich majestätisch auf dem Ofen ausstreckte und zu schnarchen anfing. Ich selbst hatte mehr als einmal Gelegenheit, an ihm unwillkürliche Äußerungen einer seltsamen, düsteren Wut wahrzunehmen: So gefiel mir sein Gesichtsausdruck nicht, wenn er einem angeschossenen Vogel mit den Zähnen den Garaus machte. Jermolai blieb aber nie länger als einen Tag zu Hause; außerhalb des Hauses verwandelte er sich aber wieder in den Jermolka, wie man ihn hundert Werst im Umkreis und wie er sich auch selbst manchmal nannte. Der letzte Mann im Hausgesinde fühlte seine Überlegenheit über diesen Landstreicher und behandelte ihn vielleicht gerade aus diesem Grunde freundschaftlich; die Bauern pflegten ihn anfangs mit Hochgenuß wie einen Hasen im Feld zu hetzten und zu fangen, ließen ihn aber dann in Gottes Namen laufen, rührten ihn, wenn sie den Sonderling einmal erkannt hatten, nicht mehr an, gaben ihm sogar Brot und unterhielten sich mit ihm . . . Diesen Menschen nahm ich mir zum Jagdgehilfen und begab mich mit ihm auf den Schnepfenstrich in einen großen Birkenwald am Ufer der Ista.

Viele russische Flüsse haben wie die Wolga ein hohes und ein flaches Ufer; so auch die Ista. Dieser kleine Fluß windet sich launisch wie eine Schlange dahin, fließt keine halbe Werst gerade und ist an manchen Stellen, von einem steilen Hügel herab, zehn Werst weit mit seinen Dämmen, Deichen, Mühlen und Gemüsegärten, von Bachweiden und dichten Gärten umgeben, zu sehen. In der Ista gibt es eine Unmenge Fische, besonders Äschen (die Bauern holen sie an heißen Tagen mit den Händen unter den Sträuchern hervor). Kleine Sandschnepfen schwirren pfeifend längs der steinigen, von kalten und hellen Quellen durchfurchten Ufer; Wildenten schwimmen in die Mitte der Teiche und sehen sich vorsichtig um; Reiher stehen in den Buchten im Schatten der überhängenden Ufer . . . Wir standen etwa eine Stunde auf dem Strich, schossen zwei Paar Waldschnepfen und entschlossen uns, da wir unser Glück vor Sonnenaufgang noch einmal versuchen wollten (man kann auf den Schnepfenstrich auch am frühen Morgen gehen), in der nächsten Mühle zu übernachten. Wir traten aus dem Wald und gingen den Hügel hinab. Der Fluß rollte dunkelblaue Wellen; die von nächtlicher Feuchtigkeit gesättigte Luft

wurde immer dichter. Wir klopften ans Tor. Im Hofe bellten die Hunde. »Wer ist da?« ertönte eine heisere und verschlafene Stimme.

»Jägersleute, laß uns übernachten.«

Wir bekamen keine Antwort.

»Wir werden bezahlen.«

»Ich werde es dem Herrn sagen . . . Kusch, ihr Verfluchten . . .! Daß euch die Pest!« – Wir hörten, wie der Knecht in die Stube trat; bald kehrte er zum Tor zurück. »Nein«, sagte er, »der Herr erlaubt nicht, euch einzulassen.«

»Warum erlaubt er es nicht?«

»Er fürchtet, ihr seid ja Jägersleute; wie leicht könntet ihr die Mühle in Brand stecken; ihr habt ja solches Zeug bei euch.«

»Was für Unsinn!«

»Bei uns ist schon vor zwei Jahren die Mühle abgebrannt: Viehhändler haben bei uns übernachtet und sie wohl in Brand gesteckt.«

»Was sollen wir tun, Bruder, wir können doch nicht draußen übernachten!«

»Tut, was ihr wollt . . .« Und er ging, mit den Absätzen klopfend.

Jermolai wünschte ihm allerlei Unannehmlichkeiten. »Wollen wir ins Dorf gehen«, sagte er endlich mit einem Seufzer. Aber bis zum Dorf waren es noch an die zwei Werst . . .

»Wollen wir doch hier übernachten«, sagte ich. »Die Nacht ist warm; der Müller wird uns für Geld wohl Stroh herausschicken.«

Jermolai willigte ohne Widerrede ein. Wir fingen wieder zu klopfen an.

»Was wollt ihr denn?« erklang wieder die Stimme des Knechtes. »Ich hab' euch doch schon einmal gesagt, daß es nicht geht.«

Wir erklärten ihm, was wir wollten. Er ging sich mit seinem Herrn beraten und kehrte mit diesem zurück. Die Pforte knarrte. Es erschien der Müller, ein großgewachsener Mann mit fettem Gesicht, einem Stiernacken und einem runden und dicken Bauch. Er ging auf meinen Vorschlag ein. Etwa hundert Schritt von der Mühle befand sich ein kleiner, von allen Seiten offener Schuppen. Man brachte uns Heu und Stroh heraus; der Knecht stellte im Gras am Fluß den Samowar für uns auf, kauerte sich hin und begann eifrig in den Schornstein zu blasen . . . Die knisternde Kohlenglut beleuchtete hell

sein jugendliches Gesicht. Der Müller lief hin, seine Frau zu wecken, und schlug mir schließlich selbst vor, in der Stube zu übernachten; aber ich zog vor, im Freien zu bleiben. Die Müllerin brachte uns Milch, Eier, Kartoffeln und Brot. Bald kochte der Samowar, und wir machten uns ans Teetrinken. Vom Fluß stieg Nebel auf, die Luft war windstill; ringsum schrien die Schnarrwachteln; von den Mühlrädern kam ein leises Geräusch: Es waren die Tropfen, die von den Schaufeln fielen, und das Wasser, das durch die Schleuse sickerte. Wir legten ein kleines Feuer an. Während Jermolai in der Asche Kartoffeln briet, hatte ich Zeit, ein wenig einzuschlummern . . . Ein leises, verhaltenes Flüstern weckte mich. Ich hob den Kopf: Vor dem Feuer saß auf einem umgestürzten, Kübel die Müllerin und unterhielt sich mit meinem Jäger. Ich hatte in ihr schon früher an ihren Kleidern, an der Aussprache und den Körperbewegungen eine frühere Angehörige des Hausgesindes erkannt; sie war jedenfalls kein Bauernweib und keine Kleinbürgerin; aber erst jetzt konnte ich ihre Züge genau unterscheiden. Dem Aussehen nach mochte sie etwa dreißig Jahre alt sein; das schmächtige blasse Gesicht zeigte noch die Spuren einer außergewöhnlichen Schönheit; besonders gut gefielen mir ihre großen, traurigen Augen. Sie stützte beide Ellenbogen auf die Knie und das Gesicht in die Hände. Jermolai saß mit dem Rücken zu mir und legte Späne ins Feuer.

»In Sheltuchina ist wieder eine Viehseuche«, sagte die Müllerin. »Dem Popen Iwan sind beide Kühe eingegangen . . . Gott sei uns gnädig!«

»Und wie steht’s mit euren Schweinen?« fragte Jermolai nach einer Pause.

»Die leben.«

»Wenn Ihr mir doch ein Ferkelchen schenken wolltet.«

Die Müllerin antwortete nichts, dann seufzte sie auf.

»Mit wem seid Ihr hier?« fragte sie.

»Mit dem Herrn von Kostomarowo.«

Jermolai warf einige Tannenzweige ins Feuer; die Zweige knisterten sofort laut, und ein dichter weißer Rauch stieg ihm gerade ins Gesicht.

»Warum hat uns dein Mann nicht in die Stube gelassen?«

»Er fürchtet sich.«

»Der Dickwanst . . . Liebste Arina Timofejewna, bring mir doch ein Gläschen Schnaps!«

Die Müllerin erhob sich und verschwand im Dunkeln. Jermolai sang mit halber Stimme:

»Als ich zu der Liebsten lief,
trat ich meine Stiefel schief . . .«

Arina kam mit einer kleinen Flasche und einem Glas zurück. Jermolai erhob sich, bekreuzigte sich und trank den Schnaps in einem Zuge. »Das habe ich gern«, fügte er hinzu.

Die Müllerin setzte sich wieder auf den Kübel.

»Du kränkelst wohl immer, Arina Timofejewna?«

»Ja, ich kränkele.«

»Was fehlt dir denn?«

»Jede Nacht quält mich der Husten.«

»Der Herr ist, glaub' ich, eingeschlafen«, sagte Jermolai nach kurzem Schweigen. »Geh aber nicht zum Doktor, Arina, sonst wird es noch schlimmer.«

»Ich geh' auch nicht.«

»Komm lieber zu mir.«

Arina senkte den Kopf.

»Meine Frau jag' ich dann aus dem Hause«, fuhr Jermolai fort. »Wirklich!«

»Wecken Sie doch lieber den Herrn, Jermolai Petrowitsch; Sie sehen doch, die Kartoffeln sind fertig.«

»Soll er nur schnarchen«, bemerkte mein treuer Diener gleichgültig. »Er hat sich müde gelaufen, darum schläft er jetzt.«

Ich rührte mich auf meinem Heu. Jermolai erhob sich, trat zu mir und sagte: »Die Kartoffeln sind fertig, wollen Sie essen.«

Ich kam aus dem Schuppen heraus; die Müllerin erhob sich von ihrem Kübel und wollte weggehen. Ich zog sie ins Gespräch.

»Habt ihr die Mühle schon lange in Pacht?«

»Zu Pfingsten waren es zwei Jahre.«

»Wo stammt dein Mann her?«

Arina überhörte meine Frage.

»Woher ist dein Mann?« wiederholte Jermolai mit lauter Stimme.

»Aus Bjelew. Er ist ein Bjelewer Kleinbürger.«

»Bist du auch aus Bjelew?«

»Nein, ich bin eine Herrschaftliche . . . bin eine Herrschaftliche gewesen.«

»Wessen?«

»Des Herrn Swjerkow. Jetzt bin ich frei.«

»Welcher Swjerkow ist das?«

»Alexander Silytsch.«

»Warst du nicht Zofe bei seiner Frau?«

»Ich war es. Woher wissen Sie das?«

Ich sah Arina mit doppelter Neugierde und Teilnahme an.

»Ich kenne deinen Herrn«, fuhr ich fort.

»Sie kennen ihn?« fragte sie mit leiser Stimme und senkte die Augen.

Ich muß dem Leser erklären, warum ich Arina mit solcher Teilnahme ansah. Während meines Aufenthaltes in Petersburg hatte ich zufällig den Herrn Swjerkow kennengelernt. Er bekleidete einen ziemlich hohen Posten und galt als kenntnisreicher und erfahrener Mensch. Er hatte eine korpulente, empfindsame, zum Weinen aufgelegte und böse Frau, ein schwerfälliges Dutzendgeschöpf; er hatte auch ein Söhnchen, ein echtes, verzogenes und dummes Herrschaftskind. Das Äußere des Herrn Swjerkow nahm nicht zu seinen Gunsten ein: Aus seinem breiten, beinahe viereckigen Gesicht blickten listig zwei kleine Mauseaugen und ragte eine große und spitze Nase mit weitgeöffneten Nasenlöchern; die kurzgeschorenen grauen Haare stiegen wie Borsten über der gerunzelten Stirn empor, und die dünnen Lippen bewegten sich fortwährend und lächelten zuckersüß. Herr Swjerkow stand gewöhnlich mit gespreizten Beinen da, die dicken Hände in den Hosentaschen. Einmal mußte ich mit ihm im Wagen vor die Stadt fahren. Wir kamen ins Gespräch. Als erfahrener und tüchtiger Mensch fing Herr Swjerkow an, mir ›den rechten Weg‹ zu weisen.

»Gestatten Sie mir die Bemerkung«, sagte er schließlich mit seiner piepsenden Stimme. »Ihr jungen Leute urteilt und redet über alle Dinge aufs Geratewohl; ihr kennt euer Rußland nicht – das ist die Sache! Ihr lest ja nur deutsche Bücher. Sie sagen mir jetzt zum Beispiel dies und jenes von den Leibeigenen . . . Gut, ich will nicht streiten, das ist alles schön, aber Sie kennen sie nicht, Sie wissen gar

nicht, was das für ein Volk ist.« Herr Swjerkow schneuzte sich geräuschvoll die Nase und nahm eine Prise. »Gestatten Sie mir zum Beispiel, Ihnen eine kleine Anekdote zu erzählen; sie kann Sie interessieren.« Herr Swjerkow räusperte sich. »Sie wissen ja, was ich für eine Frau habe. Eine gutmütigere Frau kann man wohl schwer finden, das werden Sie mir zugeben. Ihre Zofen haben ein paradiesisches Leben . . . Aber meine Frau hat es sich zum Grundsatz gemacht, keine verheirateten Zofen zu halten. Solche taugen auch wirklich nicht. Sie kriegen Kinder, bald dies, bald jenes; wie soll dann die Zofe so, wie es sich gehört, ihre Herrin bedienen und auf ihre Gewohnheiten achten? Sie hat dann ganz andere Sachen im Kopf. Man muß die Sache rein menschlich nehmen. So kamen wir einmal durch eines unserer Dörfer, es sind, wenn ich mich recht besinne, an die fünfzehn Jahre her. Da sehen wir, der Schulze hat eine Tochter, ein reizendes Mädel; sie hat sogar, wissen Sie, etwas Einschmeichelndes in den Manieren. Meine Frau sagt zu mir: ›Koko‹, wissen Sie, sie pflegte mich so zu nennen, ›wollen wir dieses empört . . . Stellen Sie sich nur mein Erstaunen vor: Einige Zeit später kommt zu mir meine Frau in Tränen und so aufgeregt, daß ich sogar erschrak. – ›Was ist denn geschehen?‹ – ›Arina . . .‹ Sie verstehen, ich schäme mich, es auszusprechen. – ›Es kann nicht sein . . .! Wer war es denn?‹ – ›Der Lakai Petruschka.‹ Ich geriet ganz außer mir. Ich bin mal so ein Mensch . . . ich liebe keine halben Maßregeln . . .! Petruschka . . . hat keine Schuld. Bestrafen kann man ihn wohl, aber er ist meiner Ansicht nach nicht der Schuldige. Arina . . . was soll man da noch viel reden? Ich befahl natürlich sofort, ihr die Haare abzuschneiden, sie in Zwillich zu kleiden und ins Dorf zu schicken. Meine Frau verlor eine vorzügliche Zofe, aber es war nichts zu machen: Man darf doch keine Unordnung im Hause dulden. Ein krankes Glied schneidet man lieber gleich ab . . . Nun urteilen Sie selbst, Sie kennen ja meine Frau, sie ist doch wirklich . . . ein Engel . . .! Sie hatte sich an Arina gewöhnt, und Arina wußte das und hatte sich doch nicht gescheut . . . Wie? Sagen Sie mir doch . . . Wie? Aber was soll man da viel reden! Jedenfalls war nichts zu machen. Was mich persönlich betrifft, so fühlte ich mich noch lange Zeit durch die Undankbarkeit dieses Mädchens gekränkt. Was Sie auch sagen mögen – Herz, Gefühl werden Sie in diesen Menschen nicht finden! Man mag den Wolf füttern, soviel man will, er schielt immer nach

dem Wald . . . Das ist aber eine Lektion für die Zukunft! Ich wollte Ihnen nur beweisen . . .«

Herr Swjerkow beendete seine Rede nicht, wandte den Kopf weg, hüllte sich fester in seinen Mantel und unterdrückte männlich seine Aufregung.

Der Leser begreift jetzt wahrscheinlich, warum ich Arina mit Teilnahme betrachtete.

»Bist du schon lange mit dem Müller verheiratet?« fragte ich sie schließlich.

»Seit zwei Jahren.«

»Nun, hat es dir dein Herr erlaubt?«

»Man hat mich freigekauft.«

»Wer denn?«

»Sawelij Alexejewitsch.«

»Wer ist das?«

»Mein Mann.«

Jermolai lächelte vor sich hin.

»Hat denn mein Herr Ihnen von mir erzählt?« fragte Arina nach kurzem Schweigen.

Ich wußte nicht, wie ich ihre Frage beantworten sollte.

»Arina!« rief der Müller aus der Ferne.

Sie erhob sich und ging.

»Hat sie einen guten Mann?« fragte ich Jermolai.

»Das nicht.«

»Haben sie Kinder?«

»Sie haben eins gehabt, es ist aber tot.«

»Hat sie dem Müller so gut gefallen? Wieviel Lösegeld hat er für sie bezahlt?«

»Ich weiß es nicht. Sie kann lesen und schreiben; in ihrem Geschäft ist das . . . gut. Sie gefiel ihm wohl.«

»Kennst du sie schon lange?«

»Lange. Einst pflegte ich zu ihrer Herrschaft zu kommen. Ihr Gut ist nicht weit von hier.«

»Kennst du auch den Lakai Petruschka?«

»Den Pjotr Wassiljewitsch? Gewiß, ich kannte ihn wohl.«

»Wo ist er jetzt?«

»Ist unter die Soldaten gekommen.«

Wir schwiegen eine Weile.

»Sie scheint nicht ganz gesund zu sein?« fragte ich schließlich Jermolai.

»Ganz und gar nicht . . .! Morgen gibt es aber einen guten Schnepfenstrich. Sie sollten jetzt etwas ausschlafen.«

Ein Schwarm Wildenten flog sausend über uns vorbei, und wir hörten, wie sie sich auf dem Fluß nicht weit von uns niederließen. Es war schon ganz dunkel geworden, es begann auch kalt zu werden; im Gehölz schlug laut die Nachtigall. Wir vergruben uns ins Heu und schliefen ein.

Das Himbeerwasser

Anfang August herrscht bei uns oft eine unerträgliche Hitze. Um diese Zeit ist auch der entschlossenste und geduldigste Mensch in den Stunden zwischen zwölf und drei nicht imstande zu jagen, und selbst der ergebenste Hund beginnt ›dem Jäger die Sporen zu putzen‹, d. h., er folgt ihm im Schritt, die Augen schmerzvoll zusammengekniffen und die Zunge übertrieben hervorgestreckt; auf die Vorwürfe seines Herrn wedelt er nur unterwürfig mit dem Schwanz und zeigt eine verlegene Miene, ist aber nicht vorwärtszubringen. Gerade an einem solchen Tag befand ich mich einmal auf der Jagd. Lange widerstand ich der Versuchung, mich irgendwo, wenn auch nur für einen Augenblick, in den Schatten zu legen; lange trieb sich mein unermüdlicher Hund in den Büschen herum, obwohl er von seiner fieberhaften Tätigkeit auch selbst nichts Vernünftiges erwartete. Die drückende Hitze zwang mich schließlich, an die Erhaltung unserer letzten Kräfte und Fähigkeiten zu denken. So gut es ging, schleppte ich mich zum Flüßchen Ista, den meine geneigten Leser schon kennen, stieg den steilen Abhang hinunter und ging über den gelben, feuchten Sand in der Richtung auf eine Quelle, die in der ganzen Gegend unter dem Namen Himbeerwasser bekannt ist. Die Quelle sprudelt aus einer Uferspalte hervor, die sich allmählich in eine kleine, aber tiefe Schlucht verwandelt hat, und ergießt sich zwanzig Schritte weiter mit lustigem, geschwätzigem Geräusch in den Fluß. Die Abhänge der Schlucht sind mit Eichengebüsch bewachsen; in der Nähe der Quelle grünt ein kurzer, samtweicher Rasen; die Sonnenstrahlen berühren fast nie ihr silbernes, kaltes Naß. So erreichte ich die Quelle; im Gras lag eine Schöpfkelle aus Birkenrinde, die irgendein vorübergehender Bauer zum allgemeinen Nutzen zurückgelassen hatte. Ich stillte meinen Durst, legte mich in den Schatten und sah mich um. An der Bucht, die der Ausfluß der Quelle in den Fluß bildete und deren Wasseroberfläche daher ständig gekräuselt war, saßen mit dem Rücken zu mir zwei Greise. Der eine, kräftig und groß gewachsen, in einem dunkelgrünen, sauberen Kaftan und einer warmen Mütze, angelte; der andere, klein, mager, in einem geflickten, halbseidenen Röckchen und ohne Mütze, hielt einen Topf mit Würmern auf den Knien und fuhr sich ab und zu mit der Hand

über seinen grauen Kopf, als wollte er ihn vor der Sonne schützen. Ich sah ihn genauer an und erkannte in ihm den Stjopuschka aus Schumichino. Ich bitte den Leser um Erlaubnis, ihm diesen Menschen vorstellen zu dürfen.

Einige Werst von meinem Gut liegt das große Dorf Schumichino mit der steinernen, den Heiligen Kosmas und Damian geweihten Kirche. Dieser Kirche gegenüber prangte einst das große Herrenhaus, umgeben von allerlei Anbauten, Dienstgebäuden, Werkstätten, Pferdeställen, Wagenschuppen, Badestuben, Hilfsküchen, Flügeln für die Gäste und Verwalter, Treibhäusern, Schaukeln für das Volk und anderen mehr oder weniger nützlichen Baulichkeiten. In diesem Herrenhaus hatten einst reiche Gutsbesitzer gewohnt, und alles ging in der besten Ordnung, bis eines Morgens dieser ganze Segen bis auf den Grund niederbrannte. Die Herrschaft siedelte auf eine andere Besitzung über, und dieses Gut verödete. Die ausgedehnte Brandstätte verwandelte sich in ein Gemüsefeld, auf dem hier und da Ziegelhaufen, die Überreste der alten Fundamente ragten. Aus den unverbrannten Balken wurde in aller Eile ein Hüttchen zusammengezimmert und mit Planken gedeckt, die man zehn Jahre früher zur Errichtung eines Pavillons im gotischen Stil angeschafft hatte, und in diesem Hüttchen wurde der Gärtner Mitrofan mit seiner Frau Aksinja und mit sieben Kindern angesiedelt. Mitrofan hatte den Auftrag, für den Tisch der Herrschaften, die sich in einer Entfernung von hundertfünfzig Werst aufhielten, Grünzeug und Gemüse beizustellen; Aksinja wurde mit der Aufsicht über eine Tiroler Kuh betraut, die man in Moskau für teures Geld gekauft hatte, die aber leider vollkommen zeugungsunfähig war und daher seit dem Tag ihrer Anschaffung keinen Tropfen Milch gegeben hatte; außerdem wurde ihr ein rauchgrauer Enterich mit dem Schopfe anvertraut, das einzige ›herrschaftliche‹ Geflügel; die Kinder bekamen infolge ihres jugendlichen Alters keinerlei Ämter, was sie übrigens nicht hinderte, furchtbar faul zu werden. Bei diesem Gärtner hatte ich an die zweimal übernachtet und pflegte bei ihm im Vorbeigehen Gurken zu kaufen, die, Gott weiß warum, selbst im Hochsommer sich durch ihre Größe, durch ihren schlechten wässerigen Geschmack und ihre dicke gelbe Rinde auszeichneten. Bei ihm hatte ich auch zum erstenmal Stjopuschka gesehen. Außer Mitrofan mit seiner Familie und dem alten, tauben Küster Gerassim, den eine einäugige Soldatenfrau in

einem winzigen Kämmerchen beherbergte, war in Schumichino kein Mensch vom Hofgesinde zurückgeblieben, denn Stjopuschka, mit dem ich den Leser bekannt zu machen beabsichtige, konnte weder als Mensch im allgemeinen noch als einer vom Hausgesinde im besonderen gelten.

Jeder Mensch hat doch sonst irgendeine Stellung in der Gesellschaft jagte ihn aber auch nicht hinaus. Stjopuschka wohnte auch nicht beim Gärtner; er hielt sich nur im Gemüsefeld auf. Er ging und bewegte sich ohne jedes Geräusch; nieste und hustete in die vorgehaltene Hand und nicht ohne Scheu; immer machte er sich wie eine Ameise zu schaffen; und alles nur des Essens wegen. Und in der Tat, hätte sich Stjopuschka nicht von früh bis spät um seinen Lebensunterhalt gekümmert, so wäre er wohl Hungers gestorben. Es ist schlimm, des Morgens nicht zu wissen, wie man am Abend satt werden soll. Stjopuschka sitzt bald am Zaun und nagt an einem Rettich oder saugt an einer Mohrrübe oder zerbröckelt einen schmutzigen Kohlstrunk; ein anderes Mal schleppt er krächzend einen Eimer voll Wasser; bald macht er Feuer unter einem Töpfchen an, in das er irgendwelche schwarze Bröckchen, die er aus seinem Busen holt, hineinwirft; bald klappert er in seiner Kammer mit einem Holz, schlägt einen Nagel ein, um ein Wandbrett für sein Brot anzubringen. Das alles macht er schweigend, gleichsam aus einem Winkel heraus. Wenn man nur hinblickt, ist er schon verschwunden. Plötzlich verschwindet er auch für zwei Tage; seine Abwesenheit wird natürlich von niemandem bemerkt. . . . Ehe man sich’s versieht, ist er schon wieder da und legt verstohlen Späne unter einen Dreifuß. Er hat ein kleines Gesicht, gelbe Äuglein, Haare, die bis zu den Augenbrauen herabreichen, ein spitzes Näschen, ungewöhnlich große, wie bei einer Fledermaus durchsichtige Ohren; der Bart sieht so aus, als ob er ihn vor zwei Wochen rasiert hätte und ist niemals länger oder kürzer. Diesen selben Stjopuschka traf ich in Gesellschaft des anderen Greises am Ufer der Ista.

Ich ging auf sie zu, begrüßte sie und setzte mich zu ihnen. Auch im Genossen Stjopuschkas erkannte ich einen Bekannten: Es war der Freigelassene der Grafen Pjotr Iljitsch, Michailo Saweljew, mit dem Zunamen Tuman (Nebel). Er wohnte bei einem schwindsüchtigen Kleinbürger aus Bolchow, dem Besitzer einer Herberge, in der ich recht oft abstieg. Junge Beamte und andere unbeschäftigte Menschen,

die durch die Orjolsche Landstraße fahren (die in ihre gestreiften Federbetten vergrabenen Kaufleute haben andere Dinge im Sinn) – können auch jetzt noch in einer geringen Entfernung vom großen Kirchdorf Troïtzkoje ein riesengroßes, zweistöckiges, verfallenes, hölzernes Haus mit eingestürztem Dach und vernagelten Fenstern sehen, das in die Landstraße hineinragt. Zur Mittagsstunde, an einem hellen, sonnigen Tag kann man sich nichts Traurigeres als diese Ruine denken. Hier lebte einst der Graf Pjotr Iljitsch, der durch seine Gastfreundschaft berühmte, reiche Grandseigneur einer alten Zeit. Zuweilen versammelte sich bei ihm das ganze Gouvernement, um bei der betäubenden Musik der Hauskapelle, unter dem Knattern von Schwärmern und römischen Kerzen zu tanzen und sich zu amüsieren; manches alte Mütterchen seufzt wohl jetzt noch, wenn es an diesem verfallenen Herrensitz vorbeifährt, bei der Erinnerung an die vergangenen Zeiten und an die entschwundene Jugend. Lange gab der Graf seine Festmahle, lange ging er mit einem freundlichen Lächeln durch die Schar unterwürfiger Gäste; aber sein Vermögen reichte ihm leider nicht für das ganze Leben. Nachdem er das Letzte verloren hatte, ging er nach Petersburg, um sich eine Stelle zu suchen, und starb in einem Gasthaus, ohne irgendeine Entscheidung erwartet zu haben. Tuman, der sein Haushofmeister gewesen war, hatte noch bei Lebzeiten des Grafen den Freibrief bekommen. Er war ein Mann von etwa siebzig Jahren mit einem regelmäßigen und angenehmen Gesicht. Er lächelte fast fortwährend, wie nur die Menschen aus dem Zeitalter Katharinas zu lächeln verstehen: gutmütig und majestätisch; beim Sprechen spitzte er langsam die Lippen und zog sie wieder ein, blinzelte freundlich mit den Augen und sprach ein wenig durch die Nase. Auch wenn er sich schneuzte oder eine Prise nahm, so tat er es langsam, wie ein wichtiges Werk.

»Nun, Michailo Saweljitsch«, fing ich an, »hast du viel Fische gefangen?«

»Belieben Sie nur ins Körbchen zu schauen: Zwei Barsche habe ich erwischt und an die fünf Stück Äschen . . . Zeig es, Stjopa.«

Stjopuschka hielt mir das Körbchen hin.

»Wie geht es dir, Stepan?« fragte ich ihn.

»Es . . . es . . . es . . . es geht, Väterchen, man schlägt sich durch«, antwortete Stepan stotternd, als müßte er mit seiner Zunge zentnerschwere Lasten umdrehen.

»Geht es auch Mitrofan gut?«

»Es geht ihm gut, gew . . . gewiß, Väterchen.«

Der Ärmste wandte sich weg.

»Die Fische wollen nicht recht anbeißen«, begann Tuman, »es ist viel zu heiß; alle Fische haben sich unters Gebüsch verkrochen und schlafen . . . Stjopa, tu mir mal einen Wurm an den Haken.«

Stjopuschka holte einen Wurm aus dem Topf, legte ihn sich auf die flache Hand, schlug einigemal darauf, zog ihn über den Haken, spuckte darauf und reichte ihn Tuman.

»Ich danke dir, Stjopa . . . Und Sie, Väterchen«, fuhr er fort, sich an mich wendend, »Sie belieben zu jagen?«

»Wie du siehst.«

»So, so . . . Was haben Sie für einen Hund? Ist's ein englischer oder ein kurländischer?«

Der Alte liebte es, sich zuweilen von seiner vorteilhaften Seite zu zeigen: »Auch ich habe etwas von der Welt gesehen!«

»Ich weiß nicht, was es für eine Rasse ist, aber er ist gut.«

»So, so . . . Belieben Sie auch mit Hetzhunden zu jagen?«

»Ja, ich habe an die zwei Meuten.«

Tuman lächelte und schüttelte den Kopf.

»Das stimmt. Der eine liebt die Hunde, der andere will sie nicht geschenkt. Ich denke es mir mit meinem einfachen Verstand so: Hunde soll man sich sozusagen mehr des Ansehens wegen halten . . . Dann soll aber alles so, wie es sich gehört, sein: Die Pferde, die Piqueure, alles muß in bester Ordnung sein. Der verstorbene Graf – Gott hab' ihn selig! – war, die Wahrheit zu sagen, niemals Jäger gewesen; aber er hielt sich doch Hunde und fuhr zweimal im Jahr auf die Jagd. Im Hof versammeln sich die Piqueure in roten Röcken mit Tressen und blasen ins Horn; Seine Durchlaucht geruhen zu erscheinen, man führt Seiner Durchlaucht das Pferd vor; Seine Durchlaucht steigen in den Sattel, und der Oberjägermeister steckt die Füße Seiner Durchlaucht in die Bügel, nimmt sich die Mütze vom Kopf und reicht ihm die Zügel in der Mütze. Seine Durchlaucht knallen mit der Hetzpeitsche, die Piqueure schreien, und alle reiten aus dem Hof. Der Leibjäger reitet hinter dem Herrn; er hat an einer seidenen Leine die beiden Lieblingshunde des Herrn und paßt, wissen Sie, auf . . . Der Leibjäger sitzt hoch im Kosakensattel, hat so rote

Backen und rollt die Augen . . . Natürlich sind auch Gäste dabei. Es ist ein Zeitvertreib, und auch die Würde ist gewahrt . . . Ach, da hat er sich losgerissen, der Asiate!« rief er plötzlich, die Angel herausziehend.

»Nun, man sagt, der Graf hätte ein lustiges Leben geführt?« fragte ich.

Der Alte spuckte auf den Wurm und warf die Angel aus.

»Er war ein großmächtiger Herr, das weiß man ja. Ihn besuchten, man darf wohl sagen, die vornehmsten Leute aus Petersburg. Gar oft saßen sie mit blauen Ordensschärpen bei Tisch und speisten. Er war aber auch ein Meister im Bewirten. Manchmal läßt er mich kommen und sagt: ›Tuman, ich brauche für morgen lebenden Sterlett; laß welchen anschaffen, hörst du?‹ – ›Zu Befehl, Durchlaucht!‹ – Gestickte Röcke, Perücken, Rohrstöcke, Parfüms, Eau de Cologne erster Sorte, Tabatieren, riesengroße Bilder, die hatte er sich direkt aus Paris verschrieben. Wenn er so ein Bankett gibt – Herr meines Lebens! – Feuerwerk, Spazierfahrten! Man schoß sogar aus Kanonen. An Musikern allein waren vierzig Mann vorhanden. Einen deutschen Kapellmeister hielt er sich; aber der Deutsche bildete sich zu viel ein: wollte mit dem Herrn am gleichen Tisch essen; also befahlen Seine Durchlaucht, ihn mit Gott hinauszujagen: ›Meine Musiker‹, sagte er, ›kennen auch so ihre Sache.‹ Man weiß ja: die Gewalt eines solchen Herrn. Wenn sie zu tanzen anfingen, so tanzten sie bis zum Morgengrauen, und meistens Ecossaise-Matradure . . . »He, he! Da hab' ich dich, Bruder!« Der Alte zog aus dem Wasser einen kleinen Barsch. »Nimm ihn, Stjopa. – Er war ein Herr, ein wirklicher Herr«, fuhr er fort, die Angel von neuem auswerfend, »und hatte auch ein gutes Herz. Manchmal verprügelte er einen, aber eh man sich's versah, hatte man's schon vergessen. Nur eins ist zu tadeln: Er hielt sich Mätressen. Ach, diese Mätressen, Gott verzeih' mir! Die haben ihn auch zugrunde gerichtet. Meistens wählte er sie sich aus dem niederen Stande. Man müßte meinen, die sollten zufrieden sein. Aber nein, sie verlangten just das Teuerste, was es in Europien gibt! Andererseits: Warum soll er sein Leben nicht genießen? Ist doch ein Herr . . . aber er hätte sich doch nicht ruinieren sollen. Besonders eine, Akulina hieß sie; jetzt ist sie tot, Gott hab' sie selig! War ein einfaches Mädel, die Tochter eines Zehntmannes von Sitowo – war die böse! Den Grafen ohrfeigte sie sogar. Sie hatte ihn ganz behext. Einen

Neffen von mir steckte sie unter die Soldaten, weil er Schokolade auf ihr neues Kleid ausschüttete . . . und nicht nur ihn allein steckte sie unter die Soldaten. Ja . . . Und doch war es eine gute Zeit!« fügte der Alte mit einem tiefen Seufzer hinzu. Dann senkte er die Augen und verstummte.

»Euer Herr war aber streng, wie ich sehe?« fragte ich nach kurzem Schweigen.

»Das war damals Sitte, Väterchen«, entgegnete der Alte und schüttelte den Kopf.

»Heute gibt's das nicht mehr«, bemerkte ich, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

Er sah mich von der Seite an.

»Natürlich ist es jetzt besser«, murmelte er, indem er die Angel weit auswarf.

Wir saßen im Schatten, aber auch im Schatten war es schwül. Die schwere, glühende Luft war unbeweglich; das heiße Gesicht sehnte sich nach einem Windhauch, aber es kam keiner. Die Sonne stach förmlich vom blauen, dunkel gewordenen Himmel; gerade vor uns, auf dem arideren Ufer leuchtete gelb ein hier und da mit Wermut durchwachsenes Haferfeld, und kein Halm rührte sich. Etwas weiter unten stand ein Bauernpferd bis an die Knie im Wasser und schlug träge mit seinem nassen Schweif; ein großer Fisch schwamm unter einem überhängenden Strauch hervor, ließ Luftblasen aufsteigen und sank langsam in die Tiefe, auf der Wasseroberfläche ein leises Gekräusel zurücklassend. Die Grillen zirpten im bräunlichen Gras, die Wachteln schrien wie widerwillig; Habichte zogen ihre Kreise über den Feldern und blieben ab und zu an einer Stelle schweben, schnell die Flügel schlagend und den Schwanz zu einem Fächer gesträubt. Wir saßen unbeweglich da, wie erdrückt von der Glut. Plötzlich ertönte in der Schlucht hinter uns ein Geräusch: Jemand stieg zur Quelle hinunter. Ich sah mich um und erblickte einen Bauern von etwa fünfzig Jahren. Er war mit Staub bedeckt, mit einem Hemd und Bastschuhen bekleidet und hatte ein geflochtenes Körbchen und einen Bauernkittel am Rücken. Er ging auf die Quelle zu, stillte gierig seinen Durst und erhob sich.

»He, Wlas!« rief Tuman, als er ihn erkannt hatte. »Grüß Gott, Bruder, woher des Weges?«

»Grüß Gott, Michailo Saweljitsch«, erwiderte der Bauer, zu uns herantretend. »Von weit her.«

»Wo hast du denn gesteckt?« fragte ihn Tuman.

»Ich war nach Moskau gegangen, zum Herrn.«

»Wozu?«

»Wollte ihn um was bitten.«

»Um was wolltest du ihn bitten?«

»Daß er mir den Erbzins ermäßigt oder mich auf Frondienst setzt oder mich anderswo ansiedelt. Mein Sohn ist mir gestorben, so werde ich allein nicht fertig.«

»Dein Sohn ist dir gestorben?«

»Er ist gestorben. – Der Selige«, fuhr der Bauer nach kurzem Schweigen fort, »hat in Moskau als Droschkenkutscher gelebt und hat für mich, die Wahrheit zu sagen, den Erbzins bezahlt.«

»Seid ihr denn jetzt auf Erbzins gesetzt?«

»Ja, auf Erbzins.«

»Was hat der Herr gesagt?«

»Was er gesagt hat? Weggejagt hat er mich! ›Wie wagst du es‹, sagt er, ›so einfach zu mir zu kommen? Dazu gibt es den Verwalter! Du bist‹, sagt er, ›verpflichtet, es dem Verwalter zu melden. Und wo soll ich dich ansiedeln? Bezahl‹, sagt er, ›erst den rückständigen Zins.‹ Ganz böse ist er geworden.«

»Nun, so gingst du zurück?«

»So ging ich zurück. Ich wollte mich erkundigen, ob der Selige nicht etwas hinterlassen hatte, konnte aber nichts erfahren. Ich sage zu seinem Herrn: ›Ich bin Philipps Vater«, und er sagt drauf: ›Woher soll ich das wissen? Dein Sohn hat auch nichts hinterlassen, er schuldet mir sogar noch Geld.« So ging ich zurück.«

Der Bauer erzählte uns das alles mit einem Lächeln, als wäre die Rede von etwas ganz anderm; aber in seine kleinen, zusammengekniffenen Augen traten Tränen, und seine Lippen zuckten.

»Nun, und jetzt gehst du nach Hause?«

»Wohin denn sonst? Versteht sich, nach Hause. Mein Weib pfeift jetzt wohl vor Hunger in die Faust.«

»Du hättest doch . . . ich meine . . .«, begann plötzlich Stjopuschka. Aber er wurde verlegen, verstummte und begann in seinem Topf zu wühlen.

»Wirst du nun zum Verwalter gehen?« fragte Tuman, Stjopoischka nicht ohne Erstaunen ansehend.

»Was soll ich zu ihm gehen? Ich bin ja mit dem Zins im Rückstand. Mein Sohn war vor dem Tode ein ganzes Jahr krank und hat darum für mich den Zins nicht bezahlt. Aber das macht mir nicht viel Sorge: Von mir ist doch nichts zu holen. Magst es noch so schlau anfangen, Bruder, aber holen kannst du von mir nichts!« Der Bauer lachte. »Was du auch anstellst, Kintiljan Semjonytsch, von mir ist nichts zu . . .«

Wlas fing wieder zu lachen an.

»Nun, das ist aber gar nicht gut, Bruder Wlas«, sagte Tuman gedehnt.

»Warum soll es nicht gut sein? Nein . . .« Wlas versagte die Stimme. »So heiß ist's«, fuhr er fort, sich das Gesicht mit dem Ärmel abwischend.

»Wer ist euer Herr?« fragte ich.

»Graf Valerian Petrowitsch.«

»Der Sohn des Pjotr Iljitsch?«

»Der Sohn des Pjotr Iljitsch«, antwortete Tuman. »Der selige Pjotr Iljitsch hat ihm das Dorf, in dem Wlas wohnt, schon bei Lebzeiten geschenkt.«

»Ist er gesund?«

»Ja, Gott sei Dank«, antwortete Wlas. »Ist ganz rot geworden, hat viel Fett im Gesicht.«

»Ja, Väterchen«, fuhr Tuman, sich zu mir wendend, fort, »wenn er ihn noch in der Nähe von Moskau halten wollte; aber er läßt ihn hier sitzen und verlangt von ihm den Zins.«

»Wieviel zahlt ihr denn pro Hof?«

»Fünfundneunzig Rubel«, murmelte Wlas.

»Da sehen Sie es: Die Leute haben fast kein Land, alles, was da ist, ist der herrschaftliche Wald.«

»Und auch der ist, sagt man, verkauft«, bemerkte der Bauer.

»Da sehen Sie es . . . Stjopa, gib mir mal einen Wurm her. Du, Stjopa! Bist du eingeschlafen?«

Stjopuschka fuhr zusammen. Der Bauer setzte sich zu uns. Wir verstummten wieder. Am ändern Ufer stimmte plötzlich jemand ein Lied an, aber ein so trauriges . . . Mein armer Wlas machte ein bekümmertes Gesicht . . .

Nach einer halben Stunde gingen wir auseinander.

Der Kreisarzt

Einmal im Herbst hatte ich mich auf der Rückfahrt von der Jagd erkältet und war krank geworden. Glücklicherweise ergriff mich das Fieber erst in der Kreisstadt, im Gasthaus, und ich schickte nach dem Arzt. In einer halben Stunde erschien der Kreisarzt, ein kleingewachsener hagerer Mann mit schwarzen Haaren. Er verschrieb mir das übliche schweißtreibende Mittel, verordnete ein Senfpflaster, steckte sehr geschickt den Fünfrubelschein in den Umschlag seines Ärmels, wobei er jedoch trocken hüstelte und zur Seite blickte, und wollte sich schon endgültig nach Hause begeben, fing aber plötzlich zu reden an und blieb. Das Fieber quälte mich; ich sah eine schlaflose Nacht voraus und war froh, mit einem Menschen sprechen zu können. Man brachte uns Tee. Mein Arzt kam ins Gespräch. Er war gar nicht dumm und drückte sich geschickt und recht amüsant aus. Es ist so merkwürdig auf der Welt: Mit manchem Menschen lebt man lange zusammen und in den freundschaftlichsten Beziehungen, und doch spricht man mit ihm niemals ganz offen, vom Grunde der Seele; einen andern hat man kaum kennengelernt, und schon sagt man ihm oder er uns wie in der Beichte alles, was auf dem Herzen ist.

Ich weiß nicht, womit ich das Vertrauen meines neuen Freundes gewonnen hatte, aber er erzählte mir, so mir nichts, dir nichts, einen recht interessanten Fall; ich aber bringe ihn zur Kenntnis des geneigten Lesers, wobei ich mir die Mühe gebe, die Worte des Arztes wiederzugeben.

»Sie kennen wohl nicht«, begann er mit schwacher, zitternder Stimme (das ist die Wirkung des unvermischten Berjosowschen Tabaks) – »Sie kennen wohl nicht den hiesigen Richter Pawel Lukitsch Mylow? Sie kennen ihn nicht . . . Nun, es ist ja gleich.« Er räusperte sich und rieb sich die Augen. »Die Sache passierte, wenn ich mich recht besinne, in den großen Fasten, beim richtigen Tauwetter. So sitze ich also bei ihm, dem Richter, und spiele Préférence. Unser Richter ist ein guter Mensch und spielt gerne Préférence. Plötzlich –«; mein Arzt gebrauchte sehr oft das Wort plötzlich, »– meldet man mir: ›Ein Mann will Sie sprechen.‹ – Ich frage: ›Was will er denn?‹ – ›Einen Zettel hat er gebracht, sagt man mir, ›wahrscheinlich von einem

Kranken.‹ – ›Gib den Zettel her‹, sage ich. Es stimmt, es ist von einem Kranken. Nun gut, Sie verstehen doch: Das ist ja unser Brot. Die Sache ist aber die: Mir schreibt eine Gutsbesitzerin, eine Witwe, ihre Tochter liege im Sterben, ich solle um Gottes Willen hinfahren, auch Pferde seien nach mir geschickt. Das wäre alles noch gar nichts . . . Sie wohnt aber zwanzig Werst von der Stadt, es ist Nacht, und die Wege – nicht zu sagen! Auch ist's eine bettelarme Witwe, höchstens zwei Rubel habe ich zu erwarten, und auch das ist noch zweifelhaft; werde mich wohl mit Leinwand oder Graupen bezahlen lassen. Aber Sie verstehen doch: Die Pflicht geht über alles. Da liegt ja ein Mensch im Sterben. Also übergebe ich plötzlich meine Karten dem Gerichtsrat Kalliopin und gehe nach Hause. Ich sehe, vor dem Haus steht ein Bauernwägelchen, furchtbar dicke Bauernpferde, die Haare sind wie Filz, und der Kutscher sitzt vor Ehrfurcht ohne Mütze da. Ich denke mir: Nun, Bruder, deine Herrschaft speist wohl nicht von goldenen Tellern . . . Sie belieben zu lachen, aber ich muß Ihnen sagen, daß unsereins, armer Mensch, alles in Erwägung ziehen muß . . . Wenn der Kutscher wie ein Fürst dasitzt, die Mütze gar nicht abnimmt, dazu in den Bart lächelt und auch noch mit der Peitsche spielt – dann kann man sicher zwei Depositenscheine verlangen! Aber hier sehe ich, es riecht nicht danach. Doch ich denke mir: Es ist nichts zu machen, die Pflicht geht über alles. Ich nehme die notwendigsten Arzneien und fahre davon. Glauben Sie mir, wir kamen kaum an. Der Weg ist höllisch: Bäche, Schnee, Schmutz, ausgespülte Stellen, und an einer Stelle hat das Wasser gar den Damm durchbrochen – ein wahres Unglück! Ich komme aber doch an. Ein kleines Häuschen, mit Stroh gedeckt. In den Fenstern ist Licht: Also erwartet man mich. Mich empfängt ein ehrwürdiges, altes Mütterchen, mit einer Haube. ›Retten Sie sie‹, sagt sie, ›sie stirbt.‹ Ich sage: ›Beunruhigen Sie sich nicht. Wo ist die Kranke?« – ›Bitte, hier.‹ – Ich sehe ein sauberes Zimmerchen, in der Ecke brennt ein Lämpchen, im Bett liegt ein Fräulein, vielleicht zwanzig Jahre alt, bewußtlos. Sie glüht förmlich, und sie atmet schwer: hohes Fieber. Da sind auch zwei andere junge Mädchen dabei, ihre Schwestern – ganz erschrocken, in Tränen aufgelöst. ›Gestern‹, sagen sie, ›war sie noch gesund und aß mit Appetit; heute früh klagte sie über Kopfweh, und plötzlich gegen Abend ist sie in diesem Zustand.‹ Ich sage wieder: ›Beunruhigen Sie sich bitte nicht . . .‹. Es ist, wissen Sie, die Pflicht des Arztes – und

mache mich an die Arbeit. Ich lasse sie zur Ader, verordne ein Senfpflaster und verschreibe eine Mixtur., Indessen sehe ich sie an, und wissen Sie: Bei Gott, so ein Gesicht habe ich noch nie gesehen – mit einem Wort, eine Schönheit! Das Mitleid schneidet mir das Herz entzwei. Die Gesichtszüge sind so angenehm, die Augen . . . Da wird sie, Gott sei Dank, ruhiger; es tritt Schweiß ein, sie kommt zu sich, sieht sich um, lächelt und fährt sich mit der Hand übers Gesicht . . . Die Schwestern beugen sich über sie und fragen: ›Was ist mit dir?‹ – ›Nichts‹, sagt sie und wendet sich weg . . . Ich sehe: Sie ist eingeschlafen. Nun sage ich, daß man die Kranke in Ruhe lassen solle. So gingen wir alle auf den Zehenspitzen hinaus, nur ein Dienstmädchen blieb für alle Fälle bei ihr. Im Gastzimmer steht aber schon der Samowar auf dem Tisch, auch Jamaikarum ist dabei: In unserem Berufe geht es eben nicht anders. Man gibt mir Tee und bittet mich, über Nacht dazubleiben . . . Ich willige ein. Wohin soll ich jetzt noch fahren? Das alte Mütterchen stöhnt immer. ›Was haben Sie?‹ sage ich ihr. ›Sie wird am Leben bleiben, machen Sie sich keine Sorgen und ruhen Sie sich lieber selbst aus, es ist schon nach zwei.‹ – ›Aber Sie werden mich doch wecken lassen, wenn was passiert?‹ – ›Gewiß, gewiß.‹ – Die Alte begab sich zur Ruhe, und auch die jungen Mädchen gingen auf ihr Zimmer; mir richtete man im Gastzimmer ein Bett her. So legte ich mich hin, konnte aber nicht einschlafen – merkwürdig! Ich war doch wirklich müde genug. Aber meine Kranke ging mir nicht aus dem Sinn. Endlich hielt ich es nicht länger aus, stand plötzlich auf; ich denke mir: Ich will mal hingehen und nachschauen, was die Patientin macht. Ihr Schlafzimmer ist aber neben dem Gastzimmer. Ich stehe also auf und öffne leise die Tür; das Herz klopft mir dabei. Ich sehe, das Dienstmädchen schläft, hat den Mund offen und schnarcht sogar, die Bestie! Die Kranke aber liegt mit dem Gesicht zu mir und hat die Hände nach beiden Seiten geworfen, die Ärmste. Ich komme näher . . . Da öffnet sie plötzlich die Augen und sieht mich an! ›Wer ist das? Wer ist das?‹ – Ich wurde verlegen. – ›Fürchten Sie sich nicht‹, sage ich ihr, ›gnädiges Fräulein, ich bin der Arzt und will nachsehen, wie Sie sich fühlen.‹ – ›Sind Sie der Arzt?‹ – ›Gewiß . . . Ihre Frau Mama hat mich aus der Stadt holen lassen; wir haben Sie zur Ader gelassen, gnädiges Fräulein; wollen Sie jetzt schlafen, und in zwei Tagen werden wir Sie, so Gott will, wieder auf die Füße bringen.‹ – ›Ach, ja, ja, Doktor, lassen Sie mich, nicht sterben

. . . bitte, bitte.‹ – ›Was haben Sie, Gott sei mit Ihnen!‹ – Sie hat wohl wieder Fieber, denke ich mir; ich fühle ihr den Puls, sie hat wirklich Fieber. Sie sah mich an und ergreift plötzlich meine Hand. ›Ich will Ihnen sagen, warum ich nicht sterben will, ich will es Ihnen sagen, ich will es Ihnen sagen . . . wir sind jetzt allein; aber bitte, Sie dürfen es niemand . . . hören Sie . . .‹ Ich beugte mich über sie; sie nähert ihre Lippen meinem Ohr, ihre Haare berühren dabei meine Wange . . . ich muß gestehen, mir schwindelte der Kopf – und sie fängt zu flüstern an . . . Gar nichts verstehe ich . . . Ach, sie phantasiert ja . . . Sie flüstert und flüstert so schnell, und es klingt gar nicht wie Russisch. Als sie fertig war, fuhr sie zusammen, ließ den Kopf in die Kissen sinken und drohte mir mit dem Finger. ›Also passen Sie auf, Doktor, keinem Menschen . . .‹ Ich beruhigte sie einigermaßen, gab ihr zu trinken, weckte das Dienstmädchen und ging hinaus.«

Der Kreisarzt nahm mit wütender Gebärde eine Prise und blieb einen Augenblick lang starr.

»Indessen«, fuhr er fort, »ging es der Kranken am anderen Tag, gegen meine Erwartung, nicht besser. Ich überlegte und überlegte und entschloß mich plötzlich, zu bleiben, obwohl mich andere Patienten erwarteten . . . Sie wissen doch, man darf seine Patienten nicht negligieren, die Praxis leidet darunter. Erstens befand sich aber die Kranke wirklich in einem verzweifelten Zustand; und zweitens fühlte ich mich, offen gestanden, zu ihr stark hingezogen. Außerdem gefiel mir auch die ganze Familie. Die Leute waren zwar arm, aber doch von einer seltenen Bildung . . . Der Vater war ein gelehrter Mann und sogar Schriftsteller gewesen; er war natürlich arm gestorben, hatte aber seinen Kindern eine ausgezeichnete Erziehung gegeben, hatte auch viele Bücher hinterlassen. Kam es daher, weil ich mich mit besonderem Eifer um die Kranke bemühte, oder aus einem anderen Grunde, jedenfalls darf ich sagen, daß sie mich im Hause liebgewonnen hatten wie einen Verwandten. Die Wege waren indessen noch schlechter geworden, jede Kommunikation hatte sozusagen aufgehört; selbst die Arzneien konnte man nur mit großer Mühe aus der Stadt beschaffen . . . Der Kranken ging es nicht besser . . . Ein Tag verging nach dem anderen . . . Und da . . . da . . .«

Der Kreisarzt schwieg eine Weile.

»Ich weiß wirklich nicht wie ich es Ihnen sagen soll . . .« Er nahm wieder eine Prise, räusperte sich und trank einen Schluck Tee. »Ich

will es Ihnen ohne Umschweife sagen, daß sich meine Patientin . . . in mich, wie man es so nennt . . . daß sie sich in mich verliebt hat . . . oder nein, eigentlich nicht verliebt . . . übrigens aber . . . wirklich . . .«

Der Kreisarzt senkte den Kopf und errötete.

»Nein«, fuhr er lebhaft fort, »von Verliebtheit war natürlich nicht die Rede! Jeder Mensch muß doch seinen Wert kennen. Sie war ein gebildetes, kluges und belesenes Mädchen, ich habe sogar mein Latein fast ganz vergessen. Und was das Äußere betrifft« – der Kreisarzt sah mich mit einem Lächeln an, »so kann ich damit wohl nicht prahlen. Aber als Dummkopf hat mich der liebe Gott auch nicht in die Welt gesetzt: Was weiß ist, werde ich nicht schwarz nennen; ich verstehe einiges von den Dingen. Ich hatte zum Beispiel sehr gut begriffen, daß Alexandra Andrejewna – keine Liebe zu mir empfand, sondern nur eine sozusagen freundschaftliche Zuneigung, eine Art Achtung. Es ist zwar möglich, daß sie sich selbst darin täuschte, aber sie befand sich in einer solchen Lage, Sie können es sich selbst denken . . . Übrigens«, fügte der Kreisarzt hinzu, der alle diese abgebrochenen Sätze in einem Atem und in sichtlicher Verwirrung gesprochen hatte, »ich bin, glaube ich, zu weit abgeschweift . . . So werden Sie nichts verstehen . . . gestatten Sie, daß ich Ihnen alles der Reihe nach erzähle.«

Er trank sein Glas Tee aus und fuhr mit ruhigerer Stimme fort.

»So war es also. Meiner Kranken ging es immer schlimmer und schlimmer. Sie sind kein Mediziner, verehrter Herr, und können nicht begreifen, was in der Seele unsereines vorgeht, besonders in der ersten Zeit, wenn wir zu merken anfangen, daß die Krankheit uns über den Kopf wächst. Wo bleibt dann unser Selbstvertrauen! Man verliert plötzlich jeden Mut. Man glaubt, alles vergessen zu haben, was man einmal gewußt hat, man glaubt, daß der Kranke kein Vertrauen mehr hat und daß auch die anderen schon unsere Ratlosigkeit merken, daß sie uns widerwillig die neuen Symptome mitteilen und uns scheel ansehen, daß sie miteinander tuscheln – mit einem Wort, es ist schlimm! Es gibt doch wohl eine Arznei, sagt man sich, gegen diese Krankheit, und es gilt nur, sie zu finden. Ist es vielleicht diese? Man macht den Versuch, nein, es ist nicht die richtige. Man läßt der Arznei keine Zeit, ordentlich zu wirken . . . bald greift man nach dieser, bald nach jener. Man nimmt das Rezeptbuch zur Hand und denkt sich, das richtige Mittel steht doch drin! Bei Gott,

manchmal schlägt man das Buch aufs Geratewohl auf und denkt sich, vielleicht hilft das Schicksal . . . Der Mensch liegt indessen im Sterben; ein anderer Arzt könnte ihn sicher retten. Du sagst, es sei ein Konsilium nötig, du wollest die Verantwortung nicht allein tragen. So dumm schaust du aber in solchen Fällen aus! Doch mit der Zeit gewöhnst du dich daran, und es macht dir nichts. Der Kranke ist gestorben, es ist nicht deine Schuld, du bist nach allen Regeln vorgegangen. Noch qualvoller ist aber dieses: Du siehst das blinde Vertrauen, das man dir entgegenbringt, und fühlst dabei, daß du nicht helfen kannst. So ein Vertrauen setzte eben die ganze Familie Alexandra Andrejewnas auf mich: Sie hatten ganz vergessen, daß ihre Tochter in Lebensgefahr schwebte. Ich suche sie auch meinerseits zu überzeugen, daß es nichts Ernstes sei, aber das Herz krampfte sich mir vor Gram zusammen. Um das Unglück voll zu machen, waren die Wege so schlecht geworden, daß der Kutscher mit den Arzneien oft ganze Tage ausblieb. Ich verlasse das Krankenzimmer nicht, kann mich von ihr nicht losreißen, erzähle ihr, wissen Sie, allerlei lustige Anekdoten, spiele Karten mit ihr. Durchwache ganze Nächte. Die Alte dankt mir mit Tränen in den Augen, ich aber denke mir: Ich verdiene diesen Dank nicht. Ich gestehe es Ihnen offen, jetzt brauche ich es nicht mehr zu verheimlichen – ich verliebte mich in meine Kranke. Auch Alexandra Andrejewna hing an mir; außer mir ließ sie niemand zu sich ins Zimmer. Sie spricht mit mir, fragt mich aus, wo ich studiert habe, wie ich lebe, wer meine Verwandten seien, mit wem ich verkehre. Ich weiß, daß sie nicht sprechen darf, aber ich bringe es nicht übers Herz, es ihr zu verbieten. Manchmal fasse ich mich beim Kopf und rufe: ›Was tust du, Verbrecher . . .?‹ Oder sie nimmt mich bei der Hand, hält meine Hand fest, sieht mich an, sieht mich lange, lange an, seufzt und sagt: ›Wie gut sind Sie!‹ Sie hat so heiße Hände, große, schmachtende Augen. ›Ja‹, sagt sie, ›Sie sind ein guter Mensch, ganz anders als unsere Nachbarn . . . nein, Sie sind ganz anders . . . Warum habe ich Sie nicht schon früher kennengelernt – ›Alexandra Andrejewna, beruhigen Sie sich‹, sage ich ihr, ›glauben Sie mir, ich fühle es, ich weiß nicht, womit ich es verdient habe . . . aber beruhigen Sie sich . . . alles wird gut werden, Sie werden gesund werden.‹ – Indessen muß ich Ihnen sagen«, fügte der Kreisarzt hinzu, indem er sich etwas vorbeugte und die Augenbrauen hob, »die Leute verkehrten mit den Nachbarn fast gar nicht, weil die kleineren Leute

zu ihnen nicht paßten, aber mit den Reichen zu verkehren ihnen der Stolz nicht erlaubte. Ich sage Ihnen ja: Es war eine außerordentlich gebildete Familie; ich fühlte mich sogar geschmeichelt. Nur aus meinen Händen nahm sie die Arznei . . . die Ärmste setzte sich mit meiner Hilfe im Bett auf, schluckte die Arznei herunter und sah mich so an, daß mir das Herz stillstand. Indessen ging es ihr immer schlimmer und schlimmer; sie wird sterben, denke ich mir, sie wird ganz gewiß sterben. Glauben Sie es mir, ich könnte selbst ins Grab steigen. Ihre Mutter und die Schwestern beobachten mich und sehen mir in die Augen . . . und das Vertrauen schwindet. ›Nun? Wie geht es?‹ – ›Es geht nicht schlecht!‹ Aber von ›nicht schlecht« ist nicht die Rede, der Verstand steht mir still. So sitze ich eines Nachts wieder allein neben der Kranken. Das Dienstmädel sitzt auch da und schnarcht, was sie schnarchen kann . . . Dem unglücklichen Mädel konnte man keine Vorwürfe machen: Sie war zu abgehetzt. Alexandra Andrejewna hatte sich den ganzen Abend sehr schlecht gefühlt: Das Fieber quälte sie. Bis zur Mitternacht hatte sie sich hin und her gewälzt; endlich schien sie eingeschlafen zu sein; jedenfalls lag sie unbeweglich da. In der Ecke vor dem Heiligenbild brennt das Lämpchen. Ich sitze da, das Gesicht gesenkt, schlummere ebenfalls ein wenig. Plötzlich ist es mir, als stieße mich jemand in die Seite; ich wende mich um . . . Du lieber Gott! Alexandra Andrejewna starrt mich an . . . die Lippen stehen offen, die Wangen glühen förmlich. ›Was ist Ihnen?‹ – ›Doktor, ich werde doch sterben?‹ – ›Gott bewahre!‹ – ›Nein, Doktor, sagen Sie mir bitte nicht, daß ich leben werde . . . sagen Sie es nicht . . . wenn Sie nur wüßten . . . hören Sie, um Gottes willen, verheimlichen Sie vor mir meinen Zustand nicht!‹ Und dabei atmet sie so schnell. ›Wenn ich sicher wissen werde, daß ich sterben muß . . . dann werde ich Ihnen alles, alles sagen!‹ – ›Alexandra Andrejewna, ich bitte Sie!‹ – ›Hören Sie, ich habe ja gar nicht geschlafen, ich sehe Sie schon lange an . . . um Gottes willen . . . ich vertraue Ihnen, Sie sind ein guter Mensch, ein prächtiger Mensch, ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, sagen Sie mir die Wahrheit! Wenn Sie wüßten, wie wichtig es für mich ist . . . Doktor, um Gottes willen, sagen Sie mir, mein Zustand ist doch gefährlich?‹ – ›Was soll ich Ihnen sagen, Alexandra Andrejewna, ich bitte Sie!‹ – ›Um Gottes willen, ich flehe Sie an!‹ – »Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, Alexandra Andrejewna, daß Ihr Zustand wirklich gefährlich ist, aber

Gott ist gnädig . . .‹ – ›Ich werde sterben, ich werde sterben . . .‹ Und es schien, als freute sie sich darüber, ihr Gesicht wurde so heiter; ich erschrak. – ›Aber fürchten Sie sich nicht, fürchten Sie sich nicht, der Tod schreckt mich nicht.‹ Sie erhob sich plötzlich und stützte sich auf einen Ellenbogen. ›Jetzt . . . jetzt kann ich Ihnen sagen, daß ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar bin, daß Sie ein guter, prachtvoller Mensch sind, daß ich Sie liebe . . .‹ Ich sehe sie wie wahnsinnig an; es ist mir ganz unheimlich zumute . . . ›Hören Sie es, ich liebe Sie . . .‹ – ›Alexandra Andrejewna, womit habe ich es verdient!‹ – ›Nein, nein, Sie verstehen mich nicht . . . du versteht mich nicht . . .‹ Und plötzlich streckte sie die Hände aus, umfaßte meinen Kopf und küßte mich . . . Glauben Sie mir, ich hätte beinahe aufgeschrien . . .! Ich fiel in die Knie und barg den Kopf ins Kissen. Sie schweigt; ihre Finger zittern in meinen Haaren; ich höre, sie weint. Ich beginne, sie zu trösten, ihr zuzureden . . . ich weiß wirklich nicht mehr, was ich ihr alles sagte. – ›Sie werden das Mädel wecken, Alexandra Andrejewna . . . ich danke Ihnen . . . glauben Sie mir . . . beruhigen Sie sich.‹ – »Ist schon gut, ist schon gut‹, sagte sie immer wieder. ›Gott sei mit ihnen allen; gut, sie werden erwachen, gut, sie werden herkommen, es ist mir ganz gleich: Ich werde doch sterben . . . Aber was fürchtest du? Heb doch den Kopf . . . Oder Sie lieben mich vielleicht nicht, vielleicht habe ich mich getäuscht . . . in diesem Falle verzeihen Sie mir.‹ – ›Alexandra Andrejewna, was sagen Sie . . .? Ich liebe Sie, Alexandra Andrejewna.‹ Sie blickte mir gerade in die Augen und öffnete die Arme. – ›Umarme mich denn . . .‹ Ich will es Ihnen offen sagen: Ich verstehe nicht, wie ich in jener Nacht nicht den Verstand verloren habe. Ich fühle, meine Patientin richtet sich selbst zugrunde; ich sehe, sie ist nicht bei Besinnung; ich verstehe auch, daß wenn sie nicht glaubte, sie müsse gleich sterben, sie an mich gar nicht gedacht hätte. Wie Sie wollen, es ist doch unheimlich, mit fünfundzwanzig Jahren zu sterben, ohne jemand geliebt zu haben. Das war es, was sie quälte, darum klammerte sie sich in ihrer Verzweiflung an mich – verstehen Sie es jetzt? Aber, sie läßt mich nicht aus ihren Armen los. ›Erbarmen Sie sich meiner, Alexandra Andrejewna, erbarmen Sie sich auch Ihrer selbst!‹ sage ich ihr. – ›Warum‹, sagt sie, ›soll ich mich erbarmen? Ich muß ja doch sterben . . .‹ Das wiederholte sie in einem fort. – ›Wenn ich wüßte, daß ich am Leben bleibe und daß ich ein anständiges junges Mädchen sein werde, dann würde ich mich schämen, ich

würde mich wirklich schämen . . . aber so?‹ – ›Wer hat Ihnen denn gesagt, daß Sie sterben werden?‹ – ›Ach, hör auf, du wirst mich nicht betrügen, du verstehst gar nicht zu lügen, sieh mich nur an.‹ – ›Sie werden am Leben bleiben, Alexandra Andrejewna, ich werde Sie gesund machen; wir werden Ihre Frau Mama um ihren Segen bitten . . . wir werden uns durch das Band der Ehe verbinden, wir werden glücklich sein.‹ – ›Nein, nein, ich habe Ihr Wort, ich muß sterben . . . du hast mir versprochen . . . du hast mir gesagt . . .‹ Es war mir so bitter, aus vielen Gründen bitter. Urteilen Sie selbst, was man nicht alles erlebt. Man könnte meinen, es sei nichts Wichtiges, und doch tut es weh. Es fiel ihr ein, mich nach meinem Namen zu fragen, nicht nach dem Familiennamen, sondern nach dem Vornamen. Nun habe ich das Unglück, Trifon zu heißen. Jawohl: Trifon, Trifon Iwanowitsch. Alle im Hause nannten mich einfach Doktor. Es ist nichts zu machen, ich sage ihr: ›Ich heiße Trifon, gnädiges Fräulein.‹ Sie kniff die Augen zusammen, schüttelte den Kopf und flüsterte etwas auf französisch, sicher etwas gar nicht Gutes; und dann lachte sie auch, und auch das Lachen war nicht gut. So verbrachte ich mit ihr fast die ganze Nacht. Am Morgen ging ich wie betrunken aus dem Zimmer; erst am Tag, nach dem Tee, kam ich wieder zu ihr. Mein Gott, mein Gott! Sie war nicht mehr zu erkennen, eine Leiche sieht besser aus. Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich jetzt absolut nicht verstehe, wie ich diese Marter habe aushalten können. Drei Tage und drei Nächte quälte sich noch meine Kranke . . . und was waren es für Nächte! Und was sie mir alles sagte . . .! Aber in der letzten Nacht, denken Sie sich nur, ich sitze neben ihr und bitte Gott nur um das eine: Nimm sie schneller zu dir, und auch mich dazu . . . Plötzlich tritt die alte Mutter ins Zimmer . . . Ich hatte der Mutter schon am Tag vorher gesagt, daß nur wenig Hoffnung vorhanden sei und daß es gut wäre, den Geistlichen zu holen. Als die Kranke die Mutter erblickte, sagte sie: ›Es ist gut, daß du gekommen bist . . . schau uns an, wir lieben einander, wir haben einander das Wort gegeben.‹ – ›Was hat sie, Doktor, was redet sie?‹ Ich war ganz starr. ›Sie phantasiert‹ sage ich, ›es ist das Fieber . . .‹ Sie aber sagt: ›Hör doch auf, eben hast du mir doch ganz was anderes gesagt und hast meinen Ring angenommen . . . Warum verstellst du dich? Meine Mutter ist gut, sie wird verzeihen, sie wird verstehen; ich aber sterbe,

ich brauche nicht zu lügen . . . gib mir die Hand . . .‹ Ich sprang auf und lief hinaus. Die Alte erriet natürlich alles.

Ich will Sie jedoch nicht länger ermüden, und es fällt mir auch selbst schwer, mich daran zu erinnern. Meine Kranke starb am nächsten Tag. Gott hab' sie selig!« fügte der Kreisarzt schnell und mit einem Seufzer hinzu. »Vor dem Tode bat sie ihre Angehörigen, hinauszugehen und sie mit mir allein zu lassen. ›Entschuldigen Sie‹, sagte sie mir, ›vielleicht habe ich Ihnen unrecht getan . . . meine Krankheit . . . aber glauben Sie mir, ich habe niemand mehr als Sie geliebt . . . vergessen Sie mich nicht . . . bewahren Sie meinen Ring . . .‹«

Der Kreisarzt wandte sich ab; ich faßte seine Hand.

»Ach«, sagte er, »wollen wir doch von etwas anderem reden, oder spielen wir vielleicht eine kleine Partie Préférence? Es ist für unsereinen nicht gut, sich so erhabenen Gefühlen hinzugeben. Unsereins hat nur an das eine zu denken – daß seine Kinder nicht schreien und daß seine Frau nicht schimpft. Ich bin nämlich seither in eine legitime Ehe getreten . . . Gewiß . . . Eine Kaufmannstochter habe ich genommen mit siebentausend Rubel Mitgift. Sie heißt Akulina, das paßt gut zu Trifon. Sie ist, offen gestanden, ein böses Frauenzimmer, schläft aber glücklicherweise den ganzen Tag . . . Nun, wie wäre es mit dem Préférence . . .?«

Wir setzten uns ans Préférencespiel zu einer Kopeke das Point. Trifon Iwanowitsch gewann zwei und einen halben Rubel und ging spät heim, sehr zufrieden mit seinem Sieg.

Mein Nachbar Radilow

Im Herbst halten sich die Waldschnepfen oft in alten Lindengärten auf. Solche Gärten gibt es bei uns im Orjolschen Gouvernement ziemlich viel. Wenn unsere Urgroßväter sich einen Wohnsitz einrichteten, teilten sie immer an die zwei Desjatinen guter Erde für einen Obstgarten mit Lindenalleen ab. Nach fünfzig oder höchstens siebzig Jahren verschwanden diese Güter, diese ›Adelsnester‹, allmählich vom Angesicht der Erde; die Häuser verfaulten oder wurden auf Abbruch verkauft, die steinernen Dienstgebäude verwandeltes sich in Trümmerhaufen, die Apfelbäume gingen ein und wurden verheizt, die Zäune und Hecken wurden vernichtet. Nur die Linden allein wuchsen wunderbar fort und künden noch jetzt, von Ackerland umgeben, unserem wetterwendischen Geschlecht von unseren ›in Gott verschiedenen Vätern und Brüdern‹. Ein herrlicher Baum ist so eine alte Linde; selbst die unbarmherzige Axt des russischen Bauern verschont sie. Ihr Blatt ist klein, die mächtigen Äste strecken sich nach allen Seiten aus, und unter ihnen herrscht ewiger Schatten.

Als ich mich einmal mit Jermolai in den Feldern auf der Jagd nach Rebhühnern herumtrieb, bemerkte ich seitwärts einen verwilderten Garten und ging auf ihn zu. Kaum hatte ich seinen Saum betreten, als aus einem Gebüsch schnarrend eine Waldschnepfe aufflog; ich schoß, und in demselben Augenblick ertönte einige Schritte von mir ein Schrei: Das erschrockene Gesicht eines jungen Mädchens blickte zwischen den Bäumen hervor und verschwand gleich wieder. Jermolai lief auf mich zu. »Schießen Sie doch nicht, hier wohnt ein Gutsbesitzer.«

Ich hatte ihm noch nicht geantwortet; mein Hund hatte noch nicht Zeit gehabt, mir mit edler Würde den getöteten Vogel zu apportieren, als ich rasche Schritte vernahm und ein Mann von hohem Wuchs mit einem Schnurrbart aus dem Dickicht trat und mit unzufriedener Miene vor mir stehenblieb. Ich entschuldigte mich so gut ich konnte, nannte meinen Namen und bot ihm den Vogel an, den ich in seinem Besitz geschossen hatte.

»Gut«, sagte er mir mit einem Lächeln, »ich will Ihren Vogel annehmen, aber nur unter der Bedingung, daß Sie bei uns zum Essen

bleiben.«

Aufrichtig gesagt, war ich über seine Aufforderung nicht sehr erfreut, aber es war unmöglich, sie auszuschlagen.

»Ich bin der Besitzer dieses Gutes und Ihr Nachbar, Radilow; vielleicht haben Sie von mir schon gehört«, fuhr mein neuer Bekannter fort. »Heute ist Sonntag, und das Mittagessen wird wahrscheinlich gut sein, sonst würde ich Sie nicht eingeladen haben.«

Ich antwortete ihm, was man in solchen Fällen zu antworten pflegt, und folgte ihm. Ein frischgesäuberter Weg führte uns bald aus dem Lindenwäldchen, und wir kamen in den Gemüsegarten. Zwischen den alten Apfelbäumen und verwilderten Stachelbeerstauden leuchteten runde, hellgrüne Kohlköpfe; der Hopfen wand sich schraubenartig um die hohen Stangen; braune Stäbe, von vertrockneten Erbsenranken umwunden, standen in den Beeten eng beieinander; große flache Kürbisse lagen wie hingeworfen auf der Erde; die Gurken leuchteten gelb unter den verstaubten, eckigen Blättern; links, längs des Zaunes aus Flechtwerk, wogten hohe Nesselstauden; an zwei oder drei Stellen wuchsen gruppenweise tatarisches Geißblatt, Holunder und Hagebutten, die Überbleibsel der einstigen Anlagen. Neben dem kleinen, mit rötlichem und schleimigem Wasser angefüllten Fischkasten sah man einen von Pfützen umgebenen Brunnen. Enten plätscherten und watschelten geschäftig in diesen Pfützen; ein Hund lag auf der Wiese und nagte, am ganzen Körper zitternd und mit den Augen blinzelnd, an einem Knochen; eine gescheckte Kuh rupfte in der Nähe Gras und warf zuweilen den Schwanz auf ihren mageren Rücken. Der Weg bog seitwärts ab; zwischen dicken Weiden und Birken blickte uns ein altes graues Häuschen mit Schindeldach und einer schiefen Treppe entgegen. Radilow blieb stehen.

»Übrigens«, sagte er, indem er mir gutmütig und offen ins Gesicht blickte, »ich habe mir's überlegt; vielleicht haben Sie keine Lust, bei mir einzukehren, in diesem Falle . . .«

Ich ließ ihn nicht zu Ende sprechen und versicherte ihm, im Gegenteil, es werde mir ein Vergnügen sein, bei ihm zu essen.

»Nun, wie Sie wollen.«

Wir traten ins Haus. Ein junger Bursche in einem langen Kaftan aus grobem blauem Tuch kam uns auf der Treppe entgegen. Radilow befahl ihm sogleich, Jermolai ein Glas Schnaps zu reichen; mein Jäger

verbeugte sich respektvoll hinter dem Rücken des großmütigen Spenders. Aus dem mit allerlei bunten Bildern austapezierten und mit Vogelbauern behängten Vorzimmer kamen wir in ein kleines Zimmer, das Kabinett Radilows. Ich legte meine Jagdausrüstung ab, stellte mein Gewehr in die Ecke, und der Bursche im langen Kaftan bürstete mich sorgfältig ab.

»Nun wollen wir ins Gastzimmer«, versetzte Radilow freundlich, »ich will Sie mit meiner Mutter bekannt machen.«

Ich folgte ihm. Im Gastzimmer saß auf dem mittleren Sofa eine kleine Alte in braunem Kleid und weißer Haube, mit einem gutmütigen, schmächtigen Gesicht und einem scheuen und traurigen Blick.

»Hier, Mamachen, stelle ich Ihnen unseren Nachbarn vor.«

Die Alte erhob sich und verbeugte sich vor mir, ohne den dicken, gehäkelten, sackähnlichen Strickbeutel aus den Händen zu lassen.

»Sind Sie schon lange in unserer Gegend?« fragte sie mit einer schwachen und leisen Stimme, mit den Augen zwinkernd.

»Nein, erst seit kurzem.«

»Haben Sie die Absicht, hier lange zu bleiben?«

»Ich denke bis zum Winter.«

Die Alte verstummte.

»Dieser da«, fiel ihr Radilow ein, auf einen langen und hageren Mann weisend, den ich beim Betreten des Gastzimmers gar nicht bemerkt hatte, »dieser da ist Fjodor Michejitsch . . . Nun, Fedja, zeig mal dem Gast deine Kunst. Warum hast du dich in den Winkel verkrochen?«

Fjodor Michejitsch erhob sich sofort von seinem Stuhl, nahm vom Fensterbrett eine elende Geige, faßte den Bogen, aber nicht am Ende, wie es sich gehört, sondern in der Mitte, stemmte die Geige gegen die Brust, schloß die Augen und fing an zu tanzen, wobei er ein Liedchen sang und auf den Saiten kratzte. Dem Aussehen nach mochte er siebzig Jahre alt sein; sein langer Nankingrock schlotterte traurig um seine trockenen, knochigen Glieder. Er tanzte; bald schüttelte er übermütig seinen kleinen, kahlen Kopf, bald bewegte er ihn wie ersterbend, bald reckte er den langen, sehnigen Hals, trampelte mit den Füßen auf einer Stelle und beugte ab und zu mit sichtbarer Anstrengung seine Knie. Aus seinem zahnlosen Mund kam eine

altersschwache Stimme. Radilow hatte wohl an meinem Gesichtsausdruck erraten, daß die ›Kunst‹ Fedjas mir kein besonderes Vergnügen bereitete.

»Nun, schon gut, Alter, genug«, sagte er, »du darfst dir jetzt deine Belohnung holen.«

Fjodor Michejitsch legte sofort die Geige aufs Fensterbrett, verbeugte sich zuerst vor mir, als dem Gast, dann vor der Alten und zuletzt vor Radilow und ging hinaus.

»Der war auch einmal Gutsbesitzer«, fuhr mein neuer Bekannter fort, »sogar ein reicher, aber er hat sich ruiniert und lebt jetzt bei mir . . . Zu seiner Zeit galt er aber als ein Hauptkerl im ganzen Gouvernement; zwei Frauen hat er ihren Männern entführt, hat sich einen Sängerchor gehalten und auch selbst meisterhaft gesungen und getanzt . . . Aber ist Ihnen vielleicht ein Schnäpschen gefällig? Das Essen steht ja schon auf dem Tisch.«

Ein junges Mädchen, dasselbe, das ich flüchtig im Garten gesehen hatte, trat ins Zimmer.

»Ah, da ist ja die Olga!« bemerkte Radilow, den Kopf leicht zur Seite wendend. »Ich empfehle sie Ihrem Wohlwollen . . . Nun wollen wir zu Tisch.«

Wir begaben uns ins Eßzimmer und nahmen Platz. Während wir aus dem Gastzimmer gingen und Platz nahmen, sang Fjodor Michejitsch, dem nach der Belohnung die Äuglein glänzten und die Nase leicht gerötet war: »Siegesdonner soll erschallen!« Man hatte für ihn in einem Winkel auf einem kleinen Tischchen ohne Serviette eigens gedeckt. Der arme Alte zeichnete sich durch keine besondere Reinlichkeit aus, und darum hielt man ihn immer in einiger Entfernung von der Gesellschaft. Er bekreuzigte sich, seufzte auf und fing an zu essen wie ein Haifisch. Das Mittagessen war in der Tat nicht schlecht und lief, da es Sonntag war, nicht ohne zitterndes Gelee und spanischen Wind (ein Backwerk) ab. Während des Essens erging sich Radilow, der an die zehn Jahre in einem Infanterieregiment gedient und den türkischen Feldzug mitgemacht hatte, in Erzählungen; ich hörte ihm aufmerksam zu und beobachtete verstohlen Olga. Sie war nicht sehr hübsch; aber ihr energischer und ruhiger Gesichtsausdruck, ihre breite weiße Stirne, das dichte Haar, besonders ihre braunen, kleinen, aber klugen, leuchtenden und lebhaften Augen würden wohl auch auf jeden anderen an meiner

Stelle Eindruck gemacht haben. Es schien mir, als verfolgte sie jedes Wort Radilows, wobei ihr Gesicht nicht Teilnahme, sondern eine leidenschaftliche, gespannte Aufmerksamkeit ausdrückte; Radilow konnte dem Alter nach ihr Vater sein; er sagte zu ihr ›du‹, aber ich begriff sofort, daß sie nicht seine Tochter sei. Im Laufe des Gesprächs erwähnte er seine verstorbene Frau. »Ihre Schwester . . .«, fügte er hinzu, auf Olga weisend. Sie errötete rasch und schlug die Augen nieder. Radilow schwieg eine Weile und brachte das Gespräch auf andere Dinge. Die Alte sprach während der ganzen Mahlzeit kein einziges Wort; sie aß selbst nichts und bot auch mir nichts an. Ihre Gesichtszüge atmeten eine gewisse furchtsame und hoffnungslose Erwartung, jene Alterstrauer, die das Herz des Beobachters so schmerzvoll zusammenpreßt. Gegen Ende der Mahlzeit begann Fjodor Michejitsch ein Loblied auf die Gastgeber und auf den Gast zu singen, aber Radilow sah mich an und bat ihn zu schweigen; der Alte fuhr sich mit der Hand über die Lippen, zwinkerte mit den Augen, verbeugte sich und setzte sich wieder, jetzt aber auf den äußersten Rand des Stuhles. Nach dem Essen begab ich mich mit Radilow in sein Kabinett.

Menschen, die dauernd und stark von einem Gedanken oder von einer Leidenschaft in Anspruch genommen sind, haben alle etwas Gemeinsames, eine eigentümliche äußere Ähnlichkeit im Benehmen, wie verschieden sonst ihre Eigenschaften, Fähigkeiten, ihre Stellung in der Welt und ihre Erziehung auch sein mögen. Je länger ich Radilow beobachtete, um so mehr gewann ich den Eindruck, daß er gerade zu solchen Menschen gehöre. Er sprach von der Landwirtschaft, von der Ernte, vom Heuschlag, vom Krieg, vom Klatsch des Landkreises und von den bevorstehenden Wahlen; er sprach ungezwungen, sogar mit Teilnahme, seufzte aber oft plötzlich auf und ließ sich in seinen Sessel sinken wie ein von schwerer Arbeit ermüdeter Mensch, wobei er sich mit der Hand übers Gesicht fuhr. Seine warme und gute Seele schien ganz von einem Gedanken durchdrungen und erfüllt zu sein. Mich wunderte, daß ich bei ihm keinerlei Leidenschaft entdecken konnte, weder fürs Essen noch fürs Trinken, weder für die Jagd noch für die Kursker Nachtigallen, noch für die an der Fallsucht leidenden Tauben, noch für die russische Literatur, noch für Paßgänger, noch für ungarische Joppen, noch für Karten- oder Billardspiel, noch für Tanzabende, noch für Fahrten in

die Gouvernements- und Residenzstädte, noch für Papier- und Zuckerfabriken, noch für buntbemalte Gartenpavillons, noch für Tee, noch für die sich beinahe unnatürlich biegenden Troikapferde, noch für die dicken Kutscher, die ihre Gürtel fast unter den Achseln trugen, für die großartigen Kutscher, bei, denen, Gott weiß warum, die Augen sich bei jeder Bewegung des Halses verdrehen und heraustreten . . . Was ist denn das für ein Gutsbesitzer!, dachte ich mir. Indessen spielte er durchaus nicht einen düsteren und mit seinem Schicksal unzufriedenen Menschen; im Gegenteil, sein ganzes Wesen atmete ein wahlloses Wohlwollen, Leutseligkeit und eine fast beleidigende Neigung, sich jedem Menschen, der ihm in den Weg kam, anzubiedern. Allerdings hatte man zu gleicher Zeit das Gefühl, daß er gar nicht imstande sei, sich jemandem in wahrer Freundschaft anzuschließen, und das nicht etwa, weil er keiner Menschen bedurfte, sondern weil sein ganzes Leben für eine Zeitlang nach innen gekehrt war. Wenn ich Radilow genauer betrachtete, konnte ich ihn mir unmöglich glücklich denken, weder jetzt noch überhaupt einmal. Schön war er auch nicht; aber in seinem Blick, in seinem Lächeln, in seinem ganzen Wesen war etwas außerordentlich Anziehendes verborgen, im buchstäblichen Sinn: verborgen. Man hatte unwillkürlich den Wunsch, ihn näher kennenzulernen, ihn liebzugewinnen. Allerdings kehrte er zuweilen doch den Gutsbesitzer und Steppenbewohner heraus; aber er war dennoch ein prächtiger Mensch.

Wir waren eben in ein Gespräch über den neuen Kreis-Adelsmarschall gekommen, als plötzlich hinter der Tür Olgas Stimme erklang: »Der Tee ist aufgetragen.«

Wir gingen ins Gastzimmer. Fjodor Michejitsch saß wie früher in seinem Winkelchen zwischen dem Fenster und der Tür, die Beine bescheiden eingezogen. Radilows Mutter strickte einen Strumpf. Durch die offenen Fenster zogen aus dem Garten herbstliche Frische und der Duft von Äpfeln herein. Olga schenkte geschäftig den Tee ein. Ich betrachtete sie jetzt aufmerksamer als beim Mittagessen. Sie sprach überhaupt sehr wenig, wie alle Provinzmädchen, aber man merkte an ihr wenigstens nicht das Bestreben, unbedingt etwas Gutes zu sagen, das sich gewöhnlich mit einem qualvollen Gefühl innerer Leere und Ohnmacht paart; sie seufzte nicht wie im Überschwang unaussprechlicher Empfindungen, rollte nicht die Augen, lächelte

nicht träumerisch und rätselhaft. Sie blickte ruhig und gleichgültig wie ein Mensch, der von einem großen Glück oder einer großen Erregung ausruht. Ihr Gang und ihre Bewegungen waren energisch und frei. Sie gefiel mir sehr gut.

Ich kam mit Radilow wieder ins Gespräch. Ich weiß nicht mehr, wie wir auf die bekannte Bemerkung kamen, daß oft die unbedeutendsten Dinge auf den Menschen einen größeren Eindruck machen als die wichtigsten.

»Ja«, sagte Radilow, »das habe ich an mir selbst erfahren. Sie wissen, ich war verheiratet. Nicht lange . . . drei Jahre; meine Frau starb an einer Geburt. Ich glaubte, ich würde sie nicht überleben; ich war furchtbar betrübt, wie erschlagen, konnte aber nicht weinen, ich ging immer wie betäubt umher. Man hatte sie, wie es sich gehört, eingekleidet und auf den Tisch gelegt, hier in diesem selben Zimmer. Es kam der Geistliche; es kamen auch die Küster, sie fingen an zu singen, zu beten und zu räuchern; ich verneigte mich vor dem Sarg bis zur Erde, und doch kam mir keine einzige Träne. Mein Herz war wie versteinert, auch der Kopf, ich war ganz schwer geworden. So verging der erste Tag. Werden Sie es mir glauben? Nachts schlief ich sogar ein. Am anderen Morgen ging ich zu meiner Frau ins Zimmer – es war im Sommer, die Sonne beleuchtete sie vom Kopf bis zu den Füßen so furchtbar hell. Plötzlich sah ich . . .«

Radilow fuhr hier unwillkürlich zusammen.

»Was glauben Sie? Eines ihrer Augen war nicht ganz geschlossen, und auf diesem Auge ging eine Fliege auf und ab . . . Ich fiel hin wie eine Garbe, und als ich zu mir kam, fing ich zu weinen an, ich weinte, weinte und konnte gar nicht aufhören . . .«

Radilow verstummte. Ich sah ihn an und dann Olga . . . Niemals vergesse ich ihren Gesichtsausdruck. Die Alte hatte den Strickstrumpf auf den Schoß gelegt, aus dem Strickbeutel ein Taschentuch geholt und wischte sich verstohlen die Augen. Fjodor Michejitsch stand plötzlich auf, ergriff seine Geige und stimmte mit heiserer, wilder Stimme ein Lied an. Er wollte uns offenbar zerstreuen; wir fuhren aber alle beim ersten Ton zusammen, und Radilow bat ihn aufzuhören.

»Übrigens«, fuhr er fort, »was geschehen, ist geschehen; das Vergangene läßt sich nicht mehr umkehren, und schließlich . . . alles

ist in dieser Welt doch zum Besten, wie es, wenn ich nicht irre, Voltaire gesagt hat«, fügte er schnell hinzu.

»Ja«, entgegnete ich, »gewiß. Außerdem kann man jedes Unglück ertragen, und es gibt keine so schlimme Lage, aus der man sich nicht befreien könnte.«

»Glauben Sie?« bemerkte Radilow. »Nun, vielleicht haben Sie recht. Ich erinnere mich noch, wie ich in der Türkei halbtot im Hospital lag: Ich hatte das Faulfieber. Nun, die Einrichtung war nicht schön, natürlich, es war ja Krieg – man mußte auch so Gott danken! Plötzlich bringt man uns noch mehr Kranke – wo soll man die hinlegen? Der Arzt läuft hin und her – es ist kein Platz da. So geht er auf mich zu und fragt den Feldscher: ›Lebt er?‹ Jener antwortete: ›Am Morgen lebte er noch.‹ Der Arzt beugte sich über mich und hörte, daß ich noch atmete. Der gute Mann konnte sich nicht beherrschen. ›Ist die Natur aber dumm!« sagte er. ›Der Mensch wird doch sterben, wird unbedingt sterben, aber er zieht es noch in die Länge und pfeift auf dem letzten Loch, nimmt nur den anderen den Platz weg.‹ – Schlecht steht es mit dir, Michailo Michailowitsch, denke ich mir. . . . Und doch bin ich genesen und lebe noch heute, wie Sie zu sehen belieben. Folglich haben Sie recht.«

»Ich habe in jedem Fall recht«, entgegnete ich: »Wären Sie sogar gestorben, so wären Sie immerhin aus Ihrer schlimmen Lage befreit.«

»Natürlich, natürlich«, fügte er hinzu und schlug heftig mit der Hand auf den Tisch. »Es kostet nur den Entschluß. . . . Was hat man von seiner elenden Lage . . .? Warum soll man zögern, die Sache in die Länge ziehen . . .

Olga erhob sich rasch und ging in den Garten.

»Nun, Fedja, ein Tanzlied!« rief Radilow.

Fedja sprang auf, ging einmal durchs Zimmer mit jenem gezierten, besonderen Gang, wie die bekannte ›Ziege‹ neben dem Tanzbären einhergeht, und fing zu singen an: »Vor dem Tor, vor unserm Tor . . .«

Draußen vor der Treppe rasselte ein Jagdwagen, und nach einigen Augenblicken trat ein großgewachsener, breitschultriger und korpulenter Greis, der Einhöfer Owsjanikow, ins Zimmer . . . Owsjanikow ist aber eine so bemerkenswerte und originelle Person, daß wir mit Erlaubnis des Lesers von ihm in einem anderen Abschnitt sprechen wollen. Jetzt will ich von mir aus nur noch hinzufügen, daß

ich mich am nächsten Tag in aller Frühe mit Jermolai auf die Jagd begab und von der Jagd nach Hause zurückkehrte; daß ich nach acht Tagen wieder Radilow aufsuchte, aber weder ihn noch Olga zu Hause antraf, und daß ich nach zwei Wochen erfuhr, er sei plötzlich verschwunden, habe seine Mutter verlassen und sei mit seiner Schwägerin irgendwohin weggereist. Das ganze Gouvernement geriet in Aufregung und sprach nur noch von diesem Ereignis, und nun begriff ich erst den Ausdruck in Olgas Gesicht während der Erzählung Radilows. Es hatte damals nicht nur Mitleid gezeigt, sondern war auch in Eifersucht erglüht.

Vor meiner Abreise in die Stadt besuchte ich die alte Mutter Radilows. Ich fand sie im Gastzimmer sitzend; sie spielte mit Fjodor Michejitsch Schafskopf.

»Haben Sie Nachrichten von Ihrem Sohn?« fragte ich sie schließlich.

Die Alte brach in Tränen aus. Ich fragte sie nicht mehr nach Radilow.

Der Einhöfer Owsjanikow

Geneigter Leser, stellt euch einen vollen, hochgewachsenen, etwa siebzigjährigen Mann vor mit einem Gesicht, das einige Ähnlichkeit mit dem Gesicht Krylows hat, einem hellen und klugen Blick unter überhängenden Brauen, einer wichtigen Haltung; einer gemessenen Redeweise und langsamen Bewegungen: Da habt ihr den Owsjanikow. Er trug einen weiten blauen Rock mit langen Ärmeln, bis oben zugeknöpft, ein lila Seidentuch um den Hals und blankgeputzte Stiefel mit Troddeln; er sah überhaupt eher wie ein wohlhabender Kaufmann aus. Er hatte schöne, weiche und weiße Hände und pflegte beim Sprechen oft an die Knöpfe seines Rockes zu greifen. Owsjanikow erinnerte mich durch sein wichtiges Wesen und seine Unbeweglichkeit, seinen scharfen Verstand und seine Faulheit, seine Offenherzigkeit und seine Hartnäckigkeit an die russischen Bojaren der vorpetrinischen Zeit . . . Die Bojarentracht würde ihm sehr gut stehen. Er war einer der letzten Männer der alten Zeit. Alle Nachbarn achteten ihn hoch und hielten es für eine Ehre, mit ihm zu verkehren. Seine Standesgenossen, die anderen Einhöfer, beteten ihn beinahe an, zogen die Mützen schon, wenn sie ihn aus der Ferne sahen, und waren stolz auf ihn. Im allgemeinen ist es bei uns auch heute noch schwer, einen Einhöfer von einem Bauern zu unterscheiden: Seine Wirtschaft sieht beinahe noch schlechter aus als eine Bauerwirtschaft; seine Kälber kommen gar nicht aus dem Buchweizenfeld heraus, die Pferde sind kaum noch lebendig, das Pferdegeschirr besteht aus Stricken. Owsjanikow bildete eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel, obwohl er nicht als reich galt. Er lebte mit seiner Frau allein in einem gemütlichen, sauberen Häuschen, hielt sich nur wenige Dienstboten, kleidete sie alle russisch und nannte sie Knechte. Sie pflügten ihm auch sein Land. Er gab sich nicht für einen Edelmann aus, spielte nicht den Gutsbesitzer, vergaß sich nie, setzte sich niemals auf die erste Aufforderung hin und stand beim Erscheinen eines jeden neuen Gastes unbedingt auf, aber mit solcher Würde, mit einer solchen majestätischen Leutseligkeit, daß der Gast sich vor ihm unwillkürlich tief verbeugte. Owsjanikow beobachtete die alten Sitten nicht aus Aberglauben (er hatte eine ziemlich freie Gesinnung), sondern aus Gewohnheit. Er liebte z. B.

keine Federequipagen, die er unbequem fand, und fuhr entweder in einer Jagddroschke oder in einem hübschen kleinen Wägelchen mit einem Lederkissen und lenkte selbst seinen guten braunen Traber. (Er hielt sich nur braune Pferde.) Der Kutscher, ein junger Bursche mit roten Backen, mit rundgeschnittenem Haar, saß in einem blauen Mantel und einer niederen Lammfellmütze, mit einem Riemen umgürtet, respektvoll an seiner Seite. Owsjanikow schlief immer nach dem Essen, ging des Sonnabends ins Dampfbad, las ausschließlich Bücher geistlichen Inhalts (wobei er sich mit großer Würde eine runde silberne Brille auf die Nase setzte), ging früh zu Bett und stand früh auf. Seinen Bart rasierte er sich jedoch und trug das Haar nach deutscher Mode. Seine Gäste empfing er überaus freundlich und herzlich, verbeugte sich aber nicht allzu tief vor ihnen, zeigte keine übertriebene Geschäftigkeit und traktierte sie nicht mit allerlei Gedörrtem und Eingesalzenem. »Frau!« pflegte er langsam, ohne von seinem Platz aufzustehen und den Kopf leicht zu ihr wendend, zu sagen. »Bring doch den Herren etwas Leckeres.« Er hielt es für Sünde, Korn, die Gabe Gottes, zu verkaufen, und verschenkte im Jahre 1840 bei der großen Hungersnot und Teuerung seinen ganzen Vorrat an die benachbarten Gutsbesitzer und Bauern; im nächsten Jahr zahlten sie ihm diese Schuld mit Dank in natura zurück. An Owsjanikow wandten sich oft die Nachbarn mit der Bitte, ihre Streitigkeiten zu schlichten, sie miteinander zu versöhnen; sie fügten sich fast immer seinem Urteilsspruch und folgten seinem Rat. Viele Grenzstreitigkeiten waren dank ihm endgültig erledigt . . . Aber nach zwei oder drei Zusammenstößen mit Gutsbesitzerinnen erklärte er, daß er sich weigere, je wieder eine Vermittlung zwischen Personen weiblichen Geschlechts zu übernehmen. Er konnte keinerlei Eile, Hast, Weibergeschwätz und Getue ertragen. Einmal brach in seinem Haus Feuer aus. Der Knecht lief zu ihm atemlos herein und schrie: »Es brennt! Es brennt!«

»Aber warum schreist du so?« entgegnete Owsjanikow ruhig: »Gib mir mal meine Mütze und meinen Stock.«

Er liebte es, selbst seine Pferde einzufahren. Einmal sauste ein hitziger BitjukBitjuks nennt man eine eigene Pferderasse, die im Woronesher Gouvernement, in der Nähe des bekannten ›Chrjenowschen‹ Gestüts, gezüchtet wird. (Anmerkung Turgenjews) einen Berg hinunter, auf einen Graben zu. »Hör doch auf, hör doch

auf, du dummes Füllen, du schlägst dich noch tot!« sagte Owsjanikow gutmütig zu ihm; einen Augenblick später flog er mit dem Jagdwagen, mit dem Jungen, der rückwärts saß, und mit dem Pferd in den Graben. Zum Glück lag auf dem Grund des Grabens ein Sandhaufen. Niemand nahm Schaden, nur der Bitjuk verrenkte sich ein Bein. »Nun siehst du es«, fuhr Owsjanikow mit ruhiger Stimme fort, vom Boden aufstehend, »ich habe es dir doch gesagt!«

Auch eine Frau hatte er sich gewählt, die zu ihm paßte. Tatjana Iljinitschna Owsjanikowa war eine großgewachsene, ernste und schweigsame Frau und trug immer ein braunseidenes Kopftuch. Es ging von ihr eine Kälte aus, obwohl sich niemand über ihre Strenge beklagen durfte; im Gegenteil: Viele arme Leute nannten sie ihre Mutter und Wohltäterin. Die regelmäßigen Gesichtszüge, die großen dunklen Augen und die feinen Lippen zeugten auch jetzt noch von ihrer einst berühmten Schönheit. Kinder hatte Owsjanikow nicht.

Ich lernte ihn, wie es der Leser schon weiß, bei Radilow kennen und fuhr schon zwei Tage später zu ihm. Ich traf ihn zu Hause. Er saß in einem großen Ledersessel und las in der Heiligenlegende. Eine graue Katze schnurrte auf seiner Schulter. Er empfing mich nach seiner Gewohnheit freundlich und mit Würde. Wir kamen ins Gespräch.

»Luka Petrowitsch, sagen Sie mir doch die Wahrheit«, fragte ich unter anderem. »Früher, zu Ihrer Zeit, war es doch besser?«

»Manches war wirklich besser, das muß ich Ihnen schon sagen«, entgegnete Owsjanikow, »das Leben war ruhiger, man war zufriedener, das stimmt . . . Jetzt ist es aber doch besser, und Ihre Kinder werden es noch besser haben, so Gott will.«

»Ich hätte aber erwartet, Luka Petrowitsch, daß Sie mir die alte Zeit loben würden.«

»Nein, ich habe keinen besonderen Grund, die alte Zeit zu loben. Sie sind z. B. ein Gutsbesitzer, der gleiche Gutsbesitzer wie Ihr seliger Großvater, aber Sie haben nicht mehr die Gewalt, die jener gehabt hat! Auch sind Sie ein ganz anderer Mensch. Allerdings werden wir jetzt auch von anderen Herren unterdrückt; anders geht es wohl nicht. Es wird aber schon einmal alles in Ordnung kommen. Nein, jetzt bekomme ich nicht mehr die Dinge zu sehen, an denen ich mich in meiner Jugend satt gesehen habe.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Nehmen wir wiederum Ihren Großvater. Das war ein großmächtiger Herr, unsereins hatte von ihm viel zu leiden. Sie kennen vielleicht – wie sollten Sie Ihr Land nicht kennen? – den Keil, der von Tscheplygino nach Malinino geht . . .? Sie haben darauf Hafer angebaut . . . Dieses Stück gehört ja Ihnen, gehört ganz Ihnen. Ihr Großvater hat es aber uns weggenommen; er kam geritten, zeigte mit der Hand, sagte: ›Das ist mein Besitz!‹ und eignete sich das Stück an. Mein verstorbener Vater, Gott hab' ihn selig, war ein gerechter und hitziger Mensch, der wollte es nicht dulden – wer hat auch Lust, sein Eigentum zu verlieren? – und reichte eine Klage bei Gericht ein. Nur er allein tat es, die anderen gingen nicht zu Gericht, sie fürchteten sich. So wurde Ihrem Großvater gemeldet, daß Pjotr Owsjanikow wegen des weggenommenen Stückes Land eine Klage gegen ihn eingereicht habe . . . Ihr Großvater schickte zu uns sofort seinen Oberjäger Bausch mit einem Kommando: Sie nahmen meinen Vater und führten ihn auf Ihr Erbgut. Ich war damals noch ein kleiner Junge und lief ihnen barfuß nach. Und was geschah . . .? Man führte ihn vor Ihr Haus und züchtigte ihn vor den Fenstern mit Ruten. Ihr Großvater stand auf dem Balkon und sah zu; die Großmutter saß am Fenster und sah ebenfalls zu. Mein Vater schrie: ›Mütterchen, Marja Wassiljewna, nehmen Sie sich meiner an, erbarmen Sie sich meiner!‹ Sie aber beugte sich zum Fenster hinaus und sah zu. So nahm er meinem Vater das Wort ab, daß er sich von seinem Besitz lossage, und er mußte sich bei Ihrem Großvater noch bedanken, daß er ihn lebendig laufen ließ. So blieb das Stück Land Ihnen. Gehen Sie mal hin und fragen Sie Ihre Bauern, wie das Stück Land heißt. Es heißt Prügelfeld, weil es mit Prügeln weggenommen wurde. Also dürfen wir kleinen Leute die alte Zeit nicht beweinen.«

Ich wußte nicht, was ich Owsjanikow antworten sollte, und wagte ihm nicht ins Gesicht zu schauen.

»Um die gleiche Zeit hatten wir auch noch einen anderen Nachbarn, Stepan Niktopolionytsch Komow. Der hatte meinen Vater fast zu Tode gequält, wenn auch auf eine andere Manier. Er war ein Trunkenbold und liebte Trinkgelage zu veranstalten. Wenn er mal getrunken hat, so sagt er auf französisch: ›C'est bon‹, leckt sich die Lippen und fängt zu fluchen an, daß man alle Heiligen hinaustragen könnte. Und er schickt Einladungen zu allen Nachbarn. Die Troikas stehen bei ihm schon fertig; und wenn man nicht hinfährt, so kommt

er zu einem gleich selbst ins Haus . . . War ein so merkwürdiger Mensch! Im nüchternen Zustand log er niemals, wenn er aber betrunken war, so pflegte er zu erzählen, daß er in Petersburg auf der Fontanka drei Häuser habe: ein rotes mit einem Schornstein, ein gelbes mit zwei Schornsteinen und ein blaues ganz ohne Schornsteine; auch habe er drei Söhne (dabei war er niemals verheiratet gewesen): Der eine sei bei der Infanterie, der andere bei der Kavallerie und der dritte sei ganz für sich . . . Und er sagte, daß in jedem seiner Häuser ein Sohn von ihm wohne; den ältesten besuchten lauter Admirale, den zweiten lauter Generale und den dritten lauter Engländer! So erhebt er sich von seinem Platz und ruft: ›Auf das Wohl meines ältesten Sohnes, der ist der respektvollste!‹ und bricht in Tränen aus. Und wenn jemand sich weigert zu trinken, so gibt's ein Unglück. ›Ich werde dich totschießen!‹ sagt er: ›Und werde nicht erlauben, dich zu beerdigen . . .!‹ Oder er springt auf und schreit: ›Tanz, du Volk Gottes, zu deinem Vergnügen und mir zum Trost!‹ Und dann muß man tanzen; wenn man daran auch stirbt, muß man tanzen. Seine leibeigenen Mädeln hatte er fast zu Tode gequält. Oft mußten sie die ganze Nacht bis zum Morgen im Chor singen, und die die höchsten Töne singen konnte, bekam eine Belohnung. Wenn sie aber müde wurden, legte er den Kopf in die Hände und fing zu jammern an: ›Ach, ich armes Waisenkind! Alle haben mich verlassen!‹ Die Stallburschen mußten die Mädchen sofort durch Schläge ermuntern. Mußte ihm gerade mein Vater gefallen: Was kann man da machen? Er hätte meinen Vater beinahe ins Grab gebracht, hätte es wirklich getan, aber der starb Gott Sei Dank von selbst: fiel einmal betrunken vom Taubenschlag herunter . . . Ja, solche Nachbarn haben wir damals gehabt!«

»Wie sich die Zeiten doch verändert haben!« bemerkte ich.

»Ja, ja«, bestätigte Owsjanikow. »Aber das muß man schon sagen: In alten Zeiten lebten die Edelleute viel prachtvoller. Von den Magnaten spreche ich schon gar nicht: In Moskau habe ich von ihnen genug gesehen. Man sagt, die seien jetzt auch dort ausgestorben.«

»Sind Sie in Moskau gewesen?«

»Ja, vor langer, sehr langer Zeit. Ich stehe jetzt im dreiundsiebzigsten Jahr, und nach Moskau kam ich, als ich im sechzehnten war.«

Owsjanikow seufzte auf.

»Wen haben Sie dort gesehen?«

»Viele Magnaten habe ich gesehen, und jeder hat sie gesehen; sie führten ein offenes Haus und lebten in Pracht und zum Erstaunen aller. Nur die Pracht des verstorbenen Grafen Alexej Grigorjewitsch Orlow-TschesmenskijGraf Orlow (1734-83), Geliebter Katharinas, wahrscheinlich Mörder ihres Gatten, Peters III., wurde später von Potemkin verdrängt. (Anm. d. Ü.) erreichte niemand. Ich sah ihn aber oft: Mein Onkel diente bei ihm als Haushofmeister. Der Graf geruhte auf der Schabolowka am Kaluga-Tor zu wohnen. Das war ein Magnat! Diese Würde, diese freundliche Leutseligkeit kann man sich gar nicht vorstellen, kann sie auch nicht schildern. Schon sein Wuchs allein, seine Kraft, sein Blick! Solange du ihn nicht kennst und bei ihm noch nicht warst, fürchtest du dich und hast eine Scheu vor ihm; trittst du aber bei ihm ein, so ist es dir, als wärme dich die Sonne, und du wirst auf einmal lustig. Jeden Menschen ließ er vor und war von allem Liebhaber. Beim Pferderennen lenkte er selbst und fuhr mit jedem um die Wette; niemals überholte er einen gleich zu Anfang, kränkte niemand auf diese Weise; wenn er einen überholte, so tat er es erst dicht vor dem Ziel; dabei war er so freundlich, er tröstete seinen Gegner und lobte sein Pferd. Tauben hielt er sich von der ersten Sorte. Manchmal kommt er in den Hof hinunter, setzt sich in den Sessel und gibt den Befehl, die Tauben auffliegen zu lassen; auf den Dächern ringsum stehen aber Leute mit Gewehren gegen die Habichte. Zu Füßen des Grafen steht ein silbernes Becken mit Wasser, und er schaut auf die Spiegelung seiner Täubchen im Wasser. Die Armen und Bettler lebten zu Hunderten von seinem Brot . . . Und wieviel Geld hat er ausgeteilt! Wenn er aber zornig wird, so ist es, als dröhnte der Donner. Man zittert vor Angst, kann sich aber hinterher nicht beklagen: Eh man sich's versieht, lächelt er schon wieder! Wenn er ein Gastmahl gibt, so ist ganz Moskau betrunken . . .! Und dabei war er so klug! Er war es ja, der den Türken schlug. Er liebte auch zu ringen; man brachte zu ihm starke Männer aus Tula, aus Charkow, aus Tambow, von überallher. Wenn er wen besiegt, so belohnt er ihn; und wenn ihn der andere besiegt, so überschüttet er ihn förmlich mit Geschenken und küßt ihn auf den Mund. Als ich in Moskau war, veranstaltete er ein Hunderennen, wie man es in Rußland noch nicht gesehen hatte: Alle Hundeliebhaber aus dem ganzen Reiche lud er zu sich ein; er bestimmte den Tag und gab ihnen drei Monate Zeit. So

kamen sie zusammen. Sie brachten eine Menge Hunde und Leibjäger mit, wie ein ganzes Heer sah es aus! Zuerst zechten sie, wie es sich gehört, und zogen dann vor die Stadt. Eine Unmenge von Leuten versammelte sich da . . .! Und was glauben Sie . . .? Eine Hündin Ihres Großvaters besiegte alle anderen.«

»War es nicht die Milowidka?« fragte ich.

»Ja, die Milowidka, die Milowidka . . . Der Graf fing an, ihn zu bitten: ›Verkauf mir deinen Hund, ich zahle dir, was du willst.‹ – ›Nein, Graf‹, sagte jener, ›ich bin kein Händler: Ich werde auch den unnützesten Lappen nicht verkaufen; um meinen Respekt zu bezeugen, bin ich bereit, meine Frau abzutreten, nur nicht die Milowidka . . . Eher würde ich mich selbst in Knechtschaft begeben.‹ Alexej Grigorjewitsch lobte ihn dafür und sagte: ›Das gefällt mir!‹ Ihr Großvater brachte dann die Hündin in seiner Equipage nach Hause; und als die Milowidka einging, ließ er sie im Garten mit Musik begraben und setzte der Hündin einen Stein mit einer Inschrift.«

»Alexej Grigorjewitsch tat also doch niemand was zuleide«, bemerkte ich.

»Es ist ja immer so: Nur wer selbst im seichten Wasser schwimmt, der greift die anderen an.«

»Und was für ein Mensch war dieser Bausch?« fragte ich nach einigem Schweigen.

»Wie kommt es, daß Sie von der Milowidka gehört haben und von Bausch nichts . . .? Es war der Jägermeister und Oberaufseher der Hunde Ihres Großvaters. Er war ein ganz toller Kerl, und was ihm Ihr Großvater auch befahl, führte er sofort aus, und wenn es auch aufs Messer gehen sollte . . . Wenn er die Hunde hetzte, so widerhallte es im ganzen Wald. Manchmal wurde er trotzig, stieg vom Pferd und legte sich auf die Erde . . . Sobald die Hunde seine Stimme nicht mehr hörten, so war es aus! Sie verließen die frischeste Spur und waren um nichts in der Welt weiterzubringen. Da geriet Ihr Großvater in Zorn: »Ich will nicht leben bleiben, wenn ich diesen Taugenichts nicht aufhänge! Ich will diesem Antichrist das Fell über die Ohren ziehen! Ich will diesem Mörder die Fersen durch die Gurgel ziehen!‹ Und die Sache endete damit, daß er zu ihm schickte und fragen ließ, warum er die Hunde nicht mehr antreibe? Bausch verlangte in solchen Fällen gewöhnlich Branntwein; er trank, stand auf und schrie wieder durch den Wald.«

»Sie lieben wohl sehr die Jagd, Luka Petrowitsch?«

»Ich liebte sie wohl . . . aber jetzt nicht mehr. Jetzt ist meine Zeit vorbei – aber in meinen jungen Jahren . . . Wissen Sie, es geht auch nicht gut meines Standes wegen. Mit den Edelleuten darf sich unsereins nicht messen. Es kommt zwar vor, daß ein Trinker und Taugenichts aus unserem Stand sich den Herren anbiedert . . . aber was hat er davon? Er tut sich nur Schande an. Man gibt ihm ein schlechtes Pferd, das jeden Augenblick stolpert; jeden Augenblick wirft man ihm die Mütze vom Kopf; man haut mit der Peitsche, als wollte man das Pferd treffen, und trifft ihn; er muß aber immer lachen und auch die anderen lachen machen. Nein, das muß ich sagen: Je niedriger der Stand, um so strenger muß man sich halten, sonst beschmutzt man nur seine Ehre.

Ja«, fuhr Owsjanikow mit einem Seufzer fort, »viel Wasser ist ins Meer geflossen, seitdem ich auf der Welt lebe. Es sind andere Zeiten angebrochen. Besonders bei dem Adel sehe ich große Veränderungen. Die Kleinbegüterten sind fast alle im Staatsdienst gewesen oder sitzen nicht auf einem Ort; die Großbegüterten kann man überhaupt nicht wiedererkennen. Bei Schlichtung von Grenzstreitigkeiten habe ich genug von diesen Großbegüterten gesehen. Und ich muß Ihnen sagen, das Herz freut sich einem im Leibe, wenn man sie ansieht: Sie sind leutselig und höflich. Aber eines erscheint mir erstaunlich: Alle Wissenschaften haben sie studiert, sie sprechen so vernünftig, daß man Andacht empfindet, aber von wirklichen Geschäften verstehen sie nichts, sogar für ihre eigenen Vorteile haben sie kein Verständnis; ihr eigener leibeigener Verwalter biegt sie, wohin er will. Sie kennen vielleicht den Alexander Wladimirowitsch Koroljow: Ist doch ein richtiger Edelmann? Ist ein hübscher Kerl, reich, hat auf der Universität studiert, ist, glaube ich, auch im Ausland gewesen, spricht schön, fließend, bescheiden, drückt jedem die Hand. Kennen Sie ihn? Also hören Sie einmal. In der vorigen Woche kamen wir auf Einladung des Vermittlungsrichters Nikifor Iljitsch in Berjosowka zusammen. Und der Vermittlungsrichter Nikifor Iljitsch sagt zu uns: ›Meine Herren, man muß doch endlich die Grenzen ziehen, es ist eine Schande, unser Bezirk ist hinter den anderen zurückgeblieben; machen wir uns ans Werk.‹ Und so machten wir uns ans Werk. Es begannen Gespräche, Streitigkeiten, wie es immer so geht; unser Bevollmächtigter fing an, Schwierigkeiten zu machen. Aber den

ersten Krach machte Porfirij Owtschwinnikow . . . Warum macht bloß der Mann einen solchen Krach . . .? Er selbst besitzt keinen Zoll Erde; er handelt nur im Auftrag seines Bruders. Er schreit: ›Nein! Mich werdet ihr nicht anführen! Ihr seid an den Unrechten geraten! Die Pläne her! Gebt mir den Feldmesser, diesen Christusverkäufer her!‹ – ›Aber was fordern Sie eigentlich?‹ – ›Ihr glaubt wohl, einen Narren gefunden zu haben? Ihr glaubt wohl, ich werde euch gleich meine Forderung herzeigen . . .? Nein, gebt erst die Pläne her, das fordere ich!‹ Und dabei schlägt er mit der Hand auf die Pläne. Die Marfa Dmitrijewna hat er bis aufs Blut beleidigt. Jene schreit: ›Wie unterstehen Sie sich, meinen Ruf anzutasten?‹ – ›Ihren Ruf‹, sagt er ihr, ›wünsche ich meiner braunen Stute nicht.‹ Mit Mühe brachte man ihn durch Madeira zur Vernunft. Kaum hatte man ihn beruhigt, so fingen die anderen an, Krach zu machen. Alexander Wladimirowitsch Koroljow sitzt im Winkel, kaut an dem Knopf seines Stockes und schüttelt nur den Kopf. Ich schämte mich so, daß ich am liebsten davongelaufen wäre. Was wird sich wohl dieser Mensch von uns denken? Da sehe ich: Mein Alexander Wladimirowitsch richtet sich auf und tut so, als ob er sprechen wollte. Der Vermittlungsrichter ist ganz aufgeregt und sagt: ›Meine Herren, meine Herren, Alexander Wladimirowitsch will sprechen!‹ Das muß man den Edelleuten lassen: Alle wurden sofort still. So fing Alexander Wladimirowitsch zu sprechen an und sagte: ›Wir haben wohl vergessen, wozu wir uns versammelt haben. Die Feldvermessung ist zwar für die Gutsbesitzer vorteilhaft, aber wozu hat man sie eigentlich eingeführt? Doch nur, damit es der Bauer leichter habe, damit er bequemer arbeiten und seinen Pflichten besser nachkommen könne; jetzt kennt er aber selbst seinen Besitz nicht und fährt oft fünf Werst weit, um zu pflügen – und das kann man ihm gar nicht zum Vorwurf machen.‹ Dann sagte Alexander Wladimirowitsch, es wäre eine Sünde, wenn der Gutsbesitzer sich nicht um den Wohlstand seiner Bauern kümmere, und daß, wenn man es ordentlich betrachte, ihre Vorteile auch die unsrigen seien: Wenn sie es gut hätten, so hätten wir es auch gut, und wenn sie es schlimm hätten, so hätten wir es auch schlimm . . . daher sei es sündhaft und unvernünftig, sich wegen Bagatellen zu streiten . . . Und er redete und redete . . . aber so, daß es einen zu Tränen rührte. Die Edelleute ließen alle die Nasen hängen; mir selbst kamen beinahe die Tränen. Mein Ehrenwort, selbst in alten Büchern findet

man solche Reden nicht . . . Und womit das endete? Er selbst wollte vier Desjatinen moosiges Moorland weder abtreten noch verkaufen. Er sagte: ›Ich will den Sumpf mit meinen eigenen Leuten trockenlegen und eine Tuchfabrik mit allerlei Verbesserungen darauf gründen. Ich habe‹, sagte er, ›schon den Platz gewählt, ich habe meine eigenen Erwägungen.‹ . . . Wenn das wenigstens wahr gewesen wäre, aber die Sache war einfach die, daß der Nachbar Alexander Wladimirowitschs, Anton Karassikow, zu geizig war, dem Koroljowschen Verwalter hundert Rubel in Assignaten zu schenken. So gingen wir auseinander, ohne die Sache erledigt zu haben. Aber Alexander Wladimirowitsch glaubt auch heute noch, im Recht zu sein, und redet immer von seiner Tuchfabrik; doch mit der Trockenlegung des Sumpfes fängt er gar nicht an.«

»Wie verwaltet er denn sein Gut?«

»Er führt lauter Neuerungen ein. Die Bauern sind mit ihm nicht zufrieden, aber auf sie soll man nicht hören. Alexander Wladimirowitsch tut recht.«

»Wie ist es nun, Luka Petrowitsch? Ich glaubte, Sie seien mehr für die alte Zeit?«

»Ich bin doch etwas ganz anderes. Ich bin weder Edelmann noch Gutsbesitzer. Was bedeutet meine ganze Wirtschaft . . .? Ich verstehe es auch nicht anders. Ich bemühe mich nur, nach Recht und Gesetz zu handeln, und danke dafür Gott! Die jüngeren Herren lieben die alte Ordnung nicht: Ich lobe sie . . . Es ist Zeit, zur Vernunft zu kommen. Aber leider klügeln die jungen Herren zuviel. Sie behandeln den Bauern wie eine Puppe: Sie wenden ihn hin und her, zerbrechen ihn und werfen ihn dann fort. Aber der leibeigene Verwalter oder der deutsche Gutsinspektor bekommt den Bauer wieder in seine Klauen. Wenn doch wenigstens einer von den jungen Herren mit dem Beispiel voranginge, wie man handeln solle . . .! Womit wird das alles enden? Werde ich denn wirklich sterben, ohne die neue Ordnung erlebt zu haben . . .? Wie ist das zu erklären: Das Alte ist ausgestorben, und das Neue will nicht kommen.«

Ich wußte nicht, was ich Owsjanikow antworten sollte. Er sah sich um rückte näher zu mir und fuhr leise fort: »Haben Sie schon von Wassilij Nikolajewitsch Ljuboswonow gehört?«

»Nein, nichts.«

»Erklären Sie mir bitte dieses Wunder. Ich kann es gar nicht begreifen. Seine eigenen Bauern haben es mir erzählt, aber ich kann daraus nicht klug werden. Sie wissen doch, er ist ein junger Mann und hat vor kurzem erst seine Mutter beerbt. Er kommt also auf sein Erbgut gefahren. Die Bauern versammeln sich, um ihren neuen Herrn zu sehen. Wassilij Nikolajewitsch kommt zu ihnen heraus. Die Bauern sehen – welch ein Wunder! – der Herr geht wie ein Kutscher in einer Plüschhose herum und trägt Stiefel mit einer Borte; hat sich ein rotes Hemd angezogen und einen Kutscherrock; den Bart hat er sich stehenlassen, trägt auf dem Kopf ein merkwürdiges Mützchen, und auch das Gesicht ist so merkwürdig; betrunken ist er wohl nicht, scheint aber nicht ganz bei Verstand zu sein. ›Grüß Gott, Kinder!‹ sagt er ihnen. ›Grüß Gott!‹ Die Bauern verbeugen sich vor ihm bis zur Erde, sagen aber kein Wort: So eingeschüchtert sind sie, wissen Sie. Und auch er selbst scheint schüchtern zu sein. Und er hält eine Rede: ›Ich bin Russe‹, sagt er, ›und auch ihr seid Russen; ich liebe alles Russische . . . Ich habe eine russische Seele und auch russisches Blut . . .‹ Und plötzlich kommandiert er: ›Nun, Kinder! Jetzt singt mir mal ein russisches, völkisches Lied!‹ Den Bauern zittern die Knie; sie sind ganz närrisch geworden. Einer, der etwas kühner war, fing wohl zu singen an, hockte sich aber gleich hin und versteckte sich hinter den anderen. Am meisten muß man sich darüber wundern: Wir haben wohl früher auch solche Gutsbesitzer gehabt, Tollköpfe und lustige Brüder; sie kleideten sich fast wie Kutscher, spielten die Gitarre, sangen und tranken mit ihrem Hofgesinde, mit ihren Leibeigenen; dieser Wassilij Nikolajewitsch ist aber wie ein junges Mädchen: Immer liest er in seinen Büchern oder schreibt oder sagt laut Gedichte auf – spricht mit keinem Menschen, geht allen aus dem Wege, spaziert immer im Garten und scheint sich zu langweilen oder zu grämen. Der frühere Verwalter hatte anfangs große Angst: Vor der Ankunft Wassilij Nikolajewitschs hatte er alle Bauernhäuser besucht und sich vor allen gebückt: Die Katze wußte wohl, wessen Fleisch sie gefressen hatte. Auch die Bauern hofften und dachten sich: ›Jetzt ist es aus mit dir, Bruder! Man wird dich schon zur Verantwortung ziehen; nun wirst du tanzen, du Halsabschneider . . .!‹ Und was kam statt dessen heraus? Wie soll ich es Ihnen sagen. Der liebe Gott wird selbst nicht klug daraus, was da herauskam! Wassilij Nikolajewitsch ließ den Verwalter zu sich kommen und sagte ihm, ganz rot im Gesicht und

vor Aufregung schnell atmend: ›Sei du mir gerecht, bedrücke niemand, hörst du es?‹ Und seit diesem Tag hat er ihn nicht mehr zu sich berufen! Auf seinem eigenen Erbgut lebt er wie ein Fremder. Der Verwalter hat sich also wieder beruhigt; die Bauern wagen sich aber gar nicht an Wassilij Nikolajewitsch heran, solche Angst haben sie. Und das ist auch erstaunlich: Der Herr grüßt sie und blickt sie freundlich an, und doch haben sie vor Furcht Magenkrämpfe. Was sind das für Wunder, Väterchen, erklären Sie es mir . . .? Ich bin entweder so dumm geworden oder zu alt, aber ich verstehe es nicht.«

Ich antwortete Owsjanikow, Herr Ljuboswonow sei wahrscheinlich krank.

»Ach was, krank! Er ist so breit wie lang und hat auch ein volles Gesicht. Gott sei mit ihm, obwohl er noch jung ist . . . Übrigens, Gott weiß!« Owsjanikow seufzte tief auf.

»Nun, lassen wir die Edelleute«, begann ich. »Was können Sie mir von den Einhöfern erzählen, Luka Petrowitsch?«

»Das müssen Sie mir erlassen«, versetzte er schnell. »Wirklich . . . ich würde Ihnen schon manches erzählen . . . aber wozu!« Owsjanikow machte eine wegwerfende Handbewegung. »Wollen wir lieber Tee trinken . . . Sie sind Bauern, die reinen Bauern; aber, um die Wahrheit zu sagen, was sollen wir anderes sein?«

Er verstummte. Man brachte uns Tee. Tatjana Iljinitschna stand von ihrem Platz auf und setzte sich näher zu uns heran. Im Laufe des Abends war sie einige Male geräuschlos aus dem Zimmer gegangen und ebenso geräuschlos zurückgekehrt. Im Zimmer trat Schweigen ein. Owsjanikow trank ernst und langsam eine Tasse nach der anderen.

»Mitja war heute bei uns«, bemerkte Tatjana Iljinitschna mit leiser Stimme.

Owsjanikow runzelte die Stirn.

»Was will er denn?«

»Er kam um Verzeihung bitten.«

Owsjanikow schüttelte den Kopf.

»Ich bitte Sie«, fuhr er an mich gewandt fort. »Was soll man mit seinen Verwandten anfangen? Sich von ihnen lossagen kann man doch auch nicht . . . Da hat auch mich der liebe Gott mit einem Neffen gesegnet. Der Junge hat einen guten Kopf, ist aufgeweckt, das muß

man ihm lassen; hat auch gut gelernt, aber ich werde doch nichts Gescheites von ihm erleben. Er war früher im Staatsdienst, hat aber den Dienst aufgesteckt; er sagt, er hätte da nicht vorwärtskommen können . . . Ist er denn ein Edelmann? Auch einen Edelmann befördert man doch nicht gleich zum General. So lebt er jetzt ohne Beschäftigung . . . Damit könnte man sich noch abfinden, aber er ist ein Denunziant geworden! Er verfaßt für die Bauern Bittschriften, schreibt Anzeigen, belehrt die Dorfvorsteher, bezichtigt die Feldmesser, schleppt sich in den Kneipen umher, verkehrt mit Kleinbürgern und Gastwirten. Wie leicht kann da ein Unglück geschehen! Die Land- und Kreispolizisten haben ihm schon mehr als einmal gedroht. Aber er versteht zu seinem Glück, Witze zu machen; er bringt sie zum Lachen und brockt ihnen dann eine Suppe ein . . . Hör mal, sitzt er nicht jetzt bei dir in der Kammer?« fügte er, an seine Frau gewandt, hinzu: »Ich kenne dich ja – du bist so weichherzig und hast ihn sicher in Schutz genommen.«

Tatjana Iljinitschna schlug die Augen nieder, lächelte und errötete.

»Also richtig!« fuhr Owsjanikow fort. »Ach, du Schelmin! Nun, sag ihm, er soll hereinkommen, unserem teuren Gaste zu Ehren will ich dem Dummkopf verzeihen . . . Nun, sag es ihm, sag es ihm . . .«

Tatjana Iljinitschna ging zur Tür und rief: »Mitja!«

Mitja, ein Bursche von etwa achtundzwanzig Jahren, groß, schlank und lockig, trat ins Zimmer und blieb, als er mich sah, vor der Schwelle stehen. Er trug deutsche Kleidung, aber die unnatürlich großen Puffen an den Schultern waren ein klarer Beweis dafür, daß der Rock nicht nur von einem russischen, sondern von einem allrussischen Schneider zugeschnitten worden war.

»Nun, komm näher, komm näher«, begann der Alte. »Was schämst du dich? Danke deiner Tante: Es ist dir vergeben . . . Hier, Väterchen, ich stelle ihn Ihnen vor«, fuhr er fort, auf Mitja weisend; »ist zwar nicht mein leiblicher Neffe, aber ich kann mit ihm gar nicht fertig werden. Es sind die letzten Zeiten angebrochen!«

Wir begrüßten einander.

»Nun sag, was hast du wieder angestellt? Warum beklagt man sich über dich, erzähle!«

Mitja hatte offenbar keine Lust, in meiner Gegenwart Erklärungen abzugeben und sich zu entschuldigen.

»Später, Onkelchen«, murmelte er.

»Nein, nicht später, sondern jetzt gleich«, fuhr der Alte fort. »Ich weiß, du schämst dich vor dem Herrn Gutsbesitzer – um so besser, dies sei deine Strafe. Also erzähl nur, erzähl . . . Wir wollen es hören.«

»Ich brauche mich nicht zu schämen«, begann Mitja lebhaft und schüttelte den Kopf. »Urteilen Sie doch selbst, Onkelchen. Da kommen zu mir die Reschetilowschen Einhöfer und sagen: ›Bruder, nimm dich unser an.‹ – ›Was gibt's denn?‹ – ›Unsere Kornmagazine sind in bester Ordnung, wie man es sich gar nicht besser wünschen kann; plötzlich kommt zu uns ein Beamter und sagt, er hätte den Befehl, die Magazine zu besichtigen. Er besichtigt sie und sagt, unsere Magazine seien nicht in Ordnung, er hätte wichtige Vernachlässigungen festgestellt und sei verpflichtet, es der Obrigkeit zu melden. – Worin bestehen denn die Vernachlässigungen? – Das weiß ich schon, sagt er . . . Wir versammelten uns und beschlossen, dem Beamten, wie es sich gehört, ein Geschenk zu machen; aber der alte Prochorytsch hinderte uns daran und sagte, so mache man den Beamten nur Appetit . . . Und in der Tat: Ist man denn gegen so einen Beamten ganz wehrlos . . .? Wir hörten auf den Alten, der Beamte wurde aber böse und reichte eine Klage ein. Jetzt zieht man uns zur Verantwortung.‹ – ›Sind denn eure Magazine wirklich in Ordnung?‹ frage ich sie. – ›Gott sei unser Zeuge, alles ist in Ordnung, und auch die gesetzliche Menge Korn ist vorhanden . . .‹ – ›In diesem Falle‹, sage ich, ›braucht ihr nicht zu verzagen.‹ Und ich setzte ihnen ein Papier auf . . . Es ist noch unbekannt, zu wessen Gunsten die Sache sich entscheiden wird . . . Und daß man mich bei dieser Gelegenheit bei Ihnen verklagt hat, ist doch sehr verständlich: Jedem ist das Hemd näher als der Rock.«

»Jedem, dir aber wohl nicht«, sagte der Alte halblaut, »und was hast du für Geschichten mit den Schutolomowschen Bauern?«

»Woher wissen Sie denn das?«

»Ich weiß es eben.«

»Auch hier bin ich im Recht, urteilen Sie doch selbst. Den Schutolomowschen Bauern hat der Nachbar Bespandin vier Desjatinen Land weggepflügt. Er sagt: ›Es ist mein Land.‹ Die Schutolomowschen sind auf Erbzins gesetzt, ihr Gutsbesitzer ist im Ausland, wer kann für sie eintreten – urteilen Sie doch selbst? Das Land gehört aber ihnen unstreitig seit ewigen Zeiten. So kamen sie zu

mir und baten: ›Schreib uns ein Gesuch.‹ Ich schrieb es ihnen. Als Bespandin es erfuhr, fing er mir zu drohen an: ›Ich werde diesem Mitja die Hinterbeine aus den Gelenken herausreißen oder auch den Kopf von den Schultern abtrennen . . .‹ Nun, wir wollen mal sehen, wie er ihn mir abtrennen wird; mein Kopf ist noch immer ganz.«

»Nun, prahle nur nicht: Dein Kopf wird kein gutes Ende nehmen«, versetzte der Alte. »Du bist ein ganz verrückter Mensch!«

»Wie ist es nun, Onkelchen, haben Sie mir denn nicht selbst gesagt . . .«

»Ich weiß, ich weiß, was du mir sagen willst«, unterbrach ihn Owsjanikow. »Es stimmt: Der Mensch soll in Gerechtigkeit leben und seinem Nächsten helfen. Es kommt vor, daß er auch nicht an sich selbst denken darf. . . . Handelst du denn so? Führt man dich denn nicht in die Schenke? Gibt man dir nicht zu trinken, verbeugt man sich nicht vor dir und sagt: ›Dimitrij Alexejitsch, Väterchen, hilf uns, wir werden dir schon unseren Dank wissen!‹ und steckt dir einen Silberrubel oder einen blauen Schein in die Hand? Kommt denn das nie vor? Sag, kommt das nie vor?«

»Diese Schuld muß ich wirklich bekennen«, antwortete Mitja und senkte die Augen. »Aber von den Armen nehm' ich nichts und handele nie gegen mein Gewissen.«

»Jetzt nimmst du nichts, wenn es dir aber selbst schlecht gehen wird, so wirst du auch von den Armen nehmen. Du handelst nie gegen dein Gewissen . . . ach, du! Du trittst wohl für lauter Heilige ein . . .! Und den Borjka Perechodow hast du wohl vergessen . . .? Wer hat sich für ihn verwandt, wer hat ihn in Schutz genommen? Wie?«

»Perechodow hat sein Unglück verdient, das stimmt . . .«

»Er hat Staatsgelder veruntreut . . . Das ist ein Spaß!«

»Bedenken Sie doch nur, Onkelchen: seine Armut, die Familie . . .«

»Armut, Armut . . . Er ist ein Trinker, ein Spieler, das ist es!«

»Er fing doch nur aus Not zu trinken an«, bemerkte Mitja, die Stimme senkend.

»Aus Not! Nun, dann hättest du ihm helfen sollen, wenn du schon so ein hitziges Herz hast, aber nicht mit dem betrunkenen Menschen in Schenken herumsitzen. Daß er schön zu sprechen versteht, ist noch kein Wunder!«

»Er ist aber ein herzensguter Mensch . . .«

»Alle sind bei dir herzensgut . . . Sag mal«, fuhr Owsjanikow, an seine Frau gewandt, fort, »hat man ihm geschickt . . . du weißt schon, was . . .?«

Tatjana Iljinitschna nickte mit dem Kopf.

»Wo hast du diese Tage gesteckt?« begann der Alte wieder.

»Ich war in der Stadt.«

»Hast wohl immer Billard gespielt, Tee getrunken, auf der Gitarre geklimpert, dich in den Amtsstuben herumgetrieben, in den Hinterkämmerchen Gesuche aufgesetzt, mit den Kaufmannssöhnchen promeniert! Es ist doch so . . .? Antworte!«

»Sie haben vielleicht recht«, sagte Mitja mit einem Lächeln. »Ach ja, beinahe hätte ich es vergessen: Anton Parfenytsch Funtikow läßt Sie für Sonntag zum Essen bitten.«

»Ich will nicht zu diesem Dickwanst fahren. Er wird einen Fisch zu hundert Rubel vorsetzen und dazu ranzige Butter geben. Ich will von ihm nichts wissen!«

»Ich habe auch Fedosja Michailowna getroffen.«

»Was für eine Fedosja?«

»Die vom Gutsbesitzer Garpentschenko, desselben, der Mikulino bei der Auktion gekauft hat. Diese Fedosja ist aus Mikulino. Sie hat in Moskau gegen Zins als Näherin gelebt und pünktlich einhundertzweiundachtzig und einen halben Rubel im Jahr Zins bezahlt . . . Sie versteht ihre Sache und hat in Moskau gute Aufträge gehabt. Jetzt hat Garpentschenko sie kommen lassen und hält sie bei sich, ohne ihr eine Beschäftigung zuzuweisen. Sie wäre bereit, sich freizukaufen, und hat es auch dem Herrn gesagt, er hat aber noch keine Entscheidung getroffen. Onkelchen, Sie sind doch mit dem Garpentschenko bekannt, können Sie nicht ein Wort für sie einlegen . . .? Die Fedosja will aber ein anständiges Lösegeld zahlen.«

»Vielleicht mit deinem Geld? Wie? Nun gut, ich will es ihm sagen. Ich weiß aber nicht«, fuhr der Alte mit unzufriedener Miene fort. »Dieser Garpentschenko ist, Gott verzeih' es mir, ein Schacherjude: Er kauft Wechsel zusammen, gibt Geld auf Wucherzinsen, erwirbt Güter unter dem Hammer . . . Wer hat ihn nur in unsere Gegend gebracht? Oh, diese Zugereisten! Man wird von ihm nicht so leicht etwas erreichen, aber ich will es dennoch versuchen.«

»Bemühen Sie sich doch, Onkelchen.«

»Gut, ich will mich bemühen. Aber paß auf, paß auf! Verteidige dich nur nicht . . . Gott sei mit dir . . .! Sieh dich in Zukunft vor, sonst wirst du ein schlimmes Ende nehmen, Mitja, bei Gott . . . Ich kann dich doch nicht immer auf meinen Schultern tragen . . . Ich habe auch keinen solchen Einfluß. Jetzt geh mit Gott.«

Mitja ging hinaus. Tatjana Iljinitschna folgte ihm.

»Gib ihm Tee, du Schelmin!« rief ihr Owsjanikow nach. »Ist gar kein dummer Bursche«, fuhr er fort, »hat auch ein gutes Herz, aber ich fürchte für ihn . . . Entschuldigen Sie übrigens, daß ich Sie solange mit diesen Dummheiten unterhalten habe.«

Die Vorzimmertür ging auf. Ins Zimmer trat ein kleiner grauhaariger Mann in einem Samtröckchen.

»Ah, Franz Iwanytsch!« rief Owsjanikow. »Guten Tag, wie geht es Ihnen?«

Gestatten Sie mir, lieber Leser, Sie auch mit diesem Menschen bekannt zu machen.

Franz Iwanytsch Lejeune, mein Nachbar und Orjolscher Gutsbesitzer, hatte den Ehrentitel eines russischen Edelmanns auf eine nicht ganz gewöhnliche Weise erlangt. Er war zu Orleans von französischen Eltern geboren und als Tambour mit Napoleon zur Eroberung Rußlands ausgezogen. Anfangs ging alles wie geschmiert, und unser Franzose zog mit stolz erhobenem Haupt in Moskau ein. Aber auf dem Rückzug fiel der arme Monsieur Lejeune halb erfroren und ohne seine Trommel Smolensker Bauern in die Hände. Die Smolensker Bauern sperrten ihn für die Nacht in eine leere Walkmühle ein, führten ihn am nächsten Morgen zum Loch im Eise neben dem Mühlendamm und baten den Tambour ›de la grrrande armée‹ ihnen das Vergnügen zu machen und unter das Eis zu tauchen. Monsieur Lejeune konnte auf ihren Vorschlag nicht eingehen und begann seinerseits die Smolensker Bauern in französischem Dialekt zu bitten, ihn nach Orleans ziehen zu lassen. »Dort, Messieurs«, sagte er, »habe ich eine Mutter wohnen, une tendre mère.« Aber die Bauern, die wohl die geographische Lage der Stadt Orleans nicht kannten, fuhren fort, ihm die Fahrt unter dem Wasser, den windungsreichen Fluß Gnilotjorka hinunter, zu empfehlen; sie ermunterten ihn dazu schon durch leichte Rippen- und Nackenstöße, als plötzlich zur unbeschreiblichen Freude Lejeunes Schellengeläute erklang und ein ungeheurer Schlitten mit

buntem Teppich auf dem übertrieben erhöhten Rücksitz, mit drei hellbraunen Wjatkaschen Pferden bespannt, auf dem Damm erschien. Im Schlitten saß ein dicker, rotbäckiger Gutsbesitzer in einem Wolfspelz.

»Was macht ihr da?« fragte er die Bauern.

»Wir ertränken den Franzosen, Väterchen.«

»Ah!« bemerkte gleichgültig der Gutsbesitzer und wandte sich weg.

»Monsieur! Monsieur!« schrie der Ärmste.

»Ah, ah!« begann der Mann im Wolfspelz vorwurfsvoll. »Mit zwölf Heidenvölkern bist du nach Rußland gezogen, hast Moskau verbrannt, du Verruchter, hast das Kreuz vom Iwan-Glockenturm geraubt, und jetzt winselst du: Mosjö, Mosjö! und hast den Schwanz eingezogen. Es geschieht dir ganz recht . . . Filjka, fahr zu!«

Die Pferde zogen an. »Übrigens, halt!« fügte der Gutsbesitzer hinzu. »He, du, Mosjö, verstehst du Musik zu machen?«

»Sauvez-moi, sauvez-moi, mon bon monsieur!« jammerte Lejeune.

»Ist das ein Volk! Keiner von ihnen versteht auch nur ein Wort Russisch! Mjusik, Mjusik, saweh mjusik wu? Saweh? Sprich doch! Kompreneh? Saweh mjusik wu? Auf dem Piano schue saweh?«

Lejeune begriff endlich, was der Gutsbesitzer von ihm wollte, und begann bejahend mit dem Kopf zu nicken.

»Oui, monsieur, oui, oui, je suis musicien; je joue tous les instruments possibles! Oui, monsieur . . . Sauvez-moi, monsieur!«

»Du kannst deinem Gott danken«, entgegnete der Gutsbesitzer. »Kinder, laßt ihn los . . . da habt ihr zwanzig Kopeken für Schnaps.«

»Danke, Väterchen, danke. Nehmen Sie ihn nur!«

Man setzte Lejeune in den Schlitten. Er konnte vor Freude kaum atmen, er weinte, zitterte, verbeugte sich, dankte dem Gutsbesitzer, dem Kutscher, den Bauern. Er hatte nur eine grüne Unterjacke mit rosa Bändern an, der Frost war aber grimmig. Der Gutsbesitzer sah schweigend seine blau angelaufenen und erstarrten Glieder an, hüllte den Unglücklichen in seinen eigenen Pelz und brachte ihn nach Hause. Das Gesinde lief zusammen. Man beeilte sich, den Franzosen zu wärmen, zu füttern und anzukleiden. Der Gutsbesitzer führte ihn zu seinen Töchtern.

»Hier, Kinder«, sagte er, »da habe ich euch einen Lehrer gefunden. Ihr habt mir keine Ruhe gelassen: ›Laß uns in Musik und in der

französischen Sprache unterrichten;‹ da habt ihr einen: Er ist Franzose und versteht auch Piano zu spielen . . . Nun, Mosjö«, fuhr er fort, auf ein elendes Piano zeigend, das er vor fünf Jahren einem Juden abgekauft hatte, der sonst übrigens mit Eau de Cologne handelte, »zeig uns deine Kunst. Schue!«

Lejeune setzte sich mehr tot als lebendig auf den Stuhl: Er hatte in seinem Leben noch nie eine Taste angerührt.

»Schue, schue doch!« wiederholte der Gutsbesitzer.

Der Ärmste schlug verzweifelt in die Tasten wie auf eine Trommel und spielte aufs Geratewohl . . . »Ich hatte erwartet«, erzählte er später, »daß mein Retter mich am Kragen packen und aus dem Haus werfen würde.« Aber zum äußersten Erstaunen des unwillkürlichen Improvisators klopfte ihm der Gutsbesitzer nach einer Weile ermunternd auf die Schulter. »Gut, gut«, sagte er, »ich sehe, daß du es kannst; geh jetzt und ruh dich aus.«

Nach etwa zwei Wochen zog Lejeune von diesem Gutsbesitzer zu einem anderen, einem reichen und gebildeten Menschen. Dieser gewann ihn wegen seines lustigen und sanften Charakters lieb. Lejeune heiratete dessen Pflegetochter, trat in den Staatsdienst, erhielt den Adel, verheiratete seine Tochter mit dem Orjolschen Gutsbesitzer Lobysanjew, einem ehemaligen Dragoner und Dichter, und siedelte nach Orjol über.

Dieser selbe Lejeune oder Franz Iwanytsch, wie man ihn jetzt nennt, kam während meiner Anwesenheit zu Owsjanikow, mit dem er freundschaftliche Beziehungen unterhielt.

Dem Leser ist es vielleicht schon langweilig geworden, mit mir beim Einhöfer Owsjanikow zu sitzen, und darum verstumme ich.

Lgow

»Wollen wir doch mal nach Lgow fahren«, sagte mir einmal Jermolai, den meine Leser schon kennen, »wir können dort nach Herzenslust Enten schießen.«

Für den echten Jäger hat die Wildente zwar nichts besonders Anziehendes, aber in Ermangelung anderen Wildes (es war Anfang September; die Waldschnepfen waren noch nicht da, und den Rebhühnern auf den Feldern nachzulaufen, war mir zu dumm geworden) folgte ich dem Vorschlag meines Jägers und begab mich mit ihm nach Lgow.

Lgow ist ein großes Steppendorf mit einer sehr alten steinernen, einkuppeligen Kirche und zwei Mühlen an dem sumpfigen Flüßchen Rossota. Dieses Flüßchen verwandelte sich etwa fünf Werst von Lgow in einen breiten Teich, der an den Ufern und auch hier und da in der Mitte mit dichtem Schilf, das man im Orjolschen Gouvernement Maier nennt, bewachsen ist. Auf diesem Teiche, in den Buchten und den windstillen Verstecken zwischen dem Schilf brüteten und lebten zahllose Enten aller möglichen Gattungen: Krick-, Spieß-, Kriech-, Tauchenten usw. Kleine Ketten flogen jeden Augenblick über dem Wasser, bei einem Schuß aber erhoben sie sich in solchen Schwärmen, daß der Jäger unwillkürlich mit der Hand nach der Mütze griff und ›Ah!‹ ausrief. Ich ging mit Jermolai zuerst am Ufer entlang, aber die Enten sind erstens vorsichtige Vögel und halten sich niemals nahe am Ufer; zweitens, wenn schon eine zurückgebliebene und unerfahrene junge Kriechente getroffen wurde, so waren unsere Hunde gar nicht imstande, sie aus dem dichten Schilf zu holen: Trotz ihrer edlen Selbstaufopferung verstanden sie weder zu schwimmen noch zu waten und zerschnitten sich nur unnütz ihre kostbaren Nasen an den scharfen Rändern des Schilfes.

»Nein«, sagte endlich Jermolai, »so ist es nicht gut; wir müssen uns ein Boot verschaffen . . . Wollen wir nach Lgow zurückgehen.«

Wir kehrten auch um. Kaum hatten wir aber einige Schritte gemacht, als uns aus dem dichten Weidengebüsch ein ziemlich wertloser Hühnerhund entgegenlief; diesem folgte ein Mann von mittlerem Wuchs, in einem ziemlich abgeriebenen Rock, einer gelblichen Weste, einer Hose von Gris-de-laine- oder Bleu-d'amour-

Farbe, die nachlässig in die zerrissenen Stiefel gesteckt war, mit einem roten Tuch um den Hals und einem einläufigen Gewehr hinter den Schultern. Während unsere Hunde mit dem ihrer Art eigenen chinesischen Zeremoniell die für sie neue Persönlichkeit beschnupperten, welche offenbar Angst hatte, den Schwanz einzog, die Ohren zurückwarf und, ohne die Knie zu biegen, sich zähnefletschend mit dem ganzen Körper herumdrehte, kam der Unbekannte auf uns zu und grüßte uns außerordentlich höflich. Dem Aussehen nach mochte er fünfundzwanzig Jahre alt sein; seine langen, dunkelblonden, stark mit Kwaß befeuchteten Haare bildeten unbewegliche Strähnen; die kleinen braunen Augen blinzelten freundlich; das ganze, mit einem schwarzen Tuch wie bei Zahnweh umbundene Gesicht lächelte süß.

»Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle«, begann er mit weicher, einschmeichelnder Stimme; »ich bin der hiesige Jagdgehilfe Wladimir . . . Als ich von Ihrer Ankunft hörte und erfuhr, daß Sie an das Ufer unseres Teiches sich zu begeben geruhten, entschloß ich mich, wenn es Ihnen nicht unangenehm wäre, Ihnen meine Dienste anzubieten.«

Der Jagdgehilfe Wladimir sprach ganz wie ein junger Provinzschauspieler, der die Rollen der ersten Liebhaber spielt. Ich ging auf seinen Vorschlag ein und erfuhr, noch ehe wir Lgow erreichten, seine ganze Lebensgeschichte. Er war ein freigelassener Leibeigener, in seiner zartesten Jugend wurde er in Musik unterrichtet, war dann Kammerdiener gewesen, war des Lesens kundig, hatte, soviel ich bemerken konnte, einige Bücher gelesen und lebte jetzt, wie in Rußland viele Menschen leben, ohne einen Pfennig bares Geld, ohne eine ständige Beschäftigung, beinahe ausschließlich vom himmlischen Manna. Er drückte sich ungemein elegant aus und bildete sich nicht wenig auf seine Manieren ein; er war wohl auch ein schlimmer Schürzenjäger und hatte sicher Erfolg: Die russischen Mädchen lieben die Beredsamkeit. Unter anderem gab er mir zu verstehen, daß er zuweilen die Gutsbesitzer in der Nachbarschaft und auch die Bürger in der Stadt besuche, Préférence spiele und mit Personen aus den Residenzstädten verkehre. Er lächelte meisterhaft und mit großer Abwechslung; besonders gut stand ihm das bescheidene, reservierte Lächeln, das auf seinen Lippen spielte, wenn er fremden Reden lauschte. Er hörte einen an, stimmte vollkommen bei, verlor aber dabei doch nicht das Gefühl der eigenen Würde und

gab einem gleichsam zu verstehen, daß auch er bei Gelegenheit seine eigene Ansicht aussprechen könne. Jermolai, der keinen übermäßigen Schliff hatte und durchaus nicht zart besaitet war, fing schon an, ihn zu duzen. Man muß das Lächeln gesehen haben, mit dem Wladimir ihm ›Sie‹ sagte.

»Warum haben Sie Ihr Gesicht mit einem Tuch umbunden« fragte ich ihn. »Haben Sie Zahnweh?«

»Nein«, antwortete er, »das ist eher eine verderbliche Folge der Unvorsichtigkeit. Ich hatte einen Freund, einen ganz guten Menschen, der aber durchaus kein Jäger war, wie es oft vorkommt. Eines Tages sagte er zu mir: ›Lieber Freund, nimm mich mal mit auf die Jagd; ich möchte gerne erfahren, worin dieses Vergnügen besteht.‹ Ich wollte es dem Freunde natürlich nicht abschlagen; ich verschaffte ihm meinerseits ein Gewehr und nahm ihn mit auf die Jagd. Wir jagten eine Zeitlang, wie es sich gehört, und wollten schließlich etwas ausruhen. Ich setzte mich unter einen Baum; er aber fing seinerseits an, mit seinem Gewehr allerlei Griffe zu üben und auf mich zu zielen. Ich bat ihn, aufzuhören, aber infolge seiner Unerfahrenheit hörte er nicht auf mich. Der Schuß krachte, und ich verlor das Kinn und den Zeigefinger der rechten Hand.«

Wir kamen nach Lgow. Wladimir und Jermolai erklärten beide, daß man ohne ein Boot nicht jagen könne.

»Der Sutschok hat einen Dostschannik«,Dostschannik ist ein aus alten Barkenbrettern zusammengenageltes Flachboot. (Anmerkung Turgenjews) bemerkte Wladimir, »ich weiß aber nicht, wo er ihn versteckt hat. Man müßte zu ihm hinüberlaufen.«

»Zu wem?« fragte ich.

»Hier wohnt ein Mann mit dem Namen Sutschok.«

Wladimir begab sich mit Jermolai zu Sutschok. Ich sagte ihnen, daß ich sie bei der Kirche erwarten würde. Indem ich die Gräber auf dem Kirchhof besah, stieß ich auf eine vierkantige, schwarz gewordene Urne mit folgenden Inschriften – auf der einen Seite stand in französischen Lettern: ›Ci gît Théophile-Henri, vicomte de Blangy‹, auf der anderen: ›Unter diesem Steine ruht der Leib des französischen Untertanen, Grafen von Blangyus, geboren im Jahre 1737, gestorben im Jahre 1799, im Alter von 62 Jahren‹, auf der dritten: ›Friede seiner Asche‹, auf der vierten:

›Hier unter diesem Steine liegt ein Emigrant
Aus Frankreich; gleich berühmt durch Adel und Verstand.
Ach, lange mußte er um die gemord'ten Seinen
Wie um sein Vaterland, das wüstgelegte, weinen!
Dann zog er eiligst fort, ging Rußlands Grenzen nach
Und fand im Alter hier ein gastfreundliches Dach.
Hier lehrt' er Kinder, gab den Eltern Trost und Frieden,
Nun hat der höchste Herr ihm Frieden hier beschieden.‹Das Gedicht ist nach der Übersetzung von Boltz (1855) zitiert.

Das Erscheinen Jermolais, Wladimirs und des Mannes mit dem seltsamen Namen Sutschok (Ästchen) unterbrach meine Betrachtungen.

Der barfüßige, zerlumpte und zerzauste Sutschok schien ein ehemaliger Hofknecht und etwa sechzig Jahre alt zu sein.

»Hast du ein Boot?« fragte ich ihn.

»Ich habe ein Boot«, antwortete er mit dumpfer und gebrochener Stimme, »aber es ist gar zu schlecht.«

»Wieso?«

»Es ist aus dem Leim gegangen; alle Nieten sind aus den Löchern herausgefallen.«

»Ein großes Unglück!« fiel ihm Jermolai ins Wort. »Man kann die Löcher mit Werg verstopfen.«

»Natürlich kann man das«, bestätigte Sutschok.

»Wer bist du denn?«

»Der herrschaftliche Fischer.«

»Was bist du für ein Fischer, wenn dein Boot kaputt ist?«

»In unserem Fluß gibt's ja auch keine Fische.«

»Die Fische lieben kein Sumpfwasser«, bemerkte mein Jagdgehilfe mit Wichtigkeit.

»Gut«, sagte ich zu Jermolai, »geh mal hin, treib etwas Werg auf und bring uns das Boot in Ordnung, aber schnell!«

Jermolai ging.

»So werden wir vielleicht gar untergehen?« fragte ich Wladimir.

»Gott ist gnädig«, antwortete er. »Jedenfalls muß man annehmen, daß der Teich nicht tief ist.«

»Er ist nicht tief«, bemerkte Sutschok, der eigentümlich, wie verschlafen, sprach, »aber auf dem Grund ist Schlamm und Gras, er ist ganz mit Gras verwachsen und hat auch Untiefen.«

»Wenn es so viel Gras gibt«, wandte Wladimir ein, »so wird man gar nicht rudern können.«

»Wer rudert auch auf einem Dostschannik? Man stößt einfach. Ich fahre mit Ihnen mit; ich habe eine Stange dabei, man kann es auch mit einer Schaufel machen.«

»Mit einer Schaufel geht es nicht gut, an mancher Stelle kann man vielleicht gar nicht den Grund erreichen«, sagte Wladimir.

»Das stimmt, es geht nicht gut.«

In Erwartung Jermolais setzte ich mich auf einen Grabhügel. Wladimir trat des Anstandes wegen etwas auf die Seite und setzte sich ebenfalls. Sutschok blieb auf demselben Fleck stehen, den Kopf auf die Brust gesenkt und die Hände nach alter Gewohnheit im Rücken.

»Sag bitte«, begann ich, »bist du schon lange hier Fischer?«

»Es ist das siebente Jahr«, antwortete er zusammenfahrend.

»Und was hast du früher getrieben?«

»Früher fuhr ich als Kutscher.«

»Wer hat dich dann zum Fischer degradiert?«

»Die neue Herrin.«

»Was für eine Herrin?«

»Die uns gekauft hat. Sie kennen sie nicht: Aljona Timofejewna, so eine dicke . . . nicht mehr jung.«

»Warum fiel es ihr ein, dich zu einem Fischer zu ernennen?«

»Das weiß Gott allein. Sie kam zu uns aus ihrem Erbgut, aus Tambow gefahren, ließ das ganze Hofgesinde versammeln und trat zu uns heraus. Wir küßten ihr erst die Hand, sie sagte nichts, nahm es nicht übel . . . Dann fing sie an, uns der Reihe nach auszufragen, wer sich womit beschäftigt, wer welches Amt versieht. Als die Reihe an mich kam, fragte sie: ›Was bist du gewesen?‹ Ich antwortete: ›Kutscher.‹ – ›Kutscher? Was bist du für ein Kutscher? Sieh dich nur an: Was bist du für ein Kutscher? Es paßt für dich gar nicht, Kutscher zu sein, du wirst bei mir Fischer sein und wirst dir den Bart abnehmen. Wenn ich herkomme, stellst du den Fisch für die herrschaftliche Tafel, hörst du es . . .?‹ Seit jener Zeit bin ich Fischer.

›Du sollst mir den Teich gut im Stande halten . . .‹ Wie soll ich ihn aber im Stande halten?«

»Wem habt ihr früher gehört?«

»Dem Sergej Sergejitsch Pechterew. Er hat uns geerbt. Aber er hat uns nicht lange besessen, im ganzen sechs Jahre. Bei dem war ich Kutscher . . . aber nicht in der Stadt, in der Stadt hatte er andere, sondern auf dem Land.«

»Bist du von Jugend auf immer Kutscher gewesen?«

»Ach wo, Kutscher! Kutscher bin ich erst bei Sergej Sergejitsch geworden, vorher war ich aber Koch, nicht in der Stadt, sondern auf dem Land.«

»Bei wem bist du Koch gewesen?«

»Beim früheren Herrn Afanassij Nefedytsch, dem Onkel Sergej Sergejitschs. Afanassij Nefedytsch hatte Lgow gekauft, und Sergej Sergejitsch hat das Gut geerbt.«

»Von wem hat er es gekauft?«

»Von Tatjana Wassiljewna.«

»Von was für einer Tatjana Wassiljewna?«

»Von der, die im vorigen Jahr bei Bolchowo gestorben ist, ich will sagen bei Karatschowo, als alte Jungfer . . . Die war niemals verheiratet gewesen. Haben Sie sie nicht gekannt? Wir kamen zu ihr von ihrem Vater Wassilij Semjonytsch. Sie hat uns lange besessen . . . an die zwanzig Jahre.«

»Nun, bist du bei ihr Koch gewesen?«

»Anfangs war ich wirklich Koch, dann machte sie mich zum Kaffeeschenken.«

»Zu was?«

»Zum Kaffeeschenken.«

»Was ist das für ein Amt?«

»Ich weiß es nicht, Väterchen. Ich war beim Büfett angestellt und wurde Anton und nicht Kusjma genannt. So hatte es die Gnädige zu befehlen geruht.«

»Ist dein richtiger Name Kusjma?«

»Ja, Kusjma.«

»Und bist du die ganze Zeit Kaffeeschenk gewesen?«

»Nein, nicht die ganze Zeit; ich war auch Schauspieler.«

»Wirklich?«

»Gewiß . . . ich spielte Theater. Unsere Gnädige hatte ein Theater eingeführt.«

»Was für Rollen hast du denn gespielt?«

»Wie meinen?«

»Was hast du auf dem Theater gemacht?«

»Wissen Sie es denn nicht? Man nimmt mich und kleidet mich an; so gehe ich angekleidet herum oder stehe oder sitze, wie es sich trifft. Man sagt mir: ›Sag dies und das‹, und ich sage es. Einmal stellte ich einen Blinden dar . . . Unter jedes Augenlid hat man mir eine Erbse gesteckt . . . Gewiß!«

»Und was bist du nachher gewesen?«

»Nachher wurde ich wieder Koch.«

»Warum hat man dich zum Koch degradiert?«

»Weil mein Bruder durchgebrannt war.«

»Und was bist du beim Vater deiner ersten Herrin gewesen?«

»Bei dem hatte ich verschiedene Ämter: Erst war ich Diener, dann Vorreiter, Gärtner, einmal auch Piqueur.«

»Piqueur . . .? Bist auch mit Hunden ausgeritten?«

»Bin auch mit Hunden ausgeritten, einmal stürzte ich aber mit dem Pferd, und das Pferd nahm Schaden. Der alte Herr war sehr streng: Er ließ mich mit Ruten züchtigen und nach Moskau zu einem Schuster in die Lehre bringen.«

»Wieso in die Lehre? Du warst doch wohl nicht als kleines Kind Piqueur geworden?«

»Ja, ich war einige und zwanzig.«

»Was ist es für eine Lehre mit zwanzig Jahren?«

»Das geht schon, wenn's der Herr befiehlt. Aber er starb zum Glück bald, und so kam ich wieder aufs Land.«

»Wann hast du denn die Kochkunst erlernt?«

Sutschok hob sein mageres gelbes Gesicht und lächelte.

»Braucht man denn das zu lernen . . .? Die Weiber kochen doch!«

»Nun«, sagte ich, »du hast schon manches erlebt, Kusjma! Was machst du nun als Fischer, wo es keine Fische gibt?«

»Ich kann mich nicht beklagen, Väterchen. Ich danke Gott, daß man mich zum Fischer gemacht hat. Einen anderen, einen ebenso

alten Mann wie ich, Andrej Pupyrj, hat man in die Papierfabrik, an die Bütte gestellt, die Herrin hat es befohlen. Es sei Sünde, sein Brot umsonst zu essen . . . Pupyrj hatte aber auf Gnade gehofft: Sein Großneffe sitzt im herrschaftlichen Kontor als Kontorist; der hatte versprochen, es der Gnädigen zu melden, sie daran zu erinnern. So hat er sie daran erinnert . . .! Pupyrj hatte sich vor seinem Neffen bis zur Erde verbeugt, ich habe es selbst gesehen.«

»Hast du Familie? Bist du verheiratet gewesen?«

»Nein, Väterchen, niemals. Die selige Tatjana Wassiljewna, Gott schenke ihr ewige Ruhe, erlaubte niemandem zu heiraten. Gott bewahre! Sie pflegte zu sagen: ›Ich lebe doch auch unverheiratet, heiraten ist Dummheit! Was wollen die Leute?‹«

»Wovon lebst du denn jetzt? Bekommst du ein Gehalt?«

»Was für ein Gehalt, Väterchen . . . Ich kriege meine Verpflegung und muß auch dafür Gott danken! Ich bin sehr zufrieden. Gott schenke unserer Herrin ein langes Leben!«

Jermolai kam zurück.

»Das Boot ist in Ordnung«, sagte er düster. »Hol deine Stange, du!«

Sutschok lief nach der Stange. Während meines Gespräches mit dem armen Alten hatte der Jäger Wladimir ihn mit einem verächtlichen Lächeln angesehen.

»Ein dummer Mensch«, sagte er, als jener gegangen war, »ein durch und durch ungebildeter Mensch, ein Bauer und weiter nichts. Man kann ihn gar nicht als zum Hofgesinde gehörig ansehen . . . Er hat auch alles gelogen . . . Wie soll er Schauspieler gewesen sein, urteilen Sie doch selbst! Es war vergebliche Mühe, mit ihm zu sprechen.«

Nach einer Viertelstunde saßen wir schon in Sutschoks Flachboot. (Die Hunde hatten wir unter der Aufsicht des Kutschers Jehudiel in einem Haus zurückgelassen.) Wir hatten es nicht sehr bequem, aber die Jäger sind nicht wählerisch. Am hinteren stumpfen Ende stand Sutschok und ›stieß‹; ich und Wladimir saßen auf dem Querbänkchen; Jermolai hatte vorn an der äußersten Spitze Platz gefunden. Trotz des Werges befanden sich unsere Füße bald im Wasser. Zum Glück war es windstill, und der Teich lag wie schlafend da.

Wir bewegten uns langsam vorwärts. Der Alte hatte große Mühe, aus dem zähen Schlamm seine lange Stange herauszuziehen, die ganz

von den grünen Fäden der Wasserpflanzen umschlungen war; die dicht beieinander gedrängten runden Blätter der Sumpflilien hinderten auch die Bewegung unseres Bootes. Endlich erreichten wir das Schilf, und nun ging das Vergnügen los. Die Enten erhoben sich mit großem Lärm von der Teichoberfläche, durch unser plötzliches Erscheinen auf ihren Besitzungen erschrocken, und die Schüsse knallten ihnen nach. Es war lustig, zu sehen, wie die kurzschwänzigen Vögel sich in der Luft überschlugen und schwer auf das Wasser plumpsten. Wir konnten alle angeschossenen Enten natürlich nicht holen: Die leicht verwundeten tauchten unter; manche, die sofort getötet waren, fielen in einen so dichten Maier, daß selbst Jermolais Luchsaugen sie nicht entdecken konnten; dennoch füllte sich unser Boot um die Mittagsstunde bis an den Rand mit Wild.

Wladimir schoß, zum großen Trost Jermolais, gar nicht so vorzüglich; nach jedem Fehlschuß wunderte er sich, untersuchte seine Flinte, blies in den Lauf und erklärte uns schließlich den Grund, warum er fehlgeschossen habe. Jermolai schoß wie immer glänzend; ich, meiner Gewohnheit nach, ziemlich schlecht. Sutschok betrachtete uns mit den Augen eines Menschen, der von jung auf in herrschaftlichen Diensten steht; ab und zu rief er: »Da, da ist noch eine Ente!« und kratzte sich fortwährend den Rücken, aber nicht mit den Händen, sondern durch eine bloße Bewegung der Schulterblätter. Das Wetter war herrlich; weiße, runde Wolken schwebten langsam und hoch über unseren Köpfen dahin und spiegelten sich klar im Wasser; das Schilf rauschte um uns herum; der Teich glänzte stellenweise in der Sonne wie Stahl. Wir wollten schon ins Dorf zurückkehren, als wir plötzlich ein recht unangenehmes Abenteuer erlebten.

Wir hatten schon längst merken können, daß das Wasser allmählich in unser Flachboot hereinsickerte. Wladimir hatte den Auftrag, es mittels einer Schöpfkelle zu entfernen, die mein umsichtiger Jäger einem Bauernweib, das sich gerade auf etwas vergaffte, entwendet hatte. Die Sache ging ordentlich, solange Wladimir seine Pflicht nicht vernachlässigte. Aber gegen das Ende der Jagd stiegen die Enten wie zum Abschied in solchen Schwärmen auf, daß wir kaum Zeit hatten, unsere Gewehre zu laden. Im Eifer des Gefechts achteten wir nicht mehr auf den Zustand unseres Bootes, als plötzlich, infolge einer heftigen Bewegung Jermolais (er bemühte

sich, einen erschossenen Vogel aus dem Wasser zu holen und beugte sich mit dem ganzen Körper über den Rand), unser altersschwaches Schiff sich auf die Seite neigte, sich mit Wasser füllte und feierlich sank, glücklicherweise an einer nicht tiefen Stelle. Wir schrien auf, aber es war schon zu spät. In einem Augenblick standen wir bis an den Hals im Wasser, umgeben von den schwimmenden Körpern der toten Enten. Heute kann ich mich nicht des Lachens enthalten, wenn ich an die erschrockenen und blassen Gesichter meiner Genossen zurückdenke (auch mein Gesicht zeichnete sich damals wohl kaum durch besondere Röte aus); aber damals kam es mir gar nicht in den Sinn, zu lachen. Ein jeder von uns hielt sein Gewehr über den Kopf, und Sutschok hob, wohl aus Gewohnheit, alles seinen Herren nachzumachen, seine Stange über den Kopf. Jermolai brach als erster das Schweigen.

»Verflucht!« murmelte er und spuckte ins Wasser. »Eine schöne Bescherung! Das hast du, alter Teufel, angestellt!« fügte er, wütend an Sutschok gewandt, hinzu. »Was hast du auch für ein Boot«

»Verzeihung!« stammelte der Alte.

»Auch du bist nett«, fuhr mein Jäger fort und wandte sein Gesicht Wladimir zu: »Wie hast du aufgepaßt? Warum hast du nicht das Wasser geschöpft? Du, du, du . . .«

Wladimir dachte aber gar nicht an eine Rechtfertigung: Er zitterte wie Espenlaub, seine Zähne klapperten, und er lächelte ganz blöde. Wo war jetzt seine Beredsamkeit, sein raffiniertes Anstandsgefühl, sein Bewußtsein der eigenen Würde!

Der verdammte Dostschannik schwankte leicht unter unseren Füßen . . . Im Augenblick des Schiffsunterganges kam uns das Wasser furchtbar kalt vor, aber wir gewöhnten uns bald daran. Als der erste Schreck vergangen war, sah ich mich um: Ringsum, zehn Schritte um uns, wuchs Schilf, in der Ferne, über den Spitzen des Schilfes war das Ufer zu sehen. Es ist schlimm, dachte ich mir.

»Was sollen wir anfangen?« fragte ich Jermolai.

»Das werden wir schon sehen; übernachten werden wir hier nicht«, antwortete er. »Du, halt mal das Gewehr«, sagte er zu Wladimir.

Jener gehorchte ohne Widerrede.

»Ich will gehen und eine Furt suchen«, fuhr Jermolai mit fester Überzeugung fort, als wenn in jedem Teich unbedingt eine Furt sein

müßte; er nahm Sutschok die Stange aus der Hand und ging, den Boden vorsichtig betastend, in der Richtung zum Ufer.

»Verstehst du denn zu schwimmen?« fragte ich ihn.

»Nein, ich verstehe es nicht«, antwortete seine Stimme hinter dem Schilf.

»Nun, dann wird er ertrinken«, bemerkte Sutschok gleichgültig, der auch vorher schon nicht über die Gefahr, sondern nur über unseren Zorn erschrocken war und nun, vollkommen beruhigt, nur ab und zu pustete und keinerlei Bedürfnis nach einer Änderung seiner Lage äußerte.

»So ganz ohne Nutzen zugrunde gehen«, versetzte Wladimir mit klagender Stimme.

Jermolai blieb länger als eine Stunde aus. Diese Stunde erschien uns als eine Ewigkeit. Anfangs riefen wir uns mit großem Eifer an; dann beantwortete er immer seltener unsere Rufe und verstummte schließlich ganz. Im Dorf läutete man zum Abendgottesdienst. Wir sprachen nicht miteinander und vermieden sogar, einander anzusehen. Die Enten schwirrten über unseren Köpfen; einige von ihnen machten sogar Anstalten, sich neben uns niederzulassen, stiegen aber plötzlich schnurgerade auf und flogen mit Geschrei davon. Wir fingen an, vor Kälte steif zu werden. Sutschok bewegte schwer die Augenlider, als wollte er einschlafen.

Endlich kam zu unserer unbeschreiblichen Freude Jermolai wieder zurück.

»Nun?«

»Ich war am Ufer, habe eine Furt gefunden . . . Kommen Sie.«

Wir wollten uns sofort auf den Weg machen, aber er holte erst unter dem Wasser aus der Tasche einen Strick hervor, band die geschossenen Enten an den Beinen fest, nahm beide Enden des Strickes zwischen die Zähne und watete voraus; Wladimir folgte ihm und ich Wladimir. Sutschok beschloß den Zug. Bis ans Ufer waren es etwa zweihundert Schritt. Jermolai schritt tapfer und ohne stehenzubleiben voraus (so gut hatte er sich den Weg gemerkt) und rief nur ab und zu: »Mehr links, hier rechts ist eine Untiefe!« oder: »Mehr rechts, links kann man im Schlamme versinken . . .«

Das Wasser reichte uns zuweilen bis an den Hals, und der arme Sutschok, der kleiner als wir alle waren, mußte Wasser schlucken und

ließ Blasen aufsteigen. »Nun, nun, nun!« schrie ihn dann Jermolai drohend an, und Sutschok krabbelte sich heraus, zappelte mit den Beinen, hüpfte und kam schließlich doch auf eine seichtere Stelle, aber selbst in höchster Not konnte er sich nicht entschließen, sich an meinem Rockschoß festzuhalten. Furchtbar müde, schmutzig und naß erreichten wir schließlich das Ufer.

Zwei Stunden später saßen wir schon alle, nach Möglichkeit getrocknet, in einem großen Heuschuppen und schickten uns an, zu Abend zu essen. Der Kutscher Jehudiel, ein außerordentlich langsamer, schwerfälliger, vernünftiger und verschlafener Mensch, stand am Tor und traktierte Sutschok eifrigst mit Tabak. (Ich habe bemerkt, daß die Kutscher in Rußland sich sehr schnell befreunden.) Sutschok schnupfte mit Wut bis zur Übelkeit; er spuckte, hustete und empfand wohl einen großen Genuß. Wladimir neigte den Kopf mit schmachtender Miene auf die Seite und sprach wenig. Jermolai rieb unsere Gewehre ab. Die Hunde wedelten mit übertriebener Geschwindigkeit mit ihren Schwänzen in Erwartung ihres Haferbreies; die Pferde stampften und wieherten unter dem Schutzdach . . . Die Sonne ging unter; ihre letzten Strahlen zogen sich als purpurrote, breite Streifen hin; goldene Wölkchen breiteten sich immer feiner wie gewaschene und gekämmte Wolle über den Himmel aus . . . Im Dorf erklangen Lieder.

Die Bjeschin-Wiese

Es war ein herrlicher Julitag, einer von den Tagen, die nur dann vorkommen, wenn kein Wetterumschlag zu erwarten ist. Der Himmel ist dann vom frühen Morgen an heiter; das Morgenrot flammt nicht wie eine Feuersbrunst; die Sonne ist nicht feurig und glühend wie zur Zeit einer Dürre, auch nicht trüb-blutrot wie vor einem Sturm, sondern schwebt hell und freundlich unter einer schmalen und langen Wolke hervor, leuchtet heiter und versinkt im lilagrauen Nebel. Der obere dünne Rand der langgestreckten Wolke glitzert wie voller feiner Schlangen; ihr Glanz erinnert an den Glanz getriebenen Silbers . . . Schon brechen aber die spielenden Strahlen aufs neue hervor, und das mächtige Gestirn steigt lustig, majestätisch, wie auffliegend empor. Um die Mittagsstunde erscheint gewöhnlich eine Menge runder, hoher, goldig-grauer Wolken mit zarten weißen Rändern. Gleich Inseln, auf einem uferlosen Fluß verstreut, der sie mit tiefen und durchsichtigen Armen einer tiefen Bläue umflutet, bewegen sie sich kaum von der Stelle; weiter unten am Horizont drängen sie sich mehr zusammen, und es ist kein Blau zwischen ihnen mehr zu sehen; aber sie sind selbst da so leuchtend blau wie der Himmel; sie sind ganz von Licht und Wärme durchtränkt. Die Farbe des Horizonts, leicht und blaßlila, ändert sich während des ganzen Tages nicht und ist in der ganzen Runde gleich; nirgends verdunkelt sie sich, nirgends sammelt sich ein Gewitter; höchstens ziehen sich hier und da bläuliche Streifen herab – es ist ein kaum bemerkbarer Regen, der wie eine Saat herabrieselt. Gegen Abend verschwinden diese Wolken; die letzten von ihnen, dunkel und formlos wie Rauch, ballen sich rosenrot der scheidenden Sonne gegenüber; an der Stelle, wo sie ebenso ruhig untergegangen ist wie sie emporgestiegen, bleibt das hellrote Leuchten nur eine kurze Zeit über der dunkelgewordenen Erde, und leise flimmernd, wie eine vorsichtig getragene Kerze, leuchtet darin der Abendstern auf. An solchen Tagen sind alle Farben gedämpft; sie sind leuchtend, aber nicht grell; auf allen Dingen liegt das Siegel einer eigenen rührenden Milde. An solchen Tagen ist die Hitze oft sehr groß, manchmal brütet sie an den Abhängen der Felder; aber der Wind vertreibt und verweht die angesammelte Glut, und Wirbel – sichere Anzeichen beständigen

Wetters – ziehen als hohe weiße Säulen über die Wege und Äcker dahin. In der trockenen und reinen Luft duftet es nach Wermut, nach gemähtem Korn und Buchweizen; selbst eine Stunde vor Anbruch der Nacht spürt man keine Feuchtigkeit. Ein solches Wetter wünscht sich der Landmann für die Getreideernte.

An einem solchen Tag jagte ich einmal im Tschernschen Kreise des Tulaer Gouvernements auf Birkhühner. Ich hatte recht viel Wild aufgestöbert und geschossen; meine gefüllte Jagdtasche schnitt mir unbarmherzig in die Schulter; das Abendrot war aber schon im Verlöschen, und in der noch hellen, wenn auch von den Strahlen der untergegangenen Sonne nicht mehr erleuchteten Luft verdichteten sich schon kalte Schatten, als ich mich endlich entschloß, nach Hause zurückzukehren. Mit raschen Schritten durchstrich ich die lange, von Gebüsch bedeckte Strecke, stieg einen kleinen Hügel hinauf und erblickte statt der von mir erwarteten, mir bekannten Ebene mit dem Eichenwäldchen rechts und der niederen weißen Kirche in der Ferne eine mir völlig unbekannte Gegend. Zu meinen Füßen zog sich ein schmales Tal hin; gerade vor mir erhob sich als eine steile Wand ein dichtes Espengebüsch. Ich blieb erstaunt stehen und sah mich um . . . Aha! dachte ich mir – ich bin ganz woanders hingeraten: Ich bin viel zu weit nach rechts gekommen. – Mich über mein Versehen selbst wundernd, stieg ich den Hügel hinab. Mich umfing sofort eine unangenehme, unbewegliche Feuchtigkeit, als wäre ich in einen Keller geraten; das dichte, hohe Gras auf dem Grund des Tales breitete sich naß und weiß wie eine Decke aus; es war irgendwie unheimlich, es zu betreten. Ich stieg möglichst schnell an der anderen Seite wieder hinauf und schlug den Weg nach links, das Espengehölz entlang, ein. Die Fledermäuse flatterten schon über den schlafenden Wipfeln des Gehölzes, geheimnisvoll am dunklen und doch noch heiteren Himmel kreisend; schnell und geradeaus schoß in der Höhe ein verspäteter junger Habicht seinem Neste zu. – Wenn ich nur jene Ecke dort erreicht habe, dachte ich mir, so komme ich gleich auf die Straße; ich habe ja einen Umweg von einer Werst gemacht!

Endlich erreichte ich die Ecke des Waldes, aber dort war keinerlei Weg: Niedere Büsche breiteten sich vor mir aus, und hinter ihnen war in weiter Ferne ein leeres Feld zu sehen. Ich blieb wieder stehen. – Was ist das für ein Wunder . . .? Wo bin ich denn? – Ich fing an, mich zu besinnen, wie und wohin ich an diesem Tag gegangen war . . . –

Ach! Das ist ja das Parachinsche Gebüsch! rief ich endlich aus. – Es stimmt! Das da muß ja das Sindejewsche Gehölz sein . . . Wie bin ich nur hergeraten? So weit . . .! Seltsam! Jetzt muß ich wieder nach rechts abbiegen.

Ich ging nach rechts durch die Büsche. Die Nacht senkte sich indessen und wuchs wie eine drohende Gewitterwolke; die Dunkelheit schien sich zugleich mit den Abenddünsten von überall zu erheben und sogar von der Höhe zu fallen. Ich stieß auf einen verwachsenen Fußpfad; ich schlug ihn ein und blickte aufmerksam vorwärts. Alles um mich her wurde schnell dunkel und still, nur die Wachteln schrien noch dann und wann. Ein kleiner Nachtvogel, der unhörbar und leicht auf seinen weichen Flügeln dahinflog, stieß beinahe auf mich und verschwand scheu seitwärts. Ich erreichte das Ende des Gebüsches und ging einen Feldrain entlang. Mit Mühe konnte ich schon die entfernten Gegenstände unterscheiden; das Feld um mich her leuchtete weiß; hinter ihm erhob sich, mit jedem Augenblick zunehmend, die düstere Finsternis. Meine Schritte hallten dumpf in der erstarrenden Luft wider. Der bleichgewordene Himmel fing wieder an, blau zu werden, aber es war schon die Bläue der Nacht. In dieser Bläue regten sich und flimmerten die Sterne.

Was ich für ein Gehölz gehalten hatte, erwies sich jetzt als ein dunkler, runder Hügel. – Wo bin ich denn? fragte ich wieder laut; ich blieb zum drittenmal stehen und blickte fragend auf die Dianka, meinen englischen, gelbgefleckten Hund, entschieden das klügste von allen vierfüßigen Geschöpfen. Aber das klügste von allen vierfüßigen Geschöpfen wedelte nur mit seinem Schweif, zwinkerte traurig mit seinen müden Augen und gab mir keinerlei vernünftigen Rat. Ich schämte mich vor dem Hund und ging verzweifelt vorwärts, als wäre ich plötzlich dahintergekommen, wohin ich zu gehen hätte. Ich umging den Hügel und geriet in eine nicht sehr tiefe, von allen Seiten umpflügte Schlucht. Ein sonderbares Gefühl bemächtigte sich meiner sofort. Diese Schlucht sah wie ein fast regelmäßiger Kessel mit abschüssigen Wänden aus; auf dem Grund ragten einige aufrechtstehende, große weiße Steine – es sah so aus, als wären sie zu einer geheimen Beratung in die Schlucht hinabgestiegen, und alles war da so stumm und so öde, und der Himmel hing so flach und so traurig über der Schlucht, daß mein Herz sich zusammenkrampfte. Irgendein kleines Tier piepste schwach und jämmerlich zwischen den

Steinen. Ich beeilte mich, wieder den Hügel zu erreichen. Bis jetzt hatte ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben, den Weg nach Hause zu finden; nun überzeugte ich mich aber endgültig, daß ich mich gänzlich verirrt hatte, und ging nun weiter geradeaus, den Sternen nach, aufs Geratewohl, ohne mir die geringste Mühe zu geben, die Umgebung, die schon ganz in der Dunkelheit versunken war, wiederzuerkennen . . . Etwa eine halbe Stunde ging ich so, die Füße mit Mühe bewegend. Es war mir, als sei ich noch niemals in einer so öden Gegend gewesen; nirgends flimmerte ein Feuer, nirgends ließ sich ein Ton vernehmen. Ein abschüssiger Hügel folgte dem anderen, die Felder zogen sich in die Unendlichkeit hin, die Büsche wuchsen plötzlich aus dem Boden dicht vor meiner Nase empor. Ich ging immer weiter und hatte schon die Absicht, mich bis zum Morgen irgendwo hinzulegen, als ich vor mir plötzlich einen schrecklichen Abgrund erblickte.

Ich zog den schon erhobenen Fuß schnell zurück und sah durch die kaum noch durchsichtige Dunkelheit der Nacht eine riesengroße Ebene vor mir. Ein breiter Strom umbog sie in einem Halbkreis; die stählernen Reflexe des Wassers, die hier und da trübe aufleuchteten, bezeichneten seinen Lauf. Der Hügel, auf dem ich mich befand, fiel beinahe senkrecht hinab; seine großen Umrisse hoben sich schwarz von der bläulichen, leeren Luft ab, und gerade vor mir, in der Ecke zwischen dem Abhang und der Ebene, am Flusse, der an dieser Stelle als dunkler Spiegel unbeweglich zu liegen schien, dicht unter dem Abhang des Hügels, brannten und rauchten zwei rote Feuer nahe nebeneinander. Um sie herum bewegten sich Menschen, schwankten Schatten, und zuweilen fiel das Licht auf den Vorderteil eines kleinen Lockenkopfes . . .

Endlich wußte ich, wo ich hingeraten war. Diese Stelle war in unserer Gegend als die ›Bjeschinwiese‹ bekannt . . . Aber es war schon ganz unmöglich, besonders jetzt in der Nacht, nach Hause zurückzukehren; die Beine knickten vor Müdigkeit ein. Ich entschloß mich, auf das Feuer loszusteuern und in Gesellschaft dieser Menschen, die ich für Rinderhirten hielt, auf den Morgen zu warten. Ich stieg glücklich hinunter, hatte aber noch nicht Zeit gehabt, den letzten Ast, an dem ich mich festhielt, loszulassen, als plötzlich zwei große, weiße, zottige Hunde mit bösem Bellen auf mich losstürzten. Helle Kinderstimmen klangen in der Nähe der beiden Feuer; einige

Jungen erhoben sich rasch von der Erde. Ich antwortete auf ihre fragenden Rufe. Sie liefen auf mich zu, riefen sogleich ihre Hunde zurück, auf die das Erscheinen meiner Dianka solchen Eindruck gemacht hatte, und ich kam näher.

Ich hatte mich geirrt, als ich die Menschen, die um die Feuer saßen, für Rinderhirten gehalten hatte. Es waren einfache Bauernkinder aus dem nächsten Dorf, die eine Pferdeherde hüteten. In der heißen Sommerzeit pflegt man bei uns die Pferde nachts auf die Weide zu treiben: Bei Tage würden ihnen die Fliegen und die Bremsen keine Ruhe lassen. Die Pferde abends hinauszutreiben und beim Morgengrauen wieder zurückzubringen, ist für die Bauernjungen ein großes Fest. Ohne Mützen, in alten Halbpelzen auf den lebhaftesten Mähren sitzend, jagen sie mit lustigem Geschrei, die Arme und Beine schwenkend, hoch aufspringend, und lachen, daß es nur so hallt. Der leichte Staub erhebt sich als gelbliche Wolke über der Straße; weit hallt das Gestampfe vieler Hufe, die Pferde rennen mit gespitzten Ohren; allen voran jagt irgendein rothaariger Gaul mit Kletten in der zerzausten Mähne, den Schweif hoch erhoben, ununterbrochen den Takt wechselnd.

Ich sagte den Jungen, daß ich mich verirrt habe, und setzte mich zu ihnen. Sie fragten mich, woher ich sei, schwiegen eine Weile und machten mir Platz. Wir unterhielten uns eine Weile miteinander. Ich streckte mich unter einem angenagten Busch aus und sah mich um. Das Bild war wunderschön: Neben den Feuern zitterte und erstarb, an die Dunkelheit stoßend, ein runder rötlicher Widerschein; die Flamme warf aufflackernd über die Grenze des Kreises schnelle Reflexe hinaus; schmale Lichtzungen beleckten ab und zu die nackten Äste des Weidengebüschs, und sofort verschwand wieder alles; spitze, lange Schatten drangen für einen Augenblick in den Lichtkreis ein und erreichten die Flammen: Die Dunkelheit kämpfte mit dem Licht. Zuweilen, wenn das Feuer schwächer brannte und der Lichtkreis enger wurde, erschienen aus der Finsternis, die näher herantrat, plötzlich ein brauner Pferdekopf mit zackiger Blesse oder ein ganz weißer Kopf; er sah uns aufmerksam und stumpf an, an dem langen Gras kauend, und verschwand gleich wieder. Man hörte ihn nur noch kauen und schnauben. Von der erleuchteten Stelle aus war es schwer zu erkennen, was im Finstern geschah, und darum schien alles in der Nähe von einem fast schwarzen Vorhang verdeckt. Aber weiter, am,

Horizont zeichneten sich die Hügel und Wälder als verschwommene, lange Flecken ab. Der dunkle, reine Himmel hing feierlich und unermeßlich hoch über uns in seiner ganzen geheimnisvollen Pracht. Die Brust fühlte sich wonnig beengt beim Einatmen dieses eigentümlichen, ermattenden und frischen Duftes, des Duftes der russischen Sommernacht. Ringsum gab es fast kein Geräusch . . . Nur ab und zu plätscherte im nahen Fluß plötzlich ein großer Fisch, oder das Uferschilf fing, von einer Welle kaum berührt, leise zu rauschen an . . . Nur die Feuer allein knisterten leise.

Die Jungen saßen um die Feuer. Neben ihnen lagen auch die beiden Hunde, die solche Lust hatten, mich zu fressen. Sie konnten sich noch lange mit meiner Anwesenheit nicht befreunden und knurrten, schläfrig nach dem Feuer blinzelnd und schielend, ab und zu mit einem ungewöhnlichen Ausdruck eigener Würde; anfangs knurrten sie, dann winselten sie leise, als beklagten sie die Unmöglichkeit, ihren Wunsch zu erfüllen. Es waren fünf Jungen da: Fedja, Pawluscha, Iljuscha, Kostja und Wanja. (Aus ihren Gesprächen erfuhr ich ihre Namen, und ich will den Leser mit ihnen gleich bekannt machen.)

Der erste, der älteste, Fedja, mochte vierzehn Jahre alt sein. Er war ein schlanker Junge mit hübschen, feinen, etwas zu schwach ausgeprägten Gesichtszügen, mit krausem, blondem Haar, hellen Augen und einem fortwährenden halb heiteren, halb zerstreuten Lächeln. Er gehörte allem Anschein nach einer wohlhabenden Familie an und war wohl nicht aus Notwendigkeit, sondern nur zum Zeitvertreib ins Feld hinausgeritten. Er trug ein buntes Kattunhemd mit gelbem Saum und einen kleinen, neuen Kittel übergeworfen, der sich kaum auf seinen schmalen Schultern hielt; am blauen Gürtel hatte er einen Kamm hängen. Seine Stiefel mit niedrigen Schäften waren tatsächlich seine Stiefel und nicht die seines Vaters. Der zweite Junge, Pawluscha, hatte zerzaustes, schwarzes Haar, graue Augen, breite Backenknochen, ein blasses, pockennarbiges Gesicht, einen großen, aber regelmäßigen Mund; sein ganzer Kopf war ungewöhnlich groß, wie ein Kessel; der Körper untersetzt und plump. Er war ein unansehnlicher Junge, das war nicht zu leugnen, und doch gefiel er mir gut: Er blickte klug und frei, und in seiner Stimme lag Kraft. Mit seiner Kleidung konnte er nicht prahlen: Sie bestand aus einem einzigen, schmutzigen Hemd und einer geflickten Hose. Der dritte, Iljuscha, hatte ein recht unbedeutendes Gesicht – mit der

gebogenen Nase, lang und kurzsichtig, drückte es eine stumpfe, krankhafte Besorgnis aus; die zusammengepreßten Lippen bewegten sich nicht, die zusammengezogenen Brauen rückten nicht auseinander, es sah so aus, als blende ihn immer das Feuer. Seine hellgelben, fast weißen Haare ragten in spitzen Strähnen unter dem niederen Filzhütchen hervor, das er sich fortwährend mit beiden Händen über die Ohren zog. Er hatte neue Bastschuhe und Fußlappen an; ein dicker Strick, dreimal um seine Hüften geschlungen, hielt sorgfältig sein sauberes schwarzes Filzmäntelchen. Er sowohl als Pawluscha schienen nicht mehr als zwölf Jahre alt zu sein. Der vierte, Kostja, ein Junge von etwa zehn Jahren, erregte mein Interesse durch seinen nachdenklichen, traurigen Blick. Sein Gesicht war nicht groß, mager, von Sommersprossen bedeckt, nach unten zu spitz wie bei einem Eichhörnchen; die Lippen waren kaum zu unterscheiden; aber einen seltsamen Eindruck machten seine großen, schwarzen, schwachglänzenden Augen: Sie schienen etwas ausdrücken zu wollen, wofür es in der Sprache, jedenfalls in seiner Sprache, keine Worte gibt. Er war klein gewachsen, schmächtig und recht ärmlich gekleidet. Den letzten, Wanja, hatte ich anfangs gar nicht bemerkt: Er lag auf der Erde, mäuschenstill unter einer Bastdecke zusammengekauert, und streckte nur ab und zu seinen blonden Lockenkopf unter ihr hervor.

Ich lag also seitwärts unter einem Strauch und sah die Jungen an. Ein kleines Kesselchen hing über einem der Feuer, in ihm kochten Kartoffeln. Pawluscha sah nach ihnen und rührte, auf den Knien liegend, mit einem Span das Wasser, das eben zu brodeln anfing. Fedja lag, auf einen Ellenbogen gestützt, die Schöße seines Kittels auseinandergeschlagen. Iljuscha saß neben Kostja und zwinkerte gespannt mit den Augen. Kostja hatte den Kopf ein wenig gesenkt und blickte irgendwohin in die Ferne. Wanja lag unbeweglich unter seiner Bastdecke. Ich stellte mich schlafend. Die Jungen kamen allmählich wieder ins Gespräch.

Zuerst redeten sie von dem und jenem, von den Arbeiten des nächsten Tages und von den Pferden; plötzlich wandte sich aber Fedja an Iljuscha und fragte ihn, als setze er ein begonnenes Gespräch wieder fort: »Nun, hast du den Hausteufel wirklich gesehen?«

»Nein, gesehen habe ich ihn nicht, und man kann ihn auch gar nicht sehen«, antwortete Iljuscha mit einer heiseren und schwachen

Stimme, deren Tonfall vollkommen seinem Gesichtsausdruck entsprach. »Aber ich habe ihn gehört . . . Und nicht ich allein.«

»Wo wohnt er denn bei euch?« fragte Pawluscha.

»In der alten Lumpenmühle.«Lumpenmühle heißt in den Papierfabriken das Gebäude, in dem man das Papier aus den Kuren schöpft. Es befindet sich dicht am Damm, unter dem Wasserrad. (Anmerkung Turgenjews)

»Geht ihr denn auf die Fabrik?«

»Gewiß. Ich und mein Bruder Awdjuscha arbeiten als Papierglätter.«

»Ihr seid also Fabrikarbeiter . . .!«

»Nun, wie hast du ihn gehört?« fragte Fedja.

»Es war so. Ich war mit meinem Bruder Awdjuscha und mit Fjodor von Michejewo und mit Iwaschka Kossoi und mit dem anderen Iwaschka, dem von den Roten Hügeln, und mit dem Iwaschka Suchorukow, es waren auch andere Jungen dabei, im ganzen an die zehn Mann, die ganze Schicht; wir mußten in der Lumpenmühle übernachten; wir mußten es eigentlich nicht, aber Nasarow, der Aufseher, sagte uns: ›Was sollt ihr noch nach Hause gehen, Jungens? Morgen ist viel Arbeit, bleibt dann lieber hier.‹ So blieben wir in der Lumpenmühle. Wir liegen zusammen, und Awdjuscha fragt plötzlich: ›Und wenn jetzt der Hausteufel kommt?‹ Kaum hatte Awdjuscha diese Worte gesprochen, als plötzlich jemand über unseren Köpfen zu gehen anfing; wir lagen aber unten, und er ging oben bei dem Rad. Wir hören – er geht herum, die Bretter biegen sich unter ihm und knarren; da geht er schon über unseren Köpfen; plötzlich fängt das Wasser an zu rauschen, das Rad klopft und dreht sich; aber die Schleusen sind heruntergelassen. Wir wundern uns: Wer hat die Schleusen geöffnet, daß das Wasser hindurchkann? Das Rad drehte sich aber eine Weile und blieb plötzlich stehen. Jener ging oben wieder zur Tür und fing an, die Treppe hinunterzusteigen, aber langsam, ohne Eile; die Stufen stöhnten unter seinen Tritten . . . So kam er zu unserer Tür, wartete eine Weile, und plötzlich ging die Tür weit auf. Wir fuhren zusammen, sahen hin – es ist nichts . . . Plötzlich bewegte sich eine Schöpfkelle bei einem der Kufen, sie hob sich, bewegte sich durch die Luft, als tauchte sie jemanden unter, und kehrte wieder auf ihren Platz zurück. Dann hob sich der Haken an

einer anderen Kufe und schloß sich wieder; dann klang es, als ginge jemand wieder zur Tür, und plötzlich hustete er und pustete wie ein Schaf, so laut . . . Wir fielen alle auf einen Haufen zusammen und krochen einer unter den anderen . . . So erschrocken waren wir damals!«

»So, so!« versetzte Pawel. »Warum fing er aber zu husten an?«

»Ich weiß nicht, vielleicht von der Feuchtigkeit.«

Alle schwiegen.

»Nun«, fragte Fedja, »sind die Kartoffeln gar?«

Pawluscha untersuchte sie.

»Nein, sie sind noch roh . . . Wie der Fisch plätschert«, fügte er hinzu, das Gesicht zum Fluß wendend, »ist wohl ein Hecht . . . Und dort fiel ein Sternchen vom Himmel.«

»Nein, Brüder, ich will euch etwas ganz anderes erzählen«, begann Kostja mit feiner Stimme. »Hört mal, was Vater neulich erzählt hat.«

»Wir hören«, sagte Fedja mit herablassender Miene.

»Ihr kennt doch Gawrilo, den Zimmermann aus der Vorstadt?«

»Gewiß kennen wir ihn.«

»Wißt ihr aber, warum er immer so traurig ist und schweigsam, wißt ihr es? Er ist darum so traurig: Einmal ging er, so hat's Vater erzählt, einmal ging er, Brüder, in den Wald nach Nüssen. Er ging also in den Wald nach Nüssen und verirrte sich; er kam Gott weiß wohin. Er geht und geht, Brüder, und kann den Weg nicht finden; es ist aber schon Nacht. So setzte er sich unter einen Baum: ›Ich will auf den Morgen warten.‹ Er setzte sich hin und schlief ein. Er schlief ein und hörte plötzlich, wie ihn jemand rief. Er sieht hin: Es ist niemand da. Er schlief wieder ein, und wieder rief man ihn. Er sieht wieder hin: Vor ihm sitzt auf einem Ast eine Nixe, sie schaukelt hin und her, ruft ihn zu sich und schüttelt sich vor Lachen . . . Der Mond leuchtet aber hell, so hell, so klar, Brüder, daß alles zu sehen ist. So ruft sie ihn zu sich und ist so hell und weiß, wie sie auf dem Ast sitzt, wie eine Plötze oder ein Gründling, oder es gibt auch solche weißliche, silberne Karauschen . . . Der Zimmermann Gawrilo war ganz starr vor Schreck, Brüder, aber sie lacht immer und lockt ihn mit der Hand zu sich. Gawrilo stand schon auf, wollte auf die Nixe hören, aber der liebe Gott gab es ihm ein, ein Kreuz zu schlagen . . . Es war ihm aber furchtbar schwer, das Kreuz zu schlagen, Brüder; er sagt, die Hand sei wie aus

Stein gewesen, er hätte sie kaum bewegen können . . . Hast du es gesehen . . .! Als er das Kreuz geschlagen hatte, hörte die Nixe zu lachen auf und fing zu weinen an . . . Sie weint, Brüder, wischt sich mit den Haaren die Tränen aus den Augen, ihre Haare sind aber grün wie Hanf. Gawrilo guckte sie an und fing an, sie zu fragen: ›Was weinst du, du Waldkraut?‹ Die Nixe aber antwortete ihm: ›Hättest du kein Kreuz geschlagen, Mensch, so hättest du bis ans Ende deiner Tage mit mir in Freuden gelebt; ich weine aber und gräme mich, weil du das Kreuz geschlagen hast; aber ich werde mich nicht allein grämen: Auch du sollst bis ans Ende deiner Tage trauern.‹ – Da verschwand sie, und Gawrilo sah sofort, wie er aus dem Wald herauskommen konnte . . . Aber seitdem geht er so traurig herum.«

»Ach!« sagte Fedja nach kurzem Schweigen. »Wie kann bloß so ein Waldspuk eine Christenseele verderben! Er hat auf sie doch nicht gehört?«

»Was soll man machen!« sagte Kostja, »Gawrilo erzählte, sie hätte eine so feine und klagende Stimme gehabt wie eine Kröte.«

»Hat das dein Vater selbst erzählt?«

»Er selbst. Ich lag auf der Pritsche und hörte alles.«

»Eine merkwürdige Sache! Warum soll er traurig sein . . .? Er hat ihr wohl gefallen, daß sie ihn rief.«

»Ja, er hat ihr gefallen!« bestätigte Iljuscha. »Gewiß! Sie wollte ihn zu Tode kitzeln, das wollte sie. Das machen die Nixen immer!«

»Es muß doch auch hier Nixen geben«, bemerkte Fedja.

»Nein«, antwortete Kostja, »hier ist ein reiner, freier Ort. Eines nur: Der Fluß ist nah.«

Alle verstummten. Plötzlich ertönte irgendwo in der Ferne ein gedehnter, klingender, fast klagender Laut, einer der unerklärlichen nächtlichen Laute, die manchmal in der tiefsten Stille entstehen, aufsteigen, anhalten und endlich, langsam verhallend, ersterben. Wenn man genauer hinhorcht, so ist es nichts, und doch klingt es. Es war, als habe jemand ferne dicht unter dem Himmelsgewölbe geschrien, und ein anderer habe ihm im Walde mit einem feinen, scharfen Gelächter geantwortet, und ein schwacher, zischender Pfiff zog über den Fluß dahin. Die Jungen wechselten Blicke und fuhren zusammen . . .

»Gott steh uns bei!« flüsterte Ilja.

»Ach, ihr Maulaffen!« rief Pawel. »Was seid ihr so erschrocken? Schaut nur, die Kartoffeln sind gar.«

Alle rückten näher zum Kesselchen heran und begannen die dampfenden Kartoffeln zu verzehren; nur Wanja allein regte sich nicht.

»Nun, und du?« fragte Pawel.

Aber er kam unter seiner Bastdecke nicht hervor. Das Kesselchen war bald ganz leer.

»Habt ihr gehört, Kinder«, begann Iljuscha, »was sich neulich bei uns in Warnawizy zugetragen hat?«

»Auf dem Damm?« fragte Fedja.

»Ja, ja, auf dem durchbrochenen Damm. Das ist schon wirklich ein unreiner Ort, so unrein und öde. Ringsherum sind lauter Klüfte und Gräben, und in den Gräben lauter Schlangen.«

»Nun, was ist denn geschehen? Erzähl . . .«

»Was da geschehen ist? Du weißt es vielleicht nicht, Fedja, daß bei uns dort ein Ertrunkener begraben ist. Er hat sich da vor sehr langer Zeit ertränkt, als der Teich noch tief war; jetzt ist nur noch sein Grab zu sehen, und auch das kaum; es ist nur ein Hügelchen . . . Dieser Tage ruft der Verwalter den Hundeknecht Jermil zu sich und sagt ihm: ›Jermil, reite mal auf die Post.‹ Jermil pflegt bei uns immer auf die Post zu reiten; die Hunde sind ihm alle eingegangen: Sie leben bei ihm nicht und haben auch niemals gelebt, sonst ist er aber ein guter Hundeknecht, das muß man ihm lassen. So ritt Jermil nach der Post, hielt sich aber in der Stadt auf, und als er heimritt, war er etwas betrunken. Die Nacht ist aber hell, und der Mond scheint. So reitet Jermil über den Damm: Diesen Weg hat er eben genommen. So reitet der Hundeknecht Jermil und sieht: Am Grabhügel des Ertrunkenen geht ein Schäfchen auf und ab, ein weißes, lockiges, hübsches Schäfchen. Da denkt sich Jermil: Ich will es mitnehmen, was soll es unnütz umkommen . . . Er stieg vom Pferd und nahm das Schäfchen auf die Arme. Das Schäfchen wehrte sich nicht. So geht Jermil zum Pferd, das Pferd weicht aber vor ihm zurück, es schnaubt und schüttelt den Kopf; er brachte es aber zum Stehen, stieg mit dem Schäfchen in den Sattel und ritt weiter, das Schäfchen hielt er vor sich. Er sieht es an, und auch das Schäfchen sieht ihm gerade in die Augen. Da wurde es ihm unheimlich, dem Hundeknecht Jermil: Er

konnte sich nicht erinnern, daß ein Schaf jemand so in die Augen geblickt hätte; aber er machte sich nichts draus; er fing an, das Schäfchen zu streicheln und sagte ihm: ›Bä! Bä!‹ Das Schaf fletscht aber plötzlich die Zähne und sagt ihm auch: ›Bä! Bä . . .!‹«

Der Erzähler hatte das letzte Wort noch nicht gesprochen, als die beiden Hunde plötzlich zugleich aufsprangen, mit krampfhaftem Gebell vom Feuer wegstürzten und in der Finsternis verschwanden. Alle Jungen erschraken. Wanja sprang unter seiner Bastdecke hervor. Pawluscha stürzte schreiend den Hunden nach. Das Gebell entfernte sich rasch . . . Man hörte das unruhige Rennen der aufgescheuchten Pferdeherde. Pawluscha schrie laut: »Grauer! Schutschka . . .!« Nach einigen Augenblicken verstummte das Gebell; Pawels Stimme klang aus der Ferne . . . Es verging noch einige Zeit; die Jungen sahen einander verständnislos an, als warteten sie auf etwas . . . Plötzlich ertönten die Hufschläge eines heransprengenden Pferdes; es machte dicht vor dem Feuer halt, und Pawluscha sprang, sich an der Mähne festhaltend, schnell herab. Die beiden Hunde kamen gleichfalls in den Lichtschein zurück und setzten sich sofort, die roten Zungen herausgestreckt, nieder.

»Was ist los? Was ist los?« fragten die Jungen.

»Nichts«, antwortete Pawluscha, mit der Hand nach dem Pferde winkend. »Die Hunde haben wohl etwas gewittert. Ich glaubte, es sei ein Wolf«, fügte er mit gleichgültiger Stimme hinzu, während seine Brust schnell atmete.

Ich sah Pawluscha mit unwillkürlicher Bewunderung an. Er war in diesem Augenblick herrlich. Sein unschönes, vom schnellen Ritt belebtes Gesicht glühte vor kühner Unternehmungslust und fester Entschlossenheit. Ohne auch nur einen Stecken in der Hand, war er allein in der Nacht auf einen Wolf losgeritten . . . Was für ein prachtvoller Junge! dachte ich mir, ihn betrachtend.

»Habt ihr denn die Wölfe gesehen?« fragte der Hasenfuß Kostja.

»Hier gibt es ihrer immer viele«, antwortete Pawel. »Aber sie sind nur im Winter unruhig.«

Er hockte sich wieder am Feuer hin. Indem er sich auf die Erde setzte, ließ er eine Hand auf den zottigen Nacken eines der Hunde fallen, und das erfreute Tier wandte seinen Kopf lange nicht weg und blickte Pawluscha dankbar und stolz von der Seite an.

Wanja verkroch sich wieder unter die Bastdecke.

»Du hast uns solche Gruselgeschichten erzählt, Iljuscha«, begann Fedja, der, als der Sohn eines reichen Bauern, in der Unterhaltung den Ton angab (er selbst sprach wenig, als fürchtete er, sich etwas an seiner Würde zu vergeben). – »Da mußten auch die Hunde zu bellen anfangen . . . Aber das stimmt, ich habe gehört, dieser Ort ist bei Nacht nicht recht geheuer.«

»Warnawizy . . .? Das will ich meinen! So unrein ist der Ort! Man sagt, man hätte dort mehr als einmal den alten Herrn, den verstorbenen Gutsherrn, gesehen. Er geht, sagt man, in einem langschößigen Kaftan herum, stöhnt immer und sucht etwas auf der Erde. Einmal traf ihn Großvater Trofimytsch: ›Was suchst du, Väterchen Iwan Iwanytsch, auf der Erde?‹«

»So fragte er ihn?« unterbrach ihn Fedja erstaunt.

»Ja, so fragte er ihn.«

»Nun, dann ist Trofimytsch ein tapferer Kerl . . . . Und was geschah dann weiter?«

»›Ich suche das Sprengkraut‹, sagte er ihm. So dumpf sagte er das: ›Sprengkraut‹. – ›Was brauchst du denn, Väterchen Iwan Iwanytsch, das Sprengkraut?‹ – ›Es drückt mich‹, antwortete er, ›das Grab drückt mich, Trofimytsch; ich will hinaus, hinaus . . .‹«

»Seht ihn einmal an!« bemerkte Fedja. »Er hat wohl zuwenig gelebt.«

»Was für ein Wunder!« versetzte Kostja. »Ich hätte geglaubt, man könnte die Verstorbenen nur am Gedächtnis-Sonnabend sehen.«

»Die Toten kann man zu jeder Stunde sehen«, erklärte Iljuscha mit Überzeugung; wie ich merkte, kannte er besser als die anderen alle ländlichen Aberglauben . . . »Aber am Gedächtnis-Sonnabend kannst du auch einen Lebendigen sehen, das heißt, einen solchen, der im kommenden Jahr sterben soll . . . Man braucht sich nur nachts vor die Kirchentür zu setzen und immer auf die Straße zu schauen. Dann gehen alle vorbei, die in dem Jahr sterben sollen. Bei uns ging so im vergangenen Jahr die alte Uljana vor die Kirchentür.«

»Nun, sah sie jemand?« fragte Kostja neugierig.

»Gewiß. Erst saß sie lange, lange, sah und hörte niemand. dann war es ihr, als belle irgendwo ein Hündchen . . . Plötzlich sieht sie: Auf

dem Weg geht ein Junge im bloßen Hemdchen. Sie sieht hin, es ist Iwaschka Fedossejew . . .«

»Der im Frühjahr gestorben ist?« unterbrach ihn Fedja.

»Derselbe. Er geht und hebt sein Köpfchen nicht . . . Aber Uljana erkannte ihn . . . Später sieht sie: Da kommt eine Frau. Sie sieht hin, sieht hin – ach du mein Gott! –, es ist die Uljana selbst, die auf der Straße daherkommt.«

»War es denn wirklich sie selbst?« fragte Fedja.

»Bei Gott, sie selbst.«

»Sie ist aber doch noch gar nicht gestorben?«

»Das Jahr ist noch nicht um. Sieh sie aber bloß an: Sie lebt kaum.«

Alle wurden wieder still. Pawel warf eine Handvoll trockene Zweige ins Feuer. Sie hoben sich erst schwarz von der plötzlich auflodernden Flamme ab, begannen zu knistern, zu rauchen, warfen sich und streckten die angebrannten Enden empor. Der Schein des Feuers verbreitete sich zitternd nach allen Seiten, besonders nach oben. Plötzlich kam ein weißes Täubchen, niemand wußte woher, gerade in den Lichtschein hereingeflogen; es drehte sich ängstlich auf einer Stelle, vom heißen Glanz übergossen, und verschwand dann mit lautem Flügelschlag.

»Hat sich wohl verirrt«, bemerkte Pawel. »Jetzt wird sie fliegen, bis sie auf etwas stößt; dort übernachtet sie dann bis zum Morgengrauen.«

»Was meinst du, Pawluscha«, versetzte Kostja. »Vielleicht war es eine gerechte Seele, die in den Himmel flog, wie?«

Pawel warf eine neue Handvoll Reisig ins Feuer.

»Kann sein«, sagte er endlich.

»Sag mal bitte, Pawluscha«, versetzte Fedja, »hat es auch bei euch in Schalamowo ein Himmelszeichen[2] gegeben?«

»Als man die Sonne plötzlich nicht sah? Gewiß.«

»Da wart ihr auch erschrocken?«

»Nicht wir allein. Unser Herr hat uns zwar vorher gesagt, daß es ein Himmelszeichen geben wird, als es aber finster wurde, da erschrak auch er, sagen die Leute. In der Gesindestube schlug aber die Köchin, als es finster wurde, mit der Ofengabel alle Töpfe entzwei: ›Wer soll jetzt essen?‹ hat sie gesagt. ›Es ist der Jüngste Tag.‹ So lief die ganze Kohlsuppe heraus. Bei uns im Dorf ging aber das Gerücht,

Bruder, daß weiße Wölfe auf die Erde gelaufen kommen und die Menschen auffressen, daß Raubvögel geflogen kommen; auch daß man den TrischkaIn der Legende vom Trischka spiegelt sich wohl die Sage vom Antichrist. (Anmerkung Turgenjews) selbst sehen würde.«

»Was für einen Trischka?« fragte Kostja.

»Weißt du das nicht?« begann Iljuscha mit Eifer. »Wo kommst du denn her, Bruder, wenn du nichts von Trischka weißt? Ihr sitzt wohl bei euch im Dorf wie die Tölpel und wißt von nichts! Trischka wird so ein wunderbarer Mensch sein, der einmal kommen wird – so wunderbar, daß man ihn weder ergreifen noch ihm etwas antun kann: So ein wunderbarer Mensch wird er eben sein. Die Bauern werden ihn zum Beispiel ergreifen wollen; sie werden mit Knüppeln auf ihn losgehen und ihn umstellen, er wird sie aber blenden, so daß sie einander verprügeln. Oder man wird ihn zum Beispiel ins Gefängnis sperren; er wird um Wasser bitten; man wird ihm einen Krug mit Wasser bringen, er wird aber darin untertauchen und verschwinden. Man wird ihn in Ketten legen, er wird aber bloß in die Hände klatschen, und die Ketten werden von ihm herunterfallen. So wird dieser Trischka über die Dörfer und Städte ziehen; und dieser Trischka, der arglistige Mensch, wird das christliche Volk verführen . . . aber tun kann man ihm nichts . . . So ein wunderbarer, arglistiger Mensch wird er sein.«

»Ja, gewiß«, fuhr Pawel mit seiner bedächtigen Stimme fort, »so wird er sein. So hat man ihn auch bei uns erwartet. Die Alten sagten, Trischka würde kommen, sobald das Himmelszeichen beginnt. So begann das Himmelszeichen. Das ganze Volk lief auf die Straße, aufs Feld und wartete, was wohl kommen würde. Unser Ort liegt aber, wie ihr wißt, hoch und frei. Sie sehen: Vom Berg her kommt ein seltsamer Mensch, hat einen so merkwürdigen Kopf . . . Da schreien alle: ›Ach, Trischka kommt! Ach, Trischka kommt!‹ Und jeder rettete sich, wohin er konnte. Der Schulze verkroch sich in den Straßengraben; die Schulzenfrau blieb im Spalt unter dem Tor stecken; sie schrie mit wilder Stimme und erschreckte ihren eigenen Hofhund so, daß er sich von der Kette losriß, über den Zaun sprang und in den Wald davonrannte. Kusjkas Vater, Dorofejitsch, sprang aber in den Hafer, hockte sich hin und fing an wie eine Wachtel zu schreien: ›Vielleicht wird der Seelenverderber mit dem Vogel Erbarmen haben.‹ So waren wir alle erschrocken . . .! Der Mann aber war der Böttcher Wawila: Er

hatte sich eine neue Holzwanne gekauft und sie über den Kopf gestülpt.«

Alle Jungen fingen zu lachen an und verstummten wieder für eine Weile, wie es oft mit Menschen passiert, die sich unter freiem Himmel unterhalten. Ich sah mich um: Feierlich herrschte die Nacht; an die Stelle der feuchten Frische des späten Abends war die trockene mitternächtliche Wärme getreten, die noch lange als weiche Decke auf den schlafenden Fluren ruhen sollte; es war noch lange bis zum ersten Laut des Lebens, bis zu den ersten Tautropfen des Morgens.

Der Mond stand nicht am Himmel: Um diese Zeit ging er spät auf. Zahllose goldene Sterne schienen sämtlich, um die Wette flimmernd, in der Richtung der Milchstraße langsam zu ziehen, und wenn man sie ansah, fühlte man wirklich den ungestümen, unaufhörlichen Flug der Erde . . . Ein seltsamer, scharfer, schmerzvoller Schrei erklang plötzlich zweimal nacheinander über dem Fluß und wiederholte sich einige Augenblicke später etwas weiter . . .

Kostja fuhr zusammen . . . »Was ist das?«

»Ein Reiher schreit«, antwortete Pawel ruhig.

»Ein Reiher«, wiederholte Kostja . . . »Was war es aber, Pawluscha, was ich gestern abend gehört habe?« fügte er nach kurzem Schweigen hinzu. »Vielleicht weißt du es . . .«

»Was hast du gehört?«

»Das habe ich gehört. Ich ging von der Steinernen Zeile nach Schaschkino; zuerst ging ich durch unsere Haselbüsche, dann durch die Wiese, weißt du, wo sie eine scharfe Wendung macht – dort ist ein Sumpfloch, weißt du, das ganz mit Schilf bewachsen ist; so ging ich, Brüder, an diesem Sumpfloch vorbei, und plötzlich stöhnt jemand so jämmerlich, ach so jämmerlich aus dem Loch: ›Uh . . . Uh . . . Uh . . .‹ Da packte mich die Angst, Brüder: die späte Stunde, und eine so jämmerliche Stimme. Ich hätte selbst weinen können . . . Was mag es wohl gewesen sein? Wie?«

»In diesem Sumpfloch haben die Diebe im vorvorigen Jahr den Waldhüter Akim ertränkt«, bemerkte Pawluscha. »Vielleicht ist es seine Seele, die da klagt.«

»Das muß ich sagen, Brüder«, entgegnete Kostja, seine ohnehin großen Augen weit aufreißend. »Ich wußte gar nicht, daß man den

Akim in diesem Loch ertränkt hatte, dann hätte ich noch viel mehr Angst gekriegt.«

»Man sagt auch, es gäbe solche kleine Frösche«, fuhr Pawel fort, »die so jämmerlich schreien.«

»Frösche? Nein, das waren keine Frösche . . . was sind das für . . .«

Der Reiher schrie wieder über dem Fluß.

»Wie der schreit!« sagte Kostja unwillkürlich: »Wie ein Waldteufel.«

»Der Waldteufel schreit nicht, er ist stumm«, fiel ihm Iljuscha ins Wort. »Er klatscht nur in die Hände und kracht . . .«

»Hast du ihn denn gesehen, den Waldteufel?« unterbrach ihn Fedja spöttisch.

»Nein, ich hab' ihn nicht, gesehen, und Gott beschütze mich davor; aber andere haben ihn gesehen. Neulich hat er bei uns einen Bauer irregeleitet: Er führte ihn immer im Wald herum, immer um die gleiche Waldwiese herum . . . Mit Not kam er erst am Morgen heim.«

»Hat er ihn gesehen?«

»Er hat ihn gesehen. Er sagt, er habe so riesengroß, finster, eingehüllt dagestanden, hinter einem Baum, gut hätte er ihn nicht unterscheiden können; er hätte sich vor dem Mond versteckt und dabei mit seinen großen Augen geguckt und geblinzelt, und geblinzelt . . .«

»Ach, du!« rief Fedja, leicht zusammenfahrend und mit den Schultern zuckend. »Pfui . . .!«

»Wozu gibt es nur diese unsauberen Mächte in der Welt?« bemerkte Pawel. »Wirklich!«

»Schimpfe nicht, paß auf, sie hören dich noch«, bemerkte Ilja.

Wieder trat Schweigen ein.

»Schaut nur, schaut nur, Kinder«, erklang plötzlich Wanjas Kinderstimme. »Schaut nur auf die lieben Sternlein Gottes – wie die Bienen schwärmen sie!«

Er streckte sein frisches Gesichtchen unter der Bastdecke hervor, stützte es auf seine Faust und hob langsam seine großen stillen Augen zum Himmel. Alle Jungen hoben ihre Blicke gen Himmel und ließen sie nicht sobald sinken.

»Sag mal, Wanja«, begann Fedja freundlich. »Wie geht es deiner Schwester Anjutka, geht es ihr gut?«

»Es geht ihr gut«, antwortete Wanja kindlich lallend.

»Frage sie doch, warum sie nicht mehr zu uns kommt . . .«

»Ich weiß es nicht.«

»Sag ihr, sie möchte doch kommen.«

»Ich werde es ihr sagen.«

»Sag ihr, daß ich ihr was schenke.«

»Wirst du auch mir was schenken?«

»Ja, auch dir.«

Wanja holte tief Atem.

»Nein, ich brauche nichts. Gib es lieber ihr: Sie ist so gut.«

Wanja legte seinen Kopf wieder auf die Erde. Pawel stand auf und nahm das leere Kesselchen in die Hand.

»Wo willst du hin?« fragte ihn Fedja.

»Zum Fluß, Wasser schöpfen: Ich will Wasser trinken.«

Die Hunde erhoben sich und folgten ihm.

»Paß auf, fall nur nicht in den Fluß!« rief ihm Iljuscha nach.

»Warum soll er in den Fluß fallen?« versetzte Fedja. »Er wird sich doch in acht nehmen.«

»Ja, in acht nehmen. Es kommt verschiedenes vor: Er wird sich bücken und Wasser schöpfen, da wird ihn aber der Wassergeist bei der Hand packen und hinunterziehen. Später werden die Leute sagen, der Junge sei ins Wasser gefallen . . . Ja, ins Wasser gefallen . . .! Da ist er eben ins Schilf gestiegen«, fügte er hinzu, aufhorchend.

Man hörte wirklich das Schilf rascheln.

»Ist es wahr«, fragte Kostja, »daß die blöde Akulina um ihren Verstand gekommen ist, seit sie im Wasser war?«

»Ja, seit damals . . . Wie sieht sie jetzt aus! Man sagt aber, sie sei früher eine Schönheit gewesen. Der Wassergeist hat sie verdorben. Er hatte wohl nicht erwartet, daß man sie sobald herausziehen würde. Da hat er sie bei sich auf dem Grund verdorben.«

(Ich selbst habe diese Akulina mehr als einmal gesehen. In Lumpen gekleidet, furchtbar mager, mit einem kohlschwarzen Gesicht, trüben Blicken und ewig gefletschten Zähnen trappelt sie stundenlang irgendwo auf der Landstraße auf dem gleichen Fleck herum, die

knöchernen Hände fest auf die Brust gepreßt und langsam von einem Fuß auf den anderen tretend, wie ein wildes Tier im Käfig. Sie versteht nichts, was man ihr auch sagt, und lacht nur zuweilen krampfhaft.)

»Man sagt auch«, fuhr Kostja fort, »Akulina hätte sich in den Fluß gestürzt, weil ihr Schatz sie betrogen hat.«

»Ja, darum.«

»Erinnerst du dich noch an Waßja?« unterbrach ihn Kostja traurig.

»An was für einen Waßja?« fragte Fedja.

»An den, der ertrunken ist«, antwortete Kostja, »in diesem selben Fluß. Das war eine Junge! Mein Gott, war das ein Junge! Seine Mutter Feklista liebte ihren Waßja so. Die Feklista ahnte wohl, daß er sein Ende im Wasser finden würde. Wenn Waßja mit uns anderen Jungen im Sommer an den Fluß zum Baden ging, so zitterte sie am ganzen Leibe. Die anderen Weiber waren ruhig und watschelten mit ihren Waschzubern vorüber; die Feklista stellte aber ihren Waschzuber auf die Erde und rief: ›Kehr zurück, kehr zurück, Liebster! Kehr zurück, mein Söhnchen!‹ Wie er aber ertrunken ist, das weiß nur Gott allein. Er spielte am Ufer, und seine Mutter harkte gleich in seiner Nähe das Heu zusammen; plötzlich hört sie, wie im Wasser Blasen aufsteigen; sie sieht hin, auf dem Wasser schwimmt aber nur noch Waßjas Mützchen. Seit damals ist auch Feklista nicht bei Sinnen: Sie geht an die Stelle, wo er ertrunken ist, legt sich, Brüder, auf die Erde und singt das Liedchen, das Waßja immer zu singen pflegte – ihr wißt es noch –, sie singt das Liedchen und weint dabei und klagt zu Gott . . .«

»Da kommt schon Pawluscha«, sagte Fedja.

Pawel kam mit vollem Kessel zum Feuer.

»Jungens«, begann er nach einem Schweigen, »die Sache ist schlimm.«

»Was gibt es denn?« fragte Kostja schnell.

»Ich habe Waßjas Stimme gehört.«

Alle fuhren zusammen.

»Was sagst du, was sagst du?« stammelte Kostja.

»Bei Gott. Als ich mich über das Wasser beugte, hörte ich, wie mich Waßjas Stimme unter dem Wasser rief: ›Pawluscha, Pawluscha, komm mal her.‹ Ich ging zurück. Aber ich habe doch Wasser geschöpft.«

»Ach, mein Gott! Ach, mein Gott!« riefen die Jungen, sich bekreuzigend.

»Dich hat doch der Wassergeist gerufen, Pawel«, versetzte Fedja . . . »Wir sprachen eben von ihm, von Waßja.«

»Ach, das ist ein schlimmes Zeichen«, sprach Iljuscha langsam.

»Nun, das macht nichts!« sagte Pawel entschlossen und setzte sich wieder. »Seinem Schicksal entgeht man nicht.«

Die Jungen verstummten. Die Worte Pawels hatten auf sie offenbar einen tiefen Eindruck gemacht. Sie fingen an, sich um das Feuer zu lagern, als wollten sie schlafen.

»Was ist das?« fragte plötzlich Kostja, den Kopf hebend.

Pawel horchte auf.

»Es sind die Schnepfen, die im Flug pfeifen.«

»Wo fliegen sie denn hin?«

»Dorthin, wo es keinen Winter gibt.«

»Gibt es denn solch ein Land?«

»Gewiß.«

»Ist es weit?«

»Weit, sehr weit, hinter den warmen Meeren.«

Kostja seufzte auf und schloß die Augen.

Es waren schon mehr als drei Stunden vergangen, seit ich mich zu den Jungen gesetzt hatte. Der Mond war endlich aufgegangen; ich hatte ihn nicht sogleich bemerkt; er war so klein und schmal. Diese mondlose Nacht schien ebenso prächtig wie früher . . . Aber viele Sterne, die erst vor kurzem hoch am Himmel gestanden hatten, neigten sich schon dem dunklen Rand der Erde zu; alles ringsum wurde so vollkommen still, wie es nur vor Tagesanbruch still wird: Alles schlief einen festen, unbeweglichen Morgenschlaf. Die Luft duftete nicht mehr so stark, sie schien wieder von Feuchtigkeit erfüllt . . . Kurz sind die Sommernächte . . .! Das Gespräch der Jungen erlosch zugleich mit den Feuern . . . Sogar die Hunde schlummerten; auch die Pferde lagen, soweit ich beim schwachflimmernden Licht der Sterne unterscheiden konnte, mit gesenkten Köpfen . . . Ein Vergessen bemächtigte sich meiner und ging in Schlummer über.

Ein frischer Lufthauch streifte mein Gesicht. Ich schlug die Augen auf: Es tagte. Der Himmel rötete sich noch nirgends, aber im Osten

war es schon weiß. Alles ringsum wurde, wenn auch noch verschwommen, sichtbar. Der blaßgrüne Himmel wurde immer heller, kälter, blauer; die Sterne flimmerten bald schwach und verschwanden bald ganz; die Erde wurde naß, die Blätter schwitzten, hier und da erklangen lebendige Töne und Stimmen, und ein leiser Frühwind strich flatternd über die Erde. Mein Körper antwortete ihm mit einem leichten, freudigen Zittern. Ich stand schnell auf und ging zu den Jungen. Sie schliefen wie tot um das verglimmende Feuer herum; Pawel allein richtete sich halb auf und sah mich aufmerksam an.

Ich nickte ihm zu und ging, den dampfenden Fluß entlang, nach Hause. Ich hatte kaum zwei Werst zurückgelegt, als sich rings um mich herum über die weite Wiese und die grünenden Hügel von Wald zu Wald und hinter mir über die lange, staubige Landstraße, über die glitzernden, geröteten Büsche und über den Fluß, der unter dem sich verziehenden Nebel schamhaft blaute, erst hellrote, dann dunkelrote und goldene Ströme eines jungen, glühenden Lichts ergossen . . . Alles regte sich, alles erwachte, begann zu singen, zu rauschen, zu sprechen. Überall leuchteten wie strahlende Diamanten große Tautropfen; rein und heiter, wie von der Morgenfrische gewaschen, zogen mir Glockentöne entgegen, und plötzlich jagte die ausgeruhte, von den mir schon bekannten Jungen angetriebene Pferdeherde an mir vorbei . . .

Leider muß ich hinzufügen, daß Pawel noch im gleichen Jahr starb. Er ertrank nicht: Er stürzte von einem Pferd und schlug sich tot. Schade, er war ein prächtiger Junge!

Kassjan aus Krassiwaja-Metsch

Ich kehrte in einem Wägelchen, das stark rüttelte, von der Jagd zurück, schlummerte, von der schwülen Hitze des bewölkten Sommertages erdrückt (bekanntlich ist die Hitze an solchen Tagen noch unerträglicher als an heiteren, besonders wenn es windstill ist), ein wenig ein und schaukelte hin und her, mich mit düsterer Geduld dem feinen, weißen Staub preisgebend, der sich von der ausgefahrenen Straße unter den ausgetrockneten und ratternden Rädern unaufhörlich erhob –, als meine Aufmerksamkeit plötzlich von der ungewöhnlichen Unruhe und den krampfhaften Körperbewegungen meines Kutschers erregt wurde, der bis dahin noch fester geschlummert hatte als ich. Er zupfte an den Zügeln, rückte auf seinem Sitz hin und her und fing an, die Pferde anzuschreien, jeden Augenblick nach der einen Seite blickend. Ich sah mich um. Wir fuhren durch eine weite, gepflügte Ebene; in außerordentlich flachen Wellen liefen zu ihr gleichfalls gepflügte, niedere Hügel herab; der Blick umfing höchstens fünf Werst des leeren Raumes; nur die kleinen Birkengehölze in der Ferne unterbrachen mit ihren rundgezackten Wipfeln die gerade Linie des Horizonts. Schmale Wege zogen sich über die Felder hin, verloren sich in den Hohlwegen, wanden sich die Hügel hinauf, und auf einem von ihnen, der etwa fünfhundert Schritt vor uns unsere Fahrstraße durchschneiden sollte, unterschied ich einen Zug. Diesen Zug betrachtete eben mein Kutscher.

Es war ein Leichenzug. Vorne fuhr in einem mit nur einem Pferdchen bespannten Wagen im Schritt der Geistliche; der Küster saß neben ihm und lenkte; dem Wagen folgten vier Bauern mit entblößten Köpfen, die den mit einem weißen Leinentuch bedeckten Sarg trugen; zwei Weiber gingen hinter dem Sarg. Die feine, klagende Stimme des einen von ihnen schlug plötzlich an mein Ohr; ich horchte auf: Die Frau jammerte. Traurig klang inmitten der leeren Felder diese eintönige, hoffnungslos klagende Weise. Der Kutscher trieb die Pferde an: Er wollte diesem Zug zuvorkommen. Unterwegs einer Leiche zu begegnen, gilt als schlimmes Zeichen. Es gelang ihm tatsächlich, über die Straße zu jagen, ehe der Leichenzug sie erreichte; wir waren aber noch keine hundert Schritt weit gefahren,

als unser Wagen plötzlich einen heftigen Stoß bekam, sich auf die eine Seite neigte und beinahe umfiel. Der Kutscher hielt die ins Laufen gekommenen Pferde an, winkte hoffnungslos mit der Hand und spuckte aus.

»Was gibt es denn?« fragte ich ihn.

Mein Kutscher stieg schweigsam und ohne Übereilung vom Bock.

»Was ist denn los?«

»Die Achse ist gebrochen . . . ist durchgebrannt«, antwortete er düster und schob plötzlich mit solcher Wut den Rückenriemen des Seitenpferdes zurecht, daß es wankte, schließlich aber doch nicht hinfiel; es schnaubte, schüttelte sich und fing mit der größten Ruhe an, sich mit einem Zahn das Vorderbein unterhalb des Knies zu kratzen.

Ich stieg ab und stand eine Weile auf der Straße, vom dunklen Gefühl einer unangenehmen Ratlosigkeit erfüllt. Das rechte Rad war fast ganz unter den Wagen geraten und hob seine Nabe wie in stummer Verzweiflung in die Höhe.

»Was ist jetzt zu tun?« fragte ich endlich.

»Der da hat schuld!« sagte mein Kutscher, mit der Peitsche auf den Leichenzug weisend, der schon auf die Fahrstraße gekommen war und sich uns näherte. »Das habe ich immer gemerkt«, fuhr er fort, »es ist ein sicheres Zeichen, wenn man einer Leiche begegnet . . . Ja . . .«

Und er belästigte wieder das Seitenpferd, das, da es seine Mißstimmung und Strenge sah, sich entschloß, unbeweglich zu bleiben, und nur ab und zu schüchtern den Schweif bewegte. Ich ging ein wenig auf und ab und blieb wieder vor dem Rad stehen.

Der Leichenzug holte uns indessen ein. Die Trauerprozession bog vorsichtig von der Straße aufs Gras ab und ging an unserem Wagen vorbei. Der Kutscher und ich zogen die Mützen, begrüßten den Geistlichen und wechselten mit den Trägern Blicke. Sie gingen mit Mühe, und ihre breiten Brüste hoben sich schwer. Von den beiden Weibern, die dem Sarg folgten, war das eine sehr alt und blaß; ihre unbeweglichen, vom Schmerz grausam entstellten Züge hatten den Ausdruck strenger, feierlicher Würde. Sie ging schweigend einher und führte zuweilen die magere Hand an die dünnen, eingefallenen Lippen. Die andere, eine junge Frau von etwa fünfundzwanzig Jahren, hatte rote und feuchte Augen und ein vom Weinen geschwollenes

Gesicht; als sie an uns vorbeikam, hörte sie zu jammern auf und bedeckte das Gesicht mit dem Ärmel . . . Die Leiche war aber schon an uns vorbei wieder auf die Landstraße gekommen; wieder erklang der jämmerliche, herzzerreißende Gesang. Mein Kutscher begleitete den gleichmäßig schwankenden Sarg mit einem stummen Blick und wandte sich an mich: »Es ist der Zimmermann Martyn, der da beerdigt wird«, sagte er, »der aus Rjabowo.«

»Woher weißt du das?«

»An den Weibern hab ich's erkannt. Die Alte ist seine Mutter und die Junge die Frau.«

»Ist er denn krank gewesen?«

»Ja . . . Fieber hat er gehabt . . . Vorgestern hat der Verwalter nach dem Doktor geschickt, aber sie trafen ihn nicht an . . . Er war ein guter Zimmermann. Wie seine Frau jammert . . . Nun, das weiß man ja: Die Weiber haben wohlfeile Tränen, Weibertränen sind wie Wasser . . . Ja.«

Er bückte sich, kroch unter den Zügeln des Seitenpferdes durch und faßte mit beiden Händen das Krummholz.

»Aber«, bemerkte ich, »was sollen wir dennoch tun?«

Mein Kutscher stemmte erst das Knie gegen die Schulter des Mittelpferdes, schüttelte zweimal das Krummholz, schob das Rückenkissen zurecht, kroch dann wieder unter dem Zügel des Seitenpferdes durch, stieß es im Vorbeigehen in die Schnauze und ging auf das Rad zu; er ging auf das Rad zu, holte langsam, ohne es aus dem Auge zu lassen, unter dem Rockschoß seine Tabaksdose hervor, nahm ebenso langsam den Deckel am Riemen heraus, steckte langsam seine zwei dicken Finger hinein (selbst die zwei fanden in ihr kaum Platz), knetete den Tabak, zog seine Nase schon im vorhinein schief, schnupfte langsam, jede Prise mit einem gedehnten Krächzen begleitend, und versank, mit den tränenden Augen schmerzhaft blinzelnd und zwinkernd, in tiefe Nachdenklichkeit.

»Nun, was?« fragte ich endlich.

Mein Kutscher steckte die Dose behutsam in die Tasche, rückte sich den Hut, ohne eine Hand zu rühren, durch eine bloße Kopfbewegung in die Brauen und stieg nachdenklich auf den Bock.

»Wo willst du denn hin?« fragte ich erstaunt.

»Steigen Sie nur ein«, erwiderte er ruhig und nahm die Zügel in die Hand.

»Wie werden wir denn fahren?«

»Wir werden schon fahren.«

»Aber die Achse . . .«

»Nehmen Sie nur Platz.«

»Die Achse ist aber entzwei . . .«

»Sie ist freilich entzwei, aber bis zur Siedlung kommen wir schon . . . das heißt im Schritt. Hier rechts hinter dem Gehölz ist eine Siedlung, Judino heißt sie.«

»Und du glaubst, daß wir hinkommen?«

Mein Kutscher würdigte mich keiner Antwort.

»Ich geh' lieber zu Fuß«, sagte ich.

»Wie Sie wünschen . . .«

Er schwang die Peitsche. Die Pferde zogen an.

Wir erreichten wirklich die Siedlung, obwohl das rechte Vorderrad kaum hielt und sich höchst seltsam drehte. Auf einem Hügel wäre es beinahe heruntergeflogen, aber mein Kutscher schrie mit wütender Stimme, und wir fuhren den Hügel glücklich hinunter.

Die Judinsche Siedlung bestand aus sechs niederen, kleinen Häuschen, die sich bereits auf die Seite geneigt hatten, obwohl sie wahrscheinlich erst seit kurzem erbaut worden waren: Nicht alle Höfe waren umzäunt. Als wir in diese Siedlung einfuhren, begegneten wir keiner lebenden Seele; nicht einmal Hühner, sogar keine Hunde ließen sich auf der Straße blicken; nur ein einziger schwarzer Hund mit kurzem Schwanz sprang vor unseren Augen aus einem vollkommen trockenen Trog heraus, in den ihn offenbar der Durst getrieben hatte, und rannte sofort, ohne zu bellen, unter ein Tor. Ich ging ins erste Haus, machte die Tür zum Flur auf und rief die Bewohner – niemand antwortete mir. Ich rief noch einmal – hinter der andern Tür erklang das hungrige Miauen einer Katze. Ich stieß die Tür mit dem Fuß auf: Eine hungrige Katze lief, mit den grünen Augen im Dunkeln funkelnd, an mir vorbei. Ich steckte den Kopf in die Stube und sah hinein: dunkel, dunstig und leer. Ich begab mich auf den Hof, auch dort war niemand . . . Hinter einem Verschlag brüllte ein Kalb; eine lahme graue Gans wackelte ein wenig zur Seite.

Ich ging ins zweite Haus, auch im zweiten Haus war keine Seele. Ich ging in den Hof . . .

Mitten im hellerleuchteten Hof in der schlimmsten Glut lag, das Gesicht zur Erde und den Kopf mit einem Kittel bedeckt; wie mir schien, ein Junge. Einige Schritt von ihm stand neben einem elenden Wägelchen unter einem Schutzdach aus Stroh ein mageres Pferdchen mit abgerissenem Geschirr. Das Sonnenlicht, das durch die schmalen Öffnungen im schadhaften Schutzdach flutete, zeichnete kleine helle Flecken auf seinem zottigen rotbraunen Fell. Gleich daneben schwatzten in einem auf einer hohen Stange angebrachten Starenhäuschen Stare und blickten mit ruhiger Neugierde aus ihrem luftigen Häuschen herab. Ich ging auf den Schlafenden zu und begann ihn zu wecken . . .

Er hob den Kopf, erblickte mich und sprang gleich auf die Beine . . . »Was ist gefällig? Was ist los?« murmelte er verschlafen.

Ich antwortete ihm nicht sogleich: Dermaßen war ich über sein Äußeres erstaunt. Stellt euch einen Zwerg vor von etwa fünfzig Jahren mit einem kleinen, dunklen, gerunzelten Gesicht, einem spitzen Näschen, braunen, kaum sichtbaren Äuglein und krausen, dichten schwarzen Haaren, die auf seinem winzigen Kopf so breit wie der Hut auf einem Pilz sitzen. Sein ganzer Körper war ungewöhnlich schmächtig und mager, und man kann mit Worten gar nicht wiedergeben, wie ungewöhnlich und seltsam sein Blick war.

»Was ist gefällig?« fragte er mich wieder.

Ich erklärte ihm, um was es sich handelte; er hörte mich an, ohne seine langsam zwinkernden Augen von mir zu wenden.

»Könnten wir nicht eine neue Achse bekommen?« fragte ich ihn schließlich. »Ich würde gerne bezahlen.«

»Wer sind Sie? Ein Jäger, nicht?« fragte er, mich mit einem Blick vom Kopf bis zu den Füßen musternd. – »Ja, Jäger.«

»Sie schießen wohl die Vöglein des Himmels . . .? Die Tiere des Waldes? Ist es keine Sünde, die Vöglein Gottes zu töten, unschuldiges Blut zu vergießen?«

Der seltsame Alte sprach sehr gedehnt. Der Ton seiner Stimme setzte mich gleichfalls in Erstaunen. Es war nicht nur nichts Greisenhaftes in seiner Stimme, sie war sogar ungewöhnlich süß, jugendlich und von einer beinahe weiblichen Zartheit.

»Ich hab' keine Achse«, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu. »Diese da taugt nicht.« Er wies auf sein Wägelchen. »Sie haben wohl einen großen Wagen.«

»Kann man im Dorf eine finden?«

»Was ist hier für ein Dorf . . .! Hier hat niemand eine . . . Es ist auch niemand daheim: Alle sind auf der Arbeit. Gehen Sie!« sagte er plötzlich und legte sich wieder auf die Erde.

Ich hatte diesen Schluß gar nicht erwartet.

»Hör mal, Alter«, sagte ich, seine Schulter berührend, »tu mir den Gefallen und hilf mir.«

»Gehen Sie mit Gott! Ich bin müde, bin in der Stadt gewesen«, sagte er, indem er sich den Kittel über den Kopf zog.

»Tu mir doch den Gefallen«, fuhr ich fort, »ich . . . ich will bezahlen!«

»Ich brauche dein Geld nicht.«

»Ich bitte dich, Alter . . .«

Er setzte sich halb auf und kreuzte seine dünnen Beinchen.

»Ich werde dich vielleicht zur abgeholzten Stelle begleiten. Hier haben bei uns Kaufleute einen Wald gekauft – Gott sei ihr Richter, sie vernichten den Wald, haben ein Kontor erbaut, Gott sei ihr Richter . . .! Dort könntest du dir eine Achse machen lassen oder eine fertige kaufen.«

»Sehr schön!« rief ich erfreut. »Sehr schön . . .! Gehen wir.«

»Eine gute Achse, eine eichene«, fuhr er fort, ohne aufzustehen.

»Ist es weit bis zur abgeholzten Stelle?«

»Drei Werst.«

»Nun, wir können ja in deinem Wägelchen hinfahren!«

»Das geht nicht . . .«

»Komm doch«, sagte ich, »komm, Alter! Der Kutscher wartet auf uns auf der Straße.«

Der Alte stand unwillig auf und folgte mir auf die Straße. Mein Kutscher war in gereizter Stimmung: Er wollte die Pferde tränken, aber im Brunnen war nur sehr wenig Wasser, und es schmeckte schlecht; das ist aber, wie die Kutscher behaupten, außerordentlich wichtig . . . Als er aber den Alten erblickte, grinste er, nickte mit dem Kopf und rief: »Ah, Kaßjanuschka! Grüß Gott!«

»Grüß Gott, Jerofej, du gerechter Mensch«, antwortete Kaßjan mit trauriger Stimme.

Ich teilte dem Kutscher sofort seinen Vorschlag mit; Jerofej erklärte sich damit einverstanden und fuhr in den Hof ein. Während er mit überlegter Geschäftigkeit die Pferde ausspannte, stand der Alte mit der Schulter ans Tor gelehnt und sah mißmutig bald ihn und bald mich an. Er schien irgendwie verdutzt: Soviel ich merken konnte, hatte ihn unser plötzlicher Besuch nicht sonderlich erfreut.

»Hat man denn auch dich hierher übersiedelt?« fragte ihn plötzlich Jerofej, das Krummholz abnehmend.

»Ja, auch mich.«

»Ach!« versetzte mein Kutscher durch die Zähne. »Weißt du, der Zimmermann Martyn . . . du kennst doch den Martyn aus Rjabowo?«

»Gewiß.«

»Also er ist gestorben. Wir sind eben seinem Sarg begegnet.«

Kaßjan fuhr zusammen.

»Gestorben?« fragte er und senkte die Augen.

»Ja, gestorben. Warum hast du ihn nicht gesund gemacht? Man sagt doch, du behandelst Kranke, bist ein Doktor.«

Mein Kutscher machte sich offenbar über den Alten lustig.

»Ist das dein Wagen, wie?« fragte er, mit einer Schulter auf ihn weisend.

»Ja, mein Wagen.«

»Ist das ein Wagen!« sagte mein Kutscher, indem er das Fuhrwerk bei den Deichselstangen packte und beinahe umdrehte . . . »Ein Wagen . . .! Worauf wollt ihr denn in den Wald fahren . . .? In diese Deichselstangen kann man unser Pferd gar nicht einspannen, unser Pferd ist groß – aber was ist das da?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Kaßjan, »worauf ihr fahren werdet; vielleicht mit diesem Tierchen«, fügte er mit einem Seufzer hinzu.

»Mit diesem?« fiel ihm Jerofej ins Wort. Er ging auf Kaßjans elendes Pferdchen zu und stieß es mit dem Mittelfinger der rechten Hand in den Hals. »Sieh mal an«, fügte er vorwurfsvoll hinzu, »eingeschlafen ist sie, die Krähe!«

Ich bat Jerofej, schneller einzuspannen. Ich hatte selbst Lust, mit Kaßjan zur abgeholzten Stelle zu fahren: An solchen Stellen gibt es oft

Birkhühner. Als das Wägelchen ganz fertig war und ich mit meinem Hund auf dem höckerigen Boden aus Birkenrinde Platz genommen hatte und auch Kaßjan, zu einem Knäuel zusammengekauert, mit dem früheren traurigen Gesichtsausdruck auf dem vorderen Bänkchen saß, kam Jerofej auf mich zu und flüsterte mit geheimnisvoller Miene: »Sie tun gut, Väterchen, daß Sie mit ihm fahren. Er ist ja ein Narr und hat auch den Zunamen ›Floh‹. Ich weiß gar nicht, wie Sie ihn haben verstehen können . . .«

Ich wollte Jerofej bemerken, daß Kaßjan auf mich bisher den Eindruck eines recht vernünftigen Menschen gemacht habe, aber mein Kutscher fuhr im gleichen Ton fort: »Passen Sie nur auf, daß er Sie an die richtige Stelle hinbringt. Wählen Sie auch die Achse selbst; wollen Sie eine recht kräftige Achse nehmen . . . Nun, Floh«, fuhr er laut fort, »kann man bei euch etwas Brot kriegen?«

»Such, vielleicht findest du was«, antwortete Kaßjan. Er zupfte an den Zügeln, und wir rollten davon.

Sein Pferdchen lief zu meinem aufrichtigen Erstaunen gar nicht schlecht. Kaßjan bewahrte während der ganzen Fahrt hartnäckiges Schweigen und beantwortete meine Fragen abgerissen und unwillig. Wir erreichten bald die abgeholzte Stelle und fanden dort das Kontor, ein hohes Bauernhaus, das einsam am Rande einer nicht sehr tiefen Schlucht ragte, die man in aller Eile eingedämmt und in einen Teich verwandelt hatte. Ich traf in diesem Kontor zwei junge Kaufmannsangestellte mit schneeweißen Zähnen, süßen Augen, einer süßen und gewandten Redeweise und einem süßen und schlauen Lächeln, machte mit ihnen den Preis für die Achse aus und begab mich auf die Lichtung. Ich dachte, Kaßjan würde auf mich beim Pferd warten, aber er kam plötzlich auf mich zu.

»Du gehst wohl die Vöglein schießen?« fragte er mich. »Was?«

»Ja, wenn ich welche finde.«

»Ich geh' mit dir . . . Darf ich?«

»Du darfst, du darfst.«

Und wir gingen. Die ganze abgeholzte Stelle war nur etwa eine Werst breit. Ich gab, offen gestanden, mehr auf Kaßjan als auf meinen Hund acht. Nicht umsonst nannte man ihn Floh. Sein schwarzes, bloßes Köpfchen (seine Haare konnten übrigens jede Mütze ersetzen) flog nur so durch die Büsche. Er ging ungewöhnlich flink und schien

im Gehen immer zu hüpfen, beugte sich in einem fort, pflückte irgendwelche Halme, steckte sie in den Busen, murmelte sich etwas in den Bart und sah immer mich und meinen Hund mit eigentümlichen, forschenden Blicken an. Im niederen Gebüsch und an abgeholzten Stellen hausen oft kleine graue Vöglein, die in einem fort von einem Bäumchen auf das andere flattern und pfeifen, indem sie in der Luft im Flug untertauchen. Kaßjan äffte sie nach und wechselte mit ihnen Rufe; eine junge Wachtel flog zwitschernd unter seinen Füßen auf, er piepste ihr nach; eine Lerche ließ sich auf bebenden Flügeln laut schmetternd über ihn herab, Kaßjan fiel auch in dieses Lied ein. Mit mir sprach er gar nicht.

Das Wetter war herrlich, noch herrlicher als früher, aber die Hitze ließ immer noch nicht nach. Am heiteren Himmel zogen kaum sichtbar hohe, dünne Wölkchen, gelblichweiß, wie verspäteter Frühlingsschnee, flach und länglich wie eingezogene Segel. Ihre zierlichen Ränder, flockig und leicht wie Watte, änderten sich langsam, aber merklich mit jedem Augenblick; diese Wolken schmolzen und warfen keinen Schatten. Lange streifte ich mit Kaßjan durch die Lichtungen. Junge Schößlinge, die noch nicht einen Arschin lang waren, umgaben mit ihren feinen, glatten Stengeln die schwarzgewordenen niedrigen Baumstümpfe; runde, schwammige Wucherungen mit grauen Rändern, wie man sie zur Herstellung von Feuerschwamm benutzt, klebten an diesen Stümpfen; die Erdbeerpflanzen umrankten sie mit ihren rosa Sprossen; Pilze saßen in ganzen Familien um sie herum. Die Füße verwickelten sich ununterbrochen im langen, von der glühenden Sonne übersättigten Gras; überall flimmerte es vor dem grellen metallischen Glänzen der jungen rötlichen Blätter der Bäumchen; überall leuchteten die blauen Dolden der Wicken, die goldenen Kelche des Hahnenfußes und die halb lila und halb gelben Blüten der wilden Stiefmütterchen; hier und da erhoben sich neben verlassenen Wegen, auf denen die Räderspuren sich durch Streifen rötlichen, niederen Grases abzeichneten, von Wind und Regen geschwärzte Brennholzstapel; sie warfen schwache, schräge, viereckige Schatten, und einen andern Schatten gab es hier nicht. Ein leichter Wind erhob sich ab und zu und legte sich wieder: Er haucht einem plötzlich ins Gesicht und scheint anzuwachsen – alles ringsum beginnt zu rauschen, zu nicken und sich zu bewegen, und die biegsamen Spitzen der Farnkräuter

schwanken graziös – man freut sich über diesen Wind . . . aber plötzlich ist er erstorben, und alles ist wieder still. Nur die Grashüpfer allein zirpen laut und wie wütend im Chor, und dieser unaufhörliche, gleichmäßig scharfe Lärm ist ermüdend. Er paßt gut zu der unerträglichen Mittagsglut; er ist von ihr gleichsam erzeugt und aus der glühenden Erde hervorgerufen.

Wir stießen auf keinen einzigen Vogel und erreichten schließlich eine neue Lichtung. Vor kurzem gefällte Espen beugten sich traurig zur Erde herab und erdrückten das Gras und die kleinen Sträucher; von den unbeweglichen Zweigen einiger von ihnen hingen die Blätter noch grün, aber schon tot und welk herab; an anderen waren sie schon trocken zusammengeschrumpft. Den frischen goldigweißen Spänen, die haufenweise neben den grellfeuchten Stümpfen lagen, entströmte ein eigener, ungewöhnlicher, angenehmer, bitterer Duft. In der Ferne, neben dem Wald, klopften dumpf die Äxte; ab und zu sank feierlich und still, wie sich verneigend und die Arme ausbreitend, ein lockiger Baum zur Erde.

Lange fand ich kein Wild; endlich flog aus einem breiten, ganz mit Wermut durchwachsenen Gebüsch ein Wachtelkönig auf. Ich drückte los; er überschlug sich in der Luft und fiel herab. Als Kaßjan den Schuß hörte, bedeckte er schnell die Augen mit der Hand und rührte sich nicht, bis ich mein Gewehr wieder geladen und den Wachtelkönig aufgehoben hatte. Als ich aber weiterging, trat er an die Stelle, auf die der getötete Vogel niedergefallen war, bückte sich zum Gras, das von einigen Tropfen Blut benetzt war, schüttelte den Kopf und sah mich scheu an . . . Später hörte ich ihn flüstern: »Diese Sünde . . .! Ach, diese Sünde!«

Die Hitze zwang uns endlich, in den Wald zu gehen. Ich warf mich unter einen hohen Haselstrauch, über den ein junger, schlanker Ahorn seine leichten Zweige breitete. Kaßjan setzte sich auf das dicke Ende einer gefällten Birke. Ich sah ihn an. Die Blätter schwankten leise in der Höhe, und ihre dünnen grünlichen Schatten glitten still über seinen hageren, nachlässig in einen dunklen Kittel gehüllten Körper und über sein kleines Gesicht. Er hob den Kopf nicht. Sein Schweigen langweilte mich, und ich legte mich auf den Rücken und begann dem friedlichen Spiel des Blättergewirrs auf dem Grund des fernen hellen Himmels zuzuschauen. Es ist eine ungewöhnlich angenehme Beschäftigung, im Wald auf dem Rücken zu liegen, und

nach oben zu schauen. Es ist euch, als schauet ihr in ein abgrundtiefes Meer, das sich unter euch ausbreitet, daß die Bäume sich nicht von der Erde erheben, sondern sich wie die Wurzeln riesengroßer Pflanzen senkrecht in die glashellen Fluten senken; die Blätter an den Zweigen glänzen bald wie durchsichtige Smaragde, bald verdichten sie sich zu einem goldigen, fast schwarzen Grün. Ein unbewegliches, einsames Blatt irgendwo hoch oben, am Ende eines dünnen Zweiges, hebt sich vom blauen Fetzen des durchsichtigen Himmels ab; gleich daneben wiegt sich ein anderes, und seine Bewegung erinnert an das Spiel eines Fischschwanzes, als sei die Bewegung willkürlich und nicht vom Winde erzeugt. Zauberhaften Unterwasserinseln ähnliche, weiße, runde Wolken kommen leise gezogen und schweben leise vorbei – und plötzlich beginnt dieses Meer, diese strahlende Luft, beginnen diese vom Sonnenlicht übergossenen Zweige und Blätter und alles zu rieseln und in einem flüchtigen Glanz zu zittern, und es erhebt sich ein frisches, bebendes Flüstern, gleich dem unaufhörlichen feinen Plätschern einer plötzlich heranrollenden Brandung. Ihr rührt euch nicht, ihr schaut, und es läßt sich mit Worten gar nicht ausdrücken, wie freudig, still und süß euch ums Herz wird. Ihr schaut, und das tiefe, reine Blau weckt auf euren Lippen ein Lächeln, so unschuldig wie dieses Blau selbst; wie die Wolken am Himmel, und gleichsam zugleich mit den Wolken zieht euch langsam eine lange Reihe glücklicher Erinnerungen durch den Sinn, und es ist euch, als dringe euer Blick immer tiefer und tiefer ein und ziehe auch euch in den ruhigen, strahlenden Abgrund mit sich, und es ist unmöglich, sich von dieser Höhe, von dieser Tiefe loszureißen . . .

»Herr, du, Herr!« sagte plötzlich Kaßjan mit seiner lauten Stimme.

Ich richtete mich erstaunt auf: Bisher hatte er meine Fragen kaum beantwortet, nun fing er aber selbst zu reden an.

»Was willst du?« fragte ich.

»Sag, warum hast du das Vöglein getötet?« begann er, mir gerade ins Gesicht blickend.

»Wieso? Warum . . .? Der Wachtelkönig ist Wild, man kann ihn essen.«

»Nicht dazu hast du ihn getötet, Herr; du wirst ihn doch nicht essen! Du hast ihn zu deinem Vergnügen getötet.«

»Aber du selbst ißt doch zum Beispiel Hühner und Gänse?«

»Dieses Geflügel ist von Gott für den Menschen bestimmt, der Wachtelkönig ist aber ein freier Vogel, ein Waldvogel. Und nicht nur er allein: Es gibt viele solche Geschöpfe im Wald, im Feld und im Fluß, im Sumpf und auf der Wiese, in der Höhe und in der Tiefe, und es ist Sünde, sie zu töten; sollen sie auf Erden so lange leben, wie ihnen beschieden ist . . . Dem Menschen ist aber eine andere Nahrung bestimmt: Brot, die Gabe Gottes, und das Wasser vom Himmel, und Haustiere von den Urvätern her.«

Ich sah Kaßjan erstaunt an. Seine Worte kamen ihm ganz frei von den Lippen; er suchte sie nicht, er sprach mit stiller Begeisterung und milder Würde und schloß ab und zu die Augen.

»Du hältst es also für Sünde, auch einen Fisch zu töten?« fragte ich.

»Der Fisch hat kaltes Blut«, entgegnete er mit Überzeugung, »der Fisch ist ein stummes Geschöpf. Er kennt keine Furcht und keine Freude; der Fisch ist eine stumme Kreatur. Der Fisch fühlt nichts, sein Blut ist nicht lebendig . . . Das Blut«, fuhr er nach einem Schweigen fort, »das Blut ist eine heilige Sache! Das Blut sieht die Sonne Gottes nicht, das Blut versteckt sich vor dem Licht . . . es ist eine große Sünde, dem Licht Blut zu zeigen, eine große und schreckliche Sünde . . . Ach, eine sehr große!«

Er seufzte und schlug die Augen nieder. Ich sah den merkwürdigen Alten, offen gestanden, mit großem Erstaunen an. Seine Rede klang nicht wie die eines Bauern: So sprechen die einfachen Menschen nicht, und auch die Schönsprecher nicht . . . Ich hatte nie etwas Ähnliches gehört.

»Sag bitte, Kaßjan«, begann ich, ohne meinen Blick von seinem leicht geröteten Gesicht zu wenden, »was hast du für ein Gewerbe?«

Er beantwortete meine Frage nicht gleich. Sein Blick schweifte eine Weile unruhig umher.

»Ich lebe, wie Gott es befiehlt«, sagte er schließlich. »Ein Gewerbe habe ich aber nicht. Ich bin gar zu unverständig, von Kindheit an; ich arbeite, solange ich kann – ich bin ein schlechter Arbeiter . . . wie soll ich auch! Es fehlt mir an Gesundheit, und die Hände sind ungeschickt. Nun, im Frühjahr fange ich Nachtigallen.«

»Du fängst Nachtigallen . . .? Hast du aber nicht selbst gesagt, daß man kein Tier des Waldes oder des Feldes oder ein anderes Geschöpf

anrühren darf?«

»Töten darf man sie wohl nicht, das stimmt; der Tod holt auch so das Seine. Nehmen wir zum Beispiel den Zimmermann Martyn: Der Zimmermann Martyn hat gelebt, hat gar nicht lange gelebt und ist gestorben. Seine Frau weint jetzt um den Mann und um die kleinen Kinder . . . Den Tod kann weder der Mensch noch das Tier überlisten. Der Tod läuft nicht, aber man kann ihm nicht entlaufen; man darf ihm auch nicht helfen . . . Die Nachtigallen töte ich ja nicht – Gott bewahre! Ich fange sie nicht, um sie zu quälen und nicht zu ihrem Verderben, sondern dem Menschen zum Vergnügen, zum Trost und zur Freude.«

»Gehst du auch nach Kursk, um sie zu fangen?«

»Ich gehe nach Kursk und auch weiter, wie es sich trifft. Ich übernachte in Sümpfen und in Wäldern, bleibe über Nacht ganz allein im Feld und in der Einöde: Da pfeifen die Schnepfen, da schreien die Hasen, da schnattern die Enten . . . Des Abends merke ich sie mir, des Morgens belausche ich sie, beim Morgengrauen werfe ich die Netze auf die Büsche aus . . . Manche Nachtigall singt so rührend, so süß, daß es sogar weh tut.«

»Und verkaufst sie?«

»Ich gebe sie den guten Leuten.«

»Was treibst du sonst?«

»Was ich treibe?«

»Was hast du sonst noch für eine Beschäftigung?«

Der Alte schwieg eine Weile.

»Ich habe keine Beschäftigung. Ich bin ein schlechter Arbeiter. Aber lesen kann ich.«

»Du kannst lesen?«

»Ja. Gott hat mir dazu verholfen, auch die guten Menschen.«

»Hast du Familie?«

»Nein, keine.«

»Wieso . . .? Sind dir alle gestorben?«

»Nein, ich hab' einfach kein Glück im Leben gehabt. Das hängt aber alles von Gott ab, wir sind alle in Gottes Hand; doch der Mensch muß gerecht sein – das ist es! Das heißt, gottgefällig.«

»Hast du keine Verwandten?«

»Ja . . . aber . . .«

Der Alte wurde verlegen.

»Sag bitte«, begann ich, »es kam mir vor, als hätte dich mein Kutscher gefragt, warum du den Martyn nicht gesund gemacht hast. Verstehst du denn Kranke zu behandeln?«

»Dein Kutscher ist ein gerechter Mensch«, antwortete Kaßjan nachdenklich, »aber auch er ist nicht ohne Sünde. Man nennt mich einen Doktor . . . Was bin ich für ein Doktor . . .! Und wer kann einen Kranken heilen? Das alles ist von Gott. Aber es gibt . . . Kräuter, Blumen; Diese helfen wirklich. Da ist zum Beispiel das Kraut Wasserdost sehr gut für den Menschen, auch der Wegerich; es ist keine Schande, von ihnen zu sprechen, es sind ja reine Kräuter Gottes. Die andern sind aber nicht so: Sie helfen zwar, aber es ist Sünde; es ist Sünde, von ihnen zu sprechen. Höchstens mit einem Gebet . . . Es gibt natürlich auch gewisse Worte . . . Wer aber glaubt, der wird gerettet«, fügt er mit gedämpfter Stimme hinzu.

»Hast du dem Martyn nichts eingegeben?« fragte ich.

»Ich hab' es zu spät erfahren«, antwortete der Alte. »Aber was soll man machen, es ist einem jeden schon bei seiner Geburt bestimmt. Dem Zimmermann Martyn war es nicht beschieden, lange auf dieser Erde zu leben, nein, es war ihm nicht beschieden. Und wenn es einem Menschen nicht beschieden ist zu leben, so wärmt ihn die Sonne nicht wie einen anderen, und das Brot schlägt ihm nicht an – es ist, als ob man ihn abriefe . . . Ja, Gott schenke seiner Seele die ewige Ruhe!«

»Ist es lange her, daß man euch hierher übersiedelt hat?« fragte ich nach kurzem Schweigen. Kaßjan fuhr zusammen.

»Nein, es ist nicht lange her, nur vier Jahre. Beim alten Herrn lebten wir alle auf unseren alten Wohnsitzen, das Vormundschaftsgericht hat uns aber übersiedelt. Unser alter Herr war eine gute Seele, ein bescheidener Mensch, Gott hab' ihn selig! Nun, das Vormundschaftsgericht wußte wohl, was es tat; es mußte wohl so sein.«

»Wo habt ihr früher gelebt?«

»Wir sind aus Krassiwaja-Metsch.«

»Ist es weit von hier?«

»An die hundert Werst.«

»Nun, habt ihr es dort besser gehabt?«

»Ja, besser . . . besser. Die Gegend ist dort freier und wasserreicher, es war unser Nest, hier ist es aber eng und trocken . . . Hier sind wir verwaist. Wenn man dort, in Krassiwaja-Metsch, auf einen Hügel steigt, mein Gott, was sieht man nicht alles . . .! Den Fluß, Wiesen und Wald; die Kirche, und dann wieder Wiesen. Weit, weit kann man dort sehen. So weit . . . man schaut, man schaut mein Gott! Hier ist freilich der Boden besser, Lehmboden, guter Lehmboden, sagen die Bauern; aber für mich gedeiht überall Brot genug.«

»Sag mal, Alter, die Wahrheit, du möchtest wohl gern die Heimat wiedersehen?«

»Ja, das möchte ich gern. Übrigens ist es überall gut. Ich habe keine Familie, bin ein unruhiger Mensch. Was hat man auch, wenn man immer zu Hause hockt? Wenn man aber wandert, wenn man wandert«, fuhr er mit erhobener Stimme fort, »so ist es gleich leichter ums Herz. Die Sonne wärmt dich, Gott sieht dich überall, und es singt sich besser. Hier siehst du, was für ein Kraut da wächst, du merkst es und pflückst es dir. Dort fließt ein Wasser, Quellwasser, es ist heiliges Wasser, du trinkst davon und merkst es dir. Die Vögel des Himmels singen . . . Hinter Kursk beginnt aber die Steppe, ein wahres Wunder, eine Augenweide für den Menschen – diese Freiheit, dieser Segen Gottes! Die Steppe zieht sich, wie die Leute sagen, bis zum warmen Meere hin, wo der Vogel Gamajun mit der süßen Stimme lebt, wo das Laub von den Bäumen weder im Winter noch im Herbste fällt, wo goldene Äpfel auf silbernen Ästen wachsen und jeder Mensch in Zufriedenheit und Gerechtigkeit lebt . . . Dorthin wäre ich wohl gern gegangen . . . Ich bin schon viel herumgekommen! Bin in Romny gewesen, in der schönen Stadt Simbirsk und auch in Moskau mit den goldenen Kuppeln; ich war an der Oka, der Ernährerin, an der Zna, dem Täubchen, und an der Mutter Wolga, habe viele Menschen gesehen, gute Christen, habe viele fromme Städte besucht . . . So würde ich gern hingehen . . . Und nicht ich Sünder allein . . . viele andere Christen gehen in Bastschuhen durch die Welt und suchen die Wahrheit . . . ja . . .! Was hat man aber zu Hause? Es ist keine Gerechtigkeit im Menschen, das ist es . . .«

Die letzten Worte sprach Kaßjan sehr schnell, fast unverständlich; dann sagte er noch etwas, was ich gar nicht hören konnte, sein Gesicht nahm aber einen so merkwürdigen Ausdruck an, daß ich

unwillkürlich an das Wort ›Narr in Christo‹ denken mußte. Er schlug die Augen nieder, hüstelte und kam gleichsam zu sich.

»Diese Sonne!« sagte er halblaut. »Dieser Segen, mein Gott! So warm im Walde!«

Er zuckte die Achseln, schwieg eine Weile, sah zerstreut um sich und stimmte ein leises Lied an. Ich konnte nicht alle Worte seines gedehnten Liedes verstehen; folgendes hörte ich:

»Doch mein Name ist Kaßjan,
bei den Leuten heiß' ich Floh . . .«

Ah! dachte ich mir – er dichtet auch! – Plötzlich fuhr er zusammen, verstummte und blickte unverwandt ins Waldesdickicht. Ich wandte mich um und sah ein kleines Bauernmädchen von etwa acht Jahren, in einem blauen Sarafan, mit einem gewürfelten Tuch auf dem Kopf und einem geflochtenen Körbchen auf dem sonnenverbrannten, bloßen Arm. Sie hatte wohl nicht erwartet, uns hier zu treffen; sie war auf uns sozusagen gestoßen und stand unbeweglich im grünen Schatten des Haselgebüsches, auf der schattigen Waldwiese und betrachtete mich scheu mit ihren schwarzen Augen. Ich hatte kaum Zeit gehabt, sie mir näher anzusehen, denn sie verschwand gleich hinter einem Baum.

»Annuschka! Annuschka! Komm mal her, fürchte dich nicht«, rief ihr der Alte freundlich zu.

»Ich fürchte mich«, antwortete ein dünnes Stimmchen.

»Fürchte dich nicht, komm zu mir.«

Annuschka verließ schweigend ihr Versteck, ging langsam herum – ihre kindlichen Füße traten kaum hörbar auf das dichte Gras – und kam dicht neben dem Alten aus dem Dickicht heraus. Das Mädchen war nicht acht Jahre alt, wie ich anfangs, da sie so klein war, geglaubt hatte, sondern dreizehn oder vierzehn. Ihr Körper war klein und schmächtig, aber biegsam und gewandt; das hübsche Gesichtchen hatte eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem Gesicht Kaßjans, obwohl Kaßjan durchaus kein schöner Mann war. Die gleichen scharfen Züge, der gleiche seltsame Blick, schlau und zutraulich, nachdenklich und durchdringend, auch die gleichen Bewegungen . . . Kaßjan sah sie an; sie stand seitwärts zu ihm.

»Nun, hast du Pilze gesammelt?« fragte er.

»Ja, Pilze«, antwortete sie mit einem schüchternen Lächeln.

»Hast du viel gefunden?«

»Ja, viel.« Sie warf ihm einen schnellen Blick zu und lächelte wieder.

»Sind auch weiße dabei?«

»Auch weiße.«

»Zeig mal, zeig mal . . .«

Sie ließ das Körbchen vom Arme gleiten und hob das große Blatt, mit dem die Pilze bedeckt waren, halb in die Höhe.

»Ach!« sagte Kaßjan, sich über das Körbchen beugend: »So schöne Pilze! Brav, Annuschka!«

»Ist es deine Tochter, Kaßjan, wie?« fragte ich.

Annuschkas Gesicht rötete sich leicht.

»Nein, eine Verwandte«, versetzte Kaßjan mit geheuchelter Gleichgültigkeit. »Nun, Annuschka, geh«, fügte er sofort hinzu, »geh mit Gott. Paß aber auf . . .«

»Warum soll sie zu Fuß gehen?« unterbrach ich ihn. »Wir können sie doch im Wagen mitnehmen . . .«

Annuschka wurde rot wie eine Mohnblüte, faßte mit beiden Händen die Schnur des Körbchens und sah den Alten unruhig an.

»Nein, sie kommt auch zu Fuß hin«, antwortete er mit derselben gleichgültigen und trägen Stimme. »Was macht es ihr . . .? Sie kommt auch so hin . . . Geh.«

Annuschka verschwand schnell im Wald. Kaßjan blickte ihr nach, schlug dann die Augen nieder und lächelte. In diesem langen Lächeln, in den wenigen Worten, die er zu Annuschka gesagt, und selbst im Ton seiner Stimme, mit der er zu ihr gesprochen hatte, lag eine unsagbare leidenschaftliche Liebe und Zärtlichkeit. Er blickte noch einmal in die Richtung, wo sie verschwunden war, lächelte wieder, rieb sich das Gesicht und schüttelte einige Male den Kopf.

»Warum hast du sie so schnell weggeschickt?« fragte ich ihn. »Ich hätten ihr die Pilze abgekauft . . .«

»Sie können sie auch zu Hause kaufen, wenn Sie mögen«, antwortete er mir; er sprach mich zum ersten Male mit Sie an.

»Das Mädel ist aber wunderhübsch.«

»Nein . . . wo . . .«, antwortete er gleichsam widerwillig und verfiel von diesem Augenblick an in seine frühere Schweigsamkeit.

Als ich sah, daß alle meine Bemühungen, ihn zum Sprechen zu bringen, vergeblich blieben, ging ich wieder an die abgeholzte Stelle. Außerdem hatte die Hitze etwas nachgelassen; aber mein Mißgeschick hielt an, und ich kehrte mit einem einzigen Wachtelkönig und mit der neuen Achse zur Siedlung zurück. Kurz vor seinem Hof wandte sich Kaßjan plötzlich zu mir um.

»Herr, du, Herr!« sagte er: »Ich bin vor dir schuldig: Ich habe dir das ganze Wild vertrieben.«

»Wieso?«

»Das weiß ich schon. Du hast einen guten, gelehrten Hund, aber auch er konnte nichts ausrichten. Man denkt sich, was kann so ein Mensch, wie? Da ist auch ein Tier, was hat man aber aus ihm gemacht?«

Es wäre vergebens, Kaßjan von der Unmöglichkeit zu überzeugen, das Wild zu besprechen. Darum antwortete ich ihm nichts. Auch fuhren wir schon zum Tor hinein.

Annuschka war nicht in der Stube; sie war schon dagewesen und hatte das Körbchen mit den Pilzen zurückgelassen. Jerofej brachte die neue Achse an, nachdem er sie zuvor einer strengen und ungerechten Kritik unterworfen hatte; nach einer Stunde fuhr ich ab und ließ Kaßjan etwas Geld zurück, das er erst nicht annehmen wollte, dann aber, nachdem er es eine Zeitlang auf der flachen Hand gehalten, doch in den Busen steckte. Im Laufe dieser Stunde sprach er fast kein einziges Wort; er stand wie früher ans Tor gelehnt, beantwortete die Vorwürfe meines Kutschers nicht und nahm von mir recht kühl Abschied.

Gleich nach meiner Rückkehr merkte ich, daß mein Jerofej sich wieder in einer düsteren Gemütsstimmung befand . . . Er hatte in der Tat im ganzen Dorf nichts Eßbares auftreiben können, und auch das Wasser für die Pferde war schlecht. Wir fuhren ab. Er saß mit einem Mißvergnügen, das sich sogar in seinem Nacken spiegelte, auf dem Bock und hatte furchtbar große Lust, mit mir zu reden; aber in Erwartung, daß ich an ihn zuerst eine Frage richte, beschränkte er sich auf ein leises Brummen und auf belehrende, mitunter auch beißende Worte, die er an die Pferde richtete. »Das nennt sich auch ein Dorf!« murmelte er. »Ein schönes Dorf! Ich fragte nach Kwaß, sie haben nicht mal Kwaß . . . Du, mein Gott! Das Wasser ist aber einfach zum Speien!« Er spuckte laut aus. »Weder Gurken noch Kwaß, gar

nichts . . . Du, du!« fügte er laut hinzu, sich an das rechte Seitenpferd wendend: »Ich kenne dich, du Heuchler! Du machst es dir leicht . . .« Er versetzte ihm einen Schlag mit der Peitsche. »Das Pferd hat seine ganze Rechtschaffenheit verloren, war aber früher ein so gehorsames Tier . . . Nun, nun, sieh dich nur um!«

»Sag mal bitte, Jerofej«, begann ich, »was ist dieser Kaßjan für ein Mensch?«

Jerofej gab mir nicht sogleich Antwort. Er war überhaupt ein Mann, der sich alles lange überlegte und sich nicht übereilte; aber ich konnte gleich merken, daß meine Frage ihn erheiterte und beruhigte.

»Der Floh?« begann er endlich, indem er an den Zügeln zupfte: »Ein merkwürdiger Mensch, ein Narr in Christo; einen so merkwürdigen Menschen findet man nicht leicht wieder. Er ist ganz wie unser Brauner: Auch er ist ganz aus Rand und Band geraten . . . das heißt, er will gar nicht arbeiten. Freilich, was ist er auch für ein Arbeiter . . .? Er atmet ja kaum, aber dennoch . . . Er ist von Kind auf so. Anfangs war er mit seinen Onkeln Fuhrmann; seine Onkel hielten Troikas; dann wurde es ihm aber zu dumm, und er gab es auf. Er lebte zu Hause, konnte aber zu Hause nicht lange aushalten: So unruhig ist er wie ein Floh. Zum Glück hatte er einen guten Herrn, der zwang ihn zu nichts. Seitdem treibt er sich immer herum wie ein herrenloses Schaf. Ein merkwürdiger Mensch, weiß Gott: Bald schweigt er wie ein Baumstumpf, bald fängt er zu reden an; was er aber zusammenredet, das weiß Gott allein. Ist das eine Manier? Das ist doch keine Manier. Ein unsinniger Mensch, wirklich. Aber er singt gut. So feierlich, da ist nichts zu sagen.«

»Behandelt er Kranke?«

»Ach was . . .! Wie kommt er dazu! So ein Mensch! Mich hat er übrigens von den Skrofeln geheilt . . . Wie kommt er dazu! Ein ganz dummer Mensch«, fügte er nach einer Pause hinzu.

»Kennst du ihn schon lange?«

»Schon lange. Wir waren in Sytschowka Nachbarn an der Krassiwaja-Metsch.«

»Und das Mädel, das wir im Walde sahen, die Annuschka, ist sie mit ihm verwandt?«

Jerofej sah mich über die Schulter an und grinste übers ganze Gesicht.

»Ha . . .! Ja, verwandt. Sie ist ein Waisenkind; sie hat keine Mutter, und man weiß auch nicht, wer ihre Mutter war. Muß aber mit ihm verwandt sein, sie sieht ihm gar zu ähnlich . . . Sie lebt bei ihm. Ein flinkes Mädel, das muß man wohl sagen, ein gutes Mädel, der Alte liebt sie mit ganzer Seele, ein nettes Mädel. Sie werden es mir nicht glauben, aber er ist imstande, seine Annuschka lesen zu lehren. Bei Gott, das sieht ihm ähnlich, so ein ungewöhnlicher Mensch ist er eben. Ein unbeständiger, unberechenbarer Mensch . . . He, he, he!« unterbrach mein Kutscher plötzlich sich selbst. Er hielt die Pferde an, neigte sich auf die Seite und begann in der Luft zu schnuppern. »Ich glaube, es ist Brandgeruch? Wirklich! Diese neuen Achsen . . . Dabei habe ich sie so geschmiert . . . Ich muß schauen, daß ich etwas Wasser auftreibe: Da ist auch ein kleiner Teich.«

Jerofej kletterte langsam vom Bock, band den Eimer ab, ging zum Teich, kehrte zurück und hörte mit Vergnügen zu, wie die plötzlich mit Wasser übergossene Radbuchse zischte . . . Auf der Strecke von zehn Werst mußte er an die sechsmal die heißgelaufene Achse begießen, und es war schon ganz finster, als wir nach Hause zurückkehrten.

Burmistr[3].

Etwa fünfzehn Werst von meinem Gut wohnt ein Bekannter von mir, ein junger Gutsbesitzer, der Gardeoffizier a. D. Arkadij Pawlytsch Pjenotschkin. Auf seiner Besitzung gibt es viel Wild, sein Haus ist nach dem Plan eines französischen Architekten errichtet, seine Leute sind englisch gekleidet, er gibt ausgezeichnete Diners und empfängt seine Gäste gastfreundlich, und doch fährt man nicht gern zu ihm hin. Er ist ein vernünftiger und solider Mensch, hat, wie es so geht, eine ausgezeichnete Erziehung genossen, hat gedient und sich in der höchsten Gesellschaft bewegt, und nun treibt er mit großem Erfolg Landwirtschaft. Arkadij Pawlytsch ist, um mit seinen eigenen Worten zu reden, streng, aber gerecht; er sorgt für das Wohl seiner Untertanen und straft sie nur zu ihrem eigenen Besten. »Man muß sie behandeln wie die Kinder«, pflegt er in solchen Fällen zu sagen. »Die Unbildung, mon cher; il faut prendre cela en considération.« Selbst im Fall einer sogenannten traurigen Notwendigkeit vermeidet er hastige und heftige Bewegungen und erhöht nicht gern den Ton seiner Stimme; er stößt vielmehr direkt mit der Faust und spricht dabei ruhig: »Ich habe dich ja gebeten, mein Lieber«, oder: »Was hast du, mein Freund? Besinne dich doch!« Dabei drückt er nur die Zähne aufeinander und verzieht den Mund. Er ist nicht groß gewachsen, elegant gebaut und recht hübsch; seine Hände und Nägel hält er sehr sauber; seine roten Lippen und Wangen atmen Gesundheit. Er lacht laut und sorglos und blinzelt freundlich mit seinen hellen braunen Augen. Er kleidet sich vorzüglich und geschmackvoll; er verschreibt sich französische Bücher, Bilder und Zeitungen, ist aber kein großer Freund vom Lesen: Nur mit Mühe ist er mit dem *Ewigen Juden* fertig geworden. Im Kartenspiel ist er Meister. Arkadij Pawlytsch gilt überhaupt als einer der gebildetsten Edelleute und eine der begehrenswertesten Partien in unserem Gouvernement; die Damen sind bezaubert von ihm und loben insbesondere seine Manieren. Er hat ein wunderbares Benehmen, ist vorsichtig wie eine Katze und ist während seines ganzen Lebens in keine einzige Geschichte verwickelt gewesen, obwohl er es bei Gelegenheit liebt, seine Meinung zu sagen und einen schüchternen Menschen zu verblüffen und zum Schweigen zu bringen. Schlechte Gesellschaft meidet er auf die entschiedenste

Weise, da er fürchtet, sich irgendwie zu kompromittieren; dafür erklärt er sich oft in einer heiteren Stunde für einen Jünger Epikurs, obwohl er im allgemeinen über die Philosophie abfällig urteilt und sie eine neblige Nahrung deutscher Geister, manchmal auch einfach einen Unsinn nennt. Er liebt auch Musik und singt beim Kartenspiel durch die Zähne, aber mit Gefühl; er kennt einige Stellen aus der *Lucia* und aus der *Somnambule*, singt sie aber etwas zu hoch. Im Winter fährt er immer nach Petersburg. Sein Haus ist in einer wunderbaren Ordnung; selbst die Kutscher haben sich seinem Einfluß gefügt und putzen nicht nur alle Tage die Kumte und ihre Röcke, sondern waschen sich auch täglich ihre Gesichter. Die Leibeigenen Arkadij Pawlytschs blicken zwar etwas finster drein, aber bei uns in Rußland kann man einen mürrischen Menschen nur schwer von einem verschlafenen unterscheiden. Arkadij Pawlytsch spricht mit einer weichen, angenehmen Stimme, in Absätzen, und scheint jedes Wort mit Vergnügen durch seinen schönen, parfümierten Schnurrbart hindurchzulassen; er gebraucht auch viele französische Ausdrücke, wie: »Mais c'est impayable!« »Mais comment donc!« und so weiter. Trotz alledem besuche ich ihn nicht allzu gern, und wären nicht die Birk- und Rebhühner, so hätte ich wohl jeden Verkehr mit ihm abgebrochen. Eine seltsame Unruhe bemächtigt sich euer in seinem Haus; selbst der Komfort freut euch nicht, und wenn vor euch am Abend der Kammerdiener mit gekräuseltem Haar, in blauer Livree mit Wappenknöpfen, erscheint und euch mit knechtischer Dienstfertigkeit die Stiefel auszuziehen beginnt, fühlt ihr, daß, wenn statt dieses bleichen und ausgemergelten Menschen vor euch plötzlich die erstaunlich breiten Backenknochen und die unwahrscheinlich stumpfe Nase eines kräftigen jungen Bauernburschen erschiene, den der Herr soeben vom Pflug geholt hat, der aber schon Zeit gefunden hat, den ihm vor kurzem verliehenen Nankingrock an zehn Stellen zu zerreißen – ihr euch unsagbar freuen und euch gern der Gefahr aussetzen würdet, zugleich mit dem Stiefel auch das ganze Bein bis zum Gelenk zu verlieren . . .

Trotz meiner Abneigung gegen Arkadij Pawlytsch traf es sich einmal doch, daß ich bei ihm über Nacht bleiben mußte. Am nächsten Morgen ließ ich meinen Wagen anspannen, er wollte mich aber nicht ohne ein Frühstück nach englischer Manier fortlassen und führte

mich in sein Kabinett. Mit dem Tee reichte man uns Koteletts, weiche Eier, Butter, Honig, Käse usw. Zwei Kammerdiener in sauberen weißen Handschuhen kamen rasch und stumm unseren geringsten Wünschen zuvor. Wir saßen auf einem persischen Diwan. Arkadij Pawlytsch trug eine weite, seidene Pluderhose, eine schwarze Samtjoppe, einen hübschen Fez mit blauer Quaste und gelbe, chinesische, hinten offene Pantoffeln. Er trank seinen Tee, lachte, betrachtete seine Fingernägel, rauchte, schob sich Kissen hinter den Rücken und fühlte sich überhaupt in der besten Laune. Nachdem er ausgiebig und mit sichtbarem Vergnügen gefrühstückt hatte, schenkte sich Arkadij Pawlytsch ein Glas Rotwein ein, führte es an die Lippen und runzelte plötzlich die Stirn.

»Warum ist der Wein nicht gewärmt?« fragte er ziemlich barsch einen der Kammerdiener.

Der Kammerdiener verlor die Fassung, blieb wie angewurzelt stehen und erbleichte.

»Ich habe dich gefragt, mein Bester!« fuhr Arkadij Pawlytsch ruhig fort, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

Der unglückliche Kammerdiener trat von einem Fuß auf den anderen, drehte die Serviette in der Hand und versetzte kein Wort. Arkadij Pawlytsch senkte den Kopf und sah ihn nachdenklich mit krauser Stirn an.

»Pardon, mon cher«, versetzte er mit einem angenehmen Lächeln, mein Knie freundschaftlich mit der Hand berührend, und richtete dann den Blick wieder auf den Kammerdiener. »Nun, geh«, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu. Dann zog er die Brauen hoch und schellte.

Ein dicker, brauner, schwarzhaariger Mann mit niedriger Stirn und im Fett verschwindenden Augen trat ins Zimmer.

»Wegen Fjodor . . . ist ein Befehl zu erteilen«, sagte Arkadij Pawlytsch halblaut mit vollkommener Selbstbeherrschung.

»Zu Befehl«, antwortete der Dicke und ging hinaus.

»Voilà, mon cher, les désagréments de la campagne«, bemerkte Arkadij Pawlytsch lustig. – »Wo wollen Sie denn hin? Bleiben Sie doch, sitzen Sie noch ein Weilchen da.«

»Nein«, antwortete ich, »ich muß fort.«

»Immer auf die Jagd! Ach, diese Jäger! Wo fahren Sie denn jetzt hin?«

»Vierzig Werst von hier, nach Rjabowo.«

»Nach Rjabowo? Ach, mein Gott, in diesem Fall fahre ich mit Ihnen. Rjabowo liegt nur fünf Werst von meinem Gut Schipilowka entfernt; in Schipilowka bin ich aber schon lange nicht gewesen, ich kam einfach nicht dazu . . . So trifft es sich ausgezeichnet: Heute können Sie in Rjabowo jagen und kommen am Abend zu mir. Ce sera charmant. Wir werden zusammen zum Abend essen – wir nehmen den Koch mit. Sie werden bei mir übernachten. Wunderschön! Ausgezeichnet!« fügte er hinzu, ohne erst meine Antwort abzuwarten. »C'est arrangé . . . He, wer ist da? Laßt uns den Wagen anspannen, aber schnell. Sind Sie noch nie in Schipilowka gewesen? Ich würde mich schämen, Ihnen vorzuschlagen, die Nacht im Hause meines Burmistrs zu verbringen, aber ich weiß, Sie sind nicht heikel, auch in Rjabowo müßten Sie in einem Heuschuppen übernachten . . . Also wir fahren!«

Und Arkadij Pawlytsch stimmte irgendein französisches Lied an.

»Sie wissen vielleicht nicht«, fuhr er fort, sich auf beiden Beinen wiegend, »meine Bauern sind dort auf Zins gesetzt. Konstitution, was soll man machen? Aber sie zahlen den Zins pünktlich. Ich hätte sie, offen gestanden, schon längst auf Frondienst gesetzt, aber ich habe zu wenig Land! Ich wundere mich auch so, wie sie auskommen. Übrigens, c'est leur affaire. Mein Burmistr ist ein tüchtiger Kerl, une forte tête, ein Staatsmann! Sie werden es sehen . . . Es trifft sich wirklich ausgezeichnet.«

Es war nichts zu machen. Statt um neun Uhr früh fuhren wir erst um zwei ab. Die Jäger werden meine Ungeduld begreifen. Arkadij Pawlytsch liebte es, wie er sich ausdrückte, sich bei Gelegenheit zu verwöhnen, und nahm eine solche Menge Wäsche, Vorräte, Kleider, Parfüms, Kissen und allerlei Necessaires mit, daß dieser Gottessegen manchem sparsamen und sich beherrschenden Deutschen wohl für ein Jahr gereicht haben würde. Sooft es bergab ging, hielt Arkadij Pawlytsch eine kurze, aber eindringliche Rede an seinen Kutscher, woraus ich ersehen konnte, daß mein Bekannter ein ordentlicher Hasenfuß war. Die Reise ging aber sehr glücklich vonstatten; nur auf einem vor kurzem ausgebesserten Brückchen stürzte der Wagen mit dem Koch um, und das Hinterrad drückte ihm den Magen ab.

Als Arkadij Pawlytsch den Sturz seines selbstgezogenen Carêmes sah, erschrak er ernstlich und ließ sich sogleich erkundigen, ob seine Hände ganz seien. Als er eine bejahende Antwort erhielt, beruhigte er sich sofort. So fuhren wir ziemlich lange; ich saß im gleichen Wagen mit Arkadij Pawlytsch und empfand gegen das Ende der Fahrt eine tödliche Langeweile, um so mehr, als mein Bekannter im Laufe der einigen Stunden am Ende seiner Weisheit war und zu liberalisieren anfing. Endlich kamen wir an, aber nicht in Rjabowo, sondern direkt in Schipilowka: So hatte es sich irgendwie gefügt. An diesem Tag konnte ich ohnehin nicht mehr jagen und ergab mich daher wohl oder übel in mein Schicksal.

Der Koch war einige Minuten vor uns angekommen und hatte offenbar schon verschiedene Anordnungen getroffen und die in Betracht kommenden Personen benachrichtigt, denn gleich an der Dorfgrenze empfing uns der Schulze (ein Sohn des Burmistrs), ein kräftiger, rothaariger Bauer von Klaftergröße, zu Pferde, ohne Mütze, mit einem neuen, vorne offenstehenden Kittel angetan. – »Wo ist denn Sofron?« fragte ihn Arkadij Pawlytsch. Der Schulze sprang schnell vom Pferd, verbeugte sich tief vor dem Herrn und sagte: »Guten Tag, Väterchen Arkadij Pawlytsch!« Dann hob er den Kopf, schüttelte sich und meldete, Sofron sei nach Perow gefahren, man habe aber schon nach ihm geschickt. – »Nun, komm mit uns«, sagte Arkadij Pawlytsch. Der Schulze führte sein Pferd aus Anstand auf die Seite, schwang sich hinauf und folgte, die Mütze in der Hand, in leichtem Trab unserem Wagen. Wir fuhren durchs Dorf. Wir begegneten einigen Bauern in leeren Wagen; sie kamen von der Dreschtenne und sangen Lieder, wobei sie mit dem ganzen Körper wackelten und mit den Beinen in der Luft zappelten; aber als sie unseren Wagen und den Schulzen sahen, verstummten sie plötzlich, zogen ihre Wintermützen ab (es war im Sommer) und erhoben sich, als warteten sie auf Befehle. Arkadij Pawlytsch grüßte sie gnädig. Durch das ganze Dorf verbreitete sich sichtlich eine Unruhe und Aufregung. Weiber in gewürfelten Röcken warfen Holzscheite nach den unverständigen und allzu eifrigen Hunden; ein lahmer Greis mit einem Bart, der dicht unter den Augen anfing, riß ein Pferd, das seinen Durst noch nicht gestillt hatte, vom Brunnen weg, schlug es ohne jeden Grund auf die Seite und machte erst dann seine Verbeugung; Jungen in langen Hemden rannten heulend in die

Häuser, legten sich mit dem Bauch auf die Schwellen, ließen die Köpfe herabhängen, hoben die Beine in die Höhe und rollten auf diese Weise recht geschickt hinter die Tür in den dunklen Flur, aus dem sie nicht mehr zum Vorschein kamen. Zwei Hühner liefen in beschleunigtem Trab unter ein Tor; ein tapferer Hahn mit schwarzer Brust, die wie eine Atlasweste aussah, und einem roten Schwanz, der sich beinahe bis zum Kamm krümmte, blieb auf der Straße stehen und wollte sogar zu krähen anfangen, wurde aber plötzlich verlegen und lief gleichfalls davon. Das Haus des Burmistrs stand mitten in einem dichten, grünen Hanffelde. Wir hielten vor dem Tore. Herr Pjenotschkin erhob sich, warf sich malerisch den Mantel von den Schultern und stieg aus dem Wagen, freundliche Blicke um sich werfend. Die Frau des Burmistrs empfing uns mit tiefen Bücklingen und küßte dem Herrn die Hand. Arkadij Pawlytsch erlaubte ihr, sich satt zu küssen, und trat auf die Treppe. In einem dunklen Winkel des Flures stand die Frau des Schulzen und verneigte sich gleichfalls, wagte aber nicht, die Hand zu küssen. In der sogenannten kalten Stube, rechts vom Flur, machten sich schon zwei andere Weiber zu schaffen: Sie trugen von dort allerlei Plunder heraus, leere Zuber, wie Holz steife Schafspelze, Buttertöpfe, eine Wiege mit einem Haufen Lumpen und einem bunten Kind und fegten mit Badebesen den Kehricht aus. Arkadij Pawlytsch schickte sie hinaus und ließ sich auf der Bank unter den Heiligenbildern nieder. Die Kutscher fingen an, die Kasten, Schatullen und die übrigen Bequemlichkeiten hereinzutragen, wobei sie sich die größte Mühe gaben, den Lärm, den ihre schweren Stiefel machten, zu dämpfen.

Arkadij Pawlytsch fragte indessen den Schulzen nach der Ernte, nach der Saat und anderen Wirtschaftsangelegenheiten aus. Der Schulze gab befriedigende Antwort, sprach aber irgendwie matt und ungeschickt, als knöpfte er mit erfrorenen Fingern einen Kaftan zu. Er stand bei der Tür und sah sich fortwährend unruhig um, um dem schnellen, flinken Kammerdiener den Weg freizulassen. Hinter seinen mächtigen Schultern konnte ich sehen, wie die Frau des Burmistrs im Flur irgendein anderes Weib prügelte. Plötzlich polterte ein Wagen und hielt vor der Tür: Der Burmistr trat in die Stube.

Dieser Staatsmann, wie ihn Arkadij Pawlytsch nannte, war nicht groß von Wuchs, breitschultrig, grauhaarig und stämmig; er hatte eine rote Nase, kleine blaue Augen und einen fächerförmigen

Vollbart. Bei dieser Gelegenheit wollen wir bemerken, daß es, seitdem Rußland besteht, noch keinen Fall gab, daß ein zum Reichtum gelangter Mensch nicht einen breiten Vollbart hätte; mancher trug sein Leben lang ein dünnes, keilförmiges Bärtchen, und plötzlich sieht man sein Gesicht wie von einem Heiligenschein eingefaßt – man wundert sich bloß, wo die Haare herkommen! Der Burmistr hatte in Perow wohl getrunken: Sein Gesicht war ordentlich aufgedunsen, auch roch er nach Schnaps.

»Ach, unser Väterchen, unser gnädigster Herr!« begann er singend und mit einem so andächtigen Ausdruck, als wollte er in Tränen ausbrechen. »Da sind Sie endlich gekommen . . .! Ihr Händchen, Väterchen, Ihr Händchen!« fügte er hinzu, die Lippen schon vorher zum Kusse spitzend.

Arkadij Pawlytsch erfüllte diesen Wunsch.

»Nun, Bruder Sofron, wie stehen deine Sachen?« fragte er freundlich.

»Ach, unser Väterchen!« rief Sofron. »Wie sollten unsere Sachen schlecht stehen? Sie, Väterchen, haben ja geruht, unser Dorf durch Ihren Besuch zu erleuchten, haben uns bis ans Ende unserer Tage glücklich gemacht. Gott sei Dank, Arkadij Pawlytsch, Gott sei Dank! Alles ist dank Ihrer Gnade in bester Ordnung.«

Hier machte Sofron eine Pause, sah seinen Herrn an und verlangte, wie unter einem neuen Ansturm von Gefühlen (auch der Rausch war mit im Spiel), zum zweitenmal nach dem Händchen; dann sang er noch schöner als vorhin: »Ach, Sie unser Vater, unser gnädigster Herr . . . und . . . was soll ich noch sagen! Bei Gott, ich bin vor Freude ganz närrisch geworden . . . Bei Gott, ich sehe und traue meinen Augen nicht . . . Ach, Sie unser Vater . . .!«

Arkadij Pawlytsch warf mir einen Blick zu, lächelte und fragte: »N'est-ce pas que c'est touchant?«

»Ja, Väterchen Arkadij Pawlytsch«, fuhr der unermüdliche Burmistr fort, »wie ist es nun? Sie haben mir solchen Kummer gemacht, Väterchen: Sie haben gar nicht geruht, mich von Ihrem Besuch zu benachrichtigen. Wo wollen Sie denn die Nacht zubringen? Hier ist es ja schmutzig und nicht gekehrt . . .«

»Es macht nichts, Sofron, es macht nichts«, antwortete Arkadij Pawlytsch mit einem Lächeln. »Hier ist es gut.«

»Aber, Väterchen, für wen ist es gut? Für unsereinen, für einen Bauern ist es gut; aber Sie . . . Ach, Väterchen, gnädigster Herr, ach, Väterchen . . .! Verzeihen Sie mir altem Narren, ich bin vor Freude, bei Gott, ganz närrisch geworden.«

Indessen brachte man uns das Abendbrot; Arkadij Pawlytsch begann zu speisen. Der Alte jagte seinen Sohn hinaus: »Du verdirbst hier nur die Luft.«

»Nun, Alter, hast du dich mit den Nachbarn wegen der Grenzen geeinigt?« fragte Herr Pjenotschkin, der sich sichtlich bemühte, den Ton der Bauernsprache zu treffen, und mir zublinzelte.

»Wir haben uns geeinigt, Väterchen, alles durch deine Gnade. Vorgestern haben wir das Papier unterschrieben. Die Chlynowschen machten anfangs Schwierigkeiten . . . sie machten Schwierigkeiten, Väterchen. Sie verlangten . . . sie verlangten . . . Gott weiß, was sie alles verlangten. Sie sind ja Narren, Väterchen, ganz dumme Menschen. Wir aber, Väterchen, haben durch deine Gnade unseren Dank bezeugt und Mikolai Mikolajitsch, den Schiedsrichter, zufriedengestellt; alles machten wir nach deinem Befehl, Väterchen; wie du uns zu befehlen geruhtest, so handelten wir; auch mit Wissen des Jegor Dmitritsch wurde alles gemacht.«

»Jegor hat es mir gemeldet«, bemerkte Arkadij Pawlytsch wichtig.

»Gewiß, Väterchen, gewiß – Jegor Dmitritsch.«

»Nun, seid ihr zufrieden?«

Sofron hatte nur darauf gewartet. »Ach, unser Väterchen, unser gnädigster Herr!« sang er von neuem. »Erbarmen Sie sich meiner . . . wir beten ja für Sie, Väterchen, Tag und Nacht zu Gott . . . Nur haben wir etwas zu wenig Land . . .«

Pjenotschkin unterbrach ihn. »Ist schon recht, ist schon recht, Sofron, ich weiß, du bist ein treuer Diener . . . Und wie ist der Ausdrusch?«

Sofron seufzte.

»Ach, Väterchen, der Ausdrusch ist nicht allzu gut. Erlauben Sie aber, Väterchen Arkadij Pawlytsch, Ihnen zu melden, was für eine Sache hier passiert ist.« Er näherte sich bei diesen Worten mit aufgeregten Handbewegungen Herrn Pjenotschkin, bückte sich und kniff ein Auge zusammen. »Man hat auf unserem Grund eine Leiche gefunden.«

»Wieso?«

»Ich kann es gar nicht begreifen, Väterchen; der Teufel hat wohl die Hand im Spiel gehabt. Zum Glück lag sie dicht an einer fremden Grenze; aber doch, offen gestanden, auf unserem Grund. Ich ließ sie sogleich, solange es noch ging, auf den fremden Keil schleppen, stellte Wachen auf und befahl unseren Leuten, den Mund zu halten. Dem Kreispolizisten meldete ich es aber für jeden Fall: Solche Dinge geschehen halt, sagte ich ihm; ich traktierte ihn auch mit Tee und erwies ihm auch sonst meine Erkenntlichkeit . . . Und was glauben Sie, Väterchen? Die Sache blieb den Fremden auf dem Halse; so eine Leiche kostet aber der Gemeinde gleich zweihundert Rubel, nicht mehr und nicht weniger.«

Herr Pjenotschkin lachte viel über den schlauen Einfall seines Burmistrs und sagte mir einige Male, mit dem Kopf auf ihn weisend: »Quel gaillard, ah?«

Draußen war es indessen ganz dunkel geworden; Arkadij Pawlytsch ließ vom Tisch abräumen und Heu hereinbringen. Der Kammerdiener breitete Laken aus und verteilte die Kissen; wir legten uns nieder. Sofron entfernte sich, nachdem er Befehle für den folgenden Tag erhalten hatte. Arkadij Pawlytsch sprach vor dem Einschlafen noch etwas von den vorzüglichen Eigenschaften des russischen Bauern und bemerkte mir bei dieser Gelegenheit, daß seit der Amtseinsetzung Sofrons die Schipilowschen Bauern mit keinem Groschen im Rückstand seien . . . Der Nachtwächter klopfte auf sein Brett; ein Kind, das noch nicht vom Gefühl der nötigen Selbstlosigkeit durchdrungen war, schrie irgendwo im Hause . . . Wir schliefen ein.

Am nächsten Morgen standen wir ziemlich früh auf. Ich wollte schon nach Rjabowo fahren, aber Arkadij Pawlytsch äußerte den Wunsch, mir sein Gut zu zeigen, und bewog mich zu bleiben. Ich hatte auch selbst Lust, mich von den herrlichen Eigenschaften des ›Staatsmannes‹ Sofron zu überzeugen. Der Burmistr erschien. Er trug einen blauen Rock mit einem roten Gürtel. Er sprach viel weniger als gestern, sah aufmerksam und fest seinem Herrn in die Augen und gab vernünftige und zusammenhängende Antworten. Wir begaben uns mit ihm zur Dreschtenne. Sofrons Sohn, der klafterlange Schulze, allem Anschein nach ein höchst dummer Kerl, begleitete uns; ferner gesellte sich zu uns der Gemeindeschreiber Fedossejitsch, ein verabschiedeter Soldat mit riesigem Schnurrbart und einem sehr

sonderbaren Gesichtsausdruck: Er sah aus, als hätte ihn vor vielen Jahren etwas in außergewöhnliches Erstaunen gesetzt, so daß er seitdem noch nicht zu sich gekommen wäre. Wir besichtigten die Tenne, die Riege, die Schuppen, die Scheunen, die Windmühle, den Viehhof, die Wintersaat, die Hanffelder; alles war tatsächlich in bester Ordnung; nur die trübseligen Gesichter der Bauern machten mich etwas stutzig. Sofron sorgte nicht nur für das Nützliche, sondern auch für das Angenehme: Er hatte alle Gräben mit Bachweiden bepflanzt, zwischen den Schobern auf der Tenne Wege angelegt und mit Sand bestreut, auf der Windmühle eine Windfahne in Gestalt eines Bären mit offenem Rachen und einer roten Zunge angebracht, an den Backsteinbau des Viehhofes eine Art griechischen Giebels angeklebt und darunter mit weißer Farbe hingeschrieben: ›Errichtet imdorfe Schipilowka imjahre tausend Acht hundert undfierzig. Dieser Fiehhof.‹ Arkadij Pawlytsch war ganz gerührt und begann mir auf französisch die Vorteile des Zinsstandes der Bauern auseinanderzusetzen, wobei er jedoch bemerkte, daß der Frondienst für die Gutsbesitzer vorteilhafter sei – aber alles könne man doch nicht haben . . .! Er fing an, dem Burmistr Ratschläge zu erteilen, wie die Kartoffeln zu pflanzen, wie das Viehfutter zuzubereiten sei und so weiter. Sofron hörte die Worte seines Herrn aufmerksam an, machte manchmal Einwände, titulierte aber Arkadij Pawlytsch weder Väterchen noch gnädigster Herr mehr und pochte immer darauf, daß sie zuwenig Land hätten und daß man welches hinzukaufen sollte.

»Nun, kauft welches dazu«, sagte Arkadij Pawlytsch, »auf meinen Namen, ich habe nichts dagegen.«

Sofron antwortete darauf nichts und strich sich nur den Bart.

»Jetzt sollten wir eigentlich in den Wald«, bemerkte Herr Pjenotschkin.

Man brachte uns sofort Reitpferde, und wir ritten in den Wald oder, wie man ihn bei uns nennt, Bannforst. In diesem Bannforst fanden wir eine furchtbare Wildnis, und Arkadij Pawlytsch lobte dafür Sofron und klopfte ihm auf die Schulter. In bezug auf das Forstwesen folgte Herr Pjenotschkin den russischen Anschauungen und erzählte mir bei dieser Gelegenheit einen, wie er ihn nannte, komischen Fall, wo ein Spaßvogel von einem Gutsbesitzer seinem Förster den halben Bart ausraufte, um ihm zu beweisen, daß der Wald nicht dichter wachse, wenn man ihn lichte . . . Aber in anderen

Beziehungen waren weder Sofron noch Arkadij Pawlytsch gegen Neuerungen abgeneigt. Nach unserer Rückkehr ins Dorf führte uns der Burmistr zur Besichtigung der vor kurzem aus Moskau verschriebenen Getreideschwinge. Die Schwinge funktionierte wirklich gut, aber wenn Sofron gewußt hätte, welche Unannehmlichkeit ihn und seinen Herrn auf diesem letzten Gang erwartete, so wäre er wahrscheinlich mit uns zu Hause geblieben.

Es ereignete sich nämlich dieses. Als wir den Schuppen verließen, bot sich uns folgendes Schauspiel: Einige Schritte vor der Tür knieten neben einer schmutzigen Pfütze, in der sorglos drei Enten plätscherten, zwei Bauern: ein Greis von etwa sechzig Jahren und ein zwanzigjähriger Bursch, beide in geflickten Hemden, barfuß und mit Stricken umgürtet. Der Gemeindeschreiber Fedossejitsch bemühte sich um sie und hätte sie wohl überredet, sich zu entfernen, wenn wir noch etwas länger im Schuppen geblieben wären. Als er uns aber erblickte, richtete er sich auf und erstarrte. Gleich daneben stand der Schulze mit aufgerissenem Mund und geballten Fäusten, mit denen er nun nichts anzufangen wußte. Arkadij Pawlytsch runzelte die Stirne, biß sich auf die Lippen und ging auf die Bittsteller zu. Beide verneigten sich vor ihm schweigend bis zur Erde.

»Was wollt ihr? Worum bittet ihr?« fragte er mit strenger Stimme und ein wenig durch die Nase.

Die Bauern sahen einander an und versetzten kein Wort, sie kniffen nur die Augen wie vor der Sonne zusammen und atmeten schneller.

»Nun, was gibt's?« fuhr Arkadij Pawlytsch fort und wandte sich sogleich an Sofron: »Aus welcher Familie sind sie?«

»Aus der Tobolejewschen«, antwortete langsam der Burmistr.

»Nun, was wollt ihr?« begann Herr Pjenotschkin von neuem. »Habt ihr keine Zungen? Sag, was willst du?« fügte er hinzu und wies mit dem Kopf auf den Alten. »Fürchte dich nicht, Dummkopf.«

Der Alte reckte seinen dunkelbraunen, runzligen Hals, öffnete schief die bläulichen Lippen, sprach mit heiserer Stimme: »Nimm dich unser an, Herr!« und berührte mit der Stirne den Boden. Der junge Bauer verbeugte sich gleichfalls. Arkadij Pawlytsch blickte mit Würde auf ihre Nacken, warf den Kopf zurück und spreizte die Beine.

»Was ist das? Über wen beschwerst du dich?«

»Erbarme dich, Herr! Laß uns aufatmen . . . Wir sind zu Tode gequält.« Der Alte sprach nur mit Mühe.

»Wer hat dich zu Tode gequält?«

»Sofron Jakowlewitsch, Väterchen.«

Arkadij Pawlytsch schwieg.

»Wie heißt du?«

»Antip, Väterchen.«

»Und wer ist der da?«

»Mein Sohn, Väterchen.«

Arkadij Pawlytsch schwieg wieder und bewegte seinen Schnurrbart.

»Nun, wodurch hat er dich zu Tode gequält?« fragte er, den Alten durch den Schnurrbart hindurch anblickend.

»Väterchen, er hat mich ganz zugrunde gerichtet. Zwei Söhne hat er außer der Reihe unter die Rekruten gesteckt, und nun will er mir den dritten nehmen. Gestern, Väterchen, hat er mir meine letzte Kuh weggeführt und meine Alte verprügelt – das hat seine Gnaden getan.« Er zeigte auf den Schulzen.

»Hm!« versetzte Arkadij Pawlytsch.

»Laßt nicht zu, daß er uns ganz zugrunde richtet, Ernährer!«

Herr Pjenotschkin runzelte die Stirn. »Was soll das heißen?« fragte er den Burmistr halblaut mit unzufriedener Stimme.

»Er ist halt ein Trinker«, antwortete der Burmistr, indem er zum erstenmal das Wort ›halt‹ gebrauchte: »Ein arbeitsscheuer Mensch. Seit fünf Jahren ist er mit dem Zins im Rückstand.«

»Sofron Jakowlewitsch hat für mich die Rückstände bezahlt, Väterchen«, fuhr der Alte fort. »Es ist schon das fünfte Jahr, daß er sie bezahlt hat, aber dann machte er mich zu seinem Knecht, Väterchen, und . . .«

»Warum warst du aber im Rückstand?« fragte Herr Pjenotschkin streng.

Der Alte senkte den Kopf.

»Du liebst wohl zu trinken und in der Schenke zu sitzen?«

Der Alte öffnete den Mund.

»Ich kenne euch«, fuhr Arkadij Pawlytsch zornig fort, »ihr versteht nur zu saufen und auf dem Ofen zu liegen, ein guter Bauer muß aber

für euch aufkommen.«

»Er ist auch frech«, fiel der Burmistr seinem Herrn in die Rede.

»Nun, das versteht sich von selbst. Es ist immer so, ich habe es schon mehr als einmal bemerkt. Das ganze Jahr ist er besoffen und grob und dann wälzt er sich zu meinen Füßen.«

»Väterchen Arkadij Pawlytsch«, begann der Alte in seiner Verzweiflung, »erbarme dich! Wann bin ich denn frech gewesen? Ich spreche wie vor dem Angesicht Gottes, es geht über meine Kraft. Sofron Jakowlewitsch mag mich nicht, warum er mich aber nicht mag, darüber ist Gott Richter! Er richtet mich ganz zugrunde . . . Meinen letzten Sohn, auch den . . .« In den gelben, runzligen Augen des Alten glänzten Tränen. »Erbarme dich, Herr, schütze mich . . .«

»Und nicht uns allein . . .«, fing der junge Bauer an.

Arkadij Pawlytsch fuhr plötzlich auf: »Wer hat dich gefragt? Wenn man dich nicht fragt, so sollst du schweigen. Was ist denn das? Halt's Maul, sage ich dir! Halt's Maul . . .! Ach, mein Gott! Das ist ja eine Revolte! Nein, Bruder, ich rate dir, nicht zu revoltieren . . . ich . . .« Arkadij Pawlytsch machte einen Schritt vorwärts, erinnerte sich dann wohl an meine Anwesenheit, wandte sich weg und steckte die Hände in die Taschen . . . »Je vous demande bien pardon, mon cher«, sagte er mit einem gezwungenen Lächeln und senkte merklich die Stimme. »C'est le mauvais côté de la médaille . . . Nun, ist schon gut, ist schon gut«, fuhr er fort, ohne die Bauern anzublicken: »Ich will Befehl geben . . . ist schon gut, geht.«

Die Bauern standen nicht auf.

»Ich hab' euch ja gesagt . . . ist schon gut. Geht doch, ich werde Befehl geben, sage ich euch.«

Arkadij Pawlytsch wandte ihnen den Rücken zu. »Immer Unannehmlichkeiten«, sagte er zwischen den Zähnen und ging mit raschen Schritten ins Haus. Sofron folgte ihm. Der Gemeindeschreiber glotzte mit den Augen, als wäre er im Begriff, einen großen Sprung zu machen. Der Schulze verscheuchte die Enten aus der Pfütze. Die Bittsteller standen noch eine Weile auf dem gleichen Fleck, sahen dann einander an und schlichen, ohne sich umzuschauen, nach Hause.

Zwei Stunden später war ich schon in Rjabowo und bereit, mich mit Anpadist, einem mir bekannten Bauern, auf die Jagd zu begeben.

Pjenotschkin hatte bis zu meiner Abreise auf Sofron geschmollt. Ich sprach mit Anpadist von den Schipilowschen Bauern und von Herrn Pjenotschkin und fragte ihn, ob er den dortigen Burmistr kenne.

»Den Sofron Jakowlewitsch . . .? Das glaube ich!«

»Was ist er für ein Mensch?«

»Er ist ein Hund und kein Mensch, einen solchen Hund findet man bis Kursk nicht wieder.«

»Wieso?«

»Schipilowka gehört ja doch nur auf dem Papier diesem, wie heißt er noch, Pjenkin; es gehört aber gar nicht ihm, sondern Sofron.«

»Wirklich?«

»Es gehört ihm wie ein eigenes Gut. Alle Bauern ringsherum sind bei ihm verschuldet; sie arbeiten für ihn wie die Knechte: Den einen schickt er mit einer Fuhre hierhin, den anderen dorthin . . . sie kommen bei ihm nie zur Ruhe.«

»Ich glaube, sie haben wenig Land?«

»Wenig Land? Bei den Chlynowschen allein hat er dreißig Desjatinen gepachtet und bei den unsrigen – hundertzwanzig; das sind schon gleich hundertfünfzig. Aber er handelt nicht nur mit dem Boden, er handelt auch mit Pferden, mit Vieh, mit Teer, mit Öl, mit Hanf und mit allem . . . Gescheit, furchtbar gescheit und reich ist die Bestie! Einen Fehler hat er nur: Er haut gleich drein. Er ist ein Tier und kein Mensch, wie ich gesagt habe: ein Hund, ein wahrer Hund.«

»Warum beschweren sie sich nicht über ihn?«

»Ach! Was kümmert es den Herrn! Rückstände gibt es nicht, also geht es ihn nichts an. Geh einmal hin«, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, »und beschwer dich! Nein, er wird dich . . . versuch es nur . . . Er wird dich gleich . . .«

Ich erinnerte mich an Antip und erzählte nun, was ich gesehen hatte.

»Nun«, versetzte Anpadist, »jetzt wird er ihn auffressen; er wird den Menschen mit Haut und Haar fressen. Der Schulze wird ihn totprügeln. So ein unglücklicher armer Teufel! Und wofür leidet er . . .? In einer Gemeindeversammlung hat er sich einmal mit dem Burmistr gestritten, er konnte es nicht länger aushalten . . . eine große Sache! Seitdem hat er angefangen, den Antip zu verfolgen. Jetzt wird er ihm ganz den Garaus machen. Er ist doch solch ein Hund,

solch ein Hund, Gott verzeih' mir die Sünde, er weiß, wen er anpackt. Alte Männer, die reicher sind und viele Söhne haben, die rührt er nicht an, der kahlköpfige Teufel, hier hat er aber freies Spiel! Antips Söhne hat er ja außer der Reihe unter die Rekruten gesteckt, der unbarmherzige Schuft, der Hund, Gott verzeih' mir meine Sünde!«

Wir begaben uns auf die Jagd.

Salzbrunn in Schlesien, Juli 1847.

Das Kontor

Es war im Herbst. Seit einigen Stunden schon streifte ich mit dem Gewehr durch die Felder und wäre wohl nicht vor Abend in die Herberge an der Kursker Landstraße zurückgekehrt, wo mich meine Troika erwartete, wenn mich nicht der außerordentlich feine und kalte Regen, der mir vom frühen Morgen an so unablässig und unbarmherzig wie eine alte Jungfer zusetzte, schließlich gezwungen hätte, irgendwo in der Nähe eine wenn auch vorübergehende Zuflucht zu suchen. Während ich noch überlegte, welche Richtung ich einschlagen sollte, fiel mein Blick plötzlich auf eine niedere Strohhütte neben einem Erbsenfeld. Ich ging auf die Hütte zu, blickte unter das Strohdach und sah einen so altersschwachen Greis, daß mir sofort jener sterbende Bock in den Sinn kam, den Robinson in einer der Höhlen seiner Insel gefunden hatte. Der Alte hockte auf dem Boden, kniff seine dunkelgewordenen, kleinen Augen zusammen und kaute eilig, aber vorsichtig, gleich einem Hasen (der Arme hatte keinen einzigen Zahn im Mund) an einer trockenen und harten Erbse, die er unaufhörlich von der einen Seite in die andere rollen ließ. Er war in seine Beschäftigung dermaßen vertieft, daß er mein Erscheinen gar nicht bemerkte.

»Großvater! Du, Großvater!« sagte ich.

Er hörte zu kauen auf, zog die Brauen in die Höhe und öffnete mit Mühe die Augen.

»Was denn?« lallte er mit heiserer Stimme.

»Wo ist hier ein Dorf in der Nähe?« fragte ich.

Der Alte fing wieder zu kauen an. Er hatte mich nicht gehört. Ich wiederholte meine Frage lauter.

»Ein Dorf . . .? Was willst du denn?«

»Ich möchte mich vor dem Regen schützen.«

»Was?«

»Vor dem Regen schützen!«

»Ja!« Er kratzte sich seinen sonnenverbrannten Nacken. »Nun, geh mal so«, begann er plötzlich, die Worte durch unordentliche Handbewegungen begleitend. »So . . . wenn du am Wäldchen vorbeikommst, wenn du da vorbeikommst, so ist ein Weg; du sollst

aber diesen Weg beiseite lassen und dich immer rechts halten, immer rechts, immer rechts . . . So kommst du nach Ananjewo. Oder du kommst auch nach Sitowka.«

Ich konnte den Alten nur mit Mühe verstehen. Sein Schnurrbart hinderte ihn am Sprechen, auch die Zunge wollte ihm nicht recht gehorchen.

»Wo bist du denn her?« fragte ich ihn.

»Was?«

»Wo du her bist?«

»Aus Ananjewo.«

»Was tust du denn hier?«

»Was?«

»Was du hier tust?«

»Ich bin hier Wächter.«

»Was bewachst du denn?«

»Die Erbsen.«

Ich mußte lachen.

»Aber ich bitte dich, wie alt bist du?«

»Das weiß Gott allein.«

»Du siehst wohl schlecht?«

»Was?«

»Du siehst wohl schlecht?«

»Ja, schlecht. Es kommt auch vor, daß ich nichts höre.«

»Wie kannst du dann Wächter sein, ich bitte dich?«

»Das ist Sache der Vorgesetzten.«

Die Vorgesetzten! dachte ich mir und sah den armen Alten nicht ohne Bedauern an. Er betastete sich, holte aus dem Busen ein Stück trockenes Brot hervor und fing an, daran zu saugen wie ein Kind, die ohnehin eingefallenen Wangen mit Mühe einziehend.

Ich ging in die Richtung zum Wäldchen, bog nach rechts ab, immer nach rechts, wie mir der Alte geraten hatte, und erreichte endlich ein großes Dorf mit einer steinernen Kirche im neuen Geschmack, das heißt mit Säulen und einem ausgedehnten, gleichfalls säulengeschmückten Herrenhaus. Schon aus der Ferne hatte ich durch das engmaschige Netz des Regens ein Haus mit einem Schindeldach und zwei Schornsteinen bemerkt, das höher als die

andern Bauernhäuser war, anscheinend das Wohnhaus des Schulzen. Ich richtete dorthin meine Schritte in der Hoffnung, bei ihm einen Samowar Tee, Zucker und nicht ganz saure Sahne zu finden. In Begleitung meines vor Kälte zitternden Hundes betrat ich die kleine Treppe, kam in den Flur, öffnete eine Tür, erblickte aber statt der gewöhnlichen Einrichtung einer Bauernstube mehrere, mit Papieren beladene Tische, zwei rote Schränke, bespritzte Tintenfässer, zinnerne Sandfässer, von denen ein jedes wohl einen Pud wiegen mochte, furchtbar lange Federn und dergleichen. Auf einem der Tische saß ein etwa zwanzigjähriger Bursche mit gedunsenem und kränklichem Gesicht, winzigen Äuglein, einer fettigen Stirne und unendlich langen Schläfen. Er trug, ganz wie es sich gehört, einen grauen Nankingkaftan mit Fettglanz auf Kragen und Bauch.

»Was wünschen Sie?« fragte er mich und fuhr mit dem Kopf in die Höhe, wie ein Pferd, das nicht erwartet hatte, daß man es an der Schnauze packen würde.

»Wohnt hier der Verwalter . . . oder . . .«

»Hier ist das herrschaftliche Hauptkontor«, unterbrach er mich. »Ich sitze als Diensthabender da . . . Haben Sie denn das Schild nicht gelesen? Dazu ist doch das Schild angebracht.«

»Wo könnte ich mich hier trocknen? Hat hier jemand im Dorf einen Samowar?«

»Wie sollte kein Samowar dasein«, entgegnete der Bursche im grauen Kaftan sehr wichtig: »Gehen Sie einmal zum Geistlichen P. Timofej oder in die Gesindestube oder zu Nasar Tarassytsch oder zur Geflügelwärterin Agrafena.«

»Mit wem redest du da, Dummkopf? Du läßt einen gar nicht schlafen, Tölpel!« erklang eine Stimme aus dem Nebenzimmer.

»Da ist ein Herr gekommen und fragt, wo er sich trocknen könnte.«

»Was für ein Herr?«

»Ich weiß es nicht. Einer mit einem Hund und einem Gewehr.«

Im Nebenzimmer knarrte ein Bett. Die Tür ging auf, und herein trat ein Mann von etwa fünfzig Jahren, dick, kleingewachsen, mit einem Stiernacken, hervorstehenden Augen, ungewöhnlich runden Wangen und glänzendem Gesicht.

»Was wünschen Sie?« fragte er mich.

»Ich möchte mich trocknen.«

»Hier ist nicht der Ort dafür.«

»Ich wußte nicht, daß es das Kontor ist; übrigens will ich gerne bezahlen . . .«

»Vielleicht wird es auch hier gehen«, antwortete der Dicke. »Wollen Sie sich vielleicht hierher bemühen?« Er führte mich ins Nebenzimmer, aus dem er soeben gekommen war. »Werden Sie es hier bequem haben?«

»Ja . . . Könnte ich nicht auch Tee mit Sahne haben?«

»Bitte sehr, sofort. Wollen Sie sich indessen ausziehen und ausruhen, der Tee wird im Moment fertig sein.«

»Wem gehört dieses Gut?«

»Der Frau Jelena Nikolajewna Losnjakowa.«

Er ging hinaus. Ich sah mich um: An der Bretterwand, die mein Zimmer vom Kontor trennte, stand ein riesengroßes Ledersofa; zwei gleichfalls lederne Sessel mit ungeheuer hohen Lehnen standen zu beiden Seiten des einzigen Fensters, das auf die Straße ging. An den mit grünen, rosagemusterten Tapeten beklebten Wänden hingen drei große Ölbilder. Auf dem einen war ein Hühnerhund mit blauem Halsband und der Inschrift ›Das ist meine Freude‹ dargestellt; zu Füßen des Hundes war ein Fluß, und am gegenüberliegenden Ufer saß unter einer Fichte ein Hase von ungewöhnlicher Größe, das eine Ohr gespitzt. Auf dem zweiten Bild verzehrten zwei alte Männer eine Wassermelone; hinter der Wassermelone war in der Ferne eine griechische Säulenhalle mit der Inschrift ›Tempel der Befriedung‹ zu sehen. Das dritte Bild stellte eine halbnackte Frau in liegender Pose en raccourci dar, mit roten Knien und sehr dicken Fersen. Mein Hund verkroch sich unverzüglich mit ungeheurer Mühe unter das Sofa und fand dort anscheinend viel Staub, denn er hörte gar nicht zu niesen auf. Ich trat ans Fenster. Schräg über die Straße waren vom Herrenhaus zum Kontor Bretter gelegt; eine höchst nützliche Vorsichtsmaßregel, da es ringsum, dank unserer russischen schwarzen Erde und dem anhaltenden Regen ein entsetzlicher Schmutz war. In der Nähe des Herrenhauses, das mit der Rückseite zur Straße stand, spielten sich Szenen ab, wie sie sich immer neben den Herrenhäusern abspielen: Mädchen in verschossenen Kattunkleidern liefen hin und her; Leibeigene wateten durch den Schmutz, blieben ab und zu stehen und kratzten sich nachdenklich

den Rücken; das angebundene Pferd eines Zehentmannes bewegte träge den Schweif und nagte mit hocherhobener Schnauze am Zaun; Hühner gackerten; schwindsüchtige Truthennen riefen einander fortwährend etwas zu. Auf der Freitreppe eines dunklen, durchfaulten Gebäudes, wahrscheinlich der Badestube, saß ein kräftiger Bursche mit einer Gitarre und sang nicht ohne Schwung das bekannte Lied:

»Ich fli – iehe in die ferne Wü – üste
aus diesem wu – underschö – önen Ort!«

Der Dicke trat zu mir ins Zimmer.

»Da bringt man Ihnen den Tee«, sagte er mir mit einem angenehmen Lächeln.

Der diensthabende Bursche im grauen Kaftan stellte auf einen alten Lombertisch den Samowar, die Teekanne, ein Glas mit zerschlagener Untertasse, ein Töpfchen Sahne und einen Kranz Bolchowscher Kringel, die so hart waren wie Kieselsteine. Der Dicke ging hinaus.

»Wer ist das?« fragte ich den Diensthabenden. »Der Verwalter?«

»Zu Befehl, nein: Er war bisher erster Kassierer und ist jetzt zum ersten Sekretär befördert.«

»Habt ihr denn hier keinen Verwalter?«

»Zu Befehl, nein. Wir haben einen Burmistr, Michailo Wikulow, aber einen Verwalter haben wir nicht.«

»Aber einen Gutsinspektor habt ihr doch?«

»Gewiß, einen Deutschen, Karl Karlowitsch Lindamandol, aber er redet nichts drein.«

»Wer redet denn drein?«

»Die Gnädige selbst.«

»So . . .! Nun, habt ihr im Kontor viele Menschen sitzen?«

Der Bursche dachte nach.

»Sechs Menschen sitzen da.«

»Wer denn?« fragte ich.

»Nun, da ist zuerst Wassilij Nikolajewitsch, der Hauptkassierer, dann der Schreiber Pjotr, Pjotrs Bruder Iwan – ein Schreiber – und ein anderer Iwan, auch ein Schreiber, Koskonkin Narkisow, auch ein Schreiber, dann ich – alle kann man gar nicht aufzählen.«

»Eure Gnädige hat wohl viele Leibeigene?«

»Nein, das kann man nicht sagen . . .«

»Wieviel sind es immerhin?«

»An die hundertfünfzig Seelen werden es sein.«

Wir beide schwiegen eine Weile.

»Nun, hast du eine schöne Handschrift?« fragte ich von neuem.

Der Bursche grinste mit dem ganzen Gesicht, nickte mit dem Kopf, ging ins Kontor und brachte ein beschriebenes Blatt.

»Das da ist meine Handschrift«, versetzte er, immerfort grinsend.

Ich sah hin – auf einem Viertelblatt grauen Papiers stand mit einer hübschen und großen Schrift geschrieben:

Verordnung

von dem herrschaftlichen Haupt-Hauskontor zu Ananjewo
an den Burmistr Michailo Wikulow. Nr. 209.

Es wird dir befohlen, sofort nach Empfang dieses zu untersuchen, wer in der vergangenen Nacht in betrunkenem Zustand und mit unanständigen Liedern durch den Englischen Garten gegangen ist und die französische Gouvernante, Madame Eugenie, geweckt und belästigt hat. Wie haben die Wächter aufgepaßt und wer war Wächter im Garten und hatte diesen Unfug zugelassen? Über alles Obenerwähnte hast du eine genaue Untersuchung anzustellen und dem Kontor unverzüglich Meldung zu erstatten.

Der erste Sekretär Nikolai Chwostow

Dieser Verordnung war ein ungeheures Wappensiegel mit der Inschrift ›Siegel des herrschaftlichen Haupt-Hauskontors zu Ananjewo‹ beigefügt; unten stand der Vermerk ›Genauest auszuführen, Jelena Losnjakowa.‹

»Das hat wohl die Gnädige selbst hingeschrieben?« fragte ich.

»Gewiß, sie selbst; sie tut es immer selbst. Sonst hat die Verordnung keine Wirkung.«

»Nun, werdet ihr jetzt diese Verordnung dem Burmistr zuschicken?«

»Nein. Er wird selbst herkommen und sie lesen. Das heißt, man wird sie ihm vorlesen; er versteht nicht zu lesen.« Der Diensthabende machte wieder eine Pause. »Nun«, fügte er grinsend hinzu, »es ist doch hübsch geschrieben?«

»Gewiß.«

»Aufgesetzt habe ich es, offen gestanden, nicht selbst. Darin ist Koskenkin Meister.«

»Wie . . .? Werden denn die Verordnungen bei euch erst aufgesetzt?«

»Wie denn sonst? Man kann sie doch nicht gleich ins reine schreiben.«

»Wieviel Gehalt bekommst du denn?« fragte ich.

»Fünfunddreißig Rubel und fünf Rubel für Stiefel.«

»Und bist damit zufrieden?«

»Natürlich bin ich zufrieden. Bei uns findet nicht jeder Anstellung im Kontor. Mich hat, offen gestanden, Gott selbst dazu bestimmt, mein Onkel ist der Haushofmeister.«

»Und hast du es gut?«

»Ja, gut. Um die Wahrheit zu sagen«, fuhr er mit einem Seufzer fort, »bei einem Kaufmann zum Beispiel hat es unsereiner besser. Bei einem Kaufmann hat es unsereiner sehr gut. Zu uns ist gestern abend ein Kaufmann aus Wenjew gekommen, sein Knecht hat es mir erzählt . . . Bei dem hat man es gut, da ist nichts zu sagen, sehr gut.«

»Zahlen denn die Kaufleute mehr Gehalt?«

»Gott bewahre! Er wird einen hinauswerfen, wenn man Gehalt verlangt. Nein, beim Kaufmann lebt man auf gut Glauben und in der Furcht des Herrn. Er gibt einem zu essen und zu trinken, gibt die Kleider und alles. Stellt man ihn zufrieden, so gibt er noch mehr . . . Was ist Gehalt? Man braucht gar kein Gehalt . . . Auch lebt so ein Kaufmann einfach nach russischer Sitte wie unsereins: Ist man mit ihm auf der Reise, und trinkt er Tee, so bekommst auch du Tee; was er ißt, das bekommst du auch. Der Kaufmann . . . wie kann man es nur vergleichen – der Kaufmann ist ganz anders als ein Gutsherr. Der Kaufmann hat keine Launen; wenn er böse wird, verprügelt er einen, und die Sache ist erledigt. Aber er schimpft nicht und brummt nicht . . . Mit einem Herrn ist es aber ein Unglück! Alles paßt ihm nicht, dieses ist nicht gut, und jenes ist schlecht. Reicht man ihm ein Glas Wasser oder eine Speise, so heißt es gleich: ›Ach, das Wasser stinkt! Ach, das Essen stinkt!‹ Man trägt es hinaus, steht eine Weile hinter der Tür: ›Nun, jetzt ist es gut, jetzt stinkt es nicht mehr.‹ Und erst so eine Gnädige! Oder erst ein gnädiges Fräulein . . .!«

»Fedjuschka!« ertönte die Stimme des Dicken im Kontor.

Der Diensthabende ging schnell hinaus. Ich trank mein Glas Tee zu Ende, legte mich aufs Sofa und schlief ein. Ich schlief zwei Stunden.

Als ich erwachte, wollte ich aufstehen, aber ich war zu faul; ich schloß die Augen, schlief aber nicht mehr ein. Hinter der Bretterwand im Kontor wurde leise gesprochen. Ich hörte unwillkürlich zu.

»Ja, so ist es, so ist es, Nikolai Jeremejitsch«, sagte die eine Stimme. »Ja. Das kann man nicht in Betracht ziehen; das geht wirklich nicht . . . Hm!« Der Sprechende hüstelte.

»Glauben Sie es mir, Gawrila Antonytsch«, entgegnete die Stimme des Dicken. »Wie sollte ich die hiesige Ordnung nicht kennen, urteilen Sie doch selbst.«

»Ja, wer sollte sie kennen, Nikolai Jeremejitsch; Sie sind hier, man kann wohl sagen, die erste Person. Wie ist es nun?« fuhr die mir unbekannte Stimme fort. »Was werden wir beschließen, Nikolai Jeremejitsch? Gestatten Sie mir die Frage.«

»Ja, was werden wir beschließen, Gawrila Antonytsch? Die Sache hängt doch sozusagen von Ihnen ab – Sie scheinen keine rechte Lust zu haben.«

»Aber ich bitte, Nikolai Jeremejitsch, was fällt Ihnen ein? Ich bin doch nur Kaufmann, unsere Sache ist der Handel. Wir leben ja davon, Nikolai Jeremejitsch, das kann man wohl sagen.«

»Acht Rubel«, sagte der Dicke langsam.

Ich hörte einen Seufzer.

»Nikolai Jeremejitsch, Sie fordern zuviel.«

»Es geht nicht anders, Gawrila Antonytsch; ich sage es wie vor Gott, es geht nicht.«

Ein Schweigen trat ein.

Ich stand leise auf und blickte durch eine Spalte in der Bretterwand. Der Dicke saß mit dem Rücken zu mir. Mit dem Gesicht zu ihm saß ein Kaufmann von etwa vierzig Jahren, hager und bleich, wie mit Fastenöl eingerieben. Er kratzte sich ununterbrochen den Bart, blinzelte sehr schnell mit den Augen und zuckte die Lippen.

»Wunderbar steht heuer die Wintersaat, das kann man wohl sagen«, begann er wieder. »Ich habe sie während der ganzen Fahrt bewundert. Von Woronesh an ist eine wunderbare Wintersaat, man darf wohl sagen, erster Sorte.«

»Die Wintersaat ist wirklich nicht schlecht«, antwortete der erste Buchhalter. »Aber Sie wissen doch, Gawrila Antonytsch, der Herbst kann noch so schön sein, alles hängt vom Frühjahr ab.«

»Es ist wirklich so, Nikolai Jeremejitsch; alles ist in Gottes Hand; Sie haben die reine Wahrheit gesagt . . . Ihr Gast scheint aber schon erwacht zu sein.«

Der Dicke wandte sich um . . . horchte . . .

»Nein, er schläft. Übrigens kann man auch . . .«

Er trat an die Tür.

»Nein, er schläft«, sagte er wieder und kehrte auf seinen Platz zurück.

»Nun, wie ist es, Nikolai Jeremejitsch?« fing der Kaufmann von neuem an. »Man muß doch das Geschäft einmal abschließen . . . Also meinetwegen, Nikolai Jeremejitsch, meinetwegen«, fuhr er fort, ununterbrochen mit den Augen zwinkernd, »zwei graue Scheine und einen weißen Schein kriegen Euer Gnaden, und dort«, er wies mit einer Kopfbewegung auf das Herrenhaus, »heißt es: sechsundeinhalb. Schlagen Sie ein?«

»Vier graue«, entgegnete der Buchhalter.

»Drei!«

»Vier graue ohne einen weißen.«

»Drei, Nikolai Jeremejitsch.«

»Dreiundeinhalb, keine Kopeke weniger.«

»Drei, Nikolai Jeremejitsch.«

»Kommen Sie mir nicht damit, Gawrila Antonytsch.«

»Wie unnachgiebig Sie doch sind«, murmelte der Kaufmann. »Dann schließe ich schon lieber mit der Gnädigen selbst ab.«

»Wie Sie wollen«, antwortete der Dicke, »hätten Sie das doch früher gesagt. Was sollen Sie sich beunruhigen . . .? So wäre es viel besser!«

»Ist schon gut, ist schon gut, Nikolai Jeremejitsch. Gleich werden Sie böse! Ich habe es doch nur so gesagt.«

»Nein, warum, im Ernst . . .«

»Ist schon gut, sage ich Ihnen . . . Ich sage Ihnen doch, daß es nur zum Spaß war. Nun, nimm deine dreiundeinhalb, was soll man mit dir machen.«

»Vier hätte ich nehmen sollen, habe mich aber, Dummkopf, übereilt«, brummte der Dicke.

»Also, dort, im Hause heißt es: sechsundeinhalb, Nikolai Jeremejitsch. Das Getreide wird also für sechsundeinhalb abgegeben?«

»Für sechsundeinhalb, das ist doch schon abgemacht.«

»Also, schlagen Sie ein, Nikolai Jeremejitsch.« Der Kaufmann schlug mit seinen gespreizten Fingern in die Handfläche des Buchhalters. »Mit Gott denn!« Der Kaufmann stand auf. »Ich gehe also jetzt, Väterchen Nikolai Jeremejitsch, zur Gnädigen, lasse mich anmelden und sage ihr: ›Nikolai Jeremejitsch hat zu sechsundeinhalb abgeschlossen.«

»Ja, sagen Sie es so, Gawrila Antonytsch.«

»Und jetzt wollen Sie es in Empfang nehmen.«

Der Kaufmann händigte dem Buchhalter ein kleines Päckchen Banknoten aus, verbeugte sich, schüttelte den Kopf, ergriff seinen Hut mit zwei Fingern, hob die Achseln, versetzte seinen Rumpf in eine wellenförmige Bewegung und verließ, angemessen mit den Stiefeln knarrend, das Zimmer. Nikolai Jeremejitsch ging zur Wand und begann, soweit ich sehen konnte, die Papiere, die ihm der Kaufmann eingehändigt hatte, durchzusehen. In der Tür erschien ein rothaariger Kopf mit dichtem Backenbart.

»Nun?« fragte der Kopf. »Alles, wie es sich gehört?«

»Wie es sich gehört.«

»Wieviel?«

Der Dicke winkte ärgerlich mit der Hand und wies auf mein Zimmer.

»Ach so, gut!« entgegnete der Kopf und verschwand.

Der Dicke ging zum Tisch, setzte sich, schlug ein Buch auf, holte ein Rechenbrett hervor und begann die Beinkugeln hin und her zu werfen; er machte es nicht mit dem Zeigefinger, sondern mit dem Mittelfinger: So ist es vornehmer.

Der Diensthabende trat ein.

»Was willst du?«

»Sidor ist aus Golopljoki gekommen.«

»Ah! Nun, ruf ihn her. Wart, wart . . . Geh erst hin und schau nach, ob der fremde Herr noch schläft oder schon aufgewacht ist.«

Der Diensthabende trat leise in mein Zimmer. Ich legte den Kopf auf die Jagdtasche, die mir ein Kissen ersetzte, und schloß die Augen.

»Er schläft«, flüsterte der Diensthabende, ins Kontor zurückkehrend.

Der Dicke brummte etwas zwischen den Zähnen.

»Nun, ruf Sidor her«, sagte er endlich.

Ich hob wieder den Kopf. Ein Bauer von Riesenwuchs, an die dreißig Jahre alt, kräftig, rotbackig, mit dunkelblondem Haar und kurzem, lockigem Vollbart, trat ins Kontor. Er verrichtete ein kurzes Gebet vor dem Heiligenbild, verneigte sich vor dem ersten Buchhalter, nahm seinen Hut in beide Hände und richtete sich auf.

»Guten Tag, Sidor«, sagte der Dicke, auf dem Rechenbrett klappernd.

»Guten Tag, Nikolai Jeremejitsch.«

»Nun, wie ist der Weg?«

»Gut, Nikolai Jeremejitsch. Ein wenig schmutzig.« Der Bauer sprach langsam und leise.

»Ist deine Frau gesund?«

»Was soll ihr fehlen!«

Der Bauer seufzte und streckte einen Fuß vor. Nikolai Jeremejitsch legte sich die Feder hinters Ohr und schneuzte sich.

»Nun, wozu bist du hergekommen?« fuhr er fort, das karierte Taschentuch wieder in die Tasche steckend.

»Sie wissen, Nikolai Jeremejitsch, man verlangt von uns Zimmerleute.«

»Habt ihr vielleicht keine?«

»Warum sollen wir keine haben, Nikolai Jeremejitsch? Es ist doch eine Waldgegend. Es gibt aber jetzt viel Arbeit, Nikolai Jeremejitsch.«

»Viel Arbeit! Das ist es eben, ihr arbeitet gerne für fremde Menschen, für eure Gutsherrin wollt ihr aber nicht arbeiten . . . Es ist doch alles eins!«

»Die Arbeit ist wohl die gleiche, Nikolai Jeremejitsch . . . aber . . .«

»Was denn?«

»Die Bezahlung ist etwas . . . ich meine . . .«

»Was euch nicht einfällt! Verwöhnt seid ihr, das ist es!«

»Auch muß ich noch das sagen, Nikolai Jeremejitsch, es ist nur für eine Woche Arbeit da, aber man wird uns einen Monat hierbehalten. Bald langt das Material nicht, bald schickt man uns in den Garten, um die Wege zu putzen.«

»Was dir nicht alles einfällt! Die Gnädige hat selbst zu befehlen geruht, also haben wir miteinander nichts zu reden.«

Sidor verstummte und begann von einem Fuß auf den andern zu treten.

Nikolai Jeremejitsch neigte den Kopf auf die Seite und begann mit besonderem Eifer mit den Beinkugeln zu klappern.

»Unsere . . . Bauern . . . Nikolai Jeremejitsch . . .«, begann endlich Sidor, bei jedem Wort stockend, »ließen Euer Gnaden . . . hier ist es . . .« Er steckte seine Riesenhand in den Busen seines Mantels und begann ein zusammengewickeltes Handtuch mit rotem Muster hervorzuholen.

»Was fällt dir ein, was fällt dir ein, Dummkopf, bist wohl verrückt?« unterbrach ihn der Dicke eilig. »Geh, geh zu mir ins Haus«, fuhr er fort, indem er den erstaunten Bauern beinahe hinauswarf, »frage dort nach meiner Frau . . . sie wird dir Tee geben; ich komm' auch gleich hin, geh. Man sagt dir doch, geh.«

Sidor ging hinaus.

»So ein . . . Bär!« murmelte der erste Buchhalter, während jener hinausging. Dann schüttelte er den Kopf und machte sich wieder ans Rechenbrett.

Plötzlich ertönten auf der Straße und der Treppe Schreie. »Kuprja! Kuprja! Mit Kuprja ist nicht zu spaßen!« und bald darauf trat ins Kontor ein kleingewachsener Mann von schwindsüchtigem Aussehen, mit einer ungewöhnlich langen Nase, großen, unbeweglichen Augen und einer außerordentlich stolzen Haltung. Bekleidet war er mit einem alten, zerrissenen, adelaidenfarbenen oder, wie man bei uns sagt, odelloidenfarbenen Rock mit Plüschkragen und winzigen Knöpfchen. Auf dem Buckel trug er eine Tracht Brennholz. Um ihn herum drängten sich an die fünf Leibeigene, und alle schrien: »Kuprja! Kuprja! Mit Kuprja ist nicht zu spaßen! Man hat Kuprja zum Heizer ernannt, zum Heizer!« Aber der Mann mit dem Plüschkragen schenkte dem Geschrei seiner Genossen nicht die geringste

Beachtung und verzog keine Miene. Mit abgemessenen Schritten ging er auf den Ofen zu, lud seine Tracht ab, richtete sich auf, holte aus der rückwärtigen Tasche eine Tabaksdose hervor, riß die Augen weit auf und begann, sich den mit Asche vermengten Steinkleetabak in die Nase zu stopfen.

Beim Erscheinen der lärmenden Gesellschaft runzelte der Dicke erst die Brauen und erhob sich von seinem Platz; als er aber sah, was los war, lächelte er und befahl nur den Leuten, nicht so zu schreien, im Nebenzimmer schlafe ein Jäger. »Was für ein Jäger?« fragten zwei Männer gleichzeitig.

»Ein Gutsbesitzer.«

»Aha.«

»Sollen sie nur lärmen«, begann, die Arme spreizend, der Mann mit dem Plüschkragen. »Was geht es mich an! Wenn sie mich nur nicht anrühren. Man hat mich zum Heizer ernannt . . .«

»Zum Heizer! Zum Heizer!« fielen die andern freudig ein.

»Die Gnädige hat es befohlen«, fuhr er fort, die Achseln zuckend. »Wartet nur . . . euch wird man noch zu Schweinehirten ernennen. Daß ich aber ein Schneider bin, ein guter Schneider, daß ich bei den ersten Meistern in Moskau in der Lehre war und für Generale genäht habe, das kann mir niemand nehmen. Was tut ihr so tapfer . . .? Ihr seid Müßiggänger und Taugenichtse und sonst nichts. Wenn man mich freiläßt, verhungere ich nicht und gehe nicht zugrunde; wenn man mir nur einen Paß gibt, werde ich einen guten Zins zahlen und die Herrschaften zufriedenstellen. Was seid aber ihr? Ihr werdet zugrunde gehen, zugrunde gehen wie die Fliegen, das ist alles!«

»Das war aber gelogen«, unterbrach ihn ein pockennarbiger, hellblonder Bursche mit roter Halsbinde und durchgewetzten Ellenbogen. »Du hast schon einen Paß gehabt, aber die Herrschaften haben von dir keine Kopeke Zins zu sehen bekommen, und hast auch für dich selbst nichts verdient; hast dich mit Mühe heimgeschleppt; seit damals trägst du immer noch den gleichen Rock.«

»Was soll man machen; Konstantin Narkisytsch!« entgegnete Kuprian. »Wenn ein Mensch sich einmal verliebt hat, so ist er verloren. Mach erst durch, was ich durchgemacht habe, Konstantin Narkisytsch, und dann verurteile mich.«

»In wen hast du dich aber verliebt! In ein Scheusal!«

»Nein, das sollst du nicht sagen, Konstantin Narkisytsch.«

»Wem erzählst du das? Ich habe sie doch gesehen; im vergangenen Jahr habe ich sie in Moskau mit eigenen Augen gesehen.«

»Im vergangenen Jahr hat sie wirklich etwas von ihrer Schönheit verloren«, bemerkte Kuprian.

»Nein, meine Herren, was sollen wir darüber reden!« begann in einem rechtlichen und nachlässigen Ton ein hagerer, großgewachsener Mann mit einem Gesicht voller Pickel, mit gekräuseltem und öltriefendem Haar, wahrscheinlich ein Kammerdiener. »Kuprian Afanaßjitsch soll uns lieber sein Liedchen singen. Nun, fangen Sie an, Kuprian Afanaßjitsch!«

»Ja, ja!« riefen die anderen. »Bravo, Alexandra! Schön hat sie den Kuprja hereingelegt . . . das muß man schon sagen . . . Sing, Kuprja . . .! Bravo, Alexandra!« (Die Leibeigenen gebrauchen oft der Zärtlichkeit wegen, wenn sie von einem Mann sprechen, weibliche Endungen.) »Sing!«

»Hier ist kein Ort zum Singen«, entgegnete Kuprian fest. »Hier ist das herrschaftliche Kontor.«

»Was geht es dich an? Du willst doch selbst Kontorist werden?« antwortete Konstantin mit rohem Lachen. »So scheint es mir!«

»Alles hängt vom Willen der Herrschaft ab«, bemerkte der Arme.

»Seht ihr, was er werden will; wie gefällt er euch? Ah! Ah!«

Alle lachten, einzelne fingen sogar zu springen an. Am lautesten lachte ein fünfzehnjähriger Bengel, wahrscheinlich der Sohn eines Aristokraten unter den Leibeigenen. Er trug eine Weste mit Bronzeknöpfen, eine lilafarbene Halsbinde und hatte sich bereits ein Bäuchlein zugelegt.

»Gestehe doch, Kuprja«, begann selbstzufrieden Nikolai Jeremejitsch, dem die Sache wohl Spaß machte und der in Stimmung gekommen war, »es ist doch schlecht, Heizer zu sein? Ist wohl eine ganz dumme Beschäftigung?«

»Was soll ich sagen, Nikolai Jeremejitsch?« antwortete Kuprian. »Sie sind jetzt Sekretär, das stimmt; das wird niemand bestreiten; aber auch Sie waren einmal in Ungnade und haben auch in einem Bauernhaus wohnen müssen.«

»Paß auf, nimm dir nicht zu viel heraus!« unterbrach ihn der Dicke gereizt. »Narr, man macht doch nur Spaß mit dir; das müßtest du

doch fühlen und dankbar sein, daß man sich mit dir abgibt, Dummkopf.«

»Das kam so zufällig, Nikolai Jeremejitsch, entschuldigen Sie . . .«

»Ja, zufällig!«

Die Tür ging auf, und ein kleiner Diener stürzte ins Zimmer.

»Nikolai Jeremejitsch, die Gnädige läßt Sie rufen.«

»Wer ist bei der Gnädigen?« fragte er den Diener.

»Aksinja Nikitischna und der Kaufmann aus Wenjew.«

»Ich komme sofort. Ihr aber, Brüder«, fuhr er eindringlich fort, »geht lieber mit dem neuernannten Heizer von hier fort; wie leicht kann der Deutsche hereinschauen und euch anzeigen.«

Der Dicke brachte sein Haar in Ordnung, hüstelte in die hohle Hand, die im Rockärmel fast ganz verschwand, knöpfte alle Knöpfe zu und begab sich breitbeinig zu der Gnädigen. Etwas später entfernte sich auch die ganze Gesellschaft mit Kuprian. Nur mein alter Bekannter, der Diensthabende, blieb zurück. Er begann erst die Gänsefedern zu schneiden, schlief aber im Sitzen ein. Mehrere Fliegen benutzten sofort diesen glücklichen Umstand und setzten sich ihm auf den Mund. Eine Mücke ließ sich auf seiner Stirn nieder, stellte ihre Beinchen symmetrisch auseinander und bohrte ihren Stachel langsam in sein weiches Fleisch. Der rothaarige Kopf mit dem Backenbart zeigte sich wieder in der Tür, sah sich um und trat zugleich mit seinem recht unschönen Körper ins Kontor.

»Fedjuschka! Du, Fedjuschka! Immer schläfst du!« versetzte der Kopf.

Der Diensthabende öffnete die Augen und erhob sich vom Stuhl.

»Ist Nikolai Jeremejitsch zur Gnädigen gegangen?«

»Ja, zur Gnädigen, Wassilij Nikolajewitsch.«

So, so, dachte ich mir, das ist er, der erste Kassierer.

Der erste Kassierer fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. Es war übrigens mehr ein Schleichen als ein Gehen; überhaupt hatte er Ähnlichkeit mit einer Katze. Auf seinen Schultern schlotterte ein alter schwarzer Frack mit sehr schmalen Schößen; die eine Hand hielt er auf der Brust, mit der andern griff er aber jeden Augenblick an seine hohe, enge Halsbinde aus Roßhaar und drehte dabei angestrengt den Kopf. Er trug Stiefel aus Bockleder, die nicht knarrten, und trat sehr leise auf.

»Heute hat der Gutsbesitzer Jaguschkin nach Ihnen gefragt«, versetzte der Diensthabende.

»Hm, er hat nach mir gefragt? Was hat er denn gesagt?«

»Er hat gesagt, daß er am Abend zu Tjutjurew kommen und Sie dort erwarten wird. ›Ich muß‹, hat er gesagt, ›mit Wassilij Nikolajewitsch über eine Sache sprechen‹; über was für eine Sache, hat er aber nicht gesagt. ›Wassilij Nikolajewitsch weiß es schon‹, hat er gesagt.«

»Hm!« entgegnete der erste Kassierer und trat ans Fenster.

»Ist Nikolai Jeremejew im Kontor?« erklang im Flur eine laute Stimme, und ein großgewachsener Mensch mit einem unregelmäßigen, aber ausdrucksvollen und kühnen Gesicht, recht sauber gekleidet, trat, offenbar erzürnt, über die Schwelle.

»Ist er nicht hier?« fragte er, indem er sich schnell umsah.

»Nikolai Jeremejitsch ist bei der Gnädigen«, antwortete der Kassierer. »Sagen Sie mir, was Sie wollen, Pawel Andrejitsch. Sie können es mir sagen . . . Was wollen Sie?«

»Was ich will? Sie wollen wissen, was ich will?« Der Kassierer nickte schmerzvoll mit dem Kopf. »Ich will es ihm zeigen, dem nichtsnutzigen Dickwanst, dem gemeinen Angeber . . . Ich werde ihm das Angeben schon zeigen!«

Pawel ließ sich in einen Stuhl fallen.

»Was haben Sie, was haben Sie, Pawel Andrejitsch? Beruhigen Sie sich . . . Wie, schämen Sie sich nicht? Vergessen Sie doch nicht, von wem Sie sprechen, Pawel Andrejitsch!« stammelte der Kassierer.

»Von wem ich spreche? Was geht es mich an, daß man ihn zum ersten Sekretär ernannt hat! Da hat man gerade den richtigen gefunden. Man hat den Bock zum Gärtner gemacht!«

»Hören Sie auf, hören Sie auf, Pawel Andrejitsch, hören Sie auf! Lassen Sie es . . . was für Dummheiten!«

»Da wedelt er schon mit dem Schwanz, der Fuchs . . .! Ich will auf ihn hier warten«, sagte Pawel erbost und schlug mit der Hand auf den Tisch. »Ah, da kommt er ja«, fügte er hinzu, zum Fenster hinausschauend. »Wenn man vom Wolf spricht . . . Kommen Sie nur!« Er stand auf.

Nikolai Jeremejitsch trat ins Kontor. Sein Gesicht strahlte vor Freude, als er aber Pawel sah, wurde er etwas verlegen.

»Guten Tag, Nikolai Jeremejitsch«, sagte Pawel bedeutungsvoll, ihm langsam entgegenkommend. »Guten Tag!«

Der erste Sekretär antwortete nichts. In der Tür zeigte sich das Gesicht des Kaufmanns.

»Warum wollen Sie mir nicht antworten?« fuhr Pawel fort. »Übrigens, nein . . . nein«, fügte er hinzu, »so geht es nicht; mit Schreien und Schimpfen kann man nichts ausrichten. Sagen Sie mir lieber im guten, Nikolai Jeremejitsch, weshalb verfolgen Sie mich? Weshalb wollen Sie mich zugrunde richten? Nun, sprechen Sie doch, sprechen Sie doch.«

»Hier ist nicht der Ort, um sich mit Ihnen auseinanderzusetzen«, entgegnete nicht ohne Erregung der erste Sekretär, »es ist auch nicht die Zeit dazu. Aber ich wundere mich, offen gestanden, über das eine: Wie kommen Sie darauf, daß ich Sie zugrunde richten will oder Sie verfolge? Wie kann ich Sie schließlich verfolgen! Sie sind doch nicht bei mir im Kontor angestellt.«

»Das will ich meinen«, antwortete Pawel, »das fehlte noch gerade! Aber warum verstellen Sie sich, Nikolai Jeremejitsch . . .? Sie verstehen mich doch.«

»Nein, ich verstehe Sie nicht.«

»Nein, Sie verstehen mich wohl.«

»Bei Gott, ich verstehe nichts.«

»Sie schwören noch! Wenn es schon so weit gekommen ist, so sagen Sie mir doch, ob Sie Gott fürchten! Warum lassen Sie das arme Mädel nicht in Ruhe? Was wollen Sie von ihr?«

»Von wem sprechen Sie eigentlich, Pawel Andrejitsch?« fragte der Dicke mit erheucheltem Erstaunen.

»Ach, er weiß es wohl nicht! Ich spreche von Tatjana. Fürchten Sie doch Gott! Wofür rächen Sie sich an ihr? Schämen Sie sich doch; Sie sind ein verheirateter Mann, haben Kinder von meiner Größe . . . Ich aber habe was anderes im Sinn: Ich will heiraten, ich handele nach Ehre und Gewissen.«

»Was kann ich dafür, Pawel Andrejitsch? Die Gnädige erlaubt Ihnen das Heiraten nicht; so ist einmal ihr Wille! Was kann ich dafür?«

»Was Sie dafür können? Haben Sie sich vielleicht nicht mit der alten Hexe, der Haushälterin, verschworen? Haben Sie niemand verleumdet? Verbreiten Sie nicht Lügengeschichten über das

schutzlose Mädel? Hat man sie nicht dank Ihnen von einer Wäscherin zu einer Spülmagd gemacht? Wird sie nicht dank Ihnen geschlagen und muß in Sackleinwand gehen . . .? Schämen Sie sich doch, schämen Sie sich, Sie alter Mann! Jeden Tag kann Sie doch der Schlag treffen . . . Sie werden es vor Gott zu verantworten haben.«

»Schimpfen Sie nur, Pawel Andrejitsch, schimpfen Sie nur . . . Sie werden nicht mehr lange schimpfen!«

Pawel fuhr auf.

»Was? Du willst mir drohen?« begann er wütend. »Du glaubst wohl, daß ich dich fürchte? Nein, Bruder, du bist an den Unrechten gekommen! Was soll ich fürchten . . .? Ich finde überall mein Auskommen. Mit dir ist es eine andere Sache! Du kannst nur hier leben, verleumden und stehlen . . .«

»Was der sich herausnimmt!« unterbrach ihn der Sekretär, der nun auch anfing, die Geduld zu verlieren. »Ein Feldscher, ein einfacher Feldscher, ein nichtsnutziger Quacksalber; wenn man ihm aber zuhört, kann man meinen, er sei eine wichtige Person!«

»Jawohl, ich bin Feldscher, aber ohne diesen Feldscher würden Euer Gnaden jetzt auf dem Friedhof faulen . . . Was hat mich auch der Teufel verführt, ihn zu heilen«, fügte er zwischen den Zähnen hinzu.

»Du hast mich geheilt . . .? Nein, du wolltest mich vergiften; du hast mir Aloe eingegeben«, fiel ihm der Sekretär ins Wort.

»Wenn aber bei dir nichts als Aloe wirkte?«

»Aloe ist von der Medizinalverwaltung verboten«, fuhr der Sekretär fort. »Ich werde mich noch beschweren . . . Du hast mich töten wollen, das ist es! Aber Gott hat es nicht zugelassen.«

»Hört doch auf, hört doch auf, meine Herren«, versuchte der Kassierer die beiden zu beschwichtigen . . .

»Laß mich in Ruh'!« schrie ihn der Sekretär an. »Er hat mich vergiften wollen! Verstehst du das?«

»Was brauche ich dich zu vergiften . . . Hör einmal, Nikolai Jeremejew«, sagte Pawel mit Verzweiflung. »Ich bitte dich zum letzten Male . . . du hast mich dazu getrieben, ich halte es nicht mehr aus. Laß uns in Ruhe, verstehst du? Sonst, bei Gott, geht es einem von uns schlecht. Dich meine ich!«

Der Dicke verlor die Fassung.

»Ich fürchte dich nicht«, schrie er auf, »hörst du, du Milchbart! Ich bin mit deinem Vater fertig geworden und habe ihm die Hörner gestutzt – das soll dir als Beispiel dienen, paß auf!«

»Sprich mir nicht von meinem Vater, Nikolai Jeremejew, sprich nicht von ihm!«

»So, so! Was bist du mir für ein Lehrmeister?«

»Ich sage dir, sprich mir nicht von ihm!«

»Und ich sage dir, vergiß dich nicht . . . Wie nötig dich auch die Gnädige nach deiner Ansicht braucht, aber wenn sie zwischen uns beiden zu wählen hat, so wirst du dich nicht halten können, Liebster! Niemand darf hier revoltieren, paß auf!« Pawel zitterte vor Wut. »Aber dem Mädel Tatjana geschieht ganz recht . . . Wart, sie wird noch was ganz anderes erleben!«

Pawel stürzte mit erhobenen Armen auf ihn los, und der Sekretär fiel schwer zu Boden.

»In Ketten mit ihm, in Ketten!« stöhnte Nikolai Jeremejew.

Das Ende dieser Szene kann ich nicht beschreiben; ich fürchte ohnehin, das Gefühl des Lesers verletzt zu haben.

Am gleichen Tag kehrte ich nach Hause zurück. Eine Woche später erfuhr ich, daß Frau Losnjakowa sowohl Pawel als Nikolai in ihren Diensten behalten, das Mädel Tatjana aber auf ein anderes Gut verschickt hatte; sie konnte sie wohl nicht brauchen.

Der Birjuk.[4]

Ich fuhr abends allein auf meinem Rennwagen von der Jagd. Bis nach Hause hatte ich an die acht Werst; meine gute Traberstute lief rüstig über die staubige Straße, indem sie ab und zu schnaubte und die Ohren bewegte; der müde Hund blieb wie angebunden keinen Schritt hinter den Hinterrädern zurück. Ein Gewitter war im Anzug. Vor mir erhob sich hinter dem Wald eine riesengroße lila Wolke; über mir und mir entgegen zogen langgestreckte graue Wolken; die Bachweiden rauschten und bewegten sich unruhig. Eine feuchte Kälte war plötzlich an Stelle der schwülen Hitze getreten; die Schatten verdichteten sich schnell. Ich schlug das Pferd mit der Leine, fuhr in eine Schlucht hinunter, kam über einen ausgetrockneten, ganz mit Weiden bewachsenen Bach, fuhr den andern Abhang hinauf und in den Wald hinein. Der Weg wand sich vor mir zwischen den dichten, schon in Dunkelheit gehüllten Haselsträuchern, ich kam nur mit Mühe vorwärts. Der Wagen hüpfte über die harten Wurzeln der hundertjährigen Eichen und Linden, die auf jedem Schritt die tiefen Spuren der Bauernwagen durchschnitten; mein Pferd begann zu stolpern. Plötzlich brauste in der Höhe ein heftiger Wind, die Bäume rauschten, und große Regentropfen prasselten und klatschten laut auf das Laub nieder; ein Blitz zuckte, und das Gewitter brach los. Es regnete in Strömen. Ich fuhr im Schritt weiter und mußte bald halten; mein Pferd blieb im Schmutz stecken, und ich konnte nichts sehen. So gut es ging fand ich Schutz unter einem breiten Strauch. Zusammengekrümmt und das Gesicht verhüllt, wartete ich geduldig auf das Ende des Unwetters, als ich plötzlich beim Leuchten des Blitzes vor mir auf dem Weg eine hohe Gestalt zu sehen glaubte. Ich blickte gespannt in die Richtung, und die gleiche Gestalt tauchte plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, dicht neben meinem Wagen auf.

»Wer ist da?« fragte eine laute Stimme.

»Und wer bist du?«

»Ich bin der hiesige Waldhüter.«

Ich nannte meinen Namen.

»Ach, ich kenne Sie! Fahren Sie nach Hause?«

»Ja, nach Hause. Aber dieses Gewitter . . .«

»Ja, das Gewitter«, antwortete die Stimme.

Ein weißer Blitz beleuchtete den Waldhüter vom Kopf bis zu den Füßen; ein lauter, kurzer Donnerschlag folgte gleich darauf. Der Regen strömte mit doppelter Kraft herab.

»Das endet nicht so bald«, versetzte der Waldhüter.

»Was soll ich machen?«

»Ich kann Sie in mein Haus führen«, sagte er kurz.

»Tue mir den Gefallen.«

»Bleiben Sie bitte sitzen.«

Er trat an den Kopf meines Pferdes, faßte es am Zaum und zog es von der Stelle. Wir setzten uns in Bewegung. Ich hielt mich am Kissen des Wagens fest, welcher schwankte wie ein Nachen im Meer, und rief meinen Hund. Meine arme Stute schlürfte schwer mit den Hufen durch den Schmutz, glitt aus und stolperte; der Waldhüter wankte vor den Deichselstangen wie ein Gespenst. Wir fuhren ziemlich lang; endlich blieb mein Führer stehen. »Nun sind wir daheim, Herr«, sagte er mit ruhiger Stimme. Ein Pförtchen knarrte, mehrere junge Hunde bellten. Ich hob den Kopf und sah beim Leuchten des Blitzes eine kleine Hütte in der Mitte eines großen, mit Flechtwerk' eingezäunten Hofes. In dem einen Fensterchen brannte trübes Licht. Der Waldhüter führte das Pferd dicht vor die Treppe und klopfte an die Tür. »Sofort, sofort!« antwortete ein feines Stimmchen, man hörte Tritte bloßer Füße, der Riegel knarrte, und ein etwa zwölfjähriges Mädchen in einem mit einem Tuchstreifen umgürteten Hemd erschien, mit einer Laterne in der Hand, an der Schwelle.

»Leuchte dem Herrn«, sagte er ihr. »Ihren Wagen will ich unter das Schutzdach stellen.«

Das Mädchen sah mich an und ging ins Haus. Ich folgte ihr.

Das Haus des Waldhüters bestand aus einem einzigen verräucherten, niedrigen und leeren Zimmer, ohne Pritsche und ohne jeden Verschlag. An der Wand hing ein zerrissener Schafspelz. Auf der Bank lag ein einläufiges Gewehr, in der Ecke ein Haufen Lumpen; zwei große Töpfe standen neben dem Ofen. Auf dem Tisch brannte ein Kienspan; bald leuchtete er traurig auf, bald schien er zu verlöschen. Mitten in der Stube hing vom Ende einer langen Stange eine Wiege herab. Das Mädchen blies die Laterne aus, setzte sich auf eine winzige Bank und begann mit der Rechten die Wiege zu

schaukeln und mit der Linken den Kienspan zu putzen. Ich sah mich um – mein Herz krampfte sich zusammen: So traurig ist es nachts in einer Bauernstube. Das Kind in der Wiege atmete schwer.

»Bist du allein hier?« fragte ich das Mädchen.

»Ja, allein«, antwortete sie kaum hörbar.

»Bist du des Waldhüters Tochter?«

»Ja, des Waldhüters«, flüsterte sie.

Die Tür knarrte, und der Waldhüter trat mit gebücktem Kopf über die Schwelle. Er hob die Laterne vom Boden auf, trat an den Tisch und zündete den Docht an.

»Sie sind wohl nicht an einen Kienspan gewöhnt?« sagte er und schüttelte seine Locken.

Ich sah ihn an. Selten hatte ich einen so stattlichen Kerl gesehen. Er war großgewachsen, breitschultrig und herrlich gebaut. Unter dem feuchten Hemd wölbten sich seine mächtigen Muskeln. Der schwarze, lockige Vollbart verdeckte bis zur Hälfte sein ernstes, männliches Gesicht; unter den zusammengewachsenen Brauen blickten mutig kleine braune Augen. Er stemmte die Arme leicht in die Hüften und blieb vor mir stehen.

Ich dankte ihm und fragte ihn nach seinem Namen.

»Ich heiße Foma«, antwortete er, »und mit dem Zunamen Birjuk.«

»Ah, du bist Birjuk?«

Ich sah ihn mit doppelter Neugier an. Von meinem Jermolai und auch von andern hatte ich verschiedenes über den Waldhüter Birjuk gehört, den die Bauern in der Umgegend wie das Feuer fürchteten. Nach ihren Worten hat es in der ganzen Welt noch keinen solchen Meister in seinem Fach gegeben. »Der läßt keine Tracht Reisig fortschleppen; zu jeder Zeit, selbst um Mitternacht erwischt er einen, und man kann sich gegen ihn gar nicht wehren: Er ist stark und flink wie der Teufel . . . Man kann ihn auch mit nichts bestechen, weder mit Schnaps noch mit Geld, er läßt sich durch nichts verlocken. Die guten Leute haben ihn schon mehr als einmal aus der Welt schaffen wollen, aber er läßt sich nicht fangen.«

So urteilten die Bauern der Umgegend über Birjuk.

»Du bist also Birjuk«, wiederholte ich, »ich habe schon von dir gehört, Bruder. Man sagt, du gibst keinem Menschen Pardon, den du erwischst.«

»Ich tue nur meine Pflicht«, antwortete er düster; »ich will nicht das herrschaftliche Brot umsonst essen.«

Er holte aus seinem Gürtel ein Beil, hockte sich auf den Boden nieder und fing an, einen Kienspan zu spalten.

»Hast du keine Frau?« fragte ich ihn.

»Nein«, antwortete er und holte mit dem Beil aus.

»Sie ist wohl gestorben?«

»Nein . . . ja . . . gestorben«, fügte er hinzu und wandte sich weg.

Ich verstummte: Er hob die Augen und sah mich an.

»Sie ist mit einem Kleinbürger, der des Weges kam, durchgebrannt«, sagte er mit einem grausamen Lächeln.

Das Mädchen schlug die Augen nieder; das Kind erwachte und fing zu schreien an; das Mädchen trat zur Wiege.

»Hier, gib es ihm«, sagte Birjuk und drückte dem Mädchen einen schmutzigen Lutschbeute! in die Hand. »Auch den hat sie verlassen«, fuhr er halblaut fort, auf das Kind weisend. Dann trat er an die Tür, blieb stehen und wandte sich zu mir um.

»Herr«, begann er, »Sie werden wohl unser Brot nicht essen wollen, aber außer Brot habe ich nichts . . .«

»Ich habe keinen Hunger.«

»Nun, wie Sie wollen. Einen Samowar würde ich Ihnen bereiten, aber ich habe keinen Tee . . . Ich will mal hingehen und nach Ihrem Pferd schauen.«

Er ging hinaus und schlug die Tür zu. Ich sah mich wieder um. Die Stube erschien mir noch trauriger als früher. Der bittere Geruch von kaltem Rauch benahm mir den Atem. Das Mädchen rührte sich nicht von der Stelle und hob auch die Augen nicht; ab und zu stieß es die Wiege und zog scheu das herabgleitende Hemd wieder auf die Schultern; ihre bloßen Beine hingen unbeweglich herab.

»Wie heißt du?« fragte ich.

»Ulita«, antwortete sie und senkte ihr trauriges Gesichtchen noch tiefer herab.

Der Waldhüter kam zurück und setzte sich auf die Bank.

»Das Gewitter verzieht sich«, sagte er nach einem kurzen Schweigen; »wenn Sie wollen, führe ich Sie aus dem Wald hinaus.«

Ich erhob mich. Birjuk nahm sein Gewehr und untersuchte die Pfanne.

»Warum das?« fragte ich ihn.

»Im Wald sind Diebe . . . Bei der Stuten-HöheIm Orjolschen Gouvernement bedeutet Höhe eine Schlucht. (Anmerkung Turgenjews) fällen sie einen Baum«, fügte er als Antwort auf meinen fragenden Blick hinzu.

»Hört man es denn von hier?«

»Vom Hof hört man es.«

Wir gingen zusammen hinaus. Der Regen hatte aufgehört. In der Ferne drängten sich noch schwere Wolken und zuckten lange Blitze; aber über unseren Köpfen war schon hier und da der dunkelblaue Himmel zu sehen, und die Sterne flimmerten durch die dünnen, schnell vorbeiziehenden Wolken. Die Umrisse der vom Regen besprengten und vom Wind durchschüttelten Bäume traten aus dem Dunkel hervor. Wir fingen an zu horchen. Der Waldhüter zog seine Mütze vom Kopf und senkte das Gesicht. »Schau, schau . . .«, versetzte er plötzlich, die Hand ausstreckend, »was er sich für eine Nacht gewählt hat.« Ich hörte nichts als das Rauschen der Blätter. Birjuk führte mein Pferd unter dem Schutzdach hinaus. »So werde ich ihn vielleicht verpassen«, sagte er laut.

»Ich geh' mit dir mit . . . willst du?«

»Gut«, antwortete er und zog das Pferd zurück, »wir werden ihn im Nu erwischen, dann will ich Sie begleiten, kommen Sie.«

Wir gingen, Birjuk voran und ich hinter ihm. Gott allein weiß, wie er den Weg fand, aber er blieb nur selten stehen, und auch das nur, um auf die Schläge der Axt zu horchen. »Da schau«, murmelte er zwischen den Zähnen. »Hören Sie es?« – »Wo denn?«

Birjuk zuckte die Achseln. Wir stiegen in die Schlucht hinab, hier wurde es für einen Augenblick windstill, und ich hörte deutlich die gleichmäßigen Schläge. Birjuk sah mich an und schüttelte den Kopf. Wir gingen über nasses Farnkraut und Brennesseln weiter. Es ertönte ein dumpfes, anhaltendes Dröhnen . . .

»Nun hat er ihn umgeworfen . . .«, murmelte Birjuk.

Der Himmel wurde indessen immer reiner; im Wald dämmerte es leicht. Endlich kamen wir aus der Schlucht heraus.

»Warten Sie hier«, flüsterte mir der Waldhüter zu. Dann bückte er sich, hob sein Gewehr in die Höhe und verschwand im Wald. Ich fing an, gespannt zu horchen. Durch das anhaltende Rauschen des Windes glaubte ich in der Nähe schwache Töne zu hören: das vorsichtige Schlagen einer Axt auf die Äste, das Knarren von Rädern und das Schnauben eines Pferdes . . . »Wohin? Halt!« erdröhnte plötzlich die eiserne Stimme Birjuks. Eine andere Stimme schrie jämmerlich wie ein Hase. Es begann ein Kampf. – »Nein! Nein!« wiederholte Birjuk keuchend, »du entwischst mir nicht . . .« Ich eilte auf das Geschrei hin und erreichte, bei jedem Schritt stolpernd, den Kampfplatz. Auf dem Boden neben dem gefällten Baum machte sich der Waldhüter zu schaffen: Er hatte den Dieb unter sich und band ihm mit einem Gürtel die Hände auf den Rücken. Ich kam näher. Birjuk erhob sich und stellte auch ihn auf die Beine. Ich erblickte einen durchnäßten, abgerissenen Bauern mit einem langen, zerzausten Bart. Ein elendes, zur Hälfte mit einer Bastmatte bedecktes Pferd stand gleich daneben, an das Untergestell eines Leiterwagens gespannt. Der Waldhüter sprach kein Wort; auch der Bauer schwieg und schüttelte nur den Kopf.

»Laß ihn laufen«, flüsterte ich Birjuk ins Ohr, »ich will den Baum bezahlen.«

Birjuk ergriff das Pferd schweigend mit der Linken am Schopf; mit der Rechten hielt er den Dieb am Gürtel. »Na, rühr dich, du Maulaffe!« sagte er ihm streng.

»Nehmen Sie doch die Axt da«, murmelte der Bauer.

»Ja, warum soll sie hier verlorengehen!« versetzte der Waldhüter und nahm die Axt.

Wir machten uns auf den Weg. Ich ging hinter den beiden . . . Es begann wieder zu tropfen, und bald goß es in Strömen. Mit Mühe erreichten wir die Hütte. Birjuk ließ das gefangene Pferd auf dem Hof zurück, führte den Bauern in die Stube, löste ein wenig den Knoten im Gürtel und setzte ihn in eine Ecke. Das Mädchen, das neben dem Ofen eingeschlafen war, sprang auf und begann uns mit stummem Schreck anzustarren. Ich setzte mich auf die Bank.

»Wie es gießt!« sagte der Waldhüter. »Wir werden warten müssen. Wollen Sie sich nicht hinlegen?«

»Ich danke.«

»Ich würde ihn Ihretwegen in die Kammer sperren«, fuhr er fort, auf den Bauern zeigend, »aber der Riegel . . .«

»Laß ihn hier, tu ihm nichts«, unterbrach ich Birjuk.

Der Bauer sah mich finster an. Ich gab mir innerlich das Wort, den armen Teufel, was es auch kosten sollte, zu befreien. Er saß unbeweglich auf der Bank. Beim Schein der Laterne sah ich sein ausgemergeltes, runzliges Gesicht, die überhängenden gelben Brauen, die unruhigen Augen und die mageren Glieder . .. Das Mädchen legte sich auf den Boden dicht vor seinen Füßen nieder und schlief wieder ein. Birjuk saß am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt. In einer Ecke zirpte ein Heimchen; der Regen prasselte gegen das Dach und floß an den Fensterscheiben herunter; wir alle schwiegen.

»Foma Kusmitsch«, begann plötzlich der Bauer mit einer dumpfen, gebrochenen Stimme: »Du, Foma Kusmitsch!«

»Was willst du?«

»Laß mich laufen.«

Birjuk gab keine Antwort.

»Laß mich laufen . . . ich tat es aus Hunger . . . laß mich laufen.«

»Ich kenne euch«, antwortete der Waldhüter mürrisch, »euer ganzes Dorf ist so: lauter Diebe.«

»Laß mich laufen«, wiederholte der Bauer: »Der Verwalter . . . wir sind ganz verarmt . . . laß mich!«

»Verarmt . . .! Niemand darf stehlen.«

»Laß mich laufen, Foma Kusmitsch, richte mich nicht zugrunde. Euer Verwalter, du weißt es selbst, frißt einen auf . . .!«

Birjuk wandte sich weg. Der Bauer zitterte wie im Fieber. Er schüttelte den Kopf und atmete ungleichmäßig.

»Laß mich laufen«, wiederholte er mit trübseliger Verzweiflung, »laß mich, bei Gott! Ich werde bezahlen, ja, bei Gott! Bei Gott, ich tat es aus Hunger . . . die Kinder schreien, du weißt es selbst. So schwer hab' ich es.«

»Du sollst aber trotzdem nicht stehlen gehen.«

»Das Pferdchen«, fuhr der Bauer fort, »das Pferdchen, laß wenigstens das Pferdchen frei, ich hab' ja nur dies eine Tier!«

»Ich sag' dir doch, es geht nicht. Auch ich bin kein freier Mensch. Ich werde es verantworten müssen. Man darf euch nicht verwöhnen.«

»Laß mich laufen! Es ist die Not, Foma Kusmitsch, wahrhaftig die Not . . . laß mich laufen!«

»Ich kenne euch!«

»Laß mich laufen!«

»Ach, was soll ich mit dir reden! Sitz ruhig, sonst werd' ich dich, du weißt schon! Siehst du denn den Herrn nicht?«

Der Ärmste schlug die Augen nieder . . . Birjuk gähnte und legte den Kopf auf den Tisch. Der Regen wollte noch immer nicht aufhören. Ich wartete, was weiter kommen würde.

Der Bauer richtete sich plötzlich auf. Seine Augen brannten und sein Gesicht rötete sich. »Na, friß, erstick daran!« begann er, die Augen zusammenkneifend und die Mundwinkel senkend. »Hier, verruchter Seelenmörder, trink Christenblut, trink . . .«

Der Waldhüter wandte sich um.

»Zu dir spreche ich, Asiate, Blutsauger, zu dir!«

»Bist du betrunken, daß es dir einfällt, zu schimpfen?« rief der Waldhüter erstaunt. »Oder bist du von Sinnen?«

»Betrunken . . .! Nicht für dein Geld habe ich getrunken, verdammter Seelenmörder, du Tier, Tier, Tier!«

»Ach du . . .! Ich werde dich . . .«

»Was macht's? Ich gehe sowieso zugrunde! Was soll ich ohne Pferd anfangen? Mach mir den Garaus, es ist ja alles eins, ob ich vor Hunger oder so krepiere. Mag alles zum Teufel gehen: Frau, Kinder – mögen alle krepieren . . . Aber mit dir werden wir schon abrechnen!« Birjuk erhob sich.

»Hau zu, hau zu!« rief der Bauer mit wütender Stimme: »Hau, hier, hau zu . . .«

Das Mädchen sprang schnell vom Boden auf und starrte ihn an.

»Hau zu! Hau zu!«

»Schweig!« donnerte der Waldhüter und machte zwei Schritte auf ihn zu.

»Genug, genug; Foma«, schrie ich, »laß ihn . . . höre nicht auf ihn.«

»Ich will nicht schweigen«, fuhr der Unglückliche fort. »Ich muß doch sowieso krepieren. Du Seelenmörder, Tier, daß dich . . . Aber wart, wirst nicht mehr lange so stolz tun! Man wird dir schon die Gurgel zuschnüren, warte nur!«

Birjuk packte ihn an der Schulter . . . Ich stürzte dem Bauern zu Hilfe . . .

»Rühren Sie mich nicht an, Herr!« herrschte mich der Waldhüter an.

Ich hätte mich vor seiner Drohung nicht gefürchtet und hatte schon die Hand ausgestreckt, aber er riß, zu meinem größten Erstaunen, mit einem Ruck dem Bauern den Gürtel von den Ellbogen, packte ihn beim Kragen, drückte ihm die Mütze über die Augen, öffnete die Türe und stieß ihn hinaus.

»Scher dich zum Teufel mit deinem Pferd!« schrie er ihm nach . . . »Aber paß auf, wenn ich dich ein anderes Mal erwische . . .«

Er kehrte in die Stube zurück und machte sich in einer Ecke zu schaffen.

»Na, Birjuk«, sagte ich, »du hast mich in Erstaunen gesetzt: Wie ich sehe, bist du ein braver Kerl.«

»Hören Sie auf, Herr«, unterbrach er mich verdrießlich, »sagen Sie es bitte nur niemand. Ich will Sie lieber begleiten«, fügte er hinzu. »Sie werden wohl gar nicht abwarten, bis der Regen aufhört . . .«

Auf dem Hof knarrten die Räder des Bauernwagens.

»Da fährt er nach Hause!« murmelte er. »Ich werde ihm schon . . .« Eine halbe Stunde später verabschiedete er sich von mir am Waldsaum.

Zwei Gutsbesitzer

Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen, geneigte Leser, einige meiner Herren Nachbarn vorzustellen; gestatten Sie mir jetzt, da sich gerade die Gelegenheit bietet (unsereinem, einem Schriftsteller, bietet sich aber immer eine Gelegenheit), Sie mit noch zwei Gutsbesitzern bekannt zu machen, bei denen ich oft zur Jagd war, zwei sehr geachteten, wohlmeinenden und die allgemeine Achtung mehrerer Landkreise genießenden Herren.

Zuerst will ich Ihnen den Generalmajor a. D. Wjatscheslaw Illarionowitsch Chwalynskij schildern. Stellen Sie sich einen großgewachsenen, früher einmal schlank gewesenen Mann vor, der schon etwas aufgedunsen, aber noch durchaus nicht greisenhaft, nicht einmal gealtert ist und im reifen Alter, sozusagen in der Blüte der Jahre steht. Seine einst regelmäßigen und auch jetzt noch angenehmen Gesichtszüge haben sich allerdings etwas verändert: Die Wangen hängen herab, dichte Runzeln haben sich strahlenförmig um die Augen gelegt, und auch mancher Zahn fehlt schon, wie Saadi, nach Puschkins Behauptung, gesagt haben soll; das Dunkelblond seiner Haare, jedenfalls der, die noch geblieben sind, hat sich dank einer Mixtur, die er auf dem Pferdemarkt zu Romny von einem Juden, der sich für einen Armenier ausgab, erstanden hatte, in ein Lila verwandelt; aber Wjatscheslaw Illarionowitsch schreitet rüstig, lacht laut, klirrt mit den Sporen, dreht seinen Schnurrbart und nennt sich einen alten Kavalleristen, während die wirklich alten Leute sich bekanntlich niemals alt nennen. Gewöhnlich trägt er einen bis oben zugeknöpften Rock, eine hohe Halsbinde mit steifem Kragen und eine militärisch zugeschnittene graue Hose mit Glanz; seinen Hut drückt er ganz in die Stirn, so daß der ganze Nacken frei bleibt. Er ist ein sehr guter Mensch, hat aber recht seltsame Begriffe und Angewohnheiten. Zum Beispiel: Er kann unmöglich die weniger reichen oder nicht in hohem Range stehenden Edelleute wie Menschen seinesgleichen behandeln. Wenn er mit ihnen spricht, so sieht er sie gewöhnlich von der Seite an und drückt dabei die eine Wange fest an den steifen weißen Kragen; oder er blendet sie plötzlich mit einem klaren und starren Blick, schweigt eine Weile und bewegt die ganze Kopfhaut unter den Haaren; er spricht sogar die

Worte anders aus und sagt z. B. statt: »Bitte ergebenst, Pawel Wassiljitsch« oder »Bemühen Sie sich hierher, Michailo Iwanytsch« – »Bitt' gebenst, Pall' Assilitsch« oder: »Michal'Wanytsch.« Die Leute, welche auf den niedrigsten Stufen der Gesellschaft stehen, behandelt er noch merkwürdiger: Er sieht sie gar nicht an und wiederholt, ehe er ihnen seinen Wunsch äußert oder einen Befehl erteilt, einige Male hintereinander mit besorgter und nachdenklicher Miene: »Wie heißt du . . .? Wie heißt du?«, wobei er das erste Wort ›Wie‹ ungewöhnlich scharf betont, die übrigen Worte aber sehr schnell spricht, was dem ganzen Satz eine ziemliche Ähnlichkeit mit dem Schrei eines Wachtelmännchens verleiht. Er tut immer geschäftig und ist ziemlich geizig, dabei aber ein schlechter Wirt; zum Gutsverwalter hat er einen verabschiedeten Wachtmeister, einen Kleinrussen von ungewöhnlicher Dummheit. In puncto Wirtschaft hat bei uns übrigens noch niemand jenen hohen Petersburger Beamten übertroffen, der, als er aus den Berichten seines Verwalters ersah, daß die Kornspeicher auf seinem Gut oft Feuersbrünsten ausgesetzt werden, wodurch viel Getreide verlorengeht, den strengsten Befehl gab, in Zukunft die Garben niemals in die Speicher zu stellen, bevor das Feuer gänzlich erloschen ist. Derselbe Würdenträger kam einmal auf den Gedanken, alle seine Felder mit Mohn zu besäen, und zwar infolge einer anscheinend höchst einfachen Berechnung: Der Mohn ist teurer als Roggen, also ist es vorteilhafter, Mohn zu säen. Er hatte auch seinen leibeigenen Weibern befohlen,[5] Kokoschniks nach einem aus Petersburg zugesandten Muster zu tragen; auf seinen Gütern tragen die Weiber auch heute noch Kokoschniks, haben aber den alten Kopfputz darunter behalten . . . Kehren wir aber zu Wjatscheslaw Illarionowitsch zurück. Wjatscheslaw Illarionowitsch ist ein großer Freund des schönen Geschlechts, und sooft er in seiner Kreisstadt, auf dem Boulevard, eine hübsche Person sieht, steigt er ihr sofort nach, fängt aber gleich zu hinken an – ein bemerkenswerter Umstand. Er spielt auch gern Karten, aber nur mit Menschen von niedrigerem Range; sie sagen zu ihm ›Exzellenz‹, er aber wäscht ihnen den Kopf und schimpft, soviel es ihm beliebt. Wenn es sich aber trifft, daß er mit dem Gouverneur oder einer anderen beamteten Person spielt, so geht mit ihm eine erstaunliche Veränderung vor: Dann lächelt er, nickt mit dem Kopf, schaut ihnen in die Augen – er fließt förmlich vor Honig über . . . Selbst wenn er verliert, beklagt er

sich nicht. Wjatscheslaw Illarionowitsch liest wenig; beim Lesen bewegt er fortwährend den Schnurrbart und die Augenbrauen, als ob sein ganzes Gesicht von unten nach oben in wellenförmiger Bewegung wäre. Besonders auffallend ist diese wellenförmige Bewegung im Gesicht Wjatscheslaw Illarionowitschs, wenn er gelegentlich (natürlich nur in Gegenwart von Gästen) die Spalten des *Journal des Débats* durchfliegt. Bei den Wahlen spielt er eine recht bedeutende Rolle, lehnt aber aus Geiz das Amt eines Adelsmarschalls ab. »Meine Herren«, sagt er gewöhnlich zu den Edelleuten, die ihn zu überreden suchen, mit einer gönnerhaften und würdevollen Miene, »ich danke sehr für die Ehre; aber ich habe mich entschlossen, meine Muße der Einsamkeit zu widmen.« Nachdem er diese Worte gesprochen hat, bewegt er den Kopf einige Male nach rechts und nach links und drückt dann Kinn und Wangen mit Würde in seine Halsbinde. In seinen jungen Jahren war er Adjutant bei einer bedeutenden Persönlichkeit gewesen, die er nie anders als mit dem Vor- und Vaternamen nennt; man sagt, er hätte auch andere Pflichten als die eines Adjutanten auf sich genommen: So soll er z. B. in voller Paradeuniform und sogar bis oben zugeknöpft seinem Vorgesetzten im Dampfbad die Dienste eine Badedieners geleistet haben, aber man darf nicht jedem Gerücht glauben. Übrigens spricht auch General Chwalynskij selbst nicht gern von seiner dienstlichen Laufbahn, was doch sehr seltsam ist; er scheint auch nicht im Krieg gewesen zu sein. General Chwalynskij lebt allein in einem kleinen Häuschen; Eheglück hat er in seinem ganzen Leben nicht erfahren, und darum gilt er auch jetzt noch als eine Partie, sogar als eine gute Partie. Dafür trägt seine Haushälterin, eine etwa fünfunddreißigjährige, schwarzäugige, schwarzbrauige, volle und recht frische, mit einem Schnurrbart gesegnete Person an Wochentagen gestärkte Kleider, an Sonntagen aber Musselinärmel. Schön wirkt Wjatscheslaw Illarionowitsch bei den großen Diners, die die Gutsbesitzer zu Ehren des Gouverneurs und anderer Behörden geben; da ist er, man kann wohl sagen, ganz in seinem Element. Bei solchen Gelegenheiten sitzt er gewöhnlich, wenn auch nicht unmittelbar zur Rechten des Gouverneurs, so doch nicht allzu weit von ihm; zu Anfang des Diners ist er vorwiegend vom Bewußtsein seiner eigenen Würde erfüllt: Er lehnt sich etwas zurück und mustert, ohne den Kopf zu wenden, die Reihe der runden Nacken und steifen

Kragen der Gäste; aber gegen das Ende der Tafel wird er lustig, lächelt nach allen Seiten (in der Richtung nach dem Gouverneur hat er schon seit Beginn des Diners gelächelt) und bringt sogar zuweilen einen Toast auf das schöne Geschlecht aus, den schönsten Schmuck unseres Planeten, wie er es nennt. Nicht übel ist General Chwalynskij auch bei allen anderen feierlichen und öffentlichen Akten, wie Schulprüfungen, Versammlungen und Ausstellungen; er versteht auch meisterhaft, an den Priester heranzutreten, um sich seinen Segen zu erbitten. Wenn sich nach Schluß einer solchen Veranstaltung oder bei der Überfahrt über einen Fluß die Wagen drängen, so pflegen die Leute Wjatscheslaw Illarionowytschs niemals zu lärmen und zu schreien; im Gegenteil, indem sie das Publikum zurückdrängen oder den Wagen herbeirufen, sagen sie in einem angenehmen, tiefen Bariton: »Gestatten Sie, gestatten Sie, lassen Sie den General Chwalynskij durch!« oder: »Die Equipage des Generals Chwalynskij . . .« Diese Equipage hat zwar eine recht altertümliche Form; die Livree der Diener ist ziemlich abgetragen (daß sie grau mit rotem Vorstoß ist, brauche ich wohl gar nicht zu erwähnen); auch die Pferde sind ziemlich abgelebt und haben viele Dienstjahre hinter sich; aber auf Eleganz erhebt Wjatscheslaw Illarionowitsch keinen Anspruch und hält es sogar unter seiner Würde, den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Über eine besondere Rednergabe verfügt Chwalynskij nicht, oder vielleicht findet er auch keine Gelegenheit, seine Beredsamkeit zu zeigen, denn er liebt nicht nur keine Debatten, sondern auch keine Einwände und vermeidet ängstlich jedes längere Gespräch, besonders mit jungen Leuten. So ist es in der Tat viel sicherer; denn mit den Leuten von heute ist es ein wahres Unglück: Sie versagen leicht jeden Gehorsam und verlieren die Achtung. Vor Personen höheren Ranges schweigt Chwalynskij meistens, und an Personen, die im Range tiefer stehen und die er zu verachten scheint, aber mit denen er doch ausschließlich verkehrt, richtet er kurze und scharfe Reden, wobei er ständig Ausdrücke wie die folgenden gebraucht: »Sie reden Unsinn.« Oder: »Ich sehe mich gezwungen, mein Herr, Ihnen vorzuhalten.« Oder: »Sie müssen schließlich wissen, mit wem Sie sprechen!« usw. Besondere Furcht haben vor ihm die Postmeister, die ständigen Beisitzer und die Stationsaufseher. Bei sich zu Hause empfängt er niemand und lebt, wie man behauptet, wie ein Geizhals. Bei alledem ist er ein prächtiger Gutsbesitzer. ›Ein alter

Soldat, ein uneigennütziger Mensch von Grundsätzen, vieux grognard‹, nennen ihn seine Nachbarn. Nur der Gouvernements-Staatsanwalt allein erlaubt sich zu lächeln, wenn in seiner Gegenwart die vorzüglichen und soliden Eigenschaften des Generals Chwalynskij erwähnt werden – aber was vermag nicht alles der Neid . . .!

Wollen wir uns jetzt übrigens zu einem anderen Gutsbesitzer wenden.

Mardarij Apollonytsch Stjegunow hat mit Chwalynskij nicht die geringste Ähnlichkeit; er hat kaum irgendwo gedient und hat nie für einen schönen Mann gegolten. Mardarij Apollonytsch ist ein kleiner, kahlköpfiger, voller Greis mit Doppelkinn, weichen Händen und einem ordentlichen Bäuchlein. Er ist sehr gastfrei und ein großer Spaßmacher. Er lebt ganz seinem Vergnügen und trägt Winter und Sommer den gleichen gestreiften, wattierten Schlafrock. Nur in einer Beziehung stimmt er mit dem General Chwalynskij überein: Auch er ist Junggeselle. An Leibeigenen besitzt er fünfhundert Seelen. Mardarij Apollonytsch bewirtschaftet sein Gut in einer recht oberflächlichen Weise; um nicht hinter seiner Zeit zurückzubleiben, hat er vor zehn Jahren bei Botenop zu Moskau eine Dreschmaschine gekauft, sie aber dann gleich in einen Schuppen gesperrt und sich damit beruhigt. Höchstens an einem besonders schönen Sommertag läßt er seinen Jagdwagen einspannen und fährt ins Feld, um sich das Getreide anzusehen und Kornblumen zu pflücken. Mardarij Appllonytsch lebt ganz nach alter Sitte. Auch sein Haus ist von altertümlicher Einrichtung; im Vorzimmer riecht es wie üblich nach Kwaß, Talglichtern und Leder; gleich rechts steht dort ein Büfett mit Pfeifen und Handtüchern; im Eßzimmer gibt es Familienbildnisse, Fliegen, einen großen Geranientopf und ein verstimmtes Spinett; im Gastzimmer – drei Sofas, drei Tische, zwei Spiegel und eine heisere Uhr mit schwarzgewordener Emaille und durchbrochenen Bronzezeigern; im Kabinett – einen Tisch mit Papieren, eine spanische Wand von bläulicher Farbe mit aufgeklebten verschiedenen Werken des vorigen Jahrhunderts, ausgeschnittene Bildchen, Schränke mit übelriechenden Büchern, Spinnen und schwarzem Staub, einen dickgepolsterten Sessel, ein venezianisches Fenster und eine vernagelte Tür in den Garten . . . Mit einem Wort, alles, wie es sich gehört. Mardarij Apollonytsch hat eine Menge Dienstboten, und sie sind alle altmodisch gekleidet; sie tragen lange blaue Kaftans mit

hohen Kragen, Beinkleider von unbestimmter Farbe und kurze gelbliche Westen. Zu den Gästen sagen sie ›Väterchen‹. Das Gut wird von einem Burmistr aus dem Bauernstand, einem Mann, dessen Vollbart seinen ganzen Schafspelz bedeckt, verwaltet, das Haus von einer runzligen und geizigen Alten mit einem braunen Kopftuch. In seinem Stall hat Mardarij Apollonytsch dreißig Pferde von verschiedenen Farben und Größen stehen; bei seinen Ausfahrten bedient er sich eines im Hause gebauten Wagens von hundertfünfzig Pud Gewicht. Seine Gäste empfängt er sehr herzlich und bewirtet sie wunderbar, d. h., er nimmt ihnen, dank der verdummenden Wirkung der russischen Küche, bis zum Abend jede Fähigkeit, sich mit etwas außer Préférence-Spiel zu beschäftigen. Er selbst beschäftigt sich aber niemals und mit nichts, er hat sogar aufgehört, das Traumbuch zu lesen. Solche Gutsbesitzer gibt es aber bei uns in Rußland noch ziemlich viele; nun fragt es sich: Warum und wozu habe ich die Rede auf ihn gebracht . . .? Erlauben Sie mir, statt darauf zu antworten, einen meiner Besuche bei Mardarij Apollonytsch zu beschreiben.

Ich kam zu ihm im Sommer gegen sieben Uhr abends. Bei ihm im Hause war eben die Abendmesse gelesen worden, und der Geistliche, ein noch junger Mann von schüchternem Aussehen, der wohl erst vor kurzem das Priesterseminar verlassen hatte, saß im Gastzimmer neben der Tür am äußersten Rande des Stuhles. Mardarij Apollonytsch empfing mich, seiner Gewohnheit gemäß, außerordentlich freundlich: Er freute sich aufrichtig über den Gast und war auch sonst ein herzensguter Mensch. Der Geistliche erhob sich und griff nach seinem Hut.

»Wart, wart, Väterchen«, sagte Mardarij Apollonytsch, ohne meine Hand loszulassen, »geh noch nicht . . . Ich habe befohlen, dir einen Schnaps zu bringen.«

»Ich trinke nicht«, murmelte der Geistliche verlegen und errötete bis über die Ohren.

»Was für Unsinn!« antwortete Mardarij Apollonytsch. »Mischka, Juschka! Einen Schnaps für Hochwürden!«

Juschka, ein langer, hagerer Greis von etwa achtzig Jahren, kam mit einem Gläschen Schnaps auf einem dunkelgestrichenen, mit fleischfarbenen Flecken besprenkelten Tablett herein.

Der Geistliche versuchte, sich zu weigern.

»Trink, Väterchen, mach keine Geschichten, das ist nicht schön«, versetzte der Gutsbesitzer vorwurfsvoll.

Der arme junge Mann gehorchte.

»Jetzt, Väterchen, darfst du gehen.«

Der Geistliche fing an, sich zu verbeugen.

»Nun, gut, gut, geh . . . Ein prachtvoller Mensch«, fuhr Mardarij Apollonytsch fort, ihm nachblickend. »Ich bin mit ihm sehr zufrieden, das eine nur, er ist noch jung. Aber wie geht es Ihnen, Väterchen . . .? Was treiben Sie, wie leben Sie? Kommen Sie auf den Balkon, der Abend ist so schön.«

Wir traten auf den Balkon, setzten uns und kamen ins Gespräch. Mardarij Apollonytsch sah hinunter und geriet plötzlich in schreckliche Aufregung.

»Wessen Hühner sind das? Wessen Hühner sind das?« schrie er. »Wessen Hühner spazieren im Garten . . .? Juschka! Juschka . . .! Geh, erfahre, wessen Hühner im Garten spazieren . . .! Wessen Hühner sind das? Wie oft habe ich verboten, wie oft habe ich gesagt . . .«

Juschka lief hin.

»Was ist das für eine Unordnung!« wiederholte Mardarij Apollonytsch. »Das ist ja entsetzlich!«

Die unglücklichen Hühner – ich erinnere mich noch, es waren zwei gesprenkelte und ein weißes mit einem Schopf – fuhren ruhig fort, unter den Apfelbäumen zu spazieren und ihre Gefühle durch anhaltendes Gackern zu äußern, als plötzlich Juschka, ohne Mütze mit einem Stock in der Hand, und drei andere volljährige Leibeigene einmütig auf sie losstürzten. Der Spaß ging los. Die Hühner schrien, schlugen mit den Flügeln, sprangen und gackerten ohrenbetäubend; die Leibeigenen rannten, stolperten und fielen; der Herr schrie wie besessen vom Balkon herab: »Fang, fang! Fang, fang! Fang, fang, fang . . .! Wessen Hühner sind das, wessen Hühner sind das?« Endlich gelang es einem Leibeigenen, das Huhn zu fangen, indem er es mit der Brust an den Boden drückte; im gleichen Augenblick sprang ein etwa elfjähriges, ganz zerzaustes Mädel mit einer Rute in der Hand von der Straße her über den Gartenzaun.

»Aha, jetzt weiß ich, wessen Hühner es sind!« rief triumphierend der Gutsbesitzer. »Dem Kutscher Jermil gehören sie! Da hat er seine Natalka geschickt, um sie heimzutreiben . . . Die Parascha hat er sich

nicht zu schicken getraut«, fügte der Gutsbesitzer halblaut und mit einem bedeutungsvollen Schmunzeln hinzu. »He, Juschka! Laß die Hühner, und fang mir die Natalka!«

Bevor aber der atemlose Juschka das erschrockene Mädel erreicht hatte, erschien wie aus dem Boden gewachsen die Haushälterin; sie packte sie bei der Hand und schlug sie einige Male auf den Rücken . . .

»Ja, so, ja, so«, rief der Gutsbesitzer. »Ta, ta, ta, ta . . .! Die Hühner nimm aber weg, Awdotja«, fügte er laut hinzu. Dann wandte er sich mit heiterem Gesicht an mich: »Nun, Väterchen, das war doch eine schöne Hetzjagd, was? Ich bin sogar ins Schwitzen gekommen, sehen Sie nur!«

Und Mardarij Apollonytsch fing zu lachen an.

Wir blieben auf dem Balkon. Der Abend war in der Tat ungewöhnlich schön.

Man brachte uns Tee.

»Sagen Sie mal, Mardarij Apollonytsch«, begann ich, »sind das Ihre Bauernhäuser, die dort an der Straße hinter der Schlucht vorgeschoben stehen?«

»Ja, das sind meine. Warum?«

»Wie können Sie so etwas tun, Mardarij Apollonytsch? Es ist doch Sünde. Die Bauern haben elende, enge Hütten, kein Bäumchen ist in der Nähe; nicht mal ein Teich ist dabei; sie haben nur einen Brunnen, und auch der taugt nichts. Haben Sie denn keinen anderen Platz finden können . . .? Man sagt auch, Sie hätten ihnen die alten Hanffelder weggenommen . . .«

»Was soll man mit diesen Grenzberichtigungen anfangen?« antwortete mir Mardarij Apollonytsch. »Diese Grenzberichtigungen sitzen mir hier.« Er zeigte auf seinen Nacken. »Ich sehe auch gar keinen Nutzen von diesen Grenzberichtigungen. Daß ich ihnen aber ihre Hanffelder genommen und keinen Teich gegraben habe, das, Väterchen, ist meine Sache. Ich bin ein einfacher Mensch und handele nach alter Sitte. Ich sage: Der Herr ist der Herr, und der Bauer ist halt der Bauer . . . So ist es.«

Auf solche klare und überzeugende Gründe konnte ich natürlich nichts erwidern.

»Außerdem«, fuhr er fort, »sind diese Bauern schlecht und in Ungnade. Da sind besonders zwei Familien; schon mein seliger Vater,

Gott schenke ihm das Himmelreich, mochte sie nicht, mochte sie gar nicht. Ich aber habe folgendes Merkmal: Wenn der Vater ein Dieb ist, so ist auch der Sohn ein Dieb; Sie können sagen, was Sie wollen . . . Ja, Blut ist eine große Sache!«

Indessen war die Luft ganz still geworden. Nur ab und zu kam stoßweise ein Windhauch gezogen, und als er zum letztenmal neben dem Haus erstarb, trug er an unser Ohr den Widerhall gleichmäßiger und schnell aufeinanderfolgender Schläge vom Pferdestall her. Mardarij Apollonytsch hatte eben die volle Untertasse an die Lippen geführt und schon die Nasenflügel erweitert, ohne das bekanntlich kein echter Russe Tee zu trinken pflegt – hielt aber inne, lauschte, nickte mit dem Kopf, nahm einen Schluck, stellte die Untertasse auf den Tisch und sagte mit dem gutmütigsten Lächeln, im Takt mit den Schlägen: »Tschiki, tschiki! Tschiki, tschiki!«

»Was ist denn das?« fragte ich erstaunt.

»Dort wird auf meinen Befehl ein ausgelassener Junge bestraft . . . Kennen Sie den Büfettbeschließer Waßja?«

»Was für einen Waßja?«

»Der uns heute beim Mittagessen bedient hat. Es ist der mit dem langen Backenbart.«

Die grimmigste Entrüstung hätte dem heiteren, sanften Blicke Mardarij Apollonytschs nicht standhalten können.

»Was haben Sie, was haben Sie, junger Mann?« begann er kopfschüttelnd. »Bin ich ein Unmensch, daß Sie mich so anstarren? Wer seine Kinder liebt, der züchtigt sie; das wissen Sie doch selbst.«

Nach einer Viertelstunde verabschiedete ich mich von Mardarij Apollonytsch. Als ich durchs Dorf fuhr, erblickte ich den Büfettbeschließer Waßja. Er ging die Straße entlang und knackte Nüsse. Ich ließ den Kutscher halten und rief ihn heran.

»Nun, Bruder, man hat dich heute bestraft?« fragte ich ihn.

»Woher wissen Sie denn das?« erwiderte Waßja.

»Dein Herr hat es mir erzählt.«

»Der Herr selbst?«

»Wofür hat er dich bestrafen lassen?«

»Ich habe es verdient, Väterchen, ich habe es verdient. Ohne Grund wird man bei uns nicht bestraft, eine solche Einrichtung gibt es bei

uns nicht, keine Spur. Unser Herr ist nicht so; unser Herr . . . einen solchen findet man im ganzen Gouvernement nicht wieder.«

»Fahr zu!« sagte ich dem Kutscher. – Das ist also das alte Rußland! dachte ich auf der Rückfahrt.

Lebedjanj

Einer der Hauptvorzüge der Jagd, meine lieben Leser, besteht darin, daß sie Sie zwingt, fortwährend von einem Ort zum anderen zu ziehen, was für einen müßigen Menschen recht angenehm ist. Allerdings ist es zuweilen (besonders in der Regenzeit) nicht sehr angenehm, sich auf den Feldwegen herumzutreiben, auch ohne Weg und Steg direkt übers Feld zu gehen, jeden vorübergehenden Bauern mit der Frage anzuhalten: »He, Liebster! Wie kommen wir nach Mordowka?«, und in Mordowka ein stumpfsinniges Weib (alle Männer sind auf der Feldarbeit) zu befragen, ob es noch weit sei bis zu den Herbergen an der großen Landstraße und wie man hinkomme; dann aber, nachdem man zehn Werst zurückgelegt hat, statt zu den Herbergen, in das gutsherrliche, arg ruinierte Dorf Chudobubnowo zu geraten, zum äußersten Erstaunen einer ganzen Herde von Schweinen, die mitten auf der Straße bis zu den Ohren im dunkelbraunen Dreck stecken und durchaus nicht erwartet haben, daß man sie stören würde. Wenig angenehm ist es auch, Brücken zu passieren, die unter unseren Füßen wie lebendig zittern, in Schluchten hinabzusteigen, sumpfige Bäche zu durchwaten, tagelang durch das grünliche Meer der Landstraßen zu fahren oder, Gott behüte, für einige Stunden vor einem bunt angemalten Werstpfahle steckenzubleiben, mit der Ziffer 22 auf der einen und 23 auf der anderen Seite, wochenlang nur von Eiern, Milch und dem gepriesenen Roggenbrot zu leben. Aber alle diese Unbequemlichkeiten und Mißerfolge werden durch die Vorteile und Vergnügungen anderer Art aufgewogen. Wollen wir übrigens mit der Erzählung selbst beginnen.

Infolge des oben Gesagten brauche ich dem Leser nicht mehr zu erklären, auf welche Weise ich vor etwa fünf Jahren nach Lebedjanj mitten in den Pferdemarkt geriet. Uns Jägern kann es passieren, daß wir an einem schönen Morgen unser mehr oder weniger angestammtes Gut verlassen mit der Absicht, am Abend des nächsten Tages heimzukehren, aber allmählich, fortwährend auf Schnepfen schießend, die gesegneten Ufer der Petschora erreichen; zudem ist jeder Freund des Gewehrs und des Hundes zugleich auch ein leidenschaftlicher Verehrer des edelsten Tieres auf der Welt: des

Pferdes. So kam ich nach Lebedjanj, stieg in einem Gasthaus ab, kleidete mich um und begab mich auf den Jahrmarkt. (Der Gasthausdiener, ein langer und hagerer Bursche von etwa zwanzig Jahren mit einer süßen, näselnden Tenorstimme, hatte mir schon mitgeteilt, daß Seine Durchlaucht, Fürst N., Remonteur des ***schen Regiments, in ihrem Gasthaus abgestiegen sei; noch viele andere Herren seien angekommen, am Abend sängen Zigeuner, und im Theater werde Tan Twardowski gegeben; die Preise für die Pferde seien zwar hoch, man habe aber auch vorzügliche Pferde angetrieben.)

Auf dem Jahrmarktsplatz standen in endlosen Reihen Wagen und hinter den Wagen Pferde aller möglichen Sorten: Traber, Zuchtpferde, Bitjuks, Wagenpferde, Postpferde und gewöhnliche Bauernpferde. Manche von ihnen, wohlgenährt und glatt, nach den Farben zusammengestellt, mit bunten Decken bedeckt und an die hohen Rückwände der Wagen kurz angebunden, schielten ängstlich auf die ihnen allzugut bekannten Peitschen ihrer Besitzer, der Roßhändler; Gutsbesitzerpferde, von in der Steppe wohnenden Edelleuten aus einer Entfernung von hundert und zweihundert Werst unter der Aufsicht eines altersschwachen Kutschers und zweier oder dreier dickköpfiger Stallknechte hergeschickt, bewegten ihre langen Hälse, stampften mit den Füßen und nagten aus Langeweile an den Geländerbalken; hellbraune Wjatkapferde drängten sich aneinander; in majestätischer Unbeweglichkeit wie die Löwen standen die Traber mit breiten Kruppen, gewellten Schweifen und zottigen Füßen: Apfelschimmel, Rappen und Braune. Die Kenner blieben vor ihnen respektvoll stehen. In den von den Wagen gebildeten Straßen drängten sich Leute jeden Standes, Alters und Aussehens: Roßhändler in blauen Kaftans und hohen Mützen schauten pfiffig nach den Käufern aus; glotzäugige, kraushaarige Zigeuner rannten wie besessen hin und her, besahen die Zähne der Pferde, hoben ihnen Schweife und Beine, schrien, fluchten, dienten als Vermittler, warfen das Los und scharwenzelten vor irgendeinem Remonteur in Mütze und Militärmantel mit Biberkragen. Ein kräftiger Kosake saß auf einem mageren Wallach, der einen Hals wie ein Hirsch hatte, und verkaufte ihn ›mit allem‹, das heißt mit Sattel und Zaum. Bauern in unter den Achseln zerrissenen Schafspelzen bahnten sich stürmisch einen Weg durch die Menge, setzten sich zu Dutzenden in einen

Wagen, um das vorgespannte Pferd zu ›probieren‹, oder feilschten irgendwo abseits mit Hilfe eines flinken Zigeuners, feilschten bis zur Erschöpfung, gaben sich hundertmal hintereinander den Handschlag, wobei ein jeder aber auf seinem Preise bestand, während das Objekt ihres Streites, eine elende, mit einer schadhaften Bastmatte bedeckte Mähre nur mit den Augen zwinkerte, als ob die Rede gar nicht von ihr wäre . . . Und in der Tat, es ist ihr doch ganz gleich, wer sie schlagen wird! Gutsbesitzer mit breiten Stirnen und gefärbten Schnurrbärten, mit dem Ausdruck großer Würde in den Mienen, in polnischen Mützen und Kamelottröcken nur auf einem Arm angezogen, sprachen herablassend mit dicken Kaufleuten in Filzhüten und grünen Handschuhen. Offiziere von verschiedenen Regimentern trieben sich überall herum; ein ungewöhnlich langer Kürassier deutscher Abstammung fragte kaltblütig einen langen Roßhändler, wieviel er für dieses rote Pferd zu verlangen beabsichtige. Ein blonder Husar von etwa neunzehn Jahren suchte ein passendes Seitenpferd zu einem hageren Paßgänger; ein Fuhrmann in einem niederen, mit einer Pfauenfeder umwundenen Hut, in einem braunen Mantel und ledernen Fausthandschuhen, die hinter einem schmalen grünen Gürtel steckten, suchte ein Gabelpferd. Die Kutscher flochten den Pferden die Schweife zu Zöpfen, befeuchteten ihre Mähnen und gaben den Herren respektvolle Ratschläge. Solche, die handelseinig geworden waren, eilten, je nach ihrem Stande, ins Wirtshaus oder in die Schenke . . . Und das alles schrie, wogte, zappelte, zankte und versöhnte sich wieder, fluchte und lachte, bis an die Knie im Schmutz. Ich wollte drei anständige Pferde für meinen Reisewagen kaufen: Die meinigen fingen zu versagen an. Ich hatte schon zwei gefunden, das dritte fehlte noch. Nach dem Mittagessen, das ich lieber nicht beschreibe (schon Äneas wußte, wie unangenehm es ist, an vergangenes Unglück zu denken), begab ich mich in das sogenannte Kaffeehaus, in dem sich jeden Abend die Remonteure, die Pferdezüchter und die übrigen Jahrmarktsbesucher versammelten. Im Billardzimmer, das von bleiernen Rauchwolken erfüllt war, befanden sich an die zwanzig Personen. Es waren hier junge Gutsbesitzer in ungarischen Joppen und grauen Hosen, mit langen Koteletten und gewichsten Schnurrbärtchen; sie benahmen sich recht ungezwungen und blickten frei und keck um sich. Andere Edelleute in Casaquins mit ungewöhnlich kurzen Hälsen und verschwommenen,

kleinen Augen saßen auch dabei und ächzten kurzatmig; die jungen Kaufleute saßen abseits, wie man so sagt, ›auf der Lauer‹; die Offiziere unterhielten sich ungezwungen miteinander. Auf dem Billard spielte der Fürst N., ein junger Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren mit einer lustigen und etwas verächtlichen Miene; er trug einen vorn offenstehenden Rock, ein rotseidenes Hemd und eine weite, samtene Pluderhose; er spielte mit dem Leutnant a. D. Viktor Chlopakow.

Der Leutnant a. D. Viktor Chlopakow, ein kleiner, magerer Mensch von etwa dreißig Jahren mit dunklem Gesicht, schwarzem Haar, braunen Augen und einer stumpfen, aufgeworfenen Nase, besucht fleißig alle Jahrmärkte und Wahlversammlungen. Er hüpft im Gehen, bewegt energisch seine runden Hände, hat die Mütze schief auf dem Ohre sitzen und pflegt die Ärmel seines mit graublauem Kaliko gefütterten Waffenrockes zurückzustreifen. Herr Chlopakow hat die Fähigkeit, sich an die reichen Petersburger Lebejünglinge heranzumachen; er raucht, trinkt und spielt mit ihnen Karten und duzt sie. Warum sie ihm ihre Gunst beweisen, ist recht schwer zu begreifen. Er ist nicht klug, er ist nicht einmal komisch, er taugt auch nicht zum Spaßmacher. Allerdings behandelt man ihn mit einer freundschaftlichen Nonchalance wie einen guten, aber unbedeutenden Kerl; man gibt sich mit ihm zwei oder drei Wochen ab und grüßt ihn dann nicht mehr; auch er selbst hört zu grüßen auf. Die Eigentümlichkeit des Leutnants Chlopakow besteht darin, daß er oft ein und sogar zwei Jahre hintereinander, fortwährend, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, die gleiche Redensart gebraucht, eine Redensart, die zwar in keiner Weise komisch ist, aber doch, Gott weiß warum, alle zum Lachen bringt. Vor acht Jahren sagte er auf Schritt und Tritt: »Meine Hochachtung, ich danke ergebenst«, und seine damaligen Gönner wälzten sich jedesmal vor Lachen und zwangen ihn, sein ›Meine Hochachtung‹ immer wieder herzusagen, später gebrauchte er die recht komplizierte Redensart: »Nein, das haben Sie schon, kesskesseh, das kommt dabei heraus« mit dem gleichen glänzenden Erfolg; etwa zwei Jahre später dachte er sich eine andere Formel aus: »Ne vous aufregé pas, Sie Mann Gottes« und so weiter. Und was glauben Sie? Alle diese gar nicht witzigen Redensarten versorgen ihn, wie man sieht, mit Speise, Trank und Kleidung. (Sein Gut hat er schon längst durchgebracht und lebt ausschließlich auf Kosten seiner Freunde.) Es ist zu bemerken, daß er

sonst keine anderen liebenswürdigen Eigenschaften besitzt, allerdings raucht er an die hundert Pfeifen Schukowschen Tabaks den Tag, hebt beim Billardspiel den rechten Fuß hoch über den Kopf und fiedelt, wenn er nach einem Ball zielt, mit dem Queue lange und schnell auf der Hand – aber nicht jedermann ist Freund solcher Vorzüge. Er trinkt auch tüchtig, aber in Rußland ist es schwer, sich dadurch auszuzeichnen . . . Mit einem Wort, sein Erfolg ist für mich ein vollkommenes Rätsel . . . Er hat höchstens den einen wirklichen Vorzug: Er ist vorsichtig, schwatzt nicht aus der Schule und spricht über niemanden ein böses Wort.

Nun, dachte ich mir, als ich Chlopakow erblickte, was mag wohl jetzt seine Redensart sein?

Der Fürst machte den Weißen.

»Dreißig und nichts!« brüllte der schwindsüchtige Markör mit dunklem Gesicht und bleigrauen Ringen um die Augen.

Der Fürst warf den gelben Ball mit einem Krach ins Eckloch.

»Ach!« krächzte beifällig mit seinem ganzen Leib ein dicker Kaufmann, der in einem Winkel hinter einem wankenden, einbeinigen Tischchen saß; er krächzte es und bekam gleich darauf Angst. Zum Glück hatte es niemand bemerkt. Er holte Atem und strich sich den Bart.

»Sechsunddreißig und sehr wenig!« schrie der Markör durch die Nase.

»Nun, was sagst du dazu, Bruder?« fragte der Fürst Chlopakow.

»Man kennt es ja: Rrrrakalion, tatsächlich Rrrrakalion!«

Der Fürst pustete vor Lachen.

»Wie? Wie? Wiederhole es!«

»Rrrrakalion!« wiederholte selbstzufrieden der Leutnant a. D.

Das ist also das Wort! dachte ich mir.

Der Fürst warf den Roten ins Loch.

»Ach, Fürst, nicht so, nicht so!« stammelte plötzlich ein kleiner blonder Offizier mit geröteten Augen, winzigem Näschen und kindlich verschlafenem Gesicht. »Sie spielen nicht richtig . . . Sie hätten . . . nein, nicht so!«

»Wie denn?« fragte ihn der Fürst über die Schulter weg.

»Sie hätten . . . ich meine . . . ein Triplé spielen sollen.«

»Wirklich?« murmelte der Fürst zwischen den Zähnen.

»Wie ist es, Fürst, gehen wir heute abend zu den Zigeunern?« beeilte sich der verwirrte junge Mann hinzuzufügen. »Die Stjoschka wird singen . . . Iljuschka . . .«

Der Fürst gab ihm keine Antwort.

»Rrrrakalion, Bruder!« versetzte Chlopakow, pfiffig mit dem linken Auge blinzelnd.

Der Fürst fing zu lachen an.

»Neununddreißig und nichts!« verkündete der Markör.

»Nichts . . . paß mal auf, wie ich diesen Gelben . . .«

Chlopakow fiedelte mit dem Queue auf der Hand, zielte und gab einen Kicks.

»Ach, Rrrrakalion!« schrie er verdrießlich.

Der Fürst lachte wieder.

»Wie, wie, wie?«

Chlopakow wollte aber sein Wort nicht mehr wiederholen, er mußte doch auch ein wenig kokettieren.

»Sie haben einen Kicks zu machen geruht«, bemerkte der Markör. »Gestatten Sie, Ihr Queue mit Kreide einzureiben . . . Vierzig und sehr wenig!«

»Ja, meine Herren«, begann der Fürst, sich an die ganze Versammlung wendend, ohne jemand insbesondere anzusehen, »Sie wissen, heut' im Theater soll die Werschembizkaja gerufen werden.«

»Gewiß, gewiß, unbedingt«, riefen einige Herren zugleich, denen die Möglichkeit, auf die Rede des Fürsten zu antworten, außerordentlich schmeichelte. »Ja, die Werschembizkaja . . .«

»Die Werschembizkaja ist eine treffliche Schauspielerin, viel besser als die Sopnjakowa«, piepste in der Ecke ein unansehnliches Männchen mit kleinem Schnurrbart und Brille. Der Unglückliche seufzte im stillen für die Sopnjakowa, aber der Fürst würdigte ihn keines Blickes.

»Markör, eine Pfeife!« rief ein Herr von großem Wuchs, mit regelmäßigen Zügen und vornehmer Haltung, allem Anschein nach ein Falschspieler, in seine Halsbinde hinein.

Der Markör lief nach der Pfeife, und als er zurückkam, meldete er Seiner Durchlaucht, daß der Postkutscher Baklaga nach ihm frage.

»Aha! Sag ihm, er soll warten, und gib ihm ein Glas Schnaps.«

»Zu Befehl!«

Baklaga hieß, wie man mir später erzählte, ein junger, hübscher und außerordentlich verwöhnter Postkutscher; der Fürst hatte ihn gern, schenkte ihm zuweilen Pferde, fuhr mit ihm um die Wette und verbrachte mit ihm ganze Nächte . . . Diesen selben Fürsten, den einstigen Wildfang und Verschwender, würde jetzt niemand wiedererkennen . . . Wie parfümiert, geschnürt und stolz ist er jetzt! Wie eifrig mit seinem Dienst beschäftigt und vor allen Dingen wie vernünftig!

Der Tabaksqualm fing jedoch an, mir die Augen zu beißen. Nachdem ich zum letztenmal den Ausruf Chlopakows und die Antwort des Fürsten gehört hatte, zog ich mich auf mein Zimmer zurück, wo mir mein Diener auf dem engen, eingedrückten, mit Roßhaaren gepolsterten Sofa mit der hohen, gekrümmten Lehne das Bett gemacht hatte.

Am anderen Tag ging ich in die Höfe, um mir die Pferde anzusehen, und begann beim bekannten Roßhändler Sitnikow. Durch ein Pförtchen gelangte ich in den mit Sand bestreuten Hof. Vor der weitgeöffneten Tür des Pferdestalles stand der Besitzer selbst, ein nicht mehr junger, großer und dicker Mann in einem Halbpelz aus Hasenfell mit aufgestelltem, hohem Kragen. Als er mich sah, kam er mir langsam entgegen, hielt seine Mütze mit beiden Händen eine Weile über dem Kopf und sprach mit singender Stimme: »Meine Hochachtung! Sie wollen sich wohl bei uns die Pferdchen ansehen?«

»Ja, ich komme, um mir die Pferdchen anzusehen.«

»Was für Pferdchen, wenn ich fragen darf?«

»Zeigen Sie, was Sie haben.«

»Mit dem größten Vergnügen.«

Wir traten in den Pferdestall. Mehrere weiße Schäferhunde erhoben sich vom Heu und liefen uns schweifwedelnd entgegen; ein langbärtiger alter Ziegenbock ging unzufrieden auf die Seite; drei Stallknechte in ordentlichen, aber schmierigen Schafspelzen verbeugten sich vor uns schweigend. Rechts und links standen in künstlich erhöhten Ständen an die dreißig gestriegelte und geputzte Pferde. Oben im Balkenwerk flatterten und girrten Tauben.

»Das heißt, wozu brauchen Sie eigentlich das Pferdchen: zum Fahren oder für die Zucht?« fragte mich Sitnikow.

»Zum Fahren und für die Zucht.«

»Ich verstehe, ich verstehe, ich verstehe«, sagte der Roßhändler gedehnt. »Petja, zeig mal dem Herrn den Hermelin.«

Wir traten in den Hof.

»Befehlen Sie nicht ein Bänkchen aus der Stube zu holen . . . Nein . . .? Wie Sie wünschen.«

Die Hufe erschallten auf den Brettern, die Peitsche knallte, und Petja, ein etwa vierzigjähriger Kerl, pockennarbig und gebräunt, sprang aus dem Stall zugleich mit einem grauen, ziemlich stattlichen Hengst. Er ließ ihn sich bäumen, lief mit ihm zweimal um den Hof herum und brachte ihn geschickt auf dem rechten Platz zum Stehen. Hermelin streckte sich, schnaubte pfeifend, warf den Schweif zurück, bewegte die Schnauze und schielte uns an.

Ein gelernter Vogel, dachte ich mir.

»Laß ihn locker, laß ihn locker!« versetzte Sitnikow und richtete seinen Blick auf mich.

»Das Pferd ist nicht schlecht, aber die Vorderfüße sind nicht ganz zuverlässig.«

»Nun, was halten Sie von ihm?« fragte er mich schließlich.

»Die Füße sind ausgezeichnet!« entgegnete Sitnikow mit Überzeugung. »Und die Kruppe . . . wollen Sie sich nur die Kruppe ansehen . . . ein wahrer Ofen, ausschlafen kann man sich auf ihr.«

»Die Fesseln sind zu lang.«

»Ach was, lang – erlauben Sie einmal! Lauf noch eine Runde, Petja, aber im Trab, im Trab, im Trab, laß ihn nicht Galopp laufen.«

Petja lief mit dem Hermelin wieder um den Hof. Wir alle schwiegen eine Weile.

»Nun, stell ihn auf seinen Platz«, sagte Sitnikow, »und bring uns den Falken.«

Der Falke, ein Hengst so schwarz wie ein Käfer, von holländischer Rasse mit abschüssigem Hinterteil und engbauchig, erwies sich ein wenig besser als der Hermelin. Er gehörte zu den Pferden, von denen die Liebhaber sagen, daß sie fuchteln und säbeln und Gefangene machen, das heißt, sie werfen im Lauf die Vorderfüße nach rechts und nach links und kommen dabei doch nur wenig vorwärts. Die

Kaufleute in mittleren Jahren haben solche Pferde gerne: Ihr Lauf erinnert an den schwungvollen Gang eines flinken Kellners; sie sind recht hübsch als Einspänner zum Spazierenfahren nach dem Mittagessen; stolz mit gekrümmtem Hals einherschreitend, ziehen sie mit Eifer die plumpe Droschke; die mit einem bis zur Erstarrung vollgefressenen Kutscher, dem an Sodbrennen leidenden, gedrückten Kaufmann und seiner schwammigen Frau in blauem Seidenmantel mit einem lila Kopftuch beladen ist. Ich verzichtete auf den Falken. Sitnikow zeigte mir noch einige andere Pferde . . . Schließlich gefiel mir ein Apfelschimmelhengst von der Wojejkowschen Zucht. Ich konnte mich nicht beherrschen und streichelte ihm den Schopf. Sitnikow stellte sich sofort gleichgültig.

»Und fährt er gut?« fragte ich. (Von einem Traber sagt man nicht, er läuft.)

»Er fährt«, antwortete der Roßhändler ruhig.

»Kann ich es vielleicht sehen . . .?«

»Warum denn nicht, gewiß. He, Kusja, spann den Holmichein an die Droschke.«

Der Zureiter Kusja, ein Meister in seinem Fach, fuhr an die dreimal auf der Straße an uns vorbei. Gut läuft das Pferd, kommt nicht aus dem Tempo, wirft die Kruppe nicht empor, trägt die Beine frei und hält den Schweif vom Hinterteil getrennt und elegant.

»Was verlangen Sie für ihn?«

Sitnikow forderte einen unerhörten Preis. Wir fingen an, gleich auf der Straße zu handeln, als plötzlich hinter der Ecke, dröhnend, eine prachtvoll in der Farbe abgestimmte Troika hervorflog und mit Eleganz vor dem Tore Sitnikows stehenblieb. In dem eleganten Liebhaberwagen saß der Fürst N., neben ihm hockte Chlopakow. Baklaga lenkte die Pferde . . . und wie er sie lenkte! Durch einen Ohrring wäre er durchgefahren, der Spitzbube! Die kleinen, lebhaften braunen Seitenpferde mit schwarzen Augen und schwarzen Füßen brennen nur so und zittern; wenn man nur pfeift, sind sie schon verschwunden! Das dunkelbraune Mittelpferd steht da mit aufgeworfenem Hals wie ein Schwan, die Brust heraus, die Füße wie die Pfeile, es wirft den Kopf und blinzelt stolz mit den Augen . . . Wunderschön! Niemand brauchte sich zu schämen, am Ostersonntag mit diesen Pferden auszufahren!

»Eure Durchlaucht! Seien Sie willkommen!« rief Sitnikow.

Der Fürst sprang aus dem Wagen. Chlopakow stieg langsam an der anderen Seite aus.

»Guten Tag, Bruder . . . Hast du Pferde?«

»Wie sollte ich für Eure Durchlaucht keine haben! Bitte treten Sie näher . . . Petja, bring mal den Pfau! Und laß den Lobenswerten bereitmachen. Mit Ihnen, Väterchen«, fuhr er fort, sich zu mir wendend, »werden wir uns ein anderes Mal einigen . . . Fomka, eine Bank für Seine Durchlaucht!«

Aus einem besonderen Stall, den ich früher nicht bemerkt hatte, führte man den Pfau heraus. Das mächtige dunkelbraune Roß schwang sich mit allen vieren in die Luft. Sitnikow wandte sogar den Kopf weg und kniff die Augen zusammen.

»Hu – Rrrrakalion!« rief Chlopakow . . . »Schemsa!« (J'aime ça!)

Der Fürst lachte.

Man brachte den Pfau nicht ohne Mühe zum Stehen; er schleifte den Stallknecht ordentlich durch den Hof; endlich drückte man ihn an die Wand. Er schnarchte, zitterte und wand sich, Sitnikow aber neckte ihn noch, indem er über ihn die Peitsche schwang.

»Wo schaust du hin? Ich will dich! Hu!« sprach der Roßhändler freundlich drohend und bewunderte selbst unwillkürlich sein Pferd.

»Wieviel?« fragte der Fürst.

»Für Eure Durchlaucht fünftausend.«

»Drei.«

»Es geht nicht, Eure Durchlaucht, ich bitte Sie . . .«

»Man sagt dir: drei, Rrrrakalion!« fiel ihm Chlopakow ins Wort.

Ich wartete den Abschluß des Geschäfts nicht ab und ging. An der äußersten Straßenecke sah ich am Tor eines grauen Häuschens einen großen Papierbogen angeklebt. Oben war mit der Feder ein Pferd mit einem trompetenförmigen Schweif und einem unendlich langen Hals gezeichnet, unter den Hufen des Pferdes standen aber folgende, mit altmodischer Schrift geschrieben Zeilen:

Hier werden Pferde von verschiedenen Farben verkauft, die vom bekannten Steppengestüt des Tambower Gutsbesitzers Anastassej Iwanytsch Tschernobai auf den Lebedjanjschen Jahrmarkt gebracht worden sind. Diese Pferde sind von trefflichen Eigenschaften; sie sind vorzüglich zugefahren und fromm. Die Herren Käufer wollen nach

Anastassej Iwanytsch selbst fragen; falls aber Anastassej Iwanytsch abwesend sein sollte, so frage man nach dem Kutscher Nasar Kubyschkin. Meine Herren Käufer, beehren Sie mich alten Mann mit Ihrem Besuch!

Ich blieb stehen und sagte mir: Ich will mir mal die Pferde des bekannten Züchters Herrn Tschernobai ansehen.

Ich wollte durch das Pförtchen eintreten, fand es aber gegen alle Gewohnheit verschlossen. Ich klopfte.

»Wer ist da? Ein Kunde?« piepste eine Frauenstimme.

»Ja, ein Kunde.«

»Sofort, Väterchen, sofort.«

Das Pförtchen ging auf. Ich erblickte ein Weib von etwa fünfzig Jahren mit bloßem Kopf, in Stiefeln und aufgeknöpftem Schafspelz.

»Treten Sie näher, Väterchen, ich will es gleich dem Anastassej Iwanytsch melden . . . Nasar, du, Nasar!«

»Was denn?« rief aus dem Stall die Stimme eines siebzigjährigen Greises.

»Mach die Pferdchen bereit, ein Kunde ist gekommen.«

Die Alte lief ins Haus.

»Ein Kunde, ein Kunde«, brummte Nasar zur Antwort. »Ich hab' noch nicht alle unter dem Schweif gewaschen.«

Oh, Arkadien! dachte ich.

»Grüß Gott, Väterchen, willkommen!« ertönte hinter meinem Rücken langsam eine klangvolle, angenehme Stimme. Ich sah mich um: Vor mir stand in einem blauen, langschößigen Mantel ein alter Mann von mittlerem Wuchs mit weißen Haaren, einem freundlichen Lächeln und wunderschönen blauen Augen.

»Du willst Pferdchen? Gerne, Väterchen, gerne . . . Aber willst du nicht vorher zu mir ins Haus und ein Gläschen Tee trinken?«

Ich lehnte ab und bedankte mich.

»Nun, wie du willst. Du mußt mich entschuldigen, Väterchen: Ich halte mich noch an die alten Sitten.« Herr Tschernobai sprach ohne Übereilung und betonte scharf jedes O. »Bei mir ist alles einfach, weißt du . . . Nasar, du, Nasar!« fügte er gedehnt, ohne die Stimme zu heben, hinzu.

Nasar, ein runzliger Greis mit einer Habichtnase und einem keilförmigen Bärtchen erschien auf der Schwelle des Stalles.

»Was für Pferde brauchst du, Väterchen?« fuhr Herr Tschernobai fort.

»Nicht zu teure, eingefahrene, zu einer Kibitka.«

»Bitte sehr . . . ich habe auch solche, bitte . . . Nasar, Nasar, zeig mal dem Herrn den grauen Wallach, weißt du, der am äußersten Ende steht, und den Braunen mit der Blesse oder auch den anderen Braunen, den von der Schönen, weißt du?«

Nasar ging wieder in den Stall.

»Führe sie so an den Halftern her«, rief ihm Herr Tschernobai nach. »Bei mir, Väterchen«, fuhr er fort, mir heiter und sanft ins Gesicht blickend, »bei mir ist es nicht so wie bei den Roßhändlern, mögen sie verrecken! Die geben den Pferden allerlei Kräuter ein, Salz und Schlempe, Gott sei ihr Richter . . .! Bei mir ist aber alles wie auf der flachen Hand, ganz ohne Kniffe.«

Man führte die Pferde heraus. Sie gefielen mir nicht.

»Nun, stell sie in Gottes Namen wieder auf ihren Platz«, versetzte Anastassej Iwanytsch. »Zeig uns andere.«

Man zeigte uns andere. Schließlich wählte ich eins von den billigeren. Wir begannen zu handeln. Herr Tschernobai ereiferte sich nicht und sprach so vernünftig, mit solcher Würde, daß ich nicht umhin konnte, dem alten Mann ›die gebührende Ehre‹ zu erweisen und ihm ein Handgeld zu geben.

»Nun, und jetzt«, sagte Anastassej Iwanytsch, »erlaube mir, daß ich dir das Pferdchen nach alter Sitte aus dem Schoß in den Schoß übergebe . . . Du wirst mir dafür dankbar sein . . . Was für ein frisches Pferdchen! Unberührt wie ein Nußkern in der Schale . . . ein echtes Steppenpferd! Es taugt für jedes Gespann.«

Er bekreuzigte sich, legte sich den Schoß seines Mantels auf die Hand, ergriff darunter die Halfter und übergab mir so das Pferd.

»Besitze es in Gottes Namen . . . Willst du noch immer keinen Tee?«

»Nein, ich danke ergebenst, ich muß nach Hause.«

»Wie du willst. Soll mein Kutscher das Pferd dir jetzt gleich nachführen?«

»Ja, wenn Sie erlauben, jetzt gleich.«

»Gerne, Liebster, gerne . . . Wassilij, he, Wassilij, geh mit dem Herrn mit; führ das Pferdchen hin und nimm das Geld in Empfang. Nun, leb wohl, Väterchen, mit Gott.«

»Leben Sie wohl, Anastassej Iwanytsch.«

Man brachte mir das Pferd ins Haus. Schon am nächsten Tage erwies es sich als dämpfig und lahm. Ich versuchte es einzuspannen, das Pferd bäumte sich zurück, und wenn man es mit der Peitsche schlug, so wurde es stätig, schlug aus und legte sich nieder. Ich begab mich sofort zu Herrn Tschernobai.

»Ist er zu Hause?«

»Ja, zu Hause.«

»Was ist denn das«, sagte ich ihm, »Sie haben mir ein dämpfiges Pferd verkauft.«

»Ein dämpfiges? Gott behüte!«

»Außerdem ist es lahm und auch noch stätig.«

»Lahm? Ich weiß nicht, dein Kutscher wird es wohl irgendwie verdorben haben . . . was mich betrifft, so kann ich bei Gott schwören . . .«

»Eigentlich müßten Sie es zurücknehmen, Anastassej Iwanytsch.«

»Nein, Väterchen, nimm es nicht übel: wenn's einmal aus dem Hof fort ist, so ist nichts zu machen. Du hättest es früher sehen sollen.«

Ich begriff den Sachverhalt, ergab mich in mein Schicksal, lachte und ging. Zum Glück hatte ich für diese Lektion nicht allzu teuer bezahlt.

Zwei Tage darauf fuhr ich ab und kam nach einer Woche auf dem Rückweg wieder nach Lebedjanj. Im Kaffeehaus fand ich fast die gleichen Personen und traf den Fürsten N. wieder beim Billard. Aber im Schicksal des Herrn Chlopakow war schon die gewöhnliche Wendung eingetreten. Der blonde Offizier hatte ihn in der Gunst des Fürsten abgelöst. Der arme Leutnant a. D. versuchte noch, einmal in meiner Gegenwart sein Wörtchen anzubringen – vielleicht wird es den früheren Erfolg haben –, aber der Fürst lächelte nicht nur nicht, sondern runzelte die Stirn und zuckte die Achseln. Herr Chlopakow senkte den Kopf, schrumpfte zusammen, zog sich in einen Winkel zurück und begann sich stillschweigend ein Pfeifchen zu stopfen.

Zweiter Band

Tatjana Borissowna und ihr Neffe

Reichen Sie mir die Hand, lieber Leser, und fahren Sie mit mir mit. Das Wetter ist herrlich; milde strahlt der blaue Maihimmel; die jungen, glatten Blätter der Silberweiden glitzern, als ob sie frisch gewaschen wären; der breite, ebene Weg ist gänzlich von jenem kurzen, rotgestielten Gras bedeckt, an dem so gerne die Schafe rupfen; rechts und links an den sanften Abhängen der Hügel wogt leise der grüne Roggen; als flüssige Flecken gleiten die Schatten kleiner Wolken über ihn hinweg. In der Ferne dunkeln Wälder, funkeln Teiche, leuchten gelb die Dörfer; die Lerchen steigen zu Hunderten, trillern, fallen plötzlich nieder und sitzen gestreckten Halses auf den Erdschollen; die Saatkrähen bleiben auf dem Weg stehen, sehen Sie an, ducken sich zu Boden, lassen Sie vorbeifahren und flattern nach zwei, drei Sprüngen schwerfällig zur Seite; auf der Anhöhe hinter der Schlucht pflügt ein Bauer; ein falbes Füllen mit kurzem Schwanz und Zottelmähne folgt auf unsicheren Füßen der Mutter und läßt sein dünnes Gewieher erschallen. Wir kommen in ein Birkengehölz; der kräftige, frische Duft benimmt uns angenehm den Atem. Da ist schon die Dorfgrenze. Der Kutscher steigt ab, die Pferde schnauben, die Seitenpferde sehen sich um, das Mittelpferd bewegt den Schweif und drückt den Kopf an das Krummholz; knarrend öffnet sich das Tor. Der Kutscher steigt wieder auf den Bock . . . Fahr zu! Vor uns liegt das Dorf. Nachdem wir an fünf Höfen vorbeigefahren sind, biegen wir nach rechts ein, fahren einen Abhang hinunter und kommen auf einen Damm. Hinter einem kleinen Teich, über den runden Wipfeln der Apfelbäume und Fliederbüsche sehen wir ein Schindeldach, das ehedem rot war und zwei Schornsteine hat; der Kutscher fährt links am Zaun entlang, vom winselnden, heiseren Bellen dreier alter Schäferhunde begleitet, fährt durch das weite offene Tor ein, macht eine kühne Runde um den weiten Hof, am Pferdestall und am Schuppen vorbei, grüßt forsch die alte Haushälterin, die seitwärts über die hohe Schwelle der Vorratskammer tritt, und hält endlich vor der Treppe eines dunklen, kleinen Häuschens mit hellen Fenstern . . . Wir sind bei Tatjana

Borissowna. Da öffnet sie selbst das Fensterchen und nickt uns zu . . . Gott grüße Sie, Mütterchen!

Tatjana Borissowna ist eine Frau von etwa fünfzig Jahren, sie hat große, graue, etwas hervorstehende Augen, eine stumpfe Nase, rote Wangen und ein Doppelkinn. Ihr Gesicht atmet Freundlichkeit und Güte. Sie war einmal verheiratet gewesen, wurde aber nach kurzer Zeit Witwe. Tatjana Borissowna ist eine recht merkwürdige Frau. Sie lebt ständig auf ihrem kleinen Gut, verkehrt wenig mit den Nachbarn, empfängt und liebt nur junge Leute. Sie stammt aus einer armen Gutsbesitzersfamilie und hat gar keine Erziehung genossen, d. h., sie spricht nicht Französisch; sie ist sogar nie in Moskau gewesen – aber trotz dieser Mängel benimmt sie sich so einfach und gut, fühlt und denkt so frei, ist von den gewöhnlichen Erbfehlern der kleinstädtischen Damen so wenig angesteckt, daß man sich wahrhaftig der Bewunderung nicht erwehren kann . . . Und in der Tat: Die Frau lebt das ganze Jahr auf dem Lande, in der Einsamkeit, und klatscht nicht, kreischt nicht, knickst nicht, regt sich nicht auf, fiebert nicht vor Neugierde . . . ein wahres Wunder! Sie trägt gewöhnlich ein graues Taftkleid und eine weiße Haube mit herabhängenden lila Bändern; sie liebt es, gut zu essen, jedoch nicht im Übermaß; das Einmachen, das Dörren und das Einsalzen überläßt sie der Wirtschafterin. Womit ist sie denn den ganzen lieben Tag beschäftigt? werdet Ihr fragen . . . Liest sie? – Nein, sie liest nicht; die Wahrheit zu sagen, die Bücher werden nicht für sie gedruckt . . . Wenn sie gerade keinen Gast hat, sitzt meine Tatjana Borissowna am Fenster und strickt einen Strumpf – so im Winter; im Sommer geht sie in den Garten, setzt und begießt Blumen, spielt stundenlang mit jungen Katzen und füttert Tauben . . . Mit der Wirtschaft gibt sie sich wenig ab. Aber wenn ein Gast sich einstellt, irgendein junger Nachbar, dem sie gewogen ist – da lebt Tatjana Borissowna auf; sie nötigt ihn, sich zu setzen, bewirtet ihn mit Tee, hört seinen Erzählungen zu, lacht, tätschelt ihm zuweilen leicht die Wange, spricht aber selbst wenig; doch im Unglück versteht sie zu trösten und einen guten Rat zu geben. Wie viele haben ihr ihre häuslichen und intimsten Geheimnisse anvertraut und in ihren Armen geweint! Meistens sitzt sie dem Gast gegenüber, lehnt sich leicht auf einen Ellenbogen und blickt ihm mit solcher Teilnahme in die Augen und lächelt so freundschaftlich, daß dem Gast unwillkürlich der Gedanke

kommt: Was bist du doch für eine herrliche Frau, Tatjana Borissowna! Ich will dir nun alles erzählen, was ich auf dem Herzen habe. – In ihren kleinen gemütlichen Zimmern ist es so schön und warm; in ihrem Hause ist, wenn man so sagen darf, immer schönes Wetter. Eine merkwürdige Frau ist Tatjana Borissowna, und doch wundert sich niemand über sie; ihr gesunder Menschenverstand, ihre Sicherheit, ihr freier Geist, ihre warme Teilnahme an den fremden Freuden und Leiden, mit einem Wort, alle ihre Vorzüge sind ihr gleichsam angeboren und scheinen ihr keinerlei Mühe gekostet zu haben . . . Man kann sie sich gar nicht anders vorstellen; folglich braucht man ihr auch nicht zu danken. Sie liebt es besonders, dem Spielen und Toben der Jugend zuzusehen; sie kreuzt dann die Arme über der Brust, wirft den Kopf zurück, kneift die Augen zusammen, sitzt und lächelt, und plötzlich seufzt sie auf und sagt: »Ach, ihr meine lieben Kinderchen . . .!« Dann spürt man den Wunsch, an sie heranzutreten, sie bei der Hand zu fassen und ihr zu sagen: »Hören Sie einmal, Tatjana Borissowna, Sie kennen Ihren eigenen Wert nicht, bei Ihrer Einfachheit und Unbildung sind Sie ein ungewöhnliches Geschöpf!« Schon ihr Name allein hat einen heimlichen, angenehmen Klang; er wird gern in den Mund genommen und ruft ein freundschaftliches Lächeln hervor. Wie oft geschah es, daß ich auf die Frage: »Sag mal, Bruder, wie komme ich am besten nach Gratschowka?«, von einem Bauern die Antwort erhielt: »Sie fahren, Väterchen, am besten nach Wjasowoje und von dort zu Tatjana Borissowna; zu Tatjana Borissowna wird Ihnen aber jedermann den Weg zeigen.« Und bei dem Namen Tatjana Borissowna schüttelt er ganz eigentümlich den Kopf. Sie hält wenig Dienstboten, ihrem Stande gemäß. Haus, Waschküche, Vorratskammer und Küche unterstehen der Wirtschafterin Agafja, ihrer einstigen Kinderfrau, einem gutmütigen, weinerlichen und zahnlosen Geschöpf; zwei kräftige Mägde mit festen blauroten Backen, die an Antonsäpfel gemahnen, stehen unter ihrer Leitung. Das Amt des Kammerdieners, Haushofmeisters und Büfettbeschließers versieht der siebzigjährige Diener Polikarp, ein ungewöhnlicher Kauz, ein belesener Mensch, ehemaliger Geiger und Verehrer Viottis, ein persönlicher Feind Napoleons oder Bonapartleins, wie er ihn nennt, und ein leidenschaftlicher Liebhaber von Nachtigallen. Er hält ihrer immer fünf, sechs Stück in seinem Zimmer; im Frühjahr sitzt er tagelang an den Vogelbauern und wartet

auf ihr erstes Schlagen; wenn er es endlich hört, bedeckt er das Gesicht mit den Händen, stöhnt: »Ach, so traurig, so traurig!« und weint bitterlich. Polikarp hat zum Gehilfen seinen eigenen Enkel, Waßja, einen zwölfjährigen, lockigen Jungen mit lebhaften Augen; Polikarp liebt ihn unsinnig und brummt auf ihn vom Morgen bis zum Abend. Er befaßt sich auch mit seiner Erziehung. »Waßja«, sagt er ihm, »sag einmal: ›Bonapartlein ist ein Räuber‹.«

»Was gibst du mir dafür, Großvater?«

»Was ich dir gebe . . .? Nichts gebe ich dir . . . Was bist du denn? Bist du ein Russe?«

»Ich bin ein Amtschane,Das einfache Volk nennt die Stadt Mzensk Amtschensk und ihre Bewohner Amtschianer. Die Amtschaner sind rührige Leute; nicht umsonst wünscht man bei uns seinem Feinde einen Amtschaner ins Haus. (Anmerkung Turgenjews) Großvater, ich bin in Amtschensk geboren.«

»Ach, Dummkopf! Wo liegt denn Amtschensk?«

»Woher soll ich das wissen?«

»In Rußland liegt Amtschensk, du Dummer.«

»Was ist denn dabei, daß es in Rußland liegt?«

»Wie? Seine Durchlaucht der selige Fürst Michailo Illarionowitsch Golenischtschew-Kutusow-Smolenskij hat das Bonapartlein mit Gottes Hilfe aus den russischen Grenzen zu verjagen geruht. Aus diesem Anlaß wurde auch das Lied verfaßt: ›Bonapart denkt nicht ans Tanzen, hat verloren Schuh und Ranzen . . .‹ Verstehst du, er hat dein Vaterland befreit.«

»Was geht das mich an?«

»Ach, du dummer Junge, dummer Junge! Wenn der durchlauchtigste Fürst Michailo Illarionowitsch das Bonapartlein nicht vertrieben hätte, so würde dich jetzt irgendein Mosjö mit dem Stock auf den Kopf schlagen. Er ginge auf dich zu und sagte dir: ›Kommang wu porteh wu?‹ und klopfte dich mit dem Stock auf den Schädel.«

»Ich würde ihm die Faust in den Bauch stoßen.«

»Er würde dir aber sagen: ›Bongschur, bongschur, weneh issi‹ und dich am Schopfe packen.«

»Ich würde ihn aber auf seine Beine, seine Zwiebelbeine schlagen.«

»Das stimmt, sie haben alle Zwiebelbeine . . . Wenn er dir aber die Hände bindet?«

»Das ließe ich mir nicht gefallen, ich würde den Kutscher Michej zu Hilfe rufen.«

»Was glaubst du, Waßja, der Franzose kann doch mit dem Michej nicht fertig werden?«

»Wie sollte er es! Michej ist doch so stark!«

»Nun, was würdet ihr mit ihm tun?«

»Wir würden ihn auf den Rücken hauen, immer auf den Rücken.«

»Er würde aber ›Pardon‹ schreien. ›Pardon, Pardon, sewuplä!««

»Wir würden darauf sagen: »Nein, für dich gibt's kein sewuplä, du Franzos . . .!‹«

»Brav, Waßja . . .! Schrei also: ›Bonapartlein ist ein Räuber!«

»Und du gib mir Zucker!«

»Ach du . . .!«

Mit den Gutsbesitzerinnen verkehrt Tatjana Borissowna wenig; sie kommen ungern zu ihr, und sie versteht sie nicht zu unterhalten; sie schläft bei ihren Reden ein, zuckt zusammen, bemüht sich, die Augen zu öffnen, und schläft wieder ein. Tatjana Borissowna liebt die Frauen überhaupt nicht. Einer meiner Freunde, ein guter, stiller, junger Mensch, hatte eine Schwester, eine alte Jungfer von achtunddreißigundeinhalb Jahren, ein gutmütiges, aber verschrobenes, geziertes und exaltiertes Geschöpf. Der Bruder hatte ihr viel von seiner Nachbarin erzählt. Eines schönen Morgens ließ die alte Jungfer, ohne ein Wort zu sagen, ihr Pferd satteln und ritt zu Tatjana Borissowna. In ihrem langen Kleid, mit dem Hut auf dem Kopf, dem grünen Schleier und offenem Haar trat sie ins Vorzimmer, ging am erstaunten Waßja vorbei, der sie für eine Nixe hielt, und stürzte ins Gastzimmer. Tatjana Borissowna erschrak und wollte aufstehen, aber ihre Beine knickten ein. »Tatjana Borissowna«, begann die Dame mit flehender Stimme, »entschuldigen Sie meine Kühnheit; ich bin die Schwester Ihres Freundes Alexej Nikolajewitsch K., ich habe von ihm so viel über Sie gehört, daß ich mich entschloß, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Zuviel der Ehre«, murmelte die erstaunte Hausfrau. Der Gast legte den Hut ab, schüttelte die Locken, setzte sich neben Tatjana Borissowna und ergriff ihre Hand . . . »Das ist sie also«, begann sie mit

versonnener und gerührter Stimme. »Das ist dieses gute, heitere, edle, heilige Geschöpf! Das ist sie! Diese einfache und zugleich so tiefe Frau! Wie freue ich mich, wie freue ich mich! Wie werden wir einander lieben! Ich werde endlich Ruhe finden . . . Ich habe sie mir gerade so vorgestellt«, fügte sie flüsternd hinzu. »Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse, meine Gute, meine Liebe?«

»Bitte, bitte, ich freue mich sehr . . . Wollen Sie nicht Tee?«

Der Gast lächelte herablassend. »Wie wahr, wie unreflektiert«, flüsterte sie auf deutsch wie vor sich hin. »Erlauben Sie, daß ich Sie umarme, meine Liebe!«

Die alte Jungfer blieb bei Tatjana Borissowna volle drei Stunden und schwieg keinen Augenblick. Sie bemühte sich, ihrer neuen Bekannten ihre eigene Bedeutung zu erklären. Als der unerwartete Besuch gegangen war, begab sich die arme Gutsbesitzerin sofort in die Badestube, trank Lindenblütentee und legte sich ins Bett. Aber gleich am folgenden Tag kam die alte Jungfer wieder, blieb vier Stunden da und entfernte sich mit dem Versprechen, Tatjana Borissowna täglich zu besuchen. Es war ihr, sehen Sie, eingefallen, diese, wie sie sich ausdrückte, reiche Natur zu entwickeln und zu erziehen; sie hätte ihr wohl sicher den Garaus gemacht, wenn sie nicht, erstens, glücklicherweise schon nach zwei Wochen durch die Freundin ihres Bruders ›gänzlich‹ enttäuscht worden wäre; zweitens, wenn sie sich nicht in einen jungen durchreisenden Studenten verliebt hätte, mit dem sie sofort in einen lebhaften und energischen Briefwechsel trat; in ihren Episteln segnete sie ihn, wie es so üblich ist, zu einem heiligen und schönen Leben, brachte ›ihr ganzes Selbst‹ zum Opfer, verlangte nur den Namen einer Schwester, erging sich in Naturschilderungen, erwähnte Goethe, Schiller, Bettina und die deutsche Philosophie und brachte damit schließlich den armen Jüngling in düsterste Verzweiflung. Aber die Jugend behielt die Oberhand: Eines schönen Morgens erwachte er mit einem so wütenden Haß gegen seine ›Schwester und beste Freundin‹, daß er in seiner Erregung beinahe seinen Kammerdiener geprügelt hätte und noch lange Zeit nachher bei der bloßen Anspielung auf eine erhabene und uneigennützige Liebe die Leute beinahe biß . . . Tatjana Borissowna vermied aber seitdem noch mehr jede Annäherung an ihre Nachbarinnen.

Aber ach, nichts ist auf Erden von Dauer! Alles, was ich Ihnen vom Leben und Treiben der guten Gutsbesitzerin erzählt habe, gehört der Vergangenheit an; die Stille, die in ihrem Hause herrschte, ist für alle Ewigkeit gestört. Jetzt lebt bei ihr schon über ein Jahr ihr Neffe, ein Maler aus Petersburg. Das geschah folgendermaßen.

Vor etwa acht Jahren lebte bei Tatjana Borissowna ein zwölfjähriger Waisenknabe, Andrjuscha, der Sohn ihres verstorbenen Bruders. Andrjuscha hatte große, klare, feuchtglänzende Augen, einen kleinen Mund, eine regelmäßige Nase und eine herrliche gewölbte Stirne. Er sprach mit leiser, süßer Stimme, hielt sich reinlich und manierlich, war liebenswürdig und dienstfertig gegen die Gäste und küßte mit der Zärtlichkeit eines Waisenkindes seinem Tantchen die Hand. Man war noch nicht ganz ins Zimmer getreten, als er schon einen Sessel herbeitrug. Unarten kamen bei ihm nie vor: Er macht kein Geräusch, sitzt in seinem Winkel mit einem Buch so still und bescheiden und wagt kaum, sich an die Stuhllehne zurückzulehnen. Der Gast tritt ein – mein Andrjuscha erhebt sich sofort, lächelt artig und errötet; geht der Gast fort, so setzt er sich wieder hin, holt aus der Tasche ein Bürstchen mit einem Spiegel und bringt sein Haar in Ordnung. Von frühester Kindheit auf zeigte er Lust zum Zeichnen. Wenn ihm ein Blatt Papier in die Hände fiel, erbat er sich sogleich von der Haushälterin Agafja eine Schere, schnitt aus dem Papier ein regelmäßiges Viereck aus, zeichnete eine Einfassung rundherum und machte sich an die Arbeit: Er zeichnete ein Auge mit einer ungeheuren Pupille oder eine griechische Nase oder ein Haus mit einem Schornstein und schraubenförmig aufsteigendem Rauch, einen Hund en face, der einer Bank ähnlich sah, einen Baum mit zwei Täubchen und schrieb darunter: ›Gezeichnet von Andrej Bjelowsorow an dem, und dem Datum, in dem und dem Jahr im Dorfe Malyja-Bryki.‹ Mit besonderem Eifer mühte er sich zwei Wochen vor dem Namenstag Tatjana Borissownas ab; er erschien als erster Gratulant und überreichte ihr eine mit einem rosa Bändchen umbundene Rolle. Tatjana Borissowna küßte den Neffen auf die Stirn und löste das Bändchen; das Papier entrollte sich und bot dem neugierigen Blick des Beschauers einen runden, geschickt schattierten Tempel mit Säulen und einem Altar in der Mitte; auf dem Altar flammte ein Herz und lag ein Kranz; darüber stand auf einem verschlungenen Band mit deutlichen Buchstaben: ›Meiner Tante und Wohltäterin Tatjana

Borissowna Bogdanowa von ihrem respektvollen und liebenden Neffen als Zeichen der tiefsten Anhänglichkeit.‹ Tatjana Borissowna küßte ihn wieder und schenkte ihm einen Silberrubel. Große Anhänglichkeit fühlte sie ihm gegenüber aber nicht: Die Unterwürfigkeit Andrjuschas gefiel ihr nicht sehr. Andrjuscha wuchs indessen heran; Tatjana Borissowna machte sich schon Sorgen wegen seiner Zukunft. Ein unerwarteter Zufall enthob sie dieser Schwierigkeit . . .

Es kam so: Einmal, vor acht Jahren, kam zu ihr ein gewisser Pjotr Michailytsch Benewolenskij, Kollegienrat und Ritter verschiedener Orden. Herr Benewolenskij war einmal in der nächsten Kreisstadt Beamter gewesen und hatte damals Tatjana Borissowna fleißig besucht; später zog er nach Petersburg, kam ins Ministerium, erlangte einen ziemlich hohen Posten und erinnerte sich bei einer seiner häufigen Dienstreisen seiner alten Bekannten; so besuchte er sie mit der Absicht, einige Tage ›im Schoß der ländlichen Stille‹ von seinen dienstlichen Sorgen auszuruhen. Tatjana Borissowna empfing ihn mit ihrer gewöhnlichen Herzlichkeit, und Herr Benewolenskij . . . Aber bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, erlauben Sie mir, lieber Leser, Sie mit dieser neuen Person bekannt zu machen.

Herr Benewolenskij war ein ziemlich dicker Mann von mittlerem Wuchs, etwas schwammig, mit kurzen Beinchen und vollen Händchen; er trug einen weiten und außerordentlich sauberen Frack, eine hohe und breite Halsbinde, schneeweiße Wäsche, eine goldene Uhrkette auf der seidenen Weste, einen Ring mit einem Stein auf dem Zeigefinger und eine blonde Perücke; er sprach überzeugend und mild und trat leise auf, lächelte angenehm, blickte angenehm um sich und vergrub das Kinn angenehm in die Halsbinde; er war überhaupt ein angenehmer Mensch. Gott hatte ihn auch mit einem guten Herzen gesegnet: Er weinte und begeisterte sich leicht; er war von einer flammenden, uneigennützigen Leidenschaft für die Kunst beseelt, und diese Leidenschaft war wirklich uneigennützig, denn gerade von der Kunst verstand Herr Benewolenskij, um die Wahrheit zu sagen, gar nichts. Es ist sogar erstaunlich, woher und kraft welcher geheimnisvollen und unbegreiflichen Gesetze diese Leidenschaft in ihm entstanden war. Ich glaube, er war ein positiver und sogar tüchtiger Mann . . . Übrigens haben wir in Rußland genug Leute, von diesem Schlag.

Die Liebe zur Kunst und zu den Künstlern verleiht diesen Menschen eine unbeschreibliche Süßlichkeit; es ist eine Qual, mit ihnen zu verkehren und zu sprechen: sie sind mit Honig bestrichene Holzklötze. Sie nennen z. B. niemals Raffael Raffael und Correggio Correggio, sie sagen: »der göttliche Sanzio« (und betonen dabei unbedingt das o) und: »der unvergleichliche da Allegri«. Jedes hausbackene, eingebildete, übertriebene und mittelmäßige Talent nennen sie ein Genie oder Chenie; der blaue Himmel Italiens, die südliche Limone, die duftenden Nebel der Ufer der Brenta sind immer in ihrem Munde. »Ach, Wanja, Wanja!« oder: »Ach, Sascha, Sascha«, sagen sie zueinander mit Gefühl, »wir sollten doch nach dem Süden . . . wir sind doch Griechen in der Seele, alte Griechen!« Man kann sie in den Ausstellungen vor manchen Erzeugnissen gewisser russischer Maler beobachten. (Es ist zu erwähnen, daß alle diese Herren zum großen Teil fürchterliche Patrioten sind.) Bald treten sie zwei Schritte zurück und werfen den Kopf in den Nacken, bald nähern sie sich wieder dem Bilde; ihre Äuglein werden ölig . . . »Oh, Gott, Gott«, sagen sie schließlich mit vor Aufregung zitternder Stimme. »Wieviel Seele ist darin! Wieviel Gemüt! Wieviel Seele hat er hineingelegt, einen Abgrund von Seele . . .! Und wie das erfunden ist, meisterhaft erfunden!« – Und was für Bilder hängen in ihren eigenen Salons! Was für Maler trinken bei ihnen abends Tee und hören ihre Gespräche an! Was für perspektivische Ansichten ihrer eigenen Zimmer werden ihnen von diesen Malern verehrt: im Vordergrund eine Bürste mit einem Häufchen Kehricht auf dem gewichsten Fußboden, ein gelber Samowar auf dem Tisch neben dem Fenster, und der Hausherr selbst im Schlafrock und Käppchen, mit einem grellen Lichtreflex auf der Wange! Was für langhaarige Musensöhne mit verächtlichem und fieberhaftem Lächeln besuchen sie! Was für blaßgrüne junge Mädchen winseln bei ihnen am Klavier! Denn es ist bei uns in Rußland schon einmal so Sitte: Der Mensch kann sich nie mit einer einzigen Kunst begnügen, er muß alle Künste haben. Darum ist es durchaus nicht erstaunlich, daß diese Herren Liebhaber auch der russischen Literatur ihre Gunst erweisen, besonders der dramatischen . . . Stücke wie *Jakob Sannazaros* sind für sie geschrieben, der schon tausendmal dargestellte Kampf des verkannten Genies mit den Menschen, mit der ganzen Welt erschüttert sie bis auf den Grund ihrer Seele . . .

Gleich am Tag nach der Ankunft des Herrn Benewolenskij ließ Tatjana Borissowna beim Tee ihren Neffen die Zeichnungen bringen und dem Gast zeigen. »Er zeichnet?« fragte Herr Benewolenskij.

»Gewiß, er zeichnet«, antwortete Tatjana Borissowna, »er zeichnet mit großer Lust, ganz allein, ohne Lehrer.«

»Ach, zeigen Sie es mir!« fiel ihr Herr Benewolenskij ins Wort.

Andrjuscha reichte dem Gast errötend und lächelnd sein Heft.

Herr Benewolenskij fing an, mit Kennermiene darin zu blättern. »Gut, junger Mann«, sagte er endlich, »gut, sehr gut.« Und er streichelte Andrjuscha den Kopf.

Andrjuscha küßte ihm schnell die Hand.

»Sehen Sie nur, was für ein Talent . . .! Ich gratuliere Ihnen, Tatjana Borissowna, ich gratuliere.«

»Aber was soll man machen, Pjotr Michailytsch, hier kann ich für ihn keinen Lehrer finden. Einen aus der Stadt kommen zu lassen, kostet zuviel Geld; die Nachbarn Artamonows haben wohl einen Maler im Hause, man sagt sogar, einen vorzüglichen, aber seine Herrin verbietet ihm, fremden Leuten Stunden zu geben. Sie sagt, so werde er sich den Geschmack verderben.«

»Hm«, versetzte Herr Benewolenskij. Dann wurde er nachdenklich und sah Andrjuscha ernst an. »Nun, wir werden darüber noch reden«, fügte er plötzlich hinzu und rieb sich die Hände. Am gleichen Tag bat er Tatjana Borissowna um Erlaubnis, mit ihr unter vier Augen sprechen zu dürfen. Sie schlossen sich ein. Nach einer halben Stunde riefen sie Andrjuscha. Andrjuscha trat ein. Herr Benewolenskij stand am Fenster mit leicht gerötetem Gesicht und strahlenden Augen. Tatjana Borissowna saß in der Ecke und wischte sich die Augen. »Nun, Andrjuscha«, begann sie schließlich, »bedanke dich bei Pjotr Michailytsch, er will für dich sorgen und dich nach Petersburg mitnehmen.«

Andrjuscha war starr.

»Sagen Sie mir aufrichtig«, begann Herr Benewolenskij mit einer von Würde und Wohlwollen erfüllten Stimme, »wollen Sie Künstler werden, fühlen Sie in sich den heiligen Beruf zur Kunst?«

»Ich möchte Künstler werden, Pjotr Michailytsch«, bestätigte Andrjuscha zitternd.

»In diesem Falle freue ich mich sehr. Es wird Ihnen«, fuhr Herr Benewolenskij fort, »natürlich sehr schwer sein, sich von Ihrem verehrten Tantchen zu trennen; Sie müssen doch die wärmste Dankbarkeit gegen Sie empfinden.«

»Ich verehre mein Tantchen«, unterbrach ihn Andrjuscha und zwinkerte mit den Augen.

»Gewiß, gewiß, es ist sehr natürlich und gereicht Ihnen zur Ehre; aber denken Sie sich nur, welche Freude . . . Ihre Erfolge . . .«

»Umarme mich, Andrjuscha«, murmelte die gute Gutsbesitzerin.

Andrjuscha fiel ihr um den Hals.

»Nun, und jetzt danke deinem Wohltäter . . .«

Andrjuscha umarmte den Bauch des Herrn Benewolenskij, stellte sich auf die Fußspitzen und erreichte schließlich dessen Hand, die der Wohltäter zwar zurückzog, aber doch nicht allzu eilig. Man muß doch dem Kind die Freude und die Genugtuung lassen und darf auch sich die Freude, das Vergnügen gönnen. Zwei Tage drauf reiste Herr Benewolenskij ab und nahm seinen neuen Zögling mit.

Während der ersten drei Jahre der Trennung schrieb Andrjuscha ziemlich oft und legte den Briefen manchmal Zeichnungen bei. Herr Benewolenskij schrieb manchmal auch seinerseits einige meistens lobende Zeilen; dann wurden die Briefe immer seltener und hörten schließlich ganz auf. Der Neffe schwieg ein ganzes Jahr; Tatjana Borissowna fing schon an, unruhig zu werden, als sie plötzlich ein Brieflein folgenden Inhaltes erhielt.

Liebstes Tantchen!

Vor vier Tagen ist mein Beschützer, Pjotr Michailowitsch, verschieden. Ein grausamer Schlaganfall beraubte mich dieser letzten Stütze. Ich stehe allerdings schon im zwanzigsten Lebensjahr; in diesen sieben Jahren habe ich bedeutende Fortschritte gemacht; ich baue sehr auf mein Talent und kann davon leben; ich verliere den Mut nicht, aber dennoch schicken Sie mir, wenn Sie können, fürs erste zweihundertfünfzig Rubel in Assignaten. Ich küsse Ihre Hände und verbleibe, und so weiter.

Tatjana Borissowna schickte dem Neffen die zweihundertfünfzig Rubel. Nach zwei Monaten verlangte er mehr; sie scharrte das Letzte zusammen und schickte es ihm. Es waren noch keine sechs Wochen nach der zweiten Sendung vergangen, als er zum drittenmal Geld

verlangte, angeblich um sich Farben für das Porträt zu kaufen, das ihm die Fürstin Tertereschenjewa bestellt habe. Tatjana Borissowna schlug es ihm ab. ›In diesem Falle‹, schrieb er ihr, ›habe ich die Absicht, zu Ihnen aufs Land zu kommen, um meine Gesundheit herzustellen.‹ Und im Mai des gleichen Jahres kam Andrjuscha wirklich nach Malyja-Bryki.

Tatjana Borissowna erkannte ihn im ersten Augenblick nicht. Auf. Grund seines Briefes erwartete sie einen kränklichen und mageren Menschen, sah aber vor sich einen breitschultrigen, dicken Burschen mit einem breiten und roten Gesicht und fettigen, krausen Haaren. Der schmächtige, blasse Andrjuscha hatte sich in den kräftigen Andrej Iwanowitsch Bjelowsorow verwandelt. Nicht bloß sein Äußeres hatte sich verändert. An Stelle der ängstlichen Schüchternheit, Vorsicht und Sauberkeit der früheren Jahre war burschikose Nonchalance und unerträgliche Unsauberkeit getreten; er wiegte sich im Gehen nach rechts und nach links, warf sich in die Sessel, stürzte sich über den Tisch, rekelte sich, gähnte aus vollem Hals und benahm sich frech gegen die Tante und die Dienstboten. »Ich bin ein Künstler, ein freier Kosake! Man soll vor unsereinem Respekt haben!« Manchmal nahm er tagelang keinen Pinsel in die Hand; wenn ihn die sogenannte Begeisterung überkam, so benahm er sich wie ein Komödiant, schwerfällig, lärmend, ungeschickt, als hätte er am Tag vorher viel getrunken; eine grobe Röte legte sich auf seine Wangen, seine Augen stierten; er redete von seinem Talent, von seinen Fortschritten, wie er sich entwickle und vorwärtskomme . . . In Wirklichkeit stellte es sich aber heraus, daß seine Fähigkeiten gerade noch für halbwegs erträgliche kleine Porträts langten. Er war ein furchtbarer Ignorant und las nichts; was braucht auch ein Künstler zu lesen? Natur, Freiheit, Poesie – das sind seine Elemente. Schüttele nur ordentlich die Locken, sing wie eine Nachtigall und qualme Schukowschen Tabak! Schön ist die russische Schrankenlosigkeit, aber nicht allen steht sie zu Gesicht; talentlose PoleschajewsAlexander Poleschajew (1807-38), ein genialischer russischer Dichter von ungestümem Temperament; (Anm. d. Ü.) zweiter Güte sind aber unerträglich. Andrej Iwanowitsch setzte sich bei seinem Tantchen dauerhaft fest, das Gratisbrot schmeckte ihm wohl gut. Den Gästen verursachte er tödliche Langeweile. Zuweilen setzte er sich ans Klavier (Tatjana Borissowna besaß sogar ein

Klavier) und versuchte mit einem Finger die Melodie der *Troika* zu finden; er griff Akkorde und klopfte auf die Tasten; stundenlang heulte er zur Qual seiner Zuhörer die Lieder Warlamows: *Die einsame Fichte* oder: *Nein, Doktor, komm nicht mehr zu mir . . .*; dabei schwammen ihm aber die Augen im Fett, und die Wangen glänzten wie ein Trommelfell . . . Oder er brüllte plötzlich auf: »Schweig, meines Herzens Leidenschaft . . .« Tatjana Borissowna fuhr zusammen.

»Es ist doch merkwürdig«, sagte sie mir einmal, »was man heute für Lieder dichtet – so furchtbar wild sind sie! Zu meiner Zeit dichtete man anders, es waren auch traurige dabei und doch war es angenehm, sie zu hören . . . Zum Beispiel:

O komm zu mir, Geliebter mein,
vergebens ist mein Sehnen;
O komm zu mir, Geliebter mein,
es fließen meine Tränen . . .
Doch wenn du kommst, Geliebter mein,
dann wird es wohl zu späte sein!«

Tatjana Borissowna lächelte schelmisch.

»Ich la-aide, ich la-aide!« heulte im Nebenzimmer der Neffe.

»Hör doch schon auf, Andrjuscha!«

»Mein Herz verschmachtet vor Sehnsucht!« fuhr der unermüdliche Sänger fort.

Tatjana Borissowna schüttelte den Kopf.

»Ach, diese Künstler!«

Es ist seitdem ein Jahr vergangen. Bjelowsorow wohnt noch immer bei seinem Tantchen und redet immer von seiner Absicht, nach Petersburg zu gehen. Auf dem Lande ist er noch dicker geworden. Die Tante, wer sollte es glauben, vergöttert ihn, und die Mädchen in der Nachbarschaft verlieben sich in ihn . . .

Viele von den früheren Bekannten haben aufgehört, Tatjana Borissowna zu besuchen.

Der Tod

Einer meiner Nachbarn ist junger Landwirt und junger Jäger. An einem schönen Julimorgen ritt ich zu ihm, um ihm vorzuschlagen, mit mir auf die Birkhuhnjagd zu gehen. Er willigte ein. »Aber wollen wir vorher«, sagte er, »durch meinen jungen Wald zur Suscha[6] reiten; ich will mir bei dieser Gelegenheit Tschaplygino ansehen; kennen Sie meinen Eichenwald? Er wird gerade abgeholzt.« – »Gut, reiten wir hin.« Er ließ sein Pferd satteln, zog ein grünes Röckchen mit Bronzeknöpfen, auf denen Eberköpfe dargestellt waren, an, hing eine gestickte Jagdtasche und eine silberne Feldflasche um, warf sich eine nagelneue französische Flinte über die Schulter, drehte sich nicht ohne Selbstgefälligkeit vor dem Spiegel und rief seinen Jagdhund Esperence, das Geschenk einer Kusine, einer alten Jungfer, die ein gutes Herz, aber keine Haare hatte. Wir machten uns auf den Weg. Mein Nachbar nahm seinen Zehentmann Archip mit, einen dicken, untersetzten Bauern mit viereckigem Gesicht und vorsintflutlich entwickelten Backenknochen, und den Gutsverwalter, den er vor kurzem aus den Ostseeprovinzen verschrieben hatte, einen etwa neunzehnjährigen, hageren, blonden, kurzsichtigen Jüngling mit abfallenden Schultern und langem Hals, Herrn Gottlieb von der Kock. Mein Nachbar war erst vor kurzem Besitzer des Gutes geworden. Es war ihm als Erbschaft von seiner Tante, der Staatsrätin Kardon-Katajewa, zugefallen, einer ungewöhnlich dicken Frau, die selbst im Bett liegend dauernd und jämmerlich ächzte. Wir kamen in den jungen Wald.

»Warten Sie hier auf dieser Waldwiese«, sagte Ardalion Michailytsch (so hieß mein Nachbar), sich an seine Begleiter wendend. Der Deutsche verbeugte sich, stieg vom Pferd, zog ein Buch aus der Tasche, ich glaube einen Roman der Johanna Schopenhauer, und setzte sich unter einen Strauch; Archip blieb in der Sonne und stand während einer ganzen Stunde regungslos. Wir strichen durch das Gebüsch und stießen auf keine einzige Brut. Ardalion Michailytsch, erklärte, daß er die Absicht habe, sich in den Wald zu begeben. Auch ich selbst glaubte an jenem Tag nicht recht an das Jagdglück und schlenderte ihm nach. Wir kehrten zur Lichtung zurück. Der Deutsche merkte sich die Seite in seinem Buch, stand auf,

steckte es in die Tasche und bestieg nicht ohne Mühe seine ausrangierte Stute mit dem kurzen Schweif, die bei der geringsten Berührung wieherte und ausschlug; Archip fuhr zusammen, zupfte an beiden Zügeln zugleich, schlenkerte mit den Beinen und brachte endlich seinen bestürzten und niedergedrückten Klepper von der Stelle. Wir ritten weiter.

Der Wald Ardalion Michailytschs war mir seit meiner Kindheit bekannt Mit meinem französischen Hofmeister, M. Désiré Fleury, einem herzensguten Menschen (der übrigens meine Gesundheit beinahe für immer ruiniert hatte, indem er mir jeden Abend die Leroysche Medizin eingab), pflegte ich oft nach Tschaplygino zu kommen. Dieser ganze Wald bestand aus nur zwei- oder dreihundert mächtigen Eichen und Eschen. Ihre gewaltigen Stämme zeichneten sich wunderbar schwarz von dem goldig-durchsichtigen Grün der Haselbüsche und Ebereschen ab; sie stiegen in die Höhe, hoben sich schlank vom heiteren Blau ab und breiteten erst dort oben ihre knorrigen Äste zu einem Zelt aus; Habichte, Falken, Bussarde schwebten pfeifend über den unbeweglichen Baumwipfeln, bunte Spechte hämmerten laut auf ihre dicke Rinde; das helle Lied der Amsel erklang plötzlich im dichten Laub gleich nach dem trillernden Gesang des Pirol; unten im Gebüsch zwitscherten und sangen Grasmücken, Zeisige und Laubvögelchen; Finken liefen schnell über die Wege; der Hase schlich am Rande der Lichtung; das rotbraune Eichhörnchen sprang flink von Baum zu Baum und setzte sich plötzlich, den Schweif über den Kopf hebend. Im Grase, neben dem hohen Ameisenhaufen, unter dem leichten Schatten der schöngezackten Farnkrautblätter, blühten Veilchen und Maiglöckchen, wuchsen Täublinge, Hirschlinge, Pfefferschwämme, Eichpilze und rote Fliegenschwämme; in den Lichtungen zwischen den breiten Büschen leuchteten rote Erdbeeren . . . Und was für ein Schatten herrschte in diesem Wald! In der stärksten Mittagsglut war hier vollkommene Nacht: Stille, Duft, Frische . . . Lustig hatte ich damals die Zeit in Tschaplygino verbracht, und darum ritt ich jetzt, offen gestanden, nicht ohne ein trauriges Gefühl in diesen mir allzugut bekannten Wald hinein. Der verheerende, schneelose Winter des Jahres 1840Im Jahre 1840 fiel beim strengsten Frost bis Ende Dezember kein Schnee; die ganze Wintersaat erfror, und der grausame Winter vernichtete viele herrliche Eichenwälder. Sie sind

schwer zu ersetzen; die Zeugungskraft der Erde nimmt sichtlich ab; auf dem »eingeschonten« (mit Heiligenbildern umgangenen) öden Plätzen wachsen statt der früheren edlen Bäume ganz von selbst Birken und Espen; man versteht bei uns nicht, die Wälder anders aufzuforsten. (Anmerkung Turgenjews) hatte meine alten Freunde, die Eichen und Eschen, nicht verschont; verdorrt, entblößt, nur hier und da mit schwindsüchtigem Grün bedeckt, erhoben sie sich traurig über das junge Gehölz, das ›an ihre Stelle trat, ohne sie zu ersetzen‹. Einige Bäume, die unten noch mit Blättern bewachsen waren, hoben wie vorwurfsvoll und verzweifelt ihre leblosen, zerbrochenen Äste in die Höhe; bei den anderen ragten aus dem noch ziemlich dichten, aber nicht mehr üppig wuchernden Laub dicke, trockene tote Zweige hervor; einige verloren ihre Rinde; andere schließlich waren ganz umgefallen und faulten wie Leichen auf der Straße. Wer hätte das voraussehen können: In Tschaplygino konnte man nirgends Schatten finden! Was, dachte ich mir, auf die sterbenden Bäume sehend, es muß euch wohl schwer und bitter zumute sein . . .! Ich mußte an Kolzow denken:

Sprich, o Wald, wo blieb
dein gewaltig Wort?
Wo die stolze Kraft?
Wo der Königsmut?
Sprich, wo blieb der Schmuck
deines grünen Laubs . . .?

»Sagen Sie mir, Ardalion Michailytsch«, fing ich an, »warum hat man diese Bäume nicht gleich im nächsten Jahr gefällt? Jetzt gibt man doch für sie auch nicht den zehnten Teil des Preises, den man früher bezahlt hätte.«

Er zuckte nur die Achseln.

»Darüber müßten Sie mein Tantchen fragen. Es waren wohl Kaufleute gekommen, die Geld boten und ihr keine Ruhe ließen.«

»Mein Gott! Mein Gott!« rief Herr von der Kock auf Schritt und Tritt. »Diese Schande! Diese Schande!«

»Was für eine Schande?« fragte mein Nachbar mit einem Lächeln.

»Das heißt, ich wollte sagen, daß es schade ist«, sagte der Deutsche in seinem gebrochenen Russisch.

Besonders erregten sein Mitleid die auf der Erde liegenden Eichen; und in der Tat, mancher Müller hätte für sie viel bezahlt. Der

Zehentmann Archip bewahrte dagegen eine unerschütterliche Ruhe und jammerte in keiner Weise; im Gegenteil, er sprang sogar nicht ohne Vergnügen über die Stämme hinweg und schlug mit seiner Peitsche auf sie ein.

Wir näherten uns der Stelle, wo das Holz gefällt wurde, als plötzlich, gleich nach dem Krachen eines gestürzten Baumes, ein Schreien und Stimmengewirr erklang, und einige Augenblicke später stürzte uns aus dem Dickicht ein Bauer, blaß und zerzaust, entgegen.

»Was ist los? Wohin läufst du?« fragte ihn Ardalion Michailytsch.

Jener blieb sofort stehen.

»Ach, Väterchen Ardalion Michailytsch, es ist ein Unglück geschehen!«

»Was ist los?«

»Ein Baum hat den Maxim erschlagen, Väterchen.«

»Wieso . . .? Den Arbeitsunternehmer Maxim?«

»Ja, den Arbeitsunternehmer, Väterchen. Wir fällten eine Esche, er stand aber dabei und sah zu . . . Er stand da und ging plötzlich zum Brunnen, er wollte wohl Wasser trinken. Plötzlich kracht die Esche und stürzt gerade auf ihn nieder. Wir schreien ihm zu: ›Lauf, lauf, lauf . . .!‹ Er hätte auf die Seite laufen müssen, aber er lief geradeaus . . . vor Schreck wußte er wohl nicht, was er tat. Die Esche traf ihn mit den obersten Ästen. Warum sie so schnell gestürzt ist, weiß Gott allein . . . Wahrscheinlich war sie innen verfault.«

»Nun, hat sie Maxim erschlagen?«

»Ja, erschlagen, Väterchen.«

»Ist er tot?«

»Nein, Väterchen, er lebt noch, aber wie: Arme und Beine sind ihm zerschlagen. Ich laufe zu Seliwerstytsch, dem Feldscher.«

Ardalion Michailytsch befahl dem Zehentmann, im Galopp in das Dorf zu Seliwerstytsch zu reiten und ritt selbst im scharfen Trab zum Holzschlag . . . Ich folgte ihm.

Wir fanden den armen Maxim auf der Erde liegen. An die zehn Bauern standen um ihn herum. Wir saßen ab. Er stöhnte kaum, öffnete nur ab und zu die Augen, blickte wie erstaunt um sich und biß sich auf die blauangelaufenen Lippen . . . Sein Kinn zitterte, die Haare klebten an der Stirn, die Brust hob sich ungleichmäßig; er starb. Der leichte Schatten einer jungen Linde glitt leise über sein Gesicht.

Wir beugten uns über ihn. Er erkannte Ardalion Michailytsch.

»Väterchen«, begann er kaum hörbar, »nach dem Popen . . . lassen Sie schicken . . . Der Herr . . . hat mich gestraft . . . Arme und Beine und alles . . . ist zerschlagen . . . heute ist . . . Sonntag . . . aber ich . . . aber ich . . . habe . . . die Burschen nicht freigelassen.«

Er verstummte. Der Atem stockte ihm.

»Das Geld . . . geben Sie . . . meiner Frau . . . meiner Frau . . . mit Abzug . . . Onissim weiß es . . . wem ich . . . schulde.«

»Wir haben nach dem Feldscher geschickt, Maxim«, sprach mein Nachbar. »Vielleicht wirst du gar nicht sterben.«

Er versuchte die Augen zu öffnen und hob mit Mühe die Brauen und Lider.

»Nein, ich werde sterben. Da . . . da kommt er, da ist er, da . . . Verzeiht mir, Kinder, wenn ich etwas . . .«

»Gott wird dir verzeihen, Maxim Andrejitsch«, sagten alle Bauern zugleich mit dumpfer Stimme und nahmen ihre Mützen ab, »verzeihe du uns.«

Er schüttelte plötzlich verzweifelt den Kopf, reckte schmerzvoll die Brust und sank wieder zurück.

»Er darf aber doch nicht hier sterben«, rief Ardalion Michailytsch. »Kinder, nehmt die Bastmatte aus dem Wagen, wir wollen ihn ins Krankenhaus tragen.«

Zwei Mann stürzten zum Wagen hin.

»Ich habe von Jefim . . . aus Sytschowo . . .«, lallte der Sterbende, »gestern ein Pferd gekauft . . . Handgeld gegeben . . . das Pferd ist also mein . . . gebt es auch . . . meiner Frau . . .«

Man begann ihn auf die Bastmatte zu legen . . . Er zuckte am ganzen Körper wie ein angeschossener Vogel und streckte sich aus . . .

»Er ist tot . . .«, murmelten die Bauern.

Wir stiegen schweigend auf die Pferde und ritten davon.

Der Tod des armen Maxim stimmte mich nachdenklich. Merkwürdig stirbt der russische Bauer! Seinen Zustand vor dem Ende darf man weder Gleichgültigkeit noch Stumpfsinn nennen; er stirbt, als vollzöge er eine Zeremonie: kühl und einfach.

Vor einigen Jahren verbrannte bei einem anderen Nachbarn von mir ein Bauer in der Getreidedarre. (Er wäre in der Getreidedarre

geblieben, wenn nicht ein vorbeifahrender Kleinbürger ihn herausgezogen hätte: Er hatte sich in einen Bottich mit Wasser getaucht und dann mit einem Satz die Tür unter dem brennenden Dachvorsprung eingeschlagen.) Ich komme zu ihm in die Stube. Es ist drinnen dunkel, schwül und rauchig. Ich frage, wo der Kranke sei. – »Da liegt er, Väterchen, auf der Ofenbank«, antwortet mir in singendem Ton das traurige Weib. Ich komme näher, der Bauer liegt unter einem Schafspelz und atmet schwer. »Nun, wie fühlst du dich?« Der Kranke rührt sich auf dem Ofen, will sich aufrichten, ist aber dabei voller Wunden und dem Tode nahe. »Bleib nur liegen, bleib nur liegen . . . Nun? Wie geht es?«

»Versteht sich, schlecht«, antwortet er.

»Hast du Schmerzen?«

Er schweigt.

»Brauchst du etwas?«

Er schweigt.

»Soll ich dir vielleicht Tee schicken?«

»Nein, nicht nötig.«

Ich trat beiseite und setzte mich auf die Bank. Ich sitze eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, in der Stube herrscht eine Grabesstille. In der Ecke am Tisch unter den Heiligenbildern verbirgt sich ein Mädchen von etwa fünf Jahren und kaut an einem Stück Brot. Die Mutter droht ihr von Zeit zu Zeit mit dem Finger. Im Flur geht jemand auf und ab, spricht und klopft – die Frau des Bruders hackt Kraut.

»Aksinja!« sagte schließlich der Kranke . . .

»Was?«

»Gib mir Kwaß.«

Aksinja gab ihm Kwaß.

Wieder schwiegen alle. Ich fragte flüsternd, ob er die Sterbesakramente empfangen habe.

»Er hat sie empfangen.«

Nun, so ist alles in Ordnung, er wartet auf den Tod und sonst nichts. Ich konnte es nicht länger aushalten und ging darum hinaus . . .

Ein anderes Mal kam ich ins Krankenhaus des Dorfes Krasnogorje zu dem mir bekannten Feldscher Kapiton, der ein leidenschaftlicher Jäger war.

Das Krankenhaus befand sich im ehemaligen Seitenflügel des Herrenhauses; die Gutsbesitzerin selbst hatte es errichtet, d. h., sie ließ über der Tür ein blaues Brett anschlagen mit der weißen Inschrift: ›Krankenhaus von Krasnogorje‹ und händigte Kapiton ein hübsches Album aus, in das er die Namen der Kranken eintragen sollte. Auf dem ersten Blatt des Albums hatte einer der Tellerlecker und Schmeichler der tugendhaften Gutsbesitzerin folgenden Vers hingeschrieben:

›Dans ces beaux lieux, où règne l'alégresse,
ce temple fut ouvert par la Beauté;
de vos seigneurs admirez la tendresse,
bons habitants de Krasnogorié!‹

Ein anderer Herr hatte darunter geschrieben:

›Et moi aussi j'aime la nature!

Jean Kobyliatnikoff.‹

Der Feldscher kaufte für sein eigenes Geld sechs Betten, erflehte sich Gottes Segen und begann das Volk frisch drauflos zu kurieren. Außer ihm wirkten am Krankenhaus noch zwei Personen: der geisteskranke Stempelschneider Pawel und eine Frau namens Melikitrissa, die einen verdorrten Arm hatte und das Amt einer Köchin versah. Die beiden bereiteten die Arzneien, trockneten Kräuter, bereiteten aus ihnen Extrakt und bändigten die tobsüchtigen Patienten. Der verrückte Stempelschneider war düster von Aussehen und wortkarg; nachts sang er das Lied ›von der schönen Venus‹ und wandte sich an jeden Durchreisenden mit der Bitte, ihm die Heirat mit einer gewissen Malanja, die schon längst tot war, zu erlauben. Das Weib mit dem verdorrten Arm prügelte ihn und ließ ihn die Truthühner hüten. Eines Tages sitze ich beim Feldscher Kapiton. Wir sprachen gerade von unserer letzten Jagd, als in den Hof plötzlich ein Wagen hineinfuhr, mit einem ungewöhnlich dicken grauen Pferd bespannt, wie sie nur die Müller zu haben pflegen. Im Wagen saß ein Bauer in einem neuen Kittel und mit einem in verschiedenen Farben schillernden Bart. – »Ah, Wassilij Dmitritsch«, rief ihm Kapiton durchs Fenster zu, »seien Sie mir willkommen . . . Es ist der Müller aus Lybowschino«, flüsterte er mir zu.

Der Bauer stieg ächzend aus dem Wagen, trat in das Zimmer des Feldschers, suchte mit den Augen das Heiligenbild und bekreuzigte sich.

»Nun, Wassilij Dmitritsch, was gibt es Neues . . .? Sie sind sicher nicht wohl: Sie sehen nicht gut aus.«

»Ja, Kapiton Timofejitsch, es ist mir nicht ganz wohl.«

»Was haben Sie?«

»Sehen Sie, Kapiton Timofejitsch: Neulich kaufte ich in der Stadt Mühlsteine; ich fuhr sie nach Hause, und als ich sie aus dem Wagen ablud, habe ich mich überanstrengt, in meinem Bauch knackte es, als wäre etwas gerissen . . . und von der Zeit an kränkele ich immer. Heute geht es mir sogar sehr schlecht.«

»Hm«, versetzte Kapiton und nahm eine Prise. »Es wird wohl ein Bruch sein. Wann ist das Ihnen zugestoßen?«

»Heute ist der zehnte Tag.«

»Schon der zehnte?« Der Feldscher zog durch die Zähne Luft ein und schüttelte den Kopf. »Laß dich mal betasten. – Nun, Wassilij Dmitritsch«, sagte er schließlich, »du tust mir leid, Liebster, deine Sache steht schlecht, du bist ernstlich krank; bleib mal hier bei mir; ich werde mein möglichstes tun, aber ich bürge für nichts.«

»Ist es wirklich so schlimm?« murmelte der Müller erstaunt.

»Ja, Wassilij Dmitritsch, es steht schlimm; wären Sie zu mir zwei Tage früher gekommen, so hätte ich Sie vollständig kuriert; jetzt haben Sie aber eine Entzündung, und es kann leicht zu einem Brand kommen.«

»Es kann nicht sein, Kapiton Timofejitsch.«

»Aber wenn ich es Ihnen sage . . .!«

»Wie ist es nun?«

Der Feldscher zuckte die Achseln.

»Und soll ich wegen einer solchen Dummheit sterben?«

»Das sage ich nicht . . . aber bleiben Sie hier.«

Der Mann überlegte, blickte auf den Boden, dann auf uns, kratzte sich den Nacken und griff nach der Mütze.

»Wo wollen Sie denn hin, Wassilij Dmitritsch?«

»Wo ich hin will? Natürlich nach Hause, wenn es so schlimm steht. Ich muß meine Anordnungen treffen, wenn es so ist.«

»Sie richten Unheil an, Wassilij Dmitritsch, ich bitte Sie! Ich wundere mich schon so, wie Sie hergekommen sind. Bleiben Sie doch.«

»Nein, Bruder Kapiton Timofejitsch, wenn ich schon sterben soll, so will ich zu Hause sterben; wenn ich hier sterbe, so kann bei mir zu Hause Gott weiß was alles passieren.«

»Es ist noch unbekannt, Wassilij Dmitritsch, was aus der Sache wird . . . Natürlich ist es gefährlich, sehr gefährlich, ich leugne es nicht . . . aber gerade darum müssen Sie hierbleiben.«

Der Bauer schüttelte den Kopf. »Nein, Kapiton Timofejitsch, ich bleibe nicht . . . nein, verschreiben Sie mir vielleicht eine Arznei.«

»Die Arznei allein kann nicht helfen.«

»Ich bleibe nicht, habe ich gesagt.«

»Nun, wie du willst . . . aber daß du mir hinterher keine Vorwürfe machst!«

Der Feldscher riß aus dem Album ein Blatt heraus, schrieb ein Rezept und sagte ihm, was er sonst zu tun habe. Der Bauer nahm das Papier, gab Kapiton einen halben Rubel, ging hinaus und setzte sich in seinen Wagen.

»Leben Sie wohl, Kapiton Timofejitsch, nichts für ungut, vergessen Sie meine Waisen nicht, wenn was passiert . . .«

»Ach, bleib doch hier, Wassilij!«

Der Bauer schüttelte nur den Kopf, schlug das Pferd mit dem Zügel und fuhr fort. Ich trat auf die Straße und sah ihm nach. Der Weg war schmutzig und holprig; der Müller fuhr vorsichtig, ohne Übereilung, lenkte sein Pferd geschickt und grüßte die Vorbeigehenden . . . Auf den vierten Tag war er tot.

Überhaupt, merkwürdig sterben die Russen. Viele Verstorbene kommen mir in den Sinn. Ich erinnere mich deiner, du mein alter Freund, nicht ausstudierter Student, Awenir Sorokoumow, du prächtiger, edelster Mensch! Ich sehe wieder dein schwindsüchtiges, grünliches Gesicht vor mir, dein dünnes blondes Haar, dein sanftes Lächeln, deinen begeisterten Blick, deine langen Glieder; ich höre deine schwache, freundliche Stimme. Du lebtest beim großrussischen Gutsbesitzer Gur Krupjannikow, unterrichtetest seine Kinder Fofa und Sjosja in Russisch, Geographie und Geschichte, ertrugst mit Geduld die derben Späße Gurs, die groben Liebenswürdigkeiten des

Haushofmeisters, die dummen Streiche der bösen Jungen, und erfülltest nicht ohne ein bitteres Lächeln, aber auch ohne zu murren die Launen der sich langweilenden Gnädigen; wie ruhtest du dafür aus, wie selig warst du, wenn du abends nach dem Essen, nach Erledigung aller Verpflichtungen, dich an das Fenster setztest, nachdenklich die Pfeife anstecktest oder mit Gier die zerfetzte und schmierige Nummer der dickleibigen Zeitschrift durchblättertest, die der Feldmesser, ein ebenso heimatloser Unglücksrabe wie du, aus der Stadt mitgebracht hatte! Wie gefielen dir damals allerlei Verse und allerlei Erzählungen, wie leicht kamen dir die Tränen in die Augen, mit welchem Vergnügen lachtest du, von welcher aufrichtigen Liebe zu den Menschen, von welch edler Sympathie für alles Gute und Schöne wurde da deine kindlich reine Seele erfüllt! Man muß die Wahrheit sagen: Du zeichnetest dich nicht durch allzu großen Geist aus; die Natur hatte dich weder mit Gedächtnis noch mit Fleiß begabt; auf der Universität galtest du als einer der schlechtesten Studenten; in den Vorlesungen schliefst du, beim Examen bewahrtest du ein feierliches Schweigen; aber wer war es, dessen Augen vor Freude leuchteten und dem der Atem stockte, wenn ein Freund Erfolg hatte? – Das warst du, Awenir . . . Wer glaubte blind an den hohen Beruf seiner Freunde, wer rühmte sie mit Stolz, wer trat mit Eifer für sie ein? Wer kannte weder Neid noch Eigenliebe, wer brachte sich selbst uneigennützig zum Opfer, wer ließ sich gern von Leuten beherrschen, die seine Stiefelsohle nicht wert waren . . .? Das warst immer du, unser guter Awenir! Ich erinnere mich noch, wie du mit zerknirschtem Herzen dich von deinen Freunden verabschiedetest, als du deine ›Kondition‹ antratest; schlimme Ahnungen quälten dich . . . Und in der Tat, du hattest es schlimm auf dem Lande; da gab es niemand, dem du andachtsvoll zuhören, den du bewundern oder lieben könntest . . . Wie die in der Steppe verwilderten, so auch die gebildeten Gutsbesitzer behandelten dich nur wie einen Hauslehrer: die einen grob, die anderen nachlässig. Zudem warst du auch äußerlich wenig einnehmend; du warst schüchtern, du errötetest, schwitztest, stottertest . . . Die Landluft besserte nicht einmal deine Gesundheit, du schmolzest wie eine Kerze, du Ärmster! Es ist wahr, dein Zimmerchen lag nach dem Garten; die Faulbäume, Apfelbäume und Linden schütteten ihre leichten Blüten dir auf den Tisch, auf das Tintenfaß, auf die Bücher; an der Wand hing ein kleines, blauseidenes

Kissen für die Uhr, das dir in der Abschiedsstunde eine gutmütige, empfindsame deutsche Gouvernante mit blonden Locken und blauen Augen geschenkt hatte; ab und zu besuchte dich ein alter Freund aus Moskau und entzückte dich durch fremde oder sogar eigene Verse; aber die Einsamkeit, aber die unerträgliche Sklaverei des Lehrerberufs, die Unmöglichkeit, frei zu werden, aber die endlosen Herbst- und Wintermonate, aber die unaufhörliche Krankheit . . . Armer, armer Awenir!

Ich besuchte Sorokoumow kurz vor seinem Tode. Er konnte fast nicht mehr gehen. Der Gutsbesitzer Gur Krupjannikow trieb ihn nicht aus dem Hause, hörte aber auf, ihm sein Gehalt zu zahlen, und nahm für Sjosja einen anderen Lehrer . . . Den Fofa gab man ins Kadettenkorps. Awenir saß am Fenster, in einem alten Großvaterstuhl. Das Wetter war herrlich. Der heitere Herbsthimmel blaute lustig über der dunkelbraunen Reihe entblätterter Linden; hier und da schwankten und lispelten an ihnen die letzten leuchtend goldenen Blätter. Die während der Nacht gefrorene Erde schwitzte und taute in der Sonne auf; die schrägen rötlichen Strahlen glitten über das bleiche Gras; in der Luft glaubte man ein leises Knistern zu hören; deutlich und vernehmbar tönten im Garten die Stimmen der Arbeiter. Awenir hatte einen alten bucharischen Schlafrock an; das grüne Halstuch verlieh seinem schrecklich abgemagerten Gesicht die Farbe des Todes. Er freute sich sehr, mich zu sehen, streckte mir die Hand entgegen, begann zu sprechen und bekam einen Hustenanfall. Ich ließ ihn zur Ruhe kommen und setzte mich zu ihm . . . Awenir hatte auf den Knien ein Heft mit sauber abgeschriebenen Gedichten Kolzows liegen; er klopfte lächelnd mit der Hand darauf. »Das ist ein Dichter«, sagte er, mit Mühe einen neuen Hustenanfall zurückhaltend, und versuchte mit kaum hörbarer Stimme zu deklamieren:

»Sind die Flügel, Falk,
denn gebunden dir?
Sind die Wege all
dir verwehret hier?«

Ich bat ihn, aufzuhören; der Arzt hatte ihm das Sprechen verboten. Ich wußte, womit ich ihm eine Freude machen konnte. Sorokoumow hatte niemals, wie man so sagt, die Erfolge der Wissenschaft ›verfolgt‹, interessierte sich aber doch sehr dafür, was die großen

Geister schon alles erreicht hatten. Zuweilen hielt er einen Freund irgendwo in einem Winkel fest und fing ihn an auszufragen; er hörte ihm zu, staunte, glaubte ihm alles aufs Wort und erzählte dann alles wörtlich wieder. Besonderes Interesse hatte er für die deutsche Philosophie. – Ich fing an, von Hegel zu sprechen (wie man sieht, ist es eine alte Geschichte). Awenir nickte bejahend mit dem Kopf, hob die Brauen, lächelte, flüsterte: »Ich verstehe, ich verstehe . . .! Ach, wie schön, wie schön . . .!« Die kindliche Neugier des sterbenden, heimatlosen und verlassenen armen Menschen rührte mich, offen gestanden, zu Tränen. Es ist zu bemerken, daß Awenir sich, im Gegensatz zu allen Schwindsüchtigen, über seine Krankheit durchaus nicht täuschte . . . und was glaubt ihr . . .? Er seufzte nicht, er klagte nicht, er spielte sogar kein einziges Mal auf seinen Zustand an . . .

Er nahm seine Kräfte zusammen und begann von Moskau zu sprechen, von seinen Kameraden, von Puschkin, vom Theater, von der russischen Literatur; er gedachte unserer kleinen Festgelage, der hitzigen Debatten unseres Kreises und nannte mit Bedauern die Namen einiger verstorbener Freunde . . .

»Erinnerst du dich noch an die Dascha?« fügte er zuletzt hinzu. »War das eine goldene Seele! War das ein Herz! Und wie sie mich liebte . . .! Was ist mit ihr jetzt . . .? Sie ist wohl vor Sehnsucht abgezehrt, die Arme?«

Ich wagte nicht, den Kranken zu enttäuschen – und in der Tat, was brauchte er zu wissen, daß seine Dascha jetzt so breit wie lang war, daß sie sich mit Kaufleuten, den Gebrüdern Konadakow, abgab, sich puderte und schminkte, keifte und zankte?

Wäre es denn nicht möglich, dachte ich mir beim Anblick seines ausgemergelten Gesichts, ihn von hier fortzubringen? Vielleicht gibt es noch eine Möglichkeit, ihn herzustellen . . . Aber Awenir ließ mich meinen Gedanken nicht zu Ende sprechen.

»Nein, Bruder, danke«, sagte er, »es ist ganz gleich, wo ich sterbe. Den Winter erlebe ich ja nicht mehr . . . Warum umsonst die Leute belästigen? Ich bin an dieses Haus gewöhnt. Die hiesige Herrschaft ist zwar . . .«

»Sind sie böse?« unterbrach ich ihn.

»Nein, nicht böse, aber wie Holzklötze sind die Leute. Übrigens darf ich mich über sie nicht beklagen. Es gibt auch Nachbarn hier: Der

Gutsbesitzer Kaßtkin hat eine Tochter, ein gebildetes, freundliches, herzensgutes Mädchen . . . gar nicht stolz . . .«

Sorokoumow bekam wieder einen Hustenanfall.

»Das würde alles gar nichts machen«, führ er fort, als der Anfall vorüber war, »wenn man mir nur erlaubte, ein Pfeifchen zu rauchen!« fügte er mit einem listigen Blick hinzu. »Ich habe, Gott sei Dank, genug gelebt und mit guten Menschen verkehrt . . .«

»Du solltest doch deinen Verwandten schreiben«, unterbrach ich ihn.

»Was soll ich ihnen schreiben? Helfen werden sie mir nicht, und wenn ich sterbe, so werden sie es erfahren. Aber was soll man davon sprechen? Erzähle mir lieber, was du im Ausland gesehen hast.«

Ich begann ihm zu erzählen. Er bohrte seine Augen in mich. Am Abend fuhr ich fort, und nach etwa zehn Tagen erhielt ich folgenden Brief von Herrn Krupjannikow:

Hiermit habe ich die Ehre, Sie, sehr geehrter Herr, zu benachrichtigen, daß Ihr Freund, der in meinem Hause lebende Student Herr Awenir Sorokoumow vorvorgestern um zwei Uhr nachmittags verschieden ist und heute in meiner Gemeindekirche auf meine Kosten beerdigt wurde. Er bat mich, Ihnen die beifolgenden Bücher und Hefte zu übermitteln. An Geld hinterließ er zweiundzwanzigundeinhalb Rubel, die mit seinen übrigen Sachen seinen Verwandten zugestellt werden. Ihr Freund ist bei vollem Bewußtsein gestorben, und man kann wohl sagen, mit ebenso vollkommener Gleichgültigkeit, ohne irgendwelches Bedauern zu äußern, selbst als meine ganze Familie von ihm Abschied nahm. Meine Gattin, Kleopatra Alexandrowna, läßt Sie grüßen. Der Tod Ihres Freundes blieb nicht ohne Wirkung auf ihre Nerven; was aber mich betrifft, so bin ich, Gott sei Dank, gesund und habe die Ehre, zu verbleiben

Ihr ergebenster Diener
Gur Krupjannikow.

Es kommen mir noch viele andere Beispiele in den Sinn, aber ich kann sie nicht alle aufzählen. Ich will mich auf nur noch eines beschränken.

In meiner Gegenwart starb einmal eine alte Gutsbesitzerin. Der Priester las an ihrem Bett die Sterbegebete; als er plötzlich merkte,

daß die Kranke wirklich in den letzten Zügen war, reichte er ihr schnell das Kreuz zum Kuß. Die Gutsbesitzerin rückte mißvergnügt von ihm weg. »Warum eilst du so sehr, Hochwürden«, sagte sie mit erstarrender Zunge, »du hast noch Zeit . . .« Sie küßte das Kreuz, versuchte noch die Hand unter das Kopfkissen zu stecken und gab den Geist auf. Unter dem Kissen lag ein Silberrubel: Sie hatte den Priester für ihr eigenes Sterbegebet bezahlen wollen . . .

Ja, merkwürdig sterben die Russen!

Die Sänger.

Das kleine Dorf Kolotowka, das einst einer Gutsbesitzerin gehört hatte, die man wegen ihres Mutes und ihrer Schlagfertigkeit in der ganzen Umgegend die Kratzbürste nannte (ihr wahrer Name blieb unbekannt), und das jetzt irgendeinem Petersburger Deutschen gehört, liegt am Abhang eines kahlen Hügels, der von oben bis unten durch eine schauerliche Kluft gespalten ist, welche, wie ein Abgrund gähnend, aufgewühlt und ausgespült, sich mitten durch die Straße schlängelt und weit gründlicher als ein Fluß – über einen Fluß kann man wenigstens eine Brücke schlagen – die beiden Hälften des armen Dörfchens voneinander trennt. Einige magere Bachweiden lassen sich ängstlich an ihren sandigen Abhängen herab, und auf dem Grund, der trocken und gelb wie Messing ist, liegen ungeheure flache Platten lehmigen Gesteins. Ein unerfreuliches Bild, das muß man schon sagen, und doch ist der Weg nach Kolotowka allen Bewohnern der Umgegend bekannt: Sie fahren oft und gern hin.

Ganz am Kopf der Kluft, einige Schritt von dem Punkt, wo sie als schmaler Spalt beginnt, steht ein kleines, viereckiges Häuschen; es steht einsam, abseits von den andern. Es ist mit Stroh gedeckt und hat einen Schornstein; ein Fenster ist wie ein wachsames Auge der Kluft zugewandt; es ist an Winterabenden, von innen erleuchtet, im trüben Frostnebel weit sichtbar und leuchtet gar manchem vorbeifahrenden Bauern als Leitstern. Über der Tür des Häuschens ist ein blaues Brettchen angenagelt: Dieses Häuschen ist eine Schenke mit dem Namen Pritynnyj.Pritynnyj heißt ein Ort, wo man gerne zusammenkommt, jeder angenehme Aufenthaltsort. (Anmerkung Turgenjews) In dieser Schenke wird der Schnaps wohl nicht billiger als zum vorgeschriebenen Preis verkauft, sie wird aber doch viel fleißiger besucht als alle ähnlichen Anstalten in der ganzen Umgegend. Der Grund dafür ist der Schenkwirt Nikolai Iwanytsch.

Nikolai Iwanytsch, einst ein schlanker, lockiger und rotbackiger Bursche, jetzt aber ein ungewöhnlich dicker, schon ergrauter Mann mit fettem, aufgedunsenem Gesicht, listig gutmütigen Äuglein und einer fleischigen Stirne, die von Runzeln wie von Fäden durchzogen ist, lebt schon länger als zwanzig Jahre in Kolotowka. Nikolai Iwanytsch ist, wie die meisten Schenkwirte, ein rühriger und kluger

Mann. Ohne sich durch besondere Liebenswürdigkeit oder Gesprächigkeit auszuzeichnen, hat er die Gabe, die Gäste anzuziehen und festzuhalten, und diesen ist es irgendwie angenehm, vor seinem Schenktisch, unter dem ruhigen und freundlichen, wenn auch scharfen Blick des phlegmatischen Wirtes zu sitzen. Er hat viel gesunden Menschenverstand; er kennt gut die Lebensverhältnisse der Gutsbesitzer, auch der Bauern und der Kleinbürger; in schwierigen Fällen könnte er wohl einen gar nicht dummen Rat geben, aber als vorsichtiger Egoist zieht er es doch vor, sich in nichts einzumischen und nur durch entfernte, gleichsam ohne jede Absicht hingeworfene Andeutungen seine Gäste – und zwar nur die von ihm bevorzugten – auf den richtigen Weg zu leiten. Er versteht sich auf alles, was einem Russen wichtig oder interessant ist: auf Pferde und Vieh, auf Wald, Ziegelsteine und Geschirr, auf Leder- und Schnittwaren, auf Gesang und Tanz. Wenn er keinen Besuch hat, sitzt er gewöhnlich wie ein Sack auf der Erde vor der Tür seines Hauses, die dünnen Beinchen untergeschlagen, und wechselt mit allen Vorübergehenden freundliche Worte. Vieles hat er in seinem Leben gesehen und manches Dutzend kleiner Edelleute überlebt, die sich von ihm ›gereinigten‹ Branntwein holten; er weiß alles, was hundert Werst im Umkreis geschieht, verplaudert sich aber nie und zeigt nicht einmal die Miene, daß ihm manches bekannt ist, was selbst der scharfsichtigste Polizeibeamte nicht vermutet. Er schweigt nur, lächelt und hantiert mit seinen Schnapsgläsern. Die Nachbarn achten ihn: Der Zivilgeneral Schtscherepetenko, der im Range am höchsten stehende Gutsbesitzer des Kreises, grüßt ihn herablassend, sooft er an seinem Häuschen vorüberfährt. Nikolai Iwanytsch ist ein einflußreicher Mann; einmal zwang er einen bekannten Pferdedieb, ein Pferd zurückzugeben, das jener aus dem Hof eines seiner Bekannten gestohlen hatte; ein anderes Mal brachte er die Bauern eines Nachbargutes, die einen neuen Verwalter nicht aufnehmen wollten, zur Vernunft usw. Übrigens glaube man ja nicht, daß er es aus Liebe für die Gerechtigkeit, aus Eifer für seine Nächsten getan habe, nein! Er bemühte sich einfach, alles zu verhüten, was irgendwie seine Ruhe stören konnte. Nikolai Iwanytsch ist verheiratet und hat Kinder. Seine Frau, eine flinke Kleinbürgerin mit spitzer Nase und lebhaften Augen, ist in der letzten Zeit gleich ihrem Manne etwas zu dick geworden. Er verläßt sich auf sie in allen Dingen, und sie hat das

Geld in Verwahrung. Die lärmenden Betrunkenen fürchten sie; sie mag sie nicht; sie bringen wenig ein, machen aber viel Geschrei; die Schweigsamen und Düsteren sind mehr nach ihrem Geschmack. Die Kinder Nikolai Iwanytschs sind noch klein; die ersten waren früh gestorben, die übriggebliebenen aber den Eltern nachgeartet, es ist ein Vergnügen, die klugen Gesichter dieser gesunden Kinder anzuschauen.

Es war ein unerträglich heißer Julitag, als ich, langsam die Beine bewegend, mit meinem Hund an der Kluft von Kolotowka entlang zu der Pritynnyj-Schenke hinaufging. Die Sonne brannte am Himmel wie wütend, es war drückend schwül, und die Luft war von glühendem Staub erfüllt. Die glänzenden Krähen und Dohlen blickten die Vorbeigehenden mit offenen Schnäbeln an, als flehten sie um Teilnahme; die Spatzen allein jammerten nicht und zwitscherten mit gesträubten Federn noch lauter als zuvor; sie kämpften an den Zäunen, flogen haufenweise von der staubigen Straße auf und schwebten als graue Wolken über den grünen Hanffeldern. Mich quälte der Durst. In der Nähe gab es kein Wasser; in Kolotowka, wie in den meisten Steppendörfern, trinken die Bauern in Ermangelung von Quellen und Brunnen einen flüssigen Schmutz aus dem Teich . . . Wer wird aber dieses ekelhafte Getränk Wasser nennen? Ich wollte mir von Nikolai Iwanytsch ein Glas Bier oder Kwaß geben lassen.

Aufrichtig gesagt, bietet Kolotowka zu gar keiner Jahreszeit einen erfreulichen Anblick; einen besonders traurigen Eindruck macht aber das Dorf, wenn die grelle Julisonne mit ihren erbarmungslosen Strahlen die braunen, halbzerfallenen Hausdächer übergießt, diese tiefe Kluft, die verbrannte, staubige Viehweide, auf der hoffnungslos einige magere, langbeinige Hühner herumirren, das graue Gehäuse aus Espenbalken mit Löchern statt Fenster – den von Brennesseln, Steppengras und Wermut überwucherten Überrest des einstigen Herrenhauses, den mit Gänseflaum bedeckten, schwarzen, gleichsam glühenden Teich mit seinem Saum aus halbeingetrocknetem Schmutz und seinem Damm, der sich auf die Seite geneigt hat und neben dem auf der feinzerstampften, aschgrauen Erde sich die Schafe, vor Hitze niesend und kaum atmend, traurig aneinanderdrängen und die Köpfe geduldig so tief wie möglich senken, als ob sie warteten, daß diese unerträgliche Hitze endlich aufhöre. Mit müden Schritten näherte ich mich der Behausung Nikolai Iwanytschs und erregte durch mein

Erscheinen, wie gewöhnlich, bei den Kindern ein Erstaunen, das an gespanntes, sinnloses Starren grenzte, und bei den Hunden eine Entrüstung, die sich in einem dermaßen heiseren und bösen Gebell äußerte, daß man den Eindruck hatte, als rissen sie sich alle ihre Eingeweide heraus, und daß sie selbst dann husteten und um Atem rangen, als plötzlich auf der Schwelle der Schenke ein Mann von hohem Wuchs erschien, ohne Mütze, in einem Friesmantel, der tief unten von einem blauen Gürtel zusammengehalten war. Dem Aussehen nach mochte er dem leibeigenen Hofgesinde angehören; das dichte graue Haar erhob sich unordentlich über dem trockenen, runzligen Gesicht.

Er rief jemandem, indem er schnell mit den Armen winkte – wobei er augenscheinlich viel weiter ausholte, als er es selbst wollte. Es war ihm anzusehen, daß er schon etwas getrunken hatte.

»Komm doch, komm!« lallte er, mit Mühe seine dichten Brauen hebend. »Komm; Morgatsch, komm! Wie schleppst du dich bloß, Bruder! Das ist nicht schön, Bruder. Man wartet hier auf dich, und du schleppst dich so . . . Komm!«

»Nun, ich komme, ich komme«, erklang eine zitternde Stimme, und rechts hinter dem Haus erschien ein kleiner dicker und hinkender Mann. Er trug eine ziemlich saubere Tuchjoppe, die auf einem Ärmel angezogen war; die hohe, spitze Mütze, die ihm dicht über den Brauen saß, verlieh seinem runden und gedunsenen Gesicht einen listigen und spöttischen Ausdruck. Seine kleinen gelben Augen schweiften umher, die feinen Lippen umspielte ein gespanntes, gezwungenes Lächeln, und die spitze, lange Nase ragte frech wie ein Steuerruder aus seinem Gesicht. »Ich komme, Liebster«, fuhr er fort, indem er auf die Schenke zuhumpelte. »Warum rufst du mich . . .? Wer wartet auf mich?«

»Warum ich dich rufe?« sagte vorwurfsvoll der Mann in dem Friesmantel. »Was bist du für ein merkwürdiger Mensch, Morgatsch; man ruft dich in die Schenke, und du fragst, wozu. Auf dich warten aber lauter gute Menschen: Jaschka, der Türke, der Wilde Herr, und der Bauführer aus Schisdra. Jaschka und der Bauführer haben miteinander gewettet um ein Achtel Bier: wer den anderen besiegt, das heißt, wer besser singt . . . verstehst du?«

»Wird Jaschka singen?« fragte der Mann, den man Morgatsch nannte, lebhaft. »Lügst du auch nicht, Obaldui?«

»Ich lüge nicht«, antwortete Obaldui mit Würde. »Aber du fragst darum. Er wird wohl singen, wenn er gewettet hat, du Marienkäferchen, du Spitzbube, Morgatsch!«

»Also gehen wir, Narr«, entgegnete Morgatsch.

»Küß mich wenigstens, meine liebe Seele«, lallte Obaldui, seine Arme öffnend.

»Sieh mal an, du zärtlicher Äsop«, antwortete Morgatsch verächtlich, indem er ihn mit dem Ellenbogen zurückstieß, und beide traten gebückt in die niedere Tür.

Das Gespräch, das ich hörte, erregte lebhaft meine Neugier. Schon mehr als einmal hatte ich von Jaschka dem Türken als dem besten Sänger im ganzen Kreis gehört, und plötzlich bot sich mir die Gelegenheit, ihn im Wettstreit mit einem anderen Meister zu hören. Ich verdoppelte meine Schritte und trat in die Schenke.

Es haben wohl nur wenige von meinen Lesern die Gelegenheit gehabt, einen Blick in eine Dorfschenke zu werfen; aber unsereins, der Jäger – wo kommt er nicht überall hin! Die Einrichtung so einer Schenke ist außerordentlich einfach. Sie besteht gewöhnlich aus einem dunklen Flur und einer besseren Stube, die durch einen Verschlag in zwei Teile geteilt ist; niemand von den Besuchern darf hinter diesen Verschlag treten. In diesen Verschlag ist über einem breiten, eichenen Tisch eine große breite Öffnung eingeschnitten. Auf diesem Tisch wird der Branntwein ausgeschenkt. Versiegelte Branntweinflaschen verschiedener Größe stehen nebeneinander auf Borden, der Öffnung gegenüber. In der vorderen Hälfte der Stube, die für die Gäste bestimmt ist, befinden sich Bänke, zwei oder drei leere Fässer und ein Ecktisch. Die Dorfschenken sind meistens ziemlich dunkel, und man wird an den aus Balken gezimmerten Wänden nie irgendwelche bunt ausgemalten Bilderbogen finden, die sonst kaum in einem Bauernhaus fehlen.

Als ich in die Prityннyj-Schenke trat, befand sich da schon eine ziemlich große Gesellschaft.

Hinter dem Schenktisch stand, die ganze Breite der Öffnung einnehmend, Nikolai Iwanytsch in einem bunten Kattunhemd und schenkte mit einem trägen Lächeln auf den dicken Wangen mit seiner vollen, weißen Hand zwei Glas Branntwein, für die eintretenden Freunde Morgatsch und Obaldui ein; hinter ihm am Fenster in der

Ecke sah man seine Frau mit ihren lebhaften Augen. In der Mitte der Stube stand Jaschka der Türke, ein hagerer, schlanker Mann von dreiundzwanzig Jahren, bekleidet mit einem Kaftan aus blauem Nanking. Er sah wie ein fixer Fabrikarbeiter aus und schien sich keiner hervorragenden Gesundheit rühmen zu können. Seine eingefallenen Wangen, seine großen, unruhigen grauen Augen, die gerade Nase mit den feinen, beweglichen Flügeln, die weiße, abschüssige Stirn mit den zurückgeworfenen hellblonden Locken, die dicken, aber schönen und ausdrucksvollen Lippen – sein ganzes Gesicht zeugte von einem leicht erregbaren und leidenschaftlichen Temperament. Er war in großer Aufregung: Er zwinkerte mit den Augen, atmete unregelmäßig, seine Hände zitterten wie im Fieber – und er hatte auch wirklich Fieber, jenes plötzliche Fieber der Unruhe, das allen Menschen, die vor einer Versammlung sprechen oder singen, so gut bekannt ist. Neben ihm stand ein etwa vierzigjähriger Mann mit breiten Schultern und breiten Backenknochen, einer niederen Stirn, tatarischen Schlitzaugen, einer kurzen, flachen Nase, einem viereckigen Kinn und schwarzen, glänzenden, borstenähnlichen Haaren. Den Ausdruck seines dunklen Gesichts mit dem bleigrauen Schimmer, besonders seiner bleichen Lippen, könnte man grausam nennen, wenn er dabei nicht so ruhig und versonnen wäre. Er bewegte sich fast nicht und blickte nur langsam um sich wie ein Stier unter dem Joch. Er trug irgendeinen alten Rock mit glatten Messingknöpfen; ein altes schwarzes Seidentuch umschlang seinen starken Hals. Man nannte ihn den Wilden Herrn. Ihm gerade gegenüber saß auf der Bank unter den Heiligenbildern Jaschkas Gegner, der Bauführer aus Schisdra; dieser war ein Mann von etwa dreißig Jahren, pockennarbig und kraushaarig, mit einer aufgeworfenen, stumpfen Nase, lebhaften braunen Augen und einem dünnen Bärtchen. Er blickte verwegen um sich, hatte die Hände unter sich gesteckt und baumelte und klopfte sorglos mit seinen Füßen, die in eleganten, mit Band besetzten Stiefeln staken. Er trug einen neuen Kittel aus feinem grauem Tuch mit einem Plüschkragen, von dem sich der Saum des roten Hemdes, das am Halse fest zugeknöpft war, scharf abhob. In der Ecke gegenüber, rechts von der Tür, saß am Tisch ein Bäuerlein in einem engen, abgetragenen Kittel mit einem Riesenloch auf der Schulter; Das Sonnenlicht drang als ein flüssiger gelblicher Strom durch die verstaubten Scheiben der beiden kleinen Fenster und

schien die gewohnte Dunkelheit des Zimmers nicht besiegen zu können: Alle Gegenstände waren spärlich, fleckenweise beleuchtet; dafür war es in der Stube fast kühl, und das Gefühl der Schwüle und Hitze fiel mir wie eine schwere Last von den Schultern, sobald ich über die Schwelle trat.

Mein Erscheinen – das konnte ich merken – brachte die Gäste Nikolai Iwanytschs anfangs in einige Verlegenheit; als sie aber sahen, daß er mich wie einen Bekannten begrüßte, beruhigten sie sich und schenkten mir keine weitere Aufmerksamkeit. Ich ließ mir Bier geben und setzte mich in die Ecke neben das Bäuerlein im zerrissenen Kittel. »Na«, schrie plötzlich Obaldui auf, nachdem er ein Glas Branntwein auf einen Zug geleert hatte, und begleitete diesen Ausruf mit jenem sonderbaren Fuchteln mit den Händen, ohne das er anscheinend kein einziges Wort zu sprechen pflegte, »was sollen wir noch warten? Wenn wir anfangen wollen, so müssen wir anfangen. Nun, Jaschka . . .?«

»Anfangen, anfangen«, fiel ihm Nikolai Iwanytsch zustimmend ins Wort.

»Gut, fangen wir meinetwegen an«, versetzte der Bauführer kaltblütig mit einem selbstbewußten Lächeln. »Ich bin fertig.«

»Auch ich bin fertig«, sagte Jakow aufgeregt.

»Nun, fangt doch an, Kinderchen, fangt an«, piepste Morgatsch.

Aber trotz des einstimmig geäußerten Wunsches fing niemand an; der Bauführer erhob sich nicht einmal von seiner Bank – alle schienen noch auf etwas zu warten.

»Fang an!« sagte scharf und düster der Wilde Herr.

Jakow fuhr zusammen. Der Bauführer erhob sich, schob seinen Gürtel hinunter und räusperte sich.

»Wer soll aber anfangen?« fragte er mit leicht veränderter Stimme den Wilden Herrn, der immer noch unbeweglich mitten in der Stube stand, die dicken Beine breit auseinandergespreizt und die mächtigen Hände fast bis an die Ellenbogen in die Hosentaschen vergraben.

»Du, du, Bauführer«, lallte Obaldui, »du, Bruder!«

Der Wilde Herr sah ihn finster an. Obaldui gab einen leisen, piepsenden Ton von sich, wurde verlegen, blickte auf einen Punkt an der Decke, zuckte die Achseln und verstummte.

»Man werfe ein Los«, sagte der Wilde Herr gedehnt, »und das Achtel Bier auf den Schenktisch!«

Nikolai Iwanytsch bückte sich, hob ächzend das Achtel vom Boden und stellte es auf den Tisch.

Der Wilde Herr sah Jakow an und sagte: »Nun!«

Jakow wühlte in seinen Taschen, holte einen Kupfergroschen hervor und machte mit dem Zahn ein Zeichen darauf. Der Bauführer holte unter dem Schoß seines Kaftans einen neuen Lederbeutel hervor, band ohne Übereilung die Schnur auf, schüttete einen Haufen Kleingeld auf die Hand und suchte einen neuen Groschen heraus. Obaldui hielt seine abgetragene Mütze mit dem gebrochenen und abstehenden Schirm hin; Jakow warf seinen Groschen hinein, und der Bauführer seinen.

»Du hast zu ziehen«, sagte der Wilde Herr zu Morgatsch.

Morgatsch lächelte selbstzufrieden, nahm die Mütze in die beiden Hände und begann sie zu schütteln.

Augenblicklich trat eine tiefe Stille ein: die Groschen klirrten, aneinanderschlagend, leise. Ich sah mich aufmerksam um: Alle Gesichter drückten eine gespannte Erwartung aus; der Wilde Herr selbst kniff die Augen zusammen; sogar mein Nachbar, der Bauer im zerrissenen Kittel, reckte neugierig den Hals. Morgatsch steckte die Hand in die Mütze und holte den Groschen des Bauführers hervor; alle atmeten auf. Jakow errötete, und der Bauführer strich sich mit der Hand das Haar.

»Ich hab' doch gesagt, daß du anfangen sollst«, rief Obaldui, »ich hab' es dir doch gesagt!«

»Nun, nun, krächze nicht!« bemerkte verächtlich der Wilde Herr. »Fang an«, fuhr er fort, mit dem Kopf dem Bauführer zunickend.

»Was für ein Lied soll ich denn singen?« fragte der Bauführer, in Erregung geratend.

»Welches du willst«, antwortete Morgatsch. »Was für ein Lied dir einfällt, das sing.«

»Natürlich, welches du willst«, fügte Nikolai Iwanytsch hinzu, die Hände langsam auf der Brust faltend. »Das kann dir niemand vorschreiben. Sing ein Lied, das du willst; sing aber gut; wir werden nachher nach unserem Gewissen entscheiden.«

»Natürlich, nach unserem Gewissen«, fiel Obaldui ein und leckte am Rande seines leeren Glases.

»Brüder, laßt mir noch etwas Zeit, daß ich mich räuspere«, sagte der Bauführer, mit den Händen am Kragen seines Kaftans nestelnd.

»Nun, nun, mach keine langen Geschichten, fang an!« entschied der Wilde Herr und senkte den Kopf.

Der Bauführer dachte eine Weile nach, schüttelte die Haare und trat vor, Jakow heftete auf ihn seine Augen . . .

Bevor ich aber mit der Beschreibung des Wettstreites beginne, halte ich es nicht für überflüssig, einige Worte von jeder der handelnden Personen meiner Erzählung zu sagen. Das Leben einiger von ihnen war mir schon bekannt, als ich sie in der Prityннyj-Schenke traf; über die anderen zog ich erst später Erkundigungen ein.

Wollen wir mit Obaldui anfangen. Dieser Mensch hieß eigentlich Jewgraf Iwanow, aber im ganzen Kreis nannte ihn niemand anders als Obaldui,[7] und auch er selbst titulierte sich mit diesem Spitznamen, so gut paßte er zu ihm. Und in der Tat, er stand gut zu seinen nichtssagenden, immer aufgeregten Gesichtszügen. Er war ein verbummelter, unverheirateter Leibeigener aus dem Hausgesinde, den seine eigene Herrschaft schon längst aufgegeben hatte und der, ohne irgendein Amt zu versehen und ohne einen Groschen Gehalt zu beziehen, dennoch Mittel fand, jeden Tag auf fremde Rechnung zu bummeln. Er hatte eine Menge Bekannte, die ihn mit Branntwein und Tee traktierten, ohne selbst zu wissen, warum; denn er war in Gesellschaft nicht nur nicht unterhaltend, sondern langweilte alle mit seinem albernen Geschwätz, mit seiner unerträglichen Zudringlichkeit, seinen fieberhaften Gebärden und dem unaufhörlichen, unnatürlichen Lachen. Er verstand weder zu singen noch zu tanzen. Zeit seines Lebens hatte er kein einziges kluges, nicht einmal ein halbwegs vernünftiges Wort gesprochen, er faselte nur und log das Blaue vom Himmel herunter – ein wirklicher Obaldui. Und doch konnte vierzig Werst im Umkreis kein einziges Trinkgelage stattfinden, ohne daß sich seine lange, hagere Gestalt unter den Gästen bewegte – so sehr hatte man sich an ihn gewöhnt und ertrug seine Gegenwart wie ein unvermeidliches Übel. Allerdings behandelte man ihn mit Verachtung, aber seine sinnlosen Ausfälle zu bändigen verstand nur der Wilde Herr.

Morgatsch glich in keiner Weise dem Obaldui. Auch ihm stand sein Spitzname Morgatsch[8] gut, obwohl er mit den Augen nicht mehr zwinkerte als alle anderen Menschen; das russische Volk ist bekanntlich ein Meister im Erfinden von Spitznamen. Trotz meiner Bemühungen, die Vergangenheit dieses Menschen genauer zu erforschen, blieben für mich – wahrscheinlich auch für viele andere – in seinem Leben viele dunkle Punkte, oder, wie sich die Büchermenschen ausdrücken, in undurchdringliche Finsternis gehüllte Stellen. Ich hatte nur erfahren, daß er früher einmal Kutscher bei einer alten, kinderlosen Dame gewesen und mit der ihm anvertrauten Troika durchgebrannt war; nachdem er ein ganzes Jahr verschollen war und sich wohl durch Erfahrung von den Schattenseiten und dem Elend des Vagabundenlebens überzeugt hatte, kehrte er von selbst, jedoch lahm zurück, warf sich seiner Herrin zu Füßen, machte durch sein musterhaftes Betragen während einiger Jahre sein Verbrechen wieder gut und erwarb ihre Gunst und ihr volles Vertrauen, so daß er Verwalter wurde und sich nach dem Tode seiner Herrin, man weiß nicht recht auf welche Weise, als Freigelassener auswies; er ließ sich als Kleinbürger einschreiben, fing an, von den Nachbarn Gurkenfelder zu pachten, wurde reich und lebte nun ohne Sorgen. Er war ein erfahrener, vorsichtiger Mann, weder gut noch böse, eher berechnend; ein geriebener Kerl, der die Menschen kennt und sie auszunützen versteht. Er ist vorsichtig und zugleich unternehmungslustig wie ein Fuchs, geschwätzig wie ein altes Weib, verplaudert sich aber nie, sondern läßt jeden andern sich verplaudern. Übrigens spielt er nicht den Dummen, wie es manche Schlauköpfe seiner Art tun; ich habe noch nie im Leben durchdringendere und klügere Augen gesehen als seine winzigen, listigen ›Gucklöcher‹. Sie blickten niemals einfach vor sich hin, sondern schauten immer aus und lauerten. Morgatsch überlegt sich manchmal wochenlang ein scheinbar ganz einfaches Unternehmen, läßt sich dann plötzlich auf eine verzweifelt riskante Sache ein, bei der er sich wohl den Hals brechen müßte . . . aber eh man sich’s versieht, gelingt ihm alles, und alles geht wie geschmiert. Er ist glücklich und glaubt an sein Glück, er glaubt auch an allerlei Vorbedeutungen. Er ist überhaupt sehr abergläubisch. Man liebt ihn nicht, da er sich selbst um niemand kümmert, man hat aber vor ihm Respekt. Seine ganze Familie besteht aus einem einzigen Söhnchen,

das er abgöttisch liebt und das, von einem solchen Vater erzogen, gewiß weit kommen wird. »Der kleine Morgatsch ist ganz seinem Vater nachgeraten«, sagen schon jetzt die alten Leute leise von ihm, wenn sie an Sommerabenden auf den Bänken sitzen und miteinander reden; alle verstehen, was das bedeutet und fügen kein Wort mehr hinzu.

Über Jakow den Türken und den Bauführer brauche ich mich nicht zu verbreiten. Jakow, der Türke genannt wird, weil er tatsächlich von einer gefangenen Türkin abstammt, ist innerlich ein Künstler in jedem Sinne, seinem Beruf nach aber ein Büttgesell in der Papierfabrik eines Kaufmanns; was den Bauführer angeht, dessen Schicksal mir, offen gestanden, unbekannt blieb, so erschien er mir als ein schlauer und rühriger städtischer Kleinbürger. Aber über den Wilden Herrn lohnt es sich wohl, etwas ausführlicher zu sprechen.

Der erste Eindruck, den der Anblick dieses Menschen macht, ist der einer rohen, schweren, aber unüberwindlichen Kraft. Er ist vierschrötig gebaut, atmet eine unerschütterliche Gesundheit, und seine Bärengestalt entbehrt seltsamerweise nicht einer eigenartigen Grazie, die vielleicht auf seinem vollkommen ruhigen Vertrauen auf die eigene Macht beruht. Es war schwer, auf den ersten Blick zu bestimmen, welchem Stand dieser Herkules angehörte; er glich weder einem Leibeigenen noch einem Kleinbürger, noch einem verarmten verabschiedeten Schreiber, noch einem ruinierten kleinen Edelmann, einem Hundenarren und Raufbold; er war etwas ganz für sich. Niemand wußte, woher er in unseren Landkreis hereingeschneit war; man erzählte sich, er stamme von Einhöfern ab und habe früher einmal irgendwo gedient; aber man wußte nichts Bestimmtes darüber; man konnte es ja auch von niemandem erfahren, jedenfalls nicht von ihm selbst; es gab keinen schweigsameren und düstereren Menschen auf der Welt. Ebenso konnte niemand etwas Bestimmtes darüber sagen, wovon er lebte; er trieb kein Handwerk, fuhr zu niemandem hin und verkehrte fast mit niemandem; und doch hatte er Geld, wenn auch nicht viel, aber immerhin etwas. Er benahm sich nicht gerade bescheiden – Bescheidenheit war ihm überhaupt fremd –, aber ruhig; er lebte, als wenn er niemanden um sich herum bemerkte und absolut keines Menschen bedurfte. Der Wilde Herr (das war sein Spitzname, eigentlich hieß er Perewljessow) hatte einen großen Einfluß im ganzen Landkreis; man gehorchte ihm sofort und

gern, obwohl er nicht nur nicht das geringste Recht hatte, jemand zu befehlen, sondern auch gar keinen Anspruch auf den Gehorsam der Menschen erhob, mit denen er zufällig zusammentraf. Er sprach, und man gehorchte ihm – die Kraft behauptet sich immer. Er trank fast niemals Branntwein, gab sich nicht mit Weibern ab und liebte leidenschaftlich den Gesang. In diesem Menschen war viel Rätselhaftes; irgendwelche Riesenkräfte schienen in ihm düster zu schlummern, als wüßten sie, daß sie, wenn sie einmal befreit zum Ausbruch kämen, ihn selbst und alles, was sie berührten, zermalmen würden; ich müßte mich grausam irren, wenn im Leben dieses Menschen nicht schon ein solcher Ausbruch stattgefunden hat und er, durch Erfahrung belehrt und mit Mühe dem Untergang entronnen, sich jetzt nicht selbst unerbittlich in eisernem Zaum hielt. Besonders wunderte mich an ihm das Gemisch einer angeborenen natürlichen Grausamkeit und einer ebenso angeborenen Großherzigkeit – ein Gemisch, wie ich es noch bei keinem Menschen wahrgenommen habe.

Der Bauführer trat also vor, schloß halb die Augen und begann im allerhöchsten Falsett. Seine Stimme war recht angenehm und süß, wenn auch etwas heiser; er ließ diese Stimme wie einen Kreisel spielen, stieg unaufhörlich in die Höhe und in die Tiefe und kehrte unaufhörlich zu den höchsten Noten zurück, die er mit besonderer Sorgfalt anhielt und dehnte; dann verstummte er und ergriff plötzlich die frühere Melodie mit einer herausfordernden, zügellosen Bravour. Seine Passagen waren zuweilen ziemlich kühn, zuweilen recht amüsant; einem Kenner würden sie viel Vergnügen machen, ein Deutscher würde sich über sie entrüsten. Es war ein russischer Tenore di grazia, ténor léger. Er sang ein lustiges Tanzlied, dessen Worte, soviel ich durch die fortwährenden Ausschmückungen, durch die hinzugefügten Konsonanten und Ausrufe erkennen konnte, wie folgt, lauteten:

Werde pflügen, junge Dirne,
meinen Acker gut –
werde säen, junge Dirne,
Blumen rot wie Blut . . .

Er sang; alle hörten ihm mit großer Aufmerksamkeit zu. Er fühlte offenbar, daß er es mit Kennern zu tun hatte, und fuhr deshalb, wie man so sagt, aus der Haut. In unserer Gegend versteht man sich in der

Tat auf den Gesang, und nicht umsonst ist das Kirchdorf Sergijewskoje an der großen Orjolschen Landstraße in ganz Rußland wegen seines angenehmen und harmonischen Gesanges berühmt. Lange sang der Bauführer, ohne jedoch in seinen Hörern ein besonders starkes Mitgefühl zu wecken. Ihm fehlte die Unterstützung eines Chores; aber bei einer besonders gelungenen Passage, die selbst den Wilden Herrn zum Lächeln brachte, konnte sich Obaldui nicht länger beherrschen und schrie vor Vergnügen auf. Alle wurden lebendig. Obaldui und Morgatsch fingen an, halblaut mitzusingen und zu schreien: »Gut . . . Höher, du Schelm! Noch höher, halte den Ton, du Schlange! Halte den Ton! Noch, noch, du Hund . . .! Möge Herodes deine Seele zugrunde richten!« usw. Nikolai Iwanytsch wiegte hinter seinem Schenktisch den Kopf zustimmend nach rechts und nach links. Obaldui begann schließlich mit den Füßen zu stampfen und zu tänzeln und mit der Achsel zu zucken; Jakows Augen glühten aber wie die Kohlen, er zitterte am ganzen Leib wie ein Espenblatt und lächelte wie verstört. Nur der Wilde Herr allein veränderte seinen Gesichtsausdruck nicht und rührte sich nach wie vor nicht von der Stelle; aber sein auf den Bauführer gerichteter Blick wurde etwas milder, obwohl der Ausdruck der Lippen verächtlich blieb. Ermutigt durch die Zeichen allgemeiner Zufriedenheit, geriet der Bauführer in Ekstase und begann solche Kunststücke zu machen, so mit der Zunge zu schnalzen und zu trommeln, so wahnsinnig mit der Gurgel zu spielen, daß, als er schließlich müde, bleich und in heißen Schweiß gebadet sich mit dem ganzen Körper vorbeugte und den letzten ersterbenden Ton losließ, ein allgemeiner einstimmiger Schrei ihm zujubelte. Obaldui warf sich ihm an den Hals und begann ihn mit seinen langen, knochigen Armen zu würgen; auf dem fleischigen Gesicht Nikolai Iwanytschs zeigte sich eine Röte, und er schien auf einmal jünger; Jakow schrie wie verrückt: »Braver Kerl!« Sogar mein Nachbar, der Bauer im zerrissenen Kittel, hielt es nicht länger aus; er schlug mit der Faust auf den Tisch, rief: »Ah! Gut, hol' dich der Teufel, gut!« und spuckte entschieden auf die Seite.

»Na, Bruder, du hast uns erfreut!« schrie Obaldui, ohne den erschöpften Bauführer aus seinen Armen zu lassen. »Du hast uns erfreut, das muß man sagen! Du hast gewonnen, Bruder, du hast gewonnen! Ich gratuliere, das Achtel ist dein! Jaschka reicht an dich

nicht heran . . . Ich sage es dir, er reicht gar nicht heran . . . Glaub es mir!« Und er drückte den Bauführer an seine Brust.

»Laß ihn doch los, laß ihn doch los, du Klette . . .«, sagte geärgert Morgatsch. »Laß ihn sich auf die Bank setzen, siehst, er ist müde . . .! Was bist du für ein Schafskopf, Bruder! Was klebst du an ihm wie ein Birkenblatt vom Badebesen?«

»Nun, soll er sich nur setzen, ich trinke aber auf seine Gesundheit«, sagte Obaldui und ging zum Schenktisch. »Auf deine Rechnung, Bruder«, fügte er hinzu, zum Bauführer gewandt.

Jener nickte mit dem Kopf, setzte sich auf die Bank, holte aus der Mütze ein Handtuch und begann sich das Gesicht abzuwischen; Obaldui trank indessen mit hastiger Gier ein Glas aus, wobei er nach Art der Gewohnheitstrinker krächzte und traurig und besorgt um sich blickte.

»Du singst gut, Bruder, gut«, bemerkte Nikolai Iwanytsch freundlich. »Jetzt bist du an der Reihe, Jascha, paß auf, daß dir nicht die Courage ausgeht. Wollen wir sehen, wer wen übertrifft . . . Wollen wir sehen . . . Aber der Bauführer singt gut, bei Gott, gut.«

»Sehr gut«, bemerkte die Frau Nikolai Iwanytschs, mit einem Lächeln auf Jakow blickend.

»Gut!« wiederholte halblaut mein Nachbar.

»Ach du, verdächtiger Poljeche!«Poljechen nennt man die Bewohner von Poljeßje, – einem langgestreckten, waldigen Landstreifen, der an der Grenze der Landkreise von Bolchow und Schisdra beginnt. Sie zeichnen sich durch viele Eigenheiten in der Lebensweise, in den Sitten und in der Sprache aus und gelten als argwöhnisch und schwerfällig. Sie begleiten fast jedes Wort mit den Interjektionen »Ga!« und »Badje!«. Panjaj heißt »Nur zu!« (Anmerkung Turgenjews) brüllte plötzlich Obaldui; dann trat er zu dem Bauern mit dem Loch an der Schulter, deutete mit dem Finger auf ihn, begann zu hüpfen und brach in ein zittriges Lachen, aus. »Poljeche! Poljeche! Ga badje panjaj, du Verdächtiger! Warum bist du hergekommen?« schrie er lachend.

Der arme Bauer wurde verlegen und wollte schon aufstehen und schnell fortgehen, als plötzlich die eherne Stimme des Wilden Herrn erklang. »Was ist das für ein unerträgliches Vieh!« versetzte er, mit den Zähnen knirschend.

»Ich tue nichts«, murmelte Obaldui, »ich tue nichts . . . ich habe nur so . . .«

»Also gut, schweig!« entgegnete der Wilde Herr. »Jakow, fang an!«

Jakow griff sich mit der Hand an die Gurgel.

»Ich weiß nicht, Bruder, es ist etwas . . . Hm . . . Ich weiß wirklich nicht . . .«

»Hör auf und verlier nicht die Courage. Schäme dich . . .! Was machst du für Geschichten . . .? Sing, wie Gott dir befiehlt.«

Und der Wilde Herr senkte erwartungsvoll das Gesicht.

Jakow schwieg eine Weile, sah sich um und bedeckte sich das Gesicht mit der Hand. Alle verschlangen ihn mit den Augen, besonders der Bauführer, dessen Gesicht neben der gewohnten Sicherheit und Siegesgewißheit auch eine unwillkürliche leichte Unruhe zeigte. Er lehnte sich an die Wand, steckte wieder beide Hände unter sich, baumelte aber nicht mehr mit den Füßen. Und als Jakow endlich sein Gesicht enthüllte, war es bleich wie das eines Toten, und die Augen leuchteten kaum durch die gesenkten Wimpern. Er holte tief Atem und begann zu singen . . . Der erste Ton seiner Stimme war schwach und ungleichmäßig und schien nicht aus seiner Brust zu kommen, sondern aus der Ferne, als hätte er sich zufällig in die Stube verirrt. Seltsam wirkte dieser zitternde, klingende Ton auf uns alle; wir sahen einander an, und die Frau Nikolai Iwanytschs richtete sich auf. Diesem ersten Ton folgte ein zweiter, sicherer und getragener, aber immer noch zitternd wie eine Saite, die unter einem starken Finger plötzlich erklingend, ihre letzten Schwingungen ersterben läßt; dem zweiten Ton folgte ein dritter, und das schwermütige Lied floß immer wärmer und breiter dahin. Er sang: »Nicht ein Weglein ist im Felde«, und uns allen wurde es süß und so bang ums Herz. Ich muß gestehen: Selten habe ich eine solche Stimme gehört. Sie klang wie gesprungen, anfangs sogar etwas krankhaft, aber es lag in ihr eine unverfälschte tiefe Leidenschaft, Jugend, Kraft, Süße und eine eigentümliche, hinreißend sorglose Sehnsucht und Trauer. Die wahre, heiße Russenseele klang und atmete darin und griff einen ans Herz, rührte an den russischen Saiten. Das Lied schwoll an und wuchs. Jakow geriet sichtlich in Begeisterung; er fürchtete sich nicht mehr, er gab sich ganz seinem Glücke hin; seine Stimme bebte nicht mehr, sie zitterte, aber nur von jener kaum merklichen inneren Leidenschaft, die sich wie ein Pfeil in

die Seele des Hörers bohrt; sie erstarkte fortwährend, wurde sicherer und mächtiger. Ich erinnere mich, wie ich einmal abends während der Ebbe auf einem flachen, sandigen Ufer des Meeres, das drohend und schwer in der Ferne brauste, eine große weiße Möwe sah; sie saß unbeweglich, die seidige Brust dem blutroten Schein des Abendrotes zugewendet, und breitete nur ab und zu ihre langen Flügel langsam dem ihr vertrauten Meer, der tief stehenden dunkelroten Sonne entgegen; als ich Jakow zuhörte, kam sie mir in den Sinn. Er sang, ohne an seinen Gegner und an uns alle zu denken, aber sichtbar von unserer leidenschaftlichen, stummen Teilnahme wie ein rüstiger Schwimmer von den Wogen getragen. Er sang, und aus jedem Ton seiner Stimme wehte uns etwas Verwandtes und grenzenlos Weites an, als breitete sich vor uns die vertraute, in der unendlichen Ferne verschwindende Steppe. Aus meinem Herzen, ich fühlte es, stiegen mir in die Augen heiße Tränen auf; ein dumpfes, verhaltenes Schluchzen überraschte mich plötzlich . . . ich sah mich um: Die Frau des Schenkwirts weinte, mit der Brust ans Fenster gelehnt. Jakow warf ihr einen schnellen Blick zu, und seine Stimme ergoß sieh noch klangvoller, noch süßer als vorher; Nikolai Iwanytsch senkte die Augen, Morgatsch hatte sich abgewandt; Obaldui stand, ganz matt vor Genuß, mit dumm geöffnetem Munde da; das graue Bäuerlein schluchzte leise im Winkel und schüttelte, traurig flüsternd, den Kopf; über das eiserne Gesicht des Wilden Herrn rollte aus seinen ganz zusammengezogenen Brauen langsam eine schwere Träne; der Bauführer drückte die geballte Faust an die Stirn und rührte sich nicht . . . Ich weiß nicht, wie die allgemeine, qualvolle Spannung sich gelöst hätte, wenn nicht Jakow plötzlich mit einem hohen, ungewöhnlich feinen Ton geendigt hätte – es war, als wäre seine Stimme gerissen. Niemand schrie auf, niemand rührte sich; alle schienen zu warten, ob er nicht noch etwas sänge; aber er öffnete die Augen, wie über unser Schweigen erstaunt, sah sich fragend im Kreise um und merkte, daß der Sieg sein war . . .

»Jascha . . .«, sagte der Wilde Herr, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte und verstummte.

Wir standen alle wie erstarrt da. Der Bauführer erhob sich leise und ging auf Jakow zu. »Du . . . du . . . du hast gesiegt«, brachte er endlich mit Mühe hervor und stürzte aus dem Zimmer.

Seine schnelle, entschlossene Bewegung löste gleichsam den Zauber: Alle begannen plötzlich laut und freudig zu sprechen. Obaldui sprang in die Höhe, stammelte etwas und fuchtelte mit den Händen wie eine Windmühle mit ihren Flügeln; Morgatsch ging humpelnd auf Jakow zu und begann ihn abzuküssen; Nikolai Iwanytsch erhob sich und erklärte feierlich, daß er seinerseits ein Achtel Bier zulege; der Wilde Herr lachte ein so gutmütiges Lachen, wie ich es auf seinem Gesicht niemals erwartet hätte; das graue Bäuerlein redete fortwährend in seiner Ecke, indem es sich mit beiden Ärmeln Augen, Wangen, Nase und Bart abwischte: »Das war schön, bei Gott, schön, ich will ein Hundesohn sein, wenn es nicht schön war!« Aber die Frau Nikolai Iwanytschs erhob sich, über und über rot, und ging schnell hinaus. Jakow freute sich über seinen Sieg wie ein Kind; sein ganzes Gesicht war verwandelt; besonders seine Augen strahlten vor Glück. Man schleppte ihn zum Schenktisch, er rief auch das weinende graue Bäuerlein heran, schickte den Sohn des Schenkwirts nach dem Bauführer, den jener aber nicht auffinden konnte, und die Zecherei ging los – »Du wirst uns noch etwas vorsingen, du wirst uns bis zum Abend singen!« wiederholte Obaldui mit erhobenen Händen.

Ich sah mir noch einmal Jakow an und ging hinaus. Ich wollte nicht bleiben, denn ich fürchtete meinen Eindruck zu verderben. Die Hitze draußen war aber ebenso unerträglich wie zuvor. Sie hing gleichsam als eine dichte, schwere Schicht über der Erde; es war, als kreisten im dunkelblauen Himmel inmitten des feinsten, fast schwarzen Staubes kleine helle Feuerchen. Alles schwieg; in diesem tiefen Schweigen der ermatteten Natur lag etwas Hoffnungsloses, Erdrücktes. Ich erreichte den Heuschuppen und legte mich auf das eben gemähte, aber schon fast trockene Gras. Lange konnte ich nicht einschlafen; lange klang mir in den Ohren die sieghafte Stimme Jakows . . . endlich forderten die Hitze und die Müdigkeit ihr Recht, und ich versank in einen tiefen Schlaf. Als ich erwachte, war alles schon dunkel geworden; das Gras, das um mich herumlag, duftete stark und war ein wenig feucht geworden; durch die dünnen Latten des halboffenen Daches blinkten blasse Sterne. Ich trat hinaus. Das Abendrot war schon längst erloschen, und seine letzten Spuren schimmerten bleich und kaum noch sichtbar am Horizont; aber in der Luft, die ebenso glühend gewesen war, ließ sich durch die nächtliche Frische noch immer die Hitze fühlen, und die Brust sehnte sich noch immer nach einem

kühlen Hauch. Es war windstill, keine Wolke war zu sehen; der Himmel breitete sich ringsum ganz rein, durchsichtig und dunkel aus, und zahllose, aber kaum sichtbare Sterne flimmerten darin. Im Dorf wurden kleine Feuer sichtbar; aus der nahen, hellerleuchteten Schenke drang ein wirrer, unordentlicher Lärm, in dem ich die Stimme Jakows zu unterscheiden glaubte. Ab und zu erhob sich dort ein wildes Gelächter. Ich trat ans Fenster und drückte mein Gesicht an die Scheibe. Ich erblickte ein unerfreuliches, wenn auch buntes und lebendiges Bild: Alles war betrunken, alles, und Jakow als erster. Er saß mit entblößter Brust auf der Bank, sang mit heiserer Stimme irgendein Straßentanzlied und zupfte träge an den Saiten einer Gitarre. Die nassen Haare hingen ihm in Strähnen über sein schrecklich bleiches Gesicht herab. In der Mitte der Schenke tanzte Obaldui, der ganz ›aus dem Leime gegangen‹ war, ohne Kaftan vor dem Bauern im grauen Kittel. Der Bauer seinerseits stampfte und scharrte mit seinen schwach gewordenen Füßen, lächelte sinnlos durch seinen zerzausten Bart und bewegte dann und wann eine Hand, als wollte er sagen: ›Jetzt ist alles gleich!‹ Nichts konnte komischer sein als sein Gesicht; wie sehr er sich auch bemühte, die Brauen in die Höhe zu ziehen, die Lider wollten sich nicht heben und lagen schwer auf seinen kaum sichtbaren, trunkenen, doch zuckersüßen Äuglein. Er befand sich in jenem lieblichen Zustand eines vollkommen betrunkenen Menschen, wo jeder Vorübergehende beim Anblick seines Gesichts unbedingt sagen wird: ›Du bist gut, Bruder, sehr gut!‹ Morgatsch, rot wie ein Krebs, mit weitgeöffneten Nasenlöchern, lächelte giftig aus seiner Ecke hervor; nur Nikolai Iwanytsch allein bewahrte, wie es einem echten Schenkwirt geziemt, seine unveränderliche Kaltblütigkeit. In der Stube hatten sich viele neue Personen angesammelt; den Wilden Herrn sah ich aber nicht mehr.

Ich wandte mich ab und begann mit raschen Schritten den Hügel hinabzusteigen, auf dem Kolotowka liegt. An der Sohle dieses Flügels breitet sich eine weite Ebene aus; von den Wellen des Abendnebels überschwemmt, schien sie noch weiter, als flösse sie mit dem dunkel gewordenen Himmel zusammen. Ich stieg mit großen Schritten die Straße längs der Kluft hinunter, als plötzlich irgendwo weit in der Ebene eine helle Knabenstimme ertönte, – »Antropka! Antropka-a-a . . .!« schrie sie mit hartnäckiger, weinerlicher Verzweiflung, die letzte Silbe in die Länge dehnend.

Der Junge verstummte auf einige Augenblicke und begann dann wieder zu schreien. Seine Stimme klang laut durch die unbewegliche, leise-schlummernde Luft. Mindestens dreißigmal hatte er den Namen Antropka gerufen, als plötzlich vom anderen Ende des Tales wie aus einer anderen Welt die kaum hörbare Antwort ertönte: »Wa-a-a-as?«

Die Stimme des Jungen schrie mit freudiger Bosheit:

»Komm her, du Teufel, du Wa-a-a-ldmann!«

»Wozu-u-u-u?« antwortete jener nach langer Zeit.

»Weil Vater dir Ruten geben wi-i-i-ill!« antwortete schnell die erste Stimme.

Die zweite Stimme meldete sich nicht mehr, und der Junge fuhr fort, Andropka anzurufen. Seine Rufe schlugen immer seltener und leiser an mein Ohr, als es schon ganz dunkel geworden war und ich um den Rand des Waldes bog, der mein Gütchen umgibt und etwa vier Werst von Kolotowka liegt . . .

»Antropka-a-a!« glaubte ich noch immer in der von den nächtlichen Schatten erfüllten Luft zu hören.

Pjotr Petrowitsch Karatajew

Vor etwa fünf Jahren mußte ich einmal im Herbst auf der Reise von Moskau nach Tula fast einen ganzen Tag wegen Mangel an Pferden in einem Posthaus sitzen. Ich kehrte von einer Jagd zurück und hatte die Unvorsichtigkeit begangen, meine Troika vorauszuschicken. Der Stationsaufseher, ein schon bejahrter, mürrischer Mann mit Haaren, die ihm bis an die Nase herabhingen, und kleinen, verschlafenen Augen, antwortete mir auf alle meine Klagen und Bitten mit einem abgerissenen Brummen. Er schlug wütend die Tür zu, als verfluchte er selbst sein Amt, und schimpfte, vor die Tür hinausgehend, auf die Postkutscher, die langsam, mit zentnerschweren Krummhölzern in den Händen, durch den Schmutz wateten oder gähnend und sich kratzend auf der Bank saßen und den zornigen Ausrufen ihres Vorgesetzten keine besondere Beachtung schenkten. Ich hatte schon dreimal Tee getrunken, einige Male vergebens einzuschlafen versucht und alle Aufschriften an den Fenstern und den Wänden gelesen; mich plagte eine entsetzliche Langweile. Mit einer kalten und hoffnungslosen Verzweiflung blickte ich auf die emporgehobenen Deichseln meines Reisewagens, als plötzlich ein Glöckchen ertönte und ein nicht sehr großer, einfacher Wagen, mit drei abgematteten Pferden bespannt, vor dem Posthaus hielt. Der Reisende sprang aus dem Wagen und trat mit dem Ruf: »Pferde! Schnell!« ins Zimmer. Während er mit der üblichen großen Überraschung die Antwort des Aufsehers anhörte, daß keine Pferde da seien, hatte ich Zeit, mit der ganzen Neugier eines sich langweilenden Menschen meinen neuen Schicksalsgenossen vom Kopf bis zu den Füßen zu betrachten. Dem Aussehen nach mochte er an die dreißig Jahre alt sein. Die Blattern hatten auf seinem trockenen gelblichen Gesicht mit einem unangenehmen Schimmer von Messing unverwischbare Spuren hinterlassen; die blauschwarzen, langen Haare lagen hinten auf seinem Kragen in Locken und bildeten vorn an den Schläfen kühne Ringel, die kleinen, geschwollenen Augen blickten ausdruckslos; über der Oberlippe standen einige Härchen. Er war gekleidet wie ein lustiger Gutsbesitzer, der sich auf den Pferdejahrmärkten herumtreibt: Er trug einen bunten, ziemlich schmierigen Jagdrock, eine lilaseidene Halsbinde, eine Weste mit Messingknöpfen und

graue, unten in breiten Trichtern auslaufende Hose, aus der die Spitzen der ungeputzten Stiefel kaum herausblickten. Er roch stark nach Tabak und Branntwein; auf seinen roten, dicken Fingern, die von den Ärmeln des Jagdrockes fast bedeckt waren, sah man silberne und Tulaer Ringe. Solche Gestalten trifft man in Rußland nicht zu Dutzenden, sondern zu Hunderten; die Bekanntschaft mit ihnen ist, offen gestanden, gar kein Vergnügen. Aber trotz des Vorurteils, mit dem ich den Reisenden betrachtete, konnte mir sein sorglos gutmütiger und leidenschaftlicher Gesichtsausdruck nicht entgehen.

»Auch dieser Herr da wartet schon länger als eine Stunde«, sagte der Aufseher, auf mich zeigend.

»Länger als eine Stunde!« Der Verbrecher machte sich über mich noch lustig!

»Der Herr hat vielleicht nicht solche Eile«, antwortete der Reisende.

»Das können wir nicht wissen«, sagte der Aufseher mürrisch.

»Geht es denn wirklich nicht? Gibt es gar keine Pferde?»

»Es geht nicht. Es ist kein einziges Pferd da.«

»Lassen Sie mir dann den Samowar bereiten. Wir wollen warten, nichts zu machen.«

Der Reisende setzte sich auf die Bank, warf die Mütze auf den Tisch und fuhr sich mit der Hand durch das Haar.

»Haben Sie schon Tee getrunken?« fragte er mich.

»Ja.«

»Trinken Sie vielleicht zur Gesellschaft noch einmal?»

Ich willigte ein. Der rote Samowar erschien zum viertenmal auf dem Tisch. Ich holte eine Flasche Rum hervor. Ich hatte mich nicht geirrt, als ich den Fremden für einen kleinbegüterten Edelmann hielt. Er hieß Pjotr Petrowitsch Karatajew.

Wir kamen ins Gespräch. Es war noch keine halbe Stunde seit seiner Ankunft vergangen, als er mir schon mit der gutmütigsten Aufrichtigkeit sein ganzes Leben erzählt hatte.

»Jetzt fahre ich nach Moskau«, sagte er mir, indem er das vierte Glas leerte. »Auf dem Land habe ich jetzt nichts mehr zu tun.«

»Warum denn nichts?«

»Absolut nichts. Die Wirtschaft ist in Unordnung, die Bauern habe ich, offen gestanden, ruiniert; dann kamen schlechte Jahre dazwischen: Mißernten, wissen Sie. Unglücksfälle . . . Übrigens«, fügte er hinzu mit einem traurigen Blick auf die Seite, »was bin ich auch für ein Landwirt!»

»Warum denn?«

»Aber nein«, unterbrach er mich, »sieht denn ein Landwirt so aus! Sehen Sie«, fuhr er fort, indem er den Kopf auf die Seite neigte und eifrig an seiner Pfeife sog, »wenn Sie mich so ansehen, können Sie vielleicht denken, daß ich . . . aber ich muß Ihnen sagen, daß ich nur eine mittelmäßige Erziehung genossen habe; die Mittel fehlten. Entschuldigen Sie, ich bin ein aufrichtiger Mensch und schließlich . . .«

Er beendete seine Rede nicht und winkte abwehrend mit der Hand. Ich begann, ihm zu versichern, daß er sich irre, daß ich mich über unsere Begegnung sehr freue und so weiter. Dann bemerkte ich, daß die Verwaltung eines Gutes, wie ich glaube, keine besondere Bildung erfordere.

»Einverstanden«, antwortete er, »ich bin mit Ihnen einverstanden. Aber es ist doch eine besondere Anlage dazu nötig! Mancher stellt Gott weiß was an, und es schadet ihm nicht! Aber ich . . . Gestatten Sie die Frage, sind Sie aus Petersburg oder aus Moskau?«

»Aus Petersburg.«

Er paffte eine lange Rauchsäule durch die Nase.

»Ich fahre aber nach Moskau, um mir eine Stelle zu suchen.«

»Wo beabsichtigen Sie denn einzutreten?«

»Ich weiß es nicht, wie es sich trifft. Offen gestanden, habe ich Angst vor dem Dienst: So leicht kann man zur Verantwortung gezogen werden. Ich habe immer auf dem Land gelebt; ich bin es so gewöhnt, wissen Sie . . . aber es ist nichts zu machen . . . die Not! Ach, diese Not . . .«

»Dafür werden Sie in der Hauptstadt leben.«

»In der Hauptstadt . . . nun, ich weiß nicht, was an der Hauptstadt gut ist. Wir wollen sehen, vielleicht ist es wirklich gut . . . Aber ich glaube doch, daß es nichts Besseres gibt als das Landleben.«

»Können Sie denn nicht mehr auf dem Land leben?«

Er seufzte auf. »Ich kann nicht, das Gut gehört mir fast nicht mehr.«

»Wieso?«

»Es gibt dort so einen guten Menschen, einen Nachbarn . . . der hat einen Wechsel . . .« Der arme Pjotr Petrowitsch fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, dachte nach und schüttelte den Kopf.

»Was soll man noch reden . . .! Offen gestanden«, fügte er nach einem kurzen Schweigen hinzu, »darf ich mich über niemanden beklagen, ich bin selbst schuld. Ich habe gern großgetan . . .! Ich liebe es, hol's der Teufel, großzutun!«

»Haben Sie auf dem Land flott gelebt?« fragte ich ihn.

»Mein Herr«, antwortete er langsam, mir gerade in die Augen blickend, »ich besaß zwölf Koppel Jagdhunde, solche Jagdhunde, sage ich Ihnen, wie es wenig gibt.« Das letzte Wort sprach er in einem singenden Ton. »Einen Hasen erwischten sie im Nu und gegen Pelzwild waren sie wie Schlangen, wie Ottern. Auch auf meine Windhunde konnte ich stolz sein. Jetzt ist es vorbei, also brauche ich nicht zu lügen. Ich jagte auch mit dem Gewehr. Ich hatte eine Hündin, Komtesse; die stand wie eine Mauer, hatte eine vortreffliche Nase. Manchmal ging ich mit ihr ans Moor und sagte ihr: ›Such!‹ Wenn die dann nicht zu suchen anfing, so hätte man mit einem Dutzend Hunde hingehen können: nichts zu holen! Wenn sie aber zu suchen anfing, so konnte sie vor Eifer krepieren . . .! Im Zimmer war sie so höflich: Gab man ihr ein Stück Brot mit der linken Hand, und sagte dabei: ›Ein Jude hat davon gegessen‹, so nahm sie es nicht; gab man es ihr aber mit der rechten und sagte: ›Ein Fräulein hat davon gegessen‹, so nahm sie es gleich und fraß es auf. Ich hatte ein Junges von ihr, ein ausgezeichnetes Junges, ich wollte es nach Moskau mitnehmen, aber ein Freund hat es sich von mir mit dem Gewehr zusammen ausgebeten; er sagte: ›In Moskau wirst du dafür keine Zeit haben; dort werden ganz andere Sachen kommen, Bruder.‹ So gab ich ihm das Junge und auch das Gewehr; es ist, wissen Sie, schon alles dort geblieben.«

»In Moskau könnten Sie ja auch gar nicht auf die Jagd gehen.«

»Nein, wozu auch? Habe ich mich nicht zu beherrschen verstanden, so muß ich jetzt leiden. Gestatten Sie lieber die Frage: Ist das Leben in Moskau teuer?«

»Nein, nicht sehr.«

»Nicht sehr . . .? Sagen Sie, in Moskau gibt es doch Zigeuner?«

»Was für Zigeuner?«

»Die auf den Jahrmärkten herumreisen?«

»Ja, die leben in Moskau . . .«

»Nun, das ist gut. Ich liebe die Zigeuner, hol' mich der Teufel, ich liebe sie . . .«

Die Augen Pjotr Petrowitschs leuchteten vor verwegener Lust. Aber plötzlich rückte er auf seiner Bank unruhig hin und her, wurde dann nachdenklich, senkte den Kopf und hielt mir sein leeres Glas hin.

»Geben Sie mir mal von Ihrem Rum«, sagte er.

»Aber es ist kein Tee mehr da!«

»Macht nichts, ich trinke ihn ohne Tee . . . Ach!«

Karatajew legte den Kopf auf die Hände und stützte sich mit den Ellenbogen auf den Tisch. Ich sah ihn schweigend an und erwartete schon jene Gefühlsausbrüche, vielleicht sogar jene Tränen, mit denen ein angetrunkener Mensch zu freigebig ist; als er aber den Kopf hob mußte ich über den tief traurigen Ausdruck seines Gesichts staunen.

»Was ist Ihnen?«

»Es ist nichts . . . ich dachte an die alten Zeiten. Es ist so eine Anekdote . . . Ich würde sie Ihnen erzählen, aber ich schäme mich, Sie zu belästigen . . .«

»Aber erlauben Sie!«

»Ja«, fuhr er mit einem Seufzer fort, »es gibt solche Fälle . . . zum Beispiel auch mit mir. Wenn Sie wollen, erzähle ich es Ihnen. Übrigens weiß ich nicht . . .«

»Erzählen Sie doch, liebster Pjotr Petrowitsch.«

»Meinetwegen, obwohl es auch . . . Sehen Sie«, begann er, »aber ich weiß wirklich nicht . . .«

»Aber machen Sie doch keine Umstände, liebster Pjotr Petrowitsch!«

»Nun, meinetwegen. Mit mir ist also sozusagen folgendes passiert. Ich lebte auf dem Land . . . Plötzlich fiel mir ein Mädchen auf, ach, war das ein Mädchen . . . schön, klug und so gut! Sie hieß Matrjona. Sie war aber ein einfaches Mädel, das heißt, Sie verstehen, eine leibeigene Magd. Das Mädel gehörte auch nicht mir, sondern wem

anders, das war das Unglück. Nun, ich verliebte mich in sie – wirklich solch eine Anekdote –, auch sie sich in mich. So fing mich Matrjona zu bitten an: Ich solle sie von ihrer Herrin loskaufen; ich hatte auch schon selbst daran gedacht . . . Ihre Herrin war aber eine reiche, schreckliche alte Schachtel; sie wohnte an die fünfzehn Werst von mir entfernt. Eines schönen Tages, wie man so sagt, ließ ich mir also meine Troika anspannen – zum Mittelpferd hatte ich einen Paßgänger, einen wilden Asiaten, dafür hieß er auch Lampurdos –, kleidete mich etwas besser an und fuhr zu Matrjonas Herrin . . . Ich komme an – ein großes Haus mit Nebenflügeln und einem Garten . . . Matrjona hatte mich an der Straßenbiegung erwartet, wollte mit mir sprechen, küßte mir aber nur die Hand und trat auf die Seite. Ich komme ins Vorzimmer und frage: ›Zu Hause . . .?‹ Ein langer Lakai antwortet mir: ›Wen darf ich anmelden?‹ Ich sage ihm: ›Melde, mein Bester, der Gutsbesitzer Karatajew sei gekommen, um ein Geschäft zu besprechen.‹ Der Lakai ging. Ich warte und denke mir: Was wird wohl werden? Die Bestie wird wohl ein Heidengeld verlangen und wenn sie auch noch so reich ist. Sie fordert vielleicht an die fünfhundert Rubel. Endlich kommt der Lakai zurück und sagt: ›Bitte.‹ Ich folge ihm ins Gastzimmer. In einem Lehnstuhl sitzt eine kleine gelbliche Alte und zwinkert mit den Augen. ›Was wünschen Sie?‹ – Ich hielt es, wissen Sie, für nötig, ihr zuerst zu erklären, daß ich mich freue, ihre Bekanntschaft zu machen. – »Sie irren sich, ich bin nicht die Gutsbesitzerin, sondern nur eine Verwandte . . . Was wünschen Sie?‹ – Ich bemerkte ihr sogleich, daß wie alt ich sei, wo ich gedient hätte und was ich vorhabe – und alles so hochmütig und von oben herab. Ich antwortete ihr auf alles ausführlich. Die Alte nimmt ein Tuch vom Tisch, fächelt sich damit und sagt: ›Katerina Karpowna hat mir von Ihrer Absicht erzählt, ja, sie hat es mir erzählt. Aber‹, sagt sie, ›ich habe es mir zur Regel gemacht, niemanden von meinen Leuten in fremde Dienste zu geben. Es schickt sich nicht in einem anständigen Hause, und es ist auch keine Art. Ich habe‹, sagt sie, ›schon meine Anordnungen getroffen, und Sie brauchen sich keine Sorgen mehr zu machen.‹ – ›Was für Sorgen, ich bitte sie . . .! Vielleicht brauchen Sie die Matrjona Fjodorowna?‹ – ›Nein‹, sagt sie, ›ich brauche sie nicht.‹ – ›Warum wollen Sie sie mir dann nicht abtreten?‹ – ›Weil es mir nicht paßt, weil es mir nicht paßt und fertig. Ich habe‹, sagt sie, ›schon meine Anordnungen getroffen: Sie wird auf ein Steppengut

geschickt.‹ – Ich war wie vom Blitz getroffen. Die Alte sagte ein paar Worte auf französisch zu dem grünen Fräulein, und jenes ging hinaus. – ›Ich bin‹, sagte sie, ›eine Frau von strengen Grundsätzen, und meine Gesundheit ist schwach, ich kann keine Aufregung ertragen. Sie sind noch ein junger Mann, ich aber bin eine alte Frau und habe das Recht, Ihnen Ratschläge zu geben. Wäre es nicht besser für Sie, eine gute Partie zu suchen und zu heiraten? Reiche Partien sind selten, aber ein armes, junges Mädchen von guten Sitten kann man wohl finden.‹ – Wissen Sie, ich sehe die Alte an und verstehe nicht, was sie da schwatzt; ich höre, sie redet von einer Heirat, mir klingt aber das Steppendorf immer in den Ohren. Heiraten . . .! Den Teufel auch . . .« Der Erzähler hielt plötzlich inne und sah mich an.

»Sie sind doch nicht verheiratet?«

»Nein.«

»Nun, man kennt es ja. Ich konnte mich nicht beherrschen: ›Ich bitte Sie, Mütterchen, was reden Sie für einen Unsinn: Wer denkt ans Heiraten? Ich möchte von Ihnen einfach wissen, ob Sie mir Ihr leibeigenes Mädel Matrjona abtreten wollen oder nicht!‹ – Die Alte fing an zu stöhnen: – ›Ach, er hat mich so aufgeregt! Ach, sagt ihm, er solle gehen! Ach . . .!‹ Die Verwandte sprang auf sie zu und fing an, auf mich zu schreien. Die Alte stöhnt aber immer: ›Womit habe ich das verdient . . .? Ich bin wohl nicht mehr Herrin in meinem Hause? Ach, ach!‹ – Ich griff nach meinem Hut und rannte wie verrückt hinaus.«

»Vielleicht«, fuhr der Erzähler fort, »werden Sie mich dafür tadeln, daß ich mich so sehr an ein Mädel aus niederem Stande gehängt hatte; ich habe nicht die Absicht, mich zu rechtfertigen . . . es war eben so gekommen! Glauben Sie mir, ich fand weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe . . . Ich quälte mich! Warum, dachte ich mir, habe ich das unglückliche Mädel zugrunde gerichtet! Wenn ich mir nur vorstellte, sie müsse in grober Kleidung die Gänse hüten, werde auf herrschaftlichen Befehl schlecht behandelt oder vom Schulzen, einem Bauern in geteerten Stiefeln, auf das gemeinste beschimpft, so kam mir der kalte Schweiß. Nun, ich hielt es nicht aus, ich erfuhr, in welches Dorf man sie verschickt hatte, stieg in den Sattel und ritt hin. Erst am nächsten Tag gegen Abend kam ich hin. Offenbar hatte man von mir einen solchen Streich nicht erwartet und keinerlei Anordnungen für einen solchen Fall getroffen. Ich komme direkt zum Schulzen, als wäre ich ein Nachbar; ich trete in den Hof und sehe:

Matrjona sitzt auf der Treppe, den Kopf in die Hand gestützt. Sie schrie leise auf, aber ich drohte ihr mit dem Finger und zeigte auf das freie Feld hinter dem Hof. Dann trat ich in die Stube, plauderte mit dem Schulzen, log ihm das Blaue vom Himmel herunter, wartete einen günstigen Augenblick ab und ging zu Matrjona hinaus. Die Ärmste fiel mir um den Hals. Blaß und mager war mein Täubchen geworden. Wissen Sie, ich sage ihr: ›Hör auf, Matrjona, hör auf, weine nicht . . .‹, mir laufen aber dabei die Tränen die Wangen herab . . . Endlich schämte ich mich doch und sagte zu ihr: ›Matrjona, Tränen helfen nichts, man muß aber sozusagen entschlossen handeln, du mußt mit mir fliehen; ja, ja, so muß man handeln!‹ Matrjona war ganz starr. ›Das geht doch nicht! Ich stürze mich ins Unglück, sie werden mich dann ganz auffressen!‹ – ›Du Dumme, wer wird dich finden?‹ – ›Man wird mich finden, man wird mich ganz gewiß finden! Ich danke Ihnen, Pjotr Petrowitsch, nie werde ich Ihnen Ihre Güte vergessen, aber jetzt verlassen Sie mich, so ist wohl einmal mein Schicksal.‹ – ›Ach, Matrjona, Matrjona, ich habe dich doch für ein Mädel von Charakter gehalten.‹ – Sie hatte in der Tat viel Charakter . . . ein goldenes Herz hatte sie! – ›Was sollst du hier bleiben? Es ist doch alles eins; schlimmer kann es gar nicht werden. Sag doch: Hast du nicht die Fäuste des Schulzen gekostet, was?‹ Matrjona flammte auf und ihre Lippen zitterten. – ›Wenn ich es tue, wird man meiner Familie das Leben sauer machen.‹ – ›Geh mir mit deiner Familie . . . Wird man sie vielleicht verschicken?‹ – ›Man wird sie verschicken; meinen Bruder wird man ganz sicher verschicken.‹ – ›Und den Vater?‹ – ›Den Vater wird man nicht verschicken; er ist bei uns der einzige gute Schneider.‹ – ›Nun siehst du es; dein Bruder wird deshalb nicht zugrunde gehen.‹ – Glauben Sie es mir, ich hatte viel Mühe, sie zu überreden; es fiel ihr sogar ein, man würde auch mich zur Verantwortung ziehen . . . ›Das ist nicht deine Sache‹, sagte ich ihr . . . Endlich entführte ich sie doch . . . nicht dieses Mal, aber ein anderes: Ich kam nachts mit einem Wagen gefahren und entführte sie.«

»Sie entführten sie?«

»Ja, ich entführte sie . . . So blieb sie bei mir wohnen. Mein Häuschen ist klein, viel Dienstboten habe ich nicht. Meine Leute, ich kann es offen sagen, achteten mich hoch; sie hätten mich um nichts in der Welt verraten. Mein Leben wurde schön. Matrjona erholte sich und kam zu Kräften; ich hing an ihr sehr . . . Ach, war das ein Mädel!

Wo hatte sie das nur her? Sie verstand zu singen und zu tanzen und auch Gitarre zu spielen . . . Den Nachbarn zeigte ich sie nicht: Wie leicht hätten sie es ausplaudern können! Ich hatte aber einen Herzensfreund, Pantelej Gornostajew – kennen Sie ihn nicht? Der war ganz vernarrt in sie; er küßte ihr wie einer Gnädigen die Hände, wirklich! Ich muß Ihnen auch sagen: Dieser Gornostajew ist ein ganz anderer Mensch als ich. Ein gebildeter Mensch, den ganzen Puschkin hatte er gelesen; wenn er zuweilen mit mir und mit Matrjona sprach, so rissen wir nur den Mund auf. Er lehrte sie sogar schreiben, der Kauz! Wie ich sie aber kleidete – viel besser als die Gouverneurin; ich ließ ihr einen Mantel machen aus himbeerrotem Samt mit Pelzbesatz . . . Wie gut ihr dieser Mantel stand! Den Mantel hatte eine Moskauer Madame nach der neuesten Mode auf Taille genäht. So sonderbar ist diese Matrjona! Manchmal sitzt sie stundenlang nachdenklich da, blickt auf den Boden und zuckt mit keiner Braue; ich sitze auch dabei, sehe sie an und kann mich gar nicht satt sehen, als sähe ich sie zum erstenmal . . . Sie lächelt, und das Herz bebt mir im Leibe, als kitzelte mich jemand. Oder sie fängt plötzlich an zu lachen, zu scherzen, zu tanzen; sie umarmt mich so fest, so heiß, daß mir der Kopf schwindelt. Von früh bis spät denke ich mir manchmal: Womit kann ich ihr eine Freude machen? Glauben Sie mir; ich beschenkte sie, nur um zu sehen, wie sie vor Freude rot wird, wie sie mein Geschenk anprobiert und mit dem neuen Putz auf mich zugeht und mich küßt. – Es ist unbekannt, auf welche Weise ihr Vater Kulik Wind von der Sache bekam; der Alte kam, um uns beide zu sehen; und fing bitter zu weinen an . . . So lebten wir an die fünf Monate; wie gerne hätte ich mit ihr mein ganzes Leben verbracht, aber ich habe einmal so ein verfluchtes Schicksal!«

Pjotr Petrowitsch hielt inne.

»Was geschah dann?« fragte ich ihn mit Teilnahme.

Er winkte erregt mit der Hand.

»Alles ging zum Teufel. Ich richtete sie selbst zugrunde. Meine Matrjona liebte über alles das Schlittenfahren und pflegte selbst die Pferde zu lenken; sie zog ihren Pelz und gestickte Torschoksche Handschuhe an und schrie nur so vor Freude. Wir fuhren immer nur am Abend aus, wissen Sie, um niemand zu begegnen. Einmal war so ein schöner, frostiger, heiterer, windloser Tag . . . wir fuhren aus. Matrjona nahm die Zügel. Ich sehe: Wo fährt sie denn hin? Doch nicht

nach Kukujewka, ins Dorf ihrer Herrin? Sie fährt aber wirklich nach Kukujewka. Ich sage ihr: ›Verrückte, wohin fährst du?‹ Sie sieht mich über die Schulter an und lächelt. ›Wir wollen einmal kühn sein!‹ Nun, denke ich mir, es sei . . .! Es ist doch schön, am Herrenhaus vorbeizufahren? Es ist doch schön, nicht wahr? So fahren wir hin. Mein Paßgänger schwimmt nur so, die Seitenpferde wirbeln daher, da ist schon die Kirche von Kukujewka zu sehen; auf der Straße kommt aber eine alte grüne Kutsche gekrochen und hinten steht ein Lakai . . . Die Gnädige, die Gnädige kommt gefahren! Mir wurde bange. Matrjona aber schlug das Pferd mit einem Zügel und sauste gerade auf die Kutsche los! Der Kutscher sieht, verstehen Sie, es fliegt ihm so etwas wie ein Alchimeres entgegen, er will ausweichen, macht aber eine zu scharfe Wendung und schmeißt die Kutsche in einen Schneehaufen um. Das Glas zerbricht, die Gnädige schreit: ›Ei, ei, ei! Ei, ei, ei!‹ Die Gesellschafterin winselt: ›Halt, halt!‹ Wir aber sausen vorüber. So jagen wir dahin, und ich denke mir: Es wird schlimm enden, ich hätte ihr nicht erlauben sollen, nach Kukujewka zu fahren. Und was glauben Sie? Die Gnädige hatte die Matrjona erkannt, auch mich hatte die Alte erkannt und eine Klage eingereicht: ›Mein flüchtiges leibeigenes Mädel wohnt beim Edelmann Karatajew‹; der Klage fügte sie das übliche Geldgeschenk bei. Ich sehe, es kommt zu mir der Isprawnik gefahren; der Isprawnik ist aber mein Bekannter, Stepan Sergejitsch Kusowkin, ein guter Mensch; das heißt, eigentlich gar kein guter Mensch. So kommt er zu mir und sagt: ›So und so, Pjotr Petrowitsch, was denken Sie sich eigentlich . . .? Die Verantwortung ist schwer und auch die Gesetze darüber sind sehr klar.‹ Ich sage ihm: ›Darüber werden wir natürlich noch reden, wollen Sie aber nicht erst etwas zu sich nehmen nach der Fahrt?‹ Er weigerte sich nicht, sagte aber: ›Die Gerechtigkeit verlangt es, Pjotr Petrowitsch, urteilen Sie doch selbst!‹ – ›Natürlich, die Gerechtigkeit‹, sage ich ihm, ›gewiß . . . ich habe aber gehört, daß Sie einen Rappen haben, wollen Sie diesen Rappen nicht gegen meinen Lampurdos umtauschen . . .? Das Mädel Matrjona Fjodorowna ist aber nicht bei mir.‹ – ›Nun‹, sagt er, ›Pjotr Petrowitsch, das Mädel ist doch bei Ihnen, wir leben ja nicht in der Schweiz . .. mein Pferdchen kann ich aber wohl gegen Ihren Lampurdos eintauschen, das läßt sich machen; ich kann ihn auch so nehmen.‹ Dieses Mal fertigte ich ihn ab. Aber die Alte fuhr aus der Haut: ›Zehntausend Rubel‹, sagte sie, ›will ich es mich kosten lassen.‹

Sehen Sie, es war ihr, als sie mich gesehen hatte, eingefallen, mich mit ihrer grünen Gesellschafterin zu verheiraten – das erfuhr ich später; darum war sie so wütend geworden. Was solchen Damen nicht alles einfällt . . .! Es kommt wohl vor Langeweile. Nun hatte ich es schwer: Ich geizte nicht mit Geld und hielt Matrjona versteckt, es half aber alles nichts! Sie hetzten mich und machten mich ganz toll. Ich geriet in Schulden, wurde krank . . . So liege ich eines Nachts im Bett und denke mir: Du lieber Gott, wofür werde ich so gestraft? Was soll ich machen, wenn ich nicht von ihr lassen kann . . .? Ich kann es nicht, und fertig! – Da kommt zu mir ins Zimmer Matrjona. Um jene Zeit hielt ich sie auf einem Vorwerk zwei Werst von meinem Haus versteckt. Ich erschrak. – ›Was gibt's? Hat man dich dort entdeckt?‹ – ›Nein, Pjotr Petrowitsch‹, sagt sie, ›niemand hat mich in Bubnowo beunruhigt; wird es aber noch lange so gehen? Mein Herz‹, sagt sie, ›bricht mir entzwei, Pjotr Petrowitsch; Sie tun mir leid, Liebster; niemals werde ich Ihre Güte vergessen, Pjotr Petrowitsch, jetzt komme ich aber, um mich von Ihnen zu verabschieden.‹ – ›Was hast du, was hast du, du Verrückte . . .? Verabschieden? Wieso, verabschieden . . .?‹ – ›So . . . ich gehe jetzt hin und liefere mich aus.‹ – ›Ich werde dich auf dem Dachboden einsperren, du Verrückte . . . Oder willst du mich zugrunde richten? Mich töten?‹ – Das Mädel schweigt und blickt zu Boden. – ›Nun, sprich doch, sprich!‹ – ›Ich will Ihnen keine Sorgen mehr machen, Pjotr Petrowitsch.‹ – Nun, geh einer hin und rede mit ihr . . . – ›Weißt du, dumme Gans, du bist einfach ver . . . verrückt . . .‹«

Pjotr Petrowitsch fing an, bitter zu schluchzen.

»Was glauben Sie?« fuhr er fort, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug und versuchte, die Brauen zusammenzuziehen, während ihm die Tränen über seine glühenden Wangen liefen: »Das Mädchen hat sich wirklich ausgeliefert, sie ging hin und lieferte sich aus . . .«

»Die Pferde sind bereit!« rief feierlich der Stationsaufseher, ins Zimmer tretend.

Wir standen beide auf.

»Was wurde denn aus Matrjona?« fragte ich.

Karatajew winkte abwehrend mit der Hand.

Ein Jahr nach meiner Begegnung mit Karatajew kam ich zufällig nach Moskau. Einmal ging ich vor dem Essen in ein Kaffeehaus, das sich hinter der Jägerzeile befand, ein originelles Moskauer Kaffeehaus. Im Billardzimmer sah man durch die Rauchwolken gerötete Gesichter, Schnurrbärte, Köpfe, altmodische Schnürjoppen und allermodernste Trachten. Magere Greise in bescheidenen Röcken lasen russische Zeitungen. Die Kellner rannten mit den Tabletts schnell über die grünen Läufer hin und her. Kaufleute tranken mit schmerzvoller Anstrengung Tee. Plötzlich trat aus dem Billardzimmer ein ziemlich zerzauster und nicht ganz nüchterner Mann. Er steckte die Hände in die Taschen, senkte den Kopf und sah sich gedankenlos um.

»Bah, bah, bah! Pjotr Petrowitsch . . .! Wie geht es Ihnen?«

Pjotr Petrowitsch fiel mir beinahe um den Hals und schleppte mich, leicht schwankend, in ein kleineres Nebenzimmer.

»So, hier«, sagte er, mich sorgsam in einen Lehnstuhl setzend, »hier werden Sie es bequem haben. Kellner, Bier! Das heißt nein, Champagner! Ich muß gestehen, ich habe es nicht erwartet . . . Seit wie lange? Auf wie lange? So hat es Gott sozusagen gefügt . . .«

»Erinnern Sie sich noch . . .«

»Wie sollte ich mich nicht erinnern«, unterbrach er mich hastig, »es sind alte Geschichten . . . alte Geschichten . . .«

»Nun, was treiben Sie hier, liebster Pjotr Petrowitsch?«

»Ich lebe, wie Sie sehen. Das Leben ist hier gut, die Leute sind freundlich. Hier habe ich Ruhe gefunden.«

Er seufzte auf und hob die Augen zum Himmel.

»Dienen Sie?«

»Nein, ich diene nicht, will aber bald eine Stelle nehmen. Aber was ist so ein Dienst . . .? Das Wichtigste sind doch die Menschen. Was für Menschen habe ich hier kennengelernt . . .!«

Der Kellnerjunge brachte eine Flasche Champagner auf einem schwarzen Tablett.

»Auch dieser da ist ein guter Mensch . . . nicht wahr, Waßja, du bist ein guter Mensch? Auf dein Wohl!«

Der Junge blieb stehen, nickte höflich mit dem Kopf, lächelte und ging hinaus.

»Ja, hier sind gute Menschen«, fuhr Pjotr Petrowitsch fort, »Menschen mit Gemüt und Herz . . . Wollen Sie? Ich will Sie mit ihnen bekannt machen. So prächtige Burschen . . . Sie werden sich alle freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich will Ihnen sagen . . . Bobrow ist gestorben, dieser Jammer!«

»Was für ein Bobrow?«

»Sergej Bobrow. War ein prachtvoller Mensch; er hatte sich meiner, des ungebildeten Steppenmenschen, angenommen. Auch Pantelej Gornostajew ist tot. Alle sind tot, alle!«

»Haben Sie die ganze Zeit in Moskau gelebt? Waren Sie nie auf dem Land?«

»Auf dem Land . . .? Mein Landgut hat man verkauft.«

»Verkauft?«

»Öffentlich versteigert . . . Schade, daß Sie es nicht gekauft haben!«

»Wovon werden Sie jetzt leben, Pjotr Petrowitsch?«

»Ich werde nicht verhungern, so Gott will! Wenn ich kein Geld, habe, so habe ich Freunde. Was ist Geld? – Staub! Gold ist Staub!«

Er schloß die Augen, wühlte in seiner Tasche und hielt mir zwei Fünfzehnkopekenstücke und ein Zehnkopekenstück auf der flachen Hand hin.

»Was ist das? Es ist doch Staub?« (Und das Geld flog auf die Erde.) »Sagen Sie mir lieber, haben Sie etwas von Poleschajew gelesen?«

»Ja.«

»Haben Sie Motschalow im *Hamlet* gesehen?«

»Nein, ich habe ihn nicht gesehen.«

»Sie haben ihn nicht gesehen, nicht gesehen . . .« Karatajews Gesicht erbleichte, seine Augen schweiften unruhig umher; er wandte sich ab; ein leichtes Zucken lief über seine Lippen. »Ach, Motschalow, Motschalow! ›Sterben – schlafen‹«, sagte er mit dumpfer Stimme.

»Nichts weiter! Und zu wissen, daß ein Schlaf
das Herzweh und die tausend Schläge endet,
die unseres Fleisches Erbteil; ’s ist ein Ziel
aufs innigste zu wünschen . . . sterben . . . schlafen . . .«

»Schlafen, schlafen«, murmelte er einige Male hintereinander.

»Sagen Sie, bitte . . .«, begann ich – aber er fuhr mit Feuer fort:

»Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel
des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
den Übermut der Ämter und die Schmach,
die Unwert schweigenden Verdienst erweist . . .
. . . . . O Nymphe,
in dein Gebet schließ meine Sünden ein!«

Und er ließ den Kopf auf den Tisch sinken. Er fing an zu stottern und zu phantasieren.

»Ein kurzer Mond!« rief er mit neuer Kraft.

»Ein kurzer Mond, bevor die Schuh' verbraucht,
womit sie meines Vaters Leiche folgte . . .
O Himmel! Würd' ein Tier, das nicht Vernunft hat,
doch länger trauern . . .«

Er hob das Champagnerglas an die Lippen, trank aber nicht und fuhr fort:

». . . Um Hekuba!
Was ist ihm Hekuba, was ist er ihr,
daß er um sie soll weinen . . .? . . . und ich,
ein blöder, schwachgemuter Schurke, schleiche
wie Hans der Träumer, meiner Sache fremd . . .
. . . bin ich 'ne Memme?
Wer nennt mich Schelm? Bricht mir den Kopf entzwei?
Zwickt an der Nase mich? Und straft mich Lügen
tief in den Hals hinein? Wer tut mir dies?
Ha! Nähm' ich's eben doch. – Es ist nichts anders:
Ich hege Taubenmut, mir fehlt's an Galle,
die bitter macht den Druck . . .«

Karatajew ließ das Glas fallen und griff sich an den Kopf. Ich glaubte ihn zu verstehen.

»Ja, so ist es«, sagte er endlich: »Hin ist hin . . . Nicht wahr?« Er lachte. »Auf Ihr Wohl!«

»Bleiben Sie in Moskau?« fragte ich ihn.

»Ich werde in Moskau sterben!«

»Karatajew!« ertönte es aus dem Nebenzimmer. »Karatajew, wo steckst du? Komm her, lieber Mensch!«

»Man ruft mich«, sagte er, indem er sich schwerfällig erhob. »Leben Sie wohl; besuchen Sie mich, wenn Sie können, ich wohne in ***.«

Aber am nächsten Tag mußte ich infolge unvorhergesehener Umstände Moskau verlassen und sah Pjotr Petrowitsch Karatajew nie wieder.

Das Stelldichein

Im Herbst, um die Mitte September, saß ich einmal in einem Birkengehölz. Vom frühen Morgen an ging ein feiner Regen nieder, der zeitweise mit warmem Sonnenschein abwechselte: Das Wetter war unbeständig. Der Himmel war bald ganz von lockeren weißen Wolken bedeckt, klärte sich bald für eine Weile auf, und dann leuchtete zwischen den Wolken ein Blatt, so heiter und freundlich wie ein schönes Auge. Ich saß da, blickte um mich und lauschte. Das Laub rauschte leise über meinem Kopf; an diesem Geräusch allein konnte man schon die Jahreszeit erkennen. Es war nicht das lustige, lachende an einem klaren, windigen, Tag bebend und stammelnd sich vom blauen Himmel abhebt und jedes ihrer Blätter, wie von einem Strom ergriffen, sich gleichsam losreißen und in die Ferne wegfliegen will. Aber im allgemeinen liebe ich diesen Baum nicht; darum ging ich, ohne mich im Espengehölz aufzuhalten, in das Birkenwäldchen, richtete mich unter einem Bäumchen ein, dessen Äste dicht über der Erde anfingen und mich folglich vor dem Regen schützen konnten, und versank, nachdem ich die Aussicht ringsherum bewundert hatte, in jenen ruhigen, sanften Schlaf, der nur den Jägern allein bekannt ist.

Ich kann nicht sagen, wie lange ich geschlafen hatte; als ich aber die Augen aufschlug, war das ganze Waldinnere vom Sonnenlicht erfüllt, und durch das freudig rauschende Laub leuchtete und funkelte in allen Richtungen ein grellblauer Himmel: Die Wolken waren vom Wind vertrieben und verschwunden; das Wetter hatte sich aufgeheitert, und in der Luft ließ sich jene besondere trockene Frische fühlen, die das Herz mit einem eigentümlichen Gefühl von Rüstigkeit erfüllt und fast immer einen friedlichen und heiteren Abend nach dem regnerischen Tag verheißt. Ich wollte schon aufstehen und wieder mein Glück versuchen, als mein Blick plötzlich eine unbewegliche menschliche Gestalt traf. Ich sah genauer hin: Es war ein junges Bauernmädchen. Sie saß etwa zwanzig Schritt von mir entfernt, den Kopf nachdenklich gesenkt und beide Hände im Schoß; in einer Hand, die halb offen war, lag ein dicker Strauß von Feldblumen, der bei jedem ihrer Atemzüge auf den gewürfelten Rock hinabglitt. Das am Halse und an den Handgelenken zugeknöpfte reine

weiße Hemd lag in kurzen weichen Falten um ihre Taille; große gelbe Glasperlen fielen in zwei Reihen vom Halse auf die Brust herab. Sie war sehr hübsch. Die dichten, schönen aschblonden Haare liefen in zwei sorgfältig gekämmten Halbkreisen unter der schmalen hellroten Binde hervor, die fast auf die elfenbeinweiße Stirn gerückt war; der übrige Teil des Gesichts zeigte jenen goldigen Ton, den der Sonnenbrand nur einer zarten Haut zu verleihen vermag. Ihre Augen konnte ich nicht sehen, sie hob sie nicht; aber ich sah ihre feinen, hochgeschwungenen Brauen und die langen Wimpern; sie waren feucht, und an einer ihrer Wangen glänzte in der Sonne die ausgetrocknete Spur einer Träne, die dicht an ihren leicht erbleichten Lippen stehengeblieben war. Ihr ganzes Köpfchen war reizend; selbst die etwas dicke, runde Nase verdarb es nicht. Besonders gut gefiel mir der Ausdruck ihres Gesichts, er war so einfach und sanft, so traurig und voll kindlichen Erstaunens über die eigene Trauer. Offenbar erwartete sie jemand; im Wald knisterte es leise. Sie hob sofort den Kopf und sah sich um; im durchsichtigen Schatten vor mir leuchteten ihre Augen auf, sie waren groß, hell und scheu wie die einer Hirschkuh. Sie lauschte einige Augenblicke, ohne ihre weitgeöffneten Augen von der Stelle zu wenden, wo das leise Knistern ertönte, seufzte dann, wandte langsam den Kopf, neigte sich noch tiefer und begann, die Blumen auseinanderzunehmen. Ihre Lider röteten sich, die Lippen zuckten bitter, und eine neue Träne rollte unter den dichten Wimpern hervor und funkelte auf ihrer Wange. So verging ziemlich lange Zeit; das arme Mädchen rührte sich nicht, es bewegte nur ab und zu traurig die Arme und lauschte, lauschte . . . Wieder raschelte etwas im Wald – sie fuhr zusammen. Das Rascheln hörte nicht auf, es wurde immer lauter, kam näher, und endlich ließen sich schnelle, entschlossene Schritte vernehmen. Sie richtete sich auf und schien zaghaft zu werden; ihr aufmerksamer Blick zitterte, wie es schien, vor Erwartung. Im Dickicht wurde eine männliche Gestalt sichtbar. Das Mädchen sah gespannt hin, errötete, lächelte freudig und glücklich, wollte schon aufstehen, sank aber gleich wieder zusammen, erbleichte, wurde verlegen und hob ihren bebenden, beinahe flehenden Blick auf den Mann erst, als er neben ihr stehenblieb.

Ich sah ihn von meinem Versteck aus neugierig an. Ich gestehe, er machte auf mich keinen angenehmen Eindruck. Allem Anschein nach

war er der verhätschelte Kammerdiener eines jungen, reichen Herrn. Seine Kleidung verriet Ansprüche auf Geschmack und eine stutzerhafte Nachlässigkeit: Er trug einen kurzen, bronzefarbenen, bis oben zugeknöpften Paletot, wahrscheinlich ein abgelegtes Stück seines Herrn, eine rosa Halsbinde mit lila Enden und eine schwarzsamtene Mütze mit goldener Tresse, bis an die Brauen ins Gesicht gedrückt. Der runde Kragen seines weißen Hemdes schnitt sich ihm unbarmherzig in die Wangen und stützte seine Ohren, und die gestärkten Manschetten bedeckten seine Hände bis an die roten krummen Finger, an denen er silberne und goldene Ringe mit Vergißmeinnicht aus Türkisen trug. Sein rosiges, frisches, freches Gesicht gehörte zu den Gesichtern, die, soweit ich bemerkt habe, die Männer fast immer empören, den Frauen aber leider sehr oft gefallen. Offenbar bemühte er sich, seinen ziemlich groben Zügen einen verächtlichen und gelangweilten Ausdruck zu verleihen; er, kniff seine auch ohnehin winzigen milchgrauen Augen zusammen, verzog das Gesicht, ließ die Mundwinkel herab, gähnte gezwungen und strich sich bald mit einer etwas ungeschickten Ungezwungenheit seine rötlichen, kühn geschwungenen Schläfenlocken und zupfte bald an den gelben Härchen, die auf seiner dicken Oberlippe wuchsen – mit einem Wort, er spielte eine ekelhafte Komödie. Er begann sie zu spielen, sobald er das junge Bauernmädchen erblickt hatte, das auf ihn wartete; er ging langsam, nachlässig auf sie zu, blieb eine Weile stehen, zuckte die Achseln, steckte beide Hände in die Taschen seines Paletots und ließ sich, nachdem er das arme Mädchen kaum eines flüchtigen und gleichgültigen Blickes gewürdigt hatte, auf die Erde nieder.

»Nun«, fing er an, immer auf die Seite blickend, mit dem Fuße wippend und gähnend, »bist du schon lange hier?«

Das Mädchen konnte ihm nicht sogleich antworten.

»Schon lange, Viktor Alexandrytsch«, sagte sie endlich mit kaum hörbarer Stimme.

»Ah!« Er nahm die Mütze ab, fuhr sich majestätisch durch sein gekräuseltes Haar, das fast dicht über den Augenbrauen begann, sah sich mit Würde um und bedeckte dann sorgfältig sein kostbares Haupt. »Ich hatte es ganz vergessen. Außerdem regnete es, siehst du!« Er gähnte wieder. »Furchtbar viel zu tun: Ich muß an eine Menge Sachen denken, und der Herr schimpft noch. Wir reisen morgen . . .«

»Morgen?« rief das Mädchen und richtete auf ihn ihren erschrockenen Blick.

»Morgen . . . Nun, nun, nun, ich bitte dich«, begann er hastig und ärgerlich, als er sah, daß sie am ganzen Körper erbebte und still den Kopf senkte, »ich bitte dich, Akulina, weine nicht. Du weißt, ich kann das nicht leiden.« Er rümpfte seine stumpfe Nase. »Sonst geh' ich gleich wieder weg . . . Was für Dummheiten – weinen!«

»Ich werde nicht, ich werde nicht weinen«, erwiderte Akulina hastig, mit Anstrengung die Tränen schluckend. »Sie reisen also morgen?« fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu. »Wann werden wir uns wiedersehen, Viktor Alexandrytsch?«

»Wir werden uns schon wiedersehen. Wenn nicht im nächsten Jahr, so später einmal. Der Herr scheint in Petersburg in den Dienst treten zu wollen«, fuhr er fort, die Worte nachlässig und etwas durch die Nase aussprechend, »vielleicht gehen wir auch ins Ausland.«

»Sie werden mich vergessen, Viktor Alexandrytsch«, sagte Akulina traurig.

»Nein, warum denn? Ich werde dich nicht vergessen. Sei aber vernünftig, mach keine Dummheiten und höre auf den Vater . . . Ich werde dich aber nicht vergessen, nein.« Er rekelte sich ruhig und gähnte wieder.

»Vergessen Sie mich nicht, Viktor Alexandrytsch«, fuhr sie mit flehender Stimme fort. »Ich habe Sie doch so geliebt, alles tat ich für Sie . . . Sie sagen, ich solle auf den Vater hören, Viktor Alexandrytsch . . . Wie soll ich aber auf ihn hören . . .«

»Warum denn nicht?« Er sprach diese Worte, als kämen sie aus dem Magen; dabei lag er auf dem Rücken, die Hände im Nacken.

»Aber Viktor Alexandrytsch, Sie wissen es doch selbst.«

Sie verstummte. Viktor spielte mit seiner stählernen Uhrkette.

»Akulina, du bist doch ein gescheites Mädel«, begann er endlich, »rede daher keinen Unsinn. Ich will ja dein Bestes, verstehst du mich? Gewiß, du bist nicht dumm, bist nicht ganz Bäuerin sozusagen; auch deine Mutter ist nicht immer Bäuerin gewesen. Aber du bist immerhin ungebildet und mußt darum folgen, wenn man dir etwas sagt.«

»Es ist so schrecklich, Viktor Alexandrytsch.«

.»Unsinn, meine Liebe, was soll da schrecklich sein? Was hast du da«, fügte er hinzu, sich zu ihr umwendend. »Blumen?«

»Ja, Blumen«, antwortete Akulina traurig. »Ich habe Färbergarben gepflückt«, fuhr sie etwas lebhafter fort, »die sind gut für die Kälber. Und das ist Wasserdost, gegen die Skrofeln. Schauen Sie nur, was für eine herrliche Blume, eine so herrliche Blume habe ich noch nie gesehen. Das sind Vergißmeinnicht und das Veilchen . . . Diese aber habe ich für Sie gepflückt«, fügte sie hinzu, unter den gelben Färbergarben ein kleines, mit einem Grashalm zusammengebundenes Sträußchen Kornblumen hervorziehend, »wollen Sie sie haben?«

Viktor streckte träge die Hand aus, nahm das Sträußchen, roch nachlässig daran und fing an, es zwischen den Fingern zu drehen, nachdenklich und wichtig zum Himmel aufblickend. Akulina sah ihn an . . . In ihrem traurigen Blick war soviel zarte Hingebung, andächtige Demut und Liebe. Sie fürchtete ihn und wagte nicht zu weinen, sie nahm von ihm Abschied und betrachtete ihn entzückt zum letztenmal; er aber rekelte sich wie ein Sultan und ertrug mit großmütiger Geduld und Herablassung ihre Anbetung. Ich muß gestehen, daß ich mit Empörung sein rotes Gesicht betrachtete, in dem neben der geheuchelten, verächtlichen Gleichgültigkeit auch eine befriedigte und übersättigte Eigenliebe zu sehen war. Akulina war in diesem Augenblick so schön: Ihre ganze Seele öffnete sich ihm so vertrauensvoll und leidenschaftlich entgegen, sie strebte zu ihm, schmiegte sich an ihn, er aber . . . er ließ die Kornblumen auf die Erde fallen, zog aus der Seitentasche seines Paletots ein rundes, in Bronze gefaßtes Glas und begann, es sich ins Auge zu drücken; wie sehr er sich auch mühte, es mit der gerunzelten Braue, der erhobenen Wange und sogar mit der Nase festzuhalten, das Glas fiel immer wieder heraus und glitt ihm auf die Hand.

»Was ist das?« fragte endlich Akulina erstaunt.

»Ein Lorgnon«, antwortete er wichtig.

»Wozu?«

»Um besser zu sehen.«

»Zeigen Sie es mir.«

Viktor verzog das Gesicht, reichte ihr aber das Glas.

»Paß auf, zerbrich es nicht.«

»Keine Angst, ich zerbreche es nicht.« Sie führte das Glas vorsichtig ans Auge. »Ich sehe nichts«, sagte sie harmlos.

»Kneif doch das Auge zu«, entgegnete er mit der Stimme eines unzufriedenen Schulmeisters. Sie kniff das Auge zu, vor dem sie das Glas hielt. »Nein, nicht dieses, nicht dieses, du Dumme! Das andere«, rief Viktor und nahm ihr das Lorgnon weg, ohne ihr Zeit zu lassen, ihren Fehler wieder gutzumachen.

Akulina errötete, lachte leise und wandte sich weg.

»Es taugt wohl nicht für uns«, sagte sie,

»Das will ich meinen!«

Die Arme schwieg eine Weile und seufzte tief. »Ach, Viktor Alexandrytsch, wie werde ich ohne Sie leben!« sagte sie plötzlich.

Viktor wischte das Lorgnon mit dem Mantelschoß ab und steckte es wieder in die Tasche.

»Ja, ja«, sagte er endlich, »es wird dir anfangs wirklich schwer fallen.« Er klopfte sie herablassend auf die Schulter; sie nahm leise seine Hand von ihrer Schulter und küßte sie schüchtern. »Nun, gewiß, du bist ein gutes Mädel«, fuhr er mit einem selbstgefälligen Lächeln fort, »aber was soll man machen? Urteile doch selbst! Mein Herr und ich können doch nicht hier bleiben; bald beginnt der Winter, und im Winter auf dem Land, du weißt es selbst, ist es einfach gemein. Wie anders ist es in Petersburg! Dort gibt es solche Wunder, wie du Dumme sie dir nicht vorstellen kannst. Was für Häuser, was für Straßen, und erst die Gesellschaft, die Bildung – wunderbar . . .« Akulina hörte ihm mit verzehrender Neugierde zu, den Mund wie ein Kind halb geöffnet. »Übrigens«, fügte er hinzu, sich auf der Erde rekelnd, »wozu erzähle ich dir das alles? Du kannst es ja doch nicht verstehen!«

»Warum denn nicht, Viktor Alexandrytsch? Ich habe es verstanden, ich habe alles verstanden.«

»Schau, schau!«

Akulina senkte den Kopf.

»Früher haben Sie mit mir nicht so gesprochen, Viktor Alexandrytsch«, sagte sie, ohne die Augen zu heben.

»Früher . . .? Früher! Sieh mal an . . .! Früher!« bemerkte er unzufrieden.

Beide schwiegen.

»Ich muß aber gehen«, sagte Viktor und stützte sich schon auf einen Ellenbogen . . .

»Warten Sie noch ein Weilchen«, versetzte Akulina mit flehender Stimme.

»Worauf soll ich warten . . .? Ich hab' mich ja von dir schon verabschiedet.«

»Warten Sie«, wiederholte Akulina.

Viktor legte sich wieder hin und fing zu pfeifen an. Akulina sah ihn unverwandt an. Ich konnte sehen, wie sie allmählich in Aufregung geriet; ihre Lippen zuckten, ihre Wangen röteten sich . . .

»Viktor Alexandrytsch«, begann sie endlich mit stockender Stimme, »es ist Sünde . . . es ist Sünde, Viktor Alexandrytsch, bei Gott!«

»Was ist Sünde?« fragte er mit gerunzelten Brauen, indem er sich leicht erhob und den Kopf zu ihr wandte.

»Es ist Sünde, Viktor Alexandrytsch. Hätten Sie mir doch nur ein einziges gutes Wörtchen zum Abschied gesagt; ein einziges gutes – Wörtchen mir, der Armen, Verlassenen . . .«

»Was soll ich dir sagen?«

»Ich weiß es nicht; das müssen Sie besser wissen, Viktor Alexandrytsch. Sie reisen doch fort, und kein einziges Wörtchen . . . Womit habe ich das verdient?«

»Wie merkwürdig du bist! Was kann ich denn sagen?«

»Wenn nur ein einziges Wörtchen . . .«

»Immer dasselbe«, sagte er ärgerlich und stand auf.

»Seien Sie nicht böse, Viktor Alexandrytsch«, fügte sie schnell hinzu, mit Mühe die Tränen zurückhaltend.

»Ich bin nicht böse, aber du bist dumm . . . Was willst du? Ich kann dich doch nicht heiraten? Ich kann es doch nicht? Also was willst du dann? Was?« Er streckte das Gesicht vor, als erwarte er eine Antwort, und spreizte die Finger.

»Ich will nichts . . . gar nichts«, antwortete sie stotternd und kaum wagend, ihm ihre bebenden Hände entgegenzustrecken, »aber nur ein einziges Wörtchen zum Abschied . . .«

Aus ihren Augen stürzten Tränen.

»Das habe ich mir auch gedacht, jetzt weint sie«, versetzte Viktor kaltblütig, indem er sich die Mütze von hinten über die Augen stülpte.

»Ich will nichts«, fuhr sie fort, schluchzend und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, »aber wie wird es mir jetzt in meiner Familie sein, wie? Und was soll aus mir Unglücklichen werden? Mit einem verhaßten Mann wird man mich Verwaiste verheiraten . . . Mein armer Kopf!«

»Weine nur, weine«, murmelte Viktor halblaut, von einem Fuß auf den anderen tretend.

»Hätten Sie mir doch nur ein einziges Wörtchen gesagt, nur ein einziges . . .« Und nach einer langen Pause: »Hätten Sie mir doch gesagt: ›Akulina, ich . . .‹«

Ein plötzliches, herzzerreißendes Schluchzen ließ sie nicht zu Ende sprechen, sie warf sich mit dem Gesicht ins Gras und fing bitter zu weinen an . . . Ihr ganzer Körper zitterte wie im Krampf, ihr Nacken hob sich . . . Der lange zurückgehaltene Schmerz brach endlich als unaufhaltsamer Strom hervor. Viktor stand eine Weile neben ihr, zuckte die Achseln, drehte sich um und entfernte sich mit großen Schritten.

Es vergingen einige Augenblicke . . . Sie wurde stiller, hob den Kopf, sprang auf, sah sich um und schlug die Hände zusammen; sie wollte ihm nachlaufen, aber ihre Füße knickten ein, sie fiel in die Knie . . . Ich hielt es nicht länger aus und stürzte mich zu ihr; aber kaum hatte sie mich gesehen, als sie, Gott weiß woher, wieder zu Kräften kam; sie erhob sich mit einem leisen Schrei und verschwand zwischen den Bäumen, die auf der Erde zerstreuten Blumen zurücklassend.

Ich blieb eine Weile stehen, hob das Kornblumensträußchen auf und ging aus dem Wäldchen auf das freie Feld. Die Sonne stand tief auf dem blassen, heiteren Himmel, ihre Strahlen schienen welk und kälter geworden zu sein, sie glänzten nicht mehr und ergossen sich als ein gleichmäßiges, wässeriges Licht. Bis zum Abend blieb höchstens eine halbe Stunde, aber das Abendrot fing erst eben zu glühen an. Ein Wind kam mir stoßweise über das gelbe, trockene Stoppelfeld entgegen; vor ihm wirbelten hastig über die Straße am Waldessaum hin kleine, dürre Blätter; die dem Feld zugekehrte Seite des Gehölzes zitterte und flimmerte klar, doch nicht grell; auf dem rötlichen Gras, auf den Strohhalmen, überall glänzten und wogten

zahllose Herbstfäden. Ich blieb stehen . . . Es wurde mir traurig ums Herz; durch das freudige, wenn auch noch frische Lächeln der welkenden Natur glaubte ich die bedrückende Angst vor dem nahenden Winter zu spüren. Hoch über mir flog ein vorsichtiger Rabe, die Luft schwer und scharf mit seinen Flügeln schneidend; er wandte den Kopf, sah mich von der Seite an, schwang sich auf und verschwand mit abgerissenem Gekrächze hinter dem Wald; ein großer Schwarm Tauben stieg schnell von der Tenne auf, wirbelte plötzlich in einer Säule auf, zerstreute sich geschäftig über das Feld – ein Zeichen des Herbstes! Jemand fuhr über die entblößten Hügel, und sein leerer Wagen rasselte laut . . .

Ich kehrte nach Hause zurück; aber das Bild der armen Akulina kam mir lange nicht aus dem Sinn, und ihre schon längst verwelkten Kornblumen bewahre ich auch heute noch auf . . .

Der Hamlet des Schtschigrowschen Kreises

Auf einer meiner Fahrten wurde ich vom reichen Gutsbesitzer und Jagdliebhaber Alexander Michailytsch G*** zum Essen geladen. Sein Gut lag etwa fünf Werst von dem kleinen Dörfchen, in dem ich damals wohnte. Ich zog meinen Frack an, ohne den ich niemand rate, sogar zur Jagd auszufahren, und begab mich zu Alexander Michailytsch. Das Mittagessen war für sechs Uhr angesetzt; ich kam um fünf und traf bereits eine große Anzahl von Edelleuten in Uniform, in Zivilkleidern und in anderen, weniger charakteristischen Anzügen vor. Der Hausherr empfing mich freundlich, lief aber gleich in das Dienstbotenzimmer. Er erwartete irgendeinen hohen Würdenträger und befand sich daher in einer gewissen Aufregung, die zu seiner unabhängigen Stellung in der Gesellschaft und seinem Reichtum gar nicht paßte. Alexander Michailytsch war nie verheiratet gewesen und liebte keine Frauen; bei ihm versammelten sich lauter Herren. Er lebte auf großem Fuß, vergrößerte seinen Ahnensitz und stattete ihn mit großem Pomp aus, verschrieb sich alljährlich für etwa fünfzehntausend Rubel Wein aus Moskau und genoß überhaupt das größte Ansehen. Alexander Michailytsch hatte schon längst den Dienst quittiert und strebte nach keinen Ehren . . . Was veranlaßte ihn dann, sich den Besuch des hochgestellten Gastes zu erbetteln und sich am Tag des feierlichen Mittagessens vom Morgen an so aufzuregen? Das bleibt vom Dunkel der Ungewißheit verhüllt, wie mein Bekannter, ein Gerichtsbeamter, zu antworten pflegte, wenn man ihn fragte, ob er von freiwilligen Gebern Geldgeschenke annehme.

Als mich der Hausherr verlassen hatte, begann ich durch die Zimmer herumzuirren. Fast alle Gäste waren mir unbekannt; an die zwanzig Mann saßen schon beim Kartenspiel. Unter diesen Liebhabern von Préférence befanden sich zwei Militärs mit adligen, aber etwas abgelebten Gesichtern, einige Zivilisten in hohen, engen Halsbinden mit herabhängenden, gefärbten Schnurrbärten, wie man sie nur bei entschlossenen, aber wohlgesinnten Herren sieht (diese wohlgesinnten Herren lasen mit Wichtigkeit die Karten vom Tisch auf und warfen, ohne den Kopf zu wenden, Seitenblicke auf die Vorbeigehenden); fünf oder sechs Kreisbeamte mit runden Bäuchlein,

vollen, schweißigen Händchen und bescheiden unbeweglichen Beinchen (diese Herren sprachen mit sanfter Stimme, lächelten mild nach allen Seiten, hielten ihre Karten dicht vor den Vorhemdchen und schlugen, wenn sie einen Trumpf ausspielten, nicht auf den Tisch, sondern ließen vielmehr ihre Karten wellenförmig auf das grüne Tuch fallen und erzeugten, wenn sie die Stiche zusammenlegten, ein leichtes, wohlanständiges und höfliches Knistern). Die übrigen Edelleute saßen auf den Sofas und drängten sich gruppenweise an den Türen und Fenstern; ein nicht mehr junger Gutsbesitzer von frauenhaftem Aussehen stand in einer Ecke, zuckte zuweilen zusammen, errötete und spielte verlegen mit dem Petschaft der Uhrkette auf seinem Magen, obwohl ihn niemand beachtete; einige Herren in runden Fräcken und karierten Pantalons, einem Erzeugnis des Moskauer Schneiders Firs Kljuschin, unterhielten sich äußerst ungezwungen und lebhaft, wobei sie ihre kahlen und fetten Nacken frei bewegten; ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, kurzsichtig und blond, vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet, zeigte große Schüchternheit, lächelte aber giftig . . .

Ich fing schon an, mich zu langweilen, als sich zu mir plötzlich ein gewisser Woinizyn gesellte, ein junger Mann, der seine Studien nicht beendet hatte und im Hause Alexander Michailytschs in Eigenschaft eines . . . es ist schwer zu sagen, in welcher Eigenschaft er da lebte. Er schoß vorzüglich und verstand sich auf die Dressur von Hunden. Ich hatte ihn schon in Moskau gekannt. Er gehörte zu jenen jungen Leuten, die bei jedem Examen von einem Starrkrampf befallen wurden, das heißt, kein Wort auf die Fragen des Professors zu sagen wußten. Diese Herren nannte man des schönen Stiles wegen auch ›Backenbartisten‹. (Es ist schon lange her, wie Sie zu sehen belieben.) Das spielte sich auf folgende Weise ab: Es wurde z. B. Woinizyn aufgerufen. Woinizyn, der bis dahin unbeweglich und gerade, vom Kopf bis zu den Füßen in Schweiß gebadet auf seiner Bank gesessen und langsam, aber gedankenlos seine Augen hatte herumschweifen lassen; erhob sich, knöpfte hastig seinen Uniformrock bis oben zu und näherte sich seitwärts dem Tisch der Examinatoren. – »Wollen Sie sich ein Billett nehmen«, sagte der Professor freundlich zu ihm. Woinizyn streckte die Hand aus und berührte zitternd den Haufen der Billette mit seinen Fingern. – »Suchen Sie sich bitte eines heraus«, bemerkte mit zitternder Stimme irgendein unbeteiligter, aber

reizbarer Greis, ein Professor von einer anderen Fakultät, von einem plötzlichen Haß gegen den unglücklichen Backenbartisten erfüllt. Woinizyn ergab sich in sein Schicksal, nahm ein Billett, zeigte die Nummer vor und setzte sich ans Fenster, während sein Vorgänger examiniert wurde. Am Fenster blickte Woinizyn unverwandt auf sein Billett, ließ nur ab und zu langsam seinen Blick umherschweifen und rührte im übrigen kein Glied. Sein Vorgänger ist nun fertig geworden, und man sagt zu ihm: »Gut, Sie können gehen« oder sogar: »Gut, sehr gut«, je nach seinen Fähigkeiten. Nun wird Woinizyn aufgerufen; Woinizyn steht auf und nähert sich mit festen Schritten dem Tisch. – »Lesen Sie Ihr Billett vor«, sagt man zu ihm. Woinizyn hebt das Billett mit beiden Händen dicht vor die Nase, liest es langsam vor und senkt langsam die Augen. – »Nun, jetzt wollen Sie antworten«, sagt träge derselbe Professor, den Oberkörper zurückwerfend und die Arme auf der Brust kreuzend. Es tritt eine Grabesstille ein. – »Nun?« – Woinizyn schweigt. Der unbeteiligte Greis beginnt zu zucken. – »Sagen Sie doch etwas!« – Mein Woinizyn schweigt wie erstarrt. Sein kurzgeschorener Nacken ragt unbeweglich gegen die neugierigen Blicke aller Kollegen. Dem unbeteiligten Greis wollen die Augen aus dem Kopf springen, nun ist er ganz vom Haß gegen Woinizyn erfüllt. – »Es ist immerhin sonderbar«, bemerkt ein anderer Examinator: »Warum stehen Sie wie stumm da? Sie wissen nichts? Sagen Sie es doch geradeheraus.« – »Gestatten Sie, daß ich mir ein anderes Billett nehme«, sagt der Unglückliche mit dumpfer Stimme. Die Professoren wechseln Blicke. – »Nun, nehmen Sie nur«, antwortet der Hauptexaminator mit einer resignierten Handbewegung. Woinizyn nimmt wieder ein Billett, geht wieder zum Fenster, kehrt zum Tisch zurück und schweigt wieder wie ein Toter. Der unbeteiligte Greis ist imstande, ihn beim lebendigen Leibe aufzufressen. Schließlich läßt man ihn gehen und setzt ihm eine Null. Glaubt ihr etwa, daß er wenigstens jetzt fortgehen wird? Keine Spur! Er kehrt auf seinen Platz zurück und schweigt wieder wie ein Toter, sitzt unbeweglich bis zum Schluß des Examens und ruft beim Weggehen: »Diese Plage! Diese Schinderei!« – Dann geht er den ganzen Tag durch die Straßen von Moskau, greift sich ab und zu an den Kopf und verwünscht sein unglückseliges Schicksal. Natürlich nimmt er aber kein Buch in die Hand, und am nächsten Tag wiederholt sich genau die gleiche Geschichte.

Dieser selbe Woinizyn gesellte sich also zu mir. Wir sprachen von Moskau und von der Jagd.

»Wollen Sie«, flüsterte er mir plötzlich zu, »daß ich Sie mit dem ersten Witzling dieser Gegend bekannt mache?«

»Ich bitte sehr.«

Woinizyn führte mich zu einem kleinen Mann mit hohem Schopf und Schnurrbart, in einem braunen Frack und bunter Halsbinde. Seine galligen, beweglichen Züge atmeten wirklich Geist und Bosheit. Ein flüchtiges, giftiges Lächeln verzerrte fortwährend seine Lippen; die schwarzen, zusammengekniffenen Äuglein blickten frech unter den ungleichen Wimpern hervor. Neben ihm stand ein breitschultriger, gedunsener, einäugiger Gutsbesitzer, süßlich wie ein Stück Zucker. Er lachte schon im voraus über die Witze des kleinen Mannes und schmolz gleichsam vor Vergnügen. Woinizyn stellte mich dem Witzling vor, welcher Pjotr Petrowitsch Lupichin hieß. Wir machten Bekanntschaft und tauschten die ersten höflichen Worte.

»Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen besten Freund vorstelle«, begann plötzlich Lupichin, indem er den süßen Gutsbesitzer bei der Hand faßte. »Sträuben Sie sich nicht, Kirilla Selifanytsch«, fügte er hinzu, »man wird Sie nicht beißen. Hier«, fuhr er fort, während der verlegene Kirilla Selifanytsch sich so ungeschickt verbeugte, als wollte ihm der Bauch abfallen, »ich empfehle Ihnen einen vorzüglichen Edelmann. Bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahr erfreute er sich einer vortrefflichen Gesundheit, da fiel es ihm plötzlich ein, sich seine Augen behandeln zu lassen. Infolgedessen wurde er auf einem Auge blind. Seitdem behandelt er seine Bauern mit dem gleichen Erfolg. Diese sind natürlich mit der gleichen Anhänglichkeit . . .«

»Ach, dieser . . .« murmelte Kirilla Selifanytsch und lachte.

»Sprechen Sie nur aus, mein Freund, sprechen Sie nur aus«, fiel ihm Lupichin ins Wort. »Man wird Sie vielleicht noch zum Richter wählen, man wird Sie ganz sicher wählen, Sie werden es sehen. Für Sie werden natürlich die Beisitzer denken; aber man muß ja gegebenenfalls auch einen fremden Gedanken auszusprechen verstehen. Es kann ja der Gouverneur kommen und fragen: ›Warum stottert der Richter?‹ Nun, nehmen wir an, daß man ihm antworte: ›Er hat einen Schlaganfall gehabt‹, dann wird der Gouverneur aber

sagen: ›Nun, dann lasse man ihn zur Ader.‹ Gestehen Sie selbst, daß das in Ihrer Stellung unpassend wäre.«

Der süße Gutsbesitzer wälzte sich vor Lachen.

»Er lacht«, fuhr Lupichin fort mit einem boshaften Blick auf den zitternden Bauch Kirilla Selifanytschs. »Warum soll er auch nicht lachen?« fügte er, an mich gewandt, hinzu: »Er ist satt und gesund, hat keine Kinder, seine Bauern sind nicht verpfändet, er kuriert sie selbst, seine Frau ist nicht ganz gescheit . . .« Kirilla Selifanytsch wandte sich etwas auf die Seite, als hätte er nichts gehört, und fuhr fort zu lachen. »Ich lache doch auch . . . mir ist aber meine Frau mit einem Feldmesser durchgegangen.« Er grinste. »Haben Sie es denn nicht gewußt? Gewiß! Jawohl, sie ist durchgebrannt und hat mir einen Brief hinterlassen: ›Lieber Pjotr Petrowitsch, verzeihe mir; von Leidenschaft überwältigt, entferne ich mich mit dem Freund meines Herzens . . .‹ Der Feldmesser hatte sie aber nur dadurch erobert, daß er sich nie die Nägel schnitt und enganliegende Hosen trug. Sie wundern sich? Sie denken sich wohl: Ist das ein offenherziger Mensch . . . Mein Gott! So ein Steppenmensch wie ich sagt immer die Wahrheit. Wollen wir jedoch auf die Seite gehen . . . Was sollen wir neben dem zukünftigen Richter stehen?«

Er nahm mich unter den Arm, und wir traten ans Fenster.

»Ich gelte hier als Witzling«, sagte er mir im Verlauf des Gesprächs, »glauben Sie es nicht. Ich bin einfach ein erbitterter Mensch und schimpfe laut: Dann bin ich auch so ungeniert. Und warum sollte ich mich auch genieren? Ich gebe nichts auf die Meinung der anderen und strebe nach nichts; ich bin boshaft, was ist dabei! Ein boshafter Mensch braucht wenigstens keinen Verstand zu haben. Das ist aber so erfrischend, Sie werden es gar nicht glauben . . . Schauen Sie sich zum Beispiel unseren Gastgeber an! Warum rennt er so herum, ich bitte Sie! Jeden Augenblick schaut er auf die Uhr, er lächelt, schwitzt, setzt sich eine wichtige Miene auf und läßt uns verhungern! Als ob man einen solchen Würdenträger noch nie gesehen hätte! Da rennt er wieder vorbei, er humpelt sogar, sehen Sie nur!«

Lupichin lachte mit hoher Stimme.

»Eines ist schade«, fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, »es ist ein Junggesellendiner ohne Damen – aber das wäre für unsereinen ein Fressen. Schauen Sie nur, schauen Sie nur«, rief er plötzlich, »da kommt der Fürst Koseljskij – dieser große Mann mit dem Bart, mit

den gelben Handschuhen. Man sieht gleich, daß er im Ausland gewesen ist . . . immer kommt er so spät. Ich sage Ihnen, er ist allein so dumm wie ein Paar Kaufmannspferde; Sie hätten aber sehen sollen, wie herablassend er mit unsereinem spricht, wie großmütig er über die Liebenswürdigkeiten unserer hungrigen Mütterchen und Töchter zu lächeln geruht . . .! Auch er selbst macht zuweilen Witze, obwohl er sich hier nur auf der Durchreise befindet; die Witze sind aber auch danach! Es ist, wie wenn man mit einem stumpfen Messer einen Bindfaden entzweisägte. Mich kann er nicht ausstehen . . . Ich will mal hingehen und ihn begrüßen.«

Lupichin lief dem Fürsten entgegen.

»Dort geht aber mein persönlicher Feind«, sagte er, als er plötzlich wieder neben mir stand. »Sehen Sie jenen dicken Mann mit dem dunklen Gesicht und den Borsten auf dem Kopf – der seine Mütze in der Hand hält, an der Wand entlangschleicht und wie ein Wolf nach allen Seiten blickt? Ich habe ihm für vierhundert Rubel ein Pferd verkauft, welches tausend Rubel wert war, und dieses dumme Geschöpf hat das volle Recht, mich zu verachten; dabei ist er aber so vollkommen hirnlos, besonders morgens, nach dem Tee, oder gleich nach dem Mittagessen, daß er, wenn man ihm guten Tag sagt, antwortet: ›Was?‹ – Da kommt aber ein General«, fuhr Lupichin fort, »ein Zivilgeneral a. D., ein General, der sein Vermögen verloren hat. Er hat eine Tochter aus Rübenzucker und eine skrofulöse Fabrik . . . Entschuldigen Sie, ich habe mich versprochen, aber Sie verstehen mich schon. Ah! Auch der Architekt ist hier! Ist ein Deutscher, trägt aber einen Schnurrbart und versteht seine Sache nicht – ein blaues Wunder . . .! Was soll er übrigens seine Sache verstehen, wenn er nur versteht, Bestechungsgelder zu nehmen und recht viele Säulen und Pfeiler für unsere Edelleute, die Pfeiler der Gesellschaft, aufzustellen!«

Lupichin lachte wieder . . . Plötzlich verbreitete sich eine Unruhe durch das ganze Haus. Der Würdenträger war angekommen. Der Hausherr stürzte ins Vorzimmer. Einige ergebene Hausfreunde und eifrige Gäste folgten ihm nach . . . Das geräuschvolle Gespräch verwandelte sich in ein leises, angenehmes Raunen, so summen die Bienen zur Frühlingszeit in ihren heimatlichen Stöcken. Nur eine rastlose Wespe, Lupichin, und eine prächtige Hummel, Koseljskij, dämpften ihre Stimmen nicht . . . Endlich trat die Bienenkönigin, der

Würdenträger, herein. Alle Herzen flogen ihm entgegen, die sitzenden Oberkörper hoben sich; selbst der Gutsbesitzer, der von Lupichin so billig das Pferd gekauft hatte, selbst dieser Gutsbesitzer – drückte sein Kinn gegen die Brust. Der Würdenträger bewahrte seine Würde vortrefflich; den Kopf in den Nacken werfend, als ob er grüßte, sprach er einige lobende Worte, von denen ein jedes mit dem Laut A begann, den er gedehnt und durch die Nase sprach; mit einer Empörung, die an Hunger grenzte, blickte er auf den Bart des Fürsten Koseljskij und reichte dem ruinierten Zivilgeneral mit der Fabrik und der Tochter den Zeigefinger der linken Hand. Nach einigen Minuten, innerhalb deren der Würdenträger zweimal die Bemerkung gemacht hatte, er sei sehr froh, daß er zum Mittagessen nicht zu spät gekommen sei, begab sich die ganze Gesellschaft unter Vorantritt der großen Tiere in den Speisesaal.

Brauche ich denn noch dem Leser zu erzählen, wie man den Würdenträger auf den Ehrenplatz zwischen den Zivilgeneral und den Adelsmarschall des Gouvernements, einen Menschen mit einem unabhängigen und würdigen Ausdruck des Gesichts, das vollkommen seiner gestärkten Hemdbrust, seiner unermeßlichen Weste und der runden Tabaksdose mit französischem Schnupftabak entsprach, plazierte – wie der Hausherr geschäftig herumlief, aus der Haut fuhr, die Gäste nötigte, im Vorbeigehen den Rücken des Würdenträgers anlächelte und, wie ein Schuljunge im Winkel stehend, hastig einen Teller Suppe oder ein Stückchen Fleisch hinunterschlang – wie der Haushofmeister einen Fisch von anderthalb Arschin Länge mit einem Bukett im Maul auftrug; wie die livrierten Diener mit strengen Mienen jedem Edelmann mürrisch bald Drymadeira, bald Malaga aufdrängten, und wie fast alle Edelleute, besonders die älteren, als müßten sie sich unwillig einer Pflicht unterziehen, ein Glas nach dem anderen leerten; wie schließlich die Champagnerpropfen knallten und die Toaste begannen: Dies alles ist dem Leser wohl allzu bekannt. Besonders bemerkenswert erschien mir aber die Anekdote, die der Würdenträger selbst inmitten eines allgemeinen, freudigen Schweigens zum besten gab. Jemand, ich glaube ein General, der sein Vermögen verloren hatte, ein mit der neuesten Literatur vertrauter Mann, erwähnte den Einfluß der Frauen im allgemeinen und auf die jungen Leute im besonderen. »Ja, ja«, fiel ihm der Würdenträger ins Wort, »das ist wahr, aber man muß die jungen Leute in strenger

Zucht halten, sonst werden sie von jedem Weiberrock verrückt.« Ein kindlich-heiteres Lächeln glitt über die Gesichter aller Gäste; die Augen eines Gutsbesitzers drückten sogar Dankbarkeit aus. »Denn die jungen Leute sind dumm.« Der Würdenträger betonte zuweilen, wohl der Wichtigkeit wegen, gewisse Worte anders, als es sonst üblich ist. »Da habe ich zum Beispiel einen Sohn Iwan«, fuhr er fort, »der Dummkopf ist kaum zwanzig Jahre alt, aber plötzlich sagt er mir: ›Papachen, erlauben Sie mir zu heiraten.‹ Ich sage ihm: ›Dummkopf, diene erst dem Staat . . .‹ Natürlich Verzweiflung und Tränen . . . aber ich bin in solchen Fällen . . .« Das Wort ›Fällen‹ sprach der Würdenträger mehr mit dem Bauch als mit den Lippen; dann machte er eine Pause und blickte majestätisch seinen Nachbarn, den General an, wobei er seine Brauen viel höher hob, als man es erwartet hätte. Der Zivilgeneral neigte den Kopf freundlich auf die Seite und zwinkerte außerordentlich schnell mit dem Auge, das dem Würdenträger zugewandt war. »Und was glauben Sie?« begann der Würdenträger von neuem: »Jetzt schreibt er mir selbst: ›Ich danke Ihnen, Papachen, daß Sie mich Dummkopf belehrt haben . . .‹ Ja, so muß man handeln.« – Alle Gäste stimmten natürlich dem Erzähler zu und schienen von dem empfangenen Vergnügen und der Belehrung neu belebt . . . Nach dem Essen stand die ganze Gesellschaft auf und begab sich ins Gastzimmer mit einem etwas lauteren, aber immer noch anständigen und in einem solchen Falle gleichsam erlaubten Geräusch . . . Man setzte sich an die Kartentische.

Ich schlug irgendwie die Zeit bis zum Abend tot, befahl meinem Kutscher, den Wagen am anderen Morgen um fünf Uhr anzuspannen, und begab mich zur Ruhe.

Aber es war mir beschieden, noch am gleichen Tag einen sehr merkwürdigen Menschen kennenzulernen.

Infolge der großen Zahl der Gäste schlief niemand allein. In dem kleinen, grünlichen, etwas feuchten Zimmer, in das mich der Haushofmeister Alexander Michailytschs geleitet hatte, befand sich schon ein anderer Gast, der schon völlig entkleidet war. Als er mich sah, tauchte er schnell unter seine Bettdecke, zog sie sich bis über die Nase, rückte noch eine Weile auf dem weichen Pfühle hin und her und beruhigte sich dann, blickte aber aufmerksam unter dem runden Saum seiner baumwollenen Nachtmütze hervor. Ich trat an das andere Bett (es waren nur zwei Betten im Zimmer), zog mich aus und

legte mich auf das feuchte Laken. Mein Nachbar bewegte sich in seinem Bett . . . Ich wünschte ihm gute Nacht.

So verging eine halbe Stunde. Trotz meiner Bemühungen konnte ich unmöglich einschlafen: In einem endlosen Reigen zogen sich unnütze und verworrene Gedanken hin, hartnäckig und einförmig wie die Eimer einer Schöpfmaschine.

»Mir scheint, Sie schlafen nicht?« fragte mein Nachbar.

»Wie Sie sehen«, antwortete ich. »Aber auch Sie sind noch nicht schläfrig?«

»Ich bin niemals schläfrig.«

»Wieso?«

»So. Ich weiß selbst nicht, wie ich einschlafe; ich liege, liege und schlafe plötzlich ein.«

»Warum legen Sie sich dann zu Bett, ehe Sie schläfrig sind?«

»Was soll ich denn machen?«

Ich beantwortete diese Frage meines Nachbars nicht.

»Ich wundere mich«, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, »warum es hier keine Flöhe gibt. Man sollte glauben, daß gerade hier welche sein müßten.«

»Sie scheinen sie sehr zu vermissen«, bemerkte ich.

»Nein, ich vermisse sie nicht; aber ich liebe in allen Dingen die Konsequenz.«

So, so, dachte ich mir, solche Worte gebraucht er also!

Der Nachbar schwieg wieder.

»Wollen Sie mit mir wetten?« begann er von neuem ziemlich laut.

»Worüber?«

Mein Nachbar fing an, mich zu amüsieren.

»Hm . . . worüber? Nun, ich bin überzeugt, daß Sie mich für einen Dummkopf halten.«

»Ich bitte Sie!« murmelte ich erstaunt.

»Für einen Steppenmenschen, für einen ungebildeten Kerl . . . Gestehen Sie es nur . . .«

»Ich habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen«, entgegnete ich. »Woraus konnten Sie denn schließen . . .«

»Woraus! Schon aus dem Ton Ihrer Stimme; Sie antworten mir so nachlässig . . . Ich bin aber etwas ganz anderes als das, für was Sie

mich halten . . .«

»Erlauben Sie . . .«

»Nein, erlauben Sie. Erstens spreche ich Französisch nicht schlimmer als Sie, Deutsch sogar besser als Sie; zweitens habe ich drei Jahre im Ausland verbracht, in Berlin allein habe ich acht Monate verlebt. Ich habe Hegel studiert, sehr verehrter Herr, und kann Goethe auswendig; außerdem war ich lange in die Tochter eines deutschen Professors verliebt und habe hier zu Hause ein schwindsüchtiges Mädchen geheiratet, eine kahlköpfige, aber sehr bemerkenswerte Person. Folglich bin ich aus dem gleichen Holz wie Sie; ich bin kein Steppenmensch, wie Sie es wohl annehmen . . . Auch ich bin von der Reflexion vergiftet, und es ist nichts Ursprüngliches in mir.«

Ich hob den Kopf und sah den merkwürdigen Menschen mit doppelter Aufmerksamkeit an. Beim trüben Schein des Nachtlichtes konnte ich seine Züge kaum unterscheiden.

»Jetzt sehen Sie mich an«, fuhr er fort, indem er seine Nachtmütze zurechtrückte, »und fragen sich wohl: Wie habe ich ihn heute am Tag nicht bemerkt? Ich will Ihnen sagen, warum Sie mich nicht bemerkt haben: Weil ich meine Stimme nicht erhebe; weil ich mich hinter den anderen verstecke, hinter der Tür stehe und mit niemandem spreche; weil der Haushofmeister, wenn er mit dem Tablett an mir vorüberkommt, im voraus schon seinen Ellenbogen in die Höhe meiner Brust hebt . . . Woher kommt aber das alles? Aus zwei Ursachen: Erstens bin ich arm, und zweitens habe ich mich gedemütigt . . . Sagen Sie doch die Wahrheit: Sie haben mich nicht bemerkt?«

»Ich hatte wirklich nicht das Vergnügen . . .«

»Nun ja, nun ja«, unterbrach er mich, »ich habe es gewußt.«

Er setzte sich auf und kreuzte die Arme; der lange Schatten seiner Nachtmütze bog sich von der Wand weg auf die Decke hinüber.

»Gestehen Sie doch«, fügte er hinzu, mich plötzlich von der Seite anblickend, »Sie müssen mich für einen großen Sonderling, was man ein Original nennt, halten, vielleicht sogar für etwas Schlimmeres; vielleicht glauben Sie gar, daß ich den Sonderling bloß spiele?«

»Ich muß Ihnen noch einmal sagen, daß ich Sie nicht kenne . . .«

Er senkte auf einen Augenblick das Gesicht.

»Warum ich mit Ihnen, einem mir völlig unbekannten Menschen, so unerwartet ins Gespräch gekommen bin – das weiß der liebe Gott allein!« Er seufzte. »Doch nicht infolge der Verwandtschaft unserer Seelen! Sie und ich, wir sind beide anständige Menschen, das heißt Egoisten: Ich kümmere mich nicht um Sie, und Sie kümmern sich nicht um mich, nicht wahr? Aber wir können beide nicht einschlafen . . . Warum soll man dann nicht ein wenig plaudern? Ich bin in Stimmung, und das kommt bei mir selten vor. Ich bin, sehen Sie, schüchtern, schüchtern nicht aus dem Grunde, daß ich ein armer, titelloser Provinzler bin, sondern weil ich schrecklich selbstsüchtig bin. Aber zuweilen, unter dem Einfluß günstiger Umstände und Zufälligkeiten, die ich übrigens selbst weder zu bestimmen noch vorauszusehen vermag, verschwindet meine Schüchternheit, wie zum Beispiel jetzt, vollkommen. Sie können mich jetzt dem Dalai-Lama selbst gegenüberstellen, und ich werde ihn um eine Prise bitten. Aber vielleicht wollen Sie schon schlafen?«

»Im Gegenteil«, beeilte ich mich zu erwidern, »es ist mir sehr angenehm, mich mit Ihnen zu unterhalten.«

»Das heißt; ich amüsiere Sie, wollten Sie wohl sagen . . . Um so besser. Ich will Ihnen also sagen, daß man mich hier ein Original nennt, das heißt, so nennen mich diejenigen, denen unter anderm Unsinn auch mein Name auf die Zunge kommt. Um mein Schicksal ist niemand allzusehr besorgt . . . Sie glauben mich damit zu kränken . . . Mein Gott, wenn sie wüßten . . . ja, ich gehe eben darum zugrunde, weil in mir gerade nichts Originelles ist, nichts außer solchen Ausfällen wie zum Beispiel mein jetziges Gespräch mit Ihnen; aber diese Ausfälle sind keinen roten Heller wert, das ist die billigste und gemeinste Art der Originalität.«

Er wandte mir sein Gesicht zu und schwang die Hände.

»Verehrter Herr«, rief er aus, »ich bin der Ansicht, daß nur die Originale allein ein gutes Leben und ein Recht zu leben haben. Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre, hat jemand gesagt. – Hören Sie«, fügte er halblaut hinzu, »wie rein ich das Französische ausspreche. Was habe ich davon, daß dein Kopf groß und geräumig ist, daß du alles verstehst, viel weißt, mit deiner Zeit Schritt hältst, wenn du nichts Originelles, Besonderes hast? Es ist wohl ein Abladeplatz für die Gemeinplätze in der Welt mehr, wer hat aber etwas davon? Nein, sei meinetwegen dumm, sei es aber auf deine

eigene Weise! Habe deinen Geruch, deinen eigenen Geruch, das ist es! – Glauben Sie nur nicht, daß ich in bezug auf diesen Geruch allzu große Forderungen stelle . . . Gott behüte! Solche Originale gibt es eine Menge, wo man auch hinsieht, ist ein Original; jeder lebendige Mensch ist ein Original, ich bin aber nicht darunter!«

»Und doch habe ich«, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, »in meiner Jugend gewisse Hoffnungen geweckt! Was für eine hohe Meinung habe ich selbst von meiner Person vor meiner Abreise nach dem Ausland gehabt und auch in der ersten Zeit nach meiner Rückkehr! Nun, im Ausland war ich auf der Hut, suchte mir meinen Weg selbst, wie es auch unsereinem ziemt, der alles zu begreifen sucht und zuletzt, wie es sich herausstellt, doch nichts begriffen hat!«

»Ein Original, ein Original!« fuhr er fort, vorwurfsvoll den Kopf schüttelnd. »Alle nennen mich ein Original, aber in Wirklichkeit zeigt es sich, daß es in der Welt keinen weniger originellen Menschen gibt als Ihren ergebensten Diener. Wahrscheinlich bin ich auch nur als eine Kopie eines anderen geboren . . . Bei Gott! Ich lebe auch gleichsam als Nachahmung verschiedener Schriftsteller, die ich studiert habe, ich lebe im Schweiß meines Angesichts; ich habe studiert, habe mich verliebt und schließlich auch geheiratet, gleichsam nicht nach eigenem Willen, sondern als wenn ich damit eine Pflicht oder eine Aufgabe zu erfüllen hätte – wer kann daraus klug werden!« Er riß sich die Nachtmütze vom Kopf.

»Wollen Sie, daß ich Ihnen mein Leben erzähle«, fragte er mich kurz, »oder, noch besser, einige Züge aus meinem Leben?«

»Tun Sie mir den Gefallen!«

»Oder nein, ich will Ihnen lieber erzählen, wie ich geheiratet habe. Die Heirat ist doch eine wichtige Sache, ein Prüfstein des ganzen Menschen; in ihr spiegelt sich wie in einem Spiegelglas . . . aber dieser Vergleich ist zu abgegriffen . . . Gestatten Sie, daß ich mir eine Prise nehme.«

Er holte unter dem Kissen seine Tabaksdose hervor, öffnete sie und begann wieder zu sprechen, die geöffnete Tabaksdose in der Hand schwingend.

»Versetzen Sie sich doch in meine Lage, sehr geehrter Herr . . . Urteilen Sie selbst, sagen Sie mir doch, was für einen Nutzen konnte ich aus Hegels Enzyklopädie ziehen? Was hat diese Enzyklopädie mit

dem russischen Leben gemein? Wie wollen Sie sie auf unser Leben anwenden, und nicht nur diese Enzyklopädie allein, sondern die deutsche Philosophie überhaupt . . . ich sage noch mehr: die Wissenschaft?«

Er sprang in seinem Bett auf und begann halblaut, die Zähne boshaft zusammengebissen, zu murmeln: »Ja, so ist es, so ist es . . .! Warum hast du dich denn im Ausland herumgetrieben? Warum hast du nicht zu Hause gesessen und das dich umgebende Leben an Ort und Stelle studiert? Dann hättest du alle seine Einzelheiten, auch seine Zukunft kennengelernt und wärest dir auch über deine sogenannte Bestimmung klargeworden . . . Erlauben Sie doch«, fuhr er fort, mit wieder veränderter Stimme, als rechtfertige er sich und verzage, »wo soll unsereins das studieren, was noch kein einziger kluger Mensch in ein Buch geschrieben hat? Ich hätte mich ja sehr gerne vom russischen Leben belehren lassen, aber dieses liebe Leben schweigt. Es sagt: ›Erfasse mich von selber!‹ Ich habe aber nicht die Kraft dazu; man gebe mir die Deduktionen, ziehe mir die Schlüsse . . . Die Schlüsse? Da hast du, sagt man mir, die Schlüsse: Höre doch mal unsere Moskauer an, sind sie vielleicht keine Nachtigallen? – Das ist aber das Unglück, daß sie wie die Kursker Nachtigallen schmettern, aber nicht wie Menschen reden . . . So überlegte ich und sagte mir, die Wissenschaft sei doch überall die gleiche, auch die Wahrheit sei die gleiche, und begab mich in Gottes Namen in die Fremde zu den Ungläubigen . . . Was wollen Sie! Die Jugend, der Stolz war mir zu Kopf gestiegen. Wissen Sie, ich wollte nicht vor der Zeit Fett ansetzen, obwohl man sagt, es sei gesund. Übrigens: Wem die Natur kein Fleisch gegeben hat, der wird niemals Fett an seinem Leib sehen!«

»Aber ich glaube«, fuhr er nach einigem Nachdenken fort, »ich versprach, Ihnen zu erzählen, auf welche Weise ich geheiratet habe. Hören Sie zu. Erstens muß ich Ihnen sagen, daß meine Frau nicht mehr unter den Lebenden weilt; zweitens . . . zweitens sehe ich, daß ich Ihnen von meiner Jugend erzählen muß, sonst werden Sie nichts verstehen . . . Sie wollen doch noch nicht schlafen?«

»Nein.«

»Schön. Hören Sie mal . . . da schnarcht im Nebenzimmer Herr Kantagrjuchin, wie ordinär! Ich wurde von armen Eltern geboren, ich sage Eltern, weil ich laut Überlieferung außer der Mutter auch einen Vater gehabt habe. Ich kann mich seiner nicht erinnern; man sagt, er

sei ein beschränkter Mensch mit einer großen Nase und Sommersprossen im Gesicht gewesen, rotes Haar hätte er gehabt und den Tabak nur mit einem Nasenloch geschnupft; im Schlafzimmer meiner Mutter hing sein Bildnis, in roter Uniform mit einem schwarzen Kragen bis an die Ohren, ein ungewöhnlich häßlicher Mensch. Ich wurde an diesem Bildnis vorbeigeführt, sooft ich die Rute bekommen sollte, und meine Mutter zeigte in solchen Fällen immer auf ihn und sagte: ›Er hätte dich noch ganz anders bestraft.‹ Sie können sich vorstellen, wie mich das ermutigte. Ich hatte weder Bruder noch Schwester, das heißt, eigentlich hatte ich einen Bruder, der nicht viel taugte, mit der englischen Krankheit im Nacken, aber der starb sehr bald . . . Wie kommt auch die englische Krankheit in den Schtschigrowschen Kreis des Kursker Gouvernements? Aber nicht davon will ich sprechen. Meine Mutter leitete selbst meine Erziehung mit dem ganzen Eifer einer Steppengutsbesitzerin: Sie befaßte sich damit von dem herrlichen Tag meiner Geburt bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr . . . Folgen Sie dem Gang meiner Erzählung?«

»Gewiß, fahren Sie nur fort.«

»Nun gut. Sobald ich sechzehn Jahre alt geworden war, jagte meine Mutter meinen französischen Hofmeister, den Deutschen Philippowitsch, der eigentlich ein Njeschiner Grieche war, aus dem Hause; sie brachte mich nach Moskau, ließ mich bei der Universität einschreiben und befahl ihre Seele dem Allmächtigen, nachdem sie mich meinem Onkel, dem Advokaten Koltun-Babura, einem nicht nur im Schtschigrowschen Kreise bekannten Vogel, überlassen hatte. Mein leiblicher Onkel, der Advokat Koltun-Babura, plünderte mich, wie es so geht, bis aufs Hemd aus . . . Aber ich will nicht davon sprechen. Auf die Universität kam ich – das muß ich meiner Mutter lassen – recht gut vorbereitet; aber schon damals machte sich bei mir ein Mangel an Originalität bemerkbar. Meine Kindheit unterschied sich durch nichts von der Kindheit anderer Jünglinge: Ich wuchs ebenso dumm und matt wie unter einem Federbett heran, fing ebenso früh an, Gedichte auswendig zu lernen und zu versauern, unter der Vorspiegelung einer träumerischen Hinneigung . . . wozu doch? – ja, zum Schönen . . . und so weiter. In der Universität schlug ich keinen andern Weg ein: Ich geriet sogleich in einen ›Zirkel‹. Damals waren

andere Zeiten . . . Sie wissen aber vielleicht nicht, was so ein Zirkel ist? – Ich glaube, Schiller hat irgendwo gesagt:

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn!

Ich versichere Ihnen, er hat gar nicht *das* sagen wollen; er hat sagen wollen: Das ist ein ›Zirkel‹ in der Stadt Moskau!«

»Was finden Sie so Schreckliches an einem Zirkel?« fragte ich.

Mein Nachbar ergriff seine Schlafmütze und zog sie sich über die Nase.

»Was ich daran Schreckliches finde?« rief er. »Nun, hören Sie also: So ein Zirkel ist der Ruin einer jeden selbständigen Entwicklung; ein Zirkel ist ein häßlicher Ersatz für die Gesellschaft, für die Frau, für das Leben; der Zirkel . . . warten Sie, ich will Ihnen sagen, was so ein Zirkel ist! Ein Zirkel ist ein träges und mattes Leben miteinander und nebeneinander, dem man das Aussehen und die Bedeutung einer vernünftigen Sache gibt; ein Zirkel ersetzt Gespräche durch Räsonnements, er gewöhnt an fruchtloses Geschwätz, lenkt einen von der einsamen, segensreichen Arbeit ab, impft einem die literarische Krätze ein, nimmt einem schließlich die Frische und die jungfräuliche Kraft der Seele. Ein Zirkel ist Banalität and Langweile unter dem Namen von Verbrüderung und Freundschaft, eine Verkettung von Mißverständnissen und Anmaßungen unter dem Vorwand von Aufrichtigkeit und Teilnahme; in einem Zirkel hat jeder Freund das Recht, zu jeder Zeit und zu jeder Stunde seine ungewaschenen Finger in das Innerste eines Freundes zu stecken, und darum hat niemand eine reine, unberührte Stelle in seiner Seele; in einem Zirkel betet man jeden hohlen Schönredner, jeden eingebildeten Witzling, jeden frühreifen Greis an, man trägt jeden talentlosen Dichter, der aber ›geheime‹ Ideen hat, auf den Händen; in einem Zirkel reden siebzehnjährige Burschen unverständlich und geschraubt von den Frauen und von der Liebe, wenn sie aber mit Frauen zusammenkommen, so reden sie oder reden mit ihnen wie mit einem Buch – und worüber sprechen sie! In einem Zirkel blüht eine geschraubte Beredsamkeit; in einem Zirkel beobachtet einer den andern, wie ein Polizeibeamter . . . Oh, Zirkel! Du bist kein Zirkel, du

bist ein Zauberkreis, in dem schon mehr als ein anständiger Mensch zugrunde gegangen ist!«

»Gestatten Sie die Bemerkung: Sie übertreiben«, unterbrach ich ihn.

Mein Nachbar sah mich schweigend an.

»Vielleicht, Gott mag es wissen, vielleicht. Unsereinem ist doch nur die eine Freude geblieben – zu übertreiben. So lebte ich die vier Jahre in Moskau. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, verehrter Herr, wie schnell für mich diese Zeit verging; es ist mir sogar schmerzvoll und verdrießlich, daran zu denken. Wenn ich am Morgen aufstand, so glitten die folgenden Tagesstunden wie ein Schlitten einen Eisberg hinunter . . . Eh ich mich dessen versah, war der Tag schon zu Ende; schon ist der Abend da, der verschlafene Diener hilft dir in den Rock, du ziehst ihn an und schleppst dich zu einem Freund, um bei ihm ein Pfeifchen zu rauchen, ein Glas dünnen Tee nach dem anderen zu trinken und von der deutschen Philosophie zu sprechen, von der Liebe, von der ewigen Sonne des Geistes und von ähnlichen fernliegenden Gegenständen. Hier traf ich aber auch originelle, selbständige Menschen; mancher tat sich noch so sehr Gewalt an, um sich nach der Schablone zu biegen, aber die Natur forderte doch ihr Recht; nur ich allein knetete an mir herum wie an weichem Wachs, und meine elende Natur leistete nicht den geringsten Widerstand! Indessen wurde ich einundzwanzig Jahre alt. Ich trat in den Besitz meiner Erbschaft ein oder, richtiger gesagt, des Teiles meiner Erbschaft, den mein Vormund für gut befunden hatte, mir zu lassen, gab meinem freigelassenen Leibeigenen Wassilij Kudrjaschew Vollmacht zur Verwaltung meiner Güter und fuhr ins Ausland, nach Berlin. Im Ausland blieb ich, wie ich schon das Vergnügen hatte, Ihnen zu melden, drei Jahre. Und was glauben Sie? Auch dort im Ausland blieb ich das gleiche unoriginelle Geschöpf. Erstens brauche ich wohl gar nicht zu sagen, daß ich das eigentliche Europa, das europäische Leben in keiner Weise kennenlernte; ich hörte die Vorlesungen deutscher Professoren und las die deutschen Bücher an ihrem Entstehungsort . . . das war der ganze Unterschied. Ich lebte zurückgezogen wie ein Mönch; ich verkehrte nur mit verabschiedeten russischen Leutnants, die gleich mir von Wissensdurst gequält, im übrigen schwer von Begriff waren und keine Gabe der Rede besaßen; ich gab mich mit stumpfsinnigen Familien aus Pensa und anderen

broterzeugenden Gouvernements ab; ich trieb mich in Kaffeehäusern herum, las Zeitschriften und besuchte abends das Theater. Mit den Einheimischen verkehrte ich wenig, sprach mit ihnen gezwungen und empfing bei mir niemand von ihnen, mit Ausnahme von zwei oder drei aufdringlichen Jünglingen jüdischer Abstammung, die jeden Augenblick bei mir erschienen, um Geld von mir zu pumpen, denn der Russe pumpt. Ein seltsames Spiel des Zufalls führte mich endlich in das Haus eines meiner Professoren; das kam so: Ich ging zu ihm, um bei ihm das Kolleg zu belegen, er aber lud mich zu einer Abendgesellschaft ein. Dieser Professor hatte zwei Töchter von etwa siebenundzwanzig Jahren, kräftige Mädels – Gott mit ihnen –, großartige Nasen, gekräuselte Haare und blaßblaue Augen, die Hände aber rot mit weißen Nägeln. Die eine hieß Linchen, die andere Minchen. Ich fing an, bei diesem Professor zu verkehren. Ich muß Ihnen sagen, dieser Professor war nicht dumm, aber irgendwie vernagelt; vom Katheder herab sprach er recht zusammenhängend, zu Hause aber hatte er eine unverständliche Aussprache und trug die Brille immer auf der Stirn; dabei war er ein sehr gelehrter Mann . . . Und was glauben Sie? Plötzlich schien es mir, ich hätte mich in Linchen verliebt – ganze sechs Monate schien es mir. Ich unterhielt mich mit ihr freilich wenig –, sah sie meistens nur an, aber ich las ihr verschiedene rührende Werke vor, drückte ihr heimlich die Hände und saß an Abenden schwärmend neben ihr, unverwandt auf den Mond oder auch einfach auf den Himmel blickend. Außerdem kochte sie ausgezeichnet Kaffee . . .! Was brauchte ich noch mehr? Eines nur machte mir Bedenken: In den Augenblicken der, was man so nennt, unaussprechlichen Seligkeit fühlte ich ein Unbehagen in der Herzgrube, und ein kaltes, banges Zittern lief mir über den Magen. Zuletzt hielt ich dieses Glück nicht aus und floh. Ganze zwei Jahre verbrachte ich darauf im Ausland; ich war in Italien, stand in Rom vor der Verklärung Christi und in Florenz vor der Venus; zuweilen verfiel ich in ein übertriebenes Entzücken, das wie Wut über mich kam; an Abenden schrieb ich Verse und fing ein Tagebuch an; mit einem Wort, ich benahm mich wie alle. Sehen Sie, wie leicht es ist, originell zu sein. Ich verstehe zum Beispiel nichts von Malerei und Skulptur . . . Das hätte ich doch laut sagen können . . . aber das kann man doch nicht! Nimm dir einen Cicerone und lauf hin, um die Fresken anzusehen . . .«

Er senkte wieder den Kopf und warf die Schlafmütze wieder ab.

»So kehrte ich schließlich in die Heimat zurück«, fuhr er mit müder Stimme fort, »und kam nach Moskau. In Moskau geschah mit mir eine merkwürdige Veränderung. Im Ausland hatte ich meistens geschwiegen, hier wurde ich aber plötzlich redselig und bildete mir zugleich Gott weiß was alles ein. Es fanden sich nachsichtige Menschen, die mich fast für ein Genie hielten; Damen hörten mit Teilnahme meinen Reden zu; ich verstand es aber nicht, mich auf der Höhe meines Ruhmes zu halten. Eines schönen Morgens kam eine Klatscherei über mich zur Welt – ich weiß nicht, wer sie gezeugt hatte; wahrscheinlich irgendeine alte Jungfer männlichen Geschlechts, solche alte Jungfern gibt es in Moskau massenhaft; die Klatscherei kam auf und begann wie eine Erdbeerpflanze Schößlinge und Sprossen zu treiben. Ich verwickelte mich darin – wollte mich befreien und die zähen Fäden zerreißen, das gelang mir aber nicht . . . Ich reiste ab. Hier erwies ich mich als ein alberner, untauglicher Mensch; ich hätte ruhig den Verlauf dieser Plage abwarten sollen, wie man das Ende des Nesselfiebers abwartet, und die gleichen nachsichtigen Menschen hätten mir wieder ihre Arme geöffnet, die gleichen Damen hätten wieder meinen Reden zugelächelt . . . Aber das ist eben das Unglück, daß ich ein unoriginеller Mensch bin. Mein Gewissen, sehen Sie, war plötzlich erwacht: Ich schämte mich, unaufhörlich zu schwatzen, gestern auf dem Arbat, heute auf der Truba, morgen auf dem Siwzew-Wraschek, und immer über dieselben Dinge . . . Wenn das aber verlangt wird? Schauen Sie nur die echten Helden auf diesem Gebiet an – das macht ihnen nichts; im Gegenteil, das ist es, was sie brauchen; mancher arbeitet zwanzig Jahre mit der Zunge und immer in der gleichen Richtung! Was machen doch Selbstvertrauen und Ehrgeiz aus! Auch in mir war Ehrgeiz, und er ist auch heute noch nicht zur Ruhe gekommen . . . Schlimm aber ist, daß ich, ich sage es wieder, ein unoriginеller Mensch bin und auf halbem Wege stehenblieb – die Natur hätte mir viel mehr Ehrgeiz verleihen oder mir gar keinen Ehrgeiz geben sollen. Aber in der ersten Zeit fiel es mir wirklich schwer; außerdem hatte die Reise ins Ausland endgültig meine Mittel erschöpft, und eine Kaufmannstochter mit einem jungen, aber wie Gelee schwammigen Körper wollte ich doch nicht heiraten. – Ich zog mich also auf mein Gut zurück. Ich glaube«, fügte mein Nachbar hinzu, mich wieder von der Seite anblickend,

»ich darf wohl die ersten Eindrücke des Landlebens übergehen, die Hinweise auf die Schönheit der Natur, auf den stillen Reiz der Einsamkeit und so weiter . . .«

»Sie dürfen es«, sagte ich.

»Um so mehr«, fuhr der Erzähler fort, »als es alles Unsinn ist, wenigstens soweit es mich betrifft. Auf dem Land langweilte ich mich wie ein eingesperrter junger Hund, obwohl ich gestehen muß, daß mir, als ich auf dem Rückweg zum erstenmal im Frühling durch das mir bekannte Birkengehölz fuhr, der Kopf schwindelte und das Herz vor süßer unbestimmter Erwartung klopfte. Aber diese unbestimmten Erwartungen gehen, wie Sie wissen, niemals in Erfüllung, dagegen erfüllen sich andere Dinge, die man gar nicht erwartet hat: wie Viehseuchen, Steuerrückstände, öffentliche Subhastationen und so weiter. Indem ich mich mit Hilfe des Burmistrs Jakow, der an Stelle des früheren Verwalters getreten war und sich mit der Zeit als der gleiche, wenn nicht noch größere Spitzbube als dieser erwies und der obendrein mein Leben durch den Geruch seiner geteerten Stiefel vergiftete, von einem Tag zum anderen durchschlug, erinnerte ich mich eines Tages einer mir bekannten Nachbarfamilie, die aus einer Oberstin a. D. und deren zwei Töchtern bestand; ich ließ meine Droschke anspannen und fuhr zu den Nachbarn. Dieser Tag soll mir ewig im Gedächtnis bleiben: Nach sechs Monaten heiratete ich die zweite Tochter der Oberstin . . .!«

Der Erzähler senkte den Kopf und hob die Arme zum Himmel.

»Indessen«, fuhr er erregt fort, »ich möchte Ihnen keine schlechte Meinung von der Verstorbenen einflößen. Gott behüte! Sie war das edelste, gütigste Geschöpf, ein liebendes Wesen, zu allen Opfern fähig, obwohl ich, unter uns gesagt, gestehen muß, daß ich, wenn ich nicht das Unglück gehabt hätte, sie zu verlieren, wohl nicht imstande gewesen wäre, mich heute mit Ihnen zu unterhalten, denn in meinem Schuppen ist auch heute noch der Balken ganz, an dem ich mich mehr als einmal habe aufhängen wollen!«

»Gewisse Birnen«, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, »müssen einige Zeit im Keller lagern, bis sie ihren rechten Geschmack bekommen; auch meine Selige gehörte offenbar zu ähnlichen Naturprodukten. Jetzt erst lasse ich ihr volle Gerechtigkeit widerfahren. Jetzt erst wecken zum Beispiel die Erinnerungen an manche Abende, die ich mit ihr vor der Hochzeit verbrachte, nicht

nur nicht die geringste Bitterkeit in mir, sondern rühren mich im Gegenteil fast bis zu Tränen. Die Leute waren nicht reich; ihr sehr altes, hölzernes, aber bequemes Haus stand auf einer Anhöhe zwischen einem verwilderten Garten und einem mit Unkraut bewachsenen Hof. Unten lief ein Fluß, der durch das Laub kaum zu sehen war. Eine große Terrasse führte aus dem Hause in den Garten, vor der Terrasse prangte ein längliches, mit Rosen bepflanztes Beet; an beiden Enden des Beetes wuchsen zwei Akazien, die der verstorbene Besitzer noch in ihrer Jugend in Schraubenform gezogen hatte. Etwas weiter, im Dickicht einer verwahrlosten und verwilderten Himbeerpflanzung stand eine innen kunstvoll ausgemalte, von außen aber dermaßen baufällige und morsche Gartenlaube, daß es unheimlich war, sie anzusehen. Eine Glastür führte von der Terrasse in das Gastzimmer; im Gastzimmer bot sich aber dem neugierigen Blick des Beschauers folgendes dar: In den Ecken Kachelöfen, rechts ein verstimmtes, mit handschriftlichen Noten beladenes Piano, ein mit verblichenem, blauem, weißgemustertem Stoff überzogenes Sofa, ein runder Tisch, zwei Etageren mit Nippsachen aus Porzellan und Glasperlen aus den Zeiten der Kaiserin Katharina; an der Wand das bekannte Bildnis eines blonden Mädchens mit einem Täubchen an der Brust und verdrehten Augen, auf dem Tisch eine Vase mit frischen Rosen . . . Sehen Sie, wie ausführlich ich es beschreibe. In diesem Gastzimmer, auf dieser Terrasse spielte sich die ganze Tragikomödie meiner Liebe ab. Die Nachbarin selbst war ein böses Frauenzimmer, das vor lauter Bosheit immer heiser war, ein lästiges und zänkisches Geschöpf; die eine Tochter, Wjera, unterschied sich durch nichts von den gewöhnlichen Provinzfräulein; die andere hieß Sofja, und in diese Sofja verliebte ich mich. Die beiden Schwestern hatten ein gemeinsames Schlafzimmer mit zwei keuschen hölzernen Bettchen, vergilbten Poesiealben, Reseden, ziemlich schlechten Bleistiftbildnissen ihrer Freunde und Freundinnen – unter diesen fiel ein Herr mit einem ungewöhnlich energischen Gesichtsausdruck und einer noch energischeren Unterschrift auf, der in seiner Jugend außerordentliche Erwartungen geweckt hatte und es, wie wir alle, zu nichts brachte – mit Büsten von Goethe und Schiller, deutschen Büchern, trockenen Kränzen und anderen Gegenständen, die zur Erinnerung aufbewahrt wurden. In dieses Zimmer kam ich jedoch selten und ungern; ich konnte darin,

ich weiß selbst nicht warum, kaum atmen. Außerdem – eine seltsame Sache! Sofja gefiel mir am meisten, wenn ich mit dem Rücken zu ihr saß, und vielleicht auch noch, wenn ich an sie dachte oder vielmehr von ihr träumte, besonders an Abenden auf der Terrasse. Ich blickte damals auf das Abendrot, auf die Bäume, auf die grünen, kleinen Blätter, die schon dunkel geworden waren, sich aber noch immer scharf vom rosa Himmel abhoben; im Gastzimmer am Klavier saß Sofja und spielte fortwährend irgendeinen Lieblingssatz von Beethoven, leidenschaftlich und nachdenklich zugleich; die böse Alte schnarchte friedlich auf dem Sofa sitzend; in dem von rotem Licht durchfluteten Eßzimmer wirtschaftete Wjera am Teetisch; der Samowar sang kunstvoll, als freute er sich über etwas; mit lustigem Knistern brachen die Brezeln, die Löffel schlugen melodisch an die Tassen; der Kanarienvogel, der den ganzen Tag über unbarmherzig geschmettert hatte, wurde plötzlich still und zwitscherte nur ab und zu, als fragte er etwas; aus einem durchsichtigen, leichten Wölkchen fielen im Vorüberziehen einige Tröpfchen herab . . . Ich aber saß und lauschte und sah zu, mein Herz wurde mir weit, und es schien mir wieder, daß ich liebe. Unter dem Eindruck eines solchen Abends hielt ich einmal bei der Alten um die Hand ihrer Tochter an und war nach zwei Monaten schon verheiratet. Mir schien, daß ich sie liebte . . . Jetzt wäre es wirklich Zeit, daß ich es wisse, aber ich weiß bei Gott auch jetzt nicht, ob ich Sofja geliebt habe. Sie war ein gütiges, kluges, schweigsames Geschöpf mit einem warmen Herzen; aber Gott weiß warum, ob infolge des langen Lebens auf dem Land oder aus irgendeiner anderen Ursache, barg sich auf dem Grund ihrer Seele – wenn die Seele überhaupt einen Grund hat – eine Wunde, oder es blutete, genauer gesagt, eine Wunde, die man durch nichts heilen konnte, die weder sie selbst noch ich zu nennen vermochte. Von der Existenz dieser Wunde erfuhr ich natürlich erst nach der Hochzeit. Wie sehr ich mich mit ihr auch abmühte, nichts wollte helfen! In meiner Kindheit hatte ich einmal einen Zeisig, den einmal eine Katze in ihren Pfoten gehalten hatte; man hatte ihn gerettet und geheilt, aber der arme Zeisig erholte sich nie wieder. Er saß traurig da, kränkelte und sang nicht mehr . . . Es endete damit, daß eines Nachts in den offenen Käfig eine Ratte eindrang und ihm den Schnabel abbiß, was ihn endlich zu sterben bewog. Ich weiß nicht, was für eine Katze meine Frau in den Pfoten gehabt hatte, aber auch sie war immer

traurig und siechte dahin wie mein unglücklicher Zeisig. Manchmal hatte sie sichtlich Lust, sich aufzuraffen, sich in der frischen Luft, in der Sonne und Freiheit zu vergnügen; sie versuchte es und schrumpfte gleich wieder zu einem Knäuel zusammen. Sie hatte mich dennoch lieb: Wie oft hatte sie mir versichert, daß ihr nichts mehr zu wünschen übrigbliebe – hol's der Teufel –, dabei erloschen aber ihre Blicke. Ich fragte mich, ob sie nicht etwas in ihrer Vergangenheit hätte? Ich zog Erkundigungen ein – nein, es war nichts da. Nun urteilen Sie selbst: Ein origineller Mensch hätte wohl die Achsel gezuckt, vielleicht zweimal aufgeseufzt und dann angefangen, sein eigenes Leben zu leben, ich aber bin ein unoriginelles Geschöpf und fing darum an, nach dem Balken zu schielen. In meiner Frau wurzelten alle die Angewohnheiten einer alten Jungfer – Beethoven, nächtliche Spaziergänge, Reseden, Briefwechsel mit Freunden, Poesiealben usw. – so tief, daß sie sich an eine andere Lebensweise, besonders an die einer Hausfrau, unmöglich gewöhnen konnte; dabei ist es doch lächerlich, wenn eine verheiratete Frau sich in namenloser Sehnsucht verzehrt und an Abenden das Lied singt: *O weck sie nicht beim Morgenstrahl!*

Auf diese Weise schwelgten wir drei Jahre in Seligkeit; im vierten Jahr starb Sofja in ihrem ersten Wochenbett, und es ist seltsam: Ich hatte gleichsam schon früher vermutet, daß sie nicht imstande sein würde, mir einen Sohn oder eine Tochter und der Erde einen neuen Bewohner zu schenken. Ich erinnere mich an ihr Begräbnis. Es war im Frühjahr. Unsere Pfarrkirche ist nicht groß, alt, der Ikonostas ist vor Alter schwarz, die Wände nackt, der Fußboden aus Ziegelsteinen schadhaft; rechts und links im Chor hängt je ein altes Heiligenbild. Man trug den Sarg herein, stellte ihn in die Mitte vor die Zarenpforte, bedeckte ihn mit einer verblichenen Decke und stellte drei Leuchter um ihn herum. Der Gottesdienst begann. Der altersschwache Diakon mit kleinem Zopf hinten, den Leib tief unten mit einem grünen Gürtel umschlungen, lallte traurig vor dem Betpult; der gleichfalls greise Geistliche mit gutmütigem Gesicht und halbblinden Augen, in einem lilagelb gemusterten Ornat, sang die Gebete für sich selbst und für den Diakon. In der ganzen Breite der geöffneten Fenster bewegten sich und flüsterten die jungen, frischen Blätter der Trauerbirken, von draußen zog der Duft des Grases herein; die roten Flammen der Wachskerzen erblaßten im lustigen Licht des Frühlingstages; die

Spatzen zwitscherten, daß man es in der ganzen Kirche hörte, und ab und zu erklang unter der Kuppel der helle Schrei einer Schwalbe, die hereingeflogen war. Im goldenen Staub des Sonnenstrahles senkten und hoben sich schnell die blonden Köpfe der wenigen Bauern, die inbrünstig für die Verstorbene beteten; in dünnen bläulichen Fäden zog der Rauch aus den Öffnungen des Räucherfasses empor. Ich blickte auf das tote Antlitz meiner Frau . . . Mein Gott! Auch der Tod, der Tod selbst hatte sie nicht erlöst, hatte ihre Wunde nicht geheilt: der gleiche schmerzvolle, scheue, stumme Ausdruck – als fühle sie sich selbst im Sarge unbehaglich . . . Ein bitteres Gefühl regte sich in mir. Sie war ein so herzensgutes Geschöpf, und doch war es auch für sie selbst gut, daß sie gestorben war!«

Die Wangen des Erzählers röteten sich, und seine Augen wurden trüb.

»Als ich mich endlich vom schweren Druck, der auf mir nach dem Tode meiner Frau lastete, befreit hatte«, begann er wieder, »entschloß ich mich, wie man so sagt, etwas Vernünftiges anzufangen. Ich trat in der Gouvernementsstadt in den Staatsdienst; in den großen Zimmern des Amtsgebäudes bekam ich Kopfschmerzen, meine Augen waren auch nicht in Ordnung; es kamen auch noch andere Gründe hinzu . . . ich nahm meinen Abschied. Ich wollte schon nach Moskau hinüberfahren, aber erstens fehlte es mir an Geld, und zweitens . . . ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mich gedemütigt hatte. Die Demut kam über mich plötzlich und zugleich auch nicht plötzlich. Geistig hatte ich mich schon längst gedemütigt, aber mein Kopf wollte sich noch immer nicht beugen. Ich schreibe die demütige Stimmung meiner Gefühle und Gedanken dem Einfluß des Landlebens und meines Unglücks zu . . . Andererseits hatte ich schon längst bemerkt, daß fast alle meine Nachbarn, wie die alten so die jungen, am Anfang von meiner Gelehrsamkeit, von meinem Aufenthalt im Ausland und den übrigen Vorzügen meiner Erziehung eingeschüchtert, sich an mich nicht nur nicht gewöhnt hatten, sondern mich entweder grob oder von oben herab behandelten, meine Betrachtungen nicht zu Ende anhörten und in ihren Gesprächen mit mir gewisse Höflichkeitsformen vernachlässigten. Ich vergaß, Ihnen noch zu sagen, daß ich im ersten Jahr meiner Ehe aus Langweile versucht hatte, mich auf die Literatur zu verlegen, und sogar einen Beitrag an eine Zeitschrift schickte, eine

Novelle, wenn ich nicht irre; aber nach einiger Zeit erhielt ich vom Redakteur einen höflichen Brief, in dem es unter anderm hieß, man könne mir Geist wohl nicht absprechen, wohl aber das Talent; in der Literatur brauche man aber gerade das Talent. Außerdem kam es mir zu Ohren, daß ein durchreisender Moskauer, ein im übrigen seelenguter junger Mann, sich über mich in einer Abendgesellschaft beim Gouverneur als über einen abgeschmackten und hohlen Menschen geäußert hatte. Aber meine halb freiwillige Verblendung hielt noch immer an: Ich wollte, wissen Sie, mich nicht selbst ›ohrfeigen‹; schließlich gingen mir eines schönen Morgens die Augen auf. Dies geschah auf folgende Weise: Mich besuchte der Isprawnik, um meine Aufmerksamkeit auf eine eingefallene Brücke auf meinen Besitzungen zu lenken, zu deren Instandsetzung mir aber völlig die Mittel fehlten. Während der nachsichtige Hüter der öffentlichen Ordnung nach einem Schnaps ein Stück gedörrten Störrückens verzehrte, warf er mir väterlich meine Unachtsamkeit vor, ging übrigens auf meine Lage ein und riet mir nur, meinen Bauern zu befehlen, etwas Mist auf die Stelle zu werfen; dann steckte er sich ein Pfeifchen an und begann von den bevorstehenden Wahlen zu sprechen. Um den Ehrentitel eines Gouvernements-Adelsmarschalls bewarb sich damals ein gewisser Orbassanow, ein leerer Schreier und bestechlicher Mensch obendrein. Dabei zeichnete er sich weder durch Reichtum noch durch vornehme Abstammung aus. Ich äußerte meine Meinung über ihn ziemlich abfällig; offen gestanden, sah ich auf Herrn Orbassanow hochmütig herab. Der Isprawnik sah mich an, klopfte mir leutselig auf die Schulter und bemerkte gutmütig: ›Ach, Wassilij Wassiljewitch, uns beiden steht es nicht an, über solche Leute zu urteilen; wie kommen wir dazu – Schuster, bleib bei deinem Leisten.‹ – ›Ich bitte Sie‹, entgegnete ich ärgerlich, ›welch ein Unterschied ist zwischen mir und Herrn Orbassanow?‹ – Der Isprawnik nahm die Pfeife aus dem Mund, riß die Augen weit auf und lachte. – ›So ein Spaßvogel‹, sagte er endlich unter Tränen, ›so ein Witz . . . köstlich!‹ Bis zu seiner Abreise hörte er nicht mehr auf, sich über mich lustig zu machen; er stieß mich ab und zu mit den Ellenbogen in die Seite, und duzte mich zuletzt. Endlich fuhr er davon. Dieser eine Tropfen hatte nur noch gefehlt, die Schale war voll. Ich ging einigemal durchs Zimmer, blieb vor dem Spiegel stehen, betrachtete lange mein verlegenes Gesicht, streckte bedächtig die

Zunge heraus und schüttelte mit bitterem Hohn den Kopf. Die Binde war mir von den Augen gefallen; ich sah ganz klar, klarer als mein Gesicht im Spiegel, welch ein leerer, nichtiger, überflüssiger und unoriginеller Mensch ich war!« Der Erzähler schwieg eine Weile.

»In einer Tragödie Voltaires«, fuhr er traurig fort, »freut sich jemand darüber, daß er die äußerste Grenze des Unglücks erreicht habe. Obwohl in meinem Schicksal nichts Tragisches ist, habe ich doch, offen gestanden, etwas Ähnliches empfunden. Ich lernte die giftigen Wonnen der kalten Verzweiflung kennen; ich erfuhr, wie süß es ist, während eines ganzen Morgens, in seinem Bett liegend, ohne Übereilung den Tag und die Stunde seiner Geburt zu verfluchen; ich konnte mich nicht mit einem Male demütigen. Urteilen Sie doch selbst: Der Geldmangel fesselte mich an das mir verhaßte Gut; weder die Landwirtschaft noch der Staatsdienst, noch die Literatur standen mir an; den Gutsbesitzern ging ich aus dem Wege, die Bücher widerten mich an; für die wässerig-gedunsenen und krankhaft-empfindsamen Fräulein, die ihre Locken schütteln und fieberhaft das Wort ›Leben‹ wiederholen, stellte ich nichts Interessantes mehr dar, seitdem ich aufgehört hatte zu schwatzen und in Verzückung zu geraten; um mich ganz in die Einsamkeit zurückzuziehen, fehlten mir Verständnis und Kraft . . . Ich fing an – was glauben Sie wohl? –, mich bei den Nachbarn herumzutreiben. Von der Verachtung gegen sich selbst gleichsam berauscht, ließ ich wie absichtlich allerlei kleinliche Erniedrigungen über mich ergehen. Ich wurde bei Tisch mit manchem Gericht übergangen, man empfing mich kalt und hochmütig, übersah mich endlich ganz; man erlaubte mir nicht, mich in ein allgemeines Gespräch einzumischen, und es kam vor, daß ich selbst aus meinem Winkel irgendeinem dummen Schwätzer zustimmte, der früher in Moskau mit Entzücken den Staub meiner Füße, den Saum meines Mantels geküßt hätte . . . Ich erlaubte mir sogar selbst nicht den Gedanken, daß ich mich dem bitteren Genuß der Ironie hingebe . . . Ich bitte Sie, was ist es für eine Ironie, wenn man ganz allein ist! So habe ich einige Jahre hintereinander gehandelt und handle auch jetzt noch . . .«

»Das ist aber schon gar zu bunt«, brummte im Nebenzimmer die verschlafene Stimme des Herrn Kantagrjuchin, »was für ein Dummkopf erlaubt sich, bei Nacht zu reden?«

Der Erzähler tauchte schnell unter die Bettdecke und drohte mir, schüchtern hervorlugend, mit dem Finger.

»Pst . . ., pst . . .«, flüsterte er und sagte dann respektvoll, sich nach der Richtung der Stimme Kantagrjuchins bückend und entschuldigend: »Ich höre, ich höre, entschuldigen Sie . . . Er darf schlafen, er muß schlafen«, fuhr er wieder flüsternd fort, »er muß neue Kräfte sammeln, wenn auch nur, um morgen mit demselben Genuß essen zu können. Wir haben nicht das Recht, ihn zu stören. Außerdem habe ich Ihnen, glaube ich, schon alles erzählt, was ich erzählen wollte; wahrscheinlich wollen Sie auch schon schlafen. Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht!«

Der Erzähler wandte sich mit fieberhafter Schnelligkeit weg und vergrub seinen Kopf in die Kissen.

»Darf ich wenigstens wissen«, fragte ich, »mit wem ich das Vergnügen habe . . .?«

Er hob rasch den Köpf.

»Nein, um Gottes willen«, unterbrach er mich, »fragen Sie weder mich noch sonst jemanden nach meinem Namen. Mag ich für Sie ein unbekanntes Geschöpf bleiben, ein vom Schicksal geschlagener Wassilij Wassiljewitsch. Außerdem verdiene ich, als unoriginеller Mensch, keinen eigenen Namen . . . Wenn Sie mir aber unbedingt irgendeinen Namen geben wollen, so nennen Sie mich . . . nennen Sie mich den Hamlet des Schtschigrowschen Kreises. Solche Hamlets gibt es in jedem Kreis viel, vielleicht sind Sie aber noch nie einem begegnet . . . Und nun leben Sie wohl.«

Er vergrub sich wieder in sein Pfühl. Als man mich am anderen Morgen weckte, war er nicht mehr im Zimmer. Er war vor Sonnenaufgang weggefahren.

Tschertopchanow und Nedopjuskin

An einem heißen Sommertag kehrte ich einmal in einem einfachen Bauernwagen von der Jagd heim; Jermolai duselte neben mir sitzend und nickte fortwährend mit dem Kopf. Die schlafenden Hunde wurden unter unseren Füßen wie Leichen herumgerüttelt. Der Kutscher verscheuchte fortwährend mit seiner Peitsche die Bremsen von den Pferden. Der weiße Staub folgte als leichte Wolke dem Wagen. Wir kamen in ein Gebüsch. Der Weg wurde holpriger, die Räder fingen an, die Äste zu streifen. Jermolai fuhr auf und sah sich um . . . »Eh!« sagte er, »hier muß es ja Birkhühner geben. Wollen wir absteigen.« Wir hielten und traten ins Gebüsch. Mein Hund stieß auf eine Birkhuhnbrut. Ich schoß und wollte schon das Gewehr von neuem laden, als plötzlich hinter mir ein lautes Krachen ertönte und sich mir, die Büsche mit den Händen auseinanderschiebend, ein Reiter näherte. »Erlauben Sie die Frage«, begann er in hochmütigem Ton, »mit welchem Recht Sie hier jagen, verehrter Herr?« Der Unbekannte sprach ungewöhnlich rasch, abgerissen und durch die Nase. Ich sah ihm ins Gesicht: Mein Lebtag hatte ich nie etwas Ähnliches gesehen. Liebe Leser, stellen Sie sich einen kleinen blonden Menschen vor mit einem roten Stutznäschen und ungewöhnlich langem rotem Schnurrbart. Eine spitze, persische Mütze, mit himbeerfarbenem Tuch besetzt, bedeckte ihm die Stirn bis zu den Augenbrauen. Er trug einen gelben, abgetragenen Tscherkessenrock mit schwarzen plüschenen Patronenhülsen auf der Brust und verschossenen silbernen Tressen an allen Nähten; über die Schulter hing ihm ein Horn, im Gürtel steckte ein Dolch. Der magere Rotfuchs mit gebogener Nase taumelte unter ihm wie betrunken; zwei magere Windhunde mit krummen Beinen sprangen zwischen seinen Hufen. Das Gesicht, der Blick, die Stimme, jede Bewegung und das ganze Wesen des Unbekannten atmeten eine wahnwitzige Kühnheit und einen maßlosen, unerhörten Hochmut; seine blaßblauen, gläsernen Augen schweiften umher und schielten wie bei einem Betrunkenen; er warf den Kopf in den Nacken, blähte die Backen, schnaubte und zuckte mit dem ganzen Körper gleichsam im Überfluß seiner Würde – genau wie ein Truthahn. Er wiederholte seine Frage.

»Ich wußte nicht, daß das Schießen hier verboten ist«, antwortete ich.

»Verehrter Herr«, fuhr er fort, »Sie sind hier auf meinem Grund und Boden.«

»Wenn Sie wollen, entferne ich mich.«

»Gestatten Sie die Frage«, entgegnete er, »habe ich die Ehre, mit einem Edelmann zu sprechen?«

Ich nannte meinen Namen.

»In diesem Falle wollen Sie nur weiterjagen. Ich bin selbst Edelmann und freue mich, einem Edelmann dienen zu können . . . Ich heiße übrigens Pantelej Tschertopchanow.«

Er beugte sich vor, stieß einen Schrei aus und schlug sein Pferd auf den Hals; das Pferd schüttelte den Kopf, bäumte sich, schwenkte auf die Seite ab und trat einem der Hunde auf die Pfote. Der Hund begann durchdringend zu winseln. Tschertopchanow brauste und zischte auf, schlug das Pferd auf den Kopf, zwischen die Ohren, sprang schneller als der Blitz vom Sattel, untersuchte die Pfote des Hundes, spuckte auf die Wunde, stieß den Hund mit dem Fuß in die Seite, damit er nicht mehr winsele, ergriff das Pferd an der Mähne und setzte den Fuß in den Steigbügel. Das Pferd warf den Kopf empor, hob den Schweif und stürzte sich seitwärts in die Büsche; er folgte ihm auf einem Fuß hüpfend. Schließlich sprang er doch in den Sattel, schwang wie rasend die Reitpeitsche, stieß ins Horn und sprengte davon. Ich hatte mich von meinem Erstaunen über das unerwartete Erscheinen Tschertopchanows noch nicht erholt, als plötzlich aus dem Gebüsch fast geräuschlos ein dicker Mann von etwa vierzig Jahren auf einem schwarzen Pferdchen erschien. Er hielt an, zog eine grünlederne Mütze vom Kopf und fragte mich mit einer feinen, weichen Stimme, ob ich nicht einen Reiter auf einem Rotfuchs begegnet sei. Ich antwortete, den hätte ich wohl gesehen.

»Nach welcher Seite beliebte es dem Herrn zu reiten?« fuhr er in demselben Ton fort, ohne die Mütze aufzusetzen.

»Dorthin.«

»Ich danke Ihnen ergebenst.«

Er schnalzte mit den Lippen, schlug das Pferdchen mit den Beinen in die Flanken und trabte langsam in die von mir angegebene Richtung. Ich blickte ihm nach, bis seine gehörnte Mütze hinter den

Zweigen verschwand. Dieser neue Unbekannte glich seinem Vorgänger in keiner Beziehung. Sein aufgedunsenes und kugelrundes Gesicht drückte Schüchternheit, Gutmütigkeit und sanfte Demut aus; die ebenfalls gedunsene und runde, von blauen Adern durchzogene Nase verriet einen Wollüstling. Auf seinem Kopf war vorn kein einziges Härchen übriggeblieben, hinten hingen aber noch einige dünne blonde Strähnen; die wie mit einem scharfen Schilfblatt geschlitzten Äuglein zwinkerten freundlich; süß lächelten seine roten und saftigen Lippen. Er trug einen Überrock mit einem Stehkragen und Messingknöpfen, ziemlich abgetragen, aber reinlich; seine tuchene Hose war in die Höhe gerutscht; über dem gelben Besatz der Stiefel waren seine vollen Waden zu sehen.

»Wer ist das?« fragte ich Jermolai.

»Der da? Tichon Iwanytsch Nedopjuskin. Er wohnt bei Tschertopchanow.«

»Ist er arm?«

»Gar nicht reich, aber auch Tschertopchanow hat keinen roten Heller.«

»Warum wohnt er dann bei ihm?«

»Ja, sie sind Freunde. Der eine macht ohne den andern keinen Schritt . . . Wie es im Sprichwort heißt: Wohin das Pferd mit seinem Huf, dorthin auch der Krebs mit seiner Schere . . .«

Wir kamen aus dem Gebüsch heraus; plötzlich schlugen neben uns zwei Jagdhunde an, und ein großer, dicker Hase schoß über den schon ziemlich hohen Hafer dahin, und hinter den Hunden sauste auch Tschertopchanow einher. Er schrie nicht, er hetzte nicht, er rief den Hunden nichts zu; er keuchte und rang um Atem; aus seinem offenen Mund kamen zuweilen abgerissene, sinnlose Laute; er sprengte mit aufgerissenen Augen daher und schlug das unglückliche Pferd grausam mit der Reitpeitsche. Die Windhunde kamen heran . . . der Hase duckte sich, wandte sich scharf um und rannte an Jermolai vorbei in die Büsche . . . Die Windhunde liefen weiter. »Gib acht, gib acht«, stammelte mühevoll wie ein Stotterer der vor Aufregung ersterbende Jäger, »Liebster, gib acht!« Jermolai schoß . . . der verwundete Hase purzelte wie ein Kreisel über das glatte, trockene Gras, sprang empor und schrie jämmerlich unter den Zähnen des herbeigeeilten Hundes. Die anderen Hunde kamen sofort herbei.

Tschertopchanow flog wie ein Raubvogel vom Sattel, zog seinen Dolch, lief breitbeinig zu den Hunden, entriß ihnen unter wütenden Flüchen den zerfetzten Hasen und stieß ihm mit verzerrtem Gesicht den Dolch bis ans Heft in den Hals . . . stieß ihn hinein und fing zu jodeln an. Am Waldsaum erschien Tichon Iwanytsch. »Ho-ho-ho-ho-ho-ho!« schrie Tschertopchanow zum zweitenmal . . . »Ho-ho-ho-ho!« wiederholte ruhig sein Freund.

»Eigentlich sollte man im Sommer nicht jagen«, bemerkte ich zu Tschertopchanow, auf den zerstampften Hafer zeigend.

»Es ist mein Feld«, antwortete Tschertopchanow, kaum atmend.

Er weidete den Hasen aus, band ihn an den Sattel und verteilte die Pfoten unter die Hunde.

»Ich schulde dir eine Ladung«, sagte er nach der Jägerregel zu Jermolai. »Ihnen aber, mein Herr«, fügte er mit der gleichen abgerissenen, scharfen Stimme hinzu, »danke ich.«

Er stieg in den Sattel.

»Gestatten Sie die Frage . . . ich vergaß . . . Ihren Namen und Familiennamen.«

Ich nannte noch einmal meinen Namen.

»Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sollten Sie Gelegenheit haben, so kehren bitte bei mir ein . . . Wo ist aber dieser Fomka, Tichon Iwanytsch?« fuhr er erregt fort. »Wir haben ohne ihn den Hasen erlegt.«

»Sein Pferd ist unter ihm gestürzt«, antwortete Tichon Iwanytsch mit einem Lächeln.

»Wie, gestürzt? Orbassan gestürzt? Pfu, pfüt . . .! Wo ist er?«

»Dort, hinter dem Wald.«

Tschertopchanow gab seinem Pferd mit der Reitpeitsche eins auf die Schnauze und sprengte wie der Wind davon. Tichon Iwanytsch verbeugte sich vor mir zweimal – für sich und für seinen Freund – und trabte ihm ins Gebüsch nach.

Diese beiden Herren hatten meine Neugierde stark erregt. Was mochte wohl die beiden so verschiedenen Naturen mit Banden unzertrennlicher Freundschaft aneinanderfesseln? Ich zog Erkundigungen ein und erfuhr folgendes:

Pantelej Jeremejitsch Tschertopchanow galt in der ganzen Umgegend als ein gefährlicher, verrückter und hochmütiger Mensch

und als Raufbold der schlimmsten Sorte. Er hatte ganz kurze Zeit in der Armee gedient und ›Unannehmlichkeiten halber‹ seinen Abschied mit dem Rang bekommen, der Anlaß zu dem Ausspruch gibt, das Huhn sei kein Vogel.Russisches Sprichwort: Das Huhn ist kein Vogel, der Fähnrich kein Offizier. (Anm. d. Ü.) Er stammte aus einer alten, einst reichen Familie; seine Vorfahren hatten prächtig, nach Steppenart gelebt, das heißt, sie nahmen Geladene und Ungeladene bei sich auf, fütterten sie zum Zerspringen, verabfolgten den fremden Kutschern je eine Tschetwert Hafer für jede Troika, hielten sich Musikanten, Säuger, Possenreißer und Hunde, bewirteten das Volk an Feiertagen mit Branntwein und Bier, reisten im Winter mit eigenen Pferden in schwerfälligen Kutschen nach Moskau, saßen aber oft auch monatelang ohne einen Groschen Geld und lebten von Hausgeflügel, Der Vater Pantelej Jeremejitschs hatte das Gut schon in einem arg ruinierten Zustand geerbt; auch er genoß seinerseits sein Leben und hinterließ seinem einzigen Erben Pantelej das verpfändete Dörfchen Bessonowo mit fünfunddreißig männlichen und sechsundsiebzig weiblichen leibeigenen Seelen und vierzehn und ein Achtel Desjatinen schlechten Landes in der Wildnis Kolobrodowo, über deren Besitz sich jedoch in den Papieren des Verstorbenen keinerlei Urkunden vorfanden. Der Verstorbene hatte sich, man muß es zugeben, auf eine höchst seltsame Weise ruiniert, ›die wirtschaftliche Berechnung‹ hatte ihn zugrunde gerichtet. Nach seiner Ansicht ziemte es einem Edelmann nicht, von Kaufleuten, Bürgern und ähnlichen ›Räubern‹, wie er sie nannte, abzuhängen; darum führte er bei sich allerlei Werkstätten und Handwerke ein. ›So ist es anständiger und auch vorteilhafter‹, pflegte er zu sagen, ›das ist die wirtschaftliche Berechnung!‹ An diesem verderblichen Gedanken hielt er bis an sein Ende fest; er richtete ihn auch zugrunde. Dafür war ihm das Leben eine Freude. Keine einzige Laune versagte er sich. Unter anderen Einfallen kam er einmal auf die Idee, sich nach eigenen Berechnungen eine so große Familienkutsche zu bauen, daß sie trotz der vereinten Bemühungen der zusammengetriebenen Bauernpferde des ganzen Dorfes und deren Besitzer gleich beim ersten Abhang stürzte und zerfiel. Jeremej Lukitsch (Pantelejs Vater hieß Jeremej Lukitsch) ließ auf jenem Abhang einen Gedenkstein errichten, machte sich aber darüber weiter keine Gedanken. Es fiel ihm auch ein, eine Kirche zu bauen, natürlich ohne Hilfe eines

Architekten. Er verbrannte einen ganzen Wald zum Ziegelbrennen, legte ein mächtiges Fundament, das für eine Gouvernementskathedrale paßte, führte die Mauern auf und begann die Kuppel zu wölben; die Kuppel stürzte ein. Er baute sie von neuem, sie stürzte wieder ein; er baute sie zum drittenmal, die Kuppel fiel zum drittenmal auseinander. Da wurde Jeremej Lukitsch nachdenklich: Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu, es ist wohl verfluchte Hexerei im Spiel . . . und er gab plötzlich den Befehl, alle alten Weiber im Dorf durchzupeitschen. Man peitschte die alten Weiber durch, konnte aber die Kuppel doch nicht aufführen. Er begann, die Bauernhäuser nach einem neuen Plan umzubauen, alles aus wirtschaftlicher Berechnung: Er stellte je drei Höfe zu einem Dreieck zusammen und errichtete in der Mitte eine Stange mit einem angemalten Starenhäuschen und einer Flagge. Jeden Tag erfand er etwas Neues, bald kochte er aus Pestwurzblättern Suppen, bald schnitt er den Pferden die Schweife ab, um daraus Mützen für seine Leibeigenen zu machen, bald wollte er statt Flachs Brennesseln anbauen, bald Schweine mit Pilzen füttern . . . Einmal las er in den *Moskauer Nachrichten* einen Artikel des Charkower Gutsbesitzers Chrjak-Chrupjorskij über den Nutzen der Sittlichkeit im Bauernleben und befahl gleich am nächsten Tag allen Bauern, den Artikel des Charkower Gutsbesitzers auswendig zu lernen. Die Bauern lernten den Artikel auswendig; der Herr fragte sie, ob sie verstünden, was da geschrieben wäre. Der Verwalter antwortete, wie sollten sie das nicht verstehen? Um die gleiche Zeit ordnete er an, alle seine Untertanen der Ordnung und der wirtschaftlichen Berechnung wegen zu numerieren und jedem die Nummer an den Kragen zu nähen. Bei der Begegnung mit dem Herrn pflegte jeder Bauer schon aus der Ferne zu rufen: »Die Nummer so und so kommt!« Worauf der Herr freundlich antwortete: »Geh mit Gott!«

Aber trotz der Ordnung und der wirtschaftlichen Berechnung geriet Jeremej Lukitsch allmählich in eine äußerst schwierige Lage, er begann seine Dörfer erst zu verpfänden und dann auch zu verkaufen; den letzten Urahnensitz, das Dorf mit der unvollendeten Kirche, verkaufte schon der Staat, zum Glück nicht mehr bei Lebzeiten Jeremej Lukitschs – er hätte diesen Schlag nicht überstanden –, sondern zwei Wochen nach seinem Ableben. So war es ihm beschieden, in seinem eigenen Haus, in seinem Bett, umgeben von

seinen Leuten und unter Aufsicht seines Arztes zu sterben; dem armen Pantelej blieb aber nur das kleine Gut Bessonowo.

Pantelej erfuhr von der Krankheit des Vaters beim Militär, mitten in der schon erwähnten ›Unannehmlichkeit‹. Er war eben ins neunzehnte Lebensjahr getreten. Von Kind an hatte er das Elternhaus nicht verlassen und war unter der Leitung seiner Mutter Wassilissa Wassiljewna, einer herzensguten, aber vollkommen stumpfsinnigen Frau, als verzogenes Muttersöhnchen aufgewachsen. Sie allein hatte sich mit seiner Erziehung beschäftigt; Jeremej Lukitsch war ganz von seinen wirtschaftlichen Sorgen in Anspruch genommen und hatte keine Zeit dafür. Allerdings bestrafte er einmal seinen Sohn eigenhändig dafür, weil er den Buchstaben ›rzy‹ wie ›arzy‹ aussprach, aber an jenem Tag hatte Jeremej Lukitsch einen tiefen, heimlichen Kummer; sein bester Hund war an einen Baum angerannt und den Verletzungen erlegen. Die Bemühungen Wassilissa Wassiljewnas um die Erziehung Pantelejs beschränkten sich übrigens auf eine schmerzvolle Anstrengung: Im Schweiße ihres Angesichts hatte sie für ihn einen verabschiedeten Soldaten aus dem Elsaß, einen gewissen Bierkopf, als Hofmeister engagiert, vor dem sie bis zu ihrem Tode wie ein Espenblatt zitterte: Nun, dachte sie sich, wenn er mir kündigt, bin ich verloren! Was soll ich dann anfangen? Wo soll ich einen andern Lehrer finden? Diesen schon habe ich mit vieler Mühe der Nachbarin weggeschnappt! – Bierkopf machte sich als kluger Mann seine Sonderstellung sofort zunutze: Er trank in einem fort und schlief vom Morgen bis zum Abend. Nach Beendigung der ›wissenschaftlichen Ausbildung‹ trat Pantelej in den Dienst. Wassilissa Wassiljewna war nicht mehr am Leben. Sie war ein halbes Jahr vor diesem wichtigen Ereignis vor Schreck gestorben; sie sah im Traum einen weißen Menschen auf einem Bären reiten. Jeremej Lukitsch folgte bald seiner besseren Hälfte nach.

Pantelej eilte bei der ersten Kunde von der Krankheit des Vaters Hals über Kopf zu ihm. Wie groß war aber das Erstaunen des ehrerbietigen Sohnes, als er sich plötzlich aus einem reichen Erben in einen Bettler verwandelt sah! Nur wenige Menschen sind imstande, eine so plötzliche Wendung zu ertragen. Pantelej wurde hart und wild. Aus einem ehrlichen und guten, wenn auch unberechenbaren und hitzigen Menschen verwandelte er sich in einen hochmütigen Raufbold, gab jeden Verkehr mit seinen Nachbarn auf – vor den

Reichen schämte er sich, die Armen verschmähte er – und behandelte alle, selbst die vorgesetzten Behörden, mit unerhörter Frechheit: Ich bin eben ein Edelmann! Einmal hätte er den Kreispolizisten beinahe niedergeschossen, weil der mit der Mütze auf dem Kopf zu ihm ins Zimmer getreten war. Die Behörden sahen ihm ihrerseits natürlich auch nichts nach und gaben es ihm bei jeder Gelegenheit zu fühlen; aber sie hatten vor ihm doch einige Angst, denn er war ein schrecklicher Hitzkopf und forderte einen gleich nach dem zweiten Wort zu einem Zweikampf auf Messer. Bei der geringsten Widerrede begannen Tschertopchanows Augen unruhig umherzuschweifen und seine Stimme versagte . . . »Ah, wa-wa-wa-wa«, stammelte er, »und wenn es mich auch den Kopf kostet!« Dann war er imstande, die Wände hinaufzuklettern! Aber abgesehen davon war er ein makelloser Mensch und in keine anrüchige Sache verwickelt. Selbstverständlich besuchte ihn niemand . . . Dabei war er gutmütig und in seiner Weise auch hochherzig: Er konnte keine Ungerechtigkeit oder Unterdrückung selbst gegen Fremde ertragen. Für seine Bauern trat er mit Leib und Seele ein. »Wie?« pflegte er zu sagen, indem er sich wütend auf den Kopf schlug. »Meine Leute anrühren? Ich will nicht Tschertopchanow heißen, wenn . . .«

Tichon Iwanytsch Nedopjuskin konnte nicht auf seine Herkunft so stolz sein wie Pantelej Jeremejitsch. Sein Vater stammte von den Einhöfern ab und erlangte erst nach vierzigjährigen Diensten den Adel. Herr Nedopjuskin-Vater gehörte zu den Menschen, die das Unglück mit seiner Erbitterung verfolgt, die wie persönlicher Haß aussieht. Ganze sechzig Jahre lang, von der Geburt bis zum Tode, kämpfte der arme Mensch mit allen möglichen Nöten, Krankheiten und Schicksalsschlägen, die den kleinen Leuten eigentümlich sind; er plagte sich furchtbar ab, aß sich nicht satt, gönnte sich keinen Schlaf, bückte sich vor jedermann, verzagte und quälte sich, zitterte um jede Kopeke, wurde wirklich ›unschuldig‹ aus dem Dienst gejagt und starb schließlich auf einem Dachboden oder in einem Keller, ohne für sich und seine Kinder ein Stück Brot erarbeitet zu haben – das Schicksal hatte ihn wie einen Hasen auf der Treibjagd totgehetzt. Er war ein guter und ehrlicher Mensch, nahm aber doch Bestechungsgelder an – von zehn Kopeken bis zu zwei Silberrubel einschließlich. Nedopjuskin hatte eine magere und schwindsüchtige Frau gehabt und auch Kinder; zum Glück waren diese alle jung gestorben mit Ausnahme Tichons

und einer Tochter Mitrodora, mit dem Zunamen ›Kaufmannsparade‹, die nach vielen traurigen und komischen Abenteuern einen verabschiedeten Gerichtsschreiber heiratete. Herr Nedopjuskin-Vater hatte noch bei Lebzeiten seinen Sohn Tichon als einen nichtetatmäßigen Schreiber in einer Kanzlei untergebracht, aber Tichon nahm gleich nach dem Ableben des Vaters seinen Abschied. Die ewige Unruhe, der qualvolle Kampf gegen Kälte und Hunger, das Jammern der Mutter, die Anstrengungen und die Verzweiflung des Vaters, die rohen Verfolgungen seitens des Hauswirtes und des Krämers, dieser ganze tägliche, ununterbrochene Kummer erzeugte in Tichon eine unbeschreibliche Schüchternheit; bei dem bloßen Anblick eines Vorgesetzten zitterte und erstarb er wie ein gefangenes Vögelchen. Er gab den Dienst auf. Die gleichgültige, vielleicht auch spöttische Natur gibt den Menschen verschiedene Fähigkeiten und Neigungen ein, ohne sich nach ihrer Stellung in der Gesellschaft und nach ihren Verhältnissen zu richten; mit der ihr eigenen Sorge und Liebe formte sie aus Tichon, dem Sohn eines armen Beamten, ein empfindsames, faules, sanftes, empfindliches Geschöpf, das ausschließlich für den Genuß geboren schien und mit einem außerordentlich feinen Geruchsinn und Geschmack begabt war . . . sie formte ihn, vollendete ihn aufs sorgfältigste und stellte es ihrer Schöpfung anheim, mit Sauerkraut und faulen Fischen heranzuwachsen. Diese Schöpfung wuchs heran und begann, was man so nennt, zu ›leben‹. Nun ging der Spaß los. Das Schicksal, das den Nedopjuskin-Vater ununterbrochen gepeinigt hatte, machte sich auch an den Sohn, es hatte wohl Geschmack daran gefunden. Aber gegen Tichon ging es anders vor: Es peinigte ihn nicht, sondern spielte mit ihm. Es brachte ihn kein einziges Mal zur Verzweiflung, zwang ihn nicht, die beschämenden Qualen des Hungers zu kosten, aber es trieb ihn durch ganz Rußland, aus Welikij-Ustjug nach Zarewo-Kokschaisk, aus der einen erniedrigenden und lächerlichen Stellung in die andere; bald beförderte es ihn zum ›Majordomus‹ bei einer zänkischen und gallsüchtigen Wohltäterin, bald machte es ihn zum Kostgänger bei einem reichen, geizigen Kaufmann, bald ernannte es ihn zum Vorstand der Hauskanzlei eines glotzäugigen, nach englischer Art zugestutzten Gutsbesitzers, bald erhob es ihn zu einem halben Haushofmeister und halben Spaßmacher bei einem Liebhaber der Hetzjagd . . . Mit einem Wort, das Schicksal ließ den

armen Tichon den ganzen bitteren und giftigen Trank einer untergeordneten Existenz Tropfen auf Tropfen trinken. In seinem Leben hatte er genug den schweren Launen, der verschlafenen und boshaften Langweile der müßigen Gutsbesitzer gedient . . . Wie oft hatte er in seinem Zimmer, nachdem er einem Rudel von Gästen als Spielball gedient und von ihnen ›mit Gott‹ entlassen war, vor Scham verbrennend, mit kalten Tränen der Verzweiflung in den Augen, geschworen, sich gleich am nächsten Morgen heimlich aus dem Staub zu machen, sein Glück in der Stadt zu versuchen und wenigstens eine Schreiberstelle zu finden oder aber auf der Straße Hungers zu sterben. Aber erstens gab ihm Gott keine Kraft, zweitens war er zu schüchtern und drittens: Wie findet man eine Stelle, wen bittet man darum? »Man wird mir keine geben«, flüsterte zuweilen der Unglückliche, sich in seinem Bett von der einen Seite auf die andere wälzend: »Man wird mir keine geben!« Und am andern Tag trug er wieder sein Joch. Seine Stellung war um so qualvoller, als selbst die fürsorgliche Natur sich nicht die Mühe gegeben hatte, ihn auch nur mit einem winzigen Anteil jener Fähigkeiten und Anlagen zu begaben, ohne die das Amt eines Spaßmachers fast unmöglich ist. Er verstand z. B. nicht, bis zum Umfallen in einem mit dem Futter nach außen umgewendeten Bärenpelz zu tanzen oder in unmittelbarer Nähe geschwungener Hundepeitschen Witze und Komplimente zu machen; wenn man ihn nackt einem Frost von zwanzig Grad aussetzte, erkältete er sich zuweilen; sein Magen verdaute weder mit Tinte und sonstigem Zeug vermischten Wein noch gehackte Fliegenschwämme und Täublinge mit Essig. Gott allein weiß, was aus Tichon geworden wäre, wenn der letzte seiner Wohltäter, ein reich gewordener Branntweinpächter, in einer lustigen Stunde nicht den Einfall gehabt hätte, in seinem Testament folgenden Zusatz zu machen: ›Dem Sjosja (alias Tichon) Nedopjuskin vermache ich aber zum ewigen und erblichen Besitz das von mir wohlerworbene Dorf Besselendejewka mit allen Appertinenzien.‹ Einige Tage später wurde der Wohltäter beim Verzehren einer Sterlettsuppe vom Schlag gerührt. Es entstand ein Lärm, das Gericht trat ein und versiegelte, wie es sich gehört, die Hinterlassenschaft. Die Verwandten kamen zusammen, öffneten das Testament, lasen es und schickten nach Nedopjuskin. Nedopjuskin erschien. Der größte Teil der Versammelten wußte, welches Amt Tichon Iwanytsch bei seinem

Wohltäter bekleidet hatte; man empfing ihn mit lauten Ausrufen und spöttischen Glückwünschen: »Der Gutsbesitzer, da ist er, der neue Gutsbesitzer!« schrien die übrigen Erben. – »Da kann man wirklich sagen«, fiel ein bekannter Spaßvogel und Witzbold ein, »da kann man wirklich sagen . . . das ist wirklich . . . was man so nennt . . . ein Erbe!« Und alle platzten vor Lachen. Nedopjuskin wollte an sein Glück lange nicht glauben. Man zeigte ihm das Testament, er errötete, kniff die Augen zusammen, fuchtelte abwehrend mit den Händen und begann zu schluchzen. Das Lachen der Versammlung wurde zu einem lauten, eintönigen Gebrüll. Das Dorf Besselendejewka zählte nur zweiundzwanzig leibeigene Seelen; niemand neidete es ihm, warum sollte man also nicht seinen Spaß haben? Nur ein Erbe aus Petersburg, ein würdiger Herr mit griechischer Nase und höchst vornehmem Gesichtsausdruck, Rostislaw Adamytsch Stoppel, konnte sich nicht beherrschen: Er rückte seitwärts zu Nedopjuskin heran und sah ihn hochmütig über die Schulter hinweg an. »Soviel ich sehen kann, mein Herr«, sagte er verächtlich und wegwerfend, »haben Sie beim verehrten Fjodor Fjodorowitsch das Amt eines Spaßmachers, sozusagen eines Dieners bekleidet?« Der Herr aus Petersburg bediente sich einer unerträglich deutlichen, scharfen und genauen Sprache. Der fassungslose und aufgeregte Nedopjuskin verstand die Worte des ihm unbekannten Herrn nicht, aber alle andern verstummten sofort; der Witzling lächelte herablassend. Herr Stoppel rieb sich beide Hände und wiederholte seine Frage. Nedopjuskin hob erstaunt die Augen und riß den Mund auf. Rostislaw Adamytsch blinzelte verächtlich mit den Augen.

»Ich gratuliere Ihnen, mein Herr, ich gratuliere«, fuhr er fort. »Freilich darf man wohl sagen, daß nicht jedermann geneigt wäre, sich sein Brot auf diese Weise zu verdienen; aber de gustibus non est disputandum, das heißt, ein jeder nach seinem Geschmack . . . Nicht wahr?«

In der hinteren Reihe winselte jemand ganz unanständig vor Erstaunen und Entzücken.

»Sagen Sie«, fiel Herr Stoppel ein, »welchem Talent insbesondere haben Sie Ihr Glück zu verdanken? Nein, schämen Sie sich nicht, sagen Sie es; wir sind ja hier alle unter uns, sozusagen en famille! Nicht wahr, meine Herren, wir sind doch en famille?«

Der Erbe, an den sich Herr Stoppel zufällig mit seiner Frage gewandt hatte, verstand leider kein Französisch und beschränkte sich daher auf ein leichtes, beifälliges Räuspern. Ein anderer Erbe, ein junger Mann mit gelblichen Flecken auf der Stirn, bestätigte dagegen hastig: »Wui, wui, selbstverständlich.«

»Sie könnten vielleicht«, begann Herr Stoppel von neuem, »auf den Händen, die Füße sozusagen nach oben gerichtet, gehen?«

Nedopjuskin blickte trübsinnig um sich – alle Gesichter lächelten gehässig, alle Augen glänzten vor Vergnügen.

»Oder verstanden Sie vielleicht wie ein Hahn zu krähen?«

Schallendes Gelächter erhob sich ringsum und verstummte sofort, von der Erwartung des Kommenden erstickt.

»Oder konnten Sie vielleicht mit der Nase . . .«

»Hören Sie auf!« unterbrach plötzlich den Rostislaw Adamytsch eine laute und scharfe Stimme. »Wie schämen Sie sich nicht, den armen Menschen zu quälen!«

Alle sahen sich um. In der Tür stand Tschertopchanow. Als Neffe vierten Ranges des seligen Branntweinpächters hatte auch er eine Einladung zum Familienkongreß bekommen. Während der Verlesung des Testaments hatte er sich – wie immer – hochmütig abseits von den andern gehalten.

»Hören Sie auf!« wiederholte er und warf den Kopf stolz in den Nacken.

Herr Stoppel wandte sich rasch um. Als er einen ärmlich gekleideten, unansehnlichen Menschen sah, fragte er halblaut seinen Nachbar (denn Vorsicht kann nie schaden): »Wer ist das?«

»Tschertopchanow, kein großes Tier«, antwortete ihm jener ins Ohr.

Rostislaw Adamytsch setzte eine hochmütige Miene auf.

»Was haben Sie zu kommandieren?« sagte er durch die Nase, mit den Augen blinzelnd. »Was sind Sie für ein Tier, wenn ich fragen darf?«

Tschertopchanow flammte auf wie Pulver von einem Funken. Die Wut benahm ihm den Atem.

»Ds-ds-ds-ds«, zischte er, wie wenn man ihn würgte, und donnerte plötzlich: »Wer ich bin? Wer ich bin? Ich bin der Edelmann Pantelej

Tschertopchanow, mein Ururgroßvater hat dem Zaren gedient, und wer bist du?«

Rostislaw Adamytsch erbleichte und trat einen Schritt zurück. Eine solche Abfuhr hatte er nicht erwartet.

»Ich ein Tier! Ich ein Tier . . . Oh, oh, oh!«

Tschertopchanow ging auf ihn los; Stoppel sprang in großer Erregung zurück, die Gäste stürzten dem aufgebrachten Gutsbesitzer entgegen.

»Wir schießen uns, wir schießen uns, gleich hier auf der Stelle, über ein Schnupftuch!« schrie der rasende Pantelej. »Oder bitte mich um Verzeihung und auch ihn . . .«

»Bitten Sie doch um Verzeihung«, stammelten die aufgeregten Erben rings um Stoppel. »Er ist ja verrückt und kann einen erdolchen!«

»Verzeihen Sie, verzeihen« Sie, ich habe nicht gewußt«, lallte Stoppel, »ich habe nicht gewußt . . .«

»Bitte auch ihn um Verzeihung!« brüllte der unerbittliche Pantelej.

»Entschuldigen auch Sie«, fügte Rostislaw Adamytsch hinzu, sich an Nedopjuskin wendend, welcher selbst wie im Fieber zitterte.

Tschertopchanow beruhigte sich, ging auf Tichon Iwanytsch zu, nahm ihn bei der Hand, blickte frei um sich und verließ, als er keinem Blick begegnete, inmitten tiefsten Schweigens zugleich mit dem neuen Besitzer des wohlerworbenen Dorfes Besselendejewka das Zimmer.

Von diesem Tag an trennten sie sich nicht mehr. (Das Dorf Besselendejewka lag nur acht Werst von Bessonowo entfernt.) Die grenzenlose Dankbarkeit Nedopjuskins ging bald in eine andachtsvolle Unterwürfigkeit über. Der schwache, sanfte, in Geldsachen nicht ganz saubere Tichon beugte sich in den Staub vor dem furchtlosen und uneigennützigen Pantelej. Eine Kleinigkeit! dachte er manchmal bei sich. Er spricht mit dem Gouverneur und blickt ihm dabei gerade in die Augen . . . bei Gott, gerade in die Augen . . .!

Er bewunderte ihn ganz sinnlos, bis zur Erschöpfung aller Seelenkräfte, und hielt ihn für einen ungewöhnlichen, klugen und gelehrten Menschen. Man muß wohl sagen: Wie schlecht auch Tschertopchanows Erziehung war, im Vergleich mit der Erziehung

Tichons konnte sie immer noch eine glänzende genannt werden. Tschertopchanow las allerdings nur wenig Russisch und verstand schlecht Französisch – so schlecht, daß er einmal auf die Frage eines Schweizer Hofmeisters »Vous parlez français, monsieur?« antwortete: »Sche verstehe nicht«, und nach einiger Überlegung hinzusetzte: »pas«; aber er wußte immer noch, daß es auf der Welt einmal einen Voltaire, einen höchst beißenden Schriftsteller, gegeben und daß Friedrich der Große, König von Preußen, sich auf militärischem Gebiet ausgezeichnet habe. Von russischen Schriftstellern achtete er Derschawin und liebte Marlinskij; seinen besten Hund nannte er nach einem der Helden Marlinskijs Amalat Beck . . .

Einige Tage nach meiner ersten Begegnung mit den beiden Freunden begab ich mich nach Bessonowo zu Pantelej Jeremejitsch. In der Ferne war sein kleines Häuschen sichtbar; es ragte auf einer kahlen Stelle, eine halbe Werst vom Dorf entfernt, ganz einsam wie ein Habicht auf einem Acker. Das ganze Gut Tschertopchanows bestand aus vier altersschwachen, aus Balken gezimmerten Gebäuden verschiedener Größe, und zwar aus dem Wohnhaus, einem Pferdestall, einem Schuppen und einem Dampfbad. Jeder Bau stand für sich; von einem Zaun oder Tor war nichts zu sehen. Mein Kutscher hielt ratlos vor einem halbverfaulten und verschütteten Brunnen. Neben dem Schuppen zerrten einige magere und struppige junge Windhunde an einem Pferdekadaver herum – wahrscheinlich war es Orbassan; einer von ihnen hob seine blutige Schnauze, bellte in großer Eile und fing wieder an, an den entblößten Rippen zu nagen. Neben dem Pferd stand ein Bursche von etwa siebzehn Jahren, mit gedunsenem gelbem Gesicht, barfuß und als Lakai gekleidet; er sah wichtig auf die seiner Aufsicht anvertrauten Hunde und schlug die allergierigsten ab und zu mit der Hetzpeitsche.

»Ist der Herr zu Hause?« fragte ich.

»Das weiß Gott allein!« antwortete der Bursche. »Klopfen Sie einmal an.«

Ich sprang aus dem Wagen und trat auf die Treppe des Wohnhauses.

Die Behausung des Herrn Tschertopchanow bot einen sehr traurigen Anblick: Die Balken waren geschwärzt und hatten sich geworfen, der Schornstein war eingestürzt, die Ecken waren verfault und eingesunken, die kleinen Fenster mit den dunkelgrauen

Fensterscheiben blickten unsagbar trübsinnig unter dem zottigen, herabhängenden Dach hervor – manche alten Bettlerinnen haben solche Augen. Ich klopfte an; niemand antwortete mir. Aber hinter der Tür hörte ich die scharf gesprochenen Worte: »As, buki, wedi; paß auf, du Narr!« sprach eine heisere Stimme. »As, buki, wedi, glagolj . . . aber nein! Glagolj, dobro, jestj! jestj . . .!Benennungen der Buchstaben des altrussischen Alphabets. Jestj(e) heißt auch essen. (Anm. d. Ü.) Nun, Dummkopf!«

Ich klopfte zum zweitenmal.

Die gleiche Stimme rief: »Tritt ein! Wer ist da?«

Ich trat in ein kleines, leeres Vorzimmer und erblickte durch die offene Tür Tschertopchanow selbst. Er saß in einem bucharischen Schlafrock voller Fettflecke, einer furchtbar weiten Pluderhose und einem roten Käppchen auf einem Stuhl, drückte mit der einen Hand einem jungen Pudel die Schnauze zusammen und hielt mit der andern ein Stück Brot dicht über dessen Nase.

»Ah!« sagte er mit Würde und ohne sich vom Platz zu rühren: »Freue mich sehr über Ihren Besuch. Bitte sehr, Platz zu nehmen. Ich mühe mich gerade mit dem Vensor ab . . . Tichon Iwanytsch«, fügte er hinzu, die Stimme erhebend, »komm bitte her! Es ist Besuch da.«

»Sofort, sofort«, antwortete aus dem Nebenzimmer Tichon Iwanytsch. »Mascha, gib mir die Halsbinde her.«

Tschertopchanow wandte sich wieder dem Vensor zu und legte ihm das Stück Brot auf die Nase. Ich sah mich um: Das Zimmer enthielt außer einem Ausziehtisch voller Buckel mit dreizehn Beinen verschiedener Länge und den vier durchgesessenen Rohrstühlen keinerlei Möbel; die vor sehr langer Zeit geweißten Wände mit blauen, sternförmigen Flecken waren an vielen Stellen abgebröckelt; zwischen den Fenstern hing ein zerschlagener trüber Spiegel in einem riesengroßen, mahagonifarbenen Rahmen. In den Ecken standen Pfeifenrohre und Gewehre; von der Decke hingen dicke schwarze Spinngewebe herab.

»As, buki, wedi, glagolj, dobro«, sprach langsam Tschertopchanow und schrie plötzlich wie rasend auf: »Jestj! Jestj! Jestj . . .! So ein dummes Vieh . . .! Jestj!«

Der unglückliche Pudel zitterte aber nur und wagte nicht, das Maul zu öffnen; er fuhr fort, mit schmerzhaft eingezogenem Schweif zu

sitzen, verzog die Schnauze und zwinkerte und blinzelte traurig mit den Augen, als wollte er sagen: Gewiß, ganz wie Sie wünschen!

»Friß doch! Hier!« wiederholte der unerbittliche Gutsbesitzer.

»Sie haben ihn eingeschüchtert«, bemerkte ich.

»Dann fort mit ihm!«

Er gab ihm einen Fußtritt. Der Ärmste erhob sich still, ließ das Stück Brot von der Nase fallen und zog sich, wie auf den Zehen, tiefgekränkt ins Vorzimmer zurück. Und in der Tat: Ein fremder Mensch macht zum erstenmal seinen Besuch, er aber wird so behandelt. Die Tür des Nebenzimmers knarrte leise, und Herr Nedopjuskin trat freundlich grüßend und lächelnd herein.

Ich stand auf und verbeugte mich.

»Lassen Sie sich nicht stören – lassen Sie sich nicht stören«, stammelte er.

Wir setzten uns, Tschertopchanow ging ins Nebenzimmer.

»Sind Sie schon lange hier in unserer gesegneten Gegend?« begann Nedopjuskin mit weicher Stimme. Er hüstelte in die vorgehaltene Hand und hielt die Finger des Anstandes halber vor die Lippen.

»Seit zwei Monaten schon.«

»So, so.«

Wir schwiegen eine Weile.

»Ein angenehmes Wetter heute«, fuhr Nedopjuskin fort und sah mich so dankbar an, als hinge das schöne Wetter von mir ab. »Das Getreide, kann man wohl sagen, steht vortrefflich.«

Ich neigte bejahend den Kopf. Wir schwiegen wieder.

»Pantelej Jeremejitsch hat gestern zwei Hasen gehetzt«, sagte nicht ohne Anstrengung Nedopjuskin, der offenbar das Gespräch beleben wollte. »Ja, zwei sehr große Hasen.«

»Hat Herr Tschertopchanow gute Hunde?«

»Ja, wunderbare Hunde!« entgegnete Nedopjuskin freudig: »Man kann wohl sagen, es sind die besten Hunde im Gouvernement.« Er rückte näher zu mir heran. »Aber was! Pantelej Jeremejitsch ist solch ein Mensch: Was er sich nur wünscht, was ihm nur einfällt, eh man sich's versieht, ist es schon fertig und brühwarm da. Pantelej Jeremejitsch ist, ich sage Ihnen . ..«

Tschertopchanow trat ins Zimmer. Nedopjuskin lächelte, verstummte und wies auf ihn mit den Augen, als wollte er sagen: Hier, überzeugen Sie sich selbst.

Wir begannen ein Gespräch über die Jagd.

»Wollen Sie, daß ich Ihnen meine Meute zeige?« fragte mich Tschertopchanow und rief, ohne meine Antwort abzuwarten, nach Karp.

Ein kräftiger Bursche in einem grünen Nankingkaftan mit blauem Kragen und Livreeknöpfen trat herein.

»Befiehl Fomka«, sagte Tschertopchanow kurz, »Ammalat und Saiga hereinzubringen, aber in Ordnung, verstehst du?«

Karp lachte mit dem ganzen Gesicht, gab einen unartikulierten Laut von sich und ging hinaus. Fomka kam schön gekämmt und zugeknöpft und in Stiefeln mit den Hunden. Des Anstandes halber bewunderte ich die dummen Tiere (alle Windhunde sind außerordentlich dumm). Tschertopchanow spuckte dem Ammalat direkt in die Nasenlöcher, was übrigens dem Hund nicht das geringste Vergnügen zu bereiten schien. Auch Nedopjuskin streichelte Ammalat rückwärts. Wir fingen wieder zu plaudern an. Tschertopchanow wurde allmählich ganz sanft und hörte auf, sich zu brüsten und zu schnauben; sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Er blickte mich und Nedopjuskin an . . .

»Eh!« rief er plötzlich aus. »Was soll sie dort allein sitzen? Mascha! Du, Mascha! Komm mal her!«

Im Nebenzimmer rührte sich jemand, aber eine Antwort kam nicht.

»Ma-a-scha«, wiederholte Tschertopchanow freundlich, »komm doch her. Fürchte dich nicht.«

Die Tür ging leise auf, und ich erblickte eine Frau von etwa zwanzig Jahren, groß und schlank, mit einem dunklen Zigeunergesicht, gelbbraunen Augen und einem pechschwarzen Zopf; die großen weißen Zähne leuchteten zwischen den vollen und roten Lippen. Sie trug ein weißes Kleid; ein blauer Schal, am Halse mit einer goldenen Nadel festgesteckt, bedeckte zur Hälfte ihre feinen, rassigen Arme. Sie machte zwei Schritte mit der scheuen Unbeholfenheit einer Wilden, blieb stehen und senkte das Gesicht.

»Hier, ich stelle Ihnen vor«, sagte Pantelej Jeremejitsch, »meine richtige Frau ist sie eigentlich nicht, aber so gut wie eine Frau.«

Mascha errötete leicht und lächelte verlegen. Ich verneigte mich vor ihr besonders tief. Sie gefiel mir sehr. Die feine Adlernase mit den offenen, halb durchsichtigen Flügeln, der kühne Schwung der hohen Augenbrauen, die blassen, ein wenig eingefallenen Wangen, alle ihre Gesichtszüge drückten launische Leidenschaftlichkeit und sorglose Ausgelassenheit aus. Unter dem geflochtenen Zopf liefen zwei glänzende Haarsträhnen den breiten Hals herab – ein Zeichen von Rasse und Kraft.

Sie trat ans Fenster und setzte sich. Ich wollte ihre Verlegenheit nicht noch vergrößern und begann ein Gespräch mit Tschertopchanow. Mascha wandte etwas den Kopf und musterte mich mit verstohlenen, wilden und schnellen Blicken. Ihre Blicke waren so schnell wie ein Schlangenstachel. Nedopjuskin setzte sich zu ihr und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Sie lächelte wieder. Beim Lächeln runzelte sie die Nase und hob die Oberlippe, was ihrem Gesicht etwas von einer Katze und vielleicht auch von einer Löwin verlieh . . .

Oha, du bist ein Rührmichnichtan, dachte ich mir, indem ich meinerseits verstohlen ihre biegsame Taille, die eingefallene Brust und die eckigen, raschen Bewegungen beobachtete.

»Was glaubst du, Mascha«, fragte Tschertopchanow, »man sollte doch dem Gast etwas vorsetzen, wie?«

»Wir haben Eingemachtes«, antwortete sie.

»Nun, gib das Eingemachte her, bei dieser Gelegenheit auch den Schnaps. Hör, Mascha«, rief er ihr nach, »bring auch die Gitarre!«

»Wozu die Gitarre? Ich werde nicht singen.«

»Warum nicht?«

»Ich will nicht.«

»Unsinn, du wirst schon wollen, wenn . . .«

»Was?« fragte Mascha, schnell die Brauen runzelnd.

»Wenn man dich darum bittet«, sprach Tschertopchanow den Satz nicht ohne Verlegenheit zu Ende.

»Ach so!«

Sie ging hinaus, kehrte bald mit dem Eingemachten und mit dem Schnaps zurück und setzte sich wieder ans Fenster. Auf ihrer Stirn war noch eine Runzel zu sehen; die beiden Augenbrauen hoben und senkten sich wie die Fühler einer Wespe . . . Haben Sie schon einmal bemerkt, Leser, was für ein böses Gesicht so eine Wespe hat? Nun,

dachte ich mir, es wird ein Gewitter geben. Das Gespräch wollte nicht ordentlich in Fluß kommen; Nedopjuskin war gänzlich verstummt und lächelte gespannt; Tschertopchanow keuchte, errötete und glotzte; ich hatte schon die Absicht, mich zu empfehlen . . . Mascha erhob sich plötzlich, öffnete das Fenster, steckte den Kopf hinaus und rief wütend einem vorübergehenden Bauernweibe zu: »Aksinja!« Das Weib fuhr zusammen, wollte sich umdrehen, glitt aber aus und fiel schwer zu Boden. Mascha warf sich zurück und begann laut zu lachen; auch Tschertopchanow lachte; Nedopjuskin piepste vor Vergnügen. Wir wurden alle lebendig. Das Gewitter hatte sich durch einen einzigen Blitz entladen . . . die Luft war nun rein.

Eine halbe Stunde später hätte uns niemand wiedererkannt; wir plauderten und tollten wie die Kinder. Mascha war ausgelassener als alle. Ihr Gesicht war blaß geworden, die Nasenlöcher hatten sich gebläht, der Blick war leuchtender und zugleich dunkler geworden. Die Wilde war entfesselt. Nedopjuskin humpelte auf seinen dicken und kurzen Beinchen hinter ihr her wie ein Enterich hinter einer Ente. Selbst Vensor kam unter der Bank im Vorzimmer hervorgekrochen, blieb eine Weile auf der Schwelle stehen, sah uns an und begann plötzlich zu springen und zu bellen, Mascha flog flink wie ein Vögelchen ins andere Zimmer hinüber, brachte die Gitarre, warf sich den Schal von den Schultern, setzte sich rasch und stimmte ein Zigeunerlied an. Ihre Stimme klang und zitterte wie ein gesprungenes Glasglöckchen, sie schwoll an und erstarb . . . Es wurde einem dabei so süß und so bange ums Herz. – »Ai, brenne, glüh und sprich . . .!« Tschertopchanow fing an zu tanzen. Nedopjuskin stampfte und strampelte mit den Füßen. Mascha war ganz Bewegung und bog sich wie Birkenrinde im Feuer, die feinen Finger liefen hurtig über die Saiten, der braune Hals hob sich langsam unter der doppelten Bernsteinkette. Bald verstummte sie, sank erschöpft hin und zupfte lustlos an den Saiten; Tschertopchanow blieb stehen, zuckte nur mit einer Achsel und tänzelte auf einem Fleck, während Nedopjuskin wie ein Porzellanchinese mit dem Kopf wackelte; bald sang sie wieder aus voller Kehle wie eine Wahnsinnige, richtete sich auf und reckte die Brust, Tschertopchanow hockte sich wieder bis zur Erde nieder, sprang bis an die Decke, drehte sich wie ein Kreisel und schrie: »Schneller . . .!«

»Schneller, schneller, schneller, schneller!« wiederholte Nedopjuskin.

Spät am Abend verließ ich Bessonowo.

Das Ende Tschertopchanows

Etwa zwei Jahre nach meinem Besuch bei Pantelej Jeremejitsch trafen ihn harte Schicksalsschläge, Schicksalsschläge im buchstäblichen Sinne des Wortes. Unannehmlichkeiten, Mißerfolge und Unglücksfälle hatte er auch schon früher erlebt; aber er hatte ihnen keine Beachtung geschenkt und nach wie vor wie ein Fürst gelebt. Der erste Schlag, der ihn traf, war für ihn am empfindlichsten: Mascha verließ ihn.

Was sie bewogen hatte, aus seinem Haus zu gehen, an das sie sich so gut gewöhnt zu haben schien, ist schwer zu sagen. Tschertopchanow hielt bis ans Ende seiner Tage an der Ansicht fest, daß die Schuld an Maschas Verrat ein junger Nachbar gewesen sei, ein Ulanenrittmeister a. D. namens Jaff, der nach den Worten Pantelej Jeremejitschs nur dadurch einnahm, daß er ununterbrochen seinen Schnurrbart drehte, sehr viel Pomade gebrauchte und mit wichtiger Miene ›Hm‹ zu sagen pflegte; es ist aber eher anzunehmen, daß hier das unstete Zigeunerblut, das in Maschas Adern floß, im Spiele war. Wie dem auch sei, an einem schönen Sommerabend band Mascha einige Kleidungsstücke zu einem kleinen Bündel zusammen und verließ Tschertopchanows Haus.

Vorher hatte sie drei Tage in einem Winkel gesessen, zusammengekauert und an die Wand gedrückt, wie eine verwundete Füchsin; sie hatte kein Wort gesprochen, sondern nur immer die Augen herumschweifen lassen, nachgedacht, mit den Brauen gezuckt, die Zähne gefletscht und die Arme bewegt, als wenn sie sich in etwas einhüllte. Solche Launen hatte sie auch schon früher gehabt, aber so lange hatte der Zustand noch nie gedauert; Tschertopchanow wußte es, beunruhigte daher weder sich selbst noch sie. Als er aber auf dem Heimweg vom Hundezwinger, wo, nach den Worten seines Jagdgehilfen, die beiden letzten Windhunde ›verreckt‹ waren, die Dienstmagd traf, die ihm mit bebender Stimme meldete, Maria Akinfijewna lasse ihn grüßen und ihm sagen, daß sie ihm alles Gute wünsche, zu ihm aber nicht mehr zurückkehren werde – da drehte sich Tschertopchanow ein paarmal auf einem Fleck, gab ein dumpfes Gebrüll von sich und stürzte der Flüchtigen nach; für jeden Fall nahm er seine Pistole mit.

Er holte sie zwei Werst von seinem Hause ein, neben dem Birkenwäldchen an der Landstraße, die nach der Kreisstadt führte. Die Sonne stand tief am Horizont, und alles ringsum war plötzlich rot geworden: die Bäume, das Gras und die Erde.

»Zu Jaff! Zu Jaff!« stöhnte Tschertopchanow, sobald er Mascha erblickte. »Zu Jaff!« sagte er wieder, auf sie zulaufend und bei jedem Schritt fast stolpernd.

Mascha blieb stehen und wandte ihm ihr Gesicht zu. Sie stand mit dem Rücken zum Licht und erschien ganz schwarz, wie aus dunklem Holz geschnitzt. Nur das Weiße ihrer Augen leuchtete wie silberne Mandeln, die Pupillen selbst schienen aber noch dunkler. Sie warf ihr Bündel auf die Seite und kreuzte die Arme.

»Zu Jaff gehst du, Nichtswürdige!« wiederholte Tschertopchanow. Er wollte sie an der Schulter packen, bekam aber, von ihrem Blick getroffen, Angst und hielt verlegen inne.

»Ich gehe gar nicht zu Herrn Jaff, Pantelej Jeremejitsch«, antwortete Mascha ruhig und leise, »aber ich kann mit Ihnen nicht mehr leben.«

»Wieso kannst du nicht mehr leben? Warum? Habe ich dich denn irgendwie gekränkt?«

Mascha schüttelte den Kopf.

»Sie haben mich durch nichts gekränkt, Pantelej Jeremejitsch, aber mir ist bei Ihnen zu öde . . . Für das Vergangene danke ich Ihnen, aber bleiben kann ich nicht, nein!«

Tschertopchanow war erstaunt; er schlug sich sogar auf die Schenkel und sprang in die Höhe.

»Was ist denn das? Hast bei mir so lange gelebt, hast nichts als Freude und Ruhe gehabt, und plötzlich langweilst du dich bei mir! ›Ich will ihn verlassen‹, sagst du auf einmal. Nimmst ein Tuch über den Kopf und gehst fort. Alle Achtung wurde dir bei mir erwiesen, ganz wie einer Gnädigen . . .«

»Das brauchte ich gar nicht«, unterbrach ihn Mascha.

»Das brauchtest du nicht? Bist aus einer Zigeunerin und Herumtreiberin eine Gnädige geworden, und das brauchtest du nicht? Wieso brauchtest du das nicht, du Hams Brut? Kann man es denn glauben? Verrat steckt dahinter, Verrat!« Er zischte wieder.

»Ich habe gar keinen Verrat im Sinn und auch niemals im Sinne gehabt«, sagte Mascha mit ihrer singenden, deutlichen Stimme, »aber ich habe es Ihnen schon gesagt: Die Sehnsucht hat mich gepackt.«

»Mascha!« rief Tschertopchanow und schlug sich mit der Faust vor die Brust, »Hör doch auf, genug, hast mich genug gequält, jetzt laß es sein! Bei Gott! Bedenke nur, was Tichon sagen wird, habe doch wenigstens mit ihm Mitleid!«

»Grüßen Sie Tichon Iwanytsch von mir und sagen Sie ihm . . .«

Tschertopchanow hob die Arme: »Nein, du irrst, du entkommst mir nicht! Dein Jaff wird es niemals erleben!«

»Herr Jaff . . .«, begann Mascha.

»Was ist er für ein Herr Jaff?« äffte Tschertopchanow nach. »Er ist ein Schuft, ein Gauner und hat eine Fratze wie ein Affe!«

Eine halbe Stunde schlug sich Tschertopchanow mit Mascha herum. Bald trat er ganz dicht an sie heran, bald sprang er zurück, holte zu einem Schlag aus, verneigte sich wieder vor ihr, weinte und fluchte . . . »Ich kann nicht«, wiederholte Mascha, »es ist mir so traurig . . . Die Langweile wird mich töten.« Ihr Gesicht nahm allmählich einen so gleichgültigen, fast schläfrigen Ausdruck an, daß Tschertopchanow fragte, ob man sie nicht mit irgendeinem Trank behext hätte.

»Die Langweile«, sagte sie zum zehntenmal.

»Und wenn ich dich töte?« rief er plötzlich und holte aus der Tasche die Pistole.

Mascha lächelte, ihr Gesicht belebte sich. »Nun, töten Sie mich, Pantelej Jeremejitsch, das ist in Ihrer Gewalt, aber zurückkehren werde ich nicht.«

»Du wirst nicht zurückkehren . . .?« Tschertopchanow spannte den Hahn.

»Ich werde nicht zurückkehren, Liebster. Nie im Leben kehre ich zurück. Ich halte mein Wort.«

Tschertopchanow steckte ihr plötzlich die Pistole in die Hand und setzte sich auf die Erde. »Nun, dann töte du mich! Ohne dich will ich nicht leben. Du magst mich nicht mehr, und auch ich mag nichts mehr im Leben.«

Mascha bückte sich, hob ihr Bündelchen auf, legte die Pistole ins Gras, den Lauf von Tschertopchanow abgewandt, und rückte näher zu

ihm heran.

»Ach, Liebster, was grämst du dich? Oder kennst du uns Zigeunerinnen nicht? So ist einmal unsere Art, unsere Sitte. Wenn die Sehnsucht kommt und das Herz in ein fremdes, fernes Land lockt – wie kann man dann bleiben? Denke an deine Mascha – eine solche Freundin findest du nie wieder; auch ich vergesse dich nicht, mein Falke. Unser Miteinanderleben ist aber aus!«

»Ich habe dich geliebt, Mascha«, murmelte Tschertopchanow durch die Finger, die er sich aufs Gesicht preßte.

»Auch ich habe Sie geliebt, Freund Pantelej Jeremejitsch!«

»Ich habe dich geliebt, ich liebe dich wahnsinnig, bis zur Bewußtlosigkeit – und wenn ich bedenke, daß du mich so ohne jeden Grund, so mir nichts, dir nichts, verläßt und dich in der Welt herumtreiben willst, so stelle ich mir vor, daß, wenn ich nicht so ein armer Teufel wäre, du mich niemals verlassen hättest!«

Auf diese Worte hatte Mascha nur ein Lächeln. »Und du hast mich doch immer uneigennützig genannt!« sagte sie und schlug ihn kräftig auf die Schulter.

Er sprang auf die Füße. »Nun, dann nimm wenigstens Geld von mir – was willst du denn ohne Geld anfangen? Aber noch besser: Töte mich! Ich sage es dir klar und deutlich: Töte mich auf einen Schlag!«

Mascha schüttelte wieder den Kopf. »Dich töten? Und wofür wird man nach Sibirien verschickt, mein Lieber?«

Tschertopchanow fuhr zusammen. »Also nur darum nicht, aus Furcht vor Sibirien . . .«

Er warf sich wieder ins Gras.

Mascha stand eine Weile schweigend über ihm. »Du tust mir leid, Pantelej Jeremejitsch«, sagte sie mit einem Seufzer, »du bist ein guter Mensch . . . aber es ist nichts zu machen – leb wohl!«

Sie wandte sich weg und machte zwei Schritte. Die Nacht war schon angebrochen, von allen Seiten schwebten dunkle Schatten heran. Tschertopchanow sprang schnell auf und packte Mascha von rückwärts an den beiden Ellenbogen.

»Du gehst also, Schlange? Zu Jaff!«

»Leb wohl!« sagte Mascha ausdrucksvoll und scharf. Sie riß sich los und ging.

Tschertopchanow sah ihr nach, lief zu der Stelle, wo die Pistole lag, ergriff sie, zielte und schoß . . . Aber bevor er losdrückte, wandte er die Waffe nach oben; die Kugel pfiff über Maschas Kopf hinweg. Sie sah ihn im Gehen über die Schulter an und ging, sich wiegend, weiter, als neckte sie ihn.

Er bedeckte sich das Gesicht und rannte davon . . . Aber er war noch nicht fünfzig Schritte gelaufen, als er plötzlich wie angewurzelt stehenblieb. Eine bekannte, allzu bekannte Stimme schlug an sein Ohr. Mascha sang. »O schöne Zeit, o Jugendzeit!« sang sie; jeder Ton schwebte durch die Abendluft, klagend und sehnsuchtsvoll. Tschertopchanow lauschte. Die Stimme entfernte sich immer mehr; bald erstarb sie ganz, bald tönte sie wieder, kaum hörbar, doch voller Glut . . .

Das tut sie mir zum Trotz, dachte sich Tschertopchanow; aber er stöhnte gleich darauf: »Ach, nein! Sie nimmt von mir Abschied für immer«, und brach in Tränen aus.

Am nächsten Tag erschien er in der Wohnung des Herrn Jaff, der als echter Weltmann die Einsamkeit des Landlebens nicht liebte und sich darum in der Kreisstadt niedergelassen hatte, ›näher bei den jungen Damen‹, wie er sich ausdrückte. Tschertopchanow traf Jaff nicht an; nach den Worten seines Kammerdieners war er einen Tag vorher nach Moskau abgereist.

»Ja, es stimmt!« rief Tschertopchanow voller Wut. »Es ist eine abgekartete Sache, sie ist mit ihm geflohen . . . aber warte!«

Er stürzte sich trotz des Widerstandes des Kammerdieners ins Kabinett des jungen Rittmeisters. Im Kabinett hing über dem Sofa ein in Öl gemaltes Bild des Hausherrn.

»Ah, da bist du, du schwanzloser Affe!« donnerte Tschertopchanow; er sprang aufs Sofa, schlug mit der Faust auf die gespannte Leinwand und machte ein großes Loch.

»Sag deinem nichtsnutzigen Herrn«, wandte er sich an den Kammerdiener, »daß der Edelmann Tschertopchanow in Abwesenheit der wirklichen Fratze deines Herrn die gemalte verstümmelt hat; wenn er aber von mir Genugtuung haben will, so weiß er selbst, wo er den Edelmann Tschertopchanow finden kann! Andernfalls aber werde ich ihn finden, auf dem Meeresgrund werde ich ihn finden, den gemeinen Affen!«

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, sprang Tschertopchanow vom Sofa und entfernte sich feierlich.

Aber der Rittmeister Jaff verlangte von ihm keinerlei Genugtuung – er begegnete ihm sogar niemals mehr; auch Tschertopchanow dachte gar nicht daran, seinen Feind zu suchen, und es kam zu gar keinem Auftritt zwischen ihnen. Mascha selbst war aber bald darauf spurlos verschwunden. Tschertopchanow fing an zu saufen, kam aber wieder zur Vernunft. Doch da traf ihn der zweite Schlag.

Und zwar: Sein Herzensfreund Tichon Iwanytsch Nedopjuskin war gestorben. Schon zwei Jahre vor seinem Tode war es mit seiner Gesundheit nicht am besten bestellt – er litt an Atemnot, schlief fortwährend ein und konnte, wenn er erwachte, lange nicht zu sich kommen; der Kreisarzt behauptete, es seien kleine Schlaganfälle. Während der drei Tage, die Maschas Flucht vorangingen, der drei Tage, an denen sie von der ›Sehnsucht gepackt‹ war, lag Nedopjuskin zu Hause in Besselendejewka, er hatte sich stark erkältet. Um so mehr überraschte ihn Maschas Schritt, er traf ihn vielleicht noch härter als Tschertopchanow selbst. Infolge seines sanften und scheuen Charakters äußerte er nichts außer der zärtlichen Teilnahme und eines schmerzhaften Erstaunens . . . aber alles in ihm war gerissen. »Sie hat aus mir meine Seele genommen«, flüsterte er zu sich selbst, auf seinem mit Wachstuch bezogenen Lieblingssofa sitzend und mit den Fingern spielend. Selbst als Tschertopchanow sich schon beruhigt hatte, hatte sich Nedopjuskin noch immer nicht erholt – er fühlte noch immer, daß alles in seinem Innern leer sei. – »Hier«, pflegte er zu sagen, indem er auf die Mitte der Brust über dem Magen zeigte.

So zog er bis zum Winter hin. Als die ersten Fröste kamen, wurde es mit seiner Atemnot etwas besser, dafür traf ihn ein wirklicher Schlag, und kein ›kleiner‹ mehr. Er verlor nicht gleich die Besinnung; er konnte noch Tschertopchanow erkennen und antwortete sogar auf den verzweifelten Aufschrei seines Freundes: »Was ist mit dir, Ticha?«

»Pa-a-jej Je-e-jejitsch, zu Ih-en Die-sten.«

Das hinderte ihn aber nicht, am selben Tag zu sterben, noch vor der Ankunft des Kreisarztes, dem angesichts der kaum erstarrten Leiche nichts mehr übrigblieb, als mit dem traurigen Bewußtsein der

Vergänglichkeit alles Irdischen um ein Schnäpschen mit gedörrtem Störrücken zu bitten.

Sein Gut hatte Tichon Iwanowitsch, wie es auch zu erwarten war, seinem ›verehrtesten Wohltäter und großmütigsten Gönner‹ Pantelej Jeremejitsch Tschertopchanow vermacht; aber der verehrteste Wohltäter hatte davon keinen großen Nutzen, da es bald darauf öffentlich versteigert wurde – zum Teil, um die Kosten des Grabmonuments zu decken, das Tschertopchanow (es war offenbar eine väterliche Ader in ihm!) über der Asche seines Freundes zu errichten beschloß.

Dieses Monument, eine Statue, die einen betenden Engel darstellen sollte, verschrieb er sich aus Moskau; aber der ihm empfohlene Kommissionär sagte sich, daß in der Provinz die Kenner der Skulptur dünn gesät seien, und schickte ihm statt des *Engels* eine *Flora*, die viele Jahre einen verwilderten Park aus der Zeit Katharinas der Großen bei Moskau geschmückt hatte – um so mehr, als diese im übrigen recht hübsche Rokokostatue mit runden Händchen, üppigen Locken, einer Rosengirlande auf dem entblößten Busen und geschwungenem Oberkörper ihn, den Kommissionär, keine Kopeke gekostet hatte. So steht die mythologische Göttin mit graziös erhobenem Füßchen auch heute noch auf dem Grab Tichon Iwanowitschs und schaut mit der echten Grimasse einer Pompadour auf die um sie herumspazierenden Kälber und Schafe, diese unvermeidlichen Besucher unserer ländlichen Friedhöfe.

Nach dem Verlust seines treuen Freundes ergab sich Tschertopchanow wieder dem Trunke, diesmal in einer viel besorgniserregenderen Weise. Seine Geschäfte gingen immer schlechter. Er konnte nicht mehr jagen, sein letztes Geld ging ihm aus, die letzten Leibeigenen liefen ihm davon. Die Vereinsamung Pantelej Jeremejitschs war nun vollständig, er hatte niemanden, mit dem er ein Wort hätte sprechen können, geschweige denn, vor dem er sein Herz ausschütten konnte. Nur sein Stolz allein hatte nicht abgenommen. Im Gegenteil – je schlimmer seine Verhältnisse waren, desto stolzer, hochmütiger und unzugänglicher wurde er selbst. Zuletzt war er ganz verwildert. Nur ein Trost, eine Freude war ihm geblieben: ein wunderbares graues Reitpferd von Donscher Rasse, das er Malek-Adel nannte, ein wirklich wunderbares Tier.

Zu diesem Pferd war er auf folgende Weise gekommen.

Als Tschertopchanow einmal durch ein Nachbardorf ritt, hörte er neben der Schenke einen Haufen Bauern schreien und lärmen. In der Mitte der Menge hoben und senkten sich fortwährend kräftige Fäuste.

»Was ist da los?« fragte er mit dem ihm eigenen befehlenden Ton ein altes Weib, das vor der Schwelle ihres Hauses stand.

An den Türbalken gelehnt und wie schlafend, blickte das Weib in der Richtung nach der Schenke. Ein strohblonder Junge im bloßen Kattunhemd mit einem Kreuzchen aus Zypressenholz auf der nackten Brust saß mit gespreizten Beinchen und geballten Fäustchen zwischen ihren Bastschuhen; gleich daneben pickte ein Küken an einer versteinerten Schwarzbrotrinde.

»Gott weiß es, Väterchen«, antwortete die Alte, indem sie sich vorbeugte und ihre runzelige dunkle Hand auf den Kopf des Jungen legte. »Man sagt, die Unsrigen schlagen einen Juden.«

»Was, einen Juden? Was für einen Juden?«

»Das weiß Gott, Väterchen. Bei uns ist so ein Jude aufgetaucht; woher er kommt, wer kann es wissen? Waßja, Liebster, geh zu der Mutter. – Ksch, ksch, du Mistvieh!« Die Alte verscheuchte das Küken, und Waßja ergriff ihren Rocksaum. »Also schlägt man ihn, Herr.«

»Man schlägt ihn? Warum?«

»Ich weiß es nicht, Väterchen. Er wird es wohl verdient haben. Wie soll man ihn nicht schlagen! Er hat doch Christus ans Kreuz geschlagen!«

Tschertopchanow schrie auf, schlug das Pferd mit der Peitsche auf den Hals und sprengte mitten in die Menge hinein; dann fing er an, auf die Bauern wahllos nach rechts und nach links mit der Peitsche zu schlagen und dabei aufgeregt zu schreien: »Will-kür! Will-kür! Das Gesetz straft und nicht Pri-vat-per-so-nen! Das Gesetz! Das Ge-setz!! Das Ge-setz!!«

Es waren noch keine zwei Minuten vergangen, als die Menge sich nach allen Seiten zerstreut hatte. Auf der Erde, vor der Tür der Schenke, lag aber ein kleines, hageres schwärzliches Geschöpf in einem Kaftan aus Nanking, zerzaust und zerschlagen . . . Ein bleiches Gesicht, leblose Augen, ein offener Mund . . . Was war das? Die Erstarrung des Schreckens oder schon der Tod selbst?

»Warum habt ihr den Juden erschlagen?« rief Tschertopchanow mit Donnerstimme und schwang die Reitpeitsche.

Ihm antwortete ein schwaches Murren in der Menge. Der eine Bauer griff sich an die Schulter, der andere an die Hüfte, der dritte an die Nase. »Der kann hauen!« ertönte es in den hinteren Reihen.

»Mit der Reitpeitsche! So kann es ein jeder!« versetzte eine andere Stimme.

»Warum habt ihr den Juden erschlagen? Euch frage ich, ihr verdammten Asiaten!« wiederholte Tschertopchanow.

Hier sprang aber das auf der Erde liegende Geschöpf flink auf die Beine, lief hinter Tschertopchanow und griff krampfhaft nach dem Rand seines Sattels.

»Der ist zäh!« ertönte es wieder in den hinteren Reihen. »Wie eine Katze!«

»Euer Hochwohlgeboren, nehmen Sie sich meiner an, retten Sie mich!« stammelte indessen der unglückliche Jude, sich mit der ganzen Brust an das Bein Tschertopchanows drückend. »Sonst erschlagen sie mich, sie erschlagen mich, Euer Hochwohlgeboren!«

»Warum schlagen sie dich?« fragte Tschertopchanow.

»Bei Gott, ich weiß es nicht! Das Vieh fing an bei ihnen zu fallen, und sie glauben . . . ich aber . . .«

»Nun, das werden wir später untersuchen!« unterbrach ihn Tschertopchanow. »Halte dich jetzt an meinem Sattel fest und folge mir. – Ihr aber«, fügte er hinzu, indem er sich an die Menge wandte, »kennt ihr mich? Ich bin der Gutsbesitzer Pantelej Tschertopchanow und wohne auf dem Gut Bessonowo – wenn ihr wollt, könnt ihr euch über mich beschweren, auch über den Juden zugleich!«

»Warum sollen wir uns beschweren?« sagte mit einer tiefen Verbeugung ein gesetzter Bauer mit grauem Bart, der ganz wie ein alter Patriarch aussah. (Den Juden hatte er übrigens genauso wie die anderen mißhandelt.) »Wir kennen dich, Väterchen Pantelej Jeremejitsch, gut; wir sind deiner Gnaden dankbar, daß du uns eine Lehre erteilt hast!«

»Warum sollen wir uns beschweren!« fielen ihm die andern ins Wort. »Mit dem Ungetauften werden wir aber schon abrechnen! Er entkommt uns nicht! Wir werden ihn wie einen Hasen im Felde . . .«

Tschertopchanow bewegte seinen Schnurrbart, schnaubte und ritt im Schritt auf sein Gut, begleitet vom Juden, den er auf die gleiche Weise von seinen Bedrängern befreit hatte wie einst den Tichon Nedopjuskin.

Einige Tage später meldete ihm der einzige Diener, der Tschertopchanow noch geblieben war, es sei ein Reiter gekommen und wünsche ihn zu sprechen. Tschertopchanow trat vors Haus und sah den ihm bekannten Juden mitten auf dem Hof unbeweglich und stolz auf einem herrlichen Donschen Pferde sitzen. Der Jude hatte keine Mütze auf, er hielt sie unter dem Arm; seine Füße hatte er nicht in die Steigbügel selbst gesteckt, sondern in die Riemen der Steigbügel; die zerrissenen Schöße seines Kaftans hingen zu beiden Seiten des Sattels herab. Als er Tschertopchanow erblickte, schmatzte er mit den Lippen, zuckte mit den Ellenbogen und mit den Beinen.

Aber Tschertopchanow erwiderte nicht nur nicht seinen Gruß, sondern flammte plötzlich auf – so ein räudiger Jud' wagt es, auf so einem herrlichen Pferd zu sitzen . . .! »He, du äthiopische Fratze!« schrie er. »Steig sogleich ab, wenn du nicht willst, daß man dich in den Schmutz hinunterwirft!«

Der Jude gehorchte sofort. Er fiel wie ein Sack vom Sattel und ging, die Zügel in der einen Hand, lächelnd und sich bückend auf Tschertopchanow zu.

»Was willst du?« fragte ihn Pantelej Jeremejitsch mit Würde.

»Euer Wohlgeboren, belieben zu sehen, was das für ein Pferdchen ist!« sagte der Jude, sich immer noch verbeugend.

»Hm . . . ja . . . ein gutes Pferd. Wo hast du es her? Hast es wohl gestohlen?«

»Was denken Sie, Euer Wohlgeboren! Ich bin ein ehrlicher Jud', ich habe es nicht gestohlen, ich habe es für Euer Wohlgeboren aufgetrieben! Solche Mühe habe ich mir gegeben, solche Mühe! Dafür ist es auch ein Pferd! So ein Pferd kann man am ganzen Don nicht mehr finden. Schauen Sie nur, Euer Wohlgeboren, was es für ein Pferd ist! Bemühen Sie sich her! – Tpru. . . tpru . . . dreh dich um, stell dich seitwärts! Wir wollen aber den Sattel abnehmen. Nun, was sagen Sie, Euer Wohlgeboren?«

»Das Pferd ist gut«, wiederholte Tschertopchanow mit geheuchelter Gleichgültigkeit, sein Herz klopfte aber in der Brust. Er war ein gar zu leidenschaftlicher Liebhaber von ›Pferdefleisch‹ und verstand sich darauf.

»Sehen Sie ihn sich nur an, Euer Wohlgeboren! Streicheln Sie ihn am Halse, hi-hi-hi! Ja, so!«

Tschertopchanow legte die Hand wie widerwillig dem Pferde auf den Hals, klopfte zweimal, fuhr dann mit den Fingern von der Mähne den Rücken entlang, und als er eine gewisse Stelle über den Nieren erreichte, drückte er auf Kennerart leicht darauf. Das Pferd bog sofort das Rückgrat, schielte mit seinem stolzen schwarzen Auge nach Tschertopchanow, schnaubte und wechselte die Stellung der Vorderbeine.

Der Jude lachte und klatschte leicht in die Hände. »Es erkennt seinen Herrn, Euer Wohlgeboren, seinen Herrn!«

»Nun, fasele nicht«, unterbrach ihn Tschertopchanow ärgerlich. »Um dir das Pferd abzukaufen, habe ich kein Geld, und Geschenke nehme ich nicht nur von dir, du Jud«, sondern auch vom lieben Gott selbst nicht an!«

»Wie wage ich auch, Ihnen etwas zu schenken, ich bitte Sie!« rief der Jude, »Kaufen Sie es, Euer Wohlgeboren . . . auf das Geld will ich aber warten.«

Tschertopchanow wurde nachdenklich. »Was verlangst du dafür?« fragte er endlich durch die Zähne. Der Jude zuckte die Achseln. »Was ich selbst bezahlt habe. Zweihundert Rubel.«

Das Pferd war zwei- oder sogar vielleicht dreimal mehr wert.

Tschertopchanow wandte sich zur Seite und gähnte nervös. »Und wann ist . . . die Zahlung?« fragte er, gewaltsam die Brauen runzelnd, ohne den Juden anzusehen.

»Wann es Euer Wohlgeboren beliebt.«

Tschertopchanow warf den Kopf zurück, hob aber die Augen nicht. »Das ist keine Antwort. Sprich vernünftig, du Herodesbrut! Soll ich von dir vielleicht eine Gefälligkeit annehmen?«

»Nun, sagen wir einmal so«, versetzte der Jude schnell, »nach sechs Monaten . . . sind Sie einverstanden?«

Tschertopchanow antwortete nichts.

Der Jude versuchte ihm in die Augen zu blicken. »Sind Sie einverstanden? Befehlen Sie, das Pferd in den Stall zu führen?«

»Den Sattel brauche ich nicht«, sagte Tschertopchanow kurz. »Nimm den Sattel mit, hörst du?«

»Gewiß, gewiß, ich werde ihn mitnehmen«, stammelte der Jude erfreut und lud sich den Sattel auf die Schulter.

»Das Geld aber«, fuhr Tschertopchanow fort, »in sechs Monaten. Und nicht zweihundert, sondern zweihundertfünfzig. Schweig! Zweihundertfünfzig sage ich dir! Die hast du bei mir gut.«

Tschertopchanow konnte sich noch immer nicht entschließen, die Augen zu heben. Noch niemals war sein Stolz so sehr verletzt. – Es ist doch klar, daß es ein Geschenk ist, dachte er sich, aus Dankbarkeit hat es mir der Teufel gebracht! – Er wäre imstande, den Juden zu umarmen oder auch zu verprügeln . . .

»Euer Gnaden Wohlgeboren«, begann der Jude ermutigt und lächelnd, »man müßte es nach russischer Sitte machen: aus einem Rockschoß in den andern . . .«

»Was dir nicht einfällt! Ein Jud' . . . und denkt an russische Sitten! – He, wer ist dort? Nimm das Pferd und führ es in den Stall. Und schütte ihm Hafer vor. Ich komme gleich selbst hin und schaue nach. Und merk dir: Das Pferd heißt Malek-Adel!«

Tschertopchanow war schon die Treppe hinaufgegangen, drehte sich aber scharf auf dem Absatz um, lief auf den Juden zu und drückte ihm fest die Hand. Dieser bückte sich und spitzte schon die Lippen, aber Tschertopchanow sprang zurück, sagte leise: »Erzähl es niemand«, und verschwand hinter der Tür.

Von diesem Tage an wurde Malek-Adel zur Hauptbeschäftigung, zur wichtigsten Sorge und zur größten Freude im Leben Tschertopchanows. Er liebte ihn so, wie er nicht einmal Mascha geliebt hatte, und hing an ihm stärker als an Nedopjuskin. Das war aber auch ein Pferd! Feuer, wirkliches Feuer, Schießpulver, dabei aber eine Würde wie bei einem Bojaren! Unermüdlich, ausdauernd, läßt sich überall hin wenden, leistet keinen Widerstand. – Sein Futter kostet aber so gut wie nichts: Wenn es nichts anderes gibt, so frißt er die Erde unter sich. Geht er im Schritt, so trägt er einen wie auf den Armen; läuft er Trab, so wiegt er einen wie in einer Wiege; saust er

aber im Galopp, so kann ihn auch der Wind nicht einholen. Niemals geht ihm der Atem aus, so kräftig ist seine Lunge. Die Beine sind wie aus Stahl; es kommt nie vor, daß er stolpert. Über einen Graben oder einen Zaun zu springen ist für ihn eine Kleinigkeit, und dabei so klug! Auf einen Ruf kommt er gleich mit erhobenem Kopf gelaufen; befiehlt man ihm stillzustehen und geht selbst weg, so rührt er sich nicht von der Stelle; kommt man aber zurück, so wiehert er leise, als wollte er sagen: Ich bin da. – Nichts fürchtet er, im Finstern, im Schneesturm findet er den Weg. Aber einen Fremden läßt er zu sich nicht heran – er beißt ihn mit den Zähnen tot! Auch ein Hund darf ihm nicht nahe kommen – sogleich trifft er ihn mit dem Vorderhuf auf die Stirn, und der Hund ist hin. Ein Pferd mit Ehrgefühl – man darf die Reitpeitsche nur zur Parade über ihm schwingen, aber Gott behüte, ihn anzurühren! Doch was soll man lange reden: ein Schatz und kein Pferd!

Wenn Tschertopchanow über seinen Malek-Adel zu sprechen anfing, so staunte man bloß, wo er die Worte hernahm! Und wie er ihn pflegte und hätschelte! Sein Haar glänzte wie Silber, aber nicht wie altes, sondern wie neues, das noch einen dunkeln Schimmer hat; fährt man mit der Hand darüber, so ist es wie Samt! Der Sattel, die Schabracke, der Zaum, das ganze Geschirr – alles paßte ausgezeichnet, war in Ordnung und schön geputzt, man hätte einen Bleistift nehmen können und zeichnen; Tschertopchanow selbst – was will man noch mehr? – pflegte seinem Liebling eigenhändig die Mähne und den Schopf zu Zöpfen zu flechten und den Schweif mit Bier zu waschen; er schmierte ihm sogar öfters die Hufe mit einer Salbe . . .

Manchmal setzte er sich auf den Malek-Adel und ritt aus, nicht etwa, um die Nachbarn zu besuchen – mit diesen verkehrte er nach wie vor nicht –, aber über ihre Felder, an ihren Gutshäusern vorbei . . . »Bewundert doch das Pferd aus der Ferne, ihr Narren!« Und wenn er hörte, daß irgendwo eine Jagd stattfand, daß ein reicher Gutsherr auf die Hetzjagd ausritt, so begab er sich sofort dahin; er tummelte sich mit seinem Pferd in der Ferne, am Horizont, setzte alle Zuschauer durch dessen Schönheit und Schnelligkeit in Erstaunen, ließ aber niemand nahe zu sich heran. Einmal sprengte irgendein Liebhaber mit einem ganzen Gefolge ihm nach; er sah, daß er Tschertopchanow nicht einholen konnte, und schrie ihm, so laut er

konnte, im vollen Lauf zu: »He, du! Hör! Verlange, was du willst, für dein Pferd! Tausend Rubel sind mir nicht zu schade! Meine Frau, meine Kinder will ich hergeben . . .! Nimm mein Letztes!«

Tschertopchanow hielt Malek-Adel plötzlich an. Der Liebhaber sprengte zu ihm heran. »Väterchen!« schrie er: »Sag, was du verlangst! Liebster!«

»Wenn du ein Zar bist«, sagte Tschertopchanow mit Nachdruck (er hatte aber nie etwas von Shakespeare gehört), »und mir dein ganzes Zarenreich für mein Pferd gibst – ich gebe es nicht her!« Das sagte er, lachte auf, ließ den Malek-Adel sich bäumen, wandte ihn in der Luft wie einen Kreisel auf den Hinterbeinen allein um und sprengte im Galopp davon. Er flog nur so über das Stoppelfeld. Aber der Liebhaber (man sagt, es sei ein steinreicher Fürst gewesen) warf seine Mütze zu Boden und stürzte sich mit dem Gesicht auf die Mütze! Eine halbe Stunde lag er so.

Wie hätte Tschertopchanow sein Pferd nicht teuer halten sollen? Hatte er doch ihm zu verdanken, daß er wieder einen zweifellosen Vorzug, einen letzten Vorzug vor allen seinen Nachbarn besaß!

Indessen verging die Zeit, und der Zahlungstermin rückte heran, aber Tschertopchanow hatte nicht nur keine zweihundert Rubel, sondern auch keine fünfzig. Was war da zu tun, wie war da zu helfen? – »Nun«, sagte er sich schließlich, »wenn der Jude kein Einsehen hat und nicht länger warten will, so gebe ich ihm mein Haus und mein Land, setze mich selbst aufs Pferd und reite davon, wohin meine Augen schauen! Ich werde Hungers sterben, meinen Malek-Adel aber nicht hergeben!« – Er war sehr aufgeregt und sogar nachdenklich; aber hier erbarmte sich seiner das Schicksal zum ersten und letzten Male: Irgendeine weitläufige Tante, die Tschertopchanow nicht einmal dem Namen nach kannte, vermachte ihm testamentarisch eine für seine Begriffe außerordentliche Summe – ganze zweitausend Rubel! – Das Geld kam just zur richtigen Zeit, einen Tag vor Erscheinen des Juden. Tschertopchanow wurde vor Freude beinahe verrückt, dachte aber nicht einmal an Schnaps; seit dem Tag, an dem er den Malek-Adel bekommen hatte, nahm er keinen Tropfen in den Mund. Er lief in den Stall und küßte seinen Freund zu beiden Seiten der Schnauze über den Nüstern, wo die Pferde die zarteste Haut haben. »Jetzt trennen wir uns nicht mehr!« rief er, indem er das Pferd

auf den Hals unter der gekämmten Mähne klopfte. Nach Hause zurückgekehrt, zählte er zweihundertfünfzig Rubel ab und versiegelte das Paket. Dann überlegte er sich, auf dem Rücken liegend und ein Pfeifchen rauchend, wie er das übrige Geld verwenden wollte: Er gedachte sich Hunde anzuschaffen, von der Kostromaschen Rasse, und zwar unbedingt rotbraune! Er unterhielt sich sogar mit Perfischka, versprach ihm eine neue Livree mit gelben Tressen an allen Nähten und legte sich in der seligsten Gemütsverfassung schlafen.

Er hatte einen unangenehmen Traum – ihm war, als sei er auf die Jagd geritten, aber nicht auf dem Malek-Adel, sondern auf einem seltsamen Tier von der Art eines Kamels; ein schneeweißer Fuchs lief ihm entgegen . . . Er will seine Reitpeitsche schwingen, will die Hunde auf den Fuchs hetzen, aber er hat in den Händen statt der Peitsche einen Bastwisch. Und der Fuchs läuft vor ihm her und reckt ihm die Zunge. Er springt von seinem Kamel, stolpert und fällt . . . fällt gerade einem Gendarmen in die Hände, der ihn zum Generalgouverneur ruft, und in diesem erkennt er Jaff . . .

Tschertopchanow erwachte. Im Zimmer war es dunkel. Der Hahn hatte erst zum zweitenmal gekräht . . . Irgendwo in weiter Ferne wieherte ein Pferd. Tschertopchanow hob den Kopf . . . Wieder hörte er ein feines, leises Wiehern.

»Das ist Malek-Adel!« sagte er sich. »Das ist sein Wiehern! Warum aber so weit? Du lieber Gott . . . Es kann nicht sein . . .«

Es überlief ihn plötzlich ganz kalt. Er sprang im Nu aus dem Bett, tastete nach seinen Stiefeln und Kleidern, zog sich an, holte unter dem Kopfkissen den Stallschlüssel und rannte in den Hof.

Der Stall befand sich am äußersten Ende des Hofes; mit der einen Wand grenzte er an das freie Feld. Tschertopchanow konnte den Schlüssel nicht sogleich ins Schloß stecken – seine Hände zitterten – und er drehte den Schlüssel auch nicht sogleich um . . . Eine Weile stand er unbeweglich, mit angehaltenem Atem – wenn sich hinter der Tür auch nur etwas regte! »Malek! Malek!« rief er halblaut – ein Grabesstille! Tschertopchanow riß unwillkürlich an dem Schlüssel, die Tür knarrte und ging auf . . . Sie war also nicht verschlossen gewesen. Er trat über die Schwelle und rief sein Pferd, diesmal mit dem vollen Namen: »Malek-Adel«. Der treue Freund gab aber keine

Antwort, nur eine Maus raschelte durch das Stroh. Nun stürzte sich Tschertopchanow in jenen der drei Stände des Stalles, in welchem sonst Malek-Adel stand. Er traf gerade diesen Stand, obwohl es im Stall stockfinster war . . . Leer! Tschertopchanow schwindelte der Kopf; es war ihm, als dröhnte eine Glocke unter seiner Schädeldecke. Er wollte etwas sagen, zischte aber nur und kam, mit den Händen oben, unten und an den Seiten tastend, keuchend, mit schlotternden Knien aus dem einen Stand in den andern . . . Im dritten, der bis oben mit Heu gefüllt war, stieß er an die eine Wand, an die andere, fiel hin, rollte kopfüber, stand auf und rannte plötzlich durch die halbgeöffnete Tür in den Hof . . . »Gestohlen! Perfischka! Perfischka! gestohlen!« schrie er mit wilder Stimme.

Der kleine Diener Perfischka rollte wie ein Kreisel im bloßen Hemd aus der Kammer, in der er schlief . . .

Wie zwei Betrunkene stießen die beiden, der Herr und sein einziger Diener, mitten im Hof zusammen; wie betäubt drehten sie sich voreinander im Kreise. Der Herr konnte nicht erklären, was los war, und der Diener konnte nicht begreifen, was von ihm verlangt wurde. – »Ein Unglück! Ein Unglück!« lallte Tschertopchanow. »Ein Unglück! Ein Unglück!« wiederholte der Diener.

»Die Laterne! Gib die Laterne her, zünde sie an! Licht! Licht!« entrang es sich endlich Tschertopchanows beklemmter Brust. Perfischka stürzte ins Haus.

Es war aber nicht leicht, Licht zu machen: Schwefelhölzer waren damals in Rußland noch eine Seltenheit; die letzte Kohlenglut in der Küche war schon längst ausgegangen; Feuerstein und Stahl ließen sich nicht sogleich finden und wollten keinen Funken geben. Zähneknirschend entriß sie Tschertopchanow den Händen des bestürzten Perfischka und fing selbst an, Feuer zu schlagen; die Funken sprühten reichlich, noch reichlicher kamen die Flüche und sogar Seufzer, aber der Zunder wollte entweder nicht brennen oder löschte wieder aus, trotz der vereinten Bemühungen von vier angestrengten Backen und Lippen. Endlich, nach fünf Minuten, nicht früher, brannte der Talglichtstummel auf dem Boden der zerschlagenen Laterne, und Tschertopchanow stürzte, von Perfischka begleitet, in den Stall. Er hob die Laterne über seinen Kopf und sah sich um . . . Alles leer!

Er sprang in den Hof, durchrannte ihn in allen Richtungen – das Pferd war nirgends zu sehen! Der Zaun, der Pantelej Jeremejitschs Besitz umgab, war längst baufällig und hatte sich an vielen Stellen zur Erde gesenkt . . . Neben dem Stall lag er auf einer Strecke von einem Arschin ganz auf dem Boden. Perfischka zeigte diese Stelle Tschertopchanow. »Herr! Schauen Sie nur her, das war heute noch nicht. Da ragen auch die Pfähle aus dem Boden, jemand hat sie wohl herausgedreht.«

Tschertopchanow sprang mit der Laterne hinzu und bewegte sie über dem Boden . . . »Hufe, Hufe, Spuren von Hufeisen, Spuren, frische Spuren!« murmelte er hastig. »Hier hat man ihn hinausgeführt, hier, hier!« Er sprang augenblicklich über den Zaun und lief mit dem Schrei: »Malek-Adel! Malek-Adel! Malek-Adel!« ins Feld.

Perfischka blieb bestürzt am Zaun stehen. Der helle Lichtkreis der Laterne verschwand ihm bald aus den Augen, verschlungen von der dichten Finsternis der sternenlosen und mondlosen Nacht.

Immer schwächer und schwächer klangen die verzweifelten Schreie Tschertopchanows.

Der Osten rötete sich schon, als er nach Hause zurückkehrte. Er sah kaum einem Menschen ähnlich, seine ganze Kleidung war von Schmutz bedeckt, das Gesicht zeigte einen wilden und schrecklichen Ausdruck, düster und stumpf blickten seine Augen. Er jagte mit einem heiseren Flüstern Perfischka fort und schloß sich in sein Zimmer ein. Vor Müdigkeit konnte er sich kaum auf den Beinen halten, aber er legte sich nicht ins Bett, sondern setzte sich auf einen Stuhl neben der Tür und griff sich an den Kopf. »Gestohlen . . .! Gestohlen!«

Wie hatte es aber der Dieb fertiggebracht, Malek-Adel nachts aus dem verschlossenen Stall zu stehlen? Malek-Adel, der auch bei Tag keinen fremden Menschen zu sich heranließ – ihn ohne Lärm und Klopfen zu stehlen? Und wie konnte man erklären, daß kein einziger Hofhund gebellt hatte? Es waren ihrer allerdings nur zwei da, zwei ganz junge Hunde, und diese vergruben sich vor Hunger und Kälte in die Erde, aber immerhin!

Was fange ich jetzt ohne Malek-Adel an? dachte sich Tschertopchanow. »Meine letzte Freude habe ich verloren, nun ist es

Zeit, daß ich sterbe. Soll ich vielleicht ein anderes Pferd kaufen, da ich gerade Geld habe? Aber wo finde ich ein Pferd wie dieses?«

»Pantelej Jeremejitsch! Pantelej Jeremejitsch!« rief eine scheue Stimme hinter der Tür.

Tschertopchanow sprang auf die Füße. »Wer ist da?« rief er mit veränderter Stimme.

»Das bin ich, Ihr Diener Perfischka.«

»Was willst du? Hat er sich vielleicht gefunden, ist nach Hause zurückgelaufen?«

»Nein. Pantelej Jeremejitsch; der Jud', der ihn verkauft hat . . .«

»Nun?«

»Er ist angekommen.«

»Ho-ho-ho-ho!« rief Tschertopchanow und warf die Tür auf. »Schlepp ihn her, schlepp ihn her!«

Beim Anblick der plötzlich auftauchenden zerzausten und verwilderten Gestalt seines ›Wohltäters‹ wollte der Jude, der hinter Perfischkas Rücken stand, sich schon aus dem Staube machen; aber Tschertopchanow erreichte ihn mit zwei Sprüngen und packte ihn wie ein Tier an der Gurgel »Ah! Du kommst um das Geld! Um das Geld!« röchelte er, als ob nicht *er* würgte, sondern als ob man *ihn* würgte. »Bei Nacht hast du ihn gestohlen und kommst bei Tag um das Geld? Wie? Wie?«

»Ich bitte, Eu-er Wohl-geboren«, stöhnte der Jude.

»Sag, wo ist mein Pferd? Wo hast du es hingebracht? Wem hast du es verkauft? Sag, sag, sag!«

Der Jude konnte nicht mehr stöhnen; aus seinem blauangelaufenen Gesicht war sogar der Ausdruck des Schreckens verschwunden. Seine Arme hingen herab; sein ganzer Körper, den Tschertopchanow wütend schüttelte, schwankte wie ein Schilfrohr.

»Das Geld werde ich dir bezahlen, ich werde es dir bis auf die letzte Kopeke bezahlen«, schrie Tschertopchanow, »aber ich werde dich wie ein Küken erwürgen, wenn du mir nicht gleich sagst . . .«

»Sie haben ihn schon erwürgt, Herr«, bemerkte Perfischka.

Jetzt erst kam Tschertopchanow zu sich. Er ließ die Gurgel des Juden los, und dieser fiel wie leblos zu Boden. Tschertopchanow fing ihn auf, setzte ihn auf die Bank, goß ihm ein Glas Schnaps in den

Mund und brachte ihn zur Besinnung. Und sobald er ihn zur Besinnung gebracht hatte, begann er ein Gespräch mit ihm.

Es stellte sich heraus, daß der Jude keine blasse Ahnung davon hatte, daß Malek-Adel gestohlen worden war. Warum hätte er auch das Pferd stehlen sollen, das er selbst für ›den verehrtesten Pantelej Jeremejitsch‹ beschafft hatte?

Nun führte ihn Tschertopchanow in den Stall. Sie untersuchten gemeinsam die Stände, die Krippen, das Türschloß, durchwühlten das Stroh und das Heu und gingen dann auf den Hof; Tschertopchanow zeigte dem Juden die Hufspuren am Zaun und schlug sich plötzlich auf die Schenkel. »Halt!« rief er. »Wo hast du das Pferd gekauft?«

»Im Maloarchangelsker Kreis, auf dem Werchossensker Jahrmarkt«, antwortete der Jude.

»Von wem?«

»Von einem Kosaken.«

»Halt! War der Kosak jung oder alt?«

»Von mittleren Jahren, ein gesetzter Mann.«

»Wie sah er aus? Wohl wie ein Gauner?«

»Wahrscheinlich war er ein Gauner, Euer Wohlgeboren.«

»Und was hat er dir gesagt, dieser Gauner – daß das Pferd ihm schon lange gehöre?«

»Ich glaube, er sagte, es gehöre ihm schon lange.«

»Nun, dann kann es niemand anders gestohlen haben als er allein! Urteile doch selbst, hör, stell dich mal her . . . wie heißt du?«

Der Jude fuhr zusammen und richtete seine schwarzen Augen auf Tschertopchanow. »Wie *ich* heiße?«

»Nun ja, wie ist dein Name?«

»Moschel-Lejba.«

»Nun, urteile doch selbst, mein Freund Lejba, du bist ein kluger Mann; von wem würde sich Malek-Adel wegführen lassen, wenn nicht von seinem alten Herrn? Er hat ihn doch aufgezäumt und gesattelt, hat ihm die Decke abgenommen – da liegt sie auf dem Heu . . .! Er hat sich einfach wie im eigenen Hause benommen! Jeden andern hätte ja Malek-Adel niedergetrampelt! Er hätte Lärm gemacht und das ganze Dorf geweckt! Bist du mit mir einverstanden?«

»Einverstanden, einverstanden, Euer Wohlgeboren . . .«

»Also muß man vor allen Dingen jenen Kosaken finden!«

»Wie findet man ihn aber, Euer Wohlgeboren? Ich habe ihn ja nur ein einziges Mal gesehen – wo ist er jetzt, und wie heißt er? Auwei, auwei!« fügte der Jude hinzu und schüttelte bekümmert seine Schläfenlocken.

»Lejba!« rief plötzlich Tschertopchanow, »Lejba, sieh mich an! Ich bin ja um meinen Verstand gekommen, ich bin wie verrückt . . .! Ich lege Hand an mich, wenn du mir nicht hilfst!«

»Wie kann ich aber . . .«

»Fahre mit mir, und wir wollen den Dieb suchen!«

»Wohin wollen wir denn fahren?«

»Auf die Jahrmärkte, auf die großen und kleinen Landstraßen, zu den Pferdedieben, in die Städte, in die Dörfer, in die Gehöfte – überallhin! Was aber das Geld betrifft, so mache dir keine Sorgen, ich habe eine Erbschaft gemacht, Bruder! Meine letzte Kopeke gebe ich her, aber ich finde meinen Freund. Der Kosak, unser Feind, soll und wird uns nicht entkommen! Wo er sich hinwendet, da gehen auch wir hin! Versinkt er in die Erde, so folgen wir ihm in die Erde! Geht er zum Teufel, so gehen wir zum Satan selbst!«

»Warum denn zum Satan«, bemerkte der Jude, »man kann auch ohne ihn –«

»Lejba!« rief Tschertopchanow. »Lejba, du bist zwar ein Hebräer und hast einen gemeinen Glauben, aber deine Seele ist besser als manche Christenseele! Erbarme dich meiner! Allein fahren kann ich nicht, allein bringe ich nichts zustande. Ich bin ein hitziger Mensch, du aber hast einen goldenen Kopf! Euer Volk ist schon einmal so: Ohne etwas zu lernen, habt ihr alles erfaßt! Du zweifelst vielleicht und fragst dich, woher ich Geld nehme? Komm auf mein Zimmer, ich werde dir das ganze Geld zeigen. Nimm das Geld, nimm mir das Kreuz von der Brust, gib mir nur den Malek-Adel wieder, gib ihn mir wieder!«

Tschertopchanow zitterte wie im Fieber; der Schweiß lief ihm von der Stirne herab, vermengte sich mit seinen Tränen und verlor sich in seinem Schnurrbart. Er drückte Lejba die Hände, er flehte ihn an, er küßte ihn fast . . . Er war ganz wie besessen. Der Jude versuchte ihm zu widersprechen, zu versichern, daß er unmöglich abkommen könne, daß er Geschäfte habe . . . Nichts nutzte! Tschertopchanow

wollte auf nichts hören. Es war nichts zu machen, der arme Lejba mußte einwilligen.

Am andern Tag verließ Tschertopchanow mit Lejba in einem Bauernwagen Bessonowo. Der Jude sah etwas verlegen aus, hielt sich mit der einen Hand am Bock fest und hüpfte mit seinem ganzen schwachen Körper auf dem harten Sitz; die andere Hand drückte er an die Brust, wo er das in Zeitungspapier eingewickelte Paket Banknoten verwahrt hatte; Tschertopchanow saß reglos wie ein Klotz, bewegte nur die Augen und atmete aus voller Brust; in seinem Gürtel steckte ein Dolch.

»Nun, du Schurke, der du mich von meinem Freund getrennt hast, nimm dich jetzt in acht!« murmelte er, als sie auf die große Landstraße kamen.

Sein Haus überließ er der Obhut seines kleinen Dieners Perfischka und der Köchin, eines tauben und alten Weibes, das er aus Barmherzigkeit bei sich aufgenommen hatte.

»Ich komme zu euch auf dem Malek-Adel zurück!« rief er ihnen beim Abschied zu. »Oder ich komme überhaupt nicht wieder!«

»Wenn du mich wenigstens heiraten wolltest!« scherzte Perfischka, indem er die Köchin mit dem Ellenbogen in die Seite stieß. »Den Herrn erwarten wir doch nicht mehr, so kommen wir aber um vor Langeweile!«

Es verging ein Jahr . . . ein ganzes Jahr; von Pantelej Jeremejitsch kam keine Nachricht. Die Köchin war inzwischen gestorben; Perfischka hatte schon die Absicht, das Haus im Stich zu lassen und in die Stadt zu ziehen, wohin ihn sein Vetter lockte, der als Gehilfe bei einem Barbier lebte, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, daß der Herr zurückkehre! Der Diakon des Pfarrbezirks hatte von Pantelej Jeremejitsch selbst einen Brief erhalten, in dem er ihm mitteilte, daß er auf dem Heimweg nach Bessonowo sei, und ihn ersuchte, seine Dienstboten zu benachrichtigen, damit sie ihm einen gebührenden Empfang bereiten. Perfischka fühlte sich auf diese Nachricht hin immerhin veranlaßt, wenigstens etwas Staub abzuwischen, schenkte ihr aber im übrigen nicht allzuviel Glauben. Er mußte sich jedoch überzeugen, daß der Diakon die Wahrheit gesagt hatte – einige Tage

später erschien Pantelej Jeremejitsch in eigener Person auf dem Malek-Adel auf dem Hof seines Gutes.

Perfischka eilte zu seinem Herrn, griff nach dem Steigbügel und wollte ihm helfen, vom Pferd zu steigen, jener sprang aber selbst herunter, sah sich triumphierend um und rief laut: »Ich habe doch gesagt, daß ich den Malek-Adel wiederfinde, und ich habe ihn gefunden, den Feinden und dem Schicksal selbst zum Trotz!« Perfischka küßte ihm die Hand, Tschertopchanow schenkte aber dem Eifer seines Dieners nicht die geringste Beachtung. Er ging mit großen Schritten auf den Stall zu, Malek-Adel an den Zügeln hinter sich führend. Perfischka sah sich seinen Herrn genauer an und erschrak. Ach, wie mager und wie alt war er in diesem Jahr geworden, wie streng und düster war sein Gesicht! – Man hätte doch glauben sollen; Pantelej Jeremejitsch würde sich freuen, daß er das Seinige erreicht hatte; er freute sich wohl . . . aber Perfischka empfand doch eine unheimliche Angst. Tschertopchanow stellte das Pferd in den früheren Stand, gab ihm einen leichten Klaps auf die Kruppe und sagte: »Nun, jetzt bis du wieder zu Hause! Paß jetzt auf . . .!« Am gleichen Tag mietete er einen zuverlässigen Wächter, einen Junggesellen, richtete sich wieder in seinen Zimmern ein und setzte sein früheres Leben fort . . . Das Leben war aber doch nicht ganz das frühere . . . Aber davon später.

Am Tag nach seiner Rückkehr rief Pantelej Jeremejitsch Perfischka zu sich und begann ihm, aus Ermangelung eines anderen Zuhörers, natürlich ohne dabei seine Würde zu verlieren, im Baß zu erzählen, auf welche Weise er den Malek-Adel gefunden hatte. Während seines Berichtes saß Tschertopchanow mit dem Gesicht zum Fenster und rauchte eine lange Pfeife; Perfischka stand aber an der Türschwelle, die Hände im Rücken, blickte ehrfurchtsvoll auf den Nacken seines Herrn und hörte den Bericht, wie Pantelej Jeremejitsch nach vielen vergeblichen Versuchen und Fahrten schließlich auf den Jahrmarkt von Romny gekommen war, aber schon allein, ohne den Juden Lejba, der infolge seiner Charakterschwäche es nicht lange ausgehalten hatte und durchgebrannt war; wie er am fünften Tag, als er schon weiterreisen wollte, zum letztenmal die Wagenreihe entlang ging und plötzlich zwischen drei anderen Pferden, die an einen Wagen angebunden waren, den Malek-Adel erblickte! Wie dieser ihn sofort erkannte, zu wiehern anfing, sich loszureißen versuchte und mit den

Hufen die Erde wühlte. »Er war aber gar nicht bei dem Kosaken«, erzählte Tschertopchanow, immer noch ohne den Kopf zu wenden und mit der gleichen Baßstimme, »sondern bei einem Zigeuner, einem Pferdehändler; ich klammerte mich natürlich sofort an mein Pferd und wollte es mit Gewalt zurückhaben; aber die Bestie von einem Zigeuner schrie wie verbrüht und schwor, daß man es auf dem ganzen Platz hörte, er hätte das Pferd von einem anderen Zigeuner gekauft, und wollte auch Zeugen stellen . . . Ich spuckte aus und zahlte ihm das Geld; soll ihn nur der Teufel holen! Die Hauptsache war doch für mich, daß ich meinen Freund gefunden und meine Seelenruhe wiedererlangt hatte. Im Karatschowschen Kreise hatte ich aber nach Angaben des Juden Lejba einen Kosaken gepackt, den ich für den Dieb hielt, und ihm die ganze Fratze blutig geschlagen; der Kosak stellte sich aber als ein Popensohn heraus, und ich mußte ihm für den Schimpf hundertzwanzig Rubel bezahlen. Nun, Geld ist eine Sache, die man wieder verdienen kann, die Hauptsache aber ist, ich habe den Malek-Adel wieder! Jetzt bin ich glücklich und werde meine Ruhe genießen. Dir aber, Porfirij, gebe ich die Instruktion: Wenn du, Gott behüte, irgendwo in der Umgegend einen Kosaken siehst, so laufe auf der Stelle, ohne ein Wort zu sagen, zu mir und bring mir mein Gewehr, ich aber werde schon wissen, was ich zu tun habe!«

So sprach Pantelej Jeremejitsch zu Perfischka; diese Worte kamen von seinen Lippen; aber in seinem Herzen war es doch nicht so ruhig, wie er tat. Ach, in der Tiefe seiner Seele war er doch nicht ganz davon überzeugt, daß das Pferd, das er heimgebracht hatte, wirklich Malek-Adel war.

Für Pantelej Jeremejitsch kam nun eine schwere Zeit. Gerade die Ruhe genoß er am allerwenigsten. Freilich hatte er auch gute Tage: Die Zweifel, die ihn beschlichen, kamen ihm unsinnig vor, er trieb den dummen Gedanken wie eine zudringliche Fliege von sich und lachte sogar selbst über sich; es gab aber auch schlimme Tage: Der zudringliche Gedanke fing von neuem an, in seinem Herzen zu bohren und zu kratzen wie eine Maus, und er quälte sich heimlich und schmerzhaft. An jenem denkwürdigen Tag, an dem er den Malek-Adel gefunden hatte, empfand er nichts als Seligkeit und Freude . . . aber schon am andern Morgen, als er unter dem niedern Dach der Herberge seinen Freund zu satteln anfing, in dessen Nähe er die ganze Nacht zugebracht hatte, fühlte er zum erstenmal einen Stich im

Herzen . . . Er schüttelte nur den Kopf, aber, das Samenkorn des Verdachts keimte schon. Während der Rückfahrt (sie dauerte etwa acht Tage) kamen ihm die Zweifel selten; sie wurden stärker und deutlicher, sobald er nach Bessonowo zurückgekehrt, sobald er an die Stätte gekommen war, wo der frühere, unzweifelhafte Malek-Adel gelebt hatte . . . Auf dem Rückweg ritt er meist im Schritt, sich im Sattel wiegend, rauchte ein kurzes Pfeifchen und dachte an nichts, er dachte sich höchstens: Die Tschertopchanows setzen alles durch, was sie wollen! Basta! und grinste dabei; als er aber wieder zu Hause war, begann ein anderes Kapitel. Er behielt natürlich alles für sich; schon sein Ehrgeiz allein verbot ihm, seine innere Unruhe zu zeigen. Er hätte einen jeden ›in zwei Stücke gerissen‹, der ihm bloß angedeutet hätte, daß der neue Malek-Adel doch wohl nicht der alte sei; er nahm die Gratulationen zu seinem ›glücklichen Fund‹ von den wenigen Personen entgegen, mit denen er noch zusammenkam; er suchte aber diese Glückwünsche nicht und mied noch mehr als früher Begegnungen mit Menschen – ein schlimmes Zeichen! Er examinierte, wenn man so sagen darf, den Malek-Adel fortwährend; er ritt mit ihm irgendwohin weit ins Feld hinaus und stellte ihn auf die Probe; oder er ging heimlich in den Stall, schloß hinter sich die Tür, stellte sich dicht vor das Pferd hin, blickte ihm in die Augen und fragte flüsternd: »Bist du es? Bist du es? Bist du es . . .?« Oder er betrachtete ihn stundenlang aufmerksam, bald erfreut murmelnd: »Ja! Er ist es! Gewiß ist er es!«, bald zweifelnd und sogar verlegen.

Tschertopchanow beunruhigten weniger die körperlichen Unähnlichkeiten zwischen *diesem* Malek-Adel und *jenem* – ihrer gab es übrigens nicht viele; jener hatte vielleicht einen dünneren Schweif und eine dünnere Mähne, spitzere Ohren, kürzere Knöchel und hellere Augen gehabt, aber das schien ihm vielleicht nur so –, ihn beunruhigten andere Unähnlichkeiten, sozusagen moralische. Jener hatte andere Gewohnheiten und ein anderes Benehmen. Zum Beispiel: Jener sah sich um und wieherte leise, sooft Tschertopchanow in den Stall trat, dieser aber kaute ruhig sein Heu oder duselte mit gesenktem Kopf. Beide rührten sich nicht vom Fleck, wenn der Herr aus dem Sattel sprang, aber jener kam sofort gelaufen, wenn man ihn rief, während dieser stehenblieb wie ein Klotz. Jener galoppierte ebenso schnell, machte aber höhere und weitere Sprünge – dieser ging besser im Schritt, schüttelte aber im Trab und schlürfte zuweilen

mit den Hufeisen, das heißt klopfte mit den vorderen an das hintere, bei jenem kam diese Schande niemals vor – Gott behüte! Dieser, so schien es Tschertopchanow, spielte immer ganz dumm mit den Ohren, jener aber pflegte ein Ohr zurückzuschlagen und ruhig den Herrn zu beobachten. Wenn jener Schmutz in seiner Nähe sah, so klopfte er gleich mit dem Huf an die Wand des Standes – diesem machte es aber gar nichts aus, und wenn man ihm den Mist bis an den Bauch aufschüttete. Wenn jener gegen den Wind gestellt wurde, so atmete er gleich mit der ganzen Lunge und schüttelte sich, dieser aber schnaubte nur; jenen belästigte die Feuchtigkeit, diesem machte sie gar nichts . . . Gröber war dieser, gröber! Er hatte nicht die Anmut des anderen und war schwer zu lenken – was ist noch viel zu reden. Jener war ein lieber Gaul, und dieser . . .

Das dachte sich manchmal Tschertopchanow, und diese Gedanken waren ihm bitter. Zu andern Zeiten aber ließ er das Pferd über ein neugepflügtes Feld galoppieren oder zwang es, auf den Grund einer ausgespülten Schlucht zu setzen und am steilsten Abhang wieder herauszuspringen – sein Herz erstarb dann vor Entzücken, laute Schreie entrangen sich seinem Mund, und er wußte ganz sicher, daß unter ihm der echte, unzweifelhafte Malek-Adel war, denn welches andere Pferd hätte das vollbringen können, was dieses vollbrachte?

Aber auch hier verfolgte ihn das Schicksal. Die lange Suche nach Malek-Adel hatte Tschertopchanow viel Geld gekostet; an die Kosteromanschen Hunde dachte er nicht mehr und ritt nach wie vor ganz allein in der Gegend umher. Eines Morgens stieß Tschertopchanow in fünf Werst von Bessonowo auf die gleiche fürstliche Jagdgesellschaft, vor der er vor anderthalb Jahren mit seinem Pferd paradiert hatte. Nun mußte es sich so treffen, daß auch an diesem Tag vor den Hunden aus dem Feldrain am Abhang ein Hase heraussprang! Hetz ihn, hetz ihn! Die ganze Gesellschaft sprengte dahin, und auch Tschertopchanow sprengte dahin, doch nicht mit den andern, sondern zweihundert Schritte seitwärts, genau wie er es damals getan hatte. Ein großer, vom Wasser ausgespülter Graben durchschnitt den Abhang in schräger Richtung, stieg immer höher, verengte sich und versperrte Tschertopchanow den Weg. Dort, wo er über ihn hinüberspringen sollte und wo er vor anderthalb Jahren wirklich hinübergesprungen war, war er immer noch an die acht Schritt breit und an die zwei Klafter tief. Im Vorgefühl des

Triumphes, der sich auf eine so wunderbare Weise wiederholen sollte, stieß Tschertopchanow ein Siegesgeschrei aus, schwang die Peitsche – die Jäger galoppierten, ohne den kühnen Reiter aus den Augen zu lassen – sein Pferd flog wie ein Pfeil, da ist schon der Graben, nun, nun, mit einem Satz wie damals . . .! Malek-Adel wurde aber plötzlich bockig, wandte sich nach links und galoppierte längs des Grabens, wie sehr auch Tschertopchanow ihm den Kopf auf die Seite, zum Graben hin zerrte . . . Also hatte das Pferd Angst bekommen und kein Selbstvertrauen gehabt!

Vor Scham und Zorn glühend, beinahe weinend, ließ nun Tschertopchanow die Zügel locker und lenkte das Pferd gerade vor sich hin, den Hügel hinauf, von den andern Jägern hinweg, um nicht zu hören, wie sie sich über ihn lustig machten, um nur möglichst schnell aus ihren verfluchten Augen zu verschwinden!

Mit wundgepeitschten Flanken, ganz mit Schaum bedeckt, kam Malek-Adel nach Hause gesprengt, und Tschertopchanow schloß sich sofort in seinem Zimmer ein.

»Nein, er ist es nicht, das ist nicht mein Freund! Der hätte sich den Hals gebrochen, mich aber nicht verraten!«

Folgender Fall gab Tschertopchanow sozusagen den Rest. Einmal ritt er auf dem Malek-Adel durch die Hinterhöfe des Popengutes, das die Kirche umgab, zu deren Pfarrbezirk das Dorf Bessonowo gehörte. Die Mütze tief in die Stirn gestülpt, gebückt und die beiden Hände auf dem Sattelknopf, bewegte er sich langsam vorwärts; es war ihm traurig und trübe zumute. Plötzlich rief ihn jemand.

Er hielt sein Pferd an, hob den Kopf und erkannte seinen Korrespondenten, den Diakon. Mit einem braunen, dreieckigen Hut auf den braunen, zu einem Zopf eben geflochtenen Haaren, mit einem gelblichen Nankingkaftan bekleidet, tief unter der Taille mit einem blauen Fetzen umgürtet, war der Diener des Altars aus dem Haus getreten, um seinen Getreideschober nachzusehen; als er Pantelej Jeremejitsch erblickte, hielt er es für seine Pflicht, ihm seine Hochachtung zu bezeigen und bei dieser Gelegenheit sich etwas auszubitten. Ohne diesen Nebengedanken sprechen bekanntlich Personen geistlichen Standes niemals einen Laien an.

Tschertopchanow hatte aber andere Dinge im Kopf als den Diakon; er erwiderte kaum seine Verbeugung, brummte etwas durch die Zähne und schwang schon die Peitsche . . .

»Was haben Sie aber für ein prächtiges Roß!« fuhr der Diakon schnell fort. »So ein Roß bringt einem wirklich Ehre ein. Wahrlich, Sie sind ein Mann von trefflichem Verstand, einem Löwen zu vergleichen!« Der Diakon war wegen seiner Beredsamkeit berühmt, was den Popen, dem die Gabe des Wortes fehlte, nicht wenig ärgerte – dem letzteren löste nicht einmal der Schnaps die Zunge. »Ein Tier haben Sie auf das Anstiften böser Menschen verloren«, fuhr der Diakon fort, »haben sich aber, ohne den Mut sinken zu lassen, vielmehr auf die göttliche Vorsehung bauend, ein neues angeschafft, das nicht nur in keiner Weise schlechter ist als das erste, sondern vielleicht sogar besser . . . denn . . .«

»Was faselst du da?« unterbrach ihn Tschertopchanow finster. »Wo siehst du ein anderes Pferd? Es ist dasselbe, es ist Malek-Adel . . . Ich habe ihn gefunden. Du schwatzest ins Blaue . . .«

»Eh! eh! eh! eh!« sagte gedehnt, gleichsam zögernd der Diakon, indes er mit den Fingern im Bart spielte und Tschertopchanow mit seinen hellen, gierigen Augen betrachtete. »Wie ist es nun, Herr? Ihren Gaul hat man, wenn ich mich recht besinne, im vorigen Jahr so an die zwei Wochen nach dem Feste Mariä Schutz und Fürbitte gestohlen, und jetzt haben wir Ende November.«

»Na ja, was ist denn dabei?«

Der Diakon fuhr fort, mit den Fingern im Bart zu spielen. »Es ist also mehr als ein Jahr seitdem vergangen, und Ihr Pferd, das damals ein Apfelschimmel war, ist auch ein Apfelschimmel geblieben, scheint sogar etwas dunkler geworden zu sein. Was ist das? Die grauen Pferde werden ja in einem Jahr viel weißer.«

Tschertopchanow fuhr zusammen . . . es war ihm, als hätte ihn jemand mit einem Jagdspieß mitten ins Herz gestoßen. Und in der Tat: Graue Pferde verändern sich doch. Wie war ihm dieser einfache Gedanke bisher nicht in den Sinn gekommen?

»Verdammter Zopf, laß mich in Ruhe!« brüllte er mit einemmal. Dann funkelte er wie rasend mit den Augen und verschwand in einem Augenblick dem erstaunten Diakon aus dem Gesicht.

Nun, jetzt ist alles zu Ende!

Alles ist zu Ende, alles ist zusammengestürzt, die letzte Karte ist geschlagen! Alles ist durch das eine Wort ›weißer‹ zusammengefallen! Die grauen Pferde werden weißer!

Galoppiere nur, Verdammter! Du wirst diesem Wort nicht entrinnen! Tschertopchanow sprengte nach Hause und schloß sich wieder in seinem Zimmer ein.

Daß dieser elende Klepper nicht der Malek-Adel war, daß zwischen ihm und Malek-Adel nicht die geringste Ähnlichkeit bestand, daß jeder einigermaßen vernünftige Mensch auf den ersten Blick hätte sehen müssen, daß er, Tschertopchanow, sich auf die gemeinste Weise getäuscht, nein, daß er sich selbst absichtlich und mit Vorbedacht betrogen und angeschwindelt hatte – über dies alles konnte jetzt nicht mehr der geringste Zweifel bestehen! Tschertopchanow ging auf und ab, indem er sich bei jeder Wand auf die gleiche Weise auf dem Absatz umdrehte, wie ein Tier in einem Käfig. Sein Ehrgeiz litt unerträglich; es war aber nicht nur der verletzte Ehrgeiz allein, was ihn so quälte – seiner bemächtigte sich die Verzweiflung, die Wut würgte ihn, Rachedurst brannte in ihm. Aber gegen wen? An wem sollte er Rache nehmen? Am Juden, an Jaff, an Mascha, am Diakon, am Kosaken, der das Pferd gestohlen hatte, an allen Nachbarn, an der ganzen Welt oder schließlich an sich selbst? Sein Verstand geriet durcheinander. Die letzte Karte geschlagen! (Dieser Vergleich gefiel ihm gut.) Nun ist er wieder der nichtigste, verächtlichste von allen Menschen, ein Gegenstand des Spottes für alle, ein Hanswurst, ein elender Narr, ein Gespött für den Diakon . . .! Er stellte sich deutlich vor, wie dieser niederträchtige Zopf den Leuten vom grauen Pferd und vom dummen Herrn erzählen wird . . . Verflucht . . .! Vergeblich bemühte sich Tschertopchanow, seine Galle zurückzuhalten; vergeblich versuchte er sich einzureden, daß dieses . . . Pferd zwar nicht der Malek-Adel, aber immerhin ein . . . gutes Pferd sei und ihm noch viele Jahre dienen könne – er stieß diesen Gedanken mit Wut von sich, als ob darin eine neue Beleidigung für *jenen* Malek-Adel enthalten wäre, vor dem er sich auch ohnehin schon schuldig fühlte . . . Gewiß! Diesen Klepper, diese Schindmähre hatte er wie ein Blinder, wie ein Dummkopf dem Malek-Adel gleichgestellt! Und was die Dienste betrifft, die dieser Klepper ihm noch leisten könnte . . . wird er ihn denn je wieder der Ehre würdigen,

sich auf ihn zu setzen? Um nichts in der Welt! Niemals . . .! Er wird ihn einem tatarischen Schinder geben, er wird ihn den Hunden zum Fraß vorwerfen – er verdient nichts anderes . . . Ja! Das wäre das beste!

Über zwei Stunden ging Tschertopchanow in seinem Zimmer auf und ab. »Perfischka!« kommandierte er plötzlich. »Geh augenblicklich in die Schenke und bring mir einen halben Eimer Schnaps! Hörst du! Einen halben Eimer, augenblicklich! Daß der Schnaps sofort hier bei mir auf dem Tisch steht . . .!«

Der Schnaps erschien unverzüglich auf dem Tisch Pantelej Jeremejitschs, und er fing an zu trinken!

Hätte damals jemand Tschertopchanow beobachtet, wäre jemand Zeuge jener finsteren Wut gewesen, mit der er ein Glas nach dem andern leerte, so hätte er unwillkürlich Angst bekommen. Die Nacht war angebrochen; ein Talglicht brannte trübe auf dem Tisch. Tschertopchanow hörte auf, aus der einen Ecke in die andere zu wandern; er saß da, ganz rot, mit trüben Augen, die er bald zu Boden senkte, bald auf das dunkle Fenster richtete; dann stand er auf, schenkte sich Schnaps ein, trank aus, setzte sich wieder, richtete den Blick wieder auf einen Punkt und rührte sich nicht, nur sein Atem ging schneller, und sein Gesicht wurde immer röter. In ihm schien irgendein Entschluß zu keimen, der ihn selbst erschreckte, an den er sich aber allmählich gewöhnte; der gleiche Gedanke rückte unaufhaltsam und unaufhörlich immer näher, das gleiche Bild trat immer deutlicher hervor, und in seinem Herzen war unter dem versengenden Einfluß des schweren Rausches an Stelle der Wut ein Gefühl tierischer Grausamkeit getreten, und ein unheilkündendes Lächeln zeigte sich auf seinen Lippen.

»Nun ist es Zeit!« sagte er in einem geschäftigen, beinahe gelangweilten Ton. »Genug geruht!«

Er trank das letzte Glas Schnaps aus, nahm die Pistole über seinem Bett – dieselbe Pistole, aus der er auf Mascha geschossen hatte –, lud sie, steckte sich ›für jeden Fall‹ einige Zündhütchen in die Tasche und ging in den Stall.

Als er die Stalltür zu öffnen anfing, kam der Wächter hergelaufen, aber er schrie ihn an: »Das bin ich! Siehst du es denn nicht? Geh!« Der

Wächter trat etwas auf die Seite. »Geh schlafen!« schrie ihm Tschertopchanow wieder zu. »Du hast hier nichts zu bewachen! So einen Schatz, so eine Kostbarkeit!« Dann trat er in den Stall. Malek-Adel . . . der falsche Malek-Adel lag auf der Streu. Tschertopchanow gab ihm einen Fußtritt. »Steh auf, du Krähe!« Dann band er den Zaum von der Krippe los, nahm dem Pferd die Decke ab und warf sie auf den Boden, drehte das gehorsame Tier roh in seinem Stand um, führte es in den Hof und aus dem Hof ins Feld, zum größten Erstaunen des Wächters, der unmöglich begreifen konnte, wohin sich der Herr nachts mit dem ungezäumten Pferd an der Leine begebe. Ihn zu fragen, traute er sich natürlich nicht, er begleitete ihn nur mit den Augen, bis er an der Wendung des Weges verschwand, der in den nahen Wald führte.

Tschertopchanow ging mit großen Schritten, ohne stehenzubleiben und ohne sich umzusehen; Malek-Adel – wir wollen ihn bis ans Ende so nennen – folgte ihm gehorsam. Die Nacht war ziemlich hell; Tschertopchanow konnte die gezackten Umrisse des Waldes unterscheiden, der als schwarzer Fleck vor ihm lag. In der nächtlichen Kälte wäre ihm wohl jetzt der Schnaps in den Kopf gestiegen, wenn ihn nicht ein anderer, viel stärkerer Rausch umfangen hätte. Sein Kopf war schwer geworden, das Blut klopfte laut im Halse und an den Ohren, er aber ging mit sicheren Schritten, und er wußte, wohin er ging.

Er hatte den Entschluß gefaßt, Malek-Adel zu töten; den ganzen Tag hatte er nur daran gedacht . . . Nun war er fest entschlossen!

Er ging an diesen Schritt, nicht gerade ruhig, aber seiner selbst sicher und so fest entschlossen wie ein Mensch, der dem Gefühl der Pflicht gehorcht. Dieser ›Spaß‹ erschien ihm sehr einfach: Wenn er den Falschen vernichtet, macht er ›allem‹ ein Ende. Dann bestraft er sich selbst für seine Dummheit, rechtfertigt sich vor seinem echten Freund und zeigt der ganzen Welt (Tschertopchanow war sehr um die ›ganze Welt‹ besorgt), daß er mit sich nicht spaßen lasse . . . Die Hauptsache aber ist, daß er zugleich mit dem falschen Malek-Adel auch sich selbst vernichtet, denn was braucht er noch zu leben?

Wie er sich das alles in seinem Kopf zurechtlegte und warum ihm dies so einfach erschien, ist nicht so leicht, wenn auch nicht ganz unmöglich zu erklären: Gekränkt, einsam, ohne eine einzige vertraute

Menschenseele, ohne einen roten Heller, dabei mit vom Schnaps entzündetem Blut, befand er sich in einem an Wahnsinn grenzenden Zustand; es besteht aber kein Zweifel darüber, daß selbst in den sinnlosesten Streichen von Wahnsinnigen, von ihrem Standpunkt aus, eine Art Logik und sogar ein Recht liegt. Von seinem Recht war Tschertopchanow jedenfalls fest überzeugt; er schwankte nicht, er beeilte sich, das Urteil an dem Schuldigen zu vollstrecken, ohne sich übrigens Rechenschaft darüber zu geben, wen er eigentlich für den Schuldigen hielt . . . Die Wahrheit zu sagen – er dachte sehr wenig über sein Vorhaben nach. »Ich muß, ich muß ein Ende machen«, sagte er zu sich selbst streng und stumpf. »Ich muß ein Ende machen!«

Der schuldlose Schuldige trabte gehorsam hinter seinem Rücken . . . Aber in Tschertopchanows Herzen war kein Mitleid.

Nicht weit vom Waldsaum, zu dem er sein Pferd geführt hatte, zog sich ein kleiner, bis zur Hälfte mit Eichengesträuch bewachsener Graben hin. Tschertopchanow stieg hinunter . . . Malek-Adel stolperte und fiel beinahe über ihn.

»Du willst mich wohl erdrücken, Verdammter!« rief Tschertopchanow und holte, als müßte er sich verteidigen, die Pistole aus der Tasche. Er spürte keine Erbitterung mehr, sondern jenes eigentümliche starre Gefühl, das sich des Menschen bemächtigt, ehe er ein Verbrechen verübt. Aber seine eigene Stimme erschreckte ihn, so wild klang sie unter den herabhängenden dunklen Ästen, in der faulen und dumpfen Feuchtigkeit des Waldgrabens! Außerdem begann als Antwort auf diesen Ruf irgendein großer Vogel auf dem Baumgipfel über seinem Kopfe mit den Flügeln zu schlagen . . . Tschertopchanow fuhr zusammen. Es war ihm, als habe er einen Zeugen für seine Tat geweckt – hier, an dieser öden Stelle, wo er doch keinem lebenden Wesen begegnen sollte . . .

»Teufel, geh in alle vier Winde!« sagte er durch die Zähne, dann ließ er die Zügel Malek-Adels los und schlug ihn, weit ausholend, mit dem Griff der Pistole auf die Schulter. Malek-Adel wandte sich sofort um, kletterte aus dem Graben . . . und lief davon. Das Klopfen seiner Hufe war aber nicht lange zu hören.

Der Wind, der sich erhoben hatte, vermischte und verdeckte alle Töne.

Tschertopchanow kletterte auch selbst langsam aus dem Graben, erreichte den Waldsaum und schleppte sich nach Hause. Er war mit sich unzufrieden – die Last, die er in seinem Kopf und in seinem Herzen empfunden hatte, verbreitete sich durch alle seine Glieder; er ging böse, finster, unbefriedigt, hungrig, als habe ihn jemand beleidigt, ihm seine Beute, seine Nahrung weggenommen . . .

Einem Selbstmörder, den man an der Ausführung seines Vorhabens verhindert hat, sind diese Gefühle bekannt.

Plötzlich stieß ihn etwas von rückwärts zwischen die Schultern. Er sah sich um . . . Malek-Adel stand mitten auf der Straße. Er war der Spur seines Herrn gefolgt und berührte ihn mit der Schnauze . . . er meldete, daß er zur Stelle sei . . .

»Ah!« schrie Tschertopchanow. »Du selbst, du selbst kommst, um dir den Tod zu holen! Hier hast du ihn!«

In einem Augenblick zog er die Pistole, spannte den Hahn, setzte die Mündung an Malek-Adels Stirn und drückte ab. Das arme Pferd taumelte zur Seite, bäumte sich, sprang zehn Schritt zurück, stürzte plötzlich zu Boden, röchelte und wälzte sich wie im Krampfe . . .

Tschertopchanow hielt sich die Ohren mit beiden Händen zu und lief davon. Die Knie knickten ihm ein. Der Rausch, die Wut, das stumpfe Selbstvertrauen – alles war im Nu verflogen. Es blieb ihm nur das Gefühl der Schande und des Abscheus und das Bewußtsein, das unumstößliche Bewußtsein, daß er nun auch mit sich selbst ein Ende gemacht hatte.

*

Sechs Wochen später hielt es der Diener Perfischka für seine Pflicht, den am Gut Bessonowo vorbeifahrenden Kreispristaw anzuhalten.

»Was willst du?« fragte der Hüter der Ordnung.

»Bemühen Sie sich doch, Euer Wohlgeboren, zu uns ins Haus«, antwortete der Diener mit einer tiefen Verbeugung. »Pantelej Jeremejitsch scheint sterben zu wollen; also fürchte ich mich.«

»Wie? Sterben?« fragte der Pristaw.

»Zu Befehl, ja. Anfangs hatte der Herr jeden Tag Schnaps getrunken, jetzt hat er sich aber ins Bett gelegt und ist sehr schwach. Ich glaube, daß er jetzt nichts mehr versteht. Hat ganz die Sprache verloren.« Der Pristaw stieg aus dem Wagen.

»Nun, hast du wenigstens den Geistlichen gerufen? Hat dein Herr gebeichtet? Hat er das Abendmahl empfangen?«

»Zu Befehl, nein.«

Der Pristaw runzelte die Stirne: »Was ist das, Bruder? Geht denn das? Oder weißt du nicht, daß man dich dafür zur Verantwortung ziehen kann?«

»Ich habe ihn ja vorgestern und gestern gefragt«, sagte Perfischka, der Angst bekam. »›Befehlen Sie nicht, Pantelej Jeremejitsch, daß ich den Geistlichen hole?‹ – ›Schweig, Dummkopf!‹ sagte er drauf. ›Misch dich nicht in fremde Sachen.‹ Als ich es ihm heute wieder sagte, sah er mich nur an und bewegte den Schnurrbart.«

»Hat er viel Schnaps getrunken?« fragte der Pristaw.

»Furchtbar viel! Aber seien Sie so gut, Euer Wohlgeboren, bemühen Sie sich zu ihm ins Zimmer.«

»Nun, führe mich!« brummte der Pristaw und folgte Perfischka.

Ein ungewöhnlicher Anblick erwartete ihn.

In einem feuchten und dunkeln Hinterzimmer des Hauses lag auf einem ärmlichen, mit einer Pferdedecke bedeckten Bett, mit einem zottigen Filzmantel statt eines Kissens, Tschertopchanow, nicht mehr blaß, sondern gelblichgrün, wie Tote aussehen, mit eingefallenen Augen unter den glänzenden Lidern, mit einer zugespitzten, aber immer noch rötlichen Nase über dem zerzausten Schnurrbart. Er war bekleidet mit seinem ständigen Jagdrock (mit den Patronen auf der Brust) und einer blauen, tscherkessischen Pluderhose. Die Fellmütze mit himbeerrotem Boden verdeckte seine Stirn bis zu den Augenbrauen. In der einen Hand hielt Tschertopchanow seine Hetzpeitsche und in der andern einen gestickten Tabaksbeutel, Maschas letztes Geschenk. Auf dem Tisch neben dem Bett stand eine leere Schnapsflasche; zu seinen Häupten sah man zwei mit Stecknadeln an die Wand befestigte Aquarelle; das eine stellte, soweit man erkennen konnte, einen dicken Mann mit einer Gitarre in den Händen dar – wahrscheinlich Nedopjuskin, das andere einen Reiter im vollen Lauf . . . Das Pferd glich jenen Märchentieren, die die Kinder an Mauern und Zäunen zeichnen, aber die sorgfältig schattierte Musterung eines Apfelschimmels, die Patronen auf der Brust des Reiters, die spitz zulaufenden Stiefel und der Riesenschnurrbart

ließen keinen Zweifel übrig – diese Zeichnung sollte Pantelej Jeremejitsch auf dem Malek-Adel darstellen.

Der Pristaw war erstaunt und wußte nicht, was er unternehmen sollte. Im Zimmer herrschte eine Grabesstille. – Er ist ja schon tot, dachte er sich; dann erhob er die Stimme und rief: »Pantelej Jeremejitsch! Pantelej Jeremejitsch!«

Nun geschah etwas Ungewöhnliches. Tschertopchanows Augen öffneten sich langsam, die erloschenen Pupillen bewegten sich erst von rechts und nach links, dann von links nach rechts, blieben an dem Gast haften und erkannten ihn . . . In ihrem trüben Weiß leuchtete etwas auf, etwas wie ein Blick zeigte sich in ihnen; die blauen Lippen gingen allmählich auf, und es erklang eine heisere Stimme, die aus dem Grab zu kommen schien: »Der Edelmann Pantelej Tschertopchanow stirbt, wer kann ihn daran hindern? Er schuldet niemand etwas und fordert nichts . . . Verlaßt ihn, ihr Menschen! Geht!« Die Hand mit der Hetzpeitsche versuchte sich zu heben . . . Vergebens!

Die Lippen klebten wieder aneinander, die Augen schlossen sich, und Tschertopchanow lag wie früher auf seinem harten Bett ausgestreckt, die Füße aneinandergedrückt.

»Melde mir, wenn er tot ist«, flüsterte der Pristaw im Hinausgehen Perfischka zu. »Einen Popen kannst du aber, glaube ich, auch jetzt noch holen. Man muß doch die Ordnung wahren und ihm die letzte Ölung geben.«

Perfischka holte noch am gleichen Tag den Popen; am andern Morgen mußte er aber dem Pristaw melden, daß Pantelej Jeremejitsch in der gleichen Nacht verschieden war.

Als man ihn beerdigte, folgten zwei Menschen seinem Sarg: der Diener Perfischka und Moschel-Lejba. Die Nachricht vom Tode Tschertopchanows hatte ihn auf unbekannte Weise erreicht, und er unterließ es nicht, seinem Wohltäter die letzte Ehre zu erweisen.

Die lebendige Reliquie.[9]

>Land der Dulder und der Demut,
meine Heimat, Russenerde!
F. Tjutschew

Ein französisches Sprichwort lautet: ›Der trockene Fischer und der nasse Jäger bieten einen traurigen Anblick.‹ Da ich für die Fischerei niemals etwas übrig gehabt habe, vermag ich nicht darüber zu urteilen, was ein Fischer bei gutem, heiterem Wetter empfindet und inwiefern das Vergnügen, das ihm eine reiche Beute bei Regenwetter verschafft, die Unannehmlichkeit, naß zu sein, aufwiegt. Für den Jäger ist aber das Regenwetter ein wahres Unglück. Und von eben diesem Unglück wurden wir, ich und Jermolai, betroffen, als wir einmal wieder in den Bjelewschen Kreis auf die Birkhahnjagd kamen. – Vom frühen Morgen an wollte der Regen nicht aufhören. Was hatten wir nicht alles versucht, um uns vor ihm zu retten! Wir zogen unsere Gummimäntel fast über den Kopf und stellten uns unter Bäume, damit es auf uns weniger gieße . . . Die wasserdichten Mäntel ließen aber, ganz abgesehen davon, daß sie uns beim Schießen hinderlich waren, das Wasser auf die schamloseste Weise durch; und wenn wir uns unter einen Baum stellten, so schien der Regen anfangs wirklich nicht durchzudringen, mit der Zeit aber hielt das Laub der sich ansammelnden Nässe nicht mehr stand, jeder Zweig überschüttete uns mit Wasser wie aus einer Regentraufe, und die kalten Ströme drangen uns hinter den Kragen und liefen die Wirbelsäule hinab . . . Das war aber schon zu gemein! wie sich Jermolai ausdrückte.

»Nein, Pjotr Petrowitsch«, rief er schließlich aus. »So geht es nicht . . .! Heute kann man nicht jagen. Das Wasser läuft den Hunden in die Nasen; die Gewehre versagen . . . Pfui! So ein Pech!«

»Was ist zu machen?« fragte ich.

»Das will ich Ihnen sagen. – Wir fahren nach Alexejewka. Vielleicht kennen Sie es – es ist so ein Vorwerk, es gehört Ihrer Frau Mutter; es sind an die acht Werst von hier. Wir übernachten dort, und morgen . . .«

»Kehren wir wieder hierher zurück?«

»Nein, nicht hierher . . . Die Gegend hinter Alexejewka ist mir bekannt . . . die Birkhahnjagd ist dort viel besser als hier . . .«

Ich unterließ es, meinen treuen Gefährten zu fragen, warum er mich nicht gleich dorthin gebracht hatte, und am gleichen Tag erreichten wir das Vorwerk meiner Mutter, von dessen Existenz ich, offen gestanden, bisher keine Ahnung hatte. Auf diesem Vorwerk fand sich ein baufälliges, aber unbewohntes und darum reinliches Häuschen, in dem ich eine recht ruhige Nacht verbrachte.

Am nächsten Morgen erwachte ich sehr früh. Die Sonne war erst eben aufgegangen; am Himmel war kein Wölkchen zu sehen; alles ringsum strahlte im starken, doppelten Glanz, im Glanz der jungen Morgenstrahlen und in dem des gestrigen Gusses. – Während man mir das Wägelchen anspannte, irrte ich durch den nicht sehr großen Garten, der einst ein Obstgarten gewesen war und jetzt verwildert das Häuschen von allen Seiten mit seinem duftenden, saftigen Dickicht umgab. Ach, wie schön war es da in der freien Luft, unter dem heiteren Himmel, in dem die Lerchen schwirrten, deren heller Gesang wie silberne Perlen niederregnete! Auf ihren Flügeln trugen sie gewiß die Tautropfen fort, und ihre Lieder schienen von Tau benetzt. Ich nahm mir sogar die Mütze ab und atmete freudig, aus voller Brust . . . Am Rande einer nicht sehr tiefen Schlucht, dicht neben dem Zaun, erblickte ich einen Bienengarten; ein schmaler Pfad führte hin, sich zwischen zwei dichten Mauern von Steppengras und Brennesseln schlängelnd, über denen die spitzen Stengel des dunkelgrünen Hanfes ragten, der Gott weiß wie dahingeraten war.

Ich schlug diesen Pfad ein und erreichte den Bienengarten. Neben diesem befand sich ein kleiner Schuppen aus Flechtwerk, wie er zum Einstellen der Bienenkörbe für den Winter dient. Ich blickte in die halbgeöffnete Tür hinein: Es war darin dunkel, still, trocken; es roch nach Minze und Melissen. In einer Ecke war eine Pritsche angebracht und auf dieser lag unter einer Bettdecke eine kleine Gestalt . . . Ich wollte schon weitergehen . . .

»Herr, Sie, Herr! Pjotr Petrowitsch!« rief eine Stimme, schwach, langsam und tonlos wie das Rascheln von Riedgras im Sumpf.

Ich blieb stehen.

»Pjotr Petrowitsch! Kommen Sie bitte her!« wiederholte die Stimme. Sie kam aus der Ecke, von der Pritsche, die ich bemerkt hatte.

Ich kam näher – und erstarrte vor Verwunderung. Vor mir lag ein lebendiges menschliches Wesen; aber was war denn das?

Der Kopf war vollkommen ausgetrocknet, einfarbig, bronzen, genau wie auf einer alten Ikone; die Nase schmal wie die Schneide eines Messers; die Lippen fast unsichtbar; ich konnte nur die weißschimmernden Zähne erkennen, die Augen und einige dünne Strähnen gelblicher Haare, die unter dem Kopftuch auf die Stirn fielen. Auf einer Falte der Bettdecke neben dem Kinn bewegten sich langsam zwei winzige, gleichfalls bronzene Hände mit spindeldürren Fingern. Ich sehe genauer hin: Das Gesicht ist nicht nur nicht abstoßend, es ist sogar schön, doch schrecklich und ungewöhnlich. Und dieses Gesicht erscheint mir um so schrecklicher, als ich sehe, daß sich ein Lächeln vergebens bemüht, sich auf den metallenen Wangen auszubreiten.

»Sie erkennen mich nicht, Herr?« flüsterte wieder die Stimme; sie verdampfte gleichsam auf den sich kaum bewegenden Lippen. »Wie sollten Sie mich auch erkennen! – Ich bin Lukerja . . . Erinnern Sie sich noch, dieselbe, die bei Ihrer Frau Mutter zu Spaßkoje den Reigen anzuführen pflegte . . . erinnern Sie sich noch? Ich war immer die Vorsängerin im Chor.«

»Lukerja!« rief ich aus. »Bist du es? Ist es möglich?«

»Ja, ich bin es, Herr. Ich bin Lukerja.«

Ich wußte nicht, was ich darauf sagen sollte, und sah bestürzt auf dieses dunkle, unbewegliche Gesicht mit den auf mich gerichteten hellen und leblosen Augen. Ist es denn möglich? Diese Mumie ist Lukerja, das schönste Mädchen in unserem Hausgesinde, die große, volle, weiße, rotwangige Lukerja, die immer lachende Tänzerin und Sängerin? Lukerja, die kluge Lukerja, der alle jungen Dorfburschen den Hof machten und die ich als sechzehnjähriger Junge auch selbst heimlich anschmachtete!

»Lukerja, sag, was ist denn mit dir geschehen?« fragte ich sie endlich.

»So ein Unglück ist über mich gekommen! Verschmähen Sie mich nicht, Herr, verachten Sie mich nicht in meinem Unglück – setzen Sie sich hier auf das Fäßchen, näher zu mir, sonst werden Sie mich nicht verstehen können . . . Sie hören doch, was ich jetzt für eine helle

Stimme habe . . .! Wie froh bin ich, daß ich Sie wiedersehe! Wie sind Sie aber nach Alexejewka geraten?«

Lukerja sprach sehr leise und schwach, aber ohne Unterbrechungen.

»Der Jäger Jermolai hat mich hergeführt. Erzähl mir aber . . .«

»Ich soll Ihnen von meinem Unglück erzählen? Gerne, Herr. – Es geschah vor langer Zeit, vor sechs oder sieben Jahren. Ich war damals soeben mit Wassilij Poljakow verlobt – Sie wissen doch, es war ein so schöner Bursche mit einem Lockenkopf, diente bei Ihrer Frau Mutter als Büfettaufseher . . . Sie waren aber damals gar nicht auf dem Gut, Sie studierten in Moskau. – Wir waren beide sehr verliebt; er wollte mir nicht aus dem Kopf; es war aber im Frühling. Eines Nachts – es war schon beim Morgengrauen – lag ich schlaflos da; so süß sang eine Nachtigall im Garten . . .! Ich hielt es nicht länger aus, stand auf und ging auf die Treppe hinaus, um zu horchen. Die Nachtigall schmettert und trillert . . . und plötzlich ist es mir, als ob mich jemand mit Waßjas Stimme ganz leise rief: ›Luscha . . .!‹ Ich schau hin, gleite wohl in meiner Verschlafenheit auf einer Stufe aus, stürze in die Tiefe – und falle auf die Erde! Ich hatte mich wohl nicht allzusehr angeschlagen, denn ich stand bald auf und ging in meine Kammer. Aber in meinem Innern, in den Eingeweiden ist gleichsam etwas gerissen . . . Erlauben Sie, daß ich Atem hole . . . nur ein Weilchen . . . Herr.«

Lukerja verstummte, und ich sah sie erstaunt an. Ich war hauptsächlich darüber erstaunt, daß sie fast lustig erzählte, ohne zu jammern und zu stöhnen, ohne sich zu beklagen und ohne um Mitleid zu betteln.

»Von diesem Tag an«, fuhr Lukerja fort, »begann ich zu schwinden und auszutrocknen; ganz schwach war ich geworden; es fiel mir schwer zu gehen, später auch nur die Beine zu bewegen; ich kann weder stehen noch sitzen, möchte immer liegen. Ich will weder essen noch trinken, es geht mir immer schlimmer. Ihre Frau Mutter hat mich in ihrer Güte den Ärzten gezeigt, hat mich auch ins Spital bringen lassen. Ich erfuhr aber keine Erleichterung. Und kein Arzt konnte mir sagen, was ich für eine Krankheit habe. Was sie mit mir nicht schon alles angestellt haben – sie haben mir den Rücken mit glühenden Eisen gebrannt, haben mich in gestoßenes Eis gesetzt, es half alles nichts. Zuletzt war ich ganz verknöchert . . . Nun

beschlossen die Herren, daß es keinen Zweck mehr hat, mich noch weiter zu kurieren, einen Krüppel kann man aber nicht gut im Herrenhaus behalten . . . also schickte man mich her, denn ich habe hier Verwandte. So lebe ich, wie Sie mich hier sehen.«

Lukerja verstummte von neuem und versuchte wieder zu lächeln.

»Deine Lage ist aber entsetzlich!« rief ich aus . . . Da ich nicht wußte, was ich ihr noch sagen sollte, fragte ich: »Und was macht Wassilij Poljakow?«

Diese Frage war sehr dumm.

Lukerja blickte etwas zur Seite.

»Was Poljakow macht? – Er grämte sich eine Zeitlang und heiratete schließlich eine andere, ein Mädchen aus Glinnoje. Kennen Sie Glinnoje? Es ist nicht weit von hier. Agrafena hat sie geheißen. Er hat mich sehr geliebt, aber er war doch ein junger Mann und konnte nicht um meinetwillen ledig bleiben. Was wäre ich ihm für eine Lebensgefährtin? Er bekam eine schöne und gute Frau, hat auch Kinderchen. Er ist hier auf dem Nachbargut Verwalter. Ihre Frau Mutter hat ihm einen Paß gegeben, und es geht ihm, Gott sei Dank, gut.«

»Und du liegst immer so?« fragte ich wieder.

»Ja, so liege ich, Herr, schon das siebente Jahr. Im Sommer liege ich hier, in diesem Schuppen, und wenn es kalt wird, trägt man mich in die Badestube hinüber. Dann liege ich dort.«

»Wer pflegt dich denn? Wer schaut nach dir?«

»Es gibt auch hier gute Menschen. Man verläßt mich nicht. Man braucht mich auch fast gar nicht zu pflegen. Ich esse ja fast gar nicht, und Wasser habe ich hier im Kruge, es steht immer ein Vorrat davon, reines Quellwasser. Nach dem Krug kann ich selbst langen, den einen Arm kann ich ja noch bewegen. Dann gibt es hier auch ein kleines Mädel, ein Waisenkind, das kommt zuweilen her, so dankbar bin ich ihr. Sie ist auch eben hier gewesen . . . Sind Sie ihr nicht begegnet? So ein hübsches Kind mit weißem Gesichtchen. Sie bringt mir Blumen her; ich liebe sie so sehr, die Blumen. Gartenblumen haben wir nicht – es waren wohl welche da, sind aber eingegangen. Aber auch die Wiesenblumen sind schön; sie duften noch schöner als die Gartenblumen. Zum Beispiel die Maiglöckchen . . . Was gibt es Schöneres?«

»Ist es dir nicht langweilig, nicht unheimlich, meine arme Lukerja?«

»Was soll ich machen? Ich will nicht lügen – anfangs war es mir sehr traurig ums Herz; dann gewöhnte ich mich daran, schickte mich darein – es ist nicht so schlimm; andere haben es noch viel schlimmer.«

»Wieso?«

»Mancher hat kein Obdach! Ein anderer ist blind oder taub! Ich aber kann, Gott sei Dank, gut sehen und alles hören, alles. Ein Maulwurf wühlt in der Erde – auch das höre ich. Ich spüre auch jeden Geruch, selbst den leisesten! Wenn der Buchweizen im Feld oder die Linde im Garten blüht, braucht man mir das gar nicht zu sagen, ich rieche es gleich, wenn nur ein Windhauch herüberkommt. Nein, was soll ich gegen Gott murren? – Viele haben es schlimmer als ich. Wenn ich bloß nur dieses bedenke: Mancher gesunde Mensch kann leicht sündigen; mich hat aber die Sünde selbst verlassen. Neulich reichte mir der Priester P. Alexej das Abendmahl und sagte: ›Deine Beichte brauche ich gar nicht zu hören, kann man denn in deiner Lage sündigen?‹ Aber ich antwortete ihm: ›Und die Sünden, die man in Gedanken begeht, Hochwürden?‹ – ›Diese Sünden sind nicht groß‹, sagte er mir darauf und lachte.«

»Von solchen Sünden habe ich wohl wirklich nicht viel auf dem Gewissen«, fuhr Lukerja fort, »denn ich habe mich gewöhnt, nicht zu denken, und vor allem nicht an das Vergangene zu denken. So vergeht die Zeit schneller.«

Ich war, offen gestanden, erstaunt.

»Du bist aber immer allein, Lukerja; wie kannst du es verhindern, daß dir die Gedanken in den Sinn kommen? Oder schläfst du immer?«

»Oh! Nein, Herr! Schlafen kann ich nicht immer. Große Schmerzen habe ich zwar nicht, aber in meinem Innern, auch in den Knochen, ist immer ein Ziehen; es läßt mich nicht ordentlich schlafen. Nein, ich liege einfach so und denke an nichts; ich fühle, daß ich lebe, daß ich atme – das ist alles. Ich schaue und horche. Die Bienen im Garten summen; eine Taube setzt sich aufs Dach und girrt; eine Henne kommt mal mit ihren Küchlein her, um die Krümel aufzupicken; manchmal fliegt auch ein Spatz oder ein Schmetterling herein – das tut mir wohl. Vor zwei Jahren haben hier in der Ecke sogar Schwalben

genistet und Junge ausgebrütet. Das war so lustig! Eine Schwalbe kommt zum Nest geflogen, setzt sich drauf, füttert die Jungen, und weg ist sie. Gleich ist aber schon eine andere da. Manchmal kommt sie gar nicht herein, sondern fliegt nur an der offenen Tür vorüber – die Jungen fangen aber gleich zu piepsen an und reißen die Schnäbel auf . . . Ich erwartete sie auch im folgenden Jahr, aber man sagte mir, ein hiesiger Jäger hätte sie erschossen. Was für einen Gewinn hatte er davon? Die ganze Schwalbe ist doch nicht größer als ein Käfer . . . Was seid ihr doch für böse Menschen, ihr Herren Jäger!«

»Ich schieße keine Schwalben«, beeilte ich mich einzuwenden.

»Ein anderes Mal«, fuhr Lukerja fort, »mußte ich so lachen! Ein Hase kam hereingelaufen, wirklich! Ich weiß nicht, vielleicht verfolgten ihn die Hunde, aber er rannte geradewegs durch die Tür herein . . .! Er setzte sich ganz nahe vor mich hin und saß lange so da, schnupperte mit der Nase, bewegte den Schnurrbart, ganz wie ein Offizier! Auch mich sah er an. Er begriff also, daß ich ihm nicht gefährlich bin. Schließlich stand er auf, sprang zur Tür, sah sich an der Schwelle noch einmal um, und weg war er! So spaßig war es!«

Lukerja sah mich an, ob es nicht spaßig sei? Ich tat ihr den Gefallen und lachte.

Sie biß sich in die ausgetrockneten Lippen.

»Nun, im Winter habe ich es natürlich nicht so gut, denn es ist dunkel, ein Licht anzuzünden, ist zu schade, wozu auch? Ich verstehe zwar zu lesen und habe immer gerne gelesen, aber was soll ich lesen? Es gibt hier keine Bücher, und wenn es auch welche gäbe, wie soll ich so ein Buch halten? P. Alexej brachte mir mal zur Zerstreuung einen Kalender, als er aber sah, daß das Buch mir nichts nützte, holte er wieder ab. Und wenn es auch dunkel ist, so gibt es doch immer etwas zu hören – ein Heimchen zirpt, eine Maus knabbert. – Dann ist es mir so wohl! Nur nicht denken!«

»Manchmal bete ich auch«, fuhr Lukerja nach einer Ruhepause fort. »Aber ich kenne nur wenige Gebete. Was soll ich auch den lieben Gott belästigen? Was soll ich von ihm bitten? Er weiß besser als ich, was mir not tut. Er hat mir mein Kreuz gesandt, also liebt er mich. Uns ist befohlen, es so zu verstehen. Ich spreche manchmal das Vaterunser, das Gebet zur heiligen Mutter Gottes, den Psalm zur schmerzhaften Maria – und dann liege ich wieder ganz ohne Gedanken. Und das ist nicht so schlecht!«

Es vergingen an die zwei Minuten. Ich unterbrach nicht das Schweigen und rührte mich nicht auf dem schmalen Fäßchen, das mir als Sitz diente. Die grausame, steinerne Unbeweglichkeit des vor mir liegenden lebendigen, unglücklichen Wesens hatte sich auch mir mitgeteilt; auch ich war wie erstarrt.

»Hör mal, Lukerja«, begann ich endlich. »Hör, was ich dir vorschlagen möchte. Wenn du willst, lasse ich dich ins Krankenhaus bringen, in das gute städtische Krankenhaus. Wer weiß, vielleicht wird man dich gesund machen. Jedenfalls wirst du nicht mehr allein sein . . .«

Lukerja bewegte kaum merklich die Brauen.

»Ach, nein, Herr«, flüsterte sie besorgt. »Bringen Sie mich nicht ins Krankenhaus, lassen Sie mir meine Ruhe. Dort werde ich mich bloß mehr quälen. – Wie kann man mich gesund machen . . .! Einmal kam ein Arzt her und wollte mich untersuchen. Ich bat ihn: ›Quälen Sie mich nicht, um Christi willen!‹ Aber es nützte nichts, er fing an, mich hin und her zu wenden, mir die Arme und die Beine zu biegen und zu kneten; er sagte: ›Ich mache es der Wissenschaft wegen, ich bin ja ein angestellter, gelehrter Mensch, und du darfst mir nicht widerstreben, denn ich habe für meine Mühe einen Orden um den Hals gekriegt und plage mich für euch Dummen ab.‹ Er zerrte mich hin und her, nannte mir meine Krankheit – es war ein so schwieriger Name – und fuhr davon. Mir taten aber dann eine ganze Woche alle Knochen weh. Sie sagen, ich sei allein, immer allein. Nein, das bin ich nicht immer. Man besucht mich hier. Ich bin so still und störe niemanden. Die Mädchen aus dem Dorf kommen mal her und plaudern, oder eine Wallfahrerin verirrt sich zu mir und erzählt mir von Jerusalem, von Kiew und von anderen heiligen Städten. Ich fürchte mich aber nicht vor dem Alleinsein. Es ist mir sogar angenehmer, bei Gott . . .! Herr, lassen Sie mir meine Ruhe, bringen Sie mich nicht ins Krankenhaus . . . Ich danke Ihnen, Sie sind so gütig, aber lassen Sie mir meine Ruhe, liebster Herr.«

»Nun, wie du willst, wie du willst, Lukerja. Ich wollte ja nur dein Bestes . . .«

»Ich weiß es, Herr, daß Sie mein Bestes wollen. Aber, liebster Herr, wer kann einem anderen helfen? Wer kann einem anderen in die Seele eindringen? Der Mensch muß sich selbst helfen! Sie werden es mir nicht glauben, manchmal liege ich so allein da, und es ist mir, als

gäbe es in der Welt keinen Menschen außer mir. Nur ich allein bin lebendig! Und es ist mir, als schwebe etwas auf mich herab . . . Und es kommen mir so seltsame Gedanken!«

»Was für Gedanken, Lukerja?«

»Das kann ich Ihnen unmöglich sagen, Herr, man kann es gar nicht erklären. Auch vergesse ich es nachher. Es kommt über mich wie eine Regenwolke, die sich über mich ergießt, so frisch, so angenehm; was es aber ist, kann ich nachher nicht begreifen! Ich denke mir bloß, wenn ich Menschen um mich hätte, so wäre dies alles nicht, und ich würde wohl nichts außer meinem Unglück fühlen.«

Lukerja holte mühevoll Atem. Ihre Brust wollte ihr nicht gehorchen, genau wie die anderen Glieder.

»Wenn ich Sie so anschaue, Herr«, fing sie von neuem an, »so sehe ich, daß Sie mit mir großes Mitleid haben. Bemitleiden Sie mich aber nicht zu sehr, wirklich! Ich will Ihnen zum Beispiel sagen, daß ich auch jetzt manchmal . . . Sie erinnern sich doch, wie lustig ich einst war? Ein fixes Mädel . . .! Also wissen Sie was? Ich pflege auch jetzt noch meine Lieder zu singen.«

»Lieder . . .? Du?«

»Ja, Lieder, alte Lieder, Reigenlieder, Weihnachtslieder, Dreikönigslieder, allerlei Lieder! Ich habe doch viele Lieder gekannt und weiß sie noch alle. Nur die Tanzlieder singe ich nicht mehr. Zu meinem jetzigen Beruf passen sie nicht.«

»Wie singst du sie denn . . . stumm, in dich hinein?«

»Stumm und auch laut. Sehr laut kann ich nicht, aber man kann mich doch hören. Ich erzählte Ihnen, daß mich ein Mädel besucht. Ein so verständiges Waisenkind. Ich habe sie es also gelehrt; vier Lieder hat sie mir schon abgelauscht. Oder Sie glauben mir nicht? Warten Sie, ich will Ihnen gleich . . .«

Lukerja holte tief Atem . . . Der Gedanke, daß dieses halbtote Wesen sich zu singen anschickte, weckte in mir ein Grauen. Doch ehe ich etwas sagen konnte, erklang in meinen Ohren ein gedehnter, kaum hörbarer, doch reiner und richtiger Ton . . . ihm folgte ein zweiter, ein dritter. Lukerja sang das Lied *Auf den Wiesen.* Sie sang mit dem gleichen Ausdruck ihres versteinerten Gesichts und mit starren Augen. So rührend klang diese armselige, angestrengte, wie eine dünne Rauchsäule bebende Stimme, so sehr wollte sie ihre ganze

Seele ergießen. Ich empfand kein Grauen mehr, ein unsagbares Mitleid preßte mir das Herz zusammen.

»Ach, ich kann nicht mehr!« sagte sie plötzlich. »Meine Kräfte reichen nicht . . . Ich freue mich zu sehr über Ihren Besuch.«

Sie schloß die Augen.

Ich legte meine Hand auf ihre kleinen, kalten Finger . . . Sie blickte mich an und senkte wieder ihre dunklen Augenlider mit den goldenen Wimpern, die mich an die Augenlider alter Statuen erinnerten. Einen Augenblick später leuchteten sie wieder im Halbdunkel . . . Tränen hatten sie benetzt.

Ich saß noch immer regungslos.

»Was bin ich für eine!« sagte plötzlich Lukerja mit unerwarteter Kraft. Sie öffnete weit die Augen und versuchte durch Zwinkern die Tränen von den Wimpern abzuschütteln. »Schäme ich mich denn gar nicht? Was fällt mir bloß ein? Schon lange ist mir so was nicht passiert . . . seitdem mich Waßja Poljakow einmal im vorigen Frühjahr besucht hat. Solange er bei mir saß und mit mir sprach, ging es noch; als er aber gegangen und ich wieder allein geblieben war, da weinte ich! Wo nahm ich nur die Tränen her . . .! Wir Weiber brauchen sie ja nicht zu kaufen. – Herr«, fügte Lukerja hinzu, »Sie haben wohl ein Tüchlein . . . Ekeln Sie sich nicht vor mir, wischen Sie mir die Augen ab.«

Ich beeilte mich, ihren Wunsch zu erfüllen, und ließ ihr auch das Taschentuch. Anfangs wollte sie es nicht annehmen. »Was brauche ich so ein Geschenk?« Das Tuch war sehr einfach, aber weiß und sauber. Dann ergriff sie es mit ihren schwachen Fingern und ließ es nicht mehr los. Da ich mich an die Dunkelheit, in der wir uns beide befanden, schon gewöhnt hatte, konnte ich ihre Züge deutlich unterscheiden, konnte sogar die leichte Röte bemerken, die ihr bronzenes Gesicht überhauchte, konnte in diesem Gesicht – so schien es mir wenigstens – die Spuren einstiger Schönheit entdecken.

»Sie fragten mich vorhin, Herr«, begann Lukerja von neuem, »ob ich schlafe. Ich schlafe wirklich selten, habe aber dafür jedesmal Träume, so schöne Träume! Niemals sehe ich mich im Traum krank – im Traum bin ich immer so stark und jung . . . Eines ist nur schlimm: Wenn ich erwache und mich ordentlich strecken möchte, so bin ich wie gefesselt. Einmal hatte ich einen wunderbaren Traum! Soll ich ihn

erzählen? Nun, hören Sie zu. – Ich stehe im Feld, und rings um mich her ist Korn, hohes, reifes, wie Gold schimmerndes Korn . . .! Ich habe ein rotbraunes Hündchen bei mir, es ist böse und will mich immer beißen. Und in der Hand halte ich eine Sichel, es ist aber keine gewöhnliche Sichel, sondern der Mond, der einer Sichel gleicht. Mit dieser Mondsichel soll ich das ganze Korn abmähen. Ich bin aber matt vor Hitze, der Mond blendet mich, und ich bin so faul; ringsherum wachsen ungewöhnlich große Kornblumen! Sie wenden alle ihre Köpfe nach mir um. Ich sage mir: ›Ich will mir diese Kornblumen pflücken; Waßja versprach herzukommen, darum will ich mir zuerst einen Kranz aus Kornblumen flechten; zum Mähen ist noch immer Zeit.‹ – Ich beginne die Kornblumen zu pflücken, aber sie zerschmelzen mir zwischen den Fingern. Ich kann mir also keinen Kranz flechten. Ich höre aber, wie sich mir jemand nähert; er ist schon ganz nahe und ruft: ›Luscha! Luscha!‹ Und ich sage mir: ›So ein Pech, ich bin doch nicht fertig geworden! Nun ist alles gleich, ich will mir diesen Mond statt der Kornblumen auf den Kopf legen.‹ Ich setze mir die Mondsichel wie ein Diadem auf die Stirn, und sie erstrahlt gleich so hell, daß es im Feld ganz licht wird. Und ich sehe, über die Kornähren schwebt zu mir jemand heran – es ist aber nicht Waßja, sondern Christus! Woran ich erkannt habe, daß es Christus war, kann ich nicht sagen; auf den Heiligenbildern wird er ganz anders dargestellt; ich wußte aber bestimmt, daß Er es war. Bartlos, groß gewachsen, jung, weiß gekleidet mit goldenem Gürtel, reicht Er mir die Hand. Und Er sagt zu mir: ›Fürchte dich nicht, meine geliebte Braut, folge mir; du wirst bei mir im Himmelreich den himmlischen Reigen führen und paradiesische Lieder singen.‹ Ich küsse Seine Hand, und mein Hündchen beißt mich gleich in die Füße . . . Doch wir schweben beide empor. Er fliegt voraus . . . Seine Flügel, so lang und weiß wie die einer Möwe, füllen den ganzen Himmel; und ich fliege Ihm nach. Das Hündchen muß aber zurückbleiben. Da begriff ich erst, daß das Hündchen meine Krankheit bedeutete und daß es mir ins Himmelreich nicht nachfolgen wird.«

Lukerja schwieg eine Weile.

»Dann sah ich noch einen anderen Traum«, fing sie von neuem an. »Vielleicht war es auch ein vom Himmel gesandtes Gesicht, ich weiß es nicht. Es träumte mir, daß ich hier in diesem selben Schuppen liege und meine seligen Eltern, Väterchen und Mütterchen, zu mir

kommen; sie verbeugen sich tief vor mir, sagen aber nichts. Und ich frage sie: ›Was verbeugt ihr euch vor mir, Väterchen und Mütterchen?« Und sie antworten: ›Weil du dich in dieser Welt so sehr quälst, daß du nicht nur deine eigene Seele erleichterst, sondern auch von uns eine schwere Last genommen hast. Darum haben wir es in der anderen Welt viel besser. Mit deinen eigenen Sünden bist du schon fertig geworden, jetzt überwindest du unsere Sünden.‹ Nach diesen Worten verbeugten sich meine Eltern wieder und verschwanden, und ich sah nichts als die Wände. Später grübelte ich lange, was es wohl gewesen sei. Ich erzählte es sogar dem Pfarrer in der Beichte. Er meinte aber, es sei kein Gesicht vom Himmel gewesen, denn solche Gesichte haben nur Personen geistlichen Standes.«

»Dann hatte ich auch noch diesen Traum«, fuhr Lukerja fort. »Ich sitze unter einer Weide an der Landstraße, habe ein geschältes Stöckchen in Händen, einen Sack auf dem Rücken, und mein Kopf ist mit einem Tuch umbunden – ich sehe ganz wie eine Pilgerin aus! Und ich muß irgendwo weithin wallfahren. Lauter Pilger kommen an mir vorbei; sie gehen langsam, wie widerwillig, alle in die gleiche Richtung; sie haben alle traurige Gesichter und sehen sich alle ähnlich. Und ich sehe: Eine Frau, die um einen ganzen Kopf größer ist als alle und so merkwürdig, gar nicht russisch gekleidet, wirft sich zwischen ihnen hin und her. Auch ihr Gesicht ist so merkwürdig – vom Fasten ausgemergelt und streng. Alle anderen weichen ihr aus; sie aber geht plötzlich auf mich zu. Sie bleibt stehen und sieht mich an; ihre Augen sind aber so gelb wie die eines Falken, groß und seltsam hell. Ich frage sie: ›Wer bist du?« Und sie antwortet mir: ›Ich bin dein Tod.‹ Statt zu erschrecken, bin ich so furchtbar froh und bekreuzige mich. Und jene Frau, das ist mein Tod, spricht zu mir: ›Du tust mir leid, Lukerja, aber ich kann dich nicht mitnehmen. Leb wohl!‹ Mein Gott, wie traurig wurde es mir da ums Herz . . .! ›Nimm mich mit‹, sage ich ihr, ›Mütterchen, liebes Täubchen, nimm mich mit!‹ – Und die Frau wandte sich zu mir um und redete mir zu . . . Ich verstand nur, daß sie mir meine Stunde bestimmte, aber sie sprach so undeutlich . . . ›Nach den Petrifasten‹, sagte sie mir . . . Da erwachte ich . . . So sonderbare Träume habe ich immer!«

Lukerja hob die Augen zur Decke . . . wurde nachdenklich . . .

»Aber mein Unglück ist, daß ich oft eine ganze Woche nicht einschlafen kann. Im vorigen Jahr kam hier eine Dame

vorbeigefahren; sie sah mich und gab mir ein Fläschchen mit einer Arznei gegen die Schlaflosigkeit; sie sagte, ich soll jedesmal zehn Tropfen nehmen. Die Tropfen halfen mir gut, und ich konnte schlafen; jetzt ist aber das Fläschchen leer . . . Wissen Sie nicht, was es für eine Arznei war, und wie ich sie mir verschaffen kann?«

Die durchreisende Dame hatte Lukerja offenbar Opium gegeben. Ich versprach, ihr so ein Fläschchen zu verschaffen, und mußte wieder laut meinem Erstaunen über ihre Geduld Ausdruck geben.

»Ach, Herr!« entgegnete sie. »Was fällt Ihnen ein? Was ist das für eine Geduld? Symeon, der Stylite, der hatte wirklich Geduld – dreißig Jahre lang stand er auf einer Säule! Ein anderer Heiliger ließ sich bis an die Brust in die Erde eingraben und die Ameisen fraßen ihm das Gesicht . . . Ein Schriftkundiger erzählte mir aber einmal diese Geschichte: Es war einmal ein Land, und die Heiden hatten dieses Land erobert und alle Einwohner gepeinigt und erschlagen; was die Einwohner auch alles anfingen, sie konnten sich unmöglich von den Heiden befreien. Da erschien zwischen jenen Einwohnern eine heilige Jungfrau; sie nahm ein großes Schwert in die Hand, legte sich eine zwei Zentner schwere Rüstung an, zog gegen die Heiden und vertrieb sie alle hinters Meer. Und als sie sie vertrieben hatte, sagte sie ihnen: ›Verbrennt mich jetzt, denn es war mein Gelübde, daß ich für mein Volk den Feuertod erleide.‹ Und die Heiden nahmen sie und verbrannten sie, aber das Volk war von nun an erlöst. Es war eine Tat! Was bin ich dagegen?«

Ich wunderte mich still darüber, daß die Legende von der Jeanne d'Arc hierher und in solcher Gestalt gedrungen war. Nach kurzem Schweigen fragte ich Lukerja, wie alt sie sei.

»Achtundzwanzig . . . oder neunundzwanzig . . . Dreißig bin ich noch nicht. Aber was soll ich die Jahre zählen! Ich will Ihnen noch eines sagen . . .« Lukerja hustete plötzlich dumpf und stöhnte auf . . .

»Du sprichst zuviel«, sagte ich ihr. »Das kann dir schaden.«

»Es ist wahr«, flüsterte sie kaum hörbar. »Unser Gespräch ist zu Ende; jetzt ist alles gleich! Wenn Sie wegfahren, werde ich wieder nach Herzenslust schweigen können. Nun habe ich mir wenigstens das Herz erleichtert.«

Ich verabschiedete mich von ihr, wiederholte mein Versprechen, ihr die Arznei zu schicken, und bat sie, es sich noch einmal zu

überlegen und mir zu sagen, ob sie nicht etwas wolle.

»Ich brauche nichts; ich bin, Gott sei Dank, mit allem zufrieden«, sagte sie mit großer Mühe, doch gerührt. »Gott gebe allen Gesundheit! Herr, wenn Sie Ihre Frau Mutter bitten wollten – die Bauern sind hier so arm –, daß sie ihnen den Erbzins herabsetzt! Sie haben zuwenig Land . . . Die Bauern würden für Sie zu Gott beten . . . Ich aber brauche nichts, ich bin mit allem zufrieden.«

Ich gab Lukerja das Wort, ihre Bitte zu erfüllen. Als ich schon an der Tür war, rief sie mich wieder zu sich heran.

»Erinnern Sie sich noch, Herr«, sagte sie, und etwas Wunderbares huschte über ihre Augen und Lippen, »was ich einst für einen Zopf gehabt habe? Erinnern Sie sich noch, er reichte mir bis an die Knie! Ich konnte mich lange nicht entschließen . . . Solche Haare . . .! Aber wie sollte ich sie in meiner Lage kämmen . . .! Also schnitt ich sie mir ab . . . Ja . . . Nun, leben Sie wohl, Herr! Ich kann nicht mehr . . .«

Am gleichen Tag sprach ich vor dem Aufbruch zur Jagd mit dem Schulzen des Vorwerkes über Lukerja. Ich erfuhr von ihm, daß man sie im Dorf die Lebendige Reliquie nenne und daß sie im übrigen keinen Menschen störe; man höre sie niemals murren oder sich beklagen. »Sie selbst verlangt nichts, ist sogar im Gegenteil für alles dankbar; so still ist sie und sanft, das muß man sagen. Gott hat sie geschlagen«, schloß der Schulze, »wahrscheinlich für ihre Sünden; aber wir fragen nicht danach. Bereden tun wir sie nicht. Soll sie ihren Frieden haben!«

Einige Wochen später erfuhr ich, daß Lukerja gestorben war. Der Tod hatte sie also doch geholt . . . und sogar ›nach den Petrifasten‹. Man erzählte, sie habe an ihrem Sterbetag immer Glockenläuten gehört, obwohl die Kirche mehr als fünf Werst weit von Alexejewka lag und es ein Wochentag war. Lukerja hatte übrigens gesagt, das Läuten sei nicht von der Kirche gekommen, sondern »von oben«. Wahrscheinlich wagte sie nicht zu sagen: vom Himmel.

Es klopft!

»Was ich Ihnen sagen wollte«, sagte Jermolai, zu mir in die Stube tretend – ich hatte eben zu Mittag gegessen und mich auf mein Feldbett gelegt, um nach einer recht erfolgreichen, aber ermüdenden Birkhuhnjagd auszuruhen –, es war gegen Mitte Juli, und die Hitze war fürchterlich . . . »Was ich Ihnen sagen wollte – das Schrot ist uns ausgegangen.«

Ich sprang vom Bett auf.

»Das Schrot ist ausgegangen? Wieso? Wir hatten doch an die dreißig Pfund von zu Hause mitgenommen! Einen ganzen Sack voll!«

»Das stimmt. Der Sack war groß und hätte wohl für zwei Wochen gereicht. Wer kann wissen! Vielleicht ist ein Loch darin, aber wir haben kein Schrot mehr . . . für höchstens zehn Schuß ist uns noch geblieben.«

»Was sollen wir jetzt anfangen? Die besten Stellen haben wir noch vor uns, für morgen hat man uns sechs Ketten Birkhühner versprochen.«

»Schicken Sie mich doch nach Tula. Es ist nicht weit, nur fünfundvierzig Werst. Ich fahre im Nu hinüber und bringe Schrot, wenn Sie befehlen, ein ganzes Pud.«

»Wann willst du denn fahren?«

»Meinetwegen gleich. Was soll ich säumen? Nur eines – wir werden Pferde mieten müssen.«

»Warum Pferde mieten? Wozu haben wir unsere eigenen?«

»Mit unsern kann ich nicht fahren. Das Mittelpferd hinkt, ein wahres Unglück!«

»Seit wann denn?«

»Neulich führte es der Kutscher zum Beschlagen, und der Schmied hat es vernagelt. Es war wohl ein schlechter Schmied. Jetzt kann es mit dem Fuß gar nicht auftreten. Es ist der Vorderfuß. Es schleppt ihn nach wie ein Hund.«

»Hat man ihm wenigstens das Eisen abgenommen?«

»Nein, man hat es nicht abgenommen, aber man müßte das unbedingt tun. Er hat ihm den Nagel wohl ins Fleisch getrieben.«

Ich ließ den Kutscher kommen. Jermolai hatte die Wahrheit gesagt, das Mittelpferd konnte wirklich mit einem Fuß nicht auftreten. Ich befahl sofort, daß man ihm das Eisen abnehme und das Pferd auf feuchten Lehm stelle.

»Nun, befehlen Sie Pferde für die Fahrt nach Tula zu mieten?« setzte mir Jermolai zu.

»Kann man denn in diesem gottverlassenen Nest Pferde finden?« rief ich unwillkürlich verärgert aus.

Das Dorf, in dem wir uns befanden, war ärmlich und von der Welt abgeschnitten; alle seine Bewohner schienen Bettler zu sein; wir hatten mit großer Mühe eine, wenn auch nicht saubere, aber einigermaßen geräumige Bauernstube gefunden.

»Es geht«, antwortete Jermolai mit seiner gewöhnlichen Ruhe. »Sie haben über dieses Dorf die Wahrheit gesagt, aber in dieser selben Gegend lebte ein Bauer, ein gescheiter, reicher Mensch, der hatte neun Pferde. Er selbst ist tot, und sein ältester Sohn hat nun die ganze Wirtschaft. Ist ein furchtbar dummer Mensch, hat aber noch nicht Zeit gehabt, das Erbe des Vaters durchzubringen. – Wir werden bei ihm Pferde kriegen. – Wenn Sie befehlen, bringe ich ihn her. – Seine Brüder sollen fixe Jungen sein . . . und doch ist er ihr Oberhaupt.«

»Warum denn das?«

»Weil er der Älteste ist! Also müssen ihm die Jüngeren gehorchen.« Jermolai äußerte hier seine Meinung über die jüngeren Brüder im allgemeinen mit einem kräftigen, nicht wiederzugebenden Wort. »Ich will ihn herbringen. Er ist ein einfältiger Mensch. Mit dem kann man leicht einig werden!«

Bis Jermolai zu dem ›einfältigen‹ Menschen ging, kam mir der Gedanke, ob es nicht besser wäre, wenn ich selbst nach Tula führe. Erstens setzte ich, durch Erfahrung belehrt, keine zu großen Hoffnungen auf Jermolai – einmal hatte ich ihn in die Stadt geschickt, um verschiedenes einzukaufen; er versprach, alle meine Aufträge an einem Tag auszuführen, blieb aber eine ganze Woche aus, vertrank das ganze Geld und kam zu Fuß zurück, wahrend er mit einem Jagdwagen hingefahren war. Zweitens kannte ich in Tula einen Roßhändler, bei dem ich an Stelle des lahmen Mittelpferdes ein anderes kaufen konnte.

Abgemacht! dachte ich mir. Ich will selbst hinüberfahren; schlafen kann ich auch unterwegs, mein Reisewagen ist ja bequem genug!

»Ich habe ihn hergebracht!« rief eine Viertelstunde später Jermolai, in die Tür meiner Stube stürzend. Ihm folgte ein großgewachsener Bauer im weißen Hemd, blauen Hosen und Bastschuhen, hellblond, kurzsichtig, mit einem roten, keilförmigen Bart, einer langen, geschwollenen Nase und offenem Mund. Er sah tatsächlich einfältig aus.

»Hier, bitte«, sagte Jermolai, »er hat Pferde und ist einverstanden.«

»Das heißt, also, ich . . .«, begann der Bauer stotternd mit heiserer Stimme, seine dünnen Haare schüttelnd und mit den Fingern am Rand der Mütze nestelnd, die er in der Hand hielt. »Das heißt, ich . . .«

»Wie heißt du?« fragte ich.

Der Bauer schlug die Augen nieder, als überlege er sich meine Frage.

»Wie ich heiße?«

»Ja, wie ist dein Name?«

»Mein Name ist Filofej.«

»Nun, Bruder Filofej, ich habe gehört, daß du Pferde hast. Bring mal ein Dreigespann her, wir wollen es an meinen Reisewagen spannen – der Wagen ist leicht – und fahre mich nach Tula. Jetzt ist Vollmond, die Nächte sind hell und schön kühl. Wie ist hier der Weg?«

»Der Weg? Der Weg ist nicht schlecht. Bis zur großen Landstraße sind es im ganzen an die zwanzig Werst. Eine Stelle ist . . . nicht gut, sonst ist aber der Weg nicht schlecht.«

»Was für eine Stelle ist da nicht gut?«

»Wo man durch die Furt fahren muß.«

»Wollen Sie denn selbst nach Tula fahren?« erkundigte sich Jermolai.

»Ja, ich selbst.«

»Nun!« versetzte mein treuer Diener und schüttelte den Kopf. »N-n-nun!« wiederholte er, spie aus und ging aus der Stube.

Die Fahrt nach Tula hatte offenbar jeden Reiz für ihn verloren; sie war für ihn zu einem uninteressanten Unternehmen geworden.

»Kennst du den Weg gut?« wandte ich mich an Filofej.

»Wie sollte ich den Weg nicht kennen! – Aber ich kann nicht, das heißt, ganz wie Sie befehlen . . . denn, so plötzlich, auf einmal . . .«

Es stellte sich heraus, daß Jermolai, als er Filofej mietete, ihm nur erklärt hatte, er solle keine Bedenken haben, man werde ihn, den Dummkopf, schon bezahlen. Filofej war zwar nach Jermolais Behauptung ein Dummkopf, gab sich aber mit dieser Erklärung allein nicht zufrieden. Er forderte von mir fünfzig Rubel in Assignaten, einen ungeheuren Preis; ich bot ihm dagegen nur zehn Rubel, und das war viel zuwenig. Wir fingen an zu handeln; Filofej bestand erst auf seiner Forderung, fing dann aber an nachzugeben, doch langsam. Jermolai, der auf einen Augenblick zurückgekommen war, beteuerte: »Dieser Dummkopf!«

»Wie gut dem das Wort gefällt!« bemerkte Filofej halblaut.

»Dieser Dummkopf weiß gar nicht, was Geld ist!« Bei dieser Gelegenheit erinnerte er mich, wie vor etwa zwanzig Jahren das von meiner Mutter an einer guten Stelle, an der Kreuzung zweier Landstraßen errichtete Wirtshaus vollständig in Verfall geriet, nur weil der alte Leibeigene, den man zum Verwalter gemacht hatte, tatsächlich keine Ahnung vom Geld hatte und es nur nach der Menge zählte, d. h., er gab zum Beispiel einen silbernen Viertelrubel für sechs kupferne Fünfkopekenstücke her, wobei er jedoch fürchterlich fluchte.

»Ach du, Filofej, bist ein richtiger Filofej!« rief endlich Jermolai und warf beim Hinausgehen die Tür wütend ins Schloß.

Filofej entgegnete ihm nichts, als gäbe er zu, daß es wirklich nicht sehr geschickt sei, Filofej zu heißen, und daß man einem Menschen diesen Namen vorwerfen dürfe, obwohl eigentlich nur der Pope allein daran schuld sei, den man bei der Taufe nicht gut genug bezahlt hatte.

Schließlich einigten wir uns auf zwanzig Rubel. Er ging die Pferde holen und brachte nach einer Stunde ganze fünf zur Auswahl. Die Pferde stellten sich als recht anständig heraus, obwohl ihre Mähnen und Schweife ungepflegt und die Bäuche groß und aufgetrieben wie Trommeln waren. Mit Filofej kamen zwei seiner Brüder, die ihm gar nicht ähnlich sahen. Sie waren klein, hatten schwarze Augen und spitze Nasen und machten in der Tat den Eindruck von ›fixen‹ Jungens; sie sprachen oder ›schwatzten‹, wie es Jermolai nannte, viel und schnell, gehorchten aber dem Ältesten.

Sie rollten meinen Reisewagen aus dem Schuppen und mühten sich an die anderthalb Stunden mit ihm und mit den Pferden ab; bald machten sie die aus Stricken bestehenden Stränge lose, bald spannten sie sie ganz stramm. Beide Brüder wollten durchaus den Falben in die Mitte spannen, weil ›er beim Bergabfahren gut sei‹; Filofej entschied sich aber für den Zottigen. So spannte man den Zottigen in die Mitte.

Man stopfte den Wagen mit Heu voll und steckte unter den Sitz das Kumt des lahmen Pferdes, für den Fall, daß man es in Tula einem neugekauften Pferd anpassen müßte . . . Filofej, der inzwischen nach Hause gelaufen und in einem langen, weißen, von seinem Vater geerbten Leinenkittel, einem hohen Hut und geschmierten Stiefeln zurückgekehrt war, schwang sich feierlich: auf den Bock. – Ich setzte mich und sah nach der Uhr, es war ein Viertel elf. – Jermolai verabschiedete sich nicht mal von mir und fing an, seinen Waletka zu schlagen; Filofej zog die Zügel an, schrie mit feiner Stimme: »Ach, ihr meine Kleinen!« – Seine Brüder sprangen von beiden Seiten heran und peitschten die Seitenpferde auf die Bäuche, der Reisewagen kam in Bewegung, rollte aus dem Tor auf die Straße. – Der Zottige wollte schon auf seinen Hof zurückkehren, aber Filofej brachte ihn mit einigen Peitschenhieben zur Vernunft – und schon verließen wir das Dorf und rollten auf einer ziemlich ebenen Straße zwischen dichtem Haselgebüsch dahin.

Die Nacht war still, schön und außerordentlich geeignet zum Fahren. Der Wind rauschte bald im Gebüsch und bewegte die Zweige und legte sich bald ganz; aber am Himmel waren hier und da unbewegliche silberne Wölkchen zu sehen; der Mond stand hoch und beleuchtete hell die ganze Umgebung. – Ich streckte mich auf dem Heu aus und war schon beinahe eingeschlafen . . . da erinnerte ich mich der ›schlechten Stelle‹ und fuhr auf.

»Du, Filofej, ist es noch weit bis zur Furt?«

»Bis zur Furt? Es werden an die acht Werst sein.«

Acht Werst, dachte ich mir. – Vor einer Stunde kommen wir nicht hin. Ich kann inzwischen schlafen. – »Du, Filofej, kennst du den Weg gut?« fragte ich wieder.

»Wie sollte ich ihn nicht kennen, den Weg? Ich fahre doch nicht zum erstenmal.«

Er fügte noch etwas hinzu, aber ich verstand ihn nicht . . . Ich schlief.

Mich weckte nicht meine eigene Absicht, genau nach einer Stunde zu erwachen, wie es so oft vorkommt – sondern ein seltsames, wenn auch schwaches Plätschern und Klatschen dicht an meinem Ohr. Ich hob den Kopf . . .

Was für ein Wunder! Ich liege wie vorher im Wagen, aber um den Wagen herum, eine halbe Elle unter seinem Rand, breitet sich eine von Mond beschienene, zitternde und funkelnde Wasserfläche. Ich blickte nach vorwärts: Auf dem Bock sitzt mit gesenktem Kopf und gekrümmtem Rücken, unbeweglich wie eine Bildsäule, Filofej – und noch weiter, über dem rieselnden Wasser sehe ich die geschwungene Linie des Krummholzes und die Köpfe und Rücken der Pferde. – Alles ist so unbeweglich und so lautlos, wie verzaubert, wie im Traum, wie in einem Märchentraum . . . Was ist denn das? Ich blicke zurück, hinter den Wagen . . . Wir befinden uns mitten im Fluß . . . das Ufer ist an die dreißig Schritt von uns entfernt.

»Filofej!« rief ich.

»Was?« fragte er.

»Was? Ich bitte dich! Wo sind wir?«

»Im Fluß.«

»Ich sehe, daß wir im Fluß sind. Aber so werden wir gleich ertrinken. So fährst du durch die Furt? Wie? Du schläfst doch, Filofej? Antworte!«

»Ich habe mich ein wenig versehen«, antwortete mein Kutscher. »Ich bin wohl, ich sündiger Mensch, zu sehr auf die Seite gekommen, jetzt müssen wir aber warten.«

»Was heißt warten? Worauf werden wir warten?«

»Soll sich der Zottige umsehen – wohin er sich wendet, dorthin müssen wir fahren.«

Ich setzte mich im Heu auf. Der Kopf des Zottigen ragte unbeweglich aus dem Wasser. Im hellen Mondlicht konnte man nur sehen, wie er das eine Ohr hin und her bewegte.

»Er schläft ja, dein Zottiger!«

»Nein«, antwortete Filofej, »er beschnüffelt jetzt das Wasser.«

Alles verstummte wieder, nur das Wasser plätscherte leise wie früher. Auch ich erstarrte. Mondlicht, Nacht, der Fluß, und wir im

Fluß . . .

»Was schnarcht dort?« fragte ich Filofej.

»Das da? Das sind die Enten im Schilf . . . oder Schlangen . . .«

Das Mittelpferd schüttelte plötzlich den Kopf, spitzte die Ohren, schnaubte und rührte sich.

»Hü! Hü!« brüllte plötzlich aus vollem Hals Filofej; er erhob sich und schwang die Peitsche. Der Wagen kam sofort mit einem Ruck von der Stelle, durchschnitt die Strömung und bewegte sich schwankend und rüttelnd weiter . . . Anfangs schien es mir, daß wir in die Tiefe fahren und untertauchen, aber nach zwei oder drei Stößen und Sprüngen schien die Wasserfläche sich etwas zu senken . . . Sie senkte sich immer tiefer und tiefer, der Wagen wuchs aus ihr hervor, schon wurden die Räder und die Pferdeschweife sichtbar – und nun zogen uns die Pferde, große, schwere Spritzer um sich werfend, die im matten Mondlicht wie diamantene, nein, nicht wie diamantene, sondern wie saphirene Garben in die Höhe flogen, munter und mit vereinten Kräften auf das sandige Ufer und stiegen die Landstraße bergauf, ihre glänzenden, nassen Hufe ohne jeden Takt auf die Erde setzend.

Was wird jetzt wohl Filofej sagen, ging es mir durch den Kopf, wahrscheinlich, daß er recht gehabt habe oder irgend etwas in dieser Art! – Aber er sagte nichts. Darum hielt ich es nicht für nötig, ihm seine Unvorsichtigkeit vorzuhalten. Ich streckte mich wieder auf dem Heu aus und versuchte von neuem einzuschlafen.

Aber ich konnte nicht einschlafen, nicht etwa weil ich von der Jagd nicht müde genug gewesen wäre, auch nicht weil die Aufregung von vorhin meinen Schlaf verscheucht hätte, sondern weil wir durch eine gar zu schöne Gegend fuhren. Es waren ausgedehnte, weite, im Frühjahr überschwemmte Wiesen, mit einer Menge kleiner Pfützen, kleiner Seen, Bäche, am Rande mit Weidengebüsch bewachsene Buchten – eine typisch russische, vom russischen Volk so sehr geliebte Landschaft, die an die Gegenden erinnert, in die die Recken der alten Bylinen ritten, um weiße Schwäne und graue Enten zu jagen. Als gelbliches Band wand sich die eingefahrene Straße, die Pferde liefen leicht, und ich konnte die Augen vor Entzücken nicht

schließen! Und das alles schwebte weich und harmonisch unter dem freundlichen Mond vorüber. Sogar auf Filofej machte das Eindruck.

»Diese Wiesen heißen bei uns Sankt-Georgs-Wiesen«, wandte er sich an mich. »Nach diesen kommen die Großfürsten-Wiesen; solche Wiesen findet man in ganz Rußland nicht wieder . . . So schön!« Das Mittelpferd schnaubte und schüttelte sich . . . »Gott sei mit dir . . .!« versetzte Filofej ernst und halblaut. »So schön!« wiederholte er und seufzte; dann räusperte er sich. »Bald beginnt die Heuernte, wieviel Heu werden sie hier ernten, eine Menge! In den Buchten gibt es viel Fische – was für Brachsen!« fügte er in singendem Ton hinzu. »Mit einem Wort – hier braucht man nicht zu sterben.«

Plötzlich hob er die Hand.

»Ach, sieh mal an! Über dem See . . . steht da ein Reiher? Fängt er denn auch nachts Fische? Ach, es ist ein Ast und kein Reiher. Wie ich mich bloß so täuschen konnte! Das macht der Mond.«

So fuhren wir und fuhren wir . . . Da nahmen aber die Wiesen ein Ende, es zeigten sich kleine Wälder, gepflügte Felder; auf der Seite blickte uns ein Dörfchen mit zwei oder drei Lichtern an – bis zur Landstraße blieben nur noch fünf Werst. Ich schlief ein.

Wieder erwachte ich nicht von selbst. Diesmal weckte mich die Stimme Filofejs.

»Herr . . . Herr!«

Ich erhob mich. Der Wagen stand auf einer ebenen Stelle in der Mitte der Landstraße; vom Bock mit dem Gesicht zu mir gewandt, die Augen weit aufgerissen (ich war sogar erstaunt, denn ich hatte bei ihm so große Augen gar nicht vermutet), flüsterte Filofej vielsagend und geheimnisvoll: »Es klopft . . .! Es klopft!«

»Was sagst du?«

»Ich sage – es klopft! Bücken Sie sich mal und horchen Sie. Hören Sie es?«

Ich steckte meinen Kopf aus dem Wagen, hielt den Atem an und hörte tatsächlich irgendwo weit, weit hinter uns ein schwaches Klopfen, wie das Poltern rollender Räder.

»Hören Sie es?« wiederholte Filofej.

»Nun ja«, antwortete ich. »Es fährt irgendeine Equipage.«

»Hören Sie nicht . . . Es sind . . . Schellen . . . auch ein Pfeifen . . . Hören Sie es? Nehmen Sie doch die Mütze ab . . . dann werden Sie es

besser hören.«

Ich nahm die Mütze nicht ab, spitzte aber die Ohren.

»Nun ja . . . kann sein. Was ist denn dabei?«

Filofej wandte das Gesicht den Pferden zu.

»Ein Bauernwagen fährt . . . leer, mit eisenbeschlagenen Rädern«, sagte er, die Zügel anziehend. »Herr, das sind keine guten Leute; hier in der Gegend von Tula kommen üble Sachen vor . . . oft . . .«

»Welch ein Unsinn! Warum glaubst du, daß es unbedingt keine guten Leute sein müssen?«

»Ich sage die Wahrheit. Mit Schellen . . . in einem leeren Wagen, wer denn soll so fahren?«

»Ist es noch weit bis Tula?«

»An die fünfzehn Werst werden es sein, und es ist keine Menschenwohnung in der Nähe.«

»Dann fahr schneller zu, wir wollen uns nicht aufhalten.«

Filofej schwang die Peitsche, und der Wagen rollte weiter.

Ich schenkte Filofej zwar keinen Glauben, konnte aber nicht einschlafen. – Was, wenn er recht hat? – Ein unangenehmes Gefühl regte sich in mir. – Ich setzte mich im Wagen auf – bis dahin hatte ich gelegen – und fing an, nach allen Seiten zu schauen. Während ich geschlafen hatte, war ein dünner Nebel aufgezogen – nicht auf der Erde, sondern am Himmel; er stand hoch, und der Mond hing in ihm als weißlicher Fleck wie in einer Rauchwolke. Alles schien dunkler und verschwommener, obwohl unten alles sichtbarer geworden war. Ringsum eine flache, öde Gegend: Felder, nichts als Felder, hier und da Sträucher, Gräben und dann wieder Felder, zum größten Teil brachliegend, mit dünnem Unkraut bewachsen. Leer, tot! Wenn doch wenigstens eine Wachtel aufschreien wollte . . .!

Wir fuhren etwa eine halbe Stunde. Filofej schwang fortwährend die Peitsche und schnalzte mit den Lippen, aber weder er noch ich versetzten ein Wort. Nun waren wir auf eine kleine Anhöhe hinaufgefahren . . . Filofej hielt die Troika an und sagte sogleich: »Es klopft . . . Herr, es klopft!«

Ich beugte mich wieder aus dem Wagen hinaus; ich hätte aber auch unter dem Verdeck bleiben können, so deutlich hörte ich jetzt, wenn auch noch in der Ferne, das Klopfen von Wagenrädern, ein Pfeifen,

Schellengebimmel und sogar Pferdegetrabe; ich glaubte sogar Singen und Lachen zu hören. Der Wind kam allerdings aus der Richtung, aber es bestand kein Zweifel, daß die Unbekannten auf eine ganze Werst, vielleicht sogar auf zwei Werst näher gekommen waren. Ich wechselte mit Filofej Blicke – er rückte nur seinen Hut aus dem Nacken in die Stirne, beugte sich dann sofort vor und begann auf die Pferde einzuschlagen. Sie liefen Galopp, konnten aber nicht lange so laufen und verfielen wieder in Trab. Filofej schlug wieder auf sie ein. Wir mußten doch entrinnen!

Ich konnte mir nicht Rechenschaft darüber geben, warum ich, der ich die Befürchtungen Filofejs anfangs nicht geteilt hatte, diesmal plötzlich die Überzeugung gewann, daß hinter uns wirklich keine guten Leute fuhren . . . Dabei hatte ich doch nichts Neues vernommen: das gleiche Schellengeläute, das gleiche Klopfen eines unbeladenen Wagens, das gleiche Pfeifen, der gleiche verworrene Lärm . . . Jetzt zweifelte ich aber nicht mehr. Filofej konnte sich nicht geirrt haben!

Es vergingen wieder an die zwanzig Minuten . . . Im Laufe der letzten von diesen zwanzig Minuten hörten wir durch das Poltern und Klopfen unseres eigenen Wagens auch schon das andere Poltern und Klopfen.

»Filofej, halt an«, sagte ich, »jetzt ist es gleich, wir entkommen nicht mehr!« Filofej schrie den Pferden ängstlich zu. Die Pferde hielten augenblicklich, als freuten sie sich über die Möglichkeit, auszuruhen!

Gott! Die Schellen dröhnen dicht hinter unserem Rücken, der Bauernwagen klirrt und poltert, die Menschen pfeifen, schreien und singen, die Pferde schnauben und schlagen mit den Hufen die Erde . . .

Sie haben uns eingeholt!

»Ein Unglück«, versetzte Filofej gedehnt und halblaut. Dann schnalzte er unentschlossen mit den Lippen und trieb die Pferde an. Aber in diesem selben Augenblick war es, als risse sich etwas los, etwas brüllte und dröhnte, und ein riesengroßer, breiter Bauernwagen, mit einer Troika magerer Pferde bespannt, überholte uns wie der Wind, eilte voraus und fuhr dann im Schritt und versperrte uns so den Weg.

»So machen es immer die Räuber«, flüsterte Filofej.

Ich gestehe, mir stand das Herz still . . . Ich fing an, gespannt in das Halbdunkel des vom Nebel verhüllten Mondlichtes zu schauen. Im Wagen vor uns saßen oder lagen an die sechs Mann in Hemden und offenen Mänteln; zwei von ihnen hatten keine Mützen auf; die großen Füße in Stiefeln baumelten vom Wagen herab, die Arme hoben sich und fielen sinnlos herab . . . die Körper schwankten . . .

Es war klar: betrunkene Leute. Einige von ihnen brüllten, was ihnen gerade einfiel; einer pfiff durchdringend und außerordentlich hell, ein anderer fluchte. Auf dem Bock saß irgendein Riese in einem Halbpelz und lenkte die Pferde. Sie fuhren im Schritt und schienen uns keine Beachtung zu schenken.

Was war da zu machen? Wir fuhren auch im Schritt hinter ihnen her . . . wie wider unseren Willen.

Etwa eine Viertelstunde fuhren wir auf diese Weise. Die Erwartung war qualvoll . . . Entrinnen, uns verteidigen . . . daran durften wir gar nicht denken! Sie waren ihrer sechs, ich hatte aber nicht mal einen Stock bei mir! Umkehren? Sie werden uns aber gleich einholen. Mir fiel der Vers Schukowskijs ein (wo er von der Ermordung des Feldmarschalls Kamenskij spricht): Des feigen Mörders abscheuliches Beil . . .

Oder sie schnüren einem mit einem schmutzigen Strick den Hals zu . . . und werfen einen in den Graben . . . röchele dort und zappele wie ein Hase in der Falle . . .

Ach, es ist schlimm!

Sie aber fahren immer im Schritt und schenken uns keine Beachtung.

»Filofej!« flüsterte ich, »versuch einmal nach rechts zu fahren und sie zu überholen.«

Filofej versuchte es und fuhr nach rechts . . . aber auch sie fuhren sofort nach rechts . . . wir konnten unmöglich vorfahren.

Filofej machte noch einen Versuch und lenkte nach links . . . Aber sie ließen uns wieder nicht vorfahren. Sie lachten sogar. Sie wollten uns also nicht vorbeilassen.

»Es sind wirklich Räuber«, flüsterte mir Filofej über die Schulter zu.

»Worauf warten sie denn noch?« fragte ich gleichfalls im Flüsterton.

»Sehen Sie, dort vor uns, im Hohlweg, über dem Bach das Brückchen . . . Sie wollen uns dort . . . Sie machen es immer so . . . bei einer Brücke. Wir sind fertig, Herr!« fügte er mit einem Seufzer hinzu. »Sie werden uns kaum am Leben lassen; denn für sie ist die Hauptsache, daß alle Spuren verschwinden. Eines tut mir leid, Herr, hin ist mein Dreigespann, meine Brüder werden es nicht kriegen!«

Ich hätte mich vielleicht gewundert, daß Filofej in einem solchen Augenblick noch an seine Pferde denken konnte, aber ich muß gestehen, ich hatte andere Dinge im Sinn . . . Werden sie uns wirklich umbringen? fragte ich mich in Gedanken. Warum? Ich will ihnen ja alles geben, was ich habe.

Das Brückchen kam aber immer näher und wurde immer sichtbarer.

Plötzlich erklang ein durchdringendes Geschrei, die Troika vor uns bäumte sich, sauste und blieb, sobald sie das Brückchen erreicht hatte, mit einem Mal wie angewurzelt etwas abseits vom Weg stehen. Mir stand das Herz still.

»Ach, Bruder Filofej«, sagte ich, »wir beide fahren in den Tod. Verzeihe mir, wenn ich dich ins Verderben gezogen habe.«

»Du hast keine Schuld daran, Herr! Seinem Schicksal entrinnt man nicht! Nun, du Zottiger, mein treues Pferdchen«, wandte sich Filofej an das Mittelpferd, »lauf voraus, Bruder! Tu mir diesen letzten Dienst! Jetzt ist alles eins! Gott sei uns gnädig!«,

Und er ließ seine Troika im Trab laufen.

Wir näherten uns dem Brückchen und jenem unbeweglichen, unheildrohenden Wagen . . . In diesem war plötzlich alles, wie mit Absicht, still geworden. Kein Laut! So wird auch der Hecht, der Habicht und jedes Raubtier still, wenn die Beute sich nähert. Da sind wir schon neben dem Bauernwagen . . . der Riese im Halbpelz springt plötzlich heraus und geht gerade auf uns zu!

Ich sagte nichts zu Filofej, aber er zog sofort selbst die Zügel an. Mein Reisewagen blieb stehen.

Der Riese legte beide Hände auf den Wagenschlag, beugte seinen zottigen Kopf vor, grinste und sagte mit einer stillen, ruhigen Stimme, im Tonfall eines Fabrikarbeiters, folgendes: »Geehrter Herr, wir kommen von einem ehrlichen Mahle, von einer Hochzeit; wir haben einen Kameraden, einen forschen Burschen verheiratet, wir

haben ihn zur Ruhe gebracht; wir sind lauter junge Burschen, verwegene Köpfe, haben viel getrunken, haben aber nichts, um uns nach dem Rausch zu stärken; wollen nicht Euer Gnaden uns ein wenig Geld spenden, damit sich ein jeder von uns ein Gläschen Schnaps kaufen kann? Wir würden für Ihr Wohl trinken und Euer Gnaden dabei gedenken; und wenn Sie nicht so gnädig sein wollen, so bitten wir, uns nicht zu zürnen!«

Was ist denn das? dachte ich mir. Spott? Verhöhnung?

Der Riese stand mit gesenktem Kopf. In diesem Augenblick kam der Mond aus dem Nebel heraus und beleuchtete sein Gesicht. Er lächelte mit den Augen und mit den Lippen. Von einer Drohung war nichts zu sehen . . . das ganze Gesicht drückte nur Erwartung aus . . . und seine Zähne waren so weiß und so groß . . .

»Mit Vergnügen . . . hier, nehmt . . .«, sagte ich schnell. Ich holte meinen Beutel aus der Tasche, nahm zwei Silberrubel heraus – damals gab es noch Silbergeld in Rußland. »Hier, wenn es genug ist.«

»Wir danken sehr!« rief der Riese auf Soldatenart, und seine dicken Finger entrissen mir im Nu nicht etwa den ganzen Beutel, sondern nur jene zwei Rubel. »Wir danken sehr!« Er schüttelte sein Haar und lief zu seinem Wagen.

»Kinder!« rief er. »Der Herr Reisende schenkt uns zwei Silberrubel!« Jene fingen zu schreien an . . . Der Riese schwang sich auf den Bock.

»Leben Sie wohl!«

Und schon zogen die Pferde an . . . der Wagen rasselte bergauf. Noch einmal wurde er auf dem dunklen Streifen, der die Erde vom Himmel trennt, sichtbar und verschwand . . .

Schon war vom Klopfen, vom Schreien und vom Schellengeläute nichts mehr zu hören . . .

Es wurde still wie im Grab.

Filofej und ich kamen nicht sogleich zur Besinnung.

»Ach, dieser Hanswurst!« sagte er plötzlich; er nahm den Hut ab und begann sich zu bekreuzigen. »Wirklich ein Hanswurst«, wiederholte er, sich mit freudiger Miene zu mir umwendend. »Er muß doch wirklich ein guter Mensch sein! – Hü, hü, meine Kleinen! Rührt euch! Ihr kommt heil davon! Wir bleiben alle heil! – Er war es

doch, der uns nicht vorbeilassen wollte, er hat die Pferde gelenkt. So ein Hanswurst! – Hü, hü, hü! Mit Gott!«

Ich schwieg, aber auch mir wurde es leicht ums Herz.

»Wir bleiben heil!« wiederholte ich für mich selbst und streckte mich auf dem Heu aus. »Wir sind billig davongekommen!«

Ich schämte mich sogar etwas darüber, daß ich mich an den Vers Schukowskijs erinnert hatte.

Plötzlich kam mir ein Gedanke. »Filofej!«

»Was?«

»Bist du verheiratet?«

»Ja.«

»Hast auch Kinder?«

»Ja; ich habe auch Kinder.«

»Warum hast du nicht ihrer gedacht? Die Pferde taten dir leid, aber Frau und Kinder?«

»Warum sollten mir die leid tun? Sie wären doch nicht den Räubern in die Hände gefallen. Aber ich dachte die ganze Zeit an sie, und denke auch jetzt noch an sie . . .« Filofej schwieg eine Weile. »Vielleicht . . . vielleicht hat sich Gott um ihretwillen unser erbarmt.«

»Wenn es aber gar keine Räuber waren?«

»Wer kann das wissen? Kann man denn in eine fremde Seele hineinblicken? Eine fremde Seele ist dunkel. Mit Gott ist es immer besser. Nein . . . an meine Familie denke ich immer . . . Hü, hü, hü! Ihr meine Kleinen, mit Gott!«

Es war schon fast ganz hell, als wir uns Tula näherten. Ich lag im Halbschlummer.

»Herr«, sagte mir plötzlich Filofej, »schauen Sie, da halten sie vor der Schenke . . . es ist ihr Wagen.«

Ich hob den Kopf . . . sie waren es wirklich, ihr Wagen und ihre Pferde. Auf der Schwelle der Schenke erschien plötzlich der uns bekannte Riese im Halbpelz.

»Herr!« rief er, seine Mütze schwingend. »Wir vertrinken Ihr Geld! Du, Kutscher«, fügte er hinzu, mit dem Kopf auf Filofej weisend, »hast wohl Angst gekriegt, was?«

»Ein lustiger Kerl!« bemerkte Filofej, als wir zwanzig Klafter von der Schenke weg waren.

Endlich kamen wir nach Tula; ich kaufte mir Schrot, auch Tee; und Wein, schaffte mir sogar ein Pferd an. Um die Mittagsstunde fuhren wir zurück. Als wir an die Stelle kamen, wo wir hinter uns zum erstenmal das Klopfen des Wagens gehört hatten, fing Filofej, der, nachdem er in Tula ein wenig getrunken hatte, sich als sehr redselig herausstellte – er fing sogar an, mir Märchen zu erzählen –, fing Filofej plötzlich zu lachen an.

»Erinnerst du dich noch, Herr, wie ich dir sagte ›es klopft, es klopft, es klopft‹?«

Er schwang einigemal die Hand . . . Das Wort kam ihm wohl sehr amüsant vor.

Am gleichen Abend kehrten wir in sein Dorf zurück.

Ich erzählte unser Erlebnis Jermolai. Da er nüchtern war, zeigte er gar keine Teilnahme, er grinste nur, ob billigend oder tadelnd, das wußte er wohl selbst nicht. Aber zwei Tage später teilte er mir mit Freude mit, daß man in der gleichen Nacht, als ich mit Filofej nach Tula fuhr, auf derselben Straße einen Kaufmann ermordet und beraubt hatte. Ich wollte diese Nachricht anfangs nicht glauben; aber später mußte ich es doch – die Richtigkeit wurde mir von dem Pristaw bestätigt, der hinfuhr, um an der Untersuchung teilzunehmen. – War das vielleicht die ›Hochzeit‹, von der unsere Leute zurückkehrten, und hatten sie vielleicht diesen ›Burschen zur Ruhe gebracht‹, wie sich der lustige Riese ausdrückte?

Im Dorf Filofejs blieb ich noch an die fünf Tage. Sooft ich ihn traf, fragte ich ihn: »Nun, klopft es?«

»Ein lustiger Kerl!« antwortete er mir jedesmal und begann selbst zu lachen.

Wald und Steppe

Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers.
Autorisierte Ausgabe
Mitau.
E. Behre's Verlag.
1875

. . . Allmälig sich zu sehnen fing er an
Nach seinem alten Heim, nach ieinem Garten,
Wo kühlen Schatten beut ein Dom von Linden,
Jungfräulich dauftet Meinglöckchens Flor,
Vom Damm herab der Weiden runde Wipfel
In langen Reih'n dem Wasser zu sich neigen;
Wo Hanf uno Nessel jeden Luftzug würzen,
In kräft'gem Boden stolz die Eiche wächst:
Dahin, dahin! nach breit gedehnten Fluren,
Wo schwarz wie Sammt die Ackerkrume glänzt,
Die Roggensaat, soweit dag Auge reicht,
In sanft bewegten, weichen Wellen fluthet,
Wo heiß und schwer ein goldner Sonnenstrahl
Die weiß gethürmte Wolkenburg durchbricht —
Dort wohnt sich's gut! — . . .
(Aus einem Gedichte, welches zum Verbrennen bestimmt ist.)

Der Leser ist vielleicht dieser Auszüge aus meinem Tagebuche schon müde; ich beeile mich daher, ihn mit dem Versprechen zu beruhigen, mich auf die hier mitgetheilten Bruchstücke beschränken zu wollen; zum Schluß kann ich mir aber nicht versagen, denselben noch einige Worte über die Jagd hinzuzufügen. Die Jagd mit der Flinte und dem Hunde ist »an und für sich« schön, wie man in alten Zeiten zu sagen pflegte; aber nehmen mir selbst an, daß Ihr nicht zum Jäger geboren seid, so liebt Ihr ja doch die Natur; folglich könnt Ihr nicht umhin, uns Jäger zu beneiden . . . So hört also:

Kennt Ihr zum Beispiel den Genuß, im Frühling vor dem Sonnenaufgang auszufahren? Ihr tretet auf die Freitreppe hinaus . . . am dunkelgrauen Himmel blinken hie und da noch Sterne; zuweilen weht Euch ein feuchter Wind wie eine leichte Welle entgegen; man hört das verhaltene, undeutliche Geflüster der Nacht, die Bäume, von Schatten umflossen, rauschen leise. Man breitet einen Teppich über die Telega und stellt die Kiste mit dem Samowar zu Euren Füßen hin.

Die Seitenpferde schnauben, schütteln sich und stampfen zierlich mit den Beinen; ein Paar eben erwachter, weißer Gänse watschelt still und langsam über den Weg. Hinter der Hecke im Garten schnarcht friedlich der Nachtwächter; jeder leiseste Ton scheint in der durchkühlten Luft unbeweglich wie gebannt stehen zu bleiben. Ihr steigt auf; die Pferde ziehen mit einem Ruck an und die Telega rasselt dahin . . .

Man fährt, fährt an der Kirche vorüber, vom Berge rechts hinab über den Damm . . . der Teich fängt eben an zu dampfen. Es fröstelt einen ein wenig; man schlägt den Mantelkragen in die Höhe, man fühlt sich zum Schlummer geneigt. Die Pferde stampfen plätschernd durch die Pfützen; der Kutscher pfeift leise.

Und schon sind vier oder fünf Werst zurückgelegt — da bedeckt sich der Himmelsrand mit mattem Purpurschein; in den Birken erwachen die Krähen und flattern schwerfällig in den Zweigen umher; die Sperlinge umzwitschern die dunklen Heuschober; die Luft wird heller, der Weg sichtbarer, der Himmel klarer, die Wölkchen werden weißer, grüner die Wiesen . . . In den Hütten brennt schon der Kienspan mit rothem Scheine; hinter den Pforten werden verschlafene Stimmen hörbar. Und allmälig erglüht die Morgenröthe; schon verbreiten sich goldene Streifen über den Himmel und in den Schluchten ballen sich die Nebel; hoch in der Luft schmettern die Lerchen; der erste Morgenwind erwacht — und langsam steigt der rothglühende Sonnenball am Horizonte empor. Ein Strom von Licht ergießt sich über Alles und das Herz in der Brust jauchzt auf. O der Frische, der Helle, der Freudigkeit!! Weithin läßt man die Blicke schweifen. Dort, hinter jenem Walde liegt ein Dorf: weiterhin noch ein anderes mit einem weißen Kirchlein; da auf dem Berge erhebt sich ein Birkenwäldchen und dahinter liegt der Sumpf, zu welchem man fährt . . . Lustig Pferde, lustig! Im starken Trabe vormärts! . . . Es bleiben nur noch drei Werst, nicht mehr. Die Sonne steigt schnell herauf; der Himmel ist klar . . . Das Wetter wird herrlich! Eine Heerde zieht Euch aus dem Dorfe entgegen. Ihr habt den Gipfel des Hügels erreicht . . . welch' wundervolle Aussicht! Mattblau durch den Nebel schimmernd schlängelt sich ein Fluß wohl zehn Werst weit zwischen grünen Wiesen hin; hinter ihm liegen sanft abschüssige Hügel; in der Ferne kreisen Kibitze schreiend über dem Sumpfe; in der feucht-glänzenden Luft tritt die Ferne klar und deutlich hervor ganz anders

als im Sommer! Wie frei athmet die Brust, wie elastisch bewegen sich die Glieder, wie fühlt sich der ganze Mensch vom frischen Frühlingshauche stärkt und belebt!

Und ein Juli-Morgen im Sommer! Wer, außer dem Jäger, empfindet, welch' ein Genuß es ist, in der Morgendämmerung in dem Gebüsch umherzuschweifen? Wie ein grüner Streifen zieht sich die Spur der Fußtritte auf dem bethauten weißschimmernden Grase dahin. Ihr biegt einen nassen Strauch auseinander — und der angesammelte feuchte Nachtduft schlägt Euch aus demselben entgegen; die Luft ist ganz durchtränkt von der frischen Bitterkeit des Wermuths, von dem honigsüßen Geruch des Buchweizens und des Wiesenklees; in der Ferne erhebt sich wie eine Mauer ein Eichwald und glitzert und glüht der Sonne entgegen. Noch ist es frisch, aber man empfindet schon die nahende Hitze des Tages; der Kopf schwindelt, benommen von der Ueberfülle des Duftes. Das Buschwerk nimmt kein Ende . . . Nur hie und da glänzt gelb in der Ferne der reifende Roggen oder ziehen sich die röthlichen Streifen des Buchweizens hin. Eine Telega knarrt, langsamen Schrittes folgt ihr ein Bauer und stellt sein Pferd in den Schatten . . . Ihr habt ihn gegrüßt, seid weiter gegangen — das laute Wetzen einer Sense schallt Euch nach. Die Sonne steigt höher und höher. Das Gras trocknet schnell. Schon ist es heiß geworden. Eine Stunde vergeht und noch eine . . . Der Himmel verdunkelt sich an den Rändern. Die regungslose Luft drückt mit stechender Schwüle. — Wo könnte ich hier wohl trinken, Bruder? fragt man den Schnitter. — Dort, in jener Schlucht, ist eine Quelle. Durch dichtes Nußholzgesträuch und verwickelte Schlingpflanzen steigt Ihr in die Schlucht hinunter; richtig, ganz unten am Fuß des Abhanges verbirgt sich ein stilles Wässerchen; ein Eichengebüsch streckt gierig sein vielarmiges Gezweige über die blanke Oberfläche hin; große, silberne Blasen steigen zitternd aus dem, mit feinem, sammtenen Moose bedeckten Grunde auf. Ihr werft Euch auf den Boden, trinkt, und es kommt eine Trägheit über Euch, daß Ihr Euch nicht rühren möchtet. Ihr liegt im Schatten, athmet die duftige Feuchtigteit ein, Euch ist wohl, während die Sträucher Euch gegenüber förmlich verschmachten und jedes Blatt wie aus Metall gegossen erscheint.

Aber was ist das? Ein Windstoß fährt plötzlich daher und zieht vorüber; die Luft erzittert rings umher: ist das nicht Donner? Ihr tretet aus der Schlucht heraus. Welch' ein bleierner Saum am

Horizonte! Verstärkt sich die Gluth? oder zieht ein Gewitter heran? . . . Jetzt zuckt ein schwacher Blitz . . . Ja, das ist ein Gewitter! Ringsumher leuchtet die Sonne noch hell: noch kann gejagt werden. Allein die Wolke wächst: ihr vorderer Rand streckt sich wie ein Arm vor und biegt und wölbt sich . . . Gras und Sträucher verdunkeln sich plötzlich . . . schnell! Dort winkt ein Heuschuppen . . . schnell . . . Ihr habt ihn erreicht und seid eingetreten. . . . Welch' ein Regen! Welche Blitze! Hie und da tropft das Wasser durch das Strohdach auf das duftende Heu . . . aber die Sonne blickt schon wieder durch die Wolken. Das Gewitter ist vorübergegangen. Ihr tretet hinaus· Ah! wie Alles um Euch herum freudig erglänzt, wie frisch und klar und feucht ist die Luft . . . wie riecht es nach Erdbeeren und Pilzen . . .

Und nun naht der Abend! Wie ein ungeheurer Brand erfaßt die Abendröthe den halben Himmel. Die Sonne geht unter. In der Nähe ist die Luft ganz durchsichtig, wie Krystall; in der Ferne aber senkt sich ein welcher Dunst herab, der warm anzusehen ist, und mit dem Thau zugleich fällt ein röthlicher Schimmer auf die soeben noch mit Strömen flüssigen Goldes übergossene Ebene. Die Bäume, die Sträuche und die hohen Heuschober werfen lange Schatten . . . Die Sonne ist untergegangen. Schon glänzt ein Stern inmitten des Feuermeeres im Westen . . . Aber allmälig erbleicht dieses flammende Meer, der Himmel färbt sich wieder blau. Die einzelnen Schatten verschwimmen, das Dunkel ergießt sich. Es ist Zeit nach Hause zu gehen, in's Dorf, in die Hütte, in der Ihr übernachten wollt. Die Flinte über die Schulter geworfen, geht Ihr trotz der Ermüdung rasch vorwärts . . . Und jetzt ist die Nacht hereingebrochen; auf zwanzig Schritte seht Ihr Nichts mehr; Ihr könnt Eure Hunde kaum mehr im Dunkel erkennen. Doch da über jenen schwarzen Sträucher hellt sich der Himmelsrand auf . . . Was ist das? Eine Feuersbrunst? . . . Nein, es ist der aufgehende Mond. Und dort unten, rechts, blinken schon die Lichter im Dorfe. Endlich seht Ihr auch Eure Hütte. Durch die Fenster gewahrt Ihr den mit einem weißen Tischtuche bedeckten Tisch, ein brennendes Licht, das Abendessen . . .

Aber an einem anderen Tage laßt Ihr die Renndroschke anspannen und fahrt in den Wald auf die Haselhühnerjagd. Wie lustig ist es, sich zwischen zwei Kornfeldern auf einem schmalen Pfade durchzuarbeiten. Die Aehren schlagen Euch sanft ins Gesicht; die Kornblumen haften sich an Eure Füße; die Wachteln schlagen

ringsumher und das Pferd läuft im kleinen Trab. Nun sind wir im Walde . . . Wie schattig und stille! Schlanke Espen flüstern hoch über Euren Häuptern; die langen, hängenden Aeste der Birken bewegen sich kaum; die mächtige Eiche steht wie ein Kämpfer neben der schönen Linde. Ihr fahrt auf einem grünen, schattengesprenkelten Wege dahin; große gelbe Fliegen hängen unbeweglich in der goldigen Luft und fliegen dann plötzlich fort; kleine Schwärme von Insekten heben und senken sich in einer beweglichen Säule, die im Schatten hell und in der Sonne dunkel erscheint; friedlich zwitschern die Vögel. Das silberne Stimmchen der Grasmücke klingt in unschuldiger, geschwätziger Freude; es paßt zu dem Dufte der Maiblumen. Weiter! weiter! tiefer in den Wald hinein! . . . Der Wald wird dichter: eine unbeschreibliche Stille senkt sich in Eure Seele: Alles umher ist so träumerisch und stumm. Doch horch! Es erhebt sich ein Wind; es rauscht in den Wipfeln, wie fluthende Wellen. Durch die vorjährigen, schwarzbraunen Blätter wachsen hie und da hohe Gräser hervor, Pilze stehen einzeln unter ihren Hütchen. Da springt plötzlich ein Hase hervor und der Hund stürzt ihm mit lautem Bellen nach . . .

Und wie schön ist dieser Wald im Spätherbst, wenn die Waldschnepfen ziehen! Sie halten sich nicht im Dickicht auf; man muß sie am Waldessaume suchen. Es ist windstill; kein Sonnenschein, kein Schatten, kein Licht, keine Bewegung, kein Lärm. Die weiche Luft ist von jenem, dem Herbste eigenen Weingeruch erfüllt; ein feiner, durchsichtiger Nebel lagert unbeweglich in der Ferne über der gelben Flur; durch die kahlen, schwarzbraunen Baumzweige blickt der bleiche, milchweiße, ruhige Himmel; auf den Linden hängen noch einzelne goldige Blätter. Die feuchte Erde ist elastisch unter den Füßen. Die hohen, trockenen Gräser bewegen sich nicht, lange Fäden glänzen auf dem verblichenen Rasen. Die Brust athmet ruhig, aber eine seltsame Bewegung bemächtigt sich der Seele. Da geht man am Waldessaume hin, sieht nach seinem Hunde — und während dessen ziehen geliebte Bilder, theure Gesichter, todte und lebende, an uns vorüber, längst schlummernde Eindrücke erwachen plötzlich und unerwartet wieder. Die Phantasie schwingt sich auf und fliegt hin, wie ein Vogel und Alles steht und bewegt sich so deutlich und klar vor den Augen. Bald erbebt das Herz im leidenschaftlichen Drange nach der Zukunft, bald taucht es in die unwiederbringliche Vergangenheit unter. Das ganze Leben entrollt sich vor unsern Augen leicht und

schnell; seine ganze Vergangenheit, alle Gefühle, alle Kräfte, seine ganze Seele beherrscht der Mensch. Und Nichts stört ihn — kein Sonnenschein, kein Wind, kein Geräusch . . .

Und dann ein heller, etwas kalter, am Morgen frostiger Herbsttag, wenn die Bitte sich märchenhaft zierlich, silberne und golden aus dem Hintergrunde des hellblauen Himmels abzeichnet, wenn die niedrigstehende Sonne nicht mehr wärmt, aber heller als im Sommer glänzt, wenn das kleine Espenwäldchen ganz durchsichtig ist und aussieht, als wäre ihm froh und leicht, so nackt da zu stehen; wenn Reif noch auf dem Boden der Ebene liegt und ein frischer Wind die dürren, vertrockneten Blätter vor sich her treibt, wenn der Fluß freudig seine blauen Wogen dahin wälzt und die auf demselben zerstreuten Gänse und Enten abwechselnd hebt und senkt; in der Ferne klappert die von Weiden halb versteckte Mühle und bunte Tauben kreisen in der klaren Lust herum . . .

Schön sind auch die nebeligen Sommertage, obgleich die Jäger sie eigentlich nicht lieben. An solchen Tagen kann man nicht schießen: ein Vogel, der Euch unter den Füßen auffliegt, verschwindet sofort im weißlichen Dunkel eines unbeweglichen Nebels. Aber wie still, wie unaussprechlich still ist Alles umher! Alles ist erwacht, und Alles schweigt. Ihr geht an einem Baume vorüber — wie in Trägheit versunken, regt er sich nicht. Durch den feinen Dunst, welcher gleichmäßig die Luft erfüllt, seht Ihr einen langen, schwarzen Streifen vor Euch. Ihr haltet ihn für einen nahen Wald; Ihr tretet näher — und der Wald verwandelt sich in eine hohe Schichte Wermuth an dem Raine. Ueber Euch, um Euch her — überall Nebel. Doch jetzt erhebt sich ein leiser Wind — ein Fleckchen blaß-blauen Himmels tritt matt durch den immer dünner werdenden, wie Rauch sich aufrollenden Dunst hervor; ein goldiger Strahl dringt hinein, wogt in langem Lichtstrome hin und her, streift über die Felder hin, bricht sich an dem Walde — und siehe, plötzlich ist wieder Alles umzogen. Lange dauert dieser Kampf; aber wie unsagbar herrlich und klar wird der Tag, wenn das Licht nun endlich siegt und die letzten Wellen des erwärmten Nebels sich entweder senken und wie ein Tuch ausbreiten, oder sich heben und in der blauen, sanft glänzenden Höhe verdunsten.

Ein anderes Mal fährt man über die Dörfer in die Steppe. Zehn Werst weit habt Ihr Euch auf Feldwegen durchgearbeitet; — jetzt

endlich seid Ihr auf der großen Landstraße. Ihr fahrt an endlosen Wagenzügen und kleinen Herbergen, unter deren Schutzdach Ihr den zischenden Samowar und durch deren weit geöffneten Thore Ihr Brunnen seht, vorüber, von einem Dorfe zum anderen, über unabsehbare Wiesen, an grünen Hanffeldern entlang; lange, lange fahrt Ihr. Die Elstern fliegen von einem Weidenbaum auf den anderen; Weiber, mit langen Rechen in der Hand, ziehen auf's Feld; ein vorübergehender Reisender im abgetragenen Nanking-Rocke, das Felleisen auf dem Rücken, schleicht ermüdeten Schrittes dahin; ein schwerbeladener, herrschaftlicher, mit sechs abgejagten Pferden bespannter Wagen schleppt sich Euch langsam entgegen; aus dem Fenster guckt der Zipfel eines Kissens hervor und auf dem Tritte hinter dem Wagen, sitzt auf einem Sacke aus Lindenbast seitwärts ein Diener in einem Mantel und hält sich an einem Stricke fest. Der Straßenkoth hat ihn bis zu den Haaren beschmutzt. Hier ist ein Kreisstädtchen mit seinen hölzernen, schiefen Häuserchen, unzähligen Zäunen, kaufmännischen, unbewohnten, steinernen Gebäuden, einer hinfälligen Brücke über die tiefe Schlucht . . . Weiter! Weiter! . . . Jetzt liegen die kleinen Steppen vor uns! Vom Hügel herab — welch' ein Anblick! Runde, niedrige, bis zur Spitze beackerte und besäete Hügel laufen wie breite Wogen auseinander; zwischen ihnen ziehen sich bewaldete Schluchten hin; kleine Wäldchen sind wie längliche Inseln umhergestreut; von Dorf zu Dorf winden sich schmale Pfade; weiße Kirchen schimmern in der Ferne; zwischen Weidengesträuch glänzt ein an vier Stellen eingedämmtes Flüßchen. Weit im Felde sieht man Trappen in langer Reihe stehen. Ein altes herrschaftliches Haus, mit seinen Nebengebäuden, seinem Obstgarten und seiner Tenne, schmiegt sich an einen Teich. Aber Ihr fahrt weiter, weiter! Die Hügel werden immer niedriger und niedriger, die Bäume immer seltener. Da ist sie endlich — die unbegränzte, die unabsehbare, die große Steppe!

Und an Wintertagen geht man durch die hohen Schneetristen auf die Hasenjagd, athmet die frostige, scharfe Luft, zwinkert unwillkürlich vor den blendenden, feinen Blitzen des weißen Schnees, erfreut sich an der grünlichen Farbe des Himmels über dem röthlichen Walde! . . . Und die ersten Frühlingstage, wenn Alles ringsum glänzt und zu neuem Leben erwacht, wenn durch den schweren Dunst des geschmolzenen Schnees schon der Duft der

erwärmten Erde dringt und auf den schneefreien Stellen, in den schrägen Strahlen der Sonne die Lerche vertrauungsvoll ihr Lied anhebt und mit jubelndem Brüllen und Sausen das dunkle Schneewasser von Schlucht zu Schlucht niederstürzt. — Doch ich muß schließen; zu rechter Zeit erwähnte ich den Frühling: im Frühling wird der Abschied leicht, der Frühling zieht selbst die Glücklichen in die Ferne. So lebt denn wohl, meine Leser. Ich wünsche Euch beständiges Wohlergehen.

- E n d e -

Anmerkungen

1 Chorj heißt russisch Iltis. (Anm. d. Ü).

2 so nennen die Bauern eine Sonnenfinsternis.

3 Burmistr – leibeigener Gutsvogt. Das Wort ist wohl deutscher oder holländischer Abstammung. (Anm. d. Ü.)

4 Wolf, auch Werwolf (Anm. d. Ü.)

5 halbmondförmiger, mit Glasperlen bestickter Kopfputz. (Anm. d. Ü.)

6 ein Floß (Anm. d. Ü.)

7 der Lümmel (Anm. d. Ü.)

8 der mit den Augen Zwinkernde (Anm. d. Ü.)

9 Im Herbst des Jahres 1873 wurde das russische Gouvernement Sjamara, sonst ein fruchtbares Kornland, von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesucht, die theils eine Folge mehrjähriger Mießernten, theils aber auch Resultat der seit Aufhebun der Leibeigenschaft zurückgegangenen Bewirthschaftung bäuerlicher Parzellen und der gesunkenen bäuerlichen Moralität war. Die Regierung war bei den Dimensionen, welche diese Noth annahm, allein nicht im Stande, ausreichende Abhilfe zu gewähren, und gestattete es, daß im größten Maße die Privatwohlthätigkeit in Anspruch genommen wurde. Alle Schichten der Bevölkerung Rußlands ohne Ansehen der Nationalität und des Bekenntnisses, steuerten ihr Antheil bei, um der ländlichen Bevölkerung dieses Gouvernements zu helfen , aus welcher der Hungertyphus und andere Epidemieen bereits beständig Opfer holten. Ein einziges Petersburger Journal sammelte in verhältnißmäßig kurzer Zeit aus seinem Leserkreise gegen 100,000 Rubel. Auch die russischen Schriftsteller wollten hinter den übrigen opferwilligen Berufsständen nicht zurückbleiben. Es bildete daher in Petersburg ein Comite aus den bedeutendsten poetischen und Roman-Schriftstellern Rußlands und beschloß, ein »Sammelwerk« mit Originalbeiträgen russischer Belletristen herauszugeben und den Ertrag dieses Werkes den nothleidenden »Brüdern« in Sjamara zuzuwenden. Alles was in der russischen Literatur einen Namen hat, betheiligte mit reichen Beiträgen, die von einem, strenge Kritik übenden Redactions-Comite gesichtet wurden. Unter den 48 Collectanten waren u. A. die Poeten Fürst Wasemsky, Minajew, Maikow, Weinberg, Gerbel, Nekrassow, Graf Sollogub, die Dramatiker Ostrowsky, Graf Tolstoi, der Historiker Pogodin, der Satyriker Sjaltykow (Schtschedrin) die Romanschrifteller und Novellisten Gontscharow, Dostojewsky , Boborykin und vor Allem Jwan Turgenjew. Das Werk, auch typograpbisch auf das Reichste ausgestattet, zum Theil von den ersten Petersburger Buchdruckern

gratis gedruckt, erschien zu Anfang des Mai-Monats d. J. im Buchhandel und ergab binnen kurzer Zeit einen Reinertrag von 15,000 Rubel Silber.

Der Beitrag Turgenjew's zu diesem Sammelwerk ist jetzt (in der "Palatina«) in deutscher Uebersetzung veröffentlichte) Novellette »Das lebendige Skelett«. Sie ist keine neue Arbeit des berühmten russischen Dichters, sondern schon vor 25 Jahren geschrieben und ursprünglich für das »Tagebuch eines Jägers" bestimmt, diese Sammlung von Skizzen, die den Weltruhm Turgenjew's begründeten. Diese Novellette ist von dem Autor seiner Zeit aus "Bedenken vor den drakonischen Bestimmungen der russischen Censur jener Zeit nicht mit veröffentlicht worden, obgleich sie eine Perlle in dieser kostbaren Sammlung gewesen wäre.

Dr. Otto Glogau, der Kritiker Turgenjew's , sagt in seinem Essay : »Die russische Literatur und Iwan Turgenjew über das »Tagebuch eines Jägers«: »Es ist dieses Turgenjew's erstes, aber auch zugleich sein weitaus bedeutendstes Werk, das keines seiner späteren Dichtungen wieder erreicht hat. Diese Skizzen enthalten schon sein ganzes Wollen und Können, das ganze Orchester der zahlreichen Instrumente, die er zu spielen versteht, sowie die Keime und Vorwürfe der meisten nachfolgenden Dichtungen.«

In der Dulderin ›Lukerja‹ ist der Grundton des russischen Volkscharakters, - die Resignation verkörpert. Diese Stärke der Resignation erklärt viele Eigenthümlichkeit des dem Deutschen nicht immer verständlichen russischen Volkscharakters. In ihr wurzelt das vorherrschende in sich gekehrte und beschauliche Gemüthsleben des russischen Volks, aber auch die Neigung für schwärmerische und mystische Religiosität, die zähe Ausdauer in menschenunwürdigen Verhältnissen, aber auch die Kraftlosigkeit, sich selbst ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Von der eminenten Beobachtungsgabe Turgenjew's zeugt auch die physiologische und psychologishe Schilderung und andererseits ist auch in diese Skizze die Natur mit feiner Berehnung und sattester Farbe hineingezogen, obgleich eigentlich in dem »lebendigen Skelett« die Landschaft nicht den breiten Hintergrund bildet, von dem sich die meisten anderen »Erlebnisse eines Jägers« abheben. ›Lukerja‹ selbst ist vielleicht unter allen den mannichfaltigen Frauengestalten, die Turgenjew geschaffen hat, die von dem Glanz keuscher Hoheit und Jungfräulichkeit am meisten verklärte oder die wenigstens, welche durch den Gegensatz ihres geistigen Lebens zu der gebrechlichen Hülle einen solchen Eindruck zurückläßt.

Der liebenswürdige Brief, mit dem der Dichter von Paris auch seine Gabe an den Petersburger Schriftsteller Polonski, ein Redactionsmitglied des »Sammelwerks«, schickte, hat literarhistorischen Werth, weßhalb ich denselben wenigstens auszugsweise hier ebenfalls. mittheile. Turgenjew bemerkt, daß »Das Tagebuch eines Jägers« im Ganzen 22 Skizzen enthält, daß er aber ursprünglich gegen 30 geschrieben hatte. Diese 8 ungedrucken

Entwürfe sind zum Theil aus Furcht, daß sie nicht die Censur passiren würden, in der Mappe des Autors geblieben. Zu ihnen gehört auch diese Skizze, von welcher er glaubt, daß sie gerade mit dem Zweck und der Tendenz des »Sammelwerks« in Harmonie stehen wird. Im Anschluß daran erzählt Turgenjew folgendes Erlebniß aus seiner eigenen Vergangenheit in Rußland:

»»Im Jahre 1841 wurde bekannt-
»»lich fast die ganze Bevölkerung - des Tula'schen und der
»»daran angrenzenden Go:wernements von einer Hunger-
»»Epidemie hinweggerafft. Einige Jahre darauf machte ich
»»mit einem Gefährten eine Reise in demselben Tula'schen
»»Gouvernement. Wir hielten unterwegs bei einem länd-
»»lichen Wirthshause, um dort Thee zu trinken. Mein Reise-
»»gefährte erzählte beim Thee, ich weiß nicht mehr welches
»»Ereigniß aus seinem Leben, und erwähnte dabei eines
»»Menschen, der vor Hunger gestorben, nachdem er vorher
»»bis zum Skelett abgemagert war. - »Gnädiger Herr, er-
»»lauben Sie mir, Ihnen zu sagen« , mengte sich der alte
»»Wirth in das Gespräch, dem er zugehört hatte, »vom
»»Hunger magert man nicht ab, sondern schwillt man auf. -
»»Wie sollte denn das zugehen?« - »Sehen Sie, der
»»Mensch, der da hungert, wird inwendig zwar ganz hohl,
»»aber so, wie manche Aepfel , die auch ganz ausgeblasen
»»am Ast hängen, aber von Außen eine glatte und gespannte
»»Haut behalten, - so aufgedunsen gingen auch wir hier
»»im Jahre 1841 einher!" - »Ja, im Jahre 1841!" nahm
»»ich das Gespräch auf, »das war da hier bei Euch wohl
»»eine schreäliche Zeit?" - »O ja, Väterchen!" - »Nun
»»sag" mal«, fragte ich weiter, »kamen damals hier viele
»»Unordnungen vor , - Diebstahl und Raub?" - »Aber
»»Väterchen! Unordnungen ?« entgegnete erstaunt der alte
»»Mann. »Wenn Dich Gott so heingesucht hat, wie wirst
»»Du dann noch zu sündigen wagen?" - Es dünkt
»»mir wohl die Pflicht eines Jeden von uns, einem
»»solchen, Volke zu helfen, wenn es vom Unglück heimgesuht
»»wird.

Turgenjew hat diesen Brief nicht für die Oeffentlichkeit geschrieben. Er ist nicht allein ein neues beredtes Zeichen für die grenzenlose Liebe , die dieser Dichter für sein Volk hegt und die auch aus jeder seiner Dichtungen in den vollsten Tönnen wiederklingt. Diese Anekdote, die er ausdrücklich als selbsterlebt bezeichnet , ist gleichzeitig auch ein weiterer Beleg für die lebenswahre Charakteristik der ›Lukerja‹, der in dem »lebendigen Skelett« verkörperten Resignation, und wohl auch ein weiteres Anzeichen dafür, daß dieser, wie fast allen seinen Charäckterfiquren und ihren auf- und

absteigenden Lebensläufen wirklich Erlebtes zu Grunde liegt.

Arthur von Truhart.

Rudin.

1856.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII.
E p i l o g.
Anmerkungen

I.

Es war ein stiller Sommermorgen. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am reinen Himmel, auf den Feldern aber glänzte noch der Thau, aus den eben erwachten Thälern wehte duftige Frische und in dein noch feuchten und lautlosen Walde stimmten die kleinen Vögel lustig ihr Morgenlied an. Auf dem Gipfel eines Hügels, dessen Abhänge von oben bis unten mit reifendem Roggen bedeckt waren, zeigte sich ein kleines Dörfchen. Nach diesem Dörfchen ging, auf schmalem Nebenwege, eine junge Frau in weißem Mousselinkleide und rundem Strohhute, einen Sonnenschirm in der Hand. Ein kleiner, als Kosak gekleideter Dienstbursche folgte ihr in einiger Entfernung.

Sie ging, ohne sich zu beeilen und als fände sie Vergnügen an ihrem Spaziergange Rings umher aus dem langen und schwankenden Roggen zogen in silbergraulichem und röthlichem Farbenspiele langgestreckte Wogen mit sanftem Rauschen dahin; in der Höhe schmetterten Lerchen. Die junge Frau kam aus dem ihr gehörigen größeren Dorfe, das etwa eine Werst von demjenigen Dörfchen entfernt lag, wohin sie ihre Schritte gerichtet hatte. Sie hieß Alexandra Pawlowna Lipin, war Wittwe, kinderlos und ziemlich begütert, und lebte zusammen mit ihrem unverheiratheten Bruder, Sergei Pawlowitsch Wolinzow, einem Stab-Rittmeister außer Diensten, welcher ihr Gut verwaltete.

Alexandra Pawlowna hatte das Dorf erreicht; sie blieb bei dem äußersten, sehr alten und verfallenen Bauernhäuschen stehen, rief ihren Dienstburschen heran und befahl ihm, hineinzugehen und sich nach dem Befinden der Eigenthümerin zu erkundigen. Er kehrte bald zurück, gefolgt von einem altersschwachen Bauer mit weißem Barte.

— Nun, wie steht’s? fragte Alexandra Pawlowna.

— Sie lebt noch . . erwiederte der Alte.

— Kann ich hineingehen?

— Warum nicht.

Alexandra Pawlowna trat in die Hütte. Es war eng darin, beklommen und räucherig . . . Auf der Ofenbank[1] regte sich Jemand und stöhnte. Alexandra Pawlowna sah sich um und gewahrte in dem Halbdunkel den gelben und runzeligen Kopf einer alten Frau, den ein quarrirtes Tuch umhüllte. Bis unter den Hals mit einem dicken

Oberrock bedeckt, athmete sie schwer und bewegte schwach ihre mageren Arme.

Alexandra Pawlowna trat zu der Alten heran und berührte ihre Stirne mit der Hand; sie war brennend heiß.

— Wie ist Dein Befinden, Matrona? fragte sie, sich über die Ofenbank beugend.

— Ach! Ach! stöhnte die Alte, nachdem sie Alexandra Pawlowna gewahr worden war. — Schlecht, Schlecht, Mütterchen! Das Todesstündchen ist gekommen, mein Täubchen.

— Mit Gottes Hilfe wird es schon besser werden, Matrona. Hast-Du die Arznei eingenommen, die ich Dir geschickt habe?

Die Alte stöhnte schwer und gab keine Antwort. Sie hatte die Frage nicht recht gehört.

— Sie hat sie eingenommen, erklärte der Alte, der an der Thür stehen geblieben war.

Alexandra Pawlowna wandte sich zu ihm.

— Außer Dir ist Niemand bei ihr? fragte sie.

— Die Kleine ist da — ihre Enkelin, läuft aber immer davon. Kann nicht sitzen bleiben: ein wildes Ding. Einen Trunk Wasser der Großmutter reichen — selbst das fällt ihr schwer. Bin selbst zu alt: was kann ich helfen?

— Sollte man sie nicht zu mir in's Krankenhaus tragen? «

— Nein! wozu in's Krankenhaus! ganz gleich, wo man stirbt. Sie hat ihre Zeit abgelebt; es muß wohl Gottes Wille so sein. Sie kann von der Ofenbank nicht herunter. Wie soll die in's Krankenhaus! Hebt man sie nur auf, so ist sie todt.

— Ach, stöhnte die Kranke wieder: — meine schöne, gnädige Frau, meine Kleine, die Waise, verlaß sie nicht; unsere Herrschaft ist weit von hier, Du aber . . .

Die Alte schwieg, sie konnte kaum sprechen.

— Sei ruhig, sagte Alexandra Pawlowna: — es soll Alles geschehen. Ich habe Dir da Thee und Zucker gebracht. Wenn Du Luft haben wirst, trinke . . . Ihr habt ja doch wohl ein Samowar[2] setzte sie, mit einem Blick auf den Alten, hinzu.

— Ein Samowar? Nein, ein Samowar haben wir nicht, man kann sich das aber verschaffen.

— Nun, dann verschaffe ihn Dir, geht's nicht, so schicke ich Dir einen. Und sage auch Deiner Enkelin, sie solle nicht aus dem Hause laufen. Sage ihr, es sei das gar nicht recht von ihr.

Der Alte antwortete nichts, nahm indessen den eingewickelten Thee und Zucker mit beiden Händen entgegen.

— Nun, lebe wohl, Matrona! sagte Alexandra Pawlowna: — ich komme wieder zu Dir, verliere den Muth nicht und nimm die Arznei pünktlich ein . . .

Die Alte hob den Kopf ein wenig und streckte sich gegen Alexandra Pawlowna vor.

— Gieb, Gnädige, das Händchen, lallte sie.

Alexandra Pawlowna gab ihr nicht die Hand, sie beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirne.

— Gieb also Acht, sagte sie im Fortgehen zum Alten: — die Arznei muß ihr durchaus eingegeben werden, wie vorgeschrieben ist . . . Und auch Thee gebt ihr zu trinken.

Der Alte erwiederte abermals nichts und verbeugte sieh nur.

Alexandra Pawlowna athmete freier, als sie wieder in die frische Luft gekommen war. Sie schlug ihren Sonnenschirm auf und wollte bereits nach Hause geben, als plötzlich um die Ecke der Hütte herum auf einer niedrigen Reitdroschke ein Mann in den Dreißigen angefahren kam; er hatte einen alten Paletot aus grauem Leinzeuge an und trug eine Mütze aus gleichem Stoffe. Als er Alexandra Pawlowna's ansichtig wurde, hielt er sogleich an und wandte sich zu ihr. Sein Gesicht war breit und bleich, mit kleinen blaßgrauen Augen und hellblondem Schnurrbart; das Ganze paßte zur Farbe seines Anzuges.

— Guten Tag, brachte er mit einem trägen Lächeln hervor: -— was machen Sie denn hier, wenn ich fragen darf.

— Ich habe eine Kranke besucht . . . Von wo kommen Sie aber, Michael Michailitsch?

Der Mann, der Michael Michailitsch hieß, schaute ihr in die Augen und lächelte wieder.

— Sie haben gut daran gethan, fuhr er fort: — eine Kranke zu besuchen; wäre es aber nicht besser, Sie ließen sie in's Krankenhaus bringen?

— Sie ist zu schwach: man darf sie nicht rühren.

— Wie ist's denn mit Ihrem Krankenhause, sind Sie nicht Willens es eingehen zu lassen?

— Eingehen lassen? Weshalb?

— Nun, so.

— Welch' sonderbarer Einfall! Wie ist Ihnen der in den Kopf gekommen?

— Sie verkehren ja so viel mit Frau Laßunski, und stehen, wie es scheint, unter ihrem Einflusse. Wie die nun sagt, sind ja Krankenhäuser, Schulen — nichts als Unsinn, unnütze Erfindungen. Die Wohlthätigkeit soll persönlich sein, ebenso die Bildung; das Alles ist Sache der Seele . . . in dieser Weise, glaube ich, drückt sie sich aus. Wem sie das nachsingt, möchte ich aber wissen?

Alexandra Pawlowna lachte aus.

— Darja Michailowna ist eine kluge Frau, ich liebe und achte sie sehr; sie kann ja aber auch irren und ich glaube nicht an jedes ihrer Worte.

— Und Sie thun sehr wohl daran, erwiederte Michael Michailitsch, immer noch aus der Droschke sitzend: — denn Sie selbst schenkt ihren eigenen Worten keinen rechten Glauben. Es freut mich übrigens sehr, daß ich sie getroffen habe.

— Wie so?

— Eine schöne Frage! Als wenn es nicht immer angenehm wäre, mit Ihnen zusammenzukommen! Heute sind Sie ebenso frisch und freundlich, wie dieser Morgen

Alexandra Pawlowna lachte wieder.

— Worüber lachen Sie denn?

— Wie, worüber? Wenn Sie sehen könnten, mit welcher apathischen, kalten Miene Sie Ihr Compliment vorbrachten! Es wundert mich, daß Sie es ohne Gähnen zu Ende gebracht haben.

— Mit kalter Miene . . . Sie wollen immer Feuer haben; Feuer taugt aber zu nichts. Es lodert auf, qualmt und verlischt.

— Und wärmt, setzte Alexandra Pawlowna hinzu.

— Ja . . . und brennt auch.

— Nun, was thut es, mag es brennen! Das ist auch kein Uebel! Immer noch besser als . . .

— Nun, ich will doch sehen, ob Sie wohl noch ebenso sprechen, wenn Sie sich, auch nur ein Mal, tüchtig verbrannt haben werden, unterbrach sie ärgerlich Michael Michailitsch, und schlug mit den Zügeln aus sein Pferd.

— Leben Sie wohl!

— Michael Michailitsch, warten Sie! rief Alexandra Pawlowna: — wann sehen wir Sie bei uns?

— Morgen; grüßen Sie Ihren Bruder.

Und die Droschke rollte davon.

Alexandra Pawlowna sah Michael Michailitsch nach. »Ein wahrer Mehlsack!« dachte sie. Zusammengebückt, staubbedeckt, mit der in den Nacken geschobenen Mütze, unter welcher unordentliche Büschel gelben Haares hervorguckten, war er in der That einem großen Mehlsacke ähnlich.

Langsam kehrte Alexandra Pawlowna auf dem Wege nach Hause zurück. Gesenkten Blickes schritt sie dahin, als der Hufschlag eines Pferdes in der Nähe sie zwang, stehen zu bleiben und den Blick zu erheben . . . Ihr entgegen ritt ihr Bruder; neben ihm schritt ein junger Mann, mittleren Wuchses, in aufgeknöpftem, dünnen Röckchen, schmalem Halstüchelchen, und leichtem grauen Hute, mit einem Spazierstöckchen in der Hand. Schon von Weitem lächelte er Alexandra Pawlowna entgegen, obgleich er wohl sah, daß sie in Gedanken versunken einherging, ohne auf irgend etwas Acht zu haben. Sie bemerkte ihn erst, als er zu ihr heran trat, und freudig, fast zärtlich sagte:

— Guten Morgen, Alexandra Pawlowna, guten Morgen!

— Ah! Constantin Diomiditsch! guten Tag! antwortete sie. — Sie kommen von Darja Michailowna?

— Gewiß, gewiß, rief mit strahlendem Gesichte der junge Mann: — von Darja Michailowna. Sie hat mich zu Ihnen geschickt; ich habe es vorgezogen zu Fuß zu kommen . . . Der Morgen ist so wunderschön, es sind im Ganzen nur vier Werst bis hierher. Ich komme — finde Sie nicht zu Hause. Ihr Bruder sagt mir, sie seien nach Semenowka gegangen, er selbst war im Begriff aufs Feld zu reiten; so bin ich denn mit ihm gegangen, Ihnen entgegen. Ja wohl. Wie herrlich!

Der junge Mann sprach russisch, rein und grammatikalisch richtig, jedoch mit einem fremden Accent, dessen Abstammung schwer zu

bestimmen war. In seinen Gesichtszügen lag etwas asiatisches. Die lange gebogene Nase, die großen hervortretenden starren Augen, die dicken rothen Lippen, die eingedrückte Stirn, das pechschwarze Haar, — Alles an ihm bekundete die orientalische Abkunft.

Sein Name war Pandalewski und als seine Heimath gab er Odessa an, obgleich er irgendwo in Weißrußland auf Kosten einer wohlthätigen und reichen Wittwe erzogen worden war. Eine andere Wittwe hatte ihm eine Anstellung ausgewirkt. Ueberhaupt begünstigten ihn vorzugsweise Frauen reiferen Alters: er verstand es, von ihnen zu erlangen, was er wollte.

Auch in gegenwärtigem Augenblicke lebte er bei einer; reichen Gutsbesitzerin, Darja Michailowna Laßunski, als Pflegesohn oder Kostgänger. Er war überaus freundlich, dienstbereit, gefühlvoll und im Geheimen sinnlich, hatte eine angenehme Stimme, spielte nicht schlecht Klavier und pflegte Jedermann, mit dem er sprach, starr anzublicken. Seine Kleidung war sehr sauber und hielt bei ihm lange vor, sein breites Kinn war sorgfältig rasirt und sein Haar stets glatt gekämmt.

Alexandra Pawlowna hörte seine Anrede bis zu Ende an und wandte sich daraus zu ihrem Bruder.

— Heute begegne ich Einem nach dem Andern; soeben habe ich Leschnew gesprochen.

— Ah! wirklich!

— Ja; und denke nur, er fuhr auf einer Reitdroschke, in einem linnenen Sackkittel, ganz von Staub bedeckt . . . Ein wahrer Sonderling!

— Mag sein! er ist aber ein prächtiger Mensch.

— Was? Herr Leschnew? fragte Pandalewski verwundert.

— Nun, Michael Michailitsch Leschnew, erwiederte Wolinzow. — Indessen, lebe wohl, Schwester: ich muß jetzt auf's Feld; es wird bei Dir Buchweizen gesäet. Herr Pandalewski wird Dich nach Hause begleiten.

Und Wolinzow trabte davon.

— Mit dem größten Vergnügen! rief Constantin Diomiditsch und bot Alexandra Pawlowna seinen Arm.

Sie reichte ihm den ihrigen, und Beide schlugen den Weg zum herrschaftlichen Hause ein.

* *
*

Arm in Arm mit Alexandra Pawlowna zu wandeln erfüllte, wie es schien, Constantin Diomiditsch mit Glück und Stolz; er machte nur kurze Schritte, lächelte mit Behagen, und seine morgenländischen Augen wurden feucht, was übrigens bei ihm nicht selten vorkam: es kostete ihm wenig, gerührt zu werden und eine Thräne fallen zu lassen. Und wem wäre es wohl nicht angenehm, ein hübsches, junges und schmuckes Weib am Arme zu führen? Von Alexandra Pawlowna sagte das ganze . . .sche Gouvernement, sie sei reizend, und das . . . sche Gouvernement täuschte sich nicht. Schon ihr gerades, unmerklich aufgeworfenes Näschen konnte jeden Sterblichen um den Verstand bringen, wie viel mehr die sammetweichen, braunen Augen, das goldblondene Haar, und die Grübchen auf den vollen Wangen, ihrer vielen anderen Vorzüge gar nicht zu gedenken. Das Beste an ihr war jedoch der Ausdruck ihres lieblichen Gesichts: durch Zutraulichkeit, Treuherzigkeit und Sanftmuth rührte und zog es an. Alexandra Pawlowna hatte den Blick und das Lachen eines Kindes; die Damen ihres Standes fanden sie etwas einfach . . . Ließ sich wohl Mehr wünschen?

— Darja Michailowna hätte Sie zu mir geschickt, sagten Sie? fragte sie Pandalewski.

— Gewiß- sie haben mich hergeschickt, erwiederte er, und er sprach dabei den Buchstaben **s**, wie die Engländer das **th** aus: — sie wünschten durchaus und lassen inständigst ersuchen, Sie wollten sie heute zu Mittag besuchen. Sie erwarteten einen neuen Gast (Pandalewski, wenn er von einer dritten Person redete, gebrauchte in der Regel die Mehrzahl): — und wünschten durchaus, daß Sie dessen Bekanntschaft machen.

— Wer ist das?

— Ein gewisser Muffel, ein Baron, Kammerjunker aus Petersburg. Darja Michailowna haben ihn unlängst, beim Fürsten Garin kennen gelernt, und sind des Lobes über ihn voll, als über einen liebenswürdigen und gebildeten jungen Mann. Der Herr Baron beschäftigen sich auch mit Literatur, oder richtiger gesagt . . . ach, was für ein reizender Schmetterling! bitte, betrachten Sie . . . oder richtiger gesagt, mit politischer Oekonomie. Er hat einen Aufsatz über

eine sehr interessante Frage geschrieben — und wünscht ihn dem Urtheil von Darja Michailowna zu unterwerfen.

— Einen Aufsatz über politische Oekonomie?

— Ja Bezug auf den Styl, Alexandra Pawlowna, in Bezug aus den Styl. Es ist Ihnen wohl, denke ich, bekannt, daß Darja Michailowna auch hierauf sich versteht- Schutowski hat sie zu Rathe gezogen und mein Wohlthäter, der in Odessa lebende hochehrenwerthe, großwürdige Roxolan Mediarowitsch Xandrika . . . Der Name dieses Mannes ist Ihnen gewiß bekannt?

— Ganz und gar nicht, ich habe ihn noch nie gehört.

— Haben von diesem Manne nichts gehört? Merkwürdig! Ich wollte sagen, daß auch Roxolan Mediarowitsch jederzeit eine hohe Meinung von den Kenntnissen Darja Michailowna's in der russischen Sprache gehabt hat.

— Ist jener Baron nicht ein Pedant? fragte Alexandra Pawlowna.

— Nicht im Geringstem Darja Michailowna sagen, im Gegentheil, man erkenne in ihm sogleich den Mann von Welt. Von Beethoven hat er mit solcher Beredsamkeit gesprochen, daß sogar den alten Fürsten Entzücken überkam . . . Das, muß ich gestehen, hätte ich gern mit angehört: das schlägt ja in mein Fach. Darf ich Ihnen dieses herrliche Feldblümchen anbieten?

Alexandra Pawlowna nahm das Blümchen und ließ es, einige Schritte weiter, auf den Weg fallen . . . Bis zu ihrem Hause hatte sie noch etwa zweihundert Schritte, nicht mehr. Vor Kurzem gebaut und weiß getüncht, schaute es mit seinen breiten hellen Fenstern einladend aus dem dichten Laube alter Linden und Ahornbäume hervor.

— Was hätte ich also Darja Michailowna zu hinterbringen, begann Pandalewski von Neuem, ein wenig beleidigt durch das Schicksal, welches sein Blümchen betroffen hatte: — werden Sie sich zum Mittage hin bemühen? Darja Michailowna lassen Ihren Bruder auch einladen.

— Ja, wir werden kommen, ganz bestimmt. Was macht Natascha?

— Natalia Alexejewna ist, Gott sei Dank, gesund . . . Doch wir sind an dem Wege, welcher zum Gute Darja Michailowna's führt, schon vorbei. Erlauben Sie, daß ich Abschied nehme.

Alexandra Pawlowna blieb stehen« — Sie wollen also nicht bei uns vorsprechen? fragte sie zögernd.

— Würde es herzlich gern thun, wenn ich nicht befürchtete, zu spät zu kommen. Darja Michailowna haben gewünscht, eine neue Etüde von Thalberg zu hören: da muß denn vorbereitet und einstudirt werden. Dann aber, muß ich gestehen, bezweifle ich, daß meine Unterhaltung Ihnen irgendwelches Vergnügen bereiten könnte.

— Doch nein . . . warum aber . . .

Pandalewski stieß einen Seufzer aus und senkte beredt den Blick.

— Auf Wiedersehen, Alexandra Pawlowna! sagte er nach einigem Schweigen, verbeugte sich und trat einen Schritt zurück.

Alexandra Pawlowna wandte sich um und ging nach Hause.

Auch Constantin Diomiditsch schlug den Rückweg ein. Alles Süßliche war sogleich von seinem Gesichte verschwunden: ein selbstvertrauender, ja harter Ausdruck hatte es ersetzt. Sein Gang sogar war ein anderer geworden; er schritt jetzt rascher vorwärts und trat fester auf. Zwei Werst mochte er gegangen sein, nachlässig die Luft mit seinem Stückchen zertheilend, als plötzlich das schmunzelnde Lächeln wiederkehrte: er war hart am Wege ein junges, ziemlich hübsches Bauernmädchen gewahr worden, das Kälber aus einem Haferfelde hinaustrieb. Constantin Diomiditsch näherte sich, vorsichtig wie ein Kater, dem Mädchen und redete es an. Anfangs antwortete es nichts, wechselte die Farbe und lachte vor sich hin, dann bedeckte es den Mund mit dem Aermel, wandte sich ab und sagte:

— Geh doch, Herr, wahrhaftig . . .

Constantin Diomiditsch drohte ihr mit dem Finger und hieß sie ihm Kornblumen holen.

— Wozu brauchst Du Kornblumen?« willst Du etwa Kränze flechten? erwiederte das Mädchen: — nun, so geh doch, aber wirklich . . .

— Höre, mein schönes Liebchen, begann wieder Constantin Diomiditsch . . .

— Nun geh aber endlich, unterbrach ihn das Mädchen: — sieh, da kommen die jungen Herren.

Constantin Diomiditsch blickte sich um. Wirklich, auf dem Wege daher kamen Wanja und Petja, die Söhne der Darja Michailowna;

hinter ihnen her schritt ihr Lehrer, Bassistow, ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, der eben erst seine Studien beendet hatte. Bassistow war ein langer Bursche, mit gewöhnlichem Gesichte, großer Nase, starken Lippen und kleinen Augen, unbeholfen, nicht hübsch, aber gut, ehrlich und gerade. Er trug sich nachlässig, ließ sich das Haar wachsen, — nicht um damit zu stolzieren, sondern aus Faulheit; — liebte zu essen und zu schlafen, aber auch ein gutes Buch und anregende Unterhaltung; Pandalewski haßte er von ganzer Seele.

Die Kinder der Darja Michailowna hatten Bassistow über Alles lieb und nicht die geringste Furcht vor ihm; mit den übrigen Hausgenossen stand er auf vertrautem Fuße, was der Dame des Hauses gerade nicht gefiel, obwohl sie oft behauptete, von Vorurtheilen frei zu sein.«

— Guten Tag, meine Lieben, sagte Konstantin Diomiditsch: — wie früh ihr heute spazieren geht! Ich bin auch schon zeitig vom Hause fortgegangen, setzte er, zu Bassistow gewendet, hinzu; — meine Leidenschaft ist's, in der Natur zu schwelgen.

— Wir haben es gesehen, wie Sie in der Natur schwelgen, brummte Bassistow.

— Sie sind ein Materialist: Sie sehen gleich in Allem etwas . . . Ich kenne Sie!

Wenn Pandalewski mit Bassistow, oder diesem ähnlichen Leuten redete, so gerieth er leicht in Eifer und sprach den Buchstaben **s** rein und oft etwas pfeifend aus.

— Sie haben sich also wohl bei jenem Mädchen nach dem Wege erkundigt? sagte Bassistow, indem er den Blick bald rechts- bald linkshin schweifen ließ.

Er empfand es, daß Pandalewski ihm starr in's Gesicht blickte, und das war ihm äußerst peinlich.

— Ich wiederhole es, Sie sind ein Materialist und weiter nichts. Sie wollen in Allem durchaus nur die prosaische Seite sehen . . .

— Kinder, commandirte plötzlich Bassistow: — ihr seht auf der Wiese den Weidenbusch: wir wollen doch sehen, wer am schnellsten dorthin läuft . . . eins! zwei! drei!

Und über Hals und Kopf rannten die Kinder zu der Weide.

Bassistow stürzte ihnen nach . . .

»Der Lümmel!« dachte Pandalewski: — »verderben wird er die Jungen . . . Ein wahrer Bauerlümmel!«

Und mit selbstgefälligem Blicke sein eigenes sauberes und nettes Figürchen musternd, betupfte Constantin Diomiditsch zwei Mal mit ausgespreizten Fingern die Aermel seines Rockes, schob den Kragen zurecht und ging seines Weges. Auf seinem Zimmer angelangt, zog er einen abgetragenen Schlafrock an, und setzte sich mit besorgter Miene an's Clavier.

II.

Darja Michailowna Laßunski's Haus galt fast für das Erste im ganzen . . .schen Gouvernement. Massiv, steinern, nach Entwürfen Rastrelli's im Geschmacke des vergangenen Jahrhunderts erbaut, erhob es sich großartig auf dem Gipfel eines Hügels, an dessen Fuße einer der bedeutendsten Ströme des mittleren Rußlands vorüberfloß. Darja Michailowna selbst war eine angenehme und reiche Edelfrau, eines Geheimraths Wittwe. Wenn auch Pandalewski von ihr zu sagen pflegte, sie kenne ganz Europa und Europa kenne sie, — so kannte sie doch Europa wenig und spielte selbst in Petersburg keine bedeutende Rolle; in Moskau dagegen kannten sie Alle und statteten ihr Besuche ab. Sie gehörte der großen Welt an, und wurde für eine etwas sonderbare, nicht sehr gute, aber außerordentlich kluge Frau gehalten. In ihrer Jugend war sie sehr schön gewesen. Poeten hatten ihr Gedichte gewidmet, junge Leute sich in sie verliebt, hohe Herren ihr den Hof gemacht. Doch seit jener Zeit waren fünfundzwanzig bis dreißig Jahre verstrichen, und von den früheren Reizen war keine Spur zurückgeblieben. »Ist es möglich,« richtete Jeder an sich die Frage, der sie zum ersten Male sah, »ist es möglich, daß diese hagere, gelbliche, spitznasige und noch nicht betagte Frau einst eine Schönheit gewesen wäre? Ist sie es wirklich, sie selbst, welche ehedem von den Dichtern besungen wurde? « Und Jedermann staunte innerlich über den Wechsel alles Irdischen. Es ist wahr, Pandalewski fand, daß Darin Michailowna's Augen in wunderbarer Weise ihren alten Zauber behalten hatten; eben dieser Pandalewski aber behauptete ja auch, daß ganz Europa sie kenne.

Darja Michailowna kam jeden Sommer auf ihr Landgut mit ihren Kindern (sie hatte deren drei: eine Tochter Natalia, siebzehn Jahr, und zwei Söhne, zehn und neun Jahr alt) sie hielt offenes Haus, das heißt, sie empfing bei sich Männer; besonders unverheirathete Edeldamen aus der Provinz konnte sie nicht ausstehen. Dafür ließen ihr diese Damen aber auch kein gutes Haar! Darja Michailowna war, nach deren Aussage, stolz, sittenverderbt, eine furchtbare Tyrannin, und, was die Hauptsache wäre, — sie erlaube sich solche Freiheiten in der Unterhaltung, daß es ein Gräuel sei! Darja Michailowna liebte es in der That nicht, sich auf dem Lande Zwang auszulegen, und in der

freien Einfachheit ihres Umgangs blickte etwas von der Verachtung einer großstädtischen Weltdame für die sie umgebenden, meistens unbedeutenden Persönlichkeiten hindurch . . . Selbst mit ihren städtischen Bekannten ging sie ziemlich ungenirt, ja spöttisch um; doch fehlte dabei die Schattirung von Verachtung.

Hast Du, lieber Leser, jemals bemerkt, daß Leute die im Kreise ihrer Untergebenen ungewöhnlich zerstreut zu sein pflegen, es niemals im Umgange mit höher gestellten Personen sind? Woher mag das kommen? Doch — wozu dergleichen Fragen!

Nachdem« Constantin Diomiditsch endlich die Thalberg'sche Etüde einstudirt hatte, begab er sich aus seinem netten und freundlichen Stübchen hinaus in's Empfangszimmer und fand dort die ganze Gesellschaft des Hauses bereits versammelt. Der Salon war schon geöffnet. Auf einer breiten Couchette lag, mit untergeschlagenen Beinen und eine neue französische Brochüre in der Hand, die Frau vom Hause; am Fenster vor dem Stickrahmen saßen, von einer Seite die Tochter Darja Michailowna's, von der anderen, Mlle. Boncourt, die Gouvernante, eine alte, vertrocknete Jungfer von sechzig Jahren, mit einer schwarzen Haartour unter der farbigen Haube und Baumwolle in den Ohren; in der Ecke bei der Thür hatte Bassistow seinen Sitz genommen und las die Zeitung, während neben ihm Petja und Wanja auf dem Damenbrette spielten; an den Ofen gelehnt, die Hände aus dem Rücken, stand ein Herr von mittlerem Wuchse, mit unordentlichem, grauen Haar, von dunkler Gesichtsfarbe und kleinen, unruhigen, schwarzen Augen — Afrikan Semenitsch Pigassow mit Namen.

Ein sonderbarer Mensch war dieser Herr Pigassow. Auf Alles und Alle erbittert — vorzüglich auf das weibliche Geschlecht, schalt er von Morgen bis zum Abend, zuweilen sehr treffend, zuweilen ziemlich flach, immer jedoch mit Selbstbefriedigung. Er war reizbar wie ein Kind; sein Lachen, der Ton seiner Stimme, sein ganzes Wesen schien von Galle getränkt. Darja Michailowna sah ihn gern bei sich: er ergötzte sie mit seinen Ausfällen. Und in der That waren sie sehr erheiternd. Es war seine Lust, Alles zu übertreiben. Erzählte man z.B. in seiner Gegenwart von einem Unfalle — war's nun, daß der Blitz ein Dorf in Brand gesteckt, oder daß Wasser einen Mühldamm durchbrochen, oder daß ein Bauer sich mit der Axt die Hand abgehauen hatte — jedesmal fragte er mit gesteigerter Erbitterung:

»wie heißt *sie*?« nämlich wie das Weib heiße, das an dem Unglück Schuld sei, — denn seiner Behauptung nach brauchte man nur tiefer auf den Grund zu gehen, um zu finden, daß jegliches Unglück durch ein Weib herbeigeführt werde. Einst warf er sich auf die Kniee vor einer ihm fast unbekannten Frau, die in ihn drang, etwas zu kosten; und beschwor sie unter Thränen, aber mit sichtbarem Grimm in den verzerrten Zügen, sie wolle seiner schonen, er hätte nichts gegen sie verschuldet und werde sie künftig nie mehr besuchen. s Ein anderes Mal ging ein Pferd mit einer der Waschfrauen Darja Michailowna's einen Berg hinunter durch, warf in einem Graben um, und hätte die Frau beinahe getödtet. Pigassow nannte später das Pferd nie anders, als das wackre, wackre Rößchen, und der Berg selbst,? wie auch der Graben, däuchten ihm überaus malerische Plätze. Pigassow hatte kein Glück im Leben gehabt — daher vorherrschend sein wunderliches Gebahren. Er war armer Aeltern Kind; die Beschäftigung seines Vaters war eine ziemlich untergeordnete gewesen, er hatte kaum lesen und schreiben gelernt und nicht an die Erziehung seines Sohnes gedacht; er hatte ihm Nahrung und Kleidung gegeben — das war Alles! Von der Mutter wurde er verhätschelt, sie starb aber früh. Pigassow verdankte seine Bildung sich selbst; zuerst besuchte er die Kreisschule, dann das Gymnasium, erlernte die französische, deutsche, ja sogar die lateinische Sprache und nachdem er mit einem vorzüglichen Zeugnisse das Gymnasium absolvirt hatte, begab er sich nach Dorpat, wo er unter fortwährendem Kampfe mit der Noth, dennoch nach drei Jahren richtig sein Triennium beendigte. Pigassow's Fähigkeiten waren keineswegs außergewöhnlicher Art; er zeichnete sich durch Geduld und Beharrlichkeit aus, besonders stark war jedoch in ihm der Ehrgeiz, das Verlangen nach guter Gesellschaft und die Sucht, Anderen nicht nachzustehen, dem Schicksal zum Trotz. Er lernte fleißig und hatte die Dorpatsche Universität aus Ehrgeiz bezogen. Die Armuth reizte ihn auf und entwickelte in ihm Beobachtungsgeist und Verschlagenheit. Er hatte eine eigenthümliche Art sich auszudrücken; von Jugend auf hatte er sich eine besondere Art erbitterter und gereizter Beredsamkeit zu eigen gemacht. Seine Gedanken überstiegen nicht das gewöhnliche Niveau; doch war seine Rede der Art, daß er nicht bloß für einen klugen, sondern sogar für einen geistreichen Menschen gelten konnte. Nachdem er den Candidatengrad erhalten hatte, beschloß er, sich dem

Gelehrtenstande zu widmen, denn es war ihm klar, daß er auf jeder anderen Laufbahn hinter seinen Gefährten zurückbleiben würde; er war bemüht, sich dieselben aus den höheren Ständen zu wählen und verstand es, sich ihnen gefällig zu zeigen, ja, er schmeichelte ihnen sogar, wenn auch immer mit Schelten. Doch da gebrach es ihm, um es einfach zu sagen, am nöthigen Stoff. Als Autodidact ohne Liebe zur Wissenschaft, wußte Pigassow im Grunde zu wenig. Er fiel bei der Disputation schmählich durch, während ein anderer Student, sein Stubengefährte, über den er sich beständig lustig gemacht hatte, ein beschränkter Kopf, der jedoch eine regelmäßige und gründliche Bildung genossen hatte, vollständigen Triumph über ihn davon trug. Dieser Unfall erbitterte Pigassow auf's Aeußerste: er warf alle seine Bücher und Hefte in's Feuer und trat in den Staatsdienst. Anfangs ging es nicht schlecht damit: als Beamter war er zu Allem gut, zwar nicht sehr expeditiv, dagegen aber über die Maßen selbstvertrauend und großsprecherisch; er wollte nur zu rasch s emporkommen — verwickelte sich, strauchelte und war gezwungen, seinen Abschied zu nehmen. Drei Jahre lang blieb er auf seinem wohlerworbenen Gütchen sitzen und heirathete unvermuthet eine reiche, wenig gebildete Gutsbesitzerin, die er an dem Köder seiner freien und spöttischen Manieren gefangen hatte; sein Charakter aber wurde immer verbissener und das Familienleben drückte ihn . . . Nachdem seine Frau einige Jahre mit ihm gelebt hatte, fuhr sie heimlich nach Moskau und verkaufte einem gewandten Abenteurer ihr Gut, in welchem Pigassow eben erst ein Wirthschaftsgebäude hatte erbauen lassen. Durch diesen lebten Schlag bis in's Innerste erschüttert, fing er einen Proceß gegen seine Frau an, den er jedoch verlor . . . So lebte er nun seine Tage allein, besuchte seine Nachbarn, die er selbst in deren Gegenwart aufzog und die ihn mit einem gewissen gezwungenen und verbissenen Lachen empfingen, doch flößte er ihnen keine besondere Furcht ein, — ein Buch nahm er nie in die Hand. Er besaß nahezu hundert Seelen; seine Bauern litten nicht Noth.

- Ah! Constantin! sagte Darja Michailowna als Pandalewski in's Gastzimmer trat: — Kommt Alexandrine?

— Alexandra Pawlowna lassen sich empfehlen und werden sich ein besonderes Vergnügen daraus machen, erwiderte Constantin Diomiditsch, sich nach allen Seiten hin anmuthig verbeugend, und

mit dem dicken, aber weißen Hündchen, dessen Fingernägel dreieckig zugestutzt waren, sich das vorzüglich geordnete Haar leichthin streichelnd.

— Und Wolinzow kommt auch?

— Wird auch kommen.

— Ihrer Ansicht nach, Afrikan Semenitsch, fuhr Darja Michailowna zu Pigassow gewendet fort, — sind also alle jungen Mädchen geziert?

Pigassow's Lippen verzerrten sich nach einer Seite hin und er zuckte convulsivisch mit dein Ellenbogen.

— Ich sage, begann er in ungeduldigem Ton — er sprach im heftigsten Anfall von Erbitterung langsam und deutlich: — ich sage, daß die jungen Mädchen im Ganzen genommen — von den anwesenden, versteht sich's, rede ich nicht . . .

— Das hindert Sie aber nicht, auch diese im Sinne zu haben, unterbrach ihn Darja Michailowna.

— Ich übergehe sie mit Schweigen, wiederholte Pigassow. — Alle jungen Mädchen im Allgemeinen sind in höchstem Grade geziert im Ausdrucke ihrer Gefühle. Erschrickt zum Beispiel ein junges Mädchen, erfreut oder betäubt sie Etwas, das Erste, was sie thut, ist, sie giebt ihrem Körper eine gewisse graziöse Biegung (dabei gab Pigassow seiner Gestalt eine angemessene Wendung und streckte die Arme von einander) und dann erst kreischt sie: ach! oder bricht in Lachen oder Schluchzen aus. Ein Mal übrigens — und dabei lächelte Pigassow wohlgefällig: — habe ich es bei einem außerordentlich geziemen Fräulein dahin gebracht, einen wahren, ungeheuchelten Gefühlsausdruck zu erzwingen!

— Auf welche Weise?

Pigassow's Augen funkelten.

— Ich gab ihr von hinten mit einem Espenpfahle einen Stoß in die Seite. Wie sie aufschrie! Bravo! bravo! rief ich. Das war die Stimme der Natur, das war ein natürlicher Schrei. So müssen Sie es künftig halten.

Alle im Zimmer lachten auf.

— Was für einen Unsinn schwatzen Sie da, Afrikan Semenitsch! rief Darja Michailowna. — Sie meinen, ich werde Ihnen glauben, Sie hätten ein Mädchen mit einem Pfahle in die Seite gestoßen!

— »So wahr Gott lebt, mit einem Pfahle, mit einem ungeheuren, wie jene, die bei der Vertheidigung von Festungen gebraucht werden.

— *Mais c'est une hoppour ce que vous dites là, monsieur,* rief mit Entsetzen Mille. Boncourt, und warf einen strengen Blick auf die lachenden Kinder.

— Glauben Sie ihm doch nicht, sagte Darin Michailowna: — kennen Sie ihn denn nicht?

Die entrüstete Französin konnte sich aber lange nicht beruhigen und fuhr fort, vor sich zu brummen.

— Sie mögen mir glauben oder nicht, fuhr mit gelassener Stimme Pigassow fort: — ich betheuere aber, daß ich die reine Wahrheit gesagt habe. Wer könnte es denn besser wissen als ich? Dann werden Sie es wohl auch nicht glauben, daß unsere Nachbarin, die Tschepusow, mir selbst erzählt hat, merken Sie wohl, sie selbst hat mirs erzählt, daß sie ihren eigenen Neffen umgebracht hat?

— Wieder eine schöne Erfindung!

— Bitte, bitte! hören Sie und urtheilen Sie selbst. Vergessen Sie nicht, ich will sie nicht verleumden, ich habe sie sogar lieb, das heißt, so lieb man ein Weib haben kann, es ist im ganzen Hause bei ihr kein Buch auszutreiben, den Kalender ausgenommen, und lesen kann sie nicht anders als laut — diese Anstrengung treibt ihr den Schweiß auf die Stirne und sie klagt dann, daß ihr die Augen aus dem Kopfe springen wollten . . . Mit einem Wort, eine vortreffliche Frau, und ihre Dienstmädchen sind gut genährt. Warum sollte ich sie also verleumden?

— Nun! warf Darja Michailowna hin: — unser Afrikan Semenitsch hat sein Steckenpferd bestiegen — vor dem Abend steigt er nicht wieder herunter.

— Mein Steckenpferd . . . Die Weiber haben deren drei und kommen niemals von demselben herunter — außer etwa, wenn sie schlafen.

— Welches sind denn diese drei?

— Sticheln, Anspielen, Anklagen.

— Aber, Afrikan Semenitsch, sagte Darja Michailowna, Sie müssen gewiß nicht ohne Grund so sehr gegen die Frauen erbittert sein. Es muß Sie durchaus irgend Eine . . .

— Beleidigt haben, wollen Sie sagen? unterbrach sie Pigassow.

Darja Michailowna wurde etwas verwirrt; es fiel ihr die unglückliche Ehe Pigassow's ein . . . und sie nickte bloß mit dem Kopfe.

— Es ist wahr, mich hat ein Weib beleidigt, erwiederte Pigassow, — obgleich es eine gute, sehr gute Frau war . . .

— Wer war denn das?

— Meine Mutter, brachte Pigassow halblaut hervor.

— Ihre Mutter-? Wie konnte die Sie wohl kränken?

— Dadurch, daß sie mich zur Welt gebracht hat. Darja Michailowna zog die Brauen zusammen.

— Mich dünkt, sagte sie: — unsere Unterhaltung nimmt eine trübe Wendung . . . Constantin, spielen Sie uns doch die neue Etüde von Thalberg vor . . . Vielleicht werden die Töne der Musik Afrikan Semenitsch bezähmen. Hat es doch Orpheus über wilde Thiere vermocht.

Constantin Diomiditsch setzte sich an's Clavier und trug die Etüde zu voller Befriedigung vor. Anfangs hörte Natalia mit Aufmerksamkeit zu, fuhr aber dann in ihrer Arbeit wieder fort.

— *Merci, c'est charmant,* äußerte Darja Michailowna: — ich liebe den Thalberg. *Il est si distinguè.* Worüber sinnen Sie, Afrikan Semenitsch?

— Ich dachte, begann langsam Pigassow: — es giebt drei Sorten von Egoisten, solche, welche selbst leben und Andere leben lassen; Egoisten, welche selbst leben und Andere nicht leben lassen, und endlich solche, welche weder selbst leben, noch Andere leben lassen . . . Die Weiber gehören größtentheils zu der dritten Gattung.

— Wie liebenswürdig! Was mich aber wundert, Afrikan Semenitsch, das ist die Zuversicht in Ihren Reden: Sie urtheilen, als könnten Sie niemals irren.

— Bewahre! auch ich kann mich irren; auch der Mann kann sich irren! aber, wissen Sie, worin der Unterschied besteht zwischen unserem Irren und dem eines Weibes? Sie wissen es nicht? Ich will es Ihnen sagen: ein Mann zum Beispiel kann sagen, zweimal zwei mache nicht vier, sondern fünf oder drei und einhalb; ein Weib aber wird sagen: zweimal zwei macht — ein Stearinlicht.

— Das habe ich, dünkt mich, schon einmal gehört . . . Erlauben Sie mir aber die Frage, in welcher Beziehung steht Ihre Idee von den drei

Gattungen Egoisten zu der Musik, die wir soeben gehört haben?

— Durchaus in keiner; ich habe gar nicht auf die Musik gehört.

— Nun, mein Bester, ich sehe, »Sie sind unverbesserlich, ich ziehe mich zurück,« erwiderte Darja Michailowna, einen Vers aus Gribojedaw variirend. — Was lieben Sie denn, wenn selbst Musik Sie nicht anspricht? Literatur etwa?

— Die Literatur liebe ich, aber nicht die der Gegenwart.

— Weshalb.

— Das will ich Ihnen sagen. Vor Kurzem bei einer Ueberfahrt über die Oka traf ich mit einem Herrn zusammen. Die Fähre legte bei einer steilen Stelle an: die Equipage mußte durch Menschenhände hinaufgeschleppt werden. Jener Herr hatte eine außerordentlich schwere Calesche. Während die Fährleute sich bei dem Hinaufziehen des Fuhrwerks abarbeiteten, stand der Herr auf der Fähre und stöhnte, daß man ordentlich Mitleid mit ihm haben konnte . . . Da haben wir, fiel mir ein, eine neue Anwendung des Systems der getheilten Arbeit! So ist es auch mit der Literatur der Gegenwart: Andere ziehen und verrichten die Arbeit, und sie stöhnt.

Darja Michailowna lächelte.

— Und das nennt sich ein Spiegelbild des Lebens der Gegenwart, fuhr der unerbittliche Pigassow fort: — tiefe Sympathie für die socialen Fragen und wer weiß wie noch . . . Ach, über diese hochtönenden Worte!

— Die Frauen aber, die Sie so angreifen, sie wenigstens gebrauchen keine hochtönenden Worte.

Pigassow zuckte die Achseln.

— Sie gebrauchen sie nicht, weil sie sich darauf — nicht verstehen.

Darja Michailowna erröthete leicht.

— Sie werden etwas dreist, Afrikan Semenitsch! bemerkte sie mit erzwungenem Lächeln.

Alle im Zimmer wurden still.

— Wo liegt Solotonoscha? fragte auf einmal einer der Knaben Bassistow.

— Im Gouvernement Poltawa, mein Lieber, nahm Pigassow das Wort: — im Herzen des Schopflandes.[3] (Er war froh, der Unterhaltung eine andere Wendung geben zu können.) — Wir sprachen von

Literatur, fuhr er fort: — wenn ich Geld übrig hätte, so würde ich ohne Weiteres kleinrussischer Dichter werden.

— Was soll denn das noch? ein schöner Dichter! erwiederte Darja Michailowna: — kennen Sie denn die kleinrussische Sprache?

— Nicht im Mindesten; das ist aber auch nicht nöthig.

— Wie so nicht nöthig?

— Ganz einfach! Man nehme nur einen Bogen Papier . und schreibe oben darauf: »Duma«;[4] dann stelle man eine Anzahl Worte ohne all und jeden Sinn zusammen, füge nur einige Kleinrussische Interjectionen, wie: graje, grase, woropaje, hopp, hopp! oder Etwas in dieser Art hinzu, und das Ding ist fertig. Dann schicke man es in die Druckerei und gebe es heraus. Der Kleinrusse wird es lesen, den Kopf auf die Hand fallen lassen und gewiß dabei Thränen vergießen. Das ist nun ein; mal so eine gefühlvolle Seele!

— Ich bitte Sie! rief Bassistow. — Was erzählen Sie da? Da hört aber Alles auf. Ich habe in Kleinrußland gelebt, liebe das Land und kenne die Sprache «graje, graje, woropaje« ist ein vollständiger Unsinn.

— Möglich, der Schopfkurt würde aber doch Thränen dabei vergießen. Sie sagen die Sprache . . . Giebt es aber denn eine kleinrussische Sprache? Ich bat einmal einen Kleinrussen, mir irgend eine Phrase zu übersetzen, und wie glauben Sie, daß er sie übersetzt hat? er wiederholte fast genau die von mir vorgesprochenen Worte, nur daß er durchgängig **i** in **ü** verwandelte. Ist das etwa nach Ihren Begriffen eine Sprache? eine selbstständige Sprache? Bevor ich Ihnen das zugebe, lasse ich meinen besten Freund in einem Mörser zerstoßen . . .

Bassistow wollte ihm etwas entgegnen.

— Lassen Sie ihn, sagte Darja Michailowna, — Sie wissen ja, daß man von ihm außer Paradoxen nichts zu hören bekommt.

Pigassow lächelte boshaft. Ein Diener erschien und meldete die Ankunft Alexandra Pawlowna's und ihres Bruders.

Darja Michailowna erhob sich, um ihre Gäste zu empfangen.

— Guten Tag, Alexandrine! sagte sie, ihr entgegengehend: — wie schön von Ihnen, daß Sie gekommen sind . . . Guten Tag, Sergei Pawlowitsch!

Wolinzow drückte Darja Michailowna die Hand und trat aus Natalia zu.

— Nun, und der Baron, Ihr neuer Bekannter, wird er heute kommen? fragte Pigassow.

— Ja, er wird kommen.

— Es soll ja ein großer Philosoph sein: wirft mit Hegel um sich.

Darja Michailowna antwortete nichts, ließ Alexandra Pawlowna auf der Couchette Platz nehmen und setzte sich selbst neben sie.

— Die Philosophie, fuhr Pigassow fort: — der höhere Gesichtspunkt! Sind sie mir zum Ekel geworden, diese höheren Gesichtspunkte! Und was kann man aus der Höhe sehen? Ich denke, kauft Jemand ein Pferd, so wird er nicht erst einen Thurm besteigen, um es zu beschauen!

— Dieser Baron wollte Ihnen einen Aufsatz bringen? fragte Alexandra Pawlowna.

— Ja, einen Aufsatz, erwiederte Darin Michailowna mit übertriebener Gleichgültigkeit: — über die Beziehungen des Handels zu der Industrie in Rußland . . . Erschrecken Sie aber nicht: wir werden das jetzt nicht lesen . . . Ich habe Sie nicht deshalb eingeladen. *Le baron est aussi aimable que savant.* Und spricht sehr gut russisch! *C'est un vrai torrent . . . il vous entraiane.*

— Er spricht so gut russisch, brummte Pigassow: — daß er verdient hat, französisch gelobt zu werden.

— Brummen Sie nur, Afrikan Semenitsch, brummen Sie nur immer zu . . . das paßt sehr gut zu Ihrem verwühlten Haar . . . Warum kommt er aber nicht? Wissen Sie aber, *mossieurs at mesdames,* setzte Darja Michailowna, sich im Kreise umsehend, hinzu: — wir wollen in den Garten gehen. Bis zum Essen ist es noch eine Stunde und das Wetter ist so herrlich . . .

Die ganze Gesellschaft erhob sich und begab sich in den Garten.

Der Garten Darja Michailowna's reichte bis an den Fluß. Es waren in demselben viele dunkle und duftige Alleen alter Lindenbäume, die in smaragdgrüne Lichtungen mit vielen Lauben aus Akazien und Fliederbäumen ausliefen.

Wolinzow in Begleitung von Natalia und Mlle. Boncourt hatten sich in das Dickicht des Gartens vertieft. Wolinzow ging neben Natalia her und schwieg. Mlle. Boncourt folgte in einiger Entfernung.

— Womit haben Sie sich heute beschäftigt? fragte endlich Wolinzow und streichelte dabei die Spitze seines schönen,

dunkelblonden Schnurrbartes.

Er war seiner Schwester sehr ähnlich, doch zeigten seine Gesichtszüge weniger Beweglichkeit und Leben und seine Augen, hübsch und sanft, hatten einen etwas schwermüthigen Ausdruck.

— Mit Wenigem, erwiederte Natalia: — ich habe das Schelten Pigassow's mit angehört, habe am Stickrahmen genäht und habe gelesen.

— Und was haben Sie gelesen?

— Ich habe . . . die Geschichte der Kreuzzüge gelesen, brachte Natalia mit einigem Stocken hervor.

Wolinzow blickte sie an.

— Oh, sagte er endlich: — das muß interessant sein.

Er riß einen Zweig ab und fächelte damit in der Luft. Sie gingen noch etwa zwanzig Schritte weiter.

— Was für ein Baron ist das, dessen Bekanntschaft Ihre Mama gemacht hat? fragte dann wieder Wolinzow.

— Ein Kammerjunker, seit Kurzem angekommen; Mama lobt ihn sehr.

— Ihre Mama giebt sich leicht dem ersten Eindrucke hin.

— Ein Beweis, daß ihr Herz noch jugendlich fühlt, bemerkte Natalia.

— Gewiß. Ich werde Ihnen bald Ihr Pferd zuschicken. Es ist schon fast ganz zugeritten. Es soll mir gleich im Galopp vom Platz, dazu muß ich es bringen.

— Merci . . . Es macht mich aber wirklich verlegen. Sie reiten es selbst zu . . . das soll ja sehr angreifend sein.

— Um Ihnen das geringste Vergnügen zu bereiten, Sie wissen es, Natalia Alexejewna, bin ich bereit . . . würde ich . . . nicht solche Kleinigkeiten . . .

Wolinzow stockte.

Natalia blickte ihn freundlich an und sagte nochmals: merci.

— Sie wissen, fuhr Sergei Pawlitsch nach längerem Schweigen fort: — es giebt Nichts . . . Doch warum « sage ich dass Sie wissen ja Alles.

In diesem Augenblicke erschallte die Glocke im Hause.

— Ah! *la cloche du diner!* rief Mlle. Boncourt: — *rentons.*

»*Quel dommage,*« dachte bei sich die alte Französin, als sie hinter Natalia und Wolinzow die Stufen zur Terrasse hinaufstieg: — »*quel dommage que ce charmant garcon ait peu de ressources dans la conversation* . . . was man etwa so wiedergeben könnte: du bist ganz nett, mein Lieber, aber etwas beschränkt.

Der Baron kam nicht zum Mittage. Man wartete eine halbe Stunde auf ihn. Bei Tische wollte es mit der Unterhaltung nicht recht fort. Sergei Pawlitsch blickte fortwährend Natalia an, neben welcher er saß, und schenkte ihr eifrig Wasser in's Glas. Pandalewski bemühete sich vergeblich, seine Nachbarin, Alexandra Pawlowna, zu unterhalten: er zerfloß in Liebenswürdigkeiten, während es ihr Mühe kostete, das Gähnen zu unterdrücken.

Bassistow machte Brodkügelchen und dachte an Nichts; selbst Pigassow war verstummt, und als Darja Michailowna ihm bemerkte, daß er heute nicht liebenswürdig sei, antwortete er mürrisch: — Wenn bin ich denn liebenswürdig? Es ist nicht meine Art . . . und setzte mit bitterem Lächeln hinzu: — haben Sie nur Geduld; ich bin ja nur Kwas, ordinairer russischer Kwas; wenn aber Ihr Kammerjunker . . .

— Bravo! rief Darja Michailowna. — Pigassow wird eifersüchtig, zum Voraus eifersüchtig!

Pigassow jedoch erwiederte nichts darauf, sondern schaute finster vor sich hin.

Es schlug sieben Uhr und Alle versammelten sich wieder im Gastzimmer.

— Es scheint, er wird nicht kommen, sagte Darja Michailowna . . . Doch plötzlich ließ sich das Rollen eines Wagens vernehmen, ein mittelgroßer Tarantaß lenkte in den Hof und nach einigen Minuten erschien ein Diener im Gastzimmer und reichte Darja Michailowna einen Brief auf einem kleinen silbernen Präsentirteller. Sie durchlief denselben bis zum Ende und fragte dann, zum Diener gewendet:

— Und wo ist der Herr, der diesen Brief gebracht hat?

— Er ist im Wagen sitzen geblieben. Befehlen Sie, ihn herein zu nöthigen?

— Bitte ihn her.

Der Diener verschwand.

— Ist das nicht ärgerlich, denken Sie doch, fuhr Darja Michailowna fort: — der Baron hat die Weisung bekommen, sogleich nach Petersburg zurückzukehren. Er schickt mir feinen Aufsatz durch einen Herrn Rudin, seinen Freund. Der Baron wollte mir denselben vorstellen — er sagt von ihm viel Gutes. Doch wie das störend ist! ich hatte darauf gerechnet, der Baron werde hier einige Zeit zubringen . . .

— Dimitri Nikolaitsch Rudin, meldete der Diener.

III.

In's Zimmer trat ein Mann von fünfunddreißig Jahren, hohem Wachse, etwas gebückter Haltung, kraushaarig und von dunkler Gesichtsfarbe, mit unregelmäßigen, aber ausdrucksvollen und klugen Zügen, feuchtem Glanze in den lebhaften, dunkelblauen Augen, gerader und breiter Nase und anmuthig gezeichneten Lippen. Sein Anzug war nicht neu und eng, als wäre er demselben entwachsen.

Gewandt trat er auf Darja Michailowna zu, entbot ihr einen kurzen Gruß, sagte, daß ihn schon längst nach der Ehre, ihr dargestellt zu werden, verlangt habe und daß sein Freund, der Baron, es sehr bedauere, nicht persönlich Abschied von ihr haben nehmen zu können.

Die feine Stimme Rudin's entsprach weder seinem hohen Wachse, noch feiner breiten Brust.

— Nehmen Sie Platz . . . es freut mich, Sie kennen zu lernen, sagte Darja Michailowna und nachdem sie ihn der ganzen Gesellschaft vorgestellt hatte, fragte sie, ob er aus dieser Gegend oder angereist sei?

— Meine Besitzung liegt im T . . .schen Gouvernement, erwiederte Rudin, den Hut auf den Knieen haltend: — ich bin seit Kurzem hier. Ich bin in Geschäften hergekommen und habe meinen Wohnsitz für's Erste in Ihrer Kreisstadt genommen.

— Bei wem?

— Beim Doctor. Er ist ein alter Universitätsfreund von mir.

— Ah! beim Doktor . . . Man lobt ihn. Er soll, wie man sagt, seine Sache verstehen. Und der Baron, seit wann sind Sie mit ihm bekannt?

— Ich traf ihn im vergangenen Winter in Moskau und habe jetzt ungefähr eine Woche bei ihm zugebracht.

— Ein sehr gebildeter Mann — der Baron!

— Gewiß.

Darja Michailowna führte die mit Kölnischem Wasser getränkte Ecke ihres Taschentuches an die Nase.

— Sie stehen vermuthlich im Staatsdienste? fragte sie.

— Wer? Ich?

— Ja. Sie!

— Nein . . . Ich habe den Dienst verlassen.

Ein kurzes Schweigen trat ein, dann wurde die Unterhaltung wieder allgemein.

— Dürfte ich wohl fragen, begann Pigassow, sich zu Rudin wendend: — Sie kennen gewiß den Inhalt des Aufsatzes, den der Herr Baron geschickt hat?

— Ich kenne ihn.

— Jener Aufsatz berührt die Beziehungen des Handels . . . oder, besser gesagt — der Industrie zum Handel in unserem Vaterlande . . . So, dünkt mich, hatten Sie die Gefälligkeit zu sagen, Darja Michailowna?

— Ja, es ist darin die Rede davon, äußerte Darja Michailowna, die Hand an die Stirn führend.

— Ich verstehe mich freilich schlecht auf solche Dinge, fuhr Pigassow fort: — muß jedoch gestehen, daß mir allein schon der Titel des Aufsatzes sehr . . . wie sag' ich das gelinde? . . . sehr dunkel und confus vorkommt.

— Woher scheint Ihnen das?

Pigassow lächelte und warf einen Seitenblick aus Darja Michailowna.

— Ist dieser Titel Ihnen denn klar? äußerte er, sein Fuchsgesicht wieder zu Rudin wendend.

— Mir? Ja gewiß!

— Hm . . . Freilich, Sie müssen das besser wissen.

— Haben Sie Kopfschmerzen? fragte Alexandra Pawlowna Darja Michailowna.

— Nein, es ist nichts . . . *c'est nerveux*.

— Dürfte ich wohl fragen, lenkte Pigassow, mit etwas näselnder Stimme wieder ein: — Ihr Bekannten der Herr Baron Muffel . . . so, glaube ich, heißt er?

— Ganz recht.

— Beschäftigt sich der Herr Baron Muffel speziell mit politischer Oekonomie, oder widmet er dieser anziehenden Wissenschaft nur so nebenbei die Mußestunden, welche er nach den weltlichen Vergnügungen und Dienstobliegenheiten erübrigen kann?

Rudin blickte Pigassow scharf an.

— Der Baron ist in diesem Fache Dilettant, erwiederte er mit leichtem Erröthen: — es ist aber viel Wahres und Interessantes in seinem Aufsatze.

— Ich kann darüber nicht mit Ihnen disputieren, da mir der Aussatz unbekannt ist . . . Ich erlaube mir aber die Frage: Ihr Freund, der Baron Muffel, geht vermuthlich in dem Aufsatze mehr von allgemeinen Theorien als von Thatsachen aus?

— Er bietet sowohl Thatsachen als auch Theorien, die sich auf Thatsachen stützen.

— So, so. Meiner Meinung nach, Sie werden erlauben . . . ich darf wohl gelegentlich mein Wort dazu geben: ich habe drei Jahre in Dorpat zugebracht . . . alle diese, so genannten allgemeinen Theorien, Hypothesen, Systeme . . . nehmen Sie es nicht übel, ich bin Provinziale, nehme kein Blatt vor den Mund . . . taugen alle zu nichts. Das ist Alles nur Klügelei — um die Leute zu bethören. Gebt uns Facta, meine Herren, weiter fordern wir nichts von Euch.

— Wirklich! erwiederte Rudin. — Aber der Sinn der Facten muß doch gedeutet werden!

— Allgemeine Theorien, fuhr Pigassow fort: — nicht ausstehen kann ich sie, diese allgemeinen Theorien, Uebersichten, Schlußfolgerungen! Das stützt sich Alles auf sogenannte Ueberzeugungen; ein Jeder faselt von seinen Ueberzeugungen, und verlangt noch dazu, daß man sie respectire, daß man sich mit dergleichen befasse . . . Oh! Oh! Und Pigassow schüttelte mit der Faust in der Luft. Pandalewski lachte auf.

— Herrlich! sagte Rudin: — es giebt also, Ihrer Ansicht nach, keine Ueberzeugungen.

— Nein — es giebt keine.

— Das ist Ihre Ueberzeugung?

— Ja.

— Wie können Sie nun sagen, es gäbe keine? Da haben Sie eben eine ausgesprochen.

Alle im Zimmer lächelten und warfen sich Blicke zu.

— Erlauben Sie, erlauben Sie aber, begann wieder, Pigassow . . .

Doch Darja Michailowna klatschte in die Hände und rief: bravo, bravo, geschlagen, Pigassow ist geschlagen! und nahm sachte den Hut aus Rudins Händen.

— Halten Sie ein wenig ein mit der Freude, gnädige Frau: ein wenig Geduld! sagte Pigassow ärgerlich. — Es kommt nicht darauf an, mit Ueberlegenheitsmiene ein witziges Wort abzuschießen, beweisen soll man, widerlegen . . . Wir sind vom Gegenstande unseres Streites abgekommen.

— Erlauben Sie, bemerkte Rudin gelassen: — die Sache ist ganz einfach. Sie glauben nicht an den Nutzen allgemeiner Theorien, Sie glauben nicht an Ueberzeugungen.

— Ich glaube nicht, glaube daran nicht, an nichts glaube ich!

— Sehr gut. Sie sind Skeptiker.

Ich sehe nicht ein, wozu uns dies gelehrte Wort nützen soll. Indessen . . .

— Unterbrechen Sie doch nicht, mischte sich Darja Michailowna in's Gespräch.

— Jetzt geht es los! sagte Pandalewski schmunzelnd vor sich hin.

— Dieses Wort drückt meinen Gedanken aus, fuhr Rudin fort. Sie verstehen es: weshalb sollte ich es nicht gebrauchen? Sie glauben an nichts . . . Wie glauben Sie denn an ein Factum?

— Wie? das ist aber schön! Ein Factum ist eine bekannte Sache, ein Jeder weiß, was ein Factum ist . . . Ich urtheile darüber aus Erfahrung, nach eigener Empfindung.

— Die Empfindung kann Sie aber täuschen! Die Empfindung sagt Ihnen, daß die Sonne sich um die Erde dreht, oder . . . oder, vielleicht theilen Sie Kopernikus Ansicht nicht? Sie glauben auch ihm nicht?

Von Neuem überflog ein Lächeln die Gesichter, Aller Augen waren aus Rudin gerichtet. »Ein ganz gescheidter Mensch,« dachte Jeder,

— Sie gefallen sich in Scherzen, sagte Pigassow. — Freilich, das ist sehr originell, gehört aber nicht zur Sache.

— In dem, was ich bis jetzt gesagt habe, erwiederte Rudin: — war leider sehr wenig Originelles. Alles dies ist schon längst bekannt, und ist tausendmal wiederholt worden. Nicht darauf kam es an . . .

— Aber worauf denn? fragte Pigassow, mit leichtem Anflug von Unverschämtheit.

Er pflegte, wenn er stritt, mit spöttischen Ausfällen gegen seinen Widerpart anzufangen, dann grob zu werden, und endlich schmollend zu verstummen.

— Ich will Ihnen sagen, woraus, fuhr Rudin fort: — ich kann mich wirklich nicht, ich muß es gestehen, eines tiefen Bedauerns erwehren, wenn verständige Leute in meiner Gegenwart herfallen über . . .

— Ueber Systeme! unterbrach ihn Pigassow.

— Nun, meinetwegen, über Systeme. Was bringt Sie dies Wort so außer sich? Jedes System stützt sich ja auf die Kenntniß der Grundgesetze des Lebens . . .

— Aber ich bitte Sie, die kann man doch nicht kennen, nicht ergründen . . .

— Erlauben Sie. Freilich, nicht Jedem sind sie zugänglich, und der Mensch ist dem Irrthum unterworfen. Sie werden mir aber wahrscheinlich zugeben, daß Newton, zum Beispiel, einige dieser Grundgesetze dennoch entdeckt hat. Das war ein Genie, zugestanden; die Entdeckungen, die geniale Geister machen, sind aber eben dadurch groß, daß sie zum Gemeingute Aller werden. Das Bestreben, allgemeine Gesetze aus partiellen Erscheinungen herauszufinden, bildet eine Grundeigenschaft des menschlichen Geistes, und unsere ganze Bildung . . .

— Dahin also wollten Sie! unterbrach ihn wiederum mit gedehnter Stimme Pigassow. — Ich bin ein praktischer Mensch und vertiefe mich nicht gern in diese metaphysischen Spitzfindigkeiten.

— Sehr wohl! Das steht bei Ihnen. Beachten Sie indessen, daß schon der Wille allein, ausschließlich ein praktischer Mensch zu sein, an und für sich ein System vorstellt, eine Theorie . . .

— Bildung! sagten Sie, unterbrach ihn Pigassow: — Sie glauben wohl, mich mit diesem Wort aus der Fassung zu bringen! Wir haben sie sehr nöthig, diese angepriesene Bildung! Nicht einen kupfernen Groschen möchte ich für diese Ihre Bildung hingeben!

— Sie disputiren aber grundschlecht, Afrikan Semenitsch! bemerkte Darja Michailowna, im Innern sehr befriedigt durch die Ruhe und weltmännische Artigkeit ihres neuen Gastes. — »*C'est un homme comme il faut*« dachte sie, Rudin's Gesicht mit Wohlwollen betrachtend: »Ich muß ihn gewinnen.« Die letzten Worte sagte sie in Gedanken russisch.

— Ich werde es nicht unternehmen, fuhr Rudin nach einigem Schweigen fort, — die Bildung zu vertheidigen: — sie bedarf meiner Vertheidigung nicht. Sie mögen dieselbe nicht . . . Jeder hat feinen eigenen Geschmack. Es würde uns übrigens auch zu weit führen. Erlauben Sie mir nur, Sie an einen alten Spruch zu erinnern: »Jupiter, du wirst böse, folglich hast du Unrecht!« Ich wollte sagen, daß alle diese Ausfälle auf Systeme, allgemeine Theorien u. s. w. deshalb eben so zu bedauern sind, weil mit den Systemen zugleich die Menschen das Wissen überhaupt, die Wissenschaft und den Glauben an eine solche, verleugnen, folglich auch den Glauben an sich selbst, an die eigene Kraft. Die Menschen bedürfen aber dieses Glaubens: von Eindrücken allein können sie nicht leben, es wäre sündhaft, wenn sie vor dem Gedanken Scheu hätten und ihm nicht Vertrauen schenkten. Der Skeptizismus hat sich von jeher durch Unfruchtbarkeit und Ohnmacht ausgezeichnet . . .

— Das sind alles Worte! murrte Pigassow.

— Vielleicht. Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu bemerken, daß mit diesem Ausrufe »Das sind nur Worte,« wir uns oft der Nothwendigkeit entheben, etwas Gescheidteres als nur Worte zu sagen.

— Wie? fragte Pigassow und kniff die Augen zusammen.

— Sie haben verstanden, was ich Ihnen sagen wollte, erwiederte Rudin, mit unwillkührlicher, doch sofort unterdrückter Ungeduld. — Ich wiederhole es, wenn der Mensch keinen festen Grund hat, an den er glaubt, keinen Boden, aus dem er sicher fußt, wie kann er sich dann Rechenschaft geben von den Bedürfnissen, der Bedeutung, der Zukunft seines Volkes? wie kann er wissen, was er selbst? zu thun hat, wenn . . .

— Ehre dem Ehre gebührt! stotterte Pigassow hervor, verbeugte sich und trat auf die Seite, ohne Jemand anzublicken.

Rudin sah ihn an, lächelte leicht und verstummte.

— Aha! er hat die Flucht ergriffen! begann Darin Michailowna. — Seien Sie unbesorgt, Dimitri . . .

Um Vergebung, fügte sie mit freundlichem Lächeln hinzu: — wie hieß Ihr Herr Vater?

— Nikolai!

— Machen Sie sich keine Sorge, werther Dimitri Nikolaitsch! Er hat Niemand hier angeführt. Er machte die Miene als *wollte* er nicht

mehr disputiren . . . Er fühlt, daß er es mit *Ihnen* nicht kann. Sehen Sie sich aber näher zu uns, und lassen Sie uns plaudern.

Rudin rückte seinen Sessel näher.

-— Wie kommt es, daß wir nicht früher bekannt geworden sind? fuhr Tarja Michailowna fort. Das ist mir ein Räthsel . . . Haben Sie dies Buch gelesen? *C'est de Tocquoville, vous savez*?

Und Darja Michailowna schob Rudin eine französische Broschüre hin.

Rudin nahm das dünne Büchlein in die Hand, blätterte ein wenig darin und erklärte, nachdem er es wieder auf den Tisch zurückgelegt hatte, er habe diese Schrift des Herrn Tocquoville zwar nicht gelesen, doch häufig über die von ihm berührte Frage nachgedacht. Das Gespräch war angeknüpft Rudin zeigte sich anfangs etwas befangen, er zögerte, mit seiner Meinung hervorzutreten, fand nicht immer sogleich die Ausdrücke, wurde jedoch allmählich warm und beredt. Eine Viertelstunde später vernahm man nur seine Stimme im Zimmer. Alle hatten einen Kreis um ihn geschlossen.

Pigassow allein blieb entfernt, in einer Ecke neben dem Kamin Rudin sprach klug, mit Geist und Feuer, und zeigte viele Kenntnisse und große Belesenheit. Niemand hatte erwartet, in ihm einen bedeutenden Menschen zu treffen . . . Er war so alltäglich gekleidet, man hatte bisher so wenig von ihm gehört. Allen blieb es unbegreiflich und auffallend, wie ein so geistreicher Mann so unverhofft auf dem Lande hatte auftauchen können. Um so mehr erregte er bei Allen Bewunderung, man könnte sagen, er bezauberte Jeden, vor Allen Darja Michailowna . . . Sie war stolz auf ihren Fang, und dachte schon zum Voraus daran, wie sie Rudin in die Welt führen wolle. Trotz ihres Alters mischte sich bei ihr in die ersten Eindrücke viel jugendliches, ja beinahe kindisches Feuer. Alexandra Pawlowna hatte, offen gestanden, wenig von Allem begriffen, was Rudin gesprochen, war aber dennoch sehr erstaunt und erfreut; ihr Bruder war es nicht weniger; Pandalewski beobachtete Darja Michailowna und wurde neidisch; Pigassow dachte: »wollte ich fünfhundert Rubel wegwerfen — ich könnte mir eine bessere Nachtigall verschaffen « . . .

Mehr als alle Uebrigen waren jedoch Bassistow und Natalia erstaunt. Bassistow war der Athem fast ausgegangen; er war die ganze Zeit über mit offenem Munde und weit geöffneten Augen sitzen geblieben und hatte mit einer Spannung zugehört, wie bisher noch

niemals; Natalia's Gesicht war roth geworden und ihr Blick, den sie unverwandt auf Rudin geheftet gehalten hatte, wurde dunkler und glänzender zugleich . . .

— Was für prachtvolle Augen er hat, flüsterte ihr Wolinzow zu.

— Ja, sie sind schön.

— Schade nur, daß seine Hände so groß und roth sind.

Natalia antwortete nichts.

Man brachte den Thee. Die Unterhaltung wurde allgemeiner, doch ließ sich an dem plötzlichen Verstummen Aller, sobald Rudin den Mund aufthat, gleich merken, wie überwältigend der Eindruck war, den er hervorgebracht hatte. Es kam Darja Michailowna in den Sinn, Pigassow ein wenig aufzuziehen. Sie trat zu ihm und fragte ihn halblaut: »Warum schweigen Sie denn und zeigen uns nur ein höhnisches Lächeln? Versuchen Sie es doch, mit ihm wieder anzubinden,« und ohne feine Antwort abzuwarten, winkte sie Rudin zu sich.

— Sie kennen noch eine seiner Seiten nicht, sagte sie zu ihm, auf Pigassow deutend: — ein erschrecklicher Weiberfeind, fortwährend greift er sie an; ich bitte, bekehren Sie ihn doch.

Rudin blickte Pigassow unwillkührlich . . . von Oben herab an: er war um zwei Kopflängen höher als er. Dieser krümmte sich fast vor Aerger, sein gelbes Gesicht wurde noch gelber.

— Darja Michailowna hat nicht ganz Recht, begann er mit unsicherer Stimme: — ich greife nicht ausschließlich die Weiber au; das ganze Menschengeschlecht behagt mir nicht sehr.

— Was konnte Ihnen denn eine so schlechte Meinung von demselben einflößen? fragte Rudin.

Pigassow schaute ihm gerade in's Gesicht.

— Vermuthlich meine Studien des eigenen Herzens, in welchem ich mit jedem Tage mehr und mehr Schlacken entdecke. Ich urtheile über Andere nach mir selbst. Das mag vielleicht ungerecht sein, und ich tauge viel weniger als Andere; was wollen Sie aber? Gewohnheit!

— Ich verstehe Sie und sympathisire mit Ihnen, erwiederte Rudin. Welche edle Seele hätte nicht Anwandlungen von Selbstunterschätzung gehabt! Man sollte aber doch aus dieser schlimmen Lage herauszukommen trachten.

— Danke recht sehr für die Adelsbescheinigung, die Sie meiner Seele ausstellen, erwiederte Pigassow: — mit meiner Lage hält sich's noch — sie ist so übel nicht, und wenn es auch einen Ausgang aus ihr giebt, er mag bleiben, suchen will ich ihn nicht.

— Das hieße aber, verzeihen Sie den Ausdruck — die Befriedigung seiner Eigenliebe, dem Verlangen, in der Wahrheit zu verbleiben, vorziehen . . .

— Und was denn Anderes! rief Pigassow: — die Eigenliebe — das Ding verstehe ich, verstehen Sie, versteht ein Jeder; aber Wahrheit — was ist Wahrheit? Wo ist sie, diese Wahrheit?

— Sie verfallen in Wiederholungen, ich muß Ihnen diese Bemerkung machen, warf Darja Michailowna ein.

Pigassow zuckte die Achseln.

— Und was liegt daran? Ich frage: wo ist Wahrheit? Die Philosophen selbst wissen nicht, was sie ist. So sagt Kant: Das ist sie; Hegel aber — nein bewahre! Dies ist sie.

— Und wissen Sie, was Hegel darüber sagt? fragte Rudin. ohne die Stimme zu erheben.

— Ich wiederhole, eiferte Pigassow: — ich kann nicht begreifen, was Wahrheit ist. Meiner Ansicht nach giebt es eine solche nicht auf der Welt, das heißt, das Wort ist da, die Sache selbst aber existirt nicht.

— Ei! Ei! rief Darja Michailowna: — schämen Sie sich doch so zu sprechen, Sie alter Sünder! Es gäbe keine Wahrheit? Wozu nützte es denn auf der Welt zu leben?

— Und wissen Sie, Darja Michailowna, erwiederte ärgerlich Pigassow: — ich bin der Meinung, daß Sie, auf jeden Fall, das Leben ohne Wahrheit leichter finden würden, als ohne Ihren Koch Stephan, der so vortreffliche Bouillons kocht! Und wozu brauchten Sie überhaupt die Wahrheit, wenn ich fragen darf? ein Häubchen ließe sich doch nicht daraus machen!

— Spaßen ist nicht beweisen, bemerkte Darja Michailowna: — besonders wenn es in Verleumdung ausartet.

— Ich weiß nicht, wie es mit der Wahrheit bestellt ist, aber sie zu hören ist freilich Vielen schmerzlich, brummte Pigassow und zog sich mürrisch zurück.

Rudin jedoch begann von dein Selbstgefühl zu reden und sprach sehr verständig. Er bewies, daß der Mensch ohne Selbstgefühl nichts

bedeute, daß Selbstgefühl »Archimedes's Hebel« sei, durch welchen der Erdball aus seiner Stellung gehoben werden könne; doch verdiene in der That nur Derjenige »Mensch« genannt zu werden, der sein Selbstgefühl zu bändigen wisse, wie der Reiter sein Roß, der seine Persönlichkeit dem Wohle Alter zum Opfer bringe . . .

— Selbstsucht, so beschloß er seine Rede: — ist Selbstmord. Der selbstsüchtige Mensch verdorrt gleich einem vereinzelten, unfruchtbaren Baume; Selbstgefühl aber, als lebendiges Streben nach Vervollkommnung, ist der Ursprung alles Großen . . . Ja! es muß der Mensch den starren Egoismus seiner Persönlichkeit brechen, um ihr das Recht zu verschaffen, sich frei auszusprechen.

— Dürfte ich Sie wohl um einen Bleistift bitten? wandte sich Pigassow an Bassistow.

Bassistow faßte nicht gleich, was Pigassow von ihm verlangte.

— Wozu brauchen Sie einen Bleistift? brachte er I endlich hervor.

— Ich will diese letzte Phrase des Herrn Rudin notiren. Notire ich sie nicht, ich könnte sie vergessen, stehe nicht dafür! Und Sie werden selbst zugeben, solch eine Phrase kommt doch einem großen Schlemm im Whist gleich.

— Es giebt Dinge, Afrikan Semenitsch, über welche zu scherzen und zu spotten unschicklich ist! erwiederte Bassistow mit Wärme und drehte Pigassow den Rücken.

Unterdessen war Rudin zu Natalia getreten. Sie erhob sich und auf ihrem Gesichte zeigte sich Verwirrung.

Wolinzow, der neben ihr saß, erhob sich gleichfalls.

— Ich sehe da ein Klavier, begann Rudin mit weicher, wohlwollender Stimme, als wäre er ein Prinz auf Reisen: — spielen Sie vielleicht?

— Ja, ich spiele, sagte Natalia: — aber nicht besonders. Hier, Constantin Diomiditsch spielt bedeutend besser als ich.

Pandalewski streckte sein Gesicht vor und fletschte die Zähne.

— Sie sind ungerecht gegen sich, Natalia Alexejewna: ich spiele wirklich nicht besser als Sie.

— Spielen Sie den Erlkönig von Schubert? fragte Rudin.

— Er spielt ihn, er spielt ihn! nahm Darja Michailowna das Wort. — Sehen Sie sich, Constantin . . . Sie lieben die Musik, Dimitri Nikolaitsch?

Rudin verneigte sich leicht mit dem Kopfe und fuhr mit der Hand über das Haar, als bereite er sich zum Anhören vor . . . Pandalewski begann.

Natalia stellte sich an's Klavier, Rudin gerade gegenüber. Gleich bei den ersten Tönen erhielt sein Gesicht einen begeisterten Ausdruck. Seine tiefblauen Augen schweiften langsam umher, von Zeit zu Zeit auf Natalia haften bleibend. Pandalewski hatte geendet.

Rudin sagte kein Wort und trat an das geöffnete Fenster. Ein aromatischer Duft lag gleich einer leichten Hülle aus dein Garten, einschläfernde Kühle entstieg den nahegelegenen Bäumen. Sanft schimmerten die Sterne. Wonnig war die Sommernacht und Wonne verbreitete sie um sich her. Rudin schaute in den dunkeln Garten hinaus und — wandte sich um.

— Diese und diese Nacht, sagte er: — haben in mir Erinnerungen erweckt an meine Studentenzeit in Deutschland, an unsere Zusammenkünfte, unsere Serenaden . . .

— Sie waren in Deutschland? Fragte Darja Michailowna.

— Ich habe ein Jahr in Heidelberg studirt und etwa ebensolange in Berlin.

— Und Sie kleideten sich wie die Studenten? Die sollen dort, sagt man, eine eigenthümliche Kleidung tragen.

— In Heidelberg habe ich hohe Stiefel mit Sporen und einen kurzen Leibrock mit Schnurbesatz getragen und das Haar lang wachsen lassen bis herab aus die Schultern . . . In Berlin kleiden sich die Studenten wie Jedermann.

— Erzählen Sie uns Etwas aus Ihrem Studentenleben, bat Alexandra Pawlowna.

Rudin begann seine Erzählung. Er war kein guter Erzähler. In seinen Schilderungen vermißte man die Färbung. Er verstand es nicht, Heiterkeit zu erregen. Uebrigens ging er bald von der Erzählung seiner Abenteuer im Auslande auf allgemeine Betrachtungen über, von der Bedeutung der Aufklärung und Wissenschaft, den Universitäten und dem Universitätsleben überhaupt. Mit breiten und kühnen Zügen entwarf er ein riesiges Bild. Alle hörten ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Er sprach meisterhaft, hinreißend, nicht immer bestimmt . . . aber diese

Unbestimmtheit selbst verlieh seiner Rede einen eigenthümlichen Reiz.

Der Reichthum seiner Gedanken hinderte Rudin, sich bestimmt und genau auszudrücken. Ein Bild drängte das andere; Gleichnisse, bald unerwartet kühn, bald merkwürdig treffend, folgten Schlag auf Schlag. Nicht selbstgefällige Worthascherei des geschulten Schönredners, sondern Begeisterung sprach aus seinem ungestümen Redefluß. Er war um Worte nicht verlegen: folgsam und frei traten sie ihm aus die Lippen, und jedes Wort schien, durchglüht vom Feuer der vollständigsten Ueberzeugung, direct aus der Seele zu strömen. Rudin besaß im höchsten Grade jene Eigenschaft, die man »Musik der Beredtsamkeit« nennen könnte. Er verstand es, indem er gewisse Saiten des Herzens anschlug, zugleich alle andern unbestimmt mittönen und erzittern zu machen. Es mag der Fall gewesen sein, daß der eine oder der andere seiner Zuhörer nicht recht verstand, wovon die Rede war, doch fühlte er die Brust schwellen, ein Schleier schien von seinen Augen zu fallen und in der Ferne stieg ein gewisses strahlendes Etwas vor seinen Blicken empor . . .

Alle Gedanken Rudin's schienen der Zukunft zugewandt zu sein; dieser Umstand verlieh ihnen das Drangvolle und Jugendliche . . . Am Fenster stehend, Niemand vorzugsweise anblickend, sprach er — und begeistert durch die Zustimmung und Aufmerksamkeit Aller, durch die Nähe junger Frauen, die Schönheit der Nacht, hingerissen von der Fluth eigener Empfindungen — erhob er sich bis zur Beredtsamkeit, bis zur Poesie . . . der Klang seiner Stimme sogar, sonor und ruhig, vermehrte noch den Zauber; es schien, als redete aus seinem Munde etwas Höheres, ihm selbst Ungewohntes . . . Rudin sprach von Dem, was dem zeitlichen Leben des Menschen Bedeutung für die Ewigkeit verleiht.

— Dabei fällt mir eine skandinavische Sage ein, so beschloß er seine Rede: — Es sitzt ein König mit seinen Recken in einer langen, dunkeln Halle um ein Feuer herum. Es war zu Winterszeit und Nachts. Auf einmal kommt ein kleiner Vogel durch die offene Thür hereingeflogen und fliegt zur andern wieder hinaus. Der König sagt: »Das Vöglein ist wie der Mensch aus Erden: aus dem Dunkel kommt es geflogen, in das Dunkel fliegt es wieder zurück, und hat sich nur kurze Zeit der Wärme und des Lichtes erfreut« . . . »O König,« erwiedert der Aelteste der Krieger, »das Vöglein wird auch im

Dunkeln nicht umkommen und sein Nest wieder finden« . . . In der That, unser Leben ist kurz und vergänglich; doch alles Große geschieht durch den Menschen. Das Bewußtsein, höheren Mächten zum Werkzeuge zu dienen, muß ihm Ersatz sein für alle übrigen Freuden; im Tode selbst wird er sein Leben, sein Nest finden . . .

Rudin hielt inne und senkte den Blick mit einem unwillkürlichen Lächeln der Verwirrung.

— *Vous êtes un poëte*, sagte halblaut Darja Michailowna.

Und Alle stimmten ihr im Stillen bei, — Alle, Pigassow ausgenommen. Ohne das Ende der langen Rede Rudin's abzuwarten, hatte er leise den Hut genommen und,, sich entfernend, dem bei der Thüre stehen gebliebenen Pandalewski erbittert zugeflüstert: — Die klugen Leute machen es mir zu bunt! Ich begebe mich zu den Einfaltspinseln!

Es hatte ihn übrigens Niemand zurückgehalten, auch seine Abwesenheit nicht bemerkt.

Die Diener trugen das Abendessen auf und eine halbe Stunde darauf trennte man sich. Darja Michailowna hatte Rudin überredet, über Nacht zu bleiben. Alexandra Pawlowna drückte auf der Heimfahrt in der Kutsche gegen ihren Bruder unter vielen Ach's ihr Erstaunen über Rudin's ungewöhnlichen Geist aus. Wolinzow stimmte ihr bei, bemerkte jedoch, daß er sich zuweilen etwas unverständlich ausdrücke . . . das heißt nicht ganz überzeugend, fügte er hinzu, vermuthlich, um seinen Gedanken bessern Ausdruck zu geben; sein Gesicht verfinsterte sich jedoch, und der Blick, den er in die Ecke der Kutsche gerichtet hielt, war noch schwermüthiger geworden.

Pandalewski ließ, während er, sich zum Schlafengehen anschickend, seine seidengestickten Tragbänder löste, laut die Worte fallen: »ein sehr gewandter Mensch!« und befahl dann sogleich mit strengem Blicke seinem Kammerdiener, das Zimmer zu verlassen. Bassistow schlief die ganze Nacht nicht und kleidete sich nicht einmal aus; bis zum Anbruch des Tages schrieb er ununterbrochen einen Brief an einen seiner Freunde nach Moskau; Natalia hatte sich zwar ausgekleidet und zu Bette gelegt, aber gleichfalls nicht eine Minute geschlafen und sogar die Augen nicht einmal geschlossen. Den Kopf auf den Arm gestützt, hatte sie in das Dunkel hinausgeblickt; ihre Pulse pochten wie im Fieber und häufige schwere Seufzer hoben ihren Busen.

IV.

Kaum halte sich Rudin am folgenden Morgen angekleidet, so erschien bei ihm ein Diener von Darja Michailowna mit der Einladung, sich zu ihr ins Cabinet zum Thee zu bemühen. Rudin traf sie allein. Sie bewillkommnete ihn höchst freundlich, erkundigte sich, ob er die Nacht gut verbracht habe und schenkte ihm selbst eine Tasse Thee ein, sie fragte sogar, ob Zucker genug darin sei, bot ihm eine Papiercigarre an, und äußerte wieder ein paar Male, daß sie sich wundere, wie sie nicht früher mit ihm bekannt geworden sei. Rudin hatte etwas entfernt Platz genommen; Darja Michailowna aber wies auf einen Diwan, der neben ihrem Sessel stand, und begann, sich ein wenig nach seiner Seite hinneigend, ihn über seine Verwandten, seine Pläne und seine Aussichten zu befragen. Darja Michailowna sprach leicht hingeworfen, und hörte zerstreut zu; Rudin aber merkte sehr wohl, daß sie ihm zu gefallen suche, ja, ihm sogar schmeichele: Nicht umsonst hatte sie also dieses Morgenstelldichein vorbereitet, nicht umsonst ein einfaches aber graziöses Kleid *à la madame Récamir*, angelegt! Uebrigens hörte Darja Michailowna bald auf, ihn auszufragen: sie fing an, ihm von sich zu erzählen, von ihren Jugendjahren und den Personen, mit denen sie bekannt gewesen war. Rudin hörte theilnehmend ihrem Gerede zu. doch — sonderbar! — von Wem Darja Michailowna auch sprechen mochte, ihre eigene Person stand stets im Vordergrunde, und drängte jede andere zurück; dabei erfuhr Rudin umständlich, was Darin Michailowna namentlich zu dieser bekannten, hochgestellten Persönlichkeit geredet, welchen Einfluß sie auf jenen berühmten Dichter ausgeübt hatte. Den Bekenntnissen Darja Michailowna's zufolge hätte man glauben können, daß alle Bedeutenden unter ihren Zeitgenossen einzig und allein nur darnach getrachtet hätten, mit ihr bekannt zu werden, oder sich ihr Wohlwollen zu erwerben Sie sprach von ihnen in einfacher Weise, ohne besonderes Entzücken oder Lobeserhebung, wie von ihr nahestehenden Personen; Einige nannte sie sonderbare Käuze, immer aber reiheten sich ihre Namens wie bei einem kostbar gefaßten Edelsteine, in strahlendem Kranze um den einen Namen: Darja Michailowna.

Rudin hörte zu, rauchte seine Cigarrette und schwieg; nur hin und wieder unterbrach er durch kurze Bemerkungen den Redeschwall der gnädigen Frau. Er verstand und liebte zu sprechen; eine Unterhaltung im Gange zu halten, war ihm nicht eigen, doch verstand er auch zuzuhören. Jeder, den er nicht gleich Anfangs eingeschüchtert hatte, ließ sich in seiner Gegenwart zutraulich aus; so gefällig und ermunternd folgte er dem Faden der Erörterungen Anderer. Er besaß viel Gutmüthigkeit, viel von jener eigenthümlichen Gutmüthigkeit, welche Leuten eigen ist, die gewohnt sind, sich über Andere erhaben zu fühlen. Im Wortstreite ließ er selten seinem Gegner das letzte Wort, sondern überwältigte ihn mit seiner ungestümen und leidenschaftlichen Dialektik.

Darja Michailowna sprach russisch. Sie prahlte mit der Kenntniß ihrer Muttersprache, obgleich bei ihr oft Gallicismen und französische Worte mit unterliefen. Absichtlich gebrauchte sie einfache, volksthümliche Ausdrucksweisen, doch nicht immer an dem rechten Orte. Rudin's Ohr fand sich durch die buntscheckige Sprache in Darja Michailowna's Munde nicht unangenehm berührt wenn überhaupt er ein Ohr dafür hatte.

Diese hatte sich indeß bald erschöpft, sie ließ den Kopf aus das Hinterkissen des Lehnstuhls zurücksinken, richtete den Blick aus Rudin und verstummte.

— Jetzt begreife ich, begann langsam Rudin, — begreife ich es, weshalb Sie jeden Sommer auf's Land reisen. Sie bedürfen dieser Erholung; die ländliche Stille, nach dem Leben in der Hauptstadt, muß Sie erfrischen und stärken. Ich bin überzeugt, Sie müssen ein tiefes Gefühl für die Schönheiten der Natur haben.

Darja Michailowna blickte Rudin von der Seite an.

— Die Natur . . . nun ja . . . ja, freilich . . . ich liebe sie außerordentlich; wissen Sie aber, Dmitri Nikolaitsch, selbst auf dem Lande lebt sich's nicht ohne Menschen. Hier herum giebt's aber keinen. Pigassow gilt hier als der Geistreichste.

— Der gestrige mürrische Graukopf? fragte Rudin.

— Nun ja, derselbe. Auf dem Lande übrigens nimmt man ihn schon mit — er heitert zuweilen auf.

— Er hat Verstand, erwiederte Rudin: — geht aber einen falschen Weg. Ich weiß nicht, ob Sie mir Recht geben werden, Darja

Michailowna, es liegt aber wirklich kein Segen in dem unbegrenzten und vollständigen Verneinen. Verneinen Sie Alles, und man wird Sie möglicherweise für einen klugen Kopf halten: dieser Kunstgriff ist bekannt. Es werden Viele in ihrer Einfalt sogleich bereit sein, den Schluß zu ziehen, Sie ständen höher, als das, was Sie verneinen. Das ist aber oftmals falsch. Erstens, lassen sich in Allem Flecken finden, zweitens, wenn Sie auch Recht hätten, bleiben Sie im Nachtheile: Ihr Geist, fortwährend und ausschließlich zur Verneinung gestimmt, verliert seine Kraft, er stumpft ab. Indem Sie Ihre Selbstliebe befriedigen, rauben Sie sich den wirklichen Genuß der Erkenntniß; das Leben — der innere Werth des Lebens — entschlüpft Ihrem kleinlichen und erbitterten Beobachtungsgeiste und Sie sinken zuletzt zu einem Zänker und Spaßmacher herab. Rügen, schelten darf nur, wer liebt.

— *Voilà Mr. Pigussoff enterré*, sagte Darja Michailowna. Sie verstehen es aber meisterhaft, die Menschen zu schildern! Uebrigens würde Pigassow Sie wahrscheinlich nicht einmal begriffen haben. Liebt er ja doch ausschließlich nur seine eigene Person.

— Und er schilt dieselbe, um einen Vorwand zu haben, Andere schelten zu dürfen, fiel Rudin ein.

Darja Michailowna lachte.

— Ja, ja, wie das Sprichwort sagt: vom kranken Kopf auf den Gesunden! — *A propos* — was halten Sie von dem Baron?

— Vom Baron? Er ist ein vortrefflicher Mensch, mit gutem Herzen und erfahren . . . aber ohne Character . . . er wird sein ganzes Leben ein halber Gelehrter, halber Weltmann, d. h. Dilettant bleiben, kurz gesagt, ein — Nichts . . . Es ist aber schade um ihn!

— Das ist auch meine Ansicht, erwiederte Darja Michailowna. — Ich habe seinen Aufsatz gelesen . . . *Entre nous . . . cela a assez peu de fond.*

— Wen haben Sie sonst noch in der Nähe? fragte nach einigem Schweigen Rudin.

Darja Michailowna strich mit dem kleinen Finger die Asche von ihrer Cigarrette.

— Weiter giebt es wohl Niemand. Die Lipin, Alexandra Pawlowna, die Sie gestern gesehen haben: sie ist allerliebst, und weiter nichts. Ihr Bruder — ebenfalls ein vortrefflicher Mensch, *un parfait honnête*

homme. Den Fürsten Garin kennen Sie. Das sind sie Alle. Es sind da noch zwei, drei Nachbarn, die sind aber ganz und gar unbedeutend. Entweder Wichtigthuer — mit ungeheuren Prätensionen oder menschenscheues, oft am unrichtigen Platze ungenirtes Volk. Mit den Damen gehe ich nicht um, wie Sie wissen. Wir haben wohl noch einen Nachbarn, einen sehr gebildeten, sogar gelehrten Mann, aber einen schrecklichen Sonderling, einen Schwärmer. Alexandrine kennt ihn und, wie es scheint, ist er ihr nicht gleichgültig . . . Sie sollten ihr wirklich Aufmerksamkeit schenken, Dmitri Nikolaitsch: das ist ein liebes Wesen; sie müßte nur etwas ausgebildet werden, ja sie muß es durchaus werden.

— Sie ist sehr anziehend, bemerkte Rudin.

— Ein wahres Kind, Dmitri Nikolaitsch, eine wahre Unschuld. Sie ist verheirathet gewesen, *mais c'est tout comme* . . . Wäre ich ein Mann, ich würde mich nur in solche Weiber verlieben.

— Wirklich?

— Gewiß! Dergleichen Frauen sind zum Mindesten frisch, und die Frische läßt sich nicht künstlich nachahmen.

— Alles Andere aber? fragte Rudin mit Lachen, was selten bei ihm der Fall war. Wenn er lachte, nahm sein Gesicht einen eigenthümlichen, fast greisenhaften Ausdruck an, die Augen zogen sich zusammen, er rümpfte die Nase . . .

— Wer ist denn aber jener Sonderling, wie Sie sagen, der Frau Lipin nicht gleichgültig wäre? fragte er.

— Ein gewisser Leschnew, Michael Michailitsch, ein Gutsbesitzer aus dieser Gegend.

Rudin erstaunte und erhob den Kopf.

— Leschnew, Michael Michailitsch? fragte er: — ist der denn Ihr Nachbar?

— Ja. Sie kennen ihn also?

Rudin schwieg.

— Ich habe ihn vormals gekannt . . . es ist schon lange her. Er ist reich, wie man sagt? fügte er hinzu indem er an den Fransen des Lehnstuhls zupfte.

— Ja, reich ist er, kleidet sich jedoch abscheulich und fährt auf einer Reitdroschke gleich einem Dorfverwalter umher. Ich habe den Versuch gemacht, ihn in mein Haus zu ziehen; er soll Verstand haben;

dann stehe ich auch gewissermaßen in Geschäftsverbindung mit ihm . . . Sie wissen doch, daß ich mein Gut selbst verwalte?

Rudin nickte mit dem Kopfe.

— Ja, selbst, fuhr Darja Michailowna fort: — ich führe nichts von den fremdländischen Albernheiten bei mir ein, halte mich an dem Meinigen, dem Russischen, und Sie sehen, die Sache geht, denke ich, nicht schlecht, setzte sie hinzu, indem sie dabei mit der Hand einen Kreis durch die Luft beschrieb.

— Ich bin immer der Ueberzeugung gewesen, bemerkte Rudin verbindlich: — daß diejenigen schreiendes Unrecht begehen, die den Frauen praktischen Sinn absprechen.

Darja Michailowna lächelte.

— Sie sind sehr nachsichtig, sagte sie: — aber was wollte ich Ihnen doch erzählen? Wovon sprachen wir denn? Ja! von Leschnew. Ich habe mit ihm über Landvermessung zu verhandeln. Mehrmals schon habe ich ihn zu mir eingeladen und erwarte ihn sogar heute; er kommt aber nie . . . ein wahrer Sonderling.

Der Vorhang an der Thür wurde behutsam zurückgezogen und der Haushofmeister, ein hochgewachsener, grauer Mann, mit einer Glatze, in schwarzem Frack, weißer Halsbinde und weißer Weste, trat herein.

— Was willst Du? fragte Darja Michailowna, und setzte mit einer leichten Wendung zu Rudin halblaut hinzu: — *n'est ce pas, comme il ressemble à canning*?

— Michael Michailitsch Leschnew ist angekommen, meldete der Mann: — befehlen Sie zu empfangen?

— Ach, mein Gott! rief Darja Michailowna: — er kommt wie gerufen. Bitte ihn her!

Der Haushofmeister ging hinaus.

— Der sonderbare Mensch, da wäre er endlich, und doch nicht zur rechten Stunde; er unterbricht unser Gespräch.

Rudin erhob sich von seinem Platze, Darja Michailowna hielt ihn aber zurück.

— Wohin wollen Sie denn? Das läßt sich auch in Ihrer Gegenwart besprechen und dann wünsche ich, daß Sie mir sein Bild entwerfen, wie das von Pigassow. Wenn Sie reden, *vous gravez comme avec un burin.* Bleiben Sie?

Rudin wollte etwas einwenden, überlegte ein wenig und blieb.

Michael Michailowitsch, dem Leser bereits bekannt, trat in's Cabinet. Er hatte denselben grauen Paletot an und hielt in den gebräunten Händen dieselbe alte Mütze. Er grüßte gelassen Darja Michailowna und trat an den Theetisch heran.

— Endlich sind Sie so gefällig gewesen, sich herzubemühen, Monsieur Leschnew! sagte Darja Michailowna. — Ich bitte, lassen Sie sich nieder. Sie sind mit einander bekannt, habe ich gehört, fuhr sie fort, auf Rudin deutend.

Leschnew blickte Rudin an und lächelte dabei sonderbar.

— Ich kenne Herrn Rudin, sagte er mit einer kurzen Verbeugung.

— Wir sind zusammen auf der Universität gewesen, bemerkte Rudin halblaut und schlug den Blick zu Boden.

— Auch später sind wir mit einander zusammen getroffen, sagte Leschnew kalt.

Daria Michailowna blickte Beide mit einigem Befremden an und bat Leschnew Platz zu nehmen.

Er setzte sich.

— Sie hatten gewünscht, mich zu sehen, begann er: es betrifft die Vermessung?

— Ja, die Vermessung, doch habe ich auch überhaupt Sie zu sehen gewünscht. Sind wir doch noch Nachbarn und auch wohl vielleicht verwandt miteinander.

— Sehr verbunden, erwiederte Leschnew: — was nun die Vermessung betrifft, so habe ich diese Angelegenheit bereits mit Ihrem Verwalter vollständig zum Abschluß gebracht: ich gehe auf alle seine Vorschläge ein.

— Das wußte ich.

— Nur, sagt er mir, könnten, ohne vorherige persönliche Zusammenkunft mit Ihnen, die Papiere nicht unterzeichnet werden.

— Ja; so ist es nun einmal bei mir eingeführt. Darf ich wohl fragen, ob die Bauern bei Ihnen zinspflichtig sind?

— So ist es.

— Und Sie selbst haben die Vermessung in Anregung gebracht? Das ist lobenswerth.

Leschnew schwieg einen Augenblick.

— Da bin ich denn der persönlichen Zusammenkunst wegen hergekommen, sagte er.

Darja Michailowna lächelte.

— Ich sehe, daß Sie gekommen sind. Sie sagen das in solch' besonderem Tone . . . Gewiß hatten Sie sehr wenig Lust, zu mir zu kommen.

— Ich besuche Niemand, erwiederte Leschnew phlegmatisch.

— Niemand? Sie besuchen aber doch Alexandra Pawlowna?

— Ich bin ein alter Bekannter ihres Bruders.

— Ihres Bruders! Uebrigens, ich lege Niemandem Zwang auf . . . Indessen, Sie werden vergeben, Michael Michailitsch, ich bin älter als Sie an Jahren und darf Sie ein wenig schelten: wie können Sie an einem so zurückgezogenen Leben Vergnügen finden? Oder ist es *mein* Haus vielleicht, das Ihnen nicht gefällt? oder vielleicht gefalle ich Ihnen nicht?

— Ich kenne Sie nicht, Darja Michailowna, und deßhalb können Sie mir auch nicht mißfallen. Ihr Haus ist sehr schön; ich muß Ihnen aber offen gestehen, ich thue mir nicht gern Zwang an. Ich habe nicht einmal einen gehörigen Frack, keine Handschuhe; zudem passe ich auch nicht in Ihren Kreis.

— Der Geburt, der Erziehung nach, gehören Sie demselben an, Michael Michailitsch! *vous êtes des nôtres.*

— Wir wollen Geburt und Erziehung bei Seite lassen, Darja Michailowna! Nicht daraus kommt es an . . .

— Der Mensch soll unter Menschen leben, Michael Michailitsch! Was hat man davon, wie Diogenes, in der Tonne zu sitzen?

— Erstens, fühlte sich Diogenes sehr wohl dabei: zweitens, weshalb glauben Sie, daß ich nicht unter Menschen lebe?

Darja Michailowna biß sich in die Lippen.

— Das ist eine andere Sache! Mir bleibt also nur zu bedauern, daß ich mich zu Denen nicht zählen darf, die Sie Ihrer Bekanntschaft würdigen.

— Monsieur Leschnew, mischte sich Rudin ein: — treibt zu weit, wie mich dünkt, ein sonst sehr lobenswerthes Gefühl — die Liebe zur Freiheit.

Leschnew erwiederte nichts und blickte Rudin nur an. Ein kurzes Schweigen trat ein.

— Und somit, sagte Leschnew, sich erhebend: — darf ich unsere Angelegenheit als erledigt betrachten und Ihren Verwalter bedeuten, daß er mir die Papiere zur Unterschrift zustelle?

— Sie können es . . . obgleich Sie, ich gestehe es, so wenig liebenswürdig sind . . . daß ich es Ihnen abschlagen sollte.

— Aber diese Vermessung bringt Ihnen ja mehr Vortheil als mir.

Darja Michailowna zuckte die Achseln.

— Und Sie wollen nicht einmal das Frühstück bei mir einnehmen? fragte sie

— Danke Ihnen gehorsamst; ich früstücke niemals, und dann muß ich auch bald nach Hause.

Darja Michailowna erhob sich.

— Ich will Sie nicht aufhalten, sagte sie, an's Fenster tretend: — ich darf Sie nicht aufhalten.

Leschnew verabschiedete sich.

— Adieu, Monsieur Leschnew! Verzeihen Sie, daß ich Sie belästigt habe.

— Oh ich bitte, hat nichts zu sagen, erwiederte Leschnew und ging hinaus.

— Wie gefällt er Ihnen! fragte Darja Michailowna Rudin. — Ich hatte wohl von ihm gehört, er sei ein sonderbarer Mensch; dies übersteigt aber doch Alles!

— Er leidet an demselben Uebel, wie Pigassow, erwiederte Rudin — dem Verlangen, originell zu erscheinen. Jener spielt den Mephistopheles, dieser den Cyniker. In allem Dem steckt viel Egoismus, viel Selbstsucht und wenig Wahrheit, wenig Liebe. Das ist ja auch eine Berechnung in ihrer Art: es bindet sich Einer die Larve der Gleichgültigkeit und der Nachlässigkeit vor, da muß denn gleich, denkt er, ein Jeder aus den Gedanken kommen, das; der Mensch auf unverantwortliche Weise sein Licht unter den Scheffel stellt! Aber näher betrachtet, ist gar kein Licht vorhanden!

— *Et de deux!* äußerte Darja Michailowna. — Sie sind furchtbar in der Charakterschilderung Ihnen entgeht man nicht.

— Glauben Sie? sagte Rudin . . . Uebrigens, fuhr er fort: — ich sollte eigentlich nicht von Leschnew sprechen: ich habe ihn geliebt, geliebt wie einen Freund . . . nachher aber, in Folge verschiedener Mißverständnisse . . .

— Haben Sie sich entzweiet?

— Das nicht. Wir haben uns getrennt, und, wie mir scheint, für immer getrennt.

— Das war es! Darum war Ihnen auch während seines Hierseins, wie mir däuchte, nicht wohl zu Muthe . . . Ich bin Ihnen aber doch sehr für den heutigen Morgen verbunden. Ich habe die Zeit überaus angenehm verbracht. Aber — Alles mit Maß! Ich gebe Ihnen Urlaub bis zum Frühstück, und will jetzt auch selbst an meine Geschäfte gehen. Mein Secretär, Sie haben ihn gesehen — Constantin, *c'est lui qui est mon secrétaire* — wartet gewiß schon auf mich. Ich empfehle Ihnen denselben: ein herrlicher, überaus dienstfertiger junger Mann und ganz entzückt von Ihnen. Auf Wiedersehen, eher Dmitri Nikolaitsch. Wie bin ich dem Barone zu Dank verpflichtet, daß er mir Ihre Bekanntschaft verschafft hat!

Und Darja Michailowna reichte Rudin die Hand. Er drückte sie zuerst, führte sie dann an die Lippen und begab sich in den Saal und von da auf die Terrasse, wo er Natalia traf.

V.

Darja Michailowna's Tochter, Natalia Alexejewna, konnte auf den ersten Blick nicht gefallen. Sie war noch nicht vollständig ausgebildet, mager, von bräunlicher Gesichtsfarbe, und hielt sich etwas gebückt. Die Züge ihres Gesichtes jedoch waren edel und regelmäßig, obgleich etwas breit für ein siebenzehnjähriges Mädchen. Besonders schön trat ihre reine und glatte Stirn, über den leicht geknickten Augenbrauen hervor. Sie sprach wenig, aber hörte und schaute mit Aufmerksamkeit, fast unverwandten Blickes, als wollte sie sich über Alles Rechenschaft geben. Sie war oft unbeweglich, in Gedanken versunken, und ließ die Arme herabhängen; es zeigte dann ihr Gesicht den Ausdruck innerer Gedankenthätigteit . . . Ein kaum merkliches Lächeln spielte um ihre Lippen und verschwand wieder; die großen dunkeln Augen hoben sich sanft . . . *Qu'avez vous*? pflegte sie dann Mlle. Boncourt zu fragen und ihr vorzuhalten, daß es sich für ein junges Mädchen nicht schicke, den Kopf hängen zu lassen und zerstreut anzusehen. Natalia war aber nicht zerstreut: im Gegentheil, sie lernte fleißig, las und arbeitete gern. Sie fühlte tief und stark, aber im Stillen; schon als Kind hatte sie selten geweint, jetzt seufzte sie sogar selten und wurde nur bleich, wenn etwas sie betrübte. Die Mutter sah in ihr ein wohlgesittetes, vernünftiges Mädchen, nannte sie scherzweise: *mon honnéte homme de fille*, hatte jedoch keine hohe Meinung von ihren Geistesfähigkeiten.

»Meine Natascha ist kalt von Natur — pflegte sie zu sagen — nicht wie ich . . . um so besser. Sie wird glücklich sein.« Darja Michailowna täuschte sich. Uebrigens, nicht jede Mutter kennt ihre Tochter.

Natalia liebte ihre Mutter, hatte aber kein volles Vertrauen zu ihr.

— Du hast Nichts vor mir zu verbergen, sagte ein Mal Darja Michailowna zu ihr: — sonst würdest Du wohl ein wenig geheim thun, denn Du hast Deinen Kopf für Dich.

Natalia blickte ihrer Mutter in's Gesicht und dachte: »und warum sollte ich nicht meinen Kopf für mich haben?«

Als Rudin sie auf der Terrasse traf, schritt sie eben mit Mlle Boncourt in's Zimmer, um ihren Hut aufzusetzen und in den Garten zu gehen. Ihre Morgenbeschäftigungen waren bereits beendigt. Man hatte aufgehört, Natalia als Kind zu behandeln, Mlle. Boncourt gab ihr

« schon lange keinen Unterricht mehr in der Mythologie und Geographie; doch mußte Natalia jeden Morgen — in ihrer Gegenwart, historische Bücher, Reisebeschreibungen und andere erbauliche Schriften lesen. Darja Michailowna traf die Auswahl, scheinbar einem ihr eigenen Systeme folgend, in der That aber gab sie Natalia Alles, was ihr ein französischer Buchhändler aus Petersburg zuschickte, ausgenommen natürlich Romane von Alexander Dumas Sohn und Comp. Diese Romane las Darja Michailowna selbst. Mlle. Boncourt pflegte ganz besonders streng und sauer Natalia über ihre Brille anzuschauen, wenn Letztere historische Bücher las: nach den Begriffen der alten Französin, war die ganze Geschichte voll unerlaubter Dinge, obgleich sie von den berühmten Männern des Alterthums, Gott weiß warum, nur einzig und allein den Kambyses kannte und aus neuerer Zeit — Ludwig den XIV. und Napoleon, den sie nicht leiden konnte. Natalia las aber auch solche Bücher, deren Dasein Mlle. Boncourt nicht ahnte: sie kannte den ganzen Puschkin auswendig.

Natalia erröthete etwas, als sie mit Rudin zusammentraf.

— Sie wollen spazieren gehen? fragte er sie.

— Ja. Wir gehen in den Garten.

— Darf ich mich Ihnen anschließen?

Natalia sah Mlle. Boncourt an.

Rudin.

— *Mais certainament, monsieur, avec plaisir*, rief eilig die alte Jungfer.

Rudin nahm seinen Hut und folgte ihnen.

Anfangs machte es Natalia etwas verlegen, an Rudin's Seite auf demselben Gartenwege zu wandeln; bald aber wurde es ihr leichter. Er that an sie Fragen über ihre Beschäftigungen, und auch darüber, wie ihr das Leben auf dem Lande gefalle. Sie antwortete ihm nicht ohne Schüchternheit, aber ohne jene sich überstürzende Befangenheit, die so oft für Schamhaftigkeit gehalten wird. Es klopfte ihr das Herz.

— Sie fühlen auf dem Lande keine Langeweile? fragte Rudin, sie mit einem Seitenblick streifend.

— Wie kann man aus dem Lande Langeweile empfinden? Ich bin sehr froh, daß wir hier sind. Ich bin hier sehr glücklich.

— Sie sind glücklich . . . Das ist ein großes Wort. Uebrigens ist es begreiflich: Sie sind jung.

Rudin betonte dies letzte Wort in eigenthümlicher Weise: es war wie eine Anwandlung von Neid und Beileid, die ihn überkam.

— Ja! die Jugend! setzte er hinzu. — Das Bestreben der Wissenschaft ist — mit Bewußtsein das zu erringen, was die Jugend von selbst hat.

Natalia blickte Rudin aufmerksam an: sie hatte ihn nicht verstanden.

— Ich habe mich heute den ganzen Morgen mit Ihrer Mama unterhalten, fuhr er fort: — eine außergewöhnliche Frau. Ich begreife, weßhalb alle unsere Poeten so großen Werth auf ihre Freundschaft legten. Lieben Sie auch Gedichte? setzte er nach einigem Schweigen hinzu:

»Er examinirt mich,« dachte Natalia und sagte: — ja, ich liebe sie sehr.

— Die Poesie ist die Sprache der Götter. Ich selbst liebe Gedichte. Doch nicht in Gedichten allein liegt Poesie: sie ist überall, sie umfängt uns . . . Sehen Sie diese Bäume, diesen Himmel an — von allen Seiten strömt Schönheit und Leben hervor; wo aber Schönheit und Leben, da ist auch Poesie.

— Wollen wir nicht aus der Bank hier Platz nehmen, fuhr er fort. — So. Mir scheint, ich kann mir nicht sagen warum, daß, sobald Sie sich ein wenig an mich werden gewöhnt haben (er blickte ihr hierbei lächelnd in die Augen), wir gute Freunde sein werden. Was meinen Sie?

»Er behandelt mich, wie ein kleines Mädchen,« dachte Natalia wieder, und ungewiß, was sie dazu sagen sollte, fragte sie ihn, ob er noch lange auf dem Lande zu bleiben beabsichtige.

— Den ganzen Sommer, den Herbst und vielleicht auch den Winter. Ich bin, wie Sie wohl wissen, wenig begütert; meine Verhältnisse sind zerrüttet und dann habe ich es auch schon satt, von einem Ort zum andern zu ziehen. Es ist Zeit, daß ich mir Ruhe gönne.

Natalia sah ihn erstaunt an.

— Sie finden wirklich, daß es *für Sie* Zeit sei auszuruhen? fragte sie schüchtern.

Rudin wandte sein Gesicht ihr zu.

— Was wollen Sie damit sagen?

— Ich will sagen, erwiederte sie mit einiger Verwirrung: — daß Andere sich wohl Ruhe gönnen dürfen; Sie aber . . Sie müssen arbeiten, müssen sich bestreben, Nutzen zu schaffen. Wer denn wohl, wenn nicht Sie . . .

— Ich danke für die schmeichelhafte Meinung, unterbrach sie Rudin. — Nutzen schaffen . . . das ist leicht gesagt! (Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht.) Nutzen schaffen! wiederholte er. — Wenn ich auch die feste Ueberzeugung hätte: auf welche Art ich Nutzen bringen könnte — ja, wenn ich sogar Vertrauen in meine eigene Kraft hätte — wo fände ich wohl lautete, mitfühlende Seelen? . . .

Und Rudin ließ mit so hoffnungsloser Miene die Hand fallen und senkte so betrübt den Kopf, daß Natalia unwillkührlich die Frage an sich stellte: ob sie denn wohl aus *seinem* Munde Tags zuvor so begeisterte, Hoffnung sprühende Reden gehört habe?

— Doch nein, setzte er hinzu, und schüttelte ungestüm seine Löwenmähne: — Unsinn das, Sie haben Recht. Ich danke Ihnen, Natalia Alexejewna, danke Ihnen von Herzen. (Natalia wußte entschieden nicht, wofür er ihr dankte). Ein Wort von Ihnen hat mich an meine Pflicht erinnert, hat mir meine Bahn vorgezeichnet . . . Ja, ich muß handeln. Ich darf mein Talent, wenn ich es wirklich besitze, nicht verbergen; ich darf meine Kräfte nicht in Geschwätz, in leerem, nichtsnutzigem Geschwätz und eitlem Gerede vergeuden . . .

Und es ergoß sich seine Rede wie ein Strom. Er sprach schön, begeistert, hinreißend — über Kleinmüthigkeit und Trägheit, über die Nothwendigkeit, Thaten zu vollbringen. Er machte sich selbst Vorwürfe, bewies, daß sich über das, was man leisten wolle, im Voraus auszulassen, ebenso nachtheilig wäre, wie wenn man eine reisende Frucht mit einer Nadel anstechen wollte, das sei nur nutzlose Vergeudung der Kräfte und Säfte. Er behauptete, es gäbe keinen edleren Gedanken, der nicht Anklang fände, daß nur jene Menschen unverstanden blieben, die entweder selbst noch nicht wüßten, was sie wollen, oder solche, dir nicht werth seien, verstanden zu werden. Er sprach lange und schloß seine Rede damit, daß er Natalia nochmals dankte, und ganz unerwartet ihr die Hand drückend, sagte: — Sie sind ein herrliches, edles Wesen!

Diese Freiheit setzte Mlle. Boncourt in Erstaunen, die, trotz ihres vierzigjährigen Aufenthalts in Rußland, mit Mühe das Russische

verstand und nur die anmuthige Schnelligkeit und das Fließende in der Rede Rudin's bewunderte. Er galt überhaupt in ihren Augen als eine Art Virtuos oder Künstler, und an Leute dieses Schlages durften keine Schicklichkeitsforderungen gestellt werden.

Sie erhob sich von ihrem Platze und ihr Kleid hastig zurecht klopfend, machte sie Natalia daraus aufmerksam, daß es Zeit sei, heimzukehren, um so mehr, da monsieur Volinsoff (so nannte sie Wolinzow) sich zum Frühstücke habe einfinden wollen.

— Da ist er bereits! fügte sie mit einem Blicke nach einer der Alleen, die zum Hause führten, hinzu.

Und wirklich zeigte sich Wolinzow in einiger Entfernung.

Mit unentschlossenen Schritten trat er näher, begrüßte Alle schon von Weitem und, mit leidendem Ausdrucke im Gesichte, sich zu Natalia wendend, fragte er:

— Ah! sie gehen spazieren?

— Ja, antwortete Natalia, — wir waren im Begriff, nach Hause zurückzukehren.

— Ah! sprach Wolinzow. — Nun, so wollen wir gehen.

Und Alle machten sich nach dem Hause auf.

— Wie ist das Befinden Ihrer Schwester? fragte Rudin mit besonders theilnehmender Stimme Wolinzow. Auch am Abende vorher war er sehr freundlich gegen ihn gewesen.

— Ich danke recht sehr. Sie befindet sich wohl. Sie wird vielleicht heute kommen . . . Sie unterhielten sich vorhin, wie mir schien, als ich herkam?

— Ja, wir unterhielten uns. Natalia Alexejewna hat ein Wort fallen lassen, das eine gewaltige Wirkung auf mich hervorgebracht hat . . .

Wolinzow fragte nicht, was für ein Wort das gewesen sei, und in tiefem Schweigen erreichten Alle das Haus der Darja Michailowna.

* *
*

Vor dem Essen fand sich die Gesellschaft wieder im Salon ein. Pigassow jedoch erschien nicht. Rudin war nicht aufgelegt; er bat fortwährend Pandalewski, aus Beethoven vorzuspielen. Wolinzow schwieg und schaute vor sich hin. Natalia blieb der Mutter immer zur Seite, und war bald in Gedanken versunken, bald mit ihrer Arbeit

beschäftigt. Bassistow verwandle die Augen nicht von Rudin, immer in der Erwartung, er werde etwas Kluges vorbringen. So vergingen ziemlich einförmig drei Stunden. Alexandra Pawlowna kam nicht zu Mittag — und Wolinzow ließ, gleich nach beendigter Tafel seine Kalesche anspannen und fuhr davon, ohne von Jemand Abschied genommen zu haben.

Er fühlte sich beklommen. Schon lange liebte er Natalia, hatte es aber noch nicht gewagt, ihr seine Neigung zu gestehen, und unter diesem ängstlichen Zustande litt er aufs Grausamste . . . Sie sah ihn gerne — doch blieb ihr Herz ruhig: darüber täuschte er sich nicht. Er hatte auch nicht gehofft, ihr zärtlichere Gefühle einzuflößen und erwartete nur, sie werde mit der Zeit, wenn sie sich vollkommen an ihn gewöhnt haben würde, ihm näher stehen. Was konnte ihn denn beunruhigen? Was für eine Veränderung hatte er in diesen paar Tagen wahrgenommen? Natalia's Benehmen gegen ihn war ganz so wie vorher . . .

War es die Befürchtung: er kenne Natalia's Charakter nicht, sie sei ihm fremder, als er geglaubt habe — war's Eifersucht, die in ihm erwacht war, oder hatte er eine dunkele Ahnung von etwas Schlimmen . . . genug, er litt, so sehr er sich auch zu beherrschen suchte.

Als er bei seiner Schwester eintrat, saß Leschnew bei ihr.

— Warum so früh zurückgekehrt? fragte Alexandra Pawlowna.

— Ich weiß es selbst nicht! ich langweilte mich.

— War Rudin da?

— Er war da.

Wolinzow warf seine Mütze hin und setzte sich.

Alexandra Pawlowna wandte sich mit Lebhaftigkeit zu ihm.

— Ich bitte Dich, Sergei, hilf mir diesem starrsinnigen Menschen da — sie wies dabei auf Leschnew — begreiflich zu machen, daß Rudin ungewöhnlich klug und beredt ist.

Wolinzow brummte etwas in den Bart.

— Ich widerstreite Ihnen durchaus nicht, begann Leschnew: — ich zweifle nicht an Rudin's Geist und Beredtsamkeit; ich sage bloß, daß er mir nicht gefällt.

— Hast Du ihn denn gesehen? fragte Wolinzow.

— Ich habe ihn heute Morgen bei Darja Michailowna gesehen. Er ist ja jetzt ihr Großvezier. Es wird die Zeit kommen, wo sie auch ihn verabschiedet — von Pandalewski allein wird sie sich niemals trennen — jetzt aber herrscht jener. Ja wohl, ich habe ihn gesehen! Er saß da — und sie zeigte mich ihm: da schauen Sie einmal, mein Bester, was für sonderbare Kerle wir hier haben. Ich bin kein Zuchtpferd — bin es nicht gewohnt, vorgeführt zu werden. Da bin ich ohne Umstände davongefahren.

— Warum warst Du denn aber bei ihr?

— Wegen einer Vermessung; aber das ist nur ein Vorwand: sie wollte sich ganz einfach meine Physiognomie besehen. Eine große Dame — wir kennen das!

— Seine Ueberlegenheit ist Ihnen störend — das ist es! sagte mit Feuer Alexandra Pawlowna: — das ist es, was Sie ihm nicht vergeben können. Ich aber bin überzeugt, daß er nicht nur Verstand, sondern auch ein vortreffliches Herz hat. Betrachten Sie nur seine Augen, wenn er . . .

— »Von hoher Tugend spricht . . . «[5] aus Gribojedaw. D. Uebersetzer.] setzte Leschnew hinzu.

— Sie werben mich böse machen und zum Weinen bringen.

Es thut mir in der Seele leid, daß ich bei Ihnen geblieben und nicht zu Darja Michailowna gefahren bin. Sie waren es nicht werth. Hören Sie auf, mich zu reizen, setzte sie mit weinerlicher Stimme hinzu. — Es wird besser sein, Sie erzählen mir Etwas aus seinen Jugendjahren.

— Aus Rudin's Jugendjahren?

— Ja doch. Sie sagten mir ja, Sie kennten ihn gut und seien schon lange mit ihm bekannt.

Leschnew erhob sich und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen.

— Ja, begann er: — ich kenne ihn gut. Sie wollen, daß ich Ihnen seine Jugend erzähle? Wohlan! Er ist in T. geboren, eines armen Gutsbesitzers Kind. Sein Vater starb früh und er blieb mit der Mutter allein. Sie war eine herzensgute Frau und liebte ihn über Alles; sie lebte sehr sparsam, und das wenige Geld, was sie hatte, gab sie für ihn aus. Seine Erziehung hat er in Moskau erhalten, anfänglich auf Kosten eines Oheims, dann aber, als er aufgewachsen und flügge geworden war, auf Rechnung eines reichen Fürstensöhnchens, den er ausgewittert hatte . . . schon gut, verzeihen Sie, ich werde nicht mehr

. . . mit welchem er sich befreundet hatte. Dann bezog er die Universität. Dort wurde ich mit ihm bekannt und sehr intim. Von unserem damaligen Leben erzähle ich Ihnen ein anderes Mal. Jetzt geht es nicht. Dann reiste er in's Ausland . . .

Leschnew ging noch immer im Zimmer auf und ab; Alexandra Michailowna folgte ihm mit den Blicken.

— Aus dem Auslande, fuhr er fort: — schrieb Rudin seiner Mutter äußerst selten und hat sie nur ein Mal besucht, auf zehn Tage . . . Die Alte starb auch in seiner Abwesenheit in fremden Armen, hat aber bis zu ihrem Todesstündchen nicht das Auge von seinem Bildnisse verwandt. Als ich in T. lebte, besuchte ich sie. Sie war eine gute, überaus gastfreie Frau und pflegte mir immer eingemachte Kirschen vorzusehen. Ihren Mitja liebte sie unsäglich. Die Herren aus der Petschorinschen Schule[6] werden Ihnen sagen, daß wir immer Diejenigen lieben, die selbst wenig fähig sind, Liebe zu fühlen; mir aber scheint es, daß alle Mütter ihre Kinder lieben, besonders die fern von ihnen Weilenden. Später traf ich mit Rudin im Auslande zusammen. Dort hatte ihn eine Dame, eine unserer russischen Damen, an sich gezogen, ein Blaustrumpf, weder jung noch hübsch, wie sich's auch für einen Blaustrumpf schickt. Ziemlich lange schleppte er sich mit ihr umher und ließ sie dann im Stich . . . - doch nein, entschuldigen Sie: sie ließ ihn im Stiche. Und auch ich verließ ihn zu jener Zeit. Das ist Alles.

Leschnew schwieg, strich mit der Hand über die Stirn und ließ sich wie erschöpft auf einen Lehnstuhl nieder.

— Wissen Sie aber wohl, Michael Michailitsch, begann Alexandra Pawlowna: — Sie sind, wie ich sehe, ein boshafter Mensch; wahrhaftig, Sie sind nicht besser als Pigassow. Ich bin überzeugt, daß Alles, was Sie gesagt haben, wahr ist, daß Sie nichts hinzugedichtet haben, und dennoch, in welch' mißgünstigem Lichte haben Sie das Alles dargestellt! Die alte Frau, ihre Mutterliebe, ihr einsamer Tod, jene Dame . . . Wozu alles das? . . .

Wissen Sie wohl, man kann das Leben des allerbesten Menschen mit solchen Farben schildern — ohne Etwas hinzuzufügen, wohl verstanden — daß sich Jeder davor entsetzen wird! Das ist auch Verleumdung in ihrer Art!

Leschnew erhob sich und begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen.

— Ich hatte durchaus nicht die Absicht, Ihnen Entsetzen einzuflößen, Alexandra Pawlowna, brachte er endlich heraus. — Ich bin kein Verleumder. Uebrigens, setzte er nach einigem Schweigen hinzu: — in Dem, was Sie gesagt haben, ist ein Theil Wahrheit. Ich habe Rudin nicht verleumdet; doch — wer weiß! — vielleicht hat er sich seit jener Zeit verändert — vielleicht bin ich ungerecht gegen ihn.

— Da haben Sie es! . . . Versprechen Sie mir also, daß Sie die Bekanntschaft mit ihm erneuern, ihn gehörig ergründen und mir dann erst Ihre schließliche Meinung über ihn sagen wollen.

— Wenn Sie es wünschen . . . Warum schweigst Du aber, Sergei Pawlitsch?

Wolinzow fuhr zusammen und erhob den Kopf, als hätte man ihn aus dem Schlafe gerüttelt.

— Was sollte ich sagen? Ich kenne ihn nicht. Uebrigens habe ich heute Kopfweh.

— Du bist Wirklich etwas bleich, bemerkte Alexandra Pawlowna.

— Ich habe Kopfweh, wiederholte Wolinzow und verließ das Zimmer.

Alexandra Pawlowna und Leschnew sahen ihm nach und tauschten einen Blick mit einander, doch ohne ein Wort zu sprechen. Weder ihm, noch ihr, war es ein Geheimniß, was im Herzen Wolinzow's vorging.

VI.

Ueber zwei Monate waren vergangen. Während dieser ganzen Zeit war Rudin fast nicht aus Darja Michailowna's Hause gekommen. Sie konnte ihn nicht mehr entbehren. Es war ihr zur Gewohnheit geworden, ihm von sich zu erzählen und sich von ihm erzählen zu lassen. Ein Mal hatte er abreisen wollen, unter dem Vorwande, seine Geldmittel seien erschöpft — sie gab ihm fünfhundert Rubel, was ihn nicht hinderte, weitere Zweihundert von Wolinzow zu borgen. Pigassow besuchte Darja Michailowna bedeutend seltener als vorher: Rudin übte durch seine Gegenwart auf ihn einen Druck aus, den übrigens Pigassow nicht allein empfand.

— Ich mag ihn nicht, diesen eingebildeten Menschen, pflegte er zu sagen: — seine Ausdrucksweise ist unnatürlich, ganz so wie bei den Helden in russischen Romanen. Mit einem: Ich fängt er an, hält dann wie gerührt inne . . . »Ich, also, ich . . . « Und er zieht die Worte so lang. Habt Ihr geniest, so wird er Euch sogleich auseinander setzen, warum Ihr genießt und nicht gehustet habt . . . lobt er Euch, so klingt es, als befördere er Euch zu einer höhern Rangstufe . . . fängt er aber an, sich selbst zu schelten, dann zieht er sich geradezu in den Schmutz herab — nun, denkt Ihr, der darf sich jetzt nicht mehr bei Tageslicht zeigen! Nichts davon! Noch heiterer stimmt Es ihn, so daß man glauben könnte, jene bitteren Worte hätten ihm nur zur Erfrischung und Kräftigung gedient, wie ein Schluck bitteren Schnapses! Pandalewski empfand Eine gewisse Scheu vor Rudin und machte ihm mit einiger Vorsicht den Hof. Wolinzow's Stellung, Rudin gegenüber, war eigenthümlicher Art. Dieser nannte ihn einen Ritter und rühmte ihn, er mochte zugegen sein oder nicht, über die Maßen; Wolinzow aber konnte ihn nicht lieb gewinnen, und seine schmeichelhaftesten Complimente erzeugten in ihm unwillkürlich Ungeduld und Aerger. »Er macht sich wohl gar über mich lustig?« dachte er, und eine feindselige Stimmung überschlich ihn dann. Wolinzow versuchte Herr über sich zu werden; es ging nicht; die Eifersucht nagte heimlich an ihm. Aber auch Rudin, der Wolinzow stets geräuschvoll entgegenkam, ihn einen Ritter nannte und Geld bei ihm borgte, fühlte sich nichts weniger als zu ihm hingezogen. Es wäre nicht leicht zu bestimmen gewesen, was in beiden Männern vorging,

wenn sie einander freundschaftlich die Hände drückten und ihre Blicke sich begegneten . . .

Bassistow fuhr fort, vor Rudin die äußerste Hochachtung zu empfinden und jedes seiner Worte im Fluge zu haschen. Dieser aber beachtete ihn wenig, Ein Mal brachte er mit ihm einen ganzen Morgen zu, unterhielt sich von den wichtigsten Weltfragen und Weltausgaben und erregte in ihm das lebhafteste Entzücken, nachher beachtete er ihn nicht mehr . . . Es war demnach nur eitles Gerede gewesen, wenn er nach reinen und ergebenen Seelen Verlangen geäußert hatte. Mit Leschnew, der mit seinen Besuchen bei Darja Michailowna begonnen hatte, ließ Rudin sich niemals in einen Wettstreit ein, ja er schien ihm auszuweichen. Leschnew seinerseits behandelte ihn gleichfalls kalt, ließ aber immer noch nicht seine letzte Meinung über ihn laut werden, was Alexandra Pawlowna sehr unangenehm berührte. Sie beugte sich vor Rudin — zu Leschnew aber hatte sie Vertrauen. Alle im Hause Darja Michailowna's unterwarfen sich den Launen Rudin's: seinen geringsten Wünschen wurde nachgekommen. Die Vertheilung der täglichen Beschäftigungen hing von ihm ab. Nicht eine einzige *partie de plaisir* konnte ohne ihn zu Stande kommen. Alle unerwarteten Ausflüge und Ueberraschungen waren übrigens nicht sehr nach seinem Geschmack, und er nahm Theil daran wie Erwachsene am Spiel der Kinder, mit freundlicher und etwas gelangweilter Miene. Dagegen mischte er sich in Alles: raisonnirte mit Darin Michailowna über Gutsverwaltung, Kindererziehung, Wirthschafts - und Geschäftsangelegenheiten überhaupt; hörte ihre Pläne an, schätzte auch Unwichtiges nicht zu gering und schlug Verbesserungen und Neuerungen vor. Darja Michailowna war entzückt darüber — doch dabei blieb es. Bezüglich der Gutsverwaltung folgte sie den; Rathschlägen ihres Verwalters, eines ältlichen, einäugigen Kleinrussen, eines gutmüthigen, doch listigen Schelmes. — »Das Alte ist fett, das Neue ist hager,« pflegte er zu sagen, und schmunzelte und blinzelte dabei wohlgefällig.

Außer mit Darja Michailowna hatte Rudin mit Niemandem so häufige und lange Unterredungen wie mit Natalia. Er steckte ihr insgeheim Bücher zu, vertraute ihr seine Pläne und lag ihr die ersten Seiten künftiger; Aufsätze und Werke vor. Das Verständniß dafür fehlte ihr oft, doch daran lag Rudin anscheinend wenig, wenn sie ihn nur anhörte. Dieses nahe Verhältniß zu Natalia war Darja

Michailowna nicht ganz unangenehm. Mag sie immerhin — dachte sie — mit ihm hier auf dem Lande schwatzen. Er findet Gefallen an ihr, wie an einem kleinen Mädchen. Gefahr ist nicht dabei, und jedenfalls! lernt sie von ihm. . . In Petersburg will ich das Alles anders einrichten.

Darja Michailowna täuschte sich. Nicht wie ein kleines Mädchen schwatzte Natalia mit Rudin: sie rauschte gierig seinen Worten, bemühte sich, in den Sinn derselben einzudringen und unterwarf seinem Urtheile ihre Gedanken, ihre Zweifel; er war ihr Erzieher, ihr Führer. Für's Erste kochte es bei ihr nur im Kopfe . . . in einem jungen Kopfe kocht es aber nicht lange, ohne daß das Herz auch ein Wort mitredet. Was für wonnevolle Minuten verbrachte Natalia, wenn, wie es oft vorkam, Rudin im Garten auf einer Bank, im leichten und lichten Schatten einer Eiche, anfing ihr Göthe's Faust, Hoffmann, die Briefe Bettina's oder Novalis vorzulesen, und er sich dabei beständig unterbrach, um ihr zu erläutern, was ihr dunkel schien! Sie sprach das Deutsche nicht gut, wie fast alle unsere jungen Damen, verstand es aber vollkommen, und Rudin war ganz in deutscher Poesie, deutscher Romantik und deutscher Philosophie versunken und zog Natalia nach sich in jene höheren Regionen. Eine unbekannte, erhabene Welt enthüllte sich dem aufmerksamen Blicke des jungen Mädchens. Von den Seiten des Buches, das Rudin in der Hand hielt, strömten gleich einer Fluth entzückender Musik wunderbare Bilder, neue, lichte Gedanken unaufhörlich in ihre Seele über, und in ihrem Herzen, das von edler Freude hoher Empfindungen erschüttert worden, erglimmte und entbrannte sanft der heilige Funken der Entzückung . . .

— Sagen Sie doch, Dmitri Nikolaitsch, redete sie ihn einst an, als sie vor ihrem Stickrahmem am Fenster saß: — Sie werden für den Winter wohl nach Petersburg fahren?

Ich weiß es nicht, erwiederte Rudin, das Buch, in welchem er herumblätterte, auf die Kniee senkend lassend: — wenn ich die Mittel dazu auftreibe, fahre ich hin.

Er sprach träge: er fühlte sich ermattet und war den ganzen Morgen über müßig gewesen.

— Wie sollten Sie die nicht finden?

Rudin schüttelte den Kopf.

— Ihnen däucht es so!

Und er warf einen bedeutsamen Seitenblick auf sie.

Natalia wollte Etwas sagen, hielt jedoch inne.

— Sehen Sie, begann Rudin und wies mit der Hand nach dem Fenster: — sehen Sie jenen Apfelbaum: er ist gebrochen unter der Last und Fülle seiner Früchte. Ein treues Sinnbild des Genies . . .

— Er ist gebrochen, weil er keine Stütze gehabt hat, erwiederte Natalia.

— Ich verstehe Sie, Natalia Alexejewna; es ist aber für den Menschen nicht so ganz leicht, sie zu finden, diese Stütze, — Mir scheint, das Mitgefühl Anderer . . . Einsamkeit aber muß jedenfalls . . .

Natalia verwirrte sich ein wenig und wurde roth.

— Und was wollen Sie im Winter auf dein Lande anfangen? setzte sie rasch hinzu.

— Was ich anfangen werde? Ich werde meine große Abhandlung beendigen — Sie wissen — vom Tragischen im Leben und in der Kunst — ich setzte Ihnen vorgestern den Plan auseinander — und werde Ihnen den Aufsatz zustellen.

— Und werden ihn drucken lassen?

— Nein.

— Warum aber nicht? Für wen wollen Sie denn arbeiten?

— Nun, wenn es für Sie wäre?

Natalie senkte den Blick.

— Das wäre für meinen Verstand zu hoch.

— Wovon handelt, wenn ich fragen darf, der Aufsatz? fragte bescheiden Bassistow, der in einiger Entfernung saß.

— Vom Tragischen im Leben und in der Kunst, wiederholte Rudin. — Hier, Herr Bassistow wird ihn auch lesen. Uebrigens bin ich in Betreff des Grundgedankens noch nicht mit mir im Reinen. Ich habe mir bis jetzt noch nicht hinreichend die tragische Bedeutung der Liebe klar gemacht.

Rudin ließ sich gern und häufig über Liebe aus. Beim Worte: Liebe war Mlle. Boncourt bisher immer zusammengefahren und hatte die Ohren gespitzt wie ein alter Schlachtgaul, der die Trompeten hört; nachher aber wurde sie es gewohnt und begnügte sich, die Lippen zusammen zu ziehen und in Zwischenräumen Tobak zu schimpfen.

— Mich dünkt, bemerkte Natalia schüchtern: — das Tragische in der Liebe — das ist die unglückliche Liebe.

— Keineswegs! erwiederte Rudin: — das ist eher die komische Seite in der Liebe . . . Man muß diese Frage ganz anders stellen . . . tiefer hineingreifen . . . Die Liebe! fuhr er fort: — in ihr ist Alles Geheimniß, wie sie kommt, wie sie sich entwickelt, wie sie verschwindet. Bald zeigt sie sich plötzlich, unzweideutig, freudig, wie der Tag; bald glimmt sie lange, wie die Gluth unter der Asche, und bricht als Flamme in der Seele aus, wenn Alles bereits zerstört ist; bald schleicht sie sich schlangenhaft in's Herz hinein und unerwartet wieder hinaus . . . Ja, ja; das ist eine bedeutsame Frage. Und wer liebt wohl zu jetziger Zeit? wer erkühnt sich zu lieben?

Rudin wurde nachdenkend.

— Weshalb zeigt sich aber Sergei Pawlitsch schon so lange nicht mehr? fragte er plötzlich.

Natalia wurde über und über roth und senkte den Kopf auf ihren Stielrahmen.

— Ich weiß es nicht, antwortete sie leise.

— Was für ein herrlicher, vortrefflicher Mensch, sagte aufstehend Rudin. — Das ist einer der besten Vertreter des jetzigen russischen Adels . . .

Mlle. Boncourt betrachtete ihn von der Seite mit ihren kleinen, französischen Augen.

Rudin ging einige Male durch's Zimmer.

— Haben Sie vielleicht die Bemerkung gemacht, hub er an, sich rasch auf den Absätzen umdrehend: — daß die Eiche — und die Eiche ist ein starker Baum — ihr altes Laub erst dann abwirft, wenn das neue bereits hervorzubrechen beginnt?

— Ja, erwiederte langsam Natalia: — ich habe das beobachtet.

— Ganz dasselbe ist auch der Fall mit alter Liebe in einem starken Herzen: sie ist bereits abgestorben, hält sieh aber noch immer; und nur eine andere, neue Liebe vermag sie zu verdrängen.

Natalia erwiederte nichts.

»Was soll das bedeuten?« dachte sie.

Rudin blieb eine Weile stehen, schüttelte die Haare und entfernte sich.

Natalia ging auf ihr Zimmer. Lange blieb sie in Nachdenken versunken auf ihrem Bettchen sitzen, lange dachte sie über die letzten Worte Rudin's nach, drückte plötzlich die Hände zusammen und brach in Thränen aus. Worüber sie geweint hat — das weiß Gott allein! Sie selbst wußte nicht, warum sie so plötzlich weinen mußte. Sie trocknete ihre Thränen, doch von Neuem flossen sie, gleich dem Wasser einer lange verhaltenen Quelle.

* *
*

An eben diesem Tage war Rudin der Gegenstand eines Gespräches zwischen Alexandra Pawlowna und Leschnew. Anfangs wollte Letzterer sich durch Schweigen abfinden; sie hatte es aber daraus angesetzt, Etwas aus ihm herauszubringen.

— Ich sehe, sagte sie zu ihm: — Dmitri Nikolajewitsch gefällt Ihnen nach wie vor nicht. Ich habe Sie absichtlich bis heute nicht befragt; jetzt aber müssen Sie die Gewißheit gewonnen haben, ob in ihm eine Veränderung vorgegangen ist und ich wünsche zu erfahren, weshalb er Ihnen nicht gefällt.

— Sehr wohl, erwiederte Leschnew mit gewohntem Phlegma: — wenn Sie wirklich so ungeduldig sind; doch, merken Sie sich's, Sie müssen nicht böse werden . . .

— Nun, fangen Sie an, fangen Sie an.

— Und lassen Sie mich ausreden, bis zu Ende.

— Gut, gut; fangen Sie an.

— So will ich Ihnen denn sagen, begann Leschnew, sich langsam auf den Divan niederlassend: — mir gefällt Rudin in der That nicht. Er ist ein kluger Mensch . . .

— Das ist nicht zu leugnen!

— Er ist ein auffallend kluger Mensch, wenn auch im Grunde gehaltlos . . .

— Das ist leicht gesagt!

— Obgleich im Grunde gehaltlos, wiederholte Leschnew: — das thut aber weiter Nichts: wir sind alle gehaltlose Menschen. Ich rechne es ihm sogar nicht als Schuld an, daß er herrschsüchtigen Geistes ist, träge, nicht sehr kenntnißreich . . .

Alexandra Pawlowna schlug die Hände zusammen.

— Rudin nicht sehr kenntnißreich! rief sie aus.

— Nicht sehr kenntnißreich, wiederholte Leschnew ganz in demselben Tone: — auch daß er es liebt, aus Kosten Anderer zu leben, eine Rolle spielen will und so weiter . . . das ist Alles in der Ordnung. Schlecht ist es aber, daß er kalt ist wie Eis.

— Er, diese feurige Seele, kalt! unterbrach ihn Alexandra Pawlowna.

— Ja, kalt wie Eis, und er weiß es und spielt den Feurigen. Schlecht ist das, fuhr Leschnew, allmählich sich belebend, fort: — denn es ist ein gefährliches Spiel, das er spielt, — gefährlich, nicht für ihn, versteht sich, keinen Kopeken, kein Härchen setzt er auf die Karte — Andere dagegen setzen ihre Seele ein . . .

— Von wem, wovon reden Sie? Ich verstehe Sie nicht, sagte Alexandra Pawlowna.

— Schlecht ist, daß er nicht ehrlich ist. Weil er ein Mann von Geist ist, muß er den Werth seiner Worte kennen, — und doch läßt er sie von seinen Lippen fallen, als ob sie ihm aus dem Herzen kämen . . . Nun ja, er ist beredt; seine Beredtsamkeit ist aber nicht die eines Russen. Und dann — verzeiht man auch der Jugend Schönrednerei, in seinem Alter ist es eine Schande, am Getön eigener Worte Gefallen zu finden, eine Schande, sich derartig zur Schau zu stellen.

— Mich dünkt, Michael Michailitsch, für den Zuhörer ist es ganz gleich, ob man sich zur Schau stellt, oder nicht . . .

— Bitte um Vergebung, Alexandra Pawlowna, es ist nicht ganz gleich. Es kann mir Jemand ein Wort sagen, und es dringt mir durch Mark und Bein, ein, Anderer sagt mir genau dasselbe Wort und vielleicht noch; schöner — und es wird mir nicht einmal das Ohr kitzeln. Woher kommt das? —

Das heißt, *Ihr* Ohr wird es nicht kitzeln, unterbrach ihn Alexandra Pawlowna.

— Ja, mein Ohr, erwiederte Leschnew: — obgleich ich vielleicht große Ohren habe. Die Sache ist die, daß Rudin's Worte eben nur Worte bleiben, und niemals zu Thaten werden, dennoch aber können diese seine Worte Verwirrungen erzeugen in einem jungen Herzen und dasselbe zu Grunde richten.

— Von wem, von wem reden Sie aber, Michael; Michailitsch?

Leschnew zögerte.

— Sie wünschen zu wissen von wem ich rede? Von Natalia Alexejewna.

Alexandra Michailowna wurde für einen Augenblick verwirrt, lächelte aber gleich darauf.

— Du lieber Gott! begann sie: — was für sonderbare Einfälle Sie immer haben! Natalia ist noch ein Kind; und dann, gesetzt es wäre auch Etwas daran, so werden Sie doch nicht glauben, daß Darja Michailowna . . .

— Darja Michailowna ist vor Allem eine Egoistin und lebt nur für sich; dann aber ist sie so sehr von ihrer Erfahrung in Erziehung der Kinder überzeugt, daß es ihr nicht einmal einfällt, um ihre Tochter besorgt zu sein. Bewahre! wie könnte sie das! Ein Wink, ein majestätischer Blick — und Alles muß wie am Drahte gehen. Das ist's, woran diese Gnädige denkt, die sich eine Beschützerin der Künste und Wissenschaften dünkt, sich für einen hohen Geist und Gott weiß was noch hält, in der That aber weiter nichts ist, als ein altes Weltdämchen Natalia ist kein Kind; glauben Sie mir, sie giebt sich häufigeren und tieferen Betrachtungen bin, als wir Beide. Und da mußte solch ein ehrliches, leidenschaftliches Gemüth aus diesen Schauspieler, diesen Gecken stoßen! Uebrigens ist auch dies in der Ordnung.

— Gecken! Sie nennen ihn einen Gecken!

— Natürlich ihn. . . Sagen Sie doch selbst, Alexandra f Pawlowna, was für eine Rolle spielt er bei Darja Michailowna? Den Götzen, das Orakel des Hauses vorstellen, sich in die Wirthschaft, in häusliche Klatschereien und Lappalien mischen — ist das wohl eines Mannes würdig?

Alexandra Pawlowna blickte Leschnew mit Erstaunen an.

— Ich erkenne Sie nicht wieder, Michael Michailitsch, jagte sie. — Das Blut ist Ihnen in's Gesicht gestiegen, Sie sind in Aufregung. — Nein, wahrhaftig, da steckt etwas Anderes dahinter . . .

— Nun, da haben wirkt Sagt man einer Frau die Wahrheit auf sein Gewissen — sie wird sich nicht zufrieden geben, bevor sie nicht irgend einen nichtigen Nebengrund erdichtet, weshalb man gerade so und nicht anders geredet hat.

Alexandra Pawlowna wurde böse.

— Bravo, Monsieur Leschnew! Sie fangen an, die Frauen nicht besser zu behandeln, als Herr Pigassow es thut; doch, mit Ihrer Erlaubniß, wie scharfsichtig Sie auch sein mögen, wird es mir doch schwer, zu glauben, daß Sie in so kurzer Zeit Alle und Alles durchdringen konnten. Mir scheint, Sie sind im Irrthum. In Ihren Augen wäre Rudin eine Art Tartüffe.

— Das ist's eben, daß er nicht einmal ein Tartüffe ist. Tartüffe, der wußte wenigstens, um was es ihm zu thun war; dieser aber, trotz seines Verstandes . . .

Leschnew hielt inne.

— Nun denn, dieser also? Reden Sie aus, Sie ungerechter, garstiger Mensch!

Leschnew erhob sich.

— Hören Sie, Alexandra Pawlowna, begann er: — ungerecht sind Sie, nicht ich. Sie zürnen mir wegen meines strengen Urtheils über Rudin: ich habe ein Recht, mich über ihn streng zu äußern! Vielleicht habe ich dieses Recht nicht um billigen Preis erkauft. Ich kenne ihn gut: habe lange mit ihm zusammen gelebt. Erinnern Sie sich, ich versprach Ihnen gelegentlich, unser Leben in Moskau zu erzählen. Wie es scheint, muß ich es wohl jetzt thun. Werden Sie aber die Geduld haben, mich bis zu Ende anzuhören?

— Reden Sie, reden Sie!

— Wohlan denn! Leschnew begann langsamen Schrittes durch das Zimmer zu gehen, von Zeit zu Zeit blieb erstehen und senkte den Kopf nach vorn.

— Vielleicht ist es Ihnen bekannt, hub er an: — vielleicht auch nicht, daß ich früh als Waise zurückblieb und bereits im siebenzehnten Jahre keine andere Autorität über mich kannte, als die eigene. Ich lebte im Hause meiner Tante in Moskau, und that, was ich wollte. Ich war ein ziemlich hohler und selbstsüchtiger Bursche, und liebte mich zu brüsten und groß zu thun. Als ich die Universität bezogen hatte, war mein Betragen das eines Schuljungen und verwickelte mich bald in eine höchst fatale Geschichte. Ich will sie Ihnen nicht erzählen: es lohnt nicht. Ich hatte mir eine Lüge zu Schulden kommen lassen, eine ziemlich garstige Lüge . . . Die Sache kam heraus, ich ward überführt beschämt . . . . ich war verwirkt, und weinte wie ein Kind. Das ereignete sich in der Wohnung eines

Bekannten, in Gegenwart unsrer Gefährten. Alle machten sich lustig über mich, Alle, einen Studenten ausgenommen, der, bitte zu beachten, mehr als die Uebrigen unwillig über mich gewesen war, so lange ich verstockt blieb und meine Lüge nicht eingestanden hatte. That ich ihm vielleicht leid — genug, er nahm mich unter den Arm und führte mich zu sich.

— Das war Rudin? fragte Alexandra Pawlowna.

— Nein, es war nicht Rudin . . . das war ein Mensch . . . er ist jetzt schon todt . . . das war ein ungewöhnlicher Mensch. Er hieß Pokorski. Ihn mit wenigen Worten zu schildern, bin ich nicht im Stande, kommt sein Name mir aber auf die Lippen, dann vergeht mir die Lust, von jedem Anderen zu sprechen. Das war eine erhabene, reine Seele und ein Geist, wie er mir nachher nicht wieder vorgekommen ist. Pokorski bewohnte ein kleines, niedriges Stübchen im Halbgeschosse eines alten, hölzernen Häuschens. Er war sehr arm, und schlug sich, so gut es ging, mit Unterrichtgeben durch. Es kamen Zeiten, wo er nicht einmal mit einer Tasse Thee seinen Gast zu bewirthen im Stande war, und sein einziger Divan war dermaßen eingesessen, daß er einem Boote nicht unähnlich sah. Dennoch, trotz des Mangels an Bequemlichkeiten, besuchten ihn Viele. Es hatten ihn Alle lieb, und er zog die Herzen an. Sie können sich nicht vorstellen, wie so angenehm und heiter es sich in seinem ärmlichen Stäbchen saß! Bei ihm wurde ich mit Rudin bekannt. Er hatte sich damals bereits von seinem Fürstensöhnchen getrennt.

— Was hatte denn jener Pokorski besonderes an sich? fragte Alexandra Pawlowna.

— Wie soll ich Ihnen das erklären? Poesie und Wahrheit — das zog Alle zu ihm hin. Bei seinem hellen, weiten Geiste war er liebenswürdig und unterhaltend, wie ein Kind. Noch jetzt tönt sein frohes Lachen in meinen Ohren nach, und dabei

»Glühte er still und unauslöschlich für das Gute
»Wie vor dem Heiligenbild die nächtliche Lampe . . . «

wie sich über ihn ein halbverrückter, überaus liebenswürdiger Poet unseres Kreises ausgedrückt hat.

— Und wie sprach er? fragte wieder Alexandra Pawlowna.

— Er sprach gut, wenn er aufgelegt war, doch nicht auffallend. Rudin war schon damals zwanzig Mal beredter als er.

Leschnew hielt inne und kreuzte die Arme übereinander.

— Pokorski und Rudin glichen einander nicht. An Rudin war weit mehr Glanz und Effekt, mehr Phrase, und — wenn Sie wollen — mehr Begeisterung. Er schien viel mehr Talent zu besitzen als Pokorski, in der That aber war er, im Vergleich zu ihm, ein armer Wicht. Rudin entwickelte ganz vorzüglich jeden beliebigen Gedanken und disputirte meisterhaft; die Gedanken entsprangen aber nicht aus seinem Kopfe: er stahl sie Anderen, vorzüglich Pokorski. Dieser war äußerlich ruhig und sanft, fast schwach — liebte die Frauen bis zur Narrheit, zechte gern und würde von Niemandem eine Beleidigung ertragen haben. Rudin schien voll Feuer, Kühnheit, Leben, war jedoch im Innern der Seele kalt und beinahe ein Poltron, so lange seine Selbstliebe nicht angefochten wurde: dann aber konnte er aus der Haut fahren. Er suchte beständig, Andere zu beherrschen, that es aber immer im Namen allgemeiner Prinzipien und Ideen und gewann dadurch wirklich großen Einfluß über Viele. Es ist wahr, Niemand liebte, ihn; ich war vielleicht der Einzige, der sich an ihn geschlossen hatte. Sein Joch wurde ertragen . . . Pokorski unterwarfen sich Alle von selbst. Rudin vermied aber auch niemals, sich mit dem Ersten Besten in Unterhaltung oder Wortstreit einzulassen . . . Er hatte nicht viel gelesen, jedenfalls aber bedeutend mehr, als Pokorski und wir Alle, überdies besaß er einen systematischen Verstand und ein ungeheures Gedächtniß, dies Alles aber verfehlt niemals seine Wirkung auf die Jugend! Ein Resultat muß sie haben, Abschlüsse, wenn auch falsche, aber es müssen Abschlüsse sein! Ein durchweg ehrenhafter Mensch taugt dazu, nichts. Versuchen Sie es, der Jugend zu gestehen, daß Sie ihr reine Wahrheit nicht reichen können, weil Sie selbst solche nicht besitzen . . . die Jugend wird Sie nicht anhören wollen. Sie geradezu hinter das Licht führen, können Sie aber auch nicht. Es ist durchaus nothwendig, daß Sie selbst, wenn auch nur zur Hälfte, glauben, Sie seien im Besitze der Wahrheit . . . Darum war denn auch die Wirkung, die Rudin auf Unser Einen ausübte, so mächtig. Nun sehen Sie, ich sagte Ihnen soeben, daß er nicht viel gelesen hatte; es waren aber philosophische Bücher, die er las, und sein Kopf war so eingerichtet, daß er aus Dem, was er gelesen hatte, sogleich das Allgemeine herausnahm, sich an die Wurzel der Sache klammerte, und dann erst von derselben aus, nach allen Seiten hin, klare und gerade Gedankenfäden zog, geistige Fernsichten eröffnete.

Unsern damaligen Kreis bildeten, offen gestanden, Knaben — und nur oberflächlich gebildete Knaben. Philosophie, Kunst, Wissenschaft, das Leben selbst — alles das waren für uns nur Worte, vielleicht auch Begriffe, anziehende, herrliche, aber zerstreute, vereinzelte Begriffe. Von einem allgemeinen Zusammenhange dieser Vorstellungen, von einem allgemeinen Weltgesetze hatten wir keine Ahnung, nichts davon stand vor unseren Blicken, obgleich wir unbestimmt darüber disputirten und uns abmühten, uns Licht darüber zu verschaffen. Hörten wir Rudin sprechen, so glaubten wir zum ersten Male, ihn endlich erfaßt zu haben, diesen allgemeinen Zusammenhang, wir wähnten, der Vorhang sei endlich vor uns aufgehoben! Gesetzt auch, er habe nicht Eigenes vorgetragen — was that es! eine regelmäßige Ordnung war in unserem ganzen Wissen eingetreten, alles Verworrene hatte sich gesammelt, geschichtet und war vor uns aufgewachsen, wie ein Bau, überall war Licht und wehte Lebensgeist . . . Nichts blieb unverständlich, zufällig: aus Allem sprach vernünftige Nothwendigkeit und Schönheit, Alles bekam eine klare und zugleich geheimnißvolle Bedeutung, jede vereinzelte Erscheinung im Leben tönte wie ein Akkord, und wir selbst, von einer heiligen Scheu, einem sanften Herzensschauer erfüllt, dünkten uns belebte Gefäße jener ewiger Wahrheit, ihre Werkzeuge, zu etwas Großem berufen . . . Kommt Ihnen das nicht lächerlich vor?

— Nicht im Mindestens erwiederte Alexandra Pawlowna gedehnt: — Warum glauben Sie das? Ich verstehe Sie nicht ganz, finde es aber nicht lächerlich.

— Seit der Zeit sind wir freilich klüger geworden; fuhr Leschnew fort: — das muß uns Alles jetzt wie Kinderei vorkommen . . . Doch, ich wiederhole es, wir hatten damals Rudin viel zu verdanken Pokorski stand unvergleichlich höher als er, dagegen ist nichts zu sagen; Pokorski flößte uns Allen Feuer und Kraft ein, er fühlte sich indessen zu gewissen Zeiten schlaff und wurde schweigsam. Er war ein nervöser, krankhafter Mensch; wenn er aber seine Flügel entfaltet hatte — Gott! wohin nahm er dann seinen Flug! gerade in das tiefste Blau des Himmels hinein! In Rudin hingegen, diesem schönen und stattlichen Jungen, gab es viel Kleinliches; er machte sogar Klatschereien; seine Leidenschaft war es, sich in Alles zu mischen, über Alles sein Wort abzugeben, Alles zu erklären. Seine rührige Thätigkeit gönnte sich niemals Ruhe . . . ein politischer Geist das! Ich

rede von ihm, wie ich ihn damals gekannt habe. Er hat sich übrigens leider nicht verändert. Und auch in seinen Ueberzeugungen ist keine Veränderung eingetreten . . . bei fünfunddreißig Jahren! . . . Das kann nicht Jeder von sich sagen.

— Sehen Sie sich, sagte Alexandra Pawlowna zu ihm: — Sie brauchen ja nicht wie ein Perpendikel das Zimmer zu durchlaufen!

— Mir ist's so bequemer, erwiederte Leschnew. — Kaum war ich in den Kreis Pokorski's hineingerathen, so war ich wie umgewandelt: ich demüthigte mich, fragte nach, lernte, freute mich, empfand eine Art von Ehrfurcht, wie wenn ich in einen Tempel getreten wäre. Und in der That, wenn ich an unsere Zusammenkünfte zurückdenke, ja, bei Gott; es war viel Gutes, ja Rührendes in ihnen. Stellen Sie sich eine Gesellschaft von fiinf, sechs jungen Burschen vor, ein einziges Talglicht brennt, es wird ein abscheulicher Thee getrunken mit altem, ganz altem Zwieback dazu; zugleich aber betrachten Sie unsere Gesichter und hören unsere Reden! In den Blicken eines Jeden — Entzücken, es glühen die Wangen, das Herz klopft, wir reden von Gott, von Wahrheit, von der Zukunft der Menschheit, von Poesie, — zuweilen auch Unsinn, lassen uns von einem Nichts hinreißen; was thut das aber! . . . Pokorski sitzt da, mit untergeschlagenen Beinen, seine Hand stützt die bleiche Wange: seine Augen leuchten. Rudin steht mitten im Zimmer und redet, redet schön, das treue Abbild eines jugendlichen Demosthenes vor dem brausenden Meere; Ssubotin, der Poet mit verwühltem Haar, stößt von Zeit zu Zeit, und wie im Traume, abgebrochene Sätze aus; ein vierzigjähriger Bursche, Sohn eines deutschen Pastors, Scheller genannt, der wegen seines beständigen, unverbrüchlichen Schweigens unter uns sich den Ruf eines überaus tiefen Denkers erworben hatte, schweigt auf ganz besonders feierliche Weise — und der heitere Stschitow selbst, der Aristophanes unseres Kreises, wird stille und lächelt bloß; zwei, drei Neulinge horchen mit begeistertem Entzücken auf . . . Und die Nacht zieht unbemerkt in stillem Fluge wie auf Fittichen vorüber. Da graut schon der Morgen und gerührt, heiter, ehrsam, nüchtern — an Wein dachte man damals bei uns nicht — und mit einer gewissen, der Seele wohlthuenden Müdigkeit gehen wir auseinander . . . Noch jetzt denke ich daran, wie ich, ganz in Rührung zerflossen, die menschenleeren Gassen durchstreifte, und sogar den Sternen zutrauliche Blicke zuwarf, als wären sie mir näher gerückt und verständlicher geworden

. . . Oh! die herrliche Zeit damals, und ich kann nicht glauben, daß sie nutzlos verloren gegangen ist! Und sie ist es auch nicht — sie ist nicht verloren, selbst für diejenigen nicht, welche nochmals in der Alltäglichkeit des Lebens untergingen . . . Wie oft sind mir dergleichen Leute, einstige Commilitonen, vorgekommen! Man hätte glauben können, ganz verthiert wäre der Mensch, — und es bedürfte nur des Namen's Pokorski — so wurde sogleich alles Gute, das in ihm übrig geblieben war, rege, wie wenn man in einem schmutzigen und finsteren Gemache ein liegen gebliebenes Fläschchen voll Wohlgerüchen öffnet . . .

Leschnew schwieg; sein bleiches Gesicht hatte sich geröthet.

— Weshalb aber, wann — haben Sie sich mit Rudin entzweiet? hub Alexandra Pawlowna mit verwundertem Blicke an.

— Ich habe mich nicht mit ihm entzweit; ich trennte mich von ihm, als ich ihn im Auslande genau kennen gelernt hatte. Aber schon in Moskau hätten wir uns entzweien können. Schon damals spielte er mir einen bösen Streich.

— Was war denn das?

— Das will ich Ihnen sagen. Ich war . . . wie soll ich mich ausdrücken? Zu meiner Figur paßt das nicht . . . ich war von jeher sehr geneigt, mich zu verlieben.

— Sie?

— Ja ich! Das ist sonderbar, nicht wahr? Dem ist aber doch so . . . Nun, ich verliebte mich also damals in ein sehr liebliches Mädchen . . . Warum sehen Sie mich denn so an? Ich könnte Ihnen von mir eine bei Weitem wunderbarere Geschichte erzählen.

— Was für eine Geschichte? wenn ich fragen darf? Sie machen mich neugierig.

— Einfach folgende: Zu jener Zeit in Moskau pflegte ich bei Nacht mich zu einem Rendezvous einzustellen . . . mit wem meinen Sie wohl? mit einer jungen Linde am Ende meines Gartens. Ich hielt ihren dünnen und schlanken Stamm umfangen, und es däuchte mir, ich umfasse die ganze Natur, und das Herz wurde mir weit und verging in Liebe, als ob wirklich die ganze Natur sich in dasselbe ergossen hätte . . . Ja, so war ich!. . . Doch was! Sie glauben vielleicht auch, ich hatte damals keine Verse gemacht? Ich habe es dennoch gethan, ja sogar eine Nachbildung des »Manfred« von Byron! Unter den handelnden

Personen kam ein Gespenst vor, mit Blut auf der Brust, und, wohl verstanden, nicht sein eigenes Blut, sondern das Blut der Menschheit überhaupt . . . Ja, ja, also wundern Sie sich nicht. . . Doch, ich fing an, von meiner Liebe zu erzählen. Ich machte also die Bekanntschaft eines jungen Mädchens . . .

— Und hörten auf, zu der Linde zu gehen? fragte Alexandra Pawlowna.

— Hörte auf hinzugehen. Jenes junge Mädchen war ein herzensgutes, allerliebstes Geschöpfchen, mit lebhaftem klaren Augen und hellklingender Stimme.

— Sie schildern sehr gut, bemerkte mit einem seinen Lächeln Alexandra Pawlowna.

— Sie aber sind eine strenge Richterin, erwiederte Leschnew.

Nun, dieses Mädchen wohnte bei ihrem greisen Vater . . . Doch ich will mich nicht in Details einlassen. Ich muß Ihnen aber wiederholen, daß dieses junge Mädchen wirklich herzensgut war -— goß sie mir doch immer beim Thee das Glas bis zum Rande voll, wenn ich auch nur um ein halbes gebeten hatte! . . . Drei Tage nach unserem ersten Zusammentreffen war ich schon in Liebe zu ihr entbrannt, am siebenten Tage hielt ich es nicht mehr aus und theilte Rudin Alles mit. Junge Leute, wenn sie verliebt sind, können es nicht für sich behalten: ich beichtete also Rudin Alles. Ich stand damals ganz unter seinem Einflusse, und dieser Einfluß, ich muß es unverhohlen bekennen, war in vieler Hinsicht wohlthuend. Er war der Erste, der mich nicht gering achtete, er gab mir den nöthigen Schliff. Pokorski liebte ich leidenschaftlich aber ich empfand eine gewisse Scheu vor seiner reinen Seele, Rudin stand mir näher. Als er von meiner Liebe hörte, gerieth er in unbeschreibliches Entzücken, gratulierte mir, umarmte mich und begann sogleich mich zu belehren, mir die große Wichtigkeit meiner neuen Lage auseinanderzusetzen. Ich war ganz Ohr . . . Nun, Sie wissen ja, wie er zu reden versteht. Seine Worte machten auf mich einen außerordentlichen Eindruck. Ich bekam auf einmal eine merkwürdige Achtung vor mir selbst, nahm eine ernsthafte Miene an und lachte nicht mehr. Ich weiß es noch, ich fing sogar an, vorsichtiger aufzutreten, als trüge ich in der Brust ein Gefäß, mit kostbarer Flüssigkeit angefüllt, die ich zu verschütten befürchtete . . . Ich fühlte mich hoch beglückt, umso mehr, da mir unerkennbare Beweise von Wolhwollen zu Theil wurden. Rudin

äußerte den Wunsch, die Bekanntschaft des Gegenstandes meiner Liebe zu machen, und vielleicht war ich es selbst, der daraus bestand, daß er ihm vorgestellt werde.

— Nun, ich sehe, sehe jetzt, wo dies hinausläuft, unterbrach ihn Alexandra Pawlowna. — Rudin hat Ihnen Ihren Gegenstand abgejagt, und Sie können es ihm bis jetzt nicht verzeihen . . . Ich wollte wetten, ich habe es getroffen!

— Und Sie wurden Ihre Wette verlieren, Alexandra Pawlowna: Sie sind im Irrthum. Rudin hat mir meinen Gegenstand nicht abgejagt, und wollte ihn mir auch nicht abjagen; er hat aber dennoch mein Glück zertrümmert, obgleich ich ihm jetzt, wenn ich es mit kaltem Blute betrachte, Dank dafür wissen möchte. Damals aber verlor ich beinahe den Verstand. Rudin wollte mir keinesweges schaden — im Gegentheil! Doch, getreu seiner unglückseligen Gewohnheit: jede Regung des Lebens, des eigenen sowohl, wie des Anderen, an ein Wort zu spießen, wie den Schmetterling an die Nadel, begann er uns über uns selbst aufzuklären, unser Verhältniß, unser gegenseitiges Benehmen zu analysiren, er zwang uns despotisch, ihm Rechenschaft abzulegen von unseren Gedanken, ertheilte uns Lob und Tadel, ja, — wollen Sie es glauben — er ließ sich mit uns sogar in einen Briefwechsel ein! . . . Kurz, wir wurden durch ihn ganz und gar irre an einander! Ich würde wohl damals schwerlich meine Schöne geheirathet haben, so viel gesunder Verstand war mir noch geblieben, wir hätten aber immerhin, gleich Paul und Virginie, einige glückliche Monate verbringen können; so aber kam es zu Mißverständnissen und Spannungen aller Art — mit einem Worte, es wurde ein völliger Wirrwarr daraus. Das Ende vom Liede war, daß Rudin eines schönen Morgens aus seinen eignen Reden die Ueberzeugung herausschälte: es läge ihm, als dem Freunde, die heilige Verpflichtung ob, den greisen Vater von Allem in Kenntniß zu setzen, und das hat er auch gethan.

— Wäre es möglich? rief Alexandra Pawlowna aus.

— Ja, doch nicht zu vergessen, mit meiner Einwilligung — das ist das Wunderbare! Ich erinnere mich jetzt noch, welch' ein Chaos ich damals im Kopf mit mir umherschleppte es drehte sich und verrückte sich in demselben Alles, wie in einer *Camera obscura*: was weiß gewesen, zeigte sich schwarz, Schwarzes — weiß, Lüge schien Wahrheit, Einbildung — Pflicht geworden zu sein . . . Oh! noch jetzt

fühle ich mich beschämt, wenn ich daran denke! Rudin, — der verlor den Muth nicht . . . warum sollte er es auch! er flog nur so hinweg über Mißverständnisse und Verwickelungen aller Art, wie die Schwalbe über den Teich.

— Und so schieden Sie denn von Ihrem Mädchen? fragte Alexandra Pawlowna, das Köpfchen naiv auf die Seite neigend, und die Augenbrauen heraufziehend.

— Ich schied von ihr. . . und es war ein schlechtes, ein beleidigendes, ungeschicktes, unnützerweise offenkundiges Scheiden . . . Ich weinte, sie weinte und, der Teufel weiß, was daraus wurde . . . Es hatte sich da ein gordischer Knoten zusammengezogen — er mußte durchhauen werden, das that aber wehe! Uebrigens fügt sich Alles auf der Welt zum Besten. Sie hat einen braven Mann geheirathet und lebt jetzt glücklich . . .

— Gestehen Sie es, Sie haben Rudin doch nicht vergeben können . . . warf Alexandra Pawlowna ein.

— Sie irren sich! erwiederte Leschnew: — geweint habe ich, wie ein Kind, als ich bei seiner Abreise in's Ausland Abschied von ihm nahm. Die Wahrheit zu sagen, ist mir aber doch, schon damals, ein Stachel in der Seele stecken geblieben. Und als ich später im Auslande mit ihm zusammentraf . . . je nun, da war ich auch schon älter geworden . . . Rudin erschien mir in seinem wahren Lichte.

— Was war es denn, was Sie an ihm entdeckt hatten? — Nun, Alles, wovon ich Ihnen vor einer Stunde erzählte. Doch genug von ihm. Vielleicht endet noch Alles gut. Ich wollte Ihnen nur beweisen, daß, wenn ich über ihn ein strenges Urheil fälle, ich es nicht thue, weil ich ihn etwa nicht kenne . . . Was indessen Natalia Alexejewna betrifft, so will ich nicht unnütze Worte verlieren; Sie aber mögen auf Ihren Bruder Acht geben.

— Auf meinen Bruder! Was ist's denn mit ihm?

— Sehen Sie ihn doch nur an. Bemerken Sie denn nichts?

Alexandra Pawlowna senkte den Kopf.

— Sie haben Recht, sagte sie; — mein Bruder. . . seit einiger Zeit erkenne ich ihn nicht wieder . . .

Glauben Sie aber wirklich . . .

— Still! er kommt, däucht mir, flüsterte Leschnew. Natalia ist gewiß kein Kind mehr, glauben Sie mir's, obschon Sie unerfahren ist wie ein

solches. Sie werden sehen, dieses kleine Mädchen wird uns noch Alle in Erstaunen setzen.

— Wodurch meinen Sie? «

— So meine ich: solche kleine Mädchen pflegen sich in's Wasser zu stürzen, Gift zu nehmen und dergleichen mehr. Beurtheilen Sie sie nicht nach ihrem ruhigen Aussehen, sie besitzt heftige Leidenschaften und auch Charakter, verlassen Sie sich darauf!

— Nun, mir scheint, Sie versteigen sich in das Reich der Dichtung. Einem solchen Phlegmatiker, wie Ihnen, könnte auch ich noch als ein Vulkan erscheinen.

— Oh nein! äußerte Leschnew lächelnd . . . Was Charakter anbetrifft — davon besitzen Sie, Gott sei Dank, nichts.

— Was ist das wieder für ein unartiger Ausfall!

— Wie? Ich bitte Sie, das ist ja das allergrößte Compliment . . .

Wolinzow trat herein und warf einen mißtrauischen Blick auf Leschnew und seine Schwester. Er hatte in der letzten Zeit etwas abgenommen. Beide redeten ihn an; er würdigte aber ihre Scherze kaum eines Lächelns und hatte, wie sich einst Pigassow über ihn äußerte, die Miene eines »melancholischen Hasen.« Es hat aber wohl kaum jemals einen Menschen gegeben, der nicht, wenn auch nur ein Mal in seinem Leben, eine noch schlechtere Miene gezeigt hatte. Wolinzow fühlte, daß Natalia sich von ihm abwandte, mit ihr aber, so däuchte es ihn, schwand auch der Boden unter seinen Füßen.

VII.

Der folgende Tag war ein Sonntag und Natalia verließ spät ihr Lager. Tags zuvor war sie bis zum Abend sehr schweigsam gewesen, hatte sich insgeheim ihrer Thränen geschämt und schlecht geruht. Halb angekleidet vor dem kleinen Clavier sitzend, hatte sie, um Mlle. Boncourt nicht zu wecken, kaum hörbar Accorde gegriffen, oder war, die Stirn an die kalten Tasten gedrückt, lange regungslos sitzen geblieben. Sie hatte fortwährend, nicht sowohl an Rudin selbst, als vielmehr an dieses oder jenes seiner Worte gedacht und sich gänzlich ihren Eindrücken hingegeben.

Von Zeit zu Zeit tauchte Wolinzow in ihrer Erinnerung auf. Sie wußte, daß er sie liebe, doch sie verwarf den Gedanken an ihn sogleich wieder . . . Sie empfand eine eigenthümliche Aufregung. Als der Morgen gekommen war, kleidete sie sich rasch an, ging hinunter und nachdem sie ihrer Mutter einen guten Tag gewünscht hatte, benutzte sie einen günstigen Augenblick, um sich allein in den Garten zu begeben. Es war ein heißer, heller, sonniger Tag, wenn auch von Zeit zu Zeit von kurzem Regen unterbrochen. Niedrige wollichte Wollenknäuel zogen ruhig am reinen Himmel, ohne die Sonne zu verdecken, dahin und entsandten den Feldern in Zwischenräumen heftige und plötzliche Regengüsse. Große, glänzende Tropfen fielen gleich Brillanten mit abgerissenem, trockenem Geräusch; die Sonnenstrahlen spielten mitten durch den Regen; das Gras, noch vor Kurzem vom Winde bewegt, rührte sich nicht: es sog gierig die Feuchtigkeit auf; das benetzte Laub zitterte an den Bäumen; die Vögel hatten ihren Gesang nicht unterbrochen und es war eine Lust, dem munteren Gezwitscher derselben beim kühlen Rauschen und Murmeln des vorüberziehenden Regens zu lauschen. Kleine Staubwirbel zogen wie Rauch aus der Landstraße dahin, die von den heftig aufschlagenden Regentropfen wie gefleckt erschienen. Doch da ist das Wölkchen vorüber, ein leichter Wind hat sich erhoben, in Smaragdgrün und Gold spielt das Gras . . ., Blatt hat sich an Blatt gelegt, wie angeklebt, und lichter ist es in dem Laube geworden . . . Starker Duft steigt überall empor . . .

Der Himmel hatte sich fast ganz aufgeklärt, als Natalia sich in den Garten begab. Frische und Stille umfingen sie, jene sanfte und

beglückende Stille, welche im menschlichen Herzen sehnsuchtvolles Mitgefühl und unbestimmtes, heimliches Verlangen hervorruft . . .

Natalia wandelte den Teich entlang, in der langen Allee von Silberpappeln, als plötzlich vor ihr, wie aus dem Boden emporgeschossen, Rudin erschien.

Sie wurde verwirrt. Er blickte ihr in's Gesicht.

— Sie sind allein? fragte er.

— Ja, ich bin allein, antwortete Natalia: — ich habe übrigens nur für eine Minute das Freie gesucht . . . Ich muß sogleich zurück.

— Ich werde Sie begleiten.

Und er ging an ihrer Seite hin.

— Sie scheinen betrübt? sagte er nach kurzem Schweigen.

— Ich . . . Und eben wollte ich Ihnen dieselbe Frage vorlegen! Sie sind, wie mir däucht, nicht aufgelegt.

— Vielleicht . . . ich bin es zuweilen. Mir kann man das leichter verzeihen als Ihnen.

— Weshalb das? Glauben Sie etwa, ich hätte eine Ursache, betrübt zu sein?

— In Ihren Jahren muß man das Leben genießen.

Einige Schritte ging Natalia schweigend weiter.

— Dmitri Nikolaitsch, begann sie.

— Was wünschen Sie?

— Erinnern Sie sich . . . des Gleichnisses, das Sie gestern gebrauchten . . . es war . . .

von der Eiche.

— Gewiß! ich erinnere mich. Aber warum diese Frage?

Natalia warf verstohlen einen Blick aus Rudin.

— Warum . . . was wollten Sie mit dem Gleichnisse sagen?

Rudin senkte den Kopf und ließ den Blick in die Weite schweifen.

— Natalia Alexejewna! fing er mit dem ihm eigenen, zurückhaltenden und bedeutungsvollen Ausdruck an, der seine Zuhörer stets glauben machte, er äußere kaum den zehnten Theil von Dem, was ihm die Brust schwellte: — Natalia Alexejewna! Sie haben bemerken müssen, daß ich von meiner Vergangenheit wenig rede. Es giebt darin gewisse Saiten, die ich gar nicht berühre. Mein Herz. . . wer braucht überhaupt zu wissen, was in demselben vorgegangen ist?

Solche Dinge zu offenbaren, habe ich stets für einen Frevel gehalten. Ihnen gegenüber jedoch bin ich aufrichtig: Sie erwecken mein Zutrauen. . . Ich darf Ihnen kein Geheimniß daraus machen, daß auch ich geliebt und gelitten habe, wie Alle . . . Wann und wie? davon lohnt sich's nicht zu sprechen; genug, mein Herz hat der Freuden und Leiden viel erfahren . . .

Rudin hielt einen Augenblick inne.

— Das, was ich Ihnen gestern sagte, fuhr er fort: — ließe sich in gewisser Hinsicht auf mich anwenden, auf meine jetzige Lage. Doch wahrlich, es lohnt nicht, davon zu reden. Diese Seite des Lebens ist für mich bereits dahin. Mir bleibt jetzt nur, mich auf staubiger und heißer Landstraße in elendem Wagen von Station zu Station fortrütteln zu lassen . . . Wann ich mein Ziel erreichen — ob ich es überhaupt erreichen werde — das weiß Gott . . . Lassen Sie uns lieber von Ihnen sprechen.

— Wäre es möglich, Dmitri Nikolaitsch, unterbrach ihn Natalia: — Sie erwarten Nichts mehr vom Leben?

— Oh nein! ich erwarte Vieles; doch nicht für mich . . . Der Thätigkeit, der Freude am Handeln werde ich niemals entsagen; ich habe aber dem Genusse entsagt. Mein Hoffen, mein Träumen und mein persönliches Glück haben Nichts mit einander gemein. Die Liebe (bei diesem Worte zuckte er die Achseln) . . . die Liebe: — ist nicht für mich; ich bin ihrer nicht werth; ein Weib, welches liebt, hat das Recht des Anspruchs auf den ganzen Mann, ganz aber kann ich mich nicht hingeben. Und dann — Gefallen ist das Ziel und das Recht der Jugend: ich bin zu alt dazu. Wie sollte ich noch fremde Köpfe verdrehen? Gott helfe mir, den meinen auf den Schultern zu behalten!

— Ich verstehe, äußerte Natalia: — wer einem hohen Ziele entgegenstrebt, darf nicht mehr an sich denken; warum aber wäre das Weib nicht im Stande, einen solchen Menschen zu würdigen? Mich dünkt im Gegentheil, es würde sich eher von einem Egoisten abwenden . . . Alle jungen Leute, jene Jünglinge, wie Sie sagen, sind insgesamt — Egoisten, nur mit sich selbst beschäftigt, selbst wenn sie lieben. Glauben Sie mir, das Weib ist nicht blos; im Stande, Aufopferung zu begreifen, sie versteht es auch, sich selbst zum Opfer zu bringen.

Natalia's Wangen hatten sich leicht geröthet und ihre Augen glänzten. Vor ihrer Bekanntschaft mit Rudin würde man nie aus

ihrem Munde eine so lange und feurige Rede vernommen haben.

— Sie haben schon mehrmals meine Meinung von dem Berufe der Frauen gehört, erwiederte Rudin mit herablassendem Lächeln: — Sie wissen, daß, meiner Ansicht nach, Johanna d'Arc allein Frankreich retten konnte . . . doch, nicht davon ist die Rede. Ich wollte von Ihnen sprechen. Sie stehen an der Schwelle des Lebens . . . Von Ihrer Zukunft zu sprechen, macht Vergnügen und ist nicht ohne Nutzen . . . Hören Sie mich: Sie wissen, ich bin Ihr Freund; ich nehme Theil an Ihnen, wie etwa an einer Verwandten . . . darum hoffe ich, werden Sie meine Frage nicht unbescheiden finden: sagen Sie mir, ist Ihr Herz bis jetzt ganz ruhig gewesen?

Natalia wurde feuerroth und antwortete Nichts. Rudin blieb stehen und sie that dasselbe.

— Sind Sie mir böse? fragte er.

— Nein, sagte sie: — ich hatte aber durchaus nicht erwartet . . .

Uebrigens, fuhr er fort: — brauchen Sie mir nicht zu antworten. Ihr Geheimniß ist mir bekannt.

Fast erschrocken blickte Natalia ihn an.

— Ja . . . ja; ich weiß, wer Ihnen gefällt. Und ich muß Ihnen sagen — eine bessere Wahl konnten Sie nicht treffen. Er ist ein vortrefflicher Mensch; er wird Sie zu schätzen verstehen; das Leben hat ihn noch nicht abgenutzt seine Seele ist einfach und klar . . . er wird Sie glücklich machen.

— Von wem sprechen Sie, Dmitri Nikolajewitsch?

— Sie sollten nicht verstehen, von wem ich spreche? Natürlich von Wolinzow. Wie? sollte ich mich geirrt haben?

Natalia wandte sich etwas von Rudin ab. Sie war ganz außer Fassung.

— Liebt er Sie denn nicht? Gehen Sie doch! er hat nur Augen für Sie und folgt jeder Ihrer Bewegungen; läßt sich denn überhaupt die Liebe verheimlichen? Und sind Sie ihm denn nicht selbst gut? Soviel ich bemerken konnte, gefällt er auch Ihrer Mama . . . Ihre Wahl . . .

— Dmitri Nikolaitsch! unterbrach ihn Natalia, in ihrer Verwirrung die Hand nach einem nahestehenden Strauche ausstreckend: — wirklich, es ist mir peinlich, über diesen Gegenstand zu sprechen; ich versichere Ihnen aber, Sie irren sich.

— Ich mich irren? wiederholte Rudin . . . Ich glaube es nicht . . . Ich habe zwar erst vor Kurzem Ihre Bekanntschaft gemacht; kenne Sie aber bereits gut. Was bedeutet denn die Veränderung, die ich an Ihnen wahrnehme, deutlich wahrnehme! Sind Sie denn jetzt dieselbe, wie ich Sie vor sechs Wochen gefunden habe? Nein, Natalia Alexejewna, Ihr Herz ist nicht ruhig.

— Kann sein, erwiederte kaum hörbar Natalia: — Sie sind aber dennoch im Irrthume.

— In wie fern? fragte Rudin.

— Lassen Sie mich, fragen Sie mich nicht! sagte Natalia und eilte raschen Schrittes dem Hause zu.

Ihr selbst wurde Angst vor Dem, was so plötzlich in ihr vorgegangen war.

Rudin eilte ihr nach und hielt sie auf.

— Natalia Alexejewna! redete er sie an: — diese Unterredung darf kein solches Ende nehmen: sie ist auch für mich gar zu wichtig . . . Wie soll ich Sie verstehen?

— Lassen Sie mich! wiederholte Natalia.

— Natalia Alexejewna, um Gottes willen!

Auf Rudin's Gesicht war Unruhe zu lesen. Er war s bleich geworden.

— Sie verstehen Alles, müssen auch mich verstehen! sagte Natalia, riß ihre Hand aus der seinigen und entfernte sich ohne sich umzusehen.

— Nur ein Worts rief ihr Rudin nach.

Sie blieb stehen, ohne sich jedoch umzudrehen.

— Sie fragtest mich, was ich mit dem gesteigert Gleichnisse hätte sagen wollen. So hören Sie es, ich will Sie nicht hintergehen. Ich sprach von mir, von meiner Vergangenheit — und von Ihnen.

— Wie's von mir?

— Ja, von Ihnen; ich wiederhole es, ich will Sie nicht hintergehen . . . Jetzt wissen Sie, von welchem Gefühle, von welchem *neuen* Gefühle ich in jenem Augenblicke sprach . . . Vor dem heutigen Tage würde ich es nicht gewagt haben . . .

Natalia bedeckte rasch das Gesicht mit den Händen und lief dem Hause zu.

Sie war dermaßen durch den unerwarteten Ausgang ihres Gesprächs mit Rudin erschüttert, daß sie Wolinzow, an dein sie vorbeigelaufen war, nicht einmal bemerkt hatte. Er stand unbeweglich, mit dein Rücken an einen Baum gelehnt. Eine Viertelstunde vorher war er zu Darja Michailowna gekommen, hatte dieselbe im Gastzimmer getroffen, ihr ein paar Worte gesagt, und sich unbemerkt entfernt, in der Absicht, Natalia aufzusuchen. Geleitet von dem, den Verliebten eigenthümlichen Instinkt, war er gerades Weges in den Garten gegangen und aus Rudin und Natalia in dem Augenblicke gestoßen, als sie ihre Hand der seinigen entriß. Wolinzow war es dunkel vor den Augen geworden. Nachdem er Natalia mit den Blicken gefolgt war, verließ er den Baum und that ein paar Schritte, ohne selbst zu wissen wohin und warum Rudin bemerkte ihn im Vorbeigehen. Beide blickten einander in die Augen, tauschten einen Gruß und trennten sich schweigend.

»Damit ist es nicht abgemacht,« dachten Beide.

Wolinzow entfernte sich an das äußerste Ende des Gartens. Ein bitterpeinliches Gefühl hatte sich seiner bemächtigt; auf dem Herzen lag es ihm wie Blei, und das Blut in ihm wallte von Zeit zu Zeit schwer und heftig auf. Es fielen wieder Tropfen. Rudin war auf sein Zimmer zurückgekehrt. Auch er war nicht ruhig: im Wirbel drehten sich die Gedanken in seinem Kopfe. Wer sollte durch die unerwartete, vertrauensvolle Hingabe einer jungen, reinen Seele nicht verwirrt werden!

An der Tafel wollte Nichts recht gehen. Natalia war sehr bleich, hielt sich kaum aus ihrem Stuhle und hob die Augen nicht auf. Wolinzow saß, wie er es gewohnt war, an ihrer Seite, und zwang sich von Zeit zu Zeit, das Wort an sie zu richten. Es traf sich, daß Pigassow an diesem Tage bei Darja Michailowna speiste. Er war der gesprächigste von Allen bei Tische. Unter Anderen suchte er zu beweisen, daß man die Menschen, wie Hunde, in zwei Classen, in kurz- und langohrige, eintheilen könne. Die Menschen — sagte er — haben kurze Ohren, entweder von Geburt an, oder durch eigene Schuld. In beiden Fällen sind sie zu beklagen, denn nichts gelingt ihnen — es fehlt ihnen das Selbstvertrauen. Der Langohrige dagegen ist ein Glückskind. Er mag schlechter und schwächer als der kurzohrige sein, er besitzt aber Selbstvertrauen; er spitzt die Ohren — und Alles bewundert ihn.

— Ich, setzte er mit einem Seufzer hinzu: — gehöre zur Classe der kurzohrigen, und, was dabei das Schlimmste ist, ich habe mir die Ohren selbst gestutzt.

— Damit wollen Sie sagen, warf nachlässig Rudin ein: — was übrigens bereits lange vor Ihnen La Roche-foucauld gesagt hat: »Vertraue Dir selbst und Andere werden Dir vertrauen.« Wozu aber da die Ohrengeschichte! «

— So lassen Sie doch Jeden, bemerkte Wolinzow bitter und mit funkelndem Blick: — lassen Sie Jeden sich ausdrücken, wie es ihm gefällt. Man redet von Despotismus . . . Nach meiner Meinung giebt's keinen ärgeren Despotismus, als der der sogenannten klugen Geister. Fort mit ihnen!

Alle waren über diesen Ausfall Wolinzow's in Staunen gerathen und verstummt. Rudin warf einen Blick auf ihn, konnte aber den seinigen nicht ertragen und wandte sich ab, lächelte verlegen und sagte nichts.

»Oho! auch Du hast kurze Ohren!« dachte Pigassow bei sich; Natalia bebte vor Angst. Darja Michailowna maß Wolinzow mit einem langen, erstaunten Blick und nahm endlich das Wort; sie begann von einem ungewöhnlichen Hunde zu erzählen, der ihrem Freunde, dem Minister N. N. gehörte . . .

Wolinzow entfernte sich bald nach Tische. Beim Abschiednehmen von Natalia, hielt er nicht mehr an sich und sagte zu ihr:

— Warum sind Sie so verstört, als wären Sie sich einer Schuld bewußt? Sie können sich — vor Niemandem — einer Schuld bewußt sein! . . .

Natalia hatte nichts verstanden und folgte ihm bloß mit den Augen. Vor dem Thee trat Rudin zu ihr, und über den Tisch gebeugt, als überfliege er die Zeitungen, flüsterte er ihr zu:

— Es ist wie ein Traum, nicht wahr? Ich muß Sie durchaus allein sprechen . . . wäre es auch nur auf einen Augenblick. — Und zu Mlle. Boncourt gewendet, sagte er: — Hier ist das Feuilleton, welches Sie suchten, dann neigte er sich wieder zu Natalia und setzte leise hinzu: — suchen Sie gegen zehn Uhr sich in der Fliederlaube neben der Terrasse einzufinden, ich werde Sie erwarten . . .

Der Held dieses Abends blieb Pigassow. Rudin hatte ihm den Kampfplatz überlassen. Er machte Darin Michailowna viel lachen;

zuerst erzählte er von einem seiner Nachbarn, der dreißig Jahre unter dem Pantoffel seiner Ehehälfte gestanden und sich bis zu dem Grade Weibergewohnheiten angeeignet hatte, daß er einst, im Beisein Pigassow's, beim Ueberschreiten einer kleinen Pfütze, die Schöße seines Cürtact's aufnahm, wie Frauen es mit ihren Röcken zu thun pflegen. Dann kam er auf einen anderen Gutsbesitzer, der anfangs Freimaurer, dann Melancholicer gewesen war und endlich Banquier zu werden gewünscht hatte.

— Wie haben Sie es denn angefangen, Freimaurer zu werden, Philipp Stepanitscht hatte ihn Pigassow gefragt.

— Nichts leichter als das, habe er geantwortet: ich ließ mir den Nagel des kleinen Fingers wachsen. Ueber nichts jedoch lachte Darja Michailowna mehr, als wenn Pigassow anfing sich über die Liebe auszulassen, und zu betheuern, auch nach ihm sei geseufzt worden, und eine feurige Ausländerin habe ihn sogar »ihr appetitliches Afrikänchen« genannt. Darja Michailowna lachte, doch war es die Wahrheit, was Pigassow erzählte: er hatte in der That ein Recht, mit seinen Siegen zu prahlen. Er behauptete, Nichts wäre leichter, als jedes beliebige Frauenzimmer verliebt zu machen: man dürfe ihr bloß zehn Tage nach einander wiederholen, sie habe das Paradies auf den Lippen, Seligkeit in den Augen und die übrigen Weiber seien bloß Lappen im Vergleich zu ihr; und am elften Tage werde sie selbst sagen, sie habe das Paradies auf den Lippen, Seligkeit in den Augen und wird sich in Sie verlieben. In der Welt kommt Alles vor. Wer weiß, vielleicht hatte Pigassow Recht.

* *
*

Um halb neun war Rudin bereits in der Laube. Am fernen, erbleichenden Horizonte tauchten eben die ersten Sternchen auf; im Westen war der Himmel noch geröthet — auch war auf dieser Seite der Horizont heller und reiner; der Halbmond schimmerte wie Gold durch das dunkle Geflechte der Trauerbirke. Die übrigen Bäume standen entweder vereinzelt mit durchscheinenden Laubkronen gleich finstern, tausendäugigen Riesen da, oder verschwammen in dichte, düstere Massen. Kein Blatt regte sich; die äußersten Zweige der Flieder- und Akazienbäume streckten ihre Spitzen in die warme Luft hinaus, als lauschten sie auf Etwas. Das nahe Haus hüllte sich in

Dunkel; wie röthlich gefärbte Streifen hoben sich an demselben die erhellten, länglichen Fenster ab. Die Nacht war milde und still; doch schien es, als ob ein zurückgehaltener, leidenschaftlicher Seufzer geheimnisvoll in dieser Stille verhallte.

Rudin stand, die Arme über die Brust gekreuzt und horchte mit äußerster Spannung. Sein Herz klopfte heftig und unwillkührlich hielt er den Athem an. Endlich glaubte er leichte, hastige Schritte zu vernehmen und — Natalia trat in die Laube.

Rudin stürzte ihr entgegen und ergriff ihre Hände. Sie waren kalt, wie Eis.

— Natalia Alexejewna! redete er sie mit bebender Stimme an: — ich wollte Sie sehen . . . ich konnte den morgenden Tag nicht erwarten. Ich muß Ihnen sagen, was ich vor dem heutigen Morgen selbst noch nicht geahnt hatte, mir noch nicht bewußt war: ich liebe Sie.

Natalia's Hände zuckten schwach in den seinigen.

— Ich liebe Sie, wiederholte er: — und daß ich so lange mich täuschen, so lange nicht ahnen konnte, daß ich Sie liebe . . . Und Sie, Natalia Alexejewna . . . antworten Sie mir — und Sie?

Natalia konnte kaum athmen.

— Sie sehen, ich bin hergekommen, brachte sie endlich hervor.

— Oh! sagen Sie, lieben Sie mich?

— Ich glaube . . . ja . . . sagte sie leise.

Rudin drückte ihr noch heftiger die Hände und wollte sie an sich ziehen . . .

Natalia blickte sich rasch um.

— Lassen Sie mich, — es wird mir bange, — mir däucht, es belauscht uns Jemand . . . Um Gottes willen, seien Sie vorsichtig. Wolinzow ahnt Etwas.

— Mag er! Sie haben gesehen, ich habe ihm heute nicht einmal geantwortet . . . Ach, Natalia Alexejewna, wie bin ich glücklich! Jetzt soll uns nichts mehr trennen!

Natalia blickte ihm in die Augen.

— Lassen Sie mich, flüsterte sie: — es ist Zeit, daß ich zurückkehre.

— Einen Augenblick, bat Rudin . . .

— Nein, lassen Sie, lassen Sie mich . . .

— Sie scheinen Furcht vor mir zu haben?

— Nein; ich habe aber keine-Zeit mehr . . .

— So wiederholen Sie denn, wenigstens noch ein Mal . . .

— Sie sagen, Sie sind glücklich? fragte Natalia.

— Ich? Es giebt keinen glücklicheren Menschen als mich auf der Welt! Zweifeln Sie etwa?

Natalia erhob den Kopf. Wie schön war ihr bleiches, edles, junges, aufgeregtes Gesicht — in dem geheimnißvollen Dunkel der Laube, beim schwachen Lichte des nächtlichen Himmels.

— So wissen Sie denn, sagte sie: — ich bin die Ihre.

— Oh Gott! rief Rudin aus . . .

Natalia aber machte sich los und ging fort. Rudin blieb einige Zeit stehen, und verließ dann langsam die Laube. Der Mond erleuchtete hell sein Gesicht; ein Lächeln schwebte auf seinen Lippen.

— Ich bin glücklich, sagte er halblaut. — Ja, ich bin glücklich, wiederholte er, als suchte er sich selbst dazu zu überreden.

Er warf sich in die Brust, strich sein Lockenhaar zurück und vertiefte sich in den Garten, lustig die Arme schwenkend.

Rudin.

Unterdessen aber wurden in der Fliederlaube die Zweige behutsam von einander gebogen und es zeigte sich Pandalewski. Vorsichtig blickte er sich um, schüttelte den Kopf, preßte die Lippen zusammen, sagte mit bezeichnendem Tone: »So stehen die Sachen! davon muß man Darja Michailowna in Kenntniß setzen« — und verschwand.

VIII.

Als Wolinzow nach Hause gekommen war, war er niedergeschlagen und finster, gab so ungern der Schwester Antwort und verschloß sich so bald in seinem Cabinet, daß sie sich entschloß, einen reitenden Boten zu Leschnew zu schicken. In allen zweifelhaften Fällen nahm sie zu ihm ihre Zuflucht. Leschnew ließ ihr sagen, er werde am folgenden Tage kommen.

Wolinzow war auch am folgenden Morgen nicht heiterer gestimmt. Nach dem Thee dachte er seine Arbeiten zu besichtigen, blieb jedoch, streckte sich auf einen Divan hin, und nahm ein Buch in die Hand, was bei ihm nicht oft der Fall war. Wolinzow empfand keine Neigung für Literatur, und vor Gedichten eine wahre Scheu. — »Unverständlich wie ein Gedicht«, — pflegte er zu sagen und zur Bekräftigung seiner Worte, folgende Strophe des Dichters Aibulat's anzuführen:

Und bis zum Ende meiner trüben Tage
Wird die Erfahrung nicht und nicht Verstand
Des Lebens blutige Vergißmeinnichte
Entwenden mir mit rauher Hand!

Alexandra Pawlowna blickte ihren Bruder besorgt an, belästigte ihn jedoch nicht mit Fragen. Ein Wagen fuhr vor. »Nun — dachte sie — Gott sei Dank, Leschnew« . . . Der Diener trat ein und meldete Rudin.

Wolinzow warf das Buch auf den Boden und hob den Kopf in die Höhe.

— Wer ist gekommen? fragte er.

— Rudin, Dmitri Nikolaitsch, wiederholte der Diener.

Wolinzow erhob sich.

— Bitte ihn herein, sagte er: — Du aber, Schwester, setzte er hinzu, sich zu Alexandra Pawlowna wendend: — laß uns allein.

— Weßhalb aber? wandte sie ein . . .

— Ich weiß warum, unterbrach er sie mit Heftigkeit — ich bitte Dich.

Rudin trat herein. Wolinzow begrüßte ihn kalt, in der Mitte des Zimmers stehend und reichte ihm nicht die Hand.

— Sie hatten mich nicht erwartet, fing Rudin an: — gestehen Sie es, und stellte seinen Hut auf das Fensterbrett.

Ein leichtes Zacken umspielte seine Lippen. Ihm war nicht behaglich zu Muthe; doch suchte er seine Verwirrung zu verbergen.

— Ich erwartete Sie nicht, gewiß, erwiederte Wolinzow: — nach dem gestrigen Tage hätte ich eher Jemand — mit einem Auftrage von Ihnen erwarten können.

— Ich verstehe, was Sie sagen wollen, äußerte Rudin, sich setzend: — und Ihre Offenherzigkeit freut mich sehr. So ist es viel besser. Ich bin selbst zu Ihnen gekommen, wie zu einem Manne von Ehre.

— Geht es nicht ohne Complimente? bemerkte Wolinzow.

— Ich wünsche Ihnen zu erklären, weshalb ich gekommen bin.

— Wir sind mit einander bekannt: warum sollten Sie nicht zu mir kommen können? Und dann erweisen Sie mir ja auch nicht zum ersten Male die Ehre Ihres Besuches.

— Ich bin zu Ihnen gekommen als Mann von Ehre zu einem Manne von Ehre, wiederholte Rudin: — und will mich jetzt auf Ihren eigenen Richterausspruch berufen . . . Ich habe zu Ihnen volles Vertrauen . . .

— Wovon handelt es sich? fragte Wolinzow, immer noch in derselben Stellung, mit finstern Blicken auf Rudin, und von Zeit zu Zeit die Spitzen seines Schnurrbartes drehend.

— Ertauben Sie . . . ich bin, um mich zu erklären hergekommen, das kann man aber nicht mit ein paar Worten abmachen.

— Warum nicht?

— Es ist noch eine dritte Person dabei im Spiel . . .

— Eine dritte Person? und welche?

— Sergei Pawlitsch, Sie verstehen mich.

— Dmitri Nikolaitsch, ich verstehe Sie durchaus nicht.

— Sie wünschen . . .

— Ich wünsche, daß Sie ohne Umschweife reden! unterbrach ihn Wolinzow.

Er wurde im Ernste böse.

Rudin zog die Brauen zusammen.

— Sehr wohl . . . wir sind allein . . . Ich muß Ihnen sagen — übrigens kommen Sie gewiß selbst schon darauf (Wolinzow zuckte ungeduldig

die Achseln) — ich muß Ihnen sagen, daß ich Natalia Alexejewna liebe und mit Grund vermuthen darf, daß auch sie mich liebt.

Wolinzow wurde bleich, antwortete jedoch nichts; er trat an's Fenster und wandte Rudin den Rücken.

— Sie begreifen, Sergei Pawlitsch, fuhr Rudin fort: — wenn ich nicht überzeugt wäre . . .

— Oh bitte sehr! unterbrach ihn hastig Wolinzow: — ich zweifle durchaus nicht . . . Nun dann viel Glück! Nur wundere ich mich, was zum Teufel Sie bewogen hat, mit dieser Nachricht zu mir zu kommen . . . Was habe ich damit zu schaffen? Was geht es mich an, wen Sie lieben, wer Sie liebt? Das ist mir unbegreiflich . . .

Wolinzow fuhr fort, zum Fenster hinauszusehen. Seine Stimme tönte hohl.

Rudin erhob sich.

— Ich will Ihnen sagen, Sergei Pawlitsch, weshalb ich mich entschlossen habe, zu Ihnen zu kommen, weshalb ich mir sogar das Recht nicht zutraute, aus unserer . . . unserer gegenseitigen Neigung ein Geheimnis vor Ihnen zu machen. Ich habe gar zu große Achtung für Sie — deshalb bin ich gekommen; ich wollte nicht . . . wir Beide wollten nicht Comödie vor Ihnen spielen. Ihre Gesinnung in Betreff Natalia Alexejewna's war mir bekannt . . . Glauben Sie mir, ich kenne meinen Werth: ich weiß, wie wenig würdig ich bin, Ihre Stelle in ihrem Herzen einzunehmen; da es sich aber dennoch so gefügt hat, wären dann wohl List, Betrug, Verstellung schicklich gewesen? Könnte es wünschenswerth sein, sich Mißverständnissen auszusetzen, oder selbst nur einer solchen Scene wie der gestrigen bei Tische? Sergei Pawlitsch, gestehen Sie es selbst.

Wolinzow kreuzte die Arme über der Brust, als koste es ihm Mühe, sich zu beherrschen.

— Sergei Pawlitsch! fuhr Rudin fort: — ich habe Sie getränkt, ich fühle es . . . aber mißverstehen Sie uns nicht . . . Sie müssen begreifen, daß uns kein anderes Mittel blieb, Ihnen unsere Achtung zu beweisen, Ihnen zu zeigen, daß wir Ihren offenen Edelmuth zu schätzen wissen. Aufrichtigkeit, vollkommene Aufrichtigkeit würde jedem Anderen gegenüber unstatthaft gewesen sein, Ihnen gegenüber jedoch wird sie zur Pflicht. Es ist uns ein Vergnügen, zu glauben, daß unser Geheimniß in Ihren Händen . . .

Wolinzow lachte gezwungen auf.

— Dank für dieses Vertrauen! rief er aus: — obgleich ich, wohlverstanden, weder Ihr Geheimniß zu wissen, noch das Meinige Ihnen zu entdecken gewünscht hatte, verfügen Sie dennoch darüber, wie über Ihr eigenes Gut. Erlauben Sie aber, Sie reden zugleich im Namen einer anderen Person. Also darf ich voraussehen, daß Ihr Besuch und der Zweck desselben Natalia Alexejewna bekannt ist?

Rudin ward bei diesen Worten etwas verlegen.

— Nein, ich habe Natalia Alexejewna von meinem Vorhaben nicht unterrichtet; weiß jedoch, daß sie meine Ansicht theilt.

-— Das ist alles, sehr schön; sagte nach einigem Schweigen Wolinzow und begann mit den Fingern an der Scheibe zu trommeln: — viel besser, ich gestehe es, wäre es aber doch, wenn Sie etwas . . . weniger Achtung für mich hätten. Die Wahrheit zu sagen, ist mir Ihre Achtung keinen Groschen werth: was aber wollen Sie eigentlich von mir?«

— Nichts will ich . . . oder nein! ich will Etwas: ich will, daß Sie mich nicht für einen hinterlistigen und schlauen Menschen halten, daß Sie mich kennen lernen . . . Ich hoffe, Sie können auch schon jetzt meine Aufrichtigkeit nicht in Zweifel ziehen . . . Ich will, Sergei Pawlitsch, daß wir als Freunde von einander scheiden . . . daß Sie, wie ehemals, mir die Hand reichen . . .

Und Rudin näherte sich Wolinzow.

— Verzeihen Sie, mein Herr, sagte Wolinzow, indem er sich zu Rudin wandte und einen Schritt zurücktrat: — ich bin bereit, Ihren Absichten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das ist Alles sehr schön, sogar erhaben, wir sind aber schlichte Leute, an Marzipan nicht gewöhnt, wir sind nicht im Stande, dem Schwunge so hoher Geister, wie des Ihrigen, zu folgen . . . Was Ihnen aufrichtig erscheint, dünkt uns zudringlich und unbescheiden . . . Was Ihnen einfach und klar vorkommt, ist für uns verwickelt und dunkel . . . Sie prahlen mit dem, was wir heimlich halten: wie sollte unsereiner Sie verstehen! Verzeihen Sie mir: weder als meinen Freund kann ich Sie betrachten, noch Ihnen die Hand reichen . . . Vielleicht ist das kleinlich; ich bin jedoch selbst klein.

Rudin ergriff seinen Hut.

— Leben Sie wohl, Sergei Pawlitsch! sagte er betrübt, meine Erwartungen haben mich getäuscht. Mein Besuch war in der That etwas ungewöhnlich, ich hatte jedoch gehofft . . . (Wolinzow machte eine ungeduldige Bewegung) . . . Verzeihen Sie, ich werde nicht mehr davon reden. Alles erwogen, sehe ich, daß Sie wirklich, Recht haben und nicht anders handeln konnten. Leben Sie wohl und erlauben Sie wenigstens, daß ich Ihnen noch ein Mal, zum letzten Male die Lauterkeit meiner Absichten betheuere . . . Von Ihrer Verschwiegenheit bin ich überzeugt . . .

— Das ist denn doch zu stark! rief Wolinzow zitternd vor Zorn: — ich habe mich Ihrem Vertrauen in keiner Weise aufgedrängt; und Sie haben darum durchaus kein Anrecht auf meine Verschwiegenheit!

Rudin wollte noch Etwas sagen, spreizte jedoch blos die Arme auseinander, verneigte sich und verließ das Gemach, Wolinzow aber warf sich auf den Divan und kehrte das Gesicht gegen die Wand.

— Darf ich zu dir? ließ sich an der Thür Alexandra Pawlowna's Stimme vernehmen.

Wolinzow gab nicht sogleich Antwort und fuhr mit der Hand hastig über das Gesicht. — Nein, Sascha, sagte er mit etwas veränderter Stimme: — warte noch etwas.

Eine halbe Stunde später näherte sich Alexandra Pawlowna von Neuem der Thür.

— Michael Michailitsch ist gekommen, sagte sie: — willst Du ihn sehen?

— Gewiß, erwiederte Wolinzow: — laß ihn kommen.

Leschnew trat herein.

— Ist dir nicht wohl? fragte er und ließ sich auf einen Sessel neben dem Divan nieder.

Wolinzow erhob sich etwas, stützte sich aus den Arm, blickte seinem Freunde lange, lange in's Gesicht und erzählte ihm dann sogleich Wort für Wort sein ganzes Gespräch mit Rudin. Bis dahin hatte er nie vor Leschnew seiner Gefühle für Natalia Erwähnung gethan, obwohl er vermuthen konnte, daß sie kein Geheimniß für ihn waren.

— Du hast meine Verwunderung erregt, Bruder, sagte Leschnew, als Wolinzow seine Erzählung beendigt hatte. — Auf viele

Sonderbarkeiten seinerseits war ich gefaßt; dies aber . . . Uebrigens erkenne ich ihn auch hierin wieder.

— Aber bedenke doch! sagte Wolinzow: — das ist ja geradezu eine Frechheit! Fast hätte ich ihn zum Fenster hinausgeworfen. Hat er vor mir prahlen wollen, oder im Voraus Angst bekommen? Und zu welchem Ende? Wie kann man zu einem Menschen gehen . . .

Wolinzow hielt sich den Kopf mit beiden Händen und schwieg.

— Nein, Bruder, das ist es nicht, erwiederte Leschnew gelassen. Du wirst mir's nicht glauben, ich bin jedoch überzeugt, er hat es in guter Absicht gethan. Wahrhaftig . . . Siehst du, das hat so einen Anstrich von Edelsinn und Offenherzigkeit, und bietet einen Vorwand zum Reden, der Beredtsamkeit freien Lauf zu gewähren; das eben brauchen wir ja, ohne dergleichen könnten wir nicht leben . . . Ah, seine Zunge — seine Rednergabe — sie ist seine Feindin . . . sie hat ihm aber auch recht brav gedient!

— Du kannst Dir nicht vorstellen, mit welcher Feierlichkeit er hereintrat und seine Rede vorbrachte!

— Nun, das ist so seine Art. Knöpft er seinen Rock zu, so thut er's, als erfüllte er eine heilige Pflicht. Ich möchte ihn aus eine unbewohnte Insel setzen und aus einem Hinterhalt beobachten, wie er da wohl schalten und walten würde. Und der faselt dabei immer von Einfachheit!

— Sage mir aber, Bruder, um des Himmels willen, soll das etwa Philosophie sein? fragte Wolinzow.

— Wie soll ich sagen? Von einer Seite — Du hast Recht — ist es in der That Philosophie von der anderen ist es durchaus keine. Man darf doch nicht jeden Unsinn der Philosophie zur Last legen!

Wolinzow blickte ihn an.

— Wenn er aber gelogen hätte, was glaubst Du?

— Nein, mein Freund, er hat nicht gelogen. Indessen, weißt Du, — wir haben genug von ihm gesprochen. Wir wollen jetzt unsere Pfeifen anzünden, lieber Bruder, und Alexandra Pawlowna herbitten. . . Wenn sie dabei ist, spricht sich's besser und schweigt sich's leichter. Sie wird uns Thee machen.

— Meinetwegen, erwiederte Wolinzow. — Sascha, komm herein! rief er.

Alexandra Pawlowna trat herein. Er faßte ihre Hand und drückte sie fest an seine Lippen.

* *
*

Rudin kehrte in einer eigenthümlich unruhigen Stimmung nach Hause zurück. Er war ärgerlich auf sich selbst und machte sich Vorwürfe über seine unverzeihliche Voreiligkeit und sein knabenhaftes Betragen. An ihm bewährte sich: daß es nichts Drückenderes giebt, als das Bewußtsein, eine Thorheit begangen zu haben,

Reue marterte Rudin.

»Daß der Teufel«, murrte er durch die Zähne, »mir den Gedanken eingehen mußte, zu diesem Menschen zu gehen! Das war eine schöne Idee! Habe mir nichts als Grobheiten geholt! . . .

In dem Hause Darja Michailowna's ging unterdessen Ungewöhnliches vor. Die Hausfrau selbst zeigte sich den ganzen Morgen nicht und erschien auch nicht bei der Tafel: sie litt an Kopfweh, wie Pandalewski, die einzige Person, die Einlaß bei ihr hatte, behauptete. Rudin sah Natalia, auch nur flüchtig: sie saß auf ihrem Zimmer mit Mlle. Boncourt . . . Als sie mit ihm im Speisesaale zusammentraf, blickte sie ihn so traurig an, daß ihm das Herz erbebte. Ihr Gesicht hatte sich verändert, als wenn seit dem gestrigen Tage ein Unglück über sie hereingebrochen wäre. Unbestimmte, ahnungsvolle Zweifel begannen Rudin zu quälen. Um sich einigermaßen zu zerstreuen, machte er sich an Bassistow, unterhielt sich mit ihm lange, und fand in ihm einen feurigen, lebhaften Jüngling, voll begeisterter Hoffnungen und noch ungebrochener Glaubenskraft. Gegen Abend zeigte sich Darja Michailowna für ein paar Stunden im Gastzimmer. Gegen Rudin war sie liebenswürdig, doch etwas zurückhaltend, bald heiter, bald ernst, sprach etwas durch die Nase und meist in Anspielungen . . . Sie war ganz Hofdame. In der letzten Zeit war sie scheinbar kälter gegen Rudin geworden.

»Wer löst mir dieses Räthsel?« dachte er, ihr zurückgeworfenes Köpfchen von der Seite betrachtend.

Nicht lange brauchte er auf dessen Lösung zu warten. Gegen Mitternacht, im Begriff sich aus sein Zimmer zu begehen, schritt er

durch einen finstern Gang, als plötzlich Jemand ihm einen Zettel zusteckte. Er blickte sieh um und sah ein junges Mädchen davon eilen, in welchem er Natalia's Kammerjungfer erkannte. Auf seinem Zimmer angelangt, schickte er seinen Diener fort, öffnete den Zettel und las folgende von Natalia's Hand geschriebene Zeilen:

»Kommen Sie morgen früh gegen sieben Uhr, nicht später, zum Awdjuchinteich hinter dem Eichengehölz. Eine andere Stunde vermag ich nicht zu bestimmen! Wir werden uns dort zum letzten Male sehen und Alles wird zu Ende sein, wenn nicht . . . Kommen Sie. Ein Entschluß muß gefaßt werden . . .

P. S. Komme ich nicht, dann sehen wir uns nie wieder: dann werde ich Sie wissen lassen . . .

Rudin versank in Nachdenken, drehte den Zettel in den Händen herum, steckte ihn unter das Kissen; kleidete sich aus und legte sich nieder, konnte aber lange nicht die Ruhe finden, welche er suchte; sein Schlaf war unruhig und es war noch nicht fünf Uhr, als er erwachte.

IX.

Der Awdjuchinteich, welchen Natalia Rudin als Ort der Zusammenkunft bezeichnet, hatte schon längst aufgehört, Teich zu sein. Vor dreißig Jahren hatte das Wasser den Damm durchbrochen, und seit der Zeit war er so geblieben. Nur an dem ebenen und flachen Grunde der Vertiefung, den einst fetter Schlamm überzog, sowie an den Ueberresten des Dammes konnte man errathen, daß dort ein Teich gewesen war. Es hatte daneben auch ein Edelhof gestanden. Auch dieser war schon längst verschwunden. Zwei riesige Fichten allein erinnerten noch an denselben; mürrisch zogen und rauschten ewige Winde durch ihr spärliches, hoch oben wachsendes Grün . . . Die Volkssage erzählte von einer schauerlichen Missethat, die am Fuße dieser Fichten vollbracht worden sei, ja man wollte sogar vorher wissen, keine derselben werde fallen, ohne Jemandem den Tod zu bringen; vor Zeiten habe dort noch eine dritte gestanden, sei aber vom Sturme umgestürzt worden und habe im Falle ein kleines Mädchen getödtet. Die ganze Gegend um den Teich herum wurde als nicht geheuer betrachtet; wüste und kahl und dabei verwildert und düster sogar bei Sonnenlicht, erschien sie noch düsterer und verwilderter durch die Nähe des alten längst abgestorbenen und verdorrten Eichengehölzes. Einzelne graue Gerippe mächtiger Bäume ragten, finsteren Gespenstern gleich, über das niedrige Gestrüpp empor. Unheimlich waren sie anzuschauen: als wären es böse Greise gewesen, die sich da versammelt hätten und irgend, einen schlimmen Plan beriethen. Seitwärts zog sich in Windungen ein selten betretener Fußweg hin. Wer nicht dazu gezwungen war, vermied es, am Awdjuchinteiche vorüberzugehen. Natalia hatte mit Absicht diesen einsamen Ort gewählt, der vom Hause Darja Michailownas kaum eine halbe Werst entfernt lag.

Die Sonne war längst aufgegangen, als Rudin vor den Awdjuchinteich kam; es war aber kein heiterer Morgen. Dicht aneinander gedrängte, weißlich-graue Wolken bedeckten den ganzen Himmel; mit Pfeifen und Heulen trieb der Wind sie heftig weiter. Rudin begann aus dem mit dichten Disteln und schwarzgewordenen Nesseln bedeckten Damme auf- und abzugehen. Er war nicht ruhig. Diese Zusammenkünfte, diese neue Eindrücke interessirten ihn,

regten ihn aber auch auf, besonders aber nach dem gestrigen Zettel. Er sah ein, daß die Katastrophe nahe sei und war insgeheim verwirrt, obgleich es Niemand geglaubt hätte, der ihn so mit gesammelter Entschlossenheit, mit aus der Brust gekreuzten Armen um sich schauend, beobachtet hätte. Nicht unrecht hatte Pigassow, als er einst von ihm sagte, daß bei ihm, wie bei den chinesischen Puppen, der Kopf beständig überschlage. Doch wie stark auch ein Kopf immer sein möge, so fällt es dem Menschen doch schwer, durch ihn allein auch nur das zu erkennen, was in seinem eigenen Innern vorgeht . . . Rudin, der kluge, scharfsichtige Rudin, war nicht im Stande, mit Gewißheit zu sagen, ob er Natalia liebe, ob er leide, ob er leiden werde, wenn er sich von ihr trennen sollte. Weshalb nun mußte er, ohne den Lovelace zu spielen — diese Gerechtigkeit lassen wir ihm widerfahren — einem armen Mädchen den Kopf verdrehen? Warum wartete er auf dasselbe mit heimlichem Beben? Hierauf giebt es nur die eine Antwort: Niemand läßt sich so leicht hinreißen, wie ein leidenschaftsloser Mensch.

Er schritt den Damm entlang, während Natalia gerade aus über das Feld, auf feuchtem Grase ihm entgegeneilte.

— Fräulein! Fräulein! Sie werden sich die Füße naß machen, sagte Mascha, ihr Kammermädchen, kaum im Stande, gleichen Schritt mit ihr zu halten.

Natalia gab nicht darauf Acht und lief weiter, ohne sich umzusehen.

— Ach, wenn man uns nur nicht belauscht! rief Mascha zu wiederholten Malen. — Selbst das ist schon zu bewundern, wie wir aus dem Hause gekommen sind. Wenn die Mamsell nur nicht erwacht ist . . . Ein Glück, daß es nicht weit ist . . . Und der Herr wartet auch schon, setzte sie hinzu, als sie plötzlich die stattliche Figur Rudin's gewahr wurde, der malerisch auf dem Damme stand: — doch, warum steht denn der Herr so hoch, — besser wäre es, er stellte sich in die Vertiefung.

Natalia blieb stehen.

— Warte hier bei den Fichten, Mascha, sagte sie und schritt zu dem Teich hinab.

Rudin trat zu ihr heran und blieb verwundert stehen. Einen solchen Ausdruck hatte er noch nicht auf ihrem Gesichte bemerkt. Die Brauen

waren zusammengezogen, die Lippen auf einander gepreßt, der Blick war fest, ja fast strenge.

— Dmitri Nikolaitsch, begann sie: — wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich bin auf fünf Minuten hergekommen. Ich muß Ihnen sagen, daß Mama Alles weiß. Herr Pandalewski hat uns vorgestern belauscht und— ihr von unserer Zusammenkunft erzählt. Er war immer Mamas Spion. Gestern rief sie mich zu sich . . .

— Mein Gott! rief Rudin aus: das ist schrecklich! . . . Was hat Ihre Mama gesagt?

— Sie war nicht böse auf mich, hat mich nicht gescholten, nur Vorwürfe machte sie mir über meinen Leichtsinn.

— Weiter nichts?

— Ja, dann erklärte sie mir, sie würde sich eher mit dem Gedanken vertragen, daß ich stürbe, als daß ich Ihre Frau würde.

— Hat sie das wirklich gesagt?

— Ja; und setzte noch hinzu, daß Sie selbst keinesweges Willens wären, mich zu heirathen, daß Sie bloß zum Zeitvertreib mir den Hof machten, was sie von Ihnen nicht erwartet hätte; übrigens wäre sie selbst daran schuld: warum habe sie es erlaubt, daß ich so oft mit Ihnen zusammenkomme . . . sie rechne aus meine Einsicht, sei sehr erstaunt über mein unüberlegtes Betragen . . . Kurzum, ich weiß wirklich nicht mehr, was sie mir sonst noch sagte.

Natalia sprach dieses Alles mit eintöniger, fast lautloser Stimme.

— Und Sie, Natalia Alexejewna, was haben Sie ihr geantwortet? fragte Rudin.

— Was ich ihr geantwortet habe? wiederholte Natalia . . . Was beabsichtigen Sie jetzt zu thun?

— Mein Gott! Mein Gott! erwiederte Rudin: — das ist hart! So rasch! . . . ein so unerwarteter Schlag! . . . Und Ihre Mama war so entrüstet?

— Ja . . . ja, sie will nichts von Ihnen hören.

— Das ist schrecklich? Es bleibt also keine Hoffnung?

— Keine.

— Warum sind wir so unglücklich! Dieser abscheuliche Pandalewski! . . . Sie fragen mich, Natalia, was ich zu thun beabsichtige? Der Kopf geht mir in der Runde — ich kann keinen Gedanken fassen . . . Ich fühle nur mein Unglück . . . ich begreife nicht, wie Sie so kaltblütig sind! . . .

— Sie glauben, es wird mir leicht? entgegnete Natalia.

Rudin begann wieder auf dem Damme auf und abzugeben. Natalia verlor ihn nicht aus den Augen.

— Ihre Mama hat Sie nicht weiter ausgeforscht? fragte er dann.

— Sie hat mich gefragt, ob ich Sie liebe.

— Nun . . . und Sie sagten?

Natalia schwieg einen Augenblick. — Ich habe ihr die Wahrheit gesagt.

Rudin ergriff ihre Hand.

— Immer, in Allem, edelmüthig und groß. Oh, das Herz eines Mädchens ist wie lauteres Gold! Hat aber wirklich Ihre Mama ihren Willen in Bezug auf die Unmöglichkeit unserer Verbindung so entschieden geäußert?

— Ja, entschieden. Ich sagte Ihnen schon, sie ist überzeugt, daß Sie selbst nicht daran denken, mich zu heirathen.

— Sie hält mich also für einen Betrüger! Wodurch habe ich das verdient?

Und Rudin faßte sich am Kopfe.

— Dmitri Nikolaitsch! sagte Natalia: — wir verlieren unnütz die Zeit. Denken Sie daran, ich sehe Sie zum letzten Male. Ich kam hierher nicht um zu weinen, nicht um zu klagen — Sie sehen, ich weine nicht — ich kam, um mir Rath zu holen.

— Welchen Rath könnte ich Ihnen geben, Natalia?

— Welchen Rath? Sie sind ein Mann; ich war gewohnt, Ihnen zu vertrauen, ich werde Ihnen vertrauen bis an's Ende. Sagen Sie mir, welches sind Ihre Absichten?

— Meine Absichten! Ihre Mama wird mir vermuthlich ihr Haus verschließen.

— Wahrscheinlich. Bereits gestern erklärte sie mir, sie werde die Bekanntschaft mit Ihnen abbrechen müssen . . . Sie antworten aber nicht auf meine Frage.

— Auf welche Frage?

— Was, meinen Sie, sollen wir jetzt thun?

— Was wir thun sollen? erwiederte Rudin: — uns darein ergeben.

— Uns ergeben, wiederholte Natalia gedehnt und ihre Lippen wurden bleich.

— Uns dem Geschicke unterwerfen, fuhr Rudin fort. — Was ist dabei zu machen! Ich weiß gar zu gut,! wie bitter, schwer und unerträglich das ist; bedenken Sie aber selbst, Natalia, ich bin arm . . . Freilich, ich kann arbeiten; doch, wenn ich auch reich wäre, könnten Sie wohl die gewaltsame Trennung von den Ihrigen, den Zorn Ihrer Mutter ertragen? . . . Nein, Natalia, daran ist nicht zu denken. Es muß uns wohl nicht bestimmt sein, mit einander zu leben und jenes Glück, von welchem ich geträumt hatte, ist mir nicht beschieden.

Natalia bedeckte plötzlich das Gesicht mit den Händen und brach in Thränen aus. Rudin trat an sie heran.

— Natalia, liebe Natalia! sagte er mit Wärme: — weinen Sie nicht, um Gottes willen, martern Sie mich nicht, beruhigen Sie sich.

Natalia erhob den Kopf.

— Sie sagen mir, ich solle mich beruhigen, begann sie, und ihre Augen glänzten unter Thränen: — ich weine nicht über Das, was Sie glauben . . . Mich schmerzt nicht Das: mich schmerzt, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe . . . Wie? ich suche bei Ihnen Stütze, und zu welcher Stunde! und Ihr erstes Wort ist: Ergebung . . . Ergebung! So also äußert sich durch die That Ihre Theorie von der Freiheit, von Opfern, welches . . .

Ihre Stimme war gebrochen.

— Erinnern Sie sich doch, Natalia, begann Rudin bestürzt: — ich nehme meine Worte nicht zurück . . . nur . . .

— Sie fragten mich, fuhr sie mit neuer Kraft fort: — was ich meiner Mutter geantwortet habe, als sie mir erklärte, sie würde mich lieber todt wissen, als in meine Verbindung mit Ihnen willigen: ich gab ihr zur Antwort, daß ich lieber todt, als die Frau eines Anderen sein wolle . . . Und Sie reden von Ergebung! Sie hat also dennoch Recht gehabt: Sie haben wirklich zum Zeitvertreib, aus Langerweile Scherz mit mir getrieben . . .

— Ich schwöre Ihnen, Natalia, . . . ich schwört Ihnen . . . wiederholte Rudin.

Sie hörte aber nicht auf ihn.

— Warum hielten Sie mich nicht zurück? warum mußten Sie selbst . . . Oder glaubten Sie auf keine Hindernisse zu stoßen? Ich muß mich schämen, davon zu reden . . . es ist ja aber Alles schon aus.

— Sie müssen sich beruhigen, Natalia, nahm Rudin wieder das Wort: — wir wollen zusammen erwägen, welche Mittel . . .

— Sie haben so oft von Aufopferung gesprochen, unterbrach sie ihn: — wissen Sie,aber wohl, wenn Sie heute, jetzt, zu mir gesagt hätten: »ich liebe Dich, kann Dich aber nicht heirathen, ich stehe nicht für die Zukunft ein, reich' mir die Hand und folge mir,« — wissen Sie wohl, ich wäre Ihnen gefolgt, wissen Sie's, ich war zu Allem entschlossen! Doch vom Worte zur That ist's weiter, als ich glaubte, und Sie haben jetzt Furcht, ganz so wie neulich bei Tische vor Wolinzow.

Die Röthe stieg Rudin ins Gesicht. Die unerwartete Begeisterung Natalia's hatte ihn bestürzt gemacht; ihre letzten Worte jedoch waren ein Stachel für seine Eigenliebe.

— Sie sind jetzt gar zu aufgeregt, Natalia, fing er an: — Sie können nicht verstehen, wie grausam Sie mich beleidigen. Ich hoffe, Sie werden mir mit der Zeit Gerechtigkeit widerfahren lassen; Sie werden begreifen, was es mich gekostet hat, dem Glücke zu entsagen, das, wie Sie selbst sagen, mir keinerlei Verpflichtungen auferlegte. Ihre Ruhe ist mir theurer, als Alles aus der Welt, und ich wäre ein Elender, wollte ich zu meinem Vortheile . . .

— Vielleicht, vielleicht, unterbrach ihn Natalia: — vielleicht haben Sie recht, und ich weiß nicht, was ich rede. Bis jetzt jedoch glaubte ich Ihnen, glaubte jedem Ihrer Worte . . . In Zukunft, bitte ich Sie, wägen Sie Ihre Worte ab, sprechen Sie dieselben nicht in den Wind. Als ich Ihnen sagte, daß ich Sie liebe, wußte ich, was dies Wort bedeutet: ich war zu Allem bereit. . . Jetzt bleibt mir nur, Ihnen für die Lection zu danken und mich zu verabschieden.

— Halten Sie ein, um Gottes willen, Natalia, ich beschwöre Sie. Ich habe nicht Ihre Verachtung verdient, das schwöre ich Ihnen. Versetzen Sie sich aber auch in meine Lage. Ich muß für Sie, wie für mich einstehen. Wenn ich Sie nicht grenzenlos liebte — dann, mein Gott! würde ich Ihnen selbst sogleich den Vorschlag machen, mit mir zu entfliehen . . . früh oder spät, würde Ihre Mama es uns doch vergeben . . . und dann . . . Doch bevor ich an mein eigenes Glück denken durfte . . .

Er hielt inne. Natalia's Blick war grade und fest auf ihn gerichtet . . . Es ging nicht — er mußte schweigen.

— Sie bestreben sich, mir zu beweisen, daß Sie ein ehrlicher Mann sind, Dmitri Nikolaitsch, äußerte sie: — ich zweifle nicht daran. Sie sind nicht im Stande, aus Berechnung zu handeln; war es denn aber diese Ueberzeugung, die ich zu gewinnen gewünscht hatte, war ich deßhalb hierhergekommen . . .

— Ich hatte nicht erwartet, Natalia . . .

— Ah! nun endlich haben Sie es ausgesprochen! Ja, Sie halten alles dies nicht erwartet — Sie kannten mich nicht. Beruhigen Sie sich . . . Sie lieben mich nicht, ich aber dränge mich Niemandem auf.

— Dich liebe Sie! rief Rudin aus.

Natalia richtete sich auf.

— Möglich; wie aber lieben Sie mich's Alle Ihre Worte schweben mir vor, Dmitri Nikolaitsch. Erinnern Sie sich, Sie sagten mir, ohne völlige Gleichheit gäbe es keine Liebe . . . Sie stehen mir zu hoch, Sie passen für mich nicht . . . Ich habe diese Strafe verdient. Beschäftigungen warten Ihrer, die Ihrer würdiger sind. Den heutigen Tag werde ich nicht vergessen . . . Leben Sie wohl . . .

— Natalia, Sie wollen fort? Sollen wir denn so scheiden?

Er streckte die Hände nach ihr aus Sie blieb stehen. Seine stehende Stimme schien sie unschlüssig gemacht zu haben.

— Nein, rief sie endlich: — ich fühle, es ist in mir Etwas gebrochen . . . Ich kam hierher, redete mit Ihnen, wie in Fieberhitze; ich muß meine Sinne zusammennehmen. Es soll nicht sein, Sie selbst sagten, es dürfe nicht sein. Mein Gott, als ich hierher ging, nahm ich in Gedanken Abschied von meinem Hause, von meiner ganzen Vergangenheit, — und was? wen traf ich hier? einen kleinmüthigen Mann . . . Und woher wußten Sie, daß ich nicht im Stande wäre: die Trennung von meiner Familie zu ertragen? »Ihre Mama giebt nicht ihre Einwilligung . . . das ist schrecklich!« Dies war Alles, was ich von Ihnen hörte. Sind Sie es, sind Sie es, Rudin? Nein! leben Sie wohl . . . Ach! wenn Sie mich liebten, jetzt, in diesem Augenblicke müßte ich es fühlen . . . Nein, nein, leben Sie wohl! . . .

Sie wandte sich rasch um und lief zu Mascha, die schon seit gekannter Zeit angefangen hatte, unruhig zu werden und ihr Zeichen zu machen.

— *Sie* haben Angst bekommen, nicht aber ich! rief Rudin Natalia nach.

Sie gab nicht mehr Acht auf ihn und eilte über das Feld nach Hause. Glücklich kam sie auf ihrem Zimmer an; kaum aber hatte sie die Schwelle überschritten, so verließen sie ihre Kräfte und bewußtlos sank sie in Mascha's Arme.

Rudin blieb inzwischen noch lange aus dem Damme. Endlich raffte er sich zusammen, schritt langsam dem Fußwege zu, und ebenso auf demselben weiter. Er war tief beschämt . . . und erbittert. »So Etwas, dachte er, von einem achtzehnjährigen Mädchen! . . . Nein, ich kannte sie nicht . . . Ein außergewöhnliches Mädchen. Welch' ein starker Wille! . . . Sie hat Recht; sie ist einer anderen Liebe werth, als der, die ich für sie fühlte . . . Fühlte?«. . . fragte er sich selbst. »Fühle ich denn keine Liebe mehr? Und mußte Alles ein solches Ende nehmen! Wie erbärmlich, wie nichtig war ich im Vergleiche zu ihr!«

Das leichte Rollen einer Reitdroschke zwang Rudin die Augen zu erheben. Ihm entgegen kam, auf seinem bekannten Traber, Leschnew gefahren. Schweigend tauschte Rudin mit ihm einen Gruß, lenkte dann, wie von einem plötzlichen Gedanken getroffen, vom Wege ab, und ging rasch in der Richtung zum Hause Darja Michailowna's! weiter.

Leschnew ließ ihn ein Stück Weges gehen, folgte ihm mit dem Blick, wandte nach kurzem Nachsinnen sein Pferd um — und fuhr zurück zu Wolinzow, bei dem er die Nacht zugebracht hatte. Er fand ihn noch schlafend, ließ ihn nicht wecken, setzte sich in Erwartung des Thees auf den Balkon und zündete sich die Pfeife an.

X.

Wolinzow verließ gegen zehn Uhr sein Lager und als er hörte, daß Leschnew bei ihm auf dem Balkon sitze, wunderte er sich sehr und ließ ihn zu sich bitten.

— Was ist vorgefallen? fragte er ihn. — Du wolltest ja nach Hause fahren.

— Ja, ich wollte, mir ist jedoch Rudin begegnet. . .

Spaziert allein auf dem Felde und das Gesicht so verstört. Ich dachte nicht lange nach und kehrte um.

— Du bist zurückgekehrt, weil Dir Rudin begegnete?

— Das heißt — die Wahrheit zu sagen — ich weiß selbst nicht, weshalb ich zurückgekommen bin; vermuthlich weil Du mir in den Sinn kamst: ich empfand das Verlangen, noch etwas bei Dir zu sitzen, nach Hause komme, ich noch früh genug.

Wolinzow lächelte bitter.

— Ja, an Rudin kann man jetzt nicht mehr denken, ohne zu gleicher Zeit auch an mich zu denken . . . He! rief er dem Diener laut zu: — bringe uns Thee.

Die Freunde nahmen das Frühstück ein. Leschnew begann von Landwirthschaft zu sprechen, von einer neuen Art, die Scheunen mit Pappe zu decken . . .

Plötzlich sprang Wolinzow von seinem Sessel auf und schlug so heftig auf den Tisch, daß Tassen und Untertassen erklirrten.

— Nein! rief er aus: — ich habe nicht die Kraft, es länger zu ertragen! Ich werde diesen Schöngeist fordern und mag er mich zusammenschießen, oder ich ihm eine Kugel durch seine gelehrte Stirn jagen!

— Was ficht Dich an, ermanne Dicht schalt Leschnew: — wie kann man so schreien! ich habe dabei mein Pfeifenrohr fallen lassen . . . Was ist Dir?

— Das ist mir, dass ich diesen Namen nicht gleichgültig anhören kann: alles Blut steigt mir zu Kopfe.

— Geh' doch, Bruder, geht schämst Du Dich denn nicht! erwiederte Leschnew, die Pfeife vom Boden aufhebend. — Denk' nicht mehr daran! — Hole ihn der . . .

— Er hat mich beleidigt, fuhr Wolinzow fort, indem er im Zimmer umherging . . . ja! er hat mich beleidigt. Du mußt es selbst gestehen. Im ersten Augenblick fand ich mich nicht zurecht: er hatte mich stutzig gemacht; und wer konnte es auch erwarten? Ich will ihm aber beweisen, daß ich nicht mit mir spaßen lasse . . . Ich will ihn, diesen verdammten Philosophen, wie ein Feldhuhn über den Haufen schießen.

— Ein großer Gewinn für Dicht in der That! Von Deiner Schwester gar nicht zu reden. Eine bekannte Sache, die Leidenschaft behält bei Dir die Oberhand . . . wie solltest Du an Deine Schwester denken! Aber in Betreff einer anderen Person, glaubst Du, wenn Du den »Philosophen« tödtest, Du werdest besser reüssiren?

Wolinzow warf sich in einen Sessel.

— Dann gehe ich fort, wohin es auch sei, nur fort von hier! Der Gram preßt mir hier das Herz ab, so, daß ich nirgends Ruhe finde.

— Du willst fort . . . das ist eine andere Sache! Damit bin ich ganz einverstanden. Und weißt Du, was ich Dir vorschlagen will? Wir wollen zusammen — nach dem Kaukasus oder auch nur nach Kleinrußland, und uns an Mehlklößen gütlich thun. Ein herrliches Ding das, Bruder!

— Gut; wer bleibt aber bei der Schwester?

— Und warum sollte denn Alexandra Pawlowna nicht mit uns reisen? Bei Gott, das wäre herrlich. Ich übernehme es, für sie Sorge zu tragen! Es soll ihr an Nichts fehlen; wenn sie es wünscht, werde ich ihr jeden Abend unter ihrem Fenster mit einer Serenade aufwarten; die Fuhrleute will ich mit Kölnischem Wasser einparfümiren, die Wege mit Blumen schmücken. Na, Bruder, und wir Beide, wir werden wie neugeboren sein; wir wollen uns dem Genusse voll und ganz hingeben, und solche Wänste mit nach Hause bringen, daß keine Liebe mehr uns Etwas wird anhaben können!

— Du treibst immer Scherz, Mischa!

— Ich scherze durchaus nicht. Das war ein brillanter Einfall von Dir.

— Nein! Unsinn! rief Wolinzow wieder: — schlagen, schlagen will ich mich mit ihm! . . .

— Schon wieder, Bruder, bist Du denn heute ganz von Sinnen!

Der Diener trat mit einem Briefe in der Hand herein.

— Von wem? fragte Leschnew.

— Von Rudin, von Dmitri Nikolajewitsch Rudin. Der Diener aus dem Laßunski'schen Hause hat ihn gebracht.

— Von Rudin? wiederholte Wolinzow: — an wen?

— An Sie.

— An mich . . . gieb her.

Wolinzow ergriff den Brief, erbrach ihn hastig und las. Leschnew beobachtete ihn aufmerksam: ein eigenthümliches, fast freudiges Erstaunen war auf Wolinzow's Gesichte zu bemerken; er ließ die Arme sinken.

— Was giebt's fragte Leschnew.

— Lies! sagte Wolinzow halblaut und reichte ihm den Brief.

Leschnew begann wie folgt zu lesen:

»Mein Herr Sergei Pawlowitsch!

»Ich verlasse heute Darja Michailowna's Haus, verlasse es für immer. Es wird Sie das befremden, zumal nach dem gestrigen Vorfalle. Ich kann Ihnen nicht auseinandersetzen, was mich zwingt, so zu verfahren; mich dünkt aber, ich müsse Sie von meiner Abreise benachrichtigen. Sie lieben mich nicht und halten mich sogar für einen schlechten Menschen. Ich beabsichtige nicht, mich zu rechtfertigen: die Zeit wird es thun. Meiner Ansicht nach ist es eines Mannes nicht würdig und zudem unnütz, einem von vorgefaßten Meinungen befangenen Menschen das Unbegründete seiner Vorurtheile vorzuhalten. Wer mich verstehen will, wird mich entschuldigen, wer mich nicht verstehen will oder kann — dessen Beschuldigungen rühren mich nicht. Ich habe mich in Ihnen getäuscht. In meinen Augen werden Sie wie vorher als edler und ehrenhafter Mann dastehen; ich hatte aber gedacht, Sie würden es vermögen, sich über den Kreis, in welchem Sie auferzogen worden sind, zu erheben . . . Ich habe mich getäuscht. Was liegt daran! Es ist nicht das erste, und wohl auch nicht das letzte Mal, daß mir dies passirt. Ich wiederhole Ihnen: ich reise ab. Ich wünsche Ihnen alles mögliche Glück. Sie werden gestehen, daß dies ein durchaus uneigennütziger Wunsch ist, und ich gebe mich der Hoffnung hin, Sie werden jetzt glücklich werden. Vielleicht werden Sie mit der Zeit Ihre Meinung über mich ändern. Ob wir einander noch einmal

wiedersehen, weiß ich nicht, ich bleibe aber dennoch der Sie aufrichtig achtende

D. R.

P.S. Die zweihundert Rubel, welche ich Ihnen schulde, werde ich Ihnen zustellen, sobald ich aus meinem Gute, im T . . . schen Gouvernement, angekommen sein werde. Ich bitte noch, in Darja Michailowna's Beisein von diesem Briefe nicht zu reden.

P.SS. Noch eine letzte, doch wichtige Bitte: da ich unverzüglich abreise, hoffe ich, werden Sie gegen Natalia Alexejewna nicht meines Besuches bei Ihnen Erwähnung thun . . . «

— Nun, was sagst Du dazu? fragte Wolinzow, als Leschnew den Brief beendigt hatte.

— Was läßt sich dazu sagen! erwiederte Leschnew: — Alles, was man thun kann, ist, wie die Morgenländer: Allah! Allah! ausrufen und den Finger als Zeichen der Verwunderung in den Mund stecken. — Er reist ab . . . Nun! Möge der Weg vor ihm eben sein! Interessant ist's aber, daß er diesen Brief zu schreiben für Pflicht gehalten hat, ebenso wie er auch aus Pflicht getrieben wurde, Dir einen Besuch zu machen . . . Bei diesem Herrn dreht sich's immer um den Pflicht- und Schuldbegriff, setzte Leschnew, mit einem Lächeln auf das postscriptum deutend, hinzu.

— Und was für Phrasen er da macht! rief Wolinzow. — Hat sich in mir getäuscht: er hatte erwartet, ich werde mich über einen gewissen Kreis erheben . . . Himmel! Ist das ein Gewäsche! noch ärger, als Gedichte!

Leschnew erwiederte nichts; nur in den Augen ward ein Lächeln bemerkbar. Wolinzow erhob sich.

— Ich will zu Darja Michailowna fahren, sagte er: — ich will hören, was dies alles bedeutet . . .

— Warte, Bruder: gieb ihm Zeit, sich davon zu machen. Warum wolltest Du wieder mit ihm zusammentreffen? Er verschwindet ja — was willst Du mehr? Besser Du legst Dich hin und schläfst aus; Du hast Dich ohnehin gewiß die ganze Nacht von einer Seite auf die andere gewälzt! Jetzt wird es ja besser mit Deinen Angelegenheiten . . .

— Woraus schließest Du das? — Nun, mir kommt es so vor. Lege Dich aber hin und schlafe ein wenig, ich will unterdessen zu Deiner

Schwester — und ihr Gesellschaft leisten.

— Ich will ja nicht schlafen. Weshalb sollte ich schlafen! . . . Ich will lieber die Felder besichtigen, sagte Wolinzow, die Schöße seines Paletot zurecht zupfend.

— Auch das! Reite hin, Bruder, reite hin, besichtige die Felder . . .

Und Leschnew begab sich auf die andere Hälfte des Hauses zu Alexandra Pawlowna. Er traf sie in ihrem Gastzimmer. Sie bewillkommnete ihn freundlich. Sie war wie immer über seinen Besuch erfreut, doch behielt ihr Gesicht einen betrübten Ausdruck. Der gestrige Besuch Rudin's beunruhigte sie.

— Sie kommen vom Bruder? fragte sie Leschnew: — wie ist er heute? — Es macht sich, er ist auf die Felder geritten. Alexandra Pawlowna schwieg.

— Sagen Sie mir, begann sie, den Rand ihres Schnupftuches mit Aufmerksamkeit betrachtend: — Sie wissen nicht, warum . . .

— Rudin gekommen ist? setzte Leschnew hinzu. — Ich weiß es: er kam um Abschied zu nehmen.

Alexandra Pawlowna erhob den Kopf.

— Wie — um Abschied zu nehmen?

— Jawohl. Haben Sie denn nicht gehört? Er verläßt Darin Michailowna.

— Verläßt sie?

— Für immer; so sagt er wenigstens.

— Aber wie kann das sein, wie ist das zu verstehen, nach Allem was . . .

— Ja, das ist eine andere Sache! Verstehen läßt sich's nicht, es ist aber so. Es muß dort Etwas vorgefallen sein. Er hat wohl die Sehne zu stark gespannt, und sie ist — gerissen.

— Michael Michailitsch! sagte Alexandra Pawlowna: ich verstehe nichts; Sie wollen, dünkt mich, Spaß mit mir treiben . . .

— Nein! bei Gott nicht . . . Ich sage Ihnen, er reist fort, und theilt dies seinen Bekannten sogar brieflich mit. Von einem gewissen Gesichtspunkte aus betrachtet, ist das, wenn sie wollen, nicht übel; seine Abreise verhindert indessen die Ausführung eines der merkwürdigsten Unternehmen, welches Ihr Bruder und ich soeben erst zu besprechen begonnen hatten.

— Was ist das für ein Unternehmen?

— Sie sollen es hören. Ich machte Ihrem Bruder den Vorschlag, zur Zerstreuung aus Reisen zu gehen und Sie zu entführen. Ich übernahm es, speciell für Sie Sorge zu tragen . . .

— Wie ist das schön! rief Alexandra Pawlowna: — ich kann mir denken, auf welche Weise Sie für mich Sorge tragen würden. Sie ließen mich vermuthlich Hungers sterben.

— Das sagen Sie, Alexandra Pawlowna, weil Sie mich nicht kennen. Sie glauben, ich sei ein Klotz, ein wahrer Klotz, ein Holzblock; wissen Sie aber, daß ich im Stande bin, zu schmelzen wie Zucker und Tage lang auf den Knieen zu liegen?

— Das möchte ich, wahrhaftig, sehen!

Leschnew erhob sich plötzlich. — Nun, nehmen Sie mich zum Manne, Alexandra Pawlowna, dann werden Sie es erleben.

Alexandra Pawlowna wurde bis über die Ohren roth.

— Was haben Sie da gesagt, Michael Michailitsch? brachte sie verwirrt hervor.

— Gesagt habe ich, erwiederte Leschnew; — was mir schon längst und tausendmal auf der Zunge geschwebt hat. Ich habe es nun ausgesprochen, und Sie können nach Gutdünken verfahren. Um Ihnen jedoch nicht störend zu sein, will ich mich jetzt entfernen. Ja, ich entferne mich . . . Wenn Sie meine Frau werden wollen . . . Wenn es Ihnen nicht zuwider ist, lassen Sie mich nur rufen; ich werde es schon verstehen . . .

Alexandra Pawlowna wollte Leschnew zurückhalten, er ging aber rasch hinaus und begab sich ohne Mütze in den Garten und starrte, auf die Gartenthür gestützt, in’s Weite hinaus.

— Michael Michailitsch! ließ sich hinter ihm die Stimme des Kammermädchens hören: — die gnädige Frau läßt Sie zu sich bitten.

Michael Michailitsch wandte sich um, faßte das Mädchen, zu seinem großen Erstaunen, beim Kopfe, küßte es auf die Stirn und begab sich zu Alexandra Pawlowna.

XI.

Als Rudin, kurz nach seinem Zusammentreffen mit Leschnew, nach Hause zurückgekehrt war, hatte er sich auf seinem Zimmer eingeschlossen und zwei Briefe geschrieben: einen an Wolinzow, den der Leser bereits kennt, und einen an Natalia. An diesem zweiten Briefe hatte er lange gearbeitet, Vieles in demselben gestrichen und umgeändert, und nachdem er ihn säuberlich auf einen Bogen feines Postpapier in's Reine geschrieben und ihn dann so klein als möglich zusammengelegt hatte, steckte er ihn in die Tasche. Mit gramerfülltem Gesichte ging er einige Male im Zimmer auf und ab, setzte sich in einen Lehnstuhl an's Fenster und stützte sich auf den Arm; eine Thräne zitterte auf seinen Wimpern . . . Plötzlich, als raffe er sich zu einem letzten Entschlusse zusammen, erhob er sich, knöpfte seinen Rock bis an den Hals zu, rief den Diener und hieß ihn bei Darja Michailowna nachfragen, ob sie für ihn sichtbar sei.

Der Diener kehrte bald zurück und meldete, Darja Michailowna erwarte ihn.

Rudin begab sich zu ihr.

Sie empfing ihn in ihrem Cabinete wie das erste Mal, zwei Monate vorher. Jetzt aber war sie nicht allein: Pandalewski, bescheiden, frisch, sauber und salbungsvoll wie immer, saß bei ihr.

Darja Michailowna begegnete Rudin freundlich und dieser begrüßte sie mit anscheinender Ungezwungenheit; beim ersten Blick auf die lächelnden Gesichter Beider wäre jeder, einigermaßen weltkundige Mensch jedoch leicht gewahr worden, daß zwischen ihnen etwas Unangenehmes vorgefallen, wenn auch nicht verhandelt worden sei.

Rudin wußte, daß Darja Michailowna böse auf ihn war, und diese ahnte, daß er bereits von ihrem Vorhaben unterrichtet sei.

Pandalewski's Bericht hatte sie sehr aufgeregt. Der Standeshochmuth hatte sich in ihr geregt. Rudin, der unbegüterte, ranglose und bis jetzt noch unbekannte Mensch, hatte sich erfrecht, ihrer Tochter — der Tochter Darja Michailowna Laßunski — ein Rendezvous zu geben!!

— Nehmen wir an, er sei klug, ein Genie! sagte sie: — was folgt denn daraus? Es könnte demnach ein Jeder darauf hoffen, mein

Schwiegersohn zu werden? — Lange wollte ich meinen Augen nicht trauen, hatte Pandalewski eingewandt. — Wie es möglich ist, seinen Platz in der Welt nicht zu kennen, das wundert mich! Darja Michailowna war sehr aufgebracht und Natalia hatte darunter zu leiden.

Sie bat Rudin Platz zu nehmen. Er that es, aber nicht mehr wie der Rudin von ehemals, der fast Herr, im Hause geschienen hatte, selbst nicht wie ein guter Bekannter, sondern wie ein Gast, und nicht sehr befreundeter Gast. Alle dies war das Werk eines Augenblicks . . . So verwandelt sich Wasser plötzlich in festes Eis.

— Ich komme, Darja Michailowna, begann Rudin: Ihnen für Ihre Gastfreundschaft Dank zu sagen. Ich habe soeben wichtige Nachrichten von meinem Gütchen bekommen und muß heute noch dahin abreisen.

Darja Michailowna blickte Rudin scharf an.

»Er ist mir zuvorgekommen, gewiß hat er Verdacht,« dachte sie. »Er überhebt mich der lästigen Erklärungen, um so besser. Es leben die klugen Köpfe!«

— Wirklich? sagte sie laut. — Ach, wie das unangenehm ist! Was ist da zu machen! Ich hoffe, Sie diesen Winter in Moskau zu sehen. Wir reisen auch bald von hier fort.

— Ich weiß nicht, Darja Michailowna, ob es mir möglich sein wird, nach Moskau zu kommen; sobald ich aber das Nöthige dazu werde gefunden haben, werde ich es für meine Pflicht erachten, Ihnen meine Aufwartung zu mache.

»Oho, mein Bester!« dachte Pandalewski jetzt bei sich: »vor Kurzem noch hast Du hier als Sultan geschaltet und gewaltet und drückst Dich jetzt in diesem Tone aus?«

— Sie haben also unbefriedigende Nachrichten von Ihrem Gute erhalten? fragte er mit gewohnter Ziererei.

— Ja, erwiederte Rudin trocken.

— Mißernte vielleicht?

— Nein . . . etwas anderes . . . Glauben Sie mir, Darja Michailowna, fuhr Rudin fort: — ich werde die Zeit nie vergessen, die ich in Ihrem Hause verbracht habe.

— Ich meinerseits, Dmitri Nikolaitsch, werde mich immer mit Vergnügen unserer Bekanntschaft erinnern . . . Wann reifen Sie?

— Heute nach Tische.

— So bald! . . . Nun, ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise! Uebrigens, wenn Ihre Geschäfte Sie nicht gar zu lange zurückhalten, könnten Sie uns vielleicht hier noch treffen.

— Das wird schwerlich angehen, erwiederte Rudin, sich erhebend. — Entschuldigen Sie mich, setzte er hinzu: — ich kann nicht sogleich meine Schuld abtragen, sobald ich aber auf meinem Gute . . .

— Lassen Sie doch das, Dmitri Nikolaitsch, unterbrach ihn Darja Michailowna: — wie können Sie davon reden! . . . Doch wie viel ist's an der Zeit? fragte sie.

Pandalewski langte aus seiner Westentasche eine kleine, goldene, emaillierte Uhr hervor und die rosige Wange bedachtsam an den weißen, steifen Hemdkragen schmiegend, beäugelte er das Zifferblatt.

— Zwei Uhr drei und dreißig Minuten, sagte er.

— Es ist Zeit, daß ich Toilette mache, warf Darja Michailowna hin. — Aus Wiedersehen, Dmitri Nikolaitsch!

Rudin erhob sich. Die ganze Unterhaltung mit Darin Michailowna trug ein eigenes Gepräge. So repetiren Schauspieler ihre Rollen, so tauschen mit einander auf Conferenzen Diplomaten ihre zum Voraus verabredeten Phrasen . . .

Rudin ging hinaus. Er hatte jetzt an sich die Erfahrung gemacht, wie Leute von Welt einen Menschen, den Sie nicht mehr brauchen, bei Seite werfen, oder nicht einmal das, sondern ihn ganz einfach fallen lassen: wie einen Handschuh nach dem Balle, ein Bonbonpapier, oder ein Billet der Tombola-Lotterie, das nichts gewonnen hat.

Rasch packte er seine Sachen ein und wartete mit Ungeduld auf die Stunde der Abreise. Alle im Hause waren sehr erstaunt, als sie seinen Entschluß erfuhren; selbst das Dienerpersonal blickte ihn befremdet an. Bassistow verhehlte nicht seinen Kummer. Augenfällig war's, daß Natalia Rudin vermied. Sie bemühete sich sogar, seinen Blicken nicht zu begegnen; es gelang ihm aber dennoch, ihr seinen Brief zuzustecken. An der Tafel äußerte Darja Michailowna nochmals, sie hoffe, Rudin noch vor ihrer Abreise nach Moskau zu sehen, er erwiederte jedoch nichts darauf. Häufiger als die Uebrigen richtete Pandalewski an ihn das Wort, und mehr als ein Mal spürte Rudin das Verlangen, über ihn herzufallen und sein blühendes, rosiges Gesicht

zu ohrfeigen. Mit eigenthümlich verschmitzten Ausdruck in den Augen warf Mlle. Boncourt häufige Blicke auf Rudin: solch einen Ausdruck kann man an sehr klugen Hühnerhunden bisweilen bemerken. . . »Ha, ha,« schien sie sagen zu wollen: — »so also behandelt man Dich jetzt!«

Endlich schlug es sechs Uhr und Rudin's Tarantaß fuhr vor. Er nahm eilig von Allen Abschied. Es war ihm sehr unbehaglich zu Muthe. Er hatte nicht erwartet, daß er so aus diesem Hause scheiden werde: es hatte den Anschein, als triebe man ihn davon . . . »Wie ist das alles gekommen? und warum brauchte ich so zu eilen? Doch das Ende bleibt dasselbe« — das war es, was ihm durch den Kopf ging, als er mit erzwungenem Lächeln nach allen Seiten hin grüßte. Zum letzten Male warf er einen Blick auf Natalia, und es regte sich in ihm das Herz: ihre Augen waren auf ihn gerichtet und gaben ihm ein trauriges, vorwurfsvolles Geleit.

Rasch lief er die Treppe hinunter und sprang in den Tarantaß. Bassistow hatte sich erboten, ihn bis zur ersten Station zu begleiten und setzte sich zu ihm.

— Erinnern Sie sich, begann Rudin, nachdem der Wagen aus dem Hofe aus die breite, mit Tannen besetzte Straße gerollt war: — erinnern Sie sich, was Don Quijote zu seinem Knappen sagt, als sie das Schloß der Herzogin verließen? »Freiheit, — sagte er, — Freund Sancho, ist eins der kostbarsten Güter der Menschen, und glücklich ist, wem der Himmel sein tägliches Brod beschert hat und wer Andern dafür nicht verpflichtet zu sein braucht!« Was Don Quijote damals empfand, empfinde ich jetzt . . . Gebe Gott, mein guter Bassistow, daß Sie niemals in die Lage kommen, dies zu empfinden!

Bassistow drückte Rudin kräftig die Hand und das Herz des ehrlichen Jünglings klopfte heftig in seiner gerührten Brust. Bis zu der Station sprach Rudin von der Würde des Menschen, von der Bedeutung der wahren Freiheit — seine Worte waren warm, edel und aufrichtig — und als es zum Scheiden gekommen war, hielt es Bassistow nicht mehr aus, warf sich ihm um den Hals und brach in Schluchzen aus. Auch Rudin ließ einige Thränen fallen; doch weinte er nicht darüber, daß er von Bassistow schied, es waren Thränen der Eigenliebe, die er vergoß.

* *
*

Natalia begab sich auf ihr Zimmer und las Rudin's Brief.

»*Verehrte Natalia Alexejewna* — schrieb er — *ich habe mich entschlossen, abzureisen. Ein anderer Ausweg bleibt mir nicht. Ich habe mich entschlossen, abzureisen, bevor man mir unumwunden sagt, daß ich mich entfernen möge. Mit meinem Scheiden hören alle Mißverständnisse auf; bedauern wird mich schwerlich Jemand. Wozu also noch zögern? . . . Dies Alles ist richtig, werden Sie denken, warum aber schreibe ich an Sie?*

»Ich scheide von Ihnen, vermuthlich für immer, und es wäre gar zu hart, müsste ich annehmen, dass ich einen schlechteren Ruf, als ich verdiene, hinterlasse. Darum schreibe ich Ihnen jetzt. Ich will weder mich rechtfertigen, noch irgend Jemand beschuldigen, außer mich selbst: ich will, so gut es geht, mich erklären . . . Die Ereignisse der letzten Tage sind so unerwartet, so plötzlich hereingebrochen . . .

»Die heutige Zusammenkunft wird mir als Lehre dienen. Ja, Sie haben Recht: ich kannte Sie nicht, glaubte aber, Sie zu kennen! Auf meiner Lebensbahn habe ich mit Leuten jeder Gattung zu schaffen gehabt, bin mit vielen Frauen und Mädchen in Berührung gekommen; doch als Sie mir begegneten, fand ich zum ersten Male eine vollkommen reine und gerade Seele. Das war mir neu, und ich verstand nicht, Sie zu würdigen. Ich fühlte mich gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft zu Ihnen hingezogen — Sie müssen es bemerkt haben. — Viele Stunden verbrachte ich mit Ihnen und habe Sie nicht kennen gelernt; ja, ich gab mir nicht einmal Mühe, Sie kennen zu lernen . . . und ich habe mir einbilden können, ich empfinde Liebe zu Ihnen!! Für diesen Frevel erdulde; ich setzt die Strafe.

»Ich liebte vormals ein Weib und wurde wiedergeliebt . . . Das Gefühl, das ich für sie empfand, war ein gemischtes, und so war auch das ihrige; sie war aber kein Naturkind und so paßte denn Eins zum Anderen. Die Wahrhaftigkeit zeigte sich mir damals nicht: ich habe sie auch jetzt nicht erkannt, als sie vor mir stand . . . Zuletzt erst erkannte ich sie, doch zu spät . . . Was vergangen, kehrt nicht wieder . . . Unser Leben hätte sich in Eins verschmelzen können — und wird es nun nimmer. Wie beweise ich Ihnen, daß ich Sie mit wahrer Liebe

— mit der Liebe des Herzens und nicht der Einbildung hätte lieben können — wenn ich selbst nicht weiß, ob ich einer solchen Liebe fähig bin!

»Die Natur hat mir Viel gegeben — ich weiß es und will nicht aus falsch verstandener Schaut bescheiden vor Ihnen thun, vollends jetzt nicht, in dieser für mich so bitteren, so schmachvollen Stunde . . . Ja, viel gab mir die Natur; und ich werde sterben, ohne Etwas gethan zu haben, was meiner Fähigkeiten würdig gewesen wäre, ohne von mir die geringste heilsame Spur zu hinterlassen. Mein ganzer Schatz wird nutzlos verschwinden: ich werde die Frucht meiner Aussaat nicht ernten. Es gebricht mir . . . ich selbst weiß nicht zu sagen, woran es mir namentlich gebricht . . . Es gebricht mir vermuthlich an Dem, ohne welches weder die Herzen der Menschen sich bewegen, noch ein weibliches Herz sich erobern läßt; die Herrschaft aber über die Geister allein ist eben so unsicher als nutzlos. Sonderbar, fast komisch ist mein Geschick: ich gebe mich ganz, mit wahrer Gier, vollständig hin — und kann mich doch nicht hingeben. Das Ende wird sein, daß ich mich für irgend ein Nichts, dem ich nicht einmal glaube, opfern werde. . . . Mein Gott! fünf und dreißig Jahr alt, und immer noch sich zur That zu rüsten!

»Ich habe mich noch gegen Niemand so ausgesprochen, wie jetzt — dies ist meine Beichte.

»Doch genug von mir. Mich verlangt, von Ihnen zu sprechen, Ihnen einige Rathschläge zu ertheilen: zu nichts Anderem tauge ich . . . Sie sind noch jung; doch wie lange Sie auch leben mögen, folgen Sie stets den Eingebungen Ihres Herzens, lassen Sie sich weder von Ihrem eigenen, noch von fremdem Verstande beherrschen. Glauben Sie mir, je einfacher, beschränkter der Kreis ist, in welchem das Leben sich abspinnt, desto besser ist es; es kommt nicht daraus an, neue Seiten in demselben zu entdecken, wohl aber, das; jeder Uebergang in ihm zur rechten Zeit stattfinde. »Glücklich, wer von Jugend aus jung gewesen[7] *. . . Ich bemerke jedoch, daß diese Rathschläge weit mehr mich, als Sie, betreffen.*

»Ich gestehe Ihnen, Natalia Alexejewna, mir ist sehr schwer um's Herz. Ich habe mich niemals in der Natur jenes Gefühls, das ich Darja Michailowna eingeflößt hatte, täuschen können; ich lebte jedoch der Hoffnung, einen, wenn auch nur temporären Hafen gefunden zu haben . . . Jetzt muß ich wieder durch die weite Welt irren. Was

ersetzt mir Ihre Unterhaltung, Ihre Gegenwart, Ihren aufmerkenden und klugen Blick? . . . Ich bin selbst daran schuld; Sie werden aber zugeben, das; uns das Schicksal wie vorsätzlich hart mitgespielt hat. Vor einer Woche ahnete mir kaum, daß ich Sie liebte. Vorgestern Abend im Garten vernahm ich zum ersten Male aus Ihrem Munde . . . doch wozu sollte ich Ihnen in's Gedächtniß rufen, was Sie an dem Abende sagten — und schon heute reise ich ab, reise schmachbedeckt fort, nach der herben Unterredung mit Ihnen, und trage keine Hoffnung mit mir davon . . . Und noch wissen Sie nicht, in welchem Grade ich Ihnen gegenüber schuldbeladen bin . . . Ich bin nun einmal so tölpelhaft offenherzig und geschwätzig . . . Doch wozu davon reden! Ich reise ab für immer. (Hier hatte Rudin Natalia Von seinem Besuche bei Wolinzow zu erzählen angefangen, diese ganze Stelle jedoch nach einigem Ueberlegen gestrichen und sodann in dem Briefe von Wolinzow das zweite post scriptum hinzugefügt.)

»Ich bleibe einsam auf der Welt, um, wie Sie heute früh mit grausamem Lächeln zu mir sagten, mich andern, mehr für mich geeigneten Beschäftigungen zu widmen. O weh! wäre ich doch im Stande, mich in der That diesen Beschäftigungen zu widmen, endlich einmal meine Lässigkeit zu überwinden . . . Doch nein! Ich werde dasselbe unvollendete Wesen, das ich bisher gewesen bin, bleiben . . . Beim ersten Hindernis- — falle ich auseinander; der Vorfall mit Ihnen hat es mir bewiesen. Hätte ich mindestens doch meine Liebe einer künftigen Wirksamkeit nach eigenem Berufe zum Opfer gebracht; es war aber nur die Verantwortlichkeit, die ich aus mich nehmen sollte, über die ich erschrak, und darum bin ich wirklich Ihrer nicht würdig. Ich bin es nicht werth, daß Sie sich für mich aus Ihrer Sphäre losreißen . . . Uebrigens, wer weiß, wozu Alles gut gewesen . . . Aus dieser Prüfung werde ich vielleicht reiner und kräftiger hervorgehen.

»Ich wünsche Ihnen alles Glück. Leben Sie wohl! Erinnern Sie sich zuweilen meiner. Ich hoffe, Sie sollen noch von mir hören.

Rudin.«

Natalia ließ den Brief Rudin's auf ihre Kniee fallen und blieb lange unbeweglich mit auf den Boden gesenktem Blicke sitzen. Dieser Brief bewies ihr klarer als irgendwelche Gründe es vermocht hätten, wie recht sie gehabt hatte, als sie an diesem Morgen beim Abschiede von Rudin unwillkürlich ausgerufen hatte, daß er sie nicht liebe! Doch

fühlte sie sich dadurch nicht erleichtert. Regungslos saß sie da; es däuchte ihr, dunkele Wogen wären geräuschlos über ihr zusammengeschlagen und sie versänke in den Abgrund, stumm und erstarrt. Eine erste Enttäuschung preßt Jedem das Herz ab; fast unerträglich aber ist dieselbe für eine offene Seele, die keine Selbsttäuschung sucht, und welcher Leichtfertigkeit und Uebertreibung fremd sind. Natalia gedachte ihrer Kinderzeit, wie sie Abends, wenn sie spazieren ging, jedesmal bemüht gewesen war, dem erleuchteten Rande des Himmels, dorthin, wo das Abendroth glühte, und nicht der dunkelen Seite desselben entgegen zu wandeln. Dunkel stand jetzt das Leben vor ihr, und sie hatte dem Lichte den Rücken gekehrt . . .

Thränen traten in Natalia's Augen. Thränen sind nicht jedesmal wohlthuend. Erquickend und heilbringend sind sie, wenn sie, lange in der Brust verhalten, endlich hervorbrechen — anfangs mit Anstrengung, dann immer leichter, immer ruhiger; die stumme Angst des Grames löst sich in ihnen auf . . . Es giebt jedoch kalte, spärlich rinnende Thränen: tropfenweise entpreßt sie dem Herzen mit seinem schweren und stäten Druck das auf demselben leistende Leid; erquickungslos sind sie und bringen keine Erleichterung. Solche Thränen weint die Noth, und wer sie nicht vergoß, war noch nicht unglücklich. Natalia lernte sie heute kennen.

Zwei Stunden vergingen. Natalia faßte ein Herz, stand auf, trocknete die Augen, zündete ein Licht an, verbrannte an der Flamme desselben Rudin's Brief bis aus das letzte Stück und warf die Asche zum Fenster hinaus. Dann schlug sie auf's Gerathewohl Puschkin auf und las die ersten Zeilen, die ihr in die Augen fielen (sie pflegte sich häufig aus diese Weise aus ihm wahrsagen zu lassen). Auf folgende Stelle fiel ihr Blick:

Wer tief gefühlt, dem gönnt nicht Ruhe
Das Schattenbild entschwund'nen Glücks . . .
Für ihn hat Alles Reiz verloren
Erinnrung nur und Reue bohren
Gleich Nattern sich in's Herz ihm ein . . .

Sie blieb eine Zeit lang stehen, warf mit kaltem Lächeln einen Blick auf ihre Gestalt im Spiegel, machte mit dem Kopfe eine leichte

Bewegung von oben nach unten und begab sich in's Gastzimmer hinab.

, Kaum hatte Darja Michailowna Natalia erblickt, so führte sie dieselbe in ihr Cabinet, hieß sie neben sich Platz nehmen, streichelte ihr freundlich die Wange und blickte ihr dabei aufmerksam, fast neugierig in die Augen. In Darja Michailowna waren geheime Muthmaßungen aufgestiegen: es kam ihr zum ersten Male der Gedanke — daß in der That ihre Tochter nicht kenne. Als sie durch Pandalewski von der Zusammenkunft mit Rudin hörte, war sie weniger entrüstet, als erstaunt gewesen, daß ihre verständige Natalia sich zu einem solchen Schritte hatte entschließen können. Als sie sie aber zu sich rief und sie zu schelten begann, nicht etwa im Tone einer feinen Weltdame, sondern ziemlich schreiend und unmanierlich, da machten die festen Antworten Natalia's, ihre Entschlossenheit in Blick und Haltung Darja Michailowna verwirrt, ja erschreckten sie sogar.

Die unerwartete, gleichfalls nicht ganz erklärliche Abreise Rudin's, nahm eine Centnerlast von ihrem Herzen; doch war sie auf Thränen, hysterische Anfälle gefaßt . . . Und abermals machte Natalia's äußerliche Ruhe sie irre.

— Nun, mein Kind, nahm Darin Michailowna das Wort: — wie geht es heute?

Natalia blickte ihre Mutter an.

— Er ist ja fort . . . jener Herr. Weißt du nicht, weßhalb er sich so schnell davon gemacht hat?

— Mama! sagte Natalia mit leiser Stimme: — ich gebe Ihnen mein Wort, wenn Sie nicht selbst seiner Erwähnung thun, sollen Sie von mir nie etwas über ihn hören.

— Du siehst also Dein Unrecht gegen mich ein? Natalia senkte den Kopf und wiederholte:

— Sie werden von mir nie Etwas über ihn hören . . .

— Nun, nimm dich in Acht! erwiederte Darin Michailowna lächelnd. — Ich glaube Dir. Vorgestern aber, erinnerst Du Dich, wie . . . Nun, Nichts mehr davon. Es sei beendigt, abgemacht und vergessen. Nicht wahr? Jetzt erkenne ich Dich wieder; ich war aber wirklich ganz irre geworden. Nun, gieb mir doch einen Kuß, mein liebes, kluges Kind . . .

Natalia führte Darja Michailowna's Hand an ihre Lippen und diese drückte einen Kuß auf den niedergebeugten Kopf ihrer Tochter.

— Beachte immer meine Rathschläge, vergiß nicht, daß du eine Laßunski und meine Tochter bist, setzte sie hinzu: — und Du wirst glücklich sein. Jetzt aber geh.

Natalia ging schweigend hinaus. Darja Michailowna sah ihr nach und dachte: »so war ich — die wird sich auch fortreißen lassen: *mais elle aura moins d'abanidon.*« Und Darja Michailowna versank in Erinnerungen an Vergangenes . . . längst Vergangenes . . .

Dann ließ sie Mlle. Boncourt rufen und blieb lange unter vier Augen mit ihr eingeschlossen. Nachdem diese entlassen worden war, rief sie Pandalewski zu sich. Sie wollte durchaus den wirklichen Grund der Abreise Rudin's erfahren . . . Pandalewski beruhigte sie indessen vollkommen. So etwas schlug in sein Fach.

* *
*

Am folgenden Tage kam Wolinzow mit seiner Schwester zu Mittag. Darja Michailowna war immer sehr liebenswürdig gegen Beide, diesmal jedoch empfing sie diese Gäste mit ausnehmender Freundlichkeit Natalia war unerträglich schwer zu Muthe; Wolinzow dagegen war so ehrerbietig gegen sie, so schüchtern, wenn er das Wort an sie richtete, daß sie im Herzen nicht anders konnte, als ihm Dank dafür zu wissen.

Der Tag verging ruhig, ziemlich einförmig, doch als man sich trennte, fühlte Jeder sich wieder in's frühere Geleise gebracht; und das will viel, sehr viel sagen. Ja wohl, Alle waren in das frühere Geleise gekommen . . .

Alle, ausgenommen Natalia. Als sie allein war, schleppte sie sich mit Mühe bis an ihr Bett und sank müde, wie gebrochen mit dem Gesichte auf das Kissen. Das Leben dünkte ihr so herbe, so schaal, es widerte sie so sehr an, sie empfand eine solche Scham vor sich selbst, vor ihrer Liebe, ihrem Gram, daß sie gewiß in diesem Augenblicke zu sterben bereit gewesen wäre . . . Noch viele schwere Tage standen ihr bevor, viele schlaflose Nächte, martervolle Aufregungen; sie war aber jung — das Leben hatte für sie eben erst begonnen, das Leben aber schafft sich, früh oder spät, sein Recht. Was für ein Schlag den

Menschen auch treffen mag, es wird ihm doch, wenn auch nicht an demselben Tage, so vermuthlich am folgenden — entschuldigen Sie den trivialen Ausdruck — nach Essen verlangen, und da haben wir schon eine erste Tröstung . . .

Natalia's Leiden waren qualvoll; sie litt zum ersten Male . . . Doch die ersten Leiden, wie auch die erste Liebe wiederholen sich nicht, — und Gott sei es gedankt!

XII.

Zwei Jahre etwa waren verflossen war in den ersten Tagen des Mai's Auf dem Balkon ihres Hauses saß Alexandra Pawlowna, jetzt nicht mehr Lipin, sondern Leschnew; ungefähr vor einem Jahre hatte sie Michael Michailitsch geheirathet. Sie war lieblich wie ehemals, nur in der letzten Zeit etwas stärker geworden. Vor dem Balkon, von welchem aus Stufen in den Garten führten, ging eine Amme umher, mit einem rothbäckigen Kinde in weißem Mäntelchen und weißem Besatz auf dem Hütchen. Alexandra Pawlowna verwandte die Augen nicht von dem Kinde. Es schrie nicht, saugte mit wichtiger Miene an seinem Finger und schaute ruhig um sich herum. Es zeigte sich bereits als würdiger Sohn Michael Michailitsch's.

Neben Alexandra Pawlowna saß aus dem Balkone unser alter Bekannter Pigassow. Er war, seit wir ihn aus dem Gesichte verloren haben, merklich ergraut, gebeugt, magerer geworden und zischte beim Sprechen: ein Vorderzahn war ihm ausgefallen; das Zischen verlieh seiner Rede noch mehr Bissigkeit . . . Seine Gehässigkeit hatte sich mit den Jahren nicht vermindert, doch waren seine Witze stumpf geworden und er verfiel häufiger in Wiederholungen. Michael Michailitsch war nicht zu Hause, man erwartete ihn zum Thee. Die Sonne war bereits untergegangen. Ein langer, blaßgoldener, citronengelber Streif zog sich am Abendhimmel hin, während an dem entgegengesetzten Himmelsrande zwei solcher Streifen sichtbar waren: einer, der untere, blau, der andere, obere, röthlich-veilchenblau. In der Höhe verschwammen leichte Wölkchen. Alles versprach anhaltend gutes Wetter.

Plötzlich lachte Pigassow auf.

— Was macht Sie lachen, Afrikan Sement iesch? fragte Alexandra Pawlowna.

— Nichts, mir fiel ein . . . Gestern hörte ich, wie ein Bauer zu seiner Frau, die gerade etwas redselig geworden war, sagte: knarre nicht! . . . Mir hat der Ausdruck sehr gefallen. Knarre nicht! Und in der That, worüber können die Weiber denn reden? Sie wissen, ich habe die Anwesenden niemals im Sinne. Unsere Vorältern waren klüger als wir. In ihren Legenden sitzt die Schöne am Fenster, mit einem Stern auf der Stirn und dabei ist sie stumm wie ein Fisch. So muß es auch

sein. Und urtheilen Sie selbst: da sagt zu mir vorgestern unsere Frau Adelsmarschallin — wie ein Pistolenschuß schoß sie mir's vor den Kopf — sagt sie mir, ihr gefalle nicht meine Tendenz! Tendenz! Nun, frage ich Sie, wäre es nicht besser gewesen für sie, wie für Alle, wenn sie, kraft irgendwelcher wohlthuenden Verfügung der Natur, plötzlich des Gebrauchs der Sprache beraubt worden wäre?

— Sie bleiben sich immer gleich, Afrikan Semenitsch: — Sie ziehen immer gegen uns wehrlose . . . Wissen Sie, das ist auch ein Unglück in seiner Art, gewiß. Sie thun mir leid.

— Unglück? Wie können Sie das sagen! Erstens, giebt es, meiner Ansicht nach, überhaupt nur dreierlei Unglück auf der Welt: im Winter in kalter Wohnung zu wohnen, im Sommer enge Stiefel zu tragen und in einem Zimmer zu schlafen, wo ein Kind kreischt, auf das man kein Wanzenpulver streuen darf. Uebrigens bin ich nicht der friedfertigste Mensch von der Welt geworden? Zu einer moralischen Sentenz, zu einem Rechenexempel bin ich geworden! So sittsam ist jetzt mein Betragen!

— Ein schönes Betragen, das Ihrige, ich muß es gestehen! Hat doch, gestern noch, Helena Antonowna sich bei mir über Sie beschwert.

— So — oh! Und was hat sie Ihnen erzählt, wenn ich fragen darf?

— Sie sagte mir, Sie hätten den ganzen Morgen hindurch, auf alle ihre Fragen nur eine Antwort gegeben, »wa—as? wa—as!« und das mit so winselndem Tone . . .

Pigassow lachte.

— Es war aber eine gute Idee, das müssen Sie doch zugeben, Alexandra Pawlowna, . . . wie?

— Eine vortreffliche Idee! Darf man sich wohl gegen eine Frau so unhöflich benehmen, Afrikan Semenitsch?

— Was? Helena Antonowna ist eine Frau in Ihren Augen?

— Was ist sie denn in den Ihrigen?

— Eine Trommel, nichts weiter, eine gewöhnliche Trommel, worauf man mit Stöcken paukt . . .

— Ach ja! unterbrach ihn Alexandra Pawlowna um der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben: — man darf Ihnen, wie ich gehört habe, Glück wünschen?

— Wozu?

— Zur Beendigung Ihres Processes. Die Glinow Wiesen sind Ihnen ja zugesprochen . . .

— Ja, sie sind mir zugesprochen worden, erwiederte finster Pigassow.

— Sie haben schon seit langer Zeit darnach getrachtet und scheinen jetzt nicht zufrieden.

— Ich muß Ihnen sagen, Alexandra Pawlowna, brachte Pigassow langsam hervor: — es kann nichts Schlimmeres und Verletzenderes geben, als wenn ein Glück zu spät kommt. Freude kann es Ihnen doch nicht bringen, dagegen raubt es Ihnen das Recht, das allerkostbarste Recht — das Schicksal zu schelten. Ja, meine Gnädige, ein spätes Glück ist nichts als ein bitterer und beleidigender Spott. —

Alexandra Pawlowna zuckte bloß die Achseln.

— Amme, sagte sie dann: — ich denke, es ist Zeit, daß Mischa zu Bett gebracht wird. Gieb ihn hierher.

Und Alexandra Pawlowna machte sich mit ihrem Sohne zu schaffen, während Pigassow sich brummend auf die andere Seite des Balkons zurückzog.

Aus einmal zeigte sich in der Nähe, aus dem Wege, der längs dem Garten hinlief, Michael Michailitsch auf seiner Reitdroschke. Vor derselben liefen zwei große Hofhunde her: der eine gelb, der andere grau; er hatte sie sich vor Kurzem erst angeschafft. Sie zerrten sich unaufhörlich, und waren die besten Freunde. Ein alter Dachshund kam ihnen bis vor das Thor entgegen und sperrte das Maul auf, als wolle er bellen, doch wurde daraus nur ein Gähnen und er kehrte, mit dem Schwanze ruhig wedelnd, wieder um.

— Sieh einmal her, Sascha, rief Leschnew schon von Weitem seiner Frau zu: — wen ich Dir da mitbringe.

Alexandra Pawlowna erkannte nicht sogleich die Person, die hinter ihrem Manne saß.

— Ah! Herr Bassistow! rief sie dann.

— Er ist es, er! erwiederte Leschnew: — und was für vortreffliche Nachrichten er bringt. Watte nur, Du sollst sogleich Alles erfahren.

Und er fuhr in den Hof hinein.

Einige Minuten darauf erschien er mit Bassistow auf dem Balkon.

— Hurrah! rief er, seine Frau in die Arme schließend — Sergei heirathet!

— Wen? fragte Alexandra Pawlowna bewegt.

— Versteht sich, Natalia . . . Unser Freund hier hat diese Nachricht aus Moskau mitgebracht, und es ist auch ein Brief an Dich da . . . Hörst Du, Mischuk? setzte er hinzu, die Händchen seines Sohnes erfassend: — Dein Onkel heirathet! . . . Das ist aber ein Phlegma! er blinzelt nur mit den Augen dazu!

— Der junge Herr wollen schlafen, bemerkte die Amme.

— Ja, sagte Bassistow, indem er zu Alexandra Pawlowna trat: — ich bin heute von Moskau im Auf trage von Darja Michailowna gekommen — die Gutsrechnungen durchzusehen. Hier ist auch der Brief.

Alexandra Pawlowna öffnete hastig den Brief ihres Bruders. Er bestand aus nur wenigen Zeilen. Im ersten Anfalle von Freude meldete er der Schwester, er habe um Natalia angehalten, ihre und Darja Michailowna's Einwilligung bekommen, versprach mit der ersten Post ausführlich zu schreiben und umarmte und küßte in Gedanken Alle. Er schrieb offenbar in einer Art von Betäubung.

Der Thee wurde gebracht. Bassistow mußte sich setzen. Man überschüttete ihn mit Fragen. Alle, Pigassow, sogar, waren über die erhaltene Nachricht erfreut.

— Sagen Sie doch, fragte Leschnew im Laufe der Unterhaltung: — es sind uns Gerüchte über einen gewissen Herren Kartschagin zu Ohren gekommen — sollte an ihnen etwas Wahres sein?

Dieser Kartschagin, welchen der Leser bisher noch nicht kennen gelernt hat, war ein hübscher junger Mann — ein Dandy, sehr aufgeblasen und wichtigthuend; er hielt sich majestätisch, und sah dabei so aus, als wäre er kein lebendiger Mensch, sondern eine ihm selbst auf Subscription errichtete Statue.

— Doch nicht so ganz unwahr, erwiederte Bassistow mit einem Lächeln. Darja Michailowna war ihm sehr gewogen; Natalia wollte jedoch nichts von ihm wissen.

— Den kenne ich ja, warf Pigassow dazwischen: — das ist ja ein Doppeltölpel, ein Erzperrückenstock . . . ich bitte Sie. Wenn alle Leute ihm ähnlich wären, müßte man sich viel Geld zahlen lassen, wenn man überhaupt leben sollte . . . wie ist das möglich!

— Vielleicht, erwiederte Bassistow: — in der Welt spielt er jedoch keine der letzten Rollen.

— Je nun, das ist uns gleich! rief Alexandra Pawlowna aus: — Lassen wir ihn! Ach, wie bin ich froh um den Bruder! . . . Und Natalia ist heiter, glücklich?

— Ja. — Sie ist ruhig, wie immer — Sie kennen sie ja — sie scheint aber zufrieden zu sein.

Der Abend verging unter angenehmen und heiteren Gesprächen. Man setzte sich zu Tische.

— Ja, da fällt mir ein, sagte Leschnew zu Bassistow, indem er ihm Lafitte einschenkte: — wissen Sie, wo Rudin weilt?

— Für jetzt weiß ich es nicht mit Bestimmtheit. Vorigen Winter kam er auf kurze Zeit nach Moskau und reiste dann mit einer Familie nach Simbirsk; wir tauschten eine Zeit lang mit einander Briefe: in dem letzten benachrichtigte er mich, daß er Simbirsk verlasse — sagte jedoch nicht, wohin er ziehe — und seit der Zeit hörte ich nichts mehr von ihm.

— Der geht nicht unter! nahm Pigassow das Wort: — er sitzt irgendwo und hält Reden. Dieser Herr wird immer zwei, drei Verehrer finden, die ihm mit aufgerissenem Munde zuhören und ihm Geld vorschießen. Geben Sie Acht, das Ende davon wird sein, er stirbt in irgend einem Provinzialstädtchen — in den Armen einer überreifen Jungfer mit falschem Haare, die ihm, als dem genialsten Menschen von der Welt, ein heiliges Andenken bewahren wird . . .

— Sie urtheilen über ihn sehr scharf, bemerkte Bassistow halblaut und unzufrieden.

— Durchaus nicht scharf, erwiederte Pigassow: — sondern der Wahrheit getreu. Meiner Ansicht nach, ist er ein Tellerlecker und weiter nichts. Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, fuhr er, zu Leschnew gewendet, fort: — ich habe ja die Bekanntschaft jenes Terlachow gemacht, mit welchem Rudin die Reise in's Ausland machte. Ja wohl, ja wohl! Was der mir von ihm erzählt hat, davon machen Sie sich keinen Begriff — das ist wirklich lustig! Auffallend ist es, daß alle Freunde und Nacheiferer Rudin's mit der Zeit seine Feinde werden.

— Ich bitte, mich aus der Zahl solcher Freunde auszuschließen! unterbrach ihn mit Feuer Bassistow.

— Sie, nun — das ist ein anderes Ding! Auf Sie ist es auch nicht gemünzt.

— Was war es denn, was Ihnen Terlachow erzählte? fragte Alexandra Pawlowna.

— Mancherlei: es fällt mir nicht Alles ein. Die allerbeste Anekdote über Rudin aber ist folgende: Ohne Unterlaß mit seiner Selbstentwickelung beschäftigt, (diese Herren sind es fortwährend; während Andere, einfach gesagt, schlafen und essen — befinden sie sich im Momente der Entwickelung des Schlafens oder des Essens; ist es nicht so, Herr Bassistow? — Bassistow antwortete nichts) . . . Also mit seiner Entwickelung fortwährend beschäftigt, war Rudin auf dem Wege der Philosophie zu dem Vernunftschlusse gekommen, daß er sich verlieben müsse. Er stellte Nachforschungen über den Gegenstand an, der einem so wunderbaren Vernunftschlusse entspräche. Fortuna lächelte ihm. Er machte die Bekanntschaft einer Französin, einer allerliebsten Putzhändlerin. Das ereignete sich, merken Sie wohl, in einer deutschen Stadt, am Rheine. Er besuchte sie, brachte ihr allerlei Bücher und sprach mit ihr über Natur und Hegel. Stellen Sie sich die Lage der Putzhändlerin vor! sie hielt ihn für einen Astronomen. Nun, Sie wissen, seine Figur ist nicht übel: dazu war er Ausländer, Russe — er gefiel. Endlich bestimmte er eine Zusammenkunft, ein höchst poetisches Stelldichein: in einer Gondel auf dem Flusse. Die Französin willigte ein; legte ihr bestes Kleid an und fuhr mit ihm in der Gondel spazieren. Auf diese Weise vergingen zwei Stunden. Womit glauben Sie nun, daß er sich diese ganze Zeit über beschäftigte? Er hat der Französin den Kopf gestreichelt, gedankenvoll den Himmel angeschaut und ihr mehrmals wiederholt, daß er »väterliche« Zärtlichkeit für sie fühle. Die Französin kehrte wuthentbrannt nach Hause zurück und hat nachher Alles dem Terlachow erzählt. Solch ein Kerl ist er gewesen!

Und Pigassow lachte laut auf.

— Sie sind ein alter Cyniker! bemerkte Alexandra Pawlowna ärgerlich: — indessen gewinne ich immer mehr und mehr die Ueberzeugung, daß selbst Diejenigen, die über Rudin herfallen, ihm nichts Schlechtes nachsagen können.

— Nichts Schlechtes? Ich bitte Sie! und sein beständiges Leben auf fremder Leute Kosten, seine Anleihen . . . Michael Michailitsch? gewiß hat er auch von Ihnen geborgt?

— Hören Sie, Afrikan Semenitsch! begann Leschnew, und sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an: — hören Sie: Sie wissen und

meine Frau weiß es auch, daß ich in der letzten Zeit keine besondere Zuneigung zu Rudin gefühlt und oft sogar hart über ihn geurtheilt habe. Bei allem Dem Leschnew goß Champagner in die Gläser will ich Ihnen folgenden Vorschlag machen: wir haben soeben auf die Gesundheit unseres theuern Bruders und seiner Braut getrunken; ich fordere Sie jetzt auf, auf die Gesundheit Dmitri Rudins zu trinken!

Alexandra Pawlowna und Pigassow sahen Leschnew mit Verwunderung an, während Bassistow das Herz im Leibe hüpfte und er vor Freude roth wurde und die Augen aufriß.

— Ich kenne ihn gut, fuhr Leschnew fort: — von seinen Fehlern weiß ich nur zu viel. Sie fallen um so mehr in die Augen, weil er selbst kein Alltagsmensch ist.

— Rudin — ist eine geniale Natur! warf Bassistow ein.

— An Genialität fehlt es ihm nicht, erwiederte Leschnew: — aber Natur — das ist eben das Schlimme — Natur hat er nicht . . . Doch nicht davon, von dem Guten, Seltenen in ihm wollte ich sprechen. Er ist voll Begeisterung; das ist aber in unseren Tagen, sie können es mir, dem Phlegmatiker, glauben, die allerkostbarste Eigenschaft. Wir sind Alle unausstehlich überlegt, gleichgültig und träge geworden; wir sind schläfrig, erkaltet, und müssen es Demjenigen Dank wissen, der uns, wenn auch nur auf einen Augenblick, aufrüttelt und erwärmt! Es ist ja die höchste Zeit! Erinnerst Du Dich, Sascha, ich sprach ein Mal mit Dir von ihm und beschuldigte ihn der Kälte. Ich hatte damals Recht und Unrecht zugleich. Diese Kälte steckt bei ihm im Blute — daran ist er nicht schuld — nicht aber im Kopfe. Er ist kein Mime, wie ich ihn nannte, kein Betrüger, kein Schurke; er lebt auf fremde Kosten nicht wie ein Schleicher, sondern wie ein Kind . . . Ja gewiß, er wird irgendwo in Elend und Armuth sterben; sollte man aber deßhalb einen Stein aus ihn werfen? Er selbst wird nie Etwas vollenden, ausführen, weil ihm eben Natur und Blut fehlen; wer hat aber das Recht, zu behaupten, daß er keinen Nutzen bringen werde, nicht bereits Nutzen gebracht habe? daß seine Worte nicht schon viel guten Samen in junge Herzen gestreut haben, denen die Natur nicht, wie ihm, Thatkraft und Verständniß zum Vollbringen des Gedachten versagt hat? Habe ich ja doch, ich vor Allem, alles dieses an mir selbst erfahren . . . Sascha weiß, was Rudin in meinen jungen Jahren mir gewesen ist. Ich entsinne mich ferner, behauptet zu haben, daß Rudin's Worte keine Wirkung auf die Menschen auszuüben

vermöchten; ich redete aber damals von Menschen, die mir, meinem jetzigen Alter nach, gleich standen, von Menschen, die das Leben bereits gekostet haben, und die vom Leben etwas zerzaust sind. Ein falscher Ton in der Rede — und sie verliert für uns jede Harmonie; beim Jüngling ist aber glücklicherweise das Gehör noch nicht so ausgebildet, noch nicht so verwöhnt. Wenn nur der Inhalt des Gehörten ihm schön dünkt, was kümmert ihn da der Ton! Den wird er schon in sich selbst finden.

— Bravo! Bravo! rief Bassistow: — wie wahr ist das gesprochen! Was jedoch Rudin's Einfluß betrifft, da schwöre ich Ihnen, daß er nicht bloß einen Menschen aufzurütteln im Stande war, sondern ihn auch weiter schob, ihm die Zeit nicht ließ, stehen zu bleiben, ihn um und um kehrte, ihn entflammte, begeisterte!

— Sie hören es! fuhr Leschnew fort, sich an Pigassow wendend: — welchen Beweis brauchen Sie noch? Sie machen die Philosophie herunter; wenn Sie von ihr reden, finden Sie nicht genug verächtliche Ausdrücke. Ich bin ihr auch nicht besonders hold und begreife sie schlecht; doch nicht von der Philosophie rühren unsere Hauptgebrechen her! Philosophische Spitzfindigkeiten und Träumereien werden an den Russen nie haften; dazu besitzt er zu viel gesunden Menschenverstand; man darf aber auch nicht die Philosophie als Vormund benutzen, um jedes ehrliche Streben nach Wahrheit und Erkenntnis anzufechten. Es ist Rudin's Unglück, daß er Rußland nicht kennt, und in der That ist das ein großes Unglück. Das Vaterland kann einen Jeden von uns entbehren, aber Keiner von uns das Vaterland. Wehe dem, der da meint, daß er's könne; doppelt wehe über Den, der es in der That entbehrt! Kosmopolitismus — ist ein Unding, der Kosmopolit — eine Null, arger als eine Null; außerhalb der Nationalität giebt es weder Kunst, noch Wahrheit, noch Leben, giebt es Nichts. Ohne Physiognomie ist nicht einmal das ideale Gesicht; nur das gemeine braucht keine zu haben. Ich muß aber wieder daraus zurückkommen, Rudin's Schuld ist es nicht: sein Verhängniß; ist es, ein bitteres, schweres Verhängniß, das wir ihm doch gewiß nicht vorwerfen werden. Es würde uns zu weit führen, wollten wir untersuchen, warum Leute, wie Rudin, verkommen. Wir wollen ihm dagegen für das Gute, das in ihn ist, dankbar sein. Dies ist leichter, als ungerecht gegen ihn zu sein, und wir sind ungerecht gegen ihn gewesen. Eine Strafe über ihn zu verhängen, steht uns

nicht zu, es wäre auch unnütz: er hat sich selbst viel strenger bestraft, als er es verdiente . . . Und gebe Gott, daß das Unglück alles Schlechte aus ihm ausscheide und nur das Schöne in ihm zurücklasse! Ich trinke auf Rudin's Gesundheit! Ich trinke auf die Gesundheit des Kameraden meiner besten Jahre, ich trinke auf das Wohl der Jugend, ihrer Hoffnungen, ihres Strebens, ihres Vertrauens und ihrer Ehrlichkeit, aus das Wohl von Allem, was unsere zwanzigjährigen Herzen schon klopfen machte und was im späteren Leben nichts Besseres aus unserem Gedächtniß verdrängen konnte, verdrängen wird . . . Ich trinke auf dein Andenken, goldene Zeit, ich trinke auf Rudin's Wohl!

Alle stießen mit Leschnew an. Bassistow hätte im Eifer beinahe sein Glas zerschlagen und stürzte dessen Inhalt in einem Zuge hinunter, Alexandra Pawlowna drückte Leschnew die Hand.

— Ich hatte gar nicht vermuthet, Michail Michailitsch, daß Sie so beredt wären, bemerkte Pigassow: — das war eines Rudin würdig! Ich muß gestehen, das hat sogar mich gepackt.

— Ich bin durchaus nicht beredt, erwiederte Leschnew nicht ohne Unwillen: — *Sie* aber zu packen, glaub' ich, ist keine leichte Sache. Doch genug von Rudin; sprechen wir von Etwas Anderem . . .

— Sagen Sie doch . . . jener, wie heißt er gleich? . . . Pandalewski! lebt der immer noch bei Darja Michailowna? fragte er, sich an Bassistow wendend.

— Gewiß, er ist immer noch bei ihr! Sie hat ihm eine einträgliche Stelle ausgewirkt.

Leschnew lächelte.

— Der wird nicht im Elende umkommen, dafür ließe sich bürgen.

Das Abendessen war beendet. Die Gäste gingen auseinander. Als Alexandra Pawlowna mit ihrem Manne allein geblieben war, blickte sie ihm zärtlich in's Gesicht.

— Wie warst Du heute schön, Mischa! sagte sie, seine Stirn sanft mit der Hand streichelnd: — wie klug und edel Du gesprochen hast! Gestehe aber, Du hast Dich heute ein wenig zum Vortheile Rudin's hinreißen lassen, wie ehemals zu dessen Nachtheile . . .

— Den am Boden Liegenden schlägt man nicht[8] überdies befürchtete ich damals, daß er Dir irgendwie den Kopf verdrehen könnte, fügte er lächelnd hinzu.

— Nein, erwiederte treuherzig Alexandra Pawlowna: er ist mir von jeher zu gelehrt vorgekommen, ich fürchtete mich vor ihm und wußte nicht, wie ich in seiner Gegenwart sprechen sollte. Pigassow hat sich aber doch heute ziemlich boshaft über ihn lustig gemacht, scheint Dir's nicht?

— Pigassow? sagte Leschnew. — Darum namentlich nahm ich mit solcher Wärme Rudin in Schutz, weil Pigassow da war. Er wagt es, ihn einen Tellerlecker zu nennen! Meiner Ansicht nach ist aber die Rolle, die er, Pigassow, spielt, hundertmal ärger. Er besitzt ein unabhängiges Vermögen, macht sich über Alles lustig und schwänzelt bei Vornehmen und Reichen herum! Weißt Du aber auch, daß dieser Pigassow, der mit solcher Erbitterung auf Alle und Alles schimpft und über Philosophie und Weiber herfällt, — weißt Du wohl, daß er, als er sich noch im Amte befand, ein Sportelreißer war, und noch dazu ein arger!

— Wäre es möglich? rief Alexandra Pawlowna. — Das hätte ich nicht erwartet! . . . Höre, Mischa, setzte sie nach einigem Schweigen hinzu: — was ich Dich fragen will . . .

— Nun? — Wie denkst Du, wird der Bruder wohl mit Natalia glücklich sein?

— Wie soll ich Dir darauf antworten . . . allem Anscheine nach, ja . . . die Oberhand wird sie behalten — unter uns brauchen wir kein Geheimniß daraus zu machen — sie ist klüger als er; er ist aber ein herrlicher Mensch und liebt sie von ganzer Seele. Was willst Du mehr? Lieben wir Beide einander doch und sind glücklich, nicht wahr?

Alexandra Pawlowna lächelte und drückte Michael Michailitsch die Hand.

* *
*

An demselben Tage, als das soeben Erzählte im Hause Alexandra Pawlowna's vorging — schleppte sich in einem der entlegensten Gouvernements Rußlands, in der drückendsten Hitze, auf der Landstraße eine schlechte, mit Mitten bezogene Kibitka, vor welche drei Gutspferde gespannt waren, mühsam dahin. Auf dem Vorderrande hielt sieh, die Füße schräg auf das Strängeholz

gestemmt, ein grauhaariger Bauer in durchlöchertem Wamms, zog unaufhörlich an den Strickleinen und schwenkte dazu eine kleine Peitsche; im Innern der Kibitka saß auf einem kärglich gefüllten Mantelsack ein Mann von hohem Wuchse in Mütze und altem, staubigem Mantel. Es war Rudin. Er saß gesenkten Hauptes da und hatte den Schirm seiner: Mütze über die Augen heruntergezogen. Ungleichmäßige Stöße des Fuhrwerks warfen ihn von einer Seite auf die andere, er schien nichts zu empfinden, als wäre er in Halbschlaf verfallen. Endlich richtete er sich auf.

— Wann werden wir denn endlich zur Station kommen? fragte er den vorn sitzenden Bauer.

— Wart, Väterchen, gab dieser zur Antwort und zog noch eifriger an den Leinen: — sind wir erst den Hügel da hinaufgekommen, dann bleiben nur noch zwei Werst, nicht mehr . . . Na, Du! schläfst Du . . . Ich will Dich lehren, setzte er fistelnd hinzu und begann, das rechte Seitenpferd mit der Peitsche anzutreiben.

— Du fährst aber sehr schlecht, wie mir scheint, bemerkte Rudin: — wir schleppen uns schon seit dem Morgen und können nicht ankommen Singe mir wenigstens Etwas vor.

— Was soll man machen, Väterchen! Die Pferde, Sie sehen ja selbst, sind ganz verhungert . . . und dazu noch die Hitze. Was nun das Singen betrifft . . . das versteht Unsereiner nicht: wir sind keine Fuhrleute . . . Heda, he! rief auf einmal der Bauer einem vorübergehenden Wanderer in braunem, schlechtem Kittel und abgetretenen Bastschuhen zu: — heda, mache uns Platz, Freundchen!

— Seht mir den Kutscher, brummte der Wanderer ihm nach und blieb stehen. — Moskauer Blut! setzte er mit dem Tone des Vorwurfs hinzu, schüttelte den Kopf und ging des Weges langsam weiter.

— Wohin! schrie der Bauer: jetzt dem Mittelpferde zu und zog wieder ruckweise an den Leinen; — ach du verdammtes! — ver— damm—tes! . . .

So gut es ging, erreichten die ermüdeten Pferde endlich den Posthof. Rudin stieg aus der Kibitka, bezahlte den Bauer, der ihm nicht dafür dankte und das Geld lange in der hohlen Hand herumwarf — er hatte vermuthlich ein größeres Trinkgeld erwartet — und trug seinen Mantelsack selbst in das Postzimmer.

Einer meiner Bekannten, der in seinem Leben viel in Rußland umhergereist war, hat die Beobachtung gemacht, daß, wenn in einem Stationszimmer Bilder hängen, welche Scenen aus Puschkin's »Gefangenen im Kaukasus,« oder russische Generale vorstellen, man bald Pferde bekommen kann; wenn dagegen die Bilder das Leben des berüchtigten Spielers Georges de Germany darstellen, der Reisende auf baldige Beförderung nicht rechnen darf: er wird Zeit genug haben, sich satt zu sehen an dem emporgestrichenen Hahnenkamm, der weißen Weste mit breiten Aufschlägen und den außerordentlich engen und kurzen Beinkleidern des Spielers in seiner Jugend und an seiner rasenden Physiognomie, als er, schon ergraut, mit hoch ausgehobenem Stuhle, in einer Hütte mit schrägem; Dache, seinen Sohn erschlägt. In dem Zimmer, in welches Rudin trat, hingen gerade diese Bilder aus den »dreißig Jahren aus dem Leben eines Spielers.« Auf seinen Ruf erschien der Stationshalter mit verschlafenem Gesichte (ich möchte wissen — ob wohl Jemand einen Stationshalter mit einem nicht verschlafenen Gesichte gesehen hat?) und ohne Rudin's Frage abzuwarten, erklärte er mit träger Stimme, es seien keine Pferde da.

— Wie können Sie sagen, es seien keine Pferde da, erwiederte Rudin: — wenn Sie nicht einmal wissen, wohin ich fahre? Ich bin mit Privatpferden hierhergekommen.

— Für keinen der Wege sind Pferde da, erwiederte der Posthalter. Wohin wollen Sie denn?

— Nach . . . sk.

— Es sind keine Pferde da, wiederholte der Stationshalter und ging hinaus.

Rudin trat ärgerlich an's Fenster und warf seine Mütze auf den Tisch. Er hatte sich in diesen zwei Jahren nicht sehr verändert, war aber gelber geworden; hin und wieder schillerten silberne Faden in dem Haare und die Augen, immer noch schön, schienen etwas matter geworden zu sein; leichte Runzeln, Spuren bitteren und unruhvollen Denkens, zeigten sich an den Lippen, den Wangen und den Schläfen.

Seine Kleidung war abgetragen und alt, von Wäsche war nirgends etwas zu sehen. Die Zeit seiner Blüthe war offenbar vergangen, er war, wie der Gärtner zu sagen pflegt: in die Saat geschossen.

Er begann die Kritzeleien an den Wänden zu lesen . . . ein beliebter Zeitvertreib sich langweilender Reisenden . . . plötzlich knarrte die Thür und der Stationshalter trat herein.

— Pferde nach . . . sk sind keine da und werden noch lange nicht da sein, aber nach . . . ow sind Retourpferde zu haben.

— Nach . . . ow? wiederholte Rudin. — Aber ich bitte Sie! das liegt ja gar nicht an meinem Wege. Ich reife nach Pensa, . . .ow liegt, wie mir däucht, in der Richtung nach Tambow.

— Was thut es? Sie können dann aus Tambow weiter, oder wenn es Ihnen beliebt, werden Sie von . . .ow aus wieder hierher zurückkehren können.

Rudin überlegte.

— Nun, meinethalben, sagte er endlich: — lassen Sie einspannen. Mir ist es ganz gleich; ich fahre nach Tambow.

Die Pferde wurden bald vorgeführt. Rudin trug seinen Mantelsack hinaus, stieg in den Postkarren, setzte sich, und ließ wie vorhin den Kopf hängen.

Es lag etwas Hilfloses und trauervoll-Ergebenes in seiner gebeugten Gestalt . . . Und das Dreigespann schleppte sich in kurzem Trabe unter dem einförmigen Geklingel der Schellen dahin.

Epilog.

Wiederum waren einige Jahre verstrichen.

An einem kalten Herbsttage hielt vor dem Eingange des Hauptposthofes der Gouvernementsstadt S.

eine Reisecalesche. Aechzend und sich reckend stieg aus derselben ein Herr, er war noch nicht alt, besaß jedoch bereits jene Fülle des Leibes, die man »respectabel« zu nennen pflegt. Nachdem er die Treppe zum ersten Geschoß hinaufgestiegen war, blieb er im Eingange des breiten Corridors stehen, und da er Niemand gewahr wurde, forderte er mit lauter Stimme ein Zimmer. Sogleich hörte man eine Thür zuwerfen, ein langer Diener sprang hervor und lief eiligen Schrittes den Gang voran, nur an dem Schmutzglanz auf der Rückseite und den Aermeln seines abgetragenen Rocks im Halbdunkel erkenntlich. Als der Fremde in sein Zimmer trat, warf er sogleich Mantel und Plaid ab, setzte sich aus einen Divan, stemmte die Arme auf die Kniee, blickte wie schlaftrunken umher und befahl sodann, seinen Bedienten zu rufen. Der Diener that einen Schritt zurück und verschwand. Dieser Reisende war kein Anderer als Leschnew. Er war, der Rekrutenaushebung wegen, von seinem Gute nach S. Gekommen.

Leschnew's Bedienter, ein junger, krausköpfiger und rothwangiger Bursche, in grauem, mit blauer Schärpe umgürtetem Mantel und weichen Filzstiefeln trat in das Zimmer.

— Nun siehst Du, mein Lieber, da sind wir doch angekommen, sagte Leschnew: — und Du hattest befürchtet, die Schiene am Rade werde abspringen.

— Ja, wir sind wirklich angekommen, erwiederte der Bediente, und versuchte über dem aufgeschlagenen Kragen des Mantels zu lächeln: — wie aber die Schiene nicht abgesprungen ist, das . . .

— Ist Niemand da? ließ sich eine Stimme im Corridor hören.

Leschnew fuhr zusammen und horchte auf.

— Heda! Wer da? wiederholte die Stimme.

Leschnew erhob sich, trat an die Thür und machte sie rasch auf.

Vor ihm stand ein Mann von hohem Wachse, fast ganz ergraut und gebeugt, in einem alten Püschrock mit bronzenen Knöpfen. Leschnew erkannte ihn sogleich.

— Rudin! rief er bewegt.

Rudin wandte sich um. Er konnte das Gesicht Leschnew's, der mit dem Rücken gegen das Licht stand, nicht erkennen, und blickte ihn zweifelhaft an.

— Sie erkennen mich nicht? redete Leschnew ihn an.

— Michael Michailitsch! rief Rudin aus und streckte die Hand vor, wurde aber verwirrt und zog sie wieder zurück . . .

Leschnew ergriff sie mit beiden Händen.

— Treten Sie ein, herein zu mir! sagte er zu Rudin, und führte ihn in sein Zimmer.

— Wie sind Sie verändert! sagte Leschnew nach einigem Schweigen und unwillkührlich die Stimme senkend.

— Ja, man sagt so, erwiederte Rudin, mit dem Blicke im Zimmer umherschweifend. Die Jahre. . . Sie aber — sind wie früher. Wie geht es Alexandra . . . Ihrer Gemahlin?

— Ich danke, ganz wohl. Welch ein Zufall führt Sie hierher?

— Mich? Das wäre eine lange Geschichte. In diesem Hause befinde ich mich ganz zufällig. Ich suchte einen Bekannten. Uebrigens freut es mich sehr . . .

— Wo speisen Sie?

— Ich? ich weiß nicht. Irgendwo in einem Gasthause. Ich muß heute noch fort von hier.

— Sie müssen?

Rudin lächelte bedeutsam.

— Ja, ich muß. Man weist mir mein Gut zum Aufenthalt an.

— Speisen Sie mit mir.

Rudin blickte zum ersten Male Leschnew gerade in die Augen.

— Sie machen mir den Vorschlag, mit Ihnen zu speisen? fragte er.

— Ja, Rudin, nach alter Art, wie Kameraden. Wollen Sie? Ich glaubte nicht, mit Ihnen zusammenzutreffen und Gott weiß, wenn wir uns wiedersehen werden. Wir können doch so nicht von einander scheiden!

— Gut, ich bin es zufrieden.

Leschnew drückte Rudin die Hand, rief den Diener, bestellte das Essen und befahl, eine Flasche Champagner auf Eis zu stellen.

* *
*

Während des Essens unterhielten sich Leschnew und Rudin, gleichsam wie verabredet, ausschließlich von ihrem Studentenleben, kamen auf Vieles und Viele zu reden, auf Lebende und bereits Gestorbene. Anfangs sprach Rudin gezwungen, doch, nachdem er ein paar Gläser getrunken hatte, wurde er warm. Endlich nahm der Diener die letzte Schüssel vom Tisch. Leschnew stand auf, verschloß die Thür, setzte sich dann an den Tisch, Rudin gerade gegenüber und stützte still sein Kinn auf beide Hände.

— Nun, jetzt, begann er: — müssen Sie mir Alles erzählen, was sich mit Ihnen zugetragen hat, seit ich Sie nicht gescheit habe.

Rudin warf einen Blick auf Leschnew.

»Mein Gott!« dachte Leschnew nochmals, wie er aussieht, der arme Mensch!

Rudin's Züge hatten sich noch immer nicht viel verändert, besonders seit der Zeit, da wir ihn auf der Station trafen, obgleich bereits Spuren des herannahenden Alters in denselben sichtbar waren, der Ausdruck war jetzt aber ein anderer. Die Augen blickten anders; aus seinem ganzen Wesen, aus seinen bald langsamen, bald abgerissenen Bewegungen, aus seiner schleppenden und gleichsam gebrochenen Rede sprach äußerste Ermattung, geheimer und stiller Gram, der jener halbaffectirten Schwermuth durchaus nicht ähnlich war, mit welcher er sich vor Zeiten umhertrug, jener Schwermuth, die einer von Hoffnungen und vertraungsvoller Selbstliebe erfüllten Jugend so gut zu Gesichte steht.

— Ich soll Ihnen Alles erzählen, was mir begegnet ist? begann er. — Alles läßt sich nicht erzählen und lohnt sich auch nicht . . . Abgeplagt habe ich mich tüchtig, und mich umhergetrieben, nicht mit dem Körper allein — auch mit der Seele. Welche Enttäuschungen habe ich erfahren! Mein Gott! Mit wem bin ich Alles zusammengekommen! . . . Ja, mit wem, wiederholte Rudin, als er gewahr wurde, daß Leschnew ihn mit besonderer Theilnahme anblickte. Wie oft haben meine eigenen Worte mich angewidert — nicht bloß in meinem eigenen Munde, sondern auch in dem Munde jener Leute, die meine Ansichten theilten! Welche Uebergänge habe ich durchgemacht, von der Ungeduld, von der Reizbarkeit eines Kindes, bis zur stumpfen

Gefühllosigkeit des Pferdes, das nicht einmal mehr mit dem Schweife zuckt, wenn die Peitsche es trifft . . . Wie viele Male habe ich mich umsonst gefreut, umsonst gehofft, gekämpft und mich erniedrigt! Wie oft habe ich wie ein Falle meine Fittiche ausgebreitet — und bin auf die Erde zurückgestürzt, um auf ihr fortzukriechen, wie die Schnecke, deren Schale man zertreten hat! . . . Wo bin ich nicht überall gewesen; welche Wege hat mein Fuß nicht betreten! Und es giebt schmutzige Wege, setzte Rudin hinzu und wandte sich etwas ab.

— Sie verstehen, fuhr er fort . . .

— Hören Sie, unterbrach ihn Leschnew: — einst sagten wir: »Du« zu einander. . . Willst Du? wir frischen das Alte auf . . . Trinken wir auf das *Du*!

Rudin erbebte, erhob sich und in seinem Blick flimmerte Etwas, was keine Sprache wiederzugeben vermag.

— Laß uns trinken, Bruder: — Dank, Bruder, laß uns trinken.

Leschnew und Rudin leerten jeder sein Glas.

— Du weißt, begann Rudin wieder, mit Betonung des Wortes »Du « und lächelnd: — es sitzt in meinem Inneren ein Wurm, der an mir nagt und mir nimmer Ruhe gönnen wird. Er stößt mich den Menschen entgegen — anfangs empfinden sie meinen Einfluß, nachher aber . . .

Rudin machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

— Seit ich Sie . . . Dich zum letzten Male sah, bin ich um mancherlei Erfahrungen reicher geworden . . . Mehrmals habe ich ein neues Leben angefangen, mehrfach die Hand an ein neues Werk gelegt — und da siehst Du nun, wie weit ich gekommen bin!

— Du hattest keine Ausdauer, sagte, gleichsam vor sich hin, Leschnew.

— Wie Du sagst, ich hatte keine Ausdauer! . . . Etwas erbauen, das habe ich nie gekonnt! und es ist auch nicht leicht, Bruder, Etwas zu bauen, wenn man keinen Boden unter sich fühlt, wenn man kein eigenes Fundament erst selbst legen muß! Ich will Dir nicht alle meine Abenteuer, das heißt, all mein Mißgeschick, erzählen. Zwei, drei Vorfälle sollst Du erfahren . . . jene Vorfälle aus meinem Leben, wo, wie es schien, der Erfolg mir bereits lächelte, oder nein, wo ich anfing, auf Erfolg zu hoffen — was nicht ganz dasselbe ist . . .

Rudin warf sein graues und schon lichter gewordenes Haar mit derselben Handbewegung zurück, wie er früher zu thun gewohnt war, als er noch dunkeles und volles Haar hatte.

— Höre also, begann er.

— In Moskau kam ich mit einem ziemlich sonderbaren Menschen zusammen. Er war sehr reich und besaß beträchtliche Ländereien; er stand nicht in Staatsdiensten. Seine Hauptleidenschaft, seine einzige Leidenschaft war die Liebe zur Wissenschaft, zur Wissenschaft im Allgemeinen. Ich kann es bis jetzt nicht begreifen, wie diese Leidenschaft bei ihm erwacht war! Sie stand ihm ebenso, wie der Kuh der Sattel. Er selbst konnte sich nur mit Mühe auf der Höhe der Vernunft behaupten und verstand es kaum, sich auszudrücken; er rollte blos bedeutungsvoll die Augen und schüttelte bedenklich den Kopf. Eine weniger begabte und geistig ärmere Natur, Bruder, ist mir nicht vorgekommen . . . Er erinnerte an jene weite Strecken im Smolenskischen Gouvernement, wo man nur Sand findet — Sand, und weiter Nichts, nur hie und da spärliches Gras, das kein Thier fressen mag. Es wollte ihm Nichts gelingen — Alles glitt förmlich aus seinen Händen, Alles, und obendrein war er noch darauf versessen, was leicht war, sich zu erschweren. Hätte es von ihm abgehangen, er würde Einen wahrhaftig noch dazu gebracht haben, auf dem Kopfe zu gehen. Er arbeitete, schrieb und las unermüdlich. Mit einer gewissen starrsinnigen Beharrlichkeit und grenzenlosen Geduld stürzte er sich auf die Wissenschaften; sein Ehrgeiz war unbeschreiblich groß und sein Charakter war eisern. Er lebte allein und galt für einen Sonderling. Ich wurde mit ihm bekannt und . . . gefiel ihm. Ich muß gestehen, ich hatte ihn bald durchschaut, doch sein Eifer rührte mich. Dann besaß er ein so schönes Vermögen, es ließ sich durch ihn so viel Gutes, so viel wahrhafter Nutzen stiften . . . Ich blieb bei ihm wohnen und fuhr endlich mit ihm aus sein Landgut. — Großartige Pläne, Bruder, trug ich mit mir herum; ich träumte von vielen Verbesserungen, Neuerungen . . .

— So wie bei der Laßunski, erinnerst Du Dich, bemerkte Leschnew mit gutmüthigem Lächeln.

— Nicht doch! dort war ich in meinem Innersten überzeugt, daß meine Worte unfruchtbar bleiben würden; hier, hier jedoch . . . breitete sich vor mir ein Feld ganz anderer Art aus . . . Ich schleppte agronomische Bücher herbei . . . von denen ich, die Wahrheit zu

sagen, nicht ein einziges bis zu Ende gelesen habe . . . und dann machte ich mich an die Arbeit. Anfangs ging es nicht, wie ich erwartet hatte, nachher aber schien es gehen zu wollen. Mein neuer Freund schwieg zu Allem und schaute zu, er störte mich nicht, d. h. bis zu einem gewissen Grade störte er mich nicht; er nahm zwar meine Vorschläge an, führte dieselben auch aus, aber starrsinnig, unnachgiebig und mit heimlichem Mißtrauen lenkte er Alles nach seinem Sinn. Er hielt mit Zähigkeit fest an jedem seiner Gedanken, wie der Sonnenkäfer an dem Grashalm, dessen Spitze er nur mit Anstrengung erklommen hat und nun dasitzt, scheinbar seine Flügel zurechtzupfend, um weiter zu fliegen — plötzlich aber herunterfällt, um nochmals hinaufzukriechen . . . Du mußt Dich nicht über diese Gleichnisse wundern. Schon damals hatten sie sich in meinem Innern angehäuft. Zwei Jahre schlug ich mich so herum. Die Geschäfte gingen schlecht, ungeachtet aller meiner Anstrengungen. Ich fing an, ihrer überdrüssig zu werden, mein Freund langweilte mich, und ich wurde ihm unbequem und erdrückend; sein Mißtrauen ging in schlecht verhehlte Erbitterung über, ein feindseliger Geist hatte sich unser Beider bemächtigt, wir konnten mit einander von Nichts mehr sprechen; verstohlen, aber unaufhörlich bemühete er sich, mir zu zeigen, daß er sich nicht meinem Einflusse fügte; meine Verordnungen wurden entweder verdreht, oder ganz widerrufen . . . Ich wurde zuletzt inne, daß ich dem Herrn Gutsbesitzer nur als Mittel zur geistigen Gymnastik diente. . . . Ich war zu einer Art intelligenten Parasits geworden! Schmerzlich ward es mir, Zeit und Kräfte nutzlos zu vergeuden, schmerzlich empfand ich es, daß ich aber- und abermals mich in meinen Erwartungen getäuscht hatte. Ich wußte sehr wohl, wie viel ich verlor, wenn ich fortging; vermochte es aber doch nicht über mich, und eines Tages, in Folge eines widerlichen und empörenden Vorfalles, dessen ich Zeuge war und der mir meinen Freund in einem wirklich zu unvortheilhaften Lichte zeigte, veruneinigte ich mich vollends mit ihn, reiste ab und ließ diesen aus Steppenmehl mit Zuthat deutschen Syrops zusammengekneteten pedantischen Krautjunker fahren.

— Das heißt: Du hast Dein Stück täglichen Brodes fahren lassen, wandte Leschnew ein und legte beide Hände auf Rudin's Schulter.

— Ja, und stand wieder nackt und leicht da im leeren Raume. Fliege nun, wohin du willst . . . Ha, trinken wir Eins!

— Auf Deine Gesundheit! sagte Leschnew, erhob sich und küßte Rudin auf die Stirn. — Auf Deine Gesundheit und auf Pokorski's Andenken . . . Er hat es auch verstanden arm zu bleiben.

— Das war Nummer Eins meiner Abenteuer, sagte Rudin nach einer kleinen Pause. — Soll ich fortfahren, wie?

— Fahre fort, ich bitte Dich.

— He!l mit der Sprache will es nicht recht fort. Ich bin des Redens müde, Bruder . . . Nun, es sei. Nachdem ich mich noch an verschiedenen Stellen umhergetrieben hatte . . . ich könnte Dir beiläufig erzählen, wie ich bei einem pflichtgetreuen hohen Beamten Sekretär wurde und wie das endete; es würde uns jedoch zu weit führen . . . nachdem ich mich also an verschiedenen Orten umhergetrieben hatte, beschloß ich zuletzt . . . ich bitte Dich, nicht zu lachen . . . ein Geschäftsmann, ein praktischer Mensch zu werden. Das kam folgendermaßen: ich wurde mit einem gewissen . . . vielleicht hast Du von ihm gehört . . . mit einem gewissen Kurbejew bekannt . . .

— Ich habe den Namen nie gehört. Aber ich bitte Dich, Rudin, wie konntest Du mit Deinem Verstande nicht einsehen, daß es gar nicht Dein Geschäft ist . . . entschuldige das Wortspiel . . .

Geschäftsmann zu sein?

— Ich weiß, Bruder, daß es nicht meine Sache ist; was ist denn aber überhaupt meine Sache? . . . Hättest Du nur Kurbejew gesehen! Stelle ihn Dir nur, bitte, nicht als einen hohlen Schwätzer vor. Man sagt, ich wäre in früheren Jahren beredt gewesen. Ich bin im Vergleich zu ihm nichts. Das war ein überaus gelehrter, belesener Mann; ein schöpferischer Kopf, ein Kopf für Industrie und Handelsunternehmungen. Die kühnsten, unglaublichsten Projecte sprühten in feinem Geiste. Wir traten zusammen und faßten den Entschluß, gemeinschaftlich unsere Kräfte einem gemeinnützigen Zwecke zu widmen.

— Welchem? sage doch!

Rudin senkte den Blick.

— Du wirst lachen müssen.

— Weshalb? Nein, ich werde nicht lachen.

— Wir beschlossen, einen Fluß im K. . . schen Gouvernement schiffbar zu machen, äußerte Rudin, verlegen lächelnd.

— Ja so! Dieser Kurbejew war also Capitalist?

— Er war ärmer als ich, erwiederte Rudin und senkte still seinen ergrauten Kopf.

Leschnew lachte auf, hielt jedoch plötzlich inne und faßte Rudin's Hand.

— Vergieb mir, Bruder, ich bitte Dich, sagte er: — ich hatte das nun gar nicht erwartet. Nun, Euer Unternehmen blieb also auf dem Papiere?

— Nicht so ganz. Ein Angriff wurde gemacht. Wir mietheten Arbeiter . . . und gingen an's Werk. Da stießen wir auf vielerlei Hindernisse. Erstens, wollte es den Mühlenbesitzern nicht einleuchten, zweitens, konnten wir mit dem Wasser ohne Maschine nicht fertig werden, für die Maschine jedoch fehlte das Geld. Sechs Monate verbrachten wir in Erdhütten. Kurbejew's einzige Nahrung bestand in Brod; ich selbst wurde auch nie satt. Ich bedauere es übrigens nicht: die Gegend da herum ist wunderschön. Wir quälten und quälten uns ab, suchten die Kaufleute zu überreden und sandten Briefe und Circulare in die Welt. Das Ende davon war, daß mein letzter Groschen bei diesem Projecte aufging.

— Nun! bemerkte Leschnew: — ich denke, es war nicht schwer, Deinen letzten Groschen daran ausgehen zu sehen.

— Ja der That war das nicht schwer . . . doch das Unternehmen war aber, bei Gott, nicht übel und hätte großen Gewinn abwerfen können.

— Was ist aber aus jenem Kurbejew geworden? fragte Leschnew.

— Aus ihm? Er ist jetzt in Sibirien, Goldgräber ist er geworden. Und Du wirst sehen, er wird sich Vermögen erwerben; er wird nicht umkommen.

— Mag sein! Du aber wirst es bestimmt nicht dahin bringen.

— Ich? Was ist dabei zu machen! Ich weiß ja übrigens, daß ich in Deinen Augen von jeher für einen unnützen Menschen gegolten habe.

— Du? Geh doch, Bruder! . . . Es gab eine Zeit, Du hast recht, wo mir nur Deine Schattenseiten in die Augen fielen; jetzt aber, glaube mir's, habe ich Dich schätzen gelernt, Vermögen wirst Du Dir wohl nicht zusammenschlagen. . . Deßhalb aber liebe ich Dich. . .

Rudin lächelte matt.

— Wirklich?

— Ich achte Dich deßhalb! Er erwiederte Leschnew: — verstehst Du mich wohl?

Sie schwiegen Beide.

— Nun, soll ich zu Nummer drei übergehen? fragte Rudin.

— Thue mir den Gefallen.

— Gut. Die Nummer drei und die letzte. Von dieser Nummer habe ich mich eben erst los gemacht. Langweilt es Dich aber nicht?

— Erzähle, erzähle.

— Siehst Du, begann Rudin: — ein Mal in einer Stunde der Muße . . . an Muße hat es mir niemals gefehlt . . . überlegte ich bei mir: Kenntnisse besitze ich nicht wenig, ich wünsche das Gute . . . Du wirst mir doch nicht absprechen wollen, daß ich das Gute wünsche?

— Das fehlte noch!

— Auf allen Punkten war ich mehr oder weniger durchgefallen . . . warum sollte ich nicht Pädagog werden, oder um es einfach zu sagen, Lehrer? . . . besser doch, als Nichts zu thun . . .

Rudin hielt inne und schöpfte Athem.

— Besser, als ein unnützes Leben führen, wird es doch sein, wenn ich mich bestrebe, Andern das mitzutheilen, was ich weiß: vielleicht werden sie aus meinen Kenntnissen einigen Nutzen für sich schöpfen. Meine Talente sind doch am Ende keine alltäglichen; die Gabe der Rede habe ich auch . . . Ich beschloß also, mich diesem neuen Fache zu widmen. Mühe genug kostete es mir, eine Anstellung zu finden; Privatunterricht wollte ich nicht ertheilen; an Elementarschulen war mein Platz nicht. Endlich gelang es mir, die Stelle eines Lehrers am hiesigen Gymnasium zu erhalten.

— Eines Lehrers — für welches Fach? fragte Leschnew.

— Eines Lehrers der russischen Literatur. Ich kann Dir sagen, noch keine Sache habe ich mit solchem Eifer angegriffen, wie diese. Der Gedanke, auf die Jugend zu wirken, begeisterte mich. Drei Wochen war ich mit der Abfassung meiner Antrittsvorlesung beschäftigt.

— Hast Du sie hier? unterbrach ihn Leschnew.

— Nein, sie ist mir irgendwo verloren gegangen. Sie kam nicht schlecht heraus und fand Beifall. Noch jetzt sehe ich die Gesichter meiner Zuhörer vor mir, — diese guten, jungen Gesichter mit dem Ausdrucke der treuherzigsten Aufmerksamkeit, Theilnahme, ja selbst des Erstaunens. Ich bestieg das Katheder und hielt meinen Vortrag wie im Fieber; ich hatte geglaubt, ich würde daran reichlich für eine Stunde haben, und in zwanzig Minuten war ich fertig. Der Inspector

war auch zugegen — ein trockener Alter mit silbergefaßter Brille und kurzer Perrücke, — von Zeit zu Zeit neigte er den Kopf nach meiner Seite hin. Als ich zu Ende war und von meinem Sessel sprang, sagte er zu mir: — »Gut, doch etwas zu hoch und unbestimmt, und von dem Hauptgegenstande ist zu wenig gesagt worden.« Die Gymnasiasten jedoch geleiteten mich mit Blicken der Achtung . . . wahrhaftig. Das eben giebt einen solchen Werth der Jugend! Die zweite Vorlesung und auch die dritte hatte ich aufgeschrieben . . . dann aber improvisirte ich.

— Und hast Erfolg gehabt? fragte Leschnew.

— Ich hatte großen Erfolg.

Die Zuhörer fanden sich in Massen ein. Ich theilte Ihnen Alles mit, was mir auf der Seele lag. Unter denselben waren drei, vier in der That ausgezeichnete Knaben; die Uebrigen verstanden mich nur halb. Ich muß indessen gestehen, daß auch diejenigen, welche mich verstanden, mich bisweilen durch ihre Fragen verwirrt machten. Ich verlor den Muth aber nicht. Liebten mich ja doch Alle: bei den Repetitionen gab ich Allen gute Censuren. Da aber entspann sich gegen mich eine Intrigue . . . oder nein! eine Intrigue war es nicht; ich war, einfach gesagt, nicht in meine Sphäre gerathen. Ich war den Andern unbequem und die Andern waren es mir. Ich hielt Gymnasiasten Vorlesungen, wie man sie Studenten nicht immer hält, und meinen Zuhörern waren diese Vorlesungen doch nicht sehr förderlich . . . ich beherrschte die Thatsachen selbst . . . nicht recht. Zudem genügte mir der Wirkungskreis nicht, der mir vorgezeichnet war . . . Du weißt ja, das war immer meine schwache Seite. Ich wollte radikale Reformen und schwöre Dir, diese Reformen waren gut und ausführbar. Ich hoffte sie mit Hilfe des Directors, eines braven und ehrlichen Mannes, auf welchen ich Anfangs Einfluß gehabt hatte, durchzusetzen. Seine Frau stand mir bei. Ich habe, Bruder, in meinem Leben nicht viele solcher Frauen getroffen. Sie war bereits nahe den Vierzigen, glaubte aber noch an das Gute, liebte Alles Schöne wie ein fünfzehnjähriges Mädchen und scheute sich nicht, ihre Ueberzeugung, vor wem es auch sein mochte, offen auszusprechen. Ich werde niemals ihre edle Begeisterung, ihre Lauterkeit vergessen. Ihrem Rathe folgend, hatte ich schon einen Plan entworfen . . . doch da wurden geheime Umtriebe gegen mich eingeleitet und ich ward bei ihr angeschwärzt. Besonders schadete mir ein Lehrer der

Mathematik, ein unansehnlicher, bissiger und gallsüchtiger Mensch, der an Nichts glaubte, in der Art wie Pigassow, aber bei weitem tüchtiger, als er . . . ja, sage doch, lebt Pigassow noch?

— Er lebt und stelle Dir's vor, er hat ein Dienstmädchen geheirathet, die, wie man sagt, ihn prügeln soll.

— Das geschieht ihm Recht! Und Natalia Alexejewna, geht es ihr gut?

— Ja.

— Ist sie glücklich?

— Ja.

Rudin schwieg.

— Wovon sprach ich aber soeben . . . ganz Recht! vom Lehrer der Mathematik. Er hatte einen Haß auf mich geworfen, meine Vorlesungen verglich er mit einem Feuerwerk, haschte im Fluge jeden, nicht ganz deutlichen Ausdruck auf und führte mich einmal sogar in Bezug auf ein Opus aus dem XVI. Jahrhundert irre . . . Die Hauptsache aber war, er hatte meine Absichten verdächtigt; meine letzte Seifenblase stieß an ihn, wie an eine Nabel, und zerplatzte. Der Inspector, zu dem ich mich gleich Anfangs nicht gut gestellt hatte, reizte den Director gegen mich auf; es kam zu einer Scene, ich wollte nicht nachgeben, wurde heftig, die Geschichte kam den Oberen zu Ohren und ich ward gezwungen, meine Entlassung zu nehmen. Ich blieb nicht dabei stehen, ich wollte zeigen, daß ich mit mir nicht so umspringen lasse . . . aber leider mußte ich einsehen, daß man mit mir nach Belieben verfahren durfte . . . Jetzt *muß* ich die Stadt verlassen.

Es trat Schweigen ein.

Beide Freunde saßen da mit gesenktem Kopfe.

Rudin nahm zuerst wieder das Wort.

— Ja, Bruder, begann er: — ich kann jetzt mit Koltzow[9] ausrufen: »Wie hast Du, meine Jugend, mir mitgespielt, mich umhergeworfen, ich weiß nicht mehr, wo ein noch aus « . . . Und war ich denn wirklich zu Nichts gut, gab es denn wirklich gar Nichts für mich zu thun auf der Welt? Ich habe diese Frage oft an mich gerichtet und welche Mühe ich mir auch gab, mich in meinen eigenen Augen herabzusetzen, so war mir's dennoch unmöglich, in mir das Vorhandensein von Kräften nicht zu fühlen, mit denen nicht

Jedermann begabt ist! Weßhalb bleiben denn diese Kräfte unfruchtbar? Und dann noch Eines: erinnerst Du Dich, als wir zusammen im Auslande waren, war ich in Selbstvertrauen und Selbsttäuschung befangen . . . Es ist wahr, ich war damals nicht deutlich dessen bewußt, wonach mich verlangte, ich labte mich bis zur Uebersättigung am Wortgepränge und schenkte Trugbildern Glauben; jetzt aber, ich schwöre Dir's, darf ich laut, vor Allen, gestehen, was ich will. Ich habe nichts zu verhehlen: ich bin im wahren Sinne des Wortes ein wohlgesinnter Mensch; ich werde demüthig, will mich in die Verhältnisse schicken, verlange wenig, strebe nach keinem entfernten Ziele, möchte, wenn auch nur geringen Nutzen schaffen. Aber . . . es will mir nicht gelingen! Was bedeutet das? Was hindert mich, zu leben und zu wirken, wie Andere es thun? . . . Ich trachte ja jetzt nach nichts Höherem . . . Und doch! . . . Kaum gelingt es mir, eine bestimmte Stellung einzunehmen, auf einem gewissen Punkte Posto zu fassen, so stößt mich das Geschick unerbittlich fort . . . Ich fange an, Furcht zu bekommen vor meinem Geschicke . . . Woher das Alles? Erkläre mir dies Räthsel!

— Räthsel! wiederholte Leschnew. — Ja, es ist wahr. Warst Du ja für mich selbst stets ein Räthsel. Sogar in unserer Jugend, wenn Du, wie es vorkam, nach irgend einer kleinlichen Aeußerung plötzlich wieder das Wort nahmst, daß uns das Herz im Leibe erzitterte, und dann wieder auf einmal anfingst . . . nun, Du weißt, was ich sagen will . . . selbst damals verstand ich Dich nicht: deshalb verlor sich auch meine Liebe zu Dir . . . Es lag so viel Kraft in Dir: ein so unermüdliches Streben nach Idealem. . .

— Worte, alles nur Worte! Die Thaten fehlten, unterbrach ihn Rudin.

— Die Thaten fehlten! Was für Thaten . . .

— Was für Thaten? Eine blinde Großmutter und die ganze Familie mit seiner Hände Arbeit ernähren, wie Priaschenzow, erinnerst Du Dich . . . Da hast Du eine That.

— Ja; aber ein gutes Wort — ist auch eine That.

Rudin blickte schweigend Leschnew an und schüttelte still den Kopf.

Leschnew wollte Etwas sagen, fuhr aber blos mit der Hand über sein Gefecht.

— Und so fährst du denn auf dein Gut?

— Ja, ich fahre hin.

— Hast du denn dein Gut behalten?

— Etwas ist davon übrig geblieben. Zwei und eine halbe Seele. Ein Winkel für mich, wo ich den Tod erwarten kann. Du denkst vielleicht in diesem Augenblicke: »Auch dies vermochte er nicht ohne Phrase zu sagen.« Die Phrasen, es ist wahr, sie haben mein Unglück verschuldet, mich aufgerieben, bis zum Ende habe ich sie nicht los werden können. Was ich aber soeben sagte, war keine Phrase. Dies weiße Haar: Bruder, ist keine Phrase, diese Runzeln, diese durchgescheuerten Ellenbogen — sind keine Phrase. Du bist immer streng gegen mich gewesen und das war Recht von Dir; doch nicht von Strenge kann mehr die Rede sein, wenn schon Alles abgethan, in der Lampe kein Oel mehr und die Lampe auch bereits zerschlagen ist und der Docht im nächsten Augenblicke zu verglimmen droht . . . Der Tod, Bruder, muß am Ende Alles aussühnen . . .

Leschnew sprang auf.

— Rudin! rief er aus, warum sagst Du mir das? Wodurch habe ich das von Dir verdient? Wer hat mich zum Richter bestellt, und was für ein Mensch würde ich sein, wenn mir, beim Anblicke Deiner eingefallenen Wangen und Runzeln, das Wort Phrase — in den Sinn kommen könnte? Du willst wissen, was ich von Dir denke? Wohlan! ich denke: dieser Mensch . . . was hätte der wohl mit seinen Fähigkeiten erringen können, über welche irdische Güter würde er wohl jetzt gebieten, wenn er gewollt hätte! . . . und ich finde ihn hungernd und ohne Obdach . . .

— Ich errege Dein Mitleid, brachte Rudin kaum hörbar hervor.

— Nein! Du irrst. Achtung flößest Du mir ein — das ist es. Was hinderte Dich, lange Jahre bei jenem Gutsbesitzer, deinem Bekannten, zu verbringen? ich bin fest überzeugt, wenn Du ihm nur zu Gefallen hättest leben wollen, Dein Auskommen wäre gesichert! Weshalb hast Du es im Gymnasium nicht ausgehalten, weshalb — sonderbarer Mensch! — was auch Dein jedesmaliges Sinnen im Anfange gewesen sein mag, mußte Dein Unternehmen allemal und durchaus damit enden, daß Du Deinen eigenen Vortheil zum Opfer brachtest, keine Wurzel schlagen wolltest in schlechtem Boden, wie fett er auch sein mochte!

— Ich bin als Spielball auf die Welt gekommen, fuhr Rudin mit wehmüthig-verächtlichem Lächeln fort. — Ich kann nicht stille stehen.

— Das ist wahr; Du kannst aber nicht stille stehen, nicht weil ein Wurm in Dir steckt, wie Du vorhin sagtest . . . Kein Wurm steckt in Dir, kein Geist müßiger Unruhe: Liebe zur Wahrheit durchglüht Dich, und wie man sieht, glüht sie ungeachtet aller Misere in Dir selbst lebhafter als in vielen Anderen, die sich nicht einmal für Egoisten erklärten und Dich vielleicht gar einen Intriguanten nennen. Ich an Deiner Stelle hätte wahrlich schon längst jenen Wurm zum Schweigen gebracht und Frieden mit Allem geschlossen; Du aber bist nicht einmal bitterer geworden, und ich bin überzeugt, Du wärst heute noch, in diesem Augenblicke, bereit, von Neuem wie ein Jüngling an's Werk zu gehen.

— Nein, Bruder, ich bin jetzt ermattet, erwiederte Rudin. — Es war für mich genug.

— Ermattet! Ein Anderer wäre längst gestorben. Du sagst, der Tod sei ein Sühnopfer; glaubst Du denn, das Leben sei es nicht? Wer gelebt hat und gegen Andere nicht nachsichtig geworden ist, der verdient selbst keine Nachsicht. Wer aber wollte behaupten, daß er keiner Nachsicht bedürfe? Du hast gewirkt, wie Du gekonnt hast, nach Kräften hast Du gekämpft . . . Was verlangst Du mehr? Unsere Wege gingen auseinander . . .

— Du, Bruder, bist ein ganz anderer Mensch als ich, unterbrach ihn Rudin mit einem Seufzer.

— Unsere Wege gingen auseinander, fuhr Leschnew fort: — vielleicht eben darum, daß mich, mit meinem Vermögen, mit meinem kalten Blute und unter anderen, glücklicheren Verhältnissen, Nichts daran hinderte, ruhig sitzen zu bleiben und, die Hände im Schooße, den Zuschauer zu machen, während Du auf das Feld hinaus mußtest, um mit aufgestreiften Aermeln Dich zu plagen und abzuarbeiten. Unsere Wege gingen auseinander . . . siehe aber, wie nahe wir einander sind. Reden wir ja Beide fast dieselbe Sprache, auf einen halben Wink verstehen wir einander, an denselben Gefühlen sind wir herangewachsen. Von den Unsrigen sind ja Wenige nur noch übrig, Bruder; Beide sind wir die letzten Mohikaner! In früheren Jahren, als wir noch das volle Leben vor uns hatten, konnten wir verschiedener Meinung sein, ja sogar feindlich einander gegenüberstehen; jetzt

aber, da das Häufchen um uns herum lichter wird, da neue Geschlechter an uns vorüberziehen, die anderen Zielen, als die unsrigen es waren, entgegeneilen, müssen wir fest zusammenhalten. Stoßen wir an, Bruder, und laß uns nach alter Art singen: *gaudeamus igitur!*

Die Freunde stießen mit den Gläsern an und sangen in gerührtem und falschem, d. h. echt russischem Tone das alte Studentenlied.

— Du fährst jetzt auf Dein Landgut, nahm Leschnew wieder das Wort. — Ich glaube nicht, daß Du dort lange bleiben wirst, und kann mir nicht vorstellen, wie, wo und auf welche Weise es mit Dir enden wird . . . Vergiß aber nicht, daß, was sich mit Dir auch ereignen möge, Du immer einen Platz, ein Nest hast, wo Du Dein Haupt niederlegen kannst: mein Dach . . . hörst Du, altes Haus? Die Gedankenarbeit hat auch ihre Invaliden und diese bedürfen eines Asyls.

Rudin erhob sich.

— Dank Dir, Bruder, sagte er. — Habe Dank! Ich werde es Dir eingedenk sein. Doch eines Asyls bin ich nicht werth. Verdorben ist mein Leben und ich habe dem Ideal nicht gedient, wie sich's gebührt . . .

— Schweig! unterbrach ihn Leschnew. — Ein Jeder bleibt, wozu die Natur ihn gemacht hat, und mehr läßt sich von ihm nicht fordern! Nanntest Du Dich nicht den ewigen Juden? . . . Wie kannst Du es aber wissen, vielleicht bist Du dazu bestimmt, ewig umherzuwandern, vielleicht erfüllst Du dadurch ein höheres, Dir selbst unbewußtes Verhängniß: nicht umsonst heißt es im Munde der Volksweisheit, daß wir Alle unter Gott stehen. Ein Samenausstreuer bist Du vielleicht! — Gehe also hin, wohin seine Hand Dich leitet, fuhr Leschnew fort, als er beweisen, daß Rudin seine Mütze nehmen wollte. — Doch bleibst Du nicht für die Nacht?

— Ich will fort! Lebe wohl. Habe Dank . . . Mit mir endet es nicht gut.

— Das steht bei Gott . . . Du fährst also bestimmt?

— Ja. Lebewohl. Behalte mich nicht in bösem Andenken.

— Lebe wohl! gedenke auch meiner nicht im Bösen, und vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe. Lebe wohl . . .

Die Freunde umarmten einander. Rudin entfernte sich rasch.

Leschnew ging lange im Zimmer auf und ab, hielt beim Fenster still und sagte halblaut: »armer Mensch!« dann setzte er sich an den Tisch und fing einen Brief an seine Frau an.

Draußen erhob sich der Wind und schlug mit unheilverkündendem Heulen schwer und wie erbost an die klirrenden Scheiben. Eine lange Herbstnacht war hereingebrochen. Wohl Dem, der in solchen Nächten ein Dach über sich weiß, einen warmen Winkel sein eigen nennt. Und möge Gott alle obdachlosen Waller in Gnaden bewahren! Rudin.

* *
*

In der heißen Mittagsstunde des 26. Juni 1848, in Paris, als der Aufstand der »Arbeitervereine« fast unterdrückt war, stürmte ein Bataillon Linientruppen in einer der engen Quergassen der Vorstadt St. Antoine eine Barricade. Einige Kanonenschüsse hatten sie bereits in Schutt gelegt; die am Leben gebliebenen Vertheidiger derselben zogen sich zurück und waren nur noch auf ihre eigene Rettung bedacht, als plötzlich auf dem höchsten Punkte der Barricade, auf dem eingeschlagenen Kasten eines umgestürzten Omnibuswagen, ein hochgewachsener Mann sichtbar wurde in einem alten Rock, mit einer rothen Schärpe umgürtet, mit einem Strohhute auf dem weißen, unordentlichen Haare. In der einen Hand hielt er eine rothe Fahne, in der andern einen krummen, stumpfen Säbel und schrie mit angestrengter, scharfer Stimme, indem er bemüht war, höher hinaufzuklimmen und mit Fahne und Säbel Zeichen zu machen. — Ein Vincennes Jäger legte auf ihn an — ein Schuß fiel . . . dem hochgewachsenen Mann entglitt die Fahne — und wie ein Sack stürzte er vornüber auf sein Gesicht, als wäre er Jemandem zu Füßen gefallen . . . Die Kugel war ihm gerade durchs Herz gegangen.

— Tiens! sagte einer der fliehenden *insurgés* zu einem Anderen: — *on vient de tuer le Polonais*!

— Bigre! antwortete der Andere: — *sauvons-nous*! und Beide warfen sich in das Kellergeschoß eines Hauses, an welchem die Laden alle verschlossen waren und dessen Wände überall Spuren von Kugeln und Kartätschen zeigten.

Dieser » Polonais « war Dmitri Rudin.

- E n d e -

Fußnote

1 Die russischen Bauern schlafen gewöhnlich auf der Ofenbank welche oft fast bis zur Decke des Zimmers reicht.

2 Eine Theemaschine, wie man sie in Ausland beinahe in jedem Hause findet. d. Uebersetzer.

3 Kleinrußland, weil dort das Landvolk und die untersten Classen der Bevölkerung den Kopf rund herum rasirt tragen und nur auf dem Scheitel einen Schopf wachsen lassen. Der Übersetzer.

4 So heißen die Kleinrussischen Volkslieder. D. Übersetzer.

5 aus Gribojedaw. D. Uebersetzer.

6 Petschorin, der Held in Lermontoff's Roman: der »Held unserer Zeit.« D. Uebersetzer.

7 Puschkin. D. Übersetzer

8 Russisches Sprichwort. D. Übersetzer.

9 Ein bekannter Volksdichter. D Übersetzer.

Das adlige Nest.

1858.

Inhaltsverzeichnis

Erster Theil.
I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII. : XIX. : XX. : XXI. : XXII. : XXIII. : XXIV. : XXV.
Zweiter Theil.
1. : 2. : 3. : 4. : 5. : 6. : 7. : 8. : 9. : 10. : 11. : 12. : 13. : 14. : 15. : 16. : 17. : 18. : 19. : 20.
E p i l o g.
Anmerkungen

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Ein heller Frühlingstag neigte sich zum Abend; hoch am klaren Himmel standen kleine rosafarbene Wölkchen und schienen dem Azurblau nicht vorbeizuschwimmen, sondern in dessen Tiefe zu dringen.

Vor dem offenen Fenster eines hübschen Hauses in einer der entlegenen Straßen der Gouvernementsstadt O. (im Jahre 1842) saßen zwei Frauen; die eine fünfzig Jahr alt, die andere, schon ein altes Mütterchen, stand den Siebzigen nahe. Erstere hieß Maria Dmitriewna Kalitin; ihr Mann, ein gewesener Gouvernementsprocurator und seiner Zeit als Geschäftsmann bekannt, — von heftigem und entschlossenem, galligem und eigensinnigem Character, — war vor ungefähr zehn Jahren gestorben; er hatte eine ziemlich gute Erziehung erhalten, hatte studirt, doch von armem Stande, hatte er früh die Nothwendigkeit, sich einen Weg durch's Leben zu bahnen und sich Geld zu erwerben, begriffen. Maria Dmitriewna hatte ihn aus Liebe geheirathet; er war nicht übel, klug und, wenn er es wollte, sehr liebenswürdig. Maria Dmitriewna, eine geborene Pestoff, hatte in ihrer Kindheit schon die Aeltern verloren, einige Jahre in Moskau, in einem Institute verbracht, und lebte seit ihrer Rückkehr von dort, an fünfzig Werst von Moskau, auf ihrem väterlichen Rittergute Pokrowskoie mit ihrer Tante und ihrem ältesten Bruder.

Bald siedelte sich dieser Bruder nach Petersburg über, wo er in Staatsdiensten stand, und behandelte sowohl Schwester als auch Tante sehr schlecht, bis ein plötzlicher Tod seinem Leben ein Ende machte. Maria Dmitriewna erbte Pokrowskoie, blieb aber dort nicht lange; das zweite Jahr nach ihrer Hochzeit mit Kalitin, der es verstanden hatte, in einigen Tagen ihr Herz zu fesseln, wurde Pokrowskoie für ein anderes Rittergut umgetauscht, das viel einträglicher war, sich aber durch seine Lage nicht auszeichnete und kein Schloß hatte, — zu gleicher Zeit kaufte sich Kalitin ein Haus in O., wo er sich auch mit seiner Frau niederließ. Das Haus hatte einen

großen Garten, der mit dem einen Ende an das Feld, außerhalb der Stadt stieß, also — entschied Kalitin, der kein Freund von ländlicher Ruhe war, — ist es ganz und gar nicht nöthig, im Sommer sich auf des Gut zu begeben. Oft seufzte Maria Dmitriewna im Stillen nach ihrem hübschen Pokrowskoie mit dem fröhlichen Flüßchen, den breiten Wiesen und dem grünen Wäldchen; doch niemals wagte sie ihrem Manne zu widersprechen und hatte tiefe Ehrfurcht vor seinem Geist und seiner Weltkenntniß. Als er nach einer Ehe von fünfzehn Jahren starb, einen Sohn und zwei Töchter hinterlassend, war Maria Dmitriewna schon so sehr an ihr Haus gewöhnt, daß sie selbst nicht mehr O. verlassen wollte.

In ihrer Jugend galt Maria Dmitriewna für eine hübsche Blondine und selbst in ihrem fünfzigsten Jahre hatten ihre Züge viel Angenehmes, obgleich sie etwas aufgedunsen und fett geworden waren. Sie war mehr sentimental als gut, und selbst in ihren reifen Jahren hatte sie die Gewohnheiten eines Institutsmädchens bewahrt; sie hatte sich verwöhnt, war leicht aufgeregt und weinte sogar, wenn man ihren Gewohnheiten zu nahe trat; dagegen war sie sehr liebenswürdig und freundlich, wenn alle ihre Wünsche erfüllt wurden. Ihr Haus gehörte zu den angenehmsten in der Stadt. Ihr sehr bedeutendes Vermögen war nicht sowohl von den Aeltern durch Erbschaft übergegangen, als von ihrem Manne erworben worden. Ihre beiden Töchter, hatte sie bei sich; ihr Sohn dagegen wurde in einem der besten Regierungsinstitute in Petersburg erzogen.

Die alte Dame, die mit Maria im Fenster saß, war dieselbe Taute, die Schwester ihres Vaters, mit welcher sie einst einige einsame Jahre in Pokrowskoie verbracht hatte. Diese Tante hieß Marthe Timotheewna Pestoff; man nannte sie sonderbar, denn sie hatte einen unabhängigen Character, schenkte einem Jeden reinen Wein ein und hielt sich bei sehr kargen Mitteln so, als ob sie Tausende zu verzehren hätte. Sie hatte den verstorbenen Kalitin nicht leiden können, und als ihre Nichte ihn geheirathet hatte, zog sie sich auf ihr Gütchen zurück, wo sie zehn Jahre lang bei einem Bauer in einer schmutzigen Hütte lebte. Maria Dmitriewna fürchtete sie. In ihrem Alter selbst ihr schwarzes Haar und ihren scharfen Blick bewahrend, klein mit spitzer Nase, hatte Marthe Timotheewna schnelle Bewegungen, hielt sich gerade und sprach schnell und vornehmlich mit feiner und

hellklingender Stimme. Sie trug beständig eine weiße Haube und eine weiße Jacke.

»Was hast Du denn,« fragte sie plötzlich Maria Dmitriewna, »was seufzest Du denn, meine Liebe?«

»So!« sprach diese, »was für wunderschöne Wolken!«

»Thun Dir, also die Wolken leid?«

Maria Dmitriewna gab keine Antwort.

»Warum kömmt denn Gedeonowsky nicht?« sagte Martha Timotheewna, rasch ihre Stricknadeln bewegend. Sie strickte eine große wollene Schärpe. »Er hätte mit Dir geseufzt, — oder uns etwas vorgelogen.«

»Sie urtheilen immer streng über ihn! Sergei Petrowitsch ist ein ehrenwerther Mann.

»Ehrenwerth!« sprach die Alte mit vorwurfsvollem Tone.

»Und wie war er meinem verstorbenen Manne ergeben!« sagte Maria Dmitriewna; »auch jetzt kann er nicht gleichgültig an ihn denken.«

»Eine große Sache! Dieser hat ihn an den Ohren aus dem Schmutze herausgezogen,« murmelte Martha Timotheewna vor sich hin, und ihre Stricknadeln bewegten sich noch schneller in ihren Händen.

»Er sieht so fromm aus«, begann sie von Neuem, »sein Kopf ist schneeweiß, aber sobald er nur den Mund aufthut, lügt er einem etwas vor oder macht Klatschereien. Und das soll ein Staatsrath sein! Nun freilich, ein Popensohn!«

»Wer hat keine Fehler, Taute? Diese Schwäche hat er freilich. Sergei Petrowitsch hat keine Erziehung erhalten, spricht nicht französisch, aber Sie mögen sagen, was Sie wollen, es ist ein angenehmer Mann.«

»Freilich, er küßt Dir fortwährend die Hände. Daß er nicht französisch spricht, ist kein großes Unglück, ich selbst bin nicht stark im französischen »Dialect«. Besser wäre es, er spräche gar keine Sprache: wenigstens würde er dann nicht lügen. Da kömmt er aber auch,« fügte Martha Timotheewna hinzu, auf die Straße hinausblickend. »Wie schreitet er doch einher, Dein angenehmer Mann. Ist er aber doch lang, täuschend einem Storche ähnlich!«

Maria Dmitriewna brachte ihre Locken in Ordnung, — Martha Timotheewna blickte spöttisch auf sie.

»Was hast Du aber da nur, wenn ich mich nicht irre, ein graues Haar? Du mußt Deine Palaschke tüchtig auszanken, kann sie nicht achtsamer sein?«

»Aber Tante, Sie haben immer . . . «, murmelte ärgerlich Maria Dmitriewna und fing mit den Fingern auf der Sehne des Sessels an zu trommeln.

»Sergei Petrowitsch Gedeonowsky!« kreischte ein rothbäckiger à la Kosak gekleideter Knabe durch die Thüre, hereinspringend.

Zweites Kapitel.

Es trat ein Mann von hohem Wachse herein, gekleidet in einen eleganten Rock, in kurze Hosen, graue Handschuhe aus semischen Leder und in zwei Halstücher, ein schwarzes oben und ein weißes darunter. Alles an ihm athmete Anstand und Lebensart, von seinem wohlgeformten Gesichte und den glattgekämmten Haaren an, bis zu seinen Stiefeln ohne Absätze. Er grüßte zuerst die Hausfrau, dann Martha Timotheewna und, nachdem er langsam seine Handschuhe ausgezogen, nahte er der Hand von Maria Dmitriewna. Nachdem er selbige ehrfurchtsvoll zweimal geküßt hatte, setzte er sich, ohne sich zu beeilen, auf einen Sessel und sagte lächelnd und mit den Fingerspitzen spielend:

»Befindet sich Elisabeth Michailowna wohl?«

»Ja,« erwiderte Maria Dmitriewna, »sie ist im Garten.«

»Und Helene Michailowna?«

»Lenchen ist auch im Garten.«

»Giebt es nichts Neues?«

»Wie sollte es nicht etwas geben, wie sollte es nicht!« erwiderte der Gast langsam blinzelnd und seine Lippen ausstreckend. Da hier ist meinethalben meine Neuigkeit und eine sehr wunderbare: Fedor Iwanitsch Lawretzky ist angekommen.«

»Fedia!« rief Martha Timotheewna, — »Lügst Du wirklich nicht, mein Theurer?«

»Nicht im Geringsten, ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen.«

»Nun, das ist noch kein Beweis.«

»Er hat sehr zugenommen,« fuhr Gedeonowsky fort, sich den Schein gebend, als hätte er die Bemerkung Martha Timotheewna's nicht gehört. — »Er ist, noch breitschultriger geworden und Röthe spielt auf seinem ganzen Antlitze.«

»Er hat zugenommen?« sprach gedehnt Maria Dmitriewna. »Mir scheint er keine Ursache zu haben, zuzunehmen.«

»Ja,« erwiderte Gedeonowsky, »ein Anderer an seiner Stelle würde sich schämen, sich unter Leuten zu zeigen.«

»Und warum das?« unterbrach ihn Martha Timotheewna, »was ist das für ein Unsinn.« Ein Mann ist in seine Heimath zurückgekehrt, wo anders soll er denn hin? lind wenn er noch irgend eine Schuld trüge!«

»Ein Mann ist immer schuld, erlaube ich mir Ihnen, gnädige Frau, zu bemerken, wenn sich seine Frau schlecht aufführt.«

»Das sagst Du Freund, weil Du selbst niemals verheirathet gewesen bist.«

Gedeonowsky lächelte gezwungen.

»Erlauben Sie zu fragen,« sagte er nach kurzem Schweigen, »wem diese hübsche Schärpe bestimmt ist?«

Martha Timotheewna warf einen scharfen Blick auf ihn.

»Sie ist dem bestimmt,« entgegnete sie, »der niemals klatscht, nicht den Schlauen spielt und nicht falsch ist, wenn es einen solchen Mann auf Erden giebt; Fedia kenne ich sehr gut, seine einzige Schuld ist, daß er seine Frau verwöhnt hat. Nun, er hat sich aber auch aus Liebe verheirathet, und aus diesen Liebesehen wird niemals etwas Vernünftiges,« fügte die Alte hinzu, einen Seitenblick auf Maria Dmitriewna werfend und aufstehend. »Zerreiße Du jetzt, Freundchen, mit der Zunge, wen Du willst! — meinethalben auch mich; ich gehe fort, und werde nicht stören,« — und Marth Timotheewna entfernte sich.

»So ist sie immer«, sprach Maria Dmitriewna, ihre Tante mit den Augen begleitend.

»Das bringen einmal ihre Jahre mit sich! Was ist zu thun!« bemerkte Gedeonowsky. »Zum Beispiel sagte Ihre Frau Tante: Wer nicht den Schlauen spielt. Wer spielt aber nicht jetzt den Schlauen? Das bringt einmal das Jahrhundert mit sich. Einer meiner Freunde,

ein höchst achtbarer Mann und, muß ich Ihnen sagen, ein Mann von nicht geringem Stande, hatte die Gewohnheit zu sagen: »Heut zu Tage das Huhn selbst nicht ohne Schlauheit dem hingeworfenen Körnchen naht, sucht immer von der Seite ihm beizukommen.« — Wenn ich Sie aber betrachte, gnädige Frau, Sie haben wirklich den Charakter eines Engels; dürfte ich Sie um Ihre schneeweiße Hand bitten?«

Maria Dmitriewna lächelte schwach und streckte Gedeonowsky ihre fette Hand hin, den fünften Finger getrennt haltend. Er drückte dieselbe an seine Lippen, sie rückte ihren Sessel zu ihm und fragte, etwas zu ihm gebeugt, ihn halblaut:

»Also haben Sie ihn gesehen? Ist er in der That ganz und gar nichts, — gesund, fröhlich?«

»Fröhlich, als ob nichts geschehen wäre,« erwiderte Gedeonowsky leise.

»Und haben Sie nicht gehört, wo seine Frau jetzt ist?«

»Die letzte Zeit war sie in Paris; jetzt hat sie sich, wie man sagt, nach Italien übergesiedelt.«

»Es ist schrecklich, in der That, — Fedia's Lage; ich weiß nicht, wie er es verträgt. Jedermann trifft auf Erden zuweilen Unglück, das ist wahr; über ihn hat aber, kann man sagen, ganz Europa geschrieen.«

Gedeonowsky seufzte tief.

»Ja, ja, sie hat, sagt man, mit Künstlern und Pianisten, oder wie man dort sagt, mit Löwen und allerhand Thieren Bekanntschaft gemacht; sie soll jedes Schamgefühl gänzlich verloren haben.«

»Schmerzlich, sehr schmerzlich!« sagte Maria Dmitriewna, »besonders für mich, als einer Verwandten. Denn wie Sie, Sergei Petrowitsch wissen, ist er mein Vetter.«

»Freilich, freilich! wie sollte ich nicht alles wissen, was Ihre Familie angeht? — Können Sie so etwas glauben??«

»Wird er zu uns kommen, was meinen Sie?«

»Man sollte es glauben; übrigens will er, wie man hört, auf sein Gut reisen.«

Maria Dmitriewna blickte zum Himmel empor.

»Ach, Sergei Petrowitsch, wenn ich daran denke, wie wir Frauen doch vorsichtig sein müssen!«

»Die Frauen sind, Maria Dmitriewna, nicht alle einander ähnlich. Es giebt, zum Unglück, solche, — die einen unbeständigen Character

haben, . . . nun, auch die Jahre; man hat ihnen auch nicht von klein auf Moral eingeschärft.«

Sergei Petrowitsch zog aus seiner Tasche ein quarrirtes blaues Taschentuch und begann es auseinander zu legen. »Es giebt freilich solche Frauen;« Sergei Petrowitsch berührte mit dem einem Ende des Schnupftuchs erst das eine, dann das andere Auge, — »aber im Allgemeinen zu reden, wenn man bedenkt, das heißt . . . In der Stadt ist es ungewöhnlich staubig,« schloß er.

»Mama, Mama!« rief in die Stube hereinlaufend, ein hübsches elfjähriges Mädchen, »Wladimir Nikolaitsch kommt zu Pferde zu uns!«

»Maria Dmitriewna stand auf; Sergei Petrowitsch stand ebenfalls auf und grüßte.

»Ich habe die Ehre, Helene Michailowna, ergebenst zu-grüßen,« sagte er, und aus Schicklichkeit sich in einen Winkel zurückziehend, begann er seine lange und regelmäßige Nase zu schnauben.

»Was hat er für ein schönes Pferd!« fuhr das Mädchen fort. »Eben war er an der Gartenthür und sagte mir und Lieschen, daß er an die Treppe heranreiten würde.«

Man vernahm Hufschlag und ein schlanker Reiter auf einem schönen braunen Pferde zeigte sich auf der Straße und hielt am offenen Fenster.

Drittes Kapitel.

»Guten Tag, Maria Dmitriewna!« rief der Reiter mit klangvoller und angenehmer Stimme. »Wie gefällt Ihnen mein neuer Kauf?«

Maria Dmitriewna trat an's Fenster.

»Guten Tag, Woldemar! Ach was für ein schönes Pferd! Bei wem haben Sie es gekauft?«

»Bei einem Remonteur . . . viel hat er aber von mir genommen, der Spitzbube.«

»Wie heißt es?«

»Orlandow. . . aber dieser Name ist dumm, ich will ihn verändern . . . *Eh bien, eh bien, mon garcon*. . . kannst Du nicht ruhig stehen?«

Das Pferd schnaubte, trampelte mit den Füßen und bewegte unruhig das schaumbedeckte Maul.

»Lenchen, streicheln Sie es, fürchten Sie nichts.«

Das Mädchen streckte die Hand aus dem Fenster, Orlandow bäumte sich plötzlich und warf sich aufs die Seite. Der Reiter fand sich aber gleich zurecht, drückte das Pferd fest zwischen seine Schenkel, gab ihm einen tüchtigen Schlag mit der Reitgerte auf den Hals und stellte es, so sehr es sich auch widersetzte, wieder vor das Fenster.

»*Prenez garde, Prenez garde,*« wiederholte Maria Dmitriewna.

»Lenchen, streicheln Sie es doch!« sagte der Reiter sich irgend eine Freiheit herauszunehmen.

Das Mädchen streckte wieder ihre Hand aus dem Fenster und berührte schüchtern die zitternden Nüstern Orlandow's, der fortwährend auffuhr und am Gebiß nagte.

»Bravo!« rief Maria Dmitriewna; »jetzt steigen Sie aber ab und kommen Sie zu uns.«

Geschickt wandte der Reiter sein Pferd, bohrte ihm die Sporen in die Seiten und, nachdem er im kurzen Galopp die Straße durchritten hatte, trabte er in den Hof ein. Einen Augenblick später trat er, die Reitgerte in der Hand, aus der Thüre des Vorzimmers in den Saal; in demselben Augenblicke zeigte sich auf der Schwelle der entgegengesetzten Thür ein schlankes, hochgewachsenes Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren.

Viertes Kapitel.

Der junge Mann, den wir eben den Lesern vorgeführt haben, hieß Wladimir Nikolaitsch Panschin. Er diente in Petersburg als Beamter für besondere Aufträge im Ministerium des Innern. In die Stadt O. war er im zeitweiligen Auftrage der Regierung gekommen und stand dem Gouverneur, General Sonnenberg, dessen entfernter Verwandter er war, zur Verfügung. Panschin's Vater, ein verabschiedeter Stabsrittmeister, bekannter Spieler, ein Mann mit süßlichen Augen, abgelebtem Gesichte und nervösem Zittern in den Lippen, hatte sich sein Leben lang in hohen Kreisen bewegt, besuchte die englischen Clubbs beider Residenzen und galt für einen geschickten, obgleich nicht sehr zuverlässigem aber angenehmen Lebemann. Trotz seiner Geschicklichkeit befand er sich fast fortwährend an der äußersten Grenze der Armuth und hinterließ seinem einzigen Sohne ein kleines und in der größten Unordnung befindliches Vermögen; dagegen hatte er sich, freilich nach seiner Art, um dessen Erziehung bekümmert. Wladimir Nikolaitsch sprach, französisch vortrefflich, englisch gut, deutsch schlecht. So muß es auch sein: ordentliche Leute schämen sich, gut deutsch zu sprechen, aber ein deutsches Wörtchen bei einigen meist spaßhaften Gelegenheiten in die Welt zu schicken, ist erlaubt; »*c'est même trés chic*,« wie sich die petersburger Pariser ausdrücken. Mit seinem fünfzehnten Jahre verstand es Wladimir Nikolaitsch, ohne verlegen zu sein, in jeden Saal zu treten, sich in demselben angenehm zu unterhalten und zur passenden Zeit sich zu entfernen.

Panschin's Vater hatte seinem Sohne viele, Verbindungen verschafft; wenn er zwischen zwei Robber oder nach einem geschickten großen Schlemm mischte, vergaß er es nicht, irgend einem großen Herrn, einem Liebhaber von Cammersspielen, ein paar Worte über seinen Woldemar zuzuflüstern, Wladimir Nikolaitsch, seinerseits, als er sich auf der Universität befand, die er mit dem Rang eines wirklichen Studenten absolvirte, hatte die Bekanntschaft einiger jungen Leute von vornehmen Stande gemacht und sich Zugang in die besten Häuser verschafft. Ueberall wurde er gut aufgenonnnen; denn er hatte ein angenehmes Aeußere, war gewandt, witzig, immer gesund und zu Allem bereit; wo es nöthig war,

achtungsvoll, wo es möglich war, frech, ein vortrefflicher Kamerad, *un charmant garcon*; ein Vielen verschlossenes Reich eröffnete sich ihm. Früh begriff Panschin die Geheimnisse der Lebensweisheit; er verstand es, die Gesetze der Welt aufrichtig zu achten, verstand es, mit einem halbspöttischen Ernste sich mit Unsinn zu befassen und sich den Schein zu geben, daß er alles Ernste für Unsinn halte; — er tanzte vortrefflich, kleidete sich nach englischer Mode. In kurzer Zeit hatte er sich den Ruf eines der liebenswürdigsten und geschicktesten jungen Leute in Petersburg verschafft.

In der That war Panschin sehr geschickt, — nicht weniger als sein Vater, — aber er war auch sehr begabt. Zu Allem hatte er Talent; er war guter Sänger, geschickter Zeichner, schrieb Verse, war ein sehr leidlicher Schauspieler; kaum achtundzwanzig Jahre alt, war er schon Kammerjunker und hatte, einen ziemlich hohen Rang. Panschin hatte festes Vertrauen in sich, in seinen Geist, in seinen Scharfsinn; kühn und fröhlich und festen Schrittes ging er vorwärts; sein Leben floß so schön dahin. Er war gewohnt, Allen zu gefallen, Jungen und Alten, und bildete sich ein, er kenne die Menschen, besonders die Frauen; freilich kannte er ihre gewöhnlichen Schwächen. Den Künsten nicht fremd, fühlte er in sich Glut und einige Hingebung und Begeisterung, und in Folge dessen erlaubte er sich verschiedene Abweichungen von den Regeln des Weltlebens. Er lebte flott, schloß Bekanntschaften mit Leuten, die nicht zur sogenannten Welt gehörten und hielt sich im Allgemeinen frei und einfach; in der Seele aber war er kalt und listig, und während der wildesten Orgien beobachtete und bemerkte sein kluges, braunes Auge Alles; dieser kühne, dieser freie Jüngling konnte sich niemals vergessen, konnte sich niemals ganz hinreißen lassen. Zu seiner Ehre muß man hinzufügen, daß er niemals mit seinen Eroberungen prahlte. In das Haus von Maria Dmitriewna fand er Eingang sofort nach seiner Ankunft in O. und war bald dort wie zu Haus. Maria Dmitriewna war ihm von ganzem Herzen zugethan.

Panschin grüßte freundlich Alle, die sich im Zimmer befanden, drückte die Hand von Maria Dmitriewna und Elisabeth Michailowna, gab Gedeonowsky einen leichten Schlag auf die Schulter und, sich auf seinen Absätzen herumdrehend, fing er Lenchen auf und küßte ihr die Stirn.

»Und Sie fürchten sich nicht, solch ein böses Pferd zu reiten?« fragte ihn Maria Dmitriewna.

»Um Gottes Willen! Mein Pferd ist ja sanft, wie ein Lamm; ich will Ihnen aber sagen, was ich fürchte: nämlich Preference mit Sergei Petrowitsch zu spielen; gestern habe ich bei den Belenizyns ihm Hab und Gut verspielt.«

Auf Gedeonowsky spielte ein feines und demüthiges Lächeln: er buhlte um die Gunst des jungen, glänzenden Beamten aus Petersburg, des Lieblings des Gouverneurs. In seinen Gesprächen mit Maria Dmitriewna sprach er oft von den außerordentlichen Fähigkeiten Panschin's. Denn, meinte er, wie sollte man auch ihn nicht loben? Der junge Mann bahnt sich einen Weg in der höhern Sphäre des Lebens, ist ein ausgezeichneter Beamter und hat nicht den geringsten Stolz. Uebrigens galt Panschin auch in Petersburg für einen guten Beamten; die Arbeit ging ihm flink von den Händen, er sprach von ihr wie im Spaße und wie es einem Weltmanne, der keine besondere Bedeutung seinen Bemühungen giebt, geziemt, doch war er ein »guter Arbeiter.« Die Obern lieben solche Untergebene; er selbst aber zweifelte nicht, daß er, wenn er es nur würde wollen, mit der Zeit Minister werden könne.

»Sie sagen, Sie hätten mir viel verspielt?« meinte Gedeonowsky; »wer hat aber vorige Woche von mir zwölf Rubel gewonnen? Und noch. . .«

»Ein schlauer Fuchs, ein schlauer Fuchs!« unterbrach ihn Panschin mit einer freundlichen, aber etwas verächtlichen Nachlässigkeit, und näherte sich, ihm keine Aufmerksamkeit mehr schenkend, Liesen.

»Ich konnte hier die Ouverture aus dem Oberon nicht finden,« begann er. »Madame Belenizyn prahlte zwar, sie hätte die ganze classische Musik, aber in der That hat sie nichts als Polkas und Walzer; ich habe schon nach Moskau geschrieben, und in einer Woche werden Sie diese Ouverture haben. *A propos*, ich habe gestern eine neue Romanze geschrieben; die Worte sind auch von mir. Wollen Sie, daß ich Sie Ihnen vorsinge? Ich weiß nicht, was an meiner Arbeit ist; Madame Belenizyn fand die Romanze sehr hübsch, aber ihre Worte haben gar keinen Werth. Ich möchte Ihre Meinung hören; übrigens glaube ich, ist es besser nachher.«

»Warum denn nachher?« mischte sich Maria Dmitriewna in das Gespräch; »warum denn nicht jetzt?«

»Wie Sie befehlen,« meinte Panschin mit einem frohen und süßen Lächeln, das sich bei ihm immer ebenso schnell zeigte, als es sich

verlor; er rückte mit seinem Knie einen Stuhl an das Piano, setzte sich auf denselben und, nachdem er einige Accorde gegriffen hatte, begann er, die Worte stark betonend, folgende Romanze:

Der Mond schwimmt hoch, von Wolken rings umzogen
In bleicher Zahl;
Doch von der Höhe lenkt des Meeres Wogen,
Sein Zauberstrahl,
Gleich stürmischem Meer, erkannte Dich mein Herze
Als Mondenschein
Und es bewegt sich jetzt — in Freud und Schmerze —
Durch Dich allein.
Es bat mein Herz, vor Lieb' und stummen Qualen
Jetzt keine Ruh';
Mir ist so schwer . . . doch fremd, gleich Mondesstrahlen
Bist Stürmen Du.

Das zweite Couplet sang Panschin mit besonderem Ausdruck und besonderer Kraft, die stürmische Begleitung ahmte die Bewegung der Wellen nach. Nach den Worten: Mir ist so schwer . . . seufzte er leise, schlug die Augen nieder und senkte die Stimme — *morendo.* Als er geendigt hatte, lobte Liese das Motiv, Maria Dmitriewna sagte: »es ist reizend,« — Gedeonowsky aber rief: »himmlisch!« sowohl Poesie als auch Harmonie sind gleich himmlisch!« — Lenchen blickte mit kindlicher Ehrfurcht auf den Sänger. Mit einem Worte; das Werk des jungen Dilettanten gefiel allen Gegenwärtigen ausnehmend; im Vorzimmer aber, an der Thür des Saales stand ein eben gekommener schon alter Mann, welchem, dem Ausdrucke seines Antlitzes und den Bewegungen seiner Schultern nach zu urtheilen, Panschin's Romanze, obgleich sie sehr hübsch war, kein besonderes Vergnügen verschafft hatte! Nachdem er einige Augenblicke gewartet, und den Staub von seinen Stiefeln mit einem dicken Schnupftuch: abgewischt hatte, kniff er seine Augen zusammen und seine Lippen nahmen einen finsteren Ausdruck an, er bückte seinen ohnedies schon gekrümmten Rücken noch tiefer und trat in den Saal hinein.

»Ach, Christophor Fedorowitsch« wie geht es?« rief vor allen Andern Panschin und sprang von seinem Stuhle auf. »Ich ahnte nicht, daß Sie hier seien, in Ihrer Gegenwart hätte ich mich niemals entschlossen, meine Romanze zu singen, denn ich weiß, Sie sind kein Freund von leichter Musik.«

»Ich habe nichts gehört,« sagte in schlechtem Russisch der Eingetretene und blieb, nachdem er Alle gegrüßt hatte, ungeschickt in der Mitte der Stube stehen.

»Sie kommen, Monsieur Lemm, meiner Liese eine Stunde zu geben?« fragte Maria Dmitriewna.

»Nein, nicht an Elisabeth Michailowna, sondern an Helene Michailowna.«

»Ja so, sehr schön, Lenchen, geh' mit Herrn Lemm hinauf.«

Der Alte folgte dem Mädchen, Panschin aber hielt ihn auf.

»Gehen Sie nach der Stunde nicht fort, Christophor Fedorowitsch,« sagte er, »Elisabeth Michailowna will mit mir eine Sonate von Beethoven vierhändig spielen.«

Der Alte brummte etwas in den Bart, Panschin aber fuhr auf deutsch, die Worte schlecht aussprechend, fort:

»Elisabeth Michailowna hat mir die geistliche Cantate gezeigt, die Sie ihr gewidmet haben, — eine reizende Composition! Glauben Sie ja nicht, daß ich ernste Musik nicht zu würdigen weiß, — im Gegentheil: sie ist zuweilen langweilig, aber dafür sehr nützlich.«

Der Alte wurde bis hinter die Ohren roth; warf auf Liesen einen Seitenblick und eilte aus dem Zimmer.

Maria Dmitriewna bat Panschin die Romanze zu wiederholen; er entgegnete aber, er wünsche nicht die Ohren des gelehrten Deutschen zu zerreißen, und schlug Liesen vor, Beethovens Sonate vorzunehmen. Da seufzte Maria Dmitriewna und schlug ihrerseits Gedeonowsky vor, mit ihr in den Garten zu gehen. »Ich möchte,« sagte sie »mit Ihnen noch etwas sprechen und Sie um Rath wegen unseres armen Fedia fragen.«

Gedeonowsky zeigte seine Zähne, dankte, nahm mit zwei Fingern seinen Hut, auf dessen Krempe seine Handschuhe glatt und sauber lagen, und entfernte sich mit Maria Dmitriewna. In der Stube blieben nur Panschin und Liese; sie brachte und schlug die Sonate auf, beide setzten sich schweigend an's Clavier. Undeutlich drangen von oben die Töne von Scalen, gespielt von Lenchens noch unsicheren Händen.

Fünftes Kapitel.

Christoph Theodor Gottlieb Lemm war im Jahre 1786 in Sachsen, in der Stadt Chemnitz, von armen Musikern geboren. Sein Vater blies das Waldhorn, seine Mutter spielte die Harfe, er selbst spielte, noch nicht fünf Jahr alt, auf drei verschiedenen Instrumenten. — Acht Jahr alt verlor er seine Eltern, von seinem zehnten Jahre an aber verdiente er sich selbst sein Brod durch seine Kunst.

Lange führte er ein unstätes Leben, spielte überall — in Gasthäusern, auf Jahrmärkten, auf Bauernhochzeiten und Bällen; endlich kam er in ein Orchester und immer höher und höher rückend, gelangte er bis zum Musikdirector. Als ausübender Künstler stand er nicht hoch, die Musik aber kannte er gründlich. In seinem achtundzwanzigsten Jahre wanderte er nach Russland aus; ihn hatte ein großer Herr, der selbst die Musik nicht leiden konnte, aber ein Orchester aus Eitelkeit hielt, verschrieben. Fast sieben Jahre lebte Lemm bei ihm als Capellmeister und verließ ihn mit leeren Händen. Der große Herr hatte sich ruinirt, wollte ihm einen Wechsel geben, schlug ihm aber auch dies später ab und bezahlte ihm keinen Pfennig. — Man rieth ihm, nach Hause zurückzukehren; doch wollte er Russland, das große Rußland, dies Saatfeld für Künstler, nicht als Bettler verlassen; er entschloß sich zu bleiben und sein Glück zu versuchen. Während zwanzig Jahren jagte der arme Deutsche dem Glücke nach, war bei verschiedenen Herrschaften, lebte in Moskau und in Gouvernementsstädten, litt und ertrug so Manches, lernte die Armuth kennen, kämpfte und rang. Doch der Gedanke, in seine Heimath zurückzukehren, verließ ihn in allen Drangsalen, die er zu ertragen hatte, nicht; dieser Gedanke allein hielt ihn aufrecht. Doch das Schicksal wollte ihn nicht mit diesem letzten und ersten Glücke erfreuen: in seinem fünfzigsten Jahre, krank, vor der Zeit alt geworden, blieb er in der Stadt O. fest sitzen und blieb dort auf immer. Er hatte jetzt ganz die Hoffnung aufgegeben, jemals das ihm verhaßte Rußland zu verlassen, und fristete sein Leben mühsam durch Stundengeben. Das Aeußere Lemm's sprach nicht für ihn. H Er war von kleinem Wuchse, ging gebeugt, hatte schiefe Schultern, einen eingefallenen Bauch, große und flache Füße, weißlichblaue Nägel an den festen und biegsamen Fingern der sehnigen, rothen Hände; sein

Gesicht war reich an Runzeln, seine Wangen waren eingefallen und die Lippen, die unaufhörlich zuckten und kauen schienen, waren zusammengekniffen, was bei seiner gewöhnlichen Schweigsamkeit ihm einen fast boshaften Ausdruck verlieh. Seine grauen Haare hingen in Büscheln über der niedrigen Stirn, wie eben verloschene Kohlen glühten seine kleinere unbeweglichen Angen; er trat schwer auf, bei jedem Schritte seinen ungelenken Körper bewegend. Einige seiner Bewegungen erinnerten an die unbeholfenen Gesten einer Eule im Käfig, wenn sie sieht, daß man auf sie blickt, aber selbst mit ihren ungeheuren gelben, erschreckt und schläfrig blinzelnden Augen kaum etwas zu unterscheiden vermag. — Der veraltete, unerbittliche Schmerz hatte aus den armen Musikus seinen unauslöschbaren Stempel geprägt, hatte seine ohnehin nicht schöne Figur verzerrt und verunstaltet; doch für den, welcher es verstand, nicht bei den ersten Eindrücken stehen zu bleiben, zeigte sich etwas Gutes, Ehrliches, etwas Ungewöhnliches in diesem halbzertrümmerten Wesen. Verehrer Bach's und Händel's, Kenner seiner Sache, begabt mit lebhafter Einbildungskraft und jener Kühnheit des Gedankens, die der germanischen Race allein zugänglich ist, wäre Lemm — wer weiß? — in die Reihe der großen Componisten seines Vaterlandes getreten, hatte sein Leben ihn anders geführt; — doch er war unter keinem glücklichen Eterne geboren! Viel hatte er in seinem Leben geschrieben — doch es gelang ihm nicht, irgend eines seiner Werke gedruckt zu sehen: er wußte die Sache nicht geschickt anzufangen, bei passender Gelegenheit einen Bückling zu machen, zur rechten Zeit ein Wort für sich einzulegen. Einst, vor langer Zeit hatte einer seiner Verehrer und Freunde, auch ein Deutscher und ebenfalls arm, auf eigene Rechnung zwei seiner Sonaten herausgegeben; diese blieben aber unangerührt auf den Lagern der Musikalienhandlungen, und verschwanden spurlos, als hätte sie Jemand des Nachts ins Wasser geworfen. — Endlich ward Lemm für alles gleichgültig; auch nahmen die Jahre das Ihrige, er wurde gefühllos, zu Holz, wie seine Finger zu Holz geworden waren. Allein mit einer alten Köchin, die er aus einem Armenhanse genommen hatte, (verheirathet war er niemals gewesen) lebte er in O. in einem kleinen Häuschen, nicht weit vom Hause der Kalitin; spazierte viel, las die Bibel, das Gesangbuch und Shakespeare in der Schlegel'schen Uebersetzung. Seit lange hatte er nichts mehr componirt, doch wahrscheinlich wußte Liese, seine

beste Schülerin, sein Herz zu bewegen; er schrieb für sie eine Cantate, von der Panschin eben gesprochen hatte. Die Worte dieser Cantate hatte er dem Gesangbuche entlehnt, einige Verse hatte er selbst hinzugedichtet. Die Caritate bestand aus zwei Chören, — das Chor der Glücklichen und das Chor der Unglücklichen; zu Ende schlossen beide Frieden und sangen zusammen: »Allmächtiger Gott, erbarme Dich über uns Sünder und halte uns fern von allen listigen Gedanken und irdischen Hoffnungen.« Auf dem Titelblatt, das sehr hübsch geschrieben und sogar mit Zeichnungen verziert war, stand: »Nur die Gerechten haben Recht. — Geistliche Cantate. Componirt und dem Fräulein Elisabeth Kalitin gewidmet, seiner theuren Schülerin, von ihrem Lehrer H. T. G. Lemm.« Die Worte: »Nur die Gerechten haben Recht« und »Elisabeth Kalitin« waren von Strahlen umgeben, unten stand noch: »Für Sie allein.« Deswegen erröthete Lemm und hatte einen Seitenblick auf Liese geworfen; ihm schnitt es durch's Herz, als Panschin in seiner Gegenwart von seiner Cantate sprach.

Sechstes Kapitel.

Laut und entschlossen griff Panschin die erstere Accorde der Sonate, (er spielte den Baß) Liese aber begann ihre Partie nicht. Er hielt inne und blickte auf sie. — Liesens Augen, die auf ihn fest geheftet waren, drückten Unwillen aus; ihre Lippen lächelten nicht, ihr ganzes Gesicht war streng, fast traurig.

»Was haben Sie?« fragte er.

»Warum haben Sie nicht Ihr Wort gehalten?« sagte sie. »Ich habe Ihnen die Cantate von Christophor Fedorowitsch unter der Bedingung gezeigt, daß Sie ihm nichts davon sagen sollten.« —

»Verzeihen Sie, Elisabeth Michailowna, es ist mir entfahren.«

»Sie haben ihn betrübt und mich auch; jetzt wird er auch mir mißtrauen.«

»Was soll ich thun, Elisabeth Michailowna? Von Jugend auf kann ich nicht gleichgültig einen Deutschen sehen, es zieht mich, so zu sagen, ihn zu necken.«

»Was sagen Sie da, Wladimir Nikolaitsch! Dieser Deutsche ist arm, steht allein da, ist vom Schicksal geknickt — und er thut Ihnen nicht leid? Und Sie möchten ihn necken?«

Panschin wurde verlegen.

»Sie haben Recht, Elisabeth Michailowna,« murmelte er, »ein Allem ist meine Unbedachtsamkeit schuld. Nein, widersprechen Sie mir nicht, ich kenne mich selbst sehr gut; meine Unbedachtsamkeit hat mir schon vielen Schaden gebracht, ihr verdanke ich, daß man mich für einen Egoisten hält.«

Panschin schwieg. Worüber er auch sprach, das Gespräch endigte gewöhnlich damit, daß er von sich selbst zu reden begann, und dies kam aus seinem Munde so hübsch und weich, so herzlich, als wäre es unwillkürlich.

»In Ihrem Hause zum Beispiel» fuhr er fort, »ist Ihre Mutter mir gewogen, sie ist so gut; Sie, — nun ich weiß nicht, was Sie von mir meinen; Ihre Tante dagegen kann mich ganz einfach nicht ausstehen. Ich muß sie auch durch ein dummes, unüberlegtes Wort beleidigt haben; denn sie liebt mich nicht, nicht wahr?«

»Ja,« sagte Elisabeth Michailowna etwas zögernd, — »Sie gefallen ihr nicht.«

Panschin eilte mit den Fingern über die Tasten und ein kaum bemerkbares spöttisches Lächeln glitt über seine Lippen.

»Nun und Sie,« sagte er, »scheine ich auch Ihnen ein Egoist zu sein?«

»Ich kenne Sie wenig, doch ich halte Sie nicht für einen Egoisten, im Gegentheil, ich muß Ihnen dankbar sein . . .«

»Ich weiß, ich weiß, was Sie sagen wollen,« unterbrach sie Panschin, und wieder glitten seine Finger über die Tasten: »für die Noten, für die Bücher, welche ich Ihnen bringe, für die schlechten Zeichnungen, mit welchen ich Ihr Album schmücke, und so weiter. Das Alles kann ich aber thun und dabei doch Egoist sein. Ich wage es zu glauben. daß Sie sich mit mir nicht langweilen und daß Sie mich nicht für einen schlechten Menschen halten; immerhin aber denken Sie, daß ich, wie soll ich mich doch ausdrücken, um eines Witzes willen, weder Vater noch Freund schonen würde.«

»Sie sind zerstreut und vergeßlich, wie alle Weltleute,« sagte Liese, »das ist Alles.«

Panschin runzelte etwas seine Stirn.

»Hören Sie,« sagte er, »wir wollen lieber von mir ganz und gar nicht reden, lassen Sie uns die Sonate spielen. Um Eins nur bitte ich Sie, fügte er hinzu, mit seiner Hand die Blätter des auf dem Notenpult liegenden Heftes glättend, »denken Sie von mir, was Sie wollen, nennen Sie mich sogar Egoist — nun meinethalben! Nur nennen Sie mich nicht einen Weltmann, dieses Wort ist mir unerträglich . . . *Anch'io sono pittore.* Auch ich bin Künstler, obgleich ein ziemlich schlechter, — und dieß, nämliche daß ich ein schlechter Künstler bin, will ich Ihnen gleich mit der That beweisen. Lassen Sie uns anfangen.«

»Fangen wir meinethalben an,« sagte Liese.«

Das erste Adagio wurde ziemlich glücklich überwunden, obgleich Panschin einige Schnitzer machte. Seine eigenen Compositionen und was er einstudirt hatte, spielte er sehr hübsch, vom Blatte aber las er sehr schlecht. Der zweite Theil der Sonate aber, ein ziemlich schnelles Allegro, ging ganz und gar nicht; beim zwanzigsten Tacte hielt es

Panschin, der ein paar Takte zurückgeblieben war, nicht aus und rückte lachend seinen Stuhl fort.

»Nein,« rief er, »heute kann ich nicht spielen, gut daß uns Lemm nicht gehört hat, er wäre sonst in Ohnmacht gefallen.«

Liese stand auf, klappte den Deckel des Clavieres zu und wandte sich zu Panschin.

»Was werden wir jetzt thun?« fragte sie.

»Ich erkenne Sie an dieser Frage! Unmöglich können Sie mit gekreuzten Armen sitzen. Nun wenn Sie es wünschen, wollen wir zeichnen, so lange es noch nicht ganz dunkel geworden ist. Vielleicht wird die andere Muse, die Muse der Zeichnenkunst, — wie nannte man sie doch, . . . ich habe es vergessen. Wo ist Ihr Album? Ich erinnere mich, daß, meine Landschaft noch nicht beendigt ist.«

Liese ging in ein anderes Zimmer, um ihr Album zu holen, Panschin aber nahm, als er allein war, ein Batistschnupftuch aus seiner Tasche und blickte von der Seite auf seine Hände. Er hatte sehr hübsche und weiße Hände; auf dem Zeigefinger der Linken trug er einen schlangenförmigen goldenen Ring. Liese kehrte zurück; Panschin setzte sich an's Fenster und öffnete das Album. »Aha!« rief er, »Sie haben meine Landschaft abzuzeichnen begonnen — das ist wunderschön. Sehr gut! Hier nur, — geben Sie mir den Bleistift, — sind die Schatten nicht dunkel genug. Sehen Sie!« Und Panschin zeichnete einige kühne und lange Striche. Er zeichnete beständig eine und dieselbe Landschaft: an dem Vorderplan große Bäume mit wild herabhängendem Laube, in der Ferne eine Wiese, und zackige Berge am Horizont. Liese blickte über seine Schulter auf seine Arbeit.

»Ja der Zeichnung, wie im Leben im Allgemeinen,« sagte Panschin, den Kopf bald rechts bald links wendend: »sind die Hauptsache — Leichtigkeit und Kühnheit.«

In diesem Augenblicke trat Lemm in's Zimmer und wollte, nachdem er trocken gegrüßt hatte, sich entfernen; Panschin aber warf Album und Bleistift auf die Seite und vertrat ihm den Weg.

»Wohin wollen Sie aber, mein lieber Christophor Fedorowitsch? Wollen Sie denn nicht bleiben und mit uns Thee trinken?«

»Ich muß nach Hanse,« sagte Lemm mit finsterer Stimme »ich habe Kopfschmerzen.«

»Nun, was ist das für Unsinn; bleiben Sie hier und trinken Sie Thee mit uns. Wir wollen zusammen über Shakespeare streiten.«

»Ich habe Kopfschmerzen» wiederholte der Alte.

»Wir hatten in Ihrer Abwesenheit uns an Beethoven's Sonate gemacht,« fuhr Panschin fort, ihn freundlich bei der Taille ergreifend und fröhlich lächelnd; — »doch wollte die Sache nicht gehen. Denken Sie sich nur, ich konnte nicht zwei Noten richtig hinter einander spielen.«

»Sie hätten doch lieber Ihre Romanze noch einmal gesungen,« erwiderte Lemm, die Hände Panschin's wegnehmend,« und ging heraus.

Liese eilte ihm nach. Sie holte ihn auf der Treppe ein.

»Christophor Fedorowitsch,« sagte sie ihm auf Deutsch, ihn bis zum Thorwege auf dem grünen und kurzen Rasen begleitend; »ich stehe vor Ihnen schuldig da — verzeihen Sie mir!«

Lemm schwieg.

»Ich habe Wladimir Nikolaitsch Ihre Cantate gezeigt; ich war versichert, daß er sie zu schätzen wissen wird, — und wirklich sie hat ihm sehr gefallen.«

Lemm blieb stehen.

»Es hat nichts zu bedeuten,« sagte er aus Russisch und fügte dann in seiner Muttersprache hinzu: »er verstehet aber nichts. Wie? Sehen Sie das nicht? Er ist Dilettant, und das ist Alles!«

»Sie sind gegen ihn ungerecht,« erwiderte Liese, »er versteht Alles und kann fast Alles machen.«

»Ja, Alles Numero zwei, leichte Waare, eilige, Arbeit; dieß gefällt, und er gefällt; nun — und bravo! Aber ich ärgere mich nicht; diese Cantate und ich, wir sind zwei alte Namen; ich schäme mich ein Wenig, — doch das bedeutet nichts.«

»Verzeihen sie mir, Christophor Fedorowitsch!« sagte Liese auf's Neue.

»Es ist nichts, es ist nichts!« wiederholte er auf Russisch: »Sie sind ein gutes Mädchen . . . aber da kommt Jemand zu Ihnen. Leben Sie wohl. Sie sind ein sehr gutes Mädchen!«

Und Lemm ging eiligen Schrittes zur Pforte, durch welche eben ein ihm unbekannter Mann, in einem grauen Paletot und breiten Strohhut trat. Er grüßte diesen sehr artig (er hatte die Gewohnheit alle unbekannten Gesichter in O. zu grüßen, von den Bekannten wandte er sich auf der Straße weg, — er hatte sich dies zur Regel gemacht), ging an ihm vorbei und verschwand hinter dem Zaune. Der Unbekannte blickte ihm erstaunt nach, und ging, nachdem er Liese einige Augenblicke fest angesehen, gerade auf sie zu.

Siebentes Kapitel.

»Sie erkennen mich nicht,« sagte er, seinen-Hut abnehmend, »ich aber habe Sie erkannt, obgleich acht Jahre seit der Zeit, daß ich Sie das letzte Mal gesehen habe, entschwunden sind, Sie waren damals noch ein Kind.« — Ich heiße Lawretzky. — Ist Ihre Mutter zu Hause? Kann man sie sehen?«

»Meine Mutter wird sehr erfreut sein, Sie zu sehen,« entgegnete Liese, »sie hat von Ihrer Ankunft schon gehört.«

»Sie heißen, wenn ich mich nicht irre, Elisabeth?« sagte Lawretzky, die Treppe hinaufgehend.

»Ja.«

»Ich erinnere mich Ihrer sehr wohl, schon damals hatten Sie solch ein Gesicht, das man nicht vergißt. Ich brachte Ihnen damals immer Confect.

Liese erröthete und dachte: »Was ist das doch für ein Sonderling.« Lawretzky blieb einen Augenblick im Vorzimmer stehen, Liese trat in's Gastzimmer, wo die Stimme und das Gelächter Panschin's erklangen; er theilte eine Stadtklatscherei Marie Dmitriewna und Gedeonowsky mit, die eben aus dem Garten zurückgekehrt waren, und lachte selbst laut über das, was er erzählte. Bei dem Namen Lawretzky gerieth Maria Dmitriewna in Unruhe, erblaßte und ging ihm entgegen.

»Guten Tag, guten Tag, mein theurer Cousin!« rief sie mit gedehnter und fast weinerlicher Stimme: — »wie froh bin ich Sie zu sehen!«

»Guten Tag, meine gute Cousine!« erwiderte Lawretzky und drückte ihr freundlich die ausgestreckte Hand, »wie befinden Sie sich?«

»Setzen Sie sich, mein theurer Feodor Iwanitsch, ach, wie bin ich froh! Erlauben Sie erstens, Ihnen meine Tochter vorzustellen, Liese.«

»Ich habe mich Elisabeth Michailowna schon selbst vorgestellt,« unterbrach sie Lawretzky,

»Monsieur Panschin . . . Sergei Petrowitsch Gedeonowsky . . . aber setzen Sie sich doch, ich sehe Sie vor mir und traue auf Ehre meinen Augen nicht. Wie befinden Sie sich?«

»Wie Sie sehen, ich strotze vor Gesundheit; aber auch Sie, Cousine, Sie sind in den acht Jahren nicht magerer geworden!«

»Wenn man es bedenkt, wie lange wir uns nicht gesehen haben,« sprach Maria Dmitriewna sinnend, »woher kommen Sie jetzt? Wo ließen Sie . . . das heißt, — ich wollte sagen,« verbesserte sie sich eilig, — »ich wollte sagen, bleiben Sie lange bei uns?«

»Ich komme jetzt aus Berlin,« entgegnete Lawretzky, — »und reise morgen auf mein Gut — wahrscheinlich auf lange Zeit.«

»Sie werden doch, wie selbstverständlich, in Lawriky wohnen?«

»Nein, nicht in Lawriky; ich habe aber, ungefähr fünfundzwanzig Werst von hier, ein kleines Dörfchen; dorthin will ich mich begeben.«

»Es ist das kleine Dörfchen, das Sie von Glaphira Petrowna geerbt haben?«

»Dasselbe.«

»Aber um Gottes willen, Jegor Iwanitsch! Sie haben in Lawriky ein so schönes Haus.« Lawretzky runzelte kaum merklich die Stirn« .

»Ja . . . aber in jenem Dörfchen ist auch ein kleines Häuschen; und für jetzt brauche ich nichts mehr. Dieser Ort — ist für mich jetzt der passendste.«

Maria Dmitriewna ward wieder so verlegen, daß sie sich sogar gerade richtete und die Arme spreizte. Panschin kam ihr zu Hilfe und begann ein Gespräch mit Lawretzky. Maria Dmitriewna beruhigte sich, stützte sich auf die Lehne des Sessels und schaltete nur von Zeit zu Zeit ein kleines Wörtchen ein. Bei alle dem blickte sie so trübselig auf ihren Gast, seufzte so bedeutungsvoll, und schüttelte so traurig den Kopf, daß jener es nicht aushielt und sie endlich ziemlich scharf fragte, ob sie gesund sei.

»Gott sei Dank!« entgegnete Maria Dmitriewna — »und warum diese Frage?«

»So, mir schien es, daß Sie sich nicht ganz wohlfühlten.«

Maria Dmitriewna machte eine würdevolle und etwas beleidigte Miene. — »Wenn es so ist,« dachte sie, »so ist es mir ganz einerlei; Dir scheint, Freund, Alles, wie der Gans das Wasser zu sein; ein Anderer hätte vor Schmerz die Auszehrung bekommen und Du wirst bald vor Fett platzen.«

Mit sich selbst machte Maria Dmitriewna keine Ceremonien, gegen Andere aber und laut brauchte sie gewähltere Ausdrücke.

Lawretzky sah in der That nicht einem Schlachtopfer des Geschickes ähnlich. Von seinem rothwangigen, echt russischem Gesichte, mit hoher weißer Stirn, etwas dicker Nase und bereiten, regelmäßigen Lippen, wehten Steppengesundheit, feste, langdauernde Kraft. Er war vortrefflich gebaut und die blonden Haare auf seinem Kopfe lockten sich, wie bei einem Jünglinge. In seinen blauen hervorstehenden und etwas unbeweglichen Augen bemerkte man, wenn auch nicht Tiefsinn oder Müdigkeit, aber doch etwas Aehnliches, und seine Stimme klang zu gleichmäßig.

Panschin ließ inzwischen das Gespräch nicht stocken. Er lenkte es auf die Vortheile der Zuckersiedereien, worüber er ohnlängst zwei französische Brochüren gelesen hatte, und begann mit ruhiger

Bescheidenheit deren Inhalt mitzutheilen ohne übrigens diese selbst auch nur mit einem einzigen Worte zu erwähnen.

»Ach, das ist ja Fedia!« erklang plötzlich in der Nachbarstube hinter der halb offenen Thür die Stimme von Martha Timotheewna. — »Fedia, in der That!« — Und die Alte eilte in das Gastzimmer. Lawretzky hatte nicht Zeit, sich vom Stuhle zu erheben, als sie ihn schon umarmt hatte. — »Laß Dich doch betrachten, laß Dich doch betrachten!« sagte sie, sich von seinem Gesichte entfernend. »Ach, wie gut siehst Du aus! Aelter bist Du geworden, aber wirklich nicht häßlicher. Warum küssest Du aber meine Hände? — Küsse mich selbst, wenn Dir meine runzeligen Wangen nicht zuwider sind. Nicht wahr, nach mir hast Du nicht gefragt; ob wohl die Tante noch lebe oder nicht? Und doch bist Du in meinen Armen geboren, Du Taugenichts. Nun, das ist aber alles einerlei; wie solltest Du an mich denken? Recht hast Du aber gethan, daß Du gekommen bist. Was aber,« fügte sie hinzu, sich zu Maria Dmitriewna wendend, »hast Du ihm schon etwas Vorgesetzt?«

»Ich habe nichts nöthig,« beeilte sich Lawretzky zu sagen.

»Nun, trinke wenigstens eine Tasse Thee. Du großer Gott! Und solltest keine Tasse Thee trinken. Liese geh' und sorge dafür, aber schnell. Ich erinnere mich, er war, als kleiner Bursche, ein großer Vielfraß, — und auch jetzt liebt er wahrscheinlich zu essen!«

»Martha Timotheewna, ich habe die Ehre . . . « sagte Panschin von der Seite zu der, in Eifer gerathenen alten Dame tretend, und sie tief grüßend.

»Verzeihen Sie« mein Herr,« erwiderte Martha Timotheewna, »in meiner Freude habe ich Sie nicht bemerkt. — Deiner Mutter bist Du ähnlich geworden, der guten Frau,« fuhr sie, sich auf's Neue zu Lawretzky wendend, fort, Du hattest nur Deines Vaters Nase, und Deines Vaters Nase ist Dir geblieben.« Bleibst Du lange bei uns?«

»Morgen, Tante, reife ich ab.«

»Wohin?«

»Zu mir nach Wassiliewskoie.«

»Morgen?«

»Morgen.«

»Nun, wenn morgen, so morgen. Du mußt es am Besten wissen, was Du zu thun hast. Höre aber, erst mußt Du kommen, um Abschied zu

nehmen.« Die Alte kniff ihn in die Wange. — »Ich dachte nicht, Dich zu sehen; nicht, daß ich gerade zu sterben beabsichtigte; nein, ich lebe wenigstens zehn Jahre noch; wir alle, wir Pestoffs, wir leben lange. Dein Großvater nannte uns zweileberig; aber wer konnte es wissen, wie lange Du Dich noch im Auslande herumtreiben würdest. Nun, brav siehst Du aus, brav; hebst aus jeden Fall, wie früher, Deine zehn Pud mit einer Hand auf? Dein verstorbener Vater, verzeih' es mir, war toll genug, etwas Gutes aber hat er gethan, daß er Dir einen Schweizer zum Hauslehrer gab; erinnerst Du Dich, wie ihr euch gegenseitig Faustschläge austheiltet? Gymnastik nennt man's, nicht wahr? Aber was gackere ich da, wie eine Henne! Ich störe nur Herrn Panschin in seinen Dissertationen; übrigens laßt uns lieber Thee trinken! Ja; und kommt, ihn auf der Terrasse trinken; wir haben schöne Sahne — ihr habt ihresgleichen nicht in euren London und Paris. Kommt — kommt, und Du, Fedia, gieb mir den Arm. O, was für einen dicken Arm Du doch hast!«

Alle standen auf und gingen auf die Terrasse, mit Ausnahme Gedeonowsky's, welcher sich still entfernte. Während des ganzen Gesprächs Lawretzky's mit der Hausfrau, mit Panschin und Martha Timotheewna saß er in einem Winkel, aufmerksam mit den Augen blinzelnd und mit kindlicher Neugier die Lippen spitzend; er eilte jetzt die Nachricht von der Ankunft des neuen Geistes in der ganzen Stadt zu verbreiten. —

* *
*

Folgendes geschah an diesem Tage, um elf Uhr Abends: Unten auf der Schwelle des Gastzimmers nahm Wladimir Nikolaitsch, eine günstige Gelegenheit benutzend, Abschied von Liesen und sprach zu ihr, sie an der Hand haltend: »Sie wissen, was mich hierherzieht, Sie wissen, warum ich so oft in Ihr Haus komme;« Liese antwortete ihm nichts und lächelte nicht, blickte aber, die Augenbrauen etwas erhebend, auf den Boden, ohne jedoch ihre Hand wegzuziehen.

Oben aber, im Zimmer von Martha Timotheewna, beim Lichte einer Ampel, die vor trüben, alten Heiligenbildern hing, saß Lawretzky, die Ellbogen auf die Kniee gestützt; die gute Alte strich, vor ihm stehend, von Zeit zu Zeit und schweigend seine Haare. Mehr als eine Stunde verbrachte er bei ihr, nachdem er von der Hausfrau Abschied

genommen; kein Wort fast sagte er seiner alten guten Freundin und sie fragte ihn nicht aus . . .; was war auch zu fragen? Auch so verstand sie Alles, auch so nahm sie Theil an Allem, was sein Herz überfüllte.

Achtes Kapitel.

Feodor Iwanitsch Lawretzky — (wir müssen den Leser um Erlaubniß bitten, auf einige Zeit den Faden der Erzählung zu unterbrechen) stammte aus einer altadligen Familie. Der Stammvater der Lawretzky hatte sich während der Regierung Wassili des Finstern aus Preußen übergesiedelt und von ihm zweihundert Tschetwert Land im Kreise Beschest erhalten. Viele der Lawretzkys verwalteten verschiedene Aemter, dienten unter Fürsten und angesehenen Leuten in entfernten Woiwodschaften; doch keiner derselben erhob sich höher als bis zum Slolnik oder erwarb sich ein großes Vermögen. Reicher und bemerkenswerther als die übrigen Lawretzkys war der Urgroßvater Feodor Iwanitsch's, Andrei, ein hartherziger, zügelloser, kluger und listiger Mann. Bis zum heutigen Tage spricht man noch von seiner Verachtung aller Gesetze, von seinem jähzornigen Character, seiner wahnsinnigen Verschwendung und seiner unersättlichen Habgier.

Er war sehr dick und hoch, hatte ein braunes und bartloses Gesicht, stieß mit der Zunge an, und schien immer schläfrig; je leiser er aber sprach, desto mehr zitterten Alle, die ihn umgaben. Auch eine Frau hatte er gefunden, die zu ihm paßte; sie hatte hervorstehende Augen, eine Nase, die dem Schnabel eines Habichts ähnlich sah, ein rundes und gelbes Gesicht, war Zigeunerin von Geburt, jähzornig und rachsüchtig, stand in Nichts ihrem Manne nach, der sie bald in's Grab gebracht hätte, und den sie nicht überlebte, obgleich sie im ewigem Zwist und Hader lebten.

Andrei's Sohn, Peter, der Großvater von Feodor, war seinem Vater nicht ähnlich; es war ein einfacher Steppenjunker, mit ziemlich tollen Einfällen, Schreihals und Trendler, grob, aber nicht boshaft, gastfreundlich und Liebhaber von Treibjagden.

Er war über dreißig Jahre alt, als er von seinem Vater ein Gut mit zweitausend Leibeigenen, das schuldenfrei und wohlgeordnet war, erbte; doch bald hatte er einen Theil seines Vermögens vergeudet, den andern verkauft, und sein Hausgesinde verwöhnt. Gleich schwarzen Raben, krochen von allen Seiten bekannte und unbekannte kleine Leute in seinen geräumigen, warmen und unreinlichen Gemächern zusammen. Dieses Alles aß, was gerade da war, wurde aber satt, betrank sich und schleppte fort, was es nur

konnte, den freundlichen Wirth pressend und ehrend. Dieser auch, wenn er nicht bei Laune war, beehrte seine Gäste — mit dem Namen: »Faulenzer und Halunken,« und langweilte sich doch ohne sie.

Die Gemahlin von Peter Andreiitsch war eine stille, sanfte Frau; sie hieß Anna Pawlowna, stammte aus einer benachbarten Familie und er hatte sie nach des Vaters Wahl und auf dessen Befehl geheirathet. Sie mischte sich in nichts, empfing freundlich alle Gäste und liebte es, selbst auszufahren, obgleich das Pudern, nach ihren Worten, ihr mehr zuwider war als der Tod. »Man setzt einem,« erzählte sie in ihrem Alter, »eine Kappe von Werg auf kämmt alle Haare in die Höh, beschmiert sie mit Talg, bestreut sie mit Mehl, steckt eiserne Stecknadeln hinein, so daß man sich nachher nicht rein waschen kann; aber ohne Puder kann man nicht ausfahren, die Leute würden sich beleidigt fühlen, — ein wahre Qual!« — Sie liebte es in einer Eguipage, die mit feurigen Pferden bespannt war, spazieren zu fahren, war bereit, von Morgens bis Abends Karten zu spielen, und bedeckte immer mit der Hand ihren Pfennigverlust, wenn ihr Mann an den Spieltisch trat; ihre ganze Mitgift aber, all ihr Geld hatte sie ihm völlig zur Verfügung gestellt. Sie hatte von ihm zwei Kinder: einen Sohn, Iwan, den Vater Feodor's, und eine Tochter, welche Glaphira hieß. Iwan wurde nicht zu Hause, sondern bei einer reichen alten Taute, der Fürstin Kubensky, erzogen. Sie bestimmte ihn zu ihrem Erben, — ohne dem hätte sich der Vater nicht von ihm getrennt — kleidete ihn wie eine Puppe, gab ihm allerhand Lehrer, vertraute ihn der Obhut eines Hauslehrers, eines-Franzosen, gewesenen Abbé's, eines Schülers von Jean Jacques Rousseau, eines gewissen Mr. *Courtin de Vaucelles,* eines geschickten und seinen Intriganten, *die fine fleur* der Emigration, wie die Fürstin sich ausdrückte, an und endigte damit, daß sie, fast siebzig Jahre alt, diese feine Blume heirathete; sie verschrieb auf seinen Namen ihr ganzes Vermögen und starb bald nachher, geschminkt, parfümirt mit *à la Richelieu*, umgeben von kleinen Negern, dünnfüßigen Windspielen und kreischenden Papageien auf einem krummen Divan aus den Zeiten Ludwig's XV. mit einer emaillirten Tabaksdose, einer Arbeit Petitot's in ihren Händen — und zwar von ihrem Manne verlassen. Der einschmeichelnde Herr Courtrin hatte es vorgezogen, sich mit ihrem Gelde nach Paris zu begeben. Iwan war kaum neunzehn Jahr, als dies unerwartete Gewitter sich über seinem Haupte entlud. Er

wollte nicht in seiner Tante Haus bleiben, wo er, der eben noch der reiche Erbe gewesen, jetzt auf Gnadenbrod lebte; oder in Petersburg, wo die Gesellschaft, in der er aufgewachsen, sich plötzlich vor ihm verschloß; zum Dienst von den unteren Stufen an, einem schweren und dunklen Dienst, fühlte er Abscheu (das geschah im Anfang der Regierung des Kaisers Alexander); nothgedrungen mußte er auf seines Vaters Gut zurückkehren. Schmutzig, arm, elend, schien ihm sein heimathliches Nest; die Einsamkeit und der Schmutz des Steppenlebens beleidigten ihn auf jedem Schritte; es nagte an ihm die Langeweile, aber auch alle im Hause, seine Mutter ausgenommen, blickten unfreundlich auf ihn. Seinem Vater gefielen nicht seine Residenzgewohnheiten, seine Fracks, Chapeaux seine Flöte, seine Reinlichkeit, in welcher er nicht ohne Unrecht Ekel ahnte; auch klagte und brummte er oft auf den Sohn. — »Nichts will ihm hier gefallen,« sagte er, — »bei Mittag spielt er den Ekeln, ißt nicht, kann den üblen Geruch, die dumpfe Luft nicht ertragen; er ist außer sich, wenn er Betrunkene sieht; in seiner Gegenwart darf man es auch nicht wagen, Jemanden durchzuprügeln, dienen will er auch nicht; er sagt, er hätte eine zu schwache Gesundheit: Pfui Teufel, welch zärtliche Puppe! Und das Alles kommt daher, weil Voltaire in seinem Kopfe sitzt.« Der Alte liebte weder Voltaire noch auch den »ungläubigen« Diderot, obgleich er keine Zeile aus ihren Werken gelesen hatte: das Lesen war nicht seine Sache.

Peter Andreiitsch hatte Recht; wirklich saßen im Kopfe seines Sohnes Diderot und Voltaire — und nicht sie allein — auch Rousseau und Raynal und Helvetius und viele andere ihnen ähnliche Schriftsteller saßen in seinem Kopfe, — doch in seinem Kopfe allein. Der gewesene Lehrer Iwan Petrowitsch's, der verabschiedete Abbé und Encyelopädist begnügte sich, die ganze Masse der Weisheit des achtzehnten Jahrhunderts in ihn hineinzuschütten, und er ging umher, von ihr voll; und sie befand sich in ihm, ohne sich aber mit seinem Blute zu vermischen, ohne in seine Seele zu dringen, ohne zur festen Ueberzeugung geworden zu sein. Ja, — konnte man aber vor fünfzig Jahren auch Ueberzeugung von einem jungen Manne fordern, wenn wir noch jetzt nicht zu derselben herangewachsen sind? Iwan Petrowitsch genirte auch die Gäste seines väterlichen Hauses; er ekelte sich vor ihnen, sie fürchteten ihn. Mit seiner Schwester Glaphira, welche zwölf Jahre älter war, als er, konnte er sich nicht

befreunden. Diese Glaphira war ein besonderes Geschöpft häßlich, bucklig, mager, mit breit ausgeschlitzten strengen Augen und einem feinen, zusammengedrückten Munde, erinnerte sie durch ihr Gesicht, durch ihre Stimme, durch ihre eckigen schnellen Bewegungen an ihre Großmutter, die Zigeunerin, Andrei's Gemahlin. Fest ihrem Ziele nachstrebend, herrschsüchtig, wollte sie nichts von Heirath hören. Die Rückkehr Iwan Petrowitsch's wollte ihr ganz und gar nicht gefallen; so lange die Fürstin Kubensky ihn bei sich hatte, hoffte sie wenigstens die Hälfte des väterlichen Erbtheiles zu erhalten. Was den Geiz betrifft, war sie ihrer Großmutter ganz ebenbürtig.

Uebrigens war Glaphira auf ihren Bruder neidisch; er war so wohlerzogen, sprach so schön französisch und sie konnte kaum: »Bongschur« und »kommang wu portewu?« sagen. Freilich verstanden ihre Aeltern kein französisch«, — aber deshalb war sie nicht glücklicher. — Iwan Petrowitsch wußte nicht, was er vor Gram und Langweile thun sollte; nicht ganz ein Jahr hatte er im Dorfe zugebracht und ihm schien's, er lebe dort über zehn Jahre. Nur gegen seine Mutter erleichterte er sein Herz und stundenlang saß er in ihren niedrigen Gemächern, das nicht allzukluge Geplauder der alten Frau anhörend, und übegaß sich an Eingemachtem.

Unter den Stubenmädchen von Anna Pawlowna befand sich ein sehr hübsches Mädchen mit hellen sanften Aeugelein, gut und bescheiden, Malania oder deutsch Melanie genannt. Sie war Iwan Petrowitsch schon aufgefallen, als er sie das erste Mal sah; er liebte sie, liebte sie ihres schüchternen Ganges, ihrer bescheidenen Antworten, ihrer sanften Stimme, ihres sanften Lächelns wegen; täglich erschien sie ihm reizender. Auch sie liebte Iwan Petrowitsch von ganzer Seele, wie nur russische Mädchen lieben können, und gab sich ihm hin.

Auf einem Landgute kann nichts lange geheim bleiben, bald wußten Alle von der Verbindung des Junkers mit Melanie; die Kunde von dieser Verbindung drang endlich auch bis zu Peter Andreiitsch. Zu einer andern Zeit hätte er wahrscheinlich solch eine unwichtige Sache nicht beachtet; er war aber schon lange seinem Sohne graut und freute sich jetzt auf die Gelegenheit, den Petersburger Weisen und Modenarren zu beschämen. Ein furchtbarer Sturm erhob sich; Melanie wurde in ein dunkles Zimmer gesperrt, man forderte Iwan Petrowitsch zu seinem Vater, Anna Pawlowna eilte auf den Lärm

herbei. Sie suchte ihren Mann zu beruhigen, Fedor Andreiitsch hörte aber auf nichts mehr; gleich einem Geier stürzte er aus seinen Sohn los, warf ihm Sittenverderbniß, Gottlosigkeit und Heuchelei vor, ließ an ihm den langverhaltenen Groll gegen die Fürstin Kubensky aus, überschüttete ihn mit Schimpfworten.

Anfangs schwieg Iwan Petrowitsch und hielt sich zurück, doch als ihm fein Vater mit einer erniedrigenden Strafe drohte, hielt er es nicht mehr aus. »Der Gottesverächter Diderot ist wieder auf der Scene,« dachte er, »so schicke ich ihn denn zur Attaque, wartet nur; staunen sollt Ihr alle.« Und mit ruhiger, gleicher Stimme, obgleich innerlich an allen Gliedern zitternd, sagte er seinem Vater, er hätte Unrecht ihn der Sittenverderbniß zu zeihen; er hätte nicht im Geringsten die Absicht, seine Schuld zu beschönigen, doch wolle er sie sühnen, und mit desto größerem Vergnügen, da er allen Vorurtheilen fern stehe, nämlich — er sei bereit, Melanie zu heirathen.

Als er diese Worte aussprach, erreichte er, zweifelsohne sein Ziel; es erstaunte nämlich Peter Andreiitsch dergestalt, daß er die Augen weit aufsperrte und auf einige Augenblicke die Sprache verlor; doch bald kaut er wieder zu sich und, wie er war, in einem mit Grauwert gefütterten Schlafrock und mit Babuschen auf bloßen Füßen, warf er sich mit vorgestreckten Fäusten auf Iwan Petrowitsch, der, als wäre es absichtlich, diesen Tag die Haare *à la Titus* und einen neuen englischen blauen Frack, Stiefeln mit Quasten und elegante enge lederne Hosen trug.

Laut schrie Anna Pawlowna auf und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen; ihr Sohn aber lief davon, lief durch das ganze Haus, sprang in den Küchengarten, lief dann in den Garten, aus dem Garten auf die Landstraße und lief ohne sich umzusehen, bis er seines Vaters schwere Tritte und sein lautes, oft unterbrochenes Geschrei nicht mehr hinter sich hörte.

»Halt Spitzbube!« schrie dieser, »halt, sonst verfluche ich Dich!« Iwan Petrowitsch verbarg sich bei Nachbarn und Fedor Andreiitsch kehrte nach Hause, matt und schweißtriefend, zurück, und kaum athmen könnend, sagte er, er enterbe seinen Sohn und versage ihm seinen Segen, befahl alle seine dummen Bücher zu verbrennen und die Magd Melanie sofort in ein entferntes Dorf zu schicken. Es fanden

sich gute Leute, die Iwan Petrowitsch aufsuchten, und ihn von Allem benachrichtigten.

Beschämt, wüthend, schwor er, sich an seinem Vater zu rächen; und noch in derselben Nacht lauerte er dem Bauernkarren, auf welchem Melanie in die Verbannung geschickt wurde, auf, raubte sie mit Gewalt, sprengte mit ihr in die Stadt und ließ sich trauen. Mit Geld hatte ihn ein Nachbar, ein ewig betrunkener, aber sehr guter, verabschiedeter Seemann, ein großer Liebhaber von jeder, wie er sich ausdrückte, edlen Historie, versorgt.

Den folgenden Tag schrieb Iwan Petrowitsch seinem Vater einen giftig-kaltem doch in den artigsten Ausdrücken gehaltenen Brief, und reiste auf das Gut, wo sein Vetter Dmitri Pestoff, mit seiner Schwester, der den Lesern schon bekannten Martha Timotheewna, lebte. Er erzählte ihnen Alles, sagte, er beabsichtige nach Petersburg zu reisen, um sich ein Amt zu suchen, und bat sie, auf einige Zeit seine Frau aufzunehmen. Bei dem Worte: »Frau« — fing er bitterlich an zu weinen, und trotz seiner Philosophie und seiner Erziehung in der Residenz, warf er sich demüthig, nach russischer Weise auf die Knie vor seinen Verwandten und schlug selbst die Diele mit seiner Stirn. Die Pestoffs, mitleidige und gute Leute, willigten gern in seine Bitte ein; er blieb fast drei Wochen bei ihnen, im Geheimen eine Antwort von seinem Vater erwartend. Doch keine Antwort kam — und konnte nicht kommen. Als Peter Andreiitsch die Hochzeit seines Sohnes erfahren hatte, legte er sich krank in’s Bett und verbot in seiner Gegenwart den Namen Iwan Petrowitsch’s zu nennen; nur die Mutter hatte, im Geheimen von ihrem Manne, beim Erzpriester fünfhundert Rubel Assignation geborgt und schickte sie, sowie ein kleines Gottesbild der jungen Frau. Zu schreiben fürchtete sie sich, doch ließ sie Iwan Petrowitsch durch einen magern Bauer, der das Talent hatte, an zehn Meilen in vierundzwanzig Stunden zu gehen, sagen, er solle nicht zu traurig sein; so Gott wolle, würde sich Alles zum Besseren wendete und der Vater seinen Zorn in Gnade umwandeln; daß auch sie eine andre Schwiegertochter lieber gesehen hätte, doch wahrscheinlich hätte es Gott so gewollt, und sie schicke an Melanie Sergeiewna ihren mütterlichen Segen. Der magere Bauer bekam einen Rubel, bat um Erlaubniß seine neue Edelfrau, deren Gevatter er war, zu sehen, küßte ihre Hand und lief nach Hause.

Iwan Petrowitsch aber reiste leichten Herzens nach Petersburg, eine unbekannte Zukunft erwartete ihn; vielleicht drohte ihm sogar Armuth, doch er trennte sich von dem verhaßten Dorfleben, die Hauptsache aber — er hatte seine Lehrer nicht verrathen, er hatte durch seine That Rousseau, Diderot und *la Declaration des droits da l'homme* gerechtfertigt.

Das Gefühl der erfüllten Pflicht, des Triumphs, ein Gefühl des Stolzes erfüllte seine Seele: auch die Trennung von seiner Frau erschreckte ihn nicht so sehr; in großere Verlegenheit hätte ihn die Nothwendigkeit gebracht, beständig mit ihr leben zu müssen. Eine Sache war abgethan; jetzt mußte er sich um andere Sachen bekümmern.

Gegen seine eigene Erwartung glückte es ihm in Petersburg; die Fürstin Kubensky, welche Mr. Courtin schon verlassen hatte, die aber noch nicht Zeit gehabt hatte zu sterben, recommandirte ihn, um irgendwie ihre Schuld gegen ihren Neffen wieder gut zu machen, allen ihren Freunden, und schenkte ihm fünftausend Rubel, fast ihr letztes Geld und eine Uhr von Lepic mit seinem Namenszuge in einer Guirlande von Amorköpfen.

Keine drei Monate waren vergangen, so hatte er schon eine Stelle als Attachè bei der russischen Gesandschaft in London erhalten und reiste dorthin mit dem ersten abgehenden Schiffe ab. Nach einigen Monaten erhielt er einen Brief von Pestoff. Dieser gute Edelmann gratuliere ihm zu der Geburt eines Sohnes, welcher das Licht der Welt im Dorfe Pokrowskoie den 20. August 1807 erblickt hatte und Feodor, zu Ehren, des heiligen Feodor Stratilats, getauft worden war; wegen ihrer großen Schwäche fügte Melanie Sergeiewna nur einige Zeilen hinzu; aber auch diese wenigen Zeilen setzten Iwan Petrowitsch in Erstaunen; er wußte nicht, daß Maria Timotheewna seiner Frau hatte Schreiben gelehrt.

Uebrigens gab sich Iwan Petrowitsch nicht lange der süßen Wallung der Vatergefühle hin; er machte einer der berühmten damaligen Phrynen oder Lais die Cour (damals blühten noch die classischen Namen). Eben war der Friede von Tilsit geschlossen worden und Alles eilte, zu genießen, Alles drehte sich in einem rasenden Kreise; die schwarzen Augen einer gewandten Schönen hatten ihm den Kopf verdreht. Geld hatte er sehr wenig, aber er spielte sehr glücklich, schloß Bekanntschaften, nahm an allen

möglichen Vergnügungen Theil, mit einem Worte er hatte alle Segel aufgezogen.

Neuntes Kapitel.

Lange konnte der alte Lawretzky seinem Sohne die Hochzeit nicht verzeihen; wäre nach einem halben Jahre Iwan Petrowitsch zu ihm gekommen, um ihn um Verzeihung zu bitten, und hätte sich vor ihm aus die Knie geworfen, hätte er ihm wahrscheinlich verziehen, nachdem er ihn erst tüchtig ausgescholten, hätte vielleicht zum größeren Effect ihm ein paar leise Schläge mit seiner Krücke gegeben; so lebte aber Iwan Petrowitsch im Auslande und bekümmerte sich wenig um die Verzeihung. »Schweige! unterstehe Dich nicht, mir etwas zu sagen!« wiederholte Peter Andreiitsch seiner Frau jedesmal, wenn diese es wagte, ein Wort für ihren Sohn einzulegen; »der Lotterbube muß ewig Gott dafür danken; mein verstorbener Vater hätte ihn eigenhändig erschlagen und hätte Recht gethan.«

Bei solchen schrecklichen Reden kreuzigte Anna Pawlowna sich im Stillen, was aber die Frau Iwan Petrowitsch's betrifft, so wollte Peter Andreiitsch nichts von ihr hören, und wollte selbst statt Antwort auf Pestoff's Brief, in welchem dieser von seiner Schwiegertochter sprach, sagen, er kenne ganz und gar keine Schwiegertochter, daß aber die Gesetze es verbieten, flüchtige Leibeigene bei sich zu behalten, wovon ihn zu benachrichtigen er für seine Pflicht halte. Als er jedoch später von der Geburt seines Enkels hörte, ließ er sich erweichen, befahl, sich unter der Hand nach der Gesundheit der Mutter zu erkundigen, und schickte ihr, als käme es nicht von ihm, etwas Geld.

Fedia war noch nicht ein Jahr, als Anna Pawlowna tödtlich krank wurde. Einige Tage vor ihrem Tode, als sie das Bett nicht mehr verließ, sagte sie, mit furchtsamen Thränen in den verlöschenden Augen, ihrem Manne in Gegenwart des Beichtvaters, sie wünsche ihre Schwiegertochter zu sehen und von ihr Abschied zu nehmen und ihren Segen ihrem Enkel zu geben. Der betrübte Alte beruhigte sie und schickte sofort seine eigene Equipage nach seiner Schwiegertochter, sich zum ersten Male Melanie's Ergebener nennend. Sie kam mit ihrem Sohne und mit Martha Timotheewna, die sie um keinen Preis allein zu ihrem Schwiegervater lassen wollte und nicht erlaubt hätte, sie zu beleidigen. Halb todt vor Furcht trat Melanie Sergeiewna in das Cabinet von Peter Andreiitsch; ihr folgte

die Wärterin mit Fedia. Schweigend blickte Peter Andreiitsch auf sie; sie neigte sich zu seiner Hand hin, ihre zitternden Lippen konnten sich kaum zu einem lautlosen Kusse schließen.

»Nun, neugebackene Edelfrau,« sagte er endlich, — »guten Tag; komm zur Mutter.«

Er stand auf und beugte sich zu Fedia; das Kind lächelte und streckte zu ihm feine bleichen Aermchen aus. Der Alte hielt es nicht aus.

»Ach,« sagte er, »Du arme Waise. Du hast die Verzeihung Deines Vaters erfleht. Ich werde Dich nicht verlassen, armer Knabe.«

Kaum in die Stube Anna Pawlowna's eingetreten, kniete Melanie Sergeiewna an der Thür nieder. Anna Pawlowna rief sie an das Bett, umarmte sie und segnete ihren Sohn, dann ihr von schmerzlicher Krankheit abgezehrtes Gesicht zu ihrem Manne wendend, wollte sie etwas sagen.

»Ich weiß, ich weiß, was Du sagen willst,« sprach Peter Andreiitsch, »sei ruhig, sie bleibt bei uns, und auch Iwan verzeihe ich um ihretwillen.«

Anna Pawlowna erhaschte mit Mühe die Hand ihres Mannes und drückte sie an ihre Lippen; denselben Abend war sie nicht mehr.

Peter Andreiitsch hielt sein Wort. Er benachrichtigte seinen Sohn, daß er wegen des Todes seiner Mutter, wegen des kleinen Feodor, ihm seinen Segen wiedergebe, und Melanie Sergeiewna bei sich behalte. Sie bekam zwei Zimmer in den Entresols, er stellte sie seinen geehrtesten Gästen, dem einäugigen Brigadier Skurechin und seiner Frau vor, schenkte ihr zwei Dienstmägde und einen kleinen Jungen zur Bedienung. Martha Timotheewna nahm von ihr Abschied; vom ersten Augenblick an haßte sie Glaphira und hatte sich im Laufe eines einzigen Tages mit ihr dreimal gezankt.

Schwer und unheimlich war es der armen Frau im Anfange; später aber fand sie sich in ihr Schicksal und gewöhnte sich an ihren Schwiegervater. Auch er gewöhnte sich an sie, gewann sie sogar lieb, obgleich in seinen Liebkosungen selbst immer etwas Verächtliches durchblickte, und er sehr selten mit ihr sprach. Am Meisten hatte aber Melanie Sergeiewna von ihrer Schwägerin zu leiden. Schon bei Lebzeiten ihrer Mutter hatte es Glaphira verstanden, die Zügel des Hauses in ihre Hände zu nehmen; Alle, vom Vater an, unterwarfen

sich ihr; ohne ihre Erlaubniß erhielt Niemand selbst ein Stück Zucker; sie hätte den Tod vorgezogen, als mit einer andern Hausfrau die Gewalt zu theilen — und mit was für einer Hausfrau noch. Die Hochzeit ihres Bruders hatte sie noch mehr als ihren Vater aufgebracht, und sie nahm sich vor, die Erziehung des Emporkömmlings zu leiten; so wurde denn Melanie Sergeiewna vom ersten Augenblicke an ihre Sclavin. Wie konnte auch sie, die schweigsame, stets verlegene und erschrockene, schwache Frau mit der eigenwilligen, stolzen Glaphira ringen wollen? Kein Tag verging, ohne daß Glaphira sie an ihren früheren Stand erinnerte, ohne daß sie sie lobte: daß sie es nicht vergesse, wer sie sei. Melanie Sergeiewna hätte diese Mahnungen und Lobsprüche, so bitter sie auch waren, gern übersehen . . . man hatte ihr aber Fedia genommen und das schmerzte sie tief.

Unter dem Vorwande, sie sei nicht im Stande, sich mit seiner Erziehung zu befassen, ließ man sie fast nie zu ihm; das hatte Glaphira übernommen. Das Kind kam völlig in ihre Gewalt. Aus Kummer darüber begann Melanie Sergeiewna Iwan Petrowitsch anzuflehen, er solle doch zurückkehren; auch Peter Andreiitsch wünschte seinen Sohn zu sehen, doch fand dieser in seinen Briefen immer einen Vorwand, warum er nicht käme, er dankte dem Vater für die Sorge um seine Frau, für das Geld, das ihm geschickt wurde, versprach zu kommen, — und kam nicht, — Endlich rief ihn das Jahr 1812 aus dem Auslande. Sich nach einer sechsjährigen Trennung wiedersehend, umarmten sich Vater und Sohn und erwähnten mit keinem Worte ihre früheren Mißhelligkeiten; dazu war damals keine Zeit: ganz Rußland rüstete sich gegen den Feind und Beide fühlten, daß russisches Blut in ihren Adern rinne.

Auf seine Kosten uniformirte Peter Andreiitsch ein ganzes Regiment Miliz; doch der Krieg endigte, die Gefahr zog vorbei; wieder begann Iwan Petrowitsch, sich zu langweilen, wieder zog es ihn hin in die Ferne, in jene Welt, mit der er verwachsen war, und wo er sich zu Hause fühlte. Melanie Sergeiewna konnte ihn nicht zurückhalten, so bedeutungslos war sie für ihn. Selbst ihre Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Auch ihr Mann fand, es sei viel schicklicher, Fedia's Erziehung Glaphiren anzuvertrauen. Iwan Petrowitsch's arme Frau brach unter diesem Schlage, unter dem Schmerze der zweiten Trennung zusammen. Ohne ein Wort des Vorwurfs zu sprechen,

verlosch sie in einigen Tagen; während ihres ganzen Lebens hatte sie Niemandem zu widerstehen verstanden, so kämpfte sie auch mit ihrer Krankheit nicht; sie hatte schon die Sprache verloren, schon legten sich Grabesschatten auf ihr Antlitz, ihre Züge aber drückten, wie immer, noch den Zweifel der Geduld und sanfte Ergebung aus; mit derselben stummen Ergebung blickte sie auf Glaphiren, und wie Anna Pawlowna auf ihrem Todtenbette Peter Andreiitsch die Hand geküßt hatte, so drückte sie Glaphirens Hand an ihre Lippen, indem sie ihr, Glaphiren! — ihren einzigen Sohn anvertraute.

So endigte dieses stille und gute Wesen seine irdische Laufbahn, das, Gott weiß es warum, aus dem heimischen Boden gerissen und sofort wieder weggeworfen worden war, weggeworfen wie ein aus dem Erdboden gerissener Baum, die Wurzeln hin zur Sonne gekehrt; dieses Wesen welkte hin, es verschwand spurlos, — und niemand weinte um dasselbe. Melanie Sergeiewna wurde nur von ihren Kammermädchen und von Peter Andreiitsch bedauert. Dem Alten fehlte ihr gutes Gesicht, ihre schweigsame Gegenwart. — »Leb' wohl, mein stummes Schäfchen,« murmelte er, sie zum letzten Male grüßend. Er weinte, als er eine Hand voll Erde auf ihren Sarg warf.

Er selbst überlebte sie nicht lange, nicht mehr als fünf Jahre. Er starb sanft in Moskau, wohin er mit Glaphiren und seinem Enkel sich übergesiedelt hatte, und befahl, man solle ihn neben Anna Pawlowna und Melanie begraben. Iwan Petrowitsch befand sich damals in Paris, zu seinem Vergnügen; er hatte seine Entlassung bald nach 1815 genommen. Als er vom Tode seines Vaters hörte, entschloß er sich, nach Rußland zurückzukehren. Er mußte daran denken, das Vermögen in Ordnung zu bringen, auch mußte er an Fedia denken, der, Glaphirens Briefe zu Folge, schon zwölf Jahre zählte, so daß es höchste Zeit war, ernstlich an seine Erziehung zu denken.

Zehntes Kapitel.

Iwan Petrowitsch kehrte als Angloman nach Rußland zurück, trug kurz geschorene Haare, ein steifgestärktes Jabot, einen langen erbsenfarbigen Ueberrock mit einer Menge kleiner Kragen, sein Gesicht hatte einen sauren Ausdruck, sein Umgang war schneidend und zugleich gleichgültig, er sprach durch die Zähne, sein Lachen kam unerwartet und klang hohl, seine Unterhaltung drehte sich ausschließlich um Politik und politische Oeconomie; er hatte eine Leidenschaft für bluttriefende Rostbeefs und Portwein — von ihm wehte, so zu sagen, nur Großbrittannien, er war von dessen Geiste ganz durchdrungen; aber — sonderbar zu sagen, — zu derselben Zeit, als er sich in einen Angloman verwandelt hatte, war Iwan Petrowitsch Patriot geworden, wenigstens nannte er sich Patriot, obgleich er Rußland schlecht kannte, sich an keine russische Gewohnheit hielt und ein sonderbares Russisch sprach. In den gewöhnlichen Unterhaltungen strotzte seine Rede von Gallizismen; kaum aber drehte sich die Unterhaltung um ernste Gegenstände so gebrauchte Iwan Petrowitsch sofort Ausdrücke wie: »neue Beweise des Selbsteifers darbieten,« »dieses stimmt mit der Natur selbstesfalles nicht überein,« und so weiter.

Iwan Petrowitsch hatte einige Manuscripte von Entwürfen zur Regelung und Vervollkommnung der Regierung mitgebracht; er war mit Allem, was er sah unzufrieden, besonders erregte Mangel an System seine Galle. Als er mit seiner Schwester zusammentraf, waren seine ersten Worte: er wolle s gründliche Reformen einführen, Alles würde künftig bei ihm nach einem neuen Systeme gehen. Glaphira Petrowna gab keine Antwort, preßte die Zähne zusammen und murmelte vor sich hin: »wohin soll ich aber dann?« Als sie jedoch ins Dorf mit ihrem Bruder und ihrem Neffen gekommen war, beruhigte sie sich bald. — Wirklich fanden im Hause einige Veränderungen statt. Die Schmarotzer und alle nicht zum Hause Gehörigen wurden sofort verbannt; leider litten in ihrer Zahl zwei alte Frauen — eine Blinde und eine, die vom Schlage gelähmt war, und noch ein alter Major aus den Zeiten von Otschakoff, den man wegen seines in der That bemerkenswerthen Heißhungers nur mit Commisbrod und Linsen fütterte. Auch wurde der Befehl erlassen, die früheren Gäste

nicht mehr zu empfangen, sie Alle ersetzte ein blonder, an Scropheln leidender Baron, ein entfernter Nachbar und sehr gebildeter und trotzdem sehr dummer Mensch.

Aus Moskau kamen neue Meubel an; Spucknäpfe, Klingeln, Waschtischchen wurden eingeführt; das Frühstück wurde anders servirt; ausländische Weine ersetzten die verschiedenen Branntweine und Ratasias; die Diener bekamen neue Livreen; zu dem Familienwappen kam noch das Motte: *in recto virtus.*

In der That war die Gewalt von Glaphira nicht im Geringsten vermindert worden; alle Ausgaben und Einkäufe hingen wie früher von ihr ab. Der aus dem Auslande mitgebrachte Kammerdiener, ein gebotener Elsässer, versuchte es zwar, mit ihr zu ringen, — verlor aber seinen Platz, obgleich der Herr selbst ihn begünstigte. Was die Landwirthschaft, die Verwaltung der Güter (auch in diese Sachen mischte sich Glaphira Petrowna) betrifft, so blieb Alles beim Alten, obgleich Iwan Petrowitsch oft seine Absicht aussprach: nettes Leben in dieses Chaos zu bringen. Der Pachtzins nur wurde hier und da gesteigert und die Robottarbeiten wurden schwerer, ja es wurde den Bauern sogar verboten, sich an Iwan Petrowitsch selbst zu wenden. Der Patriot hegte große Verachtung für seine Mitbürger; Iwan Petrowitsch's System wurde in seiner ganzen Kraft nur auf Fedia angewandt: seine Erziehung, in der That, ward einer »gründlichen« Reform unterworfen, — mit ihm beschäftigte sich sein Vater ausschließlich.

Elftes Kapitel.

Bis zur Rückkehr von Iwan Petrowitsch aus dem Auslande befand sich, wie wir schon gesagt haben, Fedia unter der Obhut von Glaphira Petrowna. Er war noch nicht acht Jahre, als seine Mutter starb; er sah sie nicht jeden Tag und liebte sie leidenschaftlich. Das Andenken an sie, an ihr sanftes und bleiches Antlitz, an ihre traurigen Blicke und schüchternen Liebkosungen grub sich auf ewig in sein Herz; dunkel ahnte er ihre Lage im Hause; er fühlte, zwischen ihm und ihr sei eine Grenze, die sie nicht zu überschreiten wage, die sie nicht, vernichten könne. Es zog ihn nicht zu seinem Vater, auch liebkoste ihn Iwan Petrowitsch selten; sein Großvater streichelte ihm von Zeit zu Zeit den Kopf und erlaubte ihm, seine Hand zu küssen, nannte ihn aber einen kleinen Bären und hielt ihn für dumm. Nach dem Tode von Melanie Sergeiewna nahm ihn seine Tante völlig in ihre Hände. Fedia fürchtete sie, fürchtete ihre hellen, scharfen Augen, ihre schneidende Stimme; in ihrer Gegenwart wagte er keinen Laut von sich zu geben; wenn er zuweilen sich kaum auf seinem Stuhle rührte, hörte er sie schon zischen: »wohin? Sitz ruhig.« — Sonntags, nach der Messe, war es ihm erlaubt, zu spielen, das heißt matt gab ihm ein dickes Buch, ein geheimnißvolles Buch, das Werk eines gewissen Maximowitsch-Ambodyk, unter dem Titel; »Symbole und Embleme.« In diesem Buche befanden sich an tausend räthselhafte Bilder, mit noch räthselhafteren Erklärungen in fünf Sprachen. In diesen Bildern spielte Cupido mit einem nackten dicken Körper eine große Rolle. Zu einem derselben unter dem Titel: »Safran und Regenbogen,« war die Erklärung: »Ihre Wirkung ist groß;« unter einem andern Bilde, welches einen fliegenden Reiher mit einem Veilchen im Schnabel darstellte, stand das Motiv: »Dir sind sie Alle bekannt.« — »Cupido und ein Bär, der seine Kleinen leckt,« bedeuteten »nach und nach.«

Fedia betrachtete diese Zeichnungen, alle waren ihm bis ins Kleinste bekannt: einige, immer ein und dieselben, machten ihn nachdenken und weckten seine Einbildungskraft; eine andere Zerstreuung kannte er nicht. Als die Zeit kam, ihm Sprachen zu lehren, miethete Glaphira Petrowna für einen Spottpreis eine alte Demoiselle, eine Schwedin mit rothen Kaninchenaugen, die sehr fehlerhaft französisch und deutsch sprach, kaum Clavier spielen

konnte, aber vortrefflich Gurken einzusalzen verstand. In der Gesellschaft dieser Lehrerin, seiner Tante und noch einer alten Dienstmagd, Wassiljewna, verbrachte Fedia vier lange Jahre.

Zuweilen sitzt er in einem Winkel mit seinen »Emblemen,« — er sitzt; . . . in der niedrigen Stube riecht es nach Geranium, trübe brennt ein einziges Talglicht, ein Heimchen zirpt einförmig, als langweile es sich, die kleine Wanduhr pickt eilig an der Wand, verstohlen kratzt und nagt eine Maus hinter der Tapete und die drei alten Jungfern bewegen schweigend und eilig, den Parzen gleich, ihre Stricknadeln, die Schatten ihrer Hände laufen bald hin und her, bald zittern sie sonderbar im Halbdunkel, und sonderbare, sogar düstere Gedanken drängen sich im Kopfe des Knaben auf. Niemand hätte Fedia ein interessantes Kind genannt; er war ziemlich bleich aber dick, ungeschickt gebaut und ungelenk, — ein wahrer Bauer, wie Glaphira Petrowna sich, ausdrückte; die Blässe wäre bald von seinem Gesichte verschwunden, wenn man ihn öfter in freier Luft hätte herumlaufen lassen. Er lernte ziemlich gut, obgleich er oft faul war; niemals weinte er; doch zuweilen überkam ihn ein wilder Eigensinn; in solchen Augenblicken vermochte Niemand etwas über ihn, Fedia liebte Niemanden von denen, die ihn umgaben . . . weh' dem Herzen, daß in der Jugend nicht geliebt hat.

So fand ihn Iwan Petrowitsch und wandte, ohne Zeit zu verlieren, sein System auf ihn an. — »Vor Allem will ich aus ihm einen Menschen machen, *un homme*,« sagte er zu Glaphira Petrowna, »und nicht allein einen Menschen, sondern auch einen Spartaner.« Um sein Ziel zu erreichen, begann Iwan Petrowitsch damit, daß er seinem Sohne ein schottisches Costume gab; der zwölfjährige Knabe ging mit nackten Waden und einer Hahnenfeder an seiner Mütze herum, die Schwedin ersetzte ein junger Schweizer, der alle Feinheiten der Gymnastik kannte; die Musik wurde als eine des Mannes unwürdige Kunst auf ewig verbannt; mit Naturgeschichte, allgemeinem Rechte, Mathematik, Tischlerei, nach- dem Rathe Jean Jacques Rousseau's, und mit Heraldik, zur Stärkung der ritterlichen Gefühle, — mußte sich der zukünftige »Mensch« beschäftigen; man weckte ihn um vier Uhr Morgens, begoß ihn sofort mit eiskaltem Wasser, und er mußte an einem Stricke um eine hohe Säule herum laufen; er aß nur einmal am Tage, bekam ein einziges Gericht, ritt, schoß mit der Armbrust; bei jeder passenden Gelegenheit mußte er sich, nach dem Beispiele

seines Vaters, in der Kraft des Willens üben, und jeden Abend mußte er sich in einem besonderen Hefte Rechenschaft über den vergangenen Tag und über seine Eindrücke geben; Iwan Petrowitsch seiner Seits schrieb ihm seine Verhaltungsregeln auf Französisch und nannte ihn in denselben *mon fils* und sagte zu ihm *vous.* Auf Russisch sprach Fedia zu seinem Vater, vous; durfte sich aber nicht in seiner Gegenwart setzen. Das »System« machte den Knaben ganz irre, brachte allerhand tolles Zeug in seinen Kopf und drückte denselben zusammen; auf seine Gesundheit dagegen wirkte die neue Lebensart ganz segensreich, Anfangs freilich bekam er das hitzige Fieber, bald aber wurde er wieder gesund und ward kräftig und rüstig. Der Vater war stolz auf ihn und nannte ihn in seiner sonderbaren Sprache: Sohn der Natur, meiner Schöpfung. Als Fedia sechzehn Jahre alt war, hielt es Iwan Petrowitsch für seine Pflicht, ihn sobald als möglich Verachtung des weiblichen Geschlechtes einzuflößen, und der junge Spartaner mit zaghaftem Herzen, mit dem ersten Flaum auf der Lippe, voll von Saft, Kraft und Blut, suchte schon gleichgültig, kalt und grob zu scheinen.

Inzwischen schwand die Zeit dahin, Iwan Petrowitsch verbrachte die größte Zeit des Jahres in Lawriky, so hieß das größte seiner Rittergüter, das zugleich auch das Stammgut seiner Familie war. Im Winter reiste er nach Moskau allein, wohnte im Gasthause, besuchte fleißig den Club, spielte den Redner, erklärte seine Pläne in den Salons, spielte mehr als je den Anglomanem den Difficilen, den Staatsmann. Doch da brach das Jahr 1825 an; nahe Bekannte und Freunde von Iwan Petrowitsch mußten schwere Prüfungen ertragen, Iwan Petrowitsch zog sich eilig in sein Dorf zurück und verschloß sich in seinem Hause. Es schwand noch ein Jahr dahin und die Gesundheit Iwan Petrowitsch's brach plötzlich zusammen, er wurde schwach, er siechte hin. Der Freigeist besuchte jetzt fleißig die Kirchen, ließ Messen lesen; der Europäer nahm russische Schwitzbäder, aß um zwei Uhr zu Mittag, legte sich um neun Uhr schlafen, schlummerte beim Geschwätz eines alten Haushofmeisters ein; der Staatsmann verbrannte alle seine Pläne, seine Correspondenz, zitterte vor dem Gouverneur, schwänzelte vor dem Isprawnik; der Mann mit eisernem Willen schluchzte und klagte, wenn er ein kleines Geschwür bekam, wenn man ihm einen Teller kalte Sappe brachte. Wieder ward Glaphira Petrowna die Alleinherrscherin im Hause; wieder gingen die

Verwalter, die Schulzen und einfache Bauern auf der Hintertreppe zum »alten Geizhals«, wie sie das Gesinde nannte.

Die Veränderung Iwan Petrowitsch's setzte seinen Sohn höchlichst in Erstaunen, er war neunzehn Jahre, begann zu denken und die Last der auf ihm ruhenden Hand abzuschütteln; schon früher hatte er den Widerspruch zwischen den Thaten und den Worten seines Vaters, zwischen seinen freisinnigen Ideen und zwischen seinem engherzigen, kleinlichen Despotismus bemerkt; der alte Egoist sprach sich selbst offen aus. Der junge Lawretzky wollte eben nach Moskau reisen, um sich zur Universität vorzubereiten, als sich ein nettes, unerwartetes Unglück über dem Haupte Iwan Petrowitsch's entlud: er erblindete, erblindete hoffnungslos und an einem einzigen Tage.

Der Geschicklichkeit der russischen Aerzte nicht trauend, suchte er um die Erlaubniß nach, in's Ausland reisen zu dürfen; dies wurde ihm verweigert. Da nahm er seinen Sohn mit sich und wanderte drei Jahre in ganz Rußland von einem Arzte zum andern, fortwährend aus einer Stadt in die andere reisend und die Aerzte, den Sohn und seine Bedienung durch seine Kleinmüthigkeit und seine Ungeduld zur Verzweiflung bringend.

Vollkommen kraftlos, als stets weinendes, capriciöses Kind, kehrte er nach Lawriky zurück; für seine Umgebung begannen schwere Tage, Alle, die ihn umgaben, hatten viel von ihm zu leiden. Er war nur ruhig, wenn er zu Mittag aß; niemals hatte er so viel und mit solcher Gier gegessen; die übrige Zeit war er sich selbst und Allen zur Last. Er betete, murrte über die Vorsehung, schimpfte sich selbst, die Politik, sein System, schimpfte Alles, womit er geprahlt hatte und worauf er stolz gewesen war, Alles was er früher seinem Sohne als Beispiel zeigte; er wiederholte: er glaube an Nichts — und war den nächsten Augenblick in Gebet versunken; konnte keinen Augenblick allein bleiben und forderte von seiner Umgebung, daß sie beständig, Tag und Nacht, neben seinem Sessel sitzen und ihn mit Erzählungen, die er fortwährend durch die Ausrufungen: »Ihr lügt Alles, welch, ein Unsinn!« unterbrach, zerstreuen sollte.

Besonders hatte Glaphira Petrowna von ihm zu leiden; er konnte keinen Augenblick ohne sie sein, und bis zum letzten Augenblicke willfahrtete sie allen Launen des Kranken, obgleich sie zuweilen sich nicht entschloß, ihm sofort zu antworten, um nicht die sie erdrückende Wuth zu verrathen. So vegetierte er zwei Jahre hindurch

und starb in den ersten Tagen des Mais, sich auf dem Balkon sonnend. »Glaphira, Glaphira! gieb mir Boullion, Du alte He . . . lispelte seine erstarrende Zunge, und schwieg ohne das letzte Wort aussprechen zu können, auf ewig. Glaphira Petrowna, welche eben eine Tasse Boullion aus den Händen des Haushofmeisters gerissen hatte, blieb stehen, blickte ihrem Bruder in's Gesicht, schlug langsam ein großes Kreuz und entfernte sich schweigend. Der gleichfalls anwesende Sohn sprach ebenfalls kein Wort, er lehnte sich auf das Geländer des Balkons's und blickte lange hinab in den Garten, der voll von Wohlgeruch und jungem Grün war, und in den Strahlen der goldenen Frühlingssonne glühte. Er war jetzt dreiundzwanzig Jahre; wie schrecklich, wie unbemerkt waren diese dreiundzwanzig Jahre entschwunden. Ihm erschloß sich jetzt das Leben.

Zwölftes Kapitel.

Nach dem Begräbniß seines Vaters vertraute der junge Lawretzky die Verwaltung seiner Güter derselben unvermeidlichen Glaphira Petrowna an, und reiste nach Moskau, wohin ihn ein dunkles Gefühl, unwiderstehlich trieb. Er fühlte die Mängel seiner Erziehung und hatte die Absicht, das Verlorene nach Möglichkeit wieder gut zu machen. Die letzten fünf Jahre hatte er viel gelesen und so Manches gesehen, viele Gedanken hatten seinen Kopf durchkreuzt, so mancher Professor hätte ihn um viele seiner Kenntnisse beneidet, dagegen entging ihm aber auch so Manches, was jedem Gymnasiasten längst bekannt ist.

Lawretzky fühlte, daß er frei sei, fühlte sich aber auch im Stillen als Sonderling.

Einen schlechten Spaß hatte der Angloman seinem Sohne gespielt; die eigenwillige Erziehung hatte ihre Früchte getragen. Lange hatte er sich vor seinem Vater gebeugt; und als er ihn endlich durchschaut hatte, war das Unheil schon geschehen, die Gewohnheiten hatten Wurzel gefaßt. Er verstand es nicht, mit Leuten umzugehen; dreiundzwanzig Jahre alt, im beschämten Herzen nach Liebe dürstend, hatte er bisher nicht gewagt, einem Weibe in's Auge zu schauen. Bei seinem hellen und gesunden, obgleich etwas schwerfälligen Verstande, bei seinem Hange zum Eigensinn, zur Selbstbetrachtung und Trägheit hätte er früh in den Strudel des Lebens gerathen sollen; man hatte ihn aber in einer erkünstelten Einsamkeit gehalten. Jetzt war der Zauberkreis zerrissen und doch blieb er auf derselben Stelle stehen, in sich selbst verschlossen.

Lächerlich war es, in seinen Jahren die Studentenuniform anzuziehen, er fürchtete aber den Spott nicht, das war ein Nutzen seiner spartanischen Erziehung, denn sie hatte in ihm Verachtung fremden Geredes entwickelt. Er trat in die physicomathematische Fakultät; gesund, rothbäckig, bärtig, schweigsam, machte er einen sonderbaren Eindruck auf seine Comilitonen; sie ahnten nicht, daß in diesem finsteren Manne, der zu den Vorlesungen regelmäßig in einem breiten, zweispännigen Bauernschlitten gefahren kam, sich fast ein Kind barg; erschien ihnen ein sonderbarer Pedant zu sein, sie brauchten ihn nicht und suchten seine Gesellschaft nicht, er

seinerseits ging ihnen aus dem Wege. In den zwei ersten Jahren, die er auf der Universität verbrachte, schloß er sich nur einem einzigen Studenten, bei dem er lateinische Stunden nahm, näher an. Dieser Student, Namens Michalewitsch, ein Enthusiast und Dichter, gewann Lawretzky aufrichtig lieb und ward zufällig Ursache einer wichtigen Veränderung in seinem Leben.

Einst, im Theater, (Motschaloff [1] stand damals auf dem Gipfel seines Ruhmes und Lawretzky versäumte keine der Vorstellungen) sah er in einer Lage des ersten Ranges ein Mädchen, — und obgleich, kein Mädchen seinem finstern Gesichte vorbeiging, ohne daß sein Herz erzitterte, so hatte es doch niemals so laut geschlagen. Auf den Sammt der Loge gelehnt, bewegte sich das Mädchen nicht; reizbares, junges Leben spielte in jedem Zuge ihres dunklen, runden, schönen Gesichtes; ihre schönen Augen, die aufmerksam und sanft unter den seinen Augenbrauen hervorblickten, der flüchtige Spott ihrer ausdrucksvollen Lippen, selbst die Haltung ihres Kopfes, ihrer Hände, ihres Nackens, Alles zeugte von Scharfsinn und Geist; sie war reizend gekleidet. Neben ihr saß eine gelbe und runzlige Frau von fünfundvierzig Jahren mit ausgeschnittenem Kleide, in einem schwarzen Barett, mit einem zahnlosen Lächeln aus dem gespannt-bekümmerten und leeren Gesichte, und in der Tiefe der Lage saß ein ältlicher Mann in einem weiten Ueberrock und hohen Halstuche, mit dem Ausdrucke stumpfsinnigen Hochmuths und einschmeichelnden Argwohns in den kleinen Augen, mit gefärbtem Schnurr- und Backenbart, einer bedeutungslosen ungeheuren Stirn und hängenden Wangen, allein Anschein nach ein verabschiedeter General.

Lawretzky wandte seine Augen nicht von dem Mädchen ab, die solch einen Eindruck auf ihn gemacht, als sich plötzlich die Loge öffnete und Michalewitsch hereintrat. Das Erscheinen dieses Mannes, fast seines einzigen Bekannten in ganz Moskau, sein Erscheinen in der Gesellschaft des einzigen Mädchens, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte, schien für Lawretzky bedeutungsvoll und sonderbar. Er fuhr fort, in die Loge zu blicken und bemerkte, daß Alle die sich in derselben befanden, mit Michalewitsch wie mit einem alten Bekannten umgingen. Die Vorstellung interessirte Lawretzky nicht mehr, Motschaloff selbst, obgleich er eine seiner Forcerollen spielte, machte auf ihn nicht mehr den gewohnten Eindruck. Bei einer sehr pathetischen Stelle blickte

Lawretzky unwillkürlich auf seine Schöne; sie hatte sich ganz aus der Loge gelehnt; ihre Augen glühten; unter dem Einflusse seines festen Blickes wandten sich ihre auf die Scene gehefteten Blicke langsam aus das Publicum und blieben auf ihm haften. . . . Die ganze Nacht träumte er nur von diesen Augen. Endlich war der künstlich aufgeworfene Damm durchbrochen; Lawretzky zitterte und brannte und glühte und fuhr am folgenden Tage zu Michalewitsch.

Er erfuhr von ihm, daß die Schone Warwara Pawlowna Korobiin hieß, daß der alte Herr und die alte Dame, die mit ihr in der Loge saßen, ihr Vater und ihre Mutter seien, daß er, Michalewitsch, ihre Bekanntschaft vor einem Jahre gemacht habe, als er Hauslehrer bei dem Grafen N. war. Der Enthusiast sprach mit großen Lobsprüchen von Warwara Pawlowna.

»Dies Wesen,« rief er mit der ihm eigenen Staccato-Gesangsweise in der Stimme, — »dieses Mädchen — ist ein wunderbares, geniales Geschöpf, eine Künstlerin im ächten Sinne des Wortes und dabei äußerst gut.«

Da er aus den Fragen Lawretzky's sah, weichen Eindruck Warwara Pawlowna auf ihn gemacht hatte, so trug er es ihm von selbst an, ihn ihr vorzustellen, indem er hinzufügte, daß er in ihrem Hause wie ein Verwandter aufgenommen wäre, daß der General nicht im Geringsten stolz sei und daß die Mutter so dumm wäre, wie es kaum erlaubt wäre zu sein.

Lawretzky erröthete, murmelte ein paar undeutliche Worte und lief fort. Fünf ganze Tage kämpfte er mit seiner Schüchternheit; am sechsten zog der junge Spartaner eine neue Uniform an und gab sich in die Hände von Michalewitsch, welche, da er ein naher Bekannter Korobiins war, sich begnügten, seine Haare etwas in Ordnung zu bringen und beide fuhren zu Korobiins.

Dreizehntes Kapitel.

Warwara Pawlowna's Vater, Pawel Petrowitsch Korobiin, Generalmajor außer Diensten, hatte sein ganzes Leben in Petersburg gedient; in seiner Jugend galt er für einen guten Tänzer und Offizier, befand sich, weil er arm war, als Adjutant bei zwei oder drei ziemlich häßlichen Generälen, heirathete die Tochter eines derselben und bekam als Mitgift fünfundzwanzigtausend Rubel, begriff bis in die grüßten Feinheiten die Geheimnisse des Exercierens und der Revue, diente in den unteren Graden und brachte es endlich, nach einigen zwanzig Jahren, bis zum General und bekam ein Regiment.

Hier hätte er ausruhen und ohne Uebereilung sich ein Vermögen machen sollen; darauf hatte er auch gerechnet, aber er führte die Sache etwas unvorsichtig; er erfand ein neues Mittel, die Regimentsgelder in Umlauf zu bringen — das Mittel war vortrefflich, nur geizte er zur Unzeit. Es fand sich ein Angeber, und er gerieth in etwas, was mehr war als eine Unannehmlichkeit, er gerieth in eine äußerst schmutzige Geschichte. Mit genauer Noth entschlüpfte der General derselben, seine Carrière aber war vernichtet; man rieth ihm, seinen Abschied zu nehmen; ein paar Jahre trieb er sich in Petersburg herum, in der Hoffnung, daß irgend eine warme Civilversorgung ihn aufsuchen würde; doch die Civilversorgung wollte ihn nicht aufsuchen, seine Tochter verließ das Institut, die Ausgaben vergrößerten sich mit jedem Tage . . . so schwer es ihm auch fiel, entschloß er sich, nach Moskau überzusiedeln, um dort billig leben zu können, miethete sich in der alten Stallhofstraße ein kleines niedriges Haus mit einem klafterlangen Wappenschild auf dem Dache und lebte als moskauischer verabschiedeter General, zweitausendsiebenhundert Rubel Silber jährlich verzehrend.

Moskau ist eine ganz freundliche Stadt, bereit, den ersten besten freundlich aufzunehmen, — warum nicht um so mehr Generäle? Die schwerfällige, aber militairisch stramme Gestalt Pawel Petrowitsch's war bald in den besten Salons von Moskau zu erblicken. Sein nackter Scheitel, auf welchem Zöpfchen gefärbter Haare hingen, und das schmutzige rothe Band des Annenordens auf einem blauschwarzen Halstuche wurde bald allen sich langweilenden und bleichen Jünglingen, die sich finster während der Tänze um die Spieltische

bewegen, bekannt; Pawel Petrowitsch Verstand es, sich eine Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen; er sprach wenig, näselte aber, aus alter Gewohnheit, — freilich nicht mit höher stehenden Leuten; spielte vorsichtig, aß zu Hause mäßig, war aber zu Gaste für Sechs.

Von seiner Frau ist fast nichts zu reden: sie hieß Kalliope Carlowna; ihr linkes Auge schwamm immer in Thränen, woher Kalliope Carlowna (sie stammte von deutschen Aeltern) sich selbst für eine gefühlvolle Dame hielt; schien fortwährend Jemanden zu fürchten, sich niemals satt gegessen zu haben, trug enge sammt'ne Kleider und trübe, getriebene Armbänder.

Die einzige Tochter von Pawel Petrowitsch und Kalliope Carlowna, Warwara Pawlowna, hatte eben das siebzehnte Jahr zurückgelegt, als sie das Institut verließ, wo sie, wenn auch nicht für die erste Schönheit, doch auf jeden Fall für die klügste Schülerin und die beste Musikerin galt, und wo sie die Chiffre bekam;[2] sie war noch nicht neunzehn Jahre, als Lawretzky sie zum erstenmal erblickte.

Vierzehntes Kapitel.

Dem Spartaner schlotterten die Knie, als Michalewitsch ihn in den ziemlich schlecht möblirten Solon der Korobiin einführte und den Wirthsleuten vorstellte, doch das Gefühl der Schüchternheit verschwand bald. Beim General gesellte sich zu der allen Rassen eigenthümlichen Gutmüthigkeit noch die, allen etwas befleckten Leuten eigene Freundlichkeit. Die Generalin trat bald in den Schatten; was Warwara Pawlowna betrifft, so war sie so ruhig und mit so vielem Selbstvertrauen freundlich, daß Jedermann sich in ihrer Gegenwart heimisch fühlte; auch wehte von ihrer ganzen, reizenden Gestalt, aus ihren lächelnden Augen, von ihren unschuldigen, gewölbten Schultern und blaßrosafarbenen Händen, von ihrem leichten, und doch scheinbar müden Gange, aus dem Klange selbst ihrer Stimme, die so süß, so bedächtig war — ein unerklärlicher, dem feinen Dufte ähnlicher, einschmeichelnder Reiz, eine noch verschämte Wollust, etwas, was in Worten nicht auszudrücken ist, aber was rührte und aufregte, — und auf jeden Fall Einen nicht zur Schüchternheit stimmte.

Lawretzky lenkte die Unterhaltung auf das Theater, auf die gestrige Vorstellung; sie begann sofort unaufgefordert von Motschaloff zu sprechen und begnügte sich nicht mit Seufzern und Ausrufungen, sondern machte einige, von Fraueuscharfsinn durchdrungene Bemerkungen über sein Spiel. Michalewitsch sprach von Musik und sie setzte sich, ohne sich zu genieren, an's Clavier, und spielte mit Gefühl einige Mazurken von Chopin, die damals eben in Aufnahme kamen.

Die Mittagsstunde schlug; Lawretzky wollte sich entfernen, doch man ließ ihn nicht fort; beim Mittag bewirthete ihn der General mit gutem Lafitte, welchen Letzterer durch einen Diener, der einen Miethwagen hatte nehmen müssen, von Depré[3] holen ließ.

Spät am Abend kehrte Lawretzky nach Haus zurück und saß lange, ohne sich auszukleiden und seine Augen mit der Hand bedeckend, in einer Art von bezauberter Erstarrung. Ihm schien es, er begreife erst jetzt, warum man lebe. Alle seine Vorsätze, Absichten, all' dieser Unsinn und nutzloses Zeug waren mit einem Male verschwunden; seine ganze Seele verschmolz in ein Gefühl, in ein einziges Sehnen,

das Sehnen nach Glück, nach Besitz, nach Liebe, süßer Frauenliebe. Seit jenem Tage besuchte er die Korobiins oft. Nach sechs Monaten erklärte er sich gegen Warwara Pawlowna und bat um ihre Hand. Der Antrag ward angenommen; der General hatte längst, ich glaube, den Tag vor dem ersten Besuche Lawretzky's, Michalewitsch gefragt, wie viel er Leibeigene hätte; auch Warwara Pawlowna, welche während der ganzen Zeit, als ihr der junge Mann die Cour machte und selbst im Augenblicke der Liebeserklärung ihre gewöhnliche Ruhe und Helle der Seele bewahrte, auch Warwara Pawlowna wußte sehr wohl, daß ihr Bräutigam reich sei, und Kalliope Carlowna dachte: »meine Tochter macht eine gute Partie,« und kaufte sich ein neues Barett.

Fünfzehntes Kapitel.

Also wurde sein Antrag angenommen, mit einigen Bedingungen jedoch. Erstens sollte Lawretzky sofort die Universität verlassen; denn wer heirathet einen Studenten? Und was fürs ein sonderbarer Einfall auch für einen reichen Rittergutsbesitzer, in seinem sechsundzwanzigsten Jahre, gleich einem Schüler, Stunden zu nehmen? Zweitens übernahm Warwara Pawlowna selbst die Mühe, die Mitgift zu bestellen und zu kaufen, selbst die Geschenke des Bräutigams auszuwählen. Sie hatte sehr viel praktischen Verstand, viel Geschmack, viel Liebe zum Comfort und große Geschicklichkeit, sich diesen Comfort zu verschaffen.

Besonders erstaunte Lawretzky über diese Kunst, als er mit seiner Frau in einem sehr bequemen, von ihr gekauften Wagen nach Lawriky reiste. Wie war Alles bedacht, vorausgesehen, errathen; an Alles hatte Warwara Pawlowna gedacht. In den verschiedenen Ecken waren reizende Reisenecessaires, Toiletten, Kaffeemaschinen eingebracht und wie reizend kochte Warwara Pawlowna des Morgens eigenhändig den Kaffee!l Uebrigens hatte damals Lawretzky zu Beobachtungen keine Zeit; er schwamm in Seligkeit, gab sich ihr, einem Kinde gleich, hin, ging über vor Glück. . . . Er war unschuldig gleich einem Kinde, er, dieser junge Herkules. Nicht vergebens wehte der Reiz aus dem ganzen Wesen der jungen Frau, nicht vergebens versprach sie dem Gefühle den verborgenen Reichthum nie gekannten Genusses; sie hielt noch mehr, als sie versprochen hatte. Nach Lawriky mitten im Sommer gekommen, fand sie das Haus schmutzig und dumpf, das Gesinde komisch und alt, hielt es aber für unnöthig, irgend ein Wort darüber zu äußern; hätte sie die Absicht gehabt, in Lawriky einen dauernden Wohnsitz aufzuschlagen, so hätte sie freilich alles umgewandelt, aber der Gedanke, sich in dieser Steppeneinsamkeit niederzulassen, kam ihr auch nicht einen Augenblick in den Kopf; sie lebte hier, wie in einem Feldlager, ertrug geduldig alle Unannehmlichkeiten und spaßte witzig über dieselben. Martha Timotheewna kam, um ihren Zögling zu sehen, sie gefiel Warwara Pawlowna sehr, aber Warwara Pawlowna gefiel ihr ganz und gar nicht. Mit Glaphira Petrowna befreundete sich die junge Wirthin auch nicht; sie hätte sie in Frieden gelassen, doch fiel es dem alten

Korobiin ein, sich in die Angelegenheiten seines Schwiegersohnes mischen zu wollen.

Das Vermögen solch eines nahen Verwandten zu verwalten, sei, sagte er, selbst für, einen General keine Schande; man kann mit Recht vermuthen, daß Pawel Petrowitsch auch das Vermögen eines ihm ganz fremden Mannes zu verwalten sich nicht geschämt hätte. Warwara Pawlowna führte ihren Angriff sehr geschickt; sich nicht verrathend und anscheinend ganz in die Seligkeit des Honigmondes versunken, sich ganz der ländlichen Ruhe, der Musik und der Lectüre hingebend, brachte sie nach und nach Glaphira Petrowna dahin, daß diese eines Morgens wie wahnsinnig in's Cabinet Lawretzky's gerannt kam und ihm verkündete, sie wolle auch nicht einen Augenblick länger bei ihm bleiben, sie hätte keine Kraft mehr, sich mit seiner Wirthschaft zu beschäftigen und wolle auf ihr eigenes Gut zurückkehren. Der auf gehörige Weise vorbereitete Lawretzky gab zu ihrer Abreise sofort seine Zustimmung.

Das hatte Glaphira Petrowna nicht erwartet; gut, sagte sie, ich weiß es, wer mich von hier vertreibt, aus meinem väterlichen Neste. Doch erinnere Dich, Neffe, meiner Worte: nirgends wirst Du Dir ein Nest bauen; wirst Dein Leben lang herumirren. Dieses mein Vermächtniß. Sie kehrte in ihr Dorf zurück und eine Woche später kam der General Korobiin an und übernahm, mit einer angenehmen Melancholie, in Blicken und Gesten als opfere er sich für seinen Schwiegersohn auf, die Verwaltung von dessen Gütern.

Im Septembermonat überredete Warwara Pawlowna ihren Mann, den Winter in Petersburg zu verbringen. Zwei Winter verbrachte sie in Petersburg, im Sommer siedelte sie sich nach Czarskoie Selo über, wo sie eine sehr schöne, elegant möblierte Wohnung inne hatte. Sie hatten viele Bekanntschaften in den mittleren und sogar in den höheren Kreisen der Gesellschaft; die jungen Eheleute fuhren viel aus, gaben reizende musikalische Soireen und kleine Bälle. Warwara Pawlowna zog die Gäste an, wie das Feuer die Schmetterlinge. Solch ein zerstreutes Leben gefiel Feodor Iwanitsch nicht ganz. Seine Frau rieth ihm, in Dienst zu treten, er aber, aus väterlicher Tradition und nach seinen eigenen Begriffen, wollte nicht dienen, blieb aber seiner Frau zu Gefallen in Petersburg. Uebrigens sah er bald, daß ihn Niemand störte, sich der Einsamkeit zu ergeben, daß er nicht umsonst das ruhigste und comfortabelste Cabinet in ganz Petersburg

hatte, daß seine besorgte Frau ihm selbst half, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, und seitdem ging alles vortrefflich. Er unternahm es wieder, seine, seiner Ansicht nach unvollendete Erziehung zu vervollständigen, fing wieder zu lesen an und lernte selbst englisch. Sonderbar war es, seine kräftige, breitschultrige Gestalt immer über den Schreibtisch gebeugt, sein volles, haarbedecktes, rothes Gesicht immer halb in den Seiten eines Heftes oder eines Wörterbuches versteckt zu sehen.

Den ganzen Morgen verbrachte er arbeitend, aß vortrefflich (Warwara Pawlowna war eine ausgezeichnete Hausfrau), und des Abends trat er in eine zauberisch duftende helle Welt, die mit fröhlichen jungen Gesichtern bevölkert war, — und das Centrum dieses Zauberkreises war wieder dieselbe besorgte Wirthin, seine Frau. Sie erfreute ihn mit einem Sohne, aber der arme Knabe lebte nicht lange; er starb im Frühjahr und im Sommer reiste Lawretzky nach dem Rathe der Aerzte mit seiner Frau in's Ausland, in die Bäder.

Zerstreuung war ihr nach solch einem Verluste unumgänglich nothwendig, und ihre Gesundheit bedurfte eines milden Klima's. Den Sommer und Herbst verbrachten sie in Deutschland, zum Winter, wie man's doch erwarten konnte, reisten sie nach Paris.

In Paris blühte Warwara Pawlowna auf wie eine Rose, und verstand es, so schnell und geschickt, wie in Petersburg, sich ein Nest zu bauen. Sie fand eine äußerst hübsche Wohnung in einer der stillen und doch modischen Straßen von Paris; nähte ihrem Mann einen Schlafrock, wie er niemals einen getragen hatte, nahm ein elegantes Stubenmädchen, eine vortreffliche Köchin, einen geschickten Diener; kaufte einen reizenden Wagen, ein ausgezeichnetes Pianino. Und es verging keine Woche, daß sie einer Pariserin von reinem Blute in der Kunst über die Straße zu gehen, einen Shawl zu tragen, ihren Sonnenschirm zu öffnen und die Handschuhe auszuziehen, nicht nachstand. Auch Bekannte fand sie sehr bald. Im Anfang kamen zu ihr nur Russen, dann zeigten sich auch Franzosen, alle sehr liebenswürdig, artig, ledig, mit ausgezeichneten Manieren und hochklingenden Namen; Alle sprachen schnell und viel, grüßten sehr geschickt, kniffen auf angenehme Weise ihre Augen zusammen; unter ihren rothen Lippen glänzten ihre weißen Zähne, — und wie verstand sie zu lächeln!

Jeder von ihnen brachte seine Freunde mit und *la belle madame de Lavretzky* ward bald bekannt von der *chaussée d'Antin* bis zur *Rue de Lille.* Damals (es war im Jahre 1836) war die Race der Feuilletonnisten und Chroniker, die jetzt so häufig sind, wie die Ameisen in einem aufgeworfenen Haufen, noch nicht so zahlreich; doch auch damals war im Solon Warwara Pawlowna's oft ein gewisser Herr Jules, ein Herr von uneinnehmendem Aeußern und scandalösem Rufe, von frechem und niedrigem Character, wie alle Duellisten und geprügelten Leute, zu sehen.

Dieser Mr. Jules mißfiel Warwara Pawlowna sehr; sie empfing ihn aber, weil er seinen Namen in vielen Zeitungen unterschrieb und fortwährend von ihr sprach, sie bald *Mme. de L. . . tzky*, bald *Mme. De ***, cette grande dame russe, si distingué, qui demeure rue de P. . .*, nennend; er erzählte der ganzen Welt, d. h. einigen hundert Abonnenten, denen Mmm de L. . .tzky ganz und gar nichts anging, wie diese Dame, eine wahre Französin an Geist (*une vraie francaise par I'esprit* — einen größeren Lobspruch kennen die Franzosen nicht), hübsch und liebenswürdig, was sie für eine gute Musikerin sei und wie sie wunderbar walze; (in der That walzte Warwara Pawlowna so, daß sie alle Herzen hinter dem Saume ihres leichten fortflatternden Kleides nachriß) . . . mit einem Worte, man sage da, was man wolle, angenehm.

Fräulein Mars hatte die Bühne schon verlassen, die Rachel dieselbe noch nicht betreten; nichtsdestoweniger besuchte Warwara Pawlowna häufig das Theater. Die italienische Musik versetzte sie in Extase,Odry's Ruinen machten sie lachen, sie gähnte fleißig im französischen Theater und weinte beim Spiel von Madame Dorval in irgend einem ultraromantischen Melodram; was die Hauptsache aber war, Liszt hatte zweimal bei ihr gespielt, und zwar so liebenswürdig, so einfach, daß es reizend war! Angenehm verging für Warwara Pawlowna der Sommer, zu Ende desselben wurde sie sogar bei Hofe vorgestellt. Feodor Iwanitsch seinerseits langweilte sich auch nicht, obgleich ihm das Leben zuweilen schwer auf den Schultern lastete, — schwer, weil es leer war.

Er las die Zeitungen, besuchte die Vorlesungen in der Sorbonne und im Collège de France, folgte den Debatten der Kammern, und begann die Uebersetzung eines berühmten gelehrten Werkes über Bewässerung. »Ich verliere nicht meine Zeit,« dachte er, »dies Alles

ist nützlich; doch nächsten Winter muß ich durchaus nach Rußland zurückkehren und dort etwas Ernstes beginnen.« Es ist schwer zu entscheiden, ob er sich selbst Rechenschaft davon gab, was dieses Ernste eigentlich sei, und — Gott weiß, ob er zum Winter nach Rußland zurückgekehrt wäre. Ein unerwarteter Vorfall aber zerstörte alle seine Pläne.

Sechzehntes Kapitel.

Einst kam Lawretzky, in ihrer Abwesenheit, in das Boudoir von Warwara Pawlowna und sah auf der Diele ein kleines, sorgsam gefaltetes Papier. Ohne sich etwas dabei zu denken. hob er es auf, entfaltete es und las folgenden französischen Brief:

»Mein theurer Engel Betty!

»Ich kann mich nicht entschließen, Dich Barbe oder Warwara zu nennen. Vergeblich habe ich auf Dich an der Ecke des Boulevards gewartet; komme morgen um halb zwei in unsere Wohnung Dein guter Dicker (ton gros bon homme de mari) verscharrt sich gewöhnlich um diese Zeit in seine Bücher. Wir werden wieder jenes Lied Eures Dichters Puschkin: »Alter Mann, grauser Mann!« das Du mir gelehrt hast, singen. Tausend Küsse Deinen Händchen und Füßchen. Ich erwarte Dich.«

Ernst.

Nicht gleich begriff Lawretzky, was er gelesen hatte; er las zum zweiten Male und ihm schwindelte. Die Diese unter seinen Füßen bewegte sich, wie das Deck eines Schiffes während des Sturmes. Er schrie auf, er verlor den Athem und fing zu gleicher Zeit an zu schluchzen; er verlor die Sinne. So blind vertraute er seiner Frau, daß die Möglichkeit eines Betruges, eines Verrathes, ihm niemals in den Sinn gekommen war. Dieser Ernst. dieser Liebhaber seiner Frau. war ein hübscher blonder Knabe von dreiundzwanzig Jahren, mit einer Stumpfnase und kleinem Schnurrbart, der nichtssagendste von allen Bekannten seiner Frau.

Einige Minuten vergingen, es verging eine halbe Stunde; Lawretzky stand noch immer, sinnlos auf den Boden blickend, den Brief in seiner Hand zerknitternd; in einem trüben Wirbelwinde zogen ihm bleiche Gesichter vorüber, sein Herz preßte sich krampfhaft zusammen; ihm schien es, er fiele, fiele, fiele . . . in eine bodenlose Tiefe. Ein bekanntes leichtes Rauschen eines seidenen Kleides weckte ihn aus seiner Erstarrung; im Hut und Shawl kehrte Warwara Pawlowna vom Spaziergang zurück; Lawretzky fuhr zusammen und eilte fort, er fühlte, daß er in diesem Augenblick im Stande sei, sie zu zerreißen, sie, wie einen Bauer, halbtodt zu prügeln, — sie mit eigenen Händen

zu erwürgen. Die erstaunte Warwara Pawlowna wollte ihn aufhalten; er konnte nur lispeln: »Betty, Betty,« — und eilte fort.

Lawretzky nahm einen Wagen und ließ sich vor das Thor fahren; den Rest des Tages und die ganze Nacht irrte er umher, auf jedem Schritt stehen bleibend und die Hände zusammenschlagend; bald überkam ihn Wahnsinn, bald schien ihm Alles so lächerlich, so fröhlich zu sein. Am Morgen fröstelte es ihn, und er ging in ein elendes Wirthshaus außerhalb der Stadt, verlangte ein Zimmer und setzte sich an's Fenster. Ein Krampfhaftes Gähnen überkam ihn, er hielt sich mit Mühe auf den Füßen, sein ganzer Körper war wie zerschlagen — und doch fühlte er keine Müdigkeit. Die Müdigkeit aber trat in ihre Rechte: er saß, blickte vor sich und begriff nichts; begriff nicht, was mit ihm geschah, warum er jetzt allein war, mit Bitterkeit im Munde, einen Stein auf der Brust, in einer leeren, unbekannten Stube; er begriff es nicht, was sie, seine Waria, bewogen hatte, sich diesem Franzosen hinzugeben, und wie sie, sich untreu wissend, wie früher mit ihm ruhig, kosig und vertrauensvoll sein konnte. »Ich begreife es nicht,« murmelten seine trockenen Lippen. — »Wer bürgt mir jetzt dafür, daß in Petersburg . . . « Er beendete den Satz nicht und ging wieder, zitternd und am ganzen Körper zuckend. Helle und dunkle Erinnerungen quälten ihn zugleich; da erinnerte er sich plötzlich, daß sie an einem dieser Tage sich in seiner und Ernst's Gegenwart ans Clavier gesetzt und »Alter Mann, grauser Mann« gesungen habe! Er erinnerte sich des Ausdrucks ihres Gesichtes, wie ihre Augen sonderbar glänzten und die Wangen glühten, — und er wollte aufstehen und zu ihnen gehen und sagen: »wehe Euch, die Ihr mit mir habt spielen wollen; mein Urgroßvater hing die Bauern an den Rippen auf, mein Großvater war selbst ein Bauer!« — und sie tödten. Und wieder schien es ihm, daß Alles, was ihm geschah, nur ein Traum sei und selbst kein Traum, sondern ein Unsinn; er brauche nur sich aufzurütteln und um sich zu blicken; und er rüttelte sich auf und blickte um sich, und, wie der Habicht die gefangenen Vöglein krallt, so grub sich der Schmerz immer tiefer in sein Herz; was ihn am Tiefsten schmerzte, war, daß er hoffte in einigen Monaten Vater zu werden. Vergangenheit, Zukunft, sein ganzes Leben war ihm vergiftet. — Er kehrte nach Paris zurück, blieb in einem Gasthaus und schickte seiner Frau Ernst's Billet mit folgendem Briefe:

»Das beigelegte Papier wird Ihnen Alles erklären. Beiläufig gesagt« erkenne ich Sie nicht; Sie, die stets so accurat, so vorsichtig sind, lassen so wichtige Papiere fallen!« (Der arme Lawretzky hatte stundenlang diese Antwort vorbereitet und gefeilt«) »Ich kann Sie nicht mehr sehen; ich glaube, Sie können auch kein Zusammentreffen mit mir wünschen. Ich setze Ihnen fünfzehntausend Franken des Jahres aus; mehr kann ich nicht geben. Schicken Sie Ihre Adresse meinem Verwalter. Thuen Sie, was Sie wollen; leben Sie, wo Sie wollen; ich wünsche Ihnen viel Glück. Eine Antwort brauche ich nicht.«

Lawretzky hatte seiner Frau geschrieben, es sei keine Antwort nöthig . . . er wartete aber auf eine Antwort, er dürstete nach ihr, nach einer Erklärung dieser, für ihn unbegreiflichen Angelegenheit Warwara Pawlowna schickte ihm an demselben Tage einen langen französische Brief. Dieser Brief gab ihm den Rest; seine letzten Zweifel verschwanden, — und er schämte sich, daß ihm kein Zweifel mehr geblieben sei. Warwara Pawlowna rechtfertigte sich nicht: sie wünschte nur ihn zu sehen, sie flehte, sie nur nicht unwiderruflich zu verdammen. Der Brief war kalt und gezwungen, obgleich hier und da Thränenspuren sichtbar waren.

Lawretzky lächelte bitter und ließ durch den Abgesandten sagen, es sei schon Alles gut. Drei Tage später war er nicht mehr in Paris. Warum er gerade Italien gewählt hatte. wußte er nicht. Auch war es ihm ganz einerlei, wohin er reiste, wenn es nur nicht nach Hause war. Er schickte seinem Schulzen einen Befehl, die Pension seiner Frau auszuzahlen, und befahl ihm zugleich, alle die Verwaltung seiner Güter betreffenden Papiere in Empfang zu nehmen, ohne die Rechnungsablegung abzuwarten und seine Excellenz sofort aus Lawriky fortzuschicken. Lebhaft stellte er sich die Verwirrung, die vergeblich stolzen Mienen des verjagten Generals vor, und trotz seines Schmerzes fühlte er eine bittere Genugthuung. Er schrieb auch an Glaphira Petrowna und bat sie, nach Lawriky zurückzukehren, schickte ihr sogar eine Procura; aber Glaphira Petrowna kehrte nicht nach Lawriky zurück und ließ in den Zeitungen, was völlig unnöthig war, die Vernichtung der Procura publiziren.

Sich in einer kleinen italienischen Stadt verbergend, konnte Lawretzky sich lange nicht überwinden, den Lebenslauf seiner Frau

nicht zu verfolgen. Aus den Zeitungen erfuhr er. daß sie, wie sie es auch beabsichtigte, aus Paris nach Baden-Baden gereist sei; ihr Name erschien bald in einem kleinen Artikel, der von demselben Mr. Jules unterschrieben war. In diesem Artikel blickte durch die gewöhnlichen Wortspiele ein freundschaftliches Mitleid; widerlich ward es Lawretzky um's Herz, als er diesen Artikel las. Dann erfuhr er, ihm sei eine Tochter geboren, zwei Monate später erfuhr er von seinem Schulzen, Warwara Pawlowna hätte ihre Pension auf drei Monate gefordert. — Dann kamen immer schlechtere und schlechtere Gerüchte; endlich ging durch alle Zeitungen mit großem Lärm eine tragi-komische Geschichte, in welcher seine Frau eine nicht beneidenswerthe Rolle spielte . . . Alles war beendigt, Alles war aus, Warwara Pawlowna war zu einer »Berühmtheit« geworden.

Ihren Lebenslauf verfolgte Lawretzky nicht mehr, doch noch lange konnte er nicht Herr seiner selbst werden. Zuweilen erfaßte ihn eine solche Sehnsucht nach seiner Frau. daß er Alles hätte hingeben können, ja sogar . . . ihr verziehen hätte, um nur aufs Neue ihre freundliche Stimme zu hören, um auf's Neue ihre Hand in der seinigen zu fühlen. Doch nicht vergebens floh die Zeit dahin; zum Dulder war er nicht geboren, seine gesunde Natur trat in ihre Rechte. Vieles wurde ihm klar, der Schlag selbst, der ihn traf, schien ihm nicht mehr unvorhergesehen; er begriff seine Frau, — Jemanden, der uns nahe steht, begreifen wir nur dann, wenn wir uns von ihm trennen. Wieder konnte er sich beschäftigen, arbeiten, obgleich lange nicht mehr mit demselben Eifer. Der Scepticismus, dem die Bahn schon durch die Erfahrung des Lebens und durch die Erziehung gebrochen war, nistete sich in seinem Herzen ein; ihm ward Alles gleichgültig. Vier Jahr verflossen und er fühlte in sich die Kraft, in sein Vaterland zurückzukehren, seine Verwandten wieder zu sehen. Ohne sich in Petersburg oder Moskau aufzuhalten, kam er in die Stadt O., wo wir uns von ihm getrennt haben und wohin wir den geneigten Leser bitten, mit uns zurückzukehren.

Siebzentes Kapitel.

Am Morgen, nach dem von uns beschriebenen Tage, gegen neun Uhr, ging Lawretzky die Treppe des Kalitin'schen Hauses hinauf. Liese kam ihm in Hut und in Handschuhen entgegen.

»Wohin wollen Sie?« fragte er sie.

»Zur Messe. Heute ist Sonntag.«

»Besuchen Sie denn die Messe?«

Liese blickte ihn schweigend und erstaunt an.

»Verzeihen Sie mir, ich bitte,« sagte Lawretzky »ich . . . ich wollte nicht das sagen, ich kam, um von Ihnen Abschied zu nehmen, ich reife in einer Stunde auf mein Dorf.«

»Das ist ja aber nicht weit von hier! « sagte Liese.

»An fünfundzwanzig Werst.«

Auf der Schwelle stand Lenchen, in Begleitung eines Stubenmädchens.

»Vergessen Sie uns nicht!« sagte Liese und ging die Treppe hinunter.

»Und auch Sie, vergessen Sie mich nicht. Hören Sie aber,« fügte er hinzu, »Sie gehen in die Kirche; beten Sie bei dieser Gelegenheit für mich.«

»Wenn Sie es wollen,« sagte sie, ihm gerade in's Gesicht blickend, »werde ich für Sie beten.«

Im Salon fand Lawretzky Maria Dmitriewna allein; sie roch nach Eau de Cologne und Pfefferminze. Sie hatte, wie sie sagte, Kopfschmerzen und hatte die Nacht äußerst unruhig zugebracht. Sie empfing ihn mit ihrer gewöhnlichen schmachtenden Freundlichkeit und wurde nach und nach gesprächiger.

»Nicht wahr,« fragte sie ihn, »Wladimir Nikolaitsch ist ein äußerst angenehmer junger Mann?«

»Was für ein Wladimir Nikolaitsch?«

»Nun Panschin, den Sie gestern hier gesehen haben. Sie haben ihm sehr gefallen; unter uns sei es gesagt, *mon cher cousin*, er ist sterblich in meine Liese verliebt. Nun, meinethalben. Er ist von guter Familie, macht eine schöne Carrière, ist Kammerjunker und klug, und ist es Gottes Wille, so werde ich meinerseits als Mutter froh sein. — Die

Verantwortlichkeit freilich ist groß; das Glück der Kinder hängt zwar von den Eltern ab, aber das muß man auch sagen: bis jetzt, nun sei es gut oder schlecht, habe ich Alles, ich allein Alles, ja, rein Alles gethan; habe meine Kinder erzogen, sie unterrichtet; Alles ich . . . und auch jetzt habe ich eine Gouvernante von Mme. Bulus verschrieben . . . «

Maria Dmitriewna ließ sich in eine lange Beschreibung ihrer Sorgen, Leiden, winterlichen Gefühle ein, Lawretzky hörte sie schweigend an und drehte den Hut in seinen Händen. Sein kalter schwerer Blick verwirrte die gesprächige Dame.

»Und wie gefällt Ihnen Liese?« fragte sie.

»Lisawetha Michailowna ist eine äußerst liebenswürdige Demoiselle,« antwortete Lawretzky, stand auf, nahm Abschied von Maria Dmitriewna und ging zu Martha Timotheewna. Unwillig blickte ihm Maria Dmitriewna nach und dachte: Was für ein Bär, ein wahrer Bauer! Nun jetzt begreife ich es, warum ihm seine Frau nicht treu bleiben konnte.

Martha Timotheewna saß in ihrem Zimmer, umgehen von ihrem Hofstaat. Dieser bestand aus fünf, ihrem Herzen gleich nahen Wesen: aus einem dickkröpfigen gelehrten Dompfaffen, den sie deshalb lieb gewonnen hatte, weil er nicht mehr pfiff, aus einem kleinen, sehr scheuen und stillen Hündchen, Roska genannt, aus einem bösen Kater, Makrose, aus einem brünetten, muthwilligen Mädchen von neun Jahren, mit großen Augen und spitzer Nase, Namens Schurotschka[4] und aus einer ältlichen Frau von fünfzig Jahren, — in einer weißen Haube und kurzen Kasaweika, über einem dunklen Kleide, -— Namens Rastasia Karpowna Ogarkowa. Schurotschka war eine Waise aus niedrigem Bürgerstande. Martha Timotheewna hatte sie aus Mitleid zu sich genommen, wie sie es mit Roska gethan hatte; den Hund und das Mädchen fand sie auf der Straße; Beide waren hungrig und mager, Beide vom Herbstregen durchnäßt; Niemand frag nach Roska, Schurotschka aber ward an Martha Timotheewna mit dem größten Vergnügen von deren Onkel, einem betrunkenen Schuhmacher, der sich selbst nicht satt aß und seine Nichte nicht fütterte, aber sie fleißig mit dem Leisten auf den Kopf schlug, abgetreten. Nastasia Karpowna lernte Martha Timotheewna auf einer Wallfahrt in ein Kloster kennen. Sie selbst ging in der Kirche auf sie zu, (sie hatte Martha Timotheewna deswegen gefallen, weil sie, wie diese sich ausdrückte, mit vielem Geschmack betete), redete sie an

und lud sie ein, mit ihr eine Tasse Thee zu trinken. Seit diesem Tage trennte sie sich nicht mehr von ihr.

Nastasia Karpowna hatte einen fröhlichen und sanften Character, war Wittwe, hatte keine Kinder und stammte aus einer armen adligen Familie. Sie hatte einen runden, mit grauen Haaren bedeckten Kopf, weiche, weiße Hände, ein Gesicht, das trotz seiner scharf ausgeprägten Züge einen sanften Ausdruck hatte, und eine etwas komische Stumpfnase; sie vergötterte Martha Timotheewna und diese liebte sie sehr, obgleich sie oft über ihr zartes Herz spaßte; sie hatte alle jungen Leute gern und erröthete unwillkürlich wie ein junges Mädchen bei einem unschuldigen Spaße. Ihr ganzes Capital bestand aus eintausendzweihundert Rubel Assignation; sie lebte auf Kosten Martha Timotheewna's, doch auf gleichem Fuße mit ihr. Martha Timotheewna hätte keine Unterwürfigkeit gelitten.

»Ach Fedia,« begann sie, als sie ihn erblickte, »gestern hast Du meine Familie nicht gesehen; wir sind alle jetzt zum Thee versammelt; das ist unser zweiter Thee, den wir nur an Festtagen haben. Alle kannst Du liebkosen, nur wird Schurotschka sich nicht liebkosen lassen und der Kater Dir die Augen auskratzen. Verlässest Du uns heute?«

»Heute.« — Lawretzky setzte sich auf einen niedrigen Stuhl. »Ich habe von Maria Dmitriewna schon Abschied genommen, auch Lisawetha Michailowna habe ich gesehen.«

»Nenne sie Liese, guter Freund. Was ist sie für eine Michailowna für Dich? Und sitze ruhig, sonst zerbrichst Du Schurotschka's Stuhl.

»Sie ging zur Messe,« fuhr Lawretzky fort. »Ist sie denn fromm?«

»Ja, sehr fromm, frömmer als Du und ich!«

»Sind Sie denn nicht fromm?« bemerkte lispelnd Nastasia Karpowna. Zur Frühmesse sind Sie freilich heute nicht gegangen. Sie werden aber zum Hochamt gehn.«

»Nein, Du kannst allein gehen, ich bin zu faul,« antwortete Maria Timotheewna. »Ich verwöhne mich zu sehr mit Thee.« — Sie duzte Maria Karpowna, trotzdem, daß sie auf gleichem Fuße mit ihr lebte; — denn sie selbst war ja eine Pestoff. Drei Pestoffs sind im Synodik Johann Wassiliewitsch des Schrecklichen erwähnt; Martha Timotheewna wußte das sehr gut.

»Sagen Sie mir, ich bitte,« begann wieder Lawretzky, »oben erzählte mir Maria Dmitriewna von diesem — wie heißt er doch? — Panschin. Was ist das für ein Herrchen?«

»Ist sie doch eine Plaudertasche, Gott steh' mir bei, sie hat Dir wahrscheinlich unter dein Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, es fände sich ein Bräutigam,« brummte Martha Timotheewna. »Sie sollte genug haben, mit ihrem Popensohn zu lispeln; nein, das scheint ihr zu wenig zu sein. Es ist noch nichts an der Sache, Gott sei Dank, und schon plaudert sie dieselbe aus.«

»Und warum denn: Gott sei Dank?« fragte Lawretzky.

»Weil dieses Herrchen mir nicht gefällt; was ist sich auch darüber zu freuen?«

»Er gefällt Ihnen nicht?«

»Ja, er kann ja nicht Alle fesseln. Ihm kann es genügen, daß Nastasia Karpowna hier in ihn verliebt ist.«

Die arme Wittwe wußte vor Verlegenheit nicht, was sie thun sollte.

»Was reden Sie aber da, Martha Timotheewna, fürchten Sie doch Gott!« rief sie aus und eine plötzliche Röthe bedeckte ihr Gesicht und Nacken.

»Und er weiß es, der Spitzbube,« unterbrach sie Martha Timotheewna, »womit er sie bezaubern kann. Er hat ihr eine Tabaksdose geschenkt. Bitte sie um eine Prise, Fedia; Du wirst sehen, was es für eine wunderschöne Dose ist; auf dem Deckel ist ein Husar dargestellt; es ist besser, meine Theure, nicht zu leugnen.«

Nastasia Karpowna wehrte sich nur mit ihren Händen.

»Nun, und Liesen,« fragte Lawretzky, »ist er nicht gleichgültig?«

»Es scheint, er gefällt ihr, — aber übrigens, Gott weiß es, die menschliche Seele ist, wie Du weißt, ein dunkler Wald und um so mehr die eines Mädchens. Auch Schurotschka's Herz soll man verstehen! Warum hat sie sich versteckt, als Du gekommen bist, und ist nicht fortgegangen?«

Schurotschka platzte mit einem lange verhaltenen Gelächter heraus und lief fort.

Auch Lawretzky stand von seinem Platze auf.

»Ja,« sagte er gedehnt, »wer mag eines Mädchens Herz verstehen!«

Er nahm Abschied.

»Nun? Und sehen wir uns bald wieder?» fragte Martha Timotheewna.

»Wie Gott will, Taute; ich werde ja nicht weit von hier wohnen.«

»Ja, Du lässest Dich ja in Wassiliewskoie nieder. Du willst Lawriky nicht bewohnen: nun, das ist Deine Sache; das Grab Deiner Mutter mußt Du aber besuchen und bei der Gelegenheit auch Deiner Großmutter Grab. Du hast dort im Auslande Deinen Kopf mit allerhand Dingen vollgestopft und wer weiß, vielleicht werden sie in ihren Gräbern fühlen, daß Du zu ihnen gekommen bist. Vergiß auch nicht. Fedia, eine Totenmesse für Glaphira Petrowna lesen zu lassen. Da hast Du auch einen Rubel. Nimm, nimm, ich bin es, die für sie eine Totenmesse lesen lassen will. Bei ihren Lebzeiten liebte ich sie nicht, dagegen läßt sich aber auch nicht streiten, daß es ein Mädchen mit nicht sehr angenehmem Character war. Doch dumm war sie nicht; nun auch Dich hat sie nicht beleidigt. Jetzt aber geh mit Gott, sonst langweile ich Dich.«

Und Martha Timotheewna umarmte ihren Neffen.

»Panschin heirathet aber Liese doch nicht, sei ruhig darüber. Sie ist einen besseren Mann werth.«

»Ich beunruhige mich auch nicht im Geringsten,« erwiderte Lawretzky und entfernte sich.

Achtzehntes Kapitel.

Vier Stunden später fuhr er nach Hause. Schnell flog sein Tarantas[5] auf dem weichen Feldwege dahin. Zwei Wochen war kein Regen gefallen; wie Milch schwamm ein leichter Nebel in der Luft und verbarg die, den Horizont begrenzenden Wälder, er roch nach Höhenrauch. Eine Menge dunkler Wölkchen mit undeutlich gezeichneten Rändern breiteten sich über den weißlichblauen Himmel; ein ziemlich heftiger Wind eilte als trockener, ununterbrochener Streifen dahin, ohne die schwüle Hitze zu vertreiben.

Mit dem Kopf aus das Kissen gelehnt, und die Arme auf der Brust kreuzend, betrachtete Lawretzky die als Fächer vorübereilenden Kornfelder, die hier und da vorüberblinkenden Gebüsche, die dummen Raben und Krähen, welche mit stumpfem Mißtrauen von der Seite auf den vorbeifahrenden Wagen blickten, die langen Feldgrenzen, auf welchen Beifuß, Wermuth und Schierling im bunten Durcheinander wuchsen. Er blickte starr vor sich hin in diese frische, fette Steppenwüstenei und Einsamkeit, dieses Grün, diese langgedehnten Hügel, die Bergspalten mit niedrigem Eichengesträuch, die grauen Dörfchen, die mageren Birken — dieses ganze, von ihm seit langer Zeit nicht gesehene, Bild russischen Lebens drückte seine Brust mit angenehmer Last, wehte auf seine Seele süße und zugleich fast traurige Gefühle.

Langsam irrten seine Gedanken umher; ihre Abrisse waren undeutlich und dunkel, wie die Abrisse jener hohen, auch scheinbar umherirrenden Wolken. Er gedachte seiner Jugend, seiner Mutter, erinnerte sich, wie sie starb, wie man ihn zu ihr brachte, wie sie, seinen Kopf an ihre Brust drückend, laut in Klagen ausbrach, aber, nachdem sie einen Blick auf Glaphira Petrowna geworfen, gleich wieder verstummte. Er gedachte seines Vaters, wie dieser im Anfang kräftig, mit Allen unzufrieden, mit Kupferklang in der Stimme, gewesen — wie er nachher blind war, wie ein Kind stets wimmerte und einen unordentlichen grauen Bart trug; er erinnerte sich, wie sein Vater, als er einst bei Tische ein Glas Wein zu viel getrunken, die ganze Brühe auf seine Serviette schüttete, dann plötzlich in Lachen ausbrach und mit den nichtssehenden Augen blinzelnd und

erröthend, von seinen früheren Eroberungen zu erzählen begann. Er gedachte Warwara Pawlowna's und kniff unwillkürlich die Augen zusammen, wie man sie bei einem plötzlichen Schmerze zusammenkneift, und schüttelte mit dem Kopfe. Dann blieben seine Gedanken auf Liese stehen.

Da ist, dachte er, ein nettes Wesen, das eben nur in die Welt tritt. Ein herrliches Mädchen; doch was wird aus ihr werden? Sie ist hübsch. Ihr bleiches Gesicht ist frisch. die Augen und die Lippen so ernst, der Blick ehrlich und unschuldig. Schade nur, sie scheint eine Enthusiastin zu sein. Ihr Wuchs ist schön, ihr Gang leicht, ihre Stimme sanft. Mir gefällt es sehr, wie sie auf einmal stehen bleibt, aufmerksam zuhört, nicht lächelt, dann in Gedanken versinkt und die Locken zurückwirft. Mir scheint es in der That auch, daß Panschin ihrer nicht würdig sei. Was fehlt ihm aber? Uebrigens, wozu diese Gedanken; sie wird denselben Weg durchlaufen, auf welchem Alle rennen! Lieber will ich etwas schlafen. Und Lawretzky schloß die Augen.

Er konnte jedoch nicht einschlafen, sondern versank in eine schläfrige Erstarrung, wie man sie zuweilen auf Reisen fühlt. Bilder der Vergangenheit stiegen, wie früher, langsam in seiner Seele auf, mischten und verschlungen sich mit anderen Bildern. Lawretzky gedachte, Gott weiß warum, Robert Peel's . . . der französischen Revolution, . . . dessen, wie er wohl eine Schlacht gewinnen würde, wenn er General wäre . . . er hörte Schüsse, hörte Rufen. Sein Kopf rutschte vom Kissen herab und eröffnete die Augen, . . . dieselben Felder, dieselbe Steppenlandschaft; die abgenutzten Hufeisen der Seitenpferde blitzen durch die Staubwogen, der Wind bläht das rothe Hemd des Postillons auf . . .

Schön, kehre ich in meine Heimath zurück — dieser Gedanke fuhr durch Lawretzky's Kopf, und er schrie: »Fahr' zu, Schwager, fahr' zu!« wickelte sich fester in seinen Mantel und drückte den Kopf auf das Kissen. Plötzlich fühlte er einen Ruck, richtete sich auf und öffnete weit die Augen. Vor ihm zog sich auf einem Hügel ein kleines Dörfchen hin, etwas rechts auf der Seite stand ein altes Herrenhaus, mit verschlossenen Fensterläden und einer in die Erde eingesunkenen hölzernen Treppe auf dem breiten Hofe. Selbst an der Pforte wuchsen Nesseln, dicht und grün, wie Hanf; das war Wassiliewskoie.

Der Postillon lenkte zur Pforte und hielt die Pferde an; Lawretzky's Diener stand vom Kutschbocke auf und rief, als wolle er gleich herunterspringen: »halloh!«

Ein heiseres dumpfes Bellen erklang, doch der Hund selbst zeigte sich nicht. Nochmals rief der Diener: »halloh! Das altersschwache Gebell erklang auf's Neue und, Gott weiß, woher kommend, erschien auf dem Hofe ein Mann in einem Nanking-Ueberrock und mit schneeweißem Haar; er starrte die Augen mit der Hand vor der Sonne schützend, den Tarantas an, schlug sich dann mit beiden Händen die Schenkel, wußte einige Augenblicke in seiner Verwirrung nicht, was er thun sollte, und eilte dann, die Pforte zu öffnen. Der Tarantas fuhr in den Hof hinein, mit den Rädern die Nesseln knickend, und blieb vor der Treppe stehen. Der weißköpfige Mann, der sehr flink zu sein schien, stand schon, die Beine weit und schief spreizend, auf der lehren Stufe der Treppe, knöpfte das Wagenleder auf, zog es krampfhaft in die Höhe und küßte, dem Herrn aussteigen helfend, dessen Hand.

»Wie geht es, wie geht es, Freund?« sagte Lawretzky; »Du heißest Anton, wenn ich mich nicht irre. Lebst Du noch?«

Der Alte grüßte schweigend und eilte, die Schlüssel zu holen; während er hinlief, saß der Postillon unbeweglich, etwas sich auf die Seite biegend und auf die verschlossene Thür blickend; der Diener Lawretzky's aber blieb, wie er herabgesprungen war, unbeweglich in einer malerischen Positur stehen, mit einer Hand den Kutschbock haltend.

Der Alte brachte die Schlüssel und sich ohne jeden sichtbaren Grund, wie eine Schlange krümmend und hoch seine Ellbogen erhebend, öffnete er die Thür und neigte sich seinem Herrn Platz machend, wieder fast bis an die Erde.

»Da bin ich auch nach Hause, in meine Heimath zurückgekehrt,« dachte Lawretzky, indem er in das Vorhaus eintrat. Indeß erschlossen sich die Fensterläden mit Lärm und auf den verrosteten Angeln pfeifend und das Tageslicht drang in die leeren Gemächer.

Neunzehntes Kapitel.

Das kleine Haus, in welches Lawretzky gekommen, und wo vor zwei Jahren Glaphira Petrowna verschied, war im vorigen Jahrhundert erbaut, und das aus so gutem und dauerhaftem Fichtenholz, daß es noch an fünfzig Jahre und länger hätte stehen können. Lawretzky ging durch alle Zimmer und befahl, zum großen Unwillen der alten schläfrigen Fliegen, deren Rücken mit weißem Staub bedeckt waren, und die unbeweglich auf dem Gesimse saßen, überall die Fenster zu öffnen; seit dem Tode Glaphira Petrowna's hatte dies Niemand gethan.

Im Hause war Alles, wie es war, geblieben; die auf dünnen Füßen stehenden weißen Divans im Saale, die mit einem glänzenden Stoff beschlagen, durchgerieben und durchgesessen waren, erinnerten lebhaft an die Zeiten Catharina's der Großen; im Saale stand der Lieblingssessel Glaphira Petrowna's, mit einer hohen und geraden Lehne, auf welche sie sich aber selbst in ihrem Alter nicht zu lehnen wagte. An der Wand hing ein altes Portrait des Urgroßvaters Feodor's, Andrei Lawretzky's. Finster blickten die kleinen und boshaften Augen unter den buschigen und gleichsam aufgeschwollenen Augenbrauen hervor. Ueber der gewölbten, von Runzeln gefurchten Stirn erhoben sich ungepuderte schwarze Haare gleich einer Bürste. Am Rahmen hing ein Kranz aus staubbedeckten Immortellen; »Glaphira Petrowna hat ihn eigenhändig gewunden,« sagte Anton.

Im Schlafzimmer stand ein enges Bett mit einem Himmel aus altmodischem aber wertvollem, gestreiftem Stoffe; ein Hügel von verblichenen Kissen und eine dünne gesteppte Decke lagen auf dem Bette; zu Häupten des Bettes hing ein Gottesbild, die Einführung der heiligen Jungfrau in den Tempel darstellend, dasselbe Gottesbild, das die alte Jungfer, von Allen verlassen und einsam sterbend an die schon erkaltenden Lippen gedrückt hatte. Ein Toilettentischchen aus verschiedenen Hölzern zusammengesetzt, mit kupfernen Zierrathen, einem schiefen Spiegel, und schwarzgewordener Vergoldung geschmückt, stand am Fenster, Neben dem Schlafzimmer befand sich die Hauskapelle, ein kleines Zimmer, mit nackten Wänden und einem schweren Hausaltar im Winkel. Auf der Diele lag ein alter Teppich, auf

den viel Wachs von Kerzen herabgetröpfelt war; auf ihm betete Glaphira Petrowna und machte ihre Fußfälle.

Anton ging mit Lawretzky's Diener, um den Stall und die Wagenremise öffnen; an seiner Statt erschien ein altes Mütterchen, die in seinem Alter zu stehen schien; sie hatte bis an die Augenbrauen den Kopf verbunden, ihr Kopf zitterte, ihre Augen blickten stumpf vor sich hin, drückten aber Eifer und eine langjährige Gewohnheit, ohne Widerspruch zu dienen, und zugleich — ein stummes Bedauern aus. Sie küßte Lawretzky's Hand und blieb an der Thür stehen, seine Befehle erwartend. Er erinnerte sich nicht ihres Namens, erinnerte sich nicht, sie jemals gesehen zu haben; doch es erwies sich, daß sie Apraxea hieß, daß vor vierzig Jahren Glaphira Petrowna aus einem Kammermädchen sie zur Geflügelmagd degradirt hatte; übrigens sprach sie wenig, und hatte ein fast blödsinniges, aber dabei dienstfertiges Außere. Außer diesen beiden Alten und zwei dicken, in lange Hemden gekleideten Kindern, den Urenkeln Anton's, lebte im herrschaftlichen Hause noch ein einarmiger, besitzloser Bauer; er balzte — wie ein Birkhahn und war rein zu Nichts zu gebrauchen; nicht viel mehr Nutzen als er brachte der alte schwache Hund, der durch Bellen die Ankunft Lawretzky's begrüßt hatte. Zehn Jahre schon war er an eine schwere Kette gebunden, welche Glaphira Petrowna hatte kaufen lassen, und war kaum im Stande, sich zu bewegen und die Last seiner Kette zu tragen.

Lawretzky besichtigte das Haus, ging dann in den Garten und war mit demselben zufrieden. In wildem und buntem Durcheinander wuchsen in demselben hohen Steppengras, Hundsblumen, Stachelbeeren und Himbeeren; doch war in demselben viel Schatten, waren viele alte Linden, die durch ihre Riesengröße und durch die sonderbaren Formen ihrer Zweige sich auszeichneten; sie waren eng aneinander gepflanzt und einst, vielleicht vor hundert Jahren, beschnitten worden. Der Garten endigte mit einem kleinen, aber durchsichtig reinen, Teich, der von hohem, röthlichem Schilfe umgeben war. Die Spuren des menschlichen Lebens verwischen sich bald: Glaphira Petrowna's Garten hatte noch nicht Zeit gehabt, sich in eine Wildniß umzuwandeln und schien schon in einen sanften Schlummer versunken zu sein, in jenen Schlummer, welchen Alles auf Erden schlummert, wohin nicht das unruhige, fieberhafte Treiben der Menschen dringt.

Feodor Iwanitsch ging auch durch's Dorf; die Weiber blickten auf ihn von der Schwelle ihrer Hütten, die Wange auf ihre Hand gestützt; die Bauern grüßten von fern, die Kinder liefen ihm furchtsam aus dem Wege, die Hunde bellten gleichgültig. Endlich fühlte er Hunger, doch er erwartete seine Dienerschaft und seinen Koch erst gegen Abend; aus Lawriky waren seine Provisionen noch nicht angekommen, — nothgedrungen mußte er sich an Anton wenden. Anton fand gleich Rath: er fing ein altes Huhn, schlachtete und rupfte es; Apraxea wusch und rieb es, bevor sie es in die Casserole that, als wäre das Huhn ein Waschlappen; als es endlich gar war, deckte Anton den Tisch, stellte vor das einzige Gedeck ein schwarzgewordenes, auf drei Füßen ruhendes Salzfaß aus Neusilber und ein geschliffenes Fläschchen mit rundem gläsernen Pfropfen und einem langen Halse und kündigte dann Lawretzky mit singender Stimme an, das Essen sei fertig, — er selbst stellte sich hinter Lawretzky's Stuhl und wickelte um die rechte Hand eine Serviette. Von ihm wehte ein scharfer Altersgeruch, ähnlich dem des Cypressenbaums. Lawretzky aß ein Paar Löffel von der Suppe und machte sich dann an das Huhn; die Haut desselben war mit großen Blasen bedeckt, eine dicke Flechse zog sich auf jedem Beine hin, das Fleisch schmeckte hölzern und nach Lauge. Nach dem Mittagessen sagte Lawretzky, er wolle Thee trinken, wenn . . . »Sie sollen den Augenblick Thee haben,« unterbrach ihn der Alte, — und er hielt Wort. Es fand sich eine kleine Hand voll Thee, in rothes Papier eingewickelt; es fand sich ein kleiner, aber äußerst geräuschvoller Samowar, es fand sich auch Zucker in sehr kleinen Stückchen, die aussehen, als wären sie im Wasser gewesen. Lawretzky trank seinen Thee aus einer großen Tasse; von Jugend auf erinnerte er sich dieser Tasse; Engel waren darauf abgebildet und nur Gäste tranken aus derselben; und auch er trank aus ihr, als wäre er hier nur ein Gast.

Gegen Abend kam sein Gesinde; — Lawretzky wollte nicht in dem Bette seiner Tante schlafen und ließ sich das seine in der Speisestube machen. Er löschte das Licht aus und schaute lange um sich, in keine fröhlichen Gedanken versunken; ihn überkam dasselbe Gefühl, das Alle überkommt, die in einem, seit langer Zeit unbewohnten Zimmer schlafen; ihm schien es, daß die von allen Seiten ihn umdrängende Finsterniß sich an den neuen Bewohner nicht gewöhnen könne, daß die Wände des Zimmers selbst ihn erstaunt anblickten. Endlich

seufzte er tief, zog die Decke über den Kopf und schlief ein. Am längsten blieb Anton wach, sprach lange und leise mit Apraxea, seufzte und stöhnte, und schlug zweimal das Zeichen des Kreuzes; Beide hatten es nicht erwartet, daß Lawretzky noch zu ihnen nach Wassiliewskoie ziehen würde, indem er ganz in der Nähe ein so schönes Gut, mit prächtigem herrschaftlichen Hause hatte. Ihnen konnte es nicht in den Kopf kommen, daß eben dieses Haus Lawretzky verhaßt war, daß es in ihm schmerzliche Erinnerungen erweckte. Nachdem sie sich satt geplaudert hatten, nahm Anton einen Stock, schlug an das, am Vorrathshause hängende, lange Zeit stumm gewesene Metallbrett und schlief hier auf dem Hofe ein, mit Nichts seinen weißen Kopf bedeckend. Still und wonnig war die Mainacht und lange schlief der Alte.

Zwanzigstes Kapitel.

Lawretzky stand ziemlich früh auf, plauderte mit dem Schulzen, besuchte die Tenne, befahl die Kette dem Hunde abzunehmen, dieser bellte nur ein wenig, aber entfernte sich sogar nicht von seinem Häuschen; und nach Hause zurückgekehrt, versank Feodor Iwanitsch in eine friedliche Erstarrung.

»So bin ich denn auf des Flusses tiefsten Grund jetzt versunken,« sagte er sich; er saß am Fenster ohne sich zu rühren und schien dem Laufe des Stilllebens, das ihn umgab« den seltenen Klängen der Dorfeinsamkeit zu lauschen. Hinter den Nesseln singt eine feine, feine Stimme; mit ihr scheint eine Mücke ein Duett zu singen. Die Stimme verstummte, die Mücke aber singt immer weiter. Durch das vereinte, frech klagende Sumsen der Fliegen klingt das dumpfe Sumsen einer dicken Hummel, — die ununterbrochen mit dem Kopf an die Decke schlägt; auf der Straße kräht ein Hahn, heiser die letzte Note dehnend, ein Karten rasselt vorbei, im Dorfe knarrt eine Pforte. »Was?« kreischt eine Frauenstimme. »O du mein Goldkind!« sagt Anton zu einem zweijährigen Mädchen, das er auf seinen Armen hält. »Bringe mir Etwas, wiederholt dieselbe Frauenstimme, — und wieder dieselbe Todtenruhe; kein Geräusch, nichts bewegt sich, nicht einmal ein leichter Wind säuselt durch die Blätter; geräuschlos streifen Schwalben, eine der andern folgend, die Erde und schwer wird es ihm um's Herz bei ihrem schweigsamen Fluge.

»So bin ich denn jetzt auf des Flusses tiefstem Grunde!« wiederholte Lawretzky, »und zu jeder Zeit ist das Leben hier still und kennt keine Eile. Wer in dessen Zauberkreis kömmt, muß sich ihm unterwerfen. Wozu ist hier das Wogen, das Wallen. Hier hat nur derjenige Erfolg, der sich seinem Pfad ohne Eile bahnt, wie der Landmann die Furche mit dem Pfluge gräbt. Und welche Kraft ist rings umher, wie viel Gesundheit in dieser thatenlosen Stille! Hier unter dem Fenster dringt dickes Farrenkraut aus dem dichten Grase; der Liebstock streckt über ihn seinen saftreichen Stiel; Liebfrauenthränen erheben noch höher ihre rosigen Locken; weiter dort im Felde glänzt der Roggen, der Hafer geht schon in's Stroh, und in seiner ganzen Breite dehnt sich jedes Blatt auf jedem Baume, jedes Gräschen auf seinem Halme aus. In Frauenliebe schwanden meine

besten Jahre hin, fuhr Lawretzky zu denken fort; so mag denn über mich die Langeweile Nüchternheit bringen, mag sie mich beruhigen, mich dazu vorbereiten, daß ich ohne Eile arbeite. Und aufs Neue lauschte er erwartungslos der Stille, und doch schien er jeden Augenblick etwas zu erwarten. Die Stille umfängt ihn von allen Seiten; die Sonne zieht ruhig am Himmel dahin, und ruhig schwimmen am Himmel die Sterne: sie scheinen zu wissen, warum und wohin sie schwimmen. In denselben Augenblicken kochte und eilte und stürmte das Leben an andern Orten auf Erden; hier floß es aber so unhörbar, wie Wasser auf Sumpfgräsern; und bis zum Abend konnte Lawretzky sich nicht losreißen von der Betrachtung dieses entschwimmenden, fortziehenden Lebens; der Kummer um die Vergangenheit thaute wie Frühlingsschnee in seinem Herzen,—und, sonderbar! — niemals war in seinem Herzen das Gefühl der Heimath so tief und so stark.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Im Laufe von zwei Wochen brachte Feodor Iwanitsch das Haus Glaphira Petrowna's in Ordnung und ließ den Hof und den Garten reinigen; aus Lawriky brachte man ihm comfortable Möbel, aus der Stadt Wein, Bücher, Journale; im Stalle standen Pferde; mit einem Worte: Feodor Iwanitsch umgab sich mit Allem, was nöthig war, und begann — halb als Gutsbesitzer, halb als Einsiedler zu leben. Seine Tage schwanden einförmig dahin; doch er langweilte sich nicht, obgleich er Niemanden sah; er beschäftigte sich fleißig mit der Landwirthschaft, ritt in der Umgegend umher, und las. Uebrigens las er wenig; er hörte lieber die Erzählungen des alten Anton mit an.

Gewöhnlich setzte sich Lawretzky mit der Pfeife und einer Tasse kalten Thee's an's Fenster, Anton stellte sich an die Thür, die Arme auf dem Rücken kreuzend, — und begann seine endlosen Erzählungen von jenen längst entschwundenen Zeiten, von jenen fabelhaften Zeiten, als Hafer und Roggen nicht nach dem Maaße, sondern nach großen Säcken verkauft wurde, und der Sack zwei bis drei Kopeken kostete; als nach allen Seiten hin, sogar bis zur Stadt undurchdringliche Wälder, von keinem Pflug berührte Steppen sich hinzogen. »Und jetzt,« klagte der Alte, der über achtzig Jahre alt war, — »jetzt hat man alle Wälder gefällt, alle Steppen gepflügt, so daß man sogar nirgends durchfahren kann.« Ebenso erzählte Anton viel von seiner gewesenen Herrin, Glaphira Petrowna: wie vernünftig und sparsam sie gewesen; wie ein Herr, ein junger Nachbar, sich an sie machen wollte, sie oft besuchte, — wie sie für ihn ihre Sonntagshaube mit messakafarbenen Bändern und ein gelbes Kleid aus Troutrou-Levantine anzog; wie aber dann der Herr Nachbar bei ihr für die unanständige Frage: »Sie müssen, gnädige Frau, sich doch ein hübsches Capital gespart haben,« in Ungnade fiel, wie sie befahl, ihn nicht mehr zu empfangen, und zugleich die Ordre gab, Alles, bis auf den kleinsten Lappen nach ihrem Tode an Feodor Iwanitsch zu übergeben. Und wirklich, Lawretzky fand seiner Tante sämmtliches Hab' und Gut treulich aufbewahrt vor, selbst die Sonntagshaube mit den Massakabändern und das gelbe Kleid aus *trou-trou-levantine.*

Alte Papiere und bemerkenswerthe Documente, auf welche Lawretzky rechnete, fand er nicht, außer einem alten zerrissenen

Buche, in welches sein Großvater die Tagesgeschichte einschrieb — bald: »Feier in der Stadt St. Petersburg, des mit dem türkischen Kaiserreiche vom Fürsten Alexandrowitsch Prosorowsky geschlossenen Friedens;« bald das Rezept eines D e c o c t s gegen Brustkrankheiten mit der Bemerkung: »dieses Recept ist der Generalin Praskowia Feodorowna Saltikowa vom Protopresbyter der Heiligen-Geist-Kirche Feodor Awrentiewitsch gegeben worden;« bald irgend eine politische Nachricht von dieser Art, »man hört ja nichts von den Tigern, den Franzosen« — und daneben: »in der moskauer Zeitung steht, es sei ein Herr Premier-Major Michail Petrowitsch Kolytscheff gestorben. Ist es nicht der Sohn von Peter Wassiliewitsch Kolytscheff?« Lawretzky fand ebenfalls einige alte Kalender, Traumbücher und das mysteriöse Werk des Herrn Ambodiks. So manche Erinnerungen erweckten in ihm die längst vergessenen aber bekannten »Symbole und Embleme;« im Toilettentischchen Glaphira Petrowna's fand Lawretzky ein, mit einem schwarzen Bande zugebundenes, mit schwarzem Siegellack versiegeltes, und im hintersten Winkel der Schublade verstecktes Paket. In diesem Pakete lagen, Gesicht gegen Gesicht gekehrt, das Pastellbild seines Vaters in dessen Jugend, mit weichen, auf die Stirn herabhängenden Haaren, mit großen, schmachtenden Augen und halbgeöffnetem Munde, und das halbverwischte Bild seiner Mutter, einer blassen Frau in einem weißen Kleide, mit einer weißen Rose in der Hand, Glaphira Petrowna hatte sich selbst niemals malen lassen.

»Obgleich ich damals noch nicht die herrschaftlichen Gemächer bewohnte,« erzählte Anton weiter, »so erinnere ich mich sehr wohl Ihres Urgroßvaters Andrei Afanassitsch; — wie sollte ich es auch nicht? Ich trat, als er starb, mein achtzehntes Jahr an. Einst begegnete ich ihm im Garten, — sogar mein Herz im Leibe erzitterte; — er that mir aber nichts, fragte mich nur, wie ich heiße, und schickte mich in seine Gemächer, sein Schnupftuch zu holen. Er war ein Bojar von echtem Schrot und Korn, das muß man gestehen, über sich erkannte er Niemanden an; denn Ihr Urgroßvater, wie ich Ihnen sagen muß, besaß ein wunderbares Weihrauchkissen, das ihm ein Mönch vom Berge Athos mit den Worten geschenkt hatte: »ich schenke Dir, Bojar, dies Weihrauchkissen für Deine Gastfreundschaft; trage es auf Deiner Brust, und Du brauchst keine Richter zu fürchten.« Nun, es waren aber auch damals, wie Sie wissen, die Zeiten darnach; — was ein Bojar

wollte, das that er auch. Wenn zuweilen selbst irgend einer der benachbarten Edelleute ihm zu widersprechen wagte, so blickte er ihn nur scharf an und sagte: »Du schwimmst auf seichtem Wasser.« Das war eine Lieblingsredensart von ihm. Er lebte, — Ihr Urgroßvater, Gott habe ihn selig, — in einem kleinen hölzernen Hause; was hat er aber für einen Reichthum hinterlassen! Wie viel Gold und Silber! — Alle Keller waren voll von Hab und Gut. Und was war das für ein Wirth! Jene kleine Karaffe, welche Ihnen gefällt, hat ihm gehört; er bewahrte darin seinen Schnaps auf. Ihr Großvater dagegen hat freilich ein steinernes Haus gebaut, Vermögen aber nicht erworben; bei ihm ging Alles drunter und drüber; er lebte schlechter, als Ihr Vater, erlaubte sich kein einziges Vergnügen, — und doch ging ihm all' sein Geld durch die Finger, so daß nach seinem Tode sich nicht ein einziger Pfennig vorfand; nicht einen silbernen Löffel hinterließ er, — und wenn etwas hinterblieben ist, so ist dieses den Sorgen Glaphira Petrowna's zu verdanken.

»Ist es wahr,« unterbrach ihn Lawretzky, »daß man sie den »alten Geizhals« nannte?«

»Wer nannte sie so!« rief Anton unwillig . . .«

»Was macht aber unsere Herrin,« entschloß sich einst der Alte zu fragen, »wo befindet sie sich jetzt?«

»Ich habe mich von meiner Frau geschieden,« erwiderte Lawretzky mit Anstrengung, »ich bitte Dich, frage mich nicht nach ihr!«

»Wie Sie befehlen,« erwiderte treuherzig der Alte.

Drei Wochen waren vergangen, als einst Lawretzky nach O. zu den Kalitins ritt und bei ihnen den Abend verbrachte. Lemm war auch dort und er gefiel Lawretzky ausnehmend. Obgleich Lawretzky, Dank seinem Vater, kein einziges Instrument spielte, liebte er die Musik, d. h. Ernste, classische Musik, leidenschaftlich. Panschin war diesen Abend nicht bei den Kalitins, er hatte auf einige Zeit die Stadt, in Aufträgen des Gouverneurs, verlassen. Liese spielte allein und spielte mit großer Fertigkeit; Lemm verlor seine Apathie, wurde ganz Leben, rollte einen Bogen Papier zusammen und dirigirte. Anfangs lachte Marie Dmitriewna, dann ging sie schlafen. Beethovens Musik erregte, wie sie sagte, zu sehr ihre Nerven. Um Mitternacht begleitete Lawretzky Lemm in dessen Wohnung und blieb bei ihm bis um drei Uhr Morgens.

Lemm sprach viel, seine gebückte Gestalt richtete sich empor, seine Augen wurden groß und blitzte, selbst die auf die Stirn herabhängenden Haare richteten sich in die Höhe. Schon lange hatte ihm Niemand Theilnahme bezeigt, Lawretzky interessirte sich sichtbar für ihn, er fragte ihn aufmerksam und theilnehmend aus. Dies erschütterte den Alten; er endigte damit, daß er seinem Gaste seine Musik zeigte, ihm vorspielte und sogar mit einer Todtenstimme einige Bruchstücke aus seinen Compositionen, unter andern die von ihm in Musik gesetzte Ballade »Fridolin« vorsang. Lawretzky lobte ihn, ließ ihn Einiges wiederholen und lud ihn, als er wegfuhr, ein, einige Tage bei ihm auf seinem Gute zu verbringen.

Lemm, der Lawretzky bis auf die Straße begleitete, willigte sofort ein und drückte ihm fest die Hand; doch allein in der frischen und kühlen Luft, bei kaum sich zeigendem Morgenroth, geblieben, blickte er um sich, kniff seine Augen zusammen, nahm seine gewohnte gebückte Haltung wieder an und schlich, wie ein Verbrechen wieder in sein Zimmer.

»Ich bin wohl nicht bei Sinnen!« murmelte er, sich auf sein hartes und kurzes Bett legend. Er versuchte sich krank zu melden, als nach einigen Tagen Lawretzky ihn in einer Kalesche abholen kam; Feodor Iwanitsch aber ging in sein Zimmer und überredete ihn. Am stärksten aber wirkte auf Lemm der Umstand, daß Lawretzky eigens für ihn ein Clavier aus der Stadt hatte kommen lassen. Sie fuhren Beide zu Kalitins und verbrachten bei denselben den Abend, aber nicht mehr so angenehm, wie das letzte Mal. Panschin war dort, erzählte von der Reise, die er gemacht hatte, carrikirte und copirte auf eine sehr komische Weise die Landedelleute, welche er neulich gesehen hatte; Lawretzky lachte, Lemm jedoch schwieg und verließ seinen Winkel nicht, wie bei einer Spinne bewegten sich alle seine Glieder, er blickte finster und stumm vor sich hin und wurde nur dann wieder lebendig, als Lawretzky Abschied zu nehmen begann. Aber selbst als er im Wagen saß, blieb der Alte scheu und gekrümmt; die stille und warme Luft, der leichte Wind, die flüchtigen Schatten, der Duft des Grases, der Birkenknospen, der friedliche Glanz des mondlosen, sternbedeckten Himmels, das tactmäßige Stampfen und Schnauben der Pferde, alle Zauber der Reise, des Frühlings und der Nacht drangen in das Herz des armen Deutschen, und er begann zuerst mit Lawretzky zu sprechen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Er sprach von Musik, von Liese und dann wieder von Musik, er sprach gleichsam langsamer, wenn er von Liese sprach. Lawretzky lenkte die Unterhaltung auf seine Compositionen und schlug ihm, halb im Spaße vor, für ihn ein Libretto zu schreiben.

»Hm, ein Libretto,« entgegnete Lemm, »nein, das paßt mir nicht; mir fehlt jene Lebhaftigkeit, jenes Phantasienspiel, die für eine Oper unumgänglich sind; wenn ich aber im Stande wäre, etwas zu componiren, so würde ich mich mit einer Romanze begnügen; freilich würde ich ein gutes Gedicht dazu wünschen.«

Er schwieg und saß lange unbeweglich, die Augen gen Himmel gerichtet.

»Zum Beispiel,« sagte er endlich, etwas in dieser Art: »Ihr, Sterne o ihr reinen Sterne!«

Lawretzky wandte sich zu ihm und sah ihn fest an.

»Ihr Sterne, reine Sterne,« wiederholte Lemm . . . »Ihr blicket auf Gerechte wie auf Schuldige; doch die Einen sind schuldlos im Herzen«, oder etwas in dieser Art . . . »Sie verstehen Euch,« das heißt, nein, »sie lieben Euch.« Uebrigens bin ich kein Dichter, was soll ich da? Etwas Erhabenes, aber in dieser Art!

Lemm rückte den Hut auf den Scheitel; im leichten Halbdunkel der hellen Nacht schien sein Gesicht bleicher und jünger.

»Und auch Ihr,« fuhr er mit nach und nach ersterbender Stimme fort, »Ihr wißt es, wer da liebt und wer zu lieben versteht, denn Ihr, die Reinen, Ihr allein könnet trösten . . . « nein, nein, das ist es alles nicht, was ich eigentlich meine, ich bin kein Dichter,« sagte er, »aber etwas in der Art.«

»Mir thut es leid, daß ich kein Dichter bin,« erwiderte Lawretzky.

»Leere Träume,« entgegnete Lemm, und drückte sich in eine Ecke der Kalesche. Er schloß die Augen, als ob er einschlafen wollte. Einige Augenblicke vergingen, Lawretzky horchte . . . »Sterne, reine Sterne, Liebe« — murmelte der Alte.

»Liebe,« wiederholte Lawretzky leise, versank in Gedanken und schwer ward ihm um’s Herz.

»Sie haben eine schöne Musik zum Fridolin geschrieben, Christophor Fedorowitsch; was meinen Sie aber,« sagte er laut« »dieser Fridolin ist, als der Graf ihn zu seiner Frau brachte, gleich ihr Liebhaber geworden, — was?«

»Das denken Sie,« meinte Lemm, »weil, wahrscheinlich, die Erfahrung . . . « Er schwieg plötzlich und wandte sich verwirrt ab.

Lawretzky lachte gezwungen, drehte sich auch um und sah auf den Weg.

Schon begannen die Sterne zu erbleichen und der Himmel wurde grau, als die Kalesche an der Treppe des kleinen Häuschens in Wassiliewsky hielt. Lawretzky begleitete seinen Gast in das, für ihn bestimmte Zimmer, kehrte in sein Cabinet zurück und setzte sich an's Fenster. Im Garten sang eine Nachtigall ihr letztes Lied vor Morgenanbruch. Lawretzky erinnerte sich, daß auch bei den Kalitins eine Nachtigall gesungen hatte, er erinnerte sich ebenfalls der leisen Bewegung der Augen Liesens, als sie sich bei deren ersten Tönen zum Fenster wandten. Er begann, an sie zu denken, und in seinem Herzen wurde Ruhe. »Reines Mädchen,« sagte, er halblaut, »reine Sterne!« fügte er lächelnd hinzu und legte sich ruhig schlafen.

Auch Lemm saß lange auf seinem Bette, ein Notenheft auf den Knieen haltend. Eine nie dagewesene, süße Melodie schien ihn besuchen zu wollen. Schon brannte er, schon war er in reizbarer Aufregung, schon fühlte er die Ermattung und die Süße ihres Nahens, doch wartete er sie nicht ab. »Weder Dichter noch Musiker!« lispelte er endlich vor sich hin.

Und schwer sank sein müdes Haupt auf das Kissen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Am folgenden Tage tranken der Wirth und sein Gast Thee im Garten unter einer alten Linde.

»Meister» sagte unter anderem Lawretzky, — »bald werden Sie eine Festcantate componiren müssen!«

»Und wozu das?«

»Zu der Hochzeit des Herrn Panschin mit, Liese. Haben Sie bemerkt, wie er ihr gestern die Cour machte? Alles scheint schon unter ihnen abgemacht.«

»Das kamt nicht sein!« rief Lemm aus.

»Und warum nicht?«

»Weil es unmöglich ist! . . . Uebrigens, fügte er nach einigen Augenblicken hinzu, »auf der Welt ist Alles möglich, besonders hier bei Ihnen in Rußland.«

»Rußland wollen wir für jetzt in Ruhe lassen; was finden Sie aber Schlechtes in dieser Ehe?«

»Alles ist schlecht, Alles. Lisawetha Michailowna ist ein ernstes, rechtliches Fräulein, hat erhabene Gefühle, — und er . . . er ist ein Di-let-ant, in einem Worte.«

»Sie liebt ihn aber?«

Lemm stand von der Bank auf.

»Nein« sie liebt ihn nicht, das heißt, sie hat noch ein reines Herz und weiß selbst nicht, was Liebe heißt. Frau von Kalitin sagt ihr, er sei ein guter junger Mann und sie glaubt ihr denn sie ist noch ein Kind, obgleich sie neunzehn Jahre alt ist. Sie betet des Morgens, sie betet des Abends — und das ist sehr lobenswerth; doch sie liebt ihn nicht. Sie kann nur das Schöne lieben, und er ist nicht schön, das heißt seine Seele ist nicht schön.«

Lemm sprach diese Rede fließend und mit Feuer, mit kurzen Schritten vor dem Theetische hin und her schreitend, und seine Augen irrten auf der Erde umher.

»Theuerster Maëstro!« rief plötzlich Lawretzky aus, »mir scheint es, Sie selbst sind in meine Cousine verliebt!«

Lemm hielt plötzlich inne.

»Ich bitte,« sagte er mit unsicherer Stimme, »spaßen Sie mit mir nicht, ich blicke-ins Grab und nicht auf eine rosige Zukunft.«

Der Alte that Lawretzky leid und er bat ihn um Vergebung. Nach dem Thee spielte Lemm ihm jene Cantate vor und bei Tisch, von Lawretzky selbst auf dies Thema gebracht, sprach er wieder viel von Liese. Lawretzky hörte ihm aufmerksam und neugierig zu.

»Was meinen Sie wohl, Christophor Fedorowitsch,« sagte er endlich, »hier ist, scheint es mir, jetzt Alles in Ordnung; der Garten steht in voller Blüthe, soll ich sie nicht mit ihrer Mutter und meiner alten Tante auf einen Tag hierher einladen? Was? Das wird Ihnen angenehm sein?«

Lemm bückte sich über seinen Teller. »Laden Sie ein,« murmelte er vor sich hin.

»Und Panschin soll nicht dabei sein?«

»Nein!« sagte der Alte mit einem fast kindischen Lächeln.

Zwei Tage später fuhr Feodor Iwanitsch in die Stadt zu den Kalitins.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Er fand Alle zu Hause, doch sagte er nicht gleich, warum er gekommen war. Erst wollte er allein mit Liese reden. Der Zufall kam ihm zu Hilfe; man ließ sie Beide allein im Saal. Sie plauderten zusammen, Liese hatte schon Zeit gehabt, sich an ihn zu gewöhnen, — überhaupt fürchtete sie auch Niemanden. Er hörte sie an, blickte ihr in's Gesicht und wiederholte in seinen Gedanken die Worte Lemm's, er gab ihm in Allem recht.

Zuweilen geschieht es, daß zwei schon bekannte, aber sich nicht nahe stehende Leute plötzlich und schnell, in einigen Augenblicken sich aneinander anschließen, — und das Gefühl dieser Annäherung drückt sich in ihren Blicken, in ihrem freundlichen und sanften Lächeln, selbst in ihren Bewegungen aus. Aehnliches fand mit Lawretzky und Liese statt. »Also so ist er,« dachte sie, ihn freundlich ansehend. »Also so bist Du,« dachte auch er, und deswegen war er nicht im Geringsten verwundert, als sie, ohne die kleinste Spur von Verlegenheit zu zeigen, zu ihm sagte: es läge ihr schon seit lange auf dem Herzen ihn, um etwas zu fragen, doch fürchte sie, ihn zu ärgern.

»Fürchten Sie sich nicht, sprechen Sie immer zu, sagte er und blieb vor ihr stehen.

Liese heftete auf ihn ihre klaren Augen.

»Sie sind so gut!« begann sie und dachte zu gleicher Zeit: »ja, in der That, er ist gut. . . « — »Sie werden mich entschuldigen, denn eigentlich sollte ich mit Ihnen, darüber nicht sprechen . . . Wie konnten Sie?. . .Warum haben Sie sich von Ihrer Frau getrennt?«

Lawretzky fuhr zusammen, blickte auf Liese und setzte sich zu ihr.

»Kind!« begann er, »rühren Sie diese Wunde nicht an; Sie haben zwar zarte Hände, doch wird die Wunde auch bei Ihrer Berührung schmerzen.«

»Ich weiß es,« fuhr Liese fort, als ob sie nicht gehört hätte, was er sagte, — »ich weiß es, daß sie vor Ihnen schuldig dasteht, ich will sie nicht rechtfertigen; wie kann man aber das trennen, was Gott vereint hat?«

»Unsere Begriffe darüber sind zu verschieden,« sagte Lawretzky, »wir werden einander nicht verstehen.«

Liese erblaßte; ihr ganzer Körper erzitterte, doch sie schwieg nicht.

»Sie müssen verzeihen,« fuhr sie fort, »wenn Ihnen verziehen werden soll.«

»Verzeihen!l« rief Lawretzky. — »Erst müssen Sie wissen, für wen Sie bitten. Diesem Weibe verzeihen, sie wieder in mein Haus aufnehmen, sie, dieses eitle, herzlose Geschöpf! Wer hat Ihnen auch gesagt, daß sie zu mir zurückkehren wolle? Sie ist ja mit ihrem Schicksal vollkommen zufrieden. Was ist da viel zu reden? Ihr Name darf von Ihnen nicht ausgesprochen werden. Sie sind zu rein, Sie können solch ein Geschöpf nicht verstehen.«

»Warum beleidigen?« sagte Liese und das Zittern ihrer Hände wurde immer bemerkbarer. »Sie selbst haben sie verlassen, Feodor Iwanitsch!«

»Ich sage es Ihnen aber,« rief Lawretzky, sich unwillkürlich von seiner Ungeduld hinreißen lassend, »Sie wissen nicht, was das für ein Geschöpf ist.«

»Warum haben Sie sie aber denn geheirathet?« lispelte Liese und senkte die Augen.

Lawretzky sprang von seinem Stuhle auf.

»Warum ich sie geheirathet habe? Ich war damals jung und unerfahren; ich habe mich geirrt, habe mich vom schönen Aeußern hinreißen lassen. Ich kannte das Weib nicht, kannte die Welt nicht. Ich bete zu Gott, daß Sie eine glücklichere Ehe schließen; doch, glauben Sie mir, im Voraus kann man auf nichts schwören.

»Auch ich kann unglücklich werden,« lispelte Liese und ihre Stimme wurde unsicher; — »doch werde ich mich dann in mein Schicksal zu ergeben wissen . . . Ich kann mich nicht gut ausdrücken, doch wenn wir uns nicht in unser Schicksal ergeben . . . «

Lawretzky drückte krampfhaft die Hände zusammen und stampfte mit dem Fuße.

»Aergern Sie sich nicht, verzeihen Sie mir!« beeilte sich Liese zu sagen.

In diesem Augenblicke trat Marie Dmitriewna in’s Zimmer. Liese stand auf und wollte sich entfernen.

»Warten Sie,« rief ihr Lawretzky unerwartet nach. »Ich habe eine große Bitte an Sie und an Ihre Mutter: besuchen Sie mich in meiner neuen Wohnung. Sie wissen, ich habe jetzt ein Clavier, Lemm ist bei

mir auf Besuch; der Hollunder blüht jetzt, Sie werden die Landluft genießen und können denselben Tag nach Hause zurückkehren, — sind Sie damit einverstanden?«

Liese blickte auf ihre Mutter, Marie Dmitriewna machte eine kränkliche Miene; Lawretzky ließ ihr aber nicht Zeit, den Mund zu öffnen und küßte ihr beide Hände. Marie Dmitriewna, die keiner Schmeichelei zu widerstehen wußte und eine solche Liebeuswürdigkeit vom »Bären« gar nicht erwartet halte, thaute auf und gab ihre Einwilligung. Während sie darüber nachdachte, welchen Tag sie bestimmen solle, ging Lawretzky zu Liese und immer noch aufgeregt, raunte er ihr leise zu: »Ich danke, ich bin schuld . . . Sie sind ein gutes Mädchen,« und ihr bleiches Gesicht erröthete von einem frohen und züchtigen Lächeln. Auch ihre Augen lächelten, — bis zu diesem Augenblicke hatte sie gefürchtet, ihn beleidigt zu haben.

»Kann Wladimir Nikolaitsch uns begleiten?« fragte Marie Dmitriewna. — »Freilich,« erwiderte Lawretzky, — »wäre es aber nicht besser, wenn wir im Familienkreise blieben?«

»Doch glaube ich. . . « begann Marie Dmitriewna, »übrigens wie Sie wollen!« fügte sie hinzu.

Man beschloß, Lenchen und Schurotschka mitzunehmen. Martha Timotheewna weigerte sich, mitzufahren.

»Es fällt mir schwer, mein Lieber,« sagte sie, »meine alten Knochen rütteln zu lassen; uns auf die Nacht zu beherbergen, hast Du keinen Platz. Uebrigens liebe ich auch nicht, in fremden Betten zu schlafen; mag die Jugend allein zu Dir fahren.«

Lawretzky fand keine Gelegenheit mehr, mit Liese allein zu bleiben, doch er sah sie so an, daß es ihr wohl um’s Herz wurde, daß sie sich etwas schämte und er ihr leid that. Als er von ihr Abschied nahm, drückte er ihr fest die Hand, und sie versank in Gedanken, als sie allein geblieben war.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Als Lawretzky nach Hause zurückgekehrt war, traf er auf der Schwelle des Saales einen hohen und mageren Mann in einem abgeschnitten blauen Rocke, mit einem runzlichen, aber belebten Gesichte, einem unordentlichen grauen Backenbart, langer und gerader Nase und kleinen, feurigen Augen. Das war Michalewitsch, sein früherer Universitätskamerad. Anfangs erkannte ihn Lawretzky nicht, drückte ihn aber feurig an seine Brust, als er sich nannte. Seit Moskau hatten sie sich nicht gesehen; es folgten Ausrufungen, Fragen, längst vergessene Erinnerungen sahen das Licht der Welt wieder.

Eine Pfeife nach der andern ausrauchend, dazu den Thee schluckweise trinkend und mit seinen langen Armen herumfechtend, erzählte Michalewitsch seine Irrfahrten. Viel Fröhliches war nicht in denselben, er konnte sich keiner großen Erfolge in seinen Unternehmungen rühmen, — doch lachte er fortwährend mit heiserer, nervöser Stimme. Vor einem Monat hatte er eine Stelle auf dem Comptoir eines reichen Branntweinpächters erhalten, der ungefähr dreihundert Werst von O. Wohnte, und, da er von der Rückkehr Lawretzky's aus dem Auslande gehört, hatte er einen Umweg gemacht, um seinen alten Freund wiederzusehen. Michalewitsch sprach in denselben gebrochenen Sätzen, wie in seiner Jugend, lärmte und war derselbe Enthusiast wie früher. Lawretzky begann von seinen Verhältnissen zu sprechen, doch Michalewitsch unterbrach ihn und brummte eilig vor sich: »ich habe schon gehört, Freund; ich habe schon gehört! Wer konnte das erwarten?« und lenkte gleich das Gespräch auf allgemeine Dinge.

»Morgen muß ich weiter reisen» sagte er; »heute aber, Du mußt es mir schon vergeben, wollen wir nicht früh schlafen gehen. Ich muß durchaus wissen, was Du jetzt bist, welche Meinungen, welche Ueberzeugungen Du hast, was Du geworden bist, was Dich das Leben gelehrt hat.« (Michalewitsch hielt sich an die Phraseologie der dreißiger Jahre.) »Was mich betrifft, Freund, so habe ich mich sehr verändert; des Lebens Wellen sind auf meine Brust gefallen, — wer hat das doch gesagt? obgleich ich in Dem, was wichtig ist: was den Lebenskern betrifft, mich nicht verändert habe; wie früher glaube ich

an das Schöne, an die Wahrheit, ich glaube nicht allein, ich glaube von Herzen, ja, von Herzen, von Herzen. Höre, Du weißt, ich mache Verse, Poesie ist in ihnen nicht, doch ist in ihnen Wahrheit. Ich will Dir mein letztes Gedicht vorlesen, in ihm habe ich meine innern, tiefen Ueberzeugungen ausgesprochen. Höre!« Michalewitsch las sein Gedicht vor; es war ziemlich lang und endigte mit folgenden Zeilen:

Ein Kind bin ich im Herzen jetzt geworden,
Gab mich Gefühlen hin, die niemals ich gekannt;
Verbrannte Alles, was ich hab' vergöttert;
Und knie vor Dem, was früher ich verbrannt.

Als er die beiden letzten Verse las, waren in seiner Stimme Thränen zu hören; leichte Zuckungen, Zeugen eines tiefen Gefühles, eilten über seine dicken Lippen, sein unschönes Gesicht verklärte sich.

Lawretzky hörte ihn an, lauschte ihm zu . . . und der Geist des Widerspruches wurde in ihm rege; auf seine Nerven wirkte die stets bereite, stets aufbrausende Begeisterung des Moskauer Studenten. — Keine Viertelstunde war vergangen, als Beide schon in einen Streit verwickelt waren, in einen jener endlosen Streite, zu denen nur Russen fähig sind. Nach langer Trennung, die Beide in einer ganz verschiedenen Welt verbracht hatten, weder die eigenen noch die fremden Gedanken klar begreifend, sich an Worte klammernd, und mit Worten allein widersprechend, stritten sie über die erhabensten Gegenstände und stritten so, als gelte es Beider Leben und Tod; schrieen so laut, daß das ganze Haus in Aufregung gerieth und der arme Lemm, der seit der Ankunft Michalewitsch's sich in seine Stube eingeschlossen hatte, ganz verwirrt wurde, und etwas — ohne eigentlich zu wissen was — fürchtete.

»Was bist Du eigentlich nach allem Diesem? Blasirt!« schrie Michalewitsch um ein Uhr nach Mitternacht.

»Sehen *Blasirte* so aus?« entgegnete Lawretzky. »Die haben ein bleiches und krankhaftes Aussehen, — und ich; willst Du es, so hebe ich Dich mit einer Hand auf!«

»Nun, wenn nicht blasirt, so bist Du ein *Scyptyker* (in Michalewitsch's Aussprache war der Kleinrusse nicht zu verkennen). Und was hast Du für ein Recht, Scyptyker zu sein? Dir ist Alles im Leben geglückt, freilich; ja, aber dabei hattest Du gar kein Verdienst; Du warst mit einem leidenschaftlichen, liebenden Herzen geboren,

und man trennte Dich mit Gewalt von den Frauen. Die erste Frau, die Du trafst, mußte Dich betrügen . . . «

»Und sie hat mich betrogen,« bemerkte finster Lawretzky.

»Gut, gut, und dabei war ich des Schicksals Werkzeug, — doch was lüge ich, ein Schicksal giebt es nicht; es ist meine alte Gewohnheit, mich undeutlich auszudrücken. Doch was beweist dies?«

»Es beweist, daß man mich von meiner Kindheit an verrenkt hat.«

»Da heile Dich selbst von Deiner Verwaltung, dazu bist Du ein Mann; Du brauchst nicht bei Leuten um Energie zu betteln! Es sei dem aber, wie ihm wolle, kann man, ist es erlaubt, ein vereinzelt dastehendes Factum zu einem allgemeinen Gesetz, zu einer unwiderruflichen Regel zu erheben?«

»Was ist hier für eine Regel?« unterbrach ihn Lawretzky, »ich erkenne nicht an . . . «

»Nein, das ist Deine Regel, Deine Regel.« unterbrach ihn seinerseits Michalewitsch.

»Du bist ein Egoist, das ist es!« donnerte er eine Stunde später: -— »Du suchtest nur Selbstgenuß, Du wünschtest Glück im Leben zu haben, Du wolltest nur für Dich allein leben . . . «

»Was ist Selbstgenuß?«

»Und Alles hat Dich betrogen, Alles ist unter Deinen Füßen zusammengestürzt.«

»Was ist Selbstgenuß? das frage ich Dich.«

»Und es mußte zusammenstürzen, denn Du suchtest einen Haltpunkt da, wo man ihn nicht finden konnte; denn Du bautest Dein Haus auf Flugsand.«

»Sprich deutlicher, ohne Gleichnisse, *denn* ich verstehe Dich nicht!«

»Denn, — Du kannst meinethalben spotten, denn in Dir ist kein Glauben, ist keine Herzensgluth; Verstand, nur Groschenverstand . . . Du bist« ganz einfach, ein erbärmlicher, hinter Deiner Zeit zurückgebliebener Voltairianer — das bist Du.«

»Wer? Ich ein Voltairianer?«

»Ja, ganz solch ein Voltairianer, wie es Dein Vater gewesen ist, und Du weißt es selbst nicht.«

»Dann habe ich das Recht,« rief Lawretzky, »zu sagen, daß Du ein Fanatiker bist!«

»Ach!« sagte Michalewitsch mit Zerknirschung, »zum Unglück habe ich bis jetzt noch durch Nichts einen so erhabenen Namen verdient!«

»Jetzt habe ich gefunden, wie ich Dich nennen soll, schrie derselbe Michalewitsch um drei Uhr Nachts. — »Du bist kein Sceptiker, nicht blasirt, kein Voltairianer, Du bist — ganz einfach — ein Murmelthier, ein böswilliges Murmelthier, ein Murmelthier mit Bewußtsein, kein naives Murmelthier. Die naiven Murmelthiere liegen auf ihrem Flecke, und thun nichts, weil sie nichts zu thun verstehen; sie denken auch an nichts; Du aber, ein denkender Mensch, -— auch Du liegst; Du könntest etwas thun — und thust nichts; Du liegst da mit Deinem vollen Bauche und sprichst: so muß es sein, nämlich, man müsse liegen, weil alles, was die Leute da thun und treiben, alles nur Unsinn sei, der zu nichts Vernünftigem führe.«

»Woher kommst Du nur aber auf den Gedanken, daß ich liege?« wiederholte Lawretzky; »was giebt Dir Grund und Ursache, in mir solche Gedanken vorauszusetzen?«

»Und überdies seid ihr Alle,« fuhr der unermüdliche Michalewitsch fort, »Du und Deinesgleichen, vielbelesene Murmelthiere. Ihr wißt, aus welchem Fuß der Deutsche hinkt, wißt, was bei den Franzosen und Engländern schlecht ist, und Euer erbärmliches Wissen kommt Euch zu Hilfe, rechtfertigt Eure schmähliche Trägheit, Euer schmachvolles Nichtsthun. So Mancher ist sogar darauf stolz, — und denkt sich in seinen Sinnen — ich liege und die Narren da, die drängen sich geschäftig herum. Ja! — Auch bei uns giebt es solche Herren, — übrigens sei das nicht auf Deine Rechnung gesagt, — die ihr ganzes Leben in einem Starrkrampf der Langweile verbringen, sich in dieselbe hineinnisten, — wie . . . nun, wie ein Pilz in die Butter . . . « meinte Michalewitsch und lachte selbst über seinen Vergleich. »Ach dieser Starrkrampf der Langweile, das ist das Verderben der Russen; das ekelhafte Murmelthier nimmt sich sein Lebenlang vor, zu arbeiten.«

»Was schimpfst Du mich aber?« schrie seinestheils Lawretzky. »Handeln . . . arbeiten . . . sage mir lieber, was ich thun soll? Du Demosthenes aus Poltawa!«.

»Sieh einmal, was Du da von mir verlangst! — Nein, das werde ich Dir nicht sagen, Freund; das muß ein jeder selbst wissen!« erwiderte Demosthenes mit Ironie. »Ein Rittergutsbesitzer! — Ein Edelmann! und weiß nicht, was er thun soll! Er hat keinen Glauben, sonst wüßte er, was er thun soll; keinen Glauben hat er, und keine Offenherzigkeit.«

»Laß mich doch wenigstens verschnaufen, Du Teufel! Gieb mir doch einen Augenblick Ruhe,« bat Lawretzky.

»Keine Minute, keine Secunde Ruhe,« erwiderte Michalewitsch mit einer befehlenden Handbewegung. »Keine einzige Secunde! — Der Tod wartet nicht und das Leben darf auch nicht warten.«

»Und wann und wo fiel es den Leuten ein, zu Murmelthieren zu werden,« schrie er um vier Uhr Morgens mit schon etwas heiserer Stimme. »Bei uns! Jetzt! In Rußland! Während auf jeder Persönlichkeit eine große Pflicht, eine große Verantwortlichkeit vor Gott, vor dem Volke, vor sich selbst liegt! Wir schlafen, und die Zeit enteilt; wir schlafen . . . «

»Erlaube mir, Dir zu bemerken,« sagte Lawretzky, »daß wir jetzt ganz und gar nicht schlafen, sondern eher die Andern in ihrem Schlafe stören. Wir krähen wie die Hähne. Horch! sie scheinen zum dritten Male zu krähen.«

Dieser Spaß machte Michalewitsch lächeln und beruhigte ihn. »Auf Morgen,« sagte er und legte seine Pfeife in den Tabaksbeutel. »Auf Morgen,« wiederholte Lawretzky; doch über eine Stunde noch unterhielten sich die Freunde. Uebrigens wurden ihre Stimmen nicht mehr laut, denn ihre Reden waren sanft und traurig, — es waren gute Reden.

So viel ihn auch Lawretzky zu bleiben beredete, reiste Michalewitsch dennoch am folgenden Morgen ab. Feodor Iwanitsch konnte ihn nicht bei sich behalten, doch sprach er sich mit ihm zur Genüge aus. Es erwies sich, daß Michalewitsch auch nicht einen Pfennig in der Tasche hatte. Schon am Tage vorher hatte Lawretzky an ihm alle Anzeichen und Gewohnheiten einer chronischen Armuth bemerkt. Seine Stiefel waren zerrissen, auf dem Rücken fehlte an seinem Rocke ein Knopf, seine Hände kannten keine Handschuhe und in seinen Haaren waren Bettfedern. Bei seiner Ankunft hatte er nicht daran gedacht, sich zu waschen. Beim Abendbrode aß er wie ein

Haifisch, zerriß mit den Händen das Fleisch und zerbiß lärmend die Kochen mit seinen festen schwarzen Zähnen.

Im Staatsdienste hatte er keinen großen Erfolg gehabt, jetzt hatte er seine ganze Hoffnung auf den Branntweinpächter gesetzt, der ihn ganz einfach aus dem Grunde zu sich genommen hatte, weil er in seinem Comptoir einen »gebildeten Mann« haben wollte. Trotzdem verzagte Michalewitsch nicht und lebte als Cyniker, Idealist, Dichter, aufrichtig besorgt um das Schicksal der Menschheit und seine eigene Bestimmung, und-sich wenig darum bekümmernd, ob er nicht morgen vor Hunger sterben würde. Er war nicht verheirathet, verliebte sich aber zahllose Male und schrieb Gedichte auf alle seine Heißgeliebten. Mit besonderer Begeisterung besang er eine mysteriöse, schwarzlockige »Panua«. . . Freilich gingen Gerüchte um, daß diese Panua ganz einfach eine Jüdin sei, die vielen Cavallerieoffizieren sehr wohl bekannt war . . . wenn man es aber bedenkt, ist denn das nicht ganz einerlei?

Mit Lemm befreundete sich Michalewitsch nicht: aus Ungewohnheit erschreckten den Deutschen seine überlauten Reden, seine schroffen Manieren . . . von Weitem erkennt ein armer Schlucker den Andern, nähert sich ihm aber in seinen alten Tagen nicht. Und was ist da Wunderbares, was hat er denn mit ihm zu theilen? Nicht einmal eine Hoffnung!

Michalewitsch unterhielt sich vor seiner Abreise lange mit Lawretzky; weissagte ihm Verderben, wenn er sich nicht aufrütteln würde, flehte ihn an, sich ernstlich um das Schicksal seiner Leibeigenen zu bekümmern, stellte sich selbst als Beispiel hin und sagte: er wäre im Schmelzofen des Unglücks gereinigt worden, — und gleich daraus nannte er sich einige Male einen glücklichen Menschen, verglich sich mit einem Vogel in den blauen Lüften, mit einer Lilie des Thales.

»Mit einer schwarzen Lilie, auf jeden Fall,» bemerkte Lawretzky.

»Ach, Freund« spiele doch nicht den Aristokraten,» erwiderte gutmüthig Michalewitsch; »danke lieber Gott, daß in Deinen Adern Plebejerblut fließt. Ich sehe aber, daß Du jetzt eines reinen, überirdischen Wesens bedarfst, das Dich aus Deiner Apathie herausreißen könnte.«

»Ich danke Dir, Freund,» murmelte Lawretzky, »ich habe an diesen überirdischen Wesen genug.«

»Schweige, Du *Cynyker*!« rief Michalewitsch.

»*Cyniker,«* verbesserte ihn Lawretzky.

»Ja eben, *Cynyker*,« wiederholte Michalewitsch, ohne die geringste Verwirrung. Selbst im Tarantas[6] sitzend, — wohin man seinen flachen, gelben und sonderbar leichten Koffer herausgebracht hatte, — sprach er noch immer fort; in eine Art von spanischen Mantel, mit verblichenem Kragen, und Löwenklauen statt Hacken, gehüllt, entwickelte er noch immer seine Ansichten über das künftige Schicksal Rußland's und focht mit der braunen Hand in der Luft herum, als säe er die Samen des künftigen Wohlstandes. Endlich setzten sich die Pferde in Bewegung . . . »Gedenke meiner drei letztere Worte«, schrie er, sich mit dem ganzen Körper aus dem Tarantas beugend, und wie ein Seiltänzer dastehend: »Glaube, Fortschritt, Menschheit! Lebe wohl!« Sein Kopf mit der bis an die Augen gedrückten Mütze verschwand.

Lawretzky blieb allein auf der Treppe und folgte mit den Augen dem Tarantas auf der Landstraße, bis er aus dem Gesichtskreise verschwand.

»Er kann Recht haben,« dachte er, »vielleicht bin ich wirklich ein Murmelthier.« Viele von den Worten Michalewitsch's waren tief in sein Herz gedrungen, obgleich er mit ihm gestritten hatte und mit ihm nicht einverstanden war. Ist ein Mensch gut, — so trägt er von selbst eine unwiderstehliche Kraft in sich.

- E n d e 1 Teil -

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Zwei Tage später kam Maria Dmitriewna, wie sie es versprochen hatte, mit den übrigen Eingeladenen nach Wassiliewskoie. Die kleinen Mädchen liefen sogleich in den Garten, Maria Dmitriewna aber ging mit schmachtender Miene durch alle Zimmer, lobte mit schmachtender Stimme Alles. Ihren Besuch bei Lawretzky hielt sie für ein Zeichen großer Herablassung, fast für eine Wohlthat. Sie lächelte freundlich, als Anton und Apraxea nach alter Dienstbotengewohnheit ihr die Hand küßten, — und mit schwacher Stimme und näselnd bat sie, man solle ihr Thee bringen. Zum großen Aerger Antons, der gestreifte weiße Handschuhe angezogen hatte, brachte Madame Kalitin den Thee nicht er, sondern ein gemietheter Kammerdiener Lawretzky's, der, wie der Alte sich ausdrückte, gar nicht an Ordnung gewöhnt sei. Bei Mittag aber behauptete Anton seine Rechte, festen Schrittes stellte er sich hinter den Sessel Marie Dmitriewna's und trat seine Stelle Niemandem ab. Die lange nicht dagewesene Gegenwart von Gästen in Wassiliewskoie — regte den Alten auf und freute ihn: es war ihm angenehm zu sehen, daß sein Herr mit guten Leuten Bekanntschaft habe.

Uebrigens war nicht er allein diesen Tag in großer Aufregung; auch Lemm war sehr aufgeregt. Er hatte einen kurzen, tabaksfarbenen Frack mit spitzen Schößen angezogen, hatte sein Halstuch fest zugebunden — hustete fortwährend; angenehm und freundlich lächelnd, machte er Jedermann Platz.

Lawretzky bemerkte mit Vergnügen, daß die Annäherung zwischen ihm und Liese fortdauerte; sie war kaum eingetreten, als sie ihm von selbst mit einem freundlichen Blicke die Hand reichte. Nach Mittag zog Lemm aus seiner Tasche, in welche er jeden Augenblick seine Hand steckte, eine Rolle Notenpapier hervor und legte dieselbe, seine Lippen auf eine sonderbar angenehme Weise spitzend, schweigend auf das Clavier.

Es war eine von ihm den Tag vorher auf einen altmodischen deutschen Text componirte Romanze, in der von Sternen die Rede

war, Liese setzte sich sofort an das Piano und sang die Romanze . . . Ach! die Musik erwies sich als sehr verwirrt und sehr gesucht; sichtbar wollte der Componist etwas Leidenschaftliches, Tiefgefühltes ausdrücken, aber es war nichts herausgekommen; sein Streben war ein Streben geblieben. Lawretzky und Liese fühlten dies — auch Lemm begriff es; ohne ein Wort zu sprechen, steckte er seine Romanze wieder in die Tasche und als Liese sich erbot, dieselbe noch einmal zu singen, — schüttelte er nur mit dem Kopfe und sagte: »Jetzt — basta!« bückte sich noch tiefer und ging fort.

Gegen Abend ging die ganze Gesellschaft Fische angeln; in dem, den Garten schließenden Teiche gab es viele Karauschen und Sälblinge. Für Maria Dmitriewna wurde ein Sessel an's Ufer, in den Schatten gebracht, ihr wurde unter die Füße ein Teppich gebreitet, man gab ihr die beste Angelruthe; Anton bot ihr, als alter erfahrener Fischer, seine Dienste an, fleißig hakte er Würmer an, schlug dieselben mit der Hand platt, spuckte auf die Würmer, und warf selbst den Angelhaken aus, sich graziös mit dem ganzen Körper vorwärts beugend. Denselben Tag äußerte sich Maria Dmitriewna gegen Lawretzky in folgender schülerhaft-französischer Redensart: *»Il n'y plus maintenant de ces gens comme ca comme autrefois.*«

Mit den beiden kleinen Mädchen ging Lemm weiter, bis an den Damm; Lawretzky setzte sich neben Liese. Die Fische bissen fortwährend an, ununterbrochen glitzerten in der Luft die aus dem Wasser gezogenen Karauschen mit ihren, bald goldigen, bald silberfarbenen Schuppen. Das Wonnerufen der kleinen Mädchen hörte nicht auf; Maria Dmitriewna selbst kreischte ein paarmal sehr zärtlich auf.

Seltener als bei den Andern bissen bei Lawretzky und Liese die Fische an; wahrscheinlich kam das davon, daß sie weniger als die Andern dem Fischfang Aufmerksamkeit zuwandten und den Schwimmpfropfen zu oft ans Ufer schwimmen ließen. Leise rauschte das hohe und röthliche Schilfrohr rings umher; sanft schillerte vor ihnen das regungslose Wasser und auch ihre Unterhaltung klang sanft und leise. Liese stand auf dem kleinen Damme; Lawretzky saß auf einem zum Wasser sich neigenden Stamme einer Cytise, Liese hatte ein weißes Kleid an, und ihre Taille war von einem breiten, ebenfalls weißen Gürtel umschlungen; an einem Arme hing ihr Strohhut, — mit dem andern hielt sie, sich etwas anstrengend, die

zum Wasser gebeugte Angelruthe. Lawretzky blickte auf ihr reines, etwas strenges Profit, auf ihre, hinter die Ohren geworfenen Haare, auf die zarten Wangen, die bei ihr, wie bei einem Kinde, glühten, und dachte: »o, wie reizend stehst Du da vor meinem Teich!« Liese blickte ihn nicht an, sah aber fest ins Wasser, und, — wie soll ich es eigentlich ausdrücken? — auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck, der zwischen Stirnrunzeln und Lächeln war. Einer nahen Birke Schatten fiel aus Beide.

»Wissen Sie aber was?« begann Lawretzky: — »ich habe viel über unsere letzte Unterhaltung nachgedacht und ich bin zu dem Schlusse gekommen, daß Sie ein vortreffliches Herz haben.«

»Ich habe es ganz und gar nicht in der Absicht gesagt, fing Liese an und schwieg erröthend.

»Sie haben ein gutes Herz,« wiederholte Lawretzky. »Ich bin ein einfacher Mann, fühle aber, daß Alle Sie lieben müssen. Sehen Sie, zum Beispiel, Lemm an; er ist, mit einem Worte gesagt, in Sie verliebt.«

Liese‘s Augenbrauen — nein, sie runzelten sich nicht, — sie fuhren aber krampfhaft zusammen; das geschah ihr immer, wenn sie etwas ihr Unangenehmes hörte.

»Er that mir heute sehr leid,« fuhr Lawretzky fort, »mir seiner mißlungenen Romanze. Jung zu sein und Nichts zu wissen, — ist noch erträglich; aber alt zu werden und keine Kraft mehr zu haben — oh! das ist schlimm. Und was noch das Unerträglichste ist, daß man nicht fühlt, wenn man die Kraft verliert. Solche Schläge knicken einen alten Mann zusammen! . . . Sehen Sie sich vor, -- ein Fisch beißt bei Ihnen an! . . . Man hat mir gesagt,« fügte Lawretzky hinzu, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen hatte, — »Wladimir Nikolaitsch hätte eine sehr hübsche Romanze geschrieben?«

»Ja, eine Kleinigkeit,« erwiderte Liese, »aber sie ist nicht übel. Mir scheint es, er hat großes Talent für Musik; aber er hat sich bis jetzt nicht mit ihr, wie es eigentlich sein sollte, beschäftigt.«

»Mag sein. Aber ist er ein guter Mann?«

Liese lachte auf und warf einen flüchtigen Blick auf Lawretzky.

»Eine sonderbare Frage!« rief sie aus, zog die Angel aus dem Wasser und warf sie wieder weit von sich.

»Warum denn sonderbar? Ich frage Sie nach ihm, als ein vor Kurzem Angekommener, als Verwandter.«

»Als Verwandter?«

»Ja, denn ich bin, wenn ich mich nicht irre, Ihr Onkel in irgend einem Grade.«

»Wladimir Nikolaitsch hat ein gutes Herz,« sagte Liese; »er ist klug, *maman* liebt ihn sehr.«

»Und auch Sie, Sie lieben ihn?«

»Er scheint ein guter Mann zu sein, warum soll ich ihn nicht lieben?«

»So! . . . sagte Lawretzky und schwieg; ein halb trauriger, halb spöttischer Ausdruck eilte über sein Gesicht. Sein fester Blick verwirrte Liese, -— doch ihr Lächeln verlor sich nicht.

»Nun so gebe Ihnen Gott Glück,« — sprach er endlich leise vor sich hin, als spräche er nur mit sich selbst, und wandte den Kopf ab.

Liese erröthete.

»Sie irren sich, Feodor Iwanitsch! sagte sie, — »wie können Sie so etwas denken? . . . Gefällt Ihnen aber Wladimir Nikolaitsch nicht?« fragte sie mit einem Male.

»Er gefällt mir nicht!«

»Und warum denn das?«

»Mir scheint es, ihm fehlt ein Herz.«

Von Liese's Lippen schwand das Lächeln.

»Sie sind gewohnt, streng über die Menschen zu richten, sagte sie nach einem langen Schweigen.

»Ich glaube es nicht. Welches Recht hätte ich aber auch, streng zu richten? — Ich, der selbst so viel der Nachsicht der Menschen bedarf? Oder haben Sie vergessen, daß nur der Faulenzer allein über mich nicht spottet? — Aber« — fügte er hinzu — »haben Sie auch Ihr Versprechen gehalten?«

»Welches?«

»Haben Sie für mich gebetet?«

»Ich habe für Sie gebetet und bete jeden Tag. Aber ich bitte, sprechen wir doch von solchen Dingen nicht so leichtsinnig.«

Lawretzky suchte Liese zu versichern, daß ihm dergleichen nicht in den Kopf gekommen sei, daß er jede Ueberzeugung hoch achte. Dann

begann er von Religion zu sprechen, von ihrer Bedeutung in der Geschichte der Menschheit, von der Bedeutung des Christenthums.

»Ein Christ muß man sein,« sagte nicht ohne Anstrengung Liese. »Nicht um das Himmlische zu begreifen . . . ja, auch nicht das Irdische, aber deswegen, weil jedermann sterben muß.«

Mit unwillkürlichem Erstaunen blickte Lawretzky auf Liese und seine Augen begegneten den Ihrigen.

»Was haben Sie da für ein Wort ausgesprochen!« sagte er.

»Das sind nicht meine Worte,« antwortete sie.

»Nicht die Ihrigen? Warum sprechen Sie aber vom Tode?«

»Ich weiß es nicht. Oft denk ich aber an ihn.«

»Oft?«

»Das könnte man nicht behaupten, wenn man jetzt auf sie blickt, Sie haben ein so fröhliches, lichtes Gesicht, Sie lächeln.«

»Ja, ich fühle mich jetzt fröhlich gestimmt,« erwiderte Liese ganz naiv.

Lawretzky hätte gern ihre beiden Hände erfaßt und sie kräftig zusammengedrückt.

»Liese, Liese! komm doch her zu mir und sieh was ich für eine Karausche gefangen habe.«

»Gleich, gleich, *maman*,« erwiderte Liese und ging zu ihr und Lawretzky blieb allein auf seiner Cytise. »Ich spreche mit ihr, als ob ich nicht mein Leben beschlossen hätte,« dachte er.

Beim Weggehen hatte Liese ihren Hut auf einen Zweig gehängt. Mit einem sonderbaren« fast zärtlichen Gefühle blickte Lawretzky auf diesen Hut, auf dessen lange, etwas zerknitterte Bänder. Bald kehrte Liese zu ihm zurück.

»Warum scheint es Ihnen aber, daß Wladimir Nikolaitsch kein Herz habe?« fragte sie ihn nach einigen Augenblicken.

»Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mich irren kann; übrigens wird es die Zeit beweisen.«

Liese versank in Gedanken. Lawretzky begann von seinem Leben in Wassiliewskoie, von Michalewitsch, von Anton zu reden. Er fühlte den Drang, mit Liese zu sprechen, ihr Alles mitzutheilen, was in seinem Herzen geschah, so reizend, so aufmerksam hörte sie ihn an, ihre

seltenen Bemerkungen und Entgegnungen schienen ihm so einfach, so klug zu sein. Er sagte es ihr sogar.

Liese schien ganz verwundert.

»Wirklich?« sagte sie: »Ich dachte bis jetzt, daß ich ebenso wenig eigene Worte habe, wie mein Kammermädchen Nastia; sie sagte einmal ihrem Bräutigame Du mußt Dich doch bei mir sehr langweilen; Du erzählst mir immer so schöne Sachen und ich — habe keine Worte.«

»Und Gott sei Dank!« dachte Lawretzky.

Zweites Kapitel.

Inzwischen brach der Abend an und Maria Dmitriewna äußerte den Wunsch, nach Hause zurückzukehren. Mit Mühe konnte man die kleinen Mädchen vom Teiche abziehen, und reisefertig machen. Lawretzky sagte, er würde seine Gäste die Hälfte des Weges begleiten und ließ sich ein Pferd satteln.

Als er Maria Dmitriewna in die Kalesche setzte, sah er sich nach Lemm um, der Alte war nirgends zu finden, er war gleich nach dem Angeln verschwunden. Mit einer, für seine Jahre bewunderungswürdigen Kraft schlug Anton die Wagenthür zu und schrie finster dem Kutscher zu: »Fort!«

Der Wagen fuhr ab; auf dem Rücksitz saß Maria Dmitriewna und Liese; auf dem Vordersitz die beiden kleinen Mädchen und das Kammermädchen. Der Abend war warm und still und die Wagenfenster waren von beiden Seiten offen.

Lawretzky ritt im Trabe neben der Kalesche auf der Seite wo Liese saß hin, und seine Hand war auf die Thür der Kalesche gelehnt. Er hatte die Zügel auf den Hals des gleichmäßig dahin trabenden Pferdes geworfen, und wechselte, aber äußerst selten, zwei drei Worte mit dem jungen Mädchen. Die Abendröthe war entschwunden; die Nacht war angebrochen, die Luft aber sogar schwüler geworden. Maria Dmitriewna schlummerte bald ein; die Kinder und das Kammermädchen versanken auch bald in Schlaf. Schnell und gleichmäßig rollte der Wagen dahin; Liese hatte sich vorwärts gebeugt; der eben aufgegangene Mond beschien ihr Gesicht, ein dichter Nachtwind umwehte ihre Augen und Wangen. Sie fühlte sich so wohl! Ihre Hand lag auf der Wagenthür neben Lawretzkys Hand. Er auch, er fühlte sich so wohl; er ritt in der stillen und warmen Nacht dahin, sein Auge von dem gutmüthigen, jungen Gesicht nicht abwendend und die junge, leise klingende Stimme anhörend, die von einfachen, schönen Dingen sprach; er hatte es nicht bemerkt, daß der halbe Weg schon zurückgelegt war. Er wollte Maria Dmitriewna nicht wecken, drückte Liese leise die Hand und sagte: »Nicht wahr jetzt sind wir Freunde?« Sie nickte mit dem Kopfe, er hielt sein Pferd an. Leise sich schaukelnd rollte der Wagen weiter, Lawretzky ritt im Schritt nach Hause. Der Zauber der Nacht erfaßte ihn; Alles rings umher

schien so unerwartet-sonderbar und zugleich so lange schon und so süß bekannt, nah und fern, — denn das Auge konnte weithin schauen, obgleich es vieles nicht unterscheiden konnte; Alles ruhte, ein junges, aufblühendes Leben sprach sich in dieser Ruhe aus.

Rüstig trabte Lawretzky's Pferd, gleichmäßig sich nach rechts und links schaukelnd; sein langer schwarzer Schatten lief mit ihm parallel; es war etwas geheimnißvoll Angenehmes im tactmäßigen Schlage seiner Hufschläge, etwas Fröhliches und reizend Schönes im Gesange der Wachteln. Die Sterne hatten sich in eine Art von hellem Rauche getaucht, des Mondes Licht war fest und kraftvoll. Als blauer Strom ergoß es sich über das Himmelszelt und fiel als goldene Streifen, auf die ihm nahe vorbeieilenden, kleinen Wölkchen. Die nächtliche Frische lockte auf die Augen eine leichte Feuchtigkeit, umfing freundlich den ganzen Körper und ergoß sich als freie Woge auf die Brust. Lawretzky genoß, und freute sich seines Genusses.

Nun! wir werden noch leben, dachte er; noch nicht ganz hat uns getödtet . . . Er sagte nicht wer und was. Dann dachte er an Liese, daran, daß sie schwerlich Panschin liebe; daß wenn er sie unter andern Verhältnissen getroffen hätte, — Gott weiß, was hätte geschehen können; daß er Liese verstehe, obgleich sie nicht »eigene« Worte habe. Ja, und auch das ist nicht wahr: sie hat eigene Worte . . . »Sprechen Sie davon nicht so leichtsinnig,« auch dieser Worte erinnerte er sich. Lange ritt er mit gebücktem Kopfe dahin, dann richtete er sich gerade und sagte langsam und gedehnt: »Und ich verbrannte Alles, was ich hab vergöttert, und knie jetzt vor dem, was früher ich verbrannt . . . Doch schlug er denselben Augenblick das Pferd mit der Reitgerte und ritt bis zu seinem Hause in gestrecktem Galopp.

Als er vom Pferde stieg, blickte er sich noch einmal um und ein unwillkürliches dankbares Lächeln ,spielte auf seinen Lippen. Nacht, schweigsame freundliche Nacht breitete sich über Hügel und Thäler. Aus der Ferne, aus ihrer duftenden Tiefe, Gott weiß, woher — ob vom Himmel oder von der Erde, wehte leise sanfte Wärme. Lawretzky schickte einen letzten Gruß an Liese — und eilte die Treppe hinauf.

Der folgende Tag verging ziemlich langweilig; vom Morgen an regnete es; Lawretzky blickte finster und preßte fester und fester die Zähne zusammen, als hätte er sich den Schwur gegeben, dieselben niemals wieder zu öffnen. Beim Schlafengehen nahm Lawretzky mit

sich aufs Bett einen ganzen Haufen französischer Zeitungen, die mehr denn zwei Wochen bei ihm aus den Tisch lagen, ohne daß er sich die Mühe genommen hätte, sie zu öffnen. Gleichgültig zerriß er die Couverts und durchblickte die Zeitungsspalten, die aber übrigens nichts Neues enthielten. Schon wollte er sie unter den Tisch werfen, als er mit einem Male aufsprang, als hätte ihn eine Schlange gebissen. Im Feuilleton einer der Zeitungen theilte der uns schon bekannte Mr. Jules folgende »traurige Nachricht« mit: Die reizende, bezaubernde Moskauerin, schrieb er, — eine der Königinnen der Mode, der Schmuck der pariser Salon‘s Madame von Lawretzky ist eines fast augenblicklichen Todes gestorben, — diese, leider nur zu wahre Nachricht sei an ihn, Herrn Jules soeben gelangt. Er sei, fuhr er fort, so zu sagen, der Freund der Verstorbenen gewesen . . .

Lawretzky kleidete sich an, ging in den Garten hinab und spazierte bis Tagesanbruch in derselben Allee hin und her.

Drittes Kapitel.

Den nächsten Morgen bat Lemm, beim Thee, Lawretzky um Pferde, um in die Stadt zurückzukehren. »Ich muß mich wieder an die Arbeit machen,« bemerkte der Alte, »hier verliere ich umsonst meine Zeit.« Nicht gleich, gab ihm Lawretzky Antwort: er schien zerstreut zu sein. »Gut» sagte er endlich, »ich selbst will mit Ihnen fahren.« Ohne die Hilfe eines Dieners in Anspruch zu nehmen, krächzend und sich ärgernd, packte Lemm seinen kleinen Koffer, zerriß und verbrannte einige Bogen Notenpapier. Der Wagen fuhr vor. Aus seinem Cabinet tretend, steckte Lawretzky die gestrige Zeitungsnummer in seine Tasche.

Unterwegs sprachen Lemm und Lawretzky wenig mit einander; Jeden beschäftigten seine eigenen Gedanken und Jeder war froh, daß der Andere ihn nicht störte. Sie trennten sich ziemlich kalt, was übrigens in Rußland bei Freunden häufig vorkommt. Lawretzky brachte den Alten bis an sein Haus und jener stieg aus dem Wagen, holte seinen Koffer hervor und ohne seinem Freunde die Hand zu reichen (er hielt den Koffer mit beiden Händen), ohne ihn selbst anzusehen, sagte er ihm Adieu. —

»Adieu!« wiederholte Lawretzky und befahl seinem Kutscher, in seine Wohnung zu fahren, — er hatte sich in O. ein Absteigequartier gemiethet. Hier schrieb er einige Briefe, nahm ein leichtes Mittagsessen zu sich und fuhr zu den Kalitins. Er fand bei ihnen im Saale nur Panschin, welcher ihm sagte, Marie Dmitriewna würde gleich kommen und mit der zuvorkommendsten Liebenswürdigkeit mit ihm eine Unterhaltung begann. Bis zum heutigen Tage war Panschins Benehmen gegen Lawretzky — wenn auch nicht stolz, doch herablassend gewesen; Liese aber, Panschin ihre gestrige kleine Reise erzählend, hatte geäußert: Lawretzky sei ein ausgezeichneter und kluger Mann. Das war genug; es mußte die Eroberung des ausgezeichneten Mannes gemacht werden.

Panschin fing mit Complimenten an, mit der Beschreibung des Entzückens, womit sich, seinen Worten nach, die ganze Familie Marie Dmitriewna‘s über Wassiliewskoie geäußert hätte, und dann, seiner Gewohnheit nach, geschickt auf sich selbst übergehend, sprach er von seinen Beschäftigungen, von seinen Ansichten über Leben, Welt und

Staatsdienst; sprach ein paar Worte über Rußlands Zukunft, davon, wie man den Gouverneuren die Zügel strammer halten müsse; witzelte etwas über sich selbst, und fügte hinzu: man hätte ihn unter Andern in Petersburg beauftragt: — »*de populariser l'idée du cadastre.*« Er sprach ziemlich lange, mit nachlässigem Selbstvertrauen alle Schwierigkeiten lösend, und mit den wichtigsten administrativen und politischen Fragen spielend, wie ein Taschenkünstler mit Kugeln spielt. Fortwährend waren aus seiner Zunge Ausdrücke der Art wie: »So würde ich handeln, wenn ich die Regierung wäre,« oder »Sie werden als kluger Mann mir Recht geben müssen.«

Kalt hörte Lawretzky dem Redeflusse Panschin's zu; ihm mißfiel dieser hübsche, kluge« ungezwungen feine junge Mann mit frohem Lächeln, artiger Stimme und forschenden Augen. Panschin errieth bald mit dem ihm eigenen schnellen Verstehen fremder Gefühle, daß er seinem Gesellschafter kein besonderes Vergnügen mache, und verschwand unter einem guten Vorwande. Er hatte entschieden, es sei wohl möglich, daß Lawretzky ein vortrefflicher Mann sei, doch sei er nicht sympathetisch, sei »*aigri*« und »*en somme*« etwas komisch.

Marie Dmitriewna erschien in Begleitung Gedeonowsky's, dann kam Martha Timotheewna mit Liese, ihnen folgten alle andern Hausgenossen; dann kam auch die Musikfreundin, Madame Belenitzin, eine kleine magere Dame, mit fast kindlichem, abgespanntem und hübschem Gesicht, in einem rauschenden schwarzen Kleide, einen bunten Fächer in der Hand haltend und die Arme mit dicken goldenen Armbändern geschmückt; auch ihr Mann kam, ein pausbackiger dicker Herr mit großen Füßen und Händen, weißen Augenbrauen und einem unbeweglichen Lächeln auf den dicken Lippen; vor Leuten sprach seine Frau niemals mit ihm, zu Hause aber nannte sie ihn in Augenblicken der Zärtlichkeit ihr »Ferkelchen.« Auch Panschin kam zurück, und in den Zimmern wurde es sehr belebt und geräuschvoll.

Lawretzky liebte ein solches Gedränge nicht, besonders ärgerte ihn Madame Belenitzin, die ihre Lorgnette fortwährend auf ihn gerichtet hatte. Er wäre sofort weggegangen. wenn Liese nicht dagewesen wäre. Er wollte ihr einige Worte allein sagen, doch fand sich kein günstiger Augenblick und er begnügte sich damit, sie in geheimer Freude mit den Augen zu verfolgen. Niemals hatte ihm ihr Gesicht

edler und hübscher geschienen, auch gewann sie viel durch den Vergleich mit Madame Belenitzin. Diese konnte keinen Augenblick ruhig sitzen, bewegte fortwährend ihre engen Schultern, lachte mit einem, zärtlich klingen sollenden Lachen, kniff bald die Augen zusammen, bald öffnete sie dieselben weit.

Liese saß ruhig, blickte gerade vor sich hin und blieb ernst.

Marie Dmitriewna setzte sich mit Martha Timotheewna, den Belenitzins und Gedeonowsky, welcher sehr bedächtig spielte, mit den Augen ununterbrochen blinzelte und alle Augenblicke sich den Schweiß vom Gesichte trocknete, an den Kartentisch.

Panschin machte ein melancholisches Gesicht, sprach gebrochen, bedeutungsvoll und traurig, mit einem Worte, er spielte den unbegriffenen Künstler, doch trotz aller Bitten der Madame Belenitzin, welche mit ihm sehr kokettirte, wollte er seine Romanze nicht singen, er genirte sich vor Lawretzky. Auch Feodor Iwanitsch sprach wenig; der besondere Ausdruck seines Gesichtes war Liese in dem Augenblicke aufgefallen, als er ins Zimmer trat; ein dunkles Gefühl sagte ihr gleich, er hätte ihr etwas mitzutheilen, doch fürchtete sie, selbst nicht wissend warum, ihn darauf anzureden. Endlich, als sie in den Saal ging, um Thee zu bereiten, drehte sie unwillkürlich den Kopf nach seiner Seite; er ging ihr sofort nach.

»Was haben Sie nur?« sagte sie, die Theekanne auf den Samowar setzend.

»Haben Sie denn etwas bemerkt?« fragte er.

»Sie sind heute nicht so, wie ich Sie bis jetzt zu sehen gewöhnt war.

Lawretzky bückte sich über den Tisch.

»Ich wollte,« begann er, »Ihnen eine Nachricht mittheilen, jetzt ist es aber unmöglich. Uebrigens, lesen Sie das, was in diesem Feuilleton mit Bleistift unterstrichen ist,« fügte er hinzu, ihr das mitgenommene Zeitungsblatt reichend. »Ich bitte Sie, für jetzt zu schweigen; morgen früh werde ich wieder vorkommen.«

Liese war verwundert, Panschin zeigte sich auf der Thürschwelle und sie steckte das Zeitungsblatt in die Tasche.

»Haben Sie Obermann gelesen, Lisawetha Michailowna?« fragte sie Panschin gedankenvoll.

Liese erwiderte ihm einige Worte und ging dann aus dem Saale hinauf in ihr Zimmer. Lawretzky kehrte in den Saal zurück und trat

an den Spieltisch. Martha Timotheewna, mit losgebundenen Haubenbändern und rothgewordenem Gesichte klagte sehr über ihren Partner, der keinen einzigen Gang zu machen verstünde. »Kartenspielen ist,« sagte sie, »wir es scheint, schwieriger, als Klatschereien zu erfinden.«

Jener fuhr fort zu blinzeln und sich die Stirn zu trocknen. Liese kehrte in den Saal zurück und setzte sich in einen Winkel; sie blickten einander an und Beide fühlten sich unbehaglich. Er las auf ihrem Gesichte Erstaunen und einen geheimen Vorwurf. Gern hätte er mit ihr geredet und konnte es nicht. Allein mit ihr im gleichen Zimmer zu bleiben, ein Gast in der Zahl anderer Gäste, war ihm schwer, — er beschloß, sich zu entfernen. Beim Abschiede gelang es ihm noch, ihr zuzuraunen, daß er morgen kommen würde und fest auf ihre Freundschaft baue. »Kommen Sie,« antwortete sie und auf ihrem Gesichte war noch immer dasselbe Erstaunen zu lesen.

Nach Lawretzky‘s Entfernung fand Panschin seine Lebhaftigkeit wieder; er gab Gedeonowsky Rathschläge, machte der Madame Belenitzin spöttisch die Cour und sang zuletzt seine Romanze. Mit Liese aber sprach er und betrachtete sie wie vorher: bedeutungsvoll und etwas traurig.

Wieder schlief Lawretzky die ganze Nacht nicht. Er war nicht traurig, war nicht aufgeregt, war ruhig geworden und konnte doch nicht schlafen. Er gedachte sogar nicht der vergangenen Zeiten; er blickte einfach auf sein Leben, schwer und einförmig schlug sein Herz, die Stunden enteilten — und doch dachte er nicht an Schlaf. Von Zeit zu Zeit stieg in seinem Kopfe der Gedanke auf: dies ist ja aber Alles nicht wahr, ist Alles nur Unsinn, — und er hielt inne, senkte den Kopf und blickte wieder auf sein Leben.

Viertes Kapitel.

Marie Dmitriewna empfing Lawretzky nicht sehr freundlich, als er am folgenden Tage ihr feinen Besuch abstattete. »Er kommt ja furchtbar oft!« dachte sie. Auch ihr selbst gefiel er nicht sehr; und Panschin, unter dessen Einflusse sie stand, hatte ihm den Tag vorher sehr heimische und nachlässige Lobsprüche gespendet. Da sie ihn nicht als Gast betrachtete, und einen Verwandten, fast einen Hausgenossen, nicht unterhalten zu brauchen meinte, so verging auch nicht eine halbe Stunde, als er schon im Garten in der Allee mit Liese auf und ab ging. Lenchen und Schurotschka liefen einige Schritte von ihnen umher.

Liese war ruhig, wie immer, doch blasser, als gewöhnlich. Sie nahm aus ihrer Tasche das gefaltete Zeitungsblatt und reichte es Lawretzky.

»Es ist schrecklich,« sagte sie«

Lawretzky gab keine Antwort.

»Vielleicht ist es aber auch nicht wahr!« fügte Liese hinzu.

»Deswegen bat ich Sie auch, Niemandem etwas davon zu sagen.«

Liese ging schweigend einige Schritte.

»Aber sagen Sie,« begann sie wieder: — »Sie sind nicht betrübt? Ganz und gar nicht?«

»Ich kann mir selbst keine Rechenschaft von dem geben, was ich fühle.«

»Sie haben sie aber doch früher geliebt?«

»Ja.«

»Und sehr?«

»Sehr!«

»Und sind jetzt nicht über ihren Tod betrübt?«

»Nicht jetzt ist sie für mich gestorben!«

»Es ist aber sündhaft, was Sie da reden; — Sie müssen mir nicht gram sein. Sie haben mich Ihre Freundin genannt, und eine Freundin kann Alles sagen. — Mich überläuft ein kalter Schauder; gestern hatte Ihr Gesicht keinen guten Ausdruck. Erinnern Sie sich, neulich, als Sie über sie klagten . . . schon damals gehörte sie vielleicht nicht dieser Welt mehr an. Es ist entsetzlich. Es ist ganz so, als ob es Ihnen zur Strafe geschickt worden wäre.«

Lawretzky lächelte bitter.

»Sie meinen? Jetzt bin ich aber wenigstens frei.«

Liese fuhr etwas zusammen.

»O! sprechen Sie doch nicht so! Wozu nützt Ihnen die Freiheit jetzt? Nicht an Freiheit, an Vergebung müssen Sie jetzt denken . . . «

»Ich habe ihr längst vergeben!« unterbrach sie Lawretzky und winkte mit der Hand.

»Nein — es ist nicht das,« entgegnete Liese und wurde roth. »Sie haben mich nicht recht verstanden. — Sie müssen selbst Vergebung suchen.«

»Wer soll mir vergeben?«

»Wer? — Gott!l Wer anders als Gott kann Ihnen vergeben?«

Lawretzky ergriff ihre Hand.

»Ach Lisawetha Michailowna, glauben Sie mir,« rief er, »auch so bin ich bestraft genug. Ich habe Alles gesühnt, glauben Sie mir.«

»Das können Sie nicht wissen,« sagte Liese halblaut. — »Sie haben vergessen, daß noch neulich,. . . nun, als Sie mit mir sprachen, . . . Sie ihr nicht vergeben wollten.«

Beide gingen schweigend bis zum Ende der Allee.

»Und was macht Ihre Tochter?« fragte mit einem Male Liese und blieb stehen.

»O, beunruhigen Sie sich nicht, ich habe überall hin schon Briefe geschickt; das Schicksal meiner Tochter, wie Sie sie . . . wie Sie sich ausdrücken, ist gesichert, beunruhigen Sie sich nicht.«

Liese lächelte traurig.

»Sie haben aber Recht,« fuhr Lawretzky fort.

»Wozu dient mir die Freiheit jetzt? Wozu kann ich sie brauchen?«

»Und wann haben Sie die Zeitungen bekommen?«

»Den Tag nach Ihrem Besuche.«

»Und es ist möglich . . . es ist möglich, daß Sie nicht geweint haben!«

»Nein. Ich war wie vom Blitz getroffen; woher sollten aber auch die Thränen kommen? Sollte ich um die Vergangenheit weinen? — Sie ist ja aus meinem Herzen ausgerottet. Ihr Fehltritt selbst hat mein Glück nicht gebrochen, nein, er hat mir nur bewiesen, daß mein Glück niemals dagewesen ist. Warum sollte ich aber auch weinen?«

Uebrigens, wer weiß, — vielleicht wäre ich auch mehr betrübt gewesen. wenn ich die Nachricht zwei Wochen früher erhalten hätte . . .«

»Zwei Wochen?« erwiderte Liese. »Was ist denn aber in diesen zwei Wochen geschehen?«

Lawretzky gab keine Antwort, Liese aber erröthete plötzlich noch mehr.

»Ja, ja, Sie haben es errathen!« rief Lawretzky . . . »In diesen zwei Wochen habe ich kennen gelernt, was ein reines Frauenherz ist, und meine Vergangenheit ist noch weiter von mir gewichen.«

Liese wurde verlegen, und ging in den Blumengarten zu Lenchen und Schurotschka.

»Und ich bin froh, daß ich Ihnen dieses Zeitungsblatt gezeigt habe,« sagte Lawretzky, ihr folgend. »Ich bin schon gewöhnt, nichts vor Ihnen zu verbergen und hoffe von Ihnen ein gleiches Vertrauen.«

»Sie meinen?« sagte Liese und blieb stehen. »In diesem Falle wüßte ich . . . aber nein, das ist unmöglich.«

»Was? Reden Sie, reden Sie nur!«

»Wirklich, mir scheint's, ich wüßte nicht . . . aber übrigens,« fügte Liese hinzu und wandte sich lächelnd zu Lawretzky, »warum ein halbes Vertrauen? Wissen Sie? Ich habe heute einen Brief erhalten.«

»Von Panuschin?«

»Ja, von ihm . . . Woher wissen Sie das?«

»Er hält um Ihre Hand an?«

»Ja,« sagte Liese und blickte Lawretzky fest und ernst in die Augen.

Auch Lawretzky blickte Liese ernst an.

»Nun, und was haben Sie ihm geantwortet?« sagte er endlich.

»Ich weiß nicht, was ich antworten soll,« entgegnete Liese, und ließ die gefalteten Hände sinken.

»Wie? Sie lieben ihn?«

»Ja, er gefällt mir; er scheint ein guter Mensch zu sein.«

»Dasselbe und in denselben Ausdrücken haben Sie mir vor drei Tagen gesagt. — Ich möchte wissen, ob Sie ihn mit jenem heftigen, leidenschaftlichen Gefühle lieben, das wir Liebe zu nennen gewohnt sind.«

»Wie *Sie* es verstehen — nein.«

»Sind Sie in ihn verliebt?«

»Nein. — Ist dies denn töricht?«

»Wie?«

»Er gefällt meiner Mutter,« fuhr Liese fort. »Er ist gut. — Ich habe nichts gegen ihn.«

»Aber Sie zaudern?«

»Ja . . . Und vielleicht sind Sie, — vielleicht sind Ihre Worte daran schuld. Erinnern Sie sich, was Sie vorgestern sagten? Doch ist dies eine Schwachheit . . . « .

»O, mein Kind!« rief plötzlich Lawretzky, und seine Stimme zitterte: — »o, urtheilen Sie nicht zu weise, nennen Sie nicht Schwachheit den Schrei Ihres Herzens, das sich nicht ohne Liebe hingeben will. Nehmen Sie nicht eine so schreckliche Verantwortlichkeit auf sich vor dem Manne, den Sie nicht lieben und dem Sie doch gehören wollen . . .«

»Ich gehorche, ich nehme keine Verantwortlichkeit auf mich,« sagte Liese.

»Lauschen Sie der Stimme Ihres Herzens; dies allein wird Ihnen die Wahrheit reden,« unterbrach sie Lawretzky. »Erfahrung, Vernunft, dies Alles ist nur Staub und Nichtigkeit! Rauben Sie sich nicht das schönste, das einzige Glück auf Erden. . . «

»Und das sagen Sie, Feodor Iwanitsch? Sie selbst haben aus Liebe geheirathet, und waren Sie glücklich?«

Lawretzky schlug die Hände zusammen.

»Ach, reden Sie nicht von mir! Sie können es nicht begreifen, was ein junger, unerfahrener, auf eine wahnsinnige Art erzogener Knabe für Liebe halten kann! Und auch endlich, warum sich selbst belügen? — Ich sagte Ihnen eben, ich hätte niemals Glück gekannt . . . nein! ich war glücklich!«

»Mir scheint es, Feodor Iwanitsch,« sagte Liese mit gedämpfter Stimme — wenn sie mit Jemandem nicht einverstanden war, sank ihre Stimme stets, und sie war dann in großer Aufregung — »das Glück auf Erden hängt nicht von uns ab.«

»Von uns, von uns, glauben Sie es mir . . . er ergriff ihre beiden Hände, — Liese erblaßte und blickte ihn halb erschrocken, aber aufmerksam an — »nur müssen wir uns selbst das Leben nicht verbittern. Es giebt Leute, für welche eine Heirath aus Liebe ein

Unglück sein kann; doch nicht für Sie, mit Ihrem ruhigen Character, mit Ihrer reinen Seele! Ich flehe Sie an, heirathen Sie nicht ohne Liebe, aus Pflichtgefühl, Entsagung, was weiß ich! — Das ist derselbe Unglaube, dieselbe kalte Berechnung und — noch viel schlimmer. — Glauben Sie mir, ich habe ein Recht, so zu sprechen, ich habe dieses Recht theuer bezahlt. Und wenn Ihr Gott . . .«

In diesem Augenblicke bemerkte Lawretzky, daß Lenchen und Schurotschka neben Liese standen und ihn mit stummen Erstaunen anstarrten. — Er ließ Liesens Hände los, murmelte eilig: »Verzeihen Sie mir, ich bitte,« — und wandte sich dem Hause zu.

»Um Eins nur bitte ich Sie,« sagte er, zu Liese zurückkehrend, »entschließen Sie sich nicht gleich, warten Sie, bedenken Sie das, was ich Ihnen gesagt habe. Und wenn Sie mir selbst nicht glauben, wenn Sie sich zu einer Vernunftehe entschlossen haben, — auch in *dem* Falle heirathen Sie Panuschin nicht. Er kann Ihr Mann nicht werden. Nicht wahr, Sie versprechen mir, nicht zu eilen?«

Liese wollte Lawretzky antworten — dennoch sagte sie kein Wort. Nicht weil sie sich entschlossen hatte, »zu eilen,« sondern weil ihr Herz zu laut schlug, und ein Gefühl, daß der Furcht ähnlich war, ihr die Brust zusammenpreßte.

Fünftes Kapitel.

Lawretzky begegnete auf dem Nachhausewege Panschin; sie grüßten sich sehr kalt. Lawretzky kam in seine Wohnung und schloß sich ein. Wohl nie hatte er das gefühlt, was er jetzt fühlte. Ist's lange, daß er sich im Zustande »friedlicher Erstarrung« befand? Ist's lange, als er sich, wie er sich ausdrückte, »auf des Flusses tiefstem Grunde« fühlte? Was hatte seine Lage geändert? Was hatte ihn wieder auf die Oberfläche gebracht? Der gewöhnlichste, unvermeidliche, obgleich immer unerwartete Zufall, der Tod. — Ja; doch dachte sowohl er nicht an den Tod seiner Frau, an seine Freiheit, als daran, was für eine Antwort Liese wohl Panschin geben würde. Er fühlte, daß er sie seit den drei letzten Tagen mit andern Augen betrachtete; er erinnerte sich, wie er als er nach Hause zurückkehrte und an sie in nächtlicher Stille dachte, zu sich selbst gesagt hatte: »Wenn!« . . . Dieses »Wenn» das er auf Vergangenes, auf Unmögliches bezog, war zur Wirklichkeit geworden, obgleich nicht so, wie er sich gedacht hatte: — seine Freiheit allein genügte ihm aber nicht. »Sie wird ihrer Mutter gehorchen,« dachte er, »wird Panschin heirathen; wenn sie ihm aber auch einen Korb giebt,-ist es nicht für mich einerlei!« Zufällig vor dem Spiegel vorübergehend, warf er einen Blick hinein, und zuckte die Achseln. In diesen Gedanken eilte schnell der Tag dahin; der Abend brach an. Lawretzky ging zu den Kalitins. Er ging schnell, doch als er sich dem Hause näherte, wurden seine Schritte langsamer. Vor der Treppe stand die Equipage Panschin's. »Nun» dachte Lawretzky, ich will kein Egoist sein,« — und ging ins Haus. Im Hause begegnete er Niemanden, im Saale war es stille; er öffnete die Thüre und sah Maria Dmitriewna mit Panschin Piquet spielen. Panschin grüßte ihn schweigend, Maria Dmitriewna aber rief: »Nun das kommt ja ganz unerwartet!« und runzelte etwas die Stirn. Lawretzky setzte sich neben sie und sah in ihre Karten.

»Spielen Sie denn Piquet?« fragte sie mit unterdrücktem Aerger und bemerkte sofort, daß sie eine falsche Karte gespielt hätte.

Panschin rechnete neunzig und begann mit großer Artigkeit und Ruhe, und mit strengem und würdigem Ausdrucke im Gesichte ihre Karten zu stechen. So müssen Diplomaten spielen. Wahrscheinlich spielte auch er so in Petersburg mit irgend einem hohen

Würdenträger, dem er eine günstige Meinung von seiner Solidität und Reife einzuflößen wünschte. »Einhunderteins, Einhundertzwei, *cour*, Einhundertdrei,« klang seine Stimme gemessen, und Lawretzky konnte nicht begreifen, welchen Ausdruck sie eigentlich hatte: ob Vorwurf oder Zufriedenheit.

»Kann ich Martha Timotheewna sehen?« sagte er, als er sah, daß Panuschin die Karten mit noch würdevollerem Ausdrucke zu mischen begann. Auch nicht der Schatten eines Künstlers war mehr in letzterem zu sehen.

»Ich glaube es; sie ist in ihrem Zimmer oben,« erwiderte Maria Dmitriewna: — »erkundigen Sie sich.«

Lawretzky ging hinauf. Auch Martha Timotheewna fand er bei den Karten: sie spielte Schafkopf mit Nastasia Karpowna. Roska bellte ihn an; beide Alten empfingen ihn aber sehr freundlich; Martha Timotheewna besonders schien sehr bei Laune.

»Ach, Fedia! es ist sehr schön, daß Du kommst,« sagte sie; — setze Dich. Gleich ist unser Spiel zu Ende. Willst Du Eingemachtes? Schurotschka, hole ihm die eingemachten Erdbeeren. Willst Du nicht? Nun, wie Du willst; rauche aber nicht, ich kann Euren Tabak nicht leiden, auch niest mein Matrose bei Deinem Qualm.«

Lawretzky beeilte sich zu sagen, daß er nicht die geringste Lust zu rauchen hätte.

»Bist Du unten gewesen?« fuhr die Alte fort; — »wen hast Du dort gesehen? Steckt Panschin noch immer dort? Hast Du Liese gesehen? Nein? Sie wollte herkommen. Aber, da ist sie ja auch.«

Liese trat in‘s Zimmer und erröthete, als sie Lawretzky erblickte.

»Ich komme auf einen Augenblick zu Ihnen, Martha Timotheewna, — begann sie . . .

»Warum denn auf einen Augenblick?« entgegnete die Alte. »Was seid Ihr alle für unruhige Wesen, Ihr jungen Mädchen? Du siehst, ich habe einen Gast; plaudere mit ihm, unterhalte ihn.«

Liese setzte sich auf den Rand des Stuhles und blickte Lawretzky an — sie fühlte, daß es ihr unmöglich sei, ihm nicht wissen zu lassen, wie ihre Unterhaltung mit Panschin geendigt sei. Wie sollte sie es aber anfangen? Sie schämte sich und war verlegen. War sie denn lange mit diesem Manne, der die Kirche selten besucht und gleichgültig beim Tode seiner Frau bleibt, bekannt — und jetzt theilt sie ihm ihre

Geheimnisse mit . . . Freilich nimmt er Antheil an ihr; auch sie glaubt ihm und fühlt sich zu ihm hingezogen; und doch schämt sie sich so, als sei ein Fremder in ihre reine Mädchenkammer getreten.

Martha Timotheewna kam ihr zu Hilfe.

»Wenn Du ihn nicht unterhalten willst,« meinte sie, »sage wer soll dann den Aermsten unterhalten? Ich bin zu alt für ihn, für mich ist er zu klug; für Nastasia ist er zu alt; sie will nur junge Leute um sich haben,«

»Womit kann ich Feodor Iwanitsch unterhalten?« sagte Liese. »Wenn er will, werde ich ihm lieber auf dem Claviere etwas vorspielen,« fügte sie unentschlossen hinzu,

»Das ist wunderschön, Du bist ein artiges Mädchen!« entgegnete Martha Timotheewna. — Geht hinunter, Kinder, und kommt, wenn ihr fertig seid, wieder herauf; ich habe meinen Schafkopf verloren, das ärgert mich und ich muß meine Revanche haben.«

Liese stand auf, Lawretzky folgte ihr. Auf der Treppe blieb Liese stehen.

»Man sagt die Wahrheit,« begann sie, »wenn man behauptet, daß die Frauen voller Widersprüche sind. Ihr Beispiel hätte mich abschrecken, mich mißtrauisch gegen die Ehen aus Liebe machen müssen, und doch . . . «

»Sie haben ihm einen Korb gegeben?« unterbrach sie Lawretzky.

»Nein; aber auch nicht mein Jawort. Ich habe ihm Alles gesagt, Alles was ich fühlte, und habe ihn gebeten zu warten. Sind Sie zufrieden?« fügte sie mit einem flüchtigen Lächeln hinzu und eilte, mit der Hand auf dem Geländer hinabruschend, die Treppe hinunter.

»Was soll ich Ihnen vorspielen?« fragte sie, indem sie das Clavier öffnete.

»Was Sie wollen» antwortete Lawretzky und setzte sich so, daß er ihr in’s Gesicht blicken konnte.

Liese spielte lange, ohne von ihren Händen aufzusehen; endlich blickte sie auf Lawretzky und hielt inne, so sonderbar schien ihr der Ausdruck seines Gesichts.

»Was haben Sie nur?« fragte sie.

»Nichts!« erwiderte er: — »ich fühle mich wohl; ich freue mich für Sie, bin froh« Sie zu sehen, — fahren Sie fort.«

»Mir scheint es,« fuhr Liese nach einigen Augenblicken fort, »daß er, wenn er mich wirklich liebte, mir nicht diesen Brief geschrieben haben würde; er hätte fühlen müssen, daß ich ihm jetzt nicht antworten konnte.«

»Das ist nicht wichtig,« meinte Lawretzky, »wichtig ist das, daß Sie ihn nicht lieben.«

»Hören Sie auf, was ist das für ein Gespräch! Ich sehe immer Ihre todte Frau vor meinen Augen und fürchte mich vor Ihnen.«

»Ist es nicht wahr, Woldemar, daß meine Lisette hübsch spielt?« sagte in diesem Augenblicke Maria Dmitriewna zu Panschin.

»Ja,« antwortete Panschin: — »sehr hübsch.«

Maria Dmitriewna blickte sehr zärtlich auf ihren jungen Partner; dieser aber machte ein noch ernsteres und sorgenvolleres Gesicht und meldete vierzehn Könige.

Sechstes Kapitel.

Lawretzky war kein junger Mann mehr; er konnte sich nicht lange über die Gefühle, die ihm Liese eingeflößt hatte, täuschen. Er überzeugte sich heute, daß er sie liebe. Doch diese Ueberzeugung brachte ihm wenig Freude. »Ist es möglich,« dachte er, »daß ich in meinem 36. Jahre nichts Besseres thun kann, als mein Herz aufs Neue in eine Frauenhand zu geben? Liese steht aber nicht aus derselben Stufe mit *Jener*! sie hätte von mir keine erniedrigenden Opfer gefordert, sie hätte mich nicht von meinen Beschäftigungen losgerissen, sie hätte mich zu einer ehrlichen, ernsten Arbeit begeistert, und wir wären Beide vorwärts gegangen zu einem schönen Ziele. Ja, so schlossen seine Gedanken — dies Alles ist gut und schön; das Unangenehme dabei ist nur, daß sie mit mir gar nicht wird gehen wollen. Sie hat mir ja gesagt, ich erschrecke sie; und daß sie Panschin nicht liebt, ist ein schwacher Trost!

Lawretzky fuhr nach Wassiliewskoie, doch keine vier Tage hielt er dort aus, so langweilig schien es ihm. Ihn quälte auch die Erwartung: die von Mr. Jules mitgetheilte Nachricht bedurfte der Bestätigung, und er erhielt keine Briefe. Er kehrte in die Stadt zurück und blieb einen ganzen Abend bei den Kalitins. Es war ihm leicht zu bemerken, daß Jemand Maria Dmitriewna gegen ihn aufgehetzt hatte, doch es gelang ihm, sie etwas günstiger für ihn zu stimmen, indem er an sie im Planet 15 Rubel verspielte, — und er verbrachte ungefähr eine halbe Stunde fast ganz allein mit Liese, obgleich ihr noch den Tag vorher ihre Mutter gerathen hatte, mit einem Mann: »*qui a un si grant ridicule*,« vorsichtiger zu sein. Er fand sie verändert; sie schien gedankenvoller geworden zu sein, warf ihm seine lange Abwesenheit vor und fragte ihn — ob er den folgenden Tag nicht in die Messe gehen würde? Der folgende Tag war ein Sonntag. »Gehen Sie,« sagte sie, bevor er Zeit hatte zu antworten: — »wir werden Beiden beten, daß *ihre* Seele droben Ruhe finde.« — Dann fügte sie hinzu, sie wisse nicht, was sie thun solle, — sie wisse nicht, ob sie das Recht hätte, Panschin lange auf ihren Entschluß warten zu lassen.

»Und warum das?« fragte Lawretzky.

»Weil ich schon jetzt zu wissen glaube, wie dieser Entschluß ausfallen wird.«

Sie sagte, sie habe Kopfschmerzen und ging in ihr Zimmer hinauf, Lawretzky unentschlossen ihre Fingerspitzen reichend.

Den folgenden Tag ging Lawretzky in die Messe. Als er hinkam, war Liese schon in der Kirche, sie bemerkte ihn, obgleich sie sich nicht zu ihm umwandte. Sie betete andächtig; sanft glühten ihre Augen, sanft neigte sich und hob sich ihr Kopf. Er fühlte, daß sie auch für ihn bete, und eine sonderbare Wonne durchbebte sein Herz. Ihm war so wohl und doch fühlte er eine kleine Schaam. Das ernst dastehende Volk, lauter heimische Gesichter, der laute Chorgesang, der Weihrauchduft, die hellen Sonnenstrahlen, die durch die Kirchenfenster brachen, die dunkeln Wände und Gewölbe, — Alles sprach zu seinem Herzen. Lange war er in keiner Kirche gewesen, lange hatte er sich nicht zu Gott gewendet, auch jetzt sprach er keine Gebete aus. Er betete nicht einmal wortlos, doch sank er, wenn auch nicht mit dem Körper, doch in seinen Gedanken einen Augenblick nieder und kniete demüthig auf der Erde.

Er gedachte, wie er in seiner Kindheit so lange betete, bis es ihm schien, als ob ein kühler Hauch ihn berühre: »das ist?« — dachte er damals, »mein Schutzengel, der mich aufnimmt, der auf mich das Siegel der Erwählung drückt.« Er blickte ans Liese . . . »Du brachtest mich her,« dachte er, »Du hast mich berührt, berühre denn auch mein Herz.« Und sie betete immer noch leise, ihr Gesicht schien in Freude verklärt, und er fühlte eine neue Andacht; er flehte um ein anderes Herz, — um Ruhe, — um Vergebung . . .

Sie trafen sich auf der Kirchenschwelle; sie grüßte ihn mit einem freudigen, freundlichen Ernste. Hell beschien die Sonne das junge Gras auf dem Kirchhofe, die bunten Kleider und Tücher der Frauen. Die Glocken der benachbarten Kirchen tönten durch die Lüfte; auf den Mauern saßen und zwitscherten die Sperlinge.

Unbedeckten Hauptes stand Lawretzky da und lächelte; ein leichter Wind spielte mit seinen Haaren und mit den Bändern auf dem Hute Liese's; er half Liese und Lenchen, die mit ihr war, in den Wagen, vertheilte all' das Geld, daß er bei sich hatte, unter die Bettler und ging langsam nach Hause.

Siebentes Kapitel.

Eine trübe Zeit brach für Lawretzky an, er befand sich in einem fortwährenden Fieber. Jeden Morgen ging er auf die Post, erbrach mit zitternder Hand Briefe und Zeitungen und nirgends fand er etwas, was das, für ihn so inhaltsschwere, Gerücht bestätigte oder widerrief. Einige Male ward er sich selbst zum Ekel. »Was thue ich da?« dachte er, »ich harre, wie ein Rabe auf Blut, auf die Nachricht vom Tode meiner Frau.«

Die Kalitins besuchte er täglich, doch auch dort fühlte er keine Erleichterung; offenbar war ihm die Hausfrau gram, empfing ihn aus Herablassung; Panschin behandelte ihn mit gezwungener Artigkeit; Lemm war misanthropisch geworden und grüßte ihn kaum — und, was die Hauptsache war, Liese schien ihn zu fliehen. Wenn sie auch zuweilen mit ihm allein blieb, so war an ihr, statt der früheren Zutraulichkeit, eine gewisse Verlegenheit sichtbar; sie wußte nicht, was sie ihm sagen sollte, und auch er fühlte sich verlegen. Liese war seit einigen Tagen nicht mehr dieselbe, die er früher kannte; in ihren Bewegungen, ihrer Stimme« selbst in ihrem Lachen war geheimes Bangen, eine früher nie dagewesene Reizbarkeit zu sehen. Marie Dmitriewna bemerkte, als eingefleischte Egoistin nichts, Martha Timotheewna aber begann ihren Liebling schärfer zu beobachten.

Lawretzky warf sich oft vor, daß er Liese jenes Zeitungsblatt gezeigt hatte; er mußte sich gestehen, daß in seinem Seelenzustande etwas, ein reines Gefühl, Empörendes lag. Er dachte auch, daß die Veränderung, die er an Liese bemerkte, von ihrem Kampf mit sich selbst, von ihren Zweifeln, welche Antwort sie geben sollte, herrühre. Einst gab sie ihm ein Buch, einen Roman Walter Scott's, das sie sich selbst von ihm erbeten hatte, zurück.

»Haben Sie dieses Buch gelesen?« fragte er.

»Nein, ich habe jetzt andere Dinge im Kopfe, als Bücher!« war ihre Antwort, und sie wollte gehen.

»Warten Sie einen Augenblick; es ist so lange her, daß ich nicht mit Ihnen allein gewesen bin. — Sie scheinen mich zu fürchten!«

»Ja!«

»Woher das aber?«

»Ich weiß es nicht.«

Lawretzky schwieg einige Augenblicke.

»Sagen Sie mir,« begann er auf's Neue, »haben Sie sich schon entschlossen?«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte sie ohne die Augen zu erheben.

»Sie verstehen mich . . .«

Liese wurde plötzlich blutroth.

»Fragen Sie mich nicht,« sagte sie lebhaft, — »ich weiß nichts; ich kenne mich selbst nicht . . .« und sie eilte fort.«

Den folgenden Tag kam Lawretzky Nachmittags zu den Kalitins, und fand bei ihnen alle Vorbereitungen zu einer Abendmesse. In einem Winkel des Speisesaales, auf einem viereckigen Tische, der mit einem reinen Tischtuche bedeckt war, befanden sich, an die Wand gelehnt, kleine Gottesbilder, in vergoldeten Rahmen, mit trüben Diamanten im Heiligenschein. Ein alter Diener, in einem grauen Frack und in Schuhen, ging langsam und geräuschlos durch's Zimmer, stellte zwei Wachslichter in dünnen Leuchtern vor die Gottesbilder, schlug ein Kreuz, verneigte sich und entfernte sich leise. Der dunkle Saal war leer. Lawretzky ging im Saale auf und ab, endlich fragte er: »Ist nicht irgend ein Namenstag?« Man antwortete ihm leise, es sei kein Namenstag, die Abendmesse sei aber auf den Wunsch Lisawetha Michailowna's und Martha Timotheewna's bestellt worden. Man hätte das wunderthätige Bild der Stadt bringen wollen, dieses sei aber dreißig Werst von der Stadt zu einem Kranken gebracht worden. Bald kam auch der Priester mit seinen Kirchendienern, ein kahlköpfiger, nicht mehr junger Mann und hustete im Vorhaus; sofort kamen die Damen, eine nach der andern, aus dem Cabinet, und baten den Priester um seinen Segen; Lawretzky grüßte sie schweigend und auch sie erwiderten seinen Gruß ebenso. Der Priester stand eine Zeit lang — dann fragte er leise, aber im tiefen Baß:

»Soll ich beginnen?«

»Beginnen Sie, ehrwürdiger Vater!«

Er begann seine Meßkleider anzulegen; ein Kirchendiener mit dem Chorhemd angethan, bat demüthig um Kohlen; ein Weihrauchdampf verbreitete sich rings umher. Aus dem Vorzimmer kamen die Kammermädchen und Bedienten und stellten sich als dichte Masse an der Thüre auf, Roska, die niemals die obere Etage verließ, erschien

plötzlich im Saale; man wollte den Hund fortjagen, er erschrak aber, setzte sich nieder und fing an zu heulen. Ein Diener ergriff ihn und trug ihn fort. Die Abendmesse begann; Lawretzky drückte sich in einen Winkel; sonderbar waren seine Gefühle, sie waren fast traurig. Er selbst konnte nicht zergliedern, was er fühlte. Vor Allen stand Marie Dmitriewna neben einem Lehnstuhle, schmachtend und nachlässig schlug sie das Zeichen des Kreuzes, ganz nach der Art großer Damen. Bald sah sie um sich, bald erhob sie die Augen zur Decke, mit einem Worte: sie langweilte sich. Martha Timotheewna schien bekümmert; Nastasia Karpowna kniete bald auf die Erde, bald stand sie mit bescheidenem und leisem Geräusch auf; Liese verließ, sobald sie ihren Platz eingenommen hatte, ihn nicht mehr und machte keine einzige Bewegung. An dem, gleichsam in sich gelehrten Ausdruck ihres Gesichtes sah man, daß sie innig und heiß betete.

Als sie das Kreuz küßte, küßte sie auch die große rothe Hand des Priesters. Marie Dmitriewna lud ihn zu einer Tasse Thee ein; er nahm seine Stola ab, ein etwas weltliches Aeußere an — und ging mit den Damen in den Salon. Es entspann sich eine, nicht sehr belebte Unterhaltung. Der Priester trank vier Tassen Thee aus; trocknete fortwährend seine Glatze mit seinem Schnupftuche ab, erzählte unter Anderem, daß der Kaufmann Awoschnikoff 700 Rubel Silber geschenkt hätte, um die Kirchenkuppel zu vergolden, und theilte ein sicheres Mittel gegen Sommersprossen mit.

Lawretzky hatte sich neben Liese gesetzt, doch sie hielt sich ernst, fast streng, und blickte ihn kein einziges Mal an. Sie schien ihn mit Willen nicht bemerken zu wollen. Ein kalter, ernster Enthusiasmus war über sie gekommen.

Feodor Iwanitsch hätte gern gelächelt, etwas Spaßhaftes gesagt, er wußte selbst nicht warum; doch fühlte er eine geheime Verwirrung und ging in einem, ihm selbst unbegreiflichen Zweifel fort . . . Er fühlte, es läge Etwas auf Liese‘s Herzen, was es aber sei, das konnte er sich nicht erklären.

Ein anderes Mal saß Lawretzky im Salon und hörte den einschmeichelnden, aber schwerfälligen Redensarten Gedeonowsky’s zu; plötzlich aber wandte er sich, ohne selbst zu wissen: warum, zu Liese und überraschte einen tiefen, aufmerksamen, forschenden Blick derselben . . .Er war auf ihn geheftet, dieser räthselhafte Blick. Die ganze folgende Nacht dachte Lawretzky an ihn. Er liebte nicht, wie

Knaben lieben, zu seinen Jahren paßte es sich nicht, zu seufzen und sich zu härmen; aber auch Liese flößte nicht solche Gefühle ein; in jedem Alter aber hat die Liebe ihre Qualen, und er fühlte diese im reichlichen Maaße.

Achtes Kapitel.

Einst saß Lawretzky, nach seiner Gewohnheit, bei den Kalitins; nach einem schwülen Tage war ein so schöner Abend gefolgt, daß selbst Maria Dmitriewna, obgleich die größte Angst vor Zugwind hegend, alle Fenster und Thüren, die in den Garten gingen, zu öffnen befahl, und verkündete, sie wolle nicht Karten spielen, bei solch' einem Wetter sei es eine Sünde, Karten zu spielen, und man müsse die Natur genießen. Von Gästen war Panschin allein da.

Auch auf ihn übte der Abend seinen Einfluß, und da er vor Lawretzky nicht singen wollte, aber dennoch einen Andrang von Künstlergefühlen hatte, so wandte er sich zur Poesie: er las gut, aber mit zu vielem Nachdruck und zu unnöthigen Intonationen, einige Gedichte von Lermontoff (Puschkin war es noch nicht gelungen, der Modedichter zu werden) vor, — mit einem Male aber begann er, sich an die bekannte »Duma« klammernd, das junge Geschlecht zu tadeln und ihm Vorwürfe zu machen, und versäumte bei dieser Gelegenheit nicht, auseinanderzusetzen, wie er nach seiner Art Alles umdrehen würde, wenn die Gewalt in seine Hände gegeben wäre.

«Rußland,« sagte er, »ist hinter dem übrigen Europa zurückgeblieben; man muß es aber vorwärtstreiben; es wird versichert, daß wir jung sind, — reiner Unsinn; ja, es fehlt uns auch an Erfindungsgabe; Chomiakoff selbst gesteht, daß wir nicht einmal eine Mausefalle erfunden haben. Unwillkürlich müssen wir also zu Andern unsere Zuflucht nehmen. »Wir sind krank,« spricht Lermontoff, — ich bin mit ihm einverstanden; doch wir sind krank, weil wir nur zur Hälfte Europäer geworden sind. Homöopathie ist uns nothwendig («*la cadastre,*« dachte Lawretzky). Bei uns,« fuhr er fort, »sind die besten Köpfe, — *les meilleures têtes*« — längst davon überzeugt. Alle Völker sind eigentlich gleich, matt führe nur eine gute Verfassung ein — und Alles ist gesagt. Man kann sich freilich an das schon existirende Volkswesen anschmiegen; das ist unsere Sache, die Sache (bald hätte er gesagt, der Staatsmänner) — der Beamten; doch seien Sie ruhig, die Einrichtungen werden bei uns das Volk schon umgestalten.«

Maria Dmitriewna gab ihm, ihn bewundernd, Recht; »was für ein kluger Mann,« dachte sie, »spricht bei mir!« Liese lehnte sich aufs

Fenster und schwieg; Lawretzky schwieg ebenfalls. Martha Timotheewna, die in einem Winkel mit ihrer Freundin Karten spielte, brummte etwas vor sich hin. Panschin ging im Zimmer auf und ab, sprach in gewählten Ausdrücken, aber mit einer versteckten Erbitterung; er schimpfte, wie es schien, nicht über das ganze Geschlecht, sondern über einige ihm bekannte Persönlichkeiten. Im Garten der Kalitins, in einen Hollunderbusch, hatte eine Nachtigall ihr Nest gebaut. Ihre ersten Klänge schallten in den Pausen der begeisterten Rede, die ersten Sterne blinkten am rosenfarbenen Himmel, über den unbeweglichen Wipfeln der Linden.

Lawretzky stand auf und antwortete Panuschin; es entstand ein Streit. Lawretzky vertheidigte Rußlands Jugend und Selbstständigkeit; gab sich und seine Altersgenossen zum Opfer hin, — sprach aber das Wort der Jugend, ihren Ueberzeugungen und Wünschen. Die Antworten Panschin‘s waren gereizt und scharf, er sagte, die klugen Leute müßten Alles umschaffen, und ging so weit, daß er sein Kammerjunkerthum und seine Beamtencarrière vergaß und Lawretzky einen retrograden Conservativen nannte, ja sogar, obgleich sehr entfernt, auf seine zweideutige Stellung in der Welt anspielte.

Lawretzky ärgerte sich nicht, erhob nicht seine Stimme, (er erinnerte sich, daß auch Michalewitsch ihn hinter der Welt zurückgeblieben, aber Voltairianer genannt hatte) — und schlug ganz ruhig Panschin auf allen Punkten. Er bewies ihm die Unmöglichkeit, Sprünge zu machen, die Unmöglichkeit stolzer Umwandlungen, von der Höhe des Beamtenselbstbewußtseins herab, — der Umwandlungen, die weder durch Kenntniß der Heimath, noch eines wirklichen, obgleich negativen Glaubens an ein Ideal entschuldigt werden konnten; stellte als Beispiel seine eigene Erziehung hin, stellte vor Allem die Anerkennung dessen hin, was das Volk selbst fordere, und forderte Demuth, jene Demuth, ohne die das kühne Entgegentreten gegen Lug und Trug unmöglich sei; endlich entschuldigte er sich nicht vor dem seiner Meinung nach verdienten Vorwurfe, leichtsinnig Zeit und Kraft zu vergeuden.

»Das ist Alles wunderschön,« rief endlich Panschin mit Aerger aus: — »jetzt sind Sie nach Rußland zurückgekehrt, was beabsichtigen Sie zu thun?«

»Zu ackern,« erwiderte Lawretzky, »und mir Mühe zu geben, so gut als möglich zu ackern.«

»Das ist ohne Zweifel sehr lobenswerth,« erwiderte Panschin, »und man hat mir sogar gesagt, daß Sie darin große Fortschritte gemacht haben; gestehen Sie aber auch, daß nicht Jeder zu derartigen Beschäftigungen befähigt ist.«

»*Une nature poétique*,« sagte Maria Dmitriewna, »kann freilich nicht ackern . . . *et puis*, Ihr Beruf, Wladimir Nikolaitsch, ist Alles *en grand* zu thun.«

Das war selbst für Panschin zu arg; er wurde verlegen und gab der Unterhaltung eine andere Wendung. Er suchte das Gespräch auf die Schönheit des Sternenhimmels, auf Schuber's Musik zu lenken — doch es wollte nicht recht gehen. Er endigte damit, daß er Maria Dmitriewna vorschlug, mit ihr eine Parthie Piquet zu spielen.

»Wie! an einem so schönen Abende?« erwiderte sie mit schwacher Stimme, ließ aber doch Karten bringen.

Geräuschvoll erbrach Panschin ein Paket, Liese aber und Lawretzky standen, als ob sie sich verabredet hätten, auf und setzten sich neben Martha Timotheewna. Sie fühlten sich Beide mit einem Male so wohl, daß die Verwirrung, die sie die letzten Tage gefühlt, verschwand, um nie wieder zurückzukehren. Heimlich kniff die Alte Lawretzky in die Wange, zog schelmisch die Augen zusammen und schüttelte einige Male den Kopf, indem sie ihm leise zuraunte: »Ich denke, Du hast es dem Allweisen sehr gut gesagt.«

Alles im Zimmer ward ruhig; man hörte nur das schwache Knistern der Wachslichter und zuweilen, wie eine Hand auf den Tisch schlug, oder einen Ausruf, oder wie die Stiche gezählt wurden, — und als breite Welle ergoß sich, mit der Kühle des Thaues zugleich, durch das Fenster das mächtige, bis zur Kühnheit laute Lied der Nachtigall.

Neuntes Kapitel.

Während des ganzen Streites zwischen Lawretzky und Panschin hatte Liese nicht ein einziges Wort gesagt, doch war sie demselben aufmerksam gefolgt und ganz auf Seiten Lawretzky's gewesen. Die Politik interessirte sie wenig, aber der dünkelhafte Ton des Weltmanns und Beamten stieß sie zurück; die Verachtung«,die er gegen Rußland zur Schau trug, beleidigte sie; Liesen war es niemals in den Sinn gekommen, eine Patriotin zu sein; sie fühlte sich aber mit Russen wohl, sie liebte die russische Geistesrichtung; ungenirt unterhielt sie sich stundenlang mit dem Schulzen des Rittergutes ihrer Mutter, wenn er in die Stadt kam, und sprach mit ihm, wie mit ihresgleichen, ohne das geringste Zeichen von Herablassung, wie sie die Adligen zur Schau zu tragen lieben.

Dies Alles fühlte Lawretzky; er hätte Panschin nicht geantwortet, er sprach einzig und allein für Liese. Sie hatten einander nichts gesagt, selbst ihre Augen begegneten sich selten; doch Beide begriffen, wie nahe sie sich diesen Abend aneinander geschlossen hatten, begriffen, wie sie dasselbe liebten und wie ihnen dasselbe zuwider sei. In Einem nur stimmten sie nicht überein; doch in ihrem Herzen hoffte Liese ihn zu Gott zurückzuführen. Sie saßen neben Martha Timotheewna und schienen ihrem Spiele zu folgen; ja, sie folgten ihm auch in der That. Inzwischen ward aber bei jedem von ihnen das Herz immer voller und für sie ging nichts verloren. Für sie sang die Nachtigall und brannten die Sterne, und lispelten leise die Bäume, eingelullt von Schlaf und Wollust und Wärme.

Lawretzky gab sich ganz, der ihn fortreißenden Welle hin und freute sich; doch Worte drücken das nicht aus, was in der reinen Seele des Mädchens vorging; dies blieb ein Geheimniß für sie selbst, so mag es denn auch für Alle ein Geheimniß bleiben. Niemand weiß, Niemand sah und wird jemals sehen, wie ein zum Leben und zum Erblühen berufener Same im Schooße der Erde aufschwillt und reift.

Es schlug zehn Uhr, Martha Timotheewna ging mit Nastasia Karpowna in das Schlafzimmer hinauf; Lawretzky und Liese gingen im Zimmer auf und ab, blieben dann vor der offenen in den Garten führenden Thüre stehen, blickten in die dunkle Ferne, dann blickten sie einander an — und lächelten: o sie hätten so gerne die Hände in

einander gelegt, sich satt gesprochen. Sie kehrten zu Maria Dmitriewna und zu Panschin zurück, deren Planet sich in die Länge zog. Der letzte »König« war endlich zu Ende gespielt und die Hausfrau stand ächzend und krächzend von ihrem mit Kissen rings bepolsterten Lehnstuhle auf; Panschin nahm seinen Hut, küßte die Hand Maria Dmitriewna's, bemerkte, daß es auf Erden Auserwählte gäbe, die nichts jetzt hindert, zu schlafen oder sich der nächtlichen Ruhe zu erfreuen; daß er aber gezwungen sei, bis zum Morgen über dumme Papiere gebückt zu sitzen, grüßte Liesen kalt (er hatte nicht erwartet, daß sie auf seinen Heirathsantrag mit der Bitte, zu warten, antworten würde, — und war deswegen böse auf sie) — und entfernte sich. Gleich nach ihm ging auch Lawretzky; an der Pforte trennten sie sich; Panschin weckte seinen Kutscher, indem er ihn mit seinem Stocke in den Nacken stieß, setzte sich in seine Equipage und fuhr fort.

Lawretzky hatte keine Lust, nach Hause zu gehen, er ging aus der Stadt aufs freie Feld. Die Nacht war still und hell, obgleich der Mond nicht am Himmel leuchtete; lange irrte Lawretzky auf dem thaubedeckten Grase hin und her, endlich gelangte er an einen engere Steg und folgte demselben. Der Steg führte ihn zu einem langen Zaun, zu einer Gartenpforte; er versuchte« selbst nicht wissend warum, sie zu öffnen. Die Pforte knarrte leise und öffnete sich, als hätte sie nur seiner Berührung geharrt. Lawretzky befand sich in einem Garten, machte einige Schritte und stand erstaunt still: er erkannte den Garten Kalitin's.

Er trat sogleich in den schwarzen Schatten, der von einem dichten Eichengebüsch gebildet wurde, und stand lange unbeweglich, sich wundernd und mit den Achseln zuckend.

»Das ist nicht umsonst,« dachte er.

Still war Alles rings umher; von der Seite, wo das Haus stand, drang auch nicht der geringste Lärm. Vorsichtig ging er weiter. Bei einer Wendung der Allee blickte plötzlich das ganze Hans mit seiner dunklen Facade auf ihn; oben, nur in zwei Fenstern bemerkte er Licht: das eine brannte in Liesens Zimmer hinter einem weißen Vorhange, und im Zimmer Martha Timotheewna's glühte mit rothem Feuer vor dem Gottesbild ein Lämpchen, sich als Heiligenschein auf dem goldenen Rahmen spiegelnd. Unten gähnte weit die offene, auf den Balkon führende Thür. Lawretzky setzte sich auf eine hölzerne Bank,

stützte seinen Kopf auf eine Hand« und starrte bald die Thür, bald das Fenster an. In der Stadt schlug es Mitternacht; die kleine Wanduhr im Hause sang mit feinem Tone zwölfmal; der Wächter trommelte auf das Metallbrett. Lawretzky dachte an nichts,, erwartete nichts, es war ihm angenehm, sich in Liesens Nähe zu fühlen, in ihrem Garten auf einer Bank zu sitzen, auf der auch sie oft gesessen hatte . . . Das Licht in Liesens Zimmer verschwand.

»Gute Nacht, Du liebes Kind!« lispelte Lawretzky und blieb unbeweglich sitzen, ohne den Blick von dem dunkel gewordenen Fenster abzuwenden. Plötzlich erschien Licht in einem der Fenster der unteren Etage, ging in das zweite, in das dritte über. . . . Jemand ging mit einem Lichte durch die Zimmer. »Das ist doch nicht Liese? Es kann nicht sein . . .« Lawretzky stand von seiner Bank auf, es blickte ein bekanntes Profil durch's Fenster und Liese war im Saale. In ein weißes Kleid gehüllt, mit auf die Schultern herabhängenden Zöpfen, näherte sie sich leise dem Tisch, bückte sich über ihn, stellte darauf das Licht und suchte etwas; dann mit dem Gesichte zum Garten gewandt, näherte sie sich der offenen Thür und blieb, ganz in Weiß gekleidet, leicht, schlank, auf der Schwelle stehen. Lawretzky fuhr zusammen. »Liese!« entfuhr kaum hörbar seinen Lippen. Auch sie fuhr zusammen und starrte in die Finsterniß.

»Liese!« wiederholte Lawretzky lauter und trat aus dem Schatten der Allee.

Erschreckt erhob sie ihren Kopf und wankte zurück: sie hatte ihn erkannt. Zum dritten Male nannte er ihren Namen und streckte ihr seine Hände entgegen; sie trat in den Garten.

»Sie?« sagte sie, »Sie hier?«

»Ich . . . ich . . . hören Sie mich an!« lispelte Lawretzky. Er ergriff ihre Hand und führte sie zu einer Bank.

Ohne Widerstand folgte sie ihm; ihr bleiches Gesicht, ihre unbeweglichen Augen, alle ihre Bewegungen drückten unaussprechliches Erstaunen aus. Lawretzky setzte sie auf eine Bank und stellte sich vor sie.

»Ich dachte nicht herzukommen,« begann er: — »mich führte her . . . ich . . . ich liebe Sie,« sprach er mit unwillkürlichem Entsetzen aus.

Liese blickte langsam an ihm auf; sie begriff, wie es schien, erst in diesem Augenblicke, wo sie sei und was mit ihr geschehe. Sie wollte

aufstehen und konnte es nicht, und bedeckte sich das Gesicht mit ihren Händen.

»Liese!« sagte Lawretzky; — »Liese!« wiederholte er und sank vor ihr auf die Kniee hin . . .

Ihre Schultern zuckten leise, noch fester drückten sich die Finger der bleichen Hand an das Gesicht.

»Was ist Ihnen?« sagte Lawretzky und hörte ein stilles Schluchzen. Sein Herz schlug lauter . . . er begriff, was diese Thränen bedeuteten. — »Ist es möglich, daß Sie mich lieben?« lispelte er und berührte ihre Kniee.

»Stehen Sie auf!« war ihre Antwort« »stehen Sie auf, Feodor Iwanitsch, was machen wir da Beide!«

Er stand auf und setzte sich neben sie auf die Bank. Sie weinte nicht mehr und blickte ihn aufmerksam, mit feuchten Augen an.

»Ich fürchte mich, was machen wir da?« wiederholte sie.

»Ich liebe Sie!« sagte er auf‘s Neue: — »bin bereit, für Sie mein Leben hinzugeben.«

Liese fuhr zusammen, als hätte sie eine Schlange gebissen, und blickte gen Himmel.

»Dies Alles hängt nur von Gott allein ab.«

»Sie lieben mich aber, Liese? wir werden glücklich sein?«

Sie senkte die Augen; er zog sie an seine Brust und ihr Köpfchen fiel auf seine Schulter. Er neigte seinen Kopf etwas auf die Seite und seine Lippen fanden die ihrigen . . .

* *
*

Keine halbe Stunde war vergangen, als Lawretzky schon an der Gartenpforte stand; er fand sie verschlossen und mußte über den Zaun springen. Er kehrte in die Stadt zurück und ging die verödeten Straßen entlang. Seine Brust empfand das Gefühl einer unerwarteten, großen Freude; alle Zweifel waren in seiner Brust erstorben.

»Fahre hin, Vergangenheit, du dunkles Gespenst,« — dachte er; »sie liebt mich, sie ist mein!« Mit einem Male schien es ihm, als zögen über seinem Kopfe durch die Lüfte wunderbare feierliche Klänge; er blieb stehen. Die Töne erklangen noch feierlicher; als klangvoller, mächtiger Strom wogten sie dahin — in ihnen, schien es ihm, sprach

und sang sein Glück. Er sah sich um; die Klänge kamen aus den zwei oberen Fenstern eines kleinen Häuschens.

»Lemm!« rief Lawretzky« und eilte zum Hause. »Lemm!« wiederholte er laut.

Die Klänge erstarben und die Gestalt des Alten« in einen Schlafrock gehüllt, mit offener Brust und mit unordentlich herabhängenden Haaren zeigte sich am Fenster.

»Aha!« sagte er mit würdevoller Stimme, »du sind Sie?«

»Christophor Feodorowitsch, was ist das für eine zauberische Musik! Um Gottes willen, lassen Sie mich herein.«

Der Alte warf, ohne ein Wort auszusprechen, mit einer majestätischen Handbewegung den Hausschlüssel zum Fenster hinaus. Lawretzky eilte die Treppe hinauf und wollte auf Lemm zustürzen; doch dieser zeigte ihm mit gebieterischer Handbewegung einen Stuhl und sagte im gebrochenen Russisch:

»Setzen Sie sich hin und hören Sie zu;« er selbst setzte sich aufs Clavier, und nachdem er einen stolzen und strengen Blick um sich geworfen, begann er zu spielen.

Lange schon hatte Lawretzky nichts Aehnliches gehört; eine süße, leidenschaftliche Melodie ergriff bei den ersten Tönen sein Herz; sie war so licht, so voll von Begeisterung, von Glück und von Schönheit. Sie wuchs und schmolz, berührte Alles, was auf Erden theuer, was geheimnißvoll und heilig ist; sie athmete einen seligen Gram und erstarb in himmlischen Sphären. Lawretzky hatte sich aufgerichtet und stand erstarrt und bleich vor Entzücken; diese Klänge drangen in seine Brust, die eben vom Glück der Liebe erschüttert worden war.

»O wiederholen Sie es doch noch einmal!« rief er aus, als kaum der letzte Accord verklungen war.

Der Alte warf auf ihn einen Adlerblick, schlug sich mit der Hand vor die Brust und nachdem er in seiner Muttersprache gedehnt folgende Worte gesagt hatte: »das habe ich geschrieben, weil ich ein großer Musiker bin!« spielte er seine bezaubernd schöne Composition aufs Neue. Im Zimmer war es dunkel; schräg drang der Strahl des eben ausgegangenen Mondes in die Fenster; das kleine, armselige Zimmer schien ein Heiligthum zu sein, und hoch und begeistert erhob sich im Zwielicht das Haupt des Greises.

Lawretzky eilte auf ihn zu und umarmte ihn. Anfangs erwiderte Lemm seine Umarmung nicht, stieß ihn sogar mit dem Elbogen zurück; lange blickte er, ohne die geringste Bewegung zu machen, eben so streng, fast grob und brummte nur zweimal: »Aha!« Endlich ward sein verwandeltes Gesicht ruhiger, sank auf die Brust und auf die heißen Glückwünsche Lawretzky's lächelte er Anfangs schwach, fing dann an zu weinen und schluchzte wie ein Kind.

»Wunderbar ist's aber,« sagte er, »daß Sie jetzt, in diesem Augenblick gekommen sind, — doch ich weiß, weiß Alles.«

»Wissen Sie Alles?« fragte Lawretzky verlegen.«

»Sie haben mich gehört, ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich Alles wisse.«

Bis zum Morgen konnte Lawretzky nicht einschlafen; die ganze Nacht hindurch saß er auf seinem Bette. Auch Liese schlief nicht; sie betete.

Zehntes Kapitel.

Der Leser weiß es, wie Lawretzky aufwuchs und sich entwickelte. Jetzt wollen wir ein Paar Worte über Liesens Erziehung sagen. Sie war zehn Jahre alt, als ihr Vater starb, doch er beschäftigte sich wenig mit ihr, Ueberhäuft von Arbeiten, immer beschäftigt, sein Vermögen zu vergrößern, gallicht, schroff, ungeduldig, gab er, ohne zu geizen, Geld für Lehrer, Gouverneurs, Kleidung und Alles, was die Kinder nöthig hatten, aus, aber er liebte nicht, wie er sich ausdrückte, die Amme bei den Schreihälsen zu spielen. Ja, — er hatte aber auch keine Zeit, die Amme bei ihnen zu spielen.

Er arbeitete, war in Geschäfte vertieft, schlief wenig, spielte von Zeit zu Zeit Karten und arbeitete wieder; er verglich sich mit einem an eine Dreschmaschine gespannten Pferde.

»Schnell ist mein Leben dahingeeilt!« meinte er auf seinem Todtenbette, mit einem bitteren, spöttischen Lächeln auf den trockenen Lippen. Die Wahrheit zusagen, beschäftigte sich Maria Dmitriewna mit der Erziehung Liesens gar nicht, obgleich sie vor Lawretzky prahlte, sie allein hätte ihre Kinder erzogen; sie kleidete sie wie eine Puppe, streichelte ihr, wenn Gäste da waren, das Köpfchen und nannte sie ein vernünftiges Kind, ihr Herzchen,« — und das war Alles. Jede beständige Sorge ermüdete die träge Edelfrau.

Bei Lebzeiten ihres Vaters war Liese der Obhut einer Gouvernante, des Fräulein Moreau aus Paris, anvertraut; nach seinem Tode beaufsichtigte sie Martha Timotheewna. Der Leser kennt Martha Timotheewna; Mlle. Moreau aber war ein kleines runzeliges Geschöpf mit Vogelgesten und Vogelgewohnheiten. In der Jugend hatte sie ein sehr zerstreutes Leben geführt, im Alter waren ihr nur zwei Leidenschaften geblieben — für Näschereien und für Karten. Wenn sie satt war, nicht plauderte und nicht Karten spielte, nahm ihr Gesicht einen todtenartigen Ausdruck an: sie sitzt, blickt vor sich hin und athmet — und kein Gedanke scheint durch ihren Kopf gehen zu wollen. Man konnte sie sogar nicht gut nennen; denn die Vögel sind am Ende niemals gut. Sei es in Folge einer leichtsinnig vergeudeten Jugend, sei es von der pariser Luft, die sie von Jugend auf eingeathmet hatte, — es sei dem, wie ihm wolle, aber in ihrem ganzen Wesen nistete ein, wenn auch nicht tiefgefühlter Scepticismus, der sich

gewöhnlich in den Worten: »t*out ca c'est des bétises*,« äußerte. Sie sprach ein fehlerhaftes, aber ächt pariser Jargon, liebte Klatschereien nicht und hatte niemals Capricen; was konnte man mehr von einer Gouvernante verlangen? Auf Liese hatte sie geringen Einfluß; desto größeren Einfluß hatte auf sie ihre Wärterin Agafia Wassilewna.

Das Schicksal dieser Frau war bemerkenswerth, Sie stammte aus einer Bauernfamilie; sechzehn Jahre alt heirathete sie einen Bauer, doch war ein schroffer Unterschied zwischen ihr und den anderen Bäuerinnen. Ihr Vater war fast zwanzig Jahre Schulze gewesen, hatte sich ein bedeutendes Vermögen erworben und verwöhnte sie. Sie war ungewöhnlich schön, trug sich am Geschmackvollsten, war klug, beredt, unerschrocken; ihr Herr Dmitri Pestoff, Maria Dmitriewna's Vater, ein schlichter und sanfter Mann, hatte sie einst beim Dreschen erblickt, redete sie an, und verliebte sich leidenschaftlich in sie. Sie wurde bald Wittwe; Pestoff nahm sie, obgleich er verheirathet war, in sein Haus. Agafia gewöhnte sich sofort an ihre neue Lage, als ob sie ihr Lebenlang in derselben gewesen sei. Sie wurde weiß , voll; ihre mit Nesseltuchärmeln bekleideten Arme, waren schneefarben und rund, wie bei einer Kaufmannsfrau; den ganzen Tag trank sie Thee, sie wollte keine anderen, als samtene und seidene Kleider tragen, schlief auf Eiderdaunen. Fünf Jahre dauerte dieses selige Leben. Dmitri Pestoff starb; seine Wittwe, eine gute Frau« wollte, sein Andenken ehrend, nicht schlecht an ihrer Nebenbuhlerin handeln, besonders da Agafia sich niemals gegen sie vergaß; doch verheirathete sie sie mit dem Oberhirten und schickte sie aus dem Hause fort.

So vergingen drei Jahre. Einst, an einem heißen Sommertage, besuchte die Edeldame ihre Meierei; Agafia brachte ihr so schöne und kalte Sahne, hielt sich so bescheiden, war so reinlich, so fröhlich, mit Allem zufrieden, daß die Edelfrau ihr die Verzeihung verkündigte und ihr erlaubte, das Schloß zu besuchen. In einem halben Jahre gewann sie Agafia so lieb, daß sie sie zur Haushälterin ernannte und ihr die ganze Wirthschaft übergab. Die Macht war wieder in Agafia's Händen, wieder wurde sie dick und weiß; ihre Herrin hatte ihr das ganze Vertrauen geschenkt. So verflossen fünf Jahr. Zum zweiten Male brach das Unglück über Agafia herein; ihr Mann, den sie zum Diener hatte ernennen lassen, fing an zu trinken, verschwand oft aus dem Hause, und endigte damit, daß er seiner Herrschaft sechs silberne Löffel stahl und selbige, bis er Gelegenheit fände, sie zu verkaufen, in

den Koffer seiner Frau versteckte. Dies wurde entdeckt. Wieder wurde er in die Meierei verbannt und auch Agafia fiel in Ungnade. Aus dem Hause wurde sie nicht verjagt, doch ward sie zur Näherin degradirt und mußte statt einer Haube, ein Tuch auf dem Kopfe tragen. Zum Erstaunen Aller ertrug Agafia den Schlag, der sie getroffen, mit demüthiger Ergebenheit. Sie war damals über dreißig Jahre, alle Kinder waren ihr gestorben und auch ihr Mann lebte nicht lange mehr. Es war Zeit, sich zu besinnen: sie besann sich. Sie redete von jetzt an sehr wenig und ward sehr gottesfürchtig; versäumte keine einzige Messe und verschenkte alle ihre besten Kleider. Fünfzehn Jahre verbrachte sie still, ergeben und ernst, ohne sich mit Jemandem zu veruneinigen, und Allen nachgebend, Antwortete ihr Jemand grob, dankte sie ihm nur, ihn tief grüßend. Ihre Herrin hatte ihr längst verziehen, sie wieder in ihre Gnade aufgenommen und ihr eine Haube von ihrem eigenen Kopfe geschenkt; doch sie selbst wollte sich nicht von ihrem Tuche trennen und trug stets ein schwarzes Kleid. Nach dem Tode ihrer Herrin wurde sie noch stiller und demüthiger. Die Russen werden leicht eingeschüchtert und schließen sich leicht an; schwer ist es aber sich ihre Achtung zu erwerben; sie wird nicht leicht, und nicht Jedermann geschenkt; Agafia wurde aber von Allen geachtet. An ihre früheren Sünden dachte Niemand, als wären dieselben mit dem alten Herrn zu Grabe getragen worden.

Als Kalitin Marie Dmitriewna geheirathet hatte, wollte er die Wirthschaft Agafia anvertrauen; sie weigerte sich aber die Stelle anzunehmen, die Versuchung fürchtend. Er schrie sie an, sie grüßte tief und entfernte sich. Der kluge Kalitin hatte Menschenkenntniß: er verstand Agafia und vergaß sie nicht. Als er in die Stadt übergesiedelt war, machte er Agafia, mit ihrer Einwilligung, zu Liesens Wärterin.

Anfangs fürchtete Liese das ernste und strenge Gesicht ihrer neuen Wärterin; doch bald gewöhnte sie sich an dieselbe und liebte sie herzlich. Sie selbst war ein ernstes Kind; ihre Züge erinnerten an das scharf ausgeprägte und regelmäßige Profil Kalitin‘s; nur ihre Augen waren nicht denen ihres Vaters ähnlich, in ihnen war Sanftmuth, Aufmerksamkeit und Güte zu lesen, was bei Kindern selten ist. Mit Puppen liebte sie nicht zu spielen, lachte nicht laut und nicht lange, und hielt sich ernst. Nicht oft versank sie in Gedanken, that sie es aber, so war es nicht umsonst. Nach einigem Schweigen endigte sie gewöhnlich damit, daß sie sich mit einer Frage an Jemanden Aelteres

wandte, was dafür zeugte, daß ihr Kopf an dem neuen Eindruck gearbeitet hatte. Schon in ihrem vierten Jahre sprach sie vollkommen rein. Ihren Vater fürchtete sie, das Gefühl, das sie für ihre Mutter hegte, war unbestimmt; sie fürchtete sie nicht, liebkoste sie aber auch nicht; übrigens liebkoste sie auch Agafia nicht, obgleich sie nur Agafia liebte. Sie waren immer zusammen, und sonderbar war es. Beide dann zu betrachten, Agafia, in einem schwarzen Kleide, den Kopf mit einem schwarzen Tuch umwunden, mit einem mageren, wie Wachs durchsichtigen, aber immer noch schönen und ausdrucksvollen Gesichte sitzt kerzengerade da und strickt an einem Strumpfe, zu ihren Füßen sitzt Liese auf einem kleinen Sessel, auch mit irgend einer Arbeit beschäftigt, oder ernst ihre hellen Aeuglein erhebend, hört sie an, was ihr Agafia erzählt; und Agafia erzählt ihr keine Mährchen. Mit ernster und eintöniger Stimme erzählt sie ihr das Leben der heiligen Jungfrau, das Leben der Heiligen, der Einsiedler, der heiligen Märtyrerinnen; sie erzählt Liese, wie die Heiligen in den Wüsteneien lebten, wie sie beteten, Hunger und Armuth ertrugen, — nicht die Herrscher fürchteten, den Heiland lobten; wie ihnen Gottes Vöglein Nahrung brachten und wilde Thiere gehorchten; wie an den Stellen, auf welche ihr Blut träufelte, Blumen emporsproßten. — »Goldlack?« fragte einst Liese, die Blumen sehr lieb hatte . . . Agafia sprach mit Liesen ernst und bescheiden, als fühle sie selbst, daß es eigentlich nicht für sie passe, solche heilige und erhabene Worte zu sprechen.

Liese hörte ihr zu — und das Bild des allgegenwärtigen, allwissenden Gottes drängte sich mit süßer Kraft in ihr Herz, erfüllte sie mit reiner, heiliger Furcht, und der Heiland wurde ihr etwas Nahes, Bekanntes, fast Verwandtes; auch beten lehrte sie Agafia. Zuweilen weckte sie Liese früh am Morgen auf, kleidete sie eilig an und führte sie heimlich in die Frühmesse; Liese folgte ihr auf den Fußspitzen, kaum athmend; die Kälte und das Zwielicht des Morgens, die Kühle und die Leere in der Kirche, selbst das Geheimnißvolle dieser unerwarteten Ausflüge, das vorsichtige Zurückkommen nach Hause, in‘s kleine Bettchen, — diese Verbindung von Verbotenem, Sonderbarem, Heiligem, erschütterte das Mädchen und drang in die tiefste Tiefe ihres Wesens. Niemals sprach Agafia ein Wort des Tadels über Jemanden aus, schalt auch Liese nicht, wenn sie unartig war. Wenn sie mit irgend etwas unzufrieden war, schwieg sie nur und

Liese verstand dieses Schweigen. Mit dem, den Kindern eigenen Scharfsinn verstand sie es auch sehr gut, wenn Agafia mit Anderen unzufrieden war, — sei es mit Marie Dmitriewna oder mit Kalitin. Drei Jahre war Agafia die Wärterin Liesens; Mlle. Moreau ersetzte sie. Die leichtsinnige Französin aber, mit ihren trockenen Manieren und ihrem gewöhnlichen Ausrufe: »*tout ca c'est des bétises*« — konnte aus dem Herzen Liesens nicht die ihr so theure Wärterin vertreiben; der Same hatte zu tiefe Wurzeln gefaßt. Auch blieb Agafia, obgleich sie nicht mehr die Wärterin Liesens war, im Hause; traf oft mit ihrem gewesenen Zögling zusammen, und Liese vertraute ihr wie früher. Mit Martha Timotheewna aber, als diese in das Haus der Kalitins zog, fand sich Agafia nicht zurecht. Der strenge Ernst Agafia's. wollte der ungeduldigen und eigenwilligen Alten nicht gefallen; Agafia bat um die Erlaubniß, ein Kloster zu besuchen und kehrte nicht zurück. Es gingen dunkle Gerüchte, sie hätte sich in ein Kloster der Altgläubigen zurückgezogen.

Der Eindruck, den Agafia auf Liese gemacht hatte, vermischte sich nicht in ihrem Herzen. Wie früher ging sie in die Messe, als wäre es ein Fest für sie, betete mit Wonne, mit einem zurückhaltenden und schamhaften Gefühle, worüber sich Marie Dmitriewna und selbst Martha Timotheewna nicht wenig wunderten, obgleich Letztere Liese freien Willen ließ und nur ihren Eifer zu zügeln suchte, ihr auch nicht erlaubte, zu oft niederzuknieen: dies sei keine adlige Gewohnheit. Liese lernte gut, obgleich nicht leicht; Gott hatte ihr keine besonders glänzenden Fähigkeiten, keinen großen Geist verliehen, sie lernte nichts ohne Mühe.

Sie spielte gut Clavier, Lemm allein aber wußte, was ihr das kostete. Sie las nicht viel; sie hatte keine »eigenen Worte« doch hatte sie eigene Gedanken, — und ging ihren eigenen Weg. Nicht umsonst war sie ihrem Vater ähnlich: auch er fragte Andere nicht, was er zu thun habe. So wuchs sie auf — ruhig, ohne Eile; so erreichte sie ihr neunzehntes Jahr.

Sie war reizend, ohne es selbst zu wissen. Aus jeder ihrer Bewegungen sprach eine unwillkürliche, ungekünstelte Anmuth; in ihrer Stimme klang das Silber einer reinen Jugend, das kleinste Gefühl der Freude lockte ein reizendes Lächeln auf ihre Lippen, gab einen tiefen Glanz und eine geheimnißvolle Freundlichkeit ihren glühenden Augen. Von dem Gefühle der Pflicht durchdrungen,

obgleich Andere zu beleidigen fürchtend, mit einem guten und sanften Herzen begabt, liebte sie Alle und Keinen besonders; sie liebte Gott allein mit Begeisterung, schüchtern und zärtlich. Lawretzky war der Erste, der sie in ihrem stillen, inneren Leben gestört hatte.

So war Liese.

Elftes Kapitel.

Den nächsten Tag ging Lawretzky gegen zwölf Uhr zu den Kalitins; unterwegs begegnete er Panschin, der an ihm vorbeigaloppirte, den Hut bis an die Augenbrauen gedrückt. Bei den Kalitins wurde Lawretzky nicht empfangen — das erste Mal, seitdem er ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Marie Dmitriewna schlief; — »sie hat Kopfschmerzen, meldete der Diener, Martha Timotheewna und Lisawetha Michailowna »sind nicht zu Hause.« Lawretzky ging in der Gegend des Gartens hin und her, in der Hoffnung, Liese zu sehen. Er sah aber Niemanden. Er kehrte zwei Stunden später zurück und bekam dieselbe Antwort, wobei ihn der Diener scheel ansah. Es schien Lawretzky unpassend, an ein und demselben Tage zum dritten Male dasselbe Haus zu besuchen und er entschloß sich nach Wassiliewskoie zu fahren, wo er außerdem noch Geschäfte hatte. Unterwegs baute er Luftschlösser, das eine schöner als das andere, doch im Dorfe seiner Tante überfiel ihn unsäglicher Kummer; er redete Anton an, der Alte aber hatte, auch, wie mit Willen, keine fröhlichen Gedanken. Er erzählte Lawretzky, wie Glaphira Petrowna vor ihrem Tode sich in die eigene Hand gebissen, und fügte, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen hatte, hinzu: — »ja ein Jeglicher ist sich selbst zum Fraße bestimmt.« Es war schon spät, als Lawretzky sich auf den Rückweg machte.« Die gestrigen Klänge umrauschten ihn, Liesens Bild stieg in seinem Herzen, in seiner ganzen, sanften Klarheit empor; er fühlte sich so glücklich bei dem Gedanken, daß sie ihn liebe, und kam an sein kleines Häuschen beruhigt und glücklich.

Das Erste, was ihn bei seinem Eintritt in's Vorhaus erstaunte, war ein Patschuligeruch, der ihm sehr widerwärtig war; hier standen hohe Kisten und Koffer, das Gesicht des herauseilenden Kammerdieners schien ihm sonderbar. Ohne sich von seinen Gedanken Rechenschaft zu geben, trat er in den Saal . . . Ihm kam, vom Canapee aufstehend, eine Dame in schwarzseidenem Kleide, und ihr bleiches Gesicht mit einem Batisttuche bedeckend, entgegen, trat einige Schritte vor, beugte ihr schön gekämmtes, duftiges Haupt — und fiel ihm zu Füßen . . . hier erst erkannte er sie. Diese Dame war seine Frau.«

Sein Athem stockte . . . er lehnte sich an die Wand.

»Theodor! jagen Sie mich nicht fort!« sagte sie auf französisch und ihre Stimme durchschnitt, einem scharfen Messer gleich, sein Herz. Er starrte sie gedankenlos an, bemerkte aber doch unwillkürlich, daß sie weißer und stärker geworden war.

»Theodor,« fuhr sie fort, von Zeit zu Zeit die Augen aufschlagend und vorsichtig ihre schönen Hände, die rosafarbene Nägel hatten, faltend, — »Theodor, ich bin vor Ihnen schuldig, ich sage mehr, ich bin eine Verbrecherin; hören Sie mich aber an; mich martert die Reue; ich bin mir selbst zur Last geworden, ich konnte meine Lage nicht länger ertragen; wie oft dachte ich, mich an Sie zu wenden, ich fürchtete aber ihren Zorn; ich habe mich entschlossen, jedes Band mit der Vergangenheit zu zerreißen . . . »*puis, j'ai été si malade,* — ich war so krank,« fügte sie hinzu, und fuhr mit der Hand über Stirne und Wangen, — »ich benutzte das Gerücht von meinem Tode, habe Alles verlassen; ohne mich aufzuhalten, eilte ich Tag und Nacht hierher; lange schwankte ich, ob ich vor Ihnen, meinem Richter, erscheinen sollte — *paraître devant vous, mon juge*; endlich habe ich mich jedoch entschlossen, zu Ihnen zu reisen, denn ich erinnerte mich Ihrer steten Güte; Ihre Adresse erfuhr ich in Moskau. Glauben Sie mir,« fuhr sie fort, sich leise von der Diele erhebend und sich auf den Rand des Stuhles setzend, »ich habe oft an den Tod gedacht und hätte Muth genug gefunden, mir ihn zu gehen! — Ach! das Leben ist jetzt für mich eine unerträgliche Last! Der Gedanke aber an meine Tochter, an meine Ada, hielt mich zurück; sie ist hier, schläft in der Nebenstube, das arme Kind! Sie ist müde — Sie werden sie sehen; sie wenigstens ist vor Ihnen unschuldig . . . und so unglücklich, so unglücklich!« rief Madame Lawretzky und brach in Thränen aus.

Lawretzky kam endlich wieder zu sich, entfernte sich von der Wand und wollte gehen.

»Sie gehen?« rief verzweifelnd seine Frau, »o, das ist grausam! Ohne mir ein Wort zu sagen, ohne sogar einen Vorwurf auszusprechen . . . Diese Verachtung tödtet mich, es ist schrecklich!«

Lawretzky hielt inne.

»Was wollen Sie von mir hören?« sagte er mit klangloser Stimme.

»Nichts, nichts,« erwiderte sie lebhaft; »ich weiß es, ich habe nicht das Recht, etwas von Ihnen zu fordern; ich bin nicht wahnsinnig, glauben Sie mir, ich hoffe nicht, daß Sie mir verzeihen werden, ich darf es nicht hoffen. Ich wage nur, Sie zu bitten, mir zu befehlen, was

ich thun, wo ich leben soll? Wie eine Sklavin werde ich Ihren Befehlen mich unterwerfen, welcher Art sie auch sein werden.«

»Ich habe Ihnen Nichts zu befehlen!« erwiderte Lawretzky mit eben so klangloser Stimme, wie vorher. »Sie wissen, zwischen uns ist Alles aus . . . und jetzt noch mehr als früher. Sie können leben, wo Sie wollen und wenn Sie an Ihrer Pension nicht genug haben . . . »Ach! sprechen Sie nicht so entsetzliche Worte aus!« unterbrach ihn Warwara Pawlowna, »schonen Sie mich, sei es . . . sei es um dieses Engels willen!« Und Warwara Pawlowna eilte aus dem Zimmer, kehrte aber sofort zurück, mit einem kleinen, geschmackvoll gekleideten Mädchen auf den Armen. Dichte, braune Locken fielen auf das hübsche, frische Gesichtchen, auf die großen schlaftrunkenen Augen. Es lächelte, blinzelte vor dem Feuer und hielt sich mit den vollen Aermchen an den Nacken ihrer Mutter.

»*Ada, vois, c'est ton père;*« sagte Warwara Pawlowna, ihr die Locken von den Augen wegnehmend und sie heiß küssend: »*prie le avec moi . . .*«

»C'est ca papa?« lispelte das Mädchen.

»*Oui, mon enfant, n'est ce pas que tu l'aimes?*«

Länger konnte Lawretzky es nicht ertragen.

»In welchem Melodram ist eine ganz ähnliche Scene?« sagte er und ging fort.

Eine Zeit lang blieb Nastasia Pawlowna stehen, zuckte mit den Achseln, brachte das Kind in die Nebenstube, kleidete es aus und legte es schlafen; nahen dann ein Buch, setzte sich an die Lampe, wartete ungefähr eine Stunde und legte sich endlich auch zu Bette.

»*Eh bien, madame*,« fragte, beim Abnehmen des Corsets, sie ihr Kammermädchen, eine Französin, die sie aus Paris mitgebracht hatte.

»Eh bien, Justine,« erwiderte sie, »er ist alt geworden, doch scheint er mir immer noch denselben guten Charakter zu haben. Geben Sie mir meine Handschuhe auf die Nacht, bereiten Sie mir auf morgen ein bis oben anschließendes graues Kleid und vergessen Sie nicht Schüpsencotelettes für Ada. Freilich ist es schwer, hier welche zu finden, aber Sie müssen sich etwas Mühe geben.«

»*A la guerre — comme à la guerre,*« erwiderte Justine und löschte das Licht aus.

Zwölftes Kapitel.

Ueber zwei Stunden irrte Lawretzky in den Straßen der Stadt umher. Er erinnerte sich der Nacht, die er in der Umgegend von Paris zugebracht hatte. Sein Herz blutete, sein Kopf war leer und wie betäubt, und es drehten sich in ihm immer dieselben dunklen, rasenden, boshaften Gedanken. »Sie lebt, sie ist hier,« murmelte er vor sich hin, mit beständig wiederkehrendem Erstaunen. Er fühlte es, daß Liese für ihn verloren sei. Er erstickte fast an Galle; dieser Schlag hatte ihn zu plötzlich getroffen. Wie hatte er so leicht dem unsinnigen Geplauder eines Feuilletons, einem kleinen Stück Papier glauben können? »Nun, gesetzt ich hätte nicht geglaubt;« sagte er, »welcher Unterschied wäre denn da gewesen? Ich hätte nicht gewußt, daß Liese mich liebt, und auch sie hätte es nicht gewußt.« Er konnte nicht von sich das Bild, die Stimme, die Blicke seiner Frau vertreiben, er verfluchte sie, er verfluchte Alles auf Erden.

Ermattet kam er gegen Tagesanbruch zu Lemm. Lange klopfte er vergebens; endlich zeigte sich am Fenster der mit einer Nachtmütze bedeckte Kopf des Alten. Das Gesicht war griesgrämig gefaltet und ganz und gar dem begeistert ernsten Gesichte unähnlich, welches vor vierundzwanzig Stunden von der Höhe seiner Künstlergröße gebieterisch Lawretzky geblickt hatte.

»Was branchen Sie?« fragte Lemm; »ich kann nicht jede Nacht spielen, ich habe Decoct getrunken.«

Wahrscheinlich war aber Lawretzky's Gesicht sehr sonderbar; der Alte machte sich mit seinen Händen ein Schild über die Augen, betrachtete aufmerksam seinen nächtlichen Gast und ließ ihn ein.

Lawretzky trat in's Zimmer und setzte sich auf einen Stuhl; der Alte blieb vor ihm stehen, hüllte sich fest in seinen bunten alten Schlafrock, krümmte sich und biß sich in die Lippen.

»Meine Frau ist angekommen,« sagte Lawretzky, hob den Kopf auf und brach plötzlich in ein krampfhaftes Gelächter aus.

Lemm's Gesicht drückte Erstaunen aus, er lächelte nicht, und hüllte sich fester in seinen Schlafrock.

»Sie wissen nicht,« fuhr Lawretzky fort, — »ich dachte . . . ich hatte in einer Zeitung gelesen, sie sei todt.«

»O — o, das hatten Sie unlängst gelesen?« fragte Lemm.

»Unlängst.«

»O, o,« meinte der Alte, und zog die Augenbrauen in die Höhe. »Und sie ist angekommen?«

»Angekommen, sie ist jetzt bei mir, und ich . . . ich bin unglücklich.« Er mußte wieder krampfhaft lächeln,

»Sie sind unglücklich, wiederholte langsam Lemm.

»Christophor Feodorowitsch,« begann Lawretzky, »werden Sie es wohl auf sich nehmen, einen Brief zu bestellen?«

»Hm — kann man erfahren, an wen?«

»An Liese.«

»Ach, — ja, ja, ich verstehe. Gut. Und wann soll der Brief bestellt werden?«

»Morgen, so früh als möglich.«

»Hm. Man kann Catharina, meine Köchin schicken. Nein, ich will selbst hingehen.«

»Und werden Sie mir eine Antwort bringen?«

»Auch die Antwort werde ich Ihnen bringen.«

Lemm seufzte tief. »Sie sind in der That ein unglücklicher junger Mann; ja, das ist wirklich wahr, mein armer junger Freund.«

Lawretzky schrieb Liese einige Zeilen, benachrichtigte sie von der Ankunft seiner Frau« bat, ihm ein *rendez-vous* zu bestimmen, und warf sich mit dem Gesicht auf das schmale Canapee; der Alte legte sich auf‘s Bett, drehte sich lange von einer Seite auf die andere, hustete und trank schluckweise seinen Decoct. Der Morgen brach an; Beide standen auf, In diesem Augenblick war Lawretzky dem Selbstmord nahe. Lemm‘s Köchin brachte ihnen schlechten Kaffee; es schlug sieben Uhr, Lemm nahm seinen Hut, sagte, daß er seine Stunde bei den Kalitins erst um zehn Uhr gebe, daß er aber einen passenden Verwand finden würde, jetzt hinzugehen und machte sich auf den Weg.

Lawretzky warf sich auf das kleine Canapee, und wieder brach aus seines Herzens Tiefe ein bitteres, trampfhaftes Lachen. Er dachte daran, wie seine Frau ihn aus dem Hause vertrieben hatte, er stellte sich Liesens Lage vor, schloß die Augen und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Endlich kehrte Lemm zurück und brachte ihm ein kleines Stückchen Papier, worauf Liese mit Bleistift folgende

Worte geschrieben hatte: *»Heute können wir uns nicht sehen; vielleicht morgen Abend. Leben Sie wohl!*«

Lawretzky dankte Lemm trocken und zerstreut, und ging nach Hause.

Er fand seine Frau beim Frühstück; Ada, den Kopf mit Locken bedeckt, in ein weißes Kleidchen mit blauen Bändern gekleidet, aß eine Hammelscotelette. Warwara Pawlowna stand, sobald Lawretzky in‘s Zimmer getreten war, sofort auf und ging, Demuth im Gesichte, auf ihn zu. Er bat sie, ihm in sein Cabinet zu folgen, schloß hinter sich die Thür, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; sie setzte sich, faltete bescheiden die Hände, und folgte seinen Bewegungen mit ihren noch immer schönen Augen. Lange konnte Lawretzky sich nicht entschließen, zu reden; er fühlte, daß er sich nicht beherrschen konnte; sah klar, daß Warwara Pawlowna ihn nicht fürchtete, obgleich sie sich den Anschein gab, als würde sie sofort in Ohnmacht fallen.

»Hören Sie, Madame,« begann er endlich, tief athmend und von Zeit zu Zeit seine Lippen wund beißend; »wir brauchen einander nichts vorzuheucheln; ich glaube an Ihre Reue nicht, ja — und wäre sie auch wahr, — mit Ihnen mich wieder vereinigen, mit Ihnen zusammen leben, wäre mir unmöglich.«

Warwara Pawlowna kniff die Lippen zusammen.

»Das ist Abscheu,« dachte sie, »es ist aus, für ihn bin ich sogar kein Weib mehr.«

»Es ist unmöglich,« wiederholte Lawretzky und knüpfte seinen Rock bis oben zu. — »Ich weiß es nicht, warum Sie hergekommen sind; wahrscheinlich ging Ihnen das Geld aus.«

»Ach, Sie beleidigen mich!« lispelte Warwara Pawlowna.

»Es sei dem aber, wie ihm wolle — Sie sind einmal leider meine Frau, Sie aus dem Hause jagen, kann ich nicht . . . Ich schlage Ihnen also Folgendes vor: Sie können, meinethalben heute, wenn es Ihnen gefällig ist, nach Lawriky fahren und dort leben; ich habe daselbst, wie Sie wissen, ein schönes Hans; Sie werden Alles, was Sie brauchen, und außerdem noch Ihre Pension erhalten. Sind Sie damit zufrieden?«

Warwara Pawlowna bedeckte sich das Gesicht mit einem reichgestickten Schnupftuche.

»Ich habe Ihnen schon gesagt,« antwortete sie mit einem nervösen Zacken der Lippen, »daß ich mit Allem einverstanden sein werde, was Sie über mich verhängen wollen. Für jetzt bleibt mir nur Eins übrig, Sie zu fragen, ob Sie mir erlauben, Ihnen für Ihre Großmuth zu danken?«

»Lassen wir das Dunkeln ich bitte Sie — so ist es besser,« beeilte sich Lawretzky zu sagen, »Also,« fuhr er fort, sich der Thür nähernd, »also kann ich darauf rechnen . . . «

»Morgen werde ich in Lawriky sein,« sagte Warwara Pawlowna, ehrfurchtsvoll aufstehend. »Aber Feodor Iwanitsch,« (sie nannte ihn nicht mehr Theodor) . . .

»Was wünschen Sie noch?«

»Ich weiß es, daß ich nichts gethan habe, um eine Vergebung zu verdienen; darf ich aber hoffen, daß mit der Zeit . . . «

»Ach, Warwara Pawlowna,« unterbrach sie Lawretzky, »Sie sind eine kluge Frau, ich bin aber auch nicht auf den Kopf gefallen; ich weiß es, daß Ihnen an der Vergebung nicht im Geringsten gelegen ist. Uebrigens habe ich es Ihnen auch längst vergeben; zwischen uns aber gähnt ein Abgrund.«

»Ich werde mich in mein Schicksal zu fügen wissen,« erwiderte Warwara Pawlowna, und neigte den Kopf auf die Brust. »Ich habe meine Schuld nicht vergessen; ich würde mich auch nicht gewundert haben, wenn ich erfahren, daß Sie sich über die Nachricht meines Todes gefreut hätten,« — fügte sie sanft hinzu, mit einer leichten Handbewegung auf die auf dem Tische liegende, und von Lawretzky unbeachtet gelassene Zeitungsnummer weisend.

Lawretzky fuhr zusammen: das FeuilIeton war mit Bleistift unterstrichen. Warwara Pawlowna blickte mit noch größerer Demuth auf ihn. — In diesem Augenblicke war sie reizend schön. Das graue, in Paris gefertigte Kleid zeichnete die Umrisse ihrer schlankem fast siebzehnjährigen Gestalt; ihr feiner, zarter Nacken, umgeben von einem, weißen Kragen, die gleichmäßig athmende Brust, die Hände ohne Bracelets und Ringe, Alles an ihrer Gestalt, von den glänzenden Haaren bis zur Spitze des verschämt unter dem Kleide hervorblickenden Stiefelchens, war so aristokratisch. Lawretzky einen boshaften Blick auf sie werfend, hätte bald gerufen: bravo!

hätte sie bald mit der Faust auf die Schläfe geschlagen — doch entfernte er sich schweigend.

Eine Stunde später war er schon auf dem Wege nach Wassiliewskoie; zwei Stunden später ließ Warwara Pawlowna den besten Wagen in der Stadt miethen, setzte einen einfachen Strohhut mit einem schwarzen Schleier auf, warf eine bescheidene Mantille um, vertraute Ada Justinen an und fuhr zu den Kalitins. Aus den Fragen, die sie an das Gesinde gerichtet, hatte sie erfahren, daß ihr Mann dieses Haus täglich besuche.

Dreizehntes Kapitel.

Der Tag, als Lawretzky's Frau in der Stadt O. Ankam, war für ihn ein trauriger Tag; ebenso traurig war er auch für Liese. Kaum war sie hinunter gegangen und hatte ihrer Mutter einen guten Morgen gewünscht, als sie am Fenster stehend Pferdegetrappel vernahm und mit geheimen Schrecken Panschin erblickte, der in den Hof hereinritt.

»Er ist so früh gekommen, um eine entscheidende Antwort zu erhalten,« dachte sie, und irrte sich nicht.

Nachdem er sich einige Zeit in dem Saal herumgedreht hatte, schlug er vor in den Garten zu gehen, und forderte sie dort auf, ihm die Entscheidung seines Schicksals zu verkünden.

Liese faßte Muth und sagte ihm, sie könne nicht seine Frau werden. Er hörte sie bis zu Ende an, an ihrer Seite stehend — seinen Hut hatte er tief auf die Stirn gedrückt; artig, aber mit veränderter Stimme, fragte er, ob das ihr letztes Wort sei, und ob nichts sie in ihrem Entschlusse würde wankend machen können? Dann drückte er seine Hand an die Augen, athmete tief auf und riß die Hand wieder vom Gesichte.

»Ich wollte nicht den glattgetretenen Pfad geben,« sagte er mit dumpfer Stimme: — »ich wollte mir eine Gefährtin finden, die mir mein Herz erwählen sollte; doch will es das Schicksal nicht, wie es mir scheint. Lebe wohl, du Traum!« Er grüßte Liese tief und ging in's Haus zurück. Sie hoffte, daß er sofort das Haus verlassen würde; er ging aber in's Cabinet zu Maria Dmitriewna und blieb ungefähr eine Stunde bei ihr. — »*Votre mère vous appelle — adieu à jmais*« . . . sagte er, sprang in den Sattel und sprengte von der Treppe an im gestreckten Galopp davon. Liese ging zu Maria Dmitriewna, und fand sie in Thränen schwimmend; Panschin hatte ihr sein Unglück mitgetheilt.

»Warum giebst Du mir den Todesstoß? warum giebst Du mir den Todesstoß?« so begann die betrübte Wittwe ihr Wehklagen.— »Was hast Du noch nöthig? Inwiefern ist er für Dich kein Mann? Kammerjunker! nicht geldgierig! Auch in Petersburg hätte er das erste beste Hoffräulein heirathen können! Und ich hatte gehofft! Und ist es lange her, daß Deine Gesinnungen sich gegen ihn verändert

haben? Diese Wolke kommt von irgend einer Seite her, nicht Du selbst hast sie geschaffen. Ist es nicht jener Dummkopf? Einen schönen Rath hast Du gefunden!

»Und er, der Gute,« fuhr Maria Dmitriewna fort, — »wie ehrfurchtsvoll er ist, in seinem Grame selbst, wie aufmerksam! Er hat mir versprochen, mich nicht allein zu lassen. Acht ich ertrage es nicht! Ach, ich sterbe vor Kopfschmerzen! Schicke Palaschka zu mir. Du wirst mich tödten, wenn Du Dich nicht besinnst, —‚hörst Du?« Und nachdem sie sie zweimal undankbar genannt hatte, schickte sie Liese fort.

Liese ging in ihr Zimmer. Noch hatte sie keine Zeit gehabt, nach ihren qualvollen Unterredungen mit ihrer Mutter und mit Panuschin, wieder zu sich zu kommen, als sich ein nettes Gewitter über ihrem Haupte entlud, und von einer Seite, wo sie dies am wenigsten erwartet hätte. Martha Timotheewna kam zu ihr in‘s Zimmer und schlug sofort hinter sich die Thier zu. Das Gesicht der Alten war bleich, die Haube saß schief, die Augen glänzten, Hände und Lippen zitterten. Liese stutzte. Noch niemals hatte sie ihre kluge und verständige Tante in einem solchen Zustande gesehen.

»Wunderschön, wunderschön, Mademoiselle!« begann Martha Timotheewna mit zitternder, gebrochener, und doch leiser Stimme: — wunderschön! Bei wem hast Du das nur gelernt, meine Theure? Gieb mir Wasser, es ist mir unmöglich zu sprechen.«

»Beruhigen Sie sich Tante, was haben Sie?« sagte Liese, indem sie ihr ein Glas Wasser brachte; »Sie waren, wenn ich mich nicht irre, selbst keine große Freundin von Herrn Panschin.«

Martha Timotheewna stieß das Glas von sich.

»Ich kann nicht trinken; meine letzten Zähne schlage ich mir aus am Glase. Was hat hier Panschin zu thun; wozu ist hier Panschin nöthig? Sage Du mir lieber, wer es Dir gelehrt hat, des Nachts *Rendez-vous* zu geben! — Was? mein Kind!«

Liese erblaßte.

»Aber ich bitte Dich um Gotteswillen, leugne es doch nicht,« fuhr Martha Timotheewna fort, »Schurotschka selbst hat Alles gesehen und hat es mir erzählt. Ich habe ihr verboten, ein Wort darüber fallen zu lassen; Schurotschka aber wird nicht lügen.«

»Ich leugne aber auch nicht, Tante!« lispelte Liese kaum hörbar.

»Ach« ach! so stehen also die Sachen? Du hast also ihm, dem alten Sünder, dem Scheinheiligen, ein *Rendez-vous* bestimmt.«

»Nein.«

»Wie das?«

»Ich ging in den Salon, mir ein Buch zu holen: er war im Garten — und rief mich.«

»Und Du gingst zu ihm? Wunderschön! Also liebst Du ihn?«

»Ich liebe ihn, erwiderte Liese kaum hörbar.

»Du großer Himmel! Sie liebt ihn, sie liebt ihn!«

Martha Timotheewna riß sich die Haube vom Kopfe.

»Einen verheiratheten Mann! Sie liebt ihn? Was?«

»Er hat mir gesagt . . . « begann Liese.

»Was hat er Dir gesagt, der Hochedele, was?!«

»Er hat mir gesagt, seine Frau sei gestorben.«

Martha Timotheewna schlug das Zeichen des Kreuzes. — »Gott habe sie selig,« sagte sie leise: — »ein kopfloses Weib war sie — nicht zum Vorwurf sei es ihr gesagt. So stehen also die Sachen! Die eine Frau hat er in‘s Grab gelegt und will gleich eine andere haben. Ein Tausendsasa! Eins nur will ich Dir, Nichte, sagen: zu meiner Zeit, als ich jung war, gingen solche Sachen den Mädchen nicht leicht von der Hand. Du mußt Dich nicht über mich ärgern, meine Theure; über Wahrheit ärgern sich nur Narren allein. Ich habe heute befohlen, ihn nicht zu empfangen. Ich liebe ihn, dies aber werde ich ihm niemals verzeihen. Seht einmal! Also Wittwer! Gieb mir Wasser. Daß Du aber Panschin mit langer Nase hast abziehen lassen, dafür lobe ich Dich; sitze nur nicht des Nachts mit diesem Ziegebart, mit Männern im Allgemeinen; mach mir alten Frau keinen Gram! denn nicht immer liebkose ich; — ich verstehe auch zu beißen. Also Wittwer!«

Martha Timotheewna ging fort, Liese aber setzte sich in einen Winkel und weinte bitterlich. Schwer war es ihr um’s Herz, sie hatte solch eine Erniedrigung nicht verdient. Ihre Liebe weissagte ihr keine Freude; seit gestern Abend weinte sie das zweite Mal. Kaum hatte in ihrem Herzen ein neues, unerwartetes Gefühl Wurzel gefaßt, und schon mußte sie schwer für dieses Gefühl büßen. Mit so roher Hand berührten Fremde ihr heiliges Geheimniß! Schaam und Schmerz und Bitterkeit füllten ihr Herz: doch sie fühlte weder Zweifel noch Furcht, — sie liebte Lawretzky noch heißer. Sie hatte gewankt, so lange sie

sich selbst noch nicht verstand; nach jenem Zusammentreffen aber, nach jenem Kusse, — da konnte sie nicht mehr wanken. Sie wußte, daß sie liebe, — sie liebte ehrlich, nicht zum Spaße hatte sie sich für ihr ganzes Leben gefesselt. — Sie fürchtete keine Drohungen, sie fühlte: dies Band könne nicht gewaltsam zerrissen werden.

Vierzehntes Kapitel.

Maria Dmitriewna gerieth in große Unruhe, als man ihr die Ankunft von Warwara Pawlowna Lawretzky meldete; sie wußte sogar nicht, ob sie sie empfangen sollte oder nicht, sie fürchtete Feodor Iwanitsch zu beleidigen. Endlich siegte die Neugier.

»Was ist es am Ende,« dachte sie, auch sie ist ja eine Verwandte, — und sich in einen Sessel werfend, sagte sie dem Diener: »Bitte die Dame« hereinzukommen!«

Einige Augenblicke vergingen; die Thür öffnete sich; schnell, mit kaum hörbaren Schritten näherte sich Warwara Pawlowna der Hausfrau und ohne ihr Zeit zu lassen, vom Sessel aufzustehen, kniete sie fast vor ihr nieder.

»Ich danke« Tante!« begann sie mit leiser und bewegter Stimme auf Russisch, »ich danke, eine solche Herablassung hätte ich nicht zu hoffen gewagt; Sie sind so gut wie ein Engel!«

Nach diesen Worten ergriff Warwara Pawlowna unerwartet die Hand Maria Dmitriewna's und nachdem sie dieselbe leicht in ihren, mit blaßlilafarbenen genfer Handschuhen bekleideten Händen gedrückt hatte, brachte sie sie an ihre rothen und vollen Lippen.

Maria Dmitriewna wußte nicht, wie ihr geschah, als sie ein so hübsches, reizend gekleidetes Weib fast vor sich knien sah; sie konnte sich selbst nicht rathen, was sie thun sollte; sie wollte ihr die Hand wegnehmen und wünschte sie auf einen Stuhl zu setzen, wollte ihr etwas Schmeichelhaftes sagen und endigte endlich damit, daß sie ihr die glatte und parfürmirte Stirn küßte . . . Warwara Pawlowna schien bei diesem Kusse in Ohnmacht fallen zu wollen.

»Wie geht es, *bon jour*!« sagte Maria Dmitriewna; »freilich dachte ich nicht . . . Uebrigens bin ich freilich froh, Sie zu sehen, Sie verstehen mich, meine Theure, — es ist nicht meine Sache, mich zum Richter zwischen Ihnen und Ihrem Manne aufzuwerfen . . .«

»Ich allein bin schuld,« unterbrach sie Warwara Pawlowna, — »mein Mann hat in jeder Hinsicht Recht.«

»Dies sind sehr lobenswerthe Gefühle, — sehr lobenswerthe. Sind Sie schon lange hier? Haben Sie ihn gesehen? Setzen Sie sich aber doch, ich bitte.«

»Ich bin gestern angekommen,« erwiderte Warwara Pawlowna, sich bescheiden auf einen Stuhl setzend. — »Ich habe Feodor Iwanitsch gesehen, habe mit ihm gesprochen.«

»Ach! Nun, und was hat er gesagt?«

»Ich fürchtete« daß meine plötzliche Ankunft ihn erzürnen würde,« fuhr Warwara Pawlowna fort, — »er hat sich aber nicht von mir abgewendet.«

»Das heißt, er hat nicht . . . sagte Maria Dmitriewna, »sein Aeußeres ist nur etwas grob, er hat aber ein gutes Herz.«

»Feodor Iwanitsch bat mir nicht verziehen; er wollte mich sogar nicht anhören . . . er war aber so gut, mir Lawriky als Wohnsitz zu bestimmen.«

»Ach! Ein sehr schönes Gut!«

»Morgen begebe ich mich dorthin, um seinem Willen nachzukommen; ich hielt es aber für meine Pflicht, Sie erst zu besuchen.« .

»Ich bin Ihnen sehr dankbar« sehr dankbar, meine Theure! Man darf die Verwandten nicht vergessen. Wissen Sie aber, daß ich mich wundere, wie gut Sie Russisch sprechen. *C'est étonnant*!«

Warwara Pawlowna seufzte tief.

»Ich bin zu lange im Auslande gewesen, Maria Dmitriewna, ich weiß es: doch mein Herz blieb immer russisch; ich habe mein Vaterland nicht vergessen.«

»Recht, ganz Rechts Feodor Iwanitsch erwartete Sie aber nicht. Ja. — Glauben Sie meiner Erfahrung: *la partie avant tout.*. Ach, zeigen Sie mir Ihre Mantille, ich bitte, wie reizend sie ist!«

»Sie gefällt Ihnen?«

Warwara Pawlowna nahm sie eilig von den Schultern ab. »Sie ist sehr einfach. Von Madame Baudran.«

»Das sieht man gleich. Von Madame Baudran! . . . Wie reizend« und wie geschmackvoll! Ich bin versichert, Sie haben eine Menge schöner Sachen mitgebracht! Sehen möchte ich sie wenigstens.«

»Meine ganze Garderobe steht Ihnen zu Diensten, theure Tante. Wenn Sie erlauben, kann ich einiges Ihrer Kammerjungfer zeigen. Ich habe ein Dienstmädchen aus Paris mitgebracht, eine ausgezeichnete Nätherin.«

»Sie sind sehr gut, meine Theure, aber, wirklich, ich mache mir ein Gewissen . . . «

»Ein Gewissen?« wiederholte Warwara Pawlowna vorwurfsvoll; — »wollen Sie mich denn nicht glücklich machen? Betrachten Sie mich als Ihr Eigenthum.«

Maria Dmitriewna thaute auf.

»*Vous êtes charmante*,« sagte sie. — »Ja, warum nehmen Sie aber nicht Ihren Hut, Ihre Handschuhe ab?«

»Wie? Sie erlauben?« fragte Warwara Pawlowna und faltete andächtig die Hände.

»Versteht sich; Sie werden ja mit uns zu Mittag essen, hoffe ich. Ich . . . will Ihnen meine Tochter vorstellen.« Maria Dmitriewna wurde etwas verlegen. »Nun A gesagt ist, muß auch B gesagt werden!« dachte sie. »Dabei ist auch Liese heute nicht ganz wohl.«

»*O ma tante*! Wie gut Sie doch sind!« rief Warwara Pawlowna und bedeckte sich die Augen mit ihrem Schnupftuche.

Der Bediente meldete Gedeonowsky. Der alte Schwätzer trat ein, nach allen Seiten hin grüßend und süßlich lächelnd. Maria Dmitriewna stellte ihn Warwara Pawlowna vor. Im Anfang war er verlegen, Warwara Pawlowna betrug sich aber sehr kokett-ehrfurchtsvoll gegen ihn, so daß er sich bald heimisch fühlte, und Erfindungen, Klatschereien, Liebenswürdigkeiten wie Honig von seinen Lippen flossen.

Warwara Pawlowna blickte ihn an, lächelte zurückhaltend und wurde bald selbst gesprächiger. Sie erzählte mit vieler Bescheidenheit von Paris, von ihren Reisen, von Baden-Baden; brachte einige Mal Maria Dmitriewna zum Lachen und seufzte dann jedes Mal tief, als werfe sie sich selbst ihre unpassende Fröhlichkeit vor; bat nur Erlaubniß Ada mitzubringen, nahm die Handschuhe ab, und zeigte mit ihren glatten, mit *savon à la guimauve* gewaschenen Händen, wo und wie die *volants, ruches*, Spitzen, *choux*, getragen werden; versprach ein Fläschchen mit neuer englischer Parfümerie, Victoriai-Essenz, mitzubringen, und freute sich wie ein Kind, als Maria Dmitriewna dies als Geschenk anzunehmen versprach; weinte bei der Erinnerung dessen, was sie gefühlt hatte, als sie zum ersten Male wieder russische Glocken vernahm. »So tief war ihr Klang ihr in‘s Herz gedrungen,« sagte sie.

In diesem Augenblicke trat Liese ein. Seitdem Morgen, seit jenem Augenblicke, als sie, vor Schrecken erstarrend, den kleinen Brief Lawretzky's gelesen hatte, bereitete sie sich auf das Zusammentreffen mit seiner Frau vor; sie ahnte, daß sie sie sehen würde. Sie hatte sich entschlossen, ihr nicht aus dem Wege zu gehen;,zur Strafe für ihre eigenen, wie sie sich ausdrückte, verbrecherischen Hoffnungen. Der plötzliche Wende-Punkt in ihrem Schicksale hatte sie bis in's Innerste erschüttert; in zwei Stunden war ihr Gesicht magerer geworden, doch keine einzige Thräne war ihren Augen entquollen. »Es geschieht mir Recht,« sagte sie zu sich selbst, mit Mühe in ihrem Herzen bittere, boshafte, sie selbst entsetzende Gedanken unterdrückend. — »Nun, ich muß gehen,« dachte sie, sobald sie vom Besuche der Lawretzky gehört hatte, und sie ging. Lange stand sie vor der Saalthüre, bevor sie sich entschloß, sie zu öffnen. Mit dem Gedanken: »ich bin schuldig vor ihr,« trat sie über die Schwelle, und zwang sich, Warwara Pawlowna anzublicken, zwang sich, ihr zuzulächeln. Warwara Pawlowna war ihr entgegengegangen, sobald sie sie erblickt hatte, und hatte sich, obgleich nur leicht, doch ehrfurchtsvoll vor ihr verbeugt.

»Erlauben Sie, mich Ihnen vorzustellen,« begann sie mit einschmeichelnder Stimme; »Ihre Mama ist so herablassend gegen mich, daß ich hoffe, auch Sie werden gut sein.«

Der Ausdruck des Gesichtes Warwara Pawlowna's, als sie die letzten Worte sprach, ihr kalter und zugleich weicher Blick, ihr schlaues Lächeln, die Bewegungen ihrer Schultern und ihrer Hände, selbst ihr Kleid, ihr ganzes Wesen erweckten in Liese ein Gefühl des Widerwillens, so daß sie ihr nichts antworten konnte, und kaum die Kraft hatte, ihr die Hand zu reichen.

»Diesem Fräulein gefalle ich nicht sehr,« dachte Warwara Pawlowna, indem sie fest die kalten Finger Liesens drückte, und sich zu Maria Dmitriewna wendend, sagte sie halblaut: »*Mais elle est délicieuse!*« Eine leichte Röthe erglühte ans Liesens Wangen; in diesen Worten hörte sie Spott, Beleidigung. Doch war sie entschlossen, ihren Eindrücken nicht zu trauen, und setzte sich an's Fenster an ihren Stickrahmen.

Auch hier ließ sie Warwara Pawlowna nicht in Ruhe, ging zu ihr, lobte ihren Geschmack, ihre Kunstfertigkeit. Schnell und krampfhaft schlug Liesens Herz; sie hatte kaum die Kraft, sich selbst zu

beherrschen, kaum die Kraft, an ihrem Platze zu bleiben. Ihr schien's, Warwara Pawlowna wisse Alles und verspotte sie, im Geheimen triumphierend. Zu ihrem Glücke begann Gedeonowsky mit Warwara Pawlowna zu sprechen und zog ihre Aufmerksamkeit ab. Liese beugte sich über ihren Stickrahmen und beobachtete sie im Geheimen. »Und dieses Weib,« dachte sie, »hat er geliebt!« Aber sofort verbannte sie jeden Gedanken an Lawretzky; sie fürchtete, ihre Selbstbeherrschung zu verlieren, sie fühlte, daß ihr der Kopf zu schwindeln anfange. Maria Dmitriewna lenkte die Unterhaltung auf Musik.

»Ich habe gehört, meine Theure,« begann sie, »sie seien eine große Künstlerin.«

»Es ist schon lange her, daß ich nicht gespielt habe,« erwiderte Warwara Pawlowna und setzte sich sofort an's Clavier. Ihre Finger eilten über die Tasten. »Befehlen Sie.«

»Ich bitte.«

Warwara Pawlowna spielte meisterhaft eine brillante und schwierige Etude von Herz; sie hatte viel Fingerkraft und Fertigkeit.

»Eine Sylphide!« rief Gedeonowsky.

»Wunderbar!« bekräftigte Maria Dmitriewna. »Nun, Warwara Pawlowna, ich gestehe,« sagte sie, diese zum ersten Male beim Namen nennend: »Sie haben mich in Erstaunen gesetzt; Sie könnten Concerte geben. Hier haben wir einen Musiker, einen alten Deutschen, der ein Sonderling, aber dabei sehr gelehrt ist; er giebt Liese Stunden. Dem werden Sie einfach den Kopf verdrehen.«

»Ist Lisawetha Michailowna auch eine Musikerin?« fragte Warwara Pawlowna, indem sie den Kopf Ieicht zu ihr wandte.

»Ja, sie spielt nicht übel und liebt die Musik; wie kann sie sich aber mit Ihnen messen! Hier haben wir einen jungen Mann, dessen Bekanntschaft Sie machen müssen; dieser ist Künstler in seiner Seele und componirt recht hübsch. Er allein kann Sie verstehen.«

»Ein junger Mann?« sagte Warwara Pawlowna. »Wer ist's? Irgend ein armer Schlucker?«

»Im Gegentheil, der erste Cavalier bei uns, und nicht allein bei uns — *et à Pètersbourg.* Ein Kammerjunker, besucht die beste Gesellschaft; Sie haben wahrscheinlich von ihm schon reden hören: Panschin Wladimir Nikolaitsch. Er ist hier, mit Aufträgen der Regierung, . . . ein künftiger Minister!«

»Und Künstler?«

»Ein Künstler in seiner Seele, und so liebenswürdig. Sie werden ihn sehen, er war diese ganze Zeit über sehr oft bei uns; ich habe ihn eingeladen, heute Abend zu uns zu kommen; ich *hoffe*, daß er kommen wird,« fügte Maria Dmitriewna mit einem kurzen Seufzer und bitterem Lächeln hinzu.

Liese verstand die Bedeutung dieses Lächelns, doch jetzt hatte sie andere Gedanken.

»Und jung?« wiederholte Warwara Pawlowna, leicht aus einer Tonart in die andere modulirend.

»Achtundzwanzig Jahr und das glücklichste Aeußere. *Un jeune homme accompli.*«

»Mit einem Wort: ein musterhafter Jüngling, kann man sagen,« bemerkte Gedeonowsky.

Warwara Pawlowna begann plötzlich einen geräuschvollen Walzer von Strauß zu spielen, der mit einem so starken und schnellen Triller anfing, daß Gedeonowsky zusammenfuhr. Mitten im Walzer ging sie in ein trauriges Motiv über und endigte mit der Arie aus Lucia: fra poco; sie hatte sich erinnert, daß fröhliche Musik nicht zu ihrer Lage passe. Die Arie aus Lucia, mit besonderer Betonung der sentimentalen Noten, rührte Maria Dmitriewna sehr.

»Welch eine Seele!« sagte sie halblaut.

»Eine Sylphide!« wiederholte Gedeonowsky und hob die Augen zur Decke.

Die Mittagsstunde kam; Martha Timotheewna kam herunter, als schon die Suppe auf dem Tisch stand. Ihr Betragen gegen Warwara Pawlowna war sehr trocken; mit halben Worten nur antwortete sie auf ihre Liebenswürdigkeiten, — sah sie nicht an. Warwara Pawlowna begriff recht bald, daß sie mit dieser alten Frau keine große Freundschaft schließen würde, und redete sie nicht mehr an. Maria Dmitriewna ward noch freundlicher gegen Warwara Pawlowna; sie ärgerte sich über die Unartigkeit ihrer Tante. Doch nicht Warwara Pawlowna allein sah Martha Timotheewna nicht an, auch auf Liese blickte sie kein einziges Mal, obgleich ihre Augen glühten. Sie saß da, als wäre sie von Stein, gelb, bleich, mit zusammengepreßten Lippen und aß keinen Bissen. Liese schien ruhig; sie war in eine Apathie, — die Apathie, welche zum Tode Verurtheilte fühlen, — versunken.

Beim Mittagessen sprach Warwara Pawlowna wenig; sie schien wieder schüchtern geworden zu sein, und auf ihrem Gesichte malte sich der Ausdruck bescheidener Melancholie. Gedeonowsky allein belebte die Unterhaltung durch seine Erzählungen, obgleich er alle Augenblicke furchtsam auf Martha Timotheewna blickte; ihn überkam immer ein Hüsteln, wenn er in ihrer Gegenwart lügen wollte; doch sie störte ihn nicht, sie unterbrach ihn nicht. Nach Tisch erwies es sich, daß Warwara Pawlowna sehr gern Preference spiele; das gefiel Maria Dmitriewna so sehr, daß sie ganz gerührt wurde und bei sich dachte: »was muß aber Feodor Iwanitsch für ein Esel sein! Solch eine Frau hat er nicht verstehen können!« Sie setzte sich mit ihr und Gedeonowsky an den Kartentisch, Martha Timotheewna aber führte Liese zu sich hinauf, indem sie sagte, sie sähe so blaß aus, daß sie wahrscheinlich Kopfschmerzen hätte.

»Ja, sie hat furchtbare Kopfschmerzen,« sagte Maria Dmitriewna, die Augen verdrehend und sich zu Warwara Pawlowna wendend, »ich selbst habe solche Migräne . . .«

»Wirklich!« entgegnete Warwara Pawlowna.

Liese ging in das Zimmer ihrer Tante und sank ermattet auf einen Stuhl. Martha Timotheewna betrachtete sie lange schweigend, sank leise vor ihr auf die Kniee hin — und begann, immer ohne ein Wort zu sagen, ihr bald die eine, bald die andere Hand zu küssen. Liese beugte sich vor, wurde purpurroth und brach in Thränen aus, hob aber Martha Timotheewna nicht auf, entzog ihr nicht ihre Hände; sie fühlte, sie habe kein Recht, die Alte in dem Ausdrucke ihrer Reue, ihrer Theilnahme zu stören, sie zu hindern, um Verzeihung für das, was gestern geschehen war, zu bitten, und Martha Timotheewna konnte nicht genug diese armen, bleichen, kraftlosen Hände küssen — wortlose Thränen rannen aus ihren Augen und aus den Augen Liesens. Nur der Kater Matrose knurrte auf dem breiten Sessel neben dem Knäuel und dem Strickstrumpfe; die längliche Flamme bewegte sieh kaum in der Lampe vor dem Gottesbilde. In der Nebenstube stand hinter der Thür Nastasia Karpowna und trocknete sich auch heimlich die Augen mit einem, zu einem Knäuel zusammen gerollten, bunten Schnupftuche.

Fünfzehntes Kapitel.

Inzwischen ging unten die Preference ihren Gang, Marie Dmitriewna gewann und war deswegen in sehr guter Stimmung. Der Diener meldete die Ankunft Panschin's.

Marie Dmitriewna ließ die Karten fallen und wurde auf ihrem Stuhle unruhig; Warwara Pawlowna blickte auf sie mit einem kaum merklichen Lächeln, und wandte dann ihre Blicke zur Thür. Panschin trat ein, in einem schwarzen, bis oben zugeknöpften Frack und mit hohen englischen Vatermördern.

»Mir war es schwer zu gehorchen; doch sehen Sie, ich bin gekommen;« das drückte sein melancholisches, eben erst rasirtes Gesicht aus.

»Aber, Woldemar,« rief Marie Dmitriewna, »früher kamen Sie ja, ohne sich anmelden zu lassen!«

Panschin antwortete nur durch einen Blick, grüßte sie tief, küßte ihr aber nicht die Hand. Sie stellte ihm Warwara Pawlowna vor; er trat einen Schritt zurück und grüßte sie ebenso artig, aber mit einem Ausdruck von Eleganz und Achtung und setzte sich an den Kartentisch. Die Preference war bald zu Ende, Panschin erkundigte sieh nach Lisawetha Michailowna, erfuhr, sie sei nicht ganz wohl, drückte sein Bedauern aus, unterhielt sich dann mit Warwara Pawlowna, auf diplomatische Art jedes seiner Worte abwägend und abrundend, und jede ihrer Antworten bis zu Ende anhörend. Doch der Ernst seiner diplomatischen Stimme hatte keinen Einfluß auf Warwara Pawlowna, theilte sich ihr nicht mit, im Gegentheil, sie blickte ihm mit fröhlicher Aufmerksamkeit in's Gesicht, sprach sehr frei und ihre feinen Lippen zitterten, gleichsam von unterdrücktem Lachen. Marie Dmitriewna ergoß sich in Lobsprüchen über ihr Talent; Panschin neigte sehr artig, so viel es ihm seine englischen Vatermörder erlaubten, den Kopf und sagte: »er sei davon im Voraus überzeugt,« lenkte dann die Unterhaltung, ich glaube, selbst auf Metternich. Warwara Pawlowna hlinzelte mit ihren samtenen Augenlidern, und« nachdem sie halblaut: »Sie sind ja auch ein Künstler, *un confrére*,« gesagt hatte, fügte sie noch leiser hinzu: »*Venez*!« — mit dem Kopfe nach dem Claviere hinweisend. Dieses einzige hingeworfene Wort: »*Venez*!« veränderte gleichsam wie auf

den Wink eines Zauberstabes die Haltung Panschin's, sein bekümmertes Aeußere verschwand; er lächelte, belebte sich, knüpfte seinen Frack auf, und indem er wiederholte, »was bin ich für ein Künstler, ach!« Sie, habe ich gehört, sind eine ächte Künstlerin,« folgte er Warwara Pawlowna zum Clavier.

»Sagen Sie ihm, daß er die Romanze vom schwimmenden Monde singen solle,« rief Marie Dmitriewna.

»Sie singen?« fragte Warwara Pawlowna, auf ihn einen hellen und flüchtigen Blick werfend: »Setzen Sie sich.«

Panschin suchte sich loszureden.

»Setzen Sie sich,« wiederholte sie, ungeduldig auf der Lehne des Stuhles trommelnd.

Er setzte sich hin, hustete, schlug seine Vatermörder zurück und sang seine Romanze.

»Charmant!«, sagte Warwara Pawlowna, »Sie singen vortrefflich. *Vous avez du style*, — noch einmal.« Sie ging um das Clavier herum und setzte sich Panschin gegenüber. Er wiederholte seine Romanze, indem er seiner Stimme ein melodramatisches Zittern gab. Warwara Pawlowna sah ihn fest an, indem sie sich auf das Clavier lehnte und ihre weißen Hände in einer Linie mit ihren Lippen hielt. Panschin endigte.

»*Charmante, charmante idée,*« sagte sie mit dem Aplomb einer Kennerin. »Sagen Sie; haben Sie etwas für eine Frauenstimme, für mezzo soprano geschrieben?«

»Ich schreibe fast nichts,« antwortete Panuschin, »das thue ich nur so in freien Augenblicken . . . Singen Sie denn?«

»Ich singe.«

»O! singen Sie uns doch etwas,« sagte Marie Dmitriewna.

Warwara Pawlowna warf mit der Hand die Haare von den rothgewordenen Wangen zurück und schüttelte den Kopf.

»Unsere Stimmen müssen zu einander passen,« sagte Sie, sich zu Panschin wendend, »singen wir ein Duett. Kennen Sie *Son geloso*, oder *La ci darem,* oder *Mira la bianca luna*?«

»Ich habe einst *Mira la bianca luna*. Gesungen, aber ich habe es schon lange vergessen,« antwortete Panschin.

»Das schadet nichts, wir werden leise repetiren. Kommen Sie nur!«

Warwara Pawlowna setzte sich an‘s Clavier, Panschin stellte sich neben sie. Sie sangen halblaut das Duett, wobei ihn Warwara Pawlowna ein paar Mal verbesserte, dann sangen sie es laut, und wiederholten zweimal: *Mira la bianca lu . . . u . . . una.* Die Stimme Warwara Pawlowna’s hatte ihre Frische verloren, doch sie wußte vortrefflich die ihr gebliebenen Stimmkräfte zu benutzen. Panschin war im Anfang verlegen und machte einige Schnitzer, indem er etwas falsch sang. Endlich faßte er Muth, und obgleich er nicht tadellos sang, so bewegte er seine Schultern, seinen ganzen Körper, und hob von Zeit zu Zeit, wie ein ächter Sänger, seinen Arm auf.

Warwara Pawlowna spielte zwei, drei Compositionen von Thalberg und sang koquettirend eine kleine französische Arie. Marie Dmitriewna wußte nicht, wie sie ihre Freude ausdrücken sollte; einige Mal war sie auf dem Punkte, Liese holen zu lassen. Auch Gedeonowsky fand keine Worte und schüttelte nur mit dem Kopfe. Mit einem Male gähnte er aber unerwartet. und hatte kaum Zeit. sich den Mund mit der Hand zu bedecken. Dieses Gähnen blieb von Warwara Pawlowna nicht unbemerkt. Mit einem Male wandte sie sich mit dem Rücken zum Clavier, und sagte: »*assez de musique, comme ca;* wir wollen lieber plaudern,« und kreuzte die Arme. »*Oui, assez de musique*,« wiederholte fröhlich Panschin und knüpfte mit ihr eine Unterhaltung an, — leicht, witzig, auf französisch.

»Ganz wie in dem besten pariser Salon,« dachte Marie Dmitriewna, indem sie die von Calembours und doppelsinnigen Redensarten strotzende Unterhaltung mit anhörte. Panschin war äußerst gut gestimmt; seine Augen glänzten, er lächelte. Anfangs strich er mit der Hand über sein Gesicht, runzelte die Stirn, seufzte, wenn er den Augen Marie Dmitriewna’s begegnete; bald vergaß er sie aber und gab sich ganz dem halb weltlichen, halb künstlerischen Geplauder hin.

Warwara Pawlowna bewies sich als große Philosophin: aus Alles hatte sie sogleich eine Antwort; sie schwankte nie, sie zweifelte an Nichts; man sah, daß sie sich oft und viel mit klugen Leuten aller Art unterhalten hatte. Alle ihre Gedanken, alle ihre Gefühle drehten sich um Paris, Panschin sprach von Literatur: es erwies sich, daß sie, ganz wie er, nur französische Bücher gelesen hatte: Georges Sand erregte ihren Unwillen, Balzac achtete sie, obgleich er sie ermüdete, in Eugène Sue und Scribe sah sie große Kenner der menschlichen Seele, Dumas und Feval vergötterte sie. In ihres Herzens Grunde zog sie vor

Allen Paul de Kock vor, doch nannte sie, wie selbstverständlich, seinen Namen nicht.

Eigentlich gesagt, beschäftigte sie die Literatur wenig; Warwara Pawlowna wich geschickt Allem aus, was im Geringsten an ihre Lage erinnern konnte; in keinem ihrer Worte war die geringste Anspielung auf Liebe: im Gegentheil, sie äußerte sich eher streng gegen die Stürme der Leidenschaften, schien enttäuscht, in ihr Schicksal ergeben zu sein. Panschin antwortete ihr; doch sie war mit ihm nicht einverstanden . . . und sonderbar! . . . im selben Augenblicke, als ihren Lippen Worte der oft allzustrengen Verdammung entströmten, — war der Klang ihrer Stimme so einschmeichelnd und ihre Augen sprachen . . . Was aber diese schönen Augen sprachen, — war schwer zu sagen; doch waren es nicht strenge, es waren undeutliche und süße Reden.

Panschin wollte ihren geheimen Sinn verstehen, suchte selbst mit den Augen zu sprechen, doch er fühlte, daß er nichts hervorbrachte; er gestand es sich, daß Warwara Pawlowna als wahre, als französische Löwin unvergleichlich höher stand, als er, deswegen war er auch nicht ganz seiner selbst mächtig.

Warwara Pawlowna hatte die Gewohnheit, wenn sie sich mit Jemandem unterhielt, ihn von Zeit zu Zeit leise am Aermel zu zupfen. Diese kaum seinen Moment dauernden Berührungen regten Wladimir Nikolaitsch sehr auf. Warwara Pawlowna kannte die Kunst, leicht mit Jedem Bekanntschaft zu schließen; keine zwei Stunden waren vergangen, als es schon Panuschin schien, er kenne sie sein Leben lang, und Liese, dieselbe Liese, die er doch liebte, der er den Tag vorher seine Hand angeboten hatte, verschwand gleich einem Nebelbilde.

Man brachte den Thee; die Unterhaltung wurde noch ungezwungener. Marie Dmitriewna klingelte und ließ Liese durch den Diener sagen, sie solle herunter kommen, wenn sie nicht mehr solche Kopfschmerzen hätte. Als Panschin den Namen Liesens nennen hörte, sprach er von Aufopferung und davon, wer fähiger zu Opfern sei, Männer oder Frauen. Marie Dmitriewna kam gleich in Aufregung, begann zu behaupten, eine Frau sei zu Opfern fähiger, sagte, sie könne es in zwei Worten beweisen, kam in Verwirrung und endigte mit einem ziemlich ungeschickten Gleichnisse.

Warwara Pawlowna nahm ein Notenheft, bedeckte ihr Gesicht zur Hälfte damit, und sich auf die Seite Panschin‘s neigend, an einem

Biscuit nagend, sagte sie mit einem ruhigen Lächeln auf den Lippen und mit Blicke: »*Elle n'a pas invente la poudre, la bonne dame.*« Panschin erschrak ein wenig und war über die Kühnheit Warwara Pawlowna's erstaunt; doch er begriff nicht, wie viel Verachtung zu ihm selbst in diesem unerwarteten Ergusse verborgen war, und alle Freundlichkeit und Zuneigung Marie Dmitriewna's, die Mittage, die er bei ihr gegessen, das Geld, das sie ihm so oft geborgt hatte, vergessend, sagte er (der Unglückliche!) mit demselben Lächeln und derselben Stimme: »*je crois bien*« — und sogar nicht: »*je crois bien*« — sondern »*J'crois ben*!«

Warwara Pawlowna warf ihm einen freundlichen Blick zu und stand auf. Liese kam herein; vergebens beredete sie Martha Timotheewna zu bleiben; sie wollte die Folter bis zu Ende ertragen. Warwara Pawlowna und Panschin gingen ihr entgegen; auf dem Gesichte des Letzteren zeigte sich der frühere Diplomaten-Ausdruck.

»Wie befinden Sie sich?« fragte er Liesen.

»Mir ist jetzt wohler, ich danke!« antwortete sie.

»Wir haben uns hier etwas mit Musik beschäftigt; schade, daß Sie Warwara Pawlowna nicht gehört haben. Sie singt ausgezeichnet, *en artiste consommée.*«

»Kommen Sie doch her zu mir!« erklang die Stimme Marie Dmitriewna's.

Mit dem Gehorsam eines Kindes gehorchte ihr sofort Warwara Pawlowna und setzte sich auf einen kleinen Schemel zu ihren Füßen. Marie Dmitriewna hatte sie gerufen, um, wenn auch nur auf einen Augenblick, ihre Tochter mit Panschin allein zu lassen; noch immer hoffte sie im Geheimen«,daß Liese sich besinnen würde. Außerdem war ihr ein Gedanke gekommen in den Kopf, den sie durchaus sofort in Ausführung bringen wollte.

»Wissen Sie was,« rannte sie Warwara Pawlowna in's Ohr; »ich will versuchen, Frieden zwischen Ihnen und Ihrem Manne zu schließen; für den Erfolg bürge ich nicht, versuchen will ich's aber doch. Ich habe, wie Sie wissen, vielen Einfluß auf ihn.«

Warwara Pawlowna erhob langsam ihre Augen, blickte Marie Dmitriewna an und faltete die Hände auf eine reizende Weise.

»Sie würden meine Retterin sein, *ma tante*,« sagte sie mit trauriger Stimme; »ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Freundlichkeit

danken soll. Doch meine Schuld gegen Feodor Iwanitsch ist zu groß, er kann mir nicht verzeihen«

»Haben Sie denn . . . in der That?« . . .« begann Marie Dmitriewna neugierig.

»Fragen Sie mich nicht!« unterbrach sie Warwara Pawlowna und senkte die Augen. »Ich war jung, leichtsinnig übrigens will ich mich nicht rechtfertigen.«

»Nun, . . . aber doch, . . . warum es nicht versuchen? Verzweifeln Sie nicht!« antwortete Marie Dmitriewna und wollte sie in die Wange kneifen; doch sie blickte ihr in's Gesicht und wagte es nicht. »Bescheiden ist sie, ja, sehr bescheiden,« dachte sie, »aber doch eine wahre Löwin.«

»Sind Sie krank?« fragte inzwischen Panschin Liese.

»Ja, ich bin unwohl.«

»Ich verstehe Sie,« sagte er nach einem ziemlich langen Schweigen, »ja, ich verstehe Sie.«

»Wie?«

»Ich verstehe Sie,« wiederholte bedeutungsvoll Panschin, der ganz einfach nicht wußte, was er sagen sollte.

Liese ward verlegen, dachte aber dann: »meinethalben!«

Panschin nahm ein geheimnißvolles Wesen an und schwieg, streng seitwärts blickend.

»Es hat aber, wenn ich mich nicht irre, schon elf geschlagen,« bemerkte Marie Dmitriewna.

Die Gäste verstanden den Wink und nahmen Abschied. Warwara Pawlowna mußte versprechen, den folgenden Tag zu Mittag zu kommen und Ada mit zu bringen; Gedeonowsky, der, in seinem Winkel sitzend, beinahe eingeschlafen wäre, erbot sich, sie nach Hause zu begleiten. Panschin nahm feierlich von Allen Abschied, auf der Treppe aber drückte er Warwara die Hand, und sie in den Wagen hebend, rief er ihr nach: »à revoir!«

Gedeonowsky setzte sich an ihre Seite; den ganzen Weg über amüsirte sie sich damit, daß sie, als wäre es von ungefähr, ihre Fußspitze auf seinen Fuß stellte. Er war in großer Verlegenheit, machte ihr Complimente; sie kicherte, liebäugelte mit ihm, wenn das Licht der Straßenlaterne in den Wagen schien. Der von ihr gespielte Walzer hatte sie aufgeregt; wo sie war, brauchte sie nur Licht, einen

Ballsaal, das schnelle Drehen bei den Klängen der Musik sich vorzustellen und ihr Herz entzündete sich, ihre Augen bekamen eine sonderbare dunkle Gluth, ein Lächeln irrte auf ihren Lippen, etwas graziös-Bacchantisches ergoß sich über ihren ganzen Körper.

An ihrem Hause angelangt, sprang Warwara Pawlowna leicht aus ihrem Wagen — nur Löwinnen können so springen — wandte sich zu Gedeonowsky und lachte ihm plötzlich laut in's Gesicht.

»Ein liebenswürdiges Geschöpf,« dachte der Staatsrath, indem er nach Hause schlich, wo ihn sein Diener mit einem Fläschchen Opodeldoc erwartete, »gut ist's noch, daß ich ein solider Mann bin . . .Worüber lachte sie aber nur?«

Die ganze Nacht saß Martha Timotheewna an Liesens Bette.

Sechzehntes Kapitel.

Lawretzky verbrachte anderthalb Tage in Wassiliewskoie und irrte fast die ganze Zeit in der Umgegend umher; er konnte nicht lange an einer und derselben Stelle bleiben, denn in ihm nagte der Gram. Er fühlte alle Qualen der nie endenden, heißen, vergeblichen Sehnsucht; er gedachte jenes Gefühles, das sein Herz den Tag nach seiner Ankunft in seinem Dorf erfüllt hatte; er gedachte seiner damaligen Pläne und zürnte sich selbst. Was konnte ihn losreißen von dem, was er für seine Pflicht, die einzige Aufgabe seiner Zukunft hielt? Durst nach Glück, — wieder Durst nach Glück! — »Wahrscheinlich hat Michalewitsch Recht,« dachte er. »Du wolltest es auf's Neue im Leben kosten,« sagte er zu sich selbst, — »hattest vergessen, daß auch das schon Ueberfluß, eine unverdiente Gnade sei, wenn das Glück Einen einmal im Leben besucht. Es war nicht vollkommen, es hat Dir gelogen, wirst Du sagen; beweise aber Deine Rechte auf ein vollkommenes, auf ein wahres Glück! Blicke um Dich und sage, wer da glücklich ist, wer genießt! Da geht ein Bauer Heu mähen; vielleicht ist er mit seinem Schicksal zufrieden . . . Nun? möchtest Du wohl mit ihm theilen? Denke doch an Deine Mutter: wie nichtig klein waren die Ansprüche, die sie an das Leben stellte, und welches Loos war ihr beschieden! Wahrscheinlich wolltest Du Dich vor Panschin brüsten, als Du ihm sagtest, Du seist nach Rußland gekommen, um zu ackern; nein, Du bist gekommen, um in Deinem Alter jungen Mädchen die Cour zu machen. Du hörtest kaum, Du feist frei, und gleich warfst Du Alles hin, vergaßest Alles, liefst, gleich einem Kinde, nach einem Schmetterling.« Fortwährend schwebte ihm das Bild Liesens vor; er suchte es von sich zu treiben, ebenso wie ein anderes Bild, andere listige, schöne und verhaßte Züge.

Der alte Anton bemerkte, daß sein Herr unwohl sei; nachdem er einige Male vor der Thür tief, auf der Schwelle noch tiefer geseufzt hatte, entschloß er sich, sich ihm zu nähern und rieth ihm, etwas Warmes zu trinken. Lawretzky schrie ihn an, befahl ihm, die Stube zu verlassen und entschuldigte sich gleich darauf bei ihm; Anton wurde aber noch trauriger. Lawretzky konnte nicht im Saale bleiben; ihm schien es fortwährend, sein Urgroßvater Andrei blicke verächtlich aus seinem Rahmen auf seinen schwächlichen Enkel. »Ach Du

Urenkel! wie erbärmlich bist Du doch!« sagten, so schien es ihm, die sarkastisch lächelnden Lippen. — »Ist's möglich,« dachte er,-— »daß ich nicht Herr über mich selbst werde, — daß ich mich hingeben werde diesem . . . Unsinn?«

Schwer Verwundete nennen gewöhnlich ihre Wunden »Unsinn«; wenn der Mensch sich nicht selbst betrügt, ist es besser für ihn, er lebt nicht mehr auf Erden. »Bin ich wirklich ein Knabe nur? Nun, ja: ich habe das Glück in meiner Nähe gesehen, hielt fest in meinen Händen die Möglichkeit, für mein ganzes Leben glücklich zu sein, und plötzlich ist sie verschwunden; ja, so ist es auch in der Lotterie — hätte sich das Rad noch ein Wenig gedreht, wäre am Ende der Arme zum Reichen geworden. Ist es hin, so ist es hin,— und damit hat es ein Ende. Zähneknirschend werde ich mich an die Arbeit spannen und werde mir zu schweigen befehlen. Gut ist es noch, daß dies nicht das erste Mal ist, daß ich mich besiegen muß! Und warum floh ich, warum sitze ich hier, gleich einem Strauß meinen Kopf in einen Busch versteckend? Vielleicht ist es schrecklich, dem Unglück in‘s Auge zu schauen! — Unsinn! — Anton!« rief er laut, — »sage, daß man mir sogleich meinen Wagen anspanne. — Ja, dachte er wieder, »ich werde meinem Herzen zu schweigen befehlen« ich muß mich fest in die Hände nehmen! . . .«

Mit solchen Gedanken fuhr Lawretzky fort, sich in seinem Schmerz zu trösten, doch der Schmerz war groß und heftig; und Apraxea selbst, die nicht sowohl blödsinnig, als für alles Gefühl abgestumpft war, schüttelte den Kopf und folgte ihm mit den Augen, als er sich in den Wagen setzte, um in die Stadt zu fahren. Pfeilschnell sprengten die Pferde dahin: er saß unbeweglich und seine Augen blickten eben so unbeweglich vor sich hin auf den Weg.

Siebzehntes Kapitel.

Den Tag vorher hatte Liese Lawretzky geschrieben, daß er den Abend zu ihnen kommen solle, doch fuhr er zuerst in seine Wohnung. Von seinen Leuten erfuhr er, daß weder seine Frau noch seine Tochter zu Hause sei, daß Beide bei den Kalitins wären. Diese Nachricht setzte ihn in Erstaunen und in Wuth.

»Warwara scheint entschlossen zu sein, mich zu tödten,« dachte er, und sein Herz schlug mit des Zornes Heftigkeit. Mit unruhigen Schritten ging er im Zimmer hin und her, warf fortwährend mit Händen und Füßen Kinderspielzeug, Bücher, jene Kleinigkeiten, die die Damen gern um sich haben, auf die Seite; er rief Justine und befahl ihr, diesen »Schund« auf die Seite zu schaffen.

»Oui, monsiuer!« sagte sie coquettirend und fing an die Stube in Ordnung zu bringen, indem sie sich mit Grazie niederbückte, und durch jede ihrer Bewegungen Lawretzky zu verstehen gab, daß sie ihn für einen ungeschliffenen Bären halte.

Mit Haß sah er aus ihr abgelebtes, aber noch immer »pikantes,« spöttisches, pariser Gesicht, auf ihre weißen Manschetten, ihre seidene Schürze, ihre leichte Haube. Endlich schickte er sie fort, und entschloß sich nach langem Wanken (Warwara Pawlowna kehrte immer noch nicht zurück) zu den Kalitins zu fahren. — Nicht zu Maria Dmitriewna (für Nichts aus der Welt wäre er in ihren Saal, in jenen Salon, wo sich seine Frau befand, getreten), aber zu Martha Timotheewna; er erinnerte sich, daß eine Treppe aus der Gesindestube gerade zu ihr führte. Der Zufall stand ihm bei: auf dem Hofe traf er Schurotschka, und diese führte ihn zu Martha Timotheewna. Er fand sie, gegen ihre Gewohnheit, allein; sie saß in einem Winkel, mit wallenden Haaren, gebückt, mit auf der Brust gekreuzten Armen. Als die Alte Lawretzky erblickte, fuhr sie auf, und lief eilig im Zimmer hin und her, als suche sie ihre Haube.

»Ja, da bist Du denn endlich, ja!« sagte sie, indem sie seinem Blicke auswich und geschäftig hin und her lief: — »nun« guten Abend. Was machst Du? Was ist zu thun? Wo warst Du gestern? Nun, sie ist gekommen; nun ja; nun, es mußte doch so . . . auf irgend eine Art.«

Lawretzky sank auf einen Stuhl nieder.

»Nun, setze Dich, setze Dich,« fuhr die Alte fort. »Du bist herausgekommen? Nun, ja, versteht sich! Was jetzt? Bist Du nur gekommen, mich zu sehen? Schönen Dank!«

Die Alte schwieg, Lawretzky wußte nicht, was er ihr sagen sollte; sie aber verstand ihn.

»Liese . . . ja, Liese war eben hier,« fuhr Martha Timotheewna fort, indem sie die Bänder ihres Ridicils bald schürzte, bald wieder löste. »Sie ist nicht ganz wohl. Schurotschka, wo bist Du? Komm doch her, kannst Du nicht einen einzigen Augenblick auf Deinem Platze bleiben? Auch ich habe Kopfschmerzen; wahrscheinlich von diesem Sing-Sang und von der Musik.«

»Von was für einem Sing-Sang, Tante?«

»Wie denn, jetzt haben wir hier, — wie nennt Ihr das doch — Duette. Und Alles auf italienisch: *tschitschi* und *tschatscha.* Wenn sie zu singen anfangen, scheint es, sie wollen Einem das Herz aus dem Leibe reißen. Dieser Panschin und dann die Deinige. Und wie dies Alles sich schnell ausgeglichen hat, ganz wie es unter Verwandten sein soll, ohne alle Ceremonien. Uebrigens muß man auch das sagen, selbst der Hund sucht sich eine Zuflucht; warum soll er Verloren gehen, wenn ihn Leute nicht von sich treiben.«

»Uebrigens, gestehe ich, hätte ich dies nicht erwartet; dazu gehört doch eine große Dreistigkeit.«

»Nein« lieber Freund, keine Dreistigkeit, nur Berechnung. Nun« Gott mit ihr! Man sagt, Du schickst sie nach Lawriky, ist es wahr?«

»Ja, ich überlasse dieses Gut Warwara Pawlowna.«

»Hm sie bei Dir schon nach Geld gefragt?«

»Bis jetzt noch nicht!«

»Nun, das wird schon bald genug kommen. Jetzt aber habe ich Dich endlich angesehen. Bist Du gesund?« »Ja!«

»Schurotschka!« rief aus einmal Martha Timotheewna: — »gehe und sage Lisawetha Michailowna — das heißt, nein, frage sie . . . wo sie mein Buch hingethan hat? Sie weiß schon welches.«

»Gleich.«

Wieder lief die Alte geschäftig hin und her, und öffnete eine Schublade nach der andern, Lawretzky blieb unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen.

Mit einem Male hörte man leichte Schritte auf der Treppe, — Liese trat ein.

Lawretzky stand auf und grüßte; Liese blieb an der Thüre stehen.

»Liese, Lieschen!i« sagte Martha Timotheewna geschäftig: — »wo hast Du mir mein Buch hingethan?«

»Was für ein Buch denn, Tante?«

»Ja, das Buch« mein Gott! Ich habe Dich übrigens nicht gerufen . . . nun komme, das ist einerlei. Was macht Ihr dort unten? Da ist auch Feodor Iwanitsch gekommen. — Wie geht es mit Deinen Kopfschmerzen?«

»Besser.«

»Du sagst immer: »Besser.« Was ist bei Euch dort unten? — Wieder Musik?«

»Nein, man spielt Karten.«

»Ja, sie hat ja Talent zu Allem. Schurotschka, ich sehe, Du möchtest im Garten herumlaufen. Geh nur.«

»Aber nein« Martha Timotheewna . . .«

»Ich bitte Dich, mir nicht zu widersprechen; geh' nur. Nastasia Karpowna ist im Garten: bleibe bei ihr. Du mußt der Alten doch einen Gefallen thun.«

Schurotschka ging fort.

»Wo ist nur meine Haube? Wo ist sie denn geblieben?«

»Ich will sie suchen!« sagte Liese.

»Bleib nur sitzen. Ich selbst habe meine Beine noch nicht verloren. Wahrscheinlich ist sie in meiner Schlafstube,« und Martha Timotheewna ging fort, nachdem sie einen Seitenblick auf Lawretzky geworfen hatte. Sie hatte die Thür offen gelassen, mit einem Male kehrte sie aber zurück und warf sie zu. Liese stützte sich auf die Lehne des Stuhles und bedeckte sich das Gesicht mit ihren Händen. Lawretzky blieb auf der Stelle, wo er gestanden.

»Also so sollten wir uns wiedersehen!« sagte er endlich.

Liese nahm die Hände vom Gesichte.

»Ja, wir sind schnell bestraft worden,« sagte sie mit dumpfer Stimme.

»Bestraft? — Wofür aber bestraft?« fragte Lawretzky.

Liese schlug die Augen auf; diese drückten weder Gram noch Unruhe ans: doch schienen sie kleiner und trüber geworden zu sein. Ihr Gesicht war bleich; auch die nicht ganz geschlossenen Lippen waren blaß geworden.

Mitleid und Liebe durchdrangen Lawretzky's Herz.

»Sie haben mir geschrieben: Alles ist aus; — Ja Alles ist aus, bevor noch Etwas begonnen hatte.«

»Dies Alles muß vergessen werden,« — sagte Liese: — »ich bin froh, daß Sie gekommen sind; ich wollte Ihnen schreiben, so ist es jedoch besser. Diese Augenblicke müssen aber benutzt werden; wir Beide müssen unsere Pflicht erfüllen. Sie müssen sich mit Ihrer Frau versöhnen.«

»Liese!«

»Ich bitte Sie darum; dadurch allein kann man die Vergangenheit verwischen. Bedenken Sie sich, — und Sie werden es mir nicht abschlagen.«

»Liese! um Gotteswillen! Fordern Sie von mir nicht das Unmögliche! Ich will Alles thun, was sie mir befehlen; doch kann ich mich jetzt nicht mit ihr versöhnen! . . .Ich bin mit Allem einverstanden, ich habe Alles vergessen; aber ich kann doch nicht mein Herz zwingen . . . Allmächtiger Gott! Das ist zu grausam!«

»Ich fordere das auch nicht von Ihnen . . . das, was Sie meinen . . . leben Sie nicht mit ihr, wenn Sie es nicht können; schließen Sie aber Frieden!« antwortete Liese und bedeckte wieder ihre Augen mit der Hand. — »Denkens Sie an Ihre Tochter; thun Sie das für mich.«

»Gut,« sagte Lawretzky zwischen den Zähnen: — »damit wäre also meine Pflicht erfüllt. Nun, und Sie — was ist Ihre Pflicht?«

»Das weiß ich nicht!«

Lawretzky fuhr wieder auf.

»Wollen Sie vielleicht Panschin heirathen?« fragte er.

Ein kaum merkliches Lächeln eilte über Liesens Lippen.

»O nein!« sagte sie.

»Liese! Liese!« rief Lawretzky: »wie glücklich hätten wir sein können!«

Liese blickte wieder auf ihn.

»Jetzt sehen Sie selbst, Feodor Iwanitsch, daß das Glück nicht von uns, daß es nur von Gott abhängt.«

Ja, weil Sie . . . «

Die Thür der Nachbarstube ward plötzlich geöffnet und Martha Timotheewna trat, die Haube in der Hand, herein.

»Endlich habe ich sie gefunden,« sagte sie, sich zwischen Liese und Lawretzky stellend. — »Ich selbst habe sie verlegt. Das kommt, wenn man alt wird; es ist ein wahres Unglück. Uebrigens taugt auch die Jugend nichts mehr. Wirst Du Deine Frau nach Lawriky selbst begleiten?« fügte sie hinzu, sich zu Feodor Iwanitsch wendend.

»Mit ihr nach Lawriky? Ich! Ich weiß es nicht,« sagte er nach einigen Augenblicken.

»Wirst Du nicht hinunter gehen?«

»Heute — nein!«

»Nun« gut. Du weißt es besser, was Du zu thun hast; Du aber, Liese, würdest gut thun, hinunter zu gehen. Ach, Du großer Gott, ich habe vergessen, dem Dompfaffen sein Futter zu geben! Warte ein wenig, ich werde gleich« und . . . Martha Timotheewna lief fort, ohne ihre Haube aufzusetzen.

Lawretzky ging eilig ans Liese zu.

»Liese, sagte er mit flehender Stimme: »wir trennen uns jetzt ans ewig, mein Herz ist gebrochen, — geben Sie mir Ihre Hand zum Abschiede.«

Liese erhob den Kopf und heftete auf ihn ihren müden, fast verloschenen Blick.

»Nein,« sagte sie und nahm die schon ausgestreckte Hand nicht: — »nein, Lawretzky, (sie nannte ihn so zum ersten Male) — ich werde Ihnen meine Hand nicht geben. Wozu? Entfernen Sie sich von mir, ich bitte Sie. Sie wissen, daß ich Sie liebe . . . ja, ich liebe Sie; doch nein . . . nein.« Sie bedeckte ihre Lippen mit dem Schnupftuche.

»Geben Sie mir wenigstens dieses Tuch.«

Die Thür knarrte.

»Nehmen Sie,« sagte Liese eilig.

Das Schnupftuch gleitete an ihren Knieen hinab; Lawretzky ergriff es im Fallen, steckte es schnell in die Seitentasche und begegnete, indem er sich umdrehte, den Augen Martha Timotheewna's.

»Liese! mir scheint es, Deine Mutter ruft Dich.«

Liese stand auf und ging.

Wieder setzte sich Martha Timotheewna in ihren Winkel.

Lawretzky nahm von ihr Abschied.

»Fedia!« sagte sie mit einem Male.

»Was wollen Sie Tante.«

»Bist Du ein ehrlicher Mann?«

»Wie das?«

»Ich frage Dich, ob Du ehrlich bist?«

»Ich hoffe, daß ich es bin.«

»Hm, gieb mir aber Dein Ehrenwort, daß Du ehrlich bist.«

»Da haben Sie es. — Warum aber?«

»Ich weiß warum. Und auch Du, mein Lieber, wenn Du nachdenkst, wirst wissen warum — denn dumm bist Du nicht. Jetzt gute Nacht. Meinen Dank, daß Du mich besucht hast; erinnere Dich aber dessen, was Du mir gesagt hast, Fedia, und gieb mir einen Kuß. Ach, ich weiß, Dir ist‘s schwer um’s Herz; ist dies aber auch nicht mit Allen von uns der Fall? Ich zum Beispiel beneidete früher die Fliegen: die, dachte ich, haben ein schönes Leben; eine Nacht aber hörte ich, wie eine Fliege, in einem Spinnengewebe gefangen, summte, — nein, dachte ich damals, auch die Fliegen leben nicht so glücklich. Was ist zu thun, Fedia? Erinnere Dich aber dessen, was Du mir gesagt hast. — Jetzt gehe, — gehe.«

Lawretzky ging die Gesindetreppe hinunter und war schon der Thür nahe . . . als ihn ein Diener einholte.

»Maria Dmitriewna bittet Sie, zu ihr zu kommen,« sagte er zu Lawretzky.

»Sage ihr, daß ich jetzt nicht kann, . . . « antwortete Lawretzky.

»Es ist befehlen, Sie recht sehr zu bitten, fuhr der Diener fort; — Maria Dmitriewna läßt Ihnen sagen, daß sie allein sei.«

»Sind denn die Gäste fort?« fragte Lawretzky.

»Ja,« antwortete der Diener mit einem dummen Lächeln.

Lawretzky zuckte die Achseln und folgte ihm.

Achtzehntes Kapitel.

Maria Dmitriewna saß in ihrem Cabinet allein auf einem Voltaire-Sessel und brachte alle Augenblicke ein Fläschchen mit *eau de Cologne* an ihre Nase; neben ihr stand auf einem Tischchen ein Glas mit *fleur d'orange*. Sie war in großer Aufregung und sogar scheinbar in Furcht.

Lawretzky trat ein. »Sie wünschten mich zu sehen?« sagte er, sie kalt grüßend.

»Ja,« antwortete Maria Dmitriewna, und trank einige Schluck Wasser. — »Ich habe erfahren, daß sie zur Tante gegangen wären, und habe befohlen, Sie zu bitten, zu mir zu kommen, ich muß mit Ihnen reden. Setzen Sie sich, ich bitte.«

Maria Dmitriewna athmete tief. — »Sie wissen,« fuhr sie fort, — »daß Ihre Frau angekommen ist.«

»Ich weiß es,« sagte Lawretzky.

»Nun, ja, das heißt, ich wollte sagen: sie ist zu mir gekommen und ich habe sie empfangen; übrigens wollte ich mit Ihnen über Folgendes reden, Feodor Iwanitsch. Ich habe, Gott sei Dank, ich kann es sagen, mir allgemeine Achtung erworben, um Nichts auf der Welt würde ich etwas Unschickliches thun. Obgleich ich es im Voraus sah, daß es Ihnen unangenehm ist, habe ich mich nicht entschließen können, ihr es abzuschlagen, Feodor Iwanitsch, sie ist meine Verwandte — durch Sie; stellen Sie sich meine Lage vor: was für ein Recht hatte ich, sie nicht zu empfangen, — nicht wahr?«

»Sie regen sich ganz ohne Grund auf, Maria Dmitriewna,« antwortete Lawretzky: — »Sie haben ganz recht gehandelt, ich ärgere mich nicht im geringsten über Sie. Ich habe ganz und gar nicht die Absicht, Warwara Pawlowna nicht zu gestatten, ihre Bekannten zu sehen. Ich bin nur deswegen nicht herein gekommen, weil ich sie nicht sehen wollte, — das ist Alles.«

»Ach, wie bin ich froh, das von Ihnen zu hören, Feodor Iwanitsch!« rief Maria Dmitriewna aus: — »übrigens habe ich dies immer von Ihren edlen Gefühlen erwartet. Daß ich aber aufgeregt bin — ist nicht wunderbar: ich bin ja Weib und Mutter. Ihre Gemahlin aber . . . freilich kann ich mich nicht als Richterin zwischen Ihnen und ihr

aufwerfen; sie ist aber eine so liebenswürdige Dame, daß sie einem nur Vergnügen bereiten kann.«

Lawretzky lächelte und spielte mit seinem Hute.

»Und ich wollte Ihnen noch das sagen, Feodor Iwanitsch,« fuhr Maria Dmitriewna fort, ihren Stuhl langsam zu ihm rückend: »hätten Sie gesehen, wie bescheiden, wie ehrerbietig sie ist! Wirklich, das war rührend! Und hätten Sie gehört, wie sie von Ihnen spricht! Ich, sagte sie, trage alle Schuld; ich habe ihn nicht zu würdigen gewußt; er ist ein Engel und kein Mensch. Wirklich sie sagte so, ein Engel; sie fühlt eine so lebhafte Reue wie sie mir «. . . bei Gott! noch nicht vorgekommen ist.«

»Erlauben Sie mir, Maria Dmitriewna, Sie zu fragen,« sagte Lawretzky, »man sagt, sie hätte bei Ihnen gesungen: sang sie vielleicht in einem Anfalle von Reue, — wie? . . .

»Ach, schämen Sie sich nicht, so etwas zu sagen? Sie sang und spielte nur, um mir einen Gefallen zu erweisen, und weil ich sie dringend darum bat, ihr es fast befahl. Ich sehe, wie schwer es ihr um‘s Herz ist, und da möchte ich sie zerstreuen, — ich hatte auch gehört, daß sie ein so schönes Talent besitze. Aber, um Gottes willen, Feodor Iwanitsch, sie ist ganz niedergeschlagen, fragen Sie meinethalben Sergei Petrowitsch; ein halbtodtes Weib *tout-à-fait,* was denken Sie.«

Lawretzky zuckte nur mit den Achseln.

»Und dann. was ist diese Ada für ein Engel, welch’ ein reizendes Kind! — Sie ist so hübsch, so klug, und wie spricht sie französisch! Versteht auch russisch — mich hat sie Tante genannt. Und wissen Sie. sie ist nicht scheu, wie fast alle Kinder in ihren Jahren, — ganz und gar nicht; und wie ähnlich ist sie Ihnen! Augen, Augenbrauen . . . » nun — Sie, ganz Sie, Ich bin keine besondere Freundin von kleinen Kindern, das muß ich gestehen; in Ihre Tochter aber bin ich verliebt.«

»Maria Dmitriewna,« sagte auf einmal Lawretzky, »erlauben Sie mir zu fragen, warum Sie dies alles erzählen?«

»Warum?« Maria Dmitriewna roch wieder an ihrer *eau de Cologne* und trank einen Schluck Wasser. »Ich sage dies, Feodor Iwanitsch, deswegen . . . weil . . . ich bin ja Ihre Verwandte und nehme den größten Antheil an Ihnen . . . ich weiß, Sie haben das beste Herz. Hören Sie, *mon cousin*, — ich habt doch Erfahrung, und werde

niemals in‘s Gelage hinein reden; verzeihen Sie, verzeihen Sie Ihrer Frau.« Die Augen Maria Dmitriewna‘s füllten sich plötzlich mit Thränen. »Hören Sie: Jugend, Unerfahrenheit . . . nun sie hatte auch keine Mutter, die sie zurechtweisen konnte. Verzeihen Sie ihr, Feodor Iwanitsch; sie ist genug bestraft worden!«

Thränen rannen über die Wangen Maria Dmitriewna’s; sie trocknete dieselben nicht, denn Weinen war ihre Leidenschaft. Lawretzky saß wie auf Kohlen. »Du großer Gott!« dachte er, — »was ist das für eine Marter, was habe ich doch heute für einen Unglückstag!«

»Sie antworten nicht,« sagte aufs neue Maria Dmitriewna: — »wie soll ich Sie verstehen? Können Sie wirklich so grausam sein? Nein, ich will es nicht glauben; eine geheime Stimme sagt mir, daß meine Worte Sie überzeugt haben, Feodor Iwanitsch, Gott wird Sie für Ihre Güte segnen; empfangen Sie denn aus meinen Händen Ihre Frau . . .«

Unwillkürlich sprang Lawretzky von seinem Stuhle auf; auch Maria Dmitriewna stand auf und führte, schnell hinter eine spanische Wand gehend, von dort Warwara Pawlowna hervor. Bleich, halbtodt, mit gesenkten Augen, schien sie jedem eigenen Gedanken, jedem eigenen Willen zu entsagen, — sich ganz in die Hände Maria Dmitriewna‘s gegeben zu haben. Lawretzky trat einen Schritt zurück.

»Sie waren hier?« rief er.

»Klagen Sie sie nicht an,« beeilte sich Maria Dmitriewna zu sagen; — »um nichts auf der Welt wollte sie hier bleiben, ich befahl ihr aber, da zu bleiben; ich habe sie hinter der spanischen Wand versteckt. Ihre Frau versicherte auch, daß dies Sie noch mehr ärgern würde; ich wollte sie aber nicht hören. Ihre Frau kennt Sie nicht so gut wie ich.

Empfangen Sie Ihre Frau aus meinen Armen: gehen Sie, Warwara, fürchten Sie sich nicht, umarmen Sie Ihren Mann — (sie zupfte Warwara Pawlowna am Arme) und empfangen Sie meinen Segen.«

»Warten Sie, Maria Dmitriewna,« unterbrach sie Lawretzky mit dumpfer, aber erschütternder Stimme« — »Sie lieben wahrscheinlich sentimentale Scenen (Lawretzky irrte sich nicht; von der Schule her hatte Maria Dmitriewna eine kleine Leidenschaft für das Theatralische bewahrt); solche Scenen machen Ihnen Vergnügen, Andere aber haben darunter zu leiden, Uebrigens werde ich mit Ihnen nicht reden; in *dieser* Scene spielen Sie nicht die erste Rolle.

Was wollen Sie von mir, Madam?« fügte er hinzu, sich zu seiner Frau wendend. »Habe ich nicht für Sie gethan, was ich nur konnte? Antworten Sie mir nicht, daß nicht Sie dieses *Rendez-vous* erfunden haben; ich werde Ihnen nicht glauben, und Sie wissen, daß ich Ihnen nicht glauben kann. Was beabsichtigen Sie? Sie sind klug und thun nichts ohne Ziel; Sie müssen begreifen, daß ich nicht mehr mit Ihnen so leben kann, wie ich gelebt habe, — ich bin dies nicht im Stande, nicht weil ich Ihnen zürne, nein, aber weil ich ein anderer Mensch geworden bin. Ich habe es Ihnen den Tag nach Ihrer Rückkunft, gesagt, und in jenem Augenblicke waren Sie mit mir in Ihrer Seele einverstanden. Sie wünschen sich aber in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren; es ist Ihnen nicht genug in meinem Hause zu leben, Sie wünschen unter einem Dache mit mir zu leben, nicht wahr?«

»Ich wünsche, daß Sie mir Verzeihen,« sagte Warwara Pawlowna, ohne die Augen aufzuschlagen.

»Sie wünscht, daß Sie ihr verzeihen möchten,« sagte Maria Dmitriewna.

»Und nicht für mich, sondern für Ihre Ada,« wiederholte Warwara Pawlowna.

»Vortrefflich. Das wünschen Sie?« sagte Lawretzky mit Anstrengung. »Meinethalben.«

Warwara Pawlowna warf einen schnellen Blick auf ihn, Maria Dmitriewna aber rief: »Nun, Gott sei Dank!« und zog Warwara wieder am Arme. — »Nehmen Sie denn von mir . . .

»Halt!« unterbrach sie Lawretzky« — »ich willige ein mit Ihnen Warwara Pawlowna zu leben,« — fuhr er fort: »das heißt; ich werde Sie nach Lawriky bringen und mit Ihnen dort, so lange ich die Kraft dazu habe, leben, — dann werde ich verreisen, — und werde Sie von Zeit zu Zeit besuchen. Sie sehen, ich will Sie nicht betrügen; fordern Sie aber nichts weiter von mir. Sie selbst würden laut auflachen, sollte ich den Wunsch unserer geehrten Verwandten erfüllen und Sie an mein Herz drücken, wenn ich Ihnen versicherte wollte, daß . . . die Vergangenheit nicht mehr existire, daß ein gefällter Baum wieder grünen könnte. Ich sehe aber, man muß sich in sein Schicksal ergeben. Dieses Wort werden Sie nicht so verstehen, wie ich . . . das ist aber einerlei. Ich wiederhole es: ich werde mit Ihnen leben, oder nein, ich kann Ihnen dies nicht Versprechen; ich werde mich Ihnen wieder nähern, werde Sie aufs Neue meine Frau nennen . . .«

»Geben Sie ihr wenigstens die Hand darauf,« sagte Maria Dmitriewna, deren Thränen längst versiegt waren.

»Bis jetzt habe ich Warwara Pawlowna noch niemals betrogen, sie wird mir auch ohne Handschlag glauben,« erwiderte Lawretzky. »Ich werde Sie nach Lawriky bringen, — erinnern Sie sich aber, Warwara Pawlowna: unser Vertrag ist gebrochen, sobald Sie Lawriky verlassen. Jetzt erlauben Sie mir, mich zu entfernen.«

Er grüßte die beiden Damen und eilte hinaus..

»Sie nehmen Sie nicht mit sich?« rief ihm Maria Dmitriewna nach . . .

»Lassen Sie ihn,« raunte ihr Warwara Pawlowna zu, und umarmte sie sofort, küßte ihr die Hände, nannte sie ihre Retterin.

Herablassend nahm Maria Dmitriewna ihre Liebkosungen an, im Geheimen aber war sie weder mit Lawretzky, noch mit Warwara Pawlowna, noch mit der ganzen von ihr vorbereiteten Scene zufrieden. Sie war ihr nicht sentimental genug. Warwara Pawlowna hatte ihrer Meinung nach sich zu den Füßen ihres Mannes werfen sollen.

»Wie haben Sie mich aber nicht verstanden?« sagte sie; — »ich sagte Ihnen ja: fallen Sie . . .«

»So ist es besser, Tante; Alles ist wunderschön!« wiederholte Warwara Pawlowna.

»Nun, freilich, er ist kalt, wie ein Stück Eis,« bemerkte Maria Dmitriewna. »Gesetzt, Sie haben nicht geweint, dafür schwamm ich aber in Thränen. Er will Sie in Lawriky einsperren? Was? — Auch mich können Sie nicht besuchen? Alle Männer sind gefühllos,« schloß sie und schüttelte gedankenvoll den Kopf.

»Dafür wissen die Frauen Güte und Großmuth zu würdigen,« sagte Warwara Pawlowna und sank langsam vor ihr auf die Kniee. Sie umfing mit ihren Armen den vollen Körper Maria Dmitriewna's und drückte ihr Gesicht an denselben. Dieses Gesicht lächelte, aus den Augen Maria Dmitriewna's aber rannen wieder Thränen.

Lawretzky ging nach Hause, schloß sich in das Stübchen seines Kammerdieners ein, warf sich aufs Kanapee und lag so bis zum Morgen.

Neunzehntes Kapitel.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Der Glockenklang, der zur Frühmesse rief, weckte Lawretzky nicht auf, denn er hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen, erinnerte ihn aber an einen andern Sonntag, als er, dem Wunsche Liesens gemäß, in die Kirche ging. Er stand eilig auf; eine geheime Stimme sagte ihm, er würde sie auch heute in der Kirche treffen. Geräuschlos verließ er das Haus, ließ Warwara Pawlowna, die noch schlief, sagen, er würde zu Mittag nach Hause kommen, und ging mit großen Schritten dorthin, wohin ihn der einförmig traurige Glockenklang rief. Er kam früh; noch war die Kirche fast leer. Am Altare las ein Sacristan die Horen. Seine von Zeit zu Zeit von Husten unterbrochene Stimme tönte einförmig bald laut, bald leise.

Lawretzky stellte sich nicht weit vom Eingange hin, die Andächtigen kamen Eines nach dem Andern, blieben stehen, schlugen das Zeichen des Kreuzes und grüßten nach allen Seiten hin; ihre Schritte klangen durch die Leere und Stille wieder, dumpf unter den Wölbungen wiederhallend. Eine schwache alte Frau in einem abgetragenen alten Kleide, in eine Kapuze gehüllt, kniete neben Lawretzky und betete andächtig; ihr zahnloses, gelbes, runzeliches Gesicht drückte andächtige Spannung aus; die rothen Augen blickten fest in die Höhe und waren auf die Gottesbilder geheftet; sie streckte die knöcherne Hand unter der Kapuze hervor und machte langsam und fest ein großes und breites Kreuz.

Ein Butter mit dichtem Bart, mit finsteren Zügen, struppigen Haaren und fahlem Gesichte kam in die Kirche, kniete gleichfalls nieder, und schlug das Zeichen des Kreuzes, sich bald zurückwerfend, bald mit dem Kopfe nach jedem Kreuze schüttelnd. Es sprach sich solch bitteres Leid in seinem Gesichte, in allen seinen Bewegungen aus, daß Lawretzky sich entschloß, zu ihm zu gehen, und ihn zu fragen, was er hätte. Erschreckt und finster wich der Bauer zurück und blickte ihn an »Mein Sohn ist todt,« sagte er eilig und fing wieder an zu beten.

»Was kann den Leuten der Trost der Kirche ersetzen?« — dachte Lawretzky und versuchte selbst zu beten; ihm war es aber so schwer um's Herz, er war so erbittert, und seine Gedanken waren fern. Er

erwartete Liese, — sie kam aber nicht. Die Messe begann. Der Diaconus hatte das Evangelium gelesen, man läutete zum Schlusse; Lawretzky trat einige Schritte vor — und erblickte mit einem Male Liese. Sie war früher als er gekommen, er hatte sie aber nicht bemerkt; sie hatte sich in einen Winkel zwischen der Mauer und dem Altar gedrückt, blickte sich nicht um und rührte sich nicht. Lawretzky sah sie unverwandt an; er nahm Abschied. Das Volk ging auseinander, sie aber rührte sich nicht; sie schien die Entfernung Lawretzky's abwarten zu wollen. Endlich bekreuzte sie sich zum letzten Mal und ging, ohne sich umzusehen; nur ein Kammermädchen war bei ihr. Lawretzky folgte ihr und erreichte sie auf der Straße; sie ging sehr schnell, mit gesenktem Haupte und das Gesicht mit einem Schleier bedeckt.

»Guten Tag, Lisawetha Michailowna,« sagte er laut, indem er sich Mühe gab, vergnügt zu scheinen; »darf ich Sie begleiten?«

Sie sagte nichts und er ging neben ihr.

»Sind Sie mit mir zufrieden?« fragte er, die Stimme senkend. »Sie haben gehört, was gestern geschehen ist?«

»Ja, ja,« sagte sie leise, »das ist recht.«

Sie ging noch schneller?

»Sind Sie zufrieden?«

Liese nickte nur mit dem Kopfe.

»Feodor Iwanitsch,« begann sie mit ruhiger, aber schwacher Stimme, — »ich wollte Sie bitten, kommen Sie nicht mehr zu uns, verreisen Sie bald; wir können uns später wiedersehn, — irgend wann, über ein Jahr. Jetzt aber thuen Sie das für mich; um Gottes willen erfüllen Sie meine Bitte.«

»Ich bin bereit, Ihnen in Allem zu gehorchen, Lisawetha Michailowna; sollen wir uns aber so trennen? Werden Sie mir kein einziges Wort sagen?«

»Feodor Iwanitsch, jetzt gehen Sie neben mir . . . und doch sind Sie schon so fern, so fern von mir. Und nicht Sie allein, sondern . . .«

»Sprechen Sie aus, ich bitte Sie!« rief Lawretzky; — »was wollen Sie sagen?«

»Sie werden vielleicht hören . . . geschehe aber was da wolle, vergessen Sie . . . nein, vergessen Sie mich nicht, erinnern Sie sich meiner.«

»Ich« Sie vergessen?« . . .

»Genug, leben Sie wohl, folgert Sie mir nicht.«

»Liese!« begann Lawretzky wieder.

»Leben Sie wohl, leben Sie wohl!« wiederholte sie, senkte ihren Schleier noch tiefer und begann fast zu laufen.

Lawretzky blickte ihr nach, senkte den Kopf und ging zurück. Er stieß aus Lemm, welcher, mit fast auf die Augen gedrücktem Hut und finster aus die Erde blickend, daher ging. Sie blickten sich schweigend an.

»Nun, was sagen Sie?« fragte endlich Lawretzky.

»Was ich sage?« erwiderte Lemm mit finsterem Blicke, »ich sage nichts; Alles ist todt und wir sind todt. Sie müssen rechts gehen, nicht wahr?«

»Rechts.«

»Und ich links; leben Sie wohl!«

* *
*

Den folgenden Morgen reiste Feodor Iwanitsch mit seiner Frau nach Lawriky. Sie fuhr, in Begleitung von Ada und Justine, in einem Wagen voraus; er folgte in einer leichten Kalesche. Während des ganzen Weges wich das hübsche Kind nicht vom Wagenfenster; Alles setzte sie in Erstaunen: die Bauern, die Bäuerinnen, die Hütten, die Brunnen, die Krummhölzer der Pferde, die Glöckchen unter diesen Hölzern und die Menge von Raben auf dem Felde. Justine theilte ihr Erstaunen; Warwara Pawlowna lachte über ihre Bemerkungen und Ausrufungen. Sie war gut gekannt; vor ihrer Abreise aus der Stadt O. hatte sie eine Erklärung mit ihrem Manne gehabt.

»Ich begreife Ihre Lage,« sagte sie ihm, — und aus dem Ausdrucke ihrer klugen Augen konnte er schließen, daß sie seine Lage vollkommen begreife; — »Sie werden mir aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es sich mit mir leicht leben läßt. Ich werde mich Ihnen nicht aufdrängen, Sie nicht beunruhigen; ich wollte die Zukunft Ada's sichern; mehr brauche ich nicht.«

»Und Sie haben Ihr Ziel erreicht,« sagte Feodor Iwanitsch.

»Jetzt habe ich nur einen Gedanken: mich auf ewig in der Einsamkeit zu begraben; ewig werde ich Ihrer Wohlthaten

gedenken.«

»Pfui! Hören Sie auf!« unterbrach er sie.

»Ich werde Ihre Unabhängigkeit und Ihre Ruhe zu ehren wissen« endigte sie ihren vorbereiteten Satz.

Lawretzky grüßte sie tief. Warwara Pawlowna verstand, daß ihr Mann ihr im Herzen dankte.

Am folgenden Tag kamen sie gegen Abend nach Lawriky; eine Woche später reiste Lawretzky nach Moskau, seiner Frau fünftausend Rubel hinterlassend; den Tag nach »der Abreise Lawretzky's meldete sich Panschin, den Warwara Pawlowna eingeladen hatte, sie in ihrer Einsamkeit nicht zu vergessen. Sie empfing ihn mit großer Zuvorkommenheit und bis spät in die Nacht klangen die hohen Zimmer und der Garten von Musik, Gesang und fröhlichem, französischem Geplauder wieder. Drei Tage blieb Panschin bei Warwara Pawlowna; als er von ihr Abschied nahm, und ihr fest die schönen Hände drückte, versprach er, wieder zu kommen, — und er hielt Wort.

Zwanzigstes Kapitel.

Liese hatte ein besonderes, kleines Zimmer im zweiten Stocke des Hauses ihrer Mutter; dies Zimmer war rein, hell, mit einem weißen Bette; vor den Fenstern und in den Winkeln standen Blumen; an einem Fenster war ein kleiner Schreibtisch, an dem anderen eine Bibliothek, an der Wand hing ein Crucifix. Dieses Zimmer trug den Namen der Kinderstube; Liese war hier geboren. Als sie aus der Kirche, wo sie Lawretzky gesehen hatte, zurückgekehrt war, brachte sie mehr denn jemals Alles in Ordnung, wischte überall den Staub ab, durchblätterte alle ihre Hefte, alle Briefe ihrer Freundinnen, verschloß alle Schubladen, begoß ihre Blumen und berührte mit der Hand jede derselben. Alles dies that sie ohne Eile, still, mit freundlich besorgtem Gesichte. Sie blieb endlich mitten in der Stube stehen, blickte sich langsam um, trat an den Tisch, über welchem das Crucifix hing, sank auf die Kniee, legte ihren Kopf auf die gefalteten Hände und blieb unbeweglich. Martha Timotheewna trat in‘s Zimmer und fand sie in dieser Stellung; Liese hatte ihre Ankunft nicht bemerkt. Die Alte ging wieder auf den Zehen aus dem Zimmer, blieb an der Thüre stehen und hustete einige Male laut. Liese sprang auf und trocknete sich die Augen, in denen helle, unbewegliche Thränen blinkten.

»Du hast, sehe ich, Deine Zelle wieder in Ordnung gebracht,« sagte Martha Timotheewna, indem sie sich zu einem Rosenstocke niederbeugte; »welch schöner Geruch!« Liese blickte gedankenvoll ihre Tante an.

»Welch’ ein Wort haben Sie ausgesprochen!« lispelte sie.

»Was für ein Wort, welches?« sagte Marie Timotheewna lebhaft. »Was willst Du sagen? Das ist schrecklich,« sagte sie, indem sie ihre Haube abwarf und sich auf Liesens Bett setzte. »Das geht über meine Kräfte; heute ist der vierte Tag, daß ich wie auf Kohlen gehe, länger kann ich nicht heucheln, daß ich nichts bemerke,— ich kann es nicht ruhig mit ansehen, daß Du immer bleicher und bleicher wirst, abmagerst; daß Du weinst, — ich kann es nicht, ich kann es nicht.«

»Was ist nur mit Ihnen, Tante?« sagte Liese, »ich habe nichts . . .«

»Nichts?« rief Martha Timotheewna; »das kannst Du Andern erzählen, mir aber nicht! Nichts! Wer lag aber eben auf den Knieen?

Wessen Wimpern sind noch naß von Thränen? Nichts! Blicke nur in den Spiegel; was hast Du aus Deinem Gesicht gemacht? Wo sind Deine Augen hin? — Nichts! Weiß ich denn nicht Alles?«

»Dies wird vergehen, Tante! Ueberlassen Sie es nur der Zeit!«

»Vergehen, und wann? Du großer, allmächtiger Gott! Liebst Du ihn denn wirklich so? Er ist ja aber ein Greis, Lieschen! Nun, ich streite nicht, er ist gut, beißt nicht; was thut dies aber? Wir sind Alle gute Leute; die Erde ist nicht mit Brettern verschlagen; solcher Leute giebt es noch Viele auf Erden.«

»Ich sage Ihnen aber, Alles dies wird vergehen, Alles ist schon vergangen.«

»Höre Lieschen, was ich Dir sagen will,« sagte mit einem Male Martha Timotheewna, Liese an ihre Seite auf‘s Bett ziehend, und sich bald etwas an ihren Haaren, bald an ihrem Halstuche zu schaffen machend, »es scheint Dir nur jetzt, im ersten Augenblicke, daß es für Deinen Schmerz keinen Trost gebe! Sage Dir nur selbst: »nein, beugen laß ich mich nicht, Gott mit ihm!« und Du wirst Dich dann selbst wundern, wie sich Alles schnell und gut gestalten wird; halte es nur ein wenig aus!«

»Tante,« erwiderte Liese, »es ist schon vergangen, Alles ist vergangen!«

»Vergangen? Was vergangen? Selbst Deine kleine Nase ist spitz geworden und Du sagst: vergangen! Schön vergangen.«

»Ja, vergangen, Tante, wenn Sie mir mir helfen wollen,« sagte Liese mit plötzlicher Begeisterung und umarmte Martha Timotheewna. »Liebe Tante, seien Sie meine Freundin, stehen Sie mir bei, ärgern Sie sich nicht, verstehen Sie mich . . .«

»Was ist, was ist, mein Kind? Erschrecke mich nicht, ich bitte Dich; ich werde gleich schreien, sieh mich nicht so an; sag’ schnell, was Du haben willst!«

»Ich . . . ich will . . . « Liese verbarg ihr Gesicht auf der Brust Martha Timotheewna‘s »ich will in’s Kloster gehen,« sagte sie dumpf.

Die Alte sprang auf.

»Schlag’ ein Kreuz, Lieschen, besinne Dich; was sprichst Du nur, o großer Gott!« sagte sie endlich; »lege Dich in’s Bett mein Kind, schlafe ein wenig; das kommt bei Dir von den schlaflosen Nächten.«

Liese erhob den Kopf; ihre Wangen glühten.

»Meine Tante,« sagte sie; »sprechen Sie nicht so, ich habe mich entschlossen, habe gebetet, habe Gott um Rath angefleht; Alles ist aus, aus ist mein Leben mit Ihnen. Nicht umsonst ist eine solche Lehre; es ist auch nicht das erste Mal, daß ich daran denke. Das Glück wollte nicht zu mir kommen; selbst dann, als ich auf Glück hoffte, stach es mich schmerzlich durch's Herz. Ich weiß Alles, kenne meine, kenne fremde Sünden, weiß, wie mein Vater unsern Reichthum erworben hat; ich weiß Alles. Abbeten, abbeten muß ich dies Alles! Sie, meine Mutter, Lenchen, sie Alle thun mir leid, doch es ist nichts zu thun; ich fühle, hier kann ich nicht bleiben. Ich habe schon Allen Lebewohl gesagt, habe Alle im Hause zum letzten Male gegrüßt; ein Etwas ruft mich fort von hier; mir ist so schwer um's Herz, ich möchte mich auf ewig einschließen. Halten Sie mich nicht zurück, bereden Sie mich nicht zu bleiben, helfen Sie mir, sonst gehe ich allein fort . . .«

Mit Entsetzen hörte Martha Timotheewna ihre Nichte an.

»Sie ist krank, hat das Fieber,« dachte sie; »ich muß nach einem Arzte schicken. Nach welchem aber? Gedeonowsky lobte neulich einen, er lügt aber Alles — doch vielleicht hat er diesmal die Wahrheit gesagt.« Als sie sich aber überzeugt hatte, daß Liese nicht krank sei und nicht das Fieber habe, als auf alle ihre Entgegnungen Liese beständig ein und dasselbe antwortete, erschrak Martha Timotheewna und wurde tief betrübt. —

»Du weißt es aber nicht, mein Kind,« begann sie sie zu überreden, »was für ein Leben man in den Klöstern führt! man wird Dich, mein Kind, mit grünem Hanföl füttern, man wird Dich in grobe, grobe Wäsche kleiden, wird Dich zwingen in eisiger Kälte umherzugehen; dies Alles wirst Du nicht ertragen können, Lieschen. Dieser Gedanke kommt Dir von Agafia; sie hat Dir diesen Wahnsinn beigebracht; sie hat aber damit angefangen, daß sie gelebt, und gut gelebt hat; so lebe denn auch Du. Laß mich wenigstens ruhig sterben und thue dann, was Du willst. Wer hat es aber auch je gesehen, daß ein junges Mädchen wegen solch' eines Ziegenbartes, verzeih' mir Gott! wegen eines Mannes in's Kloster gehe? Nun, wenn Du nicht anders kannst, so fahre in ein Kloster, bete vor den heiligen Reliquien, laß eine Messe lesen, bedecke Dich aber nicht mit dem schwarzen Schleier.«

— Und Martha Timotheewna weinte bitterlich.

Liese tröstete sie, weinte selbst, blieb aber unerschütterlich. Aus Verzweiflung nahm Martha Timotheewna ihre Zuflucht zu der

Drohung, Alles ihrer Mutter zu sagen; aber auch das half nichts. Nur in Folge der unausgesetzten Bitten ihrer Tante verstand sich Liese dazu, die Ausführung ihrer Absicht auf ein halbes Jahr hinauszuschieben und die Einwilligung Marie Dmitriewna's zu erwirken, wenn sie in sechs Monaten ihren Entschluß nicht geändert hätte.

* *
*

Als der Winter kaum begonnen hatte, zog Warwara Pawlowna, nachdem sie sich mit Geld versorgt hatte, trotz ihres Versprechens sich in der Einsamkeit zu vergraben, nach Petersburg, wo sie eine bescheidene, aber reizende Wohnung miethete, welche Panschin, welcher früher als sie das Gouverment O. verlassen hatte, für sie auffand. In der letzten Zeit seines Aufenthaltes in O. war er bei Marie Dmitriewna in Ungnade gefallen; er besuchte sie nicht mehr und verließ fast niemals Lawriky. Warwara Pawlowna hatte ihn zum Sclaven gemacht, denn mit einem andern Worte kann man ihre unbegrenzte, despotische, eigenwillige Gewalt über ihn nicht ausdrücken.

Lawretzky verlebte den Winter in Moskau; den nächsten Frühling erfuhr er, daß Liese den Schleier im Kloster B. in einem der entferntesten Gegenden von Rußland genommen habe.

Epilog.

Acht Jahre waren vergangen. Es war wieder Frühling . . . Wir wollen aber erst einige Worte über das Schicksal Michalewitsch's Panschin's, Madame Lawretzky's sagen, — und von ihnen Abschied nehmen. Nach langen Irrfahrten kam Michalewitsch auf den richtigen Weg: er bekam die Stelle eines Oberlehrers in einer Kronanstalt. Er ist mit seinem Schicksale sehr zufrieden und seine Zöglinge »vergöttern« ihn, obgleich sie über ihn ihre Witze machen. Panschin hat, eine schöne Carrière gemacht und wird dieser Tage Director einer Canzlei; er geht etwas gebückt, wahrscheinlich ist ihm das Comthurkreuz des Wladimir-Ordens, das er am Halse trägt, zu schwer. In ihm hat der Beamte den Künstler besiegt, sein noch immer jugendliches Gesicht ist gelb, seine Haare sind dünn geworden; er singt nicht mehr, zeichnet nicht mehr, beschäftigt sich aber im Geheimen mit Literatur; er hat eine kleine Comödie, im Geschmack der »Sprichwörter« geschrieben und da jetzt Alle, die etwas schreiben, durchaus einen »Character zeichnen« müssen, so hat er eine Kokette in seiner Comödie »gezeichnet« und liest diese im Geheimen zwei oder drei ihm gewogenen Damen vor. Geheirathet hat er nicht, obgleich sich ihm einige sehr glänzende Partien darboten: daran ist Warwara Pawlowna schuld.

Was letztere betrifft, so lebt sie, wie früher, beständig in Paris, Feodor Iwanitsch hat ihr einen Wechsel auf sich gegeben und sich von ihr und der Möglichkeit eines nochmaligen Ueberfalles losgekauft. Sie ist gealtert und dick geworden, doch ist sie noch immer mit Geschmack gekleidet. Jedermann hat sein Ideal. Warwara Pawlowna hat das Ihrige gefunden — in den dramatischen Werken Herrn Dumas, des Sohnes. Sie besucht fleißig das Theater, wenn auf die Scene schwindsüchtige und sentimentale Camelien kommen. Madame Doche zu sein, scheint ihr der Gipfel des menschlichen Glückes, sie hat sich einst geäußert, sie wünsche ihrer Tochter kein schöneres Loos; man muß hoffen, daß das Schicksal Mademoiselle Ada vor einem solchen Glücke behüten wird. Aus einem bausbäckigen, vollen Mädchen ist diese eine hectische bleiche Demoiselle geworden; sie leidet schon an Nerven. Die Zahl der Verehrer Warwara Pawlowna's hat sich gelichtet, doch hat sie noch immer welche; einige derselben

wird sie wahrscheinlich bis zum Tode bewahren. Der Eifrigste unter ihnen war in letzterer Zeit ein gewisser Sakurdalo-Skubyrnikoff, ein verabschiedeter Garde-Officier, ein Mann von ungefähr achtunddreißig Jahren und besonders starker Constitution. Die französischen Besucher des Salons der Madame Lawretzky nennen ihn: »*le gros taureau d'Ukraine*;« zu ihren Modesoireen ladet ihn Warwara Pawlowna nicht ein, er genießt aber ihre volle Gunst.

Also . . . acht Jahre waren vergangen. Wieder wehte vom Himmel des Frühlings seliges Glück, wieder lächelte er der Erde und den Menschen, wieder blühte und sang Alles unter seinem Kusse. Die Stadt O. hatte sich in diesen acht Jahren wenig verändert; doch das Haus Marie Dmitriewna's schien jung geworden zu sein. Seine Mauern waren frisch und weiß geworden; die Scheiben der offenen Fenster glühten und glänzten in der untergehenden Sonne. Aus diesen Fenstern hallten auf die Straße die Klänge lauter, junger Stimmten, eines ununterbrochenen Gelächters; das ganze Haus schien von Fröhlichkeit überzusprudeln. Seit lange ruhte die Hausfrau im Grabe, sie war zwei Jahre, nachdem Liese den Schleier genommen, gestorben und Martha Timotheewna hatte ihre Nichte nicht lange überlebt; sie ruhen nebeneinander auf dem Stadtkirchhofe. Auch Nastasia Karpowna ist todt; die treue Alte ging während einiger Jahre an das Grab ihrer Freundin zu beten . . . Ihre Zeit kam, und ihre Gebeine ruhen neben denen ihrer Freundin.

Das Haus Martha Timotheewna's ging nicht in fremde Hände über, ging nicht für ihre Nachkommenschaft verloren, das Nest ward nicht zerstört. Lenchen, die sich in ein schlankes, hübsches Mädchen verwandelt hatte, und ihr Bräutigam — ein blonder Husarenofficier, der Sohn Marie Dmitriewna's der sich eben in Petersburg verheirathet hatte, und mit seiner jungen Frau nach O. gekommen war, um hier den Frühling zu verbringen, die Schwester seiner Frau, ein sechzehnjähriges Mädchen mit rothen Wangen und hellen Augen, Schurotschka, die auch groß und hübsch geworden war, — das war die Jugend, von dessen Gelächter und Gesprächen die Mauern des Kalitin'schen Hauses wiederklangen.

In ihm war Alles verändert, Alles war den neuen Bewohnern angepaßt. Bartlose, junge Diener, die zu lachen und zu spaßen liebten, hatten die früheren, ernsten Greise ersetzt; dort, wo einst die fette Roska einherschritt, machten zwei Windspiele einen

Höllenspectakel und sprangen auf den Divans herum; im Stalle standen breitschultrige Paßgänger, flinke Deichselpferde, feurige Seitenpferde mit geflochtener Mähne, donische Reitpferde. Die Stunden des Frühstücks, des Mittags, des Abendbrods waren in Verwirrung gerathen; es herrschte, wie sich die Nachbarn ausdrückten, »eine verrückte Ordnung.«

An jenem Abend, von dem wir sprechen, beschäftigten sich die Bewohner des Kalitin'schen Hauses (der Aelteste derselben, Lenchen's Bräutigam war kaum vierundzwanzig Jahre) mit einem sehr einfachen, für sie aber — ihrem lauten Gelächter nach zu urtheilen, sehr interessanten Spiele: sie liefen in den Stuben hin und her und haschten einander. Auch die Hunde liefen umher und bellten, und die Kanarienvögel, in den vor den Fenstern hängenden Käfigen schrieen um die Wette und vergrößerten den allgemeinen Lärm durch ihr rasendes Gezwitscher.

Mitten in diesem betäubenden Zeitvertreib fuhr an die Pforte ein mit Koth bedeckter Reisewagen, und eins fünfundvierzigjähriger Mann im Reiseanzuge stieg aus demselben und blieb erstaunt stehen. Einige Zeit stand er unbeweglich, betrachtete das Haus mit aufmerksamen Auge, trat durch das Pförtchen in den Hof und ging langsam die Treppe hinauf. Im Vorhaus traf er Niemanden, doch die Saalthüre wurde schnell geöffnet und aus ihr sprang, roth und erhitzt, Schurotschka heraus, und augenblicklich folgte ihr mit lautem Geschrei die ganze junge Schaar. Sie blieb plötzlich stehen und verstummte beim Anblick eines Fremden; doch die hellen, auf ihn gehefteten Augen blickten eben so freundlich, die frischen Gesichter lachten noch immer. Der Sohn Maria Dmitriewna's ging auf den Gast zu und fragte ihn, was er wünsche?

»Ich bin Lawretzky,« sagte der Gast.

Ein allgemeines Freudengeschrei war die Antwort — nicht aber, daß diese Jugend sich besonders über die Ankunft des entfernten, fast vergessenen Verwandten freute, einfach, weil sie bereit war, bei jeder günstigen Gelegenheit zu lärmen und sich zu freuen.

Lawretzky wurde umringt; Lenchen nannte sich, als alte Bekannte zuerst, versicherte ihn, daß sie ihn nach ein Paar Augenblicken sicher erkannt haben würde, und stellte ihm die ganze übrige Gesellschaft vor, Alle, selbst ihren Bräutigam, mit Verkleinerungsnamen nennend. Durch das Speisezimmer rückte die ganze Schaar in das Gastzimmer;

die Tapeten in beiden Stuben waren verändert, die Möbel aber waren dieselben geblieben; Lawretzky erkannte das Clavier, sogar der Stickrahmen am Fenster war derselbe, stand ganz so wie früher — und Lawretzky schien es, daß sogar die halbbeendigte Stickerei dieselbe, wie vor acht Jahren war. Man setzte ihn auf einen bequemen Sessel, Alle setzten sich ehrbar rings um ihn; Fragen, Ausrufungen, Erzählungen kreuzten sich.

»Wir haben Sie lange nicht gesehen,« bemerkte Lenchen ganz naiv, — »auch Warwara Pawlowna haben wir nicht gesehen.«

»Schönes Wunder!« unterbrach sie schnell ihr Bruder, »ich brachte Dich nach Petersburg, Feodor Iwanitsch aber lebte immer in seinem Dorfe.«

»Seitdem ist aber auch Mama gestorben.«

»Und Martha Timotheewna,« sagte Schurotschka.

»Und Nastasia Karpowna,« fügte Lenchen hinzu: »und auch Herr Lemm . . .«

»Wie? auch Lemm ist todt?« fragte Lawretzky.

»Ja,« erwiderte der junge Kalitin; er ist von hier nach Odessa gereist. Matt sagt, Jemand hätte ihn überredet, mit dorthin zu kommen, dort ist er auch gestorben.«

»Wissen Sie nicht, ob er Noten hinterlassen hat?«

»Ich weiß nicht, aber schwerlich.«

Alle schwiegen und blickten einander an; ein Wölkchen des Kummers flog über die jungen Gelichter.

»Der Kater Matrose lebt aber,« sagte auf einmal Lenchen.

»Und Gedeonowsky lebt auch noch,« fügte ihr Bruder hinzu.«

Bei Gedeonowsky's Namen brachen Alle in ein lautes Gelächter aus.

»Ja, er lebt, und lügt wie früher,« fuhr der Sohn Maria Dmitriewna's fort: »und stellen Sie sich vor, diese Hexe da (er zeigte auf das junge Mädchen, die Schwester seiner Frau), hat ihm gestern Tabak in seine Dose geschüttet.«

»Wie hat er geniest!« rief Lenchen aus und auf's Neue erscholl lautes Gelächter.

»Unlängst hatten wir Nachricht von Liese,« sagte der junge Kalitin, — und wieder ward Alles rings umher still: — »sie fühlt sich glücklich, ihre Gesundheit bessert sich jetzt nach und nach.«

»Ist sie noch immer in demselben Kloster?« fragte Lawretzky nicht ohne Selbstüberwindung.

»Ja, immer noch in demselben.«

»Schreibt sie Ihnen?«

»Nein, niemals, doch wir bekommen Nachrichten durch Andere.«

Es folgte ein plötzliches, tiefes Schweigen; »ein stiller Engel fliegt durch's Zimmer« dachten Alle.

»Wollen Sie nicht in den Garten?« fragte Kalitin Lawretzky. — »Er ist jetzt sehr hübsch, obgleich wir ihn etwas haben verwildern lassen.«

Lawretzky ging in den Garten, und das erste woraus sein Auge fiel, war jene Bank, auf welcher er einst mit Liese einige glückliche Augenblicke, die sich niemals wiederholten, verbracht hatte, Sie war alt und schief geworden, doch er erkannte sie und seiner Seele bemächtigte sich jenes Gefühl, das nichts Gleiches in Glück und in Schmerz hat, — das Gefühl einer Erinnerung an verschwundene Jugend, an ein Glück, das man genossen. Mit den jungen Leuten ging er durch die Alleen: die Linden waren etwas älter geworden und in den letzten acht Jahren gewachsen, ihr Schatten war dichter; alle Gebüsche waren in die Höhe geschossen, die Himbeersträucher waren kräftig geworden, die Haselnußsträucher waren ganz verwildert, und von überall wehte der frische Duft von Wald und Gras, von Blumen und Hollunder.

»Hier ist schön Kämmerchen zu vermiethen,« — rief auf einmal Lenchen, indem sie aus einen kleinen grünen, von Linden umgebenen Rasenplatz kamen; — wir sind gerade fünf.«

»Hast Du Feodor Iwanitsch vergessen, oder rechnest Du Dich selbst nicht?« bemerkte ihr Bruder.

Ein leichtes Roth flog über Lenchen's Wangen.

»Kann aber Feodor Iwanitsch, in seinen Jahren . . . « begann sie.

»Ich bitte, spielen Sie,« beeilte sich Lawretzky, sie zu unterbrechen: »geben Sie nicht Acht auf mich. Mir selbst wird es angenehmer sein, zu wissen, daß ich Sie nicht störe. Sie brauchen mich nicht zu unterhalten. Wir alten Leute haben eine Beschäftigung, die sie noch nicht kennen, und die keine Zerstreuung ersetzen kann: es ist die Erinnerung.«

Die jungen Leute hörten Lawretzky mit freundlicher, obgleich etwas spöttischer Achtung an. ganz als hätte ein Lehrer ihnen eine Lection vorgelesen, eilten auf den Rasenplatz, vier von ihnen stellten sich an die Bäume — und der Spaß begann.

Lawretzky kehrte aber in's Hans zurück, ging an's Clavier und berührte eine der Tasten; es erklang ein leiser, aber reiner Ton und machte sein Herz im Stillen vibrieren. Mit dieser Note begann jene begeisterte Melodie, durch die, vor langer Zeit, in jener glücklichen Nacht, Lemm, der verstorbene Lemm, ihn in solches Entzücken versetzt hatte. Dann ging Lawretzky in's Gastzimmer und blieb lange darin. In diesem Zimmer, wo er so oft Liese gesehen hatte, stand ihr Bild am lebhaftesten vor seinen Augen; ihm schien's, er sehe um sich die Spuren ihres Daseins. Aber der Schmerz um sie war qualvoll und schwer, in ihm war nicht die Ruhe, die der Tod ihm giebt.

Liese lebte irgendwo, in dumpfer Abgeschiedenheit; er dachte an sie, wie an eine Lebendige und erkannte nicht das Mädchen, das er einst geliebt hatte, in jenem dunklen, bleichen Bilde, das, in ein Nonnengewand gehüllt, von Weihrauchwolken umgeben war. Lawretzky hätte sich selbst nicht erkannt, hätte er auf sich so blicken können, wie er in seinen Gedanken auf Liese blickte. Im Laufe dieser acht Jahre hatte die Krisis seines Lebens stattgefunden, jene Krisis, die Viele nie kennen, ohne welche man jedoch nicht ein ehrlicher Mann bleiben kann. Er hatte aufgehört, an's eigene Glück, an egoistische Ziele zu denken. Er war ruhig geworden, und, warum die Wahrheit verbergen, war nicht allein an Gesicht, sondern in der Seele alt geworden; bis zum Alter ein junges Herz bewahren, wie einige sich ausdrücken , ist schwer und fast lächerlich: schon der kann zufrieden sein, der nicht den Glauben an das Gute, feste Willenskraft, Lust zur Thätigkeit verloren hat. Lawretzky hatte das Recht, zufrieden zu sein: er war wirklich ein guter Landwirth geworden, hatte wirklich zu ackern gelernt und arbeitete nicht für sich allein; er hatte, so viel er es konnte, das Loos seiner Bauern gesichert.

Lawretzky ging aus dem Haus in den Garten, setzte sich auf die ihm bekannte Bank — und auf diesem theuren Platze, Angesichts jenes Hauses, in welchem er zum letzten Mal seine Hände zu jenem Zauberkelche, in welchem der goldene Wein des Genusses sprudelt und perlt,— blickte er, ein einsamer, trauriger Wanderer, bei den zu seinen Ohren dringenden, lustigen Klängen der jungen Generation,

die ihn schon ersetzt hatte — auf sein Leben zurück.Traurig war es ihm um's Herz, doch nicht schwer. Er hatte Ursache, zu bedauern, aber keine sich zu schämen.

»Spielet, freut Euch, wachset auf,« dachte er, und in seinen Gedanken war keine Bitterkeit. »Vor Euch liegt das Leben und Euch wird es leichter sein zu leben, Ihr werdet nicht brauchen, wie wir, Euch den Weg zu bahnen, zu ringen, zu fallen und wieder aufzustehen, vom Dunkel umgeben; wir hatten zu sorgen, daß wir ganz blieben! Und wie viele von uns sind nicht ganz geblieben! Ihr werdet arbeiten müssen, und der Segen von uns alten Leuten wird mit Euch sein. Mir aber bleibt nach dem heutigen Tage. nach allem dem, was ich heute gefühlt habe, nur: Euch zum letzten Mal zu grüßen — und, obgleich mit Trauer, aber ohne Neid, ohne dunkle Gefühle, Angesichts des Endes, Angesichts des erwartenden Gottes zu sagen: »Ich grüße Dich, einsames Alter! Brenne zu Ende, unnützes Leben!«

Lawretzky stand still auf und entfernte sich still; Niemand bemerkte ihn, Niemand hielt ihn zurück; lauter noch, als früher klangen die fröhlichen Rufe im Garten, hinter der dichten, grünen Wand der hohen Linden. Er setzte sich in seinen Reisewagen und befahl dem Kutscher langsam nach Hause zu fahren.

* *
*

»Und das Ende?« wird vielleicht der unbefriedigte Leser fragen. »Was ist später aus Lawretzky, was aus Liese geworden?« Was soll matt aber von Leuten sagen, die noch leben, die aber schon vom Schauplatze des Lebens abgetreten sind? Warum zu ihnen zurückkehren? Man sagt, Lawretzky hätte jenes ferne Kloster besucht, wohin sich Liese zurückgezogen hatte — und hätte sie gesehen. Sie ging von Altar zu Altar wandernd, an ihm vorüber, ging mit den gemessenen eiligen demüthigen Schritten einer Nonne — und blickte ihn nicht an; doch zitterte kaum merklich die Wimper des seiner Seite zugekehrten Auges, doch senkte sie noch tiefer das magere Gesicht und die vom Rosenkranz umschlungenen Hände schlossen sich noch fester ineinander. Was dachten, was fühlten Beide? Wer kann es errathen, wer kann es sagen? Im Leben giebt es

solche Augenblicke, solche Gefühle auf die man nur, zeigen und — vorübergehen kann.

- E n d e -

~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.
~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~

Anmerkungen

1 Berühmter russischer Tragiker.

2 Dies ist eine goldene Chiffre oder der Namenszug der Kaiserin, der auf blauem Bande auf der linken Schulter getragen und den besten Schülerinnen der Kroninstitute verliehen wird. Anmerkung des Übersetzers.

3 Berühmter Weinhändler in Moskau. Anmerkung des Übersetzers.

4 Verkleinerungswort vom Namen Alexandrina, Diminutiv Sascha, kosend Saschura. Schurotschka. Anmerkung des Übersetzers.

5 Der Tarantas ist ein russischer Reisewagen ohne Ressorts. Anmerkung des Übersetzers.

6 Russischer, auf langen Stangen ruhender Reisewagen ohne Schwungfedern. Anmerkung des Übersetzers.

Helene.

1859.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII. : XIX. : XX. : XXI. : XXII. : XXIII. : XXIV. : XXV. : XXVI. : XXVII. : XXVIII. : XXIX. : XXX. : XXXI. : XXXII. : XXXIII. : XXXIV.

Anmerkungen

I.

Im Schatten einer hohen Linde, am Ufer der Moskwa, unweit Kunzowo, lagerten an einem der heißesten Sommertage des Jahres 1853 zwei junge Männer im Grase. Der eine, dem Anscheine nach dreiundzwanzig Jahre alt, hoch von Wuchs, von dunkler Gesichtsfarbe, mit spitzen etwas schiefer Nase, offener Stirn und verhaltenem Lächeln auf den breiten Lippen, lag auf dem Rücken und blickte, leicht mit den Augen blinzelnd, in die Ferne hinaus; der andere lag auf der Brust, den blonden Lockenkopf auf beide Arme gestützt, und hatte gleichfalls den Blick in die Weite gerichtet. Er war drei Jahre älter als sein Gefährte, schien aber viel jünger zu sein: der Schnurrbart keimte kaum und das Kinn war mit leichtem Flaum bedeckt. Es lag etwas kindlich Liebliches etwas einnehmend Graziöses in den seinen Zügen seines frischen, runden Gesichtes, in den angenehmen braunen Augen, den schönen, vollen Lippen und den weißen kleinen Händen. Sein ganzes Wesen athmete glückliche, heitere Gesundheit, Sorglosigkeit, Selbstvertrauen, Jugendmuthwillen und Jugendzauber. Er ließ seine Blicke umherschweifen, lächelte und stützte den Kopf, wie es Knaben thun, die dessen sich bewußt sind, daß man sie mit Vergnügen betrachtet. Er hatte einen weiten, weißen Ueberrock in der Art eines Staubhemdes an; ein blaues Tuch war um seinen schlanken Hals geschlungen und neben ihm im Grase lag ein zerdrückter Strohhut.

Im Vergleich zu ihm schien sein Gefährte ein alter Mann und Niemand würde beim Anblick seiner ungelenken Figur geglaubt haben, daß auch er Genuß empfinde, daß auch ihm wohl zu Muthe sei. Es war etwas Unbeholfenes in seiner Stellung, in der Art wie sein nach oben breiter, nach unten spitz zulaufender Kopf auf dem langen Halse saß; diese Unbeholfenheit äußerte sich auch in der Haltung der Arme, des in einen kurzen, schwarzen Ueberrock gezwängten Oberkörpers und in den langen Beinen, die er, wie Heuschrecken ihre Hinterfüße, die Knie hinauf, an sich gezogen hatte. Bei alledem war unverkennbar, daß er ein wohlerzogener Mensch war; sein ganzes Wesen trug das Gepräge der »Ordentlichkeit« und sein unschönes und sogar etwas komisches Gesicht verrieth Gewohnheit des Nachdenkens und Gutmüthigkeit. Sein Staate war Andrei Petrowitsch Berßenjew;

sein Kamerad, der blonde junge Mann, hieß Pawel Jakowlewitsch Schubin.

— Warum liegst Du nicht, gleich mir, aus der Brust? begann Schubin. So ist es viel besser. Besonders wenn man dabei die Füße in die Höhe hebt und mit den Hacken aneinander klopft — siehst Du, so! So hast Du den Rasen vor der Nase: fortwährend die Landschaft anzustieren, bekommt man satt; — betrachte Dir einmal ein rundes Käferchen, wie es den Grashalm hinaufkriecht, oder eine Ameise, wie sie geschäftig umherläuft. Das ist wirklich vernünftiger. Liegst Du doch in Deiner pseudo-classischen Positur hingestreckt, wie eine Tänzerin im Ballet, die sich auf einen Felsen aus Pappe stützt. Vergiß nicht, Du hast jetzt volles Recht auszuruhen; ’s ist keine Kleinigkeit; als Dritter aus dem Candidatenexamen hervorzugehen! Ruhen Sie aus, Sir; hören Sie auf, sich anzustrengen, strecken Sie Ihre Glieder!

Schubin brachte diese Rede näselnd in etwas trägem und tändelndem Tone vor (so reden verwöhnte Kinder zu den Freunden des Hauses, die ihnen Zuckerwerk bringen), und ohne eine Antwort abzuwarten fuhr er fort:

— Was mich am meisten bei Ameisen, Käfern und bei den anderen Herren Insecten in Erstaunen setzt, das ist ihre außerordentliche Ernsthaftigkeit; mit so wichtiger Physiognomie laufen sie umher, als gelte ihr Dasein auch etwas! Der Mensch, dieser Kopf der Schöpfung, dieses höhere Wesen, blickt auf sie herab, und siehe da, sie nehmen keine Notiz davon; ja einer Mücke kann es gar einfallen, sich dem Kopf der Schöpfung auf die Nase zu setzen und dieselbe als eine Nahrungsquelle für sich zu benutzen. Das ist beleidigend. Andererseits aber — weshalb wäre ihr Leben schlechter als das unsere? Warum sollten sie nicht auch wichtig thun, wenn wir es uns erlauben? Wohlan, Philosoph, löse mir diese Aufgabe! Warum sprichst Du nichts? Nun?

— Was willst Du? . . . fragte Berßenjew, aus seinen Träumen erwachend.

— Was? wiederholte Schubin. Dein Freund breitet vor Dir seine tiefsinnigsten Ideen aus und Du schenkst ihm nicht einmal Gehör!

— Ich ergötzte mich an der Fernsicht! Sieh doch, wie jene Felder herrlich im Sonnenschein glänzen! (Berßenjew lispelte etwas beim Sprechen.)

— Der Ton ist fein gehalten, brummte Schubin. Mit einem Worte, Natur!

Berßenjew schüttelte den Kopf.

— Du solltest mehr als ich daran Freude haben. Das schlägt in Dein Fach: Du bist Künstler.

— Nein; mein Fach ist es nicht, erwiederte Schubin und schob den Hut in den Nacken. Ich bin Fleischer; mein Fach ist — Fleisch, Fleisch zu modelliren, Schultern, Beine, Arme, und hier ist nichts von Form, nichts Bestimmtes, Alles auseinander geflossen . . . Und das bringe mal Einer zusammen!

— In seiner Art ist auch das schön! bemerkte Berßenjew. Ja, sage doch, hast Du Dein Basrelief beendet?

— Welches?

— Das Kind mit dem Ziegenbock.

— Das hole der Kukuk, Kukuk, Kukuk! rief Schubin in singendem Tone. Ich habe mir das Leben selbst, die Alten, die Antike angesehen und mein Machwerk zerschlagen. Du zeigst mir die Natur und sagst: Da ist auch Schönheit. Gewiß, Schönheit ist in Allem, selbst in Deiner Nase zu finden, wie willst Du aber jeder Schönheit nachlaufen. Die Alten, — die liefen dem Schönen nicht nach; es ließ sich von selbst auf ihre Werke herab, wer weiß woher! vom Himmel etwa? Ihnen gehörte die Welt; wir aber können uns so breit nicht machen: die Arme sind uns zu kurz. Wir werfen unsere Angel nach einem Punkte aus und passen auf. Hat etwas angebissen, bravo!l wenn nicht . . .

Schubin streckte die Zunge vor.

— Halt, halt! entgegnete Berßenjew, das ist ja ein Widerspruch. Wenn Du das Schöne nicht fühlen, es nicht lieben wirst, wo es Dir auch vorkommen mag, wird es sich Dir in Deiner Brust nimmer aufthun. Wenn eine schöne Aussicht, eine liebliche Musik Deine Seele nicht rühren, ich will sagen, Dein Gefühl nicht anregen . . .

— Ach, Du Gefühlsanreger! platzte Schubin aus und lachte bei diesem neugeschaffenen Worte auf, Berßenjew jedoch blieb ernsthaft. Nein, Bruder, fuhr Schubin fort, Du bist ein kluger Kopf, ein Philosoph der dritte Candidat der moskauer Universität, mit Dir zu streiten kann gefährlich werden, vorzüglich für mich, den ausgetretenen Studenten; eines muß ich Dir aber sagen: außerhalb meiner Kunst

liebe ich die Schönheit nur an Frauen . . . an Mädchen, und auch das erst seit Kurzem . . .

Er drehte sich auf den Rücken um und legte die Hände unter den Kopf zurück.

Einige Minuten blieben sie stumm. Die Stille der Mittagshitze lag schwer aus der bestrahlten und ruhenden Erde.

— Da wir just von Weibern reden, fing Schubin wieder an, warum fällt es Niemandem ein, Stachow in Zucht zu nehmen? Hast Du ihn in Moskau gesehen?

— Nein.

— Der Graubart hat ganz den Verstand verloren. Täglich sitzt er bei seiner Augustine Christianowna, langweilt sich furchtbar und geht doch nicht fort. Sie gucken einander in die Augen, — so dumm . . . daß Jedem übel dabei wird. Da hast Du es! Was Familie betrifft, ist der Mensch doch gewiß nicht vom Himmel übergangen worden; aber nein, er muß noch die Augustine haben! Ich kenne nichts Widerlicheres, als diese Entenphosiognomie! Ich habe neulich eine Carricatur von ihr modellirt, in Dantan'schem Geschmack. Sie ist nicht schlecht ausgefallen. Ich werde sie Dir zeigen.

— Und Helena Nikolajewna's Büste, fragte Berßenjew, geht es mit der vorwärts?

— Nein, Bruder, es geht nicht vorwärts damit. Das Gesicht könnte Jeden zur Verzweiflung bringen. Siehst Du Dir's an, — sind es nur reine, regelmäßige, gerade Linien; es scheint, die Aehnlichkeit müsse leicht heraus zu bekommen sein. Doch nein . . . nichts davon. Hast Du bemerkt, wie sie zuhört? Kein einziger Zug bewegt sich, aber der Ausdruck im Blicke verändert sich beständig, und davon wird auch die ganze Figur anders. Was fängt dabei ein Künstler, und noch dazu ein mittelmäßiger, an? Ein wunderbares Wesen . . . ein sonderbares Wesen, setzte er nach einer kleinen Pause hinzu.

— Ja; ein wunderbares Mädchen, wiederholte Berßenjew.

— Und das ist Nikolai Artemjewitsch Stachow's Tochter! Sprich Du mir nun von Blut und Race. Und ist es nicht curios, daß sie so ganz seine Tochter, ihm so ähnlich und zugleich der Mutter, Anna Wassiljewna, ähnlich ist. Diese Frau achte ich von ganzem Herzen, auch hat sie mir viel Gutes erwiesen — eine Gans ist sie aber doch!

Von wem hat nur Helene diese Seele? Wer hat dieses Feuer entzündet? Da hast Du wieder eine Aufgabe, Philosoph!

Der Philosoph, antwortete jedoch wie vorhin nichts. Redseligkeit war überhaupt nicht Berßenjew‘s schwache Seite, Helene- und wenn er sprach, drückte er sich nicht in üblicher Weise aus; er stockte und gesticulirte ohne Noth mit den Händen; jetzt aber war ein besonderes Schweigen über ihn gekommen, ein Schweigen, das als Ermattung und Melancholie gedeutet werden konnte. Nach langer und schwerer Arbeit, die viele Stunden des Tages in Anspruch genommen hatte, war er, nicht weit von der Stadt, aufs Land gezogen. Die Unthätigkeit, die wonnige reine Luft, das Bewußtsein, ein Ziel erreicht zu haben, das offene ungezwungene Gespräch mit dem Freunde, das plötzlich hervorgerufene Bild eines lieben Wesens, alle diese verschiedenartigen und dabei einander doch ähnlichen Eindrücke verschwammen bei ihm zu einem allgemeinen Gefühle, das ihn zugleich beruhigte, aufregte und erschlaffte . . . Er war ein überaus empfindsamer junger Mann.

Unter der Linde war es kühl und still; die Fliegen und Bienen, die in den Schattenkreis derselben hineingeriethen, summten, wie es schien, leiser; das reine, kurze, smaragdgrüne Gras schillerte nicht in goldigen Uebergängen und bewegte sich nicht; wie von einem Zauber berührt ragten die längeren Halme regungslos empor, und wie von einem Zauber berührt und leblos hingen auch an den unteren Zweigen der Linde gelbe Blüthenbüschel herab. Mit Wonne sog jeder Athemzug den lieblichen Duft tief ein. In der Ferne« jenseits des Flusses, bis an den Horizont stand Alles in Glanz und Gluth; zuweilen strich ein Luftzug darüber hinweg und zertheilte und vervielfältigte den Glanzschimmer; ein strahlender Dunst zitterte über dem Boden. Kein Vogel ließ sich hören — während der heißen Mittagsstunden singen die Vögel nicht — doch rings umher zirpten Grillen und im kühlenden Schatten ruhend, hörte sich dieser geschäftige Lebensruf mit Vergnügen an: er schläferte ein und rief die Phantasie wach.

— Hast Du bemerkt« begann plötzlich Berßenjew, indem er mit Gesticuliren seiner Rede nachhalf, welch’ ein eigenthümliches Gefühl die Natur in uns erweckt? Alles in ihr ist so vollendet, so klar, ich möchte sagen, so selbstgenügsam; wir sehen es und freuen uns daran und doch erweckt sie dabei immer, wenigstens in mir, eine gewisse Unruhe, eine unbestimmte Angst, ja sogar Schwermuth. Woher

kommt das wohl? Wäre es etwa, weil wir bei ihrem Anblicke, Angesichts derselben, uns unserer Unvollkommenheit, unserer Unklarheit bewußt werden, oder ist das, was ihr genügt, zu wenig, um uns zu befriedigen und fehlt es ihr an Anderem, das heißt an dem, was *uns* Noth thut?

— Hm, erwiederte Schubin, ich will Dir, Andrei Petrowitsch, sagen, woher das kommt. Du hast die Eindrücke eines einsamen Mannes beschrieben, der nicht lebt, sondern vor sich hinstiert und in sich selbst zerfließt. Was nützt das bloße Gassen? Fange zu leben an und Du wirst ein ganzer Kerl werden. Klopfe so viel Du willst an das Thor der Natur, sie wird Dir nicht antworten, weil sie stumm ist. Sie wird tönen und jammern wie eine Darmsaite, auf Lieder warte nicht. Eine lebende Seele — die wird Dir Antwort geben, und vor Allem die Seele eines Weibes. Und darum, mein edler Freund, rathe ich Dir, Dich nach einer Gefährtin des Herzens umzusehen, und alle schwermüthigen Empfindungen werden sofort bei Dir verschwinden. Das ist es, was uns »Noth thut« wie Du sagtest. Diese Angst, diese Schwermuth, das ist ja Alles, wahrhaftig, in seiner Art, eine Hungersnoth. Gieb dem Magen die angemessene Speise und Alles wird bald in Ordnung sein. Nimm Deine Stelle im Weltraume ein, werde ein lebender Körper, mein Bester. Und was ist denn, was nützt denn, die »Natur?« Höre auf das Wort: Liebe . . . welch' ein mächtiges, glühendes Wort! Natur . . . was für ein kalter, schülerhafter Ausdruck! Und darum (Schubin sagte es singend): Es lebe Maria Petrowna; oder nein« setzte er hinzu, nicht Maria Petrowna; nun das bleibt sich ganz gleicht *Vous me comprenez*!

Berßenjew erhob sich ein wenig und stützte sein Kinn aus die gekreuzten Arme.

— Wozu der Scherz, sagte er, ohne den Gefährten anzusehen, wozu der Spott? Ja, Du hast Recht: Liebe . . . ist ein großes Wort, ein großes Gefühl . . . Von welcher Liebe aber sprichst Du?

Schubin richtete sich gleichfalls etwas auf.

— Von welcher Liebe? Von welcher Dir beliebt, sie muß aber da sein. Offen gestanden, giebt es, meiner Ansicht nach, keine verschiedenen Gattungen von Liebe. Wenn Du wirklich liebst . . .

— Von ganzer Seele, warf Berßenjew ein.

— Nun ja, das versteht sich von selbst: die Seele ist kein Apfel; man kann sie nicht in Theile zerlegen. Wenn Du also liebst, hast Du auch Recht. Spotten wollte ich aber nicht. Mein Herz ist jetzt so zärtlich, so weich gestimmt . . . Ich wollte blos erklären, warum die Natur, wie Du sagtest, einen solchen Eindruck aus uns hervorbringt. Das kommt, weil sie in uns das Bedürfniß der Liebe erregt und nicht im Stande ist, es zu befriedigen. Sie drängt uns sanft in andere, lebendige Umarmung und wir verstehen sie nicht und erwarten von ihr selbst etwas Besonderes. Ach, Andrei, Andrei, schön ist diese Sonne, dieser Himmel, Alles, Alles um uns her ist so herrlich und Du trauerst; wenn Du aber in diesem Augenblicke in Deiner Hand die Hand eines geliebten Weibes hieltest, wenn diese Hand und das ganze Weib Dein wären, und wenn Du dazu noch mit *ihren* Augen sähest, nicht mit eigenem, isolirtem Gefühle, sondern mit *ihrem* Gefühle fühltest . . . o Andrei, nicht Schwermuth, nicht Angst erregte dann die Natur in Dir und für ihre Schönheiten hättest Du kein Auge; sie selbst würde frohlocken und jubeln, sie würde Deine Hymne mit ihrem Gesang begleiten, denn Du hättest ihr, der Stummen, die Sprache gegeben.

Schubin sprang auf und ging einige Mal auf und ab, Berßenjew seinerseits senkte den Kopf und sein Gesicht röthete sich leicht.

— Ich bin nicht ganz mit Dir einverstanden, begann er, nicht immer weist die Natur auf . . . Liebe hin. (Dieses Wort kam nicht sogleich aus seinem Munde.) Sie droht uns auch, sie mahnt uns an schreckliche . . . ja an unergründliche Geheimnisse. Ist sie es nicht, die uns verschlingen soll, die uns fortwährend verschlingt? an ihr ist Leben und Tod; aus ihr redet ebenso laut Tod wie Leben.

— Auch in der Liebe ist Leben und Tod, unterbrach ihn Schubin.

— Und dann, fuhr Berßenjew fort, wenn ich zum Beispiel im Frühling in einem Walde, im Dickicht des Grüns mich befinde und mir däucht, ich höre die romantischen Töne von Oberon‘s Horn (Berßenjew empfand etwas wie Scham, als er diese Worte vorbrachte), wäre das wohl . . .

— Liebessehnen, Sehnen nach Glück, weiter nichts! warf Schubin ein. Auch mir sind jene Töne, jene Rührung, jene Erwartung bekannt, die im Schatten des Waldes, in dessen tiefstem Dickicht, oder auch wohl Abends auf freiem Felde, wenn die Sonne sich neigt und hinter dem Röhricht Nebel vom Flusse aufsteigen, die Seele beschleichen. Aber auch vom Walde, wie vom Flusse, von der Erde, wie vom

Himmel, von jedem Wölkchen, jedem Grashalme erwarte und fordere ich Glück, ich spüre in Allem dessen Herannahen, überall höre ich sein Rufen. »Mein Gott, mein Gott ist licht und heiter!« Das war der Anfang eines Gedichtes von mir; Du wirst gestehen, der Vers ist schön, den folgenden habe ich aber nicht dazu finden können. Glück!s Glück! so lange das Leben noch nicht abgelaufen ist, so lange wir noch alle unsere Glieder in unserer Gewalt haben, so lange es mit uns nicht bergab, sondern bergan geht! Hol‘s der Kukuk! fuhr Schubin in einem plötzlichen Anfalle von Begeisterung fort; wir sind jung, nicht mißgestaltet, nicht auf den Kopf gefallen: wir wollen uns das Glück erobern!

Er schüttelte die Locken und blickte selbstbewußt und fast herausfordernd gen Himmel. Berßenjew erhob die Augen zu ihm.

— Als ob es nichts Höheres gäbe, als Glück! sagte er ruhig.

— Was denn zum Beispiel? fragte Schubin und blieb stehen.

— Nun, wir sind Beide, wie Du sagst, jung, ehrliche Männer, so zu sagen; Jeder von uns wünscht für sich Glück . . . Ist aber wohl dieser Begriff: »Glück« solcher Art, daß er uns Beide vereinigen, begeistern und zwingen könnte, einander die Hand zu bieten? Ist er nicht ein selbstsüchtiger, ich will sagen, ein trennender Begriff?

— Du kennst also wohl Begriffe, die vereinigen?

— Gewiß, und es sind deren nicht wenig; auch Du kennst sie.

— Wohlan denn, nenne mir diese Begriffe.

— Nun zum Beispiel, Kunst — da Du gerade Künstler bist — Heimath, Wissenschaft, Freiheit, Gerechtigkeit.

— Und Liebe? fragte Schubin.

— Auch Liebe ist ein vereinigender Begriff; aber nicht jene Liebe, nach welcher Dich jetzt gelüstet: Liebe ist nicht . . . Genuß; Liebe ist . . . Opfer.

Schubin machte ein saures Gesicht.

— Das paßt für Deutsche; ich will für mich selbst Liebe; ich will Nummer Eins sein.

— Nummer Eins, wiederholte Berßenjew — Ich möchte glauben Nummer Zwei zu werden . . . wäre die rechte Bestimmung unseres Lebens.

— Wenn Jeder Deinem Rathe folgen wollte, erwiederte Schubin mit kläglicher Grimasse, — so äße Niemand auf der Welt Ananas: ein Jeder

überließe sie dem Nächsten.

— Daraus folgt, daß Ananas kein Bedürfniß ist; sei übrigens ohne Sorge: es wird immer Leute geben, die selbst das liebe Brod Anderen vom Munde nehmen.

Beide Freunde schwiegen einige Zeit.

— Neulich begegnete mir wieder Inßarow, nahm Berßenjew das Gespräch wieder auf: — ich habe ihn zu mir eingeladen; ich will durchaus, daß er mit Dir . . . und auch mit Stachow‘s bekannt werde.

— Wer ist dieser Inßarow? Ach ja jener Serbe oder Bulgare, von dem Du mit mir gesprochen. Jener Putriot! Hat er nicht vielleicht Dir alle diese philosophischen Ideen beigebracht!

— Vielleicht.

— Ist das ein ungewöhnliches Individuum, wie?

— Gewiß.

— Gescheit? Talentvoll?

— Gescheidt? . . . ja; talentvoll? . . . weiß nicht, glaube nicht.

— Nicht? Was ist denn Merkwürdiges an ihm?

— Du wirst es sehen. Für jetzt aber, denke ich, ist es Zeit, daß wir gehen. Anna Wassiljewna wartet vermuthlich auf uns. Wie viel ist es an der Zeit?

— Ueber Zwei. Komm. Welche Hitze! Diese Unterhaltung hat mir alles Blut entzündet. Auch Du warst einen Augenblick . . . nicht umsonst bin ich Künstler: ich bemerke Alles. Gestehe, das Mädchen steckt Dir im Kopfe . . .

Schubin wollte Berßenjew in die Augen blicken, dieser wandte sich jedoch ab und verließ seinen Platz unter der Linde. Schubin folgte ihm, nachlässig-graziös auf seinen zierlichen Füßchen dahin schreitend. Berßenjew‘s Gang war linkisch, er zog beim Gehen die Schultern hoch hinauf und streckte den Hals vor, und doch hatte er mehr das Aussehen eines ordentlichen Menschen, als Schubin, er war mehr Gentleman, würden wir sagen, wenn dieses Wort bei uns nicht verbraucht wäre.

II.

Die jungen Leute stiegen zum Flusse hinab und gingen an dessen Ufer weiter. Vom Wasser wehte Kühle ihnen entgegen und das leise Plätschern der kleinen Wellen schlug angenehm an ihr Ohr.

— Ich möchte gern wieder baden, sagte Schubin, — fürchte aber zu spät zu kommen. Sieh doch das Wasser an; es scheint uns zu locken. Die alten Griechen hätten eine Nymphe darin gesehen. Wir aber sind keine Griechen, o schöne Nymphe! wir sind dickhäutige Scythen!

— Wir haben unsere Nixen, bemerkte Berßenjew.

— Zum Henker mit Deinen Nixen! Wozu nützen mir, dem Bildhauer, diese Ausgeburten einer eingeschüchterten, starren Phantasie, diese in dicker Bauernstubenluft und im Dunkel der Winternächte ausgebrüteten Gestalten? Ich brauche Licht, Raum . . . Wann, o mein Gott, wann werde ich Italien sehen? Wann . . .

— Du willst wohl sagen Kleinrußland?

— Schäme Dich, Andrei Petrowitsch, mich an einen dummen Streich zu erinnern, den ich ohnehin bitter bereue. Nun ja, ich war ein Narr; die vortreffliche Anna Wassiljewna gab mir Geld, nach Italien zu reisen und ich bin zu den Chochols[1] gefahren, um Mehlklößchen zu essen und . . .

— Brauchst nicht weiter zu sprechen, unterbrach ihn Berßenjew.

— Und dennoch kann ich sagen, das Geld war doch nicht ganz weggeworfen. Ich habe dort solche Typen, besonders weibliche, gefunden . . . Freilich, ich weiß es, außerhalb Italiens giebt's kein Heil!

— Du kannst nach Italien reisen, sagte Berßenjew, ohne sich umzuwenden: — und wirst doch nichts schaffen. Du wirst nur mit den Flügeln schlagen und doch nicht fliegen. Wir kennen Euch!

— Stawasser[2] hat sich aber doch erhoben . . . Und nicht er allein. Und kann ich es nicht, so heißt das« daß ich ein flügelloser Pinguin bin. Es wird mir hier schwül, ich muß nach Italien, fuhr Schubin fort: — dort ist Sonne, Schönheit . . .

Ein junges Mädchen, in breitem Strohhute, mit einem rosenfarbigen Sonnenschirme in der Hand, zeigte sich in diesem Augenblicke auf dem Fußwege, auf welchem die Freunde dahingingen.

— Was sehe ich aber? Selbst hier kommt die Schönheit uns entgegen! Der reizenden Zoë entbietet seinen Gruß der bescheidene Künstlers rief plötzlich Schubin, theatralisch den Hut schwenkend.

Das junge Mädchen, dem diese Anrede galt, blieb stehen, drohte ihm mit dem Finger und sagte, nachdem beide Freunde an sie herangekommen waren, mit heller Stimme und etwas schnarrend:

— Warum kommen Sie denn nicht zum Essen, meine Herren? Der Tisch ist gedeckt.

— Was höre ich? rief Schubin, die Hände zusammenschlagend. Hütten Sie sich wirklich, reizende Zoë, bei dieser Hitze herausgewagt nur um uns aufzusuchen? Muß ich so den Sinn Ihrer Worte deuten? Sagen Sie, wäre es möglich? Oder nein, besser, Sie sprechen das Wort nicht aus: die Reue würde mich auf dem Flecke tödten.

— Ach, hören Sie auf, Pawel Jakowlewitsch, erwiederte nicht ohne Unwillen das junge Mädchen, warum sprechen Sie nie im Ernste zu mir? Ich werde böse werden, setzte sie mit koketter Miene hinzu und warf die Lippen auf.

— Sie werden mir nicht zürnen, ideale Zoë Nikitischna; Sie werden mich nicht in den finsteren Abgrund wahnsinniger Verzweiflung stürzen wollen. Ernsthaft zu sprechen ist mir aber unmöglich, denn ich bin kein ernsthafter Mensch.

Das junge Mädchen zuckte die Achseln und wandte sich zu Berßenjew.

— So ist er immer; er behandelt mich wie ein Kind, und ich bin doch schon über achtzehn Jahre alt. Ich bin schon ein erwachsenes Mädchen.

— O Gott! seufzte Schubin und verdrehte die Augen; Berßenjew lächelte still.

Das Mädchen stampfte mit dem Fuße.

— Pawel Jakowlewitschs Sie werden mich böse machen! Helene hat mich begleiten wollen, fuhr sie fort, ist aber im Garten geblieben. Sie hat sich vor der Hitze gefürchtet . . . ich fürchte aber die Hitze nicht. Kommen Sie.

Sie ging auf dem Fußwege voran, den schlanken Körper bei jedem Schritte sanft hin- und herwiegend und mit dem schönen Händchen, in schwarzem Halbhandschuh, die langen, weichen Locken aus dem Gesichte zurückstreichend.

Die Freunde folgten ihr (Schubin preßte bald die Hände ans Herz, bald streckte er dieselben über dem Kopfe empor) und waren einige Augenblicke darauf vor einem der vielen Landhäuser in der Umgegend Kunzowos angekommen. Es war ein kleines hölzernes Häuschen mit einem Erker von hellrothem Anstrich, das inmitten eines Gartens lag und still aus dem Grün der Bäume hervorguckte. Zoë war die Erste am Pförtchen, sie machte es auf, lief in den Garten und rief: Ich habe die Herumstreicher zurückgebracht! Ein junges Mädchen, von blassem und ausdrucksvollem Gesichte, erhob sich von einer Bank in der Nähe des Gartenweges und an der Schwelle des Hauses zeigte sich eine Dame in violett-seidenem Kleide; sie hielt gegen die Sonne ein gestieltes Batisttuch vor der Stirn und lächelte schmachtend und träge.

III.

Anna Wassiljewna Stachow, geborene Schubin, blieb, sieben Jahre alt, als vater- und mutterlose Waise und Erbin eines ziemlich beträchtlichen Vermögens zurück. Sie hatte sehr reiche und sehr arme Verwandte; die armen von väterlicher, die reichen von mütterlicher Seite: den Senator Wolgin, die Fürsten Tschikurassow. Fürst Ardalion Tschikurassow, der ihr zum Vormund bestimmt wurde, gab sie in die beste Pension Moskaus, und als sie die Anstalt verließ, nahm er sie zu sich ins Haus. Er lebte auf großem Fuße und gab im Winter Bälle. Anna Wassiljewna's zukünftiger Mann, Nikolai Artemjewitsch Stachow, eroberte sich seine Gattin auf einem jener Bälle, wo dieselbe in einem »reizenden rosenfarbenen Anzuge und Kopfputz aus kleinen Röschen, erschienen war. Sie bewahrte diesen Kopfputz noch auf . . . Nikolai Artemjewitsch Stachow, Sohn eines verabschiedeten Capitains, der, 1812 verwundet, eine einträgliche Anstellung in Petersburg bekommen hatte, bezog, sechszehn Jahre alt, die Junkerschule und trat in die Garde. Er war hübsch von Gestalt, gut gebaut und galt fast für den besten Tänzer auf den Tanzkränzchen des Mittelstandes, die er vorzugsweise besuchte; in der hohen Welt hatte er nicht Zutritt. Von Jugend auf schwärmte er für zwei Dinge: Flügeladjutant zu werden und eine vortheilhafte Heirath zu schließen; dem ersteren entsagte er bald, dafür aber behielt er desto fester letzteres im Auge. Zu diesem Zwecke fuhr er jeden Winter nach Moskau. Stachow sprach ziemlich fertig französisch und wurde, weil er kein ausschweifendes Leben führte, für einen Philosophen gehalten. Schon als Fähnrich liebte er eifrig zu disputiren, ob zum Beispiel ein Mensch wohl in seinem Leben alle Punkte des Erdballs bereisen, oder ob er wohl erfahren könne, was auf dem Boden des Meeres vorgehe — und war stets der Meinung, es sei unmöglich.

Stachow war fünfundzwanzig Jahre alt, als er Anna Wassiljewna »kaperte;« er nahm seinen Abschied und zog aufs Land, um die Wirthschaft zu führen. Er wurde des Lebens auf dem Lande jedoch bald überdrüssig, umsomehr, da die Bauern zinspflichtig waren und zog daher nach Moskau, wo seine Frau ein Haus besaß. In seiner Jugend hatte er keinerlei Spiel gespielt, nun aber bekam er eine

Leidenschaft fürs Lottospiel und als dieses verboten ward,[3] für Whist. Zu Hause fühlte er Langeweile; er machte die Bekanntschaft einer Wittwe deutscher Abkunft und verbrachte bei ihr fast seine ganze Zeit. Den Sommer 1853 ging er nicht nach Kunzowo aufs Land; er blieb unter dem Vorwande, Mineralwasser zu brauchen, in Moskau; in Wahrheit jedoch, weil er sich nicht von seiner Wittwe trennen konnte. Er sprach übrigens auch mit ihr wenig und stritt meistens mit ihr darüber, ob man wohl die Witterung vorausbestimmen könne und dergleichen mehr. Es nannte ihn einmal Jemand Frondeur; diese Benennung gefiel ihm sehr. Ja wohl, dachte er, selbstgefällig die Mundwinkel herabziehend und sich langsam schaukelnd, es ist nicht leicht, mich zu befriedigen; mich führt man nicht so leicht an. Das Frondiren Stachow's bestand aber einfach darin, daß er zum Beispiel wenn Jemand von Nerven sprach, fragte: Und was nennen Sie Nerven? oder wenn in seiner Gegenwart von Fortschritten der Astronomie die Rede war, er dazwischen warf: Und glauben Sie an Astronomie? Wollte er seinen Gegner gänzlich vernichten, dann sagte er: Das sind Alles nur Phrasen. Man muß gestehen, daß dergleichen Argumente vielen Leuten (wie es heut zu Tage noch vorkommt) unumstößlich schienen; Stachow hatte aber gewiß keine Ahnung davon, daß Augustine Christianowna in ihren Briefen an ihre Cousine Theolinde Petersilius ihn »mein Pinselchen« nannte.

Nikolai Artemjewitsch's Frau, Anna Wassiljewna, war ein kleines mageres Weibchen mit feinen Gesichtszügen, zu Gemüthsbewegungen und Trauer geneigt. In der Erziehungsanstalt hatte sie Musik getrieben und Romane gelesen, später aber beides aufgegeben; dann hatte sie sich mit ihrem Putze beschäftigt, aber auch dieses bei Seite gelegt; zuletzt war es die Erziehung ihrer Tochter, die sie zu übernehmen gedachte, doch es versagten ihr die Kräfte auch hierin und sie überließ diese Sorge einer Gouvernante; das Ende von Allem war, daß sie weiter nichts mehr that, als sich ihrer Trauer und stiller Gemüthsbewegung hinzugeben. Helene Nikolajewna's Geburt zerstörte ihre Gesundheit, sie gebar keine Kinder mehr; auf diesen Umstand machte Nikolai Artemjewitsch Anspielungen, um sein Verhältniß mit Augustine Christianowna zu rechtfertigen. Anna Wassiljewna betrübte die Untreue ihres Gatten sehr; es schmerzte sie besonders, daß er einmal durch List seiner

Geliebten ein paar graue Pferde aus ihrem eigenen Gestüte geschenkt hatte. Ins Gesicht machte sie ihm niemals Vorwürfe, insgeheim aber beklagte sie sich über ihn bei allen Hausgenossen selbst bei ihrer Tochter. Anna Wassiljewna liebte nicht Besuche zu machen; sie hatte es gern, wenn irgend ein Gast bei ihr saß und ihr etwas erzählte; blieb sie allein, dann fühlte sie sich sogleich unwohl. Sie besaß ein sehr liebevolles und gefühlvolles Herz: das Leben aber hatte sie sehr bald aufgerieben.

Pawel Jakowlewitsch Schubin war in entferntem Grade ihr Neffe. Sein Vater hatte in Moskau gedient. Seine Brüder waren im Cadettencorps erzogen worden; er, als jüngstes Kind, Liebling der Mutter, und von zarter Leibesbeschaffenheit, wurde zu Hause behalten. Er wurde für die Universität bestimmt und machte mit Mühe das Gymnasium durch. Schon früh zeigte sich bei ihm Neigung zur Bildhauerei; dem gewichtigen Senator Wolgin kam einmal bei des Knaben Tante eine kleine Statuette zu Gesicht (eine Arbeit des damals noch Sechszehnjährigen) und er erklärte, das angehende Talent unter seine Protection nehmen zu wollen. Der plötzliche Tod von Schubin‘s Vater hätte beinahe der Zukunft des jungen Menschen eine andere Richtung gegeben. Der Senator als Gönner der Talente, schenkte ihm eine Büste des Homer aus Gyps — das war Alles; Anna Wassiljewna aber half ihm mit Geld aus und mit genauer Noth, neunzehn Jahre alt, bezog er die Universität, um Medicin zu studiren. Pawel empfand nicht die geringste Neigung zur Medicin, doch bei der damaligen Zahl der Studenten war es unmöglich, in irgend eine andere Facultät zu treten;[4] außerdem hoffte er Anatomie zu lernen. Er beendete dieses Studium nicht; ohne in den zweiten Cursus übergegangen zu sein, verließ er vor dem Examen die Universität, um sich ausschließlich seinem Berufe zu widmen. Er arbeitete eifrig, aber mit Unterbrechungen, streifte in der Umgegend Moskaus umher, formte und zeichnete Portraits von Bauermädchen, kam mit vielerlei Leuten, mit Jung und Alt, Hohen und Niederen, italienischen Formgießern und russischen Künstlern zusammen, wollte nichts von der Akademie wissen und keine Professoren anerkennen. Er besaß entschiedenes Talent: sein Name fing an in Moskau genannt zu werden. Seine Mutter, eine Pariserin aus — guter Familie, eine brave und kluge Frau, hatte ihm die französische Sprache gelehrt, Tag und Nacht sich um

ihn bekümmert und Sorge für ihn getragen; sie war stolz auf ihn und als sie, noch jung, von der Schwindsucht ergriffen, im Sterben lag, bat sie Anna Wassiljewna, sich ihres Sohnes anzunehmen. Er war damals einundzwanzig Jahre alt. Anna Wassiljewna erfüllte ihre letzte Bitte; sie stellte Schubin ein kleines Zimmer in einem Nebengebäude. des Landbauses zur Verfügung.

IV.

— So kommen Sie doch zum Essen, kommen Sie, bat die Hausfrau mit kläglicher Stimme, und Alle begaben sich in den Speisesaal. Sehen Sie sieh zu mir, Zoë, sagte Anna Wassiljewna, Du aber, Helene, unterhalte den Gast, und Du Paul, ich bitte Dich, treibe nicht Muthwillen und necke nicht Zoë. Mir thut heute der Kopf weh.

Schubin richtete wieder den Blick gen Himmel; Zoë erwiederte denselben mit einem leichten Lächeln. Diese Zoë, oder richtiger Zoja Nikitischna Müller, war ein nettes, blondgelocktes, etwas schieläugiges, volles junges Mädchen, deutscher Abkunft, mit einem Stutznäschen und rothen zierlichen Lippen. Sie sang nicht schlecht russische Romanzen, spielte ganz hübsch auf dem Clavier verschiedene bald heitere, bald rührende Stückchen,« kleidete sich mit Geschmack, aber etwas kinderhaft und gar zu zierlich. Anna Wassiljewna hatte sie als Gesellschafterin ihrer Tochter engagirt und ließ sie fast niemals von sich. Helene hatte nichts dagegen; wenn sie zufälliger Weise mit Zoë allein blieb, wußte sie niemals, was sie mit ihr sprechen sollte.—

Die Mahlzeit dauerte ziemlich lange; Berßenjew unterhielt sich mit Helene vom Studentenleben, von seinen Plänen und Hoffnungen; Schubin horchte, schwieg, aß mit übertriebener Hast und warf von Zeit zu Zeit komische Blicke auf Zoë, die darauf beständig mit phlegmatischem Lächeln antwortete. Nach der Tafel begaben sich Berßenjew, Helene und Schubin in den Garten; Zoë blickte ihnen nach, zuckte leicht die Achseln und setzte sich dann ans Clavier. Anna Wassiljewna fragte sie zwar: Warum gehen Sie denn nicht auch in den Garten? doch die Antwort nicht abwartend, setzte sie hinzu: spielen Sie mir etwas recht Schwermüthiges vor . . .

— La dernière pensée de Weber? fragte Zoë.

— Ach ja, aus Weber, sagte Anna Wassiljewna, ließ sich auf einen Armstuhl nieder und eine Thräne zitterte an ihren Wimpern.

Unterdessen war Helene mit ihren beiden Begleitern in eine Akazienlaube gelangt, in deren Mitte sich ein hölzerner Tisch, von Bänken umgeben, befand. Schubin blickte zurück, sprang einige Male umher, sagte dann leise: Warten Sie! lief auf sein Zimmer, brachte ein

Stück Lehm und begann nun, Zoë's Gestalt unter Kopfschütteln, Brummen und Lachen zu modelliren.

— Immer die alte Geschichte, sagte Helene zu Berßenjew, nachdem sie einen Blick auf die Arbeit geworfen hatte, und setzte damit ihr an der Tafel begonnenes Gespräch mit ihm fort.

— Die alte Geschichte! wiederholte Schubin. Das ist aber ein unerschöpflicher Stoff! Heute besonders bringt sie mich zur Verzweiflung.

— Weshalb denn das? fragte Helene. Man könnte glauben, Sie sprechen von irgend einer boshaften, widerlichen Alten. Ein hübsches junges Fräulein . . .

— Freilich, warf Schubin ein, — sie ist hübsch, sehr hübsch; ich bin überzeugt, daß jeder Vorübergehende, der sie sieht, durchaus dabei denken muß: das ist mir Eine, mit welcher sich köstlich . . . eine Polka tanzen ließe; auch bin ich überzeugt, daß sie das weiß und daß es ihr angenehm ist . . . Wozu denn also dieses verschämte Spiel, diese Bescheidenheit? Nun, Sie verstehen schon, was ich damit sagen will, setzte er durch die Zähne hinzu. — Sie sind übrigens jetzt mit anderen Dingen beschäftigt.

Und Zoë's Bild zerbrechend, begann Schubin hastig und augenscheinlich ärgerlich den Lehm zu kneten.

— Sie möchten also Professor werden? fragte Helene Berßenjew.

— Ja, erwiederte dieser, die rothen Hände zwischen die Kniee zwängend. Das ist mein liebster Traum. Freilich, ich weiß sehr gut, was mir noch Alles fehlt, um würdig eines so hohen . . . ich will sagen, ich bin zu wenig vorbereitet, hoffe indessen die Erlaubniß zu einer Reise ins Ausland zu erhalten;[5] ich bleibe drei, vier Jahre dort, wenn es nöthig ist, und dann . . .

Er hielt inne, schlug die Augen nieder, dann rasch wieder auf und brachte unbeholfen lächelnd sein Haar in Ordnung. Wenn Berßenjew mit Frauen sprach, wurde seine Rede noch langsamer; auch lispelte er dann mehr.

— Sie wollen Professor der Geschichte werden? fragte Helene.

— Ja, oder der Philosophie, setzte er, die Stimme sinken lassend, hinzu, wenn es sich thun läßt.

— Er ist schon jetzt stark wie ein Teufel in der Philosophie, bemerkte Schubin, indem er mit dem Nagel tiefe Furchen in dem

Lehm zog, wozu braucht er ins Ausland zu reisen?

— Und wird Sie Ihre Stellung vollkommen befriedigen? fragte Helene, auf den Ellenbogen gestützt und ihm gerade ins Gesicht blickend.

— Vollkommen, Helene Nikolajewna, vollkommen. Welchen besseren Beruf könnte es geben? Denken Sie nur, in die Fußstapfen eines Timofei Nikolajewitsch[6] zu treten . . . Der Gedanke allein an einen solchen Wirkungskreis erfüllt mich mit Freude und Schauer, ja . . . mit Schauer, den . . . der aus dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit meiner Kräfte entspringt. Mein seliger Vater ertheilte mir seinen Segen zu diesem Werke . . . Seine letzten Worte werde ich nie vergessen . . .

— Ihr Vater starb im vergangenen Winter?

— Ja, Helene Nikolajewna, im Februar.

— Man sagt, fuhr Helene fort, er habe eine bemerkenswerthe Schrift in Manuscript hinterlassen; ist das wahr?

— Ja, ein solches ist vorhanden. Das war ein vortrefflicher Mann. Sie hätten ihn lieb gewonnen, Helene Nikolajewna.

— Ich bin davon überzeugt. Und was ist der Inhalt jener Schrift?

— Den Inhalt, Helene Nikolajewna, könnte ich Ihnen nicht leicht in ein paar Worten wiedergeben. Mein Vater war ein Mann von großer Gelehrsamkeit, Schellingianer, er gebrauchte nicht immer deutliche Ausdrücke . . .

— Andrei Petrowitsch, unterbrach ihn Helene, vergeben Sie mir meine Unwissenheit, was bedeutet Schellingianer?

Berßenjew lächelte leicht.

— Ein Schellingianer bedeutet einen Anhänger Schelling's, eines deutschen Philosophen, worin aber Schelling's Anschauung bestand . . .

— Andrei Petrowitsch! rief plötzlich Schubin, um des Himmels Willen! Du wirst doch Helene Nikolajewna nicht gar einen Vortrag über Schelling halten wollen? Habe doch Mitleid!

— Durchaus keinen Vortrag, murmelte Berßenjew und wurde roth, ich wollte . . .

— Und warum denn keinen Vortrags warf Helene ein. Wir Beide, Pawel Jakowlewitsch, bedürfen der Vorträge sehr.

Schubin sah ihr fest in die Augen und brach plötzlich in Lachen aus.

— Worüber lachen Sie denn? fragte sie trocken und fast streng.

Schubin verstummte.

— Ach ich bitte, zürnen Sie nicht, sagte er nach einer kleinen Pause, vergeben Sie mir. Aber in der That, wie ist es möglich, ich bitte Sie, jetzt, bei diesem Wetter, unter diesen Bäumen von Philosophie zu sprechen? Wäre es nicht besser, wir sprächen von Nachtigallen, von Rosen, von jungen Gesichtern und Lächeln?

— Ja, und von französischen Romanen, von Weiberstaat, setzte Helene hinzu.

— Meinetwegen auch davon, wenn er nur hübsch ist.

— So? Nun wenn wir aber nicht von Weiberstaat sprechen wollten? Sie nennen sich mit Stolz einen freien Künstler, warum suchen Sie die Freiheit Anderer zu schmälern? Und erlauben Sie mir die Frage, weshalb greifen Sie bei dieser Sinnesart Zoë an?

Schubin fuhr plötzlich von seiner Bank auf. Ja, so! sagte er mit unsicherer Stimme, Ich verstehe Ihren Wink; Sie schicken mich fort, zu ihr, Helene Nikolajewna. Mit anderen Worten, ich bin hier überflüssig?

— Es fiel mir gar nicht ein, Sie fortzuschicken.

— Sie wollen sagen, fuhr Schubin zornig fort, ich sei keiner anderen Gesellschaft werth, wir paßten zusammen, ich sei ebenso flach, albern und kleinlich wie die süßliche deutsche Mamsell? Nicht so?

Helene runzelte die Stirn.

— Sie haben nicht immer so von ihr gesprochen, Pawel Jakowlewitsch, bemerkte sie.

— Ah! Vorwürfe, Vorwürfe jetzt! rief Schubin aus. Nun ja, ich mache kein Hehl daraus, es war eine Minute, ja eine einzige Minute, als mich diese frischen, albernen Wangen . . . Nun, wenn ich Ihnen mit Vorwürfen entgegnen, Ihnen ins Gedächtniß rufen wollte . . . Leben Sie wohl, brach er plötzlich ab, es ist zum Verrücktwerden!

Und mit der Hand auf den zu einem Kopfe geformten Lehm schlagend, lief er aus der Laube hinaus und begab sich auf sein Zimmer.

— Ein Kind, sagte Helene und sah ihm nach.

— Ein Künstler« sagte lächelnd Berßenjew. Die Künstler sind alle so. Man muß ihnen ihre Launen hingehen lassen. Das ist ihr Recht.

— Ja wohl, erwiederte Helene, Pawel hat jedoch bisher sich noch durch nichts dieses Recht erworben. Was hat er bis jetzt vor sich gebracht? Geben Sie mir Ihren Arm, wir wollen einen Gang durch die Allee machen. Er hat uns gestört. Wir sprachen von der Schrift Ihres Vaters.

Berßenjew nahm Helene's Arm und folgte ihr in den Garten, doch das zu früh unterbrochene Gespräch ward nicht wieder aufgenommen; Berßenjew war wieder auf seine Ansichten über Professur und seine künftige Wirksamkeit zurückgekommen. Langsam und unbeholfen ging er an Helene's Seite hin, hielt ungeschickt ihren Arm, stieß sie zuweilen mit der Schulter an und blickte ihr nicht ein einziges Mal ins Gesicht; seine Rede floß indessen leicht, wenn auch nicht frei dahin, er drückte sich dießmal einfach und passend aus, seine Blicke, die langsam an den Stämmen der Baume, an dem Rande des Weges, an dem Rasen hinstreiften, glühten von sanfter Rührung edler Gefühle und in der ruhigen Stimme äußerte sich die Freude, die der Mensch empfindet, wenn ihm vergönnt wird, sich gegen ein anderes, ihm theueres Wesen auszusprechen. Helene hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu, und halb zu ihm gekehrt, verwandte sie nicht den Blick von seinem etwas bleichgewordenen Gesichte, von seinen freundlichen und sanften Augen, die doch den ihrigen auszuweichen suchten. Ihre Seele hatte sich aufgethan und ein Gefühl von Zärtlichkeit, Gerechtigkeit, Güte ergoß sich halb in ihr Herz, halb wuchs es in ihm empor.

V.

Bis in die Nacht hinein kam Schubin nicht aus seinem Zimmer. Es war schon ganz dunkel geworden, der Mond stand hoch am Himmel, die Milchstraße leuchtete und die Sterne flimmerten, als Berßenjew, nachdem er von Anna Wassiljewna, Helene und Zoë Abschied genommen hatte, an die Thür seines Freundes trat. Er fand sie verschlossen und klopfte an.

— Wer da? ließ sich Schubin‘s Stimme vernehmen.

— Ich bin’s« gab Berßenjew zur Antwort.

— Was willst Du?

— Laß mich ein, Pawel, höre auf zu schmollen; schämst Du Dich nicht?

— Ich schmolle nicht, ich schiefe und sehe im Traume Zoë’s Bild.

— So höre doch auf. Du bist ja kein Kind. Laß mich hinein, ich muß mit Dir sprechen.

— Hast Du Dich denn noch nicht sattgesprochen mit Helene?

— Nun höre endlich auf; laß mich ein!

Schubin stellte sich schnarchend. Berßenjew zuckte die Achseln und entfernte sich.

Die Nacht war warm und ganz besonders still, als ob Alles rings umher aus ein Unbekanntes lauschte und Wache stünde; auch Berßenjew, umfangen von dem unbeweglichen Dunkel, blieb unwillkürlich stehen, lauschte gleichfalls und stand Wache. Ein leichtes Rauschen, dem Rauschen eines seidenen Gewandes vergleichbar, ließ sich von Zeit zu Zeit in den Wipfeln der nächsten Bäume vernehmen und erregte in Berßenjew eine angenehme und beängstigende Empfindung, ja etwas wie Furcht. Ein leichter Schauer überflog seine Wangen, seine Augen wurden von kalten Thränen plötzlich feucht; ihm dünkte, er müsse so leise wie möglich auftreten, sich verbergen, fortschleichen. Da strich ein scharfer Hauch an ihm vorüber: er fuhr zusammen und war fast wie versteinert; ein schläfriger Käfer fiel aus den Zweigen zu seinen Füßen nieder; ein leises Ah! entschlüpfte Berßenjew’s Lippen von Neuem blieb er stehen. Er begann an Helene zu denken, und mit einem Male waren jene zufälligen Eindrücke vermischt: es blieb nur die belebende

Empfindung der nächtlichen Kühle und des nächtlichen Spazierganges zurück; das Bild des jungen Mädchens erfüllte ganz seine Seele. Gesenkten Kopfes schritt Berßenjew fort und dachte an ihre Worte und Fragen. Auf ein Mal glaubte er rasche Fußtritte hinter sich zu hören. Er lauschte: es kam Jemand gelaufen, man wollte ihn einholen, ein unterbrochenes Athemholen konnte er schon hören; da tauchte plötzlich aus dem schwarzen Schatten eines großen Baumes, ohne Mütze auf dem zerwühlten Haare, ganz bleich im Lichte des Mondes, Schubin vor ihm auf.

— Es freut mich, daß Du diesen Weg gegangen bist, brachte er außer Athem hervor, — ich hätte die ganze Nacht nicht geschlafen, wenn ich Dich nicht eingeholt hätte. Gieb mir die Hand. Du gehst jetzt nach Hause?

— Ja, nach Hause.

— Ich werde Dich begleiten.

— Ohne Mühe?

— Thut nichts. Ich habe auch das Halstuch abgenommen. Es ist jetzt warm.

Die Freunde gingen einige Schritte weiter.

— Nicht wahr, ich bin heute ein Narr gewesen? fragte Schubin plötzlich.

— Aufrichtig gesagt, ja. Ich habe Dich nicht begreifen können. So habe ich Dich noch nie gesehen. Und worüber bist Du in Zorn gerathen, lohnte sich's denn! Um solche Kleinigkeiten?

— Hm, murmelte Schubin. Das sagst Du, für mich sind es aber, keine Kleinigkeiten. Siehst Du, setzte er hinzu, — ich muß es Dir bekennen, ich . . . ich . . . denke von mir was Du willst . . . ich . . . nun ja denn! ich liebe Helene.

— Du liebst Helene! wiederholte Berßenjew.

— Nun ja, sagte Schubin mit affectirter Gleichgültigkeit. Das nimmt Dich Wunder? Ich will Dir noch mehr sagen. Bis zum heutigen Abend durfte ich hoffen, daß auch sie mich mit der Zeit lieben werde. Heute aber habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ich auf nichts zu hoffen habe. Sie hat einen Anderen liebgewonnen.

— Einen Anderen? Wen denn?

— Wen? Dich! rief Schubin aus und gab Berßenjew einen Schlag auf die Schulter.

— Mich?

— Dicht wiederholte Schubin.

Berßenjew that einen Schritt zurück und blieb regungslos stehen. Schubin beobachtete ihn scharf.

— Und das wundert Dich? Du bist ein bescheidener Jüngling. Sie liebt Dich aber doch, darauf kannst Du Dich verlassen.

— Was Du für Unsinn schwatzst! sagte endlich Berßenjew ärgerlich.

— Keinen Unsinn, nein. Doch warum bleiben wir stehen? Laß uns weiter gehen. Es spricht sich besser im Gehen. Ich kenne sie schon lange, und kenne sie gut. Ich kann mich nicht täuschen. Sie hat Geschmack an Dir gefunden. Es war eine Zeit, wo ich ihr gefiel; aber erstens bin ich ihr ein gar zu leichtfertiger junger Bursche, Du hingegen bist ein ernster Kopf, bist moralisch und physisch eine anständige Persönlichkeit, Du . . . warte etwas, ich bin noch nicht fertig . . . Du bist ein gewissenhaft-gemäßigter Enthusiast, Du bist ein wahrer Repräsentant jener Priester der Wissenschaft, auf die . . . nein, nicht auf die . . . auf *welche* die Klasse des mittleren russischen Adels mit vollem Rechte stolz ist! Und zweitens hat Helene mich neulich ertappt, wie ich Zoë die Hände küßte.

— Zoë?

— Ja wohl, Zoë. Was ist dabei zu machen? Sie hat so schöne Schultern.

— Schultern?

— Nun ja, Schultern, Hände, ist das nicht einerlei? Helene überraschte mich bei dieser freien Beschäftigung nach der Mittagstafel, und vor dem Essen hatte ich über Zoë losgezogen. Helene begreift leider nicht, wie natürlich dergleichen Widersprüche sind. Da kommst Du nun dazu: Du mit Deinem Glauben an . . . ja« an was glaubst Du denn gleich? . . . Du wirst gleich roth, verwirrt, sprichst von Schiller, Schelling (sie ist ja wie versessen aus merkwürdige Männer), nun und der Sieg ist Dein, und ich Unglückseliger versuche zu scherzen und . . . und . . . dabei . . .

Schubin brach plötzlich in Thränen aus, ging auf die Seite, setzte sich auf den Boden und griff mit beiden Händen ins Haar.

Berßenjew trat an ihn heran.

— Pawel, begann er, was soll diese Kinderei? Ums Himmelswillen! Was hast Du denn heute? Der Himmel weiß, was für ein Unsinn Dir in

den Kopf gekommen ist, und Du weinst. Wahrhaftig, mir scheint, Du spielst Komödie.

Schubin erhob den Kopf. Im Scheine des Mondes glänzten Thränen auf seinen Wangen, sein Gesicht lächelte jedoch.

— Andrei Petrowitsch, nahm er das Wort, Du kannst von mir denken, was Dir beliebt. Ich will sogar zugeben, daß mich in diesem Augenblicke die Hysterie gepackt hat; ich bin aber, bei Gott, in Helene verliebt und Helene liebt Dich. Uebrigens versprach ich Dir, Dich bis nach Hause zu begleiten, ich muß mein Versprechen halten.

Er stand auf.

— Welch eine Nacht! Wie silberglänzend, wie dunkel, wie jugendfrisch! Wie wohl ist jetzt denen, die geliebt werden! Wie freuen sie sich, nicht zu schlafen! Du wirst schlafen, Andrei Petrowitsch?

Berßenjew gab keine Antwort und beeilte seine Schritte.

— Wohin eilst Du? fuhr Schubin fort. Glaube meinen Worten, eine solche Nacht wird sich in Deinem Leben nicht wiederholen und zu Hause wartet Deiner Schelling. Es ist wahr, er hat Dir heute einen guten Dienst erwiesen; doch laufe deshalb nicht so. Singe wenn Du es verstehst, singe noch lauter, wenn Du es nicht verstehst . . . zieh den Hut ab, wirf den Kopf zurück, lächele die Sterne an. Sie alle blicken Dich an, Dich nur allein; weiter haben sie nichts zu thun, die Sterne, als nur Verliebte anzublicken . . . darum sind sie auch so wunderschön. Du bist ja doch verliebt, Andrei Petrowitsch? . . . Du antwortest mir nicht . . . Warum giebst Du keine Antwort? fuhr Schubin wieder fort. O, wenn Du Dich glücklich fühlst, dann schweige, schweige! Ich, ich schwatze, weil mir's den Hals zuschnürt, ich werde nicht geliebt, ich bin ein Taschenspieler, ein Artist, ein Possenreißer; aber welch stilles Entzücken zöge ich bei diesem nächtlichen Fächeln, unter dieser Sternendecke, unter diesen Brillanten in mich ein, wüßte ich mich geliebt! . . . Berßenjew, bist Du glücklich?

Berßenjew verharrte in Schweigen und schritt eilig aus dem ebenen Wege weiter. In der Ferne glänzten durch die Bäume die Lichter des Dorfes, in dem er wohnte; es bestand im Ganzen aus etwa zehn kleinen Landhäusern. Ganz im Anfange desselben, rechts vom Wege ab, unter zwei weitästigen Birkenbäumen, befand sich eine kleine Bude mit Hökerwaaren; die Fenster derselben waren alle bereits geschlossen, nur ein breiter Lichtstreifen fiel fächerartig aus

der geöffneten Thür auf das zertretene Gras und die unteren Theile der Bäume und beleuchtete grell die weißliche Rückseite des dichten Laubes. Ein Mädchen, dem Anschein nach eine Kammerzofe, stand in der Bude, mit dem Rücken zur Thüre gewandt und handelte um etwas mit dem Krämer; unter dem rothen Tuche, das sie über den Kopf geworfen hatte und mit entblößtem Arme am Kinn zusammenhielt, waren ihre vollen Wangen und ihr schlanker Hals kaum zu bemerken. Die jungen Leute traten in den Lichtkreis; Schubin warf einen Blick in das Innere der Bude, blieb stehen und rief: Annuschka! Das Mädchen wandte sich rasch um. Es zeigte sich ein liebliches, etwas breites, aber frisches Gesicht mit heiteren, braunen Augen und schwarzen Augenbrauen. Annuschka! rief Schubin wieder. Das Mädchen sah ihn forschend an, erschrak, wurde verlegen . . . und, ohne ihren Einkauf zu beschließen, sprang sie die Stufen hinab, schlüpfte gewandt vorbei und ging mit kaum merklichem Seitenblick über den Weg links ab. Der Krämer, ein dicker und für Alles auf der Welt gleichgültiger Mensch, wie es alle Landhöker sind, rief ihr gähnend nach, Schubin aber wandte sich zu Berßenjew mit den Worten: Das . . . das, siehst Du . . . ich habe hier eine bekannte Familie . . . bei ihnen nun . . . glaube Du nur nicht . . . und ohne seine Rede zu Ende zu bringen lief er dem sich entfernenden Mädchen nach.

— Wische doch wenigstens Deine Thränen ab, rief ihm Berßenjew, der sich des Lachens nicht enthalten konnte, nach. Als er aber zu Hause angelangt war, hatte sein Gesicht kein heiteres Aussehen; er lachte nicht mehr. Er hatte den Worten Schubin's keinen Augenblick Glauben geschenkt, sie waren aber doch tief in seine Seele gedrungen. Pawel wollte mich zum Besten haben, dachte er, . . . einmal wird sie aber doch Jemand lieben . . . Wen wird sie lieben?

Berßenjew hatte in seinem Zimmer ein Clavier, es war nicht groß und nicht neu, doch von weichem und angenehmem, wenn auch nicht ganz reinem Tone. Berßenjew setzte sich an dasselbe und schlug einige Arcorde an. Gleich allen russischen Edelleuten hatte er in seiner Jugend Musik gelernt und spielte auch, wie fast alle unter ihnen, grundschlecht, liebte jedoch leidenschaftlich Musik. Es war, streng genommen, nicht die Kunst, die er an ihr liebte, nicht die Formen, die ihr zum Ausdrucke dienen (Symphonien und Sonaten, ja selbst Opern stimmten ihn traurig), sondern das Element derselben:

er liebte jene unbestimmten und angenehmen, jene gegenstandslosen und Alles umfassenden Eindrücke, welche der harmonische Uebergang der Töne in der Seele erregt. Ueber eine Stunde blieb er vor dem Clavier, wiederholte mehrere Male dieselben Acrorde, versuchte sich unbeholfen an neuen und stockte oft, bei den verkürzten Septimen gern verweilend. Sein Herz war schwer und mehr als ein Mal traten ihm Thränen in die Augen. Er schämte sich derselben nicht: er vergaß sie im Dunkeln. Pawel hat Recht, dachte er, ich fühle es: dieser Abend kehrt nicht wieder. Endlich stand er auf, zündete ein Licht an, zog den Schlafrock über, holte von einem Bücherbrette den zweiten Theil von *Raumer's Geschichte der Hohenstaufen* — seufzte ein paar Male und vertiefte sich in seine Lectüre.

VI.

Inzwischen war Helene aus ihr Zimmer gekommen, hatte sich an das geöffnete Fenster gesetzt und den Kopf auf die Arme gestützt. Es war ihr zur Gewohnheit geworden, jeden Abend ein Viertelstündchen am Fenster ihres Zimmers zu verbringen. In dieser Zeit unterhielt sie sich mit sich selbst und legte sich Rechnung über den verflossenen Tag ab. Sie war vor Kurzem zwanzig Jahre geworden. Sie war von hohem Wuchs, hatte ein bleiches, brünettes Gesicht, unter runden Augenbrauen große graue Augen, um die feine Sommersprossen lagen, Stirn und Nase in ganz gerader Linie, einen festgeschlossenen Mund und ein ziemlich hervortretendes Kinn. Dunkelbraune Haarflechten fielen über den schlanken Hals tief in den Nacken herab. In ihrem ganzen Wesen, im gespannten und etwas scheuen Ausdrucke des Gesichtes, im klaren, doch wechselnden Blicke, in dem gleichsam gezwungenen Lächeln, in der sanften und ungleichen Stimme lag etwas Nervöses, Elektrisches, etwas Heftiges und Hastiges, mit einem Worte etwas, was nicht Jedermann ansprechen, ja Manchen sogar abstoßen konnte. Ihre Hände waren schmal, blaßroth, mit langen Fingern, die Füße auch schmal; sie ging rasch, fast eilig und etwas nach vorn geneigt. Sie hatte einen sonderbaren Entwickelungsproceß durchgemacht; anfangs hatte sie ihren Vater vergöttert, dann leidenschaftlich der Mutter angehangen und war darauf gegen Beide erkaltet, insbesondere gegen den Vater. In der letzten Zeit behandelte sie ihre Mutter wie eine kranke Muhme; der Vater aber, der auf sie stolz gewesen war, so lange sie für ein ungewöhnliches Kind gegolten hatte, begann vor ihr Scheu zu empfinden, als sie erwachsen war, und sagte ihr, sie sei ein exaltirtes Mädchen, der Himmel wisse, nach wem sie geartet! Schwäche empörte sie, Dummheit ärgerte sie, Lüge verzieh sie in »alle Ewigkeit« nicht; in ihren Anforderungen war sie unnachgiebig, selbst in ihre Gebete mischten sich bisweilen Vorwürfe. Hatte Jemand ihre Achtung verloren, — ihr Urtheilsspruch erfolgte rasch, oft gar zu rasch, — dann war er für sie, nicht mehr vorhanden. Alle Eindrücke gruben sich mit Schärfe in ihre Seele; das Leben gab sich ihr nicht leicht.

Die Gouvernante, welcher Anna Wassiljewna übertragen hatte, die Erziehung ihrer Tochter zu vollenden, — eine Erziehung, die,

beiläufig gesagt, die schmachtende Dame nicht einmal begonnen hatte, — war russischer Abkunft, die Tochter eines ruinirten Sportelreißers, ein äußerst empfindsames,« gufherziges und lügenhaftes Institutsfräulein, das sich beständig in Jemand verliebt hatte und zuletzt in ihrem fünfzigsten Lebensjahre (als Helene sechszehn geworden war) einen Offizier heirathete, der sie sogleich im Stiche ließ. Diese Gouvernante liebte sehr die Literatur und machte auch selbst Verse; sie brachte Helene Geschmack am Lesen bei, doch befriedigte sie das Lesen allein nicht: von Kindheit an hatte sie nach Thätigkeit, nach nutzbringender Thätigkeit gedürstet; Arme, Hungernde, Kranke beschäftigten, beunruhigten und plagten sie; sie sah diese Elenden in ihren Träumen, erkundigte sich nach ihnen bei allen Bekannten; Almosen theilte sie eifrig mit unwillkürlicher Wichtigkeit, ja mit Aufregung aus. Alle verfolgten Thiere, ausgehungerte Hofhunde, dem Tode ausgesetzte Kätzchen, aus dem Neste gefallene Sperlinge, ja selbst Insecten und Gewürm fanden bei Helene Schirm und Schutz: sie selbst reichte ihnen die Nahrung und empfand keinen Ekel dabei. Die Mutter ließ ihr den Willen; dafür war aber der Vater sehr angehalten über seine Tochter, ihrer unwürdigen Zärtlichkeit willen, wie er es nannte, und betheuerte, daß man vor Hunden und Katzen keinen Schritt im Hause thun könne. Lenotschka, rief er zuweilen, komm rasch, eine Spinne saugt einer Fliege das Blut aus, rette die Unglückliche! Und ganz bestürzt kam Lenotschka gelaufen, befreite die Fliege und reinigte ihr die Füße. Laß Dich nun selbst stechen, wenn Du ein so gutes Herz hast, bemerkte ironisch der Vater. Helene war etwas über neun Jahre alt, als sie mit einem Bettelmädchen, Katja, Bekanntschaft machte und insgeheim Zusammenkünfte mit demselben im Garten hielt; sie brachte ihr Naschwerk, schenkte ihr Tücher, Zehnkopekenstücke . . . Spielzeug nahm Katja nicht . . . setzte sich zu ihr in irgendeinen Winkel, hinter Nesseln auf den Boden, aß mit freudiger Demuth von ihrem trockenen Brode und hörte ihre Erzählungen an. Katja hatte eine Tante, ein böses altes Weib, von welcher sie oft Schläge bekam; sie haßte die Alte und sprach nur davon, wie sie ihr entlaufen und »in Gottes freier Welt« leben wollte; mit heimlicher Ehrfurcht und mit Grauen hörte Helene die ungewohnten, fremdartigen Reden Katja‘s und verwandte kein Auge von derselben; Alles an ihr — die schwarzen, unstäten, fast thierischen Augen, die von der Sonne

gebräunten Hände, die hohle Stimme und selbst die zerrissene Kleidung — Alles schien Helene außerordentlich, beinahe heilig. Und war dann Helene ins Haus zurückgekehrt, so dachte sie noch lange an die Bettlerin, an Gottes freie Welt; dachte daran, wie sie sich einen Stock aus Nußholz schneiden, sich ein Ränzel umhängen, mit Katja davonlaufen und mit einem Kranze von Kornblumen auf den Landstraßen umherziehen wollte; sie hatte einmal Katja mit einem solchen Kranze gesehen. Wenn Jemand von ihren Verwandten in solchen Augenblicken ins Zimmer trat, wurde sie mürrisch und blickte scheu umher. Einst lief sie im Regen zu Katja hinaus und beschmutzte sich das Kleid; der Vater sah es und schalt sie eine Schlampe, eine Bauerndirne. Sie fuhr plötzlich auf . . . und es wurde ihr schauerlich und wunderbar ums Herz. Katja trällerte oft ein etwas wildes Soldatenlied; Helene hatte von ihr dies Lied gelernt . . . Anna Wassiljewna belauschte sie und wurde unwillig darüber.

— Wo hast Du eine solche Abscheulichkeit hergenommen? fragte sie ihre Tochter.

Helene blickte ihre Mutter blos an und antwortete nichts darauf; sie fühlte, sie könne sich eher in Stücke reißen lassen, als daß sie ihr Geheimniß verrieth, und wieder wurde ihr schauerlich und angenehm ums Herz. Die Bekanntschaft mit Katja dauerte jedoch nicht lange; das arme Mädchen erkrankte an einem hitzigen Fieber und starb wenige Tage darauf.

Als Helene den Tod Katja's erfuhr, war sie lange Zeit traurig und konnte die Nächte nicht schlafen. Die letzten Worte des armen Mädchens klangen fortwährend in ihren Ohren und ihr däuchte sogar, es rufe sie Jemand.

Und die Jahre kamen und gingen, rasch und unmerkbar. Wie Wasser unter einer Schneedecke floß Helene's Jugendzeit, äußerlich unthätig, doch unter innerem Kampf und Sturm dahin. Gespielinnen hatte sie nicht; von allen jungen Mädchen, die das Haus der Stachow's besuchten, hatte sie sich mit keinem befreunden können. Elterliche Macht hatte nie aus Helene gelastet, aber seit ihrem sechzehnten Jahre war sie fast ganz unabhängig und führte ein ihr eigenartiges, einsames Leben. In Einsamkeit erglühte und erkaltete ihre Seele, wie ein Vogel schlug sie gegen ihren Käfig, und doch war kein Käfig da; es that ihr Niemand Zwang an, es stand ihr Niemand im Wege, und doch suchte sie sich frei zu machen und quälte sich müde. Zuweilen begriff

sie sich selbst nicht, empfand sogar Furcht vor sich selbst. Alles um sie herum kam ihr bald abgeschmackt, bald unbegreiflich vor. Was heißt Leben ohne Liebe? und doch ist Niemand da, den man lieben könnte! dachte sie, und ihr wurde Angst vor diesen Gedanken, vor diesen Empfindungen. Als sie achtzehn Jahre alt war, wäre sie beinahe an einem bösartigen Fieber gestorben; ihr von Natur gesunder und kräftiger Organismus aufs Tiefste erschüttert, konnte sich lange nicht erholen; endlich verschwanden die letzten Spuren der Krankheit, doch Helene Nikolajewna's Vater sprach immer noch, nicht ohne Erbitterung, von ihren Nerven. Zuweilen wollte ihr's dünken, als trage sie Verlangen nach Etwas, wonach Niemandem in Rußland verlange, woran überhaupt Niemand denke. Dann war sie wieder ruhig, lachte sogar über sich selbst, lebte sorglos in den Tag hinein, bis etwas Heftiges, Namenloses, das sie nicht zu bewältigen wußte, in ihrem Innern zu kochen begann und sich mit Ungestüm Luft zu machen strebte. Das Gewitter zog weiter, die Flügel, die sich nicht zu erheben vermocht hatten, sanken matt herab; doch gingen diese Aufwallungen nicht spurlos vorüber. Wie sehr sie sich auch bestrebte, nichts von dem merken zu lassen, was in ihr vorging, so äußerte sich doch die Pein der aufgeregten Seele in ihrer scheinbaren Ruhe, und ihre Verwandten hatten oft das volle Recht, die Achseln zu zucken, sich zu verwundern und ihre »Sonderbarkeiten« unbegreiflich zu finden.

An jenem Tage, mit welchem unsere Erzählung beginnt, blieb Helene länger als gewöhnlich am Fenster sitzen. Sie dachte viel an Berßenjew und an das Gespräch mit ihm. Er gefiel ihr; sie glaubte an die Wärme seiner Gefühle, an die Lauterkeit seiner Absichten. Er hatte noch nie mit ihr so gesprochen, wie an jenem Abende. Sie erinnerte sich des Ausdruckes seiner bescheidenen Augen, seines Lächelns . . . und lächelte selbst und verfiel in Gedanken, doch war nicht mehr er der Gegenstand derselben. Durch das offene Fenster blickte sie hinaus in die Nacht; blickte lange auf den dunklen, niedrig hängenden Himmel, dann stand sie auf, warf mit einer Bewegung des Kopfes das Haar aus dem Gesicht zurück und breitete darauf nach ihm, nach diesem Himmel, ihre entblößten, gekühlten Arme aus; dann ließ sie sie sinken, fiel vor ihr Bett auf die Knie, drückte ihr Gesicht in das Kissen und brach, trotz aller Anstrengung, das sie

überwältigende Gefühl zu unterdrücken, in ursachslose, doch ahnungsvolle, heiße Thränen aus.

VII.

Am folgenden Tage, gegen zwölf Uhr, fuhr Berßenjew mit einem Retourwagen nach Moskau. Er hatte Geld auf der Post zu heben, wollte sich einige Bücher kaufen und bei dieser Gelegenheit Inßarow besuchen, mit dem er Einiges zu besprechen hatte. Während der letzten Unterhaltung mit Schubin war Berßenjew der Gedanke gekommen, Inßarow zu sich aufs Land einzuladen. Er fand denselben jedoch nicht sogleich; Inßarow war aus seiner früheren Wohnung in eine andere übergezogen, zu welcher der Zutritt nicht leicht war; die Wohnung befand sich auf dem hinteren Hofe eines häßlichen, steinernen Hauses, das in petersburger Geschmack, zwischen dem Arbat und der Powarskaja erbaut war. Vergeblich schleppte sich Berßenjew von einer der schmutzigen Aufgangstreppen zur anderen, vergeblich war sein Rufen nach dem Hausknecht oder »sonst Jemandem.« Schon die Hausknechte Petersburgs entziehen sich nach Möglichkeit den Blicken der Fremden, in Moskau erst vollends; Niemand antwortete auf Berßenjew‘s Rufen; ein einziger neugieriger Schneider, in Hemdärmeln und Weste, ein Gebind grauen Zwirns um den Hals, streckte schweigend sein fahles, unrasirtes Gesicht mit blau geschlagenem Auge zum hohen Luftloch hinaus; eine schwarze Ziege ohne Hörner, die auf einem Misthaufen stand, drehte mit kläglichem Gemecker den Kopf und setzte mit vermehrter Hast ihr Wiederkäuen fort. Endlich erbarmte sich eine Frau in alter Saloppe und abgetretenen Stiefeln Berßenjew‘s und wies ihm die Wohnung Inßarow’s. Berßenjew traf ihn zu Hause. Er bewohnte ein Zimmer bei jenem Schneider, der so gleichgültig aus dem Luftloche Berßenjew‘s Verlegenheit angesehen hatte . . . das Zimmer war groß, fast leer, mit dunkelgrünen Wänden, drei viereckigen Fenstern, einem kleinen Bett in der einen, einem kleinen ledernen Divan in einer anderen Ecke und einem großen leeren Käfige hart an der Decke, den vor Zeiten eine Nachtigall bewohnt hatte. Inßarow trat dem Gaste an der Schwelle entgegen; aber nicht mit einem »Ah« Sie sind es!« oder »Ach Du mein Gott! durch welchen Zufall?« er sagte ihm nicht einmal »Guten Tag« sondern drückte ihm einfach die Hand und führte ihn zum einzigen Stuhl, der sich im Zimmer befand.

— Setzen Sie sich, sagte er, und nahm selbst auf einer Ecke des Tisches Platz.

— Es ist bei mir noch Alles in Unordnung, wie Sie sehen, fuhr Inßarow fort, indem er auf einen Stoß Papiere und Bücher auf dem Fußboden deutete; ich habe mich noch nicht gehörig eingerichtet. Es hat mir an Zeit dazu gefehlt.

Inßarow sprach das Russische vollkommen richtig, betonte jedes Wort fest und rein; doch lag in seiner Kehlstimme, die übrigens angenehm klang, etwas Fremdartiges. Inßarow's ausländische Herkunft (er war Bulgare) bekundete sich noch auffallender in seinem Aeußeren; er war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, hager und sehnig, mit eingefallener Brust und starkgelenkigen Fingern; die Gesichtszüge waren scharf, er hatte eine gebogene Nase, schwarzes, ins Blaue schillerndes, straffes Haar, eine niedrige Stirn, kleine starrblickende, tiefliegende Augen und dichte Augenbrauen; wenn er lächelte, kamen herrliche weiße Zähne auf einen Augenblick hinter den feinen, harten, gar zu scharfgeschnittenen Lippen zum Vorschein. Er hatte einen abgetragenen, aber reinlichen, bis an den Hals zugeknöpften Rock an.

— Warum haben Sie Ihre frühere Wohnung verlassen? fragte ihn Berßenjew.

— Diese ist billiger; sie liegt auch der Universität näher.

— Jetzt sind aber Ferien . . . Und wie kann es Ihnen Vergnügen machen, im Sommer in der Stadt zu wohnen! Sie hätten sich auf dem Lande einmiethen sollen, da Sie doch Ihre Wohnung aufgaben.

Inßarow erwiederte auf diese Bemerkung nichts und bot Berßenjew eine Pfeife an, indem er hinzufügte: Entschuldigen Sie, ich habe weder Papyros noch Cigarren.

Berßenjew zündete die Pfeife an.

— Ich habe es so gemacht, fuhr er fort, habe mir ein Häuschen bei Kunzowo gemiethet. Sehr billig und sehr bequem. Es ist sogar oben ein überflüssiges Zimmer da.

Inßarow antwortete wieder nichts.

Berßenjew that einen Zug aus der Pfeife.

— Es ist mir der Gedanke gekommen, fuhr er dann fort, indem er den Rauch als dünnen Strahl wieder ausstieß, wenn sich zum Beispiel Jemand fände . . . der Lust hätte, zum Beispiel Sie, habe ich gedacht

. . . oder sich dazu verstehen wollte, sich's dort oben bei mir bequem zu machen . . . wie wäre das schön! Was meinen Sie dazu, Dmitri Nikanorowitsch?

Inßarow blickte ihn mit seinen kleinen Augen an.

Sie machen mir den Vorschlag, bei Ihnen auf dem Lande zu wohnen? — Ja; ich habe dort oben ein Zimmer übrig.

— Danke sehr, Andrei Petrowitsch; ich glaube jedoch, meine Mittel werden es mir nicht erlauben.

— Was heißt das . . . nicht erlauben?

— Sie erlauben mir nicht auf dem Lande zu wohnen. Zwei Wohnungen kann ich nicht bestreiten.

— Ich meinte ja . . . fing Berßenjew an und stockte. Es würde Ihnen keine weiteren Kosten verursachen, fuhr er fort. Diese Wohnung hier, wollen wir sagen, würden Sie behalten; dafür ist nun Alles dort sehr billig; wir könnten es zum Beispiel so machen, so einrichten, daß wir gemeinschaftlichen Tisch hielten.

Inßarow schwieg. Berßenjew wurde verlegen.

— Besuchen Sie mich wenigstens bei Gelegenheit, begann er nach einer kleinen Pause. Ganz in der Nähe von mir wohnt eine Familie, mit welcher ich Sie gern bekannt machen möchte. Was für ein herrliches Mädchen da ist, wenn sie wüßten, Inßarow! Auch wohnt dort ein guter Freud von mir, ein Mensch von großem Talent; ich bin überzeugt, Sie werden einander gefallen. (Der Russe ist sehr gastlich und liebt es, mit seinen Bekanntschaften aufzuwarten.) Wirklich, kommen Sie. Aber noch besser, ziehen Sie herüber zu uns, wahrhaftig. Wir könnten zusammen arbeiten, lesen . . . Sie wissen, mein Fach ist Geschichte, Philosophie. Alles dies interessirt Sie, ich habe eine Menge Bücher.

Inßarow stand auf und ging im Zimmer umher. Darf ich wissen, fragte er endlich, wie viel zahlen Sie für Ihr Landhaus?

— Hundert Rubel Silber.

— Und wie viel Zimmer sind im Ganzen dort?

— Fünf.

— Folglich würde, wohlgerechnet, ein Zimmer zwanzig Rubel kosten?

— Wohlgerechnet . . . Aber bedenken Sie nur, es ist mir ganz überflüssig. Es steht ganz leer.

— Das kann sein; hören Sie aber, setzte Inßarow mit einer entschiedenen und dabei gutmüthigen Bewegung des Kopfes hinzu, ich kann nur in dem Falle auf Ihren Vorschlag eingehen, wenn Sie einwilligen, laut Berechnung Zahlung von mir anzunehmen. Zwanzig Rubel bin ich im Stande zu zahlen, um so mehr, da Ihrer Aussage nach ich an anderen Dingen werde sparen können.

— Freilich; aber in der That, ich mache mir ein Gewissen daraus . . .

— Anders geht es nicht, Andrei Petrowitsch.

— Nun, wie Sie wollen; sind Sie aber eigensinnig!

Inßarow antwortete auch hieraus nichts.

Die jungen Männer bestimmten den Tag, an welchem Inßarow überziehen sollte. Es ward der Wirth gerufen; er schickte jedoch zuvor sein Töchterchen, ein Kind von sieben Jahren, mit einem großen, bunten Tuche auf dem Kopfe; aufmerksam, fast mit Schrecken, hörte sie Alles, was ihr Inßarow sagte, an, und entfernte sich schweigend; gleich nach ihr erschien ihre Mutter, hochschwanger und gleichfalls mit einem Tuche, aber einem ganz kleinen, auf dem Kopfe. Inßarow erklärte ihr, er fahre aufs Land in die Umgebung von Kunzowo, behalte indessen die Wohnung und übergehe alle seine Effekten ihrer Aufsicht; die Schneidersfrau schien ebenfalls in Schreck zu gerathen und ging hinaus. Endlich kam der Wirth; dieser schien anfänglich Alles begriffen zu haben und sagte blos nachsinnend: In die Umgebung von Kunzowo? nachher aber riß er plötzlich die Thür auf und rief: Behalten Sie die Wohnung? Inßarow beruhigte ihn. Man muß es doch wissen, wiederholte der Schneider barsch und verschwand.

Berßenjew kehrte, sehr zufrieden mit dem Erfolge seines Vorschlages, wieder zurück. Inßarow gab ihm, mit einer in Rußland wenig gebräuchlichen, liebenswürdigen Höflichkeit das Geleite bis an die Thür, legte, als er allein geblieben war, sorgfältig seinen Rock ab und begann seine Papiere zu ordnen.

VIII.

Am Abend desselben Tages saß Anna Wassiljewna in ihrem Empfangszimmer und sammelte sich zum Weinen. Im Zimmer befanden sich außer ihr ihr Gatte und ein gewisser Uwar Iwanowitsch Stachow, ein weitläufiger Oheim Nikolai Artemjewitsch's, Cornet außer Diensten, sechzig Jahre alt, ein Mann, der sich vor Feistheit kaum bewegen konnte, mit kleinen, schläfrigen, gelben Augen und farblosen dicken Lippen im gelben und fetten Gesicht. Seit seinem Austritt aus dem Dienste lebte er beständig in Moskau von den Zinsen eines kleinen Capitals, das ihm seine Frau, eine Kaufmannstochter, hinterlassen hatte. Er trieb nichts und dachte wohl nicht mehr, und was er je dachte, behielt er für sich. Nur einmal in seinem Leben war er in Aufregung gerathen und hatte Thätigkeit entwickelt; er hatte nämlich in der Zeitung von einem neuen Instrumente auf der londoner Ausstellung, einem »Contra-bombardon« gelesen, den Wunsch geäußert, sich dies Instrument kommen zu lassen und sich sogar erkundigt, an wen das Geld adressirt und durch welches Comptoir es abgesandt werden müsse. Uwar Iwanowitsch trug einen weiten Oberrock von Tabakssarbe und ein weißes Halstuch, aß häufig und viel und machte in allen schwierigen Fällen, das heißt jedes Mal, wenn es an ihm gewesen wäre, seine Meinung über etwas zu sagen, in der Luft convulsivische Bewegungen mit den Fingern der rechten Hand, anfangs vom Daumen zum kleinen Finger, dann vom kleinen Finger zum Daumen, wobei er mit Anstrengung hinzusetzte: »Man müßte . . . irgendwie, so . . . oder so . . .«

Uwar Iwanowitsch saß in einem Lehnstuhle am Fenster und athmete schwer. Nikolai Artemjewitsch ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, die Hände in den Taschen; sein Gesicht drückte Unzufriedenheit aus.

Er blieb endlich stehen und schüttelte den Kopf. Ja, begann er, zu unserer Zeit waren die jungen Leute anders erzogen. Junge Leute erlaubten sich nicht gegen ältere zu manquiren. Er sprach die Sylbe »man«, nach Art der Franzosen, durch die Nase.) Jetzt aber sperre ich vor Erstaunen die Augen weit auf. Vielleicht haben sie und nicht *ich* Recht; vielleicht. Ich habe aber doch auch meine persönlichen

Ansichten; ich bin doch nicht als Dummkopf auf die Welt gekommen. Was halten Sie davon, Uwar Iwanowitsch?

Uwar Iwanowitsch sah ihn blos an und ließ seine Finger spielen.

— Helene Nikolajewna zum Beispiel, fuhr Nikolai Artemjewitsch fort, Helene Nikolajewna begreife ich freilich nicht. Ich bin für sie nicht hoch genug. Ihr Herz ist so weit, daß es die ganze Natur umfaßt, bis auf die kleinste Schabe, den kleinsten Frosch, mit einem Worte Alles, ihren leiblichen Vater ausgenommen. Nun schön; ich weiß es und mische mich nicht hinein. Da kommen die Nerven und die Gelehrsamkeit und das Schweben in den Lüften, von allem dem verstehen wir nichts. Daß aber Herr Schubin . . . und wenn er auch ein merkwürdiger, außerordentlicher Künstler ist, wogegen ich nichts zu sagen habe, wenn er sich gegen einen älteren Mann vergißt, gegen einen Mann, dem er doch, man kann wohl sagen, viel zu verdanken hat . . . das, muß ich gestehen, kann ich dann *dans mon gros sense* nicht zugeben. Ich bin von Natur nicht geneigt. zu viel zu verlangen, gewiß nicht; es giebt aber in allen Dingen ein Maß.

Anna Wassiljewna schellte mit Aufregung. Ein Dienstbursche trat herein.

— Warum kommt Pawel Jakowlewitsch nicht? fragte sie. Ich rufe, ich rufe — und er kommt nicht!

Nikolai Artemjewitsch zuckte die Achseln.

— Weshalb aber, ich bitte Sie, wollen Sie ihn rufen lassen? Ich fordere es durchaus nicht, wünsche es nicht einmal.

— Sie fragen weshalb? Nikolai Artemjewitsch! Er hat Ihnen Unruhe verursacht; vielleicht Ihnen in Ihrer Brunnencur Nachtheil gebracht. Ich muß mit ihm sprechen. Ich will wissen, wodurch er sich Ihren Zorn zugezogen hat.

— Ich sage Ihnen, ich verlange es nicht. Und warum müssen Sie . . . *devant les domestiques . . .*

Anna Wassiljewna erröthete leicht.

— Sie thun mir Unrecht, wenn Sie so reden, Nikolai Artemjewitsch. Ich werde niemals . . . *devant . . . les domestiques . . .* Geh Feduschka, daß Du mir sogleich Pawel Jakowlewitsch herrufst.

Der Junge entfernte sich.

— Das ist Alles ganz und gar nicht nöthig, sagte Nikolai Artemjewitsch durch die Zähne und begann wieder im Zimmer

umherzugehen. Das lag ja durchaus nicht in meinen Worten.

— Aber ich bitte Sie, Paul muß sich bei Ihnen entschuldigen.

— Aber ich bitte Sie, wozu brauche ich seine Entschuldigungen? Und was heißt denn Entschuldigung? Das sind nichts als Phrasen.

— Wozu? fragen Sie. Er muß eine Zurechtweisung erhalten.

— Die mögen Sie ihm selbst ertheilen. Ihnen wird er eher gehorchen. Ich habe nichts gegen ihn.

— Nein, Nikolai Artemjewitsch, Sie sind heute, seit Sie hierher gekommen sind, nicht gut bei Laune. Mich däucht, Sie haben in dieser letzten Zeit sogar etwas abgenommen. Ich befürchte, die Cur schlägt bei Ihnen nicht gut an.

— Ich bedarf durchaus dieser Cur, bemerkte Nikolai Artemjewitsch; meine Leber ist nicht in Ordnung.

In diesem Momente trat Schubin herein. Er schien ermüdet. Ein leichtes, fast spöttisches Lächeln schwebte um seine Lippen.

— Sie haben nach mir gefragt, Anna Wassiljewna? sagte er.

— Ja, gewiß habe ich nach Dir gefragt. Aber Paul, ich bitte Dich, das ist ja schrecklich. Ich bin sehr unzufrieden mit Dir. Wie hast Du Dich gegen Nikolai Artemjewitsch vergessen können?

— Nikolai Artemjewitsch hat bei Ihnen über mich geklagt? fragte Schubin und warf mit demselben spöttischen Lächeln einen Blick aus Stachow. Dieser wandte sich ab und senkte die Augen zu Boden.

— Ja, er hat über Dich geklagt. Ich weiß nicht, was Du gegen ihn verschuldet hast, Du mußt ihn aber gleich um Entschuldigung bitten, seine Gesundheit ist jetzt sehr zerrüttet und dann müssen wir Alle, so lange wir jung sind, unseren Wohlthätern Achtung erweisen.

— Oh Logik! dachte Schubin und wandte sich gegen Stachow. Ich bin bereit, Sie um Entschuldigung zu bitten, Nikolai Artemjewitsch, sagte er mit einer kurzen, höflichen Verbeugung, wenn ich Sie wirklich durch irgend etwas beleidigt hätte.

— Ich hatte . . . durchaus nicht, entgegnete Stachow immer noch den Blicken Schubin‘s ausweichend. Ich verzeihe Ihnen übrigens gern, denn Sie wissen, ich bin gar nicht difficil.

— Oh, das unterliegt durchaus keinem Zweifel! sagte Schubin. Erlauben Sie mir aber die Frage, ist es auch Anna Wassiljewna bekannt, worin mein Vergehen besteht?

— Nein, ich weiß Nichts, bemerkte Anna Wassiljewna, und streckte neugierig den Hals vor.

— O mein Gott! rief ungeduldig Nikolai Artemjewitsch: wie viele Male habe ich schon gebeten, gefleht, wie viele Male gesagt, wie verhaßt mir alle diese Erklärungen und Scenen sind! Kommt Unsereiner ein Mal nach langer Zeit nach Hause und glaubt auszuruhen, — man spricht ja immer von: Familienkreis, intérieur, Familienvater, — gleich giebt es Scenen und Unannehmlichkeiten. Keine Minute Ruhe! Man mag wollen oder nicht, man fährt in den Club oder . . . oder sonst irgend wohin. Der Mensch ist ja ein lebendes Wesen, er hat doch physische Bedürfnisse, und da will man . . .

Und ohne seine Rede zu Ende zu bringen, verließ Stachow rasch das Zimmer und warf die Thür zu. Anna Wassiljewna folgte ihm mit dem Blicke. In den Club? sagte sie mit bitterer Miene leise, — es ist nicht der Club, wohin Sie fahren, flatterhafter Mensch! Im Club giebt's Niemand, dem man Pferde aus dem eigenen Gestüte schenkt — noch dazu Grauschimmel! Meine liebste Farbe. Nein, nein, leichtfertiger Mann, setzte sie schon lauter hinzu, — nicht in den Club fahren Sie. Und Du, Paul, fuhr sie fort und erhob sich von ihrem Sitze, — schämst Du Dich gar nicht? Du bist doch kein kleines Kind. Da habe ich wieder Kopfweh bekommen. Wo ist Zoë, weißt Du nicht, wo sie ist?

— Sie ist, glaube ich, oben auf ihrem Zimmer. Das schlaue Füchslein verkriecht sich bei solchem Unwetter immer in seinen Bau.

— Oh, bitte, bitte! — Anna Wassiljewna tastete suchend rings um sich her. Mein Gläschen mit geriebenem Meerrettig, hast Du es nicht gesehen? Paul, thue mir den Gefallen, ärgere mich in Zukunft nicht mehr.

— Wie könnte ich das, Tantchen? Lassen Sie mich Ihr Hündchen küssen. Den Meerrettig habe ich im Cabinet, auf dem Tischchen gesehen.

— Die Darja läßt ihn auch immer irgendwo stehen, seufzte Anna Wassiljewna, und rauschte in ihrem seidenen Kleide ab.

Schubin wollte ihr folgen, blieb jedoch stehen, als er hinter sich die träge Stimme Uwar Iwanowitsch's vernahm.

— Dich . . . Gelbschnabel . . . sollte . . . man . . . anders . . . abfertigen; sagte in gebrochener Rede der Cornet außer Diensten.

Schubin trat zu ihm. Und weshalb sollte man mich, abfertigen, ehrenwerther Uwar Iwanowitsch?

— Weshalb? Bist jung, mußt ehrerbietig sein, Ja.

— Gegen wen?

— Gegen wen? Das versteht sich von selbst. Ja, grinse nur.

Schubin kreuzte die Arme über einander.

— Oh, Sie Repräsentant des Chors in der Tragödie, rief er aus, — Sie Schwarzerdenproduct, Sie Grundfeste des gesellschaftlichen Baues!

Uwar Iwanowitsch ließ seine Finger spielen.

Genug, mein Junge, laß ab.

— Da sitzt er, fuhr Schubin fort, an Jahren offenbar kein junger Edelmann mehr, und wie viel glücklichen, kindlichen Glauben birgt er noch in sich! Achtung haben! Wissen Sie aber auch, Sie Elementarmensch, weshalb mir Nikolai Artemjewitsch zürnt? Ich habe den ganzen heutigen Morgen mit ihm bei seinem deutschen Liebchen zugebracht; wir haben heute unser drei: »Verlaß mich nicht, gesungen; das hätten Sie hören müssen. Das zieht bei Ihnen, denke ich, ja auch. Wir sangen also, mein bester Herr, und sangen, — nun, das wurde mir langweilig; ich sehe, es wird nicht gut, die Zärtlichkeit wird zu arg. Ich begann die Beiden zu necken. Da ging es los! Zuerst wurde sie auf mich böse, dann auf ihn; dann wurde er auf sie böse, und sagte ihr, nur zu Hause fühle er sich glücklich und dort sei sein Paradies; sie aber erwiederte, er habe keine Moral, und ich fügte auf deutsch hinzu: »Ach!« Er ging davon; ich blieb da. Da ist er nun hergekommen in sein Paradies, und es wird ihm ganz übel darin. Darum brummte er auch jetzt. Wohlan, rund heraus, wer ist schuld?

— Natürlich Du, erwiederte Uwar Iwanowitsch.

Schubin blickte ihn scharf an. — Darf ich mir die Freiheit nehmen, ehrenhafter Ritter, die Frage an Sie zu richten, — sagte er mit unterwürfiger Stimme, — waren die räthselhaften Worte, die Sie so eben auszusprechen geruhten, das Ergebniß irgend einer Kombination Ihrer Denkfähigkeiten, oder der Ausdruck eines momentanen Bedürfnisses, eine Lufterschütterung, einen sogenannten Schall hervorzubringen?

— Laß mich in Ruhe, stöhnte Uwar Iwanowitsch.

Schubin lachte auf und lief hinaus. — He, rief eine Viertelstunde später Uwar Iwanowitsch, bringt mir . . . ein Gläschen Branntwein.

Ein kleiner Diener brachte auf einem Präsentirteller Branntwein mit dem zugehörigen Imbiß. Uwar Iwanowitsch nahm langsam das Glas mit Branntwein vom Präsentirteller und heftete seinen Blick lange mit gespannter Aufmerksamkeit darauf, als ob er im Zweifel sei, was er eigentlich in der Hand habe. Dann blickte er den Jungen an und richtete die Frage an ihn, ob er nicht Waßka heiße. Dann machte er eine betrübte Miene, trank das Glas aus, aß etwas dazu und zog sein Schnupftuch aus der Tasche. Der Junge hatte schon längst Teller und Branntwein an seinen Ort zurückgestellt und die Ueberreste von Hering aufgegessen, war auch schon, auf einen Paletot der Herrschaft niedergekauert, eingeschlummert, als Uwar Iwanowitsch immer noch sein Taschentuch mit gespreizten Fingern vor sich hielt und mit der gleichen angestrengten Aufmerksamkeit bald zum Fenster hinaus, bald auf den Fußboden und die Wände stierte.

IX.

Schubin kehrte auf seine Kammer zurück und griff nach einem Buche. Da trat Nikolai Artemjewitsch's Kammerdiener vorsichtig zu ihm in's Zimmer und überreichte ihm ein kleines, dreieckig zusammengelegtes Billet, das ein großes Wappen als Siegel trug. *»Ich hoffe, stand in dem Zettel, daß Sie, als Mann von Ehre, sich mit keinem Worte eine Anspielung auf einen gewissen Wechsel erlauben werden, von welchem heute Morgen die Rede war. Meine Verhältnisse und meine Grundsätze sind Ihnen bekannt, ebenso die Geringfügigkeit der Summe selbst und andere Umstände; endlich giebt's Familiengeheimnisse, die man achten muß und die Ruhe einer Familie ist ein Heiligthum, welches nur des êstres sans coeur, zu denen ich Sie zu zählen keinen Grund habe, nicht anerkennen! (Dieses Billet schicken Sie zurück.) N. S.«*

Schubin fügte mit Bleistift die Worte darunter: *»Seien Sie unbesorgt, noch ziehe ich nicht Schnupftücher aus fremden Taschen;«* übergab den Zettel dem Kammerdiener und nahm wieder sein Buch vor. Es entfiel aber bald seinen Händen. Er blickte auf den sich röthenden Himmel, auf zwei mächtige Fichten, die abgesondert von den übrigen Bäumen standen und dachte: »Bei Tage haben die Fichten ein bläuliches Ansehen und Abends ein so herrliches Grün;« darauf begab er sich in den Garten in der stillen Hoffnung, Helene dort anzutreffen. Er täuschte sich nicht. In einiger Entfernung, auf einem Wege hinter dem Gebüsch, ward er ihr Kleid gewahr. Er eilte ihr nach und redete sie an:

— Sehen Sie nicht nach mir, ich bin es nicht werth.

Sie warf einen raschen Blick auf ihn, lächelte leicht und ging weiter in den Garten hinein. Schubin folgte ihr.

— Ich bitte Sie, mich nicht anzusehen, begann er — und beginne doch ein Gespräch mit Ihnen: ein reiner Widerspruchs es bleibt sich gleich, ‚s ist nicht der erste. Es fiel mir eben ein, daß ich Sie wegen meines albernen Ausfalls von gestern noch nicht, wie sich's gebührt, um Entschuldigung gebeten habe. Sie sind doch nicht böse auf mich, Helene Nikolajewna?

Sie blieb stehen und gab ihm nicht sogleich Antwort — nicht daß sie ihm böse gewesen wäre, ihre Gedanken schweiften vielmehr in der

Ferne.

— Nein, sagte sie endlich, — ich bin durchaus nicht böse auf Sie.

Schubin biß sich auf die Lippen.

— Was für ein besorgtes . . . und dabei gleichgültiges Gesicht! murmelte er. — Helene Nikolajewna, fuhr er etwas lauter fort« — lassen Sie mich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Ich hatte einen guten Freund, und der Freund hatte einen Freund. Dieser letzte führte anfangs ein Leben, wie es ein anständiger Mensch thun muß, später jedoch ergab er sich dem Trunk. Da begegnete mein Freund ihm eines Morgens (sie hatten, bemerken Sie wohl, ihre Bekanntschaft bereits gelöst), er begegnet ihm und sieht ihn betrunken. Mein Freund drehte ihm sogleich den Rücken. Jener aber trat zu ihm heran und sagt: »Es würde mich nicht ärgern, wenn Sie ohne Gruß vorübergegangen wären, warum wandten Sie sich aber von mir ab? Vielleicht hat Gram mich soweit gebracht . . . Friede meiner Asche!«

Schubin schwieg.

— Weiter nichts? fragte Helene.

— Weiter nichts.

— Ich verstehe Sie nicht. Worauf zielte das? Soeben sagten Sie mir, ich möchte nicht nach Ihnen blicken.

— Ja, und jetzt habe ich Ihnen erzählt, wie es nicht gut thut, sich abzuwenden.

— Hätte ich mich denn . . . wollte Helene fragen.

— Sie hätten sich also nicht . . .

Helene erröthete leicht und reichte Schubin die Hand. Er drückte sie stark.

— Da glauben Sie mich wohl auf einer schlechten Regung ertappt zu haben, sagte Helene, — Ihr Argwohn ist aber ungegründet. Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, mich von Ihnen zurückzuziehen.

— Meinetwegen, meinetwegen! Gestehen Sie aber, es rollen in dieser Minute tausend Gedanken durch Ihren Kopf, von denen Sie mir nicht einen einzigen anvertrauen würden. Wie? habe ich‘s getroffen?

— Wohl möglich.

— Und woher das? woher?

— Meine Gedanken sind mir selbst nicht klar.

— Dann gerade muß man sie Anderen anvertrauen, warf Schubin ein. — Doch ich will Ihnen den Grund sagen: Sie denken schlecht von mir.

— Ich?

— Ja, Sie. Sie denken, bei mir sei Alles halbwegs Komödie . . . eben weil ich Künstler bin; ich tauge nicht blos zu keinem Geschäft — hierin mögen Sie wohl Recht haben — sondern auch zu keinem wahrhaft tiefere Gefühl; ich könne nicht einmal aufrichtig weinen, ich sei Schwätzer und Klätscher . . . und das Alles, weil ich Künstler bin. Was sind wir nicht, nach diesem Allem, für unglückselige, geschlagene Leute? Sie zum Beispiel, ich möchte darauf schwören, glauben nicht an meine Reue.

— Nein« Pawel Jakowlewitsch, ich glaube an Ihre Reue und glaube an Ihre Thränen. Mich dünkt jedoch, Ihre Reue selbst und auch Ihre Thränen machen Ihnen Spaß.

Schubin fuhr zusammen.

— Nun, ich sehe, es ist dies, wie Aerzte sich ausdrücken würden, ein unheilbarer *Casus incurabilis.* Es bleibt dabei nichts weiter übrig, als den Kopf hängen zu lassen und sein Geschick tragen. Und dennoch, o Himmel! wäre es denn wirklich wahr, wäre ich denn wirklich immer nur mit mir selbst beschäftigt, wenn in meiner Nähe eine solche Seele lebt? Und zu wissen, daß man nie in diese Seele hineindringen, nie erfahren wird, was sie betrübt, was sie freut, was in ihr vorgeht, wonach sie sich sehnt, wohin sie strebt . . . Sagen Sie, fragte er nach kurzem Schweigen, — könnten Sie nie, um nichts in der Welt, in keinem Falle einen Künstler lieb haben?

Helene blickte ihn fest an.

— Ich glaube es nicht, Pawel Jakowlewitsch.

— Was zu beweisen war, sprach Schubin mit komischer Traurigkeit. — Hiernach, denke ich, steht es mir besser an, Ihren einsamen Spaziergang nicht weiter zu stören. Ein Professor würde Sie vielleicht fragen, auf welche Thatsache stützen Sie Ihr Nein? Ich bin aber kein Professor, ich bin ein Kind nach Ihren Begriffen; von Kindern aber pflegt man sich nicht abzuwenden, das vergessen Sie nicht. Leben Sie wohl. Friede meiner Asche!

Helene wollte ihn zurückhalten, überlegte sich’s aber und sagte gleichfalls:

»Leben Sie wohl.«

Schubin verließ das Haus.

Nicht weit von demselben begegnete ihm Berßenjew; er ging eiligen Schrittes, mit gesenktem Kopf und hatte den Hut in den Nacken geschoben.

— Andrei Petrowitsch! rief Schubin.

Der Andere blieb stehen.

— Geh nur, geh, fuhr Schubin fort, — ich brauche Dich nicht, will Dich nicht aufhalten, geh nur gerade in den Garten; Du wirst dort Helene treffen. Es scheint, sie wartet auf Dich . . . auf jeden Fall wartet sie auf Jemand . . . Begreifst Du die Macht dieser Worte: sie wartet! Weißt Du aber, Bruder, ein sonderbarer Zufall ist es doch! Denke Dir, da wohne ich schon zwei Jahre mit ihr in einem Hause, bin in sie verliebt, und soeben erst, in diesem Augenblicke, habe ich sie, ich kann nicht sagen — verstanden, aber gesehen. Habe sie gesehen und die Arme weit aufgerissen. Ich bitte, stiere mich nicht mit diesem giftig sein wollenden Lächeln an, es paßt nicht zu Deinen gesetzten Zügen. Nun, ich verstehe Dich, Du willst mich an Annuschka mahnen. Was ist‘s denn? Ich leugne es nicht. Für Unsereinen passen die Annuschkas. Es leben die Annuschkas und Zoës und selbst die Augustinen Christianownas! Geh Du jetzt zu Helene, ich will aber . . . Du glaubst wohl zu Annuschka!i Nein, Bruder, etwas niedriger: zum Fürsten Tschikurassow. Das ist so ein Mäcen von kasanscher Tartarenabkunst, in der Art wie Wolgin. Siehst Du dies Einladungsbillet, diese Buchstaben: R. S. v. P.? Selbst auf dem Lande läßt man mir keine Ruhe. Addio!

Berßenjew hörte Schubin‘s Gerede schweigend und um seinetwillen etwas beschämt an, und trat dann in den Hof von Stachow‘s Landhaus. Schubin aber fuhr wirklich zum Fürsten Tschikurassow, dem er mit der liebenswürdigsten Miene die beißendsten Unverschämtheiten ins Gesicht sagte. Der Mäcen taitarischer Abstammung hielt sich den Bauch vor Lachen, die Gäste des Mäcens lachten mit und doch war Niemand bei guter Laune, und Alle waren geärgert, als sie heimkamen. So pflegen wohl zwei einander wenig bekannte Herren, die auf dem Newski-Prospecte sich begegnen, plötzlich lächelnd die Zähne zu zeigen, süßlich Augen, Nase und Mund zu verziehen, um sogleich, wenn sie an einander

vorübergegangen, den alten gleichgültigen oder finsteren, in den meisten Fällen krankhaften Ausdruck wieder anzunehmen.

X.

Helene empfing Berßenjew freundschaftlich, doch nicht mehr im Garten, sondern im Gastzimmer, und nahm sogleich, fast ungeduldig, die gestrige Unterhaltung wieder auf. Sie war allein. Nikolai Artemjewitsch hatte sich leise entfernt. Anna Wassiljewna lag in dem oberen Zimmer mit kalten Umschlägen auf dem Kopfe. Zoë saß neben ihr, sie hatte den Rock ihres Kleides glatt gestrichen und ließ die kleinen Hände im Schooße ruhen. Uwar Iwanowitsch streckte sich im oberen Stocke auf einem breiten und bequemen Divan, dem man den Namen: »Schlafvonselbst« gegeben hatte. Berßenjew erwähnte abermals seines Vaters, er hielt dessen Andenken heilig. Auch wir wollen ein paar Worte über ihn sagen.

Berßenjew's Vater, Besitzer von zweiundachtzig Seelen, denen er vor seinem Tode die Freiheit schenkte, war Illuminat, ein gewesener göttinger Student, Verfasser eines Manuscripts über die Ingressionen oder Transfigurationen des Geistes in der Welt, einer Schrift, in welcher Schellingianismus, Svedenborgianismus und Republikanismus sich in originellster Weise vermengten. Er brachte seinen Sohn schon als Knaben, gleich nach dem Tode der Mutter, nach Moskau, und übernahm persönlich dessen Erziehung. Zu jeder Lection, die er seinem Sohne zu geben hatte, bereitete er sich vor, arbeitete mit ungewöhnlicher Gewissenhaftigkeit und völlig erfolglos: er war Schwärmer, Bücherwurm, Mystiker, stotterte beim Sprechen, hatte eine hohle Stimme, drückte sich dunkel und gesucht aus, gebrauchte meistentheils Gleichnisse und war scheu, selbst vor seinem Sohne, den er leidenschaftlich liebte. Kein Wunder, wenn der Sohn im Unterricht nur Mund und Augen aufsperrte und um keines Haares Breite weiter kam. Der Alte (fast ein Fünfziger, er hatte spät geheirathet) bemerkte endlich, daß es nicht gut ging und gab seinen Andruscha in eine Pension. Andruscha begann nun zu lernen, ward jedoch die väterliche Aufsicht nicht los. Sein Vater besuchte ihn tagtäglich und langweilte den Director der Anstalt mit seinen Bemerkungen und Gesprächen; die Inspectoren fühlten sich ebenso durch den ungebetenen Gast belästigt: er brachte ihnen unaufhörlich, wie sie sagten, superkluge Schriften über das Erziehungswesen. Selbst die Schüler fühlten sich nicht behaglich beim Anblicke des dunkelen

und pockennarbigen Gesichts des Alten, seiner hageren Gestalt, die beständig in einem spitzschößigen, grauen Fracke stak. Die Schüler hatten damals keine Ahnung davon, daß dieser finster aussehende, niemals, lächelnde Herr mit dem Kranichgange und der langen Nase — mit ganzem Herzen um einen Jeden von ihnen fast wie um seinen Sohn besorgt und bekümmert war. Es fiel ihm ein Mal ein, mit ihnen von Washington zu reden: »Junge Zöglinge!« begann er, doch bei den ersten Tönen seiner sonderbaren Stimme liefen die jungen Zöglinge auseinander. Der ehrliche Göttinger war nicht auf Rosen gebettet: beständig lasteten auf ihm der Gang der Geschichte, Fragen und Combinationen jeglicher Art. Als der junge Berßenjew die Universität bezog, begleitete er ihn in die Vorlesungen; doch die Kräfte des Alten begannen abzunehmen. Die Ereignisse des Jahres 1848 erschütterten ihn aufs Tiefste (sein ganzes Buch hätte er umarbeiten müssen) und er starb im Winter des Jahres 1853, ohne des Sohnes Abgang von der Universität erlebt zu haben, er gratulirte ihm jedoch zum Voraus zu der ihm bevorstehenden Candidatenwürde und ertheilte ihm seinen Segen für den Dienst der Wissenschaft. Ich vermache Dir eine Leuchte, sagte er zwei Stunden vor seinem Tode zu ihm, ich habe sie, so lange ich konnte, gehalten, laß auch Du diese Leuchte bis ans Ende nicht aus den Händen.

Berßenjew unterhielt sich lange mit Helene von seinem Vater. Die Unbeholfenheit, die er in ihrer Gegenwart verspürt hatte, war verschwunden und er lispelte nicht mehr so stark. Die Unterhaltung ging auf die Universität über.

— Sagen Sie, fragte ihn Helene, — gab es unter Ihren Gefährten bemerkenswerthe Persönlichkeiten? Berßenjew kamen Schubin‘s Worte abermals in den Sinn.

— Nein, Helene Nikolajewna, offen gesagt, gab es unter uns auch nicht einen bemerkenswerthen Menschen. Woher hätten sie auch kommen sollen? Es gab, sagt man, eine solche Zeit an der moskauer Universität! Nur jetzt nicht. Jetzt ist’s eine Schule — keine Universität. Ich hatte es schwer mit meinen Commilitonen, setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu.

— Schwer? . . . fragte Helene.

— Uebrigens, fuhr Berßenjew fort, ich muß mich berichtigen. Ich kenne einen Studenten, es ist wahr, wir sind nicht aus demselben

Cursus, das ist in der That ein bemerkenswerther Mensch.

— Wie heißt er? fragte Helene schnell.

— Inßarow, Dmitri Nikanorowitsch. Ein Bulgare.

— Kein Russe?

— Nein, er ist nicht Russe.

— Warum lebt er denn in Moskau?

— Er ist hierher gekommen, um zu studiren. Und wissen Sie wohl, zu welchem Zwecke er studirt? Er hat nur einen Gedanken: die Befreiung seines Vaterlandes. Auch sein Schicksal ist ungewöhnlich. Sein Vater war ein ziemlich vermögender Kaufmann aus Ternow. Ternow ist jetzt ein kleines Städtchen, war aber vor alten Zeiten die Hauptstadt der Bulgarei, als dieses Land noch ein unabhängiges Königreich war. Er trieb Handel in Sofia und hatte Verbindungen mit Rußland; seine Schwester, Inßarow's leibliche Tante, lebt noch jetzt in Kiew, wo sie mit einem Oberlehrer der Geschichte am dortigen Gymnasium verheirathet ist. Im Jahre 1835, also vor achtzehn Jahren, ereignete sich ein schreckliches Verbrechen: Inßarow‘s Mutter verschwand plötzlich spurlos; eine Woche darauf fand man sie ermordet.

Helene schauderte, Berßenjew hielt inne.

— Fahren Sie fort, fahren Sie fort, sagte sie.

— Es verbreitete sich das Gerücht, ein türkischer Aga habe sie entführt und getödtet; ihr Gatte, Inßarow‘s Vater, entdeckte die Wahrheit, wollte sich rächen, verwundete aber blos den Aga . . . Er ward erschossen.

— Erschossen? ohne Gericht?

— Ja. Inßarow ging damals ins achte Jahr. Nachbarn nahmen sich seiner an. Die Schwester erfuhr das Schicksal der Familie ihres Bruders und äußerte den Wunsch, ihren Neffen zu sich zu nehmen. Man schaffte ihn nach Odessa, von dort nach Kiew. In Kiew verlebte er volle zwölf Jahre. Darum spricht er auch so gut russisch.

— Er spricht also russisch?

— So gut als wir beide.

Als er zwanzig Jahre alt geworden war (das war im Anfange von 1848) verlangte er, in seine Heimath zurückzukehren. Er war in Sofia und Ternow, durchstreifte ganz Bulgarien nach allen Richtungen hin, blieb zwei Jahre im Lande und erlernte wieder die Muttersprache. Die

türkische Regierung stellte ihm nach, und in diesen zwei Jahren lief er große Gefahr; ich habe ein Mal eine große Narbe an seinem Halse bemerkt, vermuthlich das Merkmal einer Wunde; er liebt jedoch nicht, davon zu sprechen. Er scheint auch, wie gewisse Einsiedler, das Gelübde des Schweigens abgelegt zu haben. Ich habe es einige Male versucht, Etwas aus ihm herauszubringen, habe jedoch Nichts erreicht. Er antwortet mit allgemeinen Phrasen. Er ist furchtbar eigensinnig. Im Jahre 1850 kam er wieder nach Rußland, nach Moskau, in der Absicht, sich vollends auszubilden, mit Russen zusammenzukommen und dann, wenn er die Universität verlassen . . .

-— Was wird er dann machen? unterbrach ihn Helene.

— Was dem Himmel gefällt. Es läßt sich schwer vorausbestimmen.

Helene hielt ihren Blick lange auf Berßenjew geheftet.

— Ihre Erzählung hat mich sehr interessirt, sagte sie. — Wie sieht er aus, Ihr, wie nannten Sie ihn . . . Inßarow?

— Was soll ich Ihnen sagen? meiner Ansicht nach nicht übel. Nun, Sie werden ihn selbst sehen.

— Wie denn das?

— Ich komme mit ihm hierher, zu Ihnen. Uebermorgen zieht er herüber in unser Dorf und wird mit mir zusammenwohnen.

— Wirklich? Wird er aber zu uns kommen wollen?

— Das wollte ich meinen! Es wird ihm großes Vergnügen machen.

— Er ist nicht stolz?

— Er? Nicht im Geringsten. Das heißt, wenn Sie wollen, ist er‘s doch, nur nicht in dem Sinne, wie Sie es verstehen. Geld zum Beispiel würde er sich von Niemand borgen.

— Er ist also arm?

— Ja, viel hat er nicht. Als er in Bulgarien war, hat er die Trümmer des väterlichen Vermögens zusammengerafft, dann unterstützt ihn auch seine Tante; doch das ist Alles nur eine Bagatelle.

— Er hat gewiß viel Charakter, bemerkte Helene.

— Ja, das ist ein Mann von Eisen! Und zugleich, es ist wunderbar, bei aller Abgeschlossenheit, ja Verschlossenheit seines Wesens, ist etwas Kindliches, Aufrichtiges in ihm. Es ist wahr, seine Offenherzigkeit . . . hat nichts mit unserer lumpigen Offenherzigkeit gemein, die sich breit macht, wo es durchaus nichts zu verbergen giebt . . . Nun, ich führe ihn hierher, haben Sie Geduld.

— Er ist auch nicht befangen? fragte wiederum Helene.

— Nein, er ist nicht befangen. Nur eigenliebige Leute sind befangen.

— Sind Sie denn eigenliebig?

Berßenjew breitete verwirrt die Hände auseinander.

— Sie reizen meine Neugier, fuhr Helene fort. Nun, aber sagen Sie, hat er an jenem türkischen Aga nicht Rache genommen?

Berßenjew lächelte.

— Nur in Romanen wird Rache genommen, Helene Nikolajewna, und dann hatte der Aga im Laufe von zwölf Jahren wohl gestorben sein können.

— Hat Ihnen Herr Inßarow aber nichts darüber gesagt?

— Nichts.

— Warum ist er nach Sofia gefahren?

— Dort hatte sein Vater gelebt.

Helene wurde nachdenkend.

— Sein Vaterland befreien! sagte sie.

Diese Worte auszusprechen ist schon gewaltig, so groß sind sie . . . In diesem Augenblick trat Anna Wassiljewna ins Zimmer und die Unterhaltung ward unterbrochen.

Sonderbare Empfindungen bewegten Berßenjew, als er an jenem Abende nach Hause zurückkehrte. Er bereute nicht seinen Vorsatz, Helene die Bekanntschaft Inßarow's machen zu lassen, er fand es sehr natürlich, daß seine Erzählungen über den jungen Bulgaren einen so tiefen Eindruck auf sie machen mußten . . . war er ja doch selbst bemüht gewesen, denselben zu steigern! Ein geheimes und unbestimmtes Gefühl blieb indessen in seinem Herzen zurück; er war traurig und seine Traurigkeit nicht guter Art. Sie hinderte ihn jedoch nicht, die *Geschichte der Hohenstaufen* wieder vorzunehmen und bei der Stelle, wo er am Vorabende stehen geblieben war, fortzufahren.

XI.

Zwei Tage darauf stellte sich Inßarow, wie er versprochen, mit seinem Gepäck bei Berßenjew ein. Er hatte keinen Diener und brachte ohne fremden Beistand sein Zimmer in Ordnung, stellte die Möbel zurecht, wischte den Staub ab und fegte den Fußboden. Besonders lange machte er sich mit dem Schreibtisch zu schaffen, der auf keine Weise am Fensterpfeiler anzubringen war; er kam aber doch mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit damit zu Stande. Als Alles in Ordnung gebracht war, bat er Berßenjew, zehn Rubel von ihm im Voraus zu empfangen, nahm dann seinen dicken Stock zur Hand und machte sich auf. die Umgebung seines neuen Wohnsitzes in Augenschein zu nehmen. Drei Stunden später kehrte er zurück und auf Berßenjew's Einladung, an dessen Tafel Theil zu nehmen, gab er zur Antwort, er schlage es nicht ab, heute mit ihm zu speisen, habe jedoch mit der Wirthin des Hauses Rücksprache genommen und werde in Zukunft die Beköstigung von ihr beziehen.

— Ich bitte Sie! entgegnete Berßenjew, man wird Ihnen abscheuliches Essen geben, dies Weib versteht ja nichts von der Küche. Warum wollen Sie nicht mit mir speisen? Wir könnten die Kosten zu gleichen Theilen tragen.

— Meine Mittel erlauben mir nicht, so zu speisen wie Sie, erwiederte mit ruhigem Lächeln Inßarow.

In diesem Lächeln lag etwas, was jedes fernere Nöthigen abwies; Berßenjew sprach kein Wort mehr davon. Nach dem Essen machte er Inßarow den Vorschlag, ihn bei Stachow's einzuführen; dieser lehnte es jedoch ab, weil er den Abend der Correspondenz mit seinen Landsleuten widmen wollte, und bat ihn daher, den Besuch bei Stachow's bis zum anderen Tage zu verschieben. Der unbeugsame Sinn Inßarow's war Berßenjew noch von früher her bekannt; doch jetzt erst, da er mit ihm unter einem Dache wohnte, konnte er sich davon überzeugen, daß Inßarow niemals einen gefaßten Entschluß änderte, wie auch nie die Erfüllung eines gegebenen Versprechens aufschob. Berßenjew, als echtem Russen, däuchte diese mehr als deutsche Pünktlichkeit anfangs etwas seltsam, sogar etwas lächerlich; er gewöhnte sich aber bald an sie und fand sie, wenn auch nicht achtungswerth, doch wenigstens sehr bequem. Am Tage nach seinem

Einzuge stand Inßarow um vier Uhr auf, durchlief Kunzowo nach allen Richtungen, badete sich im Flusse, trank ein Glas kalter Milch und setzte sich an die Arbeit; an Arbeit fehlte es ihm nicht; er studirte russische Geschichte, Rechtswissenschaft, politische Oekonomie, übersetzte bulgarische Lieder und Chroniken, sammelte Material über die morgenländische Frage, schrieb eine russische Grammatik für Bulgaren und eine bulgarische für Russen. Berßenjew kam zu ihm und unterhielt sich mit ihm über Feuerbach. Inßarow hörte ihm aufmerksam zu, machte selten eine Einwendung, aber immer treffend; aus seinen Erwiederungen leuchtete hervor, daß es ihm darum zu thun war, sich selbst Rechenschaft darüber zu geben, ob es für ihn nöthig sei, sich mit Feuerbach zu befassen, oder ob er ohne denselben auskommen könne. Berßenjew lenkte daraus das Gespräch aus seine Arbeiten und fragte, ob er ihm nicht Einiges davon zeigen wolle. Inßarow las ihm seine Uebersetzung von zwei oder drei bulgarischen Liedern vor und wünschte seine Meinung zu hören. Berßenjew fand die Uebersetzung correct, aber nicht lebendig genug. Inßarow nahm Notiz von der Bemerkung. Von den Liedern ging Berßenjew auf den gegenwärtigen Zustand Bulgariens über und da wurde er zum ersten Male gewahr, was für eine Veränderung mit Inßarow bei Erwähnung seines Vaterlandes vorging; nicht daß sein Gesicht röther, seine Stimme lauter geworden wäre . . . nein! sein ganzes Wesen schien gleichsam fester zu werden, vorwärts zu streben, der Schnitt seiner Lippen wurde schärfer und unerbittlicher und in der Tiefe des Auges entzündete sich ein dunkles, ein unauslöschbares Feuer. Inßarow liebte es nicht, sich über seine Reise in sein Vaterland näher auszulassen, von Bulgarien im Allgemeinen sprach er aber mit Jedermann gern. Er sprach ohne Ueberstürzung von den Türken, von ihren Bedrückungen, von dem Schmerz und dem Elende seiner Landsleute, von ihren Hoffnungen; in jedem seiner Worte klang die geistige Beherrschung einer ihn ganz erfüllenden, langgehegten Leidenschaft durch. Wer bürgt dafür, dachte sich Berßenjew hierbei, vielleicht hat der Aga ihm für den Tod der Mutter und des Vaters doch büßen müssen.

Inßarow sprach noch, als plötzlich die Thür aufging und Schubin an der Schwelle erschien.

Sein Eintritt ins Zimmer war gar zu ungezwungen und zutraulich; Berßenjew, der ihn zu gut kannte, begriff sogleich, daß ihn etwas

drückte.

— Ich stelle mich Ihnen ohne Umstände vor, begann er mit heiterem und offenem Gesicht; ich nenne mich Schubin; ich bin der Freund dieses jungen Mannes. (Er wies aus Berßenjew.) Sie sind wohl Herr Inßarow, nicht wahr?

— Ich bin Inßarow.

— So geben Sie mir die Hand und lassen Sie uns Bekanntschaft machen. Ich weiß nicht, ob Berßenjew Ihnen von mir etwas gesagt hat, mir aber hat er viel von Ihnen erzählt. Sie haben sich hier niedergelassen? Vortrefflich! Zürnen Sie mir nicht, weil ich Sie so fest ansehe. Sculptur ist mein Fach und ich sehe es schon kommen, daß ich Sie bald um die Erlaubniß bitten werde. Ihren Kopf zu modelliren.

— Mein Kopf steht Ihnen zu Diensten, entgegnete Inßarow.

— Nun, was fangen wir heute an? plauderte Schubin, indem er sich rasch auf einen niedrigen Stuhl niederließ und beide Hände auf die weit auseinandergespreizten Knie stützte. Andrei Petrowitsch, haben Euer Wohlgeboren irgend einen Plan für den heutigen Tag? Das Wetter ist herrlich; es duftet nach Heu und trockenen Erdbeeren, als tränke man eitel Brustthee. Man müßte irgend einen Scherz erdenken. Wollen wir dem neuen Bewohner Kunzowos die zahlreichen Schönheiten dieses Ortes zeigen. (Ja, ihn drückt‘s irgendwo, dachte Berßenjew bei sich.) Nun, warum schweigst Du, mein Freund Horatio? Schließe, auf Deine weisen Lippen. Soll es einen Scherz geben oder nicht?

— Ich weiß nicht, bemerkte Berßenjew, was Inßarow dazu sagt. Er will, glaube ich, arbeiten.

Schubin drehte sich auf seinem Stuhle herum.

— Arbeiten wollen Sie? fragte er etwas näselnd.

— Nein, entgegnete Jener, den heutigen Tag kann ich dem Spaziergange widmen.

— Ah! rief Schubin. Vortrefflich! Gehen Sie, Freund Andrei Petrowitsch, bedecken Sie Ihr weises Haupt mit einem Hute und lassen Sie uns gehen, wohin das Auge reicht. Unsere Augen sind jung . . . ihr Blick reicht weit. Ich kenne ein erbärmliches Wirthshaus, wo wir schauderhaftes Essen bekommen; uns aber wird‘s da gefallen. Laßt uns gehen!

Eine halbe Stunde darauf gingen die drei jungen Männer an dem Ufer der Moskwa hin. Inßarow hatte zufälliger Weise eine ziemlich sonderbare, bauschige Mütze auf, über welche Schubin in ein etwas künstliches Entzücken gerieth. Inßarow ging ohne Eile vor sich hin, blickte umher, athmete, sprach und lächelte, Alles mit Ruhe; er hatte diesen Tag dem Vergnügen gewidmet und genoß dasselbe in vollem Maße. So lustwandeln wohlgesittete Knaben an Sonntagen! flüsterte Schubin Berßenjew ins Ohr. Schubin selbst war ganz ausgelassen, er lief voraus, nahm Stellungen bekannter Statuen an und wälzte sich im Grase; Inßarow's Bedächtigkeit ärgerte ihn nicht so sehr, als sie ihn vielmehr zu tollen Streichen anspornte. Was zwickt Dich, Franzose? bemerkte ihm Berßenjew zwei Mal. Ja, ich bin Franzose, ein halber Franzose, erwiederte Schubin; Du aber bleib in der Mitte zwischen Scherz und Ernst, wie jener Ladenbursche zu sagen pflegte, wenn er schlechtes Tuch verkaufte. Die jungen Leute lenkten vom Flusse ab und schlugen einen Pfad durch eine enge und tiefe Schlucht zwischen zwei Wänden goldigen hohen Roggens ein; eine dieser Wände warf einen bläulichen Schatten auf sie; die runde Sonne mit ihren kurzen Strahlen schien über die Spitzen der Aehren hinzugleiten; die Lerchen sangen, die Wachteln schlugen, überallhin grünte das Gras; ein lauer Wind spielte mit seinen Halmen und wiegte die Köpfchen der Blumen. Nach langem Umherschlendern, Ausruhen und Geplauder (Schubin hatte sogar versucht, mit einem vorbeigehenden zahnlosen Bäuerlein, das zu Allem lachte, was auch mit ihm die Herren vernahmen, Hockebock zu spielen) erreichten die jungen Männer endlich das »erbärmliche« Wirthshaus. Ein Aufwärter überrannte beinahe einen Jeden von ihnen und tischte ihnen in der That ein sehr schlechtes Essen, mit einem »transbalkanischen« Weine dazu, auf, was sie übrigens nicht hinderte, von ganzer Seele lustig zu sein, wie Schubin es vorausgesagt hatte. Letzterer übertönte die anderen in seiner Heiterkeit . . . und war dennoch weniger heiter gestimmt als sie. Er trank die Gesundheit des unbegreiflichen, aber großen Wenelin[7] und die Gesundheit des Bulgarenkönigs Krum, Chrum oder Chrom, der zu Adams Zeiten lebte.

— Im neunten Jahrhundert, verbesserte Inßarow.

— Im neunten Jahrhundert? rief Schubin.

— Oh, welch' ein Glück! Berßenjew machte die Bemerkung, daß trotz aller Narrheiten, Ausfälle und Späße Schubin gewissermaßen

Inßarow ausforschte, ihm gleichsam den Puls fühlte und innerlich unruhig war, — Inßarow dagegen blieb nach wie vor klar und offen.

Endlich kehrten sie nach Hause zurück, kleideten sich um und beschlossen, um aus der seit dem Morgen eingehaltenen Richtung nicht herauszukommen, gleich diesen Abend zu Stachow‘s zu gehen. Schubin lief voraus, um ihre Ankunft zu melden.

XII.

— Held Inßarow werden sogleich hier sein! rief er feierlich, indem er in das Gastzimmer Stachow's trat, wo sich in diesem Augenblick nur Helene und Zoë befanden.

— Wer? fragte Zoë deutsch. Bei unerwarteten Anlässen pflegte sie sich ihrer Muttersprache zu bedienen.

Helene richtete sich auf. Schubin blickte sie mit neckischem Lächeln auf den Lippen an. Das verdroß sie, sie sagte aber nichts.

— Sie haben es gehört, wiederholte er, — Herr Inßarow kommt sogleich.

— Ich habe es gehört, erwiederte sie, — und habe gehört, wie Sie ihn genannt haben. In der That, Sie setzen mich in Erstaunen. Noch hat Herr Inßarow das Haus nicht betreten und schon glauben Sie sich berechtigt, Ihren Spaß zu treiben.

Schubin wurde plötzlich verlegen.

— Sie haben Recht, haben immer Recht, Helene Nikolajewna, brummte er vor sich hin, — es war ja nicht schlecht gemeint, bei Gott. Wir sind den ganzen Tag zusammen spazieren gegangen und ich versichere Sie, es ist ein herrlicher Mensch.

— Ich habe Sie nicht darnach gefragt, sagte Helene und erhob sich.

— Ist Herr Inßarow jung? fragte Zoë.

— Er ist hundertvierundvierzig Jahre alt, entgegnete Schubin ärgerlich.

Der Dienstbursche meldete die Ankunft beider Freunde. Sie traten ins Zimmer. Berßenjew stellte Inßarow vor. Helene bat sie, Platz zu nehmen und ließ sich selbst nieder, Zoë aber begab sich hinauf: man mußte Anna Wassiljewna von der Anwesenheit der Gäste benachrichtigen. Ein ziemlich nichtssagendes Gespräch, wie es alle Antrittsgespräche zu sein pflegen, wurde eingeleitet. Schubin spielte aus einem Winkel, den Beobachter, es gab jedoch nichts zu beobachten. An Helene nahm er die Spuren zurückgehaltenen Aergers gegen ihn, Schubin, wahr — das war Alles. Er betrachtete Berßenjew und Inßarow, und stellte als plastischer Künstler Vergleiche an. — Sie sind Beide, dachte er, — nicht besonders hübsch; der Bulgare hat ein charakteristisches, monumentales Gesicht; jetzt

zum Beispiel ist es gut beleuchtet; des Großrussen Gesicht will eher gemalt sein, keine Zeichnung darin, aber Ausdruck, Physiognomie. Es könnte sich aber doch Jemand in den Einen oder den Anderen verlieben. Noch liebt sie nicht, wird aber Berßenjew lieben, — entschied er bei sich. Anna Wassiljewna trat ins Gastzimmer und die Unterhaltung nahm einen ganz landhausmäßigen Ton an, einen landhäuslichen, nicht etwa ländlichen. Es war ein sehr buntscheckiges Gespräch nach der Zahl der berührten Fragen, aber kurze, ziemlich lästige Pausen unterbrachen es alle drei Minuten. Während einer solchen Pause wandte sich Anna Wassiljewna zu Zoë. Schubin verstand den stummen Wink und machte ein saures Gesicht, als Zoë sich ans Clavier setzte und ihre Stückchen abspielte und absang. Uwar Iwanowitsch war zwar hinter der Thür sichtbar geworden, hatte aber nur mit den Fingern gespielt und sich verzogen. Es wurde dann Thee umhergereicht, und zuletzt machte die ganze Gesellschaft eine Tour durch den Garten . . . Draußen war es dunkel geworden, die Gäste entfernten sich.

Inßarow hatte in der That auf Helene weniger Eindruck gemacht, als sie es selbst erwartete, oder richtiger gesagt, es war nicht der Eindruck gewesen, den sie erwartet hatte. Sein gerades und ungezwungenes Benehmen und auch sein Gesicht hatten ihr gefallen, doch es wollte Inßarow‘s ganzes Wesen in seiner ruhigen Festigkeit und alltäglichen Einfachheit nicht recht zu dem Bilde passen, welches die Erzählungen Berßenjew‘s in ihrer Phantasie hervorgerufen. Helene hatte, ohne es selbst zu ahnen, etwas mehr »Fatalistisches« in seinem Gesichte erwartet. — Heute, dachte sie, — hat er sehr wenig gesprochen, und ich bin selbst daran schuld, ich habe ihn nicht ausgefragt; wir wollen warten bis zum nächsten Male . . . seine Augen sind aber ausdrucksvoll und ehrlich. Sie fühlte, daß sie sich nicht vor ihm beugen wolle, ihm jedoch freundschaftlich die Hand zu bieten, trug sie gleichfalls Bedenken: nicht so wie Inßarow war, hatte sie sich ihre »Helden« vorgestellt. Bei diesem Worte fiel ihr Schubin in den Sinn und, bereits im Bett, fuhr sie erzürnt auf.

— Wie haben Ihnen Ihre neuen Bekannten gefallen? fragte Berßenjew aus dem Heimwege Inßarow.

— Sie haben mir sehr gefallen, namentlich die Tochter, gab Inßarow zur Antwort.

— Ein herrliches Mädchen, in der That! Sie ist aufgeregt, aber diese Aufregung ist edel.

— Sie müssen öfter das Haus besuchen, bemerkte Berßenjew.

— Ja, das muß ich, sagte Inßarow, und sprach bis nach Hause nichts weiter.

Er verschloß sich sogleich auf seinem Zimmer, das Licht, brannte aber bis tief nach Mitternacht.

Berßenjew hatte noch nicht eine Seite im Raumer gelesen, als eine Handvoll feinen Sandes an seine Fensterscheiben geworfen wurde. Er fuhr unwillkürlich zusammen öffnete das Fenster und erblickte Schubin, bleich wie ein Leintuch.

— Ach Du unruhiger Geist! Du Nachtfalter! sagte Berßenjew.

— St! unterbrach ihn Schubin, — ich bin heimlich zu Dir gekommen, wie Max zu Agathe. Ich muß Dir durchaus ein paar Worte unter vier Augen sagen.

— So komm denn herein.

— Nein, nicht nöthig, erwiederte Schubin und stützte sich auf das Fensterbrett, — so ist‘s lustiger, mehr nach spanischer Art. Erstens muß ich Dir gratuliren: Deine Actien sind gestiegen. Dein gepriesener, merkwürdiger Mann ist durchgefallen, dafür kann ich Dir stehen. Und soll ich Dir einen Beweis meiner Unparteilichkeit geben, so vernimm die Liste der Merkmale des Herrn Inßarow:« Talente — keine; Poesie — noch weniger; Arbeitssinn — bedeutend; Gedächtniß — scharf; Verstand — nicht vielseitig und nicht tief, doch gesund und lebhaft; Nüchternheit und Kraft und sogar Gabe des Worts, wenn das Gespräch auf sein, unter uns gesagt, höchst langweiliges Bulgarien kommt. Nun, was sagst Du? bin ich ungerecht? Noch eine Bemerkung: Du wirst Dich nie mit ihm auf Du und Du stehen, und nie hat Einer mit ihm so gestanden. Ich als Künstler bin ihm zuwider, das macht mich stolz. Trocken ist er, trocken, und doch könnte er uns Alle zu Pulver stoßen. Er ist mit seinem Lande verwachsen, — ganz anders, als unsere hohlen Töpfe, die sich beim Volk einschmeicheln: komm, ergieß Dich in uns, lebendiger Quell! Zudem ist seine Aufgabe auch leichter, verständlichen es gilt blos, die Türken aus dem Lande werfen, eine Kleinigkeit das! Alle diese Tugenden gefallen aber, Gottlob, den Frauen nicht. Kein Zauber dabei, kein Reiz — wie bei mir und Dir!

— Warum mischest Du mich hinein? brummte Berßenjew. — Und übrigens hast Du Unrecht: Du bist ihm keineswegs zuwider, und zu seinen Landsleuten sagt er Du, das weiß ich.

— Das ist was Anderes! In ihren Augen ist er ein Held; ich aber muß sagen, ich stelle mir die Helden anders vor: ein Held darf nichts von Beredtsamkeit wissen; ein Held muß brüllen wie ein Stier; dafür aber stürzen Mauern ein, wenn er einen Stoß mit den Hörnern giebt. Und er selbst darf nicht wissen, weshalb er stößt. Möglich, daß man heutzutage Helden anderen Kalibers verlangt.

— Warum beschäftigt Dich denn Inßarow so sehr? fragte Berßenjew. — Bist Du denn nur deshalb hergelaufen, um mir eine Schilderung seines Charakters zu geben?«

— Ich bin hergekommen, entgegnete Schubin, — weil mir zu Hause sehr traurig zu Muthe wurde.

— So! Möchtest Du nicht wieder etwas weinen?

— Spotte nur! ich bin hergekommen, weil ich mir die Ellenbogen zerbeißen möchte, denn Verzweiflung, Aerger, Eifersucht nagen an mir . . .

— Eifersucht? und gegen wen?

— Gegen Dich, gegen ihn, gegen Jedermann. Mich martert der Gedanke, daß, wenn ich sie früher verstanden hätte, wenn ich die Sache von der rechten Seite angegriffen hätte . . . Wozu aber die Worte! Das Ende davon wird sein, daß ich so lange scherzen, Streiche machen, Gesichter schneiden werde, wie sie sagt, bis ich mir das Garaus mache.

— Nun, was das betrifft, das wirst Du nicht, bemerkte Berßenjew.

— In solch, einer Nacht natürlich nicht; warte aber, bis wir Herbst haben. Ach, das Glück? Aus jedem Schattenstreif, den die Bäume über den Weg werfen, scheint's zu flüstern: »Ich weiß, wo das Glück ist . . . Willst Du, ich sage es Dir?« Ich möchte Dich einladen, einen Spaziergang zu machen, Du bist aber jetzt in prosaischer Stimmung. Schlafe, und mögest Du in Deinen Träumen mathematische Figuren sehen! Meine Seele aber will zerspringen. Ihr Herren seht einen Menschen lachen und sagt, ihm ist leicht um's Herz! Ihr beweist ihm klar, daß er sich selbst widerspricht, und meint, daß er also nicht leiden könne — hole Euch der Teufel!

Schubin verließ rasch das Fenster. — Annuschka! wollte Berßenjew ihm nachrufen, hielt aber inne: Schubin‘s Gesicht war in der That ganz verändert. Ein paar Minuten darauf däuchte es Berßenjew sogar, er höre schluchzen; er stand auf und öffnete das Fenster; es war Alles still, nur in der Ferne sang gedehnt ein Wandernder, wahrscheinlich ein Bäuerlein, das Lied von der *Mosdokschen Steppe*.

XIII.

Während der ersten zwei Wochen nach seiner Uebersiedelung in die Nachbarschaft Kunzowos hatte Inßarow Stachow's nur vier oder fünf Mal besucht; Berßenjew war alle drei Tage bei ihnen. Helene empfing ihn immer mit Freuden, jedes Mal knüpfte sich zwischen ihnen ein lebhaftes und interessantes Gespräch an, und jedes Mal kehrte er mit betrübtem Gesichte heim. Schubin kam fast nicht zum Vorschein; mit fieberhafter Geschäftigkeit gab er sich seiner Kunst hin, entweder saß er eingeschlossen auf seinem Zimmer und kam nur in einer Blouse und ganz mit Lehm beschmutzt aus demselben hervor, oder er brachte ganze Tage in Moskau zu, wo er ein Atelier hatte und seine Modelle und italienische Formgießer, seine Freunde und Lehrer, zu ihm kamen. Helene hatte nicht ein einziges Mal mit Inßarow gesprochen, wie sie es gewollt; wenn er nicht da war, nahm sie sich vor, ihn über Mancherlei auszufragen; war er gekommen, so schämte sie sich ihrer Vorbereitungen. Inßarow's Ruhe machte sie verlegen, es dünkte sie, sie habe kein Recht, in ihn zu dringen, und sie entschloß sich, zu warten; bei alledem fühlte sie sich nach jedem seiner Besuche, wie geringfügig auch die Worte, die sie mit ihm getauscht hatte, sein mochten, immer mehr und mehr zu ihm hingezogen; sie war aber niemals allein mit ihm geblieben, — und um Jemand näher kennen zu lernen, ist, wenn auch nur ein Mal, eine Unterhaltung unter vier Augen nothwendig. Mit Berßenjew sprach sie viel von ihm. Berßenjew sah ein, daß Helene's Phantasie mit Inßarow beschäftigt war, und er freute sich, daß sein Freund nicht »durchgefallen« war, wie Schubin behauptet hatte; mit Wärme und bis in die kleinsten Einzelheiten erzählte er ihr Alles, was er über ihn wußte (oft, wenn wir Anderen gefallen wollen, streichen wir in unseren Reden unsere Freunde heraus und sind uns dabei nicht immer bewußt, daß wir so uns selber loben), und selten nur, wenn Helene's bleiche Wangen sich leicht rötheten, die Augen lebhafter und größer wurden, preßte ihm jene nicht gutartige Traurigkeit, die ihm schon bekannt war, das Herz ab. Einst kam Berßenjew zu ungewöhnlicher Stunde, Morgens gegen elf Uhr, zu Stachow's. Helene kam ihm im Saale entgegen.

— Denken Sie doch, redete er sie mit erzwungenem Lächeln an, — unser Inßarow ist verschwunden.

— Wie« verschwunden? fragte Helene.

— Verschwunden. Vorgestern Abend ging er aus und ist seitdem nicht wiedergekehrt.

— Er hat Ihnen nicht gesagt, wohin er ging?

— Nein, Helene ließ sich auf einen Stuhl nieder.

— Wahrscheinlich wird er nach Moskau gefahren sein, sagte sie, indem sie bemüht war, gleichgültig zu scheinen und sich dabei wunderte, daß sie es scheinen wolle.

— Ich glaube es nicht, entgegnete Berßenjew. — Er ist nicht allein fortgegangen.

— Mit wem denn?

— Es kamen vorgestern, vor Tische, zwei Unbekannte zu ihm, vermuthlich Landsleute.

— Bulgaren? warum nehmen Sie das an?

— Weil sie, soviel ich hörte, mit ihm in einer mir unbekannten, aber slavischen Mundart sprachen . . . Sie, haben immer, Helene Nikolajewna, an Inßarow wenig Geheimnißvolles gefunden; was wäre nun wohl geheimnißvoller, als dieser Besuch? Stellen Sie sich vor: Jene traten in sein Zimmer . . . Darauf Schreien und Streiten, und so wild, so erbittert . . . Und auch er schrie.

— Auch er?

— Auch er. Er schrie sie an. Es hatte den Anschein, als klage der Eine über den Anderen. Und Sie hätten diese Besucher sehen sollen! Bräune Gesichter, breite Backenknochen, stumpfe Blicke, Habichtsnasen, beide über die Vierzig, schlecht gekleidet, bestaubt, triefend von Schweiß; dem Anschein nach waren es Handwerker . . . oder auch keine, doch sicher keine gebildeten Leute . . . Weiß Gott, was für Menschen das waren.

— Und er ist mit ihnen gegangen? — Ja wohl.

Er gab ihnen etwas zu essen und ging, mit ihnen davon. Die Wirthin erzählte mir, die Beiden hätten ihrer Zwei, einen ungeheueren Topf voll Grütze verzehrt. Sie hätten, erzählte sie, wie um die Wette geschlungen, rein wie Wölfe.

Helene lächelte leicht.

— Sie werden sehen, sagte sie — die Auflösung davon wird höchst prosaisch sein.

— Gott gebe! Sie hätten aber diesen Ausdruck nicht gebrauchen sollen. Es ist nichts prosaisch an Inßarow, obgleich Schubin behauptet . . .

— Schubin? unterbrach ihn Helene und zuckte die Achseln. — Aber geben Sie zu, daß jene beiden Herren, welche die Grütze verschlungen . . .

— Auch Themistokles hat am Vorabend der Schlacht bei Salamis gegessen, bemerkte Berßenjew mit einem Lächeln.

— Ganz recht; doch dafür ward Tags darauf eine Schlacht geschlagen. Sie müssen es mich aber doch wissen lassen, wenn er zurück sein wird, setzte Helene hinzu und versuchte, der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben — es wollte aber nicht damit gehen. Zoë trat ins Zimmer und begann in demselben auf den Zehen umher zu schleichen, um dadurch anzudeuten, daß Anna Wassiljewna noch nicht erwacht sei.

Berßenjew entfernte sich.

An demselben Tage, Abends, bekam Helene ein Zettelchen von ihm. — Er ist zurückgekehrt, schrieb er, — von der Sonne gebräunt und bestaubt bis an die Augenbrauen; warum und wohin er gefahren ist, weiß ich nicht, vielleicht erfahren Sie es!

— Vielleicht erfahren Sie es! sagte Helene leise. — Spricht er denn mit mir?

XIV.

Am folgenden Tage, gegen zwei Uhr Mittags, stand Helene im Garten vor einem kleinen, abgesonderten Raume, in welchem zwei junge Hunde auferzogen wurden. (Der Gärtner hatte dieselben am Zaune gefunden und dem Fräulein gebracht, welches, wie die Wäscherin erzählte, jegliches Gethier gern habe. Er wurde in seiner Erwartung nicht getäuscht, Helene gab ihm ein Fünfundzwanzigkopekenstück.) Sie warf einen Blick in die Abtheilung, überzeugte sich, daß die jungen Hunde am Leben und munter seien, und daß man ihnen frisches Stroh untergelegt habe; sie wandte sich dann um und hätte fast aufgeschrien: gerade auf sie zu kam, die Allee herauf, Inßarow gegangen. Er war allein.

— Guten Tag, sagte er, als er näher gekommen war und zog die Mütze. Sie bemerkte, daß er in den letzten drei Tagen allerdings sehr von der Sonne verbrannt war. — Ich wollte mit Andrei Petrowitsch herkommen, er hat sich aber verspätet und da bin ich denn ohne ihn fortgegangen. Bei Ihnen im Hause ist Niemand: es schlafen oder spazieren Alle, darum bin ich hierher gekommen.

— Das klingt wie eine Entschuldigung, entgegnete Helene, — Es bedarf durchaus keiner. Es macht uns Allen viel Vergnügen, Sie zu sehen . . . Setzen wir uns hier in den Schatten auf die Bank.

Sie setzte sich. Inßarow nahm neben ihr Platz.

— Sie waren, glaube ich, in dieser Zeit abwesend? begann sie.

— Ja, entgegnete er, — ich war eine Zeit lang fort . . . Andrei Petrowitsch hat Ihnen davon gesagt? Inßarow blickte sie an, lächelte und begann mit seiner Mütze zu spielen. Wenn er lächelte, pflegte er rasch mit den Augen zu blinzeln und streckte dann die Lippen vor, was ihm ein sehr gutmüthiges Aussehen gab.

— Andrei Petrowitsch hat Ihnen vermuthlich auch gesagt, daß ich mit zwei . . . häßlichen Männern davongegangen bin, fuhr er noch immer lächelnd fort.

Helene wurde etwas verlegen und begriff sogleich, daß man Inßarow immer die Wahrheit sagen müsse.

— Ja, sagte sie bestimmt.

— Was dachten Sie dabei von mir? fragte er plötzlich.

Helene blickte ihn an.

— Ich habe gedacht . . . sagte sie. — Ich habe gedacht, daß Sie immer wissen, was Sie thun, und daß Sie nicht im Stande sind, etwas Schlechtes zu thun.

— Nun, so danke ich Ihnen dafür. Sehen Sie, Helene Nikolajewna, fing er an und rückte treuherzig näher zu ihr heran, — der Unseren sind hier nicht Viele; unter ihnen giebt's wenig Gebildete; Alle aber sind der gemeinschaftlichen Sache treu ergeben. Unglücklicher Weise geht es nicht ohne Streit ab, mich kennen und mir vertrauen nun Alle; da bin ich denn abgerufen worden, einen Streit zu schlichten und habe mich aufgemacht.

— War es weit von hier?

— Sechzig Werft von hier, bin ich nach dem Kloster des heiligen Sergius gefahren. Es sind bei demselben in der Schule auch Einige von den Unsrigen. Ich bin wenigstens nicht unnützer Weise dagewesen; die Sache ist beigelegt.

— Und fiel Ihnen das schwer?

— Schwer genug. Der eine war sehr halsstarrig. Er wollte nicht zahlen.

— Wie? Um Geld handelte sich's in diesem Streit?

— Ja wohl, und nur um eine kleine Summe. Und was glaubten Sie denn?

— und um solch eine Kleinigkeit sind Sie sechzig Werst weit gefahren? Haben Sie drei Tage verloren?

— Eine Kleinigkeit ist das nicht, Helene Nikolajewna, wenn es sich um Landsleute handelt. In solchen Fällen wäre es Sünde, sich fern zu halten. Sie entziehen, wie ich da sehe, selbst Hunden Ihren Beistand nicht, und ich finde das sehr lobenswerth von Ihnen, Daß ich nun einige Zeit verloren habe, ist kein großes Unglück, ich hole es nachher ein. Unsere Zeit gehört nicht uns.

— Wem gehört sie denn?

— Nun, Jedem, der ihrer bedarf. Ich habe Ihnen dies Alles rund heraus erzählt, weil mir viel an Ihrer Meinung gelegen ist. Ich kann mir denken, wie Andrei Petrowitsch Sie in Verwunderung gesetzt hat!

— Es ist Ihnen an meiner Meinung gelegen? fragte Helene halblaut, — und weshalb?

Inßarow lächelte wieder.

— Weil Sie ein braves Fräulein, keine Aristokratin sind . . . Darum geschieht's.

Eine kurze Pause trat ein.

— Dmitri Nikanorowitsch, sagte Helene, — wissen Sie wohl, Sie sind zum ersten Male so offen gegen mich?

— Wie so? Mich däucht, ich hätte immer mit Ihnen gesprochen, wie ich dachte.

— Nein, dies ist das erste Mal und es freut mich sehr; ich will auch offen gegen Sie sein. Darf ich das?

Inßarow lachte und sagte:

— Sie dürfen es.

— Ich muß Sie darauf vorbereiten, ich bin sehr neugierig.

-— Das thut nichts, reden Sie nur.

— Andrei Petrowitsch hat mir viel aus Ihrem Leben, und Ihrer Jugend erzählt. Ein Vorfall ist mir bekannt . . . Ein schreckliches Ereigniß . . . Ich weiß, daß Sie nachher Ihre Heimath besucht haben . . . Antworten Sie um Gottes willen nicht auf meine Frage, wenn Ihnen dieselbe unbescheiden scheinen sollte, mich quält aber ein Gedanke . . . Sagen Sie mir, sind Sie mit jenem Manne zusammengetroffen . . .

Helene verging der Athem. Sie wurde verlegen und ängstlich über ihre Kühnheit. Inßarow blickte sie fest an, blinzte leicht mit den Augen und berührte sein Kinn mit den Fingern.

— Helene Nikolajewna, begann er darauf und seine Stimme ward leiser als gewöhnlich, worüber Helene fast Angst bekam, — ich verstehe, von welchem Manne Sie soeben gesprochen haben, Nein, ich bin nicht mit ihm zusammengetroffen, und danke dafür Gott! Ich habe nicht nach ihm geforscht. Ich habe es nicht gethan, nicht etwa weil ich glaubte, ich hätte kein Recht, ihn zu tödten . . . ich hätte ihn ruhig getödtet . . . sondern weil persönliche Rache, wenn es sich um eine allgemeine, um die Wiedervergeltung eines Volkes handelt . . . oder nein, dies Wort war nicht das rechte . . . wenn es sich um Befreiung des Volkes handelt, nicht am rechten Platze gewesen wäre. Eines hätte dem Anderen im Wege gestanden. Zu seiner Zeit kommt auch jene an die Reihe . . . Auch jene kommt an die Reihe, wiederholte er mit Kopfschütteln.

Helene sah ihn von der Seite an.

— Sie lieben Ihr Vaterland sehr? fragte sie schüchtern.

— Das ist noch ungewiß, gab er zur Antwort. — Ja, wenn erst Einer von uns für dasselbe stirbt, dann kann gesagt werden, daß er es liebte.

—— Doch so, daß, wenn Ihnen die Möglichkeit, nach Bulgarien zurückzukehren, genommen würde, fuhr Helene fort, — Ihnen in Rußland zu leben schwer wäre.

Inßarow ließ den Kopf hängen.

— Ich glaube, ich könnte es nicht ertragen, sagte er.

— Sagen Sie, begann wieder Helene, — ist die Erlernung der bulgarischen Sprache schwierig?

— Durchaus nicht. Es ist eine Schande, daß der Russe nicht mit dem Bulgarischen vertraut ist. Der Russe sollte alle slawischen Sprachen kennen. — Wünschen Sie es, dann bringe ich Ihnen bulgarische Bücher. Sie werden sehen, wie leicht das ist. Was für Lieder wir haben! sie geben den serbischen nichts nach. Warten Sie, ich will Ihnen eins davon übersetzen. Es ist darin die Rede von . . . Ja, ist Ihnen aber, wenn auch nur Einiges, aus unserer Geschichte bekannt?

— Nein, ich weiß nichts, erwiederte Helene.

— Warten Sie, ich werde Ihnen ein Buch bringen. Sie werden aus demselben wenigstens die hauptsächlichsten Ereignisse erfahren. Nun aber hören Sie das Lied an . . .

Doch nein, es wird besser sein, ich bringe Ihnen eine, schriftliche Uebersetzung. Ich bin überzeugt, Sie werden uns liebgewinnen, Sie lieben alle Unterdrückten. Wenn Sie wüßten, was für ein gesegnetes Land das unserige ist! Und doch tritt man es mit Füßen, man zerreißt es, — (und dabei machte er eine Bewegung mit der Hand und das Blut stieg ihm ins Gesicht), — man hat uns Alles genommen, Alles: unsere Kirchen, unsere Rechte, unseren Boden; wie das Vieh treiben und schlachten uns die ruchlosen Türken . . .

— Dmitri Nikanorowitsch! rief Helene aus.

Er hielt inne.

— Verzeihen Sie mir. Ich kann nicht mit Gleichgültigkeit davon reden. Sie fragten mich soeben, ob ich mein Vaterland liebe? Was denn sonst sollte man auf dieser Welt lieben? Was ist beständiger, was über alle Zweifel erhabener, was unverleugbarer, nach Gott? Und wenn dieses Vaterland unsere Hilfe braucht . . . Vergessen Sie nicht:

der geringste Bauer, der elendeste Bettler in Bulgarien und ich, — wir haben denselben Wunsch. Wir Alle haben dasselbe Ziel. Sie begreifen nun, welch' eine Zuversicht und Kraft das verleiht!

Inßarow hielt einen Augenblick inne und sprach dann wieder von Bulgarien. Helene hörte ihn mit theilnehmender, gespannter und schmerzlicher Aufmerksamkeit an. Als er geendet hatte, fragte sie ihn nochmals:

— Sie würden also auf keinen Fall in Rußland bleiben wollen?

Und als er fortging, blickte sie ihm lange nach. Er war an diesem Tage ein anderer Mensch in ihren Augen geworden. Sie entließ ihn von sich als einen Anderen, als sie ihn vor zwei Stunden empfangen hatte.

Seit jenem Tage kam er immer häufiger, Berßenjew aber seltener hin. Zwischen beide Freunde war etwas Ungewöhnliches getreten, sie fühlten es selbst recht gut, wußten es aber nicht zu nennen und empfunden Scheu, sich darüber auszusprechen. So verging ein Monat.

XV.

Anna Wassiljewna liebte zu Hause zu bleiben, wie dem Leser bereits bekannt ist; zuweilen jedoch, und ganz unerwartet, äußerte sich bei ihr ein unüberwindliches Verlangen nach etwas Außergewöhnlichem, einer überraschenden *partie de plaisir*, und je schwieriger diese *partie de plaisir* zu Stande zu bringen war, je mehr dazu Vorbereitungen und Weitläufigkeiten erforderlich waren und je mehr Anna Wassiljewna selbst dabei in Aufregung gerieth, um so wohler war ihr zu Muthe. Kam ihr eine solche Grille im Winter bei . . . dann wurden zwei, drei Logen nebeneinander gemiethet, sie trommelte alle ihre Bekannten zusammen und führte sie ins Theater, oder auch auf den Maskenball; im Sommer wurden Ausfahrten in die Umgebung der Stadt, irgend wohin, unternommen. Am folgenden Tage klagte sie dann über Kopfweh, ächzte und blieb im Bett, und ein paar Wochen später spürte sie wieder einen Durst nach etwas »Ungewöhnlichem«. Das war auch jetzt der Fall. Es hatte Jemand in ihrer Gegenwart von den Schönheiten Zarizinos gesprochen, sogleich erklärte Anna Wassiljewna, sie habe Lust, übermorgen nach Zarizino zu fahren. Das ganze Haus kam in Aufruhr; ein Bote ward nach Nikolai Artemjewitsch abgeschickt; zugleich mit jenem mußte der Haushofmeister fort, um Wein, Pasteten und allerlei Eßwaaren einzukaufen; Schubin erhielt den Befehl, für eine Lohnkalesche zu sorgen (an einer Kutsche hatten sie zu wenig) und Unterlegpferde zu bestellen; der kleine Dienstbursche mußte zwei Mal zu Berßenjew und Inßarow Einladungsbillets tragen, das erste Mal in russischer, dann in französischer Sprache, geschrieben von Zoë‘s Hand; Anna Wassiljewna selbst machte sich mit dem Reisekostüm der Fräulein zu schaffen. Und beinahe wäre aus der *partie de plaisir* nichts geworden: Nikolai Artemjewitsch kam in einer sauren, ärgerlichen und frondirenden Gemüthsstimmung aus der Stadt (er schmollte noch immer mit Augustine Christianowna) und als er von der Ausfahrt hörte, erklärte er bestimmt, — er werde nicht mitfahren, es wäre eine Albernheit, aus Kunzowo nach Moskau, aus Moskau nach Zarizino, aus Zarizino wieder nach Moskau und aus Moskau zurück nach Kunzowo zu jagen, und dann, setzte er hinzu, — soll man mir nur erst beweisen, daß man an dem einen Orte nicht ebenso vergnügt sein

kann, als an dem anderen. Unter dieser Bedingung fahre ich mit. Natürlich konnte ihm Niemand das beweisen, und Anna Wassiljewna wollte, in Ermangelung eines soliden Begleiters, bereits die *partie de plaisir* aufgeben, da erinnerte sie sich Uwar Iwanowitsch's, und in ihrer Verzweiflung schickte sie nach ihm auf sein Zimmer, wobei sie bemerkte: — Der Ertrinkende greift auch nach einem Strohhalm. Er wurde geweckt, kam herunter, hörte schweigend Anna Wassiljewna's Vorschlag an, ließ die Finger spielen und willigte, zu Alter Verwunderung, ein. Anna Wassiljewna küßte ihn ans die Wange und nannte ihn Herzchen; Nikolai Artemjewitsch lächelte verächtlich und sagte: »*Quelle bourde*!« (er liebte bei Gelegenheit »*chiquöse*« französische Ausdrücke anzubringen), und am folgendem Morgen um sieben Uhr rollten Kutsche und Kalesche, ganz vollgepackt, zum Thore des Stachow'schen Landhauses hinaus. In der Kutsche saßen die Damen, ein Stubenmädchen und Berßenjew; Inßarow hatte auf dem Bocke Platz gefunden; in der Kalesche befanden sich Uwar Iwanowitsch und Schubin. Uwar Iwanowitsch hatte selbst, mit einer Bewegung des Fingers, Schubin zu sich gewinkt; er wußte, daß dieser ihn während der Fahrt necken werde, es herrschte jedoch zwischen dem »Schwarzerdengeiste« und dem jungen Künstler ein eigenes Band und eine gewisse anzügliche Offenherzigkeit. Für dieses Mal ließ übrigens Schubin seinen beleibten Gefährten in Ruhe; er war stumm, zerstreut und nachgiebig.

Die Sonne stand bereits hoch am wolkenlosen Himmelszelt, als die Equipagen bei der Ruine des selbst zur Mittagszeit düsteren und schauerlichen Schlosses in Zarizino hielten. Die Gesellschaft sprang herunter in das Gras und nahm sogleich ihren Weg zum Park. Vorau gingen Helene, und Zoë mit Inßarow: hinter ihnen kamen mit dem Ausdruck vollkommenster Zufriedenheit Anna Wassiljewna am Arme Uwar Iwanowitsch's. Er keuchte und watschelte, der neue Strohhut drückte ihm die Stirn und die Füße brannten ihm in den Stiefeln, aber auch ihm war wohl zu Mathe; Schubin und Berßenjew schlossen den Zug. — Wir bilden die Reserve, Bruder, wir sind einigermaßen Veteranen, flüsterte Schubin Berßenjew zu. — Bulgarien ist jetzt vorauf, setzte er mit einem Winke der Augenbrauen auf Helene hinzu.

Das Wetter war herrlich. Alles rund herum stand in Blüthe, überall summte und sang es; in der Ferne spiegelten die Teiche; ein festliches, heiteres Gefühl umfing die Seele. — Ach wie schön! ach wie schön!

wiederholte Anna Wassiljewna in einem fort; Uwar Iwanowitsch nickte, als Antwort auf ihre enthusiastische Ausrufe, beifällig mit dem Kopfe und äußerte sogar ein Mal: — Dagegen ist nichts zu sagen! Helene tauschte von Zeit zu Zeit einige Worte mit Inßarow; Zoë hielt mit zwei Fingern den Rand ihres breiten Hutes, ließ ihre kleinen, in hellgraue Halbstiefeln mit stumpfen Spitzen gehüllten Füßchen coquett unter dem rosafarbenen Barrègekleide hervorgucken und blickte bald auf die Seite, bald hinter sich. — He, he! rief ans einmal Schubin halblaut, — Zoë Nikitischna sieht sich wohl gar um. Ich will doch zu ihr. Helene Nikolajewna verachtet mich jetzt und hat Achtung vor Dir, Andrei Petrowitsch, was ja auf Eins herauskommt. Ich will hin; habe lange genug den Kopf hängen lassen. Dir aber, lieber Freund, rathe ich, botanisiren zu gehen; in Deiner Lage ist das das Beste, was Dir befallen kann; auch wissenschaftlich ist das von Nutzen. Lebe wohl! Schubin holte Zoë ein, reichte ihr den Arm und sagte: — Ihre Hand, Madame, faßte sie und eilte den Anderen voran. Helene blieb stehen, rief Berßenjew und nahm gleichfalls dessen Arm, setzte jedoch die Unterhaltung mit Inßarow fort. Sie fragte ihn, wie in seiner Sprache das Maiblümchen, der Ahorn, de Eiche, die Linde hießen . . . (— Bulgarien! dachte der arme Andrei Petrowitsch.)

Plötzlich ließ sich in einiger Entfernung ein Schrei hören; Alle erhoben den Kopf: Schubin‘s Cigarrentasche flog in ein Gebüsch, von Zoë’s Hand fortgeschlendert. — Warten Sie nur, ich werde Sie das entgelten lassen! rief er, kroch in das Gebüsch, holte von dort seine Cigarrentasche und wollte zu Zoë zurück; er hatte jedoch noch nicht Zeit gehabt, zu ihr heranzukommen, da flog seine Cigarrentasche über den Weg. Fünf Mal wiederholte sich der Spaß, er lachte dazu laut und drohte, während Zoë still lächelte und sich wie ein Kätzchen krümmte. Endlich erhaschte er ihre Finger und preßte sie so heftig, daß sie aufschrie, noch lange nachher auf ihre Hand bließ und sich bös stellte, während er ihr etwas ins Ohr lispelte.

— Ausgelassenes junges Volk, sagte Anna Wassiljewna fröhlich zu Uwar Iwanowitsch.

Dieser machte eine Fingerbewegung dazu.

— Was sagen Sie zu Zoë Nikitischna? fragte Berßenjew Helene.

— Und zu Schubin? fragte sie ihn.

Die ganze Gesellschaft war inzwischen zum Lusthause, das unter dem Namen »Zur schönen Aussicht« bekannt ist, gekommen und

machte dort Halt, um sich am Anblicke der zarizinischen Teiche zu ergötzten. Sie zogen sich, einer hinter dem anderen, mehrere Werst weit hin. Im Hintergrunde lag ein dichter, dunkler Wald. Der Rasen, der den Abhang des Hügels bis zum Hauptteiche hinab bedeckte, gab der Wasserfläche eine außerordentlich grelle, smaragdgrüne Färbung. Nirgends, nicht einmal am Ufer, erhob sich die kleinste Welle; nirgends war Schaum zu sehen; nirgends kräuselte sich die glatte Spiegelfläche des Wassers. Es schien, als ob eine Masse geschmolzenen Glases schwer und klar ein ungeheures Becken angefüllt, und der Himmel sich auf den Grund desselben gesenkt habe, und spiegelten sich die unbeweglichen krausen Bäume auf dem hellen Grunde ab. Lange und mit stummem Entzücken betrachteten Alle das Bild; sogar Schubin war ruhig geworden und selbst Zoë stand in Gedanken verloren. Endlich kam sie Alle die Lust an, eine Fahrt auf dem Wasser zu machen. Schubin, Inßarow und Berßenjew liefen um die Wette über den Rasen hinab. Sie fanden ein großes, bemaltes Boot, schafften zwei Bootsknechte herbei und riefen die Damen. Die Damen gingen »hinab« vorsichtig ließ sich nach ihnen Uwar Iwanowitsch hinunter. Bis er ins Boot gestiegen war und seinen Platz eingenommen hatte, wurde viel gelacht. — Geben Sie Acht, Herr, setzen Sie uns nicht unter Wasser, bemerkte einer der Ruderer, ein junger stutznasiger Bursche in rothem, baumwollenem Hemd. — Nun, nun, Maulaffe! sagte Uwar Iwanowitsch. Das Boot stieß ab. Die jungen Leute versuchten die Ruder in die Hand zu nehmen, doch nur einer von ihnen, Inßarow, verstand zu rudern. Schubin machte den Vorschlag, ein russisches Lied im Chor zu singen und stimmte das: »Hinab den lieben Wolgastrom« an . . . Berßenjew, Zoë und selbst Anna Wassiljewna stimmten ein (Inßarow konnte nicht singen), es gab jedoch eine Disharmonie; bei dem dritten Verse verwirrten sich die Sänger, nur Berßenjew versuchte noch im Baß weiter zu singen: »Nichts zu sehen in den Wellen,« fiel jedoch auch bald durch. Die Ruderer tauschten mit einander Blicke und lächelten still. — Was denkt Ihr Euch? wandte sich Schubin zu ihnen, — Ihr glaubt wohl, die Herrschaften können nicht singen? Der Bursche im rothen Hemd schüttelte den Kopf. — Na, warte nur, Du Stutznase, fuhr Schubin fort, — wir wollen Dir‘s zeigen. Zoë Nikitischna, singen Sie uns doch »Le lac« von Niedermeyer. Nicht gerudert, Ihr! Die nassen Ruder streckten sich wie Flügel in die Luft und blieben unbeweglich, von

plätschernden Wassertropfen triefend; das Boot glitt noch ein wenig fort und hielt dann, einen leichten Kreis um sich beschreibend, wie ein Schwan auf dem Wasser still. Zoë machte einige Umstände . . . — *Allons*! ermuthigte Anna Wassiljewna freundlich . . .

Zoë warf den Hut ab und begann:

— O lac, l'année à peine a fini sa carrière . . .

Zoë's nicht umfangreiche, doch klare Stimme schallte über die Spiegelfläche des Teiches hin; weithin aus den Wäldern schlug jedes Wort zurück, wie wenn auch dort Jemand mit deutlicher und geheimnißvoller, aber nicht menschlicher, nicht irdischer Stimme sänge. Als Zoë geendet hatte, erschallte ein lautes Bravo aus, einem der Pavillons am Ufer und es sprangen einige Deutsche mit erhitzten Gesichtern hervor, die nach Zarizino gekommen waren, um zu *kneipen*. Einige von ihnen waren ohne Rock, ohne Halsbinde und sogar ohne Weste und riefen so ungestüm: — bis! daß Anna Wassiljewna befahl, rasch nach dem entgegengesetzten Ufer des Teiches hinüber zu rudern. Doch bevor noch das Boot ans Land stieß, gelang es Uwar Iwanowitsch, nochmals seine Bekannten in Verwunderung zu setzen; er hatte bemerkt, daß an einer Stelle des Waldes das Echo besonders deutlich jeden Laut zurückwarf und plötzlich begann er nach Art der Wachteln zu schnarren. Anfangs fuhren Alle zusammen, empfunden jedoch bald ein wahres Vergnügen, um so mehr, da Uwar Iwanowitsch sehr getreu und rein den Wachtelschlag nachmachte. Dieser Erfolg munterte ihn auf und er versuchte zu miauen; dies fiel jedoch bei ihm nicht so gut aus, daher ließ er noch einen Wachtelschlag hören, blickte im Kreise umher und verstummte. Schubin wollte sich ihm an den Hals werfen, er stieß ihn zurück. In diesem Augenblick war das Boot am Ufer angekommen und die ganze Gesellschaft stieg ans Land.

Während dieser Zeit hatten die Kutscher mit einem Diener und dem Stubenmädchen die Körbe aus der Kutsche hervorgeholt und auf dem Rasen unter einer alten Linde die Mittagstafel zubereitet. Alle ließen sich um das ausgebreitete Tischtuch nieder und griffen die Pasteten und die übrigen Speisen an. Alle hatten herrlichen Appetit. Anna Wassiljewna setzte fortwährend ihren Gästen etwas vor und forderte dieselben auf, recht viel zu essen, mit der Versicherung, das wäre im Freien sehr gesund. Sie richtete dieselbe Nöthigung auch an Uwar Iwanowitsch. — Seien Sie unbesorgt, knurrte er ihr mit vollem

Munde entgegen. — Hat uns der Herr einen prachtvollen Tag geschenkt! wiederholte sie ohne Unterlaß. Sie war nicht wieder zu erkennen; um zwanzig Jahre jünger schien sie geworden zu sein. Berßenjew sagte es ihr. — Ja, ja, erwiederte sie, — auch ich habe meine Zeit gehabt; aus einem Dutzend hätte man mich nicht herausgeworfen.[8] Schubin hatte sich zu Zoë gesetzt und goß ihr fortwährend Wein ein; sie weigerte sich, er drang in sie und das Ende davon war, daß er das Glas selbst leerte und ihr dann wieder zusetzte; auch betheuerte er, er wolle, wie Hamlet, den Kopf auf ihren Schooß legen, sie wollte ihm aber nicht gestatten, »sich solche Freiheit herauszunehmen«. Helene schien ernsthafter als die Uebrigen, ihr Herz war aber wunderbar ruhig, wie sie es schon lange nicht empfunden hatte. Sie fühlte sich zu Unbegrenzter Güte gestimmt und wollte beständig nicht Inßarow allein, sondern auch Berßenjew an ihrer Seite haben . . . Andrei Petrowitsch hatte eine dunkle Ahnung von dem, was das bedeute und seufzte im Stillen.

Die Stunden flogen; der Abend rückte heran. Plötzlich gerieth Anna Wassiljewna in Aufregung. — Ach, meine Besten, wie ist es schon spät, sagte sie. — Wir haben gut gegessen, gut getrunken, nun ist‘s Zeit, sich den Mund zu wischen. Sie erhob sich, die Uebrigen folgten ihrem Beispiel, und man begab sich zum Schloß, wo die Wagen standen. Als die Gesellschaft bei den Teichen vorüberkam, blieb sie stehen, um sich noch ein Mal an den Schönheiten Zarizinos zu ergötzen. Das Abendlicht hatte sich über die Landschaft ergossen; der Himmel war geröthet, das Laub, vom erwachten leichten Winde gewiegt, erglänzte im Wechselschein von Hell und Dunkel; wie geschmolzenes Gold schimmerten die Wasser in der Ferne; auf dem schwarzgrünen Hintergrunde der Bäume stachen scharf die ziegelrothen Thürmchen und Pavillons ab, die im Parke hier und dort zerstreut waren. — Lebe wohl, Zarizino, wir werden den heutigen Ausflug nicht vergessen! sagte Anna Wassiljewna . . . Doch in diesem Augenblick, und gleichsam als eine Bestätigung ihrer letzten Worte, ereignete sich ein sonderbarer Vorfall, der in der That nicht ganz leicht zu vergessen war.

Noch hatte Anna Wassiljewna ihren Abschiedsgruß an Zarizino nicht zu Ende gebracht, als auf einmal einige Schritte von ihr, hinter Fliedergebüschen, wirres Rufen, Gelächter und Geschrei ertönte . . . und ein ganzer Schwarm von Männern in unordentlicher Haltung,

dieselben Freunde des Gesanges, welche so ungestüm Zoë Beifall geklatscht hatten, auf den Weg stürzte. Die Herren schienen angetrunken zu sein. Beim Anblick der Damen blieben sie stehen; einer von ihnen jedoch, ein Mensch von hohem Wuchse, mit Stiernacken und erhitzten Stieraugen, trennte sich von seinen Gefährten, grüßte linkisch und näherte sich schwankend der vor Schreck wie versteinerten Anna Wassiljewna.

— Bonjour! Madam, sagte er mit heiserer Stimme, wie befinden Sie sich?

Anna Wassiljewna taumelte zurück.

— Und warum denn, fuhr der Lange in schlechtem Russisch fort, wollten Sie nicht bis singen, als unsere ganze Compagnie bis schrie und Bravo und Foro?

— Ja wohl, ja wohl, warum wollten Sie nicht singen? ließen sich Stimmen in dem Haufen hören.

Inßarow wollte hervortreten, Schubin hielt ihn aber zurück und stellte sich wie zum Schutze vor Anna Wassiljewna.

— Erlauben Sie, begann er, ehrenwerther Unbekannter, Ihnen das unzweideutige Erstaunen auszudrücken, in welches Sie uns Alle durch Ihren Auftritt versetzen. So weit ich‘s zu beurtheilen vermag, gehören Sie zum sächsischen Stamm der kaukasischen Race, folglich dürfen wir bei Ihnen Kenntniß gesellschaftlicher Gesittung voraussehen, und doch richten Sie Worte an eine Dame, welcher Sie nicht vorgestellt worden sind. Seien Sie versichert, zu jeder anderen Zeit wäre es mir ein besonderes Vergnügen, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, denn ich werde an Ihnen eine staunenerregende Entwicklung der Muskeln: biceps, triceps und doltoïdeus gewahr, so daß ich es als plastischer Künstler es für ein wahres Glück erachten würde, Sie zu meinem Modell zu haben; jetzt aber lassen Sie uns in Ruhe.

»Der ehrenwerthe Unbekannte, hörte die ganze Rede Schubin’s, mit verächtlicher Neigung des Kopfes und die Arme in die Seite gestemmt, an.

— Von dem Allen, was Sie da gesagt, verstehe ich nichts, erwiederte endlich der Lange. Sie denken vielleicht, ich sei Schuster oder Uhrmacher? He! Ich bin Offizier, ich bin Beamter, ja!

— Daran zweier ich nicht, begann Schubin wieder.

— Ich sage blos dies, fuhr der Unbekannte fort, indem er Schubin mit mächtiger Hand wie einen Zweig, der im Wege steht, bei Seite schob, ich sage blos, warum haben Sie nicht bis gesungen, als wir bin schrien? Jetzt aber gehe ich sogleich, in der Minute, nur muß dieses Fräulein, nicht diese Madam, die nicht — jenes Fräulein, oder dieses (er bezeichnete Helene und Zoë), muß mir einen Kuß geben, wie wir im Deutschen sagen: ein Küßchen; ja wohl; was ist denn dran? das ist nichts!

— Nichts, einen Kuß, weiter nichts, riefen Einige im Haufen. Ih! der Sakramenter! stieß vor Lachen stickend ein bereits ganz fertiger Deutscher aus.

Zoë faßte Inßarow beim Arme, er riß sich aber von ihr los und stellte sich gerade vor den langen Unverschämten.

— Jetzt gehen Sie gefälligst fort, sagte er mit nicht sehr lauter, doch fester Stimme.

« Helene.

Der Deutsche lachte dumpf. Wie, fort? Na, das gefällt mir! Darf ich denn nicht auch spazieren? Ich soll fortgehen? Warum fortgehen?

— Weil Sie sich unterstanden haben, eine Dame zu belästigen, sagte Inßarow und wurde plötzlich bleich, weil Sie betrunken sind.

— Was? ich betrunken? Hört! Hören Sie das, Herr Provisor? Ich bin Offizier, und er wagt es . . . Jetzt fordere ich »Satisfaction!« Einen Kuß will ich.

— Nur einen Schritt noch . . . sagte Inßarow.

— Na? und was dann?

— Dann werfe ich Sie in‘s Wasser.

— In‘s Wassers »Herrje!« Weiter nichts? Na, das möchte ich sehen, muß hübsch sein, so in’s Wasser . . .

Der Herr »Offizier« streckte die Arme aus und that einen Schritt, doch da ereignete sich plötzlich etwas Außerordentliches: der Lange ließ ein Gekrächze hören, sein riesiger Körper wankte, löste sich, mit den Füßen nach oben, vom Boden ab, und bevor noch die Damen einen Schrei auszustoßen vermochten, bevor Jemand etwas von dem, was vorging, begreifen konnte, plumpte der Herr »Offizier« mit seinem ganzen Gewichte und mit lautem Geplätscher in den Teich und verschwand sogleich in dem Wasserwirbel.

— Ah! schrien die Damen wie aus einem Munde.

— Mein Gott! ließ sich‘s auf der anderen Seite hören.

Eine Minute verging . . . und ein runder Kopf, ganz von nassem Haar umklebt, zeigte sich über dem Wassers dieser Kopf stieß Blasen aus; zwei Hände arbeiteten krampfhaft, hart vor dem Munde dieses Kopfes.

— Er wird ertrinken, rettet ihn, rettet ihn!« schrie Anna Wassiljewna Inßarow zu, der mit ausgespreizten Beinen am Ufer stand und schwer Athem holte.

— Er wird herauskommen, sagte er mit verächtlicher und harter Nachlässigkeit.— Kommen Sie, setzte er hinzu, indem er Anna Wassiljewna bei der Hand nahm, — kommen Sie, Uwar Iwanowitsch, Helene Nikolajewna.

— A. . a . . o . . . o . . .« ließ sich in diesem Augenblicke das Klagen des unglücklichen Deutschen hören, dem es gelungen war, das Schilfrohr des Ufers zu erfassen.

Alle folgten Inßarow und mußten hart an der »Compagnie« vorbei. Doch, ihres Anführers beraubt, waren die Zechbrüder stiller geworden und ließen kein Wörtchen hören: einer nur, der Tapferste unter ihnen, brummte, mit dem Kopfe schüttelnd: — Nu, das ist doch. . . das ist, Gott weiß, was, nach solchem . . .ein Anderer zog sogar den Hut ab. Inßarow mochte ihnen recht erschrecklich vorkommen, und nicht ohne Grund: es lag etwas Unheimliches, etwas Gefahrdrohendes in seinem Gesicht. Die Deutschen beeilten sich, ihren Gefährten herauszuziehen, der, kaum auf trockenem Boden, in weinerlichem Tone den »russischen Spitzbuben« nachschimpfte und nachschrie, er werde sie verklagen, werde zu Sr. Excellenz selbst, zum Grafen von Kieseritz, gehen . . .

Die »russischen Spitzbuben« nahmen indessen keine Notiz von seinem Geschrei und eilten, so rasch es ging, dem Schlosse zu. Alle schwiegen, so lange sie durch den Park gingen, — nur Anna Wassiljewna stöhnte leise. Endlich gelangten sie zu den Equipagen und brachen nun Alle in ein unaufhaltsames, unbändiges Lachen aus, wie im Homer die Bewohner des Olymps. Zuerst war‘s Schubin, der mit Gewieher, wie wahnsinnig losplatzte, nach ihm vernahm man Berßenjew’s sich überstürzendes, schallendes Lachen, dann kam Zoë‘s feines, perlendes Kichern und Anna Wassiljewna’s ruckweises Aufschreien, Helene selbst mußte lächeln und sogar Inßarow vermochte zuletzt nicht dem Drange zu widerstehen. Doch

schallender, anhaltender und rasender als Alle lachte Uwar Iwanowitsch: er lachte bis er Seitenstechen bekam, ihn Riesen überfiel und er zu ersticken glaubte. Als er sich etwas beruhigt hatte, wiederholte er mit fließenden Augen: — ich . . . denke . . . mir . . . muß etwas . . . geplatzt sein . . . und das . . . das war er . . . platt auf den Bauch . . . Und mit dem letzten, krampfhaft vorgebrachten Worte erschütterte ein neuer Ausbruch von Lachen seinen ganzen Körper. Zoë hetzte ihn noch mehr auf. — Da sehe ich, sagte sie, fliegen Beine durch die Luft . . . — Ja, ja, fing Uwar Iwanowitsch auf, — Beine, ja Beine . . . dann klatsch! fällt er auf den Bauch! — Ja wohl, und wie fein er es angefangen hat, der Deutsche war ja wohl dreimal länger? fragte Zoë. — Ich will's Ihnen erklären, sagte Uwar Iwanowitsch, sich die Augen trocknend, — ich habe es gesehen: mit einer Hand an den Gurt, ein Bein gestellt und klatsch! Ich höre: was war das? . . . das ist er, auf den Bauch . . . platt . . .

Schon längst waren die Equipagen davongerollt, schon war das zarizinsche Schloß ihren Augen entschwunden, aber Uwar Iwanowitsch wollte sich noch immer nicht beruhigen. Schubin, der wieder mit ihm in der Kalesche saß, brachte ihn endlich zur Vernunft.

Inßarow war verlegen. Er saß in der Kutsche Helene gegenüber und schwieg (Berßenjew hatte den Kutschersitz bestiegen); sie schwieg gleichfalls. Er dachte, er habe ihre Mißbilligung erregt; sie tadelte ihn jedoch nicht. Im ersten Augenblicke war sie sehr erschrocken gewesen; darauf hatte der Ausdruck seines Gesichtes sie befremdet« und dann hatte sie sich ihren Gedanken hingegeben. Es war ihr nicht ganz klar, worüber sie nachgedacht hatte. Das Gefühl, welches sie im Laufe des Tages beherrscht, war verschwunden, sie war sich dessen bewußt; doch etwas Anderes, wovon sie in diesem Augenblicke noch keine Vorstellung hatte, war an die Stelle jenes Gefühles getreten. Die *partie de plaisir* hatte sich zu sehr in die Länge gezogen, unbemerkt war der Abend in Nacht übergegangen. Die Kutsche rollte rasch dahin, bald reifenden Feldern, wo die Luft schwül und duftig war und an Getreide erinnerte, bald an breiten Wiesen vorüber, von denen plötzlich sanfte Kühle den Gesichtern entgegenwehte. Am Horizont schien der Himmel in Rauch gehüllt. Endlich stieg der Mond auf, trübe und roth. Anna Wassiljewna schlummerte; Zoë guckte zum Kutschenfenster hinaus auf die Landstraße. Helene fiel es endlich ein,

daß sie mehr als eine Stunde nichts mit Inßarow gesprochen hatte. Sie richtete an ihn eine unbedeutende Frage: er gab ihr sogleich freudig Antwort. Dumpf verworrene Laute, wie wenn Tausende von Stimmen in der Ferne geredet hätten, schlugen immer näher an ihr Ohr: Moskau kaut ihnen entgegen. Lichter tauchten vor ihnen auf; es wurden ihrer immer mehr und mehr; endlich erdröhnte Steinpflaster unter den Rädern. Anna Wassiljewna erwachte; Alle in der Kutsche sprachen, obgleich Niemand mehr unterscheiden konnte, wovon gesprochen wurde, so heftig war das Gerassel des Pflasters unter den Rädern der Wagen und der zweiunddreißig Hufe der Pferde. Lang und langweilig däuchte ihnen die Fahrt von Moskau nach Kunzowo; Alle schliefen oder schwiegen und hatten die Köpfe in verschiedene Ecken gedrückt; nur Helene schloß nicht die Augen, sie hielt dieselben fortwährend auf die dunkle Gestalt Inßarow's geheftet. Schubin war auf ein Mal betrübt geworden, ein leichter Wind blies ihm in's Gesicht und ärgerte ihn; er schlug den Kragen des Mantels in die Höhe und hätte fast geweint. Uwar Iwanowitsch schnarchte, ganz gemächlich hin- und herwackelnd. Endlich hielten die Wagen an. Zwei Diener hoben Anna Wassiljewna aus der Kutsche; sie war ganz aufgelöst und erklärte beim Abschiede ihren Freunden, es wäre kein Funken Leben in ihr; die Freunde bedankten sich bei ihr, sie aber äußerte wiederholt: sie wäre kaum mehr am Leben. Helene drückte Inßarow zum ersten Male die Hand, und blieb noch lange angekleidet am Fenster sitzen; Schubin fand einen geeigneten Augenblick, dem fortgehenden Berßenjew zuzuraunen: — Nun, ist das kein Held? wirft er doch betrunkene Deutsche in's Wasser!

— Und Du hast nicht einmal das gethan, entgegnete Berßenjew und begab sich mit Inßarow nach Hause.

Die Morgenröthe stieg bereits am Himmel empor, als beide Freunde ihre Wohnung erreichten. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, aber schon spürte man die Morgenkühle, grauweißer Thau lag auf dem Grase und die ersten Lerchen stiegen singend in die halbdunkele, lustige Tiefe, aus welcher, einem vereinzelten Auge gleich, ein großer, später Stern hernieder blickte.

XVI.

Helene hatte bald nachdem sie Inßarow‘s Bekanntschaft gemacht ein Tagebuch (zum fünften oder sechsten Male) begonnen. Folgendes sind Bruchstücke aus demselben:

Juni: . . . Andrei Petrowitsch bringt mir Bücher, ich kann sie aber nicht lesen. Es ihm zu sagen . . . schäme ich mich; ihm die Bücher zurückgeben, ihn hintergehen, ihm sagen ich hätte sie gelesen . . . mag ich nicht. Es könnte ihn betrüben. Er achtet sehr auf mich. Er scheint sehr an mir zu hängen. Ein sehr braver Mensch Andrei Petrowitscht . . .

. . . Was will ich denn? Warum ist mir das Herz so schwer, warum möchte ich verschmachten? Warum befällt mich Neid, wenn ich die Vögel vorüberfliegen sehe? Mich dünkt, ich möchte mit ihnen davonfliegen, davon . . . wohin? ich weiß nicht, aber fort, weit fort von hier. Ist dieser Wunsch aber nicht sündhaft? Ich habe hier Vater, Mutter, die Meinigen. Liebe ich sie denn nicht? Nein, ich liebe sie nicht so, wie ich sie lieben möchte. Es kommt schwer über meine Lippen, ist aber doch wahr. Ich bin vielleicht eine große Sünderin; vielleicht ist das der Grund, daß ich so traurig bin, daß ich keine Ruhe finde. Es liegt wie eine Hand auf mir, die mich drückt. Ich bin wie in einem Gefängnis, es ist mir, als müßten die Wände jeden Augenblick zusammenstürzen. Warum haben Andere nicht dieses Gefühl? Wen soll ich denn lieben, wenn mich die Meinigen kalt lassen? Mein Vater muß doch wohl Recht haben, wenn er mir vorwirft, ich liebe nur Hunde und Katzen. Darüber muß ich nachdenken. Ich bete selten; ich muß beten . . . Doch mir scheint, ich könnte doch lieben!

. . . Ich bin immer noch scheu gegen Herrn Inßarow. Ich weiß nicht weshalb; ich bin doch kein Kind mehr und er ist so einfach und gut. Zuweilen ist sein Gesicht sehr ernsthaft. Es liegt ihm wahrscheinlich nichts an uns. Ich fühle es und mache mir ein Gewissen daraus, ihm seine Zeit zu rauben. Andrei Petrowitsch . . . das ist etwas Anderes! Mit ihm könnte ich den ganzen Tag verplaudern. Und er spricht auch nur von Inßarow. Und was für schreckliche Sachen! Ich habe ihn diese Nacht mit einem Dolche in der Hand im Traume gesehen. Und er schien zu mir zu sagen: .

— Ich werde Dich umbringen, werde mich umbringen. Was für Dummheiten!

. . . O, wenn mir doch Jemand sagte: dies mußt Du thun! Gut sein . . . ist wenig; Gutes thun . . . ja, das ist die Hauptsache im Leben. Wie aber soll man das Gute thun? O, könnte ich mich doch selbst erfassen! Ich begreife nicht, warum Herr Inßarow mir so oft in den Sinn kommt. Wenn er dasitzt, aufmerksam zuhört und dabei so ruhig ist, so natürlich, sehe ich ihn an und mir ist wohl . . . und weiter nichts; ist er fortgegangen, dann kommen mir beständig seine Worte in's Gedächtniß, und ich ärgere mich über mich selbst und gerathe in Aufregung . . . weiß selbst nicht worüber. (Er spricht schlecht französisch und schämt sich dessen nicht, das gefällt mir.) Uebrigens geben mir neue Gesichter immer viel zu denken. Als ich mich mit ihm unterhielt, kam mir unser Diener Wassili in den Sinn, der aus einem brennenden Bauernhause einen lahmen Alten rettete und beinahe selbst dabei umgekommen wäre. Papa nannte ihn einen braven Kerl, Mama schenkte ihm fünf Rubel, und mich wandelte die Lust an, ihm zu Füßen zu fallen. Er hatte auch ein einfaches, sogar dummes Gesicht und ist später Säufer geworden.

. . . Ich gab heute einer Bettlerin einen Groschen und sie fragte mich: — Warum bist Du so betrübt? Ich vermuthete gar nicht, daß ich ein betrübtes Gesicht hätte. Ich glaube, es kommt daher, daß ich allein, immer allein bin, mit Allem was an mir Gutes, mit Allem was an mir Schlechtes ist. Es ist Niemand, der mir die Hand reicht. Wer sich mir nähert, den brauche ich nicht, und wen ich möchte, der geht vorüber.

. . Ich weiß nicht, was heute in mir vorgeht; mein Kopf ist verwirrt, ich möchte auf die Knie sinken und beten und um Gnade flehen. Es ist mir, als schlüge man mich todt, wer und wie? ich weiß es nicht! In meinem Inneren schreie ich auf und bin in Verzweiflung; ich weine und kann die Thränen nicht zurückhalten . . . Mein Gott! mein Gott! beschwichtige diese Ausbrüche meines Innern! Du allein kannst es, alles Andere ist ohnmächtig; weder meine armen Gaben, noch meine Arbeiten, nichts, nichts kann mir helfen. Wäre ich irgendwo Dienstmädchen, wahrhaftig, mir wäre besser.

. . . Wozu giebt es eine Jugend, warum habe ich ein Leben, eine Seele, wozu das Alles? . . .

. . . Inßarow, Herr Inßarow — ich weiß wirklich nicht, wie ich das schreiben soll — hört nicht auf, mich zu interessiren. Ich möchte erfuhren, was in seiner Seele vorgeht! Er scheint so offen, so zugänglich zu sein, und doch ist mir Alles verschlossen. Zuweilen blickt er mich mit forschendem Blicke an . . . oder ist das nur Einbildung von mir? Paul reizt mich beständig — ich bin böse auf Paul. Was will er? Er ist in mich verliebt. . . ich brauche aber seine Liebe nicht. Auch in Zoë ist er verIiebt. Ich bin ungerecht gegen ihn; er sagte gestern zu mir, ich wäre nicht im Stande, nur halb ungerecht zu sein . . . wahr. Das ist aber sehr schlecht von mir.

Ach, ich fühle es, es bedarf der Mensch des Unglücks, oder der Armuth, oder der Krankheit, sonst vergißt er sich leicht.

. . . Warum hat mir heute Andrei Petrowitsch von jenen zwei Bulgaren erzählt! Es scheint, er hat es absichtlich gethan. Was geht mich Herr Inßarow an? Ich bin Andrei Petrowitsch böse.

. . Ich ergreife die Feder und weiß nicht wie ich beginnen soll. Wie unerwartet redete er mich heute im Garten an! Wie war er freundlich und zutraulich! Wie das schnell gekommen ist! Als wären wir alte, alte Bekannte und hätten uns eben erst erkannt. Wie war es mir möglich, ihn bis heute nicht zu verstehen! Wie nahe steht er mir jetzt! Und merkwürdig ist dabei, daß ich jetzt bedeutend ruhiger geworden bin. Es kommt mir lächerlich vor: gestern war ich auf Andrei Petrowitsch böse, auf ihn, ich nannte ihn sogar *Herr Inßarow* und heute . . . Da ist doch endlich ein wahrheitsliebender Mensch; auf ihn kann man sich verlassen. Dieser lügt nicht; das ist der erste Mensch, der nicht lügt, den ich treffe, alle übrigen lügen, Alles lügt. Andrei Petrowitsch, Lieber, Guter, warum thue ich *Ihnen* Unrecht? Nein! Andrei Petrowitsch ist vielleicht gelehrter als er, Vielleicht auch klüger . . . Ich weiß nicht, er ist aber so klein im Vergleich zu ihm. Wenn *jener* von seinem Vaterlande spricht, wird er groß und immer größer und sein Gesicht wird schön und die Stimme wie Stahl, und es giebt dann sicher keinen Menschen auf der Welt, vor welchem er den Blick zu Boden senkte. Und es sind nicht bloße Worte — es liegen Thaten hinter ihm und Thaten warten seiner. Ich werde ihn darum fragen . . . Wie er sich plötzlich nach mir umwandte und lächelte! . . . Nur Brüder können so lächeln. Ach, wie bin ich zufrieden! Als er das erste Mal zu uns kam, glaubte ich durchaus nicht, daß wir sobald bekannt werden könnten. Jetzt denke ich mit Vergnügen daran, daß

ich das erste Mal gleichgültig geblieben bin. . . Gleichgültig? Wäre ich jetzt denn nicht gleichgültig?

. . Schon längst habe ich keine solche innere Ruhe gefühlt. Es ist so still, so still in mir. Ich habe nichts aufzuschreiben. Ich sehe ihn oft, das ist Alles. Was gäbe es noch aufzuschreiben?

. . . Paul hat sich eingeschlossen; Andrei Petrowitsch besucht uns seltener . . . der Arme! Mir scheint, er . . . Doch nein, das kann nicht sein. Ich liebe Andrei Petrowitsch's Unterhaltung: niemals spricht er über sich selbst, immer nur von wichtigen, nützlichen Dingen. Nicht so Schubin. Schubin ist zierlich wie ein Schmetterling, und freut sich seiner Zierlichkeit, das thun Schmetterlinge nicht. Uebrigens, sowohl Schubin als Andrei Petrowitsch . . . ja, ich weiß, was ich sagen will . . .

. . . Ihm gefällt's, zu uns zu kommen, das sehe ich. Warum aber? was hat er an mir gefunden? Es ist allerdings wahr, wir haben gleichen Geschmack, er und ich, wir mögen Beide nicht Gedichte; verstehen Beide nichts von Kunst. Doch um wie viel ist er besser als ich! Er ist gesetzt und ich bin in ewiger Aufregung; er hat eine Bahn vor sich, ein Ziel — ich aber, wohin führt mein Pfad? wo ist mein Nest? Er ist ruhig, aber alle seine Gedanken schweifen in die Ferne. Es wird eine Zeit kommen und er wird uns aus immer verlassen, wird in seine Heimath zurückkehren, dahin, über's Meer. Nun, Gott geleite ihn! Ich werde mich freuen, ihn gekannt zu haben, so lange er hier weilte.

Warum ist er nicht Russe? Nein, er könnte nicht Russe sein.

Mama hat ihn auch lieb; sie sagt: ein bescheidener Mensch. Gute Mama! Sie versteht ihn nicht. Paul schweigt, er hat es bemerkt, daß mir seine Anspielungen unangenehm sind, er ist aber eifersüchtig aus ihn. Der böse Knabe! Und was für ein Recht hat er dazu? Habe ich wohl jemals . . .

Das ist Alles Unsinn! Warum kommt mir alles dies in den Kopf?

. . . Es ist aber doch sonderbar, daß ich bis jetzt, bis zu meinem zwanzigsten Jahre, Niemand geliebt habe! Mir scheint, Dmitri's Seele (ich will ihn immer Dmitri nennen, mir gefällt der Name Dmitri) ist darum so klar, weil er sich ganz seiner Sache, seiner Idee hingegeben hat. Weshalb sollte er unruhig sein? Wer sich ganz . . . ganz . . . ganz . . . hingegeben hat, hat wenig Sorge, braucht für nichts einzustehen. Nicht ich bin's, der da will: *die Sache* will's. Er und ich, wir lieben

auch dieselben Blumen. Ich pflückte heute eine Rose . . . Ein Blatt fiel zu Boden, er hob es auf . . . Ich gab ihm die ganze Rose.

. . . Seit einiger Zeit habe ich sonderbare Träume. Was das wohl bedeuten mag?

. . . Dmitri kommt oft zu uns. Gestern blieb er den ganzen Abend. Er will mir Unterricht im Bulgarischen geben. Mit ihm ist mir wohl, wie zu Hause. Besser als zu Hause.

. . . Die Tage fliehen . . . Mir ist so wohl und zugleich so unbestimmt bange um's Herz; es treibt mich, Gott zu danken und Thränen sind mir nahe! O wonnige, lichte Tage!

. . . Es ist mir nach wie vor leicht um's Herz und nur selten, selten ein wenig betrübt. Ich bin glücklich. Bin ich glücklich?

. . . Die gestrige Ausfahrt werde ich lange nicht vergessen. Was für eigenthümliche, neue, schreckliche Eindrücke! Als er plötzlich jenen Riesen packte und wie einen Ball in's Wasser schleuderte, war ich nicht erschrocken . . . er aber flößte mir Schrecken ein. Und dann . . . welch ein unheilbringendes, fast grausames Gesicht, als er sagte: er wird schon herauskommen! Das zerriß mir das Innere. Ich habe ihn also nicht verstanden. Und dann, als Alle lachten, wie schmerzte es mich um ihn! Er schämte sich, ich fühlte es, er schämte sich vor mir. Er hat es mir nachher in der Kutsche gestanden, als es dunkel war und ich seine Gestalt betrachtete und mich vor ihm fürchtete. Ja, mit ihm läßt sich nicht scherzen und er versteht, sich Jemandes anzunehmen. Wozu aber die Wuth, die zuckenden Lippen, das Gift in den Blicken? Oder vielleicht geht es anders nicht? Vielleicht kann man nicht Mann und Kämpfer und dabei sanft und weich zugleich sein? Das Leben ist ein rauhes Ding, sagte er neulich zu mir. Ich wiederholte dieses Wort vor Andrei Petrowitsch; er war nicht derselben Meinung wie Dmitri. Wer von Beiden hat Recht? Und wie schön hatte dieser Tag begonnen! Wie wohl war mir an seiner Seite, auch wenn wir nichts sprachen . . . Ich bin aber doch froh über den Vorfall. Es mußte so kommen.

. . . Wieder Unruhe . . . Ich bin nicht ganz wohl.

. . . Ich habe in all diesen Tagen nichts hier hereingeschrieben, weil ich nicht schreiben mochte. Ich fühlte, daß, was ich auch schriebe, es wäre nicht, was mir auf der Seele liegt . . . Was ist's denn, was mir aus der Seele liegt? Ich hatte mit ihm eine lange Unterhaltung, die mich

über Vieles aufklärte. Er theilte mir seine Pläne mit. (Jetzt weiß ich auch, woher die Narbe am Halse . . . Mein Gott! wenn ich denke, daß er schon zum Tode verurtheilt gewesen ist, daß er nur mit genauer Noth entkam, verwundet wurde . . .) Er sieht einen Krieg kommen und freut sich darauf. Und bei alledem sah ich Dmitri noch nie so traurig. Worüber kann er . . . er! . . . sich betrüben? Papa kehrte aus der Stadt zurück, traf uns Beide und blickte uns ganz sonderbar an. Andrei Petrowitsch war bei uns, ich bemerkte, daß er sehr mager und bleich war. Er machte mir Vorwürfe, als verfahre ich gar zu kalt und nachlässig gegen Schubin. Ich hatte den Paul ganz vergessen. Wenn ich ihn sehe, will ich mein Unrecht wieder gut machen. Jetzt ist mir‘s nicht um ihn . . . ist mir‘s um Niemand auf der Welt zu thun. Andrei Petrowitsch sprach mit mir wie in einer Art Mitleid. Was soll das Alles bedeuten? Warum ist es so finster um mich her und in meinem Innern? Mich däucht, um mich her und in mir selbst geht ein Räthsel vor sich, das Wort muß gefunden werden . . .

. . . Ich habe diese Nacht nicht geschlafen, mein Kopf schmerzt. Wozu schreiben? Er ist heute so schnell fortgegangen, und ich hätte doch so gern mit ihm gesprochen . . . Er scheint mich zu vermeiden. Ja« er vermeidet mich . . .

. . . Das Wort ist gefunden, ein Licht ist mir aufgegangen! Mein Gott! erbarme Dich meiner . . . Ich liebe!

XVII.

An demselben Tage« als Helene jenes letzte« verhängnißvolle Wort in ihr Tagebuch schrieb, saß Inßarow auf Berßenjew's Zimmer und Letzterer stand mit dem Ausdrucke des Erstaunens auf dem Gesichte vor ihm. Inßarow hatte ihm soeben seinen Entschluß, nach Moskau zurückzukehren, mitgetheilt.

— Aber ich bitte Sie! rief Berßenjew, — jetzt beginnt die schönste Zeit. Was werden Sie in Moskau anfangen? Was für ein plötzlicher Entschluß! Oder hätten Sie vielleicht irgend eine Nachricht erhalten?

— Ich habe keinerlei Nachricht erhalten, erwiederte Inßarow, — kann aber meinen Grundsätzen nach nicht mehr hier bleiben.

— Aber wie ist es möglich!

— Andrei Petrowitsch, sagte Inßarow, — haben Sie die Güte, dringen Sie nicht weiter in mich, ich bitte Sie. Mir selbst fällt es schwer, von Ihnen zu scheiden, doch läßt sich dabei nichts ändern.

Berßenjew blickte ihn fest an.

— Ich weiß, sagte er darauf, — Sie sind nicht zu überreden. So ist's also abgemacht?

— Durchaus abgemacht, entgegnete Inßarow, stand auf und entfernte sich.

Berßenjew ging ein paar Mal durch das Zimmer, nahm seinen Hut und begab sich zu Stachow's.

— Sie haben mir etwas mitzutheilen? sagte Helene zu ihm, sobald sie allein waren.

— Ja; woraus haben Sie es errathen?

— Das ist einerlei. Reden Sie, was ist's?

Berßenjew theilte ihr Inßarow's Entschluß mit.

Helene erbleichte.

— Was hat das zu bedeuten? brachte Sie mit Mühe hervor.

— Sie wissen, sagte Berßenjew, — daß Dmitri Nikanorowitsch über seine Handlungen Rechenschaft zu geben nicht liebt. Ich glaube aber . . . Setzen wir uns, Helene Nikolajewna, Sie scheinen nicht ganz wohl zu sein . . . Ich glaube den wahren Grund seiner plötzlichen Abreise errathen zu können.

— Was, was ist der Grund? wiederholte Helene, indem sie Berßenjew's Hand, ohne es selbst zu bemerken, heftig in ihren kalt gewordenen Händen preßte.

— Ja« sehen Sie, begann Berßenjew mit traurigem Lächeln, — wie erkläre ich Ihnen das denn gleich? Ich muß wohl vom Frühlinge, von jener Zeit, als ich mit Inßarow näher bekannt wurde, beginnen. Ich traf mit ihm damals in dem Hause eines Verwandten zusammen; dieser Verwandte hatte eine Tochter, ein sehr hübsches Mädchen. Ich glaubte zu bemerken, daß Inßarow nicht gleichgültig gegen sie war und sagte es ihm. Er lachte und gab mir zur Antwort, ich wäre im Irrthum, sein Herz sei unversehrt und wenn sich je etwas der Art mit ihm ereignete, so würde er auf der Stelle fortreisen, denn er wolle nicht — das waren seine eigenen Worte — um Befriedigung eines persönlichen Empfindens, untreu werden an seinem Vorhaben und an seiner Pflicht. Ich bin Bulgare, sagte er, ich kann keine russische Liebe brauchen.

— Nun . . . und was . . . glauben Sie jetzt . . . sagte Helene leise und mit abgewandtem Kopfe, wie Jemand, der den Todesstreich erwartet, doch ohne Berßenjews Hand aus der ihrigen zu lassen.

— Ich glaube, sagte er mit gedämpftem Tone« — ich glaube, es ist jetzt das eingetroffen, was ich damals blos vermuthete.

— Das heißt . . . Sie glauben . . . quälen Sie mich nicht! stieß plötzlich Helene aus.

— Ich glaube, vollendete hastig Berßenjew, — Inßarow hat jetzt ein russisches Mädchen liebgewonnen und, seinem Gelübde treu, den Entschluß gefaßt, zu entfliehen.

Helene preßte seine Hand noch fester zusammen und beugte noch tiefer ihren Kopf, als wolle sie die plötzliche Röthe, die Gesicht und Hals überzogen hatte, dem Auge eines Fremden entziehen.

— Andrei Petrowitsch, Sie sind gut wie ein Engel, sagte sie. — Er wird aber doch noch kommen, um Abschied zu nehmen?

— Ja, ich denke, er wird gewiß kommen, denn er wird doch nicht fortgehen wollen . . .

— Sagen Sie ihm, sagen Sie . . .

Doch das junge Mädchen trug es länger nicht: Thränen stürzten aus ihren Augen, sie lief zum Zimmer hinaus.

— So also liebt sie ihn, dachte Berßenjew, als er langsam nach Hause zurückkehrte. — Das hatte ich nicht erwartet; ich hatte nicht erwartet, daß es so weit sei! Ich bin gut, hat sie gesagt, fuhr er in seinen Betrachtungen fort. — Wer kann denn sagen, aus welchen Gefühlen und Regungen ich das Alles Helene mittheilte? Aus Güte geschah es nicht, aus Güte nicht. Immer das verdammte Verlangen nach Klarheit, den Drang, sich zu vergewissern, ob der Dolch wirklich in der Wunde steckt! Ich darf zufrieden sein . . . sie lieben einander, und ich habe ihnen geholfen . . . Einen künftigen Vermittler zwischen der Wissenschaft und dem russischen Publikum nennt mich Schubin; es scheint seit meiner Geburt meine Bestimmung gewesen zu sein, den Vermittler zu machen. Aber wenn ich mich täuschte? Nein, ich habe mich nicht getäuscht . . . Bitter war es Andrei Petrowitsch zu Muthe, und Raumer wollte ihm nicht in den Kopf.

Am folgenden Tage, gegen zwei Uhr, erschien Inßarow bei Stachow's. Der Zufall wollte, daß gerade in diesem Augenblicke in Anna Wassiljewna's Gastzimmer Besuch war. Es saß dort die Frau eines Geistlichen aus der Nachbarschaft, eine sehr brave und achtbare Person, die aber mit der Polizei ein wenig in Conflict gerathen war, weil sie den Einfall gehabt hatte, sich bei der großen Hitze im Teiche am Wege zu baden, wo die Familie eines wichtigen Generals vorüberzufahren pflegte. Die Anwesenheit einer fremden Person war anfangs Helene willkommen, die ganz bleich geworden, als sie Inßarow's Schritte vernahm; doch drückte der Gedanke, er könne sich verabschieden, ohne mit ihr unter vier Augen gesprochen zu haben, ihr das Herz ab. Er selbst schien verwirrt, und wich ihren Blicken aus. — Wird er denn wirklich gleich Abschied nehmen? dachte Helene. Inßarow machte in der That Miene, sich zu Anna Wassiljewna zu wenden, Helene erhob sich rasch und rief ihn auf die Seite ans Fenster. Die Frau des Geistlichen war verwundert und versuchte sich umzuwenden; sie war aber so fest geschnürt, daß ihre Schnürbrust bei jeder Bewegung des Körpers knackte. Sie blieb also ruhig sitzen.

— Hören Sie, sagte Helene eilig, — ich weiß, weshalb Sie gekommen sind; Andrei Petrowitsch hat mir Ihren Entschluß mitgetheilt, ich bitte Sie aber, ich flehe Sie an, nicht heute Abschied von uns zu

nehmen, sondern morgen, etwas früher, um elf Uhr, herzukommen. Ich muß Ihnen ein paar Worte sagen.

»Inßarow beugte schweigend den Kopf.

— Ich werde Sie nicht aufhalten . . . Versprechen Sie das?

Inßarow verbeugte sich wieder, sagte aber nichts.

— Lenotschka, komm her, sagte Anna Wassiljewna, — sieh doch, was für einen wundervollen Strickbeutel die Frau Pfarrerin hat.

— Ich habe ihn selbst genäht, setzte die Dame hinzu.

Helene verließ das Fenster.

Inßarow blieb nur eine Viertelstunde bei Stachow's. Helene betrachtete ihn insgeheim. Er war verlegen, wußte nicht, wohin er blicken sollte und entfernte sich auf sonderbare Art . . . so plötzlich; er verschwand gleichsam.

Langsam verging dieser Tag für Helene; noch langsamer schlich die lange, lange Nacht dahin. Bald saß Helene auf ihrem Bett und hatte ihre Knie mit der Armen umschlungen und den Kopf auf dieselben gelegt, bald trat sie ans Fenster und preßte die heiße Stirn an das kalte Glas, und dachte und dachte bis zur Erschöpfung dieselben und immer dieselben Gedanken. Ihr Herz war zu Stein geworden, war aus der Brust förmlich verschwunden; sie fühlte es nicht mehr; aber im Kopfe pochten heftig die Adern, das Haar brannte ihr, die Lippen waren trocken. — Er wird kommen . . . er hat nicht Abschied genommen von Mama . . . er wird uns nicht täuschen . . . Hat Andrei Petrowitsch die Wahrheit gesagt? Es kann nicht sein . . . Mit Worten hat er nicht versprochen zu kommen . . . Verläßt er mich denn auf immer? . . . Das waren die Gedanken, die nicht von ihr wichen . . . sie gingen nicht und kamen nicht . . . sie wogten aber beständig in ihr, wie ein Nebel. — Er liebt mich! zuckte es plötzlich durch alle ihre Glieder und starr blickte sie hinaus in die Finsterniß; zu einem heimlichen Lächeln, Niemandem sichtbar, öffneten sich ihre Lippen . . . sie unterdrückte es aber sogleich, warf die gefalteten Hände in den Nacken und wiederum, wie ein Nebel, begannen die Gedanken den alten Reigen. Gegen Morgen entkleidete sie sich und ging zu Bett, konnte aber nicht einschlafen. Die ersten feurigen Strahlen der Sonne fielen in ihr Zimmer . . . — O wenn er mich liebt! rief sie plötzlich, und ohne Scheu vor dem sich über sie ergießendem Lichte breitete sie ihre Arme aus . . .

Sie erhob sich von ihrem Lager, warf sich in ihre Kleider und ging hinunter. Es war noch Niemand im Hause wach. Sie begab sich in den Garten; dort aber war es so still, so grün und frisch, die Vögel zwitscherten so zutraulich, die Blumen streckten so freudig ihre Kronen empor, daß ihr unheimlich wurde. — O! dachte sie« — ist's wahr, so ist kein Grashalm glücklicher als ich, ist's aber wahr? Sie kehrte auf ihr Zimmer zurück und, um sich nur die Zeit zu vertreiben, begann sie ihren Anzug zu wechseln. Es fiel und glitt ihr aber Alles aus den Händen, und sie saß noch halb entkleidet vor ihrem Totlettespiegel, als sie zum Thee herabgerufen wurde. Sie begab sich hinunter; die Mutter bemerkte ihr bleiches Aussehen, sagte aber blos: — Wie bist Du heute interessant, und nachdem sie einen Blick auf sie geworfen, setzte sie hinzu: — Dieses Kleid steht Dir sehr gut; ziehe es jedes Mal an, wenn Du Jemandem zu gefallen wünschest. Helene antwortete nichts, und setzte sich in einen Winkel. Es schlug unterdessen neun Uhr; noch zwei Stunden bis elf Uhr. Helene nahm ein, Buch vor, dann eine Handarbeit, dann wieder das Buch; dann nahm sie sich vor, hundert Mal eine Allee auf- und abzugeben und führte es aus; dann schaute sie lange Anna Wassiljewna zu, als diese Patience auslegte . . . sie blickte auf die Uhr: es war noch nicht zehn. Schubin kam ins Gastzimmer. Sie versuchte mit ihm zu sprechen und entschuldigte sich bei ihm, sie wußte selbst nicht, worüber . . . Jedes Wort, das sie sprach, kostete ihr nicht etwa Mühe, sondern befremdete sie selbst. Schubin beugte sich zu ihr nieder. Sie erwartete eine Neckerei, hob die Augen auf ihn und sah vor sich ein betrübtes und wohlwollendes Gesicht . . . Sie lächelte diesem Gesicht entgegen. Schubin gab das Lächeln zurück und entfernte sich schweigend und still. Sie wollte ihn zurückhalten, wußte jedoch nicht gleich, wie ihn rufen. Endlich schlug es elf Uhr. Sie begann zu warten, zu warten und zu lauschen. Sie war nicht mehr im Stande etwas zu thun; sie hörte auf zu denken. Ihr Herz war wieder erwacht, es sing an lauter und lauter zu pochen und sonderbar, die Zeit schien rascher zu vergehen. Eine Viertelstunde war vergangen, eine halbe Stunde, dann noch einige Minuten, wie es Helene schien, und plötzlich fuhr sie zusammen: die Uhr hatte nicht zwölf, sie hatte eins geschlagen. — Er wird nicht kommen, er wird ohne Abschied abreisen . . . Dieser Gedanke stieg ihr mit dem Blute zu Kopfe. Sie fühlte, daß ihr der Athem verging, daß sie sogleich in Thränen ausbrechen werde . . . Sie

lief auf ihr Zimmer und fiel, das Gesicht in die gefalteten Hände gedrückt, auf ihr Bett.

Eine halbe Stunde lag sie unbeweglich; zwischen die Finger hindurch rannen ihre Thränen auf das Kissen. Auf einmal richtete sie sich auf und setzte sich hin; es war etwas Sonderbares in ihr vorgegangen: ihr Gesicht hatte sich verändert, die feuchten Augen wurden von selbst wieder trocken und bekamen den früheren Glanz wieder, die Brauen traten vor, die Lippen preßten sich zusammen. Noch eine halbe Stunde war verflossen. Helene neigte zum letzten Male das, Ohr, ob nicht eine bekannte Stimme an dasselbe gelangen werde? Sie erhob sich, setzte den Hut auf, zog die Handschuhe an, warf eine Mantille über die Schulter und schlich sich aus dem Hause. Eiligen Schrittes schlug sie den Weg zu Berßenjew's Wohnung ein.

XVIII.

Helene ging mit vorgestrecktem Kopfe und unbeweglich in die Ferne gerichtetem Blicke dahin. Sie fürchtete nichts, überlegte nichts; sie wollte noch ein Mal Inßarow sehen. So ging sie dahin, ohne zu bemerken, daß die Sonne schon längst hinter schweren, schwarzen Wolken verschwunden war und der Wind in Stößen durch die Bäume rauschte und mit ihrem Kleide sein Spiel trieb, daß eine Staubsäule plötzlich emporwirbelte und auf dem Wege daherzog. Es fielen bereits schwere Regentropfen, auch das bemerkte sie nicht; immer stärker wurde der Regen, es blitzte, der Donner rollte. Helene blieb stehen, blickte um sich . . . Zu ihrem Glücke befand sich nicht weit von der Stelle, wo das Gewitter sie ereilt hatte, eine kleine, alte Capelle neben einem eingefallenen Brunnen. Sie flüchtete dorthin und trat unter das niedrige Schutzdach. Der Regen goß in Strömen herab; rund umher war der Himmel mit Wolken bedeckt. In stummer Verzweiflung blickte Helene hinaus in das dichte Netz der rasch niederstürzenden Tropfen. Die letzte Hoffnung, Inßarow wiederzusehen, schwand für sie dahin. Ein altes Bettelweib trat in die Capelle, schüttelte das Wasser von sich ab, sagte mit einem Gruße: — »Vom Regen hergetrieben, Mütterchen,« und setzte sich ächzend und stöhnend auf einen Vorsprung neben dem Brunnen. Helene steckte die Hand in die Tasche, die Alte wurde diese Bewegung gewahr und ihr runzeliges und gelbes, vormals hübsches Gesicht, wurde belebt. — Ich danke Dir, mein Herzchen, sagte sie. Helene fand nicht ihren Beutel in der Tasche, und schon streckte die Alte die Hand aus . . .

— Geld habe ich nicht, mein Mütterchen, sagte Helene, — da nimm aber, vielleicht kann es Dir zu etwas nützen.

Sie gab ihr ihr Taschentuch.

— O, mein schönes Kind, sagte die Bettlerin, — wozu nützt mir Dein Tüchelchen? Für die Enkelin will, ich's aufbewahren, wenn die einmal heirathen wird. Gott lohne Dir Deine Güte!

Es ertönte ein Donnerschlag-.

— Herr, Du mein Jesus! murmelte die Alte und bekreuzte sich drei Mal. — Scheint mir's doch, ich hätte Dich schon einmal gesehen, setzte sie nach einer kleinen Weile hinzu. — Hast Du mir nicht einmal eine Gabe um Gottes willen gegeben?

Helene sah die Alte an und erkannte sie.

— Ja, mein Mütterchen, entgegnete sie. — Du fragtest mich noch, warum ich so betrübt sei?

— Richtig, mein Liebchen, richtig. Wusste ich‘s doch, daß ich Dich erkannt hatte. Du scheinst aber auch jetzt noch in Kummer zu leben. Und Dein Tüchelchen ist auch ganz naß, das sind Thränen. Ach, Ihr jungen Fräulein, habt Alle denselben Schmerz, den großen Kummer!

— Welchen Schmerz, Mütterchen?

— Welchen Schmerz? Ach, Du mein schönes Fräulein, mich Alte wirst Du nicht täuschen. Weiß ich doch, was Dich bekümmert, es ist kein Waisenkindsjammer, der Dich drückt. Bin auch jung gewesen, Herzchen, habe das auch, Alles durchgemacht. Ja wohl. Nun will ich Dir aber, für Dein gutes Herz, was sagen: Hast Du einmal einen rechten Mann gefunden, keinen Windbeutel, dann halte nur fest an ihm allein; halte fest bis ans Grab. Soll es kommen, wird es kommen, soll es nicht, so ist es Gottes Wille gewesen. Ja wohl. Was staunst Du mich so an? Kann ja auch Wahrsagerin sein. Du wirst sehen, mit Deinem Tüchlein trage ich all’ Deinen Kummer davon! Trage ihn davon, und weg ist er. Sieh’ einmal, der Regen hat nachgelassen; warte ihn noch ab, ich aber will gehen. Mir kommt er nicht das erste Mal. Vergiß also nicht, mein Liebchen, Kummer kam und Kummer ging, und nichts ist davon nachgeblieben. Oh Du mein lieber Gott!

Die Alte erhob sich von ihrem Sitze, verließ die Capelle und schleppte sich ihres Weges weiter. Helene blickte ihr erstaunt nach. — Was soll das? murmelte sie unwillkürlich.

Immer schwächer wurde der Regen, für einen Augenblick schien die Sonne hindurch. Schon wollte Helene ihre Zufluchtsstätte verlassen . . . da erblickte sie plötzlich, zehn Schritte von der Capelle, Inßarow. In einen Mantel gehüllt, kam er denselben Weg, den Helene gegangen war; er schien nach Hause zu eilen.

Sie stützte sich auf das verfallene Geländer, wollte, rufen, aber die Stimme versagte ihr . . . Inßarow ging vorüber, ohne den Kopf zu erheben . . .

— Dmitri Nikanorowitsch! entschlüpfte es endlich ihren Lippen. Inßarow blieb plötzlich stehen und blickte zurück . . . Im ersten Augenblicke erkannte er Helene nicht, trat jedoch sofort zu ihr heran. — Sie! Sie hier! rief er aus.

Schweigend trat sie in die Capelle zurück. Inßarow folgte ihr. — Sie sind hier? wiederholte er.

Sie verharrte in Schweigen und ließ blos einen langen, weichen Blick auf ihm ruhen. Er schlug die Augen nieder.

— Sie kommen von uns? fragte sie ihn.

— Nein . . . nicht von Ihnen.

— Nicht? wiederholte Helene und versuchte zu lächeln. — So also halten Sie Ihr Versprechen? Ich habe seit dem Morgen auf Sie gewartet.

— Erinnern Sie sich, Helene Nikolajewna, ich gab gestern kein Versprechen.

Helene lächelte abermals kaum merklich und fuhr mit der Hand über das Gesicht. Gesicht und Hände waren sehr bleich. — Sie wollten also ohne Abschied fortfahren?

— Ja, äußerte dumpf und barsch Inßarow.

— Wie? Nach unserer Bekanntschaft, nach jenen Unterhaltungen, nach Allem . . . Wenn ich Sie also nicht zufällig hier getroffen hätte (Helene's Stimme klang, als wollte sie brechen und sie schwieg einen Augenblick) . . . wären Sie davongefahren und hätten mir die Hand nicht zum letzten Male gereicht, und es hätte Ihnen nicht leid gethan?

Inßarow wandte sich ab. — Helene Nikolajewna, ich bitte Sie, reden Sie nicht so. Ohnehin ist mir nicht froh zu Muthe. Glauben Sie mir, mein Entschluß hat mir große Ueberwindung gekostet. Wenn Sie wüßten . . .

— Ich will nicht wissen, unterbrach ihn Helene erschrocken, — weshalb Sie reisen . . . Es muß wohl so sein. Wir müssen uns wohl trennen. Ohne Grund werden Sie Ihre Freunde nicht betrüben. Scheiben aber Freunde so von einander? Wir sind doch Freunde, nicht wahr?

— Nein, entgegnete Inßarow.

— Wie? . . . stieß Helene hervor. Ihre Wangen überflog eine leichte Röthe.

— Eben deshalb reife ich fort, weil wir nicht Freunde sind. Zwingen Sie mich nicht, zu sagen, was ich nicht will, nicht sagen werde.

— Sie waren früher offen gegen mich, sagte Helene mit schüchternem Vorwürfe im Tone. — Wissen Sie's wohl?

— Damals konnte ich offen sein, damals hatte ich nichts zu verheimlichen; jetzt aber . . .

— Nun, und jetzt? fragte Helene.

— Jetzt . . . Jetzt muß ich mich entfernen. Leben Sie wohl. Wenn Inßarow in diesem Augenblicke die Augen zu Helene aufgeschlagen hätte, hätte er gesehen, wie ihr Gesicht sich immer mehr verklärte, je mehr das seinige sich verfinsterte; er starrte jedoch den Boden an.

— Nun denn, leben Sie wohl, Dmitri Nikanorowitsch, sagte sie. — Geben Sie mir jetzt aber, da wir nun einander begegnet sind, Ihre Hand.

Inßarow streckte die Hand vor. — Nein, auch das kann ich nicht« sagte er und wandte sich wieder ab.

— Sie können es nicht?

— Ich kann es nicht. Leben Sie wohl. Und er schritt dem Eingange der Capelle zu.

— Warten Sie noch etwas, sagte Helene. — Sie scheinen mich zu fürchten. Ich habe aber mehr Muth als Sie, setzte sie, mit einem leichten Zittern am ganzen Körper, hinzu. — Ich kann Ihnen sagen . . . wollen Sie es wissen? . . . warum Sie mich hier getroffen haben? Wissen Sie, wohin ich ging?

Inßarow blickte verwundert Helene an.

— Ich ging zu Ihnen.

— Zu mir?

Helene bedeckte ihr Gesicht. — Sie wollten mich zwingen, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, flüsterte sie, — jetzt . . . habe ich es ausgesprochen.

— Helene! rief Inßarow.

Sie nahm ihre Hände vom Gesicht, warf einen Blick auf ihn und fiel an seine Brust.

Er hielt sie fest umschlungen und schwieg. Er brauchte ihr nicht zu sagen, daß er sie liebe. Aus seinem Ausrufe, allein, aus, der plötzlichen Umwandlung seines ganzen Wesens, aus der Bewegung der auf- und niederwogenden Brust, an welche sie sich so vertrauensvoll schmiegte, aus der Art, wie seine Finger ihr Haar berührten, konnte Helene verstehen, daß sie geliebt werde. Er schwieg, und sie forderte keine Worte. — Er ist da, er liebt . . . was brauche ich mehr? Die Stille des Glücks, die Stille des ungetrübten

Hafens, des erreichten Zieles, jene himmlische Stille, die dem Tode selbst Sinn und Schönheit verleiht, erfüllte sie ganz mit ihrem überirdischen Frieden. Sie wünschte nichts, weil sie Alles besaß. — O mein Bruder, mein Freund, mein Geliebter! . . . flüsterten ihre Lippen; sie wußte selbst nicht, wem das Herz gehöre, ob es das seine, ob es das ihre war, das in ihrer Brust so beglückend schlug und zerfloß.

Er aber stand regungslos, mit kräftiger Umarmung hielt er dieses junge Leben, das sich ihm hingegeben hatte, er fühlte diese neue, unendlich kostbare Last an seiner Brust; Rührung, unsägliche Dankbarkeit hatten seine harte Seele gebrochen und nie geahnte Thränen traten ihm in die Augen . . .

Sie aber weinte nicht; sie sagte immer nur: — O mein Freund! o mein Bruder! — Und gehst Du mit mir überall hin? fragte er eine Viertelstunde später, sie immer noch in seinen Armen haltend und stützend.

— Ueberall hin, bis an's Ende der Welt. Wo Du bist, bin auch ich.

— Und Du täuschest Dich nicht, Du weißt, daß Deine Eltern niemals in unsere Heirath willigen werden?

— Ich täusche mich nicht; ich weiß es.

— Du weißt, daß ich arm, fast ein Bettler bin?

— Ich weiß es.

— Daß ich nicht Russe bin, daß mir vom Schicksal nicht bestimmt ist, in Rußland zu leben, daß Du alle Deine Verbindungen mit dem Vaterlande, den Verwandten wirst abbrechen müssen?

— Ich weiß es, ich weiß es.

— Du weißt euch, daß ich mich einer schwierigen undankbaren Sache geweiht habe, daß ich . . . daß wir uns nicht allein Gefahren, sondern auch Entbehrungen, vielleicht der Erniedrigung werden aussetzen müssen?

— Ich weiß, weiß Alles . . . Ich liebe Dich.

— Daß Du alle Deine Gewohnheiten wirst lassen müssen, daß Du dort, allein, unter Fremden, vielleicht gezwungen sein wirst zu arbeiten . . .

Sie legte ihre Hand aus seine Lippen. — Ich liebe Dich, mein Geliebter.

Er küßte feurig ihre schmale, zarte Hand. Helene zog sie nicht von seinen Lippen zurück und sah ihm mit einer Art kindlicher Freude

und heiterer Neugier zu, wie er bald ihre Hand, bald ihre Finger mit Küssen bedeckte . . .

Plötzlich wurde sie roth und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust.

Er hob freundlich ihren Kopf etwas in die Höhe und blickte ihr fest in die Augen.

— So sei Du mir gegrüßt, sagte er, — Du meine Gattin vor den Menschen und vor Gott!

XIX.

Eine Stunde darauf trat Helene, ihren Hut in einer Hand, die Mantille in der anderen, leise in‘s Gastzimmer des Landhauses. Ihr Haar hatte sich leicht gelöst, auf jeder Wange war ein kleiner rosensarbiger Fleck zu bemerken, ein Lächeln kam nicht von ihren Lippen, die Augenlider senkten sich und halb geschlossen lächelten auch die Augen. Sie sank fast um vor Müdigkeit, und diese Müdigkeit war ihr angenehm, und überhaupt war ihr Alles angenehm. Alles schien ihr lieblich und freundlich. Uwar Iwanowitsch laß am Fenster; sie trat zu ihm heran, legte ihm die Hand auf die Schulter, streckte sich ein wenig und lachte unwillkürlich auf.

— Worüber? . . . fragte er verwundert.

Sie wußte nicht, was sie ihm sagen sollte. Sie hätte Uwar Iwanowitsch fast küssen mögen.

— Platt auf den Bauch, wie der Deutsche in Zarizino, sagte sie endlich.

Uwar Iwanowitsch zuckte mit keiner Miene und fuhr fort, Helene verwundert anzublicken. Sie ließ Mantille und Hut aus ihn fallen.

— Lieber Uwar Iwanowitsch, sagte sie, — ich will schlafen, ich bin müde, und sie lachte wieder und sank auf einen Lehnstuhl neben ihm.

— Hm, knurrte Uwar Iwanowitsch und bewegte die Finger. — Das, man sollte, ja . . .

Helene aber blickte um sich herum und dachte: — Bald werde ich mich von all’ diesem hier trennen . . . und sonderbar, nicht Furcht, noch Zweifel, noch Bedauern ist in mir . . . Doch nein, Mama thut mir leid! Dann stand wieder die Capelle vor ihren Gedanken, sie hörte wieder seine Stimme, sie fühlte sich von ihm umschlungen. Freudig, aber schwach, zuckte ihr Herz: die Erschöpfung des Glücks war auch über dieses Herz gekommen. Das alte Bettelweib fiel ihr ein: — Wahrhaftig, sie hat all, meinen Schmerz davongetragen, dachte sie. — O wie bin ich glücklich! wie unverdient! wie bald! Nur ein ganz klein wenig dem Willen nachgegeben, und süße, unaufhaltsame Thränen wären ihren Augen entströmt. Nur dadurch, daß sie lächelte, hielt sie dieselben zurück. Welche Stellung sie auch annehmen mochte, ihr schien, es gebe keine bessere, keine bequemere, ihr war’s, als werde sie gewiegt. Alle ihre Bewegungen waren langsam und weich; was war

aus ihrer Hastigkeit, ihrem eckigen Benehmen geworden? Zoë trat herein; Helene war überzeugt, sie habe nie ein hübscheres Gesichtchen gesehen; Anna Wassiljewna kam; Helene war's, als empfände sie einen Stich, aber mit welcher Zärtlichkeit umarmte sie ihre gute Mutter und küßte ihr die Stirn an dem Rande des Haars, das schon grau zu werden begann! Daraus begab sie sich in ihr Zimmer; wie lächelte dort ihr Alles entgegen! Mit welcher Empfindung verschämten Triumphes und Demuth setzte sie sich auf ihr Bettchen, auf dasselbe Bettchen, wo sie vor drei Stunden so bittere Augenblicke verlebt hatte! — Ich wußte ja aber schon dann, daß er mich liebt, dachte sie — und früher noch . . . Ach nein! nein! das ist nicht recht. Du bist meine Gattin . . . flüsterte sie, bedeckte das Gesicht mit den Händen und sank aus die Kissen.

Gegen Abend verfiel sie in Nachsinnen. Der Gedanke, daß sie Inßarow nicht bald wiedersehen sollte, machte sie traurig. Er durfte nicht, ohne Aussehen zu erregen, bei Berßenjew bleiben, und darum waren er und Helene über Folgendes übereingekommen: Inßarow sollte nach Moskau zurückfahren und sie vor dem Herbste noch zwei Mal besuchen; ihrerseits versprach sie ihm zu schreiben und wenn es möglich sei, ihm irgendwo in der Nähe von Kunzowo eine Zusammenkunft zu bestimmen. Zum Thee kam sie ins Gastzimmer herunter und traf daselbst alle Hausgenossen und Schubin, der sie von ihrem Eintritte ab aufmerksam beobachtete; sie wollte mit ihm, nach gewohnter Weise, ein freundschaftliches Gespräch anknüpfen, fürchtete sich jedoch vor seinem Scharfblick, ja vor sich selbst. Ihr schien, er habe sie nicht ohne Absicht mehr als zwei Wochen in Ruhe gelassen. Bald erschien Berßenjew und überbrachte Anna Wassiljewna einen Gruß von Inßarow und zugleich seine Entschuldigung, daß er, ohne ihr seine Empfehlung gemacht zu haben, nach Moskau zurückgereist sei. Zum ersten Male wurde an diesem Tage in Helene's Gegenwart Inßarow's Name genannt; sie fühlte, daß sie roth wurde; sie fühlte zugleich, daß sie ihr Bedauern über die unerwartete Abreise eines so lieben Bekannten ausdrücken mußte; sie mochte sich aber nicht vorstellen und blieb nach wie vor unbeweglich und schweigsam sitzen, während Anna Wassiljewna ein »Ach!« ausstieß und klagte. Helene suchte in Berßenjew's Nähe zu bleiben; sie fürchtete ihn nicht, obgleich ein Theil ihres Geheimnisses ihm bekannt war; sie suchte bei ihm Schutz gegen Schubin, der sie

immerfort, wenn auch verstohlen, aber doch aufmerksam betrachtete. Ueber Berßenjew kam an diesem Abend ein Zweifel an Helene, er hatte erwartet, sie trauriger zu finden. Zu ihrem Glücke entspann sich zwischen ihm und Schubin ein Streit über Kunst; sie zog sich zurück und vernahm die Stimmen Beider wie im Traum. . . Nach und nach erschien ihr auch das Zimmer, Alles um sie herum wie ein Traum . . . Alles: die Theemaschine auf dem Tische, die kurze Weste Uwar Iwanowitsch's, die glatten Nägel Zoë's und das Portrait des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch an der Wand, Alles schwamm durcheinander, hüllte sich in einen leichten Nebel und hörte auf, wirklich zu sein. Aber um Alle empfand sie ein stilles Leid. — Wozu leben die? dachte sie.

— Willst Du schlafen, Lenotschka? fragte sie die Mutter. Sie hörte die Frage der Mutter nicht.

— Eine halbgerechte Anspielung, sagst Du? . . . Diese heftig ausgesprochenen Worte Schubin's erregten plötzlich Helene's Aufmerksamkeit — Was fällt Dir ein, fuhr er fort, — darin gerade liegt das Pikante davon. Eine gerechte Anspielung erzeugt Muthlosigkeit . . . das ist nicht christlich; gegen den ungerechten Menschen bist Du gleichgültig . . . das ist dumm; der Halbgerechte aber flößt Dir Aerger und Ungeduld ein. Wenn ich zum Beispiel sagen wollte, Helene Nikolajewna sei in Einen von uns verliebt, zu welcher Gattung würde diese Anspielung gehören? Wie?

— Ach, Monsieur Paul, sagte Helene, — ich möchte Ihnen wohl meinen Aerger zeigen, aber wahrhaftig, ich vermag es nicht. Ich bin sehr müde.

— Warum gehst Du denn nicht schlafen, sagte Anna Wassiljewna, die Abends selbst einzunicken pflegte und daher Andere gern schlafen schickte. — Nimm Abschied von mir und gehe mit Gott. Andrei Petrowitsch wird es entschuldigen.

Helene küßte ihre Mutter, empfahl sich den Uebrigen und ging hinaus. Schubin folgte ihr bis zur Thür.

— Helene Nikolajewna, sagte er an der Schwelle leise zu ihr: — Sie treten Monsieur Paul mit Füßen, Sie treten ohne Barmherzigkeit auf ihm umher, und Monsieur Paul preist Ihre Füßchen und die Schuhe an Ihren Füßchen und die Sohlen dieser Schuhe.

Helene zuckte die Achseln und reichte ihm die Hand hin . . . nicht die, welche Inßarow geküßt hatte . . . In ihrem Zimmer angelangt, entkleidete sie sich sogleich, legte sich zu Bett und schlief ein. Ihr Schlaf war tief und ruhig . . . so schlafen selbst Kinder nicht: so schläft nur das genesene Kind, wenn die Mutter neben seiner Wiege sitzt, es anblickt und auf seinen Athem lauscht.

XX.

— Komm zu mir auf einen Augenblick, sagte Schubin zu Berßenjew, als Letzterer sich bei Anna Wassiljewna verabschiedet hatte; — ich habe Dir Etwas zu zeigen.

Berßenjew begab sich aus dessen Zimmer in das Nebengebäude und erstaunte über die Menge Studien, Statuetten und Büsten, die, mit nassen Tüchern bedeckt, überall im Zimmer umher standen.

— Nun, Du machst ja Ernst aus Deiner Beschäftigung, wie ich sehe, bemerkte Berßenjew.

— Etwas muß man doch machen, entgegnete Jener. — Zieht das Eine nicht, muß das Andere d'ran. Ich beschäftige mich übrigens, wie der Corsicaner, mehr mit der Vendetta, als mit der edlen Kunst. Trema Bizanzia!

— Ich verstehe Dich nicht, sagte Berßenjew.

— Warte ein Weilchen. Betrachten Sie gefälligst, mein lieber Freund und Gönner, meine Rache Nummer Eins.

Schubin löste den Lappen von einer Figur, und erblickte die außerordentlich ähnliche, ausgezeichnete Büste Inßarow's. Die Züge des Gesichts hatte Schubin bis in die kleinsten Einzelheiten treu aufgefaßt und in dieselben einen vortrefflichen Ausdruck gelegt: bieder, ehrlich, edel und kühn.

Berßenjew war entzückt.

— Das ist ja ein Meisterstück! rief er aus. Ich gratulire Dir. Das gehört auf die Ausstellung! Weshalb nennst Du aber diese ausgezeichnete Arbeit eine Rache?

— Deshalb nenne ich sie so, Sir, weil ich die Absicht habe, diese ausgezeichnete Arbeit, wie Sie dieselbe zu nennen beliebten, Helene Nikolajewna zu ihrem Namenstage zu überreichen. Verstehen Sie diese Allegorie? Wir sind nicht blind, wir sehen, was um uns her vorgeht, wir sind aber Gentleman, mein lieber Herr und nehmen gentlemännisch Rache.

— Und hier, fuhr Schubin fort, indem er eine andere Figur aufzudecken begann, — da nach den neueren Begriffen von Aesthetik der Künstler das beneidenswerthe Recht genießt, jede Abscheulichkeit in sich aufzunehmen, um dieselbe zu einer Perle der

Kunst zu erheben, so haben wir, bei Erhebung dieser Perle Nummer Zwei, nicht mehr als Gentleman Rache geübt, sondern sind dabei ganz einfach, *en canaille* verfahren.

Er zog geschickt die Leinwand ab und es zeigte sich Berßenjew's Blicken eine Statuette in Dantan'schem Geschmack, von demselben Inßarow. Unmöglich konnte etwas Boshafteres und Witzigeres erfunden werden. Der junge Bulgare war als Schafbock, auf den Hinterfüßen stehend, die Hörner zum Stoße nach vorn gebeugt, dargestellt. Stumpfe Wichtigkeit, Zanksucht, Starrsinn, unbeholfene Beschränktheit waren deutlich in der Physiognomie des »Gemahles der feinwolligen Schafe« ausgedrückt und dabei war die Aehnlichkeit so überraschend, so unverkennbar, daß Berßenjew sich nicht enthalten konnte, laut aufzulachen.

— Was ein guter Spaß? fragte Schubin, — erkennst Du den Helden? Soll ich das auch auf die Ausstellung schicken? Das, mein Lieber, will ich mir selbst zu meinem Namenstage schenken . . . Erlauben mir Euer Hochwohlgeboren einen Bocksprung!

Und damit machte Schubin drei Sprünge und schlug sich dabei von hinten mit den Fersen.

Berßenjew hob das Tuch vom Boden auf und warf es über die Statuette.

— O Du Edelmüthiger, begann Schubin, — wer gilt denn gleich in der Geschichte für besonders edelmüthig? Nun, einerlei! Jetzt aber, fuhr er fort, feierlich und traurig, eine dritte, ziemlich beträchtliche Lehmmasse abdeckend, — jetzt wirft Du ein Etwas anschauen, was Dir einen Beweis geben wird von Deines Freundes Demüthigkeit und Scharfsinn. Du wirft Dich davon überzeugen, daß er, abermals als wahrhafter Künstler, das Bedürfniß und den Nutzen einer Selbstohrfeigung fühlt. Blicke her!

Die Leinwand fiel nieder und Berßenjew erblickte zwei gleichsam mit einander verwachsene Köpfe neben einander . . . Er begriff nicht sogleich, was das bedeute, erkannte aber nach einiger Betrachtung in dem einen Annuschka's, in dem anderen Schubin's eigenes Abbild. Es waren übrigens eher Carricaturen, als Portraits. Annuschka war als kräftiges, volles Mädchen, mit niedriger Stirn, aufgedunsenen Augen und keck aufgeworfener Nase dargestellt. In den wulstigen Lippen lag

ein freches Lächeln; das ganze Gesicht drückte Sinnlichkeit, Sorglosigkeit und Verwegenheit, nicht ohne Gutmüthigkeit aus. Sich selbst hatte Schubin dargestellt als versoffenen, abgefallenen Zechbruder, mit eingefallenen Wangen, schlaff herabhängenden Strängen dünnen Haares, stumpfsinnigem Ausdrucke in den blöden Augen und leichenartig spitzer Nase.

Berßenjew wandte sich mit Abscheu ab. — Wie gefällt Dir das Pärchen, Bruder? fragte Schubin. — Würdest Du Dich nicht herablassen, eine passende Inschrift hierzu zu ersinnen? Zu jedem der beiden anderen Stücke habe ich schon eine erdacht. Unter der Büste soll stehen: »Ein Held« der sein Vaterland zu befreien beabsichtigt« Unter der Statuette: »Platz gemacht« Wurstmacher!«[9] Und unter diesem Stücke . . . was meinst Du? . . . »Des Künstlers Pawel Jakowlewitsch Schubin Zukunft« . . . Ist es gut so?

— Höre auf, erwiederte Berßenjew. — Es war der Mühe werth, die Zeit an solch einem . . . Er fand nicht sogleich das passende Wort.

— Schmutz? willst Du sagen. Nein, Bruder, laß gut sein! soll etwas aus die Ausstellung kommen, muß diese Gruppe hin.

— Wirklich ist es Schmutz, wiederholte Berßenjew. — Und was soll der Unsinn? Es fehlen Dir ja alle die Anlagen zu einer solchen Ausbildung, mit denen leider unsere Künstler so reich begabt sind. Wahrhaftig, Du begehst eine Lüge an Dir selbst.

— Du glaubst? sagte Schubin mit finsterer Miene. — Wenn ich diese Anlagen nicht habe und ich sie doch bekommen werde, dann trägt die Schuld daran . . . eine gewisse Person. Weißt Du wohl, setzte er mit tragischem Stirnrunzeln hinzu, — ich habe schon versucht, mich dem Tranke zu ergeben!

— Lüge doch nicht!

— Bei Gott« ich habe es versucht, entgegnete Schubin und lächelte dabei und ward wieder heiter, — es ist aber nichts Angenehmes darin, ich bringe es nicht hinunter und nachher trommelt es im Kopfe. Sogar der große Luschtschichin . . . Charalampius Luschtschichin, der erste moskauer, nach Anderen der erste großrussische Trichter, hat erklärt, daß aus mir nichts werden wird. Die Flasche, wie er sich ausdrückt, hat mir nichts zu sagen.

Berßenjew holte zum Schlage gegen die Gruppe aus, Schubin hielt ihn zurück.

— Laß doch, zerschlage sie nicht, Bruder, das mag als eine Lehre, als Schreckbild stehen bleiben.

Berßenjew lachte auf.

— In diesem Falle will ich die Vogelscheuche verschonen, sagte er, — und die ewig reine Kunst soll leben!

— Sie lebe hoch! fiel Schubin ein. — Mit ihr wird das Gute besser und das Schlechte nimmt man schon mit!

Die Freunde drückten einander kräftig die Hand und schieden.

XXI.

Die erste Empfindung Helene's, als sie erwachte, war freudiger Schreck. — Ist es wahr? ist es wahr? fragte sie sich selbst und ihr Herz vermochte das Glück nicht zu fassen. Erinnerungen drängten sich ihr in Menge auf . . . sie verging ganz in denselben. Dann kam wieder die frühere wonnige, verzückte Ruhe über sie. Doch im Laufe des Morgens überfiel sie eine Unruhe und die folgenden Tage war ihr müde und trübe zu Muth. Ja, sie wußte es jetzt, wonach sie sich gesehnt, doch erleichterte sie das nicht. Jene unvergeßliche Zusammenkunft hatte sie für immer aus dem alten Geleise hinausgeworfen: sie befand sich nicht mehr in demselben, war ihm weit entrückt, und doch ging Alles um sie her den Gang der früheren Ordnung, als hätte sich nichts verändert; das alte Leben bewegte sich wie früher und rechnete wie früher auf Helene's Theilnahme und Mitwirkung. Sie versuchte einen Brief an Inßarow zu beginnen, es ging damit nicht: die Worte standen auf dem Papiere wie todt, wie unwahr. Ihr Tagebuch schloß sie; unter die letzte Zeile zog sie einen großen Strich. Das gehörte der Vergangenheit an und sie lebte mit allen ihren Gedanken, mit ihrem ganzen Wesen in der Zukunft. Ihr war schwer ums Herz. Bei der Mutter, die von nichts unterrichtet war, zu sitzen, sie anzuhören, ihr zu antworten, mit ihr zu sprechen: es schien ihr ein Unrecht. Es war ihr, als trüge sie eine Lüge in sich; das empörte sie, obgleich sie über nichts zu erröthen hatte; mehr als ein Mal hatte sie ein fast unüberwindliches Verlangen angewandelt, Alles ohne Vorbehalt zu erzählen, geschehe was da wolle. — Warum, dachte sie, — hat mich Dmitri nicht damals schon, aus jener Capelle, irgend wohin entführt? Sie begann plötzlich Jedermann, sogar Uwar Iwanowitsch, zu scheuen, der jetzt mehr als je zuvor die Finger spielen ließ und befremdet schien. Nicht freundlich, nicht traulich, nicht wie ein Traum mehr schien ihr Alles, was sie umgab; wie ein Alp lastete es auf ihr, wie eine unabwälzbare, todte Luft und schien Vorwürfe an sie zu richten, Mißfallen gegen sie zu bezeigen, sie herauszufordern . . . Thue was Du willst, Du gehörst doch uns an. Selbst ihre armen Pfleglinge, die unbeachteten Vogel und Thiere, schienen sie mißtrauisch und feindselig anzublicken. Sie empfand Gewissensbisse und Scham vor ihren eigenen Gedanken. — Es bleibt

doch immer mein Hans, dachte sie, — meine Familie, meine Heimath . . . Nein, es ist nicht mehr deine Heimath, nicht mehr deine Familie, rief ihr eine andere Stimme zu. Ihr wurde angst und sie ärgerte sich über ihren Kleinmuth. Das Weh begann erst und doch verließ sie schon die Geduld . . . War es das, was sie versprochen?

Nicht bald wurde sie Herrin ihrer selbst. Doch eine Woche verging, noch eine . . . Helene wurde etwas ruhiger und fand sich in ihre neue Stellung. Sie schrieb zwei kurze Briefe an Inßarow und trug sie selbst auf die Post: um keinen Preis, aus Scham wie ans Stolz, hatte sie einer Magd ihr Vertrauen geschenkt. Schon sing sie an, ihn selbst zu erwarten . . . Doch statt seiner erschien eines schönen Morgens Nikolai Artemjewitsch.

XXII.

Noch nie hatte Jemand im Hause des Gardelieutenants a. D. Stachow denselben so übelgelaunt und zugleich so voll Selbstvertrauen und so wichtig gesehen, wie an diesem Tage. Er kam in Paletot und Hut, langsamen und breiten Schrittes, hart auftretend ins Gastzimmer herein, stellte sich vor den Spiegel und betrachtete sich lange, wiegte das Haupt mit ruhiger Strenge und nagte an seinen Lippen . . . Anna Wassiljewna empfing ihn äußerlich besorgt und im Herzen froh (sie empfing ihn nie anders); er nahm den Hut nicht einmal ab, begrüßte sie nicht und reichte Helene seinen Handschuh zum Kuß. Anna Wassiljewna richtete an ihn Fragen über seine Brunnencur . . . er gab ihr keine Antwort; Uwar Iwanowitsch trat herein . . . Stachow warf einen Blick auf ihn und sagte: — Bah! Sein Benehmen gegen Uwar Iwanowitsch war überhaupt kalt und herablassend, obwohl er ihm »Spuren echten Stachow'schen Blutes« nicht absprach. Es ist bekannt, daß fast alle russischen, adeligen Familien von dem Vorhandensein ausschließlicher, nur ihnen ungeborener Gattungseigenthümlichkeiten überzeugt sind; wir haben mehrmals Gelegenheit gehabt, Verhandlungen »Betheiligter« über ». . . sche« Nasen und ». . .sche« Nacken anzuhören. Zoë trat ins Zimmer und machte Nikolai Artemjewitsch einen Knicks. Krächzend ließ er sich in einen Lehnstuhl nieder, forderte Kaffee und nahm nun erst den Hut ab. Man brachte ihm den Kaffee; er trank eine Tasse und nachdem er der Reihe nach Alle im Zimmer mit Blicken gemustert, murmelte er durch die Zähne: — *Sortez S'il vous plait*, und setzte, zu seiner Frau gewendet, hinzu: — *et vous, madame, restes, je vous prie.*

Alle Anwesenden, außer Anna Wassiljewna, verließen das Zimmer. Ihr Kopf gerieth vor Aufregung ins Zittern. Die Feierlichkeit in Nikolai Artemjewitsch's Auftreten machte sie ganz bestürzt. Sie war auf etwas Außerordentliches gefaßt.

— Was giebt es? rief sie, sobald die Thür sich geschlossen hatte.

Nikolai Artemjewitsch warf einen gleichgültigen Blick auf Anna Wassiljewna.

— Nichts Besonderes, warum haben Sie die Gewohnheit, immer die Miene eines Schlachtopfers anzunehmen? sagte er, bei jedem Worte die Mundwinkel herabziehend. — Ich habe Sie blos davon

benachrichtigen wollen, das; wir heute zu Mittag einen neuen Gast haben werden.

— Wen denn?

— Kurnatowsky, Jegor Andrejewitsch. Sie kennen ihn nicht. Obersecretair im Senate.

— Er wird heute bei uns speisen?

— Ja.

— Und nur, um mir dies zu sagen, haben Sie Alle hinausgehen lassen?

Nikolai Artemjewitsch warf seiner Gattin wieder einen Blick zu, doch nun einen ironischen.

— Das verwundert Sie? Warten Sie doch mit Ihrer Verwunderung.

Er schwieg. Anna Wassiljewna schwieg auch einige Augenblicke.

— Ich wünschte doch . . . begann sie.

— Ich weiß, Sie haben mich von jeher für einen unmoralischen Menschen gehalten, unterbrach sie plötzlich Nikolai Artemjewitsch.

— Ich? stotterte befremdet Anna Wassiljewna.

— Und vielleicht haben Sie recht. Ich will nicht leugnen, daß ich Ihnen, in der That, zuweilen gerechten Anlaß zu Mißvergnügen gegeben habe (»die Grauschimmel« fielen ihr ein), obgleich Sie selbst zugeben werden, daß bei bewußtem Zustande Ihrer Constitution . . .

— Ich mache Ihnen ja keine Vorwürfe, Nikolai Artemjewitsch.

— *C'est possible.* Auf jeden Fall ist es nicht meine Absicht, mich zu rechtfertigen. Die Zeit — die Zukunft — wird mich rechtfertigen! Ich halte es jedoch für meine Schuldigkeit, Ihnen zu versichern, daß ich meine Pflichten kenne und . . . und den Vortheil der mir anvertrauten . . . mir anvertrauten Familie zu wahren weiß.

— Was bedeutet das Alles? dachte Anna Wassiljewna. (Sie konnte nicht wissen, daß am vergangenen Abend im englischen Club, in einer Ecke des Divanzinnners, über die Unfähigkeit des Russen, *Speechs* zu halten, gestritten worden war. -— Wer bei uns versteht das Wort zu führen? Nennt mir Jemand! hatte einer der Streitenden ausgerufen. — Nun, Stachow, zum Beispiel, hatte ein Anderer geantwortet und dabei auf Nikolai Artemjewitsch gewiesen, der in der Nähe stand und vor Freuden fast gezwitschert hätte.)

— Zum Beispiel, fuhr Nikolai Artemjewitsch fort, — mein Kind Helene. Finden Sie nicht, daß es für sie Zeit sei, mit festem Schritte die Bahn zu betreten . . . zu heirathen, will ich sagen? All dies Philosophiren und Philanthropiren ist gut, jedoch nur bis zu einem gewissen Grade, bis zu einem gewissen Alter. Es ist Zeit, daß sie aus diesen Nebeln herauskomme, der Gesellschaft von allerlei Artisten, Scholaren und unbekannten Montenegrinern entsage und daß sie werde wie Alle,

— Wie soll ich Ihre Worte verstehen? fragte Anna Wassiljewna.

— Ich bitte mir Gehör zu schenken, erwiederte Nikolai Artemjewitsch mit jener oben bezeichneten Bewegung der Lippen. — Ich will es Ihnen gerade heraus. ohne allen Umschweif sagen: ich habe die Bekanntschaft. die Freundschaft dieses jungen Mannes. des Herrn Kurnatowsky gesucht. in der Hoffnung. ihn zum Schwiegersohn zu bekommen. Ich erlaube mir zu glauben, daß Sie, wenn Sie ihn gesehen haben würden, mich der Parteilichkeit oder Voreiligkeit nicht bezichtigen werden. (Nikolai Artemjewitsch redete und gewann sein Reden lieb.) Vortreffliche Bildung, Jurist, herrliches Benehmen, dreiunddreißig Jahre alt, Obersecretair, Collegienrath, Stanislaus am Halse. Ich hoffe, Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich nicht zu jenen pères de Comédie gehöre, die nur von Würden schwärmen; Sie haben mir aber selbst gesagt, daß Helene Nikolajewna an gediegenen, tüchtigen Männern Gefallen findet; Jegor Andrejewitsch ist der erste in seinem Fache; dann hat andererseits meine Tochter eine Schwäche für hochherzige Thaten; so erfahren Sie denn, daß Jegor Andrejewitsch, sobald er sich die Möglichkeit verschafft hatte, verstehen Sie mich wohl, die Möglichkeit, mit seinem Gehalte sicher auszukommen, sofort einer jährlichen Summe, die ihm sein Vater ausgesetzt hatte, zu Gunsten seiner Brüder entsagte.

— Und wer ist sein Vater? fragte Anna Wassiljewna.

— Sein Vater? Sein Vater ist auch ein in seiner Art bekannter Mann, von hoher Sittlichkeit, *un vrai stoïcien*, ein Major außer Diensten, wie ich glaube, der Verwalter aller Güter des Grafen B.

— Ah! ließ Anna Wassiljewna hören.

— Ah! warum ah? nahm Nikolai Artemjewitsch auf. — Sind Sie denn auch von Vorurtheilen angesteckt?

— Ich habe ja nichts gesagt, entgegnete Anna Wassiljewna.

— Nein, Sie sagten ah! . . . Wie dem nun auch sei, ich hielt es für nöthig, Sie von meinen Ansichten zu unterrichten und erlaube mir zu denken, . . . erlaube mir zu hoffen, daß Herr Kurnatowsky *à bras ouverts* empfangen werden wird. Das ist nicht etwa irgend ein Montenegriner.

— Freilich; es muß aber Wanka, der Koch, gerufen, ein Gericht mehr bestellt werden.

— Sie begreifen, daß dies mich nicht angeht, sagte Nikolai Artemjewitsch, er erhob sich, setzte den Hut auf und ging pfeifend in den Garten hinaus. (Es hatte ihm Jemand gesagt, man dürfe nur im eigenen Hause, auf dem Lande und auf der Reitbahn pfeifen.) Schubin sah ihn aus dem Fenster seines Zimmers und streckte schweigend die Zunge nach ihm aus.

Um vier Uhr weniger zehn Minuten fuhr eine Lohnkutsche bei der Thür des Stachow'schen Landhauses vor, und ein junger Mann, von gefälligem Aeußeren, einfach und elegant gekleidet, stieg aus dem Wagen und ließ sich anmelden. Es war Jegor Andrejewitsch Kurnatowsky.

Am anderen Tage schrieb Helene unter Anderem Folgendes ihrem Inßarow:

— Wünsche mir Glück, mein lieber Dmitri, ich habe einen Bräutigam. Er speiste gestern bei uns; Papa hat, glaube ich, seine Bekanntschaft im englischen Club gemacht und ihn eingeladen. Natürlich machte er gestern nicht als Bräutigam die Visite. Die gute Mama aber, welcher Papa seine Hoffnungen mitgetheilt, flüsterte mir ins Ohr, was für ein Gast das sei. Er heißt Jegor Andrejewitsch Kurnatowsky und ist Obersecretair im Senate. Ich will Dir zuerst sein Aeußeres beschreiben. Er ist nicht groß von Wuchse, kleiner als Du, hübsch gewachsen; seine Züge sind regelmäßig, er trägt das Haar kurz geschnitten und hat einen großen Backenbart. Seine Augen sind, wie die Deinigen, nicht groß, braun, rasch, die Lippen flach, breit; in den Augen und um die Lippen ein stetes, gewissermaßen officielles Lächeln, als wenn dasselbe dort immer du jour wäre. Er hält sich sehr einfach, seine Rede und Alles an ihm ist gemessen; er geht, lacht, ißt, wie wenn er eine Dienstangelegenheit verrichte. — Wie sie ihn studirt hat! denkst Du vielleicht in diesem Augenblicke Ja, und zwar um Dir eine Beschreibung von ihm zu geben. Und wie sollte man wohl den

designirten Bräutigam nicht studiren! Es liegt etwas Eisernes . . . und Stumpfes und Leeres und zugleich — auch Ehrliches in ihm; man sagt, er soll in der That ein sehr rechtschaffener Mann sein. Du bist mir auch ein Mann von Eisen, aber doch nicht wie Der. Bei Tische saß er neben mir, uns gegenüber Schubin. Zuerst war die Rede von gewissen Handelsunternehmungen: es heißt, er sei darin bewandert und habe beinahe den Dienst aufgeben wollen, um Vorsteher einer großen Fabrik zu werden. Dazu kam es jedoch nicht. Darauf sprach Schubin vom Theater; Herr Kurnatowsky erklärte, und das muß ich ihm lassen, in ungeheuchelter Bescheidenheit, daß er von Kunst nichts verstehe. Da fielst Du mir ein . . . ich dachte aber: nein, Dmitri's und meine Unwissenheit in der Kunst ist doch anderer Art. Jener schien sagen zu wollen: ich verstehe nichts davon, übrigens ist es auch unnütz, wird aber in einem wohlgeordneten Staate geduldet. Für Petersburg und das *comme il faut* ist er übrigens ziemlich gleichgültig; ein Mal nannte er sich sogar einen Proletarier. — Wir, sagte er, machen die grobe Arbeit. Ich dachte: wenn Dmitri das gesagt hätte, wäre es mir unangenehm gewesen, dieser aber mag es sagen! mag damit großthun! Gegen mich war er sehr artig; mir klang's aber, als spräche mit mir ein sehr nachsichtiger Vorgesetzter. Wenn er Jemand loben will, sagt er, der und der ist ein Mann von *Grundsätzen* — das ist sein letztes Wort. Er muß Selbstvertrauen, Arbeitsliebe haben, der Aufopferung fähig sein (Du siehst, ich bin unparteiisch), d.,h. der Aufopferung seines Vortheils, er ist aber ein großer Despot. Wehe denen, die ihm in die Hände gerathen! Dann kam das Gespräch auf Bestechungen . . . — Ich verstehe, sagte er, daß in vielen Fällen Derjenige, der sich Sporteln macht, nicht strafbar ist, er konnte nicht anders verfahren. Wenn er aber ertappt wird, muß er vernichtet werden.

— Einen Schuldlosen vernichten! rief ich aus.

— Ja, des Princips wegen.

— Welches Princips? fragte Schubin. Wurde nun dadurch Kurnatowsky verlegen, oder überrascht, genug, er sagte, das bedürfe keiner Erklärungen. Papa, der, wie es scheint, ganz von ihm eingenommen ist, griff das Wort auf und sagte, natürlich bedürfe es solcher nicht, und zu meinem Aerger wurde dies Gespräch abgebrochen. Abends kam Berßenjew und ließ sich in einen furchtbaren Wortstreit mit ihm ein. Noch niemals habe ich unseren

guten Andrei Petrowitsch in solcher Aufregung gesehen. Herr Kurnatowsky leugnete keineswegs den Nutzen der Wissenschaft, der Universitäten u. s. w. . . . und dennoch war mir die Entrüstung Andrei Petrowitsch's begreiflich. Jener betrachtet diese Dinge wie eine Art Gymnastik. Nach dem Essen trat Schubin zu mir und sagte: — Dieser da und noch ein Anderer (er kann Deinen Namen nicht aussprechen) sind beide praktische Männer, betrachten Sie aber, welch ein Unterschied: dort ist ein wirkliches, lebendiges, aus dem Leben genommenes Ideal, hier nicht einmal Pflichtgefühl, sondern blos Diensttreue und Geschick ohne inneren Gehalt. Schubin ist ein kluger Kopf, und ich habe seine gescheidten Reden um Deinetwillen behalten; was hättet ihr aber mit einander gemein, denke ich? Du *glaubst,* jener nicht, denn nur an sich selbst glauben ist *unmöglich.*

Er ging spät. Mama theilte mir mit, ich hätte ihm gefallen und Papa wäre entzückt . . . Ob er ihm nicht gar gesagt hat, daß ich auch Grundsätze habe? Beinahe hätte ich Mama erklärt, ich hätte aber bereits einen Mann. Warum mag Dich denn der Vater so gar nicht? Mit Mama ließe sich's noch irgendwie . . .

O mein Geliebter! Ich habe Dir diesen Herrn so umständlich geschildert, um meine Trauer zu betäuben. Ohne Dich lebe ich nicht, fortwährend sehe und höre ich Dich . . . Ich erwarte Dich, aber nicht bei uns, wie Du es anfangs gewollt hast . . . denke nur, wie das schwer und ungelegen sein wird! Du weißt aber, wie ich Dir geschrieben habe, in jenem Wäldchen . . . O mein Geliebter! Wie liebe ich Dich!

XXIII.

Drei Wochen nach Kurnatowsky's erstem Besuche zog Anna Wassiljewna, zu Helene's großer Freude, nach Moskau in ihr großes hölzernes Haus an der Pretschistenka, ein Haus mit Säulen, weißen Leiern und Kränzen über jedem Fenster, mit Erker, Nebengebäuden, einem Gärtchen vor dem Hause, einem großen, grünen Hofe, einem Brunnen in demselben und einem Hundehäuschen neben dem Brunnen. Anna Wassiljewna pflegte niemals so frühzeitig das Landhaus zu verlassen, in diesem Jahre jedoch war sie, in Folge der ersten herbstlichen Kälte, von Katarrhen heimgesucht; Nikolai Artemjewitsch seinerseits trug nach beendigter Cur nach seiner Gemahlin Verlangen, zumal da Augustine Christianowna zu ihrer Cousine nach Reval gefahren war; auch war in Moskau eine ausländische Gesellschaft angekommen, die *plastische Stellungen*, *des poses plastiques*, sehen ließ, wovon eine Beschreibung in der »Moskauer Zeitung« die Neugier Anna Wassiljewna's auf's Aeßerste gereizt hatte. Mit einem Worte, ein längeres Verweilen auf dem Lande wäre ungelegen, ja sogar, nach Nikolai Artemjewitsch's Versicherung, unvereinbar mit der Realisirung seiner »Pläne« gewesen. Die letzten zwei Wochen kamen Helene sehr lang vor. Kurnatowsky machte zwei Mal Besuche an Sonntagen, die übrige Zeit war er beschäftigt. Er kam eigentlich um Helene's Willen, unterhielt sich jedoch mehr mit Zoë, der er sehr gefallen hatte. — »Das ist ein Mann,« dachte die bei sich, wenn sie sein gebräuntes und männliches Gesicht betrachtete und seine Reden voll Selbstgefühl und Herablassung hörte. Nach ihrer Meinung war Niemand mit einer so wunderbaren Stimme begabt, verstand Niemand so vortrefflich: »ich habe die Ehre gehabt,« oder »ich bin sehr zufrieden« zu sagen. Inßarow hatte Stachow's nicht besucht, Helene war mit ihm jedoch insgeheim ein Mal in einem Wäldchen an der Moskwa, wohin sie ihn beschieden, zusammengekommen. Sie hatten kaum Zeit, einander einige Worte zu sagen. Schubin kehrte mit Anna Wassiljewna in die Stadt zurück; Berßenjew ein paar Tage später.

Inßarow saß in seinem Zimmer und las zum dritten Male Briefe, die ihm, aus Bulgarien mit einer »Gelegenheit« zugestellt worden waren; man hatte Bedenken getragen, sie durch die Post zu befördern. Sie

hatten ihn sehr aufgeregt. Die Ereignisse drängten sich im Orient; dies Besetzung der Fürstenthümer durch russische Truppen hatte alle Gemüther in Gährung gebracht; das Gewitter zog sich zusammen, schon wehte der Hauch eines nahen, unansbleiblichen Krieges. Rund herum war das Feuer ausgebrochen und Niemand konnte voraussehen, wohin es seinen Weg nehmen, wo es Halt machen werde; alte Uebergriffe, verführte Erwartungen — Alles ward aufgerührt. Inßarow's Herz schlug heftig, seine Hoffnungen gingen der Erfüllung entgegen. — Ist's aber nicht zu früh? ist's nicht umsonst? dachte er, die Hände zusammen pressend. — Wir sind noch nicht bereit, doch, nun hilft nichts! Ich muß hin.

Ein leichtes Geräusch ließ sich hinter der Thür hören, sie ward rasch ausgerissen — Helene trat in's Zimmer.

Inßarow erbebte am ganzen Leibe, er stürzte ihr entgegen, fiel vor ihr auf die Knie, umfing sie und schmiegte seinen Kopf eng an sie an.

— Du erwartetest mich nicht? sagte sie, fast außer Athem. (Sie war die Treppe im Laufe hinangestiegen.) — Geliebter! Geliebter! Sie legte ihre Hände aus seinen Kopf und warf einen Blick umher. — Hier also wohnst Du? Ich habe Dich bald aufgefunden. Die Tochter Deines Wirthes hat mich hierher geleitet. Vorgestern sind wir übergezogen. Ich wollte Dir schreiben, habe aber gedacht, es wird besser sein, ich komme selbst. Ich bin auf eine Viertelstunde zu Dir gekommen. Stehe auf, schließe die Thür.

Er stand auf, schloß behende die Thür, kehrte zu ihr zurück und faßte ihre Hände. Er konnte nicht sprechen: Freude preßte ihm die Brust zusammen. Lächelnd blickte sie in seine Augen . . . es lag so viel Glück in denselben . . . Sie fühlte sich beschämt.

— Warte, sagte sie, ihre Hände freundlich zurückziehend, — laß mich meinen Hut ablegen.

Sie löste die Bänder am Hute, warf ihn bei Seite, legte die Mantille ab, ordnete ihr Haar und setzte sich auf den kleinen, alten Divan.

Inßarow rührte sich nicht und betrachtete sie wie bezaubert.

— So setze Dich doch, sagte sie, ohne ihn anzusehen und auf den Platz neben sich deutend.

Inßarow ließ sich nieder, doch nicht auf den Divan, sondern auf den Fußboden, zu ihren Füßen.

— Da, ziehe mir die Handschuhe von den Fingern, sagte sie mit unsicherer Stimme. Ihr wurde Angst.

Er knöpfte zuvor den einen Handschuh auf und preßte nun heftig seine Lippen an die entblößte weiße, zarte Oberhand.

Helene wollte ihn mit der anderen Hand von sich abhalten, er begann auch diese zu küssen. Helene zog sie an sich, er warf den Kopf zurück, sie blickte ihm ins Gesicht, beugte sich vor . . . und ihre Lippen schlossen sich aneinander . . .

Eine Weile darauf riß sie sich los, sprang auf, sagte leise: — Nein, nein, und trat rasch an den Schreibtisch.

— Ich bin ja hier Frau im Hause, Du darfst vor mir keine Geheimnisse haben, sagte sie, indem sie sich bemühte, gleichgültig zu scheinen und ihm den Rücken zuzuwenden. — Welche Menge Papier! Was für Briefe sind das?

Inßarow machte ein ernstes Gesicht. — Diese Briefe? sagte er, sich erhebend. — Du kannst sie lesen.

Helene drehte sie in den Händen umher. — Es sind ihrer so viele und so fein geschrieben, und ich muß gleich fort . . . Sie mögen liegen bleiben! Es steckt keine Nebenbuhlerin dahinter? . . . Das ist ja auch nicht russisch, setzte sie hinzu; die feinen Blätter durchfliegend.

Inßarow näherte sich ihr und umfaßte sie. Sie wandte sich rasch um, lächelte ihn heiter an und schmiegte sich an seine Schulter.

— Das sind Briefe aus Bulgarien, Helene; die Freunde schreiben mir, ich solle zu ihnen kommen.

— Jetzt? Dahin?

— Ja . . . jetzt. So lange es noch Zeit ist, so lange man noch hinreisen kann.

Sie warf plötzlich ihre Arme um seinen Hals. — Du nimmst mich doch mit?

Er drückte sie an seine Brust. — »O mein liebes Mädchen, o mein Heldenherz, wie Du das gesagt hast! Ist's aber nicht Wahnsinn von mir, dem Obdachlosen, Alleinstehenden, Dich mit mir zu ziehen . . . Und wohin gar!

Sie hielt ihm den Mund zu. — Pst . . . sonst werde ich böse und komme nie mehr zu Dir. Ist denn nicht Alles zwischen uns abgeschlossen, abgemacht? Bin ich denn nicht Dein Weib? Verläßt denn das Weib seinen Mann?

— Weiber ziehen nicht in den Krieg, sagte er mit halbtraurigem Lächeln.

— Ja, wenn sie zurückbleiben können. Kann ich denn hier bleiben?

— Helene, Du bist ein Engel! . . . Bedenke aber, ich werde vielleicht . . . in zwei Wochen Moskau verlassen müssen. Ich darf nicht mehr an die Vorlesungen in der Universität, nicht mehr an die Beendigung der Arbeit denken.

— Was thut es denn? unterbrach ihn Helene. — Du sollst bald reisen? Ja, willst Du's, ich bleibe jetzt schon, sogleich, in diesem Augenblick bei Dir, für immer bei Dir, kehre nicht nach Hause zurück, willst Du‘s? Wir wollen gleich fort, willst Du?

Inßarow preßte sie mit verdoppelter Kraft in seine Arme. — So möge Gott mich strafen, rief er aus, — wenn ich eine böse That begehe! Von diesem Tage an sind wir auf ewig vereint!

— Ich soll bleiben? fragte Helene.

— Nein, Du mein reines Mädchen; nein, Du mein Schatz. Du sollst heute nach Hause zurück, sei aber bereit. Auf ein Mal läßt sich die Sache nicht machen; es muß Alles reiflich erwogen werden. Dazu ist Geld, sind Pässe, nöthig . . .

— Geld habe ich, unterbrach ihn Helene, — achtzig Rubel.

— Nun, das ist nicht viel, bemerkte Inßarow, — kann aber auch gebraucht werden.

— Ich kann aber einiges bekommen, aufnehmen, will die Mutter bitten . . . Nein, ich will sie um nichts bitten . . . Ich kann aber meine Uhr verkaufen . . . Ich habe Ohrgehänge, zwei Armbänder . . .

Spitzen.

— Es handelt sich nicht um Geld, Helene; aber den Paß, einen Paß für Dich, wie machen wir das?

— Ja, wie machen wir das? Ein Paß ist durchaus nöthig,

— Durchaus,

Helene lächelte.

— Was mir jetzt einfällt! Ich war noch ein kleines Mädchen, ich erinnere mich . . . Ein Stubenmädchen lief uns davon. Es wurde wieder eingefangen, man vergab ihm und es lebte nachher lange bei uns . . . man nannte es aber immerfort »Tatjana« die Entlaufene«. Habe ich doch damals nicht gedacht, daß auch ich dereinst vielleicht, wie Jene, eine Entlaufene sein werde.

— Helene« schäme Dich doch!

— Was denn? Freilich, es ist besser mit einem Passe zu reisen. Wenn es aber nicht angeht . . .

— Wir werden das Alles in Ordnung bringen, warte nur, sagte Inßarow. — Ich muß mich zuerst zurecht finden, darüber nachdenken. Wir wollen Alles mit einander besprechen, wie sich's gebührt. Geld hätte ich auch.

Helene strich ihm mit der Hand das Haar von der Stirn. — O, Dmitri! Welch, eine Freude wird's sein, mit einander zu reisen!

— Ja, sagte Inßarow, — aber dort« wohin wir reisen . . .

— Nun? unterbrach ihn Helene, — wird es denn nicht auch eine Freude sein, mit einander zu sterben? Doch nein, weshalb denn sterben? Wir wollen leben, wir sind jung. Wie alt bist Du? Sechsundzwanzig?

— Sechsundzwanzig.

— Ich bin zwanzig. Noch viel Zeit liegt vor uns. Ah! Du wolltest mir davonlaufen? Du brauchst die russische Liebe nicht, Bulgare! Nun sieh zu, wie Du mich los wirst. Was wäre aber aus uns geworden, wenn ich damals nicht zu Dir gekommen wäre!

— Helene, Du weißt, was mich bewog, fortzugehen.

— Ich weiß es, Du hattest Dich verliebt und erschrakst. Hast Du denn aber keine Ahnung gehabt, daß Du wiedergeliebt wurdest?

— Auf meine Ehre schwöre ich es, nein, Helene.

Sie gab ihm rasch und plötzlich einen Kuß. — Dafür eben habe ich Dich lieb. Jetzt aber lebe wohl.

— Du kannst nicht länger bleiben? fragte Inßarow.

— Nein, mein Geliebter. Glaubst Du, es war mir leicht, allein aus dem Hause zu gehen? Die Viertelstunde ist längst vorüber. Sie legte Mantille und Hut an. — Komm morgen Abend zu uns. Doch nein, übermorgen. Es wird dort gezwungen und langweilig sein, dabei ist nichts zu machen: wenigstens werden wir einander sehen. Lebe wohl. Laß mich doch. Er umschlang sie noch zum letzten Male. — O! gieb Acht! Du hast meine Kette zerbrochen. O, Du mein Unbeholfener! Nun, das ist nichts. Um so besser. Ich werde auf die Schmiedebrücke gehen und sie zum Ausbessern geben. Wenn man mich fragt, sage ich, daß ich auf der Schmiedebrücke gewesen bin. Sie faßte den Griff an der Thür. — Ja, ich vergaß, Dir zu sagen: Herr Kurnatowsky wird mir

wahrscheinlich nächstens einen Antrag machen. Ich werde ihm aber so antworten. Sie hielt den Daumen der linken Hand an die Spitze der Nase und spielte mit den übrigen Fingern in der Luft. — Leb' wohl. Auf Wiedersehen. Jetzt kenne ich den Weg . . . Du aber verliere keine Zeit . . .

Helene machte die Thür ein wenig auf, wandte sich zurück nach Inßarow, nickte ihm mit dem Kopfe zu und schlüpfte zum Zimmer hinaus.

Einen Augenblick blieb Inßarow gleichfalls lauschend an der geschlossenen Thür stehen. Die Thür unten auf den Hof hinaus wurde zugeworfen. Er trat an den Divan, setzte sich und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Er hatte sich niemals in ähnlicher Lage befunden. — Wodurch habe ich eine solche Liebe verdient? dachte er. — Ist's nicht ein Traum?

Ein leichter Duft von Reseda, den Helene in seinem ärmlichen, finsteren Stübchen zurückgelassen, erinnerte ihn an ihren Besuch. Zugleich mit dem Dufte schienen in der Luft des Gemaches der Klang der jugendlichen Stimme, das Geräusch des leichten, jugendlichen Schrittes und die Wärme und Frische des jugendlichen, jungfräulichen Körpers zurückgeblieben zu sein.

XXIV.

Inßarow beschloß, genauere Nachrichten abzuwarten, machte aber inzwischen Vorbereitungen zur Abreise. Die Sache war sehr schwierig. Für ihn persönlich gab es keine Hindernisse, er konnte sich einen Paß verschaffen, — was aber war für Helene zu thun? Auf gesetzlichem Wege war es unmöglich, ihr einen Paß zu verschaffen. — Eine heimliche Heirath und darauf sich den Eltern vorstellen . . . Sie werden uns dann ziehen lassen, dachte er. — Wenn aber nicht? Wir fahren doch fort. Wenn sie aber gegen uns Klage führen . . . wenn . . . Nein, besser ist‘s sich irgendwie einen Paß zu verschaffen.

Er beschloß (natürlich ohne Jemand bei Namen zu nennen), einen ihm bekannten verabschiedeten oder abgesetzten Procureur, einen in allen geheimen Angelegenheiten erfahrenen Schlaukopf, um Rath zu fragen. Dieser ehrenwerthe Mann wohnte nicht in der Nähe; eine ganze Stunde schleppte Inßarow sich in einer elenden Droschke, fand ihn nicht einmal zu Hause und ward auf dem Rückwege von einem plötzlichen Regenguß völlig durchnäßt. Am folgenden Tage, ungeachtet eines ziemlich heftigen Kopfschmerzes, machte er sich nochmals zum verabschiedeten Procureur auf. Der Procureur hörte ihn aufmerksam an, schnupfte dabei aus einer Tabaksdose, deren Deckel mit dem Bilde einer vollbrüstigen Nymphe geziert war und betrachtete seinen Gast mit seinen kleinen schlauen, tabaksfarbenen Augen von der Seite; er hörte ihn bis zu Ende an und verlangte eine »eingehendere Darstellung der factischen Belege«; als er jedoch bemerkte, daß Inßarow es vermied, die Einzelheiten zu berühren (er war ohnehin nur ungern zu ihm gefahren), beschränkte er sich darauf, ihm den Rath zu ertheilen, sich vor Allem mit »Moneten« zu versehen« und bat ihn ein anderes Mal vorzusprechen. — Sobald Sie, setzte er hinzu, eine Prise über der offen gehaltenen Dose einziehend, — eine Zunahme von Vertrauen und eine Abnahme von Mißtrauen verspüren werden. Bezüglich des Passes, fuhr er fort und gleichsam vor sich hin, — das ist ein Werk menschlicher Hände; Sie reisen, will ich sagen, wer kann wissen, ob Sie eine Maria Bredichin sind oder eine Karoline Vogelmeier? Inßarow empfand eine Anwandlung von Ekel, dankte indessen dem Procureur und versprach, nächstens wiederzukommen.

Denselben Abend fuhr er zu Stachow's. Anna Wassiljewna empfing ihn freundlich, machte ihm Vorwürfe, daß er sie gänzlich vergessen habe, und da sie ihn bleich fand, erkundigte sie sich nach seinem Befinden; Nikolai Artemjewitsch sprach kein Wort mit ihm und betrachtete ihn blos mit nachdenklich nachlässiger Neugier; Schubin benahm sich kalt gegen ihn; Helene aber setzte ihn in Erstaunen. Sie hatte ihn erwartet, hatte für ihn dasselbe Kleid angelegt, welches sie am Tage ihrer ersten Zusammenkunft in der Capelle angehabt hatte; sie begegnete ihm jedoch so ruhig, war so liebenswürdig und sorglos heiter, daß Niemand, der sie sah, hätte glauben können, das Schicksal dieses jungen Mädchens wäre bereits entschieden und nur die innere Ueberzeugung beglückter Liebe verleihe ihren Zügen Leben, ihren Bewegungen Leichtigkeit und Reiz. Sie machte statt Zoë's den Thee, scherzte und plauderte; sie wußte, daß Schubin sie beobachte, daß Inßarow keine Maske anzulegen vermöge, sich nicht gleichgültig zu stellen im Stande sei, und hatte sich auf Alles zum Voraus gefaßt gemacht. Sie hatte sich nicht geirrt: Schubin verwandte kein Auge von ihr, Inßarow war sehr schweigsam und finster im Verlaufe des ganzen Abends. Helene fühlte sich so glücklich, daß sie die Lust anwandelte, ihn zu necken.

— Nun, wie steht es? fragte sie ihn plötzlich: — schreitet Ihr Plan vorwärts? Inßarow wurde verwirrt.

— Welcher Plan? fragte er.

— Sie haben es vergessen? erwiederte sie, ihm ins Gesicht lachend; er allein war im Stande, die Bedeutung dieses glücklichen Lachens zu fassen: — Ihre bulgarische Chrestomatie für Russen?

— *Quelle bourde*! murmelte Nikolai Artemjewitsch durch die Zähne.

Zoë setzte sich ans Clavier. Helene zuckte kaum merklich die Schultern und wies mit dem Blicke Inßarow nach der Thür, als wolle sie ihn entlassen. Darauf berührte sie zwei Mal langsam den Tisch und blickte ihn an. Er begriff, daß sie ihm in zwei Tagen eine Zusammenkunft bestimme und sie lächelte rasch, als sie bemerkte, daß er sie verstanden hatte. Inßarow erhob sich und nahm Abschied: er fühlte sich nicht wohl. Kurnatowsky trat ins Zimmer, Nikolai Artemjewitsch sprang auf, erhob den rechten Arm hoch über den Kopf und ließ sanft seine Hand in die des Obersecretairs herab. Inßarow blieb noch einige Minuten, um seinen Nebenbuhler sich

anzusehen. Helene machte insgeheim eine schelmische Bewegung mit dem Kopfe, der Hausherr fand es nicht nöthig, die Herren einander vorzustellen und Inßarow verließ nun das Zimmer, nachdem er noch zum letzten Male einen Blick mit Helene getauscht. Schubin schien mit sich zu Rathe zu gehen und ließ sich plötzlich mit Kurnatowsky in einen hitzigen Wortstreit über eine juridische Frage ein, von der er gar nichts verstand.

Inßarow schlief die ganze Nacht hindurch nicht und fühlte sich gegen Morgen schlecht; er brachte indessen doch seine Papiere in Ordnung und schrieb Briefe, sein Kopf war schwer und wüst. Gegen Mittag fühlte er Hitze: er konnte nichts essen. Gegen Abend steigerte sich die Hitze, es stellte sich Reißen in allen Gliedern und heftiger Kopfschmerz ein. Inßarow legte sich auf denselben kleinen Divan hin, wo vor Kurzem noch Helene gesessen, und dachte: — »Es geschieht mir recht, warum schleppte ich mich zu jenem alten Schufte,« und versuchte einzuschlafen . . . Schon hatte ihn die Krankheit erfaßt. Heftig pochte es in seinen Adern, in Fieberhitze glühte das Blut, gleich Vögeln schwirrten die Gedanken in seinem Kopfe. Er verlor das Bewußtsein. Wie zerschlagen lag er auf dem Rücken und plötzlich kam es ihm vor, als lache und flüstere Jemand leise über ihm; mit Mühe schlug er die Augen auf, der Schein des angebrannten Lichtes fuhr wie eine schneidende Klinge durch dieselben . . . Was ist dass der alte Procureur steht vor ihm in einem Schlafrocke aus Tarmalamm mit einem seidenen Tuche umgürtet, so wie er ihn Tags zuvor gesehen hatte . . . — Karoline Vogelmeier, murmelt der zahnlose Mund. Inßarow starrt ihn an, der Alte dehnt sich, schwillt, wächst, schon ist er kein Mensch mehr, sondern ein Baum . . . Inßarow ist gezwungen, die schrägen Aeste hinaufzuklettern. Er klammert sich fest an ihnen und fällt mit der Brust auf einen scharfen Stein, und Karoline Vogelmeier hockt dort, wie ein Hökerweib und lallt: — »Kuchen, Kuchen, Kuchen,« und dort fließt Blut, Säbel blitzen — ganz unerträglich . . . und alles verschwindet in einem dunkelrothen Wirbel.

XXV.

— Es ist Einer zu Ihnen gekommen, muß wohl ein Schlosser sein, der Kerl, meldete den folgenden Abend der Diener Berßenjew's seinem Herrn; ein Mensch, der sich durch strenges Benehmen gegen seinen Herrn und skeptische Geistesrichtung auszeichnete, — er will Sie sprechen.

— Laß ihn herein, sagte Berßenjew.

Der »Schlosser« trat« herein. Berßenjew erkannte in ihm den Schneider, den Zimmervermiether, bei dem Inßarow wohnte.

— Was giebt's? fragte er ihm.

— Ich bin zu Euer Gnaden gekommen, begann der Schneider, langsam einen Fuß vor den anderen setzend und von Zeit zu Zeit Bewegungen mit der rechten Hand machend, deren zwei letzte Finger den Aufschlag seines Aermels zusammenhielten . . . — Unser Einwohner ist, wer weiß, was ihm fehlt, sehr krank.

— Inßarow?

— Ganz richtig, unser Einwohner. Wer weiß, was ihm fehlt, er war gestern Morgens noch auf den Beinen, Abends hat er zu trinken gefordert, meine Alte hat ihm Wasser gebracht und Nachts hat er angefangen zu faseln, wir haben es hören können, weil es nur eine Bretterwand ist; heute Morgen ist er schon ganz ohne Sprache, liegt ausgestreckt und brennt wie das Feuer, daß sich Gott erbarme! Da habe ich gedacht, wer kann wissen, was ihm, fehlt, vielleicht stirbt er noch, ehe man sich's versieht; auf die Polizei, dachte ich, will ich gehen, es melden, der Mensch ist ja ganz allein; da sagt mir meine Alte: »Geh Du zu jenem Herrn, bei dem er auf dem Lande gewohnt hat, vielleicht wird er Dir rathen, oder selbst kommen«. Darum bin ich zu Euer Gnaden gekommen, wir können nicht wissen, darum . . .

Berßenjew nahm rasch seine Mütze, drückte dem Schneider einen Rubel in die Hand und fuhr mit ihm sogleich zu Inßarow.

Er fand ihn besinnungslos, unausgekleidet auf dem Divan liegend. Das Gesicht war schrecklich verändert. Berßenjew befahl sogleich dem Schneider und dessen Frau, den Kranken auszukleiden und ins Bett zu bringen und lief selbst fort, um einen Arzt zu holen. Der Arzt verordnete Blutegel, spanische Fliege, Calomel und befahl, ihm die Ader zu öffnen, Alles zu gleicher Zeit.

— Ist er gefährlich krank? fragte Berßenjew.

— Ja, sehr, erwiederte der Arzt. — Eine heftige Lungenentzündung; Peripneumonie in vollem Gange, vielleicht auch das Gehirn afficirt, doch das Subject ist noch jung. Seine Kräfte sind jetzt aber gegen ihn gerichtet. Man hat mich spät rufen lassen, wir wollen übrigens Alles anwenden, was uns die Kunst an die Hand giebt.

Der Arzt war selbst noch ein junger Mann und glaubte an seine Kunst.

Berßenjew blieb für die Nacht da. Wirth und Wirthin erwiesen sich als gute und flinke Leute, sobald Jemand da war, der ihnen sagte, was sie zu thun hätten. Der Wundarzt kam und es begannen die medicinischen Foltern.

Gegen Morgen kam Inßarow auf einige Minuten zur Besinnung, erkannte Berßenjew und fragte: — Ich muß wohl unwohl sein? blickte mit dem stampfen und matten Staunen eines Schwerkranken umher und verlor wieder das Bewußtsein. Berßenjew begab sich nach Hause, kleidete sich um, nahm einige Bücher und kehrte in Inßarow's Wohnung zurück. Er hatte beschlossen, wenigstens für die erste Zeit, bei ihm zu bleiben. Vor das Bett hatte er einen Schirm gestellt und für sich selbst ein Plätzchen neben dem Divan eingerichtet. Der Tag verging nicht heiter und nicht schnell. Berßenjew entfernte sich nur um zu essen. Der Abend war, gekommen. Er zündete ein Licht mit einem Ubat-jour an und begann zu lesen. Alles war still rund umher. Jenseits der Scheidewand, bei den Wirthen, ließ sich zuweilen ein leises Flüstern, bald ein Gähnen oder Seufzen hören . . . Jemand nieste und wurde dafür flüsternd ausgescholten; hinter dem Schirme konnte man ein schweres, ungleiches Athemholen, von kurzem Stöhnen und unruhigem Hin - und Herwerfen des Kopfes unterbrochen, vernehmen . . . Ganz eigene Gedanken gingen Berßenjew durch den Kopf. Er befand sich in dem Zimmer eines Menschen, dessen Leben an einem Faden hing, eines Menschen, den, das wußte er, Helene liebte . . . Er erinnerte sich jener Nacht, als Schubin ihn einholte und ihm erklärte, Helene liebe ihn, Berßenjew. Und jetzt . . . — Was soll ich jetzt thun? fragte er sich. — Soll ich Helene von seiner Krankheit benachrichtigen? Soll ich noch warten? Diese Nachricht ist betrübender als jene, die ich ihr auch einst mitgetheilt habe; sonderbar, wie das Schicksal mich zwischen sie und ihn als Vermittler schiebt! . . . Er entschied, es werde besser sein, zu warten. Sein Blick

fiel auf den mit einem Haufen Papier bedeckten Tisch . . . — Wird er wohl seine Pläne ausführen? dachte Berßenjew. — Wird denn Alles zu Grunde gehen? Und es that ihm das junge erlöschende Leben leid; er gab sich das Wort, es zu retten . . .

Die Nacht war nicht gut. Der Kranke redete viel irre. Einige Male stand Berßenjew von seinem Divan auf, trat auf den Zehen ans Bett und horchte traurig auf das unverständliche Lallen. Nur ein Mal brachte Inßarow mit momentaner Deutlichkeit: — »ich will nicht, ich will nicht, Du darfst nicht,« . . . hervor. Berßenjew fuhr zusammen und warf einen Blick auf Inßarow: sein leidendes und zugleich todtenähnliches Gesicht war unbeweglich und die Arme waren schlaff ausgestreckt . . . — »Ich will nicht,« wiederholte er kaum hörbar.

Am Morgen kam der Arzt, schüttelte den Kopf und verschrieb andere Medicin. — Bis zur Krisis ist es noch lange hin, sagte er, den Hut aufsetzend.

— Und nach der Krisis? fragte Berßenjew.

— Nach der Krisis? Das Eine oder das Andere: *aut caesar, aut nihil.*

Der Arzt entfernte sich.

Berßenjew ging einige Male in der Gasse auf und ab; er mußte frische Luft schöpfen. Er kehrte zurück und nahm ein Buch vor. Raumer hatte er schon längst beendigt, jetzt beschäftigte ihn Grote. Auf einmal knurrte leise die Thür und der, wie immer, mit einem schweren Tuch bedeckte Kopf der Schneiderstochter streckte sich vorsichtig ins Zimmer herein.

— Das Fräulein ist da, das mir neulich einen Zehner gegeben hat . . .

Der Kopf der Kleinen verschwand plötzlich und statt desselben zeigte sich Helene.

Wie vom Blitze getroffen sprang Berßenjew auf; Helene rührte sich nicht, that keinen Schrei . . . Sie schien in einem Augenblicke Alles begriffen zu haben. Furchtbare Blässe bedeckte ihr Gesicht, sie trat an den Schirm, blickte hin, schlug die Hände zusammen und stand wie versteinert. Noch eine Minute, und sie wäre über Inßarow zusammengebrochen; Berßenjew hielt sie zurück. — Was machen Sie? sagte er mit zitterndem Flüstern. — Sie können ihn tödten!

Sie wankte. Er führte sie zu dem Divan und ließ sie niedersitzen.

Sie blickte in sein Gesicht, betrachtete ihn dann von Kopf bis zu Fuß und senkte den Blick zu Boden.

— Liegt er im Sterben? fragte sie so kalt und gelassen, daß Berßenjew erschrak.

— Um Gottes willen, Helene Nikolajewna, begann er, — was sagen Sie da? Er ist krank, das ist wahr . . . und ziemlich gefährlich . . . Wir wollen ihn aber retten; dafür stehe ich Ihnen.

— Er ist ohne Besinnung? fragte sie wie vorhin.

— Ja, jetzt ist er bewußtlos . . . Das ist immer der Fall im Anfange solcher Krankheiten, das hat aber nichts zu bedeuten, ich versichere Sie, nichts. Trinken Sie etwas Wasser.

Sie richtete ihren Blick auf ihn und er begriff, daß sie seine Worte nicht gehört hatte.

— Wenn er stirbt, sagte sie, immer in demselben Tone, — sterbe auch ich.

In diesem Augenblick ließ Inßarow ein leises Stöhnen hören: sie bebte zusammen, faßte sich den Kopf und machte dann die Bänder ihres Hutes auf.

— Was wollen Sie? fragte Berßenjew.

Sie gab keine Antwort.

— Was wollen Sie? fragte er nochmals.

— Ich bleibe hier.

— Wie . . . Für lange?

— Ich weiß nicht, vielleicht für den ganzen Tag, die Nacht, für immer . . . ich weiß nicht.

— Um Gottes willen, Helene Nikolajewna, kommen Sie zu sich. Ich durfte freilich durchaus nicht erwarten, Sie hier zu sehen; ich glaube jedoch . . . Sie sind nur für kurze Zeit hier. Bedenken Sie, man kann Sie zu Hause vermissen . . .

— Was thut's denn?

— Man wird Sie suchen . . . Wird Sie finden . . .

— Was thut's denn?

— Helene Nikolajewna! Sie sehen . . . Er kann Sie jetzt nicht beschützen.

Sie senkte den Kopf, wie in Gedanken verloren, drückte ihr Taschentuch an den Mund und brach plötzlich in krampfhaftes, heftiges Schluchzen aus . . . Sie sank mit dem Gesichte auf den Divan,

um ihr Schluchzen zu ersticken, ihr ganzer Körper hob sich und zuckte, wie der eines eben gefangenen Vogels.

— Helene Nikolajewna . . . um Gottes willen . . . wiederholte Berßenjew flüsternd.

— Ah? was ist das? ließ sich plötzlich Inßarow‘s Stimme hören.

Helene richtete sich auf, Berßenjew ward starr vor Schrecken . . . Einen Augenblick darauf trat er an das Bett. Inßarow‘s Kopf lag wie zuvor kraftlos aus dem Kissen;« die Augen waren geschlossen.

— Er phantasirt? fragte Helene leise.

— Es scheint, erwiederte Berßenjew, — das ist aber nichts; das kommt auch immer vor, besonders wenn . . .

— Wann wurde er krank? unterbrach ihn Helene.

— Vorgestern; seit gestern bin ich hier. Verlassen Sie sich auf mich, Helene Nikolajewna. Ich weiche nicht von hinnen; alle Mittel sollen angewandt werden. Wenn es nöthig ist, rufen wir eine Consultation zusammen.

— Er könnte sterben, wenn ich nicht hier bin, rief sie, die Hände ringend.

— Ich gebe Ihnen mein Wort. Sie jeden Tag von dem Gange der Krankheit zu unterrichten. und sollte sich wirklich Gefahr zeigen . . .

— Schwören Sie mir, Sie werden sogleich nach mir schicken, wann es auch sei, bei Tag, bei Nacht; schreiben Sie mir einen Zettel . . . Jetzt ist mir Alles gleich. Hören Sie? versprechen Sie es zu thun?

— Ich gebe Ihnen mein Wort, vor Gott.

— Schwören Sie mir’s.

— Ich schwöre es.

Sie ergriff plötzlich seine Hand und bevor er sie zurückzuziehen vermochte, hatte sie ihre Lippen an dieselbe gedrückt.

— Helene Nikolajewna . . . was beginnen Sie, stotterte er hervor.

— Nein . . . nein . . . nicht nöthig . . . ließ sich Inßarow undeutlich vernehmen und seufzte schwer auf.

Helene trat an den Schirm, hielt ihr Tuch fest in den Zähnen und warf einen langen, langen Blick auf den Kranken. Stille Thränen flossen ihre Wangen hinab.

— Helene Nikolajewna, sagte Berßenjew zu ihr, — er kann wieder zu sich kommen, kann Sie erkennen; Gott weiß, ob das gut sein wird.

Auch erwarte ich jeden Augenblick den Arzt . . .

Helene nahm ihren Hut vom Divan, setzte ihn auf und blieb stehen. Ihre Blicke schweiften traurig im Zimmer umher. Es schien, sie erinnere sich . . .

— Ich kann nicht fort, sagte sie auf einmal leise.

Berßenjew drückte ihr die Hand. — Fassen Sie Muth, sagte er, — beruhigen Sie sich; Sie überlassen ihn meiner Obhut. Noch heute Abend spreche ich bei Ihnen vor.

Helene warf einen Blick auf ihn, sagte: — O mein guter Freund! und schluchzend stürzte sie hinaus.

Berßenjew lehnte an der Thür. Ein schmerzliches und bitteres Gefühl, in welchem doch einige Erquickung lag, preßte ihm die Brust zusammen. — Mein guter Freund! dachte er und zuckte die Achsel.

— Wer ist da? hörte man Inßarow's Stimme.

Berßenjew trat zu ihm heran. — Ich bin hier, Dmitri Nikanorowitsch. Was wollen Sie? Wie fühlen Sie sich?

— Allein? fragte der Kranke.

— Allein!

— Und sie?

— Wer denn? fragte Berßenjew fast erschrocken.

Inßarow schwieg einige Minuten. Reseda, sagte er leise und seine Augen schlossen sich wieder.

XXVI.

Acht ganze Tage schwebte Inßarow zwischen Leben und Tod. Fortwährend besuchte ihn der Arzt, den als jungen Mann der Schwerkranke interessiere. Schubin hatte von Inßarow's gefährlichem Zustande gehört und ihn ein Mal besucht; Inßarow's Landsleute, Bulgaren, waren auch hingekommen; unter denselben hatte Berßenjew jene zwei sonderbaren Gestalten, die durch ihren unerwarteten Besuch auf dem Lande sein Befremden erregt hatten, wiedererkannt; Alle bezeigten aufrichtige Theilnahme, Einige machten Berßenjew den Vorschlag, ihn am Bette des Kranken abzulösen; er ging aber, seines Helene gegebenen Versprechens eingedenk, nicht darauf ein. Er sah sie jeden Tag und theilte ihr — zuweilen mündlich, zuweilen durch kleine Zettel — alle Zwischenfälle im Verlaufe der Krankheit mit. Wie bebte ihr Herz, wenn sie auf ihn wartete, wenn sie ihn anhörte und befragte! Sie selbst verlangte beständig, Inßarow zu sehen; Berßenjew aber bat sie flehentlich, es nicht zu thun: Inßarow war selten allein. Den ersten Tag, als sie von seiner Krankheit hörte, wäre sie selbst fast erkrankt; kaum war sie zurückgekehrt, so hatte sie sich auf ihrem Zimmer eingeschlossen; sie wurde zum Essen gerufen und erschien im Speisesaale mit einem Gesichte, vor dem Anna Wassiljewna so sehr erschrak, daß sie sie durchaus sofort ins Bett bringen wollte. Es gelang Helene indessen, sich Gewalt anzuthun. — Wenn er stirbt, hatte sie beständig für sich gesagt, — überlebe ich ihn nicht. Dieser Gedanke hatte sie beruhigt und ihr Kraft verliehen, gleichgültig zu scheinen. Uebrigens belästigte sie Niemand besonders: Anna Wassiljewna hatte mit ihren Rheumatismen zu schaffen; Schubin hatte sich mit Wuth seiner Arbeit hingegeben; Zoë war in Schwermuth verfallen und wollte die Lectüre des *Werther* vornehmen; Nikolai Artemjewitsch war sehr unzufrieden über die häufigen Besuche des »Scholars»um so mehr, als seine »Pläne« in Betreff Kurnatowsky's sehr langsam verrückten, weil der praktische Obersecretair sich piquirt fühlte und sich aufs Warten gelegt hatte. Helene hatte Berßenjew nicht einmal gedankt: es giebt Dienstleistungen, für die es schwer fällt und man sich schämt, Dank zu sagen. Nur ein Mal, es war das vierte Mal, da sie ihn sprach (als Inßarow eine sehr schlechte Nacht gehabt und der Arzt auf eine

Consultation angespielt hatte), nur dies Mal erinnerte sie ihn an seinen Schwur. — Nun, so kommen Sie denn, sagte er zu ihr. Sie war aufgestanden und fortgegangen, sich umzukleiden. — Nein, sagte er, — warten wir noch bis morgen. Gegen Abend war es mit Inßarow besser geworden.

Acht Tage hatte diese Qual gedauert. Helene schien ruhig, konnte aber nichts essen und verbrachte die Nächte schlaflos. Ein stumpfer Schmerz lag in allen ihren Gliedern; es kam ihr vor, als ob ein trockener, heißer Dampf ihren Kopf fülle. — Unser Fräulein schwindet wie ein Licht, sagte ihr Stubenmädchen von ihr.

Endlich am neunten Tage trat eine Krise ein. Helene saß im Gastzimmer neben Anna Wassiljewna und las mechanisch derselben aus der »*Moskauer Zeitung*« vor; Berßenjew trat herein. Helene warf einen Blick auf ihn (wie flüchtig und ängstlich und scharf und besorgt war jeder erste Blick, den sie bei dessen Erscheinen aus ihn warf!) und errieth sogleich, daß er ihr eine gute Nachricht brachte. Er lächelte, nickte ihr leicht zu; sie richtete sich auf, ihm entgegen.

— Er ist zu sich gekommen, ist gerettet, in einer Woche wird er ganz gesund sein, rannte er ihr zu.

Helene streckte die Arme wie zum Schutze vor, und sagte nichts, nur ihre Lippen bebten, und Röthe ergoß sich über ihr ganzes Gesicht. Berßenjew begann mit Anna Wassiljewna zu sprechen, Helene aber ging fort aus ihr Zimmer, sank ans die Knie, betete und dankte Gott . . . Helle Freudenthränen entströmten ihren Augen. Sie empfand plötzlich eine ungewöhnliche Mattigkeit, neigte den Kopf auf das Kissen, sagte leise: — Armer Andrei Petrowitsch! und versank sogleich mit nassen Wimpern und Wangen in Schlaf. Schon lange hatte sie die Augen nicht geschlossen und schon lange nicht geweint.

XXVII.

Berßenjew's Voraussage traf nur zum Theil ein: die Gefahr war vorüber, doch kehrten Inßarow's Kräfte nur langsam zurück; der Arzt ließ Etwas von tiefer und allgemeiner Erschütterung des ganzen Organismus fallen. Indessen verließ der Kranke sein Bett und ging im Zimmer umher; Berßenjew war wieder in seine Wohnung übergezogen, doch besuchte er täglich seinen noch schwachen Freund erstattete auch wie zuvor täglich Helene Bericht über den Zustand des Genesenden. Inßarow durfte nicht an sie schreiben und machte blos, in seinen Gesprächen mit Berßenjew, flüchtige Andeutungen über sie; Berßenjew dagegen erzählte ihm mit erkünsteltem Gleichmuthe von seinen Besuchen bei Stachow's, wobei er jedoch besonders betonte, wie Helene so sehr betrübt gewesen, jetzt aber ruhiger geworden sei. Helene schrieb auch nicht an Inßarow; sie hatte etwas Anderes im Sinne.

Eines Tages, als Berßenjew ihr mit heiterem Gesichte die Nachricht gebracht hatte, daß der Arzt Inßarow erlaubt habe, eine Cotelette zu essen, und Letzterer füglich in einiger Zeit werde ausgehen dürfen, wurde sie nachdenkend und ließ den Kopf hängen . . . — Errathen Sie, was ich Ihnen sagen will? begann sie darauf. Berßenjew wurde verlegen. Er hatte sie verstanden. — Vermuthlich, entgegnete er, mit einem Blicke auf die Seite, — wollen Sie mir sagen, daß Sie ihn zu sehen wünschen. Helene wurde roth und sagte kaum hörbar: — Ja!

— Was hindert Sie daran? Das, denke ich, wird Ihnen ja leicht sein. — Pfui! dachte er, — welch' ein garstiges Gefühl hat mich beschlichen!

— Sie wollen sagen, weil ich schon ein Mal . . . sagte Helene. — Ich fürchte aber . . . er ist jetzt, wie Sie sagen, selten allein.

— Das läßt sich leicht machen, erwiederte Berßenjew, immer ohne sie anzusehen. — Ihn vorbereiten kann ich nun freilich nicht; geben Sie mir aber einen Zettel. Wer kann Ihnen verbieten, an ihn, als ihren guten Bekannten, für den Sie sich interessiren, zu schreiben? Es ist nichts Anstößiges dabei. Bestimmen Sie ihm . . . das heißt, schreiben Sie ihm, wann Sie bei ihm sein wollen.

— Ich schäme mich, sagte Helene leise.

— Geben Sie mir einen Zettel, ich will ihn hintragen.

— Das wird nicht nöthig sein, ich möchte Sie nämlich bitten . . . Sie müssen mir nicht böse werden, Andrei Petrowitsch . . . gehen Sie morgen nicht zu ihm.

Berßenjew biß sich die Lippen.

— Ah! Ja, ich verstehe, schon recht, schon recht. Er setzte noch etwas hinzu und ging rasch hinaus.

— Desto besser, desto bessert dachte er, indem er nach Hause eilte. — Nichts Neues habe ich erfahren, um so besser. Was klammere ich mich denn da an ein fremdes Nest? Ich habe mir nichts vorzuwerfen, ich habe gethan, was mein Gewissen mir gebot, jetzt ist es aber genug. Sie möge gehen! Es war kein eitles Wort, was mir mein Vater sagte: wir, mein Junge, sind keine Sybariten, keine Aristokraten, uns hat weder Geschick noch Natur verhätschelt, nicht einmal Märtyrer sind wir, — Arbeiter sind wir, gewöhnliche Arbeiter. So wirf Dir Dein Schutzfell über, Arbeiter, tritt an Deinen Werktisch, in Deiner dunkelen Werkstatt! Mag die Sonne Anderen leuchten!

Unser einsames Leben hat auch seinen Stolz und sein Glück! Am folgenden Morgen erhielt Inßarow mit der Stadtpost einen kurzen Zettel: — Erwarte mich, schrieb ihm Helene, — und laß Jeden abweisen. A. P. wird nicht kommen.

XXVIII.

Inßarow durchflog Helene's Zettel und begann sogleich sein Zimmer in Ordnung zu bringen, er bat seine Wirthin, die Arzneiflaschen fortzuschaffen, zog seinen Schlafrock aus und einen Ueberrock an. Vor Entkräftung und Freude ging ihm der Kopf in die Runde und pochte ihm das Herz. Die Knie knickten ihm zusammen; er ließ sich auf den Divan nieder und sah nach der Uhr. — Jetzt ist es drei Viertel aus Zwölf, sagte er zu sich selbst; — vor Zwölf kann sie unmöglich kommen, ich will bis dahin an etwas Anderes denken, sonst halte ich es nicht aus. Vor Zwölf kann sie unmöglich . . .

Die Thür flog auf und in leichtem, seidenem Kleide, ganz weiß, frisch, jugendlich und glücklich trat Helene herein und fiel mit schwachem Freudenruf an seine Brust.

— Du lebst, bist mein! rief sie und umfing und faßte seinen Kopf. Er verging vor Wonne, sein Athem versagte in dieser Nähe, bei diesen Berührungen, von diesem Glücke.

Sie setzte sich an seine Seite, schmiegte sich an ihn und schaute ihn mit jenem wonnigen und zärtlichen Blicke an, der nur aus den Augen eines liebenden weiblichen Wesens leuchtet.

Ihr Gesicht nahm plötzlich einen traurigen Ausdruck an.

— Wie hast Du abgenommen, mein armer Dmitri, sagte sie, seine Wangen streichelnd, — wie ist Dein Bart lang geworden!

— Auch Du hast abgenommen, meine arme Helene, entgegnete er, indem er ihre Finger mit den Lippen zu haschen versuchte.

Sie schüttelte lächelnd die Locken.

— Das hat nichts zu bedeuten. Gieb nur Acht, wie wir uns erholen werden! Ein Gewitter war über uns herausgezogen, wie an jenem Tage, als wir in der Capelle zusammentrafen, jetzt ist's vorüber. Jetzt bleiben wir leben!

Er erwiederte ihr mit einem Lächeln.

— Ach Dmitri. was für Tage. was für martervolle Tage! Wie kann man Diejenigen überleben, die man liebt? Jedes Mal wußte ich zum Voraus, was mir Andrei Petrowitsch sagen würde, wahrhaftig, meine Lebensgeister hoben sich und sanken mit den Deinigen. Sei mir wiedergegrüßt, mein Dmitri!

Er wußte nicht, was er ihr sagen sollte. Er hätte ihr zu Füßen fallen mögen.

— Was ich auch noch bemerkt habe, fuhr sie fort, indem sie ihm das Haar zurückstrich, — ich habe die ganze Zeit über Muße genug gehabt, über Vieles nachzudenken, wenn der Mensch sehr, sehr unglücklich ist . . . mit welcher stumpfsinnigen Aufmerksamkeit giebt er auf Alles Acht, was um ihn her vorgeht! Zuweilen vertiefte ich mich ganz in Betrachtung einer Fliege und fühlte dabei Erstarrung und Grauen in der Seele! Das ist aber Alles vorbei, vorbei, nicht wahr? Alles ist hell, was vor uns liegt, nicht wahr?

— Du stehst vor mir, erwiederte Inßarow, — darum ist mir's hell.

— Und mir doch auch! Erinnerst Du Dich noch, als ich bei Dir war, nicht das letzte Mal. . . nein! nicht das letzte Mal« wiederholte sie unwillkürlich zusammenschauernd« — jenes Mal, als wir mit einander sprachen, ich erwähnte, weiß selbst nicht warum, des Todes; da hatte ich keine Ahnung, daß er aus der Lauer stand. Du bist aber doch jetzt gesund?

— Ich fühle mich bedeutend besser, bin fast ganz hergestellt.

— Du bist gesund, bist nicht gestorben. O wie bin ich glücklich!

Eine kurze Pause trat ein.

— Helene! sagte Inßarow.

— Was, mein Geliebter?

— Sage mir, ist Dir nicht der Gedanke gekommen, daß diese Krankheit als Strafe über uns verhängt worden sei?

Helene blickte ihn ernsthaft an.

— Diesen Gedanken habe ich wohl gehabt, Dmitri. Ich dachte aber: wofür sollte ich denn Strafe leiden? Welche Pflicht hätte ich denn übertreten? Worin denn gefehlt? Vielleicht ist mein Gewissen nicht so beschaffen, wie das Anderer, es regte sich nicht; oder vielleicht habe ich etwas gegen Dich verschuldet? Ich könnte Dir ein Hinderniß werden, Dich aufhalten . . .

— Du wirst mich nicht zurückhalten, Helene, wir werden zusammenhalten.

— Ja Dmitri, das wollen wir, ich folge Dir . . . Es ist meine Pflicht. Ich liebe Dich . . . ich kenne keine andere Pflicht.

— O Helene! rief Inßarow, — welch unzerstörbare Bande legt mir jedes Deiner Worte an!

— Warum von Banden reden? fiel sie ein. — Wir sind Beide freie Leute. Ja, fuhr sie nachdenkend, mit gesenktem Blicke fort und mit einer Hand noch immer ihm das Haar zurechtstreichelnd, — ich habe in der letzten Zeit Vieles erlebt, wovon ich niemals einen Begriff gehabt! Wenn mir Jemand vorausgesagt hätte, daß ich, das wohlerzogene Fräulein, unter allerlei erdichteten Vorwänden, allein, das Haus verlassen werde, um, wohin? . . . zu einem jungen Manne, in dessen Wohnung zu gehen . . . wie entrüstet wäre ich gewesen! Und das ist Alles geschehen, und ich fühle nicht die geringste Entrüstung. Bei Gott, es ist wahr! setzte sie hinzu, sich gegen Inßarow wendend.

Er blickte sie mit dem Ausdrucke so grenzenloser Hingebung an, daß sie sanft ihre Hand auf seine Augen herabgleiten ließ.

— Dmitri! redete sie ihn an, — Du weißt es ja nicht, ich habe Dich ja dort, auf jenem schrecklichen Lager gesehen, als Du in den Krallen des Todes Dich befandest, besinnungslos warst . . .

— Du hast mich gesehen?

— Ja.

Er schwieg. — Und Berßenjew war dabei?

Sie nickte mit dem Kopfe.

Inßarow beugte sich zu ihr. — O Helene, flüsterte er, — ich darf meinen Blick nicht zu Dir erheben.

— Weshalb? Andrei Petrowitsch ist so gut! Ich habe mich nicht vor ihm geschämt. Und worüber hätte ich mich schämen sollen? Ich will es der ganzen Welt sagen, daß ich die Deine bin! . . . Zu Andrei Petrowitsch habe ich Vertrauen wie zu einem Bruder.

— Er hat mich gerettet! rief Inßarow. — Das ist der edelste, beste der Menschen!«

— Gewiß . . . Und weißt Du wohl, ihm habe ich Alles zu verdanken? Weißt Du wohl, er war der Erste, der mir sagte, daß Du mich liebst!t Und wenn ich Alles sagen dürfte . . . Ja« gewiß, er ist der edelste Mensch.

Inßarow blickte Helene fest an. — Er ist in Dich verliebt« nicht wahr?

Helene senkte die Augen. — Er hatte mich lieb, sagte sie halblaut.

Inßarow drückte ihr stark die Hand. — O Ihr Russen, sagte er, — Ihr habt ein goldenes Herz! Und er, er hat mich gepflegt, hat die Nächte

nicht geschlafen . . . Und Du, Du, mein Engel . . . Ohne Vorwurf, ohne Wanken . . . und mir das Alles, mir . . .

— Ja, ja, Alles Dir, weil man Dich liebt. Ach Dmitri! Wie sonderbar ist es doch! Ich habe es, dünkt mich, Dir schon einmal gesagt, das ist aber gleich, ich wiederhole es gern und Dir wird es auch lieb sein zu hören . . . als ich Dich das erste Mal sah . . .

— Warum hast Du Thränen in den Augen? unterbrach sie Inßarow.

— Ich? Thränen? Sie trocknete ihre Augen mit dem Tuche. — O das Närrchen! Er weiß noch nicht, daß man auch vor Freude weint. Ich wollte Dir nur sagen, als ich Dich zum ersten Male sah, fand ich nichts Besonderes an Dir, wahrhaftig. Ich besinne mich, anfangs gefiel mir Schubin weit mehr, obgleich ich niemals Liebe für ihn gefühlt habe; was nun vollends Andrei Petrowitsch betrifft . . . o! da gab es eine Minute, wo ich dachte, wäre es nicht dieser? Du aber . . . nichts; dafür aber hast Du mir nachher . . . nachher . . . mit beiden Händen das Herz genommen!

— Habe Mitleid mit mir! sagte Inßarow. Er wollte ausstehen und fiel sogleich auf den Divan zurück.

— Was fehlt Dir? fragte Helene besorgt.

— Nichts . . . ich bin noch etwas schwach . . . Dieses Glück ist noch zu groß für meine Kräfte.

— So bleib ruhig sitzen. Bitte« nicht sich rühren, nicht aufgeregt sein, setzte sie, mit dem Finger drohend, hinzu. — Und warum hat man den Schlafrock abgelegt? Noch ist es zu früh, den Stutzer zu spielen! Ruhig gesessen, ich will Ihnen Mährchen erzählen. Man höre und schweige! Nach solcher Krankheit ist es schädlich, viel zu sprechen.

Sie begann ihm nun von Schubin, von Kurnatowsky zu erzählen und was sie in den letzten zwei Wochen erlebt hatte, und wie, nach den Zeitungen zu urtheilen, Krieg bevorstehe und, sobald er völlig hergestellt sein werde, man, ohne eine Minute zu verlieren, an die Mittel zur Abreise werde denken müssen. . . Dies Alles erzählte sie, an seiner Seite sitzend und an seine Schulter geschmiegt . . . Er hatte ihr zugehört, war bald bleich, bald roth geworden . . . einige Male hatte er sie unterbrechen wollen und plötzlich richtete er sich empor.

— Helene, sagte er in einem eigenthümlichen, scharfen Tone, — verlaß mich, gehe fort.

— Wie? fragte sie erstaunt. — Fühlst Du Dich schlecht? setzte sie lebhaft hinzu.

-— Nein . . . ich fühle mich wohl . . . aber, ich bitte Dich, verlaß mich.

— Ich verstehe Dich nicht. Du treibst mich fort? . . .

Was machst Du da? sagte sie plötzlich; er hatte sich fast bis zum Fußboden gebückt und mit seinen Lippen beinahe ihre Füße berührt. — Thue das nicht, Dmitri . . . Dmitri . . .

Er richtete sich auf.

— Dann verlasse mich!l Siehst Du, Helene, als ich erkrankte, verlor ich nicht sogleich das Bewußtsein; ich wußte, daß ich mich am Rande des Grabes befand; selbst während der Fieberhitze, des Phantasirens begriff ich, fühlte ich dunkel, daß der Tod herannahte, ich nahm Abschied vom Leben, von Dir, von Allem, jede Hoffnung hatte ich aufgegeben . . . und plötzlich dies Erwachen, dies Licht nach den Schatten, Du, . . . Du . . . neben mir, bei mir . . . Deine Stimme, Dein Hauch . . . Das übersteigt meine Kräfte! Ich fühle, daß ich Dich leidenschaftlich liebe, ich höre, Du nennst Dich selbst die Meine, ich stehe für nichts ein . . . Gehe fort!

— Dmitri . . . sagte Helene flüsternd und verbarg ihren Kopf an seiner Schulter. Sie hatte ihn jetzt erst verstanden.

— Helene, fuhr er fort, — ich liebe Dich, Du weißt es, ich bin bereit, mein Leben für Dich hinzugeben . . . warum bist Du aber jetzt zu mir gekommen, jetzt, da ich schwach, mich selbst zu beherrschen nicht im Stande bin, und all mein Blut in Wallung ist . . . Du bist mein, sagst Du . . . Du liebst mich . . .

— Dimitri, rief sie, wurde roth und schmiegte sich noch fester an ihn.

— Helene, habe Mitleid mit mir . . . gehe fort, ich fühle, ich kann sterben . . . ich kann diesem Drange nicht wiederstehen . . . meine ganze Seele strebt Dir entgegen . . . denke nur, fast hätte der Tod uns getrennt . . . und jetzt bist Du hier, in meinen Armen . . . Helene . . .

Sie bebte am ganzen Leibe. — So nimm mich hin, flüsterte sie kaum hörbar.

XXIX.

Mit finsterem Gesichte ging Nikolai Artemjewitsch in seinem Cabinete aus und nieder. Schubin saß mit übergeschlagenen Beinen am Fenster und rauchte ruhig eine Cigarre.

— So hören Sie doch, ich bitte, auf, aus einer Ecke in die andere zu spazieren, sagte er, die Asche von der Cigarre abstreifend. — Ich warte immer, Sie werden etwas sagen, folge Ihren Bewegungen . . . daß mir der Hals davon schmerzt. Dann hat auch Ihr Gang etwas Gezwungenes, Melodramatisches.

— Sie möchten immer nur Spaß treiben, entgegnete Nikolai Artemjewitsch. — Sie wollen sich nicht in meine Lage versetzen; Sie wollen nicht begreifen, daß ich mich an diese Frau gewöhnt habe, daß ich Neigung zu ihr fühle, daß ihre Abwesenheit mich quälen muß. Schon rückt der October heran, bald wird der Winter da sein . . . Was kann sie in Reval machen?

— Vermuthlich strickt sie Strümpfe . . . für sich; für sich . . . nicht für Sie.

— Lachen Sie, lachen Sie nur; ich kann Ihnen aber sagen, daß ich keine Frau kenne, die mit ihr zu vergleichen wäre. Diese Ehrlichkeit, diese Uneigennützigkeit . . .

— Hat sie den bewußten Wechsel eingetrieben? fragte Schubin.

— Diese Uneigennützigkeit, wiederholte Nikolai Artemjewitsch, die Stimme erhebend, — ist Staunen erregend. Man sagt mir, es gäbe auf der Welt eine Million anderer Frauen; ich aber sage: zeigt mir diese Million; zeigt mir diese Million, sage ich: *ces femmes . . . qu'on me les montre*! Und sie schreibt nicht einmal, das ist um den Tod zu bekommen!

— Sie sind beredt wie Pythagoras, bemerkte Schubin; — wissen Sie aber, was ich Ihnen rathen würde?

— Was denn?

— Wenn Augustine Christianowna zurückkehrt . . . verstehen Sie mich?

— Nun ja; was ist dann?

— Sobald Sie sie wiedersehen . . . Folgen Sie aber auch dem Gange meiner Rede?

— Nun ja doch, ja.

— Versuchen Sie einmal, sie durchzuprügeln; was dabei herauskäme!

Nikolai Artemjewitsch wandte sich unwillig ab.

— Und ich glaubte, er würde mir in der That einen vernünftigen Rath geben! Was hätte man aber von ihm auch erwarten können! Ein Artist, ein Mensch ohne Grundsätze . . .

— Ohne Grundsätze! Und Ihr Günstling, der Herr Kurnatowsky, der Mann von Grundsätzen, soll Ihnen, heißt es, gestern im Spiel hundert Silberrubel abgenommen haben. Das ist doch nicht delikat, Sie werden es zugeben.

— Was ist denn dabei? Es war ja kein Hazardspiel. Freilich, ich hätte erwarten dürfen. . . Man weiß ihn aber in diesem Hause so wenig zu schätzen . . .

— Daß er gedacht hat: geht's mit dem Einen nicht, geht's mit dem Anderen! ergänzte Schubin; — bekomme ich ihn zum Schwiegervater oder nicht . . . das liegt noch verdeckt in der Urne des Schicksals, hundert Rubel sind immer ein guter Bissen für Einen, der keine Sporteln nimmt.

— Schwiegervater! Was für ein Schwiegervater bin ich ihm denn? *Vous vous moquez, mon cher.* Freilich, jedes andere Mädchen wäre froh, einen solchen Bräutigam zu bekommen. Sie werden selbst gestehen, ein gewandter, gescheidter, Mensch, hat sich ohne Protection heraufgearbeitet, hat in zwei Gouvernements schweren Dienst gehabt . . .

— In dem . . .schen Gouvernement den Gouverneur an der Nase geführt, bemerkte Schubin.

— Sehr möglich. Wahrscheinlich war es so recht. Ein praktischer Mensch, bewundert . . .

— Und guter Kartenspieler, bemerkte Schubin wieder.

— Nun ja, spielt gut Karten. Aber Helene Nikolajewna . . . Wie soll man die begreifen? Ich möchte wohl wissen, wo der Mensch zu finden wäre, der es unternähme, ihre Gedanken zu ergründen? Bald ist sie heiter, bald wieder traurig; wird auf einmal so mager, daß man sie nicht ansehen möchte, und nimmt dann plötzlich wieder zu und ganz ohne sichtbaren Grund . . .

Ein Diener von nicht empfehlendem Aeußeren trat mit einer Tasse Kaffee, Rum und Zwieback auf einem Theebrett herein.

— Dem Vater gefällt der Bräutigam, fuhr Nikolai Artemjewitsch, mit einem Zwieback gesticulirend, fort, — aber was kehrt sich die Tochter daran! In jener alten patriarchalischen Zeit war das am Platze, jetzt aber haben wir das Alles umgedreht. *Nous avons changé tout ca.* Jetzt unterhält sich ein Fräulein mit wem es ihm beliebt, liest, was ihm beliebt, spaziert allein, ohne Diener, in Moskau umher, ohne weibliche Begleitung, ganz wie in Paris; so ist es jetzt Sitte. Neulich frage ich, wo ist Helene Nikolajewna? Ausgegangen, heißt es. Wohin? Man weiß es nicht. Ist das etwa . . . Ordnung?

— So nehmen Sie doch Ihre Tasse und lassen Sie den Menschen gehen, äußerte Schubin. — Sie sagen ja selbst, man solle nicht *devant les domestiques* . . . setzte er halblaut hinzu.

Der Diener sah Schubin von oben bis unten an, während Nikolai Artemjewitsch die Tasse nahm, Rum hineingoß und ein Dutzend Zwieback zusammenraffte.

— Ich wollte sagen, begann er, sobald der Diener hinausgegangen war, — daß ich in diesem Hause nichts zu bedeuten habe. Das ist Alles. Denn zu jetziger Zeit urtheilt Jeder nach dem Aeußeren: der Eine, ein hohler und dummer Mensch, tritt mit Wichtigkeit auf . . . und wird geehrt; ein Anderer, vielleicht mit Talenten begabt, welche . . . welche großen Nutzen bringen könnten, dabei aber bescheiden auftritt . . .

— Sind Sie Staatsmann, Nikolinka? fragte Schubin mit feiner Stimme.

— Hören Sie auf Possen zu reißen! rief Nikolai Artemjewitsch ärgerlich. — Sie vergessen sich! Da haben Sie einen neuen Beweis, daß ich in diesem Hause nichts bedeute, gar nichts!

— Anna Wassiljewna verbittert Ihnen wohl das Leben . . . Sie Armer! sagte Schubin, sich reckend. — Eh, Nikolai Artemjewitsch, lassen wir diese Anzüglichkeiten! Besser wäre es, Sie dächten an ein nettes Geschenk für Ihre Gemahlin. In diesen Tagen ist ihr Geburtstag und Sie wissen, wie hoch sie die geringste Aufmerksamkeit von Ihrer Seite anschlägt.

— Ja, ja, entgegnete hastig Nikolai Artemjewitsch, — ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mich daran erinnert haben. Freilich, freilich; es ist durchaus nöthig. Ich habe auch zufälliger Weise so ein Ding, ein

Fermoir, das ich neulich bei Rosenstrauch kaufte; nur weiß ich wahrhaftig nicht, ob es gut genug ist?

— Haben Sie das nicht für jene Revalenserin gekauft?

— Das heißt . . . ich nun ja . . . ich hatte die Absicht . . .

— Nun, dann ist es gewiß gut genug.

Schubin erhob sich von seinem Stuhle.

— Wohin gehen wir denn heute Abend, Pawel Jakowlewitsch, he? fragte Nikolai Artemjewitsch und blickte ihm freundlich in die Augen.

— Sie werden doch wohl in den Club fahren?

— Aber nach dem Club . . . nach dem Club!

Schubin reckte sich wieder.

— Nein, Nikolai Artemjewitsch, ich muß morgen arbeiten. Ein anderes Mal. Und er ging hinaus.

Nikolai Artemjewitsch machte ein finsteres Gesicht, ging ein paar Mal durch das Zimmer, langte aus dem Schreibepulte ein Sammetkästchen mit dem »Fermoir« hervor, betrachtete es lange und putzte daran mit einem seidenen Taschentuche. Darauf setzte er sich an den Spiegel und begann sorgfältig sein dichtes, schwarzes Haar zu kämmen, mit wichtiger Miene den Kopf bald rechts, bald links hin neigend und die Zunge gegen die Wange stemmend, ohne dabei den-Haarscheitel aus den Augen zu verlieren. Es hüstelte Jemand hinter seinem Rücken, er wandte sich um und erblickte den Diener, der ihm den Kaffee gebracht hatte.

— Was willst Du? fragte er ihn.

— Nikolai Artemjewitsch! entgegnete der Diener in etwas feierlichem Tone, — Sie sind unser Gebieter.

— Nun, was weiter?

— Nikolai Artemjewitsch, Sie haben die Gnade, es nicht für ungut zu nehmen: ich diene bei Ihnen von Kindheit an, und muß aus Diensteifer Euer Gnaden gehorsamst berichten . . .

— Was giebt es denn?

Der Diener machte eine gezwungene Bewegung.

— Euer Gnaden geruhten zu sagen, begann er, — Sie wüßten nicht, wohin Helene Nikolajewna auszugehen beliebt. Davon habe ich Kenntniß erlangt.

— Was für Unsinn schwatzest Du, Dummkopf?

— Wie es Euer Gnaden gefällt, ich habe aber das gnädige Fräulein vor zwei Tagen gesehen, als es in ein Haus zu gehen beliebte.

— Wo? was? in was für ein Haus?

— In der . . .schen Quergasse, neben der Powarskaja. Nicht weit von hier. Ich habe auch beim Hausknecht nachgefragt, was für Einwohner es hat.

Nikolai Artemjewitsch stampfte mit den Füßen.

— Schweig, Taugenichts! Wie unterstehst Du Dich? . . . Helene Nikolajewna besucht aus Mitleid Arme, und Du . . .fort, Esel!

Der erschrockene Diener rannte nach der Thür.

— Halt! schrie ihm Nikolai Artemjewitsch zu, — was, hat Dir der Hausknecht gesagt?

— Er hat ni . . . nichts gesagt. Hat gesagt, ein Stu. . . Student . . .

— Schweig, Hallunke! Wenn Du, Schurke, hörst Du, auch nur im Traume ein Wort davon gegen Jemanden . . .

— Erbarmen Sie sich, wie . . .

— Schweig! Wenn Du das geringste Wort davon . . . wenn Jemand Etwas . . . wenn ich erfahre . . . sollst Du mir auch unter der Erde keinen Platz finden! Hast Du gehört? Pack' Dich!

Der Diener verschwand.

— Mein Gott! Was bedeutet das? dachte Nikolai Artemjewitsch, als er allein geblieben war: — Was hat mir dieser Klotz gesagt? Man muß es erfahren, was für ein Haus das ist und wer darin wohnt. Ich will selbst hin. Und dahin ist es gekommen!. . . *Un laquais! Quelle humiliation*!

Und nachdem er nochmals laut: »*un laquais!*« wiederholt hatte, verschloß er den Fermoir in das Schreibpult und begab sich zu Anna Wassiljewna. Er fand sie im Bette, mit verbundener Wange. Der Anblick ihrer Leiden reizte ihn noch mehr und er hatte sie bald bis zum Weinen gebracht.

XXX.

Unterdessen war das Gewitter« das sich über dem Oriente zusammengezogen hatte, ausgebrochen. Die Türkei hatte Rußland den Krieg erklärt; die Frist, welche für den Rückzug der Truppen aus den Fürstenthümern bestimmt worden, war abgelaufen; schon war der Tag des sinopeschen Flottenbrandes nicht mehr fern. Die letzten Briefe, die Inßarow bekommen hatte, riefen ihn unverzüglich in die Heimath. Seine Gesundheit war noch immer nicht wieder hergestellt. er hustete. war schwach und hatte Anfälle fliegenden Fiebers; dennoch war er fast niemals zu Hause. Seine Seele stand in Feuer; er dachte nicht mehr an seine Krankheit. Beständig fuhr er in Moskau umher, besuchte insgeheim verschiedene Personen, war viele Nächte mit Schreiben beschäftigt und verschwand auf ganze Tage; seinen Wirth hatte er benachrichtigt, er werde die Wohnung bald verlassen und ihm sein anspruchsloses Mobiliar zum Geschenk machen. Helene ihrerseits machte gleichfalls Vorbereitungen zur Abreise. An einem unfreundlichen Abende saß sie in ihrem Stübchen, mit Säumen von Tüchern beschäftigt und lauschte mit unwillkürlicher Schwermuth dem Heulen des Windes. Ihr Kammermädchen trat herein und sagte ihm der Papa wäre in der Mama Schlafzimmer und ließe sie hinbescheiden . . . — Die Frau Mama weint, flüsterte sie Helene zu, — und der Herr Papa sind in Zorn . . .

Helene zuckte leicht mit den Achseln und trat in Anna Wassiljewna‘s Schlafzimmer. Die weichherzige Gattin Nikolai Artemjewitsch’s lag halb hingestreckt in einem Ruhesessel und roch an einem Tuche mit kölnischem Wasser; er selbst stand vor dem Kamin, den Rock bis zum Halse zugeknöpft, in hoher, steifer Halsbinde und gestärktem Kragen, durch seine Haltung etwas entfernt an irgend einen Parlamentsredner erinnernd. Mit einer oratorischen Bewegung der Hand wies er seiner Tochter einen Stuhl, und als diese, seine Bewegung nicht begreifend, ihn fragend ansah, sagte er mit Würde, doch ohne den Kopf zu wenden: — Ich bitte, nehmen Sie Platz. (Nikolai Artemjewitsch sagte zu seiner Frau immer *Sie*, zur Tochter . . . nur bei außergewöhnlichen Anlässen.) Helene setzte sich.

Anna Wassiljewna schneuzte sich unter Thränen. Nikolai Artemjewitsch steckte die Rechte in den Ausschnitt der Weste.

— Ich habe Sie rufen lassen, Helene Nikolajewna, begann er nach einigem Schweigen, — um mich mit Ihnen zu erklären, oder besser gesagt, um von Ihnen eine Erklärung zu fordern. Ich bin nicht mit Ihnen zufrieden, oder nein: das ist zu wenig gesagt; Ihr Betragen betrübt mich, beleidigt mich . . . mich und auch Ihre Mutter . . . Ihre Mutter, die Sie jetzt vor sich sehen.

Nikolai Artemjewitsch zog nur die Baßregister seiner Stimme auf. Helene sah ihn, dann ihre Mutter schweigend an und wurde bleich.

— Es gab eine Zeit. begann wieder Nikolai Artemjewitsch. — da Töchter sich nicht herausnehmen durften. auf ihre Eltern verächtlich herabzusehen. da elterliche Macht die Störrischen zittern machte. Jene Zeit ist leider vorbei; so wenigstens glauben Viele; ich versichere Sie aber, es bestehen noch Gesetze, die nicht erlauben . . . die nicht erlauben . . . mit einem Worte, es bestehen noch Gesetze. Ich bitte Sie, dieses festzuhalten: es bestehen Gesetze!

— Aber, lieber Vater . . . wandte Helene ein.

— Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen. Wir wollen uns in Gedanken in die Vergangenheit zurückversetzen. Wir haben Beide, Anna Wassiljewna und ich, unsere Pflicht erfüllt. Wir haben Beide an Ihrer Erziehung nichts gespart, weder Geld noch Mühe. Welchen Nutzen haben Sie aus all' diesen Mühen, diesen Ausgaben gezogen . . . das ist eine andere Frage; ich durfte jedoch mit Recht erwarten . . . wir Beide, Anna Wassiljewna und ich, durften mit Recht erwarten, Sie würden wenigstens jene moralischen Regeln wie ein Heiligthum bewahren, die wir . . . die wir Ihnen, als unserer einzigen Tochter . . . *que nous vous avons inculqués*, die wir Ihnen eingeflößt hatten. Wir hatten das Recht, zu erwarten, daß keinerlei neue »Ideen« dieses, so zu sagen unantastbare Heiligthum berühren werden. Und was sehen wir? Nicht von dem Ihrem Geschlechte und Ihrem Alter eigenen Leichtsinn will ich jetzt reden . . . wer aber hätte erwarten können, daß Sie sich soweit vergessen würden . . .

— Papa, sagte Helene, — ich weiß, was Sie sagen wollen . . .

— Nein, Du weißt nicht, was ich sagen will! schrie durch die Fistel Nikolai Artemjewitsch, der plötzlich aus seiner hochfahrenden parlamentarischen Haltung, der gemessenen Wichtigkeit seines

Redeflusses und den Baßton seiner Stimme herausgefallen war; — Du weißt es nicht, freches Ding!

— Um Gottes willen, Nikolas, stammelte Anna Wassiljewna, — *vous me faites mourir*.

— Sagen Sie mir nicht, *que je vous fais mourir*, Anna Wassiljewna! Sie haben noch keine Vorstellung von dem, was Sie gleich hören werden! Bereiten Sie sich aus das Schlimmste vor, ich sage es Ihnen zum Voraus!

Anna Wassiljewna ward starr vor Schrecken.

— Nein, fuhr Nikolai Artemjewitsch, zu Helene gewendet, fort, — Du weißt nicht, was ich sagen will!

— Ich habe ein Unrecht gegen Sie begangen . . . sagte sie.

— Da, endlich haben wir's!

— Ich habe ein Unrecht gegen Sie darin begangen, fuhr Helene fort, — daß ich Ihnen nicht schon längst bekannt habe . . .

— Und weißt Du wohl, unterbrach sie Nikolai Artemjewitsch, — daß ich Dich mit einem Worte vernichten kann?

Helene erhob ihre Augen auf ihn.

— Ja, meine Gnädige, mit einem Wortes Starren Sie mich nur an! (Er kreuzte die Arme über der Brust.) — Darf ich Sie wohl fragen. ob Ihnen ein gewisses Haus in der . . .schen Quergasse, unweit der Powarskaja bekannt ist? Sind Sie in jenem Hause gewesen? (Er stampfte mit dem Fuße.) — So antworte, Du Nichtswürdige, denke nicht List zu gebrauchen! Dienstboten, Dienstboten, Lakaien, mein Fräulein, *de vils laquais* haben Sie gesehen, wie Sie hineingegangen sind zu Ihrem . . .

Helene wurde feuerroth und ihre Augen glänzten.

— Ich habe keine List zu gebrauchen, sagte sie, — ja, ich bin in jenem Hause gewesen.

— Herrlich! Hören Sie, hören Sie, Anna Wassiljewna? Und Sie wissen vermuthlich, wer dort wohnt?

— Ja, ich weiß es: mein Mann . . .

— Dein . . .

— Mein Mann, wiederholte Helene. — Ich bin Dmitri Nikanorowitsch Inßarow's Gattin.

— Du? . . . bist verheirathet? . . . stammelte Anna Wassiljewna hervor.

— Ja, Mama . . . Verzeihen Sie mir. Vor zwei Wochen haben wir uns heimlich trauen lassen.

Anna Wassiljewna fiel in ihren Schlafstuhl zurück; Nikolai Artemjewitsch trat zwei Schritte zurück.

— Verheirathet! An diesen Lumpenkerl, diesen Montenegriner! Die Tochter eines Nikolai Stachow, eines alten Edelmannes, hat einen Herumstreicher, einen Plebejer geheirathet! Ohne elterlichen Segen! Und Du denkst, ich werde das dulden? ich werde nicht klagen? ich werde zulassen . . . daß Du . . . daß . . . Ins Kloster mit Dir, auf die Festung, ins Zuchthaus mit ihm! Anna Wassiljewna, haben Sie die Gefälligkeit, ihr auf der Stelle zu sagen, daß Sie sie enterben.

— Nikolai Artemjewitsch, um Gottes willen, stöhnte Anna Wassiljewna.

— Und wann, wie ist das geschehen? Wer hat Euch getraut? wo? wie? Mein Gott! Was werden jetzt unsere Bekannten, was wird die Welt sagen! Und Du, schamlose Heuchlerin, konntest nach einer solchen That unter dem elterlichen Dache bleiben! Du fürchtetest nicht . . . die Blitze des Himmels!

— Vater, sagte Helene (sie zitterte am ganzen Körper, doch war ihre Stimme fest), — es steht Ihnen frei, mit mir zu machen, was Ihnen beliebt, Sie thun mir aber Unrecht, wenn Sie mich der Schamlosigkeit und Heuchelei beschuldigen. " Ich habe Ihnen nicht . . . vor der Zeit Kummer bereiten wollen, doch hätte ich Ihnen in diesen Tagen nothgedrungen Alles sagen müssen, denn in der nächsten Woche reisen wir Beide, mein Mann und ich, von hier fort.

— Ihr reist fort? Wohin denn?

— In seine Heimath, nach Bulgarien.

— Zu den Türken! rief Anna Wassiljewna, und fiel in Ohnmacht.

Helene stürzte auf die Mutter zu.

— Fort! rief Nikolai Artemjewitsch, und faßte seine Tochter bei der Hand, — fort, Nichtswürdige!

Doch in diesem Augenblick ging die Thür des Schlafzimmers auf und es zeigte sich ein bleiches Gesicht mit leuchtenden Augen, es war Schubin.

-- Nikolai Artemjewitsch! rief er mit lauter Stimme, — Augustine Christianowna ist zurückgekehrt und läßt Sie rufen!

Nikolai Artemjewitsch wandte sich wüthend um und streckte drohend gegen Schubin die Faust aus, blieb dann einen Augenblick unschlüssig und verließ rasch das Gemach,

Helene fiel zu den Füßen ihrer Mutter nieder und umschlang deren Knie.

* *
*

Uwar Iwanowitsch lag auf seinem Bett. Ein Hemd ohne Kragen, mit großem Knopfe, umfaßte seinen fleischigen Hals, bedeckte in weiten, nachlässigen Falten seine fast weiblich geformte Brust und ließ ein großes Kreuz von Cypresseholz und ein geweihtes Säckelchen durchblicken. Eine leichte Decke verhüllte seine stämmigen Glieder. Ein Licht brannte matt auf dem Nachttische neben einer Kanne mit Kwas; zu den Füßen Uwar Iwanowitsch's, auf dessen Bett saß Schubin in Gedanken versunken.

— Ja, sagte dieser nachdenkend, — sie ist verheirathet und will davonreisen. Ihr lieber Neffe lärmte und schrie durch das ganze Haus; um es still abzumachen, hatte er sich im Schlafzimmer eingeschlossen, aber nicht blos Diener und Dienstmädchen . . . selbst die Kutscher haben Alles hören können. Auch jetzt noch ist er von rasender Tobsucht erfüllt, wäre fast über mich hergefallen und trägt sich herum mit seinem väterlichen Fluche, wie ein Bär mit seinem Klotze; doch ist das Alles nicht von Wichtigkeit. Anna Wassiljewna ist niedergeschmettert, und die Abreise der Tochter bekümmert sie bedeutend mehr, als die Heirath derselben.

Uwar Iwanowitsch machte Fingerbewegungen.

— Mutterherz, sagte er, — nun . . . und Anderes, noch?

— Ihr Neffe droht mit dem Metropoliten, fuhr Schubin fort, — mit dem Generalgouverneur, will beim Minister eine Klage einreichen, das Ende davon wird sein, daß sie doch davonfährt. Wer wird seine eigene Tochter ins Verderben stürzen! Bläht sich wie ein Hahn und läßt, doch bald die Flügel hängen!

— Sie haben kein Recht . . . bemerkte Uwar Iwanowitsch und that einen Schluck aus der Kanne.

— Wahr, wahr. Aber welch, einen Sturm von Klatschereien, Kritteleien, Gerede wird das in ganz Moskau geben! Sie hat keine Furcht davor gehabt . . . Sie setzt - sich über Dergleichen hinweg. Und fährt davon . . . und wohin? es schaudert Einen bei dem Gedanken! Ans Ende der Welt, in die Wildniß! Was harrt ihrer dort? Ich stelle sie mir vor, wie sie bei Nacht, im Schneegestöber bei dreißig Grad Kälte, aus irgend einer Fuhrmannsherberge abführt. Verläßt Heimath und Eltern, und doch begreife ich sie. Wen läßt sie hier zurück? Mit wem ist sie zusammengekommen? Mit Kurnatowsky's, mit Berßenjew's und Unsereinem, und das sind noch die Besseren. Um wen sollte sie trauern? Eines aber ist schlecht; es heißt, ihr Mann . . . hol' es der Teufel, man möchte das Wort nicht über die Lippen bringen . . . es heißt, Inßarow speie Blut; das ist fatal. Ich habe ihn neulich gesehen; welch, ein Gesicht! er könnte zu einem Brutus sitzen . . . Sie wissen, wer Brutus war, Uwar Iwanowitsch?

— Was weiß ich? Ein Mann.

— Richtig; »ein ganzer Mann« war er. Ja, ein superbes Gesicht, aber nicht gesund, gar nicht gesund.

— Um sich herumzuschlagen . . . bleibt sich gleich, brachte Uwar Iwanowitsch vor.

— Um sich herumzuschlagen, freilich; Sie drücken sich heute sehr richtig aus; um aber zu leben, bleibt sich's nicht gleich. Sie möchte aber gewiß gern mit ihm das Leben genießen.

— Nun natürlich, die Jugend! erklärte Uwar Iwanowitsch.

— Ja wohl, Jugend, Ruhmdurst und Kraft, Leben, Tod, Kampf, Sturz, Sieg, Liebe, Freiheit, Heimath . . . Schön, schön. Wir wollen es Jedem wünschen! Das ist etwas Anderes, als bis zum Halse in einem Sumpfe stecken und sich den Anschein geben, es käme uns nicht darauf an, wenn uns in der That nichts darauf ankommt. Dort aber . . . sind die Saiten gespannt, laß sie schallen durch die ganze Welt oder zerreißen!

Schubin senkte den Kopf.

— Ja, fuhr er nach einer Pause fort, — Inßarow ist ihrer werth. Doch nein, Unsinn! Es ist Niemand ihrer werth. Inßarow . . . Inßarow . . . Wozu die falsche Bescheidenheit? Ich will gern glauben, daß er ein ganzer Kerl ist, daß er für sich einstehen wird, obschon er bis jetzt dasselbe, was Unsereiner geleistet hat . . . aber sind wir denn in der

That ohne jedes Verdienst? Zum Beispiel ich, bin ich denn so ganz ohne Werth, Uwar Iwanowitsch? Wäre ich denn wirklich so ganz von der Vorsehung vernachlässigt worden? Hätte sie mir alle Fähigkeit, alles Talent versagt? Wer kann wissen, vielleicht wird Pawel Schubin's Name mit der Zeit berühmt? Da liegt auf Ihrem Tische ein kupferner Groschen. Wer weiß, vielleicht irgend einmal, in hundert Jahren, wird dieses Kupfer zu einer Statue Pawel Schubin's verschmolzen werden, die, ihm zu Ehren, eine dankbare Nachwelt errichtet?

Uwar Iwanowitsch stützte sich auf den Ellenbogen und blickte den erhitzten Künstler an.

— Das liegt noch weit im Felde, sagte er endlich, mit obligatem Fingerspiele; — es ist von Anderen die Rede, und Du . . . sprichst . . . von Dir.

— O großer Philosoph russischer Erde!t rief Schubin aus. — Jedes Ihrer Worte ist gediegenes Gold, und nicht mir . . . Ihnen muß eine Statue errichtet werden, und das übernehme ich. So wie Sie jetzt daliegen, in dieser Stellung . . . von welcher man nicht weiß, was in ihr verwaltet . . . ob Trägheit« oder Kraft? . . . ganz so will ich Sie gießen. Durch ihre gerechte Ermahnung haben Sie meiner Selbstsucht und meiner Eigenliebe einen Stoß versetzt! Ja! ja! wir wollen nicht von uns sprechen; wollen nicht großthun. Wir haben noch Niemand, wir haben keine Männer, wohin wir nur blicken.

Alles . . . entweder schofeliges, grämliches Pack, kleine Hamlets, Selbstverzehrer, oder dumpfe Nacht, unterirdisches Dunkel der Unwissenheit, oder Pflastertreter, Strohdrescher und Trommelschläger! Dann giebt es auch noch solche Leute, die sich selbst bis auf ihre geringsten Niederträchtigkeiten studirt haben, jeder ihrer Regungen den Puls fühlen und sich selbst den Bericht erstatten: das hier sind meine Gefühle, das hier sind meine Gedanken. Eine nützliche, kluge Beschäftigung! Nein, wenn es unter uns gescheidte Leute gäbe, wäre dies Mädchen nicht von uns gegangen, diese empfängliche Seele wäre nicht, wie ein Fisch im Wässer, entschlüpft. Nun, Uwar Iwanowitsch? Wann wird die Reihe an uns kommen? Wann werden bei uns die rechten Leute erscheinen?

— Gieb Zeit, erwiederte Uwar Iwanowitsch, — werden schon kommen.

— Werden schon kommen? O Mutterland!t O Schwarzerde! Du hast gesagt, sie werden schon kommen? Merken Sie sich's, dies Wort schreibe ich auf. Warum löschen Sie aber das Licht aus?

— Ich will schlafen, gute Nacht.

XXXI.

Schubin hatte nicht übertrieben. Die unerwartete Nachricht von Helene's Heirath hätte Anna Wassiljewna beinahe umgebracht. Sie mußte das Bett hüten. Nikolai Artemjewitsch hatte von ihr verlangt, sie solle ihre Tochter nicht vor sich lassen; es schien ihm dieser Vorfall geeignet, sich als unumschränkten Herrn im Hause zu zeigen, seine Macht als Oberhaupt der Familie geltend zu machen; er schrie und donnerte beständig gegen die Dienstboten, und drohte jeden Augenblick: — »Ich will Euch zeigen, wer ich bin, ich will Euch lehren . . .wartet nur!« So lange er zu Hause war, sah Anna Wassiljewna Helene nicht und begnügte sich mit der Anwesenheit Zoë's, die sich überaus dienstfertig bezeigte, dabei auch gelegentlich dachte: — Diesen Inßarow vorziehen . . . und wem?! Sobald jedoch Nikolai Artemjewitsch das Haus verließ (und das war ziemlich oft der Fall, da Augustine in der That zurückgekehrt war), kam Helene zu ihrer Mutter . . . und diese betrachtete ihre Tochter lange, mit Thränen in den Augen. Dieser schweigende Vorwurf drang tiefer in Helene's Herz, als alles Andere; es war nicht Reue, was sie in solchen Augenblicken empfand, aber doch ein der Reue nahekommendes tiefes, grenzenloses Bedauern.

— Mütterchen, liebes Mütterchen! sagte sie, ihr die Hände küssend, — was sollte ich denn thun? Es ist ja nicht meine Schuld, ich liebte ihn, ich konnte nicht anders handeln. Beschuldigen Sie das Schicksal, es hat mir einen Mann zugeführt, der Papa nicht gefällt, und der mich Ihnen entführt.

— Acht unterbrach sie Anna Wassiljewna, — erinnere mich nicht daran. Wenn ich blos daran denke, wohin Du reisen willst, preßt es mir das Herz ab!

— Liebes Mütterchen, entgegnete Helene, — möge Ihnen das wenigstens ein Trost sein, daß es ärger hätte kommen, daß ich hätte sterben können.

— Auch ohnedies hoffe ich nicht mehr, Dich wiederzusehen. Entweder wirst Du dort irgendwo unter einem Zelte Dein Leben lassen (sie dachte sich Bulgarien ungefähr wie eine sibirische Moorstepper — oder ich werde die Trennung nicht ertragen . . .

— Reden Sie nicht so, gutes Mütterchen, wir werden uns noch sehen, mit Gottes Gnade. In Bulgarien giebt es ja Städte ganz wie hier.

— Was für Städte giebt es da! Jetzt ist dort Krieg; jetzt wird dort, denke ich, überall mit Kanonen geschossen . . . Du willst bald fahren?

—Bald . . . wenn nur Papa . . . Er will eine Klage einreichen, er droht uns mit Scheidung.

Anna richtete den Blick gen Himmel.

— Nein, Lenotschka, er wird nicht klagen. Ich selbst würde niemals meine Einwilligung zu dieser Heirath gegeben haben, ich wäre lieber gestorben; was geschehen, kann aber nicht geändert werden und meiner Tochter werde ich keine Schmach anthun lassen.

So vergingen einige Tage. Endlich faßte Anna Wassiljewna ein Herz und verschloß sich eines Abends in ihrem Schlafzimmer mit ihrem Manne allein. Alles im Hause war still geworden und horchte. Anfangs war nichts zu hören; dann ertönte Nikolai Artemjewitsch's Stimme, hernach entspann sich ein Wertstreit, man vernahm Geschrei, wollte sogar Gestöhn vernommen haben . . . Schon wollte Schubin mit den Dienstmädchen und Zoë zu Hilfe eilen; der Lärm im Schlafzimmer wurde jedoch allmählich schwächer, ging in Gemurmel über und härte auf. Nur selten ließen sich schwache Anfälle von Schluchzen vernehmen . . . und auch diese hätten auf. Ein Geklirr von Schlüsseln ward vernommen, dann ein Geknarr des geöffneten Schreibpultes . . . Die Thür ging auf und Nikolai Artemjewitsch kam heraus. Er warf grimmige Blicke auf Jeden, der ihm in den Weg kam und fuhr in den Club. Anna Wassiljewna ließ Helene zu sich bescheiden, umarmte sie herzlich und sagte mit bitteren Thränen:

— Alles ist in Ordnung gebracht, er wird keinen Lärm machen und kein Hinderniß steht Dir im Wege, Du kannst reisen . . . uns verlassen.

— Sie werden erlauben, daß Dmitri hierher kommt, Ihnen zu danken? fragte Helene ihre Mutter, als diese sich etwas beruhigt hatte.

— Warte, mein Herz, ich kann den Bösen, der uns von einander trennt, noch nicht sehen. Vor der Abreise wird sich dazu noch Zeit finden.

— Vor der Abreise, wiederholte Helene betrübt.

Nikolai Artemjewitsch hatte eingewilligt, »keinen Lärm zu machen«; doch sagte Anna Wassiljewna ihrer Tochter nicht, welchen Preis er darauf gesetzt hatte. Sie sagte ihr nicht, daß sie ihm das Versprechen, alle seine Schulden zu bezahlen, gegeben und ihm sofort tausend Rubel eingehändigt hatte. Dann hatte er außerdem noch Anna Wassiljewna entschieden erklärt, er wünsche nicht mit Inßarow zusammenzutreffen und nannte ihn immer nur den Montenegriner; im Club jedoch hob er ganz ohne jeden Anlaß an, mit seinem Mitspielenden, einem Ingenieurgeneral außer Diensten, von der Heirath seiner Tochter zu sprechen. — Haben Sie gehört, warf er mit affectirter Nachlässigkeit hin, — meine Tochter hat vor lauter Gelehrsamkeit einen Studenten geheirathet. Der General sah ihn über die Brille an, brummte ein »Hm!« und fragte ihn dann, — was spielen Sie aus?

XXXII.

Der Tag der Abreise rückte unterdessen heran. November war fast vorüber und ein längerer Verzug unmöglich. Inßarow hatte schon längst alle seine Vorbereitungen beendigt und brannte vor Begierde, Moskau sobald als möglich zu verlassen. Auch der Arzt drang in ihn: — Sie müssen in ein wärmeres Klima, sagte er zu ihm, — hier können Sie nicht gesund werden. Auch Helene quälte die Ungeduld; Inßarow's Blässe und abgefallenes Aussehen machten ihr Sorge. Beim Anblicke seines veränderten Aeußeren beschlich sie oft eine unwillkürliche Furcht. Ihre Stellung im elterlichen Hause war unerträglich geworden. Die Mutter jammerte über sie, wie über eine Hingeschiedene und der Vater, behandelte sie mit verächtlicher Kälte; die bevorstehende Trennung verursachte auch ihm geheimen Kummer, er hielt es jedoch für Pflicht, als beleidigter Vater seine Gefühle, seine Schwäche geheim zu halten. Endlich äußerte Anna Wassiljewna den Wunsch, Inßarow zu sehen. Er ward in aller Stille durch die Hinterthür zu ihr eingelassen. Als er in ihr Zimmer getreten war, vermochte sie lange nicht das Wort an ihn zu richten, und konnte sich nicht einmal entschließen, ihn anzusehen; er setzte sich neben ihren Lehnstuhl und erwartete mit ruhiger Ehrfurcht ihr erstes Wort. Helene saß auch dort und hielt die Hand ihrer Mutter in der ihrigen. Endlich erhob Anna Wassiljewna die Augen und sagte: — Gott möge Ihnen vergeben, Dmitri Nikanorowitsch . . . und sie hielt inne; die Vorwürfe erstorben auf ihren Lippen. — Sie sind ja aber krank, rief sie, — Helene, er ist ja krank!

— Ich bin krank gewesen, Anna Wassiljewna, entgegnete Inßarow, — und bin auch jetzt noch nicht völlig — genesen; ich hoffe indessen, die heimathliche Luft wird meine Kräfte vollends wieder herstellen.

— Ja . . . Bulgarien! ließ Anna Wassiljewna hören und sie dachte dabei: — Mein Gott: ein Bulgare, halb todt, die Stimme wie aus einer hohlen Tonne, die Augen groß wie ein Teller, ein ganzes Skelett, der Rock als gehöre er nicht ihm, gelb wie eine Hundscamille . . . und sie, seine Frau, und sie liebt ihn . . . das muß doch ein Traum sein . . . Sie fand sich aber gleich zurecht. — Dmitri Nikanorowitsch sagte sie — Sie müssen durchaus . . . durchaus fortreisen?

— Ja, durchaus, Anna Wassiljewna.

Anna Wassiljewna blickte ihn an.

— Ach, Dmitri Nikanorowitsch, gebe Gott, daß Sie die Leiden nicht erdulden, die ich jetzt ertragen muß . . . Sie geben mir aber das Versprechen, sie zu beschützen, sie zu lieben . . . Noth werdet ihr nunmehr, so lange ich am Leben bin, nicht zu leiden haben!

Thränen erstickten ihre Stimme. Sie breitete die Arme aus, Helene und Inßarow fielen an ihre Brust.

* *
*

Der verhängnißvolle Tag war endlich gekommen. Es war abgemacht worden, daß Helene von ihren Eltern zu Hause Abschied nehmen, sich aber dann aus Inßarow's Wohnung auf den Weg machen sollte. Die Abreise war aus zwölf Uhr angesetzt. Eine Viertelstunde vor dieser Zeit stellte sich Berßenjew ein. Er vermuthete, er werde bei Inßarow dessen Landsleute, die demselben das Geleite zu geben wünschten, antreffen; sie waren aber alle schon vorher abgereist; ebenso auch die dem Leser bewußten geheimnißvollen zwei Unbekannten (sie waren bei Inßarow's Hochzeit Zeugen gewesen). Der Schneider empfing mit einem Bücklinge den »lieben Herrn«; er hatte sich vor Betrübniß, vielleicht auch vor Freude, daß die Möbel ihm verblieben, stark angetrunken. Seine Frau führte ihn bald fort. Im Zimmer war bereits Alles zurecht gelegt: ein Mantelsack, mit Schnüren zusammengebunden, lag aus dem Fußboden. Berßenjew, versank in Gedanken: viele Erinnerungen tauchten in seiner Seele auf!

Zwölf Uhr war längst vorbei und der Fuhrmann bereits mit den Pferden da, die »Neuvermählten, zeigten sich noch nicht. Endlich wurden hastige Schritte auf der Treppe laut, und Helene, von Inßarow und Schubin gefolgt, trat herein. Ihre Augen waren von Thränen roth, sie hatte ihre Mutter ohnmächtig zurückgelassen; die Trennung war sehr schwer gewesen. Schon mehr als eine Woche hatte Helene Berßenjew nicht gesehen, er war in der letzten Zeit selten zu Stachow's gekommen. Sie erwartete nicht, ihn anzutreffen. — Sie! rief sie, — ich danke Ihnen! sie warf sich ihm mit Ungestüm um den Hals; Inßarow umarmte ihn ebenfalls. Ein unbehagliches Schweigen trat ein. Was konnten diese drei Menschen einander sagen, was ging in diesen drei Herzen vor? Schubin erkannte die

Nothwendigkeit, einen Ton, lebendige Worte in diese Stille zu bringen.

— Wieder sind wir drei versammelt, begann er, — und zum letzten Male! Wir wollen uns den Fügungen des Geschickes unterwerfen, uns im Guten des Vergangenen erinnern, und mit Gott . . . ein neues Leben beginnen! »Mit Gott hinaus ins Weite,« stimmte er an und hielt inne. Er fühlte sich plötzlich verwirrt und verlegen. Eine Sünde war es, dort zu singen, wo ein Todter sich befand, und in diesem Augenblicke, in diesem Zimmer, wurde jene Vergangenheit, von der er redete, die Vergangenheit derer, die dort versammelt waren, zu Grabe getragen. Sie wurde zu Grabe getragen, wenn auch um zu neuem Leben aufzuerstehen . . . abgestorben war sie aber doch.

— Nun« Helene, sagte Inßarow, zu seiner Frau gewandt, — jetzt, denke ich, ist Alles in Ordnung. Alles bezahlt, Alles eingepackt. Nur dieser Mantelsack muß hinuntergeschleppt werden! Heda! Wirth!

Der Wirth trat mit Frau und Tochter ins Zimmer. Er hörte, etwas taumelnd, Inßarow's Befehl an, lud sich den Mantelsack auf die Schulter und lief rasch, mit den Stiefeln lärmend, die Treppe hinunter.

— Jetzt, nach russischem Brauch, müssen wir uns setzen.

Sie setzten sich: Berßenjew ließ sich auf dem kleinen Divan nieder; Helene nahm neben ihm Platz; die Wirthin mit ihrer Tochter hockten an der Schwelle nieder. Alle schwiegen, lächelten gezwungen und Niemand wußte warum. Jeden trieb's, zum Abschied ein Wörtchen zu sagen, und Jeder (Wirthin und Tochter natürlich ausgenommen, die blos die Augen weit aufrissen) fühlte, daß in solchen Augenblicken nur etwas Plattes gesagt werden könne und daß jede gediegene, oder kluge, oder auch blos herzliche Rede nicht an ihrem Platze, fast eine Unwahrheit sei, Inßarow erhob sich zuerst und bekreuzigte sich . . . »Lebe wohl, du unser Stübchen!« rief er.

Küsse wurden ausgetheilt, schallende, doch kalte Abschiedsküsse, Glückwünsche auf die Reise, halb ausgesprochene Bitten, Versprechungen, einander zu schreiben, und die letzten, halb unterdrückten Abschiedsworte . . .

Helene bestieg mit weinenden Augen den Reiseschlitten; Inßarow bedeckte ihre Füße sorgsam mit einem Teppiche; Schubin, Berßenjew, der Wirth, dessen Frau und Tochter mit dem

unausbleiblichen Tuche auf dem Kopfe, der Hausknecht, ein fremder Handwerker in gestreiftem Schlafrocke — sie standen Alle vor der Treppe, als plötzlich ein kostbarer Schlitten, mit einem raschen Traber bespannt, in den Hof fuhr und, den Schnee vom Kragen des Mantels schüttelnd, Nikolai Artemjewitsch heraussprang.

— Noch nicht fort, Gott sei Dankt rief er, und lief zu dem Reiseschlitten. — Da nimm, Helene, sagte er, sich unter das Schlittendeck vorbeugend und ein kleines Heiligenbild in Sammetfutteral aus der Rocktasche hervorlangend, — unseren elterlichen Segen noch zuletzt aus den Weg, — und er hängte ihr das Bild um den Hals. Sie brach in Thränen aus und bedeckte feine Hände mit Küssen; unterdessen holte der Kutscher aus dem Vordertheile des Schlittens eine halbe Flasche Champagner und drei Gläser hervor.

— Nun, sagte Nikolai Artemjewitsch und helle Tropfen rollten ans seinen Augen auf den Biber des Mantels, — zum Geleite . . . unsere Wünsche . . . Er goß den Champagner ein; seine Hände zitterten, der Schaum ergoß sich über den Rand und fiel aus den Schnee. Er nahm ein Glas, gab die beiden anderen Helene und Inßarow, der bereits neben ihr Platz genommen hatte. — Gott verleihe Euch . . . fing Nikolai Artemjewitsch an, und vermochte nichts weiter zu sagen . . . er stürzte sein Glas hinunter; die Anderen thaten es gleichfalls. — Jetzt solltet Ihr eigentlich, meine Herren, sagte er, zu Schubin und Berßenjew gewandt . . . doch schon trieb der Fuhrmann die Pferde an. Nikolai Artemjewitsch lief noch etwas neben dem Schlitten her. — Vergiß nicht, uns zu schreiben, sagte er mit gebrochener Stimme. Helene streckte den Kopf vor und sagte: — Leben Sie wohl, Väterchen, Andrei Petrowitsch, Pawel Jakowlewitsch, lebt Alle wohl, lebe wohl, Rußland! und sie fiel auf ihren Sitz zurück. Der Fuhrmann schwenkte die Peitsche und pfiff, die Schlittensohle knurrte, der Schlitten bog rechts zum Thore hinaus und verschwand in der Ferne.

XXXIII.

Es war ein freundlicher Apriltag. Auf der breiten Lagune, die Venedig von dem schmalen Streifen angeschwemmten Landes, Lido genannt, trennt, glitt eine spitzschnabelige Gondel, von den Stößen des über das lange Ruder sich neigenden Gondoliers gleichmäßig gewiegt, dahin. Unter dem niedrigen Deck saßen auf weichen Lederpolstern Helene und Inßarow.

Helene's Gesicht hatte sich seit dem Tage ihrer Abreise aus Moskau nicht sehr verändert; doch war der Ausdruck desselben ein anderer: er war gedankenvoller und ernster, der Blick kühner geworden. Ihr ganzer Körper war voller, das Haar schien üppiger und dichter die weiße Stirn und die frischen Wangen zu umrahmen. Nur an den Lippen wenn sie nicht gerade lächelten, verrieth ein kaum merkbarer Zug eine geheime, beständige Sorge. Der Ausdruck im Gesichte Inßarow's war dagegen derselbe geblieben, doch hatten die einzelnen Züge desselben sich auffallend verändert. Er war noch mehr abgemagert, gealtert, bleicher und zusammengefallener; er hatte einen beständigen, kurzen, trockenen Husten, die tiefliegenden Augen glänzten in eigenthümlichem Feuer. Während der Reise hatte Inßarow fast zwei Monate in Wien krank gelegen und war erst gegen Ende März mit seiner Frau in Venedig angelangt; von dort hoffte er über serbisch Zara Bulgarien zu erreichen; andere Wege waren für ihn verschlossen. Schon wüthete der Kampf an der Donau; England und Frankreich hatten Rußland den Krieg erklärt und alle slavischen Länder waren in Gährung und zum Aufstande bereit.

Die Gondel legte am inneren Ufer des Lido an. Helene und Inßarow begaben sich auf einem engen, sandigen Pfade, der mit elenden Bäumchen besetzt war (man pflanzt jedes Jahr neue und sie verdorren regelmäßig), an das äußere Ufer des Lido, ans Meer.

Sie gingen längs dem Ufer hin. Vor ihnen rollte das adriatische Meer seine trübblauen Wellen; schäumend und brausend zogen sie heran und dann wieder fort, kleine Muscheln und Trümmer von Seegras auf dem Ufersande zurücklassend.

— Welch ein trauriger Ort! bemerkte Helene. — Ich fürchte, hier ist's zu kalt für Dich; doch ich errathe, weshalb Du hierher kommen

wolltest.

— Kalt! erwiederte mit raschem, doch bitterem Lächeln Inßarow. — Ich wäre ein schöner Krieger, wenn ich die Kälte fürchtete. Hierher bin ich aber gekommen . . . ich will Dir sagen warum. Ich sehe dies Meer an und mir dünkt, meine Heimath liege mir näher. Dort ist sie ja, setzte er hinzu, die Hand nach Osten ausstreckend. — Der Wind weht auch von dort.

— Ob nicht dieser Wind das Schiff, das Du erwartest, hierher führt? sagte Helene; — sieh dort das weiße Segel, vielleicht ist dies das Schiff?

Inßarow blickte in die blaue Ferne hinaus, wo Helene hingewiesen hatte.

— Renditsch versprach in einer Woche Alles für uns zu besorgen, bemerkte er. — Auf ihn kann man sich, denke ich, verlassen . . . Hast Du's gehört, Helene, setzte er mit plötzlicher Aufregung hinzu, — man sagt, die armen dalmatischen Fischer hätten ihre Bleiplatten . . . Du weißt, die Bleigewichte zum Versenken der Netze, geopfert . . . um Kugeln daraus zu gießen! Geld haben sie nicht, sie leben nur von Fischfang; doch mit Freuden haben sie ihr Letztes hingegeben und hungern jetzt. Das ist ein Volk!

— Aufgepaßt! schrie hinter ihnen eine brutale Stimme. Ein gedämpfter Hufschlag ließ sich vernehmen, und ein österreichischer Offizier in kurzem, grauem Waffenrock und, grüner Mütze ritt an ihnen vorüber . . . Sie hatten kaum Zeit gehabt auf die Seite zu treten.

Finster blickte Inßarow ihm nach.

— Er ist nicht daran schuld, sagte Helene« — Du weißt, sie haben hier keinen anderen Ort, um ihre Pferde zuzureiten.

— Er ist nicht schuld, entgegnete Inßarow, — er hat mir aber mit seinem Schreien, mit seinem Schnurrbart, seiner Mütze, mit seinem ganzen Aeußeren das Blut in Wallung gesetzt. Kehren wir zurück.

— Wir wollen zurückkehren, Dmitri. Hier weht es überdies stark. Du hast Dich nach Deiner Krankheit in Moskau nicht in Acht genommen, dafür hast Du in Wien, büßen müssen. Jetzt mußt Du vorsichtiger sein.

Inßarow antwortete nichts, nur das frühere bittere Lächeln umspielte seine Lippen.

— Möchtest Du nicht, fuhr Helene fort, — eine Fahrt auf dem Canal grande machen? Haben wir doch, seit wir hier sind, Venedig noch nicht ordentlich gesehen. Abends wollen wir ins Theater, ich habe zwei Logenbillets. Es soll eine neue Oper gegeben werden. Wollen wir doch den heutigen Tag uns selbst widmen, Politik, Krieg, Alles aus dem Sinn schlagen und nur Eins festhalten: daß wir zusammen leben, athmen, denken, daß wir auf ewig mit einander vereint sind . . . Willst Du?

— Du willst es, Helene, entgegnete Inßarow, — folglich will auch ich es.

— Ich habe es gewußt, sagte Helene lächelnd. — So komm denn, komm.

Sie kehrten zur Gondel zurück, stiegen hinein und ließen sich langsam zum Canal grande hinüberrudern.

Wer Venedig nicht im April gesehen hat, kennt schwerlich den ganzen Reiz dieser zauberreichen Stadt. Die Lieblichkeit und Milde des Frühlings paßt zu Venedig, wie die strahlende Kraft des Sommers zum prachtvollen Genua, wie das Gold und der Purpur des Herbstes zum großen alten Rom. Wie der Frühling rührt Venedigs Schönheit und erweckt sehnsüchtiges Verlangen; sie peinigt und neckt das unerfahrene Herz, wie das Versprechen eines nahen, nicht räthselhaften, aber doch geheimnißvollen Glückes. Alles in dieser Stadt ist hell und klar, und doch wie in einen schmmmeesiißen Duft liebdurchwehter Stille gehüllt; Alles in ihr schweigt und ist freundlich; Alles trägt den Charakter der Weiblichkeit wie ihr Name, nicht umsonst führt diese Stadt allein den Namen der *Schönen.* Die Masse von Palästen und Kirchen steht leicht und zauberisch da, wie ein harmonischer Traum eines jungen Gottes; es liegt etwas Feenhaftes, etwas eigenthümlich Fesselndes in dem grünlichgrauen Glanze und dem seidenartigen Schiller der stillen Welle des Canals, im lautlosen Dahingleiten der Gondeln, in der Abwesenheit roher städtischer Laute, des Gerassels, des Geräusches, des Tumults. »Venedig stirbt, Venedig ist verödet,« sagen auch die Bewohner; vielleicht aber hat gerade dieser letzte Reiz, der Reiz des Hinwelkens ihm in der höchsten Blüthe, im Triumphe seiner Schönheit gefehlt. Wer es nicht gesehen hat, kennt es nicht; weder ein Canaletto, noch ein Guardi (geschweige neuere Maler) . . . vermögen den Silberton des Himmels, diese verschwindenden und doch scheinbar so nahen

Fernen, diesen wunderbaren Zusammenklang der schönsten Linien und verschmelzenden Farbentöne wiederzugeben. Ein Lebensmüder, mit dem Leben Zerfallener soll Venedig nicht besuchen; bitter wird es ihm sein, wie die Erinnerung an unerfüllte Träume früherer Tage; lieblich wird es dagegen Dem erscheinen, der sich gesund fühlt, in dem noch Kräfte schäumen; er trage nur sein Glück unter diesen zauberischen Himmel und wie wonnestrahlend dies Glück auch sei, Venedig wird es ihm noch mit unwelkbarem Glanze vergolden.

Die Gondel, in welcher Inßarow und Helene saßen, glitt still an der Riva del Schiavoni, am Dogenpalast, an der Piazzetta vorbei und in den Canale grande hinein. Zu beiden Seiten zogen sich Marmorpaläste hin; sie schienen langsam vorüberzugleiten und gönnten dem Blickes kaum Zeit, ihre Schönheiten zu fassen und zu unterscheiden. Helene empfand eine innige Freude, am Blau ihres Himmels stand ein dunkles Wölkchen . . . es entfernte sich: Inßarow fühlte sich an diesem Tage bedeutend besser. Sie fuhren bis an den Bogen der Rialtobrücke und kehrten dann zurück. Helene fürchtete für Inßarow die kühle Luft der Kirchen; sie erinnerte sich jedoch der Akademie Delle belle arti und hieß den Gondolier dahin rudern. Sie waren bald durch alle Edle dieser nicht großen Bilderhalle gegangen. Da sie weder Kenner, noch Dilettanten waren, hielten sie sich nicht vor jedem Bilde auf, thaten sie sich keinen Zwang an: eine anspruchslose Heiterkeit war unerwartet über sie gekommen. Auf einmal dünkte sie Alles possirlich (Kinder kennen diese Stimmung). Zum großen Aergerniß dreier anwesenden Engländer lachte Helene bis zu Thränen über den heiligen Marcus des Tintoretto, der wie ein Frosch ins Wasser vom Himmel herabspringt, um einen gemarterten Sklaven zu retten; Inßarow hingegen gerieth in Extase vor dem Rücken und den Waden jenes energischen Mannes in grünem Gewande, der im Vordergrunde der *Himmelfahrt* Tizian's steht und die Arme nach der Madonna ausstreckt; diese Madonna — eine herrliche, weibliche Gestalt, die ruhig und majestätisch zu dem Schooße des Vaters hinaufsteigt — entzückte Inßarow und Helene; ihnen gefiel auch ein strenges, heiliges Bild des alten Cimia da Conegliano. Beim Hinausgehen aus der Akademie blickten sie sich noch ein Mal nach den hinter ihnen gehenden Engländern mit langen Hasenzähnen und hängenden Backenbärten um . . . und lachten; sie sahen ihren Gondolier an und mußten über dessen kurze Jacke und

kurze Beinkleider lachen; sie sahen ein Hökerweib mit einem aufgebundenen Zopfe grauen Haares auf dem Scheitel . . . und mußten noch unbändiger lachen; endlich blickten sie einander ins Gesicht . . . und lachten wieder, und als sie nun in der Gondel saßen, drückten sie einander fest, recht fest die Hand. Sie kamen in ihren Gasthof, eilten auf ihr Zimmer und ließen sich das Essen bringen. Die heitere Stimmung verließ sie auch bei Tische nicht. Sie tranken einander zu, brachten Gesundheiten den moskauer Freunden, klatschten dem Cameriere Beifall zu einem wohlschmeckenden Gerichte Fische und verlangten durchaus lebendige Frutti di mari (kleine Weichthiere); der Cameriere machte Gesichter, scharrte mit den Füßen und schüttelte beim Hinausgehen den Kopf, wobei er ein Mal sogar seufzend: Poveretti (die Armen) hören ließ. Nach dem Essen begaben sie sich ins Theater.

Es wurde eine Verdi'sche Oper gegeben, eine im Grunde ziemlich flache Oper, die jedoch auf allen europäischen Bühnen die Runde gemacht hat und uns Rassen gut bekannt ist, die »Traviata«. Die Theatersaison war in Venedig bereits vorüber, und was von Sängern da war, ragte nicht über die Grenze der Mittelmäßigkeit hinaus, ein Jeder schrie nach Kräften. Die Rolle der Violetta führte eine Sängerin aus, die keinen Ruf hatte und, nach dem kühlen Verhalten des Publicums zu urtheilen, wenig beliebt, aber nicht ohne Talent war. Es war ein junges, nicht besonders hübsches, schwarzäugiges Mädchen mit einer nicht ganz fließenden und bereits gebrochenen Stimme. Sie war, naiv genug, ganz bunt und schlecht costümirt: ein rothes Netz umschloß ihr Haar, die Brust war in ein Kleid aus verschossenem himmelblauen Atlas gezwängt, dicke, waschlederne Handschuhe reichten ihr bis an die spitzen Ellbogen hinauf, und wie hätte sie auch, sie, die Tochter irgend eines bergamaskischen Hirten, wissen sollen, wie sich eine pariser Camelie kleidet! Auch hatte sie keine Bühnenkenntniß; es lag aber doch in ihrem Spiele viel Wahrheit und ungezierte Einfalt und ihr Gesang war von jener eigenthümlichen Leidenschaftlichkeit des Ausdruckes und des Rhythmus durchdrungen, die wir nur bei Italienern finden. Helene und Inßarow saßen zusammen in einer dunklen Loge, hart an der Bühne; die heitere Gemüthsstimmung, die in der Akademie Delle belle arti sie befallen hatte, dauerte noch immer fort. Als der Vater des unglücklichen Jünglings, der in das Netz der Verführerin gefallen

war, in erbsenfarbenem Frack und verwühlter weißer Perrücke auf der Bühne erschien, den Mund schief aufsperrte und, schon im Voraus resignirt, ausgezischt zu werden, ein dumpfes *Tremolo* vorausschickte, wären Beide fast in lautes Lachen ausgebrochen . . . Violetta's Spiel dagegen machte auf sie Eindruck.

— Diesem armen Mädchen wird fast gar kein Beifall geklatscht, sagte Helene, — und doch habe ich sie tausend Mal lieber als irgend eine selbstgefällige Berühmtheit zweiten Ranges, die blos grimassiren und die Glieder verrenken würde, um Effect hervorzubringen. Diese da scheint Ernst aus der Sache zu machen; sieh' nur sie schenkt dem Publikum gar keine Aufmerksamkeit.

Inßarow beugte sich über den Rand der Loge und blickte Violetta scharf an.

— Ja, sagte er, — sie nimmt es ernst, es riecht nach Tod.

Helene verstummte.

Der dritte Act begann.

Der Vorhang ging in die Höhe . . . Helene schrak zusammen beim Anblick des Bettes, der herabgelassenen Gardinen, der Arzneifläschchen, der Lampe mit dem Lichtschirm . . . Jüngst Vergangenes fiel ihr sein . . . »Und die Zukunft? und die Gegenwart?« fuhr es durch ihren Kopf. Wie eine Antwort auf den erkünstelten Husten der Künstlerin, ließ sich in der Lage der hohle, ungekünstelte Husten Inßarow's hören . . . Helene warf insgeheim einen Blick nach ihm und nahm sogleich eine unbesorgte, ruhige Miene an; Inßarow hatte sie verstanden, zeigte ein lächelndes Gesicht und stimmte ganz leise in den Gesang ein.

Er hörte jedoch bald auf. Violetta's Spiel wurde immer besser, immer freier. Sie hatte alles Fremdartige, alles Ueberflüssige abgeworfen und sich selbst wiedergefunden; ein seltenes, das höchste Glück für den Künstler! Sie hatte mit einem Male jene Grenze übersprungen, die zu bezeichnen unmöglich ist, hinter welcher jedoch die Schönheit thront. Das Publikum kam in Bewegung, staunte und verwandte keinen Blick. Das unschöne Mädchen mit der gebrochenen Stimme fing an auf die Zuhörer zu wirken, sie zu fesseln. Aber die Stimme der Sängerin klang jetzt nicht mehr wie gebrochen; es war Wärme und Kraft in dieselbe gekommen. »Alfredo« trat auf; der Freudenschrei Violetta's rief fast jenen Sturm hervor, der

fanatismo genannt wird und gegen welchen all unser nordisches Beifallsgeschrei nichts bedeutet . . . Ein Augenblick und das Publikum wurde mäuschenstill. Das Duett begann, diese beste Partie der Oper; in welcher es dem Componisten gelungen ist, den ganzen Schmerz leichtsinnig vergeudeter Jugendkraft und den letzten Kampf verzweifelter und ohnmächtiger Liebe auszudrücken. Hingerissen, getragen vom Sturm des allgemeinen, Beifalls, mit Blicken, die von künstlerischer Freude und wirklichen Leiden in Thränen schwammen, gab sich die, Sängerin der Brandung, die sie emporgehoben hatte, hin, ihr Gesicht hatte sich verklärt, und vor dem grauenhaften Gespenste des plötzlich herannahenden Todes, entrissen sich ihrer Brust, mit solch himmelanflehender Macht die Worte: »*Lascia mi vivere . . . morir si giovane*« (laß mich leben . . . so jung sterben!)« daß das ganze Haus von wüthendem Beifall und begeisterten Rufen erzitterte.

Es überlief Helene eiskalt. Ihre Hand suchte nach der Inßarow's, fand sie und drückte sie heftig. Er erwiederte den Druck; doch blickte weder sie ihn, noch er sie an. Jetzt war der Händedruck ein anderer, als der, den sie vor wenigen Stunden in der Gondel mit einander getauscht hatten.

Wieder durch den Canale grande kehrten sie in ihren Gasthof zurück. Die Nacht, eine helle, wilde Nacht, war bereits hereingebrochen. Dieselben Paläste kamen ihnen entgegengezogen, doch erschienen sie ihnen anders. Die vom Monde beleuchteten glänzten in weißlichem Goldschimmer, in welchem alle Einzelheiten der Ornamente und die Umrisse der Fenstereinfassungen und Balcone gleichsam verschwammen; während Alles deutlicher hervortrat an den Gebäuden, die, der leichte, gleichmäßige Schattenflor einhüllte. Die Gondeln mit ihren kleinen, rothen Lichtern, schienen noch lautloser und schneller hinzugleiten; geheimnißvoll glitzerten ihre gezackten, stählernen Schnäbel, geheimnißvoll hoben und senkten sich die Ruder in dem silbernen Glanzlichte der durchfurchten Wellen; von Zeit zu Zeit hörte man den kurzen und getragenen Ruf der Gondeliere (sie singen jetzt niemals); andere Laute wurden fast nicht vernommen. Der Gasthof, in welchem Inßarow und Helene wohnten, befand sich an der Riva dei Schiavoni; sie verließen etwas früher ihre Gondel und gingen einige Male auf dem Marcusplatze unter dem Bogengange umher, wo vor den kleinen Kaffeehäusern

eine Menge unbeschäftigter Besucher versammelt war. Mit einem geliebten Wesen in einer fremden Stadt, unter fremden Menschen zu wandeln, gewährt ein eigenthümliches Vergnügen; Alles dünkt uns schön und bemerkenswerth, Allen wünschen wir Alles Gute, Frieden und das Glück, das uns selbst beseelt. Helene konnte sich jedoch nicht mehr dem Gefühle ihres Glückes sorglos überlassen: ihr Herz, durch die jüngsten Eindrücke erschüttert, vermochte sich nicht zu beruhigen; und als sie am Dogenpalast vorüberkamen, wies Inßarow schweigend auf die Schlünde der österreichischen Kanonen, die aus dem unteren Bogengange hervorgähnten und drückte den Hut tiefer in die Stirn. Er fühlte sich ermattet und . . . nachdem sie einen letzten Blick auf die Kirche des heiligen Marcus und deren Kuppeln geworfen hatten, die im Lichte des Mondes in ihrer bläulichen Bleibekleidung wie von Phosphor leuchtend erschienen, kehrten sie in ihren Gasthof zurück.

Die Fenster ihres Zimmers gingen aus den Theil der großen Lagune hinaus, der von der Riva dei Schiavoni bis an die Giudecca reicht. Ihrem Gasthofe fast gegenüber ragten die spitzen Thürme San Giorgios empor; rechts glänzte hoch in der Luft die goldene Kugel der Dogana . . . und prangte geschmückt wie eine Braut, das Meisterwerk Palladio's, die Kirche del Redentore; links ragte ein dunkles Gewirre von Masten, Raen und Dampfschiffschornsteinen empor; hin und wieder hingen, gleich riesigen Flügeln, halbgereffte Segel und Wimpel, kaum vom Winde bewegt, herab. Inßarow setzte sich ans Fenster, Helene gönnte ihm aber nicht lange den Genuß der Aussicht; es stellte sich bei ihm plötzlich Hitze und ermattende Schwäche ein. Sie brachte ihn zu Bett und nachdem sie gewartet hatte, bis er in Schlaf versunken war, kehrte sie leise ans Fenster zurück. O wie still und lieblich war die Nacht, welch' eine selige Milde wogte in dieser blauen Luft, wie mußten alle Leiden, alle Schmerzen verstummen und verschwinden unter diesem hellen Himmel, unter diesen heiligen, keuschen Strahlen! — O Gott! dachte Helene, — warum giebt es einen Tod, warum Trennung, warum Krankheit und Thränen? oder warum diese Schönheit, dieses beseligende Hoffen, warum das beruhigende Bewußtsein einer sicheren Zufluchtsstätte, eines untrüglichen Schutzes, unsterblichen Beistandes? Was sollen dieser lächelnde, segenspendende Himmel, diese beglückte, ruhende Erde? Ist denn Alles dies nur in uns, und außerhalb uns nur ewige Kälte und ewiges

Schweigen? Sind wir denn allein . . . allein . . . und dort rund herum, in allen jenen unergründlichen Fernen und Tiefen . . . wäre Alles, Alles uns fremd? Warum denn aber jener Durst und jene Freude des Gebetes? (»*Morir si giovane* . . .« klang, es in ihren Ohren.) Läßt sich's denn nicht erflehen, abwenden, retten . . . O Gott, mein Gott! darf ich denn nicht an ein Wunder glauben? Sie legte den Kopf auf die gefalteten Hände. — Genug? flüsterte sie. — Wäre es wirklich schon genug! Ich bin glücklich gewesen, nicht einige Augenblicke nur, nicht Stunden, auch nicht ganze Tage . . . nein, Wochen hindurch bin ich es gewesen. Und mit welchem Rechte? Es faßte sie ein Schauer vor dem eigenen Glück. — Wenn's aber nicht sein kann? dachte sie. — Wenn's nicht umsonst geboten wird? Es war ein Himmel . . . und wir sind nur irdische Geschöpfe, Menschen, arme sündhafte Menschen . . . *Morir si giovane* . . . O düsteres Gespenst, hebe Dich hinweg! Nicht für mich allein muß er leben!

— Wenn's aber . . . eine Strafe wäre, dachte sie dann weiter, — wenn wir jetzt vollen Ersatz zu leisten hätten für unsere Schuld? Mein Gewissen schwieg, es schweigt auch jetzt, ist das aber ein Beweis der Schuldlosigkeit? Oh Gott, haben wir uns denn so sehr vergangen! Wolltest Du, der diese Nacht, diesen Himmel erschaffen, uns dafür strafen, daß wir einander geliebt haben? Und ist es so, ist er schuldig, bin ich schuldig, setzte sie in plötzlicher Aufwallung hinzu, — dann laß ihn, o Gott, dann laß uns Beide, wenigstens eines ehrenvollen Todes . . . dort, auf den Gefilden seiner Heimath sterben, nicht hier in diesem dumpfen Zimmer.

— Aber der Schmerz einer armen, vereinsamten Mutter? fragte sie sich, und fand keine Antwort. Helene wußte nicht, daß das Glück jedes Menschen im Unglücke Anderer begründet ist, daß sein Vortheil, sein Behagen, gleich wie die Statue eines Piedestals, des Nachtheils und des Unbehagens Anderer bedürfen. »Renditsch!« murmelte Inßarow im Schlafe.

Helene trat auf den Zehen zu ihm, beugte sich über ihn und trocknete den Schweiß von seinem Gesicht. Er warf sich einige Augenblicke auf dem Kissen hin und her und wurde dann ruhig.

Sie trat von Neuem an's Fenster und verfiel wieder in Gedanken. Sie versuchte, sich selbst zu beruhigen, sich einzureden, daß kein Grund zu Befürchtungen vorhanden sei. Sie begann sogar sich ihrer

Muthlosigkeit zu schämen. — Wo wäre denn die Gefahr und ist ihm denn nicht besser, sagte sie vor sich hin. — Wären wir heute nicht im Theater gewesen, so kämen mir all' diese Gedanken nicht in den Kopf. In diesem Augenblicke wurde sie hoch über dem Wasser eine weiße Möve gewahr; ein Fischer vermuthlich hatte das Thier aufgeschreckt und nun flog es mit ungleichem Flügelschlage, als suchte es einen Ort, um sich niederzulassen. — Kommt die Möve hierher geflogen, dachte Helene, — so ist's ein gutes Vorzeichen . . . Die Möve kreiste an einer Stelle herum, zog die Flügel ein — und ließ sich, wie angeschossen, mit kläglichem Schrei weit hinter einem dunkelen Schiffe nieder. Helene fuhr zusammen, und schämte sich gleich darauf dieser Regung; ohne sich auszukleiden, legte sie sich halb auf's Bett neben Inßarow, der schwer und kurz Athem holte.

XXXIV.

Inßarow erwachte spät, mit dumpfem Schmerze im Kopfe und einem Gefühle von häßlicher Schwäche — so nannte er es — im ganzen Leibe. Er stand aber doch auf.

— Renditsch ist nicht gekommen? war seine erste Frage.

— Noch nicht, erwiederte Helene und reichte ihm die neueste Nummer des »Osservatore Triestino« hin, worin Vieles über den Krieg, die slavischen Länder und die Fürstenthümer enthalten war. Inßarow nahm das Blatt vor, während sie Kaffee für ihn zu bereiten begann. Es klopfte Jemand an die Thür.

— Renditsch! dachten Beide, doch der Klopfende fragte in russischer Sprache: — Ist's erlaubt? Helene und Inßarow sahen einander befremdet an, und ohne ihre Antwort abzuwarten, trat ein elegant gekleideter Herr, mit kleinem, spitzem Gesichte und frechem Blicke herein. Er war ganz freudestrahlend, als wenn er eine große Summe gewonnen, oder eine angenehme Nachricht bekommen hätte.

Inßarow richtete sich etwas in feinem Stuhle empor.

— Sie erkennen mich nicht, redete ihn der Unbekannte an, indem er ungenirt zu ihm hintrat und Helene artig begrüßte. — Lupojarow, erinnern Sie sich, wir haben uns in Moskau bei E . . . s gesehen.

— Ja so, bei E. . . s, sagte Inßarow.

— Ja wohl, ja wohl! Ich bitte Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin vorzustellen. Madame, ich habe immer die größte Achtung vor Dmitri Wassiljewitsch . . . (er verbesserte sich): vor Nikanor Wassiljewitsch gehabt, und bin außerordentlich glücklich, daß ich endlich die Ehre habe, auch Ihre Bekanntschaft zu machen. Denken Sie doch, fuhr er zu Inßarow gewandt fort, — ich habe erst gestern Abend erfahren, daß Sie hier sind. Ich wohne auch in diesem Gasthofe. Was für eine Stadt, dieses Venedig . . . voller Poesie! Was aber schauderhaft ist: auf jedem Schritte die verdammten *Austriacis!* . . . daß sie der . . . diese *Austriacis*! Apropos, haben Sie davon gehört, an der Donau hat es eine entscheidende Schlacht gegeben: 300 türkische Offiziere sind geblieben, Silistria ist genommen, Serbien hat seine Unabhängigkeit proclamirt. Nicht wahr, als Patriot müssen Sie darüber entzückt sein? Ich selbst fühle in mir das slavische Blut kochen! Ich rathe Ihnen aber doch, vorsichtig zu sein: ich bin überzeugt, daß man ein Auge auf Sie

hat. Es ist schrecklich, wie hier spionirt wird! Gestern trat ein verdächtiger Mensch an mich heran und fragte mich, ob ich Russe wäre. Ich sagte ihm, ich wäre Däne . . . Sie sind aber vermuthlich krank, mein lieber Nikanor Wassiljewitsch. Sie müssen sich behandeln lassen; Madame, Sie müssen Ihren Mann dazu anhalten. Gestern bin ich wie toll in den Palästen und Kirchen umhergerannt . . . Sie sind doch schon im Dogenpalast gewesen? Was für ein Reichthum überall! Besonders der große Saal und die Stelle des Marino Faliero; da steht es: *decapitati pro criminibus.* Ich bin auch in den berüchtigten Gefängnissen gewesen: das hat mir die Seele empört . . . ich habe von jeher, Sie werden sich vielleicht dessen erinnern . . . eine Vorliebe für sociale Fragen gehegt und mich gegen die Aristokratie erhoben . . . dorthin, in jene Gefängnisse möchte ich die Vertheidiger der Aristokratie führen; Byron hat recht gesagt: »*I stood in Venice, on the bridge of sighhs*«; er war übrigens auch Aristokrat. Ich bin immer ein Fortschrittsmann gewesen. Das junge Geschlecht ist ganz dem Fortschritt ergeben. Was sagen Sie aber zu den Anglo-Franken? Wir wollen doch sehen, ob sie viel ausrichten werden: Boustrapà und Palmerston. Sie wissen doch, Palmerston ist erster Minister geworden. Nein, Sie mögen sagen, was Sie wollen, mit der russischen Faust ist nicht zu scherzen. Ein ungeheurer Schelm dieser Boustrapà! Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen *les Châtiments do Victor Hugo . . .* ausgezeichnet! *L'aveuir, le gendarme de Dieu . . .* etwas kühn gesagt, aber welche Kraft, welche Kraft! Fürst Wäsemski[10] hat auch gut gesagt: Europa spricht von Basch-Kadik-Lar, und behält Sinope im Auge. Ich liebe die Poesie. Ich habe auch Proudhon's letztes Werk, ich besitze Alles. Ich weiß nicht, wie Sie davon denken, ich bin aber zufrieden, daß Krieg ist; wenn man mich nur nicht zurückberuft, ich will jetzt eben nach Florenz, nach Rom; nach Frankreich geht es nicht . . . darum will ich nach Spanien . . . dort soll es reizende Frauen geben, aber Armuth und viel Ungeziefer. Ich würde auch nach Californien hin, uns Russen kommt es nicht darauf an, ich habe aber einem Redakteur das Versprechen gegeben, die, Handelsfrage in Betreff des mittelländischen Meeres gründlich zu studiren. Sie werden sagen, der Gegenstand sei nicht interessant, speciell, wir brauchen aber, wir brauchen Specialisten, wir haben genug philosophirt, jetzt ist die Praxis, die Praxis nöthig . . . Sie müssen aber

sehr krank sein, Nikanor Wassiljewitsch, ich ermüde Sie vielleicht, thut nichts, ich bleibe noch ein Weilchen hier . . .

Und noch lange schwatzte Lupojarow in dieser Weise fort und versprach beim Fortgehen wiederzukommen.

Ermüdet von dem unerwarteten Besuche legte sich Inßarow auf das Ruhebett.

— Da habt Ihr, sagte er bitter, mit einem Blick auf Helene, — da habt Ihr Eure junge Generation! Es prahlt und brüstet sich Mancher, der im Herzen ein eben solcher Windbeutel ist, wie dieser Patron.

Helene erwiederte ihrem Manne nichts darauf: es verursachte ihr in diesem Augenblick die Schwäche Inßarow's bedeutend mehr Unruhe, als der Zustand der ganzen jungen Generation Rußlands . . . Sie setzte sich neben ihn und nahm eine Arbeit vor. Er hatte die Augen geschlossen und lag regungslos, bleich und abgefallen da. Helene betrachtete sein scharf geschnittenes Profil, seine vorgestreckten Hände, und plötzliche Angst preßte ihr das Herz zusammen.

— Dmitri . . . redete sie ihn an.

Er fuhr auf. — Was giebt's? Renditsch da?

— Nein, noch nicht . . . was meinst Du aber . . . Du hast Hitze, Du bist wirklich krank, sollten wir nicht nach einem Arzte schicken?

— Dieser Schwätzer hat Dich bange gemacht. Es ist nicht nöthig. Ich will etwas ausruhen und Alles wird vergehen. Nachmittag fahren wir wieder . . . irgendwohin.

Zwei Stunden vergingen . . . Inßarow lag immer noch auf dem Ruhebett, hatte aber nicht einschlafen können, obgleich er die Augen geschlossen hielt. Helene war nicht von seiner Seite gewichen; ihre Arbeit lag auf ihrem Schooße, sie rührte sich nicht.

— Warum schläfst Du denn nicht? fragte sie ihn endlich.

— Warte, wir wollen es so machen. Er nahm ihre Hand und legte sich dieselbe unter den Kopf. — So ist es . . . gut. Wecke mich gleich, sobald Renditsch kommt. Wenn er sagt, das Schiff sei bereit, fahren wir unverzüglich fort . . . Es muß Alles eingepackt werden.

— Das wird bald gemacht sein, entgegnete Helene.

— Was der Mensch da von einer Schlacht in Serbien geschwatzt hat, äußerte Inßarow eine Weile darauf, — ist wohl Alles seine

Erfindung. Wir müssen, müssen aber durchaus fort. Da ist keine Zeit zu verlieren . . . Halte Dich bereit.

Er schlief ein und es wurde still im Zimmer.

Helene hatte den Kopf an die Rücklehne des Stuhles gestützt und blickte lange zum Fenster hinaus. Das Wetter hatte sich verändert; es war windig geworden. Große weiße Wolken zogen rasch am Himmel hin, in der Ferne schaukelte ein dünner Mast, ein langer Wimpel mit rothem Kreuze flatterte beständig, vom Winde gehoben, in Schlangenwindungen durch die Luft, sank, und ward von Neuem hinaufgeschnellt. Der Pendel der alten Uhr schnarrte schwer und müde. Helene schloß die Augen; sie hatte schlecht geruht und verfiel allmählich in Schlaf.

Sie hatte einen sonderbaren Traum. Sie schwamm in einem Boote mit unbekannten Leuten auf dem zarizinischen Teiche. Schweigend und regungslos sitzen sie da, es rudert Niemand; das Boot treibt allein dahin. Helene bangt nicht, doch ist sie traurig; sie möchte erfahren, wer diese Leute sind, warum sie sich unter ihnen befindet? Da sieht sie, der Teich wird breiter, die Ufer verschwinden . . . es ist kein Teich mehr, sondern ein bewegtes Meer: große azurblaue Wellen wiegen lautlos und majestätisch das Boot; es steigt etwas Schreckliches mit lautem Donner ans der Tiefe, die unbekannten Gefährten springen auf, schreien, bewegen die Arme . . . Helene erkennt sie, ihr Vater ist unter ihnen. Da zieht aber ein heftiger, weißer Wind über die Wogen . . . überall Wirbel und Alles ein Chaos . . .

Helene wirst einen Blick umher: Alles ist weiß wie vorhin; es ist aber Schnee, Schnee, unabsehbarer Schnee. Sie sitzt auch nicht mehr in einem Boote, sondern fährt, wie einst aus Moskau, in einem Reiseschlitten; sie ist nicht allein, neben ihr sitzt ein kleines Wesen, in einen alten Mantel gehüllt. Helene sieht es an: es ist Katja, ihre arme Jugendfreundin. Helene wird Angst. — Ist sie denn nicht gestorben? denkt sie.

— Katja« wohin fahren wir?

Katja giebt keine Antwort und hüllt sich fester in ihr Mäntelchen; sie friert. Helene friert auch; ihr Blick schweift den Weg entlang, durch den Schneestaub sieht sie eine Stadt in der Ferne. Hohe, weiße Thürme mit silbernen Kuppeln . . . — Katja, Katja, das ist Moskau? Nein, denkt Helene, — das ist das solowetzkische Kloster, da sind viele, viele kleine, enge Zellen, wie in einem Bienenstocke; darin ist es

dumpf und eng . . . Dmitri sitzt dort gefangen. Ich muß ihn befreien . . . Plötzlich thut sich ein dunkler gähnender Abgrund vor ihr auf. Der Schlitten stürzt vor, Katja lacht. »Helene, Helene!« ruft eine Stimme aus dem Abgrund.

— Helene! tönte es deutlich an ihr Ohr. Rasch hob sie den Kopf in die Höhe, wandte sich um und erstarrte: Inßarow, weiß wie der Schnee ihres Traumbildes, hatte sich halb auf dem Ruhebett erhoben und sah sie mit großen, hellen, schrecklichen Augen an. Sein Haar hing wirr um die Stirn, die Lippen standen ganz sonderbar offen. Schrecken, mit einer eigenthümlichen stehenden Rührung vermischt, sprach aus seinen plötzlich verwandelten Zügen.

— Helene! sagte er, — ich sterbe.

Mit einem Schrei fiel sie auf die Knie und drückte sich an seine Brust.

— Es ist Alles aus, sagte Inßarow, — ich sterbe . . . Lebe wohl, meine Arme! Lebe wohl, meine Heimath! . . .

Er fiel zurück auf das Ruhebett.

Helene stürzte aus dem Zimmer, rief nach Hilfe, der Cameriere rannte nach einem Arzte. Helene brach über Inßarow zusammen.

In diesem Augenblick erschien an der Schwelle ein breitschulteriger, von der Sonne gebräunter Mann, in weitem Paletot von Fries und niedrigem Hute aus Wachsleinwand. Er blieb befremdet stehen.

— Renditsch! rief Helene, — Sie sind es! Kommen Sie, um Gottes willen, ihm ist schlecht! Was hat er? O Gott, guter Gott! Gestern noch ist er ausgegangen, eben sprach er noch mit mir . . .

Renditsch sagte nichts und trat nur auf die Seite. Ein kleines Männchen mit Brille und Perücke schlüpfte gewandt an ihm vorbei, es war der Arzt, der in demselben Gasthofe wohnte.

Er trat zu Inßarow.

— Signora, sagte er nach einigen Augenblicken, — der Herr Reisende ist gestorben . . . *il signore forestiere e morto . . . an Aneurysma . . .*

XXXV.

Am folgenden Tage, in demselben Zimmer, am Fenster, stand Renditsch; vor ihm saß, in einen Shawl gehüllt, Helene. Im Nebenzimmer, in einem Sarge, lag Inßarow. Helene's Gesicht drückte

Schrecken und Erschöpfung zugleich aus; an der Stirn, zwischen den Augenbrauen, zogen sich zwei Fältchen hin: sie verliehen den Augen einen gespannten, harten Ausdruck. Auf dem Fensterbreite lag ein geöffneter Brief von Anna Wassiljewna. Sie lud ihre Tochter nach Moskau ein, und wäre es auch nur für einen Moment, klagte über ihre Einsamkeit, über Nikolai Artemjewitsch, grüßte Inßarow, erkundigte sich nach seinem Befinden und ließ ihn bitten, seine Frau ziehen zu lassen.

Renditsch war ein Dalmatier, ein Seemann, dessen Bekanntschaft Inßarow während seiner Reise in die Heimath gemacht und den er nachher in Venedig ausgesucht hatte. Er war ein abgehärteter, ungeschliffener, kühner und den slavischen Interessen ergebener Mann. Er verachtete die Türken und haßte die Oesterreicher.

-— Wie lange müssen Sie in Venedig bleiben? fragte ihn Helene italienisch. Und ihre Stimme war ohne Leben wie ihr Gesicht.

— Einen Tag, um Ladung einzunehmen und keinen Argwohn zu erregen, und dann gerade nach Zara. Keine frohe Nachricht bringe ich den Landsleuten. Man wartete schon längst auf ihn; auf ihm ruhte unsere Hoffnung.

— Auf ihm ruhte unsere Hoffnung, wiederholte Helene mechanisch.

— Wann wollen Sie ihn bestatten? fragte Renditsch.

Helene vermochte nicht sogleich: »Morgen« zu sagen.

— Morgen? ich bleibe dann; ich will eine Handvoll Erde in sein Grab werfen. Auch muß ich Ihnen beistehen. Aber besser wäre es, er ruhete in slavischem Boden.

Helene warf einen Blick auf Renditsch.

— Capitain, sagte sie, — führen Sie mich mit ihm hinüber über's Meer, fort von hier. Geht das an?

Renditsch bedachte sich. — Es geht schon an, es ist aber Scheererei dabei. Man wird mit der hiesigen verdammten Obrigkeit zu thun haben. Aber gesetzt, wir bringen Alles zu Stande, beerdigen ihn dort« wie schaffe ich Sie wieder hierher zurück?

— Es wird nicht nöthig sein, daß Sie mich zurück schaffen.

— Wie so? Wo wollen Sie denn bleiben?

— Ich werde schon einen Platz für mich finden, nehmen Sie uns nur mit, nehmen Sie mich mit.

Renditsch kratzte sich hinter den Ohren. — Das ist Ihre Sache, es wird aber viele Scheererei geben. Ich gehe, will es versuchen; erwarten Sie mich hier in zwei Stunden.

Er ging fort. Helene begab sich in das Nebenzimmer, lehnte sich gegen die Wand und blieb lange wie versteinert stehen. Dann ließ sie sich auf die Knie nieder, konnte aber nicht beten. Kein Vorwurf stieg in ihrer Seele auf; sie wagte nicht, die Frage in ihrem Innern laut werden zu lassen, warum Gott ihn nicht verschont, nicht Erbarmen gehabt, ihn nicht erhalten, für eine Schuld eine so übermäßige Strafe verhängt habe, wenn wirklich eine Schuld vorhanden gewesen sei? Jeder von uns ist schon dadurch schuldbelastet, daß er lebt, und es giebt keinen noch so bedeutenden Denker, keinen noch so großen Wohlthäter der Menschheit, der durch den Nutzen, den er stiftet, Anspruch erheben dürfte auf das Recht zu *sein* . . . Helene konnte aber nicht beten: sie war wie versteinert.

In jener Nacht stieß ein breites Boot von dem Gasthofe ab, wo Inßarow‘s gewohnt hatten. In dem Boote befanden sich Helene und Renditsch und eine lange Kiste, mit schwarzem Tuch bedeckt. Ungefähr eine Stunde währte die Fahrt. Sie erreichten ein kleines zweimastiges Schiff, das hart an der Ausfahrt des Hafens vor Anker lag. Helene und Renditsch stiegen auf das Schiff; Matrosen schafften die Kiste hinein. Um Mitternacht erhob sich ein Sturm; früh Morgens hatte das Schiff den Lido bereits hinter sich gelassen. Im Laufe des Tages stieg der Sturm zu furchtbarer Gewalt, die erfahrenen Seeleute in den Comptoirs des »Lloyd« schüttelten den Kopf und erwarteten nichts Gutes. Das adriatische Meer zwischen Venedig, Triest und dem Ufer Dalmatiens ist äußerst gefahrvoll.

Drei Wochen nach Helene‘s Abreise aus Venedig erhielt Anna Wassiljewna in Moskau einen Brief folgenden Inhalts:

»Meine lieben Eltern! Ich nehme für immer von Euch Abschied. Ihr werdet mich nicht mehr wiedersehen. Dmitri ist gestern gestorben. Für mich ist Alles aus. Ich fahre heute mit seiner Leiche nach Zara. Ich werde ihn der Erde übergeben, was aus mir wird, weiß ich nicht! Ich habe jetzt keine andere Heimath, als die Dmitri’s. Es wird dort ein Ausstand vorbereitet, man rüstet sich zum Kampfe; ich will unter die barmherzigen Schwestern treten; werde die Kranken, die Verwundeten pflegen. Ich weiß nicht, was aus mir werden wird, ich

bleibe aber auch nach Dmitri's Tode dessen Andenken und der Aufgabe seines Lebens treu. Ich habe Bulgarisch und Serbisch gelernt. Wahrscheinlich werde ich es nicht ertragen . . . um so besser. Ich bin an den Rand eines Abgrundes gezogen worden und muß hinabstürzen. Uns hat das Schicksal nicht umsonst vereint: wer weiß, vielleicht bin ich an seinem Tode schuld; jetzt ist an ihm die Reihe, mich nach sich zu ziehen. Ich habe Glück gesucht . . . und werde vielleicht den Tod finden. Es mußte wohl so kommen; es muß wohl eine Schuld gewesen sein . . . Der Tod deckt und sühnt Alles . . . nicht wahr? Vergeben Sie mir allen Kummer, den ich Ihnen verursacht habe; es hat nicht in meiner Macht gestanden, ihn abzuwenden. Nach Rußland zurückkehren . . . weshalb. Was sollte ich in Rußland machen?

Empfangen Sie meine letzten Küsse und Segenswünsche und verdammen Sie mich nicht.

H . . . . . «

Seit jener Zeit sind fast fünf Jahre verflossen und es ist keine weitere Nachricht über Helene eingegangen. Erfolglos sind alle Briefe und Erkundigungen geblieben; fruchtlos blieb auch eine Reise, die Nikolai Artemjewitsch nach Abschluß des Friedens persönlich nach Venedig und Zara unternahm; in Venedig erfuhr er, was der Leser bereits weiß, und in Zara vermochte Niemand ihm sichere Auskunft über Renditsch und das von diesem geführte Fahrzeug zu geben. Einem dunklen Gerüchte zufolge sollte vor einigen Jahren das Meer nach einem heftigen Sturme einen Sarg ans Ufer geworfen haben, in welchem ein männlicher Leichnam sich befunden . . . Nach anderen, glaubwürdigeren Nachrichten war jener Sarg nicht von dem Meere ausgeworfen, sondern von einer fremden Dame, die ans Venedig herübergekommen war, ans Ufer geschafft und daselbst der Erde übergeben worden; es erzählten Einige, jene Dame wäre später bei der Armee, die sich damals in der Herzegowina zusammenzog, gesehen worden, und beschrieben sogar ihren Anzug, schwarz vom Kopf bis zu den Füßen. Wie dem nun sei, Helene's Spur ist für immer und unwiderruflich verschwunden, und es weiß Niemand, ob sie noch am Leben, ob sie sich irgendwo verborgen hält, oder ob das kleine Spiel des Lebens zu Ende ist, ob der leichte Gährungsproceß desselben aufgehört und der Tod sein Recht geltend gemacht hat. Es kommt vor, daß Mancher beim Erwachen mit unwillkürlichem Erstaunen die

Frage an sich stellt: ob er denn wirklich schon dreißig . . . vierzig . . . fünfzig Jahre alt sei? Wie denn das Leben so schnell vergangen, wie doch der Tod um so viel näher gerückt sei? Der Tod gleicht dem Fischer, der einen Fisch in seinem Netze noch eine Zeit lang unter Wasser hält: der Fisch schwimmt wohl noch, doch ist er vom Netze umstrickt und der Fischer zieht ihn heraus . . . wann es ihm gut dünkt.

* *
*

Was ist ans den übrigen Personen unserer Erzählung geworden? Anna Wassiljewna ist noch am Leben und hat nach dem Schlage, der sie betroffen, sehr gealtert; sie klagt weniger, ist aber viel niedergeschlagener als früher. Nikolai Artemjewitsch hat auch gealtert, ist grau geworden und hat, sich von Augustine Christianowna getrennt. Er zieht jetzt gegen alles Ausländische zu Felde. Seine Haushälterin, ein hübsches Weib von dreißig Jahren und russischer Abkunft« kleidet sich in Seide und trägt goldene Spangen und Ohrgehänge. Kurnatowsky, als Mann von Temperament und als energischer Brünetter, ein Freund lieblicher Blondinen, hat Zoë geheirathet; sie ist ihm sehr ergeben und hat, sogar aufgehört, deutsch zu denken. Berßenjew befindet sich in Heidelberg; er ist auf Kosten der Regierung hingeschickt worden; er hat Berlin und Paris besucht, und verbringt seine Zeit nicht nutzlos; aus ihm wird ein tüchtiger Professor werden. Zwei seiner Aufsätze haben die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums auf sich gezogen: *Ueber einige Eigenthümlichkeiten des altgermanischen Rechtes in Bezug auf das gerichtliche Strafverfahren und: Von der Bedeutung des Stadtgemeindewesens als civilisirendes Element*; man würde jedoch in beiden Aufsätzen den etwas schwerfälligen Styl und die Menge von Fremdwörtern gern vermissen. Schubin befindet sich in Rom; er ist ganz seiner Kunst ergeben und erfreut sich des Rufes eines der hervorragendsten und vielversprechendsten jungen Bildhauer. Strenge Puristen wollen finden, er habe nicht hinreichend die Antike studirt, es fehle ihm der »Styl«; sie zählen ihn zu der französischen Schule; er ist mit Bestellungen für Engländer und Amerikaner überhäuft. In der letzten Zeit hat eine Baechantin von ihm viel Aussehen erregt; der russische Graf Boboschkin, durch seinen

Reichthum bekannt, hätte das Bildwerk beinahe für 1000 Scudi gekauft, er zog es indessen vor, einem anderen Bildhauer, einem Franzosen *pur sang,* 3000 Scudi für eine Gruppe zu zahlen« die »eine junge Bäuerin« vorstellte, »welche vor Liebe an der Brust des Genius des Lenzes stirbt«. Von Zeit zu Zeit tauscht Schubin Briefe mit Uwar Iwanowitsch, der allein ganz unverändert geblieben ist.

»Erinnern Sie sich,« schrieb er ihm unlängst, »was Sie mir in jener Nacht sagten, als die Heirath der armen Helene bekannt ward, ich auf Ihrem Bett saß und wir jene Unterhaltung mit einander hatten? Erinnern Sie sich, ich fragte Sie damals, ob wohl einmal bei uns rechte Leute erstehen würden? und Sie gaben mir die Antwort: »Sie werden schon kommen.« O, Schwarzerdenkraft! Da frage ich Sie nun noch einmal von hier, »aus dieser schönen, fernen Gegend«: Was glauben Sie, Uwar Iwanowitsch, werden Sie kommen? Nachdem Uwar Iwanowitsch diesen Brief gelesen hatte, spielte er mit seinen Fingern und richtete einen fragenden Blick in die Ferne.

- E n d e -

~~~~~~~~~~~~~~~~
Druck der F. Priv. Hofbuchdruckerei in Rudolstadt
~~~~~~~~~~~~~~~~

Anmerkungen

1 Das heißt: Schöpfe. Spottname für Kleinrussen. D. Uebers.

2 Namhafter russischer Bildhauer, verstorben. D. Uebers.

3 Dieses sonst unschuldige Spiel wurde in den öffentlichen Clubs verboten, da sich zahlreiche Familienväter ihm Tage lang hingaben und bedeutende Summen verloren. D. Uebers.

4 Die Zahl der Studenten wurde einmal auf 300 festgesetzt; über diese Zahl hinaus durften nur angehende Mediciner immatrieulirt werden. D. Uebers.

5 Es war zu jener Zeit das Reisen ins Ausland gesetzlich erschwert. D. Uebers.

6 Granowski, ein sehr beliebter Professor der Geschichte in Moskau; verstorben. D. Uebers.

7 Ein slavischer Gelehrter, der ein bedeutendes Werk über das alte Bulgarien geschrieben hat. D. Uebers.

8 Russisches Sprichwort. (Wie man es mit einem schlechten Ei oder Apfel macht.) D. Uebers.

9 Spottname für Deutsche

10 Russischer Schriftsteller.

Väter und Söhne.

1861

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII. : XIX. : XX. : XXI. : XXII. : XXIII. : XXIV. : XXV. : XXVI.

Erstes Kapitel.

Nun, Peter, siehst du noch nichts?« So fragte – es war am 20. Mai 1859 – auf der Landstraße nach X... in Rußland ein Mann von 45 Jahren, der in einem Paletot und karierten Beinkleidern, barhäuptig und staubbedeckt vor der Tür einer Schenke stand. Der Bediente, an den er diese Frage richtete, war ein junger blonder Mensch mit vollen Backen und kleinen matten Augen, dessen rundes Kinn ein farbloser Flaum bedeckte. –

Alles an diesem Bedienten, von den pomadisierten Haaren und den mit Türkisen geschmückten Ohrringen an bis zu seinen studierten Bewegungen, verriet einen Diener von der neuen Fortschrittsgeneration. Aus Rücksicht für seinen Herrn blickte er herablassend auf die Landstraße und antwortete mit Würde:

»Man sieht absolut nichts!«

»Nichts?« fragte der Herr. –

»Absolut nichts!« wiederholte der Diener. –

Der Herr seufzte und ließ sich auf die Bank nieder. – Während er so mit übergeschlagenen Beinen dasitzt und seine Augen nachdenklich umherschweifen läßt, wollen wir die Gelegenheit benutzen, den Leser mit ihm bekannt zu machen.

Er heißt Nikolaus Petrowitsch Kirsanoff und besitzt fünfzehn Werst von der Schenke ein Gut mit 200 Bauern; dort hat er (wie er sich auszudrücken beliebt, seit er sich der neuen Ordnung gemäß mit ihnen arrangierte) eine »Pachtung« errichtet, die 2000 Dessätinen umfaßt. Sein Vater, einer unserer Generale von 1812, ein Mann von wenig Bildung, sogar roh, ein Russe vom reinsten Wasser, aber ohne einen Schatten von Bösartigkeit, war unter dem Harnisch ergraut. Zum Brigadegeneral und später zum Kommandanten einer Division ernannt, bewohnte er die Provinz, wo er mit Rücksicht auf seinen Rang eine ziemlich bedeutende Rolle spielte. Nikolaus Petrowitsch, sein Sohn, war in Südrußland geboren, ebenso dessen älterer Bruder Paul, auf den wir noch zu sprechen kommen. Er war bis zum Alter von 14 Jahren von Hofmeistern erzogen worden, je billiger, desto besser, umgeben von knechtisch willfährigen Adjutanten und anderen Individuen von der Intendanz oder dem Generalstab. Seine Mutter, eine geborene Koliasin, die unter dem väterlichen Dach Agathe

geheißen, hatte verheiratet den Namen Agathokleia Kuzminischna angenommen und verleugnete in nichts das Auftreten, welches die Frauen der höheren Offiziere charakterisiert; sie trug prachtvolle Hüte und Hauben, rauschende seidene Roben, trat in der Kirche immer zuerst vor, um das Kreuz zu küssen, sprach viel und sehr laut, reichte alle Morgen ihren Kindern die Hand zum Kuß und gab ihnen jeden Abend ihren Segen; mit einem Wort – sie war die große Dame der Provinzialhauptstadt. Obwohl Nikolaus Petrowitsch für eine Memme galt, so wurde er doch als der Sohn eines Generals gleich seinem Bruder Paul zum Militärdienst bestimmt, allein am selben Tage, an dem er zum Regiment einrücken sollte, brach er ein Bein und hinkte von da an sein Leben lang, nachdem er zwei Monate im Bett zugebracht hatte. Somit gezwungen, auf die Wahl der Soldatenkarriere für seinen Sohn zu verzichten, blieb dem Vater nur übrig, ihn in den Zivildienst zu bringen; er führte ihn nach zurückgelegtem achtzehnten Jahr nach Petersburg, um dort in die Universität einzutreten. Paul erhielt im nämlichen Jahr den Offiziersrang in einem Garderegiment. Die beiden jungen Leute nahmen eine gemeinschaftliche Wohnung und lebten dort unter der keineswegs strengen Überwachung eines Oheims von mütterlicher Seite, eines höheren Beamten. Ihr Vater war wieder zu seiner Division und seiner Frau zurückgekehrt. Von fernher sandte er seinen Söhnen ganze Stöße grauen Papiers zu, bedeckt mit einer Schrift, welche die geübte Hand eines Regimentsschreibers verriet. Am Ende jedes Briefes las man aber in einem sorgfältig ausgezirkelten Namenszug die Worte: »Peter Kirsanoff, Generalmajor«. Im Jahre 1835 verließ Nikolaus Petrowitsch die Universität mit dem Titel eines Kandidaten, und in demselben Jahre übersiedelte der General, der nach einer unvorhergesehenen Inspektion in den Ruhestand versetzt worden war, mit seiner Frau dauernd nach Petersburg. Er hatte sich nahe dem Taurischen Garten ein Haus gemietet und war im Englischen Klub zugelassen worden, als ihn plötzlich ein Schlaganfall seiner Familie entriß. Agathokleia Kuzminischna folgte ihm bald nach; sie konnte sich in das zurückgezogene Leben, das sie in der Hauptstadt nun zu führen hatte, nicht finden. Der Verdruß, sozusagen sich nun selbst in den Ruhestand versetzt zu sehen, führte sie rasch dem Grabe zu. Was Nikolaus Petrowitsch anbelangt, so hatte er sich noch bei Lebzeiten seiner Eltern und zu ihrem großen Bedauern in die Tochter des

Hauseigentümers, eines Subalternbeamten, bei dem er wohnte, verliebt. Sie war eine junge Person von angenehmen Gesichtszügen und einem nicht ungebildeten Geist; sie las in den »Revuen« die ernsthaftesten Artikel der »wissenschaftlichen Abteilung«. Bald nach beendeter Trauerzeit wurde die Hochzeit gefeiert, und der glückliche Nikolaus Petrowitsch zog sich, nachdem er die ihm durch väterliche Protektion verschaffte Stelle im Ministerium der Domänen quittiert hatte, mit seiner Mascha in ein Landhaus nahe dem Wasserbau- und Forstinstitut zurück; später mietete er sich in der Stadt eine kleine hübsche Wohnung mit einem etwas kalten Salon und einer wohlgehaltenen Treppe; endlich zog er sich ganz aufs Land zurück, wo ihn seine Frau bald mit einem Sohn beschenkte. Die beiden Gatten führten ein ruhiges und glückliches Leben; sie verließen sich fast nie, spielten vierhändig auf dem Piano und sangen Duette. Die Frau trieb Blumenzucht und überwachte den Geflügelhof; der Mann beschäftigte sich mit der Landwirtschaft und ging von Zeit zu Zeit auf die Jagd. Arkadius, ihr Sohn, wuchs heran und lebte in gleicher Weise und Heiterkeit. So gingen zehn Jahre wie ein Traum dahin. Allein 1847 starb Madame Kirsanoff, ein unerwarteter Schlag, der ihren Mann so schwer traf, daß seine Haare in wenig Wochen ergrauten. Er wollte sich eben anschicken, zu seiner Zerstreuung ins Ausland zu reisen, als das Jahr 1848 das Reisen unmöglich machte. Gezwungen, auf sein Landgut zurückzukehren, brachte er dort einige Zeit in vollkommener Untätigkeit zu, dann aber legte er Hand daran, Verbesserungen in seiner Verwaltung einzuführen. Zu Anfang des Jahres 1855 führte er Arkad nach Petersburg auf die Universität und blieb dort drei Winter bei ihm, fast ohne das Haus zu verlassen und in stetem Verkehr mit den jungen Kameraden seines Sohnes. Während des Winters 1858 hatte er ihn nicht gesehen, und wir begegnen dem Vater jetzt im Monat Mai des folgenden Jahres mit bereits ganz weiß gewordenem Kopf, etwas gedunsen und gebückter Haltung. Er erwartet seinen Sohn, der jetzt eben die Universität mit dem Titel Kandidat verließ, ganz so wie er selbst es seinerzeit getan.

Der Bediente, mit dem er soeben gesprochen hatte, war mittlerweile aus Takt, vielleicht auch weil er nicht gerade unter den Augen seines Herrn bleiben wollte, ins Hoftor getreten und schickte sich an, seine Pfeife anzuzünden. Kirsanoff senkte das Haupt und heftete die Augen auf die wurmstichigen Stufen der Treppe; ein

großes, scheckiges junges Huhn mit langen gelben Beinen ging dort stark tapsend auf und ab; eine ganz mit Asche gepuderte Katze betrachtete es nicht allzu freundschaftlich von der Höhe des Geländers, auf dem sie kauerte. Die Sonne brannte; aus der dunkeln Stube, die den Eingang zur Herberge bildete, drang der Geruch von frischgebackenem Roggenbrot. Kirsanoff überließ sich seinen Träumereien. Mein Sohn ... Kandidat ... Arkascha ... diese Worte gingen ihm nicht aus dem Kopf. Er gedachte seiner Frau: »Sie hat uns zu früh verlassen,« murmelte er traurig vor sich hin. In diesem Augenblicke ließ sich eine große Taube auf die Straße nieder und lief schnell einer Wasserlache bei einem Brunnen zu; Kirsanoff beobachtete sie, sein Ohr aber vernahm schon in der Ferne das Geräusch eines Wagens. – Das könnte wohl der Herr Sohn sein, meinte der Bediente, der plötzlich vom Stalltor hervorkam.

Kirsanoff stand hastig auf und sah die Landstraße hinab. Es währte nicht lange, so erschien ein mit drei Pferden bespannter Tarantaß. Bald auch gewahrte Kirsanoff den Rand einer Studentenmütze und darunter die teuren Züge eines bekannten Gesichts ...

»Arkascha! Arkascha!« rief Kirsanoff und begann mit emporgehobenen Händen zu laufen. Einige Augenblicke später hafteten seine Lippen auf der bartlosen, sonnverbrannten und staubigen Wange des jungen Kandidaten.

Zweites Kapitel.

»Erlaube mir, mich abzuklopfen, Papa,« sagte Arkad mit vor Ermüdung etwas heiserer, aber wohlklingender Stimme, freudig die väterlichen Liebkosungen erwidernd, »ich bedecke dich ja mit Staub.«

»Tut nichts, tut nichts,« erwiderte Kirsanoff mit gerührtem Lächeln, gleichzeitig jedoch versuchte er den Mantelkragen seines Sohnes und seinen eigenen Paletot abzustäuben. »Laß dich nur ansehen, laß dich nur ansehen!« setzte er hinzu und trat einige Schritte zurück. Dann lief er schnell der Schenke zu und rief: »*Allons!* kommt her, Pferde heraus, geschwind, geschwind!«

Kirsanoff schien viel bewegter zu sein als sein Sohn; es war eine eigene Unruhe an ihm und er schien fast außer Fassung. Arkad trat ihm in den Weg.

»Erlaube mir,« sagte er, »dir meinen Freund Bazaroff vorzustellen, von dem ich dir in meinen Briefen oft gesprochen habe. Er will die Liebenswürdigkeit haben, einige Zeit bei uns auf dem Lande zuzubringen.«

Kirsanoff kehrte sich schnell um und schritt auf einen jungen Mann zu, der soeben vom Tarantaß herabgestiegen war, eingehüllt in einen mit Schnüren besetzten langen Kaban; er schüttelte ihm kräftig die rote breite Hand, die dieser nicht allzu eifrig dargeboten hatte.

»Ihr Besuch freut mich sehr,« sagte er zu ihm. »Erlauben Sie mir, Sie um Ihren und Ihres Herrn Vaters Namen zu bitten.«

»Eugen Wassilieff,« antwortete Bazaroff langsam mit gehobener Stimme, und indem er den Kragen seines Kaban zurückschlug, ließ er Kirsanoff sein Antlitz vollkommen sehen. Er hatte ein langes mageres Gesicht mit offener Stirn, eine oben breite, nach der Spitze zu feiner werdende Nase, große grünliche Augen und lang herabhängende sandfarbige Favoris; ein ruhiges Lächeln lag auf seinen Lippen; seine ganze Physiognomie drückte Intelligenz und Selbstvertrauen aus.

»Ich hoffe, mein lieber Eugen Wassiliewitsch,« erwiderte Kirsanoff, »daß Sie sich bei uns nicht langweilen werden.«

Bazaroffs Lippen öffneten sich ein wenig, allein er antwortete nichts und begnügte sich damit, seine Mütze zu lüften. Trotz seines dichten Haarwuchses von tiefem Kastanienbraun ließen sich leicht die mächtigen Erhöhungen seines breiten Schädels wahrnehmen.

»Arkad,« fragte plötzlich Kirsanoff, zu seinem Sohn gewendet, »soll man gleich anspannen oder wollt ihr euch vorher ein wenig ausruhen?«

»Wir wollen uns zu Hause ausruhen, Papa, laß anspannen.«

»Sogleich, sogleich,« erwiderte Kirsanoff lebhaft. »He! Peter, hörst du? *Allons!* mach, daß wir aufs schnellste fortkommen!«

Peter, der in seiner Eigenschaft als perfekter Bedienter sich darauf beschränkt hatte, von ferne zu grüßen, statt seinem Herrn die Hand zu küssen, verschwand von neuem hinter der Stalltüre.

»Ich bin in der Kalesche gekommen,« sagte Kirsanoff zögernd zu seinem Sohn, »aber es gibt Pferde für deinen Tarantaß ...«

Während er so mit Arkad sprach, trank dieser frisches Wasser, das ihm die Wirtin in einem zinnernen Krug gebracht, und Bazaroff, der sich soeben seine Pfeife angezündet hatte, trat zu dem mit dem Ausspannen der Pferde beschäftigten Kutscher.

»Ich bin nun in Verlegenheit,« sagte Kirsanoff, »meine Kalesche ist nur zweisitzig. Wie machen wirs?«

»Er fährt im Tarantaß,« erwiderte Arkad halblaut, »kümmere dich nicht um ihn, ich bitte dich, er ist ein vortrefflicher Junge und macht keine Umstände, du wirst es sehen.«

Kirsanoffs Kutscher fuhr mit der Kalesche vor.

»Lustig, spute dich, du alte Haareule!« rief Bazaroff seinem Postillion zu.

»Hast du’s gehört, Mituka?« rief ein anderer Postillion, der mit den Händen in den Hintertaschen seines Tulups einige Schritt entfernt stand; »der Herr hat dich eine Haareule genannt, der hat recht.«

Mituka begnügte sich, statt aller Antwort den Kopf zu schütteln, daß seine Mütze wackelte, und nahm seinem mit Schaum bedeckten Sattelpferd die Zügel ab.

»Geschwind, geschwind, helft ein wenig, ihr Bursche!« rief Kirsanoff, »ihr sollt ein gutes Trinkgeld haben.«

Einige Minuten später waren die Pferde angespannt. Nikolaus Petrowitsch bestieg mit seinem Sohn die Kalesche, Peter schwang sich auf den Bock. Bazaroff sprang in den Tarantaß, drückte seinen Kopf in ein Lederkissen, und die beiden Gefährte fuhren in raschem Trabe davon.

Drittes Kapitel.

»So wärst du nun also Kandidat und wieder auf dem Weg nach Hause,« sagte Kirsanoff zu seinem Sohn und legte ihm die Hand bald auf die Wangen, bald auf die Schultern.

»Was macht mein Oheim?« fragte Arkad, der trotz seiner aufrichtigen und fast kindischen Freude doch gerne der Unterhaltung eine ruhigere Wendung gegeben hätte.

»Er ist wohl; er hatte die Absicht, mit mir dir entgegenzufahren; er hat sich aber, warum weiß ich nicht, wieder anders besonnen.«

»Und du hast lange auf mich gewartet?« fragte Arkad.

»Seit beinahe fünf Stunden.«

»Wirklich? wie gut du bist!«

Arkad wandte sich zu seinem Vater und drückte ihm einen schallenden Kuß auf die Wange. Kirsanoff antwortete darauf mit einem leisen Lächeln:

»Du wirst sehen, was ich dir für ein hübsches Reitpferd habe zurichten lassen! Und Papier findest du auch in deinem Zimmer.«

»Bekommt Bazaroff auch eins?«

»Man wird ihn unterbringen, sei ruhig ...«

»Sei freundlich gegen ihn, ich bitte dich; ich kann dir nicht sagen, wie befreundet wir sind!«

»Kennst du ihn schon lange?«

»Nein.«

»Darum hab ich ihn auch im vorigen Winter nicht kennen gelernt. Mit was beschäftigt er sich?«

»Hauptsächlich mit den Naturwissenschaften. Aber er weiß alles; nächstes Jahr will er sein Doktorexamen machen.«

»Ah, er studiert Medizin,« erwiderte Kirsanoff und schwieg einige Minuten.

»Peter,« fragte er plötzlich den Bedienten, »sind das nicht welche von unsern Bauern, die da unten vorüberfahren?«

Der Bediente wandte den Kopf nach der Seite, die ihm sein Herr mit der Hand bezeichnete. Mehrere Wägelchen, deren Pferde ausgezäumt waren, rollten schnell auf einem engen Querwege dahin; auf jedem ein oder zwei Bauern in offenen Tulups.

»Wirklich,« antwortete der Bediente.

»Wo gehen denn die hin? Etwa in die Stadt?«

»Sehr wahrscheinlich; die gehen in die Schenke,« sagte Peter mit verächtlichem Tone und neigte sich etwas zum Kutscher, wie um diesen zum Zeugen zu nehmen. Allein der Kutscher gab durchaus kein Zeichen der Zustimmung; er war ein Mann vom alten Regime, der keine von den Tagesideen teilte.

»Die Bauern machen mir dieses Jahr viel Sorge,« sagte Kirsanoff zu seinem Sohn; »sie zahlen ihre Abgaben nicht. Was dabei tun?«

»Bist du mit den Tagelöhnern mehr zufrieden?«

»Ja,« erwiderte Kirsanoff zwischen den Zähnen; »allein man verführt sie mir; das ist das Üble. Und dann arbeiten sie doch nicht mit wahrem Eifer und verderben das Ackergerät. Doch sind wenigstens die Felder eingesät. Mit der Zeit wird sich alles machen. Es scheint, du interessierst dich jetzt für die Landwirtschaft?«

»Es fehlt euch hier an Schatten, das ist schade,« sagte Arkad, ohne auf die letzte Frage seines Vaters zu antworten.

»Ich habe auf der Seite des Hauses, die dem Nordwind ausgesetzt ist, eine große Markise über dem Balkon herrichten lassen,« erwiderte Kirsanoff, »man kann jetzt im Freien zu Mittag speisen.«

»Das sieht wohl etwas zu sehr nach einer Villa aus. Übrigens tut es nichts. Welch reine Luft atmet man hier! wie würzig ist sie! Ich glaube wahrhaftig, dieser herrliche Geruch ist unserem Lande eigentümlich. Und wie der Himmel ...«

Arkad hielt hier plötzlich inne, warf einen schüchternen Blick hinter den Wagen und schwieg.

»Gewiß,« antwortete Kirsanoff; »du bist hier geboren, und folglich muß alles in deinen Augen ...«

»Nach meiner Meinung liegt am Ort, wo man geboren ist, sehr wenig,« unterbrach ihn Arkad.

»Doch ...«

»Nein, der tut absolut nichts zur Sache.«

Kirsanoff sah seinen Sohn verstohlen an, und die beiden öffneten fast während der Fahrt von einer halben Werst nicht den Mund.

»Ich weiß nicht, ob ich dich schon davon in Kenntnis gesetzt habe,« nahm endlich Kirsanoff wieder das Wort, »daß deine alte gute Yegorowna gestorben ist.«

»Wirklich, die gute alte Frau! Und Prokofitsch, lebt er noch immer?«

»Ja, der ist noch derselbe, immer zänkisch, wie vor alters. Du wirst keine großen Veränderungen in Marino finden, ich sags dir voraus.«

»Hast du noch denselben Verwalter?«

»Das ist vielleicht die einzige Veränderung, die ich vorgenommen habe. Den habe ich fortgeschickt, nachdem ich mich entschlossen, keine freien Dworowi mehr im Dienst zu behalten, oder wenigstens ihnen keine Funktion anzuvertrauen, die irgendeine Verantwortlichkeit mit sich führt.«

Arkad wies mit den Augen auf Peter.

»Il est libre, en effet,« sagte Kirsanoff, »allein er ist ein Kammerdiener. Als Verwalter habe ich jetzt einen Bürger, der mir ein intelligenter Mann zu sein scheint. Ich gebe ihm jährlich 250 Rubel. Übrigens,« fuhr Kirsanoff fort und faßte dabei Stirn und Augenbrauen mit der Hand, eine Bewegung, die ihm eigen war, wenn er sich in Verlegenheit fühlte, »ich habe dir soeben gesagt, du werdest eben keine Veränderung in Marino finden. Ganz richtig ist das nicht, und ich halte es für meine Pflicht, dich vorher in Kenntnis zu setzen, obgleich dennoch ...«

Hier hielt er inne und fuhr bald darauf französisch fort:

»Ein strenger Moralist würde ohne Zweifel meine Aufrichtigkeit unpassend finden, allein erstens könnte das, was ich dir anvertrauen will, doch nicht geheim bleiben, und zweitens weißt du wohl, daß ich stets meine eigenen Ansichten über die Beziehungen zwischen Vater und Sohn gehabt habe. Nach all dem gebe ich übrigens zu, daß du das Recht haben würdest, mich zu tadeln ... In meinem Alter ... mit einem Wort ... das junge Mädchen ... von dem du wahrscheinlich schon hast sprechen hören ...«

»Fenitschka?« fragte Arkad ungezwungen.

Kirsanoff errötete etwas.

»Sprich den Namen nicht so laut aus, ich bitte dich. Ja ... nun, sie wohnt jetzt im Hause; ich habe ihr ... zwei kleine Stübchen eingeräumt. Übrigens kann alles wieder geändert werden.«

»Warum denn? Papa, ich bitte dich!«

»Wird dein Freund einige Zeit bei uns bleiben? Es wird etwas Verwirrung machen ...«

»Meinst du Bazaroffs wegen, so hast du unrecht. Er ist über all das hinweg.«

»Nein, auch deinetwegen,« fuhr Kirsanoff fort. »Fatalerweise ist der Flügel des Hauses nicht in bestem Stand.«

»Das wird sich finden, Papa; es kommt mir aber vor, als suchtest du dich zu entschuldigen. Was hast du doch für ein zartes Gewissen!«

»Ja, ohne Zweifel, ich sollte mir ein Gewissen daraus machen,« meinte Kirsanoff, der mehr und mehr errötete.

»Geh doch, lieber Vater, ich bitte dich!« erwiderte Arkad mit wohlwollendem Lächeln. ›Welche Idee, sich über so etwas entschuldigen zu wollen,‹ sagte der junge Mann zu sich selbst, und indem er diesem Gedanken nachhing, erwachte in ihm eine nachsichtige Zärtlichkeit für die gute und schwache Natur seines Vaters, mit einem gewissen Gefühl von geheimer Überlegenheit verbunden.

»Sprechen wir von der Sache nicht weiter, ich bitte dich,« fuhr er fort, im unwillkürlichen Genuß jener geistigen Unabhängigkeit, die ihn so hoch über jede Art von Vorurteil erhob.

Kirsanoff, der fortfuhr, sich die Stirne zu reiben, betrachtete ihn zum zweitenmal durch die Finger und fühlte es wie einen Stich im Herzen ... allein er mußte sich doch selbst anklagen.

»Hier beginnen unsere Felder,« hob er nach langem Schweigen an.

»Und das Gehölz gegenüber, gehört uns das nicht auch?« fragte Arkad.

»Doch; ich habe es aber eben jetzt verkauft und es wird vor Ende des Jahrs noch geschlagen werden.«

»Warum hast du es verkauft?«

»Ich hatte Geld nötig; übrigens werden ja ohnehin alle dieser Ländereien bald den Bauern gehören.«

»Und diese zahlen dir keine Abgaben?«

»Das ist die Frage; zuletzt werden sie wohl bezahlen müssen.«

»Es tut mir leid um das Gehölz,« sagte Arkad, indem er sich umschaute.

Das Land, durch das sie fuhren, war gerade nicht malerisch. Eine weite angebaute Ebene erstreckte sich bis zum Horizont, und der Boden erhob sich stellenweise nur, um sich bald wieder zu senken; in seltenen Zwischenräumen erschienen kleine Wäldchen, und etwas

weiter ab schlängelten sich mit niedrigem vereinzeltem Gesträuch bekleidete Schluchten hin, die ziemlich getreu den Zeichnungen entsprachen, wie sie sich auf den alten, noch von der Regierung der Kaiserin Katharina herdatierenden Flurkarten finden. Hie und da stieß man auch auf kleine Bäche, von nackten Ufern, oder auf Weiher, von schlechten Dämmen eingehegt; dann kamen arme Dörfer, deren niedrige Häuschen schwarze, zerfetzte Strohdächer trugen; armselige Scheunen zum Dreschen des Getreides, mit Wänden aus geflochtenen Baumzweigen und enormen, vor leeren Tennen gähnenden Toren; Kirchen, die einen aus Backsteinen, deren Gipsüberzug am Abfallen war, die andern aus Holz, mit schiefstehenden Kreuzen am Giebel und von schlecht unterhaltenen Gottesäckern umgeben. Arkad fühlte sein Herz ein wenig beklemmt. Als ob es so hätte sein müssen, hatten alle Bauern, die ihnen in den Weg kamen, ein klägliches Aussehen und ritten auf kleinen Mähren. Die Weidenbäume an der Straße mit ihren zerrissenen Rinden und ihren abgeschnittenen Zweigen nahmen sich wie Bettler in Lumpen aus, Kühe mit ungebürsteten Haaren, mager und scheu, weideten gierig das Gras längs der Gräben ab; man hätte glauben sollen, sie seien eben irgendwelchen mörderischen Klauen entkommen, und mitten im Glanz des Frühlings mahnte der Anblick dieser armen Tiere an das weiße Gespenst des endlosen, unbarmherzigen Winters mit seinem Frost und seinen Schneestürmen. – »Nein,« sagte Arkad zu sich, »das ist keine reiche Gegend; sie zeigt nichts von Wohlstand, nichts von beharrlichem Fleiß; so kann sie unmöglich bleiben, da muß eine Änderung geschaffen werden ... Aber wie greift man das an?«

Während Arkad hierüber nachdachte, war um ihn her der Lenz in schönster Entwicklung. Überall lichtes Grün: unter dem sanften Atem eines warmen, leichten Windes schwoll und glänzte alles, die Bäume, die Gebüsche, das Gras; von allen Seiten ertönten die nie endenden Triller der Lerchen, Kiebitze wiegten sich rufend über den feuchten Wiesen oder liefen still über die Ackerschollen weg; Raben, deren schwarzes Gefieder sich schön von dem zarten Grün der Saaten abhob, ließen sich da und dort sehen; nur im Roggen, der schon zu bleichen begann, waren sie schwerer zu unterscheiden, kaum dann, wenn ihre Köpfe auf einen Moment über dies wallende Meer aufragten. Arkad bewunderte dies Gemälde und seine trüben Gedanken schwanden allmählich. Er legte seinen Mantel ab und

heftete einen so freudigen und kindlichen Blick auf seinen Vater, daß dieser sich nicht enthalten konnte, ihn von neuem in seine Arme zu schließen.

»Bald sind wir da,« sagte Kirsanoff; »sobald wir auf diese Anhöhe gekommen sind, sehen wir das Haus. Wir beide werden uns verstehen, Arkad; du hilfst mir unser Gut verwalten, wenn es dich nicht zu sehr langweilt. Wir müssen uns eng aneinander anschließen und einander ganz kennen lernen. Nicht wahr?«

»Gewiß,« antwortete Arkad, »aber welch herrlicher Tag!«

»Zu Ehren deiner Ankunft, mein Lieber. Ja, der Frühling steht in seinem schönsten Glanz. Übrigens geht mirs wie Puschkin, du entsinnst dich der Verse:

Frühling, holde Liebeszeit,
Wie beschleicht mich Traurigkeit!«

»Arkad!« rief Bazaroff von seinem Tarantaß her, »schick mir ein Streichholz; unmöglich, die Pfeife in Brand zu bringen.«

Nikolaus Petrowitsch schwieg, und Arkad, der ihm mit einiger Überraschung, aber nicht ohne Interesse zugehört hatte, beeilte sich, ein silbernes Büchschen aus seiner Tasche zu langen und Peter damit zu Bazaroff zu schicken.

»Willst du eine Zigarre?« rief dieser.

»Gerne,« antwortete Arkad.

Peter brachte mit dem Büchschen eine dicke schwarze Zigarre, die Arkad sogleich zu rauchen anfing, deren Geruch aber so stark war, daß Kirsanoff, der in seinem Leben nie geraucht hatte, unwillkürlich die Nase abwandte, doch ohne seinem Sohn, den er nicht stören wollte, seinen Widerwillen zu verraten.

Eine Viertelstunde später hielten die beiden Gefährte vor dem Peristyl eines hölzernen, noch neuen Hauses, dessen Mauern grau verblendet und dessen eisernes Dach rot angestrichen war. Dies war Marino, sonst auch der »Neuhof« oder – von den Bauern – das »Waisenhaus« genannt.

Viertes Kapitel.

Die Ankunft der Herren versammelte nicht jene Menge von Dworowis auf der Treppe, wie dies wohl ehemals zu geschehen pflegte; ein kleines zwölfjähriges Mädchen erschien unter der Türe und bald hernach ein junger Bursche, Peter sehr ähnlich, in grauer Livree mit weißen Wappenknöpfen; es war der Diener von Paul Petrowitsch. Stillschweigend öffnete er die Wagentür und schlug das Spritzleder des Tarantaß zurück. Kirsanoff, gefolgt von seinem Sohne und Bazaroff, durchschritt einen düstern, schlecht möblierten Saal, in dessen Hintergrund für einen Augenblick die Gestalt einer jungen Frau sichtbar wurde; dann führte er seine Gäste in ein nach dem neuesten Geschmack dekoriertes Zimmer.

»Da wären wir nun zu Hause,« sagte Kirsanoff, seine Mütze abnehmend und seine Haare schüttelnd. »Vor allen Dingen wollen wir zu Nacht speisen und uns ausruhen.«

»Ich werde einen Bissen nicht verschmähen,« erwiderte Bazaroff, streckte sich und warf sich auf ein Kanapee.

»Ja ja, geschwind das Abendessen,« fuhr Kirsanoff fort und stampfte, ohne eigentlich zu wissen warum, mit den Füßen. »Da kommt ja gerade Prokofitsch.«

Ein magerer Mann in den Sechzigern, mit weißem Haar und braunem Gesicht, war in das Zimmer getreten. Er trug einen kastanienfarbigen Frack mit kupfernen Knöpfen und eine rosarote Krawatte. Er küßte Arkad die Hand, grüßte Bazaroff und stellte sich, die Hände auf dem Rücken, an der Türe auf.

»Da wäre er nun, Prokofitsch,« redete ihn Nikolaus Petrowitsch an. »Endlich haben wir ihn wieder. Nun, wie findest du ihn?«

»Ei, im allerbesten Stand,« erwiderte der Greis lächelnd, allein alsbald nahm er wieder seine ernsthafte Haltung an und zog seine dichten Augenbrauen zusammen. »Soll ich den Tisch decken?« fragte er mit wichtiger Miene.

»Ja ja, sei so gut. Aber würde Eugen Wassiliewitsch nicht vielleicht gerne vorher in sein Zimmer gehen?«

»Nein, ich danke. Sie sind wohl so gütig, diese Art Felleisen und diesen Fetzen dahin bringen zu lassen?« setzte er hinzu, indem er seinen Kaban auszog.

»Ganz wohl! Prokofitsch, nimm den Rock des Herrn.« Der alte Kammerdiener faßte den »Fetzen« mit einigem Staunen an, hob ihn über seinen Kopf empor und entfernte sich auf den Zehenspitzen. –»Und du, Arkad, willst du nicht auf dein Zimmer gehen?«

»Ja, ich möchte mich gern ein wenig säubern,« antwortete Arkad. Während er jedoch der Tür zuschritt, trat ein Mann von mittlerem Wuchs in den Salon, der einen englischen Swit von dunkler Farbe, eine nach der letzten Mode niedrige Krawatte und lackierte Halbstiefel trug. Es war Paul Petrowitsch. Er schien etwa 45 Jahre alt; seine sehr kurzgeschnittenen grauen Haare hatten den tiefen Glanz des noch unbearbeiteten Silbers, die Züge seines klaren, runzellosen Gesichts von gallichtem Teint waren von großer Regelmäßigkeit und mit äußerster Feinheit gezeichnet. Man sah wohl, daß er einst sehr schön gewesen sein mußte, besonders waren seine schwarzen und länglich geschnittenen feucht glänzenden Augen bemerkenswert. In Pauls elegantem Äußeren hatte sich noch die jugendliche Harmonie und etwas schwungvoll Aufstrebendes erhalten, das die Schwere der Erde nicht zu kennen scheint und gewöhnlich mit dem zwanzigsten Jahre verloren geht. Paul zog seine wohlgeformte Hand mit langen rosenroten Nägeln aus der Hosentasche, eine Hand, deren Schönheit noch von schneeweißen, am Handgelenk von großen Opalen zusammengehaltenen Manschetten erhöht wurde, und bot sie seinem Neffen dar. Nachdem das europäische *shake-hands* vollzogen war, gab er ihm nach russischer Sitte drei Küsse, das heißt, er berührte dreimal seine Wange mit seinem parfümierten Schnurrbart und sagte: »Sei willkommen.«

Sein Bruder stellte ihn auch Bazaroff vor, er neigte sich jedoch kaum gegen ihn, ohne ihm die Hand zu reichen, steckte sie vielmehr wieder in seine Hosentasche.

»Ich glaubte schon, ihr kämet heute nicht mehr,« sagte er mit einer Kopfstimme von angenehmem Klang und zeigte, sich anmutig wiegend und die Schultern hebend, seine schönen weißen Zähne. »Ist euch unterwegs etwas zugestoßen?«

»Zugestoßen ist uns nichts,« erwiderte Arkad; »wir haben uns nur Zeit gelassen. Jetzt haben wir aber Hunger wie die Wölfe. Treibe Prokofitsch ein wenig, Papa; ich komme sogleich wieder.«

»Wart, ich begleite dich!« rief Bazaroff und stand schnell vom Diwan auf; damit gingen die beiden jungen Leute hinaus.

»Was ist das?« fragte Paul.

»Ein Freund von Arkascha; wie er mir sagt, ein sehr intelligenter junger Mann.«

»Er bleibt einige Zeit hier?«

»Ja.«

»Der haarbuschige Gesell?«

»Ja, wahrscheinlich.«

Paul trommelte mit seinen Nägeln leicht auf den Tisch.

»Ich finde Arkad *s'est dégourdi,*« fuhr er fort; »es freut mich sehr, ihn wiederzusehen.«

Das Abendessen ging in ziemlicher Stille vorüber. Bazaroff namentlich sprach fast nichts, aß aber um so mehr. Kirsanoff erzählte mehrere Vorfälle aus seinem Pächterleben, wie er es nannte, setzte seine Ansichten über die Maßregeln auseinander, die seiner Meinung nach die Regierung hinsichtlich des Komitees, der Deputationen, der notwendig gewordenen Aushilfe durch Maschinenarbeit usw. ergreifen sollte. Paul – der nie zu Nacht speiste – ging langsam im Zimmer auf und ab, trank von Zeit zu Zeit ein paar Tropfen Rotwein aus einem kleinen Glase und warf noch seltener ein Wort oder vielmehr einen Ausruf, wie: ah! ei! hm! dazwischen.

Arkad erzählte Neuigkeiten von Petersburg, allein er fühlte sich etwas verlegen, wie dies meistens jungen Leuten begegnet, die, nachdem sie kaum die Kinderschuhe vertreten haben, wieder an den Ort zurückkommen, wo man gewöhnt war, sie als Kinder zu betrachten und demgemäß zu behandeln. Er machte unnötig lange Phrasen, vermied, das Wort Papa auszusprechen, und ließ sichs sogar einfallen, es durch »Vater« zu ersetzen, was er dann freilich nur zwischen den Zähnen murmelte; mit affektierter Gleichgültigkeit schenkte er sich viel mehr Wein ein, als ihm schmeckte, hielt sich aber für verbunden, ihn zu trinken. Prokofitsch ließ ihn nicht mehr aus den Augen und bewegte immer die Lippen, wie wenn er etwas kaute. Fast unmittelbar nach beendigtem Souper trennte man sich.

»Weißt du auch, daß dein Onkel ein kurioser Kauz ist?« sagte Bazaroff, der sich auf Arkads Bett gesetzt hatte und eine sehr kurze Pfeife rauchte. »Diese Eleganz auf dem Lande! Das ist wahrlich seltsam. Und seine Nägel! die könnte man auf die Ausstellung schicken.«

»Du weißt nicht,« entgegnete Arkad, »daß er der Löwe seiner Zeit war; ich erzähle dir einmal seine Geschichte. Er war ein bezaubernder Mann, der allen Weibern den Kopf verrückte.«

»Das ists also! Er lebt noch in der Erinnerung jener schönen Zeit. Unglücklicherweise gibt es hier aber keine Eroberungen zu machen. Ich konnte nicht satt werden, ihn zu betrachten; diese komischen Vatermörder! Man meint, sie seien aus Marmor, und wie glattrasiert sein Kinn ist! Arkad, weißt du, daß all das höchst lächerlich ist?«

»Ich geb es zu, aber nichtsdestoweniger ist er ein ausgezeichneter Mensch.«

»Ein echtes Stück Altertum. Dein Vater, das ist ein braver Mann. Er sollte es bleiben lassen, so gerne Verse zu lesen; er wird wenig von der Landwirtschaft verstehen, aber ein guter Kerl ist er.«

»Mein Vater ist ein seltener Mensch.«

»Hast du bemerkt, wie verlegen er war; wahrhaftig ganz schüchtern.«

Arkad erhob den Kopf, um zu zeigen, daß er es wenigstens nicht sei.

»Es ist ein komisches Volk, diese grauköpfigen Romantiker. Sie geben ihrem ganzen Nervensystem eine derartige Entwicklung, daß das Gleichgewicht darüber verloren geht. Laß uns jetzt aber zu Bett gehen. Ich habe in meinem Zimmer zwar eine englische Wascheinrichtung, aber die Türe schließt nicht. Doch über so etwas setzt man sich hinweg; das englische Lavoir bleibt immer ein Fortschritt.«

Bazaroff entfernte sich und Arkad fühlte sich von großem Wohlbehagen ergriffen. Es ist ein süßes Ding, unter dem väterlichen Dach zu schlafen, in dem wohlbekannten alten Bett, unter einer Decke, die befreundete Hände, vielleicht die der guten Amme, genäht haben, diese zärtlichen und unermüdlichen Hände, die das Kind auferzogen. Arkad gedachte wieder seiner Yegorowna und wünschte ihr die ewige Glückseligkeit; zum Beten brachte ers nicht einmal für sich selbst.

Beide Freunde schliefen bald ein; nicht ebenso einige andere Bewohner des Hauses. Kirsanoff hatte die Rückkehr seines Sohnes sehr aufgeregt. Er legte sich zwar nieder, löschte das Licht aber nicht; den Kopf auf die Hand gestützt, hing er noch lange seinen Gedanken

nach. Sein Bruder blieb, in einem breiten Lehnstuhl hingestreckt, vor einem im Kamin brennenden schwachen Steinkohlenfeuer bis gegen 1 Uhr nach Mitternacht sitzen. Er hatte sich nicht ausgekleidet, nur die lackierten Halbstiefel hatte er mit roten chinesischen Pantoffeln ohne Absätze vertauscht. Er hielt die letzte Nummer von »Galignani« in der Hand, las aber nicht. Seine Augen waren auf den Kamin gerichtet, auf dem eine bläuliche Flamme hin und her schwankte ... Gott weiß, was er dachte; aber es war nicht die Vergangenheit allein, in der seine Träumereien umherirrten; der Ausdruck düsterer Versunkenheit lag auf ihm, was nicht der Fall ist, wenn man sich bloß Erinnerungen hingibt. Im Hintergrund eines kleinen Zimmerchens auf der Rückseite des Hauses saß, in eine blaue Duschagreika gekleidet, mit einem weißen Tuch über dem schwarzen Haar, eine junge Frau namens Fenitschka, die, obwohl fast vor Schlaf umsinkend, Ohr und Augen auf eine halbgeöffnete Türe gerichtet hielt, durch die man ein kleines Bett gewahrte mit einem schlafenden Kinde darin; man hörte sein gleichmäßiges ruhiges Atmen.

Fünftes Kapitel.

Bazaroff war am folgenden Morgen zuerst erwacht und alsbald aus dem Hause gegangen.

»Nun,« sagte er zu sich, »schön ist das Land da herum eben nicht, das kann man nicht sagen.«

Als Kirsanoff seine Bauern ablöste, behielt er für seine neue Wirtschaft nur ungefähr vier Dessätinen ganz ebenen und unbebauten Bodens übrig. Auf diesem baute er sich ein Wohnhaus und die nötigen Wirtschaftsgebäude; seitwärts legte er einen Garten an und grub einen Teich und zwei Brunnen; aber die Bäume, die er pflanzte, kamen schlecht fort, der Teich füllte sich langsam und das Wasser der Brunnen war salzig. Doch gaben die Akazien und die Fliedersträuche des Bosketts dann und wann einigen Schatten, und jetzt wurde dort das Mittagessen oder der Tee eingenommen. Bazaroff durchwandelte rasch alle Fußwege des Gartens, besichtigte den Hühnerhof, den Stall, entdeckte zwei junge Dworowis, mit denen er sofort Bekanntschaft machte, und nahm sie mit, um in einem Sumpf, eine Werst vom Hause entfernt, Frösche zu fangen.

»Wozu brauchst du deine Frösche, Herr?« fragte ihn eines der Kinder.

»Das will ich dir sagen,« erwiderte Bazaroff, der die besondere Gabe hatte, Leuten der unteren Volksklasse Vertrauen einzuflößen, obwohl er sie, weit entfernt von eigentlicher Herablassung, gewöhnlich ziemlich zurückhaltend behandelte. »Ich schneide die Frösche auf und sehe nach, was in ihrem Innern vorgeht. Da wir beide, du und ich, auch solche Frösche sind, aber Frösche, die auf zwei Füßen gehen, so lerne ich dann daraus, was in unserem eigenen Leib vorgeht.«

»Und warum willst du das wissen?«

»Damit ich mich nicht irre, wenn du krank wirst und ich dir helfen soll.«

»Also bist du ein ›Doktor‹?«

»Ja.«

»Waska, höre einmal, der Herr sagt, wir seien Frösche.«

»Ich fürchte mich vor den Fröschen,« antwortete Waska, ein barfüßiges Kind von etwa sieben Jahren mit weißen Flachshaaren, in einen Kaftan von grobem grauem Tuch mit stehendem Kragen gekleidet.

»Warum soll man sie denn fürchten? Beißen sie denn?«

»Vorwärts, ihr Philosophen, geht ins Wasser,« rief ihnen Bazaroff zu.

Kaum war Bazaroff ausgegangen, als auch Kirsanoff erwachte und aufstand. Er ging in Arkads Zimmer, den er schon angekleidet traf. Vater und Sohn traten auf die Terrasse, über die eine Markise ausgespannt war; ein kochender Samowar erwartete sie auf einem Tische zwischen dichten Fliederbüschen. Die kleine Dienerin, die den Abend zuvor zuerst unter dem Peristyl zu ihrer Begrüßung erschienen war, kam alsbald und meldete mit feiner Stimme:

»Fedosia Nikolajewna ist nicht ganz wohl und läßt fragen, ob Sie sich den Tee gütigst selbst bereiten wollen oder ob sie Duniascha schicken soll?«

»Ich werde ihn selbst bereiten,« gab Kirsanoff schnell zur Antwort. »Wie trinkst du ihn lieber, Arkad? Willst du Rahm oder Zitronen?«

»Mir ist Rahm lieber,« sagte Arkad, und nach kurzem Schweigen fuhr er in fragendem Tone fort:

»Lieber Papa? ...«

Kirsanoff betrachtete seinen Sohn mit einiger Verlegenheit.

»Was meinst du?« fragte er ihn.

Arkad schlug die Augen nieder.

»Verzeih, Papa, wenn dir meine Frage ungelegen ist, aber deine Offenheit von gestern gibt mir das Recht, gleichfalls aufrichtig zu sein. Willst du nicht böse werden?«

»Sprich!«

»Du ermutigst mich zu der Frage ... Wenn Fen ... wenn sie den Tee nicht servieren will – bin ich nicht die Ursache?«

Kirsanoff wandte etwas den Kopf.

»Vielleicht ...« gab er endlich zur Antwort; »sie denkt ... sie schämt sich.«

Arkad warf einen raschen Blick auf den Vater.

»Da hat sie sehr unrecht,« gab er zur Antwort. »Du kennst meine Ansichten. (Arkad gefiel sich in diesem Ausdruck.) Es wäre mir äußerst leid, wenn ich dich auch nur im mindesten in deinem Leben, in deinen Gewohnheiten stören würde. Zudem weiß ich gewiß, daß du keine schlechte Wahl getroffen, und daß, wenn du ihr erlaubt hast, unter unserem Dache zu leben, sie dessen auch würdig ist. Überhaupt aber ist ein Sohn nicht der Richter seines Vaters, und ich zumal ... und noch dazu eines Vaters wie du, der niemals meine Freiheit in irgend etwas beschränkt hat ...«

Arkad hatte die ersten Worte mit zitternder Stimme vorgebracht; er kam sich großherzig vor, und doch begriff er gleichzeitig wohl, daß es das Ansehen hatte, als lese er seinem Vater die Lektion; aber der Laut unserer eigenen Stimme berauscht, und Arkad trug das Ende seines kleinen Diskurses mit Festigkeit und selbst etwas deklamatorischem Tonfall vor.

»Ich danke dir, Arkascha,« gab ihm der Vater mit unterdrückter Stimme zur Antwort, indem er sich wiederholt Stirn und Augenbrauen rieb. »Deine Vermutungen sind begründet. Es ist sicher, daß, wenn das junge Mädchen nicht eine empfehlenswerte Person wäre ... Es ist nicht bloß die Anwandlung einer Laune ... In der Tat, es setzt mich in Verlegenheit, über alles das mit dir zu reden, aber einsehen wirst du wohl, daß es ihr fast nicht möglich war, hier vor dir zu erscheinen, zumal am ersten Tag nach deiner Ankunft.«

»Wenn dem so ist,« rief Arkad in einer neuen Anwandlung von Edelmut, »so will ich sie selbst begrüßen,« und damit sprang er vom Stuhle auf. »Ich werde es ihr auseinandersetzen, daß sie vor mir nicht zu erröten braucht.«

»Arkad,« rief sein Vater und stand gleichzeitig auf, »tu mir den Gefallen ... das geht nicht an ... Da unten ... Ich habe dich ja noch nicht in Kenntnis gesetzt ...«

Allein sein Sohn hörte ihn schon nicht mehr; mit einem Sprunge hatte er die Terrasse verlassen. Kirsanoff verfolgte ihn mit den Augen und sank in höchster Unruhe in seinen Stuhl zurück. Sein Herz klopfte heftig. Kamen ihm die fremden Beziehungen, die notwendig zwischen seinem Sohne und ihm eintreten mußten, zum Bewußtsein; dachte er darüber nach, ob es von Arkad nicht rücksichtsvoller gewesen wäre, wenn er jede Anspielung auf das Verhältnis vermieden hätte, oder machte er sich Vorwürfe über seine Schwäche? Dies war

schwer zu unterscheiden. Alle diese Gefühle wogten in seiner Brust durcheinander. Die Röte, die seine Stirne überzogen hatte, blieb beharrlich, und sein Herz klopfte nach wie vor heftig.

Da ließen sich beschleunigte Schritte hören, und Arkad erschien wieder auf der Terrasse.

»Wir haben jetzt Bekanntschaft gemacht, lieber Vater,« rief er triumphierend und zärtlich zugleich. »Fedosia Nikolajewna ist wirklich unwohl und wird erst später kommen. Aber warum hast du mir nicht gesagt, daß ich ein Brüderchen habe? Ich hätte es schon gestern mit eben der Freude geküßt, mit der es soeben geschah.«

Nikolaus Petrowitsch wollte antworten; er wollte sich erheben und die Arme ausbreiten. Arkad warf sich ihm an den Hals.

»Wie? man küßt sich noch einmal?« rief Paul hinter ihnen.

Sein Erscheinen war Vater und Sohn gleich willkommen; es ist uns oft nicht leid, wenn den rührendsten Situationen ein Ziel gesetzt wird.

»Wundert dich das?« erwiderte Kirsanoff heiter. »Da kommt endlich Arkascha nach langer Zeit wieder heim; ich habe seit gestern noch nicht einmal Zeit gehabt, mir ihn recht anzusehen.«

»Mich wundert das keineswegs,« erwiderte Paul, »es geht mir ja selbst fast wie dir.«

Arkad trat auf seinen Oheim zu, der ihm abermals die Wangen mit seinem parfümierten Schnurrbart streifte.

Paul setzte sich an den Tisch. Er trug ein elegantes Morgenkostüm nach englischem Geschmack; ein kleiner Fes zierte seinen Kopf. Dieser Kopfputz und eine nachlässig geknüpfte Krawatte waren wie eine Andeutung der Freiheit, zu welcher das Landleben berechtigt; aber der gestärkte Hemdkragen, diesmal farbig, wie es die Mode für eine Morgentoilette vorschreibt, umschloß mit der gewöhnlichen Unbiegsamkeit sein wohlrasiertes Kinn.

»Wo ist denn dein neuer Freund?« fragte er Arkad.

»Er ist schon ausgegangen; er steht gewöhnlich sehr früh auf und macht irgendeinen Ausflug. Man darf sich aber nicht um ihn bekümmern, er haßt die Förmlichkeiten.«

»Ja, das sieht man wohl.«

Paul strich langsam Butter auf sein Brot.

»Denkt er längere Zeit hierzubleiben?«

»Das weiß ich nicht; er will auch seinen Vater besuchen.«

»Wo wohnt sein Vater?«

»In unserem Gouvernement, etwa 80 Werst von hier. Er hat dort ein kleines Besitztum. Er ist ein alter Militärchirurg.«

»Ti .. ti .. ti ... Den Namen kenne ich ja, glaube ich. Nikolaus, erinnerst du dich nicht eines Doktors Bazaroff, der in der Division unseres Vaters diente?«

»Ja, ich glaube mich seiner zu erinnern.«

»Ganz gewiß. Also der Doktor ist sein Vater, he!« sagte Paul und bewegte den Schnurrbart. »Und was ist denn eigentlich Herr Bazaroff Sohn?« setzte er langsam hinzu.

»Was er ist?« Arkad lachte. »Soll ich Ihnen, lieber Onkel sagen, was er eigentlich ist?«

»Tu mir diesen Gefallen, mein teurer Neffe.«

»Er ist ein Nihilist.«

»Wie?« fragte der Vater. Paul aber erhob sein Messer, dessen Spitze ein Stückchen Butter trug, und blieb unbeweglich.

»Ja, er ist ein Nihilist,« wiederholte Arkad.

»Ein Nihilist!« sagte Kirsanoff. »Das Wort muß aus dem Lateinischen *nihil:* nichts, kommen, soweit ich es beurteilen kann, und bedeutet mithin einen Menschen, der ... nichts anerkennen will.«

»Oder vielmehr, der nichts respektiert,« sagte Paul, der wieder sein Butterbrot zu streichen fortfuhr.

»Ein Mensch, der alle Dinge vom Gesichtspunkte der Kritik aus ansieht,« erwiderte Arkad.

»Kommt das nicht auf dasselbe heraus?« fragte der Onkel.

»Nein, durchaus nicht; ein Nihilist ist ein Mensch, der sich vor keiner Autorität beugt, der ohne vorgängige Prüfung kein Prinzip annimmt, und wenn es auch noch so sehr im Ansehen steht.«

»Und damit bist auch du einverstanden? Das ist recht und gut?« erwiderte Paul.

»Je nachdem, lieber Onkel. Es gibt Leute, die sich dabei wohl befinden, wie im Gegenteil andere, die sich ganz schlecht dareinzufinden wissen.«

»Wahrhaftig? Nun, ich sehe, das geht über meinen Gedankenkreis. Leute der alten Zeit wie ich, denken, daß es durchaus nötig ist,

gewisse Prinzipien (Paul sprach dies Wort wie die Franzosen mit einer gewissen Weichheit aus, während Arkad im Gegensatz es hart akzentuierte) ohne Prüfung, um deinen Ausdruck zu gebrauchen, anzunehmen. Ihr wollt uns das alles umstoßen. Gebe euch Gott Gesundheit und den Generalsrang! Was uns anbetrifft, so wollen wir uns damit begnügen, euch zu bewundern, meine Herren – wie sagtest du doch?«

»Nihilisten!« antwortete Arkad, indem er auf jede Silbe Nachdruck legte.

»Ja, wir zu unserer Zeit, wir hatten Hegelisten, jetzt sind es Nihilisten. Wir werden sehen, wie ihr es angreift, um im Nichts, im Vakuum, wie unter einer pneumatischen Maschine zu existieren. Und jetzt, lieber Bruder, sei so gut und ziehe die Glocke, ich möchte meinen Kakao trinken.«

Nikolaus Petrowitsch läutete und rief: »Duniascha!« Allein statt Duniascha war es Fenitschka selbst, die erschien. Sie war eine junge Frau von etwa 23 Jahren, weiß und rund, mit schwarzen Augen und dunklem Haar; ihre Lippen waren rot und voll wie die eines Kindes, und ihre Hände zierlich und fein. Ihr Anzug bestand in einem Kattunkleide und einem ganz neuen blauen Halstuch, das über ihre runden Schultern geworfen war; sie hielt eine große Tasse Schokolade in der Hand; indem sie diese vor Paul niederstellte, schien sie ganz außer Fassung, und die feine, durchsichtige Haut ihres Antlitzes färbte sich mit einem lebhaften Rot. Sie schlug die Augen nieder und blieb nahe dem Tisch stehen, auf den sie sich mit den Fingerspitzen stützte. Sie sah aus, wie wenn sie sich über ihr Kommen Vorwürfe mache und doch zugleich fühle, daß sie nicht ohne ein Recht dazu gekommen sei.

Paul runzelte streng die Augenbrauen, Kirsanoff war gänzlich verwirrt.

»Guten Morgen, Fenitschka,« murmelte er endlich.

»Guten Morgen,« erwiderte sie mit einer nicht lauten, doch wohlklingenden Stimme; dann zog sie sich langsam wieder zurück, nachdem sie verstohlen einen Blick auf Arkad geworfen hatte, den dieser mit freundlichem Lächeln erwiderte. Sie wiegte sich im Gehen ein wenig in den Hüften; es stand ihr aber sehr gut.

Nachdem sie gegangen war, herrschte einige Augenblicke auf der Terrasse ein tiefes Schweigen. Paul trank seinen Kakao. Langsam erhob er den Kopf …

»Da kommt ja der Herr Nihilist, dems endlich gefällt, zu erscheinen,« sagte er halblaut. Wirklich war Bazaroff, über die Rabatten wegschreitend, eben in den Garten eingetreten. Sein Paletot und seine leinenen Beinkleider waren beschmutzt, eine Sumpfpflanze war um seinen alten runden Hut geschlungen. In der rechten Hand hielt er einen kleinen Sack, darin bewegte sich etwas. Er kam mit großen Schritten auf die Terrasse zu, neigte ein wenig den Kopf und sagte:

»Guten Morgen, meine Herren, entschuldigen Sie, wenn ich etwas spät zum Tee komme. Ich werde sogleich wiedererscheinen, ich muß mich vorher meiner Gefangenen entledigen.«

»Sind das Blutegel?« fragte Paul.

»Nein, Frösche.«

»Wollen Sie die essen oder aufziehen?«

»Ich brauche sie zu Untersuchungen,« antwortete Bazaroff gleichgültig und trat ins Haus.

»Wahrscheinlich seziert er sie,« fuhr Paul fort. »Er glaubt nicht an Prinzipien und glaubt an die Frösche.«

Arkad warf auf seinen Onkel einen Blick des Mitleids, und Kirsanoff zuckte fast unmerklich die Achseln. Paul begriff übrigens selbst, daß sein Witzwort ihm nicht gelungen war – und fing an, über Landwirtschaft zu sprechen, bei welcher Gelegenheit er erzählte, daß der neue Verwalter mit seiner gewohnten Beredsamkeit sich über den Arbeiter Foka beklagt habe, mit dem er nichts anzufangen wisse. Der Kerl sei ein wahrer Äsop, sagte der Verwalter, er wisse den üblen Burschen, vor dem jedermann das Kreuz schlage, nicht zu verwenden, kaum sei er bei der Arbeit, so mache er Dummheiten, reiße aus – und – gesehen hat man ihn.

Sechstes Kapitel.

Bazaroff erschien bald wieder; er nahm Platz und schickte sich an, Tee zu trinken, wie wenn er den Samowar hätte erschöpfen wollen. Die beiden Brüder sahen ihm stillschweigend zu, während Arkad von der Seite her wieder diese beobachtete.

»Sind Sie weit weg gewesen?« fragte endlich Kirsanoff.

»Bis zu einer Art von Sumpf bei Ihrem Espenwald. Dort sind fünf oder sechs Bekassinen vor mir aufgestiegen; die kannst du schießen, Arkad.«

»Sie selbst sind wohl nicht Jäger?«

»Nein.«

»Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Physik?« fragte Paul.

»Ja, mit Physik und überhaupt mit den Naturwissenschaften.«

»Man behauptet, die Germanen hätten in diesen Wissenschaften seit einigen Jahren große Fortschritte gemacht.«

»Ja, darin sind die Deutschen unsere Meister,« erwiderte Bazaroff nachlässig.

Paul hatte den Ausdruck »Germanen« in ironischer Absicht gebraucht, aber es machte keine große Wirkung.

»Sie haben für die Deutschen eine sehr hohe Achtung?« fuhr er mit erzwungener Höflichkeit fort. Er fing an, eine dumpfe Erregung in sich zu fühlen. Seine aristokratische Natur konnte Bazaroffs ungeniertes Auftreten nicht ertragen. Dieser Chirurgensohn zeigte nicht nur keine Spur von Verlegenheit, sondern antwortete ihm auch schroff und keineswegs verbindlich, und der Ton seiner Stimme hatte etwas Grobes, das an Insolenz streifte.

»Die Gelehrten dieses Landes sind verdienstvolle Burschen,« sagte Bazaroff.

»Jawohl, jawohl. Wahrscheinlich haben Sie von den russischen Gelehrten keinen so schmeichelhaften Begriff?«

»Wohl möglich.«

»Eine solche Unparteilichkeit macht Ihnen viel Ehre,« fuhr Paul fort und richtete sich mit etwas aufgeworfenem Kopf empor. »Übrigens hat uns Arkad Nikolajewitsch schon gesagt, daß Sie ja in Sachen der Wissenschaft gar keine Autorität anerkennen. Wie

verträgt sich das mit der Ansicht, die Sie soeben aussprechen? Ist das wirklich wahr, daß Sie keine Autorität anerkennen?«

»Warum sollte ichs tun? Und an was müßte ich glauben? Beweist man mir eine vernünftige Sache, bin ich damit einverstanden, und alles ist gesagt.«

»Demnach sagen die Deutschen immer nur vernünftige Dinge?« murmelte Paul Petrowitsch, und sein Gesicht nahm einen solchen Ausdruck von Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit an, daß man hätte glauben können, er habe sich in eine irdischen Gemütsbewegungen ganz unzugängliche Sphäre erhoben.

»Nicht immer,« erwiderte Bazaroff mit verhaltenem Gähnen, wie wenn er zu verstehen geben wollte, daß ihm dieser müßige Streit lästig werde.

Paul betrachtete Arkad mit einem Ausdruck, der zu sagen schien: Man muß zugeben, daß dein Freund nicht gerade höflich ist.

»Was mich anbelangt,« fuhr er mit lauter Stimme und nicht ohne einige Anstrengung fort, »ich gestehe in Demut, daß ich die Herren Deutschen nicht sehr liebe. Ich verstehe darunter die echten Deutschen und nicht die Deutschrussen. Übrigens weiß man auch, was an diesen ist. Ja, die Deutschen in Deutschland sind nicht mein Geschmack. Vormals waren sie noch erträglich; sie hatten bekannte Namen: Schiller, Goethe zum Beispiel. Mein Bruder hat für diese Schriftsteller eine ganz besondere Verehrung, jetzt aber gewahre ich unter ihnen nur Chemiker und Materialisten.«

»Ein guter Chemiker ist zwanzigmal nützlicher als der beste Poet,« sagte Bazaroff.

»Wirklich?« erwiderte Paul und hob die Augenbrauen, wie wenn er soeben erwachte; »die Kunst scheint also für Sie eine gänzlich wertlose Sache?«

»Die Kunst, Geld zu gewinnen und die Hühneraugen gründlich zu vertreiben,« rief Bazaroff mit verächtlichem Lächeln.

»Vortrefflich! Wie Sie zu scherzen geruhen! Das kommt auf eine vollständige Negation heraus. Gut! Immerhin, Sie glauben also nicht an die Wissenschaft?«

»Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß ich an gar nichts glaube. Was verstehen Sie unter dem Wort Wissenschaft im generellen Sinn? Es gibt Wissenschaften, wie es Handwerke, wie es

Professionen gibt. Eine Wissenschaft in dem Sinn, den Sie dem Wort beilegen, gibt es nicht.«

»Das ist ganz gut. Sie verneinen wohl ebenso alle anderen Prinzipien, auf welchen unsere soziale Ordnung ruht?«

»Ist das etwa ein – politisches Verhör?« fragte Bazaroff.

Paul erblaßte ein wenig. Kirsanoff hielt es an der Zeit, sich in die Unterhaltung zu mischen.

»Wir wollen über all das später des längern sprechen, mein lieber Eugen Wassiliewitsch; Sie werden uns dann alle Ihre Ansichten auseinandersetzen und wir Ihnen dagegen die unsrigen mitteilen. Was mich anbelangt, so freut es mich zu hören, daß Sie sich mit den Naturwissenschaften beschäftigen. Man hat mir gesagt, daß in der letzten Zeit Liebig erstaunliche Entdeckungen hinsichtlich der wirtschaftlichen Behandlung des Bodens gemacht habe. Da können Sie mir in meinen agronomischen Arbeiten zu Hilfe kommen und trefflichen Rat geben.«

»Mit Vergnügen, Nikolaus Petrowitsch; allein lassen wir Liebig beiseite. Ehe man ein Buch öffnet, muß man lesen können, und wir kennen noch nicht einmal das Abc ...«

»Nun, du bist doch ein wahrhafter Nihilist,« dachte Kirsanoff. – »Wie dem auch sei,« erwiderte er, »so werden Sie mir erlauben, mich vorkommendenfalls an Sie zu wenden. Aber, lieber Bruder, ist es nicht Zeit, sich mit dem Verwalter zu besprechen?«

Paul erhob sich.

»Ja,« sagte er, ohne seine Rede an einen der Anwesenden zu richten, »es ist ein Unglück, vier oder fünf Jahre nacheinander auf dem Lande zu wohnen, fern von allen großen Geistern. Man wird allmählich ein wahrer Dummkopf. Man gibt sich alle Mühe, das, was man gelernt hat, nicht zu vergessen; allein, pah! eines schönen Morgens wird man gewahr, daß das lauter Läpperei war, nichts als müßiges Zeug, womit sich heutzutage kein verständiger Mensch mehr beschäftigt, man wird belehrt, daß man ein Faselhans ist. Was tun? Es scheint, daß die Jugend entschieden klüger ist als wir Alten.«

Paul drehte sich langsam auf dem Absatz um und entfernte sich mit gemessenen Schritten. Sein Bruder folgte ihm.

»Ist er immer von dieser Stärke?« fragte Bazaroff kalt, als kaum die Türe geschlossen war.

»Hör, Eugen,« erwiderte sein Freund, »du bist zu schroff gegen ihn gewesen, du hast ihn verletzt.«

»Wirklich? Man hätte sie wohl schonen sollen, diese Maulwurfsaristokraten! Aber all das ist nichts als Eigenliebe, Gewohnheiten des ehemaligen Löwen, Geckentum. Warum hat er seine Rolle in Petersburg nicht fortgespielt, da er sich dazu berufen fühlte? Übrigens: Gott segne ihn! Ich habe eine ziemlich seltene Spezies von *dyticus marginatus* gefunden, ich will sie dir zeigen.«

»Ich habe dir versprochen, seine Geschichte zu erzählen,« sagte Arkad.

»Wessen Geschichte, des *dyticus?*«

»Geh mit deinen Scherzen, die Geschichte meines Onkels. Du wirst sehen, daß er nicht der Mann ist, für den du ihn hältst. Anstatt ihn lächerlich zu machen, solltest du ihn vielmehr bedauern.«

»Möglich! Aber warum bist du so vernarrt in ihn?«

»Man muß gerecht sein, Eugen.«

»Ich wüßte nicht warum.«

»Genug! hör zu ...«

Arkad schickte sich an, seinem Freunde die Geschichte seines Oheims zu erzählen. Der Leser findet sie in dem folgenden Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Paul Petrowitsch Kirsanoff hatte seine erste Kindheit mit seinem Bruder Nikolaus unter dem väterlichen Dache zugebracht; dann war er in das Pagenkorps eingetreten. Auffallend schön, selbstgefällig, ein wenig spöttisch und von koketter Reizbarkeit (was damals in der Mode war), gefiel er natürlich allgemein. Kaum Offizier geworden, trat er in die große Welt. Überall empfing man ihn mit offenen Armen, er ließ sichs wohl sein, mißbrauchte sein Glück und beging tausend Torheiten, allein das schadete ihm nichts. Die Frauen waren in ihn vernarrt, die Männer behandelten ihn als einen Gecken und beneideten ihn doch im stillen. Er lebte, wie schon erwähnt, mit seinem Bruder zusammen und hatte ihn sehr lieb, obschon dieser ihm in nichts glich. Nikolaus Petrowitsch hinkte ein wenig; auch er hatte ein angenehmes, aber ernstes Gesicht, sanfte, verschleierte Augen und spärliches Haar; er war träg, las aber gern und floh die große Welt. Paul brachte die Abende nie zu Hause zu; er hatte sich den wohlverdienten Ruf der Kühnheit und Gewandtheit erworben (er zuerst hatte unter den jungen Leuten von Stand gymnastische Übungen in Mode gebracht), seine Lektüre jedoch beschränkte sich im ganzen auf fünf oder sechs Broschüren von Chateaubriand. Mit achtundzwanzig Jahren Hauptmann geworden, stand ihm eine glänzende Laufbahn offen, als sich plötzlich alles änderte.

Man erinnert sich in Petersburg noch der Fürstin R. In der Periode, von der wir reden, erschien sie von Zeit zu Zeit in der Residenz. Ihr Gemahl war ein Mann von guter Erziehung, aber ein wenig beschränkt, und sie hatten keine Kinder. Die Fürstin ging plötzlich für lange Zeit auf Reisen, kehrte unerwartet nach Rußland zurück und führte sich in allem höchst befremdend auf. Sie galt für leichtfertig und kokett; allen Vergnügungen gab sie sich mit Leidenschaft hin, tanzte bis zum Umsinken, scherzte und lachte mit den jungen Leuten, die sie vor dem Diner im Zwielicht ihres Salons empfing, und brachte die Nächte betend und weinend zu, ohne einen Augenblick Ruhe finden zu können. Oft blieb sie bis zum Morgen in ihrem Zimmer, die Arme in Herzensangst ringend, oder blaß und kalt über die Blätter eines Psalters gebückt. Kam der Tag, so verwandelte sie sich wieder in die elegante Dame, machte Besuche, lachte, schwatzte und warf sich

auf alles, was ihr die geringste Zerstreuung zu bieten vermochte. Sie war von herrlichem Wuchs; ihr Haar war licht und schwer wie Gold und fiel ihr bis über die Knie herab; doch zählte man sie nicht zu den Schönheiten, in ihrem Gesicht waren nur die Augen schön, und auch das ist vielleicht zuviel gesagt, denn diese Augen waren ziemlich klein und grau, ihr Blick jedoch, lebhaft und tief, sorglos bis zur Kühnheit und träumerisch bis zur Trostlosigkeit, war ebenso rätselhaft als bezaubernd. Etwas Außerordentliches strahlte daraus wider, selbst wenn ihr die unbedeutendsten Worte über die Lippen kamen. Ihre Toilette war immer zu auffallend.

Paul begegnete ihr auf einem Ball, tanzte mit ihr eine Masurka, während welcher sie kein vernünftiges Wort mit ihm sprach, und leider verliebte er sich leidenschaftlich in sie. An schnelle Erfolge gewöhnt, gelangte er auch diesmal, wie immer, rasch zum Ziel, doch die Leichtigkeit dieser Eroberung erkältete ihn nicht. Im Gegenteil fühlte er sich immer mehr an dieser Frau gefesselt, die selbst dann, wenn sie ganz Hingebung war, in ihrem Herzen noch immer eine geheimnisvolle Fiber zu behalten schien, die man vergeblich zu begreifen suchte. Was sie darin noch im Rückhalt hielt? Gott weiß es! Man hätte glauben sollen, sie stehe unter der Herrschaft übernatürlicher Kräfte, die nach Laune mit ihr spielten, und ihr nicht eben umfassender Geist habe die Kraft nicht, mit solchen Gegnern den Kampf aufzunehmen. Ihr ganzes Leben bot nur eine Reihe unerklärlicher Handlungen dar; an einen Mann, den sie kaum hatte kennen gelernt, richtete sie sofort Briefe, die sie in den Augen ihres Gemahls kompromittieren konnten, und liebte sie, so hatte doch ihre Liebe einen seltsamen Schimmer von Traurigkeit; sie lachte und scherzte nicht mehr mit dem, den sie sich jetzt erkoren hatte, sie betrachtete ihn und lieh ihm ihr Ohr mit einer Art von Erstaunen. Oft und meist unerwartet wurde dies Staunen zum stummen Schrecken, und ihr Gesicht nahm dann einen düstern und wilden Ausdruck an; sie schloß sich in ihr Schlafzimmer ein, und legten ihre Frauen das Ohr an die Türe, so hörten sie ein dumpfes Stöhnen. Mehr als einmal, wenn Paul von einer zärtlichen Zusammenkunft mit ihr nach Hause kam, fühlte er im Herzen den bittern Verdruß, den sonst ein definitives Mißlingen erzeugt.

»Hab ich nicht alles erhalten, was ich wollte?« fragte er sich, und doch blutete ihm das Herz fort und fort. Eines Tages gab er ihr einen

Ring mit einem Steine, auf welchem eine Sphinx eingraviert war.

»Was ist das?« fragte sie, »eine Sphinx?«

»Ja,« antwortete er, »und diese Sphinx sind Sie.«

»Ich?« erwiderte sie und erhob langsam ihren unbeschreiblichen Blick zu ihm. »Wissen Sie, daß ich mich dadurch geschmeichelt fühle?« fuhr sie mit einem kaum merklichen Lächeln, aber mit demselben rätselhaften Ausdruck ihres Blickes fort.

Paul litt viel, solange er die Fürstin R. liebte; allein als sie anfing, ihm Kälte zu zeigen, und dies geschah bald, war er nahe daran, den Verstand zu verlieren. Verzweiflung und Eifersucht verzehrten ihn, er ließ ihr keinen Augenblick Ruhe und verfolgte sie überall; gelangweilt von seinen Verfolgungen, reiste sie ins Ausland. Paul nahm seinen Abschied, trotz aller Bitten seiner Freunde, trotz des Rats seiner Vorgesetzten, und folgte der Spur der Fürstin. So brachte er vier Jahre auf Reisen zu, bald war er wieder mit ihr vereinigt, bald verließ er sie in der Absicht, sie nicht wiederzusehen; er errötete über seine Schwäche und verwünschte sie ... allein es half nichts. Das Bild dieser Frau, dieses unbegreifliche, wahrhaft magische Bild, aus dem sich kein Sinn herausfinden ließ, hatte sich seiner Seele zu tief eingeprägt. Als sie sich in Baden wiedersahen, stellte sich fast das alte Verhältnis wieder her, ihre Liebe schien größer als je; allein das dauerte kaum einen Monat. Die Flamme, die sich eben wiederbelebt hatte, erlosch abermals und für immer. Den unvermeidlichen Bruch voraussehend, wollte Paul wenigstens ihr Freund bleiben, als ob mit einer solchen Frau eine Freundschaft möglich wäre. Sie verließ heimlich Baden und mied ihn von diesem Tage an beharrlich. Paul kehrte nach Rußland zurück und versuchte, seine alte Lebensweise wieder aufzunehmen, aber vergeblich. Er war unaufhörlich in Bewegung und fand nirgends Ruhe; doch besuchte er die Salons und behielt alle Gewohnheiten eines Weltmannes bei; seiner Eitelkeit konnte es zwar schmeicheln, zwei oder drei neue Eroberungen gemacht zu haben; aber im Grunde hatte er sowohl sich als andere aufgegeben und versuchte sich in nichts mehr. Er wurde schnell alt, fing an, zu ergrauen, nahm die Gewohnheit an, seine Abende im Klub zuzubringen, wo er sich, verzehrt von Bitterkeit und Langeweile, mit mürrischer Gleichgültigkeit in die Gespräche mischte; wie jedermann weiß, ein schlechtes Zeichen. Die Idee, zu heiraten, konnte ihm

natürlich nicht in den Sinn kommen. So schwanden mit erstaunlicher Geschwindigkeit fast zehn Jahre eines müßigen Lebens dahin.

Nirgends verläuft die Zeit schneller als in Rußland, wenn nicht vielleicht noch rascher im Gefängnis. Eines Abends, als Paul im Klub speiste, erfuhr er, daß die Fürstin R. jüngst in Paris gestorben sei, in einem Zustand, der nahe an Wahnsinn grenzte. Er stand von seinem Stuhle auf und ging – hie und da wie versteinert an den Spieltischen stehenbleibend – lange in den Sälen des Klubs auf und ab; doch kehrte er zur gewöhnlichen Stunde nach Hause zurück. Bald darauf erhielt er ein Paket mit seiner Adresse und fand darin den Ring, den er einst der Fürstin gegeben hatte. Sie hatte ein Kreuz auf die Sphinx geritzt und befohlen, Paul zu sagen, daß dies die Lösung des Rätsels sei.

Dieser Tod war zu Anfang des Jahres 1848 erfolgt, in eben der Zeit, als Nikolaus Petrowitsch, nachdem er seine Frau verloren hatte, nach Petersburg kam. Paul hatte seinen Bruder, seit er sich auf das Land zurückgezogen, kaum gesehen; seine Hochzeit fiel in die ersten Tage von Pauls Bekanntschaft mit der Fürstin. Zurückgekehrt vom Ausland, hatte er ihn zwar besucht und sich vorgenommen, zwei oder drei Monate bei ihm zuzubringen, um sich an seinem Glück zu weiden; aber schon nach Verlauf einer Woche reiste er wieder ab. Sein Bruder und er waren damals zu verschieden in ihren Ansichten. Dieser Abstand hatte sich aber im Jahr 1848 sehr vermindert. Nikolaus war Witwer geworden, und Paul, der soeben den Gegenstand seiner Erinnerungen verloren hatte, versuchte es, nicht mehr an ihn zu denken. Kirsanoff hatte die Genugtuung, ein geordnetes Leben geführt zu haben; sein Sohn wuchs unter seinen Augen heran; Paul dagegen trat als einsamer Junggeselle in die Dämmerung des Lebens, in jene traurige Periode des Beklagens, welches der Hoffnung, und der Hoffnung, welches dem Beklagen gleicht, in die Periode, wo die Jugend vorüber und das Alter noch nicht eingetreten ist. Niemandem konnte die Zeit peinlicher erscheinen als Paul; mit seiner Vergangenheit hatte er alles verloren.

»Ich lade dich nicht mehr ein, nach Marino zu kommen,« sagte Kirsanoff eines Tages zu ihm. (Den Namen Marino hatte er seinem Landsitz zum Andenken an seine Frau gegeben.) »Du langweiltest dich dort zu Lebzeiten Maries, um wieviel mehr jetzt.«

»Damals bin ich eben zu töricht und zu wenig beständig gewesen,« erwiderte Paul; »jetzt bin ich ruhiger, vielleicht weiser. Erlaubst du

mirs, so stehe ich nicht an, dir zu folgen und mich für immer bei dir niederzulassen.«

Statt aller Antwort umarmte ihn Kirsanoff; doch verlief fast ein Jahr, ehe Paul dazukam, seinen Entschluß auszuführen. Nachdem er sich aber einmal auf dem Lande festgesetzt hatte, verließ er es nicht mehr, selbst nicht während der Wintermonate, die Kirsanoff bei seinem Sohn in Petersburg zubrachte. Er las viel, besonders englische Bücher, seine ganze Lebensweise trug ein englisches Gepräge; er besuchte die Gutsbesitzer in der Nachbarschaft selten und entfernte sich nur zuweilen, um den Wahlen beizuwohnen, wo er sich meist schweigend verhielt und den Mund bloß auftat, um mit seinen liberalen Ausfällen und Scherzen die noch zum alten Regime schwörenden Gutsbesitzer zu erschrecken, ohne sich selbst deshalb den Vertretern der neuen Generation zu nähern. Man beschuldigte ihn allgemein des Hochmuts, allein man achtete ihn seiner aristokratischen Manieren und des Glücks wegen, das er früher bei den Frauen gehabt; man respektierte ihn seiner gewählten Toilette wegen und weil er stets die besten Zimmer der ersten Hotels bewohnte, fein aß und eines Tages sogar mit Wellington beim Herzog von Orleans diniert hatte; weil er sich nie auf Reisen begab, ohne ein silbernes Necessaire und einen Reisebadeapparat bei sich zu führen; weil er sich mit ganz besondern und höchst »distinguierten« Wohlgerüchen parfümierte; weil er vollendet Whist spielte und doch immer verlor, endlich aber achtete man ihn auch sehr wegen seiner vollkommenen Ehrenhaftigkeit. Die Damen des Bezirks betrachteten ihn als einen höchst anziehenden Melancholiker, er aber schenkte ihnen nicht die mindeste Beachtung.

»Du wirst mir zugeben, Eugen,« sagte Arkad, indem er seine Erzählung schloß, »daß du meinen Oheim falsch beurteilt hast. Ich will von den vielen Diensten nicht reden, die er meinem Vater erwiesen, dem er gar manchmal all sein disponibles Geld gab (du weißt wahrscheinlich nicht, daß sie die Güter gemeinschaftlich haben); aber ich versichere dich, daß er gegen jedermann gefällig ist, sei es, wer es wolle, und daß er sich immer auf die Seite der Bauern stellt, obwohl er sich ihnen nie nähert, ohne sich mit einer Flasche Kölnischen Wassers zu bewaffnen.«

»Versteht sich,« antwortete Bazaroff, »die Nerven!«

»Mag sein; aber er hat ein vortreffliches Herz. Übrigens fehlt es ihm auch nicht an Geist, und oft hat er mir vortreffliche Ratschläge gegeben, zumal in bezug auf die Frauen.«

»Aha, er hat sich an seinem eigenen Milchtopf verbrannt und bläst nun auf das Wasser anderer. Das ist die alte Geschichte.«

»Mit einem Wort,« fuhr Arkad fort, »er ist sehr unglücklich, das ist gewiß. Es wäre wahrlich unrecht, ihm darum böse zu sein.«

»Wer spricht denn davon!« erwiderte Bazaroff. »Was ich aber nichtsdestoweniger behaupte, ist, daß ein Mann, der sein ganzes Leben auf die Karte einer Weiberliebe gesetzt hat, und der, wenn dieser Karte verliert, sich davon so niederbeugen läßt, daß er zu nichts mehr taugt, kein Mann, kein Individuum männlichen Geschlechts ist. Du sagst, er sei unglücklich, das will ich nicht bestreiten; aber ganz hat er seine Torheit noch nicht erschöpft. Ich bin überzeugt, daß er sich für einen vollendeten Mann hält, weil er den Galignani liest und hie und da einem Bauern die Knute erspart.«

»Vergiß nicht die Erziehung, die er genossen, die Zeit, in der er gelebt hat,« antwortete Arkad.

»Seine Erziehung?« rief Bazaroff. »Ein Mann muß sich selbst erziehen, wie ich es auch getan. Was die Zeit betrifft, so sehe ich nicht ein, warum wir von ihr abhängig sein sollten. Im Gegenteil, sie müßte von uns abhängen. Nein, mein Lieber, in all dem sehe ich nur Schwäche und Läpperei. Und dann, was soll es mit den mysteriösen Beziehungen zwischen einem Mann und einer Frau für eine Bewandtnis haben? Wir Physiologen kennen die wahre Natur dieser Beziehungen! Studier einmal den Bau des Auges; ich möchte wohl wissen, ob du den Stoff zu dem rätselhaften Blick, von dem du sprachst, darin finden wirst. Das ist nur Romantik, Abschweifung, Künstlergerede. Da ists gescheiter, wir untersuchen meinen Hornflügler.«

Damit begaben sich die beiden Freunde in Bazaroffs Zimmer, in dem bereits eine Mischung von sozusagen medizinisch-chirurgischem Geruch und dem von billigem, schlechtem Tabak herrschte.

Achtes Kapitel.

Paul blieb nicht lange bei dem Gespräche seines Bruders mit dem Verwalter zugegen. Dieser, ein Mann von hohem Wuchse, mager, mit listigem Auge, honigsüßer, flüsternder Stimme, beantwortete die Bemerkungen von Nikolaus Petrowitsch mit einem ewigen: »Ganz gewiß, ohne allen Zweifel«, wobei er stets beflissen war, die Bauern als Trunkenbolde und Diebe hinzustellen. Die neue Betriebsart, die man soeben eingeführt, tat ihre Dienste nur mit Knarren, wie ein schlecht geschmiertes Rad oder ein von einem Landhandwerker aus grünem Holz angefertigtes Möbel. Das schlug jedoch Kirsanoffs Mut keineswegs nieder, obwohl er oft seufzte und nachdenklich wurde; er begriff wohl, daß ohne Geld die Sache nicht in Gang zu bringen sei, und Geld wars, was ihm fehlte. Arkad hatte die Wahrheit gesagt: Paul Petrowitsch war seinem Bruder mehr als einmal zu Hilfe gekommen; mehr als einmal, wenn er sah, wie dieser sich den Kopf zerbrach, um sich aus einer Verlegenheit zu ziehen, hatte er sich langsam dem Fenster genähert und zwischen den Zähnen gemurmelt: »Aber ich kann dir ja Geld geben.«

Und er hatte ihm auch wirklich oft geholfen; allein diesmal saß er selbst auf dem Trockenen, und darum hatte er vorgezogen, sich zu entfernen. Häusliche Erörterungen verursachten ihm überhaupt eine unüberwindliche Langeweile; zudem schien es ihm immer, Kirsanoff greife, trotz all seinem Eifer und all seiner Anstrengungen, die Sache falsch an, aber doch war es ihm selbst unmöglich, seinem Bruder zu zeigen, was er zu tun hätte. »Meinem Bruder fehlt es an Erfahrung,« sagte er zu sich, »er wird betrogen.«

Kirsanoff dagegen hatte eine hohe Meinung von Pauls praktischem Verstand und fragte ihn immer um Rat.

»Ich bin ein schwacher, unentschlossener Mann, ich habe mein Leben fern von der Welt zugebracht,« pflegte er zu sagen. »Du hast lange mittendrin gelebt, du kennst die Leute, du hast einen Adlerblick.«

Anstatt ihm zu antworten, drehte sich Paul um, doch versuchte er nicht, seinem Bruder den Irrtum zu nehmen.

Auch diesmal ließ er Kirsanoff in seinem Kabinett und schritt durch den Korridor, der durch das Haus lief. Vor einer kleinen Tür

angekommen, blieb er stehen, schien einen Augenblick zu zaudern, strich den Schnurrbart und klopfte leise an.

»Wer ist da?« fragte Fenitschka, »herein!«

»Ich bins,« antwortete Paul und öffnete die Türe. Fenitschka sprang mit dem Kind auf den Armen vom Stuhl auf; schnell gab sie dieses einer Frau, die damit hinausging; sie selbst brachte eilends ihr Brusttuch in Ordnung.

»Verzeihen Sie, wenn ich gestört habe,« sagte Paul, ohne sie anzusehen; »ich wollte nur fragen ... Man schickt – glaube ich, heute in die Stadt ... Lassen Sie mir doch grünen Tee mitbringen.«

»Wieviel wünschen Sie?« fragte Fenitschka.

»Ein halbes Pfund wird genügen. – Sie haben ja hier, wenn ich nicht irre, eine Änderung vorgenommen,« fügte er hinzu und warf einen raschen Blick um sich, der Fenitschka streifte; »ich spreche von den Vorhängen,« bemerkte er, da er sah, daß sie ihn nicht verstand.

»Ja. Nikolaus Petrowitsch war so gut, mir ein Geschenk damit zu machen; sie sind aber schon lange da.«

»Es ist aber auch schon lange her, daß ich nicht zu Ihnen gekommen bin. Jetzt sind Sie gut logiert.«

»Dank Nikolaus Petrowitsch,« sagte Fenitschka leise.

»Sind Sie hier besser untergebracht als in Ihrer vorigen Wohnung hinten im Hof?« fragte Paul artig, aber ohne seinem Ernst etwas zu vergeben.

»Gewiß, viel besser.«

»Wer bewohnt jetzt die Zimmer, die Sie im Seitenbau innehatten?«

»Die Wäscherinnen.«

»Oh!«

Paul schwieg. »Jetzt wird er gehen,« dachte Fenitschka; aber er ging nicht, blieb unbeweglich stehen und spielte leicht mit den Fingern.

»Warum haben Sie den Kleinen forttragen lassen?« sagte Paul endlich. »Ich habe die Kinder gern, zeigen Sie ihn mir.«

Fenitschka errötete vor Verlegenheit und Freude. Sie fürchtete Paul; er sprach nur sehr selten mit ihr.

»Duniascha!« rief sie, »bringen Sie Mitia herein (Fenitschka duzte keinen der Dienstboten), aber, nein, warten Sie, man muß ihn erst

umkleiden.« Damit wandte sie sich dem Nebenzimmer zu.

»Das ist nicht nötig,« rief ihr Paul nach.

»Es dauert nicht lang,« erwiderte Fenitschka und ging eilends hinaus.

Paul, nun allein, sah sich aufmerksam um. Das kleine Zimmer, in dem er sich befand, war sehr reinlich gehalten. Es roch darin nach Kamille, Melisse und Pfefferminze, vermischt mit einem Geruch von Firnis, denn der Fußboden war neu angestrichen. Die Wände entlang standen Stühle mit lyraförmigen Rücklehnen, die der verstorbene General von seinem letzten Feldzuge in Polen mitgebracht hatte. Hinten im Zimmer stand ein Bett mit Kattunvorhängen; daneben befand sich ein mit eisernen Reifen beschlagener Koffer mit gewölbtem Deckel. In der entgegengesetzten Ecke brannte eine kupferne Lampe vor einem großen und düstern Bild des heiligen Nikolaus; ein kleines porzellanenes Ei hing an einem durch den Heiligenschein geschlungenen roten Bande auf der Brust des Heiligen; auf den Fenstersimsen waren wohlverschlossene Töpfe mit Eingemachtem vom vorigen Jahr aufgestellt. Fenitschka hatte eigenhändig mit großen Buchstaben auf die Papierdecken geschrieben: »Schwarze Johannisbeeren«. Kirsanoff zog diese Konfitüre jeder andern vor. Von der Decke hing an einer langen Schnur ein Vogelkäfig herab; ein grüner Zeisig mit gestutztem Schwanz sang und sprang unaufhörlich darin herum, so daß der Käfig immer hin und her schwankte und Hanfsamenkörner mit leichtem Geräusch auf den Boden niederfielen. An der Wand zwischen den beiden Fenstern hingen über einer Kommode mehrere Photographien von Kirsanoff in verschiedenen Stellungen; ein herumziehender Künstler hatte sie angefertigt. Auch eine Photographie von Fenitschka selbst hing daneben; ein Gesicht ohne Augen, mit gezwungenem Lächeln, hob sich von einem schwarzen Grund ab; mehr konnte man nicht unterscheiden. Über dem letzten Porträt runzelte der General Yermoloff im Tscherkessenmantel die Augenbrauen, nach den Bergen am fernen Horizont hinüberblickend; ein kleiner an demselben Nagel aufgehängter Strang Seide beschattete seine Stirn.

Fast fünf Minuten lang ließ sich aus der benachbarten Kammer ein Geräusch von Tritten und Geflüster hören. Paul nahm einstweilen ein abgenutztes Buch von der Kommode; es war ein einzelner Band von

Massalskis Roman »Die Strelitzen«. Er blätterte darin, da ging die Tür auf und Fenitschka, Mitia auf dem Arm, trat ein. Das Kind trug ein rotes, am Kragen galoniertes Hemdchen; seine Mutter hatte ihn gewaschen und gekämmt; er atmete laut, strampelte mit Händen und Füßen, wie gesunde Kinder zu tun pflegen; so klein er war, so wirkte doch die Eleganz seines Anzuges auf ihn, sein vollbackiges Gesichtchen drückte seine Befriedigung aus. Fenitschka hatte ihren eigenen Haarputz nicht vergessen und ein neues Krägelchen angelegt; sie hätte sich übrigens die Mühe sparen können.

Gibt es denn in der Tat etwas Reizenderes in der Welt, als eine junge, schöne Mutter mit ihrem Kind auf dem Arm?

»Welch ein Bursche!« sagte Paul freundlich und streichelte Mitias doppeltes Kinn mit der äußersten Nagelspitze seines Zeigefingers; das Kind betrachtete den Zeisig und fing an zu lachen.

»Das ist dein Onkel,« sagte Fenitschka, neigte den Kopf zum Knaben und schüttelte ihn leicht, während Duniascha eilends ein wohlriechendes Räucherkerzchen auf eine Kupfermünze unter das Fenster stellte.

»Wie alt ist er?« fragte Paul.

»Sechs Monate; seinen siebenten tritt er am elften dieses an.«

»Ist es nicht sein achter, Fedosia Nikolajewna?« wagte Duniascha einzuwenden.

»Nein, sein siebenter, ganz gewiß.«

Das Kind sah den Koffer an, lachte und packte plötzlich mit der ganzen Hand Nase und Lippen seiner Mutter.

»Kleiner Schelm!« sagte Fenitschka und ließ ihn gewähren.

»Er ähnelt meinem Bruder,« sagte Paul.

»Wem als ihm sollte er denn sonst ähnlich sehen?« dachte Fenitschka.

»Ja,« fuhr Paul fort, wie wenn er mit sich selbst gesprochen hätte, »die Ähnlichkeit ist zweifellos.«

Aufmerksam, fast traurig, fing er an, Fenitschka zu betrachten.

»Das ist dein Onkel,« wiederholte sie, diesmal mit kaum hörbarer Stimme.

»Ei, sieh da, Paul, dich suche ich,« rief plötzlich Kirsanoff.

Paul wandte sich rasch um; sein Gesicht zog sich in Falten; allein in dem Antlitz seines Bruders sprach sich so viel Glück und Dankbarkeit aus, daß es ihm unmöglich war, nicht mit einem Lächeln darauf zu antworten.

»Dein Kind ist prächtig,« sagte er und sah auf seine Uhr »Ich war hereingekommen, um eine Bestellung auf Tee zu machen ...«

Paul nahm wieder sein gewöhnliches, gleichgültiges Wesen an und verließ unverzüglich das Zimmer.

»Ist er von selbst gekommen?« fragte Kirsanoff Fenitschka.

»Ja, er hat geklopft und kam dann herein.«

»Und Arkascha? Ist er seitdem nicht mehr bei dir gewesen?«

»Nein. Wäre es nicht vielleicht besser, ich bezöge mein altes Logis wieder, Nikolaus Petrowitsch?«

»Warum das?«

»Ich glaube, für einige Zeit wäre es gut.«

»Aber ... nein,« gab Kirsanoff stotternd zur Antwort. »Jedenfalls ist es jetzt zu spät ... Guten Morgen, Dicker,« fuhr er mit plötzlicher Lebhaftigkeit fort und küßte das Kind auf die Wange, dann neigte er sich tiefer und drückte seine Lippen auf die Hand, mit der Fenitschka Mitia hielt, und die sich milchweiß von dem roten Hemdchen des Kindes abhob.

»Was machen Sie, Nikolaus Petrowitsch?« flüsterte die junge Frau und schlug die Augen nieder, hob sie jedoch langsam wieder ... Der Ausdruck ihrer Augen war bezaubernd, wenn sie so von unten herauf mit naivem und zärtlichem Lächeln jemand ansah.

Kirsanoff hatte die Bekanntschaft Fenitschkas folgendermaßen gemacht: Drei Jahre zuvor war er genötigt, eine Nacht im Wirtshaus eines kleinen Landstädtchens, ziemlich entfernt von seinem Gut, zuzubringen. Die Reinlichkeit des Zimmers und die blendende Weiße des Leinenzeugs überraschten ihn aufs angenehmste. »Ist die Wirtin vielleicht eine Deutsche?« fragte er sich, allein er täuschte sich. Sie war eine Russin im Alter von etwa 50 Jahren, sorgfältig gekleidet, mit intelligentem, sanftem Gesicht und ernstem Wesen. Er unterhielt sich mit ihr bei seinem Tee, und sie gefiel ihm sehr. Damals hatte er sich eben in seinem neuen Hause eingerichtet, und da er keine Leibeigenen mehr in seinem Dienste haben wollte, so sah er sich nach freien Dienern um. Die Wirtin ihrerseits klagte über die Seltenheit der

Reisenden, über die schlechten Zeiten; er schlug ihr vor, die Wirtschaftsführung in seinem Hause zu übernehmen; sie willigte ein. Ihr Mann war schon lange tot, nur eine Tochter war geblieben, Fenitschka. Zwei oder drei Wochen nach der Zurückkunft Kirsanoffs kam Arina Sawichna (so hieß die neue Haushälterin) mit ihrer Tochter in Marino an und richtete sich im Seitenbau des Hauses ein. Das Glück war Kirsanoff günstig gewesen. Arina führte die Haushaltung vortrefflich. Niemand bekümmerte sich damals um Fenitschka, die schon volle 17 Jahre zählte; sie lebte ruhig wie ein Mäuschen im Loch, nur am Sonntag konnte Kirsanoff in einer Ecke der Dorfkirche das feine Profil eines zarten Mädchengesichts wahrnehmen. So verging mehr als ein Jahr.

Da trat eines Morgens Arina in Kirsanoffs Kabinett, und nachdem sie ihn, ihrer Gewohnheit gemäß, mit tiefer Verbeugung begrüßt hatte, fragte sie ihn, ob er kein Mittel wisse, um ihrer Tochter zu helfen, der ein Funken aus dem Ofen ins Auge gesprungen sei. Kirsanoff machte, wie alle Gutsbesitzer auf dem Lande, den Hausdoktor und hatte sich sogar eine homöopathische Apotheke angeschafft. Er ließ Fenitschka sogleich zu sich holen. Als diese hörte, daß der Herr sie zu sich befohlen habe, war sie sehr erschrocken, doch folgte sie ihrer Mutter. Kirsanoff führte sie an ein Fenster und faßte ihren Kopf mit beiden Händen. Nachdem er ihr rotes, entzündetes Auge genau untersucht hatte, verordnete er Umschläge mit einem Wasser, das er selbst bereitete. Dann riß er ein Stück von seinem Taschentuche ab und zeigte, wie es gemacht werden müsse. Als er damit fertig war, wollte sich Fenitschka zurückziehen, Arina aber rief: »Küß doch dem Herrn die Hand, du Dummköpfchen.« Kirsanoff ließ dies nicht zu, sondern küßte sie, selber ganz verwirrt, auf die Stirne, während sie sich zu ihm überbog. Fenitschkas Auge war bald geheilt, allein der Eindruck, den sie auf Kirsanoff gemacht hatte, erlosch nicht so bald. Er glaubte noch immer diese feinen weichen Haare zwischen den Fingern zu halten, glaubte immer das weiße, reine, schüchtern erhobene Antlitz und die halbgeöffneten Lippen zu sehen, zwischen welchen die Zähne wie kleine Perlen in der Sonne funkelten. Von da an betrachtete er sie Sonntags in der Kirche viel aufmerksamer und suchte Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Anfänglich beantwortete sie dies freundliche Entgegenkommen mit spröder Scheu, und als sie ihm einmal gegen Abend auf einem engen

Fußweg, der durch ein Roggenfeld lief, begegnete, warf sie sich, um ihm zu entgehen, mitten in das wogende, mit Zyanen und Wermut untermischte Kornfeld. Er gewahrte ihren Kopf durch das Goldnetz der Ähren, hinter welchem sie ihn wie ein wildes Tierchen belauschte, und rief ihr freundlich zu:

»Guten Abend, Fenitschka, ich beiße nicht.«

»Guten Abend,« murmelte sie, ohne ihren Zufluchtsort zu verlassen.

Allmählich aber gewöhnte sie sich an ihn. Da starb plötzlich ihre Mutter an der Cholera. Was sollte nun aus ihr werden? Sie hatte schon den Ordnungssinn und den Verstand, der ihre Mutter auszeichnete; aber sie war so allein, und Kirsanoff schien so gütig, so rücksichtsvoll ... Wir brauchen das Weitere nicht zu erzählen.

»Also ist mein Bruder nur so mir nichts dir nichts zu dir gekommen? Er hat angeklopft und ist hereingetreten?«

»Ja.«

»Nun, das gefällt mir. Laß mich Mitia ein wenig schaukeln.«

Und Kirsanoff schwang seinen Sohn bis an die Decke empor, zur großen Freude des Kleinen und zur großen Unruhe seiner Mutter, die, sooft sie ihn so hoch oben sah, ihre Arme nach seinen nackten Füßchen ausstreckte.

Paul hatte sich wieder in sein elegantes Kabinett zurückgezogen, einem schön tapezierten Raum mit einer Waffentrophäe über einem persischen Teppich, dunkelgrün gepolsterten Nußbaummöbeln, einem in Eichenholz geschnitzten Bücherschrank im Renaissancestil, Bronzestatuetten auf einem prächtigen Schreibtisch und einem Marmorkamin. Dort warf er sich auf seinen Diwan, legte die Hände unter den Kopf und blieb so unbeweglich, fast mit einer Miene der Verzweiflung zur Decke aufblickend. Plötzlich, sei’s um den Ausdruck seines Gesichts in der Dunkelheit zu bergen, sei’s aus welch anderem Grunde, erhob er sich wieder, ließ die schweren Vorhänge an den Fenstern herab und warf sich aufs neue auf den Diwan.

Neuntes Kapitel.

An demselben Tage machte auch Bazaroff die Bekanntschaft Fenitschkas. Er ging mit Arkad im Garten spazieren und erklärte ihm, warum gewisse Bäume und besonders gewisse junge Eichen nicht fortkommen wollten.

»Ihr solltet hier mehr Pappeln und Tannen pflanzen, auch meinetwegen Linden, vorausgesetzt, daß ihr mehr Erde anfahren laßt. Das Boskett da kommt gut fort, denn Akazien und Flieder sind gutmütige Teufel, die verlangen keine Pflege. Halt! da ist jemand im Boskett.«

Es war Fenitschka, die sich dort mit Duniascha und Mitia befand. Bazaroff blieb stehen, und Arkad nickte Fenitschka wie einer alten Bekannten zu.

»Wer ist das?« fragte Bazaroff, nachdem sie sich ein wenig entfernt hatten; »die ist hübsch!«

»Von wem sprichst du?«

»Sonderbare Frage, da ist doch nur eine hübsch!«

Arkad setzte ihm nun mit wenigen Worten und nicht ohne Verlegenheit Fenitschkas Stellung im Hause auseinander.

»Ei,« erwiderte Bazaroff, »es scheint, dein Vater liebt die guten Bissen. Er gefällt mir, dein Vater. Wahrhaftig ein munterer Bursch. Aber«, setzte er hinzu, »wir müssen Bekanntschaft machen,« und damit wandte er sich wieder dem Boskett zu.

»Eugen,« rief ihm Arkad erschrocken nach, »sei klug, ich bitte dich!«

»Beruhige dich,« antwortete Bazaroff, »ich habe die Hörner abgestoßen, ich kenne die Welt.« Damit näherte er sich Fenitschka und zog die Mütze.

»Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen selbst vorstelle,« sagte er höflich grüßend. »Ich bin ein Freund Arkad Nikolajewitschs und ein friedlicher Mensch.«

Fenitschka stand auf und betrachtete ihn, ohne ihm zu antworten.

»Was für ein schönes Kind!« fuhr Bazaroff fort. »Seien Sie unbesorgt, ich habe noch niemandem Unglück gebracht. Warum hat das Kind so rote Wangen? Zahnt es?«

»Ja,« sagte Fenitschka; »er hat schon vier Zähne, und sein Zahnfleisch ist wieder aufgelaufen.«

»Lassen Sie michs sehen, und haben Sie keine Angst, ich bin Mediziner.«

Bazaroff nahm den Knaben auf den Arm, was dieser zum großen Erstaunen Fenitschkas und Duniaschas ohne Widerstand und Erschrecken geschehen ließ.

»Ich sehe schon – das wird nichts; er bekommt famose Kinnbacken. Stößt dem Kinde etwas zu, so lassen Sie mich rufen. Und Sie selbst befinden sich wohl?«

»Ja, Gott sei Dank!«

»Da darf man immerhin Gott danken; die Gesundheit ist das höchste Gut. Und Sie?« sagte Bazaroff, indem er sich an Duniascha wandte.

Duniascha, zu Hause ein sehr zurückhaltendes Mädchen, draußen sehr ausgelassen, brach statt aller Antwort in ein schallendes Gelächter aus.

»So ists recht. Da, nehmen Sie Ihren dicken Buben wieder.«

Fenitschka nahm ihm das Kind wieder ab.

»Wie ruhig war er auf Ihrem Arm!« sagte sie leise.

»Alle Kinder sinds, wenn ich sie nehme,« antwortete Bazaroff; »ich habe ein Geheimnis dafür.«

»Die Kinder fühlen gleich, wer sie gerne hat,« meinte Duniascha.

»Jawohl,« bestätigte Fenitschka. »Mitia geht nicht zu jedermann.«

»Ginge er auch gerne zu mir?« fragte Arkad, der einige Schritte davonstand, und trat in die Laube.

Als er Mitia jedoch auf den Arm nehmen wollte, warf dieser den Kopf zurück und fing zur größten Verlegenheit Fenitschkas zu schreien an.

»Er ist noch nicht an mich gewöhnt, später wird er auch zu mir gehen,« sagte Arkad gutmütig, und die beiden Freunde gingen weiter.

»Wie sagst du, daß sie heißt?« fragte Bazaroff.

»Fenitschka – Fedosia,« erwiderte Arkad.

»Und mit ihrem Vatersnamen? Es ist immer gut, den auch zu wissen.«

»Nikolajewna.«

»*Bene.* Was mir an ihr gefällt, ist, daß sie nicht allzu verlegen ist. Das mißfällt vielleicht dem einen oder dem andern. Abgeschmackt. Warum sollte sie verlegen sein? Sie ist Mutter, also hat sie recht.«

»Gewiß,« erwiderte Arkad, »allein mein Vater?«

»Auch er ist in seinem Rechte.«

»Da bin ich doch nicht ganz deiner Meinung.«

»Es ist dir, scheints, nicht darum zu tun, die Erbschaft zu teilen?«

»Schämst du dich nicht, mir einen solchen Gedanken zuzutrauen?« rief Arkad entrüstet. »Wahrhaftig nicht von dem Gesichtspunkte aus tadle ich meinen Vater. Ich meine, er hätte sie heiraten müssen.«

»Ei, ei,« erwiderte Bazaroff ruhig, »welche Seelengröße! Du legst der Heirat noch eine Bedeutung bei, das hätte ich nicht von dir geglaubt.«

Das Gespräch stockte, und die Freunde gingen einige Schritte weiter.

»Ich habe jetzt eure Güter sorgfältig in Augenschein genommen,« fuhr Bazaroff fort. »Das Zugvieh ist in schlechtem Stand und die Pferde sind nicht besser. Ebenso steht es auch um die Baulichkeiten, und die Tagelöhner scheinen mir reine Faulenzer zu sein. Euer Verwalter ist entweder ein Dummkopf oder ein Spitzbube. Ich bin mir über ihn noch nicht ganz klar.«

»Du bist heute sehr streng, Eugen.«

»Und eure braven Bauern werden deinen Vater hübsch anführen; ich sehe das kommen. Du kennst das Sprüchlein: ›Der russische Bauer ist dumm, aber er verschlingt den lieben Gott auf einmal‹.«

»Ich fange an zu glauben, daß mein Onkel recht hat; du hast entschieden eine schlechte Meinung von den Russen.«

»Und warum nicht? Das einzige Verdienst des Russen besteht eben darin, daß er eine abscheuliche Meinung von sich selbst hat; übrigens liegt auch nichts daran. Woran was liegt, ist, zu wissen, daß zweimal zwei vier ist; alles übrige will absolut nichts sagen.«

»Wie? Auch die Natur selbst will absolut nichts sagen?« erwiderte Arkad und warf einen Blick auf die buntfarbigen Felder, über die das Licht der untergehenden Sonne einen sanften Schein ergoß.

»Auch die Natur will in dem Sinne, den du ihr augenblicklich beilegst absolut nichts sagen. Die Natur ist kein Tempel, sondern eine Werkstätte, und der Mensch ist ein Arbeiter drin.«

Plötzlich trafen die getragenen Tonschwingungen eines Violoncells das Ohr der Spaziergänger. Die Töne kamen aus dem Hause. Der Musiker spielte mit Gefühl, aber mit ungeübter Hand Schuberts »Erwartung«, und diese süße Melodie durchdrang die Luft wie Honiggeruch.

»Was hör ich?« rief Bazaroff erstaunt.

»Das ist mein Vater.«

»Dein Vater spielt Violoncell?«

»Ja.«

»Wie alt ist er denn?«

»Vierundvierzig Jahre.«

Bazaroff brach in ein schallendes Gelächter aus.

»Worüber lachst du?«

»Wie? ein Mann von 44 Jahren, ein *pater familias,* spielt im Gouvernement X... Violoncell?«

Bazaroff lachte noch stärker; allein Arkad, so groß auch sein Respekt vor seinem Lehrmeister war, fühlte nicht die mindeste Lust, ihm diesmal nachzuahmen.

Zehntes Kapitel.

So vergingen beinahe zwei Wochen. Das Leben der Bewohner von Marino verlief sehr einförmig. Arkad machte den Sybariten und Bazaroff arbeitete. Man hatte sich an seine Verachtung der Formen, an seine kurze, barsche Redeweise gewöhnt. Fenitschka zumal war mit ihm so vertraut geworden, daß sie ihn einmal in der Nacht wecken ließ, als Mitia einen Anfall von Krämpfen bekam. Bazaroff kam, blieb fast zwei Stunden, bald lachend, bald gähnend, und half dem Kinde. Wer aber Bazaroff andrerseits von Grund seiner Seele verabscheute, das war Paul: in seinen Augen war er ein anmaßender, unverschämter, zynischer Mensch, ein wahrer Plebejer, der ihm, ihm Paul Kirsanoff, wenig Achtung erwies und sich vielleicht gar erfrechte, ihn zu verachten. Sein Bruder Nikolaus fürchtete zwar den jungen Nihilisten ein wenig und bezweifelte sehr, daß er auf Arkad günstig einwirke; allein er hörte ihm doch mit Vergnügen zu und wohnte gerne seinen physikalischen und chemischen Versuchen bei. Bazaroff hatte ein Mikroskop mitgebracht und beschäftigte sich stundenlang mit dem Instrument. Auch die Domestiken hatten sich an Bazaroff gewöhnt, obwohl er sie von oben herab behandelte; sie sahen in ihm mehr einen ihresgleichen als einen Herrn. Duniascha kicherte gerne mit ihm und warf ihm heimlich bedeutungsvolle Blicke zu, wenn sie trippelnd wie ein Wächtelchen an ihm vorüberkam. Peter, ein beschränkter, von Eigenliebe ganz erfüllter Mensch mit immer sorgenvoller Stirn, dessen Verdienst darin bestand, daß er immer einen höflichen Gesichtsausdruck zeigte, buchstabieren konnte und seinen Rock fleißig bürstete, entrunzelte sein Gesicht und lächelte sogar wenn ihm Bazaroff die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Die jungen Domestiken endlich folgten dem Doktor wie junge Hunde. Der alte Prokofitsch war der einzige, der ihn nicht liebte; er bediente ihn bei Tisch mit sichtlichem Widerwillen, nannte ihn Abdecker, Lump, und sagte, daß er mit seinem langen Backenbarte einem Schwein im Busch gleiche. Prokofitsch war in seiner Art nicht weniger Aristokrat als Paul Petrowitsch selbst.

Es war im Anfang des Monats Juni, des schönsten im Jahr. Das Wetter war herrlich; die Cholera war zwar im Anzuge, aber die

Bewohner des Gouvernements X... fürchteten sie nicht besonders. Bazaroff stand morgens sehr früh auf und streifte zwei oder drei Werst vom Hause umher, nicht um spazierenzugehen (er konnte das Spazierengehen nicht leiden), sondern um Pflanzen und Insekten zu sammeln. Manchmal begleitete ihn Arkad. Hie und da kamen die beiden Freunde auf dem Heimweg ins Streiten, und gewöhnlich war Arkad der Besiegte, obgleich er viel mehr sprach als sein Gefährte. Eines Tages, als sie lange ausblieben, ging ihnen Kirsanoff entgegen in den Garten; bei dem Boskett angekommen, hörte er rasche Schritte und die Stimmen der jungen Leute. Sie traten von der andern Seite in das Boskett und konnten ihn nicht sehen.

»Du kennst meinen Vater nicht,« sagte Arkad. Kirsanoff rührte sich nicht.

»Dein Vater ist ein guter Kerl,« antwortete Bazaroff; »allein er ist reif für die Rumpelkammer, er hat abgedankt, sein Lied ist zu Ende.«

Kirsanoff lauschte ... Arkad schwieg.

Der »abgedankte« Mann blieb noch einige Augenblicke in seinem Versteck; dann schlich er vorsichtig weg und ins Haus zurück.

»Dieser Tage beobachtete ich, was er wohl treibt; er las Puschkin,« fuhr Bazaroff fort. »Mach ihm begreiflich, ich bitte dich, daß das abgeschmackt ist. Er ist kein Jüngling mehr und sollte all den Plunder ins Feuer werfen. Wer interessiert sich in unsern Tagen noch für Romantik und Poesie? Gib ihm irgendein gutes Buch zu lesen.«

»Was könnte man ihm denn geben?« fragte Arkad.

»Man könnte zum Beispiel mit ›Kraft und Stoff‹ von Büchner beginnen.«

»Daran dachte ich auch schon,« erwiderte Arkad; »das Buch ist leichtverständlich.«

»So wären wir denn gerichtet,« sagte Kirsanoff an diesem Abend zu seinem Bruder; »wir sind reif für die Rumpelkammer, unser Lied ist zu Ende. Bazaroff hat vielleicht nicht so unrecht. Was mir bei alledem nur leid tut, ist, daß ich eben jetzt hoffte, mich eng und freundschaftlich an Arkad anzuschließen, und jetzt seh ich, daß ich zurückgeblieben bin, er hat mich überholt und wir können uns nicht mehr verstehen.«

»Inwiefern hat er dich überholt, und was unterscheidet ihn denn so sehr von uns andern?« rief Paul ungeduldig; »das ist dieser Herr,

dieser Nihilist, der ihm alles das in den Kopf gesetzt hat. Dieser Knochenflicker ist mir unerträglich; es ist ein wahrer Scharlatan; ich bin überzeugt, er versteht trotz seiner Frösche selbst von der Physik nicht viel.«

»Nein, lieber Bruder, da irrst du dich doch wohl,« antwortete Kirsanoff, »intelligent und unterrichtet ist er.«

»Und dieses Selbstgefühl! es ist wahrhaft empörend!« fuhr Paul fort.

»An Selbstgefühl fehlts ihm nicht, das gebe ich zu,« erwiderte der Bruder; »es ist, scheints, unvermeidlich. Aber eins ist mir zu stark. Ich tue mein möglichstes, um mit dem Jahrhundert Schritt zu halten; ich habe meinen Bauern eine menschliche Existenz verschafft und eine Pachtung auf meinen Gütern eingerichtet, womit ich mir im ganzen Gouvernement den Namen eines ›Roten‹ erworben habe; ich lese, ich studiere und bemühe mich, auf der Höhe dessen zu bleiben, was dem Lande not tut, und trotzdem soll nun mein Lied zu Ende sein. Aber unmöglich ists dennoch nicht, daß sie recht haben.«

»Wieso?«

»Höre! Heute sitze ich da und lese im Puschkin; eben fing ich ›Die Zigeuner‹ an, da nähert sich mir Arkad leise mit einer Art zärtlicher Teilnahme, nimmt mir wie einem Kinde sanft das Buch aus der Hand und steckt mir ein andres, ein deutsches Buch zu; dann lächelte er und ging, mit Puschkin in der Hand, fort.«

»Wahrhaftig? und was für ein Buch hat er dir gegeben?«

»Da ist es.«

Kirsanoff zog aus der Hintertasche seines Rockes die neunte Ausgabe von Büchners vielbesprochenem Buche. Paul blätterte darin.

»Arkad beschäftigt sich also mit deiner Erziehung,« sagte er; »hast du’s versucht, das Ding da zu lesen?«

»Ja.«

»Nun, und ...?«

»Entweder bin ich ein Dummkopf, oder der Verfasser ist nicht recht bei Trost. Aber gewiß bin ich ein Dummkopf.«

»Hast du denn dein Deutsch nicht vergessen?« fragte Paul.

»Nein.«

Paul drehte das Buch in den Händen herum und sah seinen Bruder verstohlen an. Beide schwiegen.

»Apropos,« sagte Kirsanoff, der das Gespräch auf etwas anderes lenken wollte, »ich habe einen Brief von Koliazin erhalten.«

»Von Matthias Ilitsch?«

»Ja. Er ist in X... angekommen, um das Gouvernement zu inspizieren. Das ist jetzt ein Mann von Bedeutung; er schreibt mir, daß er als unser Verwandter sehr wünsche, uns bei sich zu sehen, und ladet mich ein, mit dir und Arkad in die Stadt zu kommen.«

»Wirst du hingehen?« fragte Paul.

»Nein, und du?«

»Ich auch nicht. Ich halte es für keineswegs notwendig, um seiner schönen Augen willen einen Weg von 50 Werst zu machen. Matthias will sich uns in seinem ganzen Glanze zeigen. Hol ihn der Teufel! Er könnte mit dem Beamtenweihrauch zufrieden sein. Da wäre er also Geheimrat; die große Herrlichkeit! Wenn ich im Dienst geblieben wäre, wenn ich das Halsband des Elends weitergetragen hätte, so wäre ich jetzt Generalleutnant; übrigens sind wir ja in der Rumpelkammer.«

»Ja, lieber Bruder. Es ist, wie es scheint, Zeit, daß wir unsere Särge bestellen und die Arme auf der Brust kreuzen,« sagte Kirsanoff mit einem Seufzer.

»Was mich anbelangt,« erwiderte Paul, »so werde ich mich nicht so leicht ergeben; ich werde diesem schönen Doktor noch eine Schlacht liefern. Du kannst darauf zählen.«

Die Schlacht fand noch an demselben Abend beim Tee statt. Paul war schon ganz aufgeregt und schlagfertig in den Salon gekommen. Er wartete nur auf einen Anlaß, um sich auf seinen Feind zu werfen; allein er mußte lange warten. Bazaroff sprach gewöhnlich nicht viel in Gegenwart der »beiden Alten«, wie er das Brüderpaar nannte; auch war er diesen Abend schlecht aufgelegt und schlürfte eine Tasse nach der andern in vollkommenem Stillschweigen. Paul verging vor Ungeduld; endlich fand sich doch ein erwünschter Anlaß. Das Gespräch war auf einen Gutsbesitzer aus der Umgegend gefallen.

»Das ist ein Dummkopf, ein schlechter Aristokrat,« sagte Bazaroff ruhig, der ihn von Petersburg her kannte.

»Erlauben Sie mir die Frage,« wandte sich Paul mit zitternden Lippen an ihn, »ob nach Ihrer Ansicht die Worte Dummkopf und Aristokrat gleichbedeutend sind?«

»Ich habe ›schlechter Aristokrat‹ gesagt,« antwortete Bazaroff, nachlässig seinen Tee schlürfend.

»Das ist wahr, allein ich vermute, daß bei Ihnen die Aristokraten und die schlechten Aristokraten gleichbedeutend sind. Ich glaube Ihnen bemerken zu müssen, daß ich nicht dieser Ansicht bin. Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich allgemein als ein liberaler Mann, der den Fortschritt liebt, anerkannt bin; aber eben darum achte ich die Aristokraten, die echten Aristokraten. Denken Sie, mein lieber Herr (Bazaroff erhob die Augen gegen Paul), denken Sie, mein lieber Herr,« wiederholte er mit verstärkter Stimme, »nur an die englischen Aristokraten. Sie lassen kein Jota von ihren Rechten ab und achten nichtsdestoweniger die der anderen; sie fordern, was man ihnen schuldig ist, und lassen es nie an dem fehlen, was sie selbst anderen schulden. Die Aristokratie wars, die England die Freiheit gab, und sie ist deren festeste Stütze.«

»Das ist ein altes, schon oft gehörtes Lied,« antwortete Bazaroff; »allein was wollen Sie damit beweisen?«

»Ich will Ihnen damit beweisen, mein lieber Herr, daß ohne das Bewußtsein der eigenen Würde, ohne Selbstachtung – Gefühle, die im Wesen der Aristokratie liegen – jede solide Grundlage für das ... *bien public ...,* für das Staatsgebäude fehlen würde. Das Individuum, die Persönlichkeit, mein teurer Herr, das ist die Hauptsache. Die menschliche Persönlichkeit muß feststehn wie ein Fels, denn alles beruht auf dieser Basis. Ich weiß sehr wohl, daß Sie meine Manieren, meine Kleidung, alles bis auf meine Reinlichkeitsgewohnheiten hinaus lächerlich finden; das alles aber fließt aus der Selbstachtung, aus dem Pflichtgefühl, ja ja, mein Herr, aus dem Pflichtgefühl. Ich wohne hier hinten in der Provinz, aber ich vernachlässige mich darum nicht, ich achte den Menschen in meiner Person.«

»Erlauben Sie, Paul Petrowitsch,« antwortete ihm Bazaroff; »Sie sagen, daß Sie sich selbst achten, und doch sitzen Sie mit übereinandergeschlagenen Armen da. Welchen Nutzen soll das dem *bien public* bringen? Auch wenn Sie sich nicht selbst achteten, würden Sie's nicht anders machen.«

Paul Petrowitsch erblaßte.

»Das ist eine ganz andere Frage,« erwiderte er; »ich fühle mich keineswegs aufgelegt, Ihnen jetzt auseinanderzusetzen, warum ich mit übereinandergeschlagenen Armen dasitze, wie Sie zu sagen

belieben. Ich wollte mich darauf beschränken, Ihnen ins Gedächtnis zu rufen, daß die Aristokratie auf einem Prinzip beruht, und daß nur unmoralische oder Menschen ohne allen Wert in unseren Tagen ohne Prinzipien leben können. Ich sagte dies Arkad schon am Tage nach seiner Ankunft, und Ihnen kann ich es heut nur wiederholen. Hab ich nicht recht, Nikolaus Petrowitsch?«

Kirsanoff machte mit dem Kopfe ein Zeichen der Zustimmung.

»Aristokratie, Liberalismus, Prinzipien, Fortschritt,« wiederholte Bazaroff. »Wie viele unserer Sprache fremde Wörter und ganz unnötig! Ein echter Russe nähm sie nicht umsonst.«

»Was braucht er denn, Ihrer Ansicht nach? Hört man Sie, so stehen wir außerhalb der Humanität, außerhalb ihrer Gesetze. Das ist etwas stark. Die Logik der Geschichte fordert ...«

»Was brauchen wir diese Logik? Wir können sie ganz gut entbehren.«

»Wie?«

»Ei nun! ich denke, Sie brauchen auch keine Logik, um einen Bissen Brot zum Munde zu führen, wenn Sie Hunger haben. Was sollen alle diese Abstraktionen?«

Paul erhob die Hände.

»Wir verstehen das alles nicht mehr,« sagte er. »Sie beschimpfen das russische Volk. Ich begreife nicht, wie es möglich ist, keine Prinzipien, keine Regeln anzuerkennen. Wodurch lassen denn Sie sich im Leben leiten?«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, lieber Onkel,« fiel Arkad ein, »daß wir keine Autorität anerkennen.«

»Für unser Handeln bestimmt nur die Rücksicht auf das Nützliche, was wir für nützlich erkennen,« fügte Bazaroff hinzu; »heutzutage scheint es uns nützlich, zu verneinen, und wir verneinen.«

»Alles?«

»Durchaus alles.«

»Wie? Nicht nur die Kunst, die Poesie, sondern auch – ich nehme Anstand, es zu sagen ...«

»Alles,« wiederholte Bazaroff mit unaussprechlicher Ruhe.

Paul sah ihm fest ins Auge; diese Antwort hatte er nicht erwartet. Arkad wurde rot vor Freude.

»Erlaubt, erlaubt,« sagte Kirsanoff, »ihr verneint alles, oder, um mich genauer auszudrücken, ihr reißt alles ein; aber man muß auch wieder aufbauen.«

»Das geht uns nichts an ... vor allen Dingen muß der Platz abgeräumt werden.«

»Die gegenwärtige Lage des Volks erfordert dies,« fügte Arkad ernsthaft hinzu, »wir müssen diese Pflicht erfüllen. Wir haben nicht das Recht, uns den Befriedigungen des persönlichen Egoismus hinzugeben.«

Diese letzte Phrase mißfiel Bazaroff; sie schmeckte nach Philosophie, d.h. nach Romantik, denn er bezeichnete mit dem Wort auch die Philosophie; allein er hielt es nicht für passend, seinem jungen Zögling zu widersprechen.

»Nein, nein,« rief Paul in plötzlicher Erregung, »ich mag nicht glauben, daß ihr Herren die rechte Meinung vom russischen Volk habt, daß ihre seine Forderungen, seine geheimen Wünsche versteht. Nein! das russische Volk ist anders, als ihr es darstellt. Es hat eine heilige Scheu vor der Tradition, es ist patriarchalisch gesinnt, es kann nicht leben ohne Glauben ...«

»Ich versuche nicht, Ihnen zu widersprechen,« erwiderte Bazaroff, »ich will sogar anerkennen, daß Sie diesmal recht haben.«

»Aber wenn ich recht habe ...«

»So ist damit durchaus nichts bewiesen.«

»Durchaus nichts,« wiederholte Arkad mit der Sicherheit eines erfahrenen Schachspielers, der einen gefährlichen Zug seines Gegners voraussieht und keineswegs durch denselben außer Fassung zu geraten scheint.

»Warum soll das nichts beweisen?« fragte Paul mit Erstaunen. »Also trennt ihr euch von eurem Volk?«

»Und wenn dem so wäre? Das Volk glaubt, wenn es donnert, der Prophet Elias fahre im Himmel spazieren. Muß ich darum diese Meinung teilen? Sie glauben, mich aus der Fassung zu bringen, wenn Sie mir sagen, das Volk sei russisch? Bin ichs denn nicht auch?«

»Nein, nach allem, was Sie soeben sagten, sind Sie kein Russe. Ich kann Sie als solchen nicht mehr anerkennen.«

»Mein Großvater führte den Pflug,« antwortete Bazaroff mit hochfahrendem Stolz, »fragen Sie den nächsten besten Ihrer Bauern,

wen er lieber als Landsmann anerkennt, Sie oder mich? Sie verstehen ja nicht einmal mit ihm zu reden.«

»Und Sie, der Sie mit ihm zu reden wissen, Sie verachten ihn.«

»Warum nicht, wenn ers verdient. Sie tadeln die Richtung meiner Gedanken, aber wer sagt Ihnen, daß sie eine zufällige, daß sie nicht vielmehr durch den Gesamtgeist dieses Volkes bestimmt ist, welches Sie so gut verteidigen?«

»Gehn Sie doch! Die Nihilisten sind wohl gar notwendig?«

»Seien sie es oder nicht; uns kommt es nicht zu, darüber zu entscheiden. Setzen Sie nicht auch voraus, daß Sie zu irgend etwas gut sind?«

»Meine Herren, meine Herren, keine Persönlichkeiten!« rief Kirsanoff und stand auf.

Paul lächelte, legte seinem Bruder die Hand auf die Schulter und drückte ihn leicht auf den Stuhl zurück.

»Sei ruhig,« sagte er zu ihm, »ich werde mich nicht vergessen, und zwar gerade auf Grund jenes Gefühls von Würde, das dieser Herr so laut verhöhnt. Herr Doktor, erlauben Sie,« fuhr er, aufs neue gegen Bazaroff gewendet, fort, »Sie glauben vielleicht, daß Ihr Standpunkt neu ist. Der Materialismus, dem Sie huldigen, stand schon mehr als einmal in Ehren und hat sich stets als ungenügend erwiesen ...«

»Schon wieder ein fremdes Wort,« erwiderte Bazaroff. Er fing an, ärgerlich zu werden, und sein Gesicht hatte eine unangenehme Kupferfarbe angenommen. »Vor allen Dingen sage ich Ihnen, wir predigen nicht; das liegt nicht in unserer Art.«

»Was tut ihr denn?«

»Das will ich Ihnen sagen. Wir haben damit angefangen, die Aufmerksamkeit auf diese Leuteschinder von Beamten, auf den Mangel an Straßen, auf die geringe Entwicklung von Handel und Wandel, auf die Art und Weise zu lenken, wie bei uns Justiz geübt wird.«

»Ja ja, ihr seid Denunzianten, Divulgatoren; das ist, wenn ich nicht irre, der Name, den man euch gibt. Ich bin mit eurer Kritik großenteils einverstanden, aber ...«

»Ferner haben wir bald eingesehen, daß es nicht hinreicht, über unsere fressenden Wunden zu schwatzen, was schließlich doch nur auf platten Doktrinarismus hinausliefe, wir haben uns überzeugt, daß

unsere vorgeschrittenen Männer, unsere ›Divulgatoren‹, durchaus nichts leisteten, daß man sich damals mit Dummheiten beschäftigte, wie z.B. mit der Kunst um der Kunst willen, mit der ihrer selbst unbewußten schöpferischen Kraft, dem Parlamentarismus, der Notwendigkeit der Advokaten und mit tausend andern solchen Alfanzereien, während wir an unser tägliches Brot denken sollten, während uns der krasseste Aberglaube erstickt, während alle unsere Aktiengesellschaften aus Mangel an ehrlichen Leuten Bankerott machen, während sogar die Aufhebung der Leibeigenschaft, womit sich die Regierung so viel zu schaffen macht, am Ende nicht einmal Gutes stiftet, weil unser Bauer imstande ist, sich selbst zu bestehlen, um in die Kneipen zu laufen und vergiftete Getränke zu saufen.«

»Gut,« erwiderte Paul, »ganz gut. Ihr habt das alles herausgefunden und seid dennoch nicht entschlossen, etwas Ernsthaftes zu unternehmen.«

»Doch, wir sind dazu entschlossen,« erwiderte Bazaroff rauh, brach aber plötzlich ab und machte sich Vorwürfe, vor diesem Edelmann so weit mit der Sprache herausgegangen zu sein.

»Und ihr beschränkt euch darauf, zu schimpfen?«

»Wir schmähen, wo es nötig ist.«

»Und das heißt man also Nihilismus?«

»Jawohl, das heißt man Nihilismus!« wiederholte Bazaroff, diesmal jedoch in besonders herausforderndem Ton.

Paul blinzte ein wenig mit den Augen.

»Recht so!« sagte er mit sichtlich erzwungener Ruhe. »Der Nihilismus soll also alles heilen, und ihr seid unsere Erretter, unsere Helden. Vortrefflich! Aber warum schmäht ihr denn so auf die andern, auf die, welche ihr Schwätzer nennt? Schwatzt ihr denn nicht wie sie?«

»Pah! Wenn wir uns einen Vorwurf zu machen haben, so ist es gewiß nicht der,« murmelte Bazaroff zwischen den Zähnen.

»Wie? Bildet ihr euch wirklich ein, zu handeln oder auch nur die Aktion vorzubereiten?«

Bazaroff schwieg; Paul erbebte, fand aber rasch die Fassung wieder.

»Hm! ... handeln, umstürzen,« fuhr er fort; »aber wie kann man umstürzen, ohne auch nur zu wissen, warum man umstürzt?«

»Wir stürzen um, weil wir eine Kraft sind,« sagte Arkad pathetisch.

Paul sah seinen Neffen an und lächelte.

»Jawohl, die Kraft hat keine Rechenschaft zu geben,« setzte Arkad hinzu und richtete sich hoch auf.

»Unglücklicher!« rief Paul, außerstande, sich länger zu halten. »Wenn du dir nur wenigstens darüber Rechenschaft geben wolltest, was du in Rußland mit deiner lächerlichen Phrase behauptest! Das ist doch wahrlich zu stark; es gehört die Geduld eines Engels dazu, all das zu ertragen! Die Kraft! Daran fehlt es auch dem wilden Kalmücken und dem Mongolen nicht; aber wozu kann sie uns dienen? Was uns teuer sein muß, das ist die Zivilisation; ja ja, meine lieben Herren, die Früchte der Zivilisation. Und sagt mir nicht, daß diese Früchte wertlos seien; der schlechteste Schmierer von einem Schildermaler, der elendeste Fiedler, der um fünf Kopeken den ganzen Abend Polkas und Walzer spielt, sind nützlicher als ihr; sie sind doch Repräsentanten der Zivilisation und nicht der plumpen Kraft der Mongolen! Ihr haltet euch für vorgeschrittene Leute, und euer eigentlicher Platz wäre in einer kalmückischen Kibitke. Die Kraft! Bedenkt doch, ihr Herren von der Kraft, daß ihr im ganzen ein Dutzend seid, und daß die andern nach Myriaden, nach Millionen zählen, und daß diese euch nicht erlauben werden, ihren heiligsten Glauben mit Füßen zu treten; sie werden euch zermalmen!«

»Wenn sie uns zermalmen, so müssen wirs uns gefallen lassen,« erwiderte Bazaroff, »allein Sie rechnen falsch. Wir sind viel zahlreicher, als Sie glauben.«

»Wie? Ihr glaubt im Ernst, das ganze Volk zur Vernunft bringen zu können?«

»Sie sollten wissen, daß ein Kreuzerlicht genügte, um die ganze Stadt Moskau in Brand zu stecken,« erwiderte Bazaroff.

»Da haben wirs. Zuerst ein fast fanatischer Hochmut und dann eine geschmacklose Ironie. Damit reißt man die Jugend fort; damit verführt man die unerfahrenen Herzen solcher Jungen. Da ist so einer, der fast in Verzückung vor Ihnen steht! (Arkad wandte sich finster zur Seite.) Und diese Ansteckung hat sich schon weit verbreitet. Man versichert mich, daß unsre Maler in Rom keinen Fuß mehr in den Vatikan setzen; sie heißen Raffael einen Stümper, bloß weil er, wie sie sagen, als Autorität gilt, und doch sind die, die ihn so nennen, das Unvermögen selbst; ihre Phantasie geht nicht über das bekannte ›Junge Mädchen am Brunnen‹ hinaus, sie mögen tun, was

sie wollen, sie kommen nicht darüber, und selbst diese Malerei ist abscheulich. Und solche Bursche stehen bei euch in hoher Achtung, nicht wahr?«

»Ich meinesteils«, erwiderte Bazaroff, »gebe nicht einen Groschen für Raffael, und ich denke, die andern sind nicht mehr wert als er.«

»Bravo, bravo, hörst du's, Arkad! So müssen sich die jungen Leute jetzt ausdrücken. Oh, ich verstehe vollkommen, warum sie sich an euch drängen. Sonst fühlten sie die Notwendigkeit, sich zu unterrichten; da es ihnen nicht darum zu tun war, für Ignoranten zu gelten, waren sie gezwungen, zu arbeiten. Jetzt können sie einfach sagen: 's ist ja doch alles einfältiger Plunder auf dieser Welt! Und das Kunststück ist gelungen. Sie haben allen Grund, sich zu freuen. Vormals waren sie bloß Laffen, und nun sind sie im Sturm in Nihilisten verwandelt.«

»Mir scheint, daß Sie das Gefühl persönlicher Würde, wovon Sie so viel Aufhebens machen, vergessen,« erwiderte phlegmatisch Bazaroff, während Entrüstung die Stirne seines Freundes rötete und seine Augen belebte. »Unsere Erörterung hat uns viel zu weit geführt, und ich glaube, wir tun wohl daran, hier abzubrechen. Ich wäre einverstanden mit Ihnen,« fügte er im Aufstehen hinzu, »wenn Sie mir in unserer Gesellschaft eine einzige, auch nur eine Einrichtung bezeichnen können, die nicht verdiente, ganz und erbarmungslos abgeschafft zu werden.«

»Eine Million könnte ich Ihnen nennen, eine Million,« rief Paul. »Da ist z.B. die Gemeinde.«

Ein kaltes Lächeln verzog Bazaroffs Lippen.

»Was die Gemeinde anbelangt,« erwiderte er, »so würden Sie besser tun, darüber mit Ihrem Bruder zu reden. Er muß, denk ich, wissen, was man heutzutage von der Gemeinde, von der Solidarität der Bauern untereinander, von ihrem Mäßigkeitssinne und von vielen andern Scherzen der Art zu halten hat.«

»Und die Familie, die Familie, wie wir sie noch bei unserem Landvolk finden!« rief Paul Petrowitsch.

»Das ist abermals ein Kapitel, worauf Sie nach meiner Meinung besser nicht weiter eingingen. Folgen Sie meinem Rat, Paul Petrowitsch, und lassen Sie sich zwei oder drei Tage Zeit, darüber nachzudenken. Für den Augenblick wird Ihnen nichts einfallen.

Nehmen Sie unsere Stände der Reihe nach durch und prüfen Sie genau; indessen werden wir, Arkad und ich ...«

»Alles ins Lächerliche ziehen,« fiel Paul Petrowitsch ein.

»Nein, wir werden uns damit beschäftigen, Frösche zu sezieren. Komm, Arkad! Auf Wiedersehen, meine Herren!«

Die beiden Freunde entfernten sich. Paul und sein Bruder blieben allein und schauten sich im ersten Augenblick nur schweigend an.

Dann hob Paul an: »Dahin also ist es mit unserer Jugend gekommen! Das sind unsere Nachfolger!«

»Unsere Nachfolger!« wiederholte Kirsanoff mit einem tiefen Seufzer. Er hatte während des ganzen Streits wie auf Kohlen gesessen und sich damit begnügt, von Zeit zu Zeit einen traurigen Blick auf Arkad zu werfen. – »Weißt du wohl, lieber Bruder, welche Erinnerung das in mir wachruft? Eines Abends stritt ich mich lebhaft mit meiner verstorbenen Mutter; sie schrie und wollte mich nicht hören. Endlich sagte ich zu ihr: ›Sie können mich allerdings nicht verstehen; wir gehören zwei verschiedenen Generationen an.‹ Diese Worte verletzten sie sehr; aber ich sagte mir: ›Was ist da zu machen? Die Pille ist bitter, und doch muß sie verschluckt werden.‹ So kommen auch jetzt unsere Nachfolger zu uns und sagen: Ihr seid nicht von unserer Generation, verschluckt die Pille!«

»Du bist gar zu bescheiden und gutmütig,« antwortete Paul; »ich bin im Gegenteil überzeugt, daß wir viel mehr im Rechte sind als alle diese jungen Herren, wenn auch unsere Sprache vielleicht ein wenig veraltet ist, und wenn wir auch ihre Selbstüberschätzung nicht besitzen ... Dabei sind sie so affektiert. Fragt man sie bei Tische: ›Wollen Sie roten oder weißen Wein?‹ so geben sie zur Antwort: ›Es ist Grundsatz bei mir, Rot vorzuziehen,‹ und das mit einer Baßstimme und einer so lächerlich wichtigen Miene, als ob die ganze Welt auf sie blicke ...«

»Wünschen Sie keinen Tee mehr?« fragte Fenitschka durch die halbgeöffnete Türe; sie hatte Anstand genommen, während des Streits den Salon zu betreten.

»Nein, du kannst den Samowar wegnehmen,« erwiderte Kirsanoff, stand auf und ging vor ihr hinaus. Paul sagte ihr kurz guten Abend und suchte sein Zimmer auf.

Elftes Kapitel.

Eine halbe Stunde später trat Kirsanoff in den Garten und lenkte seine Schritte nach seinem Lieblingsboskett. Traurige Gedanken bedrängten ihn. Zum ersten Male hatte er die Kluft ermessen, die ihn von seinem Sohne trennte; ihm ahnte, daß sie sich mit jedem Tage erweitern werde. Umsonst also hatte er in Petersburg zwei Winter hindurch ganze Nächte mit der Lektüre der neuen Werke verbracht; umsonst hatte er den Unterhaltungen der jungen Leute aufmerksam gelauscht; der Eifer, mit dem er sich in ihre lebhaften Erörterungen gemischt hatte, war unnütz gewesen. »Mein Bruder behauptet, daß wir recht haben,« dachte er, und, alle Eigenliebe beiseite, scheint mirs selber auch, daß sie der Wahrheit ferner sind als wir. Und doch fühle ich, daß sie etwas haben, was wir nicht haben, eine gewisse Überlegenheit ... Ist das die Jugend? Nein, sie ist es nicht allein. Sollte diese Überlegenheit nicht darin bestehen, daß ihnen weniger als uns die Herrengewohnheiten aufgeprägt sind?

»Aber die Poesie verachten?« sprach er bald nachher zu sich, »nichts für die Kunst, nichts für die Natur fühlen? ...«

Er blickte ringsumher, als ob er zu begreifen suchte, wie's möglich sei, die Natur nicht zu lieben ... Der Tag neigte sich rasch zu Ende. Die Sonne hatte sich hinter einem Espenwäldchen versteckt, das, auf einer halben Werst vom Garten entfernt, einen endlosen Schatten über die stillen Felder warf. Ein Bauer trabte auf einem Schimmel den schmalen Pfad am Waldsaum entlang; obgleich er im Schatten war, zeigte sich doch seine ganze Gestalt deutlich dem Blick, und man konnte sogar einen Flicken auf der Achsel seines Rocks unterscheiden; die Füße des Pferdes bewegten sich mit einer dem Auge wohltuenden Regelmäßigkeit und Zierlichkeit. Die Sonnenstrahlen drangen durch Busch und Baum und färbten die Espenstämme mit einem warmen Ton, der ihnen den Anschein von Tannenstämmen gab, während sich über den bläulichen Blättern der blasse, von der Abenddämmerung leicht gerötete Himmel wölbte. Die Schwalben flogen sehr hoch, der Wind hatte sich fast ganz gelegt; verspätete Bienen summten schwach und halbverschlafen in den Blüten des Fliedergebüsches, und ein Mückenschwarm tanzte über einem einzeln in die Luft ragenden Zweige. »Mein Gott, wie schön!«

dachte Kirsanoff, und Verse, die er vor sich hin zu sagen liebte, wollten ihm über die Lippen treten, als er an Arkad und an »Kraft und Stoff« dachte und – schwieg. Doch blieb er sitzen und überließ sich dem süßen, traurigen Genuß einsamen Träumens. Das Landleben hatte ihm Geschmack dafür beigebracht; es war noch nicht lange her, als er wie heute im Hof jenes Wirtshauses saß und seinen Sohn erwartete, aber welch eine Veränderung war seitdem vor sich gegangen! Sein damals noch ungewisses Verhältnis zu Arkad war jetzt bestimmt ausgesprochen ... und wie? Das Bild seiner verstorbenen Frau trat ihm vor die Seele, nicht wie er sie in den letzten Jahren gekannt hatte, nicht als die gute, heitere, freundliche Hausfrau, sondern als junges, schlankes Mädchen mit schuldlosem, fragendem Blick, das Haar in dichten Flechten über dem kindlichen Nacken, mit einem Wort so, wie er sie zum ersten Male sah, zu der Zeit, da er die Vorlesungen an der Universität besuchte. Als er ihr auf der Treppe des Hauses, das er damals bewohnte, begegnete, stieß er sie aus Versehen an und entschuldigte sich in seiner Verlegenheit mit den Worten: »Verzeihen Sie, mein Herr!« Sie senkte das Köpfchen, lächelte und fing, wie plötzlich erschreckt, zu laufen an; auf dem Treppenabsatz aber warf sie ihm einen raschen Blick zu, nahm eine ernsthafte Miene an und errötete. Darauf die ersten schüchternen Besuche, die halben Worte und das halbe Lächeln, die Stunden des Zweifels und der Betrübnis, und wieder das Entzücken der Leidenschaft, und endlich die Trunkenheit des Glücks ... Was war aus all dem geworden? Wohl war er später in der Ehe so glücklich gewesen wie möglich ... »Aber doch«, mußte er sich sagen, »gleicht nichts jenen ersten süßen Augenblicken der Glückseligkeit; ach, warum können sie nicht ewig dauern und nur mit dem Leben erlöschen!«

Er versuchte es nicht, diese Gedanken weiter zu verfolgen; aber jene glückliche Zeit hätte er festhalten mögen durch eine mächtigere Kraft als das Gedächtnis; er hätte wieder an der Seite seiner geliebten Marie sein, ihre weiche Wange streicheln, ihren warmen Atem fühlen mögen, und schon schien es ihm, als ob über seinem Haupte ...

»Nikolaus Petrowitsch,« fragte dicht neben dem Gebüsch Fenitschka, »wo sind Sie?«

Er erbebte. Nicht als ob er ein Gefühl von Reue oder Scham empfunden hätte ... Es war ihm nie eingefallen, den mindesten

Vergleich zwischen seiner Frau und Fenitschka anzustellen; aber es schmerzte ihn, daß diese ihn in diesem Augenblick überraschte. Ihre Stimme rief ihm augenblicklich seine grauen Haare, sein frühzeitiges Alter, seine gegenwärtige Lage ins Gedächtnis zurück ... Die feenhafte Welt, in deren Räume er sich aufgeschwungen, diese Welt, die sich bereits auf den verschwommenen Nebeln der Vergangenheit abhob, erblaßte und verschwand.

»Hier bin ich,« antwortete er; »ich komme gleich; geh nur.« – »Das,« sagte er sich fast im gleichen Moment, »sind wieder die Herrengewohnheiten, deren ich soeben noch gedachte.«

Fenitschka warf einen Blick in das Gebüsch und entfernte sich still. Jetzt erst bemerkte er zu seinem großen Erstaunen, daß die Nacht ihn in seinen Träumereien überrascht hatte. Rings um ihn her wars dunkel und still, und Fenitschkas Antlitz war ihm in den wenigen Sekunden, da sie vor der Laube erschien, so bleich und zart vorgekommen. Er stand auf, um in sein Zimmer zu gehen; aber sein gerührtes Herz hatte sich noch nicht wieder beruhigt, und er ging langsam im Garten auf und ab, die Augen bald niedergeschlagen, bald zum Himmel erhoben, der schon voller Sterne glühte. Lange, fast bis zur Ermüdung, war er so gegangen, und doch wollten sich Aufregung und Unruhe in seiner Brust nicht legen. Wie hätte sich Bazaroff über ihn lustig gemacht, wenn er von diesem Zustand Kenntnis gehabt hätte! Arkad sogar hätte ihn getadelt. Seine Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, mit Tränen, die ohne Grund quollen; für einen Vierziger, einen Hausherrn und Ökonomen war das noch tausendmal schlimmer als Violoncellspielen. Kirsanoff setzte seinen Spaziergang fort und konnte sich nicht entschließen, in sein friedliches Nest zu gehen, in das Haus, das mit seinen erleuchteten Fenstern so freundlich einlud; er fühlte den Mut nicht, den Garten und die Dunkelheit zu verlassen, der frischen Luft, die ihm die Stirne kühlte, dieser Trauer, dieser Aufregung zu entsagen ...

Da trat ihm Paul bei einer Wendung des Weges entgegen.

»Was hast du denn?« fragte ihn dieser; »du siehst bleich aus wie ein Gespenst. Bist du krank? Du tätest wohl daran, zu Bett zu gehen.«

Kirsanoff erklärte ihm mit einigen Worten seine Empfindungen und ging ins Haus. Paul lief bis ans Ende des Gartens; auch er fing an, nachzudenken und die Augen zum Himmel aufzuschlagen. Aber seine schönen Augen spiegelten nur den Sternenschein wider. Er war kein

Romantiker, und die Träumerei paßte nicht zu seinem leidenschaftlichen Wesen; er war ein prosaischer Mensch, wenn auch zärtlichen Gefühlen nicht unzugänglich, ein Menschenfeind französischer Art.

»Höre!« sagte am gleichen Abend Bazaroff zu seinem Freund, »ich habe einen prächtigen Einfall. Dein Vater sagte uns heute, daß er von dem großen Hans, eurem Vetter, eine Einladung erhalten habe. Er will nicht hingehen; wie wärs, wenn wir eine Tour nach X... machten? Du bist in die Einladung dieses Herrn mitinbegriffen. Du siehst, was hier für ein Wind weht; die Reise wird uns gut tun, wir sehen die Stadt. Es kostet uns höchstens fünf oder sechs Tage.«

»Und du kehrst mit mir hierher zurück?«

»Nein, ich muß zu meinem Vater. Du weißt, daß er höchstens 20 Werst von X... entfernt wohnt. Ich hab sie lange nicht gesehen, ihn und meine Mutter; ich muß ihnen die Freude machen. Es sind brave Leute, und mein Vater ist dabei ein drolliger Kauz. Zudem haben sie nur mich, ich bin ihr einziges Kind.«

»Bleibst du lange?«

»Ich glaube nicht. Vermutlich werde ich mich dort langweilen.«

»Aber du besuchst uns auf dem Rückwege?«

»Je nachdem; ich weiß es noch nicht. Nun? einverstanden? reisen wir?«

»Sei's,« antwortete Arkad gleichgültig.

Im Grunde war er mit dem Vorschlag seines Freundes sehr zufrieden; er hielt es aber für nötig, sichs nicht merken zu lassen; so schickte sichs für einen echten Nihilisten.

Am nächsten Morgen reiste er mit Bazaroff nach X... Die Jugend von Marino bedauerte ihre Abreise; Duniascha vergoß sogar einige Tränen ... Paul aber und sein Bruder, »die Alten«, wie Bazaroff sagte, atmeten wieder freier.

Zwölftes Kapitel.

Der Stadt X..., wohin sich die beiden Freunde begaben, stand als Gouverneur ein noch junger Mann vor, der, wie man es oft in Rußland findet, Fortschrittsmann und Despot zugleich war. Schon im ersten Jahr seines Dienstantritts war er so geschickt gewesen, sich nicht nur mit dem Adelsmarschall, einem pensionierten Generalstabsoffizier, großem Pferdezüchter und nebenbei sehr gastfreundlichem Mann, sondern auch mit seinen eigenen Beamten zu überwerfen. Die Differenzen, die daraus hervorgingen, hatten in dem Maße zugenommen, daß der Minister sich veranlaßt sah, einen Vertrauensmann an Ort und Stelle zu senden, um die Dinge wieder ins Geleis zu bringen. Diese Sendung war Matthias Ilitsch Koliazin, dem Sohn des Koliazin übertragen, der ehemals Vormund der Brüder Kirsanoff gewesen war. Er war gleichfalls ein Beamter von der jungen Schule, obwohl er die Vierziger schon überschritten hatte; er hatte sich jedoch vorgenommen, ein Staatsmann zu werden, und trug auch bereits zwei Sterne auf der Brust. Einer derselben war übrigens nur ein ausländischer, wenig geschätzter Orden. Gleich dem Gouverneur, über den er zu urteilen kam, galt er für einen Fortschrittsmann, und so einflußreich er auch war, unterschied er sich doch wesentlich von andern Beamten seines Rangs. Er hatte allerdings eine sehr hohe Meinung von sich und eine grenzenlose Eitelkeit, doch waren seine Formen einfach, und in seinem Blick lag etwas Ermunterndes; er hörte mit Wohlwollen zu und lachte so natürlich, daß man ihn beim ersten Begegnen für einen »guten Kerl« hätte halten können. Übrigens war er ganz der Mann, wenn es die Umstände erforderten, rücksichtslose Strenge walten zu lassen.

»Energie ist unerläßlich,« sagte er, »sie ist die vornehmste Eigenschaft eines Staatsmanns.« Trotz dieser stolzen Sprache aber ward er fast immer düpiert, und jeder nur etwas erfahrene Beamte führte ihn an der Nase herum. Matthias Ilitsch machte viel Aufhebens von Guizot und bemühte sich, jeden, der ihn anhören wollte, zu überzeugen, daß er keiner von jenen zurückgebliebenen Beamten sei, von jenen Männern der Routine, wie man so viele findet; daß seiner Wahrnehmung keine der großen Erscheinungen des sozialen Lebens entgehe ... Derartige Schlagwörter waren ihm durchaus vertraut.

Auch den literarischen Bewegungen folgte er; aber er gefiel sich darin, es mit einer majestätischen Herablassung zu tun, ungefähr wie ein Mann von reiferem Alter manchmal auf ein paar Augenblicke einem Auflauf von Straßenjungen nachgeht. In der Tat hatte Matthias Ilitsch die Staatsmänner aus der Regierungszeit Alexanders I. nicht sehr überholt, welche damals in Petersburg, wenn sie sich auf eine Soiree bei Madama Swetschine vorbereiteten, morgens ein Kapitel aus Condillac lasen; nur seine Formen waren etwas zeitgemäßer. Er war ein gewandter Höfling, ein höchst seiner Mann, nichts weiter; er hatte keinen Begriff von Geschäften und dabei Mangel an Geist; aber sein eigenes Interesse verstand er sehr gut. Darüber konnte ihn niemand täuschen, und dies ist ein Talent, dem man sein Verdienst nicht abstreiten kann.

Matthias Ilitsch empfing Arkad mit dem einem aufgeklärten Beamten eigenen Wohlwollen, wir möchten fast sagen mit Heiterkeit. Doch ward er bei der Nachricht etwas verstimmt, daß die übrigen Eingeladenen auf dem Lande zurückgeblieben seien. »Dein Papa war immer ein Original,« sagte er zu Arkad und ließ die Quasten seines prächtigen Samtschlafrocks durch die Finger gleiten; dann wandte er sich rasch zu einem jungen Beamten in streng zugeknöpfter Interimsuniform und herrschte ihn mit Amtsmiene an: »Nun, und Sie?« Der junge Mann, dem langes Schweigen die Lippen versiegelt hatte, richtete sich auf und betrachtete seinen Vorgesetzten mit dem Ausdruck der Überraschung. Matthias Ilitsch aber, nachdem er ihn so verblüfft hatte, schenkte ihm nicht die geringste Beachtung mehr. Unsere Oberbeamten lieben es insgemein, ihre Untergebenen zu verblüffen; die Mittel aber, deren sie sich dazu bedienen, sind ziemlich verschieden. Eins zum Beispiel unter andern ist sehr beliebt, *»is quite a favourite«,* wie die Engländer sagen. Der Oberbeamte versteht plötzlich die einfachsten Worte nicht mehr, als ob er von Taubheit befallen wäre. Er fragt z.B. nach dem Wochentag. Man antwortet ihm untertänigst:

»Freitag, Euer Exzellenz.«

»He? Was? Was ist – Was sagen Sie?« versetzt darauf der Oberbeamte gedehnt.

»Es ist heute Freitag, Euer Exzellenz.«

»Wie, was, was ist mit dem Freitag, was für ein Freitag?«

»Freitag, Euer Exzellenz, ein Wochentag.«

»Wie, du nimmst dir heraus, mich belehren zu wollen?«

Ein Oberbeamter dieses Schlags war Matthias Ilitsch, trotz all seinem Liberalismus.

»Ich rate dir, mein Lieber,« sagte er zu Arkad, »dem Gouverneur deinen Besuch zu machen. Du verstehst mich; wenn ich dir diesen Rat gebe, so darfst du darum nicht denken, ich halte noch an der alten Regel, daß man den Autoritäten den Hof machen muß; ich rate dirs, weil der Gouverneur ganz einfach ein Mann *comme il faut* ist; überdies hast du doch wohl die Absicht, unsere Gesellschaft zu besuchen. Ich hoffe, du bist kein Bär? Der Gouverneur gibt übermorgen einen großen Ball.«

»Werden Sie demselben auch beiwohnen?« fragte Arkad.

»Er gibt ihn ja meinetwegen,« sagte Matthias Ilitsch fast mitleidig. »Du tanzest doch?«

»Ja, aber ziemlich schlecht.«

»Um so schlimmer, es kommen einige hübsche Frauen, und zudem ist es für einen jungen Mann eine Schande, nicht tanzen zu können. Ich wiederhole dir, ich sage dies nicht aus Anhänglichkeit an den alten Brauch, ich meine durchaus nicht, der Geist stecke in den Beinen, aber den Byronismus finde ich lächerlich, er hat sich überlebt.«

»Glauben Sie denn, lieber Onkel, daß der Byronismus ...«

»Ich werde dich mit unsern Damen bekannt machen. Ich nehme dich unter meine Fittiche,« erwiderte Matthias Ilitsch mit wohlgefälligem Lächeln. »Da wirst du warm sitzen! He?«

Ein Bedienter trat ein und meldete den Präsidenten der Finanzkammer, einen Greis mit honigsüßem Blick und eingekniffenen Lippen, der für die Natur schwärmte, zumal im Sommer, wenn, wie er sagte, die fleißige Biene aus jeder Blume ihr Schöppchen zapft.

Arkad zog sich zurück.

Er fand Bazaroff in dem Gasthaus, in dem sie abgestiegen waren, und es gelang seinem Zureden, daß dieser einwilligte, mit zum Gouverneur zu gehen.

»Meinetwegen,« sagte er, »wenn man den kleinen Finger gegeben hat, so muß man auch die Hand reichen. Wir sind gekommen, um die Herren Gutsbesitzer kennen zu lernen. Also lernen wir sie kennen.«

Der Gouverneur empfing die jungen Leute freundlich, aber er lud sie nicht ein, zu sitzen, und blieb selbst auch stehen. Er hatte immer eine Amtsmiene; kaum aufgestanden, steckte er sich in seine große Uniform, legte eine enganschließende Krawatte an und ließ sich die Zeit nicht, sein Frühstück in Ruhe zu nehmen, um ja nichts von seinen Geschäften zu versäumen. Er hatte im Gouvernement den Spitznamen »Bourdaloue«, keineswegs mit Anspielung auf den berühmten französischen Prediger, sondern auf das Wort *»Bourde«,* was bekanntlich »Flause« bezeichnet. Er lud Arkad Kirsanoff und Bazaroff zu seinem Balle ein und wiederholte diese Einladung nach ein paar Minuten, wobei er sie für zwei Brüder nahm und ihnen den Namen Kaisarof gab.

Als sie das Haus des Gouverneurs verließen, begegneten sie einer Droschke, die plötzlich stillhielt; ein junger Mann mittlerer Größe, in einem polnischen Schnurrock nach der Mode der Slawophilen, sprang heraus und lief mit dem Rufe: »Eugen Wassiliewitsch!« auf Bazaroff zu.

»Ah, Sie sinds, Herr Sitnikoff,« sagte Bazaroff, ohne stehenzubleiben. »Was führt Sie hierher?«

»Stellen Sie sich vor, ich bin ganz zufällig hier,« erwiderte dieser, wandte sich nach der Droschke, winkte fünf-, sechsmal mit der Hand und rief: »Fahr nach, fahr nach! Mein Vater«, fuhr er fort, indem er über die Gosse sprang, »hat ein Geschäft hier und hat mich ersucht ... Ich habe heute erfahren, daß Sie auch hier sind, und komme eben von Ihnen her. (In der Tat fanden die Freunde bei ihrer Rückkunft in den Gasthof eine umgebogene Karte vor, welche auf der einen Seite den Namen Sitnikoff mit lateinischen, auf der andern mit slawischen Lettern trug.) Ich hoffe doch, Sie sind nicht beim Gouverneur gewesen?«

»Hoffen Sie nicht? Wir kommen von ihm her.«

»Ah, dann gehe ich auch hin. Eugen Wassilitsch, stellen Sie mich doch Ihrem Herrn ... diesem Herrn vor.«

»Sitnikoff – Kirsanoff,« murmelte Bazaroff, ohne anzuhalten.

»Es freut mich sehr,« hob Sitnikoff, gegen Arkad gewendet, mit anmutigem Lächeln an, während er seine Handschuhe, die von der ausgezeichnetsten Eleganz waren, rasch auszog. »Ich habe schon viel von Ihnen reden hören. Ich bin ein alter Bekannter von Eugen

Wassilitsch und darf mich sogar seinen Schüler nennen. Ich verdanke ihm meine Umwandlung.«

Arkad warf die Augen auf den umgewandelten Schüler Bazaroffs; sein kleines, glattes Gesicht und seine regelmäßigen Züge hatten einen unruhigen, gespannten, aber beschränkten Ausdruck; seine Augen blickten stier und unstet zugleich, sein Lachen sogar, kurz und trocken, hatte etwas Wirres.

»Sie werden mir kaum glauben,« fuhr er fort; »als Eugen Wassilitsch mir zum erstenmal erklärte, man brauche keine Autorität anzuerkennen, empfand ich eine solche Freude ... ich fühlte mich wie neugeboren! Endlich doch einmal ein Mann! sagte ich mir. Apropos, Eugen Wassilitsch, Sie müssen notwendig eine hiesige Dame besuchen, die ganz auf Ihrer Höhe steht, und für die Ihr Besuch ein wahres Fest sein wird; Sie müssen schon von ihr gehört haben.«

»Wer ists?« fragte Bazaroff gelangweilt.

»Eudoxia Nikitischna Kukschin. Das ist eine merkwürdige Natur, emanzipiert im vollsten Sinne des Wortes, ein wahrhaft fortgeschrittenes Weib, müssen Sie wissen! Laßt uns jetzt gleich alle drei zu ihr gehen, sie wohnt zwei Schritt von hier. Wir frühstücken da ... ihr habt doch noch nicht gefrühstückt?«

»Nein.«

»Vortrefflich! Sie lebt natürlich getrennt von ihrem Mann und ist unabhängig ...«

»Ist sie hübsch?« fragte Bazaroff.

»Nein, das kann ich nicht sagen.«

»Warum zum Teufel sollen wir sie dann besuchen?«

»Scherz beiseite, sie wird uns eine Flasche Champagner auftischen.«

»Wahrhaftig! Der praktische Mann verrät sich bald. Apropos, macht Ihr Vater immer noch in Branntwein?«

»Ja,« erwiderte Sitnikoff rasch mit erzwungenem Lächeln. »Nun, kommen Sie mit?«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Du wolltest ja Beobachtungen anstellen,« sagte Arkad halblaut.

»Und Sie, Herr Kirsanoff,« fügte Sitnikoff hinzu, »Sie kommen doch auch? Wir gehen nicht ohne Sie.«

»Wir können doch nicht alle drei nur so ins Haus fallen ...«

»Das tut nichts. Die Kukschin ist ein gutes Ding.«

»Sie wird uns also eine Flasche Champagner auftischen?« wiederholte Bazaroff.

»Drei,« rief Sitnikoff, »ich stehe dafür.«

»Womit?«

»Mit meinem Kopf.«

»Des Papas Beutel wäre ein besseres Pfand gewesen. Aber gleichviel, gehen wir hin!«

Dreizehntes Kapitel.

Das kleine Haus in moskowitischem Geschmack, welches Eudoxia Nikitischna Kukschin bewohnte, lag in einer Straße, welche erst kürzlich abgebrannt war; bekanntlich brennen unsere Landstädtchen alle fünf Jahre ab. An der Eingangstüre neben einer schief angenagelten Visitenkarte hing ein Glockenzug; eine Frau in einem Häubchen, ein Mittelding zwischen Dienerin und Gesellschaftsdame, kam den Besuchern im Vorzimmer entgegen. Lauter Zeichen, daß die Herrin des Hauses eine Freundin des Fortschritts war. Sitnikoff fragte nach Eudoxia Nikitischna.

»Ah, Sie sinds, Viktor!« rief eine Fistelstimme aus dem Nebenzimmer; »nur herein!« Sofort verschwand die Frau im Häubchen.

»Ich bin nicht allein,« sagte Sitnikoff und warf einen Blick voll Zuversicht auf seine beiden Freunde, während er ungeniert seinen polnischen Überrock ablegte, unter dem eine Art englischen Sackpaletots zum Vorschein kam.

»Das tut nichts,« erwiderte Eudoxia Nikitischna, »nur herein!«

Die jungen Leute gehorchten. Das Zimmer, in das sie eintraten, glich mehr einem Arbeitskabinett als einem Salon. Papier, Briefe, russische Revuen, deren Blätter größtenteils unaufgeschnitten waren, lagen auf den staubigen Tischen; überall waren halbgerauchte Zigarren umhergeworfen. Die Herrin des Hauses lag nachlässig auf einem Ledersofa; sie war noch jung, hatte blonde Haare und ein Spitzentuch um den Kopf geschlungen; ihre kurzfingerigen Hände waren mit schweren Brasseletten geschmückt. Sie stand auf, zog eine mit vergilbtem Hermelin gefütterte Samtmantille nachlässig über die Schultern, sagte mit schmachtender Stimme zu Sitnikoff: »Guten Tag, Viktor,« und drückte ihm die Hand.

»Bazaroff – Kirsanoff,« sagte dieser kurz, indem er Bazaroffs Art, vorzustellen, nachäffte.

»Willkommen, meine Herren,« sagte Madame Kukschin; und die runden Augen, zwischen denen ein armes, winziges rotes Stülpnäschen hervorstand, auf Bazaroff heftend, setzte sie hinzu: »Ich kenne Sie,« und drückte ihm gleichfalls die Hand.

Bazaroff machte eine leichte Grimasse. Das unbedeutende Gesichtchen der Emanzipierten hatte gerade nichts allzu Häßliches, aber der Ausdruck ihrer Züge war unangenehm. Man hätte sie fragen mögen: »Was ist dir? Hast du Hunger oder Langeweile? Fürchtest du dich vor irgend etwas? Wozu all dieses Mühen?« Auch sie hatte, wie Sitnikoff, das Gefühl, als ob ihr fortwährend etwas die Seele zernagte. Ihre Bewegungen und ihre Sprache waren rasch und plump zugleich; sie selbst hielt sich ohne Zweifel für ein gutes und einfaches Geschöpf, und doch, was sie auch tun mochte, immer hatte es den Anschein, als beabsichtige sie, etwas anderes zu tun.

»Ja ja, ich kenne Sie, Bazaroff,« wiederholte sie. (Nach einem den Provinzbewohnerinnen und selbst einigen Frauen Moskaus eigenen Brauch nannte sie die Männer, welche sie zum erstenmal sah, beim Familiennamen.) »Rauchen Sie eine Zigarre?«

»Eine Zigarre, wohl!« sagte Sitnikoff, der sich inzwischen, das eine Bein über sein Knie gelegt, in einem Lehnstuhle zurechtgesetzt hatte; »aber Sie müssen uns auch ein Frühstück geben. Wir sterben vor Hunger; lassen Sie auch gleich eine Flasche Champagner bringen.«

»Sybarit!« erwiderte Eudoxia mit Lachen. (Wenn sie lachte, sah man ihr oberes Zahnfleisch.) »Ists nicht wahr, Bazaroff, daß er ein Sybarit ist?«

»Ich liebe den Komfort,« sagte Sitnikoff würdevoll; »das hindert mich aber nicht, liberal zu sein.«

»Doch! doch!« rief Eudoxia und befahl ihrem Kammermädchen, ein Frühstück zu besorgen und Champagner zu bringen. »Was halten Sie davon?« fragte sie Bazaroff; »ich weiß gewiß, Sie sind meiner Ansicht.«

»Da täuschen Sie sich,« erwiderte Bazaroff, »ein Stück Fleisch ist besser als ein Stück Brot, selbst vom Standpunkt der chemischen Analyse.«

»Ah, Sie beschäftigen sich mit Chemie; das ist meine Passion. Ich habe sogar einen Kitt erfunden.«

»Einen Kitt? Sie?«

»Ja, ich, und wissen Sie wozu? Zu Puppen, zu Puppenköpfen; sie sind dauerhafter. Ich bin eine praktische Frau, ich. Aber ich bin noch nicht ganz damit im reinen. Ich muß Liebig konsultieren. Apropos, haben Sie in der ›Moskauer Zeitung‹ Kisliakoffs Artikel ›Über die

Frauenarbeit‹ gelesen? Lesen Sie ihn, ich beschwöre Sie. Sie interessieren sich ja wohl für die Frauenfrage? Und für die Schulen ebenfalls? Was treibt Ihr Freund? wie heißt er?«

Madame Kukschin warf diese Fragen eine nach der andern mit einer verzärtelten Nonchalance hin, ohne eine Antwort abzuwarten; verwöhnte Kinder sprechen so mit ihren Bonnen.

»Ich heiße Arkad Nikolaitsch Kirsanoff,« sagte Arkad, »und treibe nichts.«

Eudoxia lachte.

»Das ist allerliebst! Rauchen Sie nicht? Viktor, Sie wissen, daß ich Ihnen böse bin!«

»Warum?«

»Sie fangen, wie ich höre, wieder an, für George Sand zu schwärmen. Das ist eine hinter der Zeit zurückgebliebene Frau und weiter nichts. Wie kann man wagen, sie mit Emerson zu vergleichen? Sie hat keine Idee weder von Erziehung noch von Physiologie noch von sonst etwas. Ich bin überzeugt, sie hat nie von Embryologie sprechen hören, und wie wollen Sie diese Wissenschaft heutzutage entbehren? (Eudoxia streckte die Arme aus, während sie dies sagte.) Ach, welch herrlichen Artikel hat Elisewitsch über diesen Gegenstand geschrieben! Das ist einmal ein Genie, dieser Herr! (Eudoxia sagte immer ›Herr‹ statt ›Mann‹) Bazaroff, setzen Sie sich zu mir auf das Sofa. Sie wissen vielleicht nicht, daß ich mich schrecklich vor Ihnen fürchte.«

»Warum das? da bin ich doch neugierig.«

»Sie sind ein sehr gefährlicher Herr. Sie kritisieren alles in der Welt. Aber mein Gott! ich spreche wie eine echte Landpomeranze. Im Grund bin ich wirklich eine Landpomeranze. Ich verwalte mein Gut selbst, und denken Sie, mein Starost Erofei ist ein wahres Original; er erinnert mich an Coopers ›Pfadfinder‹. Ich finde, daß er so etwas Waldursprüngliches hat. Da bin ich nun für immer hieher gebannt, welch unerträgliche Stadt! Nicht wahr? Aber was tun?«

»Es ist eine Stadt, wie jede andere auch,« sagte Bazaroff trocken.

»Man beschäftigt sich hier nur mit den kleinlichsten Interessen, das ist gräßlich. Sonst brachte ich den ganzen Winter in Moskau zu ... aber der verehrungswürdige Herr Kukschin hat sich jetzt dort niedergelassen. Zudem ist Moskau jetzt ... ich weiß nicht ... es ist

gegenwärtig alles anders. Ich möchte reisen; voriges Jahr war ich auch schon im Begriff, mich auf den Weg zu machen.«

»Nach Paris, ohne Zweifel?« fragte Bazaroff.

»Nach Paris und nach Heidelberg.«

»Heidelberg, wozu?«

»Wie! weil Bunsen dort wohnt.«

Bazaroff fand auf diesen Ausruf keine Antwort.

»Peter Sapojnikoff ... Sie kennen ihn ja.«

»Nein, durchaus nicht.«

»Ists möglich! Peter Sapojnikoff ... er ist ja beständig bei Lydie Chostatoff.«

»Ich kenne auch die nicht.«

»Nun, Sapojnikoff hat mir seine Begleitung angeboten. Ich bin allein, Gott sei Dank! ich habe keine Kinder ... Was habe ich da gesagt: ›Gott sei Dank?‹ ... Übrigens ists einerlei.« Eudoxia drehte eine Zigarette zwischen ihren vom Tabak gelb gefärbten Fingern, zog sie über die Zungenspitze, steckte sie in den Mund und fing an zu rauchen.

Die Dienerin trat mit dem Teebrett ein.

»Ah, da ist das Frühstück! Wollen Sie einen Bissen essen? Viktor, ziehn Sie die Flasche auf. Sie sollten sich darauf verstehen.«

»Mich darauf verstehen! mich darauf verstehen!« murmelte Sitnikoff.

»Gibt es hier ein paar hübsche Frauen?« fragte Bazaroff, im Begriff sein drittes Glas zu leeren.

»Ja,« erwiderte Eudoxia, »aber sie sind höchst unbedeutend. Meine Freundin Odinzoff zum Beispiel ist nicht übel. Nur steht sie im Ruf, ein wenig ... Das wäre übrigens kein großes Unglück; aber da ist von Erhabenheit der Ideen, von Fülle von all dem ... keine Spur. Unser Erziehungssystem sollte eben geändert werden. Ich habe schon daran gedacht; unsere Frauen sind sehr schlecht erzogen.«

»Sie werden sie nicht besser machen,« sagte Sitnikoff. »Man muß sie verachten, und ich verachte sie gründlich. (Sitnikoff liebte es, zu verachten und diesem Gefühl Ausdruck zu geben; er fiel besonders über ›das Geschlecht‹ her, ohne zu ahnen, daß es ihm bestimmt war, einige Monate später vor seiner Frau zu kriechen, einzig und allein

deshalb, weil sie eine geborene Fürstin war.) Da ist nicht eine, die sich zur Höhe unserer Unterhaltung erheben könnte, nicht eine, die es verdiente, daß sich ernsthafte Männer wie wir mit ihr abgeben.«

»Ich sehe nicht ein, warum sie nötig haben sollten, unsere Unterhaltung zu verstehen,« sagte Bazaroff.

»Von wem sprechen Sie?« fragte Eudoxia.

»Von den hübschen Frauen.«

»Wie, Sie teilen also die Ideen Proudhons?«

Bazaroff richtete sich mit verächtlicher Miene auf.

»Ich teile niemandes Ideen; ich habe meine eigenen Ansichten.«

»Nieder mit den Autoritäten!« rief Sitnikoff, glücklich, eine Gelegenheit zu haben, sich in Gegenwart eines Mannes, dessen gehorsamster Diener er war, energisch auszusprechen.

»Aber Macaulay selbst,« sagte Madame Kukschin ...

»Nieder mit Macaulay!« rief Sitnikoff mit Donnerstimme; »Sie nehmen Partei für diese frivolen Weibsbilder.«

»Ich kämpfe keineswegs für die frivolen Weibsbilder, sondern für die Rechte des Weibes, die ich bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen geschworen habe.«

»Nieder mit ...« Sitnikoff endigte seine Phrase nicht. »Ich greife sie ja durchaus nicht an,« setzte er hinzu.

»Doch, ich sehe, daß Sie ein Slawophile sind.«

»Durchaus nicht, ich bin kein Slawophile, obschon sicherlich ...«

»Doch! Doch! Sie sind ein Slawophile. Sie sind ein Anhänger des Domostroi. Es fehlt nur noch, daß Sie eine Peitsche für die Frauen in die Hand nehmen.«

»Es ist was Schönes um eine Peitsche,« fiel Bazaroff ein; »aber da sind wir beim letzten Tropfen angekommen ...«

»Von was?« fragte Eudoxia lebhaft.

»Vom Champagner, verehrte Eudoxia Nikitischna, nicht von Ihrem Blut.«

»Ich kann nicht gleichgültig bleiben, wenn man die Frauen angreift,« fuhr Eudoxia fort; »das ist abscheulich! abscheulich! Statt sie anzugreifen, lesen Sie Michelets Buch ›Über die Liebe‹, das ist wunderbar schön! Meine Herren, sprechen wir von der Liebe,« fügte

sie hinzu und ließ ihre Hand schmachtend auf das zerdrückte Kissen des Ruhebettes zurücksinken.

Ein plötzliches Schweigen folgte dieser Aufforderung.

»Warum von Liebe sprechen?« sagte Bazaroff, »beschäftigen wir uns lieber mit Madame Odinzoff. So heißt sie ja wohl, nicht wahr? Wer ist diese Dame?«

»Sie ist göttlich! göttlich!« rief Sitnikoff. »Ich werde euch ihr vorstellen. Sie ist sehr klug, sehr vermögend und Witwe. Unglücklicherweise ist sie geistig noch nicht genug entwickelt, sie sollte sich unserer Eudoxia mehr nähern. Ich trinke auf Ihre Gesundheit, Eudoxia! Stoßet an! Kling, kling, kling! Gluck, gluck, gluck!«

»Viktor, Sie sind ein leichtsinniger Mensch!«

Das Frühstück dauerte noch lange. Der ersten Flasche Champagner folgte eine zweite, dritte und selbst eine vierte. Eudoxia schwatzte ununterbrochen. Sitnikoff hielt ihr stand. Sie stritten sich lange, was die Ehe sei, ob ein Vorurteil oder ein Verbrechen; sie untersuchten die Frage, ob die Menschen alle mit denselben Anlagen geboren werden oder nicht, und worin eigentlich die Individualität bestehe. Es kam endlich so weit, daß Eudoxia, die Wangen vom Wein entflammt, mit ihren platten Nägeln auf den Tasten ihres verstimmten Pianos herumhämmerte und mit heiserer Stimme zuerst Zigeunerlieder und dann die Romanze von Seimour Shiff: »Granada träumt im Schlafe« sang. Sitnikoff, eine Schärpe um den Kopf, spielte den schwärmenden Liebhaber. Als die Sängerin an die Worte kam:

In meiner Küsse Glut
Eint meine Lippe sich der deinen,

konnte sich Arkad nicht länger halten. »Meine Herren,« rief er laut, »das fängt an, etwas nach dem Narrenhaus zu schmecken!«

Bazaroff hatte sich darauf beschränkt, hie und da eine spöttische Bemerkung dazwischenzuwerfen, und beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Champagner; er gähnte überlaut, erhob sich und ging mit Arkad weg, ohne Abschied zu nehmen. Sitnikoff rannte ihnen nach.

»Nun, nun?« fragte er, untertänigst von einem zum andern laufend, »hab ichs Ihnen nicht gesagt, daß sie eine merkwürdige Persönlichkeit ist? Das ist ein Weib, wie wir viele haben sollten; sie ist in ihrer Art ein Phänomen im Gebiet der höheren Sittlichkeit!«

»Gehört diese Anstalt deines Vaters vielleicht auch ins Gebiet der höheren Sittlichkeit?« fragte Bazaroff, auf eine Branntweinschenke zeigend, an der sie soeben vorübergingen.

Sitnikoff antwortete mit seinem gewöhnlichen gewaltsamen Lächeln. Er errötete über seine Herkunft und wußte nicht, sollte er sich von Bazaroffs unerwartetem Duzen geschmeichelt oder beleidigt fühlen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Ball beim Gouverneur fand einige Tage später statt. Matthias Ilitsch war in der Tat der Held des Festes. Der Adelsmarschall erklärte jedem, ders hören wollte, daß er nur ihm zu Ehren gekommen sei. Der Gouverneur selbst fuhr, mitten im Ball und ohne seinen Platz zu verlassen, fort, mit ängstlicher Sorge der Regierungsgeschäfte zu warten. Matthias Ilitschs Leutseligkeit tat der Majestät seiner Manieren keinen Eintrag. Er sagte jedem etwas Schmeichelhaftes; diesem mit einem Anflug von Geringschätzung, jenem mit einem Anflug von Achtung; er überhäufte die Damen mit Artigkeiten wie ein echter französischer Chevalier und lachte unaufhörlich mit jenem lauten Gelächter ohne Widerhall, wie sichs für einen großen Herrn schickt. Er klopfte Arkad auf die Schulter und nannte ihn mit erhobener Stimme seinen lieben Neffen; Bazaroff, der einen etwas überjährigen Frack angelegt hatte, beehrte er mit einem zerstreuten, aber doch wohlwollenden Seitenblick und mit einem liebenswürdigen Gemurmel, worin man nur das Wort »ich« und die Endung »ßerst« unterscheiden konnte. Er streckte Sitnikoff einen Finger hin und lächelte, aber mit abgewandtem Gesicht; er warf sogar der Madame Kukschin, die ohne Krinoline und mit schmutzigen Handschuhen, aber mit einem Paradiesvogel im Haar den Ball besuchte, ein »Entzückt« zu. Die Gesellschaft war zahlreich und es fehlte nicht an Kavalieren. Die Herren im Frack drückten sich meist an den Wänden hin, während die Militärs mit Leidenschaft tanzten, besonders einer von ihnen, der fast sechs Wochen in Paris gewesen war und von dort gewisse charakteristische Ausdrücke, wie: *ah, fichtrrre, pst pst, mon bibi* usw., mitgebracht hatte. Er sprach sie mit Vollendung, mit echtem Pariser Schick aus, was ihn jedoch nicht hinderte, *»si j'aurais«* statt *»si j'avais«* zu sagen und *»absolument«* in der Bedeutung von *»certainement«* zu gebrauchen; kurz er sprach jenes Russisch-Französisch, worüber sich die Franzosen lustig machen, wenn sie's nicht für nötig halten, zu versichern, daß wir Französisch sprechen wie die Engel.

Arkad tanzte, wie gesagt, wenig und Bazaroff gar nicht; sie zogen sich mit Sitnikoff in eine Ecke des Saals zurück. Letzterer machte mit verächtlichem Lächeln Bemerkungen, die bösartig sein sollten,

schaute mit herausforderndem Blick umher und schien sehr mit sich zufrieden. Plötzlich jedoch veränderte sich der Ausdruck seiner Züge, und zu Arkad gewendet, sagte er mit einer Art Unruhe:

»Da ist Madame Odinzoff.«

Arkad wandte sich um und gewahrte eine hochgewachsene, schwarzgekleidete Frau, die in der Türe des Saales stand.

Das Vornehme ihrer ganzen Erscheinung überraschte ihn. Ihre bloßen Arme fielen anmutig an dem schlanken Körper herab; leichte Fuchsiazweige senkten sich gleichfalls anmutig aus ihrem glänzenden Haar auf ihre schönen Schultern nieder; ihre klaren Augen, über denen sich eine weiße Stirn leicht wölbte, waren mehr ruhig und klug als sinnend. Ein kaum merkliches Lächeln schwebte auf ihren Lippen. Ihr ganzes Wesen atmete eine liebliche und sanfte Kraft.

»Sie kennen sie?« fragte Arkad Sitnikoff.

»Ganz genau. Soll ich Sie vorstellen?«

»Ich bitte darum ... nach diesem Kontertanz.«

Bazaroff erblickte Frau Odinzoff ebenfalls.

»Wer ist dies Gesicht da?« fragte er, »sie gleicht dem andern Weibervolk nicht.«

Als der Kontertanz zu Ende war, führte Sitnikoff Arkad zu Madame Odinzoff; allein er schien lange nicht so gut mit ihr bekannt zu sein, als er gesagt hatte; er verwirrte sich bald in seinen Worten, und sie sah ihn mit einer Art von Erstaunen an. Doch malte sich ein freundlicher Ausdruck auf ihrem Gesicht, als er den Familiennamen Arkads nannte. Sie fragte diesen, ob er ein Sohn von Nikolaus Petrowitsch sei.

»Ja,« erwiderte er.

»Ich habe Ihren Vater zweimal gesehen und schon viel von ihm sprechen hören; es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

In diesem Augenblick wurde sie von einem jungen Adjutanten zu einem Kontertanz aufgefordert. Sie nahm es an.

»Sie tanzen also?« fragte Arkad ehrerbietig.

»Ja, aber warum fragen Sie mich das? Scheine ich Ihnen zu alt zum Tanzen?«

»Wie können Sie mir einen solchen Gedanken unterstellen? Erlauben Sie mir, Sie um die nächste Masurka zu bitten?«

Madame Odinzoff lächelte. »Gerne,« erwiderte sie und sah Arkad an, nicht mit Gönnermiene, aber so, wie verheiratete Schwestern ihre jüngeren Brüder anzusehen pflegen. Madame Odinzoff war ein wenig älter als Arkad. Sie hatte das neunundzwanzigste Jahr zurückgelegt; aber Arkad kam sich in ihrer Gegenwart wie ein junger Student, wie ein Schüler vor, wie wenn der Altersunterschied noch viel größer gewesen wäre. Matthias Ilitsch trat mit majestätischer Miene auf sie zu und machte ihr Komplimente. Arkad trat einige Schritte zurück; er ließ sie sogar während des Kontertanzes nicht aus den Augen. Sie unterhielt sich ebenso natürlich mit ihrem Tänzer wie mit Matthias Ilitsch, wobei sie Kopf und Augen langsam von einer Seite zur andern wandte. Arkad hörte sie zwei- oder dreimal ganz leise lachen. Sie hatte vielleicht, wie fast alle russischen Frauen, eine etwas starke Nase, und ihr Teint war nicht vollkommen alabasterweiß; Arkad mußte sich aber gleichwohl gestehen, daß er noch nie einer vollkommeneren Schönheit begegnet sei. Der Ton ihrer Stimme klang ihm fortwährend in den Ohren; es schien ihm sogar, daß die Falten ihres Kleides anders fielen als bei den Frauen um sie her, symmetrischer und reicher, und daß all ihre Bewegungen ebenso natürlich als edel seien.

Bei den ersten Klängen der Masurka empfand Arkad eine Art Erschütterung; er setzte sich neben seine Tänzerin und fuhr, da er nicht wußte, wie er eine Unterhaltung anknüpfen sollte, mit der Hand durch die Haare. Diese Verlegenheit dauerte aber nicht lange. Die Ruhe der Frau Odinzoff besiegte sie schnell. Ehe eine Viertelstunde verflossen war, unterhielt er sie unbefangen von seinem Vater und seinem Onkel, von seiner Lebensweise in Petersburg und auf dem Lande. Frau Odinzoff hörte ihm, den Fächer auf und zu machend, mit artiger Aufmerksamkeit zu. Arkads Geplauder wurde nur unterbrochen, wenn jemand seine Tänzerin engagierte. Sitnikoff forderte sie unter anderem zweimal auf. Sie kehrte an ihren Platz zurück und spielte wieder mit ihrem Fächer; ihr Busen hob sich nicht rascher, und Arkad nahm seine Erzählung wieder auf, glückselig, sich in ihrer Nähe zu befinden, mit ihr reden und dabei ihr Auge, ihre schöne Stirn, ihr ernstes und anmutiges Gesicht betrachten zu dürfen. Sie selbst sprach wenig; gleichwohl bekundeten ihre Worte eine gewisse Lebenserfahrung; Arkad konnte aus einigen ihrer

Bemerkungen schließen, daß sie trotz ihrer Jugend schon manche Erregungen durchgemacht und über viele Dinge nachgedacht habe.

»Wer war bei Ihnen, als Herr Sitnikoff Sie mir vorstellte?« fragte sie.

»Sie haben also den jungen Mann bemerkt?« antwortete Arkad; »nicht wahr, er hat eine frappante Physiognomie? Er heißt Bazaroff und ist mein Freund.«

Arkad fing nun an, von seinem Freund zu reden.

Er geriet dabei in solche Einzelheiten und sprach mit so viel Feuer, daß Frau Odinzoff sich nach Bazaroff umwandte und ihn mit Interesse betrachtete. Darüber ging die Masurka zu Ende. Arkad bedauerte, sich von seiner Tänzerin trennen zu müssen; eine Stunde war ihm so angenehm mit ihr verflossen. Nicht, als ob er nicht fortwährend gefühlt hätte, daß sie ihn sozusagen mit einer gewissen Herablassung behandelte; aber er wußte ihrs Dank, denn junge Herzen fühlen sich von der Protektion einer schönen Frau nicht gedemütigt.

Die Musik schwieg.

»Danke,« sagte Frau Odinzoff im Aufstehen. »Sie haben versprochen, mich zu besuchen; ich hoffe, Sie bringen mir Ihren Freund mit. Ich bin sehr begierig, einen Mann kennen zu lernen, der den Mut hat, an nichts zu glauben.«

Der Gouverneur trat zu Frau Odinzoff, kündigte ihr an, daß das Souper bereit sei, und bot ihr mit seiner Geschäftsmiene den Arm. Im Weggehen kehrte sie sich nochmals nach Arkad um und nickte ihm halb lächelnd zu. Dieser verneigte sich tief, und während er ihr mit den Blicken folgte (wie elegant schien ihm ihre Gestalt, umrauscht von den glänzenden Wogen ihres schwarzen Atlaskleides!), sagte er sich: »Ohne Zweifel hat sie schon völlig vergessen, daß ich auf der Welt bin.« Und beinahe augenblicklich kam das Gefühl einer gewissen Entsagung über ihn, die er für eine fast romanhafte Großmut hielt.

»Nun,« fragte Bazaroff seinen Freund, sobald dieser sich wieder in die Ecke zu ihm gesetzt hatte, »du bist glücklich gewesen? Man sagt mir soeben, daß die Dame ... hm, hm. Übrigens könnte der Herr, der michs versichert hat, ein Dummkopf sein. Was hältst du davon? Ist sie wirklich ... hm, hm?«

»Ich verstehe den Sinn deines ›hm, hm‹ nicht,« antwortete Arkad.

»Geh mir doch, Unschuld!«

»Wenns so gemeint ist, verstehe ich deinen Herrn nicht. Frau Odinzoff ist sehr liebenswürdig, das ist gewiß; aber sie hat ein so kaltes und stilles Wesen, daß ...«

»Stille Wasser sind tief, weißt du!« fuhr Bazaroff fort. »Du sagst, sie sei kalt; das gibt ihr ja eben Wert. Liebst du Gefrorenes nicht?«

»Das ist alles möglich,« sagte Arkad; »ich laß es unentschieden. Aber sie will deine Bekanntschaft machen und hat mich gebeten, dich zu ihr zu bringen.«

»Du mußt ihr, scheint es, ein schönes Bild von mir entworfen haben. Übrigens verarge ich dir das nicht. Mag sie sein, was sie will, eine einfache Löwin aus der Provinz oder ein emanzipiertes Weib nach Art der Kukschin, sie hat nichtsdestoweniger Schultern, wie ich noch keine gesehen habe.«

Der Zynismus dieser Worte berührte Arkad peinlich, aber wie mans oft macht, er beeilte sich, seinem Freund wegen etwas anderem, diesem Gefühl Fremdem, einen Vorwurf zu machen.

»Warum willst du den Frauen die Freiheit, zu denken, verweigern?« fragte er halblaut.

»Weil ich bemerkt habe, mein Lieber, daß alle Frauen, die von dieser Freiheit Gebrauch machen, wahre Vogelscheuchen sind.«

Damit schloß die Unterhaltung. Die beiden Freunde entfernten sich unmittelbar nach dem Souper. Madame Kukschin warf ihnen beim Gehen ein verstecktes, aber zorniges Lächeln zu. Keiner von beiden hatte ihr die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt, und ihre Eitelkeit war dadurch schwer gekränkt. Sie blieb bis zum Schluß und tanzte noch um vier Uhr morgens mit Sitnikoff eine Polka Masurka nach Pariser Art.

Mit dieser erbaulichen Aufführung endete der Ball beim Gouverneur.

Fünfzehntes Kapitel.

»Ich bin begierig, zu welcher Klasse von Säugetieren deine neue Bekanntschaft gehört,« sagte Bazaroff am folgenden Tage zu Arkad, als sie die Treppe des Gasthofes hinanstiegen, in welchem Madame Odinzoff logierte. »Ich weiß nicht, aber mir kommt die Sache verdächtig vor.«

»Du setzest mich in Staunen!« rief Arkad; »du, Bazaroff, kannst dich zum Verteidiger einer so engherzigen Moral aufwerfen, die ...«

»Was du für ein sonderbarer Kauz bist!« erwiderte Bazaroff nachlässig. »Weißt du nicht, daß in der Sprache von unsereinem ›verdächtig‹ das gerade Gegenteil sagen will, d.h. daß es da etwas zu naschen gibt? Hast du mir nicht selbst gesagt, daß sie eine sonderbare Heirat gemacht hat, obwohl es meines Erachtens keineswegs so sonderbar, sondern im Gegenteil höchst vernünftig ist, einen reichen alten Mann zu heiraten. Auf die Klatschereien gebe ich nicht viel; aber ich will gerne glauben, daß sie, wie unser gelehrter Gouverneur sagt, nicht ohne Grund sind.«

Arkad antwortete nichts und klopfte an die Zimmertür der Frau Odinzoff. Ein junger Livreebedienter führte die zwei Freunde in ein großes Zimmer, schlecht möbliert, wie sie's in den russischen *Hôtel garnis* gewöhnlich sind, aber mit Blumen geschmückt. Bald trat Frau Odinzoff selber im Morgennegligé ein. Sie erschien im Licht der Frühlingssonne noch jünger. Arkad stellte ihr Bazaroff vor und wurde zu seinem großen Erstaunen gewahr, daß dieser verlegen schien, während Frau Odinzoff so ruhig war wie am Abend zuvor. Bazaroff fühlte selbst, daß seine Haltung einige Verwirrung verriet, und war darüber ärgerlich.

»Das ist eine schöne Geschichte! Das Frauenzimmer macht mir bang!« dachte er, und nachdem er sich ungeniert, wie es Sitnikoff selber nicht besser hätte tun können, in einen Lehnstuhl geworfen hatte, fing er unter dem Blick der Frau Odinzoff, deren klare Augen ihn ruhig ansahen, mit übertriebener Sicherheit zu plaudern an.

Anna Sergejewna Odinzowa war die Tochter des Sergei Nikolaitsch Lokteff, eines durch seine Schönheit, seine Leidenschaft für das Spiel und seine Gewandtheit in Geldsachen berühmten Edelmanns, der, nachdem er etwa fünfzehn Jahre in Moskau und Petersburg von allem

möglichen Schwindel glänzend gelebt hatte, sich schließlich gründlich ruinierte und auf das Land zurückzog, wo er bald starb und seinen beiden Töchtern Anna und Katharine, die eine zwanzig, die andere zwölf Jahre alt, ein höchst unbedeutendes Vermögen hinterließ. Ihre Mutter, der von ihrer alten Größe sehr herabgekommenen fürstlichen Familie N. entsprossen, war in Petersburg zu einer Zeit gestorben, wo sich ihr Mann noch in den besten Glücksumständen befand. Als Anna Lokteff Waise wurde, war ihre Lage sehr peinlich. Die vornehme Erziehung, welche sie in Petersburg genossen, hatte sie keineswegs für die häuslichen Sorgen und Verlegenheiten jeder Art vorbereitet, die ihrer im hintersten Winkel einer armen Provinz harrten. Sie kannte keinen ihrer Gutsnachbarn und hatte niemand, bei dem sie sich Rats erholen konnte. Ihr Vater hatte den Umgang mit den Gutsbesitzern gemieden; er verachtete sie, und sie gabens ihm heim, jeder in seiner Art. Dennoch verlor sie den Kopf nicht, schrieb sogleich an die Schwester ihrer Mutter, die Prinzessin Andotia Stepanowna N., eine böse, hochmütige alte Jungfer, und bat sie, zu ihr zu kommen; diese kam und richtete sich in den schönsten Zimmern des Hauses ein; sie keifte und zankte vom Morgen bis zum Abend und ging nie, selbst im Garten nicht, spazieren, ohne von ihrem eigenen Bedienten, einem schweigsamen, zum Kammerdiener hergerichteten Leibeigenen in einer alten gelblichen Livree mit blauen Aufschlägen und dreieckigem Hut, begleitet zu sein. Anna ertrug geduldig alle Launen ihrer Tante, beschäftigte sich nebenbei mit der Erziehung ihrer Schwester und schien darein ergeben, ihre Tage in dieser Vereinsamung zu beschließen. Aber das Schicksal fügte es anders. Ein gewisser Odinzoff, ein sehr reicher Mann in den Vierzigern, ein Sonderling und Hypochonder, dick und plump, aber nicht ohne Geist und im übrigen ein ehrenwerter Mann, machte ihre Bekanntschaft, verliebte sich in sie und hielt um ihre Hand an. Sie gab ihre Einwilligung; nach sechsjähriger Ehe starb er und vermachte ihr sein ganzes Vermögen. Anna Sergejewna verließ ein Jahr lang die Provinz nicht; dann trat sie mit ihrer Schwester eine Reise durch Europa an, begnügte sich aber mit dem Besuch Deutschlands und kehrte reisemüde bald wieder in ihr liebes Dorf Nikolskoi, nahe bei der Stadt X..., zurück.

Ihr Landhaus war geräumig, reich möbliert und von einem prachtvollen Garten mit Gewächshäusern umgeben. Ihr verstorbener

Gatte liebte es, auf großem Fuße zu leben. Anna Sergejewna kam selten in die Stadt, und nur in Geschäften und auf kurze Zeit. Sie war im Gouvernement nicht beliebt, ihre Heirat hatte viel Geschrei gemacht. Die böse Welt wußte allerhand Geschichten von ihr zu erzählen, z.B. sie habe ihrem Vater bei seinen Kunststückchen im Spiel geholfen; die Reise außer Landes habe stattgefunden, um die traurigen Folgen zu verbergen ...

»Sie verstehen mich schon,« setzten die gutmütigen Seelen hinzu. »Die ist schon durch Feuer und Wasser gegangen,« sagten andere; und ein Spaßmacher des Städtchens, der ein Patent auf Witze zu haben glaubte, setzte regelmäßig hinzu: d.h. »mitten durch alle Elemente«. All dieser Gerüchte waren ihr nicht unbekannt; aber sie gingen bei ihr zu einem Ohr hinein und zum andern hinaus; sie besaß eine große Freiheit des Geistes und nicht wenig Festigkeit.

In einen Lehnstuhl hingestreckt, die Hände übereinandergelegt, hörte Madame Odinzoff Bazaroff zu. Gegen seine Gewohnheit war dieser ziemlich redselig und sichtlich bestrebt, Anna Sergejewna zu interessieren. Dies war Arkad sehr auffallend; aber es wäre ihm unmöglich gewesen, zu entscheiden, ob es Bazaroff gelungen war oder nicht. Was Frau Odinzoff auch empfinden mochte, ihre Gefühle malten sich nicht deutlich in ihrem Gesicht; sie bewahrte stets denselben liebenswürdigen und feinen Ausdruck. Ihre schönen, klugen Augen waren immer aufmerksam; aber diese Aufmerksamkeit steigerte sich nie bis zur Lebhaftigkeit. Das ungewöhnliche Wesen Bazaroffs hatte ihr im Beginn der Unterhaltung einen unangenehmen Eindruck gemacht, etwa wie ein übler Geruch oder ein schriller Ton; aber sie merkte bald, daß er befangen war, und diese Entdeckung schmeichelte ihr. Nur Trivialität war ihr unerträglich, und trivial war an Bazaroff sicher nichts. Es stand geschrieben, daß Arkad heute von einem Erstaunen ins andere geraten sollte. Er dachte, Bazaroff werde mit einem so intelligenten und geistreichen Weibe wie Frau Odinzoff von seinen Überzeugungen und Ansichten reden; sie hatte zum voraus den Wunsch ausgesprochen, mit einem Manne zu plaudern, »der nichts zu glauben wage«; statt dessen unterhielt sie Bazaroff von Medizin, Homöopathie und Botanik. Frau Odinzoff hatte die freien Stunden der Einsamkeit benützt, sie hatte manch gutes Buch gelesen und sprach ein sehr reines Russisch. Als sie mit einigen Worten die Musik berührte, bemerkte sie, daß Bazaroff kein Verehrer der Künste

war, und so kam sie allmählich wieder auf die Botanik zurück, obschon sich Arkad zu einer Abhandlung über die Nationalmelodien verstiegen hatte. Madame Odinzoff fuhr fort, ihn wie einen jungen Bruder zu behandeln; sie schien an ihm die Güte und den Freimut der Jugend zu schätzen, weiter nichts.

Dieses ruhige, wechselnde und lebhafte Geplauder dauerte fast drei Stunden lang.

Die beiden Freunde erhoben sich endlich und machten Anstalt zu gehen. Madame Odinzoff bot dem einen wie dem andern auf das anmutigste ihre schöne weiße Hand und sagte ihnen nach kurzem Besinnen mit einem unentschiedenen, aber wohlwollenden Lächeln: »Wenn Sie, meine Herren, die Langeweile nicht fürchten, so besuchen Sie mich in Nikolskoi.«

»Können Sie glauben,« rief Arkad, »daß ich mich nicht überglücklich fühlen würde ...«

»Und Sie, Herr Bazaroff?«

Bazaroff beschränkte sich darauf, sich zu verneigen, und Arkad hatte noch einmal Gelegenheit zu einer letzten, ihn höchlich überraschenden Wahrnehmung: er bemerkte, daß sein Freund rot wurde.

»Nun,« fragte er ihn auf der Straße, »denkst du immer noch, sie sei ... hm, hm?«

»Wer weiß! Sie hält sich so zugeknöpft,« erwiderte Bazaroff, hielt einen Augenblick inne und setzte dann hinzu: »Eine wahre Herzogin, eine Fürstin! Es fehlt ihr nur eine Krone auf dem Kopf und eine Schleppe am Kleid.«

»Unsere Herzoginnen sprechen das Russische nicht so wie sie,« sagte Arkad.

»Sie hat eine schwere Schule durchgemacht, mein Lieber, sie hat dasselbe Brot gegessen wie wir.«

»Darum ist sie aber nicht weniger entzückend,« fügte Arkad hinzu.

»Ein herrlicher Körper!« erwiderte Bazaroff, »welch Prachtexemplar für einen Sektionstisch!«

»Schweig ums Himmels willen, Eugen! Du bist ein abscheulicher Mensch!«

»Sei nicht böse, zarte Seele! Ich geb ja zu, daß sie Primaqualität ist. Wir müssen sie besuchen.«

»Wann?«

»Übermorgen, wenn du willst. Was haben wir denn hier zu tun? Champagner trinken mit der Kukschin? Die Beredsamkeit deines Vetters, des liberalen Würdenträgers, bewundern? Machen wir uns übermorgen auf den Weg. Um so mehr, als das Nest meines Vaters ganz nahe dabei ist. Nikolskoi ist doch auf dem Weg nach D...?«

»Ja.«

»*Optime!* Man muß keine Zeit verlieren. Nur Schwachköpfe verlieren ihre Zeit ... Das ist ein herrlicher Körper! Den Bissen laß ich nicht fahren.«

Drei Tage später fuhren die beiden Freunde auf der Hauptstraße nach Nikolskoi dahin. Der Tag war schön, die Hitze mäßig, und die Pferde, von dem Kutscher, der sie führte, gut gefüttert, wedelten mit den kurzen geflochtenen und aufgebundenen Schweifen. Arkad blickte auf den Weg und lächelte, ohne zu wissen warum.

»Gratuliere mir,« rief plötzlich Bazaroff, »es ist heute der 22. Juni, der Tag meines Schutzheiligen. Wir wollen sehen, ob er sich für mich interessiert. Man erwartet mich heute daheim,« setzte er mit leiserer Stimme hinzu ... »Um so schlimmer, sie werden vergeblich warten! Das ist kein großes Malheur!«

Sechzehntes Kapitel.

Das Haus, welches Frau Odinzoff bewohnte, lag auf einem offenen kleinen Hügel in der Nähe einer steinernen Kirche mit grünem Dach und weißen Säulen, in deren Giebel ein Freskogemälde in italienischem Stil, eine Auferstehung, prangte. Ein dicker, sonnverbrannter Kriegsknecht, der, mit einem Panzerhemde angetan, im Vordergrund lag, erregte die Bewunderung der Bauern am meisten. Hinter der Kirche dehnten sich zwei Reihen Bauernhäuser aus, deren Schornsteine da und dort über die Strohdächer emporragten. Das Herrschaftshaus war im gleichen Stil wie die Kirche gebaut, in dem bei uns unter dem Namen des alexandrinischen bekannten; es war auch gelb angestrichen, hatte ebenfalls ein grünes Dach, weiße Säulen und einen mit einem Wappen bemalten Giebel. Der Gouvernementsbaumeister hatte die beiden klassischen Gebäude zur großen Zufriedenheit des Herrn Odinzoff gebaut, der die nichtsnutzigen, willkürlich ersonnenen Neuerungen, wie er zu sagen pflegte, nicht leiden konnte. Das Haus war von den Bäumen des alten Gartens umgeben; eine Allee von steifgeschnittenen Tannen führte nach dem Haupttor.

Die jungen Leute fanden im Vorzimmer zwei große Livreebediente, deren einer sofort den Hausmeister rufen ging. Dieser, ein dicker Mann in schwarzem Frack, erschien auf der Stelle und führte die Gäste über eine mit Teppichen belegte Treppe in ein geräumiges Zimmer, wo sich bereits zwei Betten und die nötigen Toilettengegenstände befanden. Das Haus war sichtlich gut gehalten; überall herrschte Reinlichkeit, und man atmete etwas wie den offiziellen Duft in den Empfangssalons der Ministerien.

»Anna Sergejewna läßt Sie bitten, in einer halben Stunde herunterzukommen,« sagte der Haushofmeister; »haben Sie für den Augenblick noch etwas zu befehlen?«

»Gar nichts, würdiger Diener!« antwortete Bazaroff, »es wäre denn, daß sie geruhten, uns ein Gläschen Schnaps bringen zu lassen.«

»Sehr wohl,« sagte der Haushofmeister etwas erstaunt und entfernte sich mit knarrenden Stiefeln.

»Das hat Genre!« sagte Bazaroff, »so nennt mans ja doch wohl bei euch Adeligen? Sie ist eine Großherzogin, ich muß es immer wieder

sagen.«

»Eine famose Großherzogin!« sagte Arkad, »die nur so ohne weiteres zwei Aristokraten unseres Schlags zu sich einladet.«

»Einen Aristokraten wie mich besonders, einen künftigen Doktor, Sohn eines Doktors und Enkel eines Küsters! Denn, ich weiß nicht, ob ich dirs jemals gesagt habe, ich bin der Enkel eines Küsters ... wie Speranski,« fügte Bazaroff nach kurzem Schweigen halblaut hinzu. »Immerhin ist die werte Dame ein verwöhntes Glückskind; ja und wie verwöhnt! Müssen wir nicht gar den Frack anziehen?«

Arkad begnügte sich mit einem Achselzucken ... aber im Grunde fühlte er sich ebenfalls ein wenig eingeschüchtert. Eine halbe Stunde nachher gingen Bazaroff und er in den Salon hinab. Es war ein weites, hohes Zimmer, ziemlich reich verziert, aber ohne viel Geschmack. Die schweren, kostbaren Möbel, die mit herkömmlicher Regelmäßigkeit an den Wänden entlang standen, waren mit braunem, goldgesticktem Stoff überzogen. Herr Odinzoff hatte sie durch Vermittlung eines seiner Freunde, eines französischen Weinhändlers, von Moskau kommen lassen. Über dem Mittelsofa hing das Porträt eines blonden Mannes mit aufgedunsenem Gesicht, der die Besucher ziemlich bös anzublicken schien ... »Das muß der Selige sein,« flüsterte Bazaroff seinem Freund ins Ohr und fügte mit Nasenrümpfen hinzu: »Wie wärs, wenn wir wieder aufpackten.« In diesem Augenblicke aber trat die Herrin des Hauses ein. Sie trug ein leichtes Baregekleid; ihre Haare waren glatt hinters Ohr gestrichen, eine Art Coiffüre, die im Verein mit der Frische und Reinheit des Gesichts ihr das Aussehen eines jungen Mädchens gab.

»Ich danke Ihnen, daß Sie mir Wort halten,« sagte sie; »ich hoffe, Sie werden nicht so bald wieder fortgehen. Sie werden sehen, es lebt sich hier nicht schlecht. Ich werde Sie mit meiner Schwester bekannt machen, sie spielt sehr gut Klavier. Das wird Ihnen nicht sehr gefallen, Herr Bazaroff; aber Sie, Herr Kirsanoff, ich glaube Sie lieben die Musik. Außer meiner Schwester haben wir noch eine alte Tante hier, und einer unserer Nachbarn kommt manchmal zu einer kleinen Spielpartie; wir sind unserer nicht viele, wie Sie sehen. Nun, setzen wir uns, wenns gefällig ist.«

Dieser kleine *»Speech«* wurde mit vollendeter Leichtigkeit vorgetragen. Frau Odinzoff schien ihn auswendig gelernt zu haben. Sie fing sofort eine Unterhaltung mit Arkad an. Es ergab sich, daß

ihre Mutter eine genaue Bekannte von Arkads Mutter gewesen war, und daß diese noch als junges Mädchen sie zur Vertrauten ihrer Liebe zu Nikolaus Petrowitsch gemacht hatte. Arkad sprach mit Begeisterung von seiner Mutter; während er so plauderte, blätterte Bazaroff in einem Album.

»Wie ich zahm geworden bin!« sagte er zu sich selbst.

Ein hübsches Windspiel mit hellblauem Halsband lief in das Zimmer, seine Klauen klappten auf dem Fußboden; gleich darauf erschien ein junges Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, braun, mit dunkeln Augen und schwarzen Haaren; ihr nicht sehr regelmäßiges Gesicht hatte doch etwas Angenehmes, sie hielt ein mit Blumen gefülltes Körbchen in der Hand.

»Das ist meine Katia,« sagte Frau Odinzoff, mit dem Kopf nach ihrer Schwester hinwinkend.

Das junge Mädchen setzte sich leicht an ihre Seite und fing an, die Blumen zu ordnen. Das Windspiel, das Fifi hieß, näherte sich den beiden Gästen nacheinander, wedelte mit dem Schwanz und drückte seine kalte Nase an ihre Hand an.

»Hast du das alles selbst gepflückt?« fragte Frau Odinzoff.

»Ja,« sagte Katia.

»Wird die Tante zum Tee kommen?«

»Sie wird sogleich erscheinen.«

Im Sprechen lächelte Katia mit einem schüchternen, aber offenen Ausdruck des Gesichts, wobei sie mit einer Art anmutiger Herbheit von unten nach oben blickte. Alles an ihr atmete die Frische der Jugend: die Stimme, der leichte Flaum ihres Gesichts, die rosigen Hände, deren innere Fläche mit weißlichen Ringen bedeckt war, und ihre etwas schmalen Schultern. Sie errötete beständig und atmete tief und rasch.

Frau Odinzoff wandte sich zu Bazaroff:

»Es geschieht aus lauter Artigkeit,« sagte sie zu ihm, »wenn Sie das Album ansehen Eugen Wassilitsch! Das kann Sie nicht interessieren. Setzen Sie sich doch zu uns und lassen Sie uns über irgend etwas streiten.«

Bazaroff trat hinzu.

»Sehr gerne, aber worüber wollen Sie streiten?«

»Das gilt mir gleich. Ich sage Ihnen vorher, daß ich den Widerspruch liebe.«

»Sie?«

»Ja. Das scheint Sie zu wundern? Warum das?«

»Weil Sie, soweit ich es beurteilen kann, von kaltem und ruhigem Charakter sind; zum Streiten gehört die Eigenschaft, sich hinreißen zu lassen.«

»Wie haben Sie's gemacht, mich in so kurzer Zeit kennen zu lernen? Sie müssen vor allem wissen, daß ich ungeduldig und hartnäckig bin; fragen Sie nur Katia. Und dann lasse ich mich sehr leicht hinreißen.«

Bazaroff blickte Frau Odinzoff schweigend an.

»Es kann sein,« antwortete er, »Sie müssen es besser wissen als ich. Sie wollen also durchaus streiten? Wohlan. Jetzt eben hab ich in Ihrem Album die Ansichten der Sächsischen Schweiz betrachtet, und Sie haben mir gesagt, daß mich das nicht interessieren könne. Sie sagten dies, weil Sie voraussetzen, daß ich keinen Kunstsinn habe, und Sie täuschen sich nicht; aber diese Ansichten können mich recht gut von einem geologischen Standpunkt aus, vom Standpunkt der Bergformation zum Beispiel, interessieren.«

»Das gebe ich nicht zu; als Geolog müßten Sie eher zu einem Buche Ihre Zuflucht nehmen, zu einem fachwissenschaftlichen Werk, nicht zu Zeichnungen.«

»Eine Zeichnung stellt mir das mit einmal vor die Augen, was zehn Seiten Beschreibung in einem Buche erfordert.«

Frau Odinzoff antwortete nichts.

»Sie haben also keinen Kunstsinn,« hob sie wieder an und lehnte den Arm auf den Tisch, so daß sich ihr Gesicht dem Bazaroffs näherte. »Wie machen Sie's, um denselben missen zu können?«

»Wozu ist er gut, wenn ich fragen darf?«

»Wärs auch nur, um die Menschen studieren zu lernen.«

Bazaroff lächelte.

»Erstens«, fuhr er fort, »erreicht man das durch die Lebenserfahrung, und zweitens muß ich Ihnen sagen, daß ichs durchaus nicht für notwendig halte, jedes Individuum besonders kennen zu lernen. Alle Menschen gleichen sich, ebenso dem Leib als der Seele nach; jeder von uns hat ein Gehirn, ein Herz, eine Milz,

Lungen, alles gleich gebaut. Die Eigenschaften, welche man ›moralische‹ nennt, sind ebenfalls identisch bei allen Menschen; sie zeigen nur unbedeutende Unterschiede. Ein einziges Menschenexemplar genügt, um alle andern zu beurteilen. Die Menschen sind wie die Birken des Waldes; keinem Botaniker wird es einfallen, jedes Muster besonders zu studieren.«

Katia, welche ihre Blumen langsam eine nach der andern ordnete, richtete die Augen erstaunt auf Bazaroff, wurde aber, als sie seinem unbefangenen, kühnen Blick begegnete, rot bis über die Ohren. Frau Odinzoff schüttelte den Kopf.

»Die Birken des Waldes!« wiederholte sie; »so ist also Ihrer Ansicht nach kein Unterschied zwischen einem dummen und einem geistreichen Menschen, zwischen Guten und Bösen?«

»O ja! wie zwischen einem gesunden und einem kranken Menschen. Die Lungen eines Schwindsüchtigen sind nicht in dem gleichen Zustande wie bei Ihnen oder bei mir, obgleich ihr Bau der gleiche ist. Die Gründe gewisser physischer Krankheiten kennen wir annähernd; was die moralischen Krankheiten betrifft, so kommen sie von schlechter Erziehung, von all den verschiedenen Dummheiten her, womit man uns die Köpfe vollpfropft, mit einem Wort, von dem unvernünftigen Zustand unseres sozialen Rechts. Reformieren Sie die Gesellschaft, und es gibt keine Krankheiten mehr!«

Bazaroff sprach diese Worte mit einem Ausdruck, als wollte er sagen: glauben Sie mir oder nicht, das ist mir vollkommen gleichgültig. Er fuhr sich mit seinen langen Fingern langsam durch den Bart, und seine Blicke schweiften von einer Seite des Zimmers auf die andere.

»Und Sie glauben,« nahm Frau Odinzoff das Wort, »daß, wenn die Gesellschaft reformiert ist, es weder Dumme noch Böse mehr geben wird?«

»Das ist jedenfalls sicher, daß es, wenn die Gesellschaft einmal vernünftig organisiert ist, vollkommen gleich sein wird, ob ein Mensch dumm oder gescheit, gut oder böse ist.«

»Ja, ich verstehe; sie werden alle die gleiche Milz haben.«

»Ganz richtig, Madame.«

Frau Odinzoff kehrte sich zu Arkad herum.

»Was denken Sie davon?« fragte sie ihn.

»Ich teile Eugens Meinung,« erwiderte dieser.

Katia sah ihn von unten herauf an.

»Sie setzen mich in Erstaunen, meine Herren,« sagte Frau Odinzoff; »aber wir werden auf all das zurückkommen. Ich erwarte meine Tante, die zum Tee kommt, man muß die alten Leute schonen.«

Anna Sergejewnas Tante, die Fürstin N..., eine kleine, hagere Alte mit ganz vertrocknetem Gesicht und strengen, starren Augen, trat ins Zimmer, grüßte die beiden jungen Männer kaum und ließ sich in einem weiten Samtfauteuil nieder, der ausschließlich für sie bestimmt war. Katia setzte ihr eine Fußbank unter die Füße; die Alte dankte nicht einmal mit dem Blick; sie bewegte ein wenig die Hände unter dem gelben Schal, der ihren dürren Leib beinahe ganz bedeckte. Die Fürstin liebte das Gelb; sie hatte auch goldgelbe Bänder auf der Haube.

»Wie hast du geschlafen, Tante?« fragte Frau Odinzoff mit erzwungener Freundlichkeit.

»Der Hund ist noch da,« antwortete die Alte mürrisch; und als sie bemerkte, daß Fifi ängstlich ein paar Schritte auf sie zu tat, schrie sie: »Geh fort, geh fort!«

Katia rief Fifi und öffnete die Tür. Der Hund sprang auf ihren Ruf lustig herbei, da er glaubte, es handle sich um einen Spaziergang; als er sich aber vor der Tür draußen allein sah, fing er an zu scharren und zu kläffen. Die Fürstin runzelte die Stirn; Katia stand im Begriff, hinauszugehen ...

»Der Tee wird fertig sein,« sagte Frau Odinzoff; »kommen Sie, meine Herren! Tante, willst du zum Tee kommen?«

Die Fürstin erhob sich schweigend und trat zuerst in den Speisesaal. Ein kleiner Bedienter in Kosakentracht schob mit Geräusch einen mit Kissen belegten Lehnstuhl an die Tafel, und die Fürstin nahm darin Platz; Katia, deren Amt es war, den Tee einzuschenken, bediente sie zuerst in einer mit ihrem Wappen geschmückten Tasse. Die Alte versüßte ihren Tee mit Honig (sie hätte geglaubt, eine Sünde zu begehen, wenn sie Zucker dazu genommen hätte, und zudem war ihrer Ansicht nach der Zucker zu teuer: doch kostete sie ihr Unterhalt keine Kopeke). Gleich darauf fragte sie mit heiserer Stimme:

»Was sagt der Fürst Iwan in seinem Briefe?«

Niemand antwortete ihr, und die jungen Männer merkten bald, daß man sich trotz all der Ehrenbezeigungen nicht viel um sie kümmerte. »Man hält sie als Schaustück hier ... Eine Fürstin ... das macht sich gut in einem Salon,« dachte Bazaroff. Nach dem Tee schlug Frau Odinzoff einen Spaziergang vor; es fing jedoch ein wenig zu regnen an, und die ganze Gesellschaft, die Fürstin ausgenommen, begab sich in den Salon zurück. Der Nachbar, der eine Partie Karten liebte, kam; er hieß Porphyr Platonitsch; ein kleiner Mann mit dickem Bauch und kahlem Kopf, dessen kurze Beine wie auf der Drehbank gemacht aussahen, im übrigen ein liebenswürdiger, heiterer Mann. Anna Sergejewna, welche fast beständig mit Bazaroff sprach, fragte ihn, ob er sich nicht mit ihnen in dem alten Kartenspiel »Preference« messen wollte. Bazaroff willigte mit der Bemerkung ein, daß er sich auf die Funktionen eines Landdoktors einüben müsse.

»Nehmen Sie sich in acht,« sagte Frau Odinzoff, »wir werden Ihnen Ihren Meister zeigen. Du, Katia,« setzte sie hinzu, »spiele Arkad Nikolajewitsch etwas vor. Er liebt die Musik, und wir hören dich auch.«

Katia beeilte sich eben nicht sehr, sich ans Klavier zu setzen, und Arkad, obgleich er die Musik wirklich liebte, folgte ihr widerwillig. Er sagte sich, daß Frau Odinzoff ihn offenbar loszuwerden suchte, und wie alle jungen Leute seines Alters, fühlte er sich von jenem unklaren und fast peinlichen Gefühl erfaßt, welches der Liebe vorausgeht. Katia öffnete das Klavier und fragte Arkad, ohne ihn anzusehen:

»Was soll ich Ihnen spielen?«

»Was Sie wollen,« antwortete Arkad in gleichgültigem Ton.

»Welcher Musik geben sie den Vorzug?« versetzte Katia, ohne sich umzuwenden.

»Der klassischen,« antwortete Arkad im selben Tone.

»Lieben Sie Mozart?«

»Ja.«

Katia nahm jenes Meisters C-Moll-Fantasie mit der Sonate. Sie spielte sehr gut, obgleich ihr Vortrag gemessen und sogar ein wenig trocken war. Sie hielt sich unbeweglich, starr auf die Noten sehend und mit gepreßten Lippen; doch gegen das Ende des Stückes belebte sich ihr Gesicht, und eine kleine Haarflechte, die sich gelöst hatte, fiel auf ihre schwarzen Augenbrauen nieder.

Arkad hörte mit Vergnügen den letzten Teil der Sonate, den, wo mitten in der reizenden Heiterkeit einer glücklichen Melodie plötzlich die Ergüsse eines herben, beinahe tragischen Schmerzes sich vernehmen lassen ...

Aber die Gedanken, welche Mozarts Musik in ihm weckte, bezogen sich keineswegs auf Katia. Bei ihrem Anblick kam ihm nur das eine in den Sinn: »Das junge Mädchen spielt gut und ist nicht übel.«

Als die Sonate zu Ende war, fragte ihn Katia, ohne die Hand von den Tasten zurückzuziehen:

»Ists genug?«

Arkad erwiderte, daß er ihre Güte nicht mißbrauchen wolle, und fing an, von Mozart zu sprechen; er fragte sie, ob sie diese Sonate selbst ausgewählt oder ob sie ihr jemand empfohlen habe. Allein Katia antwortete nur sehr einsilbig; sie hatte sich versteckt, sich sozusagen wieder in ihr Schneckenhaus zurückgezogen. Wenn sie diese Stimmung überfiel, währte es lange, ehe sie die Augen zu heben wagte, und ihre Züge nahmen den Ausdruck von Trotz an; man konnte sie dann für ein kleines, unbedeutendes Mädchen halten. Nicht als ob sie schüchtern gewesen wäre; sie war vielmehr ein wenig scheu gemacht durch ihre Schwester, die, wie wir gesehen, ihre Erziehung überwachte und doch keine Ahnung davon hatte, was in ihr vorging.

Arkad blieb nichts übrig, um seine Haltung zu bewahren, als Fifi, der wieder hereingekommen war, herbeizulocken, dem er gutmütig lächelnd den Kopf streichelte. Katia kehrte zu ihren Blumen zurück.

Bazaroff seinerseits machte Bete auf Bete. Madame Odinzoff spielte ausgezeichnet und auch Porphyr Platonitsch sehr gut. Bazaroff verlor, und obgleich der Verlust klein war, berührte er ihn doch unangenehm. Beim Nachtessen brachte Frau Odinzoff das Gespräch wieder auf Botanik.

»Lassen Sie uns morgen früh spazierengehen!« sagte sie zu ihm; »ich möchte Sie bitten, mir die lateinischen Namen der Feldblumen und ihre Eigenschaften zu nennen.«

»Wozu wollen Sie lateinische Namen lernen?« fragte Bazaroff.

»Es muß in allem Ordnung sein,« antwortete sie.

»Welch bewundernswürdiges Weib, diese Odinzoff!« rief Arkad aus, als er mit seinem Freund auf dem ihnen angewiesenen Zimmer allein

war.

»Ja,« antwortete Bazaroff, »es fehlt der Gevatterin nicht an Gehirn, und sie weiß sich auch zu helfen.«

»Wie verstehst du das?«

»Das läßt sich auf zweierlei Art verstehen, mein Bester! Ich bin gewiß, daß sie ihr Vermögen charmant verwaltet. Wenn hier jemand bewundernswürdig ist, so ists ihre Schwester.«

»Wie? Die kleine schwarze Hexe?«

»Ja, die kleine schwarze Hexe; die ist frisch und unberührt und schüchtern und schweigsam; die verdiente, daß man sich mit ihr beschäftigt. Aus dieser Natur könnte man noch machen, was man wollte, während die andere ...«

Arkad gab Bazaroff keine Antwort, und jeder von ihnen legte sich mit seinen eigenen Gedanken schlafen.

Frau Odinzoff dachte diesen Abend auch an ihre Gäste, Bazaroff gefiel ihr durch seine völlige Anspruchslosigkeit und selbst durch sein schneidendes Urteil. Er war für sie noch etwas ganz Neues, und sie war neugierig.

Frau Odinzoff war ein wunderbares Wesen. Ohne Vorurteil, ja sogar ohne festen Glauben, wich sie vor nichts zurück, und doch schritt sie nicht viel vorwärts. In vielem sah sie scharf, interessierte sich für vieles und nichts konnte sie befriedigen; ich weiß nicht einmal, ob sie eine volle Befriedigung wünschte. Ihr Geist war wißbegierig und gleichgültig zugleich; nie verschwanden ihre Zweifel, ohne eine Spur zu hinterlassen, und nie wurden sie stark genug, um sie zu beunruhigen. Wäre sie nicht reich und unabhängig gewesen, so hätte sie sich vielleicht ins Getümmel gewagt und die Leidenschaften kennen gelernt ... Aber so hatte sie ein ungetrübtes Dasein, obgleich sie manchmal ein Gefühl von Langeweile überkam, und sie fuhr fort, ohne sich je zu beeilen und nur selten erregt von Tag zu Tag zu leben. Manchmal traten nur allzu verführerische Bilder vor ihre Augen, aber wenn das Bild verschwunden war, sank sie in ihre Seelenruhe zurück und bedauerte nichts. Ihre Einbildungskraft überschritt oft die Grenzen des nach den gewöhnlichen Regeln der Moral Erlaubten; aber selbst dann floß das Blut in ihrem schönen, immer frischen und friedlichen Körper so ruhig wie gewöhnlich. Oft wenn sie morgens warm und schmachtend aus ihrem duftigen Bade stieg, konnte sie

anfangen zu träumen über die Eitelkeit des Lebens, über seine Freudlosigkeit und seine Müh und Arbeit ... Ein plötzlicher Aufschwung erfaßte sie; sie fühlte ein edles Streben in ihrem Innern erwachen; da drang ein Zug durch ein halboffenes Fenster, und Frau Odinzoff schauerte, beklagte sich, sie bezwang sogar nur mühsam eine Zornesregung und verlangte für den Augenblick nur das eine, daß der garstige Wind aufhöre. Wie alle Frauen, denen es nicht gegeben ist, zu lieben, wünschte sie beständig etwas, ohne selbst recht zu wissen was. In der Tat wünschte sie nichts, obgleich es ihr vorkam, als ob sie alles in der Welt wünsche. Kaum hatte sie ihren Gatten ertragen mögen. Sie hatte sich aus Berechnung vermählt; sie hätte wahrscheinlich nicht eingewilligt, Herrn Odinzoff zu heiraten, wenn sie ihn nicht für einen galanten Mann gehalten hätte; aber sie hatte sich getäuscht, und es war ihr ein geheimer Widerwille gegen die Männer überhaupt geblieben, die sie sich alle unreinlich, plump, träg, beständig gelangweilt und energielos vorstellte. Doch war sie auf ihrer Reise einem jungen, schönen Schweden begegnet, einem Mann von ritterlichem Aussehen, mit blauen, ehrlichen Augen und hoher, freier Stirne; er hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, aber das hatte sie nicht abgehalten, nach Rußland zurückzukehren.

»Dieser Doktor ist ein sonderbarer Mensch!« sagte sie, in ihrem prächtigen Bett auf Spitzenkissen unter einer leichten seidenen Decke liegend. Anna Sergejewna hatte etwas von ihres Vaters Liebe für den Luxus geerbt. Sie hatte ihren Vater sehr lieb gehabt, so lasterhaft er war, und er betete seine Tochter an, scherzte mit ihr wie mit einem Freund, bewies ihr ein grenzenloses Vertrauen und zog sie oft zu Rat. Von ihrer Mutter war ihr bloß eine dunkle Erinnerung geblieben.

»Dieser Doktor ist ein sonderbarer Mensch!« sagte sie sich wiederholt im Gedanken an ihn. Sie streckte sich in ihrem Bette, lächelte, legte den Arm unter den Kopf; dann, nachdem sie zwei oder drei Seiten eines schlechten französischen Romans überflogen hatte, ließ sie das Buch fallen und schlief, weiß, rein und kalt, in ihrem duftenden Bette ein.

Am andern Morgen nach dem Frühstück ging Frau Odinzoff mit Bazaroff botanisieren und kam erst zum Mittagessen wieder; Arkad, der nicht ausgegangen war, hatte fast eine Stunde mit Katia verbracht. Er hatte sich nicht gelangweilt, sie hatte sich erboten, ihm

die Sonate vom Tag zuvor zu spielen; als aber endlich Frau Odinzoff zurückkehrte, als er sie wiedersah, zog sich sein Herz unwillkürlich zusammen. Sie kam sichtlich etwas müde den Garten herauf; ihre Wangen waren gerötet und ihre Augen glänzten mehr als gewöhnlich unter ihrem runden Strohhut. Sie drehte den zarten Stiel einer Feldblume zwischen den Fingern; ihre leichte Mantille war von den Schultern auf die Arme geglitten, und die langen Bänder ihres Huts schmiegten sich an ihre Brust. Bazaroff ging festen Schritts, unbefangen wie immer, hinter ihr. Aber der Ausdruck ihres Gesichts, obgleich er heiter und sogar herzlich war, gefiel Arkad nicht.

Bazaroff warf ihm einen »Guten Morgen« zu und ging auf sein Zimmer. Frau Odinzoff drückte ihm zerstreut die Hand und schritt ebenfalls an ihm vorüber.

»Guten Morgen?« dachte Arkad ... »haben wir uns denn heute nicht schon gesehen?«

Siebzehntes Kapitel.

Die Zeit, die oft fliegt wie ein Vogel, schleicht ein andermal dahin wie eine Schildkröte; aber sie scheint nie angenehmer, als wenn man nicht weiß, ob sie schnell oder langsam geht. Und gerade so verbrachten Bazaroff und Arkad fast vierzehn Tage bei Frau Odinzoff. Die Ordnung, die sie in ihrem Hause und in ihrer Lebensweise eingeführt hatte, trug ohne Zweifel viel hierzu bei. Sie ihresteils beobachtete dieselbe streng, und wenn es galt, die andern dazu zu bringen, griff sie nötigenfalls zum Despotismus. Alles im Hause hatte seine festgesetzte Stunde. Morgens Punkt acht Uhr versammelte sich die ganze Gesellschaft zum Tee, nachher mochte jedes bis zum Frühstück tun, was ihm beliebte; die Herrin des Hauses erledigte während der Zeit die Geschäfte mit dem Verwalter, Haushofmeister und dem Oberschaffner. Vor Tisch versammelte man sich wieder zum Plaudern und Lesen; der Abend war den Spaziergängen, dem Spiel und der Musik gewidmet; Frau Odinzoff zog sich um zehneinhalb Uhr zurück, gab ihre Befehle für den folgenden Tag und legte sich schlafen. Dies regelmäßige und einigermaßen feierliche Leben behagte Bazaroff nicht sonderlich; er sagte, man meine auf Eisenbahnschienen dahinzurollen. Die Livreebedienten, die majestätischen Haushofmeister verletzten sein demokratisches Bewußtsein. Er war der Ansicht, daß man konsequenterweise auch nach englischer Sitte in Frack und weißer Halsbinde bei Tisch erscheinen müßte. Er erklärte sich eines Tages darüber gegen Anna Sergejewna, die jedem gestattete, seine Meinung offen auszusprechen. Sie ließ ihn ausreden und sagte: »Von Ihrem Standpunkte aus ist es wahr, daß ich ein wenig die Schloßherrin spiele. Allein auf dem Lande ist es unmöglich, ohne Ordnung zu leben; man würde rettungslos der Langeweile verfallen«. Sie fuhr nach ihrer Art fort; Bazaroff brummte, aber gerade deshalb, weil das Leben »wie auf Eisenbahnschienen« rollte, schien es ihm und Arkad so angenehm. Übrigens war seit ihrer Ankunft eine bemerkenswerte Änderung mit ihnen vorgegangen. Bazaroff, den Frau Odinzoff sichtlich bevorzugte, obgleich sie selten seiner Meinung war, zeigte nachgerade eine an ihm ungewohnte Aufregung; er brauste leicht auf, sprach ungern, sah oft verdrießlich aus und konnte nirgends ruhig

bleiben, als ob ihn fortwährend etwas umhertrieb. Arkad seinerseits, der sich sofort gesagt hatte, daß er in Frau Odinzoff verliebt sei, überließ sich ohne weiteres einer stillen Schwermut, die ihn durchaus nicht hinderte, sich Katia zu nähern, sondern ihn einigermaßen mit dazu bestimmte. »Sie schätzt mich nicht! Nun wohl! ... aber hier ist ein gutes Geschöpf, das mich nicht von sich stößt,« sagte er zu sich, und sein Herz genoß aufs neue das süße Glück, sich edelmütig zu fühlen, wie er es gegen seinen Vater gewesen war. Katia ahnte dunkel, daß er einigen Trost in ihrem Umgang suchte; sie versagte ihm die wohltuende Befriedigung nicht, welche eine schüchterne und doch vertrauende Freundschaft gewährt, und gab sich selber diesem Gefühl hin. Sie sprachen in Gegenwart der Frau Odinzoff nicht miteinander. Katia wich dem hellsehenden Blick ihrer Schwester gewissermaßen aus, und Arkad konnte, wie's einem Liebenden wohl ansteht, in Gegenwart seiner Flamme für irgend etwas anderes auch nicht die mindeste Aufmerksamkeit haben; behaglich fühlte er sich aber nur in Katias Gesellschaft. Er war so bescheiden, sich nicht für würdig zu halten, Frau Odinzoff zu beschäftigen; er kam aus der Fassung, wenn er mit ihr allein war, und wußte ihr nichts zu sagen; Arkad war zu jung für sie. Bei Katia dagegen fühlte er sich ganz behaglich; er behandelte sie mit Nachsicht, wehrte ihr nicht, ihm die Eindrücke mitzuteilen, welche Musik, Romane, Gedichte und andere »Albernheiten« auf sie machten, ohne zu bemerken oder sich gestehen zu wollen, daß diese »Albernheiten« ihn selber auch beschäftigten. Katia ihrerseits wehrte ihm nicht, den Melancholischen zu spielen. Arkad war es in Katias, Frau Odinzoff in Bazaroffs Gesellschaft wohl ... und deshalb trennten sich, wenn alle vier zusammentrafen, die beiden Paare gewöhnlich nach wenigen Augenblicken wieder, und jedes ging, besonders auf den Spaziergängen, seiner Wege. Katia betete die Natur an, und Arkad liebte sie auch, obgleich ers nicht zu gestehen wagte; Frau Odinzoff war ziemlich gleichgültig dagegen, ganz so wie Bazaroff. Dies fast beständige Getrenntsein der beiden Freunde hatte zur Folge, daß ihr Verhältnis etwas von der früheren Innigkeit verlor. Bazaroff sprach mit Arkad nicht mehr von Frau Odinzoff und kritisierte sogar ihre »aristokratischen Manieren« nicht mehr; er fuhr fort, Katia zu loben, und riet Arkad nur, die sentimentale Richtung, die er an ihr bemerkte, etwas zu mäßigen; aber sein Lob war kurz, sein Rat etwas

trocken; er unterhielt sich mit Arkad viel seltener als ehedem ... er vermied ihn sogar; es schien fast, als schäme er sich vor ihm ... Arkad bemerkte das alles ganz wohl; er vertraute es aber niemand.

Der wahre Grund dieser ganzen Veränderung war das Gefühl, welches Frau Odinzoff Bazaroff eingeflößt hatte, ein Gefühl, das ihn quälte und rasend machte, wogegen er sich aber mit verächtlichem Lächeln und zynischen Schimpfworten verwahrt haben würde, wenn sichs jemand hätte beikommen lassen, auch nur von ferne darauf anzuspielen. Bazaroff liebte die Weiber und wußte die Schönheit zu schätzen, aber er erklärte die ideale oder, wie ers hieß, romantische Liebe für eine unverzeihliche Narrheit, für eine Dummheit, und stellte die ritterlichen Gefühle mit physischen Krankheiten und Mißbildungen so ziemlich auf eine Stufe. Oft drückte er sein Erstaunen darüber aus, daß man den Ritter Toggenburg samt allen Minnesängern und Troubadours nicht ins Narrenhaus gesperrt habe ... »Behagt euch ein Weib,« sagte er, »so sucht zu eurem Zweck zu kommen; weist sie euch ab, so lasset sie in Frieden und wendet euch woanders hin; die Erde ist groß genug.« Frau Odinzoff gefiel ihm; die Gerüchte, die über sie umliefen, ihr freies und unabhängiges Wesen, das Wohlwollen, das sie ihm bezeigte, alles schien wie gemacht, ihn zu ermutigen; aber er merkte bald, daß er mit ihr nicht zum Ziele komme, und doch fühlte er zu seinem großen Erstaunen nicht den Mut, sich woanders hinzuwenden. Sobald er an sie dachte, wallte sein Blut; er wäre leicht mit seinem Blut fertig geworden, aber er empfand noch etwas anderes, was er nie zugegeben, etwas, worüber er sich stets lustig gemacht hatte und was seinen Stolz empörte. In seinen Unterhaltungen mit Frau Odinzoff legte er stärker als je seine Verachtung und Geringschätzung für jede Art von Romantik an den Tag, und wenn er mit sich allein war, erkannte er mit finsterm Unmut, daß sich die Romantik seiner selbst bemächtigt hatte. Er floh in die Wälder, durchlief sie im Sturmschritt, brach die Zweige, die ihm in den Weg kamen, und murmelte Verwünschungen über sich und über sie; ein andermal legte er sich in einen Heuschober, schloß die Augen mit Gewalt und versuchte, sich zum Schlafen zu zwingen, was ihm natürlich nicht immer gelang. Er durfte sich nur vorstellen, daß diese keuschen Arme eines Tages seinen Hals umschlingen, diese stolzen Lippen seine Küsse erwidern, diese intelligenten Augen mit Zärtlichkeit, ja mit Zärtlichkeit auf den seinen ruhen würden ... so

fühlte er sich vom Schwindel ergriffen, und er vergaß sich einen Augenblick, bis der Unmut von neuem in seinem ganzen Wesen ausbrach.

Er ertappte sich selbst über weibischen Gedanken, als ob der Böse ihn versuchen wollte. Bisweilen schien es ihm, daß mit Frau Odinzoff eine Veränderung vorgegangen sei, daß ihr Gesicht einen andern Ausdruck habe, daß vielleicht ... Aber dann stampfte er plötzlich mit dem Fuß auf den Boden oder bedrohte sich zähneknirschend mit der eigenen Faust.

Dennoch war Bazaroff nicht ganz im Irrtum. Er hatte auf Frau Odinzoffs Phantasie Eindruck gemacht; er beschäftigte sie sehr. Nicht bloß, daß sie sich fern von ihm langweilte oder ihn mit Ungeduld erwartete, sondern seine Ankunft belebte sie plötzlich, sie war gern mit ihm allein und hatte Gefallen an seiner Unterhaltung, selbst wenn er ihr widersprach oder gegen ihre eleganten Gewohnheiten und Neigungen verstieß. Sie schien sich selber dadurch kennen lernen zu wollen, daß sie ihn auf die Probe stellte.

Eines Tages, als er im Garten mit ihr spazierenging, kündigte er ihr kurz und barsch seine nah bevorstehende Abreise auf das Landgut seines Vaters an ... Sie erbleichte, als ob sie einen Stich ins Herz erhalten hätte, und ihre Aufregung war so lebhaft, daß sie selbst darüber erstaunt war; sie verlor sich in Gedanken darüber, was das bedeuten könne. Bazaroff hatte ihr von seiner Abreise durchaus nicht deshalb gesprochen, um sie auf die Probe zu stellen und zu sehen, wie sie sich dabei benähme; er war nicht der Mann, um jemals zu solchen Mitteln, zu Lügen, seine Zuflucht zu nehmen. Der Verwalter seines Vaters, sein ehemaliger Gouverneur Timofeitsch, hatte ihn frühmorgens besucht. Dieser Timofeitsch, ein gewandter, schlauer Alter, mit gelbschimmernden Haaren, luftgerötetem Gesicht und kleinen tränenden Augen, war unerwartet zu ihm gekommen, in einer Jacke von grobem blauem Tuch mit Ledergürtel und geschmierten Stiefeln.

»Ah! guten Morgen, Alter!« rief Bazaroff.

»Guten Morgen, Väterchen Eugen Wassilitsch,« sagte der Greis mit freundlichem Lächeln, das sein ganzes Gesicht mit kleinen Runzeln durchzog.

»Was führt dich her? Suchst du mich?«

»Wie könnt Ihr das glauben?« stammelte Timofeitsch (Bazaroffs Vater hatte ihm ausdrücklich befohlen, nicht merken zu lassen, daß er ihn schickte). »Ich hatte für den Herrn Kommissionen in der Stadt zu besorgen, und da ich hörte, daß Ihr da seid, machte ich den kleinen Umweg, um Euer Ehren zu sehen. Ich wäre Euch sonst nicht lästig gefallen!«

»Geh, lüg nicht!« antwortete Bazaroff. »Das Dorf liegt durchaus nicht auf deinem Weg.« – Timofeitsch wandte sich etwas zur Seite, ohne zu antworten.

»Ist mein Vater wohl?«

»Gott Lob und Dank, es geht ihm gut.«

»Und meine Mutter?«

»Arina Vlassiewna ebenfalls, Gott sei gelobt.«

»Sie erwarten mich, nicht wahr?«

Der Alte neigte seinen Kopf auf die Seite.

»Ach, Eugen Wassilitsch, wie sollten sie Euch nicht erwarten? Glaubt mir, das Herz blutet einem, wenn man Eure Eltern ansieht ...«

»'s ist, 's ist gut, keine Schilderungen! sag ihnen, daß ich bald komme!«

»Ich werde nicht ermangeln,« antwortete Timofeitsch mit einem Seufzer. Vor dem Hause zog er seine Mütze mit beiden Händen über die Ohren, stieg auf ein kleines Fuhrwerk, das er vor dem Tore gelassen hatte, und fuhr in kurzem Trab davon, aber nicht in der Richtung der Stadt.

Am Abend desselben Tages saß Frau Odinzoff mit Bazaroff im Salon, während Arkad auf und ab ging und Katia zuhörte, die Klavier spielte. Die Fürstin war auf ihr Zimmer gegangen; sie konnte die Besuche nicht leiden, und namentlich nicht diese hergelaufenen Burschen neuesten Datums, wie sie sie nannte. Solange sie sich im Salon befand, war ihre Laune noch erträglich; aber vor ihrer Kammerfrau überließ sie sich solchen Zornausbrüchen, daß ihre Haube und ihre Haartour auf dem Kopfe tanzten. Frau Odinzoff wußte es.

»Wie können Sie daran denken, abzureisen?« sagte sie zu Bazaroff; »und Ihr Versprechen?«

Bazaroff zitterte ...

»Welches Versprechen?«

»Haben Sie’s vergessen? Sie wollten mich ein wenig in der Chemie unterrichten.«

»Unglücklicherweise erwartet mich mein Vater. Ich kann unmöglich länger zögern. Übrigens brauchen Sie ja nur Pelouse und Fremys ›Anfangsgründe der Chemie‹ zu lesen, das ist ein gutes Buch und leicht zu verstehen. Sie werden dort alles finden, was Sie wissen wollen.«

»Sie haben mir aber doch vor wenigen Tagen selbst gesagt, daß ein Buch nie an die Stelle … ich erinnere mich nicht mehr des Ausdrucks, dessen Sie sich bedient haben, aber Sie wissen schon, was ich sagen will …; nicht wahr?«

»Wie soll ichs machen?« antwortete Bazaroff.

»Warum abreisen?« fragte Frau Odinzoff mit gedämpfter Stimme.

Er sah sie an, sie lag zurückgelehnt in ihrem Sessel, die bis zum Ellenbogen bloßen Arme über die Brust gekreuzt. Das Licht der mit einem Schirm von ausgeschnittenem Papier bedeckten Lampe machte sie noch bleicher. Ein langes weißes Kleid umhüllte sie mit kleinen weichen Falten; kaum sah man die Spitzen ihrer Füße, welche sie ebenfalls übereinandergeschlagen hatte.

»Und warum soll ich bleiben?« antwortete Bazaroff.

Frau Odinzoff wandte ein wenig den Kopf.

»Wie, warum? Gefällt es Ihnen hier nicht? Denken Sie, daß man Sie hier nicht vermissen wird?«

»Ich zweifle.«

»Sie haben unrecht, so zu denken,« antwortete Frau Odinzoff nach kurzem Schweigen. »Übrigens glaube ich Ihnen nicht. Sie können das unmöglich im Ernste meinen.« – Bazaroff blieb immer unbeweglich. – »Eugen Wassilitsch, warum antworten Sie nicht?«

»Was soll ich Ihnen sagen? Niemand ist wert, daß man ihn vermißt, und ich noch weniger als ein anderer.«

»Warum das?«

»Ich bin ein nüchterner, uninteressanter Mensch, ich verstehe nicht, liebenswürdig zu sein.«

»Sie wollen Komplimente haben?«

»Das ist nicht meine Art; wissen Sie nicht selber, daß die elegante Seite des Lebens, gerade die, auf welche Sie so großen Wert legen, mir fremd ist?«

Frau Odinzoff biß in ihr Taschentuch.

»Denken Sie, was Sie wollen, aber ich werde mich langweilen, wenn Sie fort sind.«

»Arkad bleibt,« sagte Bazaroff. Frau Odinzoff zuckte ein wenig die Achseln.

»Ich werde mich langweilen,« wiederholte sie.

»Wahrhaftig? Nun, Sie werden sich nur kurze Zeit langweilen.«

»Woraus schließen Sie das?«

»Sie haben mir selbst gesagt, daß, um sich gelangweilt zu fühlen, Sie in Ihren Gewohnheiten gestört werden müßten. Ihr Leben ist so vollkommen geregelt, daß es weder der Langeweile, noch dem Kummer, noch sonst einem schmerzlichen Gefühl Raum gibt.«

»Sie finden, daß ich ganz ... oder wenigstens, daß mein Leben sehr geregelt und geordnet ist?«

»Gewiß! Da wird es z.B. in wenig Minuten zehn Uhr schlagen, und ich weiß zum voraus, daß Sie mich dann wegschicken.«

»Nein, ich werde Sie nicht wegschicken, Sie können bleiben. Öffnen Sie das Fenster, es scheint mir zum Ersticken heiß.«

Bazaroff stand auf und öffnete das Fenster. Es ging plötzlich und mit Geräusch auf. Er hatte nicht gedacht, daß es sich so leicht öffnen würde, denn seine Hände zitterten. Die weiche, laue Nacht mit ihrem dunkeln Himmel wurde sichtbar, und das leise Rauschen der Bäume mischte sich mit dem stärkenden Hauch einer frischen, reinen Luft.

»Lassen Sie den Vorhang herab und setzen Sie sich,« fuhr Frau Odinzoff fort, »ich möchte vor Ihrer Abreise mit Ihnen plaudern. Erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben; Sie sprechen nie von sich selbst.«

»Ich versuche, von nützlichen Dingen mit Ihnen zu sprechen.«

»Sie sind bescheiden ... indessen möchte ich gerne etwas von Ihnen, Ihrer Familie und Ihrem Vater hören, dem zulieb Sie uns verlassen wollen.«

»Warum sagt sie mir dies alles?« fragte sich Bazaroff. »Das alles«, setzte er laut hinzu, »würde Sie sehr wenig interessieren. Gerade Sie; wir sind kleine Leute.«

»Ich bin also Ihrer Ansicht nach eine Aristokratin?«

Bazaroff blickte Frau Odinzoff an.

»Ja,« sagte er mit starkem Nachdruck.

Sie lächelte.

»Ich, sehe, Sie kennen mich schlecht,« erwiderte sie; »obgleich Sie behaupten, daß alle Naturen gleich sind, und daß man sich nicht die Mühe zu geben brauche, sie einzeln zu studieren. Ich erzähle Ihnen vielleicht einmal mein Leben ... aber zuerst müssen Sie mir das Ihrige erzählen.«

»Sie sagen, ich kenne Sie schlecht,« antwortete Bazaroff. »Das ist möglich; vielleicht ist jeder Mensch wirklich ein Rätsel. Um z.B. von Ihnen zu sprechen, so fliehen Sie die Gesellschaft, sie ermüdet Sie; und doch laden Sie sich zwei Studenten ein. Warum wohnen Sie, schön und gescheit wie Sie sind, auf dem Lande?«

»Wie, was haben Sie da gesagt?« erwiderte Frau Odinzoff lebhaft, »ich bin ... schön ...«

Bazaroff zog die Brauen zusammen.

»Das tut nichts zur Sache,« antwortete er nicht ohne Verwirrung, »ich wollte sagen, ich begreife nicht, warum Sie Ihren Wohnsitz auf dem Lande aufgeschlagen haben.«

»Sie begreifen es nicht, und doch erklären Sie sichs auf die eine oder andere Art?«

»Ja, ich nehme an, daß Sie auf der Stelle bleiben, weil Sie verwöhnt sind, weil Sie den Komfort lieben und weil Ihnen alles übrige höchst gleichgültig ist.«

Frau Odinzoff lächelte von neuem.

»Sie wollen also durchaus nicht zugeben, daß ich fähig sei, mich von meiner Einbildungskraft leiten zu lassen?«

»Aus Neugierde vielleicht,« antwortete Bazaroff, indem er sie von unten herauf anblickte, »aber anders nicht.«

»Wahrhaftig, nun begreife ich, warum wir uns so gut verstehen. Sie sind mir in dieser Beziehung ganz und gar ähnlich.«

»Wir uns verstehen? ...« wiederholte Bazaroff dumpf.

»Im Grunde, ja! Ich hatte vergessen, daß Sie abreisen wollen.«

Bazaroff erhob sich, die Lampe brannte schwach inmitten des halbdunkeln, von Wohlgeruch erfüllten Zimmers. Der Vorhang hob sich von Zeit zu Zeit und ließ die wollüstige Frische und die geheimnisvollen Laute der Nacht ins Zimmer dringen. Frau Odinzoff saß vollkommen unbeweglich; aber nach und nach bemächtigte sich

ihrer eine geheime Aufregung, die auch Bazaroff ergriff. Es kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß er sich mit einer schönen und jungen Frau allein befand ...

»Wohin?« fragte sie gedehnt.

Er antwortete nicht und sank auf seinen Sessel zurück.

»Also halten Sie mich für glücklich, verwöhnt vom Schicksal,« fuhr sie im selben Tone fort, die Augen auf das Fenster gerichtet. »Und ich weiß im Gegenteil, daß ich das Recht habe, mich für sehr unglücklich zu halten.«

»Sie unglücklich? Wieso? Wärs möglich, daß Sie gegen dummen Klatsch empfindlich wären?«

Über Frau Odinzoffs Gesicht zog eine Wolke des Mißvergnügens. Es verdroß sie, so schlecht verstanden worden zu sein.

»Dieser Klatsch kann mich nicht einmal lachen machen, Eugen Wassilitsch, und ich bin zu stolz, um davon verwundet zu sein. Ich bin unglücklich, weil das Leben ... nichts hat, was mich reizt, was mich anzieht. Sie sehen mich zweifelnd an, Sie sagen sich: ›Da sitzt eine mit Spitzen bedeckte Aristokratin in ihrem Samtsessel und spricht so?‹ Ich leugne es nicht, ich liebe das, was Sie Komfort nennen, und doch liegt mir nichts am Leben. Vereinigen Sie diese Widersprüche, wie Sie wollen; übrigens müssen Sie all das für Romantik halten.«

»Sie sind gesund, unabhängig, reich,« erwiderte Bazaroff mit Kopfschütteln, »was wollen Sie mehr?«

»Was ich will?« sagte Frau Odinzoff seufzend; »ich fühle mich sehr müde, ich bin alt; es scheint mir, daß ich schon seit langer, langer Zeit lebe. Ja, ich bin alt,« wiederholte sie und zog langsam die Enden ihrer Mantille über die bloßen Arme. Ihre Augen begegneten denen Bazaroffs, und sie errötete ein wenig.

»Ich habe schon so viele Erinnerungen hinter mir; ein glänzendes Leben in Petersburg; dann die Armut, dann den Tod meines Vaters, meine Ehe, meine Reise durch Deutschland ... und all das, was danach kam ... wieviel Erinnerungen, und keine, bei der man verweilen möchte! und vor mir ein langer Weg, und kein Ziel und Zweck ... auch habe ich keine Lust, weiterzugehen.«

»Das Leben hat keinen Reiz mehr für Sie?« fragte Bazaroff.

»Das nicht,« antwortete Frau Odinzoff nach kurzem Besinnen, »aber es hat mir keine Befriedigung gewährt. Es scheint mir, daß,

wenn ich mich mit Macht an etwas anklammern könnte ...«

»Sie möchten lieben,« antwortete Bazaroff ... »und Sie könnens nicht. Das ist Ihr ganzes Unglück!«

Frau Odinzoff spielte mit dem Saum ihrer Mantille.

»Kann ich wirklich nicht lieben?« fragte sie.

»Ich bezweifle es! Nur hatte ich unrecht, das ein Unglück zu nennen. Mit dem im Gegenteil muß man Mitleid haben, dem ein solcher Unfall zustößt.«

»Welcher Unfall?«

»Zu lieben.«

»Woher wissen Sie das?«

»Vom Hörensagen,« antwortete Bazaroff bitter. »Du spielst die Kokette,« dachte er, »du hast Langeweile, und zum Zeitvertreib machst du mich rasend; aber ich ...«

Sein Herz schlug in der Tat heftig.

»Zudem sind Sie vielleicht zu wählerisch,« fügte er hinzu und spielte vorgeneigt mit den Quasten des Sessels.

»Vielleicht! Alles oder nichts, das ists, was ich will. Einen vollkommenen Austausch der Gefühle; wenn ich gebe, so ists, um zu empfangen, und das ohne Reue, ohne Umkehr. Sonst lieber nichts.«

»Im ganzen«, erwiderte Bazaroff, »scheinen mir die Bedingungen verständig, und ich bin erstaunt, daß Sie bisher noch nicht gefunden haben, was Sie suchen.«

»Sie glauben also, daß sich leicht Gelegenheit findet, diesen loyalen Tausch zu machen?«

»Leicht? nein, wenn man kalt überlegt, wenn man berechnet, auswählt und sich selber hoch anschlägt; aber es ist sehr leicht, sich ohne Überlegung hinzugeben.«

»Warum sollte man sich nicht ein wenig hoch anschlagen? Wenn man nichts wert ist, wozu sich geben?«

»Das ist nicht die Sache dessen, der sich gibt, der andere muß schätzen, was man wert ist. Das Wesentliche ist, daß man sich zu geben weiß.«

Madame Odinzoff zuckte ein wenig mit den Achseln.

»Sie sprechen ganz, wie wenn Sie all das an sich selber erfahren hätten,« sagte sie zu Bazaroff.

»Reiner Zufall, Anna Sergejewna; denn derartige Angelegenheiten schlagen, wie Sie wissen, nicht in mein Fach.«

»Aber Sie verstünden, sich zu geben?«

»Ich weiß das nicht; ich will mich nicht rühmen.«

Frau Odinzoff antwortete nicht, und Bazaroff schwieg. Die Töne des Klaviers trafen ihr Ohr.

»Wie spät Katia heut abend noch spielt,« sagte Frau Odinzoff.

Bazaroff erhob sich.

»Es ist in der Tat sehr spät; Sie sollten schlafen gehen.«

»Warten Sie, warum so eilen ... Ich habe Ihnen noch ein Wort zu sagen.«

»Welches Wort?«

»Warten Sie,« wiederholte Frau Odinzoff halblaut, und ihre Augen ruhten auf Bazaroff. Sie schien ihn aufmerksam zu prüfen.

Bazaroff machte einige Schritte durchs Zimmer, dann näherte er sich plötzlich Frau Odinzoff, sagte rauh zu ihr: »Adieu!« und verließ das Zimmer, indem er ihr die Hand drückte, daß sie fast geschrien hätte. Sie führte ihre noch aneinandergepreßten Finger zum Munde und blies darauf; dann erhob sie sich plötzlich und ging rasch nach der Türe, als ob sie Bazaroff zurückrufen wollte. Eine Kammerfrau trat mit einer Flasche auf silberner Platte ins Zimmer. Frau Odinzoff blieb stehen, hieß sie gehen, warf sich wieder in den Sessel und versank von neuem in Nachdenken. Eine Flechte ihres Haares löste sich und rollte sich wie eine schwarze Schlange über ihre Schulter.

Die Lampe brannte noch lange im Salon, und Frau Odinzoff blieb immer unbeweglich; zuweilen nur fuhr sie über die nackten Arme, da sie die frische Nachtluft zu fühlen begann.

Fast zwei Stunden später kam Bazaroff auf sein Zimmer, mit wildem Blick, die Haare in Unordnung, die Stiefel feucht vom Tau. Arkad saß noch an seinem Tische, ein Buch in der Hand und den Rock bis ans Kinn zugeknöpft.

»Du schläfst noch nicht?« fragte Bazaroff fast ärgerlich.

»Du bist diesen Abend sehr lange bei Frau Odinzoff geblieben,« antwortete Arkad, ohne auf die Frage zu antworten.

»Ja, ich bin so lange geblieben, als du mit Katharina Sergejewna Klavier gespielt hast.«

»Ich habe nicht gespielt,« erwiderte Arkad und sagte nichts weiter. Er fühlte, daß seine Augen feucht wurden, und er wollte vor seinem Freund, dessen spöttische Launen er fürchtete, nicht weinen.

Achtzehntes Kapitel.

Am andern Morgen, als Frau Odinzoff zum Tee kam, saß Bazaroff lange über seine Tasse geneigt da; dann plötzlich heftete er die Augen auf sie ... sie wandte sich gegen ihn, als ob er sie gestoßen hätte, und er glaubte zu bemerken, daß sie noch bleicher sei als tags zuvor. Er ging bald auf sein Zimmer zurück und zeigte sich erst wieder beim Frühstück. Der Vormittag war regnerisch. Die ganze Gesellschaft war im Salon beisammen. Arkad nahm die neueste Nummer einer Revue und las laut vor. Die Fürstin, nach ihrer Gewohnheit, schien darüber erst höchlich erstaunt, als ob er etwas sehr Unschickliches begangen hätte; dann maß sie ihn mit bösen Blicken, was er aber nicht beachtete.

»Eugen Wassilitsch,« sagte Frau Odinzoff, »kommen Sie auf mein Zimmer ... Ich möchte Sie fragen ... Sie haben mir gestern den Titel eines Werkes genannt ...«

Sie erhob sich und ging nach der Türe. Die Fürstin blickte rund umher, und in ihrem Gesicht stand deutlich geschrieben: »Seht, seht, wie ich darüber erstaune!« Sie blickte Arkad wiederholt an, aber er wechselte einen raschen Blick mit Katia, die neben ihm saß, und las mit erhobener Stimme weiter. Frau Odinzoff ging raschen Schrittes nach ihrem Zimmer. Bazaroff folgte ihr, ohne die Augen aufzuschlagen, und hörte das leichte Rauschen der seidenen Robe, die vor ihm hinglitt. Anna Sergejewna setzte sich in denselben Sessel wie tags zuvor, und Bazaroff nahm auch den gleichen Platz wieder ein.

»Wie nannten Sie das Buch? ...« sagte sie nach einem Augenblicke Schweigen.

»Pelouse und Fremy, Anfangsgründe,« antwortete Bazaroff. »Übrigens kann ich Ihnen auch noch Ganots ›Handbuch der Experimentalphysik‹ empfehlen; die Zeichnungen sind detaillierter, und das Buch ist im ganzen ...«

»Entschuldigen Sie, Eugen Wassilitsch,« sagte Frau Odinzoff und streckte die Hand aus; »ich habe Sie nicht hierher eingeladen, um über Handbücher zu reden. Ich möchte unsere Unterredung wieder aufnehmen. Sie haben mich so rasch verlassen ... es wird Ihnen doch nicht langweilig sein?«

»Ich stehe zu Dienst ... aber wovon sprachen wir doch gestern abend?«

Frau Odinzoff sah Bazaroff ein wenig von unten herauf an.

»Ich glaube,« sagte sie, »wir sprachen vom Glück. Ich unterhielt Sie von mir. Aber weil ich eben das Wort Glück gebraucht habe, muß ich Ihnen eine Frage vorlegen. Warum, selbst wenn wir z.B. den Genuß einer Musik, eines schönen Abends, einer Unterhaltung mit irgend jemand, der uns sympathisch ist, gehabt haben, warum scheint uns dieser Genuß vielmehr eine Andeutung irgendeines unbekannten Glücks, das sich irgendwo findet, als ein wirkliches Glück, ein Glück, das wir selber genießen? Antworten Sie mir ... aber möglicherweise haben Sie ein ähnliches Gefühl noch gar nicht gehabt.«

»Sie kennen das Sprichwort: ›Uns ist es nur da wohl, wo wir nicht sind‹,« antwortete Bazaroff; »übrigens haben Sie mir gestern selbst gesagt, daß Sie sich unbefriedigt fühlen. Auch ist es sehr wahr, daß mir dergleichen Gedanken nie in den Sinn kommen.«

»Sie erscheinen Ihnen vielleicht lächerlich?«

»Das nicht, aber sie sind mir nie in den Kopf gekommen.«

»Wirklich? ich möchte wohl wissen, an was Sie denken?«

»Wieso? ich verstehe Sie nicht.«

»Hören Sie; längst schon wünschte ich, mich mit Ihnen auszusprechen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Sie kein gewöhnlicher Mensch sind, Sie wissen es sehr gut. In Ihrem Alter hat man noch einen langen Weg vor sich. Auf was bereiten Sie sich vor? welche Zukunft erwartet Sie? auf welches Ziel steuern Sie los? wohin gehen Sie? was haben Sie auf dem Herzen? mit einem Wort, wer sind Sie, und was sind Sie?«

»Sie setzen mich in Erstaunen, Madame, Sie wissen ja, daß ich mich mit den Naturwissenschaften beschäftige; und was meine Person betrifft ...«

»Ja, wer sind Sie?«

»Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß ich ein künftiger Distriktsarzt bin.«

Frau Odinzoff machte ein Zeichen von Ungeduld.

»Warum sprechen Sie so mit mir?« sagte sie; »Sie glauben selber nicht an das, was Sie sagen. Arkad hätte mir so antworten können, aber Sie?«

»Aber worin ist Arkad ...«

»Gehen Sie doch; ist es möglich, daß ein so bescheidener Wirkungskreis Sie befriedigen kann? Gestehen Sie nicht selber, daß Sie nicht an die Medizin glauben? Ein Distriktsarzt? Sie! mit Ihrem Selbstgefühl! Sie antworten mir nur so, um meiner Frage auszuweichen. Ich flöße Ihnen kein Vertrauen ein, doch, Eugen Wassilitsch, darf ich Sie versichern, daß ich Sie zu verstehen vermocht hätte; ich war selber arm und voll Selbstgefühl wie Sie; ich habe vielleicht dieselben Prüfungen durchgemacht wie Sie.«

»Das alles ist sehr schön, Anna Sergejewna, aber Sie müssen entschuldigen ... ich bin nicht gewöhnt, andern mein Herz zu erschließen, und zudem ist zwischen uns beiden eine solche Kluft ...«

»Gehen Sie! wollen Sie mir noch einmal sagen, daß ich eine Aristokratin bin! Ich glaube Ihnen bewiesen zu haben ...«

»Außerdem«, erwiderte Bazaroff, »begreife ich das Vergnügen nicht, welches man darin finden kann, von der Zukunft zu sprechen, die im allgemeinen nicht von uns abhängt. Zeigt sich eine Gelegenheit, etwas zu leisten, um so besser, im andern Falle wird man sich wenigstens sehr glücklich schätzen, sich keinem unnützen Geschwätz hingegeben zu haben.«

»Sie nennen freundschaftliches Geplauder Geschwätz ... Nach allem halten Sie mich vielleicht als Weib Ihres Vertrauens nicht würdig? Sie haben eine geringe Meinung von unserem Geschlecht!«

»Ich habe keine geringe Meinung von Ihnen, Anna Sergejewna, und Sie wissen das sehr gut.«

»Nein, ich weiß nichts ...; aber gesetzt, es wäre so. Ich begreife, daß Sie nicht von Ihrer Zukunft sprechen wollen; aber das, was heute in Ihnen vorgeht ...«

»Vorgeht?« wiederholte Bazaroff, »bin ich zufällig ein Staat oder eine Gesellschaft! Jedenfalls scheint mir das nicht sehr interessant; und zudem, soll denn jeder von uns laut verkünden, was in ihm ›vorgeht‹?«

»Ich wüßte in der Tat nicht, warum man nicht alles, was man auf dem Herzen hat, gestehen sollte?«

»Könnten Sie das?«

»Ja,« antwortete Frau Odinzoff nach kurzem Besinnen.

Bazaroff verneigte sich.

»Sie sind glücklicher als ich,« sagte er.

Anna Sergejewna sah ihn an, als ob sie eine Erklärung von ihm fordern wollte.

»Sie haben gut reden,« erwiderte sie, »aber ich fühle mich darum nicht weniger geneigt, zu glauben, daß wir uns nicht umsonst begegnet sind, daß wir gute Freunde sein werden. Ich bin gewiß, daß Ihre, wie soll ich sagen, – Ihre Starrheit, Ihre Verschlossenheit auf die Dauer schwinden wird.«

»Sie finden mich also verschlossen ... oder wie doch? starr.«

»Ja.«

Bazaroff stand auf und trat ans Fenster.

»Und Sie wollen die Beweggründe dieser Verschlossenheit kennen lernen, Sie möchten wissen, was in mir vorgeht?«

»Ja,« antwortete Frau Odinzoff mit einem Schrecken, über den sie sich noch keine Rechenschaft gab.

»Und Sie wollen nicht böse werden?«

»Nein!«

»Nein?« Bazaroff drehte ihr den Rücken. – »So wissen Sie denn, daß ich Sie unvernünftig, bis zum Wahnsinn liebe ... das ists, was Sie mich Ihnen zu sagen zwingen.«

Frau Odinzoff streckte die Hände aus, und Bazaroff drückte seine Stirne an die Fensterscheibe. Er erstickte fast, ein krampfhaftes Zittern durchlief alle seine Glieder, aber es war weder die Aufregung, wie sie die Schüchternheit der Jugend hervorruft, noch der süße Schrecken, den eine erste Liebeserklärung erzeugt; es war die Leidenschaft, die in ihm kämpfte, jene starke, drückende Leidenschaft, die der Bosheit gleicht und vielleicht nicht weit davon entfernt ist ... Frau Odinzoff empfand Furcht und Mitleid zugleich.

»Eugen Wassilitsch!« sagte sie, und in ihrer Stimme verriet sich eine unwillkürliche Zärtlichkeit.

Er kehrte sich rasch um, warf ihr einen verzehrenden Blick zu und zog sie, ihre beiden Hände mit Macht ergreifend, an seine Brust.

Sie konnte sich ihm nicht sogleich entwinden ... Einige Augenblicke nachher hatte sie sich in die entlegenste Ecke des Zimmers geflüchtet. Er stürzte auf sie los ...

»Sie haben mich nicht verstanden!« stieß sie mit leiser, vor Schreck erstarrter Stimme hervor. Einen Schritt weiter, und sie hätte

wahrscheinlich einen Schrei ausgestoßen; ihre ganze Haltung kündete es an. Bazaroff biß sich in die Lippen und verließ das Zimmer.

Eine halbe Stunde später übergab ein Stubenmädchen Anna Sergejewna ein Billett von Bazaroff. Es enthielt nur eine Zeile: »Muß ich heute noch abreisen, oder kann ich bis morgen bleiben?« Frau Odinzoff antwortete: »Warum abreisen? ich habe Sie nicht verstanden, und Sie haben mich nicht verstanden.« Indem sie diese Worte schrieb, sagte sie zu sich: »Ich habe mich in der Tat selber nicht verstanden.«

Sie zeigte sich erst beim Mittagessen wieder und ging den ganzen Morgen mit gekreuzten Armen in ihrem Zimmer auf und ab, blieb von Zeit zu Zeit bald vor dem Spiegel, bald vor dem Fenster stehen und strich beständig mit einem Taschentuch über den Hals; sie glaubte da einen glühenden Flecken zu spüren. Sie fragte sich, warum sie Bazaroff, wie er selbst sagte, »gezwungen« habe, sich zu erklären, und ob sie es nicht schon längst geahnt habe ... »Ich bin schuldig,« sagte sie mit lauter Stimme, »aber ich kann ja das alles nicht vorhersehen.« Sie wurde nachdenklich und errötete in der Erinnerung an den beinahe wilden Ausdruck, den Bazaroffs Gesicht angenommen hatte, als er auf sie losstürzte. »Oder doch ...« sagte sie plötzlich wieder, indem sie stehenblieb und ihre Locken schüttelte. Als sie im Spiegel den leicht zurückgesunkenen Kopf, das geheimnisvolle Lächeln in den halbgeschlossenen Augen und auf den halboffenen Lippen bemerkte, schien ihr das Bild etwas zu sagen, was sie tief bewegte.

»Nein, nein,« sagte sie endlich, »Gott weiß, wohin das führen würde; mit dergleichen soll man nicht spaßen. Die Ruhe ist doch noch das Beste, was es auf der Welt gibt.«

Ihre Ruhe war nicht gestört, aber sie wurde traurig und vergoß sogar einige Tränen, ohne recht zu wissen warum. Es war nicht Scham über die Demütigung, was sie weinen machte, sie fühlte sich nicht einmal gedemütigt, sie fühlte sich vielmehr schuldig. Unter dem Einfluß verschiedener unklarer Gefühle, des Bewußtseins ihres verrauschenden Lebens und des Verlangens nach etwas Neuem war sie bis an eine gewisse Grenze vorgegangen, und als sie über diese hinaus noch einen Blick warf, hatte sie drüben zwar keinen Abgrund, aber die Leere oder die Häßlichkeit gewahrt.

Neunzehntes Kapitel.

Obgleich sich Frau Odinzoff sehr in der Gewalt hatte und über viele Vorurteile erhaben war, konnte sie doch ein unbehagliches Gefühl nicht ganz unterdrücken, als sie im Speisesaal erscheinen mußte. Übrigens ging die Mahlzeit ohne Zwischenfall vorüber. Porphyr Platonitsch erschien und erzählte verschiedene Anekdoten. Er kam aus der Stadt zurück. Unter anderen Neuigkeiten hatte er gehört, daß der Gouverneur den Beamten in seiner unmittelbaren Umgebung vorgeschrieben habe, Sporen zu tragen, damit es schneller gehe, falls er einen zu Pferde fortschicken sollte. Arkad plauderte leise mit Katia und erwies, als feiner Diplomat, der Fürstin kleine Aufmerksamkeiten. Bazaroff war beharrlich schweigsam und finster. Frau Odinzoff warf, als er so mit niedergeschlagenen Augen dasaß, zwei- oder dreimal einen verstohlenen Blick auf sein strenges, gallichtes Gesicht mit dem Gepräge verächtlicher Festigkeit und sagte sich: »Nein, nein, nein!« Nach Tische begab sie sich mit der ganzen Gesellschaft in den Garten, ging, da sie merkte, daß Bazaroff sie zu sprechen wünschte, einige Schritte voraus und blieb dann stehen. Er trat zu ihr hin und sagte, die Augen fortwährend niedergeschlagen, mit dumpfer Stimme:

»Ich muß mich bei Ihnen entschuldigen. Es ist unmöglich, daß Sie mir nicht zürnen.«

»Nein, ich bin Ihnen nicht böse,« antwortete Frau Odinzoff; »aber ich bin betrübt.«

»Um so schlimmer. Jedenfalls bin ich gestraft genug. Meine Stellung ist, wie Sie zugeben werden, so albern als möglich. Sie haben mir geschrieben: ›Warum abreisen?‹ Und ich kann und will nicht bleiben. Morgen werde ich abreisen.«

»Eugen Wassilitsch, warum ...«

»Warum ich abreise?«

»Nein, das wollte ich nicht sagen.«

»Die Vergangenheit kehrt nicht wieder, Anna Sergejewna, und früher oder später mußte es so kommen. Sie sehen, ich muß durchaus fort. Ich könnte nur unter einer Bedingung hierbleiben. Diese Bedingung wird nie erfüllt werden. Verzeihen Sie meine Kühnheit; aber nicht wahr, Sie lieben mich nicht und werden mich nie lieben?«

Bazaroffs Augen funkelten einen Augenblick unter den schwarzen Brauen.

Anna Sergejewna antwortete ihm nicht – »Dieser Mensch macht mir angst,« sagte sie sich in diesem Augenblick.

»Adieu!« sagte Bazaroff, als ob er in ihrer Seele gelesen hätte, und lenkte seine Schritte gegen das Haus.

Anna Sergejewna folgte ihm langsam. Sie rief Katia zu sich und nahm ihren Arm, den sie bis zum Abend nicht wieder losließ. Sie setzte sich nicht zum Spiel und lächelte gezwungen bei jedem Anlaß, was keineswegs zu ihrem bleichen, müden Gesicht paßte. Arkad verstand von alledem nichts und beobachtete wie alle jungen Leute, d.h. er fragte sich beständig: »Was bedeutet das?« Bazaroff hatte sich auf seinem Zimmer eingeschlossen; doch erschien er beim Tee. Frau Odinzoff hätte gern einige freundliche Worte an ihn gerichtet; aber sie wußte nicht, was sie ihm sagen sollte. Ein unerwarteter Umstand kam ihr zu Hilfe: der Haushofmeister meldete Sitnikoff an. Es wäre schwer, das sonderbare Benehmen des jungen Fortschrittsmannes bei seinem Eintritt genau zu schildern. Mit der ihm eigenen Unverschämtheit hatte er sich zwar entschlossen, eine Frau zu besuchen, die er kaum kannte, und die ihn nie eingeladen hatte, bei der aber, wie er wußte, augenblicklich geistvolle Männer seiner Bekanntschaft zu Besuch waren; gleichwohl war er furchtbar verlegen, und anstatt seine auswendig gelernten Entschuldigungen und Komplimente loszulassen, stotterte er allerlei närrisches Zeug, wie: Eudoxia Kukschin schicke ihn, um sich nach dem Befinden Anna Sergejewnas zu erkundigen, und Arkad Nikolajewitsch habe sich über letztere stets in der schmeichelhaftesten Weise geäußert. Mitten in diesen Dummheiten blieb er stecken und verlor den Kopf derart, daß er sich auf seinen eigenen Hut setzte. Da ihn jedoch niemand fortjagte, und Anna Sergejewna ihn sogar ihrer Tante und ihrer Schwester vorstellte, gewann er bald so viel Fassung, um in gewohnter Weise zu schwatzen. Die Erscheinung der menschlichen Dummheit hat manchmal ihr Gutes in dieser Welt; sie lockert allzu straff gespannte Saiten und beruhigt allzu stolze und eitle Gefühle, indem sie uns erinnert, daß Dummheit und Geist einen gemeinsamen Ursprung und fast etwas von Ähnlichkeit haben. Die Ankunft Sitnikoffs gab allem im Hause eine gewöhnlichere und einfachere

Wendung. Alle aßen sogar mit größerem Appetit zu Nacht, und man trennte sich eine halbe Stunde früher als gewöhnlich.

»Jetzt«, sagte Arkad vom Bett aus zu Bazaroff, der sich anschickte, sich gleichfalls niederzulegen, »kannst du dir wiederholen, was du mir einmal gesagt hast: ›Warum bist du so traurig? Wahrscheinlich hast du irgendeine heilige Pflicht erfüllt?‹«

Seit einiger Zeit hatten die jungen Leute die Gewohnheit angenommen, sich in dieser bittersüßen Weise zu hänseln, was immer ein Zeichen von geheimem Verdruß und Verdacht ist, die man verbergen will.

»Ich gehe morgen fort zum Vater,« sagte Bazaroff.

Arkad kehrte sich um und lehnte sich auf den Ellbogen. Diese Nachricht überraschte und erfreute ihn zu gleicher Zeit.

»O,« antwortete er, »bist du deshalb traurig?«

»Viel Wissen macht Kopfweh,« sagte Bazaroff gähnend.

»Und Anna Sergejewna?« fragte Arkad.

»Nun was? Anna Sergejewna?«

»Ich wollte sagen: Läßt sie dich fort?«

»Ich bin ihr nicht verpfändet.«

Arkard wurde nachdenklich, und Bazaroff drehte sich mit dem Gesicht gegen die Wand.

Die beiden Freunde schwiegen mehrere Minuten lang.

»Eugen!« rief Arkad plötzlich.

»Was?«

»Ich werde morgen mit dir abreisen.«

Bazaroff gab keine Antwort.

»Aber ich kehre nach Hause zurück,« fuhr Arkad fort; »wir fahren zusammen bis zum Dörfchen Koklow, wo du dich mit Fedote über deine Weiterreise verständigen kannst. Ich hätte gerne die Bekanntschaft deiner Eltern gemacht, aber ich fürchte, sie und dich selbst zu genieren. Und dann hoffe ich doch, daß du später nochmals einen Augenblick bei uns einkehrst?«

»Ich habe mein Gepäck bei dir gelassen,« antwortete Bazaroff, ohne sich umzuwenden.

»Wie kommts, daß er mich nicht fragt, warum ich abreise? Und dazu noch so unvermutet, wie ich?« fragte sich Arkad. »Im Grunde,

warum reisen wir ab, er und ich?« Diese Fragen blieben ungelöst in Arkads Kopf, und sein Herz war von geheimer Bitterkeit erfüllt. Er fühlte, daß es ihm schwerfallen werde, dies Leben, an das er sich gewöhnt, zu verlassen, aber nach Bazaroffs Abreise allein zu bleiben, schien ihm noch schwerer. »Ohne Zweifel ist etwas zwischen ihnen vorgefallen,« sagte er sich; »warum aber sollte ich nach seiner Abreise ihr vor Augen bleiben? Ich würde ihr entschieden mißfallen und es ganz bei ihr verderben.« Anna Sergejewnas Gestalt trat lebhaft vor seine Seele, dann aber verdrängten andere Züge nach und nach das Bild der jungen Witwe ...

»Katia macht mir auch Kummer!« flüsterte Arkad in sein Kopfkissen, auf das er eine Träne fallen ließ ... Plötzlich aber strich er sich die Haare zurück und rief:

»Warum zum Teufel ist nur der Dummkopf von Sitnikoff hergekommen?«

Bazaroff rührte sich in seinem Bett.

»Ich sehe, mein Lieber, daß du noch sehr dumm bist,« sagte er endlich. »Die Sitnikoffs sind uns unentbehrlich. Idioten seiner Art sind mir absolut notwendig. Verstehst du mich? Die Götter sind nicht dazu da, Töpfe zu machen.«

»Ei, ei!« dachte Arkad; und zum erstenmal erschien ihm Bazaroffs Eigenliebe in ihrer ganzen Größe.

»Wir sind also Götter, du und ich? oder vielmehr du; denn ich, sollte ich zufällig nicht auch ein Idiot sein?«

»Ja,« erwiderte Bazaroff, »du bist noch dumm.«

Frau Odinzoff zeigte keine große Überraschung, als ihr Arkad am nächsten Morgen ankündigte, daß er mit Bazaroff abreisen werde; sie sah zerstreut und müde aus. Katia blickte ihn ernst an und sagte nichts; die Fürstin bekreuzte sich unter ihrem Schal derart, daß ers bemerken mußte; Sitnikoff aber kam bei der Nachricht gänzlich außer Fassung. Er hatte soeben zum Frühstück einen neuen Frack angelegt, der diesmal nichts vom Slawophilen verriet; tags zuvor schien der Bediente, der ihm aufzuwarten hatte, ganz erstaunt, als er die Masse Weißzeug sah, die der neue Gast mitgebracht; und da verließen ihn seine Genossen! Er lief angstvoll und unentschlossen hin und her wie ein verfolgter Hase am Saum des Waldes; ganz außer sich, erklärte er plötzlich fast mit einem Schrei, daß auch er

entschlossen sei, abzureisen. Frau Odinzoff drang nicht in ihn, zu bleiben.

»Mein Wagen ist sehr bequem,« sagte der unglückliche Jüngling zu Arkad, »ich kann Sie nach Hause fahren. Eugen Wassilitsch darf dann nur Ihren Tarantaß nehmen; so macht sichs sogar viel bequemer.«

»Wo denken Sie hin, unser Gut liegt durchaus nicht auf Ihrem Wege; Sie müßten einen großen Umweg machen.«

»Das hat nichts zu sagen; ich habe viel Zeit übrig, und zudem rufen mich Geschäfte in jene Gegend.«

»Branntweingeschäfte?« fragte Arkad in fast zu verächtlichem Ton.

Aber Sitnikoff war so bestürzt, daß er nicht einmal nach seiner Gewohnheit zu lachen anfing.

»Ich versichere Sie, daß mein Wagen sehr bequem ist,« fuhr er fort, »und daß er für alle Platz hat.«

»Kränken Sie Herrn Sitnikoff nicht durch eine Weigerung,« sagte Anna Sergejewna.

Arkad blickte sie an und verneigte sich tief.

Die Abreise fand nach dem Frühstück statt. Beim Abschied gab Frau Odinzoff Bazaroff die Hand und sagte:

»Auf Wiedersehen! Nicht wahr?«

»Wie Sie es wünschen!«

»In diesem Fall sehen wir uns wieder.«

Arkad ging zuerst die Treppe hinab und nahm in Sitnikoffs Wagen Platz. Der Haushofmeister half ihm ehrerbietig einsteigen, er aber hatte nicht übel Lust, ihn zu prügeln oder zu weinen. Bazaroff setzte sich in den Tarantaß. Als sie in dem Dörfchen Koklow angekommen waren, wartete Arkad, bis der Wirt Fedote seine Pferde an den Tarantaß gespannt hatte; dann näherte er sich dem Fuhrwerk und sagte mit der früheren Herzlichkeit zu Bazaroff:

»Eugen, nimm mich mit, ich habe Lust, dich zu begleiten.«

»Steig ein,« murmelte Bazaroff.

Als Sitnikoff, der pfeifend um den Wagen herumging, dieser Worte hörte, sperrte er vor Erstaunen den Mund weit auf; Arkad nahm ruhig seinen Koffer, setzte sich neben Bazaroff, grüßte Sitnikoff höflich und rief: »Fort!«

Die Pferde zogen an, und der Tarantaß war bald aus dem Gesicht verschwunden ... Sitnikoff, der sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen konnte, warf dem Kutscher, der dem Laufpferd eben leicht die Peitsche gab, einen grimmigen Blick zu, sprang in den Wagen, schrie zwei vorübergehenden Bauern zu: »Setzt die Hüte auf, ihr Esel!« und fuhr nach der Stadt zurück, wo er sehr spät ankam. Andern Tags aber, im Salon der Madame Kukschin, behandelte er »die beiden hochmütigen, groben Burschen«, die er soeben verlassen, wie's ihr Benehmen verdiente.

Arkad drückte Bazaroff kräftig die Hand, als er sich neben ihn setzte, und sprach lange nichts. Bazaroff schien diesen Händedruck und dies Schweigen zu verstehen. Die vorhergehende Nacht hatte er weder geschlafen noch geruht; seit mehreren Tagen aß er auch beinahe nichts mehr. Sein finsteres, eingefallenes Gesicht zeichnete sich scharf ab unter dem Schirm seiner Reisemütze.

»Nun, Freund,« sagte er endlich, »gib mir eine Zigarre ... Ich muß eine belegte Zunge haben? Sieh mal!«

»Ja,« antwortete Arkad.

»Dacht ichs doch ... Deshalb schmeckt mir auch die Zigarre nicht. Die Maschine ist in Unordnung.«

»In der Tat, du hast dich in letzter Zeit sehr verändert,« meinte Arkad.

»Hat nichts zu sagen, ich werde mich schon wieder erholen. Nur eins beunruhigt mich, die Zärtlichkeit meiner Mutter. Wenn man sich nicht den Bauch vollpfropft und zehnmal des Tages ißt, dann muß man sehen, wie sie sich quält. Mein Vater ist nicht so, gottlob! Er ist in der Welt herumgekommen, er ist, was man so nennt, gesiebt und gebeutelt.«

»Unmöglich, zu rauchen!« sagte er ärgerlich und warf seine Zigarre mitten in den Straßenstaub.

»Euer Gut ist etwa fünfundzwanzig Werst von hier?« fragte Arkad.

»Ja! Da ist übrigens ein Philosoph, ders uns sagen kann.« Dabei zeigte er auf den Bauern, der auf dem Bock saß und dem Fedote seine Pferde anvertraut hatte.

Der Bauer beschränkte sich zu antworten: »Wer weiß? die Werste sind hier nicht gemessen,« dann schien er wieder halblaut mit seinem

Gabelpferde zu brummen, das den Kopf schüttelte und sich in den Zügel legte.

»Ja! Ja!« sagte Bazaroff, »das sollte uns zur Lehre dienen, mein junger Freund; ich glaube wahrhaftig, der Teufel hat die Hand im Spiel. Der Mensch hängt an einem Fädchen, jeden Augenblick kann sich ein Abgrund unter seinen Füßen öffnen, und an dieser traurigen Aussicht hat er nicht genug, er ersinnt noch Gott weiß welche Dummheiten, die sein Leben noch elender machen.«

»Worauf spielst du an?« fragte Arkad.

»Auf nichts, wie ich auch ohne alle Beziehung sage, daß wir uns beide wie rechte Esel benommen haben. Übrigens habe ich in unserer Klinik schon öfters bemerkt, daß die Kranken, welche ihr Zustand ungeduldig machte, stets davonkamen.«

»Ich verstehe dich nicht ganz,« erwiderte Arkad, »mir scheint, du hast keinen Grund gehabt, dich zu beklagen.«

»Weil du mich nicht recht verstehst, will ich dirs folgendermaßen erklären: Meiner Meinung nach tut man besser, Steine auf der Straße zu klopfen, als einer Frau auch nur die Spitze vom kleinen Finger zu geben. All das ist ...« Bazaroff war im Begriff, seinen Lieblingsausdruck »Romantik« zu gebrauchen, aber er hielt an sich. – »Du wirst mir jetzt nicht glauben,« fuhr er fort, »und doch ists vollkommen wahr, was ich dir sage. Wir sind beide zusammen in Weibergesellschaft geraten, und dieses Leben schien uns sehr behaglich; aber es ist ebenso angenehm, diese Gesellschaft zu verlassen, als sich bei heißem Wetter mit kaltem Wasser zu begießen. Ein Mann hat Besseres zu tun, als sich mit solchen Lappalien abzugeben. Ein Mann muß wild sein, sagt ein höchst weises spanisches Sprichwort. Du zum Beispiel, Freund!« wandte er sich an den Kutscher, »hast du ein Weib?«

Der Bauer wandte sich um und zeigte den beiden Freunden sein plattes, schlitzäugiges Gesicht.

»Ein Weib? freilich, wie sollt ich keins haben?«

»Schlägst du sie?«

»Mein Weib? Da kanns allerhand geben ... Ohne Grund schlägt man sie nicht.«

»Das versteht sich! Und sie, schlägt sie dich auch?«

Der Bauer tat einen Ruck mit dem Zügel.

»Was sagst du da, Herr?« fragte er. »Ich glaube, du beliebst zu scherzen.«

Die Frage hatte ihn offenbar verletzt.

»Hörst du, Arkad Nikolajewitsch, und doch sind wir beide geschlagen worden. Das haben wir davon, zivilisierte Menschen zu sein!«

Arkad lächelte gezwungen, Bazaroff aber kehrte sich um und tat während der ganzen übrigen Reise den Mund nicht mehr auf.

Die fünfundzwanzig Werst kamen Arkad so lang wie fünfzig vor. Das kleine Dorf, wo Bazaroffs Eltern wohnten, zeigte sich endlich an dem Abhang eines niedern Hügels. Nicht weit davon erhob sich aus einer Gruppe junger Birken das Herrenhaus mit seinem Strohdach. Am Eingang des Dorfes standen, die Mützen auf dem Kopf, zwei Bauern, die sich stritten.

»Du bist ein dickes Schwein,« sagte der eine zum andern.

»Und du bist nichts als ein Ferkel, und dein Weib ist eine Hexe,« erwiderte der andere.

»Diese liebenswürdige Vertraulichkeit«, sagte Bazaroff zu Arkad, »und der heitere Ton dieses Wortwechsels können dir beweisen, daß meines Vaters Bauern nicht allzustreng gehalten werden. Doch da streckt er selbst die Nase ins Freie; wahrscheinlich hat er die Schellen klingeln hören; er ists richtig, ich kenne seinen Schädel. Ei, ei, wie er weiß geworden ist, der arme Teufel!«

Zwanzigstes Kapitel.

Bazaroff lehnte sich aus dem Tarantaß; Arkad bemerkte über die Schultern seines Freundes weg auf der Vortreppe des Herrenhauses einen großen, magern Mann mit emporstehenden Haaren und kleiner Stülpnase in einem alten Soldatenpaletot. Er stand mit ausgespreizten Beinen, eine lange Pfeife in der Hand, da und blinzte mit den Augen, als ob er sich vor der Sonne schützen wollte. Die Pferde hielten.

»Da wärst du endlich,« rief Bazaroffs Vater und rauchte beharrlich weiter, obgleich das Pfeifenrohr zwischen seinen Fingern zu tanzen schien. – »Komm, steig aus, steig aus, damit wir uns ordentlich umarmen können!«

Er schloß den Sohn in seine Arme.

»Eniucha! Eniucha!« (Eugenchen) rief eine zitternde Stimme im Innern des Hauses. Die Vortüre ging auf und ließ eine kleine Matrone in weißer Haube und kurzer, großgemusterter Jacke erscheinen. Sie stieß einen Schrei aus, wankte und wäre unfehlbar gefallen, wenn sie Bazaroff nicht gehalten hätte. Ihre kleinen rundlichen Hände schlangen sich alsbald um den Hals des letzteren, und sie drückte das Gesicht an seine Brust. Es trat eine tiefe Stille ein. Man hörte nur noch halberstickte Seufzer und heftiges Schluchzen ... Bazaroffs Vater blinzte mit den Augen noch mehr als vorhin.

»Geh, Aricha! hör auf, es ist genug jetzt,« sagte er endlich zu seiner Frau und warf Arkad, der unbeweglich am Wagen stand, einen Blick zu, während selbst der Bauer auf dem Bock sich gerührt abwandte. »Das ist ganz unnötig, ich bitte dich, hör doch auf!«

»Aber Wassili Iwanowitsch!« erwiderte die Alte fortschluchzend, »wenn ich denke, daß er da ist, unser Eniuchenka, unser Herzblatt!« – Und ohne ihn aus den Armen zu lassen, hob sie das tränenfeuchte Gesicht, sah Bazaroff mit einem komisch-glücklichen Ausdruck an und drückte ihn noch einmal an sich.

»Nun ja! das ist alles natürlich,« sagte Wassili Iwanitsch, »nur wärs besser, wir gingen ins Haus hinein. Eugen hat uns einen Besuch mitgebracht. Entschuldigen Sie uns,« fügte er hinzu und wandte sich mit leichter Verbeugung gegen Arkad. »Sie verstehen, weibliche Schwäche ... überdem das Mutterherz ...«

Während er so sprach, war er selbst dermaßen gerührt, daß ihm Lippen, Augenbrauen und Kinn zitterten. Er bemühte sich jedoch sichtlich, kalt zu bleiben, ja eine gleichgültige Miene anzunehmen.

Arkad verbeugte sich.

»Komm, Mutter!« sagte Bazaroff, »wir wollen hineingehen.« Und damit führte er die gute Alte, die in Tränen zerfloß, in das Besuchszimmer. Er setzte sie in einen bequemen Lehnstuhl, umarmte noch einmal rasch seinen Vater und stellte ihm Arkad vor.

»Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen,« sagte Wassili Iwanitsch, »aber Sie müssen vorliebnehmen; bei uns ist alles einfach, auf militärischem Fuß. – Arina Vlassiewna, beruhigen Sie sich doch in Gottes Namen, tun Sie mir den Gefallen! Welche Schwäche! Unser verehrter Gast wird eine armselige Meinung von Ihnen bekommen.«

»Väterchen,« sagte die Alte mit weinerlicher Stimme, »ich habe nicht die Ehre, Ihren Vor- oder Vatersnamen zu kennen.«

»Arkad Nikolaitsch,« erwiderte Wassili Iwanowitsch halblaut mit gemessener Haltung.

»Verzeihen Sie mir einfältigem Weibe.« – Die Alte schneuzte sich und trocknete, den Kopf bald rechts, bald links geneigt, ein Auge nach dem andern. – »Entschuldigen Sie. Ich glaubte ja sterben zu müssen, ohne meinen ... meinen armen Sohn wiedergesehen zu haben!«

»Und nun haben Sie ihn also wiedergesehen, Madame!« fiel Wassili Iwanowitsch lebhaft ein. – »Taniucha!« wandte er sich jetzt an ein Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren, die barfuß, in einem türkischroten Kattunrock, furchtsam blickend an der Türe stand. – »Bring deiner Herrin ein Glas Wasser auf einem Teebrett, verstehst du wohl! Und ihr, meine Herren!« fuhr er mit einer gewissen Ungeniertheit, die nach der alten Schule schmeckte, fort, »erlaubt mir, daß ich euch einlade, in das Kabinett des Veteranen zu treten.«

»Laß mich dich nur noch ein letztes Mal umarmen, Eniuchenka,« sagte Arina Vlassiewna seufzend. Bazaroff neigte sich zu ihr herab. – »Was bist du für ein schöner Bursche geworden!«

»Das nun zwar nicht,« versetzte Wassili Iwanowitsch, »aber, wie der Franzose sagt, ein *›hommefé‹* ist er geworden. Übrigens jetzt, Arina Vlassiewna, nachdem du dein mütterliches Herz gesättigt hast, wirst du dich hoffentlich mit der Speisung unserer teuren Gäste beschäftigen, denn du weißt ja, die Nachtigall lebt nicht vom Singen.«

Die alte Mutter erhob sich.

»Der Tisch wird gleich gedeckt sein, Wassili Iwanowitsch; ich eile selber in die Küche und sorge, daß aufgetragen wird. Im Augenblick wird alles fertig sein, alles. Drei Jahre ists, daß ich ihn nicht gesehen, daß ich ihm nichts zu essen und zu trinken gegeben habe. Das will was heißen!«

»Spute dich, du Schaffnerin! schaffe für vier, daß du mit Ehren bestehst. Und ihr, meine Herren, folgt mir. Da kommt Timofeitsch, Eugen, und will dich begrüßen. Der wird auch froh sein, der alte Pudel. Nicht wahr, alter Pudel? Meine Herren, haben Sie die Güte, mir zu folgen.«

Wassili Iwanowitsch eröffnete den Zug mit wichtiger Miene und schlürfte mit seinen alten Pantoffeln über den Boden hin.

Sein ganzes Haus bestand aus sechs kleinen Zimmern. Das, wohin Wassili Iwanowitsch unsere jungen Freunde führte, hieß das Kabinett. Ein schwerer hölzerner Tisch, mit vom Staub fast schwarz geräuchert aussehenden Papieren bedeckt, stand am Pfeiler zwischen zwei Fenstern; an den Wänden hingen Türkenflinten, Kosakenpeitschen, ein Säbel, zwei große Landkarten, anatomische Zeichnungen, das Bildnis Hufelands, eine aus Haaren geflochtene Krone in schwarzem Rahmen und ein Diplom, ebenfalls unter Glas; zwischen zwei riesigen Bücherschränken aus Birkenwurzel stand ein ganz abgeschabtes, mehrfach zerrissenes Ledersofa; Bücher, Schächtelchen, ausgestopfte Vögel, Arzneigläser, Retorten standen durcheinander in den Fächern; in einer Ecke des Zimmers endlich sah man eine Elektrisiermaschine außer Dienst.

»Ich habe euch vorher gesagt, meine teuren Gäste,« sagte Wassili Iwanowitsch, »daß wir hier sozusagen wie im Biwakleben ...«

»Hör doch auf mit deinen Entschuldigungen!« antwortete Bazaroff; »Kirsanoff weiß recht gut, daß wir keine Krösusse sind, und daß unser Haus kein Palast ist. Wo sollen wir logieren? das ist die Frage.«

»Sei ruhig, Eugen, ich hab im Flügel ein prächtiges Zimmer, dein Freund wird sich dort sehr behaglich fühlen.«

»Du hast also in meiner Abwesenheit einen Flügel gebaut?«

»Wie denn! Da, wo das Bad ist,« sagte Timofeitsch.

»Das heißt neben dem Bad,« fiel Wassili Iwanowitsch rasch ein; »überdies, im Sommer ... Ich gehe gleich hin, um das Nötige

anzuordnen; Timofeitsch, es wird gut sein, wenn du indessen das Gepäck der Herren holen gehst. Dich, Eugen, werde ich selbstverständlich in meinem Studierzimmer unterbringen: *suum cuique.*«

»Ein komischer Kerl!« sagte Bazaroff, als sein Vater sich entfernt hatte. »Er ist so merkwürdig wie der deine, nur in anderer Art. Er schwatzt ein wenig zuviel.«

»Deine Mutter scheint auch eine vortreffliche Frau zu sein,« antwortete Arkad.

»Ja, sie ist nicht bösartig. Du sollst sehen, was für Mittagessen sie uns auftragen wird.«

»Man erwartete Euch heute nicht, Väterchen, wir haben kein Fleisch,« sagte Timofeitsch, der eben Bazaroffs Koffer brachte.

»Man wird sich ohne Fleisch behelfen; wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. Armut ist keine Sünde, sagt man.«

»Wieviel Bauern hat dein Vater,« fragte Arkad.

»Das Gut ist nicht sein Eigentum, es gehört meiner Mutter, und ich glaube, daß es höchstens so an fünfzehn Seelen hat.«

»Zweiundzwanzig, mit Erlaubnis,« sagte Timofeitsch in gekränktem Ton.

Das Klappen der Pantoffeln ließ sich aufs neue vernehmen und Wassili Iwanowitsch erschien wieder im Kabinett.

»Noch einige Minuten,« rief er triumphierend »und das Zimmer wird bereit sein, Sie zu empfangen, Arkad ... Nikolaitsch ...? das ist doch, wenn ich nicht irre, Ihr werter Name? Und dieser hier wird Sie bedienen,« fügte er hinzu und wies auf einen Diener, der mit ihm ins Zimmer getreten war, einen jungen Burschen mit kurzgeschnittenen Haaren, in einer blauen Bluse mit Löchern in den Ellenbogen und mit Stiefeln, die nicht ihm gehörten, an den Füßen. – »Er heißt Fedka. Haben Sie Nachsicht mit uns, ich muß Sie wiederholt darum bitten, obgleich mirs mein Sohn verboten hat. Übrigens versteht der Bursche sehr gut eine Pfeife zu stopfen. Sie rauchen doch?«

»Ich rauche meist Zigarren,« antwortete Arkad.

»Und Sie tun sehr wohl daran. Ich ziehe auch die Zigarre vor, aber es hält außerordentlich schwer, sich in dieser von der Hauptstadt so weit entfernten Provinz gute zu verschaffen.«

»Hör doch auf mit den Klageliedern,« sagte Bazaroff, »setz dich lieber aufs Sofa und laß mich dich betrachten.«

Wassili Iwanowitsch setzte sich lachend aufs Sofa. Er glich seinem Sohn sehr; nur war seine Stirn niedriger und schmäler, sein Mund etwas breiter, auch hatte er die Gewohnheit, fortwährend mit den Achseln zu zucken, als ob der Ärmelausschnitt seines Rockes zu eng wäre; er blinzelte mit den Augen, hustete und spielte anhaltend mit den Fingern, während sein Sohn sich durch eine gewisse sorglose Unbeweglichkeit auszeichnete.

»Klagelieder!« versetzte Wassili Iwanowitsch. »Bilde dir nicht ein, daß ich das Mitleid unseres Gastes erregen will. Namentlich fällt mirs nicht ein, ihm zu verstehen geben zu wollen, daß wir hier darauf beschränkt sind, in einer Wüste zu leben. Ja ich denke im Gegenteil, daß es für einen denkenden Menschen gar keine Wüste gibt. Auf alle Fälle tu ich mein möglichstes, kein Moos auf mir wachsen zu lassen, wie man zu sagen pflegt, nicht hinter dem Jahrhundert zurückzubleiben.«

Wassili Iwanowitsch zog ein nagelneues, gelbseidenes Taschentuch heraus, das er sich geholt hatte, als er auf Arkads Zimmer ging, und fuhr, dasselbe in der Luft schwenkend, fort:

»Ich will mich zum Beispiel nicht rühmen, daß ich mir meine Bauern zu Dank verpflichtet habe, indem ich ihnen die Hälfte meiner Ländereien abtrat, obgleich mir das bedeutenden Verlust verursacht. Ich hielt es für eine Pflicht, der einfache Menschenverstand befiehlt es, so zu handeln; ich wundere mich, daß nicht alle Grundbesitzer das einsehen. Was ich sagte, bezieht sich auf die Wissenschaften und die Bildung im allgemeinen.«

»Wahrhaftig, ich sehe, du hast den ›Gesundheitsfreund‹ für das Jahr 1855,« sagte Bazaroff.

»Ein alter Freund hat ihn mir zum Andenken geschickt,« antwortete Wassili Iwanowitsch rasch.

»Wir haben aber auch einige Ideen von der Phrenologie, zum Beispiel –« fuhr er, übrigens hauptsächlich zu Arkad gewendet, fort und zeigte auf einen kleinen Gipskopf, der auf dem Schrank stand und oben in eine Menge Felder eingeteilt war – »die Namen Schönlein und Rademacher sind uns nicht unbekannt.«

»Man glaubt im Gouvernement X... noch an Rademacher?« fragte Bazaroff.

Wassili Iwanowitsch hustete.

»Im Gouvernement X...,« wiederholte er. »Ohne Zweifel müßt ihr Herren mehr davon wissen als wir; wir dürfen nicht daran denken, euch einzuholen. Ihr seid bestimmt, uns zu ersetzen. Ja zu meiner Zeit, erinnere ich mich, kamen uns der ›Humeralpatholog‹ Hoffmann oder Browe mit seinem ›Vitalismus‹ sehr spaßig vor, und doch hatten sie zu ihrer Zeit Aufsehen erregt. Irgendein neuer Gelehrter wird Rademacher ersetzt haben, und ihr nehmt ihn an, aber möglicherweise spottet man in zwanzig Jahren über ihn.«

»Ich kann dir zum Trost sagen,« versetzte Bazaroff, »daß wir jetzt über die ganze Medizin im allgemeinen lachen und keinen Meister anerkennen.«

»Wie das? Du widmest dich aber doch der Medizin?«

»Ja, aber das eine schließt das andere nicht aus.«

Wassili Iwanowitsch stieß den Finger in die Pfeife, in der noch ein wenig warme Asche war.

»Mag sein, mag sein,« sagte er, »ich will nicht streiten. Was bin ich am Ende? Ein pensionierter Regimentsarzt *›volatou‹.* Jetzt bin ich Landmann geworden. Ich stand bei der Brigade Ihres Großvaters,« fügte er, wieder zu Arkad gewendet, hinzu. »Ja ja! Ich hab gar vieles gesehen in meinem Leben. In welchen Gesellschaften war ich nicht, wem bin ich nicht alles begegnet! Ich selber, ich, wie ich da vor euch stehe, habe den Fürsten Wittgenstein und Jublovsky den Puls gefühlt. Ebenso hab ich in der Südarmee die Männer des Vierzehnten gekannt; ihr versteht mich!«

Wassili Iwanowitsch begleitete diese Worte mit einem höchst bedeutungsvollen Einkneifen der Lippen.

»Ich wußte sie alle an den Fingern herzuzählen. Übrigens mische ich mich nicht in Dinge, die mich nichts angehen; man versteht sich auf seine Lanzette, und damit Punktum. Ich muß Ihnen sagen, daß Ihr Großvater ein sehr würdiger Mann, ein echter Soldat war.«

»'s war ein echter Klotz, gestehts nur,« warf Bazaroff hin.

»Aber Eugen! wie kannst du solche Ausdrücke gebrauchen! Das ist unverzeihlich ... Sicherlich gehörte der General Kirsanoff nicht zu den ...«

»Geh! Laß ihn in Ruh!« erwiderte Bazaroff. »Im Hereinfahren hab ich mit Vergnügen bemerkt, daß dein Birkenwäldchen hübsch herangewachsen ist.«

Wassili Iwanowitsch belebte sich plötzlich.

»Das ist noch nichts; du mußt den Garten sehen. Ich hab ihn mit eigener Hand gepflanzt! Wir haben da Obstbäume, alle möglichen Sträucher und Arzneipflanzen. Ihr habt gut schwatzen, ihr jungen Leute, aber der alte Paracelsus hat darum doch eine große Wahrheit verkündigt: *In herbis, verbis et lapidibus ...* Ich meinesteils hab, wie du weißt, die Praxis aufgegeben; doch kommts noch zwei- oder dreimal die Woche vor, daß ich mein altes Handwerk wieder aufnehme. Man kommt, mich zu konsultieren; da kann ich doch die Leute nicht aus dem Hause werfen. Oft melden sich Arme; zudem ist kein Arzt im Ort. Ich hab einen Nachbar, einen Major, der mir ins Handwerk pfuscht. Ich frage ihn einmal, ob er Medizin studiert habe. Da gibt man mir zur Antwort: ›Nein, er hat nicht Medizin studiert, er tuts aus Menschenliebe ...‹ Ha! ha! ha! aus Menschenliebe! Ha! ha! wie findst du das? Ha! ha! ha!«

»Fedka! stopf mir eine Pfeife,« rief Bazaroff brüsk.

»Wir haben noch einen andern Doktor,« nahm Wassili Iwanowitsch wieder das Wort, und seine Stimme verriet eine gewisse Ängstlichkeit.

»Stell dir vor, daß er eines Tages zu einem Kranken kommt, der schon *ad patres* gegangen war. Der Bediente will ihn nicht hereinlassen und sagt: ›Man braucht Sie jetzt nicht mehr.‹ Der Doktor, der auf diese Antwort nicht gefaßt war, kommt in Verwirrung und fragt den Diener: ›Hat der Kranke den Schlucken gehabt, ehe er starb?‹ – ›Ja.‹ – ›Sehr heftig?‹ – ›Ja.‹ – ›Ah! das ist sehr gut!‹ Und damit entfernte er sich, ha! ha! ha!«

Der Alte lachte allein; Arkad lächelte aus Gefälligkeit, Bazaroff blies eine Tabakswolke in die Luft. Die Unterhaltung dauerte so fast eine Stunde; Arkad begab sich dann auf sein Zimmer, das, wie es sich herausstellte, als Badevorzimmer diente, gleichwohl aber ganz wohnlich war. Endlich erschien Taniucha und meldete, daß das Essen fertig sei.

Wassili Iwanowitsch erhob sich zuerst.

»Kommt, ihr Herren, und entschuldigt gütigst, wenn ich euch gelangweilt habe. Ich hoffe, meine Hausfrau wird euch besser zufriedenstellen als ich.«

Das Essen, obgleich in der Eile zubereitet, war sehr gut, sogar reichlich; nur der Wein ließ zu wünschen übrig; der Xeres von fast schwarzer Farbe, den Timofeitsch bei einem Weinhändler in der Stadt, einem seiner Bekannten, gekauft hatte, hatte einen Nachgeschmack von Kolophonium und Kupfer. Auch die Mücken waren sehr lästig; gewöhnlich wehrte sie ein kleiner Diener mit einem Baumzweig ab; aber Wassili Iwanowitsch hatte ihn von diesem Amte dispensiert, um sich der Kritik der jungen Fortschrittsmänner nicht auszusetzen. Arina Vlassiewna hatte Zeit gefunden, Toilette zu machen; sie trug eine große Bänderhaube und einen blauen geblümten Schal. Sie fing aufs neue zu weinen an, sobald sie ihren Eniucha erblickte, aber es war nicht nötig, daß ihr Gatte behilflich war, sie zu beruhigen; sie selber trocknete eiligst die Tränen, da sie fürchtete, ihren Schal zu verderben.

Die jungen Leute taten dem Essen alle Ehre an; die Wirte, die schon zu Mittag gespeist hatten, aßen nicht mit. Die Aufwartung besorgten Fedka, den seine Stiefeln sehr inkommodierten, und ein einäugiges Weib mit männlichen Zügen, namens Anfisuschka, welche die Verrichtungen des Kellermeisters, der Wäscherin und des Hühnermädchens in ihrer Person vereinigte.

Während des ganzen Essens ging Wassili Iwanowitsch mit einem glücklichen, wahrhaft verzückten Gesicht im Zimmer auf und ab, wobei er die grausamen Befürchtungen auseinandersetzte, welche ihm die Politik des Kaisers Napoleon und die Dunkelheit der italienischen Frage verursachten. Arina Vlassiewna schien Arkad gar nicht zu sehen: das Kinn auf die Hand gestützt, zeigte sie ihr ganzes rundes Gesicht, dem kleine, aufgequollene kirschrote Lippen und Schönheitsmale auf den Wangen und über den Augenbrauen einen ganz eigentümlichen Ausdruck von naiver Güte gaben. Die Augen auf ihren Sohn geheftet, seufzte sie fortwährend; sie hätte für ihr Leben gern gewußt, auf wie lange er gekommen sei, wagte es aber nicht, ihn drum zu fragen. »Wenn er mir antwortete: nur auf zwei Tage?« sagte sie sich, und ihr Herz schlug vor Furcht. Nach dem Braten verschwand Wassili Iwanowitsch auf einen Augenblick, kam aber bald wieder mit einer halben Flasche Champagner, die er geöffnet hatte.

»Obgleich wir in einer wilden Gegend leben,« sagte er, »so fehlt es uns doch nicht an Stoff zur Erheiterung bei den großen Gelegenheiten.«

Er füllte drei große und ein kleines Glas, erklärte, daß er aufs Wohl der »teuern Besucher« trinke, leerte sein Glas nach Soldatenart auf einen Zug und zwang Arina Vlassiewna, das kleine Glas bis auf den letzten Tropfen auszutrinken. Als man ans Eingemachte kam, hielt es Arkad, der die süßen Speisen nicht vertragen konnte, doch für schicklich, dreierlei frischbereitete Arten zu kosten, um so mehr, als es Bazaroff rundweg abschlug und seine Zigarre anzündete. Nach dem Dessert kam Tee mit Rahm, Brezeln und Butter; alsdann führte Wassili Iwanowitsch seine Gesellschaft in den Garten, um den Abend zu genießen, der prachtvoll war. An einer Bank vorbeigehend, flüsterte er Arkad ins Ohr:

»An diesem Platze hier lieb ichs, zu philosophieren im Anblick des Sonnenuntergangs, das schickt sich für den Einsiedler. Ein wenig weiter vorn hab ich Horazens Lieblingsbäume gepflanzt.«

»Was für Bäume?« fragte Bazaroff brüsk.

»Aber ... Akazien, ich denke ...«

Bazaroff gähnte.

»Ich glaube, daß unsere Reisenden gut daran täten, in Morpheus' Arme zu sinken,« sagte Wassili Iwanowitsch.

»Das heißt, daß es Zeit ist, ins Bett zu gehen,« nahm Bazaroff das Wort. »Ich billige den Vorschlag. Kommt!«

Und damit sagte er seiner Mutter »Gute Nacht!« und küßte sie auf die Stirn; sie aber machte, während sie ihn umarmte, dreimal das Zeichen des Kreuzes hinter seinem Rücken. Wassili Iwanowitsch geleitete Arkad auf sein Zimmer und verließ ihn, nachdem er ihm »die süße Ruhe, deren er selbst in diesem glücklichen Alter genossen«, gewünscht hatte. In der Tat schlief Arkad sehr gut in seinem kleinen Stübchen; es roch nach frischen Hobelspänen, und zwei hinter dem Ofen versteckte Grillen machten eine einschläfernde Musik. Wassili Iwanowitsch ging von Arkads Zimmer in sein eigenes Kabinett, setzte sich unten aufs Bett seines Sohnes, d.h. auf das Sofa, und schickte sich an, ein wenig zu plaudern; aber Bazaroff hieß ihn sofort wieder gehen, weil er schläfrig sei; gleichwohl schloß er die ganze Nacht kein Auge. Er ließ seinen mürrischen Blick durch die

Finsternis schweifen; die Jugenderinnerungen hatten keine Macht über ihn, und die traurigen Eindrücke vom Tag zuvor erregten noch immer seinen Geist. Arina Vlassiewna betete andächtig vor ihren Heiligenbildern; dann blieb sie noch lange bei Anfisuschka, welche gleich einer Bildsäule vor ihrer Herrin stand und sie mit ihrem einen Auge anstarrte, während sie ihr geheimnisvoll und leise eine Menge Bemerkungen und Vermutungen über Eugen Wassiliewitsch mitteilte. Freude, Wein und Tabaksrauch hatten das Hirn Arinas so erschüttert, daß ihr der Kopf schwindelte; ihr Gatte wollte noch mit ihr plaudern, bald aber verzichtete er darauf und ging mit einer resignierten Handbewegung ab.

Arina Vlassiewna war ein wahrer Typus des kleinen russischen Adels der alten Zeit; sie hätte zwei Jahrhunderte früher, zur Zeit der Großfürsten von Moskau, auf die Welt kommen sollen. Leicht erregbar und von großer Frömmigkeit, glaubte sie an alle Vorbedeutungen, Ahnungen, Zaubereien und Träume; sie glaubte an die »Jurodivi«, an Haus- und Waldgeister, an Unglück bringende Begegnungen, an das böse Auge, an Hausmittel, an die Kraft des am Gründonnerstag auf den Altar gelegten Salzes und an den baldigen Untergang der Welt; sie glaubte, daß es eine gute Buchweizenernte bedeute, wenn die Kerzen in der Ostermitternachtsmesse nicht erlöschen, daß die Champignons nicht mehr wachsen, sobald sie vom Blick des Menschen getroffen werden, daß der Teufel sich gern an wasserreichen Orten aufhalte und daß alle Juden einen Blutflecken auf der Brust haben; sie fürchtete die Mäuse, die Nattern, die Frösche, die Sperlinge, die Blutegel, den Donner, das kalte Wasser, die Zugluft, die Pferde, die Böcke, die rothaarigen Menschen und die schwarzen Katzen, und hielt die Grillen und Hunde für unreine Geschöpfe; sie aß weder Kalbfleisch, noch Tauben, noch Krebse, noch Käse, noch Spargel, noch Topinambur, noch Hasen, noch Wassermelonen (weil eine angeschnittene Melone an das abgeschlagene Haupt Johannes des Täufers erinnert), und der bloße Gedanke an Austern, die sie nicht einmal vom Sehen kannte, machte sie schaudern; sie aß gern viel und gut und fastete streng; sie schlief zehn Stunden täglich und legte sich gar nicht zu Bett, wenn Wassili Iwanowitsch über Kopfweh klagte. Das einzige Buch, das sie gelesen hatte, führte den Titel: »Alexis oder die Hütte im Walde«; sie schrieb einen, allerhöchstens zwei Briefe des Jahres, und verstand sich vortrefflich auf eingemachte

Früchte und Gemüse, obgleich sie nirgends selbst Hand anlegte und sich überhaupt nicht gern von der Stelle rührte.

Arina Vlassiewna war übrigens sehr gut und gar nicht ohne einen gewissen gesunden Menschenverstand. Sie wußte, daß es in der Welt Herren gebe zum Befehlen und Volk zum Gehorchen; deshalb hatte sie auch nichts gegen die Unterwürfigkeit der Untergebenen und ihre Verneigungen bis zur Erde einzuwenden; aber sie behandelte sie mit großer Milde, ließ keinen Bettler ohne Almosen gehen und kritisierte niemand, ohne darum dem Klatsch abhold zu sein. Sie hatte in ihrer Jugend ein angenehmes Gesicht gehabt, spielte Klavier und sprach etwas Französisch. Aber während der langen Reisen ihres Mannes, den sie wider Willen geheiratet hatte, war sie dick geworden und hatte Musik und Französisch verlernt. Ihren Sohn betete sie an, fürchtete ihn aber gewaltig; ihr Gut verwaltete Wassili Iwanowitsch, und sie ließ ihm in dieser Beziehung vollkommene Freiheit; sie seufzte, fächelte sich mit ihrem Taschentuch Luft zu und zog die Augenbrauen in die Höhe vor lauter Angst, wenn ihr alter Mann von den in der Ausführung begriffenen Reformen und von seinen eigenen Plänen zu sprechen anfing. Sie war mißtrauisch, erwartete beständig irgendein großes Unglück und fing gleich zu weinen an, sobald sie sich an etwas Trauriges erinnerte ... Frauen dieser Art fangen an, selten zu werden; Gott weiß, ob man sich darüber freuen soll.

Sobald Arkad aufgestanden war, öffnete er das Fenster, und sein erster Blick fiel auf Wassili Iwanowitsch, der, in einem tatarischen Schlafrock und mit einem Taschentuch umgürtet, im Küchengarten arbeitete. Als er seinen jungen Gast erblickte, stützte er sich auf seinen Spaten und rief ihm zu:

»Guten Morgen! wie haben Sie geschlafen?«

»Sehr gut,« antwortete Arkad.

»Sie sehen eine Art Cincinnatus vor sich,« fuhr der Alte fort; »ich richte ein Beet für Herbstrüben her. Wir leben in einer Zeit (und ich bin weit entfernt, mich darüber zu beklagen), wo sich jeder durch seiner Hände Arbeit erhalten muß; man darf sich nicht auf andere verlassen; man muß selber angreifen. Mag man immerhin das Gegenteil behaupten, Jean Jacques Rousseau hatte recht. Vor einer halben Stunde, mein lieber Herr, hätten Sie mich bei einer ganz anderen Beschäftigung getroffen, als bei der Sie mich jetzt sehen. Eine Bäuerin war da, um mich wegen eines Ruhranfalls zu

konsultieren; ich habe ihr ... wie soll ich sagen? ... ich habe ihr eine Dosis Opium ›eingeführt‹; einer anderen hab ich einen Zahn ausgezogen. Ich hatte der letzteren vorgeschlagen, sich chloroformieren zu lassen, aber sie wollte nicht. Selbstverständlich tue ich das alles umsonst – *›an amater‹.* Übrigens brauch ich mich dessen nicht zu schämen; ich bin ein Plebejer, *homo novus;* ich habe kein Wappenschild wie meine vielgeliebte Gattin ... Aber wärs Ihnen nicht gefällig, hier im Schatten vor dem Frühstück die Frische des Morgens zu atmen?«

Arkad ging zu ihm hinaus.

»Seien Sie mir willkommen,« fuhr Wassili Iwanowitsch fort, indem er militärisch grüßend die Hand an das fettige Käppchen legte, das seinen Kopf bedeckte; – »ich weiß, Sie sind an jeden ausgesuchtesten Luxus gewöhnt, aber selbst die Großen dieser Erde verschmähen es nicht, einige Zeit unter dem Dache einer Hütte zu leben.«

»Wie können Sie mich einen Großen dieser Erde nennen!« rief Arkad aus; »und dann bitte ich Sie zu glauben, daß ich durchaus nicht an Luxus gewöhnt bin.«

»Erlauben Sie, erlauben Sie,« erwiderte Wassili Iwanowitsch mit lächelnder Miene, »obgleich ich jetzt zum alten Eisen gehöre, hab ich mich doch einst in der Welt umgetan, und ich kenne den Vogel am Fluge. Auch bin ich ein wenig Psycholog und Physiognomiker. Ohne diese Gabe, wie ichs nennen möchte, wäre ich längst verloren; man hätte mich zertreten, mich armes Erdenwürmchen, das ich bin. Ich sags Ihnen ohne Kompliment: Die Freundschaft, die, soviel ich sehe, zwischen Ihnen und meinem Sohn besteht, erfreut mich außerordentlich. Ich komme eben erst von ihm her; er ist nach seiner Gewohnheit, die Sie kennen, sehr früh aufgestanden und durchstreift die Umgegend. Erlauben Sie mir eine Frage: Ist es lange her, daß Sie meinem Sohne nahestehn?«

»Wir lernten uns vergangenen Winter kennen.«

»Wahrhaftig? Erlauben Sie mir noch eine Frage ... Aber wir könnten uns setzen? Erlauben Sie mir, Sie mit der Offenherzigkeit eines Vaters zu fragen, was Sie von meinem Eugen halten?«

»Ihr Sohn ist einer der hervorragendsten Männer, die mir je vorgekommen sind,« antwortete Arkad lebhaft.

Die Augen Wassili Iwanowitschs öffneten sich plötzlich weit, und eine leichte Röte färbte seine Wangen. Er ließ den Spaten fallen, den er in der Hand hatte.

»Also Sie glauben ...« nahm er wieder das Wort.

»Ich bin gewiß,« fuhr Arkad fort, »daß Ihr Sohn eine große Zukunft vor sich hat; er wird Ihren Namen berühmt machen. Davon war ich gleich bei unserer ersten Begegnung überzeugt.«

»Wie ... Wie das? ...« brachte Wassili Iwanowitsch mühsam heraus. Ein verzücktes Lächeln legte sich auf seine breiten Lippen und verließ sie nicht mehr.

»Sie wollen wissen, wie wir Bekanntschaft gemacht haben?«

»Ja ... und überhaupt ...«

Arkad fing an, noch begeisterter von Bazaroff zu sprechen, als an dem Abend, wo er mit Frau Odinzoff eine Mazurka tanzte.

Wassili Iwanowitsch hörte ihm zu, schneuzte sich, ballte sein Taschentuch mit beiden Händen zusammen, hustete, fuhr sich durchs Haar, endlich aber konnte er sich nicht länger halten, neigte sich gegen Arkad und küßte ihn auf die Schulter.

»Sie haben mich zum Glücklichsten der Menschen gemacht,« sagte er, immerfort lächelnd; »ich muß Ihnen gestehen, daß ich ... daß ich meinen Sohn vergöttere. Ich spreche nicht von meiner armen Frau, sie ist Mutter und fühlt als solche. Aber ich, ich wags nicht, meinem Sohn auszudrücken, wie sehr ich ihn liebe, das würde ihm unangenehm sein. Er kann derartige Herzensergießungen nicht leiden; viele tadeln ihn sogar wegen dieser Charakterfestigkeit und schreiben sie dem Stolz und der Gefühllosigkeit zu; aber Männer wie er dürfen nicht mit derselben Elle gemessen werden wie gemeine Sterbliche, nicht wahr? Ein anderer z.B. hätte an seiner Stelle des Vaters Geldbeutel fortwährend zur Ader gelassen. Er aber hat nie eine Kopeke zuviel von uns verlangt, das kann ich Sie versichern.«

»Er ist ein uneigennütziger, makelloser Mensch,« sagte Arkad.

»Wie Sie sagen, ein Muster von Uneigennützigkeit. Was mich betrifft, Arkad Nikolaitsch, ich bet ihn nicht bloß an, ich bin stolz auf ihn, und was meinem Stolz am meisten schmeichelt, ist der Gedanke, daß man einst in seiner Lebensbeschreibung folgende Zeilen lesen wird: ›Sohn eines einfachen Regimentsarztes, der jedoch frühzeitig

sein Talent erkannte und für seine Ausbildung alles tat ...‹« die Stimme des Greises erlosch.

Arkad drückte ihm die Hand.

»Was meinen Sie?« fragte Wassili Iwanowitsch nach kurzem Schweigen; »in der medizinischen Karriere wird er sich wohl nicht den Ruhm holen, den Sie ihm prophezeien?«

»Ohne Zweifel nicht, obgleich er auch in diesem Fach bestimmt ist, zu den Gelehrtesten zu gehören.«

»Welches ist dann die Karriere, in der ...«

»Das kann ich Ihnen jetzt gleich nicht sagen, aber er wird ein berühmter Mann sein.«

»Ein berühmter Mann!« wiederholte der Greis und versank in tiefe Träumerei.

»Arina Vlassiewna läßt Sie bitten, zum Tee zu kommen,« sagte Anfisuschka, die mit einer ungeheuren Platte Himbeeren vorüberging.

Wassili Iwanowitsch fuhr zusammen, richtete sich aber wieder auf.

»Gibt es Rahm zu den Himbeeren?« fragte er.

»Ja, das gibts.«

»Daß er nur ja recht kalt ist, hörst du! Machen Sie keine Umstände, Arkad Nikolaitsch, nehmen Sie mehr. Wo bleibt Eugen so lange?«

»Ich bin hier,« antwortete Bazaroff aus Arkads Zimmer.

Wassili Iwanowitsch wandte sich rasch um.

»Ah! Du wolltest unsern Gast überraschen; aber du kommst zu spät, *amice,* denn wir plaudern schon seit einer Stunde zusammen. Nun komm zum Tee, deine Mutter erwartet uns. Apropos! ich muß dich etwas fragen.«

»Was?«

»Es ist hier ein Bauer, der an einem *icterus* leidet.«

»Das heißt, er hat die Gelbsucht.«

»Ja, er hat einen Anfall von chronischem und hartnäckigem *icterus.* Ich habe ihm Tausendgüldenkraut und Quecken verschrieben; auch hieß ich ihn gelbe Rüben essen und Sodawasser trinken. Aber das sind lauter ›Polliative‹; man sollte ihm etwas Kräftigeres verabreichen. Obgleich du dich über die Medizin lustig machst, kannst du mir doch gewiß einen guten Rat geben.«

»Wir wollen später darüber reden. Kommt zum Tee.«

Wassili Iwanowitsch sprang leicht von der Bank auf und stimmte das Lied aus »Robert der Teufel« an:

Der Wein, der Wein, das Spiel, die Schönen,

Sie lieb, sie lieb, sie lieb ich nur allein.

»Welche Lebenskraft!« sagte Bazaroff, während er vom Fenster trat.

Es war um die Mittagszeit. Trotz des feinen Vorhangs weißlicher Wolken, die den Himmel bedeckten, war es erstickend heiß. Ringsum herrschte Stille, nur die Hähne im Dorfe krähten, und die langgezogenen Töne verursachten allen, die sie hörten, ein sonderbares Gefühl von Faulheit und Langerweile. Von Zeit zu Zeit erhob sich aus dem Gipfel eines Baumes wie ein Klageruf der durchdringende Schrei eines jungen Sperbers. Arkad und Bazaroff lagen im Schatten eines kleinen Heuschobers auf einem Haufen Gras, welches bei der geringsten Bewegung raschelte, obgleich es noch grün und duftig war.

»Diese Espe da«, sagte Bazaroff, »ruft mir meine Kindheit zurück; sie steht am Rand eines Grabens, der sich auf dem Platz einer ehemaligen Ziegelei gebildet hat. Ich war damals überzeugt, daß dieser Baum und dieser Graben die Kraft eines Talismans haben: ich langweilte mich nie in ihrer Nähe. Ich begriff damals noch nicht, daß ich mich nur darum nicht langweilte, weil ich ein Kind war. Jetzt, da ich groß geworden bin, hat der Talisman seine Kraft verloren.«

»Wie viele Jahre hast du im ganzen hier verbracht?« fragte Arkad.

»Zwei Jahre hintereinander; später kamen wir von Zeit zu Zeit hierher. Wir führten ein Nomadenleben und zogen fast immer von einer Stadt zur andern.«

»Ist das Haus schon lange gebaut?«

»Ja ... Mein Großvater hat es gebaut, der Vater meiner Mutter.«

»Was war er, dein Großvater?«

»Der Teufel soll mich holen, wenn ichs weiß! Ich glaube Major zweiter Klasse. Er hat unter Suworow gedient und erzählte beständig von ihrem Übergang über die Alpen, wahrscheinlich schnitt er gehörig auf.«

»Deshalb hängt in eurem Wohnzimmer das Bildnis Suworows? Ich liebe solche alte warme Häuschen wie das eure sehr; sie haben auch

einen ganz eigentümlichen Geruch.«

»Ja, nach Öl und Wäsche,« erwiderte Bazaroff. »Und die Menge Mücken in diesen niedlichen Wohnungen! Pah!«

»In deiner Kindheit«, fuhr Arkad nach kurzem Schweigen fort, »hat man dich nicht streng gehalten?«

»Du kennst meine Eltern, sie sind keine Menschenfresser.«

»Du liebst sie sehr, Eugen?«

»O ja, Arkad!«

»Sie hängen sehr an dir!«

Bazaroff antwortete nichts.

»Weißt du, an was ich denke?« sagte er endlich, indem er die Hand unter den Kopf schob.

»Nein, sprich!«

»Ich denke, daß das Leben für meine Eltern sehr süß ist! Mein Vater interessiert sich für alles, obgleich er seine sechzig Jahre hinter sich hat; er spricht von ›Polliativ‹ mitteln, behandelt Kranke, spielt den Großmütigen bei den Bauern und ist dabei seelenvergnügt. Meine Mutter kann sich auch nicht beklagen; ihr Tag ist von so vielerlei Geschäften, ›Ohs!‹ und ›Ahs!‹ ausgefüllt, daß sie gar keine Zeit hat, zu sich selber zu kommen; und ich ...«

»Und du?«

»Und ich, ich sage mir: Da lieg ich neben diesem Schober ... Der Platz, den ich einnehme, ist so unendlich klein im Vergleich zu dem übrigen Raum, wo ich nicht bin und wo man sich aus mir nichts macht, und die Zeit, die mir zu leben vergönnt sein wird, ist so kurz neben der Ewigkeit, in der ich nicht war und in der ich nie sein werde.. und doch in diesem Atom, in diesem mathematischen Punkt kreist das Blut, arbeitet das Gehirn und will auch etwas ... Welcher Unsinn! Welche Albernheit!«

»Erlaub mir, dir eine Bemerkung zu machen: was du da sagst, paßt im ganzen für alle Menschen ...«

»Das ist richtig,« erwiderte Bazaroff, »ich wollte sagen, daß diese braven Leute, ich meine nämlich meine Eltern, sich beschäftigen und nicht an ihr Nichts denken; es ekelt und stinkt sie nicht an, während ich nur Langeweile und Haß zu empfinden vermag.«

»Haß? warum das?«

»Warum? welche Frage! Hast du denn vergessen?«

»Ich erinnere mich an alles, aber ich glaube nicht, daß es dir ein Recht gibt, zu hassen ... Du bist unglücklich, ich gebe es zu, aber ...«

»Ei! ei! Arkad Nikolaitsch, ich sehe, du verstehst die Liebe, wie alle jungen Leute von heut; du lockst die Henne put, put, put! und sobald die Henne kommt, nimmt man Reißaus! Das ist die Art nicht, wie ich es mache. Doch lassen wir das. Wenn einer Sache nicht zu helfen ist, so ist es eine Schande, sich mit ihr abzugeben.« – Er legte sich auf die Seite und fuhr fort: »Ah, da ist eine Ameise, welche lustig eine halbtote Mücke schleift. Immerzu, Alte, immerzu! Mach dir nichts aus ihrem Sträuben. Du kannst in deiner Eigenschaft als Tier jedes Gefühl von Erbarmen verschmähen. Das ist nicht wie unsereiner, die wir uns freiwillig vernichtet und zerbrochen haben.«

»Du solltest nicht so sprechen, Eugen! wann hast du dich zerbrochen, wie du sagst?«

Bazaroff richtete den Kopf auf.

»Ich glaube das Recht zu haben, stolz darauf zu sein. Ich habe mich nicht selbst zerbrochen, und einem Weib wird das sicher nie gelingen. Amen! es ist aus! Du wirst kein einziges Wort mehr über diesen Gegenstand von mir hören.«

Die beiden Freunde lagen einige Augenblicke da, ohne zu sprechen.

»Ja,« nahm Bazaroff wieder das Wort, »der Mensch ist ein sonderbares Wesen. Wenn man so von der Seite und von weitem das dunkle Leben betrachtet, welches hier die ›Väter‹ führen, so scheint es, als ob alles vollkommen sei. Iß, trinke und lebe deiner Meinung nach so weise und regelmäßig als möglich. Es ist doch nichts; die Langeweile packt dich bald. Man empfindet das Verlangen, unter andere Menschen zu gehen, wärs auch nur, um mit ihnen zu streiten – gleichviel, man muß eben unter sie gehen.«

»Man müßte das Leben so einrichten, daß jeder Augenblick eine Bedeutung hätte,« sagte Arkad nachdenklich.

»Gewiß! es ist immer angenehm, etwas zu bedeuten, selbst wenn es mit Unrecht geschähe. Man würde sich zur Not sogar die unbedeutenden Dinge gefallen lassen ... Aber die Kleinigkeiten, die Erbärmlichkeiten ... das ist das Übel!«

»Es gibt keine Kleinigkeiten für den, der keine anerkennen will.«

»Hm! Du hast da einen umgekehrten Gemeinplatz ausgesprochen.«

»Wie? Was meinst du damit?«

»Die Versicherung zum Beispiel, daß die Zivilisation nützlich sei, ist ein Gemeinplatz, die Behauptung aber, daß die Zivilisation schädlich sei, ist ein umgekehrter Gemeinplatz. Das lautet ein wenig vornehmer, aber im Grund ist es absolut ein Ding.«

»Aber die Wahrheit, wo muß man sie denn suchen?«

»Wo? Ich antworte dir wie das Echo; wo?«

»Du bist heute zur Schwermut aufgelegt, Eugen!«

»Wahrhaftig? es scheint, die Sonne hat mir auf den Kopf gebrannt, und dann, wir haben zuviel Himbeeren gegessen.«

»Da wärs gut, einen Schlaf zu tun,« sagte Arkad.

»Sei's, nur schau mich nicht an ... man sieht immer dumm aus, wenn man schläft.«

»Es ist dir also nicht gleichgültig, was man von dir denkt?«

»Ich weiß nicht recht, was man darauf antworten soll. Ein Mann, der dieses Namens wahrhaftig würdig ist, dürfte sich um das, was man von ihm denkt, nicht kümmern; der wahre Mann ist der, der andern nichts zu denken gibt, sondern sie zwingt, ihm zu gehorchen oder ihn zu verabscheuen.«

»Das ist sonderbar! ich verabscheue niemand,« sagte Arkad nach kurzem Besinnen.

»Und ich verabscheue viele Leute! Du hast eine milde Seele, ein wahres Pflaumenkompott, wie könntest du verabscheuen? ... Du bist furchtsam, hast kein Selbstvertrauen ...«

»Und du,« erwiderte Arkad, »du hast noch viel Selbstvertrauen? Du schätzst dich sehr hoch?«

Bazaroff antwortete ihm nicht sogleich.

»Wenn ich einmal einem Menschen begegne, der in meiner Gegenwart nicht die Ohren hängen läßt,« versetzte Bazaroff langsam, »dann werde ich meine Meinung über mich selber ändern. – Verabscheuen?« fuhr er fort ... »aber halt einmal, du hast vor kurzem gesagt, als wir an der großen und saubern Isba eures Starosten Philipp vorübergingen: Rußland werde so lange nicht auf seiner Höhe angekommen sein, bis der letzte Bauer eine solche Wohnung habe, und jeder von uns müsse dazu beitragen ... Nun wohlan, ich habe sofort diesen Bauer verabscheut, heiß er Philipp oder Jakob, für dessen Wohl ich schanzen soll, ohne daß er mirs im mindesten Dank

wüßte. Und doch, was sollt ich mit seiner Dankbarkeit tun? Wenn er in seiner guten Isba wohnt, dann werde ich die Nesseln auf dem Kirchhof düngen. Und was dann?«

»Schweig, Eugen, wenn man dich heute hört, ist man fast versucht, denen recht zu geben, die uns vorwerfen, daß wir keine Grundsätze haben.«

»Du sprichst wie dein würdiger Onkel. Es gibt keine Grundsätze. Hast du das bisher noch nicht gewußt? Es gibt nur Sensationen. Alles hängt von Sensationen ab.«

»Wieso?«

»Jawohl. Nimm mich zum Beispiel: Wenn ich vom Geist der Verneinung und des Widerspruchs beherrscht bin, so hängt das von meinen Sensationen ab. Es ist mir angenehm, zu verneinen, mein Hirn ist so gebaut und damit Punktum! Warum habe ich Gefallen an der Chemie? Warum ißt du gerne Äpfel? Alles kraft der Sensationen. Da liegt die Wahrheit, und nie werden die Menschen tiefer dringen. Man gesteht sichs nicht gerne, und selbst ich werde dirs nicht mehr wiederholen.«

»Aber von diesem Standpunkte aus wäre die Tugend selber nichts als eine Sensation?«

»Ohne allen Zweifel!«

»Eugen!« erwiderte Arkad in betrübtem Ton.

»Ah! Wahrhaftig? Der Bissen ist nicht nach deinem Geschmack,« sagte Bazaroff. »Nein, mein Lieber, wenn man entschlossen ist, alles abzumähen, muß man seine eigenen Beine nicht schonen. Aber wir haben nun in dieser Weise genug philosophiert. Die Natur ladet uns zur Ruh des Schlummers ein, sagt Puschkin.«

»Er hat nie etwas Ähnliches gesagt,« erwiderte Arkad.

»Wenn ers nicht gesagt hat, hätte ers in seiner Eigenschaft als Dichter sagen können oder sollen. Apropos, er war doch Soldat?«

»Puschkin war nie Soldat.«

»Geh doch! auf jeder Seite ruft er aus: ›Zu den Waffen! zu den Waffen! für die Ehre Rußlands!‹«

»Woher nimmst du alle diese Erfindungen? ich nenne das verleumden.«

»Verleumden? wie hübsch! Glaubst du mich mit diesem Worte zu erschrecken? Welche Verleumdungen man immer über einen

Menschen verbreitet, er verdient noch zwanzigmal mehr.«

»Suchen wir lieber zu schlafen,« sagte Arkad verletzt.

»Mit dem größten Vergnügen,« antwortete Bazaroff.

Aber sie konnten beide nicht einschlafen, ein Gefühl von Feindseligkeit hatte sich in ihr Herz geschlichen. Nach wenigen Minuten öffneten sie die Augen und blickten sich schweigend an.

»Sieh,« sagte plötzlich Arkad, »sieh dies verdorrte Blatt, welches sich eben von einer Platane löste und zur Erde fällt, es flattert in der Luft, ganz wie ein Schmetterling. Ist das nicht sonderbar? Das Traurigste und Toteste was es gibt, gleicht dem Heitersten und Lebendigsten!«

»Mein teurer Arkad Nikolajewitsch,« rief Bazaroff aus, »ich bitte dich um Gottes willen, sprich nicht poetisch.«

»Ich spreche, wie ichs verstehe ... Aber wahrhaftig, das streift an Tyrannei. Wenn mir ein Gedanke kommt, warum soll ich ihn nicht ausdrücken?«

»Das ist richtig; aber warum soll ich nicht gleichfalls sagen, was ich denke? Ich finde es unanständig, poetisch zu sprechen.«

»Es ist deiner Meinung nach ohne Zweifel anständiger, Grobheiten zu sagen?«

»Heh! heh! ich seh, du bist entschlossen, in die Fußstapfen deines Onkels zu treten. Wie glücklich wär dieser Idiot, wenn er dich hören könnte!«

»Wie hast du Paul Petrowitsch genannt?«

»Wie er es verdient: einen Idioten.«

»Das wird unerträglich!« rief Arkad aus.

»Ah! der Familiensinn ist erwacht,« sagte Bazaroff ruhig. »Ich habe bemerkt, daß er bei allen Menschen tief eingewurzelt ist. Sie sind fähig, auf alles zu verzichten, alle Vorurteile abzulegen; aber anzuerkennen zum Beispiel: daß ein Bruder, der Taschentücher gestohlen hat, ein Dieb ist, das geht über ihre Kräfte. In der Tat, eine Person, die mir so nahe steht, ›mein‹ Bruder, könnte er nicht ein Genie sein?«

»Ich habe einzig dem Sinn für Gerechtigkeit und keineswegs dem für die Familie gehorcht,« antwortete Arkad lebhaft. »Aber da du für diesen Sinn kein Verständnis hast, da diese ›Sensation‹ dir fehlt, solltest du gar nicht davon sprechen.«

»Das kommt darauf hinaus: Arkad Kirsanoff ist mir zu hoch, als daß ich ihn verstehen könnte; ich beuge mich und verurteile mich zum Stillschweigen.«

»Hör doch auf, Eugen! ich bitte dich; wir bekommen schließlich noch Händel.«

»Ach, ich beschwöre dich, Arkad, wir wollen Händel anfangen, wir wollen uns tüchtig prügeln, bis zur Vertilgung der tierischen Wärme.«

»Das führt am Ende in Wirklichkeit zu ...«

»Zu Faustschlägen?« fiel Bazaroff ein, »warum nicht? hier auf diesem Heuhaufen, in dieser ganzen idyllischen Umgebung, entfernt von der Welt und den Blicken der Menschen, es könnte gar nicht schöner sein. Aber du bist nicht imstande, dich mit mir zu messen. Ich werde dich bei der Kehle packen ...«

Bazaroff streckte seine knochigen Finger aus ... Arkad wandte sich lachend um und schickte sich zur Verteidigung an ... Aber das Gesicht seines Freundes, das Grinsen, welches seine Lippen verzog, und das düstere Feuer, das in seinen Augen glühte, schien ihm eine solch ernste Drohung auszudrücken, daß ihn unwillkürlich ein Gefühl von Furcht überkam ...

»Ah! find ich euch endlich!« rief in diesem Augenblick Wassili Iwanowitsch, welcher in einem Wams von zu Hause gewebter Leinwand und mit einem Strohhut aus derselben Fabrik auf dem Kopf vor den jungen Leuten erschien. »Ich habe euch gesucht und gesucht ... Aber ihr habt einen prächtigen Platz gewählt und überlaßt euch einem süßen Zeitvertreib. ›Auf der Erde liegend den Himmel betrachten‹ ... wißt ihr, daß diese Lage eine ganz eigentümliche Bedeutung hat?«

»Ich betrachte den Himmel nur, wenn ich niesen will,« sagte Bazaroff mürrisch, und zu Arkad tretend, fügte er leise hinzu: »Es tut mir leid, daß er uns verhindert hat.«

»Geh! es ist genug!« sagte Arkad und drückte ihm verstohlen die Hand.

»Ich schau euch an, meine jungen Freunde,« fuhr Wassili Iwanowitsch kopfschüttelnd fort, wobei er seine gefalteten Hände auf einen Stock stützte, den er selbst kunstvoll spiralförmig gewunden und oben mit einem Türkenkopf verziert hatte, »ich schau euch an

und kann es nicht satt bekommen. Wieviel Kraft, Jugend, Fähigkeit, Talent steckt in euch ... Kastor und Pollux!«

»Gut!« rief Bazaroff aus, »jetzt stürzt er sich in die Mythologie! Man sieht sofort, daß er seinerzeit im Latein stark war. Hast du nicht eine silberne Medaille für deine Schularbeiten erhalten?«

»Dioskuren! Dioskuren!« wiederholte Wassili Iwanowitsch.

»Geh, Vater! sei vernünftig, etwas weniger Zärtlichkeit.«

»Einmal von Zeit zu Zeit macht noch keine Gewohnheit,« stotterte der Greis. »Übrigens bin ich nicht gekommen, meine Herren, um euch Komplimente zu machen, sondern erstens, um euch anzukündigen, daß wir bald essen werden, und zweitens, um dich zu benachrichtigen, Eugen ... Du bist ein Bursche von Geist, du kennst die Männer und die Frauen, wirst also verzeihen ... deiner Mutter lag sehr daran, Dankgebete für deine Ankunft lesen zu lassen. Bilde dir nicht ein, daß ich dich auffordern will, denselben anzuwohnen, die Zeremonie ist schon vorüber. Aber der Pater Alexis ...«

»Der Pope?«

»Ja! der Priester ist drinnen ... und wird zum Essen bleiben ... Ich hab es selber nicht vermutet und riet ihm sogar ab ... aber ich weiß nicht, wie es kam.. er hat mich nicht verstanden ... zudem, Arina Vlassiewna ... immerhin aber ist er ein sehr gescheiter und in jeder Hinsicht angenehmer Mann.«

»Ich hoffe, er wird mir meine Portion bei Tische nicht wegessen?« fragte Bazaroff.

Wassili Iwanowitsch lachte.

»Nein! gewiß nicht!« erwiderte er.

»Mehr verlange ich nicht, meinethalben kannst du zu uns an den Tisch setzen, wen du willst.«

»Ich wußte ja wohl, daß du über alle Vorurteile erhaben bist. Es wär auch etwas stark. Hab doch ich, der ich bereits mein dreiundsechzigstes angetreten, gleichfalls keine. (Wassili Iwanowitsch wagte nicht zu gestehen, daß es ihm um die Gebete nicht minder zu tun war als seiner Frau, denn er war so religiös wie sie.) Aber der Pater Alexis wünschte sehr, deine Bekanntschaft zu machen. Ich bin überzeugt, daß er dir gefallen wird. Er macht sehr gern ein Spielchen und ... doch das bleibt unter uns ... raucht sogar seine Pfeife wie ein anderer.«

»Nun, wir werden nach Tisch eine Partie Jeralasch machen, und ich werd euch das Geld abnehmen.«

»He! he! he! Das wollen wir sehen.«

»Wie! willst du von gewissen Talenten Gebrauch machen?« fragte Bazaroff mit ganz besonderer Betonung.

Eine leichte Röte überzog die bronzefarbenen Wangen Wassili Iwanowitschs.

»Schämst du dich nicht, Eugen ... was vorbei ist, ist vorbei. Nun ja, ich wills vor unserem jungen Freund bekennen, daß ich in meiner Jugend diese Leidenschaft hatte, aber ich habs teuer bezahlt! Wie heiß es heute ist! Erlaubt mir, neben euch Platz zu nehmen, wenn ich euch nicht störe?«

»Keineswegs!« antwortete Arkad.

Wassili Iwanowitsch setzte sich auf das Heu und hob mit weinerlicher Stimme an:

»Dies Lager da, meine teuern Herren, erinnert mich an mein Soldatenleben, an Biwak und Ambulanzen; das spielte auch so neben einem Schober, wenn noch einer da war!« – er tat einen Seufzer – »ach, ich hab gräßliche Szenen gesehen in meinem Leben! ich will euch, wenn ihrs erlaubt, eine Episode von der Pest erzählen, die uns in Bessarabien dezimiert hat.«

»Und die dir den St. Wladimirorden eingetragen hat,« sagte Bazaroff, »ich kenns! ich kenns! ... Apropos, warum trägst du ihn nicht?«

»Ich sagte dir ja eben, daß ich keine Vorurteile habe,« antwortete Wassili Iwanowitsch verlegen (er hatte das rote Band erst tags zuvor aus dem Knopfloch trennen lassen). Und er fing an, die fragliche Episode zu erzählen.

»Sehen Sie den! er ist eingeschlafen,« flüsterte er plötzlich Arkad ins Ohr, indem er auf Bazaroff zeigte und vertraulich mit den Augen blinzte.

»Eugen, auf!« setzte er laut hinzu, »wir wollen zum Essen gehen!«

Pater Alexis, ein kräftiger, hochgewachsener Mann mit dichtem, sorgfältig gekämmtem Haar und breitem gesticktem Gürtel über dem lilaseidenen Rock, benahm sich mit viel Verstand und Takt. Er schüttelte den jungen Leuten zuerst die Hand, als ob er zum voraus gewußt hätte, daß ihnen keineswegs etwas daran gelegen sei, seinen

Segen zu empfangen, und ohne seinem Stand etwas zu vergeben, verstand er es sehr gut, niemanden zu verletzen. Er scheute sich nicht, gelegentlich über das Latein, das man in den Seminarien lehrt, einige Scherze zu machen, und nahm sich gleich darauf wieder seines Erzbischofs an; nachdem er zwei Glas Wein getrunken hatte, schlug er das dritte aus; er nahm die Zigarre an, die ihm Arkad gab, rauchte sie aber nicht, sondern sagte, daß er sie mitnehmen wolle. Doch hatte er die weniger angenehme Gewohnheit, jeden Augenblick die Hand langsam und vorsichtig dem Gesicht zu nähern, um die Mücken zu fangen, die sich daraufgesetzt hatten, wobei es ihm manchmal widerfuhr, daß er sie zerquetschte. Er setzte sich an den Spieltisch, ohne besonderes Vergnügen dabei zu verraten, und gewann Bazaroff schließlich zwei Rubel fünfzig Kopeken Papier ab (von »Rubel Silber« hatte man in dem Hause der Arina Vlassiewna keine Vorstellung). Arina, die nie spielte, saß neben ihrem Sohn, das Kinn nach ihrer Gewohnheit auf die Hand gestützt, und stand nur auf, um weitere Erfrischungen zu bestellen. Sie fürchtete, zuviel Aufmerksamkeit für Bazaroff zu haben, und er ermunterte sie keineswegs dazu; überdies hatte ihr Wassili Iwanowitsch eingeschärft, ihn nicht zu quälen. »Die jungen Leute lieben das nicht,« sagte er ihr wiederholt. (Wir dürfen nicht vergessen, zu bemerken, daß für das Mittagessen nichts gespart war. Timofeitsch hatte sich mit Tagesanbruch in Person nach der Stadt begeben, um dort Fleisch erster Qualität zu kaufen; der Starost verfügte sich anderswohin, um Nalimes, Barsche und Krebse aufzutreiben; den Bauernweibern bezahlte man bis vierzig Kopeken für die Champignons.) Die Augen Arinas, beständig auf Bazaroff geheftet, drückten jedoch nicht bloß Hingebung und Zärtlichkeit aus; man las darin auch eine mit Neugier und Furcht und selbst mit einer Art stillen Vorwurfs gemischte Traurigkeit. Übrigens bekümmerte sich Bazaroff sehr wenig um das, was die Augen seiner Mutter ausdrücken mochten, er sprach fast nichts mit ihr und beschränkte sich darauf, ganz kurze Fragen an sie zu richten, doch bat er sie um ihre Hand, in der Hoffnung, daß ihm das Glück bringen werde. Arina Vlassiewna legte ihr zartes, weiches Händchen in die breite, rauhe Hand des Sohnes.

»Nun,« fragte sie ihn einen Augenblick darauf, »hilft es?«

»Es geht noch schlechter,« antwortete er mit sorglosem Lächeln.

»Der Herr spielt viel zu verwegen,« sagte Pater Alexis in bedauerndem Ton und streichelte seinen schönen Bart.

»So machte es Napoleon,« versetzte Wassili Iwanowitsch und spielte ein As aus.

»Und so muß Napoleon auf der Insel St. Helena gestorben sein,« erwiderte der Pater Alexis und stach das As mit einem Trumpf.

»Eniuchenka! willst du ein Glas Johannisbeerwein?« fragte Arina Vlassiewna ihren Sohn.

Bazaroff zuckte bloß die Achseln.

»Nein!« sagte Bazaroff am andern Morgen zu Arkad, »ich muß wieder fort von hier. Ich langweile mich hier, ich möchte arbeiten, und doch ist mirs unmöglich, etwas zu tun. Ich will zu euch zurückkehren, wo ich all mein Material gelassen habe. In eurem Hause kann man doch wenigstens allein sein, wenn man will. Aber hier wiederholt mir mein Vater beständig: Du kannst über mein Studierzimmer verfügen; da stört dich kein Mensch; und er selbst verläßt mich nicht mit einem Schritt. Auch würde ich mir doch einigermaßen ein Gewissen daraus machen, ihm meine Tür zu verschließen. Meine Mutter stört mich kaum weniger; ich höre sie beständig in ihrem Zimmer seufzen, und wenn ich zu ihr hineingehe, weiß ich ihr nichts zu sagen.«

»Deine Abreise wird sie sehr betrüben, und deinen Vater auch,« antwortete Arkad.

»Ich komme wieder.«

»Wann?«

»Auf der Rückreise nach Petersburg.«

»Deine Mutter besonders dauert mich.«

»Warum das? Etwa weil sie dir so gute Früchte zu essen gegeben hat?«

Arkad schlug die Augen nieder.

»Du kennst deine Mutter nicht,« sagte er zu Bazaroff, »sie hat nicht nur ein vortreffliches Herz, sie ist auch sehr gescheit. Wir haben diesen Morgen mehr als eine halbe Stunde zusammen geplaudert, und ihre Unterhaltung ist höchst verständig und interessant.«

»Ohne Zweifel war ich der Gegenstand derselben?«

»Wir haben auch von anderen Dingen gesprochen.«

»Es ist möglich, daß du recht hast, man sieht so etwas als Zuschauer oft besser; wie beim Billard. Wenn eine Frau imstande ist, eine halbe Stunde die Kosten der Unterhaltung zu tragen, so ist das schon ein gutes Zeichen. All das kann mich aber nicht abhalten, abzureisen.«

»Ich weiß nicht, wie du's angreifen willst, ihnen diese Nachricht beizubringen? Sie scheinen zu glauben, daß wir wenigstens noch vierzehn Tage hierbleiben.«

»Das kommt mir sehr ungelegen. Zudem hatte ich heute den dummen Einfall, meinen Vater zu necken, weil er neulich einen Bauern hat peitschen lassen, und zwar mit Recht. Ja ja, mit Recht, sieh mich nicht mit so großen Augen an; er hat sehr wohl daran getan, ihn zu strafen, weils ein unverbesserlicher Dieb und Trunkenbold ist; nur glaubte mein Vater nicht, daß ich in dieser Sache so gut unterrichtet sei, wie man zu sagen pflegt. Er ist darüber ganz betroffen gewesen; und gerade jetzt muß ich ihm den Kummer verursachen ... Doch was liegt daran! Das heilt bis zur Hochzeit.«

Obgleich Bazaroff diese letzteren Worte in ziemlich entschiedenem Tone gesprochen hatte, konnte er sich doch nicht entschließen, die Abreise seinem Vater früher anzukündigen, als im Augenblick, wo er ihm in seinem Studierzimmer gute Nacht wünschte. Mit gezwungenem Gähnen sagte er:

»Noch eins ... Fast hätte ich vergessen, dirs mitzuteilen ... Man wird morgen unsere Pferde zu Fedote vorausschicken müssen.«

Wassili Iwanowitsch blieb wie betäubt.

»Will uns Herr Kirsanoff verlassen?« fragte er endlich.

»Ja, und ich reise mit ihm.«

Wassili Iwanowitsch fuhr betroffen zurück.

»Du willst uns verlassen?«

»Ja ... ich habe zu arbeiten. Habe die Güte, die Pferde vorauszuschicken.«

»'s ist gut,« stammelte der Greis, »zum Relais ... ganz gut, recht ... nur ... nur ... ists möglich?«

»Ich muß auf einige Tage zu Kirsanoff. Ich komme dann wieder.«

»So? auf einige Tage ... es ist gut.«

Wassili Iwanowitsch nahm sein Taschentuch und schneuzte sich, indem er sich fast bis auf den Boden bückte.

»Gut! nun ja ... es soll besorgt werden. Aber ich dachte, daß du ... länger ... drei Tage ... nach drei Jahren Abwesenheit, das ist nicht ... das ist nicht viel, Eugen!«

»Ich sagte dir ja eben, daß ich bald wiederkomme, es ist unumgänglich notwendig ...«

»Unumgänglich ... Nun ja! Seine Pflicht muß man vor allem erfüllen ... Du willst, daß ich die Pferde vorausschicke? Es ist gut, aber wir waren nicht darauf gefaßt, Arina und ich! sie hat jetzt eben bei einer Nachbarin Blumen geholt, um dein Zimmer damit zu schmücken.«

Wassili Iwanowitsch sagte nicht, daß er jeden Morgen mit Tagesanbruch barfuß und in Pantoffeln Timofeitsch aufsuchte und ihm eine ganz zerrissene Banknote einhändigte, die er mit zitternden Händen aus dem untersten Säckel hervorholte; diese Banknote war zum Einkauf verschiedener Vorräte bestimmt, hauptsächlich von Eßwaren und rotem Wein, dem die jungen Leute stark zusprachen.

»Es gibt nichts Köstlicheres als die Freiheit; das ist mein Grundsatz ... man muß den Leuten keinen Zwang antun ... man muß ...«

Wassili Iwanowitsch verstummte plötzlich und ging nach der Türe.

»Wir sehen uns bald wieder, Vater, ich verspreche dirs.«

Aber Wassili Iwanowitsch wandte sich nicht um, er verließ das Zimmer mit einer Handbewegung. Beim Eintritt ins Schlafzimmer fand er seine Frau schon eingeschlafen; er betete leise, um sie nicht zu stören, dennoch wachte sie auf.

»Bist du’s, Wassili Iwanowitsch?« fragte sie.

»Ja, Mutter!«

»Du kommst gerade von Eniucha? Ich fürchte, daß er auf seinem Sofa nicht gut liegt. Ich habe übrigens Anfisuschka gesagt, daß sie ihm deine Feldmatratze und die neuen Kissen gibt; ich hätt ihm gern unser Federbett abgetreten, aber ich glaube mich zu erinnern, daß er nicht gern weich liegt.«

»Das tut nichts, Mutter, beruhige dich. Er hat über nichts zu klagen. ›Herr, vergib uns unsere Sünden!‹« fuhr er in seinem Gebet fort. Mehr sagte Wassili Iwanowitsch nicht; er wollte seiner armen Frau die Nachricht nicht mitteilen, welche ihre Ruhe gestört hätte.

Am anderen Morgen reisten die beiden jungen Leute ab. Alles im Hause hatte von früh an ein trauriges Ansehen gewonnen; Anfisuschka ließ die Platten fallen, die sie trug; Fedka sogar kam aus

der Fassung und fuhr schließlich aus seinen Stiefeln. Wassili Iwanowitsch machte sich noch mehr zu schaffen als sonst; er zwang sich, seinen Kummer zu verbergen, sprach sehr laut und trat mit Geräusch auf; aber sein Gesicht war eingefallen, und seine Augen suchten dem Sohn immer auszuweichen. Arina Vlassiewna weinte still; sie hätte den Kopf ganz verloren, wenn ihr der Mann nicht in aller Frühe eine lange Vorlesung gehalten hätte. Als Bazaroff sich endlich mit der wiederholten Versicherung, daß er vor Ablauf eines Monats wiederkommen werde, den Armen, die ihn zurückhielten, entwunden hatte und in dem Tarantaß saß, als die Pferde anzogen und der Ton der Glocke sich mit dem Rollen der Räder mischte, als es vergeblich war, dem Wagen länger nachzublicken, als der Staub sich gänzlich gelegt hatte und Timofeitsch wankend und ganz gebrochen sein Lager wieder suchte, als endlich die beiden Alten sich wieder allein in ihrem Hause befanden, das ihnen noch enger und älter vorkam ... warf sich Wassili Iwanowitsch, der wenige Minuten zuvor von der Treppe herab so stolz mit dem Tuch gewinkt hatte, in einen Sessel und ließ das Haupt auf die Brust sinken. »Er hat uns verlassen!« sagte er mit zitternder Stimme. »Verlassen! er langweilte sich bei uns. Da bin ich nun wieder allein, allein!« sagte er wiederholt und streckte jedesmal den Zeigefinger der rechten Hand aus. Arina Vlassiewna trat zu ihm, legte ihr weißes Haupt auf das weiße Haupt des Greises und sagte: »Was ist da zu machen, Wassili! Ein Sohn ist wie ein Lappen, der sich losreißt; er gleicht dem jungen Falken; es beliebt ihm zu kommen, und er kommt; es beliebt ihm zu gehen, und er fliegt davon; wir zwei aber, du und ich, wir sind wie zwei kleine Schwämme in einem hohlen Baume; eins neben dem andern, bleiben wir da für alle Zeit. Ich allein, ich werde nicht von dir lassen, wie du von deiner alten Frau nicht lassen wirst!«

Wassili Iwanowitsch erhob das Gesicht, welches er mit beiden Händen bedeckt hatte, und drückte seine Frau, seine Lebensgefährtin, inniger an sich, als ers je, selbst in seiner Jugend, getan; sie hatte ihm Trost gegeben in seinem Leid.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die beiden Freunde wechselten beinahe kein Wort, bis sie an Fedotes Haus angekommen waren. Bazaroff war mit sich selber nicht zufrieden, und Arkad war ärgerlich auf seinen Freund. Er fühlte überdies jene unbestimmte Traurigkeit, welche nur jungen Leuten beim ersten Eintritt in das Leben bekannt ist. Als umgespannt war und der Kutscher wieder auf dem Bock saß, fragte er, ob er rechts oder links fahren solle.

Arkad erbebte. Der Weg zur Rechten führte nach der Stadt und von da auf das Gut seines Vaters, der zur Linken führte zu Frau Odinzoff.

Er sah Bazaroff an.

»Links, Eugen?« sagte er.

Bazaroff wandte sich ab.

»Welche Dummheit!« murmelte er zwischen den Zähnen.

»Ich weiß wohl, daß es eine Dummheit ist,« antwortete Arkad. »Aber was tuts, 's ist nicht die erste, die wir begehen.«

Bazaroff schlug den Schirm seiner Mütze herunter.

»Tu wie du willst!« sagte er zuletzt.

»Fahr links!« rief Arkad dem Kutscher zu.

Der Tarantaß rollte in der Richtung von Nikolskoi dahin. Die beiden Freunde aber, nachdem sie jetzt entschlossen waren, eine Dummheit zu machen, beobachteten ein noch hartnäckigeres Schweigen als zuvor: sie schienen beinahe ergrimmt.

Aus der Art, wie der Haushofmeister der Frau Odinzoff sie auf der Treppe des Hauses empfing, merkten unsere jungen Reisenden gleich, daß es unbesonnen gewesen war, ihrem Einfall Folge zu leisten. Es war leicht zu bemerken, daß man sie durchaus nicht erwartete. Eingeladen, in den Salon zu treten, mußten sie längere Zeit warten und spielten da eine traurige Figur. Frau Odinzoff erschien endlich; sie redete sie mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit an, schien aber über ihre schnelle Wiederkehr erstaunt; sie war nicht besonders entzückt, sie wiederzusehen, soviel sich nach ihren gemessenen Worten und Bewegungen urteilen ließ. Sie beeilten sich, ihr mitzuteilen, daß sie nur im Vorbeikommen angesprochen hätten, und daß sie in zwei oder drei Stunden nach der Stadt zurückzukehren

gedächten. Ihre ganze Antwort war ein schwacher Ausruf der Überraschung; sie bat Arkad, seinen Vater von ihr zu grüßen, und schickte nach ihrer Tante; die Fürstin kam ganz verschlafen an, was den gewöhnlich bösen Ausdruck ihres gelben und welken Gesichts noch erhöhte. Katia war unwohl und verließ ihr Zimmer nicht. Arkad empfand in diesem Augenblick, daß er Katia ebensosehr wie die Herrin des Hauses zu sehen gewünscht hätte.

So vergingen vier Stunden in gleichgültigem Gespräch; Frau Odinzoff sprach und hörte zu, ohne zu lächeln. Nur im Augenblick der Abreise schien ihre alte Freundlichkeit wieder aufzuleben.

»Sie müssen mich recht mürrisch finden,« sagte sie, »aber bekümmern Sie sich nicht darum, und besuchen Sie mich beide bald wieder; hören Sie?«

Bazaroff und Arkad antworteten nur mit einer Verbeugung, stiegen wieder in den Wagen und ließen sich direkt nach Marino zurückfahren, wo sie ohne Aufenthalt am Abend des anderen Tages ankamen. Während der Fahrt sprach weder der eine noch der andere den Namen der Frau Odinzoff aus; Bazaroff beobachtete sogar ein beständiges Schweigen und starrte hartnäckig ins Weite.

In Marino wurden sie mit offenen Armen empfangen. Die lange Abwesenheit seines Sohnes fing an, Kirsanoff zu beunruhigen; er stieß einen Schrei aus, sprang auf das Sofa und stampfte mit den Füßen, als Fenitschka mit freudestrahlenden Augen ins Zimmer trat und ihm die »jungen Herren« meldete. Selbst Paul empfand eine angenehme Überraschung und lächelte mit Gönnermiene, als er den Neuangekommenen die Hand drückte. Man plauderte von der Reise; Arkad war der, welcher am meisten sprach, besonders beim Abendessen, und das Mahl zog sich weit über Mitternacht hinaus. Kirsanoff hatte mehrere Flaschen Porter auftragen lassen, der von Moskau kam, und er mundete ihm so vortrefflich, daß seine Wangen purpurrot wurden und er aus einem kindlichen und zugleich nervösen Lachen nicht herauskam. Diese allgemeine gute Laune ergriff sogar die Dienerschaft. Duniascha tat nichts, als wie närrisch hin und her laufen und die Türen hinter sich zuschlagen, und Peter versuchte es noch morgens zwei Uhr vergeblich, einen Kosakenwalzer auf der Gitarre zu spielen. Die Saiten des Instruments ließen in der ländlichen Stille wehmütigliebliche Töne durch die Nacht erklingen. Aber der gebildete Kammerdiener kam nie über die

ersten Läufe hinaus. Die Natur hatte ihm das musikalische Talent versagt, wie überhaupt jedes Talent.

Gleichwohl waren die Bewohner Marinos nicht frei von jeder Sorge, und der arme Kirsanoff hatte sein gut Teil davon. Die Farm verursachte ihm jeden Tag mehr Ärger, kleinen, erbärmlichen Ärger. Die gedungenen Arbeiter bereiteten ihm wahrhaft unerträgliche Verlegenheiten. Die einen forderten eine Lohnerhöhung und verlangten Abrechnung, die anderen liefen davon, nachdem sie Vorschuß erhalten hatten; die Pferde wurden krank, die Fuhrwerke waren jeden Augenblick dienstuntüchtig, die Arbeit wurde schlecht bestellt. Eine Dreschmaschine, die man von Moskau hatte kommen lassen, wurde zu schwer für den Gebrauch befunden; eine Putzmühle zerbrach am ersten Tage, wo man sie probierte; der Viehhof brannte zur Hälfte nieder dank einer alten halbblinden Viehmagd, welche bei einem starken Winde ihre kranke Kuh mit brennenden Kohlen hatte entzaubern wollen, und dieselbe Alte versicherte später, das Unglück sei erfolgt, weil der Herr sich habe beikommen lassen, Käsebereitung und derartige Neuerungen anzufangen. Der Verwalter wurde plötzlich faul und fett, wie jeder Russe, der auf Kosten eines anderen lebt. Seine ganze Tätigkeit beschränkte sich darauf, einem Ferkel, das vorüberging, einen Stein nachzuwerfen, oder ein kleines halbnacktes Kind zu schelten, sobald er Kirsanoff bemerkte. Er schlief beinahe die ganze übrige Zeit. Die Bauern, welche Zins zu zahlen hatten, zahlten nichts und stahlen Holz; die Wächter fingen nachts manchmal, ohne auf starken Widerstand zu stoßen, Bauernpferde ein, die auf den Gutswiesen weideten. Kirsanoff hatte eine Strafe auf die Vergehen gesetzt; aber meist wurden die gepfändeten Tiere ihren Eigentümern zurückgegeben, nachdem sie einige Tage in dem Stall des Gutsherrn gefüttert worden waren. Um der Verwirrung die Krone aufzusetzen, fingen die Bauern auch noch untereinander Händel an; Brüder verlangten die Teilung, weil ihre Weiber nicht mehr unter dem gleichen Dache leben konnten; jeden Augenblick kam eine Schlacht im Dorfe vor; ein Haufen Bauern rottete sich plötzlich und als ob er einem Befehlsworte gehorchte, vor der Amtsstube des Verwalters zusammen, ging von da mit zerschlagenem Gesicht und oft betrunken zu dem Gutsherrn und forderte mit lautem Geschrei Gerechtigkeit; und in all den Lärm mischte sich das Schluchzen und gellende Jammern der Weiber mit dem Geschrei und Geschimpf der Männer.

Man mußte den Streit schlichten, die Stimme erheben, bis man heiser wurde, und wußte doch im voraus, daß all diese Anstrengung vergeblich war. Bei der Ernte fehlte es an Händen; ein benachbarter »Odnodvorets«, dessen ehrliches Gesicht das größte Vertrauen einflößte, und der sich verbindlich gemacht hatte, zum Preise von zwei Rubeln für die Dessätine Arbeiter herbeizuschaffen, brach auf die schmählichste Weise sein Wort; die Bauernweiber des Ortes forderten einen unerhörten Tagelohn, und inzwischen fing das Getreide an auszufallen; dieselbe Not wiederholte sich bei der Heuernte, und als obs an all diesen Sorgen noch nicht genug gewesen wäre, forderte die Pupillenkammer unter Drohungen die sofortige Bezahlung der verfallenen Zinsen.

»Ich bin mit meinen Kräften zu Ende!« rief Nikolaus Petrowitsch mehr als einmal. »Es ist nicht möglich, daß ich diese Leute da selber bessern kann, und meine Grundsätze erlauben mir nicht, die Hilfe der Polizei dazu in Anspruch zu nehmen. Gleichwohl werden sie ohne Furcht vor Strafe nie etwas tun.«

»Ruhig! Ruhig!« antwortete Paul Petrowitsch, schien aber, während er seinem Bruder Ruhe empfahl, selber sehr unzufrieden zu sein und strich sich den Schnurrbart.

Bazaroff blieb all dieser »Misere« fremd, zudem erlaubte ihm seine Stellung im Hause nicht wohl, anders zu handeln. Den Tag nach seiner Rückkehr nach Marino hatte er seine Untersuchungen über die Frösche und Jufusorien und über gewisse chemische Verbindungen wieder aufgenommen und war ganz in diese Arbeiten vertieft. Was Arkad betrifft, so hielt er es für seine Pflicht, wo nicht seinem Vater zu Hilfe zu kommen, doch wenigstens seine Bereitwilligkeit dazu zu zeigen. Er hörte ihn geduldig an und wagte es eines Tags, ihm einen Rat zu geben, nicht so ganz in der Hoffnung, ihn befolgt zu sehen, als um wenigstens seinen guten Willen zu beweisen. Die häuslichen Geschäfte erregten ihm keinen Widerwillen; er nahm sich sogar vor, sich dereinst mit Liebe der Landwirtschaft zu widmen; für den Augenblick aber hatte er andere Gedanken im Kopf. Zu seiner großen Verwunderung mußte er beständig an Nikolskoi denken; früher hätte er die Achseln gezuckt, wenn ihm jemand gesagt hätte, daß er sich unter dem gleichen Dach mit Bazaroff, und unter welchem Dach noch dazu! unter dem väterlichen Dach, würde langweilen können; aber er

langweilte sich in der Tat und wäre gern weit weg gewesen. Er nahm sich vor, lange Spaziergänge zu machen, aber das half ihm nichts.

Als Arkad eines Tages mit seinem Vater plauderte, erfuhr er, daß dieser mehrere ziemlich interessante Briefe aufbewahrt hatte, welche die Mutter der Frau Odinzoff einst an seine Frau gerichtet hatte, und er bat so inständig um dieselben, daß Nikolaus Petrowitsch sie nicht ohne Mühe unter seinen alten Papieren hervorsuchte und ihm einhändigte. Einmal im Besitz dieser halbverblaßten Briefe, fühlte er sich ruhiger, als ob er endlich das Ziel gefunden hätte, nach dem er streben müsse. »Und zwar beide; hören Sie! hat sie von selber hinzugesetzt.« Dieser Gedanke wollte ihm nicht aus dem Kopf. »Ich gehe hin! Ich gehe hin, ja der Teufel soll mich holen!« Wenn er sich aber dann an den letzten Besuch in Nikolskoi und an den kalten Empfang erinnerte, gewann seine Schüchternheit wieder die Oberhand. Endlich jedoch trug das »Wer weiß« der Jugend, der stille Wunsch, sein Glück zu versuchen, seine Kräfte ohne Zeugen und ohne Beschützer zu erproben, den Sieg davon. Noch waren keine zehn Tage seit der Rückkehr der jungen Leute nach Marino verflossen, als er unter dem Vorwand, die Einrichtung der Sonntagsschulen zu studieren, aufs neue in die Stadt und von da nach Nikolskoi reiste. Die Art, wie er den Kutscher beständig zur Eile antrieb, hatte etwas von einem jungen Offizier, der zum Kampfe eilt; Freude, Furcht und Ungeduld teilten sich in sein Herz. »Vor allem darf man nicht reflektieren,« wiederholte er sich unaufhörlich. Der Kutscher, der ihn führte, war ein durchtriebener Bauer, der vor jeder Kneipe anhielt und fragte: »Soll man nicht den Wurm umbringen?«

Wenn aber der Wurm umgebracht war, stieg er wieder auf seinen Bock und schonte seine Pferde nicht. Endlich zeigte sich das hohe Dach des wohlbekannten Hauses den Blicken Arkads.

»Was tu ich da?« fragte er sich plötzlich, aber es war nicht mehr möglich, umzukehren.

Die Pferde waren im vollen Lauf; der Kutscher feuerte sie mit Schreien und Pfeifen an.

Schon dröhnte die kleine hölzerne Brücke unter den Hufen der Pferde und unter den Rädern; da ist die lange Allee von Tannen, die wie Mauern geschnitten sind. Ein Rosakleid hebt sich von dem dunkeln Grün ab; ein jugendliches Gesicht blickt unter den feinen Fransen eines Sonnenschirms hervor ... Arkad hat Katia erkannt und

sie ihn auch. Er befiehlt dem Kutscher, die Pferde anzuhalten, die immer noch im Galopp liefen, springt aus dem Wagen und läuft ihr entgegen.

»Sie sinds!« rief Katia leicht errötend. – »Kommen Sie zu meiner Schwester; sie ist hier im Garten, es wird ihr sehr angenehm sein, Sie wiederzusehen.«

Katia führte Arkad in den Garten. Ihre Begegnung schien ihm glückverheißend; das Wiedersehen erfüllte ihn mit einer Freude, als ob sie eine seiner nahen Verwandten gewesen wäre. Alles ging zum besten. Kein Haushofmeister mit seinen feierlichen Gebärden, kein Warten im Salon. Er gewahrte Frau Odinzoff am Ende einer Allee; sie kehrte ihm den Rücken zu und wandte sich beim Geräusch der Schritte ruhig um. Arkad war nahe daran, aufs neue aus der Fassung zu kommen, aber die ersten Worte, die sie sprach, gaben ihm wieder seine volle Sicherheit.

»Guten Tag, Flüchtling!« sagte sie mit ihrer gleichmäßigen und schmeichelnden Stimme; damit ging sie ihm lächelnd und vor Sonne und Wind mit den Augen blinzend entgegen. – »Wo hast du ihn gefunden, Katia?«

»Ich bringe Ihnen etwas,« begann Arkad, »was Sie wohl schwerlich erwarten ...«

»Sie haben sich selber gebracht, das ist die Hauptsache.«

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Nachdem er Arkad mit ironischem Bedauern und gewissen Worten, welche zu verstehen gaben, daß er den wahren Zweck seiner Reise wohl errate, an den Wagen begleitet hatte, fing Bazaroff an, ganz zurückgezogen zu leben; er schien von einem Arbeitsfieber erfaßt zu sein. Er stritt nicht mehr mit Paul, da dieser bei solchen Gelegenheiten gar zu aristokratische Manieren annahm und weniger mit Worten als mit unartikulierten Lauten antwortete. Ein einziges Mal hatte sich Paul in einen Streit mit dem Nihilisten eingelassen über die Rechte des Adels in den baltischen Provinzen, welche damals an der Tagesordnung waren; er brach jedoch plötzlich ab und sagte mit kalter Höflichkeit:

»Übrigens werden wir uns nie verständigen. Ich wenigstens habe nicht die Ehre, Sie zu begreifen.«

»Ich zweifle nicht daran,« rief Bazaroff. »Der Mensch kann alles begreifen: die Schwingungen des Äthers und die Veränderungen, die in der Sonne vorgehen; aber er wird nie begreifen, daß man sich anders schneuzen könne, als er es tut.«

»Sie finden das geistreich?« erwiderte Paul und setzte sich ans andere Ende des Zimmers.

Gleichwohl kam es ihn an, Bazaroff um die Erlaubnis zu bitten, seinen Versuchen beiwohnen zu dürfen. Paul näherte sogar einmal sein gewaschenes und mit den seltensten Essenzen parfümiertes Gesicht dem Mikroskop; es galt, ein durchsichtiges Infusorientier ein grünliches Atom verschlingen zu sehen, das es mit gewissen in seinem Schlund befestigten Ansätzen hin und her drehte. Nikolaus Petrowitsch kam viel öfter auf Bazaroffs Zimmer als sein Bruder; er wäre alle Tage gekommen, um seinen Unterricht zu nehmen, wie er sagte, wenn ihn die häuslichen Geschäfte nicht anderswohin gerufen hätten. Er störte den jungen Naturforscher durchaus nicht; er setzte sich in eine Ecke des Zimmers, folgte den Versuchen desselben mit Aufmerksamkeit und erlaubte sich nur selten, eine bescheidene Frage an ihn zu stellen. Beim Mittag- und Abendessen suchte er die Unterhaltung auf Physik, Geologie oder Chemie zu leiten, da alle andern Gegenstände, selbst landwirtschaftliche Fragen, von politischen Angelegenheiten wohlverstanden gar nicht zu reden,

vielleicht Streit oder doch wenigstens unangenehme Erörterungen herbeiführen konnten. Kirsanoff war überzeugt, daß die Abneigung seines Bruders gegen Bazaroff nicht abgenommen habe. Ein übrigens unbedeutender Umstand bestärkte ihn in dieser Ansicht. Die Cholera fing an, sich in der Umgegend zu zeigen, und hatte sogar zwei Bewohner Marinos weggerafft. Paul wurde in einer Nacht ziemlich heftig von ihr befallen; er litt Schmerzen bis zum Morgen, ohne zu der Kunst Bazaroffs seine Zuflucht zu nehmen. Als ihn dieser am andern Morgen besuchte und fragte, warum er ihn nicht habe rufen lassen, antwortete er ihm noch ganz bleich, aber gleichwohl sorgfältig gekämmt und rasiert: »Ich meine, Sie sagen gehört zu haben, daß Sie nicht an die Medizin glauben.« Das alles hinderte Bazaroff nicht, seine einsamen Arbeiten unablässig fortzusetzen; gleichwohl gab es im Hause jemand, dem er sich allerdings nicht ganz erschloß, dessen Gesellschaft ihm aber sehr angenehm war: das war Fenitschka. Er begegnete ihr gewöhnlich des Morgens früh im Garten oder im Hof; er betrat ihr Zimmer niemals, und sie näherte sich nur ein einziges Mal seiner Türe, um ihn zu fragen, ob sie wohl tun würde, Mitia zu baden. Und doch hatte sie, weit entfernt, ihn zu fürchten, das vollste Vertrauen zu ihm und fühlte sich in seiner Gegenwart sogar freier und ungezwungener als vor Nikolaus Petrowitsch. Es wäre ziemlich schwer, den Grund hiervon anzugeben; vielleicht war es, weil sie instinktiv begriff, daß Bazaroff durchaus nichts vom gnädigen Herrn, vom »Baron«, an sich habe, nichts von jener Art Überlegenheit, die zugleich anzieht und einschüchtert. Er war in ihren Augen ein vortrefflicher Doktor und ein braver Mann. Seine Gegenwart hinderte sie nicht, sich mit ihrem Kinde abzugeben, und einmal, als sie sich plötzlich von Schwindel und Kopfweh befallen fühlte, nahm sie von seiner Hand einen Löffel Arznei. In Nikolaus Petrowitsch Anwesenheit zeigte sie sich weniger vertraut mit Bazaroff, keineswegs aus Berechnung, sondern aus einer Art von Schicklichkeitsgefühl. Paul flößte ihr mehr als jemals Furcht ein; er schien seit einiger Zeit ihr Benehmen auszukundschaften und kam, als ob er aus der Erde gestiegen wäre, in seinem englischen Anzug, mit seinem unbeweglichen Gesicht, seinem durchbohrenden Blick und die Hände in den Taschen, plötzlich hinter Fenitschkas Rücken zum Vorschein. »Man bekommt einen förmlichen Schauder vor ihm,« sagte Fenitschka zu Duniascha, und diese antwortete mit einem

Seufzer, den ihr die Erinnerung an einen andern Gefühllosen erpreßte. Das war Bazaroff, der, ohne es zu wissen, der grausame Tyrann ihres Herzens geworden war.

Wenn Bazaroff Fenitschka gefiel, so wurde dieses Gefühl erwidert. Wenn er mit dem jungen Mädchen sprach, bekam sein Gesicht einen anderen Ausdruck, es wurde heiterer, beinahe sanft, und zugleich mischte sich eine Art spöttischer Artigkeit mit seinem gewöhnlichen nachlässigen Wesen. Fenitschka wurde von Tag zu Tag schöner. Es kommt eine Zeit für die jungen Frauen, wo sie plötzlich anfangen, sich zu entfalten und aufzublühen wie die Sommerrosen: diese Zeit war für Fenitschka gekommen. Alles trug dazu bei, selbst die Hitze des Juli, der eben begonnen hatte. In ihrem leichten weißen Kleide erschien sie selber noch weißer und leichter; die Sonne verbrannte sie nicht, und die Hitze, vor der man sich unmöglich bergen konnte, färbte ihre Wangen und Ohren mit zartem Rot, verbreitete über ihr ganzes Wesen eine süße Mattigkeit und verlieh, indem sie ihren schönen Augen das Schmachten des Halbschlummers gab, ihren Blicken eine unwillkürliche Zärtlichkeit. Sie konnte beinahe nichts arbeiten, die Hände glitten ihr sozusagen von ihren Knien. Kaum fühlte sie sich imstande, zu gehen, und hörte nicht auf, mit einer komischen Entkräftung zu klagen.

»Du solltest öfter baden,« sagte Kirsanoff zu ihr. Er hatte zu diesem Behuf ein großes Zelt über einem seiner Teiche errichten lassen, der noch nicht ganz ausgetrocknet war.

»Oh! Nikolaus Petrowitsch! aber ehe ich an den Teich komme, bin ich tot, oder ich sterbe auf dem Rückwege. Sie wissen ja, daß es in dem Garten gar keinen Schatten gibt.«

»Das ist wahr,« erwiderte Kirsanoff und rieb sich die Stirne.

Eines Morgens gegen sieben Uhr traf Bazaroff bei seiner Rückkunft vom Spaziergang Fenitschka in der Fliederlaube, die zwar schon lange abgeblüht, aber noch frisch und grün war. Fenitschka saß auf der Bank, das Haupt mit einem weißen Taschentuch bedeckt; neben ihr ein Haufen roter und weißer Rosen, auf denen noch der Tau lag. Er bot ihr guten Morgen.

»Ah! Eugen Wassilitsch,« sagte sie, indem sie einen Zipfel des Taschentuches aufhob, um ihn anzusehn, wobei sich ihr Arm bis zum Ellbogen entblößte.

»Was machen Sie da?« fragte Bazaroff, indem er sich neben sie setzte; »Sträuße?«

»Ja, um sie beim Frühstück auf die Tafel zu stellen. Nikolaus Petrowitsch liebt das sehr.«

»Aber man frühstückt ja noch nicht so bald. Welche Masse Blumen!«

»Ich pflückte sie eben, ehe die Hitze mich am Ausgehen hindert. Man kann ja nur um diese Zeit atmen. Ich kann nicht mehr vor Hitze; ich fürchte, ich werde krank.«

»Wo denken Sie hin! Kommen Sie, ich will Ihnen einmal den Puls fühlen.«

Bazaroff nahm ihre Hand, legte den Daumen auf die feine, unter einer zarten, feuchten Haut wohlverborgene Pulsader und gab sich nicht einmal die Mühe, die ruhigen Schläge zu zählen.

»Sie werden hundert Jahre alt,« sagte er, ihre Hand lassend.

»Ach, Gott bewahre mich davor!« rief sie.

»Warum? liegt Ihnen denn nichts daran, lange zu leben?«

»Hundert Jahre? meine Großmutter ist achtzig alt geworden, und sie war ein wahres Marterbild! ganz schwarz, taub, entstellt, immer hustend, wahrhaft sich selber zur Last. Heißt das leben?«

»Es ist also besser, jung zu sein?«

»Ich denke wohl!«

»Und warum? sagen Sie mir das.«

»Wie? aber nehmen Sie mich zum Beispiel; ich bin noch jung und kann alles tun; ich gehe, ich komme, ich bediene mich selbst und habe niemand nötig, was brauchts mehr?«

»Was mich betrifft, mir liegt nichts daran, ob ich jung oder alt bin; das ist mir gleichgültig.«

»Wie können Sie sagen, daß Ihnen das gleichgültig ist? Es ist unmöglich, daß Sie so denken.«

»Urteilen Sie selbst, Fedosia Nikolajewna: was hab ich von der Jugend? ich lebe allein, eine wahre Waise ...«

»Das hängt nur von Ihnen ab!«

»Da täuschen Sie sich. Niemand will sich meiner erbarmen.«

Fenitschka sah ihn verstohlen an, antwortete aber nichts.

»Was haben Sie da für ein Buch?« fragte sie ihn einige Augenblicke darauf.

»Das ist ein gelehrtes Werk und schwer zu verstehen.«

»Sie studieren immer! langweilt Sie denn das nicht? Sie sollten doch schon alles wissen, mein ich.«

»Mir scheints nicht. Versuchen Sie's einmal, ein wenig in diesem Buche zu lesen.«

»Aber ich werde nichts davon verstehen. Ist es russisch?« fragte Fenitschka, indem sie den dicken Band, welchen Bazaroff hielt, mit beiden Händen faßte: – »Wie dick er ist.«

»Gewiß ist es russisch.«

»Das ist einerlei, ich versteh es doch nicht.«

»Ich weiß es wohl, aber ich möchte Sie lesen sehen. Wenn Sie lesen, bewegt sich Ihre Nasenspitze so allerliebst.«

Fenitschka, die halblaut eine Abhandlung »Über das Kreosot« zu entziffern suchte, fing an zu lachen und stieß das Buch zurück, das auf den Boden fiel.

»Ich liebe auch Ihr Lachen,« versetzte Bazaroff.

»Gehen Sie doch!«

»Ich liebe auch, Sie sprechen zu hören; es klingt wie eines Bächleins Murmeln.«

Fenitschka wandte sich ab.

»Wie drollig sind Sie doch!« sagte sie und fuhr mit der Hand über die Blumen. »Wie sollten Sie auf mich hören, da Sie sich sicher schon mit vielen gelehrten Damen unterhalten haben!«

»Ach, Fedosia Nikolajewna! glauben Sie mir, alle gelehrten Damen der Welt sind nicht einmal soviel wert wie Ihre Ellbogen.«

»Was Ihnen nicht alles einfällt!« sagte Fenitschka halblaut und die Arme an den Körper drückend.

Bazaroff hob das Buch auf.

»Das ist ein medizinisches Buch,« sagte er, »warum haben Sie's auf die Erde geworfen?«

»Ein medizinisches Buch?« wiederholte Fenitschka und wandte sich nach ihm um. »Erinnern Sie sich, daß Sie mir Tropfen gegeben haben? Nun, seit der Zeit schläft Mitia wie verzaubert. Wie dank ichs Ihnen! Sie sind so gut! wahrhaftig!«

»Streng genommen müßte jede Arznei bezahlt werden,« erwiderte Bazaroff lächelnd, »die Ärzte sind, wie Sie wissen, habsüchtige Leute.«

Fenitschka sah Bazaroff an; der weißliche Schein, der den oberen Teil ihres Gesichts erhellte, gab ihren Augen eine noch tiefere Färbung. Sie wußte nicht, ob er im Ernst oder im Scherz sprach.

»Mit Vergnügen,« antwortete sie, »nur muß ich mit Nikolaus Petrowitsch darüber sprechen ...«

»Sie glauben also, daß ich Geld will,« nahm Bazaroff das Wort. »Nein, Geld ists nicht, was ich von Ihnen will.«

»Was denn?«

»Was?« wiederholte Bazaroff, »raten Sie!«

»Weiß ichs!«

»So will ichs Ihnen sagen; ich möchte eine von diesen Rosen haben.«

Fenitschka fing aufs neue an zu lachen und klatschte sogar in die Hände, so sonderbar kam ihr die Bitte Bazaroffs vor. Sie fühlte sich zugleich sehr geschmeichelt. Bazaroff sah sie fest an.

»Gerne! Gerne!« sagte sie und beugte sich über die Bank, um eine Rose zu suchen. »Wollen Sie eine rote oder eine weiße?«

»Eine rote, und nicht zu groß.«

Fenitschka richtete sich wieder auf.

»Da!« sagte sie, zog aber im selben Augenblick die Hand, die sie schon ausgestreckt hatte, zurück, biß die Lippen zusammen, sah nach dem Eingang der Laube und lauschte.

»Was haben Sie?« fragte Bazaroff, »ists Nikolaus Petrowitsch?«

»Nein, er ist im Feld ... und zudem fürchte ich ihn nicht. Aber Paul Petrowitsch ...; ich glaubte ...«

»Wie, warum fürchten Sie Paul Petrowitsch?«

»Er macht mir bange. Nicht, daß er mit mir spricht, nein; aber er sieht mich mit einem so sonderbaren Ausdruck an! Übrigens lieben Sie ihn ja auch nicht. Ich erinnere mich, daß Sie sich seinerzeit immer mit ihm herumstritten. Ich wußte nicht, worum es sich handelte, aber ich begriff, daß sie ihn hübsch heimschickten ... so ... so ...«

Fenitschka machte mit den Händen nach, wie sie meinte, daß Bazaroff Paul Petrowitsch »heimgeschickt« hatte.

Bazaroff lächelte.

»Und wenns den Anschein gehabt hätte, daß er den Sieg über mich davontrage, hätten Sie mir geholfen?«

»Könnt ich Ihnen helfen? aber man wird mit Ihnen nicht so leicht fertig.«

»Glauben Sie? nun ich kenne eine Hand, die mich mit einem Finger umwerfen könnte.«

»Was für eine Hand ist das?«

»Als ob Sie's nicht wüßten! Da, riechen Sie an der Rose, die Sie mir gegeben haben; sie riecht so gut!«

Fenitschka beugte sich vor und näherte ihr Gesicht der Blume ... das Taschentuch fiel ihr vom Kopf auf die Schulter und ließ ihr volles, glänzend schwarzes, etwas in Unordnung geratenes Haar sehen.

»Halt, ich will mit Ihnen dranriechen,« sagte Bazaroff, bückte sich und preßte einen kräftigen Kuß auf die halbgeöffneten Lippen des jungen Mädchens.

Sie zitterte und stemmte beide Hände gegen Bazaroffs Brust, aber nur schwach, und er konnte ihr einen zweiten Kuß geben. Ein trockener Husten ließ sich hinter dem Gebüsch vernehmen. Fenitschka warf sich rasch an das andere Ende der Bank. Paul trat vor, grüßte leicht, sagte langsam, aber mit dem Ausdrucke bitterer Traurigkeit: »Sie sind hier?« und ging weiter.

Fenitschka raffte schnell ihre Rosen zusammen und verließ die Laube.

»Das ist sehr schlimm für Sie, Eugen Wassilitsch,« murmelte sie halblaut und eilte fort.

Bazaroff rief sich eine ähnliche noch neue Szene ins Gedächtnis zurück; diese Erinnerung erweckte in seinem Herzen ein gewisses Gefühl von Scham und fast von Selbstverachtung. Aber alsbald schüttelte er den Kopf, beglückwünschte sich ironisch, »auf den Wegen Seladons zu wandeln«, und ging auf sein Zimmer.

Paul seinerseits verließ den Garten und ging langsam dem Gehölz zu. Er blieb lange aus, und als er zum Frühstück wiederkam, fragte ihn Kirsanoff besorgt, ob er sich unwohl befinde, so sehr war sein Gesicht verdüstert.

»Du weißt, daß ich an Gallenergießungen leide,« antwortete ihm Paul ruhig.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Stunden später klopfte es an Bazaroffs Tür. »Entschuldigen Sie, wenn ich Sie in Ihren gelehrten Beschäftigungen störe,« sagte Paul Petrowitsch, nahm auf einem Sessel am Fenster Platz und stützte sich mit beiden Händen auf einen eleganten Stock mit Elfenbeinknopf (er ging gewöhnlich ohne Stock); »aber ich sehe mich gezwungen, Sie um fünf Minuten Ihrer Zeit zu bitten, nicht mehr.«

»Meine Zeit steht ganz zu Ihrer Verfügung,« antwortete Bazaroff, der ein leichtes Zucken über sein Gesicht gleiten fühlte, sobald Paul über die Schwelle des Zimmers trat.

»Fünf Minuten werden hinreichen; ich bin gekommen, eine Frage an Sie zu richten.«

»Eine Frage? und welche?«

»Hören Sie mich an. Im Anfang Ihres hiesigen Aufenthalts, als ich mir noch nicht das Vergnügen Ihrer Unterhaltung versagte, war es mir vergönnt, Ihre Meinung über viele Gegenstände kennen zu lernen; aber soviel ich mich erinnere, haben Sie in meiner Gegenwart nie gesagt, wie Sie über das Duell denken ... das Duell im allgemeinen. Erlauben Sie mir, Sie darum zu fragen?«

Bazaroff, der sich erhoben hatte, um Paul entgegenzugehen, setzte sich auf den Rand des Tisches und schlug die Arme übereinander.

»Meine Meinung«, sagte er, »ist die ... Das Duell ist vom theoretischen Standpunkt aus eine Abgeschmacktheit; etwas anders aber ist es in der Praxis.«

»Sie wollen sagen, wenn ich Sie recht verstehe, daß Sie in der Praxis Ihre theoretische Ansicht über das Duell beiseitesetzen und nicht gestatten würden, daß man Sie beschimpft, ohne Genugtuung zu verlangen.«

»Sie haben meine Gedanken vollkommen richtig aufgefaßt.«

»Das ist sehr gut. Ich bin entzückt, zu erfahren, daß Sie die Sache so ansehen. Das macht meiner Unwissenheit ein Ende ...«

»Ihrer Ungewißheit wollen Sie sagen.«

»Das ist gleichgültig, mein Herr; es liegt mir einzig daran, mich verständlich zu machen; ich bin keine ›Seminarratte‹. Ihre Worte

entheben mich einer gewissen ziemlich traurigen Notwendigkeit. Ich bin entschlossen, mich mit Ihnen zu schlagen.«

Bazaroff riß die Augen auf.

»Mit mir?«

»Ja, mit Ihnen in Person.«

»Aus welcher Ursache? Ich begreife nichts davon.«

»Ich könnte Ihnen das auseinandersetzen,« erwiderte Paul; »aber ich ziehe vor, es nicht zu tun. Ich finde Sie hier zuviel; ich kann Sie nicht leiden, ich verachte Sie, und wenn Ihnen das nicht genug scheint ...«

Die Augen Pauls funkelten vor Zorn; die Bazaroffs erglänzten ebenfalls urplötzlich.

»Sehr wohl,« sagte er, »jede weitere Erklärung ist überflüssig. Sie sind in der Laune, Ihre ritterliche Glut an mir auszulassen. Ich hätte mich weigern können, Ihnen dies Vergnügen zu verschaffen, aber es mag sein.«

»Ich bin Ihnen sehr verbunden,« versetzte Paul, »ich darf also hoffen, Sie nehmen meine Herausforderung an, ohne daß Sie mich nötigen, zu Zwangsmitteln meine Zuflucht zu nehmen.«

»Was, ohne Metapher gesprochen, heißen soll, zu diesem Stock?« erwiderte Bazaroff kalt. »Sie haben vollkommen recht. Sie können sichs ersparen, mich zu beschimpfen, um so mehr, als das nicht unbedingt ohne Gefahr für Sie wäre. Fahren Sie fort, sich als Gentleman zu betragen, ich werde meinerseits Ihre Herausforderung als Gentleman annehmen.«

»Gut,« versetzte Paul und stellte seinen Stock in die Ecke. – »Wir haben also nur noch die Bedingungen des Kampfes festzustellen; ich möchte aber vorher wissen, ob es Ihnen notwendig scheint, irgendeinen Streit zu erfinden, der als Vorwand für die Affäre dienen könnte?«

»Nein; das scheint mir gänzlich unnütz.«

»Das ist auch meine Ansicht, ich denke ebenfalls, daß es unnütz ist, die wahre Ursache unseres Zwists genau zu untersuchen. Wir können uns nicht leiden, was braucht es mehr.«

»Ganz richtig, was braucht es mehr,« wiederholte Bazaroff ironisch.

»Was die Bedingungen unserer Affäre betrifft, so erlaube ich mir, da wir keine Zeugen haben ... denn wo sollen wir sie hernehmen? ...«

»Ganz richtig, wo sollen wir sie hernehmen?«

»Ich erlaube mir, Ihnen folgenden Vorschlag zu machen: Wir schießen uns morgen, etwa um sechs Uhr, hinter dem Gehölze mit Pistolen; auf zehn Schritt Distanz.«

»Auf zehn Schritt, gut. Wir verabscheuen uns hinlänglich, um uns auf diese Entfernung zu schlagen.«

»Auf acht Schritte, wenn Sie wollen!«

»Warum nicht? gern.«

»Wir wechseln zwei Schüsse, und zu größerer Sicherheit wird jeder von uns einen Brief in der Tasche tragen, worin er sich für den Fall des Todes selber für den Täter erklärt.«

»Diese letzte Klausel scheint mir nicht notwendig,« versetzte Bazaroff – »das sähe sehr unwahrscheinlich aus; wir würden etwas in den französischen Roman verfallen.«

»Vielleicht ja. Aber gleichwohl werden Sie zugeben, daß es unangenehm ist, für einen Mörder gehalten zu werden.«

»Ohne Zweifel. Aber es gibt ein Mittel, sich gegen diesen peinlichen Verdacht zu schützen. Wir werden keine Zeugen im eigentlichen Sinne des Wortes haben, aber nichts hindert, daß nicht jemand unserem Kampfe beiwohnt.«

»Wen würden Sie dazu wählen? gestatten Sie mir die Frage.«

»Nun, Peter zum Beispiel.«

»Welchen Peter?«

»Den Kammerdiener Ihres Bruders. Das ist ein Mann, der ganz auf der Höhe der heutigen Zivilisation steht und seine Rolle sicherlich mit dem in solchen Fällen nötigen *›comme il faut‹* spielen wird.«

»Ich glaube, Sie scherzen, mein teurer Herr?«

»Keineswegs, mein Herr; überlegen Sie sich meinen Vorschlag, und Sie werden finden, daß er ebenso vernünftig als natürlich ist. ›Einen Pfriem kann man nicht in einem Sack verbergen‹; ich übernehme es, Peter auf die Umstände vorzubereiten und auf den Kampfplatz mitzubringen.«

»Sie scherzen immer noch,« sagte Paul im Aufstehen. »Aber nach der liebenswürdigen Zuvorkommenheit, die Sie soeben gezeigt, habe

ich nicht das Recht, es übelzunehmen. Also ist alles abgemacht ... Haben Sie Pistolen?«

»Wozu sollte ich welche haben, Paul Petrowitsch? Ich bin kein Krieger.«

»In diesem Falle biete ich Ihnen die meinigen an. Ich habe mich derselben seit mehr als fünf Jahren nicht bedient, und Sie dürfen mir aufs Wort glauben.«

»Diese Versicherung ist ganz geeignet, mich zu beruhigen.«

Paul nahm seinen Stock.

»Und nun, mein teurer Herr,« fuhr er fort, »habe ich Ihnen nur noch meinen Dank zu wiederholen, und überlasse Sie Ihren Studien. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.«

»Auf Wiedersehen,« antwortete Bazaroff, seinen Besuch zur Türe geleitend.

Paul ging, und Bazaroff, der an der Tür stehengeblieben war, rief aus:

»Hol mich der Teufel, das ist sehr schön, aber sehr dumm! Welche Posse haben wir da gespielt! Die klugen Hunde, die auf den Hinterfüßen tanzen, machens nicht besser. Unmöglich konnte ich mich weigern; er hätte mich geschlagen, und dann ...« Bazaroff erbleichte bei diesem Gedanken, der seinen ganzen Stolz empörte. »Mir wäre nichts anderes übriggeblieben, als ihn zu erwürgen wie ein Hühnchen.«

Er kehrte zu seinem Mikroskop zurück, aber er war aufgeregt, und die zu seinen Beobachtungen unerläßliche Ruhe war verschwunden.

»Er hat uns heute gesehen,« sagte er zu sich selber, »aber ist es möglich, daß er sich seines Bruders wegen die Sache so zu Herzen genommen hat? Überdies ein Kuß! das ist was Rechts! es steckt etwas dahinter. Sollte er selbst verliebt sein? Es muß so sein, ich halte meine Hand dafür ins Feuer! Welch eine Pfütze all das!«

»Schlimme Geschichte!« sagte er nach einigem Nachdenken. »Schlimme Geschichte! erst soll man sein Leben wagen und vielleicht die Flucht ergreifen. Dann ... Arkad ... und dieses Herrgottsvieh von Nikolaus Petrowitsch! Schlimme, schlimme Geschichte!«

Der Tag verging noch stiller als gewöhnlich. Man hätte glauben sollen, Fenitschka sei aus der Welt verschwunden; sie hielt sich in ihrem Zimmer wie eine Maus im Loch. Kirsanoff sah sorgenvoll drein;

man hatte ihm kurz zuvor gesagt, daß der Brand in seinen Weizen gekommen sei, auf welchen er große Hoffnungen setzte. Pauls eisige Höflichkeit war drückend für alle, sogar für Prokofitsch. Bazaroff fing einen Brief an seinen Vater an, zerriß ihn aber und warf ihn unter den Tisch. »Wenn ich sterbe,« dachte er, »werden sie's schon erfahren; aber ich werde nicht sterben. Ja, ich werde mich noch lange auf der Erde hinschleppen.« Er erteilte Peter den Befehl, am anderen Morgen mit Tagesanbruch wegen eines wichtigen Geschäfts zu ihm zu kommen; Peter bildete sich ein, daß er ihn mit sich nach Petersburg nehmen wolle. Bazaroff ging spät zu Bette, und wunderliche Träume quälten ihn die ganze Nacht ... Frau Odinzoff erschien ihm fortwährend; sie war zugleich seine Mutter. Ein Kätzchen mit schwarzem Schnurrbart folgte ihr, und dieses Kätzchen war Fenitschka. Er sah Paul in Gestalt eines Baumstammes, war aber nichtsdestoweniger gezwungen, sich mit ihm zu schlagen. Peter weckte ihn um vier Uhr morgens; er kleidete sich an und verließ sofort mit ihm das Haus.

Der Morgen war prächtig und frischer als an den vorhergehenden Tagen. Buntscheckige Wölkchen zogen wie Flocken über den blaßblauen Himmel; die Blätter der Bäume waren leicht betaut, die Spinnweben funkelten wie Silber auf den Grashalmen; auf dem feuchten dunkeln Boden schien noch ein Hauch des Frührots zu liegen, und der Gesang der Lerchen tönte ringsum aus der Höhe.

Bazaroff ging bis zu dem Gehölz, setzte sich im Schatten nieder und belehrte Peter über den Dienst, den man von ihm verlangte. Der gebildete Kammerdiener wurde von einem Todesschrecken ergriffen; Bazaroff beruhigte ihn indes durch die Versicherung, daß er nichts zu tun habe, als aus der Ferne zuzusehen ohne die geringste Verantwortung.

»Inzwischen«, setzte er hinzu, »überleg dir die wichtige Rolle, die du ausfüllen wirst.«

Peter rang die Hände, ließ den Kopf hängen und lehnte sich, das Gesicht ganz grün vor Furcht, an einen Baum.

Die Straße, welche nach Marino führte, lief an einem Wäldchen entlang; der leichte Staub, der auf ihr lag, war seit dem Tag zuvor weder von einem Rad noch von einem Fuß berührt worden. Bazaroff blickte unwillkürlich die Straße entlang, pflückte und kaute einen Grashalm, und wiederholte sich unaufhörlich: »Welche Dummheit!«

In der Kühle des Morgens schauerte er ein paarmal ... Peter sah ihn traurigen Blickes an; aber Bazaroff begnügte sich, zu lachen; er hatte nicht die mindeste Furcht.

Auf der Straße hörte man Pferdegetrappel ... Gleich darauf erschien ein Bauer; er kam aus dem Dorfe und trieb zwei Pferde vor sich her, die Fesseln an den Füßen hatten. Als er an Bazaroff vorbeiging, sah er ihn verwundert an, ohne an die Mütze zu greifen, was Peter eine schlimme Vorbedeutung zu sein schien und ihn sichtlich beunruhigte. »Dieser Mensch«, dachte Bazaroff, »ist auch früh aufgestanden, er tut aber wenigstens etwas Nützliches, während wir ...«

»Ich glaube, der Herr kommt,« sagte Peter plötzlich halblaut.

Bazaroff blickte auf und erkannte Paul, welcher eiligst auf der Straße daherkam, bekleidet mit einem farbigen Wams und schneeweißen Beinkleidern; er trug ein grünes Etui unter dem Arm.

»Entschuldigen Sie, ich fürchte, ich habe Sie warten lassen,« sagte er, zuerst Bazaroff und dann Peter begrüßend, den er in diesem Augenblick als eine Art Sekundanten betrachtete; »ich wollte meinen Kammerdiener nicht wecken.«

»Schon gut,« erwiderte Bazaroff, »wir kommen eben erst an.«

»Ah! um so besser!« Paul warf die Augen ringsumher. »Niemand sieht uns, wir werden ungestört sein. Gehen wir ans Werk!«

»Mit Vergnügen!«

»Ich setze voraus, daß Sie keine weiteren Erklärungen wünschen?«

»Nicht die geringsten.«

»Wollen Sie sich der Mühe des Ladens unterziehen?« sagte Paul, während er die Pistolen aus dem Kästchen nahm.

»Nein, laden Sie selbst. Ich will die Distanz messen. Ich habe längere Beine,« fügte Bazaroff mit boshaftem Lächeln hinzu. »Eins ... zwei ... drei ...«

»Eugen Wassiliewitsch,« stotterte Peter mit Anstrengung – er zitterte wie in einem Fieberanfall –, »tun Sie, was Sie wollen, ich werde mich ein wenig zurückziehen.«

»Vier ... fünf ... Zieh dich zurück, mein Braver, zieh dich zurück, du darfst dich sogar hinter einen Baum stellen und dir die Ohren verstopfen, aber die Augen halte offen; wenn einer von uns fällt, lauf, fliege, eile, ihn aufzuheben. Sechs ... sieben ... acht ...« Bazaroff hielt

an. – »Genug?« fragte er, gegen Paul gewandt, »oder noch zwei kleine Schritte?«

»Wie Sie wollen,« antwortete Paul, indem er die zweite Kugel in den Lauf stieß.

»Also zwei Schritte weiter!« – Bazaroff zog mit der Stiefelspitze einen Strich auf dem Boden; – »das ist die Barriere! Apropos, wir haben die Entfernung nicht festgestellt, in der wir uns von der Barriere aufstellen? Das ist auch wichtig. Wir haben diese ernste Frage gestern nicht debattiert.«

»Zehn Schritte, denk ich,« erwiderte Paul und hielt ihm die beiden Pistolen hin; »machen Sie mir das Vergnügen, zu wählen.«

»Ich werde Ihnen dies Vergnügen verschaffen, Sie müssen mir aber zugeben, daß unser Duell bis zur Lächerlichkeit sonderbar ist; sehen Sie sich einmal die Physiognomie unseres Sekundanten an.«

»Sie scherzen noch immer,« erwiderte Paul; »ich leugne nicht, daß unsere Begegnung ziemlich wunderlich ist, aber ich glaube Ihnen bemerken zu müssen, daß ich mich ernstlich zu schlagen gedenke. *A bon entendeur salut!*«

»Oh, ich zweifle gar nicht, daß wir entschlossen sind, uns den Garaus zu machen; aber warum nicht ein wenig lachen und zum *utile* das *dulce* fügen? Sie sehen, wenn Sie französisch zu mir sprechen, kann ich Ihnen auf lateinisch antworten.«

»Ich werde mich ernstlich schlagen,« wiederholte Paul und nahm seinen Platz ein.

Bazaroff zählte ebenfalls zehn Schritte ab und blieb stehen.

»Sind Sie fertig?« fragte Paul.

»Ja.«

»Vorwärts!«

Bazaroff ging langsam vorwärts, Paul desgleichen; er hatte die linke Hand in der Tasche und hob langsam die Mündung seiner Pistole ... »Er zielt gerade nach meiner Nase,« sagte sich Bazaroff, »und wie er das Auge zukneift, um seinen Schuß sicher zu machen, der Bandit! Keine angenehme ›Sensation‹, wahrhaftig. Ich will seine Uhrkette in das Auge fassen ...«

Pfeifend flog etwas hart am Ohr Bazaroffs vorüber, und im selben Augenblick ertönte ein Knall. »Ich habs gehört, also hab ich nichts,«

hatte er Zeit zu denken. Er ging noch einen Schritt vor und drückte los, ohne zu zielen.

Paul machte eine leichte Bewegung und fuhr mit der Hand an sein Bein. Ein Blutstrahl färbte sein weißes Beinkleid.

Bazaroff warf die Pistole weg und eilte zu ihm.

»Sie sind verwundet?« fragte Bazaroff.

»Sie hatten das Recht, mich bis an die Barriere vorgehen zu lassen,« erwiderte Paul; »die Wunde ist unbedeutend. Nach unserer Übereinkunft hat jeder von uns noch einen Schuß.«

»Sie müssen mir schon erlauben, die Partie auf ein andermal zu verschieben,« antwortete Bazaroff und legte seinen Arm um Paul, der bleich zu werden anfing. – »Ich bin im Augenblick nicht mehr Duellant, sondern Doktor, und vor allem muß ich Ihre Wunde untersuchen. Peter! Komm her, Peter, wo steckst du?«

»Es ist absolut nichts ... Ich habe niemandes Hilfe nötig,« antwortete Paul, dem das Sprechen schwer wurde; »und wir müssen ... noch einmal ...« Er wollte sich den Schnurrbart streichen, aber sein Arm sank zurück, seine Augen verdrehten sich, und er sank in Ohnmacht.

»Das ist etwas stark! er hat das Bewußtsein verloren, wegen solcher Kleinigkeit!« rief Bazaroff unwillkürlich aus und legte Paul auf den Rasen; »sehen wir einmal nach, was er hat!« Er zog sein Taschentuch heraus, stillte das Blut und untersuchte die Wundränder. »Der Knochen ist unversehrt,« murmelte er, »die Kugel ist nicht tief eingedrungen und hat nur einen einzigen Muskel verletzt, den *vastus externus.* In drei Wochen kann er tanzen, wenn er Lust hat. Das ist wohl der Mühe wert, in Ohnmacht zu fallen. Ah! diese nervösen Leute tuns nicht anders! Wie zart seine Haut ist!«

»Ist der Herr tot?« fragte Peter hinter seinem Rücken mit zitternder Stimme.

Bazaroff wandte sich um.

»Geh, hole Wasser, Kamerad, und fürchte nichts, der lebt länger als du und ich.«

Aber der perfekte Diener schien nicht zu begreifen, was man ihm sagte, und blieb unbeweglich stehen. Inzwischen öffnete Paul langsam wieder die Augen.

»Er gibt seinen Geist auf!« versetzte Peter, sich bekreuzend.

»Sie haben recht ... Welche lächerliche Physiognomie!« sagte der verwundete Edelmann mit erzwungenem Lächeln.

»Hol doch Wasser, Dummkopf!« rief Bazaroff.

»Es ist unnötig ... der Schwindel hat sich ganz verloren ... helfen Sie mir, daß ich mich setze ... so, so ... wenn man den Ritz mit irgend etwas verbindet, werde ich zu Fuß nach Hause gehen, man kann mir auch eine Droschke schicken. – Wir könnens dabei bewenden lassen, wenn Sie wollen. Sie haben sich als Mann von Ehre benommen ... heute ... heute, wohlgemerkt!«

»Es ist unnötig, auf das Vergangene zurückzukommen, und was die Zukunft betrifft, so beunruhigen Sie sich deshalb nicht, denn ich denke mich so rasch wie möglich von hier fortzumachen. Jetzt lassen Sie mich Ihr Bein verbinden, Ihre Wunde ist leicht, aber es ist immer besser, das Blut zu stillen. Vor allem muß ich in diesem Sterblichen da das Gefühl der Existenz zurückrufen.«

Bazaroff ergriff Peter beim Kragen, schüttelte ihn heftig und befahl ihm, eine Drosche zu holen.

»Erschrick meinen Bruder nicht,« sagte Paul, »und laß dir nicht beikommen, ihm das mindeste mitzuteilen.«

Peter entfernte sich schleunig, und während er nach einer Droschke lief, blieben die beiden Gegner nebeneinander sitzen, ohne zu sprechen. Paul vermied es, Bazaroff anzublicken; er hatte keine Lust, sich mit ihm zu versöhnen, er warf sich sein Ungestüm, seine Ungeschicklichkeit, sein ganzes Verhalten in dieser Angelegenheit vor, obgleich er sehr wohl fühlte, daß dieselbe in möglichst günstiger Weise beigelegt worden sei. »Er wird uns wenigstens von seiner Gegenwart befreien,« sagte er sich zum Trost, »damit ist immer etwas gewonnen.« Das Stillschweigen, welches die beiden Gegner beobachteten, fing an peinlich und lästig zu werden. Jeder hatte die Gewißheit, daß der andere ihn vollständig verstehe. Diese Gewißheit ist angenehm für Freunde, für Feinde aber ist sie sehr unangenehm, namentlich wenn sie sich weder erklären noch trennen können.

»Habe ich Ihren Fuß nicht zu fest verbunden?« fragte endlich Bazaroff.

»Nein, durchaus nicht! Alles ist ganz gut,« erwiderte Paul, und wenige Augenblicke darauf setzte er hinzu: »Es wird nicht möglich

sein, meinen Bruder zu täuschen; ich werde ihm erzählen, daß wir über eine politische Frage Streit bekommen haben.«

»Ganz recht!« antwortete Bazaroff. »Sie können sagen, daß ich in Ihrer Gegenwart alle Anglomanen angegriffen habe.«

»Richtig! Apropos, was glauben Sie, daß dieser Mann von uns denkt?« fuhr Paul fort, indem er mit der Hand auf denselben Bauer deutete, welcher kurz vor dem Duell, seine Pferde treibend, an Bazaroff vorübergegangen war, und der diesmal, als er die Herren bemerkte, das Haupt entblößte und von der Straße bog.

»Wer weiß es,« antwortete Bazaroff, »wahrscheinlich nichts. Der russische Bauer gleicht ganz dem geheimnisvollen Unbekannten, von dem so viel in den Romanen der Anna Ratcliffe die Rede ist. Wer kennt ihn? er kennt sich selber nicht.«

»Ah, Sie glauben?« erwiderte Paul; plötzlich aber rief er aus: »Sehen Sie die Dummheit Ihres Peter! Da kommt mein Bruder selbst mit.«

Bazaroff wandte sich um und gewahrte das bleiche Gesicht Kirsanoffs, der in der Droschke saß. Er sprang heraus, ehe der Kutscher hielt, und lief auf seinen Bruder zu.

»Was bedeutet das?« fragte er mit bewegter Stimme; »Eugen Wassiliewitsch, wie ist es möglich?«

»Es ist gar nichts,« antwortete Paul, »es war unrecht, dich zu stören. Wir haben einer augenblicklichen Aufwallung nachgegeben, Herr Bazaroff und ich; ich wurde ein wenig dafür gestraft, das ist das Ganze.«

»Aber aus welcher Veranlassung, großer Gott?«

»Wie soll ich dirs erklären? Herr Bazaroff hat sich in meiner Gegenwart in unziemlicher Weise über Sir Robert Peel ausgedrückt. Ich muß jedoch gleich hinzufügen, daß ich allein an allem schuld bin, und daß sich Herr Bazaroff höchst ehrenhaft betragen hat. Ich habe ihn provoziert.«

»Ich sehe Blut?«

»Dachtest du denn, ich hätte Wasser in den Adern? Ich versichere dich, daß mir dieser kleine Aderlaß sehr gut tun wird. Nicht wahr, Doktor? Hilf mir in die Droschke steigen, und überlaß dich keinen trüben Gedanken. Morgen bin ich wieder ganz wohl. So, es könnte mir gar nicht besser zumut sein. Fort, Kutscher!«

Kirsanoff folgte der Droschke zu Fuß, Bazaroff war zurückgeblieben.

»Ich muß Sie bitten, meinen Bruder in Behandlung zu nehmen,« sagte Kirsanoff zu ihm, »bis man einen Arzt aus der Stadt geholt hat.«

Bazaroff verneigte sich schweigend.

Eine Stunde darauf lag Paul in seinem Bett, und ein kunstgerechter Verband umhüllte sein Bein. Das ganze Haus war in Aufregung; Fenitschka war unwohl geworden. Kirsanoff rang in der Stille die Hände, und Paul lachte und scherzte, besonders mit Bazaroff. Er hatte ein Batisthemd und eine elegante Morgenjacke angelegt und ein Fes aufgesetzt; er verlangte, daß man die Vorhänge nicht herunterlasse, und beschwerte sich scherzend über die Diät, zu der er sich verdammt sähe.

Gegen Abend stellte sich jedoch ein leichtes Fieber ein, und er bekam Kopfschmerzen. Ein Arzt aus der Stadt erschien. Kirsanoff hatte den Wunsch seines Bruders nicht beachtet, und Bazaroff selbst hatte verlangt, daß man einen Kollegen rufe. Bis zu dessen Ankunft hatte er sich fast beständig in seinem Zimmer gehalten; er sah gereizt und gelb aus und beschränkte sich darauf, dem Verwundeten kurze Besuche abzustatten. Zwei- oder dreimal begegnete er Fenitschka, die ihm mit einem gewissen Schrecken auswich. Der neue Doktor verordnete kühle Getränke und bestätigte die Ansicht Bazaroffs, daß die Wunde wenig zu bedeuten habe. Kirsanoff sagte ihm, daß sein Bruder sich aus Unvorsichtigkeit selbst verwundet habe, worauf der Doktor mit einem »Hm« antwortete, da er aber im gleichen Augenblick einen Fünfundzwanzigrubelschein in seine Hand gleiten fühlte, fügte er hinzu: »In der Tat! Das ist ein Fall, der sehr häufig vorkommt.« Im ganzen Haus war niemand, der sich zu Bett legte oder die Augen schloß.

Kirsanoff schlich jeden Augenblick auf den Zehen in das Zimmer seines Bruders und verließ es ebenso wieder. Der Verwundete schlummerte auf Augenblicke ein, stieß leise Seufzer aus, sagte seinem Bruder: »Geh doch zu Bett«, und verlangte zu trinken. Kirsanoff hieß Fenitschka einmal ihm ein Glas Limonade reichen; Paul sah sie fest an und trank das Glas bis zum letzten Tropfen aus. Das Fieber nahm gegen Morgen zu, und der Verwundete delirierte ein wenig. Er sprach in unzusammenhängenden Worten, dann öffnete er plötzlich die Augen, und als er seinen Bruder erblickte, der sich am

Bett stehend über ihn beugte und ihn sorgenvoll betrachtete, sagte er zu ihm:

»Nicht wahr, Nikolaus, Fenitschka hat etwas von Nelly?«

»Welche Nelly meinst du, Paul?«

»Wie kannst du fragen! Die Fürstin R...! Namentlich im oberen Teil des Gesichts. *C'est de la même famille.*«

Kirsanoff antwortete nichts und verwunderte sich über die Zähigkeit der Gefühle des menschlichen Herzens. »Wie so was doch immer wieder an die Oberfläche dringt,« dachte er.

»Ach, wie lieb ich dieses Geschöpf ... dies unbedeutende!« rief Paul mit schmerzlichem Ton aus und legte den Arm unter den Kopf. – »Ich werde nie dulden, daß ein Unverschämter sie zu berühren sich erlaube ...« murmelte er kurz darauf.

Kirsanoff seufzte; er hatte keine Ahnung, auf wen sich diese Worte bezogen.

Am andern Morgen erschien Bazaroff gegen acht Uhr bei ihm, er hatte inzwischen seine Effekten gepackt und alle seine Frösche, Vögel und Insekten in Freiheit gesetzt.

»Sie kommen, mir Lebewohl zu sagen,« sagte Kirsanoff aufstehend.

»Mein Gott, ja!«

»Ich verstehe Sie und gebe Ihnen vollkommen recht. Mein armer Bruder hat ohne Zweifel unrecht gehabt, auch ist er dafür gestraft. Ich weiß es von ihm selber, daß er Sie in die Unmöglichkeit versetzt hatte, anders zu handeln, als Sie taten. Ich glaube, daß es Ihnen sehr schwer geworden wäre, dies Duell zu vermeiden, welches ... welches sich bis zu einem gewissen Grad aus dem beständigen Widerstreit Ihrer gegenseitigen Ansichten erklärt. (Nikolaus Petrowitsch verwirrte sich in seinen Worten und atmete schwer.) Mein Bruder ist reizbarer Natur, eigensinnig den alten Ideen zugetan ... Ich danke Gott, daß alles so ohne weitere Folgen abgelaufen ist; übrigens habe ich alle Vorkehrungen getroffen, daß die Sache nicht ruchbar wird ...«

»Ich werde Ihnen meine Adresse hinterlassen, und falls man aus alledem eine Geschichte machen wollte, können Sie mich immer wiederfinden,« warf Bazaroff hin.

»Hoffentlich ist dieser Vorsicht unnötig, Eugen Wassilitsch ... Ich bedaure sehr, daß Ihr Aufenthalt in unserem Hause ein ... derartiges

Ende genommen hat. Das bekümmert mich um so mehr, als Arkad ...«

»Vermutlich werde ich ihn wiedersehen,« erwiderte Bazaroff, den jede Art von »Auseinandersetzung« oder »Erklärung« ungeduldig machte. – »Andernfalls bitte ich Sie, ihn von mir zu grüßen und ihm mein ganzes Bedauern auszudrücken.«

»Auch ich bitte Sie ...« antwortete Kirsanoff, sich verbeugend.

Bazaroff wartete jedoch das Ende der Phrase nicht ab und ging.

Als Paul erfuhr, daß Bazaroff im Begriff sei abzureisen, äußerte er den Wunsch, ihn zu sehen, und drückte ihm die Hand, Bazaroff aber zeigte sich nach seiner gewöhnlichen Art kalt wie Eis; er merkte sehr wohl, daß Paul den Großmütigen spielen wollte. Von Fenitschka konnte er nicht Abschied nehmen; er begnügte sich damit, ihr einen Blick zum Fenster hinauf zuzuwerfen. Sie kam ihm traurig vor. »Sie weiß sich vielleicht nicht zu helfen?« dachte er ... »Übrigens warum nicht?« Peter war derart gerührt, daß er, an die Schulter Bazaroffs gelehnt, so lange fort weinte, bis dieser ihn mit der Frage zur Ruhe brachte, »ob seine Augen vielleicht in feuchtem Boden stünden?« Duniascha mußte in das Gehölz laufen, um ihre Bewegung zu verbergen. Der Urheber all dieser Schmerzen bestieg eine Telege, steckte sich eine Zigarre an, und als er vier Werst weiter bei einer Wendung des Weges zum letztenmal das Haus Kirsanoffs mit seiner ganzen Umgebung erblickte, spie er aus, murmelte zwischen den Zähnen: »Verfluchte Krautjunker,« und hüllte sich in seinen Mantel.

Das Befinden Pauls besserte sich rasch; doch hütete er beinahe noch eine Woche lang das Bett. Er ertrug seine Gefangenschaft, wie ers hieß, ziemlich geduldig, verwandte aber einen großen Teil seiner Zeit auf seine Toilette und ließ beständig mit Kölnischem Wasser räuchern. Kirsanoff las ihm die Zeitung vor, und Fenitschka bediente ihn wie gewöhnlich, sie brachte ihm Fleischbrühe, Limonade, weiche Eier, Tee. Aber ein geheimer Schreck bemächtigte sich ihrer jedesmal, wenn sie in sein Zimmer trat.

Paul Petrowitschs jugendlicher Streich hatte alle Bewohner des Hauses, und namentlich Fenitschka, erschreckt; Prokofitsch war der einzige, der mit der größten Seelenruhe davon sprach; zu seiner Zeit, sagte er, hätten sich die Herren oft so geschlagen, »aber streng unter sich und nie mit solchen Lumpen, wie der da. Man ließ solche Leute im Stall aushauen, wenn sie unverschämt wurden«.

Das Gewissen machte Fenitschka keinen Vorwurf, sie fühlte sich aber doch sehr beunruhigt, sooft eine Ahnung von der wahren Ursache des Streites über sie kam; zudem sah sie Paul so sonderbar an ... daß sie, selbst wenn sie ihm den Rücken wandte, die Wirkung seines Blickes zu spüren glaubte. Infolge dieser beständigen Aufregung wurde sie mager, und dadurch, wie dies bei Frauen dieses Alters immer der Fall ist, nur noch hübscher.

Einmal (es war eines Morgens) hatte Paul, der sich viel besser fühlte, sein Bett verlassen und sich auf das Sofa gelegt; Kirsanoff kam, um zu fragen, wie er sich befinde, und ging dann, um nach den Dreschern zu sehen.

Fenitschka brachte eine Tasse Tee, stellte sie auf den Tisch und war im Begriff, sich wieder zu entfernen, als Paul sie zurückhielt.

»Warum wollen Sie mich so rasch verlassen, Fedosia Nikolajewna?« sagte er zu ihr, »haben Sie etwas zu tun?«

»Nein ... Ja ... Ich muß drunten den Tee einschenken.«

»Duniascha wird das in Ihrer Abwesenheit besorgen; bleiben Sie ein wenig bei einem armen Kranken. Zudem habe ich mit Ihnen zu reden.«

Fenitschka setzte sich schweigend auf den Rand eines Lehnsessels.

»Hören Sie,« fuhr Paul, seinen Schnurrbart zupfend, fort, »ich wollte Sie schon lange fragen, warum Sie, wie es scheint, Angst vor mir haben?«

»Wer? ich?«

»Ja, Sie ... Sie sehen mir nie gerade ins Gesicht; es scheint, daß Ihr Gewissen nicht ganz rein ist.«

Fenitschka errötete, sah Paul Petrowitsch aber an. Der Ausdruck seines Gesichtes schien ihr so unheimlich, daß sie im Grunde ihres Herzens erbebte.

»Ist Ihr Gewissen rein?« fragte er sie.

»Warum sollt es nicht?« sagte sie mit leiser Stimme.

»Was weiß ich? Übrigens, gegen wen könnten Sie sich etwas haben zuschulden kommen lassen? gegen mich unmöglich. Gegen irgend jemand anders im Hause? das scheint mir gleichfalls nicht annehmbar. Gegen meinen Bruder ... Nein, denn Sie lieben ihn.«

»Ja gewiß, ich liebe ihn!«

»Von ganzem Herzen? aus voller Seele?«

»Ich liebe Nikolaus Petrowitsch von ganzem Herzen!«

»Wahrhaftig? Sehen Sie mich ein wenig an, Fenitschka! (Es war zum erstenmal, daß er ihr diesen Namen gab.) Sie wissen ..., daß Lügen eine große Sünde ist.«

»Ich lüge nicht, Paul Petrowitsch. Wenn ich Nikolaus Petrowitsch nicht liebte, verdiente ich nicht zu leben.«

»Und Sie würden ihn für niemand hingeben?«

»Für wen sollte ich ihn denn hingeben?«

»Für wen? wer weiß! Da ist zum Beispiel der Herr, der uns vor kurzem verlassen hat.«

Fenitschka stand auf.

»Um des Himmels willen! Paul Petrowitsch, warum quälen Sie mich so? was hab ich Ihnen getan? wie kann man so etwas sagen?«

»Fenitschka,« erwiderte Paul Petrowitsch traurig, »ich habe alles gesehen ...«

»Was haben Sie gesehen?«

»Da unten ... in der Laube ...«

Fenitschka wurde plötzlich über und über rot.

»Ist das meine Schuld?« stotterte sie.

Paul richtete sich auf.

»Sie sind nicht schuldig? Nicht? In keiner Weise?«

»Es ist nur ein Mann auf Erden, den ich liebe und lieben werde, Nikolaus Petrowitsch,« erwiderte Fenitschka mit plötzlicher Energie, obgleich ihr die erstickten Seufzer fast die Kehle zuschnürten – »und über das, was Sie gesehen haben, hab ich mir, das kann ich am Jüngsten Tag beschwören, keine Vorwürfe zu machen; lieber auf der Stelle sterben, wenns sein muß, als in dem abscheulichen Verdacht stehen, daß ich mich gegen meinen Wohltäter Nikolaus Petrowitsch vergangen habe ...«

Ihre Stimme erlosch, und sie fühlte im selben Augenblick, daß Paul ihre Hand ergriff und mit Kraft drückte ... Sie sah ihn an und stand wie versteinert. Er war noch bleicher als zuvor, seine Augen funkelten, und was noch überraschender war, eine einzige schwere Träne rollte langsam über seine Wange.

»Fenitschka,« sagte er mit dumpfer und erstickter Stimme, »lieben Sie, lieben Sie meinen Bruder! Er ist so gut, und so wert, geliebt zu

werden! Geben Sie ihn für niemand in der Welt hin, und hören Sie auf niemandes Einflüsterungen. Nichts ist schrecklicher, glauben Sie mir, als unerwiderte Liebe! Bleiben Sie meinem armen Nikolaus treu!«

Fenitschka hörte auf zu weinen; sie war so verwundert, daß sich ihre Angst verlor. Wie wurde ihr aber erst zumute, als Paul ihre Hand ergriff und sie an seine Augen drückte, sie wieder ergriff und, ohne sie zu küssen, unter krampfhaftem Schluchzen zum Munde führte ...

»Großer Gott!« dachte sie, »er bekommt am Ende einen Anfall!«

Sie ahnte nicht, daß in diesem Augenblick die ganze Vergangenheit in Paul Petrowitschs Herzen schmerzlich wieder auflebte. Die Stufen der Treppe knarrten unter raschen Schritten ... Er stieß Fenitschka weit von sich und legte den Kopf aufs Sofakissen. Die Tür ging auf, und Kirsanoff trat ein, freudestrahlend, mit frischem und belebtem Antlitz. Mitia, ebenso frisch und blühend rot wie er, hüpfte im Hemdchen auf seinem Arm und stemmte die nackten Füßchen gegen die großen Rockknöpfe seines Vaters.

Fenitschka stürzte sich Kirsanoff entgegen, und ihn und ihren Sohn heftig in ihre Arme schließend, lehnte sie das Haupt an seine Schulter. Kirsanoff schien überrascht; Fenitschka, scheu und zurückhaltend, wie sie war, erlaubte sich sonst in Gegenwart eines Dritten nicht die mindeste Liebkosung.

»Was hast du?« fragte er sie und übergab, nachdem er seinen Bruder angesehen, das Kind seiner Mutter. – »Du fühlst dich doch nicht schlechter?« setzte er hinzu, näher zu Paul tretend.

Dieser verbarg das Gesicht in seinem Batisttuch.

»Nein, gar nicht ... im Gegenteil ... ich befinde mich viel besser.«

»Du hättest dein Bett nicht verlassen sollen,« sagte Kirsanoff. »Wo gehst du hin?« fuhr er, gegen Fenitschka gewendet, fort; diese aber hatte die Tür bereits hinter sich zugezogen.

»Ich kam, um dir meinen kleinen Schlingel zu zeigen, er war es müde, seinen Onkel nicht zu sehen. Warum hat sie ihn fortgenommen? Aber was hast du denn? Ist etwas zwischen euch vorgefallen?«

»Bruder!« sagte Paul Petrowitsch in feierlichem Ton.

Kirsanoff zitterte. Er empfand ein Gefühl von Furcht, worüber er sich nicht Rechenschaft zu geben vermochte.

»Bruder!« wiederholte Paul, »versprich mir, die Bitte zu erfüllen, die ich an dich richten werde!«

»Was willst du, Paul?«

»Etwas sehr Wichtiges; dein ganzes Lebensglück hängt davon ab. Ich habe seit einiger Zeit oft über das nachgedacht, was ich dir zu sagen im Begriff bin ... Bruder, erfülle deine Pflicht, die Pflicht des Ehrenmannes, mach dem unordentlichen, anstößigen Verhältnis, in dem du lebst, ein Ende, du, der beste der Männer!«

»Was soll das heißen, Paul?«

»Heirate Fenitschka ... Sie liebt dich, sie ist die Mutter deines Sohnes.« Kirsanoff fuhr einen Schritt zurück und schlug die Hände zusammen.

»Du gibst mir diesen Rat, Paul! Du, den ich für den unversöhnlichsten Feind solcher Heiraten ansah! Du gibst mir diesen Rat! Aber wenn ich bis jetzt nicht erfüllt habe, was du mit Recht die heiligste der Pflichten nennst, so geschah es einzig mit Rücksicht auf dich!«

»Ich bedaure, daß du die Rücksicht auf mich so weit getrieben hast,« antwortete Paul mit traurigem Lächeln. – »Ich fange an zu glauben, daß Bazaroff recht hatte, mich einen Aristokraten zu heißen. Ja, mein lieber Bruder, es ist Zeit, daß wir aufhören, immer nur im Hinblick auf die Welt zu handeln; wir sind schon alt, und das Leben hat uns bescheiden gemacht; laß uns all den eiteln Firlefanz beiseitewerfen. Laß uns, wie du ganz richtig gesagt, unsere Pflicht erfüllen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß wir das Glück noch obendrein in den Kauf bekommen.«

Kirsanoff umarmte seinen Bruder stürmisch.

»Du hast mir die Augen vollends geöffnet!« rief er aus. »Ich habe dich immer für den besten und einsichtigsten der Männer gehalten; ich sehe jetzt, daß du zudem ebenso weise als großherzig bist.«

»Sachte! sachte!« erwiderte Paul Petrowitsch. »Schone das Bein deines großherzigen Bruders, der sich mit seinen fünfundvierzig Jahren eben noch duelliert hat wie ein Unterleutnant. Also abgemacht, Fenitschka wird *ma belle-sœur.*«

»Mein lieber Paul! ... aber was wird Arkad sagen?«

»Arkad? er wird hoch erfreut sein, verlaß dich darauf! Die Ehe ist zwar gegen seine Grundsätze, aber es wird seiner Liebe für die

Gleichheit schmeicheln. In der Tat, was bedeuten alle diese Unterschiede, diese Kasten im neunzehnten Jahrhundert!«

»Ach Paul, Paul, laß dich noch einmal umarmen, fürchte nichts, ich werde deinem Bein nicht wehe tun.«

Die beiden Brüder umarmten sich.

»Was meinst du, sollte man ihr deinen Entschluß nicht sofort anzeigen?« fragte Paul Petrowitsch.

»Warum so eilen?« antwortete Kirsanoff; »habt ihr davon gesprochen?«

»Davon gesprochen? wir? *Quelle idée!*«

»Um so besser! werde nur erst gesund; die Geschichte läuft uns nicht davon, man muß reiflich erwägen ...«

»Du bist aber doch fest entschlossen?«

»Gewiß, und ich danke dir aufrichtig, daß du mich dazu gebracht hast; ich laß dich jetzt allein, du mußt dich wieder legen, Aufregungen sind dir nicht zuträglich, wir kommen noch darauf zurück. Versuch ein wenig zu schlafen, und Gott schenk dir baldigst die Gesundheit wieder.«

»Warum dieser überschwengliche Dank?« fragte sich Paul, als er allein war, »als ob die Sache nicht von ihm abhinge! Und ich, sobald er verheiratet ist, werde mich irgendwo weit von hier, in Dresden oder Florenz, niederlassen und dort leben, bis ich krepiere.«

Paul befeuchtete seine Stirn mit Kölnischem Wasser und schloß die Augen. Im Licht des Tages, das voll ins Zimmer fiel, glich sein schöner, abgemagerter Kopf auf dem weißen Kissen einem Totenantlitz ... Es war in der Tat ein Toter.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wenige Tage später saßen Katia und Arkad im Garten von Nikolskoi auf einer Bank im Schatten einer alten Esche; Fifi lag neben ihnen auf dem Boden, in jener graziösen Biegung des schlanken Leibes, welche von den russischen Jägern wegen der Ähnlichkeit mit der des großen Steppenhasen »Rußkalage« getauft ist. Arkad und Katia schwiegen beide; er hielt ein halbgeöffnetes Buch in der Hand, sie sammelte Brotkrümchen auf dem Boden ihres Korbes und warf sie einer kleinen Spatzenfamilie hin, welche mit der für sie bezeichnenden furchtsamen Frechheit zwitschernd bis an ihren Fuß herangehüpft war. Ein leichter Wind, der in den Blättern des Baumes spielte, trieb abwechselnd über die Allee und über den gelben Rücken Fifis Flecken goldenen Lichtes hin, während Arkad und Katia sich in eintönigem Schatten befanden; nur in seltenen Zwischenräumen erschien ein leuchtender Punkt, lebhaft wie eine Flamme, auf den Haaren des jungen Mädchens. Beide schwiegen, aber die Art, wie sie schwiegen, eines neben dem anderen sitzend, zeugte von vollkommener Harmonie; keins von beiden schien das andere zu beachten, während es sich doch glücklich fühlte, an seiner Seite zu sitzen. Ihre Züge sogar hatten sich verändert, seit wir sie verlassen haben; Arkad schien ruhiger, Katia belebter und kühner.

»Finden Sie nicht, daß die Esche auf russisch einen bezeichnenden Namen hat; ich kenne keinen Baum, dessen Laubwerk so leicht und durchsichtig ist.«

Katia blickte langsam auf und erwiderte:

»Ja.«

Und Arkad dachte: die tadelt mich wenigstens nicht, wenn ich mich poetisch ausdrücke.

»Heine,« sagte Katia mit einem Blick auf das Buch, das Arkad auf den Knien hatte, »Heine lieb ich nicht, weder wenn er lacht, noch wenn er weint. Ich lieb ihn, wenn er traurig und träumerisch ist.«

»Und ich, ich lieb ihn, wenn er lacht,« antwortete Arkad.

»Das ist ein alter Rest der satirischen Richtung Ihres Geistes.«

»Ein alter Rest!« dachte Arkad, »wenn Bazaroff das hörte.«

»Warten Sie nur, wir werden Sie schon ändern.«

»Wer das? Sie?«

»Wer? meine Schwester; Porphyr Platonitsch, mit dem Sie bereits nicht mehr streiten; meine Tante, die Sie vorgestern zur Kirche begleitet haben.«

»Ich konnte das nicht abschlagen! und Anna Sergejewna – von der wissen Sie, daß sie in vielen Punkten mit Eugen übereinstimmte.«

»Meine Schwester stand damals unter seinem Einfluß, so gut wie Sie.«

»So gut wie ich? haben Sie denn bemerkt, daß ich mich diesem Einfluß schon entzogen habe?«

Katia antwortete nichts.

»Ich weiß,« fuhr Arkad fort, »daß er Ihnen immer mißfallen hat.«

»Ich habe kein Urteil über ihn.«

»Wissen Sie was, Katharina Sergejewna? jedesmal wenn ich diese Antwort höre, glaube ich nicht daran. Meines Erachtens ist niemand zu hoch für unser Urteil. Das ist ganz einfach eine Ausrede.«

»Nun wohl! Ich will Ihnen sagen, daß er mir nicht geradezu mißfällt, aber ich fühle, daß wir zwei verschiedenen Welten angehören, und daß auch Sie im Grund ihm völlig fremd sind.«

»Warum das?«

»Wie soll ich sagen ... er ist ein Raubvogel; er ist wild, und Sie und ich, wir sind gezähmt.«

»Auch ich, ich wäre gezähmt?«

Katia nickte bejahend.

Arkad kraute sich hinter dem Ohr.

»Wissen Sie, Katharina Sergejewna, daß das, was Sie mir da sagen, ein wenig beleidigend ist?«

»Möchten Sie lieber ein Raubvogel sein?«

»Nein, aber ich möchte stark und energisch sein.«

»Das hängt nicht von uns ab; Ihr Freund wills nicht sein, und doch ist ers.«

»Hm! also meinen Sie, daß er einen großen Einfluß auf Anna Sergejewna habe?«

»Ja! aber niemand kann sie lange beherrschen,« fügte Katia leise hinzu.

»Woraus schließen Sie das?«

»Sie ist sehr stolz ... oder nein, das wollte ich nicht sagen, sie hält viel darauf, unabhängig zu sein.«

»Darauf hält jeder von uns,« antwortete Arkad, fragte sich aber gleich darauf: »Wozu nützt es?« Katia hatte denselben Gedanken. Wenn sich junge Leute oft sehen, kommen ihnen die gleichen Gedanken im gleichen Augenblick.

Arkad lächelte, und, zu Katia geneigt, sagte er:

»Gestehen Sie, daß Sie sie ein wenig fürchten.«

»Wen?«

»Nun – sie,« erwiderte Arkad mit bedeutungsvollem Ausdruck.

»Und Sie?« sagte dagegen Katia.

»Und ich auch; merken Sie, was ich sage: und ich auch.«

Katia erhob drohend den Finger.

»Das überrascht mich,« sagte sie; »nie war meine Schwester Ihnen so zugetan, wie gegenwärtig; sie wars viel weniger bei Ihrem ersten Besuch.«

»Wahrhaftig?«

»Haben Sie's nicht bemerkt? Das ist Ihnen nicht angenehm?«

Arkad wurde nachdenklich.

»Wodurch habe ich mir die Gewogenheit Anna Sergejewnas erworben? Vielleicht weil ich ihr Briefe von Ihrer Mutter gebracht?«

»Ja; aber noch aus anderen Gründen, die ich Ihnen nicht sagen werde.«

»Warum?«

»Ich werde sie Ihnen nicht sagen.«

»Oh, ich zweifle keineswegs daran, Sie sind sehr eigensinnig.«

»Eigensinnig? das ist wahr.«

»Und Sie beobachten sehr scharf.«

Katia blickte Arkad von der Seite an.

»Hat Sie vielleicht etwas verstimmt? An was denken Sie?«

»Ich frage mich, woher Sie Ihr Beobachtungstalent haben. Sie sind so furchtsam, so mißtrauisch; Sie vermeiden jedermann ...«

»Ich habe viel allein gelebt, das lehrt uns nachdenken wider Willen. Aber Sie sagen, daß ich jedermann fliehe; haben Sie das Recht, dies zu sagen?«

Arkad warf Katia einen dankbaren Blick zu.

»Sie haben recht,« erwiderte er; »aber Leute in Ihrer Lage, das heißt reiche Leute, haben selten Beobachtungstalent; gleich den gekrönten Häuptern kommt ihnen die Wahrheit nur durch Zufall.«

»Aber ich bin nicht reich.«

Arkad blieb ganz erstaunt und verstand sie zuerst nicht.

»In der Tat, das ganze Vermögen gehört ihrer Schwester,« dachte er endlich, und dieser Gedanke war ihm durchaus nicht unangenehm. – »Wie gut Sie das gesagt haben,« setzte er laut hinzu.

»Wie meinen Sie das?«

»Sie haben es gut gesagt: ohne gemachte Einfachheit, ohne falsche Scham und ohne Ziererei. Ich denke mir nämlich, daß jeder, der weiß und sagt, daß er arm ist, etwas wie Stolz empfinden muß.«

»Ich habe nichts dergleichen empfunden, dank meiner Schwester; ich weiß nicht, wie es kam, daß ich mit Ihnen von meiner Lage gesprochen habe.«

»Sei's; aber gestehen Sie, daß das fragliche Gefühl, ich wollte sagen, der Stolz, Ihnen nicht ganz und gar fremd ist.«

»Wie das?«

»Zum Beispiel, und ich hoffe, daß meine Frage Sie nicht beleidigt, könnten Sie sich entschließen, einen reichen Mann zu heiraten?«

»Wenn ich ihn sehr liebte ... aber nein, ich glaube, daß ich ihn selbst in dem Falle nicht heiraten würde.«

»Ah! sehen Sie,« rief Arkad, »und warum könnten Sie sich nicht dazu entschließen?«

»Weil selbst die Lieder von einer ungleichen Heirat abraten.«

»Sie lieben vielleicht zu herrschen, oder ...«

»O nein, wozu taugt es? Im Gegenteil, ich wäre gern bereit, mich zu unterwerfen, aber die Ungleichheit scheint mir etwas Unerträgliches. Sich selbst achten und sich unterwerfen, ich begreif es, das ist das Glück; aber die Ungleichheit, ein Leben voll Unterordnung ... nein, das hab ich satt.«

»Sie haben es satt,« wiederholte Arkad, »ja so! Sie haben nicht umsonst dasselbe Blut in den Adern, wie Anna Sergejewna. Sie haben denselben Unabhängigkeitssinn, wissen sich aber besser zu verstellen. Ich bin überzeugt, daß Sie nie zuerst eine Neigung eingestehen würden, wie heilig und mächtig sie auch wäre ...«

»Aber das scheint mir doch ganz natürlich,« sagte Katia.

»Sie sind beide klug; Sie haben ebensoviel und vielleicht mehr Charakter als jene.«

»Vergleichen Sie mich nicht mit meiner Schwester, ich bitte Sie,« versetzte Katia hastig, »da bin ich zu sehr im Nachteil. Sie scheinen vergessen zu haben, daß meine Schwester alles für sich hat, Schönheit, Geist und ... Sie besonders, Arkad Nikolaitsch, Sie sollten so was gar nicht sagen, und dazu noch in so ernstem Ton.«

»Was verstehen Sie unter dem ›Sie besonders‹, und weshalb setzen Sie voraus, daß ich scherze?«

»Gewiß scherzen Sie.«

»Glauben Sie? und wenn ich meiner Sache gewiß wäre, wenn ich sogar glaubte, noch viel mehr sagen zu können?«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»In der Tat? Nun ich sehe, daß ich Ihr Beobachtungstalent zu hoch gerühmt habe.«

»Wieso?«

Arkad antwortete nichts und wandte sich ab; Katia fand noch einige Krümchen in ihrem Korb und wollte sie den Sperlingen zuwerfen. Aber der Schwung, den sie ihrer Hand gab, war zu stark, und die Vögel flogen davon, ohne etwas aufzupicken.

»Katharina Sergejewna,« nahm Arkad plötzlich das Wort, »es ist Ihnen ohne Zweifel gleichgültig, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich Sie nicht allein Ihrer Schwester, sondern jedem, wer es auch sei auf der Welt, vorziehe ...«

Damit stander plötzlich auf und entfernte sich mit raschen Schritten, als ob er über die Worte erschrocken wäre, die er ausgesprochen hatte.

Katia ließ ihre beiden Hände und das Körbchen auf ihre Knie sinken, neigte den Kopf und blickte Arkad lange nach. Eine leichte Röte färbte allmählich ihre Wangen, aber ihr Mund lächelte nicht, und ihre Augen drückten ein gewisses Erstaunen aus; man sah, daß sie zum erstenmal ein Gefühl empfand, dessen Name ihr noch unbekannt war.

»Du bist allein?« fragte neben ihr Frau Odinzoff, »ich glaubte, Arkad hätte dich begleitet.«

Katia schlug die Augen zu ihrer Schwester auf, welche, mit Geschmack, selbst mit Eleganz gekleidet, grad aufrecht in der Allee stand und mit der Spitze ihres Sonnenschirms die Ohren Fifis berührte.

»Ganz allein,« sagte Katia.

»Ich seh es wohl,« erwiderte ihre Schwester lachend; »er ist also auf sein Zimmer gegangen?«

»Ja!«

»Ihr habt zusammen gelesen?«

»Ja!«

Frau Odinzoff nahm Katia am Kinn und hob ihr den Kopf in die Höhe.

»Ich hoffe nicht, daß ihr in Streit geraten seid?«

»Nein,« erwiderte Katia, indem sie die Hand ihrer Schwester sanft entfernte.

»Wie ernst du mir antwortest! Ich glaubte ihn hier zu finden und wollte ihm einen Spaziergang vorschlagen. Er hat mich schon lange darum gebeten. Man hat deine Stiefeletten aus der Stadt gebracht, geh und probiere sie an. Ich habe gestern bemerkt, daß du sie nötig hast; die, welche du trägst, sind abgebraucht. Ich finde, daß du dich in dieser Beziehung sehr vernachlässigst, und doch hast du einen reizenden Fuß! Deine Hand ist auch schön ... aber sie ist ein wenig groß, deshalb müßtest du mehr Aufmerksamkeit auf deine Füße wenden, aber du bist nicht kokett.«

Frau Odinzoff entfernte sich, indem sie ihr elegantes Kleid leicht dahinrauschen ließ. Katia stand von der Bank auf, nahm den Band Heine und ging ins Haus zurück; sie probierte jedoch die Stiefeletten nicht an.

»Ein reizender Fuß,« dachte sie, während sie leicht und langsam die Terrasse hinaufging, deren Stufen die Sonne erwärmt hatte. – »Nun, er wird bald zu meinen reizenden Füßen liegen.«

Fast sogleich aber überkam sie ein Gefühl von Scham, und sie lief rasch ins Haus hinein.

Arkad ging den Korridor entlang nach seinem Zimmer; der Haushofmeister kam ihm nach und meldete ihm, daß ihn Bazaroff erwarte.

»Eugen!« rief er fast erschrocken, »ist er schon lange angekommen?«

»In dieser Minute; aber er hat befohlen, Anna Sergejewna seine Ankunft nicht zu melden, und er hat sich sofort auf Ihr Zimmer führen lassen.«

»Sollte es zu Hause ein Unglück gegeben haben?« dachte Arkad, stieg eiligst die Treppe hinan und riß die Tür weit auf.

Kaum hatte er Bazaroff erblickt, als er sich beruhigte, obgleich einem geübteren Auge ohne Zweifel der Ausdruck innerer Aufregung in den immer energischen, aber etwas abgemagerten Zügen seines Freundes nicht entgangen wäre. Er saß auf dem Fenstersims, den staubbedeckten Mantel um die Schultern und die Mütze auf dem Kopfe; er rührte sich nicht, sogar als sich ihm Arkad um den Hals warf und einen Freudenschrei ausstieß.

»Das ist einmal eine Überraschung! durch welchen Zufall?« wiederholte dieser, im Zimmer auf und ab gehend wie einer, der sich einbildet, entzückt zu sein, und es zu verstehen geben will. – »Wie stehts zu Hause? hoffentlich befinden sich alle wohl und ist alles in Ordnung?«

»In Ordnung ist alles, aber nicht alle befinden sich wohl,« antwortete Bazaroff. »Nun sei nur ruhig, laß mir ein Glas Kwaß bringen, setz dich und höre, was ich dir in wenig Worten, aber hoffentlich hinreichend klar und deutlich sagen werde.«

Arkad wurde ruhig, und Bazaroff erzählte ihm sein Duell mit Paul Petrowitsch. Arkad war sehr erstaunt, sogar ergriffen davon, hielt aber nicht für nötig, das kundzugeben. Er fragte bloß, ob die Wunde seines Onkels wirklich ungefährlich sei, und als Bazaroff ihm antwortete, sie sei sehr interessant, aber durchaus nicht vom medizinischen Gesichtspunkte aus, zwang er sich zu einem Lächeln, empfand jedoch in seinem Innersten etwas wie Scham und Schrecken. Bazaroff schien sehr wohl zu verstehen, was in seinem Freunde vorging.

»Ja ja,« sagte er, »so ists, wenn man unter einem adeligen Dache lebt, man nimmt selber die Gewohnheiten des Mittelalters an, man wird ein Raufbold. Ich will jetzt die Alten wieder besuchen, habe aber unterwegs angehalten ... um dir die ganze Geschichte zu beichten, könnte ich sagen, wenn ich nicht eine unnütze Lüge für eine

Dummheit hielte. Nein, ich bin hierhergekommen, der Teufel weiß, warum! Siehst du! es ist manchmal gut, sich beim Schopf zu fassen und sich rauszureißen, wie eine Rübe aus der Rabatte, und das ists, was ich jetzt getan habe ... Es hat mich aber die Lust angewandelt, zum letztenmal die Stelle zu sehen, die ich verließ, die Rabatte, in der ich Wurzel geschlagen hatte.«

»Ich hoffe, daß diese Worte nicht mir gelten,« sagte Arkad in bewegtem Ton; »ich hoffe nicht, daß du beabsichtigst, dich von mir zu trennen?«

Bazaroff sah ihn fest und durchdringend an.

»Du, sollte dir das wahrhaftig Kummer machen? Mir scheint, daß du dich bereits von mir getrennt hast. Du bist so frisch, so sauber ... Ich vermute, deine Sachen mit Frau Odinzoff gehn wunderschön.«

»Welche Sachen meinst du?«

»Hast du nicht um ihretwegen die Stadt verlassen, mein Vögelchen? Apropos, wie stehts mit den Sonntagsschulen dort? Bist du etwa nicht verliebt, oder bist du schon in der Periode der Ehrbarkeit angelangt?«

»Eugen, du weißt, daß ich immer offen mit dir war; nun, ich schwöre dir, ich nehme Gott zum Zeugen, daß du im Irrtum bist.«

»Hm! Gott zum Zeugen ... Das ist ein neuer Ausdruck,« sagte Bazaroff halblaut; »warum nimmst du die Sache so pathetisch? Mir ists vollkommen gleichgültig; ein Romantiker würde sagen: ich fühle, daß unsere Wege sich zu scheiden anfangen; ich beschränke mich zu sagen, daß wir uns einander zum Überdruß satt haben.«

»Eugen ...«

»Das Unglück ist nicht groß, mein Teurer, man bekommt noch ganz andere Dinge satt im Leben. Jetzt, glaub ich, könnten wir auseinandergehen. Seitdem ich hier bin, ist mirs ganz herzbrecherisch zumut, wie wenn ich mich an den Briefen Gogols an die Frau des Gouverneurs von Kaluga vollgestopft hätte. Ich habe die Pferde nicht ausspannen lassen.«

»Wo denkst du hin! Das ist unmöglich!«

»Und warum?«

»Von mir gar nicht zu reden, bin ich überzeugt, daß Frau Odinzoff es im höchsten Grad unschicklich finden würde, denn ganz sicher wünscht sie, dich zu sehen.«

»Was das betrifft, so bist du, denk ich, im Irrtum.«

»Ich bin im Gegenteil sicher, daß ich recht habe,« antwortete Arkad. »Wozu die Verstellung? Bist du, weil wir einmal auf dies Kapitel gekommen sind, nicht um ihretwegen hierhergekommen?«

»Vielleicht; aber du bist darum nicht weniger im Irrtum.«

Arkad hatte gleichwohl recht. Frau Odinzoff wünschte Bazaroff zu sehen und ließ es ihm durch den Haushofmeister sagen. Bazaroff kleidete sich um, um zu ihr zu gehen; sein neuer Frack war im Koffer obenauf gepackt, so daß man ihn herausnehmen konnte, ohne etwas in Unordnung zu bringen.

Frau Odinzoff empfing Bazaroff nicht in dem Zimmer, wo er ihr seine Liebe so unvermutet erklärt hatte, sondern im Salon. Sie reichte ihm mit herzlichem Ausdruck die Fingerspitzen, ihr Gesicht verriet jedoch einen unwillkürlichen Zwang.

»Anna Sergejewna,« sagte Bazaroff rasch, »vor allem muß ich Sie beruhigen. Sie sehen einen Sterblichen vor sich, der vollkommen wieder zur Vernunft gekommen ist, und der hofft, daß die andern seine Dummheiten vergessen haben. Ich verreise auf lange Zeit, und obgleich ich nicht sentimental bin, wie Sie wissen, wär mir der Gedanke doch peinlich, daß Sie sich meiner mit Mißfallen erinnern …«

Frau Odinzoff atmete tief auf, wie jemand, der den Gipfel eines hohen Berges erreicht hat, und ein leichtes Lächeln belebte ihre Züge. Sie reichte Bazaroff nochmals die Hand, und als er sie drückte, erwiderte sie diesen Druck.

»Möge derjenige von uns, der auf das Vergangene zurückkommt, eins seiner Augen verlieren,« sagte sie zu ihm, »um so mehr, als, ehrlich gestanden, ich selber damals auch gesündigt habe, wenn nicht aus Koketterie, so doch in irgendeiner anderen Weise. Mit einem Wort, lassen Sie uns Freunde sein wie zuvor, das Ganze war nur ein Traum, nicht wahr, und wer erinnert sich eines Traums?«

»Wer erinnert sich dessen! Überdem ist die Liebe eine gemachte Empfindung.«

»In der Tat? Es freut mich sehr, das zu erfahren.«

So redete Frau Odinzoff, so redete seinerseits Bazaroff; sie glaubten beide, wahr zu sein. Wie weit waren sie’s, indem sie so redeten? Sie wußten es vermutlich selber nicht, und dem Verfasser ist es auch

nicht bekannt. Aber die Unterhaltung nahm eine Wendung, die dafür zu sprechen schien, daß sie sich gegenseitig volles Vertrauen schenkten.

Frau Odinzoff fragte Bazaroff, was er bei den Kirsanoffs getan habe. Er war nahe daran, ihr sein Duell mit Paul Petrowitsch zu erzählen, der Gedanke hielt ihn jedoch zurück, daß sie ihn im Verdacht haben könnte, er wollte sich interessant machen, und so begnügte er sich zu sagen, er habe die Zeit mit Arbeiten zugebracht.

»Und ich,« erwiderte Frau Odinzoff, »ich habe zuerst den Spleen gehabt, Gott weiß, warum! ich war fast entschlossen, auf Reisen zu gehen; stellen Sie sich das vor! Ich habe mich jedoch allmählich wieder gefaßt; Ihr Freund Arkad ist erschienen, und ich bin wieder ins Geleise gekommen, in meine wahre Rolle.«

»Was ist das für eine Rolle, wenn man fragen darf?«

»Die Rolle einer Tante, Gouvernante, Mutter, wie Sie's nennen wollen. Apropos, wissen Sie, daß ich lange Ihre intime Freundschaft mit Arkad nicht begriffen habe; ich fand ihn ziemlich unbedeutend. Jetzt aber hab ich ihn kennen gelernt, und ich bin überzeugt, daß er sehr intelligent ist ... und vor allem jung, sehr jung ... Ach, wir sind es nicht mehr, Eugen Wassilitsch!«

»Schüchtert ihn Ihre Gegenwart noch immer so ein?« fragte Bazaroff.

»Ist denn? ...« begann Frau Odinzoff, fuhr aber, sich plötzlich verbessernd, fort: »Er ist viel zutraulicher geworden und unterhält sich gern mit mir, früher hat er mich gemieden. Übrigens muß ich bekennen, daß auch ich seine Gesellschaft nicht suchte. Katia und er sind jetzt Freunde geworden.«

Bazaroff fühlte eine Aufwallung von Ungeduld. »Das Weib kann das Heucheln nicht lassen,« dachte er.

»Sie behaupten, er habe Sie gemieden,« versetzte er mit kaltem Lächeln, »aber die schüchterne Liebe, die Sie ihm eingeflößt, ist jetzt ohne Zweifel kein Geheimnis mehr für Sie?«

»Wie! auch er!« rief Frau Odinzoff unwillkürlich aus.

»Auch er,« wiederholte Bazaroff mit einer ehrerbietigen Verneigung. »Ist es möglich, daß Sie es nicht bemerkt haben und daß ich der erste bin, der Ihnen diese Neuigkeit mitteilt?«

Frau Odinzoff schlug die Augen nieder.

»Sie täuschen sich,« erwiderte sie.

»Ich glaub es nicht, aber ich hätte vielleicht schweigen sollen.«

Bazaroff dachte dabei: »Das wird dich lehren, die Heuchlerin zu spielen.«

»Warum hätten Sie nicht davon reden sollen? Ich glaube jedoch, daß Sie auch in diesem Falle einem vorübergehenden Eindruck eine zu große Bedeutung beigelegt haben. Ich fange an zu vermuten, daß Sie zur Übertreibung neigen.«

»Sprechen wir von etwas anderem, Madame.«

»Warum denn?« erwiderte sie, was sie jedoch nicht hinderte, auf einen anderen Gegenstand der Unterhaltung überzugehen.

Sie fühlte sich immer etwas unbehaglich Bazaroff gegenüber, obgleich sie sich eingeredet hatte, daß alles vergessen sei, wie sie ihn versichert. Bei der einfachsten Unterhaltung mit ihm, im Scherze sogar, empfand sie ein leises Gefühl von Furcht. So plaudert und scherzt man auf einem Dampfschiff auf hoher See, geradeso sorglos wie auf dem festen Lande; aber beim geringsten widrigen Zufall, beim kleinsten unvorhergesehenen Umstand ist auf allen Gesichtern eine eigentümliche Unruhe zu lesen, welche das fortwährende Bewußtsein einer fortwährenden Gefahr verrät.

Die Unterhaltung zwischen Frau Odinzoff und Bazaroff dauerte nicht lange. Anna Sergejewna wurde immer ernster, sie gab zerstreute Antworten und lud ihn schließlich ein, mit ihr in den Salon zu gehen. Sie fanden dort die Fürstin und Katia.

»Wo ist denn Arkad Nikolajewitsch?« fragte Frau Odinzoff. Als sie hörte, daß er schon seit einer Stunde verschwunden sei, schickte sie nach ihm.

Nachdem man in allen Richtungen gesucht hatte, fand man ihn endlich auf einer Bank am Ende des Gartens das Kinn in seine Hände gestützt, in tiefes Nachdenken versunken. Die Gedanken, welche den Gegenstand desselben bildeten, waren ernst, aber keineswegs traurig.

Er wußte, daß Frau Odinzoff mit Bazaroff allein war, und empfand nicht die mindeste Eifersucht; er sah im Gegenteil sehr heiter aus; er schien entschlossen, etwas zu tun, das ihn erfreute und verwunderte zu gleicher Zeit.

Der Gatte der Frau Odinzoff war kein Freund von Neuerungen gewesen, aber immer bereit, »den weisen Eingebungen eines geläuterten Geschmacks« nachzukommen, und infolge dieser Neigung hatte er in dem Garten zwischen der Orangerie und dem Weiher eine Art griechischer Säulenhalle von Backsteinen errichten lassen. Die Wand, welche den Hintergrund dieses Baues bildete, enthielt sechs zur Aufnahme von Statuen bestimmte Nischen, welche Herr Odinzoff vom Ausland kommen lassen wollte. Diese Statuen sollten die Einsamkeit, das Schweigen, das Nachdenken, die Schwermut, die Scham und das Zartgefühl vorstellen. Eine davon, die Göttin des Schweigens, mit dem Finger auf den Lippen, war angekommen und aufgestellt; aber gleich am Tage der Aufstellung schlugen ihr Gassenjungen die Nase ab, und obgleich ein benachbarter Stubenmaler sich anheischig gemacht hatte, ihr wieder eine »doppelt so schöne Nase« anzusetzen, ließ sie Herr Odinzoff doch wegnehmen, und man stellte sie in die Ecke einer Tenne, wo sie zum großen Schrecken abergläubischer Bäuerinnen stehenblieb. Seit vielen Jahren hatte dichtbelaubtes Gebüsch die Vorderseite der Halle überwachsen. Nur die Säulenkapitäle überragten noch die lebendige grüne Mauer. In der Säulenhalle war es immer sehr kühl, selbst während der heißesten Jahreszeit.

Anna Sergejewna liebte den Ort nicht mehr, seit sie dort auf eine Natter gestoßen war; Katia aber kam oft und setzte sich auf eine große Steinbank, welche unter einer der Nischen stand. Von der schattigen Kühle umfangen, las und arbeitete sie oder überließ sich dem süßen und sanften Gefühl einer tiefen Stille, ein Gefühl, das jeder kennt und dessen Reiz darin besteht, schweigend und fast unwillkürlich dem mächtigen Lebensstrom zu lauschen, der sich beständig rings um uns und in uns ergießt.

Am Morgen nach Bazaroffs Ankunft saß Katia auf ihrer Lieblingsbank, und Arkad befand sich wieder an ihrer Seite. Sie hatte eingewilligt, mit ihm nach der Säulenhalle zu gehen. Es war nur noch eine Stunde bis zum Frühstück; die Hitze des Tages hatte die Morgenfrische noch nicht vertrieben. Arkads Gesicht hatte den gleichen Ausdruck wie tags zuvor; Katia schien befangen. Ihre Schwester hatte sie gleich nach dem Tee in ihr Kabinett gerufen und ihr, nach einigen Liebkosungen, die Katia immer etwas erschreckten, den Rat gegeben, in ihrem Betragen gegen Arkad etwas behutsamer

zu sein und namentlich das Alleinsein mit ihm zu vermeiden, da diese allzu häufigen *»à part«* der Tante und dem ganzen Haus auffielen. Zudem war Anna Sergejewna schon abends zuvor schlecht aufgelegt gewesen, und Katia selber war in Unruhe, als ob sie sich etwas vorzuwerfen hätte. Als sie daher dem Wunsche Arkads willfahrte, hatte sie sich gelobt, daß dies das letztemal sein sollte.

»Katharina Sergejewna,« sagte plötzlich Arkad mit einer unbeschreiblichen Mischung von Sicherheit und Befangenheit, »seitdem ich das Glück habe, mit Ihnen unter einem Dach zu leben, habe ich schon über eine Menge Dinge mit Ihnen geplaudert, eine Frage aber nie berührt ... die sehr wichtig für mich ist. Sie haben gestern bemerkt, daß man mich hier anders gemacht habe,« fügte er bei, indem er den fragenden Blick Katias zu gleicher Zeit suchte und vermied; »in der Tat habe ich mich auch in vielen Dingen geändert, und Sie wissen es besser als irgend jemand, wem ich in Wirklichkeit diese Veränderung verdanke.«

»Ich ... Sie ...« erwiderte Katia.

»Ich bin nicht mehr der anmaßende Bursche, der ich bei meiner Ankunft hier war,« versetzte Arkad; »nicht umsonst habe ich mein dreiundzwanzigstes Jahr hinter mir. Mein Gedanke ist immer noch, mich der Welt nützlich zu machen und alle meine Kraft der ... dem Triumph der Wahrheit zu weihen; ich suche aber mein Ideal nicht mehr da, wo ich es ehemals suchte; es scheint mir ... viel näher zu liegen. Bisher verstand ich mich selber nicht, ich befaßte mich mit Problemen, die über meine Kräfte gingen ... Endlich sind mir die Augen aufgegangen, dank meinem Gefühl ... Ich drücke mich vielleicht nicht ganz klar aus, aber ich hoffe, Sie verstehen mich.«

Katia antwortete nicht und sah Arkad nicht mehr an.

»Ich denke,« fuhr er mit erregter Stimme fort, während über seinem Haupte ein Buchfink sein sorgloses Lied in den Zweigen einer Birke sang, »ich denke, daß es Pflicht jedes ehrlichen Mannes ist, sich offen und freimütig in bezug auf die zu zeigen, ... auf die, welche ... mit einem Wort die, welche ihm teuer sind, und darum ... bin ich entschlossen ...«

Hier wurde Arkad von seiner Beredsamkeit im Stich gelassen; er verwickelte sich in seinen Phrasen, verlor die Fassung und mußte innehalten; Katia saß immer mit gesenkten Augen da; sie begriff nicht, wo er hinauswollte, und doch schien sie etwas zu erwarten.

»Ich sehe voraus, daß ich Sie überrasche,« fuhr Arkad fort, sobald er sich wieder gesammelt hatte, »um so mehr, als dies Gefühl gewissermaßen Bezug ... gewissermaßen ... wohlverstanden ... auf Sie hat. Ich glaube mich zu erinnern, daß Sie mir gestern Mangel an Ernst vorgeworfen haben,« fügte er hinzu mit der Miene eines Mannes, der, in einen Sumpf geraten, fühlt, daß er mit jedem Schritt tiefer einsinkt, und nichtsdestoweniger immer vorwärts geht, in der Hoffnung, rascher wieder herauszukommen. »Diesen Vorwurf macht man oft ... jungen Leuten, selbst dann, wenn sie ihn nicht mehr verdienen ... und wenn ich mehr Selbstvertrauen hätte ...« Komm mir doch zu Hilfe! Komm! dachte Arkad in seiner Verzweiflung; aber Katia rührte sich nicht. »Und wenn ich hoffen könnte ...«

»Wenn ich Ihren Worten Glauben schenken dürfte,« sagte plötzlich neben ihnen Frau Odinzoff mit ihrer ruhigen, klaren Stimme.

Arkad schwieg augenblicklich, und Katia erbleichte. Ein kleiner Fußpfad führte hart an dem Gebüsch vorüber, das die Halle verbarg; Frau Odinzoff hatte ihn mit Bazaroff eingeschlagen. Sie konnte weder von Katia noch Arkad gesehen werden, diese hörten aber ihre Worte und beinahe ihren Atem. Die Spaziergänger machten noch einige Schritte und blieben wie mit Absicht gerade vor der Halle stehn.

»Sehen Sie,« fuhr Frau Odinzoff fort, »Sie und ich, wir haben uns getäuscht; keins von uns beiden steht mehr in der ersten Jugend, ich zumal; wir haben gelebt, wir sind beide müde, wir sind, warum soll ichs nicht aussprechen, beide gescheit, wir haben uns erst gegenseitig interessiert, unsere Neugier wurde rege ... dann ...«

»Dann hab ich den Dummkopf gemacht,« fiel Bazaroff ein.

»Sie wissen, daß das nicht der Grund unseres Bruchs war. Das eine ist sicher, daß wir einander nicht nötig hatten; wir hatten zuviel ... wie soll ich sagen? zuviel Verwandtes. Wir haben das nicht sogleich eingesehen. Dagegen Arkad ...«

»Den hatten Sie nötig?« fragte Bazaroff.

»Hören Sie auf, Eugen Wassilitsch! Sie behaupten, ich sei ihm nicht gleichgültig, und in der Tat schien mirs auch immer, daß ich ihm gefiele. Ich weiß, daß ich seine ... Tante sein könnte, aber ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich seit einiger Zeit öfters an ihn denke. Seine Jugend und sein natürliches Wesen haben für mich eine gewisse Anziehungskraft.«

»Einen gewissen Zauber ... das ist das Wort, dessen man sich in dergleichen Fällen bedient,« erwiderte Bazaroff mit dumpfer und ruhiger Stimme, der man aber doch die aufsteigende Galle anmerkte. – »Arkad spielte gestern noch den Geheimnisvollen und hat mit mir weder von Ihnen noch von Ihrer Schwester gesprochen, das ist ein ernstes Symptom.«

»Er ist mit Katia durchaus wie ein Bruder,« sagte Frau Odinzoff, »und das gefällt mir, obgleich ich eine derartige Vertraulichkeit zwischen ihnen nicht zugeben sollte.«

»Ists die Schwester, die in diesem Augenblick aus Ihnen spricht?« fragte Bazaroff langsam.

»Gewiß ... aber warum bleiben wir stehen? gehen wir weiter. Welch sonderbare Unterhaltung wir führen, nicht wahr? Ich hätte nie geglaubt, daß ich Ihnen so was sagen könnte! Sie wissen, daß ... obgleich ich Sie fürchte, ich großes Vertrauen zu Ihnen habe, weil ich weiß, daß Sie im Grund sehr gut sind.«

»Erstens bin ich ganz und gar nicht gut, und zweitens bin ich Ihnen sehr gleichgültig geworden, und doch sagen Sie mir, daß ich gut sei! ... Das ist, als ob Sie einen Blumenkranz aufs Haupt eines Toten setzten.«

»Eugen Wassilitsch, wir sind keine Meister ...« erwiderte Frau Odinzoff.

In diesem Augenblick aber bewegte ein Windstoß die Blätter und verwehte ihre Worte.

»Aber Sie sind frei? ...« sagte einige Augenblicke darauf Bazaroff.

Das war alles, was man von ihrer Unterhaltung verstehen konnte. Das Geräusch ihrer Tritte verlor sich mehr und mehr, und es war wieder still.

Arkad wandte sich nach Katia um; sie war noch in derselben Stellung, nur den Kopf hatte sie etwas tiefer gesenkt.

»Katharina Sergejewna,« sagte er mit zitternder Stimme und gefalteten Händen, »ich liebe Sie mit Leidenschaft und wie das Leben, und liebe nur Sie allein auf der Welt. Ich wollte es Ihnen gestehen, und im Fall einer günstigen Antwort wollte ich um Ihre Hand bitten ... weil ich nicht reich bin und mich zu jedem Opfer fähig fühle ... Sie antworten nicht? Sie glauben mir nicht? Sie denken, daß ich das unbesonnen so hinsage? Aber rufen Sie sich diese letzten Tage

zurück. Können Sie zweifeln, daß alles, verstehen Sie mich wohl, alles, auch der letzte Rest, spurlos verschwunden ist? Blicken Sie mich an, sagen Sie mir ein einziges Wort ... Ich liebe ... ich liebe Sie ... glauben Sie mir doch!«

Katia warf einen ernsten, klaren Blick auf Arkad und sagte nach langem Besinnen mit unmerklichem Lächeln zu ihm: »Ja.«

Arkad sprang von der Bank.

»Ja! Sie haben ja gesagt, Katharina Sergejewna! was bedeutet dies Wort? heißt es, daß Sie an die Aufrichtigkeit meiner Worte glauben ... oder gar ... oder gar ... ich wag es nicht auszusprechen ...«

»Ja!« antwortete Katia, und diesmal verstand er sie.

Er ergriff ihre großen schönen Hände und drückte sie an sein Herz; die Freude drohte ihn zu ersticken. Er taumelte und wiederholte beständig: »Katia! Katia!« Auch sie fing an zu weinen und lachte wieder unter ihren Tränen. Wer diese Tränen in den Augen eines geliebten Weibes nicht gesehen hat, der begreift es nicht, wie selig das von Dank und Leidenschaft trunkene Männerherz sein kann.

Am andern Morgen früh ließ Frau Odinzoff Bazaroff zu sich in ihr Kabinett bitten und überreichte ihm mit gezwungenem Lächeln ein gefaltetes Briefpapier. Es war ein Brief von Arkad, in welchem er um die Hand Katias anhielt.

Bazaroff durchflog denselben und mußte sich bezwingen, ein Gefühl boshafter Schadenfreude zu unterdrücken.

»Herrlich!« sagte er; »gleichwohl behaupteten Sie gestern noch, daß er für Katharina Sergejewna nur die Liebe eines Bruders empfinde? Was denken Sie ihm zu antworten?«

»Was raten Sie mir?« erwiderte Frau Odinzoff, fortwährend lächelnd.

»Ich meine,« erwiderte Bazaroff ebenfalls mit Lachen, obgleich er sich nicht so sehr dazu zwingen mußte wie sie, »ich meine, Sie müssen den beiden Ihren Segen geben. Die Partie ist in jeder Beziehung gut; das Vermögen der Kirsanoffs ist ziemlich bedeutend; Arkad ist der einzige Sohn, und sein Vater ist ein braver Mann, der ihm in keiner Beziehung Schwierigkeiten machen wird.«

Frau Odinzoff ging einigemal im Zimmer auf und ab; sie wurde abwechslungsweise rot und bleich.

»Sie glauben?« nahm sie das Wort, »auch ich sehe keine Hindernisse. Es freut mich für Katia ... und für Arkad Nikolajewitsch. Ich werde, wohlverstanden, die Einwilligung seines Vaters abwarten, er selber mag gehen und sie holen. All das beweist aber nur, daß ich gestern abend recht hatte, als ich Ihnen sagte, daß wir alt sind, Sie und ich ... Wie ich davon nur nichts merken konnte. Das beschämt mich wahrlich!«

Frau Odinzoff fing aufs neue an zu lachen und kehrte sich gleich darauf ab.

»Die heutige Jugend ist verteufelt schlau,« sagte Bazaroff seinerseits lachend. »Leben Sie wohl!« setzte er nach kurzem Schweigen hinzu. »Ich wünsche, daß Sie die ganze Angelegenheit möglichst erfreulich zu Ende führen, ich werde mich aus der Ferne darüber freuen.«

Frau Odinzoff wandte sich rasch nach ihm um.

»Wollen Sie denn abreisen? Warum wollen Sie jetzt nicht bleiben ... Bleiben Sie doch ... Ihre Unterhaltung ist so angenehm ... Man glaubt am Rand eines Abgrunds hinzuwandeln. Im ersten Augenblick hat man Angst, dann aber fühlt man eine Kühnheit, die uns überrascht. Bleiben Sie!«

»Ich weiß Ihre Einladung zu schätzen, so sehr wie die gute Meinung, welche Sie von meiner geringen Unterhaltungsgabe haben. Aber ich finde, daß ich schon zu lange mit einer Welt verkehre, die nicht die meine ist. Die fliegenden Fische können sich wohl eine Zeitlang in der Luft halten, schließlich fallen sie aber doch in das Wasser zurück; erlauben Sie mir auch, in mein natürliches Element unterzutauchen.«

Frau Odinzoff blickte Bazaroff an, ein bitteres Lächeln verzog ihr bleiches Gesicht. »Der hat mich geliebt!« dachte sie und reichte ihm mit der Miene freundlichen Bedauerns die Hand. Aber auch er hatte sie verstanden.

»Nein!« sagte er, indem er einen Schritt zurücktrat, »obgleich arm, hab ich noch nie ein Almosen angenommen. Leben Sie wohl und gesund!«

»Ich weiß gewiß, daß wir uns nicht zum letzten Male sehen,« versetzte Frau Odinzoff unwillkürlich bewegt.

»Was ereignet sich nicht alles in dieser Welt!« antwortete Bazaroff. Damit grüßte er Anna Sergejewna und verließ das Zimmer.

»Du denkst dir also ein Nest zu bauen?« sagte Bazaroff zu Arkad, während er seinen Koffer packte. »Du hast recht! Das ist ein guter Gedanke. Nur hattest du unrecht mit deiner Hinterhaltigkeit. Ich erwartete, daß du dich ganz woanders hinwenden würdest. Du warst aber vielleicht selber darüber erstaunt?«

»Ich hab es in der Tat durchaus nicht vermutet, als ich dich verließ,« antwortete Arkad. »Du bist aber nicht ganz ehrlich, wenn du mir sagst: ›Das ist ein guter Gedanke‹; als ob ich deine Ansicht über die Ehe nicht kennte!«

»Ei, mein Teuerster,« versetzte Bazaroff, »wie sprichst du heute! Siehst du, was ich da mache? Ich habe einen leeren Raum in meinem Koffer entdeckt und stopfe ihn mit Heu aus, so gut ich kann; so muß mans auch mit dem Lebenskoffer machen; man muß ihn mit allem ausfüllen, was einem in die Hände kommt, wenn nur keine leere Stelle drin bleibt. Nimm mirs nicht übel, ich bitte dich; du erinnerst dich wahrscheinlich, wie ich immer von Katharina Sergejewna gedacht habe? Es gibt junge Mädchen bei uns, die für wahre Wunder gelten, einzig deshalb, weil sie bei der richtigen Gelegenheit zu seufzen wissen; aber die deine wird sich durch andere Verdienste Geltung verschaffen, und zwar derart, daß du ihr untertänigster Diener sein wirst. Übrigens ist das ganz in Ordnung.«

Bazaroff schlug den Deckel des Koffers zu und richtete sich auf.

»Nun muß ich dir zum Abschied wiederholen – denn wir wollen uns nicht täuschen, wir scheiden für immer, und du mußt davon so gut überzeugt sein wie ich –: Du handelst weise; unser rauhes, trauriges Vagabundenleben paßt nicht für dich. Dir fehlts an Verwegenheit und an Bosheit; aber zum Ersatz ward dir Jugendmut und Jugendfeuer gegeben. Das reicht aber nicht aus für das Werk, an dem wir arbeiten. Und dann kommt ihr Herren vom Adel niemals über eine hochherzige Entrüstung oder eine hochherzige Entsagung hinaus, was nicht viel heißen will. Ihr glaubt, große Männer zu sein, glaubt, auf der Zinne menschlicher Vollkommenheit zu stehen, wenn ihr eure Dienerschaft nicht mehr prügelt, und wir, wir verlangen nichts, als geschlagen zu werden und wiederzuschlagen. Unser Staub würde dir die Augen röten, unser Kot dich beschmutzen. Du bist wahrlich nicht auf unserer Höhe. Du bewunderst dich mit Wohlgefallen, du freust dich,

dir selber Vorwürfe machen zu können; aber das ist unsereinem langweilig; wir haben was anderes zu tun, als uns zu bewundern oder Vorwürfe zu machen, wir brauchen andere Mannschaft auf unserm Schiff. Du bist ein vortrefflicher Junge; aber nichtsdestoweniger ein süßes Herrchen, ein liberales Junkerchen und *›volatou‹,* um mit meinem edlen Vater zu reden.«

»Du sagst mir für immer Lebewohl, Eugen?« versetzte Arkad traurig. »Ist das alles, was du mir zu sagen findest?«

Bazaroff kratzte sich den Nacken.

»Ich könnte noch etwas Gefühlvolles hinzusetzen, Arkad, aber ich werde es nicht tun. Das hieße Romantik treiben, Bonbons lutschen. Nimm noch einen guten Rat von mir: Heirate möglichst rasch; richte dir dein Nest gut ein und zeuge viele Kinder! Es werden gewiß Leute von Geist sein, weil sie zu rechter Zeit kommen, nicht wie du und ich. Doch ich sehe, die Pferde sind da ... Vorwärts! Ich habe von den andern allen Abschied genommen. Nun! sollen wir uns umarmen?«

Arkad warf sich an den Hals seines alten Meisters und Freundes, und ein Tränenstrom floß über seine Wangen.

»Das ist die Jugend,« sagte Bazaroff ruhig; »aber ich rechne auf Katharina Sergejewna! sie wird dich im Handumdrehen trösten.«

»Leb wohl, Bruder!« sagte er zu Arkad, als er die Telege schon bestiegen hatte, und auf zwei Raben deutend, die auf dem Dach des Stalles nebeneinander saßen, setzte er hinzu: »Das ist ein gutes Beispiel! versäume nicht, es zu befolgen.«

»Was willst du damit sagen?« fragte ihn Arkad.

»Wie? ich hielt dich für stärker in der Naturgeschichte. Weißt du nicht, daß der Rabe der achtbarste unter den Vögeln ist? er liebt das Familienleben. Nimm ihn zum Vorbild! Adieu, Signor!«

Die Telege setzte sich in Bewegung und rollte davon.

Bazaroff hatte wahr gesprochen. Arkad vergaß noch am gleichen Abend im traulichen Gespräch mit Katia seinen Meister ganz und gar. Er fing schon an, sich ihr unterzuordnen, und Katia war hierüber keineswegs erstaunt. Am andern Morgen mußte er sich nach Marino zu Nikolaus Petrowitsch verfügen. Frau Odinzoff war großmütig genug, den jungen Leuten zulieb, die sie nur anstandshalber nicht gar zu lange allein ließ, die Fürstin zu entfernen, welche durch die Nachricht von der bevorstehenden Heirat in einen Zustand

weinerlicher Erregtheit geraten war. Anna Sergejewna selber fürchtete anfänglich, der Anblick des Glücks der beiden jungen Leute möchte ihr etwas peinlich sein, es kam aber ganz anders. Anstatt sie zu ermüden, interessierte und erweichte sie dies Schauspiel. Sie war darüber erfreut und betrübt zugleich.

»Es scheint, daß Bazaroff recht hatte,« dachte sie, »es ist nichts in mir als Neugierde, nur Neugierde, Liebe zur Ruhe und Egoismus ...«

»Kinder,« sagte sie mit gepreßter Stimme, »ist es wahr, daß die Liebe eine gemachte Empfindung ist?«

Aber Katia und Arkad verstanden diese Frage nicht, Frau Odinzoff flößte ihnen eine gewisse Furcht ein; die Unterredung, die sie ganz unabsichtlich belauscht hatten, wollte ihnen nicht aus dem Kopfe. Übrigens waren sie bald wieder beruhigt; und sehr natürlich, Frau Odinzoff beruhigte sich selber.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Ankunft Bazaroffs erfreute seine Eltern um so mehr, als sie ihn gar nicht erwarteten. Arina Vlassiewna kam darüber so außer sich, daß sie nichts tat, als im Hause hin und her laufen. Ihr Mann verglich sie schließlich mit einem Rebhuhn; das aufgeschürzte Schleppchen ihres Hausrockes gab ihr in der Tat auch einige Ähnlichkeit mit einem Vogel. Wassili Iwanowitsch ließ beständig ein behagliches Brummen hören, wobei er an der Bernsteinspitze seiner Pfeife sog, die er im Mundwinkel stecken hatte; dann griff er sich mit den Fingern an den Hals und drehte den Kopf krampfhaft, wie wenn er sich vergewissern wollte, daß er noch festsitze, und den Mund in ganzer Breite öffnend, lachte er geräuschlos vor sich hin.

»Ich komme auf wenigstens sechs Wochen, mein Alter,« sagte Bazaroff zu ihm, »ich will arbeiten und hoffe, daß du mich in Ruhe lassen wirst.«

»Ich werde dich dermaßen stören, daß du mein Gesicht ganz und gar vergessen sollst,« antwortete Wassili Iwanowitsch.

Er hielt sein Versprechen. Nachdem er seinen Sohn, wie das erstemal, in seinem Studierzimmer einquartiert hatte, schien er sich ordentlich vor ihm zu verstecken und duldete auch nicht, daß sich die Mutter ihm gegenüber allzu sichtbaren Gefühlsausbrüchen überließ.

»Ich glaube wohl,« sagte er, »daß wir Eniuschenka bei seinem ersten Aufenthalt etwas lästig geworden sind; wir müssen uns diesmal gescheiter betragen.«

Arina Vlassiewna stimmte ihrem Manne bei, hatte aber nicht viel davon, denn sie sah ihren Sohn nur zur Essenszeit und fürchtete sich, ihn anzureden. – »Eniuschenka ...« sagte sie, und ehe dieser nur Zeit hatte, sich umzudrehen, stammelte sie schon: »Nichts, nichts, es ist nichts!« wobei sie die Schnüre ihres Strickbeutels durch die Finger gleiten ließ; dann ging sie zu Wassili Iwanowitsch und fragte, das Kinn in die Hand gestützt: »Wie können wir wohl erfahren, mein Schatz, was Eniuscha heute lieber zu Mittag ißt, Ehtchi oder Bastch?«

»Warum hast du ihn nicht gefragt?«

»Ich fürchtete, ihm lästig zu fallen.«

Bazaroff gabs bald selber auf, sich immer eingeschlossen zu halten; an die Stelle des Arbeitsfiebers, das sich seiner bemächtigt hatte, trat

eine trübe, unruhige Langeweile. Eine seltsame Gedrücktheit machte sich in allen seinen Bewegungen bemerkbar; sogar sein sonst so fester und rascher Gang veränderte sich sichtlich, er machte keine einsamen Spaziergänge mehr und fing an, die Gesellschaft aufzusuchen; er trank den Tee im Wohnzimmer, ging mit Wassili Iwanowitsch in dem Gemüsegarten auf und ab und rauchte bei ihm schweigend seine Pfeife; einmal erkundigte er sich sogar nach dem Befinden des Pater Alexis. Diese Veränderung machte Wassili Iwanowitsch zuerst große Freude, aber sie war nicht von langer Dauer.

»Eniuscha macht mir Sorge,« sagte er im Vertrauen zu seiner Frau; »nicht als ob er unzufrieden und reizbar wäre, das würde mich nicht beunruhigen, aber er ist traurig und bekümmert, das bringt mich zur Verzweiflung. Er spricht nichts, es wäre mir lieber, wenn er mit uns brummen würde; dabei wird er mager und sieht schlecht aus.«

»Ach mein Gott! mein Gott!« antwortete die Alte seufzend, »ich würde ihm ja gern ein Säckchen mit Reliquien um den Hals hängen, aber er leidet es nicht.«

Wassili Iwanowitsch machte wiederholt Versuche, Bazaroff vorsichtig über seine Beschäftigung, seine Gesundheit, über Arkad auszufragen. Aber Bazaroff gab ihm unfreundliche Antworten und sagte schließlich ärgerlich:

»Das ist ja, wie wenn du immer auf den Zehen um mich herumschlichest, diese Manier ist noch schlimmer als die frühere.«

»Nun, nun! ich will es nicht mehr tun,« fiel der arme Wassili Iwanowitsch rasch ein. Die Unterhaltung über Politik hatte auch keinen bessern Erfolg. Als er eines Tages bei Gelegenheit der bevorstehenden Aufhebung der Leibeigenschaft die große Frage des Fortschritts berührte, bildete er sich ein, daß dies seinem Sohne Freude machen werde; aber dieser antwortete ihm gleichgültig: »Als ich gestern an der Gartenhecke hinging, hörte ich anstatt ihrer alten Lieder ein paar Bäuerlein mit dem Singsang sich heiser schreien: ›Der treuen Liebe Zeit ist da, die Herzen spüren sanfte Regung ...‹ Da hast du deinen Fortschritt.«

Bazaroff begab sich manchmal ins Dorf und fing dort nach seiner Gewohnheit in spöttischem Ton ein Gespräch mit dem ersten besten Bauern an. »Setz mir einmal deine Gedanken auseinander,« sagte er zu ihm; »man will behaupten, ihr bildet die Kraft und die Zukunft

Rußlands, mit euch beginne ein neuer Abschnitt unserer Geschichte; ihr werdet uns unsere wahre Sprache und gute Gesetze schaffen.« Der Bauer schwieg oder stotterte, wenns hoch kam, einige Worte wie: »In der Tat, wir könntens wohl, weil überdies ... nach der Vorschrift zum Beispiel, die wir haben.«

»Erkläre mir, was euer ›Mir‹ ist?« fragte Bazaroff, »ist es der, der auf drei Fischen ruht?«

»Die Erde ists, die auf drei Fischen ruht,« entgegnete der Bauer im Tone der Überzeugung und mit singender Stimme, was seinen Worten etwas Patriarchalisches und Naives gab, »und jedermann weiß, daß der Wille des Herrn gegenüber unserm ›Mir‹ allmächtig ist, denn ihr seid unsere Väter. Je strenger der Herr, um so liebenswürdiger der Bauer.«

Als er einmal eine solche Rede hatte anhören müssen, zuckte Bazaroff verächtlich die Achseln und ließ den Bauern stehen, welcher ruhig nach seiner Hütte zurückging.

»Worüber hat er mit dir gesprochen?« fragte letzteren ein anderer Bauer, ein Mann in mittleren Jahren mit abstoßender Miene, der ihn von seiner Haustür aus mit Bazaroff hatte reden sehen; »wahrscheinlich von den rückständigen Abgaben?«

»Ach, er wird wohl!« erwiderte der erste Bauer, und seine Stimme hatte nichts mehr von dem patriarchalischsingenden Ton, sondern im Gegenteil etwas Rauhes, aus dem man die Geringschätzung heraushörte; »er hat mit mir geschwatzt, weil ihm ohne Zweifel die Zunge prickelte. Die Herren sind alle gleich, versteht denn einer etwas?«

»Wie sollten sie was verstehen!« sagte der andere, und damit schüttelten sie ihre Mützen, ließen ihre Gürtel herunter und unterhielten sich über Gemeindeangelegenheiten.

Ach, der junge Mann voll Selbstvertrauen, der sich eben mit verächtlichem Achselzucken entfernt hatte, dieser Bazaroff, der so gut mit den Bauern zu reden wußte, wie er sich in seinem Streit mit Paul Petrowitsch gerühmt – er hatte entfernt keine Ahnung, daß diese ihn für eine Art von Hanswurst ansahen.

Schließlich fand Bazaroff doch eine Beschäftigung, die ihm behagte. Eines Tages verband Wassili Iwanowitsch in seiner Gegenwart einen Bauern, der am Bein verwundet war; die Hände des

alten Mannes zitterten, und es fiel ihm sichtlich schwer, den Verband zu befestigen; Bazaroff kam ihm zur Hilfe. Von da an half er seinem Vater regelmäßig bei dessen ärztlichen Verrichtungen, wobei er es aber nicht unterließ, über die Mittel, die er selbst anordnete, und über den Eifer, mit dem sein Vater sie anwandte, zu spotten. Diese Scherze brachten übrigens Wassili Iwanowitsch nicht aus der Fassung, er fand sie im Gegenteil ganz nach seinem Geschmack. Seine Pfeife rauchend und mit zwei Fingern die Schöße seines alten Schlafrockes zurückhaltend, hörte er Bazaroff mit wahrer Glückseligkeit zu; je giftiger die Worte seines Sohnes waren, desto herzlicher lachte der vergnügte Vater, daß man all seine schwärzlichen Zähne sah. Er wiederholte sogar die manchmal ungesalzenen oder sinnlosen Ausfälle seines Sohnes; so sagte er zum Beispiel mehrere Tage lang bei jeder Gelegenheit: »Das ist zum Nachtisch!« nur einzig und allein deshalb, weil sein Sohn diesen Ausdruck gebraucht hatte, als er hörte, daß der Alte in die Frühmesse gegangen sei.

»Gottlob!« sagte er im Vertrauen zu seiner Frau, »Eniuscha hat seine Hypochondrie vergessen. Wie er heute mit mir umgegangen ist!« Anderseits war er außer sich vor Behagen, einen solchen Gehilfen zu haben, der Gedanke daran flößte ihm ein Gefühl begeisterten Stolzes ein. »Ja ja,« sagte er zu irgendeiner armen Bäuerin, die in den Armiak ihres Mannes gehüllt war und eine Kitschka mit Hörnern trug, als er ihr ein Glas Gulardsches Wasser und ein Töpfchen Bilsenkrautsalbe einhändigte, »du solltest Gott jeden Augenblick danken, meine Liebe, daß er meinen Sohn hierhergeführt hat, man behandelt dich jetzt nach der gelehrtesten und neuesten Methode, verstanden? Der französische Kaiser Napoleon selbst hat keinen besseren Arzt.« Die Bäuerin, der er diese trostvolle Versicherung gab – sie hatte geklagt, daß es ihr sei, als ob sie »von Fäustchen in die Höhe gehoben werde« (ein Ausdruck, dessen Sinn sie übrigens nicht weiter erklären konnte) –, hörte Wassili Iwanowitsch zu, indem sie sich bis auf den Boden verneigte und aus ihrem Brusttuch drei in die Ecke einer Serviette eingewickelte Eier zog, welche ihre Opfergabe ausmachten.

Bazaroff riß sogar einem fremden Kaufmann einen Zahn aus, und obgleich dieser Zahn nichts Besonderes hatte, bewahrte ihn Wassili

Iwanowitsch doch wie eine Rarität auf und wiederholte, als er ihn dem Pater Alexis zeigte, mehrmals:

»Sehen Sie, Pater, welche Wurzeln! Eugen muß eine famose Faust haben! Ich sah den Kaufmann in die Luft gehoben, es war prächtig, ich glaube wahrhaftig, ein Eichbaum hätte ihm nicht widerstanden.«

»Das ist verdienstlich!« erwiderte der Priester, der dem Entzücken des Greises nicht anders ein Ende zu machen wußte.

Ein benachbarter Bauer führte eines Tages seinen Bruder, der den Typhus hatte, zu Wassili Iwanowitsch. Der Unglückliche lag sterbend auf einem Bund Stroh, schwärzliche Flecken bedeckten seinen Körper, er war seit lange bewußtlos. Wassili Iwanowitsch bedauerte, daß man nicht früher daran gedacht, den Arzt zu dem Armen zu holen, und erklärte, daß es keine Möglichkeit gäbe, ihn zu retten. In der Tat konnte der Bauer nicht mehr nach Hause zurückgebracht werden, er starb unterwegs in seiner Telege.

Zwei oder drei Tage später kam Bazaroff zu seinem Vater und fragte ihn, ob er keinen Höllenstein habe.

»Ja! was willst du damit machen?«

»Ich brauch ihn, um eine kleine Wunde zu ätzen.«

»Wer hat sich verwundet? Wie! du? wo ist die Wunde, zeig sie mir.«

»Hier, an diesem Finger; ich habe mich heute morgen nach dem Dorfe begeben, von wo man uns den Bauern gebracht hat, der am Typhus gestorben ist; ich weiß nicht, warum man ihn öffnen lassen wollte; ich habe diese Art von Operation schon lange nicht mehr ausgeführt.«

»Nun, und?«

»Ich bat den Distriktsarzt, mich damit zu betrauen, und habe mich geschnitten.«

Wassili Iwanowitsch erbleichte plötzlich, lief, ohne eine Silbe zu äußern, in sein Arbeitszimmer und kam mit einem Stück Höllenstein wieder; Bazaroff wollte es nehmen und das Zimmer verlassen.

»Ums Himmels willen!« rief Wassili Iwanowitsch, »erlaub mir, daß ich es mache.«

Bazaroff lächelte.

»Welche Leidenschaft für die Praxis!«

»Scherze nicht, ich beschwöre dich. Zeig mir deinen Finger; die Wunde ist nicht groß. Ich tu dir doch nicht wehe?«

»Drücke fest darauf, sei ohne Furcht.«

Wassili Iwanowitsch hielt inne.

»Vielleicht wärs besser, sie mit einem heißen Eisen auszubrennen? was meinst du?«

»Das hätten wir früher tun müssen. Jetzt wird es nicht mehr helfen als der Höllenstein; wenn ich den Krankheitsstoff schon aufgenommen habe, gibt es kein Mittel mehr.«

»Wie ... kein Mittel mehr? ...« stammelte Wassili Iwanowitsch.

»Gewiß! Es sind mehr als vier Stunden, daß ich mich geschnitten habe.«

Wassili Iwanowitsch betupfte die Wunde aufs neue mit Höllenstein.

»Der Distriktsarzt hatte also keinen Höllenstein?«

»Nein.«

»Großer Gott, das ist ja unglaublich, jeder Arzt muß damit versehen sein!«

»Wenn du erst seine Lanzetten gesehen hättest!« versetzte Bazaroff und verließ das Zimmer.

Während des Abends und des folgenden Tages ersann Wassili Iwanowitsch alle möglichen Vorwände, um in das Zimmer seines Sohnes zu kommen; und obgleich er nicht von seiner Wunde mit ihm sprach und sich sogar anstrengte, über gleichgültige Dinge mit ihm zu plaudern, sah er ihn doch so fest an und beobachtete alle seine Bewegungen mit solcher Unruhe, daß Bazaroff die Geduld verlor und ihn gehen hieß. Wassili Iwanowitsch versprach ihm, sich nicht mehr zu ängstigen, um so mehr, als Arina Vlassiewna, der er, wohlverstanden, nichts mitgeteilt hatte, mit Fragen in ihn drang, warum er so unruhig sei und die ganze Nacht kein Auge zugetan habe. Zwei Tage lang blieb er fest, obgleich ihn das Aussehen seines Sohnes, den er heimlich immer beobachtete, keineswegs beruhigte; am dritten Tag aber konnte er sich nicht mehr halten. Man war bei Tisch, und Bazaroff, der mit niedergeschlagenen Augen dasaß, aß nichts.

»Warum ißt du nicht, Eugen,« fragte ihn sein Vater mit scheinbar gleichgültigem Ton. »Die Platte scheint mir sehr gut zubereitet?«

»Ich esse nicht, weil ich kein Verlangen zu essen habe.«

»Du hast keinen Appetit? und der Kopf,« setzte er hinzu, »tut er dir weh?«

»Ja, warum sollte er mir nicht weh tun?«

Arina Vlassiewna wurde aufmerksam.

»Bitte, werde nicht böse, Eugen,« fuhr Wassili Iwanowitsch fort, »du mußt mir erlauben, dir den Puls zu fühlen.«

Bazaroff stand auf.

»Ich kann dir sagen, ohne mir den Puls zu fühlen, daß ich Hitze habe.«

»Hast du auch Frost gehabt?«

»Ja, ich will mich ein wenig legen, schick mir einen Lindenblütentee. Ich muß mich erkältet haben.«

»Deshalb hab ich dich heute nacht husten hören,« versetzte Arina Vlassiewna.

»Ich habe mich erkältet,« wiederholte Bazaroff und ging hinaus.

Arina Vlassiewna schickte sich an, den Tee zu bereiten, und Wassili Iwanowitsch ging in das Nebenzimmer, wo er sich die Haare raufte, ohne einen Laut hören zu lassen.

Bazaroff blieb den ganzen übrigen Tag im Bette und verbrachte die Nacht in einem Zustand dumpfer, ermattender Schlafsucht. Als er gegen ein Uhr morgens mühsam die Augen öffnete, bemerkte er beim Schimmer des Nachtlichts das blasse Gesicht seines Vaters, der an seinem Kopfkissen stand, und bat ihn, zu Bett zu gehen. Der Alte gehorchte, aber kam beinah sofort wieder auf den Zehen hereingeschlichen und fuhr, hinter der halbgeöffneten Türe eines Schrankes versteckt, fort, seinen Sohn zu beobachten. Auch Arina Vlassiewna legte sich nicht, sie kam alle Augenblicke an die Tür des Zimmers, um die Atemzüge Eniuschas zu belauschen und sich zu vergewissern, daß Wassili Iwanowitsch immer auf seinem Posten sei; sie konnte nur den unbeweglichen Rücken ihres vornüber gebeugten Gatten sehen, aber das genügte, um sie ein wenig zu beruhigen. Als es Tag wurde, versuchte Bazaroff aufzustehen; er wurde aber von einem Schwindel erfaßt, dem bald Nasenbluten folgte, und legte sich alsbald wieder nieder. Wassili Iwanowitsch half ihm schweigend. Arina Vlassiewna trat herzu und fragte, wie es ihm gehe. »Ich fühle mich besser,« antwortete er und kehrte sich gegen die Wand. Wassili Iwanowitsch machte seiner Frau mit beiden Händen ein Zeichen, daß sie sich entfernen solle; sie biß sich auf die Lippen, um nicht zu weinen, und ging hinaus. Das ganze Haus schien wie verdüstert; alle

Gesichter wurden lang, eine fremdartige Stille herrschte sogar im Hofe; einen krähenden Hahn, den diese Maßregel eigentümlich verwundern mochte, verbannte man ins Dorf. Bazaroff blieb im Bett, das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Wassili Iwanowitsch redete ihn mehrere Male an, aber seine Fragen belästigten den Kranken, weshalb der Alte unbeweglich in seinem Lehnstuhl sitzenblieb und nur von Zeit zu Zeit die Hände rang. Er ging auf einige Augenblicke in den Garten und stand dort wie eine Bildsäule; er schien von einem unsäglichen Staunen erfaßt (der Ausdruck der Überraschung verschwand kaum von seinem Gesicht). Dann kehrte er zu seinem Sohn zurück, wobei er seiner Frau auszuweichen suchte. Dieser gelang es endlich, ihn bei der Hand zu erwischen, und krampfhaft, fast mit drohendem Tone fragte sie ihn: »Was hat er denn?« Um sie zu beruhigen, versuchte Wassili Iwanowitsch zu lächeln, aber zu seiner eigenen Verwunderung entfuhr ein lautes Lachen seinem Munde. Schon am Morgen hatte er nach einem Arzt in die Stadt geschickt; er hielt es für besser, seinen Sohn davon zu benachrichtigen, damit dieser ihm in Gegenwart seines Kollegen keine Vorwürfe mache.

Bazaroff drehte sich auf dem Diwan, wo er lag, plötzlich um, sah seinen Vater starr an und verlangte zu trinken.

Wassili Iwanowitsch gab ihm Wasser und benützte diesen Augenblick, um ihm die Hand auf die Stirne zu legen: sie war brennend heiß.

»Alter,« sagte Bazaroff langsam und mit rauher Stimme, »das nimmt eine böse Wendung. Ich habe das Gift im Leibe, und in wenigen Tagen wirst du mich in die Erde legen.«

Wassili Iwanowitsch schwankte, als ob er einen heftigen Schlag in die Beine bekommen hätte.

»Eugen,« stammelte er, »was sagst du da! Es ist eine einfache Erkältung.«

»Geh doch,« versetzte Bazaroff, »ein Arzt darf so was nicht sagen. Ich habe alle Symptome einer Ansteckung, du weißt es wohl.«

»Symptome ... einer Ansteckung? ... o nein ... Eugen!«

»Was ist denn das?« sagte Bazaroff und zeigte, den Ärmel seines Hemdes zurückstreifend, seinem Vater die unheilverkündenden rötlichen Flecken, welche seine Haut bedeckten.

Wassili Iwanowitsch erbleichte vor Schrecken.

»Gesetzt ... wenn auch ... das wäre ... etwas ... wie eine ... epidemische Ansteckung.«

»Es ist eine Pyohämie,« sagte sein Sohn.

»Ja ... eine epidemische Ansteckung.«

»Eine Pyohämie,« wiederholte Bazaroff bestimmt und in rauhem Ton; »hast du deine Kollegienhefte vergessen?«

»Nun ja, ich gebs zu ... ich gebs zu ... aber gleichwohl werden wir dich kurieren.«

»Alles Redensarten! laß uns vernünftig reden; ich dachte nicht, so früh zu sterben, das ist ein Unfall, der, ich gestehe es, mir ziemlich unangenehm scheint. Meine Mutter und du, ihr werdet wohl tun, eure Zuflucht zu eurem religiösen Glauben zu nehmen, es ist eine schöne Gelegenheit, ihn auf die Probe zu stellen.« – Er trank einen Schluck Wasser. – »Ich muß dich um etwas bitten, solang mein Kopf noch klar ist. Morgen oder übermorgen wird, wie du schon weißt, mein Gehirn seine Entlassung gegeben haben. Es ist sogar möglich, daß ich mich jetzt schon nicht mehr ganz deutlich ausdrücke. Eben noch glaubte ich mich von roten Hunden verfolgt, und du lauertest auf mich auf dem Anstand, wie man auf einen Birkhahn paßt. Ich komme mir vor wie betrunken. Verstehst du mich recht?«

»Gewiß, Eugen, du sprichst ganz vernünftig, wie gewöhnlich.«

»Um so besser, du hast mir gesagt, daß du nach einem Arzt geschickt hast ... ich habe dich nicht abgehalten, dir diese Beruhigung zu verschaffen ... verschaff mir deinerseits auch eine, schicke einen Expressen ...«

»An Arkad Nikolajewitsch,« fiel der Greis rasch ein.

»Wer ist dieser Arkad Nikolajewitsch?« entgegnete Bazaroff wie in einem Augenblick von Geistesabwesenheit ... »ach ja ... dieser Zeisig! Nein, laß den in Ruhe, er hat sich jetzt in einen Raben verwandelt. Mach keine so großen Augen, das ist noch nicht das Delirium. Schick einen Expressen an Anna Sergejewna Odinzoff; es ist eine Gutsbesitzerin in der Umgegend. (Wassili machte ein Zeichen mit dem Kopf, daß er sie kenne.) Laß ihr sagen: Eugen Bazaroff grüßt Sie und läßt Ihnen melden, daß er stirbt. Verstehst du mich?«

»Es soll geschehen ... aber wie kannst du sterben? Du, Eugen! Urteile selber! ... Wo wäre da noch eine Gerechtigkeit auf der Welt?«

»Das verstehe ich nicht; aber schick den Expressen fort.«

»Auf der Stelle, und ich will ihm einen Brief mitgeben.«

»Nein; das ist unnötig. Laß sie von mir grüßen, dies genügt. Und jetzt will ich wieder zu meinen roten Hunden zurückkehren. Das ist sonderbar! ich wollte meine Gedanken auf den Tod richten, aber es will mir nicht gelingen, ich sehe eine Art Flecken ... und weiter nichts.«

Er kehrte sich mühsam gegen die Wand, und Wassili Iwanowitsch verließ das Kabinett. Im Zimmer seiner Frau angekommen, fiel er vor den Heiligenbildern auf die Knie.

»Laß uns beten, Arina, laß uns zu Gott beten!« schrie er schluchzend, »unser Sohn stirbt!«

Der Distriktsarzt, derselbe, der keinen Höllenstein hatte, kam und riet, nachdem er den Kranken untersucht, zu einem zuwartenden Verfahren und fügte einige Phrasen bei, die geeignet waren, Hoffnung auf Genesung zu erwecken.

»Sie haben also Leute gesehen, die in meinem Zustande waren und nicht ins Elysium gereist sind?« fragte Bazaroff und stieß gleichzeitig mit dem Fuß an einen schweren Tisch neben dem Bett, daß er wankte und von der Stelle wich.

»Die Kraft,« sagte er, »die ganze Kraft ist noch da, und doch muß ich sterben; ein Greis hat wenigstens volle Zeit gehabt, sich des Lebens zu entwöhnen, aber ich: verneinen ... verneinen ... Ja, verneine einer einmal den Tod! Er verneint euch; damit ist alles gesagt. Ich höre da unten weinen!« fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, »es ist meine Mutter. Arme Frau, wem soll sie jetzt ihren trefflichen ›Bastch‹ vorsetzen? Und auch du, Wassili Iwanowitsch, bist dem Weinen nahe. Wenn dein Christentum nicht ausreichen will, so versuchs mit der Philosophie, denk an die Stoiker! Du rühmtest dich, glaube ich, Philosoph zu sein?«

»Ich Philosoph!« rief Wassili Iwanowitsch aus, und Tränen rannen über seine Wangen.

Bazaroffs Zustand verschlimmerte sich stündlich; die Krankheit machte reißende Fortschritte, wie dies bei derartigen Blutvergiftungen der Fall ist. Er war noch bei voller Besinnung und verstand alles, was man mit ihm sprach; er kämpfte noch. – »Ich will nicht delirieren,« murmelte er, die Fäuste ballend, vor sich hin, »das ist zu dumm!« und gleich darauf fügte er hinzu: »zehn von acht,

wieviel bleibt?« Wassili Iwanowitsch ging wie ein Toller im Zimmer auf und ab, schlug alle erdenklichen Mittel vor und deckte alle Augenblicke die Füße seines Sohnes zu.

»Man sollte ihn in nasse Tücher wickeln ... ein Brechmittel und Senfpflaster auf den Magen ... einen Aderlaß!« stammelte er mit Anstrengung.

Der Arzt, den er gebeten hatte, dazubleiben, stimmte ihm bei, gab dem Kranken Limonade und verlangte für sich selber bald eine Pfeife, bald etwas Stärkendes und Erwärmendes, das heißt einen Schnaps. Arina Vlassiewna blieb auf einer kleinen Bank neben der Tür sitzen und verließ diesen Platz nur auf Augenblicke, um zu beten. Wenige Tage zuvor hatte sie ihren Toilettenspiegel fallen lassen, und er war zerbrochen, was sie immer für eine der schlimmsten Vorbedeutungen angesehen hatte; Anfisuschka sogar wußte ihr nichts zu sagen. Timofeitsch war mit der Botschaft des Sterbenden zu Frau Odinzoff geeilt.

Die Nacht war schlecht ... Bazaroff lag im Fieber, von der Glut verzehrt. Sein Zustand besserte sich mit Tagesanbruch ein wenig; er bat Arina Vlassiewna, ihm das Haar zu kämmen, küßte ihr die Hand und schluckte zwei oder drei Löffel Tee; Wassili Iwanowitsch faßte wieder etwas Hoffnung.

»Gott sei gelobt!« sagte er wiederholt, »die Krise ist eingetreten ... die Krise ist vorüber ...«

»Da seht,« sagte Bazaroff, »was ein Wort vermag! Das Wort Krise ist ihm in den Sinn gekommen, und er fühlt sich dadurch ganz getröstet. Es ist was Sonderbares um den Einfluß, den die Worte auf die Menschen haben! Nenne einer einen Menschen Dummkopf, ohne ihn zu schlagen, und er ist ganz betrübt! Man beglückwünsche ihn wegen seines Geistes, ohne ihm Geld zu geben, und er fühlt sich glücklich.« Dieses kurze Gespräch rief Wassili Iwanowitsch die Ausfälle zurück, deren sich Bazaroff in gesunden Tagen bedient hatte, und er schien davon entzückt.

»Bravo! das ist sehr wahr und gut gesagt. Bravo!« rief er aus und tat, als ob er in die Hände klatschte.

Bazaroff lächelte traurig.

»Was ist deine wirkliche Meinung,« fragte er seinen Vater, »ist die Krise vorüber oder tritt sie erst ein?«

»Es geht besser, das sehe ich, und das freut mich,« versetzte Wassili Iwanowitsch.

»Herrlich! Es ist immer gut, sich zu freuen. Aber hat man dort hingeschickt? Du weißt schon ...«

»Gewiß.«

Die Besserung war nicht von langer Dauer. Die Anfälle erneuerten sich. Wassili Iwanowitsch wich nicht vom Bett seines Sohnes. Eine ganz absonderliche Angst schien den alten Mann zu quälen. Umsonst versuchte er mehrmals zu reden.

»Eugen!« rief er endlich, »mein Kind, mein lieber, guter Sohn!«

Dieser unerwartete Ruf machte Eindruck auf Bazaroff. Er wandte den Kopf ein wenig, versuchte es sichtlich, den Druck, der auf seinem Geiste lastete, abzuwälzen, und sagte: »Was, mein Vater?«

»Eugen,« fuhr Wassili Iwanowitsch fort und sank neben Bazaroff in die Knie, obgleich dieser die Augen geschlossen hatte und ihn nicht sehen konnte. »Eugen, du fühlst dich besser und wirst mit Gottes Hilfe genesen. Aber benütze diesen Augenblick, tue, was deiner armen Mutter und mir die größte Beruhigung gewähren würde. Erfülle deine Christenpflicht! Es ist mir schwer angekommen, dir den Vorschlag zu machen. Aber es wäre noch schrecklicher ... Es handelt sich um die Ewigkeit, Eugen! bedenke es wohl ...« Die Stimme versagte dem Alten, und ein sonderbares Zucken glitt langsam über das ganze Gesicht seines Sohnes hin, der fortwährend mit geschlossenen Augen dalag.

»Wenn euch das Vergnügen machen kann, so habe ich nichts dagegen,« sagte er endlich; »es scheint mir aber keine Eile zu haben. Du hast soeben gesagt, daß es besser mit mir geht.«

»Besser allerdings, Eugen, aber man kann für nichts stehen. Alles hängt vom Willen Gottes ab, und um eine Pflicht zu erfüllen ...«

»Ich will noch warten,« entgegnete Bazaroff, »du sagst ja selber, daß die Krise eben begonnen habe. Wenn wir uns täuschen, was liegt daran! Man gibt ja den Kranken die Absolution, auch wenn sie bewußtlos sind.«

»Ums Himmels willen, Eugen ...«

»Ich will vorerst warten! ich möchte gern schlafen; laß mich ...«

Und er legte den Kopf wieder aufs Kissen. Der Greis erhob sich, setzte sich in seinen Lehnstuhl, stützte das Kinn in die Hand und zernagte sich die Finger.

Das Geräusch eines Wagens in Federn, dies Geräusch, welches man in der ländlichen Stille so deutlich unterscheidet, schlug plötzlich an das Ohr des Alten. Das Rollen leichter Räder kam immer näher; man konnte schon das Schnauben der Pferde hören ... Wassili Iwanowitsch sprang aus dem Lehnstuhl auf und lief ans Fenster. Ein zweisitziger Reisewagen mit vier nebeneinandergespannten Pferden fuhr in den Hof seines kleinen Hauses ein. Ohne sich Rechenschaft zu geben, was dies bedeute, und unwillkürlich von einem freudigen Gefühl durchzuckt, lief er vor die Tür. Ein Livreebedienter öffnete den Wagen, und eine verschleierte Frau in schwarzer Mantille stieg aus.

»Ich bin Frau Odinzoff,« sagte sie. »Lebt Eugen Wassiliewitsch noch? Sie sind sein Vater? Ich habe einen Arzt mitgebracht.«

»Gottes Segen über Sie!« rief Wassili Iwanowitsch aus, ergriff ihre Hand und drückte sie krampfhaft an seine Lippen, während der Arzt, von dem Frau Odinzoff gesprochen, ein kleiner Mann mit Brille und einer deutschen Physiognomie, langsam den Wagen verließ. – »Er lebt noch, mein Eugen, und wird jetzt gerettet werden! Frau! Frau! es ist ein Engel vom Himmel zu uns gekommen ...«

»Was gibts! großer Gott!« stammelte Arina Vlassiewna, welche aus dem Wohnzimmer gelaufen kam und, gleich im Vorzimmer zu den Füßen Anna Sergejewnas sinkend, wie eine Wahnsinnige den Saum ihres Kleides küßte.

»Was machen Sie, was machen Sie!« sagte Frau Odinzoff zu ihr; aber Arina Vlassiewna hörte sie nicht, und Wassili Iwanowitsch wiederholte fortwährend: »Ein Engel! ein Engel vom Himmel!«

»Wo ist der Kranke?« fragte endlich auf deutsch der Arzt mit ungeduldiger Miene.

Diese Worte brachten Wassili Iwanowitsch wieder zur Vernunft.

»Hier! hier! wollen Sie mir gefälligst folgen, ›wertester Herr Kollega‹,« fügte er gleichfalls auf deutsch und in Gedanken an seinen früheren Rang hinzu.

»Ah!« sagte der Deutsche mit bitterem Lächeln.

Wassili Iwanowitsch führte ihn in sein Arbeitszimmer.

»Da ist ein Arzt, den Anna Sergejewna Odinzoff schickt,« sagte er, indem er sich zum Ohr seines Sohnes niederbeugte, »und sie selbst ist gleichfalls hier.«

Bazaroff öffnete sogleich die Augen.

»Was sagst du?«

»Ich habe dir die Nachricht gebracht, daß Anna Sergejewna Odinzoff hier ist und dir diesen ehrenwerten Doktor hier mitgebracht hat.«

Bazaroff ließ die Augen durchs Zimmer laufen.

»Sie ist hier? ... ich will sie sehen ...«

»Du sollst sie sehen, Eugen ... zuvor aber müssen wir ein wenig mit dem Herrn Doktor reden. Ich will ihm deine ganze Krankheitsgeschichte erzählen, weil Sidor Sidoritsch (so hieß der Distriktsarzt) weggegangen ist; dann können wir eine kleine Konsultation halten.«

Bazaroff blickte den Arzt an.

»Gut, machs so schnell wie möglich mit ihm ab, aber sprecht nicht Lateinisch, denn ich verstehe, was es heißt: *iam moritur.*«

»Der Herr scheint des Deutschen mächtig zu sein,« sagte der Schüler Äskulaps wieder auf deutsch, zu dem Alten gewandt.

»Ick ... abe ... sprechen Sie Russisch, das wird besser sein,« antwortete Wassili Iwanowitsch.

»Aha, so stehts ... gut!« Und die Konsultation begann.

Eine Viertelstunde später trat Anna Sergejewna in Begleitung Wassili Iwanowitschs in das Zimmer. Der Doktor hatte Zeit gefunden, ihr ins Ohr zu flüstern, daß der Zustand des Kranken hoffnungslos sei.

Sie richtete ihre Augen auf Bazaroff und blieb an der Tür stehen, einen solch schrecklichen Eindruck machte auf sie das gerötete, obgleich schon sterbende Gesicht, diese irren Augen, die sie starr ansahen. Sie fühlte sich von einer eisigen Kälte und von einer erdrückenden Angst ergriffen; der Gedanke, daß sie etwas ganz anderes fühlen würde, wenn sie ihn wirklich geliebt hätte, durchzuckte sie.

»Danke!« sagte er mit Anstrengung, »ich hoffte es nicht. Das ist eine gute Handlung. Wir sehen uns noch einmal wieder, wie Sie es mir vorhergesagt haben.«

»Anna Sergejewna hat die Güte gehabt ...«

»Mein Vater, laß uns allein ... Anna Sergejewna, Sie erlauben es? ich glaube, daß jetzt ...«

Sie nickte mit dem Kopfe, als ob sie sagen wollte, daß sie von einem Sterbenden nichts zu fürchten habe.

Wassili Iwanowitsch verließ das Zimmer.

»Nun! ich danke!« wiederholte Bazaroff, »das ist wahrhaft königlich. Man sagt, die Könige begeben sich so an das Lager der Sterbenden.«

»Eugen Wassiliewitsch, ich hoffe ...«

»Nein, Anna Sergejewna, wir wollen uns nicht täuschen; für mich ist alles aus. Ich bin unter das Rad gefallen. Sehen Sie wohl, daß ich recht hatte, mich nicht im voraus mit der Zukunft zu beschäftigen. Das Sterben ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu für jeden. Bis jetzt habe ich keine Angst ... Dann werde ich das Bewußtsein verlieren, und ft (dabei machte er ein leichtes Zeichen mit der Hand). – Aber was könnte ich Ihnen noch sagen? ... daß ich Sie geliebt habe? Das hatte früher keinen Sinn, und jetzt weniger als je. Die Liebe ist eine Form, und meine eigene Form ist in der Auflösung begriffen. Ich will Ihnen lieber sagen ... wie schön Sie sind! So, wie ich Sie da vor mir sehe ...«

Anna Sergejewna zitterte unwillkürlich.

»Es ist nichts, beunruhigen Sie sich nicht ... nehmen Sie da unten Platz ... nähern Sie sich mir nicht; die Krankheit, die ich habe, ist ansteckend.«

Anna Sergejewna durchschritt das Zimmer rasch, um sich ihm zu nähern, und setzte sich in einen Lehnstuhl neben dem Ruhebett.

»Welche Großmut!« sagte Bazaroff halblaut; »wie nah sie ist! so jung, so frisch, so rein in diesem garstigen Zimmer! ... Nun, leben Sie wohl, leben Sie lange, es ist das beste, was man tun kann, und genießen Sie das Leben, solang es nicht zu spät ist. Sehen Sie, welch häßliches Schauspiel: ein halbzertretener Wurm, der sich noch krümmt! Ich glaubte sicher, noch vieles zu leisten; sterben, ich? ah! bah! ich habe eine Mission, ich bin ein Riese! Und zu dieser Stunde besteht die ganze Mission des Riesen darin, mit Anstand zu sterben, obgleich das keinen Menschen interessiert ... Was liegt daran, ich will nicht kuschen wie ein Hund.«

Bazaroff schwieg und suchte mit der Hand nach seinem Glas. Anna Sergejewna gab ihm zu trinken, ohne die Handschuhe abzuziehen, und mit verhaltenem Atem.

»Sie werden mich vergessen,« fuhr er fort; »die Toten sind nichts mehr für die Lebenden. Mein Vater wird Ihnen sagen, daß Rußland

einen Mann verliert, der sehr kostbar für dasselbe war! ... Das sind Prahlereien, doch lassen Sie dem Greise diese Illusionen ... Sie wissen ... für ein Kind ist jeder Zeitvertreib recht ... Trösten Sie ihn und auch meine Mutter. In Ihrer großen Welt werden Sie dergleichen Leute nicht finden, und wenn Sie mit der Laterne in der Hand suchten ... Ich für Rußland notwendig! ... Nein, es scheint nicht! Wer ist ihm denn notwendig? Ein Schuster ist ein notwendiger Mensch, ein Schneider ist notwendig, ein Metzger ... er verkauft Fleisch ... ein Metzger ... Halt! ich verwirre mich ... Hier ist ein Brett ...« Bazaroff legte die Hand auf die Stirn.

Frau Odinzoff neigte sich zu ihm herab.

»Eugen Wassiliewitsch, ich bin noch immer da ...«

Er zog die Hand zurück und richtete sich mit einmal auf.

»Leben Sie wohl!« sagte er mit plötzlichem Nachdruck, und seine Augen glänzten zum letztenmal. »Leben Sie wohl! ... hören Sie ... ich habe Sie an jenem Tage nicht geküßt ... blasen Sie die sterbende Lampe aus, und sie erlösche ...«

Frau Odinzoff drückte ihre Lippen auf die Stirn des Sterbenden.

»Genug!« hauchte er, und sein Haupt sank zurück ... »jetzt die Finsternis ....« Frau Odinzoff verließ das Zimmer lautlos.

»Nun? ...« fragte sie Wassili Iwanowitsch mit gedämpfter Stimme.

»Er ist eingeschlafen,« antwortete sie noch leiser.

Bazaroff sollte nicht wieder erwachen. Er wurde gegen Abend gänzlich bewußtlos und starb am andern Morgen. Der Pater Alexis übte an ihm die letzten Pflichten. Als man ihm die Letzte Ölung gab, und das geweihte Öl auf seine Brust träufelte, öffnete sich eins seiner Augen, und es war, als ob beim Anblick dieses Priesters in seinem geistlichen Ornat, des rauchenden Weihgefäßes und der vor den Heiligenbildern brennenden Kerzen etwas wie ein schauerndes Entsetzen über das entstellte Gesicht hinging ... das dauerte aber nur einen Augenblick. Als er den letzten Seufzer ausgehaucht hatte, und das Haus von Wehklagen ertönte, wurde Wassili Iwanowitsch von plötzlichem Wahnsinn ergriffen. – »Ich habe gelobt, mich zu empören,« schrie er mit heiserer Stimme, mit erhitztem, verstörtem Gesicht und mit geballten Fäusten, als ob er jemand drohte; »und ich werde mich empören! ich werde mich empören!«

Aber Arina Vlassiewna hing sich, in Tränen aufgelöst, an seinen Hals, und sie fielen zusammen mit dem Gesicht auf den Boden, »ganz wie zwei Lämmer«, erzählte nachher Anfisuschka im Vorzimmer, »wie zwei Lämmer in der ärgsten Hitze«; zu gleicher Zeit und nebeneinander sanken sie nieder.

Aber die Hitze des Tages vergeht, und der Abend kommt, und dann die Nacht, die Nacht, welche alle Hartgeprüften und Müden in ein stilles Asyl geleitet ...

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Sechs Monate waren vergangen, und der Winter war gekommen; der starre Winter mit dem grausamen Schweigen seines Frostes, wo der dichte Schnee knistert, die Zweige der Bäume leis angehaucht sind von rosig schimmerndem Reif, wo Kuppeln dicken Rauchs über den Schornsteinen vom blaßblauen, wolkenlosen Himmel sich abheben, Wirbel warmer Luft aus den geöffneten Haustüren hervorbrechen, die roten Gesichter der Vorübergehenden wie gezwickt erscheinen und die vor Kälte zitternden Pferde in raschem Lauf dahintraben. Ein Tag des Monats Januar neigte sich zu Ende; die Abendkälte verdichtete die unbewegliche Luft noch mehr, und die blutrote Dämmerung erlosch mit reißender Schnelle. Die Fenster des Herrenhauses zu Marino erhellten sich nacheinander; Prokofitsch in schwarzem Frack und weißen Handschuhen legte mit besonderer Würde fünf Gedecke auf die Tafel im Speisesaal. Acht Tage zuvor hatten in der kleinen Kirche des Sprengels zwei Hochzeiten stattgefunden, still und beinahe ohne Zeugen; Arkad hatte sich mit Katia, Kirsanoff mit Fenitschka verbunden, und Kirsanoff gab seinem Bruder, der in Geschäften nach Moskau ging, einen Abschiedsschmaus. Anna Sergejewna war gleichfalls nach jener Stadt gereist, nachdem sie den Neuvermählten reiche Geschenke gemacht hatte.

Man setzte sich Punkt drei Uhr zu Tische; Mitia war unter den Gästen; er hatte bereits ein Kindermädchen mit einem ›Kokosschnik‹ von goldgestickter Seide; Paul Petrowitsch hatte seinen Platz zwischen Katia und Fenitschka; die jungen Ehemänner saßen neben ihren Frauen. Unsere alten Freunde hatten sich in letzter Zeit etwas verändert; sie waren hübscher oder doch wenigstens stärker geworden, nur Paul Petrowitsch war magerer, was aber das Vornehme seiner Züge noch erhöhte. Auch Fenitschka war nicht mehr dieselbe. Im schwarzseidenen Kleid, eine breite Samtschleife in den Haaren, eine goldene Kette um den Hals, saß sie mit achtunggebietender Unbeweglichkeit da, nicht weniger achtunggebietend für sich selber als für ihre ganze Umgebung, und lächelte, als ob sie sagen wollte: »Entschuldigen Sie, ich bin nicht umsonst hier.« Übrigens hatten die andern Gäste alle ein Lächeln auf den Lippen, als ob sie ebenfalls um Entschuldigung bitten wollten;

alle fühlten sich ein wenig befangen, ein wenig traurig, und doch vollkommen glücklich. Jedes war gegen seinen Nachbar von der freundlichsten Zuvorkommenheit, man schien sich das Wort gegeben zu haben, eine Art Komödie voll gutmütigen Wohlwollens miteinander zu spielen. Katia war die Ruhigste von allen; sie blickte zuversichtlich umher, und man konnte leicht bemerken, daß Kirsanoff schon ganz in sie vernarrt war. Er erhob sich gegen das Ende der Tafel, ein Glas Champagner in der Hand, und sprach zu Paul Petrowitsch gewendet:

»Du verläßt uns ... du verläßt uns, lieber Bruder; hoffentlich für kurze Zeit, doch kann ich dem Wunsche nicht widerstehen, dir auszudrücken, was ... ich ... was wir ... wie sehr ich ... wie sehr wir ... das Unglück ist, daß wir Russen keinen *›Speech‹* zu halten verstehen. Arkad, rede du an meiner Stelle.«

»Nein, Papa, ich bin nicht darauf vorbereitet.«

»Du bist immer noch besser vorbereitet als ich! Kurz, lieber Bruder, erlaube mir, dich einfach zu umarmen und dir alles denkbare Glück zu wünschen; komm so bald als möglich wieder zu uns zurück.«

Paul Petrowitsch umarmte sämtliche Mitglieder der Gesellschaft, ohne, wohlverstanden, Mitia auszunehmen; er küßte zudem Fenitschka die Hand, die sie ihm ziemlich linkisch darreichte; dann trank er ein zweites Glas Champagner aus und rief mit einem tiefen Seufzer:

»Seid glücklich, Freunde! *Farewell!*«

Dieses englische Wort blieb unbeachtet, die Gäste waren alle zu bewegt.

»Dem Andenken Bazaroffs!« flüsterte Katia ihrem Manne ins Ohr und stieß mit ihm an. Arkad drückte ihr die Hand, wagte aber nicht, den Toast auszubringen.

Damit, dünkt mich, ist die Geschichte zu Ende. Vielleicht aber wünschen einige unserer Leser zu wissen, wie sich die verschiedenen Personen unserer Erzählung augenblicklich befinden. Es macht uns Vergnügen, diesem Wunsche zu entsprechen.

Anna Sergejewna hat sich ganz kürzlich verheiratet; sie hat eine Vernunftheirat geschlossen. Der, den sie zum Gemahl genommen, ist einer unserer zukünftigen Aktionsmänner, ein bedeutender Rechtsgelehrter, von ausgesprochen praktischem Sinn, mit starkem

Willen und großer Redegewandtheit begabt; übrigens noch ziemlich jung, brav, aber von eisiger Kälte. Sie führen eine musterhafte Ehe und werden es schließlich zu häuslichem Glück, vielleicht gar bis zur Liebe bringen. – Die Fürstin X ist tot und seit dem Tage ihres Hinscheidens vergessen. Vater und Sohn Kirsanoff haben sich in Marino eingerichtet; ihre Geschäfte fangen an, etwas besser zu gehen; Arkad ist ein tüchtiger Landwirt geworden, und das Gut wirft bereits eine ziemlich beträchtliche Rente ab. Nikolaus Petrowitsch wurde zum Friedensrichter erwählt und erfüllt seine Amtspflichten mit dem größten Eifer, er durchreist unaufhörlich den ihm angewiesenen Bezirk, hält lange Reden, denn er ist der Ansicht, daß dem Bauern »Vernunft beigebracht«, das heißt, ihm dieselbe Sache bis zum Überdruß wiederholt werden müsse; indessen, um die Wahrheit zu gestehen, gelingt es ihm weder die aufgeklärten Herren Edelleute, welche über die *»mancipation«* bald geziert, bald schwermutsvoll diskutieren, noch die ungebildeten gnädigen Herren vollständig zu befriedigen, welche diese unglückselige *»mouncipation«* offen verfluchen; die einen wie die andern finden ihn zu lau. Katharina Sergejewna hat einen Sohn bekommen, und Mitia ist schon ein kleiner drolliger Kerl, welcher artig genug läuft und schwatzt. Fenitschka, jetzt Fedosia Nikolajewna, liebt nach ihrem Gatten und Sohn niemand auf der Welt so sehr wie ihre Schwiegertochter, und wenn sich diese ans Pianino setzt, würde sie gern den ganzen Tag an ihrer Seite bleiben. Noch dürfen wir Peter nicht vergessen; er ist ganz stupid und von Wichtigkeit aufgeblasener als je geworden; das hat ihn aber nicht verhindert, eine ziemlich vorteilhafte Heirat zu schließen; er hat die Tochter eines Gärtners aus der Stadt geheiratet, die ihn zwei anderen Verlobten vorgezogen hat, weil diese keine Uhr hatten, während er nicht nur eine Uhr, sondern auch lackierte Halbstiefel besaß!

Auf der Brühlschen Terrasse in Dresden kann man zwischen zwei und drei Uhr, der fashionabelsten Promenadenzeit, einem ganz weißköpfigen Mann in den Fünfzigen begegnen, der an der Gicht zu leiden scheint, aber noch schön ist, elegant gekleidet, und von jenem besonderen Stempel, den die Gewohnheit der großen Welt aufprägt. Dieser Spaziergänger ist kein anderer als Paul Petrowitsch Kirsanoff. Er hat Moskau aus Gesundheitsrücksichten verlassen und sich in Dresden angesiedelt, wo er vornehmlich mit den englischen und

russischen Fremden umgeht. Ersteren gegenüber beobachtet er ein einfaches, beinahe bescheidenes, aber immer würdiges Benehmen; sie finden ihn ein wenig langweilig, halten ihn aber für *»a perfect gentleman«.* Im Umgang mit den Russen fühlt er sich behaglicher, läßt seinem galligen Humor die Zügel schießen, verspottet sich selbst und schont die andern nicht; er tut aber dies alles mit liebenswürdigem Sichgehenlassen und ohne jemals die gute Lebensart zu verletzen. Er bekennt sich überdies zu den Ansichten der Slawophilen, und bekanntlich gilt diese Anschauungsweise in der hohen russischen Welt für besonders vornehm. Er liest kein russisches Buch, aber man sieht auf seinem Schreibtisch einen silbernen Aschenbecher in der Form eines bäuerlichen »Lapot«. Von unseren Touristen wird er häufig aufgesucht. Matthias Ilitsch Koliazin, der augenblicklich in die Reihen der »Opposition« getreten ist, hat ihm auf einer Reise in die böhmischen Bäder seine Aufwartung gemacht, und die Bewohner Dresdens, mit denen er übrigens keinen näheren Verkehr hat, scheinen eine Art Verehrung für ihn zu haben. Niemand kann so leicht wie der »Herr Baron von Kirsanoff« eine Eintrittskarte in die Hofkapelle, eine Theaterloge usw. erhalten. Er tut Gutes, soviel er kann, und immer etwas geräuschvoll; nicht umsonst ist er einst ein »Löwe« gewesen, aber das Leben ist ihm zur Last, mehr als er selber ahnt. Es genügt, ihn in der russischen Kirche zu sehen, wenn er, zur Seite an die Mauer gelehnt und den Ausdruck der Bitterkeit auf den festgeschlossenen Lippen, unbeweglich dasteht und träumt, dann plötzlich den Kopf schüttelt und sich fast unmerklich bekreuzt.

Frau Kukschin hat schließlich auch das Land verlassen. Sie ist gegenwärtig in Heidelberg, und studiert nicht mehr die Naturwissenschaften, sondern die Architektur, und hat da, wie sie sagt, neue Gesetze entdeckt. Wie ehemals verkehrt sie mit den Studenten, und besonders mit den jungen russischen Physikern und Chemikern, von denen Heidelberg wimmelt und die, wenn sie die naiven deutschen Professoren in der ersten Zeit ihres Aufenthalts durch die Richtigkeit ihres Urteils in nicht geringes Erstaunen gesetzt haben, dieselben kurz darauf durch ihren vollständigen Müßiggang und ihre beispiellose Faulheit in noch viel größeres Erstaunen setzen. Mit zwei oder drei Chemikern dieser Gattung, welche den Unterschied zwischen Sauerstoff und Stickstoff nicht kennen, aber

alles kritisieren und sehr zufrieden mit sich selber sind, treibt sich Sitnikoff in Petersburg umher und setzt in Begleitung des »großen« Eliewitsch und mit dem Bestreben, diesen Ehrentitel gleichfalls zu verdienen, Bazaroffs »Werk«, wie er sich ausdrückt, fort. Man versichert, daß er kürzlich geprügelt wurde, jedoch nicht, ohne sich Genugtuung zu verschaffen; er hat in einem obskuren Artikel, der in einem obskuren Blatt erschien, zu verstehen gegeben, daß sein Gegner eine feige Memme sei. Er nennt das Ironie. Sein Vater läßt ihn laufen wie gewöhnlich; seine Frau heißt ihn einen Schwachkopf und Literaten.

In einem der fernsten Winkel Rußlands liegt ein kleiner Kirchhof. Wie beinahe alle Kirchhöfe unseres Landes bietet er einen höchst traurigen Anblick dar; die Gräben, welche ihn einhegen, sind seit lange vom Unkraut überwuchert und ausgefüllt, die hölzernen Kreuze liegen auf der Erde oder halten sich kaum noch, geneigt unter den einst bemalt gewesenen kleinen Dächern, welche über ihnen angebracht sind; die Leichensteine sind von der Stelle gerückt, als ob sie jemand von unten weggestoßen hätte; zwei oder drei fast blätterlose Bäume geben kaum ein wenig Schatten; Schafe weiden zwischen den Grabhügeln. Einer jedoch ist da, den die Hand des Menschen verschont und die Tiere nicht mit Füßen treten; die Vögel allein kommen und setzen sich auf ihn nieder, und singen da jeden Morgen beim ersten Tageslicht. Ein Eisengitter umgibt ihn, und an den Enden stehen zwei junge Tannen. Es ist das Grab Eugen Bazaroffs. Zwei Leute, ein Mann und eine Frau, gebeugt von der Last der Jahre, kommen oft dahin aus einem Dörfchen der Nachbarschaft; eins aufs andere gestützt, nähern sie sich langsamen Schritts dem Gitter, sinken auf die Knie und weinen lang und bitterlich, die Augen auf den stummen Stein geheftet, der ihren Sohn deckt; sie wechseln einige Worte, wischen den Staub ab, der auf der Platte liegt, richten einen Tannenzweig auf, fangen wieder an zu beten und können sich nicht entschließen, diesen Ort zu verlassen, wo sie ihrem Sohn, wo sie seinem Andenken näher zu sein glauben. Ist es möglich, daß ihre Gebete, ihre Tränen vergeblich wären? Ists möglich, daß reine, hingebende Liebe nicht allmächtig sei? O nein! Wie leidenschaftlich, wie rebellisch das Herz auch war, das in einem Grabe ruht, die Blumen, die darauf erblühen, sehen uns freundlich mit ihren unschuldigen Augen an; sie erzählen uns nicht allein von der ewigen

Ruhe, von der Ruhe der »gleichgültigen« Natur; sie erzählen uns auch von der ewigen Versöhnung und von einem Leben, das kein Ende haben soll.

- E n d e -

Dunst.

1867.

Aus dem Russischen frei bearbeitet
von
H. Von Lankenau

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII. : XIX. : XX. : XXI. : XXII. : XXIII. : XXIV. : XXV.

Erstes Capitel.

Vor dem Conversationshause in Baden-Baden wogte am 10. August 1862 um vier Uhr des Nachmittags eine zahlreiche Menschenmenge hin und her. Das Wetter war herrlich; Alles ringsum, — die grünen Bäume, die hellen Häuser der gemüthlichen Stadt, die waldbedeckten Berge mit ihren Wellenlinien, — Alles erglänzte festlich im heitern Sonnenscheine, lächelte traulich und lieblich, bis auf die Gesichter, die — junge und alte, hübsche und häßliche, — fröhlich aus zum blauen heitern Himmel schauten, Selbst die weiß und roth geschminkten Pariser Loretten störten heute nicht das allgemeine Gefühl des Wohlbehagens und der Fröhlichkeit; das scharfe, gurgelnde Geschnatter des französischen Jargons allein, welches man ringsum hörte, kannte das Gezwitscher der Vögel nicht ersetzen.

Alles ging übrigens hier seinen gewöhnlichen Gang. Das Orchester spielte bald ein Potpourri aus »Traviata«, bald einen Streußischen Walzer, bald eine russische Romanze, vom gefälligen Capellmeister auf die Instrumente übertragen; in den Spielsälen drängten sich dieselben, Allen bekannten Figuren mit demselben stumpfsinnigen und gierigen, nicht eigentlich verzweifelten oder erbitterten, aber oft raubthierartigen Ausdruck in den Gesichtern, den das Kartenfieber allen, selbst den aristokratischen Zügen giebt. Der allbekannte, wohlbeleibte, stutzerhaft gekleidete Tambow'sche Gutsbesitzer setzte wieder mit fieberhafter Hast (mit derselben Hast, mit welcher sein seliger Vater seine Bauern zu prügeln pflegte), sich mit der Brust aus den Tisch legend und ohne auf die kaltblütigen Spöttereien selbst der Croupiers zu achten, noch im Augenblick des Rufes: *»Rien ne va plus!«* Haufen von Goldstücken auf alle Vierecke der Roulette, sich auf diese Weise alle Möglichkeit nehmend, irgend etwas, selbst im glücklichsten Falle, zu gewinnen; was ihn jedoch nicht hinderte, sich noch denselben Abend mit tugendhafter Entrüstung über das Spiel gegen den Fürsten Koko auszulassen.

A l'arbre russe, am russischen Baum, versammelten sich, nach alter Gewohnheit, unsere lieben Landsleute, männliche und weibliche; herausgeputzt oder nachlässig elegant kamen sie herbei, begrüßten

einander mit wichtiger Miene, wie es sich für Wesen schickt, die auf der höchsten Stufe der Bildung unter ihren Zeitgenossen stehen.

Wenn sie sich aber so versammelt und gesetzt hatten, wußten sie in Wahrheit nie, wie sie sich anders mit einander unterhalten sollten, als indem sie leeres Stroh droschen, oder den abgeschmackten Witzen, plumpen Ausfällen und Aufschneidereien eines dünnbeinigen französischen Exliterators mit abscheulichem Kinnbarte und schrecklicher Fratze zuhörten, der die Rolle eines Spaßmachers und Narren bei ihnen spielte. Er log ihnen alte, abgedroschene Charivari- und Tintamarre-Geschichten vor, und sie lachten ihm in homerischem Gelächter Beifall zu, ihre eigene Leere dadurch zur Genüge kundgebend. Und doch befand sich dort die *»fine fleur«* unserer Gesellschaft versammelt.

Dort war Graf X, unser unvergleichlicher Dilettant, eine bis in‘s Innerste der Seele musikalische Natur, der aber keine Note richtig lesen kann, und von dessen Gesang man nicht zu sagen weiß, ob er dem eines mittelmäßigen Zigeuners, oder eines Pariser Haarkünstlers mehr gleicht; noch war dort unser genialer Baron Z., dieses Universalgenie: Literatur, Administrator, Redner und Kartenspieler zugleich; ferner der Fürst Y., der Freund der Religion und des Volkes, der sich seiner Zeit durch die Branntweinpacht ein ungeheures Vermögen erschwindelt hat; dann der glänzende General O., der in Asien Gott weiß wo gesiegt und und Gott weiß was unterworfen hat, aber sehr wohl versteht, sich bei jeder Gelegenheit bemerklich zu machen; weiter P., der drollige Fettklumpen, der sich für sehr krank und sehr klug hält, aber gesund wie ein Stier und dumm wie ein Klotz ist. In seinem Gange — er wiegt sich trotz seiner Dicke auf hohen Hacken graziös und langsam hin und her — sucht er den seinerzeit Mode gewordenen »*culte de la pose*« zu erhalten, betrachtet beim Reden aufmerksam seine Fingernägel, trägt den Hut bald tief im Nacken, bald bis auf die Augenbrauen herab u. s. w. Sogar Staatsmänner, Diplomaten, Trümpfe mit europäischen Namen, Männer des Rathes und des Verstandes waren zugegen, von denen aber vielleicht Mancher glaubte, die goldene Bulle sei vom Papst herausgegeben oder die englische poor-tax eine den Armen auferlegte Steuer; endlich traf man hier noch eifrige, aber heimliche Verehrer der Camelliendamen, junge elegante Cavaliere mit untadelhaft gescheiteltem Haar, echt Londoner Costüm, und — die

Gräfin Sch., die bekannte Gesetzgeberin der Moden und des *grand genre,* welche die bösen Zungen »die Königin der Wespen« oder »Medusa in der Haube« genannt hatten, die in Abwesenheit des französischen privilegirten Schwätzers sich mit Italienern, Arnerikanern, Geistersehern, jungen deutschen Gesandtschaftssecretären mit weibischen Gesichtszügen, aber bereits vorsichtig zurückhaltenden Manieren, unterhielt. Dem Beispiel der Gräfin folgte noch Fürstin Babette — dieselbe, in deren Armen Chopin seinen Geist aufgab (in Europa zählt man etwa tausend Damen, die alle diese Auszeichnung beanspruchen) — und Fürstin Annette, die ganz gewiß Effect machen würde, wenn nicht — wie Ambra- und Sauerkohlgeruch — bei ihr zuweilen das liebe Bauerndorf in Rede und Manier zum Vorschein käme, und Fürstin Pachette, deren Mann das Unglück hatte, in seiner hohen Stellung einen Kaufmann durchzuprügeln und zwanzigtausend Rubel Regierungsgelder zu stehlen.

Lassen wir diese reizenden Damen und entfernen wir uns von dem berühmten Baum, um welchen herum sie in so theuern, wenn gleich nicht immer in sehr geschmackvollen Toiletten sitzen, indem wir wünschen, daß Gott ihnen Erleichterung in der sie quälenden Langeweile senden möge.

Zweites Capitel.

In geringer Entfernung vom »russischen Baum« saß an einem kleinen Tische vor dem Café Weber ein stattlicher, wohlaussehender Mann von dreißig Jahren, mittlerer kräftiger Figur und mit dunklen, männlichen und sehr angenehmen Zügen. Sich mit beiden Händen auf seinen Stock stützend, blickte er, vorgebeugt, auf die Vorübergehenden, wie Jemand, dem es durchaus nicht in den Sinn kommt, daß man auch ihn bemerke oder sich mit ihm beschäftige. Seine dunklen, großen, ausdrucksvollen Augen begleiteten zuweilen irgend eine excentrische Figur, wobei ein kaum bemerkliches gutmüthiges Lächeln um seine Lippen spielte. Seine Kleidung war einfach, aber anständig, ein bequemer Paletot deutschen Schnitts, während ein grauer weicher Hut seine hohe Stirn fast zur Hälfte bedeckte.

Gleich beim ersten Anblick erkannte man in ihm eine redliche, tüchtige, großes Selbstvertrauen verrathende Natur. Er schien von anstrengenden, anhaltenden Arbeiten hier auszuruhen und sich gutmüthig an dem vor ihm entfaltenden Bilde zu ergötzen, während seine Gedanken oft abwesend waren und sich in einer Welt bewegten, die der vor ihm ganz unähnlich war. Er war ein Russe und nannte sich Gregor Michailitsch Litwinow.

Wir müssen mit ihm Bekanntschaft machen und demzufolge in kurzen Worten seine sehr einfache Vergangenheit erzählen.

Als Sohn eines unbedeutenden Beamten von bürgerlicher Herkunft, wurde er nicht, wie man hätte glauben sollen, in der Stadt erzogen, sondern auf dem Lande. Seine Mutter, von altadligem Geschlecht und in einem Fräuleinstift erzogen, besaß einen guten, zwar leicht erregbaren, doch aber festen Charakter. Etwa zwanzig Jahre jünger als ihr Mann, fing sie an, diesen zu erziehen, so viel eben noch möglich war, machte ans dem Beamten einen Gutsbesitzer, besänftigte seinen starren Sinn und brachte ihm, so weit es noch ging, Sitte und Lebensart bei. Ihren Bemühungen gelang es, ihn dahin zu bringen, daß er sich sauber kleidete, anständig hielt und zu fluchen und schimpfen aufhörte, Gelehrte und Gelehrsamkeit zu achten anfing, wenn gleich er selbst nie ein Buch in die Hand nahm, überhaupt sich zusammennahm, sich vor den anderen Gutbesitzern,

seinen Nachbarn, keine Blöße zu geben. So fing er an, langsam und bedächtig zu gehen und zu reden, und sich über Sachen zu belehren, die ihn eigentlich innerlich höchst langweilten. »Ach, wie wollt' ich Euch durchwichsen, diverse aufzählen!« dachte er oft bei irgend einer Verhandlung bei sich, während er laut sagte: »Ja freilich — natürlich — die Frage will bedacht sein!« Ihr Haus brachte Litwinows Mutter gleichfalls auf einen europäischen Fuß, sie sagte zu den Dienern »Sie«, und erlaubte Niemandem, bei Tische sich zu überessen, oder etwa einzuschlafen und zu schnarchen. Was übrigens das Gut selbst betraf, so verstanden weder sie noch er es ordentlich zu verwalten, noch vernünftig zu wirthschaften — es war in ziemlich vernachlässigtem Zustande, aber reich an Land und Wäldern, nebst einem See, an welchem vormals eine große Fabrik gestanden hatte, die vom früheren Besitzer eingerichtet, von einem spitzbübischen Kaufmanne ausgebeutet und unter der Verwaltung eines ehrlichen Deutschen gänzlich zu Grunde gegangen war. Madame Litwinow war zufrieden, daß die Sachen, wenn gleich nicht gut, doch auch nicht schlechter gingen, und daß sie nicht genöthigt waren, Schulden zu machen. Unglücklicher Weise war sie von schwächlicher Constitution, eine Unvorsichtigkeit brachte ihr die Schwindsucht, und sie starb in demselben Jahre, als ihr Sohn in die Moskauer Universität eintrat. Er beendigte seine Erziehung dort nicht, aus Gründen, die der Leser später erfahren wird, lebte dann eine Zeit lang auf dem Lande, wo er ohne Beschäftigung, ohne Umgang einige Zeit seinen Grübeleien nachhing. Dank der Unbeliebtheit, in der er bei seinen Gutsnachbarn war, die zwar die Theorie der Unschädlichkeit des westeuropäischen »Absynthe« noch nicht kannten, dafür aber sich desto fester an den einheimischen Kornbranntwein hielten, und dem Litwinow nicht, gleich ihnen, seine Huldigung darzubringen verstand, gerieth er im Jahre 1855 unter die Landwehr, und wäre in der Krim fast am Typhus gestorben, ohne einen einzigen der gegen Rußland Alliirten gesehen zu haben, stand dann während sechs Monate am Ufer des Azowschen Meeres in einer Erdhütte, lebte darauf wieder auf seinem Gute und fand endlich Behagen an der Landwirthschaft. Er begriff, daß das mütterliche Gut schlecht von seinem alt werdenden Vater verwaltet wurde und nicht den zehnten Theil der Einnahmen brachte, die es hätte bringen müssen, und daß es in kundigen Händen zu einer Goldgrube werden könne; da er aber selbst zu geringe Kenntniß in

der Landwirthschaft besaß, so reiste er in‘s Ausland, um Agronomie und Technologie tüchtig zu studiren. Länger als vier Jahre brachte er in Mecklenburg, Schlesien und Karlsruhe zu, bereiste Belgien und England, arbeitete fleißig, erwarb sich Kenntnisse und befand sich jetzt auf dem Wege in die Heimath, wohin ihn lange schon sein Vater zurückrief, dem die Wirthschaft immer mehr und mehr über den Kopf gewachsen war, und der bei der Emancipation der Bauern und den dadurch entstandenen neuen Verhältnissen zuletzt nicht mehr wußte, wo aus noch ein . . . Wenn nun dem so, warum befand er sich denn aber jetzt in Baden-Baden?

Nun, der Grund seiner Anwesenheit war, — daß er hier von Tag zu Tag die Ankunft seiner weitläufigen Verwandten und Braut, Tatiana Petrowna Schestow, erwartete. Seit seiner frühesten Kindheit schon mit ihr bekannt, hatte er den Frühling wie den Sommer mit ihr in Dresden verlebt, wo sie sich mit ihrer Tante diese Zeit über niedergelassen hatte-.

Aufrichtig liebte und tief verehrte er seine junge Anverwandte und beendigte die Vorbereitungen zu seiner neuen Laufbahn damit, daß er ihr als seiner Auserwählten, seiner treuen Freundin und Gefährtin Herz und Hand anbot, Glück und Leid, Arbeit und Ruhe mit ihm zu theilen, »*for better, for worse*,« wie der Engländer sagt.

Sie willigte ein, und er begab sich nach Karlsruhe, wo seine Bücher, Sachen, Papiere zurückgeblieben waren.

»Nun, was thut er aber denn in Baden-Baden?« höre ich wieder fragen.

In Baden befand er sich aus dem Grunde, weil die Tante seiner Braut, die sie erzogen hatte, Kapitolina Markowna Schestow, eine alte Jungfer von fünfundfünfzig Jahren, die gutmüthigste und ehrlichste Seele zwar, aber Sonderling und Freigeist, die eingefleischteste Feindin der großen Welt und der Aristokratie, doch der Versuchung nicht widerstehen konnte, wenn auch nur einmal, ein Stückchen dieser großen Welt an einem so modischen Badeorte, wie Baden, näher kennen zu lernen.

Kapitolina Markowna ging ohne Crinoline und trug ihr graues Haar kurz geschnitten, *à l‘enfant.* Luxus und Glanz zu verachten und zu verhöhnen, machte ihr herzliche Freude . . . Warum nicht der lieben Alten diese Freude in vollem Maße gewähren?

Und darum nun saß Litwinow so ruhig und unbekümmert da, blickte so selbstvertrauend um sich, weil das Leben eben so ungetrübt vor ihm lag, weil sein Schicksal entschieden und er stolz auf dasselbe war und sich desselben, als der Errungenschaft seines Fleißes, freute.

Drittes Capitel.

»Ba, ba, ba, ist's möglich?« gellte plötzlich eine kreischende Stimme in Litwinows Ohr, und eine plumpe Hand klopfte auf seine Schulter.

Er erhob den Kopf und erkannte einen seiner zahlreichen Moskauer Bekannten, einen gewissen Bambaew, einen gutmüthigen, hohlköpfigen, nicht mehr jungen, schwammig aufgedunsenen Menschen mit plumper Nase und rothem Gesicht. Beständig ohne Geld und beständig für irgend etwas enthusiasmirt, trieb sich Bambaew ohne Ziel, aber immer schreiend, auf Gottes weiter Welt umher.

»Das nenne ich ein angenehmes Zusammentreffen!« rief er, seine verschwollenen Glotzaugen aufreißend und seinen gefärbten Schnurrbart liebkosend streichelnd. »Da lob' ich mir Baden! Wie zu einem Ameisenhaufen kriecht hier Alles zusammen! Wie bist Du denn hierher gekommen?«

Bambaew hatte die edle Gewohnheit, Jeden zu duzen.

»Ich bin vorgestern angekommen.«

»Woher?«

»Das kann Dir gleichgültig sein.«

»Wie? Gleichgültig? Ei gewiß nicht! . . . Richtig, ich kann mir's denken. Du hast gewiß gehört, daß Gubarow in höchsteigener Person hier sein wird. Nun, er ist gestern aus Heidelberg herübergekommen. Natürlich kennst Du ihn?«

»Ich habe von ihm gehört.«

»Sonst nichts? Wart', wart', ich werde Dich gleich zu ihm führen. Einen solchen Menschen nicht zu kennen, ist ja fast ein Verbrechen! . . . Ah, sieh da! da kommt auch Woroschilow. Den kennst Du vielleicht auch nicht? . . . Meine Herren, ich habe die Ehre, Sie einander vorzustellen. Ein paar Gelehrte, dieser da sogar ein Phönix!«

Fünf Minuten später stiegen alle Drei die Treppe des Hotels hinauf, wo Stephan Nikolaewitsch Gubarow abgestiegen war.

Eine schlanke Dame von hohem Wuchse, in einem Hute mit kurzem dunklen Schleier, eilte rasch die Treppe hinab. Als sie Litwinow bemerkte, blieb sie plötzlich, wie im höchsten Grade überrascht, einen Augenblick stehen und schien sich an ihn wenden zu wollen;

unter dem Schleier war ein heftiges Erröthen, dann ein eben so plötzliches Erbleichen zu bemerken; Litwinow, der sich gerade zu Bambaew gewendet hatte, bemerkte sie jedoch nicht; die Dame ihrerseits eilte darauf noch rascher die Stufen hinab.

Bei Gubarow fand Litwinow eine bunte Gesellschaft Russen: Officiere, die eine kurze Urlaubszeit in Europa zubrachten, neugierig und halb furchtsam, daß ihr Regimentschef ihren Abstecher zu einem zwar als klug, aber etwas gefährlich verschrieenen Literator erfahren werde; Studenten, die zeitweise in Heidelberg studirten, in nachlässiger, genial sein sollender Toilette, mit langen Haaren und Bärten, verächtlich und hochmüthig auf Alles herabsehend, was irgend einen Anstrich von feinerer Bildung und aristokratischen Manieren zeigte; ein paar Gutsbesitzer, denen die Emancipation der Bauern nicht nach ihrem Sinne war, weil es sie in Zukunft hinderte, die von denselben bisher fast willkürlich erpreßten Abgaben zu verprassen; weiter eine Art Blaustrumpf, eine gewisse Mattena Semeonownowna Suchantschikow, die, als Wittwe ohne Kinder und mit geringen Mitteln, seit ein paar Jahren im Auslande von Ort zu Ort wanderte, sich mit besonderer Erbitterung über Russland und seine Zustände ausließ und eine große Verehrerin Gubarows war. Noch saß in einer Ecke des Zimmers eine ziemlich plump und linkisch aussehende Figur, die Keinem vorgestellt und von Niemandem in‘s Gespräch gezogen wurde, aber doch eine aufmerksam zuhörende, scharf beobachtende Persönlichkeit zu sein schien. Was nun endlich den Herrn der Wohnung, den genialen Löwen des Tages, den gefürchteten, hochverehrten Gubarow anbetraf, so war Litwinow nicht wenig erstaunt, als er demselben vorgestellt wurde und in ihm eine sehr gewöhnliche Persönlichkeit fand, mit breitem Stierkopfe, breiter, etwas viereckiger Stirn, breitem langem Barte, breitem Nacken und breiten schielenden, meist zu Boden gerichteten Augen, so daß er eher das Aussehen eines Gutsbesitzers aus der Provinz als eines Gelehrten hatte.

Nachlässig in einen breiten Paletot, graue weite Beinkleider und Morgenschuhe gekleidet, hatte er die Gewohnheit, immer im Zimmer auf und ab zu wandern, nur hin und wieder irgend ein abgebrochenes Wort hinzuwerfen — gewissermaßen wie man bei der Tafel dem Hunde von Zeit zu Zeit einen Bissen oder einen Knochen zuwirft —

und die Gesellschaft durch sein viel sagen sollendes Schweigen in Erstaunen zu sehen.

»Er sammelt Material,« sagten seine Verehrer.

Höchlich erstaunt schien er, als auf die Frage, die Jemand an Litwinow richtete: welcher Art seine politischen Ueberzeugungen seien? dieser lächelnd antwortete: »Was mich betrifft, so habe ich keine dergleichen.«

Die linkische, plumpe Figur im Winkel erhob bei diesen Worten unwillkürlich den Kopf und blickte ihn lange aufmerksam an.

»Aha, ein Unreifer!« bemerkte Gubarow kurz und setzte seinen unterbrochenen Spaziergang im Zimmer fort.

Gegen zehn Uhr des Abends entfernte sich Litwinow heimlich, denn der Kopf fing an, ihn heftig zu schmerzen in diesem Chaos und bei dem erbitterten Streit über alle möglichen Gegenstände, hauptsächlich aber über Rußland. Die milde frische Nachtluft that ihm wohl und erfrischte seinen ermüdeten Geist.

»Das nennen die Deutschen einen Streit um des Kaisers Bart,« dachte er, »wozu soll das führen?«

Er trat bei Weber ein, bestellte eine Portion Eis und nahm eine Zeitung.

Das Eis war schlecht und die Zeitung faselte langweilig von der römischen Frage.

Schon wollte er nach Hause gehen, als ein Unbekannter in einem Hute mit breitem Rande auf ihn zutrat, ihn russisch fragte: »Störe ich Sie vielleicht?« und sich zu ihm setzte.

Jetzt erst erkannte Litwinow in ihm jene linkische, plumpe Figur, die er in einem Winkel bei Gubarow hatte sitzen sehen. Während des ganzen Abends hatte dieser Herr den Mund kaum aufgethan, und jetzt blickte er, nachdem er den Hut abgenommen hatte, Litwinow herzlich und wohlwollend, wenn gleich auch verlegen an.

Viertes Capitel.

»Herr Gubarow, bei dem ich das Vergnügen hatte Sie zu sehen,« hub der Unbekannte an, »hat mich Ihnen nicht vorgestellt, erlauben Sie also, daß ich solches selbst thue: ich bin der verabschiedete Hofrath Potugin, diente früher im Finanzministerium zu Petersburg. Ich hoffe, Sie werden es nicht sonderbar finden ich habe sonst wohl nicht die Gewohnheit, so plötzlich Bekanntschaften anzuknüpfen . . . mit Ihnen aber . . .«

Hier wurde Potugin verlegen und rief einen Kellner, bei dem er ein Gläschen Kirschwasser bestellte.

»Mir Muth zu machen,« fügte er lächelnd hinzu. Litwinow blickte mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf den letzten seiner neuen Bekannten des Tages und dachte:

»Das ist kein solcher, wie jene!«

Und wirklich war es kein solcher.

Vor ihm saß, mit den feinen Fingern auf dem Tische leicht trommelnd, ein breitschultriger Mann mit vollem Körper auf kurzen Beinen, leicht gebücktem kraushaarigen Kopfe, sehr klugen und theilnehmenden Augen unter dichten Brauen, vollem regelmäßigen Munde, schlechten Zähnen und jener echt russischen Nase, die man Kartoffel zu nennen pflegt, etwas linkischem, zurückhaltendem Wesen, gewiß aber keine Dutzendfigur. Sehr einfach gekleidet, war sein Rock sogar altmodisch und die Schleife seines Halstuches auf die Seite verschoben.

Einen eigenthümlichen Eindruck machte er auf Litwinow, er erregte in ihm Theilnahme, Achtung und unwillkürliches Mitleid-.

»Ich störe Sie also nicht?« wiederholte er mit heiserer aber weicher Stimme, welche ganz zu seinem Aeußern paßte.

»Nicht im geringsten,« antwortete Litwinow, »ich bin im Gegentheil sehr froh.«

»Sehen Sie, das freut mich. Ich habe viel von Ihnen gehört, weiß sogar, womit Sie sich beschäftigen, und kenne Ihr Vorhaben. Sie fangen die Sachen beim rechten Ende an; darum schwiegen Sie auch heute.«

»Ja, und auch Sie sprachen nur sehr wenig,« bemerkte Litwinow.

»Dafür raisonnirten die Anderen desto mehr. Ich hörte zu. Nun, wie hat Ihnen denn unser babylonischer Thurmbau gefallen?«

»Gerade der babylonische Thurmbau, das haben Sie vortrefflich gesagt. Ich hätte Lust, diese Herren wohl zu fragen, um was sie sich eigentlich so bemühen.«

Potugin seufzte.

»Das ist ja eben das Unglück, daß sie das nicht selbst wissen. Und das Bemerkenswerthe ist, daß viele von ihnen sonst ganz achtungswerthe Leute sind, sogar die erbitterte Madame Suchantschikow, die da ihr letztes Geld mit zwei armen Nichten theilt, ebenso auch Ihr Freund Bambaew, der das beste Herz auf der Welt hat. — Bemerken Sie nun noch: wenn zum Beispiel ein Dutzend Engländer zusammenkommen, so kommt sogleich die Rede auf den unterseeischen Telegraphen, auf die Baumwollensteuer, meinetwegen sogar auf die Art und Weise, Ratzenfelle zu verarbeiten, mit einem Worte auf etwas Nützliches Positives; kommen ein Dutzend Deutsche zusammen, nun da ist, versteht sich, Schleswig-Holstein und die Einigung Deutschlands zu einem großen Reiche das Hauptthema; ein Dutzend — Franzosen bringen ohne Zweifel, außer ihrem militärischen Ruhm, das Capitel: Frauenzimmer, und speciell noch: die verbotenen Früchtlein, Camellien 2c. auf's Tapet; treffen aber endlich ein Dutzend Russen zusammen, so ist ohne Weiteres die erste Frage: die Zukunft Rußlands, und darüber werden so viele verschiedene Ansichten vorgebracht, als Personen gegenwärtig: Klagen, Unzufriedenheit, Hoffnungen, Erwartungen, alles durcheinander. Die unglückliche Frage wird von ihnen zusammengekaut, wie etwa Knaben ein Stück *Gummi elastivum* kauen: ohne Sinn und Verstand! Nun, und bei dieser Gelegenheit wird dann gehörig auf den »verfaulten Westen« geschimpft. Und wenn man's bei Licht betrachtet, so schlägt er uns in allen Punkten, dieser Westen, — den man immer als faul bezeichnet, und gegen den man beständig thut, als ob man ihn verachte. Ich sage: »thut,« denn im Grunde sind das ja nur Phrasen und eine Lüge. Den Westen schimpfen wir zwar, das ist richtig, auf seine Meinung aber sind wir eifersüchtig, im Grunde aber eigentlich nur auf die Meinung der Pariser Windmacher und Flachköpfe. Die Sache geht so weit, daß ein guter Freund von mir, ein Familienvater und kein junger Mann mehr, einige Tage lang außer sich war, weil er, der sich eingebildet hatte,

ein vollkommener Pariser zu sein, in einem Restaurant dem Garcon zugerufen hatte: »*Une portion de beafsteak aux pommes de terre,*« nun hören mußte, wie ein wirklicher Franzose ganz einfach rief: »Garcon! beefsteak, pommes!«

-Sagen Sie mir doch,« sagte Litwinow, »wir kommt es, daß Gubarow einen so augenscheinlichen Einfluß auf seine Umgebung besitzt? Vielleicht durch seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse?«

»Ei, Gott bewahre! er besitzt nichts dergleichen.«

»Also wohl durch seinen Charakter?«

»Auch dadurch nicht, wohl aber durch seinen festen Willen. Wir Sclaven lassen uns gar leicht beherrschen. Herr Gubarow hat an der Spitze der Partei stehen wollen, und Alle haben sich vor ihm gebeugt. Sie kennen ja das Sprichwort: Wer den Stock zu gebrauchen weiß, wird leicht Corporal!«

Potugin sagte diese bitteren Worte niedergeschlagen, augenscheinlich betrübt über deren Wahrheit.

»Wie sind Sie denn mit Gubarow bekannt geworden?«

»Ach, den kenne ich seit langer Zeit! Der ist auch so eine der Abnormitäten unseres Landes, wie es deren so manche bei uns giebt. Wie Sie sehen, ist er Slavänophile, Demokrat, Socialist und sonst Alles, was Sie wollen, dessen ungeachtet verwaltete und verwaltet noch sein Bruder, ein Landwirth im alten Geiste, sein Gut, einer von denen, die wir Zahnausbrecher, Bauernschinder zu nennen pflegen. Daß er kein Redner ist, haben Sie gewiß schon heute herausgefühlt, und Gottlob! daß er nur wenig gesprochen hat, denn wenn er einmal bei einem Glase aufthaut, so wird es sogar mir, der ich doch sonst ein geduldiger Mensch bin, zu viel. Dann fängt er an zu spötteln und Zoten zu reißen, daß es Einem widerlich wird zuzuhören.«

»Als ob Sie wirklich so geduldig sind? Ich hätte eher das Gegentheil vermuthet.«

Potugin schlürfte etwas von seinem Kirschwasser.

»Da irren Sie doch sehr: ich bin wirklich geduldig. Mein Vater war Geistlichen und schon früh kam ich in’s Ministerium, wo ich einen Verwandten, den wirklichen Staatsrath Potugin, zweiundzwanzig Jahre lang zum Vorgesetzten hatte. Haben Sie den vielleicht gekannt?«

»Nein.«

»Nun da gratulire ich Ihnen. Geduld habe ich bei dem, als armer Verwandten gelernt! Seit ich nun aber aus dem Dienst getreten, habe ich gelernt, mich etwas freier zu bewegen und mich nicht mehr zu fürchten, meine Ueberzeugung gerade herauszusagen. Meine Meinungen über West-Europa sind nicht die der Majorität bei uns: ich habe hohe Achtung vor Europa gewonnen, oder, genauer zu reden, vor der Civilisation — ich liebe sie von ganzem Herzen und habe keinen anderen Glauben und werde keinen anderen haben als die Civilisation!« Potugin sprach dieses Wort gedehnt und mit Nachdruck aus.

»Nun, und Rußland, Ihr Vaterland, lieben Sie doch?« fragte Litwinow nach einer Pause Herrn Potugin.

»Ich liebe es leidenschaftlich und hasse es zugleich!«

»Das ist veraltet, Herr Potugin, nichts als eine Redensart und schmeckt noch nach dem Romantismus der dreißiger Jahre — nach Byron.«

»Sie irren, das ist eine viel ältere Wahrheit; der Erste, der auf solch eine Verschiedenheit der Gefühle hinweist, lebte vor zweitausend Jahren, es ist der römische Dichter Catullus. Ja, ich liebe mein ganz absonderliches, abscheuliches, theures Vaterland. Ich habe es jetzt verlassen, um meinen Geist etwas auszulüften nach zweiundzwanzigjährigem ewigen Sitzen am Regierungstische; ich habe Rußland verlassen, und mir ist hier ganz behaglich, aber ich fühle doch, lange halte ich es in der Fremde nicht aus, denn gut ist wohl die Gartenerde, aber die Moosbeere kann nicht in derselben gedeihen . . .Doch ich schwatze da schon so lange mit Ihnen, daß es endlich Zeit wird aufzuhören, um nicht Ihnen gleich bei der ersten Bekanntschaft unbescheiden zu erscheinen. Auf angenehmes Wiedersehen! . . . Ich wiederhole Ihnen, es hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Warten Sie doch; sagen Sie mir wenigstens, wo Sie wohnen und ob Sie noch lange hierbleiben?«

Potugin antwortete etwas verlegen:

»Ich bleibe noch eine Woche hier, wir können uns aber, wenn es Ihnen recht ist, ja hier bei Weber oder Max treffen. Sonst kann ich auch zu Ihnen kommen . . . Und somit: leben Sie wohl!«

Er stülpte seinen breiten weichen Hut auf und verschwand bald in der Lichtenthaler Allee.

Fünftes Capitel.

»Ein sonderbarer Mensch!« dachte Litwinow, in seinen Gasthof zurückkehrend, »ein sonderbarer Mensch! Ich werde ihn bald aufsuchen.«

Er trat in sein Zimmer; ein Brief auf seinem Tische zog seine Aufmerksamkeit auf sich.

»Ah, von Tatiana!« dachte er und freute sich im Voraus auf die Nachrichten, die er enthalte; doch hatte er sich geirrt, der Brief war vom Lande, von seinem Vater.

Litwinow erbrach das große Siegel mit dem Wappen und fing an ihn zu lesen.

Ein starker, aber sehr angenehmer und ihm wohlbekannter Wohlgeruch im Zimmer machte ihn stutzen. Er blickte sich um und bemerkte auf dem Fenster, dem er sich genähert hatte, in einem Glase mit Wasser ein großes Bouquet frischgeschnittener Heliotropblüthen.

Er schellte und fragte den Kellner, woher diese Blumen gekommen.

Dieser antwortete, daß eine Dame, die sich nicht hätte nennen wollen, sie gebracht, daß sie aber gesagt habe, der Herr würde sicher bei diesen Blumen errathem wer sie sei.

In Litwinow's Erinnerung tauchte ein längst entschwundenes Bild auf . . . Er erkundigte sich weiter, wie die Dame ausgesehen habe.

Der höfliche Kellner antwortete, sie sei von hohem Wuchse und sehr elegant gekleidet, ihr Gesicht von einem Schleier bedeckt gewesen-.

»Wahrscheinlich eine russische Gräfin,« fügte er hinzu.

»Woher vermuthen Sie denn das?« fragte Litwinow.

»Weil sie mir zwei Gulden gegeben hat,«antwortete der Kellner, dumm lächelnd.

Litwinow entließ ihn und stand lange in Gedanken versunken; endlich machte er mit der Hand eine Bewegung, wie Einer, der sich etwas aus dem Sinn zu schlagen sucht, und nahm den Brief vom Lande wieder vor.

Sein Vater ergoß sich wieder in seinen gewöhnlichen Klagen, daß das Korn gar nicht mehr an den Mann zu bringen sei, daß die Bauern

nicht mehr wie sonst gehorchen wollten und das Ende der Welt nicht fern sein müsse.

»Stelle Dir einmal vor,« schrieb er unter Anderem, »mein bisheriger Kutscher, das Kalmuckengesicht, Du mußt Dich seiner noch erinnern, fing an abzumagern und dahinzuschwinden; Jemand hatte es ihm angethan und sicher hätte ich ihn verloren und wäre so ganz ohne Kutscher geblieben, wenn nicht gute Leute mir den Rath gegeben hätten, ihn nach Bäsan zu einem Priester zu schicken, der durch Sympathie und Besprechungen dergleichen heile und seine Sache ausgezeichnet verstehe. Das that ich denn auch, und die Heilung gelang vortrefflich; zum Beweis sende ich Dir auch einliegend den Brief des Priesters als thatkräftiges Dokument.«

Litwinow durchlas dasselbe neugierig. Es enthielt Folgendes:

»Daß der frühere Leibeigene und Kutscher Dmitri von einem Uebel heimgesucht worden sei, welches keine ärztliche Kunst habe austreiben können, daß dieses Uebel ihm von bösen Menschen beigebracht, er aber (Dmitri) selbst Schuld und Veranlassung zu demselben gegeben, da er einem gewissen Mädchen das gethane Versprechen nicht gehalten habe, und daß diese ihm durch andere böse Menschen das Uebel beigebracht habe, demzufolge er abgemagert und dahingeschwunden sei wie ein Kohlwurm. Da aber habe sich das Auge des Höchsten seiner erbarmt und durch mich (so schrieb der Priester) ihm wieder Leben und Gesundheit verliehen; welcher Art aber dieses vollbracht, das ist und bleibt ein Geheimniß. Eure Wohlgeboren aber ersuche ich zu verfügen, daß obenbesagtes Mädchen in Zukunft nicht dergleichen böse und verderbliche Mittel weiter anwende, ihr solches streng untersagt, ja sie sogar nöthigenfalls gezüchtigt werde.«

Unheimlich wehte Litwinow aus diesem Dokument die heimathliche Steppenluft, Fäulniß und Schimmel entgegen, und wunderbar erschien es ihm, dieses Dokument gerade in Baden zu lesen.

Unterdessen war es längst Mitternacht geworden; er legte sich zu Bett und löschte das Licht aus.

Lange konnte er nicht schlafen, endlich aber bemächtigten sich bunte Träume seiner Seele, aus denen er plötzlich mit einem Gedanken erwachte, der das Innerste seines Herzens erbeben machte; die Blumen im Zimmer, die in der Nacht ihm noch stärker

entgegenduftetem hatten diesen Gedanken in sein Gedächtniß zurückgerufen. Er sprang auf, schlug die Hände zusammen und rief aus: »Ist es möglich, sollte sie es sein?!«

Um aber diesen Ruf zu erklären, müssen wir den nachsichtigen Leser ersuchen, uns einige Jahre vor den Anfang dieser Erzählung zurück zu begleiten.

Sechstes Capitel.

Zu Anfang der fünfziger Jahre lebte in Moskau in sehr gedrückten Verhältnissen, fast könnte man es Armuth nennen, die zahlreiche Fürstenfamilie Ossinin. Sie war vom reinsten russischen Rurikschen, nicht etwa von tatarisch-georgischem Adel, und ihr Name kommt oft in der Geschichte Rußlands vor. Im Verlauf der Zeiten aber war sie verarmt und heruntergekommen, selbst die Zeiten Peters und Katharinens hatten sie nicht wieder emporbringen können, so daß einzelne Abkömmlinge des Geschlechts sogar genöthigt gewesen waren, bei den Branntweinpächtereien oder als Polizeibeamte zu dienen.

Die Familie Ossinin, von welcher wir hier reden, bestand aus Mann und Frau nebst fünf Kindern. Sie lebte in Moskau unweit des sogenannten Hundeplatzes, in einem einstöckigen hölzernen Hause, mit gingt kleinen Freitreppe die auf den Hof führte, grün angestrichenen hölzernen Löwenfiguren vor dem Thorwege und ähnlichen, die adelige Herkunft bezeichnenden Abzeichen, während ihre Einkünfte kaum hinreichten, ihre Ausgaben zu decken, so daß sie beständig Krämern und Kaufleuten schuldig war und im Winter oft Mangel an Holz und Licht litt.

Der alte Fürst selbst, vormals ein schöner Mann und großer Stutzer, war jetzt ein träger, energieloser und bornirter Alter geworden, dem man, nicht sowohl aus Achtung vor seinem alten Namen, als aus Aufmerksamkeit gegen seine Frau, die vor Zeiten einmal Hoffräulein gewesen war, einer jener alten Moskauer Sinecuren gegeben hatte, die ihm erlaubte, sich um nichts zu bekümmern, von Morgens bis Abends im Schlafrock zu sitzen, zu rauchen, zu seufzen und zu stöhnen.

Die Fürstin war eine kranke und gegen die Welt und ihre Lage erbitterte Dame, beständig beschäftigt mit den Sorgen des Haushaltes, der Unterbringung der Kinder in Kaiserliche Adelsinstitute und der Unterhaltung ihrer Verbindung mit ihren Petersburger vornehmen Bekannten und Verwandten; sie konnte sich immer noch nicht in ihre jetzige Lage finden und ihre Entfernung vom Hofe vergessen.

Litwinows Vater hatte einst, während seiner Anwesenheit in Moskau, Ossinins Bekanntschaft gemacht, ihnen verschiedene Dienste erwiesen, ihnen sogar einmal dreihundert Rubel geliehen, und sein Sohn, der in Moskau studirte besuchte ihr Haus fleißig, zumal seine Wohnung ganz in der Nähe des fürstlichen Hauses war. Nicht diese Nachbarschaft aber war es, die ihn dorthin zog, noch die kümmerlichen Verhältnisse der Familie, sondern die Gegenwart der ältesten Tochter Irina, in die er sich sterblich verliebt hatte.

Sie war eben siebzehn Jahre alt geworden und hatte gerade das adelige Fräuleinstift verlassen, einer Unannehmlichkeit wegen, die die Fürstin mit der Vorsteherin gehabt hatte.

Diese Unannehmlichkeit war daher entstanden, daß Irina beim öffentlichen Artus französische Verse hatte declamiren sollen, ihr aber die Tochter eines der reichsten Vorsteher der Branntweinpacht ungerechter Weise war vorgezogen worden. Die Fürstin konnte diese Beschimpfung nicht ertragen, ja Irina selbst der Vorsteherin solches nicht verzeihen, um so mehr, da sie schon im Voraus Pläne gemacht hatte auf den Effect, den diese Deklamation, öffentlich, in Gegenwart der vornehmen Welt, machen werde. Und in der That, Moskau würde wahrscheinlich nicht ermangelt haben von ihr zu reden.

Irina war ein schlank gewachsenes junges Mädchen von hohem Wuchse, deren Formen jedoch noch nicht ganz entwickelt waren, weshalb auch die Schultern noch nicht die gehörige Fülle hatten; ihr Teint hatte jene, in diesen Jahren sonst noch selten reine, weiße, matte Marmorfarbe, wie man sie meistens ausschließlich bei Damen der höchsten Aristokratie findet; dabei hatte sie dichte aschblonde Locken. Die Züge ihres Gesichts, von fast antiker Regelmäßigkeit, zeigten nicht jene Sorglosigkeit der ersten Jugend, sondern Nachdenken und Energie; eine gewisse schwört-tierische Müdigkeit ihres dunkeln, glanzvollen Auges mit den kühn gewölbten Brauen, sowie ein kaum merkliches Lächeln, welches beständig ihre feinen verführerischen Lippen umschwebte, schien Leidenschaft, sich und Anderen gefährliche Leidenschaft, vorherzusagen.

Im Institut galt Irina für eine der klügsten und fähigsten Schülerinnen, aber mit unbeständigem, herrschsüchtigem Charakter, und einem Kopfe, der die tollsten Einfälle ausdachte und ausführte; eine Klassendame hatte ihr sogar vorhersagte; »*vos passions vous*

perdront;« wo hingegen eine andere sie für kalt und gefühllos hielt Und sie »*une jeune fille sans coeur*« nannte.

Irina's Freundinnen nannten sie stolz und hinterlistig, die Brüder und Schwestern fürchteten sie, die Mutter selbst mißtraute ihr, und dem Vater war nie recht behaglich, wenn sie ihre tiefen, geheimnißvollen Augen auf ihn richtete; beiden aber, Vater und Mutter, flößte sie eine unwillkürliche Achtung ein, nicht ihrer hervorragenden Eigenschaften, wohl aber der Hoffnungen wegen, die sie auf ihre Zukunft setzten.

»Du sollst sehen, wir werden noch erleben,« sagte einst der alte Fürst zu seiner Frau, sein langes türkisches Pfeifenrohr aus dem Munde nehmend, »daß unsere Irina uns einmal aus aller Noth herausreißen wird.«

Die Fürstin wurde böse und antwortete ihrem Manne, »er habe immer des *expressions insuppartables*;« nach einigem Nachdenken aber brummte sie zwischen den Zähnen: »Ja, ja . . . Zeit wär's wohl einmal dazu.«

Irina genoß eine fast unbeschränkte Freiheit im elterlichen Hause; man verwöhnte sie zwar nicht, war sogar ziemlich kalt gegen sie, aber man handelte ihr auch nicht entgegen; das gerade war es, was sie wollte, wie sie sich überhaupt ziemlich sonderbar hielt.

Wenn z. B. irgend ein Krämer eine alte Schuld einzufordern kam und sich Unartigkeiten erlaubte, weil man ihm wieder nichts bezahlen konnte, oder irgend Einer der Dienerschaft, mit dem Essen unzufrieden, Aeußerungen laut werden ließ, wie: »was das für ein Fürst sei, der selbst nichts zu essen habe, und bei dem die Leute hungern müßten,« — so saß Irina, ohne eine Miene zu verziehen oder ein Wort zu sagen, mit bösem, verächtlichem Lächeln im finstern Gesichte, bewegungslos da, während den Eltern dieses Lächeln ein schlimmerer Vorwurf war, als das Geschrei der Gläubiger oder die Unzufriedenheit der Dienerschaft, als ob ihre Tochter das Recht auf Reichthum und Luxus, den sie ihr nicht geben konnten; von Geburt an habe.

Litwinow hatte sich in Irina verliebt vom ersten Male an, daß er sie gesehen hatte (er war im Ganzen nur drei Jahre älter als sie); lange aber dauerte es, ehe es ihm gelang, Gegenliebe, ja sogar nur Aufmerksamkeit gegen ihn bei ihr hervorzubringen. In ihrem Betragen lag sogar etwas Feindliches, als ob er ihr etwas Böses

zugefügt habe und sie die Beleidigung zwar verbergen, aber nicht vergeben könne.

Er war in jener Zeit zu jung und bescheiden, um zu begreifen, was eigentlich unter dieser feindlichem fast verächtlichen Härte verborgen sein könne. Zuweilen geschah es, daß er, Studien und Bücher vergessend, im wenig lustigen Gastzimmer des Ossinin‘schen Hauses saß und heimlich Irina betrachtete. Wehmüthig und traurig war ihm dann zu Muthe, während sie, böse, oder wie gelangweilt, bald aufstand, bald ab und zu ging, auf ihn aber so wenig achtete, als ob er ein Stuhl oder ein Tisch wäre, und den ganzen Abend kein Wort mit ihm redete. Tief verletzt, versuchte er endlich dem Zauberkreise, in welchem er wie ein Vogel in der Schlinge flatterte, zu entweichen, indem er sich eine Woche von Moskau entfernte.

Dieser Versuch aber bekam ihm noch übler; von Sehnsucht gefoltert, kehrte er abgehärmt und krank zu Ossinins zurück.

Sonderbar! Auch Irina hatte sichtlich während dieser Zeit abgenommen, ihr Gesicht eine leidende, gelbliche Farbe bekommen — ihre Kälte gegen ihn war jedoch dieselbe geblieben, eine gewisse Schadenfreude, Geringschätzung sogar, schienen ihre Züge auszudrücken, gerade als ob die heimliche Beleidigung, die er ihr zugefügt, sich noch vergrößert habe.

Auf diese Weise quälte sie ihn zwei Monate lang. Dann aber erschien ein Tag, an welchem sich dies Alles mit einem Male änderte. Wie eine plötzlich hellauflodernde Feuersbrunst, wie der Blitz aus einer Gewitterwolke, brach lang zurückgehaltene Liebe, heftige, leidenschaftliche Liebe plötzlich bei ihr hervor.

Eines Tages — lange noch blieb derselbe seinem Gedächtniß gegenwärtig — saß Litwinow wieder im Ossinin’schen Gastzimmer und blickte stumm und betrübt auf die Straße hinaus, innerlich sich selbst zürnend, daß er nicht die Kraft besitze, sich loszureißen. Wenn ein Fluß unter dem Fenster vorbeigeflossen wäre, die Verzweiflung würde ihn vielleicht hineingetrieben haben, seiner unerträglichen Qual ein Ende zu machen.

Irina hatte sich in einiger Entfernung von ihm, ohne ein Wort zu reden oder sich zu bewegen, niedergesetzt. Seit ein paar Tagen schon hatte sie weder mit ihm, noch überhaupt mit sonst Jemandem gesprochen.

Dieses kalte Schweigen länger zu ertragen, schien ihm nicht mehr möglich; seine Kraft war erschöpft, und er stand auf und fing an, ohne ein Wort des Abschieds zu sagen, nach seiner Mütze zu suchen.

»Bleiben Sie!« hörte er plötzlich leise neben sich flüstern.

Litwinows Herz erbebte heftig, er erkannte anfangs kaum diese Stimme; eine ganz eigenthümliche, früher nie gehörte Weichheit erklang in diesen zwei Worten. Er erhob seinen Kopf und blickte sie starr an. Freundlich, ja freundlich ruhte ihr Auge auf ihm.

»Bleiben Sie,« wiederholte sie, »gehen Sie nicht fort, ich will mit Ihnen zusammen sein.« Sie flüsterte noch leiser: »Gehen Sie nicht«,ich *will es!*«

Nicht begreifend, noch im Stande, sich Rechenschaft abzulegen, näherte er sich ihr und reichte ihr seine Hand.

Sie ergriff sie heftig mit ihren beiden, lächelte, über und über erröthend, und verließ dann rasch das Zimmer.

Einige Augenblicke später erschien sie wieder mit ihrer jüngsten Schwester, blickte ihn wieder lange mit einem nie vorher bei ihr bemerkbaren milden Lächeln an und winkte ihm, sich neben ihr niederzulassen.

Anfangs konnte sie kein Wort hervorbringen, ihre Brust nur wogte hoch auf, ein Seufzer entrang sich derselben, und sie erröthete wieder; dann fragte sie ihn, halb furchtsam und verlegen, nach seinen Beschäftigungen, was sie früher nie gethan hatte.

Am Abend desselben Tages entschuldigte sie sich mehrere Male, daß sie bisher nie verstanden habe, ihn, wie er es verdiene, zu schätzen, wunderte sich über seine plötzlichen republikanischen Gesinnungen (er vergötterte zu jener Zeit gerade Robespierre und wagte es nicht, Marat laut anzuklagen); — eine Woche später wußte er bereits, daß sie ihn liebe.

Ja, lange noch erinnerte er sich jenes Tages, wie er auch die diesem folgenden ebenso nicht vergessen konnte, die ihm ein lange vergebens ersehntes, kaum gehofftes Glück gebracht hatten.

Nun folgten jene lichten, seligen Augenblicke der ersten reinen Liebe, Augenblicke, die sich später nie wieder holen, ein Menschenleben auch vollkommen ausfüllen.

Irina war wie umgewandelt, fromm wie ein Lamm mild und seelengut; sie fing an ihren jüngeren Geschwistern Unterricht zu

geben, wiederholte mit ihnen ihre Aufgaben und nahm sich des Hauswesens an; Alles machte ihr Freude. Bald war sie ungemein schwatzhaft, bald saß sie demüthig und schweigend in Nachdenken versunken, bildete verschiedene Pläne für die Zukunft, wenn sie und Litwinow verheirathet, wie fleißig sie arbeiten würde u. s. w.

»Ja, arbeiten,« wiederholte sie, »lesen . . . aber vor Allem reisen!«

Ihre Hauptsehnsucht war, Moskau zu verlassen, und wenn Litwinow ihr vorstellte, daß er erst seine Studien beendigen müsse, so antwortete sie ihm nach einigem Nachdenken, daß er ja das auch und mit größerem Nutzen in Berlin oder sonst irgendwo könne.

Wenig gewöhnt, ihre Empfindungen zu verbergen, waren diese auch sehr bald dem Fürsten und der Fürstin kein Geheimniß mehr.

Sehr erfreut waren diese eben darüber nicht; nachdem sie aber alle Gründe für und gegen überdacht hatten, hielten sie es durchaus nicht für zweckdienlich, sogleich ihr »Veto« einzulegen. Litwinows Vermögen war ziemlich beträchtlich.

»Sein Herkommen nur, sein Herkommen ist nicht wie es sein solltet!« bemerkte die alte Fürstin.

»Freilich,« sagte der Fürst, »er ist nur von jungem Adel, ein Kraut- — und Rübenjunker! . . . doch aber immer von Adel und das ist die Hauptsache: Irina wird uns gewiß nie gehorchen, was wir ihr auch sagen mögen. Hat sie nicht von jeher nur das gethan, was ihr in den Kopf kam? Ueberdies kann die Hochzeit ja noch nicht so bald, weder heute noch morgen schon sein; wer weiß, welch ein Zufall noch eine bessere, vornehmere Partie bringen kann.« So urtheilte der Fürst und fügte in Gedanken hinzu: »Pah, nur Madame de Litwinow . . . und weiter nichts! Ich hatte Anderes erwartet.«

Irina beherrschte ihren künftigen Bräutigam vollkommen, und er selbst überließ sich blindlings ihrer Leitung. Er war wie in einen Wasserwirbel gerathen, aus dem er nicht heraus und zu sich kommen konnte. Ob auch Irina die rechte, passende Frau für ihn sei, wie sie ihre Pflichten erfüllen werde, darüber nachzudenken war er nicht im Stande; sein Blut kochte, und nur eins war ihm klar: ihr zu folgen bis an's Ende der Welt, sie die Seinige zu nennen, es entstehe daraus, was da wolle!

So ganz ohne kleine Unannehmlichkeiten verlief jedoch, trotz der übergroßen Zärtlichkeit Irinens, die Zeit nicht.

So war er einst gerade aus der Universität, im alten Rock und Tintenflecken an den Händen, zu ihr geeilt. Sie herzlich begrüßend, trat er auf sie zu, sie aber hielt ihm die Hand abwehrend entgegen.

»Sie sind ohne Handschuhe,« sagte sie langsam und etwas zurücktretend, »und wie Sie aussehen! Pfui — ein echter Student!«

»Sie sind zu empfänglich für Kleinigkeiten, theure Irina,« antwortete er verlegen.

»Sie sind . . . ein echter Student,« wiederholte sie, »*vous n'etes pas distingué*!«

Und ihm den Rücken zuwendend, verließ sie rasch das Zimmer. Freilich kam sie eine Stunde darauf beschämt zurück und bat ihn leidenschaftlich, ihr zu verzeihen.

Ueberhaupt gestand sie ihm gern ihre Fehler und klagte sich selbst an; nur fand sie sonderbarer Weise in sich Mängel, die sie nicht hatte, während sie hartnäckig ihre wirklichen Fehler nicht eingestehen wollte.

Ein anderes Mal traf er sie in bitteren Thränen, den Kopf mit beiden Händen gestützt und mit herabhängenden Locken, und als er sie, ganz aufgeregt, fragte, was ihr Schlimmes begegnet sei, zeigte sie schweigend mit dem Finger auf ihre Brust.

Ein jäher Schreck drang bis in's Innerste seines Herzens, der Gedanke an »Schwindsucht« durchfuhr s einen Kopf, und er ergriff ihre Hand.

»Du fühlst Dich krank?« fragte er sie mit zitternder Stimme, (bei wichtigen Gelegenheiten nannten sie einander bereits »Du«). »Ich eile zum Arzt . . .«

Aber Irina ließ ihn nicht endigen und stampfte ärgerlich mit dem Fuße, indem sie rief: »Ich bin ganz gesund . . . nur dieses Kleid . . . dieses entsetzliche Kleid . . . begreifen Sie denn nicht?!«

»Ich verstehe nicht, theure Irina . . . was soll das Kleid?«

»Was es soll? Immer eins und dasselbe, . . . kein anderes zu haben und genöthigt zu sein, ohne Ende dieselbe alte Fahne zu tragen . . . selbst wenn Du . . . wenn Sie kommen! . . . Zuletzt wirst Du noch aufhören mich zu lieben, wenn Du mich immer so ärmlich gekleidet siehst!«

»Was fällt Dir ein, Irina, was redest Du? Dein Kleid ist ja wundernett . . . und mir gar doppelt theuer, weil Du es trugst, als ich Dich zum

ersten Male sah.« Irina erröthete, indem sie hastig sagte:

»Erinnern Sie mich, bitte, nicht, daß ich schon damals kein anderes hatte.«

»Aber ich versichere Dich, theure Irina, daß Du himmlisch schön in demselben bist, und daß es Dich wunderbar kleidet.«

»Nein, abscheulich, abscheulich!« rief sie erregt und zupfte nervös gereizt an den langen weichen Locken. »Ach Armuth, Armuth! Welch ein trauriges Los, arm zu sein! Und kein Mittel, aus diesem ewigen Elend herauszukommen! Keins!«

Litwinow wußte nicht, was er ihr antworten sollte, und wandte sich verlegen ab.

Plötzlich sprang sie vom Stuhle auf und umschlang leidenschaftlich seinen Nacken mit beiden Armen.

»Aber Du doch, Du liebst mich? Liebst mich, wie ich bin!?« rief sie, Thränen und Lächeln im glänzenden Auge. »Liebst mich selbst in diesem abscheulichen Kleide?«

Litwinow fiel ihr zu Füßen.

»Ach, liebe mich immer, mein Schutzengel, mein Retter!« flüsterte sie, sich zu ihm herabneigend.

So schwanden Tage und Wochen, und immer noch zögerte Litwinow mit seinem förmlichen Antrage bei den Eltern, natürlich nicht aus eigenem Willen, sondern von Tag zu Tag wartend, daß Irina ihn dazu ermächtige.

»Wir sind doch eigentlich noch gar zu jung,« sagte sie ihm, »laß uns noch eine Zeit lang warten, ich will erst etwas vernünftiger, besser und Deiner würdiger werden.«

So wartete er, sich täglich an ihrem Anblick berauschend, und wirklich schien auch die Zeit der Entscheidung immer näher und näher heranzurücken, als plötzlich, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, ein Ereigniß eintrat, das alle Wünsche, Hoffnungen und Pläne in leichte Rauchwolken verwandelte, die im Winde verflogen.

Siebentes Capitel.

In jenem Jahre besuchte der Hof Moskau. Feste folgten auf Feste; der gebräuchliche, der kaiserlichen Familie zu Ehren angeordnete Ball im adligen Club rückte heran.

Die Ankündigung desselben in den öffentlichen Blättern gelangte auch in das Haus am Hundeplatze.

Der Erste, den diese in Aufruhr setzte, war der alte Fürst. Er beschloß sogleich den Ball zu besuchen und wünschte Irina durchaus mitzunehmen, weil es ja unverzeihlich wäre, wenn sie diese Gelegenheiten vorüberließen, die kaiserliche Familie und den Hof zu sehen. Mit sonst bei ihm ganz ungewöhnlichem Eifer bestand er dieses Mal auf seinen Vorhaben; die Fürstin, obgleich sie zwar über die dadurch verursachten Ausgaben ächzte und jammerte, war im Ganzen auch nicht dagegen, nur allein in Irina fand dieser Entschluß heftigen Widerstand.

»Es ist nicht nöthig, ich werde nicht mitfuhren,« antwortete sie auf die elterliche Aufforderung.

Ihre Hartnäckigkeit war so groß, daß der alte Fürst sich endlich entschloß, Litwinow zu bitten, er möge sie bereden und ihr vorstellen, daß es sich für ein junges Mädchen nicht schicke, so die Welt zu meiden, und daß sie, ihren Eltern zu gefallen, doch mitkommen möge, da sie ja so schon Niemanden sehe.

Litwinow glaubte dem Fürsten nicht wohl seinen Wunsch abschlagen zu können, und sprach mit ihr.

Irina blickte ihn aufmerksam und prüfend an; so starr blickte sie ihm lange schweigend in's Auge, daß er verlegen wurde; endlich, mit den Enden ihres Gürtelbandes spielend, fragte sie ihn langsam und gelassen: »Sie wünschen es auch, Sie?«

»Ja,« stotterte Litwinow, »ich glaube — ich meine, Sie sollten dem Wunsche ihrer Eltern nachgeben — ein- mal die Welt sehen — und,« fügte er lächelnd hinzu, »auch sich zeigen.«

»Mich — zeigen-?« wiederholte sie langsam fragend, »Nun wohl, — ich werde mitfahren. — — Nur vergessen Sie nicht, daß Sie es selbst gewünscht haben.«

»Ich? — was eigentlich mich betrifft —,« wollte Litwinow sie unterbrechen.

Sie ließ ihm aber keine Zeit zum Ausreden und fuhr hastig fort:

»Sie haben mich selbst dazu aufgefordert — und, hören Sie, noch eine Bedingung: Sie müssen mir versprechen, den Ball nicht selbst zu besuchen!«

»Warum wünschen Sie aber das?«

»Das ist einmal meine Bedingung, eine weibliche Caprice vielleicht, — genug, ich will es.«

Litwinow verbeugte sich.

»Ich gehorche, — aber ich gestehe, es hätte mir großes Vergnügen gemacht, Sie in Ihrem Triumphe zu sehen, — Zeuge des Eindrucks zu sein, den Sie unfehlbar machen werden — — Wie stolz hätte mich das gemacht!« fügte er seufzend hinzu.

Irina lächelte.

»Die ganze Herrlichkeit wird bei mir in einem weißen Kleide bestehen, und was den Eindruck betrifft — — Nun, kurz und gut, ich will, daß Sie nicht hingehen.«

»Irina, Du scheinst erzürnt?«

Sie lächelte wieder.

»O nein! Ich zürne nicht, — Du nur mit Deiner — —« Wieder heftete sie starr ihren Blick auf ihn, nie hatte sie ihn noch mit einem so sonderbaren Ausdruck angesehen. »Doch wer weiß, vielleicht ist es so Bestimmung,« fügte sie leise hinzu.

»Irina, liebst Du mich auch?«

»So wahr ich lebe und athme,« antwortete sie feierlich, ergriff seine Hand und drückte sie fest, fast männlich.

Die folgenden Tage vergingen unter verschiedenen Vorbereitungen zum Balle.

Am Tage vor dem Balle fühlte sich Irina unwohl, hatte nirgends Ruhe, weinte mehrere Male heimlich, suchte jedoch in Litwinow‘s Gegenwart heiter zu scheinen und war überaus mild und hingebend gegen ihn, wenn gleich etwas zerstreut und oft sich im Spiegel besehend. Am Balltage selbst war sie schweigend, bleich, aber gefaßt.

Gegen neun Uhr des Abends erschien Litwinow, um sie zu bewundern.

Als Irina aus ihrem Zimmer trat, in einem weißen Tüllkleide, einen kleinen blauen Kornblumenkranz im leicht nach oben gekämmtem dichten, vollen Haar, entwand sich ein Ruf der Bewunderung seiner Brust; so majestätisch schön erschien sie ihm, daß sie ihm um vieles älter vorkam.

»Sie scheint seit heute Morgen gewachsen zu sein,« dachte er, »und welch ein Anstand! Was hohe Geburt doch macht!«

Irina stand vor ihm, ungeziert, ohne Lächeln, den Blick fest, doch nicht auf ihn, sondern wie in eine unbestimmte Ferne gerichtet.

»Wie die Königin im Märchen-»sagte endlich Litwinow, »oder besser: wie der Feldherr vor der siegreichen Schlacht . . . Sie haben mir zwar nicht erlaubt, Sie zu begleiten,« fuhr er fort, während sie äußerlich unbeweglich zwar, aber innerlich mit irgend einem andern Gegenstande lebhaft beschäftigt schien, »aber Sie werden mir wohl die Annahme dieser Blumen nicht verweigern?« Und damit reichte er ihr ein Bouquet Heliotropblüthen.

Einen raschen Blick auf Litwinow werfend, erhob sie die Hand und ergriff den Kranz, der ihr Haar schmückte:

»Willst Du? noch ist es Zeit; sage ein Wort, dieser Kranz fällt — und ich bleibe zu Hause.«

Freudig erbebte Litwinow's Herz, schon fing Irina's Hand an den Kranz zu lösen.

»Nein, nein, wozu das?« stieß er, ohne zu denken, in einer plötzlichen edlen Anwallung von Vertrauen und ritterlichem Edelmuth hervor, »ich bin kein solcher Egoist; wie sollte ich Dir diese Zerstreuung mißgönnen, da ich ja weiß, daß Dein Herz . . .

»Nun, dann aber kommen Sie mir nicht zu nahe,« unterbrach sie ihn hastig. »Sie bringen mein Kleid in Unordnung.«

Litwinow wurde wieder verlegen.

»Und mein Bouquet? Nehmen Sie es?«

»Sicher! Es ist wunderhübsch, und Sie wissen, ich liebe diesen Geruch. Morei! . . . Ich behalte es zum Andenken . . .«

»An Ihre erste Ausfahrt,« fügte Litwinow hinzu, »an Ihren ersten Triumph!«

Irina blickte über die Schulter in den Spiegel, leicht den Kopf zurückbiegend.

»Bin ich denn wirklich hübsch? Sind Sie nicht vielleicht nur parteiisch?«

Litwinow ergoß sich in Complimenten, auf welche Irina kaum hörte, sondern das Bouquet dicht vor's Gesicht haltend, ihren inneren Blick in ferne unbekannte Regionen vertiefte.

Der alte Fürst, im weißen Halstuch, das Haar frisirt, im altmodischen Frack mit dem Wladimirbande im Knopfloch, trat jetzt in's Zimmer, nach ihm die Fürstin im seidenen Chinakleide alten Schnitts, im Gesicht dieselbe hastige Aengstlichkeit, unter welcher die Mütter ihre Aufregung zu verbergen streben, wenn sie ihre Töchter auf Bälle begleiten und indem sie ihnen ohne jede Noth die Falten des Kleides glattstreichen.

Ein alter viersitziger Miethwagen mit zwei mageren, langhaarigen Gäulen bespannt, dessen Räder im Schnee knirschten, fuhr schwerfällig vor, während ein bleicher, hagerer Diener in einer vorsintflutlichen Livree in's Zimmer trat und in kläglichem Tone meldete, daß der Wagen vorgefahren sei.

Nachdem sie vorher den zu Hause bleibenden Kindern gute Nacht gesagt und segnend das Kreuz über sie geschlagen hatten, hüllten sich die Eltern in ihre alten warmen Pelze und setzten sich in den Wagen, ihnen folgte Irina im leichten kurzen Mäntelchen, — ach, wie verabscheute sie dies alte treue Mäntelchen! — schweigend und ohne sich umzusehen.

Litwinow, der sie hinausbegleitet hatte, hoffte vergebens noch auf ihren Abschiedsgruß, sie setzte sich ihren Eltern gegenüber, ohne weiter auf ihn zu achten.

Gegen Mitternacht ging er unter den Fenstern des adeligen Clubs vorbei. Die zahllosen Lichter der kolossalen Lustres erglänzten hell durch die rothsammtenen Vorhänge, der ganze Platz war mit Equipagen bedeckt, und wie neckend auffordernd ertönten die munteren Klänge eines Strauß'schen Walzers durch die tiefe Nacht!

Gegen ein Uhr am andern Tage begab sich Litwinow zu Ossinins. Er fand nur den alten Fürsten zu Hause, der ihm sogleich damit entgegenkam, daß Irina Kopfschmerzen habe, noch ruhe und erst gegen Abend aufstehen werde, daß übrigens so etwas nach einem ersten Balle ganz natürlich.

»*C'est très-naturel, vous savez, dans les jeunes filles,*« fügte er in schlechtem Französisch hinzu, wobei Litwinow auffiel, daß er nicht, seiner Gewohnheit nach, im Schlafrock, sondern angekleidet war. »Zudem,« fuhr Ossinin fort, »wie sollte sie so etwas nicht aufgeregt und angegriffen haben, ein so unerhörtes Ereigniß!«

»Ein Ereigniß?« fragte staunend Litwinow.

»Ja,«ja, ein Ereigniß sondergleichen, *des vrais événements.* Sie können sich nicht vorstellen, lieber junger Freund, *quel succès elle a eu!* Der ganze Hof hat sie bemerkt. Fürst Alexander Feodoritsch sagte, ihr Platz sei nicht hier, und sie erinnere ihn lebhaft an Lady Devonshire, nun . . . Sie wissen ja . . . die bekannte . . . Der alte Graf Blasenkampf sogar erklärte öffentlich, sie sei *la reine du bal,* Und ließ sich ihr vorstellen. Mir stellte er sich dann ebenfalls vor und sagte, daß er sich meiner noch als Husar erinnere. Ein höchst drolliger Alter, der Graf, und immer noch *adorateur du bean sexe*! Nun« und gar meine Fürstin! Keine Ruhe ließ man ihr den ganzen Abend. Bald ließ der Eine bald der Andere sich vorstellen; ich weiß schon nicht mehr wie Viele. *Irina a dansé avec tous les meilleurs cavaliers . . .* Glauben Sie, den ganzen Abend war immer ein Schwarm um sie herum. Und zuletzt noch in der Mazurka« jeden Augenblick wurde sie gewählt. Ein ausländischer Diplomat, der erfahren hatte, sie sei eine Moskauerin, fügte dem Kaiser: *Décidément, Sire, c'est Moscou qui est le centre de votre empire.* Ein Anderer fügte hinzu: *C'est unevraie révolution, Sire — révélation* oder *révolution . . .* etwas in der Art. — Ja, ja ich sage Ihnen, das war etwas Unerhörtes!«

»Nun, und Fürstin Irina?« fragte Litwinow, dem bald heiß, bald kalt bei des Fürsten Rede geworden war, »hat sich wohl gut amüsirt, war zufrieden?«

»Nun natürlich hat sie sich gut amüsirt; ich möchte wissen, was ihr gestern noch hätte fehlen sollen? Uebrigens wissen Sie ja, weiß man bei der nie, woran man ist. Alle waren gestern im höchsten Grade erstaunt. *Jamais on ne dirait que mademoiselle votre est à son premier bal!* sagte mir unter Anderem auch Graf Reisenbach. Sie kennen ihn, denke ich?«

»Nein, ich kenne ihn nicht, habe ihn nie gekannt.«

»Ei, der Vetter meiner Frau . . .«

»Nein, ich habe ihn nie gesehen.«

»Ein sehr reicher Mann, Kammerherr, lebt in Petersburg, am Hofe sehr beliebt, steht an der Spitze der Verwaltung von Livland. Bis jetzt hatte er sich wenig oder gar nicht um uns bekümmert, woraus ich mir übrigens wenig mache. Nun derselbe. Nachdem er Irina aufgesucht und sich eine Zeit lang mit ihr unterhalten hatte, kommt er zu meiner Fürstin und sagt ihr: *Ma cousine, votre fille est une perle, c'est une perfection*, alle Welt wünscht mir zu solch einer Nichte Glück; — darauf, sehe ich, geht er zu dem ausländischen Diplomaten, spricht mit ihm, läßt aber meine Irina nicht aus den Augen, und der ausländische Diplomat sieht auch nach ihr hin . . .«

»Demzufolge wird also Fräulein Irina heute den ganzen Tag nicht sichtbar sein?« fragte Litwinow wieder.

»Nein, sie läßt Sie grüßen und für das Bouquet danken,« *qu'on a trouvé charmant.* Sie bedarf der Ruhe . . . Meine Fürstin ist Visiten gefahren . . . ja, ich selbst, ich . . .«

Der Fürst fing an zu husten und sich wie müde zu recken.

Litwinow nahm seinen Hut, sagte, es sei nicht seine Absicht zu stören, er werde später wiederkommen, um sich nach Alter Gesundheit zu erkundigten und entfernte sich.

In einiger Entfernung vom Ossinin'schen Hause sah er einen eleganten zweisitzigen Wagen mit gräflichem Wappen, der bei einem Polizeisergeanten anhielt. Der Livreediener fragte diesen, nachlässig sich vom Bock herablehnend, wo der Fürst Paul Wassilitsch Ossinin wohne.

Litwinow blickte in den Wagen hinein; in demselben saß ein Hämorrhoidariusgesicht in mittleren Jahren, mit unangenehmen, falschen Zügen, einer griechischen Nase und bös verzogenem Munde, in einen kostbaren Zobelpelz gehüllt — allem Anschein nach ein wichtiger Würdenträger.

Achtes Capitel.

Litwinow hielt sein Versprechen, später wiederzukommen, nicht, er hielt es für besser, seinen Besuch auf den folgenden Tag zu verlegen.

Als er gegen zwölf Uhr in das ihm nur zu bekannte Gastzimmer des Fürsten trat, fand er dort die beiden kleinen Kinder der Fürstin, Victorine und Cleopatra. Nachdem er sie begrüßt hatte, fragte er, ob Irina sich besser befinde und ob er sie sehen könne.

»Irinchen ist mit Mama ausgefahren,« antwortete Victorine, welche dreister als ihre Schwester war.

»Wie? . . . ausgefahren?« wiederholte Litwinow, und eigenthümlich böse Gedanken stiegen in ihm auf. »Beschäftigt sie sich denn nicht um diese Zeit mit Euch und giebt Euch Stunden?«

»Irinchen wird uns jetzt keine Stunden mehr geben«« antwortete Victorine.

»Wir werden jetzt keine Stunden mehr bei ihr haben,« fiel nun auch bekräftigend Cleopatra ein.

»Aber wo ist denn Papa, ist er zu Hause?«

»Papa ist auch nicht zu Hause,« fuhr Victorine fort, »und Irinchen ist krank, sie hat die ganze Nacht geweint.«

»Sie hat geweint?«

»Ja, sehr viel geweint . . . unsere Jegorowna hat es mir gesagt . . . und ihre Augen waren auch ganz roth und geschwollen.«

Litwinow überlief es bald heiß, bald kalt, er zitterte wie im Fieber. So kehrte er in seine Wohnung zurück.

Er hatte die Empfindung eines Menschen, der von einem hohen Thurme in die Tiefe zu seinen Füßen hinabblickt, ihn schauderte innerlich, und sein Kopf ging ihm in der Runde.

»Irina meidet mich, will mich nicht sehen,« klang es immer in seinen Ohren, »das ist klar; doch warum? Was kann auf diesem unseligen Balle vorgegangen sein? Und woher dieser plötzliche Wechsel? So unverhofft — (auch der Tod kommt dem Menschen stets unverhofft« und Niemand vermag sich an den Gedanken zu gewöhnen daß er ihm vielleicht nahe) — und mich kein Wort wissen zu lassen, mir nicht zu erklären . . .«

»Gregor Michailitsch!« rief plötzlich eine Stimme dicht hinter ihm.

Litwinow zuckte zusammen und wandte sich um, sein Diener stand mit einem Billet in der Hand vor ihm.

Er erkannte sogleich Irinens Handschrift. Noch hatte er das Siegel nicht gelöst, und schon fühlte er das Unglück sich ihm nahen, sein Kopf sank auf seine Brust, und ein schwerer Seufzer entstieg derselben. Endlich raffte er sich zusammen und erbrach rasch das Couvert. Das kleine Blatt seines Postpapiers enthielt folgende Worte:

»Können Sie mir vergeben, Gregor Michailitsch? Alles zwischen uns ist auf ewig aus — ich reise nach Petersburg. Schwer ist es mir um's Herz, doch ist nichts mehr zu ändern! Es scheint, der Himmel hat es nicht gewollt, und meine Bestimmung war — — doch nein, ich kann und will mich nicht rechtfertigen. Mein Vorgefühl ist in Erfüllung gegangen. Vergehen Sie mir, vergessen Sie mich; ich bin Ihrer unwerth.

Irina.

Seien Sie großmüthig, suchen Sie mich nicht zu sehen.

Litwinow las diese kurzen Zeilen und sank, wie vom Schlage getroffen, auf den Divan zurück.

Das Briefchen entfiel seiner Hand; er hob es auf; als er sich etwas erholt hatte, las er es von Neuem, »Nach Petersburg!« flüsterte er und ließ es wieder fallen.

Eine Apathie bemächtigte sich seiner, die ihn gleichgültig gegen Alles ihn Umgebende machte.

»Die Ergebenheit eines Todtkranken,« dachte er. — »Sie hat geweint, sagten die Kinder; — worüber hat sie denn geweint? Sie liebte mich ja nicht! — Wie ein solches Verfahren ihrem Charakter ähnlich sieht! — Meiner nicht werth, schreibt sie – Ausflüchte!« Er lächelte bitter. — Uebrigens ist es ja ganz natürlich, ein Weib wie sie und — ein unbedeutender Student!« — Dann aber gedachte er ihrer zärtlichen Worte, ihres Lächelns und ihrer unvergesslichen Augen, die er nie wiedersehen sollte, jenes einzigen, verschämten zwar, aber brennenden Kusses — und brach plötzlich in ein heftiges, krampfhaftes, nicht zu hemmendes Schluchzen aus. Wuth und Raserei kochten in seinem Herzen, er warf sich« mit gieriger Befriedigung gegen sich selbst tobend, endlich erschöpft aufs Bett, verbarg sein erhitztes Gesicht im Kissen, biß in dasselbe hinein und weinte wie ein Kind.

Jenes verbissene Hämorrhoidariusgesicht, welches Litwinow am vergangenen Tage gesehen hatte, gehörte wirklich jenem Vetter der Fürstin Ossinin, von welchem der alte Fürst gesprochen hatte, dem reichen Kammerherrn Grafen Reisenbach.

Als dieser den Eindruck bemerkte, den Irinens Auftreten überall hervorbrachte, berechnete er gleich, welchen Vortheil derselbe, mit Verstand benutzt, bringen könne, und als energischer, schlau berechnender Mensch beschloß er gleich, rasch auf »napoleonische Art« zu handeln.

»Ich nehme dieses originelle Mädchen zu mir in's Haus nach Petersburg,« dachte er, »mache sie meinetwegen theilweise zu meiner Erbin, habe ich ja doch so keine Kinder; sie ist meine Nichte, überdies langweilt sich auch meine Gräfin, so allein zu sein, ihr wird Irina eine angenehme Gesellschafterin werden. — Die Hauptsache aber, — ein hübsches Gesicht im Gastzimmer, — man kann doch nie wissen, wen das herbeilocken kann! — Was nun die Alten betrifft, die haben so nichts zu beißen noch zu brechen, die werden keine langen Umstände machen und scheinen mir auch nicht sehr empfindsam zu sein — die Trennung wird ihnen just nicht schwer fallen — Nun, und sie selbst? Auch sie wird einwilligen. Der Honig ist süß — hat sie doch gestern schon angefangen ihn zu kosten! — Wollen wir annehmen, die Alten werden meinen Wunsch für die Caprice eines großen Herrn halten — mögen die Dummköpfe ihren Nutzen daraus ziehen! Ich werde ihnen sagen: so und so; entschließt Euch kurz, wo nicht, so nehme ich die erste beste Waise in's Haus — mir noch bequemer. Also ja oder nein, vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, und damit Punktum!«

Mit diesen Worten brachte der Graf auch sein Anliegen seinem Verwandten vor, den er schon auf dem Balle darauf vorbereitet hatte.

Ueber die Folgen seines Besuches brauchen wir uns nicht lange zu verbreiten.

Der Graf hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht: der Fürst und die Fürstin widersetzten sich wirklich seinem Vorhaben nicht, und Irina willigte ebenfalls ein, ehe noch die Bedenkzeit abgelaufen war.

Nicht leicht wurde es ihr, die Verbindung mit Litwinow abzubrechen, denn sie liebte ihn wirklich und wäre fast heftig erkrankt, nachdem sie das Billet an ihn abgeschickt hatte.

Bleich und abgehärmt, mit verweintem Gesicht, wandelte sie im Hause umher . . . nichtsdestoweniger aber begleitete die Fürstin sie nach einem Monat schon nach Petersburg, wo sie dieselbe in das Haus des Grafen brachte, sie der Fürsorge der Gräfin, einer sehr stillen, bescheidenen Dame mit Hühnergestalt und Hühnerverstand, anvertrauend.

Litwinow verließ bald nach dieser Begebenheit die Universität und ging zu seinem Vater auf's Land. Nach und nach vernarbte auch seine Wunde.

Anfangs hatte er durchaus keine Nachricht von Irina, er vermied sogar jedes Gespräch über Petersburg und dessen Gesellschaft. Dann kamen verschiedene sonderbare Gerüchte über sie in Umlauf, die Welt fing an sich mit ihr zu beschäftigen, ohne gerade schlecht von ihr zu reden. Der Name der jungen Fürstin Ossinin strahlte hoch am Himmel der vornehmen Welt, erregte Neugierde, Bewunderung, Neid. Endlich erfuhr man, sie habe sich verheirathet. Litwinow aber achtete kaum mehr auf diese Neuigkeit, denn er war schon damals Tatianens Bräutigam, zufrieden und glücklich.

Jetzt wird der Leser wahrscheinlich begreifen, was Litwinow damit sagen wollte, als er ausrief: »Ist es möglich, sollte sie es sein?«

Wir aber wollen nach Baden-Baden zurückkehren und den Faden der unterbrochenen Erzählung wieder aufnehmen.

Neuntes Capitel.

Litwinow schlief sehr spät ein und wachte schon früh wieder auf; die Sonne ging kaum auf, als er sich bereits erhob. Die aus seinem Fenster sichtbaren Gipfel der Berge erglänzten röthlich am klaren Himmel.

»Wie schön frisch es dort unter den schattigen Bäumen sein muß!« dachte er und kleidete sich rasch an.

Er blickte zerstreut auf das während der Nacht noch üppiger aufgeblühte Bouquet, nahm seinen Stock und machte sich aus den Weg nach dem »alten Schlosse« und dem berühmten »Porphyrfelsen.«

Munter und frisch schritt er vorwärts, Jugend und Gesundheit athmete in jeder seiner Bewegungen, die Erde schien ihm leicht und lachte ihm freundlich entgegen. Mit jedem Schritte wurde ihm fröhlicher zu Muthe, als er längs den frischgrünenden Tannen den Berg hinaufeilte.

Fast drei Stunden wanderte er so in den Bergen umher, bald den Weg verlassend und im Walde umherstreifend, bald von Fels zu Fels springend, oder auf weichem Moose unter einer schattigen Eiche oder Buche, oder am Rande eines murmelnden Baches ruhend, unter dem Friede und Ruhe im Herzen verbreitenden Gesäusel der Blätter, dem fröhlichen Gesange der Vögel; wie herrlich ruhte es sich im golden und grün erglänzenden Wohlgeruch aushauchenden Walde; seine Augen schlossen sich, und er schlummerte lächelnd ein.

Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel, er verspürte Hunger und machte sich auf den Weg nach dem alten Schlosse, wo man ein Glas gute frische Milch oder auch Kaffee bekommen kann.

Kaum aber hatte er an einem der weißangestrichenen Tische, die sich auf der Plattform vor dem Schlosse befinden, Platz genommen, als er das schwere Keuchen ermüdeter Pferde vernahm und dann drei Kaleschen bemerkte, die nach einander ankamen und eine zahlreiche Gesellschaft Herren und Damen entluden.

Litwinow erkannte in diesen sogleich Russen, obgleich sie, oder vielmehr gerade weil sie unter einander französisch sprachen. Die Toiletten der Damen waren überaus gewählt und elegant; die Herren in ganz neuen, wenn gleich für unsere Zeit etwas zu fest anliegenden

Röcken, grauen, punktirten Beinkleidern und glänzend neuen Hüten. Das kleine schwarze, ebenfalls zu fest gebundene Halstuch, die steife Haltung des Halses ließ diese Herren leicht als zum Militärstande gehörend erkennen.

Wirklich war auch Litwinow zufällig zu einem Picknick junger Generale, Personen aus den höchsten Kreisen und mit berühmten Namen, gekommen. Daß sie aus vornehmstem Stande waren, bekundete ihre zurückhaltende Ungezwungenheit, ihr freundlich wichtiges Lächeln, ihre gezierte Zerstreutheit, ihr affectirtes Achselzucken, das Hin- und Herwiegen im Gange, ja sogar der eigenthümliche Klang der Stimme, die liebenswürdige, süßlich herablassende Arroganz, wenn sie mit Jemandem aus der Menge redeten. Alle diese Cavaliere waren glänzend sauber rasirt, frisirt und mit jenem echt aristokratischen Wohlgeruch, einem Gemisch von Patchouli und feinstem Havannah-Cigarrenduft, wie ihn nur der Gardeofficier gebraucht, parfümirt. Auch ihre Hände waren aristokratisch: weiß, groß, mit starken, langen, elfenbeinartigen Nägeln; sie hatten glänzende, volle Schnurrbärte, weiße Zähne und eine männliche, frische Gesichtsfarbe.

Einige dieser jungen Generale waren munter, andere gemessen, in allen aber prägte sich ein feiner Anstand und ein gewisses vornehmes Wesen deutlich aus. Jeder war sich der Rolle tief bewußt, die er noch im Staate zu spielen berufen war, und ließ sich nur im Auslande etwas gehen, ohne jedoch seine Würde zu vergessen.

Litwinow beeilte sich, sein Glas Milch auszutrinken und zu zahlen, stülpte dann rasch seinen Hut auf und war eben im Begriff, beim Generalspicknick vorbeizuschlüpfen, als eine weibliche Stimme ihn stutzen machte.

»Gregor Michailitsch, sind Sie es? — Erkennen Sie mich nicht?« rief diese Stimme.

Unwillkürlich blieb er stehen. Diese Stimme« — zu oft nur hatte sie vormals sein Herz lauter schlagen gemacht. Er blickte auf und bemerkte Irina.

Sie saß am Tische in halb liegender Stellung, die Arme rückwärts über die Stuhllehne kreuzend, den Kopf etwas auf die Seite geneigt, ihn zuvorkommend, fast herzlich anlächelnd.

Litwinow erkannte sie sogleich, obgleich sie sich bedeutend verändert hatte seit ihrem letzten Zusammentreffen in Moskau vor zehn Jahren. Alle ihre Formen hatten an Fülle gewonnen; aus dem aufblühenden Mädchen war eine üppige Frau geworden, mit dem Anstand einer Juno, wie man sie auf den Plafonds altitalienischer Paläste abgebildet sieht. Ihre Augen allein waren dieselben geblieben und schienen ihn jetzt ebenso wieder anzublicken, wie damals im kleinen Moskauer Häuschen.

»Irina Pawlowna . . .« sagte er verlegen und unentschlossen.

»Sie haben mich also erkannt? Wie mir das lieb ist! Wie ich . . .« Sie hielt inne, einen Augenblick leicht erröthend und sich aufrichtend. »Das ist mir sehr angenehm,« fuhr sie dann französisch fort. »Erlauben Sie mir, Sie meinem Manne vorzustellen. *Valérien, monsieur Litwinow, un ami d'enfance* — Vaérien Wladimirowitsch Ratmirow, mein Mann.«

Einer der jungen Generale, der aristokratischste Gentleman fast von allen, erhob sich und grüßte Litwinow höchst verbindlich, während die andern sich wie Schildkröten in sich selbst zurückzuziehen schienen, oder eine wichtige Miene annehmen, als ob sie im Voraus gegen jede nähere Bekanntschaft mit einer unbekannten Civilperson protestirten, und die andern am Picknick theilnehmenden Damen nach einem flüchtigen Blick auf Litwinow es für angemessen hielten, den Kopf zu heben, die Augen zusammenzukneifen, leicht zu lächeln, sogar Verwunderung im Blick zu zeigen..

»Sie . . . Sie sind schon längere Zeit in Baden?« fragte General Ratmirow, augenscheinlich in Verlegenheit, was er aus dem »Jugendfreunde« seiner Frau machen solle.

»Erst seit Kurzem,«antwortete Litwinow..

»Und denken hier lange zu verweilen?« fuhr der höfliche General fort.

»Das ist noch nicht bestimmt.

»Nun, das ist ja vortrefflich . . . vortrefflich.«

Der General schwieg, Litwinow ebenfalls. Beide hielten ihre Hüte in der Hand und lächelten einander scharf musternd an.

Nun entspann sich unter dieser *»crême de la société«* ein Gespräch, welches dem Uneingeweihten oft ganz unverständlich erscheint, da

es mit Eigennamen — meist nur Vornamen — und Anekdoten, Bonmots und Brocken aus allen Sprachen durchspickt, Anspielungen auf Vorgänge machte, die in jenen »höheren Regionen« Anlaß zu kleinen, unschuldigen Klatschereien gegeben haben..

Litwinow wurde es bei diesem glänzenden Wirrwarr, der ihm oft wie chinesisch vorkam, da ihm der Schlüssel zu all, den Räthseln fehlte, ganz unheimlich und schwül zu Muthe, zumal man seine Anwesenheit vollkommen zu ignoriren schien, ganz als ob der Stuhl, den er in ihrer Nähe einnahm, leer gewesen wäre. Sein Stolz, sein ehrlicher, plebejischer Stolz empörte sich. Was hatte er auch mit ihnen gemein, er, der Sohn eines geringen Beamten, mit diesen Petersburger Aristokraten. Er liebte Alles, was sie haßten, haßte Alles, was sie liebten, Ihre Späße fand er abgeschmackt, ihren Ton unerträglich, jede Bewegung arrogant; in ihren herablassendsten Reden selbst erklang empörende Geringschätzung, — und doch war es eine eigenthümliche Verlegenheit, die sich seiner in Gegenwart dieser Menschen, seiner angeborenen Feinde, bemächtigte.

»Pfui« welch! jämmerliche Rolle ich hier spiele, ich bin ihnen im Wege und erscheine ihnen lächerlich,« ging ihm im Kopfe herum. »Warum aber bleib' ich auch? Was hält mich denn? — Auf, fort von hier, je rascher, desto besser!«

Selbst Irinens Gegenwart vermochte nicht ihn länger zu halten, sie weckte in ihm keine angenehmen Erwartungen..

Er erhob sich mit raschem Entschlusse und nahm Abschied.

»Sie wollen uns schon verlassen?« fragte Irina; bestand aber nach kurzem Nachdenken nicht weiter auf seinem Bleiben und nahm nur von ihm das Versprechen, sie jedenfalls zu besuchen.

General Ratmirow grüßte ihn beim Abschied mit derselben ausgesuchten Höflichkeit, drückte ihm die Hand und begleitete ihn bis zum Ende der Plattform.

Kaum war Litwinow hinter der ersten Waldecke verschwunden, als ein allgemeines Gelächter hinter ihm erschallte. Dies Lachen galt jedoch nicht ihm, dazu war die Gesellschaft zu höflich erzogen, sondern dem längst erwarteten französischen Exliteraten und Hofnarren *»de ces princes russes,«* dem Monsieur Verdier, welcher plötzlich in einem Tyroler Hute, einer blauen Blouse, auf einem Esel reitend, auf der Plattform erschien.

Das Blut stieg Litwinow in’s Gesicht, er kniff bitter die Lippen zusammen.

»Verächtliches« jämmerliches Volk!« stieß er hervor. »Und in dieser Welt lebt Irina, für sie hat sie ihre Würde, ihre reinsten Empfindungen und Gefühle geopfert; klar ist es, sie hat kein besseres Schicksal verdient!«

Tief die frische, milde Luft einathmend, eilte er rasch den Berg hinab. Er gedachte seiner Braut, seiner frommen, lieben, guten Tatiana. Wie rein und edel erschien sie ihm jetzt! Mit welch aufrichtiger Sehnsucht rief er sich ihre Züge, ihre Worte, ihre Gewohnheiten in’s Gedächtniß zurück, mit welcher Ungeduld erwartete er ihre Ankunft!

Der rasche Spaziergang hatte seine aufgeregten Nerven beruhigt.

Als er nach Hause zurückgekommen war« setzte er sich an den Tisch und nahm ein Buch, doch war es ihm nicht möglich zu lesen. Wunderbar, kaum glaublich erschien ihm dies Zusammentreffen mit Irina. — War es denn möglich, daß er mit jener Irina zusammen gewesen, gesprochen habe? — Und warum lag auf ihr nicht jener widerliche Stempel der feinen Welt, der in den Andern so fest ausgeprägt war? Warum schien ihm doch, als ob ihre Lage sie langweile, oder sie betrübe?

»Sie ist im fremden Lager, aber kein Feind,« dachte er. Was konnte sie wohl bewegen, ihn so herzlich zu begrüßen, ihn zu sich zu bitten?

Litwinow erbebte.

»O Tatiana,« rief er, von seinen Gefühlen hingerissen. »Tatiana,« Du allein bist mein Engel, mein — guter Genius, Dich allein liebe ich, jetzt und ewig! Zu Jener aber kehre ich nicht zurück. Sie gehe mit Gott — und kokettire mit ihren Generalen!«

Litwinow nahm wieder sein Buch zur Hand.

Zehntes Capitel.

Litwinow fing an zu lesen, aber seine Gedanken wanderten anderswo herum, und er wußte nicht, was er las. Die Zeit verstrich unleidlich langsam.

Einige Landsleute kamen, ihn zu besuchen; diese Besuche waren ihm unerträglich. Einer von ihnen, ein gewisser Bindassow, für den er sich nicht allein nicht im geringsten interessirte, sondern der ihm noch besonders zuwider war, verlangte von ihm auf kurze Zeit hundert Gulden Litwinow, obgleich er wußte, daß er das Geld nie zurückbekommen würde, auch selbst durchaus keinen Ueberfluß an Geld hatte, gab sie ihm.

»Warum?« fragt der Leser. Ja, Gott weiß warum! Aber so ist einmal der russische Charakter, es liegt nicht in seiner Natur, Jemandem etwas abzuschlagen.

Bindassow bedankte sich auch gar nicht einmal, verlangte noch ein Glas Affenthaler und verließ pfeifend und ohne Umstände das Zimmer.

Gegen Abend erhielt Litwinow einen Brief von seiner Braut, in welchem sie ihm mittheilte, daß einer Unpäßlichkeit wegen, sie vor fünf oder sechs Tagen nicht in Baden sein könnte. Diese Nachricht wirkte unangenehm auf ihn, sie vermehrte seinen Aerger, und er legte sich übelgelaunt früh schlafen.

Der folgende Tag verging nicht besser, ja fast noch schlimmer; schon am frühen Morgen kamen mehrere Landsleute, unter andern zwei Heidelberger Studenten, die den ganzen Morgen dablieben und sich und ihn langweilten.

Als endlich Litwinow allein geblieben war, versuchte er sich zu beschäftigen, aber der Kopf ging ihm noch von dem Geschwätz seiner Landsleute herum, und er war nicht im Stande, das Geringste zu Wege zu bringen.

Am andern Tage, als er eben frühstücken wollte, klopfte Jemand an seine Thür.

»Mein Gott,« dachte er, »wenn nur nicht wieder einer der gestrigen Freunde kommt, mich mit seinem Besuche zu langweilen.« Halb ängstlich rief er: »Herein!«

Die Thür öffnete sich leise und Potugin trat ein.

Litwinow war sehr erfreut über diesen Besuch und nahm ihn ungemein herzlich auf.

Potugin schien etwas verlegen, und obwohl ihn gleich Litwinows Freundlichkeit angenehm zu berühren schien, so hatte doch sein Auftreten etwas Gezwungenes.

»Es ist mir immer sehr angenehm, zu ihnen zu kommen,« hub er verlegen an, »doch aber bin ich diesmal eigentlich nur zu Ihnen g e s a n d!«

»Was so viel sagen will,« unterbrach ihn Litwinow, »daß Sie sonst nicht zu mir gekommen wären!«

»O nein, das gewiß nicht. Doch aber hätte ich es nicht so bald gewagt, Sie zu stören, — wenn nicht Jemand es von mir bestimmt verlangt hätte. Mit einem Worte — ich habe einen Auftrag an Sie.«

»Erlauben Sie mir zu fragen« von wem?«

»Von einer Ihnen bekannten Dame« von Irina Pawlowna Ratmirow. Sie haben ihr nämlich vorgestern, glaube ich, versprochen, sie zu besuchen?«

Litwinow blickte Potugin verwundert an.

»Sie sind mit der Generalin Ratmirow bekannt?«

»Wie Sie sehen.«

»Gut bekannt?«

»In mancher Hinsicht darf ich mich ihren Freund nennen.«

Litwinow schwieg.

»Erlauben Sie mir, Sie zu fragen,« hub er endlich an, »ist Ihnen bekannt, warum Irina Pawlowna mich zu sehen wünscht?«

Potugin trat an‘s Fenster.

»Gewissermaßen, ja. So viel ich urtheilen kann, war sie sehr erfreut, Sie hier getroffen zu haben und wünscht nun die früheren Verhältnisse wieder zu erneuern.«

»Erneuern?« wiederholte Litwinow. »Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit, aber erlauben Sie mir noch zu fragen: ist Ihnen bekannt, welcher Art diese Verhältnisse waren?«

»Genau — nein, kenne ich diese nicht. Aber ich vermuthe, und dabei blickte er sich um und blickte ihn freundlich an, »ich vermuthe, daß sie freundschaftlich waren. Die Generalin hat Sie mir gelobt und

nicht eher geruht, bis ich ihr das Wort gegeben habe, daß ich Sie zu ihr führen werde. Werden Sie kommen?«

»Wann?«

»Jetzt . . . gleich!«

Litwinow winkte abwehrend mit der Hand.

»Die Generalin vermuthet,« fuhr Potugin fort, »daß die Gesellschaft, oder wie sie sagt, der Kreis, in welchem Sie sie vorgestern getroffen haben, wahrscheinlich nicht besonders mit Ihren Neigungen und Meinungen sympathisirt; sie läßt Ihnen aber sagen, daß der Teufel nicht so schwarz sei, wie man ihn abbilde.«

»Hm — und dieser Ausspruch bezieht sich gerade auf jenen Kreis?«

»Auf diesen . . . und im Allgemeinen auf jeden andern.«

»Hm! — Nun, und Sie« Herr Potugin, welche Meinung haben Sie vom Teufel?«

»Ich meine, daß er jedenfalls nicht so ist, wie man denselben darstellt.«

»Besser oder schlimmer?«

»Ob besser oder schlimmer, ist schwer zu sagen; doch anders jedenfalls. — Nun aber kommen Sie.«

»Ach warten Sie noch einen Augenblick. — Aufrichtig gesagt, kommt es mir doch etwas sonderbar vor . . .«

»Was? wenn ich bitten darf.«

»Wie Sie, gerade Sie, Irina Pawlowna's Freund haben werden können!«

Potugin warf einen Blick auf sich selbst.

»Mit meiner Figur, meiner Stellung in der Welt scheint das wirklich fast unwahrscheinlich. Vor ihnen steht ein hoher, schöner Baum, die Luft ist ruhig, kein Blättchen regt sich; ist es nun wohl möglich, daß ein Blatt, welches unten am Baume sitzt, je mit dem Blatte oben an der Krone in Berührung kommt? Nein. Doch lassen Sie nur einen Sturm kommen, der reißt Alles durcheinander — und jene beiden Blätter kommen am Boden zusammen.«

»Aha, nun begreife ich, es hat also ein Sturm stattgefunden?«

»Wie sollte das Leben ohne Stürme verlaufen! Aber wollen wir das Philosophiren bei Seite lassen. Es ist Zeit zu gehen.«

Litwinow zögerte noch immer.

»Nun, beim Styr, rief Potugin mit komischer Geberde, »unsere jungen Leute sind heutzutage merkwürdige Philister! Die schönste Dame der Welt ladet sie zu sich ein, schickt sogar Boten und Couriere nach ihnen — und sie zieren sich! Schämen Sie sich, junger Mann, schämen Sie sich! Da ist Ihr Hut, nehmen Sie ihn und — vorwärts!«

Litwinow stand noch einen Augenblick in Gedanken versunken, — dann nahm er rasch seinen Hut und verließ mit Potugin das Zimmer.

Elftes Capitel.

Litwinow und Potugin traten in eines der ersten Hotels des Badeortes und fragten nach der Generalin Ratmirow.

Der Portier erkundigte sich erst nach ihren Namen, dann sagte er ihnen, daß die Frau Fürstin zu Hause sei und begleitete sie selbst die Treppe hinauf, klopfte an die Thür des Saales und meldete sie an.

»Die Frau Fürstin« ließ sie sogleich bitten einzutreten; sie war allein, ihr Mann war nach Karlsruhe gefahren, einem durchreisenden Würdenträger seine Aufwartung zu machen, — einem der augenblicklich Einflußreichsten.

Irina saß an einem kleinen Arbeitstische, mit einer Stickerei beschäftigt, als Potugin und Litwinow die Schwelle des Zimmers überschritten. Hastig warf sie die Stickerei weg, stieß das Tischchen zurück und erhob sich; der Ausdruck unverstellter Freude war in ihrem Gesichte zu lesen.

Bekleidet mit einem leichten Morgenkleide das die Gestalt bis oben verhüllte, schimmerten die wundervollen Schultern und Arme durch das leichte Gewebe; das nachlässig aufgesteckte Haar hatte sich theilweise gelöst und fiel tief über den seinen Hals herab.

Irina warf Potugin einen raschen Blick zu, flüsterte »merci« und reichte Litwinow die Hand, indem sie ihm scherzhaft Vorwürfe machte, daß er ihre Einladung vergessen habe.

»Und Sie sind noch dazu ein so alter Freund,« setzte sie hinzu.

Litwinow suchte sich zu entschuldigen.

»*C'est bien, c'est bien,*« unterbrach sie ihn hastig, nahm ihm halb scherzend den Hut ab und nöthigte ihn, sich zu setzen.

Potugin setzte sich ebenfalls, blieb aber nicht lange, schätzte ein unaufschiebbares Geschäft vor und fügte hinzu, daß er am Nachmittag wieder versprechen werde, dann nahm er Abschied.

Irina warf ihm wieder einen raschen Blick zu, nickte freundschaftlich mit dem Kopfe, hielt ihn jedoch nicht zurück.

Kaum war er hinter der Portiere verschwunden, als sie sich lebhaft an Litwinow wendete.

»Gregor Michailitsch,« redete sie ihn jetzt russisch und im weichsten Tone ihrer metallreichem vollen Stimme an, »endlich sind

wir allein, und ich kann Ihnen sagen, daß ich mich unendlich freue, Sie bei mir zu sehen., weil es mich drängt,« — (sie blickte ihm voll in's Gesicht) — »seit lange drängt — Sie um Verzeihung zu bitten.«

Litwinow zuckte unwillkürlich zusammen. Eine so plötzliche Erklärung kam ihm unerwartet. Er hatte nicht geglaubt, daß sie selbst die Rede auf jene alten, vergangenen Zeiten lenken werde.

»Verzeihung? . . . wofür?« stammelte er.

Irina erröthete.

»Wofür? . . . Sie wissen wofür,« flüsterte sie, sich leicht abwendend. »Ich habe mich schwer gegen Sie vergangen, Gregor Michailitsch; — wenn gleich der Himmel es so gewollt zu haben scheint und es wohl Bestimmung des Schicksals gewesen ist . . . (Litwinow erinnerte sich hierbei ihres Briefes). Auch bereue ich nicht und darf meine Handlungsweise nicht bereuen . . . Als ich Ihnen aber hier so unerwartet begegnete, habe ich mir gesagt, daß wir wieder Freunde, durchaus wieder Freunde werden müssen, — darum eben bedurfte es einer raschen Erklärung, um ein- für allemal unserem Zusammentreffen jede Gène zu nehmen. Gregor Michailitsch, Sie müssen mir vergeben, aufrichtig meine Schuld vergeben! — Vielleicht scheine ich Ihnen zudringlich mit meiner Bitte, denn wahrscheinlich haben Sie mich längst vergessen, aber gleichviel, sagen Sie mir, daß Sie mir vergeben!«

Irina stieß diese Worte hastig hervor, und Litwinow bemerkte Thränen in ihren Augen — ja wirklich Thränen.

»Wozu entschuldigen Sie sich, Irina Pawlowna,« antwortete er eifrig. »Wie kommt Ihnen nur der Gedanke, bei mir um Vergebung zu bitten. . . .Jene Sache ist eine alte, längst vergessene; mich wundert nur, wie Sie, von Glanz und Luxus umgeben, sich noch des geringen Gefährten Ihrer ersten Jugend erinnern.«

»Das wundert Sie?« fragte Irina leise.

»Es rührt mich,« verbesserte Litwinow, »um so mehr, da ich es nie erwartete.«

»Aber noch immer sagen Sie mir nicht, daß Sie mir vergeben haben,« unterbrach ihn Irina.

»Ich freue mich aufrichtig, daß Sie zufrieden sind, Irina Pawlowna, und wünsche Ihnen von Herzen alles Beste. . .«

»Und gedenken des zugefügten Bösen nicht?«

»Ich gedenke allein jener schönen, seligen Augenblicke, die ich einst bei Ihnen verlebte!«

Irina reichte ihm ihre beiden Hände. Litwinow ergriff sie, drückte sie und ließ sie nicht sogleich wieder aus den seinigen. . . Etwas längst Vergessenes stieg bei dieser Berührung in Beider Herzen empor.

Irina blickte ihm wieder, dieses Mal aber lächelnd, gerade in die Augen. . . Auch er erwiderte diesen Blick jetzt ungezwungen und frei. Er erkannte wieder jene ihm einst so theueren Züge, jene tiefen Augen mit ihren ungewöhnlich langen Wimpern, das Muttermal auf der Wange, die antike Form der Nase und des Mundes, die eigenthümliche Form der Stirn selbst und jene alte Gewohnheit, die schönen, vollen Lippen auszuwerfen und die Brauen zusammenzuziehen, Alles, Alles erkannte er . . . Und um wie viel schöner sie geworden war! Welch eine Elasticität und Grazie in dem Körper dieser jungen Frau! Und weder Puder, noch Schminke, irgend welches kosmetische Mittel in diesem blendend reinen Gesichte. Sie war in der That ein ideal schönes Weib.

Litwinow blickte sie immer noch an, seine Gedanken waren aber bereits an einem andern Orte.

Irina bemerkte dieses.

»Nun, das ist herrlich,« hub sie laut an, »mein Gewissen ist jetzt beruhigt, und ich kann meine Neugier befriedigen . . .«

»Neugier?« wiederholte Litwinow, als begriffe er den Sinn dieser Worte nicht.

»Ja, ja . . . Ich will durchaus wissen, was Sie während dieser langen Zeit gethan, was für Pläne Sie für die Zukunft haben; Alles, Alles will ich wissen. Aber die Wahrheit müssen Sie mir berichten, denn ich mache Sie im Voraus darauf aufmerksam, daß ich, so viel wir möglich war, Sie nicht aus den Augen verloren habe.«

»Sie haben mich nicht aus den Augen verloren? Sie . . . dort in Petersburg?«

»Mitten in Glanz und Luxus, der mich umgiebt, wie Sie soeben bemerkten. Eben da habe ich Sie nicht aus den Augen verloren. Was aber diesen Glanz betrifft, so werden wir noch später von ihm reden; jetzt aber müssen Sie mir viel und lange erzählen, Niemand wird uns unterbrechen. — Ach, das wird herrlich sein!« rief sie, vergnügt in die Hände klatschend und sich im Sessel zurücklehnend.

Nach einer kleinen Pause hub Irina an:

»Ach wie freundlich es doch von unserem Potugin war, Sie mitzubringen.«

Litwinow horchte auf.

»Sind Sie denn schon lange mit diesem Potugin bekannt?« fragte er.

»Lange schon . . . Doch erzählen Sie.«

»Und kennen Sie ihn genau?«

»O gewiß!« Irina seufzte. »Damit hat es eine eigene Bewandtniß. Sie haben gewiß von Elise Belsky gehört? . . . Nun, dieselbe, die eines so schrecklichen Todes starb! . . . Ach ja, ich vergaß, daß Ihnen ja unsere *chronique scandaleuse* der großen Welt nicht bekannt ist — zum Glück nicht bekannt ist. Endlich, endlich doch einmal ein Mensch, ein lebender, athmender Mensch, der »die Unsrigen« nicht kennt, und mit dem man ordentlich russisch reden kann und nicht in dem süßlichen widerlichen Petersburger Französisch!«

»Und Potugin, sagen Sie, steht in Verbindung mit . . .«

»Es macht mich jedesmal traurig, wenn ich davon rede oder nur daran denke,« unterbrach ihn Irina. »Elise war meine beste Freundin im Institut, und später, in Petersburg, sahen wir uns oft. Sie vertraute mir alle ihre Geheimnisse, sie war sehr unglücklich und hat viel gelitten. Potugin hat sich in dieser Sache sehr edel bewiesen, wie ein wahrer Ritter, mit höchster Selbstaufopferung. Von der Zeit an kenne und schätze ich ihn! — Aber da sind wir wieder auf einen Seitenweg gerathen. — Ich warte auf Ihre Erzählung, Gregor Michailitsch.«

»Dieselbe enthält durchaus nichts, was Sie interessiren dürfte.«

»Das zu beurtheilen erlauben Sie *mir*.«

»Ueberdies weiß ich wirklich nicht, wo ich anfangen soll.«

»Nun natürlich von Anfang, von dem Augenblicke an, als wir — — als ich nach Petersburg reisen mußte. Sie blieben damals in Moskau zurück. — — Wissen Sie, daß ich seit der Zeit nicht mehr in Moskau gewesen bin.«

»Ist möglich?«

»Ja, gewiß. Zuerst war’s nicht möglich, später aber, als ich verheirathet war . . .«

»Und wie lange sind Sie schon verheirathet?«

»Seit vier Jahren.«

»Und Kinder haben Sie nicht?«

»Nein,« antwortete sie kurz.

Litwinow schwieg, dann fragte er weiter:

»Und bis zu Ihrer Heirath haben Sie immer bei jenem . . . wie hieß er doch noch . . . ja, richtig, bei jenem Grafen Reisenbach gelebt?«

Irina blickte ihn starr an, als ob sie zu errathen wünsche, warum er so frage.

»Nein!« antwortete sie endlich.

»Ihre Eltern also — — Ach, verzeihen Sie, ich habe mich noch nicht einmal nach ihnen erkundigt. Wie geht es ihnen?«

»Beide sind gesund.«

»Und leben wie sonst in Moskau?«

»Ja wohl, sie sind einmal an Moskau gewöhnt.«

»Und Ihre Brüder und Schwestern?«

»Es geht Ihnen gut, ich habe sie alle versorgt.«

»Ah!« sagte Litwinow, Irina mißtrauisch anblickend. »Eigentlich aber, Irina Pawlowna, sollten Sie mir mit gutem Beispiel vorangehen.«

»Warum nicht.« antwortete sie, den Trauring an ihrem Finger drehend; »meinetwegen, — den Anfang aber müssen Sie machen, denn wenn ich Sie auch nicht aus den Augen verloren habe, so ist mir doch so Vieles, Sie betreffend, unbekannt geblieben, während Sie von mir gewiß auch so schon genug gehört haben. Nicht wahr, Sie haben Vieles von mir gehört?«

»Sie nahmen einen so hohen Rang in der Gesellschaft ein, Irina Pawlowna, als daß über Sie nicht Mancherlei gesprochen worden wäre . . . besonders in der Provinz, wo ich mich befand, und wo man jedem Gerüchte Glauben schenkt.«

»Und Sie glaubten diesen Gerüchten. — Welcher Art waren sie denn?«

»Was mich betrifft, so muß ich Ihnen gestehen, daß dergleichen selten genug bis zu mir gelangte. Ich führte ein solches Einsiedlerleben . . .«

»Sie waren ja doch in der Krim bei der Volkswehr?«

»Auch das ist Ihnen bekannt?«

»Wie Sie sehen. Jetzt glauben Sie doch, daß ich mich nach Ihnen erkundigt habe?«

»Warum soll ich Ihnen denn erzählen, was Sie auch so schon wissen?«

»Um meine Bitte zu erfüllen und — ich bitte Sie darum, Gregor Michailitsch.

« Litwinow gab ihrem Wunsche nach und erzählte etwas verwirrt, in allgemeinen Zügen seinen einfachen Lebenslauf. Oft hielt er inne und blickte sie fragend an, ob es nicht genug sei.

Beharrlich jedoch bestand sie auf der Fortsetzung seiner Erzählung und schien, die Locken hinter die Ohren zurückwerfend, im Sessel zurückgelehnt, aufmerksam jedem seiner Worte zu folgen.

Wenn aber ein erfahrener Beobachter sie heimlich betrachtet hätte, so würde er vielleicht gefunden haben, daß sie oft nichts von dem hörte, was Litwinow ihr mittheilte, sondern in Selbstbetrachtungen versunken zu sein schien. — Und in der That: vor ihrem Geiste ging ihr ganzes vergangenes Leben vorüber, während sie ihn so starr anblickte, daß er oft verwirrt wurde und erröthete.

Litwinow schwieg endlich, und dieses Mal bat ihn Irina nicht mehr, fortzufahren, sondern blieb unbeweglich, mit der Hand die Augen bedeckend, in Nachdenken versunken sitzen.

Litwinow wartete einen Augenblick, und bedenkend, daß sein Besuch schon länger als zwei Stunden dauere, griff er eben nach seinem Hute, als mit einem Male im Nebenzimmer ein Knarren leichter Lackstiefeln hörbar wurde und der General Ratmirow, den eigenthümlichen, feinen Gardeparfüm um sich verbreitend, in das Zimmer trat.

Litwinow erhob sich und begrüßte den höflich antwortenden General.

Irina nahm langsam die Hand von den Augen, blickte ihren Gemahl kalt an und fragte ihn französisch: »Ah, Sie sind schon zurück? Wie viel Uhr ist es denn?«

»Bald vier Uhr, *ma chère amie*, und Du bist noch nicht angekleidet, — die Fürstin wird ja auf uns warten,« antwortete der General, und sich zierlich zu Litwinow wendend, fügte er mit jenem ihm

eigenthümlichen verbindlichen Tone hinzu: »Ueber unsern liebenswürdigen Gast scheinst Du die Zeit vergessen zu haben.«

Wir müssen den Leser ersuchen, uns hier zu erlauben, ihm einige Auskunft über den General Ratmirow zu geben.

Nachdem derselbe schon früh in die Militärschule eingetreten war, lenkte er bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich, nicht sowohl seiner Fortschritte in den Wissenschaften, als vielmehr seiner Geschicklichkeit im Frontedienst und seiner feinen Manieren wegen, weshalb er auch auf sein Gesuch in die Garde eintreten durfte. Seine Carriere war hier eine glänzende, Dank der einschmeichlerischen Munterkeit und der Höflichkeit seines Charakters, seiner ausgezeichneten Fähigkeit im Reiten als Ordonnanzoffizier auf Paraden, seiner Gewandtheit im Tanzen und seiner Pünktlichkeit in der Erfüllung der Befehle seiner Vorgesetzten, wobei er sich übrigens einen leichten Anstrich von Liberalismus zu geben verstand. Dieser Liberalismus hinderte ihn jedoch nicht, als man ihn einst zur Unterdrückung eines Bauernaufstandes in ein Dorf von Weißrußland geschickt hatte, fünfzig dieser Bauern recht väterlich durchpeitschen zu lassen. Sein Aeußeres war einnehmend und jugendlich frisch. Gewandt, einschmeichlerisch, geschniegelt und gebügelt, machte er großes Glück bei den Damen; manche vornehme Dame war rein in ihn vernarrt. Vorsichtig aus Gewohnheit, schweigsam aus Berechnung, kannte General Ratmirow seinen Werth und richtete seine Augen hoch hinauf. —

Litwinow lächelte gezwungen auf Ratmirow's Bemerkung, während Irina nur leicht die Achseln zuckte.

»Nun, wie ist's?« fragte sie mit demselben kalten abgemessenen Tone, »haben Sie Ihren Grafen gesehen?«

»Gewiß. Er läßt Dich grüßen.«

»Ah! Ist er noch immer so dumm als früher, dieser Dein liebenswürdiger Protector?«

General Ratmirow antwortete nichts, sondern lächelte nur leicht, wie nachsichtig, über die unvorsichtige Uebereilung weiblichen Urtheils. Wohlwollende erwachsene Leute antworten mit solchem Lächeln auf die unschicklichen Einfälle eines Kindes.

»Ja,« fügte Irina hinzu, »die Dummheit Ihres Grafen überschreitet beinahe die Gränze des Erlaubten; obgleich ich wahrlich schon

Gelegenheit genug hatte, mich an Nachsicht zu gewöhnen.«

»Und doch sind Sie‘s, die mich zu ihm geschickt haben,« bemerkte Ratmirow halblaut zu seiner Frau. Sich dann an Litwinow wendend, fragte er diesen russisch: »Ob er die Badenschen Wasser gebrauche?«

»Ich bin Gott sei Dank gesund,« antwortete dieser.

»Das ist am allerbesten,« fuhr der General höflich lächelnd fort; »übrigens kommen auch die Wenigsten hierher, um sich zu kuriren; was aber die Wasser betrifft, so sind sie sehr wirksam, und wer, wie ich zum Beispiel an nervösem Husten leidet . . .«

Irina stand rasch auf.

»Wir werden uns noch sehen, Gregor Michailitsch, und recht bald hoffe ich,« sagte sie französisch, kurz ihres Mannes Rede unterbrechend, — »jetzt aber muß ich gehen und mich ankleiden. Diese alte Fürstin ist unausstehlich mit ihren *parties de plaisir,* auf welchen man nichts fühlt als Langeweile.«

»Sie sind heute aber merkwürdig streng gegen alle Welt,« brummte ihr Gemahl und schlüpfte in’s Nebenzimmer.

Auch Litwinow wollte sich wegbegeben, Irina hielt ihn jedoch noch zurück.

»Sie haben mir Alles erzählt, — die Hauptsache aber vergessen,« sagte sie.

»Und die wäre?«

»Daß Sie, wie man sagt, heirathen wollen!«

Litwinow erröthete heftig über und über. Er hatte absichtlich nichts von Tatiana erwähnt; deshalb ärgerte es ihn, daß erstens Irina von dieser beabsichtigten Heirath wisse, und daß es zweitens das Ansehen habe, als ob er dieselbe ihr absichtlich habe verheimlichen wollen.

Er wußte wirklich nicht, was er sagen sollte, während Irina kein Auge von ihm wandte.

»Ja . . . ich heirathe!« stieß er endlich hervor und empfahl sich kurz.

Ratmirow kehrte in’s Zimmer zurück.

»Nun, kleidest Du Dich nicht an?« fragte er.

»Sie können allein gehen; ich habe Kopfschmerzen.«

»Aber die Fürstin . . .«

Irina maß ihren Mann mit stolzem Blick von Kopf bis zu den Füßen, wendete ihm dann, ohne ein Wort weiter zu sagen, den Rücken und ging in ihr Cabinet.

Zwölftes Capitel.

Litwinow war sehr unzufrieden mit sich selbst, gerade als ob er im Roulette verloren oder ein gegebenes Versprechen nicht gehalten habe. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er, als Bräutigam, als gesetzter Mann, der Versuchung nicht hätte nachgeben dürfen.

»Was brauchte ich auch hinzugehen!« brummte er vor sich hin. »Was war‘s denn von ihrer Seite anders, als Koketterie, Laune, Caprice . . . Sie langweilt sich, ist blasirt, und da bin ich ihr zur rechten Zeit in den Weg gekommen. Wer immer Naschwerk hat, der sehnt sich auch zuweilen nach einem Stück Schwarzbrod. — Was brauchte ich aber auch zu ihr zu laufen? Muß ich sie nicht. . . . verachten?« Dies letzte Wort brachte er nicht ohne Anstrengung hervor. — »Natürlich,« fuhr er in seinem Raisonnement fort, »kann von Gefahr für mich nicht die Rede sein, weiß ich doch, mit wem ich es zu thun habe. Mit dem Feuer aber soll man doch nicht spielen.«

Der Tag verging ihm wieder langweilig. Bindassow gewann in Litwinows Gegenwart das Vierfache der von ihm geliehenen Stimme, ohne daran zu denken, seine Schuld abzutragen, sah ihn sogar drohend an, als ob er ihn dafür bestrafen wolle, daß er es wage, Zeuge seines Glücks zu sein.

Am folgenden Morgen langweilten ihn wieder seine lieben Landsleute, von denen es ihm nur mit Mühe gelang sich loszumachen, indem er sich in die Berge begab.

Hier begegnete ihm zuerst Irina, — er that, als ob er sie nicht sähe und eilte rasch an ihr vorbei; — dann Potugin, den er anredete, der ihm aber ausweichend antwortete. Er hatte ein sehr herausgeputztes kleines Mädchen an der Hand, mit dichten, aschblonden Locken, großen dunkeln Augen und blassem, kränklichem Gesicht, welches jenen befehlenden, ungeduldigen Ausdruck hatte, wie er verwöhnten Kindern eigen ist.

Nachdem er längere Zeit in den Bergen herumspaziert war, kehrte er durch die Lichtenthaler Allee nach Hause zurück.

Eine auf einer Bank sitzende Dame mit einem blauen Schleier erhob sich rasch bei seinem Anblick und ging ihm entgegen. Er erkannte Irina.

»Warum weichen Sie mir aus, Gregor Michailitsch?« fragte sie ihn mit der unsicheren Stimme eines Menschen, der innerlich heftig aufgereizt ist.

Litwinow gerieth in Verlegenheit.

»Ich weiche Ihnen aus, Irina Pawlowna?«

»Ja . . . Sie! . . . Sie!« rief sie fast zornig.

»Sie irren sich, ich gebe Ihnen mein Wort . . .«

»Nein, ich irre mich nicht. Habe ich heute Morgen etwa nicht bemerkt, — als Sie mir begegneten, — habe ich etwa nicht bemerkt, daß Sie mich erkannten? — Sagen Sie, haben Sie mich erkannt?«

»Gewiß . . . Irina Pawlowna . . . ich . . .«

»Gregor Michailitsch, Sie sind gerade und offen, wenigstens waren Sie es sonst immer, — sagen Sie, nicht wahr, Sie wichen mir absichtlich aus?«

Litwinow blickte Irina an. Ihre Augen funkelten unnatürlich, Wangen und Lippen aber blieben bleich. Im ganzen Ausdruck ihres Gesichts« im Ton ihrer Stimme sogar war etwas unendlich Trauriges, Bittendes. Litwinow vermochte es nicht länger, sich zu verstellen.

»Ja, . . . ich hatte Sie erkannt,« antwortete er, nicht ohne Aufregung.

Irina erbebte leise und ließ ihre Hand herabsinken.

»Und warum das? — Warum mir das?«

Litwinow nahm seine Richtung, vom großen Wege ab, in einen Seitenweg Irina folgte ihm schweigend.

»Warum?« wiederholte er. Sein Gesicht entflammte wie im Zorn, und das bisher im Innern zurückgehaltene Gefühl der früheren Kränkung machte sich jetzt in Worten Luft. »Und Sie, Sie fragen darnach? . . . Nach Allem, was zwischen uns vorgegangen? Nicht jetzt, natürlich nicht jetzt, aber dort . . . dort in Moskau.

»Aber haben Sie mir nicht versprochen, waren wir denn nicht einig . . .« wollte Irina anfangen.

»Nichts, nichts habe ich versprochen! — Entschuldigen Sie die Schärfe meiner Worte, aber Sie verlangen Wahrheit, so urtheilen Sie denn selbst: was Anderem als der Koketterie, — ich gestehe, mir unbegreiflicher Koketterie — was Anderem, als dem Wunsche, zu versuchen, wie groß noch Ihre Gewalt über mich ist, kann ich Ihre . . . verzeihen Sie, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll . . . Ihre

Beharrlichkeit, mich aufzusuchen, zuschreiben? . . . Unsere Wege gingen weit aus einander. Ich hatte gesucht Alles zu vergessen, und es war mir gelungen, die Wunde geheilt, der Schmerz überwunden; ein ganz anderer Mensch war ich geworden. Sie selbst sind verheirathet, glücklich, wenigstens dem Aeußern nach, nehmen eine beneidenswerthe Stellung in der Gesellschaft ein: wozu also, frage ich Sie, wozu diese Annäherung? Was kann ich Ihnen, was können Sie mir sein? Wir können ja einander nicht mehr verstehen, nichts mit einander gemein haben, weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart! Besonders aber — besonders in der Vergangenheit!«

Litwinow stieß alles dies hastig in abgebrochenen Sätzen hervor, ohne den Kopf umzuwenden. Irina schwieg und streckte nur von Zeit zu Zeit ihm die Hand entgegen. Sie schien ihn bitten zu wollen, inne zu halten und sie anzuhören; allein bei den letzten Worten biß sie sich aus die Lippen, als ob sie den Schmerz einer heftigen bittern Beleidigung verbeiße.

»Gregor Michailitsch,« hub Irina endlich mit schon ruhigerer Stimme an und entfernte sich noch mehr vom Hauptwege, dahin, wo weniger Leute ihnen begegneten; Litwinow folgte jetzt seinerseits ihr. »Gregor Michailitsch, glauben Sie mir, wenn ich mir eingebildet hätte, daß ich noch die geringste Gewalt über Sie habe, ich wäre die Erste gewesen, die vor Ihnen geflohen wäre. Wenn ich das nicht gethan habe, wenn ich mich entschlossen habe, trotz — trotz meiner früheren Schuld, wieder Ihre Bekanntschaft zu suchen, so geschah dies — weil — weil . . .«

»Nun? — weil?« fragte Litwinow heftig« fast grob.

»Weil,« fuhr Irina plötzlich und energisch entschlossen fort, »weil diese Gesellschaft, diese beneidenswerthe Stellung, wie Sie sie nennen, mir widerlich, unerträglich, drückend geworden, — so drückend, daß ich nicht mehr Kraft genug in mir fand, sie länger zu ertragen und ich mich freute, wie ein Kind freute, als ich Sie traf — einen fühlenden Menschen nach jenen hölzernen, todten Puppen, von denen Sie ja verschiedene Modelle im *vieux château* zu sehen vor einigen Tagen Gelegenheit hatten. Ich freute mich wie ein verschmachtender Wanderer auf eine Quelle in der Wüste, und Sie nennen mich eine Kokette! Ich mit Ihnen kokettiren! — was Sie da sagen, hat weder Sinn noch Verstand. — Als ich Sie wiedersah, trat mir nur jene theure Zeit meiner Jugend vor die Seele — jene Zeit, als

ich noch mein düsteres Loos nicht erwählt hatte; Alles, was wie ein heller Lichtstreif hinter den letzten zehn Jahren meines Lebens liegt . . .«

»So viel ich weiß, Irina Pawlowna, fing jener helle Lichtstreif Ihres Lebens ja erst dann an, als wir von einander schieden.«

Irina führte ihr Taschentuch an den Mund.

»Was Sie da sagen, Gregor Michailitsch, ist sehr grausam, aber ich kann Ihnen nicht zürnen. — Ach nein, keine lichte Zeit war es, die ich durchlebte, seit ich Moskau verlassen, keinen Augenblick wahren Glückes kannte ich seit jener Zeit! — Wäre ich wirklich glücklich, wie Sie sich einreden wollen, könnte ich da jetzt wohl mit Ihnen reden, wie ich es thue? — Ich wiederhole es, Sie kennen die Leute nicht, unter denen ich mich bewege, — kein Mitgefühl ist bei ihnen, selbst kein wahrer Verstand, — nichts als Schlauheit, Arglist und Dressur. Haben sie doch so gar kein Gefühl, weder für Musik, noch Poesie, noch Kunst. — Zwar, meinen Sie vielleicht, besitze ich ja selbst wenig Empfänglichkeit für alles dies, — doch aber fühle und begreife ich besser und anders als jene — ich bin kein Automat wie sie. Neben Ihnen befindet sich jetzt nicht die Dame der vornehmen Welt, nicht die Löwin, — so glaube ich, nennt man uns ja wohl — nein, nur ein armes, elendes Geschöpf, welches des höchsten Mitleids, des Erbarmens bedarf. Wie eine Bettlerin streckt sie Ihnen die Hand entgegen und bittet um Almosen, — während Sie . . .«

Ihre Stimme bebte. Litwinow hob den Kopf empor und blickte sie an; sie athmete schwer, ihre Lippen bebten wie im Fieberfrost. Sein Herz fing an, heftig zu schlagen, sein ganzer Zorn war verraucht.

»Sie sagen, unsere Wege gehen auseinander,« fuhr sie leise fort, »ich weiß, Sie heirathen aus Neigung, Ihr ganzer Lebensplan liegt fertig vor Ihnen — warum aber wollen Sie mir feind sein und mich in diesen Sumpf der Alltäglichkeit versinken lassen, wo ein Wort von Ihnen mich retten kann. — Ich verstehe nicht zu reden, wie ich fühle, doch aber müssen Sie mich verstehen; ich verlange ja so wenig . . . nur ein wenig Theilnahme . . . nur nicht zurückgestoßen zu werden. . . die Rettung meines besseren Ichs, meiner Seele.«

Irina schwieg. Thränen erglänzten in ihren Augen. Sie reichte Litwinow ihre Hand. Langsam und zögernd nahm er sie.

»Sind wir also wieder Freunde?« flüsterte sie.

»Ich will‘s versuchen,« antwortete er nachdenklich.

»Seien Sie wie ich, Gregor Michailitsch, erinnern Sie sich nur des Guten — Sie hatten mir es ja schon einmal versprochen! und — geben Sie mir jetzt Ihr Wort — Ihr Ehrenwort . . .«

»Worauf?«

»Daß Sie mir nicht wieder ausweichen — mich nicht wieder kränken wollen. — Versprechen Sie mir das? Sagen Sie!«

»Ich verspreche es.«

»Und daß Sie alle bösen Gedanken aus Ihrem Kopfe verbannen wollen?«

»Auch das — wenn ich Sie auch wirklich nicht begreife.«

»Das brauchen Sie auch nicht — übrigens wird die Zeit kommen, wo Sie begreifen werden. — Also, Ihr Wort?«

»Ich habe es Ihnen gegeben.«

»Nun Dank, herzlichen Dank! — Ich weiß, ich darf Ihnen trauen. Ich werde Sie heute, morgen, wann Sie wollen, erwarten, ich werde zu Hause sein. — Jetzt aber muß ich Sie verlassen.Da kommt soeben die Herzogin die Allee herab. Sie hat mich bereits gesehen und ich muß sie begrüßen. — Auf Wiedersehen! — — Geben Sie mir doch Ihre Hand, schnell — — Auf Wiedersehen!«

Und kräftig seine Hand drückend, ging Irina einer Dame in mittleren Jahren und von stattlicher Figur entgegen, »welche in Begleitung zweier jüngeren Damen und von einem Livreediener gefolgt daher kam.

»Eh boujour, chère Madame,«. rief die ältliche Dame, während Irina ihr eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte. »*Coment allez-vous aujourd‘hui? Venez un peu avec moi.*«

»*Votre Altesse a trop de bonté,*« antwortete Irina mit einschmeichelndem Tone.

Dreizehntes Capitel.

Litwinow wartete, bis die Herzogin und ihr Gefolge sich entfernt hatten, und verließ dann selbst die Allee.

Er war nicht im Stande, sich über seine Empfindungen klar Rechenschaft abzulegen; sich zwar in seiner Eigenliebe geschmeichelt fühlend, hatte er doch ein innerliches Gefühl der Scham, ja selbst der Angst. Diese unerwartete Erklärung war ihm zu überraschend gekommen, ohne daß er erst vorher sein Verhalten ihr gegenüber hätte überdenken können.

»Ganz absonderliche Geschöpfe sind doch diese vornehmen Damen.« dachte er, »ohne die geringste Consequenz in Allem, was sie thun und denken — und wie verderblich die Atmosphäre, die sie einathmen, und unnatürlich die Zustände, in denen sie leben!«

Eigentlich wiederholte er nur mechanisch diese allgemeinen Phrasen, um ernsthaftere, quälendere Gedanken damit niederzudrücken und sich zu beschwichtigen..

So kam er, das soeben Erlebte überdenkend, in die Nähe einer Bank und sah Potugin mit finsterem Gesichte auf derselben sitzen.

»Ist's erlaubt, mich neben Sie zu setzen?«

»Bitte, setzen Sie sich; nur sage ich Ihnen im Voraus, Sie finden heute an mir einen höchst unzufriedenen Menschen, einen Hypochonder, der auf sich und die ganze Welt schimpft.«

»Nun, das schadet nichts, antwortete Litwinow, »im Gegentheil, es kommt mir ganz recht.«

»Eigentlich sollte ich nicht schimpfen, denn soeben habe ich in den Zeitungen unsere Gerichtsreformen in Rußland gelesen und mit Vergnügen vernommen, wie man das Gerichtsverfahren ganz nach europäischem Muster einrichtet, ohne einheimische Zuthat. So läßt sich doch erwarten, daß endlich etwas Vernünftiges zu Stande kommt.«

Litwinow hatte nicht gehört, was Potugin zu ihm sagte. Unaufhörlich beschäftigte ihn der Gedanke an Irina, an ihr Zusammentreffen vorhin.

Verzeihen Sie, lieber Potugin, aber ich falle Ihnen wieder mit meiner früheren Frage beschwerlich, hinsichtlich . . .«

»Hinsichtlich?«

»Hinsichtlich der Generalin Ratmirow.«

Potugin legte seine Zeitung zusammen und steckte dieselbe in die Tasche.

»Sie wollen wissen« wie ich eigentlich mit ihr bekannt geworden bin?«

»Nein, ich wollte nur Ihre Meinung über die Rolle erfahren, die sie in Petersburg gespielt hat. Was war das eigentlich für eine Rolle?«

»Ich weiß in der That nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll. Ich war mit der Generalin ziemlich nahe befreundet, durch einen Zufall und nicht lange. In ihre Welt komme ich nicht — die ist mir unbekannt. Was man da aber bei uns in Petersburg klatscht, interessirt mich wenig. — Indessen, wie ich sehe, scheint sie Sie ja sehr zu interessiren?«

»Ja, wir haben uns ziemlich lange über alte Zeiten unterhalten. — Um Eins aber muß ich Sie doch noch bitten: Sagen Sie mir, meint sie's aufrichtig, kann man ihr trauen?«

Potugin schlug die Augen nieder.

»Wenn sie sich von ihrem Gefühl hinreißen läßt — ist sie aufrichtig, wie jedes leidenschaftliche Weib. Auch der Stolz hält sie zuweilen vor Lüge und Falschheit zurück. — Nun aber sagen Sie mir, bei wem wohl von allen diesen vornehmen Damen finden Sie Wahrheit? Die beste von-ihnen ist doch bis in's Mark der Knochen verdorben.«.

»Aber erinnern Sie sich doch, sagten Sie mir nicht selbst, daß Sie ihr Freund wären? Haben Sie mich nicht selbst fast mit Gewalt zu ihr gebracht?—

»Was beweist das? Sie hatte mich gebeten, Sie mitzubringen, und ich habe ihren Wunsch erfüllt. Und ihr Freund bin ich in der That. Es fehlt ihr keineswegs an vortrefflichen Eigenschaften; sie ist zum Beispiel sehr gutherzig, eigentlich sollte ich sagen freigebig, mildthätig, das heißt, sie giebt gern das weg, was sie selbst nicht braucht. Uebrigens müssen Sie sie ja eben so gut kennen als ich.«

»Ich kannte Irina Pawlowna vor etwa zehn Jahren, seit jener Zeit aber . . .«

»Ei, lieber Gregor Michailitsch, was sprechen Sie da! Als ob der angeborene menschliche Charakter sich je verändere? Wie man in der Wiege war, so ist man bis zum Grabe. Oder fürchten Sie vielleicht« —

Potugin senkte bei diesen Worten seinen Kopf noch tiefer hinab — »in ihre Netze zu gerathen? Freilich, freilich, — hier oder dort, denen entgeht doch Keiner!«

Litwinow lächelte gezwungen.

»Sie glauben?« sagte er.

»Keiner« sage ich Ihnen! Der Mann ist schwach, das Weib stark, stärker noch der Zufall; schwer ist's, das farblose Leben ruhig zu durchwandern, immer ganz seiner selbst Herr zu sein — da tritt Schönheit und Theilnahme, Licht und Wärme uns entgegen, — widerstehe wer kann! — Das Ende vom Liede ist gewöhnlich:: Kälte, Enttäuschung, Leere! — Natürlich! Zuerst begreift man nicht, wie man lieben, dann — wie man noch leben kann!«

Litwinow betrachtete ihn aufmerksam, und nie schien ihm ein Mensch trostloser, einsamer, verlassener vorgekommen zu sein. Mit tiefstem Bedauern blickte er auf die zusammengesunkene Figur des verbissenen und doch gutmüthigen Sonderlings, die trübselig neben ihm saß.

»Irina Pawlowna hat mir unter Anderem noch von einer lieben Freundin, einer Madame Belsky, glaube ich, gesprochen,« hub er halblaut an.

Potugin blickte Litwinow wehmüthig an.

»Ah!« sagte er leise, »sie hat Ihnen erzählt? Nun meinetwegen, — Uebrigens, verzeihen Sie, ich eile nach Hause — es ist Zeit, zu Tische zu gehen. Leben Sie wohl!«

Er stand rasch auf und eilte, ehe Litwinow noch Zeit hatte, weiter zu fragen, fort.

Mit sich selbst unzufrieden, machte sich nun auch dieser auf den Weg in sein Hotel. »Verdorben bis in's Mark,« klang es ihm noch immer in den Ohren — »aber stolz. Sie, dieses Weib, welches fast auf den Knieen vor mir lag, stolz?«

Vergebens versuchte Litwinow ihr Bild aus seinem Kopfe zu verbannen; immer stand sie vor seinen Blicken, wie sie flehend und Thränen in den Augen neben ihm ging. An seine Braut wagte er heute nicht zu denken; er fühlte, ihr Bild werde das andere nicht verdrängen. Er nahm sich vor, ruhig die Lösung dieses »sonderbaren Räthsels« abzuwarten, und suchte sich einzureden, daß Alles natürlich und zu aller Zufriedenheit enden werde. .

Der Kellner trat in’s Zimmer und brachte ihm ein Billet, es war von Irina..

»Wenn Sie heute Abend nichts Besonderes vorhaben, so kommen Sie zu mir: ich werde nicht allein sein, es kommen Gäste — und Sie werden noch besser Gelegenheit haben, unsere Gesellschaft kennen zu lernen. Ich wünsche sehr, daß Sie sie sehen, ich hoffe, daß sie sich in ihrem vollen Glanze zeigen wird. — Sie müssen doch einmal sehen, in welcher Atmosphäre ich athme. Kommen Sie? Ich werde mich unendlich freuen, Sie zu sehen, und ich hoffe, Sie werden sich nicht langweilen. Beweisen Sie mir, daß unsere heutige Erklärung auf immer jedes Mißverständniß zwischen uns unmöglich gemacht hat.

Ihre Ihnen zugethane I.«

Den Frack und eine weiße Halsbinde anlegend, dachte Litwinow, als er sich zu Irina begab:

»Alles das hat keine Gefahr; warum soll ich »sie« mir nicht einmal ansehen? Einmal diese »Automaten« studiren, das lohnt der Mühe!«

Einige Tage zuvor erweckten dieselben Menschen in ihm ein ganz anderes Gefühl: Unwillen« Verachtung.

Vierzehntes Capitel.

Litwinow fand bei Irina eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, In einer Ecke des Zimmers saßen drei Generale am Kartentische: ein wohlbeleibter, ein reizbarer und ein herablassender. Sie spielten Whist mit dem Strohmann, und schwer ist's, die Wichtigkeit wiederzugeben, mit welcher sie ausspielten, gaben, stachen — man hätte glauben sollen, sie seien mit Staatsangelegenheiten beschäftigt. Unter den Damen waren einige, welche auf dem Picknick zugegen gewesen waren; doch waren noch andere da, die er nicht kannte»Eine alte Mumie besonders, bei der man jeden Augenblick befürchten mußte, daß sie in Asche zusammenfalle, saß *décoltée* da, ihre knöchernen, pergament-grauen Schultern hin und her bewegend und ihren mit falschem Gebiß versehenen Mund mit dem Fächer bedeckend, während sie schmachtend ihre todten Augen auf Ratmirow heftete. Da sie in hohem Ansehen bei Hofe stand, machte dieser ihr sehr den Hof. — Die »Königin der Wespen« saß, von einem Schwarm junger Leute umgeben, unter welchen Einer besonders sich durch seinen platten Schädel und den thierisch-dummen Ausdruck seines ebenfalls platten Gesichts, würdig des bucharischen Changs oder des römischen Heliogabals auszeichnete.

Irina hatte Platz auf dem Divan genommen, neben dem Fürsten Koka und der Gräfin X., einer vormals als sehr gelehrt verschrieenen Dame, die aber jetzt einer verschrumpften Morchel glich und Lampenöl-Geruch und giftige Bosheit aushauchte.

Als Irina Litwinow erblickte, erröthete sie, erhob sich und drückte ihm fest die Hund. In einem golddurchwirkten schwarzen Kreppkleide glänzten ihre marmorweißen Schultern verführerischer als je, während ihr ebenfalls bleiches Gesicht ihn freundlich anlächelte und ihr tiefes, strahlendes Auge sich in das seinige versenkte.

Auch Ratmirow näherte sich ihm jetzt und begrüßte ihn auf seine gewöhnlich ausgesucht zuvorkommende Weise; dann stellte er ihn einigen Damen vor, die, nachdem sie ihn von oben bis unten herablassend gemustert und gnädig in ihre Unterhaltung gezogen, ihn bald wieder stehen ließen.

Die ausdrucksvollen Züge des hübschen jungen Plebejers hätten vielleicht Gnade vor ihren Augen gefunden; er verstand es aber nicht, ihre gute Meinung von ihm zu befestigen, fühlte sich verlegen und noch unbehaglicher, da gerade in diesem Augenblicke der wohlbeleibte General zu ihm herübersah, als ob er sagen wollte: »Aha, Eindringling, Freigeist, schleichst Dich ein, wohin Du nicht gehörst; drückst die Hände, welche Frechheit!«

Irina kam Litwinow zu Hilfe; sie manöverirte so geschickt, daß er bald in einem Winkel neben der Thür, in ihrer unmittelbaren Nähe und hinter ihr saß. Wenn sie mit ihm sprach, mußte sie sich immer umwenden, und jedesmal bewunderte er die classisch-schöne Biegung ihres mattglänzenden Halses, gierig sog er den feinen Wohlgeruch ihres Haares ein. Der Ausdruck tiefer Dankbarkeit lag beständig noch auf ihrem Gesichte, in jedem Lächeln, und wohl und weh zugleich ward ihm zu Muthe, wenn sie ihn anredete.

Die Unterhaltung wurde bald mehr bald weniger allgemein, Jeder brachte seine Meinung, sein Steckenpferd aufs Tapet. Fürst Koko suchte Alle zu überschreien. »*C'est absurde, cela n's pas le sens common,*« waren seine Lieblingserwiderungen. Es entstand ein solcher Wirrwarr, daß Niemand den Andern verstand, gerade wie bei Gubarow, nur mit dem Unterschiede, daß hier weder Bier noch Tabaksdampf und die Anzüge sauberer waren. Ratmirow suchte besänftigend zuzureden, drang aber nicht durch, bis ein anwesender Würdenträger es Übernahm: *le résume de la question en peu de mots* auseinanderzusetzen, aber auch mit seinem Resume nicht zu Stande kommen konnte.

Irina winkte oft heimlich Litwinow zu und belustigte sich mit ihm im Stillen über die Albernheiten dieser *crême de la société.*

Litwinow blieb bis Mitternacht und ging später als Alle fort.

Die Staatsmänner« nachdem sie ihr Spiel beendet hatten, nahmen Theil an der Unterhaltung, und das Gespräch wendete sich sogleich auf Pariser Berühmtheiten der Demi-Monde; es zeigte sich, daß diese Allen bekannt waren; dann auf Sardou's letztes Stück, auf Abouts neuesten Roman, auf die Patti und Traviata.

Wenn auch Litwinow wirklich aufmerksamer auf die Unterhaltung um ihn gewesen wäre, nicht einen einzigen vernünftigen Gedanken, nicht ein einziges aufrichtig gemeintes Wort, nicht ein einziges neues Factum aus all diesem Geschwätz hätte er mit nach Hause gebracht.

Und dabei welche Unwissenheit, welche veralteten Ideen, welche Unkenntniß der Welt und alles dessen, was das Leben ziert und verschönert!

Als Irina von Litwinow Abschied nahm, drückte sie ihm wieder fest die Hand und flüsterte ihm bedeutsam zu:

»Nun, sind Sie zufrieden? Haben Sie sich satt gesehen und beobachtet? Hübsch, nicht wahr?«

Er antwortete ihr nichts, sondern verbeugte sich nur tief und verbindlich.

Als Irina endlich mit ihrem Manne allein geblieben war, wollte sie sich in ihr Schlafgemach begeben. Er hielt sie zurück.

»*Je vous ai beaucoup admiré ce soir, madame,*« sagte er, sich ein Papyros anzündend und sich an's Kamin lehnend, »*vous vous êtes parfaitement moquée de nous tous.*«

»*Pas plus cette fois que les autres,*« antwortete sie gleichgültig.

»Wie soll ich das verstehen?«

»Wie Sie wollen.«

»Hm, *c'est clair.*« Vorsichtig und leise, katzenartig strich er mit dem langen Nagel seines Zeigefingers die Asche seines Papyros ab. »Doch, *à propos*, Ihr neuer Bekannter da — wie heißt er doch noch — richtig, der Herr Litwinow — genießt wahrscheinlich den Ruf eines sehr klugen Mannes.«

Bei Litwinows Namen wendete sich Irina rasch um.

»Was wollen Sie damit sagen?«

Der General lächelte.

»Weil er immer schweigt — er fürchtet wahrscheinlich, sich zu compromittiren.«

Irina lächelte ebenfalls, aber nicht in dem Sinne ihres Mannes.

»Besser schweigen, als so sprechen — wie Mancher spricht.«

»*Attrapé,*« antwortete Ratmirow mit verstellter Demuth. »Uebrigens, Scherz bei Seite, er hat ein recht interessantes Gesicht. Einen gewissen festen Ausdruck — und den Anstand — ich glaube, er muß Republikaner sein, in der Art Ihres andern Freundes, des Herrn Potugin; das ist auch so ein Gelehrter, nur gehört er zu der Zahl der Schweigsamen.«

Irinens Augenbrauen hoben sich plötzlich über den weit sich öffnenden hellen Augen, ihre Lippen zogen sich fest zusammen.

»Zu welchem Zweck sagen Sie das, Valerian Wladimiritsch?« fragte sie halb mitleidig. »Wozu unnütz Pulver verschießen? — Wir sind ja nicht in Rußland, und Niemand hört Sie.«

Ratmirow zuckte zusammen.

»Das ist nicht meine Meinung allein, Irina Pawlowna, fuhr er mit einem gewissen schnarrenden Tone fort, »auch Andere finden, daß dieser Herr ganz aussieht, wie ein Carbonari.«

»In der That! Und wer sind diese Anderen?«

»Nun Boris zum Beispiel.«

»Wie, der hat auch eine Meinung?«

Irina zuckte die Achseln verächtlich.

»Ja der — eben der. Ihnen scheint es übrigens unangenehm zu sein, daß ich Ihnen gesagt habe, was man von ihm denkt. Da ist also wohl kein Zweifel, daß er Sie sehr interessirt . . .«

Irina hob die Hand in die Höhe, in welcher sie den Leuchter hielt, — die Flamme kam in gleiche Höhe mit dem Gesicht des Generals — aufmerksam, fast neugierig blickte sie ihm in die Augen und brach dann plötzlich in ein lautes Lachen aus.

»Was kommt Ihnen an?« fragte Ratmirow, verdrießlich die Stirne runzelnd.

Irina fuhr zu lachen fort.

»Was haben Sie denn?« fuhr er fort, mit dem Fuße stampfend.

Er fühlte sich beleidigt, auf‘s heftigste beleidigt, während zugleich die Schönheit dieses Weibes, welches so leicht und dreist vor ihm stand, ihn unwillkürlich fesselte . . . sie quälte ihn muthwillig. Er sah alle ihre Reize, selbst den rosigen Glanz der zierlichen Nägel an den zarten Fingern, welche den schweren Bronceleuchter umfaßten — sah Alles — und die Beleidigung drang ihm noch tiefer in’s Herz.

Irina lachte noch immer.

»Wie? — Sie — Sie sind eifersüchtig?« sagte sie endlich; und ihrem Mann den Rücken kehrend, verließ sie das Zimmer.

Finster blickte Ratmirow ihr nach, — wieder bemerkte er ihre schlanke Gestalt, die Grazie ihrer Bewegungen — — mit einem heftigen Stoß seine Cigarette auf dem Marmor des Kamins

zerstampfend, warf er sie weit von sich. Seine Wangen erbleichten plötzlich, ein krampfhaftes Zucken durchfuhr seinen Körper, und seine Augen erglänzten wild. Sein ganzer Charakter schien verändert, — einen ähnlichen Ausdruck mochte er wohl angenommen haben, als er in Weißrußland die aufrührerischen Bauern peitschen ließ. — —

Als Litwinow in sein Zimmer gekommen war, setzte er sich, den Kopf auf beide Hände gestützt, und blieb lange unbeweglich und in Gedanken versunken. Endlich erhob er sich, öffnete ein Kästchen, nahm ein Portefeuille heraus und aus demselben ein photographisches Bild — das Bild Tatianens.

Traurig blickte ihn diese, vor längerer Zeit in der Provinz gemachte, schlecht gelungene Photographie an.

Tatiana war der Typus eines echt großrussischen jungen Mädchens; brünett, ziemlich voll von Gesicht, mit einem Ausdruck unendlicher Güte und Bescheidenheit, klaren, klugen, braunen Augen und zarter, weißer Stirn, auf welcher beständig die Sonne zu scheinen schien.

Lange betrachtete Litwinow das Kärtchen, dann schob er es leise von sich und ergriff wieder seinen Kopf mit beiden Händen.

»Alles ist zu Ende!« flüsterte er traurig, »Irina! Irina!«

Nur jetzt, in diesem Augenblick nur war es ihm klar geworden, daß er sie unwiderruflich, wahnsinnig liebe, sie liebe vorn ersten Zusammentreffen auf dem alten Schlosse an, ja daß er nie aufgehört habe, sie zu lieben.

Und doch, wie würde er sich gesträubt haben, es zu glauben, wenn Jemand ihm dieses noch vor wenig Stunden gesagt hätte.

»Aber Tatiana, mein Gott, Tatiana!« wiederholte er, und der Kopf schwindelte ihm, während Irina’s Bild im schwarzen Kreppkleide, Triumph in ihrem marmorweißen Gesichte, ohne Unterlaß vor seiner Seele schwebte.

Fünfzehntes Capitel.

Litwinow schlief weder die ganze Nacht, noch kleidete er sich aus. Sehr schwer war ihm um's Herz. Von Grund aus rechtschaffen und bieder, begriff er die Heiligkeit seines Versprechens seiner Braut gegenüber und klagte sich unbarmherzig des Treubruchs an.

»Tatiana ist meine Braut, sie hat meiner Liebe, meiner Ehrenhaftigkeit vertraut, das Band zwischen uns ist unzertrennlich; ich habe nicht das Recht, mein ihr gegebenes Wort zu brechen!«

Gegen Morgen war endlich sein Entschluß gereift: er wollte denselben Tag noch Tatiana entgegenreisen und Irina zum letzten Male sehen, ihr, wenn es nicht anders gehe, die ganze Wahrheit sagen — und auf immer von ihr scheiden.

Er brachte seine Sachen in Ordnung und machte sich an's Einpacken, wartete bis zwölf Uhr und begab sich dann zu ihr. Als er aber ihre halb verhängten Fenster erblickte, sank ihm der Muth, die Schwelle des Hotels zu überschreiten. Er ging einige Male in der Lichtenthaler Allee auf und ab.

»Dem Herrn Litwinow meinen verbindlichsten Gruß!« vernahm er plötzlich eine spöttische Stimme von einem rasch dahinfliegenden »*dog-card*« herab.

Litwinow blickte auf und bemerkte den General Ratmirow, welcher neben dem Fürsten M., dem bekannten Sportsman und Verehrer englischer Equipagen, saß. Der Fürst leitete die Zügel, der General aber bog sich seitwärts herab, grinste freundlich und grüßte Litwinow, indem er den Hut hoch über den Kopf erhob.

Dieser dankte leichthin und eilte jetzt, einem geheimen Winke folgend, spornstreichs zu Irina.

Sie war zu Hause. Er ließ sich melden und wurde sogleich vorgelassen.

Als er eintrat, stand sie mitten im Zimmer. Sie war in ein Morgenpeignoir mit weiten offenen Aermeln gekleidet; ihr bleiches Gesicht drückte Müdigkeit aus, das schmachtende Lächeln, mit welchem sie ihn begrüßte, ließ diese noch mehr hervortreten.

Sie reichte ihm die Hand und blickte ihn freundlich, aber zerstreut an.

»Ich danke, daß Sie gekommen sind,« fing sie mit leidender Stimme an und ließ sich aus einen Sessel nieder. »Ich befinde mich heute nicht ganz wohl, ich habe die Nacht schlecht geschlafen. — Nun, was sagen Sie zum gestrigen Abend? Habe ich nicht Recht gehabt?«

Litwinow setzte sich.

»Ich bin zu Ihnen gekommen, Irina Pawlowna,« . . . hub er stotternd an.

Bei seinen Worten richtete sie sich plötzlich auf und wendete sich um, ihre Blicke gespannt auf ihn heftend, als ob sie etwas Unerwartetem ängstlich entgegensehe.

»Was fehlt Ihnen?« fragte sie. »Was bedeutet Ihre Blässe, sind Sie krank? Was haben Sie?«

Litwinow wurde verlegen.

»Mir ist . . .«

»Sie haben eine schlimme Nachricht erhalten? Irgend ein Unglück ist geschehen? Reden Sie . . .«

Litwinow blickte Irina an.

»Schlimme Nachrichten habe ich nicht erhalten,« brachte er mühsam hervor, »ein Unglück ist aber wirklich geschehen; ein großes Unglück — und das bringt mich eben zu Ihnen.«

»Ein Unglück? Und welches?«

»Nun, weiter nichts, als . . .«

Litwinow wollte fortfahren — und war nicht im Stande dazu.

Irina hatte sich, wie etwas Furchtbares erwartend, vorgebeugt.

»Weder nichts, als daß ich . . . Sie liebe!« sagte er endlich tief aufseufzend; dann wandte er sich ab, als ob er sich schäme.

»Wie, Gregor Michailitschs Sie . . .« Auch Irina konnte nicht weiter reden; in den Lehnsessel zurücksinkend, verhüllte sie die Augen mit beiden Händen. »Wie — Sie — Sie lieben mich?«

»Ja — ja — ja,« wiederholte er, ihr fast den Rücken zuwendend.

Tiefe Stille herrschte im Zimmer, nur ein Schmetterling, der sich hereinverirrt hatte, flatterte und beschädigte seine zarten Flügel zwischen den Vorhängen am Fenster.

Litwinow unterbrach zuerst dieses Schweigen.

»Das, Irina Pawlowna, das ist das Unglück, welches mich niedergeschmettert hat, — welches ich hätte ahnen, vermeiden sollen

— wenn ich nicht, wie damals in Moskau, in einen Wasserfall hineingerathen wäre. Wieder, wie damals, läßt das Schicksal mich alle Qualen erdulden, die ich für immer überwunden zu haben glaubte. — Doch ich sehe, der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht! — Ich sage Ihnen das, um rascher diese Trägikkomödie zu endigen,« fügte er erbittert hinzu.

Wieder schwieg er, und wieder war nur das ängstliche Flattern des gefangenen Schmetterlings hinter den Vorhängen hörbar.

Irina saß noch immer da, das Gesicht hinter den Händen versteckt.

»Täuschen Sie sich nicht vielleicht?« flüsterte es hinter jenen weißen, blutleer scheinenden Händen.

»Nein, da ist keine Täuschung möglich,« erwiderte mit klangloser Stimme Litwinow. »Ich liebe Sie, wie ich Niemanden außer Ihnen je geliebt habe, noch lieben werde. Ich mache Ihnen auch keine Vorwürfe, das wäre lächerlich; noch wiederhole ich, daß es vielleicht anders gekommen wäre, wenn Sie anders gegen mich gewesen wären. — Ich allein bin schuld, mein allzu großes Selbstvertrauen hat mich in's Verderben gestürzt — doch Geschehenes ist nicht zu ändern! Ich wollte, Ihnen nur meine Lage mittheilen . . . ein Mißverständniß, wie Sie sich ausdrückten, wird nun nicht mehr zwischen uns sein, und meine Aufrichtigkeit meine Schuld, Ihnen gegenüber, mildern.«

Litwinow redete noch immer mit abgewendetem Gesicht; aber wenn er auch Irina angeblickt hätte, er hätte doch nicht entdecken können, was auf ihrem Gesicht vorging, welches sie noch immer hinter ihren Händen verbarg. Und doch, wenn er es hätte sehen können, so würde es ihn wahrscheinlich überrascht haben: Furcht und Seligkeit wechselten auf demselben mit Erschöpfung und Aufregung; ihre Augen leuchteten unter den sie bedeckenden Wimpern, während ihre Lippen, halbgeöffnet, zu dürften schienen.

Litwinow schwieg, eine Antwort erwartend — kein Laut aus ihrem Munde unterbrach ihn.

»Mir bleibt nur noch Eins zu thun übrig,« hub er wieder an, »nämlich zu scheiden. Ich bin gekommen, von Ihnen Abschied zu nehmen.«

Irina ließ die Hände langsam in den Schooß sinken.

»Wie ist mir, Gregor Michailitsch — jene — jene Person, von welcher Sie mir sagten, sollte ja hierherkommen? Sie erwarten sie,

meine ich, hier?«

»Ja, doch ich werde ihr schreiben — sie wird irgendwo unterwegs — in Heidelberg meinetwegen, bleiben.«

»Ah! in Heidelberg! — Ja — dort ist es schön. — — Das Alles muß ja aber Ihre Pläne zerstören. Sind Sie auch gewiß, Gregor Michailitsch, daß Sie sich nicht über sich selbst täuschen?«

Irina sprach langsam, fast kalt, in abgebrochenen Sätzen, indem sie zum Fenster hinausblickte.

Litwinow ließ ihre Frage unbeantwortet.

»Nun,« fuhr sie fort, »warum reden Sie von Ihrer Schuld gegen mich? Mich haben Sie nicht beleidigt . . . o nein! Wenn Jemand von uns schuldig ist, so bin ich's, nicht Sie — jedenfalls nicht Sie allein.«

»Ich habe nie an Ihrer Großmuth gezweifelt, eins nur möchte ich wissen: billigen Sie meinen Entschluß?«

»Welchen?«

»Abzureisen!«

»Ja.«

Irina fuhr fort zum Fenster hinauszublicken.

»Im ersten Augenblicke schien mir derselbe verfrüht, — jetzt aber, nachdem ich das, was Sie mir da sagten, überdacht habe — und wenn Sie wirklich nicht im Zweifel sind, — so glaube ich, daß Sie sich entfernen müssen. Es wird besser so sein — besser für uns Beide!«

Irinens Stimme wurde leiser und leiser und wehmüthiger.

»Der General Ratmirow könnte in der That bemerken . . .« warf Litwinow ein.

Irinens Augen senkten sich auf's Neue, ein sonderbares Lächeln spielte um ihre Lippen — und verschwand.

»Nein, Sie haben mich nicht verstanden,« unterbrach sie ihn. »An ihn denke ich nicht. Wozu auch? Was hätte er wohl zu bemerken? Nein ich wiederhole nur: die Trennung ist nothwendig für uns Beide!«

Litwinow hob seinen Hut auf, den er hatte fallen lassen. Alles ist aus, dachte er, es ist Zeit, daß ich gehe. — »So leben Sie also wohl, Irina Pawlowna,« fügte er laut hinzu, und ihm war, als ob er mit diesen Worten den Stab über sich selbst breche. »Eins lassen Sie mich noch hoffen, daß Sie mir nicht zürnen — und daß, wenn wir uns je einmal wiedersehen . . .« Irina unterbrach ihn.

»Warten Sie, Gregor Michailitsch — nehmen Sie nicht so Abschied von mir. Das wäre zu rasch . . .«

Eine Saite erbebte in seinem Herzen, traurig und süß; unendlich schwer ward ihm zu Muthe.

»Darf ich doch nicht bleiben!« rief er. »Und wozu? Wozu diese Qual verlängern?«

»Sagen Sie mir jetzt noch nicht Lebewohl,« wiederholte Irina. »Ich muß Sie noch einmal sehen. — Nicht wieder dieses plötzliche Scheiden wie damals in Moskau. — Versprechen Sie mir, mich noch einmal zu sehen, ehe Sie abreisen.«

»Sie wünschen es?«

»Ich verlange es! — — Sonderbar,« fuhr sie, wie zu sich selbst redend, fort, »ich kann mir gar nicht vorstellen, daß ich in Baden bin, — mir ist immer, als ob ich in Moskau wäre. — — Gehen Sie jetzt.«

Litwinow stand aus.

»Irina Pawlowna,« sagte er leise, »geben Sie mir Ihre Hand!«

Irina schüttelte den Kopf.

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich noch nicht von Ihnen Abschied nehme; nicht um Abschied zu nehmen, bitte ich um Ihre Hand.«

Irina war im Begriff, ihm die Hand zu reichen; als sie aber Litwinow zum ersten Male nach seinem Geständniß anblickte, zog sie dieselbe rasch zurück.

»Nein, nein!« flüsterte sie, »nicht jetzt; — gehen Sie — gehen Sie!«

Litwinow grüßte und eilte hinaus. Freilich konnte er nicht wissen, warum Irina ihm seine letzte Bitte versagte; er konnte nicht wissen, was sie fürchtete.

Als die Thür sich hinter ihm schloß, sank Irina wieder in ihren Sessel zurück, — wieder bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen.

Sechzehntes Capitel.

Litwinow kehrte nicht in sein Haus zurück; er eilte in die Berge und warf sich im Waldesdickicht, das Gesicht zur Erde, nieder. Lange lag er so. Er weinte nicht, noch brach er in Verzweiflung aus; schwer wie Blei nur lag es in seinen Gliedern, wüst und öde schien ihm Alles ringsum, sein ganzes künftiges Leben. Der Schlag war gefallen, sein Leben zerschnitten; — Eins nur stand fest in seiner Seele: der Entschluß, Baden zu verlassen. In Gedanken saß er schon im Waggon, hörte das Pfeifen und Schnauben der Locomotive, die ihn in jene traurige trostlose Ferne führen sollte, aus der keine Wiederkehr . . . Da hörte er herannahende Schritte; er erhob sich.

Zwei Köhler, schwere Säcke auf den Schultern, gingen ihrem mühevollen Tagewerte nach.

»Es ist Zeit,« flüsterte er, stieg den steilen Weg zur Eisenbahn hinab und fertigte ein Telegramm an Tatianens Tante ab, in welchem er den beiden Damen Schrieders Hotel in Heidelberg als den Ort bezeichnete, wo er sie erwarten würde und wohin er sogleich abzureisen gedenke.

Darauf trat er in den Spielsaal, blickte mit stumpfem Gleichmuth auf einige Spieler, bemerkte von Weitem seinen widerlichen Schuldner, der ihm unartig den Rücken zukehrte, obgleich er ihn doch bemerkt hatte, ging noch einige Male in der Colonnade auf und ab, und begab sich dann langsam zu Irina.

Er trat in's Hotel, ohne vom Portier bemerkt zu werden, ging die Treppe hinauf, öffnete mechanisch, ohne anzuklopfen, die Thür und trat in's Zimmer.

In demselben Zimmer, aus demselben Sessel, in derselben Kleidung und ganz in derselben Stellung, wie vor drei Stunden, saß Irina . . . Sie hatte sich während der ganzen Zeit nicht vom Platze bewegt.

Langsam erhob sie das Haupt und erbebte, als sie Litwinow vor sich sah. Krampfhaft ergriff sie die Lehne des Sessels.

»Wie Sie mich erschreckt haben!« sagte sie leise.

Litwinow blickte sie stumm und erstaunt an. Der eigenthümliche Ausdruck ihrer, wie mit einem Schleier bedeckten, schmachtenden Augen fiel ihm auf.

Irina lächelte gezwungen und brachte ihr entfesseltes Haar in Ordnung.

»Es wird vergehen.« sagte sie, »es scheint . . . ich habe geschlafen.«

»Verzeihen Sie, wenn ich unangemeldet eintrat, — ich wollte nur Ihren Wunsch erfüllen — da ich heute reise.«

»Heute? Sie sagten mir doch, Sie wollten erst schreiben?«

»Ich habe ein Telegramm abgefertigt.«

»Ah, Sie hielten Eile für nothwendig. — Und reisen Sie? Um welche Zeit?«

»Um sieben Uhr.«

»Ah! um Sieben! Und Sie sind gekommen, um Abschied zu nehmen?«

»Ja, Irina Parole-much um Abschied zu nehmen.«

Irina schwieg.

»Ich bin Ihnen großen Dank schuldig, Gregor Michailitsch, denn wahrscheinlich ist es Ihnen nicht leicht geworden, hierher zu kommen.«

»Wahrlich, Irina Pawlowna, durchaus nicht leicht.«

»Das Leben ist überhaupt nicht leicht, meinen Sie nicht auch?«

»Dem Einen leicht, dem Andern schwer, Irina Pawlowna.«

Irina schwieg, als ob sie über etwas nachdenke.

»Sie haben mir Ihre Freundschaft bewiesen, indem Sie noch einmal zu mir gekommen sind,« hub sie endlich an. »Ich danke Ihnen dafür, wie ich Ihren Entschluß, abzureisen, überhaupt billige — weil jede Zögerung — weil — weil ich selbst — ja dieselbe, der Sie Koketterie vorwarfen, — die Sie, ich glaube, sogar Schauspielerin nannten . . .«

Irina stand rasch auf, setzte sich auf einen andern Lehnstuhl, neigte ihren Kopf bis aus den Tisch hinab und verbarg ihn in ihren Händen.

». . . Weil ich Sie selbst liebe!« flüsterte sie.

Litwinow schwankte und hielt sich krampfhaft an der Lehne des Stuhles.

»Ja, ich liebe, liebe Sie — und Sie wissen es!«

»Ich? ich — weiß es?« stotterte er endlich. »Ich?«

»Nun, jetzt sehen Sie doch, daß Sie durchaus abreisen müssen! — daß Sie keinen Augenblick zögern dürfen! — Das ist gefährlich,

gefährlich! — Leben Sie wohl!« sagte sie rasch aufstehend. »Leben Sie wohl!«

Sie that einige Schritte zur Nebenthür, die in ihr Cabinet führte, und eine Bewegung mit der Hand machend, als ob sie noch einmal zum Abschiede grüßen wolle, wankte sie hinaus, wiederholt rufend:

»Leben Sie wohl, vergessen Sie mich nicht.«

Litwinow blieb wie eingewurzelt stehen, immer noch nicht im Stande sich zu fassen.

Mit einem Male stürzte er auf die Thür des Cabinets zu, rief ein, zwei, dreimal ihren Namen, — aber er erhielt keine Antwort. Schon wollte er die Hand auf den Griff der Thür legen, als er auf der Treppe zum Gastzimmer die gellende Stimme des Generals hörte.

Den Hut tief über die Augen herabziehend, eilte er die Treppe hinab.

Der elegante General stand vor dem Zimmer des Portiers, dem er in gebrochenem Deutsch sagte, daß man ihm eine Equipage auf den ganzen folgenden Tag bestellen möge.

Als er Litwinow erkannte, hob er seinen Hut, grüßend, unnatürlich hoch empor, seinen »verbindlichsten Gruß« dem Herrn Litwinow an den Kopf werfend; augenscheinlich machte er sich über ihn lustig.

Litwinow antwortete kaum; auf dergleichen zu achten war ihm jetzt unmöglich.

Zu Hause angekommen, blieb er vor seinem bereits gepackten Koffer stehen.

Der Kopf schwirrte ihm, wie ein Donnerschlag hatte ihn ihr Geständniß getroffen — obgleich er es erwartet hatte. Er wußte es, wagte aber nicht, es sich zu gestehen. Dann fiel ihm Moskau ein, wie es auch damals, gleichsam wie im Sturmwinde, ihn überrascht habe.

Er athmete hoch auf, Entzücken, aber kein reines, ungetrübtes Entzücken erfüllte und drückte ihm die Brust.« — Was aber sollte jetzt aus ihm werden?

Die ausgesprochenen Worte konnten, nein, sie durften ihn in seinem Entschluß nicht wankend machen. Wie vordem, schwankte er auch jetzt nicht.

Litwinow klingelte dem Kellner, ließ sich seine Rechnung geben, bestellte seinen Platz im Omnibus: er brannte gewissermaßen seine Schiffe hinter sich ab, »und ging es auch in den Tod!« Diese Phrase

war ihm bereits mehrere Male in den Sinn und auf die Lippen gekommen, er gefiel sich in ihr.

Sein Ziel lag jetzt bestimmt vor ihm: sich zu seiner Braut zu begeben, oder eigentlich nicht zu ihr (er suchte nicht an sie zu denken), sondern nur für‘s erste nach Heidelberg. Was dann weiter aus ihm werden würde, daran dachte er nicht. Eins nur war zweifellos: seine Abreise, zurück niemals! »Und ging’s auch in den Tod!« wiederholte er zum zehnten Male.

Ein Viertel aus Sieben. Wie langsam die Zeit verging. Er ging wieder im Zimmer auf und ab.

Die Sonne ging unter, der Himmel erglänzte rosenroth und violett über den grünen Bäumen, ein röthlicher Schimmer drang durch das kleine Fenster seines Zimmers, beleuchtete es auf einen kurzen Augenblick, und Dämmerung verbreitete sich nach und nach in demselben.

Plötzlich schien es Litwinow, als ob die Thür seines Zimmers sich öffne und wieder schließe. Rasch wendete er sich um: hart an der Thür stand verschleiert, in eine schwarze Mantille eingehüllt, eine Frauengestalt . . .

»Irina!« rief er und breitete die Arme aus . . .

Zwei Stunden später saß Litwinow auf seinem Divan. Der Koffer stand leer und offen in einem Winkel; auf den unordentlich umherliegenden Sachen lag ein Brief von Tatiana, den er soeben erhalten hatte.

Sie schrieb ihm, daß sie sich entschlossen hätten, ihre Abreise von Dresden zu beschleunigen, da ihrer Tante Gesundheit sich bedeutend gebessert habe, und daß, wenn sonst kein Hinderniß einträte, sie am folgenden Tage in Baden sein würden, wo sie ihn um zwölf Uhr am Bahnhofe zu sehen erwarteten.

Eine Wohnung hatte Litwinow bereits früher für sie, in demselben Hotel, wo auch er wohnte, gemiethet.

Denselben Abend noch schickte er ein Billet an Irina und erhielt am folgenden Morgen die Antwort:

»Einen Tag früher, einen Tag später, das bleibt sich gleich. War die Sache an und für sich doch unvermeidlich. Ich wiederhole nur, was ich Dir bereits gestern gesagt habe: mein Leben gehört Dir, verfüge über dasselbe, wie Du willst. Ich will Deiner Freiheit nicht im Wege

stehen, wisse aber, daß, wenn es nöthig ist, ich Alles verlasse und von mir werfe, und Dir bis an's Ende der Welt folge. Nicht wahr, wir sehen — uns doch morgen?

Deine Irina.«

Die letzten beiden Worte waren mit großer Schrift und besonders festen, entschiedenen Zügen geschrieben- .

Siebzehntes Capitel.

Ueber der Zahl der am 18. August um zwölf Uhr auf dem Perron der Badenschen Eisenbahn Wartenden befand sich auch Litwinow.

Kurz vorher erst war er Irinen begegnet; sie saß neben ihrem Manne in einem offenen Wagen. Sie hatte Litwinow wohl bemerkt, doch versteckte sie sich verlegen hinter ihren geöffneten Sonnenschim.

Eine merkwürdige Veränderung war auch mit ihm seit gestern vorgegangen; er fühlte selbst, daß er ein ganz anderer, nicht besserer Mensch geworden war. Seine Sicherheit, sein Selbstvertrauen waren dahin. Die Scham über sich selbst war verschwunden, er fürchtete und schien zu gleicher Zeit keck und verlegen — der junge Dieb hat ein ähnliches Gefühl nach dem ersten Diebstahl, der Besiegte ebenfalls — und Litwinow war besiegt.

Der Zug verspätete sich einige Augenblicke, ihm wurde die Qual unerträglich, er hatte keine Ruhe.

»Wenn er doch nur erst morgen käme!« dachte er. — Der erste Blick Tatiana's in sein Auge — »wenn nur der erst vorüber wäre!« — Was später kommen würde, daran dachte er vor der Hand nicht.

Da tönte ein gellender, gedehnter Pfiff durch die Luft, schwer rasselte die dampfende Maschine heran, die wartende Menge eilte dem kommenden Zuge entgegen.

Gesichter, Damenhüte fingen an sich in den Waggons zu zeigen, aus einem Fenster machte man ein Zeichen mit einem weißen Tuche, Kapitolina Markowna Schestow war es, sie hatte Litwinow sogleich gesehen und erkannt.

Der Zug hielt an.

Litwinow eilte zur Thür und öffnete sie: Tatiana, frisch wie ein heiterer Frühlingsmorgen, stand neben ihrer Tante und reichte ihm lächelnd die Hand.

Er war ihnen behilflich beim Aussteigen, stammelte einige begrüßende Worte, machte sich rasch mit ihren Reise-Effekten zu thun und rief einen Kutscher herbei; andere Reisende waren gleich ihm mit der Empfangnahme ihrer Sachen beschäftigt. Der Lärm um

ihn her that ihm wohl, da er ihm half, seine Verlegenheit zu verbergen.

Tatiana trat ruhig auf die Seite; ihre Tante aber suchte geschäftig nach diesem und jenem, ihr schien es wunderbar, endlich doch in Baden-Baden zu sein; dann nahm sie laut von einer andern Dame Abschied, mit welcher sie unterwegs Bekanntschaft gemacht hatte.

Tatiana‘s Tante war in eine ziemlich sonderbare bunte Mantille gehüllt; Ihr runder Reisehut hatte des Aussehen eines Pilzes, unter Welchem die rund bis zum Halse abgeschnittenen grauen Haare in Strähnen herabhingen. Klein und mager, war ihr Gesicht von der Reise hochgeröthet, und sie erregte Aussehen durch ihre laute, näselnde Stimme.

Endlich setzte Litwinow seine Damen in den Wagen. Man fuhr ab.

Jetzt ging ein Fragen, Händedrücken, Lächeln, Begrüßen an, bei dem die Tante die Hauptrolle spielte, und Litwinow athmete hoch auf, als der erste schwierige Moment so glücklich überstanden war.

Tatiana schien an ihm nichts Auffallendes zu finden, sie blickte ihn gleich vertrauensvoll an, erröthete eben so unschuldig und naiv, und lachte ganz so gutmüthig wie sonst. Der ungetrübte Ausdruck ihres lieblichen Gesichts war ihm ein bitterer Vorwurf; er ließ den Kopf sinken, die Tante aber ließ ihm nicht lange Zeit, seinen schwermüthigen Gedanken nachzuhängen, sie überhäufte ihn ohne Ende mit Fragen.

»Was ist das da für ein Gebäude mit den Säulen? Wo ist hier der Speisesaal? — Wer ist das, der da kommt? Tatiana, sieh’ mal, wie breit hier die Crinolinen getragen werden. Hier sind gewiß viele Französinnen aus Paris? Mein Gott, ist das ein Hut! Hier kann man wohl Alles eben so gut wie in Paris haben? Aber theuer, glaube ich, mag’s hier wohl sein. — Was für eine kluge Frau meine Reisegefährtin war, sie sagte mir, daß sie auch Sie hier in einer Gesellschaft bei einem unserer großen Gelehrten gesehen hat. — Na, und wie die die Aristokraten heruntermachte! — Wer ist der alte Herr da mit dem grauen Schnurrbart? Der preußische König? Tatiana, sieh mal, der preußische König! — Wer? Der holländische Gesandte? — Ach man hört nichts, die Räder rasseln so auf dem Pflaster. — Ach, was für herrliche Bäume in der Allee! — Sieh’ einmal, Tatiana!«

»Herrlich, Tante, herrlich,« bekräftigte Tatiana, »und wie schön grün und lustig hier Alles ist. Nicht wahr, Gregor Michailitsch?«

»Ja wohl, lustig,« antwortete er verlegen.

Der Wagen hielt endlich vor dem Gasthofe.

Litwinow begleitete die beiden Damen in ihre Zimmer, und versprach nach einer Stunde wieder nachzufragen.

In seinem Zimmer angekommen, überwältigte ihn wieder der auf kurze Zeit vergessene Zauber. Hier in diesem bescheidenen Gemache erzählte Alles von Irina, die Luft selbst schien die geheimen Spuren ihrer Gegenwart bewahrt zu haben.

Gierig zog er ein von ihr zurückgelassenes Taschentuch, welches er auf der Brust trug, hervor und führte es an seine lechzenden Lippen.

Eine Stunde war noch nicht verflossen, als die Damen ihn schon rufen ließen.

Er fand sie bereits umgekleidet und in Hüten. Sie baten ihn, sie gleich etwas in Baden herumzuführen, um die Stadt zu besehen, da das Wetter so schön sei. Die Tante besonders brannte vor Begierde; sie war unzufrieden, als Litwinow ihr sagte, daß die Stunde, wo die fashionable Welt sich vor dem Conversationshause zu versammeln pflege, noch nicht gekommen sei.

Litwinow führte sie am Arm, während Tatiana neben dieser ging. Beim Anblick des Roulette-Spiels und der stattlich aussehenden Croupiers, die sie, wenn sie sie an einem andern Orte getroffen hätte, für Minister oder Diplomaten gehalten haben würde, verstummte sie vor Erstaunen, besonders wenn sie sah, mit welcher Grazie und Gewandtheit die raschen Schaufelchen Haufen Gold und Silber zusammenraffte, oder wie höflich dem Glücklichen sein Gewinn eiligst ausgezahlt wurde und das »rien ne va plus« dem unerquicklichen Durcheinander der Spieler auf kurze Zeit ein Ende machte. Ganz verdutzt aber machten sie die eleganten Camellia-Damen aller Länder. Das Rollen der elfenbeinernen Kügelchen in der Vertiefung der Roulette drang ihr bis in's Mark der Knochen — und erst, nachdem sie wieder in die frische Luft getreten war, stieß sie einen tiefen Seufzer der Entrüstung aus und nannte das Spiel eine unmoralische aristokratische Erfindung.

Auf Litwinow? Lippen schwebte ein unheimliches Lächeln, er wurde einsilbig und schweigsam, — wenn er mit Tatiana zu reden

genöthigt war, erröthete er sogar und wurde verlegen. —

Mit wachsender Aufmerksamkeit betrachtete ihn diese, als ob sie sich selbst frage, was ihm an ihr vielleicht mißfalle. Auch sie schien zu fühlen, daß etwas zwischen ihnen sei, was nicht sein sollte.

Litwinow führte nun die Damen nach der Lichtenthaler Allee. Kaum hatten sie dieselbe betreten, als er Irina von Weitem erblickte. Sie kam ihm entgegen, begleitet von ihrem Manne und Potugin.

Litwinow wurde bleich wie Wachs, indessen verminderte oder beschleunigte er seinen Gang nicht und wechselte nur einen stummen Gruß mit ihr. Sie antwortete ihm sehr freundlich, während sie einen raschen kalten Blick auf Tatiana warf. Ratmirow hob wieder seinen Hut hoch in die Luft. Potugin brummte etwas Unverständliches vor sich hin.

»Wer ist diese Dame?« rief plötzlich Tatiana, welche bis zu diesem Augenblicke kaum ein paar Worte gesprochen hatte.

»Die Dame,« wiederholte Litwinow, »diese Dame ist eine gewisse Madame Ratmirow.«

»Ist sie eine Russin?«

»Ja.«

»Haben Sie hier ihre Bekanntschaft gemacht?«

»Nein, ich kenne sie schon lange.«

»Wie schön sie ist!«

»Hast Du ihre Toilette gesehen?« mischte sich die Tante in's Gespräch. »Mit dem, was nur ihre Spitzen kosten, könnte man zehn Familien das ganze Jahr hindurch ernähren. War das ihr Mann, der neben ihr ging?« wandte sie sich fragend an Litwinow.

»Ja, ihr Mann.«

»Der muß gewiß sehr reich sein?«

»Ich weiß es nicht, glaube aber kaum.«

»Welchen Rang bekleidet er?«

»Er ist General.«

»Was sie für Augen hat!« sagte Tatiana; und welch ein sonderbarer Ausdruck in ihnen, melancholisch und bis tief in's Innerste dringend — nie in meinem Leben habe ich solche Augen gesehen.«

Litwinow antwortete nichts, ihm schien es, als ob auf seinem Gesichte wieder Tatianens fragender Blick ruhe. Aufmerksam

betrachtete er den Sand zu seinen Füßen.

In diesem Augenblicke näherten sich hastige Schritte, und Potugin trat zu ihnen.

»Guten Tag, Gregor Michailitsch,« rief er lachend und mit dem Kopfe nickend.

Litwinow ergriff rasch seine Hand.

»Guten Tag, guten Tag, lieber Herr Potugin; erlauben Sie mir, Sie meinen guten Bekannten und Verwandten, die soeben erst in Baden angekommen sind, vorzustellen. Unser Landsmann, Herr Potugin, auch ein Badener Gast.«

Potugin verbeugte sich tief vor den Damen, diese antworteten höflich.

Potugin grüßte noch einmal und unterhielt sich eine Zeit lang mit der Tante, die recht froh war, Jemanden zu finden, der in alle ihre Ideen über die Sittenverderbniß, besonders unter der Aristokratie, einging, während Tatiana ihre großen, klaren Augen auf Potugin richtete und nicht begriff, warum Litwinow ihr gleich am ersten Tage ihrer Ankunft einen fremden Menschen vorstellte, der übrigens ein kluges, gutmüthiges Gesicht hatte und zuvorkommend und freundlich gegen sie war.

»Sie müssen das alte Schloß besuchen,« sagte ihr Potugin, »vor Allem aber rathe ich Ihnen, nicht zu versäumen, nach dem Ebersteinschloß zu fahren.«

»Die Sächsische Schweiz,« wollte die Tante ihn hier unterbrechen, als mit einem Male das militärische Orchester aus Rastadt sein wöchentliches Concert im Papillon anfing. Alle standen aus und gingen hin.

»Sie erlauben mir, Sie zu begleiten?« fragte Potugin, zu Litwinow's nicht geringem Erstaunen, dem es nicht in den Kopf kam, daß ihn vielleicht Irina abgesendet haben könnte.

Litwinow ging unterdessen neben Tatiana, deren Arm er genommen hatte und leise drückte, ohne daß sie solches erwidert hätte. Dieser Druck war eine Lüge, und Tatiana schien es zu errathen.

Vor dem Conversationshause setzte man sich, und Potugin wendete sich nun zu Tatiana, mit der er ein Gespräch anfing. Seine weiche Stimme, der wohlwollende, gutherzige Ausdruck seines Gesichts erleichterten ihr die Unterhaltung mit diesem fremdem unbekannten

Menschen, während sie oft ängstlich auf Litwinow blickte, der, wieder jenes unheimliche Lächeln auf den Lippen, schweigsam dasaß.

Die Zeit des Mittagsessens nahte so heran.

Potugin nahm von der Gesellschaft Abschied, ebenso die Tante von ihrer Reisegefährtin, die sie ebenfalls bei der Musik getroffen hatte.

Beim Hineingehen in den Gasthof wurde Litwinow ein Billet übergeben. Er trat etwas auf die Seite und riß hastig das Couvert auf. Auf einem kleinen Blättchen feinen Papieres las er folgende mit Bleistift geschriebenen Worte:

»Kommen Sie heute Abend um sieben Uhr auf einen Augenblick zu mir. Es fleht inständig darum

Irina.«

Litwinow steckte das Billet in die Tasche und wendete sich lächelnd um. Warum? Tatiana hatte ihm den Rücken zugewendet, sie konnte nichts gesehen haben.

Das Mittagsessen an der table d'hôte verging ziemlich lebhaft. Litwinow saß zwischen den Damen, war überaus gesprächig, erzählte sogar Anecdoten und schenkte sich und ihnen Wein ein.

Nach Tische begleitete er sie auf ihr Zimmer, entschuldigte sich, daß er sich eines Geschäfts wegen einen Augenblick entfernen müsse, aber bald zurückkehren werde, und eilte hinaus.

Tatiana sagte kein Wort, erbleichte nur heftig und schlug die Augen nieder.

Die Tante hatte die Gewohnheit, nach Tische zu schlafen; daß Litwinow dieses wußte, war ihr bekannt, und sie hatte gehofft, er werde diese Stunde benutzen, um sich mit ihr auszusprechen, da sie seit ihrer Ankunft noch keine Gelegenheit gehabt hatten, sich allein mit einander zu unterhalten. — Und nun ging er weg! — Was sollte sie davon denken? was überhaupt von seinem Benehmen denken? —

Achtzehntes Capitel.

Litwinow eilte rasch die Treppe des Hotel de l'Europe hinauf. Ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren, mit einem schlauen Kalmuckengesicht, die augenscheinlich auf ihn gewartet hatte, hielt ihn an, indem sie ihm russisch zurief:

»Kommen Sie gefälligst hier herein, Irina Pawlowna wird sogleich hier sein.«

Er blickte sie verwundert an.

»Kommen Sie nur, kommen Sie nur rasch,« wiederholte sie, schlau ihm zulächelnd und führte ihn in ein kleines Gemach, Irinens Schlafzimmer gegenüber, voll von Reisekoffern und anderen Effecten; sie selbst verschwand dann, vorsichtig die Thür zumachend.

Litwinow hatte kaum Zeit sich umzusehen, als dieselbe Thür sich öffnete und Irina, im rosafarbenen Ballkleide, Geschmeide im Haar und am Halse, hereinstürzte, auf ihn zueilte, ihn bei den Händen ergriff und einige Augenblicke lang sprachlos anblickte; ihre Augen glänzten und ihre Brust wogte hochauf, gerade als ob sie einen Berg hinaufgelaufen wäre.

»Ich konnte Sie nicht dort bei mir aufnehmen,« sagte sie hastig und leise flüsternd, »wir fahren sogleich zu einem Galadiner, aber ich mußte Sie jedenfalls heute noch einmal sehen. — — Nicht wahr, das war Ihre Braut, mit welcher Sie vorhin in der Allee spazieren gingen?«

»Das war meine Braut,« antwortete Litwinow, das Wort »war« betonend.

»Nun eben deshalb mußte ich Sie durchaus sehen, um Ihnen zu sagen, daß Sie vollkommen frei sind, daß Alles, was gestern zwischen uns vorgegangen, Sie nicht binden, in nichts Ihre Entscheidung ändern darf . . .«

»Irina!« rief Litwinow laut und leidenschaftlich »was sagst Du?!«

Unwillkürlich und ängstlich blickte Irina nach der Thür.

»Ach theuerster Freund,« fuhr sie flüsternd, aber ebenfalls durch seine Leidenschaftlichkeit hingerissen fort, »Du weißt nicht, wie ich Dich liebe, aber erst seit gestern ist meine alte Schuld bezahlt, mein Vergehen gesühnt . . . Meine erste Jugend konnte ich Dir leider nicht

zurückgeben; doch darf nun keine Verpflichtung Dich fesseln, keine Last darf ich Dir auferlegen. Thue, wie Du willst, Du bist frei wie die Luft, durch nichts gebunden, — das wisse!«

»Kann ich denn aber ohne Dich leben, Irina?« unterbrach sie flüsternd Litwinow; »seit gestern bin ich auf ewig und unzertrennlich der Deinige. Nur zu Deinen Füßen kann ich athmen . . .«

Er fiel ungestüm zu ihren Füßen.

Irina blickte entzückt auf ihn herab.

»Nun, so wisse denn,« flüsterte sie, »daß auch ich zu jedem Opfer bereit bin. Es geschehe, wie Du entscheidest. — Auf ewig bin auch ich die Deine — die Deine.«

Vorsichtig wurde jetzt an die Thür geklopft.

Irina beugte sich über ihn herab, flüsterte noch einmal: »Die Deine — leb' wohl!« und er fühlte auf seinem Haar ihren Athem, ihr Mund berührte seine Stirn.

Als er sich wieder aufrichtete, hatte sie das Zimmer verlassen, man hörte nur das Rauschen ihres Kleides im Corridor und von Weitem die Stimme Ratmirows: *»Eh bien! Vous ne vebez pas?*«

Litwinow setzte sich auf einen hohen Koffer und bedeckte sein Gesicht. Der feine, süße Wohlgeruch, der ihn noch umwehte, ihre Hand, die eben noch in der seinigen ruhte, ihre Hingebung hatten ihn berauscht. »Zu viel!« dachte er.

Das Mädchen mit dem schlauen Gesicht trat wieder ein, lächelte auf seinen unruhig fragenden Blick und sagte dann:

»Jetzt machen Sie aber rasch . . .«

Er stand auf und verließ den Gasthof.

Nach Hause zurückkehren, daran war jetzt nicht zu denken, dazu schlug ihm das Herz zu heftig..

Litwinow begab sich wieder in die Lichtenthaler Allee. Er begriff, daß der schwere Augenblick gekommen, wo er sich Tatiana entdecken müsse — sein gerader Charakter verwarf jeden Gedanken an Verheimlichung. Wie er aber der treuen, vertrauenden Seele, seiner Braut, entgegentreten solle, das wußte er selbst noch nicht; Eins nur blieb ihm klar: daß es geschehen müsse, und zwar bald.

»Gregor Michailitsch,« hörte er plötzlich seinen Namen nennen, und eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter.

Er blickte sich etwas erschreckt um, hinter ihm stand Potugin.

»Verzeihen Sie mir« Gregor Michailitsch,« hub dieser mit seinem gewöhnlichen wehmüthigen Tone an, »vielleicht incommodire ich Sie, doch . . .«

»Im Gegentheil,« brummte Litwinow, der in diesem Augenblick lieber allein gewesen wäre, zwischen den Zähnen.

»Ein herrlicher Abend, wie warm! Sie spazieren schon lange?«

»Nein, noch nicht lange.«

»Was frage ich auch, habe ich Sie doch unlängst aus dem Hotel de l'Europe kommen sehen.«

»So? Also gingen sie hinter mirs.«

»Ja.«

»Sie haben mir etwas zu sagen?«

»Ja,« antwortete Potugin kaum hörbar.

Litwinow blieb stehen und blickte seinen ungebetenen Gesellschafter an. Dessen Gesicht war bleich, seine Augen irrten unstät umher, alter, vergangener Kummer schien in seinen Zügen wieder hervorzutreten.

»Was haben Sie mir denn mitzutheilen?« fragte Litwinow langsam weitergehend.

»Gleich, erlauben Sie, gleich werde ich die Ehre haben, — wenn es Ihnen aber einerlei ist, so setzen wir uns. Es spricht sich besser.«

»Das läßt sich geheimnißvoll an,« antwortete Litwinow sich setzend. »Sie scheinen aufgeregt, Herr Potugin?«

»Nein, mir fehlt nichts, und Geheimnißvolles bringe ich auch nicht. Ich wollte Ihnen eigentlich nur — den Eindruck mittheilen, den Ihre Braut auf mich hervorgebracht hat — sie ist doch, meine ich, Ihre Braut — jene junge Dame, der Sie mich heute vorstellten? Ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu sagen, daß ich in meinem ganzen Leben keinem mehr Sympathie einflößenden Wesen begegnet bin. Ein Herz wie Gold mit der Seele eines Engels.«

Potugin sagte diese Worte mit einem traurig bittern Ausdruck im Gesicht, der selbst Litwinow auffiel, und der wenig mit den eben ausgesprochenen Worten harmonirte.

»Sie haben vollkommen Recht mit Ihrer Bemerkung,« antwortete Litwinow, »obgleich ich mich wundern muß, woher Sie meine Beziehung zu Fräulein Tatiana kennen und wie Sie deren Charakter so

rasch erkannt haben. Uebrigens — ist es das, worüber Sie mit mir reden wollten?«

»Man kann sich nicht irren,« fuhr Potugin ausweichend fort, »man braucht nur einmal in dieses klare Auge zu schauen, um die reine Seele zu erkennen. Sie verdient glücklich zu werden«,verdient« daß der, den sie sich erwählt hat, auch ihrer würdig ist.«

Litwinow runzelte die Stirn.

»Erlauben Sie,« sagte er, »ich muß gestehen, unsere Unterhaltung wird ziemlich originell. — Ich möchte wissen, ob die Anspielung in Ihren Worten auf mich gemünzt ist?«

Potugin antwortete nicht gleich; er kämpfte sichtlich mit sich selbst.

»Gregor Michailitsch,« hub er endlich an, »ich müßte mich sehr in Ihnen getäuscht haben, oder Sie sind der Mann, der im Stande ist« die Wahrheit ungeschminkt anzuhören, wie bitter sie auch sein mag. — Ich habe Ihnen eben gesagt, daß ich gesehen habe, woher Sie kamen.«

»Nun — und weiter?«

»Sie haben Madame Ratmirow besucht.«

»Nun ja, ich war bei ihr. Was weiter?«

»Was weiter? — Sie, Tatiana Petrowna's Bräutigam, haben Madame Ratmirow besucht, die Sie lieben — die Sie liebt!«

Litwinow erhob sich rasch von der Bank, das Blut stieg ihm zu Kopfe.

»Was!« stieß er endlich zornig, sich aber zurückhaltend hervor. »Erklären Sie sich« was soll dieses Spioniren?«

Potugin warf ihm einen traurigen Blick zu.

»Ach, ereifern Sie sich nicht über meine Worte, Gregor Michailitsch, mich können Sie nicht beleidigen. Darum auch rede ich nicht mit Ihnen, und zu scherzen bin ich nicht aufgelegt.«

»Vielleicht, vielleicht! Ich glaube an die Reinheit Ihrer Absicht; mit welchem Rechte aber mischen Sie sich in meine privaten Angelegenheiten — und dann, worauf gründen Sie diese Erfindungen, die Sie mit solcher Bestimmtheit aussprechen?«

»Erfindungen? — Wenn es wirklich Erfindungen wären« so würden Sie sich nicht beleidigt, getroffen fühlen, und was das Recht betrifft, so habe ich noch nicht gehört, daß ein Mensch nach diesem erst fragt, wenn es gilt, einem Ertrinkenden die Hand zu reichen.«

»Ich danke ergebenst für Ihre Sorge um mich,« rief Litwinow aufbrausend; »leider nur bedarf ich deren nicht, ich bin kein unerfahrener Jüngling, und Irina Pawlowna ist eine Dame von Welt; — Ihre Worte aber sind nur leeres Gewäsch ohne Sinn und Verstand, daher ersuche ich Sie, sich nicht weiter zu bemühen und mich ruhig ertrinken zu lassen.«

Potugin hob seinen Blick wieder zu Litwinow empor. Er seufzte schwer und tief, seine Lippen bebten.

»So blicken Sie mich doch nur an,« junger Mann, stieß er mühsam hervor, »sehe ich wohl aus wie ein Sittenprediger, dem es nur darum zu thun ist, Moral zu predigen. Begreifen Sie denn noch immer nicht, daß, wie groß auch immer der Antheil sein möchte, den ich an Ihnen nehme, ich doch keine Silbe in dieser Angelegenheit verschwendet haben würde, wenn nicht ganz andere Gründe mich dazu nöthigten. — Sehen Sie denn nicht, daß vor Ihnen sich ein zerschlagener, zertretener, vollkommen zu Grunde gerichteter Mensch befindet, — vernichtet und zu Grunde gerichtet durch dasselbe Gefühl, vor welchem er Sie schützen möchte, und — — durch dasselbe Weib!«

Litwinow trat einen Schritt zurück.

»Ist es möglich? — Was sagen Sie? — Sie? — Sie? — Aber Madame Belsky, — aber jenes Kind? . . .«

»Ach fragen Sie mich nicht — glauben Sie mir — das ist eine düstere, schreckliche Geschichte, die ich Ihnen nicht erzählen werde. — Madame Belsky habe ich kaum gekannt, dieses Kind ist nicht das meinige, ich habe es zu mir genommen — weil — weil »sie« es so wollte, weil es »ihr« nöthig war. Warum wäre ich wohl hier in diesem Baden, welches mich anekelt? Keinen Augenblick bliebe ich ja hier. — Und was das Mitgefühl betrifft, welches Sie bei mir für Sie voraussetzen, nie hätte es mich doch verleitet, Sie zu warnen, mich in Ihre Angelegenheit zu mischen. — Mich jammert allein jenes edle, unschuldige, junge Mädchen, — übrigens, was geht mich auch die Zukunft an, die Ihnen Beiden bevorsteht, — nur für »sie« allein, — für »sie« allein fürchte ich! . . .«

»Viel Ehre, Herr Potugin, hub Litwinow an, »viel Ehre für uns; — da wir uns aber Beide, wie Sie sagen, in gleicher Lage befinden, so scheint’s mir doch fast, als ob vielleicht ein anderes Gefühl die Ursache Ihrer Ermahnung ist . . .«

»Eifersucht, wollen Sie sagen? — Ach, junger Mann, schämen Sie sich, nicht zu verstehen, welch ein Kummer aus mir spricht. — Nein, unsere Lage ist nicht gleich! Ich bin ein alter, lächerlicher, vollkommen unschädlicher Sonderling. — Sie aber — — doch was ist da viel zu reden. — Und Eifersucht?! Der, welcher nie im Leben die geringste Hoffnung hatte, noch hat, ist nicht eifersüchtig. — Nur für »sie« fürchte ich, verstehen Sie« für »sie«. — Hätte ich doch ahnen können, was daraus entstehen würde, als sie mich zu Ihnen sendete!«

»Erlauben Sie, Sie thun, als ob Sie wüßten . . .«

»Ach was, ich weiß nichts und ich weiß Alles,« unterbrach er Litwinow, indem er sich verlegen abwendete; »ich weiß, wo sie gestern war! Aber jetzt ist für sie kein Halt, keine Rettung mehr. — Wie ein rollender Stein bis in den Abgrund! — Und Sie! Von Ihnen hoffte ich, daß meine Worte, — die Liebe eines Engels Sie zurückhalten würden! — Doch genug davon! — Auch das muß durchgemacht, muß überwunden werden. Wer weiß übrigens, vielleicht fällt doch eins meiner Worte in Ihr Herz, vielleicht wollen Sie ein edles Geschöpf, das Sie liebt, nicht unglücklich machen. — Ach, zürnen Sie nicht und stampfen Sie nicht vor Aerger mit dem Fuße. Ich fürchte dergleichen nicht. — Zu Füßen will ich Ihnen fallen, wenn — — Doch, wie Gott will, leben Sie wohl. Fürchten Sie von mir nichts, ich habe schweigen gelernt.«

Potugin stürzte aufgeregt die Allee hinunter und verschwand im Dunkel. — Litwinow hielt ihn nicht zurück.

* *
*

»Eine düstere, schreckliche Geschichte,« nannte Potugin die Begebenheit« die er Litwinow nicht erzählen wollte. Wir wollen sie nur mit ein paar Worten berühren.

Vor etwa acht Jahren wurde Potugin zeitweise von dem Ministerium, in welchem er diente, dem Grafen Reisenbach zucommandirt. Es war gerade Sommerszeit. Potugin fuhr mit den Geschäftspapieren gewöhnlich zu ihm auf die Sommervilla, wo er dann den Tag über zubrachte.

Irina lebte in jener Zeit im Hause des Grafen. Sie war sehr herablassend und freundlich im Allgemeinen gegen

Niedrigerstehende, worüber die Gräfin, die dergleichen übergroße Moskauer Familiarität nannte, ihr oft Strafreden hielt.

Irina hatte bald in diesem, stets im bis oben zugeknöpften Uniformrock erscheinenden bescheidenen Beamten den klugen, guten Menschen erkannt. Oft und gern unterhielt sie sich mit ihm — und er — er verliebte sich tief, sterblich, heimlich in sie. Heimlich, so meinte er!

Der Sommer verging. Der Graf bedurfte ferner keines Secretärs Potugin verlor Irina aus dem Gesicht, konnte sie aber nie vergessen.

Drei Jahre später erhielt er ganz unerwartet eine Aufforderung, eine ihm sonst nur wenig bekannte Dame aus dem Mittelstande zu besuchen.

Die Dame war anfangs etwas verlegen, ihm ihre Mittheilung zu machen; nachdem sie ihm aber sein Ehrenwort abgenommen, über das ihm Anzuvertrauende unverbrüchlich zu schweigen, trug sie ihm die Hand eines jungen Fräuleins an, die eine hohe Stellung in der Gesellschaft bekleide, welcher aber eine Verheirathung zur unumgänglichen Nothwendigkeit geworden sei.Die Hauptperson wurde von der Dame nur im Allgemeinen erwähnt, ihm, Potugin aber ein hübsches Vermögen zugesichert, falls er seine Einwilligung gäbe.

Potugin äußerte kein Wort, wie gekränkt er sich auch fühlte; nur wies er entschieden den Vorschlag zurück.

Da übergab ihm die Dame ein Billet — von Irina.

»Sie sind ein edler, guter Mensch,« schrieb sie, »und ich weiß, meinetwegen werden Sie dieses Opfer bringen; ich bitte Sie darum. Sie werden mir ein theures Wesen retten. Wenn Sie sie retten, retten Sie auch mich. — Fragen Sie nicht wie. — An Niemanden anders als an Sie, konnte ich mich entschließen, diese Bitte zu richten, Ihnen aber strecke ich meine Hände entgegen: stoßen Sie sie nicht zurück! Willigen Sie ein, meinetwegen!« —

Potugin überlegte« dann sagte er:

»Für Irina Pawlowna bin ich bereit, jedes Opfer zu bringen, nur wünsche ich, ihren Wunsch aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen.«

Die Zusammenkunft fand noch an demselben Abend statt; sie dauerte nicht lange, und Niemand erfuhr etwas von derselben, jene Dame ausgenommen.

Irina wohnte damals schon nicht mehr im Hause des Grafen Reisenbach.

»Warum haben Sie sich meiner gerade erinnert?« fragte sie Potugin.

Sie fing zuerst an von seinem edlen Charakter zu reden, dann aber sagte sie plötzlich:

»Nein, das ist nicht recht, Ihnen bin ich die Wahrheit schuldig. Ich wußte, ich weiß es noch, daß Sie mich lieben, — darum habe ich mich entschlossen — —« Und nun erzählte sie ihm die ganze Geschichte.

Elise Belsky war eine Waise; ihre Verwandten liebten sie nicht und rechneten darauf, sie zu beerben — ihr Untergang war unvermeidlich!

Potugin blickte Irina lange schweigend an — und willigte ein. Sie weinte und umarmte ihn, Thränen in den Augen, Auch er weinte — seine Thränen aber waren anderer Art.

Schon war Alles zur heimlichen ehelichen Verbindung angeordnet, alle Hindernisse aus dem Wege geräumt. Da kam eine Krankheit — eine Tochter wurde geboren — die Mutter vergiftete sich. — Was sollte aus dem Kinde werden? Potugin nahm es zu sich, nahm es aus Irinens Händen.

Eine düstere, schreckliche Geschichte. — Weiter, Leser, weiter!

Mehr als eine Stunde verging, ehe Litwinow sich entschloß, in seinen Gasthof zurückzukehren. Er näherte sich demselben bereits, als er Schritte hinter sich hörte. Jemand schien ihn hartnäckig zu verfolgen und die Schritte zu verdoppeln, sobald er schneller ging. Als er in die Nähe einer Laterne kam, sah er sich um und erkannte den General Ratmirow.

In weißem Halstuch, elegantem offenen Paletot, verschiedene Sternchen und Kreuze an einem goldenen Kettchen des Frack, kehrte der General vom Galadiner — allein nach Hause zurück.

Den Blick gerade und fest auf ihn gerichtet, drückte derselbe so viel Haß und Verachtung aus, daß Litwinow unwillkürlich stillstand, nichts Anderes als eine Beleidigung oder eine Herausforderung erwartend.

Kaum aber war er Litwinow nahe gekommen, so verwandelte sich sein Blick plötzlich wieder erschien jenes spöttische Lächeln, und die

Hand mit dem hellvioletten Handschuh hob den glänzenden schwarzen Cylinderhut grüßend hoch empor.

Litwinow zog schweigend den seinigen — und Jeder ging seines Weges.

Tatiana spielte mit ihrer Tante Piquet, als Litwinow in ihr Zimmer trat.

»Du machst es aber hübsch, Freundchen,« rief die Tante und warf die Karten auf den Tisch, »am ersten Tage gleich den ganzen Abend zu verschwinden! Haben wir auf Dich gewartet und gewartet und Dich tüchtig gescholten!«

»Ach, Tantchen, ich habe nichts gesagt,« bemerkte Tatiana.

»Nun, Du bist ja immer ein geduldiges Lamm. — Schämen Sie sich, mein Herr! — Und noch dazu ein Bräutigam!«

Litwinow suchte sich, so gut es ging, zu entschuldigen, und man setzte sich an den Tisch.

»Warum aber hören Sie auf zu spielen? fragte er nach längerem Schweigen.

»Weil wir nur aus langer Weile angefangen haben — jetzt sind Sie ja aber gekommen.«

»Wenn Sie Lust haben, die Abendmusik zu hören,« fuhr Litwinow fort, »so werde ich mir ein besonderes Vergnügen daraus machen, Sie hinzuführen.«

Die Tante sah ihre Nichte an.

»Kommen Sie, Tantchen,« sagte diese, »ich bin bereit; — wäre es aber nicht besser, zu Hause zu bleiben?«

»Mir auch recht. Wir wollen zusammen Thee trinken, aber auf unsere russische Weise beim Samovar (Theemaschine), und dabei vernünftig plaudern. Haben wir doch eigentlich gar nicht Zeit gehabt, ordentlich mit einander zu reden.«

Litwinow bestellte Thee, das Plaudern wollte aber gar nicht recht gehen. Er fühlte sich unbehaglich, und was er auch vorbrachte, immer schien es ihm, daß er lüge und Tatiana es errathe. Unterdessen war an ihr keine besondere Veränderung zu bemerken, ihr Betragen blieb sich gleich — nur schien ihr Blick ihn zuweilen zwar prüfend, aber nachsichtig zu beobachten, auch bleicher als gewöhnlich kam sie ihm vor.

Die Tante fragte sie, ob sie vielleicht Kopfschmerzen habe? Tatiana wollte anfangs »Nein« antworten« nach kurzem Bedenken aber antwortete sie: »Ja, ein wenig, Tantchen.«

»Von der Reise wohl,« meinte Litwinow, wobei er vor Scham fast erröthete.

»Wohl möglich, daß es von der Reise herrührt,« antwortete sie, ihn von der Seite anblickend.

»Da mußt Du Dich ausruhen, Kindchen.«

»Ja, Tantchen« ich werde mich bald zu Bett legen.«

Auf dem Tische lag der *Guide da voyageurs*; Litwinow blätterte in demselben, und fing an von Baden's Umgegend vorzulesen.

»Das ist Alles recht schön.« unterbrach ihn die Tante, »aber daß wir's nicht vergessen, hier soll ja die Leinwand billig sein, da könnte man wohl an Deine Ausstattung denken, Tatiana.«

Tatiana schlug die Augen nieder.

»Damit hat's Zeit« Tantchen, Sie denken immer nur an mich, nie an sich selbst, Sie haben doch gesehen, wie man sich hier herausputzt.«

»Ach, Kindchen, was geht das mich an! Wozu brauche ich mich noch zu putzen. Ja, wenn ich eine so schöne elegante Dame wäre, wie Ihre Bekannte, Gregor Michailitsch, — wie heißt sie doch gleich? . . .«

»Welche Bekannte?«

»Nun die, welche uns heute begegnet ist.«

»Ah, die!« sagte Litwinow, scheinbar gleichgültig, während er sich selbst wieder seiner schlechten Rolle schämte. — »Nein,« dachte er, »das geht so nicht länger.«

Er saß neben seiner Braut« und nur einige Zoll von ihr, in seiner Seitentasche, befand sich Irinens Taschentuch.

Die Tante ging auf einen Augenblick in's Nebenzimmer.

»Tatiana . . .« sagte Litwinow, und es kostete ihn große Anstrengung, sie so zu nennen.

Sie wendete sich zu ihm.

»Ich — ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen.«

»Ah! — Wann wünschen Sie? Gleich?«

»Nein, morgen.«

Unendlich leid that sie ihm in diesem Augenblick; er ergriff ihre Hand und küßte sie, wie ein Schuldbewußter, der um Verzeihung

fleht. Auch ihr war das Herz schwer, und keinen Trost brachte ihr dieser Handkuß.

* *
*

Mitten in der Nacht, etwa gegen zwei Uhr, horchte die Tante, die mit ihrer Nichte in einem Zimmer schlief, mit einem Male hoch auf und hob den Kopf in die Höhe.

»Tatiana, Tatiana!« rief sie, »weinst Du?«

Tatiana antwortete nicht sogleich.

»Nein, Tantchen,« flüsterte dann ihre sanfte, feine Stimme, »ich habe den Schnupfen.«

»Warum habe ich ihr auch das gesagt?« dachte am folgenden Morgen Litwinow, in seinem Zimmer am Fenster sitzend. Aergerlich zuckte er die Achseln. Um sich jede Möglichkeit der Rückkehr abzuschneiden, gerade deswegen hatte er es ihr gesagt.

Auf dem Fenster lag wieder ein Billet von Irina; sie bat ihn um zwölf Uhr zu sich, Potugins Worte kamen ihm jeden Augenblick wieder in den Sinn, er zürnte, und doch konnte er sich nicht von ihnen losmachen.

Litwinow trank ein Glas kaltes Wasser und begab sich dann zu Tatiana.

Er fand sie allein. Die Tante war in die Stadt gegangen, einige Einkäufe in den Magazinen zu machen.

Tatiana saß auf dem Divan, ein Buch in der Hund. Sie hatte gelesen, schwer wäre es ihr aber gewesen, zu sagen, was, so wenig waren ihre Gedanken bei ihrer Lectüre.

Litwinow fühlte, daß ein Gespräch über geringfügige Gegenstände anzufangen eine unnütze Quälerei, eine Beleidigung für Tatiana gewesen wäre. Obgleich er fast die ganze Nacht an nichts Anderes gedacht hatte, klebte ihm doch die Zunge am Gaumen, die Worte wollten nicht hervor.

»Tatiana,« hub er endlich nach langem peinlichem Schweigen mühsam an, »ich sagte Ihnen gestern (in Dresden hatte er sie in der letzten Zeit ihres Zusammenseins, wenn sie allein waren, bereits »Du«

genannt); ich hätte Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen; doch bitte ich Sie im Voraus, mir nicht zu zürnen und versichert zu sein, daß meine Gefühle . . .«

Litwinow stockte.

Tatiana saß bewegungslos, ohne ihn anzublicken, nur preßte sie das Buch in ihren Händen fester zusammen.

»Zwischen uns,« fuhr er fort, ohne den angefangenen Satz zu beendigen — »zwischen uns hat immer die vollkommenste Aufrichtigkeit stattgefunden; ich achte Sie zu sehr, um auch jetzt heucheln zu wollen — obgleich — obgleich freilich . . .

»Gregor Michailitsch,« sagte Tatiana langsam und leise, während Todtenblässe ihr liebliches, jetzt wehmüthig blickendes Gesicht überzog, »ich will Ihnen zu Hilfe kommen: Sie lieben mich nicht mehr und wissen nicht, wie Sie mir's sagen sollen.«

Litwinow erbebte, ein heftiger Stich fuhr ihm durch's Herz bei diesen einfachen rührenden Worten.

»Woher können Sie vermuthen . . .« antwortete er mit unsicherer Stimme kaum hörbar, »ich verstehe wahrlich nicht . . .«

»Ist es nicht wahr? — Sagen Sie, ist es nicht wahr?« Tatiana wendete sich bei diesen Worten um und blickte ihn starr und ängstlich an, wie ein Verurtheilter seinen Richter.«

»Ist es nicht wahr?« wiederholte sie mechanisch.

Er antwortete nichts, kein Laut kam aus seinem Munde. Was bedurfte es auch einer Antwort, las sie doch ihre Verurtheilung in seinem Gesichte.

Er stürzte vor ihr auf die Kniee.

»Tatiana!« rief Litwinow- »wenn Du wüßtest, wie schrecklich mir zu Muthe ist bei dem Gedanken, Dir ein solches Leid zuzufügen, Dein unschuldiges Herz so zu zerreißen, Mitleid würdest Du mit mir haben! — Alles ist dahin, Alles! — Ich, ich bin es, der meiner theuersten Freundin, meinem Schutzengel ein solches Leid anthut! — Ich kenne mich selbst nicht mehr, ich bin ein verlorener Mensch!«

Tatiana wollte aufstehen und sich entfernen. Er hielt sie leicht am Gewande zurück.

»Ich bitte Dich, höre mich noch einen Augenblick an,« rief Litwinow; »ich liege vor Dir, nicht um Deine Vergebung zu erflehen — Du kannst, Du darfst mir nicht vergeben —; ich bin gekommen, Dir zu

sagen, daß Dein Freund einem Abgrunde entgegengeht, daß er selbst verloren ist und Dich nicht in's Verderben ziehen will! Das ist's, warum er Dir entsagt. Mich retten, nein, mich retten kannst auch Du nicht mehr! Ich bin verloren, Tatiana, unrettbar verloren!«

Tatiana blickte ihn erschreckt an.

»Sie sind verloren?« wiederholte sie, als ob sie ihn nicht verstehe. »Sie — verloren?«

»Ja, Tatiana, verloren! Alles Gute, alles Edle in mir ist untergegangen; was meiner wartet, weiß ich nicht. Du sagtest mir soeben, daß ich Dich nicht mehr liebe. . . . Nein, Tatiana, ich liebe Dich noch, wie man die Engel, wie man Heilige liebt . . . mich aber verzehrt ein anderes unheiliges Gefühl, das mich überwältigt hat, und dem ich nicht widerstehen konnte, wie ich mich auch gesträubt . . .«

»Sie lieben eine Andere, — und — ich errathe« wen! Wir sind ihr gestern begegnet, nicht wahr?« fragte Tatiana hastig. Sie hielt einen Augenblick inne, vielleicht konnte ihr diese letzte Frist noch Hoffnung bringen, — aber er schwieg mit gesenktem Haupte. »Ich weiß nun, was mir zu thun übrig bleibt, Gregor Michailitsch; ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück.«

»Sie haben ein Recht, mir zu zürnen,« sagte er leise, »wir meinen Kleinmuth, meinen Betrug vorzuwerfen.«

Tatiana sah ihn traurig an.

»Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, ich klage Sie nicht an. Ich danke Ihnen, daß Sie wahr gegen mich gewesen sind. Die bitterste Wahrheit ist besser, als ein Tag wie der gestrige!«

Tatiana näherte sich dem Schlafzimmer.

»Ich bitte Sie« lassen Sie mich jetzt allein, Gregor Michailitsch. Der Schlag kam zu unerwartet; wir werden uns noch sehen.«

Nach diesen Worten entfernte sie sich rasch und schloß das Zimmer hinter sich ab.

Wie Litwinow die Treppe herab und auf die Straße hinausgekommen war, wußte er selbst nicht. Tatianens Großmuth hatte ihn vernichtet; lebhaft fühlte er, was er aufgegeben und verloren. Doch so sonderbar ist des Menschen Herz beschaffen: in seine Reue mischte sich Aerger; rasch eilte er zu Irina. Trost und Rettung bei ihr, der er Alles geopfert, zu suchen.

Der General war zu Hause, so sagte ihm der Portier; er kehrte um, denn er fühlte, daß er jetzt nicht im Stande wäre, sich zu verstellen. Er ging in's Conversationshaus. Seine Unfähigkeit, sich zu verstellen, erfuhren auch heute seine »lieben Landsleute»die sich verwundert ansahen und nicht wußten, was sie aus solch einer Laune machen sollten. Einer von ihnen fragte sich sogar, ob er ihn nicht fordern müsse, die anderen beruhigten ihn jedoch deswegen.

Neunzehntes Capitel.

»Gregor»fragte ihn einige Stunden darauf Irina (der General war ausgegangen, was Litwinow sogleich erfahren hatte), die neben ihm auf dem Divan saß, »was fehlt Dir? Erzähle mir, rasch, so lange wir allein sind.«

»Mir? Was soll mir fehlen? Ich bin glücklich, glücklich, sonst nichts.«

Irina schlug die Augen nieder, lächelte und seufzte:

»Das ist keine Antwort auf meine Frage, Theuerster.«

Litwinow zog die Augenbrauen zusammen.

»Nun, wenn Du's denn durchaus wissen willst . . . ich habe heute meiner Braut Alles gestanden.«

»Wie? Du hast *mich* doch, hoffe ich, nicht genannt?«

»Irina, um Gottes willen, wie kannst Du nur denken, ich sollte . . .« (Er machte bereits Fortschritte in der Verstellung.)

»Nun, vergieb! Vergieb. Was hast Du ihr denn gesagt?«

»Ich habe ihr gesagt, daß ich sie nicht mehr liebe.«

»Nun, und hat sie nicht nach der Ursache gefragt?«

»Ich habe ihr nicht verheimlicht, daß ich eine Andere liebe und daß wir scheiden müßten.«

»Nun . . . und sie? Sie willigt ein?«

»Ach, Irina, was für ein Herz dieses Mädchen besitzt! Welche Selbstaufopferung, welchen Edelmuth!«

»Ich glaub's schon, glaub's schon! Was bliebe ihr auch anders übrig?«

»Und keinen einzigen Vorwurf, kein bitteres Wort dem, der ihr Lebensglück zerstört, der sie herzlos verlassen hat!«

Irina betrachtete ihre Nägel.

»Sag' mir doch, Gregor, . . . liebte sie Dich denn auch?«

»Ja, Irina sie liebte mich aufrichtig.«

Irina schwieg und strich ihr Kleid glatt.

»Ich muß gestehen,« hub sie endlich an, »ich begreife nicht, was Dir eingefallen ist, ihr so zu beichten.«

»Wie? Sollte ich etwa diesem reinen Herzen gegenüber lügen, heucheln? Oder glaubst Du . . .«

»Ich glaube gar nichts,« unterbrach ihn Irina, »ich gestehe, ich habe mich wenig um sie bekümmert. Ich kann nicht gut an zwei Personen zugleich denken. — Nun, und sie reist ab, diese reine Seele?«

»Ich weiß von nichts. Ich soll sie noch einmal sehen, bin aber überzeugt, daß sie auf keinen Fall hier bleibt. Uebrigens denke ich jetzt auch nicht an sie, ich denke nur an das, was Du mir gesagt, was Du mir versprochen hast.«

Irina blickte ihn von der Seite an.

»Undankbarer! Du bist noch nicht zufrieden?«

»Nein, ich bin nicht zufrieden?«

Du hast mich glücklich durch Deine Liebe gemacht, doch bin ich nicht zufrieden, und Du verstehst, was ich sagen will. Gedenke Deiner Worte, gedenke des Briefes, den Du mir geschrieben. Ich will wein Glück ungetheilt; die jämmerliche Rolle eines heimlichen Liebhabers genügt mir nicht; nicht mein Leben allein, ein anderes zu gleicher Zeit habe ich Dir geopfert, dafür aber hoffe ich fest auf Dich, weiß« daß auch Du Dein Versprechen halten und Dein Schicksal mit dem meinigen vereinigen wirst.«

»Daß ich mit Dir fliehen soll, willst Du? Gut, ich bin bereit, ich nehme mein Wort nicht zurück; aber Du selbst, hast Du auch Alles überdacht, alle Mittel vorbereitet?«

»Ich? Noch nichts habe ich überdacht, nichts vorbereitet. Sobald Du aber Ja sagst, so fange auch ich an zu handeln, und ehe noch ein Monat vergeht . . .«

»Ein Monat? Nach vierzehn Tagen schon reisen wir nach Italien!«

»Wohl, auch zwei Wochen sind hinreichend. O, Irina, wie kalt nimmst Du meinen Vorschlag auf! Du hältst mich vielleicht für einen Schwärmer; ich bin aber kein Knabe mehr und weiß, welche Verantwortlichkeit ich auf mich nehme, — keinen andern Ausweg aber kenne ich. Nicht als ein verächtlicher Lügner darf ich vor der stehen, die ich Dir geopfert!«

Irina richtete sich bei diesen Worten hoch auf, ihre Augen funkelten.«

»Nun, Gregor Michailitsch, wenn ich mich entschließe, wenn ich fliehe, so geschieht es für einen Mann, der nur mir, mir allein lebt, nicht einem phlegmatischen Dinge zu Gefallen, dem statt Blut Milch in den Adern fließt. Jetzt erst sehe ich, daß der, dem ich gewogen bin, eine traurige Rolle spielt, die Rolle eines Menschen, der selbst nicht weiß, was in seiner Seele vorgeht.«

»Irina!« rief er auf's heftigste erschüttert und sprang auf.

Der Ausdruck, den Litwinow in dieses *eine* Wort legte, machte sie stutzen; sie preßte beide Hände plötzlich an die Stirn und rief mit bebender Stimme:

»Vergieb, vergieb mir. Sieh', wie schwach, wie boshaft ich bin. Sieh', wie sie mich schon verdorben haben. Habe Nachsicht mit mir. Rette mich, reiß' mich aus diesem Sumpf, ehe ich ganz in ihn versinke. Ja, laß uns vor diesen Menschen, vor dieser Welt fliehen, in ein fernes, freies Land. Vielleicht wird Deine Irina dort Deiner würdig. Zürne mir nicht, mein Freund, und wisse: was Du auch befiehlst, es geschehe, wohin Du auch gehest, überall folge ich Dir!«

Litwinow's Herz floß vor Entzücken über.

»Irina, Irina,« wiederholte er, »mein Engel!«

Irina hob plötzlich den Kopf empor und horchte.

»Das sind die Schritte meines Mannes, er ist in sein Zimmer gegangen,« flüsterte sie rasch und setzte sich zu einen weiter entfernten Sessel.

Litwinow wollte aufstehen, sie hielt ihn zurück.

»Wohin?« fragte sie. »bleib', er hat schon Verdacht auf Dich; oder fürchtest Du ihn vielleicht?«

Sie verwandte kein Auge von der Thür.

»Ja, das ist er, er wird gleich hierher kommen. Erzähle rasch etwas, sprich mit mir.«

Litwinow konnte sich nicht gleich in diese Doppelrolle finden und schwieg.

»Ja, ja, *le verre d'eau,* ein altes Scribe'sches Stück,« sagte sie laut, »und Plessy, der den Bolingbroke spielt, schneidet zu viele Grimassen, — Wir sind gerade als ob wir's Fieber hätten, sagte sie leiser, »so geht's nicht, die Sache will wohl überlegt sein. Was mich betrifft, so muß ich Dir sagen, daß mein Geld bei ihm ist, *mais j'ai mes bijoux.* Was meinst Du, wenn wir nach Spanien gingen?« — Sie sprach wieder

laut: »Merkwürdig, daß doch alle Actrieen so stark werden, sogar die Madeleine Brohan — so sprich doch auch und sitz' nicht so hölzern da — mir geht der Kopf herum, Du kannst Dich aber auf mich verlassen. Morgen laß ich Dich wissen, wo wir uns sehen können. Ein Unsinn war's aber doch, daß Du's Deiner Donna erzählt hast. — Ah, *mais c'est charmant!*« rief sie plötzlich laut. Und fing an, nervös lachend, den Saum ihres Tuches zu zerreißen.

»Darf man eintreten?« fragte aus dem andern Zimmer Ratmirow's Stimme.

»Man darf . . . man darf.«

Die Thür öffnete sich, und aus der Schwelle erschien der höfliche General. Er runzelte einen Augenblick die Stirn, als er Litwinow erblickte, grüßte ihn jedoch mit tiefer Hauptverneigung.

»Ich wußte nicht, daß Du Besuch hast,« sagte er, »*je demande pardon de mon indiscrétion.* Sie amüsirt also Baden noch immer, *Monsieur . . . Litwinow*?«

Ratmirow sprach jedesmal Litwinow's Namen nach einer Pause vor demselben aus, wie wenn er ihn vergessen habe und sich seiner nicht gleich erinnere.

»Ich langweile mich gerade nicht, Herr General.«

»So?« Mir ward Baden schon sehr zuwider. Auch wollen wir bald von hier abreisen. Was meinst Du, Irina? Ich habe übrigens heute auf Dein Glück fünfhundert Franken gewonnen.«

Irina streckte kokettirend die Hand aus.

»Nun, aber wo sind sie? Geben Sie her — zum Nadelgeld.«

»Ich bleibe Dein Schuldner . . . Aber Sie gehen schon *Monsieur . . . Litwinow*?«

»Ja« wie Sie sehen.«

Ratmirow grüßte ihn auf seine alte Weise: »Auf angenehmes Wiedersehen!«

»Adieu, Gregor Michailitsch,« sagte Irina. »Ich werde mein Versprechen halten.«

»Ist es erlaubt zu fragen welches?« fragte der General.

Irina lächelte.

»Nein . . . das bleibt unter uns. — *C'est à propos du voyage . . . où il vous plaira.* Du Weißt doch, das Werk von Stahl.«

»Aha, das kenne ich, Hübsche Zeichnungen.«

Ratmirow schien bei seiner Frau in Gnaden zu stehen: nannte sie ihn doch »Du«

Zwanzigstes Capitel.

Langsam wanderte Litwinow nach Hause, überwältigt vom Gefühl einer großen geistigen Ermattung. Ein Stündlein Ruhe war es, was er wünschte, Aber Tatiana? . . . Sie wartete vielleicht auf ihn! Wie ein Ball kam er sich heute vor, den Einer dem Andern zuwirft. Abgespannt und gleichgültig fast, ohne Zagen und Zögern, begab er sich zu Tatiana.

Die Tante empfing ihn. Beim ersten Blick auf die arme alte Dame, deren Augen vom Weinen geschwollen waren, wußte er schon, daß sie von Allem unterrichtet sein müsse. Sie schien auf ihn zueilen zu wollen, blieb aber stehen, kniff ihre Lippen zusammen und machte ein Gesicht, als ob sie ihn entweder tödten oder um Mitleid anflehen wollte, als ob sie nicht wisse, ob es vielleicht nur ein Traum sei; denn möglich konnte ja doch so etwas nicht sein, das wäre ja unerhört!

»Aha, gut, daß Sie gekommen sind, fing sie an.

Weiter konnte sie nicht kommen, denn die Thür des Nebenzimmers öffnete sich, und ruhig und gefaßt, wenn gleich fast durchsichtig bleich, trat Tatiana ein.

Leise schlang sie ihren Arm um den Hals ihrer Tante, umarmte sie zärtlich und setzte sich neben sie.

»Setzen Sie sich, Gregor Michailitsch,« sagte sie zu Litwinow, der wie verloren an der Thür stehen geblieben war. »Ich freue mich sehr, daß ich Sie noch einmal sehe. Ich habe der Tante Ihren Entschluß, unsern beiderseitigen Entschluß mitgetheilt; sie ist vollkommen mit demselben einverstanden und billigt ihn . . . Ohne gegenseitige Liebe giebt es kein Glück, gegenseitige Achtung ist zu wenig, (bei dem Worte »Achtung« schlug Litwinow die Augen nieder)« und demnach ist es besser, früher zu scheiden, als später zu bereuen. Nicht wahr, Tantchen?«

»Ja freilich,« hub die alte Dame an, »freilich; wer meine Tatiana nicht zu schätzen versteht . . . wer sich hat entschließen können . . .«

»Tante, Tante,« unterbrach sie Tatiana, »vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben. Und wiederholten Sie mir nicht beständig: Wahrheit, vor Allem Wahrheit — und Freiheit. Nun, Wahrheit und Freiheit gefallen uns nicht immer, sonst wäre es ja auch kein Verdienst, auf sie zu halten.«

Sie küßte zärtlich das graue Haar der Alten und wendete sich wieder an Litwinow.

»Wir haben uns vorgenommen, Baden zu verlassen; ich glaube, das wird das Beste für uns Alle sein.«

»Wann gedenken Sie abzureisen?« fragte Litwinow dumpf; er erinnerte sich, wie Irina vorhin dieselbe Frage gethan hatte.

»Wahrscheinlich bald, sehr bald,« antwortete Tatiana.

»Ist es erlaubt zu fragen, wohin Sie sich begeben werden?« fuhr Litwinow in demselben Tone fragend fort.

»Zuerst nach Dresden, dann wahrscheinlich nach Rußland.«

»Ja, wozu brauchen Sie denn das jetzt noch zu wissen?« rief die Tante heftig.

»Tante, liebe Tante!« unterbrach Tatiana sie wieder.

Es entstand eine peinliche längere Pause.

»Tatiana Petrowna,« hub dann Litwinow an, »Sie werden begreifen, welch ein quälendes peinliches Gefühl ich jetzt in Ihrer Gegenwart empfinde . . .«

Tatiana erhob sich.

»Gregor Michailitsch,« hub sie an, »reden wir nicht weiter davon. Ich bitte Sie inständigst, wenn nicht Ihrer so doch meinetwegen. Wozu die weiteren Erklärungen über das, was nicht zu ändern ist, wozu Wunden aufreißen . . .«

Gewaltsam suchte sie Herr eines unwillkürlich hervorströmenden Ausbruchs ihrer Gefühle zu werden und die schon im Auge blinkenden Thränen zurückzuhalten. Es gelang ihr. Sie fuhr fort:

»Wozu Wunden aufreißen, die vielleicht allein die Zeit heilt? Ich habe Sie jetzt nur um die Erfüllung einer kleinen Bitte anzugehen. Seien Sie so gut und besorgen Sie einen mir wichtigen Brief sogleich auf die Post, die Tante und ich haben jetzt keine rechte Zeit dazu. Sie werden mich unendlich verpflichten. Warten Sie gefälligst einen Augenblick, ich werde ihn gleich endigen.«

Besorgt blickte sie an der Thürschwelle auf die Tante; diese saß jedoch mit ernster, finsterer Miene und fest zusammengekniffenen Lippen, so daß Tatiana glaubte, sie auf einen Augenblick ruhig verlassen zu können.

Kaum hatte Tatiana die Thür hinter sich zugemacht, als alle Strenge augenblicklich aus dem Gesicht der Tante verschwand. Sie

stand auf, näherte sich Litwinow vorsichtig, und gebückt ihm in die Augen zu blicken suchend, fing sie mit zitterndem weinerlicher Stimme flüsternd an:

»Herr Du meines Lebens! Gregor Michailitsch, was soll das bedeuten? Sie entsagen Tatiana, brechen Ihr Wort? *Sie,* auf den wir bauten wie auf einen Fels? Sie? Sie? Sie? . . . Du, Grischa? (Diminutiv von Gregor, Schmeichelwort.) Willst Du sie denn tödten? Wenn sie auch jetzt die Tapfere spielt, so kenne ich sie ja. Sie klagt nie und sorgt nie für sich, so muß ich wohl für sie sorgen — das überlebt sie nicht!«

Hier hörte man, wie Tatiana im Nebenzimmer ein Geräusch mit dem Stuhle machte; die Alte fuhr leiser fort.

»Hat man Sie denn verhext? Sie waren doch sonst ein ehrlicher Mensch! Ich bin sonst, wie Sie wissen, un esprit fort, aber . . .«

»Tante!« rief Tatiana im Nebenzimmer.

»Aber ein Ehrenwort ist eine heilige Verpflichtung, Gregor Michailitsch, besonders für einen Menschen von Grundsätzen! Ein solches brechen ist ehrlos, ein Verbrechen!«

»Tante« komm, bitte, auf einen Augenblick her!« rief Tatiana von Neuem.

»Gleich, gleich, mein Herzchen, gleich . . .«

Sie ergriff ihn bei der Hand.

»Ich sehe, Sie zürnen; ich will Sie nicht erzürnen; im Gegentheil, bitten will ich Sie: bedenken Sie sich, so lange es noch Zeit ist, richten Sie mein armes Kind nicht zu Grunde, nicht Ihr eigenes Glück; noch wird sie Ihnen glauben. Ja, Grischa, noch glaubt sie Dir, noch ist nichts verloren; sie liebt Dich ja, wie Dich nie Jemand so geliebt hat, noch lieben wird. Verlaß dies schändliche Baden; fahre mit uns weg, habe Mitleid . . .«

»Aber Tante,« rief Tatiana ungeduldig, »kommen Sie doch!«

Aber die Tante hörte nicht.

»Sage nur »ja!« redete sie ihm zu, »das Andere ist meine Sache; ich bringe schon Alles wieder in Ordnung. Nicke wenigstens mit dem Kopfe! Nur einmal, so!«

Litwinow hätte lieber den Tod erduldet, so schien es ihr wenigstens; aber das Wörtchen »ja« kam nicht aus seinem Munde, und mit dem Kopfe nickte er auch nicht.

Endlich erschien Tatiana mit dem Briefe; rasch entfernte sich die Tante von ihm und schien die auf dem Tische liegenden Papiere und Rechnungen durchzusehen.

Tatiana trat auf Litwinow zu.

»Hier ist der Brief,« sagte sie, »von welchem ich zu Ihnen gesprochen habe. Sie werden ihn gleich auf die Post bringen, nicht wahr?«

Litwinow blickte sie an. Vor ihm stand sein Richter. Sie schien ihm größer, schöner, eine Mormorstatue, mit dem Blick einer solchen. In diesem Blicke las er seinen Urtheilsspruch; er verbeugte sich, nahm den Brief aus der unbeweglich ihm entgegengestreckten Hand und entfernte sich schweigend.

Die Tante eilte auf Tatiana zu, die ihre Umarmung abwehrte, die Augen niederschlug und mit den Worten: »Jetzt nur schnell!« in ihr Schlafzimmer eilte.

Die Tante folgte mit gesenktem Haupte.

Der Brief, den Litwinow zu besorgen hatte, war nach Dresden an eine Freundin Tatianens adressirt, eine deutsche Dame, welche möblirte Zimmer vermiethete.

Litwinow warf den Brief in den Kasten, und mit diesem kleinen Stück Papier, so schien es ihm, begrub er sein ganzes vergangenes Leben.

Er ging zur Stadt hinaus und streifte lange auf den schmalen Fußwegen zwischen den Weinstöcken umher; wie das belästigende Summen der Sommerfliegen konnte er das beständig quälender werdende Gefühl der verächtlichen Rolle, die er, besonders in der letzten Abschiedsscene, gespielt hatte, nicht los werden.

Als er bald nach seiner Rückkehr sich nach seinen Damen erkundigte, erfuhr er, daß sie, gleich nachdem er sie verlassen, auf die Eisenbahn gefahren und mit dem Schnellzuge, man wußte nicht wohin, abgereist seien. Ihre Sachen waren schon am Morgen früh gepackt gewesen, die Rechnung bezahlt worden. Der Brief, den ihm Tatiana zur Besorgung gegeben, hatte den Zweck gehabt, ihn zu entfernen.

Er fragte den Portier, ob die Damen vielleicht ein Billet für ihn zurückgelassen hätten, was dieser verneinte.

Litwinow wendete ihm den Rücken und schloß sich in sein Zimmer ein, welches er erst am folgenden Tage verließ; einen Theil der Nacht verbrachte er mit Schreiben. Mehrere Male zerriß er das Geschriebene. Die Morgenröthe brach bereits an, als er seine Arbeit endigte — es war ein Brief an Irina.

Einundzwanzigstes Capitel.

Der Brief enthielt Folgendes:

»Meine Braut ist gestern abgereist; wir werden einander nie wiedersehen . . . ich weiß sogar nicht einmal, wo sie ferner leben wird. Mit ihr ist Alles, was mir bisher werth und theuer war, entschwunden, alle meine Pläne, meine Absichten für die Zukunft sind dahin, meine langjährigen Vorbereitungen, meine Arbeiten umsonst! Alle meine Beschäftigungen haben jetzt keinen Zweck mehr und können keine Anwendung finden. Alles das ist für mich gestorben, ja ich selbst, der Mensch, der ich bisher war, ist in mir gestorben und begraben seit dem gestrigen Tage. Ich fühle, sehe und weiß dies genau . . . und bedaure es keinen Augenblick. Nicht etwa um mich zu beklagen, spreche ich mit Dir davon . . . Irina, wenn Du mich liebst, bin ich nicht beklagenswerth! Ich wollte Dir nur sagen, daß aus der ganzen in Rauch und Dampf aufgegangenem in Asche verwandelten Vergangenheit nur Eins lebendig und unversehrt hervorgegangen ist: meine Liebe zu Dir! Außer dieser Liebe besitze ich nichts und ist mir nichts geblieben. In dieser Liebe ist meine ganze Zukunft, mein Beruf, mein Heiligthum, mein Vaterlands Du kennst mich, Irina, und weißt, daß jedes Phrasenmachen mir fern liegt und mir zuwider ist; wie stark daher auch meine Worte sein mögen, so weißt Du, daß sie aufrichtig sind. Kein Knabe im Aufbrausen augenblicklichen Entzückens lallt vor Dir einen unüberlegten Schwur, sondern ein durch die Zeit geprüfter Mann sagt Dir, einfach und offen, fast mit Angst und Schrecken, was er als unumstößliche Wahrheit erkannt hat: Deine Liebe, ja sie ist für mich unersetzlich — Alles, Alles! Jetzt urtheile selbst: kann ich, darf ich das Alles in den Händen eines Andern lassen, darf ich ihm erlauben, über Dich zu schalten? Du, Du mein ganzes Dasein, Blut meines Herzens, wirst ihm gehören, während ich . . . Wer bin ich denn jetzt? Was bin ich? Ein Zuschauer . . . der Zuschauer meines eigenen Lebens! Nein, unmöglich, unmöglich! So weiter wäre Lüge und Tod! Ich weiß, welch ein großes Opfer ich von Dir fordere, ohne ein Recht dazu zu haben. Was kann auch wohl das Recht auf ein Opfer geben? Aber nicht aus Egoismus handle ich so; wäre ich Egoist, so wäre es mir leichter und bequemer, diese Frage ganz unberührt zu lassen. Ja, mein Verlangen

ist schwer, und es soll mich nicht wundern, wenn es Dich erschreckt. Du hassest die Menschen, unter denen Du lebst, die vornehme Welt ekelt Dich an; wirst Du aber auch im Stande sein, diese Welt zu verlassen, den Kranz, den sie Dir windet, wegzuwerfen, die Meinung jener Menschen, die Du hassest, auch zu verachten, wenn Du aus ihrer Mitte verbannt sein wirst? Frage Dich selbst, Irina, nimm keine zu schwere Last auf Deine Schultern. Ich will Dir keine Vorwürfe machen, aber erinnere Dich: schon einmal bist Du der Versuchung unterlegen. Gering ist auch nur, was ich als Ersatz Dir bieten kann für das was Du aufgiebst. So höre nun mein letztes Wort: Wenn Du Dich nicht im Stande fühlst, heute oder morgen Alles aufzugeben und mir zu folgen, wenn Dich die ungewisse Zukunft, die Entfremdung von allem Früheren, die Einsamkeit und der Tadel der Menschen schreckt, wenn Du Deiner mit Einem Worte nicht sicher bist, so sage es mir aufrichtig und ohne Zögern, und ich verlasse Dich, verlasse Dich mit zerrissenem Herzen zwar, werde Dir aber doch danke für Deine Offenheit. Wenn Du aber, meine strahlende Königin des Lichts, einen so unbedeutenden Menschen wie mich wirklich und wahrhaftig liebst, bereit bist, sein Schicksal zu theilen, welches es auch sei, — nun wohlan, so reiche mir die Hand und wir machen uns auf, die schwere Bahn hinan, die vor uns liegt! Wisse aber, mein Entschluß ist unumstößlich: Alles oder Nichts! Vielleicht ist's thöricht, ich kann aber nicht anders, Irina, ich kann nicht!

Dein G. L.«

Litwinow gefiel der Brief selbst nicht besonders, er drückte nicht ganz das aus, was er eigentlich sagen wollte« auch war er ihm zu schwülstig, erinnerte zu sehr an den Bittsteller, doch aber entschloß er sich, ihn abzusenden. Sein Geist war zu ermüdet, er fühlte sich unfähig, einen andern zu schreiben.

Am Morgen schon erhielt er folgende kurze Antwort.

»Komm heute zu mir, sobald Du kannst. »Er« ist heute auf den ganzen Tag weggefahren. Dein Brief hat mich tief aufgeregt. Ich denke und denke . . . der Kopf geht mir herum! Sehr schwer ist's mir um's Herz, aber Du liebst mich und — ich bin glücklich. Komm!

Deine I.«

Irina saß in ihrem Cabinet, als Litwinow eintrat. Dasselbe junge Mädchen, welches ihn am vergangenen Tage erwartet hatte, führte ihn auch heute zu ihr. Auf dem Tische vor ihr stand ein halbrunder Carton voll Spitzen, welche sie zerstreut mit einer Hand sortirte, während sie Litwinows Brief in der andern hielt, Spuren von Thränen waren in ihren Augen sichtbar.

Litwinow blieb auf der Schwelle stehen; sie bemerkte sein Kommen nicht.

»Du weinst?« fragte er erstaunt.

Sie fuhr zusammen, strich ihr Haar zurück und lächelte.

»Warum weinst Du?« wiederholte Litwinow.

Schweigend zeigte sie auf den Brief.

»Also darüber . . .?« rief er zögernd.

»Tritt näher, setze Dich,« sagte sie, »gieb mir Deine Hand. Nun ja, ich habe geweint . . . was ist daran Wunderbares? . . . Als ob dazu keine Ursache wäre?« Und dabei zeigte sie auf den Brief.

Litwinow setzte sich.

»Wohl weiß ich, Irina, daß das nicht leicht ist; dasselbe sagte ich Dir in meinem Briefe. Wenn Du aber an die Aufrichtigkeit Deiner Liebe an mich glaubst, so wirst Du begreifen, was ich jetzt beim Anblick Deiner Thränen fühlen muß. Ich bin hierher gekommen wie ein Angeklagter, der auf sein Urtheil harrt: Tod oder Leben. Deine Antwort entscheidet Alles. Nur blicke mich nicht mit diesen Augen an; sie erinnern mich an jene alten Moskauer Augen.«

Irina erröthete plötzlich und wendete sich ab, als ob sie wüßte, daß etwas in ihrem Auge nicht zu diesem Augenblick paßte.

»Was sprichst Du, Gregor. Schäme Dicht Du willst meine Antwort? Und kannst Du zweifeln, welche es sein wird? Du erstaunst über meine Thränen . . . doch mißverstehst Du sie! Dein Brief hat sie hervorgebracht, ja; ich frage mich, ob meine Liebe Dir genügen kann für all' die Opfer, die Du mir gebracht, ob Du nicht vielleicht einmal bereuen wirst, sie mir gebracht zu haben! Und wie dann?! Das ist es, was ich fürchte, nicht das, was Du denkst!«

Aufmerksam blickten sie einander an, als ob Jeder des Andern geheimste Gedanken errathen wollte.

»Diese Furcht ist unbegründet,« antwortete Litwinow. »Deine Liebe ist mir eine ganze Welt, und ich hoffe, zu Großem wird sie mich

anspornen.«

Irina versank in Nachdenken.

»Wohin werden wir fliehen?« flüsterte sie.

»Wohin? wohin? Daran zu denken bleibt noch Zeit. Also . . . Du willigst ein? . . . Ist es so? . . . Habe ich recht verstanden, Irina?«

Sie blickte ihn an.

»Und Du wirst gewiß glücklich sein?«

»O« Irina!«

»Wirst nichts bedauern? Nie?«

Sie bückte sich über den Carton mit den Spitzen und ließ diese auf ihre Finger gleiten.

»Zürne mir nicht, Theurer, daß ich mich in einem solchen Augenblick mit dergleichen Tand beschäftige . . . Ich bin aber noch nicht Herrin meiner selbst und muß zu einer Dame auf den Ball fahren. Da hat man mir nun diese Chiffons geschickt, aus denen ich heute noch meine Wahl treffen muß. Ach, wie schwer mir's um's Herz ist!« rief sie, plötzlich wieder in Thränen ausbrechend aus; sie wendete sich rasch ab — die Thränen hätten auf die Spitzen fallen können.

»Irina, schon wieder Thränen?« fragte Litwinow bekümmert.

»Nun ja, Gregor, wieder! Quäl mich nicht! quäl Dich nicht! Was thut's, daß ich weine; weiß ich ja selbst nicht warum; aber so sind wir Frauen einmal geschaffen. Genug, daß Du meinen Entschluß kennst, den ich nicht ändern werde, daß Du weißt, wie ich in Alles, Alles einwillige. Wozu aber nun noch einander quälen! Sieh, hab' ich Dir ja auch nicht ein einziges Mal gesagt, wie ich wohl begreife, daß ich meinen ehelichen Pflichten untreu werde . . . daß »er« das Recht hat, mich zu tödten. Nun, und doch bin ich die Deine!«

Sie erhob sich vom Sessel, blickte Litwinow lächelnd an und strich mit dem bis zum Ellenbogen entblößten weißen Arme eine lange Locke aus dem Gesicht. Das reiche Spitzentuch fiel vom Stuhle herab auf den Fußboden und kam unter Irina's Füße. Verächtlich trat sie darauf.

»Gefalle ich Dir denn heute nicht?« sagte sie, »Bin ich denn seit gestern häßlicher geworden? Sag' mir, liebst Du mich wirklich?«

Sie umfaßte ihn mit beiden Armen und preßte seinen Kopf an ihre Brust. Der Kamm, der ihr reiches Haar hielt, fiel klingend zur Erde,

und das seidenweiche Haar überwallte ihn in duftenden, weichen Wellen.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Litwinow wanderte in seinem Zimmer auf und ab. Ihm lag jetzt ob, von der Theorie in die Praxis überzugehen, Mittel und Wege zur Flucht, zur Uebersiedlung in irgend ein anderes, noch unbekanntes Land zu finden. Sonderbar, dieses beschäftigte ihn bei Weitem weniger als ein gewisser Zweifel an der Festigkeit von Irinens Entschlusse. Und doch hatte sie ihm beim Abschiede gesagt: »Richte Alles ein, wie Du willst, und wenn Du bereit bist, laß es mich wissen.« Abgemacht! Weg mit allen Zweifeln! An's Werk!

Vorderhand war sein erstes Werk — verschiedene Pläne. Vor Allem war Geld nöthig. Seine ganze Reisekasse bestand in 1328 Gulden, in französischem Gelde 2855 Francs; eine ziemlich geringe Summe, für die ersten Bedürfnisse aber hinreichend. Dann müßte dem Vater geschrieben werden, daß er einen Theil der Wälder oder ein Stück Land verkaufe . . . Aber unter welchem Vorwande? Nun, der ließe sich finden. Irina sagte, sie habe ihre Brillanten und Bijoux; auf die durfte man aber keine Rechnung machen, höchstens einmal im Fall der größten Noth. Er hatte noch überdies einen ausgezeichneten Genfer Chronometer, für den man etwa 400 Francs bekommen könnte.

Litwinow begab sich nun zu einem der Geldwechsler, die sich in Baden Banquiers nennen lassen, und fing an ihn zu fragen, wie man es wohl anfangen müßte, um eine gewisse Summe Geldes dort aufzunehmen.

Die Badener Geldwechsler sind aber gewitzte Leute und sehr vorsichtig. Auf eine solche Frage erhielt er denn auch so unbestimmte ausweichende Antworten, daß man aus ihnen machen konnte, was man wollte, nur kein Geld. Ein anderer lachte ihm munter und lustig geradezu in's Gesicht, als ob er ihn für einen Spaßmacher halte, der sich einen unschuldigen Scherz erlaube. Litwinow — zu seiner Schande sei's gesagt — versuchte sogar sein Glück im Roulettespiel. Er setzte einen Thaler auf Nummer 30, sein Alter. Er that dies in der Absicht, sein Capital zu vergrößern und eine runde Summe zu haben. Gelang ihm nun auch das erstere nicht, so hatte er doch mit dem letzteren den besten Erfolg, indem er richtig 28 Gulden anbrachte.

Eine andere« nicht weniger wichtige Frage war der Paß. Für Frauen freilich war das kein so wichtiger Gegenstand; überdies giebt es ja

Länder, wo man eines solchen nicht bedarf: Belgien zum Beispiel oder England. Dann ließ sich ja auch ein nichtrussischer Paß wohl auswirken.

Bei allen diesen Plänen, mit denen er sich ganz ernsthaft beschäftigte, kamen ihm ganz gegen seinen Wunsch und Willen verschiedene abenteuerliche und drollige Sachen in den Sinn. So fiel ihm unter Anderem ein, wie einer seiner Freunde, ein verabschiedeter Cornet, vor Jahren einmal auf einem Dreigespann und mit Schellengeläute die Tochter eines Kaufmanns, der allgemein für reich galt, entführt hatte, und der, wie sich in der Folge herausstellte, allein der Betrogene gewesen war, ja noch überdies fast Prügel bei der Entführung bekommen hatte. Nicht wenig ärgerte sich Litwinow über seine unpassenden Erinnerungen, gedachte dann Tatianens und ihrer plötzlichen Abreise, und fühlte, daß ihm zu seiner Ehrenrettung kein anderer Ausweg übrig blieb als der, den er Irina vorgeschlagen hatte.

Hinter ihm erschallte plötzlich Pferdegetrappel. Er trat auf die Seite, Irina, zu Pferde, holte ihn Ein; neben ihr ritt der »wohlbeleibte« General. Sie erkannte Litwinow, nickte ihm mit dem Kopfe zu, gab dem Pferde einen Schlag mit der Gerte, daß es Galopp ansetzte, und trieb es dann in *plaine carrière* den Weg hinab. Ihr dunkler Schleier wehte im Winde hinter ihr her.

»*Pas si vite! Nom de Dieu, pas si vite*!« stöhnte der Wohlbeleibte, schwerfällig hinterdreinsprengend.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Am andern Morgen war Litwinow kaum vom Geldwechsler nach Hause gekommen, mit dem er noch einmal über die Unbeständigkeit des Courses der russischen Papiere und das beste Mittel, im Auslande Gelder von Rußland kommen zu lassen, geredet hatte, als ihm: der Portier einen Brief übergab. Er erkannte sogleich Irinens Hand; doch brach er das Siegel nicht los — ein böses Vorgefühl wurde, Gott weiß warum, in ihm wach — sondern ging auf sein Zimmer. Dort las er (der Brief war in französischer Sprache geschrieben) Folgendes:

»Mein theurer Freund!

Die ganze Nacht ist mir Dein Vorschlag nicht aus dem Sinne gekommen. Du bist offen gegen mich gewesen, ich werde es Dir gegenüber sein: ich kann nicht mit Dir fliehen — ich fühle nicht die Kraft in mir es auszuführen. Wie sehr ich mich gegen Dich vergehe, empfinde ich tief, — meine zweite Schuld ist noch größer als meine erste; ich verachte mich und meinen Kleinmuth. Ueberhäufe mich mit Vorwürfen, aber — ich kann mich nicht anders machen, als ich bin! Umsonst sage ich mir, daß ich Dein ganzes Lebensglück untergrabe, daß Du Recht hast, mich für eine leichtfertige Kokette zu halten, und doch kann und kann ich nicht anders! Ich werde nicht suchen, mich zu rechtfertigen, nicht sagen, daß Leidenschaft mich hingerissen hat, . . . eins nur wiederhole ich Dir: ich bin und bleibe die Deinige auf ewig!! Verfüge über mich, wie Du willst, nur verlange nicht, daß ich mit Dir fliehe, Alles wegwerfe . . . nein! Nein! Nein! Ich flehe Dich an, mich zu retten, ich hoffte selbst, alles Frühere auszulöschen, durch Dich wie im Feuer geläutert zu werden . . . doch scheint's, daß es für mich keine Rettung mehr giebt; das Gift ist schon zu tief in meine Adern eingedrungen, ungestraft athmet man es so viele Jahre lang in jenen Sphären nicht ein! Lange habe ich geschwankt, ob ich Dir auch dieses schreiben sollte; schrecklich ist mir der Gedanke an den Entschluß, den Du vielleicht fassen wirst: doch vertraue ich noch auf Deine Liebe zu mir, sie allein läßt mich noch hoffen! — Für unredlich hätte ich es gehalten, wenn ich Dir nicht die Wahrheit gestanden hätte, um so mehr, da Du vielleicht jetzt schon Maßregeln zur Flucht triffst. Ach, mein Freund, halte mich für ein schwaches, energieloses Weib, aber verlaß mich nicht, verstoße Deine Irina nicht! . . . Diese

Welt zu verlassen bin ich nicht im Stande, aber ohne Dich in derselben zu leben ist mir zur Unmöglichkeit geworden! Wir kehren in nicht gar langer Zeit nach Petersburg zurück; komm auch Du dorthin, laß Dich dort nieder, wir werden für Dich eine Deinen Fähigkeiten angemessene Thätigkeit finden, Deine früheren Arbeiten sollen nicht verloren gehen; . . . nur lebe in meiner Nähe, liebe mich wie ich bin, mit allen meinen Schwachheiten, mit allen meinen Fehlern, und wisse, daß kein Herz auf der ganzen Welt Dich je so zärtlich lieben wird, als das Herz Deiner bedauernswürdigen Irina. Komm sobald Du kannst, komm auf der Stelle zu mir, keinen Augenblick Ruhe werde ich haben, bis ich Dich gesehen.

Deine, Deine, Deine Irina.«

Beim Lesen dieser Zeilen stieg Litwinow das Blut heftig zu Kopfe. Wie damals in Moskau fühlte er sich bis zum Tode getroffen; kraftlos sank er aus den Divan zurück und blieb lange starr und unbeweglich liegen. Ein dunkler Abgrund öffnete sich rings um ihn her. — Also wieder, wieder Betrug, nein, schlimmer als Betrug — Lüge und Gemeinheit! Das Leben zerstört, wie ein Baum mit der Wurzel ausgerissen, ohne Halt, ohne Stütze! — »Komm nach Petersburg,« wiederholte er, bitter und höhnisch lächelnd, »wir werden für Dich eine Beschäftigung finden! — Das ist also das gelöste Räthsel ihres früheren Lebens, aus welchem sie geläutert hervorzugehen hoffte! Das jene Welt der Intriguen, jener Sündenpfuhl geheimer Geschichten, wie die der Belsky! Eine schöne Zukunft, eine prächtige Rolle, die sie mir zugedacht! Der Hausfreund einer leichtsinnigen vornehmen Dame und natürlich auch der Seiner Excellenz . . . bis . . . bis die Laune vergeht und irgend ein Anderer . . . vielleicht sogar der wohlbeleibte General, der Stellvertreter wird! Pfui! . . . Nein, das darf nicht geduldet werden, so spielt man nicht mit dem Leben eines Menschen!«

Was aber wollte, was konnte er thun? Jenen Brief beantworten? Er hielt inne und ließ die Hand herabsinken. Hatte er sie doch selbst zur Aufrichtigkeit aufgefordert, ihr die Wahl freigestellt; sie war nicht nach seinem Wunsche ausgefallen . . . jede Wahl ist dem ausgesetzt. Was war also darauf zu erwidern? Wenigstens heuchelte sie nicht; schonungslos zwar, doch aufrichtig war ihre Antwort. Sie blieb die Seine . . . bis zu ihrer Abreise mit ihrem Manne nach Italien!! Tatiana

gegenüber war nicht sie, sondern er selbst schuld . . . Alles das war richtig, was aber blieb ihm jetzt zu thun übrig?!

Wieder warf er sich auf den Divan und versank in Nachdenken . . . doch nicht lange. Er raffte sich auf und stieß mit Entrüstung die Gedanken an die verführerischen Vorschläge der Sirene von sich:

»Du reichst mir den Trank in einer goldenen Schale,« rief er aus, »aber er enthält Gift! . . .Fort von hier, fort! Zu bleiben, nachdem ich meine Braut von hier vertrieben, wäre nicht ehrenhaft, darum fort!«

Aufs Neue zog er seinen Koffer aus der Ecke, auf‘s Neue packte er mit einer gewissen stumpfsinnigen Eilfertigkeit seine Sachen ein, klingelte dem Kellner, bezahlte und fertigte an Irina ein Billet in russischer Sprache ab.

Er schrieb ihr Folgendes:

»Ob Ihre Schuld mir gegenüber jetzt oder damals größer, weiß ich nicht; was ich aber weiß, ist, daß der heutige Schlag schwerer traf . . . er hat mich vernichtet! Sie sagen: Sie können nicht; auch ich wiederhole Ihnen: ich kann nicht — das, was Sie wollen. Nein, ich kann und mag nicht! Antworten Sie mir nicht weiter, da Sie nicht im Stande sind, mir die einzige Antwort zu geben, die ich hätte annehmen können. Morgen früh mit dem ersten Zuge reise ich. Leben Sie wohl und glücklich . . . Wir werden uns wohl nie mehr sehen!«

Litwinow blieb bis zum späten Abend in seinem Zimmer. Wartete er auf irgend etwas? Gott weiß es! Gegen sieben Uhr des Abends näherte sich eine verschleierte Dame in einer schwarzen Mantille zweimal dem Eingange in seinen Gasthof; zweimal ging sie vorbei, ihr Gang wurde langsamer; da wendete sie sich mit einem Male rasch und entschlossen um und nahm ihre Richtung zum dritten Male nach dem Gasthofe hin.

»Wohin, wohin so schnell Irina Pawlowna?« hörte sie eine Stimme hinter sich rufen.

Sie wendete sich, erschrocken zusammenfahrend, um . . . Potugin stand vor ihr.

Sie blieb stehen, dachte einen Augenblick nach, ergriff dann seine Hand und führte ihn auf die Seite.

»Führen Sie mich fort, führen Sie mich fort!« rief sie ihm hastig zu.

»Was fehlt Ihnen, Irina Pawlowna?« flüsterte er erschrocken.

»Führen Sie mich fort, sage ich Ihnen,« wiederholte sie, »wenn Sie nicht wollen, daß ich . . . ganz dort bleiben soll!«

Potugin verbeugte sich gehorsam, und Beide eilten Mich hinweg. Früh am folgenden Morgen — Litwinow war schon ganz zur Abreise fertig — trat Potugin in sein Zimmer.

Schweigend näherte er sich ihm, und schweigend drückte er ihm die Hand. Litwinow sagte ebenfalls kein Wort. Beide waren tief verstimmt, während sie zu lächeln versuchten.

»Ich bin gekommen, Ihnen eine glückliche Reise zu wünschen,« fing endlich Potugin an.

»Woher aber wissen Sie denn, daß ich heute abreise?« fragte Litwinow.

Verlegen blickte Potugin auf den Boden.

»Ich habe es erfahren . . . wie Sie sehen. Unser letztes Gespräch nahm eine sonderbare Richtung . . . Ich wollte Sie nicht abreisen lassen, ohne Sie vorher meiner aufrichtigsten Theilnahme zu versichern.«

»Theilnahme? . . . wohl weil ich abreise?«

Potugin blickte Litwinow kummervoll an.

»Ach, Gregor Michailitsch, wozu jetzt noch unpassende Anspielungen und unfreundliche Worte. Ich meine es aufrichtig und bin nur gekommen, Sie noch einmal zu umarmen!«

Litwinow fühlte sich gerührt, umarmte ihn nach vaterländischer Sitte dreimal, reichte dem einsamen Sonderling die Hand und eilte zum Zimmer hinaus.

»Soll ich Ihren Reisesack tragen helfen?« rief Potugin, ihm seine Dienste anbietend.

»Ich danke, ich kann schon allein.«

Er setzte seine Mütze auf, nahm den Reisesack in die Hand, wendete sich aber, schon auf der Schwelle stehend, noch einmal um und fragte:

»Sie haben sie gesehen?«

»Ja, diesen Morgen.«

»Nun . . . und was sagte sie?«

Potugin schwieg eine Zeit lang, dann antwortete er mit niedergeschlagenen Augen: .

»Sie hat Sie gestern erwartet, — wird Sie auch heute noch erwarten.«

»Ah so! Nun so sagen Sie ihr . . . doch nein, sagen Sie ihr nichts. Leben Sie wohl!«

Litwinow lief rasch die Treppe hinab, warf sich in den Wagen und kam, ohne sich nur ein einziges Mal umzusehen, bei der Eisenbahn an. Schon stand er vor einem Waggon.

»Gregor Michailitsch! . . . Gregor! . . .« hörte er hinter sich eine flehende Stimme. Er erbebte.

»Ist es möglich, sollte das Irina sein? Sie selbst!«

In den Shaw! ihrer Zofe eingehüllt, einen Reisehut auf dem Kopfe, das Haar in Unordnung, stand sie auf dein Perron und blickte ihn mit trübem bekümmertem Blicke an.

»Kehre um, kehre um, ich bin gekommen, Dich zurückzuholen,« sagte dieser Blick. Und was, was Alles verhieß er nicht! — So stand sie da, nicht im Stande, einen Schritt vorwärts zu machen, noch ein Wort weiter zu sagen; Alles an ihr« sogar die Unordnung in ihrer Kleidung, Alles flehte um Schonung.

Kaum war Litwinow im Stande sich zurückzuhalten, ihr nicht entgegenzustürzen. Mit übermenschlicher Anstrengung warf er sich in den Waggon, wendete sich zu ihr und zeigte auf den Platz neben sich.

Sie verstand ihn.

Noch war es Zeit . . . Nur einen Schritt, eine Bewegung, und zwei auf immer vereinte Leben wären ihrem unbestimmten Schicksal zusammen entgegengeeilt . . . Aber während sie noch zögerte, erscholl ein gellender Pfiff, und der Zug setzte sich rasch in Bewegung.

Litwinow warf sich zurück, Irina schwankte zu einer nahe stehenden Bank und fiel auf dieselbe nieder, zur großen Verwunderung eines angehenden jungen Diplomaten, der zufällig dahingeschlendert war und nun den Zug abgehen sah. Er war zwar wenig mit Irina bekannt, sie interessirte ihn aber sehr, und als er bemerkte, daß sie wie ohnmächtig dalag, glaubte er, ihr sei eine »*attaque de nerfs*« zugestoßen, weshalb er es auch für die Pflicht eines *galant chevalier* hielt, ihr zu Hilfe zu eilen. Wie groß aber war sein Erstaunen, als sie bei dem ersten Worte, welches er an sie

richtete, aufsprang, die ihr dargereichte Hand heftig zurückstieß und die Straße hinabeilend, einen Augenblick später im dichten Milchnebel, der dem Schwarzwälder Klima während der ersten Herbsttage eigenthümlich ist, verschwand.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Es ist uns einmal zu Hause auf dem Lande begegnet, in eine Bauernhütte einzutreten, deren Eigenthümer kurz vorher den einzigen heißgeliebten Sohn verloren hatte, und wo wir die Bäuerin vollkommen ruhig, fast heiter trafen. »Wundern Sie sich nicht,« sagte der Bauer, dem unsere Verwunderung nicht entgehen mochte, »sie ist jetzt noch *erstarrt*.«

Erstarrt, in diesem Sinne, war jetzt auch Litwinow, als er der Heimath zueilte. Zuweilen schien es ihm, als ob er seinen eigenen Leichnam nach Hause bringe, zuweilen nur erinnerte ihn ein heftiges inneres, unheilbares Weh, daß er die Last des Lebens noch trage.

Er blickte zum Fenster hinaus. Der Tag war trüb und feucht, und niedrig ziehende Wolken bedeckten den Himmel. Der Wind wehte dem Zuge entgegen; weißliche Dampfwolken, bald einzeln, bald mit düsteren, dunkleren untermischt, zogen in endlosen Ringen an seinem Fenster vorbei. Seine Gedanken folgten diesem Dampf, diesem Dunst. In beständigem Wirbel, bald sich hebend, bald senkend, sich verdichtend oder auflösend, Gras, Busch, Wald berührend und verhüllend, wiederholte sich dieses Spiel einförmig und endlos. Er saß allein in seiner Abtheilung. Niemand störte ihn. — »Dunst, Dunst.« wiederholte er einige Male, und Alles rings um ihn her erschien ihm plötzlich nur als Dunst; — sein eigenes Leben, das Leben in Rußland, alles Menschliche, vor Allem aber alles Russische! »Alles Dunst und Dampf!« dachte er. Er erinnerte sich an so Manches, was sich in den letzten Jahren vor seinen Augen mit Lärm und Geschrei angekündigt hatte und Seifenblasen gleich zerplatzt war . . . »Dunst,« flüsterte er, »nichts als Dunst und Dampf,« Er gedachte der Gesellschaft bei Gubarow, wie des General-Picknicks . . . »Dunst, wieder Dunst! sogar Potugins Moralpredigten — Dunst, Dunst!«

Unterdessen hatte der Zug Rastadt, Karlsruhe und Bruchsal passirt, die Berge zur rechten Hand des Weges waren niedriger geworden, in weiter Ferne fast verschwunden, hatten sich dann wieder genähert, doch weniger hoch und waldreich. Der Zug wendete sich rasch seitwärts — sie kamen in Heidelberg an. Die Waggons liefen in die bedeckte Station ein. Ausrufer die verschiedene, sogar russische Journale verkauftem Reisende, die hin und her eilten, waren auf der

Plattform zu sehen. Litwinow allein rührte sich nicht von seinem Platze in der Ecke und saß, den Kopf gebückt, in Nachdenken versunken.

Gegen Abend spät fuhr er bei Kassel vorbei. Mit der Dunkelheit löste sich auch seine Erstarrung; in die Ecke des Wagens gedrängt, saß er und weinte bitterlich. Zur selben Zeit lag Tatiana in einem Gasthofe dieser Stadt in heftiger Fieberhitze im Bette, neben ihr saß die alte Tante.

»Tatiana,« sagte sie, »erlaube mir, um's Himmels willen, ein Telegramm an Gregor Michailitsch abzusenden.«

»Nein, liebe Tante,« antwortete Tatiana, »beunruhige Dich nicht; es wird vergehen, wie es gekommen ist. Reich' mir nur ein Glas Wasser.«

Sie hatte Recht, nach einer Woche war ihr besser ihr fester Wille hatte die Krankheit überwinden helfen Sie konnten weiter reisen.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Ohne sich in Petersburg oder Moskau aufzuhalten, kehrte Litwinow auf sein Gut zurück. Er erschrak heftig, als er seinen Vater wiedersah, so hatte sich dieser verändert. Der Alte freute sich wie ein Kind über die Rückkehr seines Sohnes, übergab ihm sogleich die in der größten Unordnung sich befindenden Geschäfte, ächzte und stöhnte noch ein paar Wochen herum, und endigte ruhig und still seine irdische Laufbahn.

Litwinow befand sich nun allein in seinem verfallenen Hause, und fing, um sich von seinem Kummer zu zerstreuen, bald ernsthaft an, seine zerrütteten Verhältnisse in Ordnung zu bringen. Die großen Reformpläne von denen er ehemals geträumt hatte, wurden als unanwendbar bei Seite geworfen. Geduld und Fleiß waren vor Allem nöthig.

So verging ein Jahr, dann ein zweites, das dritte begann. Das große Werk der Emancipation fing an, die ersten Früchte zu zeigen, in Fleisch und Blut überzugehen; weder heimische, noch offene Feinde konnten das ausgestreute Samenkorn mehr zertreten, zu tief hatte es bereits Wurzel geschlagen. Auch Litwinow hatte einen großen Strich Landes seinen nun freien Bauern überlassen, verwendete aber jetzt seine Aufmerksamkeit besonders auf die unter seiner Leitung aufs Neue producirende Fabrik und auf eine kleine Meierei, die er mit fünf Arbeitern in guter Ordnung hielt. Der größte Theil der alten Schulden ward gedeckt und seine Wirthschaft fing an, gedeihlichen Aufschwung zu nehmen. Die letzten Spuren jenes Zaubers, den Irina's Name sonst auf ihn hervorgebracht hatte, verschwanden nach und nach, und war er gleich für sein Alter ungemein ernsthaft, lebte er gleich fast einsiedlerisch zurückgezogen, so war er doch wieder ruhig und gesund.

So saß er einst an einem schönen Maitage in seinem Zimmer und las ziemlich theilnahmlos die letzte Nummer der Petersburger Zeitung, als ihm sein Diener die Ankunft seines alten Oheims meldete.

Dieser, ein Vetter der alten Schestow, kam von dem Gute derselben, er hatte sich in Litwinows Nähe ein Gut gekauft und reiste dahin.

Einen ganzen Tag blieb der Herr bei ihm und erzählte ihm Vieles von Tatianens Leben und Treiben.

Am Tage nach dessen Abreise schickte Litwinow ihr einen Brief, den ersten nach ihrer Trennung. Er bat um die Erlaubniß, die alte Bekanntschaft, wenn auch nur brieflich, erneuern zu dürfen, und fragte, ob er auf immer dem Gedanken entsagen müsse, sie je im Leben wiederzusehen? Nicht ohne Gemüthsbewegung erwartete er die Antwort; sie kam endlich.

Tatiana kam seinem Wunsche freundlich entgegen und schrieb am Schlusse ihres Briefes:

»Wenn Sie uns zu besuchen wünschen, so sollen Sie willkommen sein; sagt man doch, daß selbst Kranken wohler zusammen ist, als wenn sie getrennt sind.«

Wie ein Kind freute sich Litwinow über diese Worte, lange war ihm nicht so wohl gewesen! Zwei Wochen später war er schon auf dein Wege zu Tatiana.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Ohne besondere Ereignisse fuhr er ziemlich langsam auf Landwegen durch Feld und Wald seinem Ziele entgegen; einmal nur platzte ihm die Schiene des einen Hinterrades; der Dorfschmied schmiedete und schmiedete sie zusammen, ohne jedoch damit ordentlich zu Stande zu kommen, und schimpfte bald auf sich, bald aus die Schiene. Zum Glück erwies es sich, daß man auch mit der geplatzten Schiene noch ganz gut auf den weichen Wegen fahren konnte.

Gegen Abend desselben Tages näherte sich Litwinow endlich Tatianens Gute.

Das Haus, in welchem seine gewesene Braut wohnte, stand auf einem von einem Garten umgebenen Hügel, unter welchem ein kleiner Fluß sich hinschlängelte. Das Häuschen war neu aufgebaut und weit ringsum zu sehen. Litwinow bemerkte es bereits in einer Entfernung von fast zwei Weist mit seinem kleinen Maisonnette, dessen Fenster hell von der untergehenden Sonne beleuchtet waren.

»Wie werden sie mich aufnehmen,« dachte er, »wir werde ich ihnen entgegentreten?«

Um sich zu zerstreuen, fing er mit seinem Fuhrman, einem alten Bauer mit grauem Barte, ein Gespräch an. Er fragte ihn, ob er die Gutsbesitzerin Schestow kenne?

»Die Schestows? Wie sollte ich die nicht kennen? Das sind brave Damen, gegen die ist nichts zu sagen. Wenn unsereins einmal krank wird, so wendet er sich immer gerade an sie, die wissen immer Hilfe: hier ein Pflaster, dort eine Salbe oder ein Pulver, und gar nicht stolz sind sie. Brave Damen! Dabei wollen sie von Dank nichts wissen. Eine Schule haben sie da auch eingerichtet. Nun, *das* ist aber dummes Zeug, was braucht unsereins zu lernen?«

Während der Fuhrmann erzählte, verwandte Litwinow kein Auge von dem Häuschen. Eine weibliche Gestalt in Weiß trat auf den Balcon, stand längere Zeit draußen und verschwand wieder im Zimmer.

»Sollte sie es sein?«

Sein Herz schlug lauter bei dem Gedanken an Tatiana.

»Rasch, rasch,« rief er seinem Fuhrmann zu.

Dieser trieb seine Pferde an. Noch einige Augenblicke, und die Kalesche fuhr in das offene Thor des Hofes ein.

Auf der Vortreppe stand die Tante und rief, in die Hände klatschend, aus:

»Ich habe ihn zuerst erkannt!«

Litwinow sprang rasch zum Wagen hinaus, ohne dem Diener Zeit zu lassen, die Thür zu öffnen, umarmte hastig die alte gute Dame und trat aus dem Vorzimmer in den Saal. Vor ihm, erröthend, stand Tatiana.

Treuherzig blickte sie ihn mit ihren klaren, lieben Augen an (ihr Gesicht war etwas weniger voll als in Baden, was ihr aber gut stand) und reichte ihm die Hand. Er aber ergriff diese nicht, sondern stürzte vor ihr auf die Kniee.

Augenscheinlich hatte sie dergleichen nicht erwartet und wußte weder, was sie thun, noch was sie sagen sollte. Große glänzende Thränen traten in ihre Augen. Erschrocken zwar, aber mit freudeglänzendem Gesicht flüsterte sie:

»Gregor Michailitsch, was soll das, was soll das?«

Er aber fuhr fort, den Saum ihres Kleides zu küssen . . . Mit tiefer Rührung erinnerte er sich, wie er in Baden auch zu ihren Füßen gelegen hatte.

Aber damals und jetzt — welch eins Unterschied!

»Tatiana,« rief er flehend, — »Tatiana, hast Du mir auch vergeben?«

»Tantchen, Tantchen, was soll das bedeuten?« wandte sich Tatiana zu der eintretenden alten Dame.

»Laß ihn, laß ihn, Tatiana,« antwortete diese. »Siehst Du nicht, wie er sein schuldbewußtes Haupt zu Deinen Füßen legt?«

Jetzt, meine ich, wäre es auch Zeit, zu endigen; es bleibt ja nichts weiter hinzuzufügen, der Leser erräth das Andere selbst . . . Wie steht es aber um Irina?

Immer noch ist sie verführerisch schön, ungeachtet ihrer dreißig Jahre; junge Leute ohne Zahl verlieben sich in sie, und viele andere noch würden sich in sie verlieben, wenn . . . wenn . . .

Geneigter Leser, willst Du nicht so gefällig sein und mir noch einige Augenblicke nach Petersburg in einen der prachtvollsten Paläste der nordischen Palmyra folgen? Sieh, vor Dir ist ein großer gewölbter Saal, ich will nicht sagen, reich decorirt, das kann auch jeder andere Saal jedes anderen Hauses sein, der Ausdruck wäre nicht passend, nein — vornehm, repräsentirend, Würde ausathmend. Fühlst Du nicht beim Eintreten eine gewisse ängstliche Befangenheit, wie sie Einen im Beisein sehr hoher Personen zu beschleichen pflegt? Wisse, Du hast einen Tempel betreten, einen dem höchsten Anstande geweihten, Liebe und Frömmigkeit ausathmenden, mit einem Worte, einen nicht dem Irdischen geweihten Tempel. Welch ein geheimnißvoller Friede, welch eine geheimnißvolle Stille umgiebt Dich. Schwere Sammetportieren an den Thüren, Sammetvorhänge an den Fenstern, ein schwerer, dicker, weicher Teppich am Fußboden, Alles ist gewissermaßen vorherbestimmt und angepaßt, jeden rauhen Schall, jedes laute Geräusch zu mildern und zu mäßigen. Die sorgfältig verhängten Lampen selbst flößen ehrbare, wohlanständige Empfindungen ein; ein sanftes, mildes Aroma ist ringsumher im ganzen Gemache verbreitet, die silberne Theemaschine sogar dampft und summt nur leise flüsternd. Die Dame des Hauses, ein wichtiges Sternbild am Petersburger Firmament, redet nur leise, kaum hörbar, stets, als ob ein schwer Kranker oder Sterbender im Zimmer wäre; die andern Damen flüstern ihr zu Gefallen gleichfalls kaum vernehmlich. Die Schwester der hochgnädigen Frau, welche Thee macht, scheint

ganz die Sprache verloren zu haben, sie bewegt nur lautlos die Lippen, so daß ein vor ihr sitzender junger Mann, der zufällig in diesen Tempel des höchsten Anstandes eingeführt worden, in großer Verlegenheit ist, nicht wissend, was sie eigentlich von ihm will, während sie zum dritten Mal schon ihm zephyrisch zusäuselt: »*Prenez-vous une tasse de thé?*«

In verschiedenen Gruppen sitzend sieht man junge, wohlanständige Männer, eine ruhige Würde in ihren Blicken, einen leidenschaftslos kalten, wenn gleich fein einschmeichelnden Ausdruck in ihren Gesichtern; Decorationen ohne Zahl bedecken ihre Brust. Die Unterhaltung wird auch nur leise geführt, sie dreht sich um religiöse oder patriotische Themata. Leise auf dem weichen Teppich dahinschreitend, gehen reich galonirte Livreebediente in seidenen Strümpfen ab und zu in diesem Tempel der Wohlgesinntheit, Andacht und Frömmigkeit.

»Haben Sie heute Madame Ratmirow gesehen?« fragte mit bescheidener Stimme eine Dame.

»Ich habe sie heute bei Lise getroffen,« antwortete die Aeolsharfenstimme der Dame vom Hause; »die Gute thut mir leid . . . sie ist die wandelnde Verkörperung eines verbitterten Gemüths . . . *elle n'a pas la foi.*«

»Ja, ja,« wiederholt die Dame, »so hat ja wohl X. von ihr gesagt und sehr bezeichnend gesagt: sie hat ein verbittertes Gemüth!«

»*Elle n's pas la foi,*« haucht man ringsumher nach. Wie Weihrauch im Rauchfaß des Priesters bei der Messe verbreitet es sich im ganzen Saale:

»Sie ist die wandelnde Verkörperung eines verbitterten Gemüths — *c'est une âme égarée, qui n'a pas la foi!*«

Und das ist die Ursache, warum nicht alle jungen Leute ohne Ausnahme sich in sie verlieben. Sie fürchten sie, sie fürchten ihr »verbittertes Gemüth« das ist das Urtheil, welches man über sie fällt, und diese Phrase ist eine allgemein wiederholte geworden. Wie in jedem Urtheil der Art ist auch in diesem manches Wahre. Und nicht allein die jungen Leute fürchten sie, auch die älteren und hochgestelltem sogar mancher Würdenträger, manche *personnage.* — Niemand versteht es so richtig und fein, die lächerliche oder

jämmerliche Seite eines Charakters herauszufinden. Niemand diese so schonungslos zu geißeln als sie, oft vielleicht nur durch irgend ein leichtes Witzwort. Und um so schmerzhafter ist ein solches Wort, da es einem schönen Munde entfließt . . . Was im tiefsten Innersten dieser Seele vorgeht, ist schwer zu errathen; unter der Schaar ihrer Anbeter aber ist nicht ein einziger, den man den Auserwählten zu nennen wagte.

Irinens Mann schreitet rasch vorwärts auf dem Wege, welchen die Franzosen »den Weg des Ruhmes und der Ehrenstellen« nennen.

In derselben Stadt aber, wo Irina wohnt, lebt auch unser Freund Potugin. Selten nur sieht er sie jedoch, hat sie ja auch kein besonderes Bedürfniß mehr, die Verbindung mit ihm zu unterhalten . . . Jenes Mädchen, welches man seiner Fürsorge anvertraut hatte ist unlängst gestorben.

- E n d e -

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

König Lear der Steppe.

1870.

Deutsch
von
W. A. Polowinoff.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII. : XIX. : XX. : XXI. : XXII. : XXIII. : XXIV. : XXV. : XXVI. : XXVII. : XXVIII. : XXIX. : XXX. : XXXI.
Anmerkungen

Wir waren an einem Winterabend bei einem alten Universitätsfreunde versammelt. Das Gespräch kam auf Shakespeare. Es war ein hoher Genuß für uns, seine so tiefen wie wahren Gestaltungen, die gleichsam ans dem Innersten des menschlichen Wesens herausgebildet sind, wieder einmal vor uns vorüberziehen zu lassen. Wir bewunderten ihre ewige Frische, ihre Lebenswärme. Jeder von uns erinnerte sich, einem Doppelgänger Hamlets oder Othellos oder einem echten Fallstaff schon irgendwo begegnet zu sein, ja Einige von uns wollten in ihren Erlebnissen sogar Möglichkeiten von Richard dem Dritten und selbst Macbeth's entdeckt haben.

»Und ich, meine Herren,« rief unser Wirth, ein schon älterer Mann, »ich kannte einen König Lear.«

»Wie?« riefen wir etwas überrascht.

»Ja der That, meine Herren; wollen Sie, daß ich Ihnen von ihm erzähle?«

»Machen Sie uns dies Vergnügen,« riefen wir, und unser Freund ließ sich nicht weiter bitten.

I.

Meine ganze Kindheit, fing er an, und meine erste Jugend bis zum fünfzehnten Jahre brachte ich auf dem Lande, auf dem Gute meiner Mutter zu einer reichen Gutsbesitzerin des Gouvernements . . . Wohl als der lebendigste Eindruck dieser schon entfernten Zeit blieb in meiner Erinnerung die Figur unseres nächsten Nachbars; eines gewissen Martin Petrowitsch Charloff. Dieser Eindruck könnte auch nur l schwer verwischt werden; in meinem ganzen Leben bin ich seitdem etwas Charloff Aehnlichem nicht wieder begegnet. Stellen Sie sich einen Menschen von riesigem Wachse vor. Auf seinem Rumpfe sitzt, ein wenig zur Seite, ohne Andeutung eines Halses, ein ungeheurer Kopf darauf erhebt sich, beinahe von den struppigen Augenbrauen beginnend, ein ganzes Bündel wirrer, gelbgrauer Haare. Die Farbe des Gesichts spielte in's Aschgraue, die Gesichtshaut schien abgeschunden zu ein. Aus der Mitte desselben ragte, wie eine Beule, eine dicke Nase hervor, blitzten selbstbewußt die blauen kleinen Augen, und öffnete sich der ebenfalls kleine, aber schiefe Mund, gleicher Farbe mit dem Gesichte und mit geborstenen Lippen. Die Stimme, welche diesem Munde entstieg, war zwar ein wenig rauh, dafür aber auch desto kräftiger und lauter . . . Ihr Klang erinnerte an das Klirren von Eisenstangen, die auf schlechtem Pflaster gefahren werden. Charloff's gewöhnliche Art zu sprechen war daher, als ob er bei starkem Wind über ein breites Thal hin Jemand etwas zuzurufen hätte. Es fiel schwer, den Ausdruck dieses Gesichts zu bestimmen, bei seinen Dimensionen war es mit einem Blicke gar nicht zu umfassen. Abstoßend war er jedoch nicht. Bei allem Sonderbaren und Ungewöhnlichen lag in ihm etwas Imposantes. Was er für Hände hatte, wahre Kissen, und was für Finger, was für Füße! Ich erinnere mich, daß ich ohne respectvolle Angst weder auf seinen drei Ellen breiten Rücken noch aus seine Schulterblätter blicken konnte, die zwei Mühlsteinen glichen. Aber besonders staunte ich über seine Ohren. Sie sahen ganz Bretzeln ähnlich, mit denselben Krümmungen und Biegungen. Von diesen Ohren waren die Wangen 'an beiden Seiten förmlich in die Höhe gepreßt. Martin Petrowitsch trug Winter und Sommer dieselbe Casaquine aus grünem Tuch, um dieselbe einen Tscherkessengürtel geschnallt und bäuerische Stiefel. Ein Halstuch

habe ich nie bei ihm gesehen; um was hatte er es auch binden sollen? Er athmete langsam und schwer wie ein Stier, aber bewegte sich ohne Geräusch. Trat er in ein Zimmer, so hätte man glauben mögen, er fürchte, Alles zu zerschlagen und umzustoßen. Er wechselte nur vorsichtig den Platz, meistens sich zur Seite bewegend und gleichsam schleichend. Er besaß eine wirklich herkulische Kraft und genoß in Folge dessen eine große Achtung im ganzen Umkreise: unser Volk liebt es, vor Riesen sich stets zu beugen. Ganze Legenden hatten sich über ihn gebildet: man erzählte, daß, als er einst allein einem Bären begegnete, er denselben niedergerungen, daß, als er in seinem Bienengarten einen Dieb aus einem anderen Dorfe getroffen, er ihn sammt Pferd und Wagen über den Zaun geschleudert habe, und Aehnliches.

Charloff selbst prahlte nie mit seiner Kraft. »Wenn ich eine gebenedeite Rechte habe, so war es Gottes Wille!« sagte er. Er war stolz, aber nicht auf seine Kraft, sondern auf seinen Stand, seine Herkunft, seinen Verstand und seine Menschenkenntniß.

»Unser Geschlecht kommt von »Wscheden« her, (so sprach er das Wort Schweden aus); vom Wscheden Charlus stammt es ab,« versicherte er. »Dieser kam während der Regierung des Iwan Wassiliewitsch des Dunklen (in der Zeit war es also!) nach Rußland, und dieser Wschede Charlus wollte kein finnischer Graf, sondern ein russischer Edelmann sein und hat sich in das goldene Buch eingezeichnet. Davon stammen wir, die Charloff's, ab!«

»Aber Martin Petrowitsch,« versuchte ich ihm zu erwidern, »einen Iwan Wassiliewitsch den Dunklen hat es ja gar nicht gegeben; wir hatten nur einen Iwan Wassiliewitsch den Schrecklichen. Der Dunkle wurde aber der Großfürst Wassilij Wassiliewitsch genannt.«

»Lüge nur zu!« antwortete mir Charloff, »wenn ich es sage, so ist es wahr!«

Einst fiel es meiner Mutter ein, ihn wegen seiner wirklich merkwürdigen Uneigennützigkeit in's Gesicht zu loben.

»Sie haben, Natalia Nikolaewna!« rief er beinahe ärgerlich, »auch was Gescheidtes gefunden, mich zu loben! Wir Edelleute können nicht anders, damit nicht ein Bauer, ein unterthäniger Mensch über uns etwas Schlechtes zu denken wage! Ich — Charloff, führe meine Familie von da her — (hier zeigte er mit dem Finger ganz hoch über sich auf die Decke) und ich soll keine Ehre besitzen?! Wie wäre denn

das möglich?« Ein anderes Mal fiel es einem bei meiner Mutter zu Gaste weilenden hohen Beamten ein, sich über Martin Petrowitsch lustig zu machen. Dieser erzählte wieder vom »Wscheden« Charlus, der nach Rußland gekommen war . . .

»Unter dem Bohnen-König!« unterbrach der Beamte.

»Nein, nicht unter dem BohnenKönig, sondern unter dem Großfürsten Iwan Wassiliewitsch dem Dunklen.«

»Und ich meine,« fuhr die hohe Persönlichkeit« fort, »daß Ihr Geschlecht noch älter sei, und selbst in die Zeit vor der Sündfluth reicht, als es noch Mastodonten und Megaloterien gab.«

Diese gelehrten Bezeichnungen waren Martin«Petrowitsch fremd, aber er bemerkte doch, daß der hohe Beamte über ihn herziehe.

»Das kann sein!« rief er, »unser Geschlecht ist wirklich sehr alt. Als mein Großahn nach Moskau kam, da lebte dort, wie man erzählt, ein Narr, der Eurer Excellenz in nichts nachgab, und solche Narren werden nur einmal in tausend Jahren geboren!«

Die hohe Persönlichkeit wurde wüthend, Charloff, aber warf den Kopf zurück, bewegte sein Kinn nach vorne, lachte auf und entfernte sich eiligst. Zwei Tage darauf erschien er wieder. Meine Mutter machte ihm Vorwürfe.

»Es war eine Lection für ihn,« unterbrach Charloff, »dränge dich nicht blindlings heran, frage erst, mit wem du zu thun hast. Er ist noch zu jung, man muß ihn noch belehren!« Der Beamte war gleichen Alters mit Charloff; diesem Riesen galten aber alle Anderen für noch nicht ausgewachsen. Er rechnete zu viel auf sich selbst und hatte entschieden vor Niemandem Angst. »Kann man denn mir etwas anhaben? Wo wird sich auf der Welt ein Mensch dazu finden?« pflegte er zu fragen und ließ dann plötzlich ein kurzes, aber betäubendes Lachen erschallen.

II.

Meine Mutter war sehr wählerisch in ihrem Umgange, aber Charloff empfing sie mit besonderer Freundlichkeit und sah ihm Vieles nach; er hatte ihr nämlich vor etwa fünf und zwanzig Jahren das Leben gerettet, indem er ihren Wagen am Rande eines tiefen Abgrundes aufhielt, in den die Pferde bereits gestürzt waren. Die Strang und Geschirrriemen waren gerissen, aber Martin Petrowitsch hatte das ergriffene Rad nicht aus den Händen gelassen, obwohl das Blut ihm aus den Nägeln spritzte. Durch meine Mutter war er auch verheiratet worden, und zwar mit einer siebzehnjährigen Waise, die sie in ihrem Hause erzogen hatte; er selbst war damals ein Vierziger. Die Frau des Martin Petrowitsch war kränklich und zart; man sagte, er habe sie auf seiner Handfläche in sein Haus getragen; auch dauerte ihre Ehe nicht lange. Doch hinterließ sie ihm zwei Töchter. Auch nach dem Tode der Gattin des Martin Petrowitsch erwies meine Mutter dem Letzteren allerlei Gefälligkeiten, sie sorgte, daß seine älteste Tochter in das Gouvernements Pensionat aufgenommen wurde, wählte späterhin einen Gatten für dieselbe, und hatte bereits für die zweite gleichfalls einen solchen in Aussicht genommen.

Charloff war ein tüchtiger Wirth, er besaß circa sechshundert Morgen Land und hatte sich allmälig sehr gut darauf eingerichtet. Er erfreute sich des vollsten Gehorsams seiner Bauern. Wegen seiner Wohlbeleibtheit ging er beinahe niemals zu Fuß: die Erde trug ihn nicht. Er fuhr immer auf einem niedrigen Rennwagen umher, und lenkte selbst sein Pferd, eine magere dreißigjährige Stute mit einer ungeheuren Wundnarbe auf der Schulter. Sie hatte diese Wunde in der Schlacht bei Borodino unter einem Wachtmeister der Garde-Cavallerie davongetragen.

Dass arme Thier hinkte beständig, und zwar auf allen vier Füßen zugleich; im Schritt zu gehen, war ihm unmöglich, es trippelte einen hüpfenden Trapp; es fraß Beifuß und Wermuth an den Grenzreihen — eine Eigenthümlichkeit, die ich bei anderen Pferden nicht bemerkt habe. Ich erinnere mich, daß es mir stets ein Räthsel gewesen, wie dieser halblebende Klepper die ungeheure Last bewegen konnte, ich wage übrigens nicht zu sagen, mit wie vielen Centnern das Gewicht unseres Nachbars berechnet wurde. Hinter dem Rücken des Martin

Petrowitsch befand sich auf dem — Rennwagen sein pechschwarzer Laufbursche Maksimka. Wie er mit dem Gesicht und seinem ganzen Körper sich dicht an seinen Herrn schmiegte, mit den nackten Beinen sich auf die hintere Achse des Wagens stemmend, glich er einem Blatte oder Insecte, das zufällig an die sich vor ihm erhebende riesige Masse angeweht worden war.

Derselbe Laufbursche rasirte einmal in der Woche Martin Petrowitsch. Man erzählte, daß er sich bei der Ausführung dieser Operation auf den Tisch stelle, und Witzbolde behaupteten, daß er dabei um das Kinn seines Herrn herumlaufen müsse. Charloff liebte es nicht, lange zu Hause zu sitzen, und daher sah man ihn oft umherfahren, stets in demselben Wagen, die Leinen in der einen Hand, die andere aber, den Ellbogen nach vorne, keck auf sein Knie gestemmt und mit einer ganz kleinen Mütze auf der Spitze feines Kopfes. Er blickte mit seinen kleinen Bärenaugen munter umher, fuhr mit seiner dröhnenden Stimme sämmtliche vorüberfahrende Bauern, Städter und Kaufleute an, schickte den Priestern, denen er nicht grün war, fromme Wünsche nach und ließ einmal, als er mir begegnete (ich war mit der Flinte ausgegangen) solch' einen Jagdruf gegen einen neben dem Wege liegenden Hasen los, daß mir die Ohren bis zum Abend davon gellten.

III.

Meine Mutter empfing, wie ich bereits gesagt habe, Martin Petrowitsch mit Freundlichkeit; sie wußte, welche tiefe Achtung er für sie hegte. »Herrin, gnädige Frau, unserer Felder Frucht« nannte er sie. Pries er sie als seine Wohlthäterin, so sah meine Mutter ihrerseits in ihm einen ihr ergebenen Rieseln der nöthigenfalls sich keinen Augenblick bedenken würde, allein gegen einen ganzen Haufen empörter Bauern für sie einzutreten, und obgleich die Möglichkeit eines solchen Conflicts gar nicht nahe lag, so wäre es doch nach den Ansichten meiner Mutter nicht richtig gewesen, in Ermangelung des Gatten, den sie früh verloren, einen solchen Beschützer, wie Martin Petrowitsch zu unterschätzen. Er war außerdem ein grader Mensch, der sich bei Niemandem einzuschmeicheln suchte, keine Schulden machte und keinen Wein trank. Auch war er nicht ohne alle Bildung, obgleich er gar keine Erziehung bekommen hatte. Martin Petrowitsch genoß das volle Vertrauen meiner Mutter; als sie daran dachte, ihr Testament zu machen, wählte sie ihn zum Zeugen, und er mußte nach Hause fahren, blos um seine eiserne Brille mit den runden Gläsern, ohne die er nicht schreiben konnte, zu holen; aber auch mit der Brille auf der Nase gelang es ihm kaum im Zeitraume einer Viertelstunde, seinen Rang, Tauf, Vaters und Familiennamen, in ungeheuern viereckigen Buchstaben mit Abkürzungen und Verzierungen unter Stöhnen und Schwitzen auf's Papier zu bringen. Als seine Arbeit vollendet war, erklärte er, er sei müde und: »Schreiben oder Flöhe fangen sei dasselbe für ihn.«

Ja, meine Mutter achtete ihn . . . aber weiter als bis in's Speisezimmer ließ man ihn nicht kommen. Ein allzu starker Duft zog ihm nämlich voran: ein Duft nach Erde, nach Waldwildniß, nach Morast. »Ein wahrhaftiger Waldteufel!« sagte von ihm meine alte Bonne. Beim Mittagsessen wurde für Martin Petrowitsch ein besonderer Tisch in die Ecke gestellt; er fühlte sich dadurch nicht beleidigt — er wußte, wie es Anderen neben ihm zu sitzen unbequem war — und er selbst konnte da freier schalten, auch aß er so, wie wohl Niemand seit Polyphem. Man beobachtete die Vorsicht, ihm allein gleich beim Anfang des Mittagessens einen Topf mit wohl sechs Pfund Grütze zu serviren.

»Du wirst mich sonst durch Essen ruiniren!« scherzte meine Mutter.

»Ich bringe es auch zu Staude!« antwortete er lächelnd.

Meine Mutter liebte, seinen Mittheilungen über Wirthschaftsfragen zuzuhören, konnte jedoch nicht lange seine Stimme aushalten.

»Was ist mit Dir, mein Lieber!« rief sie, »Du mußt Dich davon curiren! Du hast mich ganz betäubt. Du Trompete, Du!«

»Natalia Nikolaewna, meine Wohlthäterin!« pflegte Martin Petrowitsch zu antworten, »über meine Kehle habe ich keine Macht! Und welche Arznei könnte bei mir wirken — urtheilen Sie selber? Ich werde lieber für ein Weilchen schweigen.«

Ich meine auch, daß keine Arznei auf Martin Petrowitsch gewirkt hätte; er war übrigens nie krank.

Zu erzählen verstand er nicht und liebte es nicht. »Von langen Reden kriegt man kurzen Athem!« bemerkte er tadelnd. Nur wenn man ihn auf das Jahr 1812 brachte (er hatte in den Freischaaren gedient und eine bronzene Medaille bekommen, die er an Festtagen an dem Bande des Wladimir-Ordens trug), wenn man ihn über die Franzosen ausfragte, dann erzählte er einige Anekdoten, obgleich er stets versicherte, daß wirkliche Franzosen nie nach Rußland gekommen wären, blos Marodeure wären vom Hunger getrieben, hereingelaufen, und von diesem Pack hätte er viele in den Wäldern todtgeschlagen.

IV.

Auch dieser unerschütterliche, selbvertrauende Riese hatte seine Augenblicke melancholischen Nachdenkens. Ohne jeden sichbaren Grund fing er manchmal sich zu langweilen an, schloß sich dann in sein Zimmer ein und summte — ja summte allein wie ein ganzer Bienenschwarm; oder er rief seinen Laufburschen Maksimka und befahl ihm, aus dem einzigen Stück Literatur, »das sich in sein Haus verirrt hatte, einem einzelnen« Theil der »Muße des Fleißigen« von Nowikowsky, laut vorzulesen — oder zu singen. Und Maksimka, der durch merkwürdiges Spiel des Zufalles dahin gelangt war, silbenweise lesen zu können, begann mit dem üblichen Entzweihauen der Wörter und Umstellung des Accentes, Phrasen wie die folgende vorzuschreien:‚aber ein leidenschaftlicher Mann macht aus dieser leeren Stellé, die er in den Wesen findet, ganz entgegengesetzte Schlüsse. Jedes Wesen für sich, sagte er sich, ist nicht im Stande mich glücklich zu machen!« u. s. w.[1]

Oder er singt mit sehr dünner Stimme, von der man nur einzelne Laute wie: »i . . a . . e . . . la . . 2c. hören konnte. Martin Petrowitsch aber nickt mit dem Kopfe, äußert etwas von der Vergänglichkeit des Daseins, »daß Alles in sich zerfallen, wie unnützliges Kraut ausdorren, vergehen und nicht mehr sein werde!« Er hatte zufällig ein Bild in die Hände bekommen, das ein brennendes Licht darstellte, auf welches von allen Seiten die Winde mit vollen Wangen bliesen. Unter dem Bilde befanden sich die Worte: »Das ist das menschliche Leben.« Das Bild gefiel ihm ungeheuer. Es hing in seinem Arbeitszimmer, aber zu gewöhnlichen Zeiten, bei Abwesenheit der melancholischen Stimmung, war die Vorderseite zur Wand gekehrt, damit es ihn nicht verwirre. Charloff, dieser Koloß, hatte Angst vor dem Tode! Zur Hilfe der Religion, zum Gebet griff er selbst während der Melancholieanfälle nur selten und glaubte durch seine Verstandeskraft ihrer Herr werden zu können. Er war durchaus nicht religiös, man sah ihn nur selten in der Kirche, doch versicherte er, daß er nur deshalb nicht hingehe, weil er wegen seines Körperumfanges Andere hinauszudrängen befürchte. Gewöhnlich endete der Anfall damit, daß Martin Petrowitsch zu pfeifen anfing — und plötzlich mit donnernder Stimme seinen Wagen anzuspannen

befahl und in die Nachbarschaft fuhr. Dann pflegte er die Hand, in welcher die Zügel nicht lagen, über seinem Hute zu schwenken, als ob er damit sagen wollte, daß jetzt ihm Alles einerlei sei; er war eben Rasse durch und durch.

V.

Leute, welche die Kraft eines Martin Petrowitsch besitzen, sind gewöhnlich phlegmatisch; er jedoch erhitzte sich im Gegentheil sehr leicht, namentlich brachte ihn außer sich ein gewisser Bitschkoff, der Bruder seiner verstorbenen Frau, der sich in unserem Hause als Hofnarr oder Parasit eingenistet hatte. Von seinen Kindesbeinen an hatte man ihn stets nur »Souvenir« genannt und so blieb er auch für Alle »Souvenir«, selbst für die Diener, welche ihn übrigens »Souvenir Thimotheewitsch« nannten Seinen wirklichen Namen schien er selbst nicht zu kennen.

Es war ein elender, von Allen verachteter Mensch, mit einem Wort ein Schmarotzer. An der einen Seite des Mundes fehlten ihm alle Zähne, deshalb schien auch sein kleines, runzliches Gesicht schief zu sein. Er machte sich stets etwas zu schaffen, mischte sich in Alles; bald schmiegte er sich in das Mägdezimmer, bald in das Wirthschaftsamt hinein, bald ist er beim Pfaffen, bald beim Dorfältesten; überall jagt man ihn weg, er aber macht sich möglichst klein, spitzt seine schiefen Augen und lacht so widerwärtig, so wässrig, als ob er eine Flasche spühle. Es schien mir immer, daß Souvenir, hätte er Vermögen gehabt, ein scheußlicher Mensch, sittenlos, boshaft, ja grausam geworden wäre. Die Armuth hatte ihm nothgedrungen die Flügel gestutzt. Trinken durfte er nur an Feiertagen; auf den Befehl meiner Mutter kleidete man ihn aber sehr anständig, weil er Abends ihre Partie Piquet oder Boston bilden half.

Souvenir wußte nichts, als ewig zu wiederholen: »Erlauben Sie, ich werde sofort —« »Was sofort?« fragte ihn ärgerlich meine Mutter. Er bekommt Angst, nimmt eine unterthänige Miene an und flüstert: »Wie Sie befehlen!« Unter der Thüre, lauschen, klatschen und namentlich sticheln und necken, waren seine einzigen Sorgen, und er stichelte in einer Weise, als ob er sich für etwas zu rächen hätte. Martin Petrowitsch nannte er »Brüderchen« und war stets wie der leibhaftige Teufel hinter ihm her. »Weßhalb haben Sie die Schwester Margarita Timotheewna in die andere Welt befördert?« pflegte er ihn anzufallen, sich vor ihm drehend und giftig lachend. Einst saß Martin Petrowitsch im Billardzimmer, dem kühlsten des ganzen Hauses, in dem Niemand je eine Fliege gesehen hatte, und welches deshalb von

unserem Nachbar, einem Feinde der Hitze und Sonne, sehr geschätzt wurde. Er hatte seinen Platz zwischen dem Billard und der Wand. Souvenir trippelte um ihn herum, neckte ihn, schnitt ihm Gesichter. . . Martin Petrowitsch wollte ihn wegstoßen — und bewegte beide Hände wie abwehrend gegen ihn nach vorne, Souvenir gelang es zu seinem Glücke, ihm zu entwischen — die Hände seines Brüderchens stießen sich am Billardrande und das schwere ländliche Billard stürzte zu Boden trotz der sechs Schrauben die dasselbe festzuhalten bestimmt waren . . . Zu welchem Brei wäre Souvenir verwandelt worden, wäre er unter die mächtigen Hände gerathen!

VI.

Ich war immer neugierig, Martin Petrowitsch's Wohnort und Haus zu sehen. Einst schlug ich ihm vor, ihn zu Pferde bis Eskowo, so hieß sein Gut, zu begleiten. »Ah! Du willst Dir meine Wirthschaft ansehen,« sagte Martin Petrowitsch, »gut, ich will Dir den Garten, das Haus, die Tenne, Alles zeigen. Ich habe was zu zeigen!« Wir machten uns auf den Weg. Von unserem Gut bis Eskowo ist's kaum eine viertel Meile. »Da ist sie, meine Herrschaft!« donnerte Martin Petrowitsch, sich anstrengend, seinen unbeweglichen Kopf mir zuzudrehen und mit der Hand nach rechts und links deutend. »Das Alles ist mein!« Charloff's Gutshof befand sich auf einer sacht aufsteigenden Anhöhe, an deren Fuße, einem kleinen Teiche entlang, einige schlichte Bauernhäuschen standen. Beim Teiche schlug eine alte Frau im carrirten Unterrock auf dem Floß stehend mit dem hölzernen Schlägel die ausgewundene Wäsche.

»Aksinja!« dröhnte Martin Petrowitsch's Stimme, und ein Schwarm Krammetsvögel erhob sich vom anliegenden Haferfelde. »Du wäscht wohl Deinem Manne die Hosen?«

Die Frau drehte sich jählings um und verbeugte sich tief.

»Ja, die Hosen, Herr,« hörte man ihre schwache Stimme.

»So ist es gut! Sieh' hierher,« fuhr Martin Petrowitsch fort, sich zu mir wendend, als wir bei einem halb verfaulten Zaune vorbeitrabten, »das ist, mein Hanf — und jener da gehört den Bauern; siehst i Du den Unterschied? Und das ist mein Garten, die Aepfel und die Birnenbäume habe ich selbst gepflanzt. Früher war hier kein Baum zu sehen. So macht man es, lerne!«

Wir fuhren in den mit Brettern umzäunten Hof. Gerade dem Thore gegenüber erhob sich ein ganz altes, kleines Häuschen mit Strohdach und einem Balcon auf dünnen Säulen; etwas seitwärts stand ein anderes, ganz neues, mit einem kleinen Aufbau oben in der Mitte; es machte aber den Eindruck ziemlicher Gebrechlichkeit.

»Lerne hier wiederum,« sagte Charloff, »siehst Du, in welcher Hütte unsere Väter gewohnt haben und was für einen Palast ich mir erbaut habe!«

Dieser Palast sah jedoch einem Kartenhäuschen ähnlich. Ungefähr fünf bis sechs Hunde, einer zottiger und unförmlicher als der andere,

empfingen uns mit Gebell.

»Schäferhunde,« bemerkte Charloff. »Echte aus der Krim! Kuscht euch, verfluchte! Wartet — ich hänge euch alle auf!«

Auf dem Balcon des neuen Hauses zeigte sich ein junger Mensch im langen Rock von Nanking, der Mann der ältesten Tochter des Martin Petrowitsch. Er kam schnell zum Wagen herab, half ehrerbietig dem Schwiegervater herunter und gab sich selbst den Anschein, als wolle er mit der einen Hand den Riesenfuß er greifen, den dieser, nach vorne geneigt, mit einer Art von Anschwung über das Sitzbrett auf die Erde setzte; nachdem half er mir vom Pferde.

»Anna!« rief Charloff, »der Sohn der Natalia Nikolaewna ist zu uns gekommen; man muß ihn bewirthen. Und wo ist Eulampia?«

(Anna hieß die ältere, Eulampia die jüngere Tochter.)

»Sie ist nicht zu Hause; sie ist auf das Feld gegangen, Kornblumen zu pflücken,« antwortete Anna sich im Fenster bei der Thüre zeigend.

»Gibt es frischen Käse?« fragte Charloff.

»Ja wohl.«

»Auch Sahne?«

»Ebenfalls.«

»Bringe Alles auf den Tisch; und ich will Ihnen unterdessen mein Arbeitszimmer zeigen, kommen Sie hierher,« fügte er hinzu, sich zu mir wendend und mit dem Zeigefinger mich herbeiwinkend. Bei sich zu Hause redete er mich nicht mit »Du« an, als Wirth wollte er — höflich sein. Er führte mich durch den Corridor. — »Hier hause ich,« sagte er, seitwärts durch eine breite Thür schreitend. »Das ist mein Zimmer. Seien Sie willkommen!«

Das Arbeitszimmer war ein großes, nicht tapezirtes und beinahe ganz leeres Zimmer; an den Wänden hingen an unegal eingeschlagenen Nägeln zwei Peitschen, ein dreieckiger vergilbter Hut, eine einläufige Flinte, ein Säbel, ein seltsames Pferdegeschirr mit großen Blechknöpfen und das Bild, ein brennendes Licht mitten unter den Winden darstellend. In einer Ecke stand ein hölzerner Divan, eine bunte Decke darüber. Hunderte von Fliegen summten oben unter der Decke des Zimmers; übrigens war es kühl in demselben, nur herrschte hier unvermischt jener besondere Erdgeruch, welcher Martin Petrowitsch überall begleitete.

»Wie gefällt Dir das Arbeitszimmer?« fragte nun Charloff.

»Seht gut.«

»Sieh', hier hängt ein holländisches Pferdegeschirr,« fuhr Charloff fort, wieder mich dutzend. »Ein prachtvolles Pferdegeschirr! Ich habe es bei einem Juden eingetauscht. Betrachte es ordentlich.«

»Es ist wunderschön.«

»Ein besseres kann man für die Wirthschaft nicht bekommen! Rieche doch . . . was für ein Leder!«

Ich roch daran. Es roch nach ranzigem Thran.

»Setzen Sie sich doch da auf den Stuhl, seien Sie hier zu Haus,« sagte Charloff und ließ sich selber auf den Divan nieder. Er schien einzuschlafen, denn er schloß die Augen, ja schnarchte selbst ein wenig. Ich betrachtete ihn schweigend und konnte ihn nicht genug bewundern. »Ein Berg, ein wirklicher Berg!« dachte ich. Plötzlich regte er sich. »Anna!« schrie er, und dabei hob und senkte sich sein mächtiger Bauch wie die Welle auf dem Meere. »Was machst Du? Beeile Dich! Oder hast Du es nicht gehört?«

»Alles ist fertig, Vater, kommen Sie nur herein!« ließ sich die Stimme der Tochter vernehmen.

Ich war überrascht über die Schnelligkeit, mit der die Befehle des Martin Petrowitsch ausgeführt wurden, und begab mich mit ihm in das Speisezimmer, wo auf dem mit rothem und weißgerändertem Tischtuche bedeckten Tische schon ein Imbiß bereit stand: Käse, Sahne, Weißbrot, zerstoßener Zucker mit Ingwer. Während ich mit dem Käse beschäftigt war, hatte Martin Petrowitsch, nachdem er: »Iß, mein Lieber, iß, verachte unser Dorfessen nicht! gemurmelt, sich wieder in die Ecke gesetzt und war wieder eingeschlummert. Vor mir stand unbeweglich mit gesenkten Augen Anna Martinowna und durch das Fenster konnte ich sehen, wie ihr Mann mein Reitpferd im Hofe herumführte, und eigenhändig die Trensenkette desselben rieb.

VII.

Meine Mutter war der ältesten Tochter Charloffs nicht gewogen, sie nannte dieselbe »die Stolze,« und wirklich erschien Anna Martinowna fast nie bei uns, um ihre Ehrerbietung zu bezeugen und verhielt sich in Anwesenheit der Mutter gemessen und kalt, obgleich sie derselben ihre Erziehung im Pensionat, ja selbst ihren Mann verdankte; an ihrem Hochzeitstage hatte sie sogar von meiner Mutter fünfhundert Rubel und einen gelben, allerdings schon getragenen türkischen Shawl erhalten. Sie war eine Frau von mittlerem Wuchs, mager, aber sehr lebendig und flink in ihren Bewegungen, mit dichtem, braunem Haare; ihr schönes, brünettes Antlitz mit mattblauen Augen machte einen eigenthümlich angenehmen Eindruck. Sie hatte eine gerade und feine Nase, dünne Lippen und ein spitz zulaufendes Kinn. Jeder, der sie ansah, dachte sicherlich: »Wie klug Du bist, aber auch wie böse!« Und bei allem Diesem hatte sie etwas Anziehendes, selbst einige Muttermale, die auf ihrem Gesichte bemerkbar waren, kleideten sie und erhöhten die Empfindungen, die sie erweckte. Die Hände in das Busentuch gelegt, betrachtete sie mich verstohlen von oben nach unten (ich saß, sie stand); ein Lächeln, das nichts Gutes verrieth, flog bald über ihre Lippen, bald über ihre Wangen, welche lange Augenwimpern beschatteten. »Ach, Du verzogenes Herrchen!« schien dies Lächeln ausdrücken zu wollen. Jedesmal, wenn sie Athem holte, erweiterten sich die Nasenflügel, was ganz eigenthümlich aussah, doch meinte ich, daß, wenn Anna Martinowna mich lieben oder mich mit ihren dünnen, zarten Lippen küssen wollte — ich vor Wonne zur Decke springen würde! Ich wußte, daß sie sehr streng und eigen war, daß die Bauernfrauen und Mägde sie wie das liebe Feuer fürchteten — das ging mich aber nichts an! Anna Martinowna beunruhigte meine Phantasie! . . . Übrigens war ich erst fünfzehn Jahre . . . und in diesem Alter . . .

»Martin Petrowitsch regte sich wieder. »Anna!« rief er »klimpre uns etwas auf dem Piano vor, die jungen Herren lieben das!«

Ich sah mich um: ein elendes Zerrbild eines Pianoforte fand sich wirklich im Zimmer.

»Zu Befehl, Vater,« antwortete Anna Martinowna. »Was soll ich spielen? das wird den Herrn nicht amusiren.«

»Was hast Du im Pensionat gelernt?«

»Ich habe Alles vergessen — auch sind die Saiten gesprungen.«

Anna Martinowna hatte eine angenehme, helle Stimme: der Ton derselben war ein wenig klagend . . . und erinnerte etwas an den, welchen die Raubvögel hören lassen. »Nun,« brummte Martin Petrowitsch und dachte nach . . . »Nun,« fing er wieder an, »wollen Sie denn nicht meine Tenne besehen, dieselbe in Augenschein nehmen? Wolodka wird Sie begleiten. He Du, Wolodka!« rief er seinem Schwiegersohn, der noch immer mit — meinem Pferde auf dem Hofe herumging, »begleite den Herrn zu der Tenne und führe ihn überhaupt umher: zeige ihm meine Wirthschaft. Ich aber will mein Schläfchen machen. Auf glückliches Wiedersehen!«

Er ging hinaus, ich folgte ihm. Anna Martinowna fing sofort, wie ärgerlich, den Tisch aufzuräumen an. An der Thürschwelle drehte ich mich um und verbeugte mich: sie schien es nicht zu bemerken, nur glaubte ich, daß sie noch boshafter lächelte.

Ich nahm dem Schwiegersohne Charloff's mein Pferd ab und führte es am Zügel. Wir kamen zur Tenne — aber da hier nichts besonders Merkwürdiges zu finden war, und er bei mir, einem jungen Knaben, keine außerordentliche Liebe zur Landwirthschaft vermuthen konnte, so gingen wir durch den Garten zum Dorfwege zurück.

VIII.

Der Schwiegersohn von Charloff war mir bereits bekannt. Er hieß Wladimir Wassiliewitsch Sletkin. Er war eines Waise, der Sohn eines kleinen Beamten, der die Geschäfte meiner Mutter besorgt hatte, und daher auch ihr Zögling. Nachdem er die Kreisschule verlassen, hatte er zunächst in unserm Wirthschaftsamt gearbeitet; später fand man bei dem kaiserlichen Proviantmagazin eine Stelle für ihn, und endlich hatte man ihn mit der Tochter Charloff's verheiratet. Meine Mutter nannte ihn »Judenbengel« und wirklich erinnerte er durch sein krauses Haar und seine schwarzen, stets feuchten, gekochten Pflaumen ähnlichen Augen, durch seine Habichtsnase und seinen breiten Mund an den jüdischen Typus, nur war er sehr weiß und machte im Ganzen den Eindruck eines recht hübschen Menschen. Er war äußerst gefällig, aber nur, so lange es nicht seinen Vortheil berührte. Ja solchem Falle verlor er den Kopf, ja er weinte sogar; einer Bagatelle wegen war er im Stande, den ganzen Tag zu jammern, hundertmal an ein gegebenes Versprechen zu erinnern, sich beleidigt zu fühlen und zu stöhnen, wenn es nicht sofort erfüllt wurde. Er liebte, mit der Flinte umherzuschweifen, und wenn es ihm gelang, einen Hasen oder eine Ente zu erlegen, so steckte er mit großer Befriedigung seine Beute in die Jagdtasche und pflegte dabei auszurufen: »Nun jetzt, Kindchen, entgehst Du mir nicht! Jetzt wirst Du mir von Nutzen sein!«

»Ein schönes Pferd haben Sie da,« sagte er mit seiner schleppenden Stimme, mir in den Sattel helfend. »Hätte ich doch so ein Pferd! Doch wie soll ich dazu kommen? Dies Glück ist nicht für mich. Wenn Sie doch Ihre Frau Mutter darum bitten . . . sie daran erinnern wollten!«

»Hat sie denn Ihnen eins versprochen?«

»O, hätte sie es gethan! nein, aber ich glaubte, daß sie in ihrer großen Güte. . . «

»Wenden Sie sich doch lieber an Martin Petrowitsch?«

»An Martin Petrowitsch?« wiederholte langsam Sletkin, »Ihm gelte ich nicht mehr als ein elender Laufbursche wie Maksimka! Er hält uns ganz schrecklich knapp, keinen Dank bekommt man von ihm für all' die große Mühe . . .«

»Ist das wahr?«

»Bei Gott! Wenn er etwas abgeschlagen und gesagt hat: »Mein Wort ist heilig!« so ist es für allemal zu Ende. Man bitte oder bitte nicht, man kommt zu nichts. Anna Martinowna, meine Frau, genießt auch nicht dieselbe Gunst wie Eulampia Martinowna.«

»Ach Gott, mein Gott!« unterbrach er sich plötzlich in Verzweiflung die Hände zusammenschlagend. »Sehen Sie hierher! einen ganzen Scheffel Hafers, unseres Hafers, hat ein Bösewicht abgemäht! Canaille! Leben Sie nun unter diesen Leuten! Räuber sind es, wirkliche Räuber! Richtig sagt das Volkssprüchlein: »Traue nicht dem Eskowo, Béskowo, Erina, Belina!« (so hießen die vier Nachbardörfer) Gott, Gott, ist das ein Unglück! Das gibt ja einen Schaden von anderthalb oder gar zwei Rubeln!«

In der Stimme Sletkin's war förmliches Schluchzen; ich gab dem Pferde die Sporen und ritt von ihm weg.

Noch konnte ich sein Wimmern vernehmen, als ich plötzlich bei einer Biegung des Weges der zweiten Tochter Charloff's, Eulampia, begegnete, welche, wie Anna Martinowna gesagt hatte, in's Feld nach Kornblumen gegangen war. Ein dichter Kranz dieser Blumen umgab ihren Kopf. Wir wechselten schweigend Grüße. Eulampia war wie ihre Schwester sehr hübsch, nur auf andere Art. Sie war von hohem Wuchs, kräftig gebaut; Alles war groß bei ihr: der Kopf, die Füße, die Hände, die schneeweißen Zähne und namentlich die hervortretenden, umschleierten, dunkelblauen Augen, trotz einiger übertriebenen Dimensionen (nicht umsonst war sie die Tochter Martin Petrowitsch), war sie dennoch schön. Sie wußte augenscheinlich nicht, was sie mit ihrem blonden Haargeflechte anfangen sollte und trug es dreifach um die Stirne gewunden. Ihr Mund war wunderschön, frisch wie eine Rose, dunkel roth gefärbt und wenn sie sprach, so hob sie aller liebst die Mitte der Oberlippe. Doch lag in dem Ausdruck ihrer großen Augen etwas Strenges, ja Wildes. »Reines, freies Kosakenblut!« sagte Martin Petrowitsch von ihr. Ich fürchtete sie ein wenig. . . Diese colossale Schönheit erinnerte mich zu sehr au ihren Vater.

Ich ritt weiter und hörte, wie sie mit gleich mäßiger, voller, ein wenig scharfer und ungeschulter Stimme zu singen anfing. Dann verstummte sie. Ich wandte mich um und sah von der Anhöhe aus, wie sie neben dem Schwiegersohne Charloff's, vor dem beraubten Haferfelde stand. Sletkin bewegte seine Hände hin und her, dieselben bald gegen sie, bald gegen den Hafer richtend.

Sie stand unbeweglich. Die Sonne übergoß sie mit ihren Strahlen und der Korublumenkranz auf ihrem Haupte verbreitete weithin einen bläulichen Schimmer um ihre hohe Gestalt.

IX.

Ich habe wohl bereits erwähnt, daß meine Mutter auch für diese Tochter Charloff's einen Mann in Aussicht genommen hatte. Es war der ärmste aller unserer Nachbarn, der Major a. D. Gawril Fedulitsch Gitkoff, ein nicht mehr junger Mann oder, wie er sich nicht ohne Selbstgefallen und gleichsam zu seiner Empfehlung ausdrückte, »mit allen Hunden gehetzt.«

Er konnte kaum lesen und schreiben und war ziemlich dumm, doch hegte er die heimliche Hoffnung, als Verwalter bei meiner Mutter anzukommen, da er sich für einen guten, »Vollführer« hielt. »Wenn nichts Anderes, doch den Bauern die Zähne auszuschlagen und sie zu zählen, verstehe ich gar fein!« äußerte er, dabei mit den eigenen Zähnen knirschend, »denn daran,« erklärte er, »bin ich eben von meinem früheren Dienst her gewöhnt.« Wäre Gitkoff weniger dumm gewesen, so hätte er längst begriffen, daß es ihm gerade als Verwalter bei meiner Mutter anzukommen rein unmöglich war, denn dazu hätte man erst den wirklichen Verwalter, einen energischen und tüchtigen Polen, Wikentij Ossipitsch Kwitzinski mit Namen, dem meine Mutter ihr ganzes Vertrauen schenkte, entlassen müssen. Gitkoff hatte ein langes Pferdegesicht, dasselbe war ganz und gar mit graublonden Haaren selbst an den Wangen bis unter die Augen bewachsen, und während des stärksten Frostes mit Schweiß, wie mit Thau tropfen bedeckt. Wenn er meine Mutter erblickte, sprang er auf und stand vor ihr, als hätte er einen Stock verschluckt. Sein Kopf zitterte vor Diensteifer, seine, riesigen Hände klapperten an den Seiten und seine ganze Haltung schien auszurufen: »Befiehl und ich folge blindlings!« Meine Mutter urtheilte richtig über seine Fähigkeiten, was übrigens sie nicht hinderte, an seiner Verbindung mit Eulampia zu arbeiten.

»Wirst Du nur mit ihr fertig werden, mein Lieber?« fragte sie ihn einst.

Gitkoff lächelte selbstzufrieden.

»Erlauben Sie, Natalia Nikolaewna! Eine ganze Compagnie habe ich in Ordnung gehalten, wie nach Nöten mußten die Kerls bei mir tanzen. Was bedeutet dem gegenüber ein Mädchen! Rein gar nichts!«

»Das war eine Compagnie, mein Lieber, hier handelt es sich um ein adeliges Mädchen!« bemerkte die Mutter unzufrieden.

»Erlauben Sie, Natalia Nikolaewna!« rief er wieder. »Das zu verstehen bin ich vollends im Stande. Mit einem Wort: sie ist ein Fräuleins ein zartes Wesen . . .«

»Uebrigens,« entschied die Mutter, »wird sich Eulampia nicht leicht etwas anthun lassen.«

X.

Einst, es war Mitte Juni und bereits gegen Abend, meldete der Diener die Ankunft von Martin Petrowitsch. Meine Mutter war erstaunt; wir hatten ihn zwar eine Woche lang nicht gesehen, aber er besuchte uns nie so spät. »Es ist etwas vorgefallen!« rief sie halblaut. Das Gesicht von Martin Petrowitsch, als er sich in das Zimmer hereinwälzte und sofort auf den Stuhl bei der Thür niederließ, hatte einen ungewohnten Ausdruck, es war so nachdenkend und selbst bleich, daß die Mutter unwillkürlich und laut ihren Ausruf wiederholte.

Martin Petrowitsch glotzte sie mit seinen kleinen Augen an, schwieg, holte tief Athem, schwieg wieder und erklärte endlich, daß er gekommen sei in einer Angelegenheit . . . welche derartig sei . . . daß in Folge dessen . . . Nachdem er diese Worte unverbunden ausgestoßen, erhob er sich plötzlich und ging zur Thür hinaus.

Die Mutter klingelte und befahl dem hereintretenden Diener, sofort Martin Petrowitsch einzuholen und ihn durchaus wieder zu ihr zu führen, doch dieser hatte sich bereits auf seinen Wagen gesetzt und war davon gefahren.

Am nächsten Morgen war meine Mutter, die durch das seltsame Benehmen und den ungewöhnlichen Gesichtsausdruck des Martin Petrowitsch befremdet, ja erschreckt worden, eben im Begriffe, Jemanden zu ihm zu schicken, als er plötzlich selbst erschien.

Dieses Mal war er, wie es schien, ruhiger.

»Erzähle, mein Lieber,« erzähle, rief meine Mutter, als sie ihn sah, »was ist mit Dir geschehen? Ich habe wirklich gestern Zweifel gehabt, ob nicht unser alter Riese seinen Verstand verloren habe?«

»Meinen Verstand, gnädige Frau, habe ich nicht verloren,« antwortete Martin Petrowitsch. »Das kann Anderen, aber mir nicht widerfahren! Ich muß mich aber mit Ihnen berathen.«

»Worüber?«

»Nur zweifle ich, daß es Ihnen angenehm sein werde . . .«

»Sprich nur, sprich, mein Lieber, aber einfacher. Rege mich nicht auf. Wozu sprichst Du in dieser Weise? Rede einfacher. Oder hat Dich vielleicht Deine Melancholie wieder heimgesucht?«

Charloff wurde finster.

»Nein, nicht die Melancholie — die kommt zu mir nur um Neumond; aber erlauben Sie, gnädige Frau, Sie um ihre Meinung hinsichtlich des Todes zu befragen?«

Meine Mutter fuhr auf.

»Worüber?« frug sie erstaunt.

»Ueber den Tod. Kann der Tod sich irgend Jemandes auf dieser Welt erbarmen?«

»Was hast Du da ausgedacht, Väterchen? Wer von uns ist unsterblich? Magst Du selbst als Riese auf die Welt gekommen sein, aber auch für Dich gibt's ein Ende,«

»Ein Ende, ja ein Ende!« wiederholte Charloff und hielt ein. »Ich habe ein Traumgesicht gehabt . . . « sagte er nach einer Pause.

»Was sagst Du?« unterbrach ihn die Mutter.

»Ein Traumgesicht,« wiederholte er, »ich bin ja ein Traumseher.«

»Du?«

»Ich! wußten Sie es nicht?« Charloff holte Athem. »Ja so war es . . . Etwa vor einer Woche, gnädige Frau — es war grade der Vorfastentag zum Petri-Fasten, — da hatte ich mich nach dem Mittag essen, ein wenig auszuruhen, hingelegt und bin dabei eingeschlafen. Da erscheint mir ein schwarzes Fohlen; es läuft in mein Zimmer hinein auf mich zu; läuft wie spielend umher und weist mir die Zähne. Pech schwarz war dieses Fohlen!«

»Und weiter?« rief die Mutter.

»Und wie mit einmal wendet sich dasselbige Fohlen um, schlägt aus und trifft mich grade an die empfindlichste Stelle des Arms, am linken Ellbogen! . . . Ich wache auf, meine Hand bewegt sich nicht, der Fuß ebenfalls nicht. Es ist der Schlag, glaube ich; aber nein, ich habe mich ausgereckt und bin wieder in Bewegung gekommen, nur ein Knistern lief mir durch die Glieder, das fühle ich auch jetzt noch. Oeffne ich die Hand, da knistert es sogleich.«

»Martin Petrowitsch, die Hand ist Dir eingegeschlafen.«

»Nein, gnädige Frau, Sie urtheilen falsch. Es war eine Vorbedeutung . . . mich nämlich vor dem Tode zu warnen.«

»Unsinn!« warf meine Mutter ein.

»Eure Warnung! Bereite Dich vor, Sterblicher! Und daher, gnädige Frau, habe ich Ihnen, ohne weiter zu zögern, Folgendes mitzutheilen »Nicht wollend,«« schrie plötzlich Charloff, »daß dieser selbige Tod

mich, den Knecht Gottes, unvorbereitet ereile, habe ich in meinem Sinne Folgendes beschlossen: Schon jetzt bei meinem Leben, mein Eigenthum zwischen meine beiden Töchter Anna und Eulampia zu theilen, wie es mir der Herrgott in's Herz legen wird.« Martin Petrowitsch hielt inne, ächzte und fügte hinzu: »Ohne weiter zu zögern.«

»Nun, das ist eine gute That!« bemerkte die Mutter, »nur beeilst Du Dich damit umsonst.«

»Und da ich diese Angelegenheit,« fuhr noch lauter Charloff fort, »mit nöthiger Ordnung und Gesetzlichkeit zu Ende führen will, so bitte ich höflichst, Ihren Sohn Dmitri Semenowitsch — Sie selbst zu belästigen, gnädige Frau, wage ich nicht — bitte also diesen Sohn Dmitri Semenowitsch, meinem Verwandten Bitschkoff aber lege ich es geradezu zur Pflicht auf, bei der Vollziehung des formellen Actes, sowie bei der Uebergabe der Güter an meine beiden Töchter zugegen zu sein, welcher Act übermorgen, um zwölf Uhr, in dem mir gehörigen Gut Eskowo, auch Kosülkino genannt, bei Anwesenheit der zuständigen Behörden, wie sonstiger Zeugen, die bereits eingeladen sind, zu geschehen hat.«

Martin Petrowitsch konnte kaum diese offenbar von ihm auswendig gelernte Rede, die er mit häufigem Seufzen unterbrach, beenden . . . Es schien, als ob es ihm an Luft in der Brust fehle: sein bleiches Gesicht wurde purpurroth, und er trocknete sich mehrmals den Schweiß.

»Und Du hast bereits die Theilungsurkunde aufgesetzt?« fragte die Mutter. »Wie hattest Du Zeit dazu?«

»Allerdings . . . — ach! Ohne zu essen und zu »trinken! . . . «

»Hast Du sie selbst geschrieben?«

»Wolodka . . . — ach! hat mir geholfen.«

»Und hast Du den Genehmigungsantrag ein gereicht?«

»Ja, eingereicht, und das Gericht hat die Urkunde bestätigt und das Kreisgericht ist bereits benachrichtigt und die Specialcommission . . . ach! . . . zur Ausführung commandirt.«

Die Mutter lächelte.

»Du hast, Martin Petrowitsch, bereits Alles wie ich sehe, eingeleitet und wie schnell! Hast wohl kein Geld gespart?«

»Ja, gnädige Frau, ich habe nichts gespart!«

»So ist es also, und Du sagst, daß Du meinen Rath hören willst. Meinetwegen kann mein Sohn zu Dir fahren,« ich schicke mit ihm auch Souvenir, Kwitzinski sage ich es auch . . . Und hast Du Gawril Fedulitsch eingeladen?«

»Gawril Fedulitsch Gitkoff . . . ist meinerseits . . . benachrichtigt worden. Er als Bräutigam muß hinkommen . . . « Martin Petrowitsch hatte seinen Redefluß augenscheinlich zu sehr in Anspruch genommen. Außerdem schien es mir seit einiger Zeit, daß er dem von meiner Mutter für seine zweite Tochter gefundenen Schwiegersohne nicht besonders gewogen war, er erwartete wahrscheinlich eine bessere Partie für seine Eulampia.

Er erhob sich vom Stuhle und machte einen Kratzfuß.

»Ich danke für Ihre Einwilligung,« sagte er.

»Wohin eilst Du?« fragte die Mutter, »bleibe ein Weilchen, ich lasse einen Imbiß serviren.«

»Danke sehr!« antwortete Charloff. »Aber ich kann nicht . . . Ach, ich muß nach Hause!«

Er zog sich zurück und schob sich nach seiner Gewohnheit seitwärts zur Thür.

»Warte, warte,« fuhr die Mutter fort. Willst Du wirklich Dein ganzes Vermögen ohne jeden Rest Deinen Töchtern überlassen?«

»Freilich, ohne jeden Rest.«

»Und Du selbst . . . wo wirst Du wohnen?«

Charloff setzte ärgerlich seine Hände in Bewegung. »Wie wo? in meinem Hause, wo ich bisher gewohnt habe . . . wie jetzt, so auch in der Zukunft. Was kann da für eine Veränderung eintreten?«

»Und Du bist Deiner Töchter und Deines Schwiegersohnes so sicher?«

»Das ist Wolodka, den sie zu erwähnen geruhen? Dieser Lappen! Den werde ich, wohin ich Lust habe, stoßen — hierher, dorthin . . . Was hat der zu sagen? Sie aber, das heißt meine Töchter, müssen mich bis zum Sarge hin ernähren und kleiden . . . Das ist ja ihre erste Pflicht! Ich werde übrigens nicht lange ihnen im Wege sein. Nicht hinter den Bergen ist der Tod — bereits hinter den Schultern!«

»Der Tod ist in Gottes Hand allein« bemerkte die Mutter. »Ihre Pflicht ist es allerdings. Aber, Martin Petrowitsch, bedenke, daß Deine

älteste Tochter bekanntlich sehr stolz ist, und die Zweite schaut auch wie eine Wölfin umher.«

»Natalia Nikolaewna!« unterbrach Charloff, »was sagen Sie da? Daß sie . . . meine Töchter . . . Daß ich . . . Den Gehorsam sollten sie vergessen? Selbst im Schlaf fällt es ihnen nicht ein . . . Sich widersetzen? Wem? Dem Vater . . . es wagen?! Und der Fluch ist der weit? Im Gehorsam, ja in Angst haben sie ihr Leben zugebracht — und jetzt! . . . Gott mein Gott!«

Charloff hustete, wurde heiser.

»Schon gut, schon gut,« beruhigte ihn die Mutter, »ich verstehe nur nicht, warum Du gerade jetzt Dein Vermögen ihnen zutheilen willst? Nach Deinem Tode bekommen sie es ja doch. An diesem Allem ist wohl Deine Melancholie schuld.«

»Ach, gnädige Frau!« entgegnete Charloff, nicht ohne Aerger. »Sie führen nichts als Melancholie im Munde! Hier wirkt eine höhere Kraft, und Sie sagen Melancholie! Darum, gnädige Frau, habe ich dieses ausgedacht, weil ich in meiner Gegenwart, noch lebend, noch unter meinen Augen entscheiden will, was Jede besitzen soll; und womit ich eine Jede beglücke, damit soll sie walten, dafür soll sie Dankbarkeit fühlen und üben, und was der Vater und Wohlthäter bestimmt, das soll sie auch für die größte Wohlthat halten und . . .«

Die Stimme versagte Charloff.

»Schon gut, schon gut, mein Lieber!« unterbrach ihn die Mutter, »sonst erscheint ja am Ende das schwarze Fohlen wieder.«

»Ach, Natalie Nikolaewna, erwähnen Sie das nicht! Das war der Tod der mich zu holen kam . . . Doch jetzt, leben Sie wohl, gnädige Frau! Sie aber, gnädiger Herr, wandte er sich zu mir, werde ich die Ehre haben, übermorgen bei mir zu erwarten.«

Martin Petrowitsch ging hinaus, die Mutter blickte ihm nach und schüttelte vielsagend den Kopf.

»Nichts Gutes wird daraus!« flüsterte sie, »wirklich nichts! Hast Du bemerkt,« wandte sie sich zu mir, »daß er beim Sprechen die Augen wie vor der Sonne zusammendrückte, wisse, daß das ein schlimmes Zeichen ist. Solchen Menschen ist es schwer um’s Herz und Unglück droht ihnen. Fahre übermorgen mit Wikentij Ossipitsch und dem Souvenir zu ihm.«

XI.

An dem bestimmten Tage fuhr unser großer, viersitziger Familienwagen, von sechs Schecken gezogen und den ersten Leibkutscher, den graubärtigen und dicken Alexeiwitsch, auf dem Bock, gemächlich beim Haupteingang unseres Hauses vor. Die Wichtigkeit des Actes, den Charloff vornahm, die Feierlichkeit, mit der er uns eingeladen, hatten ihre Wirkung auf meine Mutter nicht verfehlt. Sie selbst hatte den Befehl gegeben, die erwähnte außergewöhnliche Equipage anzuspannen und sagte mir und dem Souvenir, uns in schwarzen Frack zu werfen. Sie wollte augenscheinlich ihrem Schützling Ehre erweisen. Was Kwitzinski betrifft, so ging er immer im Frack und weißer Binde. Den ganzen Weg plapperte Souvenir wie eine Elster, stellte Betrachtungen an, womit ihn sein »Brüderchen« beglücken werde und nannte ihn dabei Götze und Vogelscheuche. Kwitzinski, ein ernster und cholerischer Mann, hielt es nicht länger aus. — »Was haben Sie,« sprach er mit seinem abgemessenen politischen Accente, »für eine Lust, ein ungereimtes Zeug zu schwatzen? Als ob es unmöglich wäre, still zu sitzen, ohne dies »nichtsnutzige« (das war sein Lieblingswort) Gewäsch!« »Sofort, sofort,« antwortete Souvenir unzufrieden und heftete seine schiefen Augen auf's Wagenfenster. Kaum war eine Viertelstunde vergangen, kaum waren die gleichmäßig laufenden Pferde unter dem eleganten Riemzeug des neuen Pferdegeschirrs warm geworden, als wir bereits bei Charloff anlangten. Durch das weit geöffnete Thor fuhren wir in den Hof hinein; der kleine Vorreiter, dessen Fäßchen kaum die Mitte des Pferdeleibes erreichten, sprang zum letzten Male mit kindlichem Geschrei im weichen Sattel auf; die Ellbogen des alten Alexeiwitsch breiteten sich seitwärts aus und erhoben sich gleichzeitig; man hörte ein leises »Brr« — und stehen blieb der Wagen. Die Hunde empfingen uns nicht mit ihrem Gebell, selbst die Dorfjungen in den langen auf den vollen Bäuchen ein wenig geöffneten Hemden waren heute nicht da. Der Schwiegersohn Charloff's empfing uns ans der Thürschwelle. Mir fielen namentlich, wie ich mich erinnere, die Birkenäste auf, die zu beiden Seiten des Einganges wie zu Pfingsten auf gesteckt waren. »O festlichster der Tage!« summte vor sich hin Souvenir, indem er zuerst

aus dem Wagen stieg. Und richtig: Alles verrieth Feierlichkeit. Charloff's Schwiegersohn trug ein seidenes Halstuch mit einer Atlasschleife vorne und einen ungewöhnlich engen schwarzen Frack. Der hinter seinem Rücken herausschauende Maksimka hatte seine Haare so gut mit Bier pomadisirt, daß sie davon sogar trieften. Wir traten in das Empfangszimmer ein, und erblickten in dessen Mitte Martin Petrowitsch, unbeweglich sich erheben — ja »sich erheben«, muß man von ihm wie von einem Berge sagen. Ich weiß nicht, was Souvenir und Kwitzinski beim Anblick dieser colossalen Figur fühlten, mich überkam ein Gefühl der Ehrfurcht. Martin Petrowitsch hatte eine graue Casaquine mit stehendem schwarzen Kragen angezogen, wahrscheinlich die, welche 1812 die Uniform der Freischaaren bildete. Auf Charloff's Brust sah man die bronzene Medaille; ein Säbel hing an seiner Seite, seine linke Hand ruhte auf dessen Griff, mit der Rechten stützte er sich auf den mit rothem Tuch bedeckten Tisch. Zwei eng beschriebene Blätter lagen darauf Charloff rührte sich nicht, er holte nicht einmal tief Athem wie sonst. Was für eine Würde lag in seiner Erscheinung, welches Vertrauen zu sich selbst, zu seiner unbeschränkten und unzweifelhaften Macht! Er grüßte uns kaum mit einer Kopfbewegung sprach dumpf ein »Bitte!« und deutete mit dem linken Zeigefinger auf die in Reihe aufgestellten Stühle. An der rechten Wand des Empfangszimmers standen die Töchter Charloff's in festlicher Kleidung. Anna trug ein seidenes, grün und pensée schillerndes Kleid mit gelbem, seidenem Gürtel, Eulampia ein rosa seidenes mit dunkelrothen Bändern. Neben ihnen machte Gitkoff sich bemerklich in neuer Uniform, mit dem gewöhnlichen Ausdruck stumpfer und gieriger Erwartung in den Augen und einer außergewöhnlichen Quantität Schweiß im haarigen Gesichte. An der linken Wand des Zimmers saß der Priester in abgetragenem tabakfarbigen Talar, ein alter Mann mit borstigem, braunem Haare. Dieses Haar, die kummervollem matten Augen, die großen, groben Hände, die ihn selbst zu belästigen schienen, und wie zwei unförmliche Massen auf seinen Knieen ruhten, die unter dem Talar hervorragenden Schmierstiefel — Alles zeugte von einem arbeitsvollen, unerfreulichen Dasein; sein Kirchspiel war eines der ärmsten. Neben ihm saß der Landrath, ein fettes, bleiches, unreinliches Herrchen mit schwämmigen, kurzen Hündchen und Fäßchen, schwarzen Augen, schwarzem kurzgeschnittenem

Schnurrbart und einem beständigen, zwar vergnügten und doch widerwärtigen Lächeln. Er galt für den größten Freund von Bestechung und selbst für einen Tyrann, wie man sich damals auszudrücken pflegte; trotzdem hatten sich nicht allein die Gutsbesitzer, sondern auch die Bauern an ihn gewöhnt und hatten ihn sogar nicht ungern. Er blickte ungenirt und ein wenig von Oben herab auf seine Umgebung; man sah ihm an, daß ihm diese ganze Procedur belästige. Im Grunde genommen, interessirte ihn allerdings nur das bevorstehende Frühstück mit der lieben Wodka. Grade im Gegensatze zu ihm nahm der neben ihm sitzende Notarius, ein magerer Mensch, mit langem Gesichte, mit einem Backenbart, der sich von den Ohren zur Nase zog, wie es unter Alexander l. Mode war, den größten Antheil an den Anordnungen des Martin Petrowitsch und lenkte seine großen, ernsten Augen nicht von ihm ab. Es war wohl Folge seiner übertriebenen Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß er seine Lippen beständig hin und her bewegte, ohne sie jedoch zu öffnen. Souvenir hatte sich an ihn gemacht und sprach mit ihm leise, nachdem er mir vorher eröffnet hatte, daß der Notar der schlimmste Freimaurer des ganzen Gouvernements sei. Die Specialcommission des Kreisgerichtes besteht bekanntlich aus dem Landrath, dem Notarius und dem Land-Polizeilieutenant. Doch war der Lieutenant entweder gar nicht zugegen oder er hielt sich so verborgen, daß ich ihn nicht bemerkte. Uebrigens hieß er auch in unserem Kreise der »Abwesende«. Ich setzte mich neben Souvenir, Kwitzinski neben mich. Auf dem Gesichte des praktischen Polen war deutlich der Aerger zu lesen über diese »nichtsnutzige« Fahrt, über den unnöthigen Zeitverlust »Herrschaftliche, russische Phantasien!« schien er sich zu denken. »Oh, diese Russen!«

XII.

Als wir uns Alle gesetzt hatten, hob Martin Petrowitsch seine Schultern, räusperte sich, betrachtete uns mit seinen Bärenaugen und fing, nachdem er geräuschvoll Athem geholt, folgendermaßen an: »Meine Herren! Ich habe Sie eingeladen aus folgender Ursache: Ich werde alt, meine Herren, Krankheiten befallen mich . . . Eine Warnung ist mir bereits zu Theil geworden, und die Stunde des Todes naht, wie der Missethäter in der Nacht . . . Ist's so richtig, ehrwürdiger Vater?« fragte er nach dem Priester gewendet.

»Der Priester sammelte sich einen Augenblick.

»Richtig, richtig!« sagte er dann schleppend und nickte mit dem Bart.

»Und deshalb,« fuhr Martin Petrowitsch fort, plötzlich die Stimme erhöhend, »nicht wollend, daß derselbige Tod mich unvorbereitet treffe, habe ich in meinem Sinne Folgendes beschlossen,« und er wieder holte Wort für Wort die Phrase, die er vor zwei Tagen bei meiner Mutter hergesagt hatte. »In Folge dieses meines Beschlusses,« schrie er noch lauter, »ist von mir diese Urkunde (er schlug mit der Hand auf die auf dem Tische liegenden Papiere) aufgesetzt, und die zuständigen Behörden sind als Zeugen eingeladen worden, und worin dieser mein Wille besteht, darüber geben die folgenden Punkte Auskunft. Bis heute war ich der Herr — jetzt habe ich's satt!«

Martin Petrowitsch setzte seine runde, eiserne Brille auf die Nase, nahm eins von den beschriebenen Blättern und las: »Theilungsurkunde, betreffend das dem Portepee Fähnrich a. D, ständischem Edelmanne Martin Charloff gehörige Vermögen, von ihm selbst, bei vollem und gesundem Verstande, und nach eigenem Ermessen aufgesetzt, und in welcher bestimmt wird, welche Grundstücke seinen beiden Töchtern Anna und Eulampia (»Verbeugt Euch!« — sie verbeugten sich) über lassen werden, und auf welche Art die Leibeigenen und sonstiges Eigenthum, todtes und lebendes, auf diese beiden Töchter übergehen sollen, aus der Hand des Gebers.«

»Das ist seine Redaction,« flüsterte mit dem ihm eigenen, unveränderlichen Lächeln der Landrath Kwitzinski zu, »er hat sie wegen der Schönheit des Stils vorzulesen gewünscht. Die gesetzliche

Urkunde ist in der vorgeschriebenen Form verfaßt ohne alle diese Blumen.« Souvenir fing zu kichern an.

«Doch meinem Willen gemäß!« warf Charloff, dem diese Bemerkung des Landraths nicht entgangen war, fragend ein: »In allen Punkten gemäß?« antwortete dieser »schnell und vergnügt. »Nur die Form kann man wie Sie, Martin Petrowitsch, wissen, durchaus nicht um gehen! Auch unnöthige Einzelheiten sind aufgefallen. Denn das Gericht konnte sich doch unmöglich mit scheckigen Kühen und türkischen Enten befassen!«

»Komme Du her!« rief Charloff seinem Schwiegersohne zu, welcher mit uns in das Zimmer getreten und mit unterthäniger Miene bei der Thür stehen geblieben war. Er eilte blitzschnell zum Schwiegervater.

»Da lies! Mir fällt es schwer. Verschlucke nichts, daß ja sämmtliche Anwesenden sich damit durchdringen können!«

Sletkin nahm das Blatt in beide Hände und las, zwar zitternd aber deutlich, »mit Geschmack und Gefühl« die — Theilungsurkunde. In ihr war mit der größten Sorgfalt bezeichnet, was Anna und was Eulampia zukam, und wie sie sich theilen sollten. Charloff unterbrach von Zeit zu Zeit das Lesen mit den Worten: »Das ist für Dich Anna, für Deine Mühe!« oder »dieses, Eulampia, schenkte ich Dir!« Und die beiden Schwestern verbeugten sich, Anna mit dem ganzen Körper, Eulampia blos mit dem Kopfe. Das Gutshaus (das neue Haus) bekam Eulampia, als jüngste Töchter nach »uraltem Brauche«. Die Stimme des Lesers zitterte beim Kundgeben dieser ihm so unangenehmen Bestimmung. Gitkoff aber verrieth seine Befriedigung dadurch, daß er an seinen Lippen leckte. Eulampia sah ihn verstohlen an; dieser Blick hätte mir an Gitkoff's Stelle nicht gefallen; der verachtende Gesichtsausdruck, welcher Eulampia,: wie jeder echten russischen Schönen, eigen war, hatte in diesem Augenblicke einen ganz besonderen Charakter angenommen. Martin Petrowitsch behielt sich das Recht vor, in den von ihm gegenwärtig eingenommenen Zimmern zu wohnen und machte sich, unter dem Titel »Appanage« vollen Unterhalt »in Naturalien,« sowie fünf Rubel monatlich für Kleider und Schuhwerk aus. Den letzten Satz der Theilungsurkunde wollte, Charloff selbst lesen. »Und diesen meinen väterlichen Willen,« lautete derselbe, »sollen meine Töchter ausführen und denselben heilig und unvebrüchlich — wie ein Gebot befolgen, denn ich bin nächst Gott ihr Vater und Haupt und habe Niemandem Rechenschaft zu legen; und

wenn sie meinen Willen erfüllen werden, so wird mein väterlicher Segen mit ihnen sein; er füllen sie meinen Willen, was Gott verhüte, nicht, so ereilt sie unentrinnbar mein väterlicher Fluch, für jetzt und für alle Zeiten. Amen!«

Charloff erhob das Blatt hoch über seinen Kopf. Anna fiel sogleich auf die Knie und berührte mit der Stirn die Diele; mit einer noch jäheren Bewegung warf sich ihr Gatte Sletkin nieder.

»Und Du?« wandte sich Charloff zu Eulampia. Sie wurde ganz roth und verbeugte sich ebenfalls bis zur Erde; Gitkoff bog seine ganze Figur nach vorne.

»Unterschreibt!« rief Charloff laut, mit dem Finger auf das Ende des Blattes zeigend. »Hier . . . danke und nehme an, Anna! — Danke und nehme an, Eulampia!«

Beide Töchter standen auf und unterschrieben eine nach der anderen. Sletkin hatte sich auch erhoben und griff gleichfalls nach der Feder; doch schob ihn Charloff damit zur Seite, indem er ihn mit dem Mittelfinger am Halstuch derart berührte, daß Sletkin laut aufschluchzte. Nach Vollziehung der Urkunde herrschte kurze Zeit Stille im Zimmer. Plötzlich stöhnte Martin Petrowitsch laut auf und bewegte sich, nachdem er »Nun jetzt . . . ist Alles Euer!« mühsam hervorgebracht, nach seiner Art zur Seite hin. Die Tochter und der Schwiegersohn sahen einander an, gingen dann auf ihn zu und küßten seine Arme ein wenig über dem Ellenbogen; höher hinauf konnten sie nicht reichen.

XIII.

Der Landrath las die eigentliche formelle Urkunde, die Schenkungsurkunde von Martin Petrowitsch ausgesetzt, vor. Dann trat er mit dem Notarius auf den Balcon und eröffnete den versammelten Nachbarn, Zeugen, Charloff'schen Bauern und dem Hofgesinde das stattgefundene Ereigniß. Man ging zur Besitznahme seitens der neuen Gutsbesitzerinnen über, welche ebenfalls auf dem Balcon erschienen waren. Der Landrath deutete mit der Hand auf dieselben, wenn er, die Augenbrauen zusammenziehend, und da durch seinem sorglosen Gesichte plötzlich einen strengen Ausdruck gebend, den Bauern den Gehorsam gegen die Herrschaft einprägte. Diese Ermahnungen hätte er übrigens wohl bei Seite lassen können; stillere Physiognomien als die der Bauern von Charloff wird man kaum auf der ganzen Welt finden. In fadenscheinige Röcke und durchlöcherte Pelze eingehüllt und fest umgürtet, wie es bei allen festlichen Gelegenheiten bei uns Sitte ist, standen sie wie unbeweglich und wie versteinert da; sobald aber der Landrath einen Ausruf, wie: »Hört Ihr's, Teufel! versteht ihr's!« zum besseren Verständniß seiner Anrede ein schaltete, verbeugten sie sich Alle wie nach dem Commando. Jeder von diesen Teufeln hielt seine Mütze mit beiden Händen fest und richtete beharrlich seine Augen nach dem Fenster, durch das man die Gestalt von Martin Petrowitsch erblickte.

Nicht weniger Angst hatten die Zeugen. »Sind Euch,« rief der Landrath, »irgend welche Hindernisse gegen die Besitznahme seitens dieser einzigen und rechtmäßigen Erbinnen sowie Töchter des Martin Petrowitsch Charloff bekannt?«

Alle Zeugen schienen in sich selbst zusammenzuschrumpfen.

»Sind Euch welche bekannt? Hunde!« rief wieder der Landrath.

»Euer Hochwohlgeboren, nichts ist uns bekannt!« antwortete tapfer ein verkrüppelter, glatt rasirter Greis, ein gewesener Soldat.

»Ist das ein Wagehals! dieser Eremeitsch!« sagten von ihm die anderen Zeugen beim Auseiandergehen.

Ungeachtet der Aufforderung des Landrathes wollte Charloff nicht auf dem Balcon mit seinen Töchtern zusammen erscheinen. »Meine Unterthanen werden auch ohne dies sich meinem Willen fügen!« antwortete er. Nach Beendigung des Actes hatte ihn eine Art Kummer

beschlichen. Sein Gesicht war bleich geworden; dieser neue ungewöhnliche Ausdruck des Kummers paßte so wenig zu den gewaltigen und starken Gesichtszügen des Martin Petrowitsch, daß ich wirklich nicht wußte, was ich denken sollte. »Sollte einer seiner Melancholieanfälle gar wieder im Anzuge sein?« Die Bauern ihrerseits fühlten nicht weniger das Unklare der Lage. Und in der That, man hatte ihnen ein Räthsel aufgegeben: »Der Herr ist gesund — da steht er, und was für ein Herr — Martin Petrowitsch! — und auf einmal wird er nicht mehr über uns herrschen — das sind Wunder!« Ich weiß nicht, ob Charloff die Gedanken, welche die Köpfe seiner Unterthanen bewegten, errathen hatte, oder wollte er zum letzten Mal von seinem Herrenrechte Gebrauch machen, genug, plötzlich öffnete er das Fenster, steckte seinen Kopf heraus und schrie mit seiner Donnerstimme: »Gehorchen!« dann machte er das Fenster zu. Die Zweifel der Bauern wurden allerdings weder gehoben, noch gemindert. Ihre Aehnlichkeit mit einer Steinmasse nahm aber eher zu als ab; sie schienen nicht einmal mehr sehen zu können Das Hausgesinde bildete eine besondere Gruppe. Es bestand aus zwei kerngesunden Mägden mit kurzen Kleidern, welche Waden sehen ließen, denen man sonst nur auf Michel Angelos jüngstem Gericht begegnet, und aus einem zusammengesunkenen, ganz morschen, halbblinden Greise, der sich in eine kurze Friesdecke hüllte, und zu Potemkins Zeiten Waldhornist gewesen sein soll. Den Laufburschen Maksimka hatte Martin Petrowitsch zu seinem Dienste vorbehalten. Diese Gruppe verrieth schon mehr Leben, wenn auch nur dadurch, daß diejenigen, aus denen sie bestand, sich beunruhigt aneinander drängten.

Die neuen Gutsbesitzerinnen selbst hatten eine wichtige Miene angenommen, namentlich Anna;« sie preßte die dünnen trockenen Lippen zusammen und blickte hartnäckig auf die Erde. Ihre strenge Haltung versprach dem Hofgesinde nichts Gutes. Auch Eulampia's Augen waren zu Boden gesenkt; nur einmal wandte sie sieh um und betrachtete langsam und wie verwundert ihren Bräutigam Gitkoff, der ebenfalls neben Stettin auf dem Balcon zu erscheinen für seine Pflicht gehalten hatte. »Was will der hier?« schienen ihre schönen vertretenden Augen zu fragen. Sletkin hatte sich am meisten verändert. In seinem ganzen Wesen offenbarte sich eine hastige Begehrlichkeit, als ob er Appetit bekommen hätte; die Bewegungen

des Ober und Unterkörpers waren noch ebenso unterthänig, wie früher geblieben, doch wie freudig gesticulirte er mit den Händen, wie rührig bewegte er mit den Schulterblättern. »Endlich,« dachte er wohl, »ist die Reihe auch an mich gekommen!« Nachdem der Landrath, welchem bei dem Gedanken des nahen Frühstücks bereits das Wasser im Munde zusammen lief, die Procedur der Besitzübertragung zu Ende geleitet hatte, rieb er sich bereits die Hände, wie man es vor dem Herunterstürzen des ersten Glases Wodka zu thun pflegt. Es stellte sich aber heraus, daß Martin Petrowitsch vorher noch einen Dankgottesdienst mit Wasserheiligung celebriren lassen wollte. Der Priester legte den abgetragenen, kaum noch zusammen haltenden Ornat an; der altersschwache Diener kam aus der Küche heraus, mit Mühe den Weihrauch in dem alten Rauchfaß aufblasend. Der Gottesdienst begann; Charloff beschränkte sich darauf beständig zu seufzen, seine Beleibtheit erlaubte ihm nicht, sich bis zur Erde zu beugen, dafür aber zeigte er gesenkten Hauptes, mit der Rechten sich bekreuzend, mit dem Zeigefinger der anderen Hand auf den Boden. Sletkin erglänzte förmlich in Freude; er war selbst dem Weinen nahe. Gitkoff statt sich zu bekreuzen, bewegte nach militärischer Art kaum die Finger zwischen dem dritten und vierten Uniformknopf. Kwitzinski blieb als Katholik im Nebenzimmer; dafür betete der Notarius so heiß, seufzte so theilnahmsvoll mit Martin Petrowitsch, und bewegte so eifrig die Lippen, die Augen gegen Himmel gerichtet, daß ich mich durch seinen Anblick ebenfalls erbaut fühlte und auch heiß zu beten anfing. Nach Beendigung des Gottesdienstes und Weihung des Wassers, wobei alle Anwesenden, selbst der blinde Waldhornist aus der Zeit Potemkins, ja selbst der Pole Kwitzinski die Augen mit dem heiligen Wasser näßten, dankten Anna und Eulampia, auf Befehl des Martin Petrowitsch ihm nochmals, sich bis zur Erde verbeugend, dann endlich trat der er sehnte Augenblick des Frühstücks ein. Es waren viele und schmackhafte Speisen aufgetragen. Wir hatten uns alle schrecklich satt gegessen. Die unvermeidliche Flasche Champagner vom Don war ebenfalls erschienen. Der Landrath, als der von uns Allen am meisten mit gesellschaftlichen Gebräuchen Vertraute und auch als Repräsentant der Regierung, brachte den ersten Toast auf die Gesundheit »der schönen Besitzerinnen« aus. Darauf schlug er vor, die Gesundheit des »Allerehrwürdigsten, Allergroßmüthigsten Martin Petrowitsch« zu

trinken. Beim Worte »großmüthigsten« schrie Sletkin laut auf und eilte, seinen Wohlthäter mit Küssen zu bedecken . . .

»Schon gut, schon gut, es ist nicht nöthig!« brummte wie ärgerlich Charloff, ihn mit dem Ellen bogen bei Seite schiebend . . .

Doch da folgte eine unerquickliche Scene.

XIV.

Souvenir nämlich hatte vom Anfang des Frühstücks an unaufhörlich getrunken, jetzt erhob er sich plötzlich, roth wie Zinnober, ließ sein mattes, wider wärtiges Kichern hören und zischte, mit dem Finger auf Martin Petrowitsch zeigend:

»Der Großmüthige! der Großmüthige! Wir wollen sehen, ob diese Großmuth nach seinem Geschmack sein wird, wenn man ihn, den Knecht Gottes, mit nacktem Rücken . . . auf den Schnee legen wird!«

»Was lügst Du, Narr?« sagte Charloff mit Verachtung.

»Narr! Narr!« wiederholte Souvenir. »Der liebe Herrgott allein kann entscheiden, wer von uns der richtige Narr sei! Sie aber, Brüderchen, haben meine Schwester in‘s Grab gelegt, dafür haben Sie auch jetzt sich selbst Ihr Pech bereitet — hi! hi! Hi!«

»Wie dürfen Sie unseren theuern Wohlthäter beleidigen?« winselte Sletkin; er machte sich von der Schulter des Martin Petrowitsch, an die er sich gedrängt hatte, los und drang auf Souvenir ein. »Wissen Sie denn nicht, daß, wenn er, unser Wohlthäter, es wünscht, wir augenblicklich die Schenkungsurkunde vernichten werden?«

»Und doch werdet Ihr ihn mit dem blanken Rücken auf den Schnee werfen! . . .« wiederholte Souvenir sich hinter Kwitzinski verbergend.

»Schweige!« donnerte Charloff, »ich schlage Dich sonst zu Muß, nur feucht wird es sein, wo Du jetzt stehst! Schweige auch Du, Hund!« wandte er sich zu Sletkin, »mische Dich nicht ein, wo man es Dir nicht befiehlt! Wenn ich, Martin Petrowitsch Charloff, diese Urkunde aufzusetzen beschlossen habe, wo ist der, welcher sie vernichten kann? Gegen meinen Willen handeln? . . . Auf der ganzen Welt gibt es keine solche Gewalt . . .«

»Martin Petrowitsch!« rief plötzlich mit seiner wohlklingenden Baßstimme der Notarius, der ebenfalls viel getrunken, wodurch er übrigens nur an Würde gewonnen hatte. »Der Herr Bitschkoff mag die Wahrheit sprechen! Sie haben allerdings eine edle That vollbracht, doch können Sie vielleicht, Gott behüte, statt schuldiger Dankbarkeit das Gegentheil davon ernten.«

Ich blickte verstohlen auf die beiden Töchter von Martin Petrowitsch. Anna verschlang förmlich den Redenden mit den Augen und ich habe nie mehr ein so böses, schlangenartiges und in der

Bosheit selbst so schönes Gesicht gesehen; Eulampia hatte sich um gewandt und die Arme auf die Brust gekreuzt; ein verachtendes Lächeln spielte, wie noch nie zuvor, auf ihren vollen, rosigen Lippen.

Charloff erhob sich vom Stuhle, machte den Mund auf, doch versagte ihm die Stimme den Dienst . . . »Er schlug plötzlich mit der Faust auf den Tisch, so daß Alles im Zimmer aufsprang und klirrte.

»Vater!« rief schnell Anna, »die Herren kennen uns nicht, deshalb denken sie auch so schlecht von uns. Verderben Sie sich nicht Ihre Gesundheit! Sie er zürnen sich für nichts, blicken Sie doch darum nicht so böse!«

Charloff blickte auf Eulampia, sie rührte sich nicht, obgleich der neben ihr sitzende Gitkoff sie in die Seite stieß.

»Danke Dir, meine Tochter Anna!« rief Charloff mit dumpfem Tone, »Du bist mein kluges Kind, Dir und Deinem Mann vertraue ich vollständig!« Sletkin schrie wieder auf, Gitkoff bewegte seine Brust nach vorne, und setzte selbst mit dem Fuße auf den Boden auf, doch Charloff bemerkte diese Anstrengung, seinen Diensteifer zu offenbaren, gar nicht. »Dieser Taugenichts,« fuhr Charloff fort, mit seinem Kinn auf Souvenir zeigend, »ist froh, wenn er mich necken kann, Ihnen aber, mein gnädiger Herr,« wandte er sich zum Notarius, »gebühret es nicht, über Martin Charloff zu urtheilen! Ihr Verstand ist zu kurz dazu, zwar sind Sie ein Mann im Amt, doch führen Sie ganz leere Worte! Uebrigens ist die Sache geschehen. Meine Beschlüsse kennen keine Veränderung . . . jetzt gehabt Euch wohl! ich gehe. Ich bin hier nicht mehr Wirth, sondern Gast; Du, Anna, sorge wie Du kannst, ich gehe in mein Arbeitszimmer. Es ist genug!«

Martin Petrowitsch wandte uns den Rücken und ging langsam, ohne ein Wort hinzuzufügen, aus dem Zimmer.

»Die plötzliche Entfernung des Wirthes mußte unsere Gesellschaft auflösen, um so mehr, da auch die beiden Wirthinnen bald darauf verschwanden. Sletkin bemühte sich umsonst, uns zurückzuhalten. Der Landrath konnte nicht umhin, dem Notarius seine unpassende Offenheit vorzuwerfen.

»Ich mußte es sagen!« antwortete dieser, »es lag mir auf dem Gewissen!«

»Sie sehen, daß er ein Freimaurer ist!« flüsterte Souvenir mir zu.

»Gewissen!« entgegnete der Landrath, »als ob dasselbe bei Ihnen sich nicht ebenfalls in der Rocktasche befände, wie bei uns andern Sündern!«

Der Priester, der ebenfalls bereits ausgestanden war und das baldige Ende der Tafel ankommen sah, beförderte schleunigst noch ein Stück nach dem andern in seinen Mund.

»Sie haben, wie ich sehe, einen guten Appetit!« bemerkte Sletkin.

»Das ist Vorrath!« antwortete der Priester mit demüthigem Lächeln, ein veralteter Hunger lag in dieser Antwort.

Die Wagen fuhren vor — wir trennten uns. Auf dem Rückwege hinderte Niemand Souvenir, sich wie ein Affe zu geberden und zu plappern, denn Kwitzinski hatte erklärt, daß ihm diese »nichtsnutzigen« Ungehörigkeiten widerwärtig seien und war zu Fuß — zurückgekehrt. Seinen Platz im Wagen nahm Gitkoff ein. Der Major a. D. hatte ein sehr unzufriedenes Gesicht und bewegte, wie ein Schwabe die Fühlhörner, seinen Schnurrbart bald nach rechts, bald nach links.

»Aha! Euer Hochwohlgeboren,« neckte ihn Souvenir, »die Subordination hat ein Loch gekriegt? Warten Sie nur, es kommt noch besser! Sie werden auch erfahren, wo der Pfeffer wächst! Sie Bräutigam, Bräutigam, Unglücksbräutigam!«

Souvenir konnte sich gar nicht satt sprechen; der arme Gitkoff aber bewegte nur immer seinen Schnurrbart.

Zurückgekehrt, erzählte ich Alles meiner Mutter, sie hörte mir aufmerksam zu und schüttelte einige Male mit dem Kopfe. »Nichts Gutes wird daraus!« sprach sie. »Diese Neuerungen gefallen mir nicht.«

XV.

Nächsten Tag kam Martin Petrowitsch zu uns zum Mittagessen. Die Mutter wünschte ihm Glück zu dem guten Ende der von ihm betriebenen Angelegenheit. »Du bist jetzt ein freier Mann,« sagte sie, »Du mußt Dich leichter fühlen.«

»Leichter ist es mir allerdings geworden, gnädige Frau,« antwortete Martin Petrowitsch obgleich in seinen Gesichtszügen von dieser Veränderung nichts zu merken war. »Jetzt wird man auch für das Heil seiner Seele sorgen können und sich für die Todes stunde vorbereiten . . .«

»Und weßhalb?« unterbrach ihn die Mutter, »fühlst Du noch immer Knistern im Arme?«

Charloff öffnete und schloß ein paar Mal die Hand. »Ja, das fühle ich noch, gnädige Frau, und noch Folgendes will ich Ihnen mittheilen, wie ich einzuschlafen anfange, da schreit mir Jemand im Kopfe: »Nimm dich in Acht, nimm dich in Acht! . . .«

»Das kommt von den Nerven!« bemerkte die Mutter und sprach vom gestrigen Tage, auch spielte sie auf die Schlußscene des festlichen Schenkungsactes an . . .

»Ja, ja!l« unterbrach sie Charloff »du geschah, etwas . . . Ungehöriges. Nur Eines will ich Ihnen sagen,« fügte er bedächtig hinzu. »Mich haben gestern nicht die dummen Worte des Souvenir verwirrt — auch nicht die des Herrn Notarius, der allerdings ein einsichtiger Mann ist — mich brachte aus der Fassung . . .« Hier schwieg Charloff.

»Wer?« fragte die Mutter.

Charloff maß sie mit den Augen: »Eulampia!« .

»Eulampia? Deine Tochter? Aus welche Weise, denn?«

»Erlauben Sie, gnädige Frau, sie steht wie versteinert, wie ein wirklicher Götze da! Hat sie denn kein Gefühl? Ihre Schwester Anna — die war, wie es sich gehörte. Die — ist fein! Eulampia aber; ich habe sie doch früher — wozu es noch länger verbergen — sogar vielfach vorgezogen . . . Thue ich ihr denn nicht leid? Wenn ich ihnen Alles überlasse so heißt das doch, daß es mit mir schlimm gehe, daß ich kein Bewohner dieser Erde sei, — und sie bleibt wie versteinert! Hätte

sie wenigstens einen Laut von sich gegeben! Verbeugen — kann sie sich schon, aber Dank sieht man nicht!«

»Warte nur,« sagte die Mutter, »wir«werden sie mit Gawril Fedulitsch verheiraten . . . bei ihm wird sie schon zu fühlen lernen.«

Martin Petrowitsch sah die Mutter finster an.

»Ja, vielleicht bei Gawril Fedulitsch. Sie setzen viel Vertrauen in ihn?«

»Ja freilich.«

»Mag schon sein. Sie müssen das besser wissen. Bei Eulampia aber, will ich bemerken, wie bei mir, so auch bei ihr, ist derselbe Charakter — Kosakenblut, das Herz aber eine glühende Kohle.«

»Hast Du denn ein solches Herz, mein Lieber?«

Charloff antwortete nicht. Man schwieg einen Augenblick.

»Wie willst Du denn, Martin Petrowitsch,« begann die Mutter wieder, »für das Heil Deiner Seele sorgen? Wirst Du zum heiligen Metrophanius, oder gar nach Kieff pilgern? Oder willst Du nach dem Kloster zu Optino gehen, da es in der Nähe ist? Es soll sich jetzt da ein gar heiliger Mönch aufhalten . . . Vater Makarias, heißt er, einen solchen hatten wir schon lange nicht gehabt! Er durchschaut sofort alle Sünden.«

»Wenn sie wirklich sich als eine undankbare Tochter zeigen sollte,« sagte mit heiserer Stimme Charloff, »so wird es mir leichter fallen, sie mit eigenen Händen zu tödten!«

»Was ist mit Dir? Gott behüte Dicht komme zu Dir selbst!« rief meine Mutter aus. »Was für Worte hast Du eben ausgesprochen? Nun haben wir die Geschichte! Warum hast Du mir nicht gefolgt, als Du mich um Rath fragtest? Jetzt wirst Du Dich peinigen, und nicht an das Heil Deiner Seele denken. Wirst Dich peinigen und doch immer noch zu kurz kommen! Jetzt beklagst Du Dich, hast Angst . . .«

Dieser Vorwurf schien Charloff grade in's Herz zu treffen. Sein ganzer Stolz kam wie eine Welle bei ihm herauf. Er schüttelte sich und bewegte das Kinn nach vorne.

»Ich gleiche nicht den Leuten, gnädige Frau,« fing er finster zu sprechen an, »die sich da beklagen und Angst haben. Ich wollte nur Ihnen, meiner Wohlthäterin und einer von mir so hoch geachteten Person, meine Gefühle offenbaren. Der allmächtige Gott (hier erhob er seine Hand über den Kopf) weiß, daß eher der Erdball in Stücke

zergehen wird, als daß ich mich von meinem Worte lossage, oder . . . (hier schnaubte er sogar) Angst bekomme, oder das, was ich gethan, bereue! Ich hatte ja Gründe dazu! Meine Töchter werden aber den mir schuldigen Gehorsam nicht vergessen, für jetzt und in Ewigkeit. Amen!«

Meine Mutter hatte sich die Ohren zugedrückt. i »Was läßt Du Deine Stimme erdröhnen, meine Lieber, wie eine Trompete? Wenn Du Deiner Hausgenossen so sicher bist, so ist ja, Gott sei Dank, Alles gut. Du hast mir den Kopf mit Deinem Gebrüll zermalmt.«

Martin Petrowitsch entschuldigte sich, seufzte ein paar Mal und beruhigte sich. Die Mutter sprach wieder von Kieff, vom Kloster Optino, vom Mönch Makarias . . . Charloff stimmte ihr zu, sagte: »Ja man wird . . . wirklich an das Heil . . . der Seele denken müssen,« und weiter nichts. Er wurde bis zur Abfahrt nicht wieder heiter; bald öffnete er seine Hand, bald drückte er sie zusammen, betrachtete die Fläche derselben, sagte, daß ihm am Schrecklichsten sei, ohne Beichte zu sterben, vom Schlage getroffen, das; er sich fest vorgenommen habe, nicht böse zu werden, da vom Zorn das Blut in den Kopf steige . . . Er habe sich übrigens jetzt von Allem losgesagt; weßhalb sollte er sich erzürnen? jetzt mögen Andere sich abmühen und sich das Blut verderben.«

Sich der Mutter empfehlend, sah er sie sonderbar an; nachdenkend und forschend, dann zog er durch eine schnelle Handbewegung, den Band der »Muße des Fleißigen« aus der Tasche heraus und übergab denselben der Mutter.

»Was ist das?« fragte sie.

»Lesen Sie . . . hier,« sprach er eilig, »wo die Seite eingebogen ist . . . über den Tod nach. Es scheint, mir, daß derselbe hier ganz prächtig behandelt ist; es zu verstehen aber ist mir rein unmöglich. Sie werden es mir vielleicht erklären können? Wenn ich wieder komme, erklären Sie es mir, bitte!«

Mit diesen Worten ging er hinaus.

»Es ist schlimm, sehr schlimm!,« bemerkte die Mutter, als er hinter der Thür verschwunden war, und machte sich an die »Muße des Fleißigen!« Auf der von Charloff bezeichneten Seite standen folgende Worte:

»Der Tod ist eine wichtige und große Arbeit der Natur. Er ist nichts Anderes, als daß der Geist — der leichter, feiner und viel durchdringlicher ist, als die Elemente, in deren Gewalt er gebannt ist, ja selbst als die elektrische Kraft — welcher sich auf chemische Weise reinigt und nach vorwärts drängt, so lange, bis er nicht für sich einen ebenso geistigen Platz findet...[2]

Meine Mutter las ein paar Mal diese Stelle, rief endlich »pfui!« und warf das Buch zur Seite.

Ein paar Tage darauf bekam sie die Nachricht, daß der Mann ihrer Schwester gestorben sei und fuhr mit mir auf das Gut ihrer Schwester. Unser Aufenthalt sollte ursprünglich nur einen Monat dauern, wir blieben jedoch bis zum Spätherbst und kamen erst Ende September nach Hause.

XVI.

Die erste Nachricht, mit welcher mir mein Kammerdiener Porfirij (er war auch unser Jägermeister) entgegen kam, war, daß eine Unzahl Waldschnepfen angeflogen waren, und daß sie namentlich im Birkenwäldchen bei Eskowo (dem Gute Charloffs) förmlich wimmelten. Bis zum Mittagessen blieben mir noch etwa drei Stunden; ich ergriff sofort die Flinte, die Jagdtasche und lief schnurstracks, von Porfirij und meinem Jagdhunde begleitet, nach dem Charloff'schen Wäldchen. Es gab da wirklich eine Masse von Waldschnepfen, und wir erlegten nach einigen dreißig ab gefeuerten Schüssen ihrer fünf Stück. Mit der Beute nach Hause eilend, bemerkte ich einen Bauer, welcher pflügte. Sein Pferd war stehen geblieben, und er zog beharrlich, mit weinerlicher Stimme, doch grimmig fluchend, mit der aus einem Stricke gebildeten Leine an dem auf die entgegengesetzte Seite gewandten Kopfe des Pferdes. Ich betrachtete den unglücklichen Klepper aufmerksamer. Die Rippen desselben waren beinahe gänzlich herausgetreten, und die mit Schweiß begossenen Seiten hoben und senkten sich krampfhaft und ungleichmäßig wie ein verdorbener Schmiedebalg. Ich erkannte sofort in ihm die alte, magere, dürre Stute mit der Wundnarbe auf der Schulter, die so viele Jahre dem Martin Petrowitsch gedient hatte:

»Lebt Herr Charloff noch?« fragte ich Porfirij.

Die Jagd hatte uns Beide bis jetzt so in Anspruch genommen, daß wir bis zu diesem Augenblick über nichts Anderes gesprochen hatten.

»Ja freilich; und weßhalb fragen Sie darnach?«

»Das ist ja sein Pferd? hat er es denn verkauft?«

»Das Pferd ist allerdings das seinige, doch verkauft hat er es nicht; weggenommen hat man es ihm und diesem Bauer gegeben.«

»Wie weggenommen? War er denn damit einverstanden?

»Nach seinem Einverständniß hat Niemand gefragt. Hier sind in Ihrer Abwesenheit Sachen vor gekommen,« sagte Porfirij auf meinen fragenden und erstaunten Blick mit einem leichten Lächeln, — »daß Gott behüte! Jetzt setzt Herr Sletkin da Alles in Bewegung . . . «

»Und Martin Petrowitsch?«

»Martin Petrowitsch ist jetzt da zum allerletzten Menschen herabgesunken. Zu essen gibt man ihm noch kaum — was wollen Sie mehr? Man hat ihn ganz und gar klein gekriegt, wenn nicht heute, so morgen jagt man ihn ganz und gar weg.«

Der Gedanke, daß man einen solchen Riesen — »wegjagen« könne, wollte mir nicht in den Kopf hinein. »Was sagt denn Gitkoff dazu?« fragte ich endlich. »Er hat doch die zweite Tochter geheiratet?«

»Geheiratet?« wiederholte Porfirij und lachte jetzt aus vollem Halse. »Man läßt ihn gar nicht mehr in das Haus hinein. Wir brauchen Sie nicht mehr, sagt man ihm; belieben Sie zum Rückzug zu blasen. Ich habe es ja gesagt: Sletkin regiert!«

»Und die Braut?«

»Sie meinen Eulampia Martinowna? Ach, gnädiger Herr, ich möchte Ihnen schon was erzählen. . . aber Sie sind noch zu jung! Das ist es. Sachen geschehen hier — aj, aj, aj! Halt! Diana ist ja stehen geblieben!«

Wirklich, mein Hund stand, als wäre er eingegraben vor einem großen, jungen Eichenbusche, der das schmale Thal schloß, welches hier beim Fahrwege endete. Ich und Porfirij liefen heran; aus dem Busch flog eine Waldschnepfe, wir gaben Beide Feuer, doch fehlten wir. Die Waldschnepfe suchte sich einen anderen Platz, wir verfolgten sie . . .

Die Suppe war bereits auf dem Tische, als ich zurückkam. Meine Mutter war angehalten. »Was soll das heißen?« rief sie verdrießlich, »gleich den ersten Tag läßt Du zum Mittagessen aus Dich warten?« Ich brachte ihr die erlegten Waldschnepfen, sie sah dieselben nicht einmal an. Außer ihr waren im Zimmer Souvenir, Kwitzinski und Gitkoff zugegen.

Der Major a. D. hatte sich in die Ecke des Speisezimmers gedrückt, gerade wie ein schuldiger Schuljunge; der Ausdruck seines Gesichtes verrieth eine Mischung von Verlegenheit und Aerger, seine Augen waren roth . . . Man könnte selbst glauben, daß er unlängst geweint habe. Die Mutter blieb schlechter Laune; es kostete mir keine große Mühe zu errathen, daß mein spätes Kommen nicht die Ursache davon war. Während des Mittagessens sprach sie beinahe kein Wort; der Major lenkte manchmal seine flehenden Blicke auf sie, doch aß er

trotzdem ganz gehörig; Souvenir zitterte, Kwitzinski allein bewahrte seine gewöhnliche selbstbewußte Haltung.

»Wikentij Ossipitsch!« wandte sich meine Mutter an ihn, »ich bitte Sie, morgen dem Martin Petrowitsch einen Wagen zu schicken, da ich erfahren habe, daß er keinen eigenen mehr besitzt, und lassen Sie ihm sagen, daß er unter allen Umständen kommen soll, daß ich ihn sprechen wolle.

Kwitzinski wollte etwas entgegnen, doch hielt er für besser, es für sich zu behalten

»Auch bestellen Sie dem Sletkin,« fuhr die Mutter fort, »daß ich ihm befehle, hierher zu kommen. . . Hören Sie es . . . befehle!«

»Diesen Taugenichts . . . müßte man . . . « versuchte Gitkoff halblaut zu bemerken, doch sah ihn die Mutter mit solcher Verachtung an, daß er sich sofort umwandte und schwieg.

»Hören sie es? Ich befehle!« wiederholte die Mutter.

»Ich höre es,« sagte folgsam, aber mit Würde Kwitzinski.

»Martin Petrowitsch, kommt nicht!« flüsterte Souvenir mir zu, als wir nach dem Mittagessen das Speisezimmer verließen. »Sie sollten sehen, was aus ihm geworden ist! Der Verstand kann es nicht fassen! Ich vermuthe, daß er, was man ihm auch sagen möge, es nicht versteht. Ja, man hat dem Bären die Tatzen abgehauen!«

Und Souvenir ließ wieder sein alterschwaches Lachen vernehmen.

XVII.

Die Prophezeihung Souvenir's traf ein. Martin Petrowitsch wollte nicht zu der Mutter kommen. Sie beruhigte sich dabei nicht und schickte ihm einen Brief. Er ließ ihr darauf ein kleines Quartblättchen zukommen, worauf mit großen Buchstaben folgende Worte geschrieben waren: »*Bei Gott, ich kann nicht kommen. Die Schande wird mich tödten. Mag lieber so zu Grunde gehen. Danke Ihnen. Quälen Sie mich nicht.* Charloff. Sletkin kam, wenn auch nicht an dem Tage, — an welchem zu kommen die Mutter ihm »befohlen« hatte, sondern erst den nächstfolgenden. Die Mutter ließ ihn in ihr Arbeitszimmer führen. Gott weiß, worüber sie gesprochen haben mögen, doch lange gesprochen haben sie nicht; eine Viertelstunde, nicht mehr, Sletkin trat hochroth aus dem Zimmer meiner Mutter, mit einem so giftig bösen und so frech herausfordernden Gesichtsausdrucke, daß ich, ihm im Empfangszimmer begegnend, ganz betroffen stehen blieb, und Souvenir, der ihm ebenfalls da begegnete, zu lachen aufhörte. Die Mutter verließ ihr Arbeitszimmer eben falls mit rothem Gesichte, und befahl ganz laut, daß matt Herrn Sletkin unter keinen Umständen mehr annehmen dürfe, und wenn es den Töchtern von Martin Petrowitsch zu kommen einfallen sollte — frech genug dazu seien sie schon — so solle man sie ebenfalls abweisen. Beim Mittagessen erst rief sie plötzlich ans:

»Ein ekeliger Judenbengel ist dieser Sletkin! Ich bin es noch gewesen, die ihn an den Ohren aus dem Schmutz herausgezogen hat. Er verdankt mir Alles, rein Alles — und doch wagt er mir zu sagen, daß ich mich umsonst in ihre Angelegenheiten mische! Daß Martin Petrowitsch kindisch — und ihm Recht zu geben unmöglich sei! Recht zu geben! wie gefällt Euch das? Ach, dieser undankbare hergelaufene Bube! Dieser scheußliche Judenjunge!«

Major Gitkoff, der sich auch unter den zur Tafel Gezogenen befand, glaubte, daß Gott selbst ihm die Gelegenheit gebe, auch mitreden zu dürfen . . . Die Mutter verwies ihn jedoch gleich zur Ruhe.

»Du bist mir der Allerbeste, mein Lieber!« rief sie, »wußtest nicht mit einem Frauenzimmer fertig zu werden und bist noch ein Officier! Hast eine Compagnie commandirt! Ich kann mir vorstellen, wie sie

Dir gehorchte! Wolltest noch mein Verwalter sein! Du wärest mir ein schöner Verwalter!«

Kwitzinski, der am Ende des Tisches saß, lächelte nicht ohne Bosheit; der arme Gitkoff aber bewegte nur seinen Schnurrbart hin und her, hob die Augen brauen auf und versenkte sich mit seinem haarigen Gesichte in die Serviette.

Nachmittags ging er auf den Balcon, um nach Gewohnheit seine Pfeife zu rauchen — und er schien mir so elend, so verwaist zu sein, daß, obgleich ich ihm nicht gewogen war, ich nicht umhin konnte, an ihn heranzutreten:

»Wie sind Sie denn, Gawril Fedulitsch,« fing ich ohne weitere Umschweife an, »mit Eulampia Martinowna auseinander gekommen? Ich glaubte, Sie wären bereits verheiratet.«

Der Major a. D. sah mich trostlos an.

»Der niederträchtige Bösewicht!« fing er in seinem Schmerze an, jede Silbe einzeln mühsam hervor bringend. »Mit seiner giftigen Zunge hat er es mir angethan und alle meine Lebenshoffnungen zu Grunde gerichtet, in den Staub getreten. Ich möchte Ihnen wohl, Dmitri Semenowitsch, alle seine Scheußlichkeiten erzählen, doch habe ich Angst, Ihre Mutter zu erzürnen (— Sie sind noch zu jung, das ist es eben! — hatte, wie es mir augenblicklich einfiel, schon Porfirij zu mir gesagt). »Auch so schon . . .« Er ächzte.

»Dulden . . . immer dulden . . . nichts Anderes bleibt mir übrig! (er stieß sich an die Brust). Dulde, alter Krieger, dulde! Dem Kaiser hast Du treu, treu und redlich gedient. . . ohne Makel; ja! Hast weder Mühe noch Dein Blut geschont, und jetzt bist Du so weit gekommen! Wäre es beim Regiment — hinge es von mir ab,« — fuhr er nach kurzem Schweigen fort, krampfhaft an seinem Weichselrohre saugend, »du hätte ich ihn . . . mit Spießruthen, hätte ich ihn . . . bei dreifachem Ruthenlaufen . . . bis zum Tode . . .«

Gitkoff nahm die Pfeife aus dem Munde und richtete seinen Blick in die Ferne, als labe er sich an dem heraufbeschworenen Bilde.

Souvenir näherte sich uns und fing den Major zu necken an. Ich verließ sie und beschloß, was es auch koste, mit eigenen Augen Martin Petrowitsch wiederzusehen . . . Meine kindliche Neugierde war aufs Höchste gespannt.

XVIII.

Den anderen Tag begab ich mich wieder mit der Flinte, aber ohne Porfirij, nach dem Eskow'schen Wäldchen. Der Tag war ausgezeichnet schön; ich glaube, außer Rußland gibt es keine solchen Tage im September. Es war so still, daß man auf hundert Schritt hören konnte, wie das Eichhörnchen in den trockenen Blättern herumlief, wie ein abgebrochener Zweig erst ein wenig an den anderen Zweigen hängen blieb und endlich auf das weiche Gras fiel — für ewig fiel; er wird sich da nicht mehr regen, bis er verwest. Die Luft war weder warm, noch kühl, nur aromatisch war sie, wie säuerlich, und reizte ein wenig die Augen und die Wangen. Das, wie ein Seidenfaden dünne, lange Spinngewebe, mit kleinem Knäuel in der Mitte, flog langsam heran, und sich an den Gewehr lauf heftend, schwebte es waagerecht in der Lust — ein Zeichen von anhaltend schönem Wetter! Die Sonne leuchtete so mild wie sonst der Mond. Die Waldschnepfen begegneten mir ziemlich häufig, ich beachtete sie nur wenig; ich wußte, daß das Gehölz beinahe bis zum Gutshofe Charloff's, ja sich sogar bis zum Zaune seines Gartens erstrecke — und ging nach dieser Richtung hin, obgleich ich davon, wie ich in den Gutshof gelangen konnte, nur eine schwache Vorstellung hatte und selbst zweifelte, ob ich eigentlich mich dahin begeben dürfe, da meine Mutter sich mit den neuen Besitzern von Eskowo überworfen hatte.

Plötzlich hörte ich in kurzer Entfernung Menschen stimmen. Ich horchte . . . Jemand ging in dem Wäldchen . . . gerade auf mich zu.

»So hättest Du ihr auch sagen sollen« sprach eine weibliche Stimme.

»Erzähle mir!« unterbrach eine andere, die Stimme eines Mannes. »Als ob man Alles mit einem Male erreichen könnte!«

Die Stimmen waren mir bekannt.

Ein blaues Frauenkleid wurde durch die entblätterten Haselnußsträucher sichtbar, neben ihm zeigte sich ein dunkler, langer Rock. Noch ein Augenblick und auf der lichten Stelle im Walde, fünf Schritt von mir, erschien — Sletkin und Eulampia.

Beide wurden bei meinem Anblicke verlegen. Eulampia ging ein paar Schritte zurück, dem Gebüsche zu. Sletkin überlegte einen Augenblick, dann näherte er sich mir. Auf seinem Gesichte ließ sich

keine Spur von jener unterwürfigen Demuth erkennen, mit welcher er etwa vor anderthalb Monaten auf dem Charloff'schen Gut mein Pferd herumgeführt und die Trensenkette gerieben hatte, aber ich konnte ebenfalls nicht das Herausfordernde auf seinem Gesichte lesen, was mich Tags vorher an der Schwelle des Arbeitszimmers meiner Mutter in Staunen versetzt hatte. Das Gesicht war wie früher weiß und hübsch, nur schien es fester und breiter zu sein.

»Es sind wohl viele Waldschnepfen angeschwärmt gekommen?« fragte er mich, die Mütze ein wenig lüftend, lächelte und fuhr mit der Hand über die schwarzen Locken. »Sie jagen in unserem Wäldchen . . . Seien Sie willkommen! Wir hindern Sie nicht . . . im Gegentheil!«

»Heute habe ich keine erlegt,« antwortete ich aus seine erste Frage, »Ihr Wäldchen aber werde ich sofort verlassen.«

Sletkin zog schnell seine Mütze an: »Aber erlauben Sie, warum denn? Wir stehen Ihnen nicht im Wege — wir sind damit ja ganz einverstanden. Eulampia Martinowna wird ihnen dasselbe bezeugen. Eulampia Martinowna, kommen Sie hierher! Wohin sind Sie verschwunden?«

Der Kopf Eulampia's zeigte sich aus dem Gehölz, doch kam sie nicht zu uns heran. Sie war in der letzten Zeit noch schöner — es schien, als wäre sie noch gewachsen, noch voller geworden.

»Mir ist es,« fuhr Sletkin fort, »um es Ihnen zu gestehen, selbst angenehm, daß ich Ihnen begegnet bin. Ihre Mutter geruhte gestern sich gegen mich zu erzürnen, wollte gar keine Gründe meinerseits anhören ich bin aber, wie ich es vor Gott und Ihnen bezeugen will, gar nicht schuldig. Mit Martin Petrowitsch kann man nicht anders verfahren. Er ist ganz und gar in Kindheit versunken. Wir können doch nicht alle seine Launen erfüllen, Sie werden es selbst zugeben müssen. Achtung aber erweisen wir ihm, wie es sich gebührt, fragen Sie meinetwegen Eulampia Martinowna selbst.«

Eulampia rührte sich nicht, das gewöhnte hochmüthige Lächeln irrte auf ihren Lippen und nicht freundlich blickten ihre schönen Augen.

»Warum haben Sie aber, Wladimir Wassiliewitsch, Martin Petrowitsch's Pferd verkauft?« Mir lag namentlich dies Pferd am Herzen, das sich jetzt im Besitz eines Bauern befand.

»Warum wir sein Pferd verkauft haben? Aber versetzen Sie sich doch in unsere Lage, wozu war das selbe nütze? es fraß nur umsonst. Beim Bauer wird es wenigstens pflügen. Martin Petrowitsch aber, wenn er Lust hat, auszufahren, hat uns ja nur darum zu bitten. Wir werden ihm einen Wagen nicht abschlagen. In den Tagen, wo nicht gearbeitet wird, soll er ihn mit Vergnügen haben.«

»Wladimir Wassiliewitsch!« rief Eulampia mit gedämpfter Stimme, als wenn sie ihn heranrufen und doch ihren Platz nicht verlassen wollte. Sie hatte einige Wegerichhalme um die Finger gewickelt, und sie aufeinander schlagend, hieb sie ihnen die Köpfe ab.

»Dasselbe gilt auch vom Laufburschen Maksimka,« fuhr Sletkin fort; »Martin Petrowitsch beklagt sich, daß wir denselben ihm fortgenommen und in die Lehre gegeben haben. Aber urtheilen Sie selbst; was wäre aus ihm bei Martin Petrowitsch geworden? An's Zeit todtschlagen hätte er sich gewöhnt, weiter nichts! Nicht, einmal zu bedienen, wie es sich gehört, verstand er in Folge seiner Dummheit und seines kindischen Wesens. Jetzt aber haben wir ihn zu einem Riemer in die Lehre gegeben. Es wird ein guter Meister aus ihm werden, er wird viel verdienen, und auch uns einen guten Obrok [3] zahlen können. In unserer kleinen Wirthschaft ist das von Bedeutung! In unserer Wirthschaft darf man Nichts vernachlässigen!«

Und diesen Menschen hatte Martin Petrowitsch »Lappen« genannt! dachte ich bei mir. »Wer liest aber jetzt Martin Petrowitsch vor?« fragte ich.

»Was soll man ihm denn vorlesen? ein Buch war da, es ist aber, Gott sei Dank, verloren gegangen. . . Was soll das Lesen in seinen Jahren?«

»Und wer rasirt ihn?« fragte ich weiter.

Sletkin lachte beifällig, als hätte ich einen Witz gerissen. »Aber Niemand! Anfangs brannte er sich den Bart mit dem Lichte ab, jetzt hat er ihn stehen lassen. Er kleidet ihn prächtig!«

»Wladimir Wassiliewitsch!« rief mit Nachdruck Eulampia. »Wladimir Wassiliewitsch!«

Sletkin machte ihr ein Zeichen mit der Hand.

»Schuhe, Kleider hat er, er ißt dasselbe, was wir, was will er denn mehr? Er selbst hat doch versichert, daß er in dieser Welt nichts Anderes will, als für das Heil seiner Seele sorgen. Hätte er doch einsehen wollen, daß, wie es auch gekommen sei, jetzt Alles unser ist.

Man spricht auch davon, daß wir ihm das Monatsgeld nicht auszahlen, wir haben ja aber selbst häufig keinen Pfennig Geld, und wozu braucht er dasselbe, da er doch Alles geliefert bekommt? Wir gehen aber mit ihm, ich sage es Ihnen in voller Wahrheit, wie Verwandte um. Die Zimmer, in denen er lebt, sind uns z. B. ungemein nöthig, ohne dieselben kann man sich gar nicht umdrehen, wir ändern jedoch gar nichts — wir dulden! Selbst dafür sorgen wir, daß er Zerstreuung habe. Zum Petrifesttage habe ich ihm ganz ausgezeichnete Angelhaken gekauft — echt englische, theuere Haken, damit er angeln könne. Karausche haben wir ja genug in unserem Teiche. Er sollte sich hinsetzen und angeln; wenn er eine, zwei Stunden säße, »da würde es auch eine Fischsuppe geben! Es ist eine für alte Leute ganz passende Beschäftigung!«

»Wladimir Wassiliewitsch!« rief zum dritten Male und entschieden Eulampia und warf die Stengel, die sie um die Finger drehte, weit von sich. »Ich gehe fort, Wladimir Wassiliewitsch!« wiederholte sie und verschwand im Gehölze.

»Sofort, Eulampia Martinowna, sofort!« schrie Sletkin. »Jetzt ist selbst Martin Petrowitsch mit uns einverstanden,« fuhr er zu mir gewandt fort. »Anfangs fühlte er sich beleidigt, tobte selbst, bis er endlich zur Einsicht gelangte. Sie wissen, es war ein so hitziger Mensch, jetzt ist er aber ganz still geworden Warum? — weil er seinen eigenen Vortheil eingesehen hat! Ihre Mutter hat mir, Gott weiß wie, zugesetzt. Es ist auch erklärlich; sie ist eine große Herrin, sie hält viel auf ihre Macht, nicht weniger wie früher Martin Petrowitsch, doch kommen Sie selbst einmal zu uns, überzeugen Sie sich selbst, und legen Sie bei Gelegenheit ein Wort für mich bei Ihrer Mutter ein. Ich fühle sehr wohl die Wohlthaten, die mir Natalia Nikolaewna erwiesen hat, doch müssen wir doch auch leben können!«

»Warum aber hat Gitkoff einen Korb bekommen,« fragte ich.

»Den Fedulitsch meinen Sie? dieser Tollpatsch!« Sletkin zuckte die Achseln. »Ueberlegen Sie doch selbst, worin konnte er nützlich sein? War sein Leben lang Soldat, und will jetzt plötzlich Landwirth werden. Ich kann, sagt er, mit den Bauern fertig werden, weil ich eben in's Gesicht zu schlagen gewohnt bin. Rein gar nichts versteht er. Auch in's Gesicht muß man mit Verständniß hauen! Eulampia Martinowna hat ihn selbst ausgeschlagen. Er paßt durchaus nicht für uns. Unsere ganze Wirthschaft wäre ja mit ihm zu Grunde gegangen!«

»Au! au!« tönte der Waldruf aus der vollen Stimme Eulampia's.

»Sofort! sofort!« antwortete Sletkin. Er reichte mir die Hand, ich drückte dieselbe, wenn auch nicht besonders gern.

»Empfehle mich Ihnen, Dmitri Semenowitsch!« sagte er, mir die ganze Reihe seiner weißen Zähne zeigend, »schießen Sie hier, wie viel Sie Lust haben, die Vögel kommen angeflogen, gehören daher auch Niemandem, wenn Sie aber einem Hasen begegnen, erbarmen Sie sich seiner — der gehört uns! Ach ja, eine Bitte: wird Ihre Hündin nicht bald Junge haben? Schenken Sie mir einen davon, Sie würden mich da mit ungemein verbinden!«

»Au!« hörte man wiederum Eulampia's Stimme in weiter Ferne.

»Au! au!« antwortete Sletkin und verschwand in dem Gehölze.

XIX.

Ich erinnere mich, daß mich, als ich allein geblieben, der Gedanke beschäftigte, wie es möglich geworden, daß Charloff den Sletkin nicht so geschlagen habe, daß es auf der Stelle nur naß von ihm geworden wäre, und wiederum, daß Sletkin dies Schicksal nicht befürchtete. Augenscheinlich muß Martin Petrowitsch wirklich »stille« geworden sein, dachte ich, und noch mehr bekam ich Lust nach Eskowo zu gelangen, um mir, wäre es auch nur mit einem Auge, den Koloß anzusehen, den ich mir eingeschüchtert und zahm gar nicht vorstellen konnte.

Ich hatte bereits den Saum des Wäldchens er reicht, als sich plötzlich unter meinen Füßen selbst, mit lautem Flügelschlage eine große Waldschnepfe erhob und in das Innere des Waldes flog. Ich zielte, die Flinte, versagte. Ich wurde ärgerlich; der Vogel war zu gut und ich beschloß zu versuchen, ob ich ihn nicht wieder heben könne. Ich ging in der Richtung seines Fluges, und nach etwa zweihundert Schritten sah ich auf einer kleinen Wiese unter einer schattigen Birke — nicht die Waldschnepfe, sondern denselben Herrn Sletkin.

Er lag auf dem Rücken, hatte beide Hände unter den Kopf gelegt und blickte mit zufriedenem Lächeln nach oben in den Himmelsraum, indem er sein linkes Bein, das er auf das rechte Knie gelegt hatte, ein wenig schaukelte. Er bemerkte mein Kommen nicht.

Auf der Wiese, einige Schritte von ihm entfernt ging langsam, mit gesenktem Haupte, Eulampia umher.

Es schien, als ob sie etwas in dem Grase suchte, vielleicht Pilze. Von Zeit zu Zeit neigte sie sich, streckte die Hand aus, dabei sang sie halblaut. Ich stand und horchte. Anfangs konnte ich nicht verstehen, was sie sang, doch bald vernahm ich deutlich folgende bekannte Verse des alten Liedes:

Komm heran, komm heran, du schwarze Wolke,
Tödte doch, tödte doch den Schwiegervater
Donnere nieder, donnere nieder die Schwiegermutter,
Werde selbst die junge Gattin tödten.

Eulampia sang immer lauter und lauter; mit besonderem Nachdrucke betonte sie namentlich den letzten Vers. Sletkin lag auf

dem Rücken und lächelte immer, sie aber bewegte sich beständig im Kreise um ihn.

»Wie Du aber bist,« sagte er endlich, »was Euch Frauen nicht Alles durch den Kopf fährt.«

»Und weßhalb?«

Sletkin hob ein wenig den Kopf in die Höhe. »Wie weßhalb? Was hast Du da eben für Worte hören lassen?«

»Aus einem Lied kann man doch, mein theuerer Wladimir, kein Wort auslassen!« antwortete Eulampia, sah sich um und erblickte mich. Wir schrien Beide zugleich auf und liefen Beide nach entgegen gesetzten Richtungen davon.

« Was Sletkin geantwortet, weiß ich nicht, ich verließ eiligst das Wäldchen. Nachdem ich eine enge Waldwiese durchschritten, befand ich mich plötzlich vor dem Charloff'schen Garten.

XX.

Ich hatte weder Zeit noch Ursache, über das, was ich eben gesehen, nachzudenken. Ich bewegte mich längs des Gartenzaunes, und erblickte nach einigen Augenblicken durch die silberschillernden Pappeln (sie hatten noch nichts von ihrem Schmucke verloren und breiteten sich so üppig mit ihren glänzenden Blättern ans) den Hof und das Haus von Martin Petrowitsch. Der ganze Gutshof schien mir gereinigt und geordnet zu sein; überall erblickte man die Spuren einer beständigen und strengen Aufsicht. Anna Martinowna erschien auf dem Balcon und blickte lange, ihre mattblauen Augen zusammendrückend, nach der Richtung des Wäldchens hin.

»Hast Du den Herrn gesehen?« fragte sie einen durch den Hof gehenden Bauern.

»Wladimir Wassiliewitsch?« antwortete dieser, seine Mütze vom Kopfe reißend, »der ist wohl nach dem Wäldchen gegangen.«

»Das weiß ich; ist er aber nicht zurückgekehrt? hast Du ihn nicht gesehen?«

»Nein . . . gesehen habe ich ihn nicht«

Der Bauer stand noch immer unbedeckt vor Anna Martinowna.

»Schon gut, gehe,« sagte sie; »doch nein — warte. Wo ist Martin Petrowitsch?« weißt Du es?«

»Martin Petrowitsch,« antwortete der Bauer mit seiner singenden Stimme, bald die rechte, bald die linke Hand erhebend, als ob er nicht wisse, wohin er zeigen solle, — »der sitzt da beim See mit einer Angel Er sitzt im Schilf mit der Angel. Ob er Fische fangen will, mag der liebe Gott wissen.«

»Schon gut — geh' jetzt!« wiederholte Anna Martinowna — und hebe da das Rad auf, was liegt es da herum!«

Der Bauer lief, ihren Befehl auszuführen, sie aber stand noch einige Augenblicke auf dem Balcon und blickte immer fort nach der Richtung des Wäldchens hin. Dann machte sie mit der geballten Hand eine drohende Bewegung und kehrte in das Haus zurück. »Aksinja!« hörte man ans dem Innern des selben ihre befehlende Stimme rufen.

Anna Martinowna sah heute gereizt aus und ihre ohnehin feinen Lippen preßte sie heute besonders fest zusammen. Sie war nachlässig

angezogen, ein Theil ihrer auseinander gefallenen Haarflechten fiel auf ihre Schultern. Trotz der Nachlässigkeit ihrer Kleidung, trotz ihrer Gereiztheit schien sie mir verlockend genug, und ich hätte mit größtem Vergnügen ihre schmale, ebenfalls etwas boshafte Hand geküßt, mit der sie ärgerlich einige Male die aufgelösten Haare zurückgeworfen hatte.

XXI.

Ist denn Martin Petrowitsch wirklich ein Angler geworden; fragte ich mich, während ich nach dem See ging, der auf der andern Seite des Gehölzes gelegen ist. Ich stieg auf das Wehr, welches den See nach dem Dorfe absperrt, und blickte nach allen Seiten — von Martin Petrowitsch war keine Spur zu sehen. Ich ging das eine Ufer des See's entlang — und er blickte endlich nahe bei seinem Anfange, in der Nähe eines kleinen Einschnittes, unter flachem, eingetretenem Schilfe einen ungeheuren Klumpen. Ich betrachtete diesen genauer, es war Charloff. Ohne Mütze, mit zerzaustem, struppigem Haare, in einem an den Nähten zerrissenen leinenen Rocke, saß er unbeweglich auf bloßer Erde, die Füße unter sich zusammengezogen; er saß so unbeweglich, daß bei meinem Nahen eine Wasserschnepfe zwei Schritt von ihm sich von dem getrockneten Schlamme erhob und mit den Flügeln zuckend und pfeifend weiter über die glatte Wasserfläche flog. Es hatte sich also wohl lange Nichts in ihrer Nähe gerührt und sie aufgeschreckt. Die ganze Erscheinung Charloff's war so außergewöhnlich, daß mein Hund, als er ihn bemerkte, plötzlich stehen blieb, den Schwanz zwischen die Beine klemmte und laut bellte. Charloff wendete ein wenig seinen Kopf, und glotzte mich und den Hund mit verwilderten Augen an. Der Bart veränderte ihn unglaublich; derselbe war zwar kurz, doch dicht, kraus, mit weißen Zwickeln untermischt, dem Krimer-Fell ähnlich. In seiner rechten Hand steckte der Angelstock; das Ende desselben schwankte über dem Wasser hin und her. Mein Herz wurde beklommen, doch faßte ich mich, ging zu ihm heran und grüßte ihn. Er blinzelte langsam mit den Augen, als ob er geschlafen hätte.

»Sie angeln wohl hier, Martin Petrowitsch?« fing ich an.

»Ja . . . ich angle«, antwortete er mit heiserer Stimme und zog den Angelstock in die Höhe; an dessen Ende hing ein Stück Schnur, etwa eine Elle lang — und ohne Haken.

»Die Schnur ist bei Ihnen gerissen,« bemerkte ich und sah erst jetzt, daß Martin Petrowitsch weder Würmer noch einen Behälter für die Fische hatte . . . Und was konnte das für ein Angeln im September sein?!

»Gerissen?« wiederholte er und fuhr mit der Hand über das Gesicht. »Das ist einerlei.«

Und er warf wieder seine Angel.

»Sie sind der Sohn der Natalia Nikolaewna?« fragte er mich nach ein paar Minuten, während welcher ich ihn nicht ohne heimliches Erstaunen betrachtet hatte. Er war zwar sehr mager geworden, doch schien er immer noch ein Riese; aber in was für Lumpen war er gekleidet, wie heruntergekommen sah er aus!

»Ganz richtig, ich bin der Sohn von Natalia Nikolaewna B . . .«

»Sie ist gesund?«

»Meine Mutter ist gesund. Sie hat ihre Weigerung zu kommen sich sehr zu Herzen genommen,« fügte ich hinzu, »sie hatte gar nicht erwartet daß Sie nicht zu ihr kommen wollen würden.«

Martin Petrowitsch senkte den Kopf.

»Und warst Du . . . da?« fragte er, den Kopf zur Seite werfend.

»Wo?«

»Da . . . auf dem Gutshof. Warst Du nicht? geh' hin! Was hast Du hier zu suchen? Geh' doch hin! Mit mir zu sprechen brauchst Du nicht. Ich liebe es nicht.«

Er schwieg.

»Du denkst an gar nichts Anderes, als mit der Flinte Dich herumzutreiben. In meinen jungen Jahren that ich dasselbe. Mein Vater jedoch . . . und wie habe ich ihn geachtet! nicht so wie jetzt es Sitte ist! mein Vater, der hat mir mit der Peitsche was versetzt — da ist mir die Lust daran vergangen! Das Herumtreiben hatte ein Ende. Und weßhalb habe ich ihn geachtet . . ? Ach! . . .

ja!«

Charloff schwieg wieder.

»Du aber bleibe hier nicht!« fing er wieder an. »Gehe auf den Gutshof. Dort wird jetzt wie noch nie gewirthschaftet. Wolodka . . . « hier hielt er ein wenig inne. »Mein Wolodka, der hat Geschick für Alles. Ein Prachtjunge ist er und welche Canaille dazu!«

Ich wußte nicht, was ich denken sollte, Martin Petrowitsch sprach vollkommen ruhig.

»Sieh Dir auch die Töchter an. Du erinnerst Dich wohl, ich hatte zwei Töchter. Es sind gute Wirthschafterinnen — sehr geschickt! Ich

aber, mein Lieber, bin alt geworden; habe mich zurückgezogen! Zur Ruhe nämlich« (Schöne Ruhe! dachte ich herumblickend.)

»Martin Petrowitsch!« sagte ich laut, »Sie müssen durchaus zu uns kommen.«

Charloff sah mich an.

»Geh fort, mein Lieber, so wird's besser!«

»Betrüben Sie die Mutter nicht, kommen Sie.«

»Geh' fort, mein Lieber, geh' fort!« wiederholte Charloff — »was hast Du mit mir noch zu sprechen?«

»Wenn Sie keinen Wagen haben, wird die Mutter den ihrigen schicken.«

»Geh' fort!«

»Aber wirklich, Martin Petrowitsch!«

Charloff ließ den Kopf hängen — und mir schien daß seine dunkel gewordenen, wie mit Erde überzogenen Wangen sich geröthet hatten.

»Wirklich, kommen Sie,« fuhr ich fort. »Was sitzen Sie hier, wozu quälen Sie sich?«

»Wie so . . . quäle ich mich?« unterbrach er mich.

»Ja, freilich quälen Sie sich!« wiederholte ich.

Charloff schwieg und schien in schwere Gedanken versunken zu sein.

Durch dies Schweigen ermuthigt, entschied ich mich, offen zu sein und ohne Umschweife zu verfahren. (Vergessen Sie nicht, ich war erst fünfzehn Jahre alt.)

»Martin Petrowitsch!« fing ich an, mich zu ihm hinsetzend. »Ich weiß ja Alles, Alles bis auf das Kleinste! Ich weiß, wie Ihr Schwiegersohn mit Ihnen verfährt, allerdings nicht ohne Zustimmung Ihrer Töchter, und freilich sind Sie jetzt in einer schlimmen Lage . . . doch wozu verzweifeln?«

Charloff schwieg noch immer, nur ließ er die Angel fallen. Für wie klug hielt ich mich aber; ich meinte, ein Philosoph zu sein . . .

»Allerdings,« sprach ich weiter, »haben Sie unvorsichtig gehandelt, als Sie Alles Ihren Töchtern überließen. Es war sehr großmüthig von Ihrer Seite, und ich will ihnen darüber keine Vorwürfe machen. In unserer Zeit ist's ein gar seltener Zug! Doch wenn Ihre Töchter so

undankbar sind, so müssen Sie Ihrerseits dieselben mit Verachtung strafen! ja gerader mit Verachtung und sich nicht grämen . . .«

»Lass' mich in Ruhe!« zischte plötzlich Charloff mit Zähneknirschen, und seine auf den Teich gerichteten Augen zeigten ein böses Feuer. »Geh' fort!«

»Aber Martin Petrowitsch . . .«

»Fort! sonst schlage ich Dich todt!«

Ich war eben ganz an ihn herangerückt, doch beim letzten Wort sprang ich unwillkürlich auf. »Was sagen Sie, Martin Petrowitsch?«

»Ich schlage Dich todt, sage ich, fort!!«

Wilddröhnend wie ein Gebrüll rangen diese Worte sich aus Charloff's Brust heraus, er selbst aber wandte nicht den Kopf um und fuhr fort, mit dem Ausdruck der Wuth vor sich hinzustieren.

»Ich packe Dich und werfe Dich sammt allen Deinen närrischen Rathschlägen in's Wasser — dann wirst Du wissen, was es alte Leute zu belästigen heißt! Du Gelbschnabel!«

»Er ist verrückt geworden!« dachte ich bei mir.

Ich sah ihn genauer an und wurde wie versteinert: Martin Petrowitsch weinte! Eine Thräne nach der andern rollte aus seinen Augen über die Wangen . . . Das Gesicht aber wurde immer grimmiger.

»Fort!!« schrie er noch einmal, »ich tödte Dich sonst, bei Gott! damit Andere ein Exempel daran haben!«

Er schüttelte sich mit seinem ganzen Körper und wies mir fletschend die Zähne, wie ein Eber. Ich ergriff die Flinte und lief davon. Mein Hund folgte mit Gebell mir nach, auch ihn hatte Schreck überfallen.

Nach Hause gekommen, erlaubte ich mir selbst verständlich nicht einmal eine Andeutung von dem, was ich gesehen, bei meiner Mutter, doch als ich Souvenir begegnete, erzählte ich ihm, der Teufel weiß warum, Alles. Dieser widrige Mensch freute sich so sehr über meine Erzählung, lachte so hämisch grinsend, er sprang selbst vor Schadenfreude, daß ich ihn bei nahe geprügelt hätte.

»Das möchte ich doch sehen,« wiederholte er vom Lachen fast erstickend, »wie dieser Götze, dieser Wschede Charlus in den Schlamm hereingekrochen ist und dort sitzt . . .«

»Gehen Sie doch nach dem See hin zu ihm, wenn es Sie so interessirt.«

»Ja freilich, aber wenn er mich tödtet?«

Souvenir war mir schrecklich langweilig geworden, und ich bereute meine unpassende Geschwätzigkeit . . . Gitkoff, dem er meine Erzählung mitgetheilt hatte, faßte die Sache anders auf.

»Man wird sich an die Polizei wenden müssen,« entschied er; »vielleicht wird es auch nöthig sein, nach Militär zu schicken.«

Seine Vorahnung hinsichtlich des Militärs bestätigte sich nicht, doch geschah allerdings etwas Außerordentliches.

XXII.

Mitte October, etwa drei Wochen nach meinem Zusammentreffen mit Charloff, stand ich am Fenster des Zimmers, das ich im zweiten Stock bewohnte und schonte, ohne an Etwas zu denken, doch niedergeschlagen, auf den Wirthschaftshof und die hinter ihm liegende Straße. Bereits seit fünf Tagen hatten wir das abscheulichste Wetter. An Jagd war nicht zu denken. Alles Lebendige hatte sich verborgen. Selbst die Sperlinge zwitscherten nicht mehr, und die Krammetsvögel waren verschwunden. Der Wind heulte bald dumpf, bald pfiff er. Die Färbung des niedrigen, lichtlosen Himmels spielte aus einem unheimlichen Weiß in ein bleiernes Blau, das noch bösartiger aussah — und der Regen, welcher strömte, beständig, unaufhörlich strömte, peitschte immer heftiger; stets schiefer schlugen die Regentropfen an die Fensterscheiben und rieselten zischend an ihnen herab; Die vollständig abgefegten Bäume waren grau geworden; es schien, als könne nichts mehr ihnen entrissen werden — der Wind aber fing immer wieder an ihnen zuzeiten an. Ueberall hatten sich Pfützen gebildet, auf welchen erstorbene Blätter schwammen, große Wasserblasen, platzend und von Neuem entstehend, aufsprangen und auf der dunklen Fläche hin und her glitten. Der Schmutz war bodenlos, die Kälte drang in die Zimmer, in die Kleider, in die Knochen. Frösteln überlief den ganzen Körper — und wie übel wurde es Einem zu Muthe; Ekel, nicht Traurigkeit war's, was man empfand! Es kam mir vor, als ob nie mehr auf dieser Welt weder Sonne noch Glanz, noch Farben erscheinen könnten, daß dagegen stets dieser Schmutz, dieses Schlüpfrige, diese graue Nüsse, diese säuerliche Feuchtigkeit sich behaupten würden — daß dies Sausen und Heulen des Windes in alle Ewigkeit dauern werdet So stand ich vor dem Fenster, als plötzlich Alles sich noch mehr verdunkelte, eine bläuliche Dunkelheit Alles überzog — und doch war es zwölf Uhr Mittags. Da schien es mir mit einem Male, als wenn ein Bär durch unseren Hof — durch das Hofthor zum Hauseingang gelaufen wäre. Allerdings nicht auf allen Vieren, nein, aber so wie man ihn auf Bildern zeichnet, wenn er sich auf die Hinterpfoten stellt. Ich traute meinen Augen nicht. Wenn ich auch einen Bären gesehen, so war es jedenfalls etwas Ungeheures, Schwarzes, Zottiges. Ich

konnte noch nicht errathen, was es eigentlich war, als ich plötzlich unten einen wüthenden Lärm vernahm. Es schien, als wäre etwas ganz Unerwartetes, Schreckliches in unser Haus gedrungen. Es entstand ein Laufen, ein Reimen . . .

Ich stürzte die Treppe hinunter, nach dem Speisesaale.

In der Thür des Empfangszimmers, das Gesicht mir zugekehrt, stand wie eingegraben meine Mutter; hinter ihr erblickte man einige erschrockene Frauengesichter, der Hausmeister, zwei Lakaien, ein Laufbursche, mit vor Verwunderung aufgesperrtem Munde, drängten sich um die Thür des Vorzimmers, und mitten im Speisesaale lag auf den Knieen das mit Schmutz bedeckte, zerzauste und zerfleisschte, durchnäßte Ungeheuer. Solchermaßen triefte es von Wasser, daß es dampfte und das Wasser auf die Erde lief. Schwerfällig und wie in der Agonie hob und senkte sich das selbe Ungeheuer, das eben vor meinen Augen durch den Hof gelaufen war. Und wer war dies Ungeheuer? Charloff! Ich zog mich zur Seite und erblickte nicht sein Gesicht, aber seinen Kopf, den er über die vom Schmutz zusammengeklebten Haare mit beiden Händen umfaßt hielt. Er athmete schwer, krampfhaft, es schien etwas in seiner Brust überwallen zu wollen — und auf dieser ganzen, bespritzten, dunklen Masse konnte man deutlich nur das Weiße der kleinen, wild herum irrenden Augäpfel bemerken. Es war ein schrecklicher Anblick. Ich erinnerte mich an den Beamten, welchen er für den Vergleich mit einem Mastodonten so energisch zurechtgewiesen hatte. Doch wirklich, so müßte ein vorsindfluthliches Thier ausgesehen haben, das sich eben vor einem anderen Unthier, von dem es mitten in dem Urschlamme oder in vorweltlichen Morästen angefallen worden, gerettet hatte.

»Martin Petrowitsch!« rief endlich meine Mutter aus und schlug die Hände zusammen. »Bist Du es? Gott, o Gott, Du Allmächtiger!«

»Ich . . . Ich . . .bin es,« hörte man ihn stammeln; mit Anstrengung und Schmerz verließ jeder Laut seine Brust. »Ach! ja — ich!«

»Was ist mit Dir? mein Gott!«

»Natalia Nikola . . . ewna ich kom . . . me zu Ihnen gerade vom Hause . . . bin zu Fuß gekommen.«

»In diesem Schmutze! Du siehst ja einem Menschen nicht ähnlich. Steh' auf, setze Dich wenigstens . . . Und Ihr«, wandte sie sich zu den

Mägden, »holt schnell Handtücher. Haben wir keine trockenen Kleider?« fragte sie den Hausmeister.

Dieser zeigte mit Handgeberden, daß solche für einen solchen Wuchs nicht zu finden seien . . . »Doch kann man eine Bettdecke bringen,« meinte er, »auch ist eine neue Pferdedecke da.« . . .

»Steh doch auf, steh auf, Martin Petrowitsch, setze Dich!« wiederholte die Mutter.

»Weggejagt hat man mich, gnädige Frau!« stöhnte plötzlich Charloff — und warf seinen Kopf nach hinten und streckte seine Hände vorwärts. »Weggejagt, Natalia Nikolaewna! Meine Töchter haben mich aus meinem Hause weggejagt . . .«

»Ach!« schrie meine Mutter auf.

»Was sagst Du? Weggejagt! Welche Sünde!« Sie bekreuzte sich. »Steh aber auf, Martin Petrowitsch, thue mir den Gefallen!«

Zwei Mägde traten ein mit Handtüchern und blieben vor Charloff stehen; man sah es ihnen an, daß sie keine Ahnung hatten, wie sie solchen Schmutz wegbringen könnten.

»Weggejagt, gnädige Frau, weggejagt!« wiederholte unterdessen Charloff. Der Hausmeister kam zurück mit einer großen, wollenen Decke und blieb ebenfalls unentschlossen stehen. Der Kopf von Souvenir zeigte sich durch die Thür und verschwand wieder.

»Martin Petrowitsch! Steh' auf! setze Dich! erzähle mir, wie Alles vorgefallen ist,« befahl meine Mutter in entschiedenem Tone.

Charloff erbob sich. — Der Hausmeister wollte ihn dabei unterstützen, doch beschmutzte er sich bloß die Hand, und zog sich, von den Fingern den Schmutz abschüttelnd, nach der Thür zurück. Sich hin und her wiegend und wankend erreichte Charloff einen Stuhl und setzte sich; die Mägde traten mit den Handtüchern zu ihm heran, doch schob er sie bei Seite, und wollte von der Decke ebenfalls nichts wissen. Uebrigens bestand meine Mutter nicht darauf; es war zu klar, daß Charloff ohne Weiteres trocken zu benommen eine Unmöglichkeit sei — nur von der Diele entfernte man schnell seine Spuren.

XXIII.

»Wie? Man hat Dich weggejagt?« fragte meine Mutter Charloff, als dieser ein wenig zu sich gekommen war.

»Gnädige Frau! Natalia Nikolaewna!« fing er mit Anstrengung an — und wieder entsetzte ich mich über das ruhelose Umherirren seiner Augäpfel — ich werde die Wahrheit sprechen, am meisten bin ich selber schuld!«

»So ist es besser; Du wolltest damals meinem Rathe nicht folgen!« sprach die Mutter sich in einen Sessel niederlassend und führte von Zeit zu Zeit ihr stark parfümirtes Taschentuch zur Nase . . . Charloff duftete unerträglich, der Waldmorast riecht nicht so stark.

»Ach, gnädige Frau! nicht darin besteht meine Schuld, aber im Stolze. Der Stolz hat mich zu Grunde gerichtet, wie einst den König Nebucadnezar. Ich dachte mir: Gott hat Verstand genug dir zugemessen, was du also beschließest, das ist daher auch richtig . . . hier kam noch die Angst vor dem Tode dazu . . . ganz und gar bin ich irre geworden. Du willst, dachte ich, noch zu allerletzt deine Kraft, deine Macht zeigen! . . . du willst sie beschenken — und bis zum Tode sollen sie Dankbarkeit fühlen . . .« Hier kochte es förmlich in Charloff . . . »Wie einen krätzigen Hund mit einem Fußtritte hat man mich aus dem Hause gejagt! Das ist ihre Dankbarkeit! . . .«

»Aber auf welche Weise denn?« fing wieder meine Mutter an.

»Den Laufburschen Maksimka haben sie mir weg genommen,« fuhr Charloff, meine Mutter unterbrechend, fort (während seine Augen beständig umherirrten und er die Hände gefaltet vor's Gesicht hielt) »den Wagen weggenommen, das Monatsgeld verkürzt — nicht bezahlt — ganz und gar haben sie mich verkümmern lassen — und immer schwieg ich, duldete immer! Und ich duldete wieder aus Stolz, damit meine bösen Feinde meiner nicht spotten sollten. Da! seht den alten Narren, jetzt bereut er es, auch Sie, meine Gnädige, haben mich gewarnt. »Du wirst doch zu kurz kommen!« Da habe ich auch geduldet . . . Heute aber komme ich in mein Zimmer — und es ist schon besetzt — und mein Bett in einen Dachwinkel hinausgeworfen! — Du kannst auch da schlafen, man duldet Dich ja blos aus Gnade. Uns ist Dein Zimmer für die Wirthschaft nöthig — und das sagt mir wer?

Wolodka Sletkin, dieser Sklave, dieser Hund! . . . « Charloff versagte die Stimme.

»Und Deine Töchter, was sagen die?«

»Und ich habe immer geduldet,« fuhr Charloff in seiner Erzählung fort, »bitter kam's mir an, und wie bitter! auch schämte ich mich . . . Das Licht Gottes mochte ich nicht anblicken! Darum bin ich, meine Gnadige, auch nicht zu Ihnen gekommen immer wegen dieses Schimpfes, dieser Schande! Ich habe, meine Gnädige ja Alles versucht: Liebkosungen, Drohungen und Erwahnungen. Gebeugt hab' ich mich selbst, gebeugt, mich so gebeugt (Charloff zeigte mit Geberden, wie er sich erniedrigt habe), und Alles umsonst! Und dies Alles habe ich erduldet! Zuerst hatte ich andere Gedanken: Du nimmst und zerschlägst Alles, zerschmetterst sie, daß nichts von dieser bösen Aussaat übrig bleibe! . . . Sie sollten es fühlen! Aber nachher — da habe ich mich gedemüthigt. Ein Schmerzenskreuz, dachte ich mir, ist dir auferlegt, du mußt dich eben zum Tode vor bereiten. Und plötzlich — heute; wie einen Hund! — und wer? — Wolodka! Was meine Tochter aber betrifft, wo haben diese ihren eigenen Willen? — das sind Wolodka's Sklavinnen! — und was für Sklavinnen!«

Die Mutter staunte. — »Bei Anna kann ich es noch begreifen, sie ist die Frau . . . Warum aber Deine Zweite . . . «

»Eulampia? die ist es noch mehr als Anna! Ganz wie sie da ist, hat sie sich dem Wolodka hingegeben. Aus diesem Grunde hat sie auch Ihren Soldaten ausgeschlagen. Auf den Befehl Wolodka's geschah es. — Anna, die sollte sich eigentlich beleidigt fühlen, sie kann, ja überdies die Schwester nicht leiden, und doch fügt sie sich. — Bezaubert hat sie der verfluchte Sletkin! Auch mag's ihr gar nicht unlieb sein, daß aus Eulampia, die ja früher so stolz gewesen, jetzt so etwas geworden ist . . . Ach, ach, ach! Gott, mein Gott!«

Die Mutter sah mit Unruhe mich an, vorsichtig ging ich ein wenig zur Seite, damit man mich nicht wegschicke.

»Es thut mir unsäglich leid, Martin Petrowitsch,« sagte sie, »daß mein gewesener Zögling Dir so viel Kummer zugefügt und sich als ein so scheußlicher Mensch gezeigt hat, auch ich habe mich in ihm geirrt. Wer konnte aber von ihm so was erwarten!«

»Gnädige Frau,« stöhnte Charloff und schlug sich auf die Brust, »ich kann die Undankbarkeit meiner Töchter nicht ertragen! Ich kann es

nicht, meine Gnädige! Ich habe ihnen Alles, Alles gegeben! Auch das Gewissen macht mir Vorwürfe. Vieles, ach, Vieles habe ich mir überlegt, am Teiche sitzend und Fische fangend. Hättest du wenigstens Jemandem in deinem Leben geholfen, dachte ich da, hättest du Almosen gespendet, deinen Bauern die Freiheit gegeben, da du sie dein Leben lang so gepeinigt hast. — Du hast dich ihretwegen vor Gott zu verantworten. Jetzt erst werden dir ihre Thränen heimgezahlt. Welch' Schicksal haben sie auch jetzt! Tief war ihr Elend schon zu meiner Zeit, die Sünde will ich nicht verheimlichen — doch jetzt ist es bodenlos. Alle diese Sünden habe ich auf mein Gewissen genommen; mein Gewissen habe ich für meine Kinder geopfert, und was wurde mir dafür? Wie einen Hund, mit einem Fußtritte, haben sie mich aus dem Hause gejagt! . . .«

»Hör' doch auf, Martin Petrowitsch, darüber nachzugrübeln,« bat die Mutter.

»Und als er es mir gesagt hatte, der Wolodka nämlich,« versetzte Charloff mit immer steigender Erregung, »als er mir gesagt, daß ich in meiner Stube nicht mehr wohnen soll, in meiner Stube, wo ich jeden Balken mit eigener Hand gelegt — als er es mir gesagt — Gott weiß, wie mir da wurde! Im Kopfe ging es mir herum, im Herzen fühlte ich einen Dolchstich. . . Ich erwürge ihn, oder ich laufe weg!. . . da bin ich zu Ihnen, meine Wohlthäterin, gelaufen. . . und wo sollte ich denn mein Haupt hinlegen? Da regnet es, ist so schmutzig. . . wohl zwanzigmal bin ich gefallen! und jetzt . . . hier . . . in solchem Zustande . ..«

Charloff warf einen Blick auf sich und regte sich auf dem Stuhle, als ob er aufstehen wollte.

»Höre doch auf, Martin Petrowitsch, höre auf,« sprach rasch meine Mutter, was ist das für ein Unglück? Daß Du die Diele verunreinigt hast? Was schadet das? Ich will Dir aber folgenden Vorschlag machen, höre mich! Man wird Dich jetzt in ein besonderes Zimmer führen, man gibt Dir ein reines Bett. — Du aber zieh Dich ans, wasche Dich, leg' Dich hin und schlafe. . .«

»Gnädige Natalia Nikolaewna!l Wie soll ich schlafen?« sagte trostlos Charloff, »wie mit Hämmern klopft es in meinem Gehirn! Man hat mich ja wie unnützes Vieh . . .«

»Leg' Dich hin, schlafe,« wiederholte mit Nachdruck die Mutter, »nachher wollen wir Thee trinken — und uns mit Dir besprechen.

Verliere den Muth nicht, alter Freund! Hat man Dich aus *Deinem* Hause weggejagt, so wirst Du in *meinem* stets ein Obdach finden . . . ich habe ja nicht vergessen, daß Du mir das Leben gerettet hast.«

»Wohlthäterin,« stöhnte Charloff und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen. . . »Retten Sie mich jetzt!«

Dieser Hilferuf rührte meine Mutter zu Thränen.

»Gerne helfe ich Dir, Martin Petrowitsch, mit Allem, was ich nur kann; nur mußt Du mir versprechen, mir in Zukunft zu folgen, und alle schlechten Gedanken von Dir zu weisen.« —

Charloff entfernte die Hände vom Gesicht.

»Wenn es nöthig sein sollte,« versetzte er, »da kann ich auch verzeihen . . .«

Die Mutter nickte zustimmend mit dem Kopfe; »Es freut mich sehr, Dich in solch' echt christlicher Stimmung zu sehen; doch darüber später. Vorläufig bringe Dich selbst in Ordnung und schlafe.« — »Führe Martin Petrowitsch in das grüne Arbeitszimmer des seligen Herrn,« wandte sich die Mutter zum Hausmeister, »und daß Alles, wonach er verlangen sollte, sofort bereit sei; lass' seine Kleider trocknen und reinigen — sollte Wäsche nöthig sein, so rede mit der Wirthschafterin — hörst Du?«

»Zu Befehl!« antwortete der Hausmeister.

»Und wenn er aufwacht, so lass' den Schneider sein Maß nehmen, man wird auch den Bart rasiren müssen. Doch nicht gleich, später! . . .«

»Zu Befehlt« wiederholte der Hausmeister . . . »Martin Petrowitsch, belieben Sie mir zu folgen.«

Charloff stand auf, sah meine Mutter an, wollte sich ihr nähern, doch blieb er stehen, verbeugte sich tief, bekreuzigte sich dreimal, auf das heilige Bild blickend, und folgte dann dem Hausmeister.

Ihnen nach schlich ich ebenfalls aus dem Zimmer.

XXIV.

Der Hausmeister führte Charloff in das grüne Arbeitszimmer und lief sofort, die Wirthschafterin zu holen, da das Bett unbezogen war. Souvenir, der uns im Vorzimmer begegnet und zusammen mit uns in das Zimmer gesprungen war, begann sofort damit, »sich wie gewöhnlich gebehrdend und kichernd Charloff zu umkreisen, der, Arme und Beine etwas ausbreitend und in Gedanken versunken, mitten im Zimmer stehen geblieben war. Das Wasser rann unaufhörlich von ihm ab.

»Wschede! heiliger Wschede Charlus!« greinte Souvenir, sich nach vorne überbeugend und sich die Seiten haltend, »großer Begründer des ruhmvollen Geschlechtes der Charloff! geruhe auf Deinen Nachkommen zu blicken! Wie gefällt er Dir? kannst Du ihn erkennen? Hi, hi, hi! Eure Durchlaucht, reichen Sie mir doch Ihre Hand! Warum haben Sie denn schwarze Handschuh angezogen?«

Ich hätte Souvenir zurückhalten, ihn beschämen wollen . . . doch wie konnte ich das!

»Parasit, Schmarotzer hast Du mich genannt! »Du hast kein Obdach!« sagtest Du mir. Und jetzt bist Du ja ebenfalls zum Schmarotzer wie ich, der Sündige, geworden! Martin Petrowitsch und Souvenir, der Hergelaufene — sind jetzt dasselbe! Wirst Dich auch von Almosen nähren . . . Man nimmt eine verschimmelte Brotkruste, die ein Hund berochen und unberührt gelassen hat und wirft sie Dir vor . . . Da iß! hi, hi, hi!«

Charloff stand immer noch unbeweglich, mit gespreizten Beinen, seine beiden Arme von dem übrigen Körper abhaltend.

»Martin Charloff! ständischer Edelmann,« fuhr Souvenir fort, »wie hochnasig er war . . . pfui hier, pfui da! Kommt mir nicht zu nah, ich schlag' Euch sonst todt« . . . so begegnete er Einem! Und als er sein Vermögen aus allzu großem Verstande zu vertheilen und zu vergeben angefangen, wie hochfahrend war er da! »Dankbarkeit!« schrie er, »Dankbarkeit!« Warum hast Du mich nicht bedacht, mir nichts geschenkt? Ich wäre vielleicht erkenntlicher gewesen. Wahr habe ich damals gesagt, daß man ihn mit dem blanken Rücken auf den Schnee . . .«

»Souvenir!« schrie ich, doch Souvenir hörte nicht. Charloff rührte sich nicht; es schien, als ob er jetzt erst zu fühlen anfange, wie naß Alles an ihm war, und erwarte, daß man ihn davon befreie. Doch der Hausmeister kam noch immer nicht.

»Und bist noch ein Krieger,« fing Souvenir wieder an; »im Jahre Zwölf rettete er das Vaterland, zeigte seine Tapferkeit! Das ist es ja, den halberfrorenen Marodeuren die Hosen herunterzuziehen, das ist unsere Sache — wenn aber ein Frauenzimmer mit dem Fuße stampft, wo steckt denn dann der Muth?«

»Souvenir!« schrie ich zum zweiten Male.

Charloff sah Souvenir von der Seite an, bis dahin, schien es, hatte er nicht einmal seine Anwesenheit bemerkt und nur mein Ausruf hatte seine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt.

»Höre Du!« brummte er dumpf, »sieh' Dich vor, daß kein Unglück geschehe!«

Souvenir wälzte sich förmlich vor Lachen.

»Ach! wie Sie mich erschreckt haben, ehrwürdiges Brüderchen! Wie Sie fürchterlich sind! Ah, Sie sollten Sich doch wenigstens die Härchen kämmen, sonst werden sie ja, Gott verhüte es, zusammentrocknen, man wird sie ja dann mit der Sense abmähen müssen!« Souvenir wurde immer übermüthiger. »Sie wagen noch groß zu thun! Ein Bettler und macht sich breit! Wo ist jetzt Ihr Obdach, sagen Sie es mir doch? Sie haben ja stets damit geprahlt! Ich habe ein Haus, sagten Sie, und Du bist obdachlos! Ein erbliches Haus!«

»Herr Bitschkoff!« rief ich, »was thun Sie, kommen Sie doch zu Sich!«

Doch er fuhr fort zu greinen, und hüpfte und sprang um Charloff herum. . .

Der Hausmeister und die Wirthschafterin waren immer noch nicht gekommen.

Mir wurde bange. Ich bemerkte, daß Charloff, der im Gespräch mit meiner Mutter allmälig ruhiger geworden war und gegen Ende desselben selbst sich in sein Schicksal gefügt zu haben schien, wieder anfing, gereizt zu werden . . . Er athmete schneller; hinter den Ohren schwoll es bei ihm plötzlich an; die Finger bewegten sieh; die Augen irrten wieder mitten in der dunklen Maske des beschmutzten Gesichtes herum.

»Souvenir! Souvenir!« schrie ich. »Hören Sie auf; ich sage es sonst der Mutter!«

Doch Souvenir war wie vom Teufel besessen.

»Ja, ja, mein Allerwerthester,« zischte er wieder, »wir Beide befinden uns in einer sehr kitzlichen Lage! Ihre Töchter aber mit Ihrem Schwiegersohne Wladimir Wassiliewitsch lachen Sie aus in *Ihrem* Hause, und wie lacht man Sie da aus! Hatten Sie doch wenigstens, Ihrem Versprechen gemäß, dieselben verflucht! Doch auch dazu sind Sie nicht im Stande! Und Sie wollen sich mit Wladimir Wassiliewitsch messen? Wolodka belieben Sie ihn zu nennen? Was für ein Wolodka ist er für Sie? Er ist Wladimir Wassiliewitsch, Herr Sletkin, Gutsbesitzer, Herr und Du was bist Du?«

Ein wüthendes Gebrüll übertönte Souvenirs Worte. . . Es quoll über bei Charloff Seine Fäuste ballten und erhoben sich, sein Gesicht wurde blau. Schaum bedeckte die geborstenen Lippen; er zitterte vor Wuth.

»Haus! sagst Du,'« donnerte er mit seiner eisernen Stimme. »Fluch! Sagst Du . . . Nein, verfluchen werde ich sie nicht . . . Daraus machen sie sich nichts. Das Haus aber . . . ihr Haus werde ich zerstören, und kein Obdach sollen sie haben, wie ich! sie sollen Martin Charloff kennen lernen! Noch ist meine Kraft nicht hin! Sie sollen wissen, was es über mich zu lachen heißt! . . . Sie sollen kein Obdach haben!«

Ich starrte; noch nie war ich Zeuge eines solchen grenzenlosen Zornes gewesen. Nicht ein Mensch, nein, ein wildes Thier bewegte sich vor mir! Ich starrte . . . Souvenir aber hatte sich vor Angst unter den Tisch verkrochen.

»Sie sollen es nicht haben!« brüllte Charloff zum letzten Mal und stürmte, nachdem er den eintretenden Hausmeister und die Wirthschafterin zu Boden geworfen, aus dem Hause. . . Wie ein ungeheurer Klumpen wälzte er sich durch den Hof und verschwand hinter dem Thore.

XXV.

Meine Mutter wurde sehr zornig, als der Hausmeister bei ihr erschien, um ihr mit verlegener Miene die neue und unerwartete Entfernung von Martin Petrowitsch zu melden. Er wagte nicht, ihr den Grund seines Weggehens zu verbergen und ich sah mich genöthigt, seine Aussage zu bestätigen. »Du bist also daran Schuld,« schrie sie den Souvenir an, der wie ein Hase vorausgelaufen war und bereits die Hand der Mutter küßte, »Deine bissige Zunge ist an Allem Schuld!« — »Erlauben Sie, ich werde sofort, sofort« . . . lallte schluchzend und die Ellbogen nach hinten ziehend, Souvenir.

»Sofort, sofort! Ich kenne Dein »Sofort,« wieder holte die Mutter mit strengem Tadel und wies ihn hinaus. Dann klingelte sie, ließ Kwitzinski rufen und gab ihm den Befehl, sofort sich mit einem Wagen nach Eskowo zu begeben, Martin Petrowitsch aufzusuchen und ihn um jeden Preis zurückzubringen.

»Kommen Sie nicht ohne ihn zurück,« so schloß sie. Der finstere Pole verneigte sich schweigend und ging hinaus.

Ich begab mich wieder nach meinem Zimmer, setzte mich wieder an das Fenster und dachte lange über das vor meinen Augen Vorgefallene nach. Es war ein Räthsel für mich; ich konnte gar nicht begreifen, warum Charloff, der beinahe ohne Klagen die Beleidigungen von Seiten seiner Hausgenossen gelitten, sich nicht beherrschen und die Neckereien und den Spott eines so verachteten Mannes, wie Souvenir, nicht er tragen konnte. Ich wußte damals nicht, welch' unerträgliche Bitterkeit manchmal in dem unbedeutendsten Vorwurfe, wenn er selbst von unwürdigen Lippen fließt, enthalten sein kann . . . Der verhaßte Name Sletkins, von Souvenir ausgesprochen, fiel wie ein Funke in das Pulver; die seit Langem krankhafte Stelle hielt diesen letzten Stich nicht aus.

Eine Stunde war vergangen. Unser Wagen fuhr in den Hof, doch in ihm befand sich unser Verwalter allein. Die Mutter aber hatte gesagt: »Kommen Sie nicht ohne ihn.« Kwitzinski sprang schnell aus dem Wagen und eilte auf den Balcon. Sein Gesicht hatte einen besorgten Ausdruck, den man sonst beinahe nie bei ihm bemerkte. Ich ging sofort nach unten und trat gleich hinter ihm in das Empfangszimmer.

»Nun, haben Sie ihn gebracht?« fragte die Mutter.

»Ich habe ihn nicht mitgebracht,« antwortete Kwitzinski. »ich konnte ihn nicht mitbringen.«

»Warum nicht? Haben Sie ihn gesehen.«

»Ja freilich.«

»Was ist denn mit ihm geschehen? Ein Schlaganfall?«

»Nein, ihm ist Nichts geschehen.«

»Warum haben Sie ihn denn nicht hergebracht?«

»Er zerstört sein Haus.«

»Wie?«

»Er steht auf dem Holzdache des neuen Hauses — und zerstört dasselbe . . . es mögen wohl an vierzig Bretter und etwa fünf Dachsparren und noch mehr heruntergeworfen sein.«

(Mir fielen die Worte Charloffs ein: »Sie sollen kein Obdach haben.«)

Die Mutter sah Kwitzinski mit starrem Blicke an. »Allein . . . auf dem Hause und zerstört das Dach.«

»So ist's. Er geht auf dem Boden herum und zerstört Alles, rechts und links. Er hat ja, wie Sie, gnädige Frau, wissen, eine fast übermenschliche Kraft! Das Dach ist auch, um die Wahrheit zu gestehen, schlecht gebaut — die Sparren stehen breit auseinander, die Bretter sind einzöllig, die Nägel nur schwache Bretternägel.«

Die Mutter blickte mich an, als ob sie sich dadurch überzeugen wollte, daß sie richtig gehört habe. »Dachsparren . . . Bretternägel« . . . wiederholte sie, augenscheinlich den Sinn dieser Worte noch nicht er fassend.

»Was thaten Sie denn?« versetzte sie endlich.

»Ich komme eben nach Instructionen. Ohne Leute kann man nichts beginnen; die dortigen Bauern haben sich Alle vor Furcht verkrochen.«

»Und seine Töchter, was machen die?«

»Nichts — man läuft herum, schreit . . . was soll das helfen?«

»Und Sletkin, was thut *der*?«

»Er schreit am meisten . . . Doch irgend Etwas zu unternehmen ist er nicht im Stande.«

»Und Martin Petrowitsch steht auf dem Dache?«

»Er steht auf dem Boden und zerstört das Dach.«

»Ja, ja«, wiederholte die Mutter, »Dachsparren . . . Bretternägel . . .«

Der Fall war ein außergewöhnlicher.

Was sollte man anfangen? Zur Stadt nach der Polizei schicken? Die Bauern versammeln? Meine Mutter war ganz außer Fassung, der zum Mittagessen angekommene Gitkoff ebenfalls. Zwar sprach er von Militär, doch gab er keinen Rath, nur blickte er die Mutter unterthänig und ergeben an. Kwitzinski, ein sehend, daß er keine Instructionen erhalten werde, meldete, mit der ihm eigenen spöttischen Ehrerbietung, daß, wenn man ihm einige Kutscher, Gärtner und andere Knechte mitzunehmen erlaube, er einen Versuch machen wolle . . .

»Ja, ja,« unterbrach ihn die Mutter, »versuchen Sie, lieber Wikentij Ossipitsch, aber bitte, schneller . . . ich nehme die ganze Verantwortlichkeit auf mich.«

Kwitzinski lächelte kalt. »New Eins erlauben Sie, gnädige Frau, Ihnen zu sagen: für den guten Aus gang kann ich nicht bürgen, denn die Körperkraft des Herrn Charloff ist gar zu groß, auch ist er sehr desperat . . er hält sich eben für allzusehr beleidigt«

»Ja, freilich,« rief die Mutter, »und an Allem ist dieser widerwärtige Souvenir schuld. Nie werde ich es ihm verzeihen. Gehen Sie, Wikentij Ossipitsch, nehmen Sie die Leute, fahren Sie!«

»Nehmen Sie, Herr Verwalter, nur viele Stricke mit — auch Feuerhaken,« sprach Gitkoff mit seiner Baßstimme . . . »und wenn ein großes Netz bei der Hand wäre, so wäre auch das mitzunehmen gerathen . . . Bei uns im Regiment war ebenfalls einmal . . .«

»Sie haben mir, gnädiger Herr, keine Vorschriften zu machen,« unterbrach ihn Kwitzinski ärgerlich . . . « »auch ohne Ihre Rathschläge weiß ich, was nöthig ist.«

Gitkoff hielt sich für beleidigt und erklärte, »daß er in der Hoffnung, daß man auch ihn hinzugehen beauftragen würde, sich erlaube . . .«

»Nein, nein,« mischte sich die Mutter ein . . . »bleibe Du nur hier . . . Wikentij Ossipitsch mag da allein handeln . . . fahren Sie, Wikentij Ossipitsch!«

Gitkoff fühlte sich noch mehr beleidigt; Kwitzinski verbeugte Und entfernte sich; ich eilte in den Stall, sattelte selbst schnell mein Reitpferd und ritt dann im Galopp Eskowo zu.

XXVI.

Der Regen hatte nachgelassen, doch wehte der Wind mit verdoppelter Heftigkeit grade mir entgegen. Auf halbem Wege hätte sich beinahe der Sattel unter mir umgedreht; der Bauchriemen wars zu locker ge schnallt. Ich stieg vom Pferde und zog den Riemen mit den Zähnen an; plötzlich höre ich, daß mich Jemand beim Namen ruft . . . Souvenir lief auf den jungen Saaten hinter mir her. »Aha,« rief er mir schon von Weitem zu, »die Neugierde treibt auch Sie? Es ist auch nicht anders möglich . . . so ein Kunststück sieht man in seinem Leben nicht zum zweiten Male . . . «

»Sie wollen Ihr Werk bewundern,« bemerkte ich unwillig, schwang mich auf's Pferd und brachte es wieder in Galopp, doch der unvermeidliche Souvenir blieb mir nicht viel nach, kicherte selbst im Laufen und trieb seine Possen weiter. Endlich — war Eskowo erreicht — da ist der Damm, »der lange Zaun und der Garten des Gutshofes. . . Ich ritt an's Thor, sprang vom Pferde, band es an und blieb starr vor Verwunderung stehen . . .

Von dem vorderen Drittel des Daches auf dem neuen Hause, von dem Aufbau in der Mitte desselben war nur das Gerippe geblieben. Latten, Bretter, Holzstücke lagen in unförmlichen Haufen zu beiden Seiten des Hauses auf der Erde. Allerdings war das Dach nach Kwitzinskis Ausspruch schlecht — trotzdem aber schien die Sache unglaublich. Auf der Diele des Bodens, Staub und Schmutz aufwühlend, bewegte sich ungeschickt aber rührig eine grauschwarze Masse und rüttelte bald an dem noch aufrecht stehenden Ziegelschornstein (der andere war bereits herunter gestürzt), bald riß sie ein Brett los und schleuderte dasselbe hinunter, bald richtete sie den Angriff gegen die Dachsparren selbst — es war Charloff. Ganz wie ein Bär sah er aus: Kopf, Rücken, Hände waren die eines Bären, auch setzte er die Füße breit auf, ohne sie im Gelenk zu biegen — vollkommen nach Bärenart. Der scharfe Wind umwehte ihn von allen Seiten und hob sein in Büschel zusammengeklebtes Haar; es war schrecklich anzusehen, wie stellenweise sein rother nackter Leib durch die Löcher der zerrissenen Kleider zum Vorschein kam; ebenso schrecklich war sein wildes, rauhes Brummen anzuhören. Auf dem Hofe sah es lebendig aus: Frauen, Dorfjungen, Mägde drängten sich

am Zaun; einige Bauern bildeten, zusammen, gedrängt, einen besonderen Haufen. Der mir bereits bekannte alte Priester stand ohne Kopfbedeckung auf dem Balcon des anderen gegenüber liegenden Häuschens und erhob von Zeit zu Zeit, schweigend und hoffnungslos, das große kupferne Kreuz, und hielt es mit beiden Händen empor, um die Blicke Charloff's darauf zu lenken. Neben dem Priester stand Eulampia und sah, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, starr auf den Vater. Anna steckte bald den Kopf zum Fenster hinaus, bald verschwand sie wieder: bald sprang sie auf den Hof, bald kehrte sie in das Haus zurück. Sletkin, ganz bleich, gelb, im alten Schlafrock, ein Fez auf dem Kopfe, eine einläufige Flinte in der Hand, lief mit kurzen Schritten von Ort zu Ort. Er war ganz und gar zum Juden geworden; er erstickte, er drohte, er zitterte, er zielte bald auf Charloff, bald warf er das Gewehr über die Schulter — und dann zielte er wieder, er schrie, er weinte. — Mich und Souvenir erblickend, warf er sich förmlich auf uns:

»Sehen Sie, sehen Sie, was hier vorgeht!« winselte er, »sehen Sie! er ist verrückt, tobsüchtig geworden — und macht so etwas! Ich habe bereits nach der Polizei geschickt — aber es kommt Niemand. Niemand kommt! Wenn ich nach ihm schieße, so kann man ja mir nichts anhaben, denn ein Jeder hat das Recht, sein Eigenthum zu vertheidigen! Und ich werde schießen! Bei Gott! ich schieße!« Er lief zum Hause heran: »Martin Petrowitsch! nehmen Sie sich in Acht; wenn Sie nicht sofort heruntergehen, so schieße ich.«

»Schieße los,« tönte es dumpf vom Dache — »schieße, bis dahin, da hast Du was.«

Ein langes Brett flog von oben herunter und, nachdem es ein paar Mal in der Luft umgeschlagen, fiel es auf die Erde, zu Füßen Sletkins nieder. Dieser sprang förmlich in die Höhe, Charloff aber lachte.

»Gott, Du Gerechter, erbarme Dich meiner,« — lispelte Jemand hinter meinem Rücken. Ich wandte mich um, es war Souvenir. »Aha!« dachte ich, Jetzt ist ihm das Lachen vergangen.«

Sletkin ergriff einen in der Nähe stehenden Bauer am Kragen.

»Klettere hinaus, klettere doch! Klettert, ihr Teufel!« schrie er, ihn aus allen Kräften schüttelnd »rettet mein Eigenthum.«

Der Bauer machte zwei Schritte vorwärts, war den Kopf zurück, bewegte die Hände hin und her, schrie: »He! Sie! Herr!« blieb noch

einen Augenblick stehen und machte Kehrt.

»Eine Leiter, eine Leiter her,« wandte sich Sletkin zu den anderen Bauern.

»Wo soll man die denn hernehmen?« lautete die Antwort.

»»Und wäre auch eine Leiter da,« sprach langsam eine Stimme, »wer hätte Lust hinaufzuklettern? Sucht Euch andere Dummköpfe! Der dreht Einem den Hals um — im Nu.«

»Schlägt Einen sofort todt,« setzte ein blonder, dumm aussehender Bursche hinzu.

»Und etwa nicht«« bejahten die Uebrigen.

Es scheint mir, daß, wenn selbst die augenscheinliche Gefahr nicht vorhanden gewesen wäre, die Bauern den Befehl ihres neuen Herrn nicht gern ausgeführt haben würden. Es war, als ob sie es mit Charloff hielten — nur staunten sie freilich über sein Treiben.

»Ach, ihr Räuber . . . « stöhnte Sletkin, »ich werde Euch Alle . . .«

Doch hier fiel mit schwerem Gekrach der letzte Schornstein herunter — und mitten in der augenblicklich sich erhebenden Wolke von gelbem Staub ließ Charloff einen durchdringenden Schrei ertönen, hob die blutenden Hände in die Höhe und wandte uns sein Gesicht zu. Sletkin legte wieder auf ihn an.

Eulampia riß ihn am Ellenbogen zurück.

»Laß mich,« schrie er sie grimmig an.

»Wage es nicht,« entgegnete sie — und zornig blitzten ihre Augen unter den zusammengezogenen Augenbrauen, »der Vater zerstört *sein* Haus. Es ist *sein* Gut!«

»Du lügst, es ist unser.«

»Du sagst unser — ich aber: sein!«

Sletkin zischte vor Bosheit; Eulampia sah ihn mit stierem Blicke an.

»Ah! willkommen, willkommen, liebe Tochter!« donnerte Charloff von oben, »willlommen Eulampia Martinowna! Wie geht es Dir mit Deinem Liebhaber? — Küßt Ihr Euch, liebt Ihr Euch auch zärtlich?«

»Vater!« erscholl die helle Stimme Eulampias.

»Was? Tochter!« antwortete Charloff und trat an den Rand der Hauswand. Auf seinem Gesichte zeigte sich, wie ich bemerken konnte, ein sonderbares Lächeln — heiter, wie geklärt, und gerade deshalb so unheimlich, so besonders schrecklich . . .

Viele Jahre später habe ich dasselbe Lächeln bei einem zum Tode Verurtheilten gesehen.

»Höre auf, Vater, komme herunter. Wir sind schuldig! wir geben Dir Alles zurück. Komm herunter l«

»Wie darfst Du in unserm Namen sprechen?« mischte sich Sletkin ein.

Eulampia zog ihre Augenbrauen noch mehr zusammen. »Ich gebe Dir meinen Theil zurück — gebe, Dir Alles! Höre auf! Komm, Vater! Verzeihe uns; verzeihe mir!«

Charloff lächelte immer noch — »Zu spät, meine Liebe,« und jedes Wort klang wie Erz. »Zu spät hat sich Dein steinernes Herz erweicht! Mit mir rollt es jetzt unaufhaltsam bergab! Sieh mich jetzt nicht an, ich bin ein Verlorener! Sieh Dir lieber Deinen theuern Wolodka an — es werden also doch solche Schönheiten geboren! Blicke auf Deine Schwester, die Schlange, da steckt sie ihre Fuchsnase heraus und hetzt ihren Mann! Nein, Kinder! Ihr wolltet mich des Obdachs berauben — da will ich auch Euch nicht Stein auf Stein, nicht Balken auf Balken lassen! — Mit eigenen Händen habe ich sie gelegt, mit eigenen Händen reiß' ich sie nieder mit bloßen Händen! Nicht einmal eine Axt habe ich mitgenommen!l« Er blies sich in beide Hände und griff wieder nach den Dachsparren.

»Höre auf, Vater!« rief unterdessen Eulampia, und ihre Stimme wurde wunderbar freundlich, »vergiß das Geschehene. Glaube mir — Du hast mir ja immer geglaubt. Steige herunter, komm' zu mir in's Zimmer, »leg' Dich auf mein weiches Bett. Ich will Dich trocknen, will Dich erwärmen, will Deine Wunden verbinden, Du hast ja Deine Hände ganz zerrissen! Du wirst bei mir, wie in Christi Schooße sein, gut essen, noch besser schlafen! Ja! Wir waren schuldig; wir haben uns vergessen, wir haben gesündigt, verzeihe!«

Charloff schüttelte den Kopf.

»Male mir Nichts vor! Das fehlte noch, daß ich Euch glauben sollte! Den Glauben habt Ihr ja in mir getödtet! Ein Adler war ich — und bin Euretwegen ein Wurm geworden — und Ihr, Ihr habt den Wurm zertreten wollen?! Genug! Ich habe Dich geliebt, Du weißt es selbst — jetzt aber bist Du mir nicht mehr Tochter, ich Dir nicht mehr Vater. Du aber, schieße, Schuft! kleiner Riese!« schrie er Sletkin plötzlich an. »Was zielst Du bloß? Oder hast Du Dich des Gesetzes erinnert,« sprach

Charloff langsam, »das da bestimmt, daß, wenn Derjenige, der ein Geschenk empfangen, einen Angriff gegen das Leben des Schenkers macht, derselbe das Recht hat, Alles zurückzufordern? Ha, ha, ha! Fürchte Nichts, Gesetzkundiger! . . . Ich werde nichts zurückfordern . . . ich zerstöre es ja selbst . . . drücke los!l«

»Vater!« bat zum letzten Male Eulampia.

»Schweige!«

‚Martin Petrowitsch! lieber Martin Petrowitsch,« verzeihen Sie großmüthig«, lallte auch Souvenir.

»Vater, lieber Vater!«

»Schweige, Hündin!« schrie Charloff. Souvenir sah er nicht einmal an — nur spie er nach dessen, Richtung hin.

XXVII.

In diesem Augenblick erschien Kwitzinski mit seinem ganzen Gefolge — auf dem Wagen — am Thore. Die müden Pferde schnaubten die Leute sprangen, Einer nach dem Andern, in den Schmutz.

»Aha!« schrie Charloff aus vollem Halse, »die Armee, da ist sie ja, die Armee! Eine ganze Armee stellt man gegen mich auf. Gut denn! Nur sage ich im Voraus, daß ich Jeden, der zu mir hierher auf's Dach kommt, sofort, den Kopf nach unten, hinunter befördern werde! Ich bin ein strenger Wirth, liebe ungebetene Gäste nicht. Also!«

Er ergriff mit beiden Händen das erste Paar Dachsparren, auf denen die Vorderfronte des Aufbaues ruhte und fing mit aller Kraft an ihnen zu rütteln an; vorn am Boden sich zurückbiegend, zog er jene gleichsam sich nach und sang und Arbeiterweise: »Noch einmal! Noch 'mal! Uff!«

Sletkin lief zu Kwitzinski und begann zu klagen und zu stöhnen! Dieser bat ihn, sich nicht einzumischen und schritt dann sofort zur Ausführung seines Planes. Er stellte sich nämlich vor das Haus hin und begann, um Charloff's Aufmerksamkeit abzulenken, diesem zu erklären, daß er sich mit einer unadeligen Sache befasse . . .

»Noch 'mal, noch 'mal!« sang Charloff.

. . . »Daß Natalia Nikolaewna mit seinen Handlungen durchaus unzufrieden sei und dergleichen von ihm nicht erwartet habe . . .«

»Noch einmal! noch einmal! Uff!« sang Charloff.

Unterdessen hatte Kwitzinski die vier stärksten und kühnsten Kutscher nach der entgegengesetzten Seite des Hauses geschickt; sie sollten das Dach von hinten her erklettern. Charloff entging dieser Plan zum Angriff nicht; er ließ plötzlich die Dachsparren los und lief schnell nachdem hinteren Theil des Hauses. Sein Aussehen war so schrecklich, daß zwei Kutscher, welche bereits bis auf den Boden geklettert waren, sich im Nu an der Regentraufe zur Erde niedergleiten ließen, zur nicht geringen Freude und zum lauten Jubel der Dorfjungen. Charloff drohte ihnen mit der geballten Faust und, zum Vordertheil des Hauses zurückkehrend, er griff er wiederum die Dachsparren, rüttelte weiter an ihnen, immer nach Arbeiterweise summend.

Plötzlich hörte er damit auf und blickte in die Ferne.

»Maksimka, lieber Maksimka! Freund! bist Du es, den ich sehe?«

Ich wandte mich um . . . Aus dem Haufen der Bauern sich gleichsam loslösend trat der Laufbursche Maksimka, lächelnd und die Zähne zeigend, vor. Sein Meister, der Riemer, hatte ihn wahrscheinlich auf einige Zeit nach Hause entlassen.

»Klettere zu mir herauf, Maksimka, mein treuer Diener,« fuhr Charloff fort. »Wir wollen uns zusammen gegen ungläubige Tartaren und diebische Lithauer vertheidigen.«

Maksimka, immer lächelnd, wollte sofort auf das Dach klettern . . . doch man ergriff ihn und brachte ihn auf die Seite. Gott weiß, warum! . . . Etwa zum Beispiel für die Anderen? Von großer Hilfe wäre er für Martin Petrowitsch nicht gewesen.

»Schon gut! Wartet nur!« sprach Charloff mit drohender Stimme und ging wieder an seine Arbeit.

»Wikentij Ossipitsch! Erlauben Sie«; wandte sich Sletkin zu Kwitzinski. »ich schieße, nur um ihm Angst einzujagen; die Flinte ist nur mit Bekassinenschrot geladen.«

Doch Kwitzinski hatte noch keine Zeit, ihm zu antworten, als schon das vordere Paar Dachsparren, an dem Charloff's Hände schon so lange gerüttelt hatten, sich zur Seite neigte und krachend zur Erde stürzte; zugleich mit ihnen, nicht im Stande, das Gleichgewicht zu halten, stürzte auch Charloff und fiel dröhnend zu Boden.

Alle erzitterten, schrieen auf. . . Charloff lag unbeweglich, die Brust der Erde zugekehrt; seinen Rücken drückte das obere Quergebälk des Daches ein, welches der fallenden Vorderfront nachgefolgt war. . .

XXVIII.

Man lief zu Charloff hin, man zog ihn unter dem Balken hervor, legte ihn aus den Rücken: er schien leblos, am Munde zeigte sich Blut, er athmete nicht. »Die Seele ist ihm herausgeschlagen,« sagten die ihn umgebenden Bauern. Man lief zum Brunnen nach Wasser, man brachte einen ganzen Eimer davon und übergoß seinen Kopf; Schmutz und Staub wurden dadurch vom Gesicht entfernt, doch der leblose Ausdruck blieb. Man trug eine Bank heran, stellte sie dicht an's Haus, und nachdem man mit Mühe den ungeheuern Körper Charloffs aufgehoben, setzte man ihn darauf, seinen Kopf an die Hausmauer anlehnend. Maksimka kam heran, beugte das eine Knie und stützte, das andere Bein ausstreckend, ein wenig theatralisch die Hand seines früheren Herrn. Eulampia, bleich wie der Tod, stellte sich dicht vor den Vater hin und unbeweglich wandte sie ihre großen Augen von ihm nicht ab. Anna mit Sletkin kamen nicht heran. Alle schwiegen, Alle erwarteten etwas. Endlich hörte man ein Röcheln im Halse Charloffs, das stoßweise kam, als ob er ertränke. Dann bewegte er leise die Hand, die rechte — (die linke hielt Maksimka), öffnete ein Auge, das rechte, ächzte, nachdem er langsam um sich geblickt hatte, wie ein von riesiger Trunkenheit Befallener, stieß Silbenweise die Worte: »Hab' . . mich . . zer . . schlagen« heraus und fügte, als wenn er nachgedacht hätte, hinzu: »Das . . ist . . das schwar . . ze . . Foh . len.« Dann ergoß sich ein dicker Blutstrahl aus seinem Munde und der ganze Körper zitterte heftig.

»Es ist aus!« dachte ich. . . aber Charloff öffnete noch das rechte Auge (seine linke Augenwimper blieb bewegungslos wie bei einem Todten) und dasselbe starr auf Eulampia heftend, sprach er kaum hörbar: »Nun. . . Toch. . . ter . Ich . . will . . nicht ver . . .« Kwitzinski rief mit einer raschen Handbewegung den Priester heran, der noch immer auf dem Balcon stand. Der Alte näherte sich, mit den schwachen Knien sich in den engen Talar verwickelnd. Plötzlich verzogen sich vom Krampfe ergriffen die Beine und die Gesichtszüge Charloffs, zugleich veränderte sich und erzitterte das Gesicht Eulampias. Maksimka fing an sich zu bekreuzen . . . Auch mir wurde ängstlich, ich lief zum Thor und lehnte mich fest an dasselbe an.

Einen Augenblick später hörte ich hinter mir ein dumpfes Gerede — und ich begriff, daß Martin Petrowitsch zu leben aufgehört habe.

Das Quergebälk hatte ihm den Hinterschädel zerschlagen und beim Falle war auch sein Brustkasten eingedrückt worden, wie sich bei der Obduction herausstellte.

XXIX.

Was wollte er ihr sterbend sagen? fragte ich mich, auf meinem Pferde nach Hause zurückkehrend. Wollte er sagen: ich will nicht — ver . . . fluchen — oder — ver . . . zeihen?

Es regnete noch immer stark; trotzdem ritt ich im Schritt. Ich wollte noch länger allein bleiben, länger mich ohne jede Störung meinen Gedanken überlassen. Souvenir kehrte auf einem der von Kwitzinski mitgenommenen Wagen zurück. Wie jung und leicht sinnig ich auch damals war — doch der plötzliche allgemeine, nicht bloß theilweise Umschwung, der in allen Herzen durch die Erscheinung des Todes, sei er erwartet oder unerwartet (gleichviel!), hervorgebracht wird, die Feierlichkeit seines Erscheinens, die Wichtigkeit und Wahrhaftigkeit desselben, mußte auf mich den allertiefsten Eindruck machen. Ich war auch erregt . . . doch bemerkte mein noch unklarer, kindlicher Blick sofort Vieles: ich nahm wahr, wie Sletkin rasch und ängstlich die Flinte wie gestohlenes Gut von der Schulter nahm, dieselbe weit von sich warf, wie er und seine Frau im Augenblick zum Gegenstande einer zwar schweigend, aber allgemein sich vollziehenden Entfremdung wurden: es war plötzlich leer um sie her geworden . . . Auf Eulampia, deren Schuld doch sicherlich nicht geringer als die der Schwester war, erstreckte sich die Entfremdung nicht. Sie weckte selbst einen gewissen Grad von Mitgefühl für sich, als sie sich zu den Füßen des todten Vaters niederwarf. Aber daß auch sie schuldig war, wurde von Allen empfunden. »Man hat dem Alten ein Leid angethan!« sagte ein alter, greiser Bauer mit großem, dickem Kopfe, sich wie ein Richter des Alterthums mit beiden Händen und Bart auf seinen Stock stützend; »auf Eurem Gewissen wird die Sünde lasten; Ihr habt ihm ein Leid an gethan.« Dieses Wort wurde sofort von Allen als ein unveränderlicher Urtheilsspruch angenommen. Die Gerechtigkeit des Volkes hatte ihren Spruch gefällt, ich fühlte es sofort. Ich bemerkte ebenfalls, daß anfangs Sletkin nicht wagte, etwas anzuordnen. Ohne ihn hob und trug man die Leiche in's Haus, ohne ihn zu fragen, ging der Priester nach der Kirche, um das nöthige Kirchengeräth zu holen; der Kirchendiener lief in's Dorf, um Nachricht zur Stadt zu senden. Anna Martinowna selbst wagte nicht, mit ihrer gewöhnlich so gebietend klingenden Stimme zu sagen daß

man den Kessel feuern solle, um heißes Wasser für die Leichenwäsche bereiten zu helfen. Ihr Befehl klang wie eine Bitte . . . und doch wurde heute grob darauf geantwortet . . .

Mich aber beschäftigte beständig hauptsächlich die Frage, was eigentlich Charloff im Verscheiden habe seiner Tochter sagen wollen. Wollte er ihr verzeihen oder sie verfluchen? Ich entschied mich endlich dafür, daß er ihr habe verzeihen wollen.

Drei Tage darauf wurde Martin Petrowitsch auf Kosten meiner Mutter, die sich seinen Tod sehr zu Herzen genommen und keine Ausgaben zu scheuen befohlen hatte, beerdigt. Sie selbst fuhr nicht nach der Kirche, weil sie die beiden Ungerathenen und den widerwärtigen Judenbengel — so drückte sie sich aus — nicht sehen wollte; sie schickte Kwitzinski, mich und Gitkoff hin, den sie übrigens seit der Zeit nicht anders als »Frauenzimmer« nannte. Souvenir durfte nicht vor ihre Augen treten, und noch lange zürnte ihm meine Mutter, ihn nicht anders als »Mörder meines Freundes« nennend. Diese Mißgunst lastete schwer »auf Souvenir, er ging beständig auf den Zehen in dem Zimmer umher, welches an dasjenige grenzte, in dem sich gerade meine Mutter befand, er fiel einer Art von Melancholie anheim, die, seinem Wesen entsprechend, sich in einer widerwärtigen Unruhe offenbarte.

In der Kirche und während der Procession schien Sletkin sich wieder vollkommen gefaßt zu haben. Er ordnete Alles an, machte sich, wie früher, beständig etwas zu schaffen und paßte gierig auf, daß ja nicht ein Pfennig unnöthig ausgegeben werde. Maksimka in neuer, von meiner Mutter geschenkter Casaquine, ließ im Kirchenchore solche Tenorlaute hören, daß sicherlich Niemand an seiner Anhänglichkeit für den Verstorbenen zweifeln konnte! Die beiden Schwestern waren, wie es sich gehörte, in Trauerkleidern, doch schienen sie mehr befangen als betrübt zu sein, namentlich Eulampia. Anna gab sich einen demüthigen, frommen Anschein, doch zwang sie sich nicht zu Thränen und fuhr nur mit ihrer schönen Hand über ihr Haar und Gesicht. Eulampia war beständig nachdenkend. Jenes allgemeine unwiderrufliche Urtheil, das ich am Todestage Charlof zu bemerken glaubte, schien mir auch jetzt auf den Gesichtern aller in der Kirche Anwesenden, in allen ihren Bewegungen, ihren Blicken geschrieben zu sein, aber es gab sich schon milder und so zu sagen — unbetheiligter kund. Alle diese Leute

schienen zu wissen, daß die Sünde, die auf der Charloff'schen Familie lastete, diese gewaltige Sünde, jetzt dem Urtheil des einzig gerechten Richters vorliege, und daß sie deshalb nicht nöthig hatten, sich zu beunruhigen und zu entrüsten. Sie beteten inbrünstig für das Heil des Verstorbenen, den sie im Leben nicht geliebt, den sie sogar gefürchtet hatten. Der Tod war hier eben allzu hart aufgetreten.

»Hätte er doch wenigstens gesoffen,« sagte auf dem Kirchplatz ein Bauer zu dem andern.

»Auch ohne zu trinken, wird man betrunken;« antwortete dieser, »wenn es das Schicksal so will.«

»Man hat es ihm angethan,« wiederholte der erste Bauer das entscheidende Wort.

»Angethan,« sprachen die anderen ihm nach.

»Der Verstorbene hat Euch stark unterdrückt,« fragte ich einen der Bauern, in welchem ich einen Charloff'schen Leib eigenen wiedererkannte.

»Er war allerdings ein Herr,« antwortete der Bauer — »und doch — man hat es ihm angethan.«

»Angethan,« hörte man in der Menge.

Eulampia stand am Grabe wie eine Verlorene. Das Nachdenken peinigte sie . . . ein schweres Nachdenken. Ich bemerkte, daß sie mit Sletkin, der sie ein paar Mal ansprach, wie früher mit Gitkoff, wenn nicht schlimmer, verfuhr.

Einige Tage darauf verbreitete sich in unserem Kreise das Gerücht, das; Eulampia Martinowna Charloff auf immer das väterliche Hans verlassen habe, nachdem sie ihrer Schwester und deren Manne ihr ganzes Vermögen abgetreten und nur einige hundert Rubel mit sich genommen,.

Anna hat sie wohl abgefunden,« bemerkte die Mutter, »nur wir Beide«, wandte sie sich zu Gitkoff, mit dem sie Piquet spielte — er vertrat ihr den Souvenir— »haben die Sache nicht anzufassen verstanden.«

Bald darauf siedelten wir mit der Mutter nach Moskau über — und viele Jahre vergingen, ehe ich die beiden Töchter von Martin Petrowitsch wiedersah.

XXX.

Doch ich sah sie wieder. Der Anna Martinowna begegnete ich auf die natürlichste Weise. Als ich nach dem Tode meiner Mutter unser Gut, das ich seit über fünfzehn Jahren nicht gesehen, wieder einmal besuchte, bekam ich vom Friedensrichter (damals ging in ganz Rußland mit der bis heute nicht vergessenen Langsamkeit der Austausch der Streuländereien vor sich) die Einladung, mit den übrigen Besitzern eines Vorwerks auf das Gut der Gutsbesitzerin, verwitweten Anna Sletkin, zu kommen. Die Nachricht, daß der meiner Mutter so verhaßte »Judenbengel mit pflaumenartigen Augen« nicht mehr auf der Welt existirte, betrübte, um es zu gestehen, mich nicht im Geringsten; doch interessirte es mich, seine Witwe zu sehen. Sie galt bei uns im Kreise für eine ausgezeichnete Wirthin. Und wirklich ich fand den Hof, das Gut, das Haus selbst (ich blickte unwillkürlich auf das Dach: es war jetzt von Eisen) in schönsten Zustande. Alles war in größter Ordnung, an seinem Platze, reinlich und — wo es nöthig war — frisch angestrichen; eine Deutsche hätte darauf stolz sein können. Anna Martinowna selbst war natürlich gealtert; aber jener eigenthümliche, trockene wie boshafte Reiz der mich ehemals so aufgeregt hatte, war noch nicht gänzlich verschwunden. Sie war ländlich, aber geschmackvoll gekleidet; sie empfing uns nicht freundlich — letzteres Wort konnte von ihr überhaupt nicht gebraucht werdend aber höflich; sie zuckte, als sie mich, den Zeugen jenes schrecklichen Vorfalles, erblickte, nicht einmal mit den Wimpern. Mit keinem Worte erwähnte sie meiner Mutter, noch ihres Vaters, noch ihrer Schwester oder ihres Mannes; es schien, als ob ihr Mund versiegelt wäre.

Sie hatte zwei reizende schlanke Töchter mit allerliebsten Gesichtchen, die heiter und freundlich aus ihren schwarzen Augen blickten; sie hatte auch einen Sohn, der zwar dem Vater ähnelte, aber doch ein prächtiger Junge war. Während den Verhandlungen der Gutsbesitzer benahm sich Anna ruhig, mit Würde, und offenbarte weder besondere Hartnäckigkeit noch Habsucht. Dennoch verstand Niemand besser seinen Vortheil wahrzunehmen als sie; Niemand wußte seine Rechte so klar darzulegen und sie zu vertheidigen; alle betreffenden Gesetze, selbst Ministerialrescripte waren ihr genau

bekannt; sie sprach wenig und mit leichter Stimme, doch jedes Wort von ihr erreichte seinen Zweck. Wir schlossen damit, daß wir auf alle ihre Forderungen eingingen und solche Zugeständnisse machten, daß es zum Bewundern war. Auf dem Heimwege äußerten manche Beisitzer ihre Unzufriedenheit mit sich selbst, alle ächzten und schüttelten die Köpfe

»Welch' kluge Frau!« sagte der Eine.

»Eine feine Canaille,« warf ein Anderer, weniger delicat, ein . . . »sie bettet Einem weich, aber es schläft sich hart.«

»Und wie sie geizig ist!« fügte ein Dritter hinzu, »ein Gläschen Wodka und einen Bissen Caviar pro Mann — da hört ja Alles aus!«

»Was soll man Besseres von ihr erwarten?»platzte ein Anderer heraus, der bis jetzt geschwiegen hatte, »wer weiß denn nicht, daß sie ihren Mann vergiftet hat?«

Zu meiner großen Verwunderung hielt es Niemand für nothwendig, eine so schreckliche, sicherlich auf Nichts beruhende Verleumdung zu widerlegen. Das wunderte mich um so mehr, als Alle ungeachtet der von mir angeführten Auzüglichkeiten, auch den undelicaten Gutsbesitzer nicht ausgenommen, doch die größte Achtung für sie an den Tag gelegt hatten.

Der Friedensrichter gerieth selbst in Pathos: »Würde sie einen Thron besteigen,« rief er, »so hätten wir eine zweite Semiramis oder Katharina II. ! . . . Gehorsam der Bauern — exemplarisch! Erziehung der Kinder — exemplarisch! Welcher Kopf, welcher Verstand!«

Semiramis und Katharina bei Seite . . . so war es doch kein Zweifel, daß Anna Martinowna ein sehr glückliches Leben führte. Sie selbst, ihre Familie, ihre ganze Umgebung athmete innere und äußere Zufriedenheit und die angenehme Ruhe der geistigen und körperlichen Gesundheit! In wie weit sie dies Glück verdiente — ist eine andere Frage. Solche Fragen stellt man sich übrigens nur in der Jugend. Alles in der Welt, das Gute und Schlechte, wird dem Menschen zugetheilt, nicht nach seinem Verdienst, aber nach bis jetzt unbekannten, doch logischen Gesetzen, auf welche näher einzugehen, ich nicht wagen kann, obwohl es mir manchmal scheint, als ob ich eine, wenn auch nur dunkle, Vorstellung von denselben hätte. —

XXXI.

Ich fragte den Friedensrichter nach Eulampia und erfuhr, daß sie, nachdem sie ihr Haus verlassen, gänzlich verschollen sei — Und wahrscheinlich jetzt schon lange das Zeitliche gesegnet habe.« —

So sprach unser Friedensrichter . . . doch ich bin überzeugt, daß ich Eulampia wiedergesehen habe. Und zwar bin ich ihr unter folgenden Umständen begegnet:

Etwa vier Jahre nach meinem Zusammentreffen mit Anna Martinowna wohnte ich während des Sommers in Murino, einem kleinen Dörfchen bei Petersburg, das hauptsächlich von kleinen Beamten und dergleichen zum Sommeraufenthalt gewählt wird. Die Jagd bei Murino war damals ausgezeichnet, und ich ging wohl jeden Tag mit der Flinte aus. Ich hatte einen Gefährten bei meinen Spaziergängen einen gewissen Wikulitsch, einen Kreinbürger; es war kein dummer, und ein herzensguter Junge, aber wie er sich selbst bezeichnete, ohne alle Lebensordnung. Wo nicht überall und was Alles war dieser Mensch nicht schon gewesen! Nichts konnte ihn in Verwunderung setzen, er wußte Alles — doch liebte er nur die Jagd — und den Wein. Einmal kehrte ich mit ihm nach Murino zurück, und wir mußten an einem vereinsamt stehenden Hause, bei dem sich zwei Wege kreuzten und welches mit einem hohen Bretterzaune umgeben war, vorüber gehen. Nicht zum ersten Male sah ich dieses Haus — und jedesmal hatte es meine Neugierde erregt: es lag in ihm etwas Geheimnißvolles, Verschlossenes, Finsteres, etwas, was an ein Gefängniß oder Krankenhaus erinnerte. Vom Wege aus konnte man nur das hohe, mit dunkler Farbe angestrichene Dach erblicken; am ganzen Zaun befand sich nur ein Thor, und dieses schien stets fest verschlossen zu sein; nie hörten die Vorübergehen den hinter ihm irgend einen Laut. Trotzdem hatte man den Eindruck, daß dieses Haus sicherlich von Jemandem bewohnt werde, es hatte gar nicht das Aussehen eines verlassenen Gebäudes. Im Gegentheil, Alles an ihm schien so stark und fest, so dicht, daß man darin wohl hätte eine Belagerung aushalten können.

»Was ist das für eine Festung?« fragte ich meinen Begleiter.

»Wissen Sie es nicht?«

: Wikulitsch sah mich schlau an: »Nicht wahr, ein merkwürdiges Gebäude, es bringt dem hiesigen Landrath große Einkünfte!«

»Wie das?«

»Nun, Sie haben doch wohl schon von der Secte Chlisti unter unseren Schismatikern gehört, die, welche keine Priester anerkennen?«

»Ja wohl!«

»Hier nun wohnt ihre Haupt-Mutter!«

»Eine Frau?«

»Freilich — sie nennen dieselbe Gottesmutter.«

»Wie ist es möglich?«

»Gewiß, sie soll furchtbar strenge sein, sie herrscht da unbeschränkt. Tausende von Rubeln gehen durch ihre Hände. Ging es nach mir, so hätte ich alle diese Göttermütter . . . doch wozu darüber Worte machen!«

Er rief seinen »Pegasus«, ein sonderbares Exemplar von Jagdhund, von seltener Spürkraft, aber ganz untauglich das Wild zu stellen. Wikulitsch sah, sich genöthigt, ihm die eine Hinterpfote in die Höhe zu binden, damit er nicht so unsinnig herumlaufe.

Wikulitschs Mittheilung haftete in meiner Erinnerung; ich machte manchmal absichtlich einen Um weg, nur um an dem geheimnißvollen Hause vorbeizukommen. Einst, als ich es erreicht hatte, da hörte ich — o Wunder! den Riegel hinter dem Thore zurückschieben, dann knarrte der Schlüssel im Schlosse — die Thorflügel öffneten sich langsam — es erschien ein gewaltiger Pferdekopf unter wundersam bemaltem Krummholze, und ein kleiner Wagen, in der Art, wie ihn unsere Kaufleute, die auf dem Lande herum fahren, zu halten pflegen, fuhr bedächtig auf die Straße. Auf dem ledernen Kissen des Wagens, mir zunächst, saß ein Mann von etwa dreißig Jahren, von seltener Schönheit, eine höchst einnehmende Erscheinung. Er war mit einem reinlichen, schwarzen Bauernrock bekleidet und trug eine tief in die Stirne gedrückte schwarze Mütze. Er lenkte behutsam das wohlgefütterte, wie eine Tonne dicke Pferd. Neben dem Manne saß auf der andern, mir entfernten Seite des Wagens, kerzengrade, eine Frau von hohem Wuchs. Ihren Kopf bedeckte ein werthvoller türkischer Shawl. Sie trug ein dunkelblaues Merinokleid und darüber einen kurzen, eng

anschließenden, olivenfarbigen Sammetrock; ihre weißen Hände lagen, die eine auf der andern, andächtig auf der Brust gekreuzt. Der Wagen bog links ein — die Frau war kaum zwei Schritte von mir entfernt; sie wandte ein wenig den Kopf und ich erkannte — Eulampia. Ich erkannte sie sofort, ich war nicht einen Augenblick unsicher; man konnte es auch nicht sein; solche Augen, wie die ihren, namentlich eine solche Lippenbildung — hochmüthig und sinnlich zugleich — habe ich sonst bei Niemand gesehen. Ihr Gesicht war länger, trockener geworden, die Haut dunkler; hie und da war eine Falte sichtbar, doch namentlich war der Gesichtsausdruck verändert! Es ist schwer mit Worten zu beschreiben, in welchem Grade derselbe selbstbewußt, streng und stolz war! Nicht einfaches Bewußtsein der Herrschaft verrieth jeder Zug, nein, Uebersättigung von derselben. Aus dem verachtenden Blicke, dessen sie mich würdigte — sprach eine lange, tief eingewurzelte Gewohnheit, nur dem vollsten, keine Grenzen kennenden, blinden Gehorsam zu begegnen. Die Frau lebte augenscheinlich nicht von Verehrern, sondern von — Sklaven umgeben; sie hatte augenscheinlich selbst die Zeit vergessen, wann irgend welcher Befehl oder irgend welcher Wunsch von ihr — nicht sofort erfüllt worden wäre. Ich rief sie laut beim Namen. Sie fuhr ein wenig zusammen und blickte mich zum zweiten Male an — nicht erschreckt, aber hochmüthig zürnend, als ob sie sagen wollte, »wer wagt, mich zu beunruhigen?« Die Lippen kaum öffnend, ertheilte sie darauf einen Befehl; der neben ihr sitzende Mann regte sich, schlug heftig mit der Leine auf das Pferd — dieses setzte sich in scharfen Trab — und der Wagen verschwand

Seitdem habe ich Eulampia nicht wieder gesehen. Auf welche Weise die Tochter von Martin Petrowitsch Charloff Gottesmutter bei den Chlisti geworden — dafür habe ich keine Erklärung; doch wer weiß — vielleicht hat sie schon eine neue schismatische Secte — gestiftet, welche sich dann möglicherweise nach ihrem Namen »Eulampisten« nennt oder nennen wird. Alles ist möglich auf dieser Welt.

Das wollte ich Ihnen von meinem König Lear, seinen Hausgenossen und seinen Schicksalen erzählen.

Der Erzähler schwieg — wir plauderten noch ein Weilchen und gingen dann nach Hause.

- E n d e -

Anmerkungen

1 »Muße des Fleißigen.« Periodische Zeitschrift, Moskau 1785. Band 3, p. 23, Z.11.

2 Muße des Fleißigen 1785. Band III, p. 215.

3 Geld, das die Leibeigenen an den Gutsbesitzer zahlten, um das Gut verlassen und anderswo einen Verdienst suchen zu dürfen.

Drei Begegnungen.

1851.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : Anmerkungen

Passa quoi'colli e vieni allegramente,
Non ti curar di tanta compagnia —
Vieni, ponsando a me sagraeamente —
Chi'o t'accompagna per tutta la via.[1]

I

Nirgendwohin bin ich wohl zur Sommerzeit häufiger auf die Jagd gefahren, als nach dem Dorfe Glinnoje, das zwanzig Werst von meinem Landsitze entfernt liegt. Bei jenem Dorfe liegen vielleicht die besten Wildstände unseres ganzen Bezirks. Nachdem ich alle Büsche und Felder durchsucht hatte, pflegte ich regelmäßig gegen Abend einen Abstecher nach einem benachbarten Moorgrunde, wohl den einzigen, den es in jener Gegend giebt, zu unternehmen und von dort aus dann zu meinem gastfreundlichen Wirthe, dem Schulzen des Dorfes, bei welchem ich jedesmal abstieg, zurückzukehren.Von dem Moore bis nach Glinnoje sind es ungefähr zwei Werst; der ganze Weg führt durchweg durch eine Niederung und nur auf der Hälfte desselben hat man einen unbeträchtlichen Hügel zu überschreiten. Auf der Spitze dieses Hügels liegt ein Landsitz, der aus einem kleinen, unbewohnten herrschaftlichen Hause nebst Garten besteht. Fast jedesmal, wenn mich mein Weg bei jenem Hause vorbeiführte, war es beim vollen Glanze der Abendroths, und ich erinnere mich, daß jenes Haus mit seinen dichtvernagelten Fenstern mir immer wie ein blinder Greis vorkam, der herausgekommen war, sich an der Sonne zu wärmen. Da sitzt er, der Arme, am Wege; das Licht der Sonne hat für ihn längst ewiger Nacht Platz gemacht, doch fühlt er es noch auf dem aufgerichteten, vorgestreckten Gesichte, den erwärmten Wangen. Im Hauptgebäude hatte, dem Anscheine nach, schon lange Niemand gewohnt; das kleine Nebengebäude auf dem Hofe jedoch bewohnte ein altersschwacher Freigelassener, ein hochgewachsener, breitschultriger und grauhaariger Alter mit ausdrucksvollen und starren Gesichtszügen. Es war seine Gewohnheit, auf dein Bänkchen vor dem einzigen Fensterchen des Nebenhauses zu sitzen und in schwermüthiges Nachdenken versunken in's Weite zu schauen. So oft er meiner Ansichtig wurde, pflegte er sich ein wenig zu erheben und

mich mit jener langsamen Feierlichkeit zu begrüßen, die alten Domestiken aus den Zeiten, nicht sowohl unserer Väter, als unserer Großväter eigen ist. Ich ließ mich in Gespräche mit ihm ein, fand ihn jedoch nicht redselig: ich erfuhr von ihm nur, daß der Landsitz, in welchem er sich aufhielt, der Enkelin seines vormaligen Herrn, einer Wittwe, die eine jüngere Schwester hatte, angehört; daß Beide ihr Leben in Städten und fremden Ländern zubrächten, sich zu Hause nicht blicken ließen, und daß es ihn selbst verlange, baldmöglichst sein Leben zu beschließen; denn, meinte er, »er laue und kaue an seinem Brode, daß es ihm zuletzt langweilig werde, so lange daran zu kauen.« Dieser Alte nannte sich Lukjanitsch.

Ein Mal war ich länger als gewöhnlich ausgeblieben; es war mir ziemlich viel Wild in den Schuß gekommen und auch das Wetter war für die Jagd ganz vorzüglich — schon vom frühen Morgen an still, grau, gleichsam abendlich Ich war weit abgekommen,'und es war nicht nur ganz dunkel geworden, sondern auch der Mond schon aufgestiegen; die Nacht stand bereits am ganzen Himmel, als ich den bekannten Landsitz erreichte. Ich mußte längs dem Garten vorbei . . . Rings umher herrschte Stille . . . Ich schritt über den breiten Weg, arbeitete mich vorsichtig durch die staubbedeckten Nesseln hindurch und lehnte mich an den niedrigen Zaun. Regungslos lag vor mir der kleine Garten, ganz vom Silberglanze des Mondes beleuchtet und gleichsam zur Ruhe gebracht — in vollem Dufte und Safte; er bestand, nach alter Art, aus einem länglichen Grasplatze. Nach der Schnur gezogene Wege liefen in dem Mittelpunkte desselben in ein rundes, mit Astern dicht bewachsenes Beet zusammen; hohe Linden umstanden sie wie eine gleichmäßige Einfassung. Nur an einer Stelle war diese Einfassung durch eine zwei Klaftern breite Oeffnung unterbrochen, durch welche ein Theil eines niedrigen Häuschens mit zwei, zu meinem Erstaunen erleuchteten Fenstern sichtbar war. Junge Aepfelbäume ragten hin und wieder auf der Fläche empor; durch das lichte Gezweige derselben blickte das Blau des nächtlichen Himmels sanft hervor und streifte der schlummerbringende Mondschein hindurch; vor jedem der Aepfelbäume lag auf dein weißlich glänzenden Grase das schwache durchbrochene Schattenbild desselben. Auf der einen Seite des Gartens zeigten die vom bleichen, aber hellen Mondlichte umflossenen Linden, ein undeutliches Grün; auf der anderen standen sie ganz schwarz und undurchsichtig da; ein

sonderbares, verhaltenes Geräusch ließ, sich von Zeit zu Zeit in ihrem dichten Laube vernehmen; es war wie eine Einladung, die unter ihnen sich verlaufenden Wege zu betreten, wie ein Locken unter ihr schattiges Dach. Der ganze Himmel war mit Sternen besäet; geheimnißvoll floß aus der Höhe ihr wildes, bläuliches Licht herüber; es war, als schauten sie in stiller Betrachtung auf die ferne Erde herab. Kleine, seine Wolken zogen von Zeit zu Zeit über den Mond hin und verwandelten auf Augenblicke seinen ruhigen Glanz in unbestimmten, durchsichtigen Nebel . . . Alles schlummerte. Die Luft, warm und duftgeschwängert, war regungslos; ab und zu durchflog sie ein Zittern, wie das Zittern des Wassers, das von dem Fall eines Zweiges berührt wird . . . Es fühlte sich ein Sehnen, eine Art Durst in dieser warmen Luft . . . Ich beugte mich über den Zaun: vor mir streckte ein wilder rother Mohn aus dichtem Grase seinen schlanken Stengel hervor: ein großer runder Tropfen nächtlichen Thaues glänzte in dunkelem Schimmer auf dem Grunde der geöffneten Krone. Alles umher war wie in sich selbst versunken; Alles schien hingestreckt, unbeweglich und erwartungsvoll den Blick nach oben gerichtet zu haben . . . Worauf harrte diese blaue, träumende Nacht?

Auf einen Laut; auf eine lebende Stimme harrte diese lauschende Stille — es schwieg aber Alles. Die Nachtigallen hatten schon lange aufgehört zu schlagen . . . und das plötzliche Summen eines vorüberfliegenden Käfers, das leichte Plätschern der kleinen Fische im Fischbehälter hinter den Linden am Ende des Gartens, das schlaftrunkene Pfeifen eines erwachenden Vogels, ein ferner Laut im Felde, so fern, daß kein Ohr unterscheiden konnte, ob ihn Mensch, Thier oder Vogel hervorbrachte, der kurze, rasche Trab auf dem Wege: alle diese schwachen Laute, dieses Geräusch machten die Stille nur noch fühlbarer . . . Ein Gefühl eigener Art quälte mein Herz, es war nicht ganz die Erwartung eines Glücks, nicht ganz die Erinnerung an ein solches, ich wagte nicht, mich zu regen, unbeweglich blieb ich vor diesem regungslosen Garten, den Mondschein und Thau bedeckten, stehen, und schaute, ohne selbst zu wissen warum, ohne Unterlaß auf jene zwei Fenster, die matt geröthet aus dem weichen Halbdunkel hervorschimmerten, als plötzlich in dem Hause ein Akkord ertönte, — ertönte und gleich einer Welle dahinrollte . . .« Die leichtbewegte, klingende Luft gab ihn als Echo wieder . . . unwillkürlich fuhr ich zusammen.

Gleich nach dem Accorde ließ sich eine weibliche Stimme hören . . . Mit Begierde lauschte ich und — . . . wie beschreibe ich mein Erstaunen? . . . zwei Jahre vorher in Italien, in Sorrento hatte ich dasselbe Lied, dieselbe Stimme gehört . . . Ja, ja . . .

Vieni pensando a me segretamente . . . Sie sind es, jene Töne, ich habe sie erkannt . . . So aber geschah es: Nach einem langen Gange am Ufer des Meeres kehrte ich nach Hause zurück. Raschen Schrittes ging ich die Gasse entlang; die Nacht war schon längst hereingebrochen, — eine prachtvolle, südliche Nacht, keine stille und traurig schwermüthige wie bei uns, nein! lichtvoll, reizend und herrlich wie ein glückliches Weib in der Blüthe der Jahre: der Mond leuchtete unglaublich hell; große, strahlende Sterne wimmelten an dem tiefblauen Himmel in voller Bewegung; scharf begrenzt hoben sich schwarze Schatten an dein gelb erleuchteten Boden ab. Zu beiden Seiten des Weges zogen sich steinerne Gartenmauern hin; über denselben streckten Apfelsinenbäume ihr krummes Geäste empor, gleich goldenen Kugeln waren die schweren Früchte bald im Gewirre des Laubwerkes versteckt, bald wieder glühte stolz ihre reife Pracht im Glanze des Mondes. Viele Bäume waren mit zarter, weißer Blüthe bedeckt; die Luft ringsumher war von beängstigend starken, scharfen und doch unbeschreiblich angenehmen Wohlgerüchen erfüllt. Ich ging meines Weges und, ich muß es gestehen, einigermaßen schon an alle diese Wunder gewöhnt, dachte ich nur daran, wie ich recht bald meinen Gasthof erreichen werde, als plötzlich aus einem kleinen Pavillon, der gerade die Mauer, an welcher ich vorüberging, überragte, eine weibliche Stimme an mein Ohr schlug. Sie sang ein Lied, das ich nicht kannte, und in ihrem Ton lag etwas so Aufforderndes, und sie selbst däuchte mir dermaßen von der leidenschaftlichen und freudigen Erwartung, die in den Worten des Liedes lag, durchdrungen, daß ich sogleich unwillkührlich stehen blieb und den Kopf in die Höhe richtete. Im Pavillon waren zwei Fenster; an beiden jedoch waren die Jalousien herabgelassen und durch die schmalen Spalten schimmerte ein mattes Licht. Nachdem die Stimme zweimal — vieni, vieni wiederholt hatte, hielt sie inne; ein unbestimmter Ton von Saiten, wie wenn eine Guitarre auf einen Teppich hinabgeglitten wäre, ließ sich vernehmen, es rauschte ein Kleid, der Fußboden knurrte leicht. An einem der Fenster waren die Lichtstreifen verschwunden . . . es war Jemand von innen an dasselbe

getreten und hatte sich daran gelehnt. Ich trat zwei Schritte zurück. Auf einmal knurrte die Jalousie in ihren Angeln und that sich auf; eine schlanke Frauengestalt, ganz in Weiß gekleidet, steckte rasch ihren reizenden Kopf zum Fenster heraus und rief, die Arme nach mir ausstreckend: »*Sei tu?*« Ich war verwirrt und wußte nicht, was ich sagen sollte, doch in demselben Augenblick warf sich die Unbekannte mit einem schwachen Schrei zurück, die Jalousie ward zugeworfen und das Licht im Pavillon wurde noch matter, als wäre es in ein anderes Gemach fortgetragen worden. Ich blieb regungslos stehen und konnte lange nicht zu mir kommen. Das Gesicht jener Frau, die mir so unerwartet erschienen, war auffallend schön. Es entschwand zu rasch meinen Blicken, als daß ich in dein Augenblicke jeden einzelnen Zug mir hätte einprägen können; der Gesammteindruck jedoch war unbeschreiblich stark und tief . . . Gleich damals fühlte ich, ich werde in Ewigkeit dieses Gesicht nicht vergessen. Das Licht des Mondes fiel gerade auf die Wand des Pavillons, aus jenes Fenster, in welchem sie mir erschienen war und, Gott! wie machtvoll strahlten in seinem Lichte ihre großen, dunkelen Augen! und wie rollte in so schweren Wellen ihr halbaufgelöstes schwarzes Haar auf die emporgezogenen runden Schultern herab! Wie viel schamhafte Zärtlichkeit in der sanften Neigung ihres Körpers, wie viel Schmeichelndes in ihrer Stimme, als sie mich anrief — in jenem hastigen und doch heiltönenden Flüstern! Nachdem ich ziemlich lange an derselben Stelle stehen geblieben war, trat ich zuletzt etwas auf die Seite, in den Schatten der gegenüberstehenden Mauer und ließ von dort aus in einer gewissen dummen Befremdung und Erwartung meine Blicke nach dem Pavillon schweifen. Ich lauschte. . . lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit . . . Bald däuchte mir, ich hörte Jemandes Athemzüge hinter dem dunkel gewordenen Fenster, bald glaubte ich ein unbestimmtes Rauschen und leises Lachen zu vernehmen. Endlich ließen sich in der Ferne Schritte hören . . . sie kommen näher; ein Mann, fast von gleichem Wachse wie ich, zeigte sich am Ende der Gasse, er trat rasch an ein Pförtchen hart neben den Pavillon, das ich früher nicht bemerkt hatte, klopfte, ohne sich umzublicken, zweimal mit dem eisernen Ringe desselben an, wartete Etwas, klopfte noch einmal und stimmte dann mit halber Stimme: »Ecco ridente« . . . an. Das Pförtchen that sich auf . . . rasch schlüpfte er hinein. Ich erwachte aus meiner Betäubung, schüttelte den Kopf,

spreizte die Arme auseinander und den Hut ergrimmt auf die Brauen rückend, kehrte ich verstimmt nach Hause zurück. Den folgenden Tag ging ich ganz unnützerweise Weise und während der größten Hitze wohl zwei Stunden lang in der Straße am Papillon auf und nieder und verließ Sorrento noch denselben Abend, ohne Tasso's Haus besucht zu haben.

Nun mag der Leser sich das Erstaunen vorstellen, das sich unerwartet meiner bemächtigte, als ich in einer Wildniß, in einer der entlegensten Gegenden Rußlands, eben dieselbe Stimme, eben dasselbe Lied wieder vernahm . . . Wie damals, war es auch jetzt Nacht; wie damals, ertönte die Stimme auch jetzt plötzlich aus einem erleuchteten fremden Gemache; und wie damals, war ich auch jetzt allein. Heftig klopfte mir das Herz. »Ist es nicht ein Traum?« dachte ich. Und da ertönt wieder das Schlußwort: Vieni . . . Wird denn wohl wieder das Fenster aufgehen? wird denn wieder ein Weib in demselben sich zeigen? Das Fenster ging auf. Es zeigte sich in demselben eine weibliche Gestalt. Ich erkannte sie sogleich, obgleich sie wohl fünfzig Schritt entfernt von mir war und ein leichtes Wölkchen den Mond verhüllte. Sie war es, meine Sorrentinische Unbekannte. Sie streckte aber nicht wie jenes Mal ihre nackten Arme vor: sie still über's Kreuz legend und sich mit denselben auf das Fensterbrett stützend, blickte sie schweigsam und regungslos in den Garten hinaus. Ja, sie war es, es waren ihre unvergeßlichen Züge, ihre Augen wie ich ähnliche nie wieder gesehen habe. Ein weites, weißes Kleid umfloß auch jetzt ihre Glieder. Sie schien etwas voller als in Sorrento. Alles an ihr athmete Sicherheit und Befriedigung, den Triumph der Schönheit und des Glücks des Liebe. Sie blieb lange regungslos, warf dann einen Blick in's Zimmer zurück und rief, sich plötzlich in die Höhe richtend, dreimal mit lauter und heller Stimme: »*addio*!« Weithin verhallten die herrlichen Laute und zitterten lange, schwächer werdend, über den Linden des Gartens, im Felde hinter mir und rings umher verschwimmend. Alles um mich her ward auf einige Augenblicke von der Stimme dieser Frau erfüllt, Alles tönte ihre Antwort zurück, — tönte sie selbst zurück. Sie schloß das Fenster und bald daraus verlosch das Licht in dem Hause.

Als ich wieder zur Besinnung kam, was, wie ich bekennen muß, nicht bald der Fall war, begab ich mich längs dem Garten zum Gutsgebäude, trat an das verschlossene Thor und warf einen Blick

über den Zaun. Aus dem Hofe war nichts Ungewöhnliches zu bemerken; in einer Ecke unter einem Schuppen stand eine Kalesche. Die vordere, ganz mit angetrocknetem Straßenkothe beworfene Hälfte derselben stach grellweiß im Mondlichte ab. Die Fensterladen des Hauses waren wie immer geschlossen. Ich vergaß zu sagen, daß ich vor jenem Tage seit einer Woche etwa nicht in Glinnoje gewesen war. Wohl über eine halbe Stunde lang ging ich unschlüssig vor dem Zaune, auf und ab, so daß ich zuletzt die Aufmerksamkeit eines alten Hofhundes auf mich zog, der mich zwar nicht anbellte, mich aber doch außerordentlich ironisch unter dem Thore hervor mit seinen zusammengekniffenen und halberblindeten Augen anschaute. Ich verstand den Wink und entfernte mich. Doch kaum eine halbe Weist mochte ich weitergegangen sein, als ich auf einmal hinter mir den Hufschlag eines Pferdes vernahm . . . einige Augenblicke daraus eilte ein Reiter auf einem Rappen in starkem Trabe an mir vorüber, blickte sich rasch nach mir um, so daß ich bloß eine Adlernase und einen schönen Schnurrbart unter der niedergedrückten Mütze erkennen konnte, lenkte dann von dem Wege rechts ab und verschwand sofort hinter dem Walde. »Das also ist es« — dachte ich und das Herz regte sich in mir auf eigene Weise. Ich glaubte ihn erkannt zu haben: seine Gestalt erinnerte in der That an die jenes Mannes, den ich in Sorrento in das Gartenpförtchen schlüpfen gesehen hatte. Eine halbe Stunde darauf war ich bereits in Glinnoje bei meinem Wirthe, weckte ihn und begann sogleich ihn auszuforschen, wer denn das nachbarliche Gut bezogen habe. Mit Mühe bekam ich zur Antwort, es seien Gutsbesitzerinnen angekommen.

— Was für Gutsbesitzerinnen! erwiederte ich ungeduldig.

— Bekanntlich — die Herrschaften, brachte er sehr träge heraus.

— Aber was für Herrschaften?

— Bekanntlich

— wie Herrschaften immer sind.

— Sind’s Russinnen?

— Was denn sonst? Bekanntlich Russinnen.

— Nicht Ausländerinnen?

— He?

— Sind sie schon lange hier?

— Bekanntlich nicht lange.

— Wie lange bleiben sie hier?

— Ja, das ist unbekannt.

— Sind sie reich?

— Ja, das ist uns unbekannt. Vielleicht sind sie reich.

— Es ist kein Herr mit ihnen gekommen?

— Ein Herr?

— Ja, ein Herr! Der Dorfschulze stieß einen Seufzer aus.

— Oh, o mein Gott! sagte er gähnend. — N . . . nein, kein . . . Herr . . . ich glaube Keiner. Das ist unbekannt, setzte er plötzlich hinzu.

— Was für Nachbarn giebt's denn hier herum noch?

— Was für Nachbarn? Bekanntlich — verschiedene.

— Verschiedene! Aber wie heißen sie?

— Wer, die Gutsbesitzerinnen? oder die Nachbarn?

— Die Gutsbesitzerinnen.

Der Schutze stieß wieder einen Seufzer aus.

— Wie sie heißen? brummte er. — Das weiß Gott, wie sie heißen! Die Aelteste, glaube ich, Anna Feodorowna, und die Andere . . . Wie die heißt, ja das weiß ich nicht.

— Nun, wie ist ihr Familienname wenigstens?

— Familienname?

— Ja, der Familienname, der Zuname.

— Der Zuname . . . Ja so. Nun, wahrhaftig, das weiß ich nicht.

— Sind sie jung?

— Nun, nein. Das nicht.

— Aber wie alt?

— Nun, die Jüngste mag wohl über die Vierzig sein.

— Du lügst wohl?

Der Dorfschulze schwieg.

— Je nun — Sie wissen das besser. Uns ist das unbekannt.

— Nun, ist der aus das eine Wort versessen! rief ich ärgerlich aus.

Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß, wenn der Russe in dieser Weise zu antworten beginnt, es keine Möglichkeit giebt, etwas Vernünftiges aus ihm herauszubringen; dazu kam in diesem Falle noch, daß mein Wirth sich eben erst auf sein Lager geworfen hatte, und bevor er seine Antworten gab, sich etwas nach vorn über bog, mit

dem Erstaunen eines Kindes die Augen weit öffnete und nur mit Mühe die vom ersten Schlafe zusammengeklebten Lippen aufthat. Ich ließ ihn liegen, verzichtete auf das Abendessen und begab mich auf den Heuboden.

Ich konnte lange nicht einschlafen. »Wer mag sie wohl sein?« fragte ich mich ohne Unterlaß. — »Eine Russin? Wenn sie eine Russin ist, warum spricht sie italienisch? . . . Der Schulze sagt, sie sei nicht mehr jung . . . Das lügt er . . . Und wer ist jener Glückliche? . . . Unmöglich, klug daraus zu werden . . . Doch was für ein sonderbarer Zufall? Zwei Mal hintereinander, wer hätte das gedacht . . . Ich muß aber durchaus erfahren, wer sie ist und was sie hierher geführt hat . . . Von solchen unzusammenhängenden, abgebrochenen Gedanken bewegt, schlief ich spät ein und sonderbare Träume umgaukelten mich . . . So z. B. däuchte mir, ich wandele in einer Wüste, während der drückendsten Mittagshitze — und plötzlich sehe ich: vor mir auf dem glühenden, gelben Sande bewegt sich ein großer Schatten . . . ich richte den Kopf in die Höhe — sie, meine Schöne, schwebt durch die Luft, ganz weiß, mit langen weißen Flügeln und winkt mir zu. Ich stütze ihr nach; aber leicht und rasch fliegt sie dahin, ich vermag es nicht mich von der Erde zu erheben und strecke vergeblich meine verlangenden Arme empor . . . »Addio!« ruft sie mir zu und entschwindet. —

»Warum hast Du keine Flügel . . . *Addio*!« . . . Und da ruft es von allen Seiten: *Addio*; jedes Sandkorn ruft und zischt mir: *Addio* . . . zu. Wie ein unerträglich schneidender Triller fährt mir dies — i — in das Ohr . . . ich versuche, dasselbe wie eine Mücke wegzuwedeln, — ich suche meine Schöne mit den Augen . . . aber bereits ist sie zu einem Wölkchen geworden und steigt ruhig zur Sonne empor; die Sonne bebt, regt sich, lacht, streckt ihr lange, goldene Fäden entgegen, und da haben diese Fäden sie bereits umstrickt und sie schmilzt in denselben zusammen, ich aber rufe aus vollem Halse, wie wahnsinnig: »das ist nicht die Sonne, das ist nicht die Sonne, das ist eine italienische Spinne; wer hat ihr einen Paß nach Rußland gegeben? ich werde, sie anzeigen; ich habe gesehen, wie sie in fremden Gärten Apfelsinen gestohlen hat« . . . Dann wieder, träumte mir, ich gehe auf einem schmalen Bergpfade . . . Ich habe Eile, müsse bald irgendwohin kommen, es warte meiner irgend ein unerhörtes Glück; plötzlich erhebt sich ein ungeheurer Fels vor mir. Ich suche einen Durchgang,

gehe rechts, gehe links — kein Durchgang zu finden! Und da ruft auf einmal hinter dem Felsen eine Stimme: *passe, passe quei' colli* . . . Sie ruft mir, jene Stimme, sie wiederholt ihren traurigen Zuruf. In meiner Seelenangst werfe ich mich hierin und dorthin, spähe nach irgend einer kleinen Spalte . . . ach, eine steile Wand, überall Granit . . . *passa quei' colli*, wiederholt wehmüthig die Stimme. Das Herz will mir brechen, ich werfe mich mit der Brust an den platten Stein, kratze an ihm in meinem Wahnsinn mit den Nägeln . . . Ein finsterer Gang thut sich plötzlich vor mir auf . . . Zitternd vor Freude stürze ich auf ihn los . . . »Nichts da!l« ruft mir Jemand zu: — »Du kannst nicht hierdurch!« . . . Sieh da! Lukjanitsch steht vor mir, droht mir und macht Zeichen mit den Händen . . . Ich greife ungeduldig in die Taschen: will ihm Geld geben; in den Taschen ist aber nichts . . . »Lukjanitsch,« — sage ich zu ihm: — »Lukjanitsch, laß mich durch, ich werde Dich später belohnen.« — »Sie sind im Irrthum, Sennor,« giebt mir Lukjanitsch zur Antwort, und sein Gesicht bekommt einen sonderbaren Ausdruck: — »ich bin kein russischer Hausdiener: erkennen Sie in mir Don Quijote von La Mancha, den berühmten fahrenden Ritter; mein ganzes Leben hindurch habe ich meine Dulcinea gesucht — ohne sie aufzufinden, und darf es nicht zulassen, daß Sie die Ihrige finden« . . . *passa quei' colli* . . . ruft wieder, beinahe schluchzend, die Stimme. — Platz da, Sennor!« — rufe ich wüthend und will schon vorwärts . . . da trifft mich die lange Lanze des Ritters gerade in's Herz . . . ich stütze wie todt hin, bleibe auf dem Rücken liegen . . . kann mich nicht rühren . . . und da sehe ich — kommt sie gegangen, mit einer Lampe in der Hand, hält dieselbe malerisch über den Kopf erhoben, sieht in der Dunkelheit um sich, tritt sachte an mich heran und beugt sich über mich hin . . . »Dies also ist er, der Schwächling!« sagt sie, mit verächtlichem Lächeln. — »Dieser da wollte also wissen, wer ich sei,« und das heiße Oel tropfte von ihrer Lampe gerade auf mein wundes Herz . . . Psyche! rufe ich mit Anstrengung aus und erwache . . .

Die ganze Nacht schlief ich schlecht und war schon vor Sonnenaufgang aus den Beinen. Nachdem ich mich eilig angekleidet und mein Gewehr umgeworfen hatte, schritt ich gerades Weges auf das Gutsgebäude zu. Meine Ungeduld war so groß, daß ich beim Beginne der Morgenröthe bereits an dem bekannten Thore anlangte. Um mich herum zwitscherten Lerchen und aus den Birken schrieen

Dohlen; im Hause jedoch lag noch Alles in tiefem Morgenschlaf versunken. Sogar der Hund schnarchte hinter dem Zaune. In unruhiger Erwartung, die sich fast bis zur Erbitterung steigerte, ging ich auf dem thaugetränkten Rasen auf und ab und sah ohne Unterlaß nach dem kleinen unansehnlichen Häuschen hin, das in seinen Wänden jenes räthselhafte Wesen barg . . . Auf einmal knarrte leise das Pförtchen, es ward aufgemacht und aus der Schwelle zeigte sich Lukjanitsch, in einer Art von Halbrock aus gestreiftem Zeuge. Sein langgezogenes Gesicht mit dem wirren, ungekämmten Haar schien mir noch mürrischer als jemals zuvor. Nicht ohne Verwunderung sah er mich an, und wollte bereits das Pförtchen schließen . . .

— Mein Lieber, mein Lieber! rief ich hastig.

— Was wünschen Sie zu so früher Stunde? erwiederte er langsam und hohl.

— Sage, ich bitte Dich, es heißt, eure Gebieterin sei angekommen? Lukjanitsch schwieg.

— Sie ist angekommen.

— Allein?

— Mit ihrer Schwester.

— Waren gestern Gäste bei ihnen?

— Es waren keine da.

Und er zog das Pförtchen an sich.

— Watte, warte, mein Lieber . . . Thue mir den Gefallen . . .

Lukjanitsch hüstelte und schüttelte sich vor Kälte.

— Was wünschen Sie denn aber?

— Sage, ich bitte Dich, wie alt ist Deine Herrin? Lukjanitsch betrachtete mich mißtrauisch.

— Wie alt sie ist? Ich weiß nicht.

Ueber die Vierzig wird sie wohl sein.

— Ueber die Vierzig! Nun und die Schwester, wie alt mag die sein?

— Die ist wohl nahe an die Vierzig.

— Ist’s möglich! Ist sie hübsch von Gesicht?

— Wer, die Schwester?

— Ja, die Schwester.

Lukjanitsch machte eine Grimasse.

— Ich weiß nicht, wie sie Anderen vorkommen mag. Meines Erachtens ist sie nicht schön.

— Wie meinst Du das?

— So, ziemlich unansehnlich. Ein wenig vertrocknet.

— So, so! und außer ihnen ist Niemand weiter zu Euch gekommen?

— Niemand. Wer sollte noch herkommen?

— Das kann aber nicht sein! . . . Ich . . .

— He, lieber Herr! wir werden aus diese Weise noch lange nicht fertig werden, erwiederte grämlich der Alte. — Aber diese Kälte! Machen unsere Empfehlung.

— Warte doch, Warte doch . . . da nimm . . . Und ich reichte ihm einen Fünfundzwanziger hin, den ich für ihn bereit gehalten hatte, meine Hand stieß aber an das rasch zugeworfene Pförtchen. Das Silberstück fiel zu Boden, rollte hin und blieb mir zu Füßen liegen.

»Ach Du alter Schelm,« — dachte ich: — »Du Don Quisote von La Mancha! man hat Dir befohlen, den Mund zu halten . . . Warte nur, mich sollst Du nicht hinter das Licht führen« . . .

Und ich gab mir das Wort, was es auch kosten möge, Alles herauszubringen Eine halbe Stunde wohl ging, ich auf und ab, ohne zu wissen, welchen Entschluß ich fassen sollte. Endlich beschloß ich, zuerst im Dorfe Nachforschungen anzustellen, wer denn auf dem Landsitz angekommen sei, und wem er gehöre, dann aber nochmals zurückzukommen und nicht abzulassen, bis die Sache in's Klare gebracht sein würde. — »Es wird ja doch wohl die Unbekannte ein Mal das Haus verlassen und mir bei Tage als lebendes Wesen und nicht wie ein Gespenst zu Gesichte kommen,« sagte ich zu mir selbst. Bis zum Dorfe mochte es eine Werst sein; leichten und rüstigen Schrittes machte ich mich sogleich dahin auf, eine eigenthümliche Kühnheit und Unternehmungslust war über mich gekommen; die stärkende Kühle des Morgens wirkte aufreizend auf mich, nach der unruhig verbrachten Nacht. — Im Dorfe erfuhr ich von zwei Bauern, die an ihre Feldarbeit gingen, Alles, was ich von ihnen erfahren konnte, nämlich, daß jener Landsitz mit dem Dorfe zusammen, in welchem ich mich befand, den Namen Michailowskoje führte, daß er das Besitzthum einer Majorswittwe, Anna Feodorowna Schlikow sei, die eine Schwester habe, ein unverheirathetes Fräulein, Pelageia Feodorowna Badajew, daß beide nicht mehr jung, und reich seien, fast

gar nicht in ihrem Hause lebten, sondern fortwährend auswärts, außer zweien Mägden und einem Koche Niemand bei sich hätten und daß Anna Feodorowna vor Kurzem allein mit ihrer Schwester aus Moskau zurückgekehrt sei . . . Diese letzte Aussage machte mir viel zu schaffen; es stand doch nicht zu vermuthen, daß auch jenem Bauer anbefohlen war, hinsichtlich meiner Unbekannten reinen Mund zu halten. Daß demnach Anna Feodorowna Schlikow, die fünfundvierzigjährige Wittwe, und jenes junge, reizende Weib, das ich gestern sah, eine und dieselbe Person seien — dies anzunehmen, war rein unmöglich. Pelageia Feodorowna aber zeichnete sich, der Beschreibung nach, auch nicht durch Schönheit aus, und außerdem mußte ich schon bei dem bloßen Gedanken, daß jenes Weib, welches ich in Sorrento erblickte, Pelageia und noch dazu Badajew heißen sollte, die Achseln zucken und höhnisch auslachen. Und dennoch, dachte ich, habe ich sie gestern gesehen, in jenem Hause . . . habe sie mit meinen eigenen leibhaftigen Augen gesehen. Verstimmt, erbittert, doch noch erpichter geworden auf die Erreichung meines Zieles, wollte ich im ersten Augenblick sogleich zu dem Landsitze zurückkehren . . . ich sah jedoch auf die Uhr: es war noch nicht sechs. Ich beschloß zu warten. Auf dem Landsitze schlief vermuthlich noch Alles . . . und schon so früh bei dem Hause herumzustreifen, das hieße ja unnützerweise Verdacht erregen; zudem lagen ja soviel Gebüsche vor mir und hinter denselben wurde ein Espenwald sichtbar . . . Ich muß mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, ungeachtet der mich quälenden Gedanken, die edle Lust zum Waidwerk in mir noch nicht gänzlich erloschen war; »möglicherweise — dachte ich — kommt mir eine Kette Hühner in den Schuß, — und die Zeit wird unbemerkt vergehen.« Ich trat in die Gebüsche. Doch, die Wahrheit zu sagen, streifte ich sehr nachlässig und keineswegs den Jagdregeln gemäß umher: ich behielt nicht immer meinen Hund im Auge, machte bei dichten Gebüschen kein Geräusch, damit vielleicht ein rothkämmiger Birkhahn mit Lärm und Flügelschlag herausfliege, und blickte beständig auf die Uhr, was auf der Jagd durchaus unzulässig ist. Endlich zeigte sie auf neun. »Es ist Zeit!" rief ich laut aus und wollte eben nach dem Landsitze umlenken, als plötzlich in der That ein ungeheurer Birkhahn sich aus dem dichten Grase, zwei Schritte vor mir, erhob; ich drückte auf den herrlichen Vogel ab und traf ihn unter dem Flügelbein; fast fluglahm, raffte er sich doch zusammen

und zog mit kurzem Flügelschlag, sich überwerfend, dem Walde zu, versuchte es über die ersten, jüngeren Espen am Waldsaume wegzukommen, verlor aber die Kraft und stürzte kopfüber in's Dickicht. Eine solche Beute liegen zu lassen, wäre ganz unverzeihlich gewesen; behende lief ich dem Vogel nach, trat in den Wald, gab meiner Diana ein Zeichen, und vernahm einige Minuten daraus ein wehrloses Gluchzen und Flügelschlagen, es war der arme Birkhahn, der sich unter den Tatzen des Hundes herumschlug. Ich hob ihn auf, schob ihn in die Jagdtasche, blickte mich um — und blieb wie an den Boden gewurzelt stehen . . .

Der Wald, den ich betreten hatte, war sehr dicht und wild, so daß ich mit Mühe die Stelle erreichte, wo der Vogel gefallen war; doch nicht weit von mir schlängelte sich ein Waldfahrweg hin und auf demselben kamen im Schritt und neben einander . . . meine Schöne und jener Mann geritten, der am Abende zuvor mich überholt hatte; ich erkannte ihn an dem Schnurrbarte. Sie ritten langsam, und hielten einander schweigend an der Hand; ihre Pferde kamen kaum von der Stelle, schwankten träge von einer Seite aus die andere und streckten malerisch ihre langen Hälse vor. Nachdem ich mich von meinem ersten Schrecken erholt hatte . . . ja, es war wirklich ein Schrecken: einen anderen Namen wüßte ich dem Gefühle nicht zu geben, das sich meiner plötzlich bemächtigt hatte . . . bohrte ich meine Blicke in sie hinein. Wie war sie schön! wie reizend wogte mir, inmitten des smaragdenen Grüns, ihre schlanke Gestalt entgegen! Leichte Schatten, zarte Streiflichter glitten sanft über sie hin — über ihren langen grauen Anzug, über den feinen, etwas vorgebeugten Nacken, über das hellrosige Gesicht und das glänzend schwarze Haar, das üppig unter dem niedrigen Hüte hervorwallte. Wie aber gebe ich jenen Ausdruck vollkommener, leidenschaftlicher, bis zum Verstummen leidenschaftlicher Glückseligkeit wieder, der aus ihren Zügen athmete! Ihr Kopf schien wie gebeugt von der Last derselben; goldene, feuchte Blitzfünkchen sprüheten aus ihren dunkelen, von den Wimpern halb verdeckten Augen; sie *sahen* nichts, diese glücklichen Augen; und leise gesenkt, ruhten regungslos die feinen Brauen. Ein unschuldiges, kindliches Lächeln — ein Lächeln tiefster Freude schwebte um ihre Lippen; es war, als ob Uebermaß von Glück sie ermattet, sie gleichsam etwas gebrochen hätte, wie eine entfaltete Blume zuweilen ihren eigenen Stengel knickt; beide Hände ruheten

kraftlos: die Eine — in der Hand des Mannes, der neben ihr ritt, die andere auf dem Bügel des Pferdes. Ich hatte Zeit gehabt, mir ihre Züge einzuprägen — aber auch die ihres Begleiters. . . Er war ein schöner, stattlicher Mann mit nicht russischem Gesichte. Er blickte sie kühn und heiter an und schwelgte, soviel ich bemerken konnte, nicht ohne geheimem Stolz in ihrem Anblick.Er schwelgte, dieser Bösewicht, in ihrem Anblicke, und war sehr mit sich selbst zufrieden, nicht gerührt genug, nicht weich genug gestimmt, ja, nicht weich genug . . . Und in der That, welcher Mensch verdient wohl eine solche Zuneigung, welche Seele wäre wohl werth, einer anderen Seele ein solches Glück zu bereiten . . . Ich muß es gestehen, ich ward neidisch aus ihn! . . . Das Paar war unterdessen bis zu mir herangekommen . . . mein Hund warf sich plötzlich auf den Weg und sing zu bellen an . . . Die Unbekannte fuhr zusammen, blickte sich rasch um und, meiner ansichtig geworden, gab sie ihrem Pferde einen Schlag mit der Gerte auf den Hals. Schnaubend bäumte sich das Thier, streckte beide Beine zugleich vor und flog im Galopp dahin . . . Der Mann gab seinem Rappen sogleich die Sporen und als ich einige Minuten darauf, auf dem Wege, den Saum des Waldes erreicht hatte, sah ich Beide in blauer Ferne, malerisch und gleichmäßig in ihren Sätteln gewiegt, über's Feld hinfliegen. . . sie ritten nicht in der Richtung zum Landsitze.

Ich stand und schauete . . . Noch ein Mal sah ich sie am dunkelen Horizonte, hell von der Sonne beleuchtet und bald darauf waren sie hinter einem Hügel verschwunden. Ich stand und stand, kehrte daraus langsamen Schrittes in den Wald zurück und setzte mich, die Augen mit den Händen bedeckend, am Wege hin. — Ich habe die Beobachtung gemacht, daß, nach Begegnungen mit unbekannten Personen, wir die Augen bloß zu schließen brauchen, um die Gesichtszüge jener Personen uns zu vergegenwärtigen; es kann ein Jeder die Wahrheit des Gesagten auf der Gasse erproben. Je bekannter die Gesichter, um so schwieriger wird's, sie hervorzurufen und um so undeutlicher zeigt sich ihr Bild; wir haben sie im Gedächtniß, sehen sie jedoch nicht . . . das eigene Bild läßt steh nun vollends nicht herstellen . . . Der geringste, einzelne Zug ist uns gegenwärtig, das Bild des Ganzen läßt sich aber nicht zusammenbringen. Daher hatte ich mich denn hingesetzt und die Augen geschlossen — und sogleich bekam ich ein Bild von der Unbekannten, ihrem Begleiter, den

Pferden der Beiden, von Allem . . . besonders scharf und deutlich erstand vor mir das lächelnde Gesicht des Mannes. Ich wollte es mir einprägen . . . es vermischte sich und verwamm wie in einem dunkelrothen Nebel, und nach ihm schwand auch ihr Bild bin, verlor sich und wollte sich nicht mehr hervorrufen lassen. — Ich richtete mich auf. »Was thut es!« — dachte ich — ich habe sie wenigstens gesehen, habe Beide deutlich gesehen . . . Mir bleibt nur, ihre Namen zu erfahren.« Ihre Namen zu erfahren! welch' eine unschickliche, kleinliche Neugier! Nein, ich schwöre es, es war nicht Neugier, die in mir erwachte: mir schien es in der That ganz unmöglich, nicht endlich herauszubringen, wer sie denn seien, nachdem der Zufall mich auf so auffallende und hartnäckige Weise mit ihnen zusammengeführt hatte. Ich empfand indessen nicht mehr das frühere ungeduldige Staunen: eine andere noch undeutliche, peinliche Empfindung, deren ich mich einigermaßen schämte, hatte es ersetzt . . . Ich empfand Neid . . .

Ich beeilte mich nicht, den Landsitz zu erreichen. Es war mir doch zuwider, die Wahrheit zu gestehen, fremde Geheimnisse ergründen zu wollen. Und dann hatte die, wenn auch unerwartete, ja sonderbare Erscheinung des liebenden Paares, bei Tage, beim Sonnenlichte, mich, wenn auch nicht ruhiger gestimmt, so doch abgekühlt. Ich erblickte nichts Uebernatürliches, Wunderbares mehr in diesem ganzen Vorfalle . . . Nichts, was einem Traume gleich gekommen wäre . . . Mit größerer Aufmerksamkeit als vorher nahm ich meine Jagd wieder auf; kam aber nicht in die wahre Leidenschaft hinein. Ich stieß auf eine Kette, die mir anderthalb Stunden Aufenthalt verursachte . . . Die jungen Birkhühner wollten auf mein Pfeifen lange nicht erwiedern, — vermuthlich wohl, weil ich nicht »objectiv« genug pfiff. — Die Sonne stand bereits sehr hoch (die Uhr zeigte zwölf), als ich meine Schritte nach dem Landgute lenkte. Ich ging ohne mich zu beeilen. Endlich zeigte sich vom Hügel aus das niedrige Häuschen . . . mein Herz begann von Neuem zu pochen. Ich war näher gekommen . . . und wurde, nicht ohne geheime Freude, Lukjanitsch gewahr. Er faß, wie immer, unbeweglich aus dem Bänkchen am Nebenhäuschen. Das Thor war geschlossen . . . und die Fensterladen auch.

— Guten Tag, Alter! rief ich ihm schon von Weitem zu. — Du wärmst Dich wohl an der Sonne.

Lukjanitsch wandte mir sein abgefallenes Gesicht zu und lüftete schweigend die Mütze.

Ich trat zu ihm heran.

— Guten Tag, Alterchen! guten Tag, wiederholte ich, um ihn freundlich zu stimmen. — Was, — setzte ich hinzu, als ich unverhofft meinen neuen Fünfundzwanziger aus der Erde liegen sah: — hast Du den nicht bemerkt? Wie?

Und ich wies dabei aus das runde Silberstück, das zur Hälfte aus dem kurzen Grase hervorragte.

— Habe ihn gesehen.

— Warum hast Du ihn denn nicht aufgehoben?

— Je nun: das ist ja nicht mein Geld, darum habe ich es nicht aufgehoben.

— Ach Du! sagte ich nicht ohne Verwirrung, hob das Geldstück auf und hielt es ihm abermals hin: — nimm, nimm, trinke Thee dafür.

— Wir danken recht sehr, erwiederte mir Lukjanitsch mit ruhigem Lächeln. — Wir brauchen es nicht; kommen auch ohne dies aus. — Danken sehr.

— Mit Vergnügen bin ich bereit, Dir noch mehr zu geben! erwiederte ich.

— Wozu denn? bemühen Sie sich nicht — wir danken sehr für das Wohlwollen; wir haben genug an unserem Stück Brod. Und auch das wird vielleicht nicht einmal verzehrt werden — nicht alle Stunden sind einander gleich.

Und er erhob sich und streckte die Hand nach dem Pförtchen aus.

— Warte, warte doch, Alterchen! sagte ich fast in Verzweiflung: — Du bist aber heute nicht sehr gesprächig . . .

Sage mir wenigstens, ist Deine Herrin wohl schon aufgestanden?

— Ja, sie sind ausgestanden!

— Und . . . ist sie zu Hause?.

— Nein, sie sind nicht zu Hause.

— Sie ist wohl auf Besuch gefahren? wie?

— Nein: sie sind nach Moskau gereist.

— Wie nach Moskau! Sie war ja aber doch heute morgen hier.

— Ja, sie waren hier.

— Und hat die Nacht hier zugebracht?

— Haben die Nacht hier zugebracht.

— Und sie war vor Kurzem erst angekommen?

— Ja, vor Kurzem.

— Wie ist denn aber das zu verstehen, mein Lieber?

— Ganz einfach, vor einer Stunde sind sie nach Moskau zurückgereist.

— Nach Moskau?

Ganz verblüfft blickte ich Lukjanitsch an: das hatte ich in der That nicht erwartet . . .

Und auch Lukjanitsch schaute mich an . . . Ein greisenhaftes, schlaues Lächeln hatte seine verschrumpften Lippen zusammengezogen und in seinen schwermüthigen Augen einen kaum bemerkbaren Ausdruck gefunden.

— Und sie ist mit ihrer Schwester davon gereist? brachte ich endlich hervor.

— Mit ihrer Schwester.

— Es ist folglich jetzt Niemand im Hause?

— Niemand.

Dieser Alte betrügt mich — dachte ich. — Nicht ohne Grund lächelt er so schlau. — Höre, Lukjanitsch sagte ich laut: — willst Du mir einen Gefallen erweisen?. . .

— Was begehren Sie? sagte er langsam und augenscheinlich durch mein Fragen gelangweilt.

— Im Hause, sagst Du, ist Niemand; kannst Du es mich sehen lassen? Ich würde Dir sehr dankbar sein.

— Das heißt, Sie möchten sich die Zimmer ansehen?

— Nun ja, die Zimmer.

Lukjanitsch schwieg einen Augenblick.

— Gut, sagte er endlich. — Kommen Sie . . .

Und sich bückend, trat er über die Schwelle des Pförtchens. Ich folgte ihm aus dem Fuße. Nachdem wir einen kleinen Hof überschritten hatten, stiegen wir die schwankenden Stufen der Eingangstreppe hinan. Der Alte stieß die Thür auf; es war kein Schloß an derselben: eine Schnur mit einem Knoten hing zum Schlüsselloch heraus . . . Wir traten in das Haus. Es bestand aus fünf bis sechs niedrigen Zimmern, und so viel ich beim matten Lichte, das spärlich

durch die Spalten der Fensterladen hineinfiel, unterscheiden konnte, war das Ameublement sehr einfach und hinfällig. In einem der Zimmer, namentlich in dem, welches in den Garten führte, stand ein kleines, altes Clavier . . . ich hob die schadhafte Klappe zurück und schlug die Tasten an: ein schläfriger, heiserer Ton ließ sich hören und verklang matt, wie eine Klage über meine Dreistigkeit. An Nichts ließ sich erkennen, daß aus diesem Hause vor Kurzem Menschen ausgezogen waren, die Luft in demselben war dumpf und moderhaft — keine Luft für Lebende; nur ein hie und da liegen gebliebenes Stück Papier bezeugte durch seine weiße Farbe, daß es unlängst hierher gekommen war. Ein solches Papierstück hob ich auf; es erwies sich als das Bruchstück eines Briefes; aus der einen Seite waren von fester, weiblicher Hand die Worte »*setaire*« hingeworfen, auf der andern konnte ich das Wort: »*bouheur*« . . . entziffern. Auf einem runden Tischchen neben dem Fenster stand in einem Glase ein Strauß halb verwelkter Blumen und ein zerknittertes grünes Bändchen lag daneben . . . ich nahm dies Bändchen als Andenken mit. — Lukjanitsch öffnete eine enge, mit Tapeten beklebte Thür . . .

— Das, sagte er, die Hand vorstreckend: — das hier ist das Schlafzimmer, und dahinter das Zimmer für die Kammermädchen, mehr Zimmer giebt es hier nicht . . . Wir gingen durch den Corridor zurück. — Was für ein Zimmer ist das? fragte ich, auf eine breite, weiße Thür mit einem Vorhängeschloß deutend.

— Das? erwiederte mir Lukjanitsch mit hohler Stimme, — das ist bloß so.

— Wie — bloß so?

— Nun, so . . . eine Rumpelkammer . . . Und er wollte schon weiter in das Vorzimmer . . .

— Eine Rumpelkammer? Könnte ich sie nicht sehen?

— Was liegt Ihnen denn daran, Herr! erwiederte mißmuthig Lukjanitsch. — Was wollen Sie da sehen? Kasten, altes Geschirr . . . eine Rumpelkammer und weiter Nichts.

— Zeigt sie mir immerhin, Alterchen, ich bitte Dich, sagte ich, obgleich ich mich innerlich meiner unschicklichen Zudringlichkeit schämte. — Siehst du wohl, ich möchte. . . ich beabsichtige bei mir, auf meinem Gute, eben solch ein Haus . . .

Mir wurde es doch zuviel: ich vermochte nicht, meine begonnene Rede zu Ende zu bringen.

Lukjanitsch stand, das greife Haupt auf die Brust gesenkt und blickte mich ganz sonderbar unter den buschigen Brauen an.

— Laß mich's sehen, bat ich.

— Nun, meinetwegen, erwiederte er zuletzt, langte einen Schlüssel hervor und schloß unzufrieden die Thür auf.

Ich warf einen Blick in die Kammer. Es war wirklich nichts Bemerkenswerihes in derselben. An den Wänden hingen alte Portraits mit finsteren, fast schwarzen Gesichtern und boshaften Augen. Auf dem Boden lag allerlei Kram umher.

— Nun, sind Sie zufrieden? fragte mich mürrisch Lukjanitsch.

— Ja, ich danke Dir! gab ich ihm eilig zur Antwort.

Er warf die Thür zu. Ich ging in das Vorzimmer hinaus und ans demselben in den Hof.

Lukjanitsch geleitete mich, brummte ein: »halten zu Gnaden« und zog sich in sein Nebenhäuschen zurück.

— Wer war denn die Dame, die Ihr gestern zu Gaste hattet? rief ich ihm nach: — sie ist mir heute im Walde begegnet!

Ich hatte gehofft, ihn durch meine plötzliche Frage stutzig zu machen und eine unüberlegte Antwort hervorzulocken. Der Alte jedoch lachte bloß dumpf und schlug im Fortgehen die Thür hinter sich zu.

Ich kehrte nach Glinnoje zurück. Mir war wie einem beschämten Buben zu Muthe.

»Nein — sagte ich zu mir selbst — allem Anscheine nach werde ich nicht hinter dies Räthsel kommen. Nun, es mag sein! ich will nicht weiter daran denken.«

Eine Stunde darauf fuhr ich auch schon nach Hause in gereizter und ärgerlicher Stimmung.

Es verging eine Woche. Wie sehr ich auch bemüht gewesen war, jede Erinnerung an die Unbekannte, ihren Begleiter und meine Begegnungen mit ihnen mir aus dem Sinn zu schlagen, — sie kam immer und immer wieder und drängte sich mir mit der belästigenden Zudringlichkeit einer Nachmittagefliege auf . . . Auch Lukjanitsch mit seinen geheimnißvollen Mienen, seiner zurückgehaltenen Sprache und seinem traurig-kalten Lächeln kam mir unaufhörlich in den Sinn.

Und das Haus sogar, wenn ich an dasselbe dachte, jenes Haus, es schien mich durch seine halbgeschlossenen Laden tückisch anzustieren, als wollte es mich foppen und zu mir sagen: und Du wirst dennoch Nichts erfahren! Ich hielt es zuletzt nicht mehr aus; eines schönen Morgens fuhr ich nach Glinnoje und von da begab ich mich zu Fuße . . . wohin? — der Leser wird es ohne Mühe errathen.

Ich muß gestehen, als ich mich dem geheininißvollen Landgute näherte, empfand ich eine ziemlich heilige Aufregung. Am Aeußern des Hauses war keine Veränderung vorgegangen: dieselben geschlossenen Fenster, dasselbe betrübte und verwaiste Aussehen; nur auf der Bank vor dem Nebenhäuschen saß an Stelle Lukjanitsch's ein junger Bursche von etwa zwanzig Jahren, in langem Kaftan aus Nankin und rothem Hemde. Seinen krausen Kopf auf die flache Hand gestützt, saß er da und schlummerte; von Zeit zu Zeit verlor er das Gleichgewicht und fuhr dann zusammen.

— Guten Tag, mein Lieber! sagte ich laut.

Er sprang sogleich auf und riß erstaunt die Augen auf.

— Guten Tag, mein Lieber! wiederholte ich: — wo ist der Alte? — Was für ein Alter? fragte der Bursche langsam.

— Lukjanitsch.

— Ah, Lukjanitsch! — Er sah nach der Seite hin. — Sie brauchen Lukjanitsch?

— Ja, Lukjanitsch. Ist er zu Hause?

— N. . . nein, sagte der Bursche gedehnt: — er ist . . . wie soll ich Ihnen das . . . sagen . . .

— Krank vielleicht?

— Nein.

— Was ist denn mit ihm?

— Ja, er ist nicht mehr.

— Wie, nicht mehr?

— So. Es hat sich mit ihm . . . ein Vorfall ereignet.

— Gestorben? fragte ich mit Erstaunen.

— Er hat sich erhenkt, brachte der Bursche halblaut hervor.

— Erhenkt! rief ich erschrocken und schlug die Hände zusammen.

— Erhenkt.

Wir blickten einander schweigend an.

— Ist es schon lange her? fragte ich endlich.

— Ja, heute sind es fünf Tage. Gestern hat man ihn begraben.

— Warum aber hat er sich erhenkt?

— Weiß Gott. Er war ein Freigelassener, stand in Lohn, litt an Nichts Noth, die Herrschaft liebte ihn wie einen der Ihren. Unsere Herrschaft, Sie müssen wissen — Gott schenke ihr Gesundheit! Nein, es geht Einem der Verstand aus, was ihn da angewandelt hat. Gewiss hat ihn der Böse verleitet.

— Wie hat er es denn angefangen?

— Nun, ganz einfach, er hat sich erhenkt.

— Und hat man vorher Nichts an ihm bemerkt?

— Wie soll ich Ihnen das sagen . . . Etwas Besonderes, daß er vielleicht . . . durchaus Nichts. Er war immer schweigend und nachdenkend. Zu Zeiten klagte er, und sagte, ihm wäre, so sagte er, traurig zu Muthe. Nun, er war auch schon alt. In der letzten Zeiten fing er wirklich an, über Etwas zu grübeln. So kommt er z. B. zu uns in's Dorf; ich bin nämlich sein Neffe. »Nun, Bruder Waßja, sagt er — komm doch, Bruder, für die Nacht zu mir!« — Warum denn, Onkelchen? »So, ich habe Furcht allein; mir ist traurig zu Muthe.« Nun und ich gehe zu ihm. Zuweilen kam er auf den Hof heraus, sieht das Haus an, schüttelt und schüttelt den Kopf und seufzt . . . Vor jener selbigen Nacht, als er, will ich sagen, sein Leben beschließen sollte, kam er auch zu uns und rief mich. Nun, ich ging zu ihm. Und so gingen wir denn zu ihm, in sein Nebenhäuschen und er setzte sich ein Weilchen auf die Bank, stand wieder auf und ging hinaus. Ich wartete lange, er kam aber nicht, ich ging nun selbst hinaus in den Hof und rief: »Onkelchen! heda, Onkel!« Der Onkel antwortet aber nicht. Ich denke, wohin ist er denn wohl gegangen, vielleicht in das herrschaftliche Haus? ich ging also hin. Es fing schon an dunkel zu werden. So komme ich denn bei der Rumpelkammer vorbei und höre, es kratzt da Etwas hinter der Thür; ich mache also die Thür auf und da sehe ich denn: er sitzt dort beim Fenster hingehockt. »Was machen Sie denn da, Onkelchen,« sagte ich zu ihm. Wie er sich da umgedreht und mich angeschrieen hat, und seine Augen so rasch herumrollten und blitzten wie bei einem Kater! »Was willst Du? siehst Du denn nicht, daß ich mir — den Bart schere?« Und seine Stimme war so heiser. Die Haare standen mir plötzlich zu Berge und mir wurde, ich

weiß selbst nicht warum, so grausig . . . vermuthlich waren da schon die Teufel um ihn herum. »Im Finstern wollen Sie . . . den Bart scheren . . .«, sagte ich und mir schlotterten die Kniee. — »Es ist schon gut,« sagte er, »geh nur.« Ich ging also und er ging auch aus der Kammer heraus und verschloß die Thür mit dem Schlosse. So kamen wir denn wieder in‘s Nebenhäuschen und ich verlor sogleich alle Angst. »Was hast Du denn, Onkelchen, sagte ich, in der Kammer gemacht?« Wie ist er da unruhig geworden! — »Schweig davon, sagt er, schweigt " und damit kroch er auf die Ofenbank. »Nun — denke ich bei mir — besser wird’s sein, ich spreche nicht mehr mit ihm: es muß ihm wohl Etwas zugestoßen sein, vielleicht ist er nicht recht wohl.« Und so legte ich mich deun auch auf die Ofenbank. Die Nachtlampe aber brennt in der Ecke. So liege ich denn, wissen Sie, und will schon einschlafen . . . plötzlich höre ich, die Thüre knarrt ganz leise. . . und geht auf . . . so, nur ein Weniges. Der Onkel lag aber mit dem Rücken gegen die Thür und außerdem, werden Sie sich besinnen, hörte er schon lange schlecht. Dies Mal aber springt er plötzlich auf . . . »Wer ruft mich? he? wer? er ist nach mir gekommen, nach mir!« und stürzt ohne Mütze aus den Hof . . . Ich dachte, »was hat er denn?« und bin, die Wahrheit zu sagen, gleich wieder eingeschlafen . . . Am anderen Morgen, wie ich aufwache . . . ist Lukjanitsch nicht da. Ich verließ das Zimmer, rief nach ihm — er war nirgends zu finden. Ich frage den Wächter: »hast Du nicht gesehen, ob der Onkel ausgegangen ist?« »Nein — sagt er — ich habe ihn nicht gesehen.« »Weißt Du, Bruder, — sage ich — er ist verschwunden. . .« »A?« Wie wurde uns Beiden angst! »Komm — sage ich — Fedossejitsch, komm, sage ich, wir wollen nachsehen, ob er nicht in dem Hause ist.« »Komm, Wassili Timofejitsch,« — sagt er und ist selbst kreideweiß geworden. Wir gingen in’s Haus . . . wie ich an der Kammer vorbeikomme, sehe ich, hängt das Schloß aufgemacht an der Klammer, ist stoße an die Thür, die Thür ist von Innen geschlossen . . . Fedossejitsch lief sogleich um das Haus, guckte durch das Fenster. »Wassili Timofejitsch! schreit er — es hängen da Beine, Beine . . .« Ich laufe zum Fenster hin. Die Beine waren Lukjanitsch’s Beine. Er hatte sich mitten an der Decke erhenkt . . . Nun, das Gericht wurde geholt . . . Man nahm ihn aus dem Strick heraus: zwölf Knoten hatte er darin gemacht.

— Nun, und was sagte das Gericht?

— Was sagte das Gericht? Nichts. Man dachte und dachte nach, was für ein Grund wohl gewesen war. Man hat keinen Grund gefunden. So haben sie denn entschieden, daß er nicht bei rechtem Verstande gewesen war. Zudem hatte er in der letzten Zeit oft Kopfschmerz gehabt, immer über seinen Kopf geklagt . . .

Ich unterhielt mich mit dem Burschen wohl noch eine halbe Stunde und ging endlich in äußerster Verwirrung davon. Ich gestehe, ich vermochte nicht ohne geheime, abergläubische Scheu jenes verfallene Haus anzusehen . . . Einen Monat darauf verließ ich die Gegend und allgemach verschwanden aus meinem Gedächtniß alle diese Schrecken und geheimnißvollen Begegnungen.

II.

Drei Jahre waren vergangen. Den größten Theil dieser Zeit hatte ich in Petersburg und im Auslande zugebracht, und obgleich ich auch mein Landgut besucht hatte, so war es doch nur auf einige Tage gewesen, so daß ich nicht ein einziges Mal Gelegenheit gefunden hatte, nach Glinnoje oder nach Michailowskoje zu kommen. Auch meine Schöne sah ich nirgends mehr und ebensowenig jenen Mann. Einmal aber, es war gegen Ende des dritten Jahres, kam ich zufällig mit Frau Schlikow und ihrer Schwester, Pelageia Badajew — jener selben Pelageia, die ich bis dahin für eine erdichtete Person gehalten hatte — in einer Abendgesellschaft in Moskau zusammen. Beide Damen waren bereits nicht mehr jung, sonst aber von ziemlich angenehmem Aeußerns ihre Unterhaltung zeichnete sich durch Klugheit und Feinheit aus: sie waren viel und mit Nutzen gereist; in ihrem Benehmen äußerte sich ungezwungene Heiterkeit. Doch hatte meine Unbekannte mit ihnen durchaus nichts gemein. Ich wurde ihnen vorgestellt. Ich unterhielt mich mit Frau Schlikow, während gerade ein fremder Geologe sich ihrer Schwester bemächtigt hatte, und erklärte ihr, daß ich das Vergnügen hatte, ihr Nachbar im . . . schen Bezirke zu sein.

— Oh! ich besitze dort in der That ein kleines Gut, bemerkte sie, unweit Glinnoje.

— Ja wohl, ja wohl, erwiederte ich: — ich kenne ja Ihr Michailowskoje. Besuchen Sie das Gut?

— Ich? nur selten.

— Waren Sie nicht vor drei Jahren dort?

— Erlauben Sie! mir däucht, ich war dort. Ganz recht, ich bin zu jener Zeit dort gewesen.

— Mit Ihrem Fräulein Schwester oder allein? Sie sah mich an.

— Ja, mit meiner Schwester. Wir blieben eine Woche dort. Bloß in Geschäften. Uebrigens haben wir keine Besuche empfangen.

— Hm . . . Ich glaube, es giebt dort auch nicht viel Nachbarn.

— Nein, nicht viel. Und ich mag dieselben auch nicht.

— Sagen Sie doch, fuhr ich fort: — zu jener Zeit, wenn ich nicht irre, ereignete sich ein Unglück.

Lukjanitsch . . .

Es traten plötzlich Thränen in die Augen der Frau Schlikow.

— Haben Sie ihn gekannt? fragte sie lebhaft. — Ein wahres Unglück! Es war ein so vortrefflicher, guter Alter . . . und denken Sie nur, ganz ohne den geringsten Grund . . .

— Ja gewiß, äußerte ich: — ein großes Unglück.

Die Schwester der Frau Schlikow trat zu uns heran: Vermuthlich war sie der gelehrten Erklärungen des Geologen in Bezug der Uferbildungen der Wolga schon überdrüssig geworden.

— Denke Dir, Pauline, sagte meine Gesellschafterin: — Mr. hat Lukjanitsch gekannt.

— Wirklich? Der arme Alte!

— Ich bin oft in der Nähe von Michailowskoje auf die Jagd gegangen, als Sie dort waren vor drei Jahren, bemerkte ich.

— Ich? erwiederte Pelageia etwas befremdet.

— Nun ja, freilich! fiel ihr hastig die Schwester in's Wort: — erinnerst Du Dich denn nicht?

Und sie blickte ihr dabei starr in die Augen.

— Ach, ja ja . . . richtig! sagte rasch Pelageia.

»Hehe—he! — dachte ich — schwerlich bist Du in Michailowskoje gewesen, meine Beste.«

— Würden Sie uns nicht Etwas vorsingen, Pelageia Feodorowna, fragte unerwartet ein langer junger Mensch mit blondem Hahnenkamm und trübsüßlichem Augenspiel.

— Ich weiß wirklich nicht, erwiederte Fräulein Badajew.

— Sie sind Sängerin? rief ich mit Lebhaftigkeit aus und erhob mich rasch von meinem Sitze: — um des Himmels willen . . . Ach, um des Himmels willen, singen Sie uns Etwas vor.

— Was soll ich Ihnen denn vorsingen?

— Ist Ihnen nicht, — begann ich, mich soviel wie möglich gleichgültig und unbefangen stellend: — ein italienisches Lied bekannt . . . es fängt so an: *passa quei' colli*?

— Ich kenne es, gab Pelageia eben so unbefangen zur Antwort. — Soll ich es Ihnen vorsingen? Wohlan.

Und sie setzte sich an's Clavier. Ich bohrte, wie Hamlet, meine Blicke in Frau Schlikow. Mir däuchte, sie fuhr bei den ersten Tönen

etwas zusammen; blieb aber doch bis zum Ende ruhig sitzen. Das Fräulein Badajew sang nicht übel. Das Lied war zu Ende — es ward gewohntermaßen Beifall geklatscht. Man ersuchte sie, noch Etwas zu singen; doch die Schwestern tauschten miteinander Blicke und einige Minuten darauf fuhren sie davon. Als sie das Zimmer verließen, glaubte ich das Wort: *importun* zu vernehmen.

»Es geschieht dir ganz recht!« dachte ich — und bin, nicht mehr mit ihnen zusammengekommen.

Wiederum verging ein Jahr. Ich hatte mich in Petersburg niedergelassen. Der Winter war im Anzuge; die Maskenbälle hatten begonnen. Eines Abends, als ich gegen elf Uhr ein befreundetes Haus verließ, fühlte ich mich so düster gestimmt, daß ich mich entschloß, die Maskerade im adeligen Club zu besuchen. Ich schleuderte lange an den Säulen und Spiegeln hin, mit jener verdammt anspruchslosen bescheiden-tiefsinnigen Miene, die, ich weiß nicht warum, in solchen Fällen, so viel ich bemerkt habe, sich selbst bei den gesetztesten Leuten zu zeigen pflegt; schlenderte lange umher, dann und wann von flüsternden Domino's in zweifelhaften Spitzen und gebrauchten Handschuhen mich mit irgend einem Scherze losmachend, seltener dieselben selbst anredend; hielt meine Ohren lange dem Schmettern der Hörner und dem Kreischen der Geigen geöffnet; endlich, tüchtig gelangweilt und von Kopfweh befallen, war ich schon im Begriff, nach Hause zu fahren . . . und . . . blieb. Ich war eine Frau in schwarzem Domina, die an einer Säule gelehnt stand, gewahr worden, betrachtete sie, blieb stehen, trat zu ihr heran — und . . . werden mir meine Leser es glauben? . . . ich erkannte in ihr sogleich meine Unbekannte. Woran erkannte ich sie aber? war es an dem Blick, den sie mir unabsichtlich durch die länglichen Höhlungen der Maske zugeworfen hatte, oder an den reizenden Umrissen ihrer Schultern und Arme, oder an der eigenthümlichen weiblichen Majestät ihrer ganzen Gestalt, oder endlich an einer inneren Stimme, die sich in mir plötzlich kundgethan hatte? — ich weiß es nicht zu erklären, genug — ich hatte sie erkannt. Mit Beben im Herzen ging ich einige Male an ihr vorüber. Sie rührte sich nicht; in ihrer Haltung lag etwas so hoffnungslos-kummervolles, daß ich bei ihrem Anblicke unwillkührlich an zwei Strophen einer spanischen Romanze erinnert wurde:

Ich bin ein Bild der Trauer
Gelehnt an eine Mauer.[2]

Ich trat hinter die Säule, an welcher sie lehnte, legte den Kopf hart an ihr Ohr und sagte leise:

— *Passa quei' colli . . .*

Sie erbebte am ganzen Leibe und wandte sich rasch nach mir um. Unsere Augen begegneten einander in solcher Nähe, daß ich bemerken konnte, wie ihre Augensterne sich vor Schreck erweiterten. Die eine Hand halb vorgestreckt, blickte sie mich an.

— Den 6. Mai 184* in Sorrento, um zehn Uhr Abends in der Gasse *della Croce,* sagte ich mit langsamer Stimme, ohne die Augen von ihr zu verwenden: — dann, in Rußland, im . . . schen Gouvernement, im Dorfe Michailowskoje, den 22. Juli 1847 . . .

Ich brachte alles dies französisch vor. Sie bog sich etwas zurück, blickte mich von Kopf bis zu den Füßen erstaunt an und flüsterte mir zu: »*venez*« Sogleich verließ sie den Saal. Ich folgte ihr.

Wir gingen schweigend fort. Es gebricht mir die Kraft, das wiederzugeben, was ich empfand, als ich an ihrer Seite dahinschritt. Ein wonnevoller Traum, der plötzlich zur Wirklichkeit geworden . . . die Statue einer Galathea, die als lebendiges Wesen, vor den Augen eines liebesiechen Pygmalions, von ihrem Fußgestell herabgegestiegen wäre . . . Ich traute meinen Augen nicht, kaum wagte ich Athem zu schöpfen.

Wir gingen durch mehre Zimmer . . . Endlich, in einem derselben hielt sie vor einem kleinen Divan am Fenster still und ließ sich nieder. Ich setzte mich neben sie.

Sie wandte langsam den Kopf zu mir und sah mich aufmerksam an.

— Sie . . . Sie kommen von *ihm*? fragte sie.

Ihre Stimme war schwach und schien ihr versagen zu wollen . . .

Diese Frage machte mich etwas verwirrt.

— Nein . . . ich komme nicht von ihm, erwiederte ich stotternd.

— Sie leimen ihn?

— Ich kenne ihn, gab ich mit geheimnißvollem Ernste zur Antwort. Ich wollte nicht aus meiner Rolle fallen. — Ich kenne ihn. Sie blickte mich zweifelnd an, wollte Etwas sagen, schlug jedoch die Augen nieder.

— Sie haben in Sorrento seiner geharrt. fuhr ich fort: — haben ihn in Michailowskoje gesehen, sind mit ihm ausgeritten . . .

— Wie konnten Sie . . . warf sie ein.

— O ich weiß ja . . . ich weiß Alles . . .

— Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor, fuhr sie fort: — doch nein . . .

— Nein, ich bin Ihnen unbekannt.

— Was aber wollen Sie denn?

— O ich weiß ja, wiederholte ich.

Ich begriff sehr wohl, daß ich den herrlichen Anfang benutzen, ihn weiter ausspinnen müsse, daß meine Wiederholungen »ich weiß, weiß ja schon Alles," abgeschmackt wurden — meine Aufregung war aber so groß, diese unerwartete Begegnung hatte mich dermaßen überrascht, ich hatte den Kopf so vollständig verloren, daß ich durchaus nichts Anderes hervorzubringen vermochte. Dann aber wußte ich auch in der That nichts mehr. Ich fühlte, daß ich albern wurde, fühlte, daß ich aus dem geheimnißvollen, viel wissenden Wesen, als welches ich ihr nothwendig anfangs hatte erscheinen müssen, mich sehr bald in einen grimassirenden Tölpel verwandelte . . . dagegen war aber nichts zu thun.

— Ja, ich weiß Alles, wiederholte ich nochmals.

Sie warf einen Blick auf mich, stand rasch auf und wollte sich entfernen.

Das wäre aber gar zu grausam gewesen. Ich faßte sie bei der Hand.

— Um Gottes willen, begann ich; — setzen Sie sich, hören Sie mich an . . .

Sie überlegte einen Augenblick und setzte sich nieder.

— Ich sagte Ihnen soeben, fuhr ich mit Wärme fort: — ich wisse Alles — das ist nicht wahr! Nichts weiß ich, durchaus nichts; ich weiß weder, wer Sie sind, noch wer er ist, und wenn es mir möglich war, Sie durch das, was ich soeben bei der Säule zu Ihnen sprach, in Erstaunen zu setzen, so müssen Sie es einzig dem Zufalle beimessen, einem sonderbaren, unbegreiflichen, ja ironischen Zufalle, der mich zwei Mal in fast gleicher Weise auf Sie stoßen ließ, und mich zum unwillkührlichen Zeugen Dessen machte, was Sie vielleicht geheim zu halten gewünscht hatten . . .

Und auf der Stelle erzählte ich ihr Alles ohne Umschweife und ohne Etwas zu verheimlichen: meine Begegnung mit ihr in Sorrento, in Rußland, meine fruchtlosen Nachforschungen in Michailowskoje, ja, sogar mein Gespräch in Moskau mit der Schlikow und deren Schwester.

— Jetzt wissen Sie Alles, fuhr ich fort, nachdem ich meinen Bericht beendigt hatte. — Ich will Ihnen nicht beschreiben, welch' einen tiefen, erschütternden Eindruck Sie auf mich hervorgebracht haben: unmöglich ist es, Sie zu sehen und von Ihnen nicht bezaubert zu werden. Andererseits würde es gleichfalls unnütz sein, wenn ich Ihnen erklären wollte, von welcher Art jener Eindruck gewesen ist. Rufen Sie in Ihr Gedächtniß zurück, unter welchen Verhältnissen ich Sie beide Male sah . . . Glauben Sie mir, ich bin nicht geneigt, mich thörichten Erwartungen hinzugeben, doch ziehen Sie auch jene unerklärbare Aufregung in Betracht, die sich heute meiner bemächtigte und vergeben Sie mir, vergeben Sie mir die unschickliche List, zu welcher ich meine Zuflucht zu nehmen mich entschloß, um Ihre Aufmerksamkeit, wenn auch nur für einen Augenblick . . .

Sie hörte meine verworrenen Erklärungen, ohne den Kopf zu erheben, an.

— Was wollen Sie aber von mir? fragte sie zuletzt.

— Ich . . . Ich will nichts . . . Ich bin ohnehin glücklich . . . Ich habe zu große Achtung vor fremden Geheimnissen.

— Wirklich? Mich dünkt indessen, Sie hätten bis jetzt . . . Doch fuhr sie fort — ich will Ihnen keine Vorwürfe machen. Jeder Andere, an Ihrer Stelle, würde es ebenso gemacht haben. Dann hat das Geschick in der That uns so hartnäckig einander zugeführt . . . daß dies Ihnen gewissermaßen ein Anrecht aus meine Offenherzigkeit giebt. Hören Sie: ich bin keine jener sentimentalen Frauen, welche auf den Maskenball gehen, um mit dem Ersten Besten von ihren Leiden zu schwatzen, welche nach mitfühlenden Herzen verlangen . . . Ich begehre keines Menschen Mitgefühl; mein eigenes Herz ist abgestorben und ich bin hierhergekommen, einzig und allein um dasselbe vollends zu begraben.

Sie führte ihr Taschentuch an die Lippen.

— Ich hoffe, fuhr sie mit einiger Ueberwindung fort; — Sie werden meine Worte nicht als hergebrachte Maskenballergüsse betrachten. Sie werden einsehen, daß dergleichen mir fern liegen . . .

Und in der That, es hatte ihre Stimme etwas unheimliches, trotz der einschmeichelnden Weichheit ihrer Laute.

— Ich bin Russin, sagte sie russisch — bis dahin hatte sie sich der französischen Sprache bedient: — ob gleich ich wenig in Rußland gelebt habe . . . Meinen Namen brauchen Sie nicht zu kennen.

Anna Feodorowna ist meine alte Freundin; ich bin wirklich unter dem Namen ihrer Schwester nach Michailowskoje gekommen . . . Ich durfte damals nicht offenkundig mit ihm zusammentreffen . . . Es waren ohnehin Gerüchte in Umlauf . . . Hindernisse stellten sich damals noch entgegen — er war nicht frei . . . Die Hindernisse verschwanden . . . doch Der, dessen Name der meinige hatte werden sollen, Er, in dessen Gesellschaft Sie mich gesehen haben, verließ mich.

Sie machte eine Bewegung mit der Hand und schwieg eine Weile.

— Sie kennen ihn wirklich nicht? er ist Ihnen nicht begegnet?

— Niemals.

— Er hat diese ganze Zeit im Auslande zugebracht. Jetzt ist er übrigens hier . . . Das ist nun meine ganze Geschichte, setzte sie hinzu: — Sie sehen, es ist nichts Geheimnißvolles, nichts Ungewöhnliches darin.

— Und Sorrento? wandte ich schüchtern ein.

— Ich hatte ihn in Sorrento kennen gelernt, erwiederte sie langsam und verfiel in Nachdenken.

Wir schwiegen Beide. Eine Verlegenheit eigener Art hatte sich meiner bemächtigt. Ich saß an ihrer Seite, an der Seite jenes Weibes, deren Bild so oft meinen Träumen vorgeschwebt, mich auf so qualvolle Weise bewegt und aufgeregt hatte, — ich saß an ihrer Seite und fühlte mein Herz kalt und beengt. Ich wußte, daß dieses Zusammentreffen zu nichts führen werde, daß zwischen ihr und mit ein Abgrund liege, und daß, sobald wir uns getrennt haben würden, es für immer sein werde. Mit vorgestrecktem Kopfe, die Hände auf die Kniee gesenkt, saß sie gleichgültig und nachlässig da. Ich kenne sie, diese Nachlässigkeit des unheilbaren Grames, kenne die Gleichgültigkeit des unabänderlichen Unglücks! Haufen von Masken

zogen an uns vorüber: die Töne eines »monotonen und rasenden«[3] Walzers schlugen, bald schwach und wie aus der Ferne, bald in reißenden Ausbrüchen an unser Ohr; schwer und traurig regte die heitere Ballmusik mich auf. »Ist denn auch wirklich dieses Weib dasselbe, — dachte ich, das mir einst in dem vollen Glanze siegreicher Schönheit, am Fenster jenes fernen Landhäuschens erschienen war? . . . Und doch hatte, scheinbar, die Zeit sie nicht berührt. Der untere Theil ihres Gesichtes, den die Spitzen der Maske nicht verhüllten, war fast jugendlich zart; sie verbreitete aber Kälte um sich wie eine Statue. . . Galathea hatte ihr marmornes Fußgestell wieder bestiegen, um es nicht mehr zu verlassen.

Sie fuhr plötzlich auf, warf einen Blick nach dem anderen Zimmer und erhob sich.

— Geben Sie mir den Arm. sagte sie zu mir — kommen Sie, schnell, schnell.

Wir kehrten in den Saal zurück. Sie ging so rasch, daß ich kaum mit ihr gleichen Schritt halten konnte. Bei einer Säule blieb sie stehen.

— Warten wir hier, flüsterte sie mir zu.

— Sie suchen wohl Jemand, warf ich ein . . .

Sie achtete meiner jedoch nicht: ihr starrer Blick bohrte sich in die Menge hinein. Finster und drohend blickten ihre großen schwarzen Augen unter dem schwarzen Sammet der Maske hervor.

Ich wandte den Blick in der Richtung des ihrigen und Alles wurde mir klar. Jn dem Raume, den eine Säulenreihe mit der Wand bildete, wandelte er, jener Mann, der mir an ihrer Seite im Walde begegnet war. Ich erkannte ihn sogleich; er hatte sich fast nicht verändert. Ebenso schön gekrümmt war sein blonder Schnurrbart, in ebenderselben ruhigen und selbstvertrauenden Heiterkeit glänzten seine braunen Augen. Er ging ohne Eile, den feinen Oberkörper etwas nach vorn gebeugt, und erzählte Etwas einer Frau in Domina, die er am Arme führte. Als er zu uns herangekommen war, erhob er plötzlich den Kopf, warf einen Blick zuerst auf mich, dann auf Die, die neben mir stand, und erkannte sie vermuthlich, erkannte ihren Blick, denn es zuckten seine Brauen leicht, — er zog die Augenlider zusammen und ein kaum bemerkbares, aber unausstehlich freches, spöttisches Lächeln bewegte seine Lippen. Er neigte sich zu seiner Gefährtin, flüsterte ihr ein paar Worte in’s Ohr, sie blickte sich rasch

um, ihre blauen Aeuglein streiften über uns Beide hin und leise lächelnd, drohte sie ihm mit ihrem Händchen. Er zuckte leicht die Achseln; sie schmiegte sich coquet an ihn . . .

Ich wandte mich zu meiner Unbekannten. Sie folgte mit den Blicken dem sich entfernenden Paare, riß dann plötzlich ihren Arm aus dem meinigen und stürzte der Thüre zu. Ich wollte ihr nacheilen, sie drehte sich aber um und warf mir einen solchen Blick zu, daß ich stehen blieb und mich tief gegen sie verneigte. Ich begriff, daß es unhöflich und albern gewesen wäre, sie zu verfolgen.

— Sage mir doch, mein Lieber, ich bitte Dich, fragte ich eine Viertelstunde darauf einen meiner Bekannten — einen lebendigen Adreßkalender Petersburg's: — wer ist jener hohe, hübsche Mann mit dem Schnurrbarte?

— Der? . . . das ist ein Ausländer, ein ziemlich räthselhaftes Subjekt, das sich nur selten an unserem Horizonte sehen läßt. Warum fragst Du?

— So! . . .

Ich kehrte nach Hause zurück. Seit dem begegnete meine Unbekannte mir nie mehr: Da mir der Name des Mannes, den sie geliebt hatte, bekannt geworden war; hätte ich wohl endlich herausbringen können, wer sie war, ich wollte dies aber selbst nicht. Ich habe vorhin gesagt, daß diese Frau mir wie ein Traum erschienen war — und wie ein Traum zog sie vorüber und verschwand für immer.

- E n d e -

Anmerkungen

1 Ueberschreite jene Hügel und komm fröhlich heran,
kehre Dich nicht an die große Menge —
komm mit dem heimlichen Gedanken an mich in der Brust —
damit ich Deine Begleiterin
werde während der ganzen Reise.

2 Soy un cuadro de tristeza,
Arrimado a la pared.

3 Ein Vers aus Puschkin’s Onägin.

Mumu.

1852

In Moskau, an einer der abgelegeneren Straßen, in einem grauen Haus mit weißen Säulen und mit vor Alter schiefgewordenem Balkon, lebte, umgeben von ihrem zahlreichen Hausgesinde, eine alte Dame. Sie war Witwe. Ihre Söhne dienten in Petersburg. Die Töchter hatten geheiratet. Vereinsamt, geizig und gelangweilt lebte sie ihr Leben zu Ende, ein Leben, dessen freudloser Mittag längst vorüber und dessen Abend düster war.

Unter ihrer Dienerschaft fiel ein Mann auf durch seine Größe und herkulische Gestalt, Garassim, der Hausknecht. Er war von Geburt an taubstumm. Die Herrin hatte ihn vom Lande mitgenommen, wo er allein, getrennt von seinen Brüdern, ein einsames kleines Häuschen bewohnt hatte. Er galt für einen der ordentlichsten Fronbauern. Mit ungewöhnlicher Körperkraft begabt, arbeitete er für vier. Die Arbeit ging ihm flink von der Hand. Ein Vergnügen war es, ihm zuzusehen, wie er pflügte, die gewaltigen Hände am Werkzeug, so schob er den Pflug vor sich her, – das Pferd ging ohne Anstrengung voraus. – Oder wie er am Tag des Heiligen Peter die Sense schwang, vernichtend, als gälte es, einen jungen Birkenwald niederzumähen. Oder wie er das Getreide drosch mit seinem drei Ellen langen Flegel, unermüdlich und unablässig, im Auf- und Niederspiel seiner festen Muskeln. Das beständige Schweigen gab seiner Arbeit etwas Feierliches. Ein Bauer war er von der besten Art, und wäre sein Gebrechen, die Taubstummheit, nicht gewesen, jedes Mädchen des Dorfes hätte ihn gern geheiratet.

Aber da hatte man nun Garassim nach Moskau gebracht. Man kaufte ihm Stiefel, nähte ihm einen Kaftan für den Sommer und einen Schafspelz für den Winter, drückte ihm in seine großen Hände Schaufel und Besen. So war Garassim Hausknecht geworden.

Anfangs wollte ihm sein neues Leben gar nicht gefallen. Von Kindheit an war er an die Feldarbeit gewöhnt, an das ländliche Dasein. Durch sein Gebrechen von der Gemeinschaft der Menschen ausgeschlossen, war er aufgewachsen, stumm und mächtig, so wie ein Baum aufwächst auf fruchtbarer Erde. In die Stadt verpflanzt, begriff er nicht, was mit ihm geschah, fühlte sich fremd und unbehaglich und staunte, so wie ein junger gesunder Stier staunt, den man von der

Weide nahm, wo das saftige Gras ihm bis an den Bauch stand, ihn forttrieb und in einen Viehwagen der Eisenbahn verlud, wo Dampf und Rauch und Funken um seinen Körper wehen, und den man nun fortschleppt, fährt, mit Gedröhn und Geheul, rasend schnell, Gott weiß wohin!

Die Arbeit, die Garassim in seinem neuen Amt zu leisten hatte, erschien ihm lächerlich leicht. In einer halben Stunde war er mit allem fertig. Dann stand er inmitten des Hofes und blickte mit offenem Munde umher, sah allen Vorübergehenden nach, als hoffte er von ihnen eine Erklärung seiner eignen rätselhaften Lage zu erhalten. Dann wieder plötzlich verkroch er sich in einen Winkel, schleuderte Besen und Schaufel weit von sich, warf sich zu Boden und lag stundenlang, das Gesicht an den Boden gedrückt, unbeweglich, wie ein gefangenes, großes, wildes Tier.

Aber der Mensch gewöhnt sich an alles, und so gewöhnte sich auch Garassim an die Stadt. Zu tun gab's für ihn nicht viel: den Hof rein zu halten, zweimal am Tage eine Tonne Wasser heranzuführen, Holz für Küche und Haus zu besorgen und klein zu machen, im übrigen keine Fremden hereinzulassen und nachts aufzupassen. Diese seine Obliegenheiten erfüllte er gewissenhaft. Auf dem Hof lag nie ein Spänchen oder Federchen umher. Blieb einmal bei Regenwetter das kleine magere Pferd, das seiner Obhut anvertraut war, mit der Wassertonne im aufgeweichten Wege stecken, so genügte ein Druck seiner breiten Schulter, um nicht nur das Gefährt, sondern auch das Pferd vorwärts zu schieben. Wenn er Holz hackte, erklang das Beil in seiner Hand wie Glas, und Scheite und Späne flogen umher. Und seit der Zeit, da er einmal nachts zwei Diebe erwischte und sie mit den Köpfen so gegeneinander stieß, daß ihre Abführung zur Polizei sich erübrigte, – seit dieser Zeit stand er beim ganzen Stadtviertel in hohem Ansehen. Wer ihn zum ersten mal erblickte, erschrak vor dem bedrohlichen Hausknecht. Manch einer der Vorübergehenden rief ihm etwas zu, was er jedoch nicht hörte. Zu dem übrigen Hausgesinde war sein Verhältnis, wenn auch kein freundschaftliches, – denn man fürchtete ihn, – so doch ein vertrauliches. Er behandelte die Leute alle als seinesgleichen. Sie verständigten sich mit ihm durch Zeichen und er begriff sie und führte alle Anweisungen genauestens aus. Doch wußte er auch sein Recht zu wahren, und niemand hätte es gewagt, sich auf seinen Platz am Leutetisch zu setzen. Überhaupt war

Garassim ein Mann von ernstem und strengem Wesen und liebte in allem die Ordnung. Selbst die Hähne durften sich in seiner Gegenwart nicht prügeln, sonst – wehe ihnen! Er ergriff sie an den Beinen, schwang sie in Kreisen ein Dutzendmal durch die Luft und warf sie auseinander. Im Hühnerhof wurden auch Gänse gehalten. Die Gans ist, wie man weiß, ein würdiger und vernünftiger Vogel. Garassim behandelte die Gänse mit Achtung, sorgte für sie und fütterte sie gern.

Er selbst hatte etwas von einem ehrbaren Gänserich. Man hatte ihm über der Küche sein Kämmerlein angewiesen. Er richtete es sich selber ein nach seinem Geschmack, baute ein Bett aus eichenen Planken auf vier Klötzen, ein wahrhaft herkulisches Bett. Hundert Pud hätte man darauf legen können, es hätte sich nicht gebogen. Unter dem Bett befand sich ein schwerer Kasten. In der Ecke des Zimmers stand ein Tisch von ebenso kräftiger Bauart und neben dem Tisch ein dreibeiniger Stuhl, – ein Stuhl von solcher Festigkeit und Erdenschwere, daß selbst Garassim über ihn lächelte, wenn er ihn zum Scherz aufhob und niederfallen ließ. Vor der Tür hing ein Vorhängeschloß, das wie eine schwarze Bretzel aussah. Den Schlüssel zu diesem Schloß trug Garassim stets am Gürtel bei sich. Er liebte es nicht, daß man seine Stube betrat.

So war ein Jahr vergangen, da kam es in Garassims Leben fast zu einer entscheidenden Wendung.

Die alte Herrin lebte nach den Gewohnheiten und Sitten der alten Zeit. Dementsprechend war ihre Dienerschaft eine sehr zahlreiche. In ihrem Hause gab es nicht nur Wäscherinnen, Näherinnen, Tischler, Schneider und Schneiderinnen, auch ein Sattler gehörte dazu. Dieser Sattler, namens Kapiton Klimow, war ein vielseitiger Mann. Er schnitt Riemen, machte Schuhe und außerdem kurierte er sowohl die Haustiere als auch die Hausleute und war der Leibarzt der Gnädigen. Im übrigen war er ein schwerer Säufer. Klimow hielt sich selbst für ein vom Schicksal gekränktes und von den Menschen verkanntes Wesen, einen Mann von Bildung und Welt, dem es eigentlich nicht zukam, in irgendeinem Winkel Moskaus zu verkümmern, und wenn er trank, so geschah es, wie er, an seine Brust schlagend, beteuerte, nur aus Gram. Eines Tages nun kam die Rede auf ihn, als die Herrin mit ihrem Haushofmeister Gawrila sprach, – einem Manne, dessen gelblichen Augen und entenschnabelförmiger Nase man es ansah,

dass das Schicksal ihn zum Vorgesetzten ausersehen hatte. Die Herrin zeigte sich bekümmert über die Heruntergekommenheit Klimows, den man am Abend vorher irgendwo im Rinnstein aufgefunden hatte.

»Was meinst du, Gawrila,« sagte sie plötzlich, »sollten wir ihn nicht verheiraten? Vielleicht wird er dann mäßiger?«

»Warum sollte man ihn nicht verheiraten, gewiß, das ist möglich,« erwiderte Gawrila, »es wird das beste sein.«

»Ja, aber wer wird ihn nehmen?«

»Freilich. Übrigens wie Sie belieben. Zu irgend etwas wird er doch noch zu brauchen sein. Er gehört nun mal zum Hause.«

»Es scheint, die Tatjana gefällt ihm.« Gawrila wollte etwas entgegnen, kniff aber nur die Lippen zusammen. »Ja, mag er also die Tatjana freien!« entschied die Herrin, indem sie sich mit Genuß ihrer Schnupftabaksdose bediente. »Verstanden?« »Zu Befehl,« sagte Gawrila und entfernte sich. In sein Zimmer zurückgekehrt (es befand sich in einem Flügel des Hauses und war angefüllt mit allerlei Kisten und Kasten) schickte Gawrila zuerst seine Frau hinaus, dann setzte er sich ans Fenster und dachte nach. Dieser plötzliche Wunsch der Herrin kam ihm ungelegen. Endlich stand er auf und ließ Klimow zu sich rufen. Kapiton Klimow erschien ... Aber ehe wir dem Leser das nun folgende Gespräch mitteilen, müssen wir ihm erzählen, wer diese Tatjana war, die mit Kapiton verheiratet werden sollte, auch warum die Angelegenheit den Haushofmeister in Verlegenheit brachte. –

Tatjana, die das Amt einer Wäscherin bekleidete, (ihr als kunstfertiger, geübter Wäscherin wurde die feinste Wäsche anvertraut) war etwa achtundzwanzig Jahre alt, klein, schmächtig und hellblond. Sie hatte auf der linken Wange ein Muttermal, was in Rußland als böses Zeichen gilt, denn es bedeutet ein unglückliches Schicksal. – Tatjana konnte sich keines glücklichen Lebens rühmen. Von frühester Jugend an hatte sie arbeiten müssen. Und sie arbeitete für zwei, ohne jemals irgend eine Freundlichkeit dafür zu erfahren. Immer war sie schlecht angezogen. Man gab ihr keine bessere Kleidung. Und ihr Lohn war ein sehr geringer. Von ihrer Verwandtschaft lebte niemand mehr, außer einem alten Onkel, den man, da er sonst zu nichts zu brauchen war, als Schließer auf dem Gut zurückgelassen hatte, und noch ein paar Onkels, die als Knechte dienten. Einstmals hatte sie für schön gegolten, aber die Schönheit war längst dahin. Sie hatte ein stilles, verängstigtes Wesen, gab selber

nichts auf sich und fürchtete alle anderen. Sie dachte an nichts anderes als nur daran, mit ihrer Arbeit rechtzeitig fertig zu werden, sprach mit niemandem und zitterte vor dem Namen der Herrin, obwohl diese sie kaum von Angesicht kannte. Als Garassim vom Lande geholt wurde und im Hause erschien, fiel sie beim Anblick seiner gewaltigen Gestalt vor Schrecken fast in Ohnmacht, vermied es, ihm zu begegnen, und eilte, wenn es sich nicht vermeiden ließ, mit geschlossenen Augen an ihm vorbei. Zuerst beachtete Garassim sie kaum, dann grinste er, wenn sie ihm in den Weg lief, dann schaute er sie mehr und mehr an und schließlich verfolgte er sie mit seinen Blicken. Gott weiß, was ihm an ihr so sehr gefiel: vielleicht die Schüchternheit ihrer Bewegungen. – Eines Tages, als sie über den Hof ging, vorsichtig auf den Fingerspitzen ein frischgebügeltes Leibchen der Herrin tragend, fühlte sie sich plötzlich am Handgelenk gepackt. Sie blickte sich um und schrie auf: hinter ihr stand Garassim. Töricht lachend und freundlich brummend, hielt er ihr ein Pfefferkuchenhähnchen hin, mit Flittergold auf Schwanz und Flügeln. Sie wollte das Geschenk ablehnen, er drückte es ihr aber gewaltsam in die Hand, nickte mit dem Kopf und lief fort, ihr von weitem noch irgend etwas Freundliches zubrummend. Seit diesem Tage ließ er ihr keine Ruhe, wohin sie ging, da war er auch, überall kam er ihr entgegen, lächelnd, brummend und die Hände schwenkend. Er zupfte sie an der Bluse, an den Bändern, fegte mit seinem Besen den Weg vor ihr rein. Das arme Mädchen wußte sich vor ihm nicht zu retten. Bald erfuhr das ganze Haus von den Streichen des Hausknechts, Spott, Anspielungen, Sticheleien gingen auf sie nieder, jedoch mit ihm war man vorsichtiger: Garassim liebte Scherze nicht. Und auch sie ließ man in seiner Gegenwart in Ruhe. Ob sie wollte oder nicht, sie geriet unter seinen Schutz. Wie alle Taubstummen, war er in seiner Art sehr hellhörig und begriff sofort, wenn man sich über ihn oder sie lustig machte. Einmal während des Mittagessens geschah es, daß die Kastellanin, Tatjanas Vorgesetzte, sie, wie man sagt, aufzuziehen begann, so daß die Hilflose den Tränen nahe war. Plötzlich erhob sich Garassim, streckte seine gewaltige Pfote aus, legte sie der Kastellanin auf den Kopf und blickte ihr mit so finsterer Wildheit ins Gesicht, daß sie sich bis auf den Tischrand duckte. Alle wurden still. Garassim nahm darauf von neuem den Löffel zur Hand und fuhr fort, seine Kohlsuppe zu schlürfen. »Seht doch den stummen Teufel,«

murmelten einige. Die Kastellanin aber stand auf und ging ins Mägdezimmer hinaus. Ein anderes Mal hatte Garassim bemerkt, daß Kapiton, derselbe, von dem soeben die Rede war, ein bißchen zu liebenswürdig mit Tatjana schwatzte. Garassim winkte ihn zu sich heran, führte ihn in die Wagenscheune, ergriff eine in der Ecke stehende Deichsel, und drohte damit, leicht, aber vielsagend. Seit dieser Zeit wagte niemand mehr, Tatjana auch nur anzureden. Die Kastellanin, im Mägdezimmer angelangt, war sofort in Ohnmacht gefallen. Überhaupt benahm sie sich so auffällig, daß Garassims grobes Benehmen noch am selben Tage zu Ohren der Herrin kam. Aber die wunderliche alte Dame lachte bloß, ließ sich zum Ärger der Kastellanin von ihr selber mehrmals vormachen, wie er ihr mit seiner schweren Hand den Kopf heruntergebogen habe, und schickte am nächsten Tage Garassim einen Rubel. Sie schätzte ihn als treuen und starken Wächter. Garassim hatte den gebührenden Respekt vor ihr, fürchtete sie, verließ sich aber doch auf ihre Gunst und beabsichtigte, sie nächstens darum zu bitten, ob sie ihm vielleicht gestatten wolle, die Tatjana zu heiraten. Er wartete nur noch auf seinen, ihm vom Haushofmeister versprochenen, neuen Kaftan, um würdig vor der Herrin zu erscheinen, – als es plötzlich dieser selben Herrin in den Sinn kam, Tatjana mit Kapiton zu verheiraten.

Der Leser wird hiernach begreifen, warum sich der Haushofmeister nach dem Gespräch mit der Herrin in einiger Verlegenheit befand. – »Die Herrin,« überlegte er, am Fenster sitzend, »hat den Garassim gern. (Gawrila wußte das und darum behandelte er ihn mit Nachsicht). Aber er ist stumm wie ein Tier. Soll ich vielleicht zur Herrin hingehen und ihr erzählen, daß dieser Garassim hinter der Tatjana her ist. Und wenn man sich’s recht überlegt, was ist es denn für ein Mann! Andererseits, wenn dieser Waldteufel, Gott verzeih mir, erfährt, daß man die Tatjana mit Kapiton verheiraten will, er schlägt uns, bei Gott, das ganze Haus in Stücke. Es ist ja nicht möglich, vernünftig mit ihm zu reden. Auf gar keine Weise wird man mit diesem Satan, Gott straf mich, fertig werden!«

Das Erscheinen Kapitons zerriß den Gedankenfaden Gawrilas. Der liederliche Schuhmacher trat ein, lehnte sich nachlässig, die Hände auf dem Rücken, an einen Vorsprung der Wand neben der Tür, setzte den rechten Fuß kreuzweis vor den linken und bewegte den Kopf hin

und her. Seine Miene schien auszudrücken: »So, da bin ich, was will man von mir?«

Gawrila blickte ihn schweigend an, mit den Fingern leise auf dem Fensterbrett trommelnd. Kapiton kniff seine bleiernen Augen bloß ein bißchen zu, senkte sie aber nicht, lächelte sogar und strich mit der Hand über sein weißliches struppiges Haar, als wollte er sagen: »Nun, ja ich bin's. Was glotzest du mich so an?«

»Schön,« sprach Gawrila gedehnt, »schön siehst du aus. Das muß man sagen.« – Kapiton zuckte bloß mit den Schultern. »Bist du vielleicht schöner?« dachte er. – »Nun schau dich doch bloß mal an,« fuhr Gawrila vorwurfsvoll fort, »schau dich an wie du aussiehst.« Kapiton sah ruhigen Blickes an sich herunter. Sein Rock war überall durchgetragen und zerfetzt, die Hosen notdürftig geflickt. Mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete er seine Stiefel, besonders den, auf dessen Spitze der andere so kokett gestützt war. Hiernach blickte er wieder den Haushofmeister an. »Nun, was denn?« – »Was denn?«, wiederholte Gawrila. »Was denn? Du fragst noch: was denn? Wie der Teufel siehst du aus, Gott verzeih mir die Sünde!« Kapiton zwinkerte bloß mit den Augen. »Schimpf soviel du willst, Gawrila Andrejitsch!« dachte er.

»Du bist also wieder besoffen gewesen,« begann Gawrila auf's neue. »Schon wieder! Nun antworte!« – »Aus Gesundheitsrücksichten habe ich alkoholische Getränke zu mir genommen,« erwiderte Kapiton.

»Aus Gesundheitsrücksichten! ... du hast lange keine Haue gekriegt, das ist es! Und hast in Petersburg studiert, sagst du ... Hast was Rechtes gelernt bei deinem Studium! Du verdienst nicht, daß man dich füttert!«

»Was das betrifft, Gawrila Andrejitsch, ist Gott allein mein Richter, und sonst niemand! Er allein weiß, was für ein Mensch ich hier auf dieser Erde bin und ob ich wirklich mein Brot umsonst esse. Was aber das Saufen anbelangt, so bin ich in diesem Falle nicht schuld daran, sondern ein Kamerad ist es. Erst hat er mich verleitet und dann hat er mich verlassen, ist weggegangen und ich ...«

»Und du bist im Rinnstein liegen geblieben, du Schwein. Oh, du verlotterter Mensch! – Doch es handelt sich nicht darum,« fuhr der Haushofmeister fort, »sondern um etwas ganz anderes. Die Herrin ...« hier hielt er eine Weile inne, – »die Herrin geruht zu wünschen, daß

du dich verheiraten mögest. Hörst du? Sie nimmt an, daß du verheiratet dich bessern wirst. Verstehst du?«

»Gewiß verstehe ich!«

»Nun also, wenns nach mir ginge, sollte man dich anders anfassen. Doch das ist ihre, der Herrin, Sache. Also was? bist du einverstanden?«

Kapitons Gesicht verzog sich zu einem breiten Lächeln. »Heiraten ist gut für den Menschen, Gawrila Andrejitsch. Und ich meinerseits werde dieser Aufforderung mit dem größten Vergnügen nachkommen.«

»Fein versteht der Mensch sich auszudrücken,« dachte Gawrila. »Nun ja,« fuhr er laut fort, »nur hat man dir eine etwas unschöne Braut ausgesucht.«

»Wen? Verzeihen Sie die Neugierde.«

»Tatjana.«

»Tatjana?«

Und Kapiton riß die Augen auf und stieß sich von der Wand ab.

»Nun, was soll die stürmische Miene, gefällt sie dir vielleicht nicht?«

»Warum sollte sie mir nicht gefallen, Gawrila Andrejitsch? Sie ist ein gutes Mädchen, still und fleißig. Aber, Sie wissen es ja selbst, dieser Kerl, dieser Waldteufel, dieser Steppenschrat, er ist ja ...«

»Weiß ich, Bruder, weiß ich alles,« unterbrach ihn der Haushofmeister ärgerlich, »aber das ist doch ...«

»Das ist schrecklich, Gawrila Andrejitsch! Er wird mich totschlagen, bei Gott, totschlagen wie eine Fliege. Er hat ja Hände, bitte wollen Sie so gut sein, sich seine Hände mal anzusehen. Und außerdem ist er taub. Er schlägt und hört es nicht, wie er schlägt. Wie im Schlaf schwenkt er seine Fäuste. Wie soll man ihn besänftigen? Das ist unmöglich, weil er taub ist und noch dazu dumm, dumm wie ein Stiefelabsatz. Ein wildes Tier ist er, Gawrila Andrejitsch, ein Ungeheuer, schlimmer als ein Ungeheuer, ein Götzenbild, ein Holzklotz. Warum gibt man mich ihm preis? Womit hab ich das verdient? Gewiß, das Leben hat mich mitgenommen, ich bin verbraucht, abgenutzt, verdreckt wie ein alter Kochtopf. Aber bin ich nicht doch ein Mensch, ein Mensch und nicht irgend ein alter wertloser Topf?«

»Weiß ich, weiß ich, red nicht so viel!«

»Herr, du mein Gott!« rief der Schuhmacher verzweifelt aus. »Wann hat denn dies alles ein Ende? Wann? Gott! Gott! Ein armer elender Mensch bin ich. Mir ist nicht zu helfen. Mein Schicksal, o du mein Schicksal! Als ich noch ganz klein war, hat man mich geschlagen bis aufs Blut. So bin ich aufgewachsen, und jetzt, da ich alt bin, das muß ich nun erleben!«

»Ach, du Waschlappen von einer Seele!« sagte Gawrila, »wozu erzählst du mir das alles?«

»Wie, wozu? Gawrila Andrejitsch! Ich fürchte mich ja nicht vor Schlägen. Bestrafe mich, wo du willst, hier oder vor allen Leuten, so bin ich doch ein Mensch unter Menschen. Aber, daß man mich diesem Tier ausliefert!«

»Nun, mach daß du rauskommst!« unterbrach ihn Gawrila ungeduldig.

Kapiton wandte sich ab und schlich hinaus.

»Aber, gesetzt den Fall, es gäbe ihn nicht,« rief ihm der Haushofmeister nach, »würdest du dann einverstanden sein?«

»Bereitwilligst einverstanden,« erwiderte Kapiton und entfernte sich. Seine Beredsamkeit verließ ihn selbst in den schwierigsten Fällen nicht.

Der Haushofmeister ging einigemal im Zimmer auf und ab.

»Ruft mir die Tatjana,« befahl er.

Nach wenigen Augenblicken trat Tatjana kaum hörbar in die Tür und blieb an der Schwelle stehen. »Was befehlen Sie, Gawrila Andrejitsch,« fragte sie mit leiser Stimme.

Der Haushofmeister sah sie scharf an.

»Nun, Tanjuscha,« sagte er endlich, »möchtest du heiraten? Die Herrin hat dir einen Bräutigam ausgesucht.«

»Wie Sie befehlen, Gawrila Andrejitsch. – Und wer ist es?« fügte sie zögernd hinzu.

»Kapiton, der Schuhmacher.«

»Wie Sie befehlen.«

»Er ist ein leichtsinniger Mensch, das stimmt. Aber die Herrin setzt ihre Hoffnungen auf dich.«

»Wie Sie befehlen.«

»Nur eine Schwierigkeit ist dabei. Dieser Taubstumme, Garasjka, er ist hinter dir her. Womit hast du nur diesen Bären angelockt? Er schlägt dich noch tot, dieser Bär.«

»Er schlägt mich tot, gewißlich tot, Gawrila Andrejitsch.«

»Er schlägt dich tot? Nun das wollen wir denn doch noch sehen. Wie kannst du sagen: er schlägt dich tot? Hat er denn ein Recht dazu? Urteile selbst.«

»Ich weiß nicht, ob er ein Recht dazu hat, Gawrila Andrejitsch.« – »Was du sagst! Hast du ihm denn irgend so etwas versprochen?« – »Wie meinen Sie das?« Der Haushofmeister schwieg und dachte: »O, du unschuldige Seele.« – »Nun gut,« fuhr er fort, »wir wollen darüber noch reden. Jetzt geh, Tanjuscha. Ich sehe, du bist ein braves Mädchen.«

Tatjana wandte sich, stützte sich leicht an den Türpfosten und ging.

»Vielleicht hat die Herrin morgen die ganze Hochzeit vergessen,« dachte der Haushofmeister. »Da hätte ich mich nun unnütz aufgeregt. Und mit diesem Rüpel werden wir auch noch fertig werden. Und wenn wir die Polizei rufen müßten ...«

»Ustinja Fedorowna!« rief er mit lauter Stimme seine Frau, »richte mir den Samowar, meine Verehrte!«

Tatjana verließ an dem Tage die Waschküche nicht mehr. Erst weinte sie ein bißchen, dann wischte sie sich die Tränen ab und machte sich wie immer an ihre Arbeit. Kapiton saß bis spät in die Nacht hinein in der Kneipe mit einem Kameraden von düstrem Aussehen zusammen und erzählte ihm ausführlich von seinem Leben in Petersburg und von irgend einem Herrn dort. Der sei in allen Dingen sehr akkurat gewesen, nur einen Fehler habe er gehabt: zu viel getrunken habe er, und was das weibliche Geschlecht betrifft ... Der düstre Kamerad hörte schweigend zu. Als Kapiton aber schließlich erklärte, er müsse morgen aus besonderen Gründen Hand an sich legen, bemerkte der düstre Kamerad, es sei Zeit schlafen zu gehen. So trennten sie sich kurz und grob.

Die Erwartungen des Haushofmeisters trafen indessen nicht ein. Der Gedanke, Kapiton zu verheiraten, beschäftigte die Herrin so sehr, daß sie auch in der Nacht von nichts anderem sprach. Diese nächtliche Unterhaltung wurde mit einer ihrer Hausdamen geführt,

die bloß zu dem Zwecke im Hause gehalten wurde, der Herrin, die an Schlaflosigkeit litt, nachts die Zeit zu vertreiben, so daß sie, wie ein Nachtdroschkenkutscher nur am Tage schlief.

Als Gawrila nach dem Tee zur üblichen Meldung erschien, war ihre erste Frage: »Nun, wie stehts mit unserer Hochzeit?« – Worauf er, wie sich von selbst versteht, erwiderte, es könnte gar nicht besser stehen und Kapiton werde heute noch kommen, sich als Bräutigam vorzustellen. – Die Herrin erklärte, was oft geschah, ihr sei nicht wohl. So entließ sie ihn bald. Der Haushofmeister kehrte in sein Zimmer zurück und berief eine Versammlung ein. Der Fall verlangte eine besondere Beratung. Tatjana, wie zu erwarten war, widersetzte sich nicht. Kapiton aber erklärte vor der ganzen Versammlung, er habe bloß einen Kopf und nicht deren zwei oder drei. Garassim hatte die zur Versammlung Schreitenden finster beobachtet. Er schien erraten zu haben, daß da irgend etwas, für ihn nicht Gutes, im Gange war, und hielt sich beständig in der Nähe des von den Dienstboten bewohnten Flügels auf. – Die Beratung (an der auch der alte Mundschenk, bekannt unter dem Spitznamen »Onkel Schwanz« teilnahm – seine Meinung galt im Rate der Leute viel, obwohl er zu allem nur: »so, so, ja, ja« sagte) begann damit, daß man Kapiton zu seiner eigenen Sicherheit in den Verschlag einschloß, in dem sich der Wasserreinigungsapparat befand. Sodann ging es an ein großes Nachdenken. Zur Gewalt konnte man natürlich greifen. Aber Gott schütze davor! Es würde Lärm geben, die Herrin könnte sich aufregen. Also, wie sollte man es anfangen? Man dachte, dachte lange und kam zu folgendem Ergebnis: Es war wiederholt aufgefallen, daß Garassim Betrunkene nicht leiden konnte ... Hinter seiner Pforte sitzend, wandte er sich jedesmal mit Abscheu ab, wenn er einen Betrunkenen vorüberschwanken sah, unsicheren Schrittes, die Mütze schief auf dem Ohr. Man beschloß, Tatjana sollte sich stellen, als sei sie betrunken und so sollte Garassim sie sehen. Das arme Mädchen wollte erst nichts davon wissen, aber man überredete sie. Auch sah sie ein, daß sie auf andere Weise ihren Anbeter nicht loswerden konnte. Sie ging also darauf ein, Kapiton wurde aus seinem Verschlag befreit: die Sache betraf ja immerhin ihn. Garassim saß auf dem Bänkchen an der Pforte und zeichnete mit der Schaufel Figuren in den Sand ... Hinter allen Ecken hervor und durch die Gardinen der Fenster lugten die Beobachter.

Die List gelang. Tatjana erblickend, nickte er ihr wie gewöhnlich freundlich grunzend zu. Dann sah er genauer hin, die Schaufel entfiel ihm, er sprang auf, ging auf sie zu, sah sie ganz nahe an, Gesicht an Gesicht ... Vor Schrecken schwankte sie noch mehr und hielt die Hände vor die Augen ... Er ergriff sie an der Hand, brüllte über den ganzen Hof, führte sie in das Zimmer, darin der Rat tagte, und stieß sie Kapiton in die Arme. Tatjana war halbtot vor Angst ... Garassim stand, blickte auf sie hin, machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand, lachte auf und ging schweren Schrittes in sein Zimmer ...

Den ganzen Tag kam er nicht wieder hervor. Der Vorreiter Antipka erzählte nachher, er habe durch die Türritze gesehen, wie Garassim auf dem Bette sitzend, die Wange auf die Hand gestützt, leise, gleichmäßig, von Zeit zu Zeit laut aufknurrend, vor sich hingesungen habe, den Körper und den Kopf wiegend, mit geschlossenen Augen, so wie die Lastträger oder Flößer singen, wenn sie ihre traurigen Lieder anstimmen. Es sei ihm selber ganz trübsinnig zumute geworden, so daß er nicht lange durch die Türritze geschaut habe. Als darauf am anderen Tage Garassim wieder zum Vorschein kam, war ihm irgend eine Veränderung nicht anzumerken. Nur mürrischer erschien er, doch weder Tatjana noch Kapiton beachtete er auch nur im geringsten. Noch am selben Abend begaben sich die beiden, jedes eine Gans unter dem Arm, zur Herrin. Und nach einer Woche heirateten sie. Am Tage der Hochzeit selbst änderte Garassim sein Benehmen in nichts. Nur kam er ohne Wasser vom Fluß zurück, die Tonne hatte er unterwegs zerbrochen. Und zur Nacht im Stall putzte und bürstete er sein Pferdchen so stark, daß es schwankte wie Gras im Wind und von einem Bein aufs andere trat unter dem Druck seiner eisernen Fäuste. Alles dies geschah im Frühling.

Es verging noch ein Jahr, im Verlaufe dessen Kapiton sich endgültig um allen Verstand soff und als ein Mensch, der nun wirklich zu nichts mehr zu gebrauchen war, auf ein Fuder verladen und in ein entlegenes Dorf befördert wurde. Seine Frau ging mit ihm. Am Tage seiner Abreise redete er zuerst sehr mutig, man möge ihn schicken, wohin man wolle, er würde nirgends zugrunde gehen. Nachher aber sank seine Stimmung sehr herab und er begann zu klagen, man schicke ihn weg zu ungebildeten Leuten, und zum Schluß war er so schwach, daß er nicht mehr imstande war, sich selbst die Mütze aufzusetzen. Irgendeine mitleidige Seele drückte sie ihm auf den

Kopf, rückte ihm den Schirm in die Stirn und klopfte mit der Hand darauf, daß sie festsäße. Als alles zur Abfahrt bereit war und der kutschierende Bauer die Zügel schon in der Hand hielt und nur noch auf das Wort »mit Gott« wartete, kam Garassim aus seinem Kämmerlein hervor, ging auf Tatjana zu und schenkte ihr zum Andenken ein rotes, baumwollenes Kopftuch, das er für sie vor einem Jahr gekauft hatte. Tatjana, die bis zu diesem Augenblick alle Widerwärtigkeiten des Lebens mit großem Gleichmut ertragen hatte, brach in Tränen aus, und, im Begriffe in den Wagen zu steigen, umarmte sie Garassim und küßte ihn nach Christenart dreimal auf die Wangen. Er wollte sie noch bis zum Schlagbaum vor die Stadt begleiten und ging ein Stück neben dem Wagen her, blieb aber plötzlich stehen, machte eine Bewegung mit der Hand und wandte sich ab, dem Flusse zu.

Es war gegen Abend. Garassim ging langsam und schaute ins Wasser. Plötzlich schien es ihm, als zappele da etwas im Schlamm, dicht am Ufer. Er beugte sich vor und erblickte ein kleines Hündchen, weiß mit schwarzen Flecken, dem es trotz aller Anstrengungen nicht gelang, ans Ufer herauszukriechen. Es zuckte, sprang, glitt ab und zitterte am ganzen, nassen, mageren Körper. Garassim streckte seine Hand danach aus, griff zu und barg es unter dem Rock an seiner Brust, dann ging er mit langen Schritten heim. In seinem Zimmer angelangt, legte er das gerettete Hündchen auf sein Bett, deckte es mit seinem schweren Schlafrock aus Kamelhaar zu, lief in den Stall nach Stroh und holte in einem Schälchen Milch aus der Küche. Vorsichtig den Schlafrock zurückschlagend und das Stroh ausbreitend, stellte er das Schälchen mit Milch aufs Bett. Das armselige Hündchen war kaum drei Wochen alt. Seine Augen, von denen das eine etwas größer erschien als das andere, hatten sich eben erst geöffnet. Es verstand noch nicht, aus dem Gefäß zu trinken, zitterte und blinzelte ängstlich. Garassim nahm es leicht mit zwei Fingern am Kopf und drückte sein Mäulchen in die Milch. Das Hündchen begann plötzlich gierig zu trinken, prustend und sich verschluckend. Garassim schaute, schaute und plötzlich lachte er übers ganze Gesicht ... Die ganze Nacht gab er sich mit dem Hunde ab, rieb ihn mit trockenen Tüchern, bettete ihn und schlief endlich selber, neben ihm liegend, ein, leicht und froh.

Keine Mutter sorgt für ihr Kind so, wie Garassim für seinen Zögling sorgte. Es war eine kleine Hündin. In der ersten Zeit war sie sehr schwach, kränkelte, war häßlich. Nach und nach aber bekam sie ein besseres Aussehen, wurde kräftiger und als acht Monate vergangen waren, da war, dank der unermüdlichen Sorgfalt ihres Retters, ein recht wohlaussehendes Hündchen aus ihr geworden, spanischer Rasse, mit langen hängenden Ohren, einem buschigen, trompetenförmigen Schweife und großen ausdrucksvollen Augen. Sie schloß sich unzertrennlich an Garassim an, stets war sie mit ihm, folgte ihm überall hin, immer freundlich wedelnd. Auch einen Namen gab er ihr. Die Taubstummen wissen, daß ihre Kehllaute die Aufmerksamkeit der anderen auf sich lenken, – er nannte sie »*Mumu*«.

Alle Leute im Hause gewannen sie lieb und nannten sie gleichfalls »Mumu«. Sie war außerordentlich klug, verstand es, sich bei allen einzuschmeicheln, aber wirklich lieben tat sie nur Garassim. Garassim selber liebte sie über die Maßen, und es war ihm nicht angenehm, wenn andere sie streichelten. Fürchtete er, es könnte ihr etwas geschehen, oder war er eifersüchtig? Gott mag es wissen. – Des Morgens weckte sie ihn, indem sie ihn an der Bettdecke zupfte. Sie führte gern das alte Pferd, das zum Wasserführen diente und mit dem sie in großer Freundschaft lebte, am Zügel herbei und begleitete es mit wichtiger Miene an den Fluß. Sie bewachte Garassims Schaufeln und Besen und ließ niemand an sein Zimmer heran. Er sägte für sie eine Öffnung in seine Tür und sie schien es zu fühlen, daß sie nur in seinem Kämmerlein ganz zu Hause und die Herrin war. Wenn sie hereinkam, sprang sie vergnügt sofort aufs Bett. Nachts schlief sie überhaupt nicht, bellte aber niemals unnützerweise, wie anders törichte Hunde, die sich auf die Hinterbeins setzen und mit erhobenem Maul bloß aus Langerweile die Sterne anheulen, gewöhnlich dreimal hintereinander, nein! Mumu's dünnes Stimmchen ertönte nie ohne ernste Veranlassung. Sei es, daß ein Fremder sich dem Zaune näherte, sei es, daß irgend ein verdächtiges Scharren hörbar wurde ... Kurz – sie wachte ausgezeichnet. Allerdings gab es auf dem Hof außer ihr noch einen alten Köter, gelb mit braunen Punkten, Woltschok hieß er. Aber den ließ man niemals, auch nachts nicht von der Kette los, und er selber war so altersschwach, daß er nach keiner Freiheit mehr verlangte. Er lag

zusammengerollt in seiner Hundehütte und erhob nur von Zeit zu Zeit ein heiseres, fast tonloses Bellen, das er aber bald wieder einstellte, so, als empfinde er selber seine Nutzlosigkeit. – In die herrschaftlichen Räume kam Mumu nicht mit. Wenn Garassim das Holz in die Zimmer trug, blieb sie draußen zurück, ihn an der Freitreppe ungeduldig erwartend, mit gespitzten Ohren, den Kopf bald nach rechts, bald nach links wendend, auf jedes Geräusch hinter der Tür achtend ... So verging noch ein Jahr. Garassim verrichtete seine Hausknechtsarbeit und schien mit seinem Schicksal ausgesöhnt, – als plötzlich ein unerwartetes Ereignis eintrat ... Eines schönen Tages ging die Herrin, umgeben von ihren Hausdamen, im Salon auf und nieder. Sie war gutgelaunt, lachte und scherzte. Also lachten und scherzten auch die Hausdamen, obwohl sie eigentlich nicht sonderlich vergnügt waren. Man freute sich nämlich nicht, wenn die Herrin ihre fröhliche Stunde hatte, denn erstens verlangte sie dann von allen ein sofortiges ebensolches Vergnügtsein und ärgerte sich, wenn irgendjemandes Antlitz nicht strahlte, – und zweitens waren diese Fröhlichkeitsanfälle meist nicht von langer Dauer, sondern pflegten bald einer düsteren und säuerlichen Stimmung zu weichen. – An diesem Tage war sie unter lauter glücklichen Zeichen aufgestanden. Beim Kartenlegen (sie legte sich jeden Morgen die Karten) hatte sie vier Buben aufgedeckt: »Erfüllung der Wünsche«. Den Tee hatte sie besonders schmackhaft gefunden, wofür das Stubenmädchen gelobt wurde und zwanzig Kopeken zur Belohnung erhielt. Mit einem süßlichen Lächeln auf den runzlichen Lippen spazierte sie durch den Salon und trat ans Fenster. Vor dem Fenster waren ein paar Latten des den Vorgarten umgebenden Zaunes herausgebrochen, und auf dem mittelsten Beet unter einem Rosensträuchlein lag Mumu und benagte mit Sorgfalt einen Knochen. Die Herrin erblickte sie. »Mein Gott,« rief sie aus, »was ist das für ein Hund?« Die Hausdame, an die sich die Herrin mit diesem Ausruf wandte, geriet in Verlegenheit. Sie befand sich in dem peinlichen Zustande, in welchem ein untergebener Mensch sich gewöhnlich befindet, solange er noch nicht genau weiß, wie er den Ausruf eines Vorgesetzten aufzufassen hat. »Ich ... ich weiß nicht!« murmelte sie. »Ich glaube, des Stummen ...« »Mein Gott,« unterbrach sie die Herrin, »das ist ja ein entzückendes Hündchen! Lassen Sie es hereinbringen.

Hat er es schon lange? Wie habe ich es denn bis jetzt nicht gesehen? ... Lassen Sie es hereinbringen.«

Die Hausdame flatterte ins Vorzimmer.

»Diener, Diener!« rief sie. »Führt Mumu herein, schnell! Sie ist im Garten.« –

»Ah, heißt sie Mumu?« fragte die Herrin. »Was für ein hübscher Name!« »Ach ja,« sagte die Hausdame, »sehr hübsch. Schnell, Stepan!« Stepan, ein kräftiger Bursche, der das Amt eines Lakaien bekleidete, stürzte in den Garten hinaus und wollte Mumu fassen, sie entwand sich aber geschickt seinem Griff und rannte mit hocherhobenem Schwanz geschwind zu Garassim, der eben vor der Küche damit beschäftigt war, die Wassertonne, die er wie eine Kindertrommel in den Händen drehte, auszuschwenken und auszuschütteln. Stepan lief hinter Mumu her und versuchte, sie unter den Füßen ihres Herrn zu fangen, aber das flinke Tier wollte sich von keinem Fremden anfassen lassen, drehte sich und sprang. Garassim sah lächelnd dem Treiben zu. Endlich gab Stepan ärgerlich die Jagd auf und machte Garassim durch Zeichen verständlich, daß die Herrin den Hund zu sich befohlen habe. Garassim war ein wenig erstaunt, jedoch er rief Mumu zu sich heran, hob sie auf und legte sie Stepan in den Arm. Stepan brachte sie in den Salon und stellte sie aufs Parkett. Die Herrin begann, sie mit schmeichelnder Stimme zu rufen. Mumu aber, die noch nie in so eleganten Räumen gewesen war, erschrak und wollte durch die Tür entfliehen, doch da der diensteifrige Stepan sie zurückstieß, drängte sie sich zitternd an die Wand.

»Mumu, Mumu, komm doch her zu mir, komm zu Frauchen!« sprach die Herrin, »komm du Dummes ... hab keine Angst ...«

»Geh, geh, Mumu, zu Frauchen,« fielen die Hofdamen ein, »geh, geh.«

Mumu aber schaute verängstigt um sich und rührte sich nicht von der Stelle.

»Bring ihr etwas zu essen,« befahl die Herrin, »wie ist sie töricht. Zu mir kommt sie nicht, wovor fürchtet sie sich denn?«

»Sie hat sich noch nicht gewöhnt,« flüsterte schüchtern und begütigend eine der Hausdamen. Stepan brachte ein Schüsselchen voll Milch und stellte es vor Mumu hin, aber Mumu roch nicht einmal daran, zitterte nur und blickte wie vorher um sich. »Ach, was hast du

denn,« sagte die Herrin, indem sie auf Mumu zuging. Sie bückte sich und wollte sie streicheln. Mumu aber zuckte heftig mit dem Kopf und bleckte die Zähne. – Die Herrin zog die Hand schnell zurück ...

Es entstand ein Augenblick des Schweigens. Mumu wimmerte leise, wie klagend und sich entschuldigend ... Die Herrin trat zurück und blickte finster. Die plötzliche Bewegung des Hundes hatte sie erschreckt.

»Ach,« riefen alle Hausdamen zugleich. »Hat sie Sie nicht gebissen, Gott schütz! (Mumu hatte in ihrem Leben noch niemanden gebissen.) Ach, ach!« – »Bringt sie hinaus,« sprach mit veränderter Stimme die Herrin. – »Ein schlechtes Tier, wie ist es böse!«

Langsam wandte sie sich und ging in ihr Schreibzimmer. Die Hausdamen wechselten schüchterne Blicke und wollten ihr folgen. Da blieb sie stehen, sah ihre Begleiterinnen kalt an und sagte: »Wozu dies? Ich habe euch nicht aufgefordert, mir zu folgen,« und rauschte hinaus. Die Hausdamen erhoben ihre Arme verzweifelt gegen Stepan. Der ergriff Mumu und warf sie durch die Tür hinaus, gerade vor Garassims Füße. Und eine halbe Stunde später herrschte im Hause tiefste Stille. Die Herrin saß auf ihrem Divan finsterer als eine Gewitterwolke. Bis zum Abend war sie übel gelaunt, sprach mit niemandem, war selbst zum Kartenspiel nicht aufgelegt und verbrachte eine schlimme Nacht. Sie behauptete, man habe ihr nicht das richtige Eau de Cologne gereicht, das man ihr sonst zu reichen pflegte, das Kissen rieche nach Seife. Die Kastellanin wurde geholt und mußte die ganze Wäsche beriechen. Die Herrin war erregt und geriet über alles in Zorn. Am anderen Morgen befahl sie eine Stunde vor der üblichen Zeit, Gawrila zu rufen.

»Sage, bitte,« begann sie, kaum daß dieser, innerlich zitternd, die Schwelle ihres Schlafzimmers überschritten hatte, »was ist das für ein Hund, der da die ganze Nacht auf dem Hof gebellt hat? Er hat mich im Schlafe gestört.«

»Ein Hund, ja ... was für einer ... vielleicht des Stummen Hund,« antwortete er mit unsicherer Stimme.

»Ich weiß nicht, ob des Stummen oder sonst jemandes – ich habe nicht schlafen können. Ja, und ich wundere mich, wozu wir diese Menge Hunde haben. Das wünsche ich zu wissen. Wir haben doch schon einen Hofhund.« – »Gewiß, wir haben einen, Woltschok, ja.« »Nun also, wozu noch einen? Was sind das für Ungehörigkeiten? Es

fehlt im Hause am Aufseher, daran liegts! Und wozu braucht der Stumme einen Hund? Wer hat ihm überhaupt erlaubt, in meinem Hause Hunde zu halten? Gestern, ich trete ans Fenster, da liegt der Hund im Garten, hat irgendetwas Ekelhaftes hingeschleppt und frißt es – und ich habe dort Rosen pflanzen lassen.«

Die Herrin schwieg eine Weile.

»Daß dieser Hund mir noch heute von hier verschwindet! Hörst du?« – »Zu Befehl!« – »Heute noch! Und jetzt geh! Zum Bericht werde ich dich nachher rufen lassen.« Gawrila ging.

Im Salon, durch den er kam, stellte Gawrila aus irgendeinem Ordnungsbedürfnis heraus ein silbernes Glöckchen von dem einen Tisch auf den anderen, schneuzte sich leise, leise seine lange Entennase und trat ins Vorzimmer hinaus. Hier lag Stepan auf einer Bank und schlief, – in der Stellung eines toten Kriegers auf einem Schlachtenbilde, seine nackten Füße ragten starr unter dem Rock hervor, der ihn statt eines Betttuches zudeckte. Der Haushofmeister stieß ihn leise an, bis er erwachte, und teilte ihm flüsternd einen Befehl mit, auf den Stepan halb mit einem Gähnen, halb mit einem Gelächter antwortete. Der Haushofmeister entfernte sich, Stepan sprang auf, zog Rock und Stiefel an, ging auf den Hof hinaus und blieb an der Freitreppe stehen. Es dauerte nicht lange, da erschien Garassim, ein gewaltiges Bündel Holz auf dem Rücken, begleitet von seiner unzertrennlichen Mumu. (Die Herrin ließ ihr Schlafzimmer und das Schreibzimmer auch im Sommer heizen.) Garassim stellte sich seitlich vor die Tür, stieß sie mit der Schulter auf und wälzte sich mit seiner Last ins Haus. Mumu blieb wie gewöhnlich wartend zurück. Diesen Augenblick nahm Stepan wahr, fiel über Mumu her, wie der Geier über das Lamm, drückte sie mit seiner Brust gegen den Boden, preßte sie mit beiden Armen an sich und lief, ohne sich erst die Mühe aufzusetzen, auf die Straße hinaus, sprang in die erste ihm begegnende Droschke und fuhr, den Kutscher zu schnellster Fahrt antreibend, zum Marktplatz. Hier fand er bald einen Käufer, dem er Mumu für einen halben Rubel überließ, – unter der Bedingung, daß jener sie wenigstens eine Woche lang angebunden halten sollte. Dann ging er zurück, entließ den Kutscher, ehe er das Haus erreicht hatte, ging aber nicht durch die Pforte, auch nicht durch die Hintertür hinein, sondern stieg von einer Seitengasse aus über den Zaun. Er fürchtete, Garassim zu begegnen.

Seine Besorgnis war jedoch eine unnötige. Garassim war nicht mehr auf dem Hofe. Als er aus dem Hause gekommen war, hatte er sofort Mumu vermißt. Noch niemals war es vorgekommen, daß sie an der Tür nicht auf ihn gewartet hatte. Er lief umher, suchte sie überall, rief sie auf seine Art, stürzte in sein Zimmer, auf den Hausboden, sprang auf die Straße hinaus, – hierhin, dorthin – sie war fort. Er wandte sich an die Leute, fragte nach ihr mit den allerverzweifeltsten Gebärden, indem er mit der Hand eine halbe Elle hoch vom Boden zeigte, sie zeigend beschrieb. – Etliche wußten wirklich nicht, wo Mumu geblieben sei und schüttelten verneinend die Köpfe. Andere wußten es und gaben ihm ein Lachen zur Antwort. Der Haushofmeister aber setzte eine außerordentlich wichtige Miene auf und schrie ohne Grund die Kutscher an. Da lief Garassim vom Hofe fort –

Es dämmerte bereits, als er zurückkehrte. Seinem unsicheren Gang, seiner bestaubten Kleidung, seiner erschöpften Haltung sah man es an, daß er die halbe Stadt durchlaufen und durchsucht hatte. Er blieb vor den Fenstern der herrschaftlichen Zimmer stehen, starrte die Leute an, die auf der Freitreppe standen, wandte sich ab und blökte noch einmal sein »Mumu«! Mumu antwortete nicht. Er ging, alle sahen ihm nach, aber keiner lächelte, keiner sagte ein Wort. Der neugierige Vorreiter Antipka erzählte am anderen Morgen in der Küche, der Stumme habe die ganze Nacht hindurch gestöhnt.

Am nächsten Tage zeigte Garassim sich nicht, so daß an seiner statt der Kutscher Potap nach Wasser fahren mußte, worüber der Kutscher Potap sehr ungehalten war. Die Herrin fragte Gawrila, ob ihr Befehl ausgeführt sei. Gawrila antwortete, er sei ausgeführt. Am Morgen darauf verließ Garassim sein Kämmerlein und ging an die Arbeit. Zum Mittagessen kam er, aß und stand vom Tische auf, ohne jemanden begrüßt zu haben. Sein Gesicht, das wie bei allen Taubstummen auch sonst einen leblosen Ausdruck zeigte, erschien jetzt wie versteint. Nach dem Mittagessen ging er wieder vom Hof, blieb aber nicht lange fort und begab sich, zurückgekehrt, sofort auf den Heuboden. Die Nacht kam, eine mond-helle, klare. Schwer atmend, stöhnend und sich hin- und herwälzend lag Garassim und plötzlich hatte er das Gefühl, als zupfte ihn etwas am Rock. Er zitterte, hob aber den Kopf nicht, kniff sogar die Augen noch fester zu. Aber wieder zupfte es, stärker als vorher. Er sprang auf ... vor ihm, das Ende eines

abgerissenen Strickes am Halse, drehte sich Mumu. Ein langer Schrei der Freude brach aus seiner stummen Brust. Er ergriff Mumu, preßte sie an sich. Sie hatte ihm im Augenblick die Augen geleckt, den Mund, den Bart ... Er stand mit ihr da, überlegte, stieg vorsichtig vom Heuboden herunter, blickte sich um, ob ihn niemand sähe, und gelangte glücklich bis in seine Kammer. Garassim hatte es schon vorher erraten, daß seine Mumu nicht selber weggelaufen, daß sie auf Befehl der Herrin weggebracht worden war. Die Leute hatten es ihm durch Zeichen erklärt, wie sie die Herrin angefletscht hatte. Und so beschloß er, seine Maßnahmen zu ergreifen. Nun fütterte er sie, gab ihr Brot, streichelte, bettete sie. Dann fing er an nachzudenken, die ganze Nacht hindurch dachte er nach, wie er sie am besten verbergen könnte. Schließlich beschloß er, sie tagsüber in der Kammer zu halten und von Zeit zu Zeit nach ihr zu sehen und sie nur nachts hinauszuführen. Die Öffnung in der Tür verstopfte er mit seinem alten Schlafrock, und kaum graute der Morgen, da erschien er auf dem Hof, als sei nichts geschehen. Er gab sich sogar Mühe (o unschuldige List!), den Ausdruck des Betrübtseins zur Schau zu tragen. Dem armen Stummen konnte es nicht in den Sinn kommen, daß Mumu sich selber durch ihr Winseln verraten mußte. Tatsächlich wußten es im Hause bald alle, daß der Hund des Stummen zurückgekehrt war und eingesperrt in seinem Zimmer saß, aber teils aus Mitleid mit ihm und mit Mumu, teils vielleicht auch aus Furcht vor ihm, ließ niemand es sich merken, daß man sein Geheimnis durchschaut hatte. Der Hofmeister allerdings kratzte sich den Kopf, machte aber eine abwinkende Bewegung mit der Hand: »Nun, Gott mit ihm! Vielleicht erfährts die Herrin nicht!« Und niemals war der Stumme so eifrig bei seiner Arbeit gewesen wie an diesem Tage. Er fegte und kratzte den Hof sauber, entfernte jedes Gräschen, das zwischen den Steinen wuchs, zog eigenhändig alle Latten des Zaunes um den Vorgarten heraus, um sich zu vergewissern, ob sie noch fest seien, und schlug sie dann selber wieder hinein. Er gab sich so ersichtlich Mühe, daß sogar die Herrin auf seinen Fleiß aufmerksam wurde. –

Zweimal am Tage schlich Garassim leise zu seiner heimlich Gefangenen. Als es Nacht wurde, legte er sich schlafen, den Hund im Arm, und erst gegen zwei Uhr stand er auf, um mit ihr an die frische Luft hinaus zu gehen. Da er ziemlich lang im Hof umherspaziert war

und eben in seine Kammer zurückkehren wollte, entstand hinter dem Zaun, von der Seitengasse her, ein leises Geräusch. Mumu spitzte die Ohren, knurrte, ging an den Zaun, schnüffelte und erhob ein langes durchdringendes Gebell. Irgendein Betrunkener hatte sich die Stelle am Zaun zum Nachtlager ausgesucht. Genau um diese Zeit war die Herrin nach einer langanhaltenden »nervösen Erregung« endlich eingeschlafen. Solche »nervöse Erregungen« gab es bei ihr stets nach einem gar zu reichlichen Abendessen. Sie erwachte von dem Gebell des Hundes und hatte das Gefühl, daß ihr Herz stille stünde: »Mädchen, Mädchen,« stöhnte sie angstvoll. »Mädchen!« – Die erschreckten Mädchen stürzten zu ihr ins Schlafzimmer. »O, ach, ich sterbe,« ächzte sie, die Arme ausbreitend. – »Wieder, wieder dieser Hund! – Ach! schickt nach dem Doktor! Man will mich töten ... Der Hund, schon wieder der Hund! Ach!« – Und sie warf den Kopf zurück, was einen Ohnmachtsanfall vorstellen sollte. Man lief nach dem Doktor, das heißt nach dem Hausarzt Chariton. Dieser Arzt, dessen ganze Kunst darin bestand, daß er Schuhe mit weichen Sohlen trug, sehr zart den Puls zu fühlen verstand, vierzehn Stunden schlief und die übrige Zeit des Tages seufzte und außerdem der Herrin fortwährend Kirschlorbeerwasser einflößte, war sofort zur Stelle. Er räucherte das Zimmer mit verbrannten Federn, und als die Herrin die Augen aufschlug, reichte er ihr sogleich auf einem silbernen Tablett ein Gläschen mit den unvermeidlichen Tropfen. Die Herrin trank die Arznei, begann aber sofort wieder mit weinerlicher Stimme zu klagen: Der Hund – Gawrila – ihr Schicksal – man kümmere sich nicht um sie – die arme alte Frau – niemand habe Mitleid mit ihr – alles warte nur auf ihren Tod. –

Währenddessen bellte Mumu immer noch und Garassim bemühte sich vergeblich, sie vom Zaune wegzurufen. – »Da ... da ... wieder!« lallte die Herrin und verdrehte die Augen. Der Arzt flüsterte einem der Mädchen etwas zu. Das Mädchen lief ins Vorzimmer hinaus und weckte Stepan. Stepan eilte zu Gawrila und Gawrila befahl im Ungestüm, das ganze Haus zu alarmieren. Garassim sah sich um, bemerkte die aufleuchtenden Lichter und huschenden Schatten in den Fenstern und im Herzen ein nahendes Unheil ahnend, ergriff er Mumu, drückte sie an sich, lief mit ihr in seine Kammer hinauf und schloß sich ein. Wenige Augenblicke darnach stürmten fünf oder sechs Mann gegen seine Tür und blieben, da sie dieselbe verschlossen

fanden, davor stehen. Gawrila kam aufgeregt herbei, befahl, alle sollten hier vor dieser Tür bis zum Morgen stehen und sie bewachen, stürzte wieder fort, drang in das Mägdezimmer ein und ließ durch Ljubow Ljubimowna, die älteste der Hausdamen, mit der er Tee, Zucker und andere Kleinigkeiten stahl, der Herrin melden, die Hündin sei unglücklicherweise wieder von irgendwoher zurückgelaufen, sie werde aber bestimmt morgen nicht mehr unter den Lebenden sein, die Herrin wolle gnädig aufhören zu zürnen und sich beruhigen. Die Herrin hätte sich wahrscheinlich noch lange nicht beruhigt, aber Chariton, der Arzt, hatte in der Eile statt zwölf Tropfen vierzig ins Glas geträufelt. Die Kräfte des Kirschlorbeer taten ihre Wirkung: nach einer Viertelstunde schlief die Herrin fest und friedlich. – Garassim lag auf seinem Bett, die Hände fest auf Mumu's Schnauze gepreßt. –

Am Morgen erwachte die Herrin später als gewöhnlich. Gawrila wartete nur auf ihr Erwachen, um dann sofort den Befehl zum entschlossenen Angriff auf die Festung Garassims zu geben. – Er selber war darauf gefaßt, ein starkes Gewitter über sich ergehen zu lassen. Es kam aber zu keinem Gewitter. Im Bette liegend, befahl sie die älteste der Hausdamen zu sich.

»Ljubow Ljubimowna,« begann sie mit leiser und schwacher Stimme. Sie liebte es zuweilen, die arme, alte, verlassene Frau zu spielen, was für alle Bewohner des Hauses ein höchst quälender Zustand war. – »Ljubow Ljubimowna, Sie sehen in welcher Lage ich mich befinde, gehen Sie, liebe Seele, zu Gawrila Andrejitsch, sprechen Sie mit ihm, ist ihm denn wirklich irgend ein Hund teurer als die Ruhe, ja das Leben seiner Herrin! Das möchte ich denn doch nicht glauben müssen!« Sie sprach jetzt mit dem Ausdruck tiefen Gefühls: »Gehen Sie, meine Seele, seien Sie so gut, gehen Sie zu Gawrila Andrejitsch.«

Ljubow Ljubimowna begab sich in Gawrilas Zimmer. Was sie miteinander sprachen, bleibt uns unbekannt. Eine Weile nachher wälzte sich eine Menschenmenge über den Hof in der Richtung auf Garassims Tür. Voraus schritt Gawrila, den Schirm seiner Mütze mit der Hand festhaltend, obwohl gar kein Wind war. Hinter ihm kamen die Lakaien und Köche. Aus einem der Fenster schaute »Onkel Schwanz«. Er traf von dorther seine Anordnungen, d. h. er machte irgendwelche Bewegungen mit den Händen. Als letzte liefen hüpfend

die Hausjungen hinterher, zu denen sich eine Anzahl fremder Knaben gesellt hatte. Auf der schmalen Treppe, die zu Garassims Kammer hinaufführte, saß einer der Diener als Wächter. An der Tür standen zwei andere mit Knüppeln. Man stieg die Treppe hinauf, stand gedrängt bis oben hin.

Gawrila ging bis zur Tür vor, schlug mit der Faust dagegen und rief: »Mach auf!« Man hörte ein unterdrücktes Bellen, doch keine Antwort erfolgte. »Ich sage dir, mach auf!« wiederholte er.

»Gawrila Andrejitsch,« ließ sich Stepan von unten her vernehmen, – »er ist ja taub und hört nichts!«

Alles lachte.

»Was soll man denn tun?« fragte unschlüssig Gawrila von oben.

»Er hat da eine Öffnung in der Türe,« erwiderte Stepan, »stecken wir einen Stock hindurch und bewegen wir ihn.« Gawrila bückte sich. »Er hat die Öffnung mit seinem Schlafrock zugestopft.«

»So stoßen Sie den Schlafrock hinein.«

Hier hörte man wieder ein dumpfes Bellen.

»Hört, hört, sie meldet sich selbst,« rief eine Stimme, und die Menge lachte.

Gawrila kratzte sich hinterm Ohr. »Nein, Bruder,« sagte er nach längerem Nachdenken. »Den Schlafrock stoß du selbst hinein, wenn du magst.«

»Ei, warum denn nicht, erlauben Sie!« Und Stepan drängte sich nach oben durch, ergriff einen Stock, stieß den Ballen, der die Öffnung verstopfte, hinein, schob den Stock durch und bewegte ihn hin und her. Dazu wiederholte er: »Komm heraus, komm heraus!« Er war noch mit seinem Stock beschäftigt, als plötzlich die Tür schnell aufflog. Das ganze Hausgesinde kugelte die Treppe hinunter, allen voran Gawrila. ›Onkel Schwanz‹ schloß sein Fenster.

»Na, na, na!« schrie Gawrila vom Hofe her, »du, sieh dich vor!«

Garassim stand unbeweglich auf der Schwelle, die Menge sammelte sich vor der unteren Stufe der Treppe. Garassim blickte auf alle diese Menschlein in ihren deutschen Röcken von oben herab, die Hände leicht in die Hüften gestützt. In seinem roten bäurischen Hemde erschien er, wie er da oben stand, als ein Riese. Gawrila trat einen Schritt vor. »Sieh dich vor, Bruder!« rief er nochmal. »Du, mach mir hier keine Geschichten!«

Und er begann, ihm durch Zeichen zu erklären, – die Herrin fordert deinen Hund. Gib ihn her, unbedingt, sonst wird es dir schlecht gehen! – Garassim sah ihm ins Gesicht, zeigte auf den Hund, machte mit der Hand an seinem eigenen Halse die Bewegung des Hängens und sah noch einmal mit fragendem Gesichte den Haushofmeister an.

»Ja, ja,« erwiderte dieser und nickte mit dem Kopf. »Ja, unbedingt!«

Garassim senkte die Augen, schüttelte sich, zeigte wieder auf Mumu, die während der ganzen Zeit neben ihm stand, unschuldig mit dem Schwanze wedelnd und aufmerksam die Ohren bewegend. Er wiederholte das Zeichen des Erhängens am Halse und schlug sich bedeutsam an die Brust, damit erklärend, er wolle es selbst auf sich nehmen, Mumu umzubringen. »Ja, du wirst uns betrügen,« winkte Gawrila als Antwort hinauf.

Garassim sah ihn an, lachte verächtlich auf, deutete noch einmal mit der Faust auf seine Brust, trat zurück und schlug die Tür zu.

Alle sahen einander wortlos an. »Was hat das zu bedeuten?« begann Gawrila. »Er hat sich wieder eingeschlossen.«

»Laßt ihn in Ruh,« sagte Stepan. »Wenn ers versprochen hat, wird ers tun. So ist er. Wenn er etwas verspricht, kann man sich darauf verlassen. Darin ist er anders als unsereins.«

»Was wahr ist, das ist wahr. Ja!«

»Ja« – wiederholten alle und nickten mit den Köpfen. »So ist es, ja!« Onkel Schwanz öffnete sein Fenster und sagte gleichfalls »Ja«.

»Nun, meinetwegen,« meinte Gawrila, »wir werden ja sehen, aber der Wachtposten bleibt. He, du, Jeroschka!« wandte er sich an ein kleines blasses Männchen, das einen gelben Kosakenkittel trug und für die Gartenarbeit verwendet wurde. »Du hast ja nichts zu tun. Nimm einen Knüppel und setze dich her, und wenn irgend etwas passiert, dann läufst du gleich zu mir ...«

Jeroschka nahm einen Knüppel und setzte sich auf die unterste Stufe der Treppe. Die Menge ging auseinander, nur einige Neugierige blieben noch. Gawrila kehrte ins Haus zurück und ließ durch Ljuba Ljubimowna der Herrin melden, daß der Befehl ausgeführt sei, – schickte aber selber auf alle Fälle einen der Vorreiter zum Polizeiwachtmeister. Die Herrin band sich einen Knoten ins Taschentuch, goß Eau de Cologne darauf, roch daran, rieb sich damit die Schläfen, trank ihren Morgentee, und da die Kirschlorbeertropfen

immer noch wirkten, schlief sie bald wieder ein. Eine Stunde nach diesem ganzen Aufruhr öffnete sich die Tür von Garassims Zimmer und er trat heraus. Er hatte seinen Sonntagsrock an. Mumu führte er an einer Schnur. Jeroschka stand von seinem Sitz auf. Garassim ging an ihm vorbei und auf die Pforte zu. Die Knaben auf dem Hof sahen ihm nach, schweigend. Er blickte sich nicht um. Die Mütze setzte er erst auf der Straße auf. Gawrila schickte denselben Jeroschka als Beobachter hinter ihm her. Jeroschka sah von weitem, wie er mit dem Hunde in eine Gastwirtschaft ging, und wartete, daß er wieder herauskäme.

In der Gastwirtschaft kannte man Garassim und begriff seine Zeichen. Er bestellte sich eine Kohlsuppe mit Fleisch und setzte sich, die Arme breit aufgestützt, an den Tisch. Mumu stand neben seinem Stuhl, ihn ruhig mit ihren klugen Augen anblickend. Ihr Fell glänzte: man sah es ihr an, daß sie erst vor kurzem gekämmt und gebürstet worden war. Die Kohlsuppe wurde gebracht. Er brockte Brot hinein, zerschnitt das Fleisch in kleine Stücke und stellte den Teller auf den Fußboden. Mumu begann zu essen mit der ihr eigenen Höflichkeit, die Speise nur ganz zart berührend. Garassim schaute ihr lange zu. Zwei schwere Tränen rollten aus seinen Augen: die eine fiel auf die Stirn des Hundes, die andere in die Kohlsuppe. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen. Mumu hatte den halben Teller geleert und trat zurück, sich das Mäulchen leckend. Garassim stand auf, zahlte und ging hinaus, begleitet von den erstaunten Blicken des Kellners. Jeroschka sprang, als er Garassim erblickte, hinter die Ecke und ging, nachdem er ihn vorbeigelassen hatte, wieder hinter ihm her.

Garassim ging ohne Eile, Mumu immer an der Schnur führend. An der Straßenecke blieb er wie überlegend stehen und wandte sich plötzlich mit schnellen Schritten der Krymschen Furt zu. Auf dem Wege dahin ging er in den Hof eines Hauses hinein, an das ein Flügel angebaut wurde, und kam mit zwei Ziegelsteinen unter dem Arm heraus. Von der Krymschen Furt an ging er am Ufer entlang, kam bis zu einer Stelle, wo zwei kleine Boote mit Rudern an Pfähle angebunden lagen (er hatte sie schon früher einmal bemerkt), sprang in eines der Boote, zusammen mit Mumu. Ein lahmer, alter Mann kam aus einer Hütte hervor, die in der Ecke eines Gemüsegartens am Ufer stand und begann zu rufen. Garassim aber schüttelte nur den Kopf und ruderte so kräftig, daß er, obwohl es gegen die Strömung ging,

bald über hundert Schritt weit vom Ufer entfernt war. Der Alte, ihm nachschauend, kratzte sich erst mit der linken, dann mit der rechten Hand den Rücken und kehrte lahmend in seine Hütte zurück.

Garassim ruderte und ruderte. Schon war er an den letzten Häusern Moskaus vorüber, schon erstreckten sich an den Ufern hin Wiesen, Gärten, Felder, Wälder. Dorfhütten tauchten auf, Landluft wehte. Er zog die Ruder ein, drückte seinen Kopf an Mumu, die vor ihm auf einem trocknen Querbrette saß, – der Boden des Bootes war naß, – und blieb so, unbeweglich, die mächtigen Hände über ihrem Rücken gekreuzt, während die Strömung leise das Boot zur Stadt zurücktrieb. Endlich richtete Garassim sich auf, hastig, leidend, zornigen Gesichtes, band die Schnur um die mitgebrachten Ziegelsteine, knüpfte eine Schlinge, legte sie Mumu um den Hals, hob sie auf über den Fluß, blickte zum letztenmal auf sie hin ... Sie sah ihn voller Vertrauen und ohne Angst an und wedelte ein wenig mit ihrem buschigen Schweif. Er wandte sich ab, schloß die Augen und öffnete die Hände. Garassim hörte nichts, weder das kurze Winseln der fallenden Mumu, noch das schwere Aufplätschern des Wassers, – für ihn war ja der lärmende Tag so ohne Laut und Rede, so still wie für uns die stillste Nacht nicht ist, – und als er die Augen wieder auftat, da eilten wie vorher, einander folgend, die kleinen Wellen über den Fluß, plätscherten wie vorher an die Wände des Bootes, und nur weit hinten ans Ufer verliefen ein paar breitere Ringe. Jeroschka, kaum daß Garassim seinen Blicken entschwunden war, kehrte sofort nach Hause um und berichtete, was er gesehen hatte.

»Nun ja,« meinte Stepan, »er wird sie ertränken. Da kann man ganz sicher sein, wenn er etwas versprochen hat ...«

Zum Mittagessen kam Garassim nicht nach Hause, auch zum Abendessen nicht. Man setzte sich an den Tisch ohne ihn.

»Was für ein Sonderling ist dieser Garassim,« sprach die dicke Wäscherin mit piepender Stimme. »Eines Hundes wegen solche Sachen anzustellen! Wirklich sonderbar.« –

»Garassim war ja hier,« sagte plötzlich Stepan, der seine Grütze löffelte. »Wie? Wann?«

»Ja, vor ungefähr zwei Stunden. Wißt ihrs denn nicht. Ich bin ihm in der Pforte begegnet. Er kam gerade heraus, ging wieder fort. Ich wollte ihn fragen, was nun mit dem Hunde sei, er war aber offenbar nicht bei Laune. Und da gab er mir einen Stoß. Wahrscheinlich wollte

er nur, daß ich ihm aus dem Wege gehe, wollte mich los sein, so: laß mich in Ruhe, – aber der Stoß, den er mir versetzte, war kein leichter, so – mit Nachdruck, – oi, oi!« – und Stepan rieb sich, ärgerlich lachend, den Nacken. – »Ja,« fügte er hinzu, »er hat eine Hand, eine segensreiche Hand, das muß man sagen.«

Alle lachten über Stepan. Und nach dem Abendessen trennte man sich und ging schlafen.

Währenddessen, genau um diese Zeit, wanderte auf der T.schen Chaussee ein Mann, ein Riese, einen Sack über der Schulter, in der Hand einen langen Stecken. Das war Garassim. Er schritt ohne Umschau, eilte nach Hause zu sich auf sein Dorf, in die Heimat. Nachdem er Mumu ertränkt hatte, war er in seine Kammer gelaufen, hatte ein paar seiner Habseligkeiten schnell in eine alte Pferdedecke gepackt, ein Bündel daraus gemacht, es über die Schulter geworfen und war gegangen. Den Weg hatte er sich gut gemerkt, damals als man ihn nach Moskau brachte. Das Dorf, aus welchem ihn die Herrin geholt hatte, lag kaum zwanzig Werst von der Chaussee entfernt. Nun ging er, ging wie in unbeirrbarem Wagemut, in verzweifelter und zugleich freudiger Entschlossenheit. Er ging. Breit atmete seine Brust unter dem offenen Hemde. Seine Augen waren gierig und gerade vorwärts gerichtet. Er eilte, als erwarte ihn zu Hause eine alte Mutter, als riefe sie ihn heim zu sich nach langer Irrfahrt durch fremde Stätten unter fremden Menschen ... Die Sommernacht war still und warm. Von der einen Seite, dort wo die Sonne untergegangen war, glänzte der Rand des Himmels weißlich und zart rosenrot im letzten Widerschein des versunkenen Tages. Von der andern Seite stieg bläulich-grau die Dämmerung herauf. Von dorther kam die Nacht. Die Wachteln schnarrten im Felde, riefen einander ihren Lockruf zu ... Garassim hörte sie nicht, und nicht hörte er das Flüstern im Blattwerk der Bäume, an denen vorbei ihn seine starken Füße trugen, aber er spürte den bekannten Duft des reifenden Kornes, der von den dunklen Feldern herwehte, spürte den Wind, der ihm entgegenflog, – den Wind der Heimat, – der zärtlich um sein Gesicht strich, in seinem Haupthaar und Bart spielte. Er sah vor sich den schimmernden Weg, – den Weg nach Hause, – gerade wie ein Pfeil. Sah am Himmel die unzählbaren Sterne, die seinem Wege leuchteten. Und wie ein Löwe schritt er aus, stark und fröhlich, – und als die aufgehende Sonne mit ihren feuchtrosigen Strahlen ihn anlachte, – so wie die Sonne junge

Helden anlacht, – da lagen zwischen ihm und Moskau schon fünfunddreißig Werst ... Nach zwei Tagen war er zu Hause, trat in seine Hütte, zur großen Verwunderung der alten Soldatenfrau, der man das Haus inzwischen angewiesen hatte. Nachdem er vor den Heiligenbildern seine stumme Andacht verrichtet hatte, begab er sich sofort zum Gemeindeältesten. Dieser war anfänglich ein wenig ratlos. Aber die Heumahd hatte soeben begonnen. Man gab Garassim als einem ausgezeichneten Arbeiter gleich dort eine Sense in die Hand, – und er ging mähen und mähte wie früher und mähte so, daß ein heiliger Schauer die Bauern ergriff, die seine Sensenschwünge und Sensenhiebe sahen ...

In Moskau, am nächsten Tage nach Garassims Flucht, begann man ihn zu suchen. Man suchte in seinem Zimmer, wühlte unter seinen Sachen. Dann sagte man es Gawrila. Der kam, sah sich um, zuckte die Achseln, der Stumme war entweder davongelaufen oder mit seinem Hunde ertrunken. Man benachrichtigte die Polizei, meldete es der Herrin. Die Herrin geriet in Zorn, weinte, jammerte und befahl, ihn aufzusuchen, auf jeden Fall unbedingt aufzusuchen, beteuerte, sie habe niemals den Befehl gegeben, den Hund umzubringen. Und schließlich war Gawrila an allem schuld und bekam ein solches Donnerwetter zu hören, daß er den ganzen Tag nur noch den Kopf schüttelte und vor sich hinmurmelte: »Na!« – bis Onkel Schwanz ihn schließlich tröstete, indem er sagte: »Na, na!« –

Einige Zeit nachher kam die Nachricht aus dem Dorfe, Garassim befinde sich dort. Die Herrin beruhigte sich allmählich. Zuerst hatte sie den Befehl geben wollen, Garassim unverzüglich wieder nach Moskau zu schaffen. Aber dann erklärte sie, einen solch undankbaren Menschen habe sie auch gar nicht nötig. Übrigens starb sie auch bald darnach, und ihre Erben hatten an anderes zu denken, als an Garassim. Sie entlohnten und entließen auch bald die andern Dienstboten der alten Dame.

Und so lebt Garassim noch heute als Bauer ohne Land in seiner einsamen Hütte. Gesund ist er und mächtig wie früher, und wie früher arbeitet er für vier, und ist wie früher ehrsam und gewichtig. Aber die Nachbarn haben bemerkt, daß er seit seiner Rückkehr aus Moskau ganz aufgehört hat, sich mit den Mädchen abzugeben, er sieht sie nicht einmal an. Und keinen Hund hält er in seinem Hause.

»Übrigens,« so reden die Bauern, – »sein Glück ists, wenn er ohne die Weiber auskommt. Und ein Hund, – wozu braucht er einen Hund? Auf seinen Hof kommt doch kein Dieb, zu ihm getraut sich keiner.« –

Denn große Dinge erzählt man sich von der reckenhaften Stärke des Stummen.

- E n d e -

Faust.

Erzählung in neun Briefen.

1856.

Inhaltsverzeichnis

Paul Alexandritsch B... an Simon Nikolaitsch W...
12. Juni 1850
16. Juni 1850
20. Juni 1850
26. Juli 1850
10. August 1850
22. August 1850
8. September 1850
10. März 1853

»*Entbehren sollst du, sollst entbehren!*
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.«

Paul Alexandritsch B... an Simon Nikolaitsch W...

Dorf M ..., 6. Juni 1850

Vor vier Tagen hier angekommen, liebster Freund, erfülle ich heute mein Versprechen, Dir zu schreiben. Seit dem Morgen rieselt ein feiner Regen herab, der mich im Zimmer hält; und außerdem verlangt mich sehr danach, ein wenig mit Dir zu plaudern. Da sitze ich nun wieder in meinem alten Nest, welches ich – ach, es ist traurig zu sagen – volle neun Jahre nicht gesehen habe. Was ist in diesen neun Jahren nicht alles vorgegangen! Ich selbst, wenn ich es so recht bedenke, komme mir wie ein ganz anderer Mensch vor. Ich bin in der Tat wie umgewandelt. Du erinnerst Dich wohl des kleinen, dunklen Spiegels in unserem Gastzimmer, der noch von meiner Urgroßmutter herstammt und an den Ecken mit so wunderlichen Schnörkeln verziert ist, – Du pflegtest immer Betrachtungen anzustellen, was er vor und seit hundert Jahren gesehen haben müsse. Ich warf gleich nach meiner Ankunft einen Blick hinein und erschrak über mich selbst. Noch nie war es mir so jäh und lebhaft vor Augen getreten, wie ich gealtert bin und mich in der letzten Zeit verändert habe. Übrigens nicht ich allein bin älter geworden; mein schon lange baufälliges Häuschen droht völlig aus den Fugen zu gehen und zeigt nach allen Seiten eine bedenkliche Neigung zur Erde. Meine wackere Wassilewna, die Haushälterin (Du hast sie gewiß nicht vergessen, da Dir ihre eingemachten Früchte immer vortrefflich mundeten), ist ganz dürr und krumm geworden, ganz zusammengeschrumpft. Sie konnte vor Freude des Wiedersehens weder aufschreien noch weinen, sondern keuchte und hüstelte nur,

sank erschöpft auf einen Stuhl nieder und streckte zitternd die welken Arme aus.

Der alte Terenti hält sich zwar noch stramm und rüstig aufrecht wie früher und setzt beim Gehen die Füße auswärts, trägt auch noch die gelben Nankinghosen und die knarrenden bockledernen Schuhe mit hohem Besatz und Schleifen, die er so oft mit Rührung ansah. Aber, großer Gott, wie schlottern jetzt diese Hosen um seine mageren Beine! Wie bleich ist sein Haar geworden, und wie faltig ist das Gesicht! Es war komisch, als er mit mir zu sprechen anfing und ich ihn im Nebenzimmer Befehle erteilen hörte, und doch dauerte er mich; er hat alle seine Zähne verloren und kann kein Wort ohne Pfeifen und Zischen hervorbringen.

Dagegen hat sich der Garten merkwürdig verschönert. Du erinnerst Dich der Akazien, des Flieders, des Geißblatts, aller Bäumchen, die wir beide hier pflanzten – sie sind zu prächtigen Bäumen herangewachsen. Die Birken und die Ahornbäume, alles ist mächtig in die Höhe und Breite gegangen; besonders die Lindenallee ist wundervoll. Ich habe eine Vorliebe für diese Allee, für ihr sanftes und frisches Grün, für den feinen Duft, welchen sie verbreitet, für das Lichtgewebe, das sich durch die buschigen Zweige über den dunklen Boden hinzieht; Sand, wie Du weißt, gibt es hier nicht. Meine junge Lieblingseiche ist ein Baum von bedeutendem Umfang geworden. Gestern brachte ich ganze Stunden unter ihrem Schatten zu. Mir war es so wohl. Ringsum üppiger Rasen; über alles breitete sich ein goldenes Licht, es drang sogar in den Schatten; und was die Vögel sangen! Du hast hoffentlich nicht vergessen, daß die Vögel meine Leidenschaft sind. Die Tauben girrten, die Goldammer pfiff; der Fink ließ jeden Augenblick sein lustiges Lied wieder vernehmen, die eifersüchtigen Grasmücken wollten auch nicht stumm bleiben; von fern ertönte noch die klagende Weise des Kuckucks und der ungestüme Schrei des Grünspechts. Ich lauschte, in süße Träumerei versunken, diesen harmonischen Tönen und wurde nicht müde, sie zu hören. Auch ist nicht bloß im Garten alles emporgewachsen; auf jedem Schritt begegne ich rüstigen Burschen, in welchen ich die kleinen Jungen von ehedem nicht wiedererkenne. Aus Deinem Liebling Hänschen ist ein mächtiger Hans geworden. Du warst damals besorgt um seine Gesundheit und prophezeitest ihm die Schwindsucht; wenn Du jetzt auf seine gewaltigen roten Hände

blicktest, die aus den engen Ärmeln seines Rockes hervorstrotzen, wie würdest Du staunen über die kräftigen Muskeln! Er hat einen Nacken wie ein Stier, und sein Kopf ist bekränzt mit krausem, blondem Haar – kurz, ein wahrer Herkules Farnese. Übrigens fand ich sein Gesicht weniger verändert als die anderen, nicht einmal viel voller ist es geworden, und das heitere, wie Du zu sagen pflegtest, gähnende Lächeln ist noch ganz dasselbe. Ich habe den Burschen zu meinem Kammerdiener gemacht; meinen letzten, den ich in Petersburg hatte, ließ ich in Moskau zurück. Er hatte es sehr darauf abgesehen, mich zu beschämen und mir seine Überlegenheit in residenzlichen Manieren fühlbar zu machen. Von meinen Jagdhunden fand ich keinen einzigen wieder. Nefka allein hat die anderen überlebt, doch erharrte auch er nicht meine Rückkehr wie Argos die des Odysseus. Es war seinem erlöschenden Blicke nicht vergönnt, den einstigen Herrn und Jagdgenossen wiederzusehen. Schafka aber ist gesund, bellt noch immer heiser, hat noch immer ein zerrissenes Ohr und Kletten im Schweife, wie es in der Ordnung ist.

Ich habe mich in Deinem ehemaligen Zimmer eingerichtet. Es ist allerdings sehr der Sonne ausgesetzt und wimmelt von Fliegen; aber man spürt hier weniger als in den anderen Zimmern den Geruch des alten Hauses. Seltsam, dieser scharfe, säuerliche, modrige Geruch wirkt mächtig auf meine Phantasie; nicht gerade unangenehm, im Gegenteil; aber er stimmt mich trüb und endlich melancholisch. Ebenso wie Du liebe auch ich die alten bauchigen Kommoden mit Messingplättchen, die weißen Sessel mit ovalen Lehnen und geschweiften Füßen, die fliegenbesetzten Kristalllüster, kurzum jedes altväterliche Möbel; aber beständig dergleichen anzusehen, vermag ich nicht; es versetzt mich in einen Zustand beunruhigender Langeweile. Das Zimmer, welches ich bewohne, ist ganz einfach möbliert. Doch habe ich in der Ecke einen schmalen, langen Schrank stehenlassen mit Fächern und staubbedecktem grünem und blauem Glasgeschirr darauf, und an die Wand ließ ich jenes weibliche Bildnis in schwarzem Rahmen hängen – weißt Du noch? –, welches Du ein Porträt der Manon Lescaut nanntest. In den neun Jahren ist die Farbe dieser jungen Frau etwas trüb geworden, indes ihren Augen der sanfte, sinnige Ausdruck, wie ihren Lippen das leise melancholische Lächeln geblieben ist; und ihrer zarten Hand entfällt noch die halb zerpflückte Rose. Sehr amüsieren mich die Rollos an meinen

Fenstern; sie waren einst grün, jetzt sind sie von der Sonne vergilbt. Die schwarzen Zeichnungen, womit sie ein erfindungsreicher Künstler ausgeschmückt hat, stellen einige Hauptszenen aus dem Einsiedler von d'Arlincourt vor: eine Entführungs- und Mordszene, alle möglichen Schrecken; und dabei ringsumher dieser tiefe, ununterbrochene Frieden, dieser sanfte Abglanz, der von den Rollos selbst auf die Decke fällt!

Seit meiner Ankunft erfreue ich mich einer vollständigen Seelenruhe. Ich habe keine Lust, etwas zu machen, noch jemand zu sehen; zu träumen habe ich von nichts, zum Denken bin ich zu träg, nur zum Sinnen nicht. Denken und Sinnen, wie Du selbst recht gut weißt, sind zwei verschiedene Dinge.

Zuerst waren die Erinnerungen der Kindheit über mich gekommen. Bei jedem Schritt, den ich auf der heimatlichen Erde tat, bei jedem Gegenstand, den ich erblickte, stiegen sie in vollkommener Klarheit bis auf die geringfügigsten Einzelheiten vor meiner Seele auf; dann wechselten diese Erinnerungen mit andern, dann ... dann wandte ich mich leise ab von dem Vergangenen, und mir blieb nur eine Art angenehmer Abspannung, eine einschläfernde Schwere in dem Herzen zurück. Denke Dir, als ich so neulich auf dem Damm unter einem Baume saß, fing ich mit einemmal zu weinen an und würde trotz meiner vorgerückten Jahre noch lange geweint haben, hätte ich nicht eine alte Bäuerin bemerkt, welche mich neugierig betrachtete und dann, ohne das Gesicht von mir zu wenden, sich tief bückend, vorbeiging. Mir ist dieser Gemütszustand, die Tränen abgerechnet, sehr angenehm, und gern möchte ich ihn bis zum Zeitpunkt meiner Abreise, das heißt bis zum September, bewahren. Ich würde sehr übler Laune sein, wenn einer meiner Nachbarn mich aufsuchte; doch glaube ich, daß ich dies nicht zu befürchten habe, da meine nächsten Nachbarn immer noch weit genug von mir hausen. Du verstehst mich, davon bin ich überzeugt; Du weißt aus eigner Erfahrung, wie wohltätig oft diese Einsamkeit ist ... Ich bedarf ihrer jetzt nur zu sehr nach all meinen Wanderungen.

Überdies kann ich mich nicht langweilen. Ich habe Bücher mitgebracht, und hier ist auch eine ansehnliche Bibliothek. Als ich gestern die staubigen Bücherschränke durchstöberte, fand ich mehrere interessante Werke, denen ich früher keine Aufmerksamkeit schenkte; unter andern eine handschriftliche Übersetzung von

Voltaires »Candide« aus den siebziger Jahren; dann Journale aus derselben Zeit: »Le caméléon triomphant (Mirabeau); »Le paysan perverti« etc. Es fielen mir Kinderschriften in die Hand; sie hatten teils mir selbst, teils meinem Vater, meiner Großmutter und – denke nur – sogar meiner Urgroßmutter gehört. Auf einer ganz alten französischen Grammatik in buntem Einband steht mit großen Buchstaben »Ce livre appartient á Mlle. Eudoxie de Lavrine« und darunter die Jahreszahl 1741. Dann sah ich Bücher, die ich einst aus dem Ausland mitgebracht habe, darunter Goethes Faust. Dir ist vielleicht unbekannt, daß es eine Zeit gab, wo ich den Faust (natürlich den ersten Teil) Wort für Wort auswendig wußte und mich daran nicht satt lesen konnte. Doch andere Zeiten, anderer Geschmack. In den letzten neun Jahren habe ich Goethe kaum wieder zur Hand genommen. Mit welchem unaussprechlichen Gefühl erblickte ich gestern das kleine, mir nur zu wohlbekannte Büchlein (die schlechte Ausgabe von 1828)! Ich steckte es zu mir, legte mich ins Bett und fing an zu lesen. Wie ergriffen war ich von der prächtigen ersten Szene! Die Erscheinung des Erdgeistes, seine Worte, die Dir wohl erinnerlich sind:

»In Lebensfluten, im Tatensturm
wall ich auf und ab«,

erregten in mir einen längst nicht mehr empfundenen Schauer der Begeisterung. Diese Lektüre erinnerte mich auf einmal an Berlin und mein Studentenleben, an Fräulein Clara Stich, das allerliebste Gretchen, an Seydelmann als Mephistopheles und an die Musik von Radziwill und an was alles noch! – – – Ich konnte lange nicht einschlafen. Meine Jugend stieg vor mir auf wie eine magische Erscheinung, ein neues Feuer durchglühte meine Adern, erweiterte mein Herz; etwas griff in dessen Saiten, und Wünsche brausten auf ...

Da hast Du die Träumereien, welchen sich Dein alter, bald vierzigjähriger Freund in seiner Einsamkeit hingegeben hat. Wenn jemand mich in dieser Gemütsverfassung belauscht hätte! Doch warum soll ich mich ihrer schämen? Nein, diese Art verschämter Furcht ist nur der Jugend eigen, und ich merke, daß ich alt werde. Weißt Du, woran ich es merke? Ich suche jetzt vor mir selber die angenehmen Empfindungen zu vergrößern und die traurigen zu unterdrücken. In meiner Jugend verfuhr ich umgekehrt. Da gefiel ich

mir in meiner Trauer, bewahrte sie wie einen Schatz und machte mir aus einer frohen Wallung fast ein Gewissen.

Trotz all meiner Lebenserfahrung scheint mir jedoch, Freund Horatio, es gebe noch etwas in der Welt, was ich nicht erfahren, und dieses Etwas möchte vielleicht das Wichtigste sein.

Doch wo bin ich hingeraten? Lebe wohl! Ein andermal mehr. Was treibst Du in Petersburg? Apropos, mein Koch Sawéli läßt Dich grüßen. Er ist auch gealtert und ein wenig dick und schwerfällig geworden, was ihn übrigens nicht hindert, mir noch gute Hühnersuppen mit Zwiebeln zu bereiten, wie auch Käsekuchen mit zierlichen Rändern und saure Suppen mit Gurken, das beliebte Steppengericht, wovon Du ein mal einen Pelz auf die Zunge bekamst, den Du vierundzwanzig Stunden nicht los wurdest. Nur seine Braten sind stets wie trockener Pappendeckel. Jetzt aber lebe wohl!

Dein P. B.

12. Juni 1850

M ..., 12. Juni 1850

Ich habe Dir, teurer Freund, eine wichtige Neuigkeit mitzuteilen. Hör an! Gestern vor Tisch bekam ich Lust spazierenzugehen, und zwar nicht im Garten, sondern auf der Straße, die nach der Stadt führt. Ich wandere gern mit raschen Schritten, planlos auf einem Wege, der sich weit vor mir ausdehnt. Es ist einem dabei, als habe man ein Geschäft, eile irgendwohin. – Plötzlich sehe ich eine Kalesche mir entgegenfahren. Doch nicht zu mir? denke ich mit geheimem Schrecken ... Aber nein; in der Kalesche saß ein mir unbekannter, schnurrbärtiger Herr. Ich beruhigte mich. Allein wie der Unbekannte mir nahe kommt, heißt er auf einmal seinen Kutscher halten, nimmt höflich seine Mütze ab und fragt mich noch höflicher, ob er nicht die Ehre habe, mit Herrn P. B. zu sprechen. Ich erwidere mit dem Mut eines Angeklagten auf der Verbrecherbank: »Der bin ich.« Dabei sehe ich den Herrn mit dem Schnurrbart an und denke: Gott, den muß ich schon irgendwo gesehen haben.

»Sie erkennen mich nicht?« ruft er, inzwischen aus dem Wagen steigend.

»Nein, mein Herr.«

»Und ich habe Sie gleich erkannt.«

Nun kam es heraus: es war Priemkoff, weißt Du, unser alter Studiengenosse. Ei! denkst Du in diesem Augenblick, was ist denn das für eine wichtige Nachricht! Priemkoff war, soviel ich mich erinnere, ein ziemlich hohler Bursche, weder bösartig noch dumm. Zugegeben, teurer Freund, aber höre weiter! »Ich war sehr erfreut zu hören«, sagte er, »daß Sie Ihr Gut wieder bezogen haben; denn ich wohne in Ihrer Nachbarschaft. Und ich bin es nicht allein, der sich darüber freut.«

»Erlauben Sie mir die Frage, wer noch die Liebenswürdigkeit hat, sich zu ...«

»Meine Frau!«

»Ihre Frau?«

»Ja, sie ist eine alte Bekannte von Ihnen.«

»Darf ich Sie bitten, mir zu erklären ...«

»Ich habe Fräulein Wera Elzoff geheiratet.«

»Wera Elzoff?« rief ich unwillkürlich aus.

Das, lieber Freund, das eben ist die wichtige Neuigkeit, die ich gemeint habe. Aber damit Du auch begreifst, warum, muß ich Dir eine Episode aus meiner Vergangenheit, aus früher Vergangenheit, mitteilen.

Als ich im Jahre 1836 mit Dir die Universität verließ, war ich dreiundzwanzig Jahre alt ... Du tratest in den Staatsdienst, ich entschloß mich, wie Du weißt, nach Berlin zu reisen. Allein, da ich vor dem Oktober in Berlin nichts zu tun hatte, wollte ich den Sommer in Rußland auf dem Lande zubringen, zum letzten Male die Freude eines süßen Müßigganges auskosten, um dann ernstlich an die Arbeit zu gehen. Wie weit dieses letztere Vorhaben zur Ausführung kam, davon reden wir jetzt nicht. Aber wo den Sommer zubringen? fragte ich mich. Auf meine Güter mich zu begeben, hatte ich keine Lust. Mein Vater war kürzlich gestorben, an nahen Verwandten fehlte es mir; ich fürchtete die Einsamkeit, die Langeweile. In dieser Verlegenheit nahm ich mit Freuden die Einladung eines Vetters auf sein im Gouvernement Twer befindliches Gut an. Er war ein vermögender, braver Mann, lebte als großer Herr und bewohnte ein prächtiges Haus. Ich zog zu ihm. Er hatte eine zahlreiche Familie, zwei Söhne und fünf Töchter; außerdem war seine gastfreie Wohnung stets von Fremden überfüllt. Gäste kamen unaufhörlich – und doch hatte man kein Vergnügen. Die Tage gingen geräuschvoll dahin; es war unmöglich, einen Augenblick allein zu sein. Alles wurde gemeinschaftlich vorgenommen, alle sannen auf irgendein Mittel, sich zu zerstreuen, und alle waren des Abends schrecklich übermüdet. Diese Art von Leben hatte etwas Abgeschmacktes. Ich nahm mir vor fortzugehen und wollte nur den Namenstag meines Vetters abwarten. Allein just an diesem Namenstag sah ich Wera Elzoff, und – ich blieb.

Wera war damals sechzehn Jahre alt. Sie lebte allein mit ihrer Mutter auf einem kleinen Besitztum, fünf Werst entfernt von meines Vetters Gut. Ihr Vater war, wie man sagte, ein ausgezeichneter Mann gewesen. Rasch zu dem Rang eines Obersten avanciert, würde er es ohne Zweifel noch weiter gebracht haben, wäre er nicht als noch junger Mann durch einen unglücklichen Zufall auf der Jagd von einem Kameraden erschossen worden. Er hinterließ Wera als Kind.

Ihre Mutter war ebenfalls eine bedeutende Persönlichkeit, sehr belesen, sehr unterrichtet und mehrerer Sprachen mächtig. Mit ihrem Mann verband sie die innigste Liebe, obgleich sie sieben oder acht Jahre älter war als er. Er hatte sie aus dem väterlichen Hause entführt. Sie konnte sich niemals über seinen Verlust trösten, ging bis zu ihrem letzten Tag schwarz gekleidet und starb einige Zeit, nachdem sie ihre Tochter verheiratet hatte. Ich sehe sie noch vor mir mit ihrem ausdrucksvollen, schwermütigen Gesicht, ihrem dichten, ergrauenden Haar, ihren großen Augen mit dem strengen, etwas erloschenen Blick und ihrer geraden, feinen Nase. Ihr Vater hieß Ladanoff, war fünfzehn Jahre in Italien gewesen und hatte dort eine einfache Albanierin geheiratet, welche sich indes ihres Glückes nicht lange erfreute. Nachdem sie ihre einzige Tochter, Weras Mutter, zur Welt gebracht, wurde sie von einem jungen Trasteveriner, ihrem ersten Bräutigam, dem sie Ladanoff entführt hatte, getötet. Diese Geschichte machte zu ihrer Zeit viel Aufsehen. Nach Rußland zurückgekehrt, schloß er sich in sein Arbeitszimmer ein, um nicht wieder herauszugehen. Er beschäftigte sich mit Chemie, Anatomie und kabbalistischen Studien, forschte dem Geheimnis nach, das menschliche Leben zu verlängern, bildete sich ein, daß man mit Geistern verkehren und die Toten zitieren könne ... Genug, seine Nachbarn betrachteten ihn als Hexenmeister. Er liebte seine Tochter außerordentlich und unterrichtete sie selbst in allem, aber daß sie sich von Elzoff hatte entführen lassen, vergab er ihr nicht. Weder sie noch ihr Mann durften ihm jemals unter die Augen kommen. Er prophezeite ihnen beiden ein unglückliches Leben und starb einsam.

Frau von Elzoff widmete nach ihres Mannes Tode ihre ganze Zeit der Erziehung der Tochter und sah fast keinen Menschen bei sich. Als ich die Bekanntschaft Weras machte, denke Dir, war sie noch in keiner Stadt, nicht einmal in der benachbarten Kreisstadt gewesen.

Wera unterschied sich von den gewöhnlichen russischen Fräulein, sie hatte ein ganz eigentümliches Gepräge. Gleich auf den ersten Blick überraschte mich die wunderbare Ruhe in all ihren Bewegungen und Reden. Sie schien sich um nichts zu bekümmern, noch zu beunruhigen, antwortete einfach und klug, hörte aufmerksam zu – und damit genug. Der Ausdruck ihres Gesichtes hatte die Offenheit und Reinheit eines Kindes; er war etwas kalt und einförmig, ohne gerade nachdenklich zu sein. Lustig erschien sie selten und nicht wie

andere Mädchen. Die Klarheit der unschuldvollen Seele, die liebenswürdiger ist als Lustigkeit, schimmerte in ihrem ganzen Wesen. Von mittlerem Wuchs, zart und anmutig, hatte sie feine, regelmäßige Züge, eine schöne glatte Stirn, goldig blondes Haar, eine gerade Nase wie die Mutter, ziemlich volle Lippen und dichte, nach oben gebogene Augenwimpern, unter denen hervor zwei schwarzgraue Augen fast zu sehr geradeaus blickten. Ihre Hände, obgleich klein, waren nicht eben schön; talentvolle Menschen haben keine solchen Hände. In der Tat besaß Wera auch kein besonderes Talent. Ihre Stimme klang wie die eines Kindes. Ich wurde beim Namensfest meines Vetters ihrer Mutter vorgestellt, und einige Tage darauf machte ich meinen ersten Besuch bei ihnen.

Frau von Elzoff war, wie ich Dir schon gesagt, eine ausgezeichnete Persönlichkeit, aber von ganz eigentümlichem Wesen, charaktervoll, beharrlich und konzentriert. Sie flößte mir Achtung, ja selbst eine gewisse Furcht ein. All ihr Tun war systematisch geordnet, und sie erzog ihre Tochter diesem Grundsatz gemäß, ohne übrigens deren Freiheit einzuschränken. Die Tochter liebte sie und hatte ein blindes Vertrauen zu ihr. Übergab ihr die Mutter ein Buch mit den Worten: »Die und die Seite lies nicht«, so hätte Wera lieber schon das vorhergehende Blatt übersprungen, und vollends auf die verbotene Seite warf sie keinen Blick mehr.

Allein Frau von Elzoff hatte auch, wie die Franzosen sagen, ihre idées fixes, oder wie die Deutschen sagen, ihr Steckenpferd. So erfüllte sie z.B. eine tödliche Furcht vor allem, was die Phantasie aufregen konnte, und infolgedessen hatte ihre Tochter mit sechzehn Jahren noch keinen Roman, kein poetisches Werk gelesen. Hingegen konnte diese mit ihrer Kenntnis der Geschichte, Geographie und sogar Naturgeschichte mich selbst, den Kandidaten, der, wie Du Dich erinnern wirst, keiner der letzten war, ganz verblüffen. Eines Tages suchte ich das Gespräch mit Frau von Elzoff auf ihr Erziehungssystem zu lenken, was nicht leicht war, da sie sich im allgemeinen sehr zurückhaltend zeigte. Sie schüttelte den Kopf und sagte:

»Sie behaupten, daß das Lesen der Poeten eine nützliche und angenehme Beschäftigung sei; mir scheint, daß man sich früh im Leben entweder für das Angenehme oder für das Nützliche entscheiden und daß man an der getroffenen Wahl für immer festhalten muß. Auch ich wollte einst beides vereinigen ... Doch das

ist unmöglich und führt entweder zum Verderben oder zur Albernheit.«

Ja, Weras Mutter war ein seltenes Wesen, recht schaffen und stolz, aber nicht ohne Fanatismus und eine Art Aberglauben. »Das Leben macht mich bange«, sagte sie einmal zu mir, und in der Tat hatte sie eine Bangigkeit vor dem Leben, vor dessen tiefinneren, geheimnisvollen Kräften, die bisweilen plötzlich hervorbrechen. Wehe dem, über den sie sich entladen! Und hatte die arme Frau nicht das Grausamste von ihnen erfahren? Bedenke man den Tod ihrer Mutter, ihres Vaters, ihres Mannes! Welche Kette schrecklicher Ereignisse!

Ich sah sie auch niemals lächeln. Man kann sagen, sie hatte ihr Herz verschanzt und den Schlüssel zur Festung im Wasser versenkt. Nie mochte sie ihre Schmerzen in den Busen eines andern ergossen haben; alles barg sie tief in sich. So sehr hatte sie sich gewöhnt, ihre Empfindungen zu beherrschen, daß sie selbst gegen ihre heißgeliebte Tochter Äußerungen der Zärtlichkeit vermied. Sie küßte sie niemals in meiner Gegenwart, nannte sie niemals Werchen, sondern immer Wera. Ich erinnere mich, daß ich ihr einmal sagte, wir modernen Leute wären alle etwas anbrüchig, worauf sie erwiderte: »Das hat keinen Sinn, man muß entweder ganz zerbrechen oder sich ganz unangetastet halten.«

Es kamen wenig Leute zu Frau von Elzoff; ich aber besuchte sie recht häufig, da ich bemerkte, daß sie mir Wohlwollen schenkte und Wera mir jetzt gefiel. Mit ihr unterhielt ich mich; ich ging mit ihr spazieren. Die Gegenwart der Mutter störte uns nicht im mindesten. Das junge Mädchen selbst entfernte sich nicht gern von ihr, und ich meinerseits hatte keinen Grund, mit ihr allein sein zu wollen. Diese offenherzige Wera hatte die eigentümliche Gewohnheit, laut zu denken, und nachts im Schlafe plauderte sie zuweilen von dem, was sie im Laufe des Tages beschäftigt hatte. Einmal sagte sie zu mir, indem sie mich scharf dabei ansah und ihrer Gewohnheit nach das Kinn leicht auf die Hand stützte: »Ich glaube, Herr B. ist ein recht guter Mann, aber verlassen kann man sich nicht auf ihn.«

Unsere Beziehungen zueinander waren rein freundschaftlich und harmlos. Nur einmal schien es mir, als bemerkte ich in der tiefsten Tiefe ihrer hellen Augen einen seltsamen Ausdruck von Zärtlichkeit; doch vielleicht täuschte ich mich.

Inzwischen vergingen Wochen und Monate; es war Zeit, an meine Abreise zu denken, und ich konnte zu keinem Entschlusse kommen. Ich erschrak bei dem Gedanken, dieses sanfte, junge Wesen zu verlassen, und Berlin hatte für mich keine Anziehungskraft mehr. Ich wagte mir selbst nicht zu bekennen, was in mir vorging; ja, ich verstand mich selbst nicht. Es war, als ob ein Nebel meine Seele verhüllte. Endlich wurde mir eines Morgens alles klar ... Warum weiter suchen? fragte ich mich; welchem Ziele soll ich nachjagen? Das Richtige ist doch schwer zu finden. Wäre es nicht besser, hierzubleiben, zu heiraten?

Sieh, so wenig erschreckte mich damals der Gedanke ans Heiraten – im Gegenteil, ich erfaßte ihn mit Freuden. Am selben Tage entdeckte ich meine Gefühle, nicht Wera, wie man denken sollte, sondern ihrer Mutter. Die alte Dame sah mich an.

»Nein, mein Freund«, sagte sie, »gehen Sie nach Berlin. Sie sind recht brav, aber der Mann für meine Tochter sind Sie nicht.«

Ich blickte errötend zu Boden, und – worüber Du noch mehr erstaunen wirst – ich gab im Grunde meines Herzens der Mutter sofort recht. In der folgenden Woche reiste ich ab, und ich sah weder Frau von Elzoff noch ihre Tochter wieder.

Da hast Du, teurer Freund, die Erzählung meiner Abenteuer in aller Kürze – denn ich weiß, daß Du keinerlei Weitschweifigkeit magst ... In Berlin vergaß ich sehr bald die hübsche Wera. Doch ich will es nur bekennen, die plötzliche Nachricht von ihr hat mich in eine gewisse Aufregung versetzt. Sie hier zu wissen in meiner Nähe, als meine Nachbarin, sie in einigen Tagen wiederzusehen, das war mir so überraschend. Das Vergangene stand mit einemmal, wie aus dem Boden emporgestiegen, vor mir und drang so an mich heran ...

Priemkoff sagte mir bei unserem Begegnen, daß er mit seinem Besuch nur unsere ehemalige Bekanntschaft erneuern wollte und daß er hoffte, mich bald bei sich zu sehen. Er teilte mir mit, daß er in der Kavallerie gestanden und mit Leutnantsrang aus dem Dienst getreten sei. Er habe ein Landgut, acht Werst von dem meinigen entfernt, gekauft, und seine Absicht sei, sich der Landwirtschaft zu widmen. Von den drei Kindern, die er gehabt, sind zwei gestorben, ein kleines fünf jähriges Mädchen ist ihm geblieben.

»Und Ihre Frau Gemahlin erinnert sich meiner noch?« fragte ich ihn.

»Ja«, erwiderte er mit einem gewissen Zögern, »sie war freilich noch sehr jung, als Sie sie kannten; aber ihre Mutter lobte sie stets, und Sie wissen, wie teuer ihr jedes Wort der Verstorbenen ist.«

Hier fielen mir die Worte ein, die Frau von Elzoff an mich gerichtet: »Sie sind der Mann nicht für meine Tochter«, und einen Seitenblick auf Priemkoff werfend, dachte ich: Also Du warst der Mann für sie!

Er blieb mehrere Stunden bei mir. Er ist ein angenehmer, netter Mann, der in bescheidenem Tone spricht und dabei so gutmütig dreinsieht. Man kann nicht anders, als ihn gern haben. Doch seine Geistesfähigkeiten sind seit der Zeit, wo wir ihn kennengelernt, nicht vorgeschritten. Besuchen werde ich ihn ganz bestimmt, vielleicht morgen schon. Ich bin außerdem begierig zu sehen, was aus Wera geworden ist.

Aber Du böser Mensch spottest meiner auf Deinem Direktionsbüro. Trotzdem will ich Dir berichten, welchen Eindruck sie bei mir hinterlassen wird. Lebe wohl!

Dein P. B.

16. Juni 1850

M ..., 16. Juni 1850

Nun, mein Freund, ich bin bei ihr gewesen, ich habe sie gesehen! Vor allem muß ich Dir einen merkwürdigen Umstand mitteilen. Du magst es mir glauben oder nicht, Wera hat sich fast gar nicht verändert, in ihrem Aussehen wie in ihrer Gestalt. Als sie mir entgegenkam, konnte ich nur mit Mühe mein Erstaunen zurückhalten; ich sah vor mir das junge siebzehnjährige Mädchen, gerade wie ehemals. Nur den Augen fehlte der kindliche Ausdruck, den sie aber auch nie gehabt; sie waren in ihrer Jugend schon zu feurig für Kinderaugen. Sonst ist sie noch ganz wie damals: dieselbe Ruhe in Gang und Haltung, dieselbe Stimme, dieselbe glatte Stirn. Als hätte sie diese ganze Reihe von Jahren irgendwo unter einer Schneedecke zugebracht! ... Und sie ist jetzt achtundzwanzig Jahre alt und hat drei Kinder gehabt ... Unbegreiflich! Denke nicht etwa, daß ich aus Voreingenommenheit übertreibe. Im Gegenteil, diese »Wandellosigkeit« gefällt mir an ihr ganz und gar nicht.

Mit achtundzwanzig Jahren soll eine Frau und Mutter nicht mehr wie ein junges Mädchen aussehen; sie hat ja doch nicht umsonst gelebt.

Wera empfing mich sehr freundlich, und vollends ihr Mann war hocherfreut über meinen Besuch. Der gute Kerl scheint sich wirklich nur danach umzusehen, wo er sich an jemand attachieren kann. Sie haben ein recht bequemes und sauberes Wohnhaus. Auch die Toilette Weras war ganz mädchenhaft. Sie trug ein weißes Kleid mit einem blauen Gürtel und eine feine goldene Kette um den Hals. Ihr Töchterchen ist allerliebst, sieht ihr aber nicht ähnlich und erinnert mehr an die Großmutter. Ein wohlgetroffenes Bild dieser seltsamen Frau hängt im Salon über dem Sofa. Es fiel mir gleich in die Augen, als ich eintrat; es schien streng und aufmerksam auf mich zu blicken.

Wera nahm ihren Lieblingsplatz auf dem Sofa unter dem Bild ein, ich setzte mich ihr gegenüber, und indem wir von der Vergangenheit redeten, konnte ich nicht umhin, oft die Augen zu der düsteren Gestalt der Mutter zu erheben. Du kannst Dir mein Erstaunen denken, wenn ich Dir sage, daß eingedenk der Lehren ihrer Mutter Wera bis jetzt keinen einzigen Roman, kein einziges poetisches oder, wie sie

sich ausdrückt, erdichtetes Werk gelesen hat. Eine solche Gleichgültigkeit gegen die edelsten Geistesgenüsse ärgert mich. Bei einer gescheiten und, soweit ich sie beurteilen kann, feinfühligen Frau ist das geradezu unverzeihlich.

»Also«, fragte ich sie, »haben Sie es sich zur Pflicht gemacht, niemals derartige Bücher zu lesen?«

»Nein«, erwiderte sie; »aber ich kam nicht dazu, ich hatte keine Zeit.«

»Keine Zeit? Ich staune. Aber Sie«, wandte ich mich an Priemkoff, »warum haben Sie Ihrer Frau nicht Geschmack für Literatur beigebracht?«

»Ich würde es sehr gern getan haben«, versetzte er, »indes ...«

Wera fiel ihm ins Wort.

»Stelle Dich doch nicht so an! Du bist selbst kein großer Liebhaber von Versen.«

»Von Versen, das ist richtig«, erwiderte Priemkoff, »aber Romane zum Beispiel ...«

»Wie verbringen Sie denn Ihre Abende«, fragte ich Wera, »spielen Sie Karten?«

»Zuweilen. Aber an Beschäftigung fehlt es uns ja nicht. Wir lesen auch. Es gibt außer Poesie noch eine ganze Anzahl vortrefflicher Bücher.«

»Was haben Sie nur gegen poetische Werke?«

»Ich habe nichts gegen sie; allein von klein auf ließ ich diese erdichteten Werke ungelesen. Meine Mutter wollte es so, und je älter ich werde, desto mehr überzeuge ich mich, daß alles, was meine Mutter tat und sprach, heilige Wahrheit war.«

»Sehr wohl; aber ich kann Ihnen doch nicht beistimmen. Ich glaube, daß Sie gar keinen Grund haben, sich eines so reinen und berechtigten Genusses zu berauben. Sie verwerfen doch auch nicht die Musik, die Malerei; warum denn nur die Dichtkunst?«

»Ich verwerfe sie gar nicht, ich habe sie bis jetzt nur nicht kennengelernt, das ist alles.«

»Dann lassen Sie das meine Sache sein. Ihre Frau Mutter hat Ihnen doch wohl nicht für alle Zeit verboten, mit der schönen Literatur bekannt zu werden?«

»Durchaus nicht. Bei meiner Verheiratung nahm sie jedes Verbot zurück. Aber mir selbst kam es nicht in den Sinn, diese – wie nannten Sie sie doch gleich? – Romane zu lesen.«

Ich hörte ihr mit Befremden zu; das hatte ich nicht erwartet. Sie sah mich dabei ruhig an, so wie die Vögel blicken, wenn sie furchtlos sind.«

»Ich will Ihnen ein Buch bringen«, rief ich. Mir fiel gerade der Faust ein.

Wera stieß einen leisen Seufzer aus und sagte mit einer gewissen Ängstlichkeit:

»Ein Buch ... Doch nicht etwa von George Sand?«

»Ah, Sie haben also doch von dieser Dichterin gehört? Nun, und wenn es ein Buch von ihr wäre, was würde das schaden! Doch nein, ich bringe Ihnen einen anderen Autor. Sie haben doch Ihr Deutsch nicht vergessen?«

»Nein.«

»Sie spricht es wie eine Deutsche«, fiel Priemkoff ein.

»Vortrefflich, nun, Sie sollen sehen, was ich Ihnen für ein wunderbares Buch mitbringe.«

»Schön, wir wollen sehen. Aber jetzt kommen Sie in den Garten, meine kleine Natalie hält es nicht länger aus.«

Sie setzte einen runden Strohhut auf, einen rechten Kinderhut, ganz wie der ihres Töchterchens, nur etwas größer. Ich ging neben ihr. In der frischen Luft, im Schatten der hohen Linden, kam mir ihr Gesicht noch lieblicher vor, besonders wenn sie das Köpfchen leicht zurückbog, um unter dem Hutrand hervor zu mir aufzublicken. Ging Priemkoff nicht hinter uns her und hüpfte das kleine Mädchen nicht voraus, ich hätte mir einbilden können, ich sei noch der zweiundzwanzigjährige junge Mann, im Begriff, nach Berlin zu reisen. So lebhaft fühlte ich mich in jene Zeit zurückversetzt und das um so mehr, als auch der Garten, in dem wir uns jetzt befanden, dem der Frau von Elzoff sehr ähnlich sah. Ich konnte mich nicht enthalten, Wera diesen meinen Eindruck mitzuteilen.

»Alle sagen mir«, erwiderte sie, »daß ich mich äußerlich wenig verändert hätte. Ich bin übrigens auch in meinem Innern dieselbe geblieben.«

Wir näherten uns einem chinesischen Pavillon.

»Ein solches Häuschen«, bemerkte Wera, »hatten wir in Ossinowka nicht. Achten Sie nicht darauf, daß es so verwittert und baufällig aussieht; drinnen ist es recht hübsch und kühl.«

Wir traten ein; ich sah mich um.

»Wissen Sie«, sagte ich zu Wera, »hierher lassen Sie, wenn ich wiederkomme, einen Tisch und einige Stühle bringen. Hier ist es wirklich prächtig. Hier lese ich Ihnen Goethes Faust vor; nichts Geringeres will ich Ihnen vorlesen.«

»Jawohl, hier sind keine Fliegen«, bemerkte sie naiv.

»Und wann kommen Sie wieder?«

»Übermorgen.«

Plötzlich sprang die kleine Natalie, die zugleich mit uns eingetreten war, bleich und mit einem Schrei des Entsetzens zurück.

»Was hast du?« fragte Wera.

»Ach, Mama! Sieh, sieh, das schreckliche Tier!« rief das Kind und zeigte auf eine ungeheure Spinne, die an der Wand heraufkroch.

»Warum fürchtest du dich?« fragte Wera. »Sie tut dir nichts.« Und ehe ich sie hindern konnte, nahm sie das widerwärtige Insekt, ließ es einen Augenblick auf ihrer Hand kriechen und warf es dann hinaus.

»Ei«, rief ich, »wie tapfer Sie sind!«

»Wieso tapfer? Das war keine von den giftigen Spinnen.«

»Ich sehe, die Naturgeschichte ist noch immer Ihre Stärke. Aber wahrlich, ich hätte das abscheuliche Insekt nicht angegriffen.«

»Man hat sich nicht davor zu fürchten«, wiederholte Wera. Natalie sah uns beide an und lachte.

»Wie ähnlich das Kind Ihrer Mutter sieht!« sagte ich.

»Jawohl«, entgegnete Wera mit einem Lächeln der Befriedigung, »das freut mich sehr. Gott gebe, daß sie ihr nicht allein von Gesicht ähnlich sei.«

Wir wurden zu Tisch gerufen, und nach dem Essen ging ich fort. Beiläufig bemerke ich für Dich, Du Feinschmecker, das Essen war sehr gut und schmackhaft. Morgen bringe ich ihnen den Faust. Wenn ich mit dem alten Goethe nur nicht durchfalle! Werde Dir alles ausführlich beschreiben.

Nun, was denkst Du von all diesen Begebenheiten? Gelt, daß sie auf mich einen zu lebhaften Eindruck gemacht hat, daß ich mich in sie

verlieben könnte? Possen, Freundchen! Es ist Zeit, vernünftig zu werden. Ich habe genug Torheiten begangen. Und ich bin nicht mehr in den Jahren, wo man das Leben von vorn anfängt. Übrigens sind mir auch solche Frauen nie gefährlich gewesen. Welche Frauen waren mir überhaupt gefährlich?

»Mein zitternd Herz beginnt voll Grämen
seiner Idole sich zu schämen.«

In jedem Falle freue ich mich über diese Nachbarschaft, freue mich der Gelegenheit, dieses gute, sanfte, kindliche Weib oft zu sehen. Was weiter kommt, erfährst Du seiner Zeit.

Dein P. B.

20. Juni 1850

M ..., den 20. Juni 1850

Teurer Freund! Die Vorlesung, von welcher ich Dir berichtet, hat gestern stattgefunden, und wie es dabei zugegangen ist, will ich der Reihe nach erzählen. Vor allem drängt es mich, Dir zu sagen: der Erfolg übertraf alle Erwartung. Erfolg – das ist nicht einmal das rechte Wort. Doch höre!

Ich erschien zur Stunde des Diners. Wir saßen zu sechs am Tisch: Wera, ihr Gemahl, ihre Tochter, deren bleich und unbedeutend aussehende Gouvernante und ein alter Deutscher in kurzschößigem, zimtfarbigem Frack, sauber rasiert, bescheiden, rechtschaffenen Aussehens, mit treuherzigem Lächeln und zahnlosem Munde. Dieser alte Deutsche verbreitete einen starken Zichoriengeruch um sich – den unvermeidlichen Geruch aller alten Deutschen. Man stellte mir ihn vor: er heißt Schimmel und ist einige Werst von hier, im Haus des Fürsten Ch. Sprachlehrer. Wera, die ihn sehr gern zu haben scheint, hatte ihn aufgefordert, unserer Lektüre beizuwohnen. Wir gingen ziemlich spät zu Tisch und blieben lange sitzen. Nachher machten wir einen Spaziergang. Das Wetter war wundervoll. Der Morgen war etwas windig und regnerisch gewesen, am Abend jedoch klärte sich der Himmel wieder auf, und wir schlenderten gemeinschaftlich ins freie Feld hinaus. Über uns schwebte licht und hoch eine große rosige Wolke, umflattert von grauen Streifen. Hinter ihrem äußersten Rande zitterte, bald auftauchend, bald verschwindend, ein Sternlein hervor; ein wenig weiter davon zeichnete sich scharf die weiße Mondsichel auf dem leicht geröteten Blau des Himmels ab. Ich machte Wera auf diese Wolke aufmerksam.

»Ja«, sagte sie, »das ist sehr hübsch; aber sehen Sie hierher!«

Ich sah mich um. Die untergehende Sonne verhüllend, erhob sich ein mächtiges dunkelblaues Gewölk. Es sah aus wie ein feuerspeiender Berg: der Gipfel eine breite Flammengarbe, ringsherum ein heller Saum von unheilkündendem Purpur, der an einer Stelle, gerade in der Mitte, die schwarze Masse durchbrach, wie hervorgeschleudert aus dem glühenden Schlund ...

»Das wird ein Unwetter geben«, sagte Priemkoff.

Doch ich komme ab von der Hauptsache. Ich vergaß, Dir in meinem letzten Brief zu sagen, daß ich es bereute, zu meiner Vorlesung Faust gewählt zu haben.

Schiller hätte sich weit mehr geeignet, wenn einmal mit deutscher Literatur der Anfang gemacht werden sollte. Vor allem hatte ich meine Bedenken wegen der ersten Szenen bis zur Bekanntschaft mit Gretchen, und auch in bezug auf Mephistopheles war ich nicht ganz ruhig. Allein ich stand einmal unter dem Einfluß des Faust, und keine andere Lektüre wäre mir so nach dem Herzen gewesen.

Als es dunkel wurde, versammelten wir uns in dem chinesischen Pavillon, der abends zuvor hergerichtet worden war. Gerade der Tür gegenüber vor dem Sofa stand ein runder Tisch mit einer Decke; rings umher Stühle und Lehnsessel. Auf dem Tisch brannte eine Lampe. Ich setzte mich aufs Sofa und nahm das Buch zur Hand. Wera ließ sich nahe der Tür in einem Sessel nieder. Beim Schein der Lampe konnte man die vor dem Eingang des Pavillons sich leicht schaukelnden Zweige der Akazien erkennen, und von Zeit zu Zeit blies der Nachtwind frisch durch die geöffnete Tür. Priemkoff saß mir zunächst am Tische, neben ihm der alte Deutsche. Die Gouvernante war mit Natalie im Hause geblieben. Vor dem Beginn meiner Vorlesung sprach ich einige erklärende Worte über die Faustlegende, über die Bedeutung des Mephistopheles, über den Dichtergenius Goethes, und bat, mich zu unterbrechen, wenn irgendeine Stelle des Gedichtes unklar erscheinen sollte. Dann räusperte ich mich ...

Priemkoff fragte, ob ich nicht ein Glas Zuckerwasser wünsche, und war, wie sich an allem merken ließ, sehr zufrieden mit sich selbst, daß er diese Frage an mich gerichtet hatte. Ich fing an zu lesen, ohne die Augen aufzuschlagen; mir war ängstlich zumute, mein Herz schlug heftig, meine Stimme zitterte. Der erste Ausruf entrang sich dem Deutschen; er war im Verlaufe der Lektüre der einzige, welcher die Stille unterbrach ... »Wunderbar! Erhaben!« wiederholte er, und fügte manchmal hinzu: »Aber das ist ein wenig stark.«

Priemkoff langweilte sich, wie mir schien, da er die deutsche Sprache nur oberflächlich versteht und selbst bekennt, daß er keine Verse mag ... Wer hieß ihn auch zuhören? Schon bei Tisch wollte ich ihm einen Wink geben, daß er bei der Vorlesung nicht zugegen zu sein brauche; aber ich fürchtete, ihn zu beleidigen.

Wera rührte sich nicht. Ein paarmal warf ich einen verstohlenen Blick auf sie; ihre Augen waren aufmerksam und fest auf mich gerichtet; sie sah bleich aus. Nach der ersten Begegnung Fausts mit Gretchen bog sie sich aus der Stuhllehne hervor, faltete die Hände auf dem Schoß und blieb bis zum Ende des Stückes in dieser Stellung. Anfangs störte mich die Gleichgültigkeit Priemkoffs, bald aber vergaß ich ihn, wurde immer ernster und las mit Wärme und Hingerissenheit. – Ich las nur für Wera allein. Eine innere Stimme sagte mir, daß Faust einen lebhaften Eindruck auf sie machte. Als ich geendet (das Walpurgisnacht-Intermezzo sowie einiges aus der Hexenküchen-Szene übersprang ich), als das letzte »Heinrich!« erscholl, rief der Deutsche voll Rührung; »Gott, wie herrlich!« Priemkoff sprang erfreut auf; der arme Mann dankte mir seufzend für das Vergnügen, welches ich ihm bereitet! ... Ich erwiderte nichts darauf und sah Wera an; ich war nur begierig zu hören, was sie sagen würde. Sie erhob sich, wankte der Tür zu, stand eine Weile auf der Schwelle und ging dann langsamen Schrittes hinaus in den Garten. Ich eilte ihr nach. Sie war mir einige Schritte voraus, und ich konnte in der Dunkelheit kaum ihr weißes Kleid unterscheiden.

»Nun«, rief ich ihr zu, »hat es Ihnen nicht gefallen?« Sie blieb stehen.

»Können Sie mir dieses Buch leihen?« entgegnete sie.

»Ich schenke es Ihnen, wenn Sie es haben wollen.«

»Ich danke Ihnen«, sagte sie und verschwand. Priemkoff und der Deutsche näherten sich mir.

»Es ist doch merkwürdig warm«, sagte Priemkoff, »sogar schwül. Aber wo ist denn meine Frau?«

»Ich glaube, sie ist ins Haus gegangen«, erwiderte ich.

»Ich dächte, wir könnten bald soupieren«, versetzte er. »Sie lesen so vortrefflich«, fügte er nach einer Weile hinzu.

»Ihrer Frau Gemahlin scheint Faust sehr gefallen zu haben«, bemerkte ich.

»Ohne Zweifel«, rief Priemkoff.

»Oh, ganz gewiß«, fiel Herr Schimmel ein.

Wir traten ins Haus.

»Wo ist meine Frau?« fragte Priemkoff das uns entgegenkommende Stubenmädchen.

»Gnädige Frau haben sich in ihr Schlafzimmer begeben.«

Priemkoff ging ins Schlafzimmer.

Ich blieb mit Herrn Schimmel auf der Terrasse. Der Alte hob seine Augen zum Himmel.

»Wie viele Sterne!« murmelte er, eine Prise nehmend.

»Und alle diese Sterne sind Welten für sich!« fügte er hinzu, indem er eine zweite Prise nahm.

Ich hielt es nicht für nötig zu antworten und sah bloß schweigend zum Himmel auf. Ein geheimer Zweifel quälte mich ... Es schien mir, als blickten die Sterne so ernst auf uns hernieder.

Nach einigen Minuten kam Priemkoff zurück und bat uns in den Speisesaal.

Bald darauf erschien auch Wera. Wir setzten uns.

»Sehen Sie doch meine Frau an«, sagte mir Priemkoff.

Ich richtete meine Augen auf sie.

»Wie? Bemerken Sie nichts?«

Ich bemerkte allerdings eine Veränderung in ihrem Gesicht, gab jedoch – ich weiß nicht warum – zur Antwort: »Nein, ich sehe nichts.«

»Hat sie nicht gerötete Augen?« fuhr Priemkoff fort.

Ich schwieg.

»Denken Sie, als ich in ihr Zimmer trat, fand ich sie in Tränen. Das ist ihr lange nicht widerfahren. Wissen Sie, wann sie zuletzt geweint hat? Als wir unsere kleine Sascha verloren. Das haben Sie mit Ihrem Faust angerichtet«, fügte er mit einem Lächeln hinzu.

»Also sehen Sie jetzt ein«, wandte ich mich zu Wera, »daß ich recht hatte, als ...«

»Das hatte ich nicht erwartet«, unterbrach sie mich.

»Aber Gott weiß, ob Sie recht getan haben. Vielleicht erlaubte mir meine Mutter nur darum nicht, solche Bücher zu lesen, weil sie wußte, daß ...«

Wera hielt inne.

»Was wußte sie?« wiederholte ich. »Sprechen Sie es aus!«

»Wozu? Ich schäme mich so schon. Wie konnte ich nur weinen? Wir wollen übrigens noch darüber reden; ich habe einiges nicht recht verstanden.«

»Warum haben Sie mich nicht gleich gefragt?«

»Die Worte habe ich alle verstanden und auch ihren Sinn, aber ...« Sie schwieg von neuem und wurde nachdenklich. In diesem Augenblick hörte man den Wind plötzlich durch das Laub der Bäume im Garten brausen. Vera fuhr zusammen und wandte sich nach dem offenen Fenster.

»Ich habe es ja gesagt, daß wir Gewitter bekommen«, rief Priemkoff. »Aber liebe Wera, was fährst du so zusammen? Sie sah ihn stillschweigend an. Der Widerschein eines matten, fernen Blitzes zuckte geheimnisvoll auf ihrem unbeweglichen Gesicht.

»Das macht alles der Faust«, versetzte Priemkoff.

»Nach dem Essen tun wir am besten, uns gleich aufs Ohr zu legen. Nicht wahr, Herr Schimmel?«

»Nach einem geistigen Genuß ist physische Erholung ebenso wohltätig als nützlich«, erwiderte der gute Deutsche und leerte ein Gläschen Likör.

Als das Souper beendet war, trennten wir uns. Beim Abschied drückte ich Wera die Hand; sie war kalt. Ich ging auf mein Zimmer und blieb lange am Fenster stehen, ehe ich mich auskleidete und zu Bett legte. Priemkoffs Vorhersagung traf ein: das Gewitter zog herauf und entlud sich. Ich hörte, wie der Wind brauste, wie der Regen an die Bäume prasselte, sah, wie bei jedem Aufflackern des Blitzes die am See gelegene nahe Dorfkirche bald schwarz auf weißem Grunde, bald hell auf dunklem Grunde sich zeigte, bald wieder in der Finsternis verschwand ... Doch weitab davon schweiften meine Gedanken. Ich dachte an Wera, an das, was sie sagen würde, wenn sie selbst den Faust gelesen hätte, dachte an ihre Tränen, erinnerte mich der Aufmerksamkeit, mit welcher sie mir zugehört hatte.

Das Gewitter war längst vorüber; die Sterne erglänzten, alles war still. Ein mir unbekannter Vogel pfiff in verschiedenen Tonarten ein und dasselbe Lied. Sein einsamer, heller Gesang ertönte eigentümlich in der Stille der Nacht; ich ging noch immer nicht zu Bett.

Am anderen Morgen fand ich mich früher als alle im Salon ein. Vor dem Porträt der Frau von Elzoff stehenbleibend, sagte ich mit einem geheimen Triumph: »Nun habe ich doch noch deiner Tochter eines der von dir verbotenen Bücher vorgelesen!« Plötzlich war es mir ... Du hast gewiß bemerkt, daß die Porträts en face den Beschauer gleichmäßig anzublicken scheinen ... Diesmal aber kam es mir vor, als

richtete Frau von Elzoff ihre Blicke vorwurfsvoll auf mich. Ich wandte mich ab, trat ans Fenster und erblickte Wera. Sie ging, einen Sonnenschirm in der Hand, ein weißes Tuch um den Kopf, im Garten spazieren. Ich eilte zu ihr, und wir begrüßten uns.

»Die ganze Nacht habe ich nicht schlafen können«, sagte sie mir. »Ich habe Kopfweh. Ich wollte frische Luft schöpfen, vielleicht wird es besser.«

»Das wird doch nicht von der gestrigen Vorlesung sein?« fragte ich.

»Doch, doch. Ich bin an so etwas nicht gewöhnt. In Ihrem Buch sind Dinge, die ich nicht loswerden kann. Davon, glaube ich, brennt mir so der Kopf«, fügte sie, die Hand an die Stirn legend, hinzu.

»Das ist ja herrlich!« rief ich. »Nur fürchte ich fast, daß diese schlaflose Nacht und das Kopfweh Ihnen die Lust nehmen, mit dieser Art Lektüre fortzufahren.«

»Meinen Sie?« entgegnete Wera und pflückte im Vorbeigehen einen Zweig vom wilden Jasmin ab. »Gott weiß! Mir scheint, daß, wer diesen Weg einmal eingeschlagen hat, nicht mehr zurück kann.«

Dann warf sie die abgepflückte Blume wieder fort.

»Kommen Sie«, sprach sie weiter, »setzen wir uns ein wenig in diese Laube, und bitte, ehe ich nicht selbst davon zu reden anfange, bringen Sie mich nicht wieder auf ... dieses Buch.«

Sie sagte »dieses Buch«, als scheute sie sich, den Namen Faust auszusprechen.

Wir traten in die Laube und setzten uns.

»Meinetwegen«, sagte ich, »ich will nicht mehr vom Faust mit Ihnen reden; aber erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünschen und Ihnen zu sagen, daß ich Sie beneide.«

»Sie mich beneiden?«

»Ja, weil ich weiß, wie ich Sie jetzt kenne, was Ihnen bei Ihrem Gemüt noch für Genüsse bevorstehen. Es gibt außer Goethe noch große Dichter: einen Shakespeare, Schiller; und auch unseren Puschkin darf ich nennen ... Mit ihm müssen Sie auch bekannt werden.« Sie schwieg und zeichnete mit der Spitze ihres Sonnenschirmes in dem Sand.

Oh, mein teurer Freund, wenn Du sie hättest sehen können, wie holdselig sie in diesem Augenblick war! Fast durchsichtig bleich, sanft vorgebeugt, ein wenig ermüdet, innerlich erschüttert und doch so

klar wie der Himmel! Ich sprach lange, dann verstummte ich – und saß so schweigend da und blickte sie an. Sie sah nicht auf, fuhr fort, mit dem Schirm im Sande zu zeichnen und das Gezeichnete wieder zu verwischen.

Plötzlich vernahmen wir den raschen Schritt eines Kindes, und die kleine Natalie sprang in die Laube herein. Ihre Mutter erhob sich hastig, und ich war erstaunt über die lebhafte Zärtlichkeit, mit welcher sie ihre Tochter umarmte. Das ist sonst gar nicht ihre Art. Nun kam auch Priemkoff. Herr Schimmel, das gewissenhafte Kind mit grauen Haaren, war schon vor Tagesanbruch abgereist, um keine Lektion zu versäumen.

Wir gingen zum Tee.

Doch ich habe mich müde geschrieben; es ist Zeit, meinen Brief zu schließen. Er muß Dir recht wirr vorkommen. Ich komme mir selbst wirr vor. Mir ist so eigen. Ich weiß nicht, was ich habe. Immer schwebt mir das Gartenzimmer vor mit den nackten Wänden, die brennende Lampe, die offene Tür, durch welche die frische Nachtluft eindringt, und dort an der Tür das lauschende, jugendliche Gesicht, das leichte, weiße Gewand ... Jetzt begreife ich, warum ich sie heiraten wollte. Damals, vor meiner Reise nach Berlin, war ich nicht so dumm, wie ich bis jetzt geglaubt hatte.

Ja, mein teurer Simon, Dein Freund ist in einer seltsamen Geistesverfassung. Ich denke, das geht vorüber, und wenn es nicht vorübergeht ... nun, so mag's sein! Ich bin darum doch sehr zufrieden. Erstens habe ich einen wundervollen Abend verlebt, und dann, wenn diese Seele erweckt würde, durch mich, wer kann mir darüber einen Vorwurf machen? Die alte Elzoff hängt an der Wand und kann nicht reden. Die wunderliche Alte! Mir sind nicht alle Lebensumstände bekannt; aber das eine weiß ich, daß sie aus ihrem väterlichen Hause entfloh. Sie hatte nicht umsonst eine Italienerin zur Mutter. Ei, sie wollte ihre Tochter assekurieren. Laß sehen ...

Ich lege die Feder aus der Hand. Unbarmherziger Spötter, denke, was Du willst, aber spotte nicht in Deinen Briefen. Wir sind alte Freunde und müssen gegenseitig Nachsicht haben.

Lebe wohl!

Dein P. B.

26. Juli 1850

M ..., den 26. Juli 1850

Es ist lange her, daß ich Dir geschrieben habe, mein lieber Simon: über einen Monat schon, wenn ich nicht irre. Ich hätte Dir so viel zu sagen gehabt, aber ich war träge und muß Dir gestehen, daß ich während der ganzen Zeit nur wenig an Dich gedacht habe. Ich sah aus Deinem letzten Brief, daß Du in bezug auf mich unbegründete – wenigstens nicht ganz begründete Vermutungen hast. Du glaubst, ich schwärme für Wera, da bist Du im Irrtum. Ich besuche sie oft, das ist wahr, und sie gefällt mir außerordentlich ... Wem würde sie auch nicht gefallen? Ich möchte Dich einmal an meiner Stelle sehen. Welch ein wunderbares Geschöpf! Eine blitzschnelle Fassungsgabe bei kindlicher Unerfahrenheit; ein klares, gesundes Urteil und ein angeborener Schönheitssinn; ein unausgesetztes Streben nach Wahrheit, nach allem Hohen, und das vollkommenste Verständnis, sogar der lasterhaften wie der lächerlichen Dinge, und über alles das gebreitet wie weiße Engelsfittiche weibliche Anmut und Reinheit. Was soll ich Dir noch sagen! Ich habe diesen ganzen Monat viel mit ihr gelesen und geplaudert. Das Lesen mit ihr verschafft mir einen noch nie empfundenen Genuß; es tut mir gleichsam unbekannte Regionen auf. In lauten Enthusiasmus gerät sie nicht; alles Geräuschvolle ist ihr fremd. Wenn ihr etwas gefiel, so leuchtet sanft ihr ganzes Wesen, und ihr Gesicht nimmt einen so edlen Ausdruck an, einen Ausdruck von Güte – jawohl, von inniger Güte. Lüge hat Wera nie gekannt; sie ist von klein auf an Wahrheit gewöhnt, atmet nur Wahrheit. Daher kommt es, daß auch in der Poesie nur das Wahre ihr natürlich erscheint; das findet sie gleich und ohne Mühe heraus wie ein wohlbekanntes Gesicht ... Ein großer Vorzug, ein seltenes Glück! Und man muß es der Mutter zum Lobe nachsagen, das hat sie ihr zu danken. Wie oft dachte ich beim Anblick Weras, Goethe spricht doch wahr:

»Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
ist sich des rechten Weges wohl bewußt.«

Das eine nur ärgert mich, daß Priemkoff immer um uns beschäftigt ist. (Ich bitte Dich, mach keine dummen Späße über dieses

Geständnis, entweihe mit keinem unwürdigen Gedanken unsere reine Freundschaft.) Dieser Mensch ist ebensowenig imstande, Poesie zu verstehen, wie ich, die Flöte zu blasen; und trotzdem will er immer dabeisein und tut, als wolle er gleich seiner Frau sich unterrichten lassen. Zuweilen stellt auch Wera meine Geduld auf eine harte Probe. Mit einemmal will sie nichts von Poesie wissen, will nichts lesen, von nichts sprechen; setzt sich hin und stickt oder schäkert mit der kleinen Natalie, macht sich mit der Haushälterin zu schaffen, läuft in die Küche oder sieht, die Arme aufstemmend, unverwandt zum Fenster hinaus; oder es fällt ihr gar ein, mit der Wärterin Karten zu spielen.

Ich habe die Beobachtung gemacht, daß man in solchem Falle sie gewähren lassen muß, bis sie selbst kommt, ein Gespräch anfängt oder ein Buch in die Hand nimmt. Sie hat viel Selbständigkeit, was mich sehr freut. In unserer Jugend – weißt Du noch? – begegnete es uns oft, irgendein junges Mädchen unsere eignen Worte nachsprechen zu hören, und dieses Echo begeisterte uns, riß uns gar zu Huldigungen hin, bis wir auf einmal merkten, was dahinter war. Aber Wera – nein! Sie hat ihr Köpfchen für sich, sie nimmt nichts auf Treu und Glauben an und läßt sich durch keine Autorität einschüchtern. Sie wird nicht gerade streiten, aber auch nicht nachgeben. Wir haben uns öfter über Faust unterhalten; aber merkwürdigerweise spricht sie von Gretchen selbst nie ein Wort, sondern hört nur, was ich darüber sage. Mephistopheles erschreckt sie nicht als Teufel, sondern mehr durch etwas, »was in der Natur jedes Menschen liegen könne«.

Das sind ihre eigenen Worte.

Ich habe ihr klarmachen wollen, daß dieses »Etwas« von uns Reflexion genannt würde; aber sie verstand dieses Wort Reflexion nicht in dem Sinne, wie es die Deutschen gebrauchen, sie kennt nur die französische »réflexion« und ist gewohnt, diese als etwas sehr Nützliches zu betrachten. Wunderbares Verhältnis zwischen uns! In gewisser Hinsicht kann ich sagen, daß ich einen großen Einfluß auf sie übe und sie gleichsam erziehe; aber auch sie ändert mich, ohne es selbst zu merken, in vielem zu meinem Vorteil. So verdanke ich es ihr zum Beispiel, daß ich neulich entdeckt habe, welch eine Masse von konventionellem und rhetorischem Beiwerk sich in vielen berühmten poetischen Schöpfungen findet. Was sie kalt läßt, das ist in meinen

Augen schon verdächtig. Ja, ich habe ein besseres, geläutertes Urteil durch sie gewonnen. Ihr nahezustehen, mit ihr zu verkehren und nicht ein anderer zu werden, ist unmöglich.

Wohin soll dies alles nun aber führen? wirst Du fragen. Wahrhaftig, ich denke, zu weiter nichts. Ich verbringe die Zeit bis zum September aufs angenehmste, dann reise ich ab ... Die ersten Monate darauf wird mir das Leben höchst trübe und langweilig vorkommen, dann aber wird die Gewohnheit darüber hinweghelfen.

Ich weiß, wie gefährlich jedes Verhältnis zwischen einem Manne und einer jungen Frau ist, wie unmerklich da ein Gefühl in das andere übergeht, und ich würde mich mit aller Kraft losreißen, wenn ich nicht innegeworden wäre, daß wir beide, Wera und ich, vollkommen ruhig sind.

Einmal allerdings fiel etwas Seltsames zwischen uns vor. Ich weiß nicht, wie es kam, ich erinnere mich nur, daß wir Puschkins »Onegin« zusammen lasen. Da küßte ich ihr die Hand. Sie rückte leise weg und heftete einen Blick auf mich; einen Blick wie den ihrigen habe ich noch bei niemandem gesehen: darin lag Nachdenken und Aufmerksamkeit und eine gewisse Strenge ... Plötzlich errötete sie, stand auf und ging davon. An dem Tage glückte es mir nicht mehr, mit ihr allein zu sein. Sie wich mir aus. Und vier volle Stunden spielte sie Karten mit ihrem Manne, der Gouvernante und der Wärterin. Am andern Morgen forderte sie mich auf, mit ihr in den Garten zu gehen. Wir spazierten bis an den See. Plötzlich flüsterte sie, ohne sich zu mir umzuwenden: »Ich bitte, tun Sie das nie wieder!« Und gleich darauf fing sie an, mir von etwas zu erzählen ... Ich war beschämt.

Ich will es nur gestehen, daß ihr Bild mir nicht mehr aus dem Sinne kommt, und fast schreibe ich Dir diesen Brief nur, um von ihr reden zu können.

Doch ich höre Pferdegetrappel; mein Wagen fährt vor. Ich eile zu ihr. Mein Kutscher fragt nicht mehr, wohin er fahren soll; sobald ich mich in den Wagen setze, fährt er geradewegs zu Priemkoffs. Zwei Werst vom Dorfe, da, wo der Weg sich plötzlich wendet, blickt hinter dem Birkenwäldchen ihr Haus hervor ... Es wird mir jedesmal freudig ums Herz, wenn ich nur ihre Fenster aus der Ferne schimmern sehe. Der alte, harmlose Herr Schimmel, der von Zeit zu Zeit hinkommt, sagt nicht ohne Grund in seiner sittig-feierlichen Ausdrucksweise, indem er auf Weras Wohnung hindeutet: »Das ist die Stätte des

Friedens!« Wirklich hat sich in diesem Haus der Engel des Friedens niedergelassen.

Tiutschew singt:

»Deck mich mit deinem Flügel zu,
besänftige die wilde Pein –
Es zieht durch deinen Schatten Ruh'
in die entzückte Seele ein ...«

Doch genug; sonst denkst Du Gott weiß was davon. Nächstens schreibe ich wieder ... Was aber werde ich Dir das nächste Mal zu schreiben haben? – Adieu! – Apropos: sie sagt niemals einfach »Adieu«, sondern immer: »Nun, Adieu.« Das gefällt mir außerordentlich.

Dein P. B.

P. S. Ich erinnere mich nicht, ob ich es Dir gesagt habe: sie weiß, daß ich einmal um sie angehalten habe.

10. August 1850

M ..., den 10. August

Gestehe nur, Du erwartest heute von mir einen Brief voller Verzweiflung oder voll Entzücken. Weit gefehlt! Dieser Brief wird sein wie alle. Es ist nichts Neues vorgefallen, und wie mir scheint, kann auch nichts vorfallen. Vor einigen Tagen machten wir eine Spazierfahrt auf dem See. Ich will sie Dir beschreiben. Wir waren zu dritt: sie, ich und Schimmel. Ich begreife nicht, welches Vergnügen sie daran haben kann, diesen alten Deutschen so oft einzuladen. Man sagt, daß die Fürstin Ch. mit ihm unzufrieden sei, weil er anfange, seine Stunden zu vernachlässigen. Übrigens war er diesmal sehr unterhaltend. Priemkoff konnte uns nicht begleiten, da er an Kopfweh litt. Das Wetter war herrlich, lustig; große, phantastisch-zerrissene, weiße Wolken am blauen Himmel, überall Glanz, heiterer Lärm im Gehölz; am Ufer das Anschlagen und Plätschern des Wassers; auf den schlängelnden, goldglitzernden Wellen Frische und Sonnenschein!

Anfangs ruderten wir, Schimmel und ich, dann zogen wir das Segel auf, und so ging's im Fluge davon. Der Schnabel unseres Bootes durchschnitt die Flut, und hinterher zog sich mit Zischen eine schäumende Furche. Wera führte mit sicherer Hand das Steuer und lachte jedesmal, wenn das Wasser ihr ins Gesicht spritzte. Ihre Locken quollen unter einem Tuch, das um ihren Kopf geschlungen war, hervor und flatterten leicht im Winde. Ich lag hingekauert auf dem Boden des Schiffes, beinahe zu ihren Füßen. Schimmel zündete seine Pfeife an, rauchte und begann mit angenehmer Baßstimme zu singen. Zuerst sang er das alte Lied: »Freut euch des Lebens«, dann die Arie aus der Zauberflöte, dann eine Romanze »Das ABC der Liebe«. In dieser Romanze wird das ganze Alphabet – natürlich mit angemessenen Sprüchlein – durchgegangen: von »ABCD – Wenn ich dich seh« bis »UVWX – Mach einen Knicks«. Schimmel sang alle Verse mit gefühlvollem Ausdruck, und Du hättest nur sehen sollen, wie schelmisch drollig er bei dem Worte »Knicks« mit dem linken Auge blinzelte. Wera konnte sich nicht enthalten, ihm lächelnd mit dem Finger zu drohen ... Ich bemerkte: Wie mir schiene, müsse Herr

Schimmel in seinen jungen Jahren ein lustiges Bürschchen gewesen sein.

»O ja, ich konnte schon meinen Mann stehen«, erwiderte er mit würdigem Selbstgefühl, indem er die Asche aus seiner Pfeife klopfte. »Als ich Student war, o ho ho!«

Weiter sprach er nichts, aber in diesem »O ho ho!« lag eine vielsagende Beredsamkeit. Wera bat ihn, irgendein Studentenlied zu singen, und sogleich stimmte er an:

»Knaster, den gelben,
hat uns Apoll präpariert« usw.,

wobei er jedoch im Refrain etwas detonierte. Er war sehr in Zug gekommen. Inzwischen hatte sich der Wind recht erhoben, die Wellen gingen hoch, das Boot kam ins Schaukeln; die Schwalben streiften dicht neben uns über dem Wasser hin. Wir zogen das Segel ein und begannen zu lavieren. Plötzlich schlug der Wind heftig um, es gelang uns nicht, den jähen Stoß zu parieren – eine Woge schlug über Bord, und wir hatten viel Wasser im Boot. Bei dieser Gelegenheit entwickelte der alte Deutsche eine wahrhaft jugendliche Kraft und Gewandtheit. Er riß den Strick aus meiner Hand und stellte das Segel kunstgerecht mit den Worten: »So macht man's in Cuxhaven.«

Wera mochte erschrocken sein, denn sie wurde bleich; doch, ihrer Gewohnheit treu, sagte sie kein Wort. Sie hob ihr Kleid etwas auf und setzte die Füße auf einen Querbalken. Mir fielen plötzlich die Verse Goethes ein; seit einiger Zeit bin ich ganz erfüllt von ihm:

»Auf der Welle blinken
tausend schwebende Sterne –«,

und ich deklamierte laut das ganze Lied. Als ich an den Vers kam:

»Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?«,

erhob Wera sanft ihre Augen – ich saß tiefer als sie, so daß ihr Blick auf mich herabfiel – und sah lange in die Weite, beim Wehen des Windes unwillkürlich blinzelnd.

Ein feiner Regen begann zu tropfen und warf Bläschen auf dem See. Ich bot ihr meinen Paletot an, sie hing ihn um ihre Schultern. Wir gelangten ans Ufer, und ich reichte ihr den Arm, um sie nach Hause zu geleiten. Ich hatte das Bedürfnis, mich über so manches gegen sie auszusprechen, doch ich schwieg. Ich erinnere mich nur, sie gefragt

zu haben, warum sie in ihrem Salon stets unter dem Porträt der Frau von Elzoff sitze wie ein Vogel unter den Fittichen seiner Mutter. »Ihr Vergleich ist sehr richtig«, erwiderte sie, »ich möchte nie ohne diese schützenden Flügel sein.«

»Warum wollen Sie Ihre Freiheit nicht genießen?« fragte ich wieder. Sie antwortete nicht.

Ich weiß eigentlich nicht, warum ich Dir von dieser Spazierfahrt erzählt habe. Vielleicht darum, weil sie für mich eines der wonnigsten Ereignisse in den letztverflossenen Tagen war, obgleich es, genau betrachtet, doch gar kein Ereignis zu nennen ist. Aber mir war so selig, so stillvergnügt und leicht ums Herz, daß Tränen, milde, süße Tränen mir unaufhaltsam in die Augen drangen.

Und denke Dir: als ich am andern Morgen dem Boskett zuschritt, hörte ich eine angenehme, wohlklingende Frauenstimme das Lied »Freut euch des Lebens!« singen. Ich näherte mich; es war Wera. »Bravo!« rief ich, »ich habe gar nicht gewußt, daß Sie eine so herrliche Stimme haben.«

Sie errötete und schwieg. Sie besitzt wirklich eine wunderhübsche Sopranstimme. Aber ich bin überzeugt, daß sie keine Ahnung davon hatte. Welche Schätze mögen noch unbewußt in ihr schlummern! Sie kennt sich selbst nicht. Aber ist eine solche Frau in unserer Zeit nicht ein wahres Wunder?

12. August

Wir hatten gestern eine seltsame Unterredung, indem wir auf Geistererscheinungen zu sprechen kamen. Wera glaubt daran und behauptet, gute Gründe dafür zu haben. Priemkoff, der auch zugegen war, senkte die Augen und nickte mit dem Kopfe wie zur Bestätigung ihrer Worte.

Ich richtete einige Fragen an sie, bemerkte aber bald, daß der Gegenstand ihr unangenehm war. Wir fingen an, über die Einbildung und die Macht, welche sie über uns ausübt, zu reden. Ich erzählte, daß ich in meiner Jugend viel von Glück träumte, wie die meisten, die im Leben keines haben oder gehabt haben. Unter anderen Träumen war einer, der mich besonders entzückte: mit einer geliebten Frau einige Wochen in Venedig zu verleben. Ich dachte mir das so oft und so lebhaft aus, besonders nachts, daß ich ein vollständiges Bild davon gewann, welches ich nach Belieben vor mich hinzaubern konnte, – ich

brauchte nur die Augen zu schließen. Folgendes malte ich mir aus. Eine linde, mondhelle Nacht voll Duft ... Du meinst vielleicht von Orangen? Nein, von Vanille und Kaktus; dazu einen weiten Wasserspiegel, eine große, von Olivenbäumen überwachsene Insel; auf der Insel, hart am Ufer, ein gemütliches Marmorhaus mit offenen Fenstern. Musik ertönt, Gott weiß, woher. Das Licht einer halbverhängten Lampe drinnen wirft einen sanften Schein auf die Zweige der dunkeln Bäume. Von der Brüstung eines der Fenster wallt eine Samtdecke mit Goldfransen hernieder bis zum Wasserspiegel. Auf diese Decke gelehnt, sitzen nebeneinander er und sie und schauen hinaus nach dem fern auftauchenden Venedig. Und alles das schwebte mir so deutlich vor, als ob ich es mit eigenen Augen gesehen hätte.

Wera hörte meinen Phantasien zu und sagte: auch sie habe oft Träumereien, doch ganz anderer Art. So träume sie sich in die Wüsten Afrikas neben irgendeinen kühnen Reisenden, oder sie folge den Spuren Franklins auf dem Eismeer und stelle sich lebhaft alle Entbehrungen, alle Strapazen vor, mit denen sie zu kämpfen habe ...

»Du hast zuviel Reisebeschreibungen gelesen«, sagte ihr Mann.

»Kann sein«, erwiderte sie. »Aber wenn man einmal träumen will, was hat man nur davon, Unmögliches zu träumen?«

»Und warum nicht?« rief ich. »Warum das arme Unmögliche verdammen?«

»Ich habe mich falsch ausgedrückt«, erwiderte sie. »Ich wollte sagen: was hat man nur davon, Träumereien von unserem persönlichen Glück nachzuhängen? Damit erreichen wir's doch nicht – also wozu ihm nachjagen? Es ist mit der menschlichen Glückseligkeit wie mit der Gesundheit: wir besitzen sie, solange wir nicht daran denken.«

Diese Worte setzten mich in Erstaunen. Diese Frau hat eine große Seele, glaub es mir ...

Von Venedig kamen wir auf Italien und die Italiener zu sprechen. Priemkoff ging hinaus, und ich blieb mit Wera allein.

»Auch in Ihren Adern fließt italienisches Blut«, bemerkte ich.

»Ja«, erwiderte sie. »Soll ich Ihnen das Porträt meiner Großmutter zeigen?«

»Sie werden mich sehr verbinden.«

Sie ging in ihr Kabinett und brachte ein großes goldenes Medaillon mit heraus.

Sie öffnete es, und ich erblickte darin zwei ausgezeichnete Miniaturbilder: von ihrem Großvater und ihrer Großmutter, jener Albanierin. Beim Großvater Weras fiel mir die Ähnlichkeit mit Frau von Elzoff, seiner Tochter, auf; nur kamen mir in der weißen Wolke von Puder seine Züge noch strenger und schärfer vor, und aus seinen kleinen gelblichen Augen zuckte finsterer Trotz. Aber welch ein Antlitz hatte die Italienerin! Üppig, offen wie eine voll blühende Rose, mit großen, feuchten Augen und selbstzufrieden lächelnden, frischroten Lippen; die feinen beweglichen Nasenflügel schienen noch wie nach feurigen Küssen zu zittern, die bräunlichen Wangen glühten nur so von Jugend, Gesundheit und weiblicher Kraft. Diese Stirne war, Gott sei Dank, von des Gedankens Blässe nicht angekränkelt! ... Sie war dargestellt in ihrer albanesischen Tracht; der Künstler hatte in ihr pechschwarzes, bläulichschimmerndes Haar einen Rebenzweig geschlungen. Dieser bacchische Schmuck paßte ganz vortrefflich zu dem Ausdruck ihres Gesichtes. Und weißt Du, an wen dieses Gesicht mich erinnert? An unsere Manon Lescaut in dem schwarzen Rahmen. Was aber das Merkwürdige ist: es schien mir bei längerer Betrachtung des Porträts, daß auch Weras Gesicht trotz der Grundverschiedenheit der Umrisse eine gewisse Ähnlichkeit damit im Lächeln und im Blick habe – – –

Ja, ich wiederhole es: weder sie selbst noch irgend jemand auf der Welt kennt alles, was in ihr schlummert ...

Noch etwas! Frau von Elzoff hat einige Tage vor Weras Vermählung ihre ganze Lebensgeschichte, den Tod ihrer Mutter usw. – wahrscheinlich zu didaktischem Zwecke – ihr erzählt. Auf Wera machte einen ganz besonderen Eindruck das, was sie von ihrem Großvater, jenem geheimnisvollen Herrn Ladanoff, erfuhr. Ob etwa daher ihr Glaube an Geistererscheinungen rührt? Es ist seltsam, daß gerade diese so reine und lichte Seele die finstere, unterirdische Welt fürchtet und daran glaubt ...

Doch wozu schreibe ich Dir alles das? Übrigens, da ich es einmal auf das Papier geworfen habe, mag es auch an Dich abgehen.

Dein P. B.

22. August 1850

M ..., den 22. August

Es sind zehn Tage, daß ich Dir nicht geschrieben habe ... Ach, mein Freund, ich kann es nicht mehr bergen, ich muß Dir sagen, wie schwer mir zumute ist, wie ich sie liebe! ... Du kannst Dir denken, mit welchem schmerzlichen Beben ich dieses verhängnisvolle Wort niederschreibe. Ich bin kein Knabe mehr und auch kein Jüngling; ich bin nicht mehr in dem Alter, wo es fast unmöglich ist, andere, und so leicht ist, sich selbst zu täuschen. Ich weiß und sehe alles klar. Ich weiß, daß ich bald ein Vierziger bin, daß Wera eines anderen Frau ist und ihren Mann liebt; ich weiß sehr wohl, daß ich von dem unseligen Gefühl, welches mich ergriffen hat, nicht als heimliche Qualen und ein schließliches Aufzehren meiner Lebenskräfte zu erwarten habe. – Das alles weiß ich und hoffe und verlange nichts; und doch schafft mir diese Ergebung keine Erleichterung.

Schon seit einem Monat bemerkte ich, daß meine Neigung für Wera immer mehr und mehr zunahm, ich war beunruhigt und erfreut zugleich darüber ... Allein konnte ich mir denken, daß ich abermals von einer der Leidenschaften beherrscht würde, die gleich der Jugend verschwinden, ohne wiederzukehren. Doch was sage ich! So habe ich nie geliebt, nein, nie! Manon Lescaut Frétillon war einst mein Idol. Solche Idole sind leicht zerbrochen. Erst jetzt weiß ich, was es heißt: ein Weib lieben. Ich schäme mich fast, so zu sprechen, aber es ist einmal so. Ich schäme mich ...

Die Liebe ist nur Egoismus, und in meinem Alter ist der Egoismus nicht mehr verzeihlich. Mit siebenunddreißig Jahren ist es nicht mehr erlaubt, für sich allein zu leben; da muß man sich nützlich machen, einen Zweck haben, sich einem Beruf widmen, eine Pflicht erfüllen.

Auch ich hatte begonnen, mich ernstlich zu beschäftigen ... Doch meine guten Vorsätze sind verweht wie Spreu im Winde! Jetzt fällt mir ein, was ich Dir in meinem ersten Briefe sagte: ich sprach davon, daß mir ein gewisses Etwas fehle, was ich noch nie empfunden – und wie jählings ist die Versuchung nun über mich gekommen!

Da stehe ich, gedankenlos in die Zukunft starrend: ein dichter Schleier verhüllt sie meinem Auge; mein Herz ist schwer und traurig.

Äußerlich suche ich vor anderen und vor mir selbst Ruhe zu bewahren – ich weiß mich wohl zu halten, ich betrage mich nicht wie ein Kind; aber an meiner innersten Seele nagt der Wurm bei Tag und Nacht. Wie soll das enden?

Bisher war ich nur fern von ihr betrübt und unruhig; ihre Nähe genügte, mich zu besänftigen ... Jetzt bin ich auch in ihrer Gegenwart nicht ruhig – und das erschreckt mich.

Oh, mein Freund, wie hart es ist, sich seiner Tränen schämen und sie verbergen zu müssen! Der Jugend allein ist es erlaubt zu weinen, ihr allein geziemen die Tränen ...

Ich vermag diesen Brief nicht durchzulesen; er hat sich meinem Herzen wie ein Seufzer entrungen, und ich kann nichts hinzufügen, nichts erzählen ... Laß mir nur Zeit! Ich werde mich fassen, wieder zu mir kommen und wie ein Mann zu Dir reden; jetzt aber möchte ich mein Haupt an Deine Brust lehnen und ...

O Mephistopheles! Auch Du kannst mir nicht helfen. Ich habe absichtlich innegehalten, absichtlich die ironische Ader in mir gereizt, mich selbst daran gemahnt, wie lächerlich und fad mir alle diese Liebesklagen und Herzensergießungen in einem Jahre oder wohl gar schon in einem halben Jahre erscheinen würden ... Doch Mephistopheles ist ohnmächtig, und der Stachel seines Witzes ist stumpf geworden.

Leb wohl!

Dein P. B.

8. September 1850

M ..., 8. September 1850

Du hast Dir meinen letzten Brief zu sehr zu Herzen genommen. Du weißt, wie ich immer geneigt war, meine Empfindungen zu übertreiben. Es macht sich das unwillkürlich bei mir; ich habe etwas Weibliches in meiner Natur. Mit den Jahren wird das gewiß schon vergehen. Doch ich bekenne mit Seufzen, bis zur Stunde habe ich diese Schwäche noch nicht überwinden können. Indes, beruhige Dich! Ich will den Eindruck nicht verleugnen, den Wera auf mich gemacht hat; allein ich wiederhole Dir, in alledem liegt durchaus nichts Ungewöhnliches. Du willst hierherkommen, schreibst Du – das sollst Du ja nicht. Eine Reise von tausend Werst zu machen, Gott weiß weshalb, das wäre unsinnig. Aber ich bin Dir von Herzen dankbar für diesen neuen Beweis Deiner Freundschaft, und glaube mir, ich werde Dir das nie vergessen. Deine Reise hierher ist auch schon deshalb unstatthaft, da ich selbst beabsichtige, demnächst nach Petersburg zu gehen. Wenn ich neben Dir auf dem Sofa sitzen werde, will ich Dir vieles erzählen; jetzt mag ich wahrlich nicht. Ich wäre imstande, wieder allerlei wirres Zeug zu schwatzen. Vor meiner Abreise schreibe ich Dir noch einmal. Also auf baldiges Wiedersehen! Bleibe gesund und munter und beunruhige Dich nicht allzusehr über das Schicksal

Deines treu ergebenen P. B.

10. März 1853

P ... wo, 10. März 1853

Ich habe Deinen Brief lange unbeantwortet gelassen, diese letzten Tage aber immerfort an Dich gedacht. Ich fühlte, daß keine müßige Neugier ihn diktiert habe, sondern aufrichtige freundschaftliche Teilnahme; dennoch schwankte ich, ob ich Deinem Rat folgen, Deinen Wunsch erfüllen sollte. Endlich habe ich mich entschlossen und will Dir alles erzählen. Ob meine Beichte mir das Herz erleichtern wird, wie Du meinst, weiß ich nicht; aber es scheint mir, daß ich kein Recht habe, Dir etwas zu verhehlen, was mein Leben auf immer völlig umgewandelt hat; daß dies eine Unterlassungssünde gegen Dich sein würde ... Ach! eine noch größere Sünde gegen die unvergeßliche liebe Seele, wenn ich unser trauriges Geheimnis nicht dem einzigen Herzen anvertraute, welches mir noch teuer ist. Du allein auf der Welt außer mir erinnerst Dich vielleicht noch Weras, und Du beurteilst sie nicht leichtfertig und falsch; das kann ich nicht ertragen. Darum sollst Du alles wissen. Ach! dies alles ließe sich in zwei Worten sagen. Was zwischen uns vorgefallen, kam jählings über uns wie ein Blitz, und wie der Blitz brachte es Tod und Verderben ...

Seit jener Zeit, wo ich sie verloren, seit jener Zeit, wo ich mich in diese Einöde geflüchtet, die ich bis an mein Lebensende nicht mehr verlassen werde, sind mehr als zwei Jahre hingegangen, und alles ist noch so klar in meinem Gedächtnis, meine Wunden sind noch so frisch, mein Gram noch so bitter ... Doch ich will nicht klagen. Bei andern mag das Klagen, das den Schmerz aufregt, ihn zugleich lindern; bei mir nicht. Ich will nur erzählen.

Erinnerst Du Dich meines letzten Briefes – jenes Briefes, in welchem ich Deine Befürchtungen zu zerstreuen suchte – und Deiner beabsichtigten Reise zu mir widerriet? Du trautest nicht der gezwungenen Ungeniertheit seines Tones, glaubtest nicht an unser baldiges Wiedersehen – Du hattest recht! Am Vorabend desselben Tages, an dem ich Dir schrieb, hatte ich erfahren, daß ich geliebt wurde.

Indem ich diese Worte niederschreibe, fühle ich tief, wie schwer es mir sein wird, meine Erzählung zu vollenden. Der unablässige Gedanke an ihren Tod wird mit doppelter Gewalt mich martern; diese

Erinnerungen werden mir das Herz verbrennen ... Doch ich will mich zu bemeistern suchen und lieber aufhören zu schreiben, als ein Wort zuviel zu sagen.

Nun höre zunächst, wie ich erfuhr, daß mich Wera liebte. Vor allem muß ich Dir versichern – und Du wirst es mir glauben – daß ich bis zu dem erwähnten Tage nicht die leiseste Ahnung davon hatte. Allerdings fand ich sie gegen ihre frühere Gewohnheit zuweilen nachdenklich, zerstreut, begriff aber nicht, woher das kam. Da endlich eines Tages, es war der 7. September – ein denkwürdiger Tag für mich! – begab sich folgendes: Du weißt, wie ich sie liebte und wie es mir das Herz abdrückte. Ich ging um wie ein Schatten, und es litt mich nirgends. Ich wollte zu Hause bleiben, hielt es aber nicht aus und eilte zu ihr. Ich fand sie allein in ihrem Kabinett. Priemkoff war nicht zu Hause, er war auf die Jagd gegangen. Als ich mich Wera näherte, sah sie mich starr an, ohne meinen Gruß zu erwidern. Sie saß beim Fenster, auf ihrem Schoße lag ein Buch, welches ich sogleich erkannte: es war mein Faust. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck von Ermüdung. Ich setzte mich ihr gegenüber. Sie bat mich, ihr die Szene vorzulesen, wo Gretchen die Frage an Faust richtet, ob er an Gott glaube. Ich nahm das Buch und fing an zu lesen. Als ich geendet hatte, sah ich sie an. Sie hatte den Kopf auf die Lehne des Sessels zurückgebeugt und, die Hände auf die Brust gekreuzt, blickte sie unverwandt auf mich.

Mir begann – ich weiß nicht warum – das Herz mächtig zu schlagen.

»Was haben Sie aus mir gemacht!« sprach sie langsamen Tones.

»Wieso?« fragte ich bestürzt.

»Was haben Sie aus mir gemacht?« wiederholte sie.

»Sie wollen sagen«, entgegnete ich, »warum ich Sie veranlaßt habe, solche Bücher zu lesen?«

Sie erhob sich schweigend und verließ das Zimmer.

Mein Auge folgte ihr.

In der Tür blieb sie stehen und wandte sich wieder um zu mir.

»Ich liebe Sie«, sagte sie. »Nun wissen Sie, was Sie aus mir gemacht haben.«

Das Blut stieg mir zu Kopfe ...

»Ich liebe Sie, ich bin in Sie verliebt«, wiederholte Wera.

Sie ging und schloß die Tür hinter sich.

Ich werde Dir nicht zu schildern versuchen, was damals in mir vorging. Ich erinnere mich nur, daß ich in den Garten stürzte, mich ins Dickicht verlor, an einen Baum lehnte und so stehen blieb – wie lange, weiß ich nicht mehr. Ich war wie erstarrt, aber zugleich ergoß sich ein unbeschreibliches Wonnegefühl über mein Herz ... Nein, dergleichen läßt sich nicht beschreiben. Die Stimme Priemkoffs weckte mich plötzlich aus meiner Betäubung. Man hatte ihm meine Ankunft melden lassen, er war von der Jagd umgekehrt und suchte mich. Er war erstaunt, mich ohne Hut im Garten zu finden und führte mich ins Haus zurück.

»Meine Frau ist im Salon«, sagte er; »gehen wir zu ihr.«

Du kannst Dir vorstellen, mit welchen Gefühlen ich die Schwelle des Salons betrat.

Wera saß in einer Ecke, mit einer Stickerei beschäftigt. Ich sah ein paarmal verstohlen nach ihr hin; zu meiner Verwunderung schien sie ruhig. In dem, was sie sprach, im Ton ihrer Stimme war keine Aufregung bemerkbar. Endlich faßte ich sie offen ins Auge. Unsere Blicke begegneten sich ... Sie errötete ein wenig und beugte sich über ihren Stickrahmen. Ich beobachtete sie aufmerksam. Sie war wie mit sich uneins, ein unfrohes Lächeln zuckte hin und wieder um ihre Lippen. Priemkoff entfernte sich. Plötzlich erhob sie das Haupt und fragte mich laut: »Was gedenken Sie nun zu tun?«

Diese Frage verwirrte mich, doch rasch erwiderte ich mit gepreßter Stimme:

»Ich gedenke zu handeln als ein rechtschaffener Mann und Sie zu verlassen, weil ... weil ich Sie liebe, Wera Nikolajewna, wie Sie sicher schonlange bemerkt haben werden.«

Sie beugte sich wieder über ihren Stickrahmen und versank in Nachdenken.

»Ich muß mit Ihnen reden«, sagte sie. »Kommen Sie heute abend nach dem Tee in den Pavillon, wo Sie den Faust gelesen haben.«

Sie sagte das so vernehmlich, daß ich jetzt noch nicht begreife, wie Priemkoff, der in demselben Augenblick ins Zimmer trat, nichts davon hörte.

Langsam, ermüdend langsam schlich dieser Tag dahin. Wera blickte zuweilen um sich mit einem Ausdruck, als ob sie fragen wollte:

Träum' ich oder wach' ich? Aber zu gleicher Zeit offenbarte ihr Gesicht feste Entschlossenheit.

Ich konnte gar nicht wieder zu mir selbst kommen. Wera liebte mich! Diese Worte durchkreisten unaufhörlich mein armes Gehirn; aber ich verstand sie nicht – ich verstand mich selbst nicht, noch die geliebte Frau. Ich wagte einem so unerwarteten, einem so bewältigenden Glücke nicht zu trauen. Mit Anstrengung rief ich mir das Vergangene ins Gedächtnis zurück und sah aus und sprach ebenfalls wie ein Träumender ...

Nach dem Tee, als ich mir schon den Kopf zerbrach, wie ich mich am besten aus dem Hause wegstehlen könne, erklärte sie selbst plötzlich, daß sie spazierengehen wolle, und forderte mich auf, sie zu begleiten. Ich erhob mich, nahm meinen Hut und folgte ihr. Ich wagte nicht zu reden, ja, ich atmete kaum. Ich wartete auf das erste Wort von ihr, wartete auf eine Erklärung; aber sie schwieg. Schweigend kamen wir nach dem chinesischen Pavillon, schweigend traten wir ein, und dort – bis zu diesem Augenblick weiß ich nicht, noch kann ich begreifen, wie es zuging – dort fanden wir uns plötzlich in den Armen des andern. Irgendeine geheimnisvolle, unsichtbare Macht hatte mich zu ihr gedrängt – sie zu mir.

Ihr Gesicht mit den zurückfallenden Locken beschien der letzte Schimmer des Tages; es leuchtete auf von einem Lächeln seliger Selbstvergessenheit – und unsere Lippen preßten sich in einem Kuß zusammen ...

Dieser Kuß war der erste und letzte.

Wera riß sich plötzlich aus meinen Armen los, und mit einem Ausdruck des Entsetzens in den weitgeöffneten Augen schwankte sie zurück.

»Sehen Sie doch!« sagte sie mit bebender Stimme.

»Sehen Sie denn nichts?«

Ich wandte mich rasch um.

»Ich sehe nichts. Sehen Sie etwas?«

»Jetzt nicht mehr, aber ich sah ...«

Sie atmete tief und langsam auf.

»Wen denn, was denn?«

»Meine Mutter!« hauchte sie zitternd.

Auch ich erbebte, wie von Frost durchrieselt. Es wurde mir bange ums Herz wie einem Verbrecher. Und war ich nicht ein Verbrecher in diesem Augenblick?

»Hören Sie auf!« versetzte ich, »was soll das? Sagen Sie mir lieber ...«

»Nein, um Gottes willen, nein!« unterbrach sie mich, mit beiden Händen an den Kopf greifend. »Das ist Wahnsinn ... Ich verliere den Verstand ... Damit ist nicht zu scherzen ... Das ist der Tod ... Leben Sie wohl!«

Ich ergriff ihre Hand.

»Um des Himmels willen, bleiben Sie noch einen Augenblick!« rief ich in unwillkürlicher Aufregung. Ich wußte nicht, was ich sprach, und hielt mich kaum noch aufrecht.

»Um des Himmels willen, das ist zu grausam ...«

Sie heftete die Augen auf mich; dann sprach sie hastig:

»Morgen, morgen Abend, heute nicht. Ich bitte Sie ... heute fahren Sie nach Hause ... morgen abend kommen Sie zum Gartenpförtchen dort beim See. Ich werde dort sein, ich werde kommen ... Ich schwöre Dir, daß ich kommen werde!« wiederholte sie mit einem Ausdruck von Hingerissenheit, und ihre Augen glänzten ... »Niemand soll mich abhalten, ich schwöre es! Dann werde ich Dir alles sagen, nur heute laß mich ...«

Und ehe ich noch ein Wort erwidern konnte, war sie verschwunden. In tiefinnerster Erschütterung blieb ich zurück. Mein Kopf wirbelte. Durch die rasende Wonne, von der mein ganzes Wesen erfüllt war, stahl sich ein Gefühl der Bangigkeit.

Ich blickte um mich. Es kam mir unheimlich vor in dem dumpfen, feuchten Zimmer mit der niedrigen Wölbung und den dunkeln Wänden. Ich verließ den Pavillon und ging mit schweren Schritten dem Hause zu.

Wera erwartete mich auf der Terrasse; doch wie ich mich näherte, verschwand sie im Haus und zog sich sofort in ihr Schlafgemach zurück. Ich fuhr nach Hause. Wie ich die Nacht und den folgenden Tag bis zum Abend verbrachte, läßt sich unmöglich schildern. Ich weiß nur, daß ich auf dem Gesichte dalag, es in beide Hände bergend, Weras seliges Lächeln vor dem Kuß mir zurückrief und flüsterte: »Da ist sie endlich!«

Es fielen mir auch die Worte ein, die Wera mir von ihrer Mutter mitgeteilt. Diese hatte einmal zu ihr gesagt: »Du bist wie Eis: solange das nicht schmilzt, ist es fest wie Stein; aber einmal geschmolzen, bleibt keine Spur davon.«

Noch etwas kam mir ins Gedächtnis: wie ich mich eines Tages mit Wera unterhielt über das, was tieferes Verständnis, was Talent heißt. »Ich habe«, sagte sie, »nur ein Talent; zu schweigen bis zum letzten Augenblick.« Damals verstand ich nichts davon.

Aber was bedeutete ihr Schrecken? fragte ich mich selbst ... Kann sie wirklich ihre Mutter gesehen haben? Das war ein Spiel der Phantasie, nichts weiter, dachte ich, und aufs neue überließ ich mich dem beklemmenden Gefühl der Erwartung. Am selben Tage schrieb ich Dir – es ist mir eine peinliche Erinnerung – jenen schlau durchdachten Brief.

Abends, noch vor Sonnenuntergang, stand ich etwa fünfzig Schritte weit von dem Gartenpförtchen in dem hohen und dichten Gebüsch am Ufer des Sees. Ich hatte den ganzen Weg zu Fuß gemacht. Und zu meiner Schande muß ich Dir gestehen, daß Furcht, eine wahrhaft kindliche Furcht, meine Brust durchschauerte, mich förmlich zittern machte; aber Reue empfand ich nicht. Versteckt in dem Gebüsch, spähte ich unaufhörlich nach dem Pförtchen: es war und blieb geschlossen.

Schon ging die Sonne unter, es wurde spät. Schon stiegen die Sterne am Himmel auf, und Dunkelheit trat ein. Niemand zeigte sich. Ich wurde wie vom Fieber geschüttelt. Schon war die Nacht völlig hereingebrochen. Länger konnte ich es nicht aushalten. Vorsichtig verließ ich mein Versteck und näherte mich dem Pförtchen. Alles war still im Garten. Ich rief mit leiser Stimme: »Wera!«, rief zum zweiten-, zum drittenmal ... Keine Antwort. Eine halbe Stunde verfloß, eine ganze Stunde; inzwischen war es ganz finster geworden. Das Warten erschöpfte mich. Da zog ich das Pförtchen an, öffnete es, und auf den Zehen, leise, wie ein Dieb, näherte ich mich dem Hause. Ich blieb im Schatten der Linden stehen. Im Hause waren fast alle Fenster erleuchtet; in den Zimmern sah ich Leute auf und ab gehen. Dies verwunderte mich. Meine Uhr, so weit ich beim trüben Schimmer der Sterne erkennen konnte, zeigte halb zwölf. Plötzlich hörte ich ein Geräusch hinter dem Hause, ein Wagen rasselte aus dem Hofe.

Da ist ohne Zweifel Besuch gewesen, dachte ich. Hiernach jede Hoffnung aufgebend, Wera noch zu sehen, verließ ich den Garten und kehrte eiligen Schrittes nach Hause zurück. Es war eine dunkle Septembernacht, aber warm und still. Das Gefühl, welches mich beherrschte – es war weniger Verdruß als Kummer –, legte sich nach und nach. Und ich kam in meiner Wohnung an, etwas ermüdet vom raschen Gang, aber beruhigt durch die Stille der Nacht, in glücklicher und fast heiterer Stimmung. Ich ging in mein Schlafzimmer, entließ meinen Kammerdiener Timotheus, warf mich unausgekleidet aufs Bett und versank in Nachdenken.

Anfangs waren es freudige Träumereien, denen ich mich hingab; bald aber trat eine seltsame Veränderung ein. Unwillkürlich kam eine unbeschreibliche Bangigkeit, eine tiefe, nagende Unruhe über mich. Ich konnte den Grund davon nicht begreifen; aber es wurde mir immer peinlicher und drückender, als ob irgendein nahes Unheil mich bedrohte, als ob irgendein liebes Wesen in diesem Augenblick litte und mich zu Hilfe riefe.

Auf dem Tische brannte die Wachskerze mit schwacher, unbeweglicher Flamme; die Uhr tickte gemessen und einförmig. Ich stützte den Kopf auf die Hand und ließ die Blicke im Halbdunkel meines einsamen Zimmers umherschweifen. Ich dachte an die Geliebte, und ein tiefes Weh ging mir durch die Seele. Alles, worüber ich mich so gefreut hatte, erschien mir jetzt in seinem wahren Lichte: als ein Unglück, als unentrinnbares Verderben. Mit jedem Augenblick wuchs meine Angst; ich konnte nicht länger liegenbleiben, und plötzlich war es mir wieder, als ob jemand mit flehender Stimme mich rief ... Zitternd hob ich den Kopf in die Höhe ... Richtig, ich hatte mich nicht getäuscht! Von fernher erscholl ein klagender Ruf und widerhallte leise dröhnend an den dunkeln Fensterscheiben. Es wurde mir unheimlich; ich sprang aus dem Bette und öffnete das Fenster. Ein deutlicher Weheruf drang ins Zimmer und schwirrte gleichsam über mir. Schaudernd vor Entsetzen vernahm ich seine letzten, aushallenden Schwingungen.

Es klang, wie wenn jemand in der Ferne unter dem Messer seines Mörders um Schonung flehte. War es der Schrei einer Eule im Wald oder das Stöhnen irgendeines anderen Geschöpfes? – Ich gab mir damals keine Rechenschaft darüber, und unwillkürlich stieß ich die Worte aus:

»Wera! Wera! Bist du es, die mich ruft?«

Meine Stimme erweckte Timotheus. Verwundert und schlaftrunken erschien er vor mir.

Ich sammelte mich wieder, trank ein Glas kaltes Wasser und ging in ein anderes Zimmer; aber Schlaf kam nicht in meine Augen. Mein Herz pochte krankhaft, wenn auch nicht schnell. Ich konnte mich nicht mehr Träumen von Glück überlassen; ich wagte nicht mehr daran zu glauben.

Am folgenden Morgen begab ich mich zu Priemkoff. Er trat mir mit besorgtem Gesicht entgegen.

»Meine Frau ist krank«, sagte er; »sie liegt im Bett. Ich habe einen Arzt holen lassen.«

»Was ist mit ihr?«

»Ich begreife es nicht. Gestern Abend war sie in den Garten gegangen, und plötzlich kehrte sie um, ganz außer sich vor Entsetzen. Ihre Kammerfrau eilte nach mir. Ich komme, frage meine Frau: was hast du? Sie antwortete nichts; und von dem Augenblick liegt sie danieder. In der Nacht fing sie an zu phantasieren. Gott weiß, was sie alles da vorgebracht hat. Auch von Ihnen sprach sie. Die Kammerfrau erzählte mir eine wunderbare Geschichte. Meiner Wera sei im Garten ihre verstorbene Mutter erschienen; es sei ihr vorgekommen, als ginge diese mit ausgebreiteten Armen ihr entgegen.«

Du kannst Dir vorstellen, was ich bei diesen Worten empfand.

»Das ist freilich dummes Zeug«, fuhr Priemkoff fort, »indes muß ich bekennen, daß meine Frau in ähnlicher Art schon merkwürdige Dinge erlebt hat.«

»Aber sagen Sie, ist Ihre Frau ernsthaft krank?«

»Jawohl, sehr krank; sie hatte eine böse Nacht. Jetzt schläft sie ein wenig.«

»Und was sagt der Arzt?«

»Der Arzt sagt, die Krankheit habe noch keinen bestimmten Charakter angenommen ...«

12. März

Ich kann nicht so fortfahren, wie ich angefangen habe, teurer Freund. Das greift mich zu sehr an und reißt meine Wunden zu schmerzhaft auf. Die Krankheit – um mich der Worte des Arztes zu

bedienen – nahm einen bestimmten Charakter an, und Wera starb an dieser Krankheit. Zwei Wochen nach dem verhängnisvollen Tage unseres kurzen Stelldicheins war sie nicht mehr unter den Lebenden. Ich habe sie noch einmal vor ihrem Ende gesehen. Das ist die grausamste meiner Erinnerungen. Ich hatte schon von dem Arzte gehört, daß keine Hoffnung war, Spätabends, als im Hause schon alles sich hingelegt, stahl ich mich an die Tür ihres Schlafzimmers, um einen letzten Blick auf sie zu werfen. Da lag sie im Bette mit geschlossenen Augen, ganz abgemagert, die Wangen fieberhaft gerötet. Wie versteinert stand ich vor ihr. Auf einmal öffnete sie die Augen, heftete sie auf mich, sah mich starr an, und zu meinem Schrecken richtete sie sich plötzlich empor, streckte ihre abgemagerte Hand aus und sprach die Worte Gretchens:

»Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich?«

Sie sprach das mit einer so grauenvoll klingenden Stimme, daß ich entsetzt davonlief. Fast während der ganzen Zeit ihrer Krankheit phantasierte sie von Faust und von ihrer Mutter, welche sie bald Martha, bald Gretchens Mutter nannte.

Wera starb. – Ich war bei ihrer Beerdigung zugegen. Seit der Zeit habe ich alles aufgegeben und mich auf immer hier niedergelassen.

Bedenke nun alles, was ich Dir erzählt habe, denke an sie, an dieses so schnell untergegangene, herrliche Wesen. Wie dies geschah, wie dieses wunderbare Eingreifen eines Toten in die Geschicke der Lebenden zu erklären ist, weiß ich nicht und werde ich nie wissen. Aber Du mußt zugeben, daß es keine bloße hypochondrische Grille war – wie Du Dich ausdrücktest –, was mich bewog, mich aus der Gesellschaft zurückzuziehen. Ich bin nicht mehr, wie Du mich früher gekannt hast. Ich glaube jetzt an vieles, woran ich früher nicht geglaubt. Ich dachte diese ganze Zeit so viel nach über dieses unglückliche Weib – beinahe hätte ich gesagt Mädchen –, über ihren Ursprung und über das geheimnisvolle Spiel des Schicksals, welches wir in unserer Blindheit den blinden Zufall nennen. Wer weiß, wieviel Aussaat auf Erden jeder Mensch hinterläßt, die bestimmt ist, erst nach seinem Tode aufzugehen? Wer kann sagen, welche geheime Kette das Schicksal eines Menschen mit dem seiner Kinder, seiner Enkel verknüpft und wie seine Leidenschaften in ihnen wieder

auftauchen und sie für seine Verirrungen büßen? Wir sollen uns alle demütigen und unser Haupt beugen vor der unbekannten Macht, die über uns waltet.

Ja, Wera ist zugrunde gegangen, und ich lebe.

Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit, daß wir in unserem Hause eine schöne Vase aus durchsichtigem Alabaster hatten. Kein Fleckchen schändete ihre jungfräuliche Reinheit. Eines Tages, da ich allein war, fing ich an, den Sockel zu schütteln, auf dem sie stand ... Plötzlich fiel die Vase herunter und zerbrach in Scherben. Ich erstarrte vor Schrecken und stand regungslos vor den Trümmern.

Mein Vater trat herein, erblickte mich und sagte: »Siehe, was du getan hast! Unsere herrliche Vase haben wir nicht mehr, die ist durch nichts mehr herzustellen.« Ich schluchzte.

Ich glaubte ein Verbrechen begangen zu haben.

Zum Manne erwachsen – habe ich leichtsinnig ein Gefäß zerschlagen, tausendmal wertvoller als jenes!

Vergebens rede ich mir vor, daß ich eine solche Lösung nicht erwarten konnte, daß sie in ihrer Plötzlichkeit mich selbst überraschte, daß ich keine Ahnung gehabt, was Wera für ein Wesen war. Sie hatte wirklich zu schweigen verstanden bis zum letzten Augenblick. An mir war es, sie zu fliehen, sobald ich inne wurde, daß ich sie liebte, daß ich eine verheiratete Frau liebte ...

Aber ich blieb, und nun liegt das herrliche Geschöpf zerbrochen in Scherben, und ich blicke in stummer Verzweiflung auf das Werk meiner Hände.

Ja, Frau von Elzoff hat eifersüchtig ihre Tochter bewacht, sie behütet bis ans Ende und beim ersten unvorsichtigen Schritte zu sich in das Grab gezogen.

Laß mich am Schluß Dir noch sagen: eine Überzeugung habe ich aus den Erfahrungen und Prüfungen meiner letzten Jahre gewonnen. Das Leben ist kein Scherz und kein Spiel, das Leben ist auch kein Genuß ... Das Leben ist eine schwere Arbeit. Entsagung, beständige Entsagung – das ist sein geheimer Sinn, das ist sein Rätselwort. Nicht auf Verwirklichung seiner Lieblingsgedanken und Ideale, und wären sie noch so erhaben, sondern nur auf Erfüllung seiner Pflicht soll der Mensch bedacht sein. Wer sich die eisernen Fesseln der Pflicht nicht anlegt, wird nimmer ohne Straucheln das Ende seiner Laufbahn

erreichen. In der Jugend denken wir: je freier, je besser, je weiter gelangt man. Der Jugend mag es erlaubt sein, so zu denken. Aber wem einmal das rauhe Antlitz der Wahrheit ins Auge geblickt, der schäme sich, an Täuschungen sich zu ergötzen.

Leb wohl! Ehedem würde ich hinzugefügt haben: sei glücklich; jetzt sage ich Dir: Bestrebe Dich zu leben, es ist nicht so leicht, wie man glaubt. Gedenke meiner, nicht in Stunden der Trauer, aber in Stunden des Zweifels, und bewahre in Deinem Herzen das Bild Weras in seiner ganzen makellosen Reinheit ...

Noch einmal: Leb wohl!

Dein P. B.

- E n d e -

Die erste Liebe.

1860.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII. : XIX. : XX. : XXI. : XXII.
Anmerkungen

. . . Die Gäste waren schon längst nach Hause gefahren. Die Uhr hatte halb Eins geschlagen. Im Zimmer befanden sich nur noch der Herr vom Hause, ferner Sergei Nikolajewitsch und Wladimir Petrowitsch.

Der Herr schellte und befahl die Reste der Abendmahlzeit abzuräumen. — Somit wäre es denn abgemacht, sagte er, tiefer in den Armstuhl sinkend, nachdem er die Cigarre angezündet hatte, daß ein Jeder von uns die Geschichte seiner ersten Liebe erzählen muß. An Ihnen ist zuerst die Reihe, Sergei Nikolajewitsch.

Sergei Nikolajewitsch, ein runder Mann. mit vollem, aufgedunsenem Gesichte, blickte zuerst den Herrn vom Hause und dann die Decke des Zimmers an. — Ich habe keine erste Liebe gehabt, sagte er darauf: habe gleich mit der zweiten angefangen.

— Wie ist das zu verstehen?

— Sehr einfach. Ich war achtzehn Jahre alt, als ich zum ersten Male einem überaus netten Fräulein den Hof machte; ich benahm mich indessen dabei so, als wäre mir das nichts Neues: genau in derselben Weise, wie ich später Anderen den Hof gemacht habe. Im Grunde genommen bin ich nur ein einziges Mal, als Kind von sechs Jahren, verliebt gewesen, und zwar in meine Wärterin; — dass ist aber schon sehr lange her. Die Einzelfälle haben sich aus meinem Gedächtnisse vermischt, und wenn ich mich derselben auch erinnerte, wen könnten sie weiter interessiren?

— Was ist da zu machen? begann der Herr vom Hause. — Auch meine erste Liebe bietet nicht viel Interessantes dar: bevor ich die Bekanntschaft Anna Iwanownas meiner jetzigen Frau, machte, war ich noch in Niemanden verliebt gewesen — und zwischen uns wurde die Sache bald abgemacht: unsere Eltern brachten das Ganze in Ordnung, wir gewannen einander bald lieb und ließen uns, ohne lange zu warten, trauen. Meine Geschichte wäre somit erzählt. Ich gestehe, meine Herren, als ich diese Frage von der ersten Liebe aufs Tapet brachte, hatte ich es auf Sie, wenn auch nicht alte, aber doch nicht mehr junge Junggesellen, abgesehen. Vielleicht geben Sie, Wladimir Petrowitsch, uns Etwas zum Besten?

— Meine erste Liebe gehört in der That zu dem nicht ganz Gewöhnlichen, entgegnete mit leichtem Stocken Wladimir, ein Mann gegen die Vierzig mit schwarzem, stellenweise schon grauem Haare.

— Ah! riefen der Herr vom Hause und Sergei Nikolajewitsch wie aus einem Munde. — Desto besser . . . Lassen Sie hören.

— Mit Vergnügen . . . doch nein: erzählen will ich nicht; ich bin nicht Meister in dieser Kunst: entweder kommt es trocken und kurz, oder weitschweifig und ungenau heraus; wenn Sie es aber zufrieden sind, will ich Alles, dessen ich mich erinnere, im Zusammenhange aufschreiben und Ihnen dann vorlesen.

Die Freunde waren anfänglich nicht damit einverstanden, Wladimir Petrowitsch bestand jedoch auf seinem Vorschläge. Zwei Wochen später kamen sie wieder zusammen und Wladimir Petrowitsch erfüllte sein Versprechen.

Folgendes ist seine Geschichte, wie er sie niedergeschrieben.

I.

Der Vorfall ereignete sich im Sommer des Jahres 1833; ich war damals sechzehn Jahre alt, und wohnte in Moskau, bei meinen Eltern. Sie hatten ein Landhaus in der Nähe des Kalugaschen Thores, dem Neskuschni- Garten gegenüber, gemiethet. Ich bereitete mich für die Universität vor, arbeitete jedoch nicht viel und ohne mich zu übereilen.

Niemand beschränkte meine Freiheit. Ich that, was ich wollte, besonders seit ich meinen letzten Gouverneur los war, einen Franzosen, der sich durchaus nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, daß er »gleich einer Bombe« (*comme une bomde*) nach Rußland geschleudert worden war, und sich mit grimmiger Miene Tagelang auf dem Bette herumwälzte. Der Vater behandelte mich mit freundlicher Gleichgültigkeit; meine Mutter gab nur wenig auf mich Acht, obgleich sie außer mir weiter keine Kinder hatte: andere Sorgen nahmen sie in Anspruch. Mein Vater, ein noch junger und sehr hübscher Mann, hatte sie aus Berechnung geheirathet; sie war zehn Jahr älter als er. Meine Mutter führte ein trauriges Leben: sie war beständig aufgeregt, eifersüchtig, ärgerlich — nur nicht in Gegenwart des Vaters; sie hatte große Furcht vor ihm, er dagegen hielt sich streng, kalt, fern . . . Ich habe nie einen Menschen gesehen, der künstlich-ruhiger, selbstvertrauender und eigenmächtiger gewesen wäre.

Nie werde ich die ersten Wochen, die ich aus dem Lande verbrachte, vergessen. Das Wetter war wundervoll; wir zogen am 9. Mai, gerade am Sankt Nikolaustage, in das Landhaus ein. Ich schlenderte umher, bald im Garten unserer Landwohnung bald in Neskuschni, bald außerhalb der Stadt; gewöhnlich nahm ich ein Buch mit, wie zum Beispiel Kaidanow's Lehrbuch der Weltgeschichte, schlug es jedoch selten auf und declamirte meistentheils mit lauter Stimme Gedichte, deren ich eine Menge auswendig wußte; das Blut kochte in meinen Adern und mein Herz durchschauerte ein Gefühl seltsam süßer Wonne; unbestimmtes Ahnen und Bangen erfüllte mich, Alles erregte mein Staunen und hielt mich in Spannung; meine Phantasie schweifte und kreiste in raschem Fluge immer um dieselben Vorstellungen herum, wie Mauerschwalben um den

Glockenthurm; ich wurde nachdenkend, traurig, weinte sogar; doch aus Thränen und Traurigkeit, die ein melodisches Gedicht oder ein schöner Abend hervorgebracht hatten, sproß wie Lenzesgrün das freudige Bewußtsein jugendlichen, sprudelnden Lebens empor.

Ich besaß ein kleines Reitpferd; ich sattelte es selbst und pflegte dann ohne bestimmtes Ziel allein hinaus zu reiten, spornte es zum Galopp an und bildete mir ein, ich wäre ein Ritter aus einem Turnier — wie lustig bließ mir dabei der Wind um die Schläfen! — oder, das Gesicht gen Himmel gekehrt, sog ich dessen strahlendes, glänzendes Blau in die Seele.

Zu der Zeit, erinnere ich mich, tauchte vor meinen Sinnen, fast niemals in bestimmten Zügen, das Bild eines Weibes, die Vorstellung weiblicher Liebe auf; dennoch lag in all' meinem Denken und Empfinden ein halb unbewußtes, schamhaftes Vorgefühl von etwas Neuem, unsäglich Süßem Weiblichem . . .

Dieses Vorgefühl, diese Erwartung durchdrang mein ganzes Wesen; es bildete meinen Lebensgeist, rollte in jedem Blutstropfen durch meine Adern . . . bald sollte es der Wirklichkeit weichen.

Unser Landhaus bestand aus einem hölzernen Herrenhause mit Säulen und zwei kleinen Nebengebäuden; im Nebengebäude links befand sich eine unbedeutende Tapetenfabrik . . . Mehr als ein Mal war ich hingegangen, um zu sehen, wie ein Dutzend magerer, wirrhaariger Knaben in schmutzigen Röcken und mit fahlen Gesichtern beständig auf hölzerne Hebebäume sprangen, vermöge welcher viereckige Druckklötze herabgedrückt wurden und auf diese Weise durch die Last ihrer schmächtigen Leiber bunte Muster auf das Papier druckten. Das kleine Nebengebäude rechts stand leer und war zu vermiethen. Eines Tages, — drei Wochen nach dem 9. Mai, — wurden die Fensterladen desselben aufgemacht, weibliche Gesichter kamen zum Vorscheine — es hatte sich eine Familie darin eingemiethet. Ich besinne mich, noch am selben Tage erkundigte sich meine Mutter während des Essens beim Hausmeister, wer die neuen Nachbarn wären und als ihr der Name der Fürstin Sassekin genannt wurde, sagte sie, nicht ohne einige Ehrfurcht: Ah! eine Fürstin . . . setzte dann aber hinzu: vermuthlich irgend eine arme Familie.

— Sind in drei Droschken angefahren, bemerkte der Hausmeister, ehrerbietig die Schüssel umherreichend; haben keine eigene Equipage und ganz gewöhnliche Möbeln.

— So, meinte die Mutter, es ist aber doch besser —

Mein Vater warf einen kalten Blick auf sie: sie verstummte.

In der That, die Fürstin Sassekin mußte nicht reich sein: das kleine Gebäude, daß sie bezogen hatte, war so baufällig, eng, niedrig, daß Leute von einigem Vermögen sich nicht würden entschlossen haben, daselbst zu wohnen.

Uebrigens gab ich damals nicht Acht darauf. Ein fürstlicher Titel übte wenig Wirkung auf mich aus: ich hatte vor Kurzem Schillers »Räuber« gelesen.

II.

Es war meine Gewohnheit. jeden Abend mit der Flinte in unserem Garten umherzuschlendern und auf Krähen zu lauern. — Von jeher hatte ich auf diese vorsichtigen, raubsüchtigen und listigen Vögel einen Haß geworfen. An dem Tage, von welchem die Rede ist, war ich auch in den Garten gegangen — und nachdem ich vergebens alle Alleen durchstrichen hatte (die Krähen kannten mich schon und krächzten ab und zu aus der Ferne), kam ich zufällig dem niedrigen Zaune nahe, der eigentlich *unser* Gebiet von dem schmalen Gartenstrich hinter dem rechten Nebengebäude, zu welchem er gehörte, trennte. Ich wandelte gesenkten Blickes meine Wege. Plötzlich glaubte ich Stimmen zu hören; ich that einen Blick über den Zaun — und blieb wie versteinert stehen . . . Ein sonderbares Schauspiel bot sich meinen Augen dar.

Einige Schritte vor mir — aus einem Rasenplatze, zwischen grünen Himbeersträuchen, stand ein hohes, schlankes Mädchen, in gestreiftem, rosafarbenen Kleide, mit einem weißen Tuche auf dem Kopfe; um sie herum standen, dicht gedrängt, vier junge Leute und sie theilte Jedem derselben der Reihe nach mit jenem kleinen, grauen Blümchen, dessen Namen ich nicht kenne, das jedoch den Kindern wohlbekannt ist, Schläge auf die Stirn aus. Diese Blümchen bilden kleine Säckchen; die knallend aufspringen, sobald man mit denselben auf einen harten Gegenstand schlägt. Die jungen Leute streckten so willfährig ihre Stirn vor, und in den Bewegungen des jungen Mädchens (sie kehrte mir die Seite zu) lag Etwas so Bezauberndes, Gebieterisches, und doch dabei Einschmeichelndes, Scherzendes und Liebliches, daß ich vor Erstaunen und Entzücken beinahe aufgeschrieen hätte und, glaube ich, auf der Stelle Alles in der Welt würde hingegeben haben, wenn diese reizenden Fingerchen auch mich auf die Stirn geschlagen hätten. Meine Flinte war in’s Gras geglitten, ich hatte Alles vergessen, verschlang mit den Blicken die schlanke Gestalt, den Hals, die schönen Arme, das unter dem weißen Tuche leicht in Unordnung gerathene Haar, dieses halbverhüllte, kluge Auge, diese Wimpern und unterhalb derselben die zarte Wange . . .

— Junger Mann, junger Mann, sagte plötzlich eine Stimme neben mir: — ist es denn erlaubt, fremde junge Damen zu belauschen?

Ich fuhr zusammen und blieb stumm stehen . . Neben mir, hinter dem Zaune, stand ein Mann mit kurzgeschnittenem, schwarzem Haar und blickte mich höhnisch lächelnd an. In demselben Augenblicke wandte sich auch das junge Mädchen nach mir um . . Ich wurde ein Paar große, graue Augen aus einem lebhaften Gesichte gewahr, das plötzlich erzitterte, vom raschen Lachen bewegt, weiße Zähne sehen ließ und gar komisch die Brauen emporzog . . . Feuerroth raffte ich meine Flinte vom Boden aus und stürzte, von lautem, aber nicht spöttischem Lachen begleitet, auf mein Zimmer, warf mich auf mein Bett und bedeckte mein Gesicht mit den Händen. Das Herz pochte gewaltig in meiner Brust; es war von Beschämung und zugleich von Freudigkeit erfüllt: eine bis dahin unbekannte Erregung hatte sich meiner bemächtigt.

Nachdem ich mich erholt hatte, brachte ich mein Haar in Ordnung, bürstete mich rein und begab mich hinunter zum Thee. Das Bild des jungen Mädchens schwebte mir immer vor Augen; das Herz pochte nicht mehr, aber ich empfand einen Druck darin, der mich wonnig bewegte.

— Was hast Du? fragte mich plötzlich mein Vater — Hast Du eine Krähe geschossen?

Ich wollte ihm Alles erzählen, hielt jedoch an mich und lächelte blos vor mich hin.

Vor dem Schlafengehen drehte ich mich, ich weiß selbst nicht weswegen, drei Mal auf einem Beine herum, rieb mir Pomade in's Haar, legte mich dann zu Bette und schlief die ganze Nacht hindurch wie todt. Noch vor Tagesanbruch erwachte ich auf einen Augenblick, streckte den Kopf in die Höhe, blickte wie verzückt umher, und — schlief wieder ein.

III.

»Wie fang' ich es nur an, ihre Bekanntschaft zu machen?« war mein erster Gedanke, als ich endlich erwacht war. Vor dem Thee begab ich mich in den Garten, näherte mich jedoch dem Zaune nicht gar so sehr und — bekam Niemand zu Gesicht. Nach dem Thee ging ich einige Male die Gasse vor dem Landhause aus und ab — und schielte von Weitem nach den Fenstern . . . Mir däuchte, ich hätte *ihr* Gesicht hinter dem Vorhange erblickt und erschrocken entfernte ich mich rasch. »Ich muß aber doch ihre Bekanntschaft machen,« dachte ich, indem ich ziellos auf der Sandfläche, die sich vor Neskuschni hinzog, umherging . . . »wie aber? Das ist die Frage.« Ich gedachte der geringsten Einzelheiten bei unserem gestrigen Zusammentreffen: besonders erinnerte ich mich deutlich, wie sie über mich gelacht hatte . . . Doch während ich noch hin- und hersann und verschiedene Pläne schmiedete, hatte schon das Schicksal über mich entschieden.

In meiner Abwesenheit hatte meine Mutter von der neuen Nachbarin einen Brief bekommen; er war auf grauem Papier geschrieben und mit braunrothem Siegellack, der ausschließlich für Postpakete und etwa noch zum Verpichen billiger Weinsorten gebraucht wird, versiegelt. In diesem Briefe, der fehlerhaft und unsauber geschrieben war, bat die Fürstin meine Mutter, sie möchte ihr Protection erweisen, da meine Mutter, so schrieb die Fürstin, mit einflußreichen Personen bekannt sei, von denen der Fürstin und derer Kinder Schicksal abhänge, da sie nämlich in sehr ernste Processe verwickelt sei. »Ich wände mich an Ihnen, schrieb sie, als Dahme von Adel zu eine Dahme von Adel und gleicherzeitich freue ich mich diese Gelegenheit zu benutzen.« Zum Schlusse bat sie meine Mutter um die Erlaubniß, ihr ihre Aufwartung machen zu dürfen. Ich traf meine Mutter in schlechter Gemüthsstimmung: mein Vater war gerade nicht zu Hause und sie hatte Niemanden, den sie um Rath fragen konnte. Einer »Dame von Adel« und noch dazu »einer Fürstin,« keine Antwort zu gehen, wäre unmöglich gewesen — wie aber sollte sie antworten — darüber war meine Mutter unschlüssig. Ein französisches Billet schreiben, dünkte ihr nicht passend, in der russischen Rechtschreibung aber war meine Mutter auch nicht stark — sie wußte es — und wollte sich keine Blöße geben. Meine Ankunft

erfreute sie, sie befahl mir, sogleich zur Fürstin zu gehen und derselben mündlich zu erklären, sie wäre stets bereit Ihrer Durchlaucht nach Kräften Beistand zu leisten und lasse sie bitten, sich doch gegen ein Uhr zu ihr zu bemühen. Die unerwartet schnelle Erfüllung meiner geheimen Wünsche versetzte mich in Freude und Schrecken zugleich: ich ließ indessen Nichts von der Verwirrung merken, die sich meiner bemächtigt hatte, sondern begab mich zuerst auf mein Zimmer, um eine neue Halsbinde und einen neuen Rock anzulegen: zu Hause ging ich noch in der Jacke und zurückgeschlagenem Hemdkragen einher, was mir immer sehr peinlich war.

IV.

Im engen und unsaubern Vorzimmer der fürstlichen Wohnung, das ich, unwillkürlich am ganzen Leibe zitternd, betrat — begegnete mir ein alter, ergrauter Diener mit dunklem, bronzefarbenem Gesichte, mürrischen kleinen Augen und so tiefen Furchen auf Stirn und Schläfen, wie ich deren in meinem Leben nicht gesehen habe. Er hielt eben auf einem Teller einen abgenagten Häringsgrat, und fragte, kurz angebunden, indem er mit dem Fuße die Thür in's andere Zimmer ausstieß: was wünschen Sie? — Ist die Fürstin Sassekin zu Hause? fragte ich.

— Bonifacius! kreischte eine weibliche Stimme hinter der Thür.

Der Diener wandte mir schweigend den Rücken zu, wobei die stark mitgenommene Rückenseite seiner Livrée, mit einem vereinzelten braungewordenen Knopfe, sichtbar wurde und entfernte sich, nachdem er den Teller auf den Fußboden gestellt hatte.

— Warst Du im Polizeiquartal? fragte dieselbe Stimme. Der Diener brummte Etwas als Antwort. — Was? . . . Es ist Jemand da? ließ sie sich wieder hören . . . Der junge Herr aus dem Nachbarhause? — Nöthige ihn herein.

Bemühen Sie sich in's Gastzimmer, sagte der Diener, der wiederum vor mir stand, indem er den Teller vom Boden aufhob. Ich nahm mich zusammen und trat in das »Gastzimmer.«

Es war ein enges und nicht besonders reinliches Gemach, in welches ich trat, mit ärmlichen, gleichsam in aller Eile umher aufgestellten Möbeln. Am Fenster saß auf einem Armstuhle, an welchem die eine Lehne fehlte, eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren, ohne Haube und nicht hübsch von Gesicht, in einem alten grünen Kleide und mit einem bunten, wollenen Tuche um den Hals. Ihre kleinen, schwarzen Augen waren scharf auf mich gerichtet. Ich näherte mich ihr und grüßte sie.

— Habe ich die Ehre, die Fürstin Sassekin zu sprechen?

— Ich bin die Fürstin Sassekin; Sie sind wohl der Sohn des Herrn W . . .?

— Ganz richtig. Ich bin im Auftrage meiner Mutter gekommen.

— Nehmen Sie Platz, ich bitte. Bonifacius! wo sind meine Schlüssel, hast Du sie nicht gesehen?

Ich theilte der Mme. Sassekin die Antwort meiner Mutter auf ihren Brief mit. Sie hörte mir, mit den dicken rothen Fingern auf dem Fensterrahmen trommelnd, zu, und als ich zu Ende war, blickte sie mir abermals scharf in's Gesicht.

— Sehr wohl; ich werde nicht ermangeln, zu kommen, sagte sie endlich. Wie sind Sie aber noch jung! Wie alt, wenn ich fragen darf?

— Sechzehn Jahre, gab ich, unwillkürlich stockend, zur Antwort.

Die Fürstin langte aus ihrer Tasche einige beschriebene, beschmutzte Papiere hervor, hielt dieselben dicht vor die Nase und begann darin herumzublättern.

— Ein schönes Alter, jagte sie auf einmal, indem sie sich auf ihrem Sitze hin und her bewegte. — Bitte, ganz ohne alle Umstände. Bei uns geht es einfach her.

Die erste Liebe — Gar zu einfach, dachte ich, indem ich in unwillkürlicher Anwandlung von Ekel ihre ganze Gestalt betrachtete.

In diesem Augenblicke ward eine andere Thür des Gastzimmers rasch geöffnet und an der Schwelle zeigte sich jenes junge Mädchen, das ich Tages zuvor im Garten gesehen hatte. Sie streckte die Hand vor und über ihr Gesicht zuckte ein Lächeln.

— Und das hier ist meine Tochter, sagte die Fürstin, mir dem Ellenbogen auf dieselbe deutend. — Sinotschka, der Sohn unseres Nachbarn, des Herrn W . . . Wie ist Ihr Name, mit Erlaubniß?

— Wladimir, erwiderte ich aufstehend und vor Aufregung stockend.

— Und mit dem Vaternamen?

— Petrowitsch.

— Ah! Ich hatte einen Bekannten, er war Polizeimeister, der hieß auch Wladimir Petrowitsch Bonifacius! suche die Schlüssel nicht mehr; ich habe sie in meiner Tasche.

Das junge Mädchen fuhr fort mich mit dem früheren Lächeln zu betrachten, sie blinzelte dabei etwas und hielt den Kopf auf die Seite geneigt.

— Ich habe Monsieur Woldemar schon gesehen, begann sie. (Der Silberklang ihrer Stimme durchrieselte mich wie freudiger Schauer) — Erlauben Sie mir, Sie so zu nennen?

— Oh ich bitte, stammelte ich.

— Wo denn? fragte die Fürstin.

Die junge Fürstin gab ihrer Mutter keine Antwort.

— Sind Sie jetzt beschäftigt? fragte sie mich, ohne den Blick von mir zu wenden.

— Nein, jetzt nicht.

— Wollen Sie mir helfen Wollgarn aufwickeln? Kommen Sie her zu mir.

Sie nickte mir mit dem Kopfe zu und verließ das Gastzimmer. Ich folgte ihr.

In dem Zimmer, das wir betraten, waren die Möbel etwas besserer Art und mit mehr Geschmack umhergestellt. — Uebrigens war ich in diesem Augenblicke nicht im Stande Etwas zu bemerken; ich bewegte mich wie im Traume und empfand in meinem ganzen Wesen ein bis zur Albernheit gesteigertes Wohlbehagen.

Die junge Fürstin ließ sich nieder, holte ein Bündel rothen Garnes herbei, wies mir einen Stuhl, ihr gegenüber, an, machte behutsam das Garn los und legte es mir über die Hände. Alles dies that sie schweigend, mit einer gewissen ergötzlichen Langsamkeit und jenem heitern und schelmischen Lächeln auf den halbgeöffneten Lippen. Sie begann das Garn auf eine zusammengelegte Spielkarte zu wickeln und warf plötzlich einen so hellen und leuchtenden Blick auf mich, daß ich unwillkürlich die Augen niederschlug. Wenn sie ihre Augen, die sie meistentheils halbgeschlossen hielt, aufschlug — bekam ihr Gesicht einen ganz anderen Ausdruck: es schien gleichsam von Licht übergossen.

— Was haben Sie gestern von mir gedacht, Monsieur Woldemar? fragte sie einiger Minuten darauf. — Gewiß haben Sie mich getadelt?

— Ich . . . Fürstin . . . ich habe Nichts dergleichen gedacht . . . wie hätte ich so Etwas . . . entgegnete ich verwirrt.

— Hören Sie, erwiderte sie. — Sie kennen mich noch nicht; ich bin sehr eigen; ich will, daß man mir die Wahrheit sage. Sie sind, wie ich höre, sechzehn, ich bin einundzwanzig Jahre alt: Sie sehen, ich bin viel älter als Sie, und darum müssen Sie mir immer die Wahrheit sagen . . . und mir gehorchen, setzte sie hinzu. — Sehen Sie mich doch an, warum sehen Sie mich nicht an?

Das machte mich noch verwirrter, ich richtete indessen doch den Blick auf sie. Sie lächelte mir zu, doch nicht mit dem früheren,

sondern einem anderen beifälligen Lächeln. — Lassen Sie Ihren Blick auf mir ruhen, sagte sie mit freundlicher, gedämpfter Stimme: ich habe es nicht ungerne. Ihr Gesicht gefällt mir; ich fühle es, daß wir Freunde sein werden. Und gefalle ich Ihnen? setzte sie schelmisch hinzu.

— Fürstin . . . wollte ich beginnen . . .

— Erstens, sollen Sie mich Sinaïde Alexandrowna nennen; zweitens — was für eine Gewohnheit haben diese Kinder (sie verbesserte sich) — diese jungen Leute — niemals gerade heraus zu sagen, was sie fühlen? Das paßt für Erwachsene. Ich gefalle Ihnen doch?

Obgleich es mir sehr angenehm war, daß sie so aufrichtig mit mir sprach, fühlte ich mich doch dabei etwas verletzt. Ich wollte ihr zeigen, daß sie es nicht mit einem Knaben zu thun habe und sagte daher, mit möglichst ungezwungener und ernsthafter Miene: — gewiß, Sinaïde Alexandrowna, sie gefallen mir sehr; ich will es nicht läugnen.

Sie schüttelte langsam den Kopf. — Haben Sie einen Gouverneur? fragte sie plötzlich?

— Nein, ich habe schon lange keinen mehr.

Es war eine Lüge; kaum mochte ein Monat vergangen sein, seit ich meinen Franzosen los ward.

— Oh! jawohl, ich sehe es — Sie sind ja schon groß.

Sie schlug mich leicht auf die Finger. — Halten Sie doch die Hände gerade! — Und emsig begann sie ihren Knäuel zu wickeln.

Ich benutzte den Umstand, daß sie den Blick gesenkt hielt und betrachtete sie nun, anfangs verstohlen, nachher aber dreister und dreister. Ihr Gesicht däuchte mir noch reizender als am Abende vorher: so fein, klug und lieblich sah es aus. Sie saß mit dem Rücken gegen das Fenster, an welchem die weiße Gardine herabgelassen war; ein Sonnenstrahl, der durch die Gardine drang, beleuchtete mit mildem Lichte ihr dichtes, goldiges Haar, ihren jungfräulichen Hals, die runden Schultern und die zarte, ruhige Brust. — Ich war in Anschauen versunken — und wie theuer, wie traut wurde sie mir! Mich dünkte, ich wäre schon lange mit ihr bekannt, ich hätte bis dahin nichts gewußt, nicht gelebt . . . Sie hatte ein dunkles, schon abgetragenes Kleid an, und eine Schürze auf dasselbe gebunden: gern hätte ich jede Falte dieses Kleides, dieser Schürze geküßt. Die Spitzen

ihrer Halbstiefeln guckten unter ihrem Kleide hervor: ich wäre mit Vergnügen vor diesen Halbstiefeln niedergefallen . . . Und da sitze ich jetzt vor ihr, dachte ich, habe ihre Bekanntschaft gemacht . . . welch ein Glück, o mein Gott! Ich wäre vor Entzücken beinahe vom Stuhle aufgesprungen, schlenkerte indessen blos leicht mit den Füßen, wie ein Kind, das sich am Naschwerk lechzt.

Mir war wohl, wie dem Fische im Wasser, und ich hätte eine Ewigkeit in diesem Zimmer, auf demselben Flecke sitzen bleiben mögen.

Langsam schlug sie die Augenlider auf und wiederum strahlten mir ihre hellen Augen freundlich entgegen — und wiederum lächelte sie mich an.

— Wie Sie mich aber ansehen, — sagte sie langsam und drohte mir mit dem Finger.

Ich wurde roth . . . »Sie versteht Alles, bemerkt - Alles,« dachte ich.

Und wie wäre es denn anders möglich! Plötzlich ließ sich Geräusch im Nebenzimmer vernehmen,

— Säbelgeklirre.

— Sina! rief die Fürstin aus dem Gastzimmer — Belowsorow hat Dir ein Kätzchen gebracht.

— Ein Kätzchen! rief Sinaïde und warf, hastig aufspringend, den Knäuel in meinen Schooß und lief fort.

Ich erhob mich gleichfalls, legte das Bündel Garn nebst dem Knäuel aufs Fenster und begab mich ins Gastzimmer. Befremdet blieb ich stehen; mitten im Zimmer lag, mit ausgespreizten Pfoten, ein gestreiftes Kätzchen; vor demselben, auf den Knieen, Sinaïde und richtete vorsichtig das Schnäuzchen des Thieres in die Höhe. Neben der Fürstin wurde ich einen stattlichen, blonden, kraushaarigen Husaren mit rothem Gesichte und hervorstehenden Augen gewahr, der mit feinem Körper fast den ganzen Flächenraum zwischen den beiden Fenstern einnahm.

— O das drollige Thierchen! rief Sinaïde: — und seine Augen sind nicht grau, aber grün, und was für große Ohren! Ich danke Ihnen, Victor Jegoritsch! Das war sehr freundlich von Ihnen.

Der Husar, in welchem ich einen der jungen Leute erkannte, die ich am Abende vorher gesehen hatte, lächelte und verbeugte sich, wobei er die Sporen aneinanderstieß und die Säbelringe klirren ließ.

— Sie beliebten gestern zu äußern, es wäre Ihnen lieb, ein gestreiftes Kätzchen mit großen Ohren zu besitzen . . . da ist es. Ihr Wort ist mir Befehl. Und wiederum verbeugte er sich.

Das Kätzchen miaute leise und schnupperte an der Diele herum.

— Es ist hungrig! rief Sinaïde. — Bonifacius! Sjonja! bringt Milch her.

Das Kammermädchen, in einen alten, gelben Kleide mit eng zugestecktem Tuche um den Hals, trat, eine Untertasse mit Milch in der Hand, herein und stellte sie vor das Kätzchen hin. Das Thierchen zitterte, drückte die Augen zu und begann zu lecken.

— Was für ein rosiges Züngelchen es hat, bemerkte Sinaïde, den Kopf fast bis zum Fußboden geneigt und dem Thiere von der Seite dicht unter die Nase schauend.

Das Kätzchen hatte sich satt getrunken und fing an zu schnurren, indem es graziös die Pfötchen bewegte. Sinaïde erhob sich und sagte, zum Kammermädchen gewendet, in gleichgültigem Tone: trage es fort.

— Für das Kätzchen — das Händchen! sagte mit selbstgefälligem Lächeln der Husar, seinen mächtigen, fest in der Uniform eingeschnürten Oberkörper streckend.

— Beide, erwiderte Sinaïde und streckte ihm ihre Hände entgegen. Während er dieselben küßte, blickte sie mich über die Schultern an.

Ich blieb unbeweglich auf einem Flecke stehen und wußte nicht — ob ich lachen, Etwas sagen, oder in Schweigen verharren sollte. Auf einmal fiel mir, durch die halbgeöffnete Thür, die Gestalt unseres Dieners Fedor in die Augen. Er machte mir ein Zeichen. Mechanisch begab ich mich zu ihm hinaus.

— Was willst Du? fragte ich.

— Die Mama schickt mich nach Ihnen, sagte er flüsternd. Sie ist böse, daß Sie nicht mit der Antwort zurückkehren.

— Bin ich denn so lange hier?

— Ueber eine Stunde!

— Ueber eine Stunde! wiederholte ich unwillkürlich, kehrte in's Gastzimmer zurück, und begann mich mit Verbeugungen und Kratzfüßen zu empfehlen.

— Wohin denn? fragte mich die junge Fürstin, hinter dem Husaren hervorblickend.

— Ich muß nach Hause. Ich werde also melden, setzte ich hinzu, mich an die Alte wendend, daß Sie uns um Ein Uhr mit Ihrem Besuche beehren werden.

— Ja, mein Lieber, sagen Sie das.

Die Fürstin griff hastig nach ihrer Tabaksdose und nahm mit solchem Geräusch eine Prise, daß ich fast zusammenschrak. — Sagen Sie das, wiederholte sie hustend und mit ihren feuchten Augen blinzelnd.

Ich verbeugte mich nochmals, drehte mich um und verließ das Zimmer mit jener Empfindung von Unbehaglichkeit im Rücken, welche sehr junge Leute zu haben pflegen, wenn sie wissen, daß man ihnen mit den Blicken folgt.

— Vergessen Sie nicht, Monsieur Woldemar, uns zu besuchen, rief Sinaïde mir zu und lachte dann wieder auf.

— Warum lacht sie nur beständig? dachte ich, während ich in Begleitung Fedor‘s, der mir schweigend, jedoch mißbilligend folgte, nach Hause zurückkehrte. Meine Mutter schalt mich und konnte nicht begreifen, was ich so lange bei der Fürstin gemacht habe. Ich ließ mich in keine Erörterungen ein, sondern begab mich auf mein Zimmer. Mir wurde auf einmal recht schwer um’s Herz . . . Ich hatte Mühe, meine Thränen zurückzuhalten . . . Ich war eifersüchtig auf den Husaren!

V.

Die Fürstin machte, wie sie zugesagt hatte, meiner Mutter einen Besuch und gefiel derselben nicht. Ich war bei dem Zusammentreffen Beider nicht zugegen, bei Tische aber erzählte meine Mutter dem Vater, diese Fürstin Sassekin scheine ihr »*une femme très vulgaire*« zu sein, sie sei ihr sehr lästig gewesen mit ihren Bitten um Fürsprache beim Fürsten Sergius, sie stecke in Processen und Händeln »*de vilaines affaires d'argent*« und müsse eine große Intriguantin sein. Meine Mutter setzte hinzu, sie habe trotzdem die Fürstin nebst Tochter auf den morgenden Tag zum Mittagsessen eingeladen (beim Worte »Tochter« steckte ich die Nase in den Teller) — da sie doch einmal unsere Nachbarin und von Familie wäre. Hierauf entgegnete ihr mein Vater, er besinne sich nun, wer diese Dame sei; er habe in seiner Jugend einen verstorbenen Fürsten Sassekin, einen vortrefflich erzogenen, jedoch faden und hohlen Menschen gekannt; man habe demselben, seines langen Aufenthaltes in Paris wegen, in der Gesellschaft den Beinamen »*le Parisien*« gegeben; es sei ein sehr reicher Mann gewesen, habe jedoch sein ganzes Vermögen verspielt — und, aus welchem Grunde wisse man nicht, vermuthlich ans Berechnung — (wobei, meinte mein Vater mit kaltem Lächeln, er eine bessere Wahl hätte treffen können) die Tochter eines Beamten geheirathet und sich darauf in Speculationen eingelassen, die ihn vollends ruinirt.

— Wenn sie mich nur nicht um Geld bittet, bemerkte meine Mutter.

— Sehr möglich, entgegnete mein Vater gelassen. — Spricht sie französisch?

— Sehr schlecht.

— Hm! Uebrigens bleibt es sich gleich. Du sagtest, däucht mir, Du habest auch die Tochter eingeladen; ich habe von Jemand gehört, sie sei eine sehr liebenswürdige und gebildete Dame.

— O! dann gleicht sie der Mutter nicht.

— Und ebenso wenig dem Vater; der war zwar auch gebildet, aber dumm, schloß er.

Meine Mutter seufzte und wurde nachdenkend. Mein Vater schwieg. Ich fühlte mich sehr unbehaglich während dieses Gespräches.

Nach dem Essen begab ich mich in den Garten, doch ohne Flinte. Ich hatte mir vorgenommen, mich dem »Sassekinschen Garten« nicht zu nähern; eine unwiderstehliche Macht zog mich aber hin — und nicht umsonst. Kaum war ich dem Zaune näher gekommen, so wurde ich Sinaïde gewahr. Diesmal war sie allein. Sie hielt ein Buch in der Hand und ging langsam den Weg entlang. Sie bemerkte mich nicht.

Fast hätte ich sie so vorübergehen lassen; ich besann mich jedoch eines Besseren und hustete.

Sie drehte sich um, blieb aber nicht stehen; mit der Hand strich sie das breite, blaue Band ihres runden Strohhutes zur Seite, blickte mich an, lächelte still und vertiefte sich wieder in das Buch.

Ich zog die Mütze und nachdem ich mich einige Zeit auf demselben Flecke herumgedreht hatte, entfernte ich mich mit schwerem Herzen. »*Que suis-je pour elle?*« dachte ich (Gott weiß warum), französisch.

Bekannte Schritte ließen sich hinter mir hören; ich blickte mich um — mein Vater war es, der mir mit seinem gewohnten raschen und leichten Gange entgegenkam.

— Ist das die junge Fürstin? fragte er mich.

— Das ist sie.

— Kennst Du sie denn?

— Ich habe sie heute morgen bei ihrer Mutter gesehen.

Der Vater blieb stehen, drehete sich rasch auf den Absätzen herum und ging zurück. Als er bis zu Sinaïde gekommen war, grüßte er sie höflich. Sie grüßte ihn gleichfalls? ein Ausdruck von Erstaunen glitt über ihr Gesicht und sie ließ das Buch sinken. Ich sah, wie sie ihm mit den Augen folgte. Mein Vater kleidete sich immer elegant, nach eigenem Geschmacke und einfach; niemals aber war mir seine edle Gestalt vortheilhafter erschienen, niemals hatte sein grauer Hut das unmerklich dünner gewordene Lockenhaar besser bedeckt, als heute.

Ich wollte nochmals Sinaïde entgegengehen; sie blickte mich aber nicht einmal an, hatte das Buch wieder vorgenommen und entfernte sich.

VI.

Den ganzen Abend und folgenden Morgen verbrachte ich in einem Zustande trüber Entmuthigung. Ich versuchte es, erinnere ich mich, etwas zu arbeiten, nahm den Kaidanow vor — doch gedankenlos schweiften meine Blicke über die weitläufigen Zeilen und Seiten des berühmten Lehrbuches hin. Zehn Mal hintereinander las ich die Worte: »Julius Cäsar zeichnete sich durch kriegerischen Muth aus,« — ich verstand nichts und warf das Buch fort.

Vor dem Essen rieb ich mir wieder Pomade in's Haar und legte meinen neuen Rock und die Halsbinde an.

— Wozu das? fragte die Mutter. — Noch bist Du nicht Student und Gott weiß, ob Du das Examen bestehen wirst. Vor Kurzem erst ist Dir die Jacke gemacht worden! Soll die denn fortgeworfen werden?

— Es werden ja Gäste kommen, stammelte ich halb in Verzweiflung.

— Unsinn!l schöne Gäste! Ich mußte mich fügen. Der Rock ward gegen die Jacke vertauscht, die Halsbinde nahm ich jedoch nicht ab. Die Fürstin nebst Tochter erschienen eine halbe Stunde vor der Tafel. Die Alte hatte über das grüne, mir bereits bekannte Kleid einen gelben Shawl geschlungen und sich eine altmodische Haube mit feuerrothem Bande ausgesetzt. Sie fing sogleich von ihren Wechseln an, stieß Seufzer aus, klagte über ihre dürftigen Umstände, brachte verschiedene Anliegen vor, und genirte sich nicht im Geringsten: sie nahm ihre Prisen mit ebendemselben Geräusche, drehte sich und kutschte ebenso auf ihrem Stuhle hin und her, wie zu Hause. Es schien ihr gar nicht einzufallen, daß sie Fürstin sei. Dagegen benahm sich Sinaïde mit strengstem Anstande, ja fast hochmüthig, wie eine echte Fürstentochter. Ihr Gesicht drückte eine kalte Gemessenheit und Würde aus, so daß ich irre an ihr wurde und ihre Blicke, ihr Lächeln nicht wiederzuerkennen vermochte, obgleich sie mir auch in dieser neuen Gestalt bezaubernd erschien. Sie hatte ein leichtes Barègekleid mit hell-blauen Streifen an; das Haar fiel, nach englischer Sitte, in breiten Locken längs den Wangen herab: diese Frisur paßte zu dem kalten Ausdrucke ihres Gesichtes. — Mein Vater saß während der Tafel neben ihr und unterhielt seine Nachbarin mit der ihm eigenen feinen und ruhigen Höflichkeit. Von Zeit zu Zeit blickte er sie an — und dann und wann sie ihn, doch in eigenthümlicher, fast

feindseliger Weise. Die Unterhaltung führten sie in französischer Sprache; — mein Erstaunen erregte, erinnere ich mich, Sinaïde's reine Aussprache. Die Fürstin legte sich auch während der Tafel, ebenso wenig wie vorher, den geringsten Zwang an, sie aß viel und lobte die Speisen. Meine Mutter fühlte sich sichtbar belästigt durch sie und antwortete ihr mit einer gewissen mitleidigen Geringschätzung; dann und wann verzog mein Vater leicht das Gesicht. Sinaïde gefiel meiner Mutter auch nicht. — Das ist ein stolzes Ding, — sagte sie am folgenden Tage.

— Und es giebt da Etwas — stolz zu thun — »*avec sa mine de grisette!*«

— Du hast vermuthlich keine Grisetten gesehen, bemerkte mein Vater.

— Und dafür sei Gott gedankt!

— Ganz recht, . . . aber wie kannst Du dann so urtheilen? Auf mich gab Sinaïde nicht im Geringsten Acht. Bald nach dem Essen empfahl sich die Fürstin.

— Ich werde auf Ihre Protection bauen, Marja Nikolajewna, Peter Wassiljitsch, sagte sie mit flehendlichem Tone zu meinen Eltern. — Was soll ich machen! Es gab auch für mich Zeiten, ach! — die sind vorbei! Da sitze ich — man nennt mich Durchlaucht — setzte sie mit widerlichem Lachen hinzu, — eine schöne Ehre! — goldene Tressen und Nichts zu essen. — Mein Vater verbeugte sich ehrerbietig und begleitete sie bis zur Thüre des Vorzimmers. Ich stand dabei, in meinem kurzen Jäckchen, und stierte, gleich einem zum Tode Verurtheilten, den Fußboden an. Sinaïdes Benehmen gegen mich hatte mir den Gnadenstoß gegeben. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als sie mir, an mir vorübergehend, hastig und mit dem früheren freundlichen Ausdrücke im Gesichte, zuflüsterte: kommen Sie zu uns heute Abend um acht Uhr, hören Sie, aber bestimmt . . . Ich erhob die Hände — sie war aber schon fort, nachdem sie eine weiße Schärpe über den Kopf geworfen hatte.

VII.

Punkt acht Uhr betrat ich, im Rock und die Haare in die Höhe gestrichen, das Vorzimmer des Nebengebäudes, welches die Fürstin bewohnte. Der alte Diener blickte mich finster an und erhob sich ungern von seiner Bank. Aus dem Gastzimmer erschallten heitere Stimmen. Ich öffnete die Thüre und trat befremdet zurück. Mitten im Zimmer, auf einem Stuhle, stand die junge Fürstin und hielt einen Männerhut vor sich; um den Stuhl drängten sich fünf Herren. Sie waren bemüht in den Hut zu greifen, während die junge Fürstin denselben emporhob und heftig schüttelte. Als sie mich gewahr wurde, rief sie: »wartet, wartet! ein neuer Gast, man muß auch ihm einen Zettel geben,« — sprang behend vom Stuhl und faßte mich beim Rockaufschlage.

— So kommen Sie doch, sagte sie, was stehen Sie da? Messieurs, erlauben Sie, daß ich Sie vorstelle: dieß hier ist Monsieur Woldemar, der Sohn unseres Nachbarn, Hier, — fuhr sie zu mir gewendet und der Reihe nach auf die Gäste weisend, fort — Graf Malewsky, Doctor Luschin, Poet Maidanow, Kapitän außer Diensten Nirmatzky und Belowsorow, Husar, den Sie bereits gesehen haben.

Ich war dermaßen verwirrt, daß ich Niemandem meinen Gruß entbot; im Doctor Luschin erkannte ich jenen schwarzhaarigen Herrn wieder, der mich im Garten so unbarmherzig angefahren hatte, die Uebrigen waren mir unbekannt.

— Graf! fuhr Sinaïde fort — schreiben Sie für Monsieur Woldemar einen Zettel.

— Das ist gegen alles Recht, entgegnete mit leichtem polnischen Accente der Graf, ein sehr hübscher und elegant gekleideter junger Mann mit braunen Haaren, ausdrucksvollen schwarzen Augen. einem feinen, weißen Näschen, und einem dünnen Schnurbärtchen über dem kleinen Munde. — Der Herr hat an unserem Pfänderspiele nicht theilgenommen.

— Das ist ungerecht, wiederholten Belowsorow und der Kapitän außer Diensten, ein Mann von etwa vierzig Jahren, ganz von Pockennarben entstellt, kraushaarig wie ein Neger, mit gekrümmtem Rücken, krummen Beinen und in aufgeknöpftem Uniformrock ohne Epauletten.

— Schreiben Sie den Zettel, sage ich Ihnen, wiederholte die junge Fürstin, — Eine Auflehnung! Monsieur Woldemar nimmt heute zum ersten Male Theil an unserer Gesellschaft, für ihn existirt heute kein Gesetz. Ohne Murren, schreiben Sie, es ist mein Wille!

Der Graf zuckte die Achseln, beugte jedoch den Kopf, nahm eine Feder in seine weiße, beringte Hand, riß ein Stückchen Papier ab und begann auf dasselbe zu schreiben.

— Erlauben Sie uns wenigstens Herrn Woldemar auseinanderzusetzen, worum es sich handelt, bemerkte Luschin mit spöttischem Tone, — er ist ja ganz verwirrt. Sehen Sie, junger Mann, wir spielen ein Pfänderspiel; die Fürstin mußte ein Pfand geben, und Derjenige, welcher so glücklich ist, den richtigen Zettel zu ziehen, hat das Recht ihr das Händchen zu küssen. Haben Sie verstanden, was ich Ihnen gesagt habe?

Ich blickte ihn bloß an und blieb wie bisher verdutzt stehen, die junge Fürstin aber sprang wieder auf den Stuhl und begann von Neuem die Zettel in dem Hute zu schütteln.

Es stellten sich Alle um sie herum — ich gleichfalls- — Maidanow, sagte die Fürstin zu einem jungen Menschen von magerem Aussehen, mit kleinen, trüben Augen und ungewöhnlich langem, schwarzem Haar, — Sie, als Poet, müssen Ihren Zettel großmüthig Monsieur Woldemar abtreten, damit er doppelte Chance habe den Treffer zu ziehen.

Maidanow schüttelte jedoch verneinend den Kopf und warf das Haar zurück.

Ich war der Letzte, der in den Hut griff, faßte den Zettel und entfaltete ihn . . . Mein Gott! wie wurde mir, als ich auf demselben las: Ein Kuß!

— Ein Kuß! rief ich unwillkürlich.

— Bravo! er hat gewonnen, erklärte die junge Fürstin. — Wie mich das freut! Sie stieg vom Stuhle herunter und blickte mir so hell und süß in die Augen, daß mir das Herz vor Freude hüpfte . — Freut es Sie auch? fragte sie mich.

— Mich! stotterte ich . . .

— Verkaufen Sie mir Ihren Zettel, platzte plötzlich, hart über meinem Ohre, Belowsorow heraus. — Ich gebe Ihnen hundert Rubel dafür.

Ich erwiderte dem Husaren mit einem so entrüsteten Blicke, das Sinaïde in die Hände klatschte und Luschin ausrief: braver Bursche! Darauf setzte er hinzu: ich als Ceremonienmeister bin verpflichtet darauf zu sehen, daß alle Vorschriften erfüllt werden. Monsieur Woldemar, knieen Sie nieder. So ist es bei uns Regel.

Sinaïde stellte sich vor mich hin, neigte den Kopf ein wenig auf die Seite, gleichsam als habe sie mich betrachten wollen und reichte mir mit Würde die Hand. Es wurde mir trübe vor den Augen; ich wollte mich auf ein Knie niederlassen, fiel aber auf beide nieder und berührte mit den Lippen so ungeschickt Sinaïdes Finger, daß ich mir die Spitze der Nase leicht an ihrem Nagel streifte.

— So recht! rief Luschin und half mir wieder aufstehen.

Das Pfänderspiel wurde fortgesetzt. Sinaïde ließ mich neben sich Platz nehmen. Wie war sie erfinderisch im Pfandauslösen! So fiel es ihr unter Anderem ein, als sie verurtheilt wurde, eine »Statue« vorzustellen, zum Postamente den häßlichen Nirmatzky zu wählen; sie befahl, er solle sich mit dem Gesichte nach unten niederlegen und noch dazu den Kopf unter die Brust zwängen. Das Gelächter wollte kein Ende nehmen. Mir, dem einsam und sittsam erzogenen und in einem ehrbaren adeligen Hause aufgewachsenen Burschen, stieg von all' diesem Lärmen, dieser rückhaltslosen, fast stürmischen Heiterkeit, diesem ungewohnten Verkehre mit wildfremden Menschen, das Blut zu Kopfe. Ich fühlte mich trunken, wie von Weine. Ich lachte und schwatzte lauter als Alle, so daß die alte Fürstin, die im Nebenzimmer mit einem Kanzelisten vom Jwerskoi'schen Thore[1] Berathungen hielt, hereinkam, um zu sehen was ich denn triebe. Ich fühlte mich jedoch dermaßen glücklich, daß ich mir nichts aus dem Spotte und den scheelen Blicken der Anderen machte. Sinaïde fuhr fort mich zu bevorzugen und ließ mich nicht von ihrer Seite. Bei einer Pfandauslösung kam ich neben ihr zu sitzen, unter einem und demselben seidenen Tuche, das uns bedeckte: ich sollte ihr *mein Geheimniß* mittheilen. Ich erinnere mich, wie unsere Köpfe in dem warmen, halbdurchsichtigen, duftigen Dämmerlichte aneinanderkauren, wie in ihm ihre Augen, mir so nahe, in mildem Feuer aufleuchteten, wie heißer Athem ihren halbgeöffneten Lippen entströmte, und mich glühend anwehte und wie die Spitzen ihrer Haare mir die Wangen kitzelten. Ich schwieg. Sie lächelte geheimnißvoll, und flüsterte mir endlich schmeichelnd zu: nun? ich

aber erröthete und lachte, wandte mich verwirrt ab und konnte kaum Luft schöpfen. Wir wurden das Pfänderspiel satt, und begannen jetzt das Schnurspiel. Mein Gott! von welchem Entzücken ward ich erfüllt, als ich, in einem Momente von Unachtsamkeit, von ihr einen heftigen und raschen Schlag auf die Finger bekam, und wie ich mir darauf absichtlich den Schein gab, als gäbe ich nicht Acht, und sie, um mich zu necken, meine hingehaltenen Hände nicht berührte!

Und das war noch lange nicht Alles, was wir an jenem Abende vorhatten! Wir musicirten auf dem Claviere, sangen und tanzten und stellten ein Zigeunerlager dar, Nirmatzky mußte sich als Bär kleiden und wir gaben ihm Wasser mit Salz zu trinken. Graf Malewsky zeigte uns verschiedene Kartenkunststücke und gab zum Beschlusse, nachdem er die Karten gemischt hatte, sich selbst im Whistspiele alle Trümpfe aus, wozu Luschin »die Ehre hatte, ihm Glück zu wünschen.« Maidanow declamirte uns Bruchstücke aus seinem Gedichte »der Mörder« (das fiel gerade in die Zeit der höchsten Blüthe der Romantik), das er beabsichtigte in schwarzem Umschlage mit blutrothem Titel erscheinen zu lassen; dem Kanzelisten vom Jwerschen Thore stahl man die Mütze von dem Kamin und ließ ihn, zu ihrer Auslösung, den Kosakentanz tanzen; dem alten Bonifacius wurde eine Haube aufgesetzt — und Sinaïde setzte einen Männerhut auf den Kopf. Doch . . . es würde zu weit führen, wollte ich Alles wieder erzählen. Belowsorow allein saß meistentheils, mit finsterem Gesichte und schmollend in einem Winkel . . . Von Zeit zu Zeit liefen seine Augen blutig an, er wurde über und über roth, und es schien, als werde er sogleich über uns Alle herfallen und uns wie Spreu auseinanderschlendern; die junge Fürstin blickte ihn dann an, drohete ihm mit dem Finger und er zog sich wieder in seinen Winkel zurück.

Endlich waren wir erschöpft. Selbst die Fürstin, die, wie sie selbst sagte, Alles zu ertragen im Stande war — die sich nichts ans Geschrei machte, — auch sie fühlte sich erschöpft und wünschte auszuruhen. Um zwölf Uhr in der Nacht wurde das Abendessen aufgetragen, es bestand aus einem Stücke alten, trockenen Käse und einigen kalten Pastetchen mit gehacktem Schinken gefüllt, die mir schmackhafter däuchten als alle Delicatessen; Wein war nur eine Flasche da und auch die war ganz eigenthümlicher Art: von dunkelem Glase mit aufgetriebenem Halse, der Wein darin zeigte einen rosafarbenen

Bodensatz: übrigens trank Niemand davon. Müde und bis zur Erschlaffung glücklich, verließ ich das Nebengebäude: zum Abschiede drückte mir Sinaïde kräftig die Hand und lächelte wiederum räthselhaft.

Schwül und feucht schlug die Nachtluft an mein erhitztes Gesicht, es schien ein Gewitter im Anzuge zu sein: schwarze Wolken stiegen auf und zogen, ihre Umrisse jeden Augenblick ändernd, über den Himmel hin. Unstät zitterte ein leichter Wind in dem dunkelen Laube der Bäume und ganz in der Ferne, am Horizonte, rollte dumpf der Donner, gleichsam mit sich selbst grollend.

Durch den hinteren Eingang erreichte ich mein Zimmer. Mein Aufwärter lag schlafend auf dem Fußboden und ich war gezwungen über ihn hinwegzuschreiten; er erwachte und meldete mir, meine Mutter sei wieder böse auf mich gewesen und habe nach mir schicken wollen, der Vater habe sie jedoch davon abgehalten. (Ich legte mich niemals zu Bette, ohne meiner Mutter gute Nacht gewünscht und den Segen von ihr empfangen zu haben). Da war nun Nichts zu ändern!

Ich erklärte meinem Aufwärter, ich werde mich selbst entkleiden und zu Bette legen — und löschte das Licht aus. Ich kleidete mich aber nicht aus und legte mich nicht hin.

Ich setzte mich auf einen Stuhl und blieb lange wie von Zauber gebannt sitzen. Das was in mir Vorging, war so neu, so süß . . . Ich saß unbeweglich, kaum traute ich mir den Blick zu erheben, wagte kaum zu athmen und lachte entweder still vor mich hin, oder es durchschauerte mich bei dem Gedanken, daß ich verliebt, daß dies also, dies die Liebe sei. Sinaïdes Gesicht schwebte sanft vor mir im Dunkeln, — es schwebte vor mir und zerrann doch nicht; ihre Lippen lächelten immer noch so bedeutungsvoll, ihre Augen blickten mich forschend, nachsinnend und zärtlich von der Seite an . . . so wie in jener Minute, als ich mich von ihr verabschiedete. Endlich erhob ich mich, trat auf den Zehen an mein Lager und vorsichtig, ohne mich auszukleiden, ließ ich den Kopf aufs Kissen sinken, gleichsam als fürchte ich, durch eine rasche Bewegung das was mich erfüllte zu zerstören . . .

Ich legte mich nieder, schloß die Augen aber nicht. Bald wurde ich gewahr, daß beständig schwache Lichtblicke in mein Zimmer drangen . . . Ich erhob mich und warf einen Blick durch's Fenster. Die Kreuzhölzer im Fensterrahmen traten scharf aus den

matterleuchteten Scheiben hervor. Ein Gewitter — dachte ich; und in der That war ein Gewitter da; doch zog dasselbe in weiter Ferne vorüber, so daß der Donner nicht zu hören war; nur schossen unaufhörlich, nicht grelle, aber lange und nach allen Seiten hinfahrende Blitze auf, die weniger leuchteten, als zitterten und zuckten, wie die Flügel eines sterbenden Vogels. Ich verließ das Bett, trat an's Fenster und blieb an demselben bis zum Morgen stehen . . .Das Wetterleuchten hörte nicht einen Augenblick auf. Ich schaute hinaus auf die Sandfläche, auf die dunkele Waldmasse des Neskuschnigartens, auf die gelblichen Facaden der fernen Gebäude, die gleichfalls bei jedesmaligem Leuchten zu zucken schienen . . . Ich war in Anschauen versunken — und konnte mich nicht davon losreißen; diese lautlosen Blitze, dieses fast ununterbrochene Aufleuchten, schienen im Einklange mit jenen stummen und geheimen Regungen zu stehen, die mich gleichfalls durchzuckten. Der Tag brach an; wie Purpur erschimmerte das Morgenroth. Je höher die Sonne emporstieg, desto schwächer und kürzer wurden die Blitze: sie zuckten immer seltener und seltener und verschwanden endlich, verschlungen von dem vernichtenden und siegreichen Lichte des hereinbrechenden Tages . . .

Auch in meinem Innern hörte das Wetterleuchten auf. Ich fühlte eine große Müdigkeit und Oede . . . doch Sinaïdes Bild schwebte noch immer, triumphirend, vor meiner Seele. Nur schien dieses Bild selbst auch beruhigt zu sein: wie ein Schwan — der dem Moorgrunde entschwindet, hatte es sich von den, es umgebenden anderen, unschönen Gestalten getrennt . . . und bereits dem Schlafe verfallend, schmiegte ich mich zuletzt noch zum Abschiede an dasselbe in zutraulicher Hingebung an . . .

O, sanfte Regungen, zarte Laute, Güte und Beruhigung einer gerührten Seele, freudiges Aufgehen im ersten Sehnen der Liebe, — wo seid Ihr, wo seid Ihr?

VIII.

Am nächsten Morgen, als ich zum Thee heruntergekommen war, schalt mich meine Mutter, weniger jedoch, als ich erwartet hatte — und hieß mich ihr erzählen, wie ich den Abend zuvor verbracht hatte. Ich antwortete ihr in der Kürze, überging viele Nebenumstände und war bemüht, dem Ganzen einen unschuldigen Anstrich zu geben.

— Es sind aber dennoch keine Leute *comrne il faut*, bemerkte die Mutter, und Du brauchst nicht hinüber zulaufen, statt Dich zu beschäftigen und zum Examen vorzubereiten.

Da ich wußte, daß die ganze Besorgniß meiner Mutter wegen meiner Beschäftigung, auf diese wenigen Worte beschränkt bleiben würde, so hielt ich es nicht für nöthig, ihr etwas zu erwidern; nach den Thee aber faßte mein Vater mich unter den Arm, ging mit mir in den Garten und ließ mich Alles erzählen, was ich bei Sassekins erlebt hatte.

Eine eigenthümliche Wirkung übte mein Vater auf mich aus, — und eigenthümlicher Art waren unsere gegenseitigen Beziehungen. So beschäftigte ihn meine Erziehung fast gar nicht; doch niemals fügte er mir eine Demüthigung zu. Er respectirte meine Freiheit, — ja er war, möchte ich fast sagen, höflich gegen mich . . . dennoch aber hielt er mich stets in einer gewissen Entfernung. Ich liebte ihn, ich war Feuer und Flamme für ihn, er erschien mir als das Muster von einem Manne — und, oh mein Gott! wie leidenschaftlich würde ich ihm angehangen sein, wenn ich nicht beständig seine abwehrende Hand gespürt hätte! Dafür aber war er augenblicklich im Stande, wenn er es wollte, durch ein einziges Wort, eine einzige Miene, in mir unbegrenztes Zutrauen zu sich zu erwecken. Meine Seele schloß sich vor ihm auf — ich schwatzte mit ihm, wie mit einem bedächtigeren Freunde, wie mit einem nachsichtigen Erzieher, . . . dann wieder, trat er ebenso rasch von mir zurück, — seine Hand wehrte mich — freundlich und zart, — aber dennoch wieder ab.

Zu Zeiten, wenn er fröhlich gestimmt war, konnte er Muthwillen mit mir treiben und sich umhertummeln wie ein Knabe, denn er war ein Freund von jeder Art körperlicher Bewegung; ein Mal — aber auch nur ein einziges Mal! — hat er mich mit solcher Zärtlichkeit geliebkost, daß mir fast die Thränen in die Augen traten. . . Doch

Heiterkeit wie Zärtlichkeit verschwanden bei ihm ohne Spuren zu hinterlassen — und was auch zwischen uns vorfallen mochte, nichts berechtigte mich zu Hoffnungen für die Zukunft, — wie wenn Alles nur ein Traumbild für mich gewesen wäre. Zuweilen, wenn ich sein kluges, schönes, offenes Gesicht betrachtete . . . bebte mir das Herz und mein ganzes Wesen fühlte sich zu ihm hingezogen . . . dann schien er zu fühlen, was in mir vorging, streichelte mir im Vorbeigehen die Wange — und ging dann entweder davon, oder nahm irgend Etwas vor, oder wurde plötzlich kalt, wie er allein es zu werden verstand, und sofort zog auch ich mich zurück und fühlte mich verlassen. Die wenigen Aeußerungen seines Wohlwollens für mich waren niemals durch meine stummen, aber verständlichen Bitten hervorgerufen: sie traten jedes Mal unerwartet ein. Wenn ich später tiefer über den Charakter meines Vaters nachdachte, kam ich zu dem Schlusse, daß ihm wenig an mir und dem Familienwesen gelegen war; seine Neigung war Anderem zugewendet, und diesem Anderen gab er sich vollständig hin. »Greife zu, wie Du kannst, lasse Dich nur selbst nicht greifen; sich selbst angehören, — hierin liegt der Kern des Lebens,« — sagte er ein Mal zu mir. Ein anderes Mal schwatzte ich, als angehender Demokrat, in seinem Beisein von der Freiheit, (er war an jenem Tage, wie ich es nannte, »gut«; und in solchen Augenblicken konnte man mit ihm reden, was man wollte). — Freiheit! sagte er, weißt Du aber auch, was dem Menschen Freiheit giebt?

— Was?

— Der Wille, der eigene Wille, er auch giebt Macht, die besser als Freiheit ist. Verstehe zu wollen — und Du wirst frei sein und gebieten.

Das Leben genießen, das wollte mein Vater vor Allem — und er genoß dasselbe . . . Vielleicht hat er eine Vorahnung gehabt, daß er sich nicht lange am »Lebenskerne« erfreuen werde: er starb, zweiundvierzig Jahre alt.—

O Ich erzählte meinem Vater ausführlich von meinem Besuche bei Sassekins. Halbaufmerksam, halbzerstreut hörte er mir zu, indem er dabei, auf einer Bank sitzend, mit der Spitze seiner Reitgerte Figuren in dem Sande zeichnete. Von Zeit zu Zeit lachte er zu meiner Erzählung, blickte mich auf eigene Weise, offen und scherzhaft, an und reizte mich durch kurze Fragen und Einwände. Anfänglich getraute ich mich nicht einmal den Namen Sinaïdes auszusprechen,

konnte mich dessen aber endlich doch nicht enthalten und begann sie höchlich zu rühmen. Der Vater fuhr fort zu lachen, verfiel darauf in Nachdenken, reckte sich und stand auf.

Ich erinnere mich, daß er, als wir das Haus verließen, Befehl gab, sein Pferd zu satteln. Er war ein vortrefflicher Reiter — und verstand, noch lange vor Herrn Rarey, die wildesten Pferde zu bändigen.

— Reiten wir zusammen, Papa? fragte ich ihn.

— Nein, erwiderte er, und sein Gesicht nahm den gewohnten, gleichgültig-freundlichen Ausdruck an. — Du kannst allein ausreiten, wenn Du willst; dem Kutscher aber sage, daß ich nicht ausreiten werde.

Er drehte mir den Rücken zu und entfernte sich rasch. Ich folgte ihm mit dem Blicke, — er verschwand hinter dem Thore. Ich sah über dem Zaune, wie sein Hut vorüberzog: er war zu Sassekins gegangen.

Er blieb nur etwa eine Stunde dort, fuhr darauf aber sogleich zur Stadt und kehrte erst gegen Abend zurück.

Nach dem Essen ging ich selbst zu Sassekins. Im Gastzimmer traf ich die alte Fürstin allein. Als sie mich erblickte, kratzte sie sich mit der Stricknadel unter der Haube den Kopf und fragte mich plötzlich, ob ich ihr nicht eine Bittschrift in's Reine schreiben könne.

— Mit Vergnügen, gab ich zur Antwort und ließ mich auf die Ecke eines Stuhles nieder.

— Nur geben Sie Acht, machen Sie die Buchstaben recht groß, sagte die Fürstin, indem sie mir ein beschmutztes Papier überreichte; und dann, könnten Sie es nicht noch heute fertig machen, mein Guter?

— Ich werde es heute noch in's Reine schreiben.

Die Thüre des Nebenzimmers wurde ein wenig geöffnet, und in der Spalte Sinaïdes Gesicht, — bleich, nachdenkend mit nachlässig zurückgeworfenem Haare, sichtbar: sie sah mich mit großen, kalten Augen an und verschwand wieder, die Thüre leise hinter sich schließend.

— Sina, — he Sina! rief die Alte. Sinaïde gab keine Antwort. Ich nahm die Bittschrift der Alten mit nach Hause und arbeitete an derselben den ganzen Abend.

IX.

Meine »Leidenschaft« begann mit jenem Tage. Ich, empfand, erinnere ich mich, damals, was vermuthlich ein Mensch, der ein Amt antritt, empfindet: ich hatte aufgehört Knabe zu sein; ich befand mich officiell in dem Zustande eines Verliebten. Ich sagte, mit jenem Tage habe meine Leidenschaft begonnen; ich könnte hinzusetzen, das jener Tag auch den Anfang meiner Leiden bezeichnet Ich verzehrte mich vor Gram, wenn ich nicht bei Sinaïde war; Nichts wollte mir in den Sinn, zu Nichts war ich fähig, Tagelang dachte ich mit Spannung nur an sie . . . Ich verzehrte mich fern von ihr . . . aber auch in ihrer Gegenwart wurde es mir nicht leichter um's Herz. Ich war eifersüchtig, ich sah meine Richtigkeit ein, ich schmollte und lag vor ihr auf den Knieen, Beides auf gleich dumme Weise — und dennoch zog mich eine unwiderstehliche Macht zu ihr hin — und mit unwillkürlichem Glücksschauer trat ich jedes Mal über die Schwelle ihres Zimmers. Sinaïde erkannte sogleich, daß ich verliebt in sie war, übrigens fiel es mir auch nicht ein, ein Geheimniß daraus zu machen; meine Leidenschaft machte ihr Spaß, sie neckte, hätschelte und peinigte mich. Es ist ein süßes Gefühl, der einzige Ursprung, die einzige selbstbewußte, mächtige, unverantwortliche Ursache der größten Freuden, wie der tiefsten Trauer Anderer zu sein, — und ich, ich war in Sinaïdes Händen wie ein Stück weiches Wachs. Uebrigens hatte nicht ich allein mich in sie verliebt; alle Männer, denen ihr Haus offen stand, waren es bis über die Ohren — und sie hielt dieselben Alle an der Kette, — zu ihren Füßen. Es machte ihr Vergnügen, bald Hoffnung, bald Befürchtung in ihnen zu erregen, mach ihren Launen mit ihnen umzuspringen (das nannte sie: die Leute aneinanderstoßen), — und es fiel Niemandem ein, sich ihr zu widersetzen, Jedermann unterwarf sich ihr gern. In ihrem ganzen, lebenslustigen und schönen Wesen war auf eigenthümlich bezaubernde Weise, Schlauheit mit Sorglosigkeit, Erkünsteltes mit Natürlichkeit, Ruhe mit Ausgelassenheit gepaart; jede ihrer Handlungen, alle ihre Reden und Bewegungen, waren von lebendigem, leichtem Liebreize wie angehaucht, aus Allem sprach eine ihr eigenthümliche, tändelnd hinreißende Kraft. Und auch ihr Gesicht war beständig ein anderes, es tändelte gleichfalls: fast zu

gleicher Zeit drückte es — Spott, Nachdenken und Leidenschaftlichkeit aus. Die verschiedenartigsten Empfindungen spielten beständig, gleich den leichten, fliehenden Schatten der Wolken, an einem sonnigen Tage, in ihren Blicken, um ihre Lippen.

Jeder einzelne ihrer Verehrer war ihr nöthig. Belowsorow, den sie bisweilen »mein Thier« nannte, zuweilen auch ohne Weiteres »Meinen,« — würde gern für sie in's Feuer gegangen sein; auf seine eigene geistige Begabung und seine sonstigen Vorzüge nicht sehr vertrauend, ging er sie mit Heirathsanträgen an, um damit anzudeuten, daß die Andern doch nur mit ihr spielten. Maidanow berührte die poetischen Saiten ihrer Seele; ein ziemlich, kalter Mensch, wie fast alle Schriftsteller, suchte er sie, vielleicht aber auch sich selbst, zu überreden, er sei sterblich verliebt in sie, er sang ihren Ruhm in ellenlangen Gedichten, die er ihr dann mit einer gewissen unnatürlichen und doch wirklichen Begeisterung vorlas. Sie ließ ihn gewähren und machte sich dabei ein wenig lustig über ihn; sie hatte keine hohe Meinung von seiner Dichtergabe und nach seinen Herzensergüssen pflegte sie sich durch ihn aus Puschkin vorlesen zu lassen, um, wie sie sagte, die Luft zu reinigen. Luschin, der spöttelnde und in seinen Reden cynische Doctor, kannte sie besser — und liebte sie mehr, als Alle, obgleich er sie in ihrem Beisein und auch wenn sie nicht zugegen war, zu schelten pflegte. Sie achtete ihn, sah ihm jedoch Nichts nach — und ließ ihn mit besonderer Schadenfreude von Zeit zu Zeit fühlen, daß sie ihn in ihren Händen hielt, »Ich bin eine Koquette, bin herzlos, bin eine Schauspielerseele,« sagte sie einmal in meiner Gegenwart zu ihm: — »nun gut! so geben Sie Ihre Hand her, ich werde eine Stecknadel hineinstecken. Sie werden sich vor diesem jungen Manne schämen, es wird Ihnen wehe thun, Sie müssen aber dazu lachen, mein wahrheitsliebender Herr.« Luschin erröthete, wandte sich ab, biß sich in die Lippen und mußte endlich doch die Hand hinhalten. Sie stach ihn mit der Nadel, und in der That lachte er dazu . . . sie lachte auch, indem sie die Nadel noch tiefer hineindrückte und ihm in die Augen blickte, die er vergebens abzuwenden bestrebt war . . .

Weniger deutlich waren mir die Beziehungen, in welchen Sinaïde zum Grafen Malewsky stand. Er war schön von Gestalt, gewandt und klug, und doch däuchte mir sechzehnjährigem Jungen sogar, es läge in ihm etwas Zweideutiges, etwas Falsches und ich wunderte mich,

daß Sinaïde es nicht bemerkte. Vielleicht aber bemerkte sie diese Falschheit, ohne Abscheu vor ihr zu fühlen. Eine regellose Erziehung, sonderbare Bekanntschaften und Gewohnheiten, die beständige Gesellschaft der Mutter, Mangel und Unordnung im Hausstande, Alles zusammen, und vor Allem die Freiheit, die das junge Mädchen genoß und das Bewußtsein ihres Uebergewichtes über ihre Umgebung, hatte in ihr ein gewisses halbverächtliches Sichgehenlassen und Gleichgültigkeit erzeugt. Fiel Etwas vor, — mochte z. B. Bonifacius melden, der Zucker sei alle geworden, oder es kam irgend eine Klatschgeschichte zum Vorschein, oder es hatten die Gäste Streit mit einander gehabt, — sie schüttelte bloß die Locken und nannte es: Dummheiten! — es kümmerte sie nicht.

Mir dagegen aber wurde das Bluts heiß, wenn z. B. Malewsky sich ihr näherte, sich schlau wie ein Fuchs krümmend und graziös auf die Lehne ihres Stuhles gestützt, mit selbstgefälligem und einschmeichelndem Schmunzeln ihr Etwas in's Ohr flüsterte, während sie mit über die Brust gekreuzten Armen ihn aufmerksam anblickte, lächelte und mit dem Kopfe nickte.

— Wie können Sie Vergnügen darin finden, den Herrn Malewsky bei sich zu empfangen? fragte ich sie einst.

— Er hat ein so schönes Schnurbärtchen — erwiderte sie. — Aber: was geht das *Sie* an?

— Sie glauben vielleicht ich liebe ihn, — sagte sie mir ein anderes Mal; — nein, ich kann solche Leute nicht lieben, auf die ich herabsehen muß. Ich brauche einen Mann, der mich selbst zahm machen könnte . . . Aber auf einen solchen hoffe ich nicht zu stoßen! Ich werde Niemandem in die Hände fallen, nimmermehr!

— Sie werden also niemals lieben?

— Nun und Sie? Liebe ich Sie denn nicht? sagte sie und schlug mich mit der Spitze ihres Handschuhes aus die Nase.

Ja, Sinaïde machte sich oft über mich lustig. Während drei Wochen sah ich sie jeden Tag — und was, was hat sie nicht Alles mit mir angestellt! Zu uns kam sie selten, und das war mir nicht unangenehm: in unserem Hause nahm sie die Miene eines Edelfräuleins, einer Fürstentochter an — und ich hatte Scheu vor ihr. Auch fürchtete ich, mich im Beisein der Mutter zu verrathen; sie war Sinaïde durchaus nicht gewogen und beobachtete uns mit argwöhnischen Blicken. Vor

dem Vater hatte ich weniger Furcht: er schien nicht Acht auf mich zu geben und sprach wenig mit ihr, aber immer ganz besonders gewählt und geistreich. Ich hatte ganz aufgehört zu arbeiten, zu lesen, — sogar in der Umgegend herumzuschlendern, zu reiten. Wie ein Käfer am Zwirnsfaden, schwirrte ich beständig um das kleine Nebengebäude herum: ich wäre, glaube ich, am liebsten für immer dort geblieben . . . das ging aber nicht an; die Mutter brummte, zuweilen schickte mich Sinaïde selbst fort. Dann schloß ich mich in meinem Zimmer ein, oder zog mich an's äußerste Ende des Gartens zurück, kletterte auf die Trümmer eines hohen, steinernen Treibhauses, ließ meine Beine an der Mauer, die auf die Gasse hinausging, herabhängen und blickte stundenlang vor mich hin, ohne Etwas zu sehen. Neben mir, über den staubbedeckten Nesseln, flatterten weiße Schmetterlinge träge dahin; ein kecker Sperling ließ sich auch wohl mitunter nicht weit von mir auf einem verwittert rothen Ziegelsteine nieder und zwitscherte, ungehalten sich mit dem Körper beständig herumdrehend und das Schwänzchen ausspreizend; mißtrauische Krähen krächzten von Zeit zu Zeit, ganz hoch, von dem höchsten blätterlosen Wipfel der Birken herab, während Sonnenschein und laue Lüftchen in dem lichten Geäste derselben spielten; dann und wann hallte Glockenton, ruhig und melancholisch, aus dem benachbarten Kloster der Donischen Mutter Gottes herüber, — ich aber saß, blickte hinaus, horchte — und das Herz wurde mir voll von einem namenlosen Gefühle, das Alles umfaßte: Gram und Freude, Vorahnung des Zukünftigen, Lebenslust und Furcht vor dem Leben. Damals aber begriff ich Nichts davon und hätte Nichts von Allem dem, was in mir wogte, mit Namen zu nennen vermocht, — oder würde Alles in einen Begriff, — den Namen Sinaïdes — zusammengefaßt haben.

Sinaïde fuhr inzwischen fort mit mir zu spielen, wie die Katze mit der Maus. Bald coquettirte sie mit mir — und ich gerieth in Wallung und ging in Wonne auf, — dann wieder stieß sie mich von sich, — und ich wagte es nicht, mich ihr zu nähern, ja sie auch nur anzublicken.

Einige Tage hinter einander war sie, erinnere ich mich, sehr kalt gegen mich; ich war ganz muthlos geworden, und als ich mit ängstlichem Herzen in's Nebengebäude hinübergegangen war, hielt ich mich an die alte Fürstin, trotzdem, daß sie in jenem Augenblicke gerade heftig schalt und schrie: ihre Wechselangelegenheiten standen

schlecht und sie hatte bereits zweimal deßhalb Erörterungen mit dem Quartalofficiere gehabt.

Eines Tages, als ich längs dem wohlbekannten Zaune im Garten hinging — wurde ich Sinaïde gewahr: aus beide Hände gestützt, saß sie regungslos auf dem Grase. Ich wollte« mich vorsichtig zurückziehen, sie hob jedoch plötzlich den Kopf empor und machte mir ein gebieterisches Zeichen. Ich blieb wie festgebannt stehen: ich hatte ihren Wink nicht sogleich verstanden. Sie wiederholte ihn nochmals. Unverzüglich sprang ich über den Zaun und eilte freudig auf sie zu; sie hielt mich aber durch einen Blick zurück, und deutete auf einen Gartenweg zwei Schritte von ihr. Verwirrt und nicht wissend, was ich beginnen sollte, fiel ich am Saume des Weges auf die Kniee. Sie war so außerordentlich bleich, ein so herber Schmerz, eine so tiefe Erschöpfng sprach aus allen ihren Zügen, daß es mir das Herz zusammenpreßte und ich unwillkürlich hervorstotterte: was fehlt Ihnen?

Sinaïde streckte die Arme aus, riß ein Kräutchen ab, zerbiß es zwischen den Zähnen und warf es dann fort, weit fort.

— Haben Sie mich sehr lieb? fragte sie endlich. — Ja? Ich antwortete Nichts — wozu hätte es auch einer Antwort bedurft?

— Ja, wiederholte sie, mich wie zuvor anblickend. — So ist es. Dieselben Augen, setzte sie hinzu, wurde nachdenkend und bedeckte das Gesicht mit den Händen — Alles widert mich an, flüsterte sie, ich möchte an's Ende der Welt fliehen, ich kann es nicht ertragen, kann nicht . . . Und was steht mir bevor! . . . Ach, wie ist mir so schwer . . . Mein Gott! wie schwer!

— Wovon? fragte ich schüchtern.

Sinaïde gab mir keine Antwort, sondern zuckte nur mit den Achseln. Immer noch aus den Knieen liegend, betrachtete ich sie mit tiefer Schwermuth. Jedes ihrer Worte schnitt mir in's Herz. In diesem Augenblicke, glaube ich, hätte ich mein Leben darum gegeben, wenn ich im Stande gewesen wäre, sie ihrer Trauer zu entreißen. Ich blickte sie an — und ohne zu wissen, was sie bedrückte, stellte ich mir lebhaft vor, wie sie plötzlich, in einem Anfalle unbezwinglicher Trauer, in den Garten geeilt, zusammengeknickt und auf die Erde gesunken sei. — Rings umher war Alles hell und grün; der Wind spielte in den Zweigen der Bäume und bewegte dann und wann einen langen Himbeerzweig über Sinaïdes Kopfe. Nicht weit davon girrten Tauben

und summten Bienen in ihrem niedrigen Fluge über das spärliche Gras Hoch oben war der Himmel so freundlich blau — und mir war so traurig zu Muthe . . .

— Declamiren Sie mir ein Gedicht, sagte Sinaïde halblaut, auf ihren Ellenbogen gestützt. — Ich habe es gern, wenn Sie Gedichte vortragen Sie singen etwas dabei, das thut aber Nichts, das paßt zu Ihrer Jugend. Ich möchte: »Auf Grusiens Hügeln,« hören. — Vorher aber setzen Sie sich.

Ich setzte mich nieder und declamirte Puschkins Gedicht: »Auf Grusiens Hügeln«:

»Auf Grusiens Hügeln ruht die Nacht schon dicht,
Vor mir Aragwa's Wogen schäumen;
Mir ist so trüb und leicht, mein Gram ist voller Licht,
Mein Gram ist voll von süßen Träumen
Von Dir, von Dir allein! Es wird mein holder Schmerz
Durch Nichts zerstört, durch Nichts vertrieben . . .
Aufs Neue wallt und wogt von Liebesglut mein Herz:
Weils ihm unmöglich, nicht zu lieben.«

— »Weil's ihm unmöglich, *nicht* zu lieben« wiederholte Sinaïde den letzten Vers. — Das ist das Schöne an der Poesie: sie spricht zu uns von Dem, was nicht ist, und was nicht bloß besser ist, als in Wirklichkeit, sondern auch der Wahrheit viel näher kommt . . . Weils ihm unmöglich, nicht zu lieben — und wenn es auch möchte, das arme Herz, es ist ihm nicht möglich! — Sie schwieg wieder, fuhr dann plötzlich zusammen und stand auf. — Kommen Sie. Maidanow sitzt jetzt bei meiner Mutter; er hat mir sein Gedicht gebracht und ich habe ihn sitzen lassen. Er ist jetzt auch verstimmt . . . was ist dabei zu machen! Ein Mal sollen Sie es erfahren . . . Sie dürfen mir aber nicht böse werden!

Sinaïde drückte mir in der Eile die Hand und lief voraus. Wir kehrten in's Nebengebäude zurück. Maidanow begann uns seinen eben erst gedruckten »Mörder« vorzulesen, ich hörte aber nicht darauf. In singendem Tone schrie er seine vierfüßigen Jamben ab, in denen die alternirenden Reime wie Schellengeläute klangen, hohl und grell; ich betrachtete unterdessen Sinaïde und zerbrach mir den Kopf, den Sinn ihrer letzten Worte zu ergründen.

»Es hat vielleicht ein Nebenbuhler
»Dich plötzlich insgeheim berückt?«

recitirte plötzlich Maidanow durch die Nase — und meine und Sinaïdes Augen begegneten sich. Sie senkte den Blick und leichte Röthe überflog ihr Gesicht. Ich sah es und wurde starr vor Schreck. Schon früher war ich eifersüchtig auf sie gewesen, doch erst in diesem Augenblicke stieg wie ein Blitz der Gedanke in mir aus, daß sie verliebt sei. »Mein Gott! sie liebt!«

X.

Von dieser Stunde an begannen meine Qualen. Ich zerbrach mir den Kopf, sann und grübelte, und — unablässig, doch möglichst geheim, beobachtete ich Sinaïde. Es war eine Veränderung mit ihr vorgegangen — das war unleugbar. Sie ging allein und lange spazieren. Zuweilen zeigte sie sich gar nicht den Gästen, sondern blieb Stundenlang auf ihrem Zimmer. Früher kam das bei ihr nicht vor. Ich war mit einem Mal, — es schien mir wenigstens so — außerordentlich scharfblickend geworden. »Ob es wohl Der ist? oder gar Der?« fragte ich mich, voll Unruhe ihre Verehrer der Reihe nach in meinen Gedanken durchmusternd. Der Graf Malewsky (obgleich ich mich Sinaïdes wegen schämte, mir dies zu gestehen), schien mir der Gefährlichste von Allen.

Meine Beobachtungsgabe reichte nicht über meine Nase hinaus, und mein Geheimthuen führte Niemand hinters Licht, der Doktor Luschin wenigstens hatte es bald heraus. Uebrigens hatte auch er sich in der letzten Zeit sehr verändert: er war mager geworden, lachte nicht mehr so oft, auch war sein Lachen jetzt hohler, boshafter und abgebrochener — eine unfreiwillige, nervöse Gereiztheit war bei ihm an Stelle der früheren leichten Ironie und des erkünstelten Cynismus getreten.

— Was machen Sie denn beständig hier, junger Mann? sagte er einst zu mir, als wir uns beide allein in dem Gastzimmer bei Sassekins befanden. (Die junge Fürstin war von ihrem Spaziergange noch nicht zurückgekehrt und im Obergeschoß ließ sich die schreiende Stimme der Alten hören, die ihr Kammermädchen schalt), — Sie sollten studiren, arbeiten — so lange Sie jung sind —was suchen Sie hier?

— Sie können doch nicht wissen, ob ich zu Hause arbeite, oder nicht, — entgegnete ich ihm, nicht ohne Hochmuth. aber auch nicht ohne Verwirrung.

— Da mag Schönes herauskommen! Sie haben andere Dinge im Kopfe! Nun, ich will zugeben . . . in Ihrem Alter ist das begreiflich. Nur haben Sie eine schlechte Wahl getroffen. Sehen Sie denn nicht, was dies für ein Haus ist?

— Ich verstehe Sie nicht, bemerkte ich.

— Verstehen mich nicht? desto schlimmer für Sie! Ich halte es für meine Pflicht Sie zu warnen. Unsereinem, einem alten Junggesellen, ist es wohl erlaubt hierherzukommen: was schadet es uns? wir sind gestählte Leute, an uns bleibt nicht leicht Etwas haften; Sie aber sind noch ein Milchbart; die Luft hier ist für Sie schädlich, — glauben Sie mir, Sie könnten davon angesteckt werden.

— Wie das?

— Nun so. Sind Sie denn jetzt etwa gesund? Ist das Ihr normaler Zustand? Ist denn vielleicht das, was in Ihnen vorgeht, für Sie zuträglich und gut?

— Was geht denn in mir vor? fragte ich, gab aber in meinem Innern dem Doctor Recht.

— Ach junger Mann, junger Mann, fuhr der Doktor mit einem Ausdrucke fort, als wäre in diesen paar Worten Etwas für mich sehr Kränkendes enthalten gewesen: — warum wollen Sie sich verstellen, wenn noch, danken Sie Gott dafür, auf Ihrem Gesichte zu lesen ist, was in Ihrer Seele vorgeht. Doch, wozu die Worte? Ich würde selbst nicht hierherkommen, wenn ich . . . (der Doctor preßte die Zähne zusammen) wenn ich nicht . . . ein ebenso närrischer Kauz wäre, wie die Anderen. Nur nimmt mich Eins Wunder: wie können Sie, mit Ihrem Verstande, nicht sehen, was um Sie her vorgeht?

— Was geht denn hier vor? warf ich hin und spitzte die Ohren.

Der Doctor sah mich mit einem gewissen spöttischen Bedauern an.

— Ich bin auch ein schöner Kerl, — sagte er wie zu sich selbst — mit ihm von dergleichen Dingen zu reden, Mit einem Worte, fügte er die Stimme erhebend hinzu — ich sage es Ihnen noch ein Mal: die Luft hier taugt Nichts für Sie. Es gefällt Ihnen hier, das mag schon sein! in einem Treibhause ist der Geruch auch angenehm — aber es läßt sich dort nicht wohnen. He! Lassen Sie sich‘s sagen, nehmen Sie nur den Kaidanow wieder vor!

Die alte Fürstin trat herein und begann dem Doctor über Zahnweh vorzuklagen. Dann trat auch Sinaïde in’s Zimmer.

— Da ist sie, — setzte die Alte hinzu, — Herr Doctor, schelten Sie sie doch aus. Den ganzen Tag trinkt sie Wasser mit Eis; ist ihr das wohl zuträglich, bei ihrer schwachen Brust?

— Warum thun Sie das? fragte Luschin.

— Was für schlimme Folgen kann es denn haben?

— Nun, Sie können sich eine Erkältung zuziehen und sterben.

— In der That? Wirklich? Nun was thut es — mag es so kommen! — Vortrefflich! brummte der Doctor vor sich hin. Die Alte verließ das Zimmer.

— Vortrefflich, wiederholte Sinaïde Ist denn das Leben so angenehm? blicken Sie doch um sich . . . Nun, — ist es so schön? Oder denken Sie etwa, ich sehe es nicht ein, fühle es nicht? Es macht mir Vergnügen, Wasser mit Eis zu trinken, und Sie wollen mir alles Ernstes versichern, ein solches Leben wäre werth, daß man es eines augenblicklichen Vergnügens halber nicht auf's Spiel setze, — vom Glücke rede ich nicht einmal.

— Nun ja, bemerkte Luschin: — Launenhaftigkeit und Unabhängigkeit . . . Mit diesen beiden Worten ist Alles gesagt; Ihr ganzes Wesen ist darin ausgedrückt.

Sinaïde lachte krampfhaft auf.

— Sie kommen zu spät, lieber Doctor. Sie sind ein schlechter Beobachter und bleiben zu weit zurück. — Setzen Sie eine Brille auf. — Ich habe in diesem Augenblicke nichts mit Launenhaftigkeit zu schaffen. Mich über Sie lustig machen, oder gar über mich selbst . . . sehr amüsant, wahrhaftig! — und was Unabhängigkeit betrifft . . . Monsieur Woldemar, setzte plötzlich Sinaïde mit dem Füßchen stapfend, hinzu — kein melancholisches Gesicht gemacht! Ich kann es nicht leiden, wenn man mich bemitleidet. — Rasch entfernte sie sich.

— Schädlich, ist für Sie die Luft hier, sehr schädlich, junger Mann, sagte Luschin nochmals zu mir.

XI.

Am Abend desselben Tages versammelten sich bei Sassekins die gewohnten Gäste; ich war auch darunter.

Das Gespräch fiel auf Maidanows Gedicht; Sinaïde lobte dasselbe aufrichtig.

— Wissen Sie aber, sagte sie zu ihm, wenn ich Dichter wäre, so würde ich andere Gegenstände wählen. Vielleicht ist das Alles nur Unsinn. — es kommen mir indessen zuweilen sonderbare Gedanken in den Kopf, besonders wenn ich nicht schlafe, gegen Morgen, wenn der Himmel anfängt, sich röthlich und grau zu färben. — Ich würde zum Beispiel. . . Sie werden mich nicht auslachen? — Nein! Nein! riefen wir Alle zugleich.

— Ich würde, fuhr sie, die Arme über die Brust gekreuzt und den Blick zur Seite gewendet, fort, — ich würde eine ganze Gesellschaft junger Mädchen, bei Nachtzeit, in einem großen Boote — auf einem ruhigen Strome schildern. Es scheint der Mond, Alle haben weiße Gewänder an und Kränze ans weißen Blumen auf dem Kopfe, sie singen etwas in der Art einer Hymne.

— Verstehe, verstehe, fahren Sie fort, sagte Maidanow bedeutungsvoll und träumerisch.

— Plötzlich, vom Ufer her — Lärm, Lachen, Fackelschein, Tamburinklänge . . . Ein Haufe Bachanten kommt mit Singen und Schreien heran. Jetzt ist's Ihre Sache das Bild weiter auszumalen, Herr Poet . . . nur würde ich wünschen, daß die Fackeln recht rothes Feuer hätten und starken Qualm verbreiteten, daß die Augen der Bachanten unter den Kränzen hervorglühten und die Kränze von dunkler Farbe wären. Vergessen Sie auch nicht Pantherfelle und Trinkschalen — und Gold, recht viel Gold.

— Wo soll denn das Gold angebracht werden? fragte Maidanow, indem er sein glattes Haar zurückwarf und die Nase blähte.

— Wo? an den Schultern, an den Armen, an den Füßen. Überall. Man sagt, im Alterthume hätten die Frauen goldene Ringe an den Fußknöcheln getragen. Die Bachanten laden die Mädchen im Boote zu sich ein. Die Mädchen haben aufgehört ihre Hymne zu singen, — sie können nicht fortfahren, — sie rühren sich jedoch nicht: die Strömung trägt sie an's Land. Auf einmal erhebt sich leise Eine von

ihnen . . . Dies muß schön wiedergegeben werden; wie sie sich vom Monde beleuchtet, leise erhebt und wie ihre Gefährtinnen erschrecken . . . Sie steigt über den Rand des Bootes hinab, die Bachanten umringen sie, ziehen sie mit sich fort in die Nacht, in das Dunkel hinein . . . Stellen Sie dabei Rauchwolken vor und allgemeine Verwirrung. Man hört nur noch Seufzen und Wimmern, und am Ufer ist ein Kranz liegen geblieben.

Sinaïde schwieg. (Oh! sie liebt! kam mir wieder in den Sinn.)

— Und das ist Alles? fragte Maidanow.

— Alles, entgegnete sie.

— Das ist kein Süjet für ein größeres Gedicht, bemerkte er mit wichtiger Miene, — ich werde aber Ihre Idee für ein kleines Gedicht benützen.

— Im romantischen Style? fragte Malewsky.

— Freilich, in romantischem, in Byron'schem Style.

— Meiner Ansicht nach steht Victor Hugo höher als Byron, warf der junge Graf hin: — er ist interessanter

— Victor Hugo ist ein Dichter erster Klasse, erwiederte Maidanow, — und mein Freund Tonkoschejew, in seinem spanischen Romane »El Torcador« . . .

— Ach das ist wohl jenes Buch mit den umgekehrten: Fragezeichen? unterbrach ihn Sinaïde.

— Ja. So ist es bei den Spaniern üblich Ich wollte sagen, Tonkoschejew . . .

— Nun! da werden Sie wohl wieder über Classicismus und Romantismus discutiren, unterbrach ihn Sinaïde wieder. — Besser, wir spielen . . .

— Pfänder? fragte Luschin.

— Nein, das ist langweilig; wir wollen — Vergleich — spielen. (Dieses Spiel hatte Sinaïde selbst erfunden: es wurde irgend ein Gegenstand genannt, den Jeder Mitspielende mit Etwas vergleichen mußte und wer den besten Vergleich vorgebracht hatte, erhielt den Preis). Sie trat an's Fenster. Die Sonne war eben untergegangen; hoch am Himmel zogen sich lange, rothe Wolken hin.

— Womit sind jene Wolken zu vergleichen? fragte Sinaïde und ohne unsere Antwort abzuwarten, sagte sie: ich finde, sie sind jenen purpurrothen Segeln ähnlich, die auf dem goldenen Schiffe

Kleopatra's ausgespannt waren, als sie dem Antonius entgegen fuhr. Erinnern Sie sich, Maidanow, Sie erzählten mir vor Kurzem davon?

Einstimmig, wie Polonius im »Hamlet,« entschieden wir, die Wolken seien durchaus jenen Segeln ähnlich und einen besseren Vergleich würde Niemand von uns zu finden im Stande sein.

— Wie alt mochte aber Antonius damals sein? fragte Sinaïde.

— Gewiß war er ein junger Mann, bemerkte Malewsky.

— Ja, jung war er, bekräftigte Maidanow bestimmt.

— Bitte um Entschuldigung, rief Luschin, er war über vierzig Jahre alt.

— Ueber vierzig, wiederholte Sinaïde, indem sie rasch auf ihn blickte . . .

Ich kehrte bald nach Hause zurück. — »Sie liebt,« stammelten unwillkürlich meine Lippen . . . »Wen aber?«

XII.

So flossen die Tage dahin. Sinaïde wurde immer seltsamer, unbegreiflicher. Einst kam ich zu ihr, als sie auf einem Rohrstuhle saß und den Kopf hart an die scharfe Kante des Tisches gedrückt hielt. Sie richtete sich auf . . . ihr ganzes Gesicht schwamm in Thränen.

— Ah, Sie sind's! sagte sie mit grausamem Lächeln. — Kommen Sie doch näher.

Ich trat zu ihr: sie legte mir die Hand auf den Kopf und begann plötzlich meine Haare zu zausen und sie mit den Fingerspitzen zusammenzudrehen.

— Es schmerzt . . . sagte ich endlich.

— Ah! es schmerzt! schmerzt es mich denn nicht? mich denn nicht? wiederholte sie dabei.

— Ei! schrie sie plötzlich auf, als sie sah, daß sie mir eine Menge Haare ausgerissen hatte. — Was habe ich da gemacht? Armer Monsieur Woldemar!

Vorsichtig ordnete sie die ausgerissenen Haare, wickelte sie um ihren Finger und machte sich einen Ring daraus.

— Ich werde Ihre Haare in mein Medaillon legen und tragen — sagte sie . . . Thränen standen noch immer in ihren Augen. — Vielleicht wird Sie das einigermaßen trösten . . . jetzt aber, leben Sie wohl!

Ich kehrte nach Hause zurück und wurde dort Zeuge einer peinlichen Scene. Meine Mutter hatte eine Erörterung mit meinem Vater: sie machte ihm Vorwürfe über Etwas, er aber schwieg dazu, kalt und höflich, wie es seine Gewohnheit war — und fuhr bald darauf vom Hause fort. Ich konnte nicht verstehen, wovon meine Mutter sprach und dann lag mir auch Anderes im Sinne; indessen erinnere ich mich doch, daß sie mich nach der Erörterung zu sich in ihr Kabinet rufen ließ und mir sehr aufgebracht Vorwürfe über meine häufigen Besuche bei der Fürstin machte, die, wie sie sich ausdrückte, »*une femme capable de tout*« wäre. Ich küßte ihr die Hand (was ich jedesmal that, wenn ich ihren Vorwürfen ein Ende machen wollte) und begab mich auf mein Zimmer. Sinaïdes Thränen hatten mich ganz außer Fassung gebracht: ich wußte nicht, was ich von ihr denken sollte, und war selbst dem Weinen nahe, trotz meiner

sechzehn Jahre war ich noch immer solch ein Kind. Ich dachte jetzt nicht mehr an Malewsky, obgleich Belowsorow mit jedem Tage ihm drohendere Mienen zeigte und auf den geschmeidigen Grafen Blicke schleuderte, wie ein Wolf auf ein Lamm; überhaupt dachte ich an Niemanden und an Nichts. Ich verlor mich in unbestimmten Vermuthungen und suchte beständig abgelegene Plätze auf. Besonders lieb waren mir die Trümmer des Treibhauses geworden. Dorthin, auf die hohe Mauer, pflegte ich zu klettern und saß dann da, ein so unglücklicher, einsamer und trauernder Jüngling, daß ich mir selbst leid zu thun begann — und doch, wie lieb waren mir diese traurigen Empfindungen, wie gern gab ich mich ihnen hin! . . .

So saß ich wieder ein Mal auf der Mauer, blickte in die Ferne und lauschte dem Glockengeläute . . . plötzlich durchzuckte mich Etwas — es war kein Lüftchen, kein Schauer . . . es war wie ein Hauch, wie die Empfindung von etwas mir Nahem . . . Ich senkte den Blick Unten aus dem Wege, in leichtem grauen Kleide, mit rosenfarbenem Sonnenschirme auf der Schulter, ging Sinaïde eilig dahin. Sie wurde mich gewahr, blieb stehen, bog den Rand ihres Strohhutes zurück und erhob ihren Blick zu mir.

— Was machen Sie dort in solcher Höhe? fragte sie mich mit einem sonderbaren Lächeln. — Wohlan, fuhr sie fort, Sie versichern immer, Sie lieben mich — springen Sie doch zu mir herunter auf den Weg, wenn Sie mich wirklich lieben.

Sinaïde hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so flog ich schon hinab, als wenn mich Jemand von hinten hinuntergestoßen hätte. Die Marter war gegen zwei Klafter hoch. Ich fiel gerade auf die Füße, doch war der Sturz so heftig, daß ich mich nicht aufrecht zu erhalten vermochte: ich fiel hin und verlor auf einen Augenblick die Besinnung. Als ich zu mir gekommen war, empfand ich, ohne die Augen zu öffnen, daß Sinaïde neben mir stand. »Mein lieber Junge« — sagte sie über mich gebeugt — und in ihrer Stimme lag besorgte Zärtlichkeit, »wie konntest Du das thun, wie konntest Du mir gehorchen . . ich liebe Dich ja . . . steh doch auf . . .

Ich hörte das Athmen ihrer Brust neben mir, ihre Hände berührten meinen Kopf und plötzlich, — wie ward mir da! — ihre weichen, frischen Lippen begannen mein Gesicht mit Küssen zu bedecken . . . sie drückten sich an meine Lippen . . . Doch da verrieth ihr wohl der Ausdruck meines Gesichtes, daß ich wieder zur Besinnung gekommen

war, obgleich ich die Augen noch immer geschlossen hielt — und rasch auffpringend, sagte sie: »Nun, muthwilliger Junge, stehen Sie auf, Sie Wagehals; was liegen Sie da im Staube?« Ich erhob mich. — Geben Sie mir meinen Sonnenschirm her, — sagte sie, wie weit ich ihn fortgeworfen habe! Und richten Sie nicht solche Blicke auf mich . . . wozu diese Albernheiten? Sie haben sich doch keinen Schaden gethan? Vielleicht Etwas an den Nesseln verbrannt! Sie hören ja, Sie sollen mich nicht so ansehen . . . Er hört ja aber nichts, antwortet nichts, fügte sie, wie für sich hinzu . . . — Gehen Sie nach Hause, Monsieur Woldemar, säubern Sie sich, und daß es Ihnen nicht einfällt, mir zu folgen — sonst werde ich böse und nie wieder . . .

Sie beendigte den Saß nicht und entfernte sich schnell; ich aber blieb am Weg sitzen . . . Meine Beine trugen mich nicht. An den Nesseln hatte ich mir die Hände verbrannt, der Rücken that mir weh und der Kopf ging in die Runde; doch das Gefühl von Wonne, daß ich damals empfand, wiederholte sich nicht mehr — nie in meinem ganzen Leben. Es haftete in allen meinen Gliedern, wie ein seliger Schmerz, der zuletzt in entzückten Sprüngen und Ausrufen zum Ausbruch gelangte. In der That: ich war noch ein Knabe.

XIII.

So überaus beglückt und stolz fühlte ich mich diesen ganzen Tag hindurch, so lebhaft erhielt sich auf meinem Gesichte der Eindruck von Sinaïdes Küssen, mit solchem Schauer des Entzückens erinnerte ich mich jedes ihrer Worte so zärtlich, trug mich mit meinem unerwarteten Glücke umher, daß mir fast Angst wurde, daß mich sogar nicht verlangte sie zu sehen, sie, die Urheberin dieser neuen seligen Eindrücke. Mich dünkte, weiter könne man Nichts vom Schicksale fordern, jetzt sei der Moment gekommen zum Beschluß, »einen tiefen Seufzer auszustoßen, und zu sterben.« Dafür überfiel mich am folgenden Tage, als ich mich in's Nebengebäude begab, eine große Unruhe, die ich vergebens unter der Maske bescheidener Ungezwungenheit, wie sie sich für einen wohlgesitteten Menschen, der zeigen will, daß er ein Geheimniß zu bewahren versteht, ziemt, zu verbergen suchte. Sinaïde empfing mich so ruhig, als ob gar nichts zwischen uns vorgefallen wäre, sie drohte mir bloß mit dem Finger und fragte, ob ich keine blauen Flecken hätte? Meine angenommene Ungezwungenheit und Geheimthuerei war augenblicklich verschwunden, und mit ihnen zugleich auch meine Unruhe. Ich hatte freilich keinen besonderen Empfang erwartet, aber dennoch machte Sinaïdes Ruhe auf mich den Eindruck eines kalten Bades. Ich sah ein, daß ich in ihren Augen nur ein Kind war — und das war für mich sehr niederdrückend! Sinaïde ging im Zimmer auf und ab, und jedes Mal wenn sie mich ansah, lächelte sie flüchtig; ihre Gedanken aber waren fern, das konnte ich deutlich bemerken . . . »Ob ich zuerst von dem gestrigen Tage zu reden anfange, dachte ich — ob ich sie frage, wohin sie sich denn so eilig begeben habe, um doch endlich zu erfahren . . .« aber ich schlug mir das aus dem Sinn und setzte mich in einen Winkel.

Belowsorow trat herein; ich war über seine Ankunft erfreut,

— Ich habe für Sie kein Reitpferd finden können, kein ruhiges — sagte er in barschem Tone. — Der Kerl da, der Freitag, hat mir zwar Eines versprochen — ich traue ihm aber nicht. Ich fürchte . . .

— Was fürchten Sie denn, — fragte Sinaïde, — wenn ich fragen darf?

— Was? Sie verstehen ja nicht zu reiten. Gott strafe mich, wenn Etwas vorfiele! Wie sind Sie nur so plötzlich auf diesen Einfall gekommen?

— Nun, das ist meine Sache, Monsieur Griesgram. In solchem Falle will ich Peter Wassiljewitsch bitten . . . (So hieß mein Vater und mich wunderte, wie sie dessen Namen so zuversichtlich und geläufig erwähnte, als ob sie von seiner Bereitwilligkeit, ihr einen Dienst zu erweisen, überzeugt gewesen wäre.)

— Ah so! erwiderte Belowsorow, — Mit ihm also wollen Sie ausreiten?

— Mit ihm, oder mit einem Anderen, — das kann Ihnen gleich sein — nur nicht mit Ihnen.

— Nicht mit mir, wiederholte Belowsorow — Wie Sie wollen. Nun dann! Sie sollen das Pferd haben.

— Aber nicht etwa einen Karrengaul Ich sage es Ihnen im Voraus, ich will galoppiren.

— Meinetwegen, Sie mögen galoppiren . . . Mit wem wollen Sie denn aber reiten, mit Malewsky etwa?

— Und warum nicht mit ihm, mein muthiger Krieger? Aber, beruhigen Sie sich, setzte sie hinzu und sprühen Sie nicht Blitze aus den Augen. Ich werde auch Sie einladen. Sie wissen, daß Malewsky für mich jetzt — pfui! Und sie schüttelte den Kopf.

— Sie sagen das, um mich zu trösten, brummte Belowsorow.

Sinaïde kniff die Augen zusammen. — Ist das ein Trost für Sie? O . . . o . . . o . . . Sie muthiger Krieger! sagte sie zuletzt, als wenn sie kein anderes Wort hätte finden können. — Und Sie, Monsieur Woldemar, wollen Sie auch mit uns reiten?

— Ich . . . ich liebe nicht . . . in großer Gesellschaft, stotterte ich, ohne die Augen aufzuschlagen.

— Sie ziehen ein tête-à-tête vor? . . . Nun, des Menschen Wille ist sein . . . Himmelreich, sagte sie mit einem Seufzer. — Gehen Sie, Belowsorow, sorgen Sie dafür, daß ich das Pferd morgen bekomme.

— Ja; und wo nimmt man das Geld her? warf die Fürstin ein.

Sinaïde runzelte die Stirn.

— Ich bitte Sie nicht darum; Belowsorow legt für mich aus.

— Legt für dich aus, so, so . . . brummte die Fürstin — und rief dann plötzlich aus vollem Halse: »Dunjaschka!«

— Marua, ich habe Ihnen ja eine Schelle geschenkt, bemerkte die Tochter.

— »Dunjaschka!« wiederholte die Alte.

Belowsorow empfahl sich; ich entfernte mich zu gleicher Zeit. Sinaïde hielt mich nicht zurück.

XIV.

Am folgenden Morgen stand ich früh auf, schnitt mir einen Stock und begab mich zur Stadt hinaus. Ich will mir, dachte ich, den Kummer vertreten. Es war ein herrlicher Tag, hell und nicht zu heiß; ein munterer, frischer Wind strich über die Erde hin, rauschte spielend durch die Bäume, Alles bewegend und nichts zerstörend. Ich schleuderte lange über Berg und Thal; ich fühlte mich nicht glücklich; ich hatte das Haus verlassen, um mich meiner Schwermuth hinzugeben; — aber die Jugend, das schöne Wetter, die frische Luft, das Vergnügen am raschen Gehen, die Wonne des einsamen Liegens auf dem üppigen Grase thaten das Ihrige; die Erinnerung an jene unvergeßlichen Worte, an jene Küsse, drängte sich wieder in meine Seele. Wohlthuend wirkte der Gedanke auf mich, daß Sinaïde doch trotz Allem meiner Entschlossenheit, meinem Heldenmuthe, Gerechtigkeit, widerfahren lassen müsse . . . Sie mag Andere mir vorziehen, dachte ich, sei es! Dafür sprachen die Andern nur von Dem, was sie thun wollen, ich aber habe es schon vollbracht! Und noch ist das lange nicht Alles, was ich für sie zu thun im Stande bin! — Meine Einbildungskraft hatte einen hohen Flug genommen. Ich begann mir vorzustellen, wie ich sie aus Feindeshänden erretten, wie ich ganz von Blut bedeckt sie dem Gefängniß entreißen, wie ich zu ihren Füßen meinen Geist aufgeben wollte. Ich gedachte eines Wildes, das bei uns im Gastzimmer hing: Malek-Adèl[2] wie er Mathilde entführt, — und wandte sogleich meine ganze Aufmerksamkeit einem herbeigeflogenen großen Buntspechte zu, der geschäftig den schlanken Stamm einer Birke hinaufhüpfte und unruhig, bald rechts, bald links, hinter demselben hervorguckte, ganz wie ein Musikant hinter dem Halse seiner Baßgeige .

Dann stimmte ich das: »Nicht weißer Schnee ist’s was dort schimmert« an und sprang dann zu einer damals vielgesungenen Romanze: »Ich harre Dein, wenn Zephyr’s sanfter Hauch,« über; darauf declamirte ich laut Jermak’s Anrede an die Sterne, aus Chomjakows Trauerspiel; ich versuchte sogar Etwas Rührendes zu dichten, hatte auch den Vers, mit welchem das Gedicht schließen sollte, gefunden: »oh, Sinaïde,Sinaïde!« es kam jedoch weiter Nichts heraus.

Inzwischen war die Stunde des Mittagessens gekommen. Ich stieg in's Thal hinab; ein enger, sandiger Fußweg schlängelte sich durch dasselbe und führte in die Stadt. Ich schlug diesen Fußweg ein . . . Dumpfer Hufschlag ließ sich plötzlich hinter mir hören. Ich blickte mich um, blieb unwillkürlich stehen und zog die Mütze ab. Es waren mein Vater und Sinaïde. Sie ritten neben einander. Mein Vater, mit dem ganzen Oberleibe zu ihr hinübergebeugt und die Hand auf den Hals ihres Pferdes gestützt, sagte ihr Etwas; er lächelte, Sinaïde hörte ihn schweigend, mit gesenktem, strengem Blicke und geschlossenen Lippen an. Anfänglich hatte ich nur die Beiden gesehen, doch einige Augenblicke daraus zeigte sich hinter einer Biegung des Thales Belowsorow, in Husarenuniform und Dolman, auf einem schaumbedeckten Rappen. Das stattliche Pferd schüttelte den Kopf, schnaubte und tanzte, während der Reiter es zugleich zügelte und spornte. Ich trat aus die Seite. Mein Vater nahm die Zügel zusammen, richtete sich wieder empor, Sinaïde erhob langsam die Augen zu ihm und — Beide flogen dahin . . . Mit Säbelgeklirre setzte Belowsorow ihnen nach. »Er ist roth wie ein Krebs, dachte ich — und sie . . . Warum ist sie so bleich?«

Ich beschleunigte meinen Schritt und langte kurz vor dem Essen zu Hause an. Mein Vater saß bereits umgekleidet, gewaschen und mit frischem Gesichte neben dem Armstuhle meiner Mutter und las derselben mit seiner gleichmäßigen, klangvollen Stimme das Feuilleton des »*Journal des Débats*« vor; meine Mutter hörte ihm jedoch zerstreut zu; und mich gewahr werdend, fragte sie, wo ich denn den ganzen Tag gewesen sei, und setzte hinzu, sie liebe es nicht, wenn man sich den ganzen Tag, Gott weiß wo und mit wem, umhertreibe. Ich bin ja allein spazieren gegangen, wollte ich entgegnen, mein Blick fiel jedoch auf meinen Vater, und ich verstummte.

XV.

Im Laufe der folgenden fünf, sechs Tage bekam ich Sinaïde fast nicht zu Gesichte: sie schützte Krankheit vor, was jedoch die gewohnten Gäste nicht abhielt, ihrem, — wie sie es nannten, — Dujourdienste, — obzuliegen; Maidanow ausgenommen, der sogleich muthlos zu werden und sich zu langweilen pflegte, wenn er keine Gelegenheit fand in Entzücken zu gerathen. Belowsorow saß düster, roth im Gesicht und bis an den Hals zugeknöpft, in einem Winkel; auf dem seinen Gesichte des Grafen Malewsky spielte beständig ein böses Lächeln; er war in der That bei Sinaïde in Ungnade gefallen und suchte sich mit besonderem Eifer bei der alten Fürstin einzuschmeicheln, die er sogar in einer Staatskutsche zum Generalgouverneur begleitet hatte. Was jedoch diesen Besuch anbetrifft, so war er erfolglos, für Malewsky aber sogar mit einer Unannehmlichkeit verknüpft gewesen: es ward ihm ein gewisser Vorfall mit gewissen Offizieren der Wegecommunication in's Gedächtniß gerufen — und er hatte sich gezwungen gesehen, sich, zur Rechtfertigung, auf seine Unerfahrenheit zu berufen. Luschin besuchte täglich zwei Mal das Haus, blieb aber nicht lange da; seit unserer letzten Erörterung fürchtete ich ihn ein wenig und fühlte doch zu gleicher Zeit aufrichtige Zuneigung für ihn. Eines Tages spazierten wir zusammen im Neskuschnigarten; er war sehr herzlich und freundlich gegen mich, theilte mir die Namen und Eigenschaften verschiedener Gräser und Pflanzen mit, als er sich plötzlich, ohne sichtbaren Grund vor die Stirn schlug und rief: und ich, ich Narr, glaubte, sie wäre eine Koquette! Ja, — es muß für gewisse Personen süß sein, sich für Andere zu opfern.

— Was wollen Sie damit sagen? fragte ich.

— Ihnen habe ich gar nichts sagen wollen, gab er mir trocken zur Antwort.

Sinaïde vermied mich: meine Erscheinung, — es war mir unmöglich es nicht zu bemerken, — machte auf sie einen unangenehmen Eindruck. Unwillkürlich wandte sie sich von mir ab . . . Unwillkürlich! das eben war das bittere, das war es, was mir Kummer verursachte! Dabei war jedoch Nichts zu machen — und ich bemühete mich, ihr nicht vor Augen zu kommen und sie nur aus der Ferne zu beobachten,

was mir nicht eben immer gelang. Es ging in ihr, wie schon früher, Etwas Unbegreifliches vor; ihr Gesicht war verändert, sie selbst war ganz umgewandelt Besonders auffallend däuchte mir diese Veränderung an einem warmen, stillen Abende. Ich saß auf einer niedrigen Bank unter einem breiten Fliederbusche; jenes Plätzchen war mir lieb geworden: ich konnte von dort aus das Fenster von Sinaïdes Zimmer sehen.

Ich saß still da; über meinem Kopfe trieb ein kleiner Vogel in dem dunkeln Laubdache sein rühriges Wesen; eine graue Katze schlich langgestreckt, vorsichtig in den Garten und die ersten Maikäfer summten in der noch lichtgetränkten, aber doch nicht mehr hellen Luft, schwerfällig umher. Ich saß und hatte den Blick aus das Fenster gerichtet und wartete, ob es sich nicht auftun werde: richtig, — es öffnete sich und an demselben erschien Sinaïde. Sie hatte ein weißes Kleid an und war selbst, an Gesicht, Schultern, Armen — bleich wie Kreide. Sie stand lange regungslos da und blickte starr und gerade vor sich hin, unter den zusammengezogenen Brauen hervor. Diesen Blick kannte ich an ihr noch nicht. Daraus preßte sie die Hände zusammen, fest, fest zusammen, führte sie an die Lippen, an die Stirn, — riß sie plötzlich wieder von einander, warf das Haar hinter die Ohren zurück, schüttelte dasselbe und schlug, nachdem sie mit einer gewissen Entschiedenheit mit dem Kopfe von oben hinab genickt hatte, das Fenster zu.

Drei Tage darauf begegnete ich ihr im Garten. Ich wollte ihr ausweichen, sie selbst jedoch hielt mich an.

— Geben Sie mir die Hand, — sagte sie mit der früheren Freundlichkeit, — wir haben lange nicht mit einander geplaudert. Ich warf einen Blick auf sie: ihre Augen leuchteten sanft und ihr Gesicht lächelte, aber gleichsam wie durch einen Schleier.

— Sind Sie noch immer unwohl? fragte ich sie.

— Nein, jetzt ist Alles vorüber, erwiderte sie und brach eine kleine rothe Rose ab. — Ich bin noch etwas matt, das wird aber auch vorübergehen.

— Und werden Sie dann wieder sein, wie früher? fragte ich.

Sinaïde führte die Rose an's Gesicht und — mir däuchte, der rothe Widerschein der Blättchen röthete ihre Wangen. — Habe ich mich denn verändert? fragte sie mich endlich.

— Ja, das haben Sie, — gab ich halblaut zurück.

— Ich bin kalt gegen Sie gewesen, — ich weiß es, begann Sinaïde, — Sie hätten das aber nicht so ernst nehmen sollen . . . Ich konnte nicht anders . . . Doch, wozu davon reden!

— Sie wollen nicht, daß ich Sie liebe, — das ist es! rief ich in düsterer Aufregung.

— Nein, lieben Sie mich, aber nicht wie bisher.

— Wie denn?

— Lassen Sie uns Freunde sein — weiter nichts! — Sinaïde gab mir die Rose. daran zu riechen. — Hören Sie mich, ich bin ja viel älter als Sie, — ich könnte Ihre Tante sein, wahrhaftig! Nun, wenn auch nicht das, so doch Ihre ältere Schwester. Und Sie . . .

— Ich bin in Ihren Augen nur ein Kind, unterbrach ich sie.

— Nun ja, aber ein liebes, gutes, kluges Kind, das ich sehr gern habe. Wissen Sie was? Vom heutigen Tage an ernenne ich Sie zu meinem Pagen; vergessen Sie nun aber nicht, daß Pagen ihre Herrin nicht verlassen dürfen. Da, nehmen Sie dies als Zeichen Ihrer neuen Würde, — fügte sie hinzu, indem sie die Rose in das Knopfloch meines Jäckchens steckte, — das Zeichen unserer Gewogenheit.

— Früher bekam ich von Ihnen andere Beweise Ihrer Gewogenheit, stotterte ich.

— Ah! sagte Sinaïde und blickte mich von der Seite an . . . Was für ein Gedächtniß er doch hat! Nun, ich bin auch jetzt bereit . . .

Und, sich zu mir niederbeugend, drückte sie mir einen keuschen, ruhigen Kuß auf die Stirne.

Ich sah sie an, — sie aber wandte sich ab, indem sie sagte: folgen Sie mir, mein Page — und begab sich in ihre Wohnung. Ich folgte ihr — und fühlte mich betroffen. Ist denn wirklich, dachte ich, — dieses sanfte, bedächtige Mädchen dieselbe Sinaïde, die ich gekannt habe? Selbst ihr Gang schien mir langsamer geworden zu sein, — ihre ganze Gestalt majestätischer und schlanker . . .

Und, o mein Gott! mit welcher neuen Stärke entflammte die Liebe in mir!

XVI.

Nach dem Essen versammelten sich wiederum die Gäste im Nebengebäude, und die junge Fürstin zeigte sich denselben. Die ganze Gesellschaft war genau dieselbe, wie an dem ersten, mir unvergeßlichen Abende: selbst Nirmatzky hatte sich eingefunden, Maidanow war dies Mal früher erschienen, als die Anderen, — er hatte neue Gedichte mitgebracht. Das Pfänderspiel ward wieder vorgenommen, jedoch ohne die frühere Ausgelassenheit, ohne Narrheiten und Lärm, — das Zigeunerhafte war daraus verschwunden. Sinaïde gab unserer Zusammenkunft eine neue Stimmung. In meiner Eigenschaft als Page saß ich neben ihr. Unter Anderem schlug sie vor, es solle Derjenige, dessen Pfand herauskäme, einen Traum erzählen; das hatte jedoch keinen Erfolg. Entweder waren die Träume nicht interessant (Belowsorow z. B. hatte geträumt, er habe sein Pferd mit Karauschen gefüttert, und das Thier einen hölzernen Kopf gehabt), oder sie waren nicht natürlich, sondern erdichtet. Maidanow hatte uns eine ganze Novelle zum Besten gegeben: es kamen darin Grabgewölbe, Engel mit Harfen vor, redende Blumen und fernherzitterude Töne. Sinaïde ließ ihn nicht auserzählen. Wenn nun doch einmal Dichtungen an die Reihe gekommen sind. — sagte sie, — so mag Jeder irgend Etwas unbedingt Erfundenes erzählen. — Der Erste, an den die Reihe kam, war wiederum Belowsorow.

Der junge Husar wurde verwirrt. — Ich kann Nichts erfinden! rief er aus.

— Unsinn! warf Sinaïde ein. — Stellen Sie sich zum Beispiel vor, Sie wären verheirathet, und erzählen Sie uns, wie Sie mit Ihrer Frau die Zeit verbringen würden. Würden Sie dieselbe unter Schloß und Riegel halten?

— Ja, das würde ich.

— Und würden ihr selbst Gesellschaft leisten?

— Gewiß!

— Vortrefflich. Und wenn ihr nun aber ein solches Leben lästig fiele, und sie Ihnen untreu würde?

— Ich würde sie tödten.

— Wenn sie aber entflöhe?

— So würde ich sie einholen und dennoch tödten.

— Gut, Gesetzt nun, ich wäre Ihre Frau, was thäten Sie dann wohl?

Belowsorow schwieg einen Augenblick. — Ich würde mich umbringen . . .

Sinaïde lachte auf. — Ich sehe Sie machen kurzen Proceß.

Das zweite Pfand sollte Sinaïde auslösen. Sie hob den Blick zur Decke und wurde nachdenkend. — Nun, hört, sagte sie nach einer Weile, was ich erdichtet habe. Stellen Sie sich einen prunkvollen Palast vor, eine Sommernacht und einen zauberhaften Ball. Diesen Ball giebt eine junge Königin. Ueberall strotzt es von Gold, Marmor, Krystall, Seide, Lichter, Diamanten, Blumen, Wohlgerüchen und allen Bedürfnissen des Luxus.

— Sie lieben den Luxus? unterbrach sie Luschin.

— Luxus ist eine hübsche Sache, entgegnete sie, — ich liebe Alles, was hübsch ist.

— Mehr als das Schöne? fragte er.

— Das ist mir gar zu spitzfindig, ich verstehe das nicht. Unterbrechen Sie mich nicht weiter. Der Ball also ist prachtvoll. Eine Menge Gäste, alle jung, schön, muthig, Alle sterblich in die Königin verliebt.

— Sind keine Frauen unter den Gästen? fragte Malewsky.

— Nein, — oder warten Sie, — es sind deren da.

— Alle häßlich?

— Reizend! Die Männer aber sind alle in die Königin verliebt. Sie ist hoch von Wuchse und von schlanker Gestalt; ein kleines goldenes Diadem krönt ihr schwarzes Haar.

Ich warf einen Blick auf Sinaïde — und in diesem Augenblicke kam sie mir so überaus erhaben über uns Alle vor, mir däuchte, es strahle von ihrer Stirn, von ihren unbeweglichen Brauen, ein solcher Geist und solche Hoheit, daß mir der Gedanke kam: »diese Königin bist Du!«

— Alles drängt sich um sie herum, — fuhr Sinaïde fort, — Alle verschwenden an sie die schmeichelhaftesten Reden.

— Sie liebt also Schmeichelei? fragte Luschin.

— Wie sind Sie unerträglich! immer müssen Sie mich unterbrechen . . . Wer liebt sie denn nicht?

— Noch eine letzte Frage, — bemerkte Malewsky. Die Königin hat doch einen Gemahl?

— Daran hatte ich nicht gedacht. Nein, wozu denn einen Gemahl?

— Freilich, — äußerte Malewsky, — wozu der Gemahl?

— *Silence*! rief Maidanow, der das Französische sehr schlecht sprach.

— *Merci,* sagte Sinaïde zu ihm. Die Königin also hört alle diese Reden an, lauscht der Musik. blickt indessen auf keinen der Gäste besonders. Sechs Fenster stehen von oben bis unten weit offen, von der Decke bis an den Fußboden; durch dieselben sieht man einen dunkeln Himmel mit großen Sternen und einen dunkeln Garten mit großen Bäumen. Die Königin schaut in den Garten hinaus. Dort, zwischen den Bäumen ist ein Springbrunnen: gleich einem Gespenste schimmert im Dunkeln die hohe, hohe Wassergarbe. Durch das Stimmengewirr und die Töne der Musik lauscht«die Königin dem steten Plätschern des Wassers. Sie schaut hinaus und denkt: Ihre Alle hier, seid edle, kluge, reiche Herren, ihr drängt Euch um mich herum, Ihr seid neidisch auf jedes meiner Worte, seid Alle bereit für mich, zu meinen Füßen, das Leben zu lassen: ich gebiete über Euch . . . aber dort, neben dem Springbrunnen, neben jenem plätschernden Wasser, da steht und wartet auf mich der, den ich liebe, der über mich gebietet. Er hat weder ein reiches Kleid an, noch Edelsteine, auch kennt ihn Niemand, er wartet aber auf mich und ist überzeugt, ich werde kommen, — und kommen werde ich, und keine Macht wird im Stande sein mich zurückzuhalten, wenn ich zu ihm gehen, bei ihm bleiben, mit ihm dort, im Dunkel des Gartens, beim Rauschen des Laubes und Plätschern des Brunnens, mich verlieren will . . .

Sinaïde schwieg.

— Das wäre Dichtung? fragte Malewsky schlau.

Sinaïde würdigte ihn keines Blickes.

— Was würden wir aber thun, meine Herren, — fragte plötzlich Luschin, — wenn wir uns unter den Gästen befänden und von dem Dasein des Glücklichen am Brunnen unterrichtet wären?

— Halt, halt, — unterbrach ihn Sinaïde; ich selbst will Ihnen sagen, was ein Jeder von Ihnen thun würde. Sie, Belowsorow, würden ihn herausfordern; Sie, Maidanow, ein Epigramm auf ihn verfassen . . . Uebrigens, nein, — Sie verstehen nicht, ein Epigramm zu schmieden:

Sie würden einen langen Jambus, nach der Art Barbier's, auf ihn schreiben und Ihr poetisches Product dem »Telegraphen« übermachen. Sie, Nimatzky, würden von ihm Geld — doch nein, Sie würden ihm selbst Geld auf Zins leihen; Sie, Doctor . . . sie hielt inne . . . — Da weiß ich nun wirklich nicht, was Sie thun würden.

— Als Leibarzt, sagte Luschin, würde ich der Königin den Rath ertheilen, keine Bälle zu geben, wenn ihr so wenig an den Gästen gelegen ist.

— Vielleicht hätten Sie Recht. Und Sie Graf . . .

— Nun und ich? wiederholte mit seinem bösartigen Lächeln Malewsky . . .

— Sie würden ihm ein vergiftetes Confect geben.

Malewskys Gesicht verzerrte sich ein wenig und nahm für einen Moment einen jüdischen Ausdruck an, doch lachte er gleich darauf.

— Was Sie nun betrifft, Woldemar, fuhr Sinaïde fort, . . . doch genug davon; lassen Sie uns ein anderes Spiel vornehmen.

— Monsieur Woldemar, als Page der Königin, würde ihre Schleppe getragen haben, wenn sie in den Garten gegangen wären, — bemerkte Malewsky bissig.

Ich wurde feuerroth, Sinaïde legte indessen rasch ihre Hand auf meine Schulter, erhob sich von ihrem Platze und sagte mit leichtem Zittern der Stimme: Ich habe Ew. Erlaucht nie das Recht zugestanden, frech zu sein, und darum bitte ich Sie, sich zu entfernen. — Sie wies auf die Thüre.

— Aber ich bitte, Fürstin — stotterte Malewsky und ward leichenblaß im Gesichte.

— Die Fürstin hat Recht — rief Belowsorow und erhob sich gleichfalls.

— Bei Gott, ich glaubte gar nicht, — fuhr Malewsky fort; in meinen Worten, denke ich, lag doch Nichts, was . . . Ich habe nicht entfernt die Absicht gehabt, Sie zu beleidigen . . . Vergeben Sie mir!

Sinaïde musterte ihn mit kaltem Blicke und lächelte ebenso kalt. — Meinethalben, Sie können bleiben, sagte sie mit einer verächtlichen Bewegung der Hand. — Wir hatten Unrecht, Herr Woldemar und ich, Ihretwegen in Zorn zu gerathen. Es macht Ihnen Vergnügen zu sticheln . . . nun, wohl bekomme es Ihnen.

— Vergeben Sie mir — wiederholte Malewsky nochmals. Ich aber, wenn ich mich Sinaïdes Bewegung erinnerte, dachte: eine wirkliche Königin hätte einem Frechen die Thüre nicht mit größerer Würde weisen können.

Das Pfänderspiel hörte bald nach dieser kleinen Scene auf; es war Allen etwas unbehaglich zu Muthe, nicht sowohl in Folge des Auftrittes selbst, als vielmehr aus einem unbestimmten, drückenden Gefühle, welches daraus entsprang. Niemand sprach davon, doch empfand es Jeder an sich und an den Anderen. Maidanow las uns seine Gedichte vor — und Malewsky lobte dieselben mit übertriebenem Eifer. »Er möchte sich jetzt gern wieder weiß brennen,« flüsterte mir Luschin zu. Wir trennten uns bald. Sinaïde wurde nachdenklich; die Fürstin ließ melden, sie habe Kopfschmerz; Nirmatzky begann über seine Rheumatismen zu klagen . . .

Ich konnte lange nicht einschlafen; ich war von Sinaïdes Erzählung betroffen. Sollte dieselbe wirklich eine Anspielung enthalten? fragte ich mich; und auf Wen oder Was war sie gerichtet? Und wenn wirklich Grund zu einer Anspielung vorhanden wäre, wie konnte sie sich entschließen . . . Nein, nein, es ist unmöglich — flüsterte ich, indem ich mich bald aus die eine, bald auf die andere meiner glühenden Wangen legte . . .Mir fiel jedoch der Ausdruck in Sinaïde's Gesichte während ihrer Erzählung ein . . . ich erinnere mich des Ausrufes,« der Luschin im Garten von Neskuschni entschlüpft war, auch der plötzlichen Veränderung in seinem Benehmen gegen mich — und ich verlor mich in Vermuthungen. Wer ist er? diese drei Worte schienen vor meinen Augen zu schweben, scharf in das Dunkel eingegraben; es war mir zu Muthe als habe sich dicht über mir eine unheildrohende Wolke niedergelassen; ich empfand den Druck derselben und war beständig gewärtig, sie werde sich entladen. Ich war Vieles in der letzten Zeit gewohnt worden, hatte Vielerlei bei Sassekins kennen gelernt; die Unordnung, die Talglichte, die zerbrochenen Messer und Gabeln, das finstere Aussehen des Bonifacius, das zerlumpte Stubenmädchen, die Manieren der Fürstin selbst, — dieser ganze häusliche Zustand fiel mir nicht mehr auf . . . Was ich aber jetzt au Sinaïde dunkel zu bemerken glaubte, — daran konnte ich mich nicht gewöhnen . . . Eine Aventurière, — hatte meine Mutter sie ein Mal genannt. Eine Aventurière, — sie, mein Abgott, meine Göttin! Diese Benennung brannte mich wie Feuer, ich suchte

mich derselben zu erwehren, indem ich mich in die Kissen vergrub, ich war entrüstet — und doch, was hätte ich hingegeben, wozu wäre ich fähig gewesen, nur um jener Glückliche am Brunnen sein zu können! . . .

Mein Blut war erhitzt und kochte in den Adern. »Garten . . . Springbrunnen« . . . dachte ich . . . »Ich will doch in den Garten gehen!« Geschwind warf ich mich in die Kleider und schlich zum Hause hinaus. Die Nacht war finster, die Luft etwas frisch, leise flüsterten die Bäume; vom Gemüsegarten zog Fenchelgeruch herüber. Ich durchstrich alle Alleen; das leichte Geräusch meiner eigenen Schritte erregte mich und hielt mich in Spannung; ich blieb von Zeit zu Zeit erwartend stehen und lauschte; stark und laut pochte mir das Herz. Endlich kam ich bis an den Zaun und stützte mich auf eine dünne Stange. Plötzlich, — oder war es mir nur so vorgekommen? — huschte einige Schritte von mir eine weibliche Gestalt vorüber . . . Ich richtete gespannt den Blick in's Dunkel und hielt den Athem an. Was ist das? Sind es Schritte, die ich zu hören wähne, — oder klopft mein Herz wieder? »Wer ist da?« stammelte ich kaum hörbar Was ist denn das? unterdrücktes Lachen? . . . oder Rauschen in den Blättern? . . . oder ein Seufzer, hart an meinem Ohre? Ein Schauer überlief mich . . . »Wer ist da?« fragte ich noch leiser.

Ein leichter Windhauch zog vorüber; am Himmel schoß ein feuriger Streif dahin: eine Sternschnuppe. »Sinaïde?« wollte ich fragen, aber der Laut erstarb mir auf den Lippen. Und plötzlich wurde es grabesstill rund umher, wie das um Mitternacht oft der Fall ist . . . Sogar die Grillen im Laube hatten in ihrem Zirpen inne gehalten, — nur ein Fenster klirrte irgendwo. Nachdem ich einige Zeit auf demselben Flecke stehen geblieben war, kehrte ich auf mein Zimmer, in mein kalt gewordenes Bett zurück. Ich befand mich in einer sonderbaren Aufregung: mir däuchte, ich hätte mich zu einem Stelldichein hinausbegeben, — und sei allein geblieben und am Glücke eines Andern vorübergegangen.

XVII.

Am folgenden Tage sah ich Sinaïde nur im Fluge: sie hatte mit ihrer Mutter eine Ausfahrt in einer Miethsdroschke gemacht. Dafür sah ich aber Luschin, der mich übrigens kaum eines Grußes würdigte, und Malewsky. Der junge Graf verzerrte sein Gesicht zu einem Lächeln und redete mich freundlich an. Von allen Besuchern des Nebengebäudes war es ihm allein gelungen, Eintritt in unser Haus zu erlangen und meiner Mutter Beifall zu gewinnen. Mein Vater dagegen mochte ihn nicht und benahm sich gegen ihn mit einer übertriebenen Höflichkeit, die an Beleidigung streifte.

— Ah, *monsieur le page*, — begann Malewsky, — ich bin sehr erfreut Sie zu sehen. Was macht Ihre schöne Königin?

Sein frisches, hübsches Gesicht war mir in diesem Augenblicke so zuwider — und er sah mich so selbstgefällig höhnisch an, daß ich ihm Nichts antwortete.

— Sie sind doch nicht böse? fuhr er fort. — Das ist unrecht. Nicht ich habe Sie zum Pagen ernannt, — Pagen halten vornehmlich Königinnen. Erlauben Sie mir indessen die Bemerkung, daß Sie Ihrem Amte schlecht vorstehen.

— Wie so?

— Die Pagen dürfen sich von ihren Gebieterinnen unbedingt nicht trennen; die Pagen müssen Alles wissen, was dieselben thun — ja sie müssen sogar bei Tage wie wie bei Nacht über sie wachen — setzte er, den Ton dämpfend, hinzu.

— Was wollen Sie damit sagen? — Was ich sagen will? Ich drücke mich doch, denke ich, deutlich genug aus. Bei Tage — wie bei Nacht. Bei Tage geht es noch hin; bei Tage ist es hell und es gehen Menschen vorüber; Nachts aber, — ist ein Unglück bald geschehen. Ich rathe Ihnen, Nachts nicht zu schlafen und Wache zu halten, nach Möglichkeit Wache zu halten. Erinnern Sie sich, — bei Nacht, im Garten, am Springbrunnen, — dort ist es, wo Sie Wache halten müssen. Sie werden mir Dank wissen.

Malewsky lachte und wandte mir den Rücken. Wahrscheinlich legte er seinen Worten keine tiefere Bedeutung bei; er hatte den Ruf eines Meisters in der Kunst des Mystificirens und zeichnete sich in dieser Hinsicht vornehmlich auf Maskenbällen aus, wozu ihn die fast

unbewußte Falschheit, von der sein ganzes Wesen durchdrungen war, ganz besonders befähigte . . . Er hatte mich wohl nur aufziehen wollen, jedes seiner Worte aber bohrte sich wie ein vergifteter Stachel in mein Herz. Das Blut stieg mir zu Kopfe. Ah! das ist es! sagte ich zu mir selbst. Meine gestrigen Vermuthungen waren also doch begegründet! Mich hatte es nicht umsonst in den Garten gezogen! Wohlan denn, rief ich laut und schlug mich mit der Faust vor die Brust, daraus wird Nichts! Eigentlich wußte ich aber selbst nicht, — woraus Nichts werden sollte. — War es Malewskys Absicht, sich in den Garten hineinzuschleichen? — dachte ich (er kann sich verrathen haben, und frech genug ist er, um es zu thun), — oder ist ein Anderer da? — (die Umzäunung unseres Gartens war sehr niedrig und es bedurfte keiner Mühe über dieselbe hinüberzuklettern), genug, mit heiler Haut soll Derjenige nicht davon kommen, der mir in den Weg tritt! Ich rathe Niemandem, mir in den Wurf zu kommen! Ich will der ganzen Welt beweisen, und auch ihr, der Treulosen (ich nannte sie wahrhaftig die Treulose), daß ich Rache zu üben verstehe!

Ich kehrte auf mein Zimmer zurück, nahm aus meinem Schreibtische ein englisches Messer, das ich vor Kurzem gekauft hatte, hervor, prüfte die Schärfe desselben und steckte es dann, mit finsterer Miene und kalter, gesammelter Entschlossenheit, in die Tasche, als wären dergleichen Dinge nichts Ungewohntes für mich und ich kein Neuling darin. Mein Herz war von Bosheit geschwellt und wie zu Stein geworden. Bis zum Anbruche der Nacht behielt ich meine finstere Miene und hielt die Lippen geschlossen, ging beständig auf und ab, das warmgewordene Messer krampfhaft mit der Hand in der Tasche umklammernd, und bereitete mich im Voraus auf Fürchterliches vor. Diese neuen, noch nicht dagewesenen Empfindungen beschäftigten mich und hielten mich dermaßen in Aufregung, daß ich sogar an Sinaïde eigentlich nur wenig dachte. Mir schwebte beständig — Aleko, der junge Zigeuner, vor:[3] — »Wohin, du schöner Jüngling? Sprich! Bleib' liegen da und stirb!« und ferner: »Du bist ja ganz mit Blut bespritzt! . . . O sprich, was thatest Du? . . Nichts!« — Mit welchem grausamen Lächeln wiederholte ich dieses: Nichts!

Mein Vater war nicht zu Hause; meiner Mutter aber, die sich seit einiger Zeit in einem fast beständigen Zustande zurückgehaltener Aufregung befand, fiel mein verzweifeltes Aussehen aus und beim

Abendessen sagte sie zu mir: Du siehst ja aus wie eine Maus in der Grütze! Ich lächelte bloß herablassend dazu und dachte: wenn sie nur wüßte! Es schlug 11 Uhr; ich ging auf mein Zimmer kleidete mich aber nicht ans; ich wartete auf Mitternacht: endlich schlug die Stunde. Auf!flüsterte ich durch die Zähne, knöpfte meine Jacke bis oben zu, streifte sogar die Aermel zurück und begab mich in den Garten.

Ich hatte den Platz, wo ich Wache halten wollte, schon bei Zeiten gewählt. Am Ende des Gartens, dort wo der Zaun, der unser Gebiet von dem der Sassekins schied, an eine gemeinsame Mauer stieß, stand eine vereinzelte Tanne; unter den niedrigen, dichten Aesten derselben, konnte ich mich recht gut verbergen, und so weit es das nächtliche Dunkel zuließ, sehen, was um mich her vorging. In der Nähe zog sich ein Pfad hin, der mir von jeher geheimnißvoll erschienen war; in Schlangenwindungen zog sich derselbe hart am Zaune vorüber, an welcher Stelle Fußspuren verriethen, daß Jemand hinübergestiegen war, und verlor sich in einer runden Laube dichter Akazien. Ich war an die Tanne gelangt, lehnte mich gegen den Stamm und begann meine Wache.

Es war eine ebenso ruhige Nacht, wie die vorige; doch standen weniger Wolken am Himmel; die Umrisse der Gebüsche, selbst die größerer Pflanzen, waren deutlicher zu unterscheiden. Die ersten Minuten des Wartens erschienen mir drückend, fast beängstigend. Ich war zu Allem bereit und zog nur noch in Erwägung: wie ich vorgehen sollte? Ob ich mit einem: »Wohin? Halt! Bekenne, — oder stirb!« — beginnen, oder gleich zustoßen sollte . . . Jeder Laut, jedes Geräusch, auch das leiseste, schien mir bedeutungsvoll, ungewöhnlich . . . Ich hielt mich bereit . . . beugte mich nach vorn. . . . Doch es verging eine halbe Stunde, es verging eine ganze; mein Blut beruhigte sich, kühlte sich ab; die Vorstellung, daß ich Alles umsonst thue, mich sogar lächerlich mache, daß Malewsky mich nur gefoppt habe, — schlich sich allgemach in meine Seele ein. Ich verließ meinen Hinterhalt und machte eine Runde durch den Garten. Wie absichtlich ließ sich nirgends das geringste Geräusch hören; Alles war in Ruhe versunken; selbst unser Hofhund schlief, zusammengerollt, bei dem Thorpförtchen Ich kletterte auf die Trümmer des Treibhauses, sah das weite Feld vor mir, gedachte meiner Begegnung mit Sinaïde und verlor mich in Gedanken . . .

Plötzlich schrak ich zusammen . . . Mir däuchte, ich habe das Knarren einer geöffneten Thür, dann das Knistern eines gebrochenen Zweiges vernommen. In zwei Sprüngen war ich die Trümmer hinuntergesprungen — und blieb wie erstarrt stehen. Rasche, leichte, aber behutsame Schritte ließen sich im Garten hören. Sie kamen zu mir heran. »Da ist er . . . da ist er endlich!« zuckte es durch mein Herz. Krampfhaft zog ich das Messer aus der Tasche, schlug es heftig auf, — rothe Funken flimmerten vor meinen Augen, das Haar auf meinem Kopfe sträubte sich vor Angst und Wuth . . . Die Schritte kamen gerade auf mich zu — ich bog mich nach vorn, es zog mich denselben entgegen . . . Ein Mann wurde sichtbar . . . Mein Gott! Es war mein Vater!

Ich erkannte ihn sogleich, obgleich er ganz in einen dunkelen Mantel gehüllt war und den Hut über die Augen gezogen hatte. Er ging auf den Zehen an mir vorüber. Er hatte mich nicht bemerkt, obgleich mich Nichts verdeckte, ich hatte mich aber so niedergedrückt und klein gemacht, daß ich fast dem Erdboden gleich kam. Der eifersüchtige, auf Mord sinnende Othello, war plötzlich in einen Schulbuben umgewandelt . . . Die unerwartete Erscheinung meines Vaters hatte mich dermaßen erschreckt, daß ich im ersten Augenblicke nicht einmal bemerkte, von wo er gekommen, wohin er verschwunden war. Als Alles rund umher wieder ruhig geworden, dann erst richtete ich mich auf und stellte die Frage an mich: »weßhalb wandelt mein Vater denn bei Nachtzeit im Garten umher?« Vor Schreck hatte ich mein Messer in's Gras fallen lassen, ich suchte aber nicht einmal mehr nach ihm: tiefe Scham erfüllte mich. Ich war plötzlich nüchtern geworden. Auf dem Rückwege nach Hause trat ich jedoch zu meinem Bänkchen unter dem Fliederbusche hin und warf einen Blick auf das Fenster von Sinaïdes Schlafzimmer. Die nicht sehr großen, etwas gewölbten Scheiben des Fensters schimmerten in mattem Blau vom Widerscheine des nächtlichen Himmels. Auf einmal veränderte sich die Farbe derselben . . . Hinter ihnen, ich sah es, sah es, deutlich, — wurde vorsichtig und sachte eine weiße Gardine heruntergelassen, ganz bis auf's Fensterbrett herab — und so blieb sie auch unbeweglich hangen.

— Was bedeutet das? fragte ich mich laut, fast unwillkürlich, als ich mich wieder in meinem Zimmer befand. Ist das Traum? Zufall? Oder . . . Die Vermuthungen, die mir unerwartet in den Kopf stiegen, waren

so neu und sonderbar, daß ich nicht wagte mich denselben zu überlassen.

XVIII.

Von Kopfschmerz gepeinigt verließ ich am Morgen mein Lager. Die gestrige Aufregung war verschwunden. Eine mir noch unbekannte Niedergeschlagenheit, — als wenn Etwas in mir zu Grabe getragen worden wäre, — hatten sie ersetzt.

— Sie sehen ja wie ein Kaninchen aus, dem man die Hälfte des Gehirns herausgenommen hat! sagte Luschin zu mir, als ich ihm begegnete. Beim Frühstücke warf ich von Zeit zu Zeit verstohlene Blicke, bald auf meinen Vater, bald auf meine Mutter: er war, wie gewöhnlich, ruhig; sie, wie gewöhnlich gereizt. Ich wartete, ob nicht mein Vater, wie er es bisweilen zu thun pflegte, ein freundliches Wort an mich richten würde . . . Doch erwies er mir nicht einmal seine tägliche kalte Liebkosung. Ob ich Sinaïde Alles erzähle? dachte ich . . . Es bleibt sich ja gleich, — zwischen uns ist ja ohnehin schon Alles vorbei. — Ich begab mich zu ihr, aber nicht nur erzählte ich ihr Nichts, — ich fand nicht einmal Gelegenheit, mich mit ihr, wie ich es gewünscht hätte, zu unterhalten. Bei der Fürstin war ihr Sohn, ein Cadet von zwölf Jahren, während der Ferien aus Petersburg eingetroffen; Sinaïde führte mir sogleich ihren Bruder zu. — Da haben Sie, sagte sie, mein lieber Wolodja, — (zum ersten Male nannte sie mich bei diesem Namen), einen Gefährten. Er heißt gleichfalls Wolodja. Ich bitte, haben Sie ihn ein wenig lieb; er ist noch etwas schüchtern, hat aber ein gutes Herz. Führen Sie ihn in den Neskuschnigarten, spazieren Sie mit ihm umher, nehmen Sie ihn unter ihren Schutz. Nicht wahr, Sie werden es thun? Sie haben ja auch ein so gutes Herz! — Sie legte mir freundlich beide Hände auf die Schultern, — ich wurde ganz verwirrt. Die Ankunft des Knaben machte mich selbst wieder zum Knaben. Schweigend betrachtete ich den Cadetten, der seinerseits mich schweigend ansah. Sinaïde lachte laut auf und stieß uns Beide an einander. »So umarmt Euch doch einander. Kinder! Wir thaten es — Wollen Sie, daß ich Sie in den Garten führe? fragte ich ihn.

— Wenn Sie wollen, entgegnete er mit heiserer, echter Cadettenstimme. Sinaïde lachte wieder . . . Es entging mir nicht, daß ihr Gesicht noch nie so herrliche Röthe gezeigt hatte.

Wir machten uns Beide aus den Weg. In unserem Garten befand sich eine alte Schaukel. Ich setzte ihn auf, das schmale Brettchen und begann ihn zu schaukeln. Er saß unbeweglich in seiner kleinen neuen Uniform aus grobem Tuche, mit breiten Goldborden, und hielt sich an den Schnüren fest. — Knöpfen Sie doch Ihren Kragen auf, sagte ich zu ihm. — Thut nichts, wir sind das so gewohnt, äußerte er und fing an zu husten. Er glich seiner Schwester: besonders waren es die Augen, die an sie erinnerten. Es war mir lieb ihm ein Vergnügen verschaffen zu können, während zu gleicher Zeit insgeheim die alte quälende Trauer an meinem Herzen nagte. Jetzt bin ich in der That wieder ein Kind, dachte ich, — gestern aber . . . Ich erinnerte mich der Stelle, wo ich in der vergangenen Nacht mein Messer hatte fallen lassen und suchte es auf. Der Cadet bat mich um dasselbe, zog einen dicken Stengel Liebstöckel heraus, schnitt ihn sich zu einer Flöte zurecht und fing nun an darauf zu blasen. Auch Othello blies auf der Flöte.

Dafür aber, Abends, wie hat er geweint, jener selbe Othello, in der Gegenwart Sinaïdes, als sie ihn in einem Winkel des Gartens traf und ihn fragte, worüber er denn so traurig wäre! Meine Thränen strömten mit solcher Gewalt, daß sie erschrak. Was ist denn? was haben Sie? fragte sie zu verschiedenen Malen — und da sie sah, daß ich keine Antwort gab und nicht aufhörte zu weinen, — küßte sie mich auf die nasse Wange. Ich aber wandte mich ab von ihr und flüsterte unter Schluchzen: ich weiß Alles; warum haben Sie Ihr Spiel mit mir getrieben? . . . Wozu brauchen Sie meine Liebe?

— Ich habe gefehlt gegen Sie, Wolodja, brachte Sinaïde vor . . . Ach, ich habe sehr gefehlt, setzte sie, die Hände zusammenpressend, hinzu . . . — Wie viel Schlechtes, Dunkles, Sündhaftes liegt doch in mir . . . Jetzt aber treibe ich kein Spiel mit Ihnen, ich liebe Sie, — Sie haben keine Ahnung davon, weßhalb und in welcher Art . . . Doch, was ist es denn eigentlich, was Sie wissen? Was konnte ich ihr sagen? Sie stand vor mir und blickte mich an, — ich aber gehörte ihr ganz, vom Kopfe bis zu den Fußsohlen, sobald Sie nur ihre Augen auf mich richtete . . . Eine Viertelstunde darauf liefen wir bereits, der Cadet, Sinaïde und ich um die Wette; ich weinte nicht mehr, sondern lachte, obgleich beim Lachen noch manche Thräne den angeschwollenen Augenlidern entfiel; ich hatte statt eines Halstüchelchens mir Sinaïdes Band um den Hals gebunden und schrie vor Freude auf, als es mir gelang, sie um die Taille zu fassen. Sie machte aus mir, was sie wollte.

XIX.

Ich käme in große Verlegenheit, wenn man von mir eine ausführliche Erzählung dessen fordern wollte, was mit mir im Verlaufe der Woche nach meiner mißglückten nächtlichen Expedition vorgegangen war. Es war eine ganz eigene, fieberhafte Zeit, ein wahres Chaos, in welchem die widersprechendsten Gefühle, Gedanken, Verdacht, Hoffnung, Freude und Leiden wie in einem Wirbel kreisten; ich wagte nicht einen Blick in mich zu thun, wenn überhaupt ein sechzehnjähriger Junge im Stande ist, dies zu thun; ich wagte es nicht, mir, über was es auch sei, Rechenschaft zu geben; es drängte mich, den Tag bis zum Abende so rasch als möglich zu verleben: dafür schlief ich aber Nachts . . kindlicher Leichtsinn half da über Alles hinaus. Mich verlangte nicht mehr zu wissen, ob ich geliebt werde und mir selbst mochte ich nicht eingestehen, daß ich es nicht werde; meinen Vater vermied ich, — Sinaïde aber konnte ich nicht vermeiden . . . Mich brannte es wie Feuer, wenn sie zugegen war . . . Wozu aber brauchte ich zu wissen, was für ein Feuer es war, das mich brannte, an welchem ich hinschmolz, — genug, daß es mir wohl that, im Feuer zu verbrennen und hinzuschmelzen. Ich überließ mich allen meinen Eindrücken, und täuschte mich selbst, kehrte allen Erinnerungen den Rücken, verschloß die Augen vor Dem, was ich in der Zukunft voraussah . . . Dieser wunderliche Zustand würde wahrscheinlich nicht von Dauer gewesen sein . . . Ein Wetterschlag machte mit einem Male Allem ein Ende und warf mich in eine neue Bahn.

Als ich eines Tages nach ziemlich langem Spaziergange zum Mittage nach Hause zurückgekehrt war, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, ich werde allein speisen; mein Vater war fortgefahren, meine Mutter war unwohl, wollte nicht essen und hatte sich in ihr Schlafzimmer eingeschlossen. Aus den Gesichtern der Dienerschaft konnte ich errathen, daß Etwas Ungewöhnliches vorgefallen war . . . Sie befragen durfte ich nicht, ich hatte aber einen befreundeten Burschen, den jungen Schenken Philipp, einen leidenschaftlichen Freund von Gedichten und Künstler auf der Guitarre, — an ihn wandte ich mich. Von ihm erfuhr ich, daß zwischen dem Vater und der Mutter eine furchtbare Scene vorgefallen war (im

Mädchenzimmer war Alles zu hören gewesen, bis auf das geringste Wort; Vieles war freilich französisch gesprochen worden, — doch Mascha, das Kammermädchen, war fünf Jahre bei einer Näherin aus Paris in der Lehre gewesen, Und hatte Alles verstanden), daß meine Mutter meinem Vater über dessen Untreue und dessen Verhältniß mit dem Fräulein im Nebengebäude Vorwürfe gemacht hatte, mein Vater sich anfangs zu rechtfertigen versucht, dann aufgefahren war und seinerseits ein hartes Wort über das Alter der gnädigen Frau hatte fallen lassen, was meine Mutter zum Weinen gebracht; daß ferner meine Mutter von einem muthmaßlich an die alte Fürstin ausgestellten Wechsel gesprochen, sich über die alte Fürstin und auch über die junge sehr schlecht geäußert, und der Vater ihr dafür gedroht hatte. — Und den ganzen Scandal, fuhr Philipp fort, hat ein anonymer Brief hervorgebracht; wer ihn geschrieben, wisse man nicht: wie hätten sonst auch diese Geschichten an den Tag kommen sollen.

— Ist denn wirklich Etwas dieser Art vorgefallen? fragte ich mit Anstrengung — während mir Hände und Füße erstarrten und ein Etwas ganz tief in meiner Brust erbebte.

Philipp nickte bedeutungsvoll. — Ja wohl. Solche Sachen lassen sich nicht geheim halten; wie vorsichtig auch Ihr Vater dies Mal gewesen ist, — so ist doch zum Beispiel eine Kutsche vonnöthen, wonach man schicken muß, oder sonst noch Etwas . . . ohne die Dienerschaft läßt sich das aber nicht machen.

Ich schickte Philipp fort und warf mich auf mein Bett.

Ich brach nicht in Schluchzen aus, gab mich nicht der Verzweiflung hin; ich fragte mich nicht, wann und wie Alles gekommen wäre, wunderte mich nicht, daß ich nicht schon früher, nicht längst schon Argwohn gehegt hätte, — ich grollte sogar meinem Vater nicht . . . Das, was ich erfahren hatte, überstieg meine Kräfte: diese unerwartete Entdeckung erdrückte mich . . . Es war Alles vorbei Alle meine Blumen waren aus ein Mal herausgerissen worden; zerstreut und zertreten lagen sie um mich her.

XX.

Am folgenden Tage erklärte meine Mutter, sie ziehe nach der Stadt. Denselben Morgen begab sich mein Vater zu ihr in's Schlafzimmer und blieb lange allein bei ihr. Niemand hörte, was sie mit einander gesprochen, meine Mutter weinte jedoch nicht mehr; sie war ruhig geworden und forderte Speise, — zeigte sich aber nicht und änderte auch ihren Entschluß nicht. Den ganzen Tag hatte ich mich, soweit ich mich erinnere, umhergetrieben, war aber nicht in den Garten gegangen und hatte das Nebengebäude nicht ein einziges Mal angesehen. — Abends sollte ich Zeuge eines merkwürdigen Auftrittes werden: mein Vater führte den Grafen Malewsky am Arm aus dem Saale in's Vorzimmer, und sagte ihm in Gegenwart des Dieners kalt: »Vor einigen Tagen hat man in einem gewissen Hause Ew. Erlaucht die Thür gewiesen; ich will mich zwar in keine Erörterungen mit Ihnen einlassen, habe jedoch die Ehre Ihnen zu erklären, daß wenn Sie sich noch ein Mal zu mir bemühen, ich Sie zum Fenster hinauswerfen werde. Mir gefällt Ihre Handschrift nicht.« Der Graf verneigte sich, biß die Zähne zusammen, krümmte sich und verschwand.

Es begannen nun die Vorbereitungen zur Uebersiedelung nach der Stadt, in die Arbatgasse, wo wir ein Haus besaßen. Wahrscheinlich hatte auch mein Vater keine Lust mehr, länger in dem Landhause zu bleiben; allem Anscheine nach war es ihm gelungen, die Mutter zu überreden, daß sie jedes Aergerniß vermeide. Alles ward still und ohne Hast abgethan; meine Mutter ließ sich sogar der Fürstin empfehlen und ihr Bedauern ausdrücken, daß sie dieselbe, Unpäßlichkeit halber, vor ihrem Abzuge nicht mehr sehen könne. Ich ging wie im Taumel umher und wünschte nur Eines, daß nämlich Alles recht bald abgemacht sei. Ein Gedanke wollte mir nicht aus dem Kopfe: wie konnte sie, ein junges Mädchen, — und noch dazu eine Fürstin sich zu einem solchen Schritte entschließen, da sie doch wußte, daß mein Vater nicht ledig war und es ganz von ihr abhing, wäre es auch nur Belowsorow gewesen, zu heirathen? Worauf hatte sie gehofft? Wie hatte sie denn nicht fürchten müssen, ihren Ruf, ihre ganze Zukunft zu Grunde zu richten? Ja, dachte ich, das ist — Liebe, das ist — Leidenschaft, das ist — Hingebung . . . und es kamen mir oft

die Worte Luschins in's Gedächtniß: für gewisse Leute ist es eine Lust sich für Andere zu opfern.

Zufällig ward ich an einem der Fenster des Nebengebäudes Etwas Weißes gewahr. . . sollte das nicht Sinaïdes Gesicht sein? dachte ich . . . wirklich, es war ihr Gesicht. Ich hielt es nicht länger aus. Ich konnte nicht von ihr scheiden, ohne ihr ein letztes Lebewohl gesagt zu haben. Ich benutzte einen gelegenen Augenblick und begab mich hinüber.

Im Gastzimmer empfing mich die Fürstin in ihrer gewohnten unzarten, nachlässigen Weise.

— Warum brechen denn, mein Lieber, die Ihrigen schon so früh auf? sagte sie, sich dabei in beide Nasenlöcher Tabak stopfend. Ich betrachtete sie und es fiel mir ein Stein vom Herzen. Das Wort: Wechsel, welches Philipp ausgesprochen hatte, beunruhigte mich. Sie hatte keinen Verdacht, wenigstens kam es mir damals so vor. Sinaïde kam aus dem Nebenzimmer, in schwarzem Kleide, bleich, mit aufgelöstem Haar; schweigend nahm sie mich bei der Hand und führte mich mit sich fort.

— Ich hörte Ihre Stimme, begann sie, und kam sogleich herein. Es fiel Ihnen also so leicht, uns zu verlassen, Sie böses Kind?

— Ich bin gekommen Abschied von Ihnen zu nehmen, Fürstin, erwiderte ich, vermuthlich für immer. Sie haben vielleicht gehört, — wir verlassen dieses Haus.

Sinaïde blickte mich scharf an.

— Ja, ich habe es gehört. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Ich fürchtete schon, ich würde Sie nicht mehr sehen. Gedenken Sie meiner nicht im Bösen. Ich habe Sie bisweilen gequält; dennoch aber bin ich nicht die, für welche Sie mich halten.

Sie wandte sich ab und lehnte sich an das Fenster, — Wirklich, ich bin nicht so schlimm. Ich weiß, Sie haben eine schlechte Meinung von mir.

— Ich?

— Ja, Sie . . . Sie.

— Ich? wiederholte ich und das Herz erbebte in mir, wie vormals, unter dem Einflusse eines unabweislichen, unbeschreiblichen Zaubers. — Ich? Glauben Sie mir, Sinaïde Alexandrowna, was Sie auch

gethan, wie Sie mich auch gequält haben mögen, ich werde Sie lieben und verehren bis an's Ende meiner Tage.

Rasch wandte sie sich um zu mir und die Arme weit auseinanderbreitend, umschlang sie meinen Kopf und küßte mich heftig und heiß. Wer kann es wissen, wem dieser lange Abschiedskuß galt, ich aber sog dessen Wonne gierig in mich auf. Ich wußte, er werde sich nie mehr wiederholen.

— Leben Sie wohl, leben Sie wohl, rief ich aus. —

Sie entriß sich mir und verschwand Auch ich entfernte mich. Ich bin nicht im Stande jenes Gefühl zu beschreiben, unter welchem ich schied. Ich wünsche nicht, daß es jemals wiederkehre, würde mich aber für unglücklich halten, wenn ich es nie empfunden hätte.

Wir waren nach der Stadt gezogen. Es verging geraume Zeit, bevor ich mich von dem Vergangenen losmachen und wieder an meine Arbeit gehen konnte. Meine Wunde heilte nur allmählich, gegen meinen Vater fühlte ich jedoch keine böse Regung. Im Gegentheil: er kam mir in meinen Augen gewissermaßen noch größer vor . . . Psychologen mögen diesen Widerspruch, wie sie können, erklären.

Eines Tages begegnete mir, zu meiner unbeschreiblichen Freude, auf dem Boulevard — Luschin. Ich hatte ihn wegen seines geraden und aufrichtigen Charakters lieb, und dann war er mir auch durch Erinnerungen, die er in mir erweckte, theuer. Ich eilte auf ihn zu.

— Aha! sagte er, die Brauen zusammenziehend. — Da sind Sie, junger Mann! Lassen Sie doch sehen. Ihre Gesichtsfarbe ist immer noch fahl, aber in den Augen steckt nicht mehr der frühere Trübsinn. Sie sehen doch jetzt wie ein Mensch, und nicht mehr wie ein Schooßhündchen aus. Das ist gut. Nun, arbeiten Sie auch?

Ich seufzte. Lügen mochte ich nicht, schämte mich aber die Wahrheit zu gestehen.

— Nun, das thut Nichts, fuhr Luschin fort, verlieren Sie nur nicht den Muth. Die Hauptsache ist; ein regelrechtes Leben führen und sich von seinen Neigungen nicht auf Abwege reißen lassen. Wo wäre sonst der Nutzen? Wohin uns der Wogendrang führen mag, — es kommt nichts Gutes heraus; und kommt der Mensch auch auf einen Stein zu stehen, immer muß er sich fest auf den Beinen halten. Da sehen Sie, ich habe mir einen Husten geholt . . . und Belowsorow, — haben Sie davon gehört?«

— Was ist mit ihm? ich weiß Nichts.

— Er ist spurlos verschwunden, man sagt, er soll nach dem Kaukasus gegangen sein. Eine Lehre für Sie, junger Mann! Und Alles das kommt nur davon, daß sie es nicht verstehen, zur rechten Zeit sich zu trennen, das Netz zu zerreißen. Sie scheinen glücklich aus demselben entschlüpft zu sein. Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht wieder hineingerathen. Leben Sie wohl!

— Das werde ich auch nicht, dachte ich . . . ich werde sie nicht mehr sehen. Allein es war mir dennoch vorbehalten, ihr noch ein Mal zu begegnen.

XXI.

Mein Vater pflegte jeden Tag auszureiten; er hatte ein herrliches, englisches Reitpferd, einen unermüdlichen und wilden, in's Röthliche spielenden Grauschimmel, mit langem, feinem Halse und langen Beinen. Sein Name war Electric. Außer meinem Vater konnte Niemand das Pferd reiten. Ein Mal kam er, was schon lange nicht bei ihm vorgekommen war, in aufgelegter Stimmung zu mir; er war im Begriff auszureiten und hatte schon die Sporen angelegt. Ich bat ihn, er möge mich mit sich nehmen«

— Wäre es nicht besser, wir spielten Hockebock? meinte mein Vater, wie willst Du mit Deinem Klepper gleichen Schritt mit mir halten!

— Ich kann's; ich will mir auch Sporen anlegen.

— Nun, meinethalben.

Wir brachen auf. Ich ritt ein kleines, schwarzes, zottiges Pferdchen, das stark auf den Beinen und ziemlich feurig war; freilich mußte es in gestrecktem Galopp laufen, während Electric vollen Trab hielt, blieb aber doch nicht zurück. Niemals ist mir ein Reiter wie mein Vater vorgekommen; er saß so stattlich und ungezwungen leicht im Sattel, daß es das Pferd unter ihm zu fühlen und stolz darauf zu sein schien. Wir waren an allen Boulevards vorübergeritten, auf der Nonnenwiese gewesen, hatten über einige Zäune gesetzt (anfangs fürchtete ich mich, doch mein Vater verachtete hasenherzige Leute, — und ich hörte auf mich zu fürchten), kamen zwei Mal über den Moskwafluß — und ich dachte schon, daß wir nun wohl nach Hause zurückkehren würden, um so mehr, da selbst mein Vater bemerkt hatte, mein Pferd sei ermüdet — als er plötzlich von der Krimmbrücke abbog und längs dem Ufer weiterritt. — Ich folgte ihm. Als wir bei einem hohen Stoße anfgestapelter, alter Balken angekommen waren, sprang er behend von seinem Pferde, hieß auch mich absteigen und sagte, indem er mir die Zügel übergab, ich solle hier, bei den Balken, auf ihn warten; darauf bog er in eine schmale Quergasse ein und verschwand. Ich begann nun längs dem Ufer auf- und abzugehen, indem ich die Pferde an den Zügeln nachzog und Electric schalt, der beständig beim Gehen den Kopf in die Höhe warf, sich schüttelte, schnob und wieherte, und wenn ich stehen blieb, bald mit einem, bald mit dem anderen Hufen

den Boden aufriß, oder wiehernd meinen Klepper in den Hals biß, mit einem Worte, sich wie ein verzogener *pur sang* betrug. Der Vater kehrte nicht zurück. Vom Flusse stieg ein unangenehmer, feuchter Dunst herauf; es fiel ein feiner Regen, der die mir schon äußerst langweilig gewordenen, dummen grauen Balken (an welchen ich beständig vorüberkam), mit feinen, dunklen Tüpfchen bedeckte. Eine trübe Stimmung bemächtigte sich meiner bei dem langen Warten, und der Vater kam noch immer nicht. Ein Polizeiwächter von finnischer Abkunft, gleichfalls grau vom Kopf bis zu den Füßen. mit einem ungeheuren, alten, topfähnlichen Tschako auf dem Kopfe und einer Hellebarde in der Hand, (ich begreife noch heute nicht, was ein Polizeiwärter am Ufer der Moskwa zu suchen hatte), näherte sich mir und sagte, sein verschrumpftes Altweibergesicht mir zuwendend: — Was machen Sie hier mit den Pferden, junger Herr? Geben Sie her, ich will sie halten.

Ich gab ihm keine Antwort; er bat mich um Tabak. Um ihn loszuwerden (ich war ohnehin ungeduldig geworden), that ich einige Schritte in der Richtung, in welcher mein Vater sich entfernt hatte; dann ging ich bis ans Ende des Gäßchens, bog um eine Ecke und blieb stehen. In der Quergasse, etwa vierzig Schritte vor mir, stand mein Vater, den Rücken mir zugekehrt, vor dem offenen Fenster eines hölzernen Häuschens; er stützte sich mit der Brust auf das Fensterbrett, im Häuschen aber, zur Hälfte durch einen Vorhang verdeckt, saß eine Frauengestalt in dunklem Kleide und unterhielt sich mit meinem Vater; es war Sinaïde.

Ich war wie versteinert. Das hatte ich, offen gestanden, nicht erwartet. Mein erster Gedanke war zu fliehen. »Der Vater kann sich umsehen, dachte, ich, dann bin ich verloren, . . .« doch ein eigenes Gefühl, mächtiger als Neugier, mächtiger selbst als Eifersucht und als Furcht, — bannte mich an den Boden. Ich strengte mein Gesicht, mein Gehör an. Mir däuchte, mein Vater bestände auf Etwas und Sinaïde schlüge es ihm ab. Noch jetzt sehe ich ihr Gesicht vor mir; — dieses traurige, ernste, schöne Gesicht, mit dem nicht zu beschreibenden Ausdruck von Ergebung, Gram, Liebe und einer gewissen herben Resignation, — anders wüßte ich es nicht zu benennen. Es kamen nur einsilbige Reden über ihre Lippen, sie hob nicht die Augen empor und lächelte nur — ergeben und doch eigenwillig. An diesem Lächeln erkannte ich meine frühere Sinaïde wieder. Der Vater zuckte die

Achseln und drückte den Hut aus dem Kopfe zurecht, — was bei ihm jedesmal ein Zeichen von Ungeduld war . . . Darauf glaubte ich die Worte zu vernehmen: *vous devez vous séparer de cette . . .* Sinaïde richtete sich auf und streckte den Arm vor . . . Da ward ich plötzlich Zeuge eines unerhörten Vorfalles: mein Vater erhob auf einmal die Reitgerte, mit welcher er den Staub von den Schößen seines Rockes abgeklopft hatte, — es fiel ein lauter, scharfer Schlag auf diesen, bis an den Ellenbogen entblößten Arm. Ich konnte kaum einen Schrei unterdrücken, Sinaïde schrak zusammen, heftete schweigend einen Blick auf meinen Vater und den Arm an ihre Lippen führend, küßte sie die roth angelaufene Schramme auf demselben. Mein Vater schleuderte die Reitgerte weit fort und stürzte, die Stufen des Aufganges hinauf, in's Haus . . . Sinaïde wandte sich um, — streckte, den Kopf zurückgeworfen, die Arme aus und verschwand vom Fenster.

Halbtodt vor Schrecken, mit einem gewissen, angstvollen Druck auf der Seele, flüchtete ich zurück, lief das Gäßchen wieder hinauf, wobei ich den Electric beinahe hätte entwischen lassen, bevor ich das Ufer des Flusses wieder erreichte. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Zwar wußte ich, daß mein Vater, der kalte und zurückhaltende Mann, zuweilen Wuthanfällen unterworfen war, — aber dennoch konnte ich nicht begreifen, was ich dort gesehen hatte . . . Die Ueberzeugung war mir jedoch geblieben, daß ich zeitlebens jene Geberde, jenen Blick, jenes Lächeln Sinaïdes nicht zu vergessen im Stande sein würde, daß dieses Bild, dieses neue, unerwartet vor mir entstandene Bild, auf ewig meinem Gedächtnisse eingeprägt bleiben werde. Gedankenlos stierte ich in den Fluß und bemerkte nicht, daß ich Thränen vergoß. Er schlägt . . . schlägt . . . schlägt sie . . . dachte ich . . .

— Nun, was machst Du da? — führe mein Pferd her! ließ sich hinter mir die Stimme meines Vaters hören.

Mechanisch reichte ich ihm die Zügel. Er schwang sich auf sein Thier . . . das, vor Kälte zitternd, sich bäumte und einen mehr als Klafterlangen Satz nach vorn machte . . . mein Vater zügelte es jedoch augenblicklich; er drückte ihm die Sporen in die Weichen und gab ihm einen Schlag mit der Faust auf den Hals . . . Daß mir die Reitgerte fehlt! brummte er vor sich hin.

Mir fiel das Schwirren und der Schlag dieser Reitgerte ein und ich schrak zusammen.

— Wo hast Du denn dieselbe gelassen? fragte ich meinen Vater nach einer Weile.

Er gab mir keine Antwort und trabte davon Ich holte ihn ein. Mich verlangte sein Gesicht zu sehen.

— Ist Dir die Zeit in meiner Abwesenheit nicht lang geworden? fragte er mich durch die Zähne.

— Ein wenig. Wo hast Du aber Deine Reitgerte verloren? fragte ich ihn noch ein Mal.

Mein Vater warf einen hastigen Blick auf mich. — Ich habe sie nicht verloren, sagte er, ich habe sie fortgeworfen. — Er wurde nachdenklich und senkte den Kopf . . . und da wurde ich zum ersten und vermuthlich wohl auch zum letzten Male gewahr, welches zärtlichen und tiefgerührten Ausdruckes seine sonst so strengen Züge fähig waren.

Wieder trabte er davon und ich vermochte nicht mehr ihn einzuholen; ich langte eine Viertelstunde nach ihm zu Hause an.

»Ja, das ist Liebe,« sagte ich von Neuem zu mir, als ich Nachts vor meinem Schreibtische saß, auf welchem »Hefte und Bücher bereits wieder Platz gefunden hatten, »das ist Leidenschaft! . . . Wie ist es möglich, sich nicht zu empören, wenn uns, von wessen Hand es auch sei, ja selbst von der des geliebten Wesens, ein Schlag zu Theil wird! Und doch scheint es möglich zu sein, wenn man liebt . . . Und ich. . . ich hatte mir eingebildet . . .«

Der letzte Monat hatte mich reifer gemacht — und meine Liebe mit allen ihren Aufregungen und Leiden, kam mir selbst wie etwas Nichtiges, Kindisches und Erbärmliches vor, im Vergleiche zu jenem geheimnißvollen Etwas, von welchem ich kaum eine Ahnung hatte und das mir Furcht einflößte, wie ein unbekanntes, schönes, aber drohendes Gesicht, das man vergebens bemüht ist, im Halbdunkel zu unterscheiden . . .

Ich hatte in der darauffolgenden Nacht einen sonder- baren und schrecklichen Traum. Mir träumte, ich sei in ein niedriges, finsteres Gemach getreten . . . darin steht mein Vater mit einer Reitgerte in der Hand und stampft mit den Füßen; in einem Winkel kauert Sinaïde und trägt, nicht am Arme, sondern auf der Stirn, einen rothen Streif

. . . Hinter Beiden erhebt sich, ganz von Blut befleckt, Belowsorow, er thut die bleichen Lippen auf und droht zornig meinem Vater. —

Zwei Monate darauf bezog ich die Universität und ein halbes Jahr später starb mein Vater, vom Schlage gerührt, in Petersburg, wohin er kurz vorher mit meiner Mutter und mir übergesiedelt war. Einige Tage vor seinem Tode hatte er aus Moskau einen Brief bekommen, der ihn ungewöhnlich aufgeregt hatte . . . Er war zu meiner Mutter gegangen, hatte sie um Etwas gebeten und soll sogar Thränen vergossen haben, er, mein Vater! An demselben Morgen, an welchem ihn der Schlag rührte, hatte er einen Brief an mich in französischer Sprache angefangen: »Mein Sohn, schrieb er, traue nicht der Liebe eines Weibes, traue nicht diesem Glücke, diesem Gifte« . . . Nach seinem Tode schickte meine Mutter eine ziemlich bei deutende Summe Geldes nach Moskau.

XXII.

Vier Jahre waren verflossen. Ich hatte soeben die Universität verlassen, und wußte eigentlich noch nicht recht, was ich mit mir vornehmen, an welche Thür ich klopfen sollte; einstweilen trieb ich mich müßig umher. An einem schönen Abende traf ich im Theater Maidanow. Er hatte inzwischen geheirathet und war in den Staatsdienst getreten: ich fand ihn ganz unverändert. Er war noch immer, wie ehemals, Anfällen unzeitigen Entzückens, wie auch plötzlicher Muthlosigkeit unterworfen.

— Sie wissen doch, sagte er mir unter Anderem, daß Frau von Dolsky hier ist?

— Wer ist Frau von Dolsky?

— Haben Sie sie denn vergessen! die frühere junge Fürstin Sassekin, in welche wir Alle, und auch Sie, verliebt waren. Erinnern Sie sich doch, es war auf dem Landhause, dem Neskuschni gegenüber.

— Sie hat einen Herrn von Dolsky geheirathet?

— Nun ja.

— Und sie ist hier im Theater?

— Nein, aber in Petersburg. Sie ist vor Kurzem hier angekommen und im Begriff, eine Reise ins Ausland einzutreten.

— Was für ein Mensch ist ihr Mann? fragte ich.

— Ein braver Kerl, mit Vermögen. Er war in Moskau mein Amtsgenosse. Sie begreifen, — nach jener Geschichte, . . . nun, die muß Ihnen ja recht gut bekannt sein, . . . (Maidanow lächelte bedeutungsvoll) war es für sie nicht leicht eine Partie zu machen; die Sache hatte nämlich Folgen gehabt, . . . doch mit ihrem Verstande war Alles möglich. Besuchen Sie sie: es wird sie sehr freuen, Sie zu sehen. Sie ist noch schöner geworden.

Maidanow gab mir Sinaïdes Adresse. Sie war im Hotel Demuth abgestiegen. Alte Erinnerungen wurden in mir wach, . . . ich gab mir das Wort, am folgenden Tage meiner früheren »Liebe« einen Besuch abzustatten. Es kamen aber Geschäfte dazwischen: eine Woche verging, eine zweite, und als ich mich endlich in jenes Hotel begab und nach Frau von Dolsky fragte, — erfuhr ich, sie sei vor vier Tagen plötzlich im Wochenbette gestorben. Es war wie ein Stich, der mir

durchs Herz fuhr. Der Gedanke, daß ich sie hätte wiedersehen können, sie nicht wiedergesehen habe und nie wiedersehen werde, — dieser schmerzliche Gedanke bohrte sich in meine Seele mit der ganzen Gewalt eines Vorwurfes Gestorben! wiederholte ich, mit stumpfem Blicke auf den Portier, wandte mich still zur Thür und ging die Gasse entlang, ohne selbst zu wissen wohin Die ganze Vergangenheit war plötzlich wieder vor mir aufgetaucht und neuerstanden. Und das also war das Ende, das war das Ziel, welchem, in seiner ungestümen Hast, dieses junge, glühende, glänzende Leben entgegenstrebte! Das also! Ich stellte mir ihre theuren Züge, ihre Augen, ihre Locken vor, die nun im engen Kasten lagen, im feuchten Grabesdunkel, dort, nicht weit von mir, der ich noch am Leben war, und vielleicht nur einige Schritte von meinem Vater entfernt . . . Dies Alles dachte ich, strengte meine Einbildungskraft an, es mir zu vergegenwärtigen, und:

»Von theilnahmlosen Lippen kam die Todesstunde mir
»Und theilnahmlos hört' ich dieselbe an«

tönte es in meiner Seele wieder. O Jugend, Jugend! du machst Dir aus Allem Nichts! Es ist, als wären alle Schätze der Welt, Alles Dein, aus Kummer selbst erblüht für Dich Freude, Traurigkeit steht Dir, der selbstvertrauenden, kühnen, sogar gut und Du sprichst: in mir allein ist Leben, — sehet her! Und dennoch fliehen und schwinden auch Deine Tage dahin, spurlos und ungezählt, und Alles in Dir vergeht, wie Wachs an der Sonne, wie Schnee . . . Und vielleicht liegt das ganze Geheimniß Deines Zaubers, nicht in der Möglichkeit Alles zu vollbringen, — sondern in dem Wahne, Du könntest Alles vollbringen; es liegt darin, daß Du glaubst Kräfte in den Wind zu streuen, die Du ohnehin zu nichts Anderem verwendet hättest, — darin, daß Jeder von uns, alles Ernstes, sich als einen Verschwender hält, alles Ernstes glaubt, er habe das Recht zu sagen: O, was würde ich nicht Alles gethan haben, wenn ich nicht unnützerweise meine Zeit verloren hätte!

So auch ich . . . wie groß waren meine Hoffnungen, meine Erwartungen gewesen, welch' reiche Zukunft sah ich nicht vor mir und es standen mir kaum ein Seufzer, kaum ein Gefühl von Wehmuth zu Gebote, die ich dem für einen Augenblick vor mir erstandenen Schatten meiner ersten Liebe hätte widmen können!

Und was ist von alle Dem, worauf ich damals meine Hoffnung gebaut hatte, in Erfüllung gegangen? Und doch — selbst jetzt noch, da bereits abendliche Schatten über mein Leben heranzuziehen beginnen, was giebt es für mich Erfrischenderes, Theueres, als die Erinnerung an jenes rasch vorübergezogene, morgendliche Frühlingsgewitter in meinem Herzen?

Aber, ich thue mir Unrecht. Selbst damals, in jener leichtlebigen Jugendzeit, blieb ich nicht taub für die traurige Stimme, die zu mir rief, für den feierlichen Laut, der von jenseits des Grabes zu mir herüberhallte. Einige Tage, nachdem ich den Tod Sinaïdes erfahren hatte, wohnte ich selbst, von freiwilligem, unwiderstehlichem Drange getrieben, dem Hinscheiden einer armen, alten Frau bei, die in demselben Hause mit mir lebte. Von Lumpen bedeckt, auf hartem Bretterlager, mit einem Sacke unter dem Kopfe, verschied sie in Schmerzen und Pein. Ihr ganzes Leben war in stetem Kampfe gegen die tägliche Nothdurft verflossen; keine Freuden hatte sie gekannt, vom Honigseime des Glückes nicht gekostet, — wie hätte sie sich nicht, müßte man denken, auf den Tod, die Erlösung durch ihn und die Ruhe, die er in Aussicht stellte, freuen sollen? Und dennoch, solange die alten Glieder noch widerstanden, solange noch die Brust qualvoll unter der auf ihr lastenden eisigen Hand sich hob, solange noch die letzten Kräfte sie nicht verlassen hatten, — hörte die Alte nicht auf sich zu bekreuzigen und zu stammeln: Herr, vergieb mir meine Sünden! — und erst mit dem letzten Funken des Bewußtseins verschwand aus ihren Augen der Ausdruck von Scheu und Furcht vor dem Tode. Und dort, am Sterbelager der armen Alten, erinnere ich mich, wurde mir bange um Sinaïde und ich empfand das Bedürfniß, zu beten für sie, für meinen Vater und — für mich.

* *
*

Als die Geschichte beendet war, senkte Wladimir Petrowitsch den Kopf, wie in Erwartung, wer wohl zuerst das Wort ergreifen werde. Aber weder Sergei Nikolajewitsch noch der Herr vom Hause unterbrachen das Schweigen. Wladimir selbst erhob nicht den Blick von seinem Hefte.

— Es will mich bedünken, meine Herren, sagte er endlich mit erzwungenem Lächeln, daß meine Beichte, Ihnen nicht sonderlich

gefallen hat.

— Das nicht, erwiderte Sergei Nikolajewitsch aber . . .

— Nun? Aber . . .

— Ich meine, daß wir in einer eigenthümlichen Zeit leben und daß wir selbst eigenthümliche Menschen sind.

— In wie fern?

— Ja wir sind eigenthümliche Menschen, wiederholte Sergei Nikolajewitsch. — Nicht wahr, Sie haben zu dem, was Sie Ihre Beichte nennen, Nichts hinzugedichtet?

— Nichts!

— Hm! — Uebrigens das merkt man. Nun! — mir will es scheinen, daß nur in Rußland . . .

— Solch eine Geschichte möglich ist? unterbrach ihn Wladimir; ich bitte Sie!

— Sie haben mich nicht ausreden lassen. Ich wollte sagen, daß eine solche *Erzählung* nur in Rußland möglich ist.

Wladimir schwieg einen Augenblick. — Welches ist Ihre Meinung? fragte er dann, sich an den Hausherrn wendend.

— Ich theile ganz die Ansicht von Sergei Nikolajewitsch, entgegnete dieser; aber erschrecken Sie darüber nicht. Wir wollen damit nicht sagen, daß Sie deshalb ein Vorwurf trifft, im Gegentheil. Wir wollen damit nur ausgesprochen haben, daß die socialen Zustände, unter welchen wir Alle groß geworden sind, sich bei uns in ganz besonderer Weise gebildet und entwickelt haben, wie das weder früher je gewesen ist, noch auch voraussichtlich künftig je wieder sein wird. — Ihre einfache und ungeküstelte Erzählung hat uns mit einer Art von Schauder erfüllt. — Nicht daß sie uns als unsittlich verletzt hätte: sie enthüllt etwas viel Dunkleres als bloße Unsittlichkeit. Sie persönlich sind von jedem Vorwurf frei, denn Sie haben kein Unrecht begangen. Aber, jede Zeile Ihrer Erzählung durchweht, — ich weiß nicht welche — allgemeine Schuld, die Schuld eines ganzen Volkes, welche ich fast ein Nationalverbrecheu nennen möchte.

— O! welch' großes Wort für eine kleine Sache! warf Wladimir ein.

— Der Fall ist klein, die Sache aber ist es durchaus nicht.

Es giebt, ich wiederhole es, und Sie selbst fühlen das — es giebt bei uns ein Etwas, das unwillkürlich an die Worte des Marcellus im Hamlet erinnert:

»Etwas ist faul im Staate Dänemark.«

— Hoffen wir jedenfalls, daß unsere Kinder andere Geschichten aus ihrer Jugend zu erzählen haben werden und daß sie sie anders erzählen werden.

- E n d e -

Fußnote

1 Früherer Sammelnlatz aller »Straßenadvokaten« in Moskau, die auf vorübergehende arme Bittsteller lauerten.

2 Aus Mme. Cottin’s Romane.

3 Siehe Puschkin’s »Zigeuner.«

Erscheinungen.

(Eine Phantasie.)

1863.

Deutsch
von
Friedrich Bodenstedt.

Inhaltsverzeichnis

Statt des Vorwortes.
I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII. : XIX. : XX. : XXI. : XXII. : XXIII. : XXIV. : XXV.
Anmerkungen

Statt des Vorwortes.

Jedes wirkliche Kunsterzeugniß soll für sich selbst reden, auf eigenen Füßen stehen — und bedarf daher keiner vorläufigen Erklärungen und Erörterungen. Da mir indeß die Ueberzeugung fehlt, daß meine »Erscheinungen« auf den Rang einer wirklichen Kunstschöpfung Anspruch machen können, so entschließ' ich mich zu der Bitte an den Leser, der vielleicht ein Recht hat von mir etwas Ernsteres zu erwarten, in den folgenden Blättern keinerlei Allegorie oder versteckte Anspielungen zu suchen, sondern einfach darin eine Reihe von Bildern zu sehen, welche oberflächlich genug mit einander in Zusammenhang gebracht sind.

I. T.

I.

Ich konnte lange nicht einschlafen und wälzte mich unaufhörlich von einer Seite auf die andere. »Der Teufel hole diese Dummheit mit den drehenden Tischen!« dachte ich — »sie greifen nur die Nerven an . . . « Endlich überwältigte mich doch die Müdigkeit. Plötzlich kam es mir vor als erklänge im Zimmer eine Saite leise und klagend.

Ich erhob den Kopf. Der Mond stand niedrig am Himmel und schaute mir gerade in die Augen. Wie ein kreideweißer Streifen lag sein Licht auf den Dielen . . . Deutlich wiederholte sich der seltsame Klang.

Ich lehnte mich auf die Ellenbogen. Ein leiser Schauder schnürte mir das Herz zusammen. — Eine Minute verging; noch eine . . . irgendwo in der Ferne krähte ein Hahn; in noch weiterer Ferne antwortete ein anderer. Ich ließ den Kopf auf das Kissen zurücksinken. »Wohin es doch mit Einem kommen kann« — dacht' ich wieder; — »in den Ohren fängt's mir an zu klingen.«

Nach einiger Zeit überwältigte mich der Schlaf wieder, oder es war mir so als ob ich einschliefe. Ein ungewöhnliches Traumgesicht stieg vor mir auf. Mir schien, ich läge in meinem Schlafzimmer, in meinem Bette — und könnte nicht schlafen, nicht einmal die Augen schließen. Da ertönt wieder der Klang . . . Ich wende mich um . . . Die Spur des Mondes auf den Dielen beginnt sich leise zu erheben, aufrechtzustehen und sich oben leicht abzurunden. — Vor mir, wie ein Nebelgebild, steht unbeweglich eine bleiche Frau.

— Wer bist Du? frage ich mit Anstrengung.

Eine Stimme antwortet, ähnlich wie Blättergesäusel:

— Ich bin es. . . ich. . . ich. . . Ich bin Deinetwegen gekommen.

— Meinetwegen? Aber wer bist Du?

— Komm zur Nacht an die Ecke des Waldes, wo die alte Eiche steht. Dort wirst Du mich finden.

Ich will in die Züge der geheimnißvollen Frau blicken — und plötzlich fang' ich unwillkürlich an zu beben: es überrieselt mich kalt. Und ich liege nicht mehr, ich sitze auf meinem Bette — und da, wo die

bleiche Frau zu stehen schien, glänzt der Mond in langen, weißen Streifen über den Fußboden hin.

II.

Der folgende Tag verging, ich weiß nicht mehr wie. Ich erinnere mich, daß ich versuchte zu lesen, zu arbeiten . . . allein nichts wollte recht von statten gehen. Und wieder brach die Nacht an. Das Herz schlug in mir, als ob es etwas erwartete. Ich legte mich nieder, das Gesicht gegen die Wand gekehrt.

— Warum bist Du nicht gekommen? ließ sich im Zimmer ein deutliches Flüstern vernehmen.

Jählings blickt' ich auf.

Da stand sie wieder, die geheimnißvolle Erscheinung — mit den unbeweglichen Augen in dem unbeweglichen Antlitz und dem stehenden Blicke.

— Komm! ließ das Geflüster sieh auf's Neue vernehmen.

— Ich werde kommen, erwiderte ich mit unwillkürlichem Schauder.

Die Erscheinung schwebte leise vorwärts und verschwamm dann ganz vor meinen Blicken, leicht wie feiner Rauch entwallend. Und wiederum goß der Mond friedlich sein bleiches Licht über die blanken Dielen.

III.

Ich verbrachte den Tag in Aufregung. Nach dem Abendessen trank ich fast eine ganze Flasche Wein, ging auf die Freitreppe hinaus, lehrte aber zurück und warf mich auf's Bett. Das Blut rollte schwer in mir.

Wiederum ließ der Klang sich vernehmen . . . Ich erzitterte, blickte aber nicht auf. Plötzlich fühlte ich, daß Jemand dicht hinter mir mich umfaßte und mir in's Ohr rannte: »Komm, komm, komm!« . . . Vor Schrecken bebend stöhnte ich: — Ich werde kommen! — und richtete mich auf.

Die Frau stand, sich über mich neigend, dicht neben meinem Kopfkissen. Sie lächelte leise und verschwand. Dennoch gelang es mir, ihr Gesicht in's Auge zu fassen. Mir schien, als hätt' ich es schon früher gesehen; — aber wo, wann? Ich stand spät auf und schweifte den ganzen Tag im Freien umher, ging zu der alten Eiche am Saume des Waldes und spähete aufmerksam in die Runde.

Gegen Abend saß ich am offenen Fenster in meinem Kabinette. Meine alte Haushalterin stellte eine Tasse Thee vor mich hin — aber ich rührte sie nicht an . . . Ich wurde völlig an mir selbst irre und fragte mich, ob ich nicht auf dem besten Wege sei, den Verstand zu verlieren. Die Sonne war eben untergegangen — und nicht blos der Himmel stand in Glut — die ganze Luft erglühte plötzlich von einer fast unnatürlichen Röthe: die Blätter und Kräuter schimmerten wie von frischem Firniß überzogen, ohne sich zu regen. In ihrer gleichsam steinernen Unbeweglichkeit, in der scharfen Deutlichkeit ihrer Umrisse, in dieser Vereinigung kräftigen Glanzes mit Todesstille lag etwas Seltsames, Räthselhaftes. Plötzlich kam ein ziemlich großer, grauer Vogel geräuschlos herbeigeflogen und setzte sich auf den äußersten Rand des offenstehenden Fensters. Ich sah ihn an und er richtete sein rundes, dunkles Auge seitwärts auf mich. »Ist er nicht zu Dir gesandt, Dich zu erinnern?« dachte ich.

Sofort erhob der Vogel seine weichen Flügel und flog so geräuschlos davon wie er gekommen war. Ich saß noch lange am Fenster — aber ich gab mich nicht länger dem Zweifel hin: ich war wie in einen Zauberkreis gefallen — und eine unüberwindliche, wenn auch stille Kraft, riß mich fort, ähnlich der Strömung des Gießbachs, die noch weit vom Wasserfälle den Kahn fortreißt. Endlich rafft' ich

mich auf. Die purpurne Röthe der Luft war längst verschwunden; die Farben dunkelten und die zauberhafte Ruhe war zu Ende. Ein Luftzug erhob sich, der Mond stieg immer heller aus dem tiefblauen Himmel hervor — und bald spielten die Blätter der Bäume silbern und schwarz in seinem kalten Glanze. Meine alte Haushälterin trat in's Kabinet mit angezündetem Lichte, aber der Luftzug vom offenen Fenster her blies die Flamme aus. Länger konnt' ich's nicht aushalten; ich sprang auf, griff nach meiner Mütze und machte mich auf den Weg nach dem Saume des Waldes zu der alten Eiche.

IV.

In diese Eiche hatte vor vielen Jahren der Blitz eingeschlagen. Der Wipfel war zerschmettert und verdorrt, aber im Stamme war noch Leben auf Jahrhunderte geblieben. Als ich mich ihr näherte, flog ein Wölkchen über den Mond; unter den weitausgestreckten Zweigen lag tiefes Dunkel. Anfangs fiel mir nichts Besonderes auf; aber ich blickte zur Seite — und das Herz sank mir in der Brust: die weiße Gestalt stand unbeweglich neben einem hohen Strauche, zwischen der Eiche und dem Walde. Die Haare sträubten sich mir leicht auf dem Kopfe; doch ich faßte mir ein Herz und ging auf den Wald zu.

Ja, sie war es, meine nächtliche Erscheinung. Als ich näher an sie herantrat, erglänzte der Mond wieder. Sie sah aus wie aus halbdurchsichtigem, milchweißen Nebel gebildet; durch ihr Gesicht hindurch konnte ich einen leise vom Winde bewegten Zweig sehen — nur die Haare und Augen dunkelten ein wenig und an einem Finger ihrer zusammengelegten Hände glänzte ein schmaler Ring von mattem Golde. Ich blieb vor ihr stehen und wollte sie anreden; allein die Stimme erstarb mir in der Brust, obwohl ich durchaus keine besondere Furcht mehr fühlte. Ihre Augen hefteten sich auf mich: in dem Blicke lag weder Gram noch Freude, aber eine gewisse leblose Aufmerksamkeit. Ich wartete, ob sie nicht reden werde, aber sie stand unbeweglich und stumm, mich unausgesetzt mit ihrem starren Blicke ansehend. Mir wurde wieder unheimlich zu Muthe.

— Ich bin gekommen! rief ich endlich mit Anstrengung. Meine Stimme ertönte dumpf und seltsam.

— Ich liebe Dich — ließ sieh ein Geflüster vernehmen.

— Du liebst mich? wiederholte ich verwundert.

— Gehöre mir an! gab das Geflüster zur Antwort.

— Ich Dir angehören? Aber Du bist ein Gespenst — ohne Körper. — Ich fühlte mich seltsam bewegt und belebt. — Was bist Du, Rauch, Luft, Dampf? Ich dir angehören? Zuvor sag mir, wer Du bist. Hast Du auf Erden gelebt? Woher bist Du gekommen?

— Gehöre mir an. Ich werde Dir kein Leides zufügen. Sag nur diese drei Worte: nimm mich hin!

Ich sah sie an. »Was redet sie da?« dachte ich. »Was bedeutet dies Alles? Und wie will sie mich nehmen? Oder gilt's einen Versuch?«

— Nun wohlan, sprach ich deutlich, ja unerwartet laut, als ob Jemand von hinten mich stieße: Nimm mich hin!

Kaum hatt' ich diese Worte ausgesprochen, als die geheimnißvolle Gestalt, mit einem innern Lachen, von welchem auf einen Augenblick ihr Gesicht erbebte, vorwärts schwebte, ihre Hände löste und nach mir ausstreckte . . . Ich wollte entfliehen, allein ich war schon in ihrer Gewalt. Sie umschlang mich, mein Körper erhob sich eine halbe Elle über die Erde — und wir wurden beide leicht und nicht allzurasch über den unbeweglichen feuchten Rasen hinweggetragen.

V.

Anfangs wirbelte mir der Kopf — und unfreiwillig schloß ich die Augen; nach etwa einer Minute schlug ich sie wieder auf. Wir schwebten wie früher dahin. Aber der Wald war schon nicht mehr zu sehen: unter uns dehnte sich eine Ebene aus, mit schwarzen Punkten besprengt. Mit Schrecken nahm ich wahr, daß wir uns zu einer schauerlichen Höhe erhoben hatten.

»Ich bin verloren, ich bin in der Gewalt des Bösen,« durchzuckt' es mich wie ein Blitz. Bis zu diesem Augenblicke war mir der Gedanke von der Obmacht dämonischer Kräfte, von der Möglichkeit des Verderbens nicht in den Kopf gekommen. Wir schwebten unaufhaltsam weiter und schienen uns immer mehr zu erheben.

— Wohin trägst Du mich? stöhnte ich endlich.

— Wohin Du willst, erwiderte meine Gefährtin. Sie preßte sich fest an mich; ihr Antlitz berührte fast das meinige. Uebrigens fühlte ich ihre Berührung kaum.

— Laß mich nieder zur Erde; mir schwindelt in dieser Höhe.

— Gut; schließ nur die Augen und athme nicht.

Ich gehorchte — und fühlte mich sofort-niederfallen wie einen geschleuderten Stein . . . die Luft pfiff nur so durch meine Haare. Als ich zur Besinnung kam, schwebten wir wieder über dem Erdboden, so daß wir die Spitzen der Kräuter des hohen Rasens berührten.

— Stell mich auf die Füße, hub ich an. — Was ist das für ein Vergnügen zu fliegen? Ich bin kein Vogel.

— Ich dachte, daß es Dir angenehm sein würde; wir haben keinen anderen Zeitvertreib.

— Ihr? Aber wer seid Ihr denn eigentlich?

Es erfolgte keine Antwort.

— Du wagst es mir nicht zu gestehen?

— Ein klagender Ton, dem ähnlich, der mich in der ersten Nacht weckte, dröhnte mir durch die Ohren. In- zwischen schwebten wir unmerklich weiter durch die feuchte Nachtluft.

— Laß mich! rief ich. Meine Gefährtin bog sich etwas zurück — und ich stand wieder auf den Beinen.

Sie stellte sich vor mich hin und legte aufs Neue die Hände zusammen. Ich beruhigte mich und faßte sie in's Auge: ihr Antlitz zeigte wie früher den Ausdruck stummer Unterwürfigkeit.

— Wo sind wir? fragte ich. Ich erkannte die umliegenden Orte nicht.

— Fern von Deinem Hause, aber Du kannst im Augenblick da sein.

— Auf dieselbe Art, wie ich hergekommen? Muß ich mich Dir wieder anvertrauen?

— Ich habe Dir kein Leides zugefügt und werd' es nicht thun! Ich fliege mit Dir umher bis zur Morgenröthe; das ist Alles. Ich kann Dich tragen wohin Dein Gedanke nur strebt — in alle Länder der Erde. Gehöre mir an! Sag wieder: nimm mich hin!

— Wohlan . . . nimm mich hin!l Wieder umschlang sie mich, wieder enthoben sich meine Füße der Erde — und wir flogen.

VI.

— Wohin? fragte sie mich.

— Gerade aus, immer gerade aus.

— Aber dort ist ein Wald.

— Erheben wir uns über den Wald hin — aber sanft.

Wir schwebten zur Höhe wie Waldschnepfen, die auf eine Birke fliegen — und wurden weiter getragen in gerader Richtung. Statt der Kräuter zitterten setzt die Wipfel der Bäume unter unsern Füßen. Der Wald war wundersam aus der Höhe herab anzuschauen mit seinem stachlichten Rücken, vom Monde beleuchtet. Er sah aus wie ein vorsindflutliches, schlummerndes Ungeheuer und wir vernahmen sein weitgedehntes, unaufhörliches Rauschen, das wie undeutliches Brummen erscholl.

Hin und wieder öffnete sich eine kleine Lichtung und der gezackte Streifen des Schattens lag schwarz auf der einen Seite. . . Tief unten ließ sich zuweilen der klagende Schrei eines Hasen vernehmen; oben ertönte der ebenfalls klagende Schrei einer Eule. Die Luft roch nach Schwämmen, Knospen und Kräutern. Das Mondlicht ergoß sich nach allen Seiten hin, kalt und streng. Der große Bär erglänzte uns oben zu Häuptern. Plötzlich verschwand der Wald hinter uns; über das Feld spannen sich Nebelstreifen hin; da zog ein Fluß. Wir schwebten, eines seiner Ufer entlang, über Sträucher hin, welche vor Feuchtigkeit schwer unbeweglich dastanden. Die Wellen des Flusses erschimmerten bald in blauem Glanze, bald wälzten sie sich finster und wie heimtückisch dahin. Hier und dort bewegte sich seltsam ein feiner Dampf über ihnen — und die Kelche der Wasserlilien erglänzten jungfräulich und üppig in voller Entfaltung ihrer Blumenblätter, gleich als ob sie wüßten, daß es unmöglich sei, sie zu erreichen. Es wandelte mich die Lust an eine zu pflücken — und schon berührte ich die Wasserfläche. . . eine böse Feuchtigkeit schlug mir in's Gesicht, als ich den zähen Stengel der großen Blume brach. Wir flogen dann von einem Ufer zum andern hinüber wie Wasserschnepfen, welche wir hin und wieder in der That aufscheuchten und verfolgten. Mehr als einmal geschah es, daß wir auf eine Kette wilder Enten stießen, welche sich im Kreise an einem freien Plätzchen zwischen Binsen niedergelassen hatten. Sie blieben

unbeweglich sitzen; nur eine streckte hastig den Hals unter dem Flügel hervor, blickte spähend aus und barg dann geschäftig wieder den Schnabel im flaumigen Gefieders während eine andere ein kurzes leises Schnattern ausstieß, wobei ihr ganzer Körper ein wenig erzitterte. Wir scheuchten auch einen Reiher aus, der sich mit schwerfälliger Beinbewegung und unbeholfenem Flügelschlagen mühsam aus dem Gebüsch erhob. Fische schnalzten nirgends im Wasser auf — sie schliefen alle. Ich sing au, mich an die Empfindung des Fliegens zu gewöhnen und dieses sogar angenehm zu finden. Jeder, wer jemals im Traume geflogen, wird mich verstehen. Mit absonderlicher Aufmerksamkeit faßt' ich das seltsame Wesen in's Auge, welches solche Wunder an mir wirkte.

VII.

Es war eine Frau mit einem kleinen, nicht russischem Gesichte. Dieses erinnerte in seinem feinen Gemisch von Hellgrau und Weiß mit weichen Schatten an alabasterne, inwendig beleuchtete Vasen. Und wiederum kam es mir bekannt vor.

— Kann man reden mit Dir? fragte ich.

— Rede nur.

— Ich gewahr' einen Ring an Deinem Finger; Du scheinst auf Erden gelebt zu haben — warst Du verheirathet?

Ich hielt inne . . . es erfolgte keine Antwort.

— Wie heißest Du — oder vielmehr wie war Dein Name?

— Nenne mich Ellis.

— Alice! Das ist ein englischer Name! Bist Du eine Engländerin? Kanntest Du mich früher schon?

— Nein.

— Warum bist Du denn gerade mir erschienen?

— Ich liebe Dich.

— Und Du bist zufrieden?

— Ja; ich schwebe, ich kreise mit Dir in der reinen Luft umher!

— Ellis! sagte ich plötzlich — Du bist vielleicht eine Verbrecherin, eine gerichtete Seele?

Meine Gefährtin senkte ihr Haupt. — Ich verstehe Dich nicht, flüsterte sie.

— Ich beschwöre Dich im Namen Gottes, hub ich wieder an . . .

— Was sagst Du? murmelte sie verwundert. Ich verstehe Dich nicht.

Mir schien, als ob ihr Arm, der mich wie ein kalter Gürtel umschlang, sich leise bewegte.

— Fürchte Dich nicht, sagte Ellis, fürchte Dich nicht, mein Lieber! — Ihr Gesicht wandte sich und legte sich an das meine . . . Ihre Berührung erzeugte auf meinen Lippen eine seltsame Empfindung, wie von einem feinen, weichen Stachel.

VIII.

Ich blickte unter mich und gewahrte, daß wir uns schon wieder zu einer beträchtlichen Höhe erhoben hatten. Wir flogen über eine unbekannte Stadt hin, welche sich auf dem Abhange eines breiten Hügels ausdehnte. Kirchen erhoben sich ans dunklen Massen von Holzdächern und Fruchtgärten; eine lange Brücke spannte sich finster über die Krümmung eines Flusses. Alles schwieg, wie im Banne des Schlafes. Selbst die Kuppeln und Kreuze glänzten in mattem, schläfrigen Glanze. Die weißliche Heerstraße schoß lautlos wie ein Pfeil in ein Ende der Stadt hinein und kam lautlos am entgegengesetzten Ende wieder zum Vorscheine in der dunklen Weite der einförmigen Felder.

— Was ist das für eine Stadt? fragte ich.

Meine Gefährtin nannte mir einen bekannten vaterländischen Namen.

— Da sind wir weit von Haus!

— Für uns gibt es keine Entfernung.

— Wirklich nicht? So trage mich nach dem südlichen Amerika! rief ich mit plötzlichem kühnen Entschluß.

— Nach Amerika kann ich Dich nicht tragen. Dort ist es jetzt Tag.

— Ich begreife — wir sind blos Nachtvögel. Nun, so trag mich wohin Du kannst, nur etwas weiter.

— Schließ die Augen und athme nicht, antwortete Ellis — und wir flogen davon schnell wie die Windsbraut.

Mit erschütterndem Geräusch drang die Luft mir in die Ohren.

Wir hielten an, allein das Geräusch ließ nicht nach.

Im Gegentheil: es verwandelte sich in ein entsetzliches Brüllen, in ein donnergleiches Heulen . . .

— Jetzt kannst Du die Augen öffnen, sagte Ellis . . .

IX.

Ich that nach ihren Worten . . . Himmel, wo war ich? Mir zu Häupten wogten schwere, rauchige Wollens sie drängten sich zusammen wie ein Heerde tückischer Ungeheuer . . . und unter mir, tief unten dort drohte ein anderes Ungeheuer: das grimmige, wirklich grimmige Meer . . . Der weiße Schaum blitzt und zischt krampfhaft auf seinen Wasserhügeln und ihre zottigen Wogen hocherhebend, schlägt die Flut mit lautschallendem Getöse gegen mächtige, pechschwarze Felsen. Das Sturmgeheul, der eisige Hauch des schwankenden Abgrundes, der schwerfällige Reigen der Brandung, aus welcher es bald herschallt wie wimmerndes Wehklagen, bald wie ferner Kauonendonner, bald wie Glockenklang — das Knirschen und Knarren der vom Sturm und Wellenschlag gepeitschten Kiesel am Strande, das plötzliche Schreien einer unsichtbaren Möve, am finstern Horizont das schwankende Skelett oder Wrack eines Schiffes — Alles dringt wirr auf mich ein . . . der Kopf beginnt mir zu schwindeln und auf's Neue schließ' ich die Augen.

— Was ist das? Wo sind wir?

— Am südlichen Ufer der Insel Wight, vor dem Felsen Blackgany, wo so oft die Schiffe zerschellen — erwiderte Ellis diesmal mit voller Deutlichkeit und, wie mir schien, nicht ohne Schadenfreude.

— Trag mich fort, fort von hier . . . nach Hause! nach Hause!

Ich zog mich ganz zusammen, preßte mein Gesicht in die Hände . . . Ich fühlte, daß wir noch schneller als vorher flogen; der Wind wimmerte und pfiff nicht blos mehr — er fuhr mir nur so heulend durch Haare und Kleider . . . mir war, als ob die Kehle sich mir zuschnürte . . .

— Stell Dich auf die Füße, ertönte Ellis' Stimme.

Ich strengte mich an, mich zu beherrschen, das Bewußtsein wieder zu gewinnen . . . Ich fühlte festen Boden unter mir, aber hörte nichts . . . Alles schien ringsum wie ausgestorben . . . Das Blut stieg mir zu Kopfe, es sauste mir in den Ohren vor innerer Aufregung, ich war immer noch nicht schwindelfrei.

Ich richtete mich empor und öffnete die Augen.

X.

Wir befanden uns auf dem Damme meines Teiches. Gerade vor mir, durch die spitzigen Blätter der Weiden erglänzte seine weite Fläche, theilweise übersponnen von flaumigem Nebel. Zur Rechten erschimmerte matt ein Roggenfeld; zur Linken erhoben sich die Bäume des Gartens, in langen Reihen, unbeweglich und feuchtglänzend . . . Der Hauch des Morgens berührte sie schon. Am reinen, grauen Himmel zogen sich, wie Streifen Rauchs, zwei oder drei wunderlich geformte Wolken hin; der erste schwache Glanz der Morgenröthe fiel auf sie und gab ihnen einen gelblichen Anflug. Die Morgenröthe selbst war noch unsichtbar; mein Auge konnte am bleichen Horizonte den Ort entdecken, wo sie erscheinen sollte. Die Sterne verschwanden; Nichts regte sich noch, obgleich Alles schon erwachte in der bezaubernden Stille der Morgendämmernng.

— Der Morgen bricht an! — rief Ellis mir dicht in's Ohr . . . Lebwohl! Auf Wiedersehen morgen!

Ich wandte mich . . . Leicht von der Erde sich emporhebend schwebte sie an mir vorüber — und plötzlich erhob sie beide Hände über den Kopf. Dieser Kopf, diese Hände und Schultern erglühten plötzlich in einem warmen Fleischton; in den dunklen Augen sprühten lebendige Funken; ein geheimes Lächeln der Zärtlichkeit bewegte die erröthenden Lippen . . . Ich sah ein reizendes Weib vor mir . . . aber als ob sie in Ohnmacht fiele, schlug sie plötzlich zurück und zerfloß wie Dampf . . .

Ich blieb unbeweglich stehen.

Als ich wieder zur Besinnung kam und umherblickte, schien es mir, daß die warme Fleischfarbe, welche das Antlitz meiner Erscheinung umglühte, noch nicht verschwunden sei, sondern in der Lust zerfließend mich umgehe . . . Das war das Morgenroth. Mich überfiel jählings eine außerordentliche Müdigkeit und ich ging meinem Hause zu. An dem Vogelhofe vorüberkommend hörte ich das erste Morgenschnattern der jungen Gänse (kein Vogel erwacht früher als sie). Auf den Kanten der Dächer saßen eine Menge Dohlen, geschäftig, aber geräuschlos an sich herumschnäbelnd, um sich zu reinigen; scharf zeichneten sich ihre Umrisse am milchhellen Himmel ab. Zuweilen flatterten sie zusammen auf — dann, nach kurzem Fliegen,

setzten sie sich wieder in langer Reihe hin, ohne zu krächzen . . . Aus dem nahen Gehölze erschallte zweimal der heisere morgenfrische Laut des Auerhahns, welcher eben in das thauige, Erdbeerendurchwachsene Gras heruntergeflogen war . . .

Von leisem Beben durchfröstelt erreichte ich mein Bett und lag bald in tiefem Schlafe.

XI.

Als ich mich in der folgenden Nacht wieder auf den Weg machte zur alten Eiche, kam mir Ellis wie einem Bekannten entgegen. Statt mich vor ihr zu fürchten, wie gestern, freute ich mich beinahe über sie; ich dachte selbst nicht daran über das mit mir Vorgegangene Aufklärung zu verlangen; ich wollte nur weiter fliegen nach merkwürdigen Orten.

Ellis schlang ihren Arm um mich — und wir schwebten wieder davon.

— Nach Italien! flüsterte ich ihr in's Ohr.

— Wohin Du willst, Geliebter, erwiderte sie feierlich und ruhig, und ruhig und feierlich kehrte sie mir ihr Antlitz zu. Es schien mir nicht so durchsichtig zu sein wie Nachts vorher; weiblicher und ernster im Ausdruck, erinnerte es mich an jenes herrliche Geschöpf, welches vor dem Scheiben beim Morgenglühen einen Augenblick vor mir erschien.

— Die heutige Nacht ist eine große Nacht, fuhr Ellis fort. Sie kommt nur selten — wenn sieben mal dreizehn . . .

Einige Worte konnte ich nicht mehr hören.

— In dieser Nacht kann man sehen, was sonst verhüllt bleibt.

— Ellis! rief ich, wer bist Du denn? sag' mir's doch endlich!

Schweigend erhob sie ihren langen weißen Arm.

Am dunklen Himmel, dort, wohin ihr Zeigefinger wies, zwischen kleinen Sternen, schimmerte mit röthlichem Schweif ein Komet.

— Wie soll ich Dich verstehen? hub ich wieder an. Oder schwebst Du — wie dieser Komet zwischen Planeten und Sonnen hindurchzieht — als ein Mittelding zwischen den Menschen und . . . welchen andern Wesen umher?

Aber Ellis' Hand legte sich plötzlich auf meine Augen . . . wie weißer Nebel aus feuchter Ebene umfing es mich . . .

— Nach Italien! nach Italien! hört' ich sie s flüstern. — Diese Nacht ist eine große Nacht!

XII.

Der Nebel vor meinen Augen theilte sich, und ich sah unter mir eine endlose Ebene. Aber ans der warmen und weichen Luft, welche meine Wangen umfächelte, konnt' ich entnehmen, dass ich nicht mehr in Rußland war; auch diese Ebene sah unsern russischen Ebenen nicht ähnlich. Es war das eine ungeheure trübe Fläche, augenscheinlich ohne Vegatation, ganz öde. Hier und da erglänzten, über die ganze Ausdehnung hin, wie Spiegelscherben, stehende Wasser; in der Ferne zeigten sich die unbestimmten Umrisse des nicht hörbaren und unbeweglichen Meeres. Aus den Zwischenräumen, welche die mächtigen, schönen Wolken ließen, erglänzten groß und hell die Sterne; ein tausendstimmiges, unaufhörliches, aber nicht lautes Trillern erscholl von allen Seiten — und einen wunderbaren Eindruck machte dieses durchdringende und doch schläfrige Getöse, diese nächtliche Stimme der Wüste . . .

— Das sind die pontinischen Sümpfe, flüsterte Ellis — Hörst Du die Frösche? Riechst Du die Schwefeldünste?

— Die pontinischen Sümpfe . . . wiederholte ich, und ein Gefühl großartiger Traurigkeit überkam mich. — Aber warum hast Du mich hierher gebracht, in dieses traurige, verworfene Land? Fliegen wir lieber nach Rom.

— Rom ist nahe, antwortete Ellis . . . Mach Dich bereit!

Wir erhoben uns und flogen die alte Römerstraße entlang. Ein Büffel erhob langsam aus dem schlammigen Moor seinen zottigen, ungeheuerlichen Kopf, mit den kurzen, borstigen Schöpfen zwischen den schief zurückgebogenen Hörnern. Er zeigte das Weiße seiner stumpfsinnig bösen Augen und schnaubte, schwer mit den feuchten Nasenlöchern, gleich als ob er uns röche.

— Rom, Rom ist nahe . . . flüsterte Ellis. — Schau vorwärts, vorwärts . . .

Ich erhob die Augen.

Was dunkelt dort am Saume des nächtlichen Himmels? Sind das die Bogen einer kolossalen Brücke? Ueber welchen Strom führt sie? Warum ist sie stellenweise unterbrochen? Nein, das ist keine Brücke, sondern eine alte Wasserleitung. Rings dehnt sich der geheiligte Boden der Campagna aus; dort fern erheben sich die Albanischen

Berge — ihre Gipfel und der graue Rücken der alten Wasserleitung erglänzen matt in den Strahlen des eben erst aufgehenden Mondes . . .

Plötzlich schwangen wir uns hoch durch die Luft und blieben schweben vor einer einsamen Ruine. Niemand vermöchte zu sagen was sie früher war: ein Grabmal, ein Palast oder Thurm . . . Dunkler Epheu umramte sie mit all seiner tödtlichen Gewalt — unten aber gähnte wie ein Nachen ein halbeingefallenes Gewölbe. Schwerer Grabesgeruch wehete mir aus der Brust dieser kleinen, dicht zusammengefügten Steine entgegen, mit welchen die marmorne Bekleidung der Mauer längst abgebröckelt war.

— Hier, rief Ellis und erhob die Hand: Hier! — Sprich laut, dreimal nach einander den Namen eines großen Römers aus.

— Was wird dann geschehen?

— Das wirst Du sehen.

Ich dachte ein wenig nach. — Divus Cajus Julius Caesar! rief ich plötzlich. Divus Cajus Julius Caesar! wiederholte ich gedehnt; — Caesar!

XIII.

Die letzten Klänge meiner Stimme waren kaum verhallt, als ich vernahm . . .

Es ist schwer genau zu beschreiben was ich hörte. Anfangs klang es wie dumpfes, dem Ohr kaum vernehmbares, aber sich immer wiederholendes Drommetengesehmetter und Händeklatschen. Es war, als ob irgendwo, in grauer Ferne, in bodenloser Tiefe plötzlich eine zahllose Menschenmenge sich in Bewegung setzte — und aufsteigend, vordrängend, durcheinander woge, sich untereinander zurufe, kaum hörbar wie im Traume, nach tiefem, vieljahrhundertlangem Schlafe. Dann wirbelte und dunkelte die Luft über dem Abgrunde . . . Undeutlich tauchten vor mir in der Ferne Myriaden Schatten aus, Millionen Umrisse, da abgerundet wie Helme, dort spitz aufstarrend wie Spieße; die Strahlen des Mondes stoben wie schnellverglimmende bläuliche Funken auf diesen Spießen und Helmen umher — und diese ganze Heerschaar, diese wogende Masse bewegte sich näher und näher, immer wachsend und anschwellend . . . Eine unbeschreibliche Anstrengung trieb sie vorwärts, eine Anstrengung, als ob sie sich stark genug fühlten die ganze Welt aus den Fugen zu heben; aber keine Gestalt war deutlich zu erkennen . . . Und plötzlich erschien es mir, als geschehe ein Zittern und Beben weitum, als ob gewaltige Wogen zurückprallend sich theilten . . . Caesar, Caesar venit!« erschollen Stimmen, ähnlich dem Rauschen der Blätter, durch welche jählings der Sturm braust . . . ein dumpfer Schlag erdröhnte, und ein bleiches, strenges Haupt, mit einem Lorbeerkranze, die Augenlider gesenkt, das Haupt des Imperators erhob sich langsam aus dem Abgrunde . . .

Die Sprache hat keinen Ausdruck für den Schrecken, der mir bei diesem Anblick das Herz zusammenschnürte.

Mir war es als ob ich aus der Stelle sterben müßte, wenn dieser Kopf seine Augen ausschlüge, seine Lippen öffnete.

— Ellis! stöhnte ich — ich will, ich mag nicht länger weilen, ich mag dieses Rom, dieses rauhe, furchtbare Rom nicht . . . fort, fort von hier!

— Kleinmüthiger! flüsterte sie — und wir flogen weiter. Ich hörte noch hinter mir den eisern dröhnenden, diesmal lauten Ruf der Legionen . . . dann wurde Alles finster und still.

XIV.

— Sieh Dich um — sagte Ellis — und beruhige Dich.

Ich gehorchte — und, ich erinnere mich: der erste Eindruck war so süß, daß ich nur seufzen konnte. Ein bläulich rauchfarbiges, silbernweiches Etwas — es war weder Licht noch Nebel — umhüllte mich von allen Seiten. Anfangs unterschied ich nichts; mich blendete dieser himmelblaue Glanz — aber nach und nach traten die Umrisse prächtiger Berge und Wälder hervor; ein See wogte unter mir mit in der Tiefe zitternden Sternen, mit dem schmeichelnden Rauschen der Brandung. Orangenduft drang mir entgegen wie eine Welle und mit ihm zugleich kamen an mein Ohr die reinen Töne einer jugendlich weiblichen Stimme. Dieser Duft, diese Töne zogen mich nur so zur Erde, und ich fing an herunterzuschweben, herunter einem prachtvollen marmornen Schlosse zu, welches gastlich einladend zwischen Cypressenhainen schimmerte. Die Töne stoßen aus seinen weitgeöffneten Fenstern; die Wogen des Sees, mit Blumenstaub übersäet, plätscherten an seine Mauern — und gerade gegenüber, ganz umkleidet vom dunklen Grün der Pomeranzen und Lorbeerbäume, ganz umflossen von glänzendem Duft, ganz übersäet mit Statuen, edelgeformten Säulen und Tempelhallen, erhob sich aus dem Schoße des Wassers eine hohe, runde Insel . . .

— Isola Bella! sagte Ellis . . . Lago Maggiore . . .

Ich erwiderte nur: Ah! und fuhr fort mich herabzulassen. Die weibliche Stimme ertönte immer lauter, immer heller im Schlosses unwiderstehlich zog es mich hin zu ihr; ich wollte in das Antlitz der Sängerin sehen, welche solche Nacht durch solche Töne beseelte. Wir hielten vor dem Fenster an. In der Mitte des Zimmers, welches im pompejanischen Geschmack eingerichtet war und überhaupt mehr einer antiken Halle als einem modernen Salon ähnlich sah, umringt von griechischen Bildsäulen, etruskischen Vasen, seltenen Gewächsen, Geweben, von oben beleuchtet durch die sanften Strahlen zweier Lampen in kristallenen Kugeln — saß am Flügel eine junge Frau. Den Kopf leicht zurückgebogen und die Augen halbgeschlossen, sang sie eine italienische Arie; sie sang und lächelte — Sie lächelte . . . und der Faun des Praxiteles, träge, jung wie sie, verzärtelt, wollüstig, schien ihr entgegenzulächeln aus seiner Ecke, hinter den Zweigen des

Oleander her, durch den feinen Rauch, der aus dein bronzenen Räucherfaß, auf alterthümlichem Dreifuß ruhend, sich erhob. Die junge Schöne war allein. Bezaubert von den Tönen, der Schönheit, dem Glanze und Wohlgeruche der Nacht, bis in's innerste Herz bewegt von dem Schauspiel dieses jungen, friedlichen, lichten Glücks, vergaß ich gänzlich meine Gefährtin, vergaß in welcher wundersamen Weise ich Zeuge dieses mir so fernen, so fremdartigen Lebens geworden — und ich wollte mich schon der Sängerin nähern, sie anreden . . .

Plötzlich erdröhnte mein ganzer Körper von einem heftigen Stoße. Ich sah mich um . . . Ellis' Gesicht war — bei all seiner Durchsichtigkeit — finster und drohend; in ihren jäh aufgeschlagenen Augen brannte unheimliche Bosheit . . .

— Fort! flüsterte sie ingrimmig, und wieder spürt' ich Wirbelwind, Finsterniß und Schwindel . . . Nur klang mir diesmal nicht der Ruf der Legionen, sondern die Stimme der Sängerin, auf einer hohen Note aushaltend, in den Ohren nach . . .

Wir hielten an. Dieselbe Note klang immer noch fort, ich konnte ganz deutlich wahrnehmen, daß es dieselbe war, obgleich ich eine ganz andere Luft, einen ganz anderen Geruch um mich spürte . . . Mich umwehete eine stärkende Frische, wie von einem großen Strome kommend — und es roch nach Heu, Rauch, Hanf. Einer langgedehnten Note folgte eine zweite, dann eine dritte, aber mit so unzweifelhafter Schattirung, mit so bekannten, heimathlichen Läufen, daß ich mir gleich sagte: »Das ist ein Russe, der ein russisches Lied singt« — und in demselben Augenblick wurde Alles um mich hell.

XV.

Wir befanden uns an einem flachen Ufer. Zur Linken dehnten sich in endloser Weite abgemähte Wiesen aus, mit hochaufgeschichteten Heuhaufen; zur Rechten zog sich in ebenso endloser Weite der glatte Spiegel des wasserreichen Stromes hin. Unfern des Ufers wiegten sich große, dunkle, vor Anker liegende Barken leise hin und her, ihre schlank zugespitzten Masten wie Zeigefinger bewegend. Aus einer dieser Barken drangen zu mir die Töne einer klangvollen Stimme herüber und es flackerte darin ein kleines Feuer, dessen langer, rother Wiederschein sich zitternd im Wasser spiegelte. Hin und wieder, sowohl auf dem Wasser wie auf dem Felde, aber nicht deutlich zu unterscheiden, ob nah oder fern, schimmerten andere kleine Feuer, bald scheinbar verschwindend, bald wieder große Strahlen schießend; die zahllosen Grashüpfer mit ihrem unaufhörlichen Geschwirre machten einen Lärm, der dem Gequäcke der Frösche in den pontinischen Sümpfen nichts nachgab — und unter dem wolkenlosen, aber tiefhängenden, dunkeln Himmelsgewölbe schrieen hin und wieder Vögel, die sich den Blicken entzogen.

— Wir sind in Rußland? fragte ich Ellis.

— Dies ist die Wolga, antwortete sie.

Wir schwebten das Ufer entlang. — Warum hast Du mich hinweggetragen von dort, ans jenem herrlichen Lande? fragte ich. — Mißgönntest Du mir mein Glück, oder ist nicht die Eifersucht in Dir erwacht.«

Die Lippen Ellis' erzitterten leise und in ihren Augen funkelte wieder der Zorn, aber bald nahm ihr Gesicht auf's Neue den Ausdruck völliger Starrheit an.

— Mich verlangt nach Hause, sagte ich.

— Wart, wart, erwiderte Ellis. — Die heutige Nacht — ist eine große Nacht. Sie kehrt sobald nicht wieder. Du kannst Zeuge sein . . . warte noch! — Und wir flogen plötzlich über die Wolga, in schräger Richtung dicht über die Wasserfläche hin, niedrig und stoßweise, wie die Schwalben vor dem Gewitter. Breite Wellen leuchten schwer unter uns, der schneidende Stromwind schlug uns mit seinem kalten, kräftigen Flügel . . . Das hohe rechte Ufer begann sich im Halbdunkel

vor uns zu erheben. Es zeigten sich uns steile Berge mit mächtigen Spalten und Rissen. Wir näherten uns ihnen.

— Ruf: Sarin Nakischko! flüsterte Ellis mir zu.

Ich erinnerte mich des Grausens, das über mich kam beim Erscheinen der römischen Legionen, ich fühlte eine Müdigkeit und eine seltsame Wehmuth, das Herz schmolz mir gleichsam in der Brust — ich wollte die verhängnißvollen Worte nicht aussprechen, ich wußte vorher, daß auf meinen Ruf (wie in der Wolfsschlucht des »Freischütz«) etwas Ungeheuerliches erscheinen werde — allein meine Lippen öffneten sich gegen meinen Willen und, ebenfalls gegen meinen Willen, rief ich mit schwacher, angestrengter Stimme: Sarin Nakischko![1]

XVI.

Erst blieb Alles still, gerade wie damals vor der römischen Vision — aber plötzlich schlug an meine Ohren ein ganz nahes rohes, bäurisches Gelächter — und irgend ein Körper fiel stöhnend in's Wasser und fing an zu glucksen . . . Ich schaute mich um nirgends war etwas zu sehen — aber vom Ufer sprang das Echo zurück; und zu gleicher Zeit erhob sich jählings von allen Seiten ein betäubender Lärm. Was scholl Alles in diesem Chaos von Tönen durcheinander! Schreien und Wimmern, wüthendes Schimpfen und maßloses Lachen (dieses Lachen übertönte Alles), Ruder- und Beilschläge, ein Krachen wie von gesprengten Thüren und aufgebrochenen Koffern, Knarren von Takelwerk und Rädern, Hufschlag rennender Pferde, Sturmläuten und Kettengerassel, das dumpfe Tosen, Knistern und Brausen einer Feuersbrunst, das Singen Betrunkener und wirrer Wortstreit, trostloses Weinen, jammervolles Flehen Verzweifelnder — und befehlende Rufe, das Röcheln Sterbender und keckes Pfeifen, Kreischen und Stampfen Tanzender . . . »Schlag ihn todt! Hängt ihn! Ersäuft ihn! Schlag ihm den Kopf ab! Gleich! Gleich! So recht! Kein Mitleid!« — Diese Worte konnt ich deutlich hören — ich hörte sogar das stoßweiße, heftige Athmen der Erschöpften — und inzwischen war ringsum, soweit die Augen reichten, nichts zu sehen, nichts hatte sich verändert: der Strom floß dicht an uns vorüber, geheimnißvoll, fast drohend; selbst das Ufer sah noch öder und verwildeter aus als früher — das war Alles.

Ich wandte mich um zu Ellis, aber sie legte den Finger an die Lippen . . .

— Stephan Timoféitsch![2] Stephan Timoféitsch kommt! — erscholl es ringsum — unser Väterchen kommt, unser Ataman, unser Ernährer! — Erst sah ich so wenig wie vorher, dann schien es mir ich fühlte, als ob eine mächtige Gestalt sich gerade auf mich zu bewege. . . — Frolka! wo bist Du, Hund? — erdröhnte eine fürchterliche Stimme . . . Zünde an von allen Seiten — unter das Beil mit den Weißhändigen!

Mich berührte es wie die Glut einer nahen Flamme, ein bitterbrandiger Geruch drang mir in die Nase, und in demselben Augenblicke spritzte mir etwas Warmes, wie Blut, in's Gesicht und auf die Hände . . . Ringsum gellte ein wildes Lachen . . .

Ich verlor das Bewußtsein — und als ich wieder zu mir kam, schwebt' ich mit Ellis den bekannten Saum meines Waldes entlang, gerade auf die alte Eiche zu . . .

— Siehst Du den Weg? sagte Ellis . . . Dort wo der Mond trübe scheint und die zwei Birken stehen? . . . Willst Du dorthin?

Ich fühlte mich so zerschlagen und erschöpft, daß ich zur Antwort nichts murmeln konnte, als: »Nach Hause . . . nach Hause.«

— Du bist zu Hause, entgegnete Ellis.

Ich stand in der That gerade vor der Thüre s meines Hauses — allein. Ellis war verschwunden. Der herbeigelaufene Hofhund umschnüffelte und betrachtete mich argwöhnisch — und lief dann bellend wieder davon.

Ich schleppte mich mit Mühe an's Bett, und schlief unausgekleidet ein.

XVII.

Am folgenden Morgen hatte ich Kopfschmerz und konnte kaum auf den Füßen stehen; doch beachtete ich meine körperlichen Zustände wenig: die Reue zernagte mich, ich erstickte vor Aerger.

, Ich war im höchsten Grade mit mir unzufrieden.

»Kleinmüthiger! — wiederholt' ich mir unaufhörlich: ja — Ellis hatte Recht.

Weshalb fürchtete ich mich?« Wie konnt' ich nur solche Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen! . . . Ich hätte Cäsar selbst sehen können und ich kam um vor Furcht, zitterte und scheute zurück wie ein Kind vor der Ruthe. Stenko Rasin das war freilich etwas ganz Anderes. Als Edelmann und Landbesitzer. Uebrigens, warum blieb ich auch dabei nicht ohne furchtsame Anwandlungen? Kleinmüthiger! Kleinmüthiger! . . .

— »Aber hab' ich das Alles nicht etwa blos im Traume gesehen,« fragte ich mich endlich. Ich rief meine Haushälterin.

Marfa, um welche Stunde hab' ich mich gestern schlafen gelegt? Erinnerst Du Dich wohl?

— Ja, wer kennt sich bei Dir aus, mein Ernährer . . . Es war schon spät. In der Dämmerung bist Du fortgegangen von Haus; aber es war schon nach Mitternacht als ich das Schallen Deiner Stiefelabsätze im Schlafzimmer hörte. Es ging schon stark auf den Morgen zu — wahrhaftig. In der vorhergehenden Nacht war's ebenso. Dich haben gewiß Sorgen umhergetrieben.

— Also — dachte ich — unterliegt mein Fliegen wirklich keinem Zweifel! Nun, wie seh' ich denn heute aus? fügte ich laut hinzu.

— Wie Du heute aussiehst? Wart, ich werde Dich genauer betrachten. Du bist ein wenig abgemagert und bleich geworden, mein Ernährer: es ist als hättest Du auch nicht Einen Tropfen Bluts im Gesichte.

Mich schauderte ein wenig bei diesen Worten . . . Ich entließ Marfa.

»Das ist zum Sterben oder — um den Verstand zu verlieren,« sagte ich zu mir selbst, nachdenklich am Fenster sitzend. »Das kann und darf so nicht fortdauern. Das ist gefährlich. Und wie mir das Herz! so seltsam schlägt! Wenn ich fliege, ist es mir immer als ob Jemand mir

am Herzen sauge, oder als ob etwas herausträufle, etwa wie im Frühling der Saft aus den Birken, wenn ein Beilhieb sie trifft, oder ein Loch hineingebohrt wird. Das ist traurig und geht nicht mit rechten Dingen zu. Und nun gar Ellis! Sie spielt mit mir wie die Katze mit der Maus . . . übrigens wird sie es kaum böse mit mir meinen. Ich werde mich ihr zum letztenmal anvertrauen und mich satt sehen. Wenn sie aber mein Blut trinkt? Das wäre fürchterlich. Außerdem kann dieses so rasche Schweden von einem Orte zum andern nicht unschädlich sein. Sagt man doch, daß es in England verboten sei, mehr als Werste auf der Eisenbahn in einer Stunde zurückzulegen . . .«

So grübelte ich für mich hin und her — allein in der zehnten Stunde Abends stand ich schon wieder vor der alten Eiche.

XVIII.

Die Nacht war düster, kalt und feucht; in der Luft roch es nach Regen. Ich war erstaunt, Niemand unter der Eiche zu finden; ich umschritt sie einige Male, ging bis dicht zum Saume des Waldes, ließ die Augen spähend durch das Dunkel umherschweifen . . . Alles war öde. Ich wartete ein wenig, dann rief ich einige Male hintereinander *Ellis*, immer lauter und lauter . . . allein sie erschien nicht. Mir wurde traurig zu Muthe, ich fühlte mich wie gekränkt; alle meine früheren Befürchtungen waren verschwunden; ich konnte mich in den Gedanken nicht finden, daß meine geheimnißvolle Gefährtin nicht zu mir zurückkehren werde.

— Ellis! Ellis! Komm! Wär es möglich, daß Du nicht wieder zu mir kämest? rief ich zum letzten Male.

Ein Rabe, den mein Rufen geweckt hatte, schwang sich plötzlich in den Gipfel des benachbarten Baumes und schlug heftig mit den Flügeln, sich in den Zweigen verwirrend . . . Aber Ellis erschien nicht.

Mit gesenktem Haupte machte ich mich auf den Weg nach Hause. Vor mir dunkelten schon die Weiden auf dem Damme des Teiches, und das Licht in meinem Zimmer glitzerte zwischen den Apfelbäumen des Gartens, es glitzerte und verbarg sich abwechselnd wie ein über mich wachendes Menschenauge — da plötzlich vernahm ich ein feines Pfeifen hinter mit in der schneidenden Luft, und fühlte mich mit Einemmale von oben bis unten umfaßt und umschlungen . . . So packt der Bienenfalke mit den Klauen eine Wachtel, auf die er gestoßen . . . Ellis war es, die sich so an mich geschwungen hatte. Ich fühlte ihre Wange an meiner Wange, den Ring ihres Arm's um mich geschlungen, und wie ein scharfer, kalter Luftzug drang mir ihr Geflüster in's Ohr: »Da bin ich auch.« Furcht und Freude bewegten mich zu gleicher Zeit . . Wir erhoben uns nur wenig über die Erde.

— Du wolltest heute nicht kommen? fragte ich.

— Und hast Du Dich wirklich nach mir gesehnt? Liebst Du mich? O Du bist mein!

Ellis' letzte Worte beunruhigten mich . . . Ich wußte nicht was ich sagen sollte.

— Man hat mich zurückgehalten — fuhr sie fort — man hat mich bewacht.

— Wer kann Dich zurückhalten?

— Wohin willst Du? fragte Ellis, wie gewöhnlich auf meine Frage nicht antwortend.

— Trag mich nach Italien, auf jene Insel — Du erinnerst Dich?

Ellis bog sich leicht zurück und schüttelte abweisend den Kopf.

Da bemerkte ich zum Erstenmale, daß sie aufgehört hatte durchsichtig zu sein. Und es kam mir vor, als sei ihr Gesicht körperlicher und lebensvoller geworden. Ueber das neblige Weiß hatte sich in seiner Schattirung eine helle Röthe ergossen. Ich sah ihr in die Augen, und es überrieselte mich: in diesen Augen bewegte sich etwas, langsam, aber ununterbrochen, unheimlich — der Bewegung einer erstarrten Schlange ähnlich, welche in der Sonne wieder warm wird.

— Ellis! rief ich; wer bist Du? Sag mir, wer bist Du?

Sie zuckte blos die Achsel.

7 Ich wurde ärgerlich — ich wollte mich an ihr rächen, — und plötzlich fuhr es mir durch den Kopf ihr zu befehlen mich geradeswegs nach Paris zu tragen. Da wird Nahrung für Deine Eifersucht sein — dachte ich. — Ellis! sprach ich laut: Fürchtest Du die großen Städte nicht? Paris, zum Beispiele?

— Nein.

— Nicht? Auch die Plätze nicht, wo es so hell ist wie auf den Boulevard?

— Das ist kein Tageslicht.

— Vortrefflich! So trag mich gleich auf den *Boulevard des Italiens!*

Ellis warf mir das Ende ihres langherabhängenden Aermels über den Kopf. Sogleich umgab mich eine Art lichten Dunkels, mit einschläferndem Mohnduft. Alles verschwand mit Einemmale: jedes Licht, jeder Ton — und bis aus ein Geringes auch das Selbstbewußtsein. Nur ein allgemeines Gefühl des Lebens blieb zurück — und das war durchaus nicht unangenehm.

Plötzlich verschwand die Finsterniß; Ellis nahm mir den Aermel vom Kopfe und ich erblickte unter mir ein Labyrinth von Gebäuden, voll Glanz, Leben und Lärm . . . Ich sah Paris.

XIX.

— Ich war früher schon öfter in Paris gewesen und erkannte deshalb auf der Stelle den Ort wohin Ellis ihren Flug genommen hatte. Es war der Tuileriengarten, mit seinen alten Kastanienbäumen, eisernen Gittern, festungsähnlichem Aussehen und mit seinen thierähnlichen Zuaven als Wachen. Vorüberschwebend an dem Schlosse, vorüberschwebend an der Kirche *St. Roq*, auf deren Stufen der erste Napoleon zum Erstenmale französischer Blut vergoß, hielten wir hoch über dem *Boulevard des Italiens* an, wo der dritte Napoleon nach dem Beispiele des ersten handelte, und mit gleichem Erfolge. Haufen Volkes, junge und alte Stutzer, Blousenmänner, Frauen in prächtigen Kleidern drängten sich durcheinander; vergoldete Restaurants und Cafes erschimmerten lichterhell; Omnibusse, Wagen jeder Art und jeden Ansehens rollten den Boulevard entlang; ein buntes Schimmern, Lärmen und Drängen überall wohin das Auge schweifte . . . Aber seltsam! ich führte nicht das mindeste Verlangen, meine reine, dunkle, lustige Höhe zu verlassen, um mich diesem menschlichen Ameisenhaufen zu nähern. Es schien als ob ein heißer, schwerer, betäubender Dunst von dort aufstiege, weder gerade wohlriechend, noch widerwärtig. Ich schwankte . . . da plötzlich drang schrill wie das Klirren von Eisenstangen die Stimme einer Straßenlorette zu mir herauf; wie eine freche Zunge streckte sich mir gleichsam diese Stimme entgegen; sie berührte mich wie der Stachel irgendwelchen Ungeziefers. Ich stellte mir danach sofort ein steinernes, starkbackenknochiges, gieriges, gemeines Pariser Gesicht vor, wuchernde Augen, weiße und rothe Schminke, hochtoupirtes Haar und ein Bouquet heller künstlicher Blumen unter dem zugespitzten Hute, abgeschabte Nägel wie Krallen, eine unförmliche Krinoline . . . Ich stellte mir zu gleicher Zeit auch unsern Bruder aus der Steppe vor, wie er der feilen Puppe auf Schritt und Tritt folgt . . . Ich stellte ihn mir vor, wie er, seine äußerste Confusion unter dem Anschein der Grobheit bergend, gewaltsam schnarrend beim Sprechen, die Manieren eines Pariser Gercon nachzuahmen sucht, wie er pfeift, grunzend lächelt, schmeichelt, und schwänzelt — und ein Gefühl des Ekels überkam mich . . . »Nein,« dachte ich, »hier wird Ellis nicht eifersüchtig werden . . .«

Inzwischen bemerkt' ich, daß wir uns allmählig der Erde mehr näherten . . . Paris kam uns mit all seinem Lärm und Qualm entgegen . . .

— Halt! wandte ich mich zu Ellis. Es ist unmöglich, daß es Dir hier nicht schwül und übel zu Muthe wird.

— Du hast mich selbst gebeten, Dich hierher zu tragen.

— Ich gesteh' es Dir, die Schuld liegt an mir, ich nehme mein Wort zurück. Trag mich fort von hier, Ellis, ich bitte Dich. Sieh nur — wahrhaftig, da hinkt auch der Fürst Kulmametow auf dem Boulevard herum, und sein Freund Sergius Waraxin winkt ihm mit der Hand und ruft: Iwan Stepanitsch, *allons souper! j'ai engagé Rigolboche* selbst!l« Trag mich schnell hinweg von diesen *Mabile*- und *Maison dorée*, von diesem Jockeyclub und Figaro, von diesen rasirten Soldatenstirnen und übertünchten Kasernen, von diesen *sergeants de ville* mit ihren Knebelbärten und Gläsern trüben Absynths, von diesem Dominospiel in den Cafés und dem Spiel an der Börse, von diesen rothen Bändchen, die nicht blos im Knopfloche der Fracks und Röcke, sondern sogar im Knopfloche des Ueberrocks schimmern, von *Monsieur de Foua*, dem Erfinder »*de la spécialité du mirage*« und von den Gratis-Consultationen des *Dr. Charles Albert,* von den liberalen Vorlesungen und den officiellen Brochüren, von den Pariser Komödien und Pariser Opern, von dem Pariser Witz und der Pariser Unwissenheit . . . fort! fort! Fort!

— Blick nieder, antwortete Ellis: Du bist schon nicht mehr über Paris.

Ich senkte das Auge . . . richtig: Eine dunkele Ebene, hier und da von hellen Wegfluren durchschnitten, dehnte sich unter uns, und nur hinten am Horizonte, der Röthe einer ungeheuern Feuersbrunst ähnlich, glänzte der Wiederschein der zahllosen Lichter der Hauptstadt der Welt.

XX.

Wieder fiel eine Hülle über meine Augen . . . wieder verlor ich das Bewußtsein. Endlich sank die Hülle.

Was seh' ich dort unter mir? Was für ein Park ist das mit zugestutzten Lindenalleen, mit abgerundeten Rothtannen wie Sonnenschirme, mit Säulenhallen und Tempeln im Pompadour-Geschmacke, mit Bildsäulen von Satyrn und Nymphen aus der Schule Bernini's, mit Rococo-Tritonen in der Mitte gewundener Teiche, mit diesen verzierten niedrigen Geländern aus geschwärztem Marmor? Ist das nicht Versailles? Nein, es ist nicht Versailles. Ein kleines Schloß, ebenfalls Rococo, lugt dort hinter der Menge krauser Eichen hervor. Der Mond scheint trübe, von Dünsten verhüllt, und auch über der Erde ein feiner Dampf ausgebreitet. Das Auge vermag nicht zu unterscheiden, ob es Mondschein oder Nebel ist, was sich da zeigt. Dort auf einem der Teiche schläft ein Schwan; sein langer Rücken schimmert wie gefrorener Steppenschnee, und dort funkeln Leuchtwürmchen wie Diamanten im bläulichen Schatten zu Füßen der Statuen.

— Wir sind in der Nähe von Mannheim, sagte Ellis: — das da ist der Schwetzinger Garten.

— So sind wir in Deutschlands dachte ich und fing an zu lauschen. Alles war still; nur von einer Seite her, einsam und unsichtbar, plätscherte eine Quelle. Es war, als ob sie immer ein und dasselbe Wort wiederholte: »Ja, ja, immer ja!l« Und plötzlich schien es mir, als ob gerade in der Mitte einer der Alleen, zwischen Mauern beschnittenen Grüns, ein Kavalier auf hohen, rothen Absätzen, in goldgesticktem Gewande und mit gekräuselten Manschetten, einen leichten Stahldegen an der Seite, einherschreitend, einer Dame mit gepuderter Thurmfrisur und Schönpflästerchen geziert, die Hand reiche . . . Seltsame, bleiche Gesichter! . . . Ich will sie mir näher ansehen — aber sie sind schon verschwunden. Nur das Wasser plätschert weiter in seiner einförmigen Weise.

— Das sind Träume, die dort umgehen, flüsterte Ellis — gestern waren ihrer viele zu sehen . . . viele. Heute lassen sich kaum diese Träume noch von dem menschlichen Auge sehen, Vorwärts! vorwärts! Wir schwangen uns höher empor und flogen weiter. So

eben und gleichmäßig war unser Flug, daß es schien, als ob wir uns selbst nicht bewegten, sondern umgekehrt Alles sich uns entgegen bewegte. Dunkle, wogenförmig geschwungene waldbedeckte Berge tauchten auf; sie wuchsen und streckten sich zu uns empor. Da sehen wir sie schon dicht unter uns mit all ihren Krümmungen, Wendungen, Einschnitten, schmalen Wiesen, mit Feuerpunkten in den schlummernden Dörfern und raschen Bächen in den Thalgründen; aber vorn tauchen wieder andere Berge auf . . . Wir sind im Herzen des Schwarzwaldes.

Berge, lauter Berge . . . und Waldung, prächtige, alte, mächtige Waldung. Der nächtliche Himmel ist klar: ich kann jede Art von Bäumen unterscheiden, besonders die majestätischen Silbertannen mit ihren weißen, schlanken Schäften. Hier und da am Saume der Waldung zeigen sich Rehe; zierlich und leicht stehen sie da auf ihren dünnen Beinen, allerliebst die Köpfe drehend und ihre großen rohrförmigen Ohren aufrichtend. Die Ruinen eines Thurmes strecken traurig vom Gipfel eines nackten Felsen ihre halbzertrümmerten Zacken empor; über dem alten, verwitterten Gemäuer schimmern jetzt friedlich die goldenen Sterne. Von einem kleinen, beinahe schwarzen See erschaut, wie eine geheimnißvolle Klage, stöhnender Unkenruf. Noch andere, langgezogene, wehmüthige Laute, den Tönen der Aeolsharfe gleich, klangen in mein Ohr . . . Da ist es, das wundersame Land der Sagen! Derselbe feingewobene Mondnebel, der mich in Schwetzingen umwallte, fließt hier überall, und je weiter die Berge sich erstrecken, desto dichter wird er. Ich kann fünf — sechs — zehn verschiedene Abstufungen, Töne und Schattirungen des Schattens auf den Vorsprüngen der Berge unterscheiden und über all dieser schweigenden Abwechselung herrscht träumerisch der Mond. Die Luft weht lind und leise. Es wird mir selbst lind und leicht zu Muth . . .

— Ellis! Du liebst gewiß dieses Land?

— Ich liebe Nichts!

— Wie so? Aber mich doch?

— Ja, Dich! antwortete sie gleichmülthig.

Es schien mir, daß ihr Arm mich enger als vorher umschlinge.

— Vorwärts! Vorwärts! rief Ellis mit zugleich hinreißendem und kalten Ausdruck.

XXI.

Ein starkes, schillerndes, weithin tönendes Geschrei erschallte plötzlich über uns und wiederholte sich dann sofort schon ein wenig vor uns.

— Das sind verspätete Kraniche, die zu uns nach dem Norden fliegen, sagte Ellis; — willst Du Dich ihnen anschließen?

— Ja, ja! Wir wollen mit ihnen fliegen.

Wir erhoben uns und befanden uns im Augenblick in gleicher Reihe mit dem fliegenden Schwarm.

Die starken schönen Vögel (es waren ihrer dreizehn) flogen im Dreieck, nur selten mächtig mit den gewölbten Flügeln die Luft durchschneidend Steif streckten sie den Kopf und die Beine, gleichmäßig hielten sie die Brust vor, sie flogen unaufhaltsam und mit so stürmischer Schnelligkeit, daß die Luft umher pfiff. Wundersam war es, in solcher Höhe, in solcher Entfernung von allem Lebendigen solch ein glühendes, kräftiges Leben, solch unbeugsamen Willen zu sehen. Ohne Rast und Ruhe, siegreich den Raum durchschneidend, wechselten die Kraniche doch hin und wieder bedeutungsvolle Laute mit ihrem voranfliegenden Genossen, ihrem Führer, und es lag etwas Stolzes, Wichtiges, gleichsam der Ausdruck eines unerschütterlichen Selbstvertrauens in diesen grellen Lauten, in dieser lustigen Unterhaltung — »Wir werden ankommen, wie es auch sei, obgleich voll Mühe!« schienen sie zu sagen, einander ermuthigend. Und da fuhr mir's durch den Kopf, daß in Rußland — ja was sage ich? in der ganzen Welt sehr wenig Menschen vom Schlage dieser Vögel zu finden sein dürften.

— Wir fliegen jetzt nach Rußland! flüsterte Ellis . . . Ich bemerkte hierbei nicht zum Erstenmale, daß sie beinah immer wußte, woran ich dachte. — Willst Du umkehren? fuhr sie fort. «

— Kehren wir um . . . oder auch nicht. Ich war in Paris; trag mich nach Petersburg.

— Jetzt?

— Sogleich . . . Nur verhülle mir den Kopf mit Deinem Aermel, sonst wird mir's übel.

Ellis erhob ihren Arm . . . aber bevor mich noch das Dunkel wieder umfing, spürte ich auf meinen Lippen die Berührung jenes weichen stumpfen Stachels . . .

XXII.

Aufgepaßt![3] erschallte in meinen Ohren ein gedehnter Ruf. — Aufgepaßt! erschallt' es wie verzweiflungsvoll aus der Ferne zurück. Aufgepaßt! schien es irgendwo in der weitesten Ferne zu ersterben. Ich schüttelte mich. Eine hohe goldene Nabel fiel mir in die Augen; ich erkannte die Festung Petropawlowsk.

Nordische bleiche Nacht! Ist dieß auch eine Nacht zu nennen? Ist es nicht vielmehr ein bleicher kranker Tag? Ich liebte die Petersburger Nächte nie, aber dieses Mal wurde es mir fast grausig dabei zu Muthe: die Gestalt Ellis verschwand vollständig, löste sich auf wie der Morgennebel in der Julisonne und ich sah deutlich meinen ganzen Körper, wie er schwerfällig und einsam in gleicher Höhe mit der Alexandersäule schwebte. Da ist also Petersburg! Ja, das ist es. Diese öden, breiten, grauen Straßen; diese grauweißen, gelblichgrauen, grauröthlichen, mit Stuck verzierten und theilweise abgebröckelten Häuser mit ihren eingefallenen Fenstern, grellen Aushängeschildern, eisernen Schutzdächern über den Freitreppen und schmutzigen Obstbuden; diese Giebel, Aufschristen, Läden, Buden; die goldene Kuppel der Isaakskirche; die unnütze, buntscheckige Börse, die granitnen Festungsmauern, das schadhafte hölzerne Straßenpflaster; diese Barken mit Heu und Holz beladen; dieser Geruch von Staub, Kohlen, Matten und Ställen; diese in Schaffelle gehüllten, wie versteinert aussehenden Thürhüter an den Pforten; diese wie im Todesschlaf zusammengekrümmten Kutscher auf ihren ausgesessenen Droschkensitzen; ja, das ist es, unser nordisches Palmyra! Alles ist sichtbar ringsum mitten in der Nacht; Alles hell, bis zum Unheimlichen lesbar und hell, und Alles schläft trist, sich seltsam in der trübdurchsichtigen Luft erhebend und abzeichnend. Die Röthe des Abendglühens — eine schwindsüchtige Röthe! — ist noch nicht vergangen und wird bis zum Morgen nicht vergehen am bleichen sternlosen Himmel; sie wirft glühende Streifen über die seiden schimmernde Fläche der Newa, welche nur leise murmelt und sich nur leise bewegt im Vorwärts streben ihrer kalten blauen Fluten . . .

— Laß uns weiter fliegen! flüsterte Ellis.

Und ohne meine Antwort abzuwarten, trug sie mich über die Newa, über den Schloßplatz nach Liteina. Unten hörte man Schritte und Stimmen: über die Straße ging ein Haufen junger Leute mit wüsten Gesichtern; sie unterhielten sieh von der »Tanzstunde.« »Fähnrich Stolpakow der Siebente!« rief plötzlich schlaftrunken ein Soldat, der auf der Wache stand vor einer Pyramide rostiger Kanonenkugeln, und etwas weiter, am offenen Fenster eines hohen Hauses, bemerkte ich ein Mädchen in zerknittertem seidenen Kleide ohne Aermel, mit einem Perlennetze auf den Haaren und einer Cigarrette im Munde. Sie las andächtig in einem Buche: es war das die letzte Schöpfung eines unserer modernsten Juvenale.

— Laß uns weiter fliegen! sagte ich zu Ellis. Nach einer Minute waren schon unter uns die faulenden Tannenwälder und moosigen Sümpfe verschwunden, welche Petersburg umgeben. Wir nahmen unsere Richtung gerade nach Süden: Himmel und Erde, Alles wurde ein wenig dunkler und immer dunkler. Die kranke Nacht, der kranke Tag, die kranke Stadt — Alles blieb hinter uns zurück.

XXIII.

Wir flogen ruhiger als gewöhnlich, und ich konnte mit den Augen die weite Ausdehnung des Heimatlandes Strich für Strich überblicken, als ob ein sich endlos fortsetzendes Panorama nach und nach vor mir entrollt würde. Wälder, Sträucher, Felder, Schluchten, Flüsse — zuweilen einmal ein Dorf und eine Kirche — und dann wieder Wälder, Felder, Sträucher und Schluchten . . . es wurde mir traurig dabei zu Muth und dann überkam mich eine gleichmüthige Langeweile. Und nicht etwa deshalb war ich traurig und gelangweilt, weil ich flog und gerade über Rußland flog. Nein! die Erde selbst, diese endlose Fläche, welche sich unter mir dehnte, die ganze Erdkugel mit ihrer vergänglichen, siechen, durch Noth, Kummer, Krankheiten bedrängten Bevölkerung, wie sie an die Scholle verächtlichen Staubes festgebannt ist, diese zerbrechliche, rauhe Rinde, die Hülle dieses feurigen Sandkorns von einem Planeten, dieses bischen Schimmel, welches wir hochtönend Pflanzen- und Thierreich tituliren; diese Menschen-Fliegen, tausendmal nichtiger als wirkliche Fliegen, ihre aus Lehm und Kalk zusammengeklebten Wohnungen, die winzigen Spuren ihres kleinlichen einförmigen Thuns und Treibens, ihre kindischen Kämpfe mit dem Unwandelbaren und Unentfliehbaren — wie alles das mir plötzlich zuwider war! Das Herz drehte sich mir im Leibe um und ich mochte nicht länger hinblicken auf diese nichtigen Bilder, auf diese abgeschmackte Ausstattung. Ja, es wurde mir langweilig zu Muthe — schlimmer als langweilig. Ich fühlte selbst kein Mitleid mehr mit meinen Nebenmenschen. Alle Gefühle in mir gingen unter in dem einen, welches ich das Gefühl des Ekels nennen möchte — und am stärksten wandte sich dieses Gefühl — gegen mich selbst.

— Halt an! flüsterte Ellis; — halt an, ich kann Dich sonst nicht weiter tragen. Du fängst an schwer zu werden.

— Fort, nach Hause! antwortete ich ihr mit derselben Stimme, mit welcher ich meinem Kutscher diese Worte zuzurufen pflegte, wenn ich in der vierten Stunde Morgens mich trennte von meinen moskauischen Freunden, mit welchen ich seit dem Diner des vorigen Tages mich unausgesetzt unterhalten hatte über die Zukunft Rußlands und die Bedeutung der Gemeinde. — Fort, nach Hause! wiederholte ich und schloß die Augen.

XXIV.

Aber bald öffnete ich sie wieder. Ellis hatte sich so unheimlich an mich gepreßt; sie erdrückte mich fast. Ich sah auf sie hin — und das Blut gerann in mir. Wer jemals im Gesichte eines Andern den plötzlichen Ausdruck tiefen Grauens gesehen hat, dessen Grund er nicht begreifen konnte — der wird mich verstehen. Grausen, qualvolles Grausen verzerrte und entstellte die bleichen, fast verwischten Züge Ellis'. Nie hatte ich etwas Aehnliches an einem lebendigen Menschenantlitze gesehen. Eine leblos nebelhafte Erscheinung, ein Schatten . . . und diese erstarrende Furcht . . .

— Ellis, was ist mit Dir? fragte ich endlich.

— Sie! . . . sie . . . antwortete sie mit Anstrengung . . .Sie!

— Sie? Wer ist diese Sie?

— Nenne sie nicht! nenne sie nicht! flüsterte hastig Ellis — ich muß auf Rettung bedacht sein, sonst ist's mit Allem vorbei — und auf immer . . . Sieh nur, sieh da! Ich wandte den Kopf zur Seite, wohin mich ihre zitternde Hand wies, und sah etwas . . . etwas in der That Grausenhaftes.

Dieses Etwas war um so grausiger, als es keine bestimmte Form hatte. Es war etwas Schwerfälliges, Finsteres, Gelblich-schwarzes, Geflecktes, wie der Bauch einer Eidechse, weder Rauch noch Wolke, langsam mit schlangenhafter Bewegung über der Erde sich windend. Das gleichmäßige breite Schaukeln von oben nach unten und von unten nach oben einmal, dieses Schaukeln, welches an einen mit ausgebreiteten Flügeln schwebenden Raubvogel erinnerte, der nach Beute späht, um plötzlich herunterzuschießen, ein anderes Mal das unsäglich ekelhafte Ansaugen an die Erde gleich dem der Spinne an eine gefangene Fliege . . . wer bist du, was bist du, grauenhafte Masse? Unter ihrem Einfluß — das sah ich, das fühlte ich — wurde Alles vernichtet, verstummte Alles . . . Eine faule verderbliche Kälte ging von ihr aus, die Ekel erregte, Uebelkeit erzeugte, die Augen verfinsterte und die Haare sich sträuben machte. Eine Kraft offenbarte sich, jene Kraft, der nichts widersteht, welcher Alles unterthan ist, welche ohne Gesicht, ohne Gestalt, ohne Sinne — Alles sieht, Alles weiß und wie ein Raubvogel sich ihre Opfer erkürt, wie eine Schlange sie erwürgt und leckt mit ihrer frostigen Zunge . . .

— Ellis, Ellis! rief ich wie betäubt — das ist die Vernichtung, das ist der Tod selbst!

Der klagende Laut, den ich schon früher gehört hatte, drang wieder aus Ellis' Munde, aber diesmal glich er mehr dem Ausbruch menschlicher Verzweiflung — und wir stürzten uns weiter. Aber unser Flug war wunderlich und grausenhaft ungleich; Ellis überschlug sich in der Luft und schwankte heftig von einer Seite zur andern, wie ein Rebhuhn, das tödtlich verwundet ist oder den Hund von der Spur seiner Jungen abzubringen sucht. Inzwischen, hinter uns, sich absondernd von jener unerklärbar grausigen Masse, wälzten sich gewisse wässerige Glieder wie ausgestreckte Krallen . . . eine riesige verhüllte Gestalt auf bleichem Roß zuckte für einen Augenblick bis zum Himmel hinan . . . noch verzweifelnder rief Ellis: »Sie hat's gesehen, sie hat's gesehen! Es ist Alles aus! Ich bin verloren!« . . . Dann hört' ich sie noch murmeln: »O ich Unglückliche! Ich hätte können die Gelegenheit benutzen, mich wieder mit Leben zu füllen . . . Aber jetzt Vernichtung! Vernichtung!«

Mir wurd' es unerträglich zu Muthe, . . . ich verlor das Bewußtsein.

XXV.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Rücken im Rasen und fühlte im ganzen Körper einen dumpfen Schmerz wie von einer heftigen Verletzung. Am Himmel dämmerte der Morgen; ich konnte deutlich alle Gegenstände unterscheiden.

Nicht weit von mir, das Birkenwäldchen entlang, lief ein Weg hin, zu beiden Seiten mit Weiden bepflanzt; diese Gegend schien mir bekannt. Ich fing an mich zu erinnern, was mit mir vorgegangen war und zitterte vom Wirbel bis zur Zehe bei dem Gedanken an die letzte unförmliche Erscheinung . . .

»Aber warum erschrak Ellis nur so! dachte ich; — ist auch sie dieser Macht unterthan? Ist sie etwa nicht unsterblich? Ist auch sie der Vernichtung preisgegeben? Wie ist es möglich.

In der Nähe ließ sich ein leises Seufzen hören. Ich wandte den Kopf. Etwa zwei Schritte von mir lag unbeweglich ausgestreckt eine junge Frau in weißem Gewande mit aufgelöstem dichten Haar und mit entblößter Schulter. Ein Arm war hinter den Kopf zurückgeworfen, der andere lag auf der Brust. Die Augen waren geschlossen und auf den zusammengegepreßten Lippen zeigte sich ein leichter, hellrother Schaum. Ist das nicht Ellis? Aber Ellis — ist ein Gespenst, und ich sehe vor mir ein lebendiges Weib. Ich kroch zu ihr hin und beugte mich über sie . . .

— Ellis, bist Du das? rief ich.

Plötzlich leise erzitternd öffnete sie die langen Augenlider; dunkle durchdringende Augen saugten sich in mich — und in dem Augenblicke saugten sich auch die warmen, feuchten, noch nach Blut riechenden Lippen in mich, weiche Armes wanden sich fest um meinen Hals, eine glühende volle Brust preßte sich krampfhaft an die meine. — Leb wohl, leb wohl auf ewig! rief deutlich eine ersterbende Stimme — und im Nu war Alles verschwunden.

Ich erhob mich mühsam, auf den Beinen schwankend wie ein Betrunkener — und das Gesicht zu wiederholten Malen mit den Händen berührend, spähte ich aufmerksam umher. Ich befand mich nahe der großen Heerstraße, etwa zwei Werst von meiner Wohnung. Die Sonne war schon aufgegangen, als ich den Heimweg suchte.

* *
*

Alle folgenden Nächte erwartete ich — und ehrlich gestanden, nicht ohne Furcht — das Erscheinen meines Gespenstes; allein es zeigte sich nicht mehr. Ich ging sogar einmal in der Dämmerung nach der alten Eiche, aber auch dort fand sich nichts Ungewöhnliches vor. Uebrigens beklagte ich das Aufhören dieser wundersamen Bekanntschaft nicht allzu sehr. Ich habe viel und lange nachgedacht über diesen unbegreiflichen, fast albernen Fall — und ich habe mich überzeugt, daß nicht nur die Wissenschaft ihn nicht zu erklären vermag, sondern daß sich auch in den Sagen und Legenden nichts Aehnliches findet. Wer in der That konnte diese Ellis sein? Eine Erscheinung, eine umirrende Seele, ein böser Geist, eine Sylphide, oder endlich ein Vampyr? Zuweilen erschien es mir gar, daß Ellis eine Frau sei, welche ich einst gekannt habe, und ich machte die entsetzlichsten Anstrengungen, um mich zu erinnern, wo ich sie gesehen . . . Zuweilen glaubte ich der Sache auf den Grund zu kommen — erst eben in dieser Stunde, in dieser Minute schien es mir so . . . da plötzlich war Alles wieder wie ein Traumbild verschwunden. Ja, ich habe viel darüber gegrübelt, und doch, wie es so zu gehen pflegt, nichts ergrübelt. Die Meinung oder den Rath anderer Leute darüber zu erfragen, konnte ich mich nicht entschließen. Ich fürchtete, daß sie mich für närrisch halten würden. Endlich habe ich alles Nachdenken darüber aufgegeben, und die Wahrheit zu sagen — es wurde mir nicht schwer. Einerseits hatte ich mich mit der Emancipation, dem Gemeinwohl u. s. w. u. s. w. zu beschäftigen, anderseits mußte ich an die Herstellung meiner Gesundheit denken. Die Brust that mir weh, ich litt an Schlaflosigkeit und Husten. Der ganze Körper war mir wie ausgedörrt, das Gesicht gelb wie bei einem Leichnam. Der Arzt sagte mir, daß ich zu wenig Blut habe, er gibt meiner Krankheit einen griechischen Namen: Anämia, und schickt mich nach Gastein. Aber mein Intendant schwört, daß er ohne mich mit den Bauern nicht »überlegen« könne.

So bleibe dann und überlege.

Aber was bedeuten jene hellen und durchdringenden Töne, jene harmonischen Töne, welche ich höre, wenn bei mir von irgend welchem Todesfalle die Rede ist? Sie werden immer lauter, immer

durchdringender . . . Und warum schüttelt es mich so qualvoll beim bloßen Gedanken an die Vernichtung?

Baden-Baden, 1863.

- E n d e -

Anmerkungen

1 Sarin Nakischko war das Geschrei der alten Wolgaräuber, wenn sie ein Schiff angriffen.

2 Der berühmte Rebell *Stenko Rasin*, der unter der Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch die Cosaken vom Don aufgewiegelt und an der Spitze eines Heeres von 200,000 Mann Russland mit Feuer und Schwert verwüstete, bis er gefangen genommen und (1671) in Moskau hingerichtet wurde.

3 Sluschai!! (Aufgepaßt) der nächtliche Ruf der Schildwachen in russischen Festungen.

Der Hund.

1866

Deutsch
von
Alexander Eliasberg.

Wenn man die Möglichkeit des Übernatürlichen, die Möglichkeit seines Hineinspielens in das wirkliche Leben zugeben soll, – so gestatten Sie die Frage, welche Rolle soll dann noch der gesunde Menschenverstand spielen?« verkündete Anton Stepanowitsch und kreuzte seine Hände über dem Magen.

Anton Stepanowitsch hatte den Rang eines Staatsrates, war an irgendeinem sonderbaren Departement angestellt, redete langsam, gemessen und im Baß und erfreute sich allgemeiner Hochachtung. Erst kurz vorher hatte man ihm, wie seine Neider sagten, den Stanislausorden angehängt.

»Sie haben vollkommen recht,« bemerkte Skworewitsch.

»Darüber wird auch niemand streiten,« fügte Kinarewitsch hinzu.

»Ganz meine Meinung,« bestätigte mit einer Fistelstimme der Gastgeber, Herr Finoplentow, der in einer Ecke saß.

»Ich kann mich aber, offen gestanden, dieser Meinung nicht anschließen, denn mir selbst ist einmal etwas durchaus Übernatürliches passiert,« sagte ein Mann von mittlerem Wuchs und mittleren Jahren, mit einem ziemlichen Embonpoint und einer Glatze, der bisher schweigend hinter dem Ofen gesessen hatte . . . Alle Anwesenden blickten ihn sofort neugierig und fragend an, – und alle schwiegen.

Dieser Mann, ein nicht sehr bemittelter Gutsbesitzer aus dem Gouvernement Kaluga, war erst vor kurzem nach Petersburg gekommen. Er hatte einmal bei den Husaren gedient, sein Vermögen verspielt, den Abschied genommen und sich schließlich auf dem Lande niedergelassen. Die mit der Abschaffung der Leibeigenschaft zusammenhängenden wirtschaftlichen Veränderungen hatten seine Einkünfte erheblich gekürzt, und so war er nach Petersburg gekommen, um sich nach einer Stelle umzusehen. Er besaß weder irgendwelche Fähigkeiten noch Verbindungen, baute aber felsenfest auf die Freundschaft eines ehemaligen Regimentskameraden, der plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, Karriere gemacht hatte und dem er einst behilflich gewesen war, einen Falschspieler zu verprügeln. Außerdem baute er auch noch auf sein Glück, welches ihn auch

wirklich nicht im Stiche ließ: einige Tage später bekam er die Stelle eines Inspektors der Staatsmagazine, eine vorteilhafte und sogar ehrenvolle Stelle, die keinerlei besondere Talente erforderte: die Magazine bestanden überhaupt nur im Projekt, und es war sogar noch nicht bekannt, womit sie einst gefüllt werden sollten; ersonnen waren sie aber aus Gründen der Staatsökonomie.

Anton Stepanowitsch war der erste, der das allgemeine Schweigen brach.

»Wie, mein sehr verehrter Herr?« begann er: »Sie wollen im Ernste behaupten, daß Sie etwas Übernatürliches erlebt haben, ich will sagen, etwas, was mit den Gesetzen der Natur nicht übereinstimmt?«

»Ja, das will ich behaupten,« entgegnete der »sehr verehrte Herr«, der eigentlich Porfirij Kapitonowitsch hieß.

»Etwas, was mit den Gesetzen der Natur nicht übereinstimmt!« wiederholte Anton Stepanowitsch, dem diese Phrase offenbar gut gefiel, beinahe empört.

»Ja, das meine ich eben; gerade so etwas, wie Sie zu sagen geruhten.«

»Das ist höchst merkwürdig! Was meinen Sie, meine Herren?« Anton Stepanowitsch bemühte sich, seinen Zügen einen ironischen Ausdruck zu geben; es kam aber nichts dabei heraus, oder richtiger gesagt, der Herr Staatsrat nahm eine Miene an, als ob er einen üblen Geruch wittere. »Dürfen wir Sie vielleicht bitten, verehrter Herr,« fuhr er, sich an den Gutsbesitzer aus Kaluga wendend, fort: »Dürfen wir Sie vielleicht bitten, uns die Einzelheiten eines so merkwürdigen Erlebnisses mitzuteilen?«

»Warum nicht? Mit Vergnügen!« erwiderte der Gutsbesitzer. Er rückte seinen Stuhl ungezwungen in die Mitte des Zimmers vor und begann folgendermaßen:

»Ich besitze, meine Herren, was Ihnen vielleicht bekannt, vielleicht auch unbekannt ist, ein kleines Gut im Koselskischen Kreise. Vor Jahren hat es mir etwas eingebracht, doch heutzutage kann es mir selbstverständlich nichts als Unannehmlichkeiten bringen. Von Politik will ich übrigens nicht sprechen! Auf diesem Gute also habe ich einen kleinen Hof, einen Gemüsegarten, einen Teich mit Karauschen und was sonst noch dazu gehört, ein paar Wirtschaftsgebäude und schließlich ein Häuschen für meinen eigenen

sündigen Leib . . . Darin hauste ich als Junggeselle. Eines Abends, – so vor sechs Jahren mag es gewesen sein – kam ich spät nach Hause: hatte beim Nachbar Karten gespielt, war aber, was ich Sie wohl zu beachten bitte, vollkommen nüchtern; ich kleidete mich aus, legte mich zu Bett und löschte das Licht aus. Nun stellen Sie sich vor, meine Herren, – kaum habe ich das Licht ausgelöscht, als sich etwas unter meinem Bette zu rühren anfängt! Ich denke mir: eine Ratte? Nein, keine Ratte: es kratzt, es rumort, es juckt sich . . . Schließlich klappert es mit den Ohren!

Selbstverständlich ist's ein Hund. Wo soll aber ein Hund herkommen? Ich halte mir keine Hunde; ist's vielleicht irgendein zugelaufener? Ich rief meinen Diener; Filjka hieß er. Der Diener kam mit einem Licht. ›Was ist das‹, sage ich ihm, ›mein lieber Filjka, für eine Unordnung!? Da ist ein Hund unter mein Bett geraten.‹ – ›Was für ein Hund?‹ sagt er. – ›Woher soll ich es wissen?‹ sage ich. ›Es ist deine Sache darauf zu sehen, daß dein Herr nicht gestört wird.‹ – Mein Filjka bückt sich und beginnt mit der Kerze in der Hand unter dem Bette zu suchen. ›Hier ist ja gar kein Hund!‹ sagt er schließlich. – Auch ich bücke mich: wirklich keine Spur von einem Hund. – Was für ein Unsinnl Ich schaue auf Filjka, er lächelt.– ›Dummkopf,‹ sage ich zu ihm: ›was grinst du? Der Hund ist wohl, als du die Türe aufgemacht hast, in den Flur geschlüpft. Und du, Maulaffe, hast es nicht bemerkt, weil du immer schläfst. Vielleicht denkst du, daß ich betrunken bin?‹ Er wollte etwas entgegnen, ich jagte ihn aber fort, rollte mich zu einem Kringel zusammen und hörte in jener Nacht nichts mehr.

Doch in der nächsten Nacht – denken Sie es sich nur! – wiederholt sich die gleiche Geschichte. Wie ich nur die Kerze ausblies, beginnt es gleich wieder zu kratzen und mit den Ohren zu klappern. Ich rief wieder Filjka herbei, er sah wieder unters Bett – wieder nichts! Ich schickte ihn weg, blies die Kerze aus und – pfui Teufel! – der Hund ist schon wieder da. Es ist auch ganz sicher ein Hund: ich höre ganz genau, wie er atmet, wie er mit den Zähnen nach Flöhen sucht . . . So ungewöhnlich deutlich höre ich es! – ›Filjka!‹ rufe ich wieder, ›komm mal her, doch ohne Licht!‹ Filjka kommt. – ›Nun, hörst du es?‹ – ›Ich höre es wohl,‹ sagt er. Ich kann ihn nicht sehen, doch ich fühle, daß er vor Angst am ganzen Leibe zittert. – ›Und was sagst du dazu?‹ frage ich ihn. – ›Was soll ich dazu sagen, Porfirij Kapitonowitsch? Es ist Teufelsspuk!‹ – ›Du dummer Kerl,‹ sage ich ihm, ›schweig' doch lieber

mit deinem Teufelsspuk . . .‹ Doch wir beide piepsen wie die Vögel und zittern wie im Fieber; finster ist es auch. Ich zünde das Licht an: nichts zu sehen, nichts zu hören, wir beide stehen da weiß wie Kalk. So ließ ich die Kerze bis zum Morgen brennen. Nun erkläre ich Ihnen, meine Herren, – Sie mögen es mir glauben oder nicht – von dieser Nacht an wiederholte sich die Geschichte jede Nacht durch volle sechs Wochen. Schließlich gewöhnte ich mich daran und ließ sogar die Kerze nicht mehr brennen, denn ich kann bei Licht nicht schlafen. Soll er von mir aus lärmen, soviel er will! Er wird mir ja nichts zuleide tun!«

»Wie ich sehe, gehören Sie nicht zu den Feigsten,« unterbrach ihn mit einem halb spöttischen, halb herablassenden Lächeln Anton Stepanowitsch. »Man sieht gleich den Husaren!«

»Vor Ihnen würde ich auf keinen Fall Furcht haben,« versetzte Porfirij Kapitonowitsch und sah für einen Augenblick wirklich wie ein Husar aus. »Hören Sie aber weiter. Da kommt zu mir ein Nachbar zu Besuch, derselbe, mit dem ich Karten zu spielen pflegte. Er aß bei mir zu Mittag, was es eben gab, ließ mir so an die fünfzig Rubel für den Besuch zurück und wollte sich dann nach Hause begeben, denn draußen wurde es dunkel. Ich habe aber so gewisse Absichten und sage ihm: ›Bleib doch bei mir zu Nacht, Wassilij Wassilijewitsch; morgen gewinnst du mit Gottes Hilfe alles zurück.‹ Mein Wassilij Wassilijewitsch überlegt sich hin und her und bleibt. Ich lasse ihm das Bett in meinem Schlafzimmer richten . . . Wir legen uns hin, rauchen und plaudern noch eine Weile – hauptsächlich über das zarte Geschlecht, wie es sich unter Junggesellen gehört, – scherzen ein bißchen . . . Ich sehe: Wassilij Wassilijewitsch löscht seine Kerze aus, und kehrt mir den Rücken; das heißt: Gute Nacht! Ich warte noch eine Weile und lösche auch meine Kerze aus. Nun denken Sie sich: ich habe noch gar nicht nachgedacht, was es nun für eine Karambolage geben wird, als das liebe Geschöpf auch schon zu lärmen anfängt. Es begnügt sich nicht mit dem gewöhnlichen Lärm, sondern kriecht unter dem Bette hervor, geht durchs Zimmer, klopft mit den Pfoten auf die Diele, klappert mit den Ohren und stößt plötzlich an den Stuhl, der neben Wassilij Wassilijewitschs Bett steht. – ›Porfirij Kapitonowitsch,‹ sagt der, und zwar mit einer ganz gleichgültigen Stimme, ›ich wußte gar nicht, daß du dir einen Hund angeschafft hast. Was ist's für einer? Ein Hühnerhund oder was?‹ – ›Ich habe gar keinen Hund,‹ sage ich

ihm darauf, ›und habe auch nie einen gehabt!‹ – ›Was, du hast keinen Hund? Und was ist denn das?‹ – ›Was das ist? Zünde die Kerze an, so wirst du es selbst sehen.‹ – ›Ist das kein Hund?‹ – ›Nein.‹ – Wassilij Wassilijewitsch dreht sich im Bette um. – ›Du scherzest wohl, mein Lieber?‹ – ›Nein, ich scherze nicht.‹ – Da höre ich, wie er ein Zündhölzchen an der Schachtel reibt; das Vieh treibt aber noch immer sein Wesen und juckt sich das Fell. Endlich brennt die Kerze und . . . basta! Keine Spur mehr! Wassilij Wassilijewitsch sieht mich an, – und ich sehe ihn an. – ›Was ist das,‹ fragt er mich, ›für ein Witz?‹ – ›Das ist so ein Witz,‹ sage ich ihm, ›daß, wenn du an die eine Seite Sokrates in eigener Person und an die andere Friedrich den Großen hinsetzt, so werden auch die daraus nicht klug werden.‹ – Und ich erzähle ihm alles mit sämtlichen Einzelheiten. Wie da mein Wassilij Wassilijewitsch aufspringt! Wie wenn er sich verbrüht hätte! Kann unmöglich mit den Füßen in seine Stiefel hineingeraten. – ›Einspannen!‹ schreit er: ›Einspannen!‹ – Ich versuche ihn zu besänftigen, er will aber auf nichts hören! Er seufzt und ächzt. – ›Ich bleibe keine Minute länger hier! Du bist nach alledem ein verdammter Mensch! Einspannen!‹ Endlich gelang es mir, ihn zu überreden. Nur mußte ich sein Bett in ein anderes Zimmer schleppen und in allen Ecken Nachtlichter anzünden lassen. Am nächsten Morgen beim Tee war er schon einigermaßen ruhiger und begann, mir Ratschläge zu geben. ›Du solltest versuchen, Porfirij Kapitonowitsch,‹ sagte er mir, ›für einige Tage das Haus zu verlassen: vielleicht wirst du dann diesen Teufelsdreck loswerden.‹ – Ich muß Ihnen aber sagen, meine Herren, daß dieser Nachbar ein Mann von ungewöhnlichem Verstande war! Unter anderem hatte er seine eigene Schwiegermutter so ganz wunderbar herumgekriegt: er hatte sie einen Wechsel unterschreiben lassen, doch so, daß sie es selbst gar nicht merkte, eine so gefühlvolle Stunde hatte er sich dazu ausgesucht. Sie wurde weich wie Butter, gab ihm sogar eine Vollmacht zur Verwaltung des ganzen Gutes – was hätte er sich noch wünschen können? Und das ist doch wirklich nicht leicht, eine Schwiegermutter so herumzukriegen! Was meinen Sie, meine Herren? Er verließ mich aber ziemlich mißvergnügt: ich hatte ihm nämlich wieder an die hundert Rubel im Kartenspiel abgeknöpft. Er schimpfte sogar auf mich und sagte, daß ich undankbar und gefühllos sei. Was traf mich aber für eine Schuld? Nun, das alles versteht sich

von selbst, – seinen Rat nahm ich aber zur Kenntnis: noch am gleichen Tage reiste ich in die Stadt und mietete mich in einem Gasthaus, bei einem mir bekannten alten Sektierer ein. Dieser war ein höchst ehrenwerter Greis, wenn auch etwas unwirsch infolge seiner Zurückgezogenheit: seine ganze Familie war ihm ausgestorben. Nur konnte er in seinem Hause keinen Tabakrauch leiden, und gegen Hunde hatte er eine ganz schreckliche Abneigung: ich glaube, er würde es vorziehen, sich selbst eigenhändig in Stücke zu reißen, als einen Hund zu sich über die Schwelle zu lassen! Er pflegte zu sagen: ›Hier in meiner Kammer geruht an der Wand die Himmelskönigin in eigener Person zu wohnen; wie sähe es aus, wenn ein unflätiger Hund seine unsaubere Schnauze gegen die gleiche Wand erheben wollte!‹ Man kennt es ja – Unbildung! Im übrigen bin ich der Meinung: ein jeder soll sich an die Weisheit halten, die ihm gegeben ist!«

»Wie ich sehe, sind Sie ein großer Philosoph!« unterbrach ihn schon wieder Anton Stepanowitsch mit dem gleichen ironischen Lächeln.

Porfirij Kapitonowitsch runzelte diesmal sogar die Stirne.

»Was ich für ein Philosoph bin, das ist noch ungewiß,« versetzte er, sich nervös den Schnurrbart zupfend. »Aber Sie würde ich gerne in die Lehre nehmen!«

Wir alle blickten erwartungsvoll auf Anton Stepanowitsch: ein jeder von uns erwartete eine stolze Antwort oder wenigstens einen strafenden Blick . . . Doch der Herr Staatsrat veränderte sein ironisches Lächeln in ein gleichgültiges, gähnte, schlenkerte etwas mit dem Fuß, – und das war alles!

»Bei eben diesem Greis mietete ich mich ein,« fuhr Porfirij Kapitonowitsch fort. – »Er gab mir aus Bekanntschaft eine ziemlich elende Kammer; er selbst hauste dicht daneben, hinter einer dünnen Bretterwand, doch das paßte mir ausgezeichnet. Diese paar Tage waren für mich übrigens ein wahres Martyrium! Die Kammer war klein, und dazu die Hitze, die stickige Luft, die vielen Fliegen, die so eigentümlich klebrig schienen. In der Ecke stand ein mächtiger Heiligenschrein mit uralten Bildern; die Beschläge an den Bildern waren trübe, pompös, doch innen hohl; es roch nach Lampenöl und nach anderen Spezereien. Auf dem Bette lagen zwei Daunenpfühle, wenn ich aber ein Kissen anrührte, so lief schon gleich eine Schabe hervor . . . Aus lauter Langeweile trank ich eine Unmenge Tee – ein

wahres Elend! Schließlich legte ich mich hin. Vom Einschlafen war nicht die Rede, – denn der Wirt hinter dem Verschlage wollte gar nicht aufhören zu seufzen, zu stöhnen und Gebete zu lesen. Schließlich begab er sich doch zur Ruhe. Ich höre: er schnarcht, aber so ganz leise, ganz bescheiden und altmodisch. Die Kerze hatte ich schon längst ausgeblasen, vor den Heiligenbildern brennt aber noch ein Lämpchen . . . Also ein Hindernis! Ich stehe leise auf, schleiche barfuß in die Ecke zum Heiligenschrein und blase das Lämpchen aus . . . Nichts geschieht. – Aha! – sage ich mir, – bei Fremden will es nicht anbeißen . . . Kaum lege ich mich aber ins Bett, als die Geschichte schon wieder losgeht! Es scharrt und kratzt, und klappert mit den Ohren . . . Mit einem Worte ganz wie es sich gehört! Gut. Ich liege da und warte, was weiter geschieht. Da höre ich wie der Alte aufwacht. – ›Herr‹, sagt er mir, ›Herr!‹, – ›Was denn?‹ – ›Hast du die Lampe ausgeblasen?‹ Und ohne meine Antwort abzuwarten, fängt er auf einmal an zu schimpfen: ›Was ist das? Was ist das? Ein Hund? Ein Hund! Ach du verdammter Ketzer!‹ ›Warte Alter mit dem Schimpfen,‹ sage ich, ›komme lieber zu mir herüber, hier gehen erstaunliche Dinge vor.‹ Der Alte krächzt noch eine Weile und kommt dann zu mir ins Zimmer, mit einer ungewöhnlich dünnen Kerze aus gelbem Wachs in der Hand; er macht einen wirklich merkwürdigen Eindruck! Er ist ganz struppig, die Ohren sind behaart, die Augen böse wie bei einem Iltis, auf dem Kopfe hat er eine weiße Kappe aus Filz, der Bart reicht ihm bis zum Gürtel und ist ebenfalls weiß, über dem Hemde trägt er eine Weste mit Messingknöpfen und an den Beinen Pelzstiefel; und obendrein riecht er nach Wacholder. In diesem Aufzuge ging er zu den Heiligenbildern, bekreuzigte sich dreimal nach dem Ritus der Altgläubigen mit zwei Fingern, zündete das Lämpchen an, bekreuzigte sich wieder, wandte sich dann zu mir und fuhr mich an: ›Erkläre!‹ – Und nun erzähle ich ihm sofort alles, ohne irgend etwas zu verheimlichen. Der Alte hört mich aufmerksam an, unterbricht mich mit keinem Wort, schüttelt nur ununterbrochen den Kopf. Dann setzt er sich zu mir aufs Bett und schweigt noch immer; kratzt sich die Brust, den Nacken und das übrige und schweigt. – ›Nun, Fedul Iwanowitsch,‹ sage ich ihm, ›was meinst du dazu? Ist das ein höllisches Blendwerk oder was?‹ – Der Alte sieht mich an und sagt: ›Was redest du von einem höllischen Blendwerk! Wenn es noch in deinem Hause wäre, du Ketzer – aber hier! Bedenke doch nur, wieviel

Heiligkeit hier in meinen Räumen ist! Wie könnte hier höllisches Blendwerk hereinkommen!‹ – ›Und wenn es keines ist, was ist es dann?‹ – Der Alte schweigt wieder eine Weile, kratzt sich und sagt schließlich mit dumpfer Stimme, denn der Bart wächst ihm in den Mund hinein: ›Begib dich in die Stadt Bjelew. Außer einem gewissen Menschen kann dir niemand helfen. Und dieser Mensch wohnt in Bjelew: er ist einer von den Unsrigen. Wenn er dir helfen will, ist es dein Glück; will er aber nicht, so muß es bleiben, wie es ist.‹ – ›Und wie soll ich diesen Menschen finden?‹ frage ich ihn. – ›Das kann ich dir ganz genau sagen, aber wie kannst du nur von höllischem Blendwerk sprechen? Es ist entweder eine Erscheinung, oder ein Zeichen; verstehen kannst du es sowieso nicht, denn dazu reicht dein Verstand nicht aus. Lege dich jetzt im Namen Christi schlafen, ich werde ein wenig mit Weihrauch räuchern, und morgen wollen wir sprechen. Denn Morgenstunde hat Gold im Munde.‹

Am anderen Morgen besprachen wir noch einmal die Sache, doch war ich von seinem Weihrauch beinahe erstickt. Und der Alte gab mir folgende Anweisung: In Bjelew angekommen, sollte ich mich sofort auf den Marktplatz begeben und im zweiten Laden rechter Hand nach einem gewissen Prochorytsch fragen. Und diesem Prochorytsch sollte ich ein Handschreiben übergeben. Dieses Handschreiben bestand aus einem Papierfetzen, auf dem folgendes geschrieben war: ›Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiliges Geistes. Amen. An Ssergej Prochorowitsch Perwuschin. Traue diesem. Feodul Iwanowitsch.‹ Und unten stand noch: ›Schick mir Kraut, um Christi Willen.‹

Ich dankte dem Alten, ließ sofort meinen Reisewagen anspannen und machte mich auf die Reise nach Bjelew. Denn ich sagte mir: obwohl mir mein nächtlicher Besucher eigentlich wenig Kummer zufügt, so ist die Sache doch etwas unheimlich und auch nicht ganz anständig für einen Adligen und Offizier – was meinen Sie?«

»Sind Sie denn wirklich nach Bjelew gereist?« flüsterte Herr Finoplentow.

»Geradewegs nach Bjelew. Ich ging auf den Marktplatz und fragte im zweiten Laden rechter Hand nach Prochorytsch: ›Gibt's hier so einen Menschen?‹ – ›So einen gibt es schon.‹ – ›Und wo wohnt er?‹ – ›An der Oka, hinter den Gemüsegärten.‹ – ›In wessen Haus?‹ – ›In seinem eigenen.‹ Ich ging also zur Oka und fand sein Haus; es war eigentlich kein Haus, sondern eine baufällige Hütte. Ich sehe einen

Mann in blauem geflicktem Kittel und zerrissener Mütze; wie ein Kleinbürger sieht er aus. Er steht mit dem Rücken zu mir und gräbt in seinem Krautgarten. Ich gehe auf ihn zu. – ›Sind Sie der und der?‹ – Er wendet sich zu mir um, und ich muß Ihnen sagen, daß ich so durchdringende Augen noch nie gesehen habe. Im übrigen ist das ganze Gesicht so groß wie eine Faust, hat ein Ziegenbärtchen und eingefallene Lippen, mit einem Worte – ein alter Mann. – ›Ich bin der und der,‹ sagt er mir, ›und was wünschen Sie?‹ – ›Das werden Sie gleich erfahren,‹ sage ich und reiche ihm den Zettel. Er mustert mich sehr aufmerksam und sagt: ›Wollen Sie gefälligst in die Stube kommen; ohne Brille kann ich nicht lesen.‹ Wir gingen also zusammen in seine Hütte; es war tatsächlich eine Hütte: arm, kahl und schief; die Wände hielten sich kaum zusammen. An einer Wand hing ein uraltes Heiligenbild, schwarz wie Kohle; nur die Augen leuchteten darauf weiß. Er holte aus der Tischlade eine runde eiserne Brille, setzte sie sich auf die Nase, las das Sendschreiben und blickte mich noch einmal über die Brille hinweg an. – ›Haben Sie ein Anliegen?‹ – ›Richtig, ich habe ein Anliegen.‹ – ›Nun, wenn Sie ein Anliegen haben, so melden Sie mir alles, und ich werde zuhören.‹ – Stellen Sie sich vor: er setzt sich selbst hin, holt aus der Tasche ein karriertes Tuch und breitet es über seine Knie aus, – und das Tuch ist voller Löcher. Und sieht mich dabei so würdevoll an, wie ein Senator oder ein Minister; mich fordert er aber gar nicht zum Sitzen auf. Und was noch viel merkwürdiger ist: ich fühle plötzlich, daß ich ganz schüchtern werde; ich ersterbe förmlich. Er durchbohrt mich mit den Augen. Ich fasse mir jedoch ein Herz und erzähle ihm meine ganze Geschichte. Er schweigt eine Weile, rückt hin und her, kaut ein bißchen mit den Lippen und beginnt mich auszufragen, wieder wie ein Senator, so würdevoll und ohne sich zu übereilen. Wie ich heiße? Alter? Wer meine Eltern gewesen? Ob ich ledig sei oder verheiratet? – Dann kaut er wieder mit den Lippen, runzelt die Stirne, hebt einen Finger und sagt: ›Verbeugen Sie sich zuerst vor dem Bilde der heiligen Bischöfe von Ssolowezk, Zosima und Sawwatius.‹ – Ich verbeugte mich bis zur Erde und blieb auf den Knien; ich fühlte in mir ein solche Furcht vor dem Manne und eine solche Demut, daß ich wohl alles getan hätte, was er mir auch befohlen haben würde! . . . Ich sehe, meine Herren, Sie schmunzeln; mir war aber damals ganz anders zumute, bei Gott! – ›Stehen Sie auf, Herr,‹ sagte er schließlich.

›Ihnen kann geholfen werden. Dies ist Ihnen nicht als Strafe beschert, sondern als Warnung; es besteht wohl eine himmlische Fürsorge für Sie; wahrscheinlich betet jemand für Sie. Gehen Sie jetzt auf den Markt und kaufen Sie sich einen jungen Hund; diesen Hund halten Sie bei sich Tag und Nacht. Die Erscheinungen werden aufhören, und außerdem wird Ihnen der Hund nützlich sein.‹

Es war mir, als ob mir ein Licht aufginge; seine Worte machten mir große Freude! Ich verbeugte mich vor Prochorytsch und wollte gehen, als mir noch einfiel, daß ich mich ihm doch irgendwie erkenntlich zeigen müsse: ich zog aus dem Beutel einen Dreirubelschein. Er schob aber meine Hand von sich fort und sagte: ›Geben Sie das Geld in unsere Kapelle oder an die Armen, aber mein Dienst ist unentgeltlich.‹ Ich verbeugte mich wieder vor ihm, fast bis zum Boden, und begab mich sofort auf den Markt. Und denken Sie sich: kaum komme ich zu den Marktbuden, begegnet mir schon ein Kerl in einem Friesmantel und trägt unter dem Arm einen jungen Hühnerhund, zwei Monate alt, braun mit weißer Schnauze und weißen Vorderpfoten. ›Halt!‹ sage ich dem Mann: ›Was willst du für den Hund?‹ – ›Zwei Rubel.‹ – ›Da hast du drei Rubel!‹ Jener wundert sich und glaubt wohl, daß der Herr verrückt geworden sei; ich drücke ihm aber die Banknote in die Hand, nehme den Hund und steige sofort in den Reisewagen. Der Kutscher spannte rasch an, und am gleichen Abend war ich zu Hause. Der Hund saß auf dem ganzen Wege unter meinem Mantel und gab keinen Ton von sich; ich sagte ihm immer: ›Tresoruschka, Tresoruschka!‹ Zu Hause gab ich ihm sofort zu fressen und zu trinken, ließ Stroh bringen, richtete ihm das Lager und ging selbst zu Bett. Nun blies ich die Kerze aus; es wurde dunkel. ›Nun,‹ sage ich, ›fange an!‹ Es bleibt still. ›Fang doch an, du Teufelsvieh!‹ Kein Ton, wär's auch nur zum Scherz gewesen. Ich werde kühn: ›Fang' doch an, du verdammtes Höllenvieh!‹ Wieder kein Ton – es ist aus! Ich höre nur, wie mein Hund schnarcht. – ›Filjka!‹ schreie ich, ›Filjka! Komm doch her, du dummer Kerl!‹ Er kommt herein. – ›Hörst du den Hund?‹ – ›Nein,‹ sagt er, ›ich höre nichts, Herr,‹ und lacht selbst dabei. – ›Und wirst ihn auch nie wieder hören! Da hast du einen halben Rubel für Schnaps!‹ – ›Lassen Sie mich Ihre Hand küssen,‹ sagt der Narr und geht im Finstern auf mich los . . . Die Freude war wirklich groß, sage ich Ihnen.«

»Und damit war die Sache zu Ende?« fragte Anton Stepanowitsch, diesmal ganz ohne Ironie.

»Die Erscheinungen hörten wirklich auf, und ich hatte meine Ruhe; warten Sie aber: die Sache war damit noch nicht zu Ende. Mein Tresor begann zu wachsen, wurde so ein großer ungeschlachter Kerl, mit dicker Rute, langen Ohren, dicker Schnauze, – ein richtiger ›Pile avance.‹ Außerdem hing er ungewöhnlich an mir. Die Jagd ist in unserer Gegend schlecht; da ich aber schon einen Hund hatte, so schaffte ich mir auch ein Gewehr an. Ich fing an, mich mit meinem Tresor in der Umgegend herumzutreiben: manchmal erbeuteten wir einen Hasen (wie scharf er auf diese Hasen war, du lieber Himmel!), manchmal auch eine Wachtel oder eine Wildente. Aber was die Hauptsache war: Tresor folgte mir auf Schritt und Tritt, wo ich war, da war auch er; selbst ins Dampfbad nahm ich ihn mit, mein Ehrenwort! Eine von unseren Damen wollte mich wegen dieses Tresors aus ihrem Salon hinauswerfen lassen, aber ich machte einen großen Krach und schlug fast sämtliche Fensterscheiben kaput! Da ereignete es sich einmal im Sommer . . . Ich muß Ihnen sagen, es war ein so heißer und trockner Sommer, wie es seit Menschengedenken keinen solchen gegeben hat; die Luft war voll Rauch oder Nebel, es roch wie bei einem Brand, die Sonne hing im Dunst wie eine glühende Kugel, und vor lauter Staub kam man gar nicht aus dem Niesen! Die Menschen gingen mit offenen Mäulern wie die Krähen herum. Es war mir zu langweilig, immer den ganzen lieben Tag völlig entkleidet hinter verschlossenen Fensterläden zu Hause zu sitzen; auch nahm die Hitze ein wenig ab . . . Ich begab mich also zu einer meiner Nachbarinnen. Sie wohnte etwa eine Werst von mir und war eine recht angenehme Dame. Auch war sie noch jung, stand in der Blüte ihrer Jahre und hatte ein gewinnendes Äußere, nur war sie von höchst unbeständigem Charakter. Bei weiblichem Geschlecht ist das aber kein Unglück; ist sogar manchmal recht interessant . . . So kam ich zu ihrem Haus, – der Weg war aber bei der Hitze ein hartes Stück Arbeit! Nun, denke ich mir, Nymphodora Ssemjonowna wird mich wohl mit Preiselbeersirup laben, auch mit anderen süßen Sachen – und ich habe schon die Türklinke ergriffen, als sich plötzlich hinter der Gesindestube ein Stampfen, Winseln und Kindergeschrei erhebt . . . Ich blicke mich um. Du lieber Himmel! Gerade auf mich zu rennt ein riesengroßes rotes Tier, welches ich auf den ersten Blick gar nicht

für einen Hund hielt: mit aufgerissenem Rachen, blutunterlaufenen Augen, gesträubten Haaren . . . Ich hatte noch nicht Zeit, Atem zu holen, als das Ungeheuer schon auf den Flur stürzt, sich auf die Hintertatzen stellt und mir an die Brust springt – denken Sie sich nur die Situation! Mir steht das Herz still, kann nicht einmal die Hände rühren, bin völlig erstarrt . . . ich sehe nur die furchtbaren weißen Hauer dicht vor meiner Nase, die rote schaumbedeckte Zunge . . . Doch im gleichen Augenblick erhebt sich vor mir ein anderer dunkler Körper, er springt in die Höhe wie ein Gummiball; es war mein lieber Tresor, er kam mir zu Hilfe und biß sich wie ein Blutegel dem anderen, dem Ungeheuer, in die Kehle fest. Jener röchelte, knirschte mit den Zähnen und prallte zurück . . . Ich reiße in einem Nu die Türe auf und bin schon im Vorzimmer. So stehe ich fast besinnungslos da, stemme mich mit meinem ganzen Körper gegen die Türe und höre, wie draußen eine verzweifelte Schlacht vor sich geht. Ich beginne zu schreien, nach Hilfe zu rufen; das ganze Haus gerät in Aufruhr. Nymphodora Ssemjonowna kommt mit aufgelösten Zöpfen herbeigerannt, draußen schreien viele Stimmen durcheinander, und plötzlich hört man: ›Haltet ihn, haltet ihn, sperrt das Tor zu!‹ – Ich öffne ein klein wenig die Türe und sehe: das Ungeheuer ist nicht mehr auf dem Flur, die Leute rennen auf dem Hofe umher, fuchteln mit den Armen, heben Holzscheite vom Boden auf – sind alle wie besessen – ›Nach dem Dorf! Nach dem Dorf ist er fortgerannt!‹ kreischt ein Weib in einem Kopfputze von ungewöhnlichen Dimensionen, sich aus einem Bodenfenster herausreckend. Ich ging wieder in den Hof. – ›Wo ist mein Tresor?‹ Und im gleichen Augenblick erblickte ich meinen Retter. Er kommt vom Tore her, hinkt, ist ganz zerbissen und blutig . . . – ›Was ist denn eigentlich los?‹ frage ich die Leute; die rennen aber noch immer wie besessen auf dem Hofe umher. – ›Ein toller Hund!‹ antwortete man mir schließlich. ›Er gehört dem Grafen . . . Seit gestern treibt er sich hier herum.‹

Wir hatten einen Grafen in der Nachbarschaft, der sich furchtbare ausländische Hunde hielt. Mir zittern die Knie; ich stürze zu einem Spiegel, um zu sehen, ob ich nicht gebissen bin. Nein, Gott sei Dank, nichts zu sehen; nur ist mein Gesicht grün. Indessen liegt Nymphodora Ssemjonowna auf dem Diwan und gluckst wie eine Henne. Das ist auch wohl begreiflich: erstens die Nerven und zweitens die Empfindsamkeit. Sie kommt aber wieder zu sich und fragt mich,

mit so matter Stimme, ob ich noch lebe. Ich sage ihr, daß ich noch lebe und daß Tresor mein Retter ist. – ›Ach,‹ sagt sie drauf, ›welch ein Edelmut! Hat ihn also der tolle Hund erwürgt?‹ – ›Nein,‹ sage ich, ›er hat ihn nicht erwürgt, aber stark verletzt.‹ – ›Ach,‹ sagt sie wieder, ›in diesem Falle muß man ihn sofort niederschießen!‹ – ›Nein,‹ sage ich, damit bin ich gar nicht einverstanden; ich will versuchen, ihn zu kurieren . . .‹ Indessen kratzt Tresor von außen an der Türe; ich will ihn hereinlassen. – ›Ach,‹ sagt sie, ›was fällt Ihnen ein? Er wird ja uns alle beißen!‹ – ›Erlauben Sie,‹ erwidere ich, ›das Gift wirkt nicht so schnell.‹ – ›Ach,‹ sagt sie, ›wie kann man nur so was sagen! Sie sind wohl verrückt!‹ – ›Nymphotschka,‹ sage ich ihr, ›beruhige dich, sei doch vernünftig . . .‹ Da schreit sie aber auf: ›Hinaus, hinaus, sofort verlassen Sie das Haus zusammen mit Ihrem ekelhaften Hund!‹ – ›Gut,‹ sage ich, ›gerne, ich gehe schon.‹ – ›Sofort, in dieser Sekunde! Entferne dich,‹ sagt sie, ›du Mörder, und wage nicht, mir je wieder unter die Augen zu kommen. Du kannst ja selbst toll werden‹ – ›Sehr gut,‹ sage ich, ›lassen Sie mir nur einen Wagen geben, denn ich fürchte mich jetzt, zu Fuß nach Hause zu gehen.‹ – Sie starrte mich an. – ›Gebt ihm einen Wagen, eine Kutsche, eine Droschke, was er will, nur daß ich ihn nicht mehr sehe! Diese Augen! Was er für Augen macht!‹ Mit diesen Worten rennt sie aus dem Zimmer, gibt einem Dienstmädchen, das ihr gerade in den Weg kommt, eine Ohrfeige, – und ich höre, wie sie im Nebenzimmer einen hysterischen Anfall bekommt. – Sie mögen es mir glauben, meine Herren, oder nicht, doch von diesem Tag an brach ich jeden Verkehr mit Nymphodora Ssemjonowna ab; und bei reiflicher Überlegung muß ich sagen, daß ich auch für diesen Dienst meinem Freund Tresor bis an mein Lebensende zum Danke verpflichtet bin.

Ich ließ also einen Wagen anspannen, setzte mich mit Tresor hinein und fuhr nach Hause. Zu Hause untersuchte ich ihn, wusch seine Wunden aus und beschloß, ihn am nächsten Morgen zu einer weisen Frau, die im Kreise Jefremow wohnte, zu bringen. Diese weise Frau war übrigens ein alter Bauer, ein ganz merkwürdiger Mensch: er flüsterte einige Worte über Wasser, – andere sagen, daß er Schlangenspeichel hineintat, – gab davon zu trinken, und im Nu war jede Krankheit weg. Bei dieser Gelegenheit wollte ich mir in Jefremow zur Ader lassen: das ist manchmal sehr gut gegen Schreck; nur selbstverständlich nicht am Arme, sondern an der Daumenader.«

»Wo liegt denn die Daumenader?« fragte mit schüchterner Neugier Herr Finoplentow.

»Das wissen Sie nicht? Das ist eben die Stelle auf der Faust neben dem Daumen, wohin man Schnupftabak schüttet, bevor man eine Prise nimmt – hier ist sie! Für den Aderlaß ist es die geeignetste Stelle; denn urteilen Sie selbst: aus dem Arme kommt frisches Aderblut, aber da kann nur verbrauchtes Blut herauskommen. Die Ärzte wissen es nicht und verstehen es nicht; wie sollten sie es auch, diese Deutschen! Bei uns befassen sich hauptsächlich Schmiede damit. Und was es für geschickte Leute unter ihnen gibt! So ein Schmied setzt den Meißel an, haut mit dem Hammer darauf – und fertig! . . . Während ich auf diese Weise überlegte, war es draußen ganz finster geworden, also höchste Zeit, schlafen zu gehen. Ich legte mich zu Bett, und Tresor blieb selbstverständlich bei mir im Schlafzimmer. Ich weiß nicht, war es noch der Schreck, oder kam es von der stickigen Luft, von den Flöhen, oder weil ich zu viel Gedanken im Kopfe hatte, – aber ich konnte nicht einschlafen, wie sehr ich mir auch Mühe gab! Ich hatte ein so eigentümliches, beklemmendes Gefühl, daß ich es gar nicht beschreiben kann; ich versuchte alles Mögliche: trank Wasser, öffnete das Fenster, spielte auf der Gitarre die Kamarinskaja mit italienischen Variationen . . . es nützte alles nicht! Es trieb mich aus dem Zimmer . . . schließlich nahm ich mein Kissen, die Bettdecke, ein Laken und begab mich durch den Garten in den Heuschuppen und richtete mich da ein. Es war so angenehm, meine Herren: die Nacht ist still, ungewöhnlich still, nur ab und zu streicht mir ein Windhauch, zart wie eine Frauenhand, über das Gesicht; das Heu duftet wie Tee, auf den Äpfelbäumen zirpen die Grillen; mitunter schlägt eine Wachtel, und man fühlt, daß es auch ihr, der Kanaille, so wohlig zumute ist, während sie mit dem Weibchen im Tau sitzt . . . Und am Himmel eine strahlende Pracht: die Sternchen flimmern, und zuweilen schwebt ein Wölkchen vorbei, weiß wie Watte, und bewegt sich kaum . . .«

An dieser Stelle mußte Skworewitsch niesen; auch Kinarewitsch, der nie hinter seinem Freunde zurückblieb, nieste. Anton Stepanowitsch sah die beiden beifällig an.

»Nun,« fuhr Porfirij Kapitonowitsch fort, »so liege ich da und kann noch immer nicht einschlafen. Ich muß in einem fort denken und zwar hauptsächlich über die menschliche Weisheit: wie wunderbar

hat mir doch Prochorytsch das warnende Zeichen gedeutet, und warum solche Wunder gerade mit mir geschehen? . . . Ich wundere mich, weil ich nichts begreife; Tresor liegt indessen zusammengerollt auf dem Heu und winselt leise; seine Wunden schmerzen ihn. Ich will Ihnen auch sagen, was mich am Schlafen hinderte, Sie werden es wohl kaum glauben: der Mond! Er steht so rund, groß, gelb und flach gerade vor mir, und starrt mich an, bei Gott! So frech und zudringlich starrt er mich an . . . Schließlich zeigte ich ihm sogar die Zunge. Was bist du so neugierig? – denke ich mir. Wenn ich mich von ihm abwende, kriecht er mir ins Ohr, bestrahlt mir den Nacken, übergießt mich wie ein Regen; und wenn ich die Augen öffne, ist es noch ärger: jedes Hälmchen, jedes unnütze Ästchen im Heu, jedes noch so unbedeutende Spinngewebe beleuchtet er so grell, so unverschämt: sieh dir nur alles recht genau an! Es ist nichts zu machen; ich stütze mich auf einen Ellenbogen und fange an zu sehen. Ich kann auch nicht anders: meine Augen sind plötzlich wie die eines Hasen, sie sind so weit aufgerissen, wollen beinahe aus dem Kopfe heraussspringen; sie sind so unheimlich wach, als ob sie gar nicht wüßten, was Schlaf heißt. Ich glaube, ich hätte mit den Augen alles verschlingen können. Das Tor steht weit offen, an die fünf Werst weit kann ich im Felde alles sehen: so unheimlich deutlich und zugleich undeutlich, wie es immer in einer Mondscheinnacht ist. So sehe ich, und sehe, und blinzle nicht mal mit den Augen . . . Und plötzlich kommt es mir vor, als ob sich in weiter Ferne etwas regte. Es vergeht einige Zeit, wieder huscht ein Schatten vorbei, diesmal etwas näher; und dann noch einmal und wieder näher. Was kann das sein? Vielleicht ein Hase? Nein, es scheint größer als ein Hase zu sein, auch springt ein Hase ganz anders. Ich sehe: der Schatten zeigt sich wieder und huscht schon als dunkler Fleck über die Viehweide – die Viehweide liegt aber im Mondlichte ganz weiß da. Es ist ja klar: ein Tier, ein Fuchs oder ein Wolf. Das Herz steht mir still . . . doch was soll ich mich fürchten? Es treibt sich doch immer allerlei Getier nachts im Feld umher. Die Neugierde ist aber größer als die Furcht; ich stehe auf, starre hinaus, und auf einmal überläuft es mich ganz kalt; ich erstarre, als ob man mich bis über die Ohren in Eis gesteckt hätte; doch warum? Das weiß Gott allein! Und ich sehe: der Schatten wird immer größer und wächst und rückt gerade auf meinen Schuppen los . . . Und ich sehe ganz genau, daß es ein großes Tier mit dickem Kopf ist . . . Es saust

daher wie ein Wirbelwind, wie eine Flintenkugel . . . Du lieber Himmel! Was mag das sein? Das Tier bleibt auf einmal stehen, als ob es etwas witterte . . . Das ist ja . . . der tolle Hund von heute früh! Er ist es, er ist es! Gott! Und ich kann mich weder rühren, noch schreien . . . Der Hund springt in den Schuppen, seine Augen funkeln, und er stürzt heulend gerade auf mich los!

Aber da kommt schon aus dem Heu mein Tresor wie ein Löwe heraus; ja das tut er! Rachen an Rachen beißen sich die beiden ineinander fest und stürzen wie ein Knäuel zu Boden! Was weiter geschah, weiß ich nicht, denn ich sprang, wie ich war, über sie weg, und aus dem Schuppen heraus, und in den Garten, und nach Hause in mein Schlafzimmer! . . . Ich muß gestehen, daß ich mich beinahe unters Bett verkroch. Aber was für Sätze, was für Pas führte ich im Garten aus! Ich glaube, die erste Tänzerin, die vor Kaiser Napoleon an seinem Namenstage tanzt, auch die hätte es nicht besser machen können. Als ich jedoch einigermaßen zur Besinnung gekommen war, brachte ich gleich das ganze Haus auf die Beine; ich befahl allen, sich zu bewaffnen und nahm selbst einen Säbel und einen Revolver. (Ich hatte mir diesen Revolver, offen gestanden, gleich nach der Aufhebung der Leibeigenschaft gekauft; wissen Sie, für jeden Fall; nur hatte ich ein ganz miserables Ding erwischt: von drei Schüssen versagten mindestens zwei.) Ich nahm also das alles und begab mich mit einer ganzen Schar, mit Knüppeln und Laternen bewaffnet zum Schuppen. Wir kommen an, rufen, – nichts zu hören; schließlich gehen wir in den Schuppen. Und was sehen wir? Mein armer Tresor liegt tot mit durchbissener Kehle – und der andere, der Verdammte, ist längst verschwunden!

Da brüllte ich, meine Herren, wie ein Kalb und ich schäme mich nicht zu bekennen: ich fiel über meinen sozusagen zweifachen Retter und liebkoste lange seinen Kopf. Und ich blieb in dieser Stellung so lange, bis mich meine alte Haushälterin Praskowja wieder zur Besinnung brachte (sie war mit den andern auf den Lärm herbeigeeilt). – ›Wie können Sie sich nur, Profirij Kapitonowitsch,‹ sagte sie, ›wegen eines Hundes so grämen? Sie werden sich noch erkälten, Gott bewahre! (Ich war auch in der Tat sehr leicht gekleidet). Und wenn dieser Hund, als er Sie rettete, sein eigenes Leben ließ, so ist das für ihn eine große Gnade und Ehre!‹

Obwohl ich Praskowja nicht beistimmen konnte, begab ich mich doch nach Hause. Der tolle Hund wurde aber am nächsten Tage von einem Soldaten erschossen . . . So ein Ende war ihm wohl vorausbestimmt: der Soldat hatte zum ersten Male in seinem Leben aus einem Gewehre geschossen, obwohl er eine Medaille für das Jahr 1812 besaß. Also so eine übernatürliche Begebenheit hat sich mit mir zugetragen.«

Der Erzähler schwieg und begann sich eine Pfeife zu stopfen. Wir sahen aber einander ganz verdutzt an. – »Vielleicht führen Sie ein besonders gottgefälliges Leben,« begann Herr Finoplentow, »und zur Belohnung . . .« Doch bei diesem Worte blieb er stecken, denn er sah, daß Porfirij Kapitonowitsch seine Backen aufblies, rot wurde und mit den Augen zwinkerte, wie einer, der sofort in schallendes Gelächter ausbrechen wird . . .

»Wenn man aber die Möglichkeit des Übernatürlichen, die Möglichkeit seines Hineinspielens in das sogenannte wirkliche Leben zugeben soll,« begann wieder Anton Stepanowitsch, »welche Rolle soll dann noch der gesunde Menschenverstand spielen?«

Niemand von uns wußte darauf etwas zu erwidern, und wir verblieben im Zustande völliger Ratlosigkeit.

- E n d e -

Das Abenteuer
des
Leutnant Jergunow.
1867.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV.
Anmerkungen

I.

Eines Abends erzählte der Lieutenant Jergunow uns wiederum sein Abenteuer. Er gab dasselbe regelmäßig einmal monatlich zum Besten und wir hörten jedesmal mit neuem Vergnügen zu, obgleich wir alle Einzelheiten fast auswendig wußten. Diese Einzelheiten waren, so zu sagen, wie die Pilze rings um einen Baumstrunk, allmälig um den ursprünglichen Stamm der Erzählung gewachsen. Die ganze Manier unseres Erzählers war uns zu wohl bekannt, als daß es uns auch nur dir geringste Schwierigkeit bereitet hätte, vorkommende Auslassungen und Lücken zu ergänzen. Inzwischen aber ist der Lieutenant gestorben und Niemand ist übrig, um dessen Abenteuer zu erzählen; darum haben wir uns entschlossen, es zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Es hatte sich in der Jugend des Lieutenants, vor etwa vierzig Jahren, zugetragen. Er sagte von sich selbst, er sei damals ein eleganter, schöner, junger Mann gewesen. Das Abenteuer mit Wangen wie Milch und Blut, mit rosigen Lippen, gelocktem Haar und Falkenaugen. Wir glaubten ihm das auch auf‘s Wort, obgleich von alledem Nichts mehr an ihm zu sehen war. Er erschien uns vielmehr als ein Mensch von sehr gewöhnlichem Aeußern, sein Gesicht war alltäglich und schläfrig, sein Körper unschön und plump; doch vergessen wir nicht, daß keine Schönheit den Jahren trotzt! Eher waren noch Ueberbleibsel von Eleganz bei dem Lieutenant zu finden. Er trug noch im Alter sehr enge Beinkleider mit Sprungriemen, schnürte seine dicke Taille, kräuselte sein Haar und färbte seinen Schnurrbart mit einer persischen Tinktur, welche mehr in’s Röthliche und Grüne, als in‘s Schwarze spielte. Im Ganzen war der Lieutenant ein sehr achtbarer Edelmann, obgleich er es liebte, beim Whist mit seinen kleinen, grauen Augen in die Karten seines Nachbars zu schielen, was er aber weniger aus Gewinnsucht als aus ökonomischen Rücksichten that, da er es nicht liebte, unnütz Geld zu verlieren. — Doch genug von der Person des Lieutenants, kommen wir zu seiner Erzählung.

Es war im Frühling in der damals noch ganz neuen Stadt Nikolajew an der Mündung des Dniepr. Herr Jergunow, welcher den Rang eines Flotten-Lieutenants bekleidete, war im Auftrage der Regierung

dorthin geschickt. Man hatte ihm, als einem umsichtigen, zuverlässigen Officier, die Leitung wichtiger Wasserbauten übertragen, und häufig empfing er beträchtliche Summen, die er zur größeren Sicherheit stets in einem Leder-Gurt um seinen Körper geschnallt trug. Der Lieutenant Jergunow zeichnete sich in der That, trotz seiner Jugend, durch große Klugheit und große Regelmäßigkeit der Führung aus: er vermied sorgfältig jede unpassende Handlung; rührte damals keine Karte an, trank keinen Wein und mied sogar alle Gesellschaften, so daß er sich bei den Gutmüthigeren seiner Kameraden den Beinamen »junges Mädchen« erworben hatte, während die Wilderen unter ihnen ihm den Spitznamen »Schlafmütze« gaben.

Der Lieutenant hatte nur eine einzige Schwäche: sein Herz war zu empfänglich für die Reize des schönen Geschlechts, aber selbst ihnen gegenüber vermochte er den Aufwallungen der Leidenschaft zu widerstehen und hütete sich vor dem, was er »sich etwas vergeben« genannt hätte. Frühzeitig stand er Morgens auf, legte sich Abends zeitig nieder, erfüllte pünktlich alle seine Pflichten und hatte keine andere Zerstreuung als einen langen Spaziergang, den er allabendlich in die entfernten Stadttheile Nikolajews machte. Er las niemals Bücher, aus Furcht vor Andrang des Blutes nach dem Kopf, und war sogar genöthigt, in jedem Frühjahr diese Vollblütigkeit durch gewisse Gebräue zu bekämpfen. Jeden Abend, nachdem er seine Uniform abgelegt, und sie selbst auf‘s sorgfältigste abgebürstet hatte, schlug unser Lieutenant den Weg nach den Obstgärten der Vorstädte ein und ging abgemessenen Schritts längs den langen Holzzäunen derselben dahin. Er stand oft still, bewunderte die schöne Natur, pflückte zum Andenken eine Blume und fühlte dabei eine gewisse Genugthuung; ein wahrhaftes Vergnügen aber empfand er, wenn er einem » kleinen Cupido« begegnete, das heißt, einem hübschen Bürgermädchen, das über den Schultern einen sogenannten »Seelenwärmer« auf dem Kopfe ein carrirtes Tuch und unter dem bloßen Arm ein leichtes Packet tragend, hastigen Schrittes seiner Wohnung zueilte. Da er, seiner eigenen Aussage nach, wohl von erregbarer aber bescheidener Gemüthsart war, so redete der Lieutenant niemals den »kleinen Cupido« an; jedesmal aber lächelte er ihm leutselig zu und verfolgte ihn lange mit zärtlichem Blick; dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, kehrte mit demselben feierlichen Schritt in sein Zimmer zurück,

setzte sich an das Fenster, überließ sich etwa eine halbe Stunde lang seinen Gedanken und rauchte dabei mit Vorsicht aus einer großen Meerschaumpfeife entsetzlich starken Tabak, welchen sein Pathe, ein deutscher Polizei-Offizier, ihm geschenkt hatte. So verstrichen die Tage ohne Leid und Freude.

Eines Abends jedoch, als der Lieutenant durch ein ödes Gäßchen nach Hause zurückkehrte, hörte er plötzlich hinter sich beschleunigte Schritte und verworrene, von Schluchzen unterbrochene Worte. Er drehte sich um und erblickte ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, dessen sehr angenehmes Gesicht in Thränen gebadet war. Ein eben so großes als unerwartetes Unglück schien sie betroffen zu haben. Sie lief, stolperte, sprach mit sich selbst und bewegte seufzend die Arme. Ihre blonden Haare waren aufgelöst und ihr Halstuch (in jener Zeit kannte man weder Mantille noch Burnus) war von ihren Schultern herabgeglitten und wurde nur noch durch eine Stecknadel gehalten. — Das junge Mädchen war wie ein Fräulein, nicht wie ein einfaches Bürgermädchen gekleidet. —

Jergunow trat zur Seite. Ein Gefühl von Mitleiden siegte über die stets bei ihm vorhandene Furcht, sich etwas zu vergeben; als sie ihm nahe gekommen war, legte er höflich drei Finger an den Schirm seines Czackos und fragte sie nach der Ursache ihres Schmerzes. — Kann ich als Officier Ihnen meine Hilfe leihen? fragte er, die Hand an seinem kurzen Marine-Degen.

Das junge Mädchen blieb stehen und schien im ersten Augenblick das Anerbieten des Lieutenants nicht zu verstehen; aber bald darauf, und, wie entzückt darüber, ihr Herz ausschütten zu können, begann sie sehr rasch und in ziemlich schlechtem Russisch zu sprechen. — Um Gottes Barmherzigkeit, Herr Officier, hub sie an, und in demselben Augenblick flossen ihre Thränen von Neuem und rollten tropfenweise über ihre runden, frischen Wangen . . . 's ist schrecklich, entsetzlich, Gott weiß, was ich anfangen soll. Wir sind ausgeplündert . . . Um Gottes Barmherzigkeit . . . Die Köchin hat Alles, Alles fortgeschleppt, die Theekanne, die Chatulle, die Kleider! . . . Ja sogar die Kleider, die Strümpfe und die Wäsche, ja, und den Arbeitsbeutel meiner Tante . . . In einem Kästchen darin befand sich ein Fünfundzwanzigrubelschein und zwei plattirte Löffel . . . und noch einen Pelz . . . und Alles, Alles! . . . Ich sagte es dem Herrn Polizeioffizier und was antwortete er mir? Scheeren Sie sich, ich

glaube Ihnen nicht, ich will weiter nichts hören! Sie gehören zu derselben Bande. — Ich wiederholte ihm: Erbarmen . . . einen Pelz . . . — und er erwiederte von Neuem: — Hinaus, ich will nichts weiter hören! — und stampfte mit dem Fuße. Welche Beleidigung! mein Herr Offizier! . . . Hinaus! . . . und wohin meint er denn, daß ich gehen soll?!

Das junge Mädchen brach von Neuem in Schluchzen aus und ganz außer sich, legte sie ihr Gesicht auf den Arm des Lieutenants. Dieser, seinerseits einigermaßen bestürzt, beschränkte sich darauf, zu sagen, ohne sich zu rühren: — Hören Sie auf!« und konnte den Blick nicht von dem zuckenden Hals des heftig weinenden jungen Mädchens abwenden.

— Erlauben Sie, mein Fräulein, ich werde Sie nach Hause führen, sagte er endlich, leicht mit dem Finger ihre Schulter berührend, — hier . . . auf der Straße . . . Sie werden einsehen . . . ist es unmöglich . . . Sie werden mir dort ihren Kummer erzählen und als echter Soldat werde ich sicherlich alle Sorge darauf wenden . . .

Das junge Mädchen erhob ihren Kopf und schien sich jetzt erst darüber klar zu werden, daß sie sich — so zu sagen — in den Armen eines jungen Mannes befand. Sie erröthete, wandte das Gesicht ab und entfernte sich, immer unter Schluchzen, einige Schritte weit. Der Lieutenant wiederholte sein Anerbieten. Das junge Mädchen warf ihm zwischen ihren langen, blonden, von Thränen ganz durchnässten Haaren, die ihr über die Augen herabfielen, einen Blick zu (bei diesem Theil der Geschichte vergaß Jergunow nie, zu sagen, daß dieser Blick ihn wie mit einem Dolch durchbohrt habe, ja, einmal versuchte er sogar, diesen Blick wieder zu geben,) dann legte sie ihre Hand in den Arm, den ihr der galante Lieutenant bot, und ging mit ihm in der Richtung weiter, in welcher, wie sie sagte, ihre Wohnung lag.

Jergunow hatte in seinem Leben wenig Gelegenheit gehabt, mit Damen umzugehen, und wußte anfänglich durchaus nicht, wie er die Unterhaltung beginnen sollte. Seine Begleiterin zog ihn jedoch bald aus der Verlegenheit. Sie begann mit großer Geläufigkeit zu schwatzen, indem sie mit dem Rücken der Hand die Thränen abwischte, welche noch immer ihre Augen netzten. Schon nach wenigen Augenblicken wußte der Lieutenant, daß sie Emilie Karlowna heiße, aus Riga gebürtig sei, sich zum Besuch ihrer ebenfalls aus Riga gebürtigen Tante in Nikolajew befinde, daß ihr Vater Militär gewesen, daß er an der Schwindsucht gestorben sei und daß ihre Tante eine

russische Köchin engagirt habe (eine sehr gute Köchin und nicht theuer, aber ohne Paß,) daß eben diese Köchin am selben Tage sie bestohlen habe und auf und davon gegangen sei, man wisse nicht wohin, daß sie zur Polizei habe gehen müssen . . . Hierbei fiel ihr wieder die ihr dort zu Theil gewordene Beschimpfung ein, und von Neuem fing sie an zu schluchzen. Der Lieutenant war wiederum in Verlegenheit, wie er sie trösten sollte, aber das junge Mädchen, bei dem, wie es schien, Eindrücke ebenso rasch schwanden, als sie kamen, unterbrach sich plötzlich, um mit ruhiger Stimme und die Hand ausstreckend zu sagen: — Da ist unser Haus.

Das Haus war eine Art von vertieft liegender Hütte mit vier kleinen, nach der Straße gehenden Fenstern. Hinter den Scheiben gewahrte man das dunkle Grün von Geraniumstöcken und durch eines der Fenster fiel das schwache Licht einer Kerze. Die Nacht brach herein. Das Haus war, fast bis zur Höhe des Daches, von einer Holzumzäunung mit einem Halbthor darin, umgeben. Diesem näherte sich das junge Mädchen und rüttelte, da sie es verschlossen fand, ungeduldig an dem schweren Eisenring des alten Schlosses. Schleppende Schritte, wie von einer mit alten Pantoffeln an den Füßen bekleideten Person, ließen sich hinter der Umzäunung vernehmen und die heisere Stimme eines Weibes that eine Frage auf Deutsch, die der Lieutenant nicht verstand. Als echter Seemann konnte er nur Russisch. Das junge Mädchen antwortete auch seinerseits auf Deutsch. Das Thor wurde darauf halb geöffnet und nachdem das junge Mädchen eingelassen war, heftig gerade vor Jergunow's Nase wieder zugeworfen, dem nichtsdestoweniger noch genug Zeit blieb, um im Halbdunkel die Gestalt einer dicken alten Frau im rothen Kleide mit einer Laterne in der Hand zu unterscheiden. Der Lieutenant blieb einige Zeit vor Erstaunen regungslos stehen; bald aber machte er bei dein Gedanken, daß man sich gegen ihn, einen Offizier, eine solche Unhöflichkeit zu erlauben wage, rasch eine halbe Wendung und schlug den Weg nach seinen Hause ein. Kaum aber hatte er zehn Schritte gethan, als die Thür sich wieder öffnete, und das junge Mädchen, welches inzwischen Zeit genug gehabt hatte, der Alten einige Worte in's Ohr zu flüstern, auf der Schwelle erschien und mit lauter Stimme sagte: — Wohin gehen Sie denn, mein Herr Officier, werden Sie nicht bei uns eintreten?

Jergunow zögerte einen Augenblick, dann lenkte er seine Schritte wieder dem Hause zu.

Seine neue Bekannte, die wir von nun an Emilie nennen werden, führte ihn durch ein kleines, feuchtes, dunkles Gemach in ein ziemlich großes, aber sehr niedriges Zimmer. Ein mächtiger Schrank und ein mit Glanzleinwand überzogenes Sopha nahmen die eine Wand desselben ein; über den Thüren und zwischen den Fenstern erblickte man die verschobenen Portraits zweier Erzbischöfe mit der Mitra und das eines Türken mit einem Turban. Koffer und Hutschachteln füllten die Winkel des Zimmers, und, umgeben von wackligen Stühlen, stand dort noch ein aufgeschlagener Spieltisch, auf dem eine Männermütze neben einem halbgeleerten Glase Kwaß lag. Die Alte, welche der Lieutenant an der Thür bemerkt hatte, folgte ihm auf dem Fuße. Es war eine Jüdin von schmutzigem Aussehen, Ihre kleinen, schief stehenden Augen warfen unheimliche Blicke; einige graue Haare bedeckten ihre dicke Oberlippe. Emilie stellte sie dem Lieutenant mit den Worten vor:

— Dies ist mein Tantchen, Madame Fritsche.

Jergunow konnte eine Bewegung der Ueberraschung nicht unterdrücken, doch hielt er es für Pflicht, seinen Namen und Stand zu nennen, worauf Madame Fritsche nur durch einen schiefen Blick antwortete und ihre Nichte auf Russisch fragte, ob sie Thee trinken wolle.

— Ach ja, Thee! sagte Emilie. — Nicht wahr, Herr Officier, Sie trinken Thee? Bitte, Tantchen, bringen Sie den Samowar. Doch warum bleiben Sie stehen, mein Herr, statt sich zu setzen? Mein Gott, wie ceremoniös Sie sind! Erlauben Sie mir, meinen Shawl abzulegen.

Während Emilie sprach, drehte sich ihr Kopf von einer Seite zur andern und gab ihren Schultern kleine Rucke, genau so, wie‘s die Vögel machen, wenn sie sich aus der Spitze eines Baumes zurecht gesetzt haben und die Sonne sie von allen Seiten bescheint.

Der Lieutenant nahm einen Stuhl und eröffnete, seiner Haltung die nöthige ernste Würde gebend, die Unterhaltung über die Diebstahlsangelegenheit, aber Emilie unterbrach ihn bald. — Machen Sie sich keine solche Sorge darüber, sagte sie, es ist nichts weiter, meine Tante erzählte mir soeben, daß die Hauptgegenstände wiedergefunden sind. (Madame Fritsche brummte dazu einige Worte in den Bart und verließ das Zimmer.) — Es war nicht einmal nöthig,

auf die Polizei zu gehen, aber ich kann mich niemals halten. Ich bin . . . Sie verstehen nicht deutsch . . . ich bin so vorschnell. Sehen Sie mich an; jetzt denke ich nicht mehr daran, auch ganz und gar nicht!

Der Lieutenant blickte Emilie an; ihr Gesicht hatte in der That den Ausdruck von Sorglosigkeit wiedergewonnen. Alles lächelte in diesem allerliebsten Gesichten, Alles: die von langen, aschgrauen Wimpern beschatteten Augen, der Mund, die Wangen, das Kinn, ja selbst das Grübchen im Kinn, selbst die Spitze des kleinen Stumpfnäschens. Sie näherte sich einem zerbrochenen Spiegel und ordnete unter Singen und Augenblinzeln ihr Haar. Jergunow folgte mit Aufmerksamkeit jeder ihrer Bewegungen; sie gefiel ihm ungemein. —

— Werden Sie mir verzeihen, sagte sie, fortwährend mit dem Spiegel coquettirend, — daß ich Sie hierhergeführt habe? Sollte es Ihnen unangenehm sein?

— Was sagen Sie da?

— Ich sagte Ihnen schon: ich bin so vorschnell! Ich handle zuerst und dann denke ich, ja oft denke ich ganz und gar nicht. Doch wie heißen Sie, mein Herr Officier? Kann man's erfahren? Dies sagend, stellte sie sich entschlossen vor ihn hin und kreuzte ihre rundlichen Arme über der Brust.

— Ich heiße Jergunow, Kuzma Wassiliewitsch Jergunow, erwiederte der Lieutenant.

— Jergu . . . Ach, den Namen kann ich nicht aussprechen, er ist zu schwer für mich; ich werde Sie Florestan nennen. Ich kannte in Riga einen Herrn Florestan, der ausgezeichnetes Seidenzeug verkaufte und schön war er! . . . nicht weniger als Sie, aber welch' schönen Wuchs Sie haben, ganz den eines echten russischen Helden. Ich liebe die Rassen, ich bin selbst eine Russin; ja, ich bin Russin, denn mein Vater war Officier, er sollte sogar einen Orden erhalten . . . Aber ich habe weißere Hände als Sie. Sie hob ihre Arme über den Kopf, bewegte die Hände hin und her, damit das Blut heruntersteige, und sie wieder rasch herablassend, sagte sie: — Sehen Sie, ich wasche sie immer mit wohlriechender griechischer Seife. Riechen Sie einmal . . . Ach nein . . . keinen Kuß . . . deßhalb zeigte ich sie Ihnen nicht. Wo dienen Sie?

— Ich diene in der Flotte, in der neunzehnten Equipage des schwarzen Meeres.

— Acht Sie sind Marine-Officier . . . Haben Sie großen Gehalt?

— Nein, nicht allzu groß.

— Sie müssen sehr tapfer sein; ich lese es in Ihren Augen. Was für dicke Augenbrauen Sie haben! Es soll gut sein, sie Nachts mit Lichttalg zu bestreichen, damit sie besser wachsen; aber warum tragen Sie keinen Schnurrbart?

— Das ist gegen das Dienstreglement.

— Pfui, wie dumm das ist, Ihr Dienstreglement! Ist das ein Dolch, den Sie da tragen?

— Es ist ein Hirschfänger, das unterscheidende Zeichen eines Marinesoldaten.

— Ach; ein Hirschfänger!l Ist er scharf! Lassen Sie sehen!

Und indem Sie die Augen schloß und sich auf die Lippen biß, zog sie mit Anstrengung die Klinge aus der Scheide und brachte die Schneide an die Nase. — Er ist ja schartig, Ihr Hirschfänger, sagte sie, — und dennoch könnte ich Sie durch einen einzigen Schnitt tödten. Dabei drohte sie dem Lieutenant, der, sich furchtsam stellend, unter lautem Lachen zurückwich. Auch sie fing zu lachen an.

— Ich werde Sie begnadigen, sagte sie, eine majestätische Stellung annehmend, — da nehmen Sie Ihre Waffe zurück. *A propos!* wie alt sind Sie?

— Fünf und zwanzig Jahre.

— Und ich neunzehn. Mein Gott, wie drollig!

Emilie lachte mit solcher Ausgelassenheit, daß sie sich dabei hinten über warf. Der Lieutenant rührte sich kaum auf seinem Stuhl und konnte seine Blicke nicht von diesem frischen, rosigen, von Lachen ganz erzitternden Gesicht abwenden. Sie gefiel ihm mehr und mehr.

Plötzlich hielt Emilie mit Lachen inne, und nachdem sie den Lieutenant mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, als ob sie ihn zum ersten Male sähe, näherte sie sich, mit geschlossenen Zähnen singend (das war so ihre Gewohnheit), dem Spiegel. — Singen Sie auch, Herr Florestan? fragte sie.

— Nein, mein Fräulein, man hat mich das Singen nicht gelehrt, als ich klein war.

— Und Guitarre spielen Sie auch nicht? Ich kann‘s. Ich habe eine ganz mit Perlmutter ausgelegte, nur die Saiten darauf sind zerrissen. Sie werden mir wohl Etwas geben, um sie zu ersetzen, nicht wahr, Herr Officier? Dann werde ich Ihnen auch eine schöne deutsche

Romanze vorsingen, so rührend . . . Und können Sie tanzen? Nein? Unmöglich! Sie sollen von mir den Schottischen und den Kossack lernen. Tra la la, Tra la la . . . Und Emilie fing an, im Zimmer umherzuspringen. — Sehen Sie, was ich für hübsche Stiefelchen trage. Sie kommen aus Warschau. Doch wie werden Sie mich nennen?

Der Lieutenant erröthete bis über die Ohren. -— Ich werde Sie die angebetete Emilie nennen.

— Sie müssen mich »mein Zucker-Püppchen« nennen. Laß sehen, sprechen Sie mir das nach.

— Mit dem größten Vergnügen, aber ich fürchte, daß es etwas zu schwer für meine Zunge sein wird.

— Einerlei, einerlei. Sagen Sie »mein« . . .

— Mahin . . .

— Zucker . . .

— Tßouker . . .

— Püppchen, Püppchen, Püppchen.

— Pü . . . Nein, ich bring‘s nicht heraus.

— O ja, Sie müssen. Wissen Sie, was das bedeutet? Das ist im Deutschen das angenehmste Wort für die jungen Damen. Ich werde Ihnen das später erklären, denn da kommt Tantchen mit dem Samowar. — Emilie klatschte in die Hände. — Tantchen, ich werde meinen Thee mit Ruhm trinken, ist welcher da?

— Schweig doch still, sagte die Tante auf Deutsch in mürrischem Ton.

Der Lieutenant blieb bei Madame Fritsche bis in die Nacht hinein. Seit seiner Ankunft in Nikolajew hatte er noch keinen so angenehmen Abend verlebt. Es kam ihm allerdings mehr als einmal der Gedanke, daß es sich kaum für einen Officier, einen Edelmann zieme, mit Leuten, wie das Fräulein aus Riga und deren Tante, Gemeinschaft zu machen; aber Emilie war so höflich, sie schwatzte so drollig, sah ihn mit so schelmischen Augen an, daß er alle Scrupel beseitigte, um sich diesmal zum Leben die Arme frei zu halten, wie es ihm ein befreundeter Pope gerathen hatte. Nur ein einziger Umstand beunruhigte ihn einigermaßen und hinterließ in ihm einen peinlichen Eindruck. Mitten im Feuer der Unterhaltung mit Emilie und der Tante wurde die Zimmerthür halb geöffnet, weit genug, um einen Männerarm in dunkelfarbigem Aermel mit drei kleinen

silbernen Knöpfen durchzulassen, der auf einen Stuhl ein ziemlich großes, in eine Serviette gehülltes Packet legte. Die beiden Damen ergriffen dasselbe begierig, um seinen Inhalt zu untersuchen. — Das sind nicht dieselben Löffel, rief Emilie; aber die Tante schob sie mit dem Ellenbogen bei Seite und beeilte sich, das Packet hinauszutragen, ohne auch nur die Enden der Serviette zu befestigen, auf deren einem der Lieutenant einen rothen Fleck, ähnlich einem Blutflecken, zu bemerken glaubte. — Was war darin? fragte er. — Haben Sie noch andere von den gestohlenen Gegenständen zurückerhalten?

— Ja, sagte Emilie zögernd, — es sind uns zurückgebracht . . .

— Wer hat sie gefunden, Ihr Diener?

Emilie runzelte die Brauen. — Welcher Diener? fragte sie. Wir haben keinen.

— Aber doch ein Mann?

— Niemals betritt ein Mann unsere Schwelle,

— Erlauben Sie, erlauben Sie, ich habe ganz genau den Aermel einer »Wengerka« erkannt, und dann diese Mütze . . .

— Nie, nie betritt ein Mann unsere Schwelle, wiederholte Emilie mit Nachdruck. — Was haben Sie sehen können . . . Diese Mütze gehört mir.

— Wie, Ihnen?

— Ja, mir! Bisweilen fällt mir‘s ein, auf den Maskenball zu gehen. Mit einem Wort, sie gehört mir, das genügt!

— Aber wer brachte Ihnen denn dies Packet?

Emilie antworte Nichts und folgte kurzweg Ihrer Tante hinaus nach. Einige Minuten nachher jedoch kehrte sie allein in’s Zimmer zurück, und als sie der Lieutenant von Neuem befragen wollte, sah sie ihn scharf an, und während sie zu ihm sagte, daß ein Cavalier sich schämen müßte, so neugierig zu sein, wechselte ihr Gesicht den Ausdruck und verdüsterte sich. Bald aber nahm sie ein Spiel Karten aus dem Tisch und forderte den Lieutenant auf, ihr aus den Coeur-König wahrzusagen.

Jergunow nahm lächelnd die Karten und jeder Verdacht verließ ihn sofort. Aber diese bösen Gedanken kehrten zurück noch an demselben Abend. Er hatte schon die kleine Thür der Umzäunung, welche auf die Straße führte, hinter sich und zum letztenmale Emilien zugerufen: »Adieu, Zuckerpüppchen« als ein kleiner,

untersetzter Mann ihn streifte und der helle Mondschein ihm das magere Gesicht eines Zigeuners mit schwarzem Schnurrbart, Habichtsnase und funkelnden Augen unter dichten Brauen zeigte. Dieser Mann barg sich eiligst hinter der Ecke eines Hauses. Bestimmt glaubte der Lieutenant zwar nicht sein Gesicht, denn das hatte er nie zuvor gesehen, wohl aber den Aermel seines Schnurrocks mit den drei silbernen Knöpfen zu erkennen. Eine gewisse Unruhe erwachte in der Seele des vernünftigen jungen Mannes. Nach Hause zurückgekehrt, zündete er, ganz gegen seine Gewohnheit, nicht mehr seine große Meerschaumpfeife an. Uebrigens konnten das unerwartete Zusammentreffen mit der reizenden Emilie und die mit ihr verbrachten angenehmen Stunden die Erregung seiner Empfindungen erklären.

II.

Welches immer die Besorgnisse des Lieutenants gewesen sein mochten, sie schwanden rasch und spurlos. Seine Besuche bei den beiden Damen aus Riga wurden immer häufiger. Anfänglich besuchte Jergunow sie nur im Geheimen, da er sich einer solchen Intimität mit ihnen einigermaßen schämte; nach und nach jedoch zog er ganz offenkundig die Wohnung seiner neuen Bekannten jedem anderen Hause vor, die traurigen vier Wände seiner eigenen Behausung natürlich nicht ausgenommen. Madame Fritsche erregte in ihm keine unangenehmen Gefühle mehr, obwohl sie fortfuhr, ihn in wenig zuvorkommender, ja in beinahe verächtlicher Weise zu behandeln. Die Damen dieses Schlages schätzen an ihren Besuchern vorzugsweise Freigiebigkeit, und der Lieutenant war nicht ohne Geiz. Was die Geschenke anbetrifft, so gab er am liebsten Nüsse, Rosinen und Pfefferkuchen. Nur einmal hatte er sich — nach seinem eigenen Ausdruck — ruinirt: er hatte Emilien ein kleines, echt französisches, rothseidenes Halstuch mitgebracht. Am selben Tage versengte sie die Zipfel desselben am Licht; er machte ihr darüber Vorwürfe und sofort band sie es ihrer Katze an den Schwanz; er ärgerte sich darüber, sie lachte ihm in's Gesicht. Endlich mußte der Lieutenant selbst eingestehen, daß er den Damen aus Riga nicht nur keinen Respect einflöße, nein, daß er nicht einmal ihr Vertrauen genieße, denn niemals wurde er sogleich und ohne vorhergegangenes Examen eingelassen. Oft mußte er warten, ein anderes Mal verabschiedete man ihn ohne Weiteres und, um ihn nur ja nicht in's Vertrauen zu ziehen, sprach man in seiner Gegenwart unter einander deutsch. Emilie gab ihm durchaus keine Rechenschaft über ihr Thun und Treiben; auf alle Fragen, die er an sie richtete, hatte sie stets Ausflüchte; was ihn jedoch am Meisten beunruhigte, war, daß mehrere Zimmer im Hause der Madame Fritsche, welches, wenngleich dem Anscheine nach nur eine Hütte, doch ziemlich geräumig war, stets vor ihm verschlossen blieben. — Trotz alledem war Jergunow ebenso beharrlich bei Emilien. Er fand dort, wie man sagt, liebende Seelen, und es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß seine junge Freundin, die fortfuhr ihn Florestan zu nennen, immer mehr

seine männliche Schönheit bewunderte und fand, daß seine Augen denen eines Paradiesvogels glichen. —

An einem heißen Sommertage, um die Mittagsstunde, schleppte sich der Lieutenant, nachdem er den ganzen Morgen in der brennenden Sonne bei den Arbeitern auf dem Schiffswerft zugebracht hatte, erschöpft bis an die ihm nur zu wohlbekannte kleine Thür. Er klopfte an, man ließ ihn nicht warten. Kaum in den sogenannten Solon eingetreten, warf er sich auf das Sopha: Emilie näherte sich ihm und trocknete seine in Schweiß gebadete Stirn mit ihrem Taschentuch.

— Wie ermüdet er ist! wie heiß!t sagte sie voll Mitleiden — Armer Freund! Hätte er doch wenigstens die Haken seines Kragens aufgemacht.´Mein Gott, man sieht ja sein Herzchen in der Brust klopfen!

— Ich kann nicht mehr, erwiederte Jergunow seufzend. — Seit dem frühen Morgen auf den Beinen und diesen Sonnenbrand auf meinem Czacko! Anfänglich wollte ich mich nach Hause flüchten, aber diese Schlangen von Lieferanten erwarten mich dort. Hier, bei Dir, welche Frische! Ich glaube, ich würde ein Schläfchen machen, wenn ich's dürfte.

— Thu's getrost! Niemand wird Dich stören.

— Aber ich nehme Anstand . . .

— Welche Idee! Schlafe! ich werde Dich einwiegen.

Sie begann ein Wiegenlied zu trällern. Der Lieutenant sagte: — Könnte ich nicht vorher ein Glas Wasser erhalten?

— Da hast Du welches, frisch und klar wie Krystall. Warte, ich will Dir noch ein kleines Kißchen unter den Kopf legen . . . so . . . und dies noch . . . gegen die Fliegen.

Sie bedeckte sein Gesicht mit ihrem Halstuch.

— Tausend Dank, mein kleiner Cupido, sagte der Lieutenant und schon war er eingeschlafen. Emilie sang, sich leise schaukelnd, als ob sie ihn wiege, und lachte selbst über ihre Bewegung und ihren Gesang.

Nach Verlauf einer Stunde erwachte Jergunow. Es war ihm im Schlaf so vorgekommen, als ob ihn Jemand , berührt habe, indem er sich über ihn beuge. Er nahm das Tuch, welches seine Augen bedeckte, fort. Emilie lag dicht bei ihm auf den Knieen, im Gesicht

einen Ausdruck, der ihm fremd war. Sie erhob sich plötzlich und lief an‘s Fenster, während sie etwas in ihrer Tasche versteckte. Der Lieutenant streckte die Glieder. — Ich habe ordentlich geschlafen, sagte er. Kommen Sie ein wenig zu mir, mein liebes Fräulein.

Als Emilie sich ihm näherte « erhob er sich plötzlich vom Sopha; fuhr mit seiner Hand in ihre Tasche und zog daraus eine kleine Scheere hervor. — Jesus! rief Emilie unwillkürlich.

— Das ist eine Scheere? stammelte der Lieutenant.

— Gewiß. Was glaubst Du denn zu finden? Etwa eine Pistole? Oh! was für ein drolliges Gesicht er hat! Die Wangen faltig wie das Kissen, die Haare ganz hochstehend im Nacken, und er lacht nicht einmal. Oh!

Emilie krümmte sich vor Lachen.

— Genug, genug, sagte der Lieutenant ärgerlich, — wenn Du nichts Geistreicheres ersinnen kannst, so gehe ich fort . . . Ich gehe, sagte er, als sie zu lachen fortfuhr, und nahm seinen Czacko. Emilie schwieg. — Pfui, wie böse er ist, sagte sie, — ein echter Russe. Alle Rassen sind bösartig. Da geht er fort. Pfui! Gestern hat er mir fünf Rubel versprochen, heute hat er mir nichts gegeben und geht davon.

— Ich habe kein Geld bei mir, murmelte der Lieutenant, schon auf der Schwelle der Thür. — Adieu.

Emilie verfolgte ihn mit den Augen und drohte ihm mit dem Finger. — Da höre Einer, was er sagt: er hat kein Geld. Oh! was für Betrüger all diese Russen sind. Aber wart, wart, mein Herr Schwindler! Tantchen, kommen Sie herein, ich habe Ihnen was mitzutheilen.

Am Abend desselben Tages bemerkte der Lieutenant Auskleiden, daß der obere Rand seines Gurtes, jenes Gurtes, den er stets an sich trug, in der Länge eines Fingers aufgetrennt war. Als ordnungsliebender Mensch nahm er sogleich Nabel und Faden, wichste den Faden und nähte das Loch sorgfältig zu, ohne im übrigen diesem unbedeutenden Umstande irgend welche Beachtung zu schenken.

Während des ganzen folgenden Tages war der Lieutenant mit Dienstgeschäften überhäuft. Er verließ seine Wohnung selbst am Nachmittage nicht und bis in die Nacht hinein schrieb und copirte er im Schweiße seines Angesichts Berichte an seine vorgesetzte Behörde, verwechselte dabei unbarmherzig die Accente und setzte

jedesmal nach »aber« ein Ausrufungszeichen und nach »indessen« ein Semikolon. Am andern Morgen überbrachte ihm ein kleines Judenmädchen mit nackten Füßen und zerfetztem Kittel einen Brief von Emilien, den ersten, den er von ihr empfangen hatte. »Mein theuerster Florestan,« schrieb sie, »*bist Du böse auf Dein Zuckerpüppchen, da Du gestern nicht zu ihm gekommen bist? Bitte, bitte, sei es nicht, und wenn Du es nicht willst, daß Deine liebenswürdige Emilie viele heiße Thränen vergießen soll, so komm ohne Widerrede heut Nachmittag um 5 Uhr.* (Die Ziffer 5 war von einem kleinen, mit der Feder gezeichneten doppelten Blumenkranz umgeben.) Deine liebenswürdige Emilie«

Der Lieutenant erstaunte; er hatte Emilie nicht für so gebildet gehalten. Er gab dem Kinde einen Kopeken und ließ antworten, daß er kommen werde.

Jergunow hielt Wort. Es hatte noch nicht 5 Uhr geschlagen, als er schon an die Thür der Madame Fritsche klopfte; aber zu seiner großen Ueberraschung war Emilie nicht zu Hause. Die Tante empfing ihn, und nachdem sie, erstaunlicher Weise, eine einleitende Verbeugung gemacht, theilte sie ihm mit, daß unvorhergesehene Umstände Emilie genöthigt hätten, auszugehen, daß sie aber bald wiederkäme und ihn bäte, auf sie zu warten. Madame Fritsche trug eine ganz weiße Haube, lächelte, sprach mit einschmeichelnder Stimme und bemühte sich augenscheinlich, ihrem verdrießlichen Gesicht einen liebenswürdigen Ausdruck zu verleihen; es gewann indeß nichts durch diese Anstrengungen und erhielt im Gegentheil dadurch ein gewisses zweideutiges und verdächtiges Etwas. — Nehmen Sie Platz, mein Herr, nehmen Sie Platz, sagte sie, indem sie ihm einen Lehnstuhl hinschob, — und wenn Sie es erlauben, so werde ich das Vergnügen haben, Ihnen einen kleinen Imbiß anzubieten. Madame Fritsche machte wieder eine Verbeugung, ging hinaus und kehrte bald mit einer Tasse Chocolade auf einem blechernen Theebrett zurück. Die Chocolade war nicht von der besten Sorte, indessen trank der Lieutenant sie mit Genuß, versuchte aber vergebens zu enträthseln, woher diese plötzliche geschäftige Zuvorkommenheit der Madame Fritsche käme und was dies Alles bedeute. Emilie kam nicht. Schon fing er an, die Geduld zu verlieren, als plötzlich der Ton einer Guitarre, der durch die Wand des Zimmers zu ihm drang, sein Ohr traf. Ein Accord, ein zweiter, ein dritter,

immer stärker und voller. Der Lieutenant war von Erstaunen getroffen. Emilie besaß wohl eine Guitarre, aber die hatte nur drei Saiten, neue zu kaufen hatte er noch nicht Zeit gefunden, zudem war Emilie nicht zu Hause. Von Neuem erklang ein Accord und diesmal so voll, als ob er aus dem Zimmer, in dem er sich befand, käme. Der Lieutenant drehte sich auf dem Absatz um und stieß einen Schrei der Ueberraschung und des Schreckens aus . . . Vor ihm, auf der Schwelle einer kleinen, niedrigen Thür, die er bisher nicht bemerkt hatte, da der plumpe Schrank sie verdeckte stand ein unbekanntes, fremdartiges Wesen, nicht Kind, noch weniger aber Jungfrau. Dieses Geschöpf war mit einer weißen, mit farbigen Zeichnungen durchwirkten Robe bekleidet und trug rothe Schuhe mit Absätzen. Seine dicken, schweren, schwarzen Haare, auf der Höhe der Stirn durch einen goldenen Reif gehalten fielen wie ein Mantel von seinem kleinen Kopf auf den zarten, mageren Körper herab. Unter dieser Masse glänzten zwei große Augen von dunklem Feuer und zwei dünne, sonnenverbrannte mit goldenen Spangen beladene Arme hielten mit ihren beiden Händen eine Guitarre. Kaum konnte man das Gesicht sehen, so schmal und dunkel erschien es; nur eine fein gespitzte Nase zeichnete sich in gerader Linie oberhalb der rothen Lippen ab. Der Lieutenant stand wie versteinert da. Er betrachtete unverwandten Blickes dieses seltsame Wesen, das auch ihn mit den Augen fixirte, ohne ein Wort zu reden. Allmälig kam er wieder zu sich und näherte sich ihm zögernden Schrittes. Das düstere Gesicht begann zu lächeln, schneeweise Zähne erglänzten plötzlich, der Kopf richtete sich empor und, sein dichtes Haupthaar schüttelnd, zeigte es sich ihm in seiner ganzen feinen und scharfen Schönheit.

— Wer ist dies Teufelchen, murmelte der Lieutenant, und sich noch mehr nähernd, sagte er mit halbleiser Stimme: — Kleine, Kleine, wer bist Du?

— Hierher, erwiederte sie mit verschleiertem Ton und fremder Aussprache, welche den Accent auf die unrechten Laute legte, — hierher . . . und that dabei einen Schritt rückwärts. Der Lieutenant überschritt nach ihr die Schwelle und befand sich in einem sehr kleinen Zimmer ohne Fenster, dessen Wände und Decke mit schweren Teppichen aus Kamelgarn bedeckt waren. Ein starker Moschusgeruch erstickte ihn beinahe; zwei feine gelbe Wachskerzen brannten auf einem runden Tisch, der vor einem sehr niedrigen türkischen Sopha

stand; in einer Ecke sah man ein sehr kleines Bett, hinter Vorhängen von orientalischem mit Atlasstreifen durchwirktem Mousseline verbergen, und zu dessen Häupten einen Rosenkranz von Bernsteinperlen, am Ende mit einer Troddel von rother Seide, aufgehängt.

— Aber erlauben Sie, wer sind Sie denn? wiederholte der Lieutenant.

— Schwester . . . Schwester Emiliens!

— Sie sind ihre Schwester? Sie wohnen hier!

— Ja!

Der Lieutenant streckte ihr von Neuem die Hand entgegen, wiederum aber wich sie zurück.

— Wie kommt es denn, daß sie mir niemals von Ihnen erzählt hat? Verstecken Sie sich?

Die Kleine nickte beistimmend mit dem Kopfe.

— Wahrhaftig! Was für Gründe Sie haben, sich zu verstecken? Deßhalb also habe ich Sie nie gesehen! Ich muß gestehen, daß ich Ihre Existenz nicht im Entferntesten ahnte . . . Wie! und diese dicke, alte Madame Fritsche ist Ihre Tante?

— Ja.

— Hm! . . . Es scheint« daß Ihnen das Russische nicht eben sehr geläufig ist. Wie heißen Sie?

— Colibri!

— Wie?

— Colibri!

— Colibri! Das ist ja ein ganz außergewöhnlicher Name. Ich glaube es giebt in Afrika kleine Insekten, die so heißen, nicht wahr?

Colibri lachte. Ihr Lachen klang so kurz und seltsam, als ob in ihrer Kehle Gläser zusammenklirrten. Sie schüttelte gravitätisch den Kopf, warf einen schnellen Blick rings um sich, stellte ihre Guitarre bei Seite und war mit einem Sprunge an der Thür, die sie rasch verschloß. Jede ihrer Bewegungen war schnell und behend, begleitet, von dem trocknen Geräusch einer Eidechse. Ihre Haare fielen nach hinten bis über die Kniee hinab.

— Warum schließen Sie die Thür? fragte der Lieutenant.

Colibri legte den Finger an die Lippen: — Emiliens wegen, sagte sie.

Der Lieutenant lächelte etwas geckenhaft.

— Sollten Sie eifersüchtig sein?

— Wie? fragte Colibri indem sie den Kopf erhob und, wie bei jeder Frage, die sie that, eine kindliche Miene annahm.

— Eifersüchtig . . . erzürnt . . .

— Oh ja!

— Sie erzeigen mir viel Ehre. Hören Sie wie alt sind Sie?

— Zehn und sieben!

— Siebzehn, wollen Sie sagen?

— Ja! Der Lieutenant betrachtete mit einem noch forschenderen Blicke als vorher seine wunderliche Gesellschafterin.

— Aber Sie sind ein wahres kleines Wunder von Schönheit! Welches Haar! Welche Augen! Und diese Augenbrauen! Ach! . . .

Colibri sing von Neuem an zu lachen und ließ ihre prachtvollen Augen langsam rollen.

— Ja, ich bin eine Schönheit, sagte sie mit seltsamer Würde. Setzen Sie sich . . . ich, dicht bei Ihnen . . . Sehen Sie, eine Blume, schöne Blume, die gut riecht! Sie zog aus ihrem Gürtel einen Zweig weißen Flieders und betrachtete den Lieutenant durch die Blumen hindurch, von denen sie ein Blatt abbiß.

— Halt, wollen Sie constantinopolitanisches Confect? Sorbet? fragte sie.

Colibri erhob sich rasch, ging an eine Commode, öffnete sie und nahm daraus ein vergoldetes Töpfchen, eingewickelt in ein Stück rothen mit Stahlblättchen übersäeten Stoffes, einen silbernen Löffel, eine mit Wasser gefüllt, geschliffene Krystallkaraffe und ein ähnliches Glas. — Nehmen Sie »Sorbet« Signore, sehr gut, und ich werde singen. Wollen Sie?

Sie ergriff die Guitarre.

— Sie singen? fragte der Lieutenant, einen Löffel von dem wirklich ausgezeichneten Sorbet zum Munde führend.

Colibri faßte mit beiden Händen ihr dickes Haar, warf es nach hinten, neigte den Kopf auf die Seite und schlug einige Accorde an, indem sie aufmerksam ihre Fingerspitzen und den Griff der Guitarre betrachtete, dann hub sie mit angenehmer und weit stäkerer Stimme als man sie in solch' zerbrechlichem Wesen vermuthet haben würde

zu singen an, aber dem Lieutenant schien ihr Gesang seltsam. — Wie sie miaut, das Kätzchen! sagte er zu sich selbst.

— Sie sang ein melancholisches Lied; es war weder russisch noch deutsch, sondern in einer, Jergunow völlig unbekannten Sprache. Wie er später erzählte, mischten sich häufig fremdartige Kehltöne in ihren Gesang und am Schluß sang sie leise die Worte: »Sinzimar, Sintamar,« oder etwas dem Aehnliches. Dann stützte sie den Kopf in die Hand, stieß einen Seufzer aus und legte die Guitarre auf ihre Kniee.

— Nun, wollen Sie noch mehr? fragte sie.

— Ich bitte darum, erwiederte der Lieutenant, — aber warum immer ein so trauriges Gesicht? Genießen Sie etwas Sorbet.

— Nein, essen Sie. Diesmal wird‘s heiterer sein.

Sie sang darauf ein Liedchen nach Art einer Tanzweise, aber in derselben unverständlichen Sprache und wie vorher von Kehllauten unterbrochen. Ihre bräunlichen Finger liefen wie wahre kleine Spinnen über die Saiten hin; und sie endigte das Lied mit dem laut herausgeschrienen Wort »Hussa«, heftig und wiederholt mit ihrer kleinen Faust aus den Tisch schlagend. Ihre Augen strahlten von einem wilden Glanz.

Der Lieutenant war, wie man sagt, »ganz umnebelt;« der Kopf wirbelte ihm. Alles war ihm so neu: dieser Moschusgeruch, diese seltsamen Gesänge, diese Lichter am hellen Tag, der Vanille-Sorbet, und vor Allem diese Colibri, die ihm immer näher und näher kam, dieses glänzende seidige Haar und dies immer so traurige Gesicht. — Sie ist eine Russalka,[1] sagte er mit einem Gefühl eigenthümlicher Unbehaglichkeit zu sich selbst. — Mein Seelchen . . . gestehe mir‘s . . . woher ist Dir die Lust gekommen, mich heute zu Dir einzuladen?

— Du bist jung, hübscher Bursche, ich liebe das!

— Ah! Ah! was wird Emilie dazu sagen? Sie wird kommen, sie hat mir‘s heut Morgen geschrieben.

— Nichts zu Emilie . . . sie würde mich tödten.

Der Lieutenant brach in Lachen aus. — Halten Sie sie für so bösartig?

Colibri schüttelte den Kopf. — Nicht nur schlechte Menschen tödten . . . Auch Madame Fritsche Nichts sagen.

Sie berührte dabei die Stirn des Lieutenants mit der Spitze ihres Fingers: — Begreifen Sie, Officier?

Der Lieutenant runzelte die Brauen. — Gut, gut, ich werde Dein Geheimniß bewahren, aber zur Belohnung dafür wirst Du mir einen Kuß geben.

— Nein, nachher, wenn Du fortgehst . . .

-— Sogleich!

Er beugte sich zu ihr, aber sie wich langsam zurück und richtete sich empor, wie eine Natter, auf die man im dichten Waldgrase getreten ist, Der Lieutenant sah ihr ins Weiße der Augen. — Ist die böse! sagte er . . . Nun, wie Du willst, und Gott segne Dich!

Colibri schien einen Augenblick lang zu träumen, dann — entschloß sie sich, sich dem Lieutenant wieder zu nähern, als drei dumpfe Schläge durch das Haus dröhnten. Colibri erhob sich hastig. — Heute, nein, morgen, ja, komm morgen . . . sagte sie mit gezwungenem Lächeln.

— Um welche Zeit?

— Abends um sieben Uhr.

— Gut! Morgen aber mußt Du mir erzählen, weßhalb Du Dich so lange vor mir versteckt hast.

— Ja, ja, morgen das Ende, mein Officier!

— Also Wort gehalten! Ich werde Dir auch ein hübsches kleines Geschenk mitbringen.

— Niemals, sagte sie, mit dem Fuße stampfend.

— Dies, das, das (an ihre Kleider, ihren Schmuck, auf Alles deutend, was sie umgab), das mein. Geschenke, niemals!

— Sein Sie nicht böse, mein Fräulein, ich zwinge Niemanden. Man muß also scheiden. Adieu, mein kleines Joujou . . . und der Kuß?

Colibri sprang leichtfüßig an ihm empor, und ihre Arme um des jungen Lieutenants Hals schlingend, gab sie ihm einen Kuß, der ihm den Eindruck von einem Schnabelhieb machte. Er wollte sie seinerseits wieder küssen, aber sie entschlüpfte ihm behende und flüchtete hinter das kleine Sopha.

— Also, um sieben Uhr, morgen? sagte der Lieutenant etwas verwirrt. Sie antwortete ihm durch ein Zeichen des Kopfes, und mit ihren Fingerspitzen eine ihrer langen Haarflechten ergreifend begann sie dieselben mit ihren kleinen Zähnen leis zu beißen. Der Lieutenant

grüßte sie mit der Hand zum Abschied und zog die Thür hinter sich zu. Er hörte nur nach, wie Colibri sich näherte und sie von innen doppelt verschloß.

Im Salon der Madame Fritsche war Niemand und der Lieutenant, dem es durchaus nicht darum zu thun war, Emilien zu begegnen, beeilte sich hinaus zu kommen; auf dem Flur aber stieß er auf die Herrin des Hauses. — Sie gehen schon fort, Herr Lieutenant! sagte sie mit derselben Grimmasse affectirter und unheimlicher Freundlichkeit, — Sie wollen Emilie nicht erwarten?

Der Lieutenant nahm seinen Czacko: — Madame Fritsche, ich muß Ihnen zu wissen thun, daß ich nicht gewohnt bin, zu warten, erwiederte er; — es ist sehr wahrscheinlich, daß ich auch morgen nicht wiederkommen werde. Benachrichtigen Sie Ihre Nichte davon.

— Schön, schön, sagte die Alte, Sie haben sich aber doch nicht etwa gelangweilt, Herr Lieutenant?

— Nein, Madame« gelangweilt habe ich mich durchaus nicht.

— Das ist ja Alles, was ich wissen wollte. Ich empfehle mich Ihnen.

— Leben Sie wohl, Madame.

Der Lieutenant kehrte nach Hause zurück, warf sich auf sein Bett und vertiefte sich in ein Labyrinth von Betrachtungen. »Was Teufel ist das!« rief er mehrmals mit lauter Stimme aus; »weßhalb hat mir Emilie geschrieben? Sie giebt mir ein Rendezvous und erscheint nicht dazu!« Er nahm ihren Brief, drehte ihn in seinen Händen hin und her und brach ihn. Er roch nach Rauchtabak und an einer Stelle war die Endung eines Zeitwortes verändert worden. Was konnte man daraus schließen? — Wär's möglich, daß diese alte Jüdin, die Gott verdamme, wirklich nichts davon wüßte? Und besonders *sie,* wer ist sie?

Die reizende Colibri wollte ihm nicht aus dem Kopf und mit Ungeduld erwartete er den nächsten Abend, obgleich er im Grunde seiner Seele fast Furcht vor diesem »kleinen Joujou« empfand.

III.

Vor dem Mittagsessen begab sich der Lieutenant auf den Bazar und kaufte dort endlich nach hartnäckigem Handeln ein kleines goldenes Kreuz an einem schwarzen Sammetbande. »Sie mag noch so sehr betheuern, keine Geschenke annehmen zu wollen, man weiß, was das sagen will. Sollte sie wirklich eine so uneigennützige Seele haben, so wird Emilie gewiß nicht »pfui« zu dem Dinge sagen.«

Gegen sechs Uhr Abends rasirte sich der Lieutenant mit ganz besonderer Sorgfalt, ließ einen Coiffeur aus der Nachbarschaft holen, sein Toupet wohl zu frisiren und zu pomadisiren, was jener mit großer Gewissenhaftigkeit ausführte , ohne das amtliche Papier der Regierung zu schonen, aus dem er seine Papilloten machte. Darauf legte der Lieutenant seine neueste Uniform an, nahm ein Paar neue noch nicht getragene Handschuhe in seine Rechte und verließ das Haus, nachdem er sich Vorher hinreichend mit Eau de Cologne besprengt hatte. Wenn er heute größere Sorgfalt auf seine Toilette verwandt hatte, als früher, da er seinem »Zuckerpüppchen« den Hof machte, so geschah es nicht deßhalb, weil Colibri ihm mehr gefiel; es lag jedoch in ihr ein gewisses Etwas, das sogar die träge Einbildungskraft unseres Lieutenants aufregte.

Bei seinem Eintritt kam Madame Fritsche ihm wie gewöhnlich entgegen, und gleichsam, als wären sie über eine gemeinsame Lüge übereingekommen, theilte sie ihm mit, daß Emilie nur für einige Augenblicke ausgegangen sei, ihn aber zu warten bitte. Der Lieutenant nickte zustimmend mit dem Kopf und setzte sich auf einen Stuhl. Madame Fritsche lächelte wiederum, das heißt, sie zeigte ihre langen, gelben Zähne und zog sich darauf zurück, ohne ihm diesmal Chocolade angeboten zu haben.

Kaum hatte sie sich entfernt, als der Lieutenant seine Blicke auf die geheimnißvolle Thür richtete. Sie blieb verschlossen. Zweimal klopfte er an , um seine Ankunft zu melden; die Thür öffnete sich nicht. Er hielt den Athem an und lauschte: nichts, nicht das geringste Geräusch; man hätte meinen können, daß Alles ringsum ausgestorben gewesen wäre. Der Lieutenant erhob sich, ging auf den Fußspitzen wieder bis zur Thür, suchte, mit den Händen tastend, den Drücker des Schlosses und stieß, da er ihn nicht fand, mit dem Knie an dieselbe.

Sie widerstand. Er bog sich von Neuem vor und rief mit gedämpfter, fast mit erstickter Stimme zweimal: — Colibri, Colibri! — Keine Antwort. Er richtete sich empor, zog auf beiden Seiten an den Schößen seines Uniformrockes, stampfte mit dem Absatz auf die Diele, näherte sich wieder dem Fenster und trommelte ärgerlich an den Scheiben. Die verwundete militärische Ehre empörte sich in ihm. — Teufel! Wofür hält man mich! Ich werde mit den Fäusten anklopfen, dann wird sie mir wohl öffnen müssen, und hört‘s die alte Hexe, meiner Treu, um so schlimmer, meine Schuld ist’s dann aber nicht! — Er machte Rechts-um-kehrt . . . Die Thür war halb geöffnet.

Alsbald eilte der Lieutenant wieder auf den Fußspitzen in das geheimnißvolle Zimmer. Auf dem Sopha lag Colibri, gekleidet in ein Gewand von glänzendem Gelb, das in der Taille von einem breiten, rothen Gürtel umschlossen wurde; den unteren Theil ihres Gesichts in ihr Taschentuch bergend, lachte sie bis zu Thränen, aber ohne Geräusch. Sie hatte diesmal ihr Haar in zwei große, lange, mit rothem Band durchzogene Flechten geordnet. Ihre rothen Schuhe von gestern zeigten sich an ihren kleinen Füßen, die sie über einander gekreuzt hielt ; aber die Füße waren nackt, man hätte meinen können, sie wären mit braunseidenen Strümpfen bekleidet. Das Sopha stand anders als gestern, näher der Wand, und auf dem Tisch stand ein japanisches Theebrett mit einer dickbauchigen Kaffeekanne, einer krystallenen Zuckerdose und zwei blauen Porzellantäßchen. Auf demselben Tisch lag die Guitarre, und ein zartgrauer Dampf erhob sich in einer feinen Spirale aus der Spitze eines orientalischen Räucherkerzchens.

Der Lieutenant, der Alles das auf den ersten Augenblick bemerkt hatte, näherte sich dem Sopha, aber bevor er Zeit gehabt hätte, nur ein Wort zu sprechen, streckte Colibri, ohne aufzuhören, in ihr Tuch zu lachen, die Hand aus, und ihre kleinen, harten Finger in das Toupet des Lieutenants senkend, zerstörte sie mit einem Handumdrehen das ganze schöne Gebäude seiner Coiffüre. — Was soll das? rief der Lieutenant, wenig erbaut von solch schlecht angebrachter Vertraulichkeit; — welche Unverschämtheit! — Colibri enthüllte ihr Gesicht: — Vorher schlecht, sagte sie, so besser. — Sie rückte an das eine Ende des Sophas und kreuzte die Beine unter sich: — Setze Dich dorthin, da unten.

Der Lieutenant setzte sich auf den Platz, den sie ihm bezeichnete. — Warum entfernst Du mich? fragte er nach kurzem Schweigen; — hast Du Furcht vor mir? Colibri kauerte sich wie eine Katze zusammen und sah ihn von der Seite an. — Ich? nein!

— Du mußt nicht so wild sein, fuhr der Lieutenant in väterlichem Ton fort. — Nicht wahr, Du erinnerst Dich Deines Versprechens von gestern? Colibri umschloß beide Knie mit den Armen, legte ihren Kopf darauf und sah ihn wieder von der Seite an.

— Ich erinnere mich.

— Daun, . . . sagte Jergunow und wollte sich ihr nähern . . .

— Nicht so schnell, Signore.

Colibri löste ihre Flechten, womit sie ihre Knie umschlungen hatte, und mit dem Ende der einen peitschte sie ihn ans die Hände.

Der Lieutenant war völlig verblüfft — Was sie für Augen hat, die Böse! murmelte er unwillkürlich. — Aber . . . warum hast Du mich herbestellt?

Colibri streckte den Hals mit einer Vogelbewegung und horchte.

— Emilie? fragte der Lieutenant mit bestürzter Miene; — oder Jemand anderes . . .

Colibri zuckte die Achseln.

— Du hörtest aber doch Etwas? fragte Jergunow wieder.

— Nichts.

Mit einer neuen vogelartigen Bewegung zog sie ihren kleinen , länglich geformten Kopf zurück, dessen dicke Flechten durch einen sorgfältig gezogenen Scheitel getrennt waren, der sich in einem dichten Gewirr krauser, kleiner Nackenhaare verlor. — Nichts, wiederholte sie, sich von Neuem zusammenkauernd.

— Niemand! sagte der Lieutenant, — Ich kann also . . . Er streckte die Hand aus, zog sie aber rasch wieder zurück. Ein Blutstropfen zeigte sich auf seinem Finger. — Welche Dummheit! rief er, seine Hand schüttelnd, — immer Eure ewigen Nadeln! Aber, was ist das für eine vermaledeite Nadel? fügte er hinzu, als er eine Art von goldenem Pfeil erblickte, den sie wieder in ihren Gürtel steckte, — das ist ja ein Dolch! Das ist ein Stachel und Du, Du bist eine Wespe, hörst Du, eine Wespe!

Colibri schien den Vergleich des Lieutenants sehr wohl zu fassen: sie lachte mit ihrem klaren, krystallenen Lachen. — Ja, ich werde

stechen. . . ich werde stechen.

Jergunow betrachtete sie von der Seite. »Sie lacht,« dachte er, »und ihr Gesicht bleibt immer traurig.« — Sieh Dir dies ein wenig an, fügte er laut hinzu.

— Was? fragte Colibri mit kindlichem Ausdruck.

— Dies, und der Lieutenant zog das kleine goldene Kreuz aus der Tasche und ließ es funkeln, indem er es zwischen den Fingern hin und her drehte. — Das ist hübsch, nicht wahr?

Colibri hob gleichgültig die Augen empor.

— Ach, ein Kreuz, sagte sie, — wir tragen das nicht.

— Wie. Du trägst kein Kreuz? Bist Du also eine Jüdin oder eine Türkin?

— Wir tragen es nicht, wiederholte Colibri. Dann erhob sie sich plötzlich und, rückwärts über ihre Schultern blickend, sagte sie: — Soll ich Ihnen etwas vorsingen? Ich werde singen.

Der Lieutenant steckte hastig das Kreuz wieder in die Tasche und wandte sich um, denn er glaubte eine Art von Krachen in der Wand gehört zu haben. — Was macht man da für ein Geräusch?

— Mäuse, Mäuse! beeilte Colibri sich zu antworten, dann umschlang sie auf die für den Lieutenant überraschendste Art seinen Kopf mit ihren glatten gelenken Armen und verbrannte ihm die Wange mit einem raschen Kuß, wie mit einem rothglühenden Eisen. Er umschloß Colibri seinerseits, aber sie glitt aus seiner Umarmung wie eine Schlange, was ihr mit ihrem dünnen, geschmeidigen Körper leicht genug fiel. — Sachte, sachte, flüsterte sie leise. — Vorher Kaffee . . .

— Welchen Einfalls Nachher . . .

— Nein sogleich! Jetzt heiß, kalt später.

Sie ergriff die Kaffeekanne am Henkel und fing an, die beiden Tassen vollzugießen. Der Kaffee fiel in gewundenem, rauchendem Strahl hernieder, und Colibri den Kopf auf ihre Schulter geneigt, beobachtete seinen Fall. Jergunow warf ein Stück Zucker in die Tasse und leerte sie auf einen Zug. Der Kaffee schien ihm sehr stark und sehr bitter. Colibri sah lachend zu, und ihre Nasenlöcher über der Tasse weit dehnend, führte sie dieselbe an ihre Lippen und setzte sie langsam wieder auf den Tisch. —

— Warum trinkst Du nichts fragte der Lieutenant.

— Ich, nach und nach.

— Aber so setz' Dich doch endlich zu mir, sagte er, mit der Hand auf das Sopha schlagend.

— Im Augenblick.

Sie streckte die Hand aus und ergriff, ohne Jergunow aus den Augen zu lassen, ihre Guitarre. — Vorher, ich werde singen.

— Ja, ja, aber setz' Dich.

— Und tanzen werde ich, willst Du?

— Du tanzest? Sehen möcht, ich das wohl, aber wie wär's, wenn Du erst nachher tanztes?

— Nein, nein! aber ich liebe Dich sehr, ich.

— Wirklich? Nun dann tanze, Starrkopf, der Du bist.

Colibri stellte sich an die andere Seite des Tisches und, nachdem sie einige Accrorde gegriffen hatte, stimmte sie zur großen Ueberraschung des Lieutenants, der irgend ein heiteres, lebhaftes Lied zu hören erwartete, eine Art langsamen, eintönigen Recitativs an, jeden der Töne, welche nur mit Anstrengung ihrer Kehle zu entsteigen schienen, mit einem abgemessenen Wiegen ihres Körpers von rechts nach links begleitend. Sie lachte nicht. Sie hatte sogar ihre hohen, gewölbten Augenbrauen zusammengezogen, zwischen denen man deutlich ein kleines Zeichen von blauer Farbe bemerken konnte, ähnlich einem Buchstaben aus irgend einer orientalischen Sprache, das dort wahrscheinlich mit Pulver eingebrannt war. Ihre Augen waren beinahe geschlossen, aber die Sterne derselben funkelten noch mit einem düsteren Glanz zwischen den gesenkten Lidern hervor und hartnäckig fuhr sie fort, ihre Blicke auf den Lieutenant zu heften. Auch er konnte den Blick nicht abwenden von diesen prachtvollen und drohenden Augen, diesem gebräunten Gesicht, das sich mehr und mehr mit schwacher Röthe färbte, den halbgeöffneten, unbeweglichen Lippen und diesen schwarzen Schlangen, die sich im Tact an beiden Seiten des eleganten Kopfes wiegten.

Colibri fuhr in Ihren Bewegungen fort, ohne ihren Platz zu verändern; ihre Füße nur erhoben sich bald auf den Zehenspitzen bald auf den Hacken. Ein einziges Mal drehte sie sich heftig um, stieß einen durchdringenden Schrei aus, indem sie die Guitarre über ihrem Kopf schwang, und von Neuem nahm sie denselben wiegenden Tanz, denselben langsamen und monotonen Gesang wieder auf.

Unterdessen saß Jergunow sehr bequem auf dem Sopha und fuhr fort, Colibri zu betrachten, ohne ein Wort zu sagen. Er hatte eine seltsame, ungewohnte Empfindung; er fühlte sich frei, leicht, ja fast zu leicht. Er hatte keinen Körper mehr und schwamm im unendlichen Raum. Dabei glitten ihm kleine kalte Ameisen den Rücken entlang; eine unsagbar angenehme Mattigkeit entkräftete seine Beine und Schläfrigkeit kitzelte ihm die Mund und Augenwinkel. Er wünschte nichts mehr, dachte an nichts mehr; es kam ihm vor, als ob er sanft gewiegt werde, und er murmelte nur noch mit dem Rand der Lippen: — Oh, mein Joujouchen? Von Zeit zu Zeit schien das Gesicht seines »Joujouchens« sich zu verschleiern. Warum denn, fragte sich der Lieutenant. »Ach! es ist der Rauch. . . hier ist . . . ja . . . blauer Dunst.« — Und es näherte sich ihm Jemand, der ihn wiegte und ihm angenehme Worte in‘s Ohr flüsterte, Worte, die anfingen und nicht endeten.

Plötzlich aber sah er die Augen seines Joujouchens sich in einer maßlosen Größe, wie die eines Brückenbogens, öffnen; die Guitarre entrollte ihren Händen und am Boden anschlagend, gab sie einen Ton von sich, der aus den letzten Tiefen des Abgrundes wiederzuhallen schien. Ich weiß nicht, welcher intimste Freund des Lieutenants ihn zärtlich und kräftig von hinten umarmte und ihm die Knoten seiner Halsbinde in Ordnung brachte . . . Dann plötzlich gewahrte er hart an seinem Gesicht den dichten Schnurrbart, die Adlernase und die durchdringenden Augen des Unbekannten mit den drei silbernen Knöpfen, und obwohl die Augen die Stelle des Schnurrbarts und der Schnurrbart die Stelle der Augen einnahmen, obwohl die Nase ebenfalls umgedreht war, so verwunderte sich der Lieutenant gar nicht darüber. Er fand sogar, daß das so sein müsse und war schon im Begriff, zu der Nase zu sagen: »Guten Tag, Bruder Gregor«; aber er gab die Absicht auf und zog es vor . . . zog es vor, unverzüglich mit Colibri nach Constantinopel zu reisen, um dort ihre Hochzeit zu feiern. Colibri war ja Türkin und der Kaiser hatte ihn zum Rang eines Muselmanns erhoben . . . Das war um so leichter, als sich ihm ein kleines Schiff darbot . . . Er stieg ein; und obgleich er sich dabei aus Ungeschicklichkeit so stieß, daß ihm der heftigste Schmerz das Bewußtsein über seine Glieder benahm, so gewann er doch wieder das Gleichgewicht, setzte sich auf eine kleine Bank im Hintertheil des Schiffes und begann denselben großen Fluß hinabzuschwimmen, der

sich unter dem Namen: Strom der Zeit in den Gymnasien von Nikolajew angeheftet befindet und direkt nach Constantinopel führt. Diese Wasserfahrt machte ihm ein außerordertliches Vergnügen. Jeden Augenblick begegneten ihm große, rothe Kriechenten, die sich leider nicht nahe kommen ließen und sofort untertauchten, nichts als breite wie Blut gefärbte Flecken an ihrem Platz zurücklassend. Colibri reiste mit ihm; aber, um der Hitze zu entgehen, hatte sie im Innern des Bootes Platz genommen und klopfte von Zeit zu Zeit leise an den Boden. Da ist endlich Constantinopel. Die Häuser sind, wie es sich für Häuser zu sein gehört, in Form von Tyroler Hüten gebaut und alle Türken haben so breite und so ernste Gesichter . . . Nur muß man sie nicht zu lange betrachten; bald verlieren sie die Form, schneiden Fratzen und schmelzen wie Schneehaufen im Frühjahr . . . Da ist auch der Palast, den er mit Colibri bewohnen wird . . . Wie schön Alles darin eingerichtet ist! Ueberall Epauletten, Trompeten blasende Soldaten und natürlich an allen Wänden das Portrait Muhamed‘s als russischer General. Aber warum läuft Colibri ihm stets voraus, von Zimmer zu Zimmer ihre Schleppe nach sich schleifend? Und warum will sie sich gar nicht nach ihm umkehren? Dann wird sie kleiner, immer kleiner. . . das ist ja gar nicht mehr Colibri, es ist ein Edelknabe in runder Jacke und er ist sein Hofmeister, und nun ist er gezwungen, hinter ihm her in das Innere eines Fernrohres zu kriechen, das immer enger und enger wird; man kann sich darin nicht mehr bewegen, weder vor- noch rückwärts; man kann nicht mehr athmen und ein ungeheures Gewicht stürzt sich auf seinen Rücken; er hat den Mund voll Erde . . .

IV.

Endlich schlug der Lieutenant die Augen auf. . . Es war Tag und Alles still rings umher. Es riecht nach Essig und Pfeffermünze. Ueber sich, rechts und links umhüllt ihn etwas Weißes; er betrachtet, er untersucht es; es sind die Vorhänge eines Bettes. Er will den Kopf heben, unmöglich; die Hand, abermals unmöglich. Was soll das heißen? Er richtet den Blick nach unten: Ein langer Körper ist vor ihm hingestreckt, verborgen unter einer Decke von grober Wolle mit braunen Rändern an beiden Enden. Dieser Körper ist nach gemachter Feststellung sein eigener. Er versucht einen Schrei auszustoßen: Nichts kommt hervor. Er versucht es von Neuem, er sammelt alle seine, Kräfte: Eine Art von halberstorbenem Laut erzittert unterhalb seiner Nase. Schwere Schritte werden gehört, eine Hand entfernt den Vorhang. Ein alter Invalide, in einen geflickten Militärrock gekleidet, steht vor dem Lieutenant. Beide scheinen auf verschiedene Art erstaunt. Ein großer zinnerner Krug näherte sich den Lippen des Lieutenants, der das frische Wasser mit Gier trinkt. Seine Zunge löst sich. — Wo bin ich?

Der Invalid betrachtet ihn zum zweiten Mal, entfernt sich und kehrt bald mit einem andern Mann in Uniform zurück. — Wo bin ich? wiederholt der Lieutenant.

— Nun, er wird nicht davon sterben, sagte der Mann in Uniform. — Sie sind im Hospital, setzte er laut hinzu; — aber Sie dürfen nicht sprechen; schweigen Sie und schlafen Sie.

Der Lieutenant kam aus dem Erstaunen nicht heraus; aber er sank in das Nichts zurück.

Am andern Morgen erschien der Arzt des Lazareths Jergunow war seiner Sinne wieder mächtig. Der Doctor wünschte ihm, Glück zu seiner Heilung und befahl, den Verband seines Kopfes zu erneuern.

— Wie, der Kopf? Habe ich irgend etwas . . .

— Sie dürfen weder sprechen, noch sich bewegen, unterbrach ihn der Doctor. — Bleiben Sie ruhig und danken Sie Gott, dem Höchsten. Popow! wo sind die Compressen ?

— Aber das Geld . . . das Geld der Krone. . .

— Da haben wir's, jetzt beginnt das Delirium von Neuem. Ei, Popow, nochmals Eis!

Eine Woche verging. Der Lieutenant war so weit hergestellt, daß man glaubte, ihm enthüllen zu können, was ihm begegnet sei. Folgendes vernahm er:

Am 16. Juni Abends 7 Uhr fand sein letzter Besuch bei Madame Fritsche statt und am 17. etwa um Mittagszeit, also beinahe vierundzwanzig Stunden später, hatte ein Schäfer ihn in einer Schlucht, unweit der Landstraße nach Cherson und ungefähr zwei Werst von Nikolajew, bewußtlos, mit gespaltenem Kopf und bläulichen Flecken am Halse, gefunden. Seine Uniform und seine Weste waren aufgeknöpft, alle Taschen umgekehrt; sein Czacko und sein Hirschfänger waren verschwunden, ebenso sein Ledergurt. Nach dem niedergetretenen Grase und einer sich lang hinziehenden Spur im Sande und im Lehmboden zu urtheilen, mußte der Lieutenant von der Landstraße bis zum Grunde der Schlucht geschleift worden sein und wahrscheinlich dort erst hatte man seinem Kopf einen Streich mit einer schneidenden Waffe, vielleicht seinem eigenen Hirschfänger, versetzt.

In der That hatte die ganze Spur keinen einzigen Tropfen Blut gezeigt, während sich rund um seinen Kopf eine ganze Lache gefunden hatte. Die Mörder mußten ihn erst besinnungslos gemacht und dann ihn zu erwürgen versucht haben; hernach hatten sie ihn zur Stadt hinausgeschleppt bis zum Abhang der Schlucht, wo sie ihm den letzten Streich beibrachten. Nur seiner eisernen Constitution hatte es der Lieutenant zu danken, daß er mit dem Leben davon kam, denn erst am 23. Juli, also fünf Wochen nach dem Ereigniß, war seine volle Besinnung zurückgekehrt.

Jergunow machte unverzüglich seinen Bericht an die Behörde, schilderte mündlich und schriftlich alle Umstände des Unglücks, das ihn betroffen hatte, und bezeichnete deutlich das Haus der Madame Fritsche. Die Polizei eilte dorthin, fand aber Niemand mehr. Das Nest war leer. Der Hauseigenthümer, ein außerordentlich alter und nicht weniger tauber Mann und Bürger der Stadt, wurde allerdings gefaßt und vor Gericht geschleppt; viel aus ihm herauszubekommen war aber nicht. Er selbst wohnte in einem andern Viertel von Nikolajew und Alles, was er wußte, war, daß er vor etwa vier Monaten sein Haus an eine Jüdin, ihrem Paß zufolge Schmul oder Schmulke mit Namen, vermiethet und dies auch pflichtschuldig sofort der Polizei angezeigt

habe. Ein junges Mädchen, ebenfalls mit einem Paß versehen, sei, so schloß er seine Aussage, bald nachher zur alten Jüdin gezogen.

Und welches Handwerk trieben diese Frauen? Er wußte nichts davon. Hatten sie noch andere Miethleute: Auch davon wußte er nicht mehr. Und was den Knaben betrifft, der als Wächter des Hauses fungirt hatte, so war er nach Petersburg, Odessa oder sonst wohin gereist. Der neue Wächter befand sich erst seit Anfang Juli im Dienst.

In den Polizeiregistern und in der Nachbarschaft angestellte Nachforschungen ergaben, daß die Schmulke nebst Genossin, deren eigentlicher Name Friederike Bengel gewesen zu sein schien, Nikolajew den 20. Juli verlassen hatten, ohne das Ziel ihrer Reise anzugeben. Den geheimnißvollen Mann aber, mit dem Aussehen eines Zigeuners und den drei silbernen Knöpfen, sowie das fremde Mädchen mit dem braunen Teint und den dicken Haarflechten kannte Niemand oder wollte Niemand kennen.

Sobald der Lieutenant das Hospital verlassen konnte, begab er sich selbst in das ihm so verhängnißvoll gewordene Haus.

In dem kleinen Zimmer, wo er seine Unterhaltungen mit Colibri gehabt hatte und das noch jetzt nach Moschus roch, war eine andere kleine Thür entdeckt worden, gegen die bei seinem zweiten Besuch das Sopha gelehnt stand und durch welche, aller Wahrscheinlichkeit nach der Mörder eingetreten war.

Der Lieutenant unterließ es nicht, eine Supplik in vorgeschriebener Form einzureichen. Die Untersuchung begann. Eine Menge Verfügungen mit Nummern in genauer Reihenfolge wurden erlassen und nach allen Richtungen hin versandt. Ein Haufen von gleichfalls nummerierten Antworten lief mit der Zeit am Ort ein; das aber war Alles! Die verdächtigen Personen waren und blieben verschwunden und mit ihnen das Geld der Krone, das sich auf ein Tausend neun Hundert und siebzehn Rubel und einige Kopeken belief, eine für die damalige Zeit nicht unbedeutende Summe.

Zehn Jahre lang mußte der unglückliche Lieutenant sich Abzüge von seiner Gage gefallen lassen, um das Geld wieder zu erstatten, bis er endlich das Glück hatte, durch eine Amnestie, die auch ihm zu Gute kam, sich die Zahlung des Rückstandes erlassen zu sehen.

Anfänglich war er fast überzeugt gewesen, daß die Ursache des ganzen Unglücks, das Haupt der gegen ihn angezettelten

Verschwörung Emilie, sein treuloses »Zuckerpüppchen«, gewesen sei. Er erinnerte sich, am Tage seiner letzten Zusammenkunft mit ihr unkluger Weise auf dem Sopha eingeschlafen zu sein, bei seinem Aufwachen ihre Verwirrung bemerkt und am selben Abend jenen Riß in seinem Gurt entdeckt zu haben, der augenscheinlich der Scheere, die sie in ihrer Tasche verbarg, seine Entstehung verdankte. — Sie hat Alles gesehen, sagte er, — hat-s dem alten Satan gesagt und den beiden andern Teufeln. Sie hat mir eine Falle gelegt, indem sie mir jenen Brief schrieb, und ich ging arglos hinein; aber wer hätte so Etwas von ihr erwarten können? Dann vergegenwärtigte er sich das gute, hübsche Gesicht Emiliens, ihre klaren, lachenden Augen. — Oh! Weiber, Weiber! sagte er mit den Zähnen knirschend, — Crokodillenbrut! — Als er jedoch definitiv aus dem Hospital entlassen und in seine Wohnung zurückgekehrt war, erfuhr er einen Umstand, der seine Vermuthungen ganz vom bisherigen Wege ablenkte. An dem Tage nämlich, an welchem er, mehr todt als lebendig, zur Stadt gebracht worden war, hatte sich ein junges Mädchen, das der ganzen Beschreibung nach nur Emilie gewesen sein konnte, ganz in Thränen gebadet und mit verwirrtem Haar in seiner Wohnung eingefunden und war, nachdem sie seinen Stiefelputzer um Nachricht von ihm gefragt hatte, wie eine Tolle nach dem Hospital gerannt; dort wurde ihr gesagt, daß der Lieutenant den Tag nicht überleben werde und gleich darauf verließ sie das Haus wieder, die Hände ringend und mit allen Anzeichen der heftigsten Verzweiflung. Es wurde also klar, daß sie den mörderischen Anfall nicht vermuthet hatte. Oder sollte sie selbst betrogen sein? Sollte sie ihren Antheil an der Beute etwa nicht erhalten haben? Sollte das Gewissen in ihr erwacht sein? Und dennoch hatte sie Nikolajew in Begleitung jener abscheulichen Alten, die jedenfalls um Alles gewußt, verlassen . . . Der Lieutenant wußte in der That nicht, was er denken sollte, und oft genug langweilte er seinen Stiefelputzer, indem er sich von ihm die Beschreibung des jungen Mädchens und die Worte, die sie zu ihm gesprochen hatte, wiederholen ließ.

Achtzehn Monate später erhielt der Lieutenant von Emilie, *alias* Friederike Bengel, einen Brief in deutscher Sprache, den er sich sogleich übersetzen ließ und welchen er uns seitdem mehr als einmal zeigte. Er war voll orthographischer Fehler und hatte eine Menge Ausrufungszeichen.

Das Couvert trug den Poststempel Breslau, der Inhalt desselben lautete fast wörtlich folgendermaßen:

»Mein theurer und unvergleichlicher Florestan! Mein Herr Lieutenant Jörgenhof! Wie oft schon habe ich mir geschworen, Ihnen zu schreiben, und immer habe ich's, zu meinem größten Bedauern, wieder aufgeschoben, obgleich die Vorstellung: Sie könnten mich für mitschuldig halten an jenem schrecklichen Verbrechen, für mich der fürchterlichste Gedanke ist. O, mein theurer Herr Lieutenant, glauben Sie mir, der Tag, an dem ich erfuhr: Sie seien wieder gesund und wohl, war der schönste meines Lebens! Auf vollständige Rechtfertigung kann ich leider keinen Anspruch machen, denn ich will nicht leugnen: ich war es wirklich, die Ihre Gewohnheit, Geld auf dem Körper zu tragen, bemerkte (übrigens machen es die Schlächter und Viehhändler in unserer Gegend ebenso) und die Unklugheit beging, davon zu sprechen! Ich sagte sogar im Scherz, daß es nicht gerade schlimm sein würde, Ihnen etwas von diesem Gelde zu nehmen! Die alte Hexe (ach! Herr Florestan, sie war gar nicht meine Tante!) setzte sich sofort in Verbindung mit jenem ruchlosen Scheusal Luigi und seinem Helfershelfer. Ich schwöre Ihnen beim Grabe meiner Mutter (die eine ehrbare Frau war, und nicht wie ich!), daß ich heute noch nicht weiß, wer diese Menschen waren! Alles, was ich erfuhr, ist, daß der Eine Luigi hieß, daß beide aus Bukarest gekommen und wahrscheinlich große Verbrecher waren, denn sie bargen sich vor den Augen der Polizei und führten Gold und Preciosen mit sich. Dieser Luigi war ein fürchterliches Wesen: Seinesgleichen tödten, war ihm Nichts! Er redete alle Sprachen, und er war es, der meinen Brief an Sie schrieb; er war es auch, der die von der Köchin gestohlenen Sachen wiederschaffte. Er konnte Alles! Alles! Alles! Es war ein fürchterliches Geschöpf. Er machte die Alte glauben, daß er Sie nur durch ein gewisses Getränk ein wenig betäuben, Sie dann zur Stadt hinausbringen und später erzählen wolle, er wisse von Nichts, Sie hätten zu tief in's Glas gesehen; aber das Scheusal hatte sich's vorher schon überlegt, daß es besser sei. Sie aus der Welt zu schaffen, damit kein Hahn mehr etwas davon auskrähen könne! Er schrieb jenen abscheulichen Brief und die Alte entfernte mich mit List, ja, ich kann sagen, mit Gewalt! Ich argwöhnte Nichts, und ich hatte eine entsetzliche Angst vor diesem Luigi, der mir sagte: »Ich

werde Dir den Hals abschneiden wie einem Huhn!« Und als er das sagte, drehte er so schrecklich seinen Schnurrbart!

Durch List lockte man mich in eine gewisse Gesellschaft. . . Ach! Herr Florestan, ich schäme mich vor mir selbst und vergieße heiße Reuethränen, denn zu einem solchen Handwerk bin ich gewiß nicht geboren worden! Der Gedanke, daß bis zu einem gewissen Punkt ich es war, die Ihr Unglück herbeiführte, hat mich beinahe verrückt gemacht, und dennoch bin ich mit jenen Leuten abgereist, denn was würde aus mir geworden sein, wenn uns die Polizei entdeckt hätte? Bald aber habe ich sie alle verlassen, und obgleich ich jetzt in Elend, ja oft ohne ein Stück Brod lebe, so ist meine Seele doch ruhig! Fragen Sie mich nicht, weßhalb ich überhaupt nach Nikolajew gekommen bin: ich könnte Ihnen doch nicht darauf antworten; ich habe einen fürchterlichen Eid gethan! Ich schließe meinen Brief mit einer Bitte an Sie, Herr Florestan: Aus Barmherzigkeit, wenn Sie je Ihrer armen kleinen Emilie gedenken, so gedenken Sie ihrer nicht als eines schwarzen Scheusals! Der ewige Gott sieht mein Herz in diesem Augenblick: ich habe eine schlechte Moralität und bin leichtfertig, aber bösartig bin ich nicht. Und lieben werde ich Sie immer, mein unvergleichllicher Florestan! Und das Beste, was es auf dem Erdenrund giebt, das wünsche ich Ihnen. — Wenn mein Brief bis in Ihre Hände gelangt, dann, bitte, schreiben Sie mir einige Zeiten, damit ich weiß, daß sie ihn erhielten. Sie würden dadurch sehr glücklich machen Ihre treuergebene

Emilie.«

P.S. »Schreiben Sie unter der Adresse F.B. *postorestante* Breslau in Schlesien.«

P.S. »Ich habe Ihnen deutsch geschrieben, weil ich nicht im Stande bin, meinen Gefühlen in einer andern Sprache Worte zu leihen; aber Sie können mir russich schreiben.«

— Nun, haben Sie ihr geantwortet? fragten wir den Lieutenant.

— Ich hatte oft die Absicht, es zu thun; aber wie sollte ich ihr schreiben? Ich verstehe nicht deutsch, und russisch? . . . Was sie auch davon sagt, sie hätte es sich übersetzen lassen müssen. Dann . . . Ihr

versteht mich . . . dieser Briefwechsel . . . die Würde der Epauletten . . . kurzum . . . ich habe nicht geantwortet.

Und jedes Mal, wenn der Lieutenant seine Erzählung beendet hatte, schüttelte er den Kopf und seufzte. — So ist, sagte er, die Jugend! — Und befand sich unter seinen Zuhörern ein Neuling, der sein berühmtes Abenteuer zum ersten Male mit anhörte, so ergriff er dessen Hand, legte sie auf seinen Schädel und ließ ihn die Narbe seiner Wunde befühlen. Sie war wirklich übermäßig groß und reichte von einem Ohr zum andern.

- E n d e -

Anmerkungen

1 Eine Art Undine oder bösartiger Dryade in der slawischen Mythologie.

Eine wunderliche Geschichte.

1869.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII. : IXX. : XX.
Anmerkungen

Wir halten es nicht für überflüssig, zu bemerken, daß obige Novelle für den »Salon« geschrieben und die erste ist, welche der Verfasser in deutscher Sprache publicirt, bevor sie im russischen Original erschienen. Die treffliche Uebersetzung ist aus der Feder des Herrn Dr. L. Kayßler.
Die Redaction des »Salon«.

I.

Vor etwa fünfzehn Jahren — so begann Herr Ch. — zwangen mich dienstliche Obliegenheiten einmal einige Tage in der Gouvernementsstadt O. Zuzubringen. Ich stieg in einem erträglichen Gasthause ab, welches ein halbes Jahr vor meiner Ankunft von einem reich gewordenen Jüdischen Schneider erbaut worden war. Wie man sagt, hat es nicht lange geblüht, was bei uns etwas sehr Gewöhnliches ist; aber ich fand es noch in seinem vollen Glanze; die neuen Meubel knallten in der Nacht wie ein Pistolenfeuer, die Bettwäsche, Tischtücher und Servietten rochen nach Seife und die gestrichenen Dielen nach Firniß, was übrigens nach der Meinung des Kellners, eines überaus feinen, obgleich nicht ganz reinlichen Menschen, die Verbreitung des Ungeziefers verhinderte. Dieser Aufwärter, ein ehemaliger Kammerdiener des Fürsten Z., zeichnete sich durch die Ungezwungenheit seines Benehmens und sein Selbstbewußtsein aus. Er ging stets in einem Frack, der schon auf andern Schultern gesessen und in niedergetretenen Schuhen, hatte eine Serviette unter dem Arm und eine Menge Finnen auf den Backen und hielt, indem er mit den schweißigen Händen ungenirt gesticulirte, kurze aber eindringliche Reden. Er erwies mir, als einem Menschen, der im Stande wäre, seine Bildung und seine Weltkenntniß zu würdigen, eine gewisse Protection. Er hieß Ardalion.

II.

Ich hatte einigen Beamten der Stadt Besuche zu machen. Der selbe Ardalion besorgte mir einen Wagen und einen Diener, den einen so schlottrig und abgeschabt wie den andern; aber der Diener hatte eine Livree und den Wagen schmückten Wappen. Nachdem ich alle officiellen Besuche abgemacht hatte, fuhr ich zu einem Gutsbesitzer, einem alten Bekannten meiner Familie, der sich schon lange in der Stadt O. niedergelassen hatte. Ich hatte ihn in zwanzig Jahren nicht gesehen; er hatte sich seitdem verheirathet, eine stattliche Familie bekommen, war Wittwer und reich geworden. Er speculirte in Branntweinpachtungen, das heißt, er lieh den Pächtern die Cautionen gegen schwere Procente . . . »das Risico ist Edelmanns-Sache!«[1] übrigens war auch wenig Risiko dabei. Im Laufe des Gesprächs trat unentschiedenen aber leichten Schrittes, wie auf den Fußspitzen, ein schlankes und mageres Mädchen von etwa siebzehn Jahren ein. Hier ist — sagte mein Bekannter zu mir — meine älteste

Tochter Sophie, die ich die Ehre habe, Ihnen vorzustellen; sie hat mir meine Selige ersetzt, führt die Wirthschaft im Hause und giebt auf die Brüder und Schwestern Acht. Ich verbeugte mich zum zweiten Mal gegen das eingetretene Mädchen (das sich unterdessen schweigend auf einen Stuhl gesetzt hatte) und dachte bei mir, daß sie einer Wirthschafterin, einer Erzieherin wenig ähnlich sehe. Ihr Gesicht war durchaus kindlich, rund, und mit kleinen, angenehmen aber unbeweglichen Zügen; die blauen Augen unter hohen, auch unbeweglichen, ungleichen Brauen blickten aufmerksam, beinahe erstaunt, wie wenn sie etwas für sie Unerwartetes bemerkten; der schwellende Mund mit aufgeworfener Oberlippe lächelte nicht nur nicht, sondern schien auch das Lächeln gar nicht zu kennen; auf den Wangen stand das rosige Blut in zarten, länglichen sich immer gleichbleibenden Flecken unter der feinen Haut. Ihr feines blondes Haar trug sie in dichten Locken zu beiden Seiten des kleinen Gesichtes. Die Brust athmete ruhig und die Arme preßten sich wie ungeschickt und starr an die schlanke Figur. Ein blaues carrirtes Kleid fiel ohne Falten, wie bei Kindern, auf die kleinen Füße. Der ganze Eindruck, den das Mädchen auf mich machte, war nicht sowohl ein kränklicher, als ein räthselhafter. Ich sah nicht ein einfaches,

schüchternes Provinzialfräulein vor mir, sondern ein Wesen mit einem besonderen, für mich unklaren Stempel. Es zog mich weder an, noch stieß es mich ab: ich begriff es nicht vollständig und fühlte nur, daß ich noch niemals einer aufrichtigeren Seele begegnet war. Mitleid ja Mitleid erweckte in mir dieses junge, ernste, geängstete Leben, Gott weiß weshalb. »Nicht von dieser Welt«, dachte ich bei mir, obgleich eigentlich in dem Ausdruck des Gesichts nichts »Ideales« lag und obgleich Mademoiselle Sophie augenscheinlich in dem Salon erschienen war, um die Rolle der Hauswirthin zu spielen, auf welche ihr Vater hingedeutet hatte.

III.

Er fing an, von dem Leben in der Stadt Q, den seinen gesellschaftlichen Vergnügungen und den Annehmlichkeiten, die es darbot, zu sprechen. »Bei uns ist es still,« bemerkte er. »Der Gouverneur ist ein Melancholiker und der Adelsmarschall ein Junggeselle. Uebrigens ist übermorgen in der adligen Ressource großer Ball. Ich rathe Ihnen hinzugehen, es fehlt hier nicht an Schönheiten, nun und Sie werden unsere ganze *Intelligenz* sehen.«

Mein Bekannten als ein Mann, der einmal an der Universität gewesen war, liebte es, gelehrte Ausdrücke zu gebrauchen. Er sprach sie mit Ironie, aber auch mit Respect aus. Uebrigens ist es bekannt, daß die Spekulation in Branntweinpachtung in den Menschen zugleich mit der Solidität einen Hang zur Philosophie entwickelt.

»Und erlauben Sie eine Frage? Werden Sie auf dem Ball sein?« Damit wendete ich mich an die Tochter meines Bekannten Ich wollte den Ton ihrer Stimme hören. »Der Vater will hingehen« — antwortete sie, »und ich mit ihm.« Ihre Stimme war leise, langsam und sie sprach jedes Wort zögernd aus. »In diesem Falle erlauben Sie mir, Sie um die erste Quadrille zu bitten.« Sie nickte mit dem Kopf zum Zeichen des Einverständnisses; aber lächelte auch jetzt nicht.

Ich entfernte mich bald und ich erinnere mich, der Blick ihrer fest aus mich gerichteten Augen erschien mir so sonderbar, daß ich wie unwillkürlich über meine Schulter blickte, ob sie nicht irgend Jemand oder irgend etwas hinter meinem Rücken sähe.

IV.

Nach meiner Rückkehr in's Gasthaus und nachdem ich zum Diner die ewige Suppe à la Julienne, Cotelettes und Schoten und ein vertrocknetes Haselhuhn gespeist hatte, setzte ich mich auf das Sopha und überließ mich meinen Gedanken. Ihr Gegenstand war jene Sophie, jene räthselhafte Tochter meines Bekannten; aber Ardalion, der den Tisch abgedeckt hatte, legte meine Träumerei auf seine Weise aus. Er schrieb sie der langen Weile zu.

»Es giebt bei uns in der Stadt sehr wenig Zerstreuungen für die Herren Durchreisenden,« begann er mit seiner gewöhnlichen zwanglosen Herablassung, während er zugleich fortfuhr mit einer schmutzigen Serviette die Lehnen der Stühle abzuklopfen — dieses Abklopfen ist wie bekannt nur sehr gebildeten Kellnern eigen —; »sehr wenig, weder Concerte noch Theater (Ardalion war mit seinem Herrn im Auslande gereist, vielleicht sogar nach Paris gekommen. Er wußte sehr gut, daß nur der Bauer Keather sagt), noch z. B. Tanzsoiréen und Abendconversationen unter den Herren Edelleuten. Alles der Art existirt nicht.« (Er hielt einen Augenblick inne, wahrscheinlich um mich die Eleganz seines Ausdruckes bemerken zu lassen).

»Man sieht sich selten. Und die Folge ist, daß die angekommenen Fremden manchmal nicht wissen, was sie anfangen sollen.«

Ardalion sah mich von der Seite an.

»Uebrigens . . . vielleicht . . . « fuhr er stockend fort — »im Falle Sie geneigt sein sollten . . . « Er sah mich wieder an — bemerkte aber vielleicht die nöthige Neigung nicht bei mir.

Der feine Kellner ging nach der Thür, überlegte, kehrte wieder um, stand eine Weile unentschlossen, beugte sich zu meinem Ohr nieder und sagte mit leichtem Lächeln:

»Wollen Sie Verstorbene sehen?«

Ich sah ihn erstaunt an.

»Ja,« fuhr er jetzt flüsternd fort, »es giebt hier einen solchen Menschen. Es ist ein einfacher Kleinbürger, der sogar nicht einmal lesen kann — aber er macht wunderbare Sachen. Wenn Sie sich zum Beispiel an ihn wenden und wünschen, irgend einen Verstorbenen von Ihren Bekannten zu sehen, so zeigt er ihn Ihnen unfehlbar.«

»Auf welche Weise?«

»Das ist nun sein Geheimniß. Denn obgleich er ein Mensch ist, der nicht lesen, ja man kann geradezu sagen, der nicht sprechen kann, so ist er doch im Himmlischen stark. Am meisten steht er bei den Kaufleuten in Achtung.«

»Und ist dies Allen in der Stadt bekannt?«

»Wer es wissen soll, weiß es. Und es ist dafür gesorgt, daß von der Polizei nichts zu befürchten ist — denn was man auch sagen möge, es sind immer verbotene Dinge und für den gemeinen Mann verführerisch. Der gemeine Mann ist bekanntermaßen immer gleich mit der Faust bei der Hand.«

»Hm er Ihnen Verstorbene gezeigt?« fragte ich Ardalion. Ich konnte mich nicht entschließen, einen so gebildeten Sterblichen zu dutzen

Ardalion nickte mit dem Kopf: »Ja! er hat mir meinen Erzeuger gezeigt, wie wenn er lebte.«

Ich sah Ardalion an. Er lächelte und spielte mit der Serviette und sah mich herablassend, aber mit Festigkeit an.

»Das ist sehr merkwürdig«, rief ich endlich. »Kann ich mit diesem Mann wohl bekannt werden?

»Mit ihm direct nicht; man muß durch seine Frau Mutter vorgehen. Es ist eine alte sehr respectable Dame. Sie handelt auf der Brücke mit faulen Aepfeln; wenn Sie befehlen, will ich sie fragen.«

»Sie thun mir einen Gefallen.«

Ardalion hustete in die Hand. »Und die Gratifikation, welche Sie geben wollen — es versteht sich eine unbedeutende, müssen Sie gleichfalls dieser Alten selbst einhändigen. Und ich werde ihr meinerseits sagen, daß sie nichts zu fürchten hat, da Sie ein Fremder, ein Cavalier sind — nun Sie begreifen ja, daß es ein Gebeimniß ist — und daß Sie ihr in keinem Falle Ungelegenheiten verursachen werden.«

Ardalion nahm das Präsentirbret in eine Hand und graziös mit seinem eigenen Rückgrat und dem Brete balancirend, wendete er sich zur Thür.

»Ich kann also auf Sie hoffen?« rief ich ihm nach.

»Sein Sie überzeugt,« entgegnete er mit seiner selbstbewußten Stimme. »Wir werden mit dem Mütterchen sprechen und Ihnen die

Antwort überbringen.«

VI.

Ich will mich nicht darüber verbreiten, welche Gedanken die ungewöhnliche Thatsache, die mir Ardalion mitgetheilt hatte, auf mich machte, aber ich muß gestehen daß ich die versprochene Antwort mit Ungeduld erwartete. Spät am Abend kam Ardalion zu mir und theilte mir seinen Verdruß mit: er hatte die Alte nicht auffinden können. Ich drückte ihm trotz dessen um ihn anzuspornen einen Dreirubelschein in die Hand. Am folgenden Morgen erschien er wieder — und mit freudestrahlendem Gesicht — in meinem Zimmer.

Die Alte war damit einverstanden mich zu sehen-.

»Hey, Gelbschnabel!« rief Ardalion in den Corridor; »mein braver Arbeiter, komm hierher.« Es erschien ein Kind von fünf Jahren, wie eine junge Katze, ganz mit Ruß beschmutzt, mit geschorenem Kopfe, einem zerrissenen abgetragenen Schlafrock und ungeheuren Galoschen an den bloßen Füßen. Du wirst Sie führen Du weißt wohin,« sagte Ardalion indem er sich zu dem »braven Arbeiter« wendete und auf mich wies. »Und Sie, mein Herr, haben nur, sobald Sie dort sind, nach Mastridia Karpowna zu fragen.«

Der Junge gab einen heiseren Ton von sich und wir machten uns auf den Weg.

VII.

Wir gingen ziemlich lange durch die ungepflasterten Straßen der Stadt O. In einer von ihnen, beinahe der einsamsten und trostlosesten machte endlich mein Führer vor einem zweistöckigen Häuschen Halt — und indem er sich die Nase mit dem ganzen Aermel seines Schlafrockes wischte, sagte er: »Hier . . . Gehen Sie rechts.« Ich trat über die Vortreppe in den Hausflur und klopfte zur Rechten; eine niedrige Thür ächzte in den rostigen Angeln und ich sah eine dicke alte Frau in einer zimmtfarbenen mit Hasenfell gefütterten Kassawoika und einem bunten Tuche um den Kopf vor mir.«

»Mastridia Karpowna?« fragte ich.

»Sie selbst ist es«, antwortete mir die Alte mit einer schrillen Stimme. »Ich bitte. Ist Ihnen gefällig Platz zu nehmen?«

Das Zimmer, in welches die Alte mich führte, war so mit allerlei Gerümpel, Lumpen, Kissen, Federbetten, Säcken vollgepfropft, daß es fast unmöglich war, sich darin umzudrehen. Das Sonnenlicht drang kaum durch zwei verstaubte Fensterchen; in einem Winkel hinter einem Haufen aufeinander gestülpter Körbe ächzte und jammerte Etwas. Was es war, konnte man daraus nicht ermessen. Es konnte ein krankes Kind, es konnte ein junger Hund sein. Ich setzte mich auf einen Stuhl und die Alte stellte sich aufrecht vor mich hin. Ihr Gesicht war gelb, halb durchsichtig, wie von Wachs; die Lippen liefen so zusammen, daß sie unter der Menge der übrigen Runzeln eine querlaufende Linie bildeten ein Büschel weißer Haare starrte unter dem Kopftuch hervor, aber die entzündeten, grauen Augen blickten unter dem vorspringenden Stirnbein pfiffig und Durchdringend, und die spitze Nase stand wie ein Pfriemen hervor und schnüffelte in die Luft als wollte sie sagen: »Ich bin doch der rechte Schelm.« Nun, Du verstehst ins Schwarze zu treffen, dachte ich bei mir.

Dabei roch sie nach Branntwein.

Ich erklärte ihr die Ursache meines Besuches, die ihr übrigens, wie ich bemerkte, schon bekannt sein mußte . . . sie hörte mich an, während sie schnell mit den Augen zwinkerte und steckte nur ihre Nase immer spitzer vor, wie wenn sie damit etwas aufpicken wollte.

»Ja, ja,« sagte sie endlich, »Ardalion Matweïtsch haben uns davon erzählt, daß Sie der Kunst meines Sohnes Wassinka bedürfen; nur

sind wir im Zweifel, Herr . . .«

»Weshalb?« unterbrach ich sie. »Meinetwegen können Sie vollkommen ruhig sein. Ich bin kein Denunciant.«

»Ach, mein himmlischer Vater!« fiel die Alte rasch ein. »Was glauben Sie? Wie werden wir wagen von Euer Hochwolgeboren so etwas zu denken! Und auf welchen Grund sollte man uns dennuciren? Treiben wir vielleicht etwas Sündliches? Nein! lieber Herr, so ist mein Söhnchen nicht, daß er sich zu etwas Unsauberem hergäbe oder sich auf irgend eine Hexerei einließe . . . Da bewahre Gott und die allerheiligste Mutter Gottes!« Die Alte bekreuzte sich dreimal.

»Er ist im ganzen Gouvernement der erste Faster und Beter; der Erste, mein lieber Herr, Euer Hochwolgeboren! Aber das ist richtig — es ist ihm große Gnade zu Theil geworden Was? Das ist nicht ein Ding seiner Hände; das, mein Täubchen kommt von oben.«

»So sind Sie einverstanden?« fragte ich. »Wann kann ich Ihren Sohn sehen.«

Die Alte legte die Hand an ihre Backe. »Ach, mein Herr, mein Herr, wir sind im Zweifel. . .« »Erlauben Sie mir, Mastridia Karpowna, Ihnen Dieses einzuhändigen,« unterbrach ich sie und gab ihr einen Fünfzehn Rubelschein.

Die Alte ergriff ihn sogleich mit ihren geschwollenen krummen Fingern, welche an die fleischigen Krallen einer Eule erinnertem steckte ihn in den Aermel, dachte etwas nach und dann, als ob sie einen Entschluß gefaßt hätte, schlug sie sich mit beiden flachen Händen auf die Hüften

»Komm hierher heute Abend in der achten Stunde; sagte sie nicht mit ihrem gewöhnlichem sondern mit einem andern feierlicheren und leiseren Ton: »aber nicht in dieses Zimmer — sondern geh gerade aus aufwärts in den zweiten Stock — und Du wirst eine Thür zur Linken finden und öffne Du diese Thür — so wirst Du, Euer Hochwolgeboren, in ein leeres Zimmer treten und in diesem Zimmer wirst Du einen Stuhl sehen; setze Dich auf diesen Stuhl und warte, und was Du auch sehen mögest, so sprich kein Wort und thue nichts und sprich auch nicht mit meinem Söhnchen, denn er ist noch jung und er hat die fallende Sucht; er ist leicht zu erschrecken. Er fängt an zu zittern, zu zittern gerade wie ein Hühnchen . . . Es ist ein Jammer!«

Ich sah Mastridia an. »Sie sagen er ist jung, aber wenn er Ihr Sohn ist . . .«

»Im Geiste, Väterchen, im Geiste.Ich habe viele Waisen bei mir! . . . « fügte sie hinzu, indem sie mit dem Kopfe in der Richtung jenes Winkels hinzeigte, von welchem die klingenden Töne ausgingen. »O, Herr mein Gott, heilige Mutter Gottes! Und Sie, Väterchen Euer Hochwolgeboren ehe Sie hierher kommen, haben Sie die Güte ordentlich nachzudenken wen von Ihren verstorbenen Verwandten oder Bekannten — das Himmelreich sei ihnen — Sie zu sehen wünschen. Gehen Sie Ihre Bekannten durch und wenn Sie einen gewählt haben, so behalten Sie ihn im Sinn, behalten ihn, bis mein Sohn kommt.«

»Und soll ich Eurem Sohn nicht sagen, wem ich . . .«

»Nein nein! Väterchen nicht ein einziges Wort. Er selbst liest in Ihren Gedanken, was er braucht und Sie, behalten Sie nur Ihren Bekannten gut im Sinn; und nach dem Mittagessen trinken Sie zwei oder drei Gläschen Wein; Wein schadet niemals.« Die Alte lachte, leckte die Lippen mit der Zunge, fuhr mit der Hand über den Mund — und seufzte.

»Also um halb acht?« fragte ich, indem ich von dem Stuhle aufstand.

»Um halb acht, Väterchen Euer Hochwohlgeboren.«

VIII.

Ich nahm von der Alten Abschied und kehrte in das Gasthaus zurück. Ich zweifelte nicht, daß man mich zum Besten haben würde — aber auf welche Weise? — das erregte meine Neugier. Mit Ardalion wechselte ich Alles in Allem nur zwei oder drei Worte. »Ist sie darauf eingegangen?« fragte er mich, indem er die Brauen zusammenzog — und auf meine bejahende Antwort, rief er: »Das Weib ist ein Minister!« Ich schickte mich nach dem Rathe des Ministers an, die Reihe meiner Verstorbenen durchzugehen. Nach ziemlich langem Schwanken blieb ich endlich bei einem längst verstorbenen alten Mann, einem Franzosen der mein Erzieher gewesen war, stehen. Ich wählte ihn nicht deshalb, weil ich mich besonders zu ihm hingezogen gefühlt hätte; aber seine ganze Figur war so originell, so wenig den Erscheinungen von heut' ähnlich, daß es ganz unmöglich schien, sie nachzumachen ohne sie gesehen zu haben. Er hatte einen großen Kopf, dichte, weiße, nach hinten gekämmte Haare, dicke, schwarze Brauen, eine Habichtnase und zwei große lilafarbene Warzen mitten auf der Stirn; er trug einen grünen Frack mit kupfernen glatten Knöpfen ein Gilet mit Stehkragen ein Jabot und Manschetten.

»Wenn er mir meinen alten Dessère zeigt,« dacht ich, »so muß ich gestehen, daß er ein Zauberer ist.«

Nach dem Essen trank ich, wie die Alte mir gerathen, eine Flasche Lafitte von der ersten Sorte — nach der Versicherung Ardalions — aber mit einem starken Geschmack nach verbranntem Pfropfen und mit einem dicken Satz von Sandelholz auf dem Boden jedes Glases.

IX.

Genau um halb acht befand ich mich vor dem Hause, in welchem ich mich mit der ehrenwerthen Mastridia Karpowna unterhalten hatte. Alle Fensterläden waren verschlossen, aber die Thür war offen. Ich trat in das Haus, kletterte auf einer wacklichen Treppe in den zweiten Stock — und öffnete die Thür zur Linken. Ich befand mich, wie die Alte mir vorausgesagt hatte, in einem vollkommen leeren, ziemlich geräumigen Zimmer; ein Talglicht, das auf den Fensterkopf gestellt war, verbreitete ein trübes Licht; an der Wand, gegenüber der Thür, stand ein Rohrstuhl. Ich putzte das Licht, welches eine starke Schnuppe angesetzt hatte, nahm Platz auf den Stuhl und fing an zu warten.

Die ersten zehn Minuten vergingen ziemlich schnell; in dem Zimmer selbst war entschieden nichts, was meine Aufmerksamkeit fesseln konnte — aber während ich auf jedes Geräusch hörte, sah ich aufmerksam auf die verschlossene Thür . . . Mein Herz schlug. Den ersten zehn Minuten folgten andere; es verging eine halbe Stunde, dreiviertel Stunden — und wenn sich auch nur etwas ringsum gerührt hätte. Ich hustete einige Male, um ein Zeichen meiner Anwesenheit zu geben, ich fing an, mich zu langweilen, ärgerlich zu werden; auf solche Weise zum Besten gehalten zu werden, hatte ich freilich nicht erwartet. Ich war schon im Begriff aufzustehen und wollte das Licht vom Fenster nehmen und hinuntergehen . . . Ich blickte weg, der Docht hatte wieder einen Räuber — als ich aber den Blick vom Fenster zur Thür wendete, zuckte ich unwillkürlich zusammen. Au der Thüre selbst angelehnt, stand ein Mann. Er war so geschickt eingetreten, daß ich nichts gehört hatte.

X.

Er trug eine einfache blaue Jacke, war von mittlerer Größe und ziemlich stämmig. Die Hände auf den Rücken gelegt und mit gesenktem Kopfe, starrte er mich an. Bei dem trüben Glanze des Lichtes konnte ich seine Züge nicht gut unterscheiden; ich erkannte nur eine mächtige Mähne wirr auf die Stirn herabfallender Haare, dicke schief gebogene Lippen und weißliche Augen. Ich wollte mit ihm sprechen, aber ich erinnerte mich an die Vorschrift Mastridia's und biß mich in die Lippen. Der eingetretene Mensch sah immerwährend auf mich, ich sah gleichfalls auf ihn und sonderbar! in derselben Zeit empfand ich etwas wie Angst und fing fast an, wie auf Befehl, an meinen alten Erzieher zu denken. *Jener* stand fortwährend an der Thür und athmete mit Anstrengung, wie wenn er einen Berg hinaufstiege oder eine Last höbe — seine Augen schienen sich zu erweitern, sich mir zu nähern und es wurde mir unheimlich unter ihrem starren, schweren, drohenden Blick. Von Zeit zu Zeit flammten seine Augen in einem unheimlichen innern Feuer auf; ein solches Feuer sah ich bei Windhunden, wenn sie den Hasen erblicken und gleich dem Windhunde folgte mir Jener ganz so mit seinem Blicke, wenn ich »einen Haken schlug«, d. h. die Augen plötzlich abzuwenden Versuchte.

XI.

So verging — ich weiß nicht wie viel Zeit — es konnte eine Minute, es konnte eine Viertelstunde sein — Er sah immerfort auf mich. Ich empfand fortwährend eine gewisse Unbehaglichkeit und Furcht und dachte an meinen Franzosen. Zwei Mal versuchte ich zu mir selbst zu sagen: »Was für Unsinn, was für eine Comödie!« versuchte zu lächeln — mit der Achsel zu zucken . . . vergeblich! Jeder Entschluß gefror sofort in mir . . . ich weiß kein anderes Wort zu finden; ich mußte eingestehen daß sich eine gewisse Erstarrung meiner bemächtigt hatte. . . Plötzlich bemerkte ich, daß er sich schon von der Thür entfernt hatte und mir einen oder zwei Schritte näher stand; dann hüpfte er ein wenig mit beiden Füßen zugleich — und stand mir noch näher . . . dann nochmals — und seine drohenden Augen richteten sich starr auf mein ganzes Gesicht — und die Hände blieben auf dem Rücken und die breite Brust athmete mit Anstrengung. Mir erschienen diese Sprünge lächerlich — aber mich schauerte auch, und was ich durchaus nicht begreifen konnte: plötzlich fing Schläfrigkeit an, mich zu befallen. Meine Augenlider klebten zusammen . . . die mähnige Gestalt mit den weißlichen Augen in der blauen Jacke — verdoppelte sich vor mir — und verschwand plötzlich ganz . . . Ich raffte mich auf: er stand wieder zwischen der Thür und mir — aber schon bedeutend näher . . . dann verschwand er wieder — wie wenn ein Nebel üben ihn hinginge; erschien wieder . . . verschwand wieder . . erschien wieder . . . und immer näher, näher . . . seinen schweren schnaubenden Athem meinte ich schon auf meinem Gesicht zu fühlen, wieder bewegte sich der Nebel heran und plötzlich trat aus diesem Nebel, von den weißen nach oben gesträubten Haaren beginnend, deutlich hervor der Kopf — des aller Dessère! Ja, das sind seine Warzen seine schwarzen dichten Brauen! seine Habichtsnase! Das ist auch der grüne Frack mit den kupferne Knöpfen und das gestreifte Gilet und das Jabot ich schrie auf, ich erhob mich der Greis verschwand — und an seiner Stelle sah ich wiederum den Menschen in der blauen Jacke, er ging schwankend zur Wand, lehnte sich mit dem Kopf und beiden Händen dagegen und wie ein abgetriebenes Pferd keuchend, stieß er mit heiserer Stimme heraus: »Thee!« Mastridia, die plötzlich auftauchte, sprang auf ihn zu und indem sie

zu sagte: »Wassinka, Wassinka!l« wischte sie ihm den Schweiß ab, der von seinen Haaren und von seinem Gesicht nur so herunter strömte. — Ich wollte mich ihm nähern, aber sie rief so überzeugend, mit so zerreißender Stimme: »Euer Hochwolgeboren! Gnädiger Vater — richten Sie kein Unheil an, gehen Sie hinaus um Christi willen« — daß ich gehorchte; sie aber wendete sich wieder zu ihrem Sohn — »Kind, mein Täubchen mein Ernährer,« beruhigte sie ihn, »Du wirst sogleich Thee haben sogleich. — Und Sie, Väterchen trinken Sie bei sich zu Hause auch ein Theechen!« rief sie mir nach.

XII.

Nach Hause gekommen, gehorchte ich Mastridia und ließ mir Thee geben; ich empfand Müdigkeit, sogar Schwäche — »Nun wie?« fragte mich Ardalion; »waren Sie dort? Haben Sie gesehen?«

»Er hat mir wirklich etwas gezeigt « . . . was ich, ich gestehe es, nicht erwartet hatte,« antwortete ich.

»Ein Mann von großer Weisheit!« bemerkte Ardalion, indem er den Samowar hinaus trug, »besonders bei der Kaufmannschaft steht er in großer Achtung!«

Als ich mich zu Bett gelegt hatte und über die Geschichte, die mir passirt war, nachdachte, so glaubte ich endlich ihre Erklärung gefunden zu haben. Dieser Mensch besaß unzweifelhaft eine bedeutende magnetische Kraft; indem er — in einer allerdings für mich unbegreiflichen Weise — auf meine Nerven wirkte, hatte er in mir das Bild des Greises, an welchen ich dachte, so klar, so bestimmt erweckt, daß es mir endlich erschien, als sähe ich ihn vor meinen Augen . . . der Wissenschaft sind ähnliche Metastasen, Uebertragungen der Empfindungen, bekannt . . . sehr schön; aber die Kraft, welche fähig ist, solche Wirkungen hervorzubringen, blieb immer etwas Erstaunliches und Geheimnißvolles. — Was man auch sagen möge, dachte ich, ich habe mit meinen Augen meinen verstorbenen Erzieher gesehen.

XIII.

Am folgenden Tage fand der Ball in der adeligen Ressource statt. Sophien's Vater kam zu mir und erinnerte mich im die Einladung, Welche ich seiner Tochter gemacht hatte. Gegen 10 Uhr stand ich schon mit ihr in der Mitte des von einer Menge kupferner Lampen erleuchteten Saales und schickte mich an, die unschweren Pas einer französischen Quadrille unter den mißtönenden Klängen eines militairischen Orchesters zu machen. Der Saal war voll; besonders waren viele Damen — und sehr hübsche — da; aber die Palme unter ihnen hätte entschieden meiner Dame gebührt, wäre nicht ihr etwas fremdartiger, zugleich scheuer und milder Blick gewesen. Ich bemerkte, daß sie sehr selten mit den Augen blinzte; der unzweifelhafte Ausdruck der Aufrichtigkeit in ihren Augen wog das nicht auf, was in ihnen Ungewöhnliches war. Aber sie war reizend gebaut und bewegte sich graziös, obgleich etwas schüchtern. Wenn sie walzte — und indem sie ihre Figur etwas zurück legte, den schlanken Hals auf die rechte Schulter beugte, als ob sie sich von ihrem Tänzer fern halten wollte, so konnte man sich nichts rührender Jugendliches und Reineres vorstellen. Sie war ganz in Weiß gekleidet, mit einem Kreuzchen von Türkis an schwarzem Bändchen um den Hals.

Ich forderte sie zur Mazurka auf und bemühte mich sie »zum Sprechen zu bringen.« — Aber sie antwortete wenig und ungern und hörte aufmerksam mit demselben Ausdruck nachdenklichen Erstaunens zu, der mich, als ich sie das erste Mal sah, betroffen gemacht hatte. Kein Schatten von Coquetterie in ihren Jahren bei ihrem Aeußeren die Abwesenheit jedes Lächelns, und diese Augen welche beständig und gerade auf die Augen dessen der mit ihr sprach, gerichtet waren . . .!Diese Augen, welche zu derselben Zeit etwas Anderes zu sehen, mit etwas Anderem beschäftigt zu sein schienen . . . welches sonderbare Wesen! Da ich endlich nicht wußte, womit ich sie anregen könnte, so fiel mir ein ihr mein gestriges Erlebniß zu erzählen.

XIV.

Sie hörte mir bis zu Ende mit sichtlicher Neugierde zu — war aber, was ich nicht erwartet hatte, über meine Erzählung nicht erstaunt und fragte mich nur, »ob er nicht Wassili heiße?« Ich erinnerte mich, daß ihn die Alte in meiner Gegenwart Wassinka[2] genannt hatte. — »Ja; sein Name ist Wassili,« antwortete ich, »Kennen Sie ihn etwa?«

»Es giebt hier einen gottseligen Mann der Wassili heißt,« sagte sie; »ich dachte, ob er es vielleicht ist?«

»Die Gottseligkeit hat damit nichts zu thun,« bemerkte ich; »es ist einfach die Wirkung des Magnetismus — ein interessantes Studium für Doktoren und Naturforscher. — Ich schickte mich an ihr meine Anschauungen über diese besondere Kraft, welche man Magnetismus nennt, über die Möglichkeit, den Willen eines Menschen dem Willen eines Andern zu unterwerfen und dergleichen darzulegen — Aber meine in der That etwas unsicheren Erklärungen machten wie es schien keinen Eindruck auf sie; Sophie hörte zu die gekreuzten Hände, mit dem in ihnen unbeweglich liegenden Fächer — sie spielte nicht damit, sie bewegte überhaupt nicht die Finger — auf die Knie gelegt und ich empfand, daß alle meine Worte von ihr abprallten wie von einem Steinbilde. — Sie verstand sie, aber sie hatte ihre eigenen unerschütterlichen und unausreißbaren Ueberzeugungen.

»Sie lassen doch nicht Wunder zu?!« rief ich aus.

»Allerdings lasse ich sie zu,« sagte sie ruhig »und wie wäre es möglich, sie nicht zuzulassen? Ist etwa nicht im Evangelium gesagt, wer nur ein Senfkorn Glauben hat — der kann Berge versetzen. Man muß nur Glauben haben — dann giebt es Wunder.«

»Es giebt nur, wie es scheint, wenig Glauben in unserer Zeit,« entgegnete ich; »denn man hört nichts von Wundern!«

»Gleichwohl giebt es deren — Sie selbst sehen es. Nein der Glauben ist nicht ausgestorben in unserer Zeit; der Grund des Glaubens aber . . .«

»Aller Weisheit Grund — ist die Furcht Gottes,« entgegnete ich.

»Der Grund des Glaubens,« fuhr Sophie fort, ohne sich im Geringsten zu verwirren, »ist die Selbstverleugnung, die Erniedrigung.«

»Sogar die Erniedrigung?« fragte ich.

»Ja, der menschliche Stolz, der menschliche Hochmuth, das ist es, was man bis zum letzten Stumpf ausrotten muß . . . Sie sprachen von dem Willen. . . ihn muß man gerade brechen.«

Ich ließ meinen Blick über die ganze Gestalt des jungen Mädchens schweifen, das solche Reden aussprach . . . dieses Kind scherzt nicht! Dachte ich bei mir.

»Haben Sie es versucht?« fragte ich.

»Ein Jeder ist verpflichtet das zu thun, was ihm die Wahrheit scheint,« antwortete sie mit einem gewissen dogmatischen Ton.

»Erlauben Sie mir, Sie zu fragen,« fing ich nach kurzem Stillschweigen an, »glauben Sie denn an die Möglichkeit, Verstorbene zu rufen?«

Sophie schüttelte leise den Kopf. »Es giebt keine Verstorbene.«

»Wie so nicht?«

»Es giebt keine verstorbenen Seelen; sie sind unsterblich — und können immer erscheinen — wo sie wollen . . . sie umkreisen uns beständig.«

»Wie? Sie glauben, daß z. B. neben diesem Garnison-Major mit der rothen Nase in diesem Augenblick eine unsterbliche Seele weilt?«

»Warum nicht? — das Licht der Sonne beleuchtet auch ihn und seine Nase — und ist etwa das Licht der Sonne nicht von Gott? Und was ist das Aeußere? Für den Reinen giebt es nichts Unreines! Man muß nur einen Lehrer finden! einen Führer finden!«

Ich gestehe es, ein ähnliches Gespräch auf einem Ball erschien mir etwas zu excentrisch und ich benutzte die Einladung meiner Dame zu einer Figur der Mazurka -—— um unsern quasi-theologischen Disput nicht wieder zu erneuern.

Eine Viertelstunde später führte ich Mademoiselle Sophie zu ihrem Vater — zwei Tage später verließ ich die Stadt O. und das Bild des Mädchens mit dem kindlichen Gesicht, mit der undurchdringlichen, gleichsam steinernen Seele, verwischte sich bald in meinem Gedächtniß.

XV.

Es vergingen zwei Jahre — und dieses Bild sollte wieder vor mir auftauchen. Unter folgenden Umständen: Ich unterhielt mich mit einem Collegen, der eben von einer Reise aus dem südlichen Rußland zurückgekehrt war. Er hatte einige Zeit in der Stadt O. verlebt — und theilte mir einige Nachrichten über die dortige Gesellschaft mit. »Apropos!« rief er aus, »Du bist ja, denke ich, gut bekannt mit W. G. B.?«

»Nun ja, bekannt.«

»Und Du kennst seine Tochter Sophie?«

»Ich habe sie ein paar Mal gesehen.«

»Stelle Dir vor: sie ist davon gelaufen!«

»Wie das!«

»Jawohl! es sind schon drei Monate her, daß sie spurlos verschwunden ist. Und das Wunderbare ist, daß Niemand sagen kann, mit wem. Stelle Dir vor: keine Vermuthung, nicht der geringste Verdacht! Sie hatte alle Bewerber zurückgewiesen — B. ist, wie Du weißt, reich; sie eine Erbin! Und ihre Aufführung war die allerbescheidenste! Ja, diese Stillen und Fromme!i der Scandal im Gouvernement ist ungeheuer, B. ist in Verzweiflung . . . und welchen Grund konnte sie haben davon zu laufen? Ihr Vater hat ihr in allen Stücken den Willen gethan! — Das Allerunbegreiflichste ist aber, daß von den Lovelaces des Gouvernements nicht ein Einziger fehlt!«

»Und man hat sie bisher nicht gefunden?«

»Ich sage Dir, sie ist verschwunden wie ein Tropfen im Wasser. Es giebt eine reiche Braut auf der Welt weniger — das ist unangenehm.« Diese Nachricht versetzte mich sehr in Erstaunen; sie stimmte durchaus nicht zu der Erinnerung, welche ich von Sophie B. Bewahrte. — Aber was passirt nicht Alles.

XVI.

In dem Herbst desselben Jahres warf mich das Geschick wieder, in dienstlichen Angelegenheiten in das T'sche Gouvernement, welches, Es wie bekannt, an das O.'sche Gouvernement anstößt. Das Wetter war regnerisch und kalt; die abgequälten Postpferde schleppten kaum meinen leichten Tarantaß durch die erweichte schwarze Erde der Heerstraße. Ich erinnere mich, ein Tag war besonders unglücklich; drei Mal blieb ich im Koth bis zur Achse sitzen; der Postillon fuhr immerwährend aus einem Geleise heraus und schleppte sich mit Hott und Hüh in das andere; aber auch da ging es nicht besser; mit einem Worte: gegen Abend war ich so ermattet, daß ich bei der Ankunft auf der Station im Wirthshaus zu übernachten beschloß. Man gab mir ein Zimmer mit einem hölzernen eingedrückten Sopha, krummgezogenen Dielen und zerrissenen Tapeten an den Wänden; — es roch darin nach Kwaß (eine Art von Bier), Matten, Zwiebeln und sogar nach Terpentin und die Fliegen saßen überall in Schwärmen; aber man konnte sich wenigstens vor dem Unwetter schützen und der Regen hatte — wie man so sagt — auf volle vierundzwanzig Stunden geladen. Ich ließ mir den Samowar bringen und nachdem ich mich auf das Sopha gesetzt hatte, ergab ich, mich jenen unerfreulichen Reisegedanken welche den Reisenden in Rußland so bekannt sind.

Sie wurden durch ein schweres Geräusch unterbrochen das aus der allgemeinen Stube kam, von welcher mein Zimmer durch einen dünnen Verschlag getrennt war.

Dieses Geräusch war begleitet von einem stoßweisen Klirren ähnlich dem Klirren von Ketten. — Und plötzlich schrie eine grobe Männerstimme: »Gott segne Alle, die in diesem Hause sind . . . Gott segne!t Gott segne! Amen Amen! Hebe Dich fort!« wiederholte die Stimme, die letzte Silbe jedes Wortes übermäßig und sonderbar dehnend . . . Man hörte einen lauten Seufzer und ein schwerer Körper ließ sich mit demselben Klirren auf die Bank nieder.

»Akulina! Dienerin Gottes, komm hierher!« sagte wiederum die Stimme; »sieh, wie bloß, wie los . . . Hahaha! pfui! — Herr mein Gott! Herr mein Gott! Herr mein Gott!i« intonirte die Stimme, wie der Küster auf dem Chor, »Herr mein Gott! König meines Lebens, siehe

auf mein Elend . . . Oho — ho! Hehe! und diesem Hause Segen in der siebenten Stunde!«

»Wer ist das?« fragte ich die geschäftige Wirthin, die mit dem Samowar bei mir eintrat.

»Das, lieber Herr«, antwortete sie mir, mit hastigem Flüstern, »ist ein Jurodiwi[3] ein Mann Gottes. Er ist unlängst in diesen Gegenden erschienen und hat uns jetzt die Ehre angethan. In diesem Unwetter! — Und die Ketten sollten Sie sehen, die er trägt — es ist furchtbar!«

»Gott segne! Gott segne!« ertönte die Stimme wieder. »Akulina! aber Akulina! Und wo ist unser Paradies? Unser herrliches Paradies? Paradies . . . Paradies . . . Und diesem Hause . . . Zu Anfange dieser Zeit . . . sei große Freude O — O . . . « Die Stimme murmelte etwas Unverständliches — und plötzlich nach einem langen Gähnen ertönte wieder ein heiseres Lachen.

»Ach! daß Stepanytsch nicht da ist . . . das ist ein Jammer!« sagte die Wirthin, die mit allen Zeichen der tiefsten Aufmerksamkeit an der Thür stehen geblieben war, vor sich hin. Er wird irgend ein rettendes Wort sagen — und ich arme Frau kann es nicht begreifen!« — Sie verließ eilig das Zimmer.

XVII.

In dem Verschlage meines Zimmers war ein langer Spalt; ich legte das Auge daran. Der »Heilige« saß auf der Bank mit dem Rücken nach mir gekehrt. Ich sah nur seinen, wie ein Bierkessel großen mähnigen Kopf — und einen breiten gekrümmten Rücken unter den nassen Fetzen, mit denen er bekleidet war. Vor ihm aus dem nackten Erdboden kniete ein schwächliches Frauenzimmer in einem alten gleichfalls nassen Wamms mit einem dunklen bis über die Augen gezogenen Tuche. Sie bemühte sich einen Stiefel vom Fuß des Heiligen abzuziehen — ihre Finger glitten auf dem schmutzigen, fetten Leder ab. Die Wirthin stand mit auf der Brust gefalteten Händen neben ihr und sah andächtig auf den Mann Gottes. Er murmelte, wie vorher, unverständliche Reden.

Endlich gelang es der Frau im Wamms den Stiefel abzuziehen. . . sie wäre beinahe hinten übergefallen — richtete sich aber wieder auf und begann die Fußlappen des Heiligen abzuwickeln: Auf dem Spann des Fußes zeigte sich eine Wunde . . . Ich wendete mich ab.

»Wollen Sie sich nicht ein Theechen vorsetzen lassen, Freund?« ertönte die demüthige Stimme der Wirthin.

»Was denkst Du!« erwiederte der Heilige. »Den sündigen Leib hätscheln . . . oho — ho! Alle Knochen ihm zerbrechen — und sie — Thee! Ach, ach, werthes Mütterchen der Satan ist stark in uns! Auf ihn den Hunger, auf ihn die Kälte, auf ihn die Schleusen des Himmels, den strömenden Regen und es macht ihm nichts — er lebt! Denke an den Tag der Fürbitte der Mutter Gottes! Du wirst haben, Du wirst viel haben.«

Die Wirthin stieß vor Bewunderung einen leichten Schrei aus.

»Der alte Feind, stark wie Demant, wie Demant, Dämon der Böse . . . der Böse! Bö—se — ö — öse!« wiederholte einigemal der Heilige mit Zähneknirschen. »Die alte Schlange, Schlange, aber Gott wird aufstehen! Gott wird aufstehen und seine Feinde werden zerstreut werden! Ich werde alle Gestorbenen rufen! Ich werde auf seine Feinde gehen!t Hahaha!«

»Haben Sie nicht etwas Oel?« sagte die andere kaum vernehmliche Stimme. »Geben Sie mir etwas, um es auf die Wunde zu thun . . .reine Lappen habe ich.« Ich sah wieder durch den Spalt: das Weib im

Wammse war noch immer mit dem kranken Fuße des Heiligen beschäftigt . . . Magdalena! dachte ich.

»Sogleich, sogleich, meine Liebste,« sagte die Wirthin — und nahm, indem sie in mein Zimmer trat, einen Löffel Oel aus der Lampe vor dem Heiligenbilde.

»Wer pflegt ihn denn?« fragte ich.

»Wir wissen es nicht, Väterchen wer sie ist; sie ist auch auf dem Wege des Heils, vielleicht büßt sie die Sünden ab. Aber was ist *Der* für ein gottseliger Mensch!«

»Akulinchen mein Kindchen meine liebe Tochter,« sagte unterdessen der Heilige — und fing plötzlich an zu schluchzen.

Das Weib, das vor ihm auf den Knieen lag, richtete ihre Augen auf ihn . . . Mein Gott, wo hatte ich diese Augen gesehen?

Die Wirthin kam mit dem Löffel Oel zu ihr . . . Sie beendete ihre Operation und sich von dem Boden erhebend, fragte sie, ob es nicht irgendwo ein reines Kämmerchen gäbe und etwas Heu. »Wassily Nikititsch liebt es auf dem Heu zu schlafen,« fügte sie hinzu.

»Gewiß, sein Sie so gut,« antwortete die Wirthin, »sein Sie so gut, Lieber,« wendete sie sich zu dem Heiligen, »trockne Dich, ruhe Dich aus.« Dieser ächzte, erhob sich langsam von der Bank — seine Ketten klirrten wieder und indem er mir das Gesicht zuwendete und mit den Augen die Heiligenbilder suchte, fing er an große Kreuze zu schlagen.

Ich erkannte ihn sogleich: es war derselbe Wassily, der mir einstmals meinen verstorbenen Erzieher gezeigt hattet!

Seine Züge hatten sich wenig verändert, nur waren sie noch ungewöhnlicher noch abschreckender geworden . . . der untere Theil seines aufgeschwemmten Gesichts war von einem struppigen Bart überwachsen. Zerlumpt, schmutzig, verwildert — flößte er mir noch mehr Abscheu als Schrecken ein. Er hörte auf sich zu bekreuzen — fuhr aber fort mit gedankenlosem Blick bald über die Ecken, bald über die Dielen zu schweifen — wie wenn er etwas erwartete.

Plötzlich hob er den Kopf in die Höhe und drehte sich um — dann strauchelten seine Füße, er schwankte . . . Seine Gefährtin sprang sogleich auf ihn zu und faßte ihn unter die Arme. Nach ihrer Stimme und ihrer Figur zu urtheilen, schien sie eine noch junge Frau; ihr Gesicht zu

sehen, war beinahe unmöglich.

»Akulinchen — Freundin,« sagte noch einmal der Heilige mit einer erschütternden Stimme und indem er den Mund weit aufmachte und sich mit der Faust auf die Brust schlug, stieß er ein Stöhnen aus. Sie verließen beide das Zimmer.

Ich legte mich auf mein hartes Sopha und dachte lange über das nach, was ich gesehen hatte. Mein Magnetiseur war also vollständig zu einem Jurodiwi geworden. Dahin also hatte ihn diese Kraft gebracht, welche man ihm nicht hatte absprechen können.

XVIII.

Am folgenden Morgen brach ich auf. Der Regen strömte, wie gestern; aber ich konnte nicht länger warten. — Auf dem Gesicht meines Dieners, der mir zu waschen gegeben hatte, spielte ein besonderes verhalten-spöttisches Lächeln. Ich verstand dieses Lächeln wohl; es bedeutete, daß mein Diener etwas Nachtheiliges oder sogar Anstößiges auf Rechnung der »Herrschaft« erfahren hatte. Er brannte sichtlich vor Ungeduld, es mir mitzutheilen

»Nun, was giebt es?« fragte ich endlich.

»Haben Sie den gestrigen Jurodiwi zu sehen geruht,« fing mein Diener sogleich an.

»Ich habe ihn gesehen; was weiter?«

»Haben Sie auch seine Gefährtin gesehen?«

»Ja.«

»Sie ist ein Fräulein; von adeliger Herkunft.«

»Wie?«

»Ich sage Ihnen die Wahrheit Kaufleute aus O. sind hier durchgereist — sie haben sie erkannt, sie haben sogar ihren Namen genannt; aber ich habe ihn vergessen.«

Es war, wie wenn mich ein Blitz erhellte. »Ist der Heilige noch hier — oder ist er schon fort?« fragte ich.

»Ich glaube er ist noch nicht fort. Unlängst saß er unter dem Thor und machte so Wunderlichtes, daß man es nicht begreifen konnte. Vom Fette wird der Hund toll, wie man zu sagen pflegt, und überdies — findet er seinen Vortheil darin.«

Mein Diener gehörte zu derselben Kategorie gebildeter Dienstboten, wie Ardalion. «

»Und ist das Fräulein bei ihm?«

»Sie hat *du jour* bei ihm.«

IXX.

Ich trat auf die Vortreppe hinaus — und erblickte den Wahnsinnigen. Er saß unter dem Thor auf einem Bänkchen und, indem er sich mit beiden Händen auf dieses stützte, wiegte er den niedergesenkten Kopf nach rechts und nach links — gerade wie ein wildes Thier im Käfig. Dichte Mähnen krauser Haare bedeckten seine Augen und bewegten sich von einer Seite zur andern ebenso wie die hängenden Lippen . . . Ein sonderbaren beinahe nicht menschliches Gemurmel ging aus ihnen hervor. Seine Gefährtin hatte sich soeben in dem an einer Stange hängenden Kessel gewaschen und, noch nicht dazu gekommen sich das Tuch über den Kopf zu werfen ging sie auf einem schmalen Brettchen welches über die dunklen Pfützen des schmutzigen Hofes gelegt war, zu dem Thore zurück. Ich blickte auf diesen jetzt von allen Seiten unbedeckten Kopf und schlug unwillkürlich die Hände vor Erstaunen zusammen . . . ich hatte Sophie B. vor mir.

Sie wandte sich schnell um und richtete ihre blauen wie früher unbeweglichen Augen auf mich. Sie war sehr abgemagert; die Haut war rauh und sonnverbrannt geworden, die Nase war spitzer und die Lippen schärfer gezeichnet . . . Aber sie war nicht häßlich geworden nur mit ihrem früheren nachdenklich erstaunten Ausdruck hatte sich ein anderer, entschiedener, beinahe kühner, concentrirt-begeisterter Ausdruck verbunden. Von Kindlichem war in diesem Gesichte nicht die Spur mehr geblieben.

Ich näherte mich ihr, »Sophie, Sophie Wladimirowna,« rief ich, »sind Sie es? In diesem Kleide . . . in dieser Gesellschaft . . .«

Sie zuckte zusammen sah noch starrer auf mich, wie wenn sie zu erfahren wünschte, wer mit ihr spricht — und antwortete mir nicht ein Wort, sondern stürzte sich auf ihren Gefährten .

»Akulinchen«, stammelte dieser schwer seufzend . . . »unsere Sünden Sünden . . .«

»Wassily Nikititsch, wir wollen gehen — sogleich . . . Hört Ihr! sogleich, sogleich,« sagte sie, indem sie mit einer Hand das Tuch über die Stirn zog und ihn milder andern unter den Ellbogen faßte, »gehen wir, Wassily Nikititsch, hier ist es gefährlich.«

»Ich gehe, Liebe, ich gehe,« antwortete gehorsam der Wahnsinnige und indem er sich mit dem ganzen Körper vorbeugen erhob er sich

von der Bank. »Nur das liebe Kettchen — müssen wir noch anlegen . . .«

Ich ging noch einmal auf Sophie zu; ich nannte mich, ich fing an sie zu bitten mich zu hören mir ein einziges Wort zu sagen; ich zeigte auf den Regen der wie aus Eimern strömte, ich bat sie, ihre eigene Gesundheit, die Gesundheit ihres Gefährten zu schonen ich erinnerte sie an ihren Vater. Aber eine gewisse feindliche und unerbittliche Erregtheit hatte sich ihrer bemächtigt. Ohne mir ein Wort zu antworten die Zähne zusammenpressend und stoßweise athmend, trieb sie mit halblauter Stimme, mit kurzen befehlenden Worten den rathlosen Wahnsinnigen an, gürtete ihn, legte ihm die Ketten an, stülpte ihm auf die Haare eine tuchene Kindermütze mit einem zerbrochenen Schilde, drückte ihm einen Stock in die Hand, warf sich selbst einen Sack auf die Schultern und trat mit ihm aus dem Thor hinaus auf die Straße . . . Sie mit Gewalt zurück zu halten hatte ich kein Recht — und es hätte auch zu nichts genützt; auf meinen letzten verzweifelten Ausruf drehte sie sich sogar nicht einmal um. Den »Mann Gottes« am Arme führend, schritt sie rasch durch den schwarzen Straßenschmutz — und in einigen Augenblicken tauchten durch den trüben Morgennebel, durch das dichte Netz des fallenden Regens — zum letzten Mal beide Gestalten des Heiligen und Sophien‘s vor mir auf . . . sie bogen um die Ecke einer vorspringenden Hütte und verschwanden für immer.

XX.

Ich kehrte zu mir in das Zimmer zurück; ich verfiel in Nachdenken, ich begriff nichts; ich begriff nicht, wie ein so gut erzogenes, junges, reiches Mädchen Alles und Alle verlassen kann, das Vaterhaus, die Familie, die Bekannten, allen Gewohnheiten, allem Comfort des Lebens entsagen — und weshalb? Um einem halbwahnsinnigen Vagabunden zu folgen, um seine Sklavin zu werden? Man konnte nicht einen Augenblick den Gedanken fassen, daß die Veranlassung zu einem solchen Entschluß eine wenn auch verkehrte Herzensneigung, Liebe oder Leidenschaft gewesen wäre. Man brauchte nur aus die abschreckende Figur des gottseligen Mannes zu sehen, um einen solchen Gedanken zurückzuweisen . . . Nein, Sophie war rein; und, wie sie einstmals gesagt hatte, für sie gab es nichts Unreines. Ich begriff den Schritt Sophiens nicht; aber ich verurtheilte sie nicht, wie ich auch später andere Mädchen nicht verurtheilt habe, die gleichfalls Alles Dem opferten, was sie für die Wahrheit hielten, worin sie ihren Beruf sehen. Ich konnte nicht umhin zu bedauern, daß Sophie gerade diesen Weg gegangen war — aber ich konnte ihr meine Bewunderung -— ich sage mehr — auch meine Achtung nicht versagen. Nicht umsonst hatte sie mir einst von der Selbstaufopferung, von der Erniedrigung gesprochen . . . bei ihr waren Wort und That dasselbe. Sie hatte einen Führer-, einen Lehrer gesucht . . . und ihn gefunden, in wem, mein Gott?!

In späterer Zeit kamen Gerüchte zu mir, daß es der Familie endlich gelungen wäre, das verirrte Schaf aufzufinden und nach Hause zurückzuführen; aber sie hatte zu Hause nicht lange gelebt — sondern war gestorben als »Schweigerin«, ohne zu Jemandem gesprochen zu haben.

Friede Deinem Herzen, armes räthselhaftes Wesen!

Wassily Nikitisch setzt sein Handwerk wahrscheinlich bis zu dieser Zeit fort; die eiserne Gesundheit solcher Leute ist in Wahrheit erstaunlich. Wenn ihn die fallende Sucht nur nicht gebrochen hat!

- E n d e -

Anmerkungen

1 Russisches Sprichwort.

2 Diminutiv von Wassili.

3 Unter »Jurodiwi« versteht man in Rußland gewisse Fanatiker, die, ähnlich den orientalischen Santons oder den indischen Fakirs, die Annehmlichkeiten des Lebens verachtend, im Lande umherschweifen. Das Volk betrachtet sie mit frommer Scheu, behandelt sie mit höchster Achtung, hält ihren Eintritt in das Haus für glückbringend und sucht die sinnlosesten Reden dieser Blödsinnigen als göttliche Offenbarungen und Prophezeihungen auszudeuten. Der Verf.

Neu-Land.

1876.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII. : XIX. : XX. : XXI. : XXII. : XXIII. : XXIV. : XXV. : XXVI. : XXVII. : XXVIII. : XXIX. : XXX. : XXXI. : XXXII. : XXXIII. : XXXIV. : XXXV. : XXXVI. : XXXVII. : XXXVIII.

Anmerkungen

»Es soll das Neu-Land nicht mit leicht die
Oberfläche streifender Hacke, sondern mit tief
einschneidenden Pfluge geackert werden.«
Aus den Aufzeichnungen eines Landwirths.

Erstes Capitel.

Im Frühling des Jahres 1868, ungefähr um ein Uhr Mittags, stieg ein nachlässig und ärmlich gekleideter Mann im Alter von gegen siebenundzwanzig Jahren mühsam die Hintertreppe eines fünfstöckigen Hauses in der Offiziers-Straße in St. Petersburg hinauf. Schwerfälligen Schrittes die schlürfenden, abgetretenen Galoschen nach sich ziehend, den wuchtigen, plumpen Körper langsam auf und nieder bewegend, schritt er endlich über die letzten Stufen, der Treppe hinweg, blieb vor einer morschen, halbgeöffneten Thür stehen, — und stürzte, ohne die Glocke zu ziehen, jedoch geräuschvoll Athem holend, in das kleine dunkle Vorzimmer hinein.

— Ist Neshdanow zu Hauses — fragte er fast schreiend mit tiefer, lauter Stimme.

— Er ist fort — ich bin hier, treten Sie ein, — ertönte aus dem Nebenzimmer eine weibliche, gleichfalls ziemlich rauhe Stimme.

— Maschurina? — entgegnete fragenden Tones der Ankömmling.

— Sie selbst. — Und Sie sind — Ostrodumow?

— Pimen Ostrodumow, — antwortete Dieser, worauf er die Galoschen vorsichtig abzog, den alten fadenscheinigen Mantel an den Nagel hängte, und dann in das Zimmer trat, aus welchem die weibliche Stimme erklungen war.

Es war ein niedriges, unsauberes Zimmer, dessen Wände mit mattgrüner Farbe gestrichen waren und in welches das Licht durch zwei verstaubte Fenster kaum hineinzudringen vermochte. Das ganze Ameublement bestand aus einem kleinen eisernen Bette in der Ecke, einem Tisch in der Mitte, einigen Stühlen und einer mit Büchern überladenen Etagère — Am Tisch saß eine weibliche Gestalt von schlichtem Aussehen, mit entblößten Kopfe, im Alter von ungefähr dreißig Jahren, in einem schwarzen wollenen Kleide und rauchte eine

Cigarette. Als sie den eintretenden Ostrodumow erblickte, streckte sie ihm schweigend ihre breite, rothe Hand entgegen. Gleichfalls schweigend drückte sie Dieser — und holte, indem er sich auf einen Stuhl niederließ, aus der Seitentasche seines Rockes eine halb zerbrochene Cigarre hervor. Maschurina gab ihm Feuer — er tauchte die Cigarre an, und Beide begannen nun, ohne ein Wort zu sprechen und sogar ohne einander anzublicken, bläuliche Rauchwolken in die ohnedies schon dumpfe, tabakdurchtränkte Luft des Zimmers aufsteigen zu lassen.

Den beiden Rauchern schien ein unbestimmtes Etwas gemeinsam zu sein, obgleich die Gesichtszüge derselben einander durchaus unähnlich waren. Es sprach aus diesen zwei unordentlichen Menschen mit den groben Lippen, Zähnen und Nasen — Ostrodumow hatte dazu noch Blatternarben im Gesicht — eine gewisse Ehrlichkeit, Festigkeit und thätige Arbeitslust.

— Haben Sie Neshdanow gesehen? — fragte Ostrodumow endlich.

— Hab' ihn gesehen; er wird gleich hier sein, Bücher wollte er zur Bibliothek bringen.

Ostrodumow spuckte leichthin zur Seite.

— Was läuft er denn jetzt immer umher? Man trifft ihn ja nie.

Maschurina holte eine andere Cigarrette hervor.

— Er langweilt sich, — sagte sie, die Cigarrette sorgfältig anrauchend.

— Langweilt sich! — wiederholte Ostrodumow vorwurfsvoll.

— Diese Weichlichkeit! Sollte man doch denken, wir hätten mit ihm nichts zu thun. Hier gilt es, will's Gott, Alles energisch zu Ende zu führen, er aber — langweilt sich!

— Ist kein Brief aus Moskau angekommen?— fragte Maschurina nach einer kurzen Pause.

— Ist angekommen . . . vorgestern.

— Haben Sie ihn gelesen?

Ostrodumow nickte blos mit dem Kopfe.

— Nun . . . und was denn?

— Was? — Werde bald fahren müssen.

Maschurina nahm die Cigarrette aus dem Munde. — Weßhalb denn? Es geht dort doch Alles gut, wie man hört.

— Es geht seinen Gang. Es ist da nur ein nicht ganz zuverlässiges Männlein hineingekommen. Nun und . . . da muß man es absetzen, vielleicht auch ganz beseitigen. Dann giebt's da noch and're Dinge zu thun. — *Sie* ruft man ebenfalls dahin.

— Im Brief?

— Ja; im Brief.

Mit einer raschen Bewegung des Kopfes warf Maschurina das schwere Haar aus dem Gesicht zurück. Hinten unordentlich zu einer kleinen Flechte aufgesteckt, fiel es vorn über Stirn und Brauen herab.

Ei was! — sagte sie: — wenn der Befehl gegeben wird — so ist da nichts mehr zu reden.

— Natürlich, nichts! ohne Geld ist es jedoch gar nicht möglich; woher soll man's aber nehmen, dieses Geld?

Maschurina sann noch.

— Neshdanow muß es schaffen, — sagte sie leise, gleichsam für sich.

— Deswegen eben bin ich gekommen, — bemerkte Ostrodumow.

— Haben Sie den Brief bei sich? — fragte Maschurina plötzlich.

— Ja. Wollen Sie ihn lesen?

— Geben Sie oder nein, ist nicht nöthig. Wir lesen *ihn* zusammen . . . später.

— Es ist so, wie ich sage, — brummte Ostrodumow; — zweifeln Sie nicht daran.

— Ich zweifle auch gar nicht.

Und Beide wurden wieder still, und es entstiegen wie früher nur Rauchwolken den verstummten Lippen und zogen in schwach kräuselnder Bewegung über ihren mit üppigem Haarwuchs bedeckten Köpfen hinweg.

— Da ist er! — flüsterte Maschurina.

Die Thür ging ein wenig auf und ein Kopf zeigte sich in der Oeffnung — aber es war nicht Neshdanow's Kopf.

Es war das ein rundes Köpfchen mit schwarzem, struppigem Haar, breiter, gerunzelter Stirn, braunen überaus lebhaften Augen unter den dichten Brauen, einer entenartigen, aufgeworfenen Nase und einem kleinen rosigen, possirüch gebildeten Munde. Das Köpfchen blickte sich um, nickte, und lächelte — wobei eine Menge kleiner

weißer Zähnchen zum Vorschein kamen — und trat dann mitsammt seinem schwächlichen Oberkörper, den kurzen Armen und den ein wenig krummen und lahmen Beinchen in's Zimmer. Als Maschurina und Ostrodumow dieses Köpfchens gewahr wurden, zeigte sich in ihren Mienen sogleich eine gewisse nachsichtsvolle Verachtung, als ob gleichsam ein Jeder von ihnen innerlich ausgerufen hätte: »*Ah! Dieser!*« Und sie ließen kein Wörtchen weiter fallen, sie rührten sich nicht einmal. Der dem neu eintretenden Gast erwiesene Empfang setzte denselben übrigens durchaus nicht in Verlegenheit, sondern gewährte ihm sogar, wie es schien, eine gewisse Befriedigung.

— Was hat das zu bedeuten? — brachte er mit seiner, durchdringender Stimme hervor. — Ein Duett? Warum denn kein Trio? und wo ist denn der erste Tenor?

— Ihre Wißbegierde betrifft wohl Neshdanow, Herr Paklin? — fragte ihn Ostrodumow mit ernster Miene.

— Ganz recht, Herr Ostrodumow: Neshdanow.

— Er kommt wohl bald, Herr Paklin.

— Sehr angenehm zu hören, Herr Ostrodumow.

Das schwächliche Männchen wandte sich zur Maschurina. Mit finsterer Miene saß sie da — und fuhr aus ihrer Cigarrette gemächlich zu dampfen fort.

— Wie geht es Ihnen, liebste . . . liebste . . . Ach wie das ärgerlich ist! Immer vergesse ich Ihren Tauf- und auch ihren Vaternamen!

Maschurina zuckte die Achseln.

— Und Sie brauchen ihn auch nicht zu wissen! Mein Familienname ist Ihnen bekannt. Ist das nicht genug! — Und was das für eine Frage ist: wie geht es Ihnen? — Sehen Sie denn nicht, daß ich lebe?

— Vollkommen, vollkommen richtig! — rief Paklin, die Nasenflügel aufblasend und mit den Augenbrauen zuckend; — wenn Sie nicht am Leben wären, würde Ihr ergebener Diener nicht das Vergnügen haben, Sie hier zu sehen und sich mit Ihnen zu unterhalten! — Schreiben Sie meine Frage einer verjährten dummen Gewohnheit zu. Ebenso hinsichtlich des Tauf- und Vaternamens . . . Wissen Sie: es ist gewissermaßen so unbequem, ganz einfach Maschurina zu sagen. — Ich weiß freilich, daß Sie auch Ihre Briefe nicht andere unterzeichnen, als einfach: Bonaparte! — wollte sagen: Maschurina! — Aber ungeachtet dessen, in der Unterhaltung . . .

— Wer hat Sie denn überhaupt gebeten sich mit mir zu unterhalten?

Paklin begann zu lachen: es war ein nervöses, gleichsam stickendes Lachen.

— Nun, lassen Sie es gut sein, Sie Liebe, Herzige, geben Sie mir Ihre Hand, seien Sie nicht böse — ich weiß ja: Sie sind seelengut — und ich bin auch gut . . . Nun?

Paklin streckte ihr die Hand entgegen . . . Maschurina blickte mit finsterer Miene zu ihm auf — gab ihm jedoch ihre Hand.

— Wenn Sie meinen Namen durchaus wissen wollen, — sagte sie mit derselben finsteren Miene, — es sei: ich heiße Thekla.

— Und ich — Pimen, fügte in tiefem Baß Ostrodumow hinzu.

— Ah! das ist gewiß sehr, sehr belehrend! Aber sagen Sie mit in diesem Falle, o Thekla! und Sie, o Pimen! sagt mir, warum Euer Benehmen gegen mich so feindselig, so unveränderlich — feindselig ist, während ich . . .

— Maschurina findet, — unterbrach ihn Ostrodumow — und nicht sie allein findet es — daß auf Sie kein Verlaß ist, weil Sie in allen Dingen nur die lächerliche Seite sehen.

Paklin drehte sich scharf auf den Absätzen um.

— Da ist er, der beständige Fehler der Leute, die mich beurtheilen, verehrtester Pimen! Erstens: ich lache nicht immer; zweitens aber — das kann nicht im Geringsten störend sein und man kann sich auf mich recht wohl verlassen, was auch durch das schmeichelhafte Vertrauen bewiesen wird, das mir grade in Euren Reihen mehr als ein Mal zu Theil geworden ist! Ich bin ein ehrenhafter Mensch, verehrtester Pimen!

Ostrodumow brummte etwas durch die Zähne, Paklin schüttelte den Kopf und wiederholte, bereits ohne jedes Lächeln:

— Nein! ich lache nicht immer! Ich bin kein vergnügter Mensch! Sehen Sie mich einmal an!

Ostrodumow lenkte seine Blicke auf den Sprechenden. — Wenn Paklin schwieg, wenn er nicht lachte, nahm sein Gesicht in der That einen fast wehmüthigen, verzagten Ausdruck an; es wurde wieder heiter und sogar boshaft, sobald er nur den Mund öffnete. Ostrodumow sagte jedoch nichts.

Paklin wandte sich wieder Maschurina zu.

— Nun, wie steht's um das Studium? Machen Sie Fortschritte in ihrer wahrhaft menschenliebenden Kunst? Ist es doch ein schweres Stück, denke ich — dem unerfahrenen Bürger bei seinem ersten Eintritt in Gottes Welt behilflich zu sein?

— Nein, es ist gar keine Mühe dabei, wenn er nicht viel größer ist als Sie, — antwortete Maschurina, die eben ihr Examen als Geburtshelferin bestanden, mit selbstzufriedenem Lächeln. Sie war vor anderthalb Jahren, nachdem sie ihre dem Adel angehörende, wenig begüterte Familie verlassen, mit sechs Rubeln in der Tasche aus dem südlichen Rußland in Petersburg angekommen; hier war sie in eine Entbindungsanstalt eingetreten und hatte sich durch unermüdlichen Fleiß das erwünschte Attestat erworben. Sie war Mädchen . . . und ein sehr keusches Mädchen. Dabei ist nichts Wunderbares! denkt vielleicht mancher Skeptiker, sich dessen erinnernd, was über ihr Aeußeres gesagt worden ist. Es ist aber dennoch etwas Wunderbares und Seltenes! erlauben wir uns zu bemerken.

Als er ihre schlagfertige Antwort vernommen, fing Paklin wieder zu lachen an.

— Sie sind ein prächtiges Frauenzimmer, meine Liebe! — rief er aus. — Bin ganz gehörig abgeblitzt! Geschieht mir recht! Warum bin ich ein solcher Zwerg geblieben! Aber wo steckt denn eigentlich der Hausherr?

Nicht ohne Absicht war es geschehen, daß Paklin das Gespräch abzulenken versuchte. Es war ihm unmöglich, sich mit seinem zwerghaften Wuchs, seiner ganzen unansehnlichen Gestalt zu versöhnen. Er empfand das um so tiefer, da er die Frauen leidenschaftlich verehrte. Was hätte er Alles hingeben mögen, um ihnen zu gefallen! Das Bewußtsein seines kläglichen Aeußeren zehrte viel mehr an ihm, als seine niedrige Herkunft, seine wenig beneidenswerthe Stellung in der Gesellschaft. Sein Vater war ein einfacher Kleinbürger, ein Winkeladvocat und Assairist gewesen, der sich mittelst allerlei Unredlichkeiten bis zum Range eines Titular-Raths heraufgedient hatte. Als Verwalter verschiedener Güter und Häuser hatte er wohl manchen Kopeken erübrigt, darauf aber am Abend seines Lebens stark zu trinken angefangen und nach seinem Tode nichts hinterlassen. Der junge Paklin (er hieß Ssila Ssamssonytsch — was in seinen Augen gleichsam ein Hohn war[1]),

hatte seine Erziehung in der Kommerzschule erhalten, wo er trefflich deutsch sprechen lernte. Später trat er dann nach allerlei schmerzlichen Widerwärtigkeiten in ein Privatcomptoir, wo er ein Jahresgehalt von 1500 R.S. bezog. Mit diesem Gelde ernährte er sich selbst, eine kranke Tante und eine bucklige Schwester. Zur Zeit unserer Erzählung hatte er eben das siebenundzwanzigste Jahr zurückgelegt. Paklin war mit vielen Studenten und jungen Leuten bekannt, die an seiner cynischen Keckheit, an der heiteren Bitterkeit seiner selbstgefälligen Rede, an seiner einseitigen, jedoch durchaus nicht pedantischen, jedenfalls unzweifelhaften Belesenheit Gefallen fanden. Nur selten geschah es, daß über ihn gespöttelt und gewitzelt wurde. Ein Mal verspätete er sich bei einer »politischen« Zusammenkunft . . . Als er in's Zimmer trat, begann er sich gleich hastig zu entschuldigen. . . »Hasenfüßig war der arme Paklin« — hörte man in der Ecke Jemand singen — und Alle fingen laut zu lachen an. Auch Paklin lachte endlich auf, obgleich es ihm das Herz abdrückte. »Hat die Wahrheit gesagt, der Spitzbube!« — dachte er bei sich. Mit Neshdanow war er im griechischen Speisehaus, wo er zu Mittag zu essen und zuweilen überaus frei und scharf zu reden pflegte, bekannt geworden. Er versicherte, daß die Hauptursache seiner demokratischen Stimmung die abscheuliche griechische Küche sei, welche seine Leber afficire.

— Ja in der That wo bleibt denn unser Hausherr? — wiederholte Paklin. — Ich bemerke; er ist seit einiger Zeit gleichsam nicht recht bei Laune. Er ist doch nicht gar verliebt, um Gottes Willen!

Maschurina verzog das Gesicht.

— Er ist nach Büchern in die Bibliothek gegangen — zum Verlieben hat er jedoch keine Zeit und es ist auch Niemand dazu da.

— Aber Sie? wäre es fast den Lippen Paklin's entschlüpft — Ich möchte ihn sehen, — sagte er laut, — weil ich über eine sehr wichtige Sache mit ihm zu sprechen habe.

— Was für eine Sache? — mischte sich Ostrodumow in die Unterhaltung — Unsere Sache?

— Vielleicht auch Ihre . . . d.h. unsere, die allgemeine Sache.

Ostrodumow verstummte. Er konnte ihm im Herzen doch nicht recht Glauben schenken, dachte aber: »Weiß der Teufel! Ein rechter Schleicher!«

— Da kommt er endlich, — rief Maschurina plötzlich — und in ihren kleinen, häßlichen, auf die Vorzimmerthür gerichteten Augen blitzte es auf so warm und zärtlich, so hell und tief. . .

Die Thür öffnete sich — und es trat, die Mühe auf dem Kopf und ein Packet Bücher unter dem Arme, dieses Mal ein junger, ungefähr dreiundzwanzigjähriger Mann in's Zimmer, — es war Neshdanow.

Zweites Capitel.

Beim Anblick der Gäste, die sich in seiner Behausung befanden, blieb er auf der Thürschwelle stehen, ließ die Augen im Kreise umherschweifen, schleuderte die Mütze fort, warf die Bücher zu Boden — und ging auf das Bett zu, auf welches er sich dann schweigend niederließ. Sein hübsches, weißes Gesicht, das in Folge der rothbraunen Farbe des welligen Haares noch weißer erschien, drückte Unzufriedenheit und Erbitterung aus.

Maschurina, die sich ein wenig abgewandt hatte, biß sich auf die Lippen, Ostrodumow brummte: Endlich!

Paklin trat zuerst an Neshdanow heran.

— Was ist Dir, Alexei Dmitrijewitsch, Du Hamlet Rußlands? Hat Dich Jemand gekränkt? Oder ist Dir — ohne Grund — plötzlich so weh geworden?

— Hör' auf, bitte, Rußlands Mephistopheles — antwortete in gereiztem Tone Neshdanow. — Ich bin jetzt nicht ausgelegt, mich in flachen Witzen mit Dir zu ergehen.

Lachend entgegnete Dieser:

— Deine Ausdrucksweise ist nicht ganz genau: was da flach ist, kann nicht witzig — was witzig ist, kann nicht flach sein.

— Nun gut, gut . . . Du bist ja natürlich der Kluge.

— Du aber bist in aufgeregter Stimmung, — sagte Paklin, die Silben nachdrücklich dehnend. — Ist denn wirklich etwas geschehen?

— Nichts Besonderes ist geschehen; — es ist nur das geschehen, daß man in dieser widerwärtigen Stadt, in St. Petersburg, die Nase nicht auf die Straße hinausstecken kann, ohne auf Flachheit, Dummheit, himmelschreiende Ungerechtigkeit, Blödsinn zu stoßen! Es ist geradezu unmöglich hier zu leben.

— Daher hast Du also in den Zeitungen angezeigt, daß Du eine Stelle suchst und auch nach Auswärts zu gehen bereit bist — brummte wieder Ostrodumow.

— Und werde natürlich mit dem größten Vergnügen von hier fortreisen! Wenn sich nur zuerst ein Narr findet — der mir eine Stelle anbietet!

— Erst muß man *hier* jedoch seine Pflicht thun — bemerkte Maschurina bedeutungsvoll, indem sie zur Seite zu blicken fortfuhr.

— Das heißt? — fragte, sich plötzlich zu ihr wendend, Neshdanow. Maschurina preßte die Lippen aneinander.

— Ostrodumow wird's Ihnen mittheilen.

Neshdanow wandte sich zu Ostrodumow.

Dieser murmelte etwas zwischen den Zähnen und hüstelte, als wolle er sagen: »kannst warten.«

— Nein, ohne Scherz, — mischte sich Paklin hinein: — hast Du wirklich etwas Unangenehmes erfahren?

Neshdanow schnellte aus dem Bette empor, als hätte ihn etwas in die Höhe geschleudert.

— Was soll denn *noch* Unangenehmeres geschehen? — schrie er mit plötzlich klangvoll vibrirender Stimme.

— Halb Rußland stirbt vor Hunger, die »Moskauer Zeitung« triumphirt, der Klassicismus wird überall eingeführt, Studenten-Kassen verbietet man, überall Spionage, Verfolgung, Denunciationen, Lüge und Falschheit — nirgends ein Fleckchen, wo man hintreten könnte . . . ihm ist es aber noch immer zu wenig, es soll noch Unangenehmeres geschehen, er denkt, daß ich scherze . . . Bassanow ist arretirt, — fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu: — man sagte mir's in der Bibliothek.

Ostrodumow und Maschurina richteten Beide gleichzeitig die Köpfe in die Höhe.

— Lieber Freund, Alexei Dmitrijewitsch — begann Paklin, — Du bist aufgeregt — ich begreife es . . . Aber hast Du denn vergessen, zu welcher Zeit und in welchem Lande wir leben? — Es muß sich ja bei uns der Ertrinkende selbst den Strohhalm anfertigen, an den er sich anzuklammern gedenkt! — Ist's denn jetzt an der Zeit, den Difficilen zu spielen?! Man muß, Freund, dem Teufel in's Auge zu sehen verstehen, nicht aber sich kindisch ereifern . . .

— Ach, bitte, bitte! — fiel ihm Neshdanow, gleichsam ärgerlich klagend in die Rede und verzog das Gesicht, wie von innerem Schmerz durchzuckt. — Du bist natürlich ein energischer Mann — Du fürchtest Nichts und Niemanden . . .

— Ich und Niemanden fürchten?! — wollte Paklin erwidern . . .

— Wir den Bassanow nur verrathen haben mag? — fuhr Neshdanow fort, — ich begreife es nicht!

— Natürlich — ein Freund. — Das verstehen sie prächtig — diese Freunde. Da heißt es: Auf der Hut sein! Ich zum Beispiel, habe einen Freund gehabt — es war ein vortrefflicher Mensch, wie es schien; wie ist er um mich, um meinen Ruf besorgt gewesen! Eines Tages kommt er zu mir . . . — »Denken Sie sich,« ruft er: »was man für dumme Gerüchte verbreitet: man versichert, daß Sie Ihren Onkel vergiftet, daß man Sie als Gast in ein Haus eingeführt und daß Sie der Frau vom Hause den Rücken zugekehrt hätten und auch den ganzen Abend in dieser Stellung geblieben seien! Sie aber hat ob dieser Kränkung bittere, bittere Thränen geweint! — Ein solcher Unsinn! solcher Blödsinn! Nur ein Narr kann das glauben!« — Und was geschah? Ein Jahr daraus überwarf ich mich mit eben diesem Freunde. . . . Und da schreibt er mir in seinem Abschiedsbriefe: »Sie, der Sie Ihren Onkel umgebracht, — Sie, der Sie sich nicht entblödet haben, eine ehrenwerthe Dame zu beleidigen, indem Sie ihr den Rücken zugekehrt!« . . . 2c. 2c. — So sind, die Freunde!

Ostrodumow und Maschurina sahen einander an.

— Alexei Dmitrijewitsch! — platzte Ostrodumow in seinem schwerfälligen Baß heraus — er wollte dem unnützen Wortkram offenbar ein Ende machen — es ist aus Moskau ein Brief von Wassili Nikolajewitsch angekommen.

Neshdanow fuhr ein wenig zusammen und senkte den Blick nachdenklich zu Boden.

— Was schreibt er? — fragte er endlich.

— Was . . . Ich muß mit ihr . . . — Ostrodumow wies mit dem Blick auf Maschurina hin — nach Moskau.

— Wie? auch sie ruft man dahin?

— Auch sie.

— Woran liegt es denn, daß Ihr noch hier seid?

— Woran . . . selbstverständlich . . . am Gelde.

Neshdanow erhob sich und trat an's Fenster.

— Ist viel nöthig?

— Fünfzig Rubel. . . Das ist das Wenigste.

Es entstand eine kleine Pause.

— Ich habe jetzt kein Geld — flüsterte endlich, mit den Fingern auf der Fensterscheibe trommelnd, Neshdanow, — aber . . . ich kann es schaffen. Ich werde es schaffen. Hast Du den Brief?

— Den Brief? Er . . . das heißt natürlich . . .

— Was versteckt Ihr Euch denn immer vor mir?

— rief Paklin aus. — Bin ich Eures Vertrauens denn wirklich unwerth? — Wenn ich auch nicht voll und ganz beizustimmen vermöchte . . . Dem, was Ihr unternehmt — glaubt Ihr denn wirklich, daß ich im Stande wäre, Euch zu verrathen oder etwas auszuplaudern?

— Ohne Absicht . . . vielleicht! — hörte man Ostrodumow's tiefe Stimme.

— Weder mit noch ohne Absicht! — Fräulein Maschurina da sieht mich an und lächelt . . . ich sage Euch aber . . .

— Ich denke nicht daran zu lächeln — entgegnete grimmigen Tones Maschurina.

— Ich sage Euch aber, meine Herren, — fuhr Paklin fort, — daß Euch das instinktive Gefühl, welches die echten Freunde von den falschen unterscheiden lehrt, abgeht! Wenn der Mensch lacht, so meint Ihr auch gleich, daß jeder Ernst ihm fern ist . . .

— Ist's vielleicht nicht der Fall? — fuhr Maschurina; zum zweiten Mal auf ihn los.

— Sie zum Beispiel — nahm Paklin mit erhöhter Kraft, ohne Maschurina einer Antwort zu würdigen, seine Rede auf, — Sie brauchen Geld . . . Neshdanow hat aber setzt kein Geld . . . So kann ich es geben.

Neshdanow trat rasch vom Fenster zurück.

— Nein nein wozu denn? Ich werde es schaffen . . . ich werde einen Theil meiner Pension vorausnehmen . . . Ich erinnere mich, *sie* sind mir schuldig geblieben. Aber hör', Ostrodumow: zeig' mir den Brief.

Ostrodumow blieb zuerst eine kurze Zeit regungslos auf seinem Platze; nachdem er sich darauf nach allen Seiten umgesehen, stand er auf, bückte sich mit dem ganzen Oberkörper zur Erde, streifte das Beinkleid in die Höhe und holte aus dem Stiefelschaft ein sorgfältig zusammengefaltetes Stück blauen Papiers hervor; nachdem er es herausgezogen, blies er darauf — wozu? wissen wir nicht zu sagen — und reichte es Neshdanow hin.

Dieser nahm das Papier, faltete es auseinander, las dessen Inhalt aufmerksam durch und reichte es dann Maschurina . . . Letztere erhob sich zuerst vom Stuhle, las den Brief und gab ihn darauf an Neshdanow zurück, obgleich Paklin die Hand darnach ausstreckte. Neshdanow zuckte die Achseln und händigte den geheimnißvollen Brief Paklin ein. Paklin durchflog das Papier und legte es, die Lippen bedeutsam aneinanderpressend, langsam auf den Tisch. Da ergriff Ostrodumow dasselbe, rieb ein großes Zündhölzchen an, das starken Schwefelgeruch um sich verbreitete, hob dann den Brief, um ihn gleichsam Allen zu zeigen hoch empor, verbrannte ihn darauf, ohne sogar seiner Finger zu schonen, am Feuer des Zündhölzchens zu Asche und warf diese Asche endlich in den Ofen. Alle saßen während dieses Vorgangs stumm und regungslos, mit zu Boden gesenkten Blicken, da. Ostrodumow's Gesicht hatte den Ausdruck thätigen Ernstes, böse und finster schien das Antlitz Neshdanow's; gespannte Aufmerksamkeit sprach aus den Mienen Paklin's, während Maschurina sich verhielt, als verrichtete sie eine heilige Handlung.

So vergingen ungefähr zwei Minuten. Darauf kam über Alle das Gefühl einer gewissen Verlegenheit. Paklin spürte zuerst die Nothwendigkeit, das Schweigen zu brechen.

— Wie bleibt es also? — begann er. — Nimmt man mein Opfer auf den Altar des Vaterlandes an oder nicht? Gestattet man mir, wenn auch nicht das ganze Geld, so doch wenigstens fünfundzwanzig oder dreißig Rubel darzubringen?

Neshdanow wurde plötzlich feuerroth vor Zorn. Die lange niedergehaltene Erbitterung schien ihren Höhepunkt erreicht zu haben . . . Die feierliche Verbrennung des Briefes hatte sie nicht gemindert, — es war, als hätte sein Zorn nur auf einen Vorwand gewartet, um zum Ausbruch zu kommen.

— Ich habe Dir bereits gesagt, daß es nicht nöthig ist, nicht nöthig . . .nicht nöthig! Ich lasse es nicht zu und werde es nicht annehmen. Ich schaffe das Geld, ich schaffe es gleich. Ich brauche keine Hilfe, von Niemand!

— Nun, Freund, — entgegnete Paklin — ich sehe, wenn Du auch ein Revolutionär bist — so bist Du doch kein Demokrat!

— Sage doch lieber gerade heraus, daß ich ein Aristokrat bin!

— Du bist auch wirklich ein Aristokrat bis zu einem gewissen Grade.

Neshdanow lachte gezwungen auf.

— Das heißt, Du spielst darauf an, daß ich ein uneheliches Kind bin. Deine Mühe ist vergebens, mein Lieber . . . Ich vergesse es auch so nicht.

Paklin schlug die Hände zusammen.

— Alex, ich bitte Dich, was ist Dir! Wie kannst Du meinen Worten eine solche Deutung geben! Ich erkenne Dich heute nicht. Neshdanow machte eine ungeduldige Bewegung mit Kopf und Schultern. — Hat Dich Bassanow's Verhaftung so aufgeregt? — aber er ist doch selbst stets so unvorsichtig gewesen . . .

— Er hat aus seiner Ueberzeugung kein Hehl gemacht, — warf Maschurina mit finsterer Miene ein: — es steht uns nicht an, ihn zu verurtheilen!

— Ganz recht; er hätte nur auch an die Andern denken sollen, die setzt durch ihn kompromittirt werden können.

— Woher glauben Sie in solcher Weise von ihm sprechen zu dürfen? — ertönte jetzt der Baß Ostrodumow's: — Bassanow ist ein Mensch von festem Charakter; er wird Niemanden verrathen. Was aber die Vorsicht betrifft . . . wissen Sie? es ist nicht Jedem gegeben, vorsichtig zu sein, Herr Paklin!

Paklin fühlte sich gekränkt und wollte ihm etwas entgegnen, aber Neshdanow hielt ihn zurück.

— Meine Herren! — rief er aus, — thut mir den Gefallen und laßt die Politik auf kurze Zeit bei Seite! Es entstand eine Pause.

— Ich habe heute Skoropichin gesehen, — fing Paklin endlich wieder an, — aller Reußen Kritiker und Aesthetiker und Enthusiast. Was für ein unerträgliches Geschöpf! Ewig kocht und zischt es in ihm wie in einer Flasche gemeinen, süßlichen Kwasses . . . beim Laufen hat sie der Kellner statt des Pfropfens mit dem Finger verstopft, im Halse der Flasche ist eine angeschwollene Rosine stecken geblieben — es pfeift und spritzt aus derselben — wenn aber der Schaum heraus ist — so bleiben auf dem Boden nur noch einige Tropfen einer höchst garstigen Flüssigkeit, welche Niemandes Durst zu stillen im Stande sind, sondern nur Bauchgrimmen verursachen können . . . Ein den jungen Leuten höchst schädliches Individuum!

Paklin's Vergleich, so richtig und treffend er auch war, vermochte trotzdem Niemand von den Anwesenden zum Lachen zu bewegen.

Blos Ostrodumow bemerkte, daß um die jungen Leute, welche sich für Aesthetik zu interessiren im Stande seien, zu klagen unnütz wäre, selbst wenn sie durch Skoropichin auch irre geleitet werden sollten.

— Aber ich bitte Sie, hören Sie doch — rief Paklin heftig aus — je weniger er Beifall fand, desto mehr pflegte er in Eifer zu gerathen — das ist freilich keine politische Frage, aber doch jedenfalls eine Frage von großer Bedeutung. Wenn man Skoropichin angehört, so ist jedes ältere künstlerische Werk schon einfach deshalb nichts werth, weil es alt ist . . . Aber in diesem Falle ist die künstlerische Produktion, die Kunst ja nur Sache der Mode — und es verlohnte nicht der Mühe, darüber noch ernstlich zu sprechen! Wenn nichts Hohes, nichts Ewiges in ihr enthalten ist — dann hol' sie der Teufel! In der Wissenschaft, z. B. in der Mathematik: da werdet Ihr doch nicht behaupten, daß Euler, Laplace, Gauß triviale Größen seien, deren Zeit längst vorüber ist? Ihr seid deren Autorität anzuerkennen bereit — Raphael und Mozart aber sind Narren? und Euer Stolz lehnt sich gegen die Autorität derselben auf? Die Gesetze der Kunst sind schwerer zu ergründen, als die Gesetze der Wissenschaft, — ich gebe es zu; aber nichtsdestoweniger sind sie da — und wer sie nicht sieht, der ist blind; ob freiwillig oder unfreiwillig — das bleibt sich gleich!

Paklin schwieg . . . und Niemand öffnete die Lippen, als ob Alle den Mund voll Wasser genommen hätten — als ob sie sich seiner gewissermaßen schämten. Nur Ostrodumow brummte: — Und doch bedaure ich jene jungen Leute, welche Skoropichin irre leitet, nicht im Geringsten!

»Ah, Gott mit Euch!« dachte Paklin. »Ich gehe lieber fort!«

Er war zu Neshdanow gekommen, um ihm seine Gedanken über die Zustellung des »Polarsterns« (der »Kolokol« existirte damals nicht mehr) mitzutheilen — aber die Unterhaltung hatte eine solche Wendung genommen, daß er es für besser fand, diese Frage gar nicht zu berühren. Paklin hatte bereits seine Mütze in die Hand genommen, als im Vorzimmer plötzlich, ohne daß ein Geräusch irgend welcher Art vorausgegangen wäre, eine merkwürdig angenehme, männliche volle Baritonstimme ertönte, in deren bloßem Klange schon etwas ungewöhnlich Wohlanständiges, Wohlerzogenes, ja sogar ein gewisser Schmelz lag.

— Ist Herr Neshdanow zu Hause?

Alle sahen sich verwundert an.

— Ist Herr Neshdanow zu Hauses — wiederholte der Bariton.

— Ja — antwortete endlich Neshdanow.

Die Thür wurde leicht und bescheiden geöffnet, und es trat, langsam den glatt gebügelten Hut von dem wohlgebildeten, kurzhaarigen Kopfe ziehend, ein hoher, schlanker Mann von würdiger Haltung im Alter von ungefähr vierzig Jahren in's Zimmer. In einem vortrefflichen Tuch-Paletot mit einem prachtvollen Biberkragen steckend, ungeachtet dessen, daß der April bereits seinem Ende entgegenging, — übte sein Auftreten auf Alle, auf Neshdanow, Paklin, ja sogar auf Maschurina und selbst auf Ostrodumow — durch das ungekünstelte Selbstgefühl seiner Haltung und die freundliche Ruhe seines Grußes große Wirkung aus. Unwillkürlich erhoben sich Alle bei seinem Eintritt.

Drittes Capitel.

Der elegant gekleidete Herr trat auf Neshdanow zu und begann mit wohlwollendem Lächeln:

Ich habe bereits ein Mal das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen und mich mit Ihnen sogar zu unterhalten, Herr Neshdanow, vorgestern, wenn Sie sich dessen vielleicht erinnern — im Theater. Der Fremde hielt inne, als erwarte er eine Antwort; Neshdanow nickte mit dem Kopf und erröthete. — Ja! . . . und heute komme ich in Folge der Anzeige zu Ihnen, die Sie in die Zeitung haben einrücken lassen. Ich möchte mit Ihnen über Einiges sprechen, wenn ich nur die Herrschaften . . . Der Fremde verbeugte sich gegen Maschurina und machte mit der rechten, von einem graufarbenen schwedischen Handschuh bekleideten Hand eine Bewegung in der Richtung zu Paklin und Ostrodumow hin — nicht störe . . .

— Nein . . . durchaus nicht . . . antwortete Neshdanow, nicht ohne eine gewisse Anstrengung. — Die Herrschaften werden gestatten . . . Wollen Sie sich nicht setzen?

Der Fremde machte eine verbindliche Bewegung, und zog den Stuhl an der Lehne zu sich heran, ohne sich jedoch zu setzen — da im Zimmer Alle standen — und ließ die hellen, wenn auch halb geschlossenen Augen, im Kreise umherschweifen.

— Adieu, Alexei Dmitrijewitsch, — sagte plötzlich Maschurina: — ich komme später wieder vor.

— Ich auch, — fügte Ostrodumow hinzu. — Ich auch . . . später.

Dem Fremden ausweichend — gleichsam demselben zum Trotz, — ergriff Maschurina die Hand Neshdanow's, drückte sie stark und ging, ohne Jemand zu grüßen, hinaus. Ostrodumow folgte ihr, unnützer Weise mit den Stiefeln polternd und zwei Mal sogar in ein kaum verhaltenes, spöttisches Lachen ausbrechend: »Da hast Du's, Biberkragen!« Der Fremde verfolgte sie mit höflichen, aber neugierigen Blicken. Dann richtete er das Auge auf — Paklin, als ob er es erwarte, daß auch dieser dem Beispiele der beiden anderen Gäste folgen werde; aber Paklin, um dessen Lippen seit dem Auftreten des Fremden ein eigenthümliches Lächeln verborgen spielte, trat zur Seite und ließ sich in der Ecke nieder. Hierauf setzten sich auch der Fremde und Neshdanow.

— Ich heiße Ssipjagin, vielleicht haben Sie den Namen schon gehört, — begann mit bescheidenem Stolz der Fremde.

Wir müssen jedoch zuerst erzählen, wie sie sich im Theater kennen gelernt.

Man gab das Stück von Ostrowsky: »Setz Dich nicht in fremde Schlitten.« Am Vormittag war Neshdanow zur Kasse gegangen, wo er ziemlich viele Menschen vorfand. Er wollte ein Parterre-Billet lösen; — aber gerade im Begriff dies zu thun, rief ein hinter ihm stehender Offizier, dem Kassirer über Neshdanows Kopf hinüber einen Drei-Rubel-Schein reichend, in die Kasse hinein: »Sie werden dem Herrn vor mir wohl noch Geld ausgeben müssen — ich werde aber nichts zu bekommen haben — geben Sie mir daher, bitte, ein Billet in der zweiten Reihe ich habe Eile!« — »Entschuldigen Sie, Herr Offizier, — entgegnete Neshdanow in gereiztem Tone, — ich mochte selbst ein Billet in der zweiten Reihe lösen,« — und warf im selben Augenblick einen Drei-Rubel-Schein in's Fenster der Kasse — sein ganzes Vermögen. Der Kassirer gab ihm das gewünschte Billet — und es befand sich Neshdanow am Abend in der aristokratischen Abtheilung des Alexandras Theaters.

Er war schlecht gekleidet, ohne Handschuhe, in ungeputzten Stiefeln — war befangen und ärgerte sich über diese Befangenheit. Neben ihm saßen: rechts — ein mit Sternen besäeter General; links — jener seine Herr, Geheimrath Ssipjagin, dessen Erscheinen zwei Tage darauf Maschurina und Ostrodumow in solche Aufregung versetzen sollte. Der General blickte zuweilen auf Neshdanow als auf etwas Unanständiges, Unerwartetes und sogar Beleidigendes; Ssipjagin dagegen warf zwar auch manchen Seitenblick auf ihn, doch lag darin nichts Feindliches. Alle Personen, die Neshdanow umgaben, schienen erstens mehr Persönlichkeiten von Rang und Ansehen, als einfach Menschen zu sein; zweitens kannten sie sich Alle so gut und tauschten kurze Reden, Worte und sogar einfach Rufe und Grüße mit einander aus. — Einige unter ihnen über den Kopf Neshdanow's hinweg; er aber saß ungeschickt und unbeweglich in seinem breiten, bequemen Lehnstuhl, — als wäre er irgend ein Paria. Scham, Aerger und Trübsinn beschwerten sein Herz: er konnte sich des Lustspiels von Ostrowsky und des Spiels der Schauspieler nur wenig freuen. Da plötzlich, o Wunders — ließ sich während eines Zwischenakts sein linker Nachbar — nicht der besternte General, sondern der andere,

ohne jedes Ehrenzeichen auf der Brust, — höflich und sanft mit einer gewissen einschmeichelnden Nachsicht in ein Gespräch mit ihm ein. Er begann von Ostrowsky's Stück zu sprechen und sagte, daß es ihn sehr interessiren würde, die Meinung Neshdanow's, als »eines Repräsentanten der jungen Generation,« über dasselbe zu erfahren. Verwundert, fast erschreckt, vermochte ihm Neshdanow zuerst nur in kurz abgebrochener, einsilbiger Weise zu antworten . . . Das Herz fing ihm sogar heftig zu klopfen an; bald aber gewann in ihm der Aerger über sich selbst wieder die Oberhand: was gerathe ich denn so in Wallung? Bin ich denn ein anderer Mensch, als sie Alle! Und nun begann er seine Ansicht zu entwickeln, ungenirt und ohne Hehl, und zuletzt sogar so laut und mit solchem Feuer, daß der Nachbar-Sternen-träger sich dadurch offenbar beunruhigt fühlte. Neshdanow war ein eifriger Verehrer Ostrowsky's; — aber ungeachtet aller Anerkennung des im Lustspiel »Setz' Dich nicht in fremde Schlitten« offenbarten Talents des Dichters, konnte er den klar zu Tage tretenden Wunsch, die Civilisation in der karrikirten Figur des Wichorew zu erniedrigen, doch nicht billigen. — Der höfliche Nachbar hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme zu — und leitet im folgenden Zwischenakt wieder ein Gespräch mit ihm ein, aber schon nicht mehr über das Lustspiel Ostrowsky's, sondern über allerlei das Leben betreffende, wissenschaftliche und sogar politische Fragen. Der junge und beredte Nachbar schien ihn offenbar zu interessiren. Wie früher, so sprach Neshdanow auch jetzt nicht nur in derselben ungenirten Weise, sondern trug auch die Farben mit Absicht recht stark auf, »Da Du nun einmal so neugierig bist, so nimm, da hast Du es!« Der Nachbar-General fühlte sich jetzt durch das Benehmen Neshdanow's schon nicht mehr einfach beunruhigt, sondern es erregte in ihm Unwillen und Verdacht. Als die Vorstellung zu Ende war, verabschiedete sich Ssipjagin von Neshdanow in höchst verbindlicher Weise, ohne jedoch nach dessen Namen zu fragen und auch ohne den seinigen zu nennen. Während er auf der Treppe auf seinen Wagen wartete, stieß er dort auf einen seiner Bekannten, den Flügel-Adjutanten Fürsten G. — Ich habe Dich von der Loge aus beobachtet, — sagte der Fürst, durch den parfümirten Schnurrbart lächelnd: — weißt Du denn, mit wem Du Dich unterhalten hast? — Nein, ich weiß es nicht; und Du? — Ist kein dummer Mensch, nicht wahr? — Durchaus nicht dumm; wer ist es denn? — Der Fürst näherte

sich seinem Ohr und flüsterte ihm in französischer Sprache zu: — mein Bruder. Ja; es ist mein Bruder. Ein uneheliches Kind meines Vaters . . . er heißt Neshdanow. Ich erzähle es Dir ein andermal. . . Der Vater hatte es gar nicht erwartet, daher hat er ihn auch Neshdanow[2] genannt. Seine Zukunft ist jedoch durch den Vater gesichert: *il lui a fait un sort.* . . . Er erhält eine Pension von uns. Er hat Verstand und hat, Dank dem Vater, eine gute Erziehung erhalten. Doch ist er jetzt völlig auf Abwege gerathen, eine Art Republikaner geworden . . . Wir empfangen ihn nicht . . . *Il est impossible!* Doch Adieu! Mein Wagen wird gemeldet. — Der Fürst entfernte sich, am folgenden Tage aber las Ssipjagin die in die »Polizei-Zeitung« eingerückte Anzeige Neshdanow's — und fuhr zu ihm hin. . . .

— Mein Name ist — Ssipjagin, — sprach er zu Neshdanow, auf einem Strohstuhl vor ihm sitzend und ihn mit forschendem Blicke anschauend: — ich habe aus der Zeitung erfahren, daß Sie eine Stelle anzunehmen beabsichtigen — und da komme ich mit folgendem Anerbieten zu Ihnen. Ich bin verheirathet und habe einen neunjährigen Sohn, einen, ich darf es sagen, sehr begabten Knaben. Den größten Theil des Sommers und des Herbstes bringen wir im Gouvernement S. auf unserem Gute, etwa fünf Werst von der Gouvernementsstadt entfernt, zu. Es handelt sich nun um die Frage: würden Sie vielleicht für die Zeit der Ferien mit uns kommen, um meinen Sohn in der russischen Sprache und in der Geschichte zu unterrichten — in den beiden Fächern, von denen in Ihrer Anzeige die Rede ist? Ich wage zu hoffen, daß Sie mit mir, mit meiner Familie und mit der Lage des Gutes vollkommen zufrieden sein werden. Ein vortrefflicher Garten, Wasser, schöne Luft, ein geräumiges Haus. . . Sind Sie einverstanden? Dann hätte ich nur noch Ihre Bedingungen kennen zu lernen, obgleich ich nicht glaube, — fügte Ssipjagin verbindlich hinzu, — daß sich uns in dieser Beziehung Schwierigkeiten, in den Weg stellen werden.

Während Ssipjagin sprach, sah ihn Neshdanow unablässig an: seinen kleinen, ein wenig nach hinten zurückgeworfenen Kopf, seine schmale und niedrige, doch kluge Stirn, die feine römische Nase, die angenehmen Augen, die regelmäßigen Lippen, die so anmuthsvoll zu reden wußten, den langen, nach englischer Mode geschnittenen Backenbart — er sah das Alles an und staunte: — »Was ist das? dachte er. Weshalb versucht dieser Mensch sich bei mir einzuschmeicheln?

Dieser Aristokrat — und ich?! — Wie sind wir zusammengekommen? Und was hat ihn zu mir geführt?«

Er war so in diese Gedanken versunken, daß er auch dann noch immer schwieg, als Ssipjagin, nachdem er seine Rede beendigt, seine Antwort erwartend, verstummte. Ssipjagin warf einen flüchtigen Seitenblick in die Ecke, in der sich Paklin befand, der den Fremden nicht weniger neugierig betrachtete als Neshdanow. — War es vielleicht die Anwesenheit dieser dritten Person, durch welche Neshdanow sich auszusprechen verhindert wurde? — Ssipjagin hob die Brauen empor, sich den seltsamen Eigenthümlichkeiten der Umgebung, in welche er übrigens aus freiem Antriebe gerathen war, gleichsam fügend, und wiederholte darauf seine Frage mit erhöhter Stimme.

Neshdanow fuhr empor.

— Natürlich, — begann er ein wenig hastig; — l ich . . . ich bin bereit . . . mit Vergnügen . . . wenn ich auch gestehen muß daß ich mich eines gewissen Erstaunens nicht erwehren kann . . . da ich gar keine Empfehlungen besitze . . und es müßten auch die Ansichten, die ich vorgestern im Theater ausgesprochen, Sieg eher abhalten. . . .

— Da sind Sie durchaus im Irrthum, lieber Alexei . . . Alexei Dmitritsch? so heißen Sie, glaube ich? — entgegnete Ssipjagin lächelnd. — Ich bin, wenn ich so sagen darf, als ein höchst liberaler, als ein Mann des Fortschritts — bekannt; im Gegentheil, diese Ansichten, wenn man von dem absieht, was in denselben der, zu einiger — nichts für ungut! — Uebertreibung neigenden Jugend zugeschrieben werden muß, — diese Ihre Ansichten widersprechen den meinigen durchaus nicht — und gefallen mir sogar in ihrem jugendlichen Feuer!

Ssipjagin sprach ohne im geringsten zu stocken: wie Honig auf Oel glitt seine geschmeidige, wohlgesetzte Rede dahin.

— Meine Frau theilt meine Anschauungsweise, — fuhr er fort: — die Ideen derselben sind den Ihrigen vielleicht noch näher, als den meinigen; es ist ja auch begreiflich: sie ist jünger! — Als ich am Tage nach unserer Begegnung Ihren Namen in der Zeitung las, den Sie, beiläufig bemerkt, gegen den üblichen Brauch neben Ihre Adresse gesetzt — Ihr Name war mir schon im Theater genannt worden — so . . . ist . . . so hat mich diese Thatsache mächtig ergriffen. Ich erblickte in diesem Zusammentreffen — gewissermaßen eine Fügung des

Schicksals! — Sie sprachen vorhin von Empfehlungen; ich brauche keine Empfehlungen. Ihr Aeußeres, Ihre Persönlichkeit erregen meine Sympathie. Das genügt mir. Ich bin gewohnt, meinen Augen zu trauen. Ich kann also hoffen? Sind wir einverstanden?

— Ich bin bereit . . . natürlich . . . — antwortete Neshdanow — ich werde mich bemühen, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen. Doch müssen Sie mir gestatten, Sie gleich jetzt auf einen Umstand aufmerksam zu machen; ich bin bereit der Lehrer Ihres Sohnes zu sein, nicht aber sein Gouverneur. Dazu tauge ich nicht — auch will ich nicht Sklave sein, will meiner Freiheit nicht verlustig gehen.

Ssipjagin machte eine leichte Bewegung mit der Hand, als ob er eine Fliege verscheuche.

— Seien Sie unbesorgt, mein Liebster . . . Aus dem Teig, aus welchem Sie gebildet sind, backt man keine Gouverneure; — ich brauche ja auch keinen Gouverneur. — Ich suche einen Lehrer — und habe ihn gefunden. Nun, wie lauten aber Ihre Bedingungen? Das verächtliche Gold?

Neshdanow wußte nicht, was er sagen sollte . . .

— Hören Sie, — sprach Ssipjagin weiter, den Oberkörper nach vorne beugend und Neshdanow's Knie mit den Fingerspitzen freundlich berührend: — unter anständigen Leuten werden solche Fragen mit zwei Worten gelöst. Ich! biete Ihnen hundert Rubel monatlich; die Reisekosten hin und zurück werden natürlich von mir getragen. — Sind Sie damit einverstanden?

Neshdanow erröthete von Neuem.

— Das ist vielmehr, als ich verlangen wollte . . . weil . . . ich . . .

— Vortrefflich, vortrefflich — unterbrach ihn Ssipjagin . . . In meinen Augen ist die Sache also abgemacht und Sie sind — mein Hausgenosse. — Er stand auf — und wurde plötzlich so heiter und zufrieden, als ob er ein Geschenk erhalten hätte. In allen seinen Bewegungen that sich jetzt eine gewisse angenehme Familiarität und scherzhafte Laune kund. — Wir reisen in diesen Tagen, — begann er wieder in verbindlich ungezwungenem Tone: — ich liebe es, den Frühling im Dorfe zu begrüßen, obgleich ich in Folge meiner Beschäftigung ein prosaischer, an die Stadt gefesselter Mensch bin . . . Erlauben Sie daher den ersten Monat vom heutigen Tage an zu rechnen . . . Meine Frau ist mit unserm Sohne jetzt schon in Moskau.

Sie ist vorausgefahren. Wir finden sie im Dorfe . . . am Busen der Natur. Wir reisen zusammen als Junggesellen He, he! — lächelte Ssipjagin, kokett die Nase bewegend. — Jetzt aber . .

Er holte aus der Paletot-Tasche ein kleines silbernes Taschenbuch hervor, dem er eine Visitenkarte entnahm.

— Meine Adresse hier in der Stadt. Kommen Sie bei mir vor — morgen vielleicht. So gegen zwölf. Wir sprechen noch mit einander. Ich werde Ihnen einige meiner Gedanken über Erziehung mittheilen und — dann bestimmen wir auch den Tag der Abreise. — Ssipjagin ergriff Neshdanow's Hand. — Und wissen Sie was? — fügte er mit gedämpfter Stimme und auf die Seite geneigtem Kopfe hinzu: — wenn Sie vielleicht Geld brauchen . . . Bitte, ohne viele Umstände! wenn auch einen Monat voraus!

Neshdanow wußte einfach nicht, was er ihm antworten sollte — und sah noch immer in derselben staunenden Weise dies helle, freundliche — und doch auch wieder so fremde Antlitz, welches sich so nah zu ihm herabbeugte und ihm so gönnerhaft zulächelte.

— Sie brauchen es nicht? nein? — flüsterte Ssipjagin.

— Wenn Sie erlauben, werde ich es Ihnen morgen sagen, — brachte Neshdanow endlich hervor.

— Vortrefflich! Also — auf Wiedersehen! Bis morgens — Ssipjagin ließ die Hand Neshdanow's fahren — und wollte gehen . . .

— Erlauben Sie mir eine Frage — wandte sich Neshdanow plötzlich zu ihm: Sie haben mir eben gesagt, daß Sie meinen Namen schon im Theater erfahren hätten.

— Von wem erfuhren Sie ihn?

— Von wem? — Von einem Ihrer guten Bekannten, und ich glaube sogar Verwandten, vom Fürsten . . . Fürsten G.

— Dem Flügel-Adjutanten?

— Ja; von ihm.

Neshdanow erröthete — stärker als zuvor — und öffnete den Mund . . . Aber er sagte nichts. Ssipjagin drückte ihm von Neuem die Hand — dies Mal jedoch ohne ein Wort zu sprechen, — setzte, nachdem er zuerst Neshdanow, dann Paklin gegrüßt, dicht vor der Thür den Hut auf und verließ mit einem selbstzufriedenen Lächeln das Zimmer: es sprach sich darin das Bewußtsein des tiefen Eindrucks aus, den sein Besuch, wie es auch nicht anders sein konnte, hervorgebracht hatte.

Viertes Capitel.

Kaum hatte Ssipjagin die Schwelle der Thür überschritten, so sprang Paklin vom Stuhl, auf dem er gesessen, auf und stürzte auf Neshdanow zu, um ihm zu gratuliren.

— Hast Du aber einen guten Fang gethan! — rief er kichernd und mit den Füßen trampelnd. — Weißt Du denn, wer das ist? — Der bekannte Ssipjagin, Kammerherr, gewissermaßen eine Stütze des Staats, ein zukünftiger Minister!

— Er ist mir gänzlich unbekannt, — entgegnete finster Neshdanow.

— Das ist eben unser Unglück, Alexei Dmitritsch, daß wir Niemand kennen! Wir wollen handeln, wollen eine ganze Welt von oberst zu unterst kehren — leben aber selbst abgeschlossen von dieser Welt, sehen Niemand, als nur die zwei oder drei Freunde, drehen uns auf einem Platze, im engen Kreise herum . . .

— Entschuldige, — unterbrach ihn Neshdanow: — das ist nicht wahr. Es sind nur unsere Feinde, mit denen wir nichts zu thun haben wollen; mit Leuten unseres Schlages aber, mit dem Volke, stehen wir in ununterbrochener Verbindung.

— Halt, halt, halt, halt! — unterbrach ihn seinerseits Paklin wieder. — Erstens: was die Freunde betrifft, — so erlaube, daß ich Dir ein Goethe'sches Wort in Erinnerung bringe:

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

— ich aber sage:

Wer die Feinde will verstehen,
Muß in Feindes Lande gehen.

Seine Feinde meiden, ihre Sitten und Gebräuche nicht kennen zu lernen trachten — das ist unsinnig! — Un . . . sin. . . nig!. . . Ja! Ja! Wenn ich im Walde den Wolf schießen will, so muß ich alle seine Schlupflöcher kennen . . . Zweitens-: Du hast eben gesagt: man muß sich dem Volke nähern. . . Liebes Herz! Im Jahre 1862 gingen die Polen in die Wälder-; auch wir gehen setzt in einen Wald, d. h. unter das Volk, welches für uns nicht weniger dunkel und undurchdringlich ist, als jeder beliebige Wald!

— Was sollen wir also, wenns nach Dir ginge, thun?

— Die Indier weisen sich unter Dschagannath's Wagen, — fuhr Paklin mit düsterer Miene fort: — der Wagen zerdrückt sie, und sie sterben — voll Glückseligkeit. Auch wir besitzen unseren Dschagannath. Uns zerdrücken — das thut er wohl auch! aber glückselig macht er uns doch nicht.

— Was sollen wir also thun? — wiederholte fast schreiend Neshdanow. Tendenziöse Romane schreiben, oder was?

Paklin breitete die Arme aus und neigte das Köpfchen auf die linke Schulter.

— — Romane — könntest Du jedenfalls schreiben, da eine dichterische Ader wohl in Dir zu spüren ist. . . Nun, ärgere Dich nicht, ich rede nicht mehr! Ich weiß, Du liebst es nicht, daß man darauf anspielt; aber ich bin ganz Deiner Meinung: dergleichen Stückchen mit »Füllniß« zu fabriziren — und noch mit neumodischen Wendungen dazu: — »Ach! ich liebe Sie! *sprang sie herzu*« . . . »Mir ist es gleich! *kratzte er sich*« — da ist wahrhaftig nichts Angenehmes dabei! — Daher wiederhole ich auch: sucht allen Ständen, vom höchsten Stand angefangen, näher zu kommen! Es geht doch nicht an, daß man sich immer nur auf Leute wie Ostrodumow verläßt! Es sind ehrliche, gute Menschen — aber dumm! Dumm!! Sieh' Dir unseren Freund doch nur an. Selbst die Sohlen seiner Stiefel — auch die sind nicht so, wie sie bei vernünftigen Leuten zu sein pflegen! Weswegen ist er jetzt fortgegangen? — Er wollte mit einem Aristokraten nicht in einem Zimmer sein, nicht dieselbe Luft mit ihm, athmen!

— Ich muß Dich bitten, in meiner Gegenwart nicht mehr in solcher Weise von Ostrodumow zu sprechen, — fiel Neshdanow herausfordernd ein. — Stiefeln mit dicken Sohlen trägt er deshalb, weil sie billiger sind.

— Ich habe es ja gar nicht so gemeint, — wollte Paklin einwenden.

— Wenn er nicht mit einem Aristokraten in einem Zimmer bleiben will, — fuhr Neshdanow, die Stimme erhebend, fort, — so kann ich ihn dafür nur loben; — jedenfalls aber ist er sich aufzuopfern im Stande, — er würde sein Leben hingeben, wenn es nöthig wäre, was wir Beide niemals thun werden!

Paklin machte ein klägliches Gesicht und wies auf seine lahmen, dünnen Beinchen.

— Wie soll ich denn kämpfen, mein lieber Freund Alexei Dmitritsch! — Ich bitte Dich! Aber lassen wir das . . . Ich wiederhole: ich bin Deiner Annäherung an Ssipjagin herzlich froh — und sehe sogar voraus, daß diese Annäherung unserer Sache großen Nutzen bringen wird. Du dringst jetzt in die höchsten Kreise; Du wirst diese Löwinnen sehen, diese Frauen mit dem samtenen Körper auf Federn von Stahl, wie es in den »Briefen aus Spanien« heißt; studire sie, Freund, studire sie. Wenn Du ein Epikuräer wärst, würde ich für Dich sogar fürchten . . . wahrhaftig! — Das sind jedoch nicht die Ziele, die Dich bewegen als Lehrer fortzuziehen?

— Ich ziehe fort, — fiel Neshdanow ein, — weil ich nicht an den Hungerpfoten saugen will . . . »und um Euch Alle eine Zeit lang los zu sein« — fügte er in Gedanken hinzu.

— Nun natürlich, natürlich! — Daher sage ich Dir auch: studire sie! Was dieser Herr jedoch für einen Wohlgeruch um sich verbreitet hat!l — Paklin zog die Luft durch die Nase ein. Das ist der echte »ambre« von dem die Frau des Polizeimeisters im »Revidenten« mit so viel Schwärmerei gesprochen!

— Er hat den Fürsten G. wohl über mich ausgeforscht, — begann Neshdanow mit dumpfer Stimme, sich wieder zum Fenster wendend: — jetzt kennt er wahrscheinlich meine ganze Geschichte.

— Nicht wahrscheinlich, sondern ganz gewiß! — Was ist denn auch dabei? — Ich wette, daß er eben dadurch auf den Gedanken gekommen ist, Dich als Lehrer zu engagiren. Was Du da auch reden magst, Du bist doch selbst ein Aristokrat — dem Blute nach. — Nun und das heißt: Einer von den Unsern! Wie ich hier aber lange gesessen habe; es ist für mich Zeit in's Comptoir zu gehen, mich ausnutzen zu lassen! — Auf Wiedersehen, Freund!

Paklin war schon an der Thür, hielt aber vor derselben an und ging wieder auf Neshdanow zu.

— Hör', Alex, — sagte er mit einschmeichelndem Tone: — Du hast es mir eben abgeschlagen, ich weiß, Du wirst jetzt selbst bei Gelde sein — aber erlaube mir wenigstens eine Kleinigkeit für die allgemeine Sache zu opfern! — Sonst kann ich nichts thun — laß mich also meine Tasche öffnen. — Da sieh: ich lege zehn Rubel auf den Tisch! Nimmst Du sie an?

Neshdanow blieb stumm und rührte sich nicht.

— Stillschweigen — bedeutet beistimmen! Danke! — rief Paklin heiter aus und verschwand.

Neshdanow blieb allein. — Am Fenster stehend, fuhr er fort, auf den engen düsteren Hof, in welchen selbst die Strahlen der Sommersonne nicht zu dringen vermochten, hinauszublicken — und düster war auch sein Antlitz.

Neshdanow war, wie wir bereits wissen, der Sohn des Fürsten G., des überaus reichen Generals-Adjutanten — und der am Tage der Geburt gestorbenen Gouvernante seiner Töchter, eines hübschen Instituts-Zöglings. Den ersten Unterricht hatte er in der Pension eines Schweizers, eines thätigen und strengen Pädagogen erhalten — worauf er die Universität bezog. Er selbst hätte am liebsten Jura studirt, aber der General, sein Vater, der die Nihilisten auf's Aeußerste haßte, schrieb ihn in die »Aesthetik,« wie sich Neshdanow mit bitterem Spott auszudrücken pflegte, d. h. in die historisch-philologische Facultät ein. Der Vater Neshdanow's sah ihn vielleicht nur drei bis vier Mal im Jahr, nahm jedoch an seinem Schicksal lebhaften Antheil und vermachte ihm sterbend — »zum Andenken Nastenka's« (seiner Mutter) — ein Kapital von 6000 Rubel, dessen Zinsen ihm von seinen Brüdern, den Fürsten G., unter dem Namen einer »Pension« ausbezahlt wurden. — Paklin hatte ihn nicht umsonst einen Aristokraten genannt; Alles an ihm gab von seiner Herkunft Zeugniß: die kleinen Ohren, Hände, Füße, die vielleicht zu wenig markirten, jedoch feinen Züge, die zarte Haut, das buschige Haar, selbst die leicht schnarrende, aber angenehme Stimme. Er war sehr nervös, sehr eigenliebig, empfänglich und sogar eigensinnig; die falsche Situation, in welche er schon als Kind gerathen war, hatte in ihm eine gewisse Empfindlichkeit und Reizbarkeit wachgerufen; aber die angeborene Großmuth ließ kein Mißtrauen und keinen Argwohn in ihm aufkommen. — Diese falsche Situation erklärte auch die Widersprüche, welche sich in seinem Wesen offenbarten. Ordnungsliebend bis in's Kleinste, wählerisch bis zum Aeußersten, gab er sich doch Mühe, in Worten recht cynisch und derb zu sein; seiner Natur nach Idealist, leidenschaftlich und keusch, kühn und schüchtern zu gleicher Zeit, schämte er sich doch seiner Schüchternheit und seiner Keuschheit als eines schmachvollen Lasters, und hielt es für seine Pflicht, über die Ideale zu spotten. Er besaß ein mildes Herz und zog sich doch vor den Menschen zurück; er

gerieth leicht in Zorn — und erinnerte sich nie des Bösen. Er zürnte seinem Vater, weil er ihn in die »Aesthetik« eingeschrieben; vor Aller Augen beschäftigte er sich mit politischen und sozialen Fragen, sprach die schroffsten Ansichten aus — sie waren bei ihm mehr als bloße Phrase! — und ergötzte sich insgeheim an der Kunst, der Poesie, der Schönheit in jeder Erscheinungsform . . . er dichtete sogar kleine Lieder . . . Er pflegte sorgfältig das Heft zu verbergen, in welchem er sie niedergeschrieben hatte — und von allen Petersburger Freunden ahnte nur Paklin, dem ihm eigenen Instinkt zufolge, die Existenz eines solchen Heftes. Nichts tränkte und erregte Neshdanow mehr, als eine selbst ganz unbedeutende Anspielung auf seine Dichterei, auf diese, wie er meinte, unverzeihliche Schwäche. Dank seinem Erzieher, dem Schweizer, kannte er viele Thatsachen und scheute weder Arbeit noch Mühe; er arbeitete sogar gern — freilich ein wenig fieberhaft und unregelmäßig. Seine Kameraden liebten ihn . . . es zog sie seine Wahrhaftigkeit, Güte und Reinheit an; aber es war kein glücklicher Stern, unter dem Neshdanow das Licht der Welt erblickt; sein Leben war nicht leicht. Er empfand das selbst aufs tiefste, und fühlte sich einsam, trotzdem, daß die Freunde so sehr an ihm hingen.

Er stand noch immer am Fenster, und dachte voll Ernst und Traurigkeit an die bevorstehende Fahrt, an den nun eingetretenen Wendepunkt in seinem Schicksal . . . Sich von Petersburg zu trennen, fiel ihm nicht schwer; er hinterließ dort nichts, was ihm theuer gewesen wäre; er wußte ja auch, daß er im Herbst zurückkehren würde. Und doch war er nachdenklich geworden: er empfand eine unwillkürliche Traurigkeit.

« »Was bin ich für ein Lehrer!« ging es ihm durch den Kopf; — »was für ein Pädagog?!« — Er hätte sich Vorwürfe darüber machen mögen, daß er die Pflichten eines Lehrers übernommen. Und doch wäre ein solcher Vorwurf ungerecht gewesen. — Neshdanows Kenntnisse waren durchaus genügend, — und ungeachtet seines ungleichen Wesens gingen die Kinder doch gern zu ihm — und auch er schloß sich leicht an sie an. Die Traurigkeit, deren sich Neshdanow nicht erwehren konnte, wurzelte in jenem Gefühl, welches jede Veränderung des Aufenthalts nach sich zieht, und welches allen Melancholikern, allen zum stillen Brüten geneigten Menschen eigen ist; heiteren Sanguinikern ist dies Gefühl unbekannt: sie freuen sich vielmehr darüber, wenn das alltägliche Leben unterbrochen wird,

wenn sie aus der gewohnten Umgebung herauskommen. Neshdanow war so in Gedanken versunken, daß er fast unbewußt sein Denken in laute Worte zu kleiden begann; die in ihm gährenden Empfindungen gestalteten sich bereits zu regelrechten Tongebilden . . .

— Pfui Teufel! — schrie er plötzlich laut auf, — wie es scheint, bin ich nahe daran Verse zu machen! — Er fuhr auf und trat vom Fenster zurück, erblickte den auf dem Tisch liegenden Zehn-Rubelschein Paklin's, steckte ihn in die Tasche und begann auf und ab zu gehen.

— Ich muß das Handgeld nehmen, — dachte er bei sich selbst . . . da dieser Herr es mir anbietet. — Hundert Rubel . . . und noch bei den Brüdern — den durchlauchtigsten — hundert Rubel . . . Fünfzig Rubel um Schulden zu bezahlen, fünfzig oder siebzig zur Reise das Uebrige an Ostrodumow. Und auch das, was Paklin gegeben — auch an Ostrodumow . . . Von Markelow muß man sich auch noch Einiges holen . . .

Während er diese Berechnungen im Kopfe anstellte — regten sich in ihm wieder die früheren Tongebilde. Nachdenklich hielt er plötzlich inne . . . und blieb wie erstarrt, die Augen zur Seite gerichtet, auf dem Platze stehen . . . Dann suchten seine Hände, gleichsam tastend die Schieblade des Tisches, zogen dieselbe heraus, holten aus der Tiefe ein stark beschriebenes Heft . . .

Er ließ sich auf einen Stuhl nieder, noch immer ohne die Richtung des Blickes zu ändern, ergriff die Feder und begann, still vor sich hinbrummend, das Haar zuweilen zurückwerfend, Zeile auf Zeile streichend und ändernd, niederzuschreiben . . .

Die Thür nach dem Vorzimmer that sich zur Hälfte auf — und es zeigte sich der Kopf Maschurinas. Neshdanow bemerkte es nicht und fuhr zu arbeiten fort., Maschurina schaute ihn lange mit scharfen Blicken an — dann trat sie kopfschüttelnd zurück . . . Aber Neshdanow richtete sich plötzlich empor, wandte sich um und schleuderte mit dem Ausruf: — Ah! Sie sind es! — das Heft in die Schieblade des Tisches zurück.

Da trat Maschurina festen Schrittes in's Zimmer.

— Ostrodumow hat mich zu Ihnen geschickt, — sagte sie gedehnt, — um zu erfahren, wann man das Geld bekommen könne? — Wenn Sie es noch heute erhielten, würden wir schon heute Abend reisen.

— Heute geht es nicht, — entgegnete Neshdanow und runzelte die Brauen; — kommen Sie morgen.

— Um welche Zeit?!

— Gegen zwei Uhr Mittags.

— Gut.

Maschurina stand einen Augenblick still — und reichte dann Neshdanow plötzlich die Hand.

— Ich habe Sie wohl gestört; verzeihen Sie. Und dann . . . ich reise fort. Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen werden? Ich wollte von Ihnen Abschied nehmen.

Neshdanow drückte ihre rothen, kalten Finger.

— Sie haben diesen Herrn bei mir gesehen? — begann er. — Wir haben uns geeinigt. Ich nehme bei ihm eine Stelle an. Sein Gut liegt im Gouvernement S., dicht neben der Stadt selbst.

- Ein freudiges Lächeln zeigte sich auf dem Antlitz Maschurinas.

— Neben S.! Dann werden wir uns ja doch vielleicht noch sehen. Vielleicht schickt man uns dahin. — Maschurina seufzte: Ach, Alexei Dmitritsch . . .

— Was? — fragte Neshdanow.

Maschurina war tiefernst geworden.

— Nichts! — Leben Sie wohl! Nichts.

Sie drückte Neshdanow noch ein Mal die Hand und verließ das Zimmer.

»In ganz Petersburg ist doch Niemand mir so zugethan wie dieser Sonderling!« dachte Neshdanow. »Aber wozu hat sie mich denn stören müssen . . . Uebrigens, Alles zum Besten!«

Am Morgen des folgenden Tages begab sich Neshdanow in die Stadtwohnung Ssipjagin's, und dort, in dem prachtvollen Kabinet mit den streng stilvollen Möbeln, die der Würde des liberalen Staatsmannes und Gentlemans vollkommen entsprachen, vor einem riesigen Bureau sitzend, auf welchem in regelrechter Ordnung Papiere lagen, die Niemand brauchte und die auch zu nichts zu gebrauchen waren, und neben ihnen großmächtige elfenbeinerne Papiermesser, die niemals etwas aufgeschnitten — hörte er im Verlauf einer ganzen Stunde dem freiheitsliebenden Hausherrn zu, sog den Weihrauch seiner weisen, wohlgeneigten und herablassenden Reden ein und erhielt endlich hundert Rubel. Zehn Tage später aber

brauste derselbe Neshdanow an der Seite desselben weisen, liberalen Staatsmannes und Gentlemans, halb ausgestreckt auf dem sammtenen Divan eines besonderen Coupes erster Klasse, auf den ausgefahrenen Geleisen der Nikolai-Bahn Moskau zu.

Fünftes Capitel.

In dem Gastzimmer eines steinernen Hauses mit Colonnaden und griechischem Giebel, in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts von dem Vater Ssipjagin's, einem bekannten Agronomen erbaut, saß eines Tages Valentine Michailowna, die Frau Ssipjagin's, eine blendende Erscheinung, und wartete von Stunde zu Stunde auf die durch ein Telegramm angekündigte Ankunft ihres Mannes. — Die Ausstattung des Zimmers war durchweg von moderner Eleganz: Alles war in demselben so anmuthig und anziehend — Alles, von den bunten, doch geschmackvollen Cretonne-Tapeten und Draperien bis zu den mannigfaltigen aus Etagèren und Tischen zerstreuten Kleinigkeiten aus Porzellan, Bronze und Krystall. Von den heiteren, durch die hohen, weit geöffneten Fenster frei hereinströmenden Strahlen eines Maitages beleuchtet, trat Alles weich und harmonisch hervor und schien doch ineinanderzufließen. Vom Duft des Maiblümchens durchtränkt, — überall erblickte man Sträuße dieser herrlichen Frühlingsblume, — schien die Luft des Zimmers von Zeit zu Zeit kaum merklich zu erzittern, wenn aus dem sich üppig ausbreitenden Garten, in welchem ein milder Wind sein sanftes Wesen trieb, ein frischer Luststrom in's Zimmer hineindrang.

Ein herrliches Bild! Und was dieses Bild vollendete, was demselben Inhalt und Leben gab, war die Frau vorn Hause selbst, Valentine Michailowna Ssipjagin! Sie war eine hoch gewachsene Gestalt im Alter von ungefähr dreißig Jahren, mit dunkel-blonden Haar, frischem, an die Linien der Sixtinischen Madonna erinnerndem Antlitz, und merkwürdigen, tiefen, sammetweichen Augen. — Die Lippen waren vielleicht ein wenig zu breit und blaß, die Schultern ein wenig zu hoch, die Hände ein wenig zu groß. . . Dennoch aber hätte Jeder, der gesehen, wie sie sich frei und leicht im Zimmer bewegte, wenn sich die feine, wenn auch vielleicht allzu eng geschnürte Gestalt bald zu den Blumen herabneigte und den Duft derselben mit lächelnder Miene einzog, — bald irgend eine kleine chinesische Vase von einer Stelle zur andern rückte — dann wieder sich vor den Spiegel stellend, die wunderbaren Augen kaum merkbar zusammenkneifend, das Haar zurechtzustreichen begann — ein Jeder, sagen wir, hätte gewiß

ausgerufen — still vor sich hin oder sogar laut — daß ihm niemals ein so bezauberndes Wesen begegnet sei!

Ein hübscher, krausköpfiger, etwa neunjähriger Knabe in schottischer Kleidung, mit nackten Knieen und glänzend frisirtem Haar, kam eilig in's Zimmer gelaufen, blieb jedoch, als er Valentine Michailowna erblickte, plötzlich stehen.

— Was willst Du, Kolja? — fragte sie. — Die Stimme war ebenso weich und sammetartig wie die Augen.

— Sieh' Mamma, — begann der Knabe verlegen, — die Tante hat mich hergeschickt . . . ich soll ihr Maiblümchen bringen . . . für ihr Zimmer . . . sie hat keine. . . .

Valentine Michailowna berührte mit der Hand das Kinn ihres Söhnchens und hob das Lockenköpfchen empor.

— Sage der Tante, daß sie nach den Maiblümchen zum Gärtner schicken soll; — das hier — sind meine Maiblümchen. . . Ich will nicht, daß sie fortgenommen werden. Sage ihr, daß ich es nicht liebe, wenn die Ordnung, die ich eingeführt, gestört wird. Wirst Du meine Worte zu wiederholen verstehen?

— Ich werde verstehen . . . — flüsterte der Knabe.

— Nun — sag' mal! «

— Ich werde ihr sagen . . . werde sagen . . . daß Du es nicht haben willst.

Valentine Michailowna begann zu lachen — auch ihr Lachen war weich.

— Ich sehe, daß man Dir noch keine Aufträge ertheilen kann. Nun gut, sage ihr, was Du willst.

Der Knabe küßte rasch die mit Ringen geschmückte Hand der Mutter und lief eilig davon.

Valentine Michailowna begleitete ihn mit den Augen, trat dann mit einem Seufzer an eine vergoldete Volière heran, in welcher ein kleiner grüner Papagei, sich an dem Drahtgeflecht mit Schnabel und Krallen vorsichtig anklammernd, auf- und niederkletterte, und steckte die Spitze des Fingers neckend durch den Käfig; darauf ließ sie sich auf den niedrigen Divan nieder und begann, die letzte Nummer der »*Revue des Deux Mondes*« von dem runden geschnitzten Tische nehmend, in derselben zu blättern.

Ein ehrerbietiges Hüsteln veranlaßte sie aufzublicken. Auf der Schwelle der Thür stand ein wohlgestalteter Diener in Livrée und weißer Halsbinde.

— Was willst Du, Agathon? — fragte Valentine Michailowna mit derselben weichen Stimme.

— Ssemen Petrowitsch Kallomeyzew läßt fragen —

— Sag', ich lasse bitten, natürlich! — und schicke zu Marianne Wikentjewna: sie möge in's Gastzimmer kommen.

Valentine Michailowna warf die »*Revue des Deux Mondes*« auf den Tisch, und hob die Augen, sich in den Divan zurückwerfend, nachdenklich empor, was ihr sehr gut stand.

Schon aus der Art und Weise, wie Ssemen Petrowitsch *Kallomeyzew*, ein junger Mann von ungefähr zweiunddreißig Jahren, in's Zimmer trat — ungezwungen und nachlässigen, schleppenden Schrittes: — wie sein Antlitz plötzlich aufleuchtete, als er sich, zur Seite geneigt, verbeugte — wie er sich dann so elastisch aufrichtete; — wie er mit süßlicher Stimme durch die Nase zu sprechen begann; — wie er die Hand Valentine Michailownas so ehrerbietig ergriff; — wie er dieselbe so eindringlich küßte — daraus allein schon hätte man schließen können, daß der neuangekommene Gast kein, wenn auch reicher Dorfbewohner aus der Provinz sei, sondern dem echten Petersburger »*grand genre*« der höchsten Kreise entstamme. — Auch war er nach englischer Mode aufs Eleganteste gekleidet: aus der flachen Seitentasche der bunten Jaquette guckte in Form eines kleinen Dreiecke das buntfarbige Zipfelchen eines neuen weißen Battist-Taschentuches hervor; an einem ziemlich breiten schwarzen Bande hing ein Monocle; die blasse, in's Gräuliche spielende Farbe der schwedischen Handschuhe entsprach den blaßgrauen Tönen der gestreiften Beinkleider. Das Haar trug Herr Kallomeyzew kurz, das Kinn glatt rasirt, aus seinem Etwas frauenhaften Antlitz mit den kleinen dicht nebeneinander liegenden Augen, der seinen, gebogenen Nase, den kleinen dicken und rothen Lippen, sprach das Bewußtsein der, dem hochgebildeten Aristokraten eigenen, Ungenirtheit und Freiheit. Es athmete Freude und Wohlwollen . . . und konnte doch wieder sehr leicht böse, ja bis zur Rohheit zornig werden: es brauchte nur Jemand Ssemen Petrowitsch' empfindliche Seite, seine konservativen politischen und religiösen Prinzipien zu berühren, — dann kannte er kein Erbarmen; — die zarten kleinen Augen

entbrannten von unheilverkündendem Feuer; — dem hübschen kleinen Munde entströmten häßliche Worte — und es rief dann dieser Mund — rief mit seiner, durchdringender Stimme — die Obrigkeit an!

Die Vorfahren von Ssemen Petrowitsch Kallomeyzew waren einfache Gemüsegärtner gewesen. — Sein Vorahn war nach dem Ort seiner Herkunft Kallomeyzew genannt worden . . . Aber schon sein Großvater hatte Kallomeyzew daraus gemacht; der Vater schrieb: Kallomeyzew, Ssemen Petrowitsch endlich setzte statt des i ein y — und hielt sich ohne Scherz für einen vollblütigen Aristokraten; er pflegte sogar zu äußern, daß seine Familie eigentlich von den Baronen von Gallenmeyer abstamme, von denen Einer im dreißigjährigen Kriege österreichischer Feldmarschall gewesen. Ssemen Petrowitsch war Kammerjunker und Beamter im Ministerium des Kaiserlichen Hauses; daß er nicht die diplomatische Laufbahn ergriffen, wohin ihn Alles zu drängen schien: die Erziehung, die Gewohnheit, sich in der großen Welt zu bewegen, die Erfolge bei den Frauen und selbst sein Aeußeres — daran war sein Patriotismus schuld; — *quitter la Russie? — jamais!* Kallomeyzew hatte Vermögen, hatte Connexionen; er stand im Ruf eines zuverlässigen und ergebenen Menschen —»*un peu trop . . . féodal dans ses opinions,*« wie sich Fürst B., einer von den Sternen des Petersburger Beamtenthums, über ihn geäußert hatte. Jetzt war Kallomeyzew auf die Dauer zweier Monate — seiner Urlaubszeit — in's Gouvernement S. gekommen, um sich mit der Verwaltung seines Gutes zu beschäftigen, d. h. »Diesen ins Bockshorn zu jagen, Jenem Daumschrauben anzulegen.« — Ohne dieses geht es ja nicht!

— Ich hatte Boris Andreitsch hier vorzufinden erwartet, — begann er, sich auf den Füßen schaukelnd, und blickte, eine hochgestellte Persönlichkeit nachahmend, plötzlich zur Seite. Valentine Michailowna blinzelte mit den ein wenig zusammengekniffenen Augen.

— Sonst wären Sie also nicht gekommen?

Kallomeyzew prallte zurück, so unverdient und durch nichts gerechtfertigt erschien ihm diese Frage Frau Ssipjagin's.

— Valentine Michailowna! — rief er, — ich bitte Sie, wie können Sie das voraussehen? —

— Nun gut, gut, setzen Sie sich, Boris Andreitsch wird gleich hier sein. Ich habe ihm die Kalesche zur Station entgegengeschickt.

Warten Sie ein wenig . . . Sie werden ihn sehen. Wie viel ist es jetzt an der Zeit?

— Es ist halb drei — antwortete Kallomeyzews indem er aus der Westentasche eine große emaillierte, goldene Uhr hervorzog. Er zeigte sie Frau Ssipjagin. — Haben Sie meine Uhr gesehen? Mir hat sie Michael, wissen Sie . . . der serbische Fürst Obrenowitsch, geschenkt. Da ist sein Namenszug. Wir sind große Freunde. Wir sind zusammen auf der Jagd gewesen. Ein vortrefflicher Mensch! Und eine eiserne Hand hat er, wie sich's für ein Staatsoberhaupt gebührt. O, er liebt nicht zu scherzen!

Kallomeyzew ließ sich in einen Lehnstuhl nieder, kreuzte die Beine übereinander und begann den linken Handschuh abzustreifen.

— Wenn wir doch hier in unserem Gouvernement einen solchen Michael hätten!

— Wozu denn? Sind Sie mit irgend etwas unzufrieden?

Kallomeyzew kämpfte die Nase.

— Aber ich bitte Sie, diese Semstwo? Wozu ist sie denn da? Es ist eine Institution, durch welche die administrative Kraft nur geschwächt wird und allerlei unnütze Gedanken . . . Kallomeyzew strich mit der von der Hülle des Handschuhes befreiten unbekleideten Hand durch die Luft . . . und trügerische Hoffnungen wachgerufen werden. Kallomeyzew blies sich auf die Hand. Ich habe in St. Petersburg darüber gesprochen . . . *mais bah*! Nicht *daher* treibt der Wind. Sogar Ihr Herr Gemahl — stellen Sie sich vor! Uebrigens — sein Liberalismus ist ja bekannt!

Valentine Michailowna richtete sich in die Höhe.

— Wie? Und Sie, Herr Kallomeyzew, Sie opponiren der Regierung?

— Ich? Opponiren? Niemals! Für nichts in der Welt! *Mais j'ai mon franc parier.* Ich kritisire zu weilen, unterwerfe mich aber immer.

— Und ich im Gegentheil, ich kritisire nicht und unterwerfe mich nicht.

— Ah! *mais c'est un 'mot!* Wenn Sie erlauben, theile ich Ihre Bemerkung meinem Freunde mit — *Ladislas, vous savez*, er schreibt jetzt einen Roman aus dem Leben der großen Welt und hat mir einige Kapitel bereits daraus vorgelesen. Das wird etwas Herrliches werden! *Nous aurons enfin le grand monde russe, peint par lui-même.*

— Wo wird der Roman erscheinen?

— Im »Russischen Boten« natürlich. Das ist ja unsere »*Revue des Deux Mondes*« Sie lesen diese Zeitschrift, wie ich sehe.

— Ja; aber, wissen Sie, sie fängt an langweilig zu werden.

— Kann sein . . . kann sein . . . Der »Russische Bote« schlägt übrigens seit einiger Zeit auch, um mich modern auszudrücken — ein Bißchen aus.

Kallomeyzew fing laut zu lachen an, ihm schien es, daß es sehr komisch gesagt war: »schlägt aus« und noch dazu ein »Bißchen.« — *Mais c'est un journal, qui se respecte*, — fuhr er fort. — Und das ist die Hauptsache Ich — muß Ihnen gestehen — ich . . . interessire mich für die russische Literatur sehr wenig; es figurirt setzt in derselben allerlei plebejisches Volk. Man ist endlich so weit gekommen, daß gar eine Köchin zur Heldin eines Romans gemacht wird, eine einfache Köchin, *parole d'honneur*! Aber den Roman von Ladislas lese ich durchaus. *Il y aura le petit mot pour rire* . . . und die Richtung! die Richtung! Die Nihilisten werden mit Schimpf und Schande gebrandmarkt — dafür ist mir die ganze Anschauungsweise Ladislas' Bürge — *qui est très correcte.*

— Aber nicht seine Vergangenheit — bemerkte Valentine Michailowna.

— Ah! *jetous an voile sur les erreurs de sa jeunesse*! — rief Kallomeyzew und erledigte sich auch des rechten Handschuhs.

Frau Ssipjagin kniff die Augen wieder zusammen. Sie liebte es, mit diesen wunderbaren Augen zuweilen zu kokettiren.

— Ssemen Petrowitsch — sagte sie, — erlauben Sie mir die Frage: warum gebrauchen Sie, wenn Sie russisch sprechen, beständig so viele französische Worte? Mir scheint, . . daß . . . verzeihen Sie, . . . daß es eine veraltete Gewohnheit ist.

— Warum? warum? Es können doch nicht Alle ihre Muttersprache so beherrschen, wie z. B. Sie. Was mich betrifft, so erkenne ich wohl die Sprache des offiziellen Rußlands, die Sprache der Verordnungen und Erlasse der Regierung an; auf deren Reinheit lege ich großen Werth! Ich beuge mich vor Karamsin! . . . Aber die russische, so zu sagen, alltägliche Sprache . . . existirt sie denn überhaupt? Wie würden Sie zum Beispiel meinen Ausruf — *de tout à l'heure* — übersetzen: »*C'est un mot!?*« Das ist — ein Wort!? . . . Ich bitte Sie!

— Ich würde sagen: das ist — ein treffendes Wort.

Kallomeyzew lachte laut auf.

— »Ein treffendes Wort!« Valentine Michailowna! Fühlen Sie es denn nicht, daß dies . . . nach dem Seminar schmeckt . . . Es schwindet ja alles Salz . . .

— Nun, Sie werden mich nicht umstimmen. — Aber wo bleibt denn Marianne?

Sie ergriff die Tischglocke und schellte; es erschien ein zur Dienerschaft gehörender Knabe.

— Ich hatte Marianne Wikentjewna in's Gastzimmer bitten lassen. Ist es ihr denn nicht gemeldet worden?

Der Knabe hatte noch nicht Zeit gehabt zu antworten, als hinter seinem Rücken auf der Schwelle der Thür ein junges Mädchen mit kurz geschorenem Haar, in einem weiten, dunklen Morgenkleid, Marianne Wikentjewna Ssinetzky, von mütterlicher Seite eine Nichte Ssipjagin's, erschien.

Sechstes Capitel.

— Entschuldigen Sie, Valentine Michailowna, sagte sie näher tretend, — ich war beschäftigt.

— Kallomeyzew begrüßend, setzte sie sich auf einen kleinen Sessel neben dem Papagei, welcher bei ihrem Anblick mit den Flügeln zu schlagen begann und ihr entgegen strebte.

— Warum hast Du Dich denn so weit von uns weggesetzt, Marianne, bemerkte Valentine Michailowna, die ihr mit den Augen gefolgt war. — Du willst wohl in der Nähe Deines kleinen Freundes sein? Stellen Sie sich vor, Ssemen Petrowitsch, — wandte sie sich zu Kallomeyzew, — dieser kleine Papagei ist in unsere Marianne förmlich verliebt. . . .

— Das wundert mich nicht!

— Mich aber kann er nicht leiden.

— Das wundert mich viel mehr!i Sie necken ihn wahrscheinlich.

— Niemals, im Gegentheil, ich füttere ihn mit Zucker. Er nimmt aber nichts aus meiner Hand. Nein . . . das ist Sympathie . . . und Antipathie. . .

Marianne warf einen Blick hinüber auf Valentine Michailowna . . . Diese desgleichen auf Marianne.

Beide Frauen liebten einander nicht.

Im Vergleich zu ihrer Tante erschien Marianne fast häßlich. Ihr Gesicht war rund, die Nase groß und adlerartig gebogen, die grauen Augen waren ebenfalls groß und sehr hell, die Brauen und Lippen fein geschnitten. Sie pflegte sich das braune, dichte Haar scheeren zu lassen, und etwas Scheues lag in ihrem Blick. Aber etwas Starkes und Kühnes, Leidenschaftliches und Ungestümes sprach aus ihrem ganzen Wesen. Ihre Hände und Füße waren überaus klein; der feste und geschmeidige kleine Körper erinnerte an die Florentiner Figuren aus dem XVI. Jahrhundert; ihre Bewegungen waren rasch und anmuthig.

Die Stellung Mariannen's im Hause Ssipjagins war nicht leicht. Ihr Vater, ein kluger und gewandter Mann halb-polnischer Herkunft, hatte sich bis zum Range eines Generals heraufgedient, stürzte dann aber plötzlich, einer kolossalen Veruntreuung am Eigenthum des Staats überwiesen, von seiner Höhe herab; er kam unter Gericht . . . wurde verurtheilt, seines Ranges, seines Adels entkleidet, und nach

Sibirien geschickt. Später wurde er begnadigt . . . er kehrte zurück, konnte aber nicht mehr emporkommen und starb in Armuth und Elend. Seine Frau, eine Schwester Ssipjagin's, die Mutter Mariannen's, ihres einzigen Kindes, hatte diesen Schlag, der ihren ganzen Wohlstand zertrümmerte, nicht ertragen können und war ihrem Manne bald nachgefolgt. Onkel Ssipjagin hatte Marianne darauf in sein Haus genommen. — Aber in dieser Abhängigkeit zu leben war ihr schrecklich; mit der ganzen Kraft einer unbeugsamen Seele rang sie nach Freiheit, und es entspann sich zwischen der Tante und ihr, ein nie ruhender, wenn auch verborgener Kampf. In den Augen Valentinen's war sie eine die Existenz Gottes leugnende Nihilistin; Marianne ihrerseits aber haßte Valentine als ihre unvermeidliche, wenn auch unwillkürliche Feindin. Vor dem Onkel, wie überhaupt vor allen Menschen empfand sie eine gewisse Scheu. — Sie scheute sich eben vor ihnen, aber sie fürchtete sie nicht; eine solche Furcht lag nicht in ihrem Charakter.

— Antipathie!f — wiederholte Kallomeyzew, — ja, das ist ein seltsames Ding. Es ist zum Beispiel Allen bekannt, daß ich ein tief-religiöser Mensch bin, orthodox im wahren Sinne des Worts; aber den Pfaffenzopf — kann ich nie gleichgültig anblicken: da beginnt es in mir zu kochen, so zu kochen!

Die zusammengeballte Hand emporhebend, versuchte Kallomeyzew sogar zu veranschaulichen, wie es in ihm reiche.

— Es scheinen Sie überhaupt die Haare zu beunruhigen, Ssemen Petrowitsch, — bemerkte Marianne: — ich bin überzeugt, daß Sie es auch nicht gleichgültig ansehen können, wenn Jemand das Haar kurz geschoren hat, wie ich.

Valentine Michailowna hob die Brauen langsam empor und neigte den Kopf — voll Staunen gleichsam über die Ungenirtheit, mit welcher sich die modernen jungen Damen am Gespräch betheiligen, — Kallomeyzew aber lächelte nachsichtsvoll.

— Es ist mir natürlich unmöglich, Marianne Wikentjewna, — sagte er, — um die schönen Locken nicht zu sagen, die da gleich den Ihrigen unter der erbamungslosen Scheere fallen; aber ich habe keine Antipathie gegen kurze Haare; und jedenfalls könnte Ihr Beispiel mich . . . mich . . . konvertiren!

Kallomeyzew konnte das russische Wort nicht finden; französisch wollte er jedoch nach der Bemerkung der Hausfrau nicht mehr

sprechen.

— Mariane trägt, Gott sei Danks noch keine Brille, — fiel Valentine Michailowna ein, — von Kragen und Manschetten hat sie sich auch noch nicht getrennt: — dafür beschäftigt sie sich freilich zu meinem Bedauern mit naturwissenschaftlichen Studien und interessirt sich auch für die Frauenfrage . . . Nicht wahr, Marianne?

Es war dies Alles in der Absicht gesagt, Marianne verlegen zu machen, aber diese ließ sich nicht einschüchtern.

— Ja, Taute, — antwortete sie, — ich lese Alles, was darüber geschrieben wird; ich gebe mir Mühe, in das Wesen dieser Frage einzudringen.

— Was doch die Jugend ausmacht! — wandte sich Frau Ssipjagin zu Kallomeyzew — wir Beide, wir beschäftigen uns schon nicht mehr damit — wie?

Kallomeyzew lächelte beifällig; man mußte die liebenswürdige Frau in ihrem heiteren Scherzspiel doch unterstützen.

— Marianne Wikentjewna, — begann er, — ist noch von jenem Idealismus erfüllt . . . von jener Romantik der Jugend . . . welche . . . mit der Zeit . . .

— Uebrigens verleumde ich mich selbst, — unterbrach ihn Valentine Michailowna: — diese Fragen interessiren mich auch. Ich bin noch nicht ganz alt geworden!

— Auch ich interessire mich dafür, — rief Kallomeyzew hastig aus; — ich würde nur verbieten, darüber zu sprechen!l

— Sie würden verbieten, darüber zu sprechen? — fragte Marianne.

— Ja! — Ich würde dem Publikum sagen: sich dafür zu interessiren gestatte ich . . . aber sprechen . . . ssst — t! — Er legte den Finger an die Lippen. — Jedenfalls würde ich verbieten — *gedruckt* darüber zu sprechen? — Unbedingt!

Valentine Michailowna begann zu lachen.

— Ei was? Wenn’s nach Ihnen ginge, müßte man wohl gar, um diese Frage zu lösen, eine Commission beim Ministerium niedersetzen?

— Nun, und selbst eine Commission, was ist denn dabei? — Sie denken, daß wir diese Frage schlechter lösen würden, als jene hungrigen Schnattergänse, die nicht weiter sehen, als die Nase reicht, und sich einbilden, daß sie . . . die genialsten Menschen der Welt sind? Wir würden Boris Andreitsch zum Präsidenten wählen . . .

Valentine Michailowna begann noch lauter zu lachen.

— Nehmen Sie sich in Acht; Boris Andreitsch ist zuweilen ein solcher Jakobiner . . .

— Jaco, Jaca, Jaco — schrie plötzlich der Papagei.

Frau Ssipjagin schwenkte das Taschentuch nach ihm.

— Störe doch nicht die klugen Leute in ihrer Unterhaltung! . . . Marianne, beruhige ihn.

Marianne kehrte sich nach dem Vogel um und begann seinen Hals, den er ihr willig entgegenstreckte, zu streicheln.

— Ja, — fuhr Frau Ssipjagin fort, — ich bin zuweilen selbst voll Staunen über Boris Andreitsch. Er hat etwas etwas . . . von einem Volkstribun an sich.

— *C'est parce qu'il est orateur!* — fiel Kallomeyzew mit Wärme auf französisch ein. — Ihr Mann besitzt die Gabe der Rede in einem Grade, wie Niemand, und dann ist er auch zu glänzen gewohnt . . . *ses propres paroles le grisent* . . . dazu kommt noch der Wunsch, populär zu werden . . . Er ist jetzt übrigens ein wenig erbittert, nicht wahr? *Il boude? Eh?*

Frau Ssipjagin richtete ihre Augen auf Marianne.

— Ich habe nichts bemerkt, — antwortete sie nach einer kleinen Pause.

— Ja, — fuhr Kallomeyzew nachdenklich fort, — er ist zu Ostern übergangen worden . . .

Valentine Michailowna wies mit ihrem Blick wieder auf Marianne.

Lächelnd blinzelte Kallomeyzew mit den Augen: — »ich verstehe.«

— Marianne Wikentjewna! — rief er plötzlich ohne äußere Nothwendigkeit recht laut uns: — werden Sie in diesem Jahre wieder in der Volksschule Unterricht ertheilen?

Marianne wandte sich vom Vogel ab.

— Und auch *Dieses* interessirt Sie, Ssemen Petrowitsch?

— Natürlich; es interessirt mich sogar sehr.

— *Dieses* würden Sie wohl nicht verbieten?

— Den Nihilisten würde ich sogar verbieten, an die Schulen zu denken; aber unter Leitung und Beaufsichtigung der Geistlichkeit würde ich selbst Schulen in's Leben rufen.

— So! Ich weiß noch gar nicht, was ich in diesem Jahr thun werde. — Im vorigen Jahr ging Alles so schlecht. — Und was ist denn das im Sommer auch für ein Unterricht!

Wenn Marianne sprach, pflegte sie allmählich zu erröthen, als falle ihr das Sprechen schwer, und als müsse sie sich zwingen, ihre Rede fortzusetzen. Es steckte noch viel Eigenliebe in ihr.

— Du bist noch ungenügend vorbereitet? — fragte mit ironisch vibrirender Stimme Frau Ssipjagin.

— Vielleicht.

— Wie! — rief Kallomeyzew von Neuem aus. — Was höre ich!! O Götter! Um Bauernmädchen das Abc zu lehren, bedarf es der Vorbereitung!

In diesem Augenblick kam Kolja mit dem Ausruf:- »Mama! Mama! Papa kommt!« gelaufen —, hinter ihm trat, auf ihren kleinen, dicken Füßen schwerfällig einherhumpelnd, eine greise Dame in einer Haube und mit einem gelben Shawl in's Zimmer — und meldete gleichfalls, daß Borinka ankomme.

Diese Dame war Anna Sacharowna, eine Tante Ssipjagins. — Alle Anwesenden sprangen von ihren Plätzen auf, begaben sich eiligst in's Vorzimmer und stiegen dann die Treppe auf den Flur vor dem Hause hinab. Eine lange Allee beschnittener Tannenbäume führte vom großen Wege gerade zu diesem Flur; in der Allee rollte die von vier Pferden gezogene Kalesche bereits daher. — Valentine Michailowna schwenkte in erster Reihe stehend ihr Taschentuch, Kolja schrie laut jauchzend auf; mit geschickter Hand brachte der Kutscher die erhitzten Pferde plötzlich zum Stehen, der Diener flog pfeilschnell vom Bock herab und hätte beinahe die Thür der Kalesche sammt Hängen und Verschluß herausgerissen — und nun stieg Boris Andreitsch mit herablassendem Lächeln auf den Lippen, in den Augen, auf dem ganzen Gesicht, mit einer gewandten Bewegung der Schultern den Mantel abwerfend, aus der Kalesche. Rasch und anmuthsvoll umarmte Valentine Michailowna ihren Mann, worauf sich Beide drei Mal küßten. Kolja trampelte mit den Füßen und zupfte den Vater hinten am Rock . . . Dieser küßte jedoch zuerst, nachdem er die höchst unbequeme und formlose schottische Reisemütze vom Kopfe genommen, die Tante Anna Sacharowna, begrüßte darauf Marianne und Kallomeyzew, die gleichfalls auf den Flur hinausgetreten waren — Kallomeyzew in englischer Weise —

shakehands — mit einem »Schwung« der Hand, als ob er die Glocke läute — und wandte sich dann erst zu seinem Sohn, den er emporhob und an seine Lippen zog.

Während dies Alles vor sich ging, war Neshdanow ganz still, als wäre er sich einer Schuld bewußt, aus der Kalesche herausgekrochen und, ohne die Mütze abzunehmen, neben den Vorderrädern der Kalesche mit halb zu Boden gesenktem finsterem Blick stehen geblieben. . . Während Valentine Michailowna ihren Mann umarmte, hatte sie auf diese neue Gestalt über die Schulter des Mannes hinweg einen scharfen Blick geworfen; — Ssipjagin hatte es angekündigt, daß er einen Lehrer mitbringen werde.

Nach der ersten Begrüßung des neu angekommenen Hausherrn begab sich die ganze Gesellschaft über die Treppe, auf welcher sich die Haupt-Diener und Dienerinnen zu beiden Seiten postirt hatten, nach oben. Diese unterließen es, sich ihrem Herrn zu nähern, um seine Hand zu küssen — diese »asiatische« Sitte war längst abgeschafft — sie verneigten sich blos mit Ehrerbietung; und auch Ssipjagin beantwortete ihren Gruß — mehr durch ein Zucken der Brauen und der Nase, als durch eine Bewegung des Kopfes.

Neshdanow schritt gleichfalls die breite Treppe langsam hinan. Er war kaum in's Vorzimmer getreten, als ihn Ssipjagin, der sich bereits nach ihm umgesehen hatte, auch sogleich seiner Frau, Anna Sacharowna und Mariannen vorstellte, zu Kolja aber sagte er: »Das ist Dein Lehrer, dem Du gehorchen mußt! Reich ihm die Hand!«

— Kolja reichte Neshdanow schüchtern die Hand und hob dann das Auge zu ihm empor, da er aber, wie es schien, nichts Besonderes oder Anziehendes an ihm entdeckte, klammerte er sich wieder an seinen Vater. — Neshdanow fühlte sich höchst ungemüthlich, ganz so, wie damals im Theater. Er steckte in einem alten, ziemlich unansehnlichen Paletot, Gesicht und Hände waren mit Staub überzogen. — Valentine Michailowna hatte ihm irgend eine Liebenswürdigkeit gesagt; er hatte ihre Worte jedoch nicht recht gehört und hatte ihr auch nicht geantwortet, sondern nur bemerkt, daß sie auf ihren Mann mit besonders klaren und freundlichen Augen sah und sich an ihn schmiegte — Bei Kolja mißfiel ihm das frisirte glänzende Haar, als er Kallomeyzew erblickte, dachte er: »Diese abgeleckte Physiognomie!« — Die andern Personen aber ließ er ganz unbeachtet. Ssipjagin blickte zwei Mal, gleichsam seine Penaten

musternd, würdevoll im Zimmer umher, wobei sein lang zugespitzter Backenbart und der kleine, etwas flache Hinterkopf besonders scharf hervortraten. — Darauf rief er einem von den Dienern mit starker, voller, von der Reise durchaus nicht ermüdeter Stimme zu: »Iwan! geleite den Herrn Lehrer in's grüne Zimmer und trage auch den Koffer des Herrn dahin« — sagte darauf zu Neshdanow, daß er sich jetzt ausruhen, einrichten und des Reisestaubes entledigen könne — gespeist werde in seinem Hause genau um fünf Uhr. Neshdanow verneigte sich und folgte Iwan in das »grüne,« im zweiten Stock befindliche Zimmer.

Die ganze Gesellschaft ging in's Gastzimmer hinüber. Dort wurde die Begrüßung noch einmal wiederholt; es erschien auch eine greise, halbblinde Kinderwärterin, um ihren Herrn zu begrüßen. Dieser reichte Ssipjagin, aus Achtung vor ihrem Alter, die Hand zum Kusse und ging dann, nachdem er sich bei Kallomeyzew entschuldigt, von seiner Frau begleitet, in's Schlafzimmer.

Siebentes Capitel.

Die Fenster des geräumigen und niedrigen Zimmers, in welches der Diener Neshdanow geführt, gingen in den Garten hinaus. Sie waren geöffnet: ein linder Wind bewegte die weißen Vorhänge, die sich bald wie Segel rundeten und hoben, bald wieder ruhig niederfielen. An der Decke glitten goldglänzende Lichter still dahin; das ganze Zimmer war von der frischen, feuchten Frühlingslust durchdrungen. Neshdanow begann damit, daß er den Diener fortschickte, seine Sachen auspackte, sich dann wusch und umkleidete. Die Reise hatte ihn erschöpft; das zweitägige beständige Zusammensein mit diesem unbekannten Menschen, mit dem er viel und so Verschiedenartiges gesprochen — und nutzlos gesprochen, — hatte ihn tief erregt: ein bitter-herbes Etwas, halb Wehmuth und Langweile, halb Aerger, hatte sich insgeheim tief in seiner Seele eingenistet; er war voll Unwillen über seine Kleinmüthigkeit — das Herz aber stöhnte und blutete.

Er trat an's Fenster und blickte in den Garten hinaus. Es war ein Urväter-Garten mit schöner schwarzer Erde, wie man diesseits Moskaus nirgends mehr einen solchen finden wird. Aus dem langgestreckten Plateau eines abschüssigen Hügels angelegt, bestand er aus vier deutlich abgegrenzten Theilen. Vor dem Hause breitete sich, etwa zweihundert Schritte weit, der Blumengarten aus; mit sandbestreuten gradlinigen Wegen, mit Gruppen von Akazien und Syringen, und mit Blumenbeeten; links am Stallhof vorüber zog sich bis zur Tenne der Fruchtgarten hin, mit Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen und mit Himbeer- und Johannisbeersträuchern dicht bestanden; dem Hause gerade gegenüber erhoben sich mit ihren ragenden Wipfeln, in Form eines prächtigen, durch sich kreuzende Alleen getheilten Vierecks ganze Reihen von Lindenbäumem Rechts wurde die Aussicht durch den großen, von einer doppelten Reihe von Silberpappeln eingefaßten Fahrweg begrenzt; durch eine Gruppe von Trauerbirken sah man das steile Dach des Treibhauses hindurchschimmern. Der ganze Garten strahlte im schönsten Grün der ersten Frühlingspracht; von dem sommerlichen Summen und Schwirren der Insektenwelt war noch nichts zu hören; es flüsterten nur die jungen Blättchen — und hier und da schlug der Fink, und es girrten zwei Turteltäubchen auf einem und demselben Baum, es ließ

auch ein Kuckuck, von einer Stelle zur anderen fliegend, seinen Ruf erschallen — aus der Ferne aber, von da her, wo am Teich die Mühle steht, drang das Geschrei der krächzenden Krähen, dem Geknarre einer Unzahl von Wagenrädern gleich, durch die Luft. Und über diesem jungen, einsamen, stillen Weben der erwachenden Natur glitten die Wolken, ihre Formen rundend, wie große, träge Vögel dahin. — Neshdanow schaute hinaus und horchte und sog die Luft mit den offenen, kalten Lippen ein . . .

Auch ihm wurde es leichter um's Herz, auch in ihm wurde es still.

Unterdessen erzählte unten im Schlafzimmer Ssipjagin seiner Frau, wie er mit Neshdanow bekannt geworden und was ihm der Fürst G. erzählt und worüber sie auf der Reise gesprochen.

— Ein kluger Kopf! — wiederholte er, — und hat Kenntnisse; freilich gehört er zu den Rothen, aber Du weißt, das hat ja in meinen Augen nichts zu bedeuten; sie haben doch wenigstens Ehrgeiz, diese Leute. Und Kolja ist ja auch noch zu jung; es ist nicht zu befürchten, daß er sich von diesen Thorheiten etwas aneignen könnte.

Valentine Michailowna hörte ihrem Mann mit freundlichem und doch zugleich spöttischem Lächeln zu, als ob er sich vor ihr gleichsam wegen eines seltsamen, aber doch lustigen Einfalls entschuldige; es schien ihr sogar angenehm zu sein, daß ihr »*seigneur et maitre*,« ein so solider Mann und hochstehender Beamter, im Stande war, wie ein zwölfjähriger Knabe plötzlich irgend einen tollen Streich loszulassen, vom Zaune zu brechen. Im schneeweißen Hemd, mit blauseidenen Tragbändern vor dem Spiegel stehend, kämmte er sich nach englischer Art mit zwei Bürsten das Haar; — Valentine Michailowna aber, die ihre Füßchen auf die niedrige türkische Couchette heraufgezogen, fing an, ihm über die Wirthschaft Mittheilungen zu machen, über die Papierfabrik, mit der es nicht so gut ging, als es eigentlich sollte, über den Koch, den man wechseln müsse, über die Kirche, in welcher die Stukkatur herabgefallen sei, über Kallomeyzew. . .

Zwischen den Eheleuten herrschte aufrichtiges Vertrauen und volles Einvernehmen; sie lebten mit einander wirklich, wie man zu sagen pflegt, in Liebe und Eintracht; und als Ssipjagin, nachdem er mit seiner Toilette zu Ende, sich in ritterlicher Weise die Hand von Valentine Michailowna zum Kuß erbat, reichte sie ihm beide Hände, und schaute mit zärtlichem Stolz auf ihn, als er sie abwechselnd

küßte. Es war das Gefühl, welches beiderseitig zum Ausdruck kam, ein gutes und wahres Gefühl, wenn es bei ihr auch aus eines Raphael's würdigen Augensternen leuchtete, bei ihm nur aus einfachen, geheimräthlichen Augen.

Genau um fünf Uhr begab sich Neshdanow nach unten zum Diner, das nicht durch Glockenton angekündigt wurde, sondern durch den gedehnten Schall des chinesischen Gong. Im Eßzimmer waren bereits Alle beisammen. Ssipjagin bewillkommnete ihn von Neuem, von der Höhe seiner Halsbinde herab, und wies ihm am Tisch einen Platz zwischen Anna Sacharowna und Kolja an. Anna Sacharowna war ein bejahrtes Fräulein, eine Schwester von Ssipjagins verstorbenen Vater; es ging von ihr ein kampherartiger Duft aus, wie von einem Kleide, das lange gelegen; auch hatte sie ein unruhiges und gedrücktes Aussehen. Sie erfüllte im Hause die Pflichten einer Aufseherin oder Gouvernante Kolja's, und es war die Unzufriedenheit, daß man Neshdanow zwischen sie und ihren Schützling gesetzt, deutlich auf ihrem Gesicht zu lesen. Kolja schaute zum neuen Nachbar zuweilen von der Seite aus; der kluge Knabe errieth, daß sich der Lehrer unbehaglich fühle, daß er verlegen sei; er hob die Augen ja gar nicht empor und aß fast gar nichts. Das gefiel Kolja: er hatte bis dahin gefürchtet, daß er vielleicht ein strenger und böser Lehrer sein werde. Auch Valentine Michailowna blickte von Zeit zu Zeit auf Neshdanow.

»Er hat das Aussehen eines Studenten — dachte sie — und ist wohl nicht viel unter Menschen gewesen, aber das Gesicht ist interessant und auch die Farbe der Haare so originell, wie bei jenem Apostel, den die alten italienischen Meister stets mit rothem Haar abgebildet, — auch die Hände sind rein.« Es sahen übrigens alle Tischgenossen aus Neshdanow, und es schien, als ob sie ihn in der ersten Zeit in Ruhe lassen, ihn gleichsam schonen wollten; er fühlte das und war zufrieden damit, obgleich es ihn zugleich auch erbitterte. Die Unterhaltung führten Kallomeyzew und Ssipjagin. Man sprach über die Semstwo, über den Gouverneur, über die Wegesteuer, die Loskaufs-Operationen, die gemeinschaftlichen Bekannten in Petersburg und Moskau, über das sich eben erst kräftig aufschwingende Lyceum des Herrn Katkow, über die Arbeiternoth, über die Strafen, aber auch über Bismarck, über den Krieg von 1866 und über Napoleon, den Kallomeyzew besonders herausstrich. Die

Ansichten, die der junge Kammerjunker entwickelte, waren höchst retrograder Art; er war in seinen Reden endlich so weit gekommen, daß er — freilich nur in Form eines Scherzes — den Toast eines ihm bekannten Herrn auf einem Banket bei Gelegenheit einer Namenstagsfeier anführte: »ich bringe ein Hoch auf auf die einzigen Prinzipien, die ich anerkenne,« — hatte der erhitzte Gutsbesitzer ausgerufen — »die Peitsche und Roederer!«

Valentine Michailowna runzelte die Brauen und bemerkte, daß dieses ein Citat sei — *de très mauvais gout* — Ssipjagin sprach im Gegentheil höchst freisinnige Ansichten aus; in höflicher und ein wenig herablassender Weise widerlegte er Kallomeyzew und machte sich sogar über ihn lustig.

— Ihre Befürchtungen in Hinsicht der Bauern-Emanzipation, lieber Ssemen Petrowitsch — sagte er ihm unter Anderem — erinnern mich an ein Memorandum, das unser verehrter und vortrefflicher Alexei Iwanytsch Tweritinow im Jahre 1860 eingereicht und in allen Petersburger Salons vorgelesen hat. Wundervoll war namentlich die eine Phrase: wie der befreite russische Bauer nothwendiger Weise mit der Fackel in der Hand über den Boden des Vaterlandes hinschreiten würde! Man mußte es sehen, wie unser lieber Alexei Iwanowitsch, die Wänglein aufblasend und die Aeuglein aufreißend, mit dem kleinen Kindermunde die Worte hervorstieß: »Fackel! F-ackel! wird mit der F-ackel hinschreiten!« Nun, die Bauern-Emanzipation ist da . . . Wo ist denn der Bauer mit der Fackel geblieben?

— Tweritinow, entgegnete finsteren Tones Kallomeyzew, — hat sich nur darin geirrt, daß nicht die Bauern mit der Fackel in der Hand einherschreiten werden, sondern andere Leute!

Bei diesen Worten blickten Marianne und Neshdanow, der das Mädchen bis zu diesem Moment fast gar nicht beachtet hatte — sie saß ihm schräg gegenüber — plötzlich einander an, und sie fühlten sogleich, daß sie Beide, — dieses in sich gekehrte Mädchen und er — von demselben Schlage seien und denselben Ansichten huldigten. Sie hatte auf ihn nicht den geringsten Eindruck gemacht, als sie ihm von Ssipjagin vorgestellt worden war; weshalb hatte er sie denn gerade jetzt angeblickt? Er stellte sich gleich die Frage: ob es nicht schimpflich, nicht eine Schande sei, da zu sitzen und dergleichen Reden anzuhören, ohne zu protestiren und durch sein Schweigen Anlaß zu der Voraussetzung zu geben, daß er diese Ansichten theile?

Neshdanow blickte von Neuem zu Marianne auf und es schien ihm, daß er in ihren Augen die Antwort auf seine Frage zu lesen habe: »wart' noch ein wenig, jetzt ist nicht die Zeit dazu . . . es lohnt nicht der Mühe . . . später; wirst es ja jederzeit thun können . . . «

Es war ihm angenehm zu denken, daß sie ihn verstehe. Er wandte sich wieder der Unterhaltung zu. . . Valentine Michailowna war jetzt statt ihres Mannes in dieselbe eingetreten und äußerte sich noch freisinniger, noch radikaler als dieser. Sie konnte es nicht begreifen, »positiv nicht be . . . grei . . . fen,« wie ein gebildeter und junger Mann an dieser veralteten Anschauung festhalten könne!

— Ich bin übrigens überzeugt, — fügte sie hinzu, — daß es bei Ihnen nur Schönrednerei ist! Was Sie jedoch betrifft, Alexei Dmitritsch, — wandte sie sich mit verbindlichem Lächeln auf den Lippen zu Neshdanow — er war ganz erstaunt darüber, daß sein Tauf- und Vatername ihr bekannt waren — so weiß ich, daß Sie die Befürchtungen von Ssemen Petrowitsch nicht theilen: Boris hat mir Ihre Unterhaltung mit ihm während der Reise mitgetheilt.

Neshdanow erröthete, beugte sich über den Teller und murmelte ein paar unverständliche Worte: es war weniger Befangenheit, als vielmehr das Ungewohnte, mit so glänzenden Personen Worte zu wechseln. Frau Ssipjagin lächelte ihm noch immer zu; ihr Gemahl hielt gönnerhaft ihre Partie. . . Dagegen klemmte Kallomeyzew gemächlich sein rundes Monocle zwischen Augenbraue und Nase, und heftete den Blick auf das Studentlein, das seine Befürchtungen nicht zu theilen gewagt. Doch dadurch Neshdanow in Verwirrung zu bringen, war schwer; es geschah im Gegentheil, daß dieser sich aufrichtend den Kopf emporhob und auch seinerseits den Blick scharf auf den Beamten der großen Welt richtete: — und eben so plötzlich, wie er in Marianne eine Gesinnungsgenossin erkannt, sah er jetzt in Kallomeyzew seinen Feind! Das fühlte auch Kallomeyzew; er ließ das Monocle fallen, wandte sich ab und versuchte zu lächeln . . .; nur Anna Sacharowna, welche ihn insgeheim tief verehrte, hatte sich in Gedanken auf seine Seite gestellt, so daß sie den ungebetenen Nachbar, der sie von Kolja getrennt, noch mehr zu hassen begann.

Das Diner ging bald zu Ende. Die ganze Gesellschaft begab sich auf die Terrasse, um dort den Kaffee einzunehmen; Ssipjagin und Kallomeyzew zündeten Cigarren an; Ssipjagin offerirte auch Neshdanow eine echte Regalia, dieser schlug sie jedoch aus.

— Ach ja! — rief Ssipjagin; — ich hatte es vergessen: — Sie tauchen nur die eigenen Cigaretten!

— Ein merkwürdiger Geschmack, — bemerkte Kallomeyzew durch die Zähne.

Neshdanow wurde feuerroth — »den Unterschied zwischen einer Regalia und einer Cigarette kenne ich sehr gut, aber ich will Niemandem verpflichtet sein« — wäre ihm fast entfahren . . . Er hielt jedoch an sich, aber zugleich schrieb er auch diese zweite Grobheit in das »Debet« des Feindes.

— Marianne! — rief Valentine Michailowna plötzlich mit lauter Stimme aus; — mach' doch keine Umstände vor unserm neuen Hausgenossen gegenüber . . . rauche mit Gott Deine Pachitos. Dazu ist um so weniger Grund vorhanden — fügte sie, sich zu Neshdanow wendend, hinzu — da ja in Ihren Kreisen alle Damen, wie ich gehört habe, rauchen.

— Ganz recht, — antwortete Neshdanow trocken: — Das war das erste Wort, das er an Frau Ssipjagin richtete.

— Ich rauche aber gar nicht, — fuhr sie, die sammetnen Augen freundlich zusammendrückend, fort . . . — Ich bin hinter dem Jahrhundert zurückgeblieben.

Marianne nahm langsam und bedächtig, der Tante gleichsam zum Trotz, zuerst eine Pachitos, daraus das Kästchen mit den Zündhölzchen und begann dann zu rauchen. Neshdanow tauchte ebenfalls eine Papiros, indem er sich bei Marianne Feuer holte.

Es war ein prachtvoller Abend. Kolja und Anna Sacharowna begaben sich in den Garten; die Uebrigen blieben, die schöne Luft genießend, noch fast eine Stunde auf der Terrasse. Man unterhielt sich überaus lebhaft. . . Kallomeyzew griff die Literatur an; Ssipjagin bewahrte auch hier seinen Freisinn, vertheidigte ihre Unabhängigkeit, suchte ihre Nützlichkeit zu beweisen, erwähnte sogar Chateaubriand's, indem er darauf hinwies, daß der Kaiser Alexander Pawlowitsch ihm den St. Andreas-Orden verliehen! Neshdanow blieb dem Streite fern und Valentine Michailowna sah ihn mit einem Ausdruck an, als ob sie seine bescheidene Zurückhaltung einerseits billige, andererseits aber — sich darüber ein wenig wundere.

Zum Thee gingen Alle wieder in's Gastzimmer hinüber.

— Wir haben die schlechte Gewohnheit, Alexei Dmitritsch, — sagte Ssipjagin zu Neshdanow, — des Abends Karten zu spielen, und noch dazu ein verbotenes Spiel. . . stellen Sie sich vor, das Pharao. Ich fordere Sie nicht auf. . . Marianne wird übrigens so gut sein und uns etwas vorspielen. Ich hoffe, Sie lieben die Musik. Ja? Und ohne die Antwort abzuwarten, ergriff Ssipjagin die Karten. Marianne setzte sich an's Klavier und spielte, weder gut, noch schlecht, einige »Lieder ohne Worte« von Mendelssohn — *Charmant! Charmant! quel toaché!* — schrie Kallomeyzew von weitem, wie mit heißem Wasser übergossen, auf; doch geschah dies nur aus Höflichkeit. Neshdanow besaß, ungeachtet der von Ssipjagin geäußerten Hoffnung, gar keine Liebe für Musik.

Unterdessen hatten sich Ssipjagin, seine Frau, Kallomeyzew und Anna Sacharowna an den Kartentisch gesetzt. . . . Kolja kam den Eltern gute Nacht zu wünschen und entfernte sich, nachdem er den Segen der Eltern und ein großes Glas Milch statt des Thees erhalten; der Vater rief ihm noch nach, daß der Unterricht bei Alexei Dmitritsch schon morgen beginnen werde. Als Ssipjagin nach Verlauf einiger Zeit bemerkte, daß Neshdanow allein in der Mitte des Zimmers saß und mit gespannten Mienen in einem photographischen Album blätterte, rief er ihm zu, daß er durchaus keine Umstände machen und in sein Zimmer gehen möge, da er doch wahrscheinlich von der Reise müde sein werde und daß in seinem Hause die Devise Freiheit herrsche.

Neshdanow machte von der Erlaubniß Gebrauch und verließ, nachdem er sich von Allen verabschiedet, das Zimmer; in der Thür stieß er auf Marianne und empfand von Neuem, indem er ihr in die Augen blickte, daß er mit ihr wie mit einem guten Freunde leben werde, obgleich sie bei dieser Begegnung ganz ernst geblieben war und sogar die Brauen gerunzelt hatte.

Er fand sein Zimmer von duftiger Frische erfüllt: die Fenster waren den ganzen Tag offen geblieben. Im Garten schlug, seinem Fenster gerade gegenüber, kurz und klangvoll die Nachtigall, der nächtliche Himmel leuchtete warm über den abgerundeten Wipfeln der Linden in dem Schein des eben aufsteigenden Mondes. Neshdanow zündete ein Licht an; ein Schwarm von kleinen grauen Nachtfaltern drang aus dem dunklen Garten in's Zimmer und kreiste und schwirrte um das

Licht, der Wind aber trieb sie immer von Neuem von der blau-gelben, flackernden Flamme fort.

»Es ist doch merkwürdig!« dachte Neshdanow, bereits im Bette . . . »Es sind doch, wie es scheint, gute, freisinnige, sogar humane Menschen . . . und doch ist das Herz so schwer. Kammerherr Kammerjunker . . . Nun, über Nacht kommt Rath . . . Fort mit der Sentimentalität.«

In diesem Augenblick schlug der Wächter im Garten laut und hartnäckig an das Brett — es ertönte sein gedehnter Ruf: »Acht—u—ung!«

— Paß a—auf! — antwortete eine andere allmählich verhallende Stimme.

— Herr, mein Gott! — als ob man in der Festung wäre!

Achtes Capitel.

Neshdanow erwachte sehr früh, kleidete sich rasch an, ohne den Diener abzuwarten, und stieg in den Garten hinab. Der Garten war groß und schön und wurde vortrefflich unterhalten. Gemiethete Arbeiter reinigten mit Schaufeln die Wege, von dem hellen Grün der Gewächse hoben sich die rothen Kopftücher der harkenden Bauernmädchen ab. Neshdanow war bis an den Teich gekommen: der Morgennebel hatte sich bereits verzogen, nur hie und da erhoben sich in den schattigen Uferbuchten noch dunstige Flocken. Die noch niedrig am Himmel stehende Sonne warf rosige Streiflichter auf die breite, seidige, bleifarbene Wasserfläche. Mehrere Zimmerleute machten sich an einem Floß zu schaffen; hier schaukelte auch ein neues, bunt gestrichenes Boot und theilte seine Bewegung dem sich kräuselnden Wasser mit. Nur selten vernahm man gleichsam verhaltene menschliche Stimmen: überall fühlte man sich von der Morgenstille und von dem rüstigen, steten Gange der Morgenarbeit, von der Ruhe und der Regelmäßigkeit geordneten Lebens angeweht. Und da stand nun Neshdanow plötzlich am Kreuzungsweg der Alleen der personifizirten Ordnung und Regelmäßigkeit selbst gegenüber — da stand Ssipjagin vor ihm.

Er war in einem erbsfarbenen Rock in Form eines Schlafrockes, in einer bunten Mütze und stützte sich auf ein englisches Bambusrohr; sein eben rasirtes Gesicht athmete zufriedene Selbstgenügsamkeit; er hatte sich aufgemacht, sein Gut zu besichtigen Ssipjagin begrüßte Neshdanow in freundlich höflicher Weise.

— Ah! — rief er aus; — ich sehe, Sie gehören zu den Jungen und Frühzeitigen! Er wollte mit dieser nicht ganz passenden sprichwörtlichen Redensart wahrscheinlich seine Billigung ausdrücken, daß Neshdanow, wie er selbst, sich früh aus dem Bette gemacht. — Wir trinken um acht Uhr Alle zusammen im Eßzimmer den Morgenthee und frühstücken dann um zwölf Uhr; um zehn Uhr werden Sie Kolja die erste Stunde in der russischen Sprache geben, um zwei Uhr aber — in der Geschichte. Morgen am 9. Mai ist sein Namenstag und die Stunden werden ausfallen; heute aber bitte ich den Unterricht zu beginnen!

Neshdanow neigte den Kopf — Ssipjagin aber verabschiedete sich von ihm nach französischer Art, indem er die Hand erhob und dieselbe mehrere Mal rasch an Lippen und Nase führte — und ging dann pfeifend und das Rohr keck schwingend weiter — nicht wie ein hochangesehener Beamter oder Staatsmann — sondern wie ein gutmüthiger russischer *country-gentleman.*

Bis acht Uhr blieb Neshdanow im Garten, sich im Schatten der alten Bäume an der Frische der Luft und am Gesang der Vögel erfreuend; dann rief ihn der kläglich gedehnte Laut des Gong in's Haus zurück, wo im Eßzimmer bereits Alle versammelt waren. Valentine Michailowna war gegen ihn sehr freundlich; in ihrem Morgenkleide erschien sie ihm geradezu als ein bildschönes Weib. Das Antlitz Mariannen's drückte die gewöhnliche in sich gekehrte Strenge aus. — Genau um zehn Uhr gab Neshdanow seine erste Stunde im Beisein von Valentine Michailowna: sie erkundigte sich zuerst, ob sie nicht vielleicht störe und verhielt sich die ganze Zeit über sehr bescheiden und zurückhaltend. Es erwies sich, daß Kolja ein sehr aufgeweckter Knabe war; nach dem ersten unvermeidlichen und unbehaglichen Umhertasten nahm die Stunde einen glücklichen Verlauf. Valentine Michailowna schien mit Neshdanow überaus zufrieden und begann sogar mehrmals mit ihm zu sprechen. — Er blieb steif . . . doch nicht allzusehr. Valentine Michailowna war auch bei der zweiten, der russischen Geschichts-Stunde zugegen. Lächelnd erklärte sie, daß sie in dieser Beziehung nicht weniger eines Lehrers bedürfe, als ihr Kolja — und verhielt sich ebenso zurückhaltend und bescheiden wie während der ersten Stunde. Von drei bis fünf Uhr saß Neshdanow in seinem Zimmer, schrieb an die Freunde in St. Petersburg, und fühlte sich ziemlich behaglich: die Langeweile war verschwunden, auch das Unbehagen; die erregten Nerven kamen allmählich zur Ruhe. Sie wurden während des Mittags von Neuem in Spannung versetzt, obgleich Kallomeyzew abwesend war und auch die freundlich entgegenkommende Haltung des Hausherrn unveränderlich dieselbe blieb; aber dies Entgegenkommen eben ärgerte Neshdanow. — Dazu kam noch, daß seine Nachbarin, das alte Fräulein Anna Sacharowna, ihm offenbar feindselig gesinnt war und ein böses Gesicht machte; Marianne aber von ihrem Ernst nicht lassen wollte, und daß selbst Kolja ihn schon etwas ungenirt mit den Füßen stieß. Ssipjagin schien auch nicht recht bei Laune zu sein. Er war mit dem Leiter seiner

Papierfabrik unzufrieden, einem Deutschen, den er für schweres Geld engagirt hatte. Er begann auf alle Deutschen überhaupt zu schmähen, erklärte, daß er bis zu einem gewissen Grade Slavophile sei, wenn auch kein Fanatiker, wies auf einen jungen Russen, einen gewissen Ssolomin hin, der, wie es hieß, der Fabrik eines benachbarten Kaufmanns in ausgezeichneter Weise vorstehen solle und äußerte den Wunsch, die Bekanntschaft dieses Ssolomin zu machen. Am Abend erschien Kallomeyzew, dessen Gut nur zehn Werst von »Arshanoje« — so hieß Ssipjagins Dorf — entfernt war. Dann erschien noch ein Friedens-Vermittler, einer von jenen Gutsbesitzern, die Lermontow in zwei bekannten Versen treffend charakterisirt hat:

Im Halstuch verborgen, im Frack ellenlang . .
Mit Schnauzbart, Diskantstimm' und unsicherem Blick . . .

Es kam noch ein anderer Nachbar mit gedrücktem Ausdruck in dem zahnlosen Gesicht, der jedoch sehr gut gekleidet war; endlich auch der Kreisarzt, ein sehr schlechter Arzt, der aber mit gelehrten Ausdrücken um sich zu werfen liebte: er versicherte zum Beispiel, daß er Kukolnik — Puschkin vorziehe, weil in Kukolnik viel »Protoplasma« anhalten sei. Man setzte sich an den Kartentisch — Neshdanow begab sich auf sein Zimmer — und las und schrieb bis lange nach Mitternacht.

Am folgenden Tages, am 9. Mai, wurde Kolja's Namenstag gefeiert. Die »Herrschaft« begab sich mit dem ganzen Hausstand in drei offenen Kaleschen mit Dienern hinten auf dem Tritt zur Messe in die Kirche, obgleich es nur ein viertel Werst bis dahin war. Alles ging höchst prächtig und feierlich zu. Ssipjagin hatte sich ein Ordensband umgelegt, Valentine Michailowna ein wunderschönes, in Paris verfertigtes Kleid von der Farbe blaß-blauer Syringen angezogen. Während der Messe las sie aus einem in karmoisin-rothen Sammet gebundenen Gebetbüchlein; durch dieses Büchlein lenkte sie den Unwillen der älteren Besucher der Kirche auf sich, so daß Einer unter denselben sich nicht enthalten konnte, seinen Nachbar zu fragen: »Was thut sie denn da, verzeih' mir Gott die Sünde, hext sie, oder was?« — Der die Kirche erfüllende Blumenduft vermischte sich mit dem scharfen Geruch der neuen, geschwefelten Kittel, der getheerten Stiefel und Schuhe, und über allen diesen Dünsten schwebte noch der beklemmende Duft des Weihrauchs. Küster und Meßner sangen beide

mit besonderem Eifer. Unter Beihilfe der Fabrikarbeiter, die sich zu ihnen gesellt, ließen sie es sich sogar entfallen, ein förmliches Concert zu geben! Es kam ein Augenblick, wo es allen Anwesenden . . . ganz bang zu Muthe wurde. Der Tenor, ein Fabrikarbeiter Namens Klim, der sich bereits im höchsten Stadium der Schwindsucht befand, begann plötzlich ganz allein, ohne jede Unterstützung, allerlei musikalische Figuren in Dur und Moll und auch in chromatischer Folge auszuführen — sie waren schrecklich, diese Töne — wenn ihm die Stimme versagt hätte, wäre es gleich mit dem ganzen Concert zu Ende gewesen. . . Aber die Sache lief doch noch . . . so ziemlich ab. Vater Cyprian, ein Priester von höchst würdevollem Aussehen, mit Nabédrennik[3] und Kamiláwka,[4] aus einem Heft eine sehr erbauliche Predigt ab; leider hatte der eifrige Geistliche es jedoch für nöthig gehalten, einige ganz wunderliche Namen assyrischer Könige anzuführen, deren Aussprache ihm große Schwierigkeiten bereitete und ihn — obgleich er dabei eine gewisse Gelehrsamkeit allerdings entwickelte — weidlich schwitzen machte! Neshdanow, der schon lange in keiner Kirche gewesen, hatte sich in eine Ecke zu den Weibern zurückgezogen. Diese schienen ihn, sich eifrig bekreuzend, tief verneigend und den Kleinen ehrbar die Nase abwischend, kaum zu beachten, dafür aber schauten die Bauermädchen in ihren neuen Kleidern, mit den Perlenschnüren um die Stirn und die Bauernknaben in ihren Hemden mit den verzierten Schulterstücken und rothen Achselzwickeln den neuen Kirchengänger um so neugieriger an — . . . Auch Neshdanow sah sie an — und allerlei Gedanken gingen ihm durch den Kopf-

Nach dem Gottesdienste, der sehr lange dauerte — der Gottesdienst am Tage des heiligen Nikolaus des Wunderthäters ist bekanntlich einer der längsten der orthodoxen Kirche — begab sich die ganze Geistlichkeit, von Ssipjagin aufgefordert, in das herrschaftliche Haus, worauf ihr nach einigen, dem Tage angemessenen Ceremonien und nach Besprengung der Zimmer mit heiligem Weihwasser, ein mit Allem im Ueberfluß versehenes Frühstück vorgesetzt wurde. Während desselben wurden die üblichen, wohlmeinenden und ehrbaren, aber ein wenig ermüdenden Reden gewechselt. Obgleich Ssipjagin und Frau niemals um diese Zeit zu frühstücken pflegten, so nahmen sie doch von Diesem und Jenem der Speisen und nippten auch ein wenig vom Wein, Ssipjagin gab sogar eine komische

Anekdote zum Besten, die in Anbetracht seines rothen Bandes und seiner Würde einen höchst effectvollen Eindruck machte und in Vater Cyprian sogar ein aus Dankbarkeit und Staunen gemischtes Gefühl hervorrief. Um nicht zurückzubleiben — um zu zeigen, daß auch er bei Gelegenheit etwas Wissenswürdiges mittheilen könne — erzählte Vater Coprian seine Unterhaltung mit dem Erzbischof, als derselbe, seine Eparchie bereisend, alle Geistlichen in die Stadt in's Kloster berief. — Er ist ein gestrenger, sehr gestrenger Herr, — versicherte Vater Cyprian; — zuerst erkundigte er sich nach der Gemeinde, nach den Zuständen . . . dann ging er zum Examen über. . . So wandte er sich auch an mich: Wann feierst Du dein Kirchweihfest? — Am Tage der Verklärung Christi, antwortete ich. — Kennst Du auch den Lobgesang dieses Tages? — Wie sollte ich ihn nicht kennen! — Laß hören! — Nun, ich fange also zu singen an; »Sintemal Du Christe, unser Heiland auf dem Berge verkläret bist. . . « Halt! Was bedeutet das Wort: Verklärung, und was versteht man darunter? — Ich sage also ganz einfach: Christus wollte seinen Jüngern von seiner Herrlichkeit Zeugniß geben! — Gut, sagte er; da hast Du ein kleines Heiligenbild zum Andenken. — Ich falle ihm zu Füßen: ich danke Dir, Oberhirt! . . . Und so ging ich, nicht mit leeren Magen, von dannen!

— Ich habe die Ehre Se. Eminenz persönlich zu kennen, — bemerkte Ssipjagin mit einer gewissen Wichtigkeit. — Ein höchst würdiger Seelenhirt!

— Höchst würdig! — bestätigte Vater Cyprian. — Er sollte nur den Pröbsten weniger trauen. . .

Valentine Michailowna that der Volksschule Erwähnung und wies dabei auf Marianne, als auf die zukünftige Lehrerin, hin; der Diakon — ihm war die Oberaufsicht über die Schule anvertraut — ein Mann von athletischer Körperbildung mit bang herabwallendem Haar, das entfernt an den schön gestrichenen Schweif eines Orlow'schen Renners erinnerte, wollte seine Billigung aussprechen, platzte aber, der Macht seiner Kehle uneingedenk, so laut heraus, daß er selbst zusammenfuhr und auch die Anderen erschreckte. — Bald darauf entfernten sich die Geistlichen.

Kolja war in seinem neuen Jäckchen mit den goldenen Knöpfen der Held des Tages; man machte ihm Geschenke, gratulirte ihm, küßte ihm die Hände sowohl an der vorderen als an der hinteren Hausthür: Fabrikarbeiter, Knechte, alte Frauen, Mädchen und Bauern; die

Letzten drängten sich meist vor dem Hause in alter, noch von den Zeiten der Leibeigenschaft her gewohnter Weise, mit dumpfen Getöse um die mit warmem Gebäck und Branntweinflaschen besetzten Tische. — Und Kolja selbst, er schien so froh, so stolz zu sein, und dann wieder so schüchtern, so beschämt und er schmiegte sich bald an die Eltern, bald lief er hin und her. . . Beim Mittagessen ließ Ssipjagin Champagner bringen und hielt, bevor er auf die Gesundheit des Sohnes trank, eine Rede. Er sprach darüber, was es heiße: »dem Lande dienen,« — welches der Weg sei, von dem er wünsche, daß ihn Nikolai — so nannte er jetzt feierlich seinen Sohn — einschlagen möge, und was von ihm erstens: — die Familie, zweitens: — der Stand, die Gesellschaft, drittens: — das Volk, ja, meine Herren, das Volk! und viertens: — die Regierung zu erwarten berechtigt seien. Sich allmählich immer mehr steigernd, schwang sich Ssipjagin zur Höhe der Beredtsamkeit empor, wobei er die Hand, nach dem Vorgange Robert Peel's, beständig nach hinten in die Rocktasche steckte; er gerieth endlich in Entzücken bei dem Worte »Wissenschaft« und schloß seine Rede mit dem lateinischen Ausruf: »Laboremus!« den er auch gleich in's Russische übersetzte. Kolja machte mit dem Pokal in der Hand die Runde um den Tisch, dem Vater zu danken und sich mit Allen zu küssen.

Neshdanow's und Mariannen's Blicke begegneten sich während des Mittagessens zu wiederholten Malen. Sie schienen dasselbe zu empfinden. . . Sie sprachen jedoch nicht mit einander.

Neshdanow empfand, daß Alles, was er da zu sehen und zu hören bekam, eher komisch und unterhaltend, als zornerregend und widerwärtig war. Valentine Michailowna aber, die liebenswürdige Hausfrau, war in seinen Augen eine kluge Dame, die da wußte, daß sie Komödie spielte, sich zugleich darüber freute, daß noch ein anderer Mensch vorhanden war, — ebenso klug und verständig, — der ihr Benehmen begreifen konnte. Neshdanow merkte es selbst nicht, wie sehr es seiner Eitelkeit schmeichelte, daß sie so zuvorkommend freundlich gegen ihn war.

Am folgenden Tage fing der Unterricht wieder von Neuem an und nun rollte das Leben in geregeltem Gleise dahin.

Unmerklich verging eine Woche. . . . Das Bruchstück eines Briefes an einen gewissen Ssilin, einen früheren Schulkameraden und seinen besten Freund, kann einen Begriff davon geben, was Neshdanow in

dieser Zeit empfand und dachte. Dieser Ssilin lebte nicht in Petersburg, sondern in einer entfernten Gouvernementsstadt bei einem wohlhabenden Verwandten, von dem er in jeder Beziehung abhängig war. Die Verhältnisse hatten sich so gestaltet, daß er nicht einmal daran denken konnte, sich denselben jemals entwinden zu können; er war ein schüchternen schwächlicher Mensch, und gerade nicht besonders begabt, aber offenbar eine reine Seele. Um Politik kümmerte er sich nicht, las dies und jenes Buch, spielte in seinen Mußestunden auf der Flöte und fürchtete sich vor den jungen Fräuleins. Ssilin war Neshdanow leidenschaftlich zugethan — er schloß sich überhaupt leicht an Menschen an. Vor Niemandem pflegte Neshdanow sein Herz so rückhaltlos auszuschütten, wie vor Wladimir Ssilin; wenn er ihm schrieb, schien es ihm immer, daß er zu einem ihm sehr nahe stehenden, sehr bekannten Wesen spräche — aber zu einem in einer andern Welt lebenden Wesen oder zu seinem eigenen Gewissen. Neshdanow hatte sich keine Vorstellung davon machen können, wie er mit Ssilin von Neuem in derselben Stadt auf kameradschaftlichem Fuße würde leben können. Er hätte ihn vielleicht mit Kälte behandelt: sie hatten nur wenig mit einander gemein; aber er schrieb ihm gern und viel — und rückhaltlos. Andern gegenüber pflegte er, — auf dem Papier wenigstens — sich gewissermaßen herauszustreichen; wenn er aber an Ssilin schrieb — niemals! Die Feder schlecht führend, vermochte Ssilin ihm nur in kurzen, ungeschickten Worten zu antworten; aber Neshdanow bedurfte auch nicht der ausführlichen Antwort: er wußte, daß sein Freund jedes seiner Worte in sich aufsauge wie der Staub am Wege die Regentropfen, daß er seine Herzensergießungen wie ein Helligthum geheim halte — in tiefer unabwendbarer Einsamkeit verkümmernd, nur lebend in der Nachempfindung *seines*, des Freundes Lebens. Gegen Niemand in der Welt hatte sich Neshdanow jemals über dieses Verhältniß zu Ssilin ausgesprochen, das er überaus hoch hielt. »Nun Freund,« schrieb er ihm. — *»Du reiner Wladimir!« — so pflegte er ihn stets zu nennen, und zwar mit Recht — »gratulire mir: jetzt habe ich Futter bekommen und kann ein wenig ausruhen und meine Kräfte sammeln. Ich habe bei einem reichen Würdenträger, Namens Ssipjagin, eine Stelle angenommen, unterrichte seinen Sohn, esse prächtig — so habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gegessen — schlafe herrlich, tummle mich nach Herzenslust in der schönen*

Umgegend — vor Allem aber: ich habe mich auf kurze Zeit von der Vormundschaft der Petersburger Freunde befreit; und wenn am Anfang auch die Langeweile gründlich an mir genagt hat, so ist es mir jetzt doch leichter um's Herz geworden. Bald werde ich in das Dir bekannte Joch kriechen müssen, das heißt: ich muß ziehen, da ich mich habe einspannen lassen, fürs Erste aber kann ich das Leben physisch vollauf genießen, an Umfang zunehmen — und meinetwegen dichten, wenn die Lust dazu kommt. Die sogenannten Beobachtungen werden bis auf eine gelegenere Zeit aufgespart: das Gut scheint mir vortrefflich bewirthschaftet, vielleicht, daß es um die Fabrik ein wenig faul steht; die nach dem Loskauf abgefundenen Bauern sehen unzugänglich aus; die auf dem Gute dienenden Leute dagegen haben Physiognomien von einem Comme il faut! Aber wir werden die Sachen später untersuchen. Die Herrschaft — das sind höfliche, liberale Leute; der gnädige Herr ist so herablassend, so herablassend — dann aber schwingt er sich plötzlich empor: ein höchst gebildeter Mann! Die gnädige Frau — ist schön wie ein Bild und scheint ihre fünf Sinne beisammen zu haben: sie lauert nur darauf, daß sie Dich packt, — ist aber so weich — als ob sie keine Knochen hätte! Ich fürchte mich vor ihr: Du weißt, was ich für ein Damencavalier bin! — Es sind noch Nachbarn da — garstige Leute; eine alte Frau, die mir feindlich gesinnt ist . . . Am meisten interessirt mich aber ein junges Mädchen, eine Verwandte, Gesellschafterin — Gott weiß! — mit der ich kaum zwei Worte gesprochen habe, die aber, ich fühle es, aus meinem Holz gezimmert ist . . .«

Hierauf folgte eine Schilderung des Aeußeren von Marianne — ihres ganzen Wesens; dann fuhr er fort:

»Daß sie unglücklich, stolz, eigenliebig, verschlossen, namentlich aber unglücklich ist — unterliegt keinem Zweifel. Weshalb sie unglücklich ist — weiß ich noch nicht. Daß sie eine ehrenhafte Natur ist — ist mir klar; ob sie gut ist — das ist noch die Frage. Giebt es denn auch vollkommen gute Frauen — wenn sie nicht dumm sind? Und sind solche denn überhaupt nöthig? Ich kenne übrigens die Frauen nur wenig. Von Frau Ssipjagin wird sie nicht geliebt . . . Und auch sie zahlt ihr mit derselben Münze . . . Wer von den Beiden Recht hat, — ist mir unbekannt. Ich denke, daß eher Frau Ssipjagin im Unrecht ist . . . da sie schon fast zu höflich gegen sie ist; bei Dieser zucken hingegen sogar die Brauen, wenn sie mit ihrer Patronin spricht. Ja;

ein sehr nervöses Wesen, das paßt auch zu mir. Aus der Art geschlagen ist sie ebenso wie ich, — wenn auch wahrscheinlich in anderer Weise.

Wenn sich Alles ein wenig entwirrt haben wird — schreibe ich Dir . . .

Wir sprechen fast nie miteinander, wie ich Dir schon gesagt habe; aber aus den wenigen Worten, die sie an mich gerichtet — immer plötzlich und unerwartet — tönt eine gewisse herbe Aufrichtigkeit . . . Das ist mir angenehm.

Was mir dabei einfällt: hast Du bei Deinem Anverwandten noch immer dieselbe schmale Kost? — und denkt er nicht daran, in's Jenseits hinüberzugehen?

Hast Du im »Europäischen Boten« den Aufsatz über die letzten Prätendenten im Gouvernement Ostenburg gelesen? Das war im Jahre 1834, Freund! Ich liebe diese Zeitschrift nicht — auch gehört der Verfasser zu den Konservativen; es ist aber ein interessanter Artikel und kann verschiedene Ideen anregen . . .

Neuntes Capitel.

So war die erste Hälfte des Monats Mai vorübergegangen, es kamen die ersten heißen Sommertage — Nachdem Neshdanow seine Geschichtsstunde gegeben, begab er sich in den Garten und ging dann in das Birkenwäldchen hinüber, welches an der einen Seite an den Garten stieß. Einen Theil dieses Wäldchens hatten die Kaufleute vor ungefähr fünfzehn Jahren ausgeholzt; jetzt schossen überall junge Birkenstämme an den lichten Stellen empor. Wie kleine, von mattem Silberglanz zart angehauchte, mit grauen Ringen geschmückte Säulen erhoben sich die dicht aneinandergedrängten Bäumchen; in freudiger Gemeinschaft grünten und glänzten die feinen Blätter, als hätte sie Jemand gewaschen und mit Lack überzogen; durch die gleichförmig dicke Schicht der am Boden liegenden gelbrothen Herbstblätter brachen die Halme der Frühlingsgräser wie spitze Zünglein hindurch. Der ganze Hain war von schmalen Fußwegen durchschnitten. Einen scharfen durchdringenden Ton hervorstoßend, flogen ununterbrochen schwarze Misteldrosseln dicht an der Erde über diese Wege hin, als wenn sie Jemand aufgescheucht hätte, — und stürzten kopfüber in's Dickicht. Nachdem er vielleicht eine halbe Stunde im Walde sich ergangen, setzte sich Neshdanow auf einen Baumstumpf, um den noch graue Holzspähne herumlagen: wie sie einst unter dem Schlag der Axt gefallen waren, so umgaben sie noch jetzt in Haufen zerstreut den Baumstumpf. Oft war der Winterschnee über sie gefallen — und war im Frühling wieder hinweggeschmolzen, und Niemand hatte an ihnen gerührt. Neshdanow saß im tiefen, aber kurzen Schatten einer Wand von jungen Birken; er dachte an Nichts, gab sich aber voll und ganz jener eigenthümlichen Frühlingsempfindung hin, welche bei Jung und Alt mit einer gewissen Wehmuth verbunden ist mit der Wehmuth gespannter Ermattung — bei der Jugend, mit der stillen Wehmuth der Trauer — beim Alter . . .

Neshdanow vernahm plötzlich ein Geräusch wie von herannahenden Schritten.

Es waren nicht *eines* Menschen Schritte — es war auch kein Bauer in Bastschuhen oder ein barfüßiges Weib. Es schienen zwei Menschen langsamen, gleichmäßigen Schrittes nebeneinander herzugehen . . . Er glaubte ein Frauenkleid rauschen zu hören. . .

Da drang plötzlich der Ton einer dumpfen Männerstimme an sein Ohr.

— Es ist Ihr letztes Wort? Niemals?

— Niemals! — wiederholte eine Neshdanow bekannt klingende Frauenstimme — und gleich darauf bog um die Ecke des Weges, der hier einen Winkel bildete — Marianne in Begleitung eines Menschen mit schwarzen Augen und brauner Gesichtsfarbe, den er noch nie gesehen hatte.

Wie erstarrt blieben sie stehen, als sie Neshdanow gewahr wurden; — dieser aber war so bestürzt, daß er sich nicht einmal von dem Baumstumpf, auf welchem er saß, zu erheben vermochte . . . Marianne erröthete über das ganze Gesicht — verzog jedoch sogleich die Lippen zu einem verachtungsvollen Lächeln . . . Auf wen bezog sich dieses Lächeln — auf sie selbst, weil sie erröthet — oder auf Neshdanow? . . . Ihr Begleiter aber runzelte die dichten Brauen — und warf Neshdanow aus dem gelblichen Weiß der unstäten Augen einen ergrimmten Blick zu. Dann schaute er zu Marianne auf — worauf sich Beide, Neshdanow den Rücken kehrend, ohne ihre Schritte zu beschleunigen, schweigend entfernten, während ihnen Dieser noch immer mit denselben verwunderten Augen nachblickte.

Als Neshdanow eine halbe Stunde darauf nach Hause zurückkehrte, begab er sich auf sein Zimmer, — und als er nun, durch das Gong gerufen, in's Wohnzimmer trat, erblickte er daselbst den schwarzäugigen Unbekannten, auf den er im Birkenhain gestoßen war. Ssipjagin führte Neshdanow zu ihm und stellte den Fremden — Ssergei Michailowitsch Markelow — als seinen beau-frère, einen Bruder von Valentine Michailowna vor.

— Bitte einander in Freundschaft und Liebe gewogen zu sein, meine Herren! — sagte Ssipjagin mit dem ihm eigenen majestätisch-freundlichen und doch zugleich zerstreuten Lächeln.

Markelow verneigte sich schweigend, Neshdanow gleichfalls . . . Ssipjagin aber trat, den kleinen Kopf zurückwerfend und mit den Schultern zuckend, bei Seite, als wollte er sagen: — »ich habe Euch zusammengebracht, ob Ihr einander aber wirklich in Liebe und Freundschaft zugethan sein werdet, das ist mir ziemlich gleich!«

Darauf näherte sich Valentine Michailowna dem noch immer regunglos dastehenden Paare, stellte sie von Neuem einander vor —

und begann nun mit einem besonders freundlichen und hellen Blick in den wunderbaren Augen, die gleichsam auf Befehl zu leuchten verstanden, mit dem Bruder zu sprechen.

— Du scheinst uns ja ganz vergessen zu haben, eher *cher Serge*! Sogar Kolja's Namenstag hast Du vorübergehen lassen, ohne zu uns zu kommen. Oder bist Du so beschäftigt? — Er führt da irgend ein neues System ein, — wandte sie sich zu Neshdanow, — ein höchst originelles System: seine Bauern erhalten von Allein drei Viertel, er selbst — nur ein Viertel; er findet aber, daß er auch so noch zu viel bekommt.

— Die Schwester liebt zu scherzen — wandte sich seinerseits Markelow zu Neshdanow: — aber ich könnte ihr beistimmen; es ist in der That viel, wenn ein Mensch ein Viertel von dem erhält, was *hundert* Menschen angehört.

— Sie aber, Alexei Dmitrijewitsch, haben Sie auch bemerkt, daß ich zu scherzen liebe? — fragte Valentine Michailowna mit derselben freundlichen Milde in Blick und Stimme.

Neshdanow wußte nicht, was er ihr antworten solle — da meldete man die Ankunft Kallomeyzew's. Frau Ssipjagin ging ihm entgegen; — bald darauf erschien der Kammerdiener und kündigte mit singender Stimme an, daß das Essen bereit sei.

Während desselben mußte Neshdanow unwillkürlich immer wieder Marianne und Markelow anblicken. — Sie saßen nebeneinander, Beide mit zu Boden gesenkten Augen, mit zusammengepreßten Lippen, mit finsterem und ernstem, fast bösem Ausdruck im Antlitz. Neshdanow nahm namentlich das Eine Wunder: wie konnte Markelow der Bruder Frau Ssipjagin's sein? — so wenig waren sie einander ähnlich. — Beide hatten vielleicht dieselbe dunkle Gesichtsfarbe; aber der zartbräunliche matte Ton der Arme, der Schultern, des Antlitzes von Valentine Michailowna bildete eben das Bezaubernde an ihrer Erscheinung . . . bei dem Bruder hingegen ging Alles in jenes Schwarz über, das höfliche Leute bronzefarben zu nennen lieben, welches aber das russische Auge an — einen Stiefelschaft erinnert. Markelow hatte krauses Haar, eine etwas gebogene Nase, dicke Lippen, eingefallene Wangen, einen eingedrückten Leib und sehnige Hände. Er war überhaupt sehnig und hager — und sprach mit metallischer, scharfer, durchdringender Stimme. Sein Blick war trübe, beinahe schläfrig — sein Aussehen finster, ein echter Griesgram!

Er aß nur wenig, und spielte statt dessen mit Brodkügelchen, die er auf dem Tische hin- und herrollte, indem er von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick auf Kallomeyzew warf. Dieser war eben aus der Stadt gekommen, wo er bei dem Gouverneur gewesen — in einer für ihn, Kallomeyzew, nicht angenehmen Sache, was er jedoch sorgsam verschwieg.

Ssipjagin stieß ihn wie gewöhnlich vor den Kopf, wenn er zu weit ging, lachte jedoch von ganzem Herzen über seine Anekdoten und seine bon-mots, obgleich er fand — »*pu'il est un affreux réaetionnairae.*« Kallomeyzew behauptete unter Anderem, daß er in Entzücken gerathen sei über den Namen, den die russischen Bauern — *oui, oui! les simples mougiks* — den Advokaten gegeben. »Kläffer! Kläffer!« — wiederholte er mit Wonne: — *ce people russe est délicieux*! — Darauf erzählte er, wie er einst den Schülern einer Volksschule die Frage vorgelegt, was ein *Struthiocamelus* sei. — Und als Niemand diese Frage — zu beantworten verstand, nicht einmal der Lehrer, habe er eine zweite Frage an sie gerichtet: was ist ein *Pithocium*? — und zugleich auch einen Vers aus Chemnitzer citirt: »Pithecium, schwach an Geist, der Thiere Sein nachahmend!« — Aber auch jetzt vermochte ihm Niemand zu antworten. — Da haben Sie die Volksschule!

— Aber erlauben Sie, — bemerkte Valentine Michailowna, — ich weiß eben so wenig, was das für Thiere sind.

— Gnädige Frau! — rief Kallomeyzew aus, — Sie brauchen es auch nicht zu wissen.

— Weshalb braucht es denn das Volk zu wissen?

— Deshalb, weil es besser ist zu wissen, was ein *Struthiocamelus* und ein *Pithecium* ist, als mit irgend einem Proudhon oder gar Adam Smith bekannt zu sein!

Hier mischte sich Ssipjagin ein und bedeutete Kallomeyzew, daß Adam Smith einer von den Bannerträgern des menschlichen Denkens sei und daß es nur nützen könne, wenn man seine Prinzipien . . . — er goß sich *Château d'Yquem* in's Glas — . . . mit der Muttermilch . . . — er führte das Glas an die Nase und zog die Blume des Weines ein — . . . einsaugen würde! — Er leerte sein Glas. Kallomeyzew folgte seinem Beispiel und lobte den Wein.

Markelow schien aus die Auslassungen des Petersburger Kammerjunkers nur wenig zu achten, warf jedoch zwei Mal einen fragenden Blick auf Neshdanow, wobei er das Brodkügelchen spielend von sich fortschleuderte, so daß es dem beredten Gaste fast an die Nase geflogen wäre . . .

Ssipjagin ließ seinen Schwager gewähren; Valentine Michailowna unterließ es gleichfalls, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen; — man sah es ihnen an, daß Beide gewohnt waren, Markelow für einen Sonderling zu halten, den man unbehelligt lassen müsse.

Nach dem Mittagessen begab sich Markelow in's Billardzimmer, um dort seine Pfeife zu rauchen, Neshdanow aber zog sich in sein Zimmer zurück. — Im Korridor stieß er aus Marianne. Er wollte vorübergehen . . . durch eine rasche Handbewegung Mariannen's aufgehalten, blieb er stehen.

— Herr Neshdanow, — begann sie mit nicht ganz fester Stimme. — es müßte mir eigentlich vollkommen gleichgültig sein, wie Sie von mir denken; ich meine jedoch . . . ich meine — sie konnte das Wort nicht finden — ich halte es für nothwendig, Ihnen zu sagen, daß, als Sie mich heute im Birkenhain mit Herrn Markelow erblickten . . . Sagen Sie, — Sie haben gewiß gedacht: weshalb waren sie so verwirrt und warum sind sie hierhergekommen — wie zu einem Stelldichein?

— Es kam mir in der That etwas wunderbar vor. . . wollte Neshdanow erwidern.

— Herr Markelow, — unterbrach ihn Marianne — hat mir einen Antrag gemacht; — und ich habe ihn ausgeschlagen. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte, und nun — leben Sie wohl und denken Sie von mir, wie Sie wollen.

Sie wandte ihm schroff den Rücken und eilte hastigen Schrittes von dannen.

Als er sein Zimmer betreten, setzte sich Neshdanow nachdenklich an das Fenster.

— Ein wunderliches Mädchen! — Und was soll dieser bizarre Einfall, diese unerbetene Aufrichtigkeit bedeuten? Was ist das? — Originalitätssucht — oder einfach Schönthuerei — oder Stolz? . . . Stolz — das wird wohl am richtigsten sein. Sie kann nicht die Spur eines Verdachts ertragen. . . Der Gedanke, daß man sie falsch beurtheilen könnte, läßt ihr keine Ruhe.

— Wunderliches Mädchen!

Während ihn diese Gedanken beschäftigten, hörte er, wie unten auf der Terrasse von ihm gesprochen wurde.

— Es spürt meine Nase — suchte Kallomeyzew Frau Ssipjagin zu überzeugen, — es spürt meine Nase, daß er zu — zu den Rothen gehört. In der Zeit, da ich noch — *avec Ladislas* — Beamter für besondere Aufträge beim General-Gouverneur von Moskau war, habe ich diese Herren — die Rothen — und auch die Raskolniks aufzuspüren gelernt. Es leitete mich mein Instinkt! — Und nun erzählte Kallomeyzew, wie er einst in der Umgegend von Moskau einen greisen Raskolnik, in dessen Hütte er mit der Polizei eingedrungen war, am *Stiefelabsatz* gepackt und festgehalten habe: »er wäre mir fast durch's Fenster entsprungen . . . Und so ruhig hatte er, der Taugenichts, bis zu jenem Moment auf der Bank gesessen!«

Kallomeyzew vergaß aber hinzuzufügen, daß derselbe greise Raskolnik im Gefängniß jede Nahrung von sich gewiesen hatte — und Hungers gestorben war.

— Ihr neuer Lehrer, — fuhr der eifrige Kammerjunker fort — ist unbedingt ein Rother! Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß er niemals zuerst grüßt?

— Weshalb soll er denn auch zuerst grüßen? — bemerkte Frau Ssipjagin, — das gefällt mir gerade an ihm.

— Ich bin der Gast des Hauses, in welchem er dient — rief Kallomeyzew aus, — ja, ja, in welchem er dient, für Geld, *comme un salarié* . . . Ich stehe folglich über ihm. — Und daher muß er mich zuerst begrüßen.

— Sie fordern zu viel, mein liebenswürdiger Freund, — fiel Ssipjagin ein; — das riecht, — entschuldigen Sie — nach dem vorigen Jahrhundert. Ich habe nur seine Arbeit gekauft, er selbst ist ein freier Mensch geblieben.

— Die Zügel fühlt er nicht, — fuhr Kallomeyzew fort — die Zügel: *le frein*! So sind sie Alle — diese Rothen. Ich sage Ihnen — ich habe eine feine Nase! — Es könnte sich nur Ladislas in dieser Beziehung mit mir messen! — Wenn er nur mir in die Hände gerathen wäre, dieser Lehrer — ich würde ihn schon zappeln lassen! So würde ich ihn zappeln lassen! Einen anderen Ton würde er bei mir anschlagen; — und den Hut abnehmen würde er vor mir . . . eine wahre Pracht!

— Du Lump, Prahlhans! — wäre es Neshdanow beinahe entfahren . . . da that sich aber die Thür seines Zimmers auf und es trat — zu seiner nicht geringen Verwunderung — Markelow herein.

Zehntes Capitel.

Neshdanow erhob sich und ging ihm entgegen. — Markelow richtete, ohne zu grüßen, sogleich die Frage an ihn, ob er in der That Alexei Dmitrijew Neshdanow, Student der St. Petersburger Universität sei.

— Ja . . . der bin ich, — antwortete Neshdanow.

Markelow zog darauf aus der Seitentasche seines Rockes einen entsiegelten Brief hervor.

— Dann lesen Sie. — Von Wassilij Nikolajewitsch, — fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu.

Neshdanow nahm den Brief und begann zu lesen. Der Brief war etwa in der Art eines halboffiziellen Rundschreibens, in welchem Derjenige, der ihn vorzeige, Ssergei Markelow, als »Einer von den Unsrigen,« als eine des Vertrauens vollkommen würdige Person empfohlen wurde; dann folgte ein Hinweis auf die unaufschiebbare Nothwendigkeit gemeinsamen Handelns und eine Instruktion über die Verbreitung der bekannten Prinzipien.

Neshdanow reichte Markelow die Hand, bot ihm einen Stuhl und setzte sich gleichfalls. Markelow rauchte, ohne ein Wart zu sprechen, eine Cigarette an. Neshdanow folgte seinem Beispiel.

— Ist es Ihnen bereits möglich gewesen, mit den hiesigen Bauern Verbindungen anzuknüpfen? — fragte endlich Markelow

— Nein, noch nicht.

— Sind Sie schon lange hier?

— Bald werden es zwei Wochen.

— Und haben Sie viel zu thun?

— Nein, nicht besonders viel.

Markelow hüstelte trocken.

— Hm! Die Bauern sind hier ziemlich einfältig, — fuhr er mürrisch fort; — das Volk liegt noch arg im Finstern — muß des Besseren belehrt werden. Die Armuth ist groß — und doch ist Niemand da, der es ihnen auseinandersetzen könnte, warum sie so arm sind.

— Die früheren Leibeigenen Ihres Schwagers scheinen, so weit ich es beurtheilen kann, gerade nicht zu darben, — bemerkte Neshdanow.

— Mein Schwager ist ein Schlaukopf; Sand in die Augen zu streuen versteht er meisterhaft. Den hiesigen Bauern geht es in der That nicht

schlecht; aber er hat eine Fabrik. Das ist die Stelle, wo die Sache in Angriff genommen werden muß. Das ist wie ein Ameisenhaufen, ein zur rechten Zeit gegebener Stoß — und sie rühren sich gleich. — Haben Sie auch Bücher bei sich?

— Ja . . . aber nicht viele.

— Ich werde Ihnen welche schicken.

Wie haben Sie nur so wenige mitnehmen können!

Neshdanow blieb die Antwort schuldig. — Auch Markelow verstummte und rauchte weiter, indem er bläuliche Wolken durch die Nase aufsteigen ließ.

— Ist das aber ein Schurke, dieser Kallomeyzew! — rief Markelow endlich aus. — Während des Mittags fuhr es mir durch den Kopf, ob ich nicht aufstehen, zu diesem Herrn herantreten, und ihm die ganze unverschämte Physiognomie braun und blau schlagen solle, damit nicht Andere in Versuchung gerathen, dies zu thun? Doch nein! Haben wir jetzt doch Wichtigeres zu vollbringen, als Kammerjunker zu prügeln. — Jetzt ist nicht die Zeit, in Zorn darüber zu gerathen, daß Narren thörichte Reden im Munde führen; jetzt ist es vielmehr Zeit sie zu hindern, thörichte Thaten zu vollführen.

Neshdanow nickte bejahend mit dem Kopf, — Markelow griff wieder zu seiner Cigarette.

— Es befindet hier sich unter der Dienerschaft ein höchst brauchbarer Mensch, — begann er von neuem; — nicht Iwan, der bei Ihnen ist das ist eine Fischnatur; nein, ein Anderer . . . er heißt Cyrill und hat das Buffet unter sich (dieser Cyrill war als ein Erztrunkenbold bekannt). — Sehen Sie ihn sich näher an. Ein desperater Kerl . . . nun, schüchtern thun, ist jetzt nicht unsere Sache. Was sagen Sie aber zu meiner Schwester? — fügte er, den Kopf mit den gelben Augen plötzlich zu Neshdanow emporhebend, hinzu. — Die ist doch noch schlauer als mein Schwager. Wie denken Sie über meine Schwester!

— Ich denke, daß es eine sehr angenehme und liebenswürdige Dame ist. . . Und auch eine sehr schöne Dame. . .

— Hm! Wie Ihr Euch, meine Herren, in Petersburg fein auszudrücken versteht. . . Ich staune-! — Nun . . . in Hinsicht, aber . . . — fing er an, hielt jedoch plötzlich mit finsterer Miene in seiner Rede inne. — Ich sehe, wir müssen uns aussprechen, — begann er von neuem. — Hier geht’s aber nicht. Weiß der Teufel! Sie horchen am

Ende hinter der Thür. Wissen Sie, was ich Ihnen vorschlagen will? Heute ist Sonnabend, morgen werden Sie wohl keine Stunden geben? Nicht wahr?

— Morgen um drei Uhr ist eine Repetition angesagt.

— Eine Repetitioni Ganz wie im Theater! Es ist wohl meine liebe Schwester, die solche Worte erfindet? Nun gut. Wenn Sie wollen, könnten wir vielleicht gleich zu mir fahren. Es sind nur zehn Werst bis zu meiner Besitzung. Meine Pferde sind tüchtig: im Nu sind wir da. — Sie schlafen bei mir, wir bleiben den Morgen zusammen — um drei Uhr sind Sie mit meinen Pferden dann wieder hier. Sind Sie damit einverstanden?

— Gut, — willigte Neshdanow ein. — Er war seit dem Erscheinen Markelow's in höchst aufgeregter, gedrückter Stimmung. Der plötzliche Anschluß an diesen Menschen beunruhigte ihn und doch zog es ihn andererseits wieder zu ihm hin. Er fühlte, er sah es, daß Markelow, obgleich geistig wahrscheinlich wenig entwickelt, ein unbedingt ehrlicher und charakterfester Mensch war. Dazu kam noch die seltsame Scene im Birkenhain, die unerwartete Erklärung Mariannen's. . . .

— Das ist herrlich! — rief Markelow aus. — Rüsten Sie sich jetzt zur Fahrt — ich lasse unterdessen anspannen. Sie brauchen doch keine besondere Erlaubniß?

— Ich werde es anzeigen. Ohne diese Anzeige darf ich mich nicht entfernen, wie mir scheint.

— Ich werde es sagen, — fiel Markelow ein. — Seien Sie unbesorgt. — Sie sind jetzt mit ihren Karten — beschäftigt und werden Ihre Abwesenheit gar nicht bemerken. Mein Schwager möchte gern ein großer Staatsmann sein, — und doch besitzt er nur die eine Tugend, daß er ausgezeichnet Karten spielt. Nun freilich: auch dadurch ist schon Mancher zu Ehren und Würden gelangt!l . . . — Seien Sie also bereit. Ich treffe gleich die nöthigen Anordnungen.

Markelow entfernte sich. Eine Stunde darauf saß Neshdanow wieder neben ihm, auf einem großen ledernen Kissen, in einem breit ausgebogenen, sehr alten und sehr bequemen Tarantaß; vom Bock her erschallte des kleinen, untersetzten, unermüdlichen Kutschers merkwürdig angenehmes, an eine Vogelstimme erinnerndes Pfeifen; die drei Schecken mit den geflochtenen Mähnen und Schweifen

griffen auf dem ebenen Wege feurig aus; von den Schatten der anbrechenden Nacht überdeckt — die Uhr schlug gerade zehn, als sie fortfahren — glitten die einzelnen Bäume, Sträucher, Felder, Wiesen und Schluchten — die je nach der Entfernung entweder langsam rückwärts entschwanden, oder sich mit den Fahrenden fortzubewegen schienen — gleichmäßig an ihnen vorüber.

Die kleine Besitzung Markelow's — sie hieß »Borsenkowo,« umfaßte zweihundert Dessiatinen und brachte ihm jährlich 700 Rubel ein — war drei Werst von der Gouvernementsstadt gelegen, während Ssipjagin's Gut sieben Werst von derselben entfernt war. Um von des Letzteren Besitzung nach «Borsenkowo« zu gelangen, mußte man durch die Stadt hindurchfahren. — Die neuen Bekannten hatten kaum fünfzig Worte miteinander gewechselt, als bereits die kläglichen vorstädtischen Häuser mit den eingefallenen Dächern und den schiefen, zur Seite geneigten, trübe erleuchteten Fenstern an ihnen vorüberflogen; in den Hauptstraßen auf dem Steinpflaster hin- und hergeworfen, schwankte der rasselnde Tarantaß von einer Seite zur andern. . . Bei jedem Stoß emporschnellend, tanzten die dummen, steinernen, zweistöckigen Kaufmannshäuser, die säulengeschmückten Kirchen, die Schenken und Gasthäuser neben ihnen her. . . Es war ein Sonntag. — Während auf den Straßen Niemand mehr zu sehen war, schienen die Schenken noch überfüllt. Ueberall konnte man heisere Stimmen, trunkenen Liedersang, weinerliche Harmonika-Töne vernehmen, aus den zuweilen plötzlich geöffneten Thüren drang im röthlichen Schimmer spärlicher Abendbeleuchtung ein Strom erhitzter, verpesteter, mit scharfem Spiritusdunst versetzter Luft in's Freie. Vor fast allen Schenken erblickte man ärmliche Bauernkarren, bespannt mit zottigen, dickbäuchigen Gäulen, die ihre Köpfe geduldig hängen ließen und sich so ruhig verhielten, als ob sie schliefen. Hier trat ein abgerissener Bauer aus der Schenke, mit weit geöffnetem Kittel und einer großen Winterkappe auf dem Kopfe, die ihm sackartig am Nacken herabhing: er beugte sich über die Deichselstange, hob tastend, als ob er etwas suche, die Hände empor und blieb dann regungslos stehen; dort — ein schmächtiger Fabrikarbeiter mit schief auf den Kopf gedrückter Mütze, in einem Nanking-Hemde und barfuß — die Stiefel waren in der Schenke geblieben; schon nach den ersten

unsicheren Schritten stockte er, kratzte sich darauf im Rücken — und fiel mit einem plötzlichen Seufzer wieder in die Schenke hinein.

— Es überwältigt den Russen die Macht des Branntweins! — bemerkte Markelow.

— Um die Sorgen zu vergessen, Ssergei Michailowitsch, lieber Herr! — rief, ohne sich umzublicken der Kutscher, welcher mit dem Pfeifen jedes Mal inne hielt, sobald er an einer Schenke vorbeikam, und sich gleichsam in sich selbst vertiefte.

— Vorwärts! vorwärts! — schrie ihm Markelow zu, ihn herzhaft am Kragen seines Mantels schüttelnd.

Der Tarantaß rasselte über den ungemein stark nach Kohl und Matten riechenden Marktplatz hinweg, kam vorbei am Hause des Gouverneurs, mit den bunten Schilderhäuschen vor dem Thore, an dem mit einem Thurm geschmückten Polizeihause, am Boulevard mit den eben gepflanzten und schon absterbenden Bäumen, an dem von Hundegebell und Kettengerassel erzitternden Bazar — war endlich, nachdem er eine unendlich lange Reihe von Lastwagen, die noch in der Abendkühle ausgerückt waren, hinter sich gelassen — wieder in der freien Luft der weidenbesetzten Landstraße — und rollte nun von Neuem rasch und gleichmäßig dahin.

Markelow war um sechs Jahre älter, als seine Schwester Valentine Michailowna. Er war in der Artillerie-Schule erzogen worden, die er mit dem Range eines Offiziers verlassen hatte: schon als Lieutenant jedoch reichte er in Folge eines unangenehmen Auftrittes mit dem Regiments-Kommandeur — einem Deutschen — seinen Abschied ein. Seitdem haßte er alle Deutschen, namentlich die russischen Deutschen. In Folge seines Abschiedes überwarf er sich mit seinem Vater, den er dann bis zu seinem Tode nicht weiter gesehen; als der Vater starb, zog sich Markelow auf sein kleines, von ihm ererbtes Gut zurück. In Petersburg war er mit vielen Koryphäen der neuen Bewegung, die er innig und hoch verehrte, zusammengekommen; hier in diesem Kreise entwickelte und festigte sich auch seine ganze Anschauungsweise. Er las nur wenig — und meist nur solche Bücher, welche auf die ihn einzig und allein interessirende Sache Bezug hatten: — namentlich Herzen. Er hatte die militärische Haltung beibehalten und lebte als Spartaner, als Mönch. Vor einigen Jahren verliebte er sich leidenschaftlich in ein junges Mädchen, das ihn jedoch in rücksichtslosester Weise verrieth und einen Adjutanten —

einen Deutschen — heirathete. Seitdem haßte er auch die Adjutanten. Er versuchte es, Spezial-Artikel über die Mängel der russischen Artillerie zu schreiben — er besaß jedoch nicht die Gabe, seine Gedanken richtig auszudrücken: — er konnte keinen einzigen Artikel zu Ende bringen und fuhr doch noch immer fort, große Bogen grauen Papiers mit unsicheren, unförmlichen, wahrhaft kindlichen Zügen zu bekritzeln Markelow war ein eigensinniger, bis zur Tollkühnheit unerschrockener Mensch, der weder zu verzeihen, noch zu vergessen verstand, der die Beleidigung Aller, welche bedrückt und verfolgt wurden, als eigene Beleidigung auf's Tiefste zu empfinden schien — und der zu Allem bereit war. Sein beschränktes Denken war stets nur auf einen Punkt gerichtet: was er nicht fassen konnte — existirte für ihn nicht; doch haßte und verachtete er Lüge und Falschheit. Personen der höheren Stände, »Reaktionären« gegenüber, wie er sie nannte, war sein Benehmen schroff und sogar grob; einfach und wie ein Bruder umgänglich war er hingegen — mit dem schlichten Bauer. Sein Gut war mittelmäßig bewirthschaftet: allerlei sozialistische Pläne spukten in seinem Kopf, die er ebenso wenig zu verwirklichen verstand, wie er einst die Aufsätze über die Mängel des russischen Artilleriewesens zu beendigen vermochte. Er hatte überhaupt kein Glück — niemals und nirgends schon in der Schule nannte man ihn den »Pechvogel.« Eine offenes gerade Natur, ein leidenschaftlicher und tiefunglücklicher Mensch, konnte er in gewissen Fällen herzlos, blutgierig, ja, ein Wütherich genannt werden, in anderen Fällen aber war er im Stande, sich selbstlos und ohne Besinnen zu opfern.

Drei Werst hinter der Stadt bog der Tarantaß plötzlich in das angenehm-weiche Dunkel eines Espenhains ein, mit dem Rauschen und Zittern der unsichtbaren Blätter, mit der duftig herben Frische des Waldes, mit dem unklaren Lichtschimmer oben — den ineinanderfließenden Schatten unten. Roth und groß stand der Mond am Himmel wie eine kupferne Scheibe. Aus dem Walde hervortauchend, befand sich der Tarantaß plötzlich vor einem kleinen gutsherrschaftlichen Gebäude. An der Vorderseite des niedrigen, einen Theil des Mondes verdeckenden Hauses traten die hellen Vierecke dreier erleuchteter Fenster ganz besonders grell hervor; das weit geöffnete Thor schien niemals geschlossen zu werden. Auf dem Hofe sah man im Halbdunkel eine Kibitka stehen, mit zwei weißen, hinten an der Equipage angebundenen Postpferden;

zwei junge, ebenfalls weiße Hunde sprangen ihnen entgegen und fingen laut an zu bellen. Im Hause gerieth man in Bewegung — der Tarantaß hielt vor dem Flur — und mit Mühe aus demselben herauskriechend und mit dem Fuß nach dem eisernen Tritt umhertastend, der von irgend einem Dorfschmied wie gewöhnlich gerade an der unbequemsten Stelle angebracht war, sagte Markelow zu Neshdanow:

— Nun, jetzt sind wir zu Hause — und Sie werden hier Gäste finden, die Sie sehr gut kennen — aber durchaus nicht zu treffen erwarten. — Bitte! treten Sie ein!

Elftes Capitel.

Diese Gäste waren unsere alten Bekannten, Maschurina und Ostrodumow. Sie saßen in dem nichts weniger als geräumigen, sehr schlecht möblirten Zimmer beim Schein einer Kerosin-Lampe, tranken Bier und rauchten Cigaretten. Sie waren nicht im Geringsten verwundert über die Ankunft Neshdanow's; sie wußten, daß Markelow die Absicht hatte, ihn mitzubringen — desto größer war das Erstaunen Neshdanow's. Als er eintrat, rief ihm Ostrodumow zu: »Guten Abend, Freund!« — das war Alles. Maschurina wurde feuerroth — dann reichte sie ihm die Hand. Markelow erklärte Neshdanow, daß Ostrodumow und Maschurina wegen des »gemeinsamen Werkes,« welches der That entgegenreife, hierher entsandt worden seien, daß sie Petersburg vor einer Woche verlassen, daß Ostrodumow hier in S. bleibe, um Propaganda zu machen, Maschurina aber sich nach K. begebe, um dort Jemanden zu sehen und zu sprechen.

Markelow gerieth plötzlich in Aufwallung, obgleich ihn Niemand durch Widerspruch gereizt hatte; — funkelnden Auges sprach er mit aufgeregter, dumpfer, doch deutlicher Stimme über die Schändlichkeiten, die überall begangen würden, über die Nothwendigkeit unverzüglichen Handelns, äußerte, daß im Grunde schon Alles bereit sei, daß nur Feiglinge noch zaudern könnten, und daß Anwendung von Gewalt fast eben so unvermeidlich sei, wie der Lanzett-Schnitt bei einem Geschwür. Diesen Vergleich mit der Lanzette wiederholte er mehrere Male; offenbar gefiel er ihm — er hatte ihn nicht selbst ersonnen, sondern irgendwo gelesen. — Es schien, als ob ihm jetzt, da er jede Hoffnung auf Mariannen's Gegenliebe verloren, Nichts mehr des Bedauerns werth sei und es ihm nur darauf ankomme, wie man rascher zur »That« schreite. Er sprach in kurzen, abgebrochenen Sätzen, scharf und ohne Verstellung, einfach und von Zorn ergriffen; die blassen Lippen stießen die gewichtigen Worte stets in derselben einförmigen Weise hervor: so klang seine Rede wie das kurzathmige Gebell eines alten bösen Hofhundes. Er äußerte, daß er die Bauern und die Fabrikarbeiter der Umgegend sehr gut kenne, und daß man unter ihnen sehr brauchbare Leute finde, wie z. B. den Jeremei aus Golopljok — die gleich Alles zu

thun bereit seien, was man von ihnen verlange. Auf diesen Jeremei aus dem Dorfe Golopljok kam er immer wieder von Neuem zurück. Dabei schlug er bei jedem zehnten Wort mit der rechten Hand auf den Tisch — nicht mit der flachen Hand, sondern mit dem unteren Rande derselben, — während er zugleich mit dem ausgestreckten Zeigefinger der linken Hand in die Luft hieb. Diese behaartem mageren Hände, dieser — Finger, diese dumpfe Stimme, diese feurigen Augen — es war unheimlich. Während der Fahrt hatte Markelow nur wenig mit Neshdanow gesprochen, jetzt lief ihm die Galle über. Maschurina und Ostrodumow drückten oft durch ein Lächeln, durch einen Blick, durch einen kurzen Ausruf ihren Beifall aus, mit Neshdanow aber war etwas wie ein Wunder vorgegangen. Anfangs hatte er zu widersprechen versucht und auf die verderblichen Folgen der Eilfertigkeit verfrühter, unbedachter Handlungen hingewiesen; er war namentlich darüber erstaunt, daß Alles schon bestimmt und beschlossen sei, daß gar keine Zweifel ausstiegen, daß es für unnütz befunden wurde, die Verhältnisse zu überdenken oder nach den Wünschen des Volkes zu forschen . . . Dann aber kam es plötzlich über ihn, als ob alle Lebensfibern in ihm, auf's Höchste gespannt, erzitterten und wie in größter Verzweiflung, mit Thränen der Wuth in den Augen, begann auch er, mehr schreiend als sprechend, in demselben Sinne zu reden wie Markelow, und ging noch weiter als Dieser. Was ihn hierzu antrieb — ist schwer zu sagen: war es Reue, weil er in der letzten Zeit so wenig für die Sache gethan, war es Aerger über sich selbst oder über die Anderen, das Verlangen, irgend einen tief im Herzen nagenden Wurm zu betäuben, der Wunsch endlich, sich vor den neuangekommenen Emissaren auszuzeichnen — oder waren es wirklich Markelow's Worte, die sein Blut in Wallung gebracht, konnte der Eindruck derselben in der That so gewaltig gewesen sein?

So ging die Unterhaltung fort bis der Morgen zu grauen begann; während Maschurina und Ostrodumow wie angewurzelt auf ihren Plätzen saßen, waren Markelow und Neshdanow aufrecht geblieben. Markelow stand die ganze Zeit unbeweglich auf einer und derselben Stelle wie eine Schildwache; Neshdanow aber ging ungleichen Schrittes auf und ab. Man sprach über die Maßregeln, die man ergreifen müsse, über die zu Gebote stehenden Mittel, über die Aufgabe, die ein Jeder auf sich zu nehmen habe; man ordnete die

Flugschriften, die ausländischen Broschüren, die einzelnen Bogen, und band sie in kleine Packete zusammen; dann kam die Rede auf den Raskolnik Goluschkin, einen höchst zuverlässigen, wenn auch ungebildeten Kaufmann, ferner auf einen gewissen Kissljakow, einen jungen kenntnißreichen Propagandisten, der jedoch ein wenig zu flink und auch zu eingebildet sei; Ssolomins Name wurde gleichfalls genannt. . .

— Ist das jener Ssolomin, der eine Papierfabrik leitet? — fragte Neshdanow, sich der jüngst bei Tisch geäußerten Worte Ssipjagin's erinnernd.

— Derselbe, — antwortete Markelow; — Sie müssen, ihn kennen lernen; wir haben ihn noch nicht durchschaut, aber er ist — ein tüchtiger, sehr tüchtiger Mensch!

Dann erschien noch ein Mal der Jeremei aus Golopljok, in Begleitung Cyrill's aus dem Ssipjagin'schen Hause und eines gewissen Mendelei; auf diesen Mendelei könne man sich jedoch nicht verlassen: Muth habe er nur, so lange er nüchtern; wenn er getrunken, sei er ein Feigling, — er war aber immer betrunken.

— Nun, und Ihre eigenen Bauern? — fragte Neshdanow, — sind zuverlässige Leute darunter?

Markelow bejahte die Frage, ohne jedoch irgend einen zu nennen — und begann von den städtischen Kleinbürgern und Seminaristen zu sprechen, die übrigens deshalb ganz besonders von Werth seien, weil sie sich durch physische Kraft auszeichnen — wenn sie mit den Fäusten zu agiren anfangen, so fühlt man's! — Neshdanow erkundigte sich, nach den Adligen. Markelow erwiederte, daß man wohl auf fünf bis sechs junge Männer rechnen könne; darunter befinde sich auch ein Deutscher — und der sei der radikalste von Allen; aber natürlich, auf die Deutschen ist ja kein Verlaß . . . Die betrügen und verschachern Einen sofort! — Uebrigens dann muß man noch abwarten, was Kissljakow für Nachrichten bringt! — Neshdanow erkundigte sich ferner nach dem Militär. Hier stockte Markelow, ließ seine Finger durch den langen Backenbart gleiten und erklärte endlich, daß er bis jetzt — nichts Gewisses darüber mittheilen könne . . . Vielleicht, daß man von Kissljakow etwas erfahre.

— Wer ist denn dieser Kissljakow? — rief Neshdanow ungeduldig.

Markelow lächelte bedeutungsvoll und sagte, daß er ein Mensch sei . . . ein solcher Mensch. . .

— Ich kenne ihn übrigens nur wenig, — fügte er hinzu, — da ich ihn nur zwei Mal gesehen, aber was er für Briefe schreibt, was für Briefe! Ich werde sie Ihnen zeigen . . . Sie werden staunen! ich sage Ihnen — das reine Feuer! Und welche Thätigkeit! Fünf oder sechs Mal hat er ganz Rußland kreuz und quer durchreist . . . und hat auf jeder Station einen Brief geschrieben — zehn, ja zwölf Seiten lang!!

Neshdanow blickte fragend auf Ostrodumow. Dieser saß wie leblos da. Ein bitteres Lächeln spielte um die Lippen Maschurina's — aber auch sie blieb stumm! Neshdanow versuchte die Rede auf Markelow's sozialistische Pläne zu bringen, — in Beziehung auf die Gutsverwaltung . . . aber da mischte sich Ostrodumow ein.

— Es verlohnt nicht der Mühe darüber zu sprechen! — bemerkte er, — es bleibt sich ja gleich — man wird später doch Alles umgestalten müssen!

Man kam in der Unterhaltung wieder auf das politische Gebiet zurück. Ein geheimer Wurm schien noch immer am Herzen Neshdanow's zu nagen, aber je mehr er dies Nagen empfand, desto lauter und rücksichtsloser wurde seine Rede. — Er hatte im Ganzen nur ein Glas Bier getrunken, aber es war ihm, als ob er berauscht sei — sein Kopf drehte sich, krampfhaft pochte sein Herz. Als man endlich um vier Uhr Morgens auseinanderging und ein Jeder, an dem im Vorzimmer schlafenden, zur Bedienung gehörenden Knaben vorbei, seinen Winkel aufsuchte, stand Neshdanow, bevor er sich niederlegte, noch lange, mit starr auf den Boden gehefteten Augen, sinnend da. Er glaubte noch immer den weherfüllten, herzbeklemmenden Ton zu vernehmen, der aus Markelows Worten klang. Dieser Mensch mußte die Kränkungen, die er erduldet, auf's Tiefste empfinden, er *mußte* leiden, alle seine Hoffnungen aus persönliches Glück waren zerstört — und doch, wie vergaß er Alles, wie gab er sich voll und ganz Dem hin, was ihm als Wahrheit erschien! Ein beschränkter Geist, sagte Neshdanow . . . Aber ist es denn nicht hundert Mal besser beschränkt zu sein, als so wie . . . wie *ich*?!

Da erhob sich aber der Stolz in ihm gegen die eigene Herabwürdigung.

»Woher denn? Bin ich denn nicht auch im Stande mein Leben zu opfern? Wartet nur . . . Und auch Du wirst Dich mit der Zeit überzeugen, Paklin, daß ich, wenn ich auch ein Aesthetiker bin, wenn ich auch dichte . . . «

Ergrimmt warf er mit den Zähnen knirschend das Haar zurück, riß sich eilig die Kleider vorn Leibe und sprang in das kalte, feuchte Bett.

— Gute Nacht! — ertönte die Stimme Maschurina's hinter der Thür, — ich bin Ihre Nachbarin.

— Gute Nachts — antwortete Neshdanow, wobei es ihm einfiel, daß ihre Augen während des ganzen Abends unverwandt auf ihn gerichtet gewesen waren.

— Was will sie von mir? — flüsterte er vor sich hin — und schämte sich plötzlich. Wenn ich doch schneller einschlafen könnte!

»Es war jedoch schwer, die aufgeregten Nerven zur Ruhe zu zwingen . . . Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sich endlich ein bleierner, genußloser Schlaf auf die ermüdeten Lider senkte.

Als Neshdanow am andern Morgen spät erwachte, schmerzte ihm der Kopf. Er erhob sich, kleidete sich an, trat an das Fenster des Erkerstübchens, und sah, daß Markelow eigentlich gar keine geregelte Wirthschaft besaß. Das kleine Wohnhaus stand auf einem freien Platze unweit des Espenhaines; ein kleiner Speicher, ein Stall, ein Eiskeller, eine Hütte mit einem halbzerfallenen Strohdach erhoben sich auf der einen Seite, auf der anderen befand sich ein winziger Teich, daneben ein Gemüsegarten, ein Hanffeld und eine zweite Hütte, gleichfalls mit einem halbzerfallenen Strohdach; in der Ferne — eine Getreidedarre; eine Dreschtenne und eine leere Scheuer — das war der ganze sich den Blicken darbietende »Segen« des Gutes. Alles schien so ärmlich, so hinfällig — nicht verfallen oder vernachlässigt — sondern, als ob es gleichsam nie Blüthen treiben könnte, wie ein Bäumchen, das schlecht Wurzel gefaßt. Neshdanow ging nach unten. Im Eßzimmer saß Maschurina bei der Theemaschine, und schien ihn erwartet zu haben. Sie sagte ihm, daß Ostrodumow schon fort sei, und erst nach zwei Wochen zurückkehren werde, der Hausherr aber sich mit den Arbeitern plage. Da der Mai bereits zu Ende ging und sonst keine dringende Arbeit vorhanden war, hatte Markelow beschlossen, ein kleines Birkenwäldchen mit eigenen Arbeitskräften abzuholzen und sich schon am frühen Morgen dahin begeben.

Neshdanow fühlte sich seltsam abgespannt. Man hatte am Abend so viel von der Unmöglichkeit, noch länger zu zaudern, gesprochen, davon, daß man jetzt nur »vorzugehen« hätte. Vorgehen — aber wie? wohin? und weshalb denn gleich? — Maschurina zu fragen wäre vergebens gewesen: sie kannte keine Zweifel; was sie zu thun habe war ihr klar — nämlich: nach K. zu fahren, weiter reichte ihr Blick nicht. Neshdanow wußte nicht, was er ihr sagen sollte, nahm, nachdem er getrunken, seine Mütze und schlug die Richtung zum Birkenwäldchen ein. Unterwegs kamen ihm einige Bauern entgegen, frühere Leibeigene Markelow's, welche eben von der Düngung ihrer Felder heimkehrten. Neshdanow ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein . . . brachte aber nichts aus ihnen heraus. Sie schienen gleichfalls abgespannt — aber es war ein Gefühl gewöhnlicher, physischer Abspannung und dem seinigen durchaus unähnlich — Ihr früherer Gutsherr, sagten sie, sei ein einfacher, aber etwas wunderlicher Herr; sie hätten ihm vorausgesagt, daß er sich zu Grunde richten werde, denn er wolle sich nicht mehr an die alte Ordnung halten und Alles auf seine Weise einrichten, nicht so wie die Väter es hielten. Und dann spricht er auch oft so wunderbar — es ist ganz, ganz unmöglich zu verstehen, was er denn eigentlich haben will! — aber gut ist er, herzensgut! — Neshdanow ging weiter und stieß denn auch bald auf Markelow.

Dieser war von einer ganzen Schaar von Arbeitern umgeben. Schon aus der Ferne sah Neshdanow, wie er ihnen etwas erklärte, auseinandersetzte — und sich dann mit einer ungeduldigen Handbewegung abwandte, da sie ihn offenbar nicht zu verstehen schienen! Neben ihm stand der Aufseher, ein junger Mann mit schwachen Augen, dessen Haltung und Physiognomie gewiß keine Achtung einzuflößen vermochten. Zum Aerger seines Herrn, der ihm größere Selbstständigkeit zugetraut hatte, wiederholte dieser Aufseher beständig: »Wie Sie befehlen!« Neshdanow trat zu Markelow heran, und bemerkte auf seinem Antlitz den Ausdruck derselben Abspannung, die auch er empfand. Sie begrüßten sich; Markelow fing gleich wieder an — freilich nur in kurzen Worten — über die gestrigen »Fragen« zu sprechen, über die Veränderungen, die bald eintreten würden; der Ausdruck der Abspannung wollte ihm jedoch nicht vom Antlitz weichen. Er war ganz in Schweiß und mit Staub überdeckt; Hobelspäne und grüne Moosfäden hingen an seinen Kleidern — die

Stimme war heiser . . . Die Arbeiter, die ihn umgaben, schwiegen: die Einen schienen eingeschüchtert, während Andere den Mund zu einem spöttischen Lächeln verzogen . . . Neshdanow sah Markelow an und erinnerte sich plötzlich der Worte Ostrodumow's: »es bleibt sich ja gleich — man wird später doch Alles umgestalten müssen!« Einer, von den Arbeitern, der sich Etwas hatte zu Schulden kommen, lassen, näherte sich Markelow und bat, ihm die Strafe zu erlassen . . . Markelow fuhr zuerst zornig auf, und schrie ihn wüthend an — dann verzieh er ihm . . . »Es bleibt sich gleich — man wird später doch Alles umgestalten müssen! . . .« Neshdanow ersuchte ihn um Pferde und Equipage zur Rückfahrt; Markelow schien darüber erstaunt, erwiderte aber, daß gleich Alles bereit sein werde.

Sie machten sich zusammen auf den Weg nach Hause . . . Marielow war so matt, daß er nur schwankenden Schrittes neben Neshdanow einhergehen konnte.

— Was ist Ihnen? — fragte ihn dieser.

— Ich bin todtmüde!! — rief Markelow voll Ingrimm aus. — Man mag mit diesen Leuten sprechen, wie man will, sie verstehen doch nichts, und thun auch nicht, was ihnen befohlen wird . . . Kennen nicht einmal die russische Sprache. — Das Wort »Antheil« ist ihnen wohlbekannt . . . aber »theilnehmen« . . . Was heißt das: theilnehmen? Sie begreifen es nicht! Es war Markelow eingefallen, den Bauern das Prinzip der Genossenschaften zu erklären und dieselben bei sich einzuführen — sie aber widerstrebten. Einer unter ihnen hatte bei dieser Gelegenheit sogar gesagt: »Die Grube war tief . . . jetzt ist aber auch der Grund nicht zu sehen . . .« und die Uebrigen Alle hatten sogleich tief aufgeseufzt — was Markelow vollends entmuthigte.

Als sie das Haus betraten, entließ er sein Gefolge und traf die nöthigen Anordnungen für die Fahrt — und zu einem Frühstück. Die Dienerschaft seines Hauses bestand aus einem aufwartenden Knaben, einer Köchin, einem Kutscher und einem uralten Diener mit behaarten Ohren, in einem langen, aus einem wollähnlichen Zeuge verfertigten Rock — einem früheren Kammerdiener seines Großvaters. Dieser Greis sah beständig mit tiefer Wehmuth auf seinen Herrn, that übrigens gar nichts, und war wohl auch schwerlich im Stande, irgend etwas zu thun, obgleich er, auf dem Geländer der Freitreppe kauernd, stets zugegen war.

Nachdem sie ein aus hart gesottenen Eiern, Strömlingen und kalter Kwaßsuppe mit Fleisch und Gurken bestehendes Frühstück eingenommen — der Senf wurde in einem Pomadennäpfchen, der Essig in einer Eau-de-Cologne-Flasche gereicht — setzte sich Neshdanow in denselben Tarantaß, in welchem er gekommen war; statt der drei Pferde waren jetzt nur zwei vorgespannt: das dritte war schlecht beschlagen worden und hinkte. Während des Frühstücks sprach Markelow sehr wenig, aß auch nicht und athmete mit Anstrengung . . . ließ ein paar bittere Worte über seine Gutswirthschaft fallen — und schlug mit der Hand in die Luft . . . »Es bleibt sich gleich — man wird später doch Alles umgestalten müssen!« . . . Maschurina bat Neshdanow, sie bis zur Stadt zu bringen; — zurück kann ich auch zu Fuß kommen — oder mich zu irgend einem Bauern in den Karren setzen. — Während er sie in den Flur geleitete, bemerkte Markelow, daß er in kurzer Zeit wieder nach Neshdanow schicken werde — und dann . . . dann — er ermannte sich und wurde lebhaft — dann müsse Alles endgültig besprochen und bestimmt werden; Ssolomin werde dann ebenfalls kommen; er, Markelow, warte nur noch auf Nachrichten von Wassili Nikolajewitsch — und dann sei nur noch das Eine zu thun: sogleich »vorzugehen« — da das Volk — dasselbe Volk, welches das Wort »theilnehmen« nicht verstehen konnte — da das Volk nicht mehr warten wolle!

— Sie wollten mir noch einige Briefe zeigen: von diesem . . . wie hieß er doch? . . . Kissljakow? — fragte Neshdanow.

— Später . . . später, — sagte Markelow eilig. — Ich zeige sie Ihnen nächstens.

Der Tarantaß setzte sich in Bewegung.

— Halten Sie sich bereit! — ertönte Markelow's Stimme zum letzten Mal. Er stand auf dem Flur — neben ihm, immer mit demselben wehmüthigen Blick, mit auf dem Rücken gekreuzten Händen, den gekrümmten Körper so gut es ging emporstreckend und einen Geruch von Schwarzbrod, vermischt mit der Ausdünstung seines Rockes um sich verbreitend — ohne etwas zu hören — der »Diener *par excellence*« — der altersschwache Kammerdiener seines Großvaters.

Schweigend saß Maschurina neben Neshdanow und rauchte ihre Cigarette. Erst als sie in die Nähe des Schlagbaums kamen, entrang sich ihrer Brust ein tiefer Seufzer.

— Ssergei Michailowitsch ist doch sehr zu bedauern! — sagte sie — und ihr Gesicht verfinsterte sich.

— Er macht sich viel zu schaffen, — bemerkte Neshdanow, — wie es scheint, geht's mit der Wirthschaft auf dem Gut nicht besonders.

— Nicht deshalb bedauere ich ihn.

— Weshalb denn?

— Weil er ein unglücklicher Mensch ist, dem nichts gelingen will! . . . Wer kann denn besser sein . . . und doch! Es geht nicht!

Neshdanow sah seine Reisegefährtin an.

— Ist Ihnen vielleicht Etwas bekannt?

— Mir ist nichts bekannt . . . aber es fühlt das ein Jeder und schließt von sich aus. Leben Sie wohl, Alexei Dmitritsch.

Maschurina stieg aus dem Tarantaß. Eine Stunde darauf war Neshdanow im Hof des Ssipjagin'schen Hauses. — Er fühlte sich unwohl . . . Die Nacht hatte er ohne Schlaf verbracht und dann — diese Gespräche . . . diese Reden. . .

Ein schönes Frauenantlitz neigte sich aus dem Fenster und lächelte ihm freundlich zu. . . Es war Frau Ssipjagin, die ihn begrüßte.

»Was sie für Augen hat!« dachte er.

Zwölftes Capitel.

Am Mittagstisch saßen viele Gäste — und das Getümmel nach dem Essen benutzend, gelang es Neshdanow, auf sein Zimmer zu entschlüpfen. Er wollte allein sein, um in das Chaos der Eindrücke seiner Fahrt Klarheit zubringen. Während des Mittags hatte ihn Valentine Michailowna einige Mal aufmerksam angeblickt, aber nicht die Möglichkeit finden können, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, Marianne dagegen schien gewissermaßen verlegen und ihm, m Folge der unerwarteten Scene, über welche Neshdanow so in Erstaunen gerathen war, aus dem Wege gehen zu wollen, Neshdanow ergriff die Feder: er wollte seinem Freunde Ssilin schreiben, ihm seine Gedanken mittheilen — aber es war ihm unklar, was er dem Freunde sagen sollte; es war ein solches Wirrsal von einander widersprechenden Gedanken und Empfindungen in seinem Kopfe, daß er es nicht einmal versuchen mochte, dieselben zu ordnen, und den Brief erst am folgenden Tage zu schreiben beschloß. Unter den Gästen befand sich auch Kallomeyzew; er war noch nie so hochmüthig und so aristokratisch anmaßend gewesen, wie an diesem Tage; sein Gerede blieb jedoch ohne Wirkung auf Neshdanow, dieser hörte gar nicht auf ihn. Neshdanow erschien Alles wie im Nebel, der die ganze übrige Welt verhüllte und von ihm trennte; es schimmerten durch das trübe Grau desselben seltsamer Weise nur drei Gestalten — drei Frauengestalten — die ihn aus den fest auf ihn gerichteten Augen hartnäckig ansahen. Es waren dies: Valentine Ssipjagin, Maschurina und Marianne. Was sollte das bedeuten? Und woher eben diese drei Gestalten? Was hatten sie mit einander gemein? Und was wollten sie von ihm?

Er begab sich früh zu Bette — konnte jedoch nicht einschlafen. Allerlei Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf — nicht eigentlich traurige, aber finstere, »graue« Gedanken . . . über das unvermeidliche Ende, über den Tod. — Sie waren ihm nicht neu. Hin und her sinnend, schauderte er bald vor der Wahrscheinlichkeit des endlichen Nichts zusammen, bald begrüßte er sie wieder in fast freudig gehobener Stimmung. Endlich kam ein Gefühl besonderer, ihm wohlbekannter Erregung über ihn. . . Er erhob sich, setzte sich an den Schreibtisch, und schrieb, nachdem er ein wenig nachgedacht,

fast ohne etwas daran zu ändern, folgendes Gedicht in sein geheimes Heft:

Tritt der Tod an mich heran,
Lieber Freund, — so ist mein Wille:
Wirf' in's Feuer Du sodann
Meiner Schreibereien Fülle!
Blumen trage her zu mir,
Laß mich seh'n der Sonne Strahlen,
Musikanten schaff zur Thür —
Mag ihr lautes Spiel erschallen!
Nicht der Trauer stiller Sang,
Nein, des Walzers tolle Weise,
In der Geigen scharfem Klang,
Töne wie zu Festes Preise!
Dann, der stummen Saite gleich,
Die erzitternd sanft verklinget,
Geh' ich ein in's Todtenreich!
Und im letzten Kampf entringet
Dann sich auch kein Schrei der Brust,
Und mich wiegend auf den Tönen,
Noch umrauscht von Erdenlust,
Still entschweb' ich ohne Sehnen. . .

Als er das Wort »Freund« niederschrieb, dachte er an Ssilin. Er las das Gedicht mit halblauter Stimme durch — und erstaunte über die Worte, die ihm aus der Feder geflossen. Dieser Skeptizismus, dieser Gleichmuth, diese leichtsinnige Ungläubigkeit — wie vertrug sich das Alles mit seinen Prinzipien, damit, was er bei Markelow gesprochen? — Er schleuderte das Heft in die Schieblade des Tisches, und legte sich nieder, schlief jedoch erst gegen Morgen ein, als bereits die ersten Lerchen vorn weißlichen Himmel zu schmettern begannen.

Am andern Morgen — er saß, nachdem er soeben seine erste Stunde gegeben, im Billardzimmer — trat plötzlich Valentine Michailowna herein, blickte sich um und rief ihn mit einem freundlichen Lächeln in ihr Kabinet. Sie war in einem leichten, sehr einfachen und netten Sommerkleide; die mit Tüllkrausen besetzten Aermel reichten nur bis zu den Ellenbogen, um die schlanke Taille war ein breites Band geschlungen, das üppige Haar fiel in dichten Locken auf den Hals. Alles an ihr athmete herzgewinnende, zarte, ermunternde Freundlichkeit — Alles: der gedämpfte Glanz der halbgeschlossenen Augen, die weiche Lässigkeit der Stimme, der

Bewegungen, sogar des Ganges. Frau Ssipjagin führte Neshdanow in ihr gemüthliches, reizendes Kabinet, das wie durchtränkt schien von dem Duft der Blumen und wohlriechendem Wasser, von der reinen Frische weiblicher Kleidung, weiblichen Aufenthalts. Sie bot ihm einen Lehnstuhl, in den er sich niederließ, setzte sich neben ihn und drang nun in ihn, ihr zu erzählen, wie seine Fahrt abgelaufen, wie Markelow auf seinem Gute lebe und wie es ihm dort ergehe — und wie umsichtig stellte sie ihre Fragen, wie milde, wie gut! Aus ihren Worten sprach innige Theilnahme für ihren Bruder, dessen sie sonst in Neshdanows Gegenwart nie Erwähnung gethan; aus einigen ihrer Aeußerungen konnte man schließen, daß ihr Markelows Neigung für Mariannen nicht entgangen; es schien sie zu betrüben . . . obgleich es freilich unklar blieb, was sie eigentlich betrübte — daß Marianne nicht im Stande war, Markelow's Liebe zu erwidern — oder daß seine Wahl auf ein im Grunde ihm fremdes Wesen gefallen? Offenbar war es ihr aber namentlich darum zu thun, Neshdanow's Vertrauen zu erwecken, ihn an sich zu gewöhnen, ihn zu zwingen, ihr gegenüber die scheue Zurückhaltung fallen zu lassen. Valentine Michailowna stellte sich, als ob sie ihm ein klein wenig zürne, weil er sich eine ganz falsche Vorstellung von ihr gemacht.

Neshdanow hörte ihr zu, blickte auf ihre Hände, Schultern, und warf zuweilen einen flüchtigen Blick aus die rosigen Lippen, auf das ruhig herabwallende Haar. Anfangs beantwortete er ihre Fragen sehr kurz und gemessen; es drückte ihn das Gefühl einer gewissen Beklemmung im Halse und in der Brust allmählich aber wich diese Empfindung einem andern, zwar noch immer beunruhigenden Gefühle, das aber doch nicht ohne eine gewisse Süßigkeit war; er hatte es sich nicht träumen lassen, daß eine so bedeutende und schöne Frau, eine so vornehme Dame, jemals an ihm, dem einfachen Studenten, ein Interesse finden könnte; sie aber, sie interessirte sich nicht allein für ihn — sie schien ihm sogar gefallen zu wollen. Neshdanow fragte sich in Gedanken, wozu sie das thue, und fand keine Antwort; er bedurfte derselben übrigens auch nicht. Frau Ssipjagin begann von Kolja zu sprechen; sie versicherte Neshdanow, daß sie eben nur deshalb gegenseitige Annäherung wünsche, um mit ihm eingehend über ihren Sohn sprechen zu können, um überhaupt seine Gedanken über die Erziehung der russischen Kinder kennen zu lernen. Auffallend war es freilich, daß dieser Wunsch so plötzlich in

ihr aufgestiegen . . . Aber der Schwerpunkt des Gesprächs lag nicht in den Worten, die aus ihrem Munde flossen, sondern es war in ihrem Innern, gleichsam von sinnlichem Impuls getrieben und angehaucht, das Verlangen erwacht, diesen ungefügen Geist zu bezwingen, ihn zu ihren Füßen liegen zu sehen . . .

Valentine Michailowna war die Tochter eines geistig sehr beschränkten und nichts weniger als energischen Generals mit dem Stern und der Verdienst-Schnalle für fünfzigjährigen Staatsdienst — und einer höchst verschmitzten Kleinrussin, die, wie so viele ihres Volksstammes, ein treuherziges, fast einfältiges Aeußere besaß und daraus sehr gut Vortheil zu ziehen verstand. Die Eltern Valentine Michailowna's waren unbemittelt: trotzdem kam sie in das Erziehungsinstitut des Ssmolnaer Klosters; obgleich man sie dort eine Republikanerin nannte, war sie doch sehr angesehen, da ihr Fleiß und ihr Benehmen musterhaft waren. Nachdem sie die Anstalt verlassen, bezog sie mit ihrer Mutter — ihr Bruder hatte sich auf das Gut zurückgezogen, ihr Vater, der General mit dem Stern und der Verdienst-Schnalle, war bereits todt — ein sauberes, aber sehr ärmliches und kaltes Quartier: man sah, wie der beim Sprechen dem Munde entströmende Hauch in der Luft sich verdichtete. Valentine Michailowna versicherte lachend, daß es so sei — »wie in der Kirche« Sie ertrug voll Muth und Ausdauer die Unzulänglichkeiten ihres armen, gedrückten Lebens: — sie hatte einen merkwürdig ruhigen, gleichmäßigen Charakter. Mit Hilfe der Mutter gelang es ihr, allerlei Verbindungen und Bekanntschaften anzuknüpfen: überall, sogar in den höchsten Kreisen, wurde von ihr als von einem sehr hübschen, sehr gebildeten und höchst sittsamen Mädchen gesprochen. Valentine Michailowna hatte viele Freier: ihre Wahl fiel auf Ssipjagin, und es war ihr ein Leichtes, ihn in kurzer Zeit zu bezaubern und ganz für sich einzunehmen. . . Ssipjagin sah übrigens bald ein, daß er keine bessere Frau hätte finden können. Sie war klug, mehr gut, als schlecht . . . im Grunde kalt und unempfindlich . . . und es war für sie undenkbar, daß ihr gegenüber Jemand gleichgültig bleiben könne. Im ganzen Wesen von Valentine Michailowna lag jene besondere Anmuth, die den »liebenswürdigen« Egoisten eigen ist: weder Poesie, noch Innigkeit, dafür aber eine gewisse Milde, Sympathie und sogar — Zärtlichkeit. Es ist jedoch nicht gut, diesen anziehenden Egoisten zu widersprechen: sie lieben zu herrschen, und dulden keine andere

Selbstständigkeit neben sich. Frauen, wie Valentine Ssipjagin, sind geschaffen, um unerfahrene und leidenschaftliche Menschen zu reizen und zu erregen; sie selbst lieben im Leben Ruhe und Regelmäßigkeit. Tugendhaft zu bleiben fällt ihnen nicht schwer — ihr Gleichmuth ist unerschütterlich; das jedoch beständige rege Verlangen zu herrschen, zu fesseln, zu gefallen verleiht diesen Charakteren Frische und Glanz; ihr Wille ist fest und stark, und in diesem festen Willen liegt zum Theil auch der gewaltige Zauber ihrer Macht. Es ist schwer, ihnen zu widerstehen, wenn über diesen klaren, unentweihten Wesen leise Sinnesgelüste, raschen Funken gleich, hin und her zucken; es ist, als müßte sogleich der Augenblick kommen, wo das Eis schmelzend zergeht; aber das helle Eis treibt nur ein Spiel mit den warmen Strahlen, und nie wird es schmelzen, nie sich trüben!

Valentine Michailowna scheute nicht die Koquetterie: sie wußte recht gut, daß sie für sich selbst nichts zu fürchten brauche. Aber zu sehen, wie fremde Augen sich bald verdüstern, bald von Neuem erglänzen, wie fremde Wangen in Verlangen und Furcht entbrennen, wie eine fremde Stimme bebt und stockt, wie ein fremdes Gemüth seine Seelenruhe einbüßt — das war so süß! Wie lustig war es, spät in der Nacht aller jener aufgeregten Worte, Blicke, Seufzer zu gedenken! Mit welch' zufriedenem Lächeln zog sie sich dann im Bewußtsein ihrer Unzugänglichkeit, ihrer Unerreichbarkeit in sich selbst zurück, oder empfing mit herablassender Miene die erlaubten Liebkosungen ihres wohlerzogenen Gemahls! In dieser angenehmen Gefühlserregung geschah es wohl zuweilen, daß sie gerührt erschien und ein gutes Werk zu vollbringen, ihrem Nächsten zu helfen im Stande war . . . Sie hatte einst ein kleines Armenhaus begründet, als ein bis zum Wahnsinn in sie verliebter Gesandtschafts-Sekretär sich den Hals abzuschneiden versuchte! Sie betete für ihn, obgleich sie schon in ihrer Kindheit wenig religiöses Gefühl gezeigt hatte.

So trieb sie es also auch mit Neshdanow und gab sich alle erdenkliche Mühe, seinen Widerstand zu brechen und ihn zu unterwerfen. Sie zog ihn zu sich heran, sie öffnete ihm gleichsam ihr Herz, und sah mit freundlicher Neugierde, mit halbmütterlicher Zärtlichkeit, wie dieser durchaus nicht häßliche, interessante und rauhe Republikaner ihr langsam und ungeschickt entgegenkam. Morgen, nach einer Stunde, nach einer Minute wird Alles spurlos verschwunden sein, aber jetzt, im Augenblick ist es ihr so freudig, so

lustig zu Muthe — und doch wieder ein wenig ängstlich, ja sogar traurig. Seine Kindheit und Vergangenheit nicht zu kennen vorgebend und dessen eingedenk, daß eine solche Aufmerksamkeit von fremd und einsam dastehenden Menschen sehr hoch geschätzt wird, begann Valentine Michailowna ihn um die Erlebnisse seiner Kindheit und Jugend, um seine Familie zu befragen . . . Aber aus Neshdanow's verwirrten und herben Worten errathend, daß sie einen falschen Ton angeschlagen, versuchte Valentine Michailowna den Fehler wieder gut zu machen, indem sie noch freundlicher, noch offener wurde. . . . So öffnet im Sommer die ausgeblühte Rose in der Mittagsgluth ihre duftigen Blumenblätter, welche sich bald in der kräftigenden Kühle der Nacht von Neuem schließen werden.

Es gelang ihr jedoch nicht, ihren Fehler gut zu machen. An einer wunden Stelle berührt, war es jetzt Neshdanow unmöglich, ihr mit dem früheren Vertrauen entgegenzukommen. Jenes bittere Etwas, das auf dem Grunde seiner Seele ruhte, regte sich wieder; der demokratische Argwohn erwachte in ihm mit erneuter Kraft. Er machte sich bittere Vorwürfe: »nicht deswegen bin ich hergekommen,« — dachte er und es fielen ihm die ironischen Bemerkungen Paklin's ein. . . Er benutzte den ersten freien Moment, als eine Stockung in der Unterhaltung eintrat, erhob sich, machte eine linkische Verbeugung — und verließ »sehr dumm« das Zimmer, wie unwillkürlich beim Hinaustreten seinen Lippen entfuhr.

Seine Verwirrung war Valentine Michailowna nicht entgangen . . . aber nach dem Lächeln zu urtheilen, mit dem sie ihm nachblickte, hatte sie diese Verwirrung in einer ihr persönlich günstigen Weise gedeutet.

Im Billardzimmer stieß Neshdanow auf Marianne. Sie stand mit gekreuzten Armen, den Rücken an das Fenster gelehnt, unweit der Kabinetsthür. Ihr Gesicht war fast ganz im Schatten, die kecken Augen blickten ihn jedoch so fragend, so tief an, die zusammengepreßten Lippen drückten so viel Verachtung, so viel beleidigendes Bedauern aus, daß er befangen stehen blieb. . .

— Wollten Sie mir etwas sagen? — fragte er fast unwillkürlich.

— Nein . . . oder ja, ich will. Nicht jetzt jedoch.

— Wann denn?

— Warten Sie ein wenig. Vielleicht — morgen; vielleicht auch — niemals. Ich weiß doch eigentlich gar nicht — was Sie für ein Mensch sind!

— Allein, begann Neshdanow, — mir hat es doch geschienen . . . daß zwischen uns . . .

— Sie kennen mich aber gar nicht, — unterbrach ihn Marianne. — Warten Sie. Morgen vielleicht. Jetzt muß ich zu meiner . . . Herrin. Bis auf morgen!

Neshdanow machte einige Schritte zur Thür, kehrte jedoch plötzlich um.

— Ach ja! Marianne Wikentjewna . . . ich wollte Sie immer fragen, ob Sie mir nicht erlauben würden, mit Ihnen die Schule zu besuchen, — ich möchte sehen, wie Sie dort unterrichten.

— Kommen Sie . . . Ich wollte aber nicht von der Schule mit Ihnen sprechen.

— Wovon denn?

— Morgen, — wiederholte Marianne.

Trotz ihres Vorsatzes fand die Unterredung doch noch am selben Abend statt, — in einer von den Lindenalleen, die unweit der Terrasse ihren Anfang nahmen.

Dreizehntes Capitel.

Marianne selbst trat zu ihm heran.

— Herr Neshdanow, — begann sie hastig — Valentine Michailowna hat Sie wohl ganz bezaubert!

Ohne eine Antwort abzuwarten, bog sie in die Allee ein; Neshdanow folgte ihr.

— Woraus schließen Sie das? — fragte er nach einer Pause.

— Oder nicht? Dann hat sie ihre Mittel schlecht benutzt. Ich stelle es mir lebhaft vor, wie geschäftig sie war, wie sie ihre kleinen Netze auswarf!

Neshdanow blieb stumm und warf einen verwunderten Seitenblick auf die seltsame Nachbarin.

— Hören Sie, — fuhr sie fort, — ich will offen sein: ich liebe Valentine Michailowna nicht — und Sie wissen das sehr gut. Es könnte Ihnen scheinen, daß ich ungerecht bin . . . denken Sie sich aber . . .

Marianne versagte die Stimme. Sie erröthete, sie gerieth in Wallung . . . Wenn sie aufgeregt war, nahm es immer den Anschein, als ob sie zürnte.

— Sie fragen sich wahrscheinlich, — begann sie von Neuem, — wozu erzählt mir das Fräulein da alle diese Sachen? Dasselbe haben Sie wohl gedacht, als ich Ihnen die Nachricht mittheilte . . . wegen des Herrn Markelow? Sie beugte sich plötzlich zur Erde, riß einen kleinen Pilz heraus, zerbrach ihn und warf ihn bei Seite.

— Sie irren sich, Marianne Wikentjewna — entgegnete Neshdanow, — ich habe im Gegentheil gedacht, daß Sie Vertrauen zu mir haben — und das war mir sehr angenehm.

Neshdanow hatte nicht ganz die Wahrheit gesagt: dieser Gedanke war ihm jetzt erst gekommen.

Marianne schaute zu ihm auf. Bis dahin war sie mit abgewandtem Gesicht neben ihm hergegangen.

— Nicht daß Sie mir Vertrauen einflößten, — sagte sie: — Ich kenne Sie ja noch nicht. — Aber Ihre Lage — und die meinige — sind einander ähnlich. Wir sind Beide gleich unglücklich; das eben ist es, was uns verbindet.

— Sie sind unglücklich? — fragte Neshdanow.

— Und Sie nicht?

Neshdanow schwieg.

— Kennen Sie meine Lebensgeschichte? — fuhr Marianne hastig und lebhaft fort, — die Geschichte meines Vaters-? Seine Verbannung? — nein? So wissen Sie denn, daß man ihn vor Gericht gestellt, ihn schuldig befunden, seines Ranges, seiner Würden entkleidet, ihm Alles genommen — und ihn nach Sibirien geschickt hat. Darauf starb er meine Mutter ebenfalls. Mein Oheim, Herr Ssipjagin, der Bruder meiner Mutter, nahm mich zu sich — ich esse bei ihm das Gnadenbrod — er ist mein Wohlthäter — Valentine Michailowna meine Wohlthäterin — ich aber bin schmählich undankbar — ich muß wohl ein hartes Herz haben — und fremdes Brod essen ist so bitter — und ich kann keine beleidigende Herablassung ertragen — und ich will keinen Beschützer haben . . . und verstehe es nicht zu verhehlen . . . und wenn ich ununterbrochen wie mit Stecknadeln gestochen werde — so schreie ich blos deshalb nicht, weil ich zu stolz bin!

Während sie diese abgebrochenen Worte hervorstieß, eilte Marianne immer rascher vorwärts.

Plötzlich blieb sie stehen.

— Wissen Sie, daß mich meine Tante, nur um mich los zu werden, verheirathen will, und zwar . . . an diesen widerwärtigen Kallomeyzew? — Sie kennt meine Ansichten — ich bin ja eine Nihilistin in ihren Augen — und er! Selbstverständlich gefalle ich ihm nicht, denn ich bin häßlich — aber man kann mich verkaufen! Das ist ja auch eine Wohlthat!

— Warum haben Sie denn . . . — begann Neshdanow, — hielt jedoch plötzlich inne.

Aus Mariannens Augen drang wieder ein flüchtiger Blick zu ihm hinüber.

— Warum ich nicht Markelow's Antrag angenommen — wollten Sie fragen? Nicht wahrt Ja, was ist da zu machen? Er ist ein guter Mensch. . . Aber ich kann nichts dafür, ich liebe ihn nicht.

Marianne ging wieder voraus, als ob sie Neshdanow von der Nothwendigkeit befreien wollte, ihr auf dieses unerwartete Geständniß etwas erwidern zu müssen.

Sie hatten das Ende der Allee erreicht. Marianne bog rasch in einen schmalen Seitenpfad, der sich durch ein Tannenwäldchen hindurchschlängelte; Neshdanow folgte ihr. Es schien ihm einerseits so wunderbar, daß dieses scheue Mädchen plötzlich so offen gegen ihn war, andererseits aber staunte er darüber, daß ihn diese Offenheit nicht im Geringsten befremdete, daß er sie sogar natürlich fand.

Marianne wandte sich plötzlich, blieb mitten auf dem Wege einem Schritt vor Neshdanow stehen, und versenkte ihre Augen in die seinigen.

— Alexei Dmitritsch, — rief sie, — glauben Sie nicht; daß meine Tante böse ist . . . Nein! Aber sie ist durch und durch — falsch, sie ist eine Komödiantin, die nur Phrasen zu machen versteht, sie will, daß Alle sie wegen ihrer Schönheit vergöttern, und daß sie vor ihr anbetend niedersinken wie vor einer Heiligen! Sie ersinnt ein herzliches Wort, sagt es dem Einen — und dann wiederholt sie es, sagt es einem Zweiten, einem Dritten, — immer mit einem Ausdruck, als ob es ihr eben erst eingefallen wäre — und zieht auch gleich die wunderbaren Augen in's Spiel! — Sie kennt sich selbst sehr gut — sie weiß, daß sie der Madonna ähnelt — und liebt Niemanden in der Welt! Sie giebt sich den Anschein, als ob sie sich um Kolja bekümmere, und doch ist das Einzige, was sie thut, daß sie mit vernünftigen Leuten über ihn spricht. Sie wünscht Niemandem Böses . . . Sie ist ganz — Wohlwollen! Aber wenn man Ihnen in ihrer Gegenwart auch alle Knochen zerbräche . . . ihr ist es gleich! Sie wird nicht einen Finger rühren, um sie zu befreien. — Wenn es aber für sie selbst nöthig oder vortheilhaft ist. . . dann . . . o dann! Marianne verstummte.

Der heftige Zorn beklemmte ihre Brust, sie konnte den Ausbruch desselben nicht mehr zurückhalten, sie ließ ihm freien Lauf — aber unwillkürlich stockte sie in ihrer Rede. Marianne gehörte zu einer ganz besonderen Gattung unglücklicher Wesen — in Rußland findet man sie setzt sehr häufig — . . . Gerechte Handlungen befriedigen sie, erfreuen sie jedoch nicht, Ungerechtigkeit aber, für welche sie höchst empfindlich sind, erbittert sie bis auf den Grund der Seele. — So lange sie sprach, sah sie Neshdanow aufmerksam an: ihr geröthetes Antlitz mit dem kurzen, etwas verwirrten Haar, mit den krampfhaft zuckenden feinen Lippen erschien ihm kampfbereit und bedeutend — und schön. Durch das dichte Netz der Zweige hindurch fiel das

Sonnenlicht in Form eines kurzen goldenen Streifens ihr auf die Stirn — und diese Feuerzunge paßte so gut zu dem erregten Gesicht, zu den weitgeöffneten, unbeweglichen und glänzenden Augen, zu dem innig durchglühten Ton ihrer Stimme.

— Sagen Sie, — fragte endlich Neshdanow, — weshalb haben Sie mich unglücklich genannt? Kennen Sie denn meine Vergangenheit?

Marianne nickte mit dem Kopf.

— Ja.

— Das heißt . . . woher kennen Sie denn dieselbe? Hat Ihnen Jemand von mir gesprochen?

— Ich kenne . . . Ihre Abkunft.

— Sie kennen . . . Wer hat Ihnen gesagt . . .?

— Immer sie — immer dieselbe Valentine Michailowna, von der sie so entzückt sind. Sie konnte es nicht unterlassen, in meiner Gegenwart hinzuwerfen, — wie gewöhnlich flüchtig, aber doch deutlich, und ohne Bedauern, wie eine höchst liberal denkende Persönlichkeit, die über alle Vorurtheile erhaben ist — daß eine ganz eigenthümliche Zufälligkeit im Leben des neuen Lehrers vorhanden sei! Bitte wundern Sie sich nicht: Valentine Michailowna theilt in derselben Weise, eben so flüchtig, doch mit Bedauern fast Jedem mit, daß auch im Leben ihrer Nichte eine eigenthümliche Zufälligkeit existire: man habe ihren Vater für Bestechung nach Sibirien geschickt! So aristokratisch sie auch scheinen möchte — ist sie doch weiter nichts, als ein klatschsüchtiges, gefallsüchtiges Weib — diese Ihre Raphaelische Madonna!

— Erlauben Sie, — bemerkte Neshdanow, — weshalb ist sie denn »*meine*« Madonna?

Marianne wandte sich von ihm ab und ging weiter.

— Sie haben mit ihr so lange und so viel gesprochen, — sagte sie mit gedämpfter Stimme.

— Es sind kaum zwei Worte über meine Lippen gekommen, — antwortete Neshdanow. — Sie hat die ganze Zeit über allein gesprochen.

Marianne setzte ihren Weg schweigend fort. Während sie nun auf dem schmalen Fußpfad, der hier einen Winkel bildete, um die Ecke bogen, öffnete sich vor ihnen plötzlich das Tannenwäldchen und sie sahen eine kleine Wiese vor sich mit einer großen Trauerbirke in der

Mitte und mit einer Bank um den ausgehöhlten Stamm des alten Baumes. Sie näherten sich demselben und setzten sich auf die Bank. Ueber ihren Köpfen wiegten sich die lang herabhängenden, mit feinen grünen Blättchen bedeckten Zweige, unten am Boden blühten rings im Kreise die weißen Maiblümchen, und von der Wiese stieg der frische Duft der jungen Gräser auf, der die Brust von dem Druck der beklemmenden Dünste des Tannenwaldes frei und leicht und angenehm löste.

— Sie wollen die hiesige Schule mit mir besuchen,— begann Marianne; — gut, kommen Sie. — Ich weiß nur nicht . . . Es wird Ihnen wenig gefallen. Sie haben gehört, daß der Hauptlehrer — unser Diakon ist. Er ist ein guter Mensch — aber Sie können sich keine Vorstellungen davon machen, was er da in der Schule treibt! Da ist ein Knabe . . . er heißt Garassja . . . eine Waise, er ist zehn Jahr alt, — und denken Sie sich! er lernt am besten von Allen!

Nun, da sie plötzlich zu einem anderen Thema übergegangen war, schien Marianne wie verändert: sie war still und bleich geworden ihr Gesicht drückte Verlegenheit aus, als ob sie sich dessen schäme, was sie vorher gesagt. Sie wollte Neshdanow's Gedanken offenbar auf irgend eine »Frage« lenken — die Schulfrage, Bauernfrage — nur um nicht im früheren Tone fortfahren zu müssen. Diese »Fragen« interessirten ihn aber im gegenwärtigen Augenblick wenig.

— Marianne Wikentjewna, — begann er, — ich will es Ihnen offen gestehen: ich habe dies Alles nie erwartet . . . was jetzt zwischen uns vorgegangen ist. — Bei dem Worte »vorgegangen« stutzte Marianne. — Mir scheint, daß wir plötzlich . . . einander sehr . . . sehr nahe gerückt sind. Es hat ja auch nicht anders sein können. Wir gehören schon längst zu einander, es wollte nur Keines von uns zuerst sprechen. Daher will ich auch ohne Rückhalt zu Ihnen reden. — Das Leben in diesem Hause ist Ihnen unerträglich; aber Ihr Onkel ist, trotz seines beschränkten Geistes, doch, so weit ich ihn beurtheilen kann, ein humaner Mensch; — begreift er denn Ihre Lage nicht, ist er denn nicht auf Ihrer Seite?

— Mein Onkel? Erstens — ist er überhaupt kein Mensch; er ist ein Beamter — Senator oder Minister — was weiß ich! Zweitens aber . . . ich will nicht grundlos klagen und verleumden, das Leben ist mir hier durchaus nicht unerträglich, das heißt: man bedrückt mich ja gar

nicht; aus den kleinen Nadelstichen meiner Tante mache ich mir im Grunde nichts . . . Ich bin vollkommen frei.

Neshdanow sah voll Verwunderung aus Marianne.

— In diesem Falle . . . wäre Alles, was Sie vorhin gesagt . . .

— Lachen Sie über mich, wenn Sie wollen, — unterbrach sie ihn, — denn wenn ich unglücklich bin, so bin ich es durch mich selbst. Mir scheint es zuweilen, daß ich für alle Unterdrückten, Armen und Elenden in Rußland leide . . . nein, nicht leide — sondern entrüstet, empört bin; . . . daß ich für sie . . . mein Leben opfern könnte. Ich bin unglücklich, weil ich als ein Fräulein wie ein Schmarotzer lebe, weil ich nichts, gar nichts thun kann und nichts verstehe! Als mein Vater in Sibirien war — ich blieb mit meiner Mutter in Moskau — o, wie zog es mich damals zu ihm hin! — nicht, daß ich ihn sehr geliebt oder geachtet hätte — aber ich würde so gern an mir selbst erfahren, mit eigenen Augen gesehen haben, wie die Verbannten, Verfolgten dort leben . . . Und wie war ich damals über mich selbst entrüstet und über alle die Ruhigen, Wohlhabenden, Satten! . . . Und später dann, als er zurückkehrte, zerschlagen, an Leib und Seele gebrochen, und sich nun demüthigen, plagen, flehen mußte . . . o, was war das für eine schwere Zeit! Wie gut war es für ihn, daß er gestorben . . . und auch die Mutter! Nun bin ich aber am Leben geblieben wozu? — Damit ich fühle, daß ich ein schlechtes, undankbares Wesen bin, daß kein Auskommen mit mir ist, und daß ich gar nichts thun kann und zu nichts nutz bin!

Marianne brach zusammen — ihre Hand glitt auf die Bank hinab. Sie that Neshdanow so leid — er berührte ihre Hand . . . Marianne zog sie jedoch rasch zurück, nicht weil sie diese Berührung für unschicklich hielt, sondern weil es den Anschein haben könnte, als wolle sie seine Theilnahme herausfordern.

Durch die Zweige des Tannenwäldchens schimmerte in der Ferne ein Frauenkleid.

Marianne richtete sich auf. — Sehen Sie, da hat Ihre Madonna Jemand zum Spioniren ausgeschickt. Das Stubenmädchen muß auf mich Acht geben und ihrer Herrin melden, wo ich mich befinde und bei wem! — Der Tante ist es eingefallen, daß ich mit Ihnen zusammen sein könnte — und sie findet das unpassend — namentlich nach der sentimentalen Scene, die sie vor Ihnen aufgeführt. Es ist übrigens auch wirklich Zeit — kommen Sie! Marianne erhob sich.

Neshdanow stand gleichfalls auf. Sie blickte ihn über die Schulter an und etwas kindlich Reizendes sprach jetzt aus den ein wenig verwirrten Zügen ihres Antlitzes.

— Sie sind mir nicht böse, nicht wahrt Sie werden nicht denken, daß ich gleichfalls schön thun wollte vor Ihnen? Nein, Sie denken es nicht! — fuhr sie fort, noch bevor Neshdanow antworten konnte. — Sie sind ja ganz so wie ich — unglücklich — und unsere Charaktere gleichen sich auch — sie sind beide gleich schlecht. — Und morgen besuchen wir zusammen die Schule, denn wir sind doch gute Freunde!

Als sich Marianne und Neshdanow dem Hause näherten, warf Valentine Michailowna durch ihre Lorgnette von der Höhe des Balkons einen Blick auf die Beiden, nickte ihnen mit dem gewohnten milden Lächeln zu, und als sie dann durch die offene Glasthür in's Gastzimmer traten, in welchem Ssipjagin bereits mit einem zahnlosen Nachbar am Kartentisch saß, sagte sie, die Silben ausdrucksvoll dehnend mit lauter Stimme:

— Wie es draußen feucht ist! Das ist ungesund!

Marianne und Neshdanow blickten einander an, Ssipjagin aber, der seinen Partner eben remis gemacht, hob das Auge mit einem wahrhaft ministeriellen Blick zu seiner Gemahlin empor, und ließ dann denselben schläfrig-kalten, aber durchdringenden Blick auf das, aus dem dunklen Garten kommende Paar hinübergleiten.

Vierzehntes Capitel.

Es vergingen zwei Wochen in der gewohnten Ordnung. Ssipjagin bestimmte die Zeit der Unterrichtsstunden — wenn auch nicht wie ein Minister, so doch gewiß wie ein Kanzleidirektor — und behielt seine frühere würdige, humane, etwas vornehme Haltung bei. Kolja lernte, Anna Sacharowna drohte jeden Augenblick vor Aerger zu bersten; Gäste kamen und gingen, sprachen und spielten, und schienen sich nicht im Geringsten zu langweilen. Valentine Michailowna kokettirte mit Neshdanow; die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, mit der sie ihm stets entgegenkam, war aber nicht frei von einer gewissen gutmüthigen Ironie. Marianne und Neshdanow waren jetzt zwei vertraute Freunde — und Neshdanow bemerkte staunend, daß man mit ihr über Alles sprechen konnte, ohne auf zu scharfe Widersprüche in ihrem Charakter zu stoßen. Er war zwei Mal mit Marianne in der Volksschule gewesen, und hatte sich beim ersten Mal überzeugt, daß er da nichts ausrichten könne. Mit der Erlaubniß Ssipjagin's und seinem Willen gemäß war der Diakon unumschränkter Herr der Volksschule. Er unterrichtete nicht schlecht, aber nach einer veralteten Methode; beim Examen jedoch pflegte er den Kindern ganz sonderbare Fragen zu stellen. So sollte ihm z. B. Garassja ein Mal erklären, was der Ausdruck »dunkel ist das Wasser im Himmel« bedeute, worauf er, der Weisung des Diakons gemäß, antworten mußte: »das ist unerklärlich.« Uebrigens wurde die Schule wegen der Sommerferien bald geschlossen. — Der Worte Paklin's und Anderer eingedenk, versuchte Neshdanow mit den Bauern Verbindungen anzuknüpfen; er sah aber bald ein, daß sie ihm wohl zum Studium für seine Beobachtungsgabe dienen konnten, er aus Propaganda für seine Ideen bei ihnen jedoch nicht rechnen dürfe. Er war ein Städter, und zwischen ihm und dem Volke lag ein Abgrund, über den er nicht hinüber konnte. Neshdanow hatte einige Worte mit dem Trunkenbold Cyrill und sogar mit Mendelei gewechselt, aber seltsamer Weise in einem Tone, als ob er sich vor ihnen fürchte, und hatte von ihnen nichts weiter vernommen, als kurze, allgemein gehaltene Schimpfreden. Ein anderer Bauer, Namens Fitjuew, brachte ihn vollends aus der Fassung. Er war ein Kerl mit einem energischen, fast räuberähnlichen Gesicht . . . »Nun, auf Den

kann man bauen!« — dachte Neshdanow. Es ergab sich aber, daß er ein Bauer ohne Land und Hof war: die Gemeinde hatte ihm sein Stück Land abgenommen, weil er — ein gesunder und kräftiger Mensch — *nicht arbeiten konnte.* — »Ich kann nicht!« schluchzte Fitjuew und rief mit einem aus tiefster Seele kommenden Seufzer: — »ich kann nicht arbeiten! schlagt mich todt! — Oder ich lege selbst Hand an mich!« — und streckte bettelnd seine Hand aus: einen Groschen für Brod! . . . Und das mit dem Gesicht eines Rinaldo Rinaldini! . . . Mit den Fabrikarbeitern wußte Neshdanow erst recht nichts anzufangen; sie waren Alle entweder ungeheuer ungenirt oder entsetzlich apathisch . . . und so kam nichts zu Stande. Er richtete in Folge dessen einen langen Brief all seinen Freund Ssilin und schrieb ihm unter bitteren Klagen, daß schlechte Erziehung und seine garstige ästhetische Natur an seinem Ungeschick die Schuld trügen! Es fiel ihm plötzlich ein, daß es sein Beruf sei, nicht durch das lebendige, mündliche, sondern durch das schriftliche Wort für die allgemeine Sache zu wirken, aber die angefangenen Broschüren blieben unbeendigt. Alles, was er niederschrieb, schien ihm selbst sowohl im Ton als in der Sprache so gekünstelt, so gezwungen, so falsch, daß er unwillkürlich ein paar Mal — o Schrecken! — zu gebundener Rede seine Zuflucht nahm oder seinem individuellen Skeptizismus freien Lauf ließ.; Er entschloß sich sogar — ein bedeutungsvolles Zeichen von Annäherung und Vertrauen — mit Mariannen über das Mißlingen seiner Bemühungen zu sprechen und fand wieder zu seiner nicht geringen Verwunderung bei ihr lebhafte Sympathie — selbstverständlich nicht für seine belletristischen Versuche, sondern für sein moralisches Uebel, welches auch ihr nicht fremd war. Marianne war nicht weniger als er selbst gegen diese Aesthetik eingenommen; — und doch war es ihr gerade deshalb unmöglich, Markelow zu lieben und ihn zu heirathen, weil in ihm keine Spur mehr von dieser Aesthetik vorhanden war! Marianne wollte es natürlich nicht eingestehen, nicht einmal sich selbst; gerade das, was als ein nur dunkel geahntes Geheimniß in uns lebt, übt oft eine so unwiderstehliche Macht auf uns aus.

So verging ein Tag nach dem andern — langsam und ungleich, aber ohne eigentlich langweilig zu sein.

Etwas Seltsames ging in Neshdanow's Innern vor. Er war unzufrieden mit sich selbst, mit seinem Thun — d. h. mit seiner

Thatlosigkeit, seine Rede floß über von der bitteren Galle der Selbstanklage; tief im Herzen aber ging es beinahe gut; Ruhe war in dasselbe eingezogen. Ob nun in Folge der ländlichen Einsamkeit, der Bewegung in freier Luft, des Sommers, der kräftigen Nahrung, des geordneten Lebens, — oder vielleicht, weil er zum ersten Mal die Süßigkeit der innigen Annäherung an ein Frauenherz empfunden — eigentlich fühlte er sich leicht und frei, wenngleich er in den Briefen an Ssilin nicht aufhörte, sich selbst anzuklagen.

Eines Tages jedoch wurde Neshdanow plötzlich gewaltsam aus dieser Stimmung herausgerissen.

Am Morgen hatte er einen Brief von Wassily Nikolajewitsch erhalten, in welchem ihm angekündigt wurde, daß er — in Erwartung weiterer Instruktionen — zusammen mit Markelow unverzüglich den schon genannten Ssolomin und einen altgläubigen Kaufmann, Namens Goluschkin, der sich in S. aufhalte, aufsuchen und sich mit ihnen besprechen müsse. Dieser Brief versetzte Neshdanow in nicht geringe Aufregung; er erblickte darin einen gegen ihn gerichteten Vorwurf der Thatlosigkeit. Die Bitterkeit, die in der letzten Zeit eine rein äußerliche war, erfüllte ihn von Neuem.

Zum Diner erschien Kallomeyzew verstimmt und aufgeregt.

— Denken Sie sich, — rief er mit fast weinerlicher Stimme, — was ich eben in der Zeitung gelesen habe: elende Schurken haben in Belgrad meinen Freund getödtet, meinen lieben Michael, den Fürsten von Serbien! lind was wird noch Alles geschehen, wenn man dem Treiben dieser Jakobiner nicht endlich ein Ziel setzt! — Ssipjagin »erlaubte sich zu bemerken,« daß dieser abscheuliche Mord wohl nicht von Jakobinern vollführt worden sei, da solche in Serbien nicht vorhanden, wohl aber von Leuten der Partei Karageorgiewitsch, den Feinden der Obrenowitsch . . . Kallomeyzew wollte aber nichts davon hören und fuhr fort, mit derselben weinerlichen Stimme zu erzählen, wie ihn der verstorbene Fürst geliebt und was für eine schöne Flinte er ihm geschenkt! . . . Allmählich in Feuer gerathend, ging Kallomeyzew von den ausländischen Jakobinern zu den einheimischen Nihilisten und Sozialisten über, und erging sich in einer donnernden Philippika gegen die selben. Ein großes Stück Weißbrod nach moderner Art mit beiden Händen umfassend, zerbröckelte er es über dem Teller, wie es die Habitués des Pariser Café Riche zu thun pflegen, und äußerte den Wunsch, Alle, welche

irgend einem Befehl, welcher Art er auch sei, widerstrebten, zermalmen, zu Staub zerdrücken zu können! — »Es ist Zeit!« — rief er, den Löffel zum Munde führend; — »es ist Zeit!« — wiederholte er, das Glas erhebend, weiches der Diener mit Xeres füllte. Ehrfurchtsvoll gedachte er der großen Moskauer Publizisten — und *Ladislas, notre bon et cher Ladislas* kam ihm nicht von den Lippen. Dabei heftete er den stechenden Blick immer wieder auf Neshdanow, als wolle er sagen: — »Da hast Du! wie war der Schlag? Damit bist Du gemeint! Da hast Du noch!« — Neshdanow hielt es endlich nicht mehr aus — widersprach ihm und begann mit vor Erregung bebender, etwas heiserer Stimme die Hoffnungen und Ideale der Jugend zu vertheidigen. Kallomeyzew fuhr sogleich auf ihn los und rief ihm mit scharfer, schneidender Stimme — so sprach, er immer, wenn er in Zorn gerieth — einige unhöfliche Worte als Entgegnung zu. Ssipjagin ergriff in würdevoller Ruhe die Partei Neshdanow's; Valentine Michailowna stimmte ihm gleichfalls bei; Anna Sacharowna gab sich die größte Mühe, Koljas Aufmerksamkeit von den Streitenden abzulenken und blickte unter der großen Haube grimmig um sich; Marianne saß da wie versteinert.

Durch den wohl zwanzig Mal wiederholten Namen Ladislas aus der Fassung gebracht, fuhr jetzt jedoch auch Neshdanow auf und rief mit der Hand auf den Tisch schlagend:

— Da haben Sie eine Autorität gefunden! Als ob wir nicht wüßten, was für ein Mensch dieser Ladislas ist! Ein gebotener Knecht ist er — und weiter nichts!

— A. . . a. . . al. . . also so! . . . stotterte Kallomeyzew außer sich vor Wuth — Und Sie erlauben sich, so von einem Menschen zu sprechen, den Graf Blasenkrampf und Fürst Kowrischkin zu ihren Freunden zählen.

Neshdanow zuckte die Achseln.

— Eine schöne Empfehlung: Fürst Kowrischkin, dieser Lakei, der den Enthusiasten spielt . . .

— Ladislas — mein Freund! — schrie Kallomeyzew.

Er ist mein Kollege — und ich . . .

— Desto schlimmer für Sie, — unterbrach ihn Neshdanow — Sie theilen somit seine Anschauungsweise und dann haben meine Worte auch auf Sie Bezug.

Kallomeyzew wurde todtenbleich.

— Wie? Wa . . . as? Was unterstehen Sie sich? Ich wer . . werde . . . Sie ja . . . gleich . . .

— Was werden Sie *gleich* mir anzuthun geruhen? — fiel Neshdanow ihm mit ironischer Höflichkeit in's Wort.

Wer weiß, welches Ende dieser Streit der beiden Feinde genommen haben würde, wenn sich Ssipjagin nicht eingemischt hätte. Mit erhobener Stimme und würdevoller Haltung — es war schwer zu bestimmen, ob es die Würde des Staatsbeamten oder des Hausherrn war, die in dieser Haltung zum Ausdruck kam — erklärte er ruhig und fest, daß er sich dergleichen Ausschreitungen an seinem Tisch verbitte; daß er es sich schon längst zum Gesetz gemacht — er verbesserte sich: zum heiligen Gesetz — jede Ueberzeugung zu achten, jedoch unter der Bedingung, — hier erhob er den mit einem Siegelring geschmückten Zeigefinger — daß man dabei stets in den Grenzen des Wohlanstandes und der Schicklichkeit bleibe; wenn er auch einerseits Herrn Neshdanow tadeln müsse, wegen einer gewissen Maßloßigkeit des Ausdrucks, welche übrigens durch dessen Jugend entschuldigt werde, könne er andererseits ebensowenig die Erbitterung gutheißen, mit der Herr Kallomeyzew die Anhänger der feindlichen Partei angegriffen, eine Erbitterung übrigens, die ihre Erklärung finde in dem Eifer für das allgemeine Wohl.

— Unter meinem Dache, — schloß er, — unter dem Dach der Ssipjagin's giebt es weder Jakobiner, noch Knechte, sondern nur rechtschaffene Menschen, die, wenn sie sich miteinander verständigt, nothwendiger Weise damit endigen, daß sie einander die Hände reichen.

Neshdanow und Kallomeyzew blieben stumm und reichten sich auch nicht die Hände: sie hatten sich miteinander also offenbar noch nicht verständigt; ja sie hatten einander im Gegentheil noch nie so gehaßt, wie in diesem Augenblick. Das Diner ging zu Ende, ohne daß Jemand das ungemüthliche Schweigen zu brechen Lust bezeigt hätte; Ssipjagin versuchte eine diplomatische Anekdote zu erzählen, kam mit derselben aber nicht zu Ende. Marianne, die unverwandten Blickes auf den vor ihr stehenden Teller sah, scheute sich zu zeigen, wie sehr ihr Neshdanow's Entgegnungen gefallen — nicht aus Furcht, o nein! — sondern um sich Valentine Michailowna nicht zu verrathen. Sie fühlte, daß deren durchdringender Blick auf ihr ruhte. Frau

Ssipjagin beobachtete sie in der That scharf, — sie und Neshdanow. Dessen plötzliche leidenschaftliche Aufwallung machte sie anfänglich staunen, dann aber ging es ihr mit einem Mal wie ein Blitz durch den Kopf, so daß ihren Lippen ein unwillkürlicher Ausruf entfuhr . . . Sie errieth, daß Neshdanow sich von ihr losgesagt, derselbe Neshdanow, der ihr noch unlängst so bereitwillig entgegen gekommen war. — Hier muß etwas geschehen sein . . . Sollte es Marianne sein? Gewiß, sie ist es . . . Er gefällt ihr . . . und auch sie . . .

»Man muß dieser Annäherung steuern« — beschloß sie, während Kallomeyzew vor Entrüstung bersten möchte. Und selbst später, als er zwei Stunden darauf Préférence spielte, und jedes Mal sagen mußte, ob er »passen« oder »kaufen« werde, zitterte in dem grimmerfüllten Ton der Stimme die Erinnerung an die Beleidigung nach, die ihm widerfahren, obgleich er sich stellte, als ob er sich nichts aus ihr mache. — Ssipjagin war mit dieser Scene im Grunde sehr zufrieden, denn er hatte ja die Möglichkeit gehabt, sein Rednertalent zu zeigen, einen heraufziehenden Sturm zu beschwören. . . Er kannte die lateinische Sprache, also auch das *Quos ego* des Virgil. Freilich dachte er nicht daran, sich mit Neptun zu vergleichen, aber es war ihm in diesem Augenblick besonders angenehm, der betreffenden Scene zu gedenken.

Fünfzehntes Capitel.

Nach dem Mittagsessen begab sich Neshdanow, eine passende Gelegenheit benutzend, auf sein Zimmer und schloß sich ein. Er wollte Niemand sehen, Niemand — außer Marianne. Ihr Zimmer befand sich am Ende eines langen Korridors, der sich durch die ganze obere Etage zog. Neshdanow war bis jetzt nur ein Mal bei ihr gewesen — und auch dieses eine Mal nur wenige Minuten. Es schien ihm jedoch, daß sie ihm gewiß nicht zürnen werde, wenn er bei ihr anklopfte, daß er ihrem Wunsche dadurch vielleicht sogar entgegenkomme. Es war scholl ziemlich spät — ungefähr zehn Uhr; Ssipjagin hielt es nach der Scene während des Mittags nicht für nöthig, ihn weiter zu belästigen und spielte mit seiner Frau und Kallomeyzew Karten. Valentine Michailowna erkundigte sich ein paar Mal nach Marianne, die nach dem Essen gleichfalls verschwunden war. — Wo ist denn Marianne Wikentjewna? fragte sie zuerst auf Russisch, dann auf Französisch, ohne diese Frage direkt an Jemand zu richten, sondern wie Leute zu fragen pflegen, die über irgend etwas erstaunt sind; auch sie vertiefte sich übrigens bald in das Spiel.

Nachdem er in seinem Zimmer eine Zeit lang auf und ab gegangen, begab sich Neshdanow in den Korridor und klopfte ganz leise an Mariannen's Thür. Er erhielt keine Antwort. Er klopfte noch ein Mal — versuchte die Thür zu öffnen . . . sie schien verschlossen zu sein. Kaum war er jedoch in sein Zimmer zurückgekehrt, als seine eigene Thür plötzlich aufging und Mariannen's leise Frage an sein Ohr drang: — Alexei Dmitritsch, sind *Sie* bei mir gewesen?

Er sprang vom Stuhl, auf den er sich eben niedergelassen, empor, und eilte in den Korridor. Vor ihm stand Marianne, mit einem Licht in der Hand, bleich und regungslos.

— Ja, ich — flüsterte er.

— Kommen Sie, — erwiderte sie und wandte sich nach der Tiefe des Korridors; bevor sie jedoch das Ende desselben erreicht, blieb sie vor einer niedrigen Thür stehen und stieß dieselbe auf. Neshdanow blickte in ein kleines, fast leeres Zimmer. — Treten wir hier ein, Alexei Dmitritsch, hier wird uns Niemand stören. — Neshdanow gehorchte. Marianne stellte das Licht aufs Fensterbrett und wandte sich zu Neshdanow.

— Ich verstehe, weshalb Sie gerade mich sehen wollten; — begann sie. — Sie haben es schwer in diesem Hause — Und ich auch.

— Ja, ich wollte Sie sehen, Marianne Wikentjewna, antwortete Neshdanow. — Das Leben hier ist mir jedoch nicht mehr so schwer, nachdem ich *Sie* kennen gelernt.

Marianne lächelte nachdenklich.

— Ich danke Ihnen, Alexei Dmitritsch; sagen Sie mir aber, wollen Sie trotz des Vorgefallenen doch noch hier bleiben? — Ich denke, man wird mich gar nicht behalten wollen — ich erwarte eine Kündigung! — entgegnete Neshdanow.

— Selbst aber wollen Sie nicht zurücktreten?

— Selbst nein . . .

— Warum?

— Wollen Sie die Wahrheit wissen? Weil *Sie* hier sind.

Marianne neigte den Kopf und trat in die Tiefe des Zimmers zurück.

— Und dann — fuhr Neshdanow fort, — ich *muß* ja hier bleiben. Sie wissen noch Nicht — aber ich fühle es, daß ich Ihnen Alles sagen muß. — Er ging auf Marianne zu und ergriff ihre Hand. Marianne blickte auf und zog die Hand nicht zurück. — Hören Sie! — rief er plötzlich in heftiger Erregung. — hören Sie mich! — Und er begann, Mariannens Hand fortwährend festhaltend, mit leidenschaftlichem Feuer, mit einer ihm selbst unerwarteten Beredtsamkeit von seinen Plänen zu sprechen, von seinen Hoffnungen, von den Gründen, die ihn bewogen, die Stelle bei Ssipjagin anzunehmen, von seinen Verbindungen, seinen Bekanntschaften, seiner Vergangenheit — von Allem, was er sonst sorgsam zu verhehlen pflegte. Er gedachte der Briefe, die er erhalten, sprach über Wassili Nikolajewitsch, über Alles, sogar über Ssilin! Er sprach hastig, ohne zu stocken, ohne im Geringsten unschlüssig zu sein, als ob er sich gleichsam Vorwürfe mache, daß er Marianne nicht schon früher in sein Geheimniß gezogen, als ob er sich vor ihr entschuldige. Marianne hörte ihm aufmerksam zu, sie verschlang seine Worte, obgleich sie zuerst ganz starr vor Erstaunen war. Dieser erste Eindruck wich jedoch bald einem andern. Ihre Seele floß über von Freude, Dank, Stolz, Anhänglichkeit, Entschlossenheit. Ihr s Antlitz, ihre Augen strahlten, sie legte die freie Hand über Neshdanows Hand, öffnete voll

Entzücken die Lippen . . . Sie wurde — mit einem Mal — ganz unsagbar schön!

Neshdanow hielt endlich inne, blickte ihr in die Augen — und es war ihm, als ob er dieses Antlitz zum ersten Male sähe, *dieses* Antlitz, welches ihm zugleich so theuer und so bekannt war.

Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

— Ach, wie es gut war, daß ich Ihnen Alles gesagt! — flüsterten seine Lippen.

— Ja, so gut so gut! — wiederholte sie gleichfalls flüsternd und unwillkürlich in seinen Ton verfallend. — Sie wissen also, — fuhr sie mit leiser Stimme fort, — Sie wissen, daß Sie ganz über mich verfügen können, daß auch ich Ihrer Sache dienen möchte, daß ich Alles zu thun bereit bin, was man von mir verlangen sollte, daß ich stets mit ganzer Seele dasselbe gewünscht habe, was Sie jetzt wünschen. . .

Marianne verstummte. Noch ein Wort — und es wären Thränen der Rührung ihren Augen entströmt. Ihre starke Natur hatte dem Andrang der Gefühle nicht widerstehen können, sie war weich und biegsam geworden, wie Wachs. Das Verlangen, etwas Großes zu thun, sich aufzuopfern, sich unverzüglich aufzuopfern — das war es, was jetzt ihre Seele erfüllte ganz und gar — ja bis zur Pein!

Plötzlich vernahm man rasche, vorsichtige, leichte Schritte hinter der Thür.

Marianne richtete sich auf und ließ Neshdanow's Hände fahren. Sie schien mit einem Male eine ganz Andere geworden zu sein. Heiter blickte sie mit einem gewissermaßen verächtlichen Lächeln auf die Thür und rief mit kecker, lauter Stimme, so daß man draußen im Korridor jedes Wort vernehmen mußte:

— Ich weiß, wer in diesem Augenblick am Schlüsselloch horcht — es ist Frau Ssipjagin . . . aber das ist mir gleich.

Das Geräusch der Schritte verhallte.

— Nun? — wandte sich Marianne wieder zu Neshdanow. — Was soll ich thun? wie soll ich Ihnen helfen?. . . Sprechen Sie? Sagen Sie rasch: was soll ich thun?

— Was? Ich weiß es noch nicht . . . Ich habe einen Brief von Markelow erhalten . . .

— Wann? wann?

— Heute Abend. Ich muß morgen mit ihm zu Ssolomin auf die Fabrik fahren.

— Ja . . . ja . . . das ist auch noch ein guter Mensch — Markelow! Ein echter Freund!

— Ein solcher wie ich?

Marianne schaute ihm gerade ins Auge.

— Nein — nicht so wie Sie.

— Wie? . . .

Sie wandte sich plötzlich ab.

— Wissen Sie denn nicht, was Sie mir sind und was ich in diesem Augenblick fühle. . .

Neshdanow's Herz begann heftig zu schlagen; er senkte den Blick unwillkürlich zu Boden. Dieses Mädchen, welches ihm ihre Liebe geschenkt — ihm, dem obdachlosen Hungerleider — welches sich ihm anvertraut, welches ihm folgen, mit ihm zugleich nach demselben Ziele streben will — dieses herrliche Mädchen — Marianne — war ihm in diesem Augenblick der Inbegriff alles Schönen und Wahren auf der Erde, — der Mutter, Schwester-, Frauenliebe, — des Vaterlandes, des Glückes, des Kampfes, der Freiheit!

Er hob den Kopf empor und sah ihre von Neuem ihm entgegenleuchtenden Augen . . . o wie tief drang dieser helle, herrliche Blick ihm in die Seele! — Ich fahre also morgen — begann er mit bebender Stimme — und wenn ich zurückkehre, sage ich Ihnen . . . es war ihm plötzlich so schwer, Marianne »Sie« zu nennen — sage ich Ihnen, was ich dort erfahren, was dort beschlossen worden. Alles, was ich jetzt thue, was ich denke — Alles sollst . . . Du zuerst erfahren.

— O mein Freund! — rief Marianne und ergriff seine Hand. — Dasselbe verspreche ich Dir!

Dieses »Dir« kam so leicht und einfach über ihre Lippen, als ob es sich von selbst verstände, als ob es ein kameradschaftliches »Du« wäre.

— Darf ich den Brief lesen?

— Da ist er, da! Marianne durchlief den Brief und hob das Auge fast ehrfurchtsvoll zu Neshdanow empor.

— So bedeutende Aufträge werden Dir ertheilt!

Er lächelte als Antwort und steckte den Brief in die Tasche.

— Seltsam! sagte er — wir haben uns gegenseitig unsere Liebe gestanden — wir lieben einander — und doch ist das Wort Liebe nicht über unsere Lippen gekommen.

— Wozu auch? — flüsterte Marianne, fiel ihm plötzlich um den Hals und drückte ihren Kopf an seine Brust . . . Gleich darauf begaben sich Beide, nachdem sie sich mit einem festen, innigen Händedruck von einander verabschiedet, — keinen Kuß hatten sie gewechselt — nein! keinen Kuß! — in ihre Zimmer.

Marianne kehrte, um das Licht, welches sie auf dem Fenster vergessen, zu holen, noch ein Mal in die leere Stube zurück — und hier erst kam sie gewissermaßen zu sich selbst. Sie löschte das Licht aus, huschte den dunklen Korridor entlang in ihr Zimmer, warf, ohne das Licht wieder anzuzünden, die Kleider ab, und legte sich im Finstern nieder. . . Diese Finsterniß war ihr gerade jetzt so süß und lieb.

Sechzehntes Capitel.

Als Neshdanow am andern Morgen erwachte, fühlte er sich nicht im Geringsten befangen durch die Erinnerung an das Gespräch des vergangenen Abends; er war im Gegentheil ganz durchdrungen von der Empfindung einer gewissen frischen und gesunden Freude, als ob er etwas gethan hätte, was schon längst hätte geschehen müssen. Nachdem er Ssipjagin's Erlaubniß zur Fahrt eingeholt — Ssipjagin bewilligte ihm sogleich den erbetenen Urlaub, wenn auch mit strenger Miene — begab er sich auf zwei Tage zu Markelow. Bevor er sich aufmachte, fand er noch Gelegenheit, Marianne zu sehen und zu sprechen. Sie war eben so wenig verwirrt und befangen, wie Neshdanow, sie blickte ihm ruhig und entschlossen in die Augen und nannte ihn »Du.« Aufgeregt war sie nur wegen der Mittheilungen, die ihm bei Markelow erwarteten, und bat ihn, ihr sogleich nach seiner Rückkehr Alles zu erzählen.

— Das versteht sich von selbst, — antwortete Neshdanow.

»Und warum sollten wir denn auch aufgeregt sein!« — dachte er. — »Das individuelle, persönliche Interesse und Gefühl steht bei uns in zweiter Reihe. Wir sind aneinander gekettet, so daß uns nichts mehr trennen kann! Im Namen des großen Werkes, dem wir uns geweiht? Ja, im Namen dieses großen Werkes!«

So dachte Neshdanow, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam, wie nahe sich Wahrheit und Lüge in diesen seinen Gedanken berührten.

Er fand Markelow noch immer in der gleichen abgespannten und ernsten Gemüthsstimmung. Nach dem spärlichen Mittagsmahl begaben sie sich in dem uns schon bekannten Tarantaß — da Markelow's Pferd noch immer hinkte, hatte man bei einem der Bauern ein junges, noch nie im Anspann gewesenes Pferd, geliehen — zur großen Baumwollenspinnerei Falejew's, welche von Ssolomin geleitet wurde. Neshdanow brannte vor Ungeduld, jenen Menschen kennen zu lernen, von dem er in der letzten Zeit s so viel gehört. Ssolomin wußte, daß sie ihn besuchen würden; als sie vor dem Thor der Fabrik anhielten und ihre Namen nannten, führte man sie sogleich in ein unansehnliches Nebengebäude, in welchem Ssolomin wohnte, der »Mechaniker und Verwalter« der Fabrik. Er befand sich im Augenblick im großen Hauptgebäude und während einer von den

Arbeitern ihm die Ankunft der beiden Fremden zu melden ging, hatten diese Zeit, sich ein wenig umzusehen. Sie traten an das Fenster und blickten hinaus. Die Fabrik stand offenbar in voller Blüthe und war mit Arbeit überladen. Rings umher erzitterte die Luft im Getöse der lärmenden Thätigkeit: man vernahm das Keuchen und Poltern der Maschinen, das Knarren der Webstühle, das Rasseln der Räder, das Schwirren der Riemen; hier wurden Fässer über den Weg gerollt, dort zogen ganze Reihen von Schiebkarren und Lastwagen hin; aus dem Hauptgebäude ertönten laute Befehle, Glocken- und Pfeifensignale; Arbeiter in bunten Hemden mit schmalen Lederriemen um das fliegende Haar und Arbeitermädchen in kattunenen Rücken liefen hin und her, langsam bewegten sich Lasten ziehende Pferde. . . Ein dumpfes Dröhnen klang durch alle Räume, verursacht durch das Gewimmel der tausendköpfigen, in höchster Arbeitsspannung sich tummelnden Menschenmenge. Alles ging tüchtig, sicher und schwungvoll von Statten; nirgends war aber eine Spur von Luxus, Ordnung und Sauberkeit zu sehen, überall machte der Schmutz sich breit, der an Allem klebte, was das Auge überblickte. Hier eine Fensterscheibe eingeschlagen, dort ein Stück von der Stukkatur abgefallen, an einer anderen Stelle Bretter herabgestürzt, drüben eine Thür weit aufgerissen. Mitten auf dem Hofe ist eine große, schwarze, faulende, in allen Farben des Regenbogens schillernde Pfütze, weiter unten liegen Haufen auseinandergeworfener Ziegelsteine, Reste zerrissener Matten, zertrümmerter Kisten, Stücke von Stricken und Tauen; zottige, ausgehungerte Hunde durchstreifen den Hof. In einer Ecke am Zaun sitzt ein aufgedunsener vierjähriger Knabe mit zerzaustem Haar und mit Ruß überdeckt: er weint bittere Thränen, als hätte ihn die ganze Welt verlassen; dicht neben ihm wühlt ein Schwein, ebenso rußig und schmutzig, von buntfarbigen Ferkeln umgeben, in den umherliegenden Kohlstrünken; durchlöcherte, über einen aufgespannten Strick gehängte Wäsche flattert im Winde — überall welche Schwüle, welche übelriechenden Dünste. — Eine echte russische Fabrik, keine deutsche oder französische industrielle Anstalt!

Neshdanow blickte auf Markelow.

— Man hat mir so viel von den außerordentlichen Vorzügen Ssolomin's erzählt, — begann er, — daß ich, aufrichtig gesagt, ganz

verblüfft bin, hier eine solche Unordnung vorzufinden; ich hatte das nicht erwartet!

— Es ist hier keine Spur von Unordnung, — entgegnete Markelow finster, — es ist das nur russischer Unflath! Nichtsdestoweniger werden hier Millionen umgesetzt! Es ist aber zu berücksichtigen, daß er sich den alten Gewohnheiten anschmiegen muß, den Anforderungen des Geschäfts, seines Herrn. Wissen Sie denn, was das für eine Persönlichkeit ist, dieser Falejew?

— Nein, — Der größte Geizhals und »*Bourgeoise*« Moskau's!

In diesem Augenblick trat Ssolomin ins Zimmer. Bei seinem Anblick fühlte sich Neshdanow nicht weniger enttäuscht als bei dem Anblick der Fabrik. Im ersten Moment glaubte er einen Finnen oder einen Schweden vor sich zu sehen. Eine hoch aufgeschossene, breitschultrige, hagere Gestalt mit blondem Haar, einem langen, gelben Gesicht mit kurzer und breiter Nase, kleinen, graugrünen, ruhig blickenden Augen, dicken, schwülstigen Lippen, großen weißen Zähnen und einem in der Mitte gespaltenen Kinn, dem kaum merkbar ein leichter Flaum entsproß. Er war gekleidet wie ein Handwerker, wie ein Ofenheizer: den Oberkörper umhüllte eine kurze, enganliegende Jacke mit herabhängenden Taschen, eine zerknitterte Wachstuchmütze bedeckte den Kopf, um den Hals war eine wollene Schärpe geschlungen, die Füße steckten in Schmierstiefeln. Ihn begleitete ein Mann von ungefähr vierzig Jahren in einem langen, einfachen Oberrock, mit einem ungeheuer beweglichen, zigeunerartigen Gesicht und pechschwarzen stechenden Augen, aus denen sofort ein durchdringender Blick Neshdanow streifte . . . Markelow kannte er bereits. Dieser Mann hieß Paul und war Faktotum Ssolomin's.

Ssolomin kam auf die beiden Gäste zu, reichte einem Jeden schweigend die schwielige, magere Hand, holte aus dem Tisch ein versiegeltes Packet heraus und übergab dasselbe, ohne ein Wort zu sprechen, Paul, der es einsteckte und sich gleich daran entfernte. Dann warf er die Mütze mit einem Ruck vom Kopf herunter, setzte sich auf einen kleinen gestrichenen hölzernen Stuhl und forderte Markelow und Neshdanow mit einem einfachen »Bitte!« auf, sich auf einem ähnlichen Divan niederzulassen.

Markelow stellte Ssolomin und Neshdanow einander vor, worauf Ssolomin dem Letzteren von Neuem die Hand kräftig drückte.

Markelow ging dann gleich »zur Sache« über und erwähnte des Briefes von Wassily Nikolajewitsch. Neshdanow zeigte denselben Ssolomin. Während Dieser, denselben Zeile für Zeile aufmerksam und bedächtig durchlas, hatte Neshdanow Zeit, sich den Mann genauer anzusehen.

Ssolomin saß in der Nähe des Fensters, die Abendsonne fiel in hellen Strahlen auf sein eingebranntes mit Schweiß bedecktes Gesicht, auf das blonde, bestaubte, im Schein der Sonne glitzernde Haar. Während er den Brief fest in den emporgehobenen Händen hielt und mit dein Auge dem Inhalt desselben folgte, zuckten ununterbrochen die Nasenflügel und bewegten sich die Lippen, als ob er jedes Wort still vor sich hinspräche. Neshdanow gefiel das. Ssolomin gab den Brief, nachdem er ihn durchgelesen, freundlich lächelnd Neshdanow zurück und wartete geduldig, bis Markelow mit seiner darauf folgenden langen Rede endlich zu Ende war.

— Wissen Sie was, — begann daraus Ssolomin mit etwas heiserer, aber kräftiger Stimme, die Neshdanow ebenfalls sehr gefiel, — es ist hier nicht ganz bequem darüber zu sprechen; sollten wir nicht lieber zu Ihnen fahren? Es sind ja nur sieben Werst — Sie sind wohl im Tarantaß gekommen?

— Ja.

— Nun es wird da wohl auch für mich ein Plätzchen sein. In einer Stunde hören die Arbeiten auf; dann bin ich frei. Und Sie wohl auch? — wandte er sich zu Neshdanow.

— Bis übermorgen.

— Das ist ja sehr schön! Wir bleiben zur Nacht bei Ihnen, Ssergei Michailytsch, Sie erlauben doch?

— Wie können Sie noch fragen! Natürlich!

— Nun — ich bin gleich fertig. Ich werde mich umkleiden.

— Wie stehts um die Sache auf Ihrer Fabrik? — fragte Markelow bedeutungsvoll.

Ssolomin blickte zur Seite.

— Davon sprechen wir später, — antwortete er. — Warten Sie einen Augenblick . . . Ich bin gleich fertig. . . Ich habe Einiges vergessen . . .

Er entfernte sich. Wenn er nicht einen so guten Eindruck auf Neshdanow gemacht, so würde dieser den Markelow vielleicht direkt

gefragt haben, ob Ssolomin nicht gar zurücktreten wolle. So aber unterblieb diese Frage.

Als eine Stunde daran die Arbeiterschaaren lärmend aus allen Thüren der verschiedenen Stockwerke des mächtigen Gebäudes herausströmten, setzte sich auch der Tarantaß mit Markelow, Neshdanow und Ssolomin in Bewegung.

— Wassily Fedorytschi Soll ich's anpacken? — rief Paul, der Ssolomin bis an's Thor geleitet hatte.

— Versuch es . . . — antwortete Ssolomin. — Es handelt sich um eine nächtliche Operation, — erklärte er seinen Reisegefährten.

In Borsenkowo angekommen, aßen sie zu Abend — mehr aus Liebenswürdigkeit gegen den Wirth, als aus Bedürfnis —, worauf dann wieder eine jener nächtlichen Unterhaltungen begann, jener unermüdlichen russischen Unterhaltungen, welche in dieser Form und in dieser Maßlosigkeit wohl kaum bei irgend einem andern Volke möglich sind. Neshdanow fühlte sich wieder enttäuscht, da Ssolomin seinen Erwartungen entgegen, merkwürdig wenig sprach . . . so wenig, daß man beinahe sagen konnte, er habe die ganze Zeit über geschwiegen. Er hörte jedoch aufmerksam zu, und wenn er zuweilen eine Bemerkung hinwarf, so war es eine kurze, schlagende, gewichtige Bemerkung. Es ergab sich, daß Ssolomin an eine bevorstehende Revolution nicht glaubte, da er aber seine Meinung Niemandem aufdringen wollte, gedachte er abzuwarten — nicht aus der Ferne, sondern von der Seite — ob der Versuch dazu gemacht werden würde. Er war mit den Führern der revolutionären Partei in St. Petersburg gut bekannt, ihren Bestrebungen brachte er bis zu einem gewissen Grade offene Sympathie entgegen, da er selbst aus dem Volke hervorgegangen war; er fühlte aber auch, daß dieses Volk, »ohne welches man nichts ausrichten könne,« sich nicht daran betheiligen werde, daß es dazu einer langen Vorbereitung bedürfe, und zwar in anderer Weise, als es *Jene* thaten. Daher zog er sich auch stets zurück, nicht aus Schlauheit oder Hinterlist, sondern wie ein gescheuter Mensch, der weder sich noch Andere unnützer Weise preisgeben will. Hören könne man freilich, was da gesprochen werde, dachte er, und auch Dieses und Jenes von ihnen lernen, wenn der Zufall es füge!

Ssolomin war der einzige Sohn eines Küsters, dessen fünf Töchter, Ssolomin's Schwestern, bereits alle an Priester verheirathet waren.

Mit Einwilligung seines Vaters, eines gesetzten und verständigen Mannes, verließ er das Seminar, und legte sich aufs Studium der Mathematik s und namentlich der Mechanik; darauf gelang es ihm, auf eine englische Fabrik zu kommen, deren Eigenthümer ihn wie einen Sohn lieb gewann, und ihm die Mittel zu einer Reise nach Manchester verschaffte, wo er zwei Jahre verblieb und die englische Sprache erlernte. Die Stelle in der Fabrik des Moskauer Kaufmanns hatte er erst vor Kurzem angetreten, und obgleich er gegen seine Untergebenen streng war — wie er es in England gesehen — waren sie ihm dennoch sehr ergeben, denn er war doch einer von den »Eigenen,« wie sie sich ausdrückten, kein Fremder! Der Vater war mit ihm sehr zufrieden, nannte ihn stets einen »pünktlichen« Menschen und klagte nur darüber, daß der Sohn nicht heirathen wollte!

Wie bereits bemerkt, hatte Ssolomin während der Unterredung bei Markelow kaum ein paar Worte fallen lassen und fast die ganze Zeit über geschwiegen; als aber Markelow jetzt auf die Fabrikarbeiter zu sprechen kam und der Hoffnungen gedachte, welche man auf dieselben setzte, schnitt Ssolomin, seiner Gewohnheit gemäß, die Bemerkung kurz ab, indem er erklärte, daß die russischen Arbeiter — im Gegensatz zu den ausländischen — ein ruhiges, stilles Volk seien.

— Aber die Bauern? — fragte Markelow.

— Die Bauern! Nun, Händler und Bauernschinder giebt's unter ihnen genug, und es wird die Zahl derselben noch zunehmen; diese kennen aber nur ihren eigenen Vortheil; die Uebrigen — die sind wie Schafe so fromm, eine dunkle, unerforschte Masse!

— Wo soll man denn suchen?

Ssolomin lächelte.

— Suchet, so werdet Ihr finden!

Er pflegte fast immer zu lächeln, und wenn es auch ein einfaches Lächeln war, so war es doch nicht inhaltslos — eben so wenig wie er selbst.

Besonders freundlich war er gegen Neshdanow; der junge Student schien seine aufrichtige Theilnahme zu erregen, er behandelte ihn sogar mit einer gewissen Zärtlichkeit. Während dieser nächtlichen Unterhaltung war Neshdanow ein Mal ganz besonders in Feuer gerathen: da war Ssolomin langsam aufgestanden und hatte, nachdem

er schwerfälligen, breiten Schrittes über das ganze Zimmer gegangen, das offene Fenster hinter Neshdanow's Rücken geschlossen.

— Sie könnten sich erkälten — meinte er, als er den verwunderten, auf sich gerichteten Blick des Redners bemerkte.

Neshdanow fragte ihn, welche sozialistische Ideen in der ihm anvertrauten Fabrik er durchzuführen gedenke und ob er die Absicht habe, die Arbeiter an dem Gewinn theilnehmen zu lassen.

— Lieber Freund! — antwortete Ssolomin, — wir haben eine Schule eröffnet und ein Lazareth eingerichtet — und unser Patron hat sich wie ein Bär dagegen gestemmt!

Nur ein Mal wurde Ssolomin ernstlich böse und schlug mit der mächtigen Faust auf den Tisch, so daß Alles, was auf demselben stand, emporschnellte, das neben dem Tintenfaß befindliche Pudgewicht nicht ausgenommen: es geschah das, als von einer Ungerechtigkeit, die bei einer gerichtlichen Verhandlung vorgefallen, von der Verfolgung eines Arbeiter-Vereins erzählt wurde . . .

Als jedoch Neshdanow und Markelow wieder darauf zu sprechen kamen, wie man »vorgehen« müsse, auf welche Weise man das geplante Vorhaben in Ausführung bringen solle, fuhr Ssolomin fort, ihren Reden mit einer gewissen achtungsvollen Aufmerksamkeit zu folgen — obgleich er selbst kein Wort mehr sprach. Bis vier Uhr Morgens zog sich diese Unterhaltung hin. Was wurde da nicht Alles verhandelt! Markelow wies unter Anderem etwas geheimnißvoll auf den unermüdlichen Reisenden Kissljakow hin, auf dessen Briefe, die immer interessanter würden; er versprach Neshdanow, ihm einige von diesen Briefen zu zeigen und sie ihm sogar nach Hause mitzugeben, da sie sehr lang und unleserlich, aber auch sehr gelehrt seien, es kämen sogar Gedichte in ihnen vor, zwar keine leichtfertigen, sondern sozialistische! Von Kissljakow ging Markelow zu den Soldaten, den Adjutanten, zu den Deutschen über, endlich — zu seinen Aufsätzen über die Mängel des russischen Artilleriewesens! Neshdanow äußerte einige Gedanken über den Antagonismus zwischen Heine und Börne, über Proudhon, über den Realismus in der Kunst; Ssolomin aber hörte aufmerksam zu, rauchte lächelnd seine Cigarre, und schien, ohne ein geistreiches Wort gesagt zu haben, die Dinge, um die es sich handelte, besser und richtiger zu begreifen, als sie Alle!

Die Uhr schlug vier . . . Neshdanow und Markelow konnten sich kaum mehr auf den Füßen halten« so müde waren sie, während sich Ssolomin nicht im Geringsten abgespannt fühlte. Die Freunde trennten sich endlich; vorher hatten sie jedoch noch beschlossen, zusammen am andern Tage in der Stadt den altgläubigen Kaufmann Goluschkin in Sachen der Propaganda zu besuchen: er war selbst eifrig bei der Sache und hatte auch Proselyten zu machen versprochen . . Ssolomin bezweifelte anfänglich, daß es sich überhaupt lohnen werde, diesen Goluschkin hineinzuziehen. Später stimmte er jedoch der Meinung der Anderen bei.

Siebzehntes Capitel.

Markelow's Gäste schliefen noch, als bei ihm ein Bote seiner Schwester mit einem Brief erschien. Im diesem Brief war zuerst von unbedeutenden Wirthschaftsangelegenheiten die Rede, dann von einem Buche, welches Markelow von ihr geliehen und das sie ihn zurückzuschicken bat; im Postskriptum endlich theilte ihm seine Schwester »*à propos*« eine »höchst komische« Neuigkeit mit: der Gegenstand seiner Leidenschaft, Marianne, habe sich in den Lehrer Neshdanow verliebt, der Lehrer ebenfalls in Marianne, und das sei nicht Klatscherei, sondern sie selbst, Valentine Michailowna, habe es mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört! Markelow's Gesicht war finster geworden, wie die Nacht . . . es kam jedoch kein Laut über seine Lippen. Er befahl, das gewünschte Buch dem Boten zu übergeben, und als er gleichzeitig Neshdanow von oben herabkommen sah, begrüßte er ihn, als ob nichts vorgefallen wäre, und händigte ihm sogar das versprochene Packet Kissljakow'scher Briefe ein, verließ jedoch gleich darauf die Stube, um »nach der Wirthschaft zu sehen.«

Neshdanow kehrte in sein Zimmer zurück und vertiefte sich in die Lektüre der von Markelow erhaltenen Briefe. Er fand, daß der junge Propagandist in denselben immer nur von sich sprach, von seiner fieberhaften Thätigkeit: er war, wie er schrieb, während eines Monats in elf Kreisen gewesen, in neun Städten, neunundzwanzig Flecken, dreiundfünfzig Dörfern, auf einem Freihof und in acht Fabriken; sechzehn Nächte habe er auf dem Heuboden verbracht, eine Nacht in der Scheune, eine sogar im Kuhstall (mit einem *Nota bene* setzte er die Bemerkung hinzu, daß ihn die Flöhe nicht beißen); er habe sich in Erdhütten, in Kasernen der Arbeiter aufgehalten, habe überall Propaganda gemacht, Bücher vertheilt und im Fluge Beobachtungen angestellt; Einiges habe er dann gleich notirt, Anderes sich nach den neuesten Regeln der Mnemonik fest eingeprägt; ferner habe er vierzehn große Briefe abgeschickt, achtundzwanzig kleine und achtzehn ganz kurze Briefchen (von denen er vier mit Bleistift geschrieben, eins mit Blut, eins mit in Wasser aufgelöstem Ruß) und dies Resultat habe er nur dadurch erreicht, weil er seine Zeit systematisch einzutheilen gelernt, indem er Quentin, Johnson,

Karrelius, Sswerlitzky und andere Publizisten und Statistikers studirt. Dann begann er wieder von sich zu reden, von seinem Stern, davon, wie er die Theorie der Leidenschaften von Fourier ergänzt; schließlich versicherte er, daß er zuerst endlich den »Grund« entdeckt, den Boden, die Basis zukünftiger Entwickelung, daß er »nicht hinschreiten werde über die Welt, ohne eine Spur zu hinterlassen,« daß er selbst voll Staunen darüber sei, wie er, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, bereits *alle* Fragen des Lebens und der Wissenschaft gelöst habe, — und daß er ganz Rußland umdrehen, »aufrütteln« werde! — *Dixi!!* — setzte er, eine neue Zeile beginnend, hinzu. Dieses »Dixi« mit zwei Ausrufungszeichen war eins seiner Lieblingsworte. In einem von den Briefen stieß Neshdanow auch auf ein sozialistisches Gedicht, das, an ein junges Mädchen gerichtet, mit den Worten begann:

Nicht mich sollst Du lieben — in mir die Idee!

Neshdanow war weniger über die eitle Selbstgefälligkeit Kissljakow's erstaunt, als über die ehrliche Gutmüthigkeit Markelow's, dachte jedoch: »Fort mit der Aesthetik! auch Herr Kissljakow kann Nutzen bringen!«

Etwas später versammelten sich die Freunde wieder im Eßzimmer; Keiner von ihnen schien jedoch Lust zu haben, die gestrige Unterhaltung fortzusetzen: Markelow und Neshdanow waren zu aufgeregt, Ssolomin aber schwieg wie gewöhnlich.

Nach dem Thee fuhren sie zur Stadt; der alte, auf dem Treppengeländer kauernde Diener Markelows blickte seinem Herrn in der gewohnten wehmüthigen Weise nach.

Der altgläubige Kaufmann Goluschkin, dessen Bekanntschaft Neshdanow der erhaltenen Weisung gemäß zu machen hatte, war der Sohn eines, durch sein Geschäft reich gewordenen Droguisten. Er selbst hatte zu dem väterlichen Vermögen nichts hinzugefügt, denn er pflegte sein Leben vollauf zu genießen, wie ein russischer Epikuräer, und war auch nicht im Geringsten zum Handelsberuf befähigt. Er war ungefähr vierzig Jahr alt und sah sehr wohlgenährt aus; in dem häßlichen, blatternarbigen Gesicht blinzelten zwei kleine, längliche Schweinsaugen; wenn er sprach — und er sprach viel und hastig, gleichsam über die Worte stolpernd — schlug er lachend mit den Händen um sich und stampfte mit den Füßen . . . er hatte überhaupt das Aussehen eines dummerhaften, verzogenen und

selbstgefälligen Burschen. Er selbst hielt sich für einen höchst gebildeten Menschen, da er französische Kleider trug, offenes Haus hielt, obgleich es in denselben nicht sehr rein aussah, da er ferner mit reichen Leuten Umgang hatte, das Theater besuchte, und Chansonetten-Sängerinnen protegirte, mit denen er sich in einer ganz ungewöhnlichen, quasi-französischen Sprache unterhielt. Seine Hauptleidenschaft aber war die Sucht nach Popularität: die ganze Welt soll es vernehmen, wer Du bist, Goluschkin! Das ist Ssuworow, oder Potjemkin — das aber ist Kapiton Goluschkin! — Diese Leidenschaft, welche sogar mächtiger war, als der angeborene Geiz, hatte ihn auch in das Lager der Nihilisten und »in die Opposition« getrieben, wie er sich selbstgefällig auszudrücken pflegte (oder »in die Position,« wie er Anfangs sagte, bis man ihn des Besseren belehrte); er sprach die schroffsten Ansichten aus, spottete über die Lehren der altgläubigen Kirche, der er selbst angehörte, aß Fleisch in der Fastenzeit, spielte Karten und trank Champagner wie Wasser. Es gelang ihm Alles, denn, pflegte er zu sagen, wo es nöthig, da ist die Obrigkeit erkauft, jedes Loch, jeder Mund, jedes Ohr verstopft! Er war Wittwer und hatte keine Kinder; die Söhne seiner Schwester drehten sich kriechend um ihn, er schalt sie aber ungebildete Tölpel, Barbaren und empfing sie fast nie. Er wohnte in einem großen, steinernen, schlecht unterhaltenen Hause; einige Zimmer waren mit ausländischen Möbeln ausstaffirt, in den anderen waren nur einfache, gestrichene Stühle und ein mit Wachstuch überzogener Divan. An den Wänden hingen überall Bilder — und zwar sehr schlechte Bilder: rothe Landschaften, veilchenblaue Seestücke, »der Kuß« von Molier, dicke nackte weibliche Figuren mit rothen Knieen und Ellenbogen. Trotzdem, daß Goluschkin ohne Familie dastand, wimmelte es in seinem Hause von allerlei Schmarotzern, die er nicht aus Gastfreundschaft um sich duldete, sondern um sich populär zu machen — und um ihnen befehlen und auch sein Müthchen an ihnen kühlen zu können. »Meine Klienten,« sagte er gewöhnlich, wenn er Jemandem Sand in die Augen streuen wollte; obgleich er niemals etwas las, wußte er sich doch einzelne gelehrte Ausdrücke sehr gut einzuprägen.

Die jungen Leute trafen Goluschkin in seinem Kabinet. Er war in einem langen Hausrock, hielt eine Cigarre im Munde, eine Zeitung in der Hand und stellte sich, als ob er in dieselbe vertieft sei. Als er sie

erblickte, sprang er auf, — lief erröthend von Einem zum Andern, befahl einen Imbiß zu bringen, fragte nach Diesem, lachte über Jenes — und das Alles zu gleicher Zeit. Markelow und Ssolomin kannte er bereits, Neshdanow aber hatte er noch nie gesehen. Als er vernahm, daß Neshdanow sei, drückte ihm Goluschkin noch ein Mal lachend die Hand Und rief:

— Herrlich! herrlich! Einer von unserem Schlage. . . Wissen ist — lichter Tag, Unwissenheit — finstere Nacht!l Ich habe selbst eine klägliche Erziehung erhalten, aber ich begreife es, denn ich habe was erreicht!

Neshdanow schien es, als ob Goluschkin verlegen wäre — und das war auch in der That der Fall. — »Paß auf, Kapiton! blamir Dich nicht!« — war jedes Mal sein erster Gedanke, so oft er ein neues Gesicht sah. Er faßte sich jedoch und begann lispelnd, in der seiner Rede eigenen, hastig verwirrten Weise von Wassili Nikolajewitsch zu sprechen über dessen Charakter, von der Nothwendigkeit der Pro . . . pa . . . ganda — davon, daß er, Goluschkin, einen höchst zuverlässigen Menschen entdeckt, der ihrer Sache beitreten wolle, daß die Zeit der Revolution nahe sei, daß die . . . Lanzette angelegt werden könne — er blickte hierbei auf Markelow, der aber ganz ruhig dasaß und auf die Anspielung gar nicht zu achten schien . . . — darauf wandte er sich zu Neshdanow und erzählte ihm von den Vorzügen seiner eigenen Persönlichkeit in einer selbst Kissljakow's, des großen Reisenden, vollkommen würdigen Weise. Er sei, meinte er, kein roher, selbstgefälliger Autokrat alten Schlages, er kenne sehr gut die berechtigten Ansprüche der Proletarier — dieses Wort hatte er sich gleichfalls eingeprägt, — daß er jetzt freilich den Handel bei Seite geworfen und sich nur mit Bankgeschäften abgebe — um das Kapital zu vergrößern — aber er thue es nur, um mit diesem Kapital im gegebenen Moment der allgemeinen Bewegung zu nützen — dem Volke zu dienen, denn er, Goluschkin, sei im Grunde ein geschworener Feind des Kapitals!

In diesem Augenblick kam ein Diener mit dem Imbiß. Goluschkin bat die Herren ein Schnäpschen zu nehmen und ging selbst mit gutem Beispiel voran, indem er ein ziemlich großes Gläschen Pfeffermünzbranntwein hinunterstürzte.

Die Gäste leisteten seiner Aufforderung Folge. Goluschkin stopfte sich große Stücke gepreßten Kaviars in den Mund und trank

unaufhörlich, seine Gäste immer wieder von Neuem ermunternd, sich Alles schmecken zu lassen. — Ein guter kleiner Macon! wiederholte er kichernd. — Nur zu, meine Herren, bitte! Er wandte sich dann zu Neshdanow und fragte ihn, von wo er komme, wo er sich aufhalte und ob er lange in S. zu bleiben gedenke. Als ihn Neshdanow daraus erwiderte, daß er bei Ssipjagin lebe, rief Goluschkin aus:

— Ich kenne diesen Herrn! Ein leerer Kopf — Und nun begann er alle Gutsbesitzer des Gouvernements S. zu schmähen — weil in ihnen nicht die Spur eines Gemeingefühls vorhanden sei, weil sie nicht einmal für die eigenen Interessen Verständniß hätten! . . . »Merkwürdig jedoch!« — dachte Neshdanow — »er tadelt und schilt ununterbrochen und doch irren ihm die Augen so scheu und unruhig umher! « — Neshdanow vermochte sich keine Rechenschaft zu geben, was das eigentlich für ein Mensch sei und wozu sie ihn brauchten? Ssolomin schwieg wie gewöhnlich; Markelow aber sah so finster aus, daß Neshdanow ihn endlich fragte, was ihm geschehen. Markelow entgegnete, daß ihm gar nichts passirt sei, aber in dem Ton, in welchem man gewöhnlich Leuten zu antworten pflegt, denen man zu verstehen geben will, daß man nicht geneigt ist, sich mit ihnen in eine Unterhaltung einzulassen. — Goluschkin fuhr unterdessen fort, in der alten Weise zu reden, bis er endlich auf die heranreifende Jugend zu sprechen kam und sich in überschwenglichen Lobeserhebungen über sie erging: wie sie jetzt klug sind, die jungen Leute! so klug, so klug! Da unterbrach ihn aber Ssolomin und fragte, wer denn jener zuverlässige Mensch sei, von dem er vorhin gesprochen, und wo er ihn gefunden? Goluschkin lachte laut auf und wiederholte zwei Mal: Sie werden schon sehen, Sie werden schon sehen! — worauf er gleich von der Fabrik zu reden anfing, sich nach dem Eigenthümer, dem »Spitzbuben« erkundigte . . . von Ssolomin jedoch höchst trockene und einsilbige Antworten erhielt. Er goß nun Allen Champagner ein, ergriff sein Glas, flüsterte Neshdanow in's Ohr: »es lebe die Republik!« — und leerte es in einem Zuge. Neshdanow nippte ein wenig, Ssolomin bemerkte, daß er niemals am Morgen Wein trinke. Markelow aber leerte sein Glas voll Ingrimm gleichfalls bis auf die Neige. Eine gewisse Ungeduld schien an ihm zu nagen, als ob es ihn quäle, daß man sich hier amüsirte, statt vernünftig zu sprechen . . . Er schlug mit finsterer Miene auf den Tisch, rief: »Meine Herren!« — und wollte eben zu reden beginnen . . .

In diesem Augenblick trat ein kleines, offenbar schwindsüchtiges Männlein in einem Nanking-Rock von kaufmännischem Schnitt, mit glatt gekämmtem Haar und spitz zulaufendem, einer Kaffeekanne ähnlichem Gesicht in's Zimmer, verneigte sich vor den Gästen und ging auf Goluschkin zu, dem er mit leiser Stimme irgend eine Mittheilung machte.

— Gleich! gleicht — antwortete Dieser hastig. Meine Herren, — fuhr er fort, — ich muß Sie um Entschuldigung bitten . . . Der Wassja, mein Kommis, hat mir da ein »Geschichtchen« mitgetheilt, welches so wichtig ist, daß ich mich jetzt durchaus entfernen muß; aber ich hoffe, meine Herren, daß Sie nicht ablehnen werden, bei mir zu speisen — um drei Uhr; dann werden wir uns noch gemüthlicher unterhalten können!

Weder Ssolomin, noch Neshdanow wußten, was sie darauf antworten sollten; Markelow aber rief sogleich noch immer mit derselben finsteren Strenge in den Mienen und in der Stimme:

— Natürlich kommen wir; was wäre das sonst für eine Komödie!

— Innigsten Dank, meine Herren! — fiel Goluschkin ein, und fügte, sich zu Markelow neigend, hinzu: — Tausend Rubel opfere ich jedenfalls . . . das unterliegt keinem Zweifel! — und betheuerte dieses Versprechen durch dreimaliges, bezeichnendes Niederschlagen der rechten Hand mit ausgestrecktem Daumen und kleinem Finger.

Er gab den Gästen bis an die Thür das Geleit und rief ihnen noch auf der Schwelle nach:

— Ich erwarte Sie also um drei!

— Gut! — antwortete Markelow.

— Meine Herren! — rief Ssolomin, als sie auf der Straße waren. — Ich werde zur Fabrik fahren. Was soll man bis zum Mittag unnütz die Zeit vertrödeln! Dieser Kaufmann . . . däucht mir, ist so viel werth, wie ein Bock, von dem man weder Milch noch Wolle bekommt.

— Nun, Wolle wird's schon geben, — brummte Markelow. — Er verspricht uns Geld. Oder ist er Euch zu ungebildet? Wir können nicht auf Alles Rücksicht nehmen, wir sind — keine wählerischen Bräute!

— Es kümmert mich wenig, ob er ungebildet ist oder nichts — antwortete Ssolomin ruhig. — Ich frage mich nur, wozu meine Anwesenheit von Nutzen sein könnte. — Uebrigens, — fügte er, auf

Neshdanow blickend, lächelnd hinzu, — gut: ich bleibe. Mit Kameraden ist's gut sterben, wie das Sprichwort sagt. —

Markelow hob den Kopf empor.

— Gehen wir unterdessen in den Stadtgarten, das Wetter ist so schön. Wir können uns die Menschen ansehen!

— Gut- Sie schlugen die Richtung nach dem Stadtgarten ein: Markelow und Ssolomin gingen voran, Neshdanow folgte ihnen.

Achtzehntes Capitel.

Es war ein seltsamer Zustand, in welchem sich Neshdanow befand. In den letzten zwei Tagen hatte er so viel erlebt, so viele neue Personen gesehen . . . Zum ersten Mal in seinem Leben war er in ein nahes Verhältniß zu einem jungen Mädchen getreten, das er, wie es schien, innig liebte; er war Zeuge der Vorbereitungen zu einem Unternehmen, dem er wahrscheinlich alle seine Kräfte widmen mußte. Und was fühlte er nun? — Freute es ihn? — Nein. — Schwankte er? Fürchtete er sich? — O nein, gewiß nicht! War seine Seele wenigstens in jener ganz besonderen, erhebenden Erregung, welche den Menschen zwingt, im Vorgefühl des nahe bevorstehenden Kampfes in die erste Reihe der Streitenden zu treten? — Auch das nicht! Glaubte er endlich überhaupt an dieses Unternehmen? Glaubte er an seine Liebe? — Verwünschte Aesthetik! Verwünschter Skeptizismus! — flüsterten tonlos die Lippen. Woher diese Müdigkeit, woher selbst diese Unlust zum Reden, so sehr man auch schreit und außer sich geräth? Was ist das für eine innere Stimme, die er dadurch berauben will? — Aber Marianne, diese gute, treue Freundin, diese reine, leidenschaftliche Seele, dieses herrliche Mädchen — liebt sie ihn denn nicht? Ist es nicht ein großes Glück, daß er sie gefunden, daß er ihre Freundschaft, ihre Liebe erworben? Und die beiden Gestalten, die vor ihm gehen, dieser Markelow, dieser Ssolomin, den er noch wenig kennt, zu dem es ihn aber so mächtig hinzieht, — sind sie denn nicht auch tüchtige Typen russischen Wesens, russischen Lebens? Und mit ihnen bekannt, befreundet zu sein — ist das nicht Glück? — Woher denn dies unbestimmte, unklare, nagende Gefühl? Was will, was soll diese Wehmuth — Wenn Du ein Gedankenmensch bist, ein Melancholiker — flüsterten wieder die Lippen — dann, zum Teufel, bist Du auch kein Revolutionär! Reime dann ohne Ende, und verkomme, tändle mit Deinen kleinlichen Gedanken und Gefühlen, und wühle in verschiedenen psychologischen Erörterungen und Feinheiten — dann aber bilde Dir nicht ein, daß die krankhafte Erregung Deines Wesens, daß Dein nervöser Trotz männlicher Zorn sei und tiefempfundener Haß eines überzeugungsfreudigen Menschen!— O Hamlet, Hamlet, Du Dänenprinz, wie soll man Deinem

Schatten entfliehen, wie aufhören, Dir in Allem nachzustreben, sogar in der schmachvollen Wollust der Selbstpeinigung!

— Alexis! Freund! Rußlands Hamlet! — ertönte plötzlich eine bekannte scharfe Stimme — gleichsam als Wiederklang aller dieser Gedanken. — Bist Du's, seh' ich recht?!

Neshdanow schaute auf und erblickte Paklin in strohgelber Sommerkleidung, einen großen, mit einem himmelblauen Bande umschlungenen, in den Nacken gedrückten Strohhut auf dem Kopf, in Lackstiefeln — und ohne Halstuch!

Er näherte sich Neshdanow und ergriff dessen Hände.

— Erstens, — begann er, — obgleich wir in einem öffentlichen Garten uns befinden, muß ich Dich doch nach alter Sitte umarmen und drei Mal küssen . . . eins!t zwei! drei! — Zweitens, wisse, daß wenn ich Dich nicht heute erblickt, Du morgen mein Angesicht geschaut hättest, — dieweil mir Dein Aufenthaltsort bekannt ist und ich absichtlich in diese Stadt gekommen bin . . . wie das geschehen ist — davon später; drittens, stelle mich Deinen Freunden vor. Melde mir kurz und bündig, wer sie sind — und ihnen, wer ich bin — und genießen wir dann die Freuden des irdischen Lebens!

Neshdanow leistete dem Wunsche seines Freundes Folge, stellte die Herren einander vor und fügte bei einem Jeden kurz hinzu, wer er sei, was er treibe u.s.w.

— Prächtig! — rief Paklin, — jetzt aber gestattet mir, Euch den Blicken der Menge, die übrigens nicht vorhanden ist, zu entziehen, und zu einer einsamen Bank zu führen, auf welcher ich oft zu sitzen und in melancholischen Augenblicken die Natur zu bewundern pflege. Es ist etwas Herrliches, was das Auge da schaut: das Haus des Gouverneurs, zwei bunte Schilderhäuschen, drei Gendarmen und keinen einzigen Hund! — Wundert Euch nicht über die Reden, die ich im Munde führe, und die trotz meines Bemühens Euch kein Lächeln abzuzwingen im Stande sind! — Wie meine Freunde behaupten, repräsentire ich ja den russischen Witz . . . daher hinke ich wohl auch!

Paklin führte seine Freunde zur »einsamen Bank« auf welche sie sich niederließen, nachdem Paklin zuerst zwei alte Weiber verjagt, die dort saßen. Die jungen Leute begannen ihre Gedanken auszutauschen.« . . .

— Halt! — rief plötzlich Paklin, sich zu Neshdanow wendend, — ich muß Dir doch erklären, wie ich hierhergekommen. Du weißt, daß ich meiner Schwester wegen in jedem Sommer aus St. Petersburg fortziehe; als ich, nun erfuhr, daß Du auf einem Gut in der Nähe dieser Stadt, fiel es mir ein, daß ich hier Verwandte von Seiten meiner Mutter habe; zwei ganz absonderliche Subjekte, Mann und Frau! Mein Vater war ein Kleinbürger — meine Mutter aber eine Adlige. (Neshdanow wußte das Alles recht gut, Paklin hatte das aber wegen der zweien Anderen gesagt, um mit seiner *väterlichen* Abstammung zu prahlen.) — Schon seit langer, langer Zeit fordern sie uns auf, sie heimzusuchen! — Halt! denke ich . . . Das paßt vortrefflich! Es sind gute, herzensgute Menschen, die Schwester wird ein Leben bei ihnen haben, wie im Paradiese — was brauch' ich mehr? Da kamen wir denn hergeflogen. Und ich sage Dir: so gut haben wir es hier, so gut . . . es ist nicht zu beschreiben! — Aber was das für Menschen sind, was für Menschen! — Ihr müßt sie durchaus kennen lernen! — Was thut Ihr hier? Wo werdet Ihr speisen? Und weshalb seid Ihr denn eigentlich nach S. gekommen?

— Wir essen heute bei einem gewissen Goluschkin . . . Es existirt hier ein Kaufmann dieses Namens, — antwortete Neshdanow.

— Um welche Zeit?

— Um drei Uhr.

— Und Ihr seid bei ihm wegen . . . wegen . . .

— Paklin blickte auf den wie gewöhnlich lächelnden Ssolomin, dann aus Markelow, dessen Mienen immer finsterer wurden . . .

— Hör' Alex, sag' ihnen doch . . . mach' irgend ein Freimaurerzeichen, damit sie wissen, daß sie keine Umstände zu machen brauchen . . . Ich gehöre ja auch zu Euch . . . zu Eurem Verein . . .

— Goluschkin gehört auch zu uns, — bemerkte Neshdanow.

— Vortrefflich! — Wir haben bis zum Mittag noch sehr viel Zeit — hört mal: kommt zu meinen Verwandten!

— Bist Du von Sinnen? Wie können wir . . .

— Sei nur ganz still, das ist meine Sache, — unter- brach ihn Paklin. — Ich sage Dir: eine Oase in der Wüste! — Keine Spur von Politik, von Literatur! nichts findet dort Eingang, was modern ist! Das Haus, in welchem sie wohnen, ist klein, dickbäuchig, wie Du jetzt nirgends ein

zweites sehen wirst; die Luft in demselben ist — antik; die Menschen — antik; mit einem Wort Alles, Alles — antik — Zeitalter der zweiten Katharina — Puder, Reifrock, achtzehntes Jahrhundert! — Die Eheleute selbst denke Dir: alte uralte Gestalten, aber ohne Runzeln im Gesicht; ferner rund, klein, weich, sauber, — echte *Inséparables*; dabei bis zur Dummheit gutmüthig, bis zur Heiligkeit, unendlich gut! Freilich sagt man, daß »unendliche« Güte mit ungenügender Ausbildung des sittlichen Gefühls im Menschen in Verbindung stehen soll . . . Ich verstehe jedoch nichts von diesen Feinheiten und weiß nur, daß meine Alten — überaus herzig sind! Kinder haben sie niemals gehabt. Die »Glückseligen« —so nennt man sie in der Stadt. Sie gehen immer gleich gekleidet und tragen gestreifte lange Morgenröcke und es ist das Zeug, aus welchem diese Kleider gemacht sind, so fest, wie Du es jetzt nirgends mehr findest. — Sie sehen einander zum Verwechseln ähnlich — nur daß die Eine eine Haube auf dem Kopfe hat, der Andere aber eine Kappe — doch eben so besetzt, wie die Haube, wenn auch ohne Schleife. Wenn diese Schleife nicht wäre, könnte man sie nicht unterscheiden, da auch beim Mann das Kinn eben so glatt ist, wie bei der Frau. Und sie heißen: er — Thömchen und sie — Thymchen. — Glaube mir — man könnte Geld zahlen, um sie zu sehen. Sie lieben einander — bis zur Unmöglichkeit; besucht man sie aber, so ist man immer von Herzen willkommen. Und sie sind so freundlich, so zuvorkommend und zeigen auch gleich ihre kleinen Griffe und Kniffe. Nur eins: man darf nicht rauchen bei ihnen; sie sind zwar keine Raskolniki, aber sie haben einen Widerwillen gegen Tabak. . . Wer hat übrigens auch geraucht zu ihrer Zeit? — Dafür haben sie auch keine Kanarienvögel, denn diese Thiere waren damals noch wenig bekannt . . . Und das ist ein großes Glück — nicht wahr? — Nun, gehen wir?

— Ich weiß wirklich nicht, — meinte Neshdanow.

— Halt! ich habe noch Etwas vergessen. — Auch ihre Stimmen sind gleich: wenn man die Augen schließt, weiß man nicht, wer da spricht. Thömchen scheint übrigens mit ein wenig mehr Gefühl zu sprechen. — Ihr rüstet Euch, meine Herren, zu einem großen Werke — es steht Euch vielleicht ein schrecklicher Kampf bevor . . . Solltet Ihr nicht, ehe Ihr Euch in die stürmischen Wogen stürzt, Euch zuerst erfrischen . . .

— Durch ein Bad im stehenden Wasser? — unter- brach ihn Markelow.

— Und wenn auch? — Stehendes Wasser ist es freilich, aber kein unreines, kein faules Wasser. — Es giebt kleine Steppenteiche ohne sichtbaren Zufluß, die trotzdem immer klar bleiben, weil aus den Quellen auf dem Grunde derselben ununterbrochen frisches Wasser emporsprudelt — Solche Quellen sind auch in meinen Alten verborgen — dort, auf dem Grunde ihrer Seele, so klar, so rein . . . Ich sage Euch! wollt Ihr sehen, wie man vor hundert, hundertfünfzig Jahren gelebt hat, so folgt mir unverzüglich. Denn sonst kommt ein Tag und eine Stunde — und für Beide durchaus dieselbe Stunde — und meine Inséparables sind dahin! — und Alles vergeht mit ihnen — das kleine wanstige Häuschen verschwindet — und dort, wo es gestanden, wächst dann, was nach den Worten meiner Großmutter immer an den Stellen zu wachsen pflegt, wo einst Menschenkinder gewandelt: Nesseln, Kletten, Disteln, Wermuth und wilder Ampfer! und selbst die Straße wird nicht mehr sein — und es werden Menschen kommen und werden suchen und werden in Ewigkeit nichts dem Aehnliches finden!

— Nun? — rief Neshdanow, — was denkt Ihr, wollen wir gehen?

— Es würde mir ein großes Vergnügen bereiten, sie zu sehen, — antwortete Ssolomin; — es ist jedenfalls höchst interessant, — und wenn Herr Paklin und dafür bürgen will, daß wir Niemandem zur Last fallen, so . . . könnte man wohl . . .

— Seien Sie unbesorgt! — rief Paklin, — die Alten werden außer sich sein vor Entzücken; ich sage Euch, man nennt sie: die Glückseligen! Sie werden uns etwas vorsingen! — Und Sie, Herr Markelow?

Markelow zuckte ärgerlich die Achseln.

— Ich werde doch nicht allein hier bleiben.

Führen Sie uns! Die jungen Leute erhoben sich von ihren Sitzen.

— Was das für ein finsterer Herr ist, — flüsterte Paklin Neshdanow zu, indem er auf Markelow wies: — Johannes der Täufer, der sich an Heuschrecken satt gegessen . . . an Heuschrecken ganz allein, ohne Honig! — Der Andere aber — fügte er, mit dem Kopf auf Ssolomin deutend, hinzu, — das ist ein prächtiger Mensch! Wie sein Lächeln so wunderbar ist. — Ich habe bemerkt, daß nur solche Leute so zu

lächeln verstehen, die höher stehen, als Andere — und doch selbst nichts davon wissen.

— Giebt es denn solche Menschen? — fragte Neshdanow.

— Man findet sie zuweilen, aber selten, antwortete Paklin.

Neunzehntes Capitel.

Thömchen und Thymchen — Thomas Lawrentjewitsch und Euthymia Pawlowna Ssubotschew — entstammten Beide demselben altadligen Geschlecht und gehörten zu den ältesten Bewohnern der Stadt S. Sie waren Beide sehr jung, als sie sich vermählten, und hatten sich bald darauf, vor langer, langer Zeit, von ihrem Dorfe in das hölzerne, großväterliche Haus an der äußersten Grenze der Stadt zurückgezogen; dieses Haus hatten sie seitdem nicht mehr verlassen und sich auch nie entschließen können, eine Aenderung in ihrer Lebensart eintreten zu lassen. Sie standen gleichsam außerhalb der Zeit, niemals hatte etwas »New modisches« in ihre »Oase« einzudringen vermocht. Wenn sie auch nicht reich waren, so hatten sie doch ihr gutes Auskommen, denn die Bauern brachten ihnen nach wie vor ein paar Mal im Jahre allerlei Provision und Geflügel vom Dorfe; regelmäßig erschien zur bestimmten Zeit der Dorfälteste mit dem Gelde, und einem Paar Birkhühner aus den herrschaftlichen Wäldern, die jedoch längst nicht mehr existirten; er wurde dann auf der Schwelle des Gastzimmers mit Thee traktirt, mit einer Fellmütze und einem Paar sämischledernen Fausthandschuhen beschenkt und schließlich mit Gott entlassen. Das Hausgesinde war gleichfalls unverändert dasselbe geblieben. In alter, gewohnter Weise trat der alte Diener Kalliopytsch, in einem ungewöhnlich dicken Tuchrock mit einem stehenden Kragen und stählernen Knöpfen, täglich um die bestimmte Stunde in's Zimmer, um seiner Herrschaft in singendem Tone zu vermeiden, daß »der Tisch gedeckt« sei, woraus er dann hinter dem Stuhl seiner Herrin stehend regelmäßig einzuschlafen pflegte. Er hatte die Oberaufsicht über das Buffet — über die »Spezereien, Kardamomen und Citronen«; wenn man ihn aber fragte, ob er nicht gehört, daß die Leibeigenen nun Alle frei wären, antwortete er, daß das Unmöglich, daß es eine Lüge sei; bei den Türken, da herrsche Freiheit, ihn aber hätte der liebe Gott davor behütet. Ein Mädchen, Namens Pusska, von Gestalt eine Zwergin, hatte die Aufgabe, die alten Leute zu unterhalten und zu zerstreuen; während des Mittags aber erschien die alte Bonne Wassiljewna, mit einem großen dunklen Tuch um den Kopf, und erzählte ihnen mit zitternder Stimme allerlei Neuigkeiten: wie Napoleon im Jahre 1812 in

Rußland gewesen, wie der Teufel als Antichrist durch die Welt ziehe oder wie man jetzt weiße Mohren entdeckt hätte; — ein anderes Mal theilte sie dann wieder mit nachdenklich-klagender Miene mit, was ihr in der Nacht geträumt und was dieser Traum zu bedeuten habe, — und was ihr die Karten verrathen. Das Haus selbst, in welchem sie wohnten, hatte ein anderes Aussehen, als die übrigen Häuser der Stadt: es war aus Eichenholz gezimmert mit einer Reihe von kleinen Fenstern in Form gleichseitiger Vierecke; diese Fenster waren mit doppelten Rahmen versehen, welche auch im Sommer vorgesetzt blieben. Inwendig aber waren Gastzimmer und Wohnzimmer, Kammern und Stübchen, Korridore und Verschläge, Treppen und Aufgänge u.s.w. Ein schmaler Streifen eingefriedigten Gartenlandes zog sich an der vorderen Seite des Hauses hin, der eigentliche Garten aber lag hinter demselben und war besäet mit kleinen Scheunen und Speichern, Ställen und Kellern, die fast nichts von Werth und Bedeutung enthielten, aber da sie nun ein Mal vorhanden waren, auch unterhalten wurden. Zwei Pferde standen im Stalle, zwei alte, zottige Gäule mit eingefallenem Rücken, von denen das eine — es hieß Nedwiga — so alt war, daß sich auf dem Körper bereits weiße Flecke zu zeigen begannen. Ein Mal im Monat, wenn es hoch kam, wurden sie vor die in der ganzen Stadt bekannte Equipage gespannt, — in Form eines Globus, dessen vorderer Theil herausgeschnitten war; inwendig war dieser Globus mit einem gelben, ausländischen Stoffe voll schwarzer, warzenähnlicher Punkte ausgeschlagen. Die letzte Elle dieses Stoffes mochte in Utrecht oder Lyon zur Zeit der Kaiserin Elisabeth von Rußland verfertigt worden sein. Auch der Kutscher Ssubotschew's, Namens Perfischka, war ein alter, uralter Greis, der einen Geruch von Fischthran und Theer um sich verbreitete; der lange Bart bedeckte das ganze Gesicht bis zu den Augen, während die Brauen ihrerseits über die Augen auf den Bart herabfielen. Er war so langsam in Allem, was er that, daß er fünf Minuten brauchte, um eine Prise zu nehmen, zwei Minuten, um die Peitsche in den Gurt zu stecken, und über zwei Stunden, um Nedwiga einzuspannen. Wenn er mit seiner Herrschaft ausfuhr und die Pferde die Equipage bergauf ziehen wußten, zitterten Thömchen und Thymchen am ganzen Körper — wenn sie bergab fuhren zitterten sie übrigens auch — und hielten sich an den Wagenriemen und riefen Beide mit lauter Stimme: »Den Pferden — den Pferden . . . Samuel's

Kräfte; — wir aber, — wir aber, so leicht wie die Feder, so leicht wie der Wind!! . . .«

Alle kannten das wunderliche Ehepaar; in den Augen der Menge waren es zwei Sonderlinge, zwei Verrückte sogar! . . . Sie fühlten übrigens selbst, daß sie in die Zeit, in welcher sie lebten, nicht mehr hineinpaßten, machten sich jedoch keine Sorgen deshalb: sie blieben, was sie waren, blieben der Zeit getreu, in welcher sie geboren und aufgewachsen. Trotzdem konnten sie es nicht übers Herz bringen, Jemanden zu strafen oder zu schelten — in dieser Beziehung standen sie zu dem Geist ihrer Zeit in direktem Gegensatz. Wenn sich ergab, daß einer von den Dienern ihres Hauses ein Trunkenbold oder ein Dieb war, so ertrugen sie es wie man schlechtes Wetter ertragen muß, Und Wenn sie ihn endlich entließen, so thaten sie es, ohne ein böses Wort zu sagen. Dergleichen Fälle kamen jedoch höchst selten vor — so selten, daß von denselben als ganz besonders bemerkenswerthen Ereignissen gesprochen wurde, z.B.: »Das ist schon lange her; es war damals, als der freche Aljoschka bei uns diente«; oder: »als die Fellmütze des Großvaters mit dem Fuchsschwanze gestohlen wurde.« Sie unterschieden sich auch noch dadurch von ihren Zeitgenossen, daß sie nichts weniger als fromm waren. Thömchen war sogar ein Anhänger Voltaire's, Thymchen aber erbebte, wenn sie einen Geistlichen erblickte: »sie haben ein so böses Auge!« — pflegte sie zu sagen — »wenn ein Pfaff bei mir sitzt, wird auch der Schmand gleich sauer!« Die Kirche besuchten sie selten und fasteten nach katholischer Art, d.h. sie aßen Eier und Butter und tranken Milch. Man wußte das in der Stadt und es ist begreiflich, daß ihr Ruf eben daher gerade nicht der beste war. Ihre Sanftmuth und Güte aber machte Alles wieder gut, und wenn man sie auch verspottete, wenn man sie auch für blödsinnig und verrückt erklärte — so behandelte man sie im Grunde doch mit einer gewissen Hochachtung.

Trotzdem fiel es Niemandem ein, sie zu besuchen und zu ihnen in gesellschaftliche Beziehung zu treten, was sie übrigens auch nicht im Geringsten bedauerten. Sie empfunden nie Langeweile, wenn sie zusammen waren, trennten sich nie von einander und sehnten sich auch nach keiner anderen Gesellschaft. Keines von ihnen war jemals krank gewesen; wenn sich das Eine auch ein Mal zufällig unwohl fühlte, so tranken sie sogleich *Beide* Lindenblüthenthee, oder rieben sich mit warmem Oel ein, oder bespritzten die Sohlen mit heißem

Talg — und waren wieder gesund. — Ein Tag verging bei ihnen wie der andere. Sie standen spät auf, tranken am Morgen aus kleinen, becherförmigen Tassen Chokolade — »Thee am Morgen zu trinken, ist erst später Mode geworden,« behaupteten sie — und unterhielten sich dann — der Stoff ging ihnen niemals aus — oder lasen im »Angenehmen Zeitvertreib« oder im »Spiegel der Welt«; zuweilen besahen sie aber auch ein altes in Saffian mit Golddruck gebundenes Album, welches einst, wie es die Aufschrift bezeugte, einer *M-me Barbe de Kabyline* gehört hatte. — Wie und wann dieses Album zu ihnen gekommen — wußten sie selbst nicht zu sagen. Es befanden sich in demselben einige französische und russische Gedichte und kleinere aphoristische Bemerkungen in Art der folgenden »kurzen« Betrachtungen über »Cecero«:

»In welcher Stimmung Cecero das Amt des Quästors übernommen, erklärt er folgendermaßen: Nachdem er vor den Göttern bekräftigt die Reinheit seiner Empfindungen in allen Aemtern, durch die er bis dato geehrt worden war, glaubte er sich durch die heiligsten Bande verpflichtet zu einer derselben würdigen Ausübung und in dieser Absicht habe er, Cecero, niemals getrachtet nach der Süße der Gesetzesübertretungen, sondern sich sogar denjenigen Vergnügungen, welche nothwendig scheinen können, immer entzogen.« Unten stand: »Niedergeschrieben in Sibirien, im Hunger und in der Kälte.« Gut war ferner ein Gedicht, »Thyrsis« überschrieben, in welchem unter Anderen folgende Verse vorkamen:

Im Weltall herrschet tiefe Stille,
Es glänzt der Thau so feenhaft,
Erfrischend wirket dessen Kühle,
Verleiht den Pflanzen neue Kraft.

Des Thyrsis Herz ist schwer, des Armen,
Er grämt sich, seufzet, weint und klagt,
Sein Aennchen flieht ihn — habt Erbarmen!
O seht, er ist so traurig, so verzagt!

und die Improvisation eines vorüberreisenden Kapitäns aus dem Jahre 1790, »im Monat Mai am sechsten Tage«:

Dich vergessen niemals werd' ich!
Du schöner, lieber Landesstrich!
Ewig dein gedenken werd' ich!
Die Zeit so angenehm verstrich!

Die ich gehabt die Ehr'!
Zu sein bei der Besitzerin!
Fünf schöne Tag' mit frohem Sinn!
Mit werthen Gästen im Verkehr!
Von Jungfrauen, Frauen umgeben,
Und interessanten Personen daneben!

Auf der letzten Seite des Albums befanden sich schließlich — statt der Verse — allerlei Recepte zu Medikamenten gegen Magenkrankheiten, Krämpfe und sogar gegen Bandwürmer!

Genau um zwölf Uhr pflegten Thömchen und Thymchen zu Mittag zu essen, und zwar ganz altmodische Speisen, wie z.B. Käsetuchen, saure Gurkensuppe, kaltes Fleisch in Essig, Brei aus Buchweizenmehl, Hühnerfleisch mit Safran, Löffelkuchen mit Honig u.s.w.; nach dem Mittag ruhten sie ein wenig — höchstens eine Stunde — erhoben sich dann wieder und tranken Preißelbeer-Wasser, zuweilen aber auch ein besonders präparirtes moussirendes Getränk, welches gewöhnlich mit solcher Kraft aus der Flasche herausspritzte, daß in derselben nichts mehr nachblieb, was Thömchen und Thymchen jedes Mal viel Freude machte, den alten Kalliopytsch aber ungeheuer ärgerte, da er überall aufwischen mußte; er brummte dann noch lange über die Haushälterin und den Koch, die seiner Meinung nach dies Getränk ausgedacht hätten . . . »Was ist denn für ein Genuß dabei? Blos um die Möbel zu ruiniren!« Darauf griffen sie wieder nach irgend einem Buche, oder amüsirten sich mit Pusska oder sangen auch alte Lieder. Sie hatten vollkommen gleiche, schwache, heisere, etwas zitternde Stimmen, die jedoch ganz angenehm klangen; zuweilen spielten sie auch Karten, aber ganz alte Spiele, Krebs, Mönche oder sogar *Boston sans prendre!* — Dann wurde die Theemaschine gebracht: am Abend pflegten sie immer Thee zu trinken . . . das war das einzige Zugeständniß, welches sie dem Geiste der Zeit gemacht, obgleich ihrer Meinung nach, es doch nur eine unnütze »Verwöhnung« war, und der Genuß dieses »chinesischen Grases« die Menschen entkräfte! Sie waren übrigens weit davon entfernt, die neue Zeit zu tadeln — sie lobten auch nicht die alte Zeit; wenn sie selbst auch niemals anders gelebt hatten, so gaben sie doch zu, daß man anders, und sogar besser, leben könne, aber man solle sie nur nicht zwingen, ihren Gewohnheiten untreu zu werden!

Um acht Uhr Abends brachte Kalliopytsch das Abendessen mit der unvermeidlichen kalten Kwaßsuppe, um neun Uhr aber zogen sich

Thömchen und Thymchen in ihr Schlafzimmer zurück und begaben sich zur Ruhe. Dann wurde es still im Hause: es flackerte das Lämpchen vor dem Gottesbilde, es zirpte das Heimchen, es verbreitete sich ein Duft wie von Melisse und Moschus durch die ganze Wohnung — und es schlief das gute, komische, unschuldige Ehepaar!

Das waren die Inséparables, zu denen Paklin seine Schwester gebracht hatte, und jetzt auch seine Freunde führte.

Paklin's Schwester war ein kluges, durchaus nicht häßliches Mädchen — sie hatte namentlich wunderbar schöne Augen; sie war aber bucklig, und das Bewußtsein davon zehrte so sehr an ihr, daß sie jedes Selbstvertrauen und Lebenslust verloren, daß sie argwöhnisch, beinahe boshaft geworden war. Sie hatte einen seltsamen Namen bei der Taufe erhalten: Snandulia! Paklin wollte sie umtaufen, wollte sie Sophie nennen — sie meinte aber, daß eine Bucklige gar nicht anders heißen dürfe, als Snandulia! Sie war eine große Musikfreundin und spielte selbst ziemlich gut Klavier — »weil ich lange Finger habe,« versicherte sie nicht ohne Bitterkeit, — »wie das gewöhnlich bei Buckligen zu sein pflegt.«

Als die Gäste kamen, saßen Thömchen und Thymchen im Gastzimmer und tranken, wie sie es in der Regel nach dem Mittagsschlaf zu thun pflegten, Preißelbeerwasser.

— Wir treten jetzt in's achtzehnte Jahrhunderts — rief Paklin, als sie über die Schwelle des Hauses schritten.

Und in der That: bereits im Vorzimmer begrüßte sie das achtzehnte Jahrhundert in Gestalt eines kleinen, blauen Bettschirms mit aufgeklebten schwarzen Silhouetten gepuderter Damen und Herren: in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren diese Bilder in Rußland sehr in Mode gewesen. Beim Eintritt der vier Gäste gerieth das ganze Haus in Aufregung: —man hörte das Getrappel bloßer und beschuhter Füße, Frauengesichter zeigten sich und verschwanden allsogleich — Jemand wurde gequetscht, es folgte ein kurzes Aechzen, Kichern, leises Fluchen . . . bis endlich Kalliopytsch erschien, die Thür in den »Saal« öffnete und mit lauter Stimme hineinrief:

— Da ist Ssila Ssamssonytsch mit anderen Herren! Thömchen und Thymchen schienen viel weniger erschreckt, als ihre Dienerschaft. Freilich waren auch sie etwas verwundert, als sie vier ganz erwachsene Herren plötzlich in ihrem sonst ziemlich geräumigen

Gastzimmer erblickten; aber Palkin beruhigte sie sofort, indem er Neshdanow, Ssolomin und Markelow der Reihe nach unter witzigen Bemerkungen vorstellte und den beiden Alten erklärte, daß es sehr stille Leute, die nicht bei der »Krone« angestellt wären, daß es keine Beamten seien, welche Thömchen und Thymchen besonders ungern sahen.

— Die auf den Ruf des Bruders herbeigekommene Snandulia war viel aufgeregter, als die Alten, welche — Beide zugleich und in denselben Ausdrücken — die Gäste Platz zu nehmen baten und sich bei ihnen erkundigten, was sie ihnen anbieten könnten: Thee, Chokolade oder Limonade? Als sie jedoch erfuhren, daß die Gäste eben beim Kaufmann Goluschkin gefrühstückt und gleich wieder bei ihm speisen würden, daher gar nichts bedürften, hörten die beiden Alten auf, weiter in sie zu dringen und gingen, nachdem sie die Hände in gleicher Weise über ihren runden Bäuchchen geschlagen, zur Unterhaltung über, die auch bald in Fluß kam.

Paklin erzählte eine komische Anekdote von Gogol, die so lächerlich war, daß den Alten die Thränen aus den Augen flossen. Sie pflegten Beide in derselben Weise zu lachen, indem sie zuerst freudig aufschrieen und die Stimme dann hüstelnd senken ließen, während sich das erröthende Gesicht leicht mit Schweiß überzog. Paklin hatte bemerkt, daß aus Leute wie Thömchen und Thymchen Citate aus Gogol niemals ihre Wirkung verfehlen; aber da es ihm nicht darum zu thun war, die Alten selbst zu ergötzen, sondern dieselben seinen Bekannten zu zeigen, so zog er andere Segel auf und wußte die Sache so zu führen, daß Thömchen und Thymchen bald ganz zutraulich wurden und alle ihre Herrlichkeiten zu zeigen begannen.

Thömchen holte eine alte aus Holz geschnitzte Tabaksdose heraus, auf der man ein Mal sechsunddreißig menschliche Figuren in verschiedenen Stellungen hatte zählen können, jetzt konnte man sie freilich nicht mehr unterscheiden, Thömchen aber sah sie noch immer und zählte sie alle auf: — »Sehen Sie« — sagte er, — »da sieht Einer aus dem Fenster — sehen Sie: er hat den Kopf herausgesteckt« . . . Die Stelle jedoch, auf welche er mit dem Nagel des kleinen runden Fingers wies, war eben so glatt, wie die anderen Theile der Dose. Dann bat er die Gäste, ihre Aufmerksamkeit dem Oelgemälde zuwenden zu wollen, welches über seinem Kopfe hing: es stellte einen Jäger in Profil dar, der aus einem salben Pferde — gleichfalls in Profil — über

eine schneeige Fläche dahinjagte. Der Jäger war in einer hohen weißen Fellmütze mit einem blauen Querstreifen und in einem Rock aus Kameelhaar, wie ihn die Tscherkessen tragen, mit einem sammetnen Stoß; um die Taille war ein vergoldeter Gurt geschlungen, hinter welchem ein in Seide gestickter Fausthandschuh steckte und von dem auch ein Dolch in silberner Scheide herabhing. In der einen Hand hielt der jugendliche, etwas volle Jäger ein großes, mit rothen Quasten geschmücktes Horn, in der andern die Zügel und eine Peitsche. Die vier Füße des Pferdes hingen in der Luft, und es hatte der Maler auch nicht vergessen, die Hufen und sogar die Nägel auf den Hufeisen sorgfältig auszumalen. »Und sehen Sie hier,« — sagte Thömchen, indem er mit demselben kleinen runden Finger auf vier halbrunde dunkle Flecken hinter den Füßen der Pferde hinwies, — »die Spuren im Schnee — auch die hat er hingemalt!« Daß man nur vier Flecken sah, im Hintergrunde aber gar keine Spuren erblickte — davon schwieg Thömchen.

— Das bin — ich! — fügte er mit verschämtem Lächeln hinzu.

— Wie! — rief Neshdanow. — Sie sind Jäger gewesen?

— Ja . . . aber nur kurze Zeit. Denn ein Mal bin ich im vollen Galopp kopfüber vom Pferde gestürzt und habe mir den »Kurpeï« verletzt. Thymchen hat sich natürlich erschreckt . . . und hat mir die Jagd verboten. Seitdem bin ich auch nicht mehr auf der Jagd gewesen. —

— >Was, haben Sie sich verletzt, frug Neshdanow.

— Den Kurpeï wiederholte Thömchen mit leiser, gleichwie verschämter Stimme. Die Gäste wechselten einen stummen Blick. Niemand wußte, was eigentlich ein »Kurpeï« für ein Ding sei. — Zwar dem Markelow war nicht unbekannt, daß man die wollige Quaste auf einer Kosaken- oder Tscherkessen-Mütze *so* zu nennen pflegte — aber Thömchen hatte sich unmöglich das verletzen können?

— Ihm aber die Frage zu stellen, was er sich eigentlich verletzt hatte — dazu entschloß sich keiner.

— Nun, wenn Du Dich so herausstreichst, — begann plötzlich Thymchen. — so habe auch ich etwas, was ich zeigen kann.

Sie holte aus einem kleinen »*bonheur du jour*« — so nannte man einst die alten Bureaus auf kleinen krummen Füßen mit einer runden Verschlußklappe zum Zurückschieben — ein Aquarellbild *en miniature* in einem Bronze-Rahmen, auf welchem man ein nacktes

vierjähriges Kindchen erblickte mit einem Köcher und einem blauen Bändchen um die Brust; das krausköpfige, ein wenig schielende Kindchen lächelte und drückte den Finger prüfend an die Spitze des Pfeils. Thymchen zeigte das Bild den Gästen.

— Das bin . . . ich — sagte sie.

— Sie?

— Ja, ich, als ich noch ein Kind war.

Meinen seligen Vater pflegte ein französischer Maler zu besuchen, ein vortrefflicher Maler. Und der hat mich gemalt — es war ein Geschenk für meinen Vater zu dessen Namenstag. Was es für ein prächtiger Franzose war! Er hat uns auch später besucht. — Wenn er in's Zimmer trat, machte er einen Kratzfuß, schlenkerte dann ein, zweimal mit den Füßen und küßte die Hand; wenn er aber fortging, so küßte er immer die eigenen Fingerspitzen — wahrhaftig! Und grüßte nach rechts und nach links, nach vorn und nach hinten! Es war ein prächtiger Franzose!

Die Gäste lobten sein Bild; Paklin fand sogar, daß es ähnlich sei.

Hier mischte sich aber Thömchen ein und behauptete, daß die jetzigen Franzosen wohl sehr böse Menschen sein müßten! — Weshalb denn? — Aber ich bitte Sie! . . . Was sie jetzt für Namen haben! — Zum Beispiel? — Dieser Name zum Beispiel: Nogeant-Saint-Lorrand! — ist es nicht ein echter Räubername? — Bei dieser Gelegenheit erkundigte sich Thömchen auch, wer denn jetzt eigentlich in Paris regiere. — »Napoleon« — antwortete man ihm. Das wunderte ihn, wie es schien — und betrübte ihn. — Wie denn? . . . Ein so alter Mann . . . fing er an, blickte jedoch befangen um sich — und schwieg. Thömchen verstand fast gar kein Französisch und las Voltaire in der Uebersetzung, ein sorgsam gehüteter Kasten am Kopfende seines Bettes barg eine Abschrift des Candide — er liebte es aber, zuweilen einzelne französische Ausdrücke anzuwenden, wie z.B.: — »das ist, mein Lieber — *fausse-parquet!* « — in der Bedeutung: »das ist zweifelhaft! das ist falsch! — worüber sehr viel gelacht wurde, bis ein französischer Gelehrter erklärte, daß es ein alter parlamentarischer Ausdruck sei, der in Frankreich bis zum Jahre 1789 im Gebrauch gewesen.

Da gerade über Frankreich und die Franzosen gesprochen wurde, entschloß sich Thymchen, die Herren etwas zu fragen, was sie sehr

interessirte. Anfangs wollte sie ihre Frage an Markelow richten, der aber sah böse aus; — Ssolomin hätte sie auch gefragt . . . aber nein! — dachte sie, — das ist ein einfacher Mensch, der wohl gar kein Französisch versteht. Und da wandte sie sich nun schließlich an Neshdanow.

— Was ich von Ihnen erfahren möchte, — begann sie; — entschuldigen Sie mich, bitte! Sehen Sie, mein lieber Verwandten Ssila Ssamssonytsch, der macht sich oft lustig über mich alte Frau und spottet meiner weiblichen Unwissenheit . . .

— Womit kann ich Ihnen dienen?

— Das will ich Ihnen gleich sagen.

Wenn Jemand im französischen Dialekt fragen will: »was ist das?« — muß er wirklich sagen: »Keßkessekessela?«

— Ja.

— Kann er aber auch sagen: »Keßkessela?«

— Er kann auch so sagen.

— Und auch einfach: »kessela?«

— Auch so.

— Und es bedeutet immer dasselbe?

— Ja.

Thymchen blickte nachdenklich zu Boden und schlug die Hände zusammen.

— Nun, lieber Ssila, — sagte sie endlich, — ich habe Unrecht — Du hast Recht.

Aber die Franzosen! . . . Ein tolles Volk!

Paklin bat die Alten, ihm etwas vorzusingen. . . Sie wunderten sich über den Einfall und lachten, erklärten sich jedoch bereit, seine Bitte zu erfüllen. Snandulia müsse sie aber am Spinett begleiten, diese wisse schon, was sie für Lieder sangen! In einer Ecke des Zimmers stand ein ganz kleines Klavier, welches Niemand bemerkt hatte. Snandulia setzte sich an das Spinett, schlug einen Akkord an. . . So hölzerne, schwächliche, marklose Töne hatte Neshdanow noch nie gehört; die Alten begannen:

O gaben uns die Götter —

sang Thömchen

— Ein innig liebend Herz,
Damit wir ach! Empfänden,
Der Liebe tiefen Schmerz?
cht giebt es denn hienieden —

antwortete Thymchen —

Ein thränenloses Sein
Und ungetrübte Freude?
O nein, o nein, o nein!

fiel Thömchen ein —

O nein, o nein, o nein!

wiederholte Thymchen —

Denn Lieb' ist ohne Leiden
O nie, o nie, o nie!

sangen Beide zugleich —

O nie, o nie, o nie!

schloß Thömchen allein.

» — Bravo! — rief Paklin, — das ist die erste Strophe; nun die zweite.

— Sehr gern, — versetzte Thömchen, — aber wo bleibt denn der Triller, Suandulia Ssamssonowna? Ein Triller ist durchaus nothwendig.

— Gut, — antwortete Snandulia, — Sie sollen den Triller haben.

Thömchen sing wieder an:

Wer hat denn je geliebet
Und nicht geseufzt, geklagt,
Wer ist verliebt gewesen,
Der nicht dem Glück entsagt?

Darauf fiel Thymchen ein:

Es gleicht das Herz dem Nachen,
Der untersinkt im Meer.
Wozu denn ist's gegeben?

»Zur Qual, zur Qual, zur Qual!«

— rief Thömchen — und hielt inne, um Snandulia Zeit zu einem Triller zu geben. Snandulia trillerte, worauf Thymchen einfiel:

Zur Qual, zur Qual, zur Qual!

Dann sangen sie Beide zugleich:

O nehmt das Herz, ihr Götter,
Zurück, zurück, zurück,
Zurück, zurück, zurück!

Snandulia schloß mit einem Triller.

— Bravo! bravo! — schrien Alle, außer Markelow, und klatschten mit den Händen.

»Ob sie wohl fühlen, daß man sich über sie lustig macht?« — fragte sich Neshdanow in Gedanken, nachdem man zu klatschen aufgehört. — »Und wenn sie es fühlen, so denken sie vielleicht, daß es ja nichts Böses ist, daß sie es ja nur thun, um Andere zu unterhalten. Und wenn man die Sache bedenkt, so haben sie recht, unzweifelhaft recht!«

Unter dem Einfluß dieser Gedanken fing er an, ihnen allerlei Liebenswürdigkeiten zu sagen, welche sie ziemlich ruhig hinnahmen und blos mit einer kaum merklichen Verbeugung beantworteten . . . In diesem Augenblick aber stürzten aus dem benachbarten Schlaf- oder Mägdezimmer Puffka und die alte Bonne Wassiljewna in den Saal. Puffka schrie und drehte sich im Kreise, die Bonne aber neckte sie und berief sie zugleich.

Markelow, der sich vor Ungeduld nicht mehr halten konnte — Ssolomin dagegen lächelte noch freundlicher als gewöhnlich — fuhr jetzt plötzlich auf Thömchen los.

— Ich habe es nicht von Ihnen erwartet — rief er in seiner heftigen Weise, — daß Ihnen, einem aufgeklärten Geiste — Sie sind ja ein Verehrer Voltaire's, wie ich gehört habe — das Vergnügen bereiten könnte, was man nur bemitleiden dürfte: — körperliche Gebrechen.

Der buckligen Schwester Paklin's gedenkend, verstummte Markelow plötzlich, Thömchen aber rückte erröthend die Kappe auf dem Kopfe zurecht und stammelte:

— Ja . . . ich bin es ja nicht . . . sie selbst.

Um, so heftiger fiel aber Puffka selbst über Markelow her.

— Was ist Dir eingefallen? — ertönte ihre laut schnarrende Stimme, — wie darfst Du meinen Herrn beleidigen? Er hat mich armes, verkrüppeltes Mädchen aufgenommen, ich esse, ich trinke, ich wohne

bei ihm — und da bist Du neidisch auf mich! Das fremde Brod sticht Dir wohl in die Augen? — Und von wo bist Du gekommen, Du schwarzer, unausstehlicher Taugenichts mit Wanzen wie bei einer Küchenschabe? — Pusska versuchte mit Hilfe ihrer dicken, kurzen Finger zu veranschaulichen, was er für Wanzen habe, während die Bonne Wassiljewna lachend den zahnlosen Mund aufriß. Auch im Nebenzimmer schien Jemand zu kichern.

— Ich bin nicht berufen, Ihr Richter zu sein — wandte sich Markelow wieder zu Thömchen; — Verwachsene und Verkrüppelte aufzunehmen und ihr Leben zu fristen, ist gewiß ein sehr gutes Werk. Erlauben Sie mir jedoch zu bemerken: im Ueberfluß leben, Niemandem schaden und den Finger nicht rühren, um dem Nächsten zu helfen. . . das heißt noch nicht gut sein; in meinen Augen wenigstens ist eine solche Güte und Sanftmuth, aufrichtig gesagt, ganz werthlos!

Als Markelow geendigt, erhob Puffka ein furchtbares Geschrei; sie hatte nichts davon verstanden, was Markelow gesagt, aber sie hatte gemerkt, daß der »Schwarze« ihren Herrn gescholten wie durfte er es wagen! — Die Bonne murmelte auch ein paar unverständliche Worte, Thömchen aber faltete die kleinen Hände auf der Brust und wandte sich fast schluchzend zu Thymchen, — Thymchen, liebes Herzchen, hast Du gehört, was der Herr Gast mir gesagt? Wir sind Sünder, wir Beide, wir sind Bösewichter, Pharisäer . . . wir leben im Ueberfluß, oh! oh! Oh! . . . Auf die Straße sollen wir hinaus, und einen Besen muß man uns in die Hand geben, damit wir arbeiten lernen — oh! Oh! . . .

Als Puffka diese traurigen Worte vernahm, schrie sie von Neuem auf, Thymchen aber kniff die Augen zusammen, zuckte mit den Lippen und hatte schon recht tief Athem geschöpft, um laut aufzujammern . . .

Wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn sich nicht Paklin eingemischt hätte.

— Was ist das? Ich bitte Sie! — rief er lachend, mit den Händen eifrig gestikulirend, — es ist ja eine Schande. — Herr Markelow hatte ja nur gescherzt — da er aber von Natur sehr ernst ist, so schien es, als ob er wirklich zornig sei . . . Und Sie haben es auch gleich geglaubt — Kommen Sie! — Liebe, gute Euthymia Pawlowna, wir müssen jetzt fort — wissen Sie was? nehmen Sie die Karten — und lassen Sie uns

hören, was uns in unserem Leben noch bevorsteht! Sie verstehen ja meisterhaft Karten zu legen! — Schwester, hole die Karten.

Thymchen blickte auf ihren Mann, der sich bereits beruhigt hatte; da wurde auch sie plötzlich ruhig.

— Karten, Karten — versetzte sie, — ich verstehe es nicht mehr, mein Väterchen — habe schon lange, lange keine Karten in Händen gehabt . . .

Trotzdem griff sie nach dem alten Spiel L'hombre-Karten in Snandulia's Hand und fragte:

— Wem soll ich denn die Karten legen?

— Allen! — rief Paklin und dachte: »Wie sie doch leicht um den Finger zu wickeln ist . . . eine wahre Pracht!« — Alles, Alles! wiederholte er laut. — Sagt uns, was wir für Menschen sind, was uns bevorsteht, Alles, Alles!

Thymchen begann die Karten zu legen — warf jedoch plötzlich Alles zusammen.

— Ich brauche keine Karten! — rief sie. — Ich kann Euch auch ohne Karten sagen, was Ihr für Menschen seid. Und wie der Charakter, so auch das Schicksal. — Dieser — sie wies auf Ssolomin — ist ein kühler, beständiger Mensch; dieser — sie drohte Markelow mit dem Finger — ist ein warmblütiger, verderblicher Charakter . . . Puffka zeigte Markelow die Zunge; Dir — sie blickte auf Paklin — Dir habe ich nichts zu sagen, Du weißt selbst, was Du bist: ein Windbeutel! Dieser aber . . .

Sie wies auf Neshdanow — und hielt zögernd inne.

— Nun! — drängte er, — bitte, sagen Sie rasch, was ich für ein Mensch bin . . .

— Was Du für ein Mensch bist? versetzte sie gedankenvoll, — ein beklagenswerther Mensch bist Du!

Neshdanow fuhr zusammen.

— Beklagenswerth? Weshalb?

— So! . . . Ich beklage Dich — das ist Alles!

— Warum denn?

— Warum? Weil es mein Auge sieht! — Du glaubst, daß ich eine Thörin bin? Und bin doch klüger als Du — trotz Deiner rothen Haare. — Beklagenswerth bist Du — das ist Alles, was ich Dir sagen kann!

Alle schwiegen blickten sich gegenseitig an und konnten kein Wort hervorbringen.

— Nun, lebt wohl! — platzte Paklin endlich heraus. — Wir haben schon zu lange bei Euch gesessen — und Ihr seid unser wohl überdrüssig. — Es ist auch für die Herren Zeit . . . auch ich werde mich verabschieden.

— Lebt wohl, habt Dank für Eure Güte und Freundlichkeit!

— Lebt wohl, lebt wohl, besucht uns doch wieder —— riefen Thömchen und Thymchen zu gleicher Zeit, worauf Thömchen plötzlich den Kirchengesang intonirte:

— Viele, viele, viele Jahre, viele . . .

— Viele, viele — fiel Kalliopytsch ganz unerwartet im tiefen Baß ein, indem er die Thür öffnete. . .

Und die vier jungen Leute standen da aus der Straße vor dem kleinen dickbäuchigen Hause, aus welchem Pusska's gellende Stimme zu ihnen herüberschallte.

— Narren! — schrie sie, — Narren!

Paklin lachte laut auf; aber Niemand stimmte in sein Lachen ein. . . Markelow ließ in finsterem Ernst die Augen im Kreise der Freunde umhergehen, als ob er eine Aeußerung des Unwillens zu hören erwarte . . .

Ssolomin schmunzelte in seiner gewöhnlichen, ruhigen Weise.

Zwanzigstes Capitel.

— Nun meine Herren, — begann Paklin, — machen wir setzt einen kühnen Sprung aus dem XVIII. Jahrhundert direkt in das XX! — Goluschkin ist seiner Zeit so weit vorausgeeilt, daß es unziemlich wäre, ihn noch zum XlX. Jahrhundert zu rechnen.

— Kennst Du ihn denn? — fragte Neshdanow.

— Wo geläutet wird, sind Glocken! — versetzte Paklin.

— Im Uebrigen aber habe ich die Absicht mit Euch zu gehen.

— Aber Du kennst ihn ja gar nicht!

— Bah! Habt Ihr denn meine Inséparables gekannt?

— Du hast uns aber vorgestellt!

— So kannst Du mich auch vorstellen! Zu verheimlichen habt Ihr nichts — und was Goluschkin betrifft, so wird er mich mit offenen Armen empfangen und wird sich freuen, ein neues Gesicht zu sehen! Hier in S. geht es einfach her!

— Ja, brummte Markelow, — man ist hier sehr ungenirt!

Paklin schüttelte den Kopf.

— Das war wohl auf mich gemünzt. . . Ja! Ja! Ich habe diesen Vorwurf verdient. Wissen Sie aber, was ich Ihnen sagen werde, mein lieber neuer Bekannter: bannen Sie für eine kurze Zeit die finsteren Gedanken aus Ihrem Kopf, welche Ihnen Ihr cholerisches Temperament eingiebt. . . Namentlich aber. . .

— Geehrter neuer Bekannter, — brauste Markelow auf, — ich will Ihnen meinerseits . . . in Form einer freundlichen Warnung mittheilen, daß ich kein Freund von heiteren Schwanken bin; am allerwenigsten kann ich aber *heute* daran Gefallen finden! — Was wissen Sie denn überhaupt von meinem Temperament? — Ich meine, daß wir uns erst seit heute kennen!

— Nun, warten Sie, warten Sie, ärgern Sie sich nicht! — rief Paklin und wandte sich zu Ssolomin: — Sagen *Sie* mir, Sie, den Thymchen selbst mit dem scharfen Blick einen kühlen Menschen genannt hat — es liegt in der That etwas in Ihnen, was beruhigend wirkt — sagen Sie mir, ob ich denn wirklich die Absicht gehabt, Jemand zu beleidigen — oder durch einen unzeitigen Scherz zu verletzen? — Ich habe ja nur gebeten, mich zu Goluschkin mitzunehmen — und bin ja sonst ein

harmloses Männlein. — Bin ich denn schuld, daß Herr Markelow ein gelbes Gesicht hat!

Ssolomin zuckte mit den Schultern, erst mit der einen, dann mit der Andern; das that er gewöhnlich, wenn er nicht gleich antworten wollte.

— Gewiß, gewiß, Herr Paklin, — versetzte er endlich, — Sie können Niemand beleidigen und wünschen es auch nicht; und warum sollten Sie denn nicht mit uns kommen zu Goluschkin? Ich denke, wir werden dort die Zeit nicht weniger angenehm verbringen, als bei Ihren Verwandten — und werden wohl auch eben so viel Nutzen davon haben.

Paklin drohte mit dem Finger.

— Ah! auch Sie haben eine scharfe Zunge, wie ich sehe! — Sie speisen doch auch bei Goluschkin?

— Natürlich! Der heutige Tag ist ja doch verloren!

— Vorwärts dann! »*Du avant, marchons!*« —! in's XX. Jahrhundert! in's XX. Jahrhundert! — Neshdanow, Du Held der Zeit, führe uns!

— Gut, gut! geh' nur! aber laß Deine Witze, sonst glaubt man, daß Dein Vorrath zu Ende geht.

— Für Euresgleichen hab' ich noch viel im Sack! — entgegnete Paklin heiter und hüpfte tänzelnd, oder wie er sich ausdrückte »humpelnd« voraus.

— Ein possierlicher Kauz! — bemerkte der Arm in Arm mit Neshdanow hinter ihm herschreitende Ssolomin.

— Sollte man uns nach Sibirien verbannen, — was Gott verhüten möge! — so haben wir wenigstens Jemand, der uns zerstreuen wird!

Markelow folgte ihnen, in tiefes Schweigen versunken.

In Goluschkin's Hause hatte man unterdessen nach Kräften dafür gesorgt, daß der Mittag so glänzend ausfalle, als nur möglich. Es war unter Anderem eine Fischsuppe gekocht worden, die sehr fettig — und sehr schlecht war; dann waren da verschiedene Fricassses und Pasteten, — Goluschkin hielt sich, trotzdem, daß er ein Altgläubiger war, als ein auf der Höhe europäischer Bildung stehender Mann, an die französische Küche und hatte einen Koch, der aus dem Klub seiner Unreinlichkeit wegen entlassen worden war — vor Allem aber hatte er mehrere Flaschen Champagner kalt steilen lassen.

Goluschkin empfing seine Gäste kurz und laut auflachend, mit den Händen herum fuchtelnd, in der ihm eigenen hastig-plumpen Weise; wie es Paklin richtig vorausgesagt, war Goluschkin hoch erfreut, ihn bei sich zu sehen, erkundigte sich, ob er zu ihrer Partei gehöre und rief ohne eine Antwort abzuwarten: »Versteht sich! Natürlich!« — Darauf erzählte er, daß er eben bei dem »wunderlichen Kauz,« dem Gouverneur, gewesen, der sich, wie eine Klette an ihn hänge und Geld von ihm verlange für einige Wohlthätigkeitsanstalten! Hol' ihn der Teufel! Es blieb zweifelhaft, was Goluschkin hierbei mehr Freude machte: zu erzählen, daß ihn der Gouverneur empfangen oder sich über denselben in Gegenwart der jungen Leute in heftig grober Weise zu äußern.

Darauf stellte er seinen Gästen den versprochenen Proselyten vor; es ergab sich, daß dieser Proselyt dasselbe schwindsüchtige Männlein war, welches die Freunde schon am Morgen bei Goluschkin gesehen: — Wassja, der Kommis Goluschkin's.

— Er ist gerade nicht sehr gesprächig, versicherte Goluschkin, indem er mit allen Fingern seiner Hand auf ihn wies, — dafür ist er aber unserer Sache mit ganzer Seele zugethan.

Wasska nickte, verbeugte sich erröthend, schlug die Augen nieder und fletschte verlegen die Zähne, — in einer Weise, daß man vollkommen im Unklaren blieb, ob man einen blöden Thoren vor sich hatte, oder einen durchtriebenen Schelm und Erzschurken.

— Nun, meine Herren, zu Tisch, zu Tisch! — rief endlich Goluschkin und führte seine Gäste in's Eßzimmer. Gleich nach der Fischsuppe ließ Goluschkin Champagner reichen. In schweren Klumpen talgartigen Eises fiel der gefrorene Wein aus dem Halse der Flasche in die vorgestreckten Pokale. —

— Auf das Gelingen unseres . . . unseres Vorhabens! — rief er, mit den Augen und dem Kopf auf den Diener weisend, als ob er zur Vorsicht mahnen wollte. Der neue Proselyt fuhr konsequent zu schweigen fort; wenn er es auch nicht wagte, sich in der Gegenwart seines Prinzipals gemächlich auf seinen Stuhl niederzulassen und denselben in kriechender Weise stets im Auge behielt — ein Benehmen, welches den Ansichten, denen er nach den Worten des Hausherrn huldigen sollte, stracks zuwiderlief — so trank er doch nach Herzenslust! . . . Um so mehr sprachen die Anderen, d. h. eigentlich nur Goluschkin selbst — und Paklin — namentlich Paklin!

Neshdanow ärgerte sich, Markelow schien aufs Tiefste erbittert zu sein, wenn auch in anderer Weise, als bei Thömchen und Thymchen, Ssolomin — schwieg und beobachtete.

Paklin amüsirte sich! Seine kecke Rede gefiel Goluschkin, der es gar nicht ahnte, daß dieses »hinkende Männlein« dem neben ihm sitzenden Neshdanow allerlei beißende Bemerkungen auf seine Kosten zuflüsterte! — Er hielt ihn für ein ganz unbedeutendes Persönchen, das man von oben herab behandeln könne . . . Deshalb gefiel ihm Paklin. Hätte dieser neben ihm gesessen, er würde ihm gewiß in familiärer Weise auf die Schulter geklopft haben, oder ihm mit dem Finger in die Rippen gefahren sein; ja auch so nickte er ihm ununterbrochen über den Tisch; aber es saßen zwischen ihm und Paklin auf der einen Seite Neshdanow und Markelow — diese »finstere Wolke« — auf der anderen — Ssolomin. Um so mehr lachte Goluschkin über jedes Wort, das Paklin über die Lippen kam, spitzte schon vorher in Erwartung des Kommenden den Mund, und schlug mit der Hand auf den Leib, während hinter den halbgeöffneten Lippen das bläuliche Zahnfleisch sichtbar wurde.

Paklin hatte bald begriffen, daß er hier, an diesem Tische, in Goluschkin's Gesellschaft, nichts besseres thun könne; als über Jeden und Alles zu schimpfen — was er sehr gut verstand — und fiel nun über die Konservativen und über die Liberalen her, über die Beamten und über die Advokaten, über die Gutsbesitzer, über die Männer der Semstwo, des Stadtraths, über Moskau, über St. Petersburg . . .

— Ja, ja, ja, ja! — fiel Goluschkin ein. So ist s es! So! — Unser Stadthaupt zum Beispiel ist — ein kolossaler Esel! Prügeldumm! Ich spreche mit ihm, erkläre ihm Dies und Jenes — und er kann nichts begreifen! Genau wie unser Gouverneur!

— Ist Ihr Gouverneur denn dumm? — fragte Paklin.

— Ich sage Ihnen: ein ganzer Esel!

— Haben Sie nicht bemerkt: wie spricht er gewöhnlich? Mit heiserer Stimme oder durch die Nase?

— Wie meinen Sie? — fragte Goluschkin, der Paklin's Frage nicht recht zu begreifen vermochte.

— Wissen Sie denn nicht, daß in Russland alle Civilisten von Rang und Ansehen heisere Stimmen haben, während hochgestellte Militärs

immer durch die Nase sprechen, und daß nur die höchsten Würdenträger Beides in sich vereinigen?

Goluschkin lachte so heftig, daß ihm die Thränen aus den Augen flossen.

— Ja, ja — stammelte er — durch die Nase . . . durch die Nase . . . er ist ein General!

»Du Tölpel!« — dachte Paklin.

— Alles ist hier faul, Alles, Alles! — rief Goluschkin nach einer kleinen Pause.

— Geehrtester Kapiton Andreitsch — begann darauf Paklin mit lauter Stimme, indem er Neshdanow zugleich leise zuflüsterte: »was haut er denn mit den Armen um sich, als ob ihm der Rock in den Aermeln zu eng wäre!« — geehrtester Kapiton Andreitsch, glauben Sie mir: halbe Maßregeln helfen hier nichts!

— Was für halbe Maßregeln! — schrie Goluschkin, und hörte plötzlich auf zu lachen — mit der Wurzel heraus, anders geht's nicht mehr! — Wassjka, Du Hund, so trinke doch!

— Ich trinke, Kapiton Andreitsch — antwortete der Kommis, ein Glas Champagner hinunterstürzend.

Goluschkin that desgleichen.

— Viel, daß er nicht platzt! — flüsterte Paklin Neshdanow zu.

— Gewohnheit! — versetzte dieser.

Aber nicht blos der Kommis, auch die Andern tranken Champagner, der auch auf sie seine Wirkung nicht verfehlte, so daß sich auch Neshdanow, Markelow und sogar Ssolomin allmählich in das Gespräch mischten.

Mit einer gewissen Verachtung, mit einer gewissen Erbitterung gegen sich selbst, daß auch er sich dazu hergebe, leeres Stroh zu dreschen, begann Neshdanow davon zu sprechen, daß es Zeit sei, von Worten abzusehen, daß man endlich »handeln« müsse, daß man auch schon den Grund und Boden gefunden, auf dem man zu wirken habe! Gleich darauf verlangte er jedoch — ohne zu bemerken, daß er sich selbst widersprach — daß man ihm die wirklich existirenden, realen Elemente vorführe, auf welche man sich stützen könne, denn er selbst, er sähe sie nicht! »Die Gesellschaft bringt uns keine Sympathie entgegen, das Volk hat kein Verständniß für unsere Bestrebungen . . . da ist jede Arbeit vergebens!« Man widersprach ihm nicht denn es

war bereits so weit gekommen, daß Jeder nur für sich selbst sprach, ohne auf den Andern zu achten. — Markelow sprach mit dumpfer, zornerfüllter Stimme, eben so eindringlich wie einförmig — (»als ob er Kohl hacke « bemerkte Paklin), — über alles Mögliche, obgleich man nicht recht verstehen konnte, was er denn eigentlich meinte. In einem ruhigen Augenblick kam ihm plötzlich das Wort »Artillerie« über die Lippen . . . er gedachte wahrscheinlich der Mängel, welche er einst darin entdeckt hatte. Die Deutschen und die Adjutanten bekamen natürlich auch etwas ab. . . . Ssolomin aber bemerkte, daß man auf zweierlei Weise zuschauen könnte: zuschauen — und gar nichts thun, und zweitens: zuschauen — und die Sache langsam fördern.

— Eine solche Förderung brauchen wir nicht! — rief Markelow mit finsterer Miene.

— Die Sache der Bildung ist bis setzt nur von oben gefördert worden, — versetzte Ssolomin, — versuchen wir es setzt von unten.

— Wir brauchen es nicht, zum Teufel damit! — fiel Goluschkin wüthend ein — es muß Alles auf ein Mal gemacht werden! Auf ein Mal!

— Sie wollen somit durch's Fenster springen?

— Und ich werde auch springen! — schrie Goluschkin. — Ich werde springen! — Und Wassjka wird ebenfalls springen! — Wenn ich's befehle, springt er sofort! Wassjka! Springst Du? Ja?

Der Kommis leerte sein Glas.

— Wie Sie befehlen, Kapiton Andreitsch. Was Sie thun — thun wir auch!

— So, so! Sonst würde ich Euch auch kurz und klein schlagen! Bald waren Alle in jenem Zustande, den man in der Sprache der Trinker die Periode der »babylonischen Sprachverwirrung« zu nennen pflegt. Alle sprachen durcheinander und Keiner verstand den Andern. Wie im Herbst die ersten Schneeflocken in der noch warmen Lust umherwirbeln und vergehen, so drängte auch in der erhitzten Atmosphäre von Goluschkin's Eßzimmer ein Wort das andere: Progreß, Regierung, Literatur, Steuerfrage, religiöse Frage, Frauenfrage, Gerichtsfrage; Klassizismus, Realismus, Nihilismus, Kommunismus; Internationale, Klerikale, Liberale, Kapitale; Administration, Organisation, Assoziation und sogar Krystallisation!

— Goluschkin schien über das laute Geschrei in Entzücken zu gerathen; das war ihm ja das Wesentliche an der Sache . . . Er triumphirte! — »Achtung! Platz da, wem das Leben lieb ist! Kapiton Goluschkin kommt gefahren!« — Wassjka, der Kommis, war so berauscht, daß er anfing, mit seinem eigenen Teller zu reden und zu lachen — dann aber plötzlich wie ein Wahnsinniger auffuhr und mit laut schallender Stimme dazwischenschrie: »Was ist das, zum Teufel — Progymnasium?!?«

Auch Goluschkin erhob sich; neben der rohen Selbstgefälligkeit, die aus seinem stark gerötheten Gesicht sprach, kam jetzt noch ein anderes Gefühl auf demselben zum Ausdruck: das Gefühl einer geheimen Furcht, ja eines, geheimen Bebens; den Kopf zurückwerfend, rief er mit » kreischender Stimme: »Ich opfere noch tausend Rubel! — Wasska, schaff' das Geld her!« worauf Dieser still vor sich hinmurmelte: — »Nur zu!« Paklin aber sprang leichenblaß und in Schweiß gebadet von seinem Platze auf (er hatte während der letzten Viertelstunde nicht weniger getrunken, als der Kommis) und rief, die Hände erhebend und die Worte langsam hervorstoßend: — Ich opfere! . . . Ich opfere! hat er gesagt! — Oh über die Entweihung des heiligen Wortes! — Das Opfer! Niemand wagt sich bis zur Idee des Opfers zu erheben, Niemand vermag die Pflichten zu erfüllen, welche das Opfer auferlegt, wenigstens Keiner von Denen, die im gegenwärtigen Augenblick hier versammelt sind; — dieser selbstgefällige Tölpel aber, dieser elende Sack, schüttelt seinen aufgedunsenen Wanst, daß eine Handvoll Rubel herausfällt, und schreit: ich opfere! verlangt, daß man ihm die Hände küsse und erwartet einen Lorbeerkranz! O Schurke!!

Goluschkin hatte entweder nicht recht gehört oder nicht recht verstanden, was Paklin gesagt, oder vielleicht auch gedacht, daß er nur im Scherz geredet, kurz — er wiederholte noch ein Mal: — »Ja! tausend Rubel! Was Kapiton Goluschkin gesagt, das thut er!« Er griff in die Seitentasche. »Da ist das Geld, da! Nehmt es, freßt, schlingt herunter — und gedenkt Goluschkin's!« Wenn er einigermaßen aufgeregt war, sprach er von sich, wie kleine Kinder thun: immer nur in der dritten Person. Markelow sammelte schweigend die auf das übergossene Tischtuch geworfenen Kassenscheine, worauf sich Alle erhoben, nach ihren Mützen griffen und sich verabschiedeten.

Als sie an die Luft kamen, überfiel sie ein leichter Schwindel — Paklin namentlich war es zu Muthe, als ob sich Alles im Kreise um ihn drehe.

— Nun? — wohin denn jetzt? — brachte er nicht ohne Anstrengung heraus.

— Das weiß ich nicht — antwortete Ssolomin. — Ich für meine Person, ich gehe nach Hause.

— Auf die Fabrik?

— Auf die Fabrik.

— Jetzt, in der Nacht und zu Fuß?

— Was ist denn dabei? — Hier giebt's weder Wölfe noch Räuber, und zu gehen verstehe ich!

— In der Nacht ist's noch kühler!

— Es sind ja vier Werst bis zur Fabrik!

— Und wenn es auch fünf wären — auf Wiedersehen, meine Herren!

Ssolomin knöpfte seinen Rock zu, drückte die Mühe in«s Gesicht, tauchte eine Cigarre an und ging mit großen Schritten die Straße hinauf.

— Und Du? — wandte sich Paklin zu Neshdanow.

— Ich gehe zu ihm. — Er wies auf Markelow, der mit auf der Brust gekreuzten Armen unbeweglich dastand. — Unsere Equipage steht hier in der Herberge. . .

— Nun gut . . . ich aber, Freund, ich kehre in meine Oase zurück, zu Thömchen und Thymchen! Und weißt Du, was ich Dir sagen werde? Was wir dort gesehen, war unsinnig — und was wir hier gesehen, war auch unsinnig. . . Aber jene Unsinnigkeit, die Unsinnigkeit des 18. Jahrhunderts, liegt dem Wesen des russischen Charakters näher, als dies 20 Jahrhundert. — Lebt wohl, meine Herren, und nehmt mir nicht übel . . . ich bin berauscht! . . . was ich Euch noch sagen werde! Es giebt in der ganzen Welt kein weibliches Wesen, das so gut wäre, wie meine Schwester. . . Snandulia und doch ist sie bucklig . . . und heißt Snandulia! So geht's ja immer in der Welt! — Uebrigens . . . trägt sie ihren Namen: mit Recht. — Wißt Ihr, wer die heilige Snandulia war? — Eine barmherzige, tugendhafte Frau, weiche in den Gefängnissen umherging und die Eingekerkerten und Kranken pflegte! — Lebt wohl, es ist Zeit! — Leb' wohl, Neshdanow —

beklagenswerther Mensch! Und auch Du, Offizier . . . huh, wie schrecklich! leb' wohl!

Wackelnd und hinkend schleppte er sich in seine Oase. — Markelow und Neshdanow aber suchten die Herberge auf, in welcher sie den Tarantaß gelassen; — eine halbe Stunde darauf rollte ihre Equipage auf der Landstraße dahin.

Einundzwanzigstes Capitel.

Der umwölkte Himmel hing niedrig über der Erde; und wenn es auch nicht so dunkel war, daß das Auge die weißlich schimmernden Fahrgeleise nicht zu unterscheiden vermocht hätte, so flossen doch die einzelnen Gegenstände rechts und links von der Straße zu großen, formlosen Flecken zusammen; es war eine trübe, eine unsichere Nacht. Der in plötzlichen, wenn auch nicht heftigen Stößen entgegenwehende Wind war feucht; er roch nach Regen und nach den breiten Getreidefeldern, über die er dahingestrichen. Als sie, nachdem sie an einem Eichenbusche, der als Merkzeichen diente, vorbeigekommen, in den Seitenweg einbogen, schien es noch dunkler geworden zu sein, so daß der Kutscher den schmalen Fahrweg zuweilen gar nicht mehr zu sehen vermochte und nothwendiger Weise langsamer zu fahren begann.

— Wenn wir nur nicht vom Wege abkommen! — bemerkte Neshdanow, der bis dahin geschwiegen.

— Das ist unmöglich! — versetzte Markelow. — Es kommt kein Unglück allein — aber nicht an demselben Tage.

— Welches war denn das erste Unglück?

— Daß wir einen ganzen Tag verloren haben, — ist das denn gar nichts in Ihren Augen?

— Ja . . . natürlich . . . dieser Goluschkin!! — Wir haben zu viel getrunken. Mein Kopf schmerzt jetzt ganz entsetzlich.

— Ich spreche nicht von Goluschkin. Er hat uns wenigstens Geld gegeben; es ist unser Besuch also nicht ganz zwecklos gewesen.

— So bedauern Sie es also, daß Paklin uns zu seinen . . . wie nannte er sie doch gleich . . . zu seinen Inséparables geführt?

— Ich bedaure es nicht . . . und freue mich auch nicht darüber. Ich gehöre nicht zu Denen, die sich für solche Puppen zu interessiren vermögen . . . Ich meinte etwas Anderes.

— Was denn?

Markelow blieb ihm die Antwort schuldig, und machte in der Ecke eine Bewegung, als ob er sich einhülle. Die Züge seines Gesichts konnte Neshdanow in der Dunkelheit nicht mehr unterscheiden, er sah nur den Schnurrbart in Form eines kurzen schwarzen

Querstrichs; aber er hatte schon seit dem Morgen gefühlt, daß Irgend Etwas an Markelow nage, daß er heimlich erbittert sei — und daß es vielleicht besser wäre, gar nicht daran zu rühren.

— Hören Sie, Ssergei Michailowitsch, — begann er nach einer kleinen Pause, — ist es denn wirklich wahr, daß Sie im Ernst an den Briefen dieses Kissljakow, die Sie mir heute gegeben, Gefallen finden können? Es ist ja inhaltsloses, albernes Zeug, was er da schreibt — entschuldigen Sie den scharfen Ausdruck.

Markelow richtete sich auf.

— Erstens, — begann er mit zornerregter Stimme, — erstens muß ich bemerken, daß ich Ihre Ansicht durchaus nicht theile, ich finde, daß es höchst bemerkenswerthe, gewissenhafte Briefe sind! Zweitens aber Kissljakow arbeitet und plagt sich ab, und namentlich *glaubt* er; er glaubt an unser Werk, an die Revolution! Ich muß Ihnen sagen, Alexei Dmitritsch, — mir scheint, daß *Sie* — sich sehr kühl dagegen verhalten, daß Sie keinen Glauben daran haben!

— Woraus schließen Sie das? — fragte ihn Neshdanow langsam.

— Woraus! Aus allen Ihren Worten, aus Ihrem ganzen Benehmen! — Wer hat heute bei Goluschkin erklärt, daß er die Elemente nicht sähe, auf die man sich stützen könnte? — Sie! — Wer hat verlangt, daß man ihm dieselben vorführen solle? — Sie! — Und als Ihr Freund, Herr Paklin, dieser Possenreißer und alberne Witzling, die Augen zum Himmel aufschlug und mit lauter Stimme erklärte, daß Niemand von uns ein Opfer zu bringen im Stande wäre, wer hat ihm beifällig zugenickt, seine Behauptung unterstützt? Sie ganz allein! — Sprechen Sie und deuten Sie von sich, wie und was Sie wollen . . . das ist Ihre Sache ich kenne aber Menschen, die Alles von sich gestoßen, was das Leben so schön macht — das Glück der Liebe selbst — um Ihrer Idee zu leben, um ihren Ueberzeugungen treu zu bleiben! — Sie freilich — Sie hatten heute andere Dinge im Kopf!

— Heute! Woher denn gerade heute?

— So spielen Sie doch nicht den Unschuldigen, glücklicher, myrthengekrönter Don Juan! — schrie Markelow, ohne an den Kutscher zu denken, der, ohne sich umzuwenden, jedes Wort vernehmen konnte. Freilich war derselbe im gegenwärtigen Augenblicke zu sehr von dem beschwerlichen Wege in Anspruch genommen, als daß ihn der Streit der beiden Herren hinter seinem

Rücken hätte interessiren können — denn er zog gerade vorsichtig und sogar furchtsam das Femerpferd an, das, den Kopf unruhig umherwerfend, sich gegen den von einer ziemlich steilen Erhöhung — die hier eigentlich gar nicht am Platze war — gleitenden Tarantaß stemmte.

— Erlauben Sie — ich verstehe Sie nicht, — versetzte Neshdanow.

Markelow lachte laut auf — es war ein bitteres, gezwungenes Lachen.

— Sie verstehen mich nicht! Ha! Ha! ha! — Ich weiß Alles, mein Herr! Ich weiß, wem Sie gestern eine Liebeserklärung gemacht; ich weiß, wen Sie durch Ihr glattes Gesicht und Ihre beredten Worte bezaubert haben; ich weiß, wer Sie in seinem Zimmer empfängt . . . nach zehn Uhr Abends!

— Gnädiger Herr! — wandte sich der Kutscher plötzlich zu Markelow. — Haltet ein wenig die Leine . . . Ich will mal vom Bock steigen. . . Wir scheinen den Weg verfehlt zu haben . . . Hier muß wohl eine tiefe Grube sein. . .

Der Tarantaß lag in der That ganz auf der Seite.

Markelow ergriff die ihm vom Kutscher dargereichte Leine und fuhr eben so laut fort:

— Ich beschuldige Sie nicht, Alexei Dmitritsch! Sie haben die Gelegenheit benutzt. . . Sie waren im Recht. Ich will nur sagen, daß ich begreife, woher Sie jetzt so kühl sind, und ich wiederhole: — Sie haben andere Dinge im Kopf! Ich füge von mir aus auch noch die Frage hinzu: wo ist der Mensch, der im Voraus bestimmen könnte, woran ein Mädchenherz Gefallen finden wird — oder vorauszusagen wüßte, was es eigentlich wünscht!!

— Jetzt verstehe ich Sie, — erwiderte Neshdanow, — ich verstehe Ihre Erbitterung, ich errathe, wer uns belauscht und sich beeilt hat, Ihnen Alles mitzutheilen . . .

— Hier kommt nicht das Verdienst in Betracht, — fuhr Markelow fort und stellte sich an, als ob er Neshdanow's Worte gar nicht gehört, indem er zugleich absichtlich jedes Wort langsam dehnte und nachdrücklich betonte, — auch nicht besondere moralische oder physische Eigenschaften. . . O nein! Es ist einfach . . . das verdammte Glück aller unehelichen Kinder . . . aller Bastarde!

Die letzten Worte hatte er rasch und abgebrochen hervorgestoßen — und war plötzlich verstummt.

Neshdanow aber fühlte trotz der Dunkelheit, daß er ganz leichenblaß geworden. Er mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um sich nicht auf Markelow zu stürzen und ihm nicht an die Gurgel zu fahren. . . »Mit seinem Blute soll er mir für diese Beleidigung büßen, mit seinem Blute. . .«

— Jetzt weiß ich, wo wir sind! — rief der plötzlich am Vorderrad auftauchende Kutscher, — habe zu sehr nach links gehalten . . . jetzt wird's schon gehen! . . . Wir sind gleich zu Hause, haben kaum eine Werst zu fahren!

Er stieg, auf den Bock, nahm die Leine aus Markelow's Hand und zog das Femerpferd zur Seite . . . Zwei starke Stöße . . . dann rollte der Tarantaß wieder ruhig und rasch dahin . . . Der dunkle Nebel schien plötzlich zu steigen man spürte in der Luft den Rauch eines Schornsteins etwas Großes, Formloses stieg aus der Erde auf da blinkte ein Licht und verschwand dort ein Anderes ein Hund begann zu bellen. . .

— Unsere Bauernhöfe, — murmelte der Kutscher und rief seinen Pferden freundlich ermunternde Worte zu.

Sie kamen den blinkenden Lichtern immer näher und näher . . .

— Nach der Beleidigung, die Sie mir angethan, — brachte Neshdanow endlich heraus, — werden Sie begreifen, Ssergei Michailowitsch, daß ich nicht unter Ihrem Dache bleiben kann, und so unangenehm es mir auch ist, bin ich doch gezwungen, Sie zu bitten, mit Ihren Tarantaß zu überlassen, damit ich sofort zur Stadt fahren kann. Morgen werde ich dann schon eine Möglichkeit finden nach Hause zu kommen, worauf Sie von mir die Meldung erhalten werben, die Sie wohl erwarten.

Markelow schwieg.

— Neshdanow, — rief er dann plötzlich leise, aber fast verzweifelnd aus. — Neshdanow! Um Gottes Willen, treten Sie bei mir ein — sei es auch nur, damit ich Sie aus den Knieen um Vergebung bitten kann! — Neshdanow!l Vergessen Sie vergiß, vergiß das unheilvolle Wort, das mir entfahren! Ach! wenn es nur Jemand wüßte, wie elend, wie elend ich bin! — Markelow schlug sich mit der geballten Hand aus die Brust

— ein tiefes Stöhnen entrang sich derselben. — Neshdanow! sei großmüthig! Reich mir die Hand Vergieb mir, ich beschwöre Dich!

Neshdanow reichte ihm . . .zögernd seine Hand; er ergriff sie und drückte sie so fest, daß Neshdanow fast aufschrie.

Der Tarantaß hielt vor Markelow's Hause. . .

Eine Viertelstunde daran saß Neshdanow in Markelow's Kabinet.

— Höre! — begann Markelow. (Er nannte ihn jetzt »Du,« und in diesem unerwarteten »Du,« das an einen Menschen gerichtet war, in dem er einen glücklichen Nebenbuhler entdeckt, den er eben tödtlich beleidigt, den er hatte in Stücke zerreißen können, — in diesem »Du« lag das Geständniß rückhaltloser Entsagung, lag ein stilles, schmerzliches Flehen und gewissermaßen auch ein Recht, welches Neshdanow dadurch anerkannte, daß er dieses »Du« erwiderte.) — Höre! Ich habe Dir gesagt, daß ich dem Glücke der Liebe entsagt, um meiner Idee zu leben . . . Das ist nicht wahr, das war eitle Prahlerei! Es hat mich noch nie ein Mädchen geliebt, ich habe noch nie dem Lebensglück zu entsagen gebraucht! Wie ich geboren worden, ein Pechvogel, so werde ich sterben . . . Und vielleicht ist's auch gut so, denn ich bin zu einem andern Werk geschaffen! — Wenn Du Beides vereinigen kannst lieben, geliebt werden . . . und unserer Sache dienen — nun, so bist Du ein ganzer Kerl und ich beineide Dich . . . aber ich selbst — ich kann es nicht. — Ich kann nicht! Du bist ein glücklicher Mensch, ein glücklicher Mensch! — Ich aber, ich kann es nicht!

Markelow hatte diese Worte gebeugten Hauptes, mit schlaff herabhängenden Armen auf einem niedrigen Stuhle kauernd, mit leiser Stimme hervorstoßen. In Gedanken versunken stand Neshdanow vor ihm, und wenn ihn Markelow auch einen glücklichen Menschen genannt hatte, er selbst fühlte sich nichts weniger als glücklich und sah auch nicht darnach aus.

— Die Eine hat mich in meiner Jugend betrogen . . . — fuhr Markelow fort — es war sein herrliches Mädchen — und hat einen Andern geheirathet und wen? Einen Deutschen!l einen Adjutanten!! — Marianne aber . . .

Er hielt an . . . Zum ersten Male war ihm ihr Name über die Lippen gekommen: es war als ob eine brennende Kohle sie gestreift. . .

— Marianne hat mich nicht betrogen: sie hat mir offen gesagt daß ich ihr nicht gefalle . . . Was ist da auch noch viel von Gefallen zu reden! — Sie hat sich Dir hingegeben . . . Was ist's denn weiter? War sie nicht frei zu thun, was ihr beliebte!

— So hör' doch, höre! — rief Neshdanow. — Was sprichst Du von Hingeben! — Ich weiß nicht, was Dir Deine Schwester geschrieben, aber ich schwöre Dir . . .

— Ich sage nicht, daß sie sich Dir physisch hingegeben — fiel Markelow ein, dem Neshdanow's Ausruf offenbar nicht mißfiel — aber moralisch — mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele. — Und es ist gut, daß es so ist. Meine Schwester aber . . . Freilich hat sie nicht die Absicht gehabt, mich zu kränken . . . Das ist ihr übrigens vollkommen gleich; aber sie haßt Dich wahrscheinlich — und Mariannen auch. — Sie hat die Wahrheit gesagt Gott mit ihr!

»Ja,« — dachte Neshdanow, — »sie haßt uns.«

— Alles zum Besten, — fuhr Markelow fort, ohne seine Stellung zu ändern. — Jetzt bin ich frei von allen Fesseln, jetzt kann mich nichts mehr zurückhalten! Achte nicht darauf, daß Goluschkin ein eitler, selbstgefälliger Thor ist; das thut nichts. Und die Briefe von Kissljakow . . . sie mögen komisch sein . . . ich gebe es zu. Aber das Eine mußt Du berücksichtigen: er schreibt, daß Alles bereit sei. — Du wirst am Ende auch das bezweifeln?

Neshdanow schwieg.

— Mag sein, daß Du recht hast; aber wenn man immer warten soll, bis Alles, wirklich Alles fertig ist — dann wird man niemals anfangen können. Denn wenn man *alle* Folgen bedenkt — so wird's gewiß auch schlechte darunter geben. Als unsere Vorgänger zum Beispiel die Bauernemanzipation durchführten, konnten sie es wohl ahnen, daß in Folge der Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft eine ganze Klasse von Wucher treibenden Gutsbesitzern auftauchen würde, welche den Bauern das Tschetwert verfaulten Roggens zu sechs Rubel verkaufen; dafür aber von dem Bauern erhalten: erstens: — (Markelow bog den einen Finger um) — Arbeit für volle sechs Rudel; dann: — (er bog den zweiten Finger um) — ein ganzes Tschetwert guten Roggens, und noch dazu — (er bog den dritten Finger um) — eine Zugabel d. h. sie saugen ihm das letzte Blut aus den Adern! Das haben die Eiferer für die Bauernemanzipation niemals voraussehen können — nicht wahr? Und selbst, wenn sie es Vorausgesehen hätten,

bleibt es doch immer gut, daß sie den Bauern frei gemacht und nicht an alle möglichen Folgen gedacht haben. Und daher . . . habe auch ich mich entschlossen!

Neshdanow sah Markelow fragend an; dieser blickte jedoch zur Seite, zog die buschigen Brauen zusammen, daß sie über das Auge herabsielen, und biß sich Lippen und Schnurrbart.

— Ja, ich bin entschlossen! — wiederholte er, indem er sich mit der behaarten, dunklen Faust heftig auf's Knie schlug. — Du kennst meinen Starrsinn ich bin ja ein halber Kleinrusse.

Er erhob sich und ging, als wäre er todtmüde, die Füße träge nach sich schleppend, in's Schlafzimmer, von wo er ein kleines Porträt von Marianne unter Glas und Rahmen holte.

— Nimm! — sagte er mit ruhiger, aber schmerzerfüllter Stimme, das habe ich ein Mal selbst gezeichnet. Ich bin freilich ein schlechter Maler, aber ich glaube doch, daß es ähnlich ist (das mit Bleistift gezeichnete Porträt war wirklich ähnlich). — Nimm es, Freund, als mein Verrnächtniß. Mit diesem Porträt lege ich Alles in, Deine Hände — nicht meine Rechte . . . ich habe kein Recht auf sie . . . aber Du weißt — Alles! Ich übergebe Dir Alles — sie selbst. Es ist, Freund, ein wunderbares Wesen. . .

Markelow verstummte: schwere Athemzüge hoben und senkten die bewegte Brust.

— Nimm, — schloß er endlich. — Du zürnst mir doch nicht? So nimm denn das Porträt. Ich brauche jetzt nichts . . . nichts Derartiges . . .

Neshdanow nahm das Porträt; ein seltsames Gefühl beklemmte ihm die Brust. Es schien ihm, daß er kein Recht habe, dieses Geschenk anzunehmen, daß Markelow ihm dies Porträt vielleicht gar nicht gegeben hatte, wenn er Neshdanow in's tiefste Herz geschaut . . . Er drehte, das kleine runde, längs dem schwarzen Rahmen von einem schmalen goldenen Streifen eingefaßte Bild in der Hand — und wußte nicht, was er jetzt thun sollte. — »Es ist ja ein ganzes Menschenleben, das ich hier in der Hand halte,« — dachte er. Er wußte das Opfer zu schätzen, welches Markelow ihm brachte, aber weshalb that er es, weshalb gab er denn gerade ihm, dies Porträt? — Es zurückgeben? Nimmermehr! Es wäre eine noch größere Beleidigung . . . Und ist es denn nicht endlich ein ihm theures Antlitz, liebt er sie denn nicht?

Neshdanow hob die Augen nicht ohne eine gewisse Befangenheit zu Markelow empor — es war ihm, als ob ihn Dieser anschauen müsse, als ob dessen Blick in das Innerste seiner Gedanken zu dringen versuche . . . Markelow aber blickte zur Seite und fuhr fort seinen Schnurrbart zu kauen.

— In diesem Augenblick trat der alte Diener mit einem Licht in der Hand in's Zimmer.

Markelow richtete sich auf.

— Es ist Zeit zu Bette zu gehen, Freund Alexei! — rief er. — Ueber Nacht kommt Rath. Morgen kannst Du Pferde bekommen und Dich nach Hause aufmachen, und jetzt — gute Nacht!

— Gute Nacht, Alter! — fügte er plötzlich hinzu, indem er sich zum Diener wandte und ihm mit der Hand auf die Schulter schlug. — Gedenke meiner in Frieden!

Der Alte war so betroffen, daß er das Licht fast hätte aus der Hand fallen lassen, und der fest auf seinen Herrn gerichtete Blick drückte etwas Anderes aus, etwas, was mehr war als bloße Wehmuth.

Neshdanow ging auf sein Zimmer. Er fühlte sich matt, abgespannt, krankhaft erregt. Der Kopf war ihm so schwer von dem vielen Wein, in den Ohren vernahm er ein sausendes Klingen, vor den Augen drehten sich allerlei Gestalten: Goluschkin, Wassjka, Thömchen, Thymchen, in der Ferne aber sah er die unentschlossen zurückweichende Figur Mariannen's. Alles, was er heute gethan und gesprochen, schien ihm so falsch, so unnütz, so flach und nichtig . . . das aber, warum es sich eigentlich handelte, wonach er streben sollte, — das war unerreichbar, unergründlich, tief im Schacht der Erde vergraben. . .

Er wollte aufstehen, hinuntergehen zu Markelow, ihm sagen: nimm Dein Geschenk, nimm es zurück! . . .

— Welch elendes Spiel ist das Leben! — rief er endlich aus.

Am andern Morgen fuhr er schon früh davon. Markelow stand von einem Kreis von Bauern umgeben auf dem Flur. Ob er sie zusammengerufen, oder ob sie von selbst gekommen — das erfuhr Neshdanow nicht; Markelow verabschiedete sich von ihm in kühler, einsilbiger Weise er hatte, so schien es wenigstens, den Bauern Etwas Wichtiges mitzutheilen. Auch der alte Diener mit dem unveränderlich wehmüthigen Blick stand wieder neben seinem Herrn.

Der Tarantaß jagte durch die nahe Stadt hindurch und flog nun auf der offenen Landstraße eilig dahin. Es waren dieselben Pferde, mit denen Markelow und Neshdanow am vorhergehenden Abend aus der Stadt gekommen waren, und kam es nun daher, daß der Kutscher in dem reichen Hause Ssipjagin's ein gutes Trinkgeld zu erhalten hoffte oder geschah es aus anderen Gründen — kurz, die Pferde liefen ausgezeichnet. Es ist aber bekannt, daß dies immer der Fall ist, wenn der Kutscher schon etwas Branntwein getrunken hat oder mit Sicherheit darauf rechnet, daß er später Geld zum Branntwein erhalten werde.

Es war ein frischer, echter Junimorgen: hohe, rasche Wolken am blauen Himmel, ein starker, gleichmäßiger Wind, die nach dem gestrigen Regen staubfreie Landstraße, die am Wege rauschenden, glitzernden Weiden — überall beflügelte Bewegung und strömendes Leben — von den fernen Hügeln, über grüne Schluchten hinweg, dringt, wie ein helles, feines Pfeifen, der Schlag der Wachtel herüber, als hätte auch er Flügel, die ihn durch die Lüfte trügen — in den warmen Sonnenstrahlen sonnen sich schwarze Ackerkrähen — am fernen Horizont scheinen sich dunkle Käfer zu rühren und zu regen es sind die Pferde der Bauern, die ihre Felder umackern.

Theilnahmlos glitt Neshdanow's Blick über Alles hinweg, — er war so vertieft in seine grüblerischen Gedanken, daß er gar nicht bemerkte, wie er bereits auf dem Gute Ssipjagins war . . . Als er plötzlich das Dach des Hauses erblickte, den obersten Stock, Mariannen's Fenster — fuhr er zusammen. — »Ja,« — sagte er zu sich selbst und es wurde ihm mit einem Male so warm um's Herz, — »er hat Recht — es ist ein gutes Wesen — und ich liebe sie.'«

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Neshdanow kleidete sich hastig um und begab sich sogleich zu Kolja, dem er um diese Zeit eine Stunde zu geben hatte. Im Eßzimmer stieß er auf Ssipjagin der ihn zwar höflich, aber kalt begrüßte, und sich darauf mit der gleichgültig hingeworfenen Frage, ob es ihm auf der Fahrt gut ergangen sei, in sein Kabinet zurückzog. Der große Staatsmann hatte in seinem Ministerverstande bereits beschlossen, den Lehrer, der »in der That zu roth« war, sobald die Ferien zu Ende, nach Petersburg zurück zu schicken, bis dahin aber ihn nicht aus den Augen zu lassen. »*Je n'ai pas eu la main heureuse cette foisci,*« dachte er bei sich, »übrigens — »*j'aurais pu tomber pire*«. Valentine Michailowna's Gefühle dagegen waren viel ausgesprochener, viel leidenschaftlicher — sie haßte Neshdanow jetzt . . . Dieser Bube! . . . er hatte sie beleidigt! — Marianne hatte sich nicht geirrt: es war wirklich Valentine Michailowna gewesen, welche an der Thür gehorcht hatte . . . Die aristokratische Dame verschmähte es nicht, zu solchen Mitteln zu greifen, wenn es ihr nöthig schien. Im Verlauf der zwei Tage, an welchen Neshdanow abwesend war, hatte sie ihrer »leichtsinnigen« Nichte gegenüber nichts über die Sache verlauten lassen, hatte ihr aber ununterbrochen zu verstehen gegeben, daß sie Alles wisse, daß sie ernstlich in Zorn gerathen wurde, wenn sie nicht so erstaunt wäre — und daß sie noch mehr erstaunen würde, wenn sie Marianne nicht bemitleidete, sie nicht geringschätzte. . . Ein wohlverborgenes, inneres Verachten füllte ihre Wangen, Spott und doch zugleich Mitleid drückten die emporgehobenen Brauen aus, wenn sie Marianne ansah, wenn sie mit ihr sprach; die wunderbaren, weichen Augen ruhten mit einem leisen, sittsamen Staunen, mit einem gewissen leiderfüllten Widerwillen auf dem Antlitz des »trotzigen« Mädchens, welches nach allen ihren »Phantasien und Excentricitäten« damit endete, daß sie sich von einem armseligen Studenten in dunklem Zimmer zu wiederholten Malen . . . küssen ließ!

Arme Marianne! Ihre stolzen strengen Lippen hatte noch nie ein Kuß berührt.

Ihrem Mann verschwieg Valentine Michailowna die Entdeckung, die sie gemacht; sie begnügte sich damit, bei Gelegenheit einiger

Worte, die sie in seiner Gegenwart an Marianne richtete, ein bedeutungsvolles Lächeln blicken zu lassen, welches von dein Inhalt ihrer Rede keineswegs bedingt war. Valentine Michailowna bereute es sogar, ihrem Bruder den bewußten Brief geschrieben zu haben . . . Sie kam übrigens bald zu der Ueberzeugung, daß es besser sei zu bereuen und den Brief doch geschrieben, als nicht zu bereuen und dem Bruder nichts mitgetheilt zu haben. . . .

Marianne hatte Neshdanow nur im Fluge am Frühstückstische gesehen. Er fand, daß sie mager und blaß war, und daß sie eher schlecht als gut aussah; der rasche Blick jedoch, den sie auf ihn warf, als er in das Zimmer trat, drang ihm tief in das Herz. Dafür schaute ihn aber Valentine Michailowna in einer Weise an, als wollte sie sagen: »Ich gratulire! Vortrefflich! Sehr geschickt!« und suchte zugleich aus seinem Gesicht die Antwort auf die in Gedanken ausgeworfene Frage zu lesen, ob ihm Markelow ihren Brief wohl gezeigt habe oder nicht. — Sie kam endlich zu dem Resultat, daß Neshdanow den Brief gelesen.

Als Ssipjagin erfuhr, daß Neshdanow auf der von Ssolomin geleiteten Fabrik gewesen, erkundigte er sich bei ihm sofort nach dieser »in jeder Hinsicht höchst bemerkenswerthen industriellen Anstalt«; als es ihm jedoch aus Neshdanow's Antworten klar wurde, daß dieser dort gar nichts gesehen hatte, verstummte er plötzlich in stolz-erhabener Weise, als ob er sich selbst darüber wundere, daß er von diesem unreifen Subjekt noch thatsächliche Angaben irgend welcher Art hatte erwarten können! — Als er das Eßzimmer verließ, flüsterte ihm Marianne zu:

— Erwarte mich im Birkenhain; ich komme sobald es nur möglich ist.

»Auch sie sagt: »Du« zu mir, wie Markelow,« dachte Neshdanow. Es war ihm so angenehm, daß sie ihn »Du« nannte, wenn es ihm auch etwas wunderlich vorkam! . . und es wäre doch sonderbar gewesen — es war so auch unmöglich — hätte sie plötzlich »Sie« zu ihm gesagt und sich von ihm abgewandt. . .

Er fühlte, daß es sein Unglück wäre, wenn es geschähe. Ob er sie wirklich liebte — das wußte er noch nicht; aber daß sie ihm theuer war, daß sie seinem Herzen nahe stand, daß sie ihm nöthig war . . . namentlich nöthig . . . das war ihm klar, darüber war kein Zweifel möglich.

Der Hain, in welchem er Marianne erwarten sollte, bestand aus einigen hundert hohen, alten Birken — hauptsächlich Trauerbirken. Der Wind wehte noch immer mit der früheren Stärke; die lang herabhängenden Zweige wurden wie aufgelöste Flechten hin und her geworfen; nach wie vor zogen die Wollen hoch und rasch am Himmel dahin, und wenn dann zuweilen eine oder die andere derselben vor der Sonne vorbeistrich, so fiel über Alles plötzlich ein gleichmäßiger, einfarbiger Schein. — Nun ist die Wolke vorübergezogen und überall erzittern von neuem hell und grell die unruhvoll flimmernden Lichtstellen und mischen sich unter die vielen dunklen, vom Sonnenstrahl nicht berührten Schattenflächen . . . Ueberall regt sich noch immer dasselbe Leben, aber es scheint jetzt Alles von einer gewissen freudigen Feiertagsstimmung durchdrungen. So auch zieht die Leidenschaft mit einer gewissen freudigen Gewalt ein in das umwölkte, aufgeregte Herz . . . Ein solches Herz bebte in Neshdanow's Brust, als er den Birkenhain betrat.

Er lehnte sich an den Stamm eines alten Baumes — und begann zu warten. Im Grunde konnte er sich keine Rechenschaft darüber geben, was er empfand und hatte auch nicht das Bedürfniß, über seine Gefühle zur Klarheit zu kommen; er wußte nur, daß es ihm jetzt leichter — und doch wieder ahnungsvoller — ums Herz war, als bei Markelow. Er hatte jetzt nur das Verlangen, Marianne zu sehen, sie zu sprechen; er fühlte sich fest umschlungen von dem Bande, das zwei lebende Wesen aneinander knüpft . . . Neshdanow gedachte des Seils, das von dem Dampfschiff auf die Landungsbrücke geworfen wird . . jetzt ist es um den Pfosten gewunden . . . jetzt hält der Dampfer . . .

— Im Hafen! Gott sei Dank!

Neshdanow fuhr plötzlich zusammen, als er in der Ferne ein Frauenkleid schimmern sah. Das ist Marianne! Er konnte nicht unterscheiden, ob sie zu ihm kam oder sich von ihm entfernte — das sah er aber, daß Schatten und Licht längs ihrer Gestalt von *unten nach oben* glitten . . . das bedeutete also, daß sie sich ihm näherte, denn sonst hätte es umgekehrt sein müssen: von oben nach unten. Noch ein paar Minuten — und sie stand vor ihm, neben ihm, mit freundlichem, lebhaft bewegte-m Antlitz, mit mild leuchtenden Augen, mit schwachem, jedoch heiterem Lächeln auf den Lippen. Er erfaßte ihre Hände, konnte im ersten Moment jedoch kein Wort hervorbringen; auch Marianne stand schweigend da. Sie war sehr

rasch gegangen und ein wenig außer Athem; aber sie war offenbar voll Freude darüber, daß ihr Erscheinen ihm gleichfalls Freude verursachte . . .

Marianne brach zuerst das Schweigen.

— Nun, — begann sie, — sag' mir rasch: was habt Ihr beschlossen?

— Wir haben beschlossen . . . war es denn nöthig, schon jetzt zu beschließen?

— Du begreifst mich schon. — Erzähle: wovon habt Ihr gesprochen? Wen hast Du gesehen? Bist Du bei Ssolomin gewesen? Erzähle mir Alles, Alles! Wart ein wenig gehen wir dorthin, etwas weiter. Ich kenne ein gutes verstecktes Plätzchen.

Sie zog ihn fort. Gehorsam folgte er ihr durch das hohe, spärliche, dürre Gras. Sie hatte ihn zu einer mächtigen, vom Sturm umgeworfenen Birke geführt, auf deren Stamm sie sich Beide niederließen.

— Erzähle jetzt! — wiederholte sie, setzte aber sogleich hinzu: — Wie ich froh bin, daß ich Dich endlich sehe! Diese zwei Tage schienen mir eine Ewigkeit! Du weißt, daß ich jetzt fest davon überzeugt bin, daß Valentine Michailowna uns belauscht?

— Sie hat es Markelow geschrieben, -- sagte Neshdanow.

— Markelow?!

Marianne verstummte und erröthete — nicht vor Scham, sondern unter dein Einfluß eines anderen, mächtigeren Gefühls.

— Böses, herzloses Geschöpf — rief sie leise und langsam. — Das zu thun hatte sie kein Recht . . . Einerlei! Erzähle, erzähl'!

Neshdanow begann zu erzählen . . . Marianne hörte s ihm mit so gespannter Aufmerksamkeit zu, als wäre sie gleichsam versteinert, und unterbrach ihn nur dann, wenn es ihr schien, daß er zu sehr eile, daß er über Manches hinweggehe . . . Nicht alle Einzelheiten seiner Fahrt waren jedoch im Stande, sie in gleicher Weise zu fesseln; über Thömchen und Thymchen lachte sie wohl, aber sie interessirten sie nicht. Das ganze Sein derselben stand ihr zu fern.

— Es ist, als ob Du mir etwas über Nebukadnezar mittheilst! — bemerkte sie.

Was Markelow aber gesagt, was Goluschkin denke (obgleich sie sogleich begriffen, was das für ein Mensch war), — und namentlich: was Ssolomin für Ansichten habe und wie er Neshdanow gefallen —

das war es, was sie Wissen Mußte, was sie quälte. »Wann denn? wann?« — diese Frage kam ihr nicht aus dem Kopf, schwebte ihr die ganze Zeit, während Neshdanow sprach, auf den Lippen. Er aber schien gleichsam jede directe Antwort darauf vermeiden zu wollen. Er bemerkte endlich selbst, daß er gerade auf solche Einzelheiten besonderen Nachdruck legte, die am wenigsten geeignet waren, Marianne zu interessiren. Die humoristische Schilderung seiner Erlebnisse machte sie ungeduldig; der Ton der Enttäuschung, der Wehmuth, den er dann wieder anschlug, betrübte sie . . . Es sollte immer nur von der »Sache,« von der bewußten »Frage« die Rede sein. Da hätte er so eingehend sprechen können, wie er nur wollte — es hätte sie nicht ermüdet. Neshdanow erinnerte sich der Zeit, als er einst, bevor er noch aus die Universität zog, in einer bekannten Familie den Kindern Märchen erzählte: — auch sie hatten kein Interesse für die Schilderung der Ereignisse, für den Ausdruck persönlicher-Gefühle . . . auch ihnen war es nur um die Handlung, um die Thatsache zu thun!

Marianne war kein Kind, aber sie war so einfach, so grade und ehrlich wie ein Kind.

In warmen, herzlichen Worten sprach sich Neshdanow über Markelow aus und äußerte sich in besonders sympathischer Weise über Ssolomin. In fast enthusiastischen Ausdrücken von ihm redend, fragte er sich in Gedanken, weshalb er diesen Menschen denn eigentlich so hoch stelle. Er hatte ja nichts gesagt, was von besonderer Bedeutung gewesen wäre; einige seiner Aussprüche standen sogar in direktem Gegensatz zu seinen eigenen Ansichten. . . »Ein gleichmäßiger Charakter,« — dachte er, — »darin liegt's; eine verständige, frische Natur, wie Thymchen sagte; ein tüchtiger Mensch, ruhig, kräftig; er weiß, was er will und hat Vertrauen in seine Kraft — das macht, daß man auch ihm vertraut; sein Gemüth kennt kein Wanken, Alles in ihm ist in ruhigem Gleichgewicht . . . im Gleichgewicht . . das eben ist's, was mir fehlt!« . . Neshdanow gab sich ganz den grübelnden Gedanken hin, die ihn jetzt bewegten . . . da legte sich plötzlich eine leichte Hand auf seine Schulter.

Er richtete den Kopf in die Höhe: Marianne blickte ihn aus zärtlich besorgten Augen ängstlich an.

— Was ist Dir, Freund? — fragte sie ihn.

Er nahm die Hand, die auf seiner Schulter gelegen und küßte dieselbe — zum ersten Mal. Marianne lachte, als könnte sie nicht recht begreifen, wie er aus den wunderlichen Einfall gekommen, ihr die Hand zu küssen. Dann aber wurde auch sie nachdenklich.

— Hat Dir Markelow den Brief von Valentine Michailowna gezeigt? — fragte sie endlich.

— Ja.

— Nun, und . . . was sagte er?

— Er? . . . Er ist ein edler, opferfreudiger Mensch! Er . . . — Neshdanow wollte ihr von dem Porträt erzählen — hielt jedoch plötzlich inne und wiederholte: — ein edler Mensch!

— O ja, ja!

Marianne hing wieder ihren Gedanken nach — wandte sich dann aber plötzlich mit einer raschen Bewegung zu Neshdanow.

— Nun, was habt Ihr denn beschlossen? — fragte sie ihn lebhaft.

Neshdanow zuckte die Achseln.

— Ich habe Dir bereits gesagt: gar nichts. Wir müssen noch warten.

— Warten . . . Woraus denn?

— Auf die letzten Instruktionen (»das ist eine Lüge« — dachte Neshdanow.)

— Von wem?

— Von . . . Du weißt . . . von Wassili Nikolajewitsch. Dann müssen wir auch abwarten, daß Ostrodumow zurückkehrt.

Marianne sah ihn fragend an.

— Hast Du diesen Wassili Nikolajewitsch jemals gesehen?

— Zwei Mal vielleicht . . . im Fluge.

— Nun . . . ist es eine bemerkenswerthe Persönlichkeit?

— Wie soll ich Dir sagen? Er ist das Haupt — und verfügt über Alles. Ohne Disziplin geht es ja nicht in einer solchen Sache: hier muß man zu gehorchen verstehen. (»Auch das ist ein Unsinn« dachte Neshdanow.)

— Wie sieht er aus?

— Wie? . . . Es ist eine untersetzte, plumpe Figur mit einem Kalmückengesicht: starke, hervorstehende Backenknochen, rohe Züge, — aber überaus bewegliche Augen.

— Und wie spricht er?

— Er spricht eigentlich wenig, um so mehr befiehlt er aber.

— Wie ist er denn Euer Oberhaupt geworden?

— Weil er ein energischer Mensch ist, der vor nichts zurückschreckt. Wenn es nöthig, ist er selbst zu einem Morde bereit. Daher fürchtet man ihn auch.

— Und wie sieht Ssolomin aus? — fragte Marianne nach einer kleinen Pause.

— Auch er ist nicht gerade schön zu nennen; aber er hat ein einfaches, ehrliches, prächtiges Antlitz, wie man solche zuweilen unter den besseren Seminaristen findet.

Neshdanow fuhr in der Schilderung Ssolomin's fort, und als er geendigt, schaute ihn Marianne lange, lange an und sagte daraus ganz leise, gleichsam für sich:

— Auch Dein Gesicht ist gut. Mit Dir könnte man wohl leben!

Dies Wort rührte ihn so sehr, daß er von Neuem ihre Hand ergriff und dieselbe an die Lippen führte. . .

— Sei nicht zu liebenswürdig, — versetzte Marianne lachend: sie pflegte immer zu lachen, wenn ihr die Hand geküßt wurde; — Du weißt ja noch nicht: ich habe etwas Schlechtes gethan.

— Was denn?

— Ich bin in Deiner Abwesenheit in Deinem Zimmer gewesen und — habe auf Deinem Tisch ein Heft mit Gedichten gefunden . . . (Neshdanow zuckte: er hatte in der That das Heft aus seinem Tische gelassen) — und ich muß Dir gestehen: ich konnte nicht widerstehen, und habe darin gelesen. . . Die Gedichte sind von Dir?

—Ja; und weißt Du was, Marianne? es kann Dir Dieses ein Beweis sein, wie sehr ich an Dir hänge und wie ich Dir vertraue — ich bin Dir fast gar nicht böse deswegen . . .

— Fast? Also doch ein wenig? — Höre: Du nennst mich immer Marianne; ich kann Dich doch nicht Neshdanow nennen! Von nun an sollst Du Alexei heißen. Aber jenes Gedicht, welches mit den Worten beginnt: »Tritt der Tod an mich heran, lieber Freund« . . . ist es auch von Dir?

— Ja . . . ja. — Aber laß das, ich bitte Dich . . . quäl' mich nicht!

Marianne schüttelte den Kopf.

— Es ist ein so trauriges Gedicht! . . . Ich hoffe, daß Du es niedergeschrieben, als wir uns noch fremd gegenüberstanden. Die

Verse sind jedoch gut — so weit ich's beurtheilen kann. Mir scheint, daß Du Talent zur Schriftstellerei hast; aber ich weiß — ich weiß es sicher, daß Du zu einem Werke berufen bist, das höher steht, als die Literatur. Das war damals gut — als das Andere noch unmöglich war!

Neshdanow blickte sie an.

— Meinst Du? Ja, ich stimme Dir bei. Besser hier zu Grunde gehen — als dort ein Erfolg!

Marianne erhob sich plötzlich mit Ungestüm.

— Ja, mein Lieber, Du hast Recht! — rief sie mit strahlendem Gesicht, wie erfüllt von dem Feuer des Enthusiasmus, der edlen Rührung großmüthiger Gefühle: — Du hast Recht! — Es kann ja auch sein, daß wir nicht gleich zu Grunde gehen; Du wirst sehen, wir werden hier noch wirken können, wir werden nicht vergebens gelebt haben, wir gehen in's Volk . . . Verstehst Du irgend ein Handwerk? Nein? Nun, einerlei — wir werden arbeiten, werden ihnen, unsern Brüdern, Alles hingeben — ich werde kochen, nähen, waschen, wenn es nöthig ist . . . Du wirst es sehen . . . Und es wird kein Verdienst sein — sondern nur Glück, Glück . . .

Marianne schwieg; ihr weit in die Ferne gerichtetes Auge — nicht in jene Ferne, welche sich vor ihr ausbreitete, aber in jene unbekannte, unergründete, ungeahnte Ferne — dieses Auge glühte . . .

Neshdanow beugte sich zu ihr herab.

— O Marianne — flüsterte er — ich bin Deiner nicht werth!

Sie fuhr plötzlich zusammen.

— Es ist Zeit, gehen wir! — rief sie — sonst wird man noch Jemand nach uns ausschicken. Valentine Michailowna scheint sich übrigens von mir losgesagt zu haben. In ihren Augen bin ich — ein verlorenes Geschöpf!

Marianne hatte das mit so heller, freudiger Stimme ausgesprochen, daß auch Neshdanow lächeln mußte und unwillkürlich wiederholte: ein verlorenes Geschöpf?

— Du hast sie aufs Tiefste beleidigt, weil Du nicht zu ihren Füßen liegst, — fuhr sie fort. — Das hat nichts zu sagen; was wir aber bedenken müssen . . . Ich werde hier nicht mehr bleiben können . . . Wir müssen fliehen.

— Fliehen? — wiederholte Neshdanow.

— Ja, fliehen . . . Du wirst ja auch nicht bleiben wollen . . . Wir flehen zusammen.

— Wir werden zusammen arbeiten müssen. . . Willst Du mir folgen?

— Bis an's Ende der Welt! — rief Neshdanow mit klangvoller, vor Erregung und einer fast stürmischen Dankbarkeit zitternder Stimme. — Bis ans Ende der Welt!

— In diesem Augenblicke wäre er ihr wirklich nachgegangen, ohne sich umzuwenden, wohin sie ihn auch geführt hätte!
Marianne fühlte das — und es entrang sich ihr ein kurzer, glückerfüllter Seufzer.

— Da nimm meine Hand aber küsse sie nicht, sondern drücke sie recht fest — wie einem guten Kameraden, einem Freunde . . . so!

Sie erhoben sich und schlugen den Weg nach dem Hause ein — Beide in Gedanken versunken, glücklich — unter ihren Füßen schmiegte sich das junge, weiche Gras, um sie her rauschte das frische Laub; helle Lichter und dunkle Schatten glitten flüchtig längs ihren Kleidern dahin — und sie freuten sich Beide des unruhigen Spiels derselben, der munteren Stöße des Windes, des frischen Glanzes der Blätter — freuten sich der eigenen Jugend, des eigenen Glückes, der eigenen Nähe!

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Schon erhob sich die Morgenröthe am Himmel, als Ssolomin, nachdem er in der Nacht nach dem Goluschkin'schen Diner ungefähr fünf Werst rüstig zu Fuß zurückgelegt hatte, an die Pforte des hohen Zaunes klopfte, der die Fabrik umgab. Der Wächter ließ ihn sofort ein und führte ihn im Geleite dreier zottiger Kettenhunde, die, mit ihren buschigen Schweifen wedelnd, weit ausholten, mit achtungsvoller Sorglichkeit bis zu dem Flügel des Hauses, in welchem sich seine Wohnung befand. Er freute sich offenbar über die glückliche Heimkehr seines Chefs.

— Warum kommt Ihr bei Nacht, Wassili Fedotitsch? Wir erwarteten Sie erst morgen.

— Das hat nichts zu sagen, Gawrila, bei Nacht geht sich's besser als am Tage.

Zwischen Ssolomin und den Fabrikarbeitern herrschten gute, wenn auch nicht ganz gewöhnliche Beziehungen: sie achteten ihn als ihren Aeltermann und gingen mit ihm um wie mit Ihresgleichen, wie mit dem Ihren, doch war er in ihren Augen gar kenntnißreich. »Was Wassili Fedotow gesagt — so redeten sie — das steht fest und ist heilig, denn er ist durch jeden Grad der Weisheit durchgegangen und es giebt keinen Engländer, den er nicht in die Tasche steckte!« — In der That hatte einmal irgend ein bedeutender englischer Manufakturist die Fabrik besucht; kam es nun daher, daß Ssolomin mit ihm Englisch sprach oder war er wirklich durch seine Kenntnisse überrascht, jedenfalls klopfte er ihm wiederholt auf die Schulter, lachte und lud ihn zu sich nach Liverpool ein; den Fabrikarbeitern versicherte er aber in seiner gebrochenen Sprache: Gut — diese da — ou! — gut! worüber die Fabrikarbeiter ihrerseits viel lachten, aber nicht ohne Stolz: »Seht, hieß es, den Unseren an! — das ist unsere Art!«

Und er war wirklich ihrer Art — er war der Ihre.

Am andern Morgen früh trat Pawel, Ssolomin's Liebling, zu ihm in's Zimmer; er weckte ihn auf, reichte ihm Waschwasser, erzählte dies und jenes und fragte nach diesem und jenem. Darauf tranken sie Beide in aller Eile Thee und Ssolomin ging, nachdem er seinen beschmierten grauen Arbeitskittel angezogen, in die Fabrik — und

sein Leben begann wieder sich zu drehen, wie ein großes Schwungrad.

Aber ihm war eine neue Störung beschieden.

Fünf Tage, nachdem Ssolomin in seine Heimath zurückgekehrt war, rollte ein hübscher kleiner Phaëton, mit vier ausgezeichneten Pferden bespannt, auf den Hof der Fabrik, und ein Livrée-Bedienter, ein weißlich-erbsenfarbener Lakai, händigte, von Pawel in den Flügel geführt, Ssolomin feierlich einen Brief mit adligem Siegel ein — von — »Sr. Excellenz Boris Andrejewitsch Ssipjagin.« In diesem Brief, der nicht von Parfüms durchzogen war — Fi! — sondern irgend einen außergewöhnlich anständigen, englischen Gestank an sich trug und, wenn auch in der dritten Person, so doch nicht von der Hand eines Secretärs, sondern höchsteigenhändig vom General selbst geschrieben war, nahm der aufgeklärte Beherrscher des Gutes Arshanoje nach vorhergegangener Entschuldigung, daß er sich an eine ihm persönlich unbekannte Person wende, über die er, Ssipjagin, indeß die schmeichelhaftesten Urtheile gehört habe, sich die »*Freiheit*,« Herrn Ssolomin, dessen Rathschläge ihm in einem gewissen bedeutenden industriellen Unternehmen sehr wichtig sein könnten, zu sich auf's Land einzuladen; in der Hoffnung auf die liebenswürdige Einwilligung des Herrn Ssolomin schicke er, Ssipjagin, ihm seine Equipage. Falls es Herrn Ssolomin unmöglich sein sollte, sich an diesem Tage von der Fabrik zu entfernen, so bitte er, Ssipjagin, Herrn Ssolomin ganz ergebenst, einen anderen Tag, ganz nach seinem Belieben, festzusetzen und er, Ssipjagin, werde dann dieselbe Equipage Herrn Ssolomin mit Freuden zur Verfügung stellen. Dann folgten die gewöhnlichen Versicherungen und darauf eine elegante, wahrhaft ministerielle Unterschrift des Namens und Familiennamens, welche sicherlich kein Uneingeweihter jemals hätte entziffern können. Am Ende des Briefes stand ein Postscriptum, schon in der ersten Person: »Ich hoffe, daß Sie meine Bitte nicht abschlagen werden, *ganz einfach*, im Oberrock bei mir zu speisen.« (Das Wort »einfach« war unterstrichen.)

Gleichzeitig mit diesem Brief überreichte der weißlichs erbsenfarbene Lakai Ssolomin mit einer gewissen Verwirrung einen einfachen, nicht einmal versiegelten, sondern verklebten Zettel Neshdanow's, in welchem nur einige Worte standen: »Kommen Sie,

bitte, Sie sind hier sehr nöthig und können sehr nützlich sein, nur freilich nicht Herrn Ssipjagin.«

Nachdem Ssolomin Ssipjagin's Brief durchgelesen, dachte er: »Wie soll ich denn anders fahren als ganz einfach; einen Frack besitze ich hier auf der Fabrik gar nicht . . . Ja, und was, zum Teufel, soll ich mich dahin schleppen . . . nur um Zeit zu verlieren!« Aber als er Neshdanow's Zettel durchflogen, kratzte er sich im Nacken und trat unentschlossen an's Fenster.

— Welche Antwort belieben Sie zu ertheilen? — fragte würdig der Weißlich-Erbsenfarben.

Ssolomin blieb noch eine Weile am Fenster stehen, dann sagte er, die Haare zurückwerfend und mit der Hand über die Stirn fahrend: — Ich fahre, lassen Sie mir Zeit, mich umzukleiden.

Der höchst anständige Lakai entfernte sich, Ssolomin ließ Pawel rufen, besprach sich mit ihm, lief noch einmal zur Fabrik hinüber, zog einen schwarzen Ueberrock mit sehr langer Taille an, den ihm der Gouvernementsschneider gemacht hatte, setzte einen etwas roth gewordenen Cylinder auf, der unverzüglich seinem Gesicht einen hölzernen Ausdruck verlieh und stieg dann in den Phaëton; plötzlich fiel ihm aber ein, daß er keine Handschuhe mitgenommen habe; er rief nach dem »allgegenwärtigen« Pawel und dieser brachte ihm ein Paar eben ausgewaschener sämischlederner Handschuhe, an denen jeder Finger, gegen das Ende ausgeweitet, einem Bisquit glich. Ssolomin steckte die Handschuhe in die Tasche und befahl dem Kutscher, fortzufahren. Dann sprang der Lakai mit einer gewissen, völlig unnöthigen Verwegenheit plötzlich auf den Bock, der wohlgeschulte Kutscher pfiff im Falsett — und die Pferde flogen dahin.

Während sie Ssolomin dem Gute Ssipjagins allmählich näher brachten, plauderte dieser Staatsmann, mit einer halbaufgeschnittenen politischen Broschüre auf den Knieen bei sich im Gastzimmer sitzend, mit seiner Frau über ihn. Er vertraute ihr, daß er ihn eigens deshalb verschrieben, um zu versuchen, ihn von der kaufmännischen Fabrik auf seine eigene zu locken, da diese über die Maßen schlecht gehe und radikale Reformen benöthige! Bei dem Gedanken, daß Ssolomin sich weigere zu kommen oder gar einen anderen Tag bestimme, mochte Ssipjagin nicht verweilen, obgleich er

in seinem Brief an Ssolomin ihm selbst die Wahl des Tages frei gestellt hatte.

— Aber wir haben ja eine Schreibpapierfabrik und keine Spinnerei — bemerkte Valentine Michailowna.

— Einerlei, mein Herz: dort sind Maschinen und hier sind Maschinen: und er ist Mechaniker!

— Aber er ist vielleicht Spezialist! — Mein Herz, erstens giebt es in Rußland keine Spezialisten und zweitens — ich wiederhole es Dir — er ist Mechaniker.

Valentine Michailowna lächelte.

— Gieb Acht, mein Freund: Du hast schon ein Mal kein Glück gehabt mit jungen Leuten; wenn Du nur nicht zum zweiten Mal einen Fehlgriff thust!

— Das sagst Du in Betreff Neshdanow's? Nun, es scheint mir, meinen Zweck habe ich erreicht; für den Kolja ist er ein guter Repetitor. Und dann weißt Du: *non bis in idem*! Entschuldige, ich bitte, meine Pedanterie. Es heißt das, daß sich zwei Dinge nicht hinter einander wiederholen.

— Meinst Du? Ich denke aber, daß sich Alles auf der Welt wiederholt . . . besonders alles Naturgesetze . . . und vorzugsweise bei jungen Leuten.

— *Que voulez-vous dire*? fragte Ssipjagin, mit einer runden Handbewegung die Broschüre auf den Tisch werfend.

— O*uvrez las yeux — et vous verrez*! antwortete ihm Frau Ssipjagin; im Französischen nannten sie sich natürlich »Sie.«

— Hm! machte Ssipjagin. Das sagst Du in Bezug auf das Studentlein?

— Mit Bezug aus den Herrn Studenten.

— Hm! Hat sich bei ihm hier . . . (er berührte mit der Hand die Stirn) was eingenistet? A?

— Oeffne die Augen!

— Marianne? A? (das zweite A? wurde mehr durch die Nase gesprochen, als das erste.)

— Oeffne die Augen, sage ich Dir!

Ssipjagin runzelte die Brauen. — Nun, das werden wir Alles in der Folge ergründen. Jetzt wollte ich Dir nur Eins sagen . . . Dieser Ssolomin wird wahrscheinlich etwas verlegen sein . . . doch, das ist

begreiflich, er ist's nicht gewohnt. Es wird also nöthig sein, etwas freundlicher mit ihm umzugehen um ihn nicht einzuschüchtern. Ich sage das nicht Deinetwillen; Du bist mir ein Goldstück und wen Du willst, den kannst Du im Moment bezaubern. *J'en sais quelque chose, Madame!* — Ich sage das um der Anderen willen; und sei es auch nur für den da . . .

Er wies auf einen grauen, modernen Hut, der auf der Etagère stand; dieser Hut gehörte Herrn Kallomeyzew, der sich seit dem Morgen in Arshanoje befand.

— *Il est très cassant*, weißt Du; er verachtet das Volk gar zu sehr, . . . was ich sehr . . . sehr mißbillige. Außerdem bemerke ich seit einiger Zeit eine gewisse Reizbarkeit, eine Streitsucht an ihm . . . Oder gehen seine Sachen *dort* (Ssipjagin nickte in unbestimmter Richtung mit dem Kopfe, die Frau verstand ihn aber) nicht vorwärts? Ah?

— Oeffne die Augen . . . sage ich Dir wiederum. Ssipjagin richtete sich auf.

— Ah? (Dieses Ah? war schon ganz anderen Charakters und anderen Tones, weit tiefer.) Also so?! Wenn ich sie dann nur nicht allzu weit öffnet — Das ist deine Sache; aber in Betreff Deines neuen Jungen — wenn er heute nur kommt, — beunruhige Dich nicht; es werden alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden.«

Und was geschah 's Es erwies sich, daß gar keine Vorsichtsmaßregeln nöthig waren. Ssolomin war gar nicht verlegen und nichts weniger als erschreckt. Als der Diener ihn meldete, stand Ssipjagin sofort auf und sagte laut, damit es im Vorzimmer zu hören sei: »Bitte, versteht sich, bitte!i« wandte sich zur Thür des Gastzimmers und blieb dicht vor ihr stehen. Sobald Ssolomin die Schwelle überschritten hatte, streckte ihm Ssipjagin, aus welchen er fast gestoßen wäre, beide Hände entgegen und führte ihn liebenswürdig lächelnd und den Kopf neigend und beugend mit den herzlich gesprochenen Worten — »Ah, wie das freundlich ist . . von Ihrer Seite . . . wie bin ich Ihnen dankbar . . . « zu Valentine Michailowna.

— Das ist mein Frauchen, sagte er, seine Handfläche weich auf Ssolomin's Rücken drückend, indem er ihn gleichsam Valentine Michailowna näher schob, — und hier, meine Liebe, unser erster hiesiger Mechaniker und Fabrikant Wassili . . . Fedossejitsch Ssolomin.

Frau Ssipjagin erhob sich, schlug ihre wundervollen Wimpern in reizender Weise auf, lächelte ihm zuerst wie einem Bekannten gutherzig zu; dann streckte sie ihm ihr Händchen, die Fläche nach oben, entgegen, indem sie den Ellenbogen an die Taille drückte und das Haupt auf die Seite des Händchens neigte, ganz wie eine Bittstellerin. Ssolomin gab dem Mann wie der Frau Gelegenheit, alle ihre Stückchen vor ihm auszuführen, drückte ihm und ihr die Hand — und setzte sich auf die erste Aufforderung. Ssipjagin fing an sich zu beunruhigen, ob er nicht irgend etwas brauche. Ssolomin erwiderte jedoch, daß er nichts nöthig habe, daß er nicht im Geringsten durch den Weg ermüdet sei und ganz zu seiner Disposition stehe.

— So, daß ich Sie bitten dürfte, sich auf die Fabrik zu bemühen? rief Ssipjagin aus, als ob er sich genire und an eine so große Herablassung seitens des Gastes nicht zu glauben wage.

— Meinetwegen sogleich — antwortete Ssolomin.

— Ach, was für ein liebenswürdiger Mensch Sie sind! Befehlen Sie die Droschke anzuspannen? oder wünschen Sie vielleicht zu Fuß . . .

— Ja, sie ist doch nicht weit von hier, Ihre Fabrik?

— Eine halbe Werst etwa, — nicht mehr!

— Wozu denn da die Equipage anspannen?

— Nun, vortrefflich. He, Diener, meinen Hut, meinen Stock! Schnell! — Du aber, liebe Hausfrau, nimm Dich der Wirthschaft an, richte uns den Mittag zu!

— Den Hut! Ssipjagin regte sich viel mehr auf, als sein Gast. Nachdem er nochmals gesagt: »Ja, wird's bald — den Hut!« sprang er, der Würdenträger! davon, ganz wie ein muthwilliger Schuljunge. Während er mit Ssolomin sprach, betrachtete Valentine Michailowna diesen »neuen Jungen« verstohlen, aber aufmerksam. — Er saß ruhig auf dem Stahl, die beiden nackten Hände (die Handschuhe hatte er doch nicht angezogen) auf die Kniee gestützt und sah sich ruhig, wenn auch mit Neugier die Möbel, die Bilder an. — Was ist das nur wieder? dachte sie. Ein Plebejer, ein offenbarer Plebejer . . . und wie einfach hält er sich! — Ssolomin hielt sich in der That sehr einfach; nicht so wie Mancher, welcher sich auch so »ganz einfach« hält, immer aber stillschweigend die Aufforderung ergehen läßt: »Guck' mich an und begreife, was ich für Einer bin!l« sondern wie ein Mensch, dessen Gefühle sowohl, als auch Gedanken aus einem Stück,

wenn auch stark sind. Frau Ssipjagin wollte mit ihm zu sprechen anfangen, vermochte sich aber zu ihrem Erstaunen nicht gleich in die Lage zu finden.

»Mein Gott,« dachte sie, »dieser Fabrikarbeiter imponirt mir doch nicht gar?«

— Boris Andrejewitsch muß Ihnen sehr dankbar sein, hub sie endlich an, daß Sie eingewilligt haben, ihm einen Theil Ihrer kostbaren Zeit zu opfern . . .

— So gar theuer ist sie doch nicht, gnädige Frau, — antwortete Ssolomin; ich bin ja auch nicht auf lange zu Ihnen gekommen.

»*Voilà où l'ours a montré sa patte*,« dachte sie französisch.

Doch in diesem Moment erschien ihr Mann an der Schwelle der geöffneten Thür, den Hut auf dem Kopf und die Reitgerte in der Hand. Halb abgewandt rief er ungezwungen: — Wassili Fedossejitsch! Ist es ihnen gefällig zu kommen?

Ssolomin stand auf, verbeugte sich gegen Valentine Michailowna und folgte Ssipjagin.

— Mir nach, hierher, hierher, Wassili Fedossejitsch! wiederholte Ssipjagin, ganz als ob er sich durch irgend welche Waldschluchten durcharbeitete und Ssolomin einen Führer nöthig habe. — Hierher, hier sind Stufen, Wassili Fedossejitsch.

— Wenn Sie mir schon die Ehre anthun wollen, mich beim Vaternamen zu nennen, sprach Ssolomin ohne sich zu beeilen — ich heiße nicht Fedossejitsch, sondern Fedotitsch.

Ssipjagin sah sich rückwärts, über die Schulter, fast erschreckt nach ihm um.

— Ach entschuldigen Sie, bitte, Wassili Fedotitsch! — Bitte, bitte; es hat nichts zu sagen.

Sie gingen auf den Hof hinaus. — Kallomeyzew kam ihnen in den Weg.

— Wohin geht's denn? — fragte er mit einem Seitenblicke auf Ssolomin. — Auf die Fabrik? *C'est là l'individu en question*? Ssipjagin riß die Augen auf und schüttelte zum Zeichen der Warnung leicht mit dem Kopf.

— Ja, auf die Fabrik meine Sünden und Schanden . . . hier dem Herrn Mechaniker zu zeigen. Erlauben Sie, daß ich Sie bekannt mache! Herr Kallomeyzew, hiesiger Gutsbesitzer; Herr Ssolomin . . .

Kallomeyzew nickte zwei Mal, kaum merklich, gar nicht aus die Seite Ssolomin's hin und ohne ihn anzusehen — mit dem Kopf. Jener aber fixirte Kallomeyzew scharf, und in seinen halbgeöffneten Augen leuchtete etwas. . . .

— Darf ich mich Ihnen anschließen? fragte Kallomeyzew. — Sie wissen, ich liebe es, mich belehren zu lassen.

— Gewiß!

Sie gingen vom Hof auf die Straße hinaus, und hatten noch nicht zwanzig Schritte zurückgelegt, als sie den Pfarrgeistlichen sahen, der mit aufgeschürztem Priesterrock heimwärts wandelte, in die sogenannte »Popenslobodka.« Kallomeyzew trennte sich sofort von seinen beiden Gefährten, ging mit großen, festen Schritten auf den Priester zu, der das durchaus nicht erwartet hatte und etwas verlegen wurde, bat um seinen Segen, küßte schallend seine schweißige, rothe Hand und warf zurückgewandt Ssolomin einen herausfordernden Blick zu. Er wußte offenbar »irgend was« von ihm — und wollte sich zeigen und dem gelehrten Strolch eine Nase drehen.

— *C'est une manifestation, mon cher*? — zischte Ssipjagin durch die Zähne.

Kallomeyzew schnaufte.

— *Uui, mon cher, une manifestation nécossaire par le temps, qui court*!

Sie kamen auf die Fabrik. Ein Kleinrusse mit ungeheurem Bart und falschen Zähnen, der an die Stelle des früheren Verwalters, eines Deutschen, getreten war, welchen Ssipjagin endgültig fortgejagt hatte, kam ihnen entgegen. Dieser Kleinrusse war nur zeitweilig da: er hatte offenbar von nichts einen Begriff und sagte beständig: »ei! ei!«! ' und »schwatzt der« und seufzte immer

Die Besichtigung des Etablissements begann. Einige Fabrikarbeiter kannten Ssolomin persönlich und begrüßten ihn. Einem sagte er sogar: »Ah, guten Tag, Grigorij, bist Du hier?« Er überzeugte sich bald, daß die Sache schlecht geführt war. Geld war in Masse verausgabt worden, aber ohne Verständniß. Die Maschinen erwiesen sich als schlechter Qualität; viel Ueberflüssiges und Unnützes war vorhanden, viel Nöthiges fehlte. Ssipjagin schaute beständig Ssolomin in die Augen, um seine Meinung zu errathen, that schüchterne Fragen, und

wünschte zu erfahren, ob er wenigstens mit der Ordnung zufrieden sei.

— Ordnung ist vorhanden — antwortete Ssolomin — aber ist eine Einnahme möglich? Ich bezweifle es.

Nicht nur Ssipjagin, sogar Kallomeyzew fühlte, daß Ssolomin auf der Fabrik zu Hause, daß ihm alles, bis auf die letzte Kleinigkeit bekannt und vertraut, daß er hier Hausherr sei. Er legte die Hand auf die Maschine, wie der Reiter auf den Hals des Pferdes; er stieß ein Rad mit dem Finger und es blieb stehen oder fing an sich zu drehen; er nahm etwas von dem Gemisch, aus dem Papier gemacht wird, auf die Handfläche — und es zeigte sofort alle seine Mängel. Ssolomin sprach wenig, den bärtigen Kleinrussen sah er nicht einmal an; schweigend auch verließ er die Fabrik. Ssipjagin und Kallomeyzew machten sich zugleich mit ihm auf. Ssipjagin befahl, daß Niemand ihn begleite . . . er stampfte sogar mit dem Fuß und knirschte mit den Zähnen! Er war sehr aufgeregt.

— Ich sehe schon aus Ihrem Gesicht, wandte er sich an Ssolomin, daß Sie mit meiner Fabrik unzufrieden sind und ich weiß selbst, daß sie in einem unbefriedigenden Zustande ist und mir nichts eintrügt; indessen speziell . . . bitte, geniren Sie sich nicht . . . welches sind ihre hauptsächlichsten Fehler? Und was wäre zu thun, um sie zu verbessern?

— Papierfabrikation ist nicht mein Fach, — antwortete Ssolomin; eins kann ich Ihnen aber sagen: industrielle Anstalten sind nicht Edelmanns-Sache.

— Halten Sie diese Beschäftigungen für erniedrigend für den Adel? — mischte sich Kallomeyzew ein.

Ssolomin lächelte mit seinem breiten Lächeln.

— O nein, ich bitte Sie! Was ist daran Erniedrigendes? Und wenn auch etwas Derartiges wäre — der Adel ekelt sich ja nicht davor.

— Wie so? Was heißt das?

— Ich will nur sagen, fuhr Ssolomin ruhig fort — daß die Edelleute an eine solche Art Thätigkeit nicht gewöhnt sind; hier ist kommerzielle Berechnung nöthig; hier muß Alles auf einen anderen Fuß gestellt werden; aushalten muß man. Die Edelleute sehen das nicht ein. Ueberall errichten sie Tuch-, Papier- und andere Fabriken; und wem fallen zu guter Letzt alle diese Fabriken in die Hände? Den

Kaufleuten. Schade; denn der Kaufmann ist eben solch' ein Blutegel; aber es ist nichts dabei zu machen.

— Wenn man Sie hört — schrie Kallomeyzew — so sind unsere Edelleute finanziellen Fragen unzugänglich!

— O im Gegentheil! Die Edelleute sind Meister darin. Die Konzession zum Bau einer Eisenbahn zu erhalten, eine Bank zu gründen, sich irgend ein Privilegium zu verschaffen — oder irgend etwas in der Art — Niemand versteht das so, wie die Edelleute! Sie machen große Kapitalien. Ich spielte gerade darauf an, als sie sich zu ärgern beliebten. Ich hatte aber richtige industrielle Unternehmungen im Sinn; ich sage: richtige, weil eigene Schenken anzulegen und kleine Wechselkrambuden, den Bauern Korn und Geld für hundert und hundert und fünfzig Prozent zu leihen, wie das jetzt viele der adligen Gutsbesitzer thun — weil ich solche Operationen nicht für ein richtiges Finanzgeschäft halten kann.

Kallomeyzew erwiderte nichts. Er gehörte nämlich gerade zu dieser neuen Gattung gutsherrschaftlicher Wucherer, deren Markelow in seinem letzten Gespräch mit Neshdanow gedacht hatte, — und er war um so unmenschlicher in seinen Forderungen, als er niemals persönlich mit den Bauern zu thun hatte — er ließ sie gar nicht in sein parfümirtes europäisches Kabinet hinein, sondern verkehrte mit ihnen durch den Kommis. Die nicht eilige, gleichsam theilnahmlose Rede Ssolomin's anhörend, kochte er innerlich . . . aber er blieb für dieses Mal still und blos das Spiel der Muskeln auf den Wangen, hervorgerufen durch das Aneinanderpressen der Kinnbacken, verrieth, was in ihm vorging.

— Indeß, erlauben Sie, erlauben Sie, Wassili Fedotitsch — fing Ssipjagin an: — Alles, was Sie uns darlegen, wäre in früheren Zeiten vollkommen gerecht gewesen, als die Edelleute . . . ganz andere Rechte genossen und sich überhaupt in einer anderen Stellung befanden. Warum können die Edelleute setzt aber, nach all den wohlthätigen Reformen in unserer industriellen Zeit nicht ihre Aufmerksamkeit, ihre Fähigkeiten endlich auf solche Unternehmungen richten? Warum sollen sie nicht das begreifen können, was der einfache, häufig sogar ungebildete Kaufmann begreift? An Mangel an Bildung leiden sie nicht und man kann sogar mit Ueberzeugung versichern, daß sie gewissermaßen Repräsentanten der Aufklärung und des Fortschritts sind!

Boris Andrejewitsch sprach sehr gut; seine Beredtsamkeit hätte in St. Petersburg — im Departement — oder sogar noch höher — großen Erfolg gehabt; aber auf Ssolomin machte sie gar keinen Eindruck.

— Es können die Edelleute solche Dinge nicht handhaben — wiederholte er.

— Ja, warum denn nicht? Warum? — schrie Kallomeyzew fast.

— Darum, weil sie eben dieselben Beamten sind.

— Beamte? — lachte Kallomeyzew giftig auf. Sie geben sich, Herr Ssolomin, wahrscheinlich keine Rechenschaft darüber, was Sie zu sagen belieben?

Ssolomin hörte nicht auf zu lächeln.

— Warum meinen Sie so, Herr Kallomeyzew? (Kallomeyzew erzitterte sogar, als er eine solche »Verunstaltung« seines Familiennamens hörte) — Nein, ich gebe mir immer von meinen Worten Rechenschaft.

— So erklären Sie, was Sie mit Ihrer Phrase sagen wollten!

— Gerne; meiner Meinung nach ist jeder Beamte ein Fremdling und war immer ein solcher; und der Edelmann ist jetzt ein Fremdling *geworden.*

Kallomeyzew lachte noch ärger.

— Entschuldigen Sie, geehrter Herr; das begreife ich durchaus nicht!

— Um so schlimmer für Sie. Strengen Sie sich an . . . vielleicht werden Sie es noch begreifen.

— Geehrter Herr! — Meine Herren, meine Herren — fiel Ssipjagin rasch ein, indem er dabei gleichsam irgend etwas von Oben herab mit den Augen suchte. — Ich bitte, ich bitte . . . *Kallomeyzew, ja vous prie de vous calmer.* Auch muß ja das Mittagsessen bald fertig sein. Ich bitte meine Herren; mir nach!

— Valentine Michailowna! — jammerte Kallomeyzew fünf Minuten später, in ihr Kabinet stürzend. — Es ist ganz schauderhaft was Ihr Mann angiebt! Ein Nihilist hat sich schon bei uns eingenistet; jetzt hat er den zweiten gebracht! Und dieser ist noch schlimmer.

— Warum denn?

— Ich bitte Sie, er predigt, weiß der Teufel, was; und bemerken Sie dabei eines: eine ganze Stunde hat er mit Ihrem Manne gesprochen

und nicht Ein Mal, nicht Ein Mal »Ew. Excellenz« zu ihm gesagt! — Le vagabond!

Vierundzwanzigstes Capitel.

Vor dem Diner führte Ssipjagin seine Frau zu einer Besprechung unter vier Augen in die Bibliothek. Er schien besorgt, indem er ihr mittheilte, daß die Fabrik positiv nichts tauge, daß dieser Ssolomin ein sehr verständiger, wenn auch ein wenig . . . schroffer Mensch sei und daß man mit ihm *aux petits soins* sein müsse. — »Ach, wie schön wäre es, ihn zu uns herüber zu locken!« wiederholte er mehrmals. Ssipjagin war die Anwesenheit Kallomeyzew's sehr ärgerlich . . . Der Teufel hat ihn hergeführt! Ueberall sieht er Nihilisten — und hat keinen anderen Gedanken, als sie zu vernichten! Nun, so mag er sie zu Hause bei sich vernichten. Er kann die Zunge auf keine Weise im Zaum halten!

Valentine Michailowna bemerkte, daß es ihr Freude mache, mit diesem neuen Gast »*aux petits soins*« zu sein; nur scheine er dieser »*petit soins*« nicht zu bedürfen und wende ihnen gar keine Aufmerksamkeit zu; er sei nicht grob, aber doch sehr gleichgültig, was bei einem Menschen — *du commun* — immerhin auffallend sei.

— Einerlei gieb Dir Mühe! — achte Ssipjagin.

Valentine Michailowna versprach, sich Mühe zu geben und gab sich Mühe. Sie begann damit, daß sie mit Kallomeyzew — en tête-à-tête — eine Unterredung hatte. Es ist unbekannt, was sie ihm gesagt, er kam aber mit der Miene eines Menschen zu Tisch, der »es sich auferlegt,« ruhig und bescheiden zu sein, was er auch zu hören bekomme. Diese höchst zeitgemäße »Resignation« gab seinem ganzen Wesen einen Zug leichter Melancholie; » wie viel Würde — . . . o! wie viel Würde lag aber dafür in jeder seiner Bewegungen! Valentine Michailowna machte Ssolomin mit allen ihren Hausgenossen bekannt. . . (aufmerksamer als die Anderen sah er Marianne an) — und setzte ihn bei Tisch neben sich zu ihrer Rechten. Kallomeyzew saß ihr zur Linken. Die Serviette entfallend, runzelte er die Brauen und lächelte, als wollte er sagen: »Spielen wir also Komödie!« Ssipjagin saß ihm gegenüber und verfolgte ihn in einiger Aufregung mit seinem Blick. Nach einer neuen Anordnung der Hausfrau saß Neshdanow nicht neben Marianne, sondern zwischen Anna Sacharowna und Ssipjagin. Marianne fand ihr Billet (denn es war ein Parade-Diner) auf der Serviette zwischen den Plätzen Kallomeyzew's und Koljas. Das Diner

war vortrefflich servirt; es gab sogar ein »*menu*;« eine lithographirte Karte lag neben jedem Couvert. Gleich nach der Suppe brachte Ssipjagin die Rede wieder auf seine Fabrik — überhaupt auf die Fabrikaktion in Rußland. Ssolomin antwortete nach seiner Gewohnheit sehr kurz.

Sobald er zu reden begann, heftete Marianne ihre Blicke auf ihn. Der neben ihr sitzende Kallomeyzew fing wohl an, ihr allerlei Liebenswürdigkeiten zu sagen (da man ihn gebeten hatte, »reine Polemik zu provoziren«); sie hörte aber nicht auf ihn; er brachte diese Liebenswürdigkeiten auch nur lässig vor, um sein Gewissen zu beruhigen, denn er gestand sich, daß eine unübersteigliche Schranke ihn von dem jungen Mädchen trennte.

Was Neshdanow betrifft, so hatte zwischen ihm und dem Hausherrn urplötzlich noch etwas Schlimmeres Platz gegriffen. . . Neshdanow war für Ssipjagin einfach ein Möbel — oder ein Luftraum, den er ganz und gar nicht — wirklich ganz und gar nicht bemerkte! Diese neuen Beziehungen hatten sich so rasch und so unzweifelhaft eingestellt, daß, als Neshdanow im Laufe des Mittags auf eine Bemerkung seiner Nachbarin Anna Sacharowna einige Worte erwiderte, Ssipjagin sich mit Verwunderung umsah, als frage er sich selbst: »Woher tönt dieser Laut?« — Augenscheinlich gebot Ssipjagin über einige derjenigen Eigenschaften, welche die russischen Großwürdenträger auszeichnen.

Nach dem Fisch bemerkte Valentine Michailowna, welche alle ihre Zaubermittel und Lockungen nach Rechts hin, d.h. gegen Ssolomin verschwendete, über den Tisch hin auf Englisch zu ihrem Gatten, daß »unser Gast keinen Wein trinke, vielleicht wünsche er Bier.« Ssipjagin forderte mit lauter Stimme »Ale,« Ssolomin sagte aber, ruhig zu Valentine Michailowna gewandt: — Wahrscheinlich wissen Sie nicht, gnädige Frau, daß ich über zwei Jahre in England gewesen bin und englisch verstehe und spreche; ich mache Sie darauf aufmerksam für den Fall, daß es Ihnen belieben sollte, in meiner Gegenwart etwas Geheimes sagen zu wollen. Valentine Michailowna fing an zu lachen und ihn zu versichern, daß diese Warnung unnütz sei, er würde nichts als Vortheilhaftes über sich gehört haben; sie selbst fand das Betragen Ssolomin's etwas sonderbar, aber in seiner Weise delikat. — Kallomeyzew konnte es schließlich nicht mehr aushalten.

— Sie sind in England gewesen, begann er, und haben wahrscheinlich die dortigen Sitten beobachtet. Erlauben Sie mir die Frage: Erkennen Sie sie als nachahmungswerth an?

— Einiges — Ja. Anderes — Nein.

— Kurz und — unklar, — bemerkte Kallomeyzew, indem er sich bemühte, den Zeichen, welche ihm Ssipjagin machte, keine Aufmerksamkeit zuzuwenden. — Nun haben Sie heute von den Edelleuten gesprochen. Sie haben gewiß Gelegenheit gehabt, an Ort und Stelle das zu studiren, was man in England *landet gentry* nennt?

— Nein, diese Gelegenheit habe ich nicht gehabt; ich verkehrte in einer ganz anderen Sphäre; — aber einen Begriff von diesen Herren habe ich mir gebildet.

— Nun und wie steht es? Sie glauben, daß eine solche *landed gentry* bei uns unmöglich und jedenfalls nicht zu wünschen ist?

— Erstens meine ich allerdings, daß es unmöglich ist; und zweitens lohnt es nicht einmal es zu wünschen.

— Warum denn das? — sprach Kallomeyzew, dabei und auch später seinen Worten jenes eigenthümliche scharfe »S« anhängend, was im Russischen als höflich gilt; er that es, um Ssipjagin zu beruhigen, der sich sehr aufregte und sogar auf seinem Stuhle hin- und herrutschte.

— Darum, weil nach zwanzig, dreißig Jahren Ihre *landed gentry* ohnehin nicht mehr existiren wird.

— Aber erlauben Sie: warum denn eigentlich?

— Weil in der Zeit das Land den Besitzern — ohne Unterschied ihrer Herkunft gehören wird.

— Den Kaufleuten?

— Wahrscheinlich größtentheils den Kaufleuten.

— Auf welche Weise?

— In der Weise, daß sie es kaufen werden, dieses selbe Land.

— Von den Edelleuten?

— Von den Herren Edelleuten.

Kallomeyzew lächelte herablassend. — So viel ich mich entsinne, sagten Sie vorher dasselbe von den Fabriken und industriellen Anstalten. Und setzt reden Sie vom ganzen Lande?

— Und jetzt rede ich vom ganzen Lande.

— Und Sie werden wahrscheinlich darüber sehr froh sein?

— Keineswegs, wie ich Ihnen schon bemerkte; das Volk wird es dadurch nicht leichter haben.

Kallomeyzew hätte fast die eine Hand erhoben. — Welche Sorge um das Volk, sollte man es glauben!

— Wassili Fedotitsch — schrie Ssipjagin aus voller Kehle. — Da ist Bier für Sie gebracht worden! — Voyons, Siméon — fügte er halblaut hinzu.

Doch Kallomeyzew konnte sich nicht zügeln.

— Sie haben, wie ich sehe — fing er wieder gewandt an — keine allzu schmeichelhafte Meinung von den Kaufleuten; sie gehören aber doch der Abstammung nach dem Volke an?

— Und was will das sagen?

— Ich dachte, daß Sie alles Volksthümliche, oder aufs Volk Bezügliche schön finden.

— O nein! Das haben Sie ohne Grund geglaubt. Unser Volk kann in Vielem getadelt werden, wenn es auch nicht immer die Schuld trägt. Unser Kaufmann ist noch jetzt ein Räuber; er geht auch mit seinem eigenen Gute um wie ein Räuber . . . Was ist da zu machen! Du wirst geplündert und Du plünderst das Volk — indessen . . .

— Das Voll? — unterbrach ihn Kallomeyzew in der Fistel.

— Das Volk ist ein Siebenschläfer.

— Und Sie wollen es aufwecken?

— Das wäre nicht übel. . . .

— Aha, aha! so also. . . .

— Erlauben Sie, erlauben Sie, hub Ssipjagin gebieterisch an. Er begriff, daß der Augenblick gekommen sei, dem Wortwechsel eine Schranke zu setzen, Halt zu gebieten! Und er setzte eine Schranke; er gebot Halt! Mit der rechten Hand, deren Ellenbogen auf den Tisch gestützt blieb, gestikulirend, hielt er eine lange, umständliche Rede. Von der einen Seite lobte er die Konservativen, von der anderen Seite aber erkannte er die Berechtigung der Liberalen an, indem er denselben einen gewissen Vorzug zugestand und sich selbst zu dieser Kategorie zählte; er lobpries das Volk, wies aber auf einige seiner schwachen Seiten hin; er drückte das höchste Vertrauen gegen die Regierung aus, fragte sich aber: ob *alle* ihre Untergebenen ihre guten Weisungen ausführen? Er erkannte den Nutzen und die Wichtigkeit der Literatur an, erklärte aber, daß sie ohne äußerste Vorsicht nicht

denkbar sei. Er blickte auf den Westen; zuerst freute er sich, dann gerieth er in Zweifel; er blickte auf den Orient; zuerst empfand er ein Gefühl von Sicherheit und Ruhe, dann aber von Begeisterung! Und schließlich proponirte er den Toast auf das Gedeihen der Tripel-Allianz:

der Religion, des Ackerbaues und der Industrie!

— Unter der Aegide der Staatsgewalt, fügte Kallomeyzew streng hinzu.

— Unter der Aegide einer weisen und gnädigen Gewalt, verbesserte Ssipjagin.

Der Toast wurde schweigend getrunken. Der Luftraum links von Ssipjagin, Neshdanow mit Namen, brachte zwar einen gewissen Laut der Mißbilligung hervor— wurde aber wieder still, da er Niemandes Aufmerksamkeit erregte, und das Diner erreichte sein Ende, ohne durch irgend eine neue Debatte gestört zu werden.

Valentine Michailowna reichte Ssolomin mit dem allerreizendsten Lächeln eine Tasse Kaffee; er trank sie aus und suchte schon mit den Augen seinen Hut — aber von Ssipjagin sanft unter den Arm gefaßt, wurde er sofort in sein Kabinet geführt und erhielt dort: erstens, eine ganz vorzügliche Cigarre und dann den Vorschlag, unter den günstigsten Bedingungen bei ihm, Ssipjagin, die Leitung der Fabrik zu übernehmen. »Sie werden unumschränkter Herrscher sein, Wassili Fedotitsch, unumschränkter Herrscher!i« — Die Cigarre nahm Ssolomin an; das Anerbieten lehnte er ab. Er blieb bei seiner Weigerung, wie sehr Ssipjagin auch in ihn drang!

— Sagen Sie nicht gerade heraus: »Nein!« — liebster Wassili Fedotitsch! Sagen Sie wenigstens, daß Sie sich bis morgen bedenken wollen!

— Das ist ja doch ganz einerlei — ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen!

— Bis morgen! Wassili Fedotitsch! — Was kann es Ihnen kosten?

Ssolomin gab zu, daß es ihm nichts kosten werde, verließ indeß das Kabinet und fing abermals an seinen Hut zu suchen. Neshdanow aber, dem es bis zu diesem Moment nicht gelungen war, ein einziges Wort mit ihm zu wechseln, näherte sich ihm und flüsterte eilig:

— Um Gotteswillen, fahren Sie nicht fort, sonst ist es unmöglich, uns zu besprechen!

Ssolomin ließ seinen Hut umsomehr in Ruhe, als Ssipjagin, seine unentschlossenen Vor- und Rückwärtsbewegungen im Gastzimmer bemerkend, ausrief:

— Sie nächtigen doch natürlich bei uns?

— Wie Sie befehlen — gab Ssolomin zurück.

Ein dankbarer Blick, den ihm Marianne zuwarf — sie stand am Fenster des Gastzimmers — machte ihn nachdenklich.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Marianne hatte sich Ssolomin ganz anders gedacht. Er erschien ihr beim ersten Anblick so unbestimmt, so wenig irnponirend. . . . Solche blonde, sehnige, hagere, Menschen, wie dieser Ssolomin, hatte sie in ihrem Leben entschieden schon viele gesehen. Je mehr sie ihn aber anschaute, je aufmerksamer sie ihm zuhörte, desto lebendiger regte sich in ihr ein Gefühl des Vertrauens zu ihm — gerade des Vertrauens. Es erschien ihr undenkbar, daß diesem ruhigen, schwerfälligen, aber keineswegs plumpen Menschen jemals eine Lüge oder irgend eine »Phrase« über die Lippen kommen, sondern daß man vielmehr auf ihn bauen könne, wie auf einen Fels. Er wird niemals Jemand verrathen; noch mehr: er wird Verständniß für Alles haben und Hilfe gewähren. Marianne schien es sogar, daß Ssolomin nicht nur auf sie allein, sondern auch auf die Uebrigen denselben Eindruck mache. Das, was er sprach, war für sie von keinem besonderen Werth; diese Gespräche über die Kaufleute, über die Fabriken interessirten sie nicht; aber die Art und Weise wie er sprach, wie er die Anwesenden ansah und dabei lächelte — das gefiel ihr ungemein. . .

Ein wahrheitsliebender Mensch! das war es namentlich, wodurch er sie ganz für sich einnahm. Es ist bekannt, — wenn auch nicht ganz verständlich, — daß die Russen, die verlogenste Nation der Welt, nichts so hoch halten, für nichts mehr Sympathie zeigen, als eben für die Wahrheit. — Ueberdies war Ssolomin in Mariannen's Augen auch schon deßhalb ein Mensch von ganz besonderem Gepräge, den ein gewisser Nimbus umgab, weil ihn selbst Wassili Nikolajewitsch seinen Anhängern empfohlen. Während des Mittagessens hatten Marianne und Neshdanow »auf seine Rechnung« einige Blicke getauscht; schließlich aber ertappte sie sich selbst darauf, daß sie die Beiden mit einander verglich — und zwar nicht zu Neshdanow's Gunsten. Neshdanow hatte freilich viel angenehmere und feinere Gesichtszüge, als Ssolomin; aber das Gesicht selbst drückte ein Gemisch verschiedenartigster ruheloser Empfindungen aus: Aerger, Befangenheit, Ungeduld . . . sogar Wehmuth; er saß wie auf Nadeln, versuchte sich in das Gespräch zu mischen — und verstummte sogleich, lachte mit in nervös gereizter Weise. . . Ssolomin dagegen machte den Eindruck, als ob er sich vielleicht ein wenig langweile,

sich aber sonst ganz wie zu Hause fühle, und daß er sich von den Andern nie und nimmer beeinflussen lasse. — »Diesen Menschen muß man entschieden um seinen Rath bitten,« dachte Marianne, »er wird uns gewiß etwas Gutes sagen.« — *Sie* war es auch gewesen, die Neshdanow nach dem Mittagessen zu ihm geschickt.

Der Abend verlief ziemlich einförmig: glücklicher Weise hatte man sich sehr spät vom Mittagstische erhoben, so daß es bis zur Nacht nicht mehr lange hin war. . . Kallomeyzew maulte still vor sich hin und schwieg.

Von dem Erfolg seiner Mittagsrede angefeuert, hielt Ssipjagin später noch ein paar Reden, wobei er sich in staatsmännischen Erörterungen über nothwendig zu ergreifende Maßnahmen erging und auch einige weniger witzige, als gewichtige Worte — *des mots* — vom Stapel ließ, die eigentlich für Petersburg präparirt waren. Einen Ausspruch wiederholte er sogar, indem er noch hinzufügte: »wenn ich mich so ausdrücken darf;« er hatte nämlich von einem der damaligen Minister gesagt, daß er ein unbeständiger, müßiger Geist sei mit phantastischen Zielen! — Andererseits vergaß Ssipjagin aber auch nicht, daß er es mit einem Russen, mit einem Manne aus dem Volke zu thun hatte und unterließ es nicht, mit einigen Ausdrücken zu renommiren, die da bezeugen sollten, daß auch er nicht bloß äußerlich ein Russe sei, sondern ein Kernrusse, wohlbekannt mit dem Wesen des Volkslebens! Als Kallomeyzew z. B. bemerkte, daß der Regen der Heuernte schaden könnte, versetzte Ssipjagin unverzüglich: »mag das Heu auch schwarz sein, so wird der Buchweizen weiß sein;« auch von einigen sprichwörtlichen Redensarten machte er Gebrauch, in der Art der folgenden: »Herrenlose Waare — verwaiste Waare;« — »zehn Mal pass' an, ein Mal schneid' ab;« — »kommt das Korn, kommt das Maß;« — »wenn zu Georgi das Blatt auf der Bitte wie ein Heller so klein — schütt' am Tage der Mutter Gottes von Kasan das Korn in das Fäßchen hinein.« — Freilich geschah es auch zuweilen, daß er am Ziel vorbeischoß und sagte: — »jedes Schnepfchen kenn' sein Eckchen«[5] — Die Gesellschaft aber, in welcher ihm dergleichen geschah, ahnte zum großen Theil gar nicht, daß »*notre bon Ssipjagin.*« der Kernrusse, einen Fehlschuß gethan und war auch, dank dem Fürsten Kowrischkin, an derartige Schnitzer schon längst gewöhnt. Alle diese Sprichwörter und Redensarten brachte er mit besonders kräftiger, sogar rauher Stimme

vor — *d'une voix rustique*. Aehnliche in St. Petersburg bei passender Gelegenheit eingeflochtene Redensarten veranlaßten hochstehende, einflußreiche Damen zu dem Ausruf: »*comme il connait bien les moeurs de notre people*!« Hochstehende, einflußreiche Würdenträger fügten aber noch hinzu: »*les moeurs et les besoins*!«

Valentine Michailowna war überaus liebenswürdig und zuvorkommend gegen Ssolomin; der offenbare Mißerfolg ihrer Bemühungen entmuthigte sie aber, so daß ihr, als sie an Kallomeyzew vorbeikam, unwillkürlich der halblaute Seufzer entfuhr: »*Mon Dieu, que je me sens fatiguée*!«

Mit einer ironischen Verbeugung erwiderte dieser>:

— *Tu l'as voulu, Georges Dandin*!

Nach den gewöhnlichen Ausbrüchen von Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, welche in dem Momente der Trennung auf den Gesichtern einer gelangweilten Gesellschaft plötzlich hervortreten, und nachdem man sich gegenseitig die Hände gedrückt, einander zugelächelt und durch die Nase freundschaftlich einige unbestimmte Laute hervorgestoßen, — zogen sich endlich die ermüdeten Gäste und die ermüdeten Wirthe in ihre Gemächer zurück.

Ssolomin, dem man eins der besten Zimmer im zweiten Stockwerk mit englischen Toilettengegenständen und einem Badeschrank angewiesen — begab sich zu Neshdanow.

Dieser begann damit, daß er ihm für seine Bereitwilligkeit zu bleiben herzlich dankte.

— Ich weiß . . . es ist ein Opfer. . .

— Ach! ich bitte Sie! — entgegnete Ssolomin ruhig.

— Was für ein Opfer! — *Ihnen* konnte ich es ja auch nicht abschlagen.

— lind weßhalb nicht?

— Einfach aus dem Grunde nicht, weil ich Sie liebgewonnen habe, Neshdanow erfreute dieser Ausspruch, wenn er ihn auch überraschte; Ssolomin aber drückte ihm die Hand. Darauf setzte dieser sich rittlings auf einen Stuhl, rauchte eine Cigarre an und richtete, sich mit den Ellenbogen auf die Lehne des Sessels stützend, an Neshdanow die Frage:

— Nun, warum handelt es sich?

Neshdanow setzte sich gleichfalls rittlings Ssolomin gegenüber — rauchte jedoch keine Cigarre an.

— Warum es sich handelt, fragen Sie! . . . Darum, daß ich von hier fliehen möchte.

— Das heißt — Sie wollen dies Haus verlassen? Nun, was hindert Sie daran? So thun Sie's doch in Gottes Namen!

— Nicht verlassen . . . sondern fliehen.

— Hält man Sie denn hier zurück? Sie haben vielleicht . . . Geld vorausgenommen? So brauchen Sie ja nur ein Wort zu sagen. . . Ich bin sehr gern bereit. . .

— Sie verstehen mich nicht, lieber Ssolomin. . . Ich sagte: fliehen — nicht aber: verlassen — denn ich entferne mich . . . nicht allein.

Ssolomin richtete den Kopf in die Höhe.

— Mit wem denn? — Mit jenem jungen Mädchen, das Sie heute hier gesehen.

— Mit Der! — Sie hat ein gutes Gesicht. — Nun, was ist's? Ihr liebt Euch? . . . Oder wollt Ihr vielleicht nur zusammen das Haus verlassen, in welchem Ihr es Beide nicht gut habt?

— Wir lieben uns.

— Ah! — Ssolomin verstummte. — Ist sie eine Verwandte dieses Hauses?

— Ja — Aber sie theilt unsere Ansichten und ist zu Allem bereit.

Ssolomin lächelte.

— Und Sie, Neshdanow, sind Sie bereit?

Neshdanow runzelte etwas die Stirn.

— Wozu diese Frage? Ich werde es Ihnen durch die That beweisen.

— Ich zweier ja nicht an Ihnen, Neshdanow, ich habe Sie nur deshalb gefragt, weil außer Ihnen, meiner Ansicht nach, Niemand bereit und fertig ist.

— Aber Markelow?

— Ja! Markelow ebenfalls! — Der ist schon fertig zur Welt gekommen, mein' ich!

In diesem Augenblicke klopfte Jemand leise und hastig an die Thür und öffnete sie auch sogleich, ohne die Aufforderung zum Eintritt abzuwarten. — Es war Marianne.

Sie trat sogleich auf Ssolomin zu.

— Ich bin überzeugt, — begann sie, — daß es Sie nicht wundern wird, wenn Sie mich um diese Stunde hier sehen, Er — Marianne wies auf Neshdanow — hat Ihnen wahrscheinlich schon Alles gesagt. Geben Sie mir Ihre Hand: ein ehrenhaftes Mädchen steht vor Ihnen.

— Ja, ich weiß es, — versetzte Ssolomin ernst. Als er Marianne eintreten sah, war er aufgestanden.

— Ich habe Sie schon während des Mittagsessens angesehen und gedacht: was dies Fräulein für ehrliche Augen hat! Neshdanow hat mir auch von Ihrem Vorhaben gesprochen. Weshalb wollen Sie denn eigentlich fliehen?

— Weshalb? — Das Werk, an welchem ich lebhaft Antheil nehme wundern Sie sich nicht: Neshdanow hat mir nichts verhehlt . . . muß in den nächsten Tagen . Beginnen . . . und ich sollte in diesem herrschaftlichen Hause bleiben, wo Alles Lug und Trug ist? — Menschen, welche ich liebe, werden in Lebensgefahr sein, ich aber . . .

Ssolomin bewog sie durch eine Bewegung der Hand zum Innehalten.

— Regen Sie sich nicht auf! — Setzen Sie sich, ich werde mich gleichfalls setzen. Setzen auch Sie sich Neshdanow. — Hören Sie: wenn Sie keine anderen Gründe haben, so ist es unnütz von hier zu fliehen. Man wird nicht so bald anfangen, wie Sie es sich denken. Man muß vernünftig sein. Sich blindlings in die Gefahr zu stürzen ist ein Unding. Glauben Sie mir!

Marianne hatte sich gesetzt und hüllte sich in einen Plaid, den sie sich um die Schultern warf.

— Aber ich kann hier nicht länger bleiben. Man beleidigt mich auf Schritt und Tritt. Heute noch hat mir Anna Sacharowna, diese Närrin, in Kolja's Gegenwart gesagt, daß der Apfel nicht weit vorn Stamme falle. Es sollte eine Anspielung auf meinen Vater sein! Selbst Kolja fragte mich voll Verwunderung, was das bedeute. Von Valentine Michailowna schon gar nicht zu reden!

Ssolomin unterbrach sie wieder — aber dies Mal mit lächelnder Miene. Marianne entging es nicht, daß dieses etwas ironische Lächeln ihr galt —— durch sein Lächeln konnte sich jedoch nie Jemand beleidigt fühlen.

— Wie Sie auch sind, liebes Fräulein! Ich weiß nicht, wer die Anna Sacharowna ist, und weiß auch nicht, was mit dem Apfel und dem

Stamm gemeint ist . . . aber bedenken Sie doch: irgend eine Närrin sagt Ihnen etwas Dummes — und Sie können es nicht ertragen! Wie wollen Sie denn noch leben in dieser Welt, in welcher Alles sich auf die Dummheit stützt und auf ihr fußt? Nein; das ist kein Grund. Vielleicht etwas Anderes?

— Ich bin überzeugt, — fiel Neshdanow mit dumpfer Stimme ein, — daß Herr Ssipjagin mir heute oder morgen selbst kündigen wird. Es ist ihm gewiß Alles mitgetheilt worden; er behandelt mich in der allerverächtlichsten Weise.

Ssolomin wandte sich zu Neshdanow.

— Weshalb wollen Sie denn also fliehen, wenn Sie wissen, daß man Ihnen kündigen wird?

Neshdanow fand die Antwort nicht sogleich.

— Ich habe Ihnen bereits gesagt, — begann er . . .

— Er hat sich so ausgedrückt, — kam ihm Marianne zu Hilfe, — weil *ich* mit ihm gehe.

Ssolomin sah sie an und schüttelte gutmüthig den Kopf.

— Ja, ja, liebes Fräulein; — aber ich muß Ihnen trotzdem wiederholen: wenn Sie nur aus dem Grunde dies Haus verlassen wollen, weil Sie glauben, daß die Revolution bald zum Ausbruch kommen werde . . .

— Wir haben Sie eben deshalb hierher eingeladen, — unterbrach ihn Marianne, — um von Ihnen genaue Nachrichten über den Gang der Sache zu erhalten.

— In diesem Falle, — versetzte Ssolomin, — muß ich Ihnen noch ein Mal sagen, daß Sie . . . noch sehr lange zu Hause sitzen können. — Wenn Ihr jedoch fliehen wollt, weil Ihr Euch liebt und Euch auf keine andere Weise verbinden könnt — dann . . .

— Nun, dann? — Dann kann ich Euch nur — wie man früher zu sagen pflegte — Liebe und Eintracht wünschen, um Euch, wenn es nöthig ist, nach Kräften zur Seite stehen. Denn ich habe sowohl Sie, liebes Fräulein, als auch ihn von vornherein wie Blutsverwandte lieb gewonnen.

Marianne und Neshdanow traten von rechts und links zu ihm heran und Beide drückten ihm die Hände.

— Sagen Sie uns nur, was wir jetzt thun sollen — rief Marianne. — Nehmen wir an, daß die Revolution noch im weiten Felde ist . . . aber

die Vorarbeiten, die in diesem Hause, in dieser Umgebung unmöglich sind — und an denen wir uns so gern betheiligen möchten — wir Beide — Sie werden uns zeigen, was noch zu thun ist; — sagen Sie uns, wohin wir gehen sollen. . . Senden Sie uns aus. Sie werden uns aussenden, nicht wahr?

— Wohin?

— In das Volk . . . wohin denn sonst, wenn nicht in das Volk!

»In die Wälder,« dachte Neshdanow . . . Es war ihm plötzlich Paklin's Ausspruch eingefallen.

Ssolomin blickte Marianne forschend an.

— Sie wollen das Volk kennen lernen?

— Ja; das heißt — nicht nur kennen lernen, sondern auch zugleich für das Volk wirken und arbeiten.

— Gut; ich verspreche Ihnen, daß Sie das Volk kennen lernen sollen. Ich werde Ihnen die Möglichkeit verschaffen, für dasselbe zu arbeiten und zu wirken. Und Sie Neshdanow, Sie sind bereit ihr zu folgen und mit ihr zu arbeiten?

— Natürlich bin ich bereit! — entgegnete Neshdanow hastig. — »Dshaggernaut« — fiel ihm ein zweites Wort Paklin's ein. — »Da rollt er, der mächtige Wagen . . . ich höre schon das Krachen und Winseln der Räder. . .«

— Gut, — wiederholte Ssolomin nachdenklich. — Wann wollt Ihr aber fliehen?

— Morgen! — rief Marianne.

— Gut. Aber wohin?

— St. . . stille — flüsterte Neshdanow. — Es scheint Jemand durch den Korridor zu gehen.

Alle verstummten.

— Wohin wollt Ihr denn fliehen? — wiederholte Ssolomin seine Frage mit gedämpfter Stimme.

— Wir wissen es noch nicht, — antwortete Marianne.

Ssolomin richtete den Blick fragend auf Neshdanow. Dieser schüttelte verneinend den Kopf.

Ssolomin streckte feine Hand aus und nahm vorsichtig die Schnuppe vom Licht.

— Hört, Kinder, was ich Euch sagen werde, begann er endlich. — Kommt zu mir auf die Fabrik. — Es ist i freilich nicht schön bei mir . . . dafür seid Ihr aber sicher bei mir geborgen. Ich habe da ein gutes Zimmerchen. Es wird Euch Niemand bei mir finden. Wenn Ihr nur erst da seid . . . verrathen werden wir Euch nicht. Ihr werdet mir einwenden, daß zu viele Menschen auf der Fabrik aus und ein gehen! Das ist ja eben gut. Wo es viele Menschen giebt — dort gerade verbirgt man sich am besten. — Nun, wollt Ihr?

— Wir können Ihnen für Ihren Vorschlag nur danken, — versetzte Neshdanow; Marianne, welche der Gedanke an die Fabrik anfangs befangen gemacht, rief jetzt lebhaft: — Natürlich! natürlich! Wie Sie gut sind! Wir bleiben nicht lange dort, Sie werden uns aussenden, nicht wahr?

— Das wird von Ihnen abhängen . . . Wenn es Euch aber einfallen sollte, Euch trauen zu lassen, so ließe sich auch das sehr gut bei mir arrangiren. Ganz in der Nähe wohnt ein Vetter von mir — ein Priester, Namens Sossima, ein sehr gefügiger Mensch. Er traut Euch augenblicklich.

Marianne lächelte still vor sich hin; Neshdanow aber drückte Ssolomin noch einmal die Hand und fragte ihn darauf nach einer kleinen Pause.

— Was wird aber Ihr Prinzipal, der Eigenthümer der Fabrik, dazu sagen? Werden Sie keine Unannehmlichkeiten dadurch haben?

Ssolomin warf einen Seitenblick auf Neshdanow.

— Meinetwegen seien Sie ganz unbesorgt. — Beunruhigen Sie sich deswegen nicht. Wenn auf der Fabrik nur gut gearbeitet wird — um das Uebrige kümmert sich mein Prinzipal nicht. Weder Sie, noch Ihr liebes Fräulein, Keines von Ihnen hat Unannehmlichkeiten irgend welcher Art von ihm zu befürchten, und von den Arbeitern, ebensowenig. Ihr müßt mir nur sagen, wann ich Euch erwarten darf.

Neshdanow und Marianne sahen einander an.

— Uebermorgen in der Frühe oder den Tag darauf, — sagte endlich Neshdanow. — Was soll man noch lange zögern. Jeden Augenblick erwarte ich die Ankündigung, daß ich das Haus zu verlassen habe.

— Nun . . . — versetzte Ssolomin und erhob sich. — Ich werde Euch alle Tage erwarten und werde auch die ganze Woche zu Hause sein. Die nöthigen Maßregeln werde ich gleichfalls treffen.

Marianne trat an Ssolomin heran . . . (Sie war bereits bis zur Thür gegangen.) — Leben Sie wohl, lieber, guter Wassili Fedotitsch. . . So heißen Sie doch?

— Ja.

— Leben Sie wohl . . . oder nein: auf Wiedersehen! Und Dank, herzlichen Dank für Alles!

— Leben Sie wohl Gute Nacht, liebes, herziges Fräulein.

— Gute Nacht, Neshdanow! Bis morgen . . . fügte sie hinzu.

Marianne verließ eilig das Zimmer.

Die beiden jungen Männer blieben eine Zeit lang unbeweglich stehen und schwiegen.

— Neshdanow . . . — begann endlich Ssolomin und verstummte wieder. — Neshdanow . . . wiederholte er: — erzählen Sie mir von diesem Mädchen . . . Alles, was Sie wissen. Wie war ihr Leben bis jetzt? . . . Wer ist sie? . . . Warum ist sie in diesem Hause? . . .

Neshdanow theilte ihm in kurzen Worten Alles mit, was ihm bekannt war.

« Ssolomin hörte ihm aufmerksam zu.

— Neshdanow . . . — sagte er endlich . . . — Sie müssen dies Mädchen hoch halten. Denn wenn etwas . . . es wäre eine Schmach für Sie. Leben Sie wohl.

Er entfernte sich; Neshdanow aber stand unbeweglich in seinem Zimmer — und warf sich dann endlich mit dem leisen Ausruf: »ach! besser ist's, gar nicht daran zu denken!« mit dem Antlitz aufs Bett.

Als Marianne ihr Zimmer betreten, fand sie auf dem Tisch einen kleinen Zettel folgenden Inhalts:

»Ich bedaure Sie. Sie richten sich zu Grunde. Bedenken Sie, was Sie thun. Sie stürzen sich Mit verbundenen Augen in den Abgrund. Für wen und wozu?, V.«

Es hatte sich im Zimmer ein feiner, frischer Duft verbreitet: offenbar war Valentine Michailowna eben in demselben gewesen. — Marianne ergriff die Feder und schrieb auf dasselbe Papier: *»Sie brauchen mich nicht zu bedauern. Gott weiß, wer von uns Beiden des Bedauerns mehr werth ist; ich weiß nur, daß ich nicht an Ihrer Stelle sein möchte. M.*« Diesen Zettel ließ sie auf dem Tische liegen, fest davon überzeugt, daß er in die Hände von Valentine Michailowna gelangen werde.

Am andern Morgen fuhr Ssolomin nach Hause, nachdem er Neshdanow gesprochen und endgültig abgelehnt hatte, die Verwaltung der Papierfabrik Ssipjagin's zu übernehmen« — Während der ganzen Fahrt saß er in Gedanken versunken da, was sonst nur sehr selten geschah, denn in der Regel pflegte ihn das Schütteln der Equipage in Schlaf zu wiegen. Er dachte an Marianne, und auch an Neshdanow; ihm schien es, daß, wenn er verliebt wäre, er, Ssolomin, ganz anders aussehen, ganz anders sprechen würde — Da mir das aber noch nie passirt ist, sann er weiter, — so kann ich freilich nicht wissen, wie ich aussehen würde. — Er gedachte einer Irländerin, die er einst in einem Magazin am Ladentisch gesehen, er gedachte ihres wunderschönen, fast schwarzen Haares, ihrer blauen Augen und ihrer dichten Wimpern, — und wie sie ihn so fragend und traurig angeblickt, und wie er darauf lange vor ihren Fenstern auf und ab gewandelt war, und wie aufgeregt er gewesen, und wie er sich selbst gefragt, ob er ihre Bekanntschaft machen solle oder nicht! — Er befand sich damals auf der Durchreise in London, sein Patron hatte ihn dorthin geschickt, um daselbst Einkäufe zu machen und ihm das nöthige Geld zu diesem Zwecke mitgegeben. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre Ssolomin in London geblieben und hätte das Geld seinem Patron zurückgeschickt: so gewaltig war der Eindruck, den die schöne Polly auf ihn gemacht . . . (Eine von den andern Verkäuferinnen des Magazins hatte ihren Namen genannt). Er überwand sich jedoch — und kehrte zu seinem Patron zurück. Polly war hübscher als Marianne; aber diese hatte denselben fragenden und traurigen Blick. . . und war eine Russin . . .

— Was fällt mir denn ein, — rief Ssolomin mit heller Stimme: — mich um fremde Bräute zu bekümmern! — und schüttelte den Kragen seines Mantels, als ob er gleichsam alle unnützen Gedanken von sich werfen wollte. Er war aber auch schon bei der Fabrik und erblickte an der Schwelle seiner Wohnung die Gestalt seines treuen Pauls.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Ssipjagin fühlte sich durch Ssolomin's Ablehnung der ihm angetragenen Stelle auf's Tiefste beleidigt; er fand jetzt sogar, daß dieser hausbackene Stephenson durchaus kein so bedeutender Mechaniker wäre, und daß er, wenn er auch kein Phrasenmacher sei, den echten, groben Plebejerstolz desto mehr herauskehre — »So sind sie Alle, diese Russen, wenn sie sich etwas zu wissen einbilden — unerträglich! *Au fond* hat Kallomeyzew doch Recht! Unter dem Einfluß dieser feindseligen und erregten Gefühle sah der Staatsmann — *en herbe* — noch theilnahmloser und kühler auf Neshdanow herab; er erklärte Kolja, daß er sich heute mit dem Lehrer nicht zu beschäftigen brauche, daß er sich gewöhnen müsse, selbstständig zu arbeiten. . . Dem Lehrer selbst sagte er jedoch nicht auf, wie dieser erwartet hatte. Er fuhr fort ihn zu ignoriren! Um so weniger ignorirte aber Valentine Michailowna — Marianne. Zwischen ihnen kam es zu einem furchtbaren Auftritt.

Zwei Stunden vor dem Mittagsessen geschah es plötzlich, daß sie sich im Gastzimmer ganz allein befanden. Beide fühlten sogleich, daß der Augenblick des unvermeidlichen Zusammenstoßes gekommen sei, und gingen daher nach momentanem Schwanken langsam aufeinander zu — Valentine Michailowna mit lächelnder Miene, Marianne mit zusammengepreßten Lippen: Beide waren bleich. Ueber das Zimmer schreitend, blickte Valentine Michailowna bald nach rechts, bald nach links, und riß hin und wieder ein Geraniumblättchen ab . . . Mariannen's Augen aber waren fest aus das sich nähernde, lächelnde Antlitz gerichtet.

Frau Ssipjagin blieb zuerst stehen.

— Marianne Wikentjewna — warf sie nachlässig hin, mit den Fingerspitzen an die Stuhllehne klopfend, — ich glaube, wir korrespondiren mit einander . . . Da wir unter einem Dache wohnen, scheint mir das ziemlich sonderbar; Sie wissen, daß ich nichts Absonderliches liebe.

— Nicht ich habe damit den Anfang gemacht, Valentine Michailowna.

— Ja . . . Sie haben Recht. Ich allein bin dieses Mal schuld an dieser Absonderlichkeit. Ich konnte jedoch kein anderes Mittel finden, um

in Ihnen ein gewisses Gefühl zu wecken . . . wie soll ich es doch nennen? . . . ein Gefühl . . .

— Sprechen Sie ohne Umschweife, Valentine Michailowna, Sie brauchen sich nicht zu fürchten mich zu beleidigen.

— Das Gefühl . . . des Anstands.

Frau Ssipjagin verstummte; man hörte nur das leise Klopfen der an die Stuhllehne schlagenden Finger.

— Was habe ich denn gethan, wodurch ich den Anstand verletzt hätte? — fragte Marianne.

Frau Ssipjagin zuckte die Achseln.

— *Ma chère, vous n'êtes plus un enfant* — und Sie verstehen mich sehr gut. Glauben Sie denn wirklich, daß Ihre Handlungen mir, Anna Sacharowna, dem ganzen Hause endlich, geheim bleiben könnten? Sie haben sich übrigens ja auch gar nicht bemüht, dieselben geheim zu halten. Sie haben damit einfach geprahlt. Boris Andreitsch allein hat vielleicht nichts davon gemerkt, weil er von interessanteren und wichtigeren Dingen in Anspruch genommen ist. Sonst aber ist Ihr Benehmen Allen, Allen bekannt.

Marianne war noch blasser geworden.

— Ich möchte Sie bitten, Valentine Michailowna, sich etwas deutlicher auszudrücken. Womit sind Sie denn eigentlich unzufrieden?

— »*L'insolente*!« — dachte Frau Ssipjagin, hielt jedoch an sich.

— Sie wollen wissen, womit ich unzufrieden bin, Marianne? Gut, ich will es Ihnen sagen! Ich bin unzufrieden mit den langen Unterredungen mit einem jungen Manne, der durch seine Geburt, seine Erziehung, seine gesellschaftliche Stellung tief unter Ihnen steht; ich bin unzufrieden nein! das ist viel zu wenig gesagt — ich bin empört über Ihre späten . . . Ihre nächtlichen Visiten bei diesem selben Menschen! Und wo geschieht das? unter meinem Dache! Oder finden Sie vielleicht, daß es ganz in der Ordnung ist, daß ich schweigen müßte — und Ihren Leichtsinn befürworten und begünstigen? — Als einer ehrenhaften Frau *oui, mademoiselle, je l'ai été, je le suis et je le serai toujours*! — es ist mir unmöglich, darüber nicht empört zu sein!

Frau Ssipjagin warf sich in einen Lehnsessel, wie niedergedrückt von der Wucht eben dieser inneren Empörung.

Zum ersten Mal zeigte sich ein Lächeln auf Mariannen's Lippen.

— Ich zweifle nicht an Ihrer Ehrenhaftigkeit, weder an der vergangenen, noch an der gegenwärtigen und zukünftigen, — sagte sie, — und meine es ganz aufrichtig. Aber Sie haben keinen Grund, empört zu sein. Ihr Haus habe ich nicht entehrt. Der junge Mann, den Sie meinen . . . ja, ich liebe ihn wirklich. . .

— Sie lieben Monsieur Neshdanow?

— Ich liebe ihn.

Frau Ssipjagin richtete sich im Sessel auf.

— Aber ich bitte Sie, Marianne! es ist ja ein einfacher Student ohne Haus und Hof; er ist sogar jünger als Sie! — (Diese letzten Worte hatte sie nicht ohne eine gewisse Schadenfreude ausgesprochen.) — Was wird denn dabei herauskommen? Und was haben Sie, bei Ihrem Verstande, in ihm gefunden? Es ist ja einfach ein geistarmes Knäblein!

— Sie sind nicht immer dieser Meinung gewesen, Valentine Michailowna.

— Um Gottes Willen, meine Liebe, lassen Sie mich doch aus dem Spiele. . . *Pas tant d'esprit que ça, je vous prie.* Hier ist von Ihnen die Rede, von Ihrer Zukunft. Bedenken Sie doch! was ist denn das für eine Partie?

— Ich muß gestehen, Valentine Michailowna, daß ich an eine Partie noch gar nicht gedacht habe.

— Wie's was? ich verstehe Sie nicht Nehmen wir an, daß Sie dem Zuge Ihres Herzens gefolgt sind. . . Aber es muß doch Alles mit einer Heirath endigen!

— Ich weiß nicht . . . daran habe ich nicht gedacht.

— Daran haben Sie nicht gedacht?! — Sie sind von Sinnen!

Marianne wandte sich etwas zur Seite.

— Brechen wir dies Gespräch ab, Valentine Michailowna. Es ist unnütz, daß wir noch weiter darüber sprechen, wir würden uns doch nicht verstehen.

Frau Ssipjagin erhob sich hastig.

— Ich kann, ich darf dies Gespräch nicht abbrechen! Die Sache ist zu wichtig ich verantworte für Sie vor — Valentine Michailowna wollte sagen:, vor Gott! hielt jedoch inne und sagte: vor der ganzen Welt! — Ich kann nicht schweigen, wenn ich dergleichen Thorheiten

höre! Und warum soll ich Sie denn nicht verstehen können? Was für ein unerträglicher Stolz bei diesen jungen Leuten! Nein . . . ich verstehe Sie sehr gut; ich sehe, daß Sie ganz durchdrungen sind von diesen neuen Ideen, welche Sie unabwendbar dem Untergang zuführen werden! Dann wird es aber zu spät sein.

— Kann sein; glauben Sie mir aber: wenn wir auch untergehen, werden wir Ihnen nie auch nur einen — Finger entgegenstrecken, damit Sie uns retten!

Frau Ssipjagin schlug die Hände zusammen.

— Wieder dieser Stolz, dieser furchtbare Stolz! So hören Sie mich doch, Marianne, hören Sie mich! — setzte sie, den Ton der Rede verändernd, hinzu . . . Sie wollte Marianne an sich ziehen — diese trat aber zurück. — *Ecoutez moi, je vous en conjure!* — Ich bin ja doch nicht so alt — und nicht so dumm, daß wir uns nicht verständigen könnten! — *Je ne suis pas une encroutée.* In meiner Jugend hielt man mich sogar für eine Republikanerin . . . nicht weniger als Sie. — Hören Sie mich: ich will nichts heucheln; mit mütterlicher Zärtlichkeit habe ich Sie nie geliebt; — und es liegt ja auch nicht in Ihrem Charakter, dieses zu beklagen . . . Aber ich wußte, und ich weiß es, daß ich Ihnen gegenüber Pflichten zu erfüllen habe — und habe mich stets bemüht, denselben gerecht zu werden. Es ist möglich, daß die Partie, die ich für Sie in Aussicht genommen — und für welche sowohl Boris Andreitsch, als auch ich keine Opfer gescheut hätten daß diese Partie nicht ganz Ihren Ideen entsprach . . . in der Tiefe meines Herzens aber . . .

Marianne sah sie an; sah dieses wunderschönen Augen, diese rosigen, kaum merklich gefärbten Lippen, diese weißen Hände, die ein wenig gespreizten, mit Ringen geschmückten Finger, welche die schöne Frau so ausdrucksvoll an die Taille des seidenen Kleides drückte . . . und unterbrach sie plötzlich.

— Eine Partie, sagen Sie, Valentine Michailowna! Sie nennen diesen Ihren herzlosen, flachen Freund, Herrn Kallomeyzew eine »Partie«?

Frau Ssipjagin hob die Finger von der Taille.

— Ja, Marianne Wikentjewna! Ich spreche von Herrn Kallomeyzew, von diesem gebildeten, vortrefflichen jungen Manne, der seine Frau jedenfalls glücklich machen wird — und den nur eine Verrückte zurückweisen kann, nur eine Verrückte!

— Was ist da zu machen, *ma tante*! Ich muß wohl eine Verrückte sein!

— Was hast Du ihm denn im Ernst vorzuwerfen, frage ich Dich.

— O gar nichts! — ich verachte ihn . . . das ist Alles.

Frau Ssipjagin schüttelte ungeduldig den Kopf und sank wieder in den Lehnsessel.

— Lassen wir das. *Retournons à nos moutons.* — Du liebst also Herrn Neshdanow?

— Ja.

— Und beabsichtigst Deine . . . Rendezsvous fortzusetzen?

— Ja.

— Wenn ich es aber nun verbiete?

— So werde ich Ihnen nicht gehorchen.

Valentine Michailowna schnellte aus dem Sessel empor.

— Ah! Sie werden nicht gehorchen! Also so! . . . Das sagt mir ein Mädchen, deren Wohlthäterin ich bin, welches ich in meinem Hause gepflegt und gehütet, das sagt mir . . . das sagt mir . . .

— Die Tochter eines entehrten Vaters, — fiel Marianne finster ein, — fahren Sie fort, machen Sie doch keine Umstände!

— *Ce n'est pas moi qui vous le fait dire, mademoiselle*! Jedenfalls ist es aber nichts, worauf man stolz sein könnte! Das Mädchen, welches mein Brod ißt . . .

— Lassen Sie diesen Vorwurf, Valentine Michailowna. Es wäre Ihnen theurer gekommen, eine Französin für Kolja zu engagiren ich unterrichte ja Kolja in der französischen Sprache!

Frau Ssipjagin hob die Hand, in welcher sie ein parfümirtes Battisttaschentuch mit einem großen weißen Namenszug in der einen Ecke hielt und wollte etwas erwidern. — Marianne fuhr jedoch ungestüm fort:

— Sie hätten Recht, tausend Mal Recht, wenn Sie statt all der Dinge, die Sie hier aufgezählt haben, statt dieser trügerischen Wohlthaten und Opfer hätten sagen können: »Jenes Mädchen, welches ich geliebt. . . « Aber Sie sind ehrlich genug, *diese* Lüge nicht über die Lippen zu bringen! — Marianne bebte, wie vom Fieber geschüttelt. — Sie haben mich stets gehaßt. — Auch jetzt sogar freuen Sie sich in der Tiefe Ihres Herzens, von der sie soeben gesprochen — ja, Sie freuen

sich, daß ich Ihre alten Prophezeihungen rechtfertige, daß ich Schimpf und Schande auf mich lade — und nur das Eine ist Ihnen unangenehm, daß ein Theil dieser Schande auf Ihr aristokratisches, Ihr *ehrliches* Haus zurückfällt. . .

— Sie beleidigen mich, — flüsterte Frau Ssipjagin, — verlassen Sie dies Zimmer!

Marianne war ihrer jedoch nicht mehr mächtig.

— Ihrem Hause haben Sie gesagt, Ihrem ganzen Hause, Anna Sacharowna, Allen wäre mein Betragen bekannt! — Und Alle sind erschreckt und empört. . . Aber habe ich Sie denn um etwas gebeten, Sie und Ihr ganzes Haus? Kann mir an der Meinung all der Leute etwas liegen? Ist es denn nicht bitter, Ihr Brod zu essen? Wo ist die Armuth, die ich nicht diesem Reichthum vorziehen würde? Liegt denn nicht ein Abgrund zwischen Ihrem Hause und mir, ein Abgrund, der durch nichts, nichts ausgefüllt werden kann? Ist es denn möglich, daß Sie — Sie sind ja auch eine kluge Dame — daß Sie das nicht fühlen? Und wenn Sie nur Haß gegen mich empfinden, ist es denn möglich, daß Sie über das Gefühl im Unklaren sind, das ich gegen Sie hege und das ich nur daher näher zu bezeichnen unterlasse, weil es zu offenbar ist?

— *Sortez, sortez, vous dis- je* . . . — rief Frau Ssipjagin und stampfte mit ihrem niedlichen, schmalen Füßchen . . .

Marianne wandte sich zur Thür.

— Ich werde Sie sogleich von meiner Gegenwart befreien; wissen Sie aber was, Valentine Michailowna?

Man sagt, daß das »*Sortez*« in Racines »Bajazet« einer Rachel selbst nicht gelingen wollte — Ihnen aber erst recht nicht! Und noch eins: wie sagten Sie doch . . . *Je suis une honnête femme, je l'ai été et le serai toujours*? Nun denn: ich bin überzeugt, daß ich viel ehrenhafter bin als Sie! Leben Sie wohl!

Marianne entfernte sich eilig, Frau Ssipjagin aber sprang vom Lehnsessel, wollte schreien, weinen. . . . Aber sie wußte nicht — was sie schreien sollte; und die Thränen wollten ihr nicht gehorchen.

Sie begnügte sich damit, sich mit dem Taschentuch Kühlung zuzuwehen, aber der parfümirte Duft desselben erregte ihre Nerven noch mehr. . . Sie fühlte sich unglücklich, beleidigt. . . Sie sah ein, daß eine gewisse Wahrheit in den Worten lag, die sie eben gehört. Aber

wie war es möglich, sie so grausam, so ungerecht zu beurtheilen? »Bin ich denn wirklich so böse?« — dachte sie — und blickte in den Spiegel, der sich zwischen den beiden Fenstern ihr gerade gegenüber befand. Dieser Spiegel strahlte ein reizendes, etwas entstelltes Antlitz zurück, mit rothen Flecken auf Stirne und Wangen, aber doch ein bezauberndes Antlitz, mit prachtvollen, weichen, sammtenen Augen . . . »Ich? Ich böse?« — dachte sie wieder, — »mit solchen Augen?«

In diesem Augenblick trat ihr Gemahl ins Zimmer — sie drückte von neuem das Taschentuch an das Gesicht.

— Was ist Dir? — fragte er besorgt. — Was ist Dir, Valja? — Dies zärtliche Diminutiv hatte er selbst für sie ersonnen, erlaubte sich den Gebrauch desselben aber nur in ganz vertraulichem tête-à-tete, hauptsächlich auf dem Lande.

Sie weigerte sich zuerst, ihm etwas zu sagen, versicherte, daß es nichts sei . . . endigte jedoch damit, daß sie sich höchst anmuthig und rührend im Lehnstuhl umwandte, ihm die Hände auf beide Schultern legte — er hatte sich zu ihr herabgebeugt — ihr Antlitz in seinem Westen- Ausschnitt verbarg — und ihm Alles erzählte; sie bemühte sich — ohne jeglichen Hintergedanken — Marianne, wenn nicht zu entschuldigen, so doch bis zu einem gewissen Grade zu rechtfertigen; sie schrieb die ganze Schuld ihrer Jugend zu, ihrem leidenschaftlichen Charakter, den Mängeln ihrer ersten Erziehung und machte auch sich selbst Vorwürfe — gleichfalls bis zu einem gewissen Grade und wieder ohne Hintergedanken. »Mit meiner Tochter wäre das nicht geschehen! Ich hätte auf sie anders Acht gegegeben!« Ssipjagin hörte sie nachsichtsvoll, theilnehmend — und zugleich streng bis ans Ende an, war unverändert in der gebeugten Stellung geblieben, bis sie endlich die Hände herabsinken ließ und ihr Köpfchen zurückzog; er nannte sie einen Engel, küßte sie auf die Stirn, erklärte, daß er jetzt wisse, was er in seiner Rolle als Hausherr zu thun habe, und entfernte sich, wie sich ein humaner, aber energischer Mensch zu entfernen pflegt, der eine unangenehme, aber nothwendige Pflicht zu erfüllen hat. . .

Nach dem Mittagsessen, ungefähr um acht Uhr Abends, saß Neshdanow in seinem Zimmer und schrieb seinem Freunde Ssilin:

»Wladimir, Freund, ich schreibe Dir in dem Moment einer entscheidungsvollen Wendung meines Geschickes. Man hat mir meine Stelle gekündigt, ich muß fort aus diesem Hause. Dies allein

hätte nichts zu sagen. . . Aber ich gehe in Begleitung jenes Mädchens von hier fort, von dem ich Dir geschrieben. Uns fesselt Alles an einander: die Aehnlichkeit der Lebensschicksale, die Uebereinstimmung der Ansichten und Bestrebungen, die Gemeinsamkeit des Gefühls endlich, das uns verbindet. Wir lieben einander, ich bin wenigstens überzeugt, daß ich Liebe in keiner andern Form empfinden könnte, als eben so, wie dies Gefühl jetzt über mich gekommen ist. — Aber ich würde lügen, wollte ich Dir sagen, daß ich insgeheim nicht eine gewisse Furcht empfände, eine unbestimmte, seltsame Beklemmung. . . Alles ist dunkel vor mir — und Beide dringen wir nun ein in diese Finsterniß. Ich brauche Dir nicht zu erklären, wohin wir gehen und was wir thun wollen. Marianne und ich, Beide jagen wir nicht nach Glück, nicht genießen wollen wir — sondern neben einander kämpfen, uns gegenseitig unterstützen. Unser Ziel liegt klar vor uns; welches die Wege aber sind, die zu dem Ziele hinführen — das wissen wir nicht. — Werden wir wenigstens die Möglichkeit des Handelns finden, wenn wir auch nicht auf Sympathie, auf Beistand rechnen können? — Marianne ist ein herrliches, ehrenhaftes Mädchen; wenn es unser Schicksal ist, daß wir zu Grunde gehen müssen, so werde ich mir keine Vorwürfe darüber machen, daß ich sie mit mir fortgerissen, weil ein anderes Leben für sie undenkbar wäre. — Und doch, Wladimir, Wladimir! es liegt mir centnerschwer auf dem Herzen. . . Es quält mich der Zweifel, nicht an meinem Gefühl zu ihr, sondern . . . ich weiß nicht woran. — Jetzt ist jedoch keine Umkehr mehr möglich. Strecke uns Beiden aus der Ferne Deine Hand entgegen — und wünsche uns Geduld, die Kraft der Selbstentäußerung, Liebe . . . vor Allem Liebe. Du aber, unergründetes, mit allen Fibern unseres Wesens, mit dem Blute unseres Herzens geliebtes russisches Volk, nimm uns auf — nicht zu theilnahmlos — und lehre uns, was wir von Dir zu erwarten haben!

Leb' wohl, Wladimir, leb' wohl!«

Nachdem er diese wenigen Zeilen geschrieben, ging Neshdanow in das Dorf hinab. — In der folgenden Nacht stand er beim ersten Morgengrauen bereits am Rande des Birkenwäldchens, unweit des Ssipjagin'schen Gartens. In einiger Entfernung von ihm schimmerte, durch das dichte Grün eines breiten Nußgebüsches kaum sichtbar, ein Bauernkarren mit zwei angespannten Pferden; in diesem Karten schlief, unter einem Strickgeflecht, auf einem Bündel Heu, in einem

geflickten, über den Kopf gezogenen Kittel, ein altes, graues Bäuerlein. Neshdanow blickte ununterbrochen auf den Weg, auf die Weiden am Rande des Gartens; rings umher erschien Alles noch still und grau, kaum merklich blinkten die sich in der Himmelstiefe verlierenden Sternlein. Aus die abgerundeten unteren Ränder der lang gestreckten Wölkchen fiel von Osten her ein blaßrother Schein; von dort auch kam der erste Hauch morgenfrischer Luft. Neshdanow fuhr plötzlich zusammen und sah mit gespanntem Blick den Weg hinab. Ganz in der Nähe knarrte eine Gartenthür, die gleich daraus zugeschlagen wurde; ein, in ein Tuch gehülltes, kleines weibliches Wesen mit einem Bündelchen am Arm trat ohne zu eilen aus dem unbeweglichen Schatten der Weiden in den weichen Staub des Fahrwegs, schritt in schräger Richtung über denselben hinüber und lenkte dann ihre Schritte, als ginge sie gleichsam auf den sehen, zu dem Birkenhain Neshdanow flog ihm entgegen.

— Marianne! — flüsterte er.

— Ich bin es! — drang eine leise Antwort aus dem herabhängenden Tuch.

— Hierher, mir nach — rief Neshdanow, sie ungeschickt an der mit dem Bündel beschwerten Hand fassend.

Sie zitterte, als ob der Frost sie schüttelte. Er führte sie an den Karten und weckte das Bäuerlein. Dieses sprang hastig auf, kroch auf das Sitzbrett, fuhr mit den Armen in den Kittel und ergriff die Strickleine. Die Pferde wurden munter und wollten gleich fort: mit nach dem festen Schlaf noch heiserer Stimme gebot er ihnen Ruhe. Neshdanow setzte Marianne aus den Quersitz, nachdem er zuerst seinen Mantel Untergelegt, hüllte ihre Füße in eine Decke — das Heu Auf dem Boden des Kartens war feucht — setzte sich Neben sie, und flüsterte dem Bäueriein leise zu: «Fahr zu, du weißt wohin!« Der Bauer zog die Leine an, die Pferde arbeiteten sich schnaufend und sich drängend aus dem Gebüsch heraus, und klappernd und schleudernd rollte der Karren mit den alten schmalen Rädern auf dem Wege dahin. Neshdanow hatte den einen Arm um Marianne's Taille geschlungen, sie hob mit den kalten Fingern das Tuch empor, und sagte, lächelnden Antlitzes zu ihm gewandt:

— Welch herrliche Frische, Alex!

— Ja, — antwortete das Bäuerlein, — es wird ein starker Thau kommen.

Der Thau war bereits so stark, daß die Zapfen der Räder, die Spitzen der am Wege ragenden Gräser berührend, von denselben einen ganzen Sprühregen feinsten Wasserstaubes abstreiften — und das Grün des Grases graublau zu schillern begann.

Ein kalter Schauer durchzuckte von Neuem Marianne. — Es ist frisch, frisch — rief sie heiter. Und die Freiheit, Alex, die Freiheit!

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Als man Ssolomin die Meldung überbrachte, daß ein Herr mit einer Dame angekommen seien und nach ihm fragten, eilte er sogleich an das Thor der Fabrik. Ohne seine Gäste zu begrüßen, nickte er ihnen nur mehrmals mit dem Kopfe zu und befahl dem Bäuerlein in den Hof zu fahren, zu dem Flügel, den er bewohnte. Als der Karren hielt, hob er Marianne von demselben herab. Neshdanow sprang gleichfalls herunter. Ssolomin führte die Beiden durch einen langen, dunklen Korridor auf einer schmalen, krummen Stiege in den hinteren Theil des Flügels, in die zweite Etage. Dort stieß er eine niedrige Thür auf — und alle drei traten in ein kleines, ziemlich sauberes Zimmer mit zwei Fenstern.

, — Willkommen! — rief Ssolomin mit dem gewöhnlichen Lächeln auf den Lippen, weiches dies Mal jedoch noch freier und breiter schien als sonst. — Das hier ist Eure Wohnung. — *Dieses* Zimmer — und nebenbei noch das andere. Grade nicht sehr sein, aber es läßt sich schon leben darin. Hier wird Euch Niemand anglotzen. Unter den Fensten befindet sich — wie mein Prinzipal versichert — ein Blumen-, meiner Ansicht nach aber — ein Gemüsegarten; er stößt dort an die Mauer, rechts und links aber sind Zäune. Ein stilles Plätzchen. — Nun, noch ein Mal, willkommen, liebes Fräulein, — willkommen auch Sie, Neshdanow!

Er drückte Beiden die Hände. — Sie standen unbeweglich da, ohne ihre Ueberzieher abzulegen und blickten Beide mit halbverwunderter, halbfreudiger Aufregung schweigend vor sich hin.

— Nun, was steht Ihr denn da? — begann Ssolomin von neuem. — Enthüllt Euch! — Was habt Ihr noch?

Marianne wies aus ihr Bündelchen, welches sie noch immer in der Hand hielt.

— Ich habe nur Dieses.

— Und ich einen kleinen Reisekoffer und einen Sack, die beide im Karren geblieben sind. Ich hol' sie gleich . . .

— Bleiben Sie, bleiben Sie! — Ssolomin öffnete die Thür. — Paul! — rief er aus die dunkle Treppe hinaus, — lauf' zum Karten, mein Junge. . . Es sind einige Sachen dort . . . bringe sie her.

— Gleich! — erschallte die Stimme des Allgegenwärtigen.

Ssolomin wandte sich zu Marianne, welche das Tuch vom Kopfe gezogen hatte und die Mantille auszuklopfen begann.

— Und es ist Alles glücklich abgelaufen?—fragte er.

— Alles . . . es hat uns Niemand gesehen. — Ich habe einen Brief an Herrn Ssipjagin zurückgelassen. — Ich habe weder Kleider noch Wäsche mitgenommen, Wassili Fedotitsch, weil Sie uns doch fortschicken werden . . . (Marianne entschloß sich nicht hinzuzufügen: in das Volk) — jene Sachen würden ja doch nicht taugen Ich habe Geld bei mir, um das zu kaufen, was nöthig ist.

— Das wird sich ja Alles finden . . . hier aber, — sagte Ssolomin, auf Paul weisend, der eben mit Neshdanow's Sachen in's Zimmer tritt, — empfehle ich Ihnen meinen besten Freund auf der Fabrik, auf den Sie sich wie auf mich selbst verlassen können. — Hast Du Tatjana gesagt, daß sie die Theemaschine bringe? — fügte er leise hinzu.

— Wird gleich gebracht werden, — antwortete Paul, — und Schmand und Alles.

— Tatjana — ist seine Frau — fuhr Ssolomin fort, — sie ist eben so treu und sicher, wie er. — Bis Sie sich selbst . . . wie soll ich sagen? . . . hier eingewöhnen werden, wird Tatjana Sie, mein Fräulein, bedienen.

Marianne warf ihre Mantille auf den kleinen, in der Ecke stehenden ledernen Divan. — Nennen Sie mich einfach Marianne, Wassili Fedotitsch! Ich will kein Fräulein sein! Und ich brauche auch keine Aufwärterin . . . Ich bin nicht fortgegangen, um Aufwärterinnen zu haben. Achten Sie nicht auf mein Kleid; dort habe ich ja keine anderen Kleider gehabt. Das wird man Alles ändern müssen.

Dies Kleid war aus braunem Tuch und sehr einfach; von einer Petersburger Schneiderin genäht, schmiegte es sich aber ihrem Körper anmuthig an und hatte überhaupt ein modisches Aussehen.

— Nun, wenn sie nicht aufwarten soll, so kann sie Ihnen wenigstens behilflich sein, nach amerikanischer Art. — Thee können Sie aber jedenfalls trinken. Es ist noch früh — und Ihr werdet auch wohl müde sein. Ich gehe jetzt in die Fabrik, wir sehen uns später. — Wenn Ihr etwas brauchen solltet, sagt es nur Paul oder Tatjana.

Marianne streckte ihm beide Hände entgegen.

— Wie sollen wir Ihnen danken, Wassili Fedotitsch? Sie sah ihn voll Rührung an.

Ssolomin streichelte ihre Hand. — Ich könnte sagen, daß Sie keine Ursache hätten zu danken — es würde aber eine Unwahrheit sein. Lieber sage ich Ihnen, daß Ihre Dankbarkeit mir unendliches Vergnügen bereitet. — Jetzt sind wir quitt. Auf Wiedersehen! Komm, Paul!

Marianne und Neshdanow blieben allein.

Sie ging auf ihn zu und sagte, ihn ebenso anschauend, wie sie Ssolomin angesehen, nur noch freudiger, noch inniger, noch glücklicher: — O mein Freund! . . . Wir beginnen ein neues Leben . . . Endlich! endlich! — Du glaubst nicht, wie freundlich und heimisch mir diese zwei Zimmer, in denen wir nur wenige Tage verbleiben werden, im Vergleich zu jenen verhaßten Salons erscheinen! Sage — freust Du Dich?

Neshdanow ergriff ihre Hände und drückte sie an sein Herz.

— Ich bin glücklich, Marianne, daß ich dies neue Leben mit Dir zusammen beginnen kann! — Du wirst der Stern sein, dem ich folge, meine Stütze, mein Muth . . .

— Lieber Alex! Warte jedoch — ich muß erst den Staub von mir abschütteln und meine Toilette ein wenig in Ordnung bringen. — Ich gehe in mein Zimmer . . . Bleibe so lange hier. — Ich bin gleich fertig.

Marianne ging in's Nebenzimmer, drehte den Schlüssel im Schloß — steckte jedoch nach ein paar Augenblicken durch die halbgeöffnete Thür den Kopf wieder heraus und rief: — Ist Ssolomin nicht ein herrlicher Mensch! — Dann warf sie die Thür wieder zu und der Schlüssel knarrte wieder im Schloß.

Neshdanow trat an das Fenster und blickte in das Gärtchen . . . ein alter, uralter Apfelbaum schien seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. . . Er schüttelte und streckte sich — öffnete den Reisekoffer — nahm aber nichts heraus, sondern blieb in Gedanken versunken vor demselben stehen.

Eine Viertelstunde darauf erschien Marianne, die sich gewaschen hatte, mit erfrischtem, lebhaft bewegtem Antlitz, ganz Freude und Eifer. Gleich nach ihr trat auch Tatjana ein mit Theemaschine, Tassen, Brod und Schmand.

Im Gegensatz zu ihrem zigeunerartigen Mann, war Tatjana ein echtes russisches Weib aus dem Volke, wohlbeleibt, stark, mit dunkelblondem, glatt angekämmtem Haar, das hinten in eine breite Flechte

auslief, welche um einen Hornkamm geschlungen war, mit groben, doch angenehmen Gesichtszügen und gutmüthigen grauen Augen. Sie hatte ein sauberes, wenn auch verblichenes Kattunkleid an, ihre Hände waren rein und hübsch, wenn auch groß. Ruhig verbeugte sie sich vor den Gästen, rief ihnen mit fester, klarer Stimme, ohne den gewöhnlichen Singsang zu; »Grüß' Gott!« — und begann den Tisch zu decken.

Marianne ging auf sie zu.

— Erlauben Sie, Tatjana, ich werde Ihnen helfen. — Geben Sie mir wenigstens das Tischtuch.

— Lassen Sie mich nur machen, Fräulein, unsereins ist daran gewöhnt. Wassili Fedotitsch hat mir's gesagt. Wenn etwas nöthig ist, befehlen Sie nur, wir sind stets gern bereit Ihnen zu dienen.

— Bitte, Tatjana, nennen Sie mich nicht mehr Fräulein . . . Ich bin wohl so gekleidet, — aber sonst bin ich . . . bin ich ganz. . .

Tatjana's durchdringender, scharfer Blick verwirrte Marianne — sie verstummte.

— Was werden Sie denn für eine sein? — fragte Tatjana in ihrer ruhigen Weise.

— Wenn Sie wollen bin ich wirklich . . . bin ich eine Adlige; aber ich will mich von Allem lossagen — und werden wie . . . wie die einfachen Frauen.

— Ach so! Nun, jetzt weiß ich's. Sie gehören also zu denen, die sich mit »vereinfachen« wollen. Jetzt giebt es viele solche Leute.

— Wie sagten Sie, Tatjana? sich vereinfachen?

— Ja wir haben jetzt ein solches Wort. Es bedeutet so sein wie das einfache Volk. Sich vereinfachen. — Nun? Dabei ist ja nichts. Es ist ja ganz gut — dem Volk ein wenig Verstand beibringen. — Es ist nur eine schwierige Sache! o wie schwierig, wie schwierig! — Glück auf!

— Sich vereinfachen! — wiederholte Marianne. — Hörst Du, Alex, wir sind jetzt vereinfachte Leute geworden!

Neshdanow lachte und wiederholte gleichfalls:

— Sich vereinfachen, vereinfachte Leute!

— Wer ist denn das, Ihr Männchen — oder Ihr Bruder? — fragte Tatjana, mit den großen geschickten Händen die Tassen waschend und mit freundlichem Lächeln bald auf Neshdanow, bald auf Marianne blickend.

— Nein, — versetzte Marianne, — es ist weder mein Mann, noch mein Bruder.

Tatjana hob den Kopf.

— Also lebt Ihr aus freier Gnade? Auch das geschieht jetzt sehr oft. — Früher war es nur bei den Naskolniki gebräuchlich — jetzt kommt es aber auch bei andern Menschen vor. — Wenn nur Gottes Segen dabei ist — und man in Frieden und Eintracht lebt! — Dann ist der Priester auch nicht nöthig. Bei uns auf der Fabrik giebt es ja auch solche Leute. Es sind nicht die schlechtesten.

— Was Sie für schöne Worte kennen, Tatjana! . . . »Aus freier Gnade « . . . Wie mir das gefällt! — Hören Sie, Tatjana, was ich Sie bitten möchte. Ich muß mir ein Kleid nähen, oder kaufen, so wie das Ihrige, aber noch einfacher. — Und auch Schuhe und Strümpfe und ein Tuch — Alles, so wie Sie es haben. Das Geld dazu habe ich.

— Warum nicht, Fräuleins Das kann ja Alles gemacht werden. . . Nun gut, ich werde nicht mehr, seien Sie nicht böse ich werde Sie nicht mehr Fräulein nennen. Wie soll ich Sie denn aber nennen?

— Marianne.

— Und wie heißen Sie nach dem Vater?

— Wozu brauchen Sie denn noch den Vaternamen? Nennen Sie mich einfach Marianne. Ich nenne Sie doch Tatjana.

— Das ginge wohl, aber es geht nicht. Sagen Sie es mir doch lieber!

— Nun gut. Mein Vater hieß Wikentij. Und der Ihrige?

— Der meine — Ossip.

— Nun, so werde ich Sie Tatjana Ossipowna nennen.

— Und ich Sie Marianne Wikentjewna. So wird es prächtig gehen!

— Sollten wir nicht ein Täßchen Thee zusammen trinken, Tatjana Ossipowna?

— Vorläufig ginge das schon, Marianne Wikentjewna.

Ein Täßchen könnte ich mir schon schmecken lassen. Aber nicht mehr, sonst wird Jegoritsch schelten.

— Wer ist denn Jegoritsch?

— Paul, mein Mann.

— Setzen Sie sich, Tatjana Ossipowna.

— Danke, Marianne Wikentjewna.

Tatjana holte sich einen Stuhl, setzte sich und sing an Thee zu trinken, wobei sie von einem Stück Zucker, das sie unaufhörlich zwischen den Fingern drehte, kleine Stückchen abbiß und das Auge immer auf der betreffenden Seite zukniff. Marianne ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein. Tatjana beantwortete ihre Fragen ohne Befangenheit, fragte selbst und erzählte ihnen Allerlei. Ssolomin betete sie beinahe an, ihrem Mann räumte sie aber die erste Stelle gleich nach Wassili Fedotitsch ein. Das Leben auf der Fabrik war ihr jedoch eine Last.

— Es ist hier weder Stadt, noch Land ohne Wassili Fedotitsch bliebe ich keine Stunde hier!

Marianne hörte ihr aufmerksam zu. Der abseits sitzende Neshdanow beobachtete seine Freundin: ihre Aufmerksamkeit nahm ihn durchaus nicht Wunder; Marianne war das Alles neu, ihm aber schien es, daß er schon ganze Hunderte solcher Tatjana's gesehen und hundert Mal mit ihnen gesprochen habe.

— Hören Sie, Tatjana Ossipowna, — sagte endlich Marianne. — Sie glauben, daß wir das Volk unterrichten wollen; das ist durchaus nicht der Fall — wir wollen ihm dienen.

— Was heißt das — dienen? — Unterrichtet das Volk — das ist Euer Dienst. Da haben Sie an mir selbst ein Beispiel. Als ich den Jegoritsch heirathete, verstand ich weder zu lesen, noch zu schreiben; jetzt aber kann ich Beides und danke es Wassili Fedotitsch. Er hat mich nicht selbst unterrichtet, aber einem alten Männchen dafür gezahlt. Der hat es mich gelehrt. — Ich bin ja noch jung, trotzdem, daß ich so stark bin.

Marianne schwieg.

— Ich möchte, Tatjana Ossipowna, — begann sie nach einer kleinen Pause, — irgend ein Handwerk lernen. . . nun, wir können ja noch ein anderes Mal darüber sprechen. Zu nähen verstehe ich nicht; wenn ich kochen gelernt hätte, könnte ich Köchin werden.

Tatjana dachte nach.

— Wie denn Köchin? — Köchinnen sind nur bei reichen Leuten, die Armen aber kochen selbst. Für die Arbeiter aber kochen . . . nun, das ist schon das Letzte!

— Ich würde ja auch bei reichen Leuten leben, wenn ich nur mit den Armen Umgang habe. Wo soll ich denn sonst mit ihnen

zusammenkommen? Es wird sich ja nicht immer so treffen, wie jetzt mit Ihnen.

Tatjana setzte die leere Tasse verkehrt auf die Unterschale.

— Das ist eine schwierige Sache, — sagte sie endlich mit einem Seufzer, — die sich nicht um den Finger wickeln läßt. Was ich kann — will ich Ihnen anzeigen — verstehe aber selbst nicht viel. Da muß ich mit Jegoritsch sprechen. Wissen Sie, was das für ein Mensch ist? — Der liest allerlei Bücher! — und schafft und thut Alles im Handumdrehen! — Hierbei blickte sie auf Marianne, die sich eine Cigarette drehte . . . Und noch etwas, Marianne Wikentjewna: verzeihen Sie; wenn Sie sich aber vereinfachen wollen, — so müssen Sie das da lassen. — Sie wies auf die Cigarette. — Denn in jenem Stande, wenn Sie z. B. Köchin sind — geht das nicht; — da wird man gleich sehen, daß Sie ein Fräulein sind. — Ja.

Marianne warf die Cigarette zum Fenster hinaus.

— Ich werde nicht mehr rauchen das kann ich mir leicht abgewöhnen. — Die einfachen Frauen aus dem Volke rauchen nicht: dann brauche ich auch nicht zu rauchen.

— Da haben Sie Recht, Marianne Wikentjewna. Das Männervolk treibt wohl auch bei uns damit Unfug, aber die Weiber thun es nicht. So ist's . . . Eh! da kommt ja Wassili Fedotitsch. Das ist sein Schritt. Fragen Sie ihn: er wird Ihnen gleich Alles auf's Beste erklären.

Hinter der Thür ertönte in der That Ssolomin's Stimme.

— Kann man eintreten? — Herein, herein! — rief Marianne.

— Das habe ich mir in England angewöhnt, — sagte er im Eintreten. — Nun, wie fühlen Sie sich? Langweilen Sie sich noch nicht? — Ich sehe, Sie trinken hier Thee mit Tatjana. — Hören Sie auf sie! sie ist ein gescheidtes Weib . . . Mein Prinzipal kommt heute her recht zur Unzeit! Und wird hier speisen. — Was ist zu machen! Dafür ist er mein Prinzipal!

— Was ist das für ein Mensch? — fragte Neshdanow, aus seiner Ecke hervortretend.

— Es geht . . . Kein Kind mehr. . . Am Lappen saugt er nicht — wie man bei uns zu sagen pflegt. Einer von den Neuen. Unendlich höflich — mit Manschetten an den Händen — steckt aber seine Nase überall hinein, nicht weniger als die Alten. Zieht Einem das Fell über die Ohren — spricht aber dabei: »Drehen Sie sich bitte auf die andere

Seite; — da ist noch eine ganze Stelle die muß abgeschunden werden!« — Nun, ich brauche nicht zu klagen, gegen mich ist er seidenweich; er hat mich ja nöthig! Doch ich bin ja nur gekommen, um Euch zu sagen, daß wir uns heute wohl schwerlich noch ein Mal sehen werden. — Das Mittagsessen wird man Euch herbringen. Auf dem Hofe dürft Ihr Euch aber nicht zeigen. Was glauben Sie, Marianne, wird Ssipjagin Euch suchen lassen, wird er Euch nachsetzen?

— Ich glaube nicht, — antwortete Marianne.

— Und ich bin überzeugt, daß er es wohl thun wird, — sagte Neshdanow.

— Nun, es bleibt sich gleich, — fuhr Ssolomin fort: — Ihr müßt in der ersten Zeit jedenfalls vorsichtig sein. Später wird es schon gehen.

— Ja; — bemerkte Neshdanow, — aber Markelow muß durchaus wissen, wo ich mich aufhalte; es muß ihm mitgetheilt werden.

— Weshalb?

— Es geht nicht anders; unserer Sache wegen ist es nöthig. Es muß ihm stets bekannt sein, wo ich mich befinde. Ich habe ihm mein Wort gegeben. Er wird uns ja nicht verrathen!

— Nun gut. Wir wollen Paul zu ihm schicken.

— Und meine Kleider? — fragte Neshdanow.

— Das heißt: das Kostüm! — gewiß . . . gewiß . . .

Es ist ja eine Maskerade — zum Glück keine theure., Lebt wohl und erholt Euch. — Komm Tatjana.

Marianne und Neshdanow blieben wieder allein.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Marianne und Neshdanow drückten einander zuerst fest die Hand, dann rief Marianne: »Wartet ich werde Dir Dein Zimmer einrichten helfen!« und begann seine Sachen auszupacken. Neshdanow wollte ihr dabei behilflich sein, sie erklärte aber, daß sie Alles allein thun wollte. — »Man muß sich an's Dienen gewöhnen,« meinte sie. So hängte sie denn die Kleider an die Nägel, welche sie in der Lade des Tisches gefunden und in Ermangelung eines Hammers mit der Rückseite einer Kleiderbürste in die Wand eingeschlagen hatte, und legte die Wäsche in eine alte Kommode, welche zwischen den Fenstern stand.

— Was ist das? — fragte sie plötzlich, — ein Revolver? Ist er geladen? Wozu brauchst Du ihn?

— Er ist nicht geladen . . . gieb ihn übrigens her. Du fragst: wozu? Wie kann denn Einer unseres Schlages ohne Revolver sein?

Marianne lachte und fuhr in ihrer Arbeit fort, indem sie jedes einzelne Stück zuerst schüttelte und dann mit der flachen Hand daraus klopfte, auch ein Paar Stiefel stellte sie ihm unter den Divan; einige Bücher aber, ein Packet mit Papieren und das berühmte Heft mit den Gedichten breitete sie feierlich auf einem dreibeinigen Ecktisch aus, den sie Schreib- und Arbeitstisch, im Gegensatz zu dem runden Tisch, dem Eß- und Theetisch, nannte. Darauf hob sie das Gedichtheft empor, sah Neshdanow über den Rand desselben freundlich lächelnd an und sprach:

— Das werden wir in unseren Mußestunden zusammen lesen, nicht wahr?

— Gieb mir das Heft! Ich werde es verbrennen! — rief Neshdanow. — Es verdient kein anderes Schicksal!

— Weshalb hast Du es denn mitgenommen? — Nein, nein, ich gebe es Dir nicht. Uebrigens drohen die Dichter ja nur — und verbrennen ihre Sachen doch nicht. Bei mir wird es aber doch sicherer aufgehoben sein!

Neshdanow wollte protestiren, Marianne sprang aber mit dem Heft in das Nebenzimmer und kam ohne dasselbe zurück.

Sie setzte sich neben Neshdanow — und stand gleich wieder auf. — Du bist noch nicht bei mir gewesen — in meinem Zimmer. Willst Du es

sehen? — Es ist nicht schlechter, als das Deinige. Komm — ich will es Dir zeigen.

Neshdanow erhob sich und folgte Marianne in's Nebenzimmer. *Ihr* Zimmer, wie sie sich ausdrückte, war etwas kleiner als das seinige; dafür schienen aber die Möbel reiner und neuer zu sein; am Fenster stand eine kleine Glasvase mit Blumen — und in der Ecke ein kleines eisernes Bett.

— Siehst Du, wie lieb er ist, der Ssolomin, — rief Marianne, — man muß sich nur nicht allzusehr verwöhnen: solche Wohnungen werden uns nicht oft geboten werden. Weißt Du, was doch sehr gut wäre: wenn wir es so einrichten könnten, daß wir zusammen irgendwo eine Stelle annähmen! — Freilich ist das schwer, — setzte sie nach einer Pause hinzu, — nun, wir werden ja sehen. Nach St. Petersburg kehrst Du ja doch nicht zurück?

— Was sollte ich in St. Petersburg machen? — Die Universität besuchen und Stunden geben? Das taugt zu nichts!

— Wollen sehen, was Ssolomin sagt. — erwiederte Marianne, — er wird am Besten entscheiden, was jetzt zu thun ist.

Sie kehrten in das erste Zimmer zurück und setzten sich nebeneinander auf den Divan. Sie lobten Ssolomin, Tatjana, Paul, gedachten Ssipjagin's, sprachen von ihrem früheren Leben und wie es ihnen jetzt so fern liege, als ob ein Nebel es einhüllte; darauf drückten sie sich wieder die Hände, und tauschten freudevolle Blicke; dann begannen sie von ihrem unternehmen zu sprechen, ihre Gedanken darüber auszutauschen, in welche Schichten einzudringen man sich ganz besonders bemühen müsse, und wie sie sich zu benehmen hätten, um nicht Verdacht zu erregen.

Neshdanow versicherte, daß es am Besten wäre, gar nicht daran zu denken und sich so einfach wie möglich zu geben.

— Natürlich! — rief Marianne. — Wir wollen uns ja vereinfachen, wie Tatjana sagt.

— Ich habe es nicht so gemeint, entgegnete Neshdanow. — Ich wollte sagen, daß man sich keinen Zwang anthun müsse.

— Es fiel mir ein, Alex — unterbrach ihn Marianne lachend, — wie ich uns Beide vereinfachte Leute genannt! — Neshdanow lachte gleichfalls auf, wiederholte: »vereinfachte« . . . und wurde plötzlich nachdenklich.

Auch Marianne schien über etwas zu sinnen.

— Alex-! — sagte sie.

— Nun?

— Es scheint mir, daß wir uns Beide ein wenig unbehaglich fühlen. — Etwas Aehnliches müssen junge Leute — des *nouveaux mariés* — setzte sie erklärend hinzu — am ersten Tage ihrer Hochzeitsreise empfinden. — Sie sind glücklich . . . es ist ihnen so wohl — und doch nicht ganz behaglich.

— « .

Neshdanow lächelte gezwungen.

— Du weißt sehr gut, Marianne, daß wir keine jungen Leute sind — in Deinem Sinne.

Marianne erhob sich und blieb dicht vor Neshdanow stehen.

— Das hängt von Dir ab.

— Wie?

— Alex, Du weißt, daß wenn Du mir als ehrlicher Mensch sagst — und ich glaube Dir, denn Du bist wirklich ein ehrlicher Mensch; — wenn Du mir also sagst, daß Du mich mit jener Liebe liebst . . . nun, mit jener Liebe, die das Recht auf ein anderes Leben giebt — wenn Du mir das sagst — so bin ich Dein.

Neshdanow erröthete und wandte sich ab.

— Wenn ich Dir das sage. . .

— Ja, dann! Aber Du siehst ja selbst, Du sagst es mir nicht. . . O ja, Alex, Du bist ein ehrlicher Mensch. Nun, so sprechen wir also über ernstere Dinge!

— Aber ich liebe Dich ja, Marianne!

— Ich zweifle nicht daran . . . und werde warten! — Halt, ich habe Deinen Schreibtisch noch nicht ganz in Ordnung gebracht. Da ist noch etwas eingewickelt, etwas Hartes. . .

Neshdanow sprang ungestüm auf.

— Laß das, Marianne. . . Ich bitte Dich, laß das! Marianne wandte den Kopf und hob erstaunt die Brauen.

— Ist es — ein Geheimniß? Du hast ein Geheimniß vor mir.

— Ja . . . ja, — versetzte Neshdanow, und fügte in der Verwirrung, als ob er sich entschuldigen wollte, hinzu: — es ist . . . ein Portrait.

Das Wort entfuhr ihm gegen seinen Willen. Das Papier in Mariannen's Händen enthielt ihr Bild, dasjenige, welches Markelow Neshdanow gegeben hatte.

— Ein Portrait! — fragte sie gedehnt. . . — Das Portrait einer Frau?

Sie reichte ihm das Packet; er hatte es jedoch so ungeschickt ergriffen, daß es ihm fast aus der Hand gefallen wäre und sich dabei öffnete.

— Das ist ja . . . mein Portrait! — rief Marianne lebhaft aus. — Nun, mein eigenes Bild habe ich wohl das Recht zu nehmen. — Sie nahm es aus Neshdanow's Händen.

— Haft Du es gezeichnet?

— Nein . . . ich nicht.

— Wer denn? Markelow?

— Du hast es errathen . . . Markelow.

— Wie kommt es denn in Deinen Besitz?

— Er hat es mir geschenkt.

— Wann? Neshdanow erzählte ihr, wann und bei welcher Gelegenheit Markelow es ihm gegeben hatte. Während er sprach, blickte Marianne bald auf ihn, bald auf das Portrait . . . und Beiden fuhr plötzlich derselbe Gedanke durch den Kopf: »wenn er in diesem Zimmer wäre, so hätte er das Recht zu jener Forderung.« . . . Aber weder Marianne, noch Neshdanow gaben diesem Gedanken Worte . . . vielleicht weil Beide fühlten, daß sie dasselbe dachten.

Marianne schlug das Papier um das Bild und legte es auf den Tisch.

— Der Gute! — flüsterte sie. — Wo ist er jetzt?

— Wo? — Zu Hause, auf seinem Gut. Ich fahre morgen oder übermorgen hin, um mir Bücher und Flugschriften von ihm zu holen. Er wollte mir neulich welche mitgeben, hatte es aber wohl vergessen.

— Und Du glaubst, Alex, daß er, als er Dir dies Portrait gab, Allem entsagt . . . Allem?

— Es schien mir wenigstens so.

— Und Du hoffst ihn zu Hause zu finden?

— Natürlich.

Marianne schlug die Augen nieder — ihre Hände fielen herab. — Da bringt uns Tatjana das Mittagsessen, — rief sie plötzlich. — Was für ein prächtiges Wesen!

Tatjana kam mit dem Essen, mit Tellern, Messern, Servietten und begann den Tisch zu decken. Während sie damit beschäftigt war, erzählte sie, was unterdessen auf der Fabrik vorging.

—— Der Herr ist mit der Eisenbahn aus Moskau gekommen — und läuft nun in allen Stockwerken rastlos umher; er versteht ja von Allem nichts, thut aber doch so, des Scheines halber. — Wassili Fedoditsch behandelt ihn wie ein kleines Kind; er wollte da irgend etwas Widersinniges einführen: — da hat ihn Wassili Fedoditsch gleich vor den Kopf gestoßen; ich gehe augenblicklich fort, sagte er; da ist Jener ganz windelweich geworden. . . Jetzt speisen sie zusammen; der Herr hat seinen Kompagnon mitgebracht. . . Der wundert sich nur über Alles. Muß aber viel Geld haben, dieser Kompagnon, weil er meist schweigt und blos mit dem Kopfe nickt. Und dick ist er, ganz ungeheuer dick! . . . Ein Moskauer Geldsack! Heißt es ja im Sprichwort, das Rußland der Berg und Moskau das Thal ist, in welches Alles hinabfließt.

— Wie Sie auf Alles aufmerken! — rief Marianne.

— Es ist schon so meine Natur, — versetzte Tatjana. — Nun, da habt Ihr Euer Mittagessen. Laßt es Euch schmecken. Ich setze mich unterdeß und sehe Euch zu.

Marianne und Neshdanow begannen zu essen; Tatjana hatte sich auf das Fensterbrett gesetzt und drückte nun die Wange in die stützende Hand.

— Wenn ich Euch anschaue, sagte sie, — wie seid Ihr doch Beide so jung und schlank. So angenehm ist es, Euch anzusehen, daß man dabei ganz wehmüthig wird! Ach Ihr Lieben! Was bürdet Ihr Euch denn eine Last auf, die Ihr nicht tragen könnt? Solche, wie Ihr, die liebt der Landvogt in einen steinernen Sack zu stecken!

— Laßt das, Tatjana. Wozu uns unnützer Weise schrecken! — Ihr kennt das Sprichwort: »Hast Du Dich Pfifferling genannt, so krieche in den Korb.

— Ich weiß . . ich weiß; es sind jetzt nur die Körbe so eng, daß kein Pfifferling wieder herauskriecht!. . .

— Habt Ihr Kinder? — fragte Marianne, um aus anderes Thema zu kommen.

— Ja wohl, ein Söhnchen, das schon die Schule besucht. Ich hatte auch eine Tochter, — sie ist gestorben, die Arme! Sie hat das Unglück

gehabt, unter ein Rad zu gerathen. Ach, wenn die Maschine sie doch gleich getödtet hätte! Aber sie hat sich noch lange quälen müssen. Seitdem bin ich sehr ängstlich geworden; früher war ich wie ein Stück Nußholz so hart und steif!

— Nun, und Ihr Mann — haben Sie ihn denn nicht geliebt?

— Das ist ja eine ganz andere Sache, das ist Mädchensache. Sie selbst — Sie lieben den Ihrigen doch? Oder nicht?

— Ja, ich liebe ihn.

— Und lieben ihn sehr?

— Sehr.

— Wirklich . . . — Tatjana blickte abwechselnd bald auf Neshdanow, bald auf Marianne — und schwieg.

Marianne sah sich wieder genöthigt, das Gesprächsthema zu ändern. Sie erzählte Tatjana, daß sie jetzt nicht mehr rauche; Tatjana lobte sie dafür. Dann bat sie dieselbe nochmals, ihr ein Kleid zu verschaffen, und erinnerte sie ferner daran, daß sie das Kochen lehren wollte.

— Und noch eins! Könnten Sie mir nicht dicken, festen Zwirn bringen? Ich will Strümpfe stricken . . . ganz einfache Strümpfe.

Tatjana versetzte, daß sie Mariannen's Wünsche pünktlich erfüllen werde und verließ, nachdem sie den Tisch abgeräumt, mit festem und ruhigem Schritt das Zimmer.

— Nun, und wir — was werden wir thun? — wandte sich Marianne zu Neshdanow, und fuhr, ohne seine Antwort abzuwarten, sogleich fort: — Da wir erst morgen zu arbeiten anfangen, wollen wir den heutigen Abend der Literatur widmen. Willst Du? — Wir lesen Deine Gedichte! Ich werde ein strenger Richter sein.

Neshdanow widersetzte sich Anfangs, willigte aber schließlich ein und begann ihr aus seinem Hefte vorzulesen. Marianne hatte sich in seine Nähe gesetzt und sah ihn die ganze Zeit über aufmerksam an. — Sie hatte die Wahrheit gesprochen: es erwies sich, daß sie in der That ein strenger Richter war. Es gefielen ihr nur wenige Gedichte: sie zog die kurzen, rein lyrischen — ohne moralische Nutzanwendung, wie sie sich ausdrückte, — den anderen vor. Neshdanow las nicht gut: er mochte nicht deklamiren und wollte doch auch wieder nicht in einen trockenen Ton verfallen, so daß nichts rechtes herauskam. Marianne unterbrach ihn plötzlich mit der Frage, ob er das wunderbare Gedicht

von Dobroljubow kenne, welches mit den Worten beginnt: »Ich sterbe, sei's — kein Unglück ist's.[6] — und declamirte es ihm gleich vor, ebenfalls nicht sonderlich gut, gleichsam ein wenig nach Kinderart.

Neshdanow bemerkte, daß es unendlich traurig und bitter sei, und fügte hinzu, daß er, Neshdanow, schon aus dem einen Grunde ein solches Gedicht nicht hätte schreiben können, weil er nicht zu befürchten brauche» daß an seinem Grabe Jemand . . . Thränen weinen werde.

— O ja, ich, wenn ich Dich überlebe — sagte Marianne langsam — und fragte nach einer kleinen Pause, die Augen zur Decke emporhebend, mit leiser Stimme, als spräche sie mit sich selbst:

— Wie hat er mich denn gezeichnet? Aus dem Gedächtniß?

Neshdanow wandte sich hastig um.

— Ja, aus dem Gedächtniß.

Marianne war erstaunt, daß er ihre Frage beantwortete; es schien ihr, daß sie dieselbe nur in Gedanken gestellt.

— Das ist wunderbar . . . fuhr sie ebenso fort. — Er besitzt ja doch gar kein Talent zur Malerei . . . Was wollte ich doch sagen? — setzte sie laut hinzu — ja! es bezog sich auf das Gedicht von Dobroljubow. — Man muß solche Gedichte schreiben, wie Puschkin, — oder solche, wie Dobroljubow; — es ist nicht Poesie . . . aber etwas, was nicht weniger hoch steht.

— Und solche Gedichte, wie die meinigen — fragte Neshdanow — die müßte man gar nicht schreiben? Nicht wahr?

— Solche Gedichte, wie die Deinigen — gefallen den Freunden, nicht weil sie sehr gut sind, sondern weil Du ein guter Mensch bist — und sie Dir ähnlich sind.

Neshdanow lächelte.

— Du hast sie zu Grabe getragen — und mich dazu! Marianne schlug ihm auf die Hand und nannte ihn einen bösen Menschen . . . Bald darauf erklärte sie auch, daß sie müde sei und schlafen gehen wolle.

— Du weißt — es fällt mir jetzt gerade ein, — setzte sie hinzu, das kurze, aber dichte Haar zurückwerfend, — daß ich Rubel habe — und wie viel hast Du?

— 98 Rubel, — O! dann sind wir ja sehr reich . . . für einfache Leute! — Nun — bis morgen!

Sie entfernte sich; einige Augenblicke daran wurde ihre Thür von Neuem geöffnet, und aus der schmalen Spalte ertönte zuerst ein fragendes: Gute Nacht? — dann etwas leiser: Gute Nacht! — und der Schlüssel klang im Schloß.

Neshdanow sank in den Divan und bedeckte das Gesicht mit den Händen . . . Dann erhob er sich plötzlich, trat an die Thür und klopfte an dieselbe.

— Was willst Du? — fragte Marianne.

— Nicht *bis* morgen, — Marianne . . . sondern — morgen!

— Morgen — ertönte die leise Antwort.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Am andern Morgen klopfte Neshdanow abermals an Mariannen's Thür.

— Ich bin es, — antwortete er, als sie fragte, wer da sei. — Kannst Du herauskommen?

— Ward ein wenig . . . gleich.

Sie trat aus ihrem Zimmer — und fuhr mit einem Aufschrei zurück.

Im ersten Augenblick erkannte sie ihn nicht.

Er war in einen zerlumpten, gelblichen Nanking- Kittel mit kleinen Knöpfchen und hoher Taille gekleidet; das Haar hatte er nach russischer Art mir einem geraden Scheitel gekämmt; um den Hals war ein blaues Tüchlein geschlungen; in der Hand hielt er eine Mütze mit einem zerbrochenen Lederschirm; die Füße steckten in ungeputzten Stiefeln aus rohem Leder.

— Gott im Himmel! — rief Marianne, — wie Du . . . häßlich bist! — umarmte ihn aber rasch und küßte ihn noch rascher. — Warum hast Du dich denn gerade so verkleidet? Du siehst aus, wie ein erbärmlicher Kleinbürger aus der Stadt . . . oder wie ein Hausirer oder wie ein abgedankter Diener irgend eines Gutsbesitzers.

Weshalb denn diesen Kittel — und nicht einen ärmellosen Kutscherrock, oder einfach einen gewöhnlichen Bauernkittel?

— Das ist es ja eben, — antwortete Neshdanow, der in der That einem hausirenden Kleinbürger ähnlich sah, dieses selbst fühlte und darüber erbittert und auch verwirrt war, ja er war so verwirrt, daß er mit den gespreizten Fingern beider Hände auf der Brust herumfuhr, als ob er sich den Kittel rein zu wischen bestrebte . . . — Im Kutscherrock oder im Bauernkittel hätte man mich gleich erkannt, wie Paul versichert; in dieser Kleidung aber sehe ich seiner Meinung nach aus, als ob ich nie etwas Anderes am Leibe gehabt! Was meiner Eitelkeit gerade nicht sehr schmeichelt, bemerke ich in Parenthese.

— Willst Du denn schon anfangen? — fragte Marianne lebhaft.

— Ja; ich will es versuchen, obgleich eigentlich — Du Glücklicher! — unterbrach ihn Marianne.

— Dieser Paul — das ist ein ganz merkwürdiger Mensch, — fuhr Neshdanow fort.

— Wenn er Einen mit seinen scharfen, durchdringenden Augen ansieht, so scheint er Alles zu wissen und zu verstehen; dann aber macht er wieder ein solches Gesicht, als ob gar nichts ihn angehe, als ob er sich nie in Etwas mische! Er spielt den unterthänigen Diener — und lacht Einen die ganze Zeit über aus. — Er hat mir einige Bücher von Markelow gebracht, den er bei Namen nennt: Ssergei Michailowitsch. Für Ssolomin geht er durch Feuer und Wasser

— Tatjana ebenfalls, — versetzte Marianne — Woher sind ihm diese Menschen so ergeben?

Neshdanow schwieg.

— Was sind es für Bücher, die Paul Dir gebracht? — fragte Marianne.

— Die gewöhnlichen . . . »Das Märchen von den vier Brüdern« . . . Dann noch . . . immer dieselben, bekannten Bücher. Diese sind übrigens besser.

Marianne blickte sich fragend um.

— Wo bleibt denn Tatjana? Sie hat versprochen, recht früh zu kommen. . .

— Da bin ich ja, — sagte Tatjana, während sie mit einem Bündel in der Hand über die Schwelle trat. Sie hatte hinter der Thür gestanden und Mariannen's Ausruf vernommen.

— Werdets wohl nicht so eilig haben . . . große Herrlichkeit!

Marianne stürzte ihr entgegen.

— Haben Sie gebracht?

Tatjana schlug mit der Hand auf das Bündel.

— Ist Alles hier . . . in bester Ordnung. . . Jetzt nur noch anpassen . . . und dann könnt Ihr stolziren und Euch angaffen lassen!

— Ach, kommen Sie, kommen Sie, liebe Tatjana Ossipowna. . .

Marianne zog sie in ihr Zimmer.

Als er allein geblieben, ging Neshdanow ein paar Mal schleppenden Ganges durchs Zimmer. . . (Er bildete ich ein, daß die Kleinbürger immer so zu gehen pflegen); — darauf roch er vorsichtig am Aermel des Kittels, an dem Innern der Mütze — und verzog das Gesicht; dann blickte er in den kleinen Spiegel, der neben dem Fenster an der Wand hing — und schüttelte den Kopf; er sah doch gar zu unansehnlich aus! (»Desto besser übrigens!« dachte er.) Vom Spiegel zurücktretend,

holte er einige Flugschriften hervor, die er sich in die Tasche steckte, und murmelte leise einige Worte im Volksdialekt vor sich hin. . .

— »Es scheint, daß ich den Ton getroffen,« dachte er wieder; »doch wozu diese Komödie! mein Anzug schützt mich vor jedem Verdacht!« Und es fiel ihm dabei ein deutscher Flüchtling ein, der nur schlecht Russisch sprach, aber auf seiner Flucht ganz Rußland durchwandern mußte; er hatte sich in einer Kreisstadt eine mit einem Katzenfell verbrämte Mütze, wie sie die Kaufleute zu tragen pflegen, gekauft. Dank dieser Mütze wurde er überall für einen Kaufmann gehalten und auf diese Weise entkam er wohlbehalten in's Ausland.

In diesem Augenblick trat Ssolomin in's Zimmer.

— Aha! — rief er, — hast Dich ausstaffirt! — Entschuldige, Freund, in diesem Aufzuge kann man doch nicht »Sie« zu Dir sagen.

— Ich bitte Sie ich bitte Dich . . . ich wollte Dich ohnedies darum ersuchen.

—Aber es ist noch ein wenig zu früh, oder wolltest Du Dich erst an die Kleider gewöhnen? — Dann ist es einerlei. Aber Du mußt doch noch etwas warten; der Prinzipal ist noch hier. Er schläft.

— Ich werde erst später ausgehen — versetzte Neshdanow, — mich in der Umgegend ein wenig tummeln, bis ich weitere Instruktionen erhalte.

— Richtig! Was ich Dir aber sagen wollte, Bruder Alexei . . . So heißt Du doch jetzt, nicht wahr?

— Ja. — Wenn Du in der Volkssprache reden willst, kannst Du mich auch Lixei nennen — fügte Neshdanow lachend hinzu.

— Nein, mach's nicht zu arg. — Höre: — ein Mann, ein Wort — ich sehe, daß Du Bücher bei Dir hast, vertheile sie wo Du willst — aber nur nicht auf der Fabrik — unter keiner Bedingung!

— Weshalb denn nicht?

— Erstens deshalb, weil es für Dich selbst gefährlich ist; zweitens weil ich meinem Prinzipal versprochen habe, darauf zu achten, daß hier nichts Derartiges vorfällt, und es ist ja doch *seine* Fabrik; drittens haben wir hier Einiges eingerichtet — Schulen und dergleichen . . . Nun — damit könntest Du Alles verderben. Thu' was Du willst, auf Deine eigene Verantwortung hin — ich werde Dich nicht hindern; meine Fabrikarbeiter laß aber in Ruhe!

— Vorsicht ist besser denn Nachsicht . . . he? — bemerkte Neshdanow mit höhnischem Lächeln.

Ssolomin lächelte in der ihm eigenen offenen Weise.

— Das ist es eben, Bruder Alexei; Vorsicht kann niemals schaden. — Was sehe ich aber? Wer ist das?

Diese Worte bezogen sich auf Marianne, welche in einem bunten, verwaschenen Kattunkleide, mit einem gelben Tüchlein um den Hals und einem rothen auf dem Kopfe auf der Schwelle ihrer Thür erschien. Hinter ihr stand Tatjana und schaute sie mit gutmüthigem Wohlgefallen an. Marianne schien in dem einfachen Kleide viel frischer und jünger; es kleidete sie dieser Anzug viel besser, als Neshdanow sein langschößiger Kittel.

— Lachen Sie nicht, Wassili Fedotitsch, ich bitte Sie — flehte Marianne und wurde so roth wie eine Mohnblüthe.

— Ei, was für ein Pärchen! — rief Tatjana und klopfte in die Hände. — Hör aber, liebes Bürschchen, sei mir nicht böse. Du bist wohl auch gut, aber gegen meine junge Dirne kommst Du doch nicht auf!

»Sie ist auch wirklich reizend« — dachte Neshdanow — »o, wie ich sie liebe!«

— Sieh mal — fuhr Tatjana fort — wir haben die Ringe gewechselt. Mir hat sie ihr goldenes Ringelein gegeben und hat meinen silbernen Ring dafür genommen.

— Mädchen aus dem Volke tragen keine goldenen Ringe — meinte Marianne.

Tatjana seufzte.

— Ich werde es Ihnen aufbewahren, Herzblättchen, fürchten Sie nichts.

— Nun, setzt Euch, setzt Euch Beide, — rief Ssolomin, der Marianne die ganze Zeit über mit etwas herabgebeugtem Kopf unverwandt angeblickt hatte, — früher pflegte man ja, wie Ihr wißt, wenn man eine Reise unternahm, zuerst ein paar Minuten ruhig zu sitzen, bevor man sich auf den Weg machte. — Auch Euch steht eine weite und schwierige Reise bevor.

Marianne, deren Wangen noch immer geröthet waren, setzte sich; auch die Andern setzten sich: Neshdanow . . . Ssolomin . . . endlich auch Tatjana — auf den Rand eines aufrecht stehenden dicken Scheites Brennholz. — Ssolomin schaute der Reihe nach Alle an.

»Laßt uns sehen, wie erbaulich
Wir hier sitzen und wie traulich . . .« —

sagte er, die Augen ein wenig zusammenkneifend — und begann dabei plötzlich laut und so herzlich zu lachen, daß sich Niemand beleidigt fühlen konnte, sondern daß, im Gegentheil, Alle sich recht gemüthlich dabei fühlten.

Da erhob sich plötzlich Neshdanow.

— Ich gehe setzt, — sagte er, — denn das ist Alles zwar sehr nett, — aber doch ein wenig possenhaft — ein Schwank mit Verwandlungen! — Sei unbesorgt, — wandte er sich zu Ssolomin, — Deine Fabrikarbeiter werde ich nicht behelligen. Ich werde mich in der Umgegend ein wenig tummeln, zurückkommen — und Dir, Marianne, meine Abenteuer erzählen, wenn ich nur überhaupt etwas zu erzählen haben werde. Reich mir Deine Hand, damit das Glück mir hold sei.

— Sie sollten doch zuerst Thee trinken, — bemerkte Tatjana.

— Nein, wozu denn noch Thee! — Wenn ich Lust bekomme, gehe ich in ein Wirthshaus, oder selbst in die Schenke!

Tatjana schüttelte den Kopf.

— Diese Wirthshäuser findet man jetzt in solcher Menge an der Landstraße, wie Flöhe im Schafspelz. Es giebt jetzt nur noch große Kirchdörfer . . . Ballmassowo zum Beispiel. . .

— Lebt wohl, auf Wiedersehen . . . Glück und Gesundheit allerseits! verbesserte sich Neshdanow im Geiste seiner neuen Rolle. — Kaum hatte er sich jedoch der Thür genähert, als Paul plötzlich aus dem Korridor trat, dicht vor ihm stehen blieb und ihm einen langen, dünnen Stock reichte mit einem schraubenförmig in denselben geschnittenen Streifen.

— Empfangen Sie dieses, Alexei Dmitritsch, — sagte er, — stützen Sie sich darauf — und je weiter Sie mit eben diesem Stock ausholen, desto angenehmer wird es sein.

Neshdanow ergriff schweigend den Stock und entfernte sich; Paul folgte ihm. Auch Tatjana wollte gehen, Marianne erhob sich jedoch und hielt sie zurück.

— Warten Sie, Tatsana Ossipowna; ich brauche Sie.

— Ich komme gleich wieder, mit der Theemaschine. Ihr Gefährte ist ohne Thee fortgegangen, er schien keine Geduld mehr zu haben. . . .

Sie aber, wozu sollen Sie denn bestraft werden?

Taijana entfernte sich.

Ssolomin erhob sich. Marianne stand mit dem Rücken gegen ihn; — und als sie sich endlich umwandte, da ihm so lange kein Wort über die Lippen kam — erblickte sie in seinen Zügen, in seinen fest auf sie gehefteten Augen einen Ausdruck, den sie früher nie an ihm bemerkt hatte: einen fragenden, unruhigen, fast neugierigen Ausdruck. Sie gerieth in Verwirrung und erröthete von Neuem. Ssolomin aber, der sich jetzt dessen, was sie in seinem Antlitz gelesen, gleichsam schämte, begann mit lauter Stimme, lauter als gewöhnlich:

— So, so, Marianne. . . Jetzt haben Sie den Anfang gemacht.

— Das nennen Sie einen Anfang machen, Wassili Fedotitsch! — Was ist denn das für ein Anfang! Es ist mir plötzlich so unbehaglich zu Muthe. Alexei hat Recht: es ist wirklich, als ob wir Komödie spielten.

Ssolomin nahm wieder auf einem Stuhle Platz.

— Erlauben Sie, Marianne. . . Wie stellen Sie sich denn das vor, dieses »Anfangen«? — Sie werden doch nicht Barrikaden bauen, die Fahne schwingen und Hurrah! es lebe die Republik! schreien? — Das ist ja auch gar nicht Frauensache — Lehren Sie statt dessen irgend eine Lukerja irgend etwas Vernünftiges; — das ist keine leichte Arbeit, denn Lukerja ist schwer von Begriffen und blöde Ihnen gegenüber, ja sie bildet sich wohl gar ein, daß sie das Alles nicht nöthig habe, worin Sie sie unterrichten wollen; — nach zwei oder drei Wochen nehmen Sie dann eine andere Lukerja vor und plagen sich mit dieser; unterdessen aber — waschen Sie irgend ein Kind rein, oder lehren es das ABC, — oder pflegen Sie einen Kranken . . . da haben Sie den Anfang.

— Das thun ja die barmherzigen Schwestern, Wassili Fedotitsch! — Wozu brauche ich denn . . . dies Alles? — Marianne wies mit einer unbestimmten Bewegung der Hand auf sich und um sich. — Mir schwebte etwas Anderes vor.

— Sie wollten sich aufopfern?

Mariannen’s Augen blitzten auf.

— Ja . . . Ja. . . ja!

— Und Neshdanow?

Marianne zuckte die Achseln.

— Neshdanow! Wir gehen zusammen . . oder ich gehe allein.

Ssolomin sah sie forschend an.

— Wissen Sie was, Marianne? . . . Verzeihen Sie den unziemlichen Ausdruck aber einem grindigen Knaben das Haar kämmen — ist meiner Ansicht nach auch ein Opfer, und zwar ein großes Opfer, dessen nicht Jeder fähig ist.

— Ich werde auch das thun, Wassili Fedotitsch — Ich weiß, daß Sie es thun werden! — *Sie* sind dessen fähig. Jetzt — Dieses, und später — das Andere.

— Daher muß ich mich eben von Tatjana unterweisen lassen!

— Gut — thun Sie es. — Sie werden schmutzige: Töpfe waschen, Hühner rupfen . . . und dann, wer weiß, vielleicht noch das Vaterland retten!

— Sie lachen mich aus, Wassili Fedotitsch!

Ssolomin schüttelte langsam den Kopf.

— O glauben Sie mir, liebe Marianne: ich lache nicht; es ist nur einfach die Wahrheit, was ich Ihnen gesagt. Ihr russischen Frauen seid jetzt schon besser und werktätiger, als wir Männer!

Marianne hob die Augen empor.

— Ich möchte Ihre Erwartungen rechtfertigen, Ssolomin . . . dann aber — dann meinetwegen sterben!

Ssolomin erhob sich.

— Nein, Sie sollen leben . . . leben! Das ist die; Hauptsache — Was ich Sie noch fragen wollte: möchten Sie nicht vielleicht erfahren, was jetzt in dem Hause, aus welchem Sie geflohen, vor sich geht? — Ob nicht Maß- regeln irgend welcher Art ergriffen werden? Ich brauche Paul nur ein Wörtchen zu sagen — im Augenblick hat er Alles erfahren.

Marianne staunte.

— Was das für ein ungewöhnlicher Mensch ist!

— Ja ein ziemlich bemerkenswerther Mensch. — Wenn Sie sich vielleicht mit Alexei trauen lassen wollen, so wird er auch mit Sossima Alles abmachen . . . Erinnern Sie sich, ich sagte Ihnen ein Mal, daß hier in der Nähe ein Priester dieses Namens sei? . . . Es ist aber — gegenwärtig — noch nicht nöthig! Nicht wahr?

— Nein.

— Wenn nicht — dann also nicht. — Ssolomin trat an die Thür, welche Mariannen's und Neshdanow's Zimmer von einander trennte, und beugte sich zum Schlosse herab.

— Wonach sehen Sie? — fragte Marianne.

— Ob der Schlüssel schließt.

— Ja, er schließt — flüsterte Marianne.

Ssolomin wandte sich um. — Marianne hatte die Augen niedergeschlagen.

— Es ist also nicht nöthig nachzuforschen, was Ssipjagin setzt zu thun beabsichtigt? — fragte er heiter, — es ist nicht nöthig?

Ssolomin wollte gehen.

— Wassili Fedotitsch . . .

— Was wünschen Sie? .

— Sagen Sie mir, bitte, wie kommt es, daß Sie, der Sie sonst so schweigsam, mir gegenüber so gesprächig sind? Sie glauben nicht, wie mich das freut.

— Wie es kommt? — Ssolomin nahm ihre beiden kleinen, weichen Hände in seine großen, rauhen Hände. — Wie es kommt? — Nun, wahrscheinlich, weil ich Sie sehr lieb habe. Leben Sie wohl.

Er verließ das Zimmer . . Marianne blieb in Gedanken versunken stehen und blickte ihm nach, — dann ging sie zu Tatjana, die noch keine Zeit gehabt, ihr die Theemaschine zu bringen, trank mit ihr Thee, wusch aber auch die schmutzigen Töpfe, rupfte Geflügel — und kämmte sogar einem grindigen Knaben das Haar.

Um die Mittagszeit war sie wieder in ihrer kleinen Wohnung. Bald darauf erschien auch Neshdanow. Er kehrte müde, mit Staub bedeckt zurück und — sank gleich in den Divan. Marianne setzte sich zu ihm. — Nun, wie ist's Dir ergangen? Erzähle!

— Kennst Du den Vers: — begann er mit matter Stimme;

»Es wäre dies wohl herzlich komisch —
»Wenn es nicht gar so traurig wär! . . .

— Erinnerst Du Dich?

— Gewiß, natürlich.

— Dieser Vers charakterisirt vortrefflich mein erstes Debüt. — Doch nein! Es war entschieden mehr komisch als traurig. Denn erstens habe ich mich überzeugt, daß nichts leichter ist, als eine fremde Rolle

zu spielen: es ist Niemandem eingefallen, mich für verdächtig zu halten. Eins hatte ich jedoch nicht bedacht: ich hätte vorher irgend eine Geschichte ausdenken müssen denn Alle fragen: woher und weshalb? — und ich weiß nicht, was ich sagen soll. Uebrigens ist auch dieses im Grunde unnütz. Ein Gläschen Branntwein in der Schenke — und lüge, so viel Du Lust hast!

— Und Du hast auch . . . gelogen? — fragte Marianne.

— Ja . . . so gut ich konnte. — Zweitens: Alle, Alle ohne Ausnahme, mit denen ich gesprochen, — sind unzufrieden; aber Niemand denkt auch nur daran, wie dieser Unzufriedenheit abzuhelfen wäret — In der Propaganda aber — da bin ich gänzlich durchgefallen; zwei Broschüren habe ich einfach heimlich liegen lassen, — eine in einen Karren gesteckt . . . Was da herauskommen wird — das weiß Gott im Himmel allein! — Vier Personen habe ich ferner Flugschriften angeboten. Der Eine fragte, ob es ein religiöser Büchlein sei — und nahm es nicht; der Zweite sagte, daß er nicht zu lesen verstehe, nahm das Büchlein aber — für seine Kinder, wegen des Bildchens auf dem Titelblatte; der Dritte, der schien mir zuerst Beifall zu brummen: — »recht, recht . . .« dann überhäufte er mich unerwarteter Weise mit Schimpfreden — und nahm es auch nicht; der Vierte endlich nahm eins entgegen und dankte mir viel mal; — wie mir scheint, hat er aber gar nichts von dem verstanden, was ich ihm gesagt. Außerdem hat mich ein Hund in's Bein gebissen; ein altes Weib drohte mir an der Schwelle ihres Häuschens mit der Ofengabel: »Du elender Lump! — Moskauer Taugenichts! — Ihr scheint wie das Unkraut zu sein, das niemals vergeht!« — Ein alter Soldat schrie mir immer ganz laut nach: »Warte nur, mein Lieber, warte nur, wirst die Patrone schon riechen, warte nur!« — Und es war mein eigenes Geld, wofür er sich betrunken!

— Und was noch?

— Was noch?

— Ich habe mir den Fuß wund gerieben; der eine Stiefel ist viel zu groß. Dann habe ich Hunger — und dann brummt mir der Kopf von dem Branntwein.

— Hast Du denn viel getrunken?

— Nein, nicht viel — nur um mit gutem Beispiel voranzugehen. Doch bin ich in fünf Schenken gewesen. Aber ich kann dieses Zeug

nicht vertragen. Es ist mir unerklärlich, wie unser Volk diesen Branntwein trinken kann. Wenn man Branntwein trinken muß, um sich »zu vereinfachen« — dann danke ich ergebenst.

— Und es hat Dich Niemand verdächtig gefunden?

— Niemand. — Ein dicker, blasser Schenkwirth mit weißen Augen war der einzige Mensch, dem ich verdächtig schien. Ich hörte, wie er zu seiner Frau sagte: »Paß mal auf diesen Rothhaarigen da — den Schielenden« . . . Bis dahin hatte ich gar nicht gewußt, daß ich schiele. »Das ist — ein Vagabund. Sieh mal an, wie dick er trinkt.« — Was in diesem Falle »dick« bedeutete, habe ich nicht verstanden, ein Lob wird es wohl nicht gewesen sein. Vielleicht hatte er bemerkt, daß ich mich bemühte, im Stillen den Branntwein unter den Tisch zu gießen! Wie schwer, wie unendlich schwer fällt einem Aesthetiker die Berührung mit dem wirklichen Leben!

— Ein anderes Mal wird es besser gehen — tröstete ihn Marianne — ich freue mich jedoch, daß Du Deinen ersten Versuch von der humoristischen Seite auffaßt . . . Du hast im Grunde gewiß keine Langeweile verspürt?

— Nein, es hat mich sogar amüsirt. Aber ich weiß, daß ich jetzt daran denken werde — und es wird mich anwidern und mich traurig machen.

— Nein, nein! Du darfst nicht traurig sein — ich werde Dir erzählen, was ich unterdessen gethan habe. Man wird uns gleich das Mittagsessen bringen; weißt Du, daß ich den Topf sehr gut ausgewaschen, in welchem uns Tatjana die Kohlsuppe gekocht hat? Und ich werde Dir Alles erzählen, Alles . . . bei jedem Stück, das Du in den Mund nimmst.

So that sie auch. Neshdanow hörte ihr zu — und sah sie ununterbrochen an so daß sie ein paar Mal innehielt, um ihn zu fragen, weshalb er sie so ansähe . . . Er schwieg jedoch.

Nach dem Mittagessen schlug sie vor, ihm aus einem Roman von Spielhagen vorzulesen. Kaum war sie jedoch bis an's Ende der ersten Seite gekommen, als er plötzlich aufsprang — und zu ihren Füßen niedersank. Sie erhob sich, er umfaßte ihre Knie — und stammelte leidenschaftliche, zusammenhangslose, verzweiflungsvolle Worte: »Er wolle sterben, er wisse, daß er bald sterben werde! . . .« — Sie regte sich nicht, sie widerstrebte nicht; ruhig fügte sie sich seiner

stürmischen Umarmung, ruhig, sogar freundlich blickte sie aus ihn herab. Sie legte beide Hände auf sein, in den Falten ihres Kleides sich bergendes Haupt. Aber eben diese Ruhe wirkte stärker auf ihn, als wenn sie ihn zurückgestoßen hätte. Er stand auf und sagte: »Vergieb mir, Marianne, was heute und gestern geschehen; wiederhole mir, daß Du warten willst, bis ich Deiner Liebe werth geworden — und vergieb mir!«

— Ich habe Dir mein Wort gegeben . . . und verstehe es nicht, meine Meinung zu ändern.

— Ich danke Dir; leb' wohl.

Neshdanow ging hinaus; — Maxime schloß sich in ihr Zimmer ein.

Dreißigstes Capitel.

Zwei Wochen darauf saß Neshdanow in demselben Zimmer über seinen kleinen dreibeinigen Tisch gebeugt und schrieb bei dem spärlichen Schein eines Talglichts an seinen Freund Ssilin. Mitternacht war längst vorüber. Auf dem Divan, auf dem Boden lagen die in der Eile abgeworfenen, beschmutzten Kleider; ein feiner Regen schlug draußen ununterbrochen an die Fensterscheiben — ein breiter, warmer Wind lief in großen Seufzern über das Dach dahin.

»Liebe: Wladimir, ich schreibe Dir, ohne meine Adresse zu nennen — und werde den Brief sogar auf eine entfernte Poststation schicken, denn, mein Hiersein — ist ein Geheimniß, und dies Geheimniß verrathen, hieße nicht mich allein dem Untergang weihen. Es mag Dir genügen, wenn ich Dir sage, daß ich zusammen mit Marianne schon seit zwei Wochen auf einer großen Fabrik lebe. Ein Freund hat uns hier bei sich aufgenommen: ich werde ihn Wassili nennen. Er ist die Hauptperson auf der Fabrik — ein vortrefflicher Mensch. Wir halten uns nur vorübergehend hier auf, bis es Zeit ist, zur That zu schreiten; nach dem:jedoch zu schließen, was bis jetzt geschehen ist, — wird diese Zeit wohl kaum jemals kommen! Mir ist das Herz so schwer, Wladimir, so schwer! Ich muß Dir vor Allem sagen, daß, wenn wir, Marianne und ich, auch zusammen entflohen sind, wir doch — wie Bruder und Schwester zu einander stehen. Sie liebt mich und hat mir gesagt, daß sie mein sein wird — wenn ich das Recht in mir fühle, es zu fordern.

»Wladimir, dieses Recht fühle ich nicht in mir! Sie glaubt mir, glaubt an meine Ehrlichkeit — und ich will sie nicht belügen. Ich weiß, daß ich Niemanden mehr geliebt habe und mehr lieben werde — (dieses Letztere ist sicher l) — als sie. Und doch! Darf ich ihr Schicksal an das meinige ketten! Ein lebendes Wesen — an eine Leiche? — Und wenn auch nicht an eine Leiche — so doch an ein halbtodtes Geschöpf? — Und das Gewissen? — Du sagst vielleicht: wäre die Leidenschaft mächtig — so schwiege das Gewissen. — Aber das ist es ja eben, daß ich eine Leiche bin; eine ehrliche, wohlintentionirte Leiche, wenn Du willst. — Sprich mir nicht davon, ich bitte Dich, daß ich immer übertreibe . . . Alles, was ich Dir sage —

ist wahr! wahr! — Marianne — ist eine concentrirte Natur und geht ganz auf in der Arbeit, an die sie glaubt. Und ich!

»Doch — lassen wir Liebe und persönliches Glück — und Alles, was damit im Zusammenhange steht. — Seit zwei Wochen gehe ich täglich »in das Volk« — und wahrlich, ich versichere Dich, Du kannst Dir nichts Dümmeres vorstellen. Die Schuld liegt natürlich an mir selbst — nicht etwa an der Sache. Ich gehöre freilich nicht zu den Slavophilen, nicht zu Denen, welche sich einbilden, daß die bloße Berührung mit dem Volke *gesund* macht; ich drücke es nicht an den kranken Leib, wie eine Leibbinde aus Flanell . . . ich möchte selbst auf dasselbe einwirken; — aber wie?? — Wie soll man es anfangen? Thatsache ist, daß, wenn ich unter dem Volke bin, ich mich immer an dasselbe schmiege — und es beobachte — wenn ich aber selbst etwas sagen soll — so bringe ich nichts Gescheidtes hervor! Ich fühle selbst, daß ich nicht dazu tauge. Ich komme mir vor wie ein schlechter Schauspieler in einer fremden Rolle. Dann noch, recht zur Unzeit, die Gewissenhaftigkeit, der Skeptizismus — und sogar jener klägliche, gegen sich selbst gerichtete Humor . . . Keinen Heller ist dies Alles werth! — Es ekelt mich, daran zu denken, auf die Lumpen zu blicken, die ich an mir trage, — auf diese Maskerade, wie Wassili es nennt! — Manche behaupten, daß man zuerst in die Sprache des Volkes eindringen, die Sitten, die Gebräuche desselben kennen lernen müsse Unsinn! Unsinn! Unsinn! Man soll nur *glauben* an das, was man spricht — und dann kann man sprechen, was man will! Ich habe ein Mal unter den Raskolniks der Predigt eines ihrer Propheten gelauscht. Der Teufel weiß, was er da zusammengefabelt hat, was das für ein Gemisch von Kirchensprache, Schriftsprache und Volksidiom war, und nicht einmal russischen, sondern weiß- russischen Volksidiom. Und immer dieselben Wendungen und Ausdrücke, dasselbe hartnäckige, trotzige Gemurmel — gerade wie ein balzender Auerhahn im Frühjahr. — »Der Geist hat mich erfaßt . . . Der Geist hat mich erfaßt« . . . Desto feuriger aber glänzten die Augen, die Stimme klang dumpf und fest, die Fäuste hatte er geballt — eine Figur wie von Eisen! Die Zuhörer verstanden ihn nicht — aber sie waren voll Andacht und folgten ihm nach. — Wenn ich aber zu sprechen anfange, so ist es immer, als ob ich, ein Schuldiger, Alle um Verzeihung anflehte. — Ich könnte Raskolnik werden — wahrhaftig; viel Weisheit steckt gerade nicht darin, — aber wo soll man den

Glauben hernehmen, den Glauben!!! Marianne freilich — die glaubt. Am frühen Morgen arbeitet sie schon, plagt sich ab bei Tatjana — es ist hier ein Weib dieses Namens, ein gutes und durchaus nicht dummes Wesen; sie sagt unter Anderem von uns, daß wir uns »vereinfachen« wollen und daß wir »vereinfachte« Leute seien; — bei diesem Weib also müht sich Marianne ab, und ist keinen Augenblick unthätig — eine echte Ameise! Sie freut sich, daß ihre Hände roth und schwielig geworden, und denkt nur daran, wie sie, wenn es nöthig sein sollte, ihren Kopf sogleich auf den Block legen würde. — Wenn ich aber von meinen Gefühlen mit ihr zu sprechen anfange — so ist es mir, als ob ein Gefühl der Scham in mir ausstiege, als ob ich meine Hand nach fremdem Gut ausstreckte; und dann dieser Blick . . . o, dieser so unendlich ergebene, widerstandslose Blick! . . . »Nimm mich hin, ich bin Dein . . . doch *sei eingedenk*! . . . Aber wozu denn auch? Giebt es denn nichts Besseres, nichts Größeres in der Welt?« — Mit anderen Worten: nimm den stinkenden Kittel, geh' in's Volk . . . Und so gehe ich denn in das Volk. . .

»O wie ich ihr fluche, dieser Nervosität, dieser übertriebenen Empfänglichkeit für jeden äußeren Eindruck, dieser feinfühligen Natur, dem Erbe meines aristokratischen Vaters! Welches Recht hatte er, mich mit Organen in das Leben hinauszustoßen, welche den Kreisen, in denen ich mich zu bewegen habe, so fremd sind? Einen Vogel zu schaffen — und ihn in das Wasser zu schleudern? Einen Aesthetiker — und ihn in den Koth zu stoßen? Einen Demokraten, einen Volksfreund, dem schon von dem bloßen Geruch des garstigen Fusels zum Erbrechen übel wird? . . .

»Da sieh, wozu ich mich habe hinreißen lassen: meinen Vater zu schmähen! — Und ein Demokrat bin ich ja doch nur aus mir selbst geworden, was kann denn mein Vater dafür!

»Ja, Wladimir, mir geht's schlecht! Es kommen jetzt graue; häßliche Gedanken über mich! — Ist es denn wirklich möglich, wirst Du fragen, daß mir im Verlauf dieser zwei Wochen nichts Freudiges begegnet, daß ich auf keinen einzigen guten Menschen voll Leben und Eifer gestoßen wäre, wenn dieser Mensch auch noch im Dunkeln säße. — Was soll ich Dir sagen? — Etwas Aehnliches ist mir wohl vorgekommen. . . Ich habe sogar einen sehr guten, prächtigen, tüchtigen Burschen gefunden — aber so eifrig ich mich auch an ihn machte, meine Broschüren nahm er nicht! Ein Fabrikarbeiter,

Namens Paul — (Wassili's rechte Hand, ein überaus gescheidter und schlauer Kopf . . . ich habe Dir, glaube ich, von ihm bereits geschrieben) — der hat hier unter den Bauern einen Freund, der Jelisar heißt . . . gleichfalls ein heller Kopf . . . und eine freie, unverfälschte Seele; wenn er aber mit mir allein bleibt — so ist es, als ob eine Wand zwischen uns stände! — aus jeder seiner Mienen spricht ein entschiedenes »Nein!« Dann habe ich noch einen Anderen getroffen einen von Denen übrigens, die keinen Spaß verstehen. — »Laß ab, Herr, von den vielen Worten,« sagte er mir, »und antworte mir gerade heraus: Wirst Du mir Dein ganzes Land geben, so wie es ist, oder nicht?« — »Was sprichst Du da,« versetzte ich, — »was bin ich für ein Herr!« (Und fügte noch, wie ich mich erinnere, hinzu: Gott mit Dir!). — »Wenn Du also ein Bauer bist,« antwortet er — »was hab' ich von Dir und wozu all' die Reden? Sei so gut, mich ungeschoren zu lassen!«

»Was ich noch sagen wollte: Ich habe bemerkt, daß wenn Einer mir mit Vergnügen zuhört und auch gleich die Bücher nimmt — so geht's bei ihm zum einen Ohr hinein und zum andern wieder heraus. Oder man stößt auf irgend einen Schönsprecher, auf einen von den Gebildeten, der nichts versteht, als immer nur sein Lieblings-Wort zu wiederholen. So hat mich einer z. B. ganz matt gemacht mit seinem ewigen: »Fabrizirung! « — Was man ihm auch sagen mag, auf Alles hört man immer nur die eine Antwort: »also — so zu sagen — eine Fabrizirung!« — Hol' Dich der Teufel!,— Noch eine Bemerkung Erinnerst Du Dich, einst — vor langer Zeit — wurde so viel von den »überflüssigen« Menschen, von den Hamletnaturen gesprochen? — Denke Dir: solche »überflüssige« Menschen findet man Jetzt auch unter den Bauern! — Mit anderer Färbung natürlich und dabei meist mit Anlage zur Schwindsucht. Interessante Subjekte — und lassen sich auch gern zu uns herüberziehen; aber zum Handeln taugen sie nichts — ebensowenig wie die früheren Hamletnaturen. Was soll man nun machen? — Eine geheime Typographie eröffnen? Aber an Büchern ist ja kein Mangel, sowohl an solchen, in denen es heißt: »bekreuzige Dich, und nimm das Beil, —— als auch an andern, in denen gesagt wird: »nimm einfach das Beil.« Tendenziöse Erzählungen aus dem Volksleben schreiben? Man wird sie nicht drucken wollen. — Oder wirklich das Beil ergreifen? . . . Aber gegen wen, mit wem, wozu? — Damit Dir der Kronssoldat aus der

Kronsflinte eine Kugel durch den Kopf jagt? Das wäre ja nur ein verwickelter Selbstmord! Dann mache ich lieber selbst meinem Leben ein Ende. Weiß ich dann doch wenigstens, wann und wie es geschehen wird — und kann mir selbst die Stelle aussuchen, welche von der Kugel getroffen werden soll!

Wahrhaftig, wenn es jetzt irgendwo einen Nationalkrieg gäbe, so würde ich hinziehen — nicht um Jemand zu befreien (Andere befreien, wenn die Eigenen noch nicht frei sind!!) — sondern um ein Ende mit mir zu machen . . .

»Unser Freund Wassili, der uns hier aufgenommen hat, ist ein glücklicher Mensch: er gehört zu unserer Partei — besitzt aber eine merkwürdige Ruhe. — Er hat keine Eile. Einen Andern würde ich deßhalb schelten . . .hm aber kann ich nicht zürnen. Und so ergiebt es sich, daß der Schwerpunkt nicht in der Ueberzeugung liegt, sondern im Charakter. Wassili ist aus einem Guß; der hat keine Ritze, wo man ihm beikommen könnte. — Da hat er denn auch Recht. — Er sitzt oft und lange bei uns, bei Marianne. — Und was besonders merkwürdig ist! Ich liebe sie und sie liebt mich (ich sehe wie Du bei diesen Worten lächelst, aber bei Gott — es ist so, wie ich sage); — und doch weiß ich fast nichts, worüber ich mit ihr sprechen kann. — Mit ihm aber disputirt sie, und unterhält sich und hört ihm zu. — Ich bin nicht eifersüchtig auf ihn; — er will ihr eine Stelle suchen — sie hat ihn wenigstens darum gebeten; — aber bitter wird es mir ums Herz, wenn ich die Beiden ansehe. Und denke Dir: ich brauchte ja nur ein Wörtchen über unsere Heirath fallen zu lassen — sie würde gleich einwilligen — und Sossima, der Priester, erschiene auf der Scene — »Frohlocke, Jesaias!« — und es würde Alles sein, wie es sich gehört. Es würde mir jedoch nicht leichter werden nach diesem Schritt — und *es würde Alles bleiben wie es ist.* . . Kurz und klein hat mich das Leben zugeschnitten, lieber Wladimir, wie unser Bekannter zu sagen pflegte — erinnerst Du Dich? — jener ewig betrunkene Schneider — wenn er sich über seine Frau beklagte.

»Ich fühle übrigens, daß es nicht mehr lange so fortgehen wird. Ich fühle, daß etwas im Anzuge ist. . .

»Habe ich denn nicht selbst bewiesen und gefordert, daß man »vorgehen« müsse? — Nun, so wollen wir auch vorgehen. »Ich erinnere mich nicht, ob ich Dir von meinem andern Bekannten, dem Verwandten Ssipjagin's, geschrieben. Der ist am Ende im Stande,

einen solchen Brei einzurühren, daß ihn Niemand aufzuessen vermag.

»Ich wollte bereits schließen — aber — es ist nun ein Mal so! Ich wehre mich, ich will nicht dichten — und endige doch damit, daß ich Verse niederschreibe! Mariannen lese ich meine Gedichte ungern vor — sie findet wenig Gefallen daran; Du aber . . . Du lobst doch zuweilen, und namentlich wirst Du gegen Niemand davon sprechen. Ich bin betroffen über eine Erscheinung, die ganz Rußland gemein ist. . . Da sind sie übrigens, diese Verse:

Der Schlaf.

Schon lange war ich nicht im theuren Vaterland. . .
Doch fand ich nicht, daß merklich sich's verändert hätte.
Derselbe Stillstand ohne Leben, Sinn, Verstand,
Hier Bauten ohne Dach, dort eine Trümmerstätte,
Und Schmutz, Gestank, und Armuth, Wehmuth, Langewei'l!
Im Volk auch fand denselben Sklavensinn ich wieder. . . .
Frei ist der Bauer nun, und doch — nicht war's zum heil,
Denn schlaff und matt hängt auch die freie Hand hernieder.
Ja Alles, Alles, wie zuvor . . . Darin jedoch
Sind wir voraus Europa, Asien, allen Landen. . .
Daß ein so fürchterlicher Schlaf wohl niemals noch
Die trauten Vaterlandsgenossen hielt in Banden!

Ja, Alle schlafen rings umher: in Dorf und Stadt,
In Karten, Schlitten, Tags und Nachts, und stehend, sitzend . . .
Es schläft der Kaufmann, der Beamte, der Soldat
In Schnee und Sonnengluth, sich aus die Flinte stützend!
Der Dieb, der Richter schläft — und schläft sich niemals aus;
Der Bauer schläft beim Pflügen, Mäh'n, in allen Lagen,
Und Väter, Mütter schlafen und das ganze Haus,
Und wer die Andern schlägt, und wer selbst wird geschlagen!
Es schläft allein die Schenke nicht — und in der Hand
Das Branntweinglas, das Haupt dort an den Pol geschlossen,
Die Füße an den Kaukasus, o Vaterland,
So schläfst Du, heil'gnes Rußland, fest und unverdrossen! »

Vergieb mir, Freund; der Brief ist so über alle Maßen traurig, daß ich ihn nicht abschicken wollte, ohne Dir am Schlusse wenigstens etwas Komisches zu schreiben (es werden Dir einige gezwungene Reime ausfallen und noch vieles Andere!). — Wann schreibe ich Dir

wieder? Und werde ich Dir überhaupt noch schreiben? Was mir auch geschehen mag, ich bin überzeugt, daß Du nicht vergessen wirst —

Deinen treuen Freund

A. N.

»P.S. — Ja, es schläft unser Volk . . . Mir däucht jedoch, wenn es je durch Etwas zu erwecken ist — so wird es das nicht sein, was *wir* denken . . .

Nachdem er die letzte Zeile niedergeschrieben, warf er die Feder fort und legte sich mit den Worten: — »Nun — jetzt mußt Du einschlafen und all den Unsinn vergessen, Dichterling!« — nieder . . . aber lange noch floh ihn der Schlaf.

Am andern Morgen weckte ihn Marianne, indem sie durch sein Zimmer zu Tatjana ging; kaum hatte er sich angekleidet, als sie schon wieder zurückkehrte Ihr Antlitz drückte Freude und Unruhe aus.

— Weißt Du, Alex, — begann sie mit aufgeregter Stimme, — man sagt, daß es im Kreise T., nicht weit von hier, schon losgegangen ist!

— Wie? Was ist losgegangen? Wer sagt das?

— Paul.

— Man sagt, daß die Bauern sich erheben, daß sie keine Steuern zahlen wollen und sich zusammenrotten.

— Hast Du es selbst gehört?

— Tatjana hat mir's erzählt. — Da ist auch Paul. Frag' ihn selbst.

Paul trat ein und bestätigte Mariannen's Worte.

— Im Kreise T.sind Unruhen ausgebrochen — das ist richtig! — sagte Paul, das kleine Bärtchen schüttelnd und die glänzenden schwarzen Augen zusammenkneifend — Das ist wohl ein Werk von Ssergei Michailowitsch. Seit fünf Tagen ist er nicht mehr zu Hause gewesen.

Neshdanow griff nach seiner Mütze.

— Wohin eilst Du? — fragte Marianne.

— Dahin, — antwortete er, ohne die Augen zu erheben und mit den Brauen zuckend, — nach T.

— Dann gehe ich mit Dir. Du nimmst mich doch mit? Laß mich nur das große Tuch umlegen.

— Das ist keine Frauensache, — versetzte Neshdanow finster, noch immer mit niedergeschlagenen Augen, als ob er voll Zornes sei.

— Nein . . . nein! . . . Du thust gut daran zu gehen; sonst würde Dich Markelow für einen Feigling halten. . . Und ich folge Dir.

— Ich bin kein Feigling, — rief Neshdanow mit derselben finsteren Miene.

— Ich wollte sagen, daß er uns Beide für feige halten wird. Ich gehe mit Dir.

Marianne ging, um das Tuch zu holen, in ihr Zimmer. Paul aber brummte ganz leise, als ob er die Luft gleichsam einziehe, ein lang gedehntes »E —eh!« vor sich hin und verschwand sogleich, um Ssolomin von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen.

Marianne war noch nicht erschienen, als Ssolomin schon in's Zimmer trat. Neshdanow stand am Fenster und drückte seine Stirn in die auf der Fensterscheibe ruhende Hand. Ssolomin klopfte ihm auf die Schulter. Er wandte sich hastig um. Ungekämmt, ungewaschen, wie er war, sah Neshdanow setzt wild und sonderbar aus. Ssolomin hatte sich übrigens auch in der letzten Zeit verändert. Sein Gesicht war gelb und lang geworden. . . . die Lippe ließ die oberen Zähne etwas sichtbar werden . . . Er schien gleichfalls in Aufregung zu sein, so weit seine gleichmäßige Natur solcher fähig war.

— Markelow hat es also doch nicht aushalten können, — begann er. — Das kann sehr schlimm enden, erstens für ihn selbst . . . nun, und dann auch für die Andern . . . .

— Ich will gehen und sehen, was da geschehen ist . . . — versetzte Neshdanow.

— Ich auch, — rief die eben über die Schwelle ihres Zimmers tretende Marianne.

Ssolomin wandte sich langsam zu ihr um.

— Ich würde Ihnen nicht dazu rathen, Marianne. — Sie könnten sich selbst verrathen — und uns auch, ganz unwillkürlich — und unnützer Weise — Mag Neshdanow gehen und ein wenig umherspüren, wenn er es durchaus will . . . aber nur ein wenig! — Wozu wollen Sie aber mit ihm gehen?

— Ich will nicht zurückbleiben

— Sie würden ihm die Hände binden.

Marianne blickte auf Neshdanow. Er stand regungslos da mit unbeweglichem, finsterem Antlitz.

— Wenn aber Gefahr da ist? — fragte sie.

Ssolomin lächelte.

— Fürchten Sie nichts . . . wenn Gefahr da ist — werde ich Sie nicht mehr zurückhalten.

Marianne zog schweigend das Tuch vom Kopf — und setzte sich.

Ssolomin wandte sich darauf zu Neshdanow.

— Du aber, Freund, sieh' Dich dort wirklich ein wenig um. Vielleicht ist Alles übertrieben worden. Aber, — ich bitte Dich, sei vorsichtig — Du fährst ja übrigens mit meinen Pferden. Komm auch so rasch als möglich zurück. Versprichst Du es, Neshdanow? Versprichst Du es?

— Ja.

— Ganz gewiß?

— Es fügen sich Dir ja Alle hier, von Marianne angefangen!

Neshdanow ging hinaus — ohne sich zu verabschieden. Im Dunkel des Korridors aber tauchte plötzlich Paul auf und lief, mit den schweren Stiefelabsätzen klappernd, die Treppe hinab. *Ihm* hatte Ssolomin befohlen, Neshdanow nach T. zu bringen.

Ssolomin setzte sich zu Marianne.

— Haben Sie die letzten Worte Neshdanow's gehört?

— Ja; er ärgert sieh, daß ich mehr auf Sie höre, als auf ihn. Und das ist wahr. Ich liebe *ihn* und gehorche *Ihnen.* Er ist mir theurer. — Sie aber stehen mir näher.

Ssolomin streichelte ihr leise die Hand.

— Diese Geschichte . . . ist sehr unangenehm, — begann er endlich. — Wenn Markelow in dieselbe verwickelt ist, so ist er verloren.

Marianne fuhr zusammen.

— Verloren?

— Ja. — Er pflegt nichts halb zu thun, und verbirgt sich auch nicht hinter anderer Leute Rücken.

— Verloren! — wiederholte Marianne flüsternd — und Thränen stoßen ihr übers Angesicht. — Ach, Wassili Fedotitsch! er thut mir so leid. Aber weshalb kann er denn nicht triumphiren? Woher muß er denn durchaus zu Grunde gehen?

— Deshalb, Marianne, weil bei solchen Unternehmungen die Ersten immer zu Grunde gehen, selbst wenn sie erfolgreich sind. . . In der Sache, die er unternommen, werden nicht nur die Ersten und Zweiten zu Grunde gehen, sondern auch die Zehnten . . . die Zwanzigsten.

— Wir werden es also nie erleben?

— Das, was Sie denken? — Niemals. Wir werden es mit diesen leiblichen Augen niemals sehen. Mit den geistigen . . . nun, das ist eine andere Sache. Da ergötze man sich sogleich, so viel man will! Da ist keine Controle!

— Warum sehe ich denn auch Sie, Ssolomin. . .

— Was?

— Warum sehe ich denn auch Sie auf demselben Wege?

— Weil es keinen anderen Weg giebt. Das heißt, mein Ziel ist genau dasselbe, welches Markelow im Auge hat; nur sind unsere Wege verschieden.

— Armer Ssergei Michailowitsch! — wiederholte traurig Marianne. Ssolomin streichelte ihr wieder vorsichtig die Hand.

— Nun, beruhigen Sie sich, noch wissen wir nichts Gewisses. Warten wir ab, bis Paul uns weitere Nachrichten bringt. — In unserer Lage heißt es: fest sein. Die Engländer sagen: »Never say die« — Ein gutes Sprichwort. Besser als das russische: »Komm das Unglück, so öffne das Thor!« — Weshalb denn vor der Zeit klagen und sich grämen?

Ssolomin erhob sich.

Die Stelle aber, die Sie mir verschaffen wollten? — fragte Marianne plötzlich. Auf ihren Wangen glänzten noch Thränen — aber aus den Augen war die Traurigkeit geschwunden.

Ssolomin setzte sich wieder.

— Wollen Sie denn wirklich rascher von hier fortkommen?

— O nein! aber ich möchte nützlich sein.

— Marianne, Sie sind uns auch hier in hohem Grade nützlich. Verlassen Sie uns nicht, warten Sie noch. — Was wünschen Sie? — fragte Ssolomin die eben eintretende Tatjana. — (Paul allein wurde von Ssolomin »Du« genannt, und auch nur deshalb, weil Jener höchst unglücklich gewesen wäre, wenn Ssolomin jemals »Sie« zu ihm gesagt hätte.)

— Da fragt ein Wesen weiblichen Geschlechts nach Alexei Dmitritsch — antwortete Tatsana schmunzelnd und mit den Händen gestikulirend; — ich sagte ihm, daß er nicht hier, gar nicht bei uns vorhanden wäre, daß wir gar nicht wußten, wer er sei? — Da hat es aber. . .

— Wer denn: es?

— Eben dieses Wesen weiblichen Geschlechts. — Da hat es hier auf diesem Papier seinen Namen niedergeschrieben und gesagt, daß ich das Papier vorzeigen möge — man würde es dann schon hineinlassen; und wenn Alexei Dmitritsch wirklich nicht zu Hause sein sollte, so könnte es warten.

Auf dem Papier stand mit großen Buchstaben geschrieben: *Maschurina.*

— Lassen Sie sie eintreten, — sagte Ssolomin. — Es wird Sie nicht geniren, Marianne, wenn sie hierher kommt? Sie gehört ja auch zu uns.

— Nicht im Geringsten, durchaus nicht.

Einige Augenblicke hierauf erschien Maschurina auf der Schwelle der Thür —— in demselben Kleide, in welchem wir sie zu Anfang des ersten Capitels gesehen.

Einunddreißigstes Capitel.

— Neshdanow ist nicht zu Hauses — fragte Maschurina; als sie darauf Ssolomin erblickte, ging sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand. — Guten Tag, Ssolomin! — Auf Marianne warf sie nur einen flüchtigen Seitenblick.

— Er wird bald zurückkommen, — antwortete Ssolomin. — Erlauben Sie mir aber zu fragen, von wem haben Sie erfahren. . .

— Von Markelow. — Es ist übrigens auch in der Stadt einigen Menschen bekannt.

— Wirklich?

— Ja. Es muß Jemand geplaudert haben. — Man soll auch Neshdanow selbst erkannt haben, wie es heißt.

— Da haben wir die Maskerade! — brummte Ssolomin. — Erlauben Sie, daß ich Sie mit einander bekannt mache, — setzte er laut hinzu. — Fräulein Ssinetzky, Fräulein Maschurina! — Setzen Sie sich.

Maschurina nickte kaum merklich mit dem Kopf und setzte sich.

— Ich habe einen Brief an Neshdanow; an Sie aber, Ssolomin, eine mündliche Anfrage.

— Was für eine Anfrage? Und von wem?

— Von der Ihnen bekannten Person . . . Ist hier bei Ihnen . . . Alles fertig?

— Nichts ist bei mir fertig.

Maschurina riß ihre kleinen Aeuglein auf, so weit es überhaupt möglich war.

— Nichts?

— Nichts.

— Ganz entschieden nichts?

— Entschieden nichts.

— Und so soll ichs sagen?

— So sollen Sie sagen.

Maschurina dachte nach und zog eine Cigarette aus der Tasche.

— Darf ich um Feuer bitten?

— Hier ist ein Zündhölzchen.

Maschurina rauchte ihre Cigarette an.

— Das hatte »sie« nicht erwartet, — sagte sie. — Und auch rings umher steht es anders, als bei Ihnen. Uebrigens ist das Ihre Sache. Ich bleibe auch nicht lange hier. Ich mochte blos Neshdanow sehen und ihm einen Brief übergeben.

— Wohin reisen Sie denn?

— In weite Ferne. (Sie reiste eigentlich nach Genf, wollte es ihm jedoch nicht sagen. Er schien ihr nicht ganz zuverlässig und dann war auch eine »Fremde« zugegen. Maschurina, die kaum ein Wort Deutsch verstand, wurde nach Genf geschickt, um dort einer ihr unbekannten Persönlichkeit die Hälfte eines Cartons, mit einem darauf gezeichneten Weintraubenzweige und 279 Rubel einzuhändigen)

— Und wo ist Ostrodumow? Mit Ihnen?

— Nein.

Er ist hier in der Nähe stecken geblieben. Er wird von sich schon hören lassen. Pimen geht nicht verloren. Da braucht man sich nicht zu beunruhigen.

— Wie sind Sie hergekommen?

— In einem Karren. . . Wie denn sonst? Geben Sie mir noch ein Zündhölzchen.

Ssolomin reichte ihr ein brennendes Zündhölzchen.

— Wassili Fedotitsch! — flüsterte plötzlich Jemand hinter der Thür. — Kommen Sie, bitte!

— Wer ist da? Was wollt Ihr?

— Kommen Sie! — wiederholte dieselbe Stimme eindringlich; — es sind fremde Arbeiter gekommen und schwatzen da allerlei, Paul Jegoritsch aber ist fort.

Ssolomin entschuldigte sich, stand auf und ging hinaus. Maschurina richtete nun die Augen aus Marianne und sah sie so lange an, daß diese fast verlegen wurde.

— Verzeihen Sie, — sagte Maschurina plötzlich mit der ihr eigenen rauhen, holperigen Stimme, — ich bin eine einfache Person, ich verstehe nicht . . . so . . . Seien Sie mir nicht böse; wenn Sie nicht wollen — brauchen Sie mir nicht zu antworten. Sind *Sie* das Mädchen, welches aus Ssipjagin's Hause entflohen ist?

Marianne wunderte sich über diese Frage, antwortete jedoch:

— Ja.

— Mit Neshdanow?

— Nun ja.

— Erlauben Sie . . . geben Sie mir Ihre Hand. Vergeben Sie mir, bitte. Sie müssen gut sein, wenn er Sie lieb gewonnen hat.

Marianne drückte ihr die Hand.

— Und Sie sind mit Neshdanow gut bekannt?

— Ich kenne ihn. Ich habe ihn in Petersburg gesehen. Daher sage ich es

auch. Ssergei Michailowitsch hat mir auch von ihm gesprochen . . .

— Ah, Markelow! Sie haben ihn unlängst gesehen?

— Ja. Jetzt ist er fort.

— Wohin?

— Dahin, wohin man ihn geschickt hat.

Marianne seufzte- — Ach, Fräulein Maschurina, ich fürchte für ihn.

— Erstens, was bin ich für ein Fräulein? Diese Manieren muß man sich abgewöhnen. Zweitens aber . . . Sie sagen: »ich fürchte.« Auch das taugt zu nichts. Wenn man für sich selbst nicht fürchtet, so wird man auch für die Anderen zu fürchten aufhören. Man soll weder an sich denken, noch für sich fürchten. Das Eines vielleicht . . . das Eine kommt mir in den Sinn: ich, Thekla Maschurina, habe gut reden. Ich bin häßlich. Sie aber . . . Sie sind schön. Es muß Ihnen dies also schwerer fallen (Maschurina schlug die Augen nieder und wandte sich ab.) Markelow sagte mir . . . Er wußte, daß ich einen Brief für Neshdanow bei mir hatte. . . . »Geh Du nicht auf die Fabrik,« — sagte er mir, — »laß den Brief; er wird dort viel Verwirrung anrichten. Laß das. Sie sind so glücklich . . . Mögen sie es bleiben. Störe ihren Frieden nicht!« Ich hätte es ja auch gern gethan aber was mache ich dann mit dem Brief?

— Sie müssen ihn abliefern, durchaus, — versetzte Marianne, — wie er aber gut ist, Ssergei Michailowitsch! Muß er denn wirklich zu Grunde gehen, Maschurina . . . oder nach Sibirien wandern?

— Was ist denn daran? Als ob es unmöglich wäre, auch aus Sibirien zu entfliehen? Und das Leben verlieren?l Nun, dem Einen ist es süß, dem Anderen bitter. Und sein Leben ist gerade nicht — zuckersüß.

Maschurina sah Marianne von Neuem lange mit forschenden, durchdringenden Blicken an.

— Das muß man sagen, Sie sind schön, — rief sie endlich, — wahrhaft, ein Vögelchen! Ich denke — Alexei — kommt noch immer nicht — ob ich nicht Ihnen den Brief übergeben soll? Was soll ich noch lange warten?

— Ich werde ihm denselben abgeben, seien Sie davon überzeugt.

Maschurina stützte den Kopf in die Hand und blieb eine geraume Zeit stumm.

— Sagen Sie, — begann sie, — verzeihen Sie . . . lieben Sie ihn sehr?

— Ja.

Maschurina hob rasch ihren schweren Kopf.

— Nun, ob er Sie gleichfalls liebt — brauche ich nicht zu fragen! Ich will jetzt fahren, denn sonst verspäte ich mich wohl noch gar. Sagen Sie ihm, daß ich hier gewesen . . . daß ich ihn grüßen lasse. Sagen Sie Maschurina sei hier gewesen. Werden Sie den Namen nicht vergessen? Nein? Maschurina. Den Brief aber . . . Wo habe ich ihn denn gleich gelassen?

Maschurina erhob sich, wandte sich ab, that, als ob sie in ihren Taschen suchte, führte jedoch rasch das zusammengedrehte Papierschnitzelchen zum Munde und verschluckte es. — Gott im Himmel! Wie das aber dumm ist! Sollte ich ihn verloren haben? Es scheint, daß ich ihn wirklich verloren. Dieses Unglück! Wenn er nur nicht in fremde Hände geräth . . . Nein, ich finde ihn nicht. So ist es doch gekommen, wie Ssergei Michailowitsch es gewünscht hat!

— Suchen Sie ordentlich nach, — flüsterte Marianne.

Maschurina machte eine abwehrende Handbewegung. — Nein! Was soll man da suchen! Er ist verloren! Marianne trat näher an sie heran.

— Nun, so küssen Sie mich!

Maschurina umarmte Marianne plötzlich mit fast männlicher Kraft und drückte sie an ihr Herz.

— Ich hätte es für Niemanden gethan, — sprach sie mit leiser Stimme, — es ist gegen mein Gewissen . . . zum ersten Mall Sagen Sie ihm, daß er vorsichtiger sein möchte. . . Und Sie auch. Geben Sie Acht! Hier wird es bald Allen schlecht, sehr schlecht ergehen. Macht fort, so lange . . . Leben Sie wohl! — setzte sie laut und scharf hinzu. — Und noch eins sagen Sie ihm . . . Nein, es ist nichts nöthig, nichts.

Maschurina ging hinaus und schlug die Thür hinter sich zu; Marianne aber blieb in Gedanken versunken inmitten des Zimmers

stehen.

— Was ist denn das? — sagte sie endlich, — dieses Frauenzimmer liebt ihn ja mehr als ich! Und was haben ihre Anspielungen zu bedeuten? Und warum ist Ssolomin fortgegangen und kommt nicht zurück?

Sie begann auf und ab zu gehen. — Ein seltsames Gefühl — eine Mischung von Schreck, Aerger und Verwunderung — bemächtigte sich ihrer. — Warum war sie nicht mit Neshdanow gefahren? — Ssolomin hatte ihr abgerathen . . . wo bleibt er aber? Und was geht hier vor? — Maschurina hat ihr natürlich aus Theilnahme für Neshdanow jenen gefährlichen Brief nicht geben wollen. . . Wie konnte sie sich aber zu solchem Ungehorsam entschließen? — Wollte sie ihre Großmuth zeigen? Mit welchem Recht? Und weshalb war *sie*, Marianne, durch diese Handlung so gerührt? War sie denn auch wirklich gerührt? — Ein unschönes Frauenzimmer interessirt sich für einen jungen Menschen. . . Ist das im Grunde so ungewöhnlich? Und woraus schließt Maschurina, daß Mariannens Anhänglichkeit an Neshdanow stärker sei als das Gefühl der Pflicht? Vielleicht hätte Marianne dies Opfer gar nicht verlangt? Und was konnte jener Brief enthalten? Die Aufforderung, sofort zur That zu schreiten? Was ist denn daran!!

Aber Markelow! Er ist in Gefahr . . . und was thun wir? — Markelow schont uns, er will uns die Möglichkeit geben, glücklich zu sein, uns nicht trennen zu müssen was ist das? Ist das auch Großmuth . . . oder Verachtung?

Und sind wir denn deshalb aus jenem verhaßten Hause entflohen, um hier zusammen zu bleiben und wie zwei Täubchen zu girren?

So dachte Marianne . . . Immer höher stieg in ihr jene erregte Erbitterung. Auch in ihrer Eigenliebe fühlte sie sich gekränkt. Weshalb haben Alle sie verlassen — *Alle*? Diese »dicke« Maschurina hatte sie ein Vögelchen, hatte sie eine Schönheit genannt . . . warum denn nicht gerade heraus eine Puppe? — Und warum ist Neshdanow nicht allein gefahren, sondern mit Paul? Als ob er einen Vormund brauchte! Und was hat denn Ssolomin eigentlich für Ansichten? Er ist durchaus kein Revolutionär! Und könnte denn wirklich Jemand glauben, daß sie der Sache nicht ernstlich zugethan sei?

Das waren die Gedanken, die sich in Mariannen's erhitztem Kopfe drehten und jagten. Die Lippen aneinanderpressend und die Hände

nach Männerart kreuzend, sank sie endlich neben dem Fenster auf einen Stuhl, und blieb, ohne sich anzulehnen, unbeweglich auf demselben voll Erwartung, voll Spannung sitzen, bereit, jeden Augenblick aufzuspringen. Zu Tatjana gehen, bei ihr arbeiten — das wollte sie nicht; sie wollte nur eins: warten! — Und sie wartete, hartnäckig, fast verbissen. — Zuweilen schien ihr selbst die eigene Stimmung seltsam und unbegreiflich. . . Aber es bleibt sich gleich! Ein Mal fuhr es ihr sogar durch den Kopf, ob dies Alles nicht gar Eifersucht sei! Aber der Figur der armen Maschurina gedenkend, zuckte sie nur die Achseln und schlug mit der Hand in die Luft . . . nicht in Wirklichkeit, sondern durch eine, dieser Geste entsprechende, innere Bewegung.

Marianne mußte lange warten: endlich vernahm sie die Schritte zweier Menschen, welche die Treppe hinaufstiegen. Sie heftete den Blick auf die Thür die Schritte näherten sich. — Die Thür ging auf — und Neshdanow, von Paul gestützt, erschien auf der Schwelle. Er war todtenbleich, ohne Mühe; das zerzauste Haar fiel ihm in nassen Büscheln auf die Stirn; die Augen starrten in's Leere, ohne etwas zu sehen. — Paul führte ihn über's Zimmer (Neshdanow's Füße bewegten sich matt und unsicher) und ließ ihn in den Divan sinken.

Marianne sprang auf.

— Was bedeutet das? Was ist ihm? Ist er krank?

Der mit Neshdanow beschäftigte Paul antwortete ihr lächelnd über die Schulter:

— Beunruhigen Sie sich nicht: es wird gleich vorübergehen. . . Es macht das die Ungewohnheit!

— Was ist denn mit ihm? — wiederholte Marianne nachdrücklich ihre Frage.

— Es ist ein kleiner Rausch. — Der Herr hat etwas Branntwein getrunken auf nüchternen Magen, nun, und da ist natürlich . . .

Marianne beugte sich über den in halb liegender Stellung auf den Divan schräge hingestreckten Neshdanow; sein Kopf fiel aus die Brust, die Augen waren wie verschleiert . . . Er roch nach Branntwein: er war betrunken.

— Alexei! — entfuhr es ihren Lippen.

Mit Mühe hob er die schweren Lider und versuchte zu lächeln.

— Ah! Marianne! — stammelte er, — Du sagtest immer: ver . . . verein . . . vereinfachte Leute; — setzt bin ich wirklich vereinfacht. — Denn unser Voll ist immer betrunken . . . folglich . . .

Er verstummte; dann brummte er noch ein paar unverständliche Worte durch die Zähne, schloß die Augen — und schlief ein. — Paul legte ihn sorgsam auf den Divan.

— Beunruhigen Sie sich nicht« Marianne Wikentjewna, — wiederholte er, — er wird jetzt zwei Stündchen schlafen — und wenn er aufsteht, ist er wieder wohl und munter.

Marianne hätte Paul gern gefragt, wie das Alles gekommen; ihre Fragen hätten ihn aber zurückgehalten, und sie wollte allein sein . . . das heißt, sie wollte nicht, daß Paul ihn noch länger in ihrer Gegenwart in diesem widerwärtigen Zustande sähe. Sie wandte sich zum Fenster — Paul aber, der sofort Alles begriff, breitete vorsichtig die Schöße von Neshdanow's Kittel über dessen Füße, legte ihm ein kleines Kissen unter den Kopf, wiederholte: — es thut nichts! — und entfernte sich aus den Zehen.

Marianne wandte sich um. Neshdanow's Kopf war 3 tief in das Kissen gesunken; auf dem blassen Antlitz machte sich eine gewisse regungslose Spannung bemerkbar, wie bei einem Schwerkranken.

»Wie ist das geschehen?« — dachte sie.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Das war aber so geschehen: Als sich Neshdanow zu Paul auf den Karren setzte, gerieth er plötzlich in heftige Aufregung, und begann, sobald sie die Fabrik verlassen hatten und auf der Landstraße auf dem Wege nach T. dahinfuhren, die vorübergehenden Bauern anzurufen und anzuhalten und allerlei kurze, aber ungehörige Reden laut werden zu lassen: — »Was schlaft Ihr denn? Auf! Erhebt Euch! Es ist Zeit! Fort mit den Steuern! Fort mit den Gutsbesitzern!« Die Einen sahen ihn verwundert an; Andere gingen weiter, ohne aus seinen Zuruf zu achten: — sie hielten ihn für einen Betrunkenen; der Eine unter ihnen erzählte sogar zu Hause, daß er unterwegs einen Franzosen gesehen habe, der ihm Etwas zugeschrieen — »unverständliches kauderwälsches Zeug.« — Neshdanow hatte Verstand genug, um einzusehen, wie unsagbar dumm und sogar sinnlos sein Beginnen war; er hatte sich aber bereits so sehr »verrannt,« daß er nicht mehr unterscheiden konnte, was klug und Was dumm sei. Paul gab sich die größte Mühe, ihn zu beruhigen, erklärte ihm, daß es doch nicht angehe, so zu schreien, daß sie bald in einem großen Kirchdorf sein würden: «Weiberquellen,« dem ersten an der Grenze des Kreises T. und daß man dort Erkundigungen einziehen könnte. . . Aber Neshdanow schenkte ihm kein Gehör . . . und doch lag eine gewisse Traurigkeit, ja sogar Verzweiflung auf seinem Antlitz. — Sie hatten ein kleines, rundes, munteres Pferdchen mit beschnittener Mähne auf dem stramm gebogenem Halse; hastig griff es mit den kleinen starken Füßen aus und riß an den Zügeln, als ob es dringende Eile habe und unentbehrliche Leute führe. — Unweit des Kirchdorfes »Weiberquellen« bemerkte Neshdanow etwas abseits vom Wege vor einem offenen Kornspeicher eine kleine Schaar von ungefähr acht Bauern; er sprang sogleich vom Karten, lief aus sie zu und sprach wohl fünf Minuten lang, zuweilen plötzlich aufschreiend und heftig mit den Armen gestikulirend. — Die Worte: »Für die Freiheit! Vorwärts! Setzen wir unser Leben ein drangen unter vielen andern, weniger verständlichen Worten hell-kreischend aus seiner Brust. Die Bauern, welche (sich vor dem Kornspeicher versammelt hatten, um zu besprechen, wie man ihn wieder füllen könnte — wenigstens des guten Beispiels halber — (es war ein Gemeinde-

speicher und folglich leer) — starrten ihn an und schienen ihm mit großer Aufmerksamkeit zuzuhören; es hatte jedoch schwerlich Einer unter ihnen etwas davon begriffen, denn als er endlich, nachdem er ihnen noch zum letzten Mal das Wort: Freiheit! zugeschrieen, fortstürzte, sagte einer von den Bauern, gerade der scharfsichtigste, indem er melancholisch den Kopf schüttelte: »Was für ein strenger Herr!« — ein Anderer aber bemerkte: »Es ist wohl irgend Jemand von der hohen Obrigkeit!«, — worauf der Scharfsichtige erwiderte: »Natürlich — er wird sich doch nicht umsonst die Kehle ausschreien. — Wie unser Geld jetzt tanzen wird!« — Und auch Neshdanow selbst dachte, als er wieder auf den Karten sprang und sich neben Paul setzte: »Gott! was für ein Unsinn! — Aber es weiß ja Niemand unter uns, wie man das Volk eigentlich aufwiegeln muß — es kann ja auch so richtig sein! — Jetzt ist nicht Zeit darüber nachzudenken! Vorwärts! Das Herz ist wie zusammengeschnürt! Mag's sein!«

Sie kamen in's Kirchdorf. Auf der Hauptstraße desselben drängte sich vor der Schenke eine ziemliche Menge Volks. Paul wollte Neshdanow zurückhalten, er sprang jedoch pfeilschnell vom Karten herunter und stürzte sich mit dem Klageschrei »Brüder!« in den Volkshaufen. . . Die Bauern traten ein wenig auseinander und Neshdanow begann von Neuem zu predigen, ohne Jemand dabei anzusehen, als ob er sich ärgere und fast weinte. Das Resultat war hier jedoch ein anderes, als vor dem Kornspeicher. Ein großmächtiger Bursche mit bartlosem, aber wildem Gesicht, in einem kurzen, beschmutzten Halbpelz, hohen Stiefeln und mit einer Schafsmütze auf dem Kopf, trat an Neshdanow heran, schlug ihm, weit ausholend, aus die Schulter und rief mit lauter, weithallender Stimme: — »Gut! Bist ein prächtiger Kerl! — doch halt! weißt Du denn nicht, daß der trockene Löffel den Mund wund brennt?Komm her! Hier ist's besser sprechen.« — Er zog Neshdanow in die Schenke; der ganze Haufe stürzte ihnen nach. — »Micheitsch!« — schrie der Bursche, — »nun, gieb mal her — meinen geliebten Humpen — für zehn Kopeken! Ich traktire hier einen Freund! Wer er ist und wo er herkommt — das weiß der Teufel! — Auf die Adeligen aber schimpft er meisterhaft!« — Trinke!« — wandte er sich zu Neshdanow und füllte ein von außen « nasses, wie beschwitztes schweres Glas; — »trinke, wenn Dir unser Leid wirklich am Herzen liegt!« — »Trinke!« — schrien die Anderen. — Neshdanow ergriff den Humpen (er wußte nicht mehr recht, was er

that), rief: »Auf Euer Wohl, Bruder!« und leerte den Humpen auf einen Zug. — Huh! — Er hatte ihn mit demselben Muth der Verzweiflung geleert, mit dem er sich im Sturm auf eine Batterie oder gegen die feindlichen Bajonnette geworfen haben würde. . . . Was war aber mit ihm geschehen? Er schien einen plötzlichen Schlag zu empfinden längs dem Rücken bis in die Füße hinab, ihm brannte die Kehle, die Brust, der Magen, Thränen drangen ihm in die Augen. . . Ein Schauder des Widerwillens durchzuckte seinen Körper — den er kaum zu bewältigen vermochte. Er begann laut zu schreien, um diesen Widerwillen zu betäuben. — Es wurde in der dunklen Schenkstube plötzlich so schwül, so eng, so klebrig-heiß; und wie überfüllt sie war! — Neshdanow fing nun zu reden an, zu schreien, mit Leidenschaft, ja mit Raserei zu schreien, auf breite hölzerne Handflächen dreinzuschlagen, schmutzige feuchte Bärte zu küssen. . . Auch der großmächtige Bursche im Halbpelz küßte ihn — und hätte ihm dabei fast die Rippen gebrochen. Dieser Bursche erwieß sich grader als ein Wütherich. — »Den Hals schneide ich ab!« — brüllte er, — »den Hals schneide ich einem Jeden ab, der unser Einen beleidigt! — Oder ich zerschmettere ihm das Hirn. . . Wie er mir winseln soll! Mir ist's ein Leichtes: bin ich doch Fleischer gewesen; — ich weiß sehr gut, wie dergleichen gemacht wird!« und dabei zeigte er seine mächtige, rothe, mit Sommersprossen bedeckte Faust. . . Und da — o Gott! — schrie wieder Jemand! »Trinke!« — und Neshdanow stürzte ein zweites Glas mit dem widerwärtigen Gift hinunter. — Dies zweite Glas aber war fürchterlich! Ihm war es, als ob man ihm sein Inneres mit stampfen Haken ausgerissen hätte. — Der Kopf wirbelte ihm — grüne Kreise flimmerten ihm vor den Augen. — Es erhob sich ein furchtbares Getöse, ein Geklimpe! wie von Schellen. . . O Schrecken! Der dritte Humpen. . . Wird er auch den leeren müssen? Kupferrothe Nasen drangen auf ihn ein, bestäubte Haare, eingebrannte Hälse, von Runzeln überdeckte Nacken. — Er fühlte sich von harten Händen angefaßt. — »Zeige Deine Liebe!« kreischten rasende Stimmen. — »Erzähl' uns! Gestern hat hier ein anderer Fremdling ebenso famos geschwatzt. — Los, Du Hund!« . . . Der Boden schwankte unter Neshdanow's Füßen. — Die eigene Stimme schien ihm fremd, als ob sie von außen käme. . . Ist das der Tod, oder was?

Und plötzlich . . . das Empfinden frischer Luft im Antlitz — und kein Gedränge mehr, keine rothen Gesichter, kein Dunst von Branntwein,

von Schafspelzen, von Theer. Leder. . . Er sitzt wieder neben Paul auf dem Karten; anfangs will er sich losreißen und schreit: »Wohin? Halt! Ich habe ja noch nichts gesagt — man muß ihnen doch Alles auseinandersetzen . . . « dann fügte er aber hinzu: »Was hast Du denn selbst für Ansichten, hinterlistiger Teufel?« — Paul aber antwortet ihm: »Gut wäre es wohl, wenn es keine Herren gäbe und das ganze Land uns gehören würde — was könnte man sich denn Besseres wünschen? — aber ein solcher Befehl ist noch nicht erlassen worden;« — dabei wendet er aber langsam das Pferd zurück, giebt demselben plötzlich mit der Leine einen Schlag auf den Rücken, und jagt in vollem Galopp davon . . . auf die Fabrik.

Neshdanow schlummert — und wird sanft geschaukelt — der Wind aber kühlt ihm so angenehm das Antlitz — und läßt keine bösen Gedanken aufkommen.

Es ärgert ihn nur« daß er sich nicht hat aussprechen können. . . Und wieder fächelt der Wind dem erhitzten Antlitz Kühlung zu.

Dann aber taucht für einen Augenblick Mariannen's Bild vor ihm auf — ein momentanes, brennendes Gefühl der eigenen Schmach, — und dann — ein tiefer, todtähnlicher Schlaf. . .

Dies Alles hatte Paul später Ssolomin erzählt. Er verhehlte ihm auch nicht, daß er selbst Neshdanow am Trinken nicht gehindert . . . denn sonst hätte er ihn aus aus der Schenke nicht herausschaffen können. Die Andern hätten ihn nicht fortgelassen.

— »Als er aber schon ganz schwach geworden war, da bat ich denn auch recht höflich: »Ihr ehrenwerthen Herren, laßt mir das Bürschlein; Ihr seht, es ist noch blutjung« . . . Nun, da haben sie ihn mir auch gelassen; — gieb aber fünfzig Kopeken Abstandsgeld, riefen sie! — So gab ich sie auch.

— Und hast gut daran gethan. — lobte ihn Ssolomin.

* *
*

Neshdanow schlief; Marianne aber saß am Fenster und blickte in den Garten hinab.

— Und seltsam! — Die schlechten, fast bösen Gefühle und Gedanken, welche sie vor der Rückkehr Neshdanow's und Pauls in solche Aufregung versetzt hatten, waren plötzlich geschwunden;

Neshdanow selbst war ihr weder unangenehm noch widerwärtig: sie fühlte nur Mitleid mit ihm. Sie wußte sehr gut, daß er kein liederlicher Mensch, kein Trunkenbold war, und dachte schon daran, ihm beim Erwachen etwas recht Freundliches zu sagen, damit er sich nicht zu sehr schäme und betrübe. »So muß man es machen: er muß selbst erzählen, wie dies Unglück über ihn gekommen ist.«

Sie war ruhig; aber sie war traurig . . . unsäglich traurig. Es war ihr, als ob ein echter Hauch aus jener Welt, zu der sie hinstrebte, sie angeweht habe . . . und sie erschrak vor dieser Rohheit und Finsterniß. — Welchem Moloch wollte sie sich zum Opfer bringen?

Und doch — nein! Es kann nicht sein? Das war zufällig und wird gleich vorübergehen. Es war nur ein momentaner Eindruck, der nur deshalb von so großer Wirkung auf sie gewesen, weil er so unerwartet kam. — Sie stand auf, trat an den Divan, auf welchem Neshdanow lag, trocknete mit ihrem Tuch seine auch im Schlaf qualvoll gerunzelte Stirn, strich sein Haar zurück. . .

Sie fühlte von Neuem Mitleid mit ihm; so bemitleidet eine Mutter ihr krankes Kind. — Es war ihr jedoch etwas peinlich ihn anzusehen — sie ging daher in ihr Zimmer, ließ die Thür aber offen.

Sie nahm keine Arbeit zur Hand, setzte sich wieder, und begann von Neuem zu sinnen. Sie fühlte, wie die Zeit dahin schwand, wie eine Minute nach der anderen verstrich, und es war ihr sogar angenehm dies zu empfinden — das Herz pochte — und wieder begann sie zu warten.

Wo nur Ssolomin bleibt?

Leise knarrte die Thür — und Tatjana trat in's Zimmer.

— Was wünschen Sie? — fragte Marianne fast ärgerlich.

— Marianne Wikentjewna, — begann Tatjana mit halblauter Stimme. — Hören Sie, was ich Ihnen sagen wollte: Sie müssen sich nicht betrüben! Das kommt ja vor im menschlichen Leben; — und Gott sei Dank, daß — Ich bin nicht im Geringsten betrübt, Tatjana Ossipowna, — unterbrach sie Marianne, — Alexei Dmitritsch ist nicht ganz wohl. Was ist denn dabei!

— Nun, dann ist ja Alles gut! Denn ich sitze und denke: warum kommt meine Marianne Wikentjewna nicht? Was ist ihr geschehen? — Ich würde aber doch nicht zu Ihnen gekommen sein, denn hier ist die Hauptregel: Nicht rühren daran! — Aber da ist hier auf der Fabrik

Jemand erschienen — was weiß ich, wer es ist: Ein kleines, lahmes Männlein: ich solle gehen und ihm Alexei Dmitritsch schaffen! — Und wie wunderbare am Morgen fragt dies Weiblein da nach ihm . . . jetzt aber dies lahme Männlein. — Wenn aber, sagt er, Alexei Dmitritsch nicht da sei, so soll ich ihm Wassili Fedotitsch schaffen! — Sonst gehe ich nicht fort von hier, denn, sagt er, es ist eine sehr wichtige Sache. Wir versuchten ihn fortzujagen, wie jenes Weibchen. — Wassili Fedotitsch ist nicht da; . . . jener Lahme sagt aber: ich bleibe hier und werde warten bis zur Nacht. . . . So spaziert er denn auf dem Hof. Kommen Sie hierher, in den Korridor; Sie können ihn aus dem Fenster sehen . . . wissen Sie nicht, was das für ein Herrchen ist?

Marianne folgte Tatjana — sie mußte an Neshdanow Vorübergehen — es fiel ihr wieder die krankhaft gerunzelte Stirn auf und sie fuhr wieder mit dem Tuch über dieselbe. — Durch das verstaubte Fenster erblickte sie den Herrn, von dem Tatjana gesprochen Sie kannte ihn nicht. — In diesem Augenblicke aber bog Ssolomin um die Ecke des Hauses.

Das kleine lahme Männlein ging rasch auf ihn zu und reichte ihm die Hand. — Ssolomin ergriff dieselbe. Er kannte also offenbar diesen Menschen Beide verschwanden.

Jetzt hörte man bereits ihre Schritte auf der Treppe Sie kommen hierher . . .

Marianne kehrte in ihr Zimmer zurück — und blieb in der Mitte desselben, heftig athmend, stehen. — Sie fürchtete . . . was? Sie wußte es selbst nicht.

In der Thür zeigte sich Ssolomin's Kopf.

— Marianne Wikentjewna, erlauben Sie bei Ihnen einzutreten. Ich habe hier Jemanden mitgebracht, den Sie durchaus sehen müssen.

Marianne nickte nur bejahend mit dem Kopf, und hinter ihm erschien auch sogleich — Paklin.

Dreiunddreißigstes Capitel.

— Ich bin ein Freund Ihres Herrn Gemahls, — sagte Paklin, sich tief vor Mariannen verbeugend, als ob er sein durch Aufregung und Schreck entstelltes Gesicht vor ihr verbergen wollte; — ich bin auch ein Freund von Wassili Fedotitsch. Alexei Dmitritsch schläft, er ist unwohl, wie ich gehört habe; ich bringe Ihnen aber leider schlimme Nachrichten, die ich zum Theil bereits Wassili Fedotitsch mitgetheilt habe — in Folge deren einige nothwendige Maßregeln ergriffen werden müssen.

Paklin blieb beständig stecken, weil ihm die Stimme versagte, wie einem verdurstenden Menschen. Die Nachrichten, die er brachte, waren in der That sehr schlimm. Die Bauern hätten Markelow ergriffen und in die Stadt gebracht. Der dumme Tölpel von Commis habe Goluschkin verrathen und dieser sei arretirt worden. Goluschkin seinerseits sei aber im Begriff, Alle und Alles zu verrathen, wolle zur griechischen Kirche übergehen, bringe dem Gymnasium ein Porträt des Metropoliten Philaret dar und habe bereits fünftausend Rubel zur Vertheilung an die »invaliden Krieger« gespendet. Es unterliege keinem Zweifel, daß er Neshdanow verrathen habe; die Polizei könne jeden Augenblick auf die Fabrik kommen. Auch Ssolomin sei in Gefahr. — Was mich betrifft, — fügte Paklin hinzu, — so wundere ich mich, daß ich noch frei umhergehe, obgleich ich mich nie mit Politik abgegeben und auch an keinen Plänen theilgenommen habe! — Ich habe die Vergeßlichkeit oder Fahrlässigkeit der Polizei benutzt, um Sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen und mit Ihnen zu berathen, welche Mittel man ergreifen muß . . . um allen Unannehmlichteiten aus dem Wege zu gehen.

Marianne hörte Paklin an bis zu Ende. Sie hatte sich nicht erschreckt — sie war sogar ruhig geblieben . . . Aber es ist wahr, man muß doch etwas unternehmen! — Ihre erste Regung war auf Ssolomin zu blicken.

Er war gleichfalls ruhig, aber seine Lippen zuckten kaum merklich es war das nicht sein gewöhnliches Lächeln.

Ssolomin begriff Mariannens Blick; sie wartete darauf, was er sagen würde, um darnach zu handeln.

— Es ist in der That eine kitzliche Sache, — begann er. — Es wäre, meiner Ansicht nach, nicht schlecht, wenn sich Neshdanow auf einige Zeit verbergen würde. — Wie haben Sie es erfahren, Herr Warum daß Neshdanow hier ist?

Paklin schlug mit der Hand in die Luft.

— Ein Individuum hat mir's gesagt. Dieses Individuum hatte ihn gesehen, als er in der Umgegend predigend umherging. — Nun, und da ist es ihm denn auch auf die Spur gekommen, wenn auch nicht in schlechter Absicht. — Es ist einer von denjenigen, bei welchen unsere Bestrebungen Anklang finden. — Entschuldigen Sie, — setzte er, sich zu Marianne wendend hinzu, — aber unser Freund Neshdanow war wirklich sehr . . . sehr unvorsichtig.

— Es führt jetzt zu nichts, ihm deswegen Vorwürfe zu machen, — begann wieder Ssolomin. — Schade, daß man sich nicht mit ihm berathen kann; morgen wird er jedoch wieder gesund sein — die Polizei ist aber nicht so rasch, wie Sie voraussetzen. Auch Sie, Marianne, werden sich mit ihm entfernen müssen.

— Gewiß, — antwortete Marianne dumpf, aber fest.

— Ja! — sagte Ssolomin. — Man wird die Sache überdenken müssen, um zu wissen, wie und was man thut.

— Erlauben Sie mir Ihnen eine Idee vorzulegen, — begann Paklin, eine Idee, die mir auf dem Wege hierher durch den Sinn fuhr. Ich muß bemerken, daß ich den Fuhrmann schon eine Werst vor der Fabrik abgelassen habe.

— Was ist das für eine Idee? — fragte Ssolomin.

— Geben Sie mir sogleich Pferde . . . und ich sage zu Ssipjagin's.

— Zu Ssipjagin's! — wiederholte Marianne.

— Wozu? — Das werden Sie sehen.

— Kennen Sie ihn denn?

— Nicht im Geringsten! Aber hören Sie! Denken Sie über meine Idee ordentlich nach. Sie scheint mir geradezu genial. — Markelow ist Ssipjagin's Schwager, der Bruder seiner Frau. Nicht wahr? Wird dieser Herr denn wirklich nichts thun wollen, um ihn zu retten? Und dann — Neshdanow selbst! — Gesetzt auch, daß Ssipjagin über ihn erbittert ist. . . So ist Neshdanow doch immer ein Verwandter von ihm, da er Sie geheirathet hat. Und die Gefahr, die über dem Haupte unseres Freundes schwebt. . .

— Ich bin nicht verheirathet, — bemerkte Marianne.

Paklin fuhr zusammen.

— Wie! Es ist Ihnen trotz der langen Zeit noch nicht möglich gewesen sich trauen zu lassen? — Nun, das thut nichts, — fuhr er fort, — es ist ja auch eine Lüge erlaubt. Es ist ja gleich: Sie werden sich jetzt trauen lassen. — Etwas Anderes auszuhecken ist ja wirklich uns möglich! — Beachten Sie den Umstand, daß Ssipjagin sich bis jetzt noch nicht hat entschließen können, Sie zu verfolgen. Es liegt also eine gewisse . . . Großmuth in seinem Charakter. — Ich sehe, dieser Ausdruck gefällt Ihnen nicht; sagen wir also: ein gewisser Hochmuth. Warum sollen wir uns Dieses in dem gegenwärtigen Falle nicht zu Nutzen machen? Bedenken Sie doch!

»Marianne hob den Kopf und fuhr mit der Hand über das Haar.

— Sie können sich Alles zu Nutze machen, was Sie wollen, Herr Paklin, für Markelow . . . oder für sich selbst, wir aber, Alexei und ich, wir wünschen für uns weder Herrn Ssipjagin's Schutz noch dessen Fürbitte. Wir haben sein Haus nicht verlassen, um jetzt als Bittsteller an seine Thür zu klopfen. Weder die Großmuth noch der Hochmuth Herrn Ssipjagins oder seiner Frau gehen uns im Geringsten etwas an.

— Das sind — höchst lobenswerthe Gefühle, — antwortete Paklin, — (dachte aber bei sich: »wie sie mich mit kaltem Wasser übergossen hat«) — obgleich andererseits, wenn man bedenkt. . . Ich bin übrigens bereit mich zu fügen. . . Ich werde nur für Markelow sprechen, für unseren guten Markelow! — Ich bemerke nur, daß er ihm nicht blutsverwandt ist, sondern nur durch seine Frau, — während Sie . . .

— Herr Paklin, ich bitte Sie.

— Gut. . . gut! — Doch kann ich nicht umhin mein .

« Bedauern zu äußern, denn Herr Ssipjagin ist ein einflußreicher Mann! . . .

— Und für sich selbst fürchten Sie nicht? — fragte Ssolomin.

Paklin warf sich in die Brust.

— In einem solchen Moment darf man niemals an sich denken! versetzte er stolz. — Und doch hatte er gerade an sich gedacht. Er hoffte (der Arme, der Schwächliche!) unbehelligt durchzuschlüpfen, da Ssipjagin aus Dankbarkeit für den ihm erwiesenen Dienst, für ihn Paklin, wenn es nöthig sein sollte, ein gutes Wort einlegen könnte. — Denn auch er war, — was man auch reden mag, — in die Sache

verwickelt, er wußte darum . . . und hatte sogar selbst in derselben Weise geschwatzt, wie die Uebrigen.

— Ich finde, daß Ihre Idee nicht schlecht ist, — sagte endlich Ssolomin — wenn ich auch nicht des Glaubens bin, daß Sie etwas ausrichten werden. Man kann es jedenfalls versuchen. Verderben können Sie ja nichts dabei.

— Natürlich. — Nun — nehmen wir das Schlimmste an: man sagt mich über Hals und Kopf davon. . . Das ist noch kein Unglück!

— Natürlich ist es kein Unglück. . . (»Merci!« dachte Paklin, — Ssolomin aber fuhr fort): — Wie viel Uhr ist es? — Bald fünf. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Die Pferde werden gleich bereit sein. — Paul!

Statt Paul erschien aber Neshdanow auf der Schwelle der Thür. Schwankend hielt er sich mit der einen Hand an dem Thürrahmen und ließ, machtlos die Lippen öffnend, den getrübten Blick über die Anwesenden schweifen. Er schien nichts zu begreifen.

Paklin trat zuerst an ihn heran.

— Alex! — rief er; — erkennst Du mich nicht?

Neshdanow sah ihn langsam blinzelnd an.

— Paklin! — brachte er endlich heraus.

— Ja, ja; ich bin es. Bist Du krank!

— Ja . . . ich bin unwohl. Aber weshalb bist Du hier?

— Deshalb, weil. . . In diesem Augenblick berührte ihn Marianne sanft am Ellenbogen. Er wandte sich um — und sah, daß sie ihm Zeichen machte. . . Ach ja! — sagte er leise. — Ja . . . wirklich! Siehst Du, Alex, — setzte er laut hinzu, — ich bin in einer sehr wichtigen Angelegenheit hierher gekommen — und fahre gleich wieder fort. . . Ssolomin wird Dir Alles erzählen, und auch Marianne . . . Marianne Wikentjewna. — Beide billigen das, was ich zu unternehmen gedenke. — Es ist eine Sache, die uns Alle betrifft; — doch nein, nein, — verbesserte er sich, — als Antwort auf Mariannen's Blicke und Bewegungen . . . — Es betrifft nur Markelow, unsern gemeinschaftlichen Freund Markelow — ihn ganz allein. Jetzt aber leb' wohl! Jeder Augenblick ist kostbar, — leb' wohl, Freund. . . Wir sehen uns noch. — Wassili Fedotitsch, werden Sie mit mir gehen, um die Pferde zu bestellen?

— Gut. — Marianne, ich wollte Ihnen sagen: seien Sie tapfer! Es ist aber nicht nöthig. — Sie sind — Eine von echtem Schrot und Korn!

— O ja, o ja! — rief Paklin. — Sie sind eine Römerin aus den Zeiten Cato's! Des Cato Uticensis! Kommen Sie aber, Wassili Fedotitsch, kommen Sie!

— Es hat ja keine solche Eile, — versetzte Ssolomin träge lächelnd. Neshdanow trat ein wenig zur Seite, um die Beiden an sich vorbeizulassen. . . Aus seinen Blicken sprach noch immer derselbe Mangel an Verständniß. Dann machte er ein paar Schritte — und ließ sich langsam Mariannen gerade gegenüber, auf einen Stuhl nieder:

Alexei, — sagte sie zu ihm, — es ist Alles entdeckt; Markelow ist von den Bauern, die er aufzuwiegeln versucht hat, ergriffen worden, und sitzt als Arrestant in der Stadt; ebenso jener Kaufmann, bei dem Du gespeist hast; wahrscheinlich wird die Polizei bald kommen, um auch uns zu holen. — Paklin aber hat sich zu Ssipjagin begeben.

— Wozu? — flüsterte Neshdanow kaum hörbar. Doch wurden seine Augen wieder klar — das Gesicht nahm den gewöhnlichen Ausdruck wieder an. Der Rausch verflog im Moment.

— Um zu sehen, oder nicht Beistand leisten wird.

Neshdanow richtete sich auf. . . — Wem? Uns?

— Nein; Markelow. Er wollte Ssipjagin's Schuß auch für uns erbitten . . . ich habe es aber nicht gestattet! Habe ich recht gethan, Alexei?

— Ob Du recht gethan! — sagte Neshdanow und streckte ihr, ohne sich vom Stuhl zu erheben, die Hände entgegen. — Ob Du recht gethan! — wiederholte er, indem er sie an sich zog, sein Antlitz an ihre Brust drückte, und in Thränen ausbrach.

— Was ist Dir? Was ist Dir! — rief Marianne. Wie damals als er mit beklemmtem Herzen im Drange einer plötzlichen leidenschaftlichen Aufwallung vor ihr in die Kniee gesunken war, so legte sie auch setzt beide Hände auf sein bebendes Haupt. — Was sie *jetzt* aber fühlte — war nicht mehr dasselbe wie damals. — Damals hatte sie sich ihm ganz hingegeben — hatte sich ihm untergeordnet — und nur darauf gelauscht, was er ihr sagen würde.

— Jetzt bemitleidete sie ihn — und dachte nur daran, wie sie ihn beruhigen könne.

— Was ist Dir! — wiederholte sie. — Warum weinst Du? Doch nicht, weil Du in einem . . . etwas seltsamen Zustande nach Hause gekommen bist? Das kann es nicht sein! — Oder thut Dir Markelow leid — und fürchtest Du für mich, für Dich selbst? Oder sind es unsere Hoffnungen, die Du betrauerst? Du hast ja doch nicht erwarten können, daß Alles glatt abgehen werde.

Neshdanow hob plötzlich den Kopf.

— Nein, Marianne, sagte er und hörte auf zu schluchzen, — ich fürchte weder für Dich, noch für mich. . . Aber leid . . . ist es mir wirklich. . .

— Um wen?

— Um Dich, Marianne! Es schmerzt mich, daß Du Dein Leben an einen Menschen gekettet hast, der Dein nicht werth ist!

— Weshalb denn?

— Wenn auch nur deshalb, weil dieser Mensch in einem solchen Augenblick zu weinen im Stande ist!

— Du selbst weinst ja nicht; es weinen ja nur Deine Nerven.

— Meine Nerven und ich — das ist dasselbe! — Nein, höre, Marianne, sieh' mir in die Augen: kannst Du mir auch jetzt noch wirklich sagen, daß Du nicht bereust . . .

— Was?

— Mit mir gegangen zu sein?

— Nein!

— Und Du wirst mir folgen? Wohin ich auch gehe?

— Ja?

— Ja. Marianne . . .ja?

— Ja. Ich habe Dir meine Hand gegeben, und so lange Du Der bleibst, den ich lieb gewonnen — werde ich sie nicht zurückziehen.

Neshdanow saß noch immer auf dem Stuhle; Marianne stand vor ihm. Er hatte, seine Hände um ihre Taille geschlungen; die ihrigen lagen auf seiner Schulter.

— »Ja;« »nein« — dachte Neshdanow »wenn es früher geschah, daß ich sie in meinen Armen hielt — so, wie jetzt — blieb sie wenigstens ruhig; jetzt aber, ich fühle es — weicht sie ganz langsam — gegen ihren Willen vielleicht — weicht ihr Körper vor mir zurück!

Er ließ die Hände sinken . . . Und in der That: Marianne wich kaum merklich zurück.

— Das ist's! — sagte er laut. — Wenn wir nun ein Mal fliehen müssen . . . bevor die Polizei uns überrascht . . . so wäre es nicht schlecht, dünkt mich, wenn wir uns zuerst trauen ließen. An einem anderen Orte finden wir am Ende keinen gefügigen Priester Sossima!

— Ich bin bereit, — versetzte Marianne.

Neshdanow schaute sie aufmerksam an.

— Römerin! — sagte er mit einem Anfluge von häßlichem Lächeln. — Das Gefühl der Pflicht!

Marianne guckte die Achseln.

— Man muß es Ssolomin sagen.

— Ja Ssolomin . . . — wiederholte Neshdanow gedehnt. — Aber auch ihm droht Gefahr. Die Polizei wird auch ihn festnehmen. Es scheint mir, daß er sich auch betheiligt und noch mehr gewußt hat, als ich.

— Das ist mir unbekannt, — antwortete Marianne. — Er spricht nie von sich.

— »Nicht so wie ich!« — dachte Neshdanow. — »Das ist's, was sie sagen wollte« — Ssolomin . . . Ssolomin! — fuhr er nach einer langen Pause fort. — Siehst Du, Marianne, ich würde nicht um Dich klagen, wenn der Mensch, an welchen Dein Leben für immer geknüpft ist, so wäre, wie Ssolomin . . . oder gar Ssolomin selbst.

- Auch Marianne sah jetzt Neshdanow aufmerksam an.

— Du hattest kein Recht mir das zu sagen, — versetzte sie endlich.

— Ich hatte kein Recht! — Wie soll ich diese Worte verstehen? Soll es heißen, daß Du mich liebst — oder daß ich diese Frage überhaupt nicht berühren durfte?

— Du hattest kein Recht dazu, — wiederholte Marianne.

Neshdanow ließ den Kopf sinken.

— Marianne! — rief er mit etwas veränderter Stimme.

— Was?

— Wenn ich jetzt . . . wenn ich jene Frage an Dich richten sollte, Du weißt! . . . Nein, ich will Dich nichts fragen . . . leb' wohl!

Er stand auf und begab sich in sein Zimmer; Marianne hielt ihn nicht zurück. Neshdanow setzte sich auf den Divan und bedeckte sein Antlitz mit den Händen. Er fürchtete sich vor den eigenen Gedanken

und bemühte sich, nicht zu denken. — Er hatte das Gefühl, als ob eine dunkle, unterirdische Hand ihn an der Wurzel seines Daseins gefaßt habe — und nicht mehr von ihm lassen werde. Er wußte, daß jenes gute, theure Wesen, welches im Nebenzimmer geblieben, nicht zu ihm herauskommen werde; selbst aber hinein zu gehen, hatte er nicht den Muth. Und wozu auch? Was hatte er ihr zu sagen's

Rasche, feste Schritte veranlaßten ihn, die Augen zu öffnen. Ssolomin schritt übers Zimmer und ging, nachdem er an Mariannen's Fenster geklopft, zu ihr hinein.

— Ehre, dem Ehre gebühret! — flüsterte bitter lächelnd Neshdanow.

Vierunddreißigstes Capitel.

Es war bereits zehn Uhr Abends und Ssipjagin, seine Gemahlin und Kallomeyzew spielten im Gastzimmer des Gutes Arshanoje Karten, als der eintretende Diener die Ankunft eines unbekannten Herrn, eines gewissen Paklin - meldete, der Boris Andreitsch in einer höchst dringenden und wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

— So spät! — rief verwundert Valentine Michailowna.

— Wie? — fragte Ssipjagin — und rümpfte seine feine Nase.

— Wie nanntest Du den Herrn?

— Paklin — sagte der Herr.

— Paklin! — rief Kallomeyzew. — So recht ein bäuerlicher Name. — Paklin . . . Ssolomin . . . *De vrais ruraux, hein*?[7]

— Und Du sagst, — fuhr Ssipjagin mit gerümpfter Nase, zum Diener gewandt, fort, — daß es eine wichtige, dringende Angelegenheit ist?

— So meinte der Herr.

— Hm . . . Irgend ein Bettler oder Intriguant.

(»Vielleicht auch Beides,« sprach Kallomeyzew dazwischen.) — Es kann sehr leicht möglich sein. Bitt' ihn in mein Kabinet. — Ssipjagin erhob sich. — *Pardon ma bonne.* — Spielt unterdessen Ecarté. — Oder wartet auf mich . . . ich komme bald zurück.

— *Nous causerons . . . allez*! — rief Kallomeyzew.

Als Ssipjagin in sein Kabinet trat und die klägliche, schwächliche, kleine Figur Paklin's erblickte, der sich zwischen Kamin und Thür demüthig an die Wand gedrückt hatte, bemächtigte sich seiner jenes echt ministerielle Gefühl hochmüthigen Mitleids und ekelvoller Herablassung, welches den Petersburger Würdenträgern so eigenthümlich ist. — »Gott! was für ein unglücklicher Zwerg!« — dachte er, — »und scheint gar zu hinten!«

— Setzen Sie sich! — sagte er laut, indem er die wohlwollendsten Bariton-Klänge seiner Stimme ertönen ließ, anmuthig den zurückgeworfenen Kopf bewegte — und sich vor dem Gaste setzte. — Sie sind ermüdet vom Wege, setzen Sie sich und erklären Sie, was es für eine wichtige Angelegenheit ist, die Sie so spät zu mir führt.

— Ich habe mir, Ew. Excellenz, erlaubt, — begann Paklin, sich vorsichtig in einen Lehnstuhl setzend, — zu Ihnen zu kommen . . .

— Warten Sie, warten Sie, — unterbrach ihn Ssipjagin. — Ich sehe Sie nicht zum ersten Mal. Ich vergesse nie ein Gesicht, das mir ein Mal begegnet ist; nichts entfällt meinem Gedächtniß. — Aber . . . aber . . . aber . . . Wo habe ich Sie denn eigentlich gesehen?

Sie irren sich durchaus nicht, Ew. Excellenz. — Ich habe die Ehre gehabt, in Petersburg mit Ihnen zusammenzutreffen bei einem Manne, der der seitdem . . . leider . . . Ihren Unwillen auf sich gezogen hat . . .

Ssipjagin schnellte vom Lehnstuhl empor.

— Bei Herrn Neshdanow! Ich erinnere mich jetzt. — Kommen Sie nicht gar von ihm?

— Nein, Ew. Excellenz, im Gegentheil . . . ich . . .

Ssipjagin setzte sich wieder.

— Und Sie thun gut daran. Denn sonst hätte ich Sie gebeten, sich sofort zu entfernen. Ich kann keinen Vermittler zwischen mir und Herrn Neshdanow anerkennen. Herr Neshdanow hat mir eine der Beleidigungen angethan, die man nie vergißt . . . Ich bin über die Rache erhaben; aber ich will weder von ihm etwas wissen, noch von jenem Mädchen, — dessen Vernunft übrigens mehr entartet ist, als das Herz (diese Phrase wiederholte Ssipjagin nach der Flucht Mariannens wohl« zum dreißigsten Mal), — welches sich hat entschließen können, das Haus zu verlassen, in welchem sie gehegt und gepflegt worden ist, um die Geliebte eines heimathslosen Herumtreibers zu werden!

— Es mag ihnen genügen, daß ich sie vergesse! Bei dem letzten Worte machte Ssipjagin eine Bewegung mit der Hand von unten nach oben, von sich fort.

— Ich vergesse sie, mein Herr!

— Ew. Excellenz, ich habe Ihnen bereits gemeldet, daß ich nicht in ihrem Namen zu Ihnen gekommen bin; — obgleich ich Ew. Excellenz doch unter Anderem mittheilen kann, daß sie bereits durch das Sakrament der heiligen Ehe verbunden sind . . . (»Ah: es ist gleich!« — dachte Paklin, — »ich habe gesagt, daß ich lügen werde da habe ich ihm denn auch etwas vorgelogen. Was ist dabei!«)

Ssipjagin ließ den Nacken an der Lehne des Stuhls nach rechts und links gleiten.

— Das interessirt mich nicht im Geringsten, mein Herr. Ein thörichtes Ehebündniß mehr in der Welt — das ist Alles. — Was ist es denn endlich für eine höchst dringende Angelegenheit, der ich das Vergnügen Ihres Besuches verdanke!

»Ah! verdammter Departements-Direktor!« — dachte Paklin wieder. — »Genug der Schönthuerei, englische Fratze!«

— Der Bruder Ihrer Frau Gemahlin — sagte er laut — Herr Markelow, — ist von den Bauern, welche er aufzuwiegeln versuchte, ergriffen worden — und sitzt im Arrest im Hause des Gouverneurs.

Ssipjagin sprang zum zweiten Mal auf.

— Was was haben Sie gesagt? — stammelte er mit nichts weniger als ministeriellem Bariton, sondern in ganz miserablen Gurgellauten.

— Ich sagte, daß Ihr Schwager arretirt ist und an der Kette sitzt. Sowie ich es erfuhr, nahm ich Pferde und eilte zu Ihnen, Sie davon zu benachrichtigen. Ich dachte gewissermaßen Ihnen sowohl, als auch dem Unglücklichen, den Sie retten können, einen Dienst zu erweisen.

— Ich bin Ihnen sehr verbunden — versetzte Ssipjagin noch immer mit derselben schwachen Stimme und mit der Handfläche schwungvoll auf eine Tischglocke in Form eines Pilzes schlagend, erfüllte er das ganze Haus mit dem metallischen, stählernen Klange der Glocke. Ich bin Ihnen sehr verbunden; — wiederholte er schon in schärferem Tone, — wissen Sie aber: ein Mensch; der sich entschlossen hat, alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen zu zu treten, — ist in meinen Augen — mag er mir hundert Mal verwandt sein — kein Unglücklicher; er ist — ein Verbrecher!

Ein Diener stürzte in’s Zimmer.

— Sie befehlen?

— Den Wagen! Sofort den Wagen mit vier Pferden! Ich fahre zur Stadt.

Philipp und Stephan begleiten mich! — Der Diener sprang hinaus.

— Ja, mein Herr, mein Schwager ist ein Verbrecher; und ich fahre nicht zur Stadt, um ihn zu retten! — O nein!

— Aber Ew. Excellenz . . .

— Das sind meine Prinzipien, mein Herr, und ich bitte Sie, mich nicht durch Widerspruch zu belästigen!

Ssipjagin begann in seinem Kabinet auf und ab zu gehen; Paklin riß die Augen auf. — »Pfui Teufel!« dachte er, — »sagte man nicht von

Dir, daß Du ein Liberaler seists! Du bist ja ein brüllender Löwe!«

Die Thür öffnete sich — und eiligen Schritts traten zuerst Valentine Michailowna und dann Kallomeyzew in's Kabinet.

— Was hat das zu bedeuten, Boris? Du hast den Wagen anspannen lassen? Du fährst zur Stadt? Was ist geschehen?

Ssipjagin ging auf seine Frau zu und ergriff sie am rechten Arm zwischen Ellenbogen und Handwurzel. — *Il faut vous armer de courago, ma chère.* — Ihr Bruder ist arretirt worden.

— Mein Bruder? Ssergei? wofür?

— Er hat den Bauern sozialistische Ideen gepredigt! — (Kallomeyzew schrie leise auf.) — Ja! Er hat ihnen die Revolution gepredigt, hat Propaganda getrieben! Sie haben ihn ergriffen und ausgeliefert. — Jetzt sitzt er in der Stadt.

— Der Sinnlose! Aber wer hat es erzählt?

— Da, Herr . . . Herr . . . wie heißt er doch? . . . Herr Konopatin hat uns diese Nachricht gebracht.

Valentine Michailowna blickte auf Paklin. Dieser verbeugte sich niedergeschlagen — (»Ah! welch ein stattliches Weib!« — dachte er. — Ach, wie empfänglich war Paklin sogar in solch schweren Augenblicken für die Reize weiblicher Schönheit!)

— Und Du willst in die Stadt fahren, so spät?

— Der Gouverneur wird noch auf sein.

— Ich habe immer prophezeit, daß es so kommen werde, — mischte Kallomeyzew in's Gespräch. — Dies konnte ja nicht anders sein. — Aber was für herrliche Kerle unsere russischen Bauern sind! — Eine wahre Pracht!

— *Pardon, madame, c'est votre frère! Mais la varité avant tout.*

— Willst Du denn wirklich fahren, Borja? — fragte Frau Ssipjagin.

— Ich bin überzeugt, — fuhr Kallomeyzew fort, — daß auch jener *Lehrer*, Herr Neshdanow, hierbei die Hand im Spiele hat. — *J'en mettrais ma main au feu.* — Das ist Alles eine Bande! Hat man ihn noch nicht ergriffen? Wissen Sie es nicht?

Ssipjagin bewegte wieder das Handgelenk von unten nach oben.

— Ich weiß es nicht — und will es auch nicht wissen! — *A propos*, — setzte er, sich zu seiner Frau wendend, hinzu — *il parait qu'ils sont mariés.*

— Wer hat das gesagt? Immer derselbe Herr? — Frau Ssipjagin blickte wieder auf Paklin, dieses Mal jedoch mit zusammengekniffenen Augen.

— Ja; derselbe.

— In diesem Fall, — warf Kallomeyzew ein, — muß er durchaus wissen, wo sie sich befinden. — Sie wissen, wo sie sind? Wissen Sie, wo sie sind? He? he? he? Wissen Sie? — Kallomeyzew sprang vor Paklin hin und her, als ob er ihm den Weg versperren wollte, obgleich Jener nicht einmal den Versuch machte, zu entfliehen.

— So sprechen Sie doch! Antworten Sie! Hei he? Wissen Sie's Wissen Sie's!

— Wenn ich es auch wissen sollte, — versetzte Paklin ärgerlich, — die Galle begann sich endlich in ihm zu regen und seine kleinen Augen singen an zu glänzen, — wenn ich es auch wissen sollte, Ihnen würde ich's gewiß nicht sagen!

— O . . . o o stammelte Kallomeyzew . . . Haben Sie gehört? . . . Haben Sie gehört? — Dieser — der muß wohl auch zu derselben Bande gehören!

— Der Wagen ist angespannt! — meldete kreischend der eintretende Diener.

Ssipjagin ergriff seinen Hut mit einer kecken, anmuthigen Armbewegung; aber Valentine drang so sehr in ihn, bis zum andern Morgen zu bleiben, brachte so gewichtige Einwände vor: es wäre Nacht, und in der Stadt würden Alle schlafen, und er würde sich nur erkälten und seine Nerven aufregen, daß Ssipjagin ihr endlich beistimmte und ausrief: — Ich gehorche! — und mit derselben anmuthigen, doch nicht mehr kecken Armbewegung den Hut wieder auf den Tisch setzte.

— Den Wagen abspannen! — befahl er dem Diener, — daß er aber morgen früh Punkt sechs Uhr wieder angespannt ist! — Hörst Du? — Kannst gehen! — Doch Halt! — Die Equipage des Herrn . . . des Herrn Gastes zurückschicken! Den Fuhrmann bezahlen! — Ha? Sie scheinen etwas sagen zu wollen, Herr Konopatin? — Ich nehme Sie morgen mit, Herr Konopatin! — Was sagen Sie? Ich höre nicht . . . Sie trinken doch Schnaps? — Bringe Schnaps für Herrn Konopatin! — Nein! Sie trinken nicht? — In diesem Falle Fedor! . . . Führe den Herrn in das grüne Zimmer! — Gute Nacht, Herr Kono . . .

Paklin riß endlich die Geduld.

— Paklin! — schrie er. — Ich heiße Paklin!

— Ja . . . ja; nun, das bleibt sich ja gleich. — Es ist ja so ähnlich![8] Was Sie aber für eine starke Stimme haben trotz ihrer schwächlichen Körperbeschaffenheit! — Bis morgen, Herr Paklin. . . Jetzt habe ich doch richtig gesagt? — *Siméon, vous viendrez avec nous?*

— *Je crois bien!*

Man führte Paklin in das grüne Zimmer und schloß ihn sogar ein. Als er sich niederlegte, hörte er wie der Schlüssel in dem klangvollen englischen Schlosse umgedreht wurde. — Er schalt sich selbst tüchtig aus wegen seiner »genialen« Idee — und schlief sehr schlecht.

Am andern Morgen wurde Paklin schon um halb sechs Uhr geweckt. Man brachte ihm Kaffee; während er trank, stand der Diener in Livrée mit Achselbändern an der Thür, mit einem Theebrett in der Hand, seine Stellung fortwährend verändernd, als wollte er sagen: — »Beeile Dich, die Herrschaft wartet. — Darauf führte man ihn nach unten. Der Wagen stand bereits vor der Thür. Neben demselben hielt auch Kallomeyzew's Kalesche. Ssipjagin erschien in einem Camlot-Mantel mit rundem Kragen auf dem Flur. Solche Mäntel pflegte schon längst Niemand mehr zu tragen, mit Ausnahme eines sehr hohen Würdenträgers, den Ssipjagin nachzuahmen, bei dem er sich auch einzuschmeicheln bestrebt war. Bei hochwichtigen offiziellen Gelegenheiten legte er daher auch jederzeit einen solchen Mantel um.

Ssipjagin begrüßte Paklin ziemlich freundlich . . . forderte ihn jedoch mit einer energischen Armbewegung auf, in den Wagen zu steigen. — Herr Paklin, Sie fahren mit mir, Herr Paklin! Legt den Reisesack des Herrn Paklin auf den Bock! Ich nehme Herrn Paklin in den Wagen! — bemerkte er, die erste Silbe, das A seines Namens mit besonderem Nachdruck betonend, als wollte er sagen: »Einen solchen Namen tragen und sich noch beleidigt fühlen! — Da hast Du's! Iß und erstick daran. — Herr Paklin! Paklin!! — ertönte laut der unglückselige Name in der frischen Morgenluft. Sie war so frisch, daß sie den, hinter Ssipjagin auf den Flur tretenden Kallomeyzew veranlaßte, ein paar Mal auf französisch: Brrr! Brrr! Brrr! hervorzustoßen und sich, während er in die elegante Kalesche mit zurückgeschlagenem Verdeck stieg, fester in den Mantel zu wickeln. — (Sein armer Freund, der Fürst von Serbien, Michael Obrenowitsch, hatte sich auch eine solche Kalesche bei Binder gekauft, als er sie bei

ihm gesehen. . . »*Vous savez, Binder, le grand carrossier des Champs-Elysées*?« Hinter den halbgeöffneten Läden des Fensters im Schlafzimmer blickte Frau Ssipjagin heraus, ein Häubchen aus dem Kopf und in ein kleines Tuch gehüllt.

Ssipjagin setzte sich und warf ihr eine Kußhand zu.

— Sitzen Sie gut, Herr Paklin? — Vorwärts!

— *Je vous recommande mon frère! Épargnez-le!* ertönte die Stimme Valentinen's.

— Soyez tranquille! — rief Kallomeyzew, unter dem Schirm einer von ihm selbst erdachten Reisemütze mit einer Kokarde keck zu ihr aufblickend. . . *C'est surtout l'antre, qu'il faut pincer!* .

— Vorwärts! — wiederholte Ssipjagin. — Herr Paklin, friert es Sie nicht? — Vorwärts!

Die Equipagen setzten sich in Bewegung.

Während der ersten zehn Minuten saßen Ssipjagin und Paklin stumm nebeneinander. Der unglückselige kleine Ssila in seinem ärmlichen Paletot und seiner zerknitterten Mütze erschien auf dem dunkelblauen Fond des theuren Seidenstoffes, mit welchem das Innere des Wagens ausgeschlagen war, noch kläglicher als sonst. Schweigend betrachtete er die feinen himmelblauen Vorhänge, die bei der bloßen Berührung der Feder mit dem Finger rasch emporschnellten, die Fußdecke aus zartester weißer Schafswolle, den vorne angebrachten rothhölzernen Kasten mit einer Schreibunterlage, und selbst das kleine Bücherbrettchen. (Nicht daß Boris Andreitsch im Wagen zu arbeiten liebte, sondern er wünschte nur die Leute glauben zu machen, daß er in der That dies wie Thiers zu machen pflege). Paklin war eingeschüchtert. Ssipjagin hatte ihn über die glatt und glänzend rasirte Wange ein paar Mal angeblickt, und zog nun aus der Seitentasche seines Rockes langsam und würdevoll ein silbernes Cigarrenetui mit seinem Namenszug in gezierter slavischer Schrift, entnahm demselben eine Cigarre — und bot sie bot sie wirklich, sie leicht zwischen dem zweiten und dritten Finger der mit einem englischen Handschuh aus Hundsleder bekleideten Hand haltend, Paklin an!

— Ich rauche nicht, — murmelte Paklin.

— Ah! — antwortete Ssipjagin, und tauchte selbst die Cigarre an, die sich als vortreffliche Negalia erwies.

— Ich muß Ihnen sagen . . . lieber Herr Paklin, — begann er höflich, kreisförmige Rauchwölkchen in die Luft blasend, — daß ich . . . im Grunde . . . Ihnen sehr dankbar bin. . . Ich mag . . . Ihnen gestern . . . etwas heftig erschienen sein was sonst nicht in meinem Charakter liegt. — (Ssipjagin stieß die Worte absichtlich stoßweise hervor.) Ich kann es Ihnen versichern. Aber versetzen auch Sie sich, Herr Paklin, ich meine . . . Lage (Ssipjagin rollte die Cigarre von der einen Seite des Mundes zur andern). Die Stellung, welche ich einnehme, macht, daß ich so zu sagen mich vor aller Leuten Augen befinde; und nun kompromittirt . . . der Bruder meiner Frau sich selbst . . . und mich in so unglücklicher Weise! Wie? Herr Paklin! Sie denken vielleicht, daß das nichts zu sagen habe?

— Ich denke das nicht, Ew. Excellenz.

— Sie wissen nicht, wofür er denn eigentlich arretirt worden ist . . . und wo?

— Im Kreise S., wie ich gehört habe.

— Von wem haben Sie es gehört?

— Von . . . von einem Menschen. . .

— Natürlich von keinem Vogel. — Aber was ist das für ein Mensch?

— Von . . . von einem Gehilfen des Geschäftsführers der Gouverneurs-Kanzlei.

— Wie heißt er?

— Der Geschäftsführer?

— Nein! Der Gehilfe.

— Er er heißt Uljaschewitsch. Es ist ein sehr guter Beamter, Ew. Excellenz. Als ich von diesem Vorfall Kunde erhielt, eilte ich gleich zu Ihnen.

— Nun ja, nun ja! — Und ich wiederhole, daß ich Ihnen dafür sehr verbunden bin. — Aber welche Thorheit! Es ist doch eine Thorheit! Wie? Herr Paklin? he?

— Eine grenzenlose Thorheit! — rief Paklin, — und dabei fühlte er wie der heiße Schweiß ihm schlangenartig den Rücken herab rieselte. — Das heißt, — fuhr er fort, — den russischen Bauern gar nicht verstehen. Herr Markelow hat, so weit ich ihn kenne, ein gutes und edles Herz; den russischen Bauer aber hat er niemals verstanden (Paklin blickte auf Ssipjagin, der ihn, halb zu ihm gewandt, mit kalten, aber nicht feindseligen Blicken ansah). — Den russischen

Bauer kann man aber nicht anders in eine Verschwörung hineinziehen, als wenn man sich seine Ergebenheit gegen die höchste Macht, seine Anhänglichkeit an das Kaiserhaus zu Nutze macht. Man muß irgend eine Legende ersinnen — denken Sie an den falschen Demetrius — mit glühenden Münzen auf der Brust eingebrannte Zeichen zeigen. . .

— Ja, ja, wie Pugatschew, — unterbrach ihn Ssipjagin in einem Tone, als wollte er sagen: »Wir haben die Geschichte noch nicht vergessen brauchst nicht so umständlich zu schwatzen!« — und vertiefte sich mit dem wiederholten Ausruf: — Es ist eine Thorheit! eine Thorheit! — in den Anblick der von der brennenden Cigarre rasch aufsteigenden Rauchwölkchen.

— Ew. Excellenz! — faßte Paklin Muth zu bemerken — ich sagte Ihnen vorhin, daß ich nicht rauche aber das ist nicht wahr — ich rauche doch, und Ihre Cigarre duftet so herrlich . . .

— Wie! was? was sagten Sie? — fragte Ssipjagin, als fahre er aus dem Schlafe empor. — und reichte Paklin, bevor er ihm Zeit gelassen, das Gesagte zu wiederholen, die offene Cigarrendose — wodurch er unzweifelhaft bewies, daß er dessen Worte sehr gut gehört und nur der Wichtigkeit halber gefragt habe.

Paklin rauchte die Cigarre behutsam und dankbar an. »Jetzt ist vielleicht der geeignete Moment,« dachte er; Ssipjagin kam ihm jedoch zuvor.

— Sie sprachen, glaube ich, — warf er, sich selbst unterbrechend, nachlässig hin, indem er bald die Cigarre aufmerksam betrachtete, bald den Hut von dem Nacken in die Stirn rutschen ließ, — Sie sprachen von . . . von Ihrem Freunde, der eine . . . Verwandte von mir geheirathet hat. Sehen Sie sie zuweilen? — Haben sie, sich weit von hier niedergelassen?

(»Eh!« — dachte Paklin — »Ssila, sei auf der Hut!«)

— Ich habe sie überhaupt nur ein Mal gesehen, Ew. Excellenz! Sie wohnen in der That nicht sehr weit von hier.

— Sie begreifen natürlich — fuhr Ssipjagin in derselben Weise fort — daß ich mich, wie ich Ihnen bereits gesagt, in keiner Weise mehr ernstlich für sie interessiren kann — weder für jenes leichtsinnige Mädchen, noch für Ihren Freund. — Mein Gott! ich bin vorurtheilsfrei, aber — Sie werden zugeben, das übersteigt alle Grenzen! — Es ist

dumm, wissen Sie. Uebrigens — ich glaube, daß sie mehr die Politik aneinandergefesselt hat . . . (die Politik!,— wiederholte er achselzuckend) — als irgend ein, anderes Gefühl.

— Auch ich bin derselben Meinung, Ew. Excellenz!

— Ja, Herr Neshdanow ist durch und durch ein Rother. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen: er hat mit seinen Ansichten nie zurückgehalten.

— Neshdanow — wagte Paklin zu bemerken — hat sich vielleicht hinreißen lassen; aber sein Herz . . .

— Ist gut — fiel Ssipjagin ein — natürlich natürlich, wie bei Markelow. — Sie haben ja Alle gute Herzen. Er hat wohl auch an der Sache theilgenonnnen . . . und wird auch zur Verantwortung gezogen werden . . . Man wird sich auch noch für Den verwenden müssen! V

Paklin faltete die Hände über die Brust. — Ach ja, ja, Ew. Excellenz! — Gewähren Sie ihm Ihren Schutz! Wahrhaftig . . . er verdient . . . er verdient Ihre Theilnahme.

Ssipjagin räusperte sich.

— Sie meinen?

— Oder, wenn Sie es nicht für ihn thun wollen . . . so doch für Ihre Nichte, für seine Gemahlin! — (»Mein Gott! mein Gott! — dachte Paklin — »wie ich lüge!«)

Ssipjagin kniff die Augen zusammen.

— Sie sind, wie ich sehe, ein treu ergebener Freund. Das ist gut, das ist lobenswerth, junger Mensch. — Und sie leben also, wie Sie sagen, nicht weit von hier?

— Ja, Ew. Excellenz; auf einer großen . . . Anstalt . . . Paklin biß sich auf die Lippen. Ssipjagin schnalzte mit der Zunge.

— Ta, ta, ta, ta bei Ssolomin! Also dort! — Ich wußte es übrigens man hat es mir gesagt; man hat mir davon gesprochen . . . Ja. — (Herr Ssipjagin wußte es keineswegs und es hatte ihm auch Niemand davon gesprochen, aber des Besuchs von Ssolomin gedenkend, ihrer nächtlichen Unterredung, versuchte er diesen Paklin auf das Glatteis zu führen. . . Und dieser Paklin ging auch gleich in die Falle.)

— Wenn Sie das wissen — begann er und biß sich zum zweiten Male auf die Lippen. . . — Aber es war schon zu spät. . . Aus dem einen Blick, den Ssipjagin ihm zuwarf, ersah er, daß Jener mit ihm die ganze Zeit über gespielt hatte, wie die Katze mit der Maus.

— Uebrigens, Ew. Excellenz, — stammelte der Unglückliche, — muß ich Ihnen sagen, daß ich gar nichts weiß. . .

— Aber ich frage Sie ja gar nicht, ich bitte Sie! Was fällt Ihnen ein?! — Für wen halten Sie mich? — versetzte Ssipjagin hochmüthig — und zog sich sofort in die ministerielle Erhabenheit seines Selbst zurück.

Paklin aber fühlte von Neuem, wie kläglich und klein er war, wie er in die Schlinge gerathen . . . Bis dahin hatte er rauchend die Cigarre auf der, Ssipjagin abgewandten Seite des Mundes gehalten und den Rauch vorsichtig auf die entgegengesetzte Seite geblasen; jetzt nahm er sie ganz aus dem Munde und hörte auf zu rauchen.

— »Mein Gott!« — stöhnte er innerlich — und heißer Schweiß rieselte noch stärker als zuvor seinen Rücken entlang. — »Was habe ich gethan! Ich habe Alle und Alles verrathen. . . Ich habe mich bethören, mich durch eine gute Cigarre erkaufen lassen!! . . . Ich bin ein Denunciant und wie soll man das Unheil abwenden! O Gott!

Das Unheil abzuwenden war unmöglich. Ssipjagin schien würdevoll und wichtig zu schlummern, gleichfalls wie ein Minister, der sich in seinen »ehrsamen« Mantel gehüllt. . . Es verging übrigens kaum eine Viertelstunde, als beide Equipagen vor dem Hause des Gouverneurs anhielten.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Der Gouverneur der Stadt S. gehörte zu der Zahl jener gutmüthigen, sorglosen Generale aus der großen Welt, denen die Natur einen schön geformten, weißen Körper verliehen und eine fast eben so reine Seele, die von gutem Schlage, gut erzogen und so zu sagen aus feinstem Mehl gebacken sind, die, ohne sich jemals zu dem Amt eines »Hirten ihres Volks« vorbereitet zu haben, eine ganz anständige administrative Befähigung besitzen, die sehr wenig arbeiten, beständig mit Petersburg liebäugeln, allen hübschen Damen der Provinz den Hof machen, ihrem Gouvernement aber dennoch unzweifelhaft Nutzen bringen und sich ein gutes Andenken zu bewahren wissen. — Er war eben ausgestanden und rieb sich, in einem seidenen Schlafrock und offenem Nachthemd vor dem Toilettenspiegel sitzend, nachdem er eine ganze Collection von kleinen Heiligenbildern und Amulets, die an seinem Halse hingen, abgelegt, Gesicht und Hals mit einem Gemisch von Eau-de-Cologne und Wasser — als ihm die Ankunft Ssipjagin und Kallomeyzew's, in einer wichtigen und eiligen Angelegenheit gemeldet wurde. Mit Ssipjagin stand er auf vertraulichem Fuße, sie nannten sich »Du« — er kannte ihn von Jugend auf, war in den Petersburger Salons oft mit ihm zusammengetroffen, und hatte in der letzten Zeit angefangen, seinem Namen, jedes Mal, wenn ihm derselbe in den Sinn kam, als dem eines künftigen Würdenträgers, in Gedanken ein achtungsvolles: Ah! Hinzuzufügen. Kallomeyzew kannte er nicht so gut, achtete ihn auch viel weniger, da seit einiger Zeit »häßliche« Klagen über ihn zu ihm drangen; er hielt ihn jedoch für einen Menschen — *qui fera son chemin* — so oder anders.

Er ließ die Herren in sein Cabinet bitten — und kam in demselben seidenen Schlafrock sogleich zu ihnen heraus, sogar ohne sich zu entschuldigen, daß er sie in einem so wenig offiziellen Costüme empfange. — Im Cabinet befanden sich übrigens nur Ssipjagin und Kallomeyzew, Paklin war im Salon geblieben. Als er aus der Kalesche stieg, versuchte er zu entschlüpfen, indem er vorgab, daß er zu Hause zu thun habe, Ssipjagin hielt ihn aber mit höflicher Festigkeit zurück — (auch Kallomeyzew sprang herzu und flüsterte Ssipjagin in's Ohr: *Ne le lachez pas! Tonnerre de tonnerres!*) — und führte ihn mit sich

hinauf. Er unterließ es jedoch, ihn in's Cabinet zu führen und bat ihn mit derselben höflichen Festigkeit im Salon zu warten, bis man ihn rufen werde. Paklin hoffte auch jetzt noch entschlüpfen zu können . . . aber an der Thür zeigte sich, von Kallomeyzew insgeheim gerufen, ein handfester Gendarm . . . Paklin blieb im Salon.

— Du erräthst gewiß, was mich zu Dir geführt hat, Woldemar? — begann Ssipjagin.

— Nein, liebes Herz, ich weiß wirklich nicht, — antwortete der liebenswürdige Epikuräer, während sich in Folge eines anmuthigen Lächelns die rosigen Wangen rundeten und die glänzenden, durch den seidenweichen Schnurrbart halb verdeckten Zähne sichtbar wurden.

— Wie? Und Markelow?

— Was heißt das: Markelow? wiederholte der Gouverneur mit demselben Lächeln auf den Lippen. Er erinnerte sich erstens nicht mehr ganz deutlich, daß der gestrige Arrestant Markelow hieß; — dann aber hatte er ganz vergessen, daß Ssipjagin's Frau einen Bruder dieses Namens besaß. — Was stehst Du denn, Boris — setz Dich doch; willst Du nicht ein Glas Thee trinken?

Aber Ssipjagin war es jetzt nicht um Thee zu thun.

Als er endlich auseinandergesetzt hatte, weshalb er und Kallomeyzew gekommen seien, schlug sich der Gouverneur mit einem betrübten Ausruf auf die Stirn und sein Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an.

— Ja ja . . . ja! — wiederholte er; — was für ein Unglück! Und er sitzt hier bei mir — heute — bis auf Weiteres; Du weißt, daß wir *solche* Leute niemals länger als nur eine Nacht bei uns behalten; aber der Chef der Gendarmen ist nicht in der Stadt; so ist! Dein Schwager sitzen geblieben . . . Morgen wird er jedoch abgeführt. Mein Gott, wie das unangenehm ist! — Wie Deine Frau betrübt sein mußt! Was willst Du aber eigentlich?

— Ich möchte ihn hier bei Dir sehen, — wenn es nicht gegen das Gesetz verstößt.

— Ich bitte Dich, liebes Herz! — Für Leute, wie Du, existirt das Gesetz nicht. — Ich empfinde eine solche Theilnahme für Dich. . . *C'est- affreux, tu sais.*

Er schellte in besonderer Weise. Ein Adjutant trat in's Zimmer.

— Lieber Baron, seien Sie so gut — arrangiren Sie die Sache! — Er sagte ihm, wie und was er thun solle. Der Baron verschwand. — Denke dir, *mon cher ami:* die Bauern hätten ihn fast getödtet. Die Hände auf den Rücken, in den Karren — und marsch! — Und er — denke Dir! — erzürnt ihnen gar nicht — und ist nicht im Geringsten aufgebracht gegen sie, bei Gott! er ist überhaupt so ruhig . . . Ich bin ganz erstaunt darüber! Du wirst selbst sehen. — *C'est un fanatiqae tranquille.*

— *Ce sont les pires*, — rief Kallomeyzew sententiös. Der Gouverneur blickte ihn ernst an.

— *A propos*, Ssemen Petrowitsch, ich habe mit Ihnen zu reden.

— Worüber?

— Nun . . . es steht nicht gut.

— Was denn eigentlich? — Ihr Schuldner, jener Bauer, wissen Sie, der sich bei mir über Sie beklagt hat . . .

— Nun?

— Der hat sich erhängt.

— Wann?

— Das bleibt sich gleich: wann — aber es steht nicht gut.

Kallomeyzew zuckte die Achseln und wandte sich stutzerhaften Ganges zum Fenster. In diesem Augenblicke führte der Adjutant Markelow herein.

Der Gouverneur hatte die Wahrheit gesagt: er war unnatürlich ruhig. Sogar die gewohnte Düsterkeit war von seinem Antlitz gewichen und hatte einer gewissen gleichgültigen Abspannung Platz gemacht. Er blieb ebenso ruhig, als er den Schwager erblickte und nur in dem flüchtigen Blicke, den er auf den deutschen Adjutanten warf, blitzte auf einen Moment ein Rest von jenem alten Haß auf, den er gegen Leute dieser Art empfand. Sein Paletot war an zwei Stellen zerrissen und in der Eile mit grobem Zwirn wieder zugenäht worden; auf der Stirn, über dem Auge und auf dem Nasenbein waren ein paar kleine, mit geronnenem Blut bedeckte Schrammen sichtbar. Er hatte sich nicht gewaschen, sondern nur das Haar gekämmt. Die übereinandergelegten Hände tief in den Aermeln bergend, blieb er an der Thür stehen. Sein Athem war ruhig.

— Ssergei Michailowitsch! — begann Ssipjagin mit aufgeregter Stimme, indem er sich ihm auf ein paar Schritte näherte und die rechte Hand so weit ausstreckte, daß sie ihn hätte berühren — oder

zurückhalten können, wenn er vorgetreten wäre. — Ssergei Michailowitsch! ich bin nicht blos deswegen gekommen, um Dich unseres Erstaunens, unserer tiefen Betrübniß zu versichern, daran kannst Du nicht zweifeln! — Du *wolltest* Dich selbst in's Verderben stürzen! und Du hast Dich in's Verderben gestürzt!! — Aber ich wollte Dich sehen, um Dir zu sagen . . . die . . . die daß Du . . . um Dir die Möglichkeit zu geben, die Stimme der Vernunft, der Ehre, der Freundschaft zu vernehmen! Du kannst Dir Dein Schicksal erleichtern, und, glaube mir, auch ich werde meinerseits Alles dazu thun, was in meinen Kräften steht! Das wird Dir auch der würdige Chef dieses Gouvernements bestätigen. — Hier erhob Ssipjagin die Stimme: — Offenherzige Reue über Deine Verirrungen, rückhaltsloses Geständniß, welches gehörigen Orts zur Mittheilung kommen wird . . .

— Ew. Excellenz — unterbrach ihn plötzlich Markelow, indem er sich zum Gouverneur wandte — und selbst seine Stimme war ruhig, wenn sie auch ein wenig heiser klang, — ich dachte, daß Sie mich sehen wollten, um mich von Neuem zu verhören. . . Wenn Sie mich aber nur haben kommen lassen, weil Herr Ssipjagin mich hat sehen wollen, so lassen Sie mich, bitte, wieder fortführen: wir verstehen einander nicht. Alles, was er da sagt — ist für mich so gut wie Latein.

— Erlauben Sie Latein! — fiel Kallomeyzew herausfordernd kreischend ein. — Ist das — Latein — die Bauern aufwiegeln? — Ist das — Latein? He? Latein? Ja?

— Ist das, Ew. Excellenz, ein Beamter der geheimen Polizei, oder was sonst? So voll Eifer? — fragte Markelow, und um die blassen Lippen zuckte ein schwaches Lächeln der Genugthuung.

Kallomeyzew zischte vor Wuth, stampfte mit den Füßen. . . Der Gouverneur aber that ihm Einhalt.

— Es ist ihre eigene Schuld, Ssemen Petrowitsch. Warum mengen Sie sich in fremde Angelegenheiten?

— Fremde Angelegenheiten . . . fremde . . . Ich glaube, es ist eine allgemeine Angelegenheit . . . die uns Alle betrifft . . . uns Edelleute. . .

Markelow warf einen bedächtigen, kalten Blick auf Kallomeyzew, als wäre es überhaupt das letzte Mal, daß er ihn eines Blickes würdigte, und wandte sich dann zu Ssipjagin. — Wenn *Sie* aber, lieber Schwager, *meine* Ansichten wissen wollen, so will ich sie Ihnen nicht

vorenthalten: ich erkenne das Recht der Bauern an, mich zu arretiren und auszuliefern, wenn ihnen das, was ich sprach, mißfiel. Es war das ihr Wille, den ich achte. *Ich* bin zu ihnen gekommen, nicht sie zu mir. Und auch die Regierung — wenn sie mich nach Sibirien schickt — ich werde nicht murren — wenn ich mich auch nicht für schuldig erklären werde. Sie thut das Ihrige — sie vertheidigt sich. — Sind Sie jetzt befriedigt?

Ssipjagin hob die Hände empor.

— Befriedigt!! Was das für ein Wort ist! — Es ist nicht davon die Rede, was die Regierung thun wird — und wir sind nicht berufen, über sie zu Gericht zu sitzen; — ich will nur wissen, ob Sie . . . ob Du. . . Ssergei — (Ssipjagin entschloß sich herzlichere Saiten anzuschlagen) — das Thörichte, das Sinnlose Deines Unternehmens einsiehst, — ob Du Deine Reue durch die That zu bezeugen bereit bist, und ob ich mich für Dich verbürgen kann — bis zu einem gewissen Grade verbürgen, Ssergei!

Markelow zog die dichten Brauen zusammen.

— Ich habe Alles gesagt . . . und will es nicht wiederholen.

— Aber die Reue! Wo ist die Reue?

Markelow fuhr plötzlich auf.

— So bleiben Sie mir doch mit Ihrer »Reue« vom Leibe! Wollen Sie mir denn durchaus in die Seele dringen? Dieses wenigstens könnten Sie mir selbst überlassen.

Ssipjagin zuckte die Achseln.

— So bist Du immer; niemals willst Du auf die Stimme der Vernunft hören! Du hast die Möglichkeit, Dich in stiller, anständiger Weise abzufinden . . .

— Still, anständig . . . — wiederholte Markelow finster. — Wir kennen den Sinn dieser Wortes Man pflegt sie gewöhnlich an Diejenigen zu richten, welchen man den Antrag macht, eine gemeine Handlung zu begehen. Das ist's, was diese Worte bedeuten!

— Wir bedauern Euch, — fuhr Ssipjagin fort, Markelow zu ermahnen, — Ihr aber haßt uns.

— Ein schönes Bedauern! Nach Sibirien mit uns, in die Bergwerke — das ist Euer Bedauern! Ach laßt mich . . . laßt mich um Gottes Willen!

Markelow senkte den Kopf.

Sein Gemüth war trübe, wenn er auch äußerlich ruhig schien. Es quälte und schmerzte ihn vor Allem, daß es gerade jener Jeremei aus Golopljok gewesen, der ihn verrathen, jener Jeremei. auf den er so fest gebaut hatte! Daß Mendelei ihm nicht hatte folgen wollen, darüber wunderte er sich im Grunde nicht . . . Mendelei war betrunken und hatte daher die Courage verloren. Aber Jeremei!! In Markelow's Augen war in Jeremei gleichsam das ganze russische Volk verkörpert . . . Und dieser Jeremei hatte ihn verrathen! — Es war somit Alles, wofür Markelow so sehr geeifert, nicht richtig, war verfehlt? — Kissljakow hatte also in den Wind geschwatzt, die Befehle, die Wassili Nikolajewitsch ertheilt, waren thöricht und inhaltslos, und alle jene Artikel, Bücher und Werke der Sozialisten, der Philosophen, in welchen ihm jeder Buchstabe über allen Zweifel erhaben und unwiderlegbar schien, dies Alles war nur Lug und Trug. Sollte das wirklich möglich sein?? — Und dieser schöne Vergleich mit einem reifen Geschwür, das nur eines Lanzettschnittes bedürfe — auch das wäre nur eine Phrase? Nein! nein! — flüsterte er vor sich hin und auf seinen Bronzewangen zeigte sich ein schwächer ziegelrother Schimmer, — nein; es ist Alles wahr, Alles . . . ich allein bin schuld, ich habe es nicht verstanden, habe nicht das Rechte gesagt, bin nicht in der richtigen Weise vorgegangen! — Ich hätte einfach befehlen sollen, wenn mich aber Jemand hätte hindern oder mir widerstreben wollen — ihm ohne Zaudern eine Kugel in den Leib sagen müssen! Wer nicht mit uns ist, der hat kein Recht zu existiren . . . werden Spione doch wie Hunde getödtet, und schlechter noch als Hunde! Es traten ihm wieder die Einzelheiten seiner Gefangennahme vor die Seele . . . Zuerst allgemeine Stille, mit den blinzelnden Augen zugeworfene Winke, einzelne Rufe in den hinteren Reihen . . . Dann nähert sich ihm Einer von der Seite, als ob er sich vor ihm verbeuge. Darauf dieses plötzliche Getümmel! Und wie er im Nu in die Höhe gehoben und zu Boden geworfen wird . . . »Brüder . . . Brüder was thut Ihr?« — Sie aber: »Einen Gürtelriemen her! Bindet ihn! Alle Knochen krachen . . . machtloser Zorn im Herzen . . . stinkender Staub im Munde, in der Nase . . . »Hinauf mit ihm, hinauf . . . auf den Karren!« Jemand lacht laut auf . . .

— Ich hätte es anders . . . anders machen sollen Das war es eigentlich, was an ihm nagte, was ihn quälte; daß er selbst unter das Schicksalsrad gekommen, das war sein persönliches Unglück, das zu

der allgemeinen Sache in keiner Beziehung stand, das zu ertragen wäre . . . aber Jeremei! Jeremei!

Während Markelow mit gesenktem Haupte dastand, hatte Ssipjagin den Gouverneur bei Seite gezogen und mit ihm leise zu sprechen begonnen, indem er seine Worte mit maßvollen Gesten begleitete, mit zwei Fingern der einen Hand einen kleinen Triller auf seiner Stirn schlug, als wolle er damit sagen, daß es bei diesem Menschen dort nicht ganz richtig sei und sich überhaupt bemühte, wenn auch nicht Mitleid, so doch Nachsicht für den Thörichten zu erwecken. Der Gouverneur zuckte die Achseln, indem er bald zu Boden blickte, bald wieder zu Ssipjagin aufschaute, dann wieder bedauerte, daß er selbst so wenig Macht besäße, — versprach ihm jedoch, irgend etwas zu thun . . . »*Tous les égards . . . certainement, tous les égards . . .*« — ertönten die angenehm schnarrenden, weich durch den parfümirten Schnurrbart gleitenden Worte . . . »Aber du weißt: das Gesetz!« — Natürlich: das Gesetz! — stimmte Ssipjagin mit einer gewissen rauhen Unterwürfigkeit bei.

Während sie so in der Ecke mit einander sprachen, war es Kallomeyzew sast unmöglich, ruhig aus seinem Platze zu bleiben: er drehte sich nach allen Seiten, schnalzte mit der Zunge, ächzte und war nicht im Stande, seine Ungeduld zu zügeln. Endlich ging er aus Ssipjagin zu und raunte ihm hastig in's Ohr: — *Vous l'onbliez l'antre*i.

— Ach ja! — versetzte Ssipjagin laut. — Merdi de me l'avoir rappelé. — Ich muß noch folgende Thatsache zur Kenntniß Ew. Excellenz bringen — wandte er sich zum Gouverneur . . . (Er nannte seinen Freund Woldemar bei diesem Ehrentitel, um das Prestige der Macht in Gegenwart des Revolutionärs aufrecht zu erhalten). Ich habe triftige Gründe zu der Annahme, daß das unsinnige Unternehmen meines Schwagers nicht ohne eine gewisse Verzweigung ist, und daß der eine von diesen Zweigen, d. h. eine der verdächtigen Persönlichkeiten, sich in der Nähe der Stadt aufhält. Laß eintreten — fügte er leiser hinzu — in Deinem Salon befindet sich Jemand . . . Ich habe da Einen mitgebracht.

Der Gouverneur blickte aus Ssipjagin, rief in Gedanken voll Achtung aus: »Was für ein Mann!« und ertheilte den gewünschten Befehl. Einen Augenblick daraus stand der Knecht Gottes, Ssila Paklin vor seinem Angesicht.

Ssila Paklin begann damit, daß er sich tief vor dem Gouverneur verneigte; als er aber Markelow erblickte, blieb er, ohne die Verneigung zu vollenden, in der gebeugten Stellung und drehte voll Verlegenheit die Mütze in seinen Händen. Markelow schaute mit zerstreutem Blicke zu ihm auf, schien ihn jedoch nicht zu erkennen, denn er verfiel von Neuem in's Brüten.

— Ist das — der Zwerg? — fragte der Gouverneur, mit dem großen, weißen, mit einem Türkis geschmückten Finger aus Paklin weisend.

— O nein! — antwortete Ssipjagin lächelnd. — Wer weiß übrigens? — setzte er, nachdem er ein wenig nachgedacht, hinzu. — Hier, Ew. Excellenz. — begann er laut, — steht ein gewisser Herr Paklin vor Ihnen. Er ist, so viel mir bekannt, ein Einwohner Petersburgs und der intime Freund eines Menschen, der bei mir als Lehrer fungirt und mein Haus verlassen hat, indem er zugleich — ich füge es erröthend hinzu — ein junges Mädchen, meine Verwandte, verlockt hat, ihm zu folgen.

— *Ah! ouj, ouj!* — murmelte der Gouverneur und nickte mit dem Kopf; — ich habe davon gehört. . .Die Gräfin erzählte mir . . .

Ssipjagin erhob die Stimme.

— Dieser Mensch ist ein gewisser Herr Neshdanow, den ich stark im Verdacht habe, daß er unsinnigen Ansichten und Theorien huldigt. . .

— *Un rouge à tous crins,* — fiel Kallomeyzew ein. . .

— Daß er unsinnigen Ansichten und Theorien huldigt, — wiederholte Ssipjagin mit besonderem Nachdruck, — und dieser Propaganda natürlich nicht fern stehen kann; er befindet sich . . . er verbirgt sich, wie mir Herr Paklin gesagt hat, aus der Fabrik des Kaufmanns Falejew. . .

Bei den Worten: »wie mir Herr Paklin gesagt hat,« warf Markelow zum zweiten Mal einen Blick auf Paklin — und lächelte langsam und gleichgültig — Erlauben Sie, erlauben Sie, Ew. Excellenz, — schrie Paklin, — und auch Sie, Herr Ssipjagin, ich habe niemals . . . niemals. . .

— Du sagst: des Kaufmanns Falejew, — wandte sich der Gouverneur zu Ssipjagin und bewegte blos die Finger in der Richtung zu Paklin hin, als wollte er sagen: — Ruhig, Freundchen, ruhig!« — Was fällt ihnen denn ein, unseren würdigen Graubärten? Gestein ist schon einer in derselben Sache arretirt worden. Du hast den Namen

vielleicht gehört: der reiche Goluschkin. Nun, der bringt keine Revolution zu Stande. Der hört nicht auf, seit er sitzt, auf den Knieen zu kriechen.

— Der Kaufmann Falejew hat hiermit nichts zu thun, — versetzte Ssipjagin mit Nachdruck, — ich kenne seine Ansichten nicht; ich spreche nur von seiner Fabrik, auf welcher sich, nach Herrn,Paklin's Worten, Herr Neshdanow gegenwärtig aufhält.

— Ich habe das nicht gesagt! — schrie Paklin von Neuem. — *Sie* haben es gesagt.

— Erlauben Sie, Herr Paklin, — fuhr Ssipjagin mit demselben unerbittlichen Nachdruck fort. — Ich achte das Gefühl der Freundschaft, welches Sie zu Ihrer »Denegation« veranlaßt. — (»Dieser . . . Guizot!« dachte der Gouverneur.) — Ich wage es aber, mich selbst Ihnen als Beispiel anzuführen. Glauben Sie denn, daß das verwandtschaftliche Gefühl in mir nicht eben so stark ist, wie das Gefühl der Freundschaft in Ihnen? Aber es giebt noch ein anderes Gefühl, mein Herr, welches noch stärker ist und welches die Richtschnur aller unserer Handlungen und Thaten bilden muß: das Gefühl der Pflicht!

— *Le sentiment du devoir!* — erklärte Kallomeyzew.

Markelow's Blick glitt über die beiden Sprechenden hin.

— Herr Gouverneur, — sagte er, — ich wiederhole meine Bitte: lassen Sie mich aus der Gesellschaft dieser beiden Schwätzer fortführen.

Hier kam aber der Gouverneur ein wenig aus der Fassung.

— Herr Markelow! — rief er. — Ich würde Ihnen in Ihrer jetzigen Lage rathen, die Zunge etwas mehr in Zaum zu halten und auch mehr Achtung gegen Höherstehende zu zeigen namentlich wenn sie patriotischen Gefühlen Ausdruck geben in der Art derjenigen, welche Sie soeben aus dem Munde Ihres Schwagers vernommen- haben! — Ich werde es für ein Glück halten, lieber Boris, — setzte der Gouverneur, zu Ssipjagin gewandt, hinzu, — Deine edelmüthige Handlung zur Kenntniß des Ministers bringen zu können. — Bei wem hält sich dieser Herr Neshdanow auf der Fabrik denn eigentlich auf?

Ssipjagin runzelte die Stirn- — Bei einem gewissen Herrn Ssolomin, dem Hauptmechaniker der Fabrik, wie mir derselbe Herr Paklin sagte.

Ssipjagin schien es besonderes Vergnügen zu bereiten, den armen kleinen Ssila zu martern: er rächte sich jetzt an ihn für die ihm im Wagen gereichte Cigarre, für die familiäre Höflichkeit seines Benehmens und sogar für den Versuch, den er gemacht, sich bei ihm einzuschmeicheln.

— Und dieser Ssolomin — fügte Kallomeyzew hinzu — ist zweifellos auch einer von den Radikalen und ein Republikaner — es wäre nicht schlecht, wenn Ew. Excellenz auch auf ihn Ihr Augenmerk richten würden.

-- Sie kennen diese Herren . . . Ssolomin . . . und wie hieß er doch? . . . und Neshdanow? — fragte der Gouverneur Markelow halb im Ton eines Vorgesetzten, durch die Nase.

Markelow blies schadenfroh die Nasenflügel auf.

— Und Sie, Ew. Excellenz, kennen Sie Confucius und Titus Livius?

Der Gouverneur wandte sich ab.

— *Il n'y a pas moyen de causer avec cet homme*, — versetzte er achselzuckend. — Herr Baron, kommen Sie, bitte hierher.

Der Adjutant sprang herzu. Paklin aber näherte sich, den Augenblick benutzend, hinkend und strauchelnd, Ssipjagin.

— Was machen Sie, — flüsterte er, — warum stürzen Sie Ihre Nichte ins Verderben? Sie ist ja bei ihm, bei Neshdanow!

— Ich stütze Niemand in's Verderben, mein Herr, — antwortete Ssipjagin laut. — Ich thue nur das, was mir die Pflicht befiehlt und . . .

— Und Ihre Gemahlin, meine Schwester, unter deren Pantoffel Sie stehen, — unterbrach ihn Markelow eben so laut.

Ssipjagin verzog nicht einmal eine Miene . . .so tief unter seiner Würde war es, darauf zu antworten!

— Hören Sie, — fuhr Paklin flüsternd fort; er zitterte am ganzen Körper vor Aufregung und vielleicht vor Furcht, aus den Augen aber sprühte Zorn, Thränen erstickten fast seine Stimme — Thränen des Mitleids um *Jene* und der Erbitterung über sich selbst. — Hören Sie, ich habe Ihnen gesagt, daß sie verehelicht ist — ist nicht wahr — ich habe gelogen! Sie werden sich aber trauen lassen, und wenn Sie dieses verhindern, wenn die Polizei dazwischenkommt, so wird ein Fleck auf Ihrem Gewissen bleiben, den Sie niemals werden abwaschen können — und Sie . . .

— Die Nachricht, die Sie mir mitgetheilt haben, — fiel Ssipjagin noch lauter ein — vorausgesetzt, daß sie richtig ist, woran ich aber zweifle, — diese Nachricht könnte die Maßregeln, die ich zu ergreifen für nöthig finden wurde, nur beschleunigen; was aber die Reinheit meines Gewissens betrifft, so muß ich Sie ersuchen, mein Herr, diese Sorge mir selbst zu überlassen!

— Es ist ein sein polirtes Gewissen, Freund, — fiel Markelow wieder ein, — und mit Petersburger Firniß überzogen, da dringt nichts durch! Du aber, Herr Paklin, Du magst flüstern, so viel Du willst: Du wirst Dich doch nicht »herausflüstern«, es ist verlorene Mühe!

Der Gouverneur fand es für nöthig, diesen Streitigkeiten ein Ende zu machen.

— Ich denke, — begann er, — daß Ihr Euch, meine Herren, zur Genüge ausgesprochen habt; seien Sie daher so gut, lieber Baron, Herrn Markelow fortzuführen. *N'est ce pas,* Boris, Du bedarfst seiner nicht mehr? . . .

Ssipjagin hob die Hände.

.— Ich habe Alles gesagt, was ich sagen konnte!

— Also gut! — Lieber Baron! . . .

Der Adiutant näherte sich Markelow, schlug mit den Sporen an einander, und machte eine horizontale Bewegung mit der Hand, die da bedeuten sollte: »Seien Sie so freundlich, mir zu folgen!« Markelow drehte sich um und ging hinaus. Paklin drückte ihm die Hand, freilich nur in Gedanken, aber mit herzlichem, bitterem Mitleid.

— Auf die Fabrik aber schicken wir unsere Leute, — fuhr der Gouverneur fort. — Aber noch Eins, Boris: jener Herr — (er wies mit dem Kinn auf Paklin) — hat Dir, glaube ich, Einiges über Deine Anverwandte mitgetheilt . . . daß auch sie auf jener Fabrik sich aufhalte . . . Wie soll man es nun machen. . .

— Sie braucht jedenfalls nicht arretirt zu werden, — bemerkte Ssipjagin mit wichtiger Miene; — sie wird sich vielleicht noch bedenken und zu uns zurückkehren. Wenn Du erlaubst, schreibe ich ihr ein Briefchen.

— Sei so gut. Und sei überhaupt versichert . . . *Nous coffrerons le quidam . . . mais nous sommes galants avec les dames . . . et avec celle-là done!*

— Aber Sie verfügen ja nichts hinsichtlich dieses Ssolomin, — rief Kallomeyzew kläglich aus: er hatte die ganze Zeit mit gespitzten Ohren dagestanden und die kurze Unterredung des Gouverneurs mit Ssipjagin zu belauschen versucht. — Ich versichere Sie, das ist der Haupt-Rädelsführer! Ich habe dafür eine seine Nase ich sage Ihnen, eine feine Nase!

— *Pas trop de zèle*, liebster Ssemen Petrowitsch, — bemerkte schmunzelnd der Gouverneur. — Denken Sie nur an Tallerand! Steht es so, so wird er uns schon nicht entgehen. Vergegenwärtigen Sie sich lieber Ihren . . . Der Gouverneur machte an seinem Halse die Geste des Erhängens. . . *A propos,* — wandte er sich wieder zu Ssipjagin, — *et ce gaillard là* — (er wies wieder mit dem Kinn auf Paklin.) — *Qa'en ferons nous?* Seinem Aussehen nach ist er nicht gefährlich.

— Mag er gehen, — sagte Ssipjagin leise, und fügte auf Deutsch hinzu: — Laß den Lumpen laufen!

Er bildete sich aus irgend welchem Grunde ein, daß das ein Citat aus Göthe sei, aus »Götz von Berlichingen!«

— Sie können gehen, mein Herr! — sagte der Gouverneur mit lauter Stimme. — Wir bedürfen Ihrer nicht mehr! — Glück auf den Weg!

Paklin machte eine Verbeugung und betrat zerschlagen und vernichtet die Straße. Gott! Gott! diese Verachtung hatte ihn ganz niedergeschmettert!

— »Was ist denn das?« — dachte er voll unnennbarer Verzweiflung, — »bin ich ein Feigling? ein Denunziant?! Nein . . . nein! Ich bin ein ehrlicher Mann, meine Herren, — und bin durchaus nicht jedes Muthes bar!«

Aber was hockt da für eine bekannte Figur vor dem Hause des Gouverneurs und schaut ihn mit wehmutherfüllten, vorwurfsvollen Blicken an? Das ist ja — der alte Diener Markelow's. Er ist offenbar seinem Herrn in die Stadt nachgegangen und kann sich nicht trennen von dessen Kerker. . . Warum schaut er denn Paklin so sonderbar an? Er ist's ja nicht, der Markelow verrathen!

— Und was hatte ich mich auch einzumischen, wo ich nichts zu suchen hatte? Was habe ich angerichtet? — sann er verzweifelnd weiter. — »Weshalb blieb ich nicht in meinem Winkel! — Jetzt werden sie von mir erzählen und vielleicht gar schreiben: ein gewisser Herr Paklin hat Alles erzählt, hat sie verrathen . . . hat seine Freunde den

Feinden verrathen!« — Er gedachte des Blickes, den Markelow auf ihn geworfen, gedachte seiner letzten Worte: »Du wirst Dich nicht herausflüstern, es ist verlorene Müh!« — und dann diese greisenhaften, wehmüthigen, gramerfüllten Augen! — Und wie es in der Schrift heißt — »er weinte bitterlich« — und schwankte in seine Oase, zu Thömchen und Thymchen, zu Snandulia. . .

Sechsunddreißigstes Capitel.

Als Marianne am selben Morgen aus ihrem Zimmer trat, erblickte sie Neshdanow bereits angekleidet auf dem Divan. Mit der einen Hand stützte er den Kopf, die andere lag matt und regungslos auf dem Knie. — Sie ging auf ihn zu.

— Guten Morgen, Alexei . . . Du hast Dich nicht ausgekleidet? hast nicht geschlafen? Wie Du blaß bist!

Die schweren Lider seiner Augen hoben sich langsam.

— Ich habe mich nicht ausgekleidet, habe nicht geschlafen.

— Bist Du unwohl! oder ist es noch die« Folge des gestrigen Tages?

Neshdanow schüttelte den Kopf.

— Ich habe seit jenem Augenblick nicht geschlafen, als Ssolomin zu Dir in's Zimmer trat.

— Wann?

— Gestern Abend.

— Alexei, bist Du eifersüchtig? Das ist eine Neuigkeit! Hast auch eine passende Zeit gewählt, eifersüchtig zu sein! Er war höchstens eine Viertelstunde bei mir. . . und wir haben von seinem Vetter gesprochen, dem Priester — darüber, wie unsere Trauung zu bewerkstelligen wäre.

— Ich weiß, daß er nur eine Viertelstunde geblieben ist, ich sah, wie er fortging. Und ich bin nicht eifersüchtig, o nein! Und doch habe ich bis jetzt nicht einschlafen können.

— Warum denn nicht?

Neshdanow schwieg.

— Ich habe immerfort gedacht . . . gedacht . . . gedacht! — sagte er nach einer kleinen Pause.

— Woran?

— An Dich . . . an ihn . . .an mich selbst.

— Und wohin haben Dich Deine Gedanken geführt?

— Soll ich's Dir sagen, Marianne?

— Ja.

— Ich habe gedacht, daß ich — Dir . . . ihm . . . mir selbst im Wege bin.

— Mir! ihm! Ich kann mir denken, was Du damit sagen willst, obwohl Du versicherst, daß Du nicht eifersüchtig bist. — Aber — Dir selbst?

— Marianne, es leben zwei Menschen in mir — und der eine läßt den andern nicht aufkommen. Deshalb denke ich, daß es besser ist, wenn sie Beide das Zusammensein aufgeben.

— Beruhige Dich, Alexei, ich bitte Dich. Welche Lust hast Du daran, Dich selbst zu quälen — und mich? Wir müssen jetzt bedenken, was wir thun sollen. . . Man wird uns nicht unbehelligt lassen.

Neshdanow berührte sanft ihre Hand.

— Setze Dich zu mir, Marianne, und laß uns recht freundschaftlich mit einander plaudern. Noch haben wir Zeit. Gieb mir Deine Hand. Es scheint mir, daß es nicht schlecht wäre, wenn wir uns aussprechen würden, obgleich man freilich zu sagen pflegt, daß Erklärungen noch mehr Verwirrung anrichten. Aber Du bist klug und gut, Du wirst Alles verstehen, und was ich zu wenig sage, wirst Du in Gedanken ergänzen. Setz' Dich.

Neshdanow sprach sehr leise und in seinen fest auf Marianne gerichteten Augen lag eine ganz besondere freundschaftliche Zärtlichkeit, eine flehende Bitte.

Sie setzte sich sogleich willig neben ihn und ergriff ihrerseits seine Hand.

— Ich danke Dir, Du Liebe. Höre mich jetzt an. Ich werde Dich nicht lange aufhalten. Ich habe mir schon in der Nacht Alles in Gedanken zurechtgelegt, was ich Dir zu sagen habe. Höre also. — Glaube nicht, daß mich der gestrige Vorfall besonders betrübt hätte: ich muß wohl sehr komisch gewesen sein und sogar ein wenig widerwärtig; Du hast aber natürlich weder schlecht noch niedrig von mir denken können. . . Du kennst mich. — Ich sagte vorhin, daß mich dieser Vorfall nicht betrübt hat; das ist — nicht wahr, das ist ein Unsinn . . . er hat mich wohl betrübt; aber nicht deshalb, weil man mich betrunken nach Hause gebracht, sondern, weil ich darin den endgültigen Beweis meines Unvermögens erblickt habe! — Nicht blos darin, daß ich nicht im Stande bin so zu trinken, wie der russische Bauer, sondern — überhaupt! Überhaupt! Marianne, es ist meine Pflicht, Dir zu sagen, daß ich an jenes Werk nicht mehr glaube, welches uns verbunden, kraft dessen wir Beide aus jenem Hause

entflohen sind, und für welches mein Interesse, die Wahrheit zu sagen, bereits zu erkalten begann, als Dein Feuer mich wieder erwärmte und die erlöschende Flamme von Neuem in mir entfachte: — ich glaube nicht! ich glaube nicht!

Er bedeckte mit der freien Hand die Augen und verstummte. — Auch Marianne schwieg und schlug die Augen nieder. . . Sie fühlte, daß er ihr nichts Neues gesagt hatte.

— Ich dachte früher — fuhr Neshdanow fort, indem er die Hand von den Augen nahm, aber Marianne schon nicht mehr ansah, — daß ich wohl an das Werk glaube, aber an mir selbst zweifle, an meiner Kraft, an meinem Verständniß; meine Fähigkeiten, dachte ich, entsprechen nicht meinen Ueberzeugungen. . . Aber wie es scheint, können diese beiden Dinge nicht von einander geschieden werden — und wozu sich selbst täuschen! Nein, ich glaube an das *Werk selbst* nicht. — Und Du, Marianne, glaubst Du daran?

Marianne richtete sich auf und hob den Kopf.

— Ja, Alexei, ich glaube daran. Ich glaube mit allen Kräften meiner Seele und werde diesem Werk mein ganzes Leben widmen! Bis zum letzten Athemzug!

Neshdanow wandte sich zu ihr und maß sie mit einem Blick voll Rührung und Neid.

— Ja, ja, ich habe eine solche Antwort erwartet. — Da siehst Du nun, daß wir nicht mehr gemeinsam schaffen können: Du hast mit einem Schlag unsere Verbindung gelöst.

Marianne schwieg.

— Und wenn auch Ssolomin nicht glaubt . . . — begann Neshdanow von Neuem.

— Wie?

— Nein! Er glaubt nicht daran . . . er braucht es auch nicht; er geht langsam vorwärts. Ein Mensch, der aus dem Wege zur Stadt ist, wird sich nicht erst fragen, ob diese Stadt denn auch wirklich existirt. Er geht ruhig seines Weges. So thut auch Ssolomin. Und weiter braucht er auch nichts. Ich aber . . . vorwärts kann ich nicht; rückwärts will ich nicht; auf dem Platze bleiben — das ertrage ich nicht. Wem könnte ich denn wagen, das Anerbieten zu machen, mein Gefährte zu sein? Kennst Du das Sprichwort: greift der Eine hier, der Andere dort an —

dann geht Alles trefflich von Statten! Wenn der Eine es aber nicht tragen kann, was soll dann der Andere thun?

— Alexei, — versetzte Marianne unentschlossen, — Du übertreibst, wie mir scheint. — Wir lieben einander doch.

Neshdanow seufzte.

— Marianne . . . Ich beuge mich vor Dir . . . Du aber bemitleidest mich — und ein Jeder von uns ist von der Ehrlichkeit des Andern überzeugt: das ist die Wahrheit! Liebe ist zwischen uns nicht vorhanden.

— Halt, Alexei, was sprichst Du? Heute, jetzt gleich, wird die Polizei uns auf den Hals kommen. Wir müssen zusammen von hier fliehen und uns nicht von einander trennen.

— Ja; und zu dem Priester Sossima fahren, der uns, dem Vorschlag Ssolomin's gemäß, trauen wird. Ich weiß sehr gut, daß diese Ehe in Deinen Augen nichts weiter ist, als nur ein Paß, ein Mittel, den polizeilichen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen . . . aber sie verpflichtet doch einigermaßen . . . zu gemeinsamem Leben, zu einem Leben neben einander oder wenn sie nicht *verpflichtet*, so hat sie doch den Wunsch, vereinigt zu leben, zur Voraussetzung.

— Was heißt das, Alexei? Bleibst Du hier?

Neshdanow wäre fast ein »Ja!« entfahren, aber er besann sich und sagte:

— N . . .n . . . nein.

— In diesem Falle wirst Du Dich also nicht dorthin begeben, wohin ich gehe?

Neshdanow drückte recht fest die noch immer in der seinigen ruhende Hand.

— Dich ohne Schutz und ohne Beschützer zu lassen, wäre ehrlos von mir — und ich werde das nicht thun, so schlecht ich auch bin. Du wirst einen Beschützer haben. Zweifle nicht daran!

Marianne beugte sich zu Neshdanow und bestrebte sich, voll Besorgniß das eigene Antlitz dem seinigen nähernd, in seine Augen zu blicken, in seine Seele — bis auf den Grund seiner Seele.

.— Was ist Dir, Alexei? Was liegt Dir auf dem Herzen? Sag' es mir! . . . Du beunruhigst mich.: Deine Worte sind so räthselhaft, so sonderbar. . . Und! Dein Antlitz? Ich habe Dich noch nie so gesehen!

Neshdanow wehrte ihr sanft und küßte ihr die Hand. Diesmal wiederstrebte sie ihm nicht — sie lachte auch nicht — und fuhr fort, ihm besorgt und aufgeregt in's Antlitz zu blicken.

— Beruhige Dich, ich bitte Dich! Was ist denn dabei so sonderbar? — Ich will Dir sagen, worin mein Unglück besteht. Die Bauern haben, wie man sagt, Markelow ergriffen; er hat ihre Fäuste fühlen müssen, sie haben ihm den ganzen Körper zerschlagen . . . Mich haben sie nicht ergriffen, sie haben sogar mit mir getrunken, mein Wohl ausgebracht. . . aber meine Seele haben sie ärger zerschlagen als Markelow's Körper. Ich bin verrenkt geboren . . . ich wollte mich wieder einrenken, und habe es noch schlechter gemacht. Das ist es, was Du auf meinem Antlitz liest.

— Alexei, — versetzte Marianne langsam, — Du würdest eine Sünde begehen, wenn Du gegen mich nicht aufrichtig wärest.

Er preßte seine Hände ineinander.

— Marianne, mein ganzes Sein liegt offen vor Dir wie auf der flachen Hand; und was ich auch thue, ich sage Dir im Voraus: Du wirst Dich im Grunde über nichts, gar nichts wundern!

Marianne wollte um eine Erklärung dieser Worte bitten, unterließ es jedoch . . . im selben Augenblick trat auch Ssolomin in's Zimmer.

Seine Bewegungen waren lebhafter und schärfer als gewöhnlich. Die Augen erschienen kleiner, die breiten Lippen dünner, das ganze Gesicht schien in die Länge gezogen und hatte einen trockenen, festen, etwas rauhen Ausdruck angenommen.

— Meine Freunde, — begann er, — ich bin gekommen Euch zu sagen, daß Ihr Euch beeilen müßt. Macht Euch fertig . . . es ist Zeit zu fahren. In einer Stunde müßt Ihr bereit sein. Ihr müßt zur Trauung fahren. Von Paklin habe ich keine Nachricht; die Pferde hatte man anfangs in Arshanoje zurückbehalten, dann aber wieder fortgeschickt. . . Er ist dort geblieben. Man hat ihn wahrscheinlich in die Stadt gebracht. Er wird uns natürlich nicht verrathen, aber, Gott weiß, am Ende doch was ausplaudern. An den Pferden können sie es übrigens schon errathen haben. Mein Vetter ist benachrichtigt. Paul wird mit Euch fahren. Er wird Euch als Zeuge fungiren.

— Und Sie . . . und Du? — fragte Neshdanow. — Bleibst Du denn hier? Du bist ja im Reiseanzug, wie ich sehe, — fügte er, mit den Augen auf Ssolomin's große Wasserstiefel weisend, hinzu.

— Das habe ich nur . . . gethan . . . es ist draußen so schmutzig.

— Du wirst unseretwegen doch nicht zur Verantwortung gezogen werden?

— Ich glaube nicht . . . jedenfalls ist das meine Sache. Also in einer Stunde. — Marianne, Tatjana möchte Sie sehen. Sie hat da etwas für Sie präparirt.

— Ach ja! Ich wollte ja auch selbst zu ihr gehen. . . Marianne ging zur Thür . . .

Auf Neshdanow's Antlitz zeigte sich ein eigenthümlicher Ausdruck: etwas wie Schreck, Wehmuth . . .

— Marianne, Du gehst? — fragte er plötzlich tonlos. Sie blieb stehen.

— Ich komme nach einer halben Stunde wieder. Ich brauche nur ein paar Minuten, um meine Sachen einzupacken.

— Ja; aber komm' setzt zu mir . . .

— Gern; doch wozu?

— Ich mochte Dir noch ein Mal in's Auge blicken. — Er schaute sie lange an. — Leb' wohl, Marianne, leb' wohl! — Sie erstaunte. — Das heißt was spreche ich? Das ist mir so ganz unwillkürlich entfahren. — Du Kommst doch zurück nach einer halben Stunde? Ja?

— Natürlich.

— Nun ja . . . gut . . . Vergieb mir. In meinen Gedanken herrscht eine solche Verwirrung nach der schlaflosen Nacht. — Ich werde auch gleich . . . einpacken.

Marianne verließ das Zimmer.

Ssolomin wollte ihr folgen.

Neshdanow hielt ihn zurück.

— Ssolomin!

— Was?

— Reich mir Deine Hand. Ich muß Dir doch danken für Deine Gastfreundschaft.

Ssolomin lächelte.

— Was Dir einfällt. — Er gab ihm jedoch die Hand.

— Und noch eins, — fuhr Neshdanow fort, — wenn mir etwas zustoßen sollte, kann ich auf Dich bauen, daß Du Marianne nicht verlassen wirst?

— Deine zukünftige Frau?

— Nun ja, — Marianne.

— Ich bin erstens überzeugt, daß Dir nichts zustoßen wird; und zweitens kannst Du ganz ruhig sein — Marianne ist mir eben so theuer, wie Dir.

— O ja! Ich weiß . . . ich weiß . . . ich weiß! Nun, dann ist ja Alles gut. Ich danke Dir.

— In einer Stunde also?

— In einer Stunde.

— Ich werde bereit sein. Leb' wohl!

Ssolomin ging hinaus und holte Marianne auf der Treppe ein. Er wollte ihr noch etwas sagen in Betreff Neshdanow's — that es aber nicht. Marianne fühlte, daß Ssolomin ihr etwas sagen wollte — eben in Betreff Neshdanow's, daß er es aber verschwieg. Und auch sie blieb stumm.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Als Ssolomin fort war, sprang Neshdanow sogleich vom Divan, ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, aus einer Ecke in die andere, blieb eine Minute wie versteinert, in Gedanken versunken, in der Mitte des Zimmers stehen; dann fuhr er plötzlich auf, warf hastig seinen »Maskeradenanzug« ab, stieß ihn mit dem Fuß in die Ecke, und zog seine früheren Kleider an. Daraus trat er an den dreibeinigen Tisch, nahm aus der Lade zwei versiegelte Briefchen und noch einen kleinen Gegenstand, den er in die Tasche steckte — die Briefe aber legte er auf den Tisch. Hierauf kauerte er vor dem Ofen nieder und öffnete die Ofenthür . . . Im Ofen lag ein ganzer Haufen Asche. Das war Alles, was von den Papieren Neshdanow's, von seinem geliebten Heft übrig geblieben war . . . Er hatte sie sämmtlich im Laufe der Nacht verbrannt. Hier im Ofen, an eine der Innenwände gelehnt, befand sich auch das ihm von Markelow geschenkte Porträt Mariannens Er hatte offenbar nicht das Herz gehabt, dieses Porträt zu verbrennen. Neshdanow zog es vorsichtig hervor und legte es auf den Tisch neben die versiegelten Briefchen.

Darauf ergriff er mit einer entschlossenen Armbewegung seine Mütze und lenkte seine Schritte zur Thür . . . blieb jedoch wieder stehen, wandte sich und ging in Mariannens Zimmer. Hier stand er einige Augenblicke still, sah sich um, trat an ihr schmales Bettchen, beugte sich über dasselbe, und preßte, lautlos schluchzend, die Lippen nicht auf das Kopfende, sondern auf das Fußende des Bettes . . . Dann richtete er sich mit einem Male auf, drückte die Mütze in die Stirn und stürzte hinaus.

Neshdanow schlüpfte, ohne Jemandem weder im Corridor, noch auf der Treppe, noch unten zu begegnen, in den hinter dem Hause gelegenen kleinen Garten. Es war ein trüber, grauer Tag, die Wolken hingen niedrig am Himmel, ein kleiner feuchter Wind bewegte ganz leise die Spitzen der Gräser und hie und da einzelne Blätter auf den Bäumen; der Lärm und das Gerassel auf der Fabrik waren weniger stark, als sonst um diese Tageszeit; vom Hofe her drang der Geruch von Kohlen, Theer und Talg herüber. — Neshdanow blickte sich scharf und mißtrauisch um und ging auf den alten Apfelbaum zu, der bereits am Tage seiner Ankunft, als er zum ersten Mal aus dem Fenster der

kleinen Wohnung hinabgeschaut, seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Der Stamm dieses Apfelbaums war mit trockenem Moos bewachsen, die rauhen, kahlen Aeste, von denen hie und da einzelne röthlich-grüne Blätter herabhingen, hoben sich gen Himmel, gekrümmt wie flehentlich ausgestreckte, in den Ellenbogen geknickte Greisenarme. Neshdanow trat festen Fußes auf die dunkle Erde, welche die Wurzel umgab, und zog jenen kleinen Gegenstand aus der Tasche, der in der Lade des Tisches gelegen hatte. — Darauf schaute er aufmerksam zu den Fenstern seiner Wohnung auf . . . »Wenn mich Jemand in diesem Augenblicke sehen sollte.« — dachte er, — so werde ich es vielleicht aufschieben« . . .Aber nirgends zeigte sich ein menschliches Angesicht . . . als ob Alles ausgestorben von ihm zurückgetreten wäre, als ob sich Alles von ihm abgewandt, ihn der Willkür des Schicksals überlassen hätte. Die Fabrik allein stank und lärmte dumm und plump, und von oben begann ein feiner, kalter, prickelnder Regen zu stäuben.

Neshdanow blickte durch die gekrümmten Aeste des Baumes, unter welchem er stand, zu dem niedrigen, grauen, theilnahmlos blinden und nassen Himmel hinauf, gähnte leicht, schauderte zusammen, sagte in Gedanken: »es ist mir ja nichts mehr übrig geblieben, soll ich denn wieder nach Petersburg zurück, in's Gefängniß! . . . — schleuderte die Mütze fort, setzte, im ganzen Körper ein gewisses süßlich-herbes, stark beklemmendes Dehnen vorausempfindend, den Revolver an die Brust und drückte ab . . .

Es war ihm, als hätte irgend etwas ihn vor die Brust geschlagen, nicht einmal stark geschlagen . . . aber er lag bereits auf dem Rücken und versuchte sich klar zu machen, zu erkennen, was mit ihm sei und wie es denn gekommen, daß er Tatjana eben gesehen! . . . Er wollte sie sogar rufen, ihr sagen: — »Ach, es ist nicht nöthig!« — aber seine Glieder waren schon wie erstarrt, vor seinem Antlitz, in den Augen, auf der Stirn, im Hirn drehte sich ein trüb-grüner Wirbel herum — und etwas fürchterlich Schweres und Plattes schien ihn für immer an die Erde gedrückt zu haben.

Es war nicht bloße Phantasie gewesen, daß Neshdanow geglaubt hatte, Tatjana zu sehen; denn sie war in demselben Augenblicke, als er den Revolver abdrückte, an eins der Fenster des Flügels getreten und hatte ihn unter dem Apfelbaum erblickt. Sie hatte jedoch kaum Zeit gehabt zu denken: — »was hockt er denn bei solchem Wetter

ohne Mütze unter dem Apfelbaum! « — als er wie eine Garbe umfiel. Den Schuß hatte sie nicht gehört — er war sehr schwach, aber es ahnte ihr sofort etwas Schlimmes und sie stürzte über Hals und Kopf hinab in den Garten . . . Sie kam auf Neshdanow zugelaufen . . . »Alexei Dmitritsch, was ist Ihnen?« . . . Aber in ihm war es bereits finster geworden. Tatjana beugte sich über ihn, sah das Blut. . .

— Paul! schrie sie wie wahnsinnig auf. — Paul!

Einige Augenblicke darauf waren Marianne, Ssolomin, Paul und zwei Fabrikarbeiter im Garten. Man hob ihn sogleich auf, trug ihn in den Flügel und legte ihn auf denselben Divan nieder, auf welchem er die letzte Nacht zugebracht.

Er lag auf dem Rücken mit halb geschlossenen unbeweglichen Augen, und bläulichem Antlitz, röchelte schwer und gedehnt, und schluchzte zuweilen auf und schluckte, gleichsam als ob er erstickte. Das Leben hatte ihn noch nicht verlassen. Marianne und Ssolomin standen zu beiden Seiten des Divans, Beide waren ebenso blaß, wie Neshdanow selbst. Sie waren Beide niedergeschlagen, erschüttert, vernichtet — namentlich Marianne — aber nicht überrascht. »Wie haben wir das nicht voraussehen können?« — fragten sie sich, und doch schien es ihnen zugleich, daß sie . . . ja, daß sie es wohl vorausgesehen hatten. — Als er zu Marianne sagte: »was ich auch thun werde, ich sage Dir im Voraus: Du wirst Dich über nichts wundern, « — und als er von den beiden Menschen sprach, die sich in ihm stritten — regte sich damals nicht ein unklares — Ahnungsgefühl in ihr? — Warum hatte sie denn damals nicht gleich aufgemerkt und sich über den Sinn dieser Worte und über dieses Gefühl Rechenschaft zu geben versucht? — Warum hatte sie denn jetzt nicht den Muth zu Ssolomin aufzublicken, als ob er ihr Mitschuldiger wäre als ob auch ihm das Gewissen schlüge? Warum thut ihr denn Neshdanow nicht nur so unendlich leid, daß sie fast verzweifeln könnte, sondern warum bedrückt sie auch ein so schreckliches, ängstliches Gefühl, welche Pein quält sie!« Vielleicht hat es in ihrer Hand gelegen, ihn zu retten? Warum können sie Beide kein Wort über die Lippen bringen? Sie wagen kaum zu athmen — und warten. . . Worauf? O Gott!

Ssolomin hatte nach dem Arzt geschickt, obgleich natürlich keine Hoffnung vorhanden war, Neshdanow zu retten. Tatjana hatte auf die kleine, bereits schwarze, blutlose Wunde einen großen, mit kaltem

Wasser durchtränkten Schwamm gedrückt und benetzte ihm auch das Haar mit kaltem Wasser und Essig.

Neshdanow hörte plötzlich auf zu röcheln und regte sich.

— Er kommt zur Besinnung, — flüsterte Ssolomin.

Marianne sank neben dem Divan in die Kniee Neshdanow blickte zu ihr auf . . .bis dahin waren seine Augen ganz starr und stier, wie bei allen im Verscheiden begriffenen Menschen.

— Ich lebe . . . ja noch, — flüsterte er kaum hörbar. — Nicht einmal das habe ich verstanden . . . und halte Euch auf.

— Alex, — stöhnte Marianne.

— Ja wohl . . . gleich . . . Weißt Du, Marianne, in meinem . . . Gedicht . . .

»Blumen trage her zu mir. . .« Wo sind denn die Blumen?
. . . Dafür bist Du ja da . . . Dort, in meinem Briefe . . .

Er erzitterte plötzlich am ganzen Körper.

— Ah! da ist er . . . Reicht Euch . . . die Hände . . hier. . . vor mir. . . Rascher. . . reicht Euch. . .

Ssolomin ergriff Mariannens Hand. Ihr Kopf lag auf dem Divan, mit dem Antlitz nach unten gewandt, dicht neben der Wunde.

Ssolomin stand aufrecht und tiefernst vor ihm, finster wie die Nacht.

— So. . . es ist gut. . . so. . .

Neshdanow begann wieder zu schluchzen, aber in höchst ungewöhnlicher Weise . . . Die Brust hob sich mächtig, die Seiten sanken ein . . .

Er wollte seine Hand offenbar auf ihre verbundenen Hände legen, aber seine Hände waren bereits abgestorben.

— Er stirbt, — flüsterte die an der Thür stehende Tatjana und begann sich zu bekreuzen.

Er schluchzte seltener, kürzer Sein Blick suchte Marianne . . . aber etwas drohend Weißes umflorte bereits das Innere seines Auges . . .

— »Es ist gut . . waren seine letzten Worte.

Er war nicht mehr . . . Ssolomins und Mariannen's verbundene Hände ruhten jedoch noch immer auf seiner Brust.

Von den beiden von ihm zurückgelassenen kurzen Briefchen war der eine an Ssilin gerichtet und enthielt nur wenige Zeilen:

»Leb' wohl, Bruder und Freund, leb' wohl; wenn Du diesen Papierfetzen erhältst — bin ich nicht mehr. Frage mich nicht, woher und warum, — und bedaure mich nicht; denke, daß ich's jetzt besser habe. Nimm unseren unsterblichen Puschkin zur Hand und lies im »Ewgenij Onegin« die Schilderung des Todes von Lenskij. Erinnerst Du Dich: »Mit weißer Kreide bedeckt sind die Fenster; die Wirthin ist fort . . . « u.s.w. Da hast Du Alles. Ich habe Dir nichts zu sagen . . . weil ich Dir viel zu sagen hätte und mit fehlt die Zeit dazu. Ich wollte aber nicht von hinnen scheiden, ohne Dich davon zu benachrichtigen; denn sonst dächtest Du meiner als eines Lebenden und ich hätte mich an unserer Freundschaft versündigt. Leb' wohl und — lebe.

Dein Freund A.N.«

Der andere Brief war etwas länger und an Ssolomin und Marianne gerichtet.

In diesem Brief stand Folgendes:

»Meine Kinder!

(Gleich nach diesen Worten schien der Schreiber inne gehalten zu haben; es war da etwas durchgestrichen oder richtiger vielleicht verwischt, als ob Thränen darauf gefallen wären.)

»Ihr werdet es vielleicht sonderbar finden, daß ich Euch so anrede; ich bin ja selbst fast noch ein Kind, und Du, Ssolomin, Du bist viel älter als ich. Ich sterbe jedoch — und betrachte mich, am Ende meines Lebens stehend, als einen Greis. Ich habe mir, Euch Beiden gegenüber, viel zu Schulden kommen lassen, und namentlich gegen Dich, Marianne — weil ich Euch ein solches Weh bereite — (ich weiß, Marianne, daß Du um mich trauern wirst) — und Euch so viel Unruhe verursacht habe. Aber was sollte ich, thunt Ich fand keinen anderen Ausweg. Ich verstand es nicht, mich zu »vereinfachen,« es blieb also nur übrig, mich gänzlich auszustreichen. — Marianne, ich wäre mir selbst und auch Dir eine Last gewesen. Du bist großmüthig — Du hättest Dich darüber gefreut, wie über ein neues Opfer . . . ich hatte aber nicht das Recht, Dir dieses Opfer aufzuerlegen: Du stehst jetzt vor einem besseren und wichtigeren Werke — Meine Kinder, erlaubt mir, Euch zu verbinden, gleichsam mit einer Hand aus dem Grabe. Ihr werdet es gut haben zusammen. Marianne, Du wirst Ssolomin endgültig lieb gewinnen, — er aber . . . er liebt Dich seit jenem

Augenblick, da er Dich Zum ersten Mal bei Ssipjagin gesehen. Es war mir das nicht entgangen, obgleich ich einige Tage darauf mit Dir entfloh. — O jener Morgen! Wie war er so herrlich, so frisch, so jugendschön! Er steht jetzt als ein Himmelszeichen vor mir, als ein Symbol Eures doppelten Lebens — Deines und seines Lebens, — und ich war damals nur zufällig an seinem Platze. — Es ist Zeit, den Brief zu schließen; ich will Dich nicht weich machen . . . ich will mich nur rechtfertigen. — Morgen werde ich einige schwere Augenblicke durchleben müssen . . . Aber was soll ich thun? Ist denn ein anderer Ausweg möglich? — Leb' wohl, Marianne, mein gutes ehrliches Mädchen! — Leb' wohl, Ssolomin! — Ich übergebe sie Dir. — Lebt glücklich — lebt und nützt den Andern; Du aber, Marianne, gedenke meiner nur, wenn Du glücklich bist. Gedenke meiner als eines gleichfalls guten und ehrlichen Menschen, für den es sich aber gleichsam mehr ziemte zu sterben, als zu leben. — Ob ich Dich wahrhaft geliebt habe — ich weiß es nicht, liebe Freundin; aber ich weiß, daß ich niemals ein stärkeres Gefühl empfunden, als das, welches mich zu Dir hinzog, und daß es mir noch schrecklicher wäre, zu sterben, wenn ich dieses Gefühl nicht mit mir ins Grab nehmen könnte.

»Marianne! Wenn Du jemals ein Mädchen, Namens Maschurina, triffst, — Ssolomin kennt sie übrigens, und auch Du hast sie, wie ich glaube, gesehen, — so sage ihr, daß ich ihrer kurz vor meinem Tode voll Dankbarkeit gedacht habe . . . Sie wird es schau verstehen.

»Es ist Zeit sich loszureißen . . . Ich habe eben aus dem Fenster geblickt: inmitten rasch dahinjagender Wolken stand ein schöner Stern am Himmel. So rasch sie auch einhertrieben, sie konnten ihn nicht verfinstern. Bei diesem Stern gedachte ich Deiner, Marianne! — In diesem Augenblicke schläfst Du im Nebenzimmer und Deine Seele ahnt nichts . . . Ich war an Deine Thür getreten, hatte das Ohr an dieselbe gedrückt, und glaube Deine keuschen, ruhigen Athemzüge vernommen zu haben . . . Leb' wohl! Leb' wohl! — Lebt wohl, meine Kinder, meine Freunde!

Euer A.

»Bah, bah, bah! Wie habe ich denn in meinem letzten Briefe nichts über unser großes Werk gesagt? — Wahrscheinlich weil man im Angesicht des Todes keine Lüge über die Lippen bringen möchte. . .

Marianne vergieb mir diesen Zusatz. . . In mir steckte die Lüge, nicht aber in dem Werte, an welches Du glaubst.

»Ja! noch Eins will ich Dir sagen: Du wirst vielleicht denken, Marianne, daß ich mich vor dem Kerker fürchte, in den man mich gewiß gesteckt hätte — und daß ich *dieses* Mittel ergriffen, um dem aus dem Wege zu gehen? — Nein; der Kerker allein hat nichts zu sagen; aber für eine Sache im Kerker zu sitzen, an die man nicht glaubt — das ist nicht zu ertragen. Und ich lege Hand an mich — nicht weit ich mich vor dem Kerker fürchte.

»Leb' wohl, Marianne! Leb' wohl, Du Keusche, Unberührte!«

Marianne und Ssolomin lasen Beide den Brief einzeln durch. — Dann steckte Marianne ihr Porträt und beide Briefe in ihre Tasche — und blieb regungslos stehen.

Ssolomin wandte sich zu ihr.

— Es ist Alles bereit, Marianne, sagte er, wir wollen fahren. — Wir müssen seinen Willen erfüllen.

Marianne trat an Neshdanow heran, preßte die Lippen auf die bereits kalte Stirn, — und antwortete: sich zu Ssolomin wendend: — Fahren wir!

Er ergriff ihre Hand — und Beide verließen das Zimmer.

* *
*

Als einige Stunden darauf die Polizei auf der Fabrik erschien, fand sie zwar Neshdanow — aber als Leiche. — Tatjana hatte ihn sorgsam angekleidet, ein weißes Kissen unter den Kopf geschoben, die Hände übereinandergelegt und sogar einen Blumenstrauß neben ihn auf den Tisch gestellt. — Paul, der die nöthigen Instructionen erhalten hatte, empfing die Polizeibeamten mit größter Ehrerbietung und mit ebenso viel Ironie, so daß diese nicht recht wußten, ob sie ihm danken oder ihn arretiren sollten. Er erzählte ihnen überaus umständlich, wie der Selbstmord geschehen war, und traktirte sie mit Schweizer Käse und Madeira; — über den augenblicklichen Aufenthalt von Wassili Fedotitsch und des angereisten Fräuleins könne er jedoch nichts sagen, behauptete er, da ihm nichts darüber bekannt sei, sei, und beschränkte sich darauf zu versichern, daß Wassili Fedotitsch niemals lange fortbleibe, denn auf der Fabrik sei ja immer genug zu thun; daß

er, wenn nicht heute, so doch morgen gewiß zurückkehren und es dann sofort in der Stadt melden werde. Herr Ssolomin sei in dieser Hinsicht ein überaus pünktlicher Mensch!«

So entfernten sich denn die Herren Beamten, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nachdem sie einen Wächter an die Leiche gesetzt und den Untersuchungsrichter zu schicken versprochen hatten.

Achtunddreißigstes Capitel.

Zwei Tage nach diesem Ereigniß fuhr in den Hof des gefügigen Priesters Sossima ein Karren, auf welchem zwei uns bekannte Personen saßen, ein Herr und eine — Dame, welche am folgenden Tage von dem Priester getraut wurden. Bald darauf verschwanden sie — und der gute Sossima bereute nicht im Geringsten, was er gethan hatte. Auf der Fabrik, die Ssolomin verlassen, fand sich ein Brief vor, der an den Eigenthümer derselben adressiert war und ihm von Paul zugestellt wurde; er enthielt einen genauen und vollständigen Rechenschaftsbericht über den Stand der Geschäfte — er war glänzend — und die Bitte um Gewährung eines dreimonatlichen Urlaubes. Dieser Brief war zwei Tage vor Neshdanow's Tode geschrieben worden, woraus ersichtlich war, daß Ssolomin es schon damals für nöthig gehalten, mit ihm und Marianne fortzureisen und eine Zeitlang in Verborgenheit zu leben. Die in Folge des Selbstmordes angeordnete Untersuchung verlief resultatlos. Die Leiche wurde in's Grab gesenkt; Ssipjagin stand ab von allen weiteren Nachforschungen über den Aufenthaltsort seiner Nichte.

Neun Monate darauf wurde Markelow vor Gericht gestellt. Seine Haltung war auch hier ebenso ruhig, wie vor dem Gouverneur, nicht ohne Würde, doch ein wenig — niedergeschlagen. — Seine Rede klang weniger scharf als sonst, — aber es war nicht Kleinmuth, es war die Einwirkung eines anderen, edleren Gefühls. Er rechtfertigte sich nicht, bereute nichts, beschuldigte Niemand und nannte auch Niemand; sein hageres Antlitz mit den erloschenen Augen bewahrte nur den Ausdruck der Ergebenheit in sein Schicksal und den der Festigkeit; seine kurzen, doch offenen und wahrhaften Antworten aber weckten selbst in den Richtern ein gewisses Mitgefühl. Die Bauern sogar, die ihn ergriffen hatten und gegen ihn zeugten, empfanden dieselbe Theilnahme, und sprachen von ihm, als von einem »einfachen« und guten Herrn. Aber seine Schuld lag zu klar am Tage, er konnte der Strafe nicht entgehen — und empfing diese Strafe, wie es schien, als etwas Unvermeidliches, Nothwendiges. — Von den anderen, übrigens wenig zahlreichen, Mitschuldigen, hatte sich Maschurina der Verantwortung durch die Flucht entzogen. Ostrodumow war von einem Kleinbürger getödtet worden, den er

zum Aufruhr verleiten wollte und der ihm »ungeschickt« einen Stoß versetzt hatte. Ueber Goluschkin, der vor Schreck und Gram fast den Verstand verloren hatte, wurde seiner »offenherzigen Reue« wegen eine unbedeutende Strafe verhängt; Kissljakow wurde ungefähr einen Monat in Arrest gehalten und daraus freigelassen, ja ihm nicht einmal verboten, nach Herzenslust wieder durch alle Gouvernements zu »sprengen;« Neshdanow hatte der Tod erlöst; Ssolomin wurde, wegen Mangel an Beweisen, zwar für verdächtig erklärt, sonst aber in Ruhe gelassen. (Er hatte sich übrigens der Verantwortung durchaus nicht entzogen und war zum Termin vor Gericht erschienen.) Von Marianne war gar nicht die Rede gewesen. . . Paklin gelang es, sich herauszuwinden; man hatte ihm auch keine besondere Aufmerksamkeit zugewandt.

* *
*

Es waren anderthalb Jahre seitdem vergangen, der Winter des Jahres 1870 war herangekommen. In Petersburg, in welchem der Gheimrath und Kammerherr Ssipjagin eine große Rolle zu spielen sich vorbereitete, in welchem seine Gemahlin als Beschützerin aller Künste auftrat, musikalische Abendunterhaltungen veranstaltete und billige Volksküchen einrichtete, Herr Kallomeyzew aber in dem Rufe stand, einer der zuverlässigsten Beamten seines Ministeriums zu sein — in demselben Petersburg schritt in einer der Linien von Wassili-Ostrow ein kleines Männlein, in einem bescheidenen Paletot mit einem Katzenfellkragen, hinkend die Straße entlang. Es war Paklin. Er hatte sich in der letzten Zeit stark verändert: an den Rändern der unter der Fellmütze hervorragenden Schläfen zeigten sich einzelne silberne Fäden. — Von der anderen Seite kam ihm eine ziemlich volle, hochgewachsene, in einen dunklen Tuchmantel gehüllte Dame entgegen. — Paklin hatte sie mit zerstreuten Augen angeschaut, und war an ihr vorübergegangen . . . dann aber blieb er plötzlich nachdenklich stehen, streckte die Arme aus, wandte sich darauf lebhaft um, holte sie ein und blickte ihr unter den Hut gerade in's Gesicht.

— Maschurina? — fragte er leise.

Die Dame maß ihn mit einem majestätischem Blick — und ging, ohne ein Wort zu sagen, weiter.

— Liebe Maschurina, ich habe Sie erkannt, — fuhr Paklin fort, neben ihr herhinkend, —aber fürchten Sie nichts. Ich werde Sie ja nicht verrathen — ich freue mich *zu* sehr, Sie zu sehen. — Ich bin es, Paklin, Ssila Paklin, wissen Sie, der Freund Neshdanow's . . . Kommen Sie zu mir; ich wohne ein paar Schritte von hier . . . Ich bitte Sie sehr.

— *Jo sono contessa Rocca di santo u . . . u . . . e ancora!* — versetzte die Dame mit tiefer Stimme, aber mit auffallend reinem russischen Accent.

— Nun, was Contessa . . . was für eine Contessa . . . Kommen Sie, plaudern wir ein wenig . . .

— Wo wohnen Sie denn? — fragte die italienische Gräfin plötzlich auf Russisch — Ich habe keine Zeit.

—— Ich wohne hier in dieser Line, da ist mein Haus, dort — das graue, dreistöckige. — Wie gut Sie sind, daß Sie nicht mehr geheimnisvoll thun! Geben Sie mir Ihre Hand, kommen Sie. — Sind Sie schon lange hier?- Und warum sind Sie Gräfin? Haben Sie irgend einen italienischen Conte geheirathet!

Maschurina war gar nicht verheirathet; man hatte ihr einen auf den Namen einer unlängst verstorbenen Gräfin Rocco die Santo-Fiume lautenden Paß gegeben — und damit war sie nun ganz ruhig nach Rußland zurückgekehrt, ohne ein Wort italienisch zu verstehen — und trotz ihres echt russischen Typus.

Paklin führte sie in seine bescheidene Wohnung. Die bucklige Schwester, die bei ihm lebte, kam dem Gast aus der winzigen Küche entgegen, die von dem ebenfalls winzigen Vorzimmer durch einen Bretterverschlag getrennt war.

— Hier, Ssnapotschka, — sagte er, — stelle ich Dir eine gute Freundin von mir vor; gieb uns Thee.

Maschurina, die gewiß nicht mit ihm gegangen wäre, wenn er nicht Neshdanow's Namen erwähnt hätte, nahm den Hut ab, verbeugte sich, indem sie mit der männlichen Hand über das, wie früher kurz beschnittene, Haar fuhr, und setzte sich schweigend. Sie schien sich gar nicht verändert zu haben; sie trug sogar noch immer dasselbe Kleid, wie vor zwei Jahren; — aus ihren Augen aber sprach eine gewisse unbewegliche Traurigkeit, die ihren sonst rauhen Zügen etwas Rührendes verlieh.

Snandulia lief die Theemaschine zu holen, Paklin aber setzte sich, Maschurina leichthin auf das Knie schlagend, ihr gegenüber und ließ den Kopf hängen; als er aber zu reden anfangen wollte, mußte er sich zuerst räuspern, die Stimme versagte ihm und Thränen traten ihm in die Augen. — Maschurina saß regungslos auf ihrem Stuhle, ohne sich anzulehnen — und blickte mürrisch zur Seite.

— Ja, ja, — begann Paklin, — es war eine verhängnißvolle Zeit! Ich sehe Sie an und denke — an Viele und Vieles . . . an Lebende und Todte. — Meine lnséparables sind auch gestorben — Sie kennen sie übrigens nicht, wie ich glaube, — und wie ich vorhergesagt, Beide an einem Tage. — Neshdanow der arme Neshdanow! . . . Sie wissen wahrscheinlich. . .

— Ja, ich weiß, — sagte Maschurina, noch immer in derselben Weise zur Seite blickend.

— Sie haben auch von Ostrodumow gehört?

Maschurina nickte blos mit dem Kopf. Sie wollte, daß er fortfuhre, von Neshdanow zu sprechen — konnte sich jedoch nicht entschließen, ihn darum zu bitten. Er hatte sie aber verstanden.

— Ich habe gehört, daß er in seinem letzten Briefe Ihrer erwähnt hat. — Ist das wahr?

Maschurina zögerte mit der Antwort.

— Es ist ist wahr, — sagte sie endlich.

— Er war ein prächtiger Mensch! Aber er war nur nicht im rechten Geleis! Er war eben so wenig ein Revolutionär, wie ich es bin! Wissen Sie, was er eigentlich war? — Der Romantiker des Realismus! Verstehen Sie mich?

Maschurina warf einen raschen Blick auf Paklin. Sie hatte ihn nicht verstanden — und gab sich auch keine Mühe, ihn zu verstehen. Es schien ihr unpassend und sonderbar, daß er sich Neshdanow gleichzustellen wage; sie dachte jedoch; »Mag er jetzt prahlen und sich rühmen!« (Obgleich er gar nicht prahlte, sondern sich, seinen Ansichten nach, eher tadelte.)

— Es hat mich hier ein gewisser Ssilin aufgesucht, — fuhr Paklin fort, — Neshdanow hatte ihm vor seinem Tode gleichfalls geschrieben. Dieser Ssilin also fragte mich: ob nicht irgend welche Papiere des Verstorbenen vorhanden seien, — Alexei's Sachen wurden aber damals versiegelt . . . und es waren auch keine Papiere

darunter; er hatte Alles verbrannt — auch seine Gedichte. — Sie wußten vielleicht gar nicht, daß er zu dichten pflegte! Mir thut es leid; ich bin überzeugt, daß einige dieser Gedichte nicht übel waren. — Alles ist nun mit ihm verschwunden — ist in den allgemeinen Strudel hineingezogen worden — und auf ewig verstummt! Nur in den Freunden lebt noch die Erinnerung — bis auch sie verschwinden!

Paklin machte eine kleine Pause.

— Dafür stehen aber die Ssipjagin's, — begann er von Neuem, — erinnern Sie sich, diese herablassenden, wichtigen, widerwärtigen vornehmen Leute — dem Gipfel der Macht und des Ruhmes! — Maschurina erinnerte sich ihrer gar nicht; Paklin haßte sie aber Beide — namentlich ihn — so sehr, daß er sich das Vergnügen nicht Versuch konnte, sie ein wenig »vorzunehmen.« — Man sagt daß in ihrem Hause ein erhabener Ton herrschen soll! Es wird da immer von Tugend gesprochen!! Ich habe jedoch bemerkt, daß, wenn irgendwo zu viel von Tugend gesprochen wird, es eben so ist, wie wenn man das Zimmer eines Kranken mit Wohlgerüchen durchräuchert, in welchem vorher irgend etwas Schmutziges stattgefunden! Es ist das verdächtig! — Den armen Alexei haben *sie* zu Grunde gerichtet, diese Ssipjagin's!

— Was macht Ssolomin? — fragte Maschurina — Es war ihr plötzlich das Verlangen vergangen, etwas von *Diesem* über *Jenen* zu hören!

— Ssolomin! — rief Paklin — Dem geht es vortrefflich! Hat sich ausgezeichnet herauszubeißen gewußt. Die frühere Fabrik hat er verlassen und die besten Leute mit sich genommen. — Da war ein Arbeiter ein geriebener Kopf, wie man sagt! Paul hieß er . . . den hat er auch zu sich genommen. Jetzt soll er eine eigene kleine Fabrik haben — da in Perm — auf genossenschaftlicher Grundlage. Der wird seine Sache schon zu Ende führen! Der wird sich schon durcharbeiten! Er hat einen feinen und dabei harten Schädel. Er ist — ein ganzer Mann! Namentlich aber tritt er nicht als plötzlicher Heilkünstler für gesellschaftliche Schäden auf. Denn was wir Rassen für ein Volk sind? Wir warten immer, ob nicht irgend Etwas oder irgend Jemand kommt und uns plötzlich gesund macht, alle unsere Schäden ausbessert und alle unsere Gebrechen herauszieht, wie einen kranken Zahn. Wer wird dieser Zauberer sein? Der Darwinismus? Das Dorf? Archip Perepentjew? Ein Krieg mit dem Auslande? — Alles, was

Du willst, nur den Zahn heraus! — Das ist aber weiter nichts als Faulheit, Schwäche, Gedankenmangel! — Ssolomin aber ist nicht so; nein — er zieht keine Zähne aus — er ist ein ganzer Mann!

Maschurina machte eine Bewegung, als ob sie sagen wollte: »Dieser muß also gestrichen werden.«

— Nun, und jenes Mädchen, — fragte sie, — ich habe den Namen vergessen — welches damals mit ihm — mit Neshdanow entflohen ist?

— Marianne? Sie ist jetzt die Frau dieses selben Ssolomin. Sie sind schon über ein Jahr verheirathet. Anfangs war sie nur nominell seine Frau — jetzt soll sie es aber wirklich sein. Ja—a.

Maschurina machte wieder dieselbe Bewegung mit der Hand.

Einst war sie auf Marianne, Neshdanow's wegen, eifersüchtig gewesen; jetzt zürnte sie ihr, weil sie seinem Gedächtniß hatte untreu werden können. — Ein Kind ist wohl auch schon da, — fügte sie mit spöttischer Verachtung hinzu.

— Vielleicht, ich weiß nicht. — Aber wohin eilen Sie denn, wohin? — rief Paklin, als er sah, daß sie nach ihrem Hut griff. — Warten Sie ein wenig; Ssnapotschka wird uns gleich Thee bringen.

Es war ihm weniger darum zu thun, Maschurina aufzuhalten, als die günstige Gelegenheit, die sich ihm bot, nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen und Alles, was in seinem Herzen gährte und kochte, Jemandem mitzutheilen. — Seitdem Paklin nach Petersburg zurückgekehrt, war er nur mit wenigen Menschen, namentlich mit wenigen jungen Leuten zusammengekommen. Die Geschichte mit Neshdanow hatte ihn ungeheuer erschreckt, er war sehr vorsichtig geworden und mied die Gesellschaft — auch die jungen Leute sahen ihn ihrerseits mit verdächtigen Blicken an. Einer hatte ihn sogar geradezu einen Denunzianten genannt. Mit alten Leuten verkehrte er selbst ungern; so kam es, daß er zuweilen ganze Wochen schweigen mußte. Gegen seine Schwester sprach er sich niemals aus; nicht etwa, weil er dachte, daß sie ihn nicht zu begreifen vermöge — o nein! Er hatte hohe Achtung vor ihrem gesunden Verstande . . . Aber er hätte mit ihr vollkommen ernst und wahrhaft sprechen müssen; sobald er aber seine »Trümpfe auszuspielen« begann oder »Brander aufsteigen« ließ, schaute sie ihn sofort mit so besonderen, aufmerksamen, mitleidigen Blicken an, daß er ganz verlegen wurde. Aber sagen Sie selbst, ist es denn möglich ohne einen kleinen Trumpf

auszukommen? Wenn es auch eine Zwei ist — aber nur trumpfen! Daher begann auch das Leben in Petersburg ihn zu langweilen und er dachte schon daran, ob er nicht nach Moskau übersiedeln solle. — Verschiedene Kombinationen, Ideen, Einfälle, komische oder böse Worte hatten sich in ihm angesammelt, wie das Wasser vor einer geschlossenen Mühle. . . Die Schleusen konnten nicht aufgezogen werden: das Wasser stand und faulte. . . Da kam ihm Maschurina in den Weg. . . Er hob die Schleusen und sprach, und sprach . . .

Es kamen aber auch Petersburg, das Petersburger Leben, ganz Rußland schön bei ihm an! Niemand und Nichts fand vor seinen Augen Gnade. — Maschurina schien dies Alles nicht sonderlich zu interessiren; aber sie widersprach ihm nicht und unterbrach ihn auch nicht . . . und weiter verlangte er auch nichts.

— Ja — sagte er — ich kann Sie versichern, es ist eine lustige Zeit, in der wir leben! In der Gesellschaft herrscht vollkommener Stillstand; Alle vergehen vor höllischer Langeweile! In der Literatur — eine kolossale Leere! In der Kritik wenn ein moderner junger Rezensent sagen will, daß »die Hühner Eier zu legen pflegen,« — so braucht er, um diese große Wahrheit darzuthun, wohl zwanzig Seiten — und kommt auch damit kaum aus! Aufgeblasen sind diese Herren, glauben Sie es mir, wie Bettpfühle, wässerig, wie Kaltschale und reden mit Schaum vor dem Munde — in Gemeinplätzen! In der Wissenschaft . . . ha, ha, ha! *Gelehrte wie Kant* werden bei uns repräsentirt durch die *gelehrte Kante* an den Kragen der Ingenieure! In der Kunst dasselbe! Wollen Sie heute nicht vielleicht ein Konzert besuchen? Sie werden den nationalen Sänger Agremantsky hören . . . Singt mit großem Erfolge . . . Wenn aber ein Brassen mit Grütze — *ein Brassen mit Grütze* sage ich Ihnen, eine Stimme besäße, so würde er ebenso singen, wie dieses Herr! — Und jener Skoropichin, wissen Sie, unser ewiger Aristarch — der lobt ihn! Das ist, sehen Sie, etwas Anderes, als westeuropäische Kunst! Er lobt doch auch unsere armseligen Maler! — Früher, sagt er, war ich ja selbst ganz entzückt von Europa, von den Italienern; aber später hörte ich Rossini und dachte: — Eh! Eh! Futsch! — ich sah Raphael . . . Eh! eh! — Und dieses: Eh! eh! — genügt unseren jungen Leuten vollkommen, und Sie wiederholen mit Skoropichin: Eh! eh! und sind zufrieden, denken Sie sich! Aber zu derselben Zeit vergeht das Volk in Armuth und Elend, die Steuern haben es gänzlich zu Grunde gerichtet und es ist nur die eine Reform zu Stande

gekommen, daß die Bauern jetzt Mützen tragen und die Weiber den alten Kopfputz abgelegt haben . . . Und der Hunger! Die Trunksucht! Die Bauernschinderei!

Hier gähnte Maschurina — und Paklin begriff, daß er zu einem anderen Thema übergehen müsse.

— Sie haben mir noch nicht gesagt — wandte er sich zu ihr — wo Sie während dieser zwei Jahre gewesen sind, wie lange Sie hier sind — was Sie gethan haben — wie und warum Sie eine Italienerin geworden sind, und weshalb. . .

— Das brauchen Sie gar nicht zu wissen — unterbrach ihn Maschurina — wozu das? Es geht Sie das Alles jetzt gar nichts mehr an.

Paklin war es, als ob man ihm plötzlich einen Stoß vor die Brust versetzt hätte — und er lachte, um seine Verwirrung zu verbergen, gezwungen auf.

— Nun, wie Sie wollen, — sagte er. — Ich weiß, — daß ich in den Augen der jetzigen Generation ein Mensch bin, der hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist; ich kann mich ja auch freilich nicht mehr . . . in jenen Reihen . . . Er verstummte, ohne den Satz zu vollenden. — Da bringt uns Ssnapotschka den Thee. Trinken Sie ein Täßchen,, und hören Sie mir zu . . . Vielleicht finden Sie etwas in meinen Worten, was Sie interessiren wird.

Maschurina nahm eine Tasse, ein Stückchen Zucker und begann ihren Thee zu trinken, indem sie den Zucker dazu biß.

Paklin brach in überlautes Gelächter aus.

— Gut, daß die Polizei nicht hier ist, denn sonst — eine italienische Gräfin . . . wie wars doch gleich?

— Rocco di Santo-Fiume, — versetzte mit unerschütterlicher Ruhe Maschurina, indem sie die heiße Fluth einschlürfte.

— Rocco di Santo-Fiume! — wiederholte Paklin, — und trinkt den Thee, indem sie Zucker dazu beißt! Das ist denn doch sehr unwahrscheinlich! Die Polizei würde sofort Verdacht schöpfen.

— An der Grenze, — bemerkte Maschurina, — war auch in der That ein Herr in Uniform, der nicht von mir weichen wollte, allerlei Fragen an mich richtete; ich hielt es endlich nicht mehr aus und sagte: »So laß mich doch endlich in Ruhe, um Himmels Willen!«

— Haben Sie ihm das italienisch gesagt!

— Nein, russisch.

— Nun, und er?

— Er? Natürlich ging er fort.

— Bravo! — rief Paklin. — Vortrefflich, Contessa! Trinken Sie noch ein Täßchen! — Sehen Sie, was ich Ihnen sagen wollte: Sie haben sich in trockener Weise über Ssolomin geäußert. — Wissen Sie aber, was ich Ihnen darauf erwiedern werde? Solche, wie er — das sind eben die Echten. Man versteht sie nicht gleich, aber — glauben Sie mir — sie sind die Echten, und ihnen gehört die Zukunft. Das sind keine Helden; es sind nicht einmal jene »Helden der Arbeit,« über welche irgend ein Sonderling — ein Amerikaner oder Engländer — ein Buch geschrieben zur Belehrung und Nacheiferung für uns verkrüppelte Geschöpfe; das sind — starke, graue, einfarbige, nationale Menschen. Nur solcher bedarf man aber jetzt! — Sehen Sie sich diesen Ssolomin doch nur an: klug, wie der Tag, — und gesund, wie der Fisch im Wasser. . . Ist das nicht wunderbar! Wie ist es denn bisher bei uns in Rußland gewesen? Wenn Du ein lebendiger Mensch bist, mit Gefühlen, mit Verständniß — so bist Du ganz gewiß krank! Ssolomin's Herz thut ihm vielleicht nicht weniger weh als uns — und er haßt und verachtet genau dasselbe, was wir hassen und verachten — aber seine Nerven schweigen — und sein ganzer Körper gehorcht ihm . . . folglich ist er — ein ganzer Mann! Ich bitte Sie: ein Mensch mit Idealen — und ohne Phrase, gebildet — und aus dem Volke, einfach — und vernünftig. . . Was wollen Sie denn noch?

— Und achten Sie nicht darauf, — fuhr Paklin fort, sich immer mehr erwärmend, ohne zu bemerken, daß Maschurina ihn schon längst nicht mehr anhörte und wieder starr zur Seite blickte, — achten Sie nicht darauf, daß jetzt bei uns in Russland allerlei Volk zu schauen ist: Slavophilen, Beamte, einfache und veredelte Generale, Epikuräer, Nachahmer und Sonderlinge — (kannte ich doch eine Frau, Namens Chawronja Prystschow, welche plötzlich eines schönen Tages zu einer Legitimistin wurde und Allen versicherte, daß man, sobald sie gestorben sei, nur ihren Körper zu öffnen brauche, um auf ihrem Herzen den Namen Heinrich V. zu finden . . . Bei der Chawronja Prystschow!) — Achten Sie nicht darauf, meine Verehrteste, und wissen Sie, daß der echte, wahre Weg dort ist, — wo die Ssolomin's sind, die grauen, einfachen, schlauen Ssolomin's! Denken Sie daran,

wann ich Ihnen dieses sage — im Winter des Jahres 1870, wo Deutschland Frankreich zu vernichten im Begriff steht, — wo . . .

— Lieber Ssila — ertönte hinter Paklin's Rücken leise die Stimme seiner Schwester. — Es scheint mir, daß Du in Deinen Raisonnements über die Zukunft unsere Religion und ihren Einfluß unbeachtet gelassen . . . » Und dann, — fügte sie hastig hinzu, — Fräulein Maschurina hört Dich ja gar nicht an. . . Du solltest ihr noch ein Täßchen Thee anbieten.

Paklin besann sich.

— Ach ja, meine Wertheste, — wollen Sie nicht vielleicht noch ein Täßchen?

Maschurina jedoch lenkte die dunklen Augen langsam auf Paklin und sagte nachdenklich.

Ich wollte Sie fragen, Paklin, ob Sie nicht vielleicht irgend ein Zettelchen von Neshdanow's Hand besitzen — oder dessen Photographie!

— Ja, ich habe eine Photographie — und es ist ein ziemlich gutes Bild. — Es liegt im Tischkasten. Ich werde es gleich heraussuchen.

Er begann in der Lade zu kramen, Snandulia aber näherte sich Maschurina, sah sie lange und theilnahmvoll an, und drückte ihr, wie einer Leidensgenossin die Hand.

— Da ist sie! Ich habe sie gefunden! — rief Paklin und reichte ihr das Bild. Maschurina ergriff es hastig und steckte es — fast ohne es anzusehen, ohne zu danken, jedoch stark erröthend — in die Tasche, setzte den Hut auf und lenkte die Schritte zur Thür . . .

— Sie gehen? — fragte Paklin. — Sagen Sie mir doch wenigstens, wo Sie wohnen?

— Wo es sich trifft.

— Ich verstehe. Sie wollen nicht, daß ich es wisse. Nun gut. Sagen Sie mir aber bitte das Eine: agitiren Sie noch immer auf Befehl von Wassili Nikolajewitsch?

— Wozu brauchen Sie das zu wissen?

— Oder vielleicht auf Befehl eines Anderen, eines Ssidor Ssidorytsch?

Maschurina antwortete nicht.

— Oder verfügt jetzt irgend ein Namenloser über Sie?

Maschurina war bereits auf der Schwelle.
— Vielleicht ein Namenloser!
Sie warf die Thür zu.
Paklin stand lange regungslos vor der geschlossenen Thür.
— »Namenloses Rußland!« — sagte er endlich.

- E n d e -

Druck der F. Priv. Hofbuchdruckerei in Rudolstadt.

Anmerkungen

1 Ssila=Kraft.

2 Der Unerwartete.

3 Ein länglich-viereckiges, an der Hüfte herabhängendes Stück Goldstoff mit einem Kreuz in der Mitte.

4 Eine emporstehende Kopfbebeckung von violettem Sammet für Weltgeistliche, von schwarzem — für Klostergeistliche.

5 Statt: »Jedes Heimchen kenn' sein Eckchen. — oder: »die Wände machen die Stube heimlich.« Statt: »*Nicht* die Wände machen die Stube heimlich, es macht sie heimlich der gastfreie Wirth.« (Anm. d. Uebers.)

6 Ich sterbe — sei's! Kein großes Unglück ists!
Nur Eins macht Unruh meinem kranken Sinn:
Ich fürchte, daß der Tod ein häßlich Spiel
Mit meinen Ueberresten spielen wird.

Ich fürchte, daß auf meinen kalten Leib
Noch heiße Thränen rinnen werden, und
Mit Blumen meinen Sarg zu schmücken wähnt
Beschränkter Eifer Liebesdienst zu thun;

Daß Freunde, wohlgesinnt, in dichter Schaar
Geleiten meiner Bahre Trauerzug,
Und daß ich, von des Grabes Stoff umhüllt,
Noch Gegenstand der Liebt werden kann.

O, Alles, was so heftig und umsonst
Bei Leibes Leben ich ersehnt, begehrt,
An meinem stillen Grabmal lächelt's erst
Beseligend und hoffnungsvoll mich an!

Dobroljudow's Werke. Bb. IV. Seite 615.

7 Palkin auf russisch: Werg; — Sjoloma — Stroh.

8 Konopatit heißt auf Russisch: kalfatern, mit Werg stopfen; Paklia = Werg.

Textnachweis.

Die Reihenfolge der Werke dieses Bandes orientiert sich an der Ausgabe: Ivan S. Turgenev, Werke. Fünf Bände. Aufbau-Verlag. Berlin (Ost) 1952. Die Texte selbst sowie »Neuland« gehen zurück auf folgende Vorlagen:

Aufzeichnungen eines Jägers

Goldmann Taschenbücher. München 1960. (Quelle: gutenberg.spiegel.de)

Rudin

Turgenev, Ausgewählte Werke. Band 3. Mitau. E.Behre‘s Verlag. 1870.

Das adelige Nest

Verlag Christian Ernst Kollmann. Leipzig 1862.

Helene

Turgenev, Ausgewählte Werke. Band 5. Mitau. E.Behre‘s Verlag. 1871.

Väter und Söhne

Insel-Verlag, Leipzig 1911. (Quelle: Zeno.org)

Dunst

Verlag Otto Jahnke. Berlin 1868.

König Lear der Steppe

A. Hartleben’s Verlag. Wien, Pest, Leipzig 1872.

Drei Begegnungen

Turgenev, Ausgewählte Werke. Band 3. Mitau. E.Behre‘s Verlag. 1870.

Faust

Manesse Verlag. Zürich 1990. (Quelle: Zeno.org)

Erste Liebe

Turgenev, Ausgewählte Werke. Drei Novellen. Mitau. E. Beres Verlag. 1881.

Erscheinungen

Turgenev, Erzählungen. Band 2. Math. Ringer’sche Universitätsbuchhandlung. 1865.

Der Hund

Visionen und andere phantastische Erzählungen. Gustav Kiepenheuer Verlag. Weimar. 6. bis 10. Tausend. 1917. (Quelle: Gutenberg.org)

Leutnant Jergunoff

Turgenev, Ausgewählte Werke. Band 2. Mitau. E.Behre‘s Verlag. 1869.

Eine wunderliche Geschichte

Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft, hrsg. von E. Dohm und J. Rodenberg Leipzig. Verlag von A. H. Payne.1870.

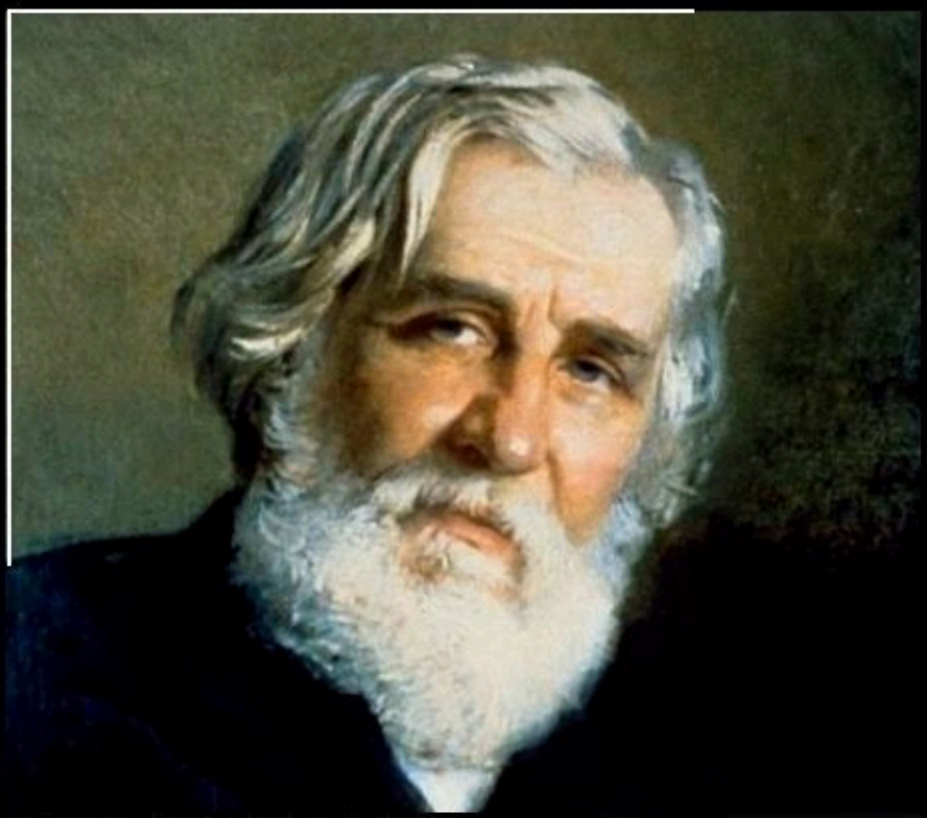
Neu-Land

Turgenev, Ausgewählte Werke. Band 10. Mitau. E.Behre‘s Verlag. 1877.

Ivan S. Turgenev

Werke II

Novellen, kurze Prosa und Komödien



Ivan Sergejevich Turgenev.

Werke
Zweiter Teil

Novellen und Prosa

Inhaltsverzeichnis

Der Raufbold.
Drei Portraits.
Tagebuch eines Überflüssigen.
Das Wirthshaus an der Heerstraße.
Zwei Freunde.
Stilleben.
Jakob Passinkow.
Ein Briefwechsel.
Assja.
Ein Ausflug in die Walregion.
Die Unglückliche.
Der Fatalist.
Der Oberst.
Frühlingsfluthen.
Die lebende Mumie.
Punin und Baburin.
Die Uhr. Erzählung eines alten Mannes.
Ein Traum.
Das Lied der triumphierenden Liebe.
Klara Militsch.
Die Wachtel. Kinder-Eindrücke.
Der Verzweifelte.
Sonderlinge.
Die letzte Nacht Traupmanns.
Der Faktor.
Die Geschichte des Vaters Alexéi
Hamlet und Don Quichotte.
Senilia.
Gedichte in Prosa(Nachlass)
Ein Ende (Turgenjews letzte Erzählung)
Die Unsrigen haben mich geschickt.
Feuer auf dem Meer.
Der Mann mit der grauen Brille.
Aufzeichnung eines Jägers aus dem Gouvernement Orenburg

Von Nachtigallen.
Pegasus.
Einige Bemerkungen über die russische Wirtschaft und über den russischen Bauern.
Die Pergamenischen Funde Brief an die Schriftleitung des »Europäischen Boten« (»Westnik Jewropy«).
Fahrt nach Albano und Frascati Erinnerungen an A. A. Iwanow.
Genug.
Petuschkow.
Kolossow.

Komödien.

Ein Abend in Sorent.
Der Junggeselle.
Das Gnadenbrot.
Gar kein Geld.
Das Gespräch auf der großen Landstraße.
Das Frühstück beim Adelsmarschall.
Unvorsichtigkeit.
Wo's nur dünn ist . . . da reißt's auch.
Die Dame aus der Provinz.
Der Monat auf dem Lande.
Turgenjew und die »Tasse Tee«

Textnachweis.

Der Raufbold.

1846.

Aus dem Russischen
von
Wilhelm Lange.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI.

I.

Im Jahr 1829 lag das zweite Kürassier-Regiment in dem Dorfe Kirilowo im Gouvernement Kolomna in Garnison. Mit seinen Hütten und Heuschobern, seinen grünen Hanffeldern und hohen Bohnenranken nahm dieses Dorf von fern sich aus wie eine Insel inmitten eines unabsehbaren Meeres aufgepflügter schwarzer Felder.

Mitten im Dorf lag ein kleiner, ewig mit Gänsefedern bedeckter Weiher mit schmutzigen aufgewühlten Ufern. Etwa hundert Schritt von dem Weiher, an der andern Seite der Landstraße, gewahrte man das aus Holz erbaute Herrenhaus. Es stand schon seit gekannter Zeit leer und hatte sich, als wollte es umfallen, melancholisch auf die Seite geneigt. Hinter dem Hause zog sich ein verwahrloster Garten hin. Darin standen alte Apfelbäume, die keine Früchte mehr trugen, und hohe Birken, auf denen ganze Schwärme von Krähen ihre Nester gebaut. Am Ende der Hauptallee, in einem kleinen Häuschen, das in früheren Zeiten der Herrschaft als Badestube gedient hatte, wohnte ein gebrechlicher Haushofmeister, der sich nach alter Gewohnheit jeden Morgen hustend und keuchend durch den Garten nach dem Herrenhause schleppte, obgleich er darin weiter nichts im Stand zu halten hatte als ein Dutzend Lehnstühle mit verschossenem weißem Bezug, zwei dickbäuchige Commoden mit geschweiften kurzen Füßen und Messinggriffen, vier durchlöcherte Bilder«und die Alabasterstatue eines Negers, dem die Nase abgeschlagen war.

Der Eigenthümer dieses Hauses, ein junger sorglos in den Tag lebender Mann, hielt sich bald in Petersburg, bald im Auslande auf — sein Gut hatte er ganz und gar vergessen. Er hatte es vor acht Jahren von einem alten Oheim geerbt, der einst in der ganzen Gegend wegen seiner ausgezeichneten Liqueure bekannt gewesen war. Noch jetzt lagen in der Vorrathskammer die leeren dunkelgrünen Flaschen unter allerlei Gerümpel: vollgeschriebenen Heften mit bunten Umschlägen, alten Krystall-Kronleuchtern, Hofcostümen aus der seit Katharinas der Zweiten, einem verrosteten Degen mit Stahlgriff u. s. w.

In dem einen der beiden Flügel hatte der Oberst sich einquartirt — ein verheiratheter Mann, von hohem Wuchs, wortkarg, bärbeißig und schläfrig. In dem andern wohnte sein Adjutant, ein gefühlvoller und

stets parfümirter Soldat, zudem ein besonderer Liebhaber von Blumen und Schmetterlingen.

Die Herren Offiziere dieses Regiments unterschieden sich in nichts von ihren Kameraden in allen andern Regimentern. Es gab unter ihnen gute und schlechte, kluge und dumme . . .

Einer von ihnen, ein gewisser Alexis Iwanowitsch Lutschkoff, seinem Range nach Stabsrittmeister, galt für einen Raufbold. Lutschkoff war von untersetzter Statur — eine nichts weniger als stattliche Erscheinung. Er hatte ein kleines gelblich-trockenes Gesicht, dünnes schwarzes Haar, gewöhnliche Züge und kleine dunkle Augen. Schon als Kind hatte er seine Eltern verloren, und so war er in Noth und Armuth aufgewachsen. Ganze Wochen lang konnte er sich durchaus friedfertig benehmen, aber dann war's mit einem Mal, als wär' er vom Teufel besessen: Alle belästigte, Alle ärgerte er. Allen warf er dreiste herausfordernde Blicke zu, und so kam es denn zu Händeln. Uebrigens stand Lutschkoff mit keinem seiner Kameraden auf feindseligem Fuße, wenngleich er nur mit einem dem parfümirten Adjutanten, befreundet war . . . Er trank weder Wein, noch spielte er Karten . . .

Im Mai 1829, kurz nach Beginn der Uebungen, trat ein junger Cornet Namens Fedor Fedorowitsch Kister in das Regiment ein. Er stammte, obgleich ein echter Russe, aus einer deutschen Adelsfamilie, war sehr blond und sehr bescheiden, gebildet und wohlerzogen. Bis zu seinem zwanzigsten Jahr hatte er stets im elterlichen Hause gelebt unter den Fittigen der Mutter, Großmutter und zweier Tanten. In die Armee war er einzig und allein aus den dringenden Wunsch seiner Großmutter eingetreten, die sogar noch in ihren alten Tagen keinen weißen Federbusch sehen konnte, ohne in Aufregung zu gerathen.

Er widmete sich dem Dienst ohne sonderliche Lust: doch bewies er viel Eifer und that gewissenhaft seine Pflicht. Er war nie stutzerhaft, aber immer sauber und vorschriftsmäßig gekleidet. Gleich am Tage seiner Ankunft meldete sich Kister bei dem Commandirenden; dann begann er sofort seine Wohnung einzurichten. Er hatte Teppiche, Wandbretter, billige Tapeten u. s. w. mitgebracht, womit alle Wände und Thüren beklebt und bedeckt wurden. Sodann ließ er verschiedene spanische Wände aufstellen, den Hof reinigen, den Pferdestall und die Küche in Stand setzen und sogar eine Badestube einrichten . . .

Eine ganze Woche nahm ihn diese Arbeit in Anspruch. Aber dafür war es auch ein wahres Vergnügen, sein Zimmer zu betreten. Vor dem Fenster stand ein Tisch, der mit allerlei Sächelchen bedeckt war; in einer Ecke befand sich ein Gestell mit Büchern und den Büsten Schillers und Goethes; an den Wänden hingen Landkarten, vier Studienköpfe und eine Jagdflinte; neben dem Tische war in gefälliger Ordnung eine Reihe Pfeifen mit eleganten Spitzen aufgestellt: der Boden war vollständig mit Teppichen bedeckt: sämtliche Thüren schlossen und die Fenster waren mit Gardinen versehen — kurz, Alles in dem Zimmer des jungen Cornets athmete Ordnung und Sauberkeit.

Wie anders sah es bei seinen Kameraden aus! Nur mit Mühe gelangte man über den schutzigen Hof; in der Vorstube saß der Bursche des Offiziers hinter einem zerrissenen Schirm aus Segeltuch und schnarchte, am Boden lag faules Stroh: auf dem Herd standen die Stiefel und ein Pomadentopf mit Glanzwichse. Im Zimmer selbst gewahrte man einen buckligen, mit Kreide beschriebenen Spieltisch; und auf dem Tische standen Gläser, die halb mit kaltem dunkelbraunem Thee gefällt waren. An der Wand befand sich ein breites fettiges Sopha, das halb aus den Fugen war; auf dem Fensterbret lag Cigarrenasche, und auf einem plumpen runden Lehnstuhl saß der Herr selbst in grasgrünem Schlafrock mit hellrothen Plüschaufschlägen und mit einer gestickten asiatischen Mütze auf dem Kopf; neben dem Herrn aber lag schnarchend ein unförmlich dicker boshafter Hund mit schmutzigem Messinghalsband . . . Keine einzige Thür schloß . . .

Alle mochten den Cornet gern leiden. Man liebte ihn wegen seiner Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit, warmen Herzlichkeit und der ihm angebornen Neigung »für alles Schöne« — kurz wegen all der Eigenschaften, die man an einem andern Offizier vielleicht unpassend gefunden hätte. Man hatte Kister den Spitznamen »Jüngferchen« beigelegt und beobachtete gegen ihn eine fast zärtliche Höflichkeit.

Nur Lutschkoff sah ihn mit scheelen Blicken an. Eines Tages trat er nach dem Exerciren mit zusammengepreßten Lippen und weit geöffneten Nüstern auf ihn zu.

»Guten Tag, Herr Knaster.«

Kister sah ihn unentschlossen an.

»Ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Knaster,« fuhr Lutschkoff fort.

»Ich heiße Kister, werther Herr Lutschkoff.«

»Was liegt am Namen, Herr Knaster!«

Kister drehte ihm den Rücken und ging nach Hause. Lutschkoff blickte ihm höhnisch nach.

Am folgenden Tage trat er sofort nach dem Exerciren wieder auf Kister zu.

»Nun, wie geht's Ihnen, Herr Kinderbalsam?«

Kister erbebte und sah ihm gerad' in's Gesicht. Die kleinen galligen Augen Lutschkoffs funkelten vor boshafter Freude.

»Ja, mit Ihnen red' ich, Herr Kinderbalsam!«

»Mein werther Herr.« antwortete Kister, »ich finde Ihren Scherz dumm und unpassend — haben Sie mich verstanden? Dumm und unpassend!«

»Wann schlagen wir uns?« entgegnete Lutschkoff gelassen.

»Sobald es Ihnen beliebt . . . meinetwegen morgen.«

Am folgenden Morgen fand das Duell statt.

Lutschkoff brachte Kister eine leichte Verwundung bei, worauf er zum größten Erstaunen der Sekundanten aus den Cornet zutrat, seine Hand ergriff und ihn um Verzeihung bat.

Kister mußte vierzehn Tage das Zimmer hüten; während derselben besuchte der Rittmeister den Kranken einige Mal, und als der Cornet wieder ausgehen konnte, waren die Beiden mit einander befreundet. Hatte ihm die entschlossene Haltung des jungen Offiziers gefallen oder war in seiner Brust etwas wie Reue erwacht — das ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls schloß Lutschkoff seit diesem Vorfall sich eng an Kister an und nannte ihn erst Fedor und dann vertraulich Fedja. In seiner Gegenwart wurde er ein anderer Mensch — aber seltsam! nicht zu seinem Vortheil. Freundlichkeit und Höflichkeit kleideten ihn nicht. Trotzdem vermochte er Niemandem Theilnahme einzuflößen; so war nun einmal sein Geschick! Er gehörte zu den Menschen, denen gleichsam die Macht verliehen ist, über andere zu herrschen; aber die Natur hatte ihm die Eigenschaften versagt, welche nothwendig sind um eine solche Macht zu rechtfertigen.

Da er weder Bildung noch Geist besaß, durfte er sich in seiner wahren Gestalt nicht zeigen. Vielleicht wurzelte sein rauhes Wesen nur in dem Bewußtsein, daß er eine mangelhafte Erziehung genossen,

und in dem Wunsche, sich vollständig hinter einer starren Maske zu verstecken.

Lutschkoff hatte sich anfangs nur den Anschein geben wollen, als verachte er die Menschen. Aber gar bald merkte er, daß es nicht schwer hält, sie einzuschüchtern, und so begann er sie wirklich zu verachten. Es that ihm wohl, dass bei seinem bloßen Erscheinen jedes einigermaßen ernste Gespräch sofort abgebrochen wurde.

»Ich weist nichts und habe nichts gelernt, auch besitze ich keinerlei Fähigkeiten, dachte er bei sich, »darum wißt auch ihr nichts und sollt mir gegenüber nicht mit euern Talenten prahlen . . .«

Vielleicht war der Raufbold bei Kister nur darum endlich aus der Rolle gefallen, weil er bis dahin niemals einem wirklichen »Idealisten« begegnet war — d. h. einem Wesen, das ehrlich und uneigennützig nach Idealen strebte und darum frei war von Selbstsucht, und gegen seine Mitmenschen Nachsicht übte.

Gar oft suchte Lutschkoff den Cornet des Morgens in seiner Wohnung auf. Dann steckte er sich eine Pfeife an und setzte sich still auf einen Stuhl. Kister gegenüber schämte er sich seiner Unwissenheit nicht, er verließ sich, und zwar nicht ohne Grund, auf dessen deutsche Bescheidenheit.

»Nun,« begann er nach einer Weile, »was hast Du gestern gemacht? Natürlich wieder gelesen, wie?«

»Ja . . .«

»Und was hast Du eigentlich gelesen? Erzähl mir das doch mal Freundchen,« fuhr Lutschkoff mit einem leisen Anflug von Spott fort.

»Ich habe das Idyll von Kleist gelesen. Ach, wie schön das ist! Wart', ich will Dir ein paar Strophen übersetzen.«

Und Kister begann mit Begeisterung zu übersetzen, während Lutschkoff die Stirn runzelte, die Lippen zusammenbiß und aufmerksam zuhörte . . .

»Ja, ja.« sprach er hastig mit einem unangenehmen Lächeln, »hübsch . . . sehr hübsch . . . Sag mal,« fügte er dann langsam und gleichsam einem inneren Drange gehorchend hinzu, »sag' mal, wie denkst Du über Ludwig XlV?«

Und Kister theilte ihm seine Ansicht über Ludwig XIV. Mit. Lutschkoff hörte ihm zu: vieles verstand er gar nicht, manches faßte er falsch aus, und so entschloß er sich endlich, eine Bemerkung zu

machen. Das brachte ihn jedoch in große Verlegenheit. Wenn ich eine Dummheit sagte! dachte er. Und in der That sagte er gar oft Dummheiten, aber Kister gab ihm niemals eine scharfe Antwort; der brave Jüngling freute sich von Herzen, das; er in diesem Manne das Verlangen nach Erkenntniß geweckt hatte. Leider fragte Lutschkoff den Cornet nicht aus Wissensdurst! Warum eigentlich — das mag Gott wissen. Vielleicht wollte Lutschkoff mit sich selbst darüber in's Klare kommen ob er wirklich ein Dummkopf sei oder ob es ihm nur an Kenntnissen fehle.

»Ja, ich bin wirklich ein dummer Mensch,« murmelte er manchmal mit bitterem Lächeln vor sich hin. lind dann richtete er sich plötzlich gerade auf und blickte mit einem unverschämten, boshaften Hohnlächeln um sich herum, wenn er bemerkte, daß irgend einer seiner Kameraden den Blick vor ihm senkte . . .

Die Herren Offiziere unterhielten sich nicht allzu lange über die Freundschaft, welche plötzlich zwischen Kisters und Lutschkoff entstanden war; bei dem Raufbold waren sie an allerlei Seltsamkeiten längst gewöhnt. »Der Teufel hat mit einem Kinde Freundschaft geschlossen,« sagten sie . . . Kister rühmte seinen neuen Freund überall mit großer Wärme; Niemand widersprach ihm, da man sich vor Lutschkoff fürchtete. Dieser nannte in Anderer Gegenwart niemals den Namen des Cornets, aber er hatte den Verkehr mit dem parfümirten Adjutanten vollständig aufgegeben.

II.

Die Gutsbesitzer in Südrußland lieben es, von Zeit zu Zeit große Bälle zu geben und zu denselben die Herren Offiziere einzuladen, damit ihre heirathsfähigen Töchter die nöthigen Bekanntschaften machen können.

Etwa zehn Werst von dem Dorfe Kirilowo wohnte solch ein Gutsbesitzer, ein gewisser Perekatoff. Er besaß etwa vierhundert Seelen und ein recht hübsches Wohnhaus. Seine einzige achtzehnjährige Tochter hieß Marja, seine Frau Nenila Makarjewna. Herr Perekatoff hatte in seiner Jugend bei der Cavallerie gedient, aber aus Trägheit und aus Vorliebe für das Landleben seinen Abschied genommen, um für den Rest seines Lebens jenes ruhige Dasein zu führen, das dem nur mittelmäßig begüterten Landadel zur Gewohnheit geworden ist. Nenila stammte in nicht ganz legitimer Weise von einem hohen Würdenträger in Moskau ab.

Ihr Beschützer ließ sie in seinem eigenen Hause sehr sorgfältig erziehen. Aber bei der ersten Gelegenheit entledigte er sich ihrer mit einer gewissen Hast — wie einer Waare von zweifelhaftem Werthe. Denn Nenila war nicht schön und der hohe Würdenträger hatte ihr nur eine Mitgift von zehntausend Rubel ausgesetzt. Sie nahm Herrn Perekatoffs Antrag mit Freuden an, und Herr Perekatoff schätzte sich glücklich, dass er eine so gebildete und kluge und mit einem so hohen Würdenträger verwandte Dame zur Frau erhielt. Auch nach der Hochzeit ließ der hohe Herr dem jungen Paar noch gnädig seinen Schutz angedeihen, das heißt, er geruhte die Wachteln anzunehmen, welche Perekatoff ihm schickte und redete ihn mit »lieber Freund«, ja bisweilen sogar mit dein vertraulichem »Du« an.

Nenila hatte ihren Mann vollständig unter dem Pantoffel und führte nicht bloß das Regiment im Hause, sondern leitete auch die Verwaltung des Gutes; aber sie verwaltete es in sehr verständiger Weise und jedenfalls weit besser, als es Herr Perekatoff gethan hätte. Sie ließ ihn sein Joch nicht zu schwer fühlen, hielt ihn jedoch sehr kurz. Sie bestimmte, welchen Anzug er zu tragen hatte, sie verordnete, das; er sich nach englischer Mode kleiden müsse; auf ihren Befehl ließ er sich ein spanisches Kinnbärtchen wachsen, um auf diese Weise eine große Warze verbergen zu können, welche einer

reifen Himbeere glich. Allen Fremden, die ins Haus kamen, erzählte Nenila, ihr Mann spiele die Flöte und alle Flötenspieler ließen sich am Kinn die Haare wachsen, um bequemer das Instrument halten zu können.

Herr Perekatoff erschien bereits am frühen Morgen mit hohem sauberem Halstuch und sorgfältig gekämmt und gewaschen. Uebrigens war er mit seinem Geschick vollkommen zufrieden, er speiste immer sehr gut, that was er wollte und schlief so lange er konnte. Wie die Nachbarn behaupteten, hatte Nenila eine »fremde Hausordnung« eingeführt; das heißt, sie hielt sich nur wenig Dienstboten und kleidete dieselben anständig. Unablässig nagte an ihr der Wurm des Ehrgeizes; sie wünschte, daß der Adel ihren Mann für irgend ein Amt ausersehen möchte; aber die Junker des Kreises ließen sich zwar Nenilas vortreffliche Speisen schmecken, gaben jedoch bei den Wahlen nicht ihrem Manne die Stimmen, sondern bald dem Generalmajor a. D. Burkholz, bald dem Major a. D. Burundukoff. Herr Perekatoff kam ihnen wie ein großstädtischer Stutzer vor.

Die Tochter glich dem Vater. Nenila hatte sehr viel Mühe auf ihre Erziehung verwendet. Sie sprach vorzüglich französisch und spielte leidlich Clavier. Sie war von Mittelgröße, ziemlich gut entwickelt und ein wenig blass: ihr etwas volles Gesicht war beständig belebt von einem freundlichen fröhlichen Lächeln; ihr blondes, wenn auch nicht sehr dichtes Haar, die schwarzen Augen und die angenehme Stimme machten sie zu einer gefälligen Erscheinung. Dazu kam, daß sie weder affectirt war, noch Vorurtheile hegte, eine für ein Steppenfräulein ungewöhnliche Bildung besaß und in Rede und Benehmen sich einfach und ungezwungen zu geben wußte — das alles fiel Einem unwillkürlich auf. Sie hatte sich ganz frei entwickelt; Nenila legte ihr in keiner Weise irgend welchen Zwang auf . . .

Eines Tages war die ganze Familie um die Mittagsstunde im Gastzimmer vereint. Perekatoff stand in grünem Rock, mit hohem carrirtem Halstuch und erbsenfarbenen Beinkleidern nebst Stiefeletten an einem Fenster und fing mit großer Aufmerksamkeit Fliegen. Die Tochter saß hinter ihrem Stickrahmen; langsam und graziös hob und senkte sich ihre kleine volle Hand hinter dem Canevas. Nenila saß auf dem Sopha und blickte schweigend vor sich hin.

»Sag mal, Sergey Sergejitsch,« wandte sie sich an ihren Mann, »hast Du die Einladung an das Regiment geschickt?«

»Die zu heut Abend? Jawohl, *ma chère!«* (Es war ihm verboten sie mit dem russischen »Mátuschka«, Mütterchen anzureden.) »Jawohl, versteht sich!«

»Wir haben nicht Herren genug« fuhr Nenila fort. »Die jungen Damen wissen nicht, mit wem sie tanzen sollen.«

Ihr Mann seufzte, als wäre er tief betrübt über diesen Mangel an Herren.

»Mama,« begann plötzlich Marja, »ist Herr Lutschkoff auch eingeladen?«

»Welcher Herr Lutschkoff?« .

»Einer von den Offizieren. Er soll ein sehr interessanter Mann sein.«

»Wirklich!«

»Ja . . . schön ist er nicht und auch nicht mehr jung, aber alle fürchten sich vor ihm. Er ist ein schrecklicher Duellant.« (Mama zog die Brauen zusammen.) »Ich möchte ihn sehr gern einmal sehen.«

»Dann würdest Du was Rechtes zu sehen bekommen.« nahm Perekatoff das Wort. »Du denkst wohl, er sei eine Art Lord Byron?« (Man begann damals in Russland gerade von Byron zu sprechen.) »Dummes Zeug. Siehst Du, mein Kind, auch ich galt meiner Zeit für einen gefährlichen Händelsucher!«

Marja sah den Vater verwundert an, sprang dann lächelnd auf ihn zu und küßte ihn auf die Wangen. Auch Nenila mußte lächeln; aber Perekatoff hatte nicht gelogen.

»Ich weiß nicht, ob dieser Herr ebenfalls kommt,« fuhr die Mutter fort. »Möglich, dass er uns die Ehre erweist.«

Die Tochter seufzte.

»Na, na, daß Du Dich nicht in ihn verliebst!« bemerkte Perekatoff. »Ich weiß, heutzutage schwärmt ihr jungen Damen gern für solche Leute . . .«

»Ich nicht,« antwortete Marja naiv.

Nenila warf ihrem Manne einen kalten Blick zu. Perekatoff begann verlegen mit seiner Uhrkette zu spielen, ergriff dann seinen breitkrämpigen englischen Hut und ging hinaus auf dem Hof. Demüthig und schüchtern folgte ihm der Hund. Das kluge Thier

wußte sehr wohl, daß sein Herr im Hause nicht viel zu sagen hatte, und benahm sich deshalb vorsichtig und bescheiden.

Nenila näherte sich der Tochter, hob sanft ihr Köpfchen und schaute ihr freundlich in die Augen. »Nicht wahr, Du sagst mir's, wenn Du Dich verliebst?« sagte sie.

Marja küßte lächelnd der Mutter die Hand und bewegte mehrmals zustimmend den Kopf.

»Vergiß es nicht,« fuhr die Mutter fort, streichelte ihr die Wange und folgte ihrem Mann.

Marja lehnte sich im Stuhl zurück, der Kopf sank auf die Brust, die Hände falteten sich. Lange schaute sie so mit blinzelnden Augen durch's Fenster . . . Eine leichte Röthe spielte auf ihren frischen Wangen. Dann richtete sie sich seufzend wieder auf, wollte ihre Stickerei von Neuem vornehmen, ließ die Nabel fallen, stützte das Gesicht auf die Hand und versank, kaum merklich an den Nagelspitzen kauend in Träumerei . . .

Nach einer Weile blickte sie über die Schulter zurück, betrachtete den ausgestreckten Arm, stand auf, trat vor den Spiegel, setzte sich lächelnd den Hut auf und ging hinaus in den Garten . . .

Abends gegen acht Uhr begannen die Gäste sich einzufinden. Frau Perekatoff empfing und unterhielt mit großer Liebenswürdigkeit die älteren Damen; ihre Tochter unterzog sich derselben Aufgabe gegenüber den jungen Damen, und der Herr vom Hause redete mit den Gutsbesitzern von Wirthschafts-Angelegenheiten wobei er sich beständig nach seiner Gattin umblickte. Allmählich erschienen auch die jungen Provinzialstutzer — sie kamen absichtlich etwas spät — und endlich der Herr Oberst, begleitet von seinem Adjutanten, Kister und Lutschkoff, welche er der Dame vom Hause vorstellte. Kister murmelte das übliche »sehr angenehm«, während Lutschkoff sich nur stumm verbeugte. Herr Perekatoff eilte sofort auf den Oberst zu, drückte warm die Hand und blickte ihm gerührt in die Augen. Der Oberst machte gleich ein finsteres Gesicht.

Der Tanz begann. Kister engagirte die Tochter vom Hause. Der Ball wurde mit einer Ecossaise eröffnet, einem Tanze, der damals noch sehr in Mode war.

»Sagen Sie mir doch,« sprach Marja, als sie einige Male die Runde gemacht hatten und nun unter den ersten Paaren standen, »warum

tanzt Ihr Freund nicht?«

»Mein Freund — wen meinen Sie?«

Marja zeigte mit dem Fächer nach Lutschkoff.

»Der tanzt niemals,« entgegnete Kister.

»Warum ist er denn hierhergekommen?«

Kister lächelte. »O, er wollte gern das Vergnügen haben — —«

Marja unterbrach ihn. »Sie sind wohl erst vor Kurzem in unser Regiment eingetreten?«

»In »Ihr« Regiment?« versetzte Kister lächelnd; »ja, erst vor kurzem.«

»Und langweilen Sie sich nicht hier in unserer Gegend?«

»Aber ich bitte Sie! . . . Ich habe hier so angenehme Gesellschaft gefunden! . . . und dann die Natur . . .!«

Und Kister verbreitete sich über die Naturschönheiten Südrußlands.

Marja hörte ihm gesenkten Hauptes zu. Lutschkoff stand in einer Ecke und sah gleichgültig den Tänzern zu.

»Wie alt ist Herr Lutschkoff?« fragte sie plötzlich.

»Etwa . . . etwa fünfunddreißig,« sagte Kister.

»Er soll sehr gefährlich — sehr jähzornig sein.« fügte sie schnell hinzu.

»O, ein wenig aufbrausend . . . aber sonst ein ganz braver Mensch.«

»Wie ich höre, fürchten sich Alle vor ihm.«

Kister lachte.

»Und Sie?«

»Ich? . . . Herr Lutschkoff und ich sind gute Freude.«

‚Wirklich?«

»Sie sind dran! Sie sind dran!« wurde ihnen von allen Seiten zugerufen. Die Beiden fuhren leicht zusammen und begannen wieder durch den Saal zu tanzen.

»Ich gratulire,« sprach der Cornet zu Lutschkoff, als er nach Beendigung des Tanzes seinen Freund aufsuchte; »während der ganzen Zeit hat die Tochter vom Hause nur nur von Dir gesprochen.«

»Nicht möglich!« versetzte Lutschkoff spöttisch.

»Du bist ein Glücksmensch! Sie ist ein sehr hübsches Mädchen; sieh nur!«

»Wo ist sie?«

Kister zeigte sie ihm.

»Ah! Nicht übel!«

Und Lutschkoff gähnte.

Welch' ein Eiszapfen!« rief Kister, und damit eilte er wieder fort, um eine andere junge Dame zum Tanz aufzufordern.

Die Nachricht, welche Kister seinem Freunde überbracht hatte, that diesem trotz des Gähnens ungemein wohl. Daß er Neugierde erregte, schmeichelte seiner Eigenliebe ganz außerordentlich. In seinen Reden verachtete er die Liebe, denn er fühlte, das; es ihm sehr schwer fallen würde, Liebe zu erregen. Sehr leicht dagegen war es, den Gleichgültigen und Stolzen zu spielen. Lutschkoff war häßlich und durchaus nicht mehr jung; aber er hatte seine Person mit einer Art Nimbus umgeben, und so durfte er sich damit auch brüsten.

Allmählich hatte er sich an die bittere Befriedigung gewöhnt, welche die Vereinsammung gewährt. Nicht zum ersten Mal hatte eine Frau ihm ihre Aufmerksamkeit zugewendet; einige gar hatten sich ihm zu nähern versucht; aber mit seiner grausamen Gleichgültigkeit hatte er sie wieder von sich gestoßen. Er wußte, dass die Zärtlichkeit ihm schlecht zu Gesicht stand. (Kam es zu einer Erklärung, so war er erst unbeholfen, und dann — aus Aerger darüber — grob und beleidigend.) Er erinnerte sich einiger Frauen, die er vor Jahren gekannt; kaum schien das Verhältniß einen herzlichen Charakter annehmen zu wollen, da wurden sie von einem so eisigen Gefühl der Abneigung erfaßt, dass sie sich augenblicklich von ihm zurückzogen. So war er denn schließlich dahin gekommen ein räthselhaftes Wesen anzunehmen und das zu verachten, was das Schicksal ihm versagt hatte. . . Eine andere Verachtung kennen ja die meisten Menschen nicht. Jeder ehrliche und unwillkürliche, das heißt wahre Ausbruch der Leidenschaft war für Lutschkoff etwas Unbegreifliches; er spielte selbst dann eine Rolle, wenn er aufbrauste. Nur dem jungen Cornet flößte er keinen Widerwillen ein, wenn er in höhnisches Lachen ausbrach; die Augen des braven Deutschen strahlten vor edler freudiger Antheilnahme, wenn er Lutschkoff gewisse Stellen aus seinem geliebten Schiller vorlas und dann der Raufbold mit gesenktem Kopf und verdutzter Miene vor sich hin starrte . . .

Kister tanzte, bis er vor Müdigkeit umzusinken drohte. Lutschkoff saß noch immer regungslos in seiner Ecke. Von Zeit zu Zeit blickte er mit zusammengezogenen Branen verstohlen nach Marja hinüber; aber sobald ihre Blicke sich begegneten, gab er seinem Gesicht einen gleichgültigen Ausdruck. Marja hatte bereits dreimal mit Kister getanzt. Der ehrliche, so begeisterungsfähige Jüngling hatte ihr Vertrauen gewonnen und so plauderte sie ganz ungezwungen und fröhlich mit ihm: aber in ihrem Innern fühlte sie sich beklommen . . . ihre Gedanken beschäftigten sich mit Lutschkoff.

Man intonirte die Masurka. Die Offiziere wurden lebendig; die Absätze schlugen an einander und es war, als ob die Epauletten sich bewegten; ja sogar die Civilisten begannen mit den Absätzen zu klappern. Noch immer rührte Lutschkoff sich nicht von der Stelle, teilnahmslos folgten seine Augen den durcheinander wirbelnden Paaren.

Da berührte Jemand seinen Arm . . . Er sah sich um; sein Nachbar deutete aus Marja. Da stand sie mit gesenkten Blicken vor ihm und hielt ihm die Hand entgegen. Einen Augenblick sah Lutschkoff sie erstaunt au, dann schnallte er gleichgültig den Degen ab, warf seine Mütze an die Erde, trat linkisch zwischen die Stühle, ergriff Marja bei der Hand und tanzte mit ihr durch den Saal, jedoch ohne zu hüpfen und mit den Absätzen zu klappern; es war, als erfüllte er widerwillig eine unangenehme Pflicht . . . Seiner Tänzerin pochte heftig das Herz.

»Warum tanzen Sie nicht?« fragte sie endlich.

»Ich bin kein Freund vom Tanzen,« antwortete er. »Wo ist Ihr Platz?«

»Dort.«

Lutschkoff führte Marja zu ihrem Stuhl, verbeugte sich kaltlblütig und lehrte ebenso kaltblütig in seine Ecke zurück . . . Aber in seiner galligen Brust begann es sich freudig zu regen.

Kister forderte Marja wieder zum Tanz auf.

»Welch ein seltsamer Mensch ist doch Ihr Freund.«

»Er scheint Sie ja sehr zu interessiren,« versetzte der junge Cornet, schelmisch mit seinen blauen guten Augen blinzelnd.

»Ja . . . er muß sehr unglücklich sein.«

»Er unglücklich! Wie kommen Sie auf den Einfall?« Und Kister lachte hell auf.

»Das begreifen Sie nicht . . . Das begreifen Sie nicht,« seufzte sie und schüttelte ernst mit dem Kopf.

»Warum sollt ich das nicht begreifen?«

Sie schüttelte noch einmal mit dem Kopf und sah nach Lutschkoff hinüber. Dieser bemerkte ihren Blick, zuckte leicht die Achseln und ging in ein anderes Zimmer.

III.

Einige Monate sind verstrichen. Lutschkoff hat die Perekatoffs nicht ein einziges Mal wieder besucht, wogegen Kister ziemlich häufig gekommen ist. Nenila mag ihn sehr gern leiden, aber nicht sie ist es, die ihn zu diesen Besuchen veranlaßt, sondern ihre Tochter. Als unerfahrener und unschuldiger Jüngling fand er eine besondere Freude an dem gegenseitigen Austauschen von Gedanken und Empfindungen und glaubte in seiner gutmüthigen Ehrlichkeit noch an die Möglichkeit einer erhabenen, ungetrübten Freundschaft zwischen einem jungen Manne und einem jungen Mädchen.

Eines Tages führte ihn sein mit drei wohlgenährten feurigen Pferden bespannter Wagen wieder hinüber zu den Perekatoffs. Es war ein schwüler heißer Sommertag. Am ganzen Himmel nicht eine einzige Wolke. Auch am Horizont zog sich eine eigenthümlich bläuliche Nebelmaske zusammen, welche — sich ausnahm wie eine Gewitterwolke. Das Haus, welches der Familie als Sommeraufenthalt diente, war von Perekatoff erbaut worden.

Mit der dem Steppenjunker eigenen Umsicht hatte er es so einzurichten gewußt, dass die Fenster gerade der Sonne zugekehrt waren.

Schon früh Morgens hatte Nenila sämtliche Jalousien schließen lassen. Kister trat in das kühle halbdunkle Gastzimmer. Das Licht spielte am Fußboden in langen Linien, an den Wänden in kurzen dichten Streifen. Kister wurde sehr freundlich von der Familie empfangen. Nach dem Essen zog sich Nenila in ihr Schlafgemach zurück, um sich ein wenig auszuruhen: Herr Perekatoff machte es sich auf dem Sopha im Gastzimmer bequem und Marja setzte sich am Fenster hinter den Stickrahmen. Kister nahm ihr gegenüber Platz.

Ohne den Stickrahmen aufzuklappen, lehnte sie sich leicht mit der Brust dagegen und stützte den Kopf auf die Hände.

Kister begann zu erzählen. Sie hörte ihm ohne Aufmerksamkeit zu — man hätte meinen sollen, sie erwarte irgend etwas. Von Zeit zu seit blickte sie hinüber zum Vater, und mit einem mal streckte sie die Hand aus.

»Hören Sie, Fedor Fedorowitsch . . . aber sprechen Sie leise . . . Papa schlaft.«

In der That war Herr Perekatoff wie gewöhnlich eingeschlafen. Er saß da mit zurückgesunkenem Kopf und leicht geöffnetem Munde.

»Was wünschen Sie?« fragte Kister erwartungsvoll.

»Werden Sie mich auch nicht auslachen?«

»Aber ich bitte Sie . . .«

Marja senkte den Kopf — so, daß nur der obere Theil des Gesichts nicht von den Händen bedeckt war. Dann fragte sie Kister halblaut und mit einer gewissen Verwirrung warum er niemals Herrn Lutschkoff mitbringt.

Es war nicht das erste Mal, daß Marja nach jenem Ball von ihm gesprochen hatte . . .

Kister bewahrte Schweigen.

Aengstlich blicke Marja durch die verschlungenen Finger zu ihm auf.

»Darf ich Ihnen offenherzig meine Meinung sagen?« fragte Kister.

»Warum nicht? . . . Gewiß!«

»Wie mir scheint, hat Lutschkoff einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht!«

»Durchaus nicht!« antwortete sie und neigte sich noch tiefer hinab, wie um das Muster besser prüfen zu können . . . Ein schmaler goldiger Lichtstreif spielte auf ihrem Haar. »Durchaus nicht! .

. . Aber . . .«

»Aber . . .?« wiederholte Kister lächelnd.

»Sehen Sie,« sprach Marja, plötzlich den Kopf erhebend, so daß der Lichtstreif ihr gerad in die Augen fiel: »sehen Sie . . . er . . .«

»Er interessirt Sie . . .«

»Nun . . . ja . . .« entgegnete sie zögernd, erröthete über das ganze Gesicht wandte den Kopf ein wenig zur Seite und fuhr in dieser Stellung fort:

»Er hat so etwas . . . Sehen Sie, da lachen Sie ja doch,« fügte sie plötzlich hinzu und sah den Cornet scharf an.

Um Kisters Lippen spielte ein ganz sanftes Lächeln.

»Ich sage Ihnen Alles, was mir in den Sinn kommt,« fuhr sie fort. »Ich weiß, Sie sind mir ein . . .« (treuer Freund, wollte sie sagen) . . . »Sie meinen es gut mit mir.«

Kister verneigte sich. Marja schwieg und reichte ihm schüchtern die Hand. Achtungsvoll drückte er die Spitzen ihrer Finger.

»Er muß ein großer Sonderling sein,« bemerkte sie und stützte sich wieder auf den Stickrahmen.

»Sonderling?«

»Ja . . . ueberhaupt interessirt er mich nur als Sonderling.« fügte sie schlau hinzu.

»Lutschkoff ist ein merkwürdiger, aber edler Mensch,« versetzte Kister mit feierlicher Miene. »Seine Kameraden im Regiment kennen ihn nicht: man weiß ihn nicht nach Verdienst zu würdigen, man sieht an ihm nur die äußere Schale. Freilich er ist etwas abstoßend und wunderlich, aber sein Herz ist gut.«

Marja hing förmlich an den Lippen des jungen Cornets.

»Ich bring ihn mit hierher. Ich werde ihm sagen, daß er keinen Grund habe, sich vor Ihnen zu fürchten; daß es lächerlich sei, schüchtern zu thun . . . ich werde ihm sagen — o, ich weiß schon was ich ihm sagen werde . . . aber Sie wissen gar nicht, daß ich — —«

Kister wurde verwirrt: auch Marja gerieth in Verlegenheit.

»Nun, gleichviel, wenn er Ihnen nur gefällt . . .«

»Ja, wie viele Andere mir gefallen.

« Kister sah sie verschmitzt an.

»Gut, gut,« fuhr er mit zufriedener Miene fort, »ich bringe ihn mit . . .«

»Aber nicht so ohne Weiteres — —«,.

»Unbesorgt: ich bürge Ihnen dafür, es geschieht in ganz passender Weise . . . Ich werde das schon einzurichten wissen.«

»Sie sind ein —!« begann Marja lächelnd und drohte ihm mit dem Finger; aber sie vollendete nicht. Herr Perekatoff gähnte und schlug die Augen auf.

»Ich glaube fast, ich habe ein bischen geschlummert,« murmelte er verwundert. Diese Bemerkung machte er täglich.

Marja und Kister begannen von Schiller zu reden.

Doch war dem Cornet durchaus nicht behaglich zu Muth; in feiner Brust regte sich etwas wie Eifersucht, — und in seinem Edelmuth machte er sich deshalb Vorwürfe. Nenila kehrte ins Gastzimmer zurück; kurz daraus wurde Thee servirt. Herr Perekatoff ließ seinen

Hund wiederholt über einen Stock springen und theilte der Gesellschaft mit. welche Kunststücke er dem Hunde beigebracht, wobei dieser verständnisvoll mit dem Schweif wedelte und sich blinzelnd die Schnauze leckte. Als gegen Abend die Hitze nach gelassen und ein anderer Wind sich erhob, unternahm die ganze Familie einen Spaziergang nach einem in der Nähe des Herrenhauses gelegenen Birkenwäldchen. Der Cornet wandte kein Auge von Marja ab: es war, als hätte er ihr fortwährend zu verstehn geben wollen, daß er ihren Auftrag gewissenhaft ausführen würde. Marja war bald verdrießlich, bald heiter bis zur Ausgelassenheit. Plötzlich begann Kister tnit großen Worten von Liebe und Freundschaft zu reden . . . aber mit einemmal bemerkte er Nenilas spähende scharfe Blicke; da ließ er dieses Thema sofort wieder fallen.

Hell und glanzvoll sank die Sonne hinter dem Horizont. Vor dem Birkenwäldchen dehnte sich weithin eine breite Wiesenfläche. Da kam Marja aus den Einfall, man mochte ein Fangspiel veranstalten. Man lies; die Dienerschaft holen und Herr Perekatoff stellte sich neben seine Frau, Kister neben Marja. Die Diener begannen unter schwachen unterthänigen Zurufen zu laufen; der Kammerdiener des Herrn Perekatoff hatte die Kühnheit, Nenila von ihrem Gatten zu trennen, und eine Kammerzofe ließ sich ehrfurchtsvoll von ihrem Herrn fangen; aber Kister ließ sich von Marja nicht trennen. Jedesmal wenn sie sich in die Reihe stellten, rannte er ihr hastig ein paar Worte zu. Sie war vom Laufen ganz roth geworden, hörte ihn lächelnd an und glättete sich mit der Hand beständig das Haar . . .

Nach dein Abendessen fuhr Kister wieder ab.

Es war eine ruhige sternhelle Nacht. Er nahm die Mütze vom Kopf. Er war in solcher Aufregung . . . es war ihm fast weh um's Herz. »Ja,« dachte er, »sie liebt ihn: und ich — ich soll sie zusammenführen . . . nun, ich werde ihr Vertrauen rechtfertigen!«

Obgleich Marja noch nicht in unzweideutiger Weise zu verstehen gegeben, was sie für Lutschkoff fühlte, obgleich er nach ihrer eigenen Behauptung nur ihre Neugier erregt, arbeitete sich Kister doch schon einen ganzen Roman aus und suchte mit sich darüber in's Klare zu kommen, welche Pflichten er zu erfüllen habe. Er beschloß, seine eigenen Gefühle zu opfern: »das kann ich um so eher,« dachte er, als ich ja außer einer aufrichtigen warmen Freundschaft bis jetzt nichts für sie empfinde.« Kister war wirklich im Stande, sich der

Freundschaft der erkannten Pflicht zu opfern. Er hatte viel gelesen, und so bildete er sich ein, er besitze Erfahrung und Klugheit; er hegte nicht den leisesten Zweifel, daß alle seine Voraussetzungen richtig seien, er ahnte nicht, daß das Leben unendlich mannigfaltig ist und sich niemals wiederholt. Nach und nach wurde er geradezu begeistert über seine Opferwilligkeit und dachte mit Rührung über die Aufgabe nach, welche er hier zu lösen hatte. Der Mittler zu sein zwischen einem liebenden zaghaften Mädchen und einem Manne, der vielleicht nur darum rauh und abstoßend war, weil es ihm noch niemals beschieden gewesen, Liebe zu empfinden und zu wecken, sie mit einander in Berührung zu bringen, sie über ihre eignen Gefühle aufzuklären, und dann sich zurückzuziehen, ohne sie auch nur ahnen zu lassen, welch großes Opfer er gebracht — welch herrliche Aufgabe! Trotz der kühlen Nacht glühten dem edlen Träumer die Wangen . . .

Früh am anderen Tage begab er sich zu Lutschkoff.

Wie gewöhnlich lag dieser auf dem Sopha und rauchte die Pfeife. Kister wünschte ihm guten Morgen und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit;

»Ich war gestern bei Perekatoffs.«

»Ah,« versetzte Lutschkoff gleichgültig und gähnte.

»Ja . . . es sind prächtige Menschen.«

»So!«

»Wir sprachen von Dir!«

»Sehr viel Ehre; mit wem sprachst Du von mir?«

»Mit den Alten . . . und auch mit der Tochter.«

»Ah,. mit dem — dicken Fräulein!«

»Sie ist ein sehr schönes Mädchen, Lutschkoff.«

»Nun ja, schön sind sie Alle.«

»Nein, Lutschkoff, Du kennst sie nicht. Ich versichere Dich, noch niemals habe ich ein so kluges, gutes und liebenswürdiges Mädchen kennen gelernt.«

»Lasest Du nicht im Hamburger Correspondent,« begann Lutschkoff näselnd zu declamiren, »wie im vorigen Jahr Münnich den Feind zu Paaren trieb?«

»Aber ich sage Dir — —«

»Du bist in die Kleine verliebt, mein Bester,« bemerkte Lutschkoff spöttisch.

»Durchaus nicht. Fällt mir gut nicht ein.«

»Fedor. Du bist verliebt!«

»Dummes Zeug! Wie wäre denn das möglich!«

»Du bist in sie verliebt, mein theurer Herzensfreund!« wiederholte der Rittmeister.

»Ach, Alexis, Du solltest Dich schämen, so etwas zu sagen!« sprach Kister ärgerlich.

Jeden Andern würde Lutschkoff jetzt erst recht geneckt haben, gegen Kister übte er Nachsicht.

»Nun, nun,« sagte er leise; »werde nicht böse, Fedor, erzähle, was hast Du auf dem Herzen.«

»Höre, Alexis,« fuhr Kister mit Wärme fort und setzte sich neben ihn. »Du weißt, ich mag Dich gern leiden.« (Lutschkoff verzog das Gesicht.) »Aber eines gefällt mir, offen gestanden, nicht an Dir: nämlich, daß Du mit Niemand nähere Bekanntschaft machen willst, beständig zu Hause hockst, die Berührung mit guten Menschen meidest. Denn schließlich giebt es doch wirklich noch gute Menschen! . . . Nun, zugegeben, daß Du im Leben Enttäuschungen erfahren, daß man Dir grausam mitgespielt hat; Du brauchst Dich ja auch nicht dem ersten Besten an den Hals zu werfen — aber warum wendest Du Dich von Allen ab? . . . Da könntest Du ja auch eines Tages mit mir brechen!«

Lutschkoff fuhr gelassen fort seine Pfeife zu rauchen.

»Die Folge davon ist, dass Niemand Dich kennt — Niemand als ich. Gott mag wissen, was alle Andern von Dir denken! . . . Alexis,« fügte Kister nach kurzem Schweigen hinzu, »glaubst Du an die Tugend?«

»Warum sollt' ich nicht an die Tugend glauben? . . . Gewiß, ich glaube daran,« murmelte Lutschkoff.

Kister drückte ihm warm und innig die Hand.

»Ich möchte Dich,« fuhr er mit gerührter Stimme fort, »mit dem Leben versöhnen. Du sollst wieder froh werden, wieder aufblühen — ja, ja förmlich wieder aufblühen. Wie glücklich mich das machen wird! Gestatte nur, daß ich bisweilen, bei passender Gelegenheit, über Dich verfüge. Heut ist — ja was denn? Montag . . . morgen Dienstag . . . Mittwoch, ja, ja, Mittwoch fahren wir zu Perekatoffs. Sie werden sich

so freuen, Dich wiederzusehen . . . und wir werden dort ein paar glückliche Stunden verleben . . . Und jetzt lass mich eine Pfeife Tabak rauchen.«

Noch immer lag Lutschkoff regungslos auf dem Sopha und blickte nach der Decke. Kister steckte sich eine Pfeife an, trat ans Fenster und begann mit den Fingern an den Scheiben zu trommeln.

»Also matt hat dort von mir gesprochen?« fragte Lutschkoff plötzlich.

»Jawohl,« entgegnete Kister mit vielsagender Miene.

»Was denn.?«

»Nun — man hat von Dir gesprochen. Man möchte gern näher mit Dir bekannt werden.«

»Wer denn eigentlich?«

»Wie neugierig Du bist!«

Lutschkoff klingelte und befahl dem Diener das Pferd zu satteln.

»Wo willst Du hin?«

»Nach der Reitbahn.«

»Na, auf Wiedersehen . . . Also Mittwoch fahren wir zu Perekatoffs?«

»Nun, meinetwegen,« sprach Lutschkoff träge und reckte sich.

»Ein merkwürdiger Mensch!« rief Kister und ging. Unterwegs versank er in Gedanken und seufzte mehrmals tief auf.

IV.

Als der Besuch der Herren Kister und Lutschkoff gemeldet wurde, eilte Marja an die Thür des Gastzimmers. Aber sie wandte sich sofort wieder um, ging auf ihr Zimmer und trat vor den Spiegel . . . Heftig schlug ihr das Herz . . . Nach einer Weile erschien ihr Mädchen und sagte, sie möchte ins Gastzimmer kommen. Sie trank ein wenig Wasser, blieb auf der Treppe wiederholt stehen und ging dann hinunter.

Perekatoff war nicht zu Hause. Nenila saß auf dem Sopha. Lutschkoff hatte auf einem Sessel Platz genommen und hielt die Mütze noch in Händen; der Cornet saß neben ihm. Beide erhoben sich, als die Tochter vom Hause ins Zimmer trat — Kister mit dem ihm eignen freundlichen Lächeln, Lutschkoff mit starrem, feierlich ernstem Gesicht. Sie verbeugte sich mit einer gewissen Verlegenheit und trat dann zur Mutter.

Die ersten zehn Minuten waren glücklich überstanden. Marja athmete erleichtert auf und begann den Rittmeister zu beobachten. Er gab auf die Fragen, welche die Dame vom Hause an ihn richtete, kurze aber ein wenig unruhige Antworten; wie alle selbstsüchtigen Menschen war er etwas scheu. Nenila machte ihren Gästen den Vorschlag, einen Spaziergang durch den Park zu unternehmen; sie selbst trat jedoch nur auf den Balkon. Sie hielt es nicht für ihre Pflicht, die Tochter fortwährend im Auge zu behalten und ihr, wie die meisten Provinzialmütter, auf Schritt und Tritt mit einem dicken Strickstrumpf in den Händen nachzulaufen.

Der Spaziergang dauerte ziemlich lange. Marja sprach vorzugsweise mit Kister; aber weder ihn noch Lutschkoff wagte sie anzusehen. Der Rittmeister redete sie nicht ein einziges Mal an, und was den Cornet betraf, so hörte man es seiner Stimme an, dass er sich in einer gewissen Aufregung befand. In einem fort redete und lachte er . . .

Sie kamen an ein Flüßchen. Einige Schritt vom Ufer bemerkten sie eine Wasserlilie, die sich mit ihren breiten runden Blättern auf der glatten Oberfläche des Wassers gleichsam ansruhte.

»Welch’ eine schöne Blume!« rief Marja.

Sofort schnallte Lutschkoff seinen Degen ab, hielt sich mit der einen Hand an den dünnen Zweigen einer Weide fest, neigte sich mit dem ganzen Körper über das Wasser und schnitt die Blume vom Stengel ab.

»Es ist hier tief, nehmen Sie sich in Acht!« rief Marja erschreckt.

Lutschkoff trieb mit der Degenspitze die Blume an's Ufer, Marja vor die Füße. Sie bückte sich, hob die Lilie auf und sah Lutschkoff mit einem Blick voll freudiger, zärtlicher Bewunderung an.

»Bravo!l« rief Kister.

»Und ich kann nicht einmal schwimmen,« bemerkte Lutschkoff leichthin.

Diese Bemerkung wollte Marja nicht gefallen. »Warum sagte er das?« dachte sie.

Die beiden Gäste blieben bis zum Abend. In Marjas Seele ging etwas Neues, Ungewöhnliches vor: wiederholt sank sie in Gedanken und auf ihrem Antlitz spiegelte sich innere Unsicherheit. Ihre Bewegungen wurden langsamer, und dem Blick der Mutter wich sie nicht aus — im Gegentheil sie schien ihn zu suchen und um Rath zu fragen. Im Laufe des Abends erwies ihr Lutschkoff einige linkische Aufmerksamkeiten; aber gerade sein linkisches Wesen schmeichelte ihrer unschuldigen Eitelkeit.

Als die beiden Freunde mit dem Versprechen, ihren Besuch in den nächsten Tagen zu wiederholen, sich verabschiedet hatten, ging sie still in ihr Zimmer und sah sich lange mit eitler Art Staunen um.

Ihre Mutter kam, wie gewöhnlich vor dem Schlafengehen zu ihr herein und umarmte und küßte sie. Marja öffnete den Mund und wollte ihr etwas sagen — aber sie brachte kein Wort heraus. Sie wollte ein Geständniß machen, aber sie wußte nicht, was sie eigentlich gestehn sollte. Ihre Seele befand sich in einem Zustande stiller Gährung.

Sie hatte die Blume, die Lutschkoff ihr gepflückt, in ein feingeschliffenes mit Wasser gefülltes Glas gelegt und dies auf den Nachttisch gestellt. Als sie schon im Bett war, richtete sie sich vorsichtig aus, stützte sich auf den linken Ellbogen und drückte die weißen frischen Blätter sanft an ihre jungfräulichen Lippen . . .

»Nun,« fragte am folgenden Tage Kister seinen Kameraden, »gefallen Dir die Perekatoffs? Hatte ich nicht recht? . . . So rede

doch!«

Lutschkoff bewahrte Schweigen.

»Aber Mensch, so antworte doch!«

»Was soll ich Dir antworten?«

»Was?!'« rief Kister hitzig.

»Nun ja . . . diese — wie heißt sie doch gleich? — diese Marja ist gar nicht so übel.«

»Na, siehst Du!« versetzte Kister — und dann verstummte er plötzlich.

Fünf Tage später machte Lutschkoff selbst seinem Freunde den Vorschlag, zu den Perekatoff's zu fahren. Allein hätte er den Besuch nicht zu machen gewagt. Fuhr er ohne den Cornet hin, so mußte er das Gespräch führen, und einer solchen Aufgabe war er nicht gewachsen.

Bei dem zweiten Besuche der beiden Freunde fühlte Marja sich schon weit freier. Jetzt freute sie sich, das; sie die Mutter nicht mit einem ungebetenen Geständniß beunruhigt hatte. Vor dem Essen wurde Lutschkoff auffordert, sich auf ein junges noch nicht zugerittenes Pferd zu setzen, und trotz der wilden Seitensprünge, die es machte, gelang es ihm, es vollständig zu bändigen.

An Abend liest er sich schon ziemlich frei gehen und lachte und scherzte; und wenn er auch bald wieder zum Bewusstsein kam, so war es ihm doch schon geglückt, für einen Augenblick einen unangenehmen Eindruck auf Marja zu machen. Noch wußte sie selbst nicht, was für Empfindungen eigentlich Lutschkoff in ihr wachgerufen, aber Alles, was ihr an ihm nicht gefiel, gab sie seinem »Unglück«, seiner Vereinsamung schuld.

V.

Die Besuche der beiden Freunde wiederholten sich von jetzt an ziemlich oft. Kisters Situation wurde immer peinlicher. Er bereute nicht, was er gethan, nein; aber er wünschte doch, dass seine Prüfungszeit nicht gar zu lange währen möchte. Seine Neigung für Marja wuchs mit jedem Tage, und sie war ihm offenbar freundlich gesinnt: aber weiter nichts sein als ein Vermittler, ein Günstling oder Freund —das war ihm doch eine zu schwere und undankbare Aufgabe! Leute, die mit kaltem Blut in Begeisterung gerathen können, reden allerlei von der Heiligkeit, der läuternden und beglückenden Wirkung des Schmerzes . . . allein für das warmblütige, einfach fühlende Herz Kisters hatte der Schmerz nichts Beglückendes.

Als Lutschkoff eines Tages vollständig reisefertig zu ihm kam, um ihn abzuholen, erklärte der Cornet zum Erstaunen seines Freundes unumwunden, er fahre nicht mit zu den Perekatoffs. Lutschkoff bat, wurde ärgerlich, brauste auf . . . Kister schützte Kopfweh vor und Lutschkoff mußte allein fahren.

Der Raufbold hatte sich in der letzten Zeit sehr verändert. Er liest seine Kameraden in Ruhe, auch belästigte er die in das Regiment neu eintretenden Offiziere nicht mehr; und wenn er auch nicht moralisch »aufgeblüht« war, wie sein Freund Kister ihm prophezeit hatte, so war er doch in der That ruhiger geworden. Auch früher hatte man von ihm nicht sagen können, Erfahrungen und Enttäuschungen hätten ihn um seine Illusionen gebracht — denn er hatte fast nichts gesehen und nichts erlebt — und darum konnte es nicht Wunder nehmen, daß Marja all' feine Gedanken beschäftigte. Weichherziger übrigens war er deshalb nicht geworden; nur daß sein galliges Wesen sich ein wenig gemildert hatte. Die Gefühle, welche Marja für ihn hegte, waren seltsamer Art. Fast niemals sah sie ihm grad ins Gesicht, auch konnte sie sich nicht mit ihm unterhalten. Waren sie zufällig allein, so ward ihr geradezu ängstlich zu Muth. Sie hielt ihn für einen außerordentlichen Menschen, zu dem sie scheu aufblickte, der ihr ganzes Wesen in Aufregung brachte, weil sie sich einbildete, sie vermöchte ihn nicht zu verstehen und verdiene nicht sein Vertrauen. Mit beklommenem Herzen, aber unablässig dachte sie an ihn.

In Kisters Gesellschaft dagegen fühlte sie sich erleichtert und zum Frohsinn gestimmt, wenn auch seine Nähe sie weder beunruhigte noch beglückte. Mit ihm konnte sie stundenlang plaudern und dabei traulich sich auf seinen Arm stützen, wie auf den eines Bruders; freundlich schaute sie ihm in die Augen und stimmte herzlich ein in sein Lachen: aber sie dachte nur selten an ihn. Lutschkoffs Wesen hatte etwas Räthselhaftes für das junge Mädchen, sie fühlte, daß sein Inneres finster war »wie der Wald« und sie versuchte, in diese geheimnißvolle Finsterniß einzudringen . . . So schauen Kinder lange hinab in den tiefen Brunnen, bis sie endlich ganz unten auf dem Grunde das unbewegliche schwarze Wasser erblicken . . .

Als Lutschkoff allein in's Zimmer trat, überkam Marja im ersten Augenblick eine Art Schrecken: aber er mußte bald der Freude weichen. Es wollte ihr scheinen, als herrsche zwischen ihr und Lutschkoff etwas wie ein Mißverständniß, über das sie sich bisher niemals hatte Aufklärung verschaffen können.

Lutschkoff theilte zunächst mit, warum sein Freund Kister ihn nicht begleitet habe. Die beiden Alten drückten ihr Bedauern darüber aus; aber Marja blickte den Rittmeister ungläubig an — ungeduldig und erwartungsvoll sah sie seinen weiteren Mittheilungen entgegen.

Nach dem Essen blieben sie allein. Marja, die nicht wußte, was sie sagen sollte, setzte sich ans Piano: schnell und unruhig eilten ihre Finger über die Tasten: beständig unterbrach sie ihr Spiel in der Erwartung, Lutschkoff möchte zu reden beginnen . . . Aber der Rittmeister verstand nichts von Musik, ja, er liebte sie nicht einmal. Marja fing an von Rossini zu sprechen, der damals grade in Mode gekommen war . . . dann von Mozart . . .

Lutschkoff antwortete: »Ja — nein — gewiß — sehr hübsch —« weiter nichts.

Marja begann nun einige glänzende Variationen über ein Thema von Rossini zu spielen. Lutschkoff hörte zu, hörte nur immer zu . . . und als sie sich endlich nach ihm umwandte, drückte sein Gesicht eine so maßlose Langeweile aus, daß sie jäh aufsprang und das Piano augenblicklich schloß.

Sie trat an's Fenster und blickte lange hinaus in den Garten. Lutschkoff rührte sich nicht von der Stelle und bewahrte noch immer Schweigen.

Ihre zaghafte Scheu begann endlich vor ihrer Ungeduld zu weichen.

»Wie,« dachte sie,«will oder kann er nicht reden«?!«

Jetzt war an Lutschkoff die Reihe, zaghaft zu werden. Er fühlte sich wieder von dem ihm eigenen peinigenden Mißtrauen übermannt; er ärgerte sich bereits . . . »Daß es mir der Teufel auch in den Kopf gesetzt hat, mit diesem Mädel anzubinden!« brummte er vor sich hin.

Und doch, wie leicht wär's in diesem Augenblick gewesen, Marjas Herz zu rühren! Was dieser ungewöhnliche, wenngleich seltsame Mann (denn für einen solchen hielt sie ihn) auch gesagt hätte, sie würde Alles begriffen, Alles vergeben, Alles geglaubt haben . . . aber dieses bedrückende dumme Schweigen! Vor Aerger traten ihr die Thränen in die Augen.

»Wenn er sich nicht erklären will, wenn ich in der That seines Vertrauen; nicht würdig bin, warum kommt er dann hierher? . . . Oder sollte ich es vielleicht nicht verstehen, ihn zum Reden zu bringen?«

Und hastig wandte sie sich nach ihm um und schaute ihn so fragend, so nachdrücklich an, daß er nicht mehr umhin konnte, ihren Blick zu verstehen.

»Marja Sergejewna,« sprach er stotternd, »ich . . . mir . . . ich muß Ihnen etwas sagen . . .«

»Reden Sie,« entgegnete Marja schnell.

Lutschkoff sah sich unentschlossen um.

»Jetzt kann ich nicht . . .«

»Warum denn nicht?«

»Ich möchte gern . . . allein . . . mit Ihnen sprechen . . .«

»Wir sind jetzt ganz allein.«

»Ja . . . aber hier im Hause . . .«

Marja wurde verlegen . . .

»Wenn ich's ihm abschlage,« dachte sie, »ist alles aus . . .« Die Neugier war schon Evas Unglück.

»Ich bin bereit,« sagte sie endlich.

»Wann? Wo?«

Marja atmete schwer und hastig.

»Morgen . . . gegen Abend . . . Sie kennen doch das Wäldchen bei der langen Wiese?«

Hinter der Mühle?«

Marja nickte.

»Um wie viel Uhr?«

»Erwarten Sie mich . . .«

Mehr vermochte sie nicht herauszubringen; ihre Stimme ließ sie im Stich — sie wurde ganz bleich und eilte aus dem Zimmer.

Eine Viertelstunde später folgte Perekatoff mit der ihm anerzogenen Liebenswürdigkeit Lutschkoff bis in's Vorzimmer, drückte ihm gefühlvoll die Hand und bat ihn, ihn und seine Familie »nicht zu vergessen.« Nachdem er also seinen Gast entlassen, bemerkte er mit majestätischer Miene gegen einen seiner Diener, er würde nicht übel daran thun, sich das Haar schneiden zu lassen, und ohne erst auf Antwort zu warten, kehrte er mit bekümmertem Gesicht in sein Zimmer zurück, legte sich mit demselben bekümmerten Gesicht auf das Sopha und schlief wie ein unschuldiges Kind sofort sein.

»Du siehst heut etwas blaß aus,« sprach Nenila am Abend dieses Tages zu ihrer Tochter. »Ist Dir nicht wohl?«

»Ganz wohl, Mama.«

Nenila zog ihr das Tuch fester um den Hals.

»Du bist wirklich sehr blaß. Sieh mich einmal an, fuhr sie mit derselben mütterlichen Besorgtheit fort, in welcher jedoch etwas wie ein elterlicher Befehl lag; »nun, auch Deine Augen sind heut nicht besonders klar, Marja, Du bist krank.«

»Ich habe ein wenig Kopfweh,« sprach Marja, um doch etwas zu sagen.

»Siehst Du,, das wußte ich.« Nenila legte ihre Hand auf Marjas Stirn. »Aber Hitze hast Du nicht.«

Marja bückte sich und hob eine Nadel auf.

Die Hände der Mutter legten sich sanft um die schlanke Taille der Tochter.

»Solltest Du mir nicht etwas zu sagen haben?« sprach sie liebevoll, ohne ihre Hände zurückzuziehen.

Marja erbebte innerlich.

»Ich? Nein, Mama.«

Marjas plötzliche Verlegenheit war der mütterlichen Aufmerksamkeit nicht entgangen.

»Ich glaube doch . . . denk einmal nach.«

Aber Marja hatte sich bereits wieder gefaßt; statt zu antworten, küßte sie der Mutter lachend die Hand.

»Solltest Du mir wirklich nichts zu sagen haben?«

»Nein, wirklich nicht.«

»Ich glaube Dir,« entgegnete die Mutter nach kurzem Schweigen. »Ich weiß, Du suchst mir nichts zu verbergen . . . Nicht wahr?«

»Nein, Mama.«

Aber in demselben Augenblick überzog Marjas Antlitz eine leichte Röthe.

»Das ist schön von Dir. Es wäre Sünde, wenn Du mir etwas verheimlichen wolltest . . . Du weißt ja, Marja, wie lieb ich Dich habe.«

»Gewiß, Mama!«

Und Marja schmiegte sich sanft an die Mutter.

»Nun genug . . . genug.« (Nenila ging auf ihr Zimmer zu.) »Sag mal,« fuhr sie in einem Ton fort, als hatte ihre Frage gar nichts zu bedeuten, »über was hast Du Dich heut mit Herrn Lutschkoff unterhalten?«

»Mit Herrn Lutschkoff?« entgegnete Marja gelassen. »Nun . . . über alles . . .«

»Er gefällt Dir also?«

»Wie meinst Du das?«

»Erinnerst Du Dich nicht, wie sehr Du seine Bekanntschaft zu machen wünschtest? Wie unruhig Du warst?«

Marja wandte sich ab und begann zu lachen.

»Er ist ein so merkwürdiger Mensch!« bemerkte Nenila in unschuldigem Ton.

Marja wollte sich für Lutschkoff in’s Mittel legen, aber sie biß sich noch früh genug in die Zunge.

»Ja, er ist wirklich ein merkwürdiger Mensch, ein wahrer Sonderling.« sprach sie in ziemlich gleichgültigem Ton; »aber er ist doch recht brav!«

»Gewiß ., . warum war Herr Kister nicht mitgekommen?«

»Der war ja unwohl. Ach ja! Apropos!! Herr Kister wollte mir ein Hündchen schenken . . . erlaubst Du's«

»Was? Daß Du das Geschenk annimmst?«

»Ja.«

»Gewiß.«

»Ich danke Dir,« sprach Marja; »ich danke Dir, liebe Mama!«

Nenila ging nach der Thür, kehrte jedoch plötzlich wieder um.

»Und denkst Du auch an Dein Versprechen, Marja?«

»An welches Versprechen?«

»Daß Du es mir sofort sagen wolltest, wenn Tu Dich verliebtest?«

»Gewiß.«

»Nun? . . . Ist die Zeit noch nicht gekommen?«

Marja brach in lautes Lachen aus.

»Sieh mich mal an!«

Marja blickte der Mutter kühn und ruhig in die Augen.

»Es ist unmöglich!« dachte Nenila und beruhigte sich wieder. »Wie sollte sie mich auch täuschen können! . . . Wie bin ich nur auf den Gedanken gekommen? . . . Sie ist ja noch ein vollständiges Kind . . .«

Und sie ging.

»Es ist wirklich sehr unrecht von mir!« dachte Marja.

VI.

Kister hatte sich schon zu Bett begeben, als Lutschkoff zu ihm in's Zimmer trat. Das Gesicht des Raufbolds drückte niemals blos eine einzige Empfindung aus. So auch jetzt: gemachte Gleichgültigkeit, rohe Freude, das Bewußtsein der eigenen Vortrefflichkeit und noch viele andere Gefühle waren in seinen Zügen zu lesen.

»Nun, nun?« fragte Kister hastig.

»Wieso nun, nun! . . . War dort . . . soll Dich grüßen.«

»Hm man nicht gefragt, warum ich nicht mitgekommen sei?«

»Ich glaube.«

Lutschkoff blickte nach der Decke und begann mit seiner Falsettstimme irgend eine Weise zu summen. Kister blickte vor sich hin und versank in Träumerei.

»Ja ja.« fuhr Lutschkoff plötzlich mit schnarrender scharfer Stimme fort, »Du bist ein sehr kluger und gelehrter Mensch, aber bisweilen — mit Deiner Erlaubniß sei's gesagt — bisweilen irrst Du Dich ganz gewaltig.«

»Inwiefern«?«

»Na, zum Beispiel in Bezug auf die Frauen. Wie erhebst Du sie in die Wolken! Ganze Gedichte hast Du mir über sie vorgelesen! »Ehret die Frauen« u. s. w. In Deinen Augen sind sie alle Engel. . . Ja, schöne Engel!«

»Ja, ich liebe und ehre die Frauen, aber —«

»Natürlich natürlich!« unterbrach ihn Lutschkoff. »Ich will ja gar nicht mit Dir disputiren. Wie könnt ich das! Ich bin nur ein ganz gewöhnlicher Mensch.«

»Ich wollte sagen . . . Aber wie kommst Du gerade heute — und zu dieser späten Stunde auf die Frauen zu sprechen?«

»Na, das hat seinen Grund,« versetzte Lutschkoff mit vielsagendem Lächeln. »Das hat seinen Grund!«

Kister sah seinen Freund fest an. Der unschuldige Jüngling glaubte, Marja habe ihn unfreundlich behandelt — habe ihn vielleicht gepeinigt, so wie nur Frauen zu peinigen verstehen . . .

»Du bist gekränkt worden, Du Aermster — gesteh's nur . . .«

Lutschkoff lachte hell auf.

»Na, eine solche Kränkung denk' ich, kann ich mir schon gefallen lassen.« versetzte er, sich befriedigt den Schnurrbart streichelnd. »Nein . . . siehst Du, Fedor,« fuhr er in belehrendem Ton fort, »ich wollte Dir nur sagen, daß Du Dich in Bezug auf die Frauen geirrt hast — ganz gewaltig geirrt hast, lieber Freund. Glaube mir, Fedor, sie sind Alle über einen Kamm geschoren. Es lohnt nicht, das; man sich ihretwegen viel Mühe macht und lange um sie herumgirrt . . . Da ist z.B. Marja Perekatoff . . .«

»Nun!« Lutschkoff stampfte mit dem Fuße und schüttelte den Kopf.

»He, was meinst Du, hab' ich so was Besonderes und Verlockendes an mir? Ich finde das nicht. Und dennoch — morgen geh's zum Rendezvous!

Kister richtete sich auf, stützte sich auf die Ellbogen und starrte Lutschkoff erstaunt an.

»Gegen Abend . . . im Wäldchen,« fuhr Lutschkoff ruhig fort. Aber daß Du Dir nur keine Gedanken machst! Absichten? — langweilig! Das Mädel ist hübsch . . . na, denk' ich, da ist's ja kein Unglück! Heirathen — nein! . . . Aber lustig leben wollen wir noch mal auf unsre alten Tage! Kinder verwarten — brrr! . . . Aber so'n bischen Kurzweil mit der Kleinen — ah' Wir wandeln selbander im Hain und lauschen den Nachtigallensang. Das ist jetzt unsre Aufgabe . . . He, was meinst Du, bin ich nicht ein verflixter Schwerenöther?«

Noch lange redete Lutschkoff in diesem Tone weiter. Aber Kister hörte nicht mehr auf ihn. Alles drehte sich um ihn herum. Er war erbleicht und fuhr sich wieder und wieder mit der Hand über's Gesicht. Lutschkoff blinzelte mit den Augen und schaukelte und rekelte sich auf dem Sessel . . . und da er Kisters Aufregung der Eifersucht zuschrieb, wußte er sich vor Vergnügen kaum zu fassen. Aber nicht Eifersucht war es, was den jungen Deutschen quälte: nicht durch das Geständniß fühlte er sich beleidigt, sondern durch die rohe Gleichgültigkeit, durch den gewöhnlichen verächtlichen Ton, in welchem Lutschkoff über Marja sprach . . . Noch immer starrte er den Raufbold unverwandt an — und es war ihm, als betrachte er jetzt zum ersten Mal ordentlich seine Gesichtszüge. So also war Derjenige, dessen er sich so eifrig angenommen! — Derjenige, dem er seine eigene Neigung geopfert! Und dass also war die veredelnde Wirkung der Liebe! . . .

»Lutschkoff . . . liebst Du sie denn nicht?« murmelte er endlich.

»O diese Unschuld! Dieser arkadische Schäfer!« versetzte Lutschkoff mit boshaftem Lachen.

Auch jetzt wollte der gute Kister seinen Sinnen noch nicht trauen. Vielleicht, dachte er, prahlt Lutschkoff nach alter Gewohnheit — er hat noch nicht die neuen Worte gefunden für seine neuen Gefühle. Und was ihn selbst anging — sollte seine Erbitterung nicht einem andern Gefühl entspringen? Sollte Lutschkoffs Bekenntnis; ihn vielleicht nur darum so unangenehm berührt haben, weil es sich um Marja handelte? Wer weiß, vielleicht war Lutschkoff dennoch in sie verliebt? . . . Aber nein, nein! und tausendmal nein! Dieser Mensch verliebt? . . . Dieser widerwärtige Mensch mit dem gelben galligen Gesicht, den krankhaften katzenartigen Bewegungen, dem vor Freude gleichsam aufgeblasenen Halse! . . . Widerwärtig, häßlich! Nein, nicht mit solchen Worten würde Kister einem treuen Freunde das Geheimniß seiner Liebe verrathen haben . . . Im Uebermaß seines Glücks wäre er ihm mit hellen Freudenthränen in den Augen und stumm vor Seligkeit um den Hals gefallen . . .

»Nun, Freundchen, gesteh's nur,« fuhr Lutschkoff fort, »das hattest Du nicht erwartet. Und jetzt sind wir ärgerlich und neidisch — he, nicht wahr? . . . Nu ja . . . natürlich . . . wenn einem da so unversehens ein solches Prachtmädel vor der Nase weggeschnappt wird!« . . .

Kister wollte etwas sagen, aber er lehrte das Gesicht nach der Wand.

»Diesem Menschen meine Gedanken und Gefühle offenbaren? Um keinen Preis!« murmelte er vor sich hin. »Er versteht mich nicht — was liegt daran! Die häßlichen Gefühle, die er selbst hegt, setzt er auch bei mir voraus — mag er doch!«

Lutschkoff stand auf.

»Ich seh', Du willst schlafen.« sagte er mit gemachter Theilnahme; »ich will nicht länger stören. So schlaf denn wohl, lieber Freund, schlaf wohl!«

Und selbstzufrieden stolzirte er von dannen.

Bis zur Morgendämmerung vermochte Kister nicht einzuschlafen. Mit fieberhafter Hartnäckigkeit grübelte und brütete er unablässig über einem einzigen Gedanken — eine Beschäftigung die unglücklich Liebenden so wohl bekannt ist; sie wirkt auf das Gemüth wie der Blasebalg auf glimmende Kohlen.

»Selbst wenn sie ihm gleichgültig ist,« dachte Kister, »selbst wenn sie sich ihm an den Hals geworfen hat, durfte er doch mir, seinem Freunde, gegenüber nicht in so geringschätziger beleidigender Weise von ihr sprechen! Was hat sie denn verbrochen? Muß man sie nicht vielmehr bedauern, das arme unerfahrene Mädchen! . . .

»Aber sollte sie ihm wirklich ein Stelldichein gewährt haben? . . . Aus freien Stücken, ohne jede Art Zwang? . . . Lutschkoff lügt nicht, nein, er lügt nie. Aber vielleicht ist das nur so eine Phantasie von ihr . . .

»Aber sie kennt ihn ja gar nicht . . . Er ist im Stande sie zu beschimpfen. Nach Allem, was ich heute gehört, steh ich für nichts mehr ein . . . Aber hast du, Kisten ihn nicht selbst gelobt und gepriesen? Hast du nicht selbst ihre Neugier erregt? . . . Aber wer konnte das voraussehen? . . .

»Ich — ich konnte es voraussehen! Hatte er nicht schon längst aufgehört, mein Freund zu sein? . . . Ja, ist er überhaupt je mein Freund gewesen? Welche Enttäuschung! Welch bittere Lehre!«

Die ganze Vergangenheit drehte sich gleichsam wie ein Wirbelwind um ihn herum.

»Ja, ich mochte ihn gern leiden,« flüsterte er endlich. »Aber warum ist meine Neigung zu ihm so schnell wieder erloschen? . . . Ist sie denn wirklich schon erloschen? . . . Warum mochte nur ich ihn so gern leiden — ich allein?«

Sein liebendes Herz hatte sich darum an Lutschkoff angeschlossen, weil alle Andern sich von ihm fern gehalten. Aber der brave junge Mann ahnte selbst nicht, wie groß seine Herzensgüte war.

»Es ist meine Pflicht,« fuhr er fort, »Marja zu warnen, Aber wie? Welches Recht habe ich. mich in ein Liebesverhältniß zu mischen, das mich nichts angeht? Etwa weil ich weiß welcher Art diese Liebe ist? . . . Vielleicht läßt sich selbst Lutschkoff . . . nein, nein!« rief er schmerzlich und fast mit Thränen in den Augen, während er die Kissen zurecht rückte, »dieser Mensch ist von Stein!« . . .

»Ich allein bin der Schuldige . . . ich habe meinen Freund verloren . . . Ein schöner Freund! Und auch sie ist mir eine schöne Freundin! . . . Ach welch ein abscheulicher Egoist bin ich! Nein, nein! Aus

tiefstem innerstem Herzen wünsch ich ihnen alles Glück! . . .Glück! Und er macht sich über sie lustig! . . . Aber warum färbt er sich den Schnurrbart? . . . Ich glaube wirklich . . . ach, ich bin ein Narr!« rief er heftig und schlief endlich ein.

VII.

Am nächsten Morgen fuhr Kister zu den Perekatoffs. Er merkte sofort, daß mit Marja eine große Veränderung vorgegangen war, und auch sie fand ihn ganz anders als sonst. Aber keiner ließ irgend eine Bemerkung darüber fallen.

Während des ganzen Vormittags war ihnen wider alle Gewohnheit sehr unbehaglich zu Muth. Kister hatte sich bereits zu Hause auf eine ganze Anzahl zweideutiger Bemerkungen und Anspielungen und auf verschiedene freundschaftliche Rathschläge vorbereitet, aber all' diese Angriffsmittel erwiesen sich als vollkommen nutzlos. Marja fühlte dunkel, daß Kister sie beobachtete; es entging ihr nicht, daß er gewisse Worte und Wendungen mit besonderem Nachdruck sprach: aber in ihrer erregten Stimmung schlug sie seine freundschaftlichen Anspielungen in den Wind.

»Wenn er nur ja nicht bis zum Abend bleibt!« dachte sie unaufhörlich, — und sie suchte ihn auf alle Weise merken zu lassen, daß er überflüssig sei.

Seinerseits hielt Kister ihre Befangenheit und Erregtheit für unzweideutige Symptome von Liebe; aber je mehr ihm um sie bangte, um so weniger konnte er es über sich gewinnen, ihr von Lutschkoff zu sprechen; und Marja bewahrte über denselben ein verstocktes Schweigen. Dein armen Kister ward es sehr schwer um's Herz. Endlich begann er über seine eigenen Gefühle mit sich in's klare zu kommen. Noch niemals war Marja ihm so hold und berückend erschienen wie grade heute. Offenbar hatte sie die ganze Nacht nicht geschlafen. Aus ihrem bleichen Antlitz zeigten sich hin und wieder leichte röthliche Flecke; sie hielt den Oberkörper ein wenig vorn übergeneigt und ein unwillkürliches sehnsuchtsvolles Lächeln umspielte ihre Lippen; von Zeit zu Zeit lief über ihre weißen Schultern ein leichtes Zittern, bald erschienen ihre Blicke hell und freudig, bald erschienen sie ihm mit einemmal trüb und erloschen . . .

Nenila setzte sich zu ihrem Gaste und begann — offenbar mit Absicht — von Lutschkoff zu reden. Allein Marja war in Gegenwart der Mutter »bis an die Zähne gerüstet,« wie die Franzosen sagen, und verrieth sich weder durch ein Wort, noch durch eine Miene.

So ging der ganze Vormittag hin.

»Sie speisen doch mit uns?« fragte Nenila den Cornet.

Marja wandte sich plötzlich ab.

»Nein, danke«, sprach Kister hastig und sah Marja an. »Sie müssen mich entschuldigen . . . meine Dienstpflichten . . .«

Nenila drückte, wie sich das so gehört, ihr Bedauern darüber aus, und ihrem Beispiel folgend, murmelte auch Perekatoff etwas von »leidthun«.

»Ich will nicht im Wege sein,« wollte Kister Marja beim Fortgehen sagen; aber er verbeugte sich nur und rannte ihr zu: »Werden Sie glücklich . . . leben Sie wohl . . . nehmen Sie sich in Acht!« . . . Damit verschwand er.

Kaum war er fort, da seufzte sie tief auf, und dann überkam sie ein eigenthümlicher Schrecken. Was war es denn eigentlich, das sie quälte und peinigte? Liebe oder Neugier? Gott mag es wissen; aber ich wiederhole: Schon die Neugier genügte, um Eva ins Unglück zu stürzen.

VIII.

Etwa eine Viertelstunde von Perekatoff's Hof zog sich am rechten Ufer des Flüßchens eine breite Feldmark hin. Das war die »lange Wiese«. Das linke Ufer war vollständig mit jungen dichtem Eichenholz bedeckt und fiel steil zum Flusse ab, dessen Oberfläche außer einigen kleinen Buchten in denen Wildenten hausten, ganz mit Schlingpflanzen überzogen war. Etwa zehn Minuten von dein Flüßchen und rechts von der langen Wiese begannen abschüssige buntschillernde Anhöhen, welche dünn mit alten Birken und Haselnuß und Schneeballengesträuch bestandet waren.

Die Sonne war schon untergegangen. In der Ferne klapperte eine Mühle, bald laut, bald leise, je nach der Richtung des Windes. Auf der Wiese graste friedlich eine Anzahl Pferde aus dem herrschaftlichen Stall: singend folgte ein Hirt einer Heerde scheuer, gieriger Schafe; die Schäferhunde jagten aus Langerweile hinter den Krähen her.

Mit verschränkten Armen schritt Lutschkoff im Wäldchen hin und her. Sein an einen Baum gebundenes Pferd hatte schon wiederholt auf das laute Wiehern der Fohlen und Stuten geantwortet. Lutschkoff war wie gewöhnlich ärgerlich und mürrisch. Da er Marjas Liebe sich noch nicht sicher wähnte, war er auf sie und sich selbst wüthend . . . Aber seine Aufregung war noch größer als sein Aerger. Endlich blieb er vor einem breiten Haselnußstrauch stehen und begann mit seiner Reitgerte die Blätter abzuschlagen . . .

Da vernahm er ein leises Geräusch . . . er hob den Kopf . . . etwa zehn Schritt von ihm stand Marja . . . Vom schnellen Gehen war ihr Gesicht ganz roth geworden. Sie hatte einen Hut auf, aber keine Handschuhe an; sie trug ein weißes Kleid und um den Hals war in der Eile ein Tuch geschlungen. Ihre Augen waren unverwandt zu Boden geheftet und es schien, als trüge sie Bedenken näher zu treten . . .

Lutschkoff ging linkisch und mit gezwungenem Lächeln auf sie zu.

»Wie glücklich macht mich das!« begann er kaum vernehmbar.

»Es freut mich . . . Ihnen zu begegnen,« versetzte Marja,« tief und schwer athmend. »Ich geh hier des Abends oft spazieren . . . und Sie. . . '«

Aber Lutschkoff verstand nicht einmal ihre Schamhaftigkeit zu schonen auf ihre unschuldige Lüge einzugehen.

»Ich denke doch, Marja Sergejewna,« stammelte er. »Sie selbst waren so freundlich — —«

»Ja. Ja,« entgegnete Marja hastig. »Sie wünschten mich zu sprechen, Sie wollten — —«

Ihre Stimme ließ sie im Stich.

Auch Lutschkoff war verstummt. Marja hob zaghaft die Augen zu ihm auf.

»Verzeihen Sie,« nahm er wieder das Wort, ohne sie anzusehen: »ich bin nur ein einfacher Mensch und nicht gewohnt, Damen . . . Erklärungen zu machen . . . Ich . . . ich wollte Ihnen gern sagen . . . aber es scheint, Sie sind nicht in der Stimmung mich anzuhören . . .«

»Reden Sie . . .«

»Sie befehlen es . . . nun, so will ich Ihnen denn offen gestehen, daß ich schon lange, seit dem Tage, da ich die Ehre hatte, Sie kennen zu lernen — —«

Er stockte. Marja wartete auf das- Ende seiner Rede.

»Uebrigens weiß ich nicht, warum ich Ihnen dies Alles sage . . . seinem Schicksal entgeht man ja doch nicht . . .«

»Wie kann man das wissen? . . .«

»Ich weiß es!« versetzte Lutschkoff finster. »Ich bin längst an seine Schläge gewöhnt!«

Es wollte Marja scheinen, dass Lutschkoff wenigstens in diesem Augenblick keinen Grund habe, über die Schläge des Schicksals zu klagen.

»Es giebt noch gute Menschen auf der Welt,« bemerkte sie lächelnd; ja, ich möchte sagen: zu gute . . .«

»Ich verstehe Sie, Marja Sergejewna, und glauben Sie mir, ich weiß Ihre Zuvorkommenheit zu würdigen.

Ich . . . ich . . . Sie sind doch nicht böse auf mich?«

»Nein . . . was wünschten Sie mir zu sagen?«

»Ich wünschte Ihnen zu sagen, daß . . . daß Sie mir gefallen, Marja Sergejewna, ganz außerordentlich gefallen, und — —«

»Ich danke Ihnen,« unterbrach ihn Marja verwirrt. Das Herz schnürte sich ihr vor angstvoller Erwartung zusammen. »Ach, sehen Sie, Herr Lutschkoff,« fuhr sie fort, »welch' ein herrlicher Anblick!«

Und sie deutete auf die Wiese, welche ganz in die langen Abendschatten gehüllt war, während über ihr jenseits des Waldes das Abendroth glühte.

Innerlich freute sich Lutschkoff, daß auf diese Weise das Gespräch eine andere Wendung genommen hatte: er murmelte etwas von »schöner Natur« und trat dann neben Marja . . .

»Lieben Sie die Natur?« fragte sie plötzlich indem sie rasch das Köpfchen nach ihm umwendete und ihn mit jenem freundlichen, neugierig sanften Blick ansah, der, wie der Silberklang der Stimme, nur jungen Mädchen eigen ist.

»Die Natur . . . ja, jawohl . . . natürlich,« stotterte Lutschkoff. »Natürlich . . . es ist recht angenehm, des Abends einen kleinen Spaziergang zu machen, obgleich ich, offen gestanden, nur Soldat bin und mich auf Schwärmereien nicht verstehe.«

Lutschkoff versicherte ziemlich oft, daß er nur Soldat sei.

Es trat ein kurzes Schweigen ein. Marja blickte wieder nach der in den Abendschatten ruhenden Wiese.

»Na, was soll denn daraus werden?« dachte Lutschkoff. »Eine verwünschte Situation! . . . Ach was, nur etwas kecker! . . . Marja Sergejewna,« sprach er mit ziemlich fester Stimme.

Marja wandte sich ihm zu.

»Entschuldigen Sie,« fuhr er in fast scherzendem Tone fort, »aber ich möchte gern wissen, was Sie von mir denken. Fühlen Sie nicht so etwas . . . so eine gewisse . . . Neigung zu meiner Person?«

»Mein Gott, wie ungeschickt er ist!« dachte Marja. »Wissen Sie auch, Herr Lutschkoff,« antwortete sie lächelnd, »daß es nicht immer leicht ist, auf eine bestimmte Frage eine bestimmte Antwort zu geben?«

»Indeß —«

»Wie meinen Sie?«

»Ja, um Verzeihung ich möchte gern wissen — —«

»Aber . . . Ist es wahr, dass Sie ein so schrecklicher Duellant sind? Sagen Sie, ist das wahr?« sprach Marja mit schüchterner Neugier. »Man behauptet, Sie hättest schon mehr als einen Menschen getödtet?«

»Das ist mir schon passirt,« entgegnete Lutschkoff gleichmüthig und strich sich den Schnurrbart.

Marja sah ihn fest an.

»Und mit dieser Hand hier?« flüsterte sie.

»Mittlerweile hatte sich sein Blut erhitzt.Schon länger als eine Viertelstunde hatte er da ein junges Mädchen um sich . . .

»Marja Sergejewna,« sagte er plötzlich mit eigenthümlich scharfer Stimme. »Sie kennen jetzt meine Gefühle und wissen, warum ich Sie zu sprechen wünschte . . . Sie waren so freundlich und . . sagen Sie mir nun auch endlich, was ich hoffen darf . . .«

Marja drehte eine Feldnelke zwischen den Fingern. . . sie sah Lutschkoff von der Seite an, erröthete und sprach lächelnd:

»Was Sie da alles reden!« — und damit gab sie ihm die Blume.

Lutschkoff ergriff ihre Hand.

»Sie lieben mich also!« rief er.

Marja überlief es ganz kalt vor Schrecken. Es war gar nicht ihre Absicht gewesen, ihm ein Liebesbekenntniß zu machen; sie wußte selbst noch nicht recht, ob sie ihn liebte, und nun war er ihr zuvorgekommen, wollte sie zu einer Erklärung nöthigen — er mußte sie also gar nicht verstehen . . . Blitzschnell ging Marja dieser Gedanke durch den Kopf. Eine so rasche Lösung hatte sie nicht erwartet . . . als neugieriges Mädchen hatte sie sich den ganzen Tag gefragt: »Liebt er mich oder liebt er mich nicht?« — sie hatte von einem angenehmen Spaziergang in der Abenddämmerung und von zärtlichen aber anständigen Reden geträumt, hatte in Gedanken mit ihm coquettirt, sich den wilden Mann zahmen und ihm beim Abschied gestatten wollen, ihr achtungsvoll die Hand zu küssen . . .

Und statt dessen — statt dieses unschuldigen kindlichen Spieles fühlte sie plötzlich seinen rauhen Schnurrbart auf ihrer Wange . . .

»Wir wollen glücklich sein,« flüsterte er: »es giebt ja nur ein Glück auf Erden!« . . .

Erschreckt wich Marja zurück; bleich und am ganzen Leibe zitternd lehnte sie sich an eine Birke. Lutschkoff gerieth in große Verlegenheit.

»Entschuldigen Sie!« murmelte er, zu ihr tretend; »ich glaubte wirklich nicht . . .

Marja sah ihn stumm und mit weit geöffneten Augen an . . . Ein unangenehmes Lächeln spielte um seinen Mund . . .auf seinem Gesicht bemerkte sie rothe Flecke . . .

»Vor wem fürchten Sie sich denn?« fuhr er fort. »Ist denn das etwas Besonderes? Ist zwischen uns nicht schon alles . . . gewissermaßen in Ordnung?«

Marja war noch immer stumm.

»Na, lassen Sie's nun genug sein! . . . Wozu die Dummheiten! Das ist ja doch nur . . .«

Und Lutschkoff streckte die Hand nach ihr aus . . .

Marja erinnerte sich mit einemmal Kisters Warnung. »Nehmen Sie sich in Acht!« hatte er gesagt; sie verging fast vor Schrecken, und so laut als es ihr möglich war, begann sie zu rufen:

»Tanjuschka Tanjuscha!«

Und aus dem Haselnußgesträuch tauchte die runde feste Gestalt ihres Kammermädchens auf . . .

Lutschkoff gerieth außer sich. Durch die Anwesenheit ihres Mädchens beruhigt, rührte Marja sich nicht von der Stelle. Aber der Raufbold bebte vor Wuth; seine Augen funkelten, er ballte die Fäuste und brach in krampfhaftes Lachen aus.

»Bravo, bravo!« rief er; »sehr klug, das muß ich sagen . . .«

Marja war wie versteinert.

»Ich merke, Sie hatten keine Vorsichtsmaßregel übersehen. Marja Sergejewna! Ja ja, Vorsicht kann nie schaden. Heutzutage sind die jungen Damen weit schlauer als die Alten. Wahrlich, eine schöne Liebe!l«

»Ich weiß nicht, Herr Lutschkoff, wer Ihnen das Recht gegeben hat, mir von Liebe zu reden.«

»Wer! Sie selbst!« rief er. »Das wird ja immer schöner!«

Er fühlte, daß er seine Sache vollständig verdarb; aber er vermochte sich nicht mehr zu beherrschen.

»Ich habe unbesonnen gehandelt,« fuhr Marja fort. »Ich ging auf Ihre Bitte ein in der Voraussetzung, ich würde auf Ihre Delicatesse — aber Sie verstehen ja kein Französisch — auf Ihr Zartgefühl bauen können . . .«

Lutschkoff erbleichte. Marja hatte ihn an der empfindlichsten Stelle getroffen.

»Mag sein, daß ich kein Französisch verstehe; aber so viel versteh ich, daß es Ihnen beliebt hat, sich über mich lustig zu machen . . .«

»Durchaus nicht, Herr Lutschkoff . . . ja ich bedaure Sie sogar.«

»Reden Sie mir, wenn ich bitten darf, nicht von Ihrem Bedauern!« versetzte er erbittert, »damit möchte ich gern verschont bleiben!«

»Herr Lutschkoff —!«

»Ach, nicht diese Prinzessinnenmiene! . . . Das ist verlorene Mühe! Mich schrecken Sie damit nicht.«

Marja trat ein paar Schritt zurück, wandte sich schnell um und ging fort.

»Soll ich Ihnen nicht Ihren Freund, Ihren gefühlvollen Schäfer Kister schicken?« rief Lutschkoff ihr nach. Er hatte ganz den Kopf verloren. »Ist es nicht dieser Freund, der —?«

Marja antwortete ihm nicht mehr; hastig, aber doch froh eilte sie nach Hause. Trotz ihres Schreckens und ihrer Aufregung fühlte sie sich erleichtert. Es war ihr, als sei sie aus einem schweren Traum erwacht, als trete sie aus einem finsteren Gemach hinaus in die frische sonnendurchleuchtete Luft . . .

Wie von Sinnen, wie geistesabwesend blickte Lutschkoff sich um, zerbrach in sprachloser Raserei einen jungen Baum, zwang sich auf's Pferd, drückte ihm so erbittert die Sporen in die Weichen und maltraitirte das unglückliche Thier so erbarmungslos, daß es, nachdem es acht Werst in einer Viertelstunde zurückgelegt, während der Nacht beinah umgekommen wäre . . .

* *
*

Vergeblich wartete Kister bis Mitternacht auf Lutschkoff. Früh am andern Morgen begab er sich selbst zu ihm. Der Bursche erklärte sein Herr schlafe noch und habe befohlen, Niemand hereinzulassen.

»Auch mich nicht?«

»Auch Sie nicht.«

Kister ging in qualvoller Unruhe einige Mal auf der Straße auf und ab und kehrte dann nach Hause zurück.

Sein Bursche gab ihm einen Brief.

»Von wem?«

»Von Perekatoffs.«

Dem Cornet zitterten die Hände.

»Sie lassen grüßen und um Antwort bitten. Soll ich dem Boten einen Schnaps geben?«

Langsam öffnete Kister das Briefchen und las Folgendes:

»Lieber guter Fedor Fedorowitsch!

»Ich muß Sie unbedingt sprechen — ganz unbedingt. Kommen Sie doch, wenn es Ihnen irgend möglich, heut zu uns. Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; ich bitte Sie im Namen unsrer alten Freundschaft. Wenn Sie wüßten — aber Sie werden Alles erfahren. Nicht wahr, auf baldiges Wiedersehn?

M a r j a.

P.S. Sie müssen heut unfehlbar kommen!«

»Soll ich also dem Boten einen Schnaps geben?«

Kister starrte seinen Burschen lange erstaunt an und ging dann, ohne ein Wort zu erwidern, hinaus.

»Mein Herr sagte, ich solle Dir einen Schnaps geben, und zugleich möchte auch ich mir einen nehmen,« sprach der Bursche.

IX.

Marja eilte Kister, als er in das Gastzimmer trat, mit einem so freudestrahlenden dankbaren Gesicht entgegen und drückte ihm so innig und fest die Hand, daß sich ihm vor Freuden das Herz erweiterte. Doch ging sie, ohne ein Wort zu sagen, sofort hinaus.

Perekatoff saß auf dem Sopha und legte Patience. Die Unterhaltung begann, und kaum hatte er mit gewohntem Tact die Rede auf seinen Hund gebracht und dessen Talente zu rühmen angefangen, als Marja wieder eintrat. Sie hatte einen buntseidenen Gürtel um — sie erinnerte sich, dass Kister einmal gesagt, derselbe kleide sie besonders vortheilhaft.

Kurz darauf erschien auch Nenila: sie empfing den Gast heut mit ganz besonderer Herzlichkeit.

Bei Tisch lachte und scherzte man in ungezwungenster Weise; sogar Perekatoff wurde lebhaft und erzählte eines seiner lustigsten Jugenderlebnisse, — wobei er jedoch, wie der Vogel Strauß, vorsichtshalber den Kopf von seiner Frau abgewendet hielt.

»Wir wollen einen Spaziergang machen, Herr Kister,« sagte Marja nach dem Essen zu dem Cornet — in jenem einschmeichelnden Ton, der jede Widerrede unmöglich macht. »Ich muß über etwas sehr Wichtiges mit Ihnen sprechen,« fügte sie mit graziöser Feierlichkeit hinzu und zog sich ihre schwedischen Handschuhe an. »Gehst Du mit, Mama?«

»Nein,« entgegnete Nenila.

»Aber wir gehen nicht in den Park.«

»Wohin denn?«

»Nach der langen Wiese, in’s Wäldchen.«

»So nimm Tanjuscha mit.«

»Tanjuscha, Tanjuscha!« rief Marja mit ihrer hellen Stimme und hüpfte leicht wie ein Vogel aus dem Zimmer.

Eine Viertelstunde später wanderte Marja mit Kister nach der langen Wiese. Als sie auf der Weide an der Kuhheerde vorüber kamen, fütterte sie ihre Lieblingskuh mit Brod, streichelte ihr den Kopf und gebot Kister, sie sanft auf den Rücken zu klopfen.

Sie war in ungemein heiterer Stimmung und plauderte in einem fort. Kister ging mit Vergnügen auf Alles ein, obgleich er mit großer Ungeduld aus die Mittheilungen wartete, die sie ihm zu machen hatte . . .

Tanjuscha folgte ihnen in respektvoller Entfernung und nur von Zeit zu Zeit warf sie ihrer Herrin einen schlauen Blick zu.

»Sie sind mir doch nicht böse, Fedor Fedorowitsch?« fragte Marja.

»Ihnen, Marja Sergejewna? Aber warum denn?«

»Vorgestern . . . erinnern Sie sich?«

»Sie waren nicht bei Stimmung . . . Das war Alles.«

»Warum halten Sie sich so weit von mir? Geben Sie mir den Arm. So . . . auch Sie waren nicht recht bei Stimmung.«

»Das ist wahr.«

»Aber heut bin ich in der allerbesten Stimmung, nicht wahr?«

»Ja, es scheint mir in der That, daß Sie heut —«

»Und wissen Sie warum? Weil . . .« Marja schüttelte ernst mit dem Kopf. »Nun, ich weiß schon, warum . . . weil Sie mir Gesellschaft leisten«, fügte sie hinzu, ohne Kister anzusehen.

Kister drückte ihr sanft die Hand.

»Aber warum fragen Sie mich gar nicht?' fuhr Marja in halblautem Ton fort.

»Wonach?«

»Ach, verstellen Sie sich doch nicht . . . nach meinem Briefe!«

»Ich erwartete, daß Sie —«

»Hören Sie, warum ich in Ihrer Gesellschaft so heiter gestimmt bin,« unterbrach sie ihn lebhaft; »weil Sie so gut und zartfühlend sind; weil es Ihnen unmöglich wäre . . . *parce que vous avez de la délicatesse.* Ich sage Ihnen das auf Französisch denn Sie verstehen ja Französisch.«

Kister verstand zwar Französisch aber er verstand Marja nicht.

»Ach pflücken Sie mir doch die Blume . . . die da . . . wie schön!«

Marja betrachtete sie mit großem Wohlgefallen. Auf einmal befreite sie hastig ihren Arm und begann mit besorgtem Lächeln den schlanken Stengel vorsichtig durch das Knopfloch seines Ueberrocks zu ziehen. Dabei kamen ihre seinen Finger beinahe mit seinen Lippen in Berührung. Seine Blicke richteten sich auf diese Finger und dann

auf ihr Antlitz. Sie neigte ihr Köpfchen, als hätte sie sagen wollen: »Du darfst . . .«

Kister bückte sich ein wenig und küßte ihr die Fingerspitzen.

Mittlerweile hatten sie sich dem bekannten Wäldchen genähert. Marja ward mit einemmal nachdenkend, und dann verstummte sie sogar. Sie begaben sich nach derselben Stelle, wo sie Lutschkoff erwartet hatte. Das niedergetretene Gras hatte sich noch nicht wieder aufgerichtet; das zerbrochene Bäumchen hatte bereits zu welken angefangen, während die Blätter sich bereits zu Röhrchen zusammengerollt und zu vertrocknen begonnen hatten.

Marja ließ den Blick umherschweifen und wandte sich dann plötzlich zu Kister.

»Wissen Sie auch, warum ich Sie hierher geführt habe?«

»Nein.«

»Nein! . . . Warum reden »Sie heut gar nicht von Ihrem Freunde Lutschkoff? Sonst konnten Sie gar nicht müde werden, ihn zu rühmen.«

Kister blickte vor sich hin und schwieg.

»Wissen Sie auch,« fuhr Marja mit einiger Anstrengung fort, »daß ich hier . . . gestern . . . eine Zusammenkunft mit ihm hatte?«

»Das wußte ich,« versetzte er dumpf.

»Das wußten Sie! . . . Ach! Jetzt begreife ich, warum Sie gestern . . . Herr Lutschkoff hatte sich offenbar beeilt mit seiner »Eroberung« zu prahlen.«

Kister wollte antworten . . .

»Reden Sie nicht, erwidern Sie mir nichts . . . ich weiß, er ist Ihr Freund; Sie könnten im Stande sein, ihn zu vertheidigen. Sie wußten, Herr Kister, daß ich . . . warum hielten Sie mich denn nicht davon ab, eine solche Dummheit zu begehen? Warum nahmen Sie mich nicht wie ein Kind beim Ohr? . . . Sie wußten es . . . es war Ihnen also ganz gleichgültig?«

»Aber welches Recht hatte ich . . .«

»Welches Recht! . . . Das Recht des Freundes. Ach ja: er ist ja auch Ihr Freund . . . ich schäme mich . . . er ist Ihr Freund . . . dieser Mensch benahm sich gestern in einer Weise gegen mich . . .«

Marja hatte sich abgewendet. Kisters Augen funkelten; er wurde kreidebleich.

»Nun, nun, werden Sie nicht böse . . . Hören Sie, Fedor, Sie sollen nicht böse werden! Es hat sich alles zum Besten gewendet. Ich freue mich, daß die gestrige Auseinandersetzung stattgefunden hat . . . Warum meinen Sie wohl, daß ich so mit Ihnen davon rede? Etwa weil ich mich über Herrn Lutschkoff beklagen wollte? O nein! Ich habe ihn schon vergessen. Aber ich habe mir Ihnen, meinem guten Freunde gegenüber etwas zu Schulden kommen lassen . . . Ich möchte Ihnen eine Erklärung geben, Sie nun Verzeihung bitten und um Rath fragen. Sie haben mich Aufrichtigkeit gelehrt . . . bei Ihnen ist mir so leicht um's Herz . . . Sie sind kein Lutschkoff!«

»Lutschkoff ist ungehobelt und Plump,« brachte Kister mit Anstrengung heraus; »aber —«

»Was, ein Aber! Sie schämen sich nicht, Aber zu sagen! Er ist plump und ungehobelt und boshaft und eingebildet . . . Hören Sie: ich sage Und und nicht Aber!«

»Sie sprechen so, weil Sie noch unter dem Einfluß Ihres Zornes stehen, Marja Sergejewna.« antwortete Kister traurig.

»Wie, ich wäre zornig? Warum denn? So gönnen Sie mir doch einen Blick: sieht man so aus, wenn man zornig ist? Hören Sie,« fuhr Marja fort, »denken Sie von mir, was Ihnen beliebt . . . aber wenn Sie meinen, heut coquettire ich mit Ihnen aus Rache, so . . . so . . .« die Thränen traten ihr in die Augen, »zum Scherz bin ich nicht empört!«

»Seien Sie offen gegen mich, Marja Sergejewna . . .«

»O, wie dumm und häßlich Sie sein können! Aber so sehen Sie mich doch an! Bin ich etwa nicht offen und ehrlich gegen Sie? Können Sie denn sticht in meiner Seele lesen?«

»Gut denn . . . ja, ich glaube Ihnen,« fuhr Kister lächelnd fort, als er sah, mit welch' bekümmerter Hartnäckigkeit sie seinen Blick zu erhaschen suchte; »aber so sagen Sie mir auch, was veranlaßte Sie, Lutschkoff eine Zusammenkunft zu gewähren?«

»Was? Ich weiß es selbst nicht. Er wollte allein mit mir sprechen. Ich dachte mir, er habe noch keine Zeit, keine Gelegenheit gefunden, sich auszusprechen. Jetzt hat er sich ausgesprochen! Hören Sie: er mag ein ungewöhnlicher Mensch sein, aber er ist dumm — ja, ja dumm! . . . Er ist nicht im Stande, zwei zusammenhängende Worte zu sagen. Und dann ist er geradezu unzart, uebrigens will ich ihn nicht zu hart anklagen . . . Er mochte sich ja einbilden, das; ich ein

leichtsinniges albernes Mädchen sei. Ich hatte ja fast niemals mit ihm gesprochen . . . Es ist wahr, er hatte meine Neugier erregt; aber ich meinte, ein Mann, den Sie Ihrer Freundschaft würdigten — —«

»Bitte, sprechen Sie nicht von ihm als meinem Freunde,« unterbrach sie Kister.

»Nein nein, ich will Sie nicht entzweien!«

»Mein Gott, ich möchte Ihnen nicht blos meine Freunde opfern, sondern auch . . . Zwischen Herrn Lutschkoff und mir ist Alles aus!« fügte er hastig hinzu.

Marja blickte ihm fest in die Augen.

»Nun, Gott befohlen!« sprach sie; »reden wir nicht mehr von ihm. Das wird mir eine Lehre sein. Es war meine eigene Schuld. Mehrere Monate hindurch sah ich fast täglich einen guten, klugen, heitern, liebenswürdigen Mann, der . . .« Marja wurde verlegen und stockte einen Augenblick . . . »der ebenfalls . . . ein wenig . . . von mir zu halten schien . . . und ich dummes Ding,« fuhr sie hastig fort, »zog ihm den Andern . . . nein nein, ich zog ihm den Andern nicht vor, aber —«

Sie senkte verwirrt den Kopf und verstummte.

Kister wurde es eigenthümlich zu Muth.« »Ist's wirklich wahr!« wiederholte er für sich . . . »Marja Sergejewna!« begann er endlich laut . . .

Marja hob den Kopf und sah ihn mit thränengefüllten Augen an.

»Errathen Sie denn gar nicht, von wem ich spreche?« fragte sie.

Kister reichte ihr mit fast angehaltenem Athem die Hand. Eifrig ergriff sie Marja und drückte sie warm und innig.

»Nicht wahr, Sie sind wieder mein guter Freund? . . . Wie, Sie antworten mir nicht?«

»Das wissen Sie ja, daß ich Ihr Freund bin«, murmelte er.

»Und Sie verdammen mich nicht? Sie haben mir verziehen? . . . Und verstehen mich? Und Sie lachen nicht über ein Mädchen, das heut dem Einen eine Zusammenkunft gewährt, und morgen mit dem Andern spricht, so . . . so wie ich jetzt mit Ihnen spreche . . . Nicht wahr, Sie machen sich nicht über mich lustig?«

Ihr Antlitz glühte; mit beiden Händen hielt sie seine Rechte fest umschlossen . . .

»Ich mich über Sie lustig machen!« antwortete Kister; »ich . . . ich . . . liebe Sie ja . . . ich liebe Sie ja!« rief er aus.

Marja bedeckte das Gesicht mit den Händen.

»Wissen Sie denn nicht schon längst, Marja« daß ich Sie liebe?«

X.

Drei Wochen nach diesem Gespräch saß Kister allein in seinem Zimmer und schrieb seiner Mutter folgenden Brief:

Geliebte Mutter!

»Ich beeile mich, Dir mitzutheilen, welch' großes Glück mir bevorsteht: ich verheirathe mich. Ueber diese Nachricht wirst Du Dich wahrscheinlich sehr wundern, namentlich da ich in meinen früheren Briefen aus eine solch' wichtige Wendung in meinem Leben nicht einmal hingedeutet habe, — und Du weißt, ich bin doch sonst gewohnt, Dir alle meine Gefühle, alle meine freudigen und traurigen Erlebnisse mitzutheilen. Die Ursache meines Schweigens ist leicht erklärt. Zunächst habe ich erst selbst in diesen Tagen die Gewißheit erlangt, daß ich wieder geliebt werde; und dann war ich mir auch bis vor Kurzem über die eigentliche Natur und Macht meiner eigenen Neigung noch nicht ganz klar. In einem der ersten Briefe, die ich Dir von hier schrieb, erzählte ich Dir von den Perekatoffs, unseren Nachbarn. Meine Braut — Marja heißt sie — ist ihre einzige Tochter. Ich bin fest überzeugt, wir werden glücklich miteinander. Was ich für sie empfinde, ist nicht eine augenblickliche Leidenschaft, sondern ein tiefes aufrichtiges Gefühl, in welchem Freundschaft sich mit Liebe paart. Ihr sanfter frohsinniger Charakter entspricht ganz dem was mir so recht an Frauen gefällt. Sie ist gebildet« klug und sehr musikalisch . . . Wenn Du sie sehen könntest! Ich schicke Dir ihr Bild, das ich selbst gezeichnet habe. Aber sie ist tausendmal schöner als dieses Bild. Marja liebt Dich schon wie eine Tochter, und kann den Tag wo sie Dich kennenlernen soll, gar nicht erwarten. Ich habe mich entschlossen, den Dienst zu quittiren, mich auf dem Lande niederzulassen und mich mit Oekonomie zu beschäftigen. Der alte Perekatoff besitzt vierhundert Bauern — er befindet sich also in sehr guten Verhältnissen. Du siehst, auch nach dieser, der materiellen Seite, hab' ich eine vortreffliche Wahl getroffen. Ich nehme mir Urlaub und komme zu Dir nach Moskau. In spätestens vierzehn Tagen kannst Du mich erwarten . . . Meine liebe gute Mutter, wie glücklich bin ich! . . .

Herzlich grüßt und küßt Dich . . .« u. s. w.

Kister faltete und versiegelte den Brief, stand auf, trat an's Fenster, steckte sich eine Pfeife an, dachte ein wenig nach und setzte sich dann wieder an den Tisch. Er nahm einen kleinen Bogen Briefpapier und tauchte bedächtig die Feder in's Tintenfaß; aber es dauerte noch lange, ehe er zu schreiben begann. Seine Stirn legte sich in Falten, er hob die Augen zur Decke und kaute an der Feder . . . Endlich entschloß er sich anzufangen — und nach einer Viertelstunde war folgender Brief geschrieben:

Geehrter Herr!

»Seit Ihrem letzten Besuche (d.h. seit drei Wochen) grüßen Sie mich nicht mehr, sprechen nicht mehr mit mir und scheinen mich zu meiden. Ein Jeder kann natürlich thun und lassen, was ihm beliebt. Sie fanden es angemessen, unserm Verkehr ein Ende zu machen. Glauben Sie mir, ich wende mich heut nicht an Sie, um mich über Ihr Verhalten zu beklagen. Es ist nicht meine Absicht und Gewohnheit, mich irgend Jemandem aufzudrängen, das Bewußtsein, daß ich Niemand Unrecht gethan, genügt mir vollkommen. Wenn ich Ihnen jetzt schreibe, so geschieht es nur aus Pflichtgefühl. Ich habe um Marja Perekatoffs Hand angehalten und mich mit Zustimmung ihrer Eltern mit ihr verlobt. Ich theile Ihnen dieses direct mit, um jeder Art von Mißverständniß und Mißdeutung vorzubauen. Ich gestehe Ihnen offen, Herr Rittmeister, daß ich mich nicht allzu sehr um die Meinung eines Mannes zu kümmern brauchte, der selbst nicht die geringste Rücksicht auf die Ansichten, und Empfindungen Anderer nimmt: ich schreibe Ihnen lediglich deshalb, weil es nicht einmal den Anschein haben soll, als wäre ich heimlich zu Werke gegangen. Ich darf annehmen, Sie kennen mich hinlänglich um meinen heutigen Schritt nicht zu mißdeuten. Da ich Ihnen heut zum letzten Mal schreibe, so kann ich nicht umhin, Ihnen in der Erinnerung an unsere frühere Freundschaft alles denkbare Glück zu wünschen.

Ich verbleibe mit besonderer Hochachtung
Ihr ergebener

Fedor Kister.

Fedor schickte den Brief sofort ab, kleidete sich um und liest anspannen. Vergnügt und sorglos ging er summend in seinem

Zimmer auf und ab, ja er hüpfte sogar einigemal, nahm ein Heft Romanzen, rollte es zusammen und knüpfte ein blaues Bändchen darum . . .

Da ging die Thür auf und herein kam Lutschkoff: im Ueberrock, ohne Epauletten und mit der Mütze auf dem Kopf.

Erstaunt blieb Kister mitten im Zimmer stehen, ohne erst die Enden des Bändchens ist eine Schleife zu ziehen.

»Sie wollen Marja Perekatoff heirathen?« fragte Lutschkoff in ruhigem Ton.

Da loderte es in Kister auf.

»Mein werther Herr,« begann er, »wenn anständige Leute in ein fremdes Zimmer treten, so nehmen sie die Mütze ab und sagen guten Tag.«

»Verzeihen Sie,« versetzte der Raufbold kurzab und zog die Mütze vom Kopf. Guten Tag.«

«Guten Tag, Herr Lutschkoff. Sie fragen, ob ich mich mit Fräulein Perekatoff verheirathen wolle? Haben Sie denn meinen Brief nicht gelesen?«

»Ja. Also Sie heirathen. Gratuliere.«

»Ich nehme Ihre Gratulation an und danke Ihnen dafür. Aber ich muß jetzt fort.«

»Ich möchte, daß es zwischen uns zu einer Auseinandersetzung käme, Fedor Fedorowitsch.«

»Ich habe nichts dagegen . . . mit Vergnügen,« antwortete Kister. Offen gestanden, ich habe eine solche Auseinandersetzung erwartet. Ihr Benehmen gegen mich ist so seltsam und meinerseits, wie mich dünkt, so wenig verdient, daß ich es nicht erwarten konnte . . . Aber wollen Sie sich nicht setzen? Ist Ihnen eine Pfeife gefällig?«

Lutschkoff setzte sich. Seine Bewegungen verriethen eine eigenthümliche Müdigkeit. Er strich sich den Schnurrbart und zog die Brauen in die Höhe.

»Sagen Sie mal, Feder Fedorowitsch,« begann er endlich, »warum haben Sie sich mir gegenüber so lange verstellt?«

»Was sagen Sie?«

»Warum haben Sie stets den Unschuldigen, Makellosen gespielt, während Sie doch grad so einer sind, wie wir andern Sünder?«

»Ich verstehe Sie nicht . . . habe ich Sie mit irgend etwas beleidigt?«

»Sie verstehen mich nicht . . . Schön. Ich will mich bemühen, deutlicher zu sprechen. Sagen Sie mir, haben Sie schon lange Neigung für Fräulein Perekatoff gehegt oder ist Ihre Leidenschaft plötzlich aufgeflammt?«

»Es ist nicht meine Absicht, Herr Lutschkoff, mit Ihnen über mein Verhältniß zu Marja Sergejewna zu sprechen,« antwortete Kister kalt.

»So. Wie's Ihnen beliebt. Dann werden Sie mir wohl gütigst gestatten, zu glauben, dass Sie mich zum Narren gehalten haben.«

Lutschkoff sagte das sehr langsam und zögernd.

»Das können Sie von mir nicht glauben, Herr Lutschkoff; dazu kennen Sie mich zu gut.«

»Ich Sie kennen? . . . Wer kennt Sie überhaupt? Ein merkwürdiger Mensch — dunkel wie der Wald, seiner äußeren Person nach unser Kamerad — das ist Alles. Ich weiß, das; Sie mit viel Gefühl, ja sogar mit Thränen in den Augen deutsche Verse lesen; ich weiß, daß Sie an den Wänden Ihrer Wohnung verschiedene Landkarten aufgehängt haben; ich weiß, dass Sie auf die Pflege Ihrer werthen Person eine besondere Sorgfalt verwenden; das weiß ich — weiter aber nichts . . .«

Kister wurde roth vor Zorn.

Darf ich fragen,« sprach er endlich, »was der Zweck Ihres Besuches ist? Seit drei Wochen grüßen Sie mich nicht mehr und jetzt kommen Sie anscheinend in der Absicht zu mir, sich über mich lustig zu machen. Ich bin kein Knabe werther Herr, ich erlaube Niemandem —«

»Ich bitte Sie,« unterbrach ihn Lutschkoff, »wer wird es wagen, sich über Sie lustig zu machen. Im Gegentheil, ich komme mit einer ganz unterthänigen Bitte zu Ihnen, — mit der Bitte, mir gütigst Ihr Benehmen gegen mich erklären zu wollen. Gestatten Sie mir daher zu fragen: haben Sie mich nicht mit Gewalt mit der Familie Perekatoff bekannt gemacht? Haben Sie nicht Ihrem ergebensten Diener versichert, daß er an Herz und Seele neu »aufblühen« würde? Und endlich: haben nicht Sie mich mit der tugendsamen Marja Sergejewna zusammengeführt? Warum also sollte ich nicht voraussetzen, daß ich mich bei *Ihnen* für jenen letzten angenehmen Gefühlsaustausch zu bedanken habe, über den man Sie vermuthlich schon in geeigneter Form unterrichtet hat? Pflegt doch die Braut dem Bräutigam Alles zu beichten, namentlich ihre *unschuldigen* Streiche. Warum sollte ich

also nicht glauben, daß mir aus Ihr Anstiften eine so großartige Nase gedreht wurde? Sie nahmen ja einen so herzlichen Antheil an meiner »Wiedergeburt«!«

Kister schritt im Zimmer auf und nieder.

»Hören Sie, Lutschkoff,« sprach er; »wenn Sie wirklich im Ernst von dem, was Sie da sagen, überzeugt sind — was ich offen gestanden nicht glaube — so muß ich Ihnen erklären: Sie sollten sich schämen, meine Schritte und mein Verhalten aus so beleidigenden Motiven herzuleiten. Es ist nicht meine Absicht, mich zu rechtfertigen . . . ich appellire nur an Ihr Gewissen und Ihr Gedächtniß.«

»Schön; und so will ich mich denn erinnern, daß Sie sich beständig im Flüsterton mit Marja Sergejewna unterhalten haben. Außerdem aber gestatten Sie mir noch eine Frage: Waren Sie nicht bei den Perekatoffs nach dem bekannten Gespräch zwischen uns Beiden? Nach jenem Abend da ich als echter Dummkopf Ihnen, meinem besten Freunde, von dem verabredeten Stelldichein erzählte?«

»Wie, Sie trauen mir zu, daß ich —«

»Ich traue Andern,« unterbrach ihn Lutschkoff mit eisiger Kälte, »nichts anderes zu, als was ich mir selbst zutraue; aber ich besitze auch die Schwäche zu glauben, daß Andre nicht besser sind als ich.«

»Da irren Sie,« versetzte Kister nachdrücklich; »Andre sind in der That besser als Sie.«

»Ich habe die Ehre Ihnen zu gratuliren,« bemerkte Lutschkoff ruhig, »indeß — —«

»Aber,« fiel ihm Kister zornig in's Wort, »erinnern Sie sich doch, in welchen Ausdrücken sprachen Sie mir von diesem Stelldichein, von — »Aber ich sehe, diese Auseinandersetzungen sind ganz zwecklos . . . Glauben Sie von mir, was Sie wollen und handeln Sie nach Belieben.«

»Ah, das laß ich mir gefallen,« bemerkte Lutschkoff; »das ist doch ein offenes Wort.«

»Handeln Sie nach Belieben,« wiederholte Kister.

Ich begreife Ihre Lage, Fedor Fedorowitsch« fuhr Lutschkoff mit affectirter Theilnahme fort. Sie ist unangenehm, wirklich unangenehm. Da spielen wir eine Rolle, spielen sie ausgezeichnet, und kein Mensch sieht uns den Schauspieler an; mit einem Mal —«

»Wenn ich glauben könnte,« unterbrach ihn Kister mit zusammengepreßten Zähnen, »daß jetzt nur gekränkte Liebe aus

Ihnen spräche, würde ich Mitleid mit Ihnen haben und Ihnen verzeihen . . . Aber aus Ihren Vorwürfen und Verleumdungen hör' ich nur den Schrei verletzter Eigenliebe heraus und so kann ich kein Mitleid mit Ihnen haben . . . Es ist Ihnen nur Ihr Recht geschehen!«

»Gott, wie der Mann zu reden versteht!« versetzte Lutschkoff halblaut. »Meine Eigenliebe,« fuhr er fort:«ganz recht, die ist auf das Tiefste, Empfindlichste verletzt worden. Aber wer ist denn frei von Eigenliebe? Sie vielleicht? Ja, ich besitze Eigenliebe, aber ich erlaube Niemandem, mich tu bedauern.«

»Sie erlauben nicht?« erwiderte Kister stolz »Was ist das für ein Ausdruck, Herr Lutschkoff! Bedenken Sie, zwischen uns ist jedes Band zerrissen. Ich bitte Sie deshalb, sich mir gegenüber zu benehmen, wie man es einem anständigen Mann schuldig ist.«

»Zerrissen! Jedes Band zerrissen!« fuhr Lutschkoff fort. »Schön! So erfahren Sie denn, daß ich Sie lediglich aus Mitleid nicht mehr grüßte und besuchte; da Sie mich bedauern, werden Sie mir wohl gestatten, Sie zu bemitleiden! . . . Ich wollte Sie nicht in eine falsche Stellung bringen, aber Ihr Gewissen wachrufen . . . Sie sprachen von unserm frühern Verhältniß . . . als ob Sie nach Ihrer Verheirathung noch mein Freund hätten bleiben können! Aber genug davon! Auch früher waren Sie nur mein Freund, um mich als Schild für Ihre werthe Person benutzen zu können . . .«

Lutschkoffs gewissenlose Verdächtigung empörte Kister.

‚Machen wir diesem unangenehmen Gespräch ein Ende!« rief er. »Offen gesagt, ich begreife nicht, warum Sie zu mir gekommen sind.«

»Sie können das wirklich nicht begreifen?« versetzte Lutschkoff mit affectirtem Erstaunen.

»Nein.«

Nei-—ein?«

»Ich wiederhole Ihnen: Nein!«

»Das ist herrlich! . . . Das ist wirklich herrlich! Wer hätte das von einem so klugen Manne gedacht!«

»Erklären Sie mir also endlich, was Sie wollen!«

»Ich komme zu Ihnen, Herr Kister,« fuhr Lutschkoff fort, indem er langsam aufstand, »ich komme zu Ihnen, um Sie zu einem Duell herauszufordern. Haben Sie mich jetzt verstanden? Ich will mich mit Ihnen schlagen. Ah, Sie meinten mich so ohne weiteres los werden zu

können! . . . Wußten Sie denn noch nicht, mit wem Sie's zu thun haben? Sie bildeten sich ein, ich würde Ihnen erlauben — —«

»Sehr schön,« unterbrach ihn Kister kalt und scharf. »Ich nehme Ihre Herausforderung an. Schicken Sie mir Ihren Secundanten.«

»Ja ja,« versetzte Lutschkoff, dem es, wie der Katze, leid that, sein Opfer so schnell loslassen zu müssen; »ich gestehe, es wird mir eine große Befriedigung gewähren, morgen den Lauf meiner Pistole auf Ihr blondes ideales Haupt zu richten.«

»Es scheint, Sie wollen mich nach der Herausforderung noch beschimpfen, entgegnete Kister verächtlich »Gehen Sie gefälligst Ihres Weges. Es ist mir zuwider, mich noch mit Ihnen zu unterhalten.«

»Ach ja, die Delicatesse! . . . Ich verstehe zwar kein Französisch, aber dieses Wort habe ich von Marja Sergejewna.« murmelte Lutschkoff, indem er sich die Mütze aufsetzte. »Auf angenehmes Wiedersehn Fedor Fedorowitsch!'«

Er grüßte und ging.

Kister schritt einigemal im Zimmer auf und nieder. Sein Gesicht brannte und gewaltsam hob und senkte sich seine Brust. Er hatte keine Angst vor dem, was bevorstand, und sein Zorn hatte ihn schon wieder verlassen, aber der Gedanke, daß er einen solchen Menschen einst Freund genannt hatte etwas unsäglich Bitteres für ihn. Aus das Duell freute er sich beinah. Auf diese Weise entledigte er sich mit einem Mal seiner ganze Vergangenheit . . . Schön, dachte er, so erobere ich mir förmlich mein Glück . . . Marjas Bildniß schien ihn anzulächeln und ihm den Sieg zu verheißen . . . nein, ich werde nicht unterliegen wiederholte er mit ruhigem Lächeln.

Auf dem Tisch lag der Brief an seiner Mutter . . . Das Herz preßte sich ihm einen Augenblick zusammen. Er beschloss, ihn unter allen Umständen seht noch nicht abzuschicken . . . Er fühlte, daß seine Lebenskraft sich gleichsam verdoppelte, was immer der Fall, wenn der Mensch einer Gefahr gegenüber steht. Ruhig erwog er alle Möglichkeiten des Zweikampfes und machte sich mit dem Gedanken vertraut, dass ihn und Marja ein Unglück treffen, dass sie getrennt werden könnten — und schaute hoffnungsvoll in die Zukunft. Er gab sich das Wort, Lutschkoff nicht zu tödten . . . Mit unwiderstehlicher Macht zog es ihn zu Marja. Er suchte sich einen Sekundanten brachte

schnell all seine Sachen in Ordnung und fuhr nach dem Essen sofort zu ihr. Während des ganzen Abends war Kister ungemein heiter, ja vielleicht zu heiter.

Marja spielte sehr viel auf dem Piano, sie merkte nichts und coquettirte mit ihm in der anmuthigsten Weise. Anfangs schmerzte ihn ihre Sorglosigkeit; aber dann betrachtete er dieselbe als eine glückliche Vorbedeutung, freute sich darüber und wurde ganz ruhig.

Sie hatte sich mit jedem Tage inniger an ihn angeschlossen; das Verlangen nach Glück war stärker in ihr als das Gefühl der Leidenschaft. Zudem hatte Lutschkoff sie von allen übertriebenen Wünschen geheilt, — mit Freuden hatte sie denselben für immer entsagt. Nenila liebte Kister wie einen Sohn und Perekatoff folgte wie immer dem Beispiel seiner Frau.

»Auf Wiedersehn!« sagte Marja zu Kister, als sie sich im Vorzimmer von ihm verabschiedete, und mit stillem Lächeln sah sie, wie er zärtlich und lange ihre Hände küßte.

»Auf Wiedersehn!« entgegnete er vertrauensvoll; »auf Wiedersehn!«

Aber als er eine halbe Werft von dem Hause entfernt war, erfaßte ihn eine seltsame Unruhe; er erhob sich in seinem Wagen und schaute nach dem Hause zurück: seine Augen suchten die erleuchteten Fenster . . . Aber das ganze Haus war finster wie ein Grab.

XI.

Am folgenden Morgen, gegen elf Uhr, fand sich Kisters Secundant, ein alter erfahrener Major, bei diesem ein. Der brave Alte drehte und kaute an seinem grauen Schnurrbart und prophezeite Lutschkoff alles mögliche Unheil . . .

Der Wagen war angespannt. Kister übergab dem Major zwei Briefe; der eine war an seine Mutter, der andere an Marja adressiert.

»Wozu daß?«

»Man kann nie wissen!»

»Dummes Zeug! Wir schießen ihn über den Haufen wie ein altes Feldhuhn!«

»Gleichviel . . .«

Aergerlich steckte der Major die beiden Briefe in die Seitentasche seines Ueberrocks.

»Und nun vorwärts!«

Sie fuhren ab. Am Saum eines kleinen Waldes, zwei Werst von Kirilowo, erwartete sie Lutschkoff mit seinem Secundanten, dem parfümirten Adjutanten, seinem früheren Freunde. Das Wetter war herrlich. Friedlich zwitscherten die Vögel und nicht fern vom Walde zog ein Bauer lange Furchen mit seinem Pfluge.

Während die Sekundanten die Distanz abmaßen, die Barrièren absteckten, die Pistolen untersuchten und luden, wechselten die Gegner nicht einen einzigen Blick miteinander. Kister ging mit sorgloser Miene auf und ab und schlug mit einem abgerissenen Zweige in der Luft herum. Lutschkoff stand da unbeweglich mit verschränkten Armen und finsterem Gesicht.

Der entscheidende Augenblick war gekommen.

»Auf Ihre Plätze, meine Herren!«

Kister trat schnell an die Barrière; aber er war noch keine fünf Schritte gegangen, als Lutschkoff schoß.

Kister erbebte, that noch einen Schritt vorwärts, begann zu schwanken, der Kopf fiel ihm auf die Brust, die Kniee knickten zusammen und er fiel dumpf ins Gras . . .

Der Major stürzte auf ihn zu . . .

»Ist’s denn möglich!« flüsterte der Sterbende. . .

Lutschkoff näherte sich seinem Opfer. Auf seinem finsteren abgemagerten Gesicht lag ein Ausdruck harten, grimmigen Mitleids . . . Er sah den Adjutanten und den Major an, ließ wie ein Verbrecher den Kopf sinken, stieg schweigend in den Sattel und ritt im Schritt direct nach der Wohnung des Obersten . . .

Und Marja? . . . Sie lebt noch.

- E n d e -

Drei Portraits.

1846.

Nachbarschaft,« darin besteht eine der hauptsächlichsten Unannehmlichkeiten des Lebens auf dem Lande. Ich habe einen Gutsbesitzer aus dem Wologda'schen Gouvernement gekannt, der bei jeder passenden Gelegenheit auszurufen pflegte: »Gott sei gedankt, (ich habe keine Nachbarn)« — und ich gestehe; ich mußte diesen glücklichen Erdensohn beneiden. Mein Landgütchen lag in einem der volkreichsten Gouvernements Rußlands. Das liebe Volk von Nachbarn umgab mich in zahlreicher Menge, von biedern und ehrenwerthen Gutsbesitzern, in weiten Fracks und weiten Westen an — bis auf lockere Zeisige in Schnurröcken mit langen Aermeln und Bordenquasten auf dem Rücken. Unter allen diesen Landedelleuten entdeckte ich jedoch durch Zufall einen überaus liebenswürdigen Jungen: er hatte früher im Militär gedient, nachher seinen Abschied genommen und sich für immer auf dem Lande niedergelassen. Wie er sagte, hatte er zwei Jahre im P.-schen Regimente gedient; ich aber begreife durchaus nicht, wie dieser Mensch auch nur zwei Tage hintereinander, geschweige denn zwei Jahre lang irgendein Amt hat verwalten können. Er war für ruhiges Leben, für Iändliche Stille geschaffen, das heißt für ein träges, sorgloses Vegetiren, das, beiläufig gesagt, auch große und unerschöpfliche Reize zu bieten im Stande ist. Er besaß ein recht hübsches Vermögen: ohne sich die Bewirthschaftung seines Gutes sehr angelegen sein zu lassen, verlebte er jährlich gegen zehn tausend Rubel; er hielt einen vorzüglichen Koch (mein Bekannter war ein Freund guter Küche), und ließ sich außerdem aus Moskau die neuesten französischen Bücher und Zeitschriften kommen. In russischer Sprache las er nur die Berichte seines Verwalters und selbst das machte ihm große Mühe. Vom Morgen an (wenn er nicht gerade auf die Jagd ritt) bis zum Mittage und auch bei Tafel, kam er nicht aus dem Schlafrock heraus; entweder vertrieb er sich die Zeit, indem er unter landwirthschaftlichen Entwürfen umherstöberte, oder er ging in den Stall und auf die Tenne und lachte und scherzte mit den Weibern, die dann in seinem Beisein sich beim Schwingen der Dreschflegel nicht allzusehr anzugreifen pflegten. Nach dem Essen pflegte mein Freund vor dem Spiegel sorgfältig Toilette zu machen und fuhr dann zu

irgend einem Nachbarn, der mit einem Paar hübschen Töchtern gesegnet war; sorglos und friedlich machte er bald der einen, bald der andern den Hof, spielte mit ihnen blinde Kuh, kehrte ziemlich spät nach Hause zurück und verfiel sofort in tiefen Schlaf. Sich langweilen konnte er nicht, denn er war niemals ganz unbeschäftigt; in der Auswahl eines Zeitvertreibes war er niemals wählerisch, und die geringste Kleinigkeit konnte ihn wie ein Kind unterhalten. Andererseits machte er sich nicht viel ans seinem Leben, und wenn es daraus ankam, einen Wolf oder Fuchs zu »überrennen« — so setzte er in gestrecktem Galopp über so breite Gräben, daß mir's bis heute unbegreiflich ist, wie er sich nicht hundert Mal das Genick gebrochen hat. Das war eben einer von jenen Menschen, bei deren Anblick in Einem der Gedanke aufsteigt, sie seien sich ihres eigenen Werthes nicht bewußt, es schlummern unter äußerer Gleichgültigkeit große und heftige Leidenschaften; er würde Einem aber in's Gesicht gelacht haben, hätte er eine Ahnung davon gehabt, daß man solche Ansicht über ihn hegen könne; und die Wahrheit zu sagen, ich selbst bin der Meinung, daß, wenn auch mein Bekannter in jüngeren Jahren etwa ein unbestimmtes, jedoch heftiges Streben nach Dem empfunden haben sollte, was man recht bezeichnend mit »Etwas Höheres« benannt hat, so hatte sich dieß Streben bei ihm doch schon längst verloren. Er war ziemlich wohl beleibt und erfreuete sich einer vortrefflichen Gesundheit. Heut zu Tage können wir Leute, die sich nur wenig mit sich selbst beschäftigen, nicht genug in Ehren halten, denn dergleichen trifft man äußerst selten . . . und mein Bekannter wäre im Stande gewesen, sein eigenes Ich ganz zu vergessen. Doch genug von ihm, um so mehr, weil er nicht der Held meiner Erzählung ist. Ich will nur noch erwähnen, daß er Peter Fedorowitsch Lutschinow hieß.

An einem Herbsttage waren wir unser fünf Jäger bei Peter Fedorowitsch zusammengekommen. Den ganzen Morgen hatten wir auf dem Felde zugebracht, zwei Wölfe und eine Menge Hasen zu Tode gehetzt und waren in jener freudig-erregten Stimmung zurückgekehrt, die jeden echten Waidmann nach einer glücklichen Jagd überkommt. Es begann zu dunkeln. Draußen strich der Wind über die Felder und neigte geräuschvoll die entblätterten Wipfel der Birken und Linden, die Lutschinow's Haus umstanden. Wir waren angekommen und stiegen von den Pferden . . . am Eingange blieb ich

stehen und warf einen Blick zurück: langgestreckte Wolken zogen am grauen Himmel hin; die dunkelbraunen Hecken ächzten kläglich, vom Winde gepeitscht; das welke Gras schmiegte sich widerstandslos und traurig der Länge nach an den Boden; Schwärme von Drosseln zogen über die von Büscheln hochrother Beeten bedeckten Ebereschen; pfeifend hüpften Kohlmeisen auf den dünnen und zerbrechlichen Zweigen der Birkenbäume umher; aus dem Dorfe tönte heiseres Hundegebell herüber. Schwermuth wandelte mich an . . . und mit wahrer Wonne trat ich in den Speisesaal. Die Fensterladen waren geschlossen; auf dem runden, mit schneeweißem Tischtuche bedeckten Speisetische, mitten unter geschliffenen Flaschen voll rothen Weines, brannten acht Kerzen in silbernen Leuchtern; im Camine flammte lustig ein Feuer — und ein alter, höchst anständiger Haushofmeister mit breiter Glatze, nach englischer Art gekleidet, stand ehrerbietig regungslos vor einem anderen Tische, auf welchem bereits, in leichten duftigen Dampf gehüllt, eine große Suppenschüssel prangte. Auf der Hausflur waren wir an einem anderen ältlichen Diener vorbeigekommen, der mit Gefrierenmachen des Champagners — »nach allen Regeln der Kunst« — beschäftigt war. — Das Diner war, wie es in ähnlichen Fällen zu sein pflegt, überaus heiter; wir lachten, gaben Jagdabenteuer zum Besten und gedachten mit Entzücken zweier berühmter »Treiben.« Nach dem Essen setzten wir uns in breiten Sesseln um das Camin herum; aus dem Tische erschien eine geräumige silberne Bowle und einige Minuten daraus verkündete uns die flackernde Flamme des angezündeten Rums die glückliche Idee unseres Wirthes: »einen Glühwein herzustellen.« — Peter Fedorowitsch war ein Mensch, dem es an Geschick nicht fehlte; so zum Beispiel wußte er, daß nichts auf die Einbildungskraft so ertödtend wirkt, wie der gleichmäßige, kalte und pedantische Schein einer Lampe — und er befahl daher, nur zwei Kerzen im Zimmer brennen zu lassen. Eigenthümliche Schattenbilder, vom unstäten Flackern der Flammen im Camine und in der Punschbowle erzeugt, zitterten an den Wänden hin und her . . . eine ruhige, äußerst wohlthuende Behaglichkeit war in unserem Innern an die Stelle der lärmenden Heiterkeit während der Tafel getreten.

Unterhaltungen haben — gleich Büchern (dem lateinischen Spruche zufolge) ihre Geschicke, wie Alles in der Welt. Unsere Unterhaltung war an diesem Abende ganz besonders mannigfaltig

und belebt. Von Einzelheiten verstieg sich dieselbe bis zu wichtigen Fragen von allgemeiner Bedeutung und kehrte leicht und ungezwungen zu den Interessen des alltäglichen Lebens zurück . . . Nachdem wir ziemlich lange geschwatzt hatten, verstummten wir plötzlich Alle. In solchen Minuten heißt es, zieht ein Engel still vorüber.

Ich weiß nicht, was der Grund des Schweigens meiner Gefährten gewesen sein mag; ich wurde still, als mein Blick unerwartet auf drei bestaubte Portraits fiel, die in schwarzen, hölzernen Rahmen an der Wand hingen. Die Farben waren verblichen und hin und wieder abgesprungen, die Gesichter aber konnte man noch unterscheiden. Das mittlere Bild stellte eine noch junge Frau vor in weißem, mit Spitzen besetztem Kleide und hohem Kopfputz aus den achtziger Jahren. Rechts, auf völlig schwarzem Hintergrunde, war das runde, volle Gesicht eines biederen russischen Gutsbesitzers von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, mit niedriger, breiter Stirn, stumpfer Nase und treuherzigem Lächeln, abgebildet. Die französische, gepuderte Frisur paßte durchaus nicht zu den slavischen Gesichtszügen. Der Maler hatte ihn in einem hellrothen Rocke mit großen Glasknöpfen und mit einer Phantasie-Blume in der Hand dargestellt. Das dritte, von einer anderen, geübteren Hand gemalte Bildniß, stellte einen Mann von dreißig Jahren vor in grüner Uniform aus Kaiserin Katharina's Zeit, mit rothen Aufschlägen, weißer Weste und seinem, battistenem Halstuche. Die eine Hand ruhte aus einem Rohr mit goldenem Knauf, die andere war in die Weste gesteckt. Das braune, etwas magere Gesicht verrieth frechen Hochmuth. Die schmalen, langgezogenen Brauen stießen über den pechschwarzen Augen fast an einander; um die bleichen, kaum bemerkbaren Lippen spielte kein gutes Lächeln.

— Ah! Sie betrachten meine Portraits! sagte Peter Fedorowitsch.

— Ja, ich sehe sie mir an, entgegnete ich mit einem Blicke auf ihn.

— Wollen Sie eine ganze Geschichte von jenen drei Personen hören?

— Mit Vergnügen, gaben wir Alle einstimmig zur Antwort.

Peter Fedorowitsch erhob sich von seinem Platze, nahm ein Licht, näherte es den Bildern und begann mit dem Tone eines Menschen, der wilde Thiere sehen läßt: — »Meine Herren! Diese Dame ist eine Pflegetochter meines leiblichen Urgroßvaters« Olga Iwanowna N. N.,

Lutschinow benannt, und ist vor vierzig Jahren unverheirathet verstorben. Dieser Herr — er wies auf den Mann in Uniform — ist ein Gardesergeant, Wassili Iwanowitsch, gleichfalls Lutschinow, im Jahre eintausend siebenhundert und neunzig in Gott entschlafen; und dieser Herr, mit dem ich nicht die Ehre habe, durch Verwandtschaft verbunden zu sein, ist ein gewisser Pawel Afanasjewitsch Rogatschèw, der, soviel mir bekannt ist, nie gedient hat. Bemerken Sie, ich bitte, das Loch, das er auf der Brust, gerade auf der Stelle des Herzens, hat. Dieses Loch, wie Sie sehen, genau von der Form eines Dreiecks, kann, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht durch Zufall entstanden sein . . . Jetzt, fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort, — haben Sie die Gefälligkeit Platz zu nehmen, sich mit Geduld zu rüsten und aufzuhorchen.

— Meine Herren, begann er, — ich stumme aus einem ziemlich alten Geschlechte. Ich bin auf meine Abstammung nicht stolz, weil meine Vorfahren alle ungeheure Verschwender gewesen sind. Dieser Vorwurf trifft jedoch nicht meinen Urgroßvater, Iwan Andreewitsch Lutschinow, — im Gegentheil: er stand in dem Rufe eines überaus sparsamen, ja sogar geizigen Menschen — vorzüglich in seinen letzten Lebensjahr,ein Seine Jugendzeit verbrachte er in Petersburg, als Elisabeth den Thron inne hatte. Dort heirathete er, und seine Gattin, meine Urgroßmutter also, schenkte ihm vier Kinder — drei Söhne, Wassili, Iwan und Pawel (meinen leiblichen Großvater), und eine Tochter, Natalia. Außerdem hatte Iwan Andreewitsch eine vater- und mutterlose, verlassene Waise, die Tochter eines entfernten Verwandten, als Pflegekind in seine Familie aufgenommen — jene Olga Iwanowna, von der ich soeben sprach. Den Leibeigenen meines Großvaters war dessen Existenz zwar bekannt, denn sie ließen ihm, wenn kein Unfall dazwischen kam, den unbeträchtlichen Zins zukommen — gesehen aber hatte ihn noch Keiner von ihnen. Das Gütchen Lutschinowka, der Anwesenheit seines Gebieters beraubt, blühte auf und gedieh — als ganz unerwartet an einem schönen Morgen eine schwerfällige, altmodische Kutsche in’s Dorf fuhr und vor dem Häuschen des Schulzen hielt. Die Bauern, von einem solch unerhörten Ereigniß aufgeschreckt, liefen zusammen und konnten nun ihren Gebieter, ihre Edelfrau und die ganze Familie, den ältesten Sohn, Wassili, ausgenommen, der in Petersburg geblieben war, in Augenschein nehmen. Seit jenem denkwürdigen Tage bis an sein

seliges Ende hat Iwan Andreewitsch nicht mehr Lutschinowka verlassen. Er baute sich ein Haus, dasselbe, in welchem ich jetzt das Vergnügen habe, mich mit Ihnen zu unterhalten; auch die Kirche erbaute er und begann nun sein Leben als Gutsbesitzer. Iwan Andreewitsch war ein Mann von ungewöhnlich hohem Wachse, mager, schweigsam und in allen seinen Bewegungen äußerst langsam; niemand, sein Kammerdiener ausgenommen, sah ihn je im Schlafrock und ungepudert. Iwan Andreewitsch pflegte beim Gehen die Hände auf dem Rücken zu halten und bei jedem Schritte langsam den Kopf zu drehen. Tagtäglich spazierte er in der langen Lindenallee, die er eigenhändig gepflanzt hatte — und noch vor seinem Ende ist ihm das Vergnügen zu Theil geworden, sich des Schattens jener Linden zu erfreuen. Iwan Andreewitsch war außerordentlich wortkarg; als Beweis seiner Schweigsamkeit mag der bemerkenswerthe Umstand dienen, daß er im Verlaufe von zwanzig Jahren nicht ein einziges Wort mit seiner Gattin, Anna Pawlowna, gesprochen hatte. Ueberhaupt waren seine Beziehungen zu ihr ganz eigener Art. — Sie führte die ganze Wirthschaft, bei Tische saß sie jedesmal neben ihrem Manne — er würde ohne Barmherzigkeit den Diener, der sich erdreistet hätte, ihr nur mit einem Worte unehrerbietig zu begegnen, bestraft haben — und dennoch sprach er nie mit ihr, nahm er sie nie bei der Hand. Anna Pawlowna war eine schüchterne, bleiche, niedergebeugte Frau: jeden Tag verrichtete sie auf den Knieen in der Kirche ihr Gebet und lächelte niemals. Man erzählte sich, sie hätten früher, d. h. vor ihrer Ankunft auf dem Gute, sehr einig gelebt; dann aber, sagte man, sei Anna Pawlowna ihren ehelichen Pflichten untreu und der Mann von ihrem Fehltritte unterrichtet worden . . . Wie dem nun sei — Iwan Andreewitsch versöhnte sich mit seiner Frau nicht einmal auf dem Sterbebette. Während dessen letzter Krankheit wich sie nicht von seiner Seite; er aber schien sie nicht zu bemerken. Einmal saß Anna Pawlowna Nachts im Schlafzimmer Iwan Andreewitsch's; er litt an Schlaflosigkeit — eine Lampe brannte vor dem Heiligenbilde; Juditsch, der Diener meines Großvaters, auf den ich später zurückkommen werde, war hinausgegangen. Anna Pawlowna stand von ihrem Platze auf, schritt durch das Zimmer bis an's Bett ihres Gatten und fiel vor demselben schluchzend auf die Kniee, sie wollte etwas vorbringen — streckte die Arme aus . . . Iwan Andreewitsch warf einen Blick auf sie und — rief mit schwacher,

jedoch fester Stimme: »Juditsch!« Der Diener trat ein, Anna Pawlowna erhob sich rasch und wankte ihrem Platze zu.

Iwan Andreewitsch's Kinder hatten große Furcht vor ihrem Vater. Sie waren auf dem Gute ausgewachsen und Zeugen des sonderbaren Betragens Iwan Andreewitsch's gegen seine Frau. Sie hatten Alle Anna Pawlowna außerordentlich lieb, durften jedoch nicht ihre Liebe zu ihr blicken lassen. Sie selbst schien gewissermaßen Scheu vor ihnen zu haben . . . Sie erinnern sich noch meines Großvaters, meine Herren! Bis an sein Ende pflegte er auf den Zehen einherzugehen und flüsternd zu sprechen . . . was doch Gewohnheit macht! Er und sein Bruder, Iwan Iwanowitsch, waren einfache Leute, gute, ruhige und gemüthliche Menschen; meine *grand tante* Natalia hatte einen rohen und dummen Menschen geheirathet und bewahrte ihm bis an's Ende eine stille, knechtische Liebe. — Ein anderer Charakter war der Bruder Wassili. Ich erzählte Ihnen, wenn ich nicht irre, daß Iwan Andreewitsch ihn in Petersburg gelassen hatte. Damals war er zwölf Jahre alt. Der Vater hatte ihn der Obhut eines entfernten Verwandten, der nicht mehr jung, unverheirathet und eingefleischter Voltairianer war, anvertraut. Wassili wuchs heran und trat in den Dienst. Er war nicht hoch von Wuchse, aber gut gebaut und ungewöhnlich gewandt; er sprach vortrefflich französisch und stand in dem Rufe eines geschickten Fechters. Er galt für einen der elegantesten jungen Männer im Anfange der Regierung Katharina's. Mein Vater erzählte mir oft, er habe mehr als eine alte Dame getroffen, die nicht ohne herzliche Rührung an Wassili Iwanowitsch Lutschinow zu denken vermochte. Stellen Sie sich einen Menschen vor, mit ungewöhnlicher Kraft des Willens begabt, leidenschaftlich und berechnend, ausdauernd und kühn, verschlossen bis auf's Aeußerste und — nach Aussage Aller, die ihn gekannt haben — von bezaubernder, verführerischer Liebenswürdigkeit. Gewissenhaftigkeit, Gutherzigkeit, Rechtsgefühl gingen ihm gänzlich ab und doch hätte Niemand ihn einen durchaus bösen Menschen nennen können. Er war ehrgeizig — verstand aber seinen Ehrgeiz zu bemänteln und liebte Unabhängigkeit über Alles. Wenn Wassili Iwanowitsch gelegentlich ein Lächeln zeigte, freundlich die schwarzen Augen zusammendrückte, Jemand »um den Finger wickeln« wollte, war es, wie man sagt, unmöglich, ihm zu widerstehen — und selbst Leute, die von seiner Herzlosigkeit und

Kälte überzeugt waren, ließen sich oft von der Wunderkraft seines Einflusses hinreißen. Er war eifrig auf seinen Vortheil bedacht und zwang Andere, demselben dienstbar zu werden; es glückte ihm in Allem, weil er niemals den Kopf verlor, vor Schmeichelei keinen Abscheu fühlte, wenn ihm dieselbe als Mittel dienen konnte und sich auf das Schmeicheln »verstand«.

Zehn Jahre nach Iwan Andreewitsch's Uebersiedelung auf's Land kam er auf vier Monate als brillanter Gardeoffizier nach Lutschinowka — und es gelang ihm in dieser Zeit sogar seinen Vater, diesen finsteren Alten, zu bezaubern! Sonderbar! Der herbe, trockene Iwan Andreewitsch hörte mit einer Art schadenfrohen Entzückens die Erzählungen seines Sohnes von dessen *Eroberungen* an. Die Brüder mußten den Mund ausreißen und ihn anstaunen wie ein höheres Wesen. Und selbst Anna Pawlowna schien ihn mehr als die anderen Kinder, die ihr doch so sehr zugethan waren zu lieben . . .

Wassili Iwanowitsch war aufs Land gekommen, einmal, um seine Familie zu besuchen, vor Allem aber, sich soviel Geld wie möglich von seinem Vater zu verschaffen. In Petersburg hatte er verschwenderisch und flott gelebt und beträchtliche Schulden hinterlassen. Bei dem Geize des Vaters hatte er kein leichtes Spiel und obgleich Iwan Andreewitsch dem Sohne bei dessen einmaligem Besuche, aller Wahrscheinlichkeit nach, weit mehr Geld gegeben hatte, als allen übrigen Kindern im Verlaufe der zwanzig Jahre, die sie im elterlichen Hause verbracht hatten, so hielt sich Wassili doch an den bekannten russischen Grundsatz: »nimmt man, so nehme man mit vollen Händen!« Iwan Andreewitsch hatte einen Diener, Namens Juditsch, einen ebenso langen, mageren und schweigsamen Menschen, wie er selbst einer war. Man sagt, dieser Juditsch habe zum Theil Veranlassung zu dem sonderbaren Benehmen Iwan Andreewitsch's gegen seine Frau gegeben: er soll nämlich die verbrecherische Verbindung meiner Urgroßmutter mit einem der intimsten Freunde meines Urgroßvaters entdeckt haben. Wahrscheinlich wird Juditsch seinen voreiligen Eifer tief bereut haben, denn es wäre schwer gewesen, einen Menschen von besserem Gemüth zu finden als ihn. Noch heute ist sein Andenken meinen Hofleuten theuer. Juditsch besaß das unbegrenzte Vertrauen meines Urgroßvaters. Zu damaliger Zeit hatten die Gutsbesitzer Geld, sie legten dasselbe jedoch nicht in Sparcassen und Leihbanken an,

sondern bewahrten es bei sich in Kisten und in Räumen unter den Fußböden und anderen Orten auf. Iwan Andreewitsch verwahrte all sein Geld in einem großen, eisenbeschlagenen Kasten, der am Kopfende seines Bettes stand. Der Schlüssel zu diesem Kasten war Juditsch eingehändigt worden. Jeden Abend vor dem Schlafengehen ließ Iwan Andreewitsch in seiner Gegenwart diesen Kasten öffnen, schlug mit seinem Starke der Reihe nach an alle vollgestopften Säcke und jeden Sonnabend schnürte er mit Juditsch die Säcke eigenhändig auf und zählte sorgfältig das Geld nach. Wassili hatte von diesem geheimen Treiben Wind bekommen und war von Verlangen entbrannt, die Ruhe des verbotenen Kastens zu stören. In fünf bis sechs Tagen hatte er Juditsch *kirre* gemacht, das heißt, es dahin gebracht, daß der arme Alte ganz von ihm eingenommen wurde. Nachdem nun Wassili ihn gebührenderweise vorbereitet hatte, stellte er sich besorgt und düster, wollte auf Juditsch's Fragen lange keine Antwort geben und erklärte ihm endlich, er habe all sein Geld verspielt und werde — falls er nicht irgendwo das nöthige auftreibe, Hand an sich legen. Juditsch brach in Thränen aus, warf sich vor ihm auf die Kniee nieder, bat ihn, er möge Gottes eingedenk sein und seine Seele nicht zu Grunde richten. Wassili, ohne ein Wort zu sagen, verschloß sich auf seinem Zimmer. Einige Minuten später hörte er, daß Jemand leise an seine Thür klopfte, er öffnete und erblickte an der Schwelle Juditsch, bleich, zitternd, mit einem Schlüssel in der Hand. In einem Augenblicke hatte Wassili Alles begriffen. Er wollte anfangs lange nicht einwilligen. Juditsch wiederholte unter Thränen: »nehmen Sie ihn« gnädiger Herr, nehmen Sie ihn,« . . . Endlich willigte Wassili ein. Es war an einem Montage. Wassili verfiel auf den Gedanken, das herausgenommene Geld durch zerschlagene Scherben zu ersetzen. Er rechnete darauf, daß Iwan Andreewitsch beim Anklopfen der Säcke mit dem Stocke, der kaum merkbare Unterschied des Klanges nicht auffallen werde — und bis zum Sonnabend hoffte er Geld aufzutreiben und es in den Kasten zurückzulegen. Gedacht — gethan. Der Vater wurde allerdings nichts gewahr. Doch der Sonnabend war nahe und Wassili hatte kein Geld; mit der entwendeten Summe hatte er gehofft, einem reichen Nachbarn ein Erkleckliches im Spiel abzugewinnen — hatte aber selbst Alles verspielt. Unterdessen war der Sonnabend gekommen; es kamen die mit Scherben gefüllten Säcke an die Reihe. Stellen Sie sich

nun, meine Herren, das Erstaunen und den Unwillen Iwan Andreewitsch's vor!

— Was ist denn das? platzte er heraus.

Juditsch schwieg.

— Du hast das Geld gestohlen?

— Nein, das habe ich nicht.

— Dann hat Jemand den Schlüssel von Dir bekommen?

— Ich habe Niemandem den Schlüssel gegeben.

— Niemandem? Hast Du ihn Niemandem gegeben — so bist Du der Dieb, Gestehe!

— Ich bin kein Dieb. Iwan Andreewitsch.

— Wo« zum Teufel, sind denn die Scherben hergekommen? So also betrügst Du mich? Zum letzten Male sage ich Dir's — gestehe!

Juditsch senkte den Kopf und kreuzte die Hände auf dem Rücken.

— Heda, Leute her! schrie Iwan Andreewitsch mit wüthender Stimme. — Ruthen her!

— Wie? mich wollen Sie bestrafen lassen? stammelte Juditsch.

— Seht mir den an! glaubst Du Dich besser als die Andern? Du bist ein Dieb! Nein, Juditsch! von Dir hätte ich ein solches Bubenstück nicht erwartet.

— Ich bin in Ihrem Dienste grau geworden, Iwan Andreewitsch, brachte Juditsch mit Mühe heraus.

— Was schiert mich Dein graues Haar! Hole Dich der Teufel sammt Deinem Dienste!

Das Hausgesinde trat in's Zimmer.

— Nehmt ihn, und gebt ihm tüchtig!

Iwan Andreewitsch's Lippen wurden bleich und zuckten.

Er ging im Zimmer auf und ab, wie ein wildes Thier in einem engen Käfig. Die Leute wagten es nicht, den Befehl zu vollstrecken.

— Was steht Ihr da, Hallunken? Wollt Ihr etwa, daß ich selbst Hand an ihn lege, wie?

Juditsch legte sich schweigend auf die Diele, und erwartete die Strafvollstreckung.

— Halt! rief Iwan Andreewitsch.

— Juditsch, zum allerletzten Male sage ich Dir, bitte ich Dich, Juditsch, gestehe!

Ich kann nicht! stöhnte Juditsch.

— So packt ihn, den alten Heuchler! . . . Schlagt ihn todt! Ich nehme es auf mich! donnerte der wüthende Alte. Die Strafe begann . . .

Plötzlich ging die Thür auf und Wassili trat herein. Er war fast noch bleicher als sein Vater, seine Hände zitterten die Oberlippe war hinaufgezogen und ließ einst Reihe weißer und regelmäßiger Zähne sehen.

— Ich bin der Schuldige, sagte er mit dumpfer aber fester Stimme.

— Ich habe das Geld genommen.

Die Leute hielten inne.

— Du! wie? Du, Waßka! ohne Juditsch's Einwilligung?

— Nein! sagte Juditsch: — mit meiner Einwilligung. Ich selbst habe Wassili Iwanowitsch den Schlüssel gegeben.

— Ach, Wassili Iwanowitsch, mein gnädiger, junger Herr, warum sind Sie dazwischen gekommen?

— Der ist also der Dieb! schrie Iwan Andreewitsch.

— Danke Dir, Wassili, danke Dir! Dir aber, Juditsch, schenke ich es doch nicht. Warum hast Du mir nicht sogleich Alles gestanden? Heda, Ihr! was steht Ihr da? oder wollt auch Ihr meine Macht nicht anerkennen? Mit Dir aber, Freundchen, werde ich noch sprechen! setzte er zu Wassili gewendet hinzu.

Die Leute wollten Juditsch wieder ergreifen.

— Rührt ihn nicht an! sagte Wassili durch die Zähne.

— Das Gesinde gab nicht darauf Acht. — Zurück! schrie er und stürzte auf sie los . . . Sie wichen zurück.

— Ha!i Aufruhr! ächzte Iwan Andreewitsch und schritt mit erhobenem Stock auf seinen Sohn los.

Wassili that einen Schritt zurück, faßte den Griff seines Degens und entblößte ihn zur Hälfte, Alle erbebten. Anna Pawlowna, durch den Lärm herbeigerufen, erschien erschreckt und bleich an der Thür.

Furchtbar veränderte sich Iwan Andreewitsch's Gesicht. Er schwankte, der Stock entglitt seiner Hand, er sank schwer aus einen Sessel nieder und bedeckte mit beiden Händen die Augen. Niemand rührte sich, Alle standen wie versteinert, Wassili nicht ausgenommen. Krampfhaft hielt er den stählernen Griff seines Degens umklammert, seine Augen sprühten düstere, boshafte Blitze . . .

— Geht Alle . . . Alle hinaus, sagte Iwan Andreewitsch mit leiser Stimme, ohne die Hände vom Gesichte zu nehmen.

Alle entfernten sich. Wassili blieb an der Schwelle stehen, schüttelte dann den Kopf, umarmte Juditsch, küßte seiner Mutter die Hand . . . und zwei Stunden später war er nicht mehr auf dem Gute. Er war nach Petersburg gefahren.

Abends an demselben Tage saß Juditsch auf den Aufgangsstufen des Gesindehauses. Die Dienerschaft stand um ihn herum, bezeigte ihm ihr Beileid und überschüttete den Gutsherrn mit Vorwürfen.

— Laßt doch, Kinder, sagte er zu ihnen nach einer Pause: — laßt das. . . scheltet ihn nichts. Der liebe Herr mag seiner großen Heftigkeit auch nicht froh sein . . .

Die Folge dieses Vorfalles war, daß Wassili seinen Vater nicht wiedersah. Iwan Andreewitsch starb während des Sohnes Abwesenheit, und es wurde ihm vermuthlich das Sterben so schwer, daß Gott einen Jeden von uns vor ähnlichem Hinscheiden bewahren möge. Wassili Iwanowitsch führte unterdessen ein freies, lustiges Leben nach seiner Weise und warf mit Geld um sich. Wie er zu Geld kam, könnte ich mit Bestimmtheit nicht sagen. Er hatte einen Franzosen, einen gewandten und schlauen Burschen, Namens Boursier, als Diener angenommen. Dieser Mensch wurde ihm leidenschaftlich zugethan und half ihm bei allen seinen zahlreichen Abenteuern. Es ist nicht meine Absicht, Ihnen die Streiche meines *grand oncle* ausführlich zu erzählen; er zeichnete sich durch eine so waghalsige Dreistigkeit, eine solch' schlangenartige Gewandtheit, eine so unbegreifliche Kaltblütigkeit, einen so geschmeidigen und scharfen Geist aus, daß ich, die Wahrheit zu sagen, die unumschränkte Macht, welche dieser unmoralische Mensch über Leute von edelster Sinnesart ausübte, begreife . . .

Bald nach dem Tode des Vaters wurde Wassili Iwanowitsch, trotz seiner Vorsicht, von einem beleidigten Ehemann gefordert. Das Duell fand Statt, er verwundete schwer seinen Gegner und ward gezwungen, die Hauptstadt zu verlassen; es wurde ihm befohlen, sich nicht von seinem Gute zu entfernen. Wassili Iwanowitsch war 30 Jahr alt. Sie können sich leicht einen Begriff machen, meine Herren, mit welchen Gefühlen dieser, an das glänzende Leben der Hauptstadt gewöhnte Mensch, in seine Heimath fuhr. Man sagt, er sei unterweges oftmals aus der Kibitka gestiegen, habe sich mit dem Gesichte auf den

Schnee geworfen und geweint. In Lutschinowka erkannte Niemand den früheren, heiteren, liebenswürdigen Wassili Iwanowitsch wieder. Er sprach mit Niemandem, war vom Morgen bis zum Abend auf der Jagd, ertrug mit sichtbarer Ungeduld die schüchternen Liebkosungen seiner Mutter und spöttelte unbarmherzig über seine Brüder und deren Frauen (sie hatten Beide bereits geheirathet) . . .

Ich habe Ihnen, glaube ich, bis jetzt noch nichts von Olga Iwanowna gesagt. Sie ward schon als Säugling nach Lutschinowka gebracht, und wäre unterweges beinahe gestorben. Olga Iwanowna war in der Furcht des Herrn und der Eltern, wie man zu sagen pflegt, erzogen worden . . . es muß bemerkt werden, daß Beide, sowohl Iwan Andreewitsch, als auch Anna Pawlowna — sie wie ihre Tochter behandelt haben. Es glimmte in ihr vielleicht ein schwacher Funken jenes Feuers, das so hell in Wassili's Seele flammte. Während die leiblichen Kinder Iwan Andreewitsch's sich keinen Betrachtungen über den Grund des sonderbaren, stummen Zwiespaltes ihrer Eltern hingaben — beunruhigte und quälte Olga seit frühen Jahren die Stellung Anna Pawlowna's. Gleich Wassili liebte auch sie die Unabhängigkeit, und jeder Zwang empörte sie. Sie war mit ganzer Seele ihrer Wohlthäterin zugethan; den alten Lutschinow haßte sie, und mehr als ein Mal hatte sie bei Tische so finstere Blicke aus ihn geworfen, daß dem Diener, der die Speisen umherreichte, dabei ganz unheimlich zu Muthe geworden war. Iwan Andreewitsch bemerkte diese Blicke nicht, weil er überhaupt seine Familie keiner Beachtung würdigte.

Anfänglich hatte Anna Pawlowna versucht, diesem Hasse entgegen zu arbeiten. — Doch einige eingehendere Fragen, die Olga an sie gerichtet hatte, legten ihr unverbrüchliches Schweigen auf, Iwan Andreewitsch's Kinder liebten Olga über alle Maaßen und auch die alte Dame liebte sie, wenn auch diese Liebe von ziemlich kühler Art war.

Anhaltender Gram hatte bei dieser armen Frau jeden Anflug von Heiterkeit, jedes tiefere Gefühl erstickt; nichts liefert einen glänzenderen Beweis von Wassili's bezaubernder Liebenswürdigkeit, als der Umstand, daß er seiner Mutter die wärmste Liebe einzuflößen gewußt hatte. Aeußerungen kindlicher Zärtlichkeit lagen nicht im Geiste der damaligen Zeit und es darf daher nicht befremden, daß Olga ihrer Zuneigung keinen Ausdruck geben durfte, obgleich sie

jeden Abend vor dem Schlafengehen Anna Pawlowna mit besonderer Zärtlichkeit die Hand küßte. Mit dem Lesen und Schreiben war es bei ihr schlecht bestellt. Zwanzig Jahre später blätterten die russischen Fräulein bereits in Romanen in der Art »des englischen Mylords,« »der Lolotte und Fanfan,« »des Alexis oder der Hütte im Walde« umher; — lernten Klavier spielen und Romanzen singen, in der Art des einst sehr verbreiteten Liedes:

»Gleich Fliegen umschwärmen
»Die Männer uns jetzt u. s. w.

Doch in dein siebziger Jahrzehnt (Olga Iwanowna war 1757 geboren) hatten unsere ländlichen Schönen noch keine Ahnung von allen diesen Neuerungen. Es fällt uns heutzutage schwer, uns ein russisches Fräulein aus jener Zeit vorzustellen; freilich können wir uns, wenn wir an unsere Großmütter denken, einen Begriff von dem Grade der Bildung der Edeldamen aus Katharina's Epoche machen; und dennoch, wie wäre es keine leichte Arbeit, das mit den Jahren allmählig neu Hinzugekommene von dem unterscheiden sollen, worin man sie in ihrer frühesten Jugend unterwiesen hatte?

Olga Iwanowna sprach ein wenig französisch — jedoch mit sehr markirtem russischen Accente: zu jener Zeit wußte man von französischen Emigranten noch Nichts. Mit einem Worte, ungeachtet aller guten Eigenschaften, hatte sie noch genug »Waldursprüngliches« an sich — und mag wohl auch in aller Einfalt des Herzens gelegentlich an diesem oder jenem unglücklichen Stubenmädchen eigenhändigst ihr Müthchen gekühlt haben . . .

Kurz vor Wassili Iwanowitsch's Ankunft war, Olga Iwanowna einem Nachbar — Pawel Afanasjewitsch Rogatschèw — einem herzensguten und rechtlichen Manne versprochen worden. Mutter Natur hatte ihm Galle vorenthalten. Seine eigenen Leute leisteten ihm keinen Gehorsam, sie gingen oft Alle, vom Ersten bis zum Letzten aus dem Hause und ließen den armen Rogatschèw ohne Mittagessen . . . doch Nichts war im Stande, ihn in seinem Gleichmuth zu stören. Von Kindheit an war er dick und unbeholfen gewesen, er hatte niemals gedient, liebte es, die Kirche zu besuchen und auf dem Chore mit zu singen. Betrachten Sie, meine Herren dieses gute, runde Gesicht; dieses stille, harmlose Lächeln . . . nicht wahr, es wird Ihnen dabei selbst wohl um's Herz? Sein Vater besuchte vor Zeiten Lutschinowka

und brachte an Festtagen seinen Pawluscha mit, den die kleinen Lutschinow's auf jede Weise zum Besten hatten. Pawluscha war groß geworden und fuhr nun selbst zu Iwan Andreewitsch, er verliebte sich in Olga Iwanowna und trug ihr Herz und Hand an — zwar nicht persönlich ihr selbst, wohl aber durch ihre Pflegeeltern. Diese gaben ihre Einwilligung. Es fiel Niemandem ein, Olga Iwanowna zu fragen, ob Rogatschèw ihr auch gefalle? Zu jener Zeit kannte man, wie meine Großmutter sagte, einen solchen »Luxus« nicht. — Olga gewöhnte sich übrigens bald an ihren Bräutigam; es war ganz unmöglich, diesen sanften und gemüthlichen Menschen nicht lieb zu gewinnen. Rogatschèw war ganz ohne Bildung; alles, was er vom Französischen wußte, war: »bon schur« — und auch dieses Wort dünkte ihm im Grunde der Seele unanständig. Auch hatte ihm außerdem ein Spaßvogel folgendes, angeblich französische Lied gelehrt: »Schonetschka, Schonetschka! ke wu le wu de moa — ich bete Sie an — mä sche ne pä pa« . . . Dieses Liedchen summte er halblaut jedes Mal vor sich hin, wenn er gut aufgelegt war. Auch sein Vater war ein Mann von unbeschreiblicher Güte des Herzens; er trug beständig einen langen Nankinrock, und lächelte Allem, was man ihm sagte, beifällig zu. Seit Pawel Afanasjewitsch's Verlobung hatten beide Rogatschèw's — Vater und Sohn, vollauf zu thun; das Haus wurde in Stand gesetzt, sie ließen verschiedene »Gallerien« anbauen, unterhielten sich freundschaftlich mit den Arbeitern und tractirten sie mit Branntwein. Zu Anfang des Winters waren noch nicht alle Bauten beendigt — die Hochzeit wurde auf den Sommer verschoben; im Sommer starb Iwan Andreewitsch — und die Hochzeit wurde in noch weitere Ferne gerückt; im Laufe des Winters kam Wassili Iwanowitsch an. Rogatschèw wurde ihm vorgestellt; er behandelte ihn kalt und nachlässig und flößte ihm allmählich eine solche Furcht ein, daß der arme Rogatschèw bei seinem Erscheinen jedesmal wie Espenlaub zitterte, verstummte und gezwungen lächelte. Ein Mal hätte Wassili ihm beinahe den Garaus gemacht — indem er ihm die Wette vorschlug«,er, Rogatschèw, sei nicht im Stande, nicht zu lächeln. Dem armen Pawel Afanasjewitsch traten vor Bangigkeit fast die Thränen in die Augen, und — richtig! — das dümmste, blödeste Lächeln wollte nicht von seinem schweißbedeckten Gesichte verschwinden! Wassili spielte unterdessen nachlässig mit den Enden seines Halstuches und blickte von Zeit zu Zeit den Anderen doch gar

zu verächtlich an. Pawel Afanasjewitsch's Vater erfuhr die Ankunft Wassili's, und stellte sich nun auch einige Tage darauf — »zur Bewillkommnung« — in Lutschinowka ein, um: »dem lieben Gaste, bei Gelegenheit seiner Rückkehr zum heimathlichen Herde, seine Glückwünsche darzubringen.« Afanasy Lukitsch war in der ganzen Nachbarschaft wegen seiner Gewandtheit im Reden berühmt — d.h. er verstand es, ohne Stocken eine ziemlich lange und künstlich verflochtene Rede, mit obligatem Zusatz gewisser Coniplimentwendungen zu halten. Aber, o weht dieses Mal machte er seinem Rufe keine Ehre; er wurde noch um Vieles verlegener als sein Sohn Pawel Afanasjewitsch; stotterte Etwas ganz Widerständliches hervor, trank, ganz gegen seine Gewohnheit, ein Gläschen Branntwein, um sich »Courage« zu machen (er hatte Wassili gerade beim Frühstück getroffen) — und versuchte wenigstens mit einiger Selbstständigkeit ein Räuspern hören zu lassen, berichte jedoch nicht den geringsten Laut hervor. Auf der Heimfahrt flüsterte Pawel Afanasjewitsch seinem Vater zu: »Nun, Väterchen?« Afanasy Lukitsch entgegnete ärgerlich und gleichfalls flüsternd: »Erinnere mich nicht daran!«

Die Besuche der Rogatschèws in Lutschinowka wurden seltener. Nicht nur diesen Beiden flößte Wassili Furcht ein, auch seine Brüder, deren Frauen, ja selbst Anna Pawlowna empfanden in seiner Gegenwart unwillkürlich eine gewisse Befangenheit . . . sie suchten ihm so viel wie möglich auszuweichen; dieser Eindruck konnte Wassili nicht entgehen, doch bezeigte Nichts an ihm die Absicht, sein Benehmen zu ändern, als ganz unerwartet im Anfange des Frühjahres er wieder derselbe liebenswürdige, höfliche Mensch wurde, als welchen man ihn früher gekannt hatte . . .

Die erste Aeußerung dieser plötzlichen Umwandlung war Wassili's unerwarteter Besuch bei Rogatschèw's. Afanasy Lukitsch insbesondere überkam große Angst beim Anblicke der Kalesche Lutschinow's, seine Furcht verschwand jedoch sehr bald. Noch nie war Wassili so anmuthig und aufgelegt gewesen. Er nahm den jüngeren Rogatschèw unter den Arm, um mit ihm die Arbeiten zu besichtigen, sprach mit den Zimmerleuten, ertheilte ihnen Rathschläge, machte mit dem Beile selbst Einschnitte, ließ sich die Zuchtpferde Afanasy Lukitsch"s verführen, trieb sie selbst an der Leine herum — und machte überhaupt durch seine zuvorkommende

Freundlichkeit, einen solch' liebenswürdigen Eindruck auf die gutherzigen Landsassen, daß Beide ihn mehr als ein Mal in die Arme schlossen. Auch zu Hause versetzte Wassili in wenigen Tagen Alles in Entzücken wie ehemals; er ersann verschiedene komische Spiele, verschaffte sich Musikanten, lud Nachbarn und Nachbarinnen ein, gab den älteren Damen in sehr ergötzlicher Weise Stadtklatschereien zum Besten, machte im Fluge den jüngeren den Hof, erfand Belustigungen ganz unerhörter Art, Veranstaltete Feuerwerke und dergl. — mit einem Worte, er brachte Leben in Alle und in Alles. Das traurige, düstere Lutschinow'sche Haus war plötzlich in einen glänzenden, geräuschvollen, zauberreichen Tummelplatz umgewandelt, von welchem die ganze Nachbarschaft zu reden begann. — Diese plötzliche Umwandlung, Vielen ein Gegenstand des Staunens, wurde von Allen freudig begrüßt: man erging sich in den verschiedensten Vermuthungen über deren Veranlassung; Einige wollten wissen, Wassili Iwanowitsch habe unter dem Drucke einer geheimen Sorge gelebt, de Möglichkeit einer Rückkehr in die Hauptstadt stehe in Aussicht . . . Doch den wirklichen Grund der Veränderung, die mit Wassili Iwanowitsch vorgegangen war, hatte Niemand entdeckt.

Olga Iwanowna, meine Herren, war eine hübsche Erscheinung. — Das Schöne an ihr lag mehr in der ungewöhnlichen Zartheit und Frische ihres Gesichts und in der Anmuth ihrer Bewegungen, als in einer strengen Regelmäßigkeit der Formen. Von Natur nicht unselbstständig, hatte ihre Erziehung — sie war als Waise ausgewachsen — in ihr Umsicht und eine gewisse Festigkeit entwickelt. Olga gehörte nicht zu den unempfindlichen und trägen Mädchen; ein einziges Gefühl aber hatte sich in ihr mit seiner ganzen Kraft entfaltet: Haß gegen ihren Wohlthäter. Auch andere, vorzugsweise dem Weibe eigene Leidenschaften mochten sich Olga Iwanowna's Seele mit ungewöhnlicher, krankhafter Heftigkeit bemächtigt haben . . . es fehlte ihr aber jene starke Energie der Seele, jene Kraft, sie zu concentriren, ohne welche jede Leidenschaft nur von kurzer Dauer sein kann. — Die ersten Wallungen solcher halb activen, halb passiven Naturen sind bisweilen ungemein stark; äußern sich jedoch bald in anderer Weise, zumal wenn es sich um rücksichtslose Bethätigung vorgefaßter Ansichten handelt; sie können sich nicht konsequent bleiben . . . Und doch, meine Herren,

ich muß es offen bekennen: weibliche Charaktere dieser Art machen auf mich den tiefsten Eindruck . . . (Bei diesen Worten leerte der Erzähler ein Glas Wasser. — Unsinn! Unsinn! dachte ich, sein volles Kinn betrachtend: — aus Dich, lieber Freund, macht nichts in der Welt einen tiefsten Eindruck«) . . .

Peter Fedorowitsch fuhr in seiner Erzählung fort: — Meine Herren, ich glaube nicht an das, was man Aristokratie nennt, aber ich glaube an Blut, an Race. In Olga Iwanowna's Adern rollte mehr Blut, als in denen ihrer sogenannten Schwester — Natalia. Worin zeigte sich denn dieses »Blut,« werden Sie fragen« — nun, in Allem: in der Form der Hände und Lippen, im Klange der Stimme, im Blicke, im Gange, in der Tracht des Haares, im Faltenwurf des Kleides, in Allem lag etwas Eigenthümliches; doch muß ich gestehen, daß jene . . . wie soll ich es nennen? . . . jene *distinction*, die Olga Iwanowna besaß, Wassili's Aufmerksamkeit wahrscheinlich nicht erregt haben würde, wäre er ihr in Petersburg begegnet. Auf dem Lande jedoch, fern von der großen Welt, zog sie nicht nur seine Aufmerksamkeit auf sich — sondern sie wurde sogar die einzige Veranlassung zu jener Umwandlung, die ein Gegenstand der Besprechung für alle Nachbarn war.

Sie werden es begreifen, daß Wassili Iwanowitsch Genuß vom Leben forderte und daß er in seiner traurigen Landeinsamkeit Langweile zu fühlen begann; seine Brüder waren brave Leute, jedoch von sehr beschränkten Begriffen: er hatte Nichts mit ihnen gemein; seine Schwester Natalia hatte im Verlaufe von drei Jahren ihrem Gatten vier Kinder geschenkt: zwischen ihr und Wassili lag also eine ganze Kluft . . . Anna Pawlowna besuchte fleißig die Kirche, betete, fastete und bereitete sich auf den Tod vor. Es war nur noch Olga da, das frische, schüchterne, hübsche Mädchen . . . Wassili gab anfänglich nicht auf sie Acht . . . und wer hält denn auch einen Zögling, eine Waise, ein angenommenes Kind der Beachtung werth? . . . Einmal, zu Anfang des Frühlings, begab er sich in den Garten und vertrieb sich die Zeit, indem er mit dem Stocke die Köpfe der Hundsblumen abschlug, dieser anspruchslosen gelben Blümchen, die in so großer Zahl das erste Grün der Wiesen schmücken. — Vor dem Hause auf- und abgehend, wurde er, als er plötzlich den Kopf erhob, Olga Iwanowna gewahr. — Sie saß seitwärts am Fenster und streichelte in Gedanken vertieft ein gestreiftes Kätzchen, das spinnend und mit

zusammengekniffenen Augen sich's aus ihrem Schooße bequem gemacht hatte und mit großem Behagen das Schnäuzchen den bereits wärmenden Sonnenstrahlen entgegenstreckte. Olga Iwanowna hatte ein weißes Morgenkleid mit kurzen Aermeln an; ihre nackten, hell rosenrothen, nicht ganz entwickelten Schultern und Arme strotzten von Frische und Gesundheit; eine kleine Haube hielt ihre dichten, weichen, seidenartigen Locken zusammen; das Gesicht war leicht geröthet: sie hatte eben erst ihr Lager verlassen. Ihr feiner, schlanker Hals war so lieblich nach vorn gestreckt, in ihrem ganzen Wesen lag so viel Anmuth, so viel Reiz, so viel Verschämtheit, daß Wassili Iwanowitsch ein großer Kenner in solchen Dingen, unwillkürlich im Betrachten versunken stehen blieb. Es stieg plötzlich in ihm der Gedanke auf, es sei nicht recht, wenn Olga Iwanowna auf ihrer bisherigen niedrigen Culturstufe stehen bleibe; es könnte aus ihr mit der Zeit eine höchst anziehende, liebenswürdige Dame werden. Er schlich an das Fenster heran, erhob sich auf die Zehen und drückte auf Olga's Arm, etwas unter dem Ellenbogen, schweigend einen Kuß. — Olga that einen Schrei und sprang von ihrem Sitze auf, das Kätzchen, mit erhobenem Schwanz, war mit einem Satze im Garten, Wassili Iwanowitsch hielt sie lächelnd am Arme zurück . . . Olga ward roth bis an die Ohren; er begann sie über den Schreck, den er ihr eingejagt hatte, aufzuziehen und lud sie ein, mit ihm spazieren zu gehen; plötzlich aber bemerkte Olga Iwanowna die Leichtigkeit ihres Anzuges, und schneller als das gescheuchte Reh floh sie in's andere Zimmer.

Denselben Tag fuhr Wassili zu Rogatschèw's. Er erschien auf einmal strahlend von Heiterkeit. Wassili hatte sich nicht in Olga verliebt, nein! --- mit dem Worte »lieben« darf man nicht scherzen . . . Er hatte einen Zeitvertreib gefunden, hatte sich ein Ziel gesteckt und freute sich seiner neuen Thätigkeit. Es fiel ihm gar nicht ein, daß sie — das Pflegekind seiner Mutter, die Braut eines Anderen sei; nicht einen Augenblick täuschte er sich über seine Absicht, er wußte recht wohl, daß sie seine Frau nicht werden könne . . . Vielleicht mochte Leidenschaft — freilich keine erhabene, keine edele, aber dennoch eine ziemlich heftige und quälende Leidenschaft, ihm als Entschuldigung dienen. Er hatte sich natürlich nicht gleich einem Knaben verliebt, sich von keinen unbestimmten Regungen hinreißen

lassen; er wußte vollkommen, wonach ihn verlangte und wonach er strebte.

Wir wissen bereits, daß Wassili Iwanowitsch in vollem Maße das Talent besaß, in sehr kurzer Zeit sich Jedermann, selbst Menschen, die gegen ihn eingenommen waren oder sich vor ihm scheuten, geneigt zu machen. Olga hörte bald auf, Scheu vor ihm zu empfinden. Wassili Iwanowitsch erschloß vor ihr eine neue Welt. Er ließ ein Klavier für sie kommen, gab ihr Unterricht in der Musik (er selbst blies ganz nett die Flöte), las ihr aus Büchern vor, unterhielt sich lange mit ihr . . . Der Kopf begann dein armen Landfräulein in die Runde zu gehen. Wassili hatte sie gänzlich umstrickt. Er verstand es, mit ihr über Dinge zu reden, die ihr bis dahin unbekannt gewesen waren, und er sprach in einer für sie verständlichen Sprache. Allmählich wurde Olga vertraulicher und theilte ihm ihre Gefühle mit; er half ihr dabei, legte ihr die Worte in den Mund, die sie nicht finden konnte, schüchterte sie nicht ein und übte bald einen besänftigenden, bald einen aufreizenden Einfluß auf ihr Gemüth aus. Wassili hatte ihre Ausbildung nicht aus dem uneigennützigen Triebe, ihre Fähigkeiten zu wecken und zu entwickeln, unternommen; er wollte sie sich einfach etwas näher rücken, und wußte nur zu gut, daß ein unerfahrenes, schüchternes, aber ehrgeiziges junges Mädchen sich leichter durch Verstand als durch Herz erobern läßt. Selbst wenn Olga ein außergewöhnliches Wesen gewesen wäre, so würde Wassili dies doch nicht haben entdecken können, denn er behandelte sie wie ein Kind. Sie wissen aber bereits, meine Herren, daß Olga besonders hervorragende geistige Fähigkeiten nicht besaß. Wassili suchte nach Kräften auf ihre Einbildung einzuwirken, und sie schied oftmals Abends von ihm mit einem solchen Chaos neuer Vorstellungen, Worte und Begriffe im Kopfe, daß sie bis zum Anbruche des Tages nicht einschlafen konnte und mit sehnsuchtsvollem Seufzen beständig die glühenden Wangen in ihre Kissen drückte oder aufstand, an's Fenster trat und angstvoll und forschend den Blick in die dunkele Ferne richtete. Jeder Augenblick ihres Lebens war dein Gedanken an Wassili geweiht, sie konnte an Niemand außer an ihn denken. Bald hörte sie sogar auf, Rogatschèw ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Wassili, als gewandter und schlauer Kopf, sprach in dessen Gegenwart nicht mit Olga; sondern machte ihn durch Späße herzlich lachen, oder ersann irgend einen lärmenden Zeitvertreib, einen Ausflug zu Pferde, eine

nächtliche Bootfahrt auf dem Flusse bei Fackelschein und Musik — mit einem Worte, er ließ Pawel Afanasjewitsch nicht zur Besinnung kommen. Trotz aller Schlauheit von Seiten Wassili Iwanowitsch's, fühlte Rogatschèw wohl, daß er, der Bräutigam und künftige Gatte Olga's, derselben einigermaßen entfremdet wurde . . . doch, aus grenzenloser Güte des Herzens, fürchtete er, sie durch Vorwürfe zu betrüben, obgleich er sie wirklich liebte und großen Werth auf ihre Gegenliebe legte. War er mit ihr allein, so wußte er nicht, wovon er mit ihr sprechen sollte, und bemühte sich, seine Verlegenheit hinter Gefälligkeiten, die er ihr erwies, zu verbergen.

Es vergingen zwei Monate. Olga hatte zuletzt jede Selbstständigkeit und Willenskraft verloren; der schwache und wortkarge Rogatschèw konnte ihr keine Stütze sein; ja, sie wollte ihren Sinnenrausch nicht bekämpfen und gab sich bebenden Herzens Wassili ganz hin . . . Ohne Zweifel wurde Olga Iwanowna damals mit den Freuden der Liebe bekannt; das währte jedoch nicht lange. Obgleich Wassili — in Ermangelung eines anderen Zeitvertreibes — ihr nicht bloß nicht entsagt hatte, sondern sich zu ihr hingezogen fühlte und zärtliche Sorge um sie trug, so war doch Olga selbst vorn Taumel dermaßen ergriffen, daß sie sogar in der Liebe kein Glück fand — und doch von Wassili nicht lassen konnte. Sie fing an, sich vor Allem zu fürchten, keine Gedanken aufkommen zu lassen, wagte nicht den Mund aufzuthun, ließ sich in keine Gespräche ein und hörte sogar ans zu lesen; Gram zehrte an ihr. Zuweilen gelang es Wassili, sie mit sich fortzureißen und sie dahin zu bringen, daß sie Alles um sich vergaß; doch schon am folgenden Tage fand er sie bleich, verschlossen, mit kalten Händen und sinnlosem Lächeln auf den Lippen . . . Es trat eine ziemlich schwere Zeit für Wassili ein; ihn konnten jedoch keinerlei Schwierigkeiten zurückschrecken. Gleich einem erfahrenen Spieler, war er ganz bei der Sache. Er konnte sich unmöglich auf Olga Iwanowna verlassen; sie wurde beständig Verrätherin an sich selbst, wurde bald bleich, bald roth, weinte . . . die neue Rolle zu übernehmen, besaß sie nicht hinreichende Kraft. Wassili mußte seine Thätigkeit verdoppeln; nur ein feiner Beobachter würde in seiner ungestümen und lärmenden Heiterkeit eine fieberhafte Spannung haben erkennen können; er spielte mit seinen Brüdern, Schwestern, mit Rogatschèw's mit Nachbarn und Nachbarinnen — gleich wie mit Figuren des Schachspiels; er war beständig auf der Lauer, ihm entging

kein Blick, keine Bewegung, und dabei schien er der sorgloseste Mensch; jeden Morgen betrat er den Kampfplatz und jeden Abend ging er als Sieger aus dem Kampfe hervor. Eine so außergewöhnliche Thätigkeit ermüdete ihn nicht im Geringsten; er schlief vier Stunden täglich, aß sehr wenig und war gesund, frisch und heiter. Unterdessen rückte der Hochzeitstag heran; es war Wassili gelungen, Pawel Afanasjewitsch zu überzeugen, daß ein, Aufschub nothwendig sei; dann schickte er ihn nach Moskau, um Einkäufe zu machen und fertigte selbst Briefe an Petersburger Freunde ab. Er machte sich soviel zu schaffen, nicht sowohl aus Mitleid mit Olga Iwanowna, als ans Gefallen und Liebe an allerhand Händel und Geschäftigkeit. . . Und dann — begann er bereits Olga Iwanowna's überdrüssig zu werden, und mehr als ein Mal hatte er sie schon nach Ausbrüchen exaltirter Leidenschaft mit denselben Blicken betrachtet, mit welchen er früher Rogatschèw anzusehen pflegte. Lutschinow war von jeher ein Räthsel für Jedermann; unter der starren Eisdecke seiner Seele glaubte man bisweilen Anzeichen eines eigenthümlichen, fast südlichen Feuers zu bemerken, und in dem heftigsten Ausbruche der Leidenschaft zeigte sich bei diesem Menschen dennoch eisige Kälte. — In Gegenwart Anderer war sein Benehmen gegen Olga Iwanowna unverändert; unter vier Augen aber spielte er mit ihr wie die Katze mit der Maus, schreckte sie bald durch Sophismen, bald legte er eine drückende und schneidende Verstimmung an den Tag, oder warf sich ihr plötzlich zu Füßen und riß sie mit sich fort, wie der Wirbelwind einen Holzspahn . . . und es war dieses verliebte Spiel in solchen Augenblicken keine Verstellung von seiner Seite . . . er erlag wirklich seinem Gefühlsergusse.

Einmal, ziemlich spät am Abend, saß Wassili allein in seinem Zimmer und las mit Aufmerksamkeit die letzten Briefe, die er aus Petersburg erhalten hatte, nochmals durch — als plötzlich die Thür leise knurrte und Palaschka, Olga Iwanowna's Stubenmädchen, hereintrat.

— Was willst Du? fuhr Wassili sie ziemlich barsch an.

— Das Fräulein läßt Sie zu sich bitten.

— Jetzt kann ich nicht. Geh' . . . Nun, was stehst Du noch dort? fuhr er fort, als er sah, daß Palaschka im Zimmer blieb.

— Das Fräulein läßt sagen, es wäre durchaus nöthig.

— Was ist denn dort vorgefallen?

— Belieben es selbst zu sehen . . .

Wassili erhob sich, warf ärgerlich die Briefe in einen Schubkasten und begab sich zu Olga Iwanowna. Sie saß in einem Winkel, allein — bleich und regungslos.

— Was wünschen Sie? fragte er sie in nicht allzu freundlichem Tone.

Olga warf einen Blick auf ihn und schloß bebend die Augen.

— Was fehlt Ihnen? . . . was fehlt Dir, Olga?

Er faßte ihre Hand . . . sie war kalt wie Eis . . . Sie wollte sprechen . . . die Stimme versagte ihr. Das arme Weib konnte über den Zustand, in welchem es sich befand, nicht mehr in Zweifel schweben.

Wassili wurde etwas verwirrt. Olga Iwanowna's Zimmer lag dicht neben dem Schlafkabinete Anna Pawlowna's. Wassili ließ sich stille neben Olga nieder, küßte und wärmte ihr die Hände und sprach ihr leise Muth zu. Sie hörte ihn schweigend an und zitterte leicht. An der Thür war Palaschka stehen geblieben und wischte sich verstohlen die Augen. Im Nebenzimmer hörte man die trägen und ruhigen Schwingungen des Pendels und das Athemholen eines Schlafenden. Olga Iwanowna's Erstarrung löste sich zuletzt in Thränen und leises Schluchzen auf. Thränen und Gewitter: nach Beiden fühlt sich der Mensch ruhiger. Als Olga Iwanowna sich etwas beruhigt hatte und nur noch von Zeit zu Zeit, gleich einem Kinde, krampfhaft aufschluchzte, fiel Wassili vor ihr auf die Kniee und beschwichtigte sie durch Liebkosungen und zärtliche Versprechungen vollständig, er gab ihr zu trinken, machte ihr's bequem und ging dann fort. Er blieb die ganze Nacht angekleidet, schrieb ein paar Briefe, verbrannte einige Papiere, holte ein goldenes Medaillon mit dem Portrait eines schwarzgelockten und schwarzäugigen Frauenzimmers mit wollüstigem und frechem Gesichte hervor, betrachtete lange die Züge desselben und ging, in Gedanken versunken, im Zimmer auf und ab. Am nächsten Morgen beim Thee wurde er mit tiefem Unwillen die rothgeweinten, geschwollenen Augen und das bleiche, besorgte Gesicht der armen Olga gewahr. Nach dem Frühstück schlug er ihr einen Gang durch den Garten vor. Olga folgte ihm wie ein gehorsames Schäfchen. Als sie aber zwei Stunden später ans dem Garten zurückkam — war ihr Gesicht kaum wieder zu erkennen; sie sagte Anna Pawlowna, ihr sei nicht wohl und legte sich zu Bett. Während des Spazierganges hatte ihr Wassili mit heuchlerischer Reue

gestanden, daß er heimlich verheirathet sei — er war ledig wie ich. Olga Iwanowna war nicht in Ohnmacht gefallen — Ohnmachten kommen nur auf der Bühne vor; sie war aber plötzlich wie zu Stein geworden, obgleich sie selbst nicht nur keine Hoffnung gehegt hatte, Wassili Iwanowitsch's Frau werden, sondern den Gedanken an eine solche Verbindung ängstlich von sich fern gehalten hatte. Wassili hatte ihr die Nothwendigkeit einer Trennung von ihm und einer ehelichen Verbindung mit Rogatschèw auseinanderzusetzen versucht. Olga Iwanowna hatte ihn mit stummem Entsetzen betrachtet. Wassili's Rede war kalt, bündig, entschlossen, er klagte sich selbst an, zeigte Reue — und schloß mit den Worten: »Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen; jetzt heißt es handeln!« Olga war gänzlich verwirrt und muthlos; das Gefühl von Angst und Scham und Verzweiflung erdrückte sie fast; sie wünschte sich den Tod — und harrte dennoch auf Wassili's Ausspruch.

— Es muß Alles der Mutter eröffnet werden, sagte er zuletzt.

Olga wurde leichenblaß; die Kniee brachen ihr zusammen.

— Sei ohne Furcht, sei ohne Furcht, redete Wassili ihr zu: — verlaß Dich auf mich, ich werde Dich nicht im Stich lassen . . . werde Alles in Ordnung bringen . . . hoffe auf mich.

Das arme Weib blickte ihn mit Liebe an . . . ja, mit Liebe, mit tiefer, wenn auch nunmehr hoffnungsloser Liebe und Ergebung.

— Alles, Alles, werde ich in Ordnung bringen, hatte ihr Wassili beim Scheiden gesagt . . . und er küßte zum letzten Male ihre Hände . . .

Am nächsten Morgen hatte Olga Iwanowna kaum ihr Lager verlassen — als die Thür ihres Zimmers aufging . . . und Anna Pawlowna an der Schwelle sichtbar wurde. Sie stützte sich auf Wassili's Arm. Ohne ein Wort zu sagen näherte sie sich einem Sessel und ließ sich schweigend nieder. Wassili blieb neben ihr stehen. Er schien ruhig; seine Brauen waren zusammengezogen und die Lippen etwas geöffnet. Anna Pawlowna; bleich, entrüstet, von Zorn erfüllt, wollte sprechen — doch die Stimme versagte ihr. Olga Iwanowna blickte mit Entsetzen ihre Wohlthäterin — ihren Geliebten an: furchtbar bebte ihr das Herz . . . mit einem Schrei fiel sie mitten m Zimmer auf die Kniee und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen . . . Es ist also wahr . . . wahr? . . .« flüsterte Anna Pawlowna und beugte sich zu ihr . . . »So antworte doch!« setzte sie hinzu und faßte Olga unsanft bei der Hand.

— Liebe Mutter! ließ sich Wassili's metallne Stimme hören. — Sie haben mir das Versprechen gegeben, sie nicht unfreundlich zu behandeln.

— Ich fordere . . . so bekenne denn . . . bekenne . . . ist es wahr? wahr?

— Mutter . . . bedenken Sie doch . . . erinnern Sie sich, brachte Wassili langsam hervor,

Dieß eine Wort erschütterte heftig Anna Pawlowna. Sie fiel in den Sessel zurück und brach in Thränen aus.

Olga Iwanowna erhob langsam den Kopf und wollte sich der Alten zu Füßen werfen, Wassili jedoch hielt sie zurück, hob sie vom Boden auf und ließ sie auf einen anderen Stuhl niedersitzen. Anna Pawlowna fuhr fort zu weinen und unverständliche Worte vor sich hin zu murmeln . . .

— Hören Sie doch, liebe Mutter-« fuhr Wassili fort. Sie nehmen sich's gar zu sehr zu Herzen; das Unglück läßt sich noch gut machen . . . Wenn Rogatschèw . . .

Olga Iwanowna fuhr zusammen und richtete sich empor.

— Wenn — fuhr Wassili mit einem bedeutungsvollen Blick auf Olga Iwanowna fort: — wenn Rogatschèw glaubt, er könne ungestraft Schande über eine ehrliche Familie bringen . . .

Olga Iwanowna wurde von Schauder ergriffen.

— In meinem Hause! stöhnte Anna Pawlowna.

— Beruhigen Sie sich, liebe Mutter. Er hat ihre Unerfahrenheit, ihre Jugend sich zu Nutzen gemacht . . . Sie wollen Etwas sagen? warf er dazwischen, als er bemerkte, daß Olga sich zu ihm wandte . . .

Olga Iwanowna fiel in ihren Sessel zurück.

— Ich fahre sogleich zu Rogatschèw. Ich werde ihn zwingen, heute noch zu heirathen. Seien Sie versichert, ich werde nicht zugeben, daß wir durch ihn zum Gespötte werden . . .

— Aber . . . Wassili Iwanowitsch . . . Sie . . . flüsterte Olga.

Er sah sie lange und kalt an. Sie verstummte abermals.

— Liebe Mutter, geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie bis zu meiner Rückkehr sie nicht beunruhigen werden. Werfen Sie einen Blick auf sie — sie ist halbtodt. Und auch Sie bedürfen der Ruhe. Verlassen Sie sich auf mich; ich stehe für Alles; auf jeden Fall warten Sie meine

Rückkehr ab. Ich sage es Ihnen noch ein Mal — machen Sie sich nicht, machen Sie ihr nicht das Herz schwer — und vertrauen Sie auf mich.

Er näherte sich der Thür und blieb stehen.

— Mutter, sagte er: — kommen Sie mit mir, lassen Sie sie allein, ich bitte Sie, Anna Pawlowna stand auf, trat vor das Heiligenbild, that eine Knieebeugung und folgte still ihrem Sohne. Schweigend und regungslos folgte ihr Olga Iwanowna mit dem Blicke. Wassili kehrte rasch um, faßte sie bei der Hand, flüsterte ihr in's Ohr: »hoffen Sie auf mich und verrathen Sie uns nicht,« und entfernte sich eilig . . .

— Boursier! rief er, die Treppe behend hinabsteigend. — Boursier!

Eine Viertelstunde darauf saß er bereits mit seinem Diener in der Calesche.

Der alte Rogatschèw war an jenem Tage nicht zu Hause. Er war in die Kreisstadt gefahren, um Stoffe zur Bekleidung seines Hausgesindes einzukaufen. Pawel Afanasjewitsch saß in seinem Cabinete und betrachtete eine Sammlung verschossener Schmetterlinge. Mit hinaufgezogenen Augenbrauen und vorgestreckten Lippen arbeitete er vorsichtig mit einer Stecknudel an den zerbrechlichen Flügeln eines »Nachtfalters« als er plötzlich auf seiner Schulter eine nicht große, aber schwere Hand spürte. Er sah sich um — vor ihm stand Wassili.

— Guten Tag, Wassili Iwanowitsch, sagte er, nicht ohne einiges Befremden.

Wassili blickte ihn an und setzte sich vor ihm auf einen Stuhl.

Pawel Afanasjewitsch wollte lächeln . . . als er jedoch einen Blick auf Wassili warf, verlor er den Muth, blieb mit offenem Munde sitzen und faltete die Hände.

— Sagen Sie doch, Pawel Afanasjewitsch, redete ihn plötzlich Wassili an: — gedenken Sie bald Ihre Hochzeit zu feiern?

— Ich? . . . bald . . . freilich . . . ich, von meiner Seite . . . übrigens, wie Sie und Ihre Schwester . . . ich meinerseits bin bereit, schon morgen.

— Vortrefflich, vortrefflich. Sie sind sehr eilig, Pawel Afanasjewitsch.

— Wie das?

— Hören Sie, fuhr Wassili Iwanowitsch sich erhebend fort: — ich weiß Alles; Sie verstehen mich, und ich befehle Ihnen, ohne Verzug

Olga zu heirathen.

— Erlauben Sie, erlauben Sie, das ist aber — entgegnete Rogatschèw, ohne von seinem Stuhle aufzustehen: — Sie befehlen mir? ich habe selbst um Olga Iwanowna's Hand angehalten, und man braucht mir nichts zu befehlen . . . ich gestehe, Wassili Iwanowitsch. ich verstehe Sie nicht recht.

— Du verstehst mich nicht?

— Nein, wahrhaftig, ich verstehe Sie nicht.

— Gibst Du mir Dein Wort, sie morgen zu heirathen?

— Aber ich bitte Sie, Wassili Iwanowitsch . . . waren Sie es denn nicht, der schon mehrmals unsere Hochzeit aufgeschoben hat? Ohne Sie hätte die Hochzeit schon längst stattgefunden. Auch jetzt fällt es mir gar nicht ein, mein Wort zurückzunehmen. Was bedeuten also Ihre Drohungen, Ihre dringenden Forderungen?

Pawel Afanasjewitsch wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn.

— Giebst Du mir Dein Wort? sprich: ja oder nein? wiederholte Wassili gedehnt.

— Recht gern gebe ich es . . . aber . . .

— Gut. Denke daran . . . Sie hat Alles eingestanden.

— Wer hat eingestanden?

— Olga Iwanowna.

— Was hat sie denn eingestanden?

— Warum wollen Sie sieh denn vor mir verstellen, Pawel Afanasjewitsch! Ich bin ja doch kein Fremder für Sie.

— Worin verstelle ich mich denn? ich verstehe Sie nicht, verstehe Sie nicht, verstehe Sie ganz und gar nicht. Was hat denn Olga Iwanowna gestehen können?

— Was? Sie werden mir langweilig! Das wissen Sie schon.

— Gott nehme mir das Leben . . .

— Nein, ich werde es Dir nehmen — wenn Du sie nicht heirathest . . . hast Du verstanden?

— Wie! . . . Pawel Afanasjewitsch sprang auf und blieb vor Wassili stehen. — Olga Iwanowna . . . sagen Sie . . .

— Du hast es hinter den Ohren, mein Bester, das muß ich gestehen; — Wassili klopfte ihm auf die Schulter: — und still wie das Wasser . . .

— Mein Gott, mein Gott! Sie machen mich verrückt . . . Was wollen Sie sagen, erklären Sie sich, um des Himmelswillen!

Wassili beugte sich zu ihm und rannte ihm Etwas in's Ohr.

Rogatschèw schrie auf: Was? . . . ich? . . .

Wassili stampfte mit dem Fuße.

— Olga Iwanowna? Olga? . . .

— Ja nun . . . Ihre Braut . . .

— Meine Braut . . . Wassili Iwanowitsch . . . sie . . . sie . . . Nichts will ich wissen von ihr, schrie Pawel Afanasjewitsch. — Das fehlte noch! für wen halten Sie mich denn? Mich betrügen — mich betrügen . . . Olga Iwanowna. . . fürchtet sie denn Gott nicht? schämt sie sich denn nicht? . . . (Thränen entströmten seinen Augen). — Danke Ihnen, Wassili Iwanowitsch, danke Ihnen . . . Ich aber will nunmehr nichts von ihr wissen! Nichts! Nichts! und sagen Sie mir kein Wort . . . Ach, du lieber Himmel — wie konnte ich so etwas erwarten! . . . Gut, oh sehr gut!

— Hören Sie doch auf, Unsinn zu schwatzen, warf Wassili Iwanowitsch kaltblütig ein. — Denken Sie daran, Sie haben mir Ihr Wort gegeben: morgen die Hochzeit.

— Nein, das wird nicht sein! Lassen Sie mich, Wassili Iwanowitsch, ich muß Ihnen nochmals sagen —für wen halten Sie mich? viel Ehre: unseren unterthänigsten Dank. Nehmen Sie mir's nicht übel.

— Nach Belieben! erwiederte Wassili. — Holen Sie Ihren Degen.

— Wie, meinen Degen . . . warum einen Degen?

— Warum? Da, sehen Sie, warum.

Wassili zog seinen feinen, elastischen, französischen Degen aus der Scheide und bog ihn leicht gegen den Boden.

— Sie wollen sich . . . mit mir . . . schlagen . . .

— Ganz recht.

— Aber, Wassili Iwanowitsch, bedenken Sie doch, versetzen Sie sich in meine Lage. Wie kann ich denn, urtheilen Sie selbst, nach dem, was Sie mir mitgetheilt haben . . . ich bin ein Mann von Ehre, Wassili Iwanowitsch, ich bin Edelmann.

— Sie sind Edelmann, sind Ehrenmann — gut, ich fordere Sie heraus.

— Wassili Iwanowitsch!

— Sie haben Furcht, wie mir däucht, Herr Rogatschèw?

— Ich habe keine Furcht, Wassili Iwanowitsch. Sie glaubten mich einzuschüchtern, Wassili Iwanowitsch. Na, ich will ihm die Hölle heiß machen, dachten Sie, dann bekommt er gleich Angst und geht auf Alles ein . . . Nein. Wassili Iwanowitsch, ich bin Edelmann, wie Sie obgleich ich nicht in einer Hauptstadt erzogen worden bin, das ist wahr, und es wird Ihnen nicht gelingen, mir Furcht einzujagen, nehmen Sie mir's nicht übel.

— Sehr wohl, entgegnete Wassili, wo ist denn Ihr Degen?

— Jeroschka! rief Pawel Afanasjewitsch.

Ein Diener trat ein.

— Hol' meinen Degen — er liegt dort — Du weißt, unter dem Dache . . . schnell . . .

Jeroschka ging hinaus, Pawel Afanasjewitsch wurde plötzlich sehr bleich, warf seinen Schlafrock ab, zog einen Rock von bräunlich-rother Farbe mit großen Glasknöpfen an, und band ein Halstuch um . . . Wassili sah ihm zu und knackte mit den Fingern der rechten Hand.

— Nun, wie steht's? schlagen wir uns, Pawel Afanasjewitsch?

— Soll es sein, so mag es sein, entgegnete Rogatschèw und knöpfte seine Weste eilig zu.

— He, Pawel Afanasjewitsch, folge meinem Rathe: heirathe . . . heirathe . . . was schiert Dich . . . Ich, glaube mir's, ich . . .

— Nein, Wassili Iwanowitsch, fiel Rogatschèw ihm in's Wort. — Ich weiß, entweder stoßen Sie mich nieder, oder Sie machen mich zum Krüppel, meine Ehre soll aber unangetastet bleiben, lieber todt!

Jeroschka trat herein und überreichte Rogatschèw zitternd einen alten, elenden Degen in einer ganz schadhaften, ledernen Scheide. Zu jener Zeit trugen alle Edelleute, wenn sie gepudert waren, den Degen; Landedelleute puderten sich aber höchstens ein paar Male im Jahre. Jeroschka zog sich nach der Thür zurück und begann zu weinen, Pawel Afanasjewitsch stieß ihn zum Zimmer hinaus.

— Es ist nun Alles gut, Wassili Iwanowitsch, bemerkte Rogatschèw mit einiger Verwirrung: — ich kann mich aber nicht auf der Stelle mit Ihnen schlagen; erlauben Sie, unser Duell auf morgen zu verschieben; mein Vater ist nicht zu Hause, und auf alle Fälle könnte es nicht schaden, wenn ich meine Angelegenheiten vorher in Ordnung brächte.

— Sie riechen wieder Lauten, wie ich bemerke, mein lieber Herr.

— Oh nein, nein, Wassili Iwanowitsch; urtheilen Sie aber selbst . . .

— Hören Sie, schrie Lutschinow ihn an: — Sie bringen mich um die Geduld . . . Entweder geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie auf der Stelle heirathen, oder wir schlagen uns . . . oder ich walke Sie, wie eine feige Memme, mit dem Stocke durch, verstanden?

— Kommen Sie in den Garten, murmelte Rogatschèw.

Plötzlich flog die Thür auf und Jefimowna, die alte Amme, stürzte verstört in's Zimmer, fiel Rogatschèw zu Füßen und umfaßte mit beiden Armen seine Kniee . . .

— Ach Du mein Väterchen! jammerte sie: — Du mein Herzblut . . . was hast Du da vor? richte uns armes Volk nicht zu Grunde, mein Väterchen! Er macht Dich gewiß mausetodt, meine Seele! Befiehl Du nur, wir wollen mit dem Raufbold schon fertig werden . . . Pawel Afanasjewitsch, Du mein Herzblatt, denke doch an den lieben Gott!

An der Schwelle zeigte sich ein Haufen bleicher und besorgter Gesichter . . . auch der rothe Bart des Dorfältesten wurde sichtbar . . .

— Laß mich, Jefimowna, laß mich, stöhnte Rogatschèw.

— Ich lasse Dich nicht, mein Herzchen, ich lasse Dich nicht. Woran denkst Du, mein Väterchen, woran denkst Du? Und was würde Afanasy Lukitsch dazu sagen? Er würde uns Allen den Garaus machen . . . Was steht Ihr denn, Ihr da? Packt den ungebetenen Gast und werft ihn zum Hause hinaus, daß keine Spur von ihm hier bleibt . . .

— Rogatschèw! schrie Wassili Iwanowitsch drohend.

— Du bist von Sinnen, Jefimowna, Du thust mir Schimpf an, bedenke doch . . . sagte Pawel Afanasjewitsch.

— Geh nur, geh mit Gott, und Ihr, geht auch fort, habt Ihr gehört? Wassili Iwanowitsch trat rasch an das geöffnete Fenster, zog eine kleine silberne Pfeife hervor, und that einen schwachen Pfiff . . . Boursier erwiederte denselben in der Nähe. Dann wandte sich Lutschinow zu Pawel Afanasjewitsch mit den Worten: — Was soll denn das Ende dieser Comödie sein?

— Wassili Iwanowitsch, ich werde mich morgen bei Ihnen einfinden — was soll ich mit diesem verrückten Weibe jetzt anfangen . . .

— Ha! ich sehe, mit Ihnen muß man es anders machen, sagte Wassili und erhob rasch den Stock . . . Pawel Afanasjewitsch riß sich los, stieß Jefimowna von sich, ergriff den Degen und schoß durch eine

andere Thür in den Garten hinaus. Wassili lief ihm nach. Beide richteten ihren Lauf nach einem, in chinesischem Geschmacke gemalten Gartenhäuschen, verschlossen sich in demselben und zogen die Degen. Rogatschèw hatte vor Zeiten Unterricht im Fechten genommen; jetzt aber konnte er kaum noch die Auslage. Es kreuzten sich die Klingen. Offenbar trieb Wassili sein Spiel mit Rogatschèws Degen. Pawel Afanasjewitsch keuchte, troff vor Schweiß und blickte Lutschinow bestürzt in's Gesicht. Inzwischen ließ sich Geschrei im Garten hören; ein Haufen Volkes rannte auf das Gartenhäuschen zu. Plötzlich glaubte Rogatschèw das herzzerreißende Jammern einer ältlichen Stimme zu vernehmen . . . er erkannte die seines Vaters. Afanasy Lukitsch lief den Anderen voran, ohne Mütze, mit flatterndem Haare und machte verzweifelte Zeichen mit den Händen . . . Mit einer kräftigen und unerwarteten Schwenkung der Klinge entwand Wassili den Degen Pawel Afanasjewitsch's Hand.

— Heirathe, Freund, sagte er zu ihm: — sei kein Narr.

— Ich werde nicht heirathen, flüsterte Rogatschèw, schloß die Augen und schauerte an allen Gliedern.

Afanasy Lukitsch begann heftig an der Thür des Gartenhauses zu rütteln.

— Du willst nicht? schrie Wassili.

Rogatschèw machte ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe.

— Nun, dann fahre zum Teufel.

Der arme Pawel Afanasjewitsch sank todt zu Boden: Lutschinow's Degen war ihm durch das Herz gegangen . . . Die Thür krachte, der alte Rogatschèw stürzte in's Gartenhaus, Wassili jedoch war es bereits gelungen, durch ein Fenster zu entspringen . . .

Zwei Stunden daraus trat er in Olga Iwanowna's Zimmer . . . Mit Entsetzen stürzte sie ihm entgegen . . . Er grüßte sie schweigend. zog den Degen und durchstach Pawel Afanasjewitsch's Bildniß an der Stelle des Herzens.

Olga stieß einen Schrei aus und sank bewußtlos zu Boden . . . Wassili begab sich zu Anna Pawlowna. Er traf sie in der Betkammer.

— Mutter, sagte er: — wir sind gerächt. — Die arme Alte erbebte und fuhr in ihrem Gebete fort. Eine Woche später reiste Wassili mich Petersburg — und kehrte zwei Jahre darauf, vom Schlage gelähmt und sprachlos auf sein Gut zurück. Er traf weder Anna Pawlowna noch

Olga mehr am Leben — und starb selbst bald darauf in den Armen Juditsch's, der ihn wie ein Kind fütterte und der Einzige war, welcher sein Lallen verstand.

- E n d e -

~~~~~~~~~~~~~~~~~~
Druck der Fürstl. Priv. Hofbuchdruckerei in Rudolstadt.
~~~~~~~~~~~~~~~~~~

Tagebuch eines Überflüssigen.

1849.

Dorf Owetschi-Wodi, 20. März 18 . .

Der Arzt hat mich soeben verlassen. Nun bin ich aber endlich im Klaren! Wie er sich auch bemühte, es fortzuklügeln, er mußte es zuletzt doch aussprechen. Ja, ich werde bald, sehr bald sterben. Das Eis der Flüsse wird brechen, und mit dem letzten Schnee werde ich wegschwimmen — wohin? Gott weiß es! Auch ins Meer . . . Nun, was macht's. Wenn einmal sterben, so doch am liebsten im Frühling sterben. Ist es aber nicht lächerlich, sein Tagebuch vielleicht zwei Wochen vor dem Tode zu beginnen? Uebrigens, es bleibt sich ja gleich! Und warum sollten vierzehn Tage weniger ausmachen, als vierzehn Jahre, vierzehn Jahrhunderte? Vor der Ewigkeit ist Alles Narretei, pflegt man zu sagen — ja! aber in diesem Falle wäre auch die Ewigkeit selbst — Narretei. — Doch, ich verfalle, wie es scheint, in Spekulationen: das ist ein schlechtes Zeichen. Wird mir etwa bange? — Lieber erzähle ich etwas. Draußen ist es feucht, windig — aus zugehen ist mir verboten. Was aber erzählen? Ein gesitteter Mensch spricht nicht von seinem physischen Leiden; eine Novelle oder sonst Etwas zu dichten, ist nicht meine Sache; Abhandlungen über erhabene Gegenstände zu schreiben, ist nicht für meine Kräfte; Beschreibungen aus dem mich umgebenden Leben — das könnte selbst mich nicht amüsiren. Nichts zu thun, ist aber langweilig. Zum Lesen — bin ich zu faul. Ei was! Es ist am besten, ich erzähle mir selbst meine Lebensgeschichte. Vor dem Tode ist das wohl erlaubt und am Ende auch Keinem zum Nachtheil. Ich beginne also.

Geboren wurde ich vor etwa dreißig Jahren in einer ziemlich wohlhabenden gutsherrlichen Familie. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Spieler, meine Mutter eine Dame von Charakter — überhaupt eine sehr tugendhafte Frau. Aber ich konnte an keiner Frau eine Tugendhaftigkeit nachweisen, die noch weniger Freudigkeit gedeihen ließe, als die meiner Mutter. Sie ertrug kaum die Last ihrer Tugenden und quälte Alle, sich selbst am meisten. Während der fünfzig Jahre ihres Lebens hat sie sich kein einziges Mal überwunden, die Hände in den Schoß zu legen; sie war immer in Bewegung und wirthschaftete wie eine Ameise — aber ohne jeden Nutzen, was man

von einer Ameise nicht grade sagen kann. Ein unruhiger Wurm nagte Tag und Nacht in ihr. Nur ein einziges Mal habe ich sie vollkommen ruhig gesehen: am ersten Tage nach ihrem Tode — im Sarge. Als ich sie betrachtete, schien es mir wahrlich, als ob ihr Gesicht eine schweigende Verwunderung ausdrücke. Es schien, als sprachen von den halbgeöffneten Lippen, den eingesunkenen Wangen und aus den sanften, unbeweglichen Augen die Worte: »Wie schön ist es, sich nicht zu rühren! Ja, schön — es ist schön, sich endlich frei zu machen von dem drückenden Bewußtsein des Lebens, von dem aufdringlichen und unruhigen Gefühle des Daseins! — Ader darum handelt es sich hier nicht.

Ich wuchs kümmerlich und ohne Heiterkeit heran. Der Vater und die Mutter liebten mich beide; aber dadurch ist mir das Leben nicht leichter gewesen. Der Vater, als ein Mann, der sich offen einer schändlichen und ruinirenden Leidenschaft ergab, hatte in seinem Hause nicht die mindeste Macht. Er war sich seiner Gesunkenheit bewußt, und da er keine Kraft besaß, von dem geliebten Laster abzustehen, so suchte er wenigstens durch zustimmende Demuth und durch eine freundliche und bescheidene Miene die Nachsicht seiner musterhaften Gattin zu verdienen. Meine Mutter ertrug in Wirklichkeit ihr Unglück mit der kalten, würdevollen Langmuth, in der sich so viel Stolz und Egoismus verbirgt. Sie warf meinem Vater nie etwas vor; schweigend pflegte sie ihm ihr letztes Geld zu geben und seine Schulden zu bezahlen. Er lobte und pries sie in ihrer Gegenwart, wie in ihrer Abwesenheit; doch liebte er nicht zu Hause zu sein und küßte mich nur verstohlener Weise, als ob er sich fürchtete, mich mit seiner Gegenwart zu verpesten. Seine einstellten Züge athmeten alsdann eine solche Güte, das fieberhafte Zucken seiner Lippen verwandelte sich in ein so rührendes Lächeln, seine braunen von feinen Runzeln umgebenen Augen leuchteten in einer solchen Liebe, daß ich unwillkürlich meine Wange an die seine schmiegte, welche feucht und warm war von Thränen. Ich wischte ihm mit meinem Tuche die Thränen ab, und sie flossen von Neuem, ohne Anstrengung, wie Wasser aus einem übervollen Glase. Ich pflegte selbe in Weinen auszubrechen, und er tröstete mich, streichelte mich mit seiner Hand über den Rücken und küßte mir mit seinen zuckenden Lippen das ganze Gesicht. Wenn ich an meinen Vater denke, so schnüren mir sogar jetzt noch, mehr als zwanzig Jahre nach

seinem Ableben, die ungeweinten Thränen die Gurgel zusammen, und das Herz schlägt, schlägt so heiß und bitter und quält sich in einem so beklemmenden Mitleiden, als ob ihm noch lange beschieden wäre zu schlagen, und als ob ihm wirklich noch ein Gegenstand zum Bedauern vorhanden wäre.

Meine Mutter im Gegentheil behandelte mich immer gleich freundlich, alles gleich — kalt. In den Kinderbüchern kommen oft solche Mütter vor, moralisirende und gerechte. Sie liebte mich, ich aber liebte sie nicht. Ja, ich scheute mich vor meiner tugendhaften Mutter und liebte leidenschaftlich meinen lasterhaften Vater.

Für den heutigen Tag ist es jedoch genug. der Anfang ist da, und um das Ende, wie es auch ausfallen möge, habe ich mich nicht zu bekümmern. Das hängt von meiner Krankheit ab.

21. März.

Heute ist ein merkwürdiges Wetter. Warm, klar. Die Sonne spielt lebhaft auf dem schmelzenden Schnee. Alles glänzt, dampft, tröpfelt. Die Sperlinge schreien wie Verrückte um die dunkeln Zäune umher. Die feuchte Luft reizt süß und unwiderstehlich meine Brust. Der Frühling — der Frühling kommt! Ich sitze am Fenster und schaue über das Feld hinaus. O Natur, Natur! Ich habe dich so lieb, und doch ging ich aus deinem Schoße hervor, untauglich für das Leben. Da hüpft ein Sperling mit ausgebreiteten Flügeln; er schreit, und jeder Ton seiner Stimme, und jedes zerzauste Federchen an seinem kleinen Körper athmet Gesundheit und Kraft.

Was folgt aus Alledem? — Nichts. Er ist gesund und hat das Recht zu schreien und rauflustig zu sein. Und ich — ich bin krank und muß sterben — das ist Alles. Mehr hiervon zu sprechen verlohnt sich nicht. Das weinerliche Appelliren an die Natur erscheint lächerlich bis in's Komische — kehren wir zur Erzählung zurück.

Ich wuchs, wie schon gesagt, sehr kümmerlich und trübe heran. Geschwister besaß ich nicht. Erzogen wurde ich zu Hause. Was hätte denn sonst meine Mutter zu thun gehabt, wenn man mich in eine Pension oder eine Kroneanstalt abgegeben hätte? Dazu sind ja eben die Kinder da, daß die Eltern sich nicht langweilen — Wir lebten größtentheils im Dorfe; manchmal gingen wir nach Moskau. Ich hatte Hofmeister und Lehrer, wie es die Sitte erforderte. Besonders blieb mir ein kränklicher und sentimentaler Deutscher, Nickmann, in Erinnerung, ein überaus trauriger und vom Schicksale getroffener Mensch, der in einer vergeblichen, drückenden Sehnsucht nach seiner fernen Heimath brannte. Gewöhnlich am Ofen, inmitten der drückenden Schwüle des engen Vorzimmers, welches durch und durch vom saueren Geruch des gegorenen Kwaß[1] getränkt war, da sitzt mein unrasirter, verwachsener Diener Wassily, mit dem Zunamen: die Muttergans, in seinem unverwüstlichen Halbrock aus grobem Gewebe — er sitzt und spielt Karten mit dem Kutscher Potap, der seinen neuen schaumweißen Schafpelz und seine unzerstörbaren

Schmierstiefel zum ersten Male anhat — und Nickmann singt hinter dem Verschlage:

Herz, mein Herz, warum so traurig?
Was bekümmert dich so sehr?
's ist ja schön im fremden Lande —
Herz, mein Herz, was willst du mehr? . . .

Nach dem Ableben meines Vaters siedelten wir ganz nach Moskau über. Ich zählte damals zwölf Jahre. Mein Vater starb des Nachts an einem Schlaganfall. Ich werde diese Nacht nicht vergessen. Ich schlief fest, wie Kinder gewöhnlich schlafen; aber ich erinnere mich, daß es mir sogar im Schlafe schien, als vernehme ich ein schweres und gleichmäßiges Schnarchen. Plötzlich spüre ich, daß mich Jemand an die Schulter faßt und rüttelt. Ich öffne die Augen: vor mir steht mein Diener. »Was ist los?« — »Kommen Sie nur, kommen Sie! Alexej Michajlowitsch liegt im Sterben.« Wie ein Wahnsinniger springe ich aus dem Bett — nach seinem Schlafzimmer — ich sehe . . . der Vater liegt da mit zurückgeworfenem Haupte, das Gesicht blutroth und athmet mit der größten Anstrengung. In die Thür drängen sich Leute mit erschrockenen Gesichtern. Im Vorzimmer fragt eine heisere Stimme: »Hat man nach dem Arzt geschickt?« Im Hofe wird das Pferd aus dem Stalle gezogen; das Thor knarrt — ein Talglicht brennt im Zimmer am Boden. Die Mutter, die auch anwesend ist, ergiebt sich dem Schmerze, ohne jedoch dabei den Anstand und das Bewußtsein ihrer Würde zu verlieren. Ich warf mich dem Vater an die Brust, umarmte ihn und stammelte: »Papa! Papa!« . . . Er lag unbeweglich und blinzelte eigenthümlich. Ich sah ihm in's Gesicht — ein unerträgliches Grauen preßte meinen Athem zusammen. Ich schrie auf vor Schreck, wie ein rauh angepackter Vogel — man schleppte mich von ihm und führte mich weg. — Noch am Tage zuvor — als ob er seinen nahen Tod geahnt hätte — hatte er mich heiß und schwermuthsvoll geliebkost. — Man brachte einen verschlafenen und widerstrebenden Arzt, der stark nach Liebstöckelgeist koch. Mein Vater starb unter seiner Lanzette, und am andern Tage stand ich, vollständig stupid vor Gram, mit einer Kerze in der Hand vor dem Tische, auf welchem der Verblichene lag, und hörte sinnlos den dumpfen Gesang des Diakonus an, den von Zeit zu Zeit die schwache Stimme des Geistlichen unterbrach. Die Thränen hätten nicht auf

über meine Wangen, über meine Lippen, den Kragen und das Vorhemd zu rieseln. Ich zerfloß in Weinen und schaute unverwandt und starr auf das unbewegliche Antlitz des Vaters, als ob ich von ihm Etwas erwartete. Meine Mutter machte inzwischen langsam ihre tiefen Kniebeugungen, erhob sich jedesmal wieder langsam und berührte, sich bekreuzend, mit Nachdruck Stirn, Schulter und Brust. In meinem Hirn lebte kein einziger Gedanke; ich war ganz in Lethargie verfallen, fühlte aber doch, daß in mir etwas Schreckliches vorging: der Tod blickte mir damals in's Gesicht und zeichnete mich.

Wir siedelten also nach dem Ableben meines Vaters bald nach Moskau über, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Unser Gut kam unter den Hammer und wurde vollständig verkauft, mit Ausnahme eines kleinen Dörfchens — dasselbe, in welchem ich eben jetzt die letzten Tage meines großartigen Daseins ablebe. Ich gestehe, daß ich trotz meines jugendlichen Alters den Verkauf unseres Restes sehr bedauerte — richtiger, es war mir blos um unsern Garten leid. An diesen Garten sind fast einzig meine lichten Erinnerungen geknüpft. Dort begrub ich an einem ruhigen Frühlingsabende meinen besten Freund, einen alten Hund mit abgestuztem Schwanze und krummen Pfoten — Trix hieß er. Dort pflegte ich, im hohen Grase verborgen, die geraubten Aepfel, rothe, süße Nowgorodische, zu verzehren. Dort endlich erblickte ich zum ersten Male zwischen den Sträuchern reifer Himbeeren das Stubenmädchen Klawdia, die trotz ihrer Stutznase und der Gewohnheit, in ihr Kopftuch hinein zu lachen, in mir eine so zärtliche Leidenschaft erweckte, daß ich in ihrer Gegenwart, kaum athmend, zu erstarren pflegte und verstummte, und einst, an einem Ostersonntage, als an sie die Reihe kam, mein Herrenhändchen zu küssen. auf dem Punkte war, auf ihre ausgetretenen bockledernen Schuhe — einen Kuß zu drücken. Du lieber Gott! Sind denn seitdem wirklich nur zwanzig Jahre verstrichen? Wie lange ist es denn her, daß ich auf meinem braunen, zottigen Pferdchen um den alten Zaun unseres Gartens herumritt und, in den Steigbügeln mich emporhebend, die doppelfarbigen Pappelblätter abriß? — Der Knabe, selbst der Jüngling fühlt nicht, daß er lebt: gleich einem Tone wird sein eigenes Leben dem Menschen nicht sogleich wahrnehmbar.

O mein Garten — o ihr überwachsenen Wege um den flachen Teich! O du sandiges Plätzchen unter dem baufälligen Damme, wo ich so oft Grundlinge und Schmerlen fischte! Und ihr, ihr hohen Birken mit den

langen, herabhängenden Zweigen, wo von der Landstraße her das traurige Lied des Bauern sich vernehmen ließ, holperich unterbrochen durch die Stöße seines Fuhrwerks — ich sende euch Allen mein letztes Lebewohl! . . . Indem ich vom Leben scheide, strecke ich nur zu euch allein meine Arme aus. Ich möchte mich noch einmal satt athmen an der bitteren Frische des Wermuths, an dem süßen Duft des abgemähten Buchweizens auf den Feldern meiner Heimat. Ich möchte noch einmal aus der Ferne den bescheidenen gedehnten Klang der gesprungenen Glocke unserer Pfarrkirche hören; noch einmal eine Zeit lang im kühlen Schatten weilen, unter dem Eichenbusche, am Abhange der bekannten Schlucht; noch einmal mit den Augen begleiten die bewegte Spur des Windes, der mit dunklem Strome längs des goldglänzenden Grases unserer Wiese dahinläuft . . . Ach! wozu das Alles? — Doch ich kann heute nicht mehr weiter. — Morgen!

22. März.

Heute ist es wieder kalt und trübe. So ein Wetter ist für mich viel passender. Es entspricht vollkommen meiner Arbeit. Der gestrige Tag hat in mit zur unrechten Zeit manche unnützen Gefühle und Erinnerungen wachgerufen. Das soll sich nicht mehr wiederholen. Gefühlsergüsse sind gleich der Wurzel des Farnkrautes; man saugt sie anfangs gerne, und es scheint, als ob sie gar nicht schlecht schmecke; später aber wird sie unangenehm im Munde. Ich will lieber einfach und gelassen meine Lebensgeschichte erzählen.

Wir siedelten also nach Moskau . . .

Es fällt mir eben wieder ein, ob es wirklich der Mühe wert sei, von meinem Leben zu erzählen?

Nein, entschieden — es verlohnt sich nicht . . . Mein Leben zeichnete sich in keiner Weise von dem vieler anderen Menschen aus. Das elterliche Haus, die Universität der Dienst in untergeordneten Aemtern, der Austritt aus dem Dienste — ein kleiner Zirkel von Bekannten, eine saubere Armuth, bescheidene Wünsche — sagen Sie gütigst: Wem ist dies Alles nicht schon bekannt! Und deshalb werde ich meine Lebensgeschichte lieber nicht erzählen, um so mehr, da ich zu meinem eigenen Vergnügen schreibe. Und wenn ich selbst in meiner Vergangenheit weder etwas besonders Heiteres, noch etwas besonders Trauriges fände, so muß auch in Wahrheit Nichts in ihr vorhanden sein, was der Aufmerksamkeit werth wäre. Ich will lieber versuchen, mir meinen Charakter darzulegen.

Was bin ich für ein Mensch? . . . Man könnte mir bemerken, daß ich auch danach nicht befragt werde — nun gut! Aber ich stehe ja vor dem Tode — unbedingt muß ich bald sterben — und vor dem Tode ist wahrlich, wie mir scheint, der Wunsch verzeihlich, zu erfahren: was bin ich denn für ein Mensch gewesen?

Nachdem ich gehörig über diese Frage nachgedacht, und da ich im Uebrigen nicht nöthig habe, mich zu bitter über meine Person zu äußern, — wie es solche Leute zu thun pflegen, die zu sehr von ihren guten Eigenschaften überzeugt sind — so muß ich, ohne daß es mir schwer fiele, das Eine bekennen: daß ich ein durchaus überflüssiger

Mensch in dieser Welt gewesen bin — oder anders gesagt — ein vollkommen überflüssiger Vogel. Und dies beabsichtige ich morgen zu beweisen; denn heute huste ich wie ein krankes Schaf, und meine Nianjuschka,[2] Terentjewna, läßt mir keine Ruhe: »Gehen Sie doch zu Bette, mein Väterchen, und nehmen Sie etwas Thee zu sich!« . . . Ich weiß schon, weshalb sie mich quält: sie mochte selbst Thee trinken. Nun, mir ist's recht! Weshalb denn einer alten Frau versagen, in den letzten Augenblicken ihres Herrn noch so viel als möglich Nutzen von ihm zu ziehen? . . . Vorläufig ist die Zeit noch nicht um.

23. März.

Wiederum Winter! Der Schnee fällt in dichten Flocken. — Ein Ueberflüssiger, ja — ein Ueberflüssiger . . . Ein ausgezeichnetes Wort habe ich da gefunden. Je tiefer ich in mich eindringe, je aufmerksamer ich meine ganze Vergangenheit betrachte, desto mehr überzeuge ich mich von der strengen Wahrheit dieses Ausdruckes. Ein Ueberflüssiger — ja, so ist es. Für andere Menschen als für mich könnte dieses Wort nicht gebraucht werden. Es giebt allerdings mancherlei Menschen, schlechte und gute, kluge und dumme, angenehme und unangenehme — aber Ueberflüssige . . . nein, die giebt es nicht. Daß heißt — ich möchte recht verstanden werden — auch ohne jene Menschen könnte ja das Weltall bestehen . . . das ist schon wahr; aber Ueberflüssigkeit ist doch nicht ihre Haupteigenschaft, nicht das sie auszeichnende Merkmal. Und wenn sie sich über solche Menschen äußern, so kommt ihnen gerade das Wort »Ueberflüssig« nicht zuerst auf die Zunge. Aber ich — von mir kann man sonst nichts Anderes aussagen: ein Ueberflüssiger — und damit abgemacht. Ein außeretatsmäßiger Mensch — das ist Alles. Auf mein Erscheinen hat die Natur, wie mich dünkt, nicht gerechnet, und deshalb hat sie mich auch wie einen unerwarteten, ungerufenen Gast behandelt. Nicht umsonst sagte von mit ein Spaßvogel, ein großer Liebhaber vom Préférence-Spiel, daß meine Mutter, indem sie mich geboren, labet geworden. Ich spreche jetzt von mir in aller Ruhe, ohne Galle . . . Es gilt ja die Vergangenheit! Während der ganzen Dauer meines Lebens habe ich immer meinen Platz besetzt gefunden — vielleicht eben deshalb, weil ich diesen Platz nicht dort gesucht, wo ich ihn hätte suchen sollen. Ich war zweifelsüchtig, schüchtern, empfindlich, wie überhaupt alle kranken Menschen. Dabei — und dies wahrscheinlich in Folge übermäßiger Eigenliebe, oder überhaupt in Folge der Fehlgeschlagenheit meiner Person — lag zwischen meinen Gefühlen und Gedanken und dem Ausdruck dieser Gefühle ein so zu sagen unsinniges, unerklärliches und unüberwindliches Hinderniß; und wenn ich mich je entschloß, mit Gewalt dieses Hinderniß zu bekämpfen, diese Schranke zu durchbrechen, so gewannen meine

Geberden, der Ausdruck meines Geistes und mein ganzes Wesen das Aussehen einer qualvollen Spannung; nicht nur schien ich alsdann — nein! ich war in Wirklichkeit unnatürlich und gezwungen. Ich fühlte das selbst, und schnell bemühte ich mich, wieder in mich selbst zurückzukehren. Dann Pflegte sich in meinem Innern eine schreckliche Aufregung zu erheben. Ich analysirte mich selbst haarklein, stellte über mich die subitilsten Betrachtungen an, verglich mich mit Anderen, brachte mir die verschiedensten Blicke, das Lächeln, die Worte der Menschen, in deren Gegenwart ich mir hatte Luft machen wollen, in Erinnerung, deutete Alles von der schlechten Seite, lachte sarkastisch über meine Anmaßung: »zu sein, wie Alle sind«, und plötzlich mitten im Lachen, ließ ich den Muth sinken; ich verfiel in eine thörichte Niedergeschlagenheit — und dann ging das Alte von neuem los — mit einem Worte; ich drehte mich, wie ein Eichhörnchen im Rade. Ganze Tage pflegten in dieser peinlichen, unfruchtbaren Arbeit zu vergehen. Nach Alledem — sagen Sie gütigst — sagen Sie selbst: für Wen und wozu bedarf es eines solchen Menschen? Weshalb wickelte sich dies Alles in mir ab, welcher Grund war vorhanden für dieses grübelnde Umtreiben mit mir selbst? Wer wüßte es? Wer könnte es sagen!

Ich erinnere mich — eines Tags fuhr ich aus der Stadt — aus Moskau — in der Diligence. War der Weg schon gut, so spannte der Fuhrmann neben den vier Pferden noch ein fünftes an. So ein unglückliches fünftes Pferd, so ein unnützes Pferd, das schlechterdings mit einem kurzen, dicken Stricke angebunden wird, welcher unbarmherzig in seinen Schenkel einschneidet, den Schwanz reibt, es in der allerunnatürlichsten Art zu laufen nöthigt und seinem Körper fast die Form eines Kommas verleiht — erweckt in mir immer das tiefste Mitleiden. Ich bemerkte dem Fuhrmann, daß man, nach meiner Ansicht, das fünfte Pferd ganz entbehren könnte. Er schwieg ein wenig, zuckte mit den Schultern, versetzte dem Pferde einige Peitschenhiebe über den magern Rücken und den aufgedunsenen Leib — und sagte schmunzelnd: »Hm! Auch wirklich komisch, wie es sich noch dazu geschleppt hat! Weiß der Teufel!« . . . Und auch ich habe mich noch dazu geschleppt . ., Ja, so ist’s; die Station war übrigens nicht weit gelegen.

Ein ueberflüssiger . . . Ich versprach, die Richtigkeit meiner Meinung zu beweisen, und ich werde mein Versprechen erfüllen. Ich

erachte es für unnütz, tausenderlei Kleinigkeiten, alltägliche Ereignisse und Begebenheiten zu erwähnen, welche übrigens in den Augen eines jeden richtig denkenden Menschen als unwiderlegbare Beweise zu meinen Gunsten, das heißt, zu Gunsten meiner Ansicht, dienen könnten. Ich beginne lieber sogleich mit einem sehr wichtigen Falle, nach dessen Kenntniß wahrscheinlich schon kein Zweifel mehr zurückbleiben wird in Bezug auf die Begründung des Wortes: »Ueberflüssig«. Ich wiederhole: ich habe nicht die Absicht, in unbedeutende Dinge einzugehen. Aber ich kann nicht umhin, eines vielleicht doch interessanten und bemerkenswerthen Umstandes zu gedenken, nämlich des eigenthümlichen Benehmens meiner Freunde (ich habe auch Freunde gehabt), das sie jedesmal an den Tag legten, wenn ich ihnen begegnete oder sie besuchte. Es war, als ob sie sich alsdann unheimlich fühlten: sie lächelten ganz unnatürlich, sie schauten mir nicht in die Augen oder auf die Füße, wie es doch so Mancher zu thun pflegt, sondern sie sahen aus meine Wangen, drückten mir hastig die Hand, sagten dabei in Eile: »Ah, guten Morgen, Tschulkaturin!« (das Schicksal beschenkte mich nämlich mit diesem Namen), oder: »Ah, da ist ja Tschulkaturin!« — entfernten sich sofort wieder und verblieben manchmal nachher einige Zeit ohne Bewegung, als ob sie sich anstrengten, irgend Etwas in der Erinnerung aufzufrischen. Ich bemerkte dies Alles; denn es fehlt mir nicht an Scharfsinn und an der Fähigkeit, Beobachtungen anzustellen. Ich bin überhaupt nicht dumm: es kommen mir dann und wann manche eigenthümliche Gedanken in den Sinn — nicht ganz gewöhnliche. Da ich aber ein überflüssiger Mensch bin, und vor meinem Innern ein Schlößchen hängt, so wird mir bange, meine Gedanken auszusprechen, um so mehr, da ich im Voraus weiß, daß ich dieselben sehr schlecht ausdrücken würde. Manchmal erscheint es mir sogar seltsam, daß Menschen überhaupt reden, und so einfach, so frei . . . Welche Gewandtheit! — denke ich mir dann. Das heißt, um die Wahrheit zu sagen, auch mit mir ereignete es sich oftmals, daß trotz des Schlößchens meine Zunge den Kitzel bekam. Aber in Wirklichkeit brachte ich nur in meiner Jugend Worte hervor; dafür gelang es mir jedoch in den reiferen Jahren immer, mich zu bezähmen. Ich pflegte mir im Falle der Versuchung halblaut vorzusagen: »Nun, wir wollen lieber ein wenig schweigen« — und ich beruhigte mich alsdann — Zum Schweigen haben wir Alle Lust.

Besonders zeichnen sich hierin unsere Frauen aus: manches hohe russische Fräulein schweigt oft mit solcher Energie, daß dabei sogar ein geübterer Mensch in leichtes Fieber und kalten Schweiß gerathen kann. Doch — es handelt sich hier um etwas Anderes, und ich bin am allerwenigsten berufen, Andere zu kritisiren. — Ich schreite zur versprochenen Erzählung. Vor einigen Jahren ereignete es sich durch ein Zusammentreffen von an sich zwar unbedeutenden, für mich aber verhängnißvollen Umständen, daß ich etwa sechs Monate in der Kreisstadt O . . . zubringen mußte.

Diese Stadt ist sehr unbequem an einem Abhange gelegen und zählt etwa achthundert Einwohner. Die Armuth ist hier zu Hause, alle Häuschen sehen bis zur Unbeschreiblichkeit elend aus. Auf der Hauptstraße lagen an manchen Stellen, als wollten sie Einem an ein Pflaster glauben machen, weibliche, häßliche Platten von unbehauenem Kalkstein — ein Grund, weshalb Lastwagen dieselbe gewöhnlich vermieden. Grade in der Mitte eines zum Erstaunen schmutzigen freien Platzes erhebt sich ein kleines, gelblich angestrichener Bau mit dunkeln Löchern, und in diesen Löchern sitzen Menschen in großen Mützen und machen eine Miene, als ob sie sich mit Handelsgeschäften abgaben. Auf demselben Platze ist eine ungewöhnlich hohe, bunte Stange aufgepflanzt; neben der Stange ist, der Ordnung halber, auf Befehl der Behörde ein Wagen mit fahlem Heu angefahren, und dabei schreitet ein der Krone angehöriges Huhn umher. Mit einem Worte, in der Stadt O . . . ist der Aufenthalt ergötzlich. In den ersten Tagen fürchtete ich vor Langeweile um den Verstand zu kommen. Ich muß gestehen, daß, wenn ich auch ein überflüssiger Mensch bin, ich nichtsdestoweniger alles Krankhafte nicht auszustehen vermag . . . Ich hatte ja auch dem Glücke nicht abgeschworen, und habe mich bemüht, es von rechts und von links anzupacken — und deshalb ist es wohl nicht zu verwundern, daß auch ich mich langweilen kann, wie andere Sterbliche. — Ich hielt mich in O ., . in Dienstangelegenheiten auf . . .

Aber Terentjewna scheint sich unbedingt vorgenommen zu haben, mich zu Tode zu quälen. Hier eine Probe unserer Unterhaltung.

Terentjewna. — Ei, ei, mein Väterchen! Was schreiben Sie denn da in einem fort? Es ist nicht gesund, gar nicht gesund für Sie zu schreiben.

Ich. — Aber ich vergehe vor Langeweile Terentjewna!

Sie. — Nehmen Sie nur etwas Thee zu sich, und gehen Sie dann zu Bett! Sie werden mit Gottes Hilfe schwitzen und dabei ein wenig schlafen.

Ich. — Ich will nicht schlafen.

Sie. — Aber Väterchen, wo denken Sie denn hin? Gott sei mit Ihnen! Gehen Sie zu Bett, gehen Sie ja nur schlafen: es ist für Sie besser.

Ich. — Ich werde ja ohnedies sterben, Terentjewna!

Sie. — Der Himmel soll uns behüten und bewahren! . . . Nun! Befehlen Sie den Thee aufzutragen?

Ich. — Ich halte kaum noch eine Woche aus, Terentjewna!

Sie. — Ei, ei, Väterchen! Was schwatzen Sie da? . . . Also ich werde den Samowar aufsetzen . . .

O Du hinfälliges, gelbes, zahnloses Geschöpf! Bin ich auch für Dich schon kein Mensch mehr!

24. März. — Heftiger Frost.

Schon am ersten Tage meiner Ankunft in O . . . nöthigten mich die oben angedeuteten Dienstangelegenheiten, einen gewissen Herrn Oschogin, Kirillo Matweijewitsch, einen der ansehnlichsten Beamten des Kreises, aufzusuchen. Seine Bekanntschaft machte ich, oder, wie man sich auszudrücken beliebt, in intimere Beziehung zu ihm trat ich jedoch erst zwei Wochen später. Sein Haus lag auf der Hauptstraße und zeichnete sich vor allen andern durch seine Größe, das gefärbte Dach und durch zwei Löwen am Thore aus — von derjenigen Art von Löwen, die eine ungewöhnliche Aehnlichkeit mit den mißgestalteten Hundefiguren der Moskauer Gegend haben. Schon diese Löwen ließen mich vermuthen, daß Oschogin nicht unbemittelt sei. Und in der That besaß er auch gegen 400 Bauern. Er pflegte bei sich die gewählteste Gesellschaft der Stadt O . . . zu empfangen, und galt für einen gastfreundlichen Mann. So besuchte ihn der Polizeidirektor des Kreises, der in einem breiten rostfarbenen Zweigespann vorzufahren pflegte — ein ungewöhnlich massiver Mann, wie ans veraltetem Material gebaut. Ferner waren dort gewöhnliche Gäste der Kreisanwalt, ein gelbliches bösartiges Geschöpf; der Feldmesser, ein Mischling von deutscher Abstammung, mit tatarischem Gesicht; ein Offizier aus dem Ressort für Wegebauten, eine zarte Seele, Sänger und gleichzeitig Intriguant; ein emeritirter Kreis-Adelsmarschall, ein Herr mit gefärbtem Haar, plissirtem Chemisett und fest anliegenden Beinkleidern, der jene Art von Würde zur Schau trug, in welche sich Leute einzuhüllen pflegen, die einmal mit dem Kriminalgericht zu thun gehabt haben. Eis verkehrten bei Oschogin schließlich noch zwei Gutsbesitzer, unzertrennliche Freunde — beide nicht mehr jung, ja sogar schon abgelebt — von welchen der Jüngere dem Aelteren beständig den Mund verstopfte, indem er ihm vorwarf: »Aber entschuldigen Sie, Sergei Sergeitsch, wo wollen Sie denn hin?« Sie schreiben ja »Pfropfen« mit »B.« Ja, meine Herren, fuhr er gewöhnlich, sich an die Anwesenden wendend, mit der vollen Ueberzeugung von seinem guten Rechte fort. »Sergei Sergeitsch schreibt nicht Pfropfen«, sondern »Bfropfen«. Und alle Anwesenden

lachten bei diesem Spaße, obwohl sich aller Wahrscheinlichkeit nach kein Einziger unter ihnen in der Rechtschreibkunst auszeichnete. Der arme Sergei Sergeitsch Pflegle dann zu verstummen, und mit einem anmuthiges Lächeln den Kopf hängen zu lassen. — Aber ich vergesse, daß meine Zeit knapp zugemessen ist und lasse mich zu viel in detaillierte Schilderungen ein. Somit also — ohne weitere Abschweifungen, Oschogin war verheirathet, er besaß eine Tochter, Elisaweta Kirillowna, und in diese Tochter verliebte ich mich.

Oschogin selbst war ein Mann von gewöhnlichem Schlage — weder besondere schlecht, noch besonders gut. Seine Frau hatte das Aussehen eines gealterten Küchleins. Dafür aber hatte die Tochter mit den Eltern Nichts gemein. Sie war hübsch und trotz ihrer Lebhaftigkeit von sanfter Natur. Ihre hellgrauen Augen schauten gutmüthig und grade aus den kindlich aufgeschlagenen Lidern hervor. Sie pflegte fast immer zu lächeln und ließ auch oft laut lachend den angenehmen Klang ihrer Stimme hören. Dabei bewegte sie sich frei, rasch — und erröthete anmuthig.

Ihr Anzug war nicht besonders elegant; einfache Kleider standen ihr besonders gut. — Ich knüpfte niemals leicht Bekanntschaft an, und wenn ich mich Jemand gegenüber gleich vom ersten Male ab leicht und wohl fühlte — was sich übrigens fast nie ereignete — so hatte die neue Bekanntschaft einen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht. In Gesellschaft von Damen konnte ich mich überdies gar nicht benehmen und pflegte in ihrer Gegenwart entweder mürrisch zu werden und ein grimmiges Aussehen anzunehmen, oder aber in der allerdümmsten Weise die Zähne zu zeigen und aus Verlegenheit die Zunge im Mund hin und her zu bewegen. Bei Elisaweta Kirillowna dagegen fühlte ich mich vom ersten Augenblicke an heimisch. Unser erstes Zusammentreffen fand in folgender Weise statt. Ich komme an einem Vormittage zu Oschogin und frage: »zu Hause?« man antwortete: »zu Hause! Ist mit seiner Toilette beschäftigt. Werden gebeten in den Saal einzutreten.« Ich trete in den Saal, sehe mich um — da steht am Fenster, mir den Rücken zuwendend, ein Mädchen in einem heilen Kleide und hält in der Hand einen Käfig. Ich empfand, wie gewöhnlich, eine Bangigkeit. Indessen, ich faßte mich und kündigte mich aus Höflichkeit durch ein leises Husten an. Das Mädchen wendet sich rasch um, so rasch, daß die Locken ihr grade auf das Gesicht schlagen — erblickt mich, macht eine Verbeugung

und weist lächelnd auf ein Kästchen, das bis zur Hälfte mit Körnern angefüllt war. »Sie erlauben?« — Wie üblich in solchen Fällen beugte ich den Kopf, bog gleichzeitig rasch das Knie nach vorwärts und zog es wieder zurück (als wenn mich Jemand in die Kniekehle gestoßen hätte) — was, wie bekannt als Zeichen einer guten Erziehung und angenehmen Ungezwungenheit im Benehmen gilt; — dann lächelte ich, hob die Hand und machte zweimal mit ihr eine zarte vorsichtige Bewegung in der Luft. Das Mädchen wendete sich bald von mit ab, zog aus dem Käfig ein Brettchen hervor und sagte plötzlich, ihre Stellung nicht verändernd: »Dieser Blutfink gehört Papa . . . Haben Sie diese Thierchen auch gern?« — »Ich ziehe den Zeisig vor« — antwortete ich, nicht ohne eine gewisse Ueberwindung. — »Ah! So! . . . Ich liebe auch die Zeisige. Aber sehen Sie ihn mit an — wie schön ist er doch! Sehen Sie nur — er schreckt nicht zurück.« (Es wunderte mich, daß ich selbst nicht zurückschreckte.) »Treten Sie doch näher! Er heißt Popka.« Ich trat hinzu und beugte mich gegen den Käfig hin. »Nicht wahr, ein liebliches Ding?« Mit diesen Worten wendete sie mir ihr Gesicht zu und wir standen so nahe nebeneinander, daß sie ihren Kopf ein wenig zurückwenden mußte, um mich mit ihren hellen Aeuglein anzusehen. Ich betrachtete sie: ihr junges rosiges Gesicht lächelte mit einer solchen Freundlichkeit, daß auch ich lächelte und vor Freude schier laut auslachte. Da öffnete sich die Thür: Herr Oschogin trat ein. Ich ging auf ihn zu, sprach ihn ungezwungen an, blieb — ich weiß selbst nicht wie das geschah, zu Mittag zurück, verbrachte dort endlich den ganzen Abend — und am andern Tage beim Abnehmen des Ueberrockes, begrüßte mich der Diener Oschogins, ein langer und halbblinder Kerl, wie einen Freund des Hauses.

Eine Stätte zu finden, mir wenigstens für kurze Zeit ein Nest zu bauen, die Freuden der alltäglichen Beziehungen und Gewohnheiten zu erkennen: dieses Glück war mir — einem Ueberflüssigen, aller Familienliebe baren Mann — bisher nicht zu Theil geworden. Wenn ich mich auch nur annähernd mit einer Blume vergleichen dürfte, und wenn dieser Vergleich nicht gar so trivial wäre, so hätte ich mich entschlossen zu sagen, daß ich von diesen Tage an seelisch aufblühte. Alles in mir und nun mich herum sah auf einmal so verändert aus! Mein ganzes Leben leuchtete in Liebe auf — ja, mein ganzes Leben, bis auf die kleinsten Kleinigkeiten, gleich einem einsamen, dunkeln

Zimmer, in welches man ein Licht hineingetragen hat. Ich legte mich zu Bett und stand auf, kleidete mich an, frühstückte, rauchte meine Pfeife — ganz anders wie früher; ich hüpfte sogar im Gange, wahrlich ich that so, als ob meinem Rücken Flügel angewachsen wären. Soviel ich mich erinnern kann, verblieb ich inbetreff des Gefühles, welches Elisaweta Kirillowna in mir wachgerufen hatte, keinen Augenblick im Unklaren. Ich verliebte mich leidenschaftlich in sie vom ersten Tage an und wußte vom ersten Tage an, daß ich verliebt sei. In den nächsten drei Wochen sah ich sie täglich. Diese drei Wochen sind die glücklichsten in meinem Leben gewesen, jedoch ist mir die Erinnerung an sie peinlich. Ich bin nicht imstande, allein an sie zu denken: unwillkürlich tritt vor meine Augen auch das, was ihnen gefolgt, und eine gallige Bitterkeit umlagert mein Herz, das kaum einmal Zeit gehabt hatte aufzugehen und zu erweichen.

Wenn ein Mensch sich wohl fühlt, so arbeitet sein Gehirn, wie bekannt, sehr wenig. Ein ruhiges und freudiges Gefühl, das Gefühl der Befriedigung, durchdringt sein ganzen Wesen; er ist von ihm ganz eingenommen. Das Bewußtsein der Individualität schwindet bei ihm; er ergiebt sich — wie schlecht erzogene Dichter sich ausdrücken — der Glückseligkeit. Ist aber endlich dieser »Zauber« vorüber, so fühlt er sich oftmals gekränkt; er bedauert, daß er sich inmitten des Glückes so wenig beobachtet, daß er durch Nachsinnen, durch Erinnerung seine Glückseligkeit nicht verdoppelte, nicht verlängerte . . . als ob ein »in Glückseligkeit« schweigender Mensch dazu Zeit hätte, und als ob es der Mühe werth wäre, über seine Gefühle nachzusinnen! Ein glücklicher Mensch ist gleich einer Fliege in der Sonne. Deshalb ist es mir auch, wenn ich über diese drei Wochen nachdenke, fast unmöglich, einen genauen, bestimmten Eindruck in mir wach zu rufen, um so mehr, da während dieser Zeit zwischen uns nichts besonders Bemerkenswerthes vorgefallen ist . . . Diese zwanzig Tage sind für mich eine Heimath von Wärme, von Jugend und Duft, sie erscheinen wie ein heller Streifen auf meinem düstern und grauen Lebenspfade . . . Unerbitterlich klar und deutlich wird auf einmal mein Gedächtniß von dem Augenblicke ab, da über mich — um die Worte desselben schlechterzogenen Poeten zu gebrauchen — die Schläge des Schicksals hereinbrachen.

Ja, diese drei Wochen . . . Uebrigens, ich könnte nicht sagen, daß sie in mir keine Gestalt zurückgelassen haben. Manchmal, wenn es mir

geschieht, daß ich lange über diese Zeit nachdenke, schwebt diese und jene Erinnerung aus dem Dunkel der Vergangenheit hervor, grade so wie die Sterne am Abendhimmel unerwartet dem aufmerksam auf denselben gerichteten Auge entgegenblitzen. Besonders blieb mir ein Spaziergang in einem Haine außerhalb der Stadt im Gedächtnis. Es waren unser vier Personen; Frau Oschogin, Lisa, ich und ein gewisser Bismenkoff, ein untergeordneter Beamter der Stadt O . . ., ein blondhaariges, gutmüthiges und bescheidenes Geschöpf. Oschogin selbst blieb zu Hause zurück. Er hatte durch anhaltenden Schlaf Kopfschmerzen bekommen. — Es war ein herrlicher Tag, warm und still. Ich muß bemerken, daß ein Besuchen von Vergnügungsgärten und öffentlichen Anlagen nicht im Charakter der Russen liegt. In den sogenannten öffentlichen Gärten der Gouvernementsstädte werden Sie zu keiner Jahreszeit eine lebendige Seele antreffen, wenn nicht etwa ein altes Mütterchen, das sich auf eine grüne, von der Sonne durchglühte Bank in der Nähe eines großen Baumes ächzend niedergelassen — und das nur in dem Falle, wenn sich ihr in der Umgebung, vor der Thür irgend eines Hauses, kein abgesessenes Bänkchen zeigen wollte. Wenn aber in naher Entfernung von der Stadt ein armseliger Birkenhain vorhanden ist, so fahren Leute vorn Kaufmannsstande, manchmal auch Beamte gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen mit Samowar, Kuchen und Melonen hinaus, pflanzen diesen Segen von Delicatessen dicht am Spazierwege auf dem staubigen Grase aus und setzen sich herum, zu essen und im Schweiße ihren Angesichtes Thee zu trinken — bis tief in den Abend hinein. Grade solch ein Hain existirte damals zwei Weist von O . . . entfernt. Wir kamen dort des Nachmittags an, nahmen, wie üblich, unseren Thee ein und machten uns dann alle vier auf, um im Haine ein wenig umherzuschlendern. Bismenkoff reichte seinen Arm Frau Oschogin, ich bot den meinigen Lisa an. Der Tag neigte sich schon seinem Ende zu. Ich befand mich damals in der größten Gluth der ersten Liebe (es waren kaum zwei Wochen seit unserer Bekanntschaft verstrichen), in jenem Zustande der leidenschaftlichen und fürsorgenden Anbetung, in welchem unsere ganze Seele unschuldig und unwillkürlich jede Bewegung des geliebten Wesens verfolgt, in welchem man von der Gegenwart derselben nicht satt wird, sich an dessen Stimme nicht satt hören kann — wo man lächelt und wie ein genesenes Kind aussieht, während ein einigermaßen

erfahrener Mensch in einer Entfernung von hundert Schritten schon beim ersten Anblicke erkennen muß, was in solchen Seelen vorgeht. Bis zu diesem Tage hatte sich mir die Gelegenheit noch nicht geboten, Lisa am Arme zu halten. Wir schritten langsam nebeneinander über das grüne Gras dahin. Ein leiser Wind spielte um uns herum in den weißen Birkenästen und warf mir von Zeit zu Zeit das flatternde Band, das ihren Hut umwand, ins Gesicht. Ich verfolgte unaufhörlich ihren Blick, bis sie jedesmal munter nach mir aufschaute; und wir lächelten dann Eines dem Andern zu. Die Vögel zwitscherten über uns, der blaue Himmel schien anmuthig durch das dünne Laub. Der Kopf schwindelte mir vom Uebermaß der Wonne. Ich beeile mich zu bemerken — Lisa war nicht im Geringsten in mich verliebt. Ich gefiel ihr; sie war überhaupt nicht menschenscheu, aber nicht mir war es beschieden, ihre kindliche Ruhe aufzustören. — Sie schritt an meiner Seite wie neben einem Bruder hin. Sie war damals siebzehn Jahre alt . . . Und dennoch schon an diesem Abende und in meiner Gegenwart sollte sich in ihr jene geheime stille Wandelung vollziehen, welche den Uebergang vom Mädchen zum Weibe bedeutet. Ich war Zeuge dieser Umwandelung ihres ganzen Wesens, dieser unschuldigen Befangenheit, dieser fieberhaften Nachdenklichkeit, ich war der Erste, der diese plötzliche Weichheit des Blickes, diese klingende Unsicherheit der Stimme auffing — und, o ich dummer Mensch! o ich überflüssiger Mensch! — während einer vollen Woche schämte ich mich nicht zu vermuthen, daß ich, ich allein die Ursache dieser Veränderung sei.

Es geschah folgendermaßen.

Wir spazierten ziemlich lange, die spät in den Abend hinein und sprachen wenig. Ich schwieg wie alle unerfahrenen Liebhaber, und sie hatte mir wahrscheinlich Nichts zu sagen. Aber sie schien über Etwas nachzudenken und schüttelte auf ganz besondere Weise den Kopf, indem sie, in Gedanken vertieft, an einem abgerissenen Blatt kaute. Manchmal schickte sie sich mit einer wunderlichen Entschlossenheit an vorauszugehen — und dann wieder hielt sie plötzlich inne, wartete auf mich und sah sich mit großen Augen und einem zerstreuten Lächeln rings um. Den Tag zuvor hatten wir den »Gefangenen vorn Kaukasus«[3] gelesen. Mit welcher Begierde halte sie mir zugehört, das Gesicht auf beide Hände gestützt und die Brust an den Tisch gepreßt! Ich erwähnte unserer gestrigen Lektüre: sie erröthete, fragte, ab ich

vor unserer Abfahrt dem Vogel Leinsamen gegeben habe, stimmte laut ein Lied an, und verstummte dann plötzlich wieder. Der Hain endigte auf der einen Seite an einem ziemlich hohen und steilen Abhange; unten strömte ein kleiner gewundener Bach, und dahinter dehnten sich, bald wellenförmig hervorragend, bald wie eine Tischdecke in die Fläche ausgebreitet, unendlich weite Wiesen auf unübersehbare Strecken hin, hie und da von Erdklüften durchfurcht. Lisa und ich gelangten zuerst an das Ende des Haines; Bismenkoff war mit der Mutter zurückgeblieben. Wir traten aus den Bäumen, hielten an und mußten beide unwillkürlich einen Augenblick die Augen schließen: grade uns gegenüber, inmitten des durchglühten Nebels, ging groß die purpurfarbene Sonne unter. Die Hälfte des Himmels gerieth allmählich in Brand und färbte sich gluthroth. Die feurigen Strahlen breiteten sich über die Wiesen hin, einen purpurnen Abglanz sogar auf die Schattenseiten der Erdklüfte werfend — sie legten sich wie feuriges Blei über das Bächlein, an den Stellen, wo es sich unter die herabhängenden Gebüsche nicht verbergen konnte, ja es schien, als ob die Strahlen sich an die Brust des Abhanges und des Haines anstemmten. Wir standen da wie übergossen vorn heißen Sonnenscheine. — Ich bin nicht im Stande die leidenschaftgesättigte Feierlichkeit dieses Bildes zu schildern. Man erzählt sich, ein Blinder bildete sich ein, daß ihm die rothe Farbe den Eindruck eines Trompetentones erwecken müßte. Ich weiß nicht inwiefern diese Einbildung haltbar ist, aber es lag in Wirklichkeit etwas Herausforderndes in diesen brennenden Golde der Abendluft, dem Purpurglanze des Himmels und der Erde. Ich schrie auf vor Entzücken und wandte mich sogleich an Lisa, sie schaute grade in die Sonne hinein. Ich erinnere mich noch — das Feuer der Abendröthe spiegelte sich in kleinen, funkelnden Fleckchen in ihren Augen ab. Sie war überwältigt und tief gerührt. Auf meinen Ausruf hatte sie keine Antwort; sie verhallte einige Zeit ohne Bewegung und sah zu Boden. Ich reichte ihr meine Hand; sie wandte sich ab und brach plötzlich in Thränen aus. Ich blickte sie mit einer geheimen, fast freudigen Bangigkeit an . . . Die Stimme Bismenkoffs ließ sich zwei Schritte von uns vernehmen. Lisa trocknete schnell die Thränen ab und schaute mich mit einem unentschlossenen Lächeln an. Die Alte trat aus dem Hain hervor, auf den Arm ihres blondhaarigen Begleiters gelehnt. Beide bewunderten auch ihrerseits das schöne Gemälde. Die Alte

befragte Lisa über Etwas und — ich erinnere mich noch — ich erzitterte unwillkürlich, als auf diese Frage die gebrochene Stimme ihrer Tochter gleich einem gesprungenen Glase ertönte. Unterdessen war die Sonne untergegangen, die Abendröte begann zu erlöschen. Wir machten uns auf den Rückweg. Ich reichte wiederum Lisa meinen Arm. Im Hain war es noch hell, und ich konnte deutlich ihre Züge unterscheiden Sie war betäubt und hielt die Augen gesenkt. Die Röthe, die sich über ihr Gesicht ergossen, verschwand nicht: es schien als ob sie noch immer inmitten der Strahlen der untergehenden Sonne stünde . . . Ihre Hand berührte kaum meinen Arm. Ich konnte lange keinen Laut hervorbringen: so stark schlug mein Herz. Durch die Bäume zeigte sich in der Ferne ein Wagen. Der Kutscher fuhr langsam über den lockeren Sand uns entgegen.

— Lisaweta Kirillowna — sagte ich endlich, warum haben Sie geweint?

— Ich weiß nicht — antwortete sie nach einer kleinen Pause und sah mich mit ihren sanften, noch feuchten Augen an. Ihr Blick schien mir verändert — sie schwieg wieder.

— Wie ich sehe, lieben Sie die Natur — fuhr ich fort. Es war gar nicht das, was ich sagen wollte, und auch diese Phrase vermochte meine Zunge kaum zu Ende zu stammeln. Sie nickte mit dem Kopfe. Ich konnte weiter kein Wort hervorbringen . . . ich erwartete Etwas . . . kein Gefängniß — o nein! Ich erwartete einen vertrauensvollen Blick, eine Frage . . . — Lisa aber sah zur Erde und schwieg. Ich wiederholte nochmals halblaut: »warum?« bekam aber keine Antwort Es wurde ihr — ich sah es — fast unheimlich, sie sah fast wie beschämt aus.

Eine Viertelstunde später saßen wir im Wagen und näherten uns der Stadt. Die Pferde liefen fortgesetzt im Trabe; wir jagten vorwärts, inmitten der immer dunkler werdenden feuchten Luft. Ich wurde auf einmal gesprächig und wendete mich unaufhörlich bald an Bismenkoff, bald an Frau Oschogin — ich sah nicht auf Lisa, doch konnte es mir nicht entgehen, daß aus der Ecke des Wagens ihr Blick mehr als einmal auf mir ruhen blieb. Zu Hause wurde sie lebhafter, schlug aber mein Anerbieten, mit ihr zu lesen, aus und begab sich bald zur Ruhe. Ein innerer Vorgang, und zwar derjenige, von welchem ich früher sprach, hatte sich bei ihr vollzogen: sie hörte auf,

Kind zu sein und fing an . . . gleich mir . . . Etwas abzuwarten. Lange wartete sie nicht.

Ich aber lehrte an diesem Abends in einer vollkommenen Bezauberung nach Hause zurück. Ein dunkles Gefühl — bald Ahnung, bald Verdacht —, das in mir früher aufgemacht war, jetzt war es verschwunden: die plötzliche Gezwungenheit in dem Benehmen Lisas gegen mich schrieb ich ihrer jungfräulichen Schamhaftigkeit, ihrer Schüchternheit zu . . . hatte ich denn nicht schon tausendmal in vielen Schriften gelesen, wie das erste Erscheinen der Liebe ein Mädchen verwirrt und einschüchtert? Ich fühlte mich überaus glücklich und stellte bereits im Kopfe verschiedene Pläne auf . . . Hätte mir damals Jemand in's Ohr gesagt: »Du täuschest Dich, mein Werthester! Dir steht etwas ganz Anderes bevor, mein Theuerster! Dir steht bevor, einsam zu sterben, in einem erbärmlichen Häuschen, unter dem unerträglichen Murren eines alten Weibes, welches kaum Deinen Tod abwarten kann, um nachher für einen Spottpreis Deine Stiefel zu verkaufen« . . .

Ja, unwillkürlich sieht man sich veranlaßt, mit einem russischen Philosophen zu sagen: »Wie soll man das wissen, was nicht zu wissen ist?« — Bis morgen.

25. März. — Ein weißer Wintertag.

Ich habe nachgelesen, was ich gestern aufgeschrieben, und war schon auf dem Punkte, das ganze Heft in Stücke zu zerreißen. Es kam wir vor, als ob ich zu ausführlich und zu sentimental erzähle. Doch, da meine Erinnerungen aus jener Zeit nichts Erfreuliches darbieten — außer der eigenthümlichen Wonne, welche Lermontow mit den Worten bezeichnete, daß es »ein erlabender Schmerz sei, die Narben von veralteten Wunden zu reizen« — warum sollte ich mir diesen unschuldigen Zeitvertreib nicht gönnen? Aber man soll sich auch nicht vergessen. Ich will daher ohne Sentimentalität fortfahren.

Im Laufe der Woche, nach dem Spaziergange außerhalb der Stadt, besserte sich meine Lage nicht im geringsten, obwohl die Veränderung an Lisa mit jedem Tage mehr zum Vorschein kam. Wie gesagt, ich deutete diese Veränderung in einer für mich vollkommen günstigen Weise . . . Das Unglück der Verlassenen und Schüchternen — aus Eigenliebe Schüchternen — besteht eben darin, daß sie, Augen besitzend und sogar nach allen Seiten umschauend, dennoch Nichts, oder Alles in falschem Lichte sehen, wie durch eine farbige Brille. Es sind eben ihre eigenen Gedanken und Beobachtungen die sie hieran auf jedem Schritte verhindern. Am Anfange unserer Bekanntschaft benahm sich Lisa mir gegenüber vertraulich und ungenirt wie ein Kind; es ist sogar möglich, daß ihre Neigung zu mit etwas mehr als einfache, kindliche Zuneigung war. . . Nachdem aber in ihr jener seltsame, fast plötzliche Vorgang erfolgt war, fühlte sie sich nach einem kurzen Schwanken in meiner Gegenwart beängstigt; unwillkürlich wendete sie sich von mir ab und verfiel dabei in Schwermuth und Nachdenken . . . Sie wartete ab . . . aber was? Das wußte sie selbst nicht . . . und ich . . . wie schon gesagt, ich freute mich dieser Veränderung . . . Ich war Wie betäubt vor Entzücken. Uebrigens, ich will zugeben, daß auch ein Anderer an meiner Stelle sich täuschen konnte. Wer ist denn frei von Eigenliebe? — Es ist i wohl überflüssig, zu sagen, daß mir Alles erst später klar wurde, als ich genöthigt war, meine beschnittenen und schon ohnedies nicht kräftigen Flügel sinken zu lassen.

Das Mißverständnis, welches zwischen mir und Lisa entstanden war, dauerte eine ganze Woche — und das ist doch am Ende gar nicht etwas so Außergewöhnliches: ich bin schon Augenzeuge von Mißverständnissen gewesen, die sich Jahre hindurch fortsetzten. Und wer hat denn je gesagt, daß nur die Wahrheit allein reell sei? Die Lüge ist eben so lebenskräftig wie die Wahrheit, wenn nicht noch mehr. Ich denke daran, wie im Laufe jener Woche, dann und wann in meinem Innern sich Etwas wie ein Wurm regte . . . aber unser Einer, ein verlassener Mensch — ich muß es wiederum bemerken — ist ebenso unfähig zu begreifen, was in ihm vorgeht, wie er es in Betreff Desjenigen ist, was vor seinen Augen geschieht. Und zu alledem: ist etwa die Liebe ein natürliches Gefühl? Ist es denn dem Menschen angeboren, zu lieben? Dir Liebe ist — eine Krankheit; und für eine Krankheit ist kein Gesetz geschrieben. Ich gestehe, mein Herz schnürte sich manchmal schmerzvoll zusammen; in meinem Innern ging ja aber so wie so Alles drunter und drüber. Wie soll man in einem solchen Zustande beurtheilen was Recht und was Unrecht ist, welchen Grund, weiche Bedeutung jede Empfindung für sich habe?

Aber, wie dem auch sei, alle diese Mißverständnisse, Vorgefühle und Hoffnungen klärten sich in folgender Weise auf.

Eines Tages — es war am Morgen, ungefähr gegen Mittag — hatte ich kaum das Vorzimmer bei Oschogins betreten, als sich eine unbekannte volltönende Stimme aus dem Saale vernehmen ließ. Die Thür that sich auf, und auf der Schwelle erschien in Begleitung des Hausherrn ein kräftiger, schlanker Mann, im Alter von etwa fünfundzwanzig Jahren. Er warf sich einen Militärmantel, der auf einer Bank gelegen hatte, um, verabschiedete sich liebenswürdig von Kirillo Matweijewitsch, legte an mir vorübergehend nachlässig die Finger an die Mütze — und verschwand sporenklirrend.

— Wer ist dass — fragte ich Oschogin.

— Fürst N . . . — antwortete er nachdenklich — ans Petersburg hierher gesandt — zur Rekrutenaushebung. — Aber — fuhr er ärgerlich fort — wo sind denn die Leute? Niemand ist da, der ihm den Mantel hätte reichen können.

Wir traten in den Saal ein.

— Ist er schon lange hier? — fragte ich.

— Seit gestern Abend, wie ich höre. Ich habe ihm ein Zimmer angeboten, aber er hat es ausgeschlagen. Sonst scheint er mir ein recht netter Mann zu sein.

— Er hat sich lange bei Ihnen aufgehalten?

— Etwa eine Stunde. Er bat mich, ihn Olimpiada Nikitischna vorzustellen.

— Und Sie haben ihn vorgestellt?

— Freilich.

— Und Lisaweta Kirillowna hat er . . .

— Er hat auch sie kennen gelernt — ja wohl.

Ich schwieg ein wenig.

— Wird er längere Zelt hier bleiben?

— Ja wohl! Ich glaube, er wird zwei Wochen oder langer hier zu verweilen gezwungen sein.

Und Kirillo Matweijewitsch lief weg, sich umzukleiden. Ich ging einige Male im Saale auf und ab. Ich kann mich nicht erinnern, ob die Ankunft des Fürsten N . . . schon damals einen besonderen Eindruck auf mich gemacht hatte, mit Ausnahme des entgegenstrebenden Gefühles, welches uns beim Erscheinen einer neuen Person in unserer nächsten Umgebung gewöhnlich beschleicht. Vielleicht gesellte sich zu diesem Gefühle noch eine Art von Neid — seitens eines schüchternen und dunkeln Moskauers gegen den glänzenden Petersburger Officier. »Der Fürst,« so dachte ich, »ist ein Petersburger Großmogul, er wird auf uns von oben herabblicken« . . . Ich sah ihn nur einen Augenblick, doch hatte ich Zeit genug, zu bemerken, daß er hübsch, gewandt und in seinem Auftreten ungezwungen war. — Nachdem ich einige Zeit im Saale herumspaziert war, blieb ich endlich vor dem Spiegel stehen, zog einen Kamm aus der Tasche, verlieh meinem Haar eine Art malerischer Nachlässigkeit und, wie es wohl oft geschehen mag — ich vertiefte mich plötzlich in die Betrachtung meines eigenen Gesichtes. Ich erinnere mich, daß meine Aufmerksamkeit besondere aus die Nase gerichtet war; die weichlichen und unentschiedenen Conturen dieses Gliedes verursachten mir sein besonderes Vergnügen — Da auf einmal öffnete sich in der dunkeln Tiefe des geneigten Spiegels, der fast das ganze Zimmer reflektirte, die Thür, und die schlanke Gestalt Lisas kam zum Vorschein. Ich weiß nicht mehr, wie es geschah, daß ich mich nicht

rührte und im Gesicht den früheren Ausdruck beibehielt. Lisa streckte den Kopf vor, sah mich aufmerksam an und angespannt lauschend, die Lippen zusammengepreßt, zog sie sich mit verhaltenem Athem, wie ein Mensch, der froh ist, nicht bemerkt worden zu sein, langsam zurück. Als sie die Thür sacht hinter sich anzulehnen suchte, brachte dieselbe ein schwaches Knarren hervor. Lisa fuhr zusammen und blieb wie erstarrt stehen . . . Ich rührte mich immer noch nicht . . . Sie faßte von Neuem an die Thürklinke und verschwand. Es war nicht mehr zu zweifeln: der Ausdruck in Lisas Gesicht, in dem Augenblicke als sie mich gewahr wurde, — dieser Ausdruck, in welchem sonst Nichts zu lesen war, als der Wunsch, unbemerkt zu verschwinden und einem unangenehmen Zusammentreffen aus dem Wege zu gehen, — ein flüchtiger Wiederschein des Wohlbehagens, den ich in ihren Augen las, als sie glaubte, daß es ihr wirklich gelungen sei, ungesehen zu entschlüpfen — dies Alles sagte mir nur zu deutlich: dieses Mädchen liebt dich nicht. Lange, lange war ich nicht im Stande, im Spiegel meinen Blick von der unbeweglichen, stummen Thür abzuwenden. Es war, als wollte ich meiner eigenen Figur zulächeln — ich ließ den Kopf sinken, begab mich nach Hause und warf mich auf das Sopha. Es war mir ungewöhnlich schwer zu Muthe, so schwer, daß ich nicht weinen konnte — und worüber sollte ich denn weinen? . . . »Ist es denn möglich?« — wiederholte ich unaufhörlich auf dem Rücken wie ein Gestorbener liegend und die Hände über die Brust zusammengefaltet — »ist es denn möglich?« . . . Wie gefällt Ihnen dieses: »ist es denn möglich!« . . .

26. März. — Thauwetter.

Als ich am darauffolgenden Tage nach längerem Zögern und beklommenen Herzens in das Empfangszimmer Oschogin's eintrat, war ich nicht mehr derselbe Mensch, den s sie an mir drei Wochen hintereinander gekannt hatten. Alle meine früheren Eigenheiten, denen ich mich unter dem Einflusse des neuen Gefühles allmählich zu entwöhnen begonnen hatte, kehrten plötzlich wieder und nahmen Besitz von mir, wie ein Herr, der in sein Haus zurückkommt. Solche Menschen, wie ich, richten sich gewöhnlich nicht so sehr nach positiven Thatsachen, als nach subjektiven Eindrücken; ich, der ich erst gestern von »der Freude einer gegenseitigen Liebe« geschwärmt, zweifelte heute schon nicht mehr im Geringsten an meinem »Unglück« und verfiel in eine entschiedene Verzweiflung, obgleich ich selbst nicht im Stande war, einen vernünftigen Grund zur Erklärung meiner Verzweiflung zu finden. Auf den Fürsten N . . . konnte ich ja nicht eifersüchtig sein, und wie hoch man auch seine Eigenschaften anschlagen mochte — sein Erscheinen genügte für sich allein noch nicht, um auf einmal das Wohlwollen zu vernichten, welches mir Lisa . . . nun fürwahr! existirte denn in Wirklichkeit dieses Wohlwollen? Ich durchmusterte die Vergangenheit »Aber der Spaziergang im Walde?« wendete ich mir selbst ein. »Jedoch der Ausdruck ihres Gesichtes im Spiegel?« — »Indeß«, fuhr ich fort, »der Spaziergang im Walde, scheint mir . . . O pfui! o du mein lieber Gott, was bin ich doch für ein nichtswürdiges Wesen!« rief ich endlich zuletzt aus. — Solche halbausgesprochenen, halbgedachten Ideen waren es eben, die tausend Mal hintereinander zurückkehrend, in meinem Kopfe herumwirbelten. Ich wiederhole es, ich trat diesmal bei Oschogins als derselbe argwöhnische, zu Verdacht geneigte, unheimliche Mensch ein, der ich seit meiner Kindheit gewesen bin . . .

Ich traf die ganze Familie im Empfangszimmer versammelt. Bismenkoff war auch da und saß im Winkel. Alle schienen gut aufgelegt zu sein; besonders Oschogin — der strahlte vor Freude und schon nach den ersten paar Worten theilte er mir mit, daß Fürst N . . . gestern den ganzen Abend bei ihnen zugebracht habe. Lisa begrüßte

mich ruhig und gelassen. »Nun«, sagte ich zu mir selbst, »nun verstehe ich schon, weshalb ihr so guter Laune seid.« Ich will nicht verhehlen, daß mich der zweite Besuch des Fürsten befremdete. Ich war darauf nicht vorbereitet. Ueberhaupt pflegt ein Mann von unserem Schlage alles Mögliche zu erwarten: nur nicht das, was sich nach den Gesetzen des natürlichen Verlaufs der Dinge ereignen muß. Ich schmollte und nahm die Miene beleidigter Großmuth an, als wollte ich Lisa durch meine Ungnade bestrafen — woraus übrigens doch wohl folgt, daß ich immer noch nicht ganz verzweifelte. Man sagt, es sei, wenn man wirklich geliebt wird, manchmal sogar ganz nützlich, das vergötterte Geschöpf ein wenig zu quälen; in meiner Lage nahm sich dies jedoch ungewöhnlich dumm aus; Lisa würdigte mich in der allerunschuldigsten Weise keiner Beachtung. Nur Frau Oschogin bemerkte meine feierliche Schweigsamkeit und erkundigte sich sehr sorgfältig nach meiner Gesundheit. Ich antwortete, wie Sie erwarten, mit einem bitteren Lächeln, daß ich mich gottlob recht wohlfühle, daß ich vollkommen gesund sei. Oschogin fuhr fort, über seinen Gast des Breiteten zu berichten, da er jedoch gewahr wurde, daß ich ihm ungern antwortete, so wendete er sich mehr an Bismenkoff, der ihm mit großer Aufmerksamkeit zuhörte — als plötzlich des Diener eintrat und den Fürsten N . . . anmeldete. Der Hausherr sprang aus und lief ihm entgegen. Lisa, auf die ich sofort einen Adlerblick geworfen hatte, erröthete vor Freude und rückte unruhig auf dem Sessel hin und her. Der Fürst trat ein — parfümirt, munter, liebenswürdig . . .

Da ich hier keine Novelle für einen gnädigen Leser verfasse, sondern einfach zu meinem Vergnügen schreibe, so habe ich nicht nöthig, zu den üblichen Kunstgriffen der Herren Schriftsteller zuflucht zu nehmen. Ich sage daher kurzweg, ohne weiteren Aufschub, daß sich Lisa vom ersten Tage an leidenschaftlich in den Fürsten verliebte — und der Fürst verliebte sich auch in sie, theils aus Langeweile, theils aus Gewohnheit, den Frauen den Kopf zu verdrehen, aber doch auch deshalb, weil Lisa wirklich ein liebenswürdiges Geschöpf war. Daß sie sich gegenseitig lieb gewannen, darin lag grade nichts Besonderes. Er vermuthete wahrscheinlich keineswegs eine solche Perle in einer so abscheulichen Schale (ich verstehe darunter das elende, von Gott verlassene Nest O . . .), und sie hatte sich bis dahin noch Nichts von

einem auch nur annähernd so glänzenden, klugen und bezaubernden Aristokraten träumen lassen.

Nach der ersten Begrüßung stellte mich Oschogin dem Fürsten vor. Er kam mir sehr höflich entgegen. Er war überhaupt gegen Jeden höflich und verstand es, ungeachtet der unmeßbaren Entfernung die zwischen ihm und unserem dunkeln, provinziellen Zirkel lag, nicht nur Niemanden zu geniren, sondern sogar eine Miene zu machen, als ob er unseres Gleichen wäre und nur zufällig seinen Wohnsitz in St. Petersburg hätte.

Dieser erste Abend . . . O dieser erste Abend!i In der glücklichen Zeit unserer Jugend pflegen uns die Lehrer einen Zug heldenmüthiger Ausdauer eines jungen Spartaners zu erzählen und als Vorbild hinzustellen, der — als er einen Fuchs gestohlen hatte und ihn unter seinen Mantel zu verstecken genöthigt war, sich, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, sein ganzes Eingeweide von dem Fuchse verzehren ließ, und auf diese Weise den Tod der Schande vorzog . . . Ich konnte keinen passenderen Vergleich wählen, um die unzähligen Qualen zu schildern, die ich während jenes Abends, als ich zum ersten Mal den Fürsten neben Lisa sah, auszustehen hatte. Mein anhaltend erkünsteltes Lächeln, mein qualvolles Aufpassen, mein stumpfes Schweigen, das sehnsüchtige und vergebliche Verlangen, mich zurückzuziehen — dies Alles mußte sich in seiner Art wahrscheinlich ganz merkwürdig ausnehmen. In meinem Innern wühlte mehr als ein Fuchs. Eifersucht, Neid, das Gefühl meiner Nichtigkeit, ein machtloser Aerger peinigten mich. Ich verschlang den Fürsten mit den Augen; wahrlich, ich vergaß zu zwinkern, indem ich ihn immerwährend anschaute. Er unterhielt sich nicht ausnahmslos mit Lisa, sprach aber selbstverständlich nur für sie allein. Meiner war er, wie es scheint, recht bald überdrüssig geworden . . . Er war gewiß sofort darauf gekommen, daß er es in mir mit einem verstoßenen Liebhaber zu thun hatte; doch aus Mitleid mit mir und in Folge seines sicheren Bewußtseins, daß ich vollkommen ungefährlich sei, behandelte er mich ungewöhnlich zart. Sie können sieh wohl denken, wie mich das beleidigte. Im Laufe des Abends machte ich, so viel ich mich erinnern kann, einen Versuch, meinen Fehler wieder gut zu machen; ich (lachen Sie ja nicht über mich, wer Sie auch sein mögen, dem diese Zeilen vor die Augen kommen könnten — um so weniger, da dies mein letzter Wahn gewesen ist) . . . ich bildete mir plötzlich, inmitten

meiner vielseitigen Quäler, ein, ich bildete mir bei Gott plötzlich ein, daß Lisa nur die Absicht habe, mich für meine hochmüthige Kälte am Anfange meines Besuches zu strafen, daß sie mir zürne und nur aus Aerger mit dem Fürsten kokettire . . . Ich paßte einen günstigen Moment ab, und mit einem reuigen und freundlichen Lächeln auf sie zugehend, sagte ich ihr ganz leise: »Genug! — Verzeihen Sie mir . . . übrigens, es geschah nicht deshalb, weil ich fürchtete« — und plötzlich, ohne ihre Antwort abzuwarten, gab ich meinem Gesichte einen ungewöhnlich lebhaften und heiteren Ausdruck, brachte ein verzerrtes Lächeln hervor, hob meine Hand über den Kopf gegen die Zimmerdecke empor (ich wollte, wie ich mich erinnere, mein Halstuch in Ordnung bringen) — ich war sogar im Begriff, einen Knix zu machen, als ob ich sagen wollte:‚Alles ist vorbei — ich bin guter Laune, lassen Sie uns Alle guter Laune sein!« Indessen, ich unterließ den Knix, vor Furcht, zu fallen, da ich nämlich eine merkwürdige Erstarrung am Knie verspürte . . . Lisa hatte mich entschieden nicht verstanden; sie sah mir verwundert in’s Gesicht, lächelte in aller Eile, als wenn sie sich rasch losmachen wollte, und ging wiederum auf den Fürsten zu. Mochte ich noch so blind und taub sein, ich konnte jetzt nicht umhin, innerlich zu bekennen, daß sie mir gar nicht zürnte und daß sie in diesem Augenblicke gegen mich absolut Nichts hatte: sie hatte einfach an mich gar nicht gedacht. Der Schlag war ein entscheidender: meine letzten Hoffnungen stürzten mit einem Krachen zusammen, wie eine Eisscholle, die, von der Frühlingssonne durchdrungen, plötzlich in kleine Stücke auseinanderfällt. Ich war aufs Haupt geschlagen — gleich beim ersten Angriffe; gleich den Preußen vor Jena habe ich an einem Tage und auf einmal Alles verloren. Nein, sie zürnte mir nicht! . . .

Ach, grade das Gegentheil! Sie selbst — ich sah es — konnte kaum dem Wogenschlag ihres Herzens widerstehen. Gleich einem jungen Bäumchen, welches sich bereits bis zur Hälfte vom Ufer herniedergesenkt hat, hatte auch sie sich mit Gier über den Strom gebeugt — bereit, ihm auf immer das erste Sprossen ihres Frühlings und ihr ganzes Leben hinzugeben.

Wem es je einmal beschieden gewesen, Augenzeuge einer solchen selbstvergessenen Hingerissenheit zu sein, der hat gewiß, wenn er selbst liebte und sich keiner Gegenliebe erfreute, sehr bittere Momente gehabt. Ich werde sie ewig im Andenken behalten — diese

verschlingende Aufmerksamkeit, diese zärtliche Heiterkeit, diese willenlose Unschuld, diesen noch kindlichen, aber doch schon weiblichen Blick, dieses glückselige Lächeln, welches, aufbrechend wie eine Knospe, die halbgeöffneten Lippen und die gerötheten Wangen nicht verließ . . . Alles, was Lisa während unseres Spazierganges im Haine nur dunkel ahnte, das erfüllte sich jetzt; und der Liebe sich hingebend, wurde sie zugleich immer ruhiger und klärte sich ab — wie ein junger Wein, der zu gähren aufhört, weil seine Zeit gekommen ist . . .

Ich hatte die Geduld, diese ersten Tage und auch die nächstfolgenden Abende auszuharren . . . alle, bis zu Ende! Ich konnte Nichts mehr hoffen. Lisa und der Fürst wurden mit jedem Tage anhänglicher zu einander . . . aber ich verlor vollkommen das Gefühl der Selbstachtung und konnte mich von dem Bilde meines Unglücks nicht losreißen. Ich denke noch daran, wie ich einst den Versuch machte, nicht hinzugehen, noch am Morgen nahm ich mir das Versprechen ab, zu Hause zu bleiben — aber um 8 Uhr Abends (gewöhnlich pflegte ich gegen die siebente Stunde auszugehen) sprang ich auf wie ein Tobsüchtiger, setzte die Mütze auf und kam athemlos in das Empfangszimmer von Kirillo Matweijewitsch gelaufen. Meine Lage war eine ungewöhnlich dumme; ich schwieg hartnäckig manchmal brachte ich während des ganzen Abends keine Silbe hervor. Wie schon früher bemerkt, habe ich mich nie durch Schönrednerei ausgezeichnet: aber jetzt, in Gegenwart des Fürsten, hatte sich vollends Alles, was ich noch an Geist besaß, in mir verflüchtigt und ich war unfähig, mich an der Gesellschaft zu betheiligen. Zu alledem pflegte ich noch, wenn ich allein war, mein Gehirn so stark in Anspruch zu nehmen — indem ich langsam über Alles, was ich im Laufe des vergangenen Tages gesehen oder abgelauert hatte, nachgrübelte — daß ich, bei Oschogins eintreffend, kaum noch im Besitz der Kräfte war, um Beobachtungen anzustellen. Man schonte mich wie einen Kranken; ich sah es. Jeden Morgen faßte ich einen neuen letzten Entschluß, den ich meistens in den Qualen einer schlaflosen Nacht ausgebrütet hatte; bald nahm ich mir vor, mich Lisa zu erklären, ihr einen freundschaftlichen Rath zu ertheilen . . . aber, sobald ich Gelegenheit hatte, mit ihr allein zu sein, hörte meine Zunge auf, sich zu bewegen, als ob sie erstarrt wäre, und wir erwarteten mit Bangigkeit das Erscheinen einer dritten Person: bald

wandelte es mich an wegzulaufen, versteht sich für immer, und ihr, dein Ziel meines Sinnens und Trachtens einen Brief voller Vorwürfe zurückzulassen. Ich fing sogar schon einmal an, einen solchen Brief abzufassen; aber das Rechtsgefühl war in mir noch nicht ganz verschwunden, ich begriff, daß ich kein Recht habe, Jemandem, wem es auch sei, in irgend einer Beziehung Vorwürfe zu machen, und schleuderte den Brief in's Feuer. Bald wollte ich mich opfern, ich segnete Lisa, wünschte ihr eine glückliche Liebe Und lächelte von meinem Winkel aus dem Fürsten sanft und freundschaftlich zu — aber das hartherzige Liebespaar dankte mir nicht für mein Opfer, es bemerkte vielmehr gar Nichts von meiner Absicht und schien weder meinen Segen noch mein Zulächeln nöthig zu haben. Ich pflegte alsdann vor Aerger plötzlich in die entgegengesetzte Gemüthsstimmung umzuschlagen. Ich gab mir das Wort — von irgend einem Winkel aus, gleich einem Spanier in einen Mantel gehüllt meinen glücklichen Nebenbuhler zu ermorden, und mit einer thierischen Freude stellte ich mir schon die Verzweiflung Lisa's vor . . . Aber erstens gab es in der Stadt O . . . sehr wenig solcher Winkel, und zweitens . . . ein hölzerner Zaun, in der Nähe eine Laterne und ein Schutzmann — nein! solch ein Winkel mag eher zum Handeln mit Brezeln passen, als um Menschenblut zu vergießen. Ich muß gestehen, daß ich unter andern Erlösungsmitteln — wie ich mich unbestimmt auszudrücken pflegte, wenn ich mich mit mir selbst unterhielt — noch auf den Gedanken gekommen bin, mit Oschogin selbst freiweg eine Unterredung zu pflegen, die Aufmerksamkeit dieses Edelmannes auf die gefährliche Lage seiner Tochter zu richten, auf die traurigen Folgen ihres Leichtsinns . . . Eines Tages lenkte ich sogar schon das Gespräch auf diesen heiklen Punkt, that es aber in allzufeiner und dunkler Weise, so daß er, nachdem er mich eine Weile angehört, auf einmal wie vorn Schlafe geweckt, sich kräftig und hastig über die Stirn rieb, ohne dabei die Nase zu verschonen — einen eigenthümlichen Laut hervorbrachte und mich schließlich stehen ließ. Es wäre überflüssig anzuführen, daß ich mir bei diesem Vorhaben einredete, aus lauter uneigennützigen Motiven zu handeln, nur Aller Wohl im Auge zu haben und die Pflicht eines Hausfreundes zu erfüllen . . . Aber es ist mir doch wahrscheinlich, daß, hätte auch Kirillo Matweijewitsch meine Herzensergüsse nicht unterbrochen, es mir doch an Muth gefehlt hätte, meine Rede zu Ende zu bringen.

Manchmal wandelte es mich an, mit dem Ernste eines antiken Weisen die guten Eigenschaften des Fürsten auf die Waagschale zu legen; manchmal wiederum vertröstete ich mich mit der Hoffnung, daß dies alles nur vorübergehend sei, daß Lisa zur Besinnung kommen werde, daß ihre Liebe keine echte sei . . . O, keinesfalls echt! Mit einem Worte, ich kenne keinen Gedanken, der mir nicht damals zu schaffen gemacht hätte. Nur ein Mittel — das muß ich aufrichtig gestehen — ist mir nie durch den Kopf gegangen: es ist mir kein einziges Mal in den Sinn gekommen, mir selbst das Leben zu nehmen. Weshalb nicht? — das wüßte ich nicht zu sagen . . . Vielleicht hatte ich schon damals das Vorgefühl, daß ich ohnedies nicht mehr lange leben werde.

Es versteht sich von selbst, daß unter derartig ungünstigen Verhältnissen mein Benehmen gegen andere Menschen mehr als je an Unnatürlichkeit und Ueberspanntheit leiden mußte. Sogar die alte Frau Oschogin — dieses von Mutterleibe an bornirte Geschöpf — fing an, sich unheimlich in meiner Gegenwart zu fühlen und wußte nicht, von welcher Seite sie an mich herantreten sollte. Bismenkoff, der immer höflich und dienstfertig erschien, wich mir aus. Es kam mir schon damals vor, als ob ich an ihm einen Leidensgefährten hätte, als ob auch er in Lisa verliebt sei. Er pflegte aber nie auf meine Anspielungen zu antworten und unterhielt sich überhaupt nicht gern mit mir. Der Fürst benahm sich gegen ihn sehr freundlich; man kann sagen, er achtete ihn. Weder ich, noch Bismenkoff — wir störten weder den Fürsten noch Lisa. Aber Bismenkoff hielt sich nicht ferne von ihnen, wie ich es that, sah nicht aus wie ein Bär oder wie ein Opferlamm, und gesellte sich gern zu ihnen, so oft sie ihn dazu aufforderten. Wahr ist es, daß er sich in solchen Fällen durch keine besondere Scherzhaftigkeit auszeichnete; jedoch lag in seiner Heiterkeit auch früher etwas Stilles.

In dieser Weise vergingen ungefähr zwei Wochen. Der Fürst war nicht nur hübsch und klug; er verstand auch Clavier zu spielen, zu singen, et zeichnete nicht übel und besaß die Gabe zu erzählen. Seine Anekdoten, die er den höheren Kreisen des Residenzlebens entlehnte, machten auf die Zuhörer immer einen starken Eindruck — einen um so stärkeren, als er selbst seinen Erzählungen anscheinend keine Bedeutung beilegte . . . Dieser, wenn Sie wollen, einfache Kunstgriff von Seiten des Fürsten hatte zur Folge, daß er in der Zeit seines kurzen Aufenthaltes in O . . . die ganze dortige Gesellschaft

entschieden bezauberte. Einem Manne aus den höheren Kreisen ist es immer ein Leichtes, unser Einen, einen Steppenbewohner zu bezaubern. Die öfteren Besuche des Fürsten bei Oschogins (er pflegte bei ihnen die Abende zuzubringen) erregten selbstverständlich den Neid der anderen Edelleute und Beamten. Der Fürst aber, als Mann von Welt und Verstand, hatte keinen Einzigen von ihnen übergangen; er stattete Allen Besuche ab, schenkte sämmtlichen alten und jungen Damen wenigstens ein liebenswürdiges Wort, ließ sich mit allerlei künstlichen und schwerverdaulichen Gerichten füttern und mit schlechten Weinen aufwarten, die unter großartigem Namen aufgetragen wurden — kurz, er benahm sich vortrefflich: vorsichtig und geschickt. Fürst N . . . war überhaupt ein Mann von heiterer Natur, gesellig, liebenswürdig aus Neigung — in diesem Falle aber auch aus Berechnung, wie sollte er also keinen vollkommenen Erfolg in Allem haben?

Seit seinem Erscheinen fanden Alle im Hause, daß die Zeit mit ungewöhnlicher Schnelligkeit verfliege. Alles ging prächtig von statten. Der alte Oschogin — obwohl er sich anstellte, als ob er Nichts bemerke — rieb sich wahrscheinlich im Stillen die Hände bei dem Gedanken — einen solchen Eidam zu besitzen. Der Fürst selbst leitete die ganze Angelegenheit äußerst still und anständig — als plötzlich ein unerwartetes Ereigniß . . .

Bis morgen. Heute bin ich müde. Diese Erinnerungen regen mich auf, sogar noch an der Schwelle des Grabes. Terentjewna hat heute gefunden, daß mein »Näschen« schon spitz geworden sei; und daß soll, wie es heißt, ein schlechtes Anzeichen sein.

27. März. — Das Thauwetter hält an.

Die Angelegenheiten befanden sich in der oben geschilderten Lage — der Fürst und Lisa liebten sich gegenseitig. Die alten Oschogins warteten ab, was da kommen werde. Bismenkoff war auch noch anwesend — sonst hätte man ihn nicht weiter zu erwähnen. Ich marterte mich ab wie ein Fisch im Eise und fuhr fort angestrengt zu beobachten. Ich stellte mir damals, wie ich mich erinnere, zur Aufgabe, wenigstens nicht zuzulassen, daß Lisa in den Klauen des Verführers zu Grunde gehe, und infolge dessen fing ich an, dem Stubenmädchen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen und auf die verhängnißvollen Hintertreppen aufzupassen — während ich andererseits oftmals ganze Nächte hindurch darüber phaniasirte, mit welcher rührenden Großmuth ich seiner Zeit meine Hand dem betrogenen Opfer darreichen und ihr sagen würde: »Der Arglistige ist Dir untreu geworden; aber ich bin Dein treuer Freund . . . vergessen wir die Vergangenheit und seien wir glücklich.« — Da verbreitete sich plötzlich in der Stadt das freudige Gerücht, der Adelsmarschall des Bezirkes beabsichtige zu Ehren des geschätzten Gastes auf seinem eigenen Gute Gornostajewka, auch Gudniakoff genannt, einen großen Ball zu geben. Alle Personen von Rang und officiellen Stellung in der Stadt O . . . erhielten Einladungen, vom Polizeidirektor an bis zum Apotheker — einem Deutschen, der sich einbildete, rein Russisch zu sprechen, weshalb er sich unaufhörlich und nicht immer gerade zur gelegenen Zeit kräftiger Ausdrücke in schlechtem Russisch bediente, nie: »Hol mich der Teufel, ich bin heute ein ganz famoser Kerl«. . . Nun ging es, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, energisch an die Vorbereitungen: Ein Cosmetikenhändler brachte sechzehn dunkelblaue Büchsen mit Pomade an den Mann, welche die Aufschrift trugen: à la esmin (an das letzte Wort war noch der russische stumme Laut angehängt!). Die jungen Damen besorgten sich steife Kleider mit quetschend enger Schneppentaille; die Mütter errichteten auf ihren eigenen Köpfen grausame Verunzierungen, die sie Hauben zu nennen beliebten; die geschäftigen Väter hatten, wie man sagt, die Beine unter die Arme genommen . . . Der ersehnte Tag erschien endlich. Ich

gehörte zu den Geladenen. Von der Stadt bis Gornostajewka waren neun Werst. Kirillo Matweijewitsch bot mir einen Platz in seinem Wagen an, aber ich lehnte ab . . . so pflegen bestrafte Kinder, indem sie sich an ihren Eltern rächen wollen, bei Tisch ihre Lieblingsspeisen zu verschmähen. Ueberdies fühlte ich, daß meine Gegenwart Lisa geniren würde. Bismenkoff wußte von meiner Einladung zum Balle. Der Fürst fuhr in seinem eigenen Wagen, ich — in einer abscheulichen Droschke, die ich um vieles Geld für diese feierliche Gelegenheit gemiethet hatte. Ich werde den Ball nicht beschreiben. Es ging hier Alles von statten, wie es sich gehört: Musikanten mit auffallend verstimmten Trompeten — auf einer besonderen Erhöhung; verblüffte Gutsbesitzer mit ihren altfränkischen Familien, veilchenblaues Eis, schleimige Mandelmilch — die Diener mit ausgetretenen Stiefeln und mit gestrickten baumwollenen Handschuhen — Löwen aus der Provinz mit krampfhaft verzogenen Gesichtern u. s. w., u. s. w. Und diese ganze kleine Welt drehte sich um ihre Sonne — um den Fürsten. In der Menschenmenge verloren, sogar von den 48 jährigen Fräuleins mit rothen Blüthen auf der Stirn und blauen Blümchen im Haar, von diesen sogar unbemerkt, blickte ich unaufhörlich bald auf den Fürsten, bald auf Lisa. Sie war sehr nett gekleidet, und überhaupt war sie überaus anmuthig an jenem Abende. Sie tanzten blos zweimal mit einander (doch war es auch die Mazurka die er mit ihr tanzte!), aber es schien — wenigstens mir schien es — daß zwischen ihnen ein geheimer, unaufhörlicher Verkehr bestand. Sie nicht einmal ansehend, nicht mit ihr sprechend, schien er sich doch an sie zu wenden, und nur an sie allein. Er war liebenswürdig, glänzend und mit Anderen im Gespräche gefällig — aber es galt nur ihr. Sie schien sich als Königin des Balles zu fühlen und sich bewußt zu sein, daß sie geliebt sei. Ihr Gesicht strahlte zu gleicher Zeit von kindlicher Freude, von unschuldigem Stolze und glänzte mitunter in einem noch anderen, viel tieferen Gefühle. Ihr ganzes Wesen hauchte Glückseligkeit. Ich bemerkte dies Alles . . . Es war nicht das erste Mal, daß ich sie beide beobachtete . . . Anfangs betrübten mich meine Wahrnehmungen, später erregten sie in mir eine Art von Rührung und zuletzt wurde ich aufgebracht. Ich fühlte mich auf einmal ungewöhnlich erbost, und wie ich mich erinnere, freute ich mich außerordentlich dieser neuen Empfindung und gewann mir sogar selbst eine Art Achtung ab. »Wir werden schon zeigen, daß wir keine

überflüssigen Leute sind,« sagte ich zu mir selbst. Als die ersten herbeirufenden Klänge der Mazurka erschallten, sah ich mich gelassen um, ging kalt und ungezwungen auf ein Fräulein mit langem Gesichte, einer rothen, glänzenden Nase, einem ungeschickt geöffneten, gleichsam aufgeknöpften Munde und mit einem sehnigen Halse, der an den Griff eines Contrabasses erinnerte, zu — ich ging auf sie zu und engagirte sie, indem ich trocken mit dem Absatz aufknallte. Sie trug ein rosafarbenes Kleid, welches so aussah, als ob es sich erst vor Kurzem, und dies noch nicht vollkommen von einer Krankheit erholt habe, auf ihrem Kopfe zitterte Etwas wie eine welke, niedergeschlagene Fliege auf einer überaus dicken, kupfernen Feder — und überhaupt war dieses Fräulein, wenn man sich so ausdrücken darf, durchtränkt von einer Art schaaliger Langeweile und vlämischer Sauertöpfigkeit. Vom Beginne des Abends hatte sie sich noch nicht vorn Flecke gerührt; Niemand dachte daran sie zu engagiren. Ein sechzehnjähriger, blonder Jüngling hatte einmal die Absicht — aus Mangel an einer andern Dame — sich an dieses Fräulein zu wenden und machte sogar schon einen Schritt in ihrer Richtung — überlegte es sich aber, sah sie an und verschwand flink in der Menschenmenge. Sie können sich also vorstellen, mit welch freudiger Verwunderung sie mein Anerbieten annahm. Ich führte sie feierlich durch den Saal, suchte zwei Sessel aus und setzte mich mit ihr in den Kreis der zehnpaarigen Mazurka, fast dem Fürsten gegenüber, dem man selbstverständlich den ersten Platz angewiesen hatte. Der Fürst tanzte, wie schon bemerkt, mit Lisa. Weder ich noch meine Dame wurden mit Engagements beunruhigt, mit hatten also Zeit genug zur Unterhaltung. Die Wahrheit zu sagen zeichnete sich meine Dame keineswegs durch die Fähigkeit aus, Worte in zusammenhängender Rede auszusprechen. Sie gebrauchte ihren Mund mehr dazu, um ein eigenthümliches, von mir bisher nicht gesehenes Lächeln nach unten zustande zu bringen, wobei sie die Augen nach oben richtete, als ob ihr Gesicht durch eine unsichtbare Mast in die Länge gezogen würde. Aber ich bedurfte ihres Rednertalentes nicht, um so weniger, da ich erbost war und meine Dame mir keine Schüchternheit einflößte. Ich sing nun an, Lille und Alles in der Weit zu bekritteln, besonders die Herren aus der Residenz und die Petersburger Stutzer, und verging mich so weit, daß meine Dame allmählich zu lächeln aufhörte und, anstatt die Augen nach oben zu lenken, plötzlich anfing —

wahrscheinlich aus Ueberraschung — zu schielen, und dabei so eigenthümlich, als ob sie zum ersten Male gewahr würde, dass sie eine Nase habe — und mein Nachbar, einer von den Löwen, von denen ich sprach, sich sogar mit dem Ausdrucke eines Schauspielers an mich wendete, der in einer ihm fremden Gegend erwacht — als wollte er sagen: »Wie kommst du denn dazu?« Uebrigens, indem ich, wie man zu sagen pflegt, wie eine Nachtigall meinen Gesang fortsetzte, ließ ich den Fürsten und Lisa nicht aus den Augen. Man engagirte sie unaufhörlich; aber ich litt weniger, wenn sie beide tanzten — auch dann, wenn sie nebeneinander saßen und sich unterhielten, wenn sie sich gegenseitig mit jenem sanften Lächeln zulächelten, das vom Gesichte glücklicher Liebhaber nicht schwinden will — auch alsdann empfand ich die Qualen weniger. Aber als Lisa mit irgend einem verwegenen Modehelden im Saale herumschwebte, und der Fürst, ihre hellblaue Gazeschärpe aus dem Knie haltend, sie nachdenklich mit den Augen verfolgte, als ob er sich an seiner Errungenschaft ergötzte — dann, o alsdann empfand ich die unerträglichsten Qualen und ließ aus Aerger boshafte Bemerkungen fallen, daß die Pupillen meiner Dame von beiden Seiten sich vollkommen nach der Nasenspitze richteten. Unterdessen näherte sich die Mazurka ihrem Ende. Man war an der Figur, die *la confidente* genannt wird. In dieser Figur setzt sich die Dame, welche an der Reihe ist, in die Mitte des Kreises, wählt eine zweite Dame als Vertraute und flüstert ihr den Namen desjenigen Herrn ins Ohr, mit dem sie zu tanzen geneigt ist. Einer der Cavaliere führt ihr einzeln die Tänzer zu, und die vertraute Dame weist sie ab, bis schließlich der im Voraus bestimmte Glückliche an die Reihe kommt. Lisa setzte sich in die Mitte des Kreises und wählte die Tochter des Hauses, ein Mädchen von jener Sorte, von welcher man zu sagen pflegt: ‚s ist schon gut!« — Der Fürst schritt nun an das Aufsuchen des Auserwählten. Nachdem er vergebens zehn junge Leute vorgestellt hatte (die Tochter des Hauses sagte ihnen Allen mit dem allerliebenswürdigsten Lächeln ab), wendete er sich zuletzt an mich. Etwas ganz ungewöhnliches ging in mir in diesem Momente vor: ich erzitterte am ganzen-Körper, wollte anfangs absagen, stand aber doch auf und folgte ihm. Der Fürst führte mich aus Lisa zu . . . Sie sah mich nicht einmal an; die Tochter des Hauses machte mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung, der Fürst drehte sich zu mir herum, und, wahrscheinlich angespornt durch den

dummen Ausdruck meines Gesichtes, machte er eine tiefe Verbeugung — diese Abweisung durch meinen triumphirenden Rivalen, sein fahrlässiges Lächeln, die gleichgültige Unaufmerksamkeit von Seiten Lisa's — Alles dies empörte mich . . . Ich machte einige Schritte gegen den Fürsten und sagte wüthend:

»Sie scheinen mich auslachen zu wollen?«

Der Fürst sah mich mit einer verächtlichen Ueberraschung an, faßte mich wiederum beim Arme und sich anstellend, als ob er mich nach meinem Platze begleiten wollte, antwortete er kalt: »Ich?«

— »Ja, Sie! — fuhr ich halblaut fort, indem ich ihm indessen gehorchte, das heißt zu meinem Platze folgte — »Sie! Aber ich werde es nicht erlauben, daß ein hohler Petersburger Emporkömmling« . . .

Der Fürst lächelte ruhig, fast nachsichtig, drückte mir die Hand und sagte leise: »Ich verstehe; doch hier ist nicht der Ort dazu. Wir werden und noch sprechen. Mit diesen Worten wendete er sich ab, ging auf Bismenkoff zu und führte ihn Lisa vor. Der bleiche Beamte erwies sich als Lisas Auserwählter. Sie stand auf und ging ihm entgegen.

Als ich mich neben meine Dame mit der wehmuthsvollen Fliege auf dem Haupte niederlegte, hatte ich fast das Gefühl eines Helden. Mein Herz schlug stark, die Brust hob sich würdevoll hinter dem gestreiften Chemisette, ich athmete tief und rasch — und warf plötzlich auf meinen Nachbar, auf einen Stutzer, einen derart großartigen Blick, daß derselbe unwillkürlich mit seinem auf mich zugerichteten Füßchen zurückzuckte. Nachdem ich mit diesem Herrn fertig geworden, musterte ich mit den Augen den ganzen Zirkel der Tanzenden . . . Ich glaube, daß zwei, drei Herren mich mit einem gewissen Bedenken ansahen; im Uebrigen wurde meine Unterredung mit dem Fürsten wohl kaum bemerkt . . . Mein Nebenbuhler saß bereits wie zuvor auf seinem Sessel; er war vollkommen ruhig und behielt sein bisheriges Lächeln. Bismenkoff brachte Lisa auf ihren Platz. Sie machte ihm eine freundliche Verbeugung und wendete sich bald wieder zum Fürsten — wie mir schien, mit einer gewissen Unruhe im Gesicht. Er aber antwortete ihr mit einem Auflachen, machte mit der Hand eine graziöse Bewegung und mußte ihr wohl etwas sehr Angenehmes sagen, denn sie wurde ganz roth vor Vergnügen, ließ die Augen sinken und sah alsbald wieder mit dem Ausdruck freundlichen Vorwurfes zu ihm auf.

Die heroische Stimmung, welche sich plötzlich meiner bemächtigt hatte, erhielt sich bis zum Schlusse der Mazurka; jedoch, ich witzelte nicht mehr und unterließ auch das Kritteln. Ich warf nur von Zeit zu Zeit einen düstern und strengen Blick auf meine Dame, die mich augenscheinlich zu fürchten anfing; denn sie stotterte und bewegte unaufhörlich und ruhelos ihre Augen, während ich sie in den Schutz ihrer natürlichen Festung, ihrer Mutter nämlich, zurückführte — einer überaus wohlbeleibten Dame mit einem fuchsrothen Bande auf dem Kopfe . . . Nachdem ich das verschüchterte Fräulein an ihren Bestimmungsort abgeliefert hatte, ging ich an das Fenster, kreuzte die Arme und wartete ab, was noch kommen sollte. Ich wartete ziemlich lange. Der Fürst war die ganze Zeit vom Hausherrn umgeben — buchstäblich umgeben, wie England vom Meere umgeben ist, nicht zu reden von den sonstigen Familienmitgliedern des Bezirks-Adelsmarschalls und den übrigen Gästen. Uebrigens konnte er ja auch nicht, ohne allgemeine Verwunderung zu erregen, auf einen so unbedeutenden Menschen wie mich zugehen und ihn anreden. Diese meine Bedeutungslosigkeit war mir damals sogar willkommen, wie ich mich noch jetzt zu erinnern weiß. »Dummes Zeug!« dachte ich bei mir, indem ich zusah, wie er sich höflich bald an den einen, bald an den andern der Gäste wendete, die sich um die Ehre bewarben, von ihm bemerkt zu werden — und einen Augenblick bemerkt zu werden, wie sich die Poeten auszudrücken belieben. — »Dummes Zeug, mein Verehrtester! . . . Du wirst ja schon auf mich kommen — ich habe Dich ja beleidigt.« Endlich, nachdem er sich auf eine gewandte Weise von seinen Anbetern losgemacht hatte, ging er an mir vorüber, blickte auf — es konnte sowohl dem Fenster wie meinem Haare gelten — stellte sich als ob er weitergehen wollte, blieb aber plötzlich stehen, als ob er sich an Etwas erinnere.

— Ach ja! — sagte er, mit einem Lächeln sich an mich wendend — *à propos*: ich habe ein kleines Anliegen an Sie.

Zwei Gutsbesitzer von der Sorte der zudringlichsten Leute, die dem Fürsten auf Schritt und Tritt nachfolgten, waren wahrscheinlich der Meinung, daß es sich um ein »Anliegen« handle, welches den Dienst betreffe, und zogen sich ehrfurchtsvoll zurück. Der Fürst nahm mich unter den Arm und führte mich beiseite. Mein Herz pochte stürmisch.

— Sie haben, wie ich glaube — fing er an, das »Sie« ausdehnend und meinen Kinnbart verächtlich fixirend — der seine stand seinem

frischen, hübschen Gesichte besonders gut — Sie haben mir eine Grobheit gesagt?

— Ich sagte, was ich dachte — erwiderte ich, meine Stimme erhebend.

— St! . . . ein wenig stiller! — bemerkte er. Anständige Leute schreien nicht. Sie werden sich gefälligst mit mir schlagen?

— Das ist Ihre Sache — antwortete ich, mich aufrichtend.

— Ich werde genöthigt sein, Sie herauszufordern — bemerkte er nachlässig von Neuem — sobald Sie Ihre Auslassungen nicht zurücknehmen.

— Ich habe nicht die Absicht, irgend Etwas zu widerrufen — erwiderte ich stolz.

— Wirklich? — fragte er mit einem ironischen Lächeln — In diesem Falle — setzte er nach einer Pause hinzu — werde ich die Ehre haben, Ihnen morgen meinen Sekundanten zu schicken

— Sehr gut — sagte ich mit einer möglichst gleichgültigen Stimme.

— Der Fürst machte eine leichte Verbeugung.

— Ich kann Ihnen nicht verbieten, mich für einen hohlen Menschen zu halten — fügte et noch hinzu, indem er die Augen herausfordernd zusammenkniff; — aber ein Fürst N . . . kann keinesfalls ein Emporkömmling sein. — Auf Wiedersehen, Herr . . . Herr Stukaturin.

Er wendete mir hastig den Rücken und ging wieder auf den Wirth zu, der bereits etwas unruhig ward.

— Herr Stukaturin! . . . Ich heiße Tschulkaturin . . . Ich fand keine Antwort auf diese neue Beleidigung und konnte ihm nur einen wüthenden Blick nachschicken — »Bis morgen!« flüsterte ich zähneknirschend und suchte sofort einen bekannten Officier auf, einen Ulanen-Rittmeister Koloberdiajeff — einen Erzbummler, sonst alter braven Kerl. Ich erzählte ihm in einigen Worten meinen Streit mit dem Fürsten und forderte ihn auf, mein Sekundant zu sein. Er willigte begreiflicherweise bald ein, und ich begab mich nach Hause.

Ich konnte die ganze Nacht nicht einschlafen — vor Aufregung, nicht etwa aus Feigheit. Ich bin kein Feigling. Ich dachte sogar wenig an die bevorstehende Möglichkeit, das Leben, dieses, wie die Deutschen versichern, höchste Gut auf Erden, zu verlieren. Ich dachte nur an Lisa, an meine zugrundegegangenen Hoffnungen und endlich dachte ich auch daran, was ich zu thun hätte. »Muß ich mir Mühe

geben, den Fürsten zu tödten?« fragte ich mich selbst — »Selbstverständlich!« — Ich wollte ihn nicht aus Rache tödten, sondern, wie ich mir sagte, weil ich das Wohl Lisas im Auge hatte. »Aber sie wird diesen Schlag nicht überleben!« fuhr ich fort. — »Nein, er mag lieber mich tödten!« . . . Ich gestehe, es war mir nebenbei nicht unangenehm, daß ich, ein unbedeutender Provinziale, eine so hochgestellte Persönlichkeit veranlaßte, sich mit mir zu schlagen.

Der Morgen traf mich in diesen Betrachtungen und ehe ich mich dessen versah, erschien Koloberdiajeff.

— Nun, — fragte er mich, lärmend in mein Schlafzimmer eintretend, — wo ist denn der Sekundant des Fürsten?

— Wo denken Sie hin? — antwortete ich ärgerlich — es ist kaum sieben Uhr; der Fürst wird wahrscheinlich noch im Bette liegen.

— In diesem Falle — entgegnete der unverbesserliche Rittmeister — lassen Sie mir Thee kommen. Ich habe noch Kopfschmerzen von der letzten Nacht . . . Auch habe ich mich nicht ausgekleidet. Uebrigens, — fügte er gähnend hinzu, — ich kleide mich überhaupt selten aus.

Man brachte ihm Thee. Er trank nacheinander sechs Glas mit Rum, rauchte dabei vier Pfeifen aus, erzählte mir, daß er Tags zuvor zu einem Spottpreise ein Pferd gekauft habe, für welches sich kein Kutscher finden lasse — daß er beabsichtige, es selbst durch Aneinanderbinden der Vorderbeine einzufahren — endlich schlief er, ohne sich auszukleiden, mit der Pfeife im Munde auf dem Sopha ein. Ich stand auf und ordnete meine Papiere. Ein Einladungsbillet von Lisa — das einzige Billet, welches ich von ihr erhalten hatte — barg ich anfangs an meiner Brust; doch besann ich mich und warf es wieder in das Fach. Koloberdiajeff schnarchte leise, wobei sein Kopf vom ledernen Kissen herabhing. Ich betrachtete, wie ich mich besinne, lange sein zerzaustes, kühnen, sorgloses und gutmüthiges Gesicht. — Um zehn Uhr zeigte mir der Diener die Ankunft Bismenkoff's an. Der Fürst hatte ihn zum Sekundanten gewählt!

Wir weckten beide den tief eingeschlafenen Rittmeister. Er erhob sich zur Hälfte, sah uns mit verdutzten Augen an, bat mit heiserer Stimme um »Wodka«· kam dann zu sich und begab sich, nachdem er und Bismenkoff sich begrüßt, mit diesem in das Nebenzimmer, um über den Zweikampf zu berathen. Die Conferenz der Herren Sekundanten dauerte nicht lange; eine Viertelstunde später kehrten sie zu mir in das Schlafzimmer zurück. Koloberdiajeff zeigte mir an,

daß »wir uns noch heute, um drei Uhr, schießen würden.« Ich nickte schweigend, als Zeichen der Zustimmung Bismenkoff verabschiedete sich sofort und fuhr davon. Er sah etwas blaß und aufgeregt aus, gleich einem Menschen, der an solche Streiche nicht gewöhnt ist — im Uebrigen war er höflich und kalt. Es war mir, als ob ich mich ihm gegenüber schuldig fühlte, und ich konnte ihm nicht in's Gesicht sehen. Koloberdiajeff fing wiederum an, von seinem Pferde zu erzählen. Diese Erzählung war mir nicht besondere angenehm; ich fürchtete, daß er auch auf Lisa zu reden kommen werde. Ader mein guter Rittmeister war kein Mann von Klatschereien, und außerdem verachtete er alle Frauen, die er, Gott weiß warum, mit der Benennung »Salat« gekrönt hatte. Um zwei Uhr frühstückten wir und um drei Uhr befanden wir uns schon an Ort und Stelle — in demselben Birkenhaine, in dem ich einst mit Lisa spazierte, zwei Schritte von jenem Abhange . . .

Wir waren die ersten am Platze. Aber der Fürst und Bismenkoff ließen nicht lange auf sich warten. Der Fürst war — ohne zu übertreiben — frisch wie eine Rose; seine braunen Augen blitzten freundlich hinter dem Schirm seiner Mütze hervor. Er rauchte eine Zigarre und als er Koloberdiajeff bemerkte, drückte er ihm sehr freundlich die Hand. Sogar mir machte er eine anmuthige Verbeugung. Ich hingegen fühlte, daß ich blaß aussah; meine Hände zitterten ein wenig, zu meinem großen Aerger . . . die Kehle wurde mir immer trockener . . . Bisher hatte ich noch kein Duell ausgefochten. »O lieber Gott'«, dachte ich, »wenn mir nur dieser spottlustige Herr meine Aufregung nicht als Feigheit deuten wollte!« Innerlich verwünschte ich meine Nerven. Als ich aber endlich zum Fürsten aufblickte und von seinen Lippen ein fast unmerkliches Lächeln auffing, wurde ich von Neuem erbost und beruhigte mich sofort. Unterdessen hatten unsere Sekundanten eine Barrière aufgestellt, die Schritte abgemessen und die Pistolen geladen. Koloberdiajeff war dabei am thätigsten. Bismenkoff beobachtete mehr. Es war ein herrlicher Tag — gleich jenem Tage, an welchem der unvergeßllche Spaziergang stattgefunden hatte. Die dichte Bläue des Himmels durchdrang wie damals das vergoldete Laub der Bäume. Das Säuseln der Blätter schien mich zu necken. Der Fürst hörte nicht auf, seine Cigarre zu tauchen und stand mit der Schulter an den Stamm einer jungen Linde gelehnt.

— Wollen Sie sich stellen, meine Herren: fertig! — sagte endlich Koloberdiajeff, und reichte uns die Pistolen.

Der Fürst ging einige Schritte zurück, blieb stehen, und, den Kopf rückwärts drehend, fragte er mich über die Schritten »Und Sie wollen Ihre Worte immer noch nicht zurücknehmen?« Ich wollte ihm antworten, aber die Stimme versagte mir den Dienst, und ich begnügte mich mit einer wegwerfenden Handbewegung. Der Fürst lächelte wiederum und stellte sich an seinen Platz. Wir fingen an uns näher zu treten. Ich hob die Pistole, zielte auf die Brust meines Feindes — in diesem Augenblicke war er wirklich mein Feind — rückte aber plötzlich die Mündung der Pistole nach aufwärts, als ob mich Jemand an den Ellbogen gestoßen hätte, und drückte ab. Der Fürst schwankte, fuhr mit der linken Hand über die linke Schläfe — ein kleiner Blutstrom schoß über seine Wange hinter dem weißen, semischledernen Handschuh hervor. Bismenkoff warf sich ihm entgegen.

— Thut Nichts — sagte er, die durchschossene Mühe abnehmend, — da er nicht in den Kopf gegangen, wird es bloß eine Schramme geben.

Er zog gelassen ein Battisttuch aus der Tasche und legte es auf die von Blut durchnäßten Locken. Ich sah ihn bestürzt an und rührte mich nicht von der Stelle.

— Bitte zur Barrière zu treten — bemerkte mir Koloberdiajeff streng.

Ich gehorchte.

— Wird das Duell fortgesetzt? — fügte er fragend hinzu, sich an Bismenkoff wendend.

Bismenkoff gab ihm keine Antwort; der Fürst, das Tuch nicht von der Wunde nehmend und sich nicht einmal das Vergnügen gönnend, mich an der Barrière noch ein wenig abzuquälen, erwiderte lächelnd: »Das Duell ist beendet!« und that einen Schuß in die Luft. Ich konnte mich vor Aerger und Wuth kaum des Weinens enthalten. Dieser Mann hatte mich durch seine Großmuth vollkommen vernichtet, hatte mich umgebracht. Ich wollte widerstreben, wollte verlangen, daß er auf mich losschieße; aber er kam auf mich zu und reichte mir die Hand.

— Jetzt ist zwischen uns Alles vergessen, nicht wahr? — sagte er in freundlichem Tone.

Ich blickte auf sein erblaßtes Gesicht, auf das mit Blut getränkte Tuch — und vernichtet, beschämt und gedemüthigt drückte ich ihm convulsivisch die Hand.

— Meine Herren, — fügte er hinzu, sich an die Sekundanten wendend, — ich hoffe, daß Alles unter uns bleiben wird?

— Versteht sich! — antwortete Koloberdiajeff. — Aber, Fürst, Sie erlauben . . .

Und er verband ihm eigenhändig den Kopf.

Beim Weggehen machte mir der Fürst von Neuem eine Verbeugung. Bismenkoff hingegen würdigte mich keines Blickes. Vernichtet — moralisch vernichtet, kehrte ich in Begleitung von Koloberdiajeff nach Hause zurück.

— Aber was ist mit Ihnen? — fragte mich der Rittmeister. — Beruhigen Sie sich: die Wunde ist nicht gefährlich. Er wird, wenn er Lust haben sollte, morgen schon wieder tanzen können. Oder bedauern Sie etwa, ihn nicht getödtet zu haben? Dann wäre es wirklich schade, er ist doch ein prächtiger Kerl!

— Warum hat er mich verschont? — stammelte ich endlich hervor:

— Da verstehe ich Sie erst recht nichts — erwiderte der Rittmeister. — Na, diese Romanschreiber! . . .

Es ist unbegreiflich, wie er dazu kam, mich für einen Romanschreiber zu halten.

Ich unterlasse es ein für alle Mal, die Qualen zu schildern, welche ich den Abend nach diesem unglückseligen Duell ausgestanden habe. Mein Ehrgefühl litt unbeschreiblich. Nicht das Gewissen plagte mich — das Bewußtsein der traurigen Rolle, die ich spielte: dieses vernichtete mich ganz und gar. »Ich, ich selbst habe mir den letzten entscheidenden Schlag versetzt!« wiederholte ich unaufhörlich und stürmte dabei das Zimmer auf und ab. — »Der Fürst, durch mich verwundet und mir verzeihend . . . ja, Lisa ist jetzt sein. Jetzt kann sie Nichts mehr bewegen, an der Schwelle des Abgrundes anzuhalten, Nichts mehr retten.« Ich wußte recht gut, daß unser Duell trotz der Worte des Fürsten kein Geheimniß bleiben konnte; jedenfalls konnte es Lisa nicht verheimlicht werden. »Der Fürst ist nicht so dumm«, wiederholte ich wüthend, »um keinen Gebrauch davon zu machen . . .« und nichtsdestoweniger habe ich mich getäuscht: vom Duell und seiner nahen Ursache erfuhr, wie sich von selbst versteht, die ganze

Stadt schon am nächsten Tage; aber nicht der Fürst war es, der es ausgeplaudert hatte — im Gegentheil: als er mit verbundenem Kopfe und einem im Voraus erdichteten Vorwande vor Lisa trat, wußte sie schon Alles. Bismenkoff hat mich nicht verrathen — auf welchem Wege sie es erfahren, vermag ich nicht zu sagen. Doch ist es denn in einer kleinen Stadt möglich Etwas zu verhehlen? Sie können sich vorstellen, wie Lisa ihn empfing, wie ihn die ganze Oschogin'sche Familie aufnahm! Was mich anbelangt, so wurde ich plötzlich Gegenstand eines allgemeinen Unwillens, der Verabscheuung — ein Ungeheuer, ein verrückter Eifersüchtiger, ein Menschenfresser. Meine wenigen Bekannten wendeten sich von mir ab, wie von einem Verpesteten. Die Behörden der Stadt gingen sofort den Fürsten an, mich exemplarisch bestrafen zu lassen; und nur der energischen und eindringlichen Fürsprache des Fürsten selbst war es zu verdanken, dass dieses Mißgeschick von mir fern gehalten wurde. Diesem Menschen war es beschieden, mich auf jede mögliche Weise zu vernichten. Mit seiner Großmuth hatte er mich zugedeckt, wie mit dein Deckel eines Sarges. Es wäre überflüssig hinzuzufügen daß sich das Oschogin'sche Haus bald für mich verschloß. Kirillo Matweijewitsch schickte mir sogar einen ganz gewöhnlichen Bleistift zurück, den ich bei ihm vergessen hatte. Eigentlich hatte er am wenigsten Ursache gehabt, mir zu zürnen. Meine, wie man sich in der Stadt ausdrückte, »wahnsinnige« Eifersucht hatte das Verhältniß zwischen Lisa und dem Fürsten geklärt, so zu sagen, erleuchtet. Von nun an wurde er von den alten Oschogin's und den anderen Stadtbewohnern fast als Bräutigam betrachtet. Eigentlich konnte ihm dies nicht besonders angenehm sein; aber Lisa gefiel ihm sehr; dabei hatte er seine Ziele bis hierher noch nicht erreicht . . . Mit der Geschmeidigkeit eines klugen Weltmannes fand er sich bald in seine neue Lage — er ging sofort, wie man zu sagen pflegt, in den Geist seiner neuen Rolle ein . . .

, Aber ich! . . . Ich gab mich selbst und meine ganze Zukunft auf. Wenn die Leiden so weit gehen, daß sie unser ganzes Innere wie einen überladenen Wagen zu knarren und zu ächzen zwingen, so sollten sie doch aufhören, lächerlich zu erscheinen — aber nein! Das Gelächter verfolgt nicht nur die Thränen bis zuletzt, bis zur Erschöpfung, zur Unmöglichkeit, sie noch weiter zu vergießen — nein! es erschallt auch dort noch, wo die Zunge verstummt und die Klage machtlos verhallt

. . . Und daher — erstens, weil ich auch vor mir selbst nicht lächerlich erscheinen Möchte — und zweitens, weil ich außerordentlich müde bin, verschiebe ich Fortsetzung, und so Gott will, auch Schluß meiner Erzählung bis zum morgenden Tage . . .

29. März. — Ein leichter Frost;
gestern war Thauwetter.

Gestern war ich nicht im Stande, mein Tagebuch fortzuführen: gleich Popristschin[4] lag ich größtentheils auf dem Bette und unterhielt mich mit Terentjewna. Das ist aber einmal eine Frau! Vor sechzig Jahren verlor sie ihren ersten Bräutigam an der Pest, sie hat alle ihre Kinder überlebt, ist unverzeihlich alt, trinkt Thee, soviel in sie nur hinein will, ist vollgestopft und warm gekleidet. Und was denken Sie — wovon redete sie mir den ganzen gestrigen Tag? Einer andern, ganz und gar entblößten Frau ließ ich zu einer Weste (sie trägt nämlich Brustflecke in Form einer Weste) den Kragen einer abgenutzten, halb von Motten zerfressenen Livrée geben . . . nun, das wurmt sie, weil ich es nämlich nicht ihr gegeben habe! »Ich bin ja Ihre Nianga (Wärterin) . . . Ja, Väterchen, es war nicht recht von Ihnen . . . Wie habe ich Sie immer gepflegt! . . .« u. s. w. Die mitleidslose Frau hat mich mit ihren Vorwürfen ganz ohnmächtig gemacht . . . Aber kehren wir zur Erzählung zurück.

Ich litt also wir ein Hund, über dessen Hinterleib ein Wagen gefahren ist. Damals erst, erst nach der Verstoßung aus dem Oschogin'schen Hause wurde es mir vollkommen klar — wie viel Vergnügen ein Mensch aus der Betrachtung seines eigenen Unglücke schöpfen kann. — Menschen! Wahrlich ein bedauernswerthes Geschlecht! . . .

Jedoch, weg mit allen philosophischen Randglossen! . . . Ich verbrachte die Tage in vollkommener Einsamkeit; nur auf Umwegen, sogar auf widrige Art war es mir möglich, zu erfahren, was in der Oschogin'schen Familie vorging, was der Fürst vor sich brachte: mein Diener hatte nämlich die Bekanntschaft irgend einer weitläufig verwandten Tante der Frau des fürstlichen Kutschers gemacht. Diese Bekanntschaft gewährte meinem Herzen eine gewisse Erleichterung und mein Diener konnte bald in Folge meiner Geschenke und Anspielungen machen, worüber er sich mit seinem Herrn zu unterhalten hatte, während er ihm des Abends die Stiefel auszog. Manchmal hatte ich Gelegenheit, auf der Straße dem Einen oder dem

Andern aus der Oschogin'schen Familie, Bismenkoff oder dem Fürsten zu begegnen. Mit den Letzteren wechselte ich Grüße, knüpfte aber nie ein Gespräch mit ihnen an. Lisa sah ich im Ganzen drei Mal: einmal mit ihrer Mutter im Modemagazin, das andere Mal in einem offenen Wagen mit ihrem Vater, und noch einmal — in der Kirche. Selbstverständlich wagte ich nicht auf sie zuzugehen und sah sie nur von ferne. Im Magazin sah sie sehr besorgt aus, war aber heiter . . . Sie bestellte Etwas und hielt sich geschäftig verschiedene Bänder an. Die Mutter sah ihr zu, die Hände über dem Magen gekreuzt und die Nase in die Höhe gehoben, und übergoß sie mit einem dummen und gewährenden Lächeln, welches nur liebenden Müttern zu verzeihen ist. Im Wagen mit dem Fürsten war Lisa . . . Nie werde ich diese Begegnung vergessen! Die alten Oschogin's saßen auf dem Rücksitz, Lisa und der Fürst im Fond des Wagens. Sie sah blasser aus als gewöhnlich, ihre Wangen waren kaum sichtbar mit Roth überhaucht. Sie saß halb zum Fürsten gewendet; auf ihre gestreckte rechte Hand gelehnt (in der linken hielt sie einen Schirm) und, schmachtend den Kopf senkend, blickte sie ihm mit ihren ausdrucksvollen Augen in's Gesicht. In diesem Augenblicke gab sie sich ihm ganz, vertraute sie sich ihm unwiderruflich. Ich hatte keine Zeit, sein Antlitz zu beobachten — der Wagen fuhr rasch an mir vorüber — aber es schien mir, daß auch er tief bewegt war.

Das dritte Mal sah ich sie in der Kirche. Es waren kaum zehn Tage verstrichen, seitdem ich ihr im Wagen mit dem Fürsten begegnet war, und nicht mehr als drei Wochen seit meinem Duell. Das Geschäft, in welchem der Fürst nach O . . . gekommen war, war schon beendet; aber er zögerte immer noch mit seiner Abreise. Er meldete sich nach Petersburg krank. In der Stadt erwartete man von Tag zu Tag seinerseits einen formellen Antrag bei Kirillo Matweijewitsch. Ich selbst wartete nur noch diesen Schlag ab, um mich für immer zu entfernen. Die Stadt O . . . war mir zuwider. Ich konnte nicht zu Hause sitzen und trieb mich früh und spät in der Umgebung umher. An einem grauen, regnerischen Tage trat ich auf dem Heimwege von meinem durch den Regen unterbrochenen Spaziergange in eine Kirche ein. Der Abend-Gottesdienst hatte eben begonnen; die Zahl der Andächtigen war gering. Ich schaute um mich und erblickte plötzlich neben einem der Fenster ein bekanntes Profil. Ich hatte sie anfangs nicht erkannt: dieses bleiche Gesicht· dieser erloschene Blick diese

eingefallenen Wangen — ist es denn wirklich dieselbe Lisa, die ich vor zwei Wochen gesehen habe? In einen Mantel gehüllt, keinen Hut auf dem Kopfe, seitwärts von einem kalten, durch das breite, weiße Fenster entfallendem Strahle beleuchtet, blickte sie unbeweglich auf die mit Heiligenbildern geschmückte Wand des *Sanctum sanctorium* und schien sich zum Beten zu zwingen, schien sich anzustrengen, aus einer muthlosen Erstarrung herauszukommen. Ein rothbackiger wohlbeleibter Diener mit gelben Schnüren auf der Brust stand, die Hände auf dem Rücken gefaltet, hinter ihr und blickte mit schläfriger Gleichgültigkeit auf sein Fräulein. Ich erzitterte, wollte aus sie zugehen, blieb aber wie angewurzelt stehen. Eine peinliche Ahnung beklemmte meine Brust. Lisa bewegte sich nicht. Die Leute entfernten sich, der Kirchendiener begann die Kirche auszufegen — sie rührte sich noch immer nicht von der Stelle. Der Diener ging auf sie zu, berührte ihr Kleid und sagte ihr Etwas; sie sah sich um, fuhr mit der Hand über das Gesicht und ging. Ich begleitete sie von der Ferne bis zu ihrem Hause und kehrte dann heim.

»Sie ist verloren!« rief ich, in mein Zimmer tretend, aus.

Ich versichere, daß ich mir jetzt noch keine Rechenschaft von den Gefühlen geben kann, die ich damals empfunden habe. So viel ich mich erinnere, warf ich mich auf das Sopha, kreuzte die Arme und heftete meine Augen auf die Diele; aber ich wußte wahrlich nicht, wie das kam: inmitten meines Kummers empfand ich eine Art Befriedigung . . . Ich hätte das nie gestanden, wenn ich nicht für mich selber schriebe . . . Es peinigten mich qualvolle, schreckliche Vorahnungen . . . und wer weiß — ich wäre vielleicht schließlich sehr verblüfft gewesen, wenn sie sich nicht bewahrheitet hätten. »So ist das menschliche Herz!« würde mit erhobener Stimme irgend ein russischer Lehrer in den mittleren Jahren ausgerissen und dabei seinen dicken Zeigefinger, der mit einem Ringe geschmückt ist, aufrichten. Aber was geht uns die Meinung eines russischen Lehrers mit ausdrucksvoller Stimme und einem Ringe auf dem Finger an?

Wie dem schon sei — meine Vorahnungen erwiesen sich als begründet. Es verbreitete sich plötzlich in der Stadt das Gerücht, der Fürst sei, in Folge eines Befehles aus Petersburg, abgereist — er sei abgereist, ohne sich Kirillo Matweijewitsch oder seiner Frau gegenüber erklärt zu haben — und man sagte, daß nun Lisa Nichts mehr übrig bleibe, als bis an ihr Ende seinen Treuebruch zu beklagen.

Die Abreise des Fürsten kam ganz unerwartet, da noch am Tage zuvor sein Kutscher — wie mich mein Diener versicherte — von den Absichten seines Herrn noch keine Ahnung hatte. Diese Neuigkeit warf mich in Fieberhitze: ich kleidete mich sofort an und war schon auf dem Wege zu Oschogin's; aber ich überlegte es mir und beschloß, anständigerweise bis morgen zu warten. Uebrigens verlor ich Nichts, indem ich zu Hause blieb. Noch am selben Abend kam bei mir ein gewisser Pandopipopulo vorbei, ein durchreisender Grieche, der durch Zufall in O . . . aufgehalten wurde — ein Klatschweib ersten Ranges, der mehr als alle Andern wegen meines Duelles mit dem Fürsten in Grimm gegen mich entbrannt war. Er ließ meinem Diener nicht einmal Zeit, ihn bei mir anzumelden — drang buchstäblich in mein Zimmer, drückte mir krampfhaft die Hand, entschuldigte sich tausendmal hintereinander, nannte mich — ein Beispiel von Großmuth und Kühnheit malte den Fürsten in den allerschwärzesten Farben, verschonte nicht die alten Oschogin's, ließ *en passant* ein scharfes Wort auf Rechnung von Lisa fallen — und lief fort, nachdem er mir einen Kuß auf die Schulter gedrückt. Unter Anderem aber erfuhr ich von ihm, daß der Fürst, *en grand seigneur,* vor seiner Abreise auf eine delikate Andeutung von Seiten Kirillo Matweijewitschs kalt geantwortet, er wolle Niemanden täuschen, und er habe nicht die Absicht, zu heirathen, wonach er sich erhoben und verabschiedet habe und verschwunden sei . . .

Am folgenden Tage begab ich mich zu Oschogin's.

Der Diener sprang bei meinem Erscheinen blitzschnell von seiner Bank auf. Ich ließ mich anmelden — der Diener beeilte sich und kam bald wieder zurück: »Bitte, einzutreten — Sie werden gütigst ersucht. Ich trat in das Kabinet Kirillo Matweijewitsch's ein . . . Bis morgen.

Wie gesagt, ich trat in das Cabinet Kirillo Matweijewitschs ein. Ich hätte viel darum gegeben, hätte mir jetzt einer mein eigenes Gesicht zeigen können, in dem Augenblicke als dieser würdige Beamte, in aller Eile seinen bucharischen Schlafrock zusammenschlagend, mit ausgestreckten Händen auf mich zukam. Von meinem ganzen Wesen strahlte gewiß ein bescheidener Triumph, nachsichtige Theilnahme und grenzenlose Großmuth . . . Ich hatte das Gefühl eines Scipio Africanus. Oschogin war augenscheinlich verwirrt und niedergeschlagen; er vermied meinen Blick und konnte auf seinem Platze nicht ruhig sitzen. Ich bemerkte auch, daß er unnatürlich laut sprach und sich in Allem sehr unbestimmt ausdrückte — er bat mich unbestimmt, aber mit Feuer um Entschuldigung, gedachte unbestimmt des abgereisten Gastes und fügte einige allgemeine und unbestimmte Bemerkungen über die trügerische Unbeständigkeit der irdischen Güter hinzu. Plötzlich in seinem Auge eine Thräne bemerkend, beeilte er sich, eine Prise Tabak zu nehmen, um mich über die Ursache irre zu führen, die seine Thräne hevorgelockt . . . Er schnupfte russischen, grünen Tabak, und es ist ja bekannt, daß diese Pflanze sogar bei alten Leuten Thränen hervorruft, durch welche das menschliche Auge mehrere Augenblicke hintereinander stumpf und besinnungslos hindurchschaut. Ich benahm mich selbstverständlich sehr schonunsgvoll gegen den Alten, erkundigte mich nach dem Wohlergehen seiner Frau und Tochter und ging bald auf feine Weise auf das interessante Thema von dem Fruchtwechselsystem in der Landwirthschaft über. Ich war wie gewöhnlich gekleidet, doch das mich erfüllende Gefühl von zarter Höflichkeit und sanfter Nachsicht rief in mir eine Empfindung von Feierlichkeit und Frische wach — grade so, als ob ich mit weißer Weste und Cravatte angethan gewesen wäre. Eines nur beunruhigte mich: der Gedanke an das Zusammentreffen mit Lisa . . . Oschogin bat mich endlich selbst, mich zu seiner Frau führen zu dürfen. Diese gutmüthige aber beschränkte Frau fühlte sich im ersten Augenblicke, da sie meiner ansichtig wurde, sehr confus; ihr Gehirn war aber nicht fähig, längere Zeit ein

und denselben Eindruck zu behalten, und daher beruhigte sie sich auch bald. Endlich sah ich auch Lisa . . . Sie betrat das Zimmer.

Ich erwartete, in ihr eine beschämte, reuige Sünderin zu erblicken, und suchte schon im Voraus meinem Gesichte den allerfreundlichsten, ermunterndsten Ausdruck zu verleihen . . . Wozu das Lügen? Ich liebte sie wirklich und schmachtete nach dem Glücke, ihr zu verzeihen und ihr die Hand zu reichen. Zu meiner unbeschreiblichen Verwunderung aber beantwortete sie meinen ausdrucksvollen Gruß mit einem kalten Lachen, bemerkte nachlässig: »Ah, Sie sind es?« — und wendete sich bald wieder von mir ab. Wahr ist es, ihr Lachen schien mir ein gezwungenes zu sein und paßte sehr wenig zu ihrem abgezehrten Gesichte . . . aber immerhin war ich auf einen solchen Empfang nicht vorbereitet . . . Mit Erstaunen sah ich zu ihr auf, welche Veränderung war mit ihr vorgegangen! Zwischen dem früheren Kinde und dem jetzigen Weibe war keine Aehnlichkeit mehr zu entdecken. Es schien, als ob sie gewachsen wäre, als ob sie sich aufgerichtet hätte, alle Züge ihres Gesichtes, besonders die Lippen, schienen einen bestimmten Ausdruck gewonnen zu haben . . . ihr Blick war tiefer, fester und finsterer. Ich blieb bis Mittag bei Oschogins. Sie stand einige Male auf, verließ das Zimmer und kam wieder zurück, beantwortete in Ruhe die an sie gerichteten Fragen und schenkte mir mit Absicht nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Sie wollte — ich bemerkte es — mir zu fühlen geben, daß ich sogar ihres Zornes nicht würdig sei, obwohl ich aus dem Punkte gewesen war, ihren Liebhaber zu tödten. Ich verlor endlich die Geduld. Eine giftige Anspielung riß sich schon von meinen Lippen los . . . sie erbebte, sah mich rasch an, erhob sich und sagte, indem sie an das Fenster trat mit vibrirender Stimme: »Sie können Alles sagen, was Ihnen beliebt, aber merken Sie sich ein für allemal, daß ich diesen Menschen liebe und ewig lieben werde, und daß ich ihn mir gegenüber nicht für schuldig halte — im Gegentheil« . . . ihre Stimme zitterte, sie blieb stehen . . . sie wollte sich überwinden, vermochte es aber nicht, brach in Thränen aus und eilte aus dem Zimmer . . . Die alten Oschogins stutzten . . . ich drückte ihnen Beiden die Hand, athmete tief auf, erhob die Augen zum Himmel und entfernte mich.

Ich fühle mich zu schwach, an Zeit bleibt mir nur noch sehr wenig — ich bin nicht mehr imstande, mit der bisherigen Ausführlichkeit jene Reihe von qualvollen Combinationen, festen Entschlüssen, und

sonstigen Ergebnissen des inneren Kampfes zu beschreiben, welche nach der Erneuerung meiner Bekanntschaft mit Oschogins in mir auftauchten. Ich zweifelte nicht, das Lisa den Fürsten immer noch liebte und noch lange lieben werde . . . aber als ein Mensch, den die Umstände zahm gemacht und der sich auch selbst bezähmt hatte, träumte ich nicht mehr von ihrer Liebe: ich wünschte mir nur noch ihre Freundschaft, wünschte ihr Vertrauen, ihre Achtung zu gewinnen, was, wie erfahrene Leute versichern, als die beste Stube des ehelichen Glückes betrachtet werden kann . . . Leider hatte ich einen wichtigen Umstand außer Acht gelassen — nämlich, daß mich Lisa seit dem Duell haßte. Ich erfuhr es zu spät . . . Ich fing an, wie zuvor das Oschogin'sche Haus zu besuchen; Kirillo Matweijewitsch schmeichelte mir und behandelte mich rücksichtsvoll rücksichtsvoller als zuvor. Ich habe sogar Ursache zu glauben, daß er mir damals, trotzdem ich ein unansehnlicher Bräutigam gewesen wäre, mit Vergnügen seine Tochter zur Frau gegeben hätte: die öffentliche Meinung verfolgte ihn sammt Lisa, — und mich, im Gegentheil, erhob sie in den Himmel. Das Benehmen Lisa's gegen mich linderte sich nicht: sie schwieg meistens, gehorchte, wenn man sie zu Tisch bat, und bekundete äußerlich überhaupt nicht ihr Leiden; bei dem Allen aber schmolz sie wie ein Licht. Kirillo Matweijewitsch muß ich in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, er schonte sie in jeder Beziehung. Nur die alte Oschogin pflegte, wenn sie ihr armes Kindchen ansah, die Federn zu sträuben. Vor einem einzigen Menschen scheute sich Lisa nicht, obwohl sie auch mit ihm wenig sprach: das war Bismenkoff. Die alten Oschogins benahmen sich auch gegen ihn, sogar grob — sie konnten ihm sein Sekundantenthum nicht verzeihen. Aber er fuhr fort, sie zu besuchen, als ob er ihre Abgunst gar nicht bemerkte. Gegen mich war er sehr kalt, und ich — ein seltsames Ding — mir war es, als ob ich mich vor ihm fürchtete.So ging es ungefähr zwei Wochen. Endlich, nach einer schlaflosen Nacht, faßte ich den Entschluß, mich Lisa zu erklären, mein Herz vor ihr auszuschütten, ihr zu sagen — daß ich, trotz der Vergangenheit, trotz allen Geredes und aller Klatschereien, mich glücklich schätzen würde, wenn sie mich mit ihrer Hand beehren, wenn sie mir ihr Vertrauen wiederschenken wollte. Ich habe mir, ohne zu spaßen, wirklich eingebildet, daß ich, wie sich die Romanschreiber ausdrücken, damit ein unbeschreibliches Beispiel

von Großmuth an den Tag legen werde, und daß sie, schon einzig und allein aus Ueberraschung, ihre Zustimmung geben müsse. Jedenfalls drängte es mich nach Klarheit; ich wollte endlich einmal aus aller Ungewißheit herauskommen.

Hinter dem Oschogin'schen Hause befand sich ein ziemlich großer Garten, der in einem verlassenen und verwilderten Lindenwäldchen endigte. Inmitten dieses Wäldchen erhob sich eine alte Laube in chinesischen Stile; ein hölzerner Zaun trennte den Gatten von einem todtenstillen Gäßchen. Lisa pflegte ganze Tage in diesem Garten allein zu spazieren. Kirillo Matweijewitsch wußte es und verbot sie zu stören und ihr nachzufolgen: es wird sich, meinte er, der Kummer schon bei ihr legen. Fand man sie nicht im Hause, so genügte es, vor Tische, an der Glocke, welche im Corridor angebracht war, zu schellen, und sie pflegte alsbald zu erscheinen — um dem unausbleiblichen, starrsinnigen Schweigen auf den Lippen und im Blicke — mit einem zerknitterten Blatte in der Hand. Da ich sie eines Tages zu Hause vermißte, so stellte ich mich an, als ab ich weggehen wollte — ich verabschiedete mich bei Kirillo Matweijewitsch, setzte den Hut auf und trat durch das Vorzimmer in den Hof und aus dem Hofe aus die Straße — von dort huschte ich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in das That zurück und schlich mich, an der Küche vorbei, in den Garten. Glücklicherweise wurde ich von Niemandem bemerkt. Ohne lange zu überlegen, trat ich mit raschen Schritten in den Hain ein. Vor mit, aus einem schmalen Fußsteg, stand Lisa. Mein Herz fing an zu klopfen. Ich blieb stehen, athmete tief aus und wollte schon aus sie zugehen — als sie plötzlich, ohne sich umzuwenden, die Hand aufhob und lauschte . . . Hinter den Bäumen, aus der Richtung des Gäßchens ließen sich deutlich zwei Schläge vernehmen, als ob Jemand an den Zaun klopfte. Lisa klatschte in die Hände — ein schwaches Knarren des Pförtchens ließ sich vernehmen, und aus dem Dickicht trat — Bismenkoff hervor. Ich versteckte mich gewandt hinter einen Baum. Lisa kehrte sich schweigend zu ihm um . . . Er nahm sie schweigend an seinen Arm; und sie gingen still den Fußsteig hinan. Ich schaute ihnen erstaunt nach. Sie hielten an, sahen sich um, verschwanden einmal hinter den Büschen, kamen wieder zum Vorschein und traten endlich in die Laube ein. Diese Laube war ein kreisrunde, ganz kleiner Bau mit einem einzigen Ausgange und einem kleinen Fensterchen; in der Mitte sah man einen alten Tisch auf

einem Stamme, der mit dünnem, grünem Moos überwachsen war. Zwei verblichene, kleine Holzbänke standen an den Seiten, etwas abgerückt von den feuchten dunkeln Wänden. Hier pflegte man an besonders heißen Tagen — und das in früheren Zeiten — den Thee einzunehmen.Die Thür ging gar nicht mehr zu, aus dem Fenster war der Rahmen schon längst herausgefallen, und da es mit einem Winkel stecken geblieben war, so hing er traurig herab wie ein gebrochener Flügel eines Vogels. Ich schlich mich an die Laube heran und sah behutsam durch die Spalten des Fensters hinein. Lisa saß auf der einen der Bänke, den Kopf gesenkt; die rechte Hand ruhte auf ihrem Knie, die linke hielt Bismenkoff mit seinen beiden Händen umschlossen. Er blickte sie mit Theilnahme an.

— Wie fühlen Sie sich heute? — fragte er halblaut.

— Unverändert — erwiderte sie; — weder schlimmer, noch besser. Um mich ist es leer, schrecklich leer! — setzte sie hinzu, schwermüthig den Kopf erhebend.

Bismenkoff antwortete nicht.

— Wie denken Sie — fuhr sie fort — wird er mir noch einmal schreiben?

— Ich glaube nicht, Lisaweta Kirillowna!

Sie schwieg.

— Uebrigens, was sollte er schreiben? Er sagte mir bereits Alles in seinem ersten Briefe. Ich konnte nicht seine Frau werden, aber ich war glücklich . . . es dauerte nicht lange . . . aber ich war glücklich.

Bismenkoff schlug die Augen nieder.

— Ach! — fuhr sie lebhaft fort — wenn Sie wüßten, wie mir dieser Tschulkaturin zuwider ist . . . Es kommt mir vor, als ob ich an den Händen dieses Menschen . . . sein Blut sähe. (Ich fühlte mich wie zermalmt in meinem Versteck.) Uebrigens — setzte sie nachdenkend hinzu — wer weiß, vielleicht, wenn dieses Duell nicht stattgefunden hätte . . . Ach, als ich ihn verwundet sah, fühlte ich augenblicklich, daß ich ihm ganz gehöre.

— Tschulkaturin liebt Sie — bemerkte Bismenkoff.

— Was geht es mich an! Bedarf ich etwa Jemandes Liebe? . . . — Sie hielt ein, und fügte langsam hinzu, ganz aufgelöst: Ja, mein Freund, Ihre Liebe ist für mich nothwendig; ohne Sie wäre ich verloren. Sie halfen mir schreckliche Momente überleben . . .

Sie schwieg. Bismenkoff streichelte mit väterlicher Zärtlichkeit ihre Hand.

— Was ist zu thun! Was ist zu thun! — wiederholte er einige Male hintereinander.

— Und jetzt noch — sagte sie dumpf — ohne Sie, dünkt mich, würde ich sterben. Nur Sie allein erhalten mich noch . . . Sie haben ja Alles gewußt. Erinnern Sie sich, wie schön war es an jenem Tage . . . Aber entschuldigen Sie: es wird Ihnen wohl schwer sein . . .

— Sprechen Sie nur, sprechen Sie nur! Nicht doch! Gott behüte! — unterbrach sie Bismenkoff.

Sie drückte ihm die Hand.

— Sie sind ein guter Mensch, Bismenkoff — sprach sie weiter — Sie sind so gut wie ein Engel. Was kann ich thun! Ich fühle es, daß ich ihn bis zum Grabe lieben werde. Ich habe ihm verziehen — ich bin ihm Dank schuldig. Gott gebe ihm viel Glück! Gebe er ihm eine Frau nach seinem Wunsche! — Ihre Augen füllten sich mit Thränen. — Daß er nur wenigstens nicht ganz meiner vergessen — daß er wenigstens von Zeit zu Zeit an seine Lisa denken wollte! . . . Wir wollen gehen — sagte sie nach einer Pause.

Bismenkoff drückte einen Kuß auf ihre Hand.

— Ich weiß — sagte sie wiederum mit Feuer — ich weiß: Alle beschuldigen mich. Alle werfen mich mit Steinen. Immerhin! Ich würde doch nicht mein Unglück gegen ihr Glück eintauschen . . . Nein, nimmermehr! . . . Er hat mich nicht lange geliebt, aber er liebte mich! Er hat mich nie getäuscht; er sagte mir nicht, daß ich seine Frau werden solle. Ich habe selbst nicht daran gedacht. Nur der arme Vater, er war der Einzige, der diese Hoffnung hegte. Und noch jetzt bin ich nicht ganz unglücklich: es bleibt mir die Erinnerung, mögen die Folgen noch so schrecklich sein . . . Es ist mir hier zu eng . . . hier habe ich ihn zum ersten Male gesehen . . . Kommen Sie in's Freie!

Sie erhoben sich. Ich hatte kaum noch Zeit auf die Seite zu springen und mich hinter einer dicken Linde zu verstecken. Sie traten aus der Laube heraus und begaben sich, wie ich nach dem Geräusche der Schritte urtheilen konnte, in das Wäldchen. Ich weiß nicht wie lange ich dort bewegungslos gestanden, in bestimmungslose Unentschlossenheit versunken — als sich plötzlich wiederum Schritte vernehmen ließen. Bismenkoff und Lisa kehrten auf demselben Wege

zurück. Beide waren sehr aufgeregt, besonders Bismenkoff. Er schien geweint zu haben. Lisa blieb stehen, sah ihn an und brachte deutlich folgende Worte hervor: »Ich willige ein, Bismenkoff. Ich hätte nicht eingewilligt, wenn es sich bei Ihnen nur darum gehandelt hätte, mich zu retten, mich aus meiner schrecklichen Lage herauszuführen. Aber, Sie lieben mich, Sie wissen Alles und lieben mich doch. Ich werde nie einen zuverlässigeren, neueren Freund finden. — Ich willige ein, Ihre Frau zu werden.«

Bismenkoff küßte ihre Hand. Sie antwortete ihm mit einem traurigen Lächeln und kehrte in das Haus zurück. Da Bismenkoff ihr sicherlich dasselbe gesagt hatte, was ich mir vorgenommen ihr zu sagen — und da sie ihm eine Antwort gab, wie ich sie selbst von ihr zu hören wünschte, so konnte ich mich nunmehr beruhigen. Zwei Wochen später wurde sie seine Frau. Den alten Oschogins war der erste beste Bräutigam willkommen.

Nun gestehen Sie — bin ich nicht ein Ueberflüssiger? Spielte ich nicht in dieser ganzen Geschichte die Rolle eines Ueberflüssigen? Die Rolle des Fürsten . . . hinterläßt keinen Zweifel. Die Rolle Bismenkoffs ist ebenfalls klar . . . Aber ich? wozu habe ich mich hineingemischt? . . . Was für ein dummes, fünftes Rad am Wagen! . . . Ach, wie bitter, wie bitter ist mir zu Muthe . . . Doch, wie sagen gleich die Burlaki[5] Noch einmal! und noch einmal! — Noch ein Tag, noch ein zweiter, und mir wird weder bitter noch süß sein.

31. März.

Es geht schlecht. Ich schreibe diese Zeilen im Bette. Seit gestern Abend hat sich das Wetter auf einmal geändert. Heute ist es heiß — fast ein Sommertag. Alles schmilzt, stürzt auseinander, tröpfelt. In der Luft verspürt man verdampften Boden: ein schwerer, starker, dumpfer Geruch. Von allen Seiten erhebt sich ein Dunst. Die Sonne — sie sticht, sie macht müde. Es geht schlecht. Ich fühle, daß ich mich auflöse.

Ich hatte die Absicht, mein Tagebuch niederzuschreiben, und was habe ich statt dessen gemacht? Ich habe einen Fall aus meinem Leben erzählt. Ich habe mich verplaudert, die eingeschlummerten Erinnerungen erwachten und rissen mich mit fort. Ich schrieb ohne mich zu beeilen, ausführlich, als wenn mir noch Jahre bevorständen. Und nun ist keine Zeit nicht fortzufahren. Der Tod, der Tod naht. Ich höre schon sein grauenhaftes *crescendo* . . . Es ist Zeit . . . Es ist Zeit . . .

Und bleibt es sich denn nicht gleich! Ist es nicht Alles Eins, was ich erzählt hätte? Angesichts des Todes verschwinden die lebten irdischen Eitelkeiten. Ich fühle, daß ich gelassener werde: ich werde einfacher, klarer. Zu spät bin ich zur Besinnung gekommen! . . . Seltsames Ding! Ich werde gelassenen und doch ist mir gleichzeitig . . . so unheimlich Ja, es ist mir unheimlich. Bis zur Hälfte über den stillschweigenden gähnenden Abgrund geneigt, bebe ich zusammen, ich wende mich ah, sehe Alles um mich herum mit lüsterner Aufmerksamkeit an. Jeder Gegenstand ist mir doppelt theuer. Ich kann mich nicht sattsehen an meinem ärmlichen, unfröhlichen Zimmer, ich nehme Abschied von jedem Fleckchen an meinen Wänden. Sättiget euch zum letzten Male, meine Augen, das Leben entfernt sich; es läuft gleichmäßig und langsam von mir weg, gleichwie das Ufer sich aus den Augen des Schiffers entfernt. Das alte, gelbe Gesicht meiner Nianga, mit einem dunkeln Tuche umbunden — der singende Samowar auf dem Tische, das Geranium am Fenster und du, mein armer Hund Trezor — die Feder, mit welcher ich diese Zeilen niederschreibe — meine eigene Hand — ich sehe euch jetzt . . . da seid

ihr— da . . . Ist es denn wahr daß vielleicht schon heute . . . daß ich euch nie mehr sehen werde? Es ist schwer für ein lebendiges Wesen sich vorn Leben zu trennen! — Was schmeichelst du mir, mein armer Hund? Was lehnst du deine Brust an das Bett, zitternd den kurzen Schwanz zwischen die Beine klemmend und deine guten betrübten Augen nicht von mir abwendend? Dauere ich dich etwa? oder ahnst du, daß dein Herr bald nicht mehr sein wird? — Ach, wenn ich in Gedanken meine Erinnerungen ebenso durchstreifen könnte, wie ich mit dem Auge alle Gegenstände in meinem Zimmer durchstreifte! . . . Ich weiß, diese Erinnerungen sind nicht heiterer Natur und nicht von Bedeutung — aber andere habe ich nicht. Leer, schrecklich leert — wie Lisa sagte.

O du mein Gott, du mein lieber Gott — da sterbe ich nun!, . . Ein Herz, welches fähig und bereit war zu lieben, wird bald aufhören zu schlagen . . . Wird es denn wahrhaftig für immer verstummen, ohne auch nur ein einziges Mal glücklich gewesen zu sein, ohne auch nur ein einziges Mal sich unter der süßen Last der Freude ausgeweitet zu haben? Ach! es ist nicht mehr möglich, es ist nicht möglich, ich weiß es . . . Wenn jetzt wenigstens vor dem Tode — der Tod ist doch immerhin ein heiliges Ding; er erhebt ja jedes Wesen — wenn irgend eine liebe, trauernde Frauenstimme, in meinem Beisein, mein Abschiedslied nur vorsingen könnte — von meinem eigenen Kummer nur sprechen könnte; vielleicht hätte ich mich mit ihm ausgesöhnt. Aber so einsam, so albern zu sterben . . .

Ich fange, wie es scheint, an zu phantasiren.

Adieu, Leben! — Lebet wohl, mein Garten und ihr, meine Linden! Wenn der Sommer kommt, o dann vergesset nicht, euch von oben bis unten mit Blüthen zu bedecken! . . . Und möge es; dem Menschen angenehm sein, in eurem duftigen Schatten zu weilen, auf dem frischen Grase, unter dem säuselnden Rauschen eurer Blätter, durch die der Wind fährt. Lebt wohl, lebt wohl! — Lebt wohl — Alles und für immer!

Lebe wohl, Lisa! . . . Ich habe diese zwei Worte niedergeschrieben und schier aufgelacht. Diese Ausrufung kommt mir vor wie aus den Büchern abgeschrieben. Es möchte den Anschein gewinnen, als ob ich eine sentimentale Novelle dichte oder einen verzweifelten Brief beendige . . .

Morgen ist der 1. April. Sterbe ich wirklich grade morgen? Das wäre sogar etwas unanständig. Uebrigens, zu mir würde es grade passen . . .

Dann hat aber heute der Doktor gefaselt! . . .

1. April.

Nun ist Alles zu Ende . . . Das Leben ist aus. Ich sterbe heute wirklich. Draußen ist es heiß . . . fast zum Ersticken — oder versagt etwa meine Brust zu athmen? Meine kleine Comödie ist ausgespielt. Der Vorhang fällt.

Indem ich verschwinde, höre ich auf, ein Ueberflüssiger zu sein.

Acht wie beleuchtend ist diese Sonne! Diese mächtigen Strahlen entathmen der Ewigkeit . . .

Lebe wohl, Terentjewna! . . . Heute Morgen, am Fenster sitzend, hat sie geweint . . . vielleicht um mich . . . vielleicht aber auch deshalb, weil auch ihr bevorsteht, bald zu sterben. Ich habe ihr das Wort abgenommen, Trezor nicht zu schlagen.

Es fällt mir schwer, zu schreiben . . . Ich werfe die Feder . . . Es ist Zeit! Der Tod naht nicht mehr mit wachsendem Donner, wie ein Wagen des Nachts aus dem Pflaster: er ist hier, er schwebt um mich, wie jener leise Windhauch, von welchem beim Propheten die Haare zu Berge stiegen . . .

Ich sterbe . . . Lebet — ihr Lebenden!

Und möge am Eingange des Grabes
Ein junges Leben spielen,
Und möge die gleichgültige Natur
Glänzen in ewiger Schönheit!

Anmerkung des Herausgebers.

Unter dieser letzten Strophe befindet sich das Profil eines Kopfes mit großem Schopf und Schnurrbart, das Auge *on face* gewendet und mit strahlenförmigen Wimpern überschirmt. Und unter den Kopf hat Jemand folgende Worte niedergeschrieben:

* *
*

Dieses Manuskript. Gelesen
Und sein Inhalt einsten approbirt
Peter Sudoteschin
M. M M M

An dem Herrn
Peter Sudoteschin
Mein werther Herr.

* *
*

Da aber die Handschrift dieser Zeilen auch nicht entfernt der Handschrift ähnlich ist, in welcher der übrige Theil des Heftes geschrieben ist, so fühlt sich der Herausgeber zu der Vermuthung berechtigt, daß oben angeführte Zeilen nachträglich von einem Andern hinzugefügt worden seien: um so mehr, da er (der Herausgeber) gewahr wurde, daß Herr Tschulkaturin in der Nacht vom 1. auf den 2. April des Jahres 18 . . auf seinem Gute Owetschi-Wodi verschieden sein muß.

- E n d e -

Anmerkungen

1 Ein säuerliches russisches Nationalgetränk, ans Roggenmehl und Malz bereitet.

2 Wärterin.

3 Ein Poem von Puschkin.

4 Popristschin ist der Name des Helden in den »Memoiren eines Verrückten« von Gogol.

5 Burlaki heißen Schiffsarbeiter, namentlich an der Wolga. Sie gebrauchen diese Ausrufungen, während sie, an Stricke gespannt, vom trockenen Lande aus, ein Fahrzeug stromaufwärts ziehen, zur Ermunterung, wie etwa unsere Zimmerleute das: Zug! Zug! beim Aufwinden eines Balkens.

Das Wirthshaus an der Heerstraße.

1846.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV.
Anmerkungen

I.

Auf der Straße von B. in fast gleicher Entfernung von den beiden Kreisstädten, welche sie durchläuft, stand noch vor Kurzem ein großes Hans, allen des Weges kommenden Kutschern, Fuhrleuten,[1] Handlungsdienern, Hausirern und überhaupt all den zahlreichen, verschiedenartigen Reisenden, welche in jeder Jahreszeit das Land durchziehen, wohl bekannt. Die meisten von ihnen pflegten in dem Wirthshause einzukehren; nur die Equipagen vornehmer Gutsbesitzer, die mit einem Sechsgespann in eigenem Gestüt gezogener Pferde fuhren, rollten feierlich vorüber, was inzwischen weder den Kutscher, noch den hinten stehenden Lakai verhinderte, mit besonderer Empfindung und Aufmerksamkeit nach der ihnen wohlbekannten Freitreppe zu spähen. Oder auch ein armer Teufel in schmutziger Telega mit s einen letzten drei Pjätaks (Fünfkopekenstücken) im Schnürbeutel aus der Brust, trieb, auf der Höhe des reichen Wirthshauses angekommen, seinen müden Gaul weiter, um sein Nachtquartier in der Hütte eines armen Bauern zu suchen, bei weichem weiter nichts zu finden war, als Heu und Brot, der aber auch nicht einen Kopeken zuviel dafür forderte.

Außer seiner vertheilhaften Lage bot das Wirthshaus, wovon wir oben redeten, noch viele andere Annehmlichkeiten: ausgezeichnetes Wasser in zwei tiefen Brunnen mit knarrenden Rädern und eisernen Eimern an Ketten; einen geräumigen Hof mit bedeckten, von stämmigen Pfeilern getragenen Gallerien; einen reichen Vorrath vortrefflichen Hafers im Erdgeschoß; eine warme Gesindestube mit einem russischen Riesenofen, welcher ein Paar lange Röhren wie gepanzerte Arme ausstreckte, und endlich zwei ziemlich saubere Zimmer mit röthlichen Tapeten, unten schon etwas verschossen, mit Sopha’s und Stühlen von gefärbtem Holze an der Wand und zwei Geranientöpfen in den Fenstern, welche übrigens niemals geöffnet wurden, und ganz geschwärzt waren von verjährtem Staube.

Zudem war in der Nähe des Wirthshauses eine Schmiede und eine Mühle; auch konnte man gut zu essen bekommen, wenn man die Gunst der rothen, dicken Köchin zu gewinnen wußte, welche schmackhaft kochte und es mit den Portionen so genau nicht nahm.

Bis zur nächsten Schenke war kaum eine halbe Werst. Der Schenkwirth verkaufte auch Schnupftabak, welcher, obgleich mit Asche gemischt, von höchst erfolgreicher Wirkung war und die Nase auf's angenehmste prickelte und biß. Kurz, viele Ursachen trafen zusammen, daß Passagiere aller Art gern in dem Wirthshause anhielten. Es war belebt, weil es beliebt war, was immer das beste Mittel ist etwas in Gang zu bringen, aber — wie man sich in der Nachbarschaft erzählte — war es hauptsächlich deswegen beliebt, weil der Wirth ein Glücksspitz war, dem Alles, was er unternahm, einschlug, obwohl er sein Glück wenig verdiente. Aber so geht's in der Welt: wem es einmal glücken soll, dem glückt es.

Dieser Wirth war ein Kleinbürger und hieß Naoum Iwanow. Von mittlerem Wuchs, dick, breitschultrig, etwas gekrümmt, hatte er einen großen runden Kopf mit wallendem Haar; das schon in's Graue spielte, obwohl er, nach dem Ansehen zu schließen, nicht älter als vierzig Jahre sein konnte. Sein Gesicht war voll und frisch, feine Stirn niedrig, aber weiß und glatt; seine kleinen, hellen, blauen Augen hatten einen seltsamen Ausdruck, indem sie zugleich frech und argwöhnisch blickten, was nicht oft vorkommt. Den Kopf trug er immer gebückt und bewegte ihn nur mit Mühe zur Seite, wahrscheinlich weil er einen zu kurzen Hals hatte. Er ging rasch, und fast ohne die Arme zu bewegen, die er mit geballten Händen steif auseinander hielt. Wenn er lächelte, und er lächelte oft, aber ohne zu lachen, gleichsam für sich, — so bewegten sich seine dicken Lippen in widerwärtiger Weise und ließen eine gedrängte Reihe glänzender Zähne sehen. Er sprach stoßweise und mit einem gewissen mürrischen Tone. Obgleich er sich rasirte, blieb er doch in der Kleidung dem altrussischen Kostüm treu. Er trug einen langen, ganz abgeschabten Kaftan, weite Hosen und Schuhe über den bloßen Füßen. Er war häufig von Haus abwesend in Geschäften, deren er viele hatte: wie Pferdehandel, Landpacht, Gartenbau, kurz, Handel, Betrieb und Verkehr aller Art. Aber seine Abwesenheit war niemals von langer Dauer, wie der Geier, mit welchem er auch im Ausdrucke des Auges viele Aehnlichkeit hatte, kam er immer bald in's Nest zurück. Er verstand es, dies Nest in Ordnung zu halten: überall fand er sich zu rechter Zeit ein, Alles hörte und befahl, besichtigte, ordnete und berechnete er selbst, und Niemanden ließ er einen Kopeken nach, nahm aber auch keinen zuviel.

Die Reifenden unterhielten sich nicht gern mit ihm, und er selbst liebte es nicht, viel unnütze Worte zu machen: »Ich brauche Euer Geld — pflegte er zu sagen — und ihr braucht meine Kost; wir haben nicht zusammen Gevatter zu stehen; wenn ein Reisender gegessen und sein Pferd versorgt hat, braucht er sich nicht lange aufzuhalten. Und wenn er müde ist mag er schlafen; schwatzen ist überflüssig.« Das kam bei ihm so stoßweise heraus, als ob er jedes Wort erst herauspreßte. Er hielt sich große und rüstige Arbeiter, die aber friedfertig und gehorsam waren und ihn sehr fürchteten. Für seine eigene Person dem Genuß geistiger Getränke völlig abhold, gab er seinen Leuten doch an großen Festtagen jedem einen Griwenik (Zehnkopekenstück) zum Schnaps; an andern Tagen durften sie nicht wagen Branntwein zu trinken.

Leute vom Schlage Naoum's werden bald reich, allein er selbst — bessert Vermögen man aus vierzig bis fünfzigtausend Rubel schätzte — war in seine glänzende Lage nicht auf geradem Wege gekommen . . .

II.

Schon zwanzig Jahre vor dem Zeitpunkte, mit welchem unsere Erzählung beginnt, stand auf demselben Flecke ein anderes Wirthshaus, welches allerdings kein dunkelrothes Dach hatte, das dem Hause Naoum Iwanow's das Ansehen eines Herrenhofes gab, sondern von schlichter Bauart war, mit strohbedeckten Wetterdächern im Hofe, statt der Balkenmauern geflochtene Wände, und ohne die Zier eines dreieckigen griechischen Giebels auf gedrechselten Pfeilern ruhend — allein es war immerhin ein geräumiges solides Absteigequartier, warm und von den Reisenden gern besucht.

Der Wirth hieß damals *Akim Ssemenow* und war Leibeigener einer in der Nachbarschaft begüterten Dame, Elisabeth Prochorowna Kuntze, Wittwe eines Stabsoffiziers. Dieser Akim war ein sehr intelligenter und thätiger Bauer, der noch in jungen Jahren mit zwei schlechten Pferden vor seinem Wagen auszog, um Kleinhandel zu treiben, nach einem Jahre mit drei ziemlich guten Pferden zurückkehrte und seit der Zeit sich fast sein ganzes Leben hindurch auf der großen Heerstraße umhertrieb, der Reihe nach Kasan und Odessa, Orenburg und Warschau besuchte, selbst in's Ausland bis »Lipetzk« (Leipzig) kam, und zuletzt ein paar riesige Telegen mit zwei Dreigespannen stattlicher Hengste fuhr.

Ob er seines heimathlosen, unstäten Lebens überdrüssig geworden, ob er sich wieder einen eigenen Hausstand gründen wollte (während einer seiner Reisen war seine Frau gestorben; später hatte er auch seine Kinder verloren) — genug, er entschloß sich zuletzt seinen Handel aufzugeben und Gastwirth zu werden; Mit Erlaubniß seiner Herrin erbaute er auf der großen Heerstraße, wo er noch unter dem verstorbenen Gutsherrn eine halbe Dessjatine Land erworben hatte, ein Gasthaus. Die Geschäfte gingen vortrefflich. Er hatte hinlänglich Geld, um das Haus ordentlich einzurichten und die Erfahrung, welche er auf seinen langjährigen Reisen nach allen Enden Rußlands erworben hatte, kam ihm sehr zu statten; er wußte es den Reisenden nach Wunsch zu machen und besonders den Handelsfuhrleuten, seinen ehemaligen Gewerbsgenossn, deren er gar viele persönlich kannte, und welche die Rechnungen in den Wirthshäusern sehr

anschwellen lassen, weil diese Leute für sich und ihre mächtigen Pferde in der Verpflegung und Beköstigung ungewöhnliche Ansprüche machen.

Bald war Akims Hof auf hundert Werst in der Runde bekannt. Die Passagiere kehrten lieber bei ihm ein als bei seinem völlig von ihm verschiedenen Nachfolger, obgleich er sich mit diesem in Betreff der Wirthschaftsführung nicht entfernt vergleichen konnte. Akim hielt nämlich Alles noch auf altem Fußes die Zimmer waren warm, aber nicht sonderlich rein; auch kam es wohl vor, daß der Hafer etwas feucht und modrig und das Essen durch das Kochen halb verdorben war. Zuweilen kamen Speisen auf den Tisch, die besser ganz weggeblieben wären, nicht etwa weil Akim mit seinem Vorrath kargte, sondern blos weil die Köchin es mit ihrer Kunst so genau nicht nahm.

Dafür aber nahm es Akim auch nicht so genau mit der Rechnung, sondern ließ mit sich handeln; auch gab er gern Kredit — kurz, er war ein guter Kerl und ein liebenswürdiger Wirth. Dazu zeigte er sich seinen Gästen auch freigebig in der Bewirthung und Unterhaltung. Beim Ssamowar (russische Theemaschine) plauderte er ihnen vor, daß sie die Ohren spitzten, besonders wenn er anfing von P i t e r (Peter dem Großen) zu erzählen, oder von den tscherkessischen Steppen, oder gar von den überseeischen Ländern. Natürlich verstand er auch sein Gläschen zu leeren und that es gern, wenn er mit einem guten Kameraden beisammen saß; übrigens trank er niemals im Uebermaß, sondern blos der Gesellschaft wegen, um seinen Gästen Bescheid zu thun, So äußerten sich die Reisenden über ihn.

Insbesondere waren ihm die Kaufleute sehr gewogen und überhaupt alle Leute von altem Schrot und Korn, die Kernrussen, welche sich nie auf den Weg machen ohne ihre Lenden gehörig zu gürten, in kein Zimmer eintreten, ohne das Kreuz zu schlagen und keinen Menschen anreden, ohne ihm vorher eine gute Gesundheit zu wünschen.

Schon das Aeußere Akim's war ganz gemacht für — ihn einzunehmen: er war von hohem Wuchs, ein bischen mager, aber sehr wohlgebaut und hielt sich selbst in seinen älteren Jahren noch vortrefflich. Sein langes regelmäßiges Gesicht hatte einen angenehmen Ausdruck, er hatte eine hohe, freie Stirn, eine gerade,

feine Nase und schmale Lippen. Der Blick seiner hervorstehenden braunen Augen glänzte von herzgewinnender Freundlichkeit; sein weiches, dünnes Haar schlängelte sich bis um den Hals; der Scheitel war beinahe schon kahl. Der Ton seiner Stimme war äußerst angenehm, obwohl schwache in seiner Jugend hatte er vortrefflich gesungen, allein die fortwährenden Reisen in freier Luft und im Winter hatten seine Brust angegriffen; dagegen sprach er sehr fließend und einschmeichelnd. Wenn er lächelte, bildeten sich um seine Augen strahlenförmige Falten, welche ihm einen sehr lieben Ausdruck gaben; — nur bei guten Menschen sieht man solche Falten. In seinen Bewegungen war Akim langsam und gemessen; es zeigte sich darin eine große Zuversicht und ernste Höflichkeit, wie bei einem Manne, der viel in der Welt herumgekommen ist, viel gesehen und erfahren hat.

In der That besaß Akim — oder Akim Ssemenowitsch, wie man respectvoll im herrschaftlichen Hause ihn nannte, wohin er oft kam und Sonntag Nachmittags niemals verfehlte seinen Besuch zu machen — in der That besaß Akim Ssemenowitsch Alles, um glücklich zu sein, und wär' es auch wohl immer gewesen, wenn er nicht eine Schwäche gehabt hätte, die schon Manchen in's Unglück gebracht hat, und auch ihn in's Unglück bringen sollte, nämlich seine Schwäche für die sogenannte schönere Hälfte des Menschengeschlechts. In der Verliebtheit leistete er das Unglaubliche; sein Herz konnte dem Blicke keiner hübschen Frau widerstehen — es zerschmolz darin wie der erste Schnee in der Sonne. Schon oft hatte er für seine Empfindsamkeit schwer zu leiden gehabt.

Während des ersten Jahres nach seiner Niederlassung auf der großen Heerstraße war Akim dergestalt mit dem Ausbau seines Hauses, der Einrichtung seiner Wirthschaft und den vielen dazu gehörigen Dingen beschäftigt, daß ihm entschieden keine Zeit blieb an das schöne Geschlecht zu denken und wenn ihm einmal verliebte Gedanken in den Sinn kamen, so suchte er sie gleich zu vertreiben durch das Lesen heiliger Bücher, mit welchen er sich eifrig beschäftigte (Akim hatte schon seit seiner ersten Reise lesen gelernt)« oder durch das halblaute Absingen von Psalmen, oder durch andern Gott wohlgefälligen Zeit vertreib. Außerdem hatte er schon sein sechsundvierzigstes Jahr erreicht — ein Zeitpunkt im Leben, wo die Leidenschaften merklich kühler und ruhiger zu werden pflegen, und

zum Heirathen ein wenig spät. Akim glaubte selbst, daß es eine Thorheit sei noch an dergleichen zu denken . . . aber es scheint, daß der Mensch seinem Schicksale nicht entgehen kann.

— Akim's Herrin, Lisaweta Prochorowna Kuntze, war, wie ihr verstorbener Gemahl, deutschen Ursprungs, gebürtig aus Mitau, wo sie die ersten Jahre ihrer Kindheit verlebt und eine sehr zahlreiche und arme Familie zurückgelassen hatte, um welche sie sich übrigens wenig kümmerte, besonders seit ihr Bruder, ein Infanterie-Offizier in der Armee, sie einmal unangenehm durch seinen Besuch überrascht und sich dabei so weit vergessen hatte, daß er sie, die Herrin des Hauses beinahe geprügelt hätte, sich aber dann damit begnügte, sie »Du Lumpenmamsell« zu schelten, nachdem er sie Abends vorher in seinem schlechten Russisch »meine verehrte Schwester und Wohlthäterin« genannt.

Obgleich fremdes Blut in ihren Adern floß, so stand Lisaweta Prochorowna doch, als Herrin, einer gebotenen russischen Edeldame durchaus nicht nach. Sie bewohnte fast ohne Unterbrechung ihr hübsches, durch die Ersparnisse ihres Mannes (der als Ingenieuroffizier Gelegenheit zu Nebenverdiensten hatte) wohlerworbenes Landgut, welches sie selbst verwaltete und zwar durchaus nicht ungeschickt. Lisaweta Prochorowna ließ sich nie den kleinsten Vortheil entgehen, aus Allem wußte sie Nutzen zu ziehen. Hierin, sowie darin, daß sie immer einen Pfennig für einen Groschen ausgab, zeigte sich ihr deutscher Ursprung; in allem Uebrigen war sie durchaus russificirt. Sie hielt ein sehr zahlreiches Hofgesinde und besonders viele Mädchen, welche ihr Brod nicht umsonst aßen. Vom Morgen bis zum Abend kamen sie nicht dazu ihren arbeitsgekrümmten Rücken gerade zu biegen. Sie fuhr gern spazieren oder auf Besuch mit Livreebedienten hinter dem Wagen. Sie hörte gern Klatschereien und Ohrenbläserei und verstand sich selbst vortrefflich darauf. Sie fand ein Vergnügen darin, irgendeinen von ihren Leuten nach Laune mit Gunst zu überhäufen und ihn dann plötzlich wieder fallen zu lassen. Mit einem Worte: Lisaweta Prochorowna spielte ganz die große Dame. Gegen Akim war sie sehr gnädig; er bezahlte seinen hohen Grundzins immer auf das pünktlichste, und sie unterhielt sich freundlich mit ihm und lud ihn sogar oft scherzend ein, sie zu besuchen. Aber gerade im Hause seiner Herrin erwartete Akim das Unglück.

Unter dem weiblichen Dienstpersonal Lisaweta Prochorowna's befand sich ein fünfundzwanzigjähriges Mädchen, eine Waise, Namens Dunascha. Sie hatte ein ganz angenehmes Aeußere, war hübsch gewachsen und von behendem Wesen. Ihre Züge waren nicht gerade regelmäßig, aber ansprechend: der frische Teint, die üppigem helllockigen Haare, die lebhaften grauen Augen, das kleine Stumpfnäschen, die blühen den Lippen vereinten sich mit einem gewissen — ungezwungenen, halb spöttischen, halb herausfordernden Ausdruck ihres Gesichtes, sie zu einer anziehenden Erscheinung zu machen. Dazu kam, daß sie, obgleich eine Waise, zurückhaltend, ja fast hochmüthig im Umgange war, eingedenk ihres Ursprunges von alten Hofbediensteten ersten Ranges. Ihr Vater Arefi hatte nämlich dreißig Jahre hindurch des Amt einer fürstlichen Haushofmeisters bekleidet und ihr Großvater Stephan war Kammerdiener des Fürsten gewesen, der in demselben Leibgarderegimente, welches die Kaiserin Katharina als Oberst befehligte, den Rang eines Sergeanten hatte.

Dunascha kleidete sich immer mit möglichster Sorgfalt und that sich viel zu Gute auf ihre wohlgepflegten und wirklich schönen Hände. Sehr hochmüthig, ja verächtlich behandelte sie ihre Anbeter, deren Huldigungen sie mit selbstvertrauendem Lächeln anhörte, und wenn sie sich einmal herabließ ihnen zu antworten, so geschah das in kurzen Ausrufen, wie z. B.: Versteht sich! Ich werde . . . Das fehlte noch! —

Dunascha war drei Jahre bei einer französischen Putzmacherin in Moskau in der Lehre gewesen, wo sie das hochtrabende Wesen und die schnippischen Manieren sich aneignete, durch welche alle russischen Kammerzofen sich auszeichnen, die ihre Lehrjahre in der Hauptstadt gemacht haben. Ihre Dienstgenossen hielten sie für ein Mädchen voll Eigenliebe und Ehrgeiz (was im Munde dieser Leute ein großes Lob ist), welches viel in der Welt gesehen und sich doch zu halten gewußt habe. Obgleich sie mit der Nadel gut umzugehen wußte, hatte sie sich doch der Gunst ihrer Herrin nicht sonderlich zu erfreuen, Dank der ersten Kammerfrau Kirillowna, einer schon ältern, verschmitzten Person, die großen Einfluß auf Lisaweta Prochorowna hatte und diesen sehr geschickt durch Fernhaltung aller Nebenbuhlerinnen zu wahren wußte.

In diese Dunascha verliebte sich Akim und zwar so gründlich, wie er nie zuvor verliebt gewesen war. Er hatte sie zum Erstenmale in der Kirche gesehen, kurz nach ihrer Rückkehr von Moskau . . . dann war er ihr ein paarmal im herrschaftlichen Hause begegnet und endlich ward ihm das Glück, einen ganzen Abend mit ihr beim Verwalter zuzubringen, der einige der angesehensten Hausbedienten zum Thee eingeladen hatte. Diese Leute würdigten ihn ihres Umgangs, obwohl er nicht zu ihnen gehörte und einen Bart trug nach altrussischer Weise; allein er war ein gebildeter Mann, der lesen und schreiben konnte und außerdem ein hübsches Vermögen besaß. Zudem kleidete er sich auch nicht wie ein Bauer, sondern trug einen langen Kaftan von schwarzem Tuch, hohe Stiefeln und ein Halstuch. Freilich, wenn die Hofbediensteten unter sich waren, sagten sie wohl, daß er eigentlich doch nicht zu ihnen gehöre noch passe, aber im Verkehr mit dem wohlhabenden Mann zeigten sie sich doch zuvorkommend genug.

In der oben erwähnten Theegesellschaft beim Verwalter besiegte Dunascha völlig das verliebte Herz Akim's, obgleich sie entschieden auf alle seine schmeichelhaften Reden kein Wort erwiederte und ihm nur zuweilen einen Seitenblick zuwarf, gleich als ob sie sagen wollte: wie kommt der Bauer hierher?

Akim wurde dadurch nur noch mehr in Flammen gesetzt. Er kehrte erst nach Hause zurück, überlegte, und kam endlich zu dem Entschlusse, um ihre Hand anzuhalten . . .

Aber wer beschreibt den Zorn und Unwillen Dunascha's, als nach etwa fünf Tagen Kirillowna sie freundlich zu sich in's Zimmer rief und ihr mittheilte, daß Akim (der wohl wußte an wen er sich zu wenden hatte), daß dieser bärtige Bauer Akim, in dessen Nähe zu sitzen ihr neulich als eine Beleidigung vorkam, um ihre Hand anhalte!

Erst flammte Dunascha zornig auf, dann zwang sie sich zu lachen, dann fing sie an zu weinen, allein Kirillowna führte ihren Angriff so geschickt aus, stellte ihr ihre abhängige Stellung im Hause so klar vor und machte ihr das Passende der Partie, den Reichthum und die blinde Unterwürfigkeit Akim's so anschaulich und hob endlich auch so eindringlich hervor, wie sehr die Herrin selbst diese Verbindung wünsche, daß Dunascha das Zimmer ganz nachdenklich verließ, und von nun an bei ihrer Begegnung mit Akim ihm nicht mehr auswich, sondern ihn starr ansah. Die unglaubliche Freigebigkeit des

Verliebten, der sie mit Geschenken überhäufte, zerstreute ihre letzten Bedenken.

Lisaweta Prochorowna, welcher Akim in der Freude seines Herzens hundert Pfirsiche auf einer silbernen Schüssel überreichte, gab ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit Dunascha und die Hochzeit wurde vollzogen. Akim scheute keine Ausgabe — und die Braut, welche noch Abends vorher mehr todt als lebendig im »Jungfernkreise« gesessen« und selbst am Hochzeitsmorgen noch geweint hatte, während Kirillowna sie ankleiden, ward bald getröstet . . . Die Herrin schmückte sie zur Feierlichkeit in der Kirche mit ihrem eigenen Shawle — und Akim schenkte ihr noch an demselben Tage einen Shawl, der vielleicht noch kostbarer war als jener . . .

III.

So war denn Akim wieder verheirathet und er führte seine junge Frau in sein Haus ein, wo sie nun zusammen leben sollten.

Es stellte sich bald heraus, daß Dunascha eine schlechte Haushälterin war und Akim keine rechte Stütze in ihr fand. Sie kümmerte sich um Nichts, sah grämlich aus und langweilte sich, wenn nicht irgend ein durchreisender Offizier ihr Aufmerksamkeiten erwies und Artigkeiten sagte, während sie hinter dem großen Ssamoware den Thee bereitete. Sie fuhr häufig aus, bald in die Stadt, um Einkäufe zu machen, bald in das Herrschaftshaus, welches von dem ihrigen wohl fünfviertel Stunden entfernt lag. Im Herrschaftshause fühlte sie sich am behaglichsten. Dort war sie unter alten Bekannten. Die Mädchen bewunderten ihren Putz; Kirillowna bewirthete sie mit Thee; selbst Lisaweta Prochorowna unterhielt sich mit ihr.

Aber auch diese Besuche waren nicht ohne bittere Gefühle für Dunascha. Sie durfte jetzt z. B. da sie nicht mehr zu den Hofbediensteten gehörte, auch keine - Haube und keinen Hut mehr tragen wie diese, sondern mußte ihren Kopf mit einem Tuche umwinden, »wir eine Kaufmannsfrau« bemerkte ihr Kirillowna — wie eine Bäuerin, sagte sie sich selbst.

Mehr als einmal kamen Akim die Worte in den Sinn, welche ihm ein alter Oheim, ein blutarmer Bauer und eingerosteter Hagestolz gesagt hatte, als er ihm vor der Hochzeit auf der Straße begegnete: »Nun« Bruder Akimuschka, ich höre, du willst dich wieder verheirathen.«

»Jawohl. Was weiter?«

»Ach, Akim, Akim! Du bist nun uns, den Bauern, kein Bruder mehr, gehörst nicht mehr zu unseres Gleichen — aber auch sie ist nicht Deines Gleichen!

»Warum ist sie nicht meines Gleichen?«

»Wär' es auch nur darum,« rief er, auf Akim's Bart zeigend, den dieser aus Gefälligkeit für Dunascha beschnitten hatte; ihn ganz abzurasiren konnte er nicht übers Herz bringen.

Akim senkte das Haupt, während der Greis sich wandte und die Schöße seines an den Schultern zerrissenen Pelzes

übereinanderschlagend, mit Kopfschütteln davonging.

Ja, mehr als einmal gedachte Akim ächzend und seufzend dieser Worte, aber seine Liebe zu dem hübschen Weibe blieb dieselbe. Er war stolz auf seine Frau, wenn er sie verglich — nicht mit gewöhnlichen Bäuerinnen, oder mit seiner ersten Frau, die ihm angeheirathet wurde, als er kaum sechzehn Jahre zählte, — mit den andern Zofen im herrschaftlichen Hause.

»Wir haben doch ein allerliebstes Vögelchen im Käfig!« sagte er sich zum Troste. Die geringste Freundlichkeit Dunascha's machte ihn überglücklich. Mit der Zeit wird sie sich schon gewöhnen und gut einleben, dachte er. Dazu kam, daß sie sich eines guten Wandels befleißigte und Niemand ihr ein schlimmes Wort nachsagen konnte.

So vergingen einige Jahre. Dunascha hatte sich mit der Zeit wirklich an ihr neues Leben gewöhnt. Akim's Liebe und Vertrauen zu ihr nahm mit den Jahren nur zu. Ihre frühern Dienstgenossinnen, welche sich verheirathet hatten, aber zu stolz gewesen waren einen Bauern zu nehmen, hatten alle Unglück in der Ehe: theils waren sie gänzlich verarmt, theils in schlechte Hände gefallen. Akim's Wohlstand dagegen nahm fortwährend zu. Alles glückte ihm, er mochte unternehmen was er wollte. Nur *ein* Glück blieb ihm versagt: Gott schenkte ihm keine Kinder.

Dunascha war nun fünfundzwanzig Jahr alt — geworden und hatte es dahin gebracht; daß man sie allgemein Afdotja Arefjewna[2] nannte. Eine musterhafte Wirthin war sie gerade nicht zu nennen, aber sie liebte ihr Haus, wachte über Speisekammer, Küche und Keller und beaufsichtigte die Arbeiterinnen, d. h. sie that wenigstens so. In Wahrheit ließ sie Alles gehen wie es ging, so daß im Hause weder besondere Sauberkeit noch Ordnung herrschte. Dagegen hing im Hauptzimmer neben dem Bilde Allwo auch ihr Bild, in Oel von dem im väterlichen Hause zum Künstler aufgewachsenen Sohne des Küsters gemalt. Sie war dargestellt in weißem Kleide, mit gelbem Shawle darüber, einer sechsfach um den Hals geschlungenen Perlenschnur, langen Ohrgehängen und Ringen an jedem Finger. Man konnte sie erkennen, obgleich der Künstler sie zu fett und zu roth gehalten und ihre grauen Augen in schwarze — noch dazu schielende — verwandelt hatte.

Akim's Porträt war weniger gelungen; der Künstler hatte ihn sehr dunkel — à la Rembrandt — aufgefaßt.

In ihrer Kleidung fing Afdotja an sich sehr zu vernachlässigen; sie warf ein großes Tuch über die Schulter und ließ das Kleid darunter sitzen wie es sitzen wollte; sie war angesteckt von jener einschläfernden, seufzenden Trägheit, welcher sich die Russen im Allgemeinen gar zu leicht hingeben, sobald sie nicht mehr um des Tages Nothdurft zu ringen haben.

Bei alledem gedieh das Hauswesen wie das Geschäft ihres Mannes; Akim und seine Frau lebten so gut miteinander, daß ihre Ehe als ein wahres Muster galt in der Nachbarschaft. Aber wie das Eichhörnchen, welches sich das Näschen putzt in demselben Augenblicke wo der Jäger darauf zielt, so fühlt der Mensch sein Unglück nicht vorher — wie unsicheres Eis bricht das Glück plötzlich unter seinen Füßen zusammen.

IV.

An einem Herbstabend stieg in Akim's Wirthshause ein Kaufmann ab, der allerlei Kurz- und Putzwaaren mit sich führte. Auf verschiedenen Umwegen fuhr er mit zwei wohlbeladenen Kibitken von Moskau nach Charkow. Er war einer der durch's Land ziehenden Hausirer, welche die Gutsherren und besonders deren Frauen und Töchter oft mit so großer Ungeduld erwarten.

Mit diesem Kaufmann, der schon in vorgerückten Jahren stand, reisten zwei Gehilfen, wovon der eine bleich, mager und bucklig, der andere ein ansehnlicher, hübscher Bursche von etwa zwanzig Jahren war.

Sie aßen zu Abend und bestellten sich dann Thee. Der Kaufmann lud den Wirth und seine Frau ein, eine Tasse mit ihnen zu trinken, und so geschah es.

Zwischen den beiden alten Männern (Akim stand in seinem fünfzigsten Jahre) knüpfte sich bald eine Unterhaltung an. Der Kaufmann erkundigte sich nach den Gutsherrschaften in der Umgegend und Niemand konnte ihm bessere Auskunft darüber geben als Akim. Der bucklige Gehilfe verließ alle Augenblicke das Zimmer um nach den Pferden zu sehen und zog sich endlich ganz zurück, um sein Bett aufzusuchen. Afdotja hatte sich mit dem andern Gehilfen zu unterhalten. Sie saß neben ihm, weniger selbst sprechend als anhörend, was er ihr erzählte, aber dieß schien ihr sehr zu gefallen; ihr Antlitz belebte sich, eine ihr ungewöhnliche Röthe umspielte ihre Wangen und sie lachte oft und herzlich. Der junge Mann saß neben ihr fast ohne sich zu rühren, seinen lockigen Kopf auf den Tisch neigend. Er sprach leise, ohne die Stimme zu erheben und die Worte zu beschleunigen. Dagegen waren seine kleinen, aber unternehmenden blauen Augen unverwandt auf Afdotja gerichtet. Sie suchte erst seinen durchbohrenden Blicken auszuweichen, dann aber sah sie ihm selbst in's Gesicht . . . Das Gesicht dieses kecken Burschen war frisch und glatt wie ein Borsdorfer Apfel. Er lächelte oft beim Sprechen und spielte sich mit seinen weißen Fingern am Kinn herum, woran sich schon ein leichter dunkler Flaum zeigte. Er drückte sich in der gezierten Redeweise der russischen Kaufleute aus, sprach aber sehr geläufig und mit einer gewissen nachlässigen Zuversicht, und

hielt dabei immer auf sie seinen starren, kecken Blick gerichtet. Plötzlich rückte er ihr ein wenig näher und sagte, ohne eine Miene dabei zu verziehen: »Afdotja Arefjewna« eine schönere Frau als Sie giebt's in der ganzen Welt nicht; ich glaube, für Sie könnte ich das Leben lassen.«

Afdotja lachte laut auf.

— Was hast Du? fragte Akim.

— O, er erzählt mir so drollige Geschichten — erwiderte sie, ohne besondere Bewegung zu verrathen.

Der alte Kaufmann lächelte: — Ja« ja, mein Naoum ist ein Spaßvogel; Sie dürfen ihn aber nicht hören.

— Das fehlte noch! sagte sie kopfschüttelnd; ich habe an andere Dinge zu denken.

— He, he, natürlich, sagte der Alte. Es ist übrigens Zeit — fuhr er mit gedehnter Stimme fort — daß wir uns zur Ruhe begeben. Wir sind sehr erfreut gewesen über Ihre Gesellschaft, sehr erfreut, aber erlauben Sie uns, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen.

Bei diesen Worten erhob er sich.

— Auch wir sind sehr erfreut gewesen, entgegnete Akim, ebenfalls sich erhebend, das heißt, wir danken für gütige Gesellschaft und Bewirthung und wünschen Ihnen, recht wohl zu ruhen. Afdotja, steh auf.

Afdotja folgte der Aufforderung gleichsam mit innerem Widerstreben; desgleichen Naoum . . . und Alle zogen sich zurück.

Die Wirthsleute stiegen zu dem Verschlage hin auf, der ihnen als Schlafzimmer diente. Akim fing alsbald an zu schnarchen; Afdotja hingegen konnte lange nicht einschlafen. Erst lag sie ganz ruhig, das Gesicht der Wand zugekehrt; dann fing sie an sich hin- und herzuwälzen im Bette und den Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite des heißen Federkissens zu legen; dann zog sie die Bettdecke über sich und fiel in einen leisen Schlummer.

Plötzlich erschallte vom Hofe herauf eine kräftige Männerstimme, die in gedehnten, aber nicht gerade klagenden Tönen ein Lied sang, dessen Worte nicht zu verstehen waren.

Afdotja öffnete die Augen, stützte den Kopf auf die Hand und lauschte. Der Gesang währte fort und tönte kräftigen Klangs durch die Herbstluft empor.

Akim erhob den Kopf.

— Wer singt da? fragte er.

— Ich weiß nicht — antwortete sie.

— Er singt gut — hub er nach kurzem Schweigen wieder an. Er singt gut. Welche kräftige Stimme! Ich habe auch zu meiner Zeit gesungen, fuhr er fort — und ich habe gut gesungen; aber meine Stimme hat sich verdorben. Diese klingt gut. Das ist gewiß der junge Bursche, der da singt; Naoum, glaub ich, heißt er. — Und er legte sich auf die andere Seite, seufzte tief auf und schlief wieder ein.

Die Stimme im Hofe ließ sich noch lange vernehmen. Afdotja horchte mit wachsender Aufmerksamkeit. Endlich schien der Gesang plötzlich abzubrechen; noch einmal erhob er sich hell und starb dann in immer leiseren Tönen hin.

Afdotja bekreuzigte sich und legte den Kopf wieder aufs Kissen. Eine halbe Stunde verging so; dann erhob sich die junge Frau leise und glitt vorsichtig ans dem Bette.

— Wohin willst Du, Frau? fragte Akim durch den Schlaf.

Sie blieb stehen.

— Ich wollte das Lämpchen vor dem Heiligenbilde etwas aufmuntern, sagte sie, ich kann nicht einschlafen.

— Bete Du, murmelte er, wieder einschlafend.

Afdotja ging zum Heiligenbilde und machte sich mit dem Lämpchen zu schaffen, welches plötzlich erlosch. Sie legte sich wieder in's Bett. Alles wurde still.

Am andern Morgen früh machte sich der Kaufmann auf den Weg mit seinen Gehilfen. Afdotja schlief noch. Akim gab den Reisenden eine gute Strecke das Geleite; er mußte nach der Mühle gehen. Als er nach Hause zurückkehrte, fand er seine Frau schon angekleidet und nicht mehr allein. Der junge Bursche vom vergangenen Abend, Naoum, war bei ihr. Sie standen am Tische beim Fenster und unterhielten sich. Wie sie Akim erblickte, verließ Afdotja schweigend das Zimmer. Naoum sagte, er sei zurückgekommen um die Handschuhe seines Herrn zu holen, welche auf der Bank liegen geblieben wären, und entfernte sich dann ebenfalls . . .

Wir wollen jetzt dem Leser sagen, was er wahrscheinlich schon errathen haben wird, daß Afdotja sich leidenschaftlich in Naoum verliebt hatte. Wie das so schnell geschehen konnte, ist schwer zu

erklären, um so schwerer, als sie bis dahin tadellos in ihrer Aufführung gewesen war, trotz der vielen Gelegenheiten und lockenden Versuchungen, welche sich ihr geboten, die ehrliche Treue zu brechen. Später, als ihr Verhältniß mit Naoum offenkundig geworden, galt es in der ganzen Nachbarschaft für eine ausgemachte Sache, daß Naoum ihr gleich am ersten Abend einen Zaubertrank in den Thee geschüttet habe (das russische Volk glaubt noch fest an die Wirksamkeit solcher Mittel), dessen Erfolg auch bald an Afdotja sich offenbarte, indem sie von dem Tage an abzehrte und traurig, wurde.

Wie dem nun immer sein mochte, Naoum ließ es an Besuchen in Akim's Hause nicht fehlen. Zuerst kam er wieder in Begleitung des alten Prinzipals; nach drei Monaten aber erschien er allein und mit eigenen Waaren. Dann ging das Gerücht, er habe sieh in einer benachbarten Stadt niedergelassen, und von der Zeit an verfloß keine Woche, ohne daß man ihn auf der großen Verkehrsstraße sah mit seiner buntbemalten Telega, von ein paar runden kleinen Pferden gezogen, die er selbst lenkte. Zwischen ihm und Akim bestand gerade keine große Freundschaft, aber auch von Feindseligkeit war nichts zu merken. Akim schenkte ihm nur geringe Aufmerksamkeit und betrachtete ihn als einen unternehmenden jungen Mann, dem es nicht fehlen könne, seinen Weg zu machen. Von Afdotja's Gefühlen für ihn hatte er keine Ahnung und vertraute ihr nach wie vor.

So verflossen abermals zwei Jahre.

V.

An einem Sommertage, vor Tisch, um ein Uhr Nachmittags, ging Lisaweta Prochorowna, deren Gesicht in den beiden letzten Jahren, trotz allen Schönheitsmitteln, die sie anwandte, trotz aller rothen und weißen Schminke, die sie auflegte, auffallend gelb und faltig geworden war, mit ihrem Hündchen und einem zierlichen Sonnenschirm in ihrem nach deutscher Art sauber hergerichteten Garten spazieren. Leise mit ihrem gestärkten Kleide rauschend, ging sie kurzen Schritts den blanken Sandweg hinab, der zwischen zwei Reihen sich weit von den Stengeln ausstreckender Georginen hinführte, als sie plötzlich von unserer alten Bekannten Kirillowna eingeholt wurde, welche ihr respectvoll mittheilte, daß eben ein Kaufmann aus B. angekommen sei, der sie in einer höchst wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Kirillowna erfreute sich der Gunst ihrer Gebieterin noch ganz in früherer Weise (in Wirklichkeit war *sie* es, welche die Gitter der Frau v. Kuntze verwaltete) und hatte sogar seit Kurzem die Erlaubniß eine weiße Haube zu tragen, was den scharfen Zügen ihres dunklen Gesichts einen noch stärkeren Ausdruck gab.

— Ein Kaufmann? fragte die Dame. Was will er von mir?

— Ich weiß nicht, gnädige Frau, erwiderte Kirillowna mit süßlicher Stimme: — er scheint die Absicht zu haben, etwas von Ihnen zu kaufen.

Lisaweta Prochorowna kehrte in ihr Empfangszimmer zurück und nachdem sie dort ihren gewöhnlichen Paradeplatz eingenommen hatte in einem hohen Sessel, der oben wie mit einem Thronhimmel überwölbt war, zierlich von Epheu umschlungen, befahl sie den Kaufmann aus B. zu ihr zu führen.

Alsobald trat Naoum ein, verbeugte sieh und blieb bei der Thüre stehen.

— Ich höre, daß Sie etwas von mir zu kaufen wünschten, hub sie an, indem sie bei sich dachte: was ist dieser Kaufmann für ein schöner junger Mann! —

— Ganz richtig, gnädige Frau.

— Und was wäre das?

— Würden Sie sich nicht entschließen können, Ihr Wirthshaus zu verkaufen?

— Welches Wirthshaus?

— Nun das Wirthshaus an der Heerstraße, nicht weit von hier.

— Aber das Wirthshaus gehört ja nicht mir, es ist Akim's Eigenthum.

— Wie sollt es nicht Ihnen gehören? Es liegt doch aus Ihrem Grund und Boden.

— Das ist richtig; der Grund und Boden gehört mir, aber das Wirthshaus ist Akim's Eigenthum.

— Ganz richtig. So würden Sie sich nicht entschließen, es mir zu verkaufen?

— Wie könnt ich's verkaufen?

— Ganz richtig. Aber ich würde einen hübschen Preis dafür geben.

Lisaweta Prochorowna schwieg einen Augenblick. Dann hub sie wieder an:

— Sie reden sehr seltsam mit mir . . . Nun, was bieten Sie denn? Das heißt, ich frage nicht für mich, sondern für Akim.

— Für alle Gebäude und Pertinenzien, natürlich mit dem dazu gehörigen Grund und Boden, würd' ich zweitausend Rubel geben.

— Zweitausend Rubel, das ist sehr wenig, entgegnete Lisaweta Prochorowna.

— Der richtige Preis.

— Haben Sie mit Akim gesprochen?

— Wozu« gnädige Frau? Das Gehöft gehört Ihnen und ich habe mir die Ehre erbeten mit Ihnen darüber zu sprechen.

— Aber ich habe Ihnen schon erklärt . . . Es ist wirklich sonderbar, daß Sie mich nicht verstehen.

— Warum sollt ich Sie nicht verstehen, gnädige Frau? Wir verstehen schon.

Lisaweta Prochorowna sah Naoum an und Naoum sah Lisaweta Prochorowna an.

Dann nahm er wieder das Wort:

— Nun, gnädige Frau, welche Vorschläge würden Sie denn wohl belieben, das heißt Ihrerseits, zu machen?

— Meinerseits . . . Lisaweta Prochorowna rückte auf ihrem Sitze hin und her. — Erstens hab' ich

Ihnen schon gesagt, daß zweitausend Rubel zu wenig sind, und Zweitens . . .

— Werden wir, wenn gnädige Frau belieben, hundert Rubelchen zulegen.

Lisaweta Prochorowna erhob sich.

— Ich sehe, daß Sie mich immer noch mißverstehen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich dieses Gehöft nicht verkaufen kann und nicht verkaufen werde. Akim würde wegen dieses Handels einen Prozeß gegen mich anhängig machen.

Naoum lächelte und schwieg.

— Nun, gnädige Frau, wie Sie belieben — hub er dann achselzuckend wieder an . . . Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich gestört habe. Er verneigte sich und legte die Hand an die Thürklinke.

— Warten Sie noch einen Augenblick — sagte Lisaweta Prochorowna, sich nach einigem Zögern wieder zu ihm wendend.

— Sie schellte, und aus dem Kabinete erschien Kirillowna: — »Kirillowna« laß für den Herrn Kaufmann Thee bereiten. Ich werde Sie noch sehen,« setzte sie mit leichtem Kopfnicken hinzu.

Naoum verneigte sich noch einmal tief vor ihr und verließ dann mit Kirillowna das Zimmer.

Lisaweta Prochorowna schritt ein paarmal im Gemache auf und ab und schellte auf's Neue. Diesmal erschien ein Bursche in Kosakentracht. Sie befahl ihm Kirillowna zu rufen, welche nach einigen Augenblicken eintrat, leisen Schrittes und behutsam, um ihre neuen ziegenledernen Schuhe so wenig als möglich knarren zu lassen.

— Hast Du gehört, begann Lisaweta Prochorowna mit erzwungenem Lächeln, hast Du gehört, was mir dieser Kaufmann vorschlägt? Das ist wirklich ein seltsamer Kauz!

— Ich weiß von Nichts, gnädige Frau. Um was handelt es sich? — Und Kirillowna kniff leicht ihre schwarzen Kalmükenaugen zusammen.

— Er will von mir Akim's Wirthshaus kaufen.

— Nun, und warum nicht?

— Welche Frage! Was würde Akim dazu sagen? Ich hab' es ihm abgetreten.

— Aber, gnädige Frau, wie belieben Sie nur zu reden! Gehört der Hof nicht Ihnen?

— Kirillowna, ich bitte Dich, wie kannst Du nur so reden! — Lisaweta Prochorowna zog ihr Baitisttuch hervor und schnäuzte sich krampfhaft darin aus . . . Wie würde Akim . . . Er hat das Wirthshaus mit seinem eigenen Gelde gebaut und mir den Platz dafür bezahlt.

— Akim? Der hat doch wahrhaftig lange genug den Nießnutz davon gehabt . . . und Alles durch Ihre Gnade. Sind wir doch mit Allem, was wir haben, Ihr Eigenthum! Und Sie glauben, gnädige Frau, daß er sich nicht ein hübsches Sümmchen zurückgelegt haben sollte? Ich kann Ihnen schwören, daß er reicher ist als wir Alle. Und warum soll er besser sein als Ihre übrigen Leibeigenen? Wodurch hat er sein Geld erworben? Dadurch, daß Sie ihm erlaubt haben, Fuhrwesen zu treiben. Er hat sich ein schönes Vermögen damit gemacht.

— Das will ich gerne zugeben; aber trotzdem kann ich nicht . . . Wie dürfte ich seinen Hof verkaufen.

— Weßhalb denn dürfen Sie ihn nicht verkaufen? fuhr Kirillowna fort. — Es scheint sich ein guter Käufer gefunden zu haben. Erlauben Sie zu fragen was er bietet?

— Zweitausend Rubel und etwas darüber, antwortete Lisaweta Prochorowna leise.

— Er wird mehr geben, gnädige Frau, wenn er gleich von vorneherein zweitausend geboten hat. Und mit Akim finden Sie sich schon ab . . . Er wird Ihnen noch dankbar sein.

— Natürlich muß ich mich mit ihm abfinden. Doch nein, Kirillowna, ich kann den Hof nicht verkaufen . . . Und Lisaweta Prochorowna ging im Zimmer auf und nieder . . . Nein, es ist unmöglich . . . es geht auf keinen Fall. Ich bitte Dich, rede mir nicht mehr davon . . . Du würdest mich erzürnen.

Allein trotz des Verbotes der bewegten Gebieterin fuhr Kirillowna fort über die Angelegenheit zu reden und nach einer halben Stunde kehrte sie zu Naoum zurück, der inzwischen bei seinem Thee sitzen geblieben war.

— Was haben Sie mir zu sagen, meine Verehrungswürdigste, sprach Naoum zu der Eintretenden, indem er zierlich seine geleerte Tasse umkehrte und auf die Unterschale setzte.

— Ich habe Ihnen zu sagen, entgegnete Kirillowna, daß die gnädige Frau Sie erwartet.

— Ich gehorche, erwiderte Naoum. Er stand auf und folgte Kirillowna in das Empfangszimmer.

Die Thüre schloß sich hinter ihnen . . . Als sie sich endlich wieder öffnete und Naoum unter tiefen Verbeugungen rückwärts heraustrat, war der Kauf schon abgeschlossen. Akims Hof gehörte Naoum, der ihn für 2800 Rubel Papier erworben. Man war übereingekommen, den Kaufkontrakt so schnell als möglich zu unterzeichnen und die Sache bis zu einem gelegenen Augenblick geheim zu halten. Lisaweta Prochorowna erhielt hundert Rubel Handgeld und zweihundert Rubel fielen für Kirillowna ab.

· »Das war ein guter Handel — dachte Naoum, als er sieh in seine Telega schwang — das Glück ist mir immer günstig gewesen.

VI.

Zu derselben Zeit, da im Herrschaftshause hinter seinem Rücken das ihn so nahe berührende Geschäft abgeschlossen wurde, saß Akim am Fenster seiner Wohnung und fuhr sich mißmuthigen Blickes mit der Hand durch den Bart . . . Wir haben oben bemerkt, daß er von dem Verhältniß Naoum's mit seiner Frau keine Ahnung hatte, obgleich die wiederholten Andeutungen guter Nachbarsleute ihm leicht hätten Argwohn einflößen können. Nun war ihm allerdings das veränderte Benehmen seiner Frau hin und wieder aufgefallen, aber — dachte er dann — die Frauen sind unberechenbar in ihren Launen und schwer zu lenken. Und als sich ihm endlich unzweifelhaft herausstellte, daß im Hause nicht Alles so sei wie es sein sollte, bewegte er gleichsam abwehrend die Hand; er wollte, wie man zu sagen pflegt, kein Aufsehen machen: seine Gutmüthigkeit hatte sich mit den Jahren nicht vermindert, seine träge Sorglosigkeit aber zugenommen. An jenem Tage war er indessen wirklich übler Laune; er hatte nämlich am Abend vorher zufällig eine Unterhaltung zwischen einer seiner Arbeiterinnen und einer Nachbarsfrau belauscht . . .

Diese Nachbarsfrau fragte die Arbeiterin, warum sie nicht am letzten Festtagsabend zu ihr gekommen wäre: »Ich hatte Dich sicher erwartet.«

— Ich wäre auch gekommen, antwortete die Arbeiterin, aber unterwegs wurd' ich aufgehalten. Ich traf meine Herrin auf nicht guten Wegen — der Himmel möge sie schützen! —

— Du trafst sie . . . wiederholte die Andere mit gedehnter Stimme, die Wange auf die Hand stützend . . . Wo trafst Du sie denn, Mütterchen?

— Ich traf sie hinter dem Hanffelde des Popen.

Sie hatte sich dort mit ihrem Schatz Naoum zusammengefunden und ich sah erst in der Dunkelheit nichts, bis ich plötzlich geradezu auf sie stieß.

— Bis Du auf sie stießest . . . wiederholte die Bäuerin abermals. Nun, was that sie denn da mit ihm? Sie stand . . .

— Sie stand; weiter nichts. Sie stand und er stand. Als sie mich bemerkte, sagte sie: »Wohin läufst Du denn so spät? Geh nach Hause.« Und ich ging.

— Und Du gingst . . . Auf Wiedersehen, Fetinuschka, sagte die Bäuerin, ihren Weg fortsetzend.

Diese Unterhaltung war es, welche Akim in so trübe Stimmung versetzt hatte. Seine Liebe zu Afdotja war schon bedeutend abgekühlt; trotzdem wollten ihm die Worte der Bäuerin nicht gefallen. Und sie hatte die Wahrheit gesagt: an jenem Abend war Afdotja wirklich Naoum entgegengegangen, der sie im dichten Schatten erwartete, welcher von dem hohen, unbeweglichen Hanffelde auf den Weg fiel. Der Thau hatte den Hanf von oben bis unten angefeuchtet und ein starker, betäubender Geruch, der förmlich das Athmen erschwerte, war ringsum verbreitet. Der Mond stieg oben am Himmel auf, groß und purpurn durch den trüben, schwärzlichen Nebel schimmernd. Naoum hörte schon von ferne die hastigen Schritte Afdotja's und eilte ihr entgegen. Sie näherte sich ihm ganz bleich und keuchend; der Mond schien ihr voll in's Gesicht.

— Nun, hast Du's gebracht? fragte er.

— Ja, ich hab es gebracht, erwiderte sie mit unsicherer Stimme, — aber höre, Naoum Iwanowitsch . . .

— So gieb her, wenn Du's gebracht hast, unterbrach er sie, die Hand ausstreckend.

Sie zog unter dem Tuche, das Hals und Busen bedeckte, eine Art Rolle hervor, deren sich Naoum sofort bemächtigte und sie in die Brusttasche steckte.

— Naoum Iwanowitsch, sagte Afdotja zögernd und ohne das Auge von ihm zu wenden — ach Naoum Iwanowitsch, ich verderbe um Deinetwillen meine Seele!

In demselben Augenblick war die Arbeiterin hinzugekommen.

Und so saß Akim auf der Bank am Fenster und streichelte unmuthig seinen Bart. Afdotja trat, sich etwas zu schaffen machend, in's Zimmer, verließ es aber bald wieder. Er folgte ihr mit den Augen. Nach einiger Zeit trat sie noch einmal ein, um aus dem Nebenstübchen ihren pelzverbrämten, seidenen Besuchsmantel zu holen. Sie hatte schon die Schwelle überschritten . . . er konnte nicht länger an sich halten und als ob er so vor sich hinspräche, sagte er:

— Ich wundere mich nur, was die Frauen immer umherzulaufen und sich zu putzen haben. Daß sie einmal einen Augenblick ruhig zu Hause sitzen bleiben, darf man von ihnen gar nicht verlangen. Das ist

ihre Sache nicht. Aber den ganzen Morgen und auch noch am Abend umherzulaufen, das ist ihre Liebhaberei. Ja, so ist es!

Afdotja hörte, was ihr Mann sagte, scheinbar unbeweglich an; nur bei den Worten: »auch noch am Abends zuckte sie unwillkürlich mit dem Kopfe und schien nachdenklich zu werden.

Doch endlich faßte sie sich ein Herz und erwiderte mürrisch:

— Man kennt Dich schon, Sseménitsch, mit Deiner Art zu reden . . . und eine abwehrende Bewegung mit der Hand machend, verließ sie das Zimmer, die Thüre hinter sich zuschlagend.

Akim's Beredsamkeit war allerdings nicht nach ihrem Geschmack, und wenn er Abends sich mit den Gästen unterhielt, oder ihnen seine alten Geschichten erzählte, so pflegte sie entsetzlich zu gähnen, oder sich geräuschlos zu entfernen.

Akim schaute nach der geschlossenen Thüre. »Man kennt Dich schon mit Deiner Art zu reden,« wiederholte er halblaut . . . mit Dir hab' ich freilich nicht genug und nicht aus dem richtigen Tone geredet. Und wer . . . meinesgleichen, und obendrein . . . Er stand nachdenkend auf und schlug sich mit geballter Faust an den Kopf . . .

Mehrere Tage verflossen so in ziemlich seltsamer Weise. Akim sah seine Frau immer an, als ob er im Begriff wäre ihr etwas zu sagen, während sie seinen Blicken mit verächtlichem Ausdruck begegnete und so verharrten sie Beide in einem peinlichen Schweigen, welches endlich Akim hin und wieder unterbrach durch einige mürrische Bemerkungen über Vernachlässigung des Haushaltes, oder über die Frauen im Allgemeinen, Bemerkungen, auf welche Afdotja nur selten ein Wort erwiderte. Trotzdem hätte es bei aller gutmüthigen Schwäche Akim's endlich zu einer entscheidenden Aufklärung mit seiner Frau kommen müssen, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, welches alle weiteren Aufklärungen überflüssig machte.

VII.

Eines schönen Morgens saß Akim mit seiner Frau eben beim Frühstück (wegen der Sommerarbeiten war im Wirthshause kein einziger Gast), als plötzlich das laute Gerassel einer Telega auf der Heerstraße sich hören ließ, welche gleich darauf vor der Freitreppe des Hauses anhielt. Akim blickte durch's Fenster und runzelte sehr mißmuthig die Stirne. Auf der Telega stieg, ohne sich sonderlich zu beeilen, Naoum. Afdotja sah ihn nicht, aber als seine Stimme im Flur ertönte, zitterte ihr der Löffel in der Hand. Er befahl einem Arbeiter sein Pferd auf den Hof zu führen. Endlich öffnete sich die Thüre und er trat in's Zimmer.

— Guten Tag, sagte er, die Mütze abnehmend.

— Guten Tag, erwiderte Akim durch die Zähne murmelnd. »Woher führt Dich der Himmel?«

—Aus der Nachbarschaft, erwiderte Naoum, indem er sich auf eine Bank setzte. Ich komme von der gnädigen Frau.

— Von der gnädigen Frau? wiederholte Akim, immer noch seinen Platz nicht verlassend. Bist Du in Geschäften bei ihr gewesen?

— Ja, in Geschäften. Afdotja Arefjewna,ich habe die Ehre Sie zu grüßen.

— Guten Tag, Naoum Iwanowitsch! entgegnete sie.

Darauf trat ein allgemeines Schweigen ein, welches endlich Naoum durch die Frage unterbrach: — Was eßt Ihr da? Suppe?

— Ja, Suppe, erwiderte Akim« indem er plötzlich erbleichte; aber keine Suppe für Dich.

Naoum richtete verwundert seine Augen Akim, mit der Frage:

— Warum nicht für mich?

— Nun, weil sie eben nicht für Dich ist! Akim's Augen erglänzten bei diesen Worten und mit der Hand auf den Tisch schlagend, fuhr er fort: — in meinem Hause«ist überhaupt nichts für Dich, verstehst Du?

— Was ist mit Dir, Sseménitsch? was hast Du?

— Ich habe Nichts, aber Du bist mir zu viel hier, Naoum Iwanowitsch, gerade heraus gesagt!

Der Greis erhob sich, vor Zorn außer sich und am ganzen Körper zitternd. — »Du läßt Dich ein wenig zu oft in meinem Hause sehen;

nun weißt Du's.«

Naoum erhob sich gleichfalls.

— Bist Du recht bei Sinnen, Alter? fragte er mit höhnischem Lächeln. Afdotja Arefjewna, was ist ihm durch den Kopf gefahren?

— Ich rede mit Dir! rief mit dröhnender Stimme Akim, pack Dich fort aus meinem Hause, hörst Du? . . . Was hast Du dort mit Afdotja Arefjewna zu schaffen? Ich rede mit Dir und befehle Dir mein Haus zu verlassen!

— Was sagst Du mir da? fragte bedeutungsvoll Naoum.

— Fort aus meinem Hause mit Dir, sag' ich Dir. Da ist Gott[3] und da ist die Thüre, verstehst Du mich jetzt?

Naoum that einen Schritt vorwärts-.

— Um Gotteswillen, Väterchen, meine Lieben, schlagt Euch nicht! stammelte Afdotja, welche bis dahin unbeweglich am Tische gesessen hatte . . .

Naoum richtete seine Augen auf sie.

— Aengstigen Sie sich nicht, Afdotja Arefjewna; warum sollten wir uns schlagen? Aber Bruder, fuhr er fort, sich zu Akim wendend, wie kamst Du nur dazu ein solches Geschrei auszuführen? Es war wirklich arg. Hat man je gehört, daß einem Menschen so die Thüre gewiesen wurde, fuhr er mit gedehnter Stimme fort, — und noch dazu in seinem eigenen Hause!

— Was willst Du damit sagen? rief Akim außer sich. Wer ist hier Herr im Hause?

— Nun, ich, sollt' ich denken!

Und Naoum ließ blinzelnd seine weißen Zähne sehen.

— Was soll das heißen? Bin ich nicht Herr im Hause?

— Es ist Dir schwer etwas klar zu machen, Bruder, ich sage Dir, mir gehört dieses Haus.

Akim riß seine Augen weit auf.

— Was lügst Du da in Deine Zähne hinein, als ob Du Tollkraut gegessen hättest, sagte er endlich; — wie zum Teufel solltest Du zum Besitz dieses Hauses kommen?

— Ach, es lohnt sich der Mühe nicht, mit Dir zu reden, rief ungeduldig Naoum. Siehst Du dieses Papier? fuhr er fort, aus der Tasche einen vierfach zusammengelegten Stempelbogen

hervorziehend. Dieß ist der Kaufvertrag, verstehst Du mich? — der Kaufvertrag über Hof und Land, die ich gekauft habe von der Gutsherrin,, von Lisaweta Prochorowna. Gestern Abend wurde der Kaufvertrag in B. abgeschlossen, wonach ich so frei bin anzunehmen, daß dieses Haus mir gehört und nicht Dir. Heute pack' Deine Habseligkeiten zusammen, fuhr er fort, indem er das Papier wieder sorgfältig in die Tasche steckte — und daß man morgen hier von Dir nichts rieche! Verstehst Du mich?

Akim stand wie vom Blitz getroffen da.

— Räuber! rief er endlich mit fürchterlicher Stimme, Räuber! . . . he, Fedka, Mitka! Frau! Frau, packt ihn, packt ihn! haltet ihn fest!

Er hatte völlig den Kopf verloren.

— Sieh Dich vor, keine dummen Streiche zu machen, Alter, sieh Dich vor! rief Naoum . . .

— Nun so schlag' ihn doch, schlag' doch drauf los, Weib! rief mit thränenerstickter Stimme Akim unter vergeblichen Anstrengungen seinen Platz zu verlassen. Seelenverderber, Räuber! Also sie genügt Dir nicht? . . . Auch mein Haus willst Du mir noch Nehmen und Alles . . . Aber nein« warte . . . so weit soll es denn doch nicht kommen! . . . Ich werde selbst gehen . . . ich werde ihr selbst sagen . . . wie . . . warum . . . Alles verkaufen . . . warte nur . . . wart . . .

Und ohne sein Haupt zu bedecken, stürzte er auf die Straße.

— Wohin, Akim Iwanitsch, wohin willst Du, Väterchen? fragte ihn die Arbeiterin Fetinja, mit welcher er auf der Schwelle zusammenstieß.

— Laß mich! ich muß zur gnädigen Frau, zur Herrin! rief der verzweifelte Akim und Naoum's Telega erblickend, welche noch nicht ausgespannt war, sprang er hinein, ergriff die Zügel und mit ganzer Kraft auf das Pferd losschlagend, fuhr er in gestrecktem Galopp auf den Herrenhof zu.

— O unser Mütterchen Lisaweta Prochorowna! wiederholte er den ganzen Weg entlang: warum bist Du mir so ungnädig? Ich habe Dir doch immer ehrlich gedient!

Und dabei schlug er fortwährend auf seinen Gaul los, daß alle ihm Begegnenden zur Seite traten und ihm lange staunend nachsahen.

Binnen einer Viertelstunde war er vor dem Herrschaftshause angekommen; dort hielt er an, sprang von der Telega und stürzte in's

Vorzimmer.

— Nun, was hast Du denn? stammelte der durch den Ankömmling jählings aufgeweckte Lakai, der auf der Bank ausgestreckt geschlummert hatte.

— Die Herrin! ich muß die Herrin schnell sprechen, polterte Akim ihm entgegen.

— Ist etwas vorgefallen? fragte der erstaunte Lakei.

— Nichts ist vorgefallen, aber ich muß auf der Stelle die gnädige Frau sprechen.

— Wie kommst Du mir vor, brummte der Lakai, dessen Staunen mit jedem Augenblicke wuchs, und langsam ging er auf das Herrschaftszimmer zu.

Akim kam wieder zu sich . . . Ihm war als hätte man ihm kaltes Wasser über den Kopf gegossen.

— Bitte, Peter Jewgrafitsch, sagen Sie gütigst der gnädigen Frau (und er verneigte sich tief bei diesen Worten), daß Akim unterthänigst sie um eine Unterredung ersuchen läßt . . .

— Gut! . . . ich werde gehen . . . werd' es ausrichten; aber Du scheinst mir betrunken zu sein, warte hier! brummte der Lakai und ging davon.

Akim ließ den Kopf hängen und war wie zerschmettert. Seine Entschlossenheit war in demselben Augenblicke verschwunden, als er die herrschaftliche Schwelle überschritt.

Lisaweta Prochorowna fühlte sich ebenfalls in sehr gedrückter Stimmung, als ihr die Ankunft Akim's gemeldet wurde. Sie ließ sofort Kirillowna zu sich in's Kabinet bescheiden.

— Ich kann ihn nicht empfangen, sagte sie bewegt, als die Alte kam — es ist mir unmöglich ihn zu sehen. Was soll ich ihm sagen? Siehst Du, ich hab' Dir's vorausgesagt, daß er kommen und sich beklagen werde — ich hab's gewußt, fügte sie bekümmert und verlegen hinzu . . .

— Wozu sollten Sie ihn auch empfangen? erwiderte ruhig Kirillowna; das ist durchaus nicht nöthig. Ich bitte Sie, was werden Sie sich wegen dieses Menschen beunruhigen!

— Aber wie soll ich ihn los werden?

— Wenn Sie erlauben, werde ich mit ihm reden. Lisaweta Prochorowna erhob das Haupt wieder.

— Thu' mir die Liebe, Kirillowna. Sprich mit ihm! Sag' ihm . . . daß . . . ich . . . nöthig befunden habe . . . aber daß ich es ihm zu Gute halten werde . . . nun Du wirst schon wissen, was Du zu sagen hast. Thu' mir den einzigen Gefallen, Kirillowna.

— Bitte, sein Sie ganz außer Sorge, gnädige Frau, erwiderte Kirillowna und verließ mit den Schuhen knarrend das Zimmer.

Kaum war eine Viertelstunde vergangen, als man im Gange ihre Schuhe schon wieder knarren hörte, und Kirillowna trat in's Kabinet mit demselben ruhigen Ausdruck und derselben Verschmitztheit im Gesichte.

—Nun,wie? Fragte sie die Herrin. Was ist mit Akim?

— Nichts. Er sagt, daß Alles von Ihrer Gnade abhänge, daß er Ihnen Gesundheit und Wohlergehen wünsche und für sich selbst schon zu leben habe.

— Und er beklagte sich nicht?

— Durchaus nicht. Worüber sollte er sich auch beklagen?

— Aber warum ist er denn gekommen? murmelte Lisaweta Prochorowna, nicht ohne einigen Zweifel.

— Er ist gekommen, um Sie zu bitten, daß Sie die Gnade haben mögen, ihm zu erlauben, seine frühere Isba wieder zu beziehen; sie steht ohnehin leer, blos Petrowitsch wohnt darin.

— Versteht sich, werd' ich ihm das erlauben, mit dem größten Vergnügen werd' ich es ihm erlauben! erwiderte Lisaweta Prochorowna lebhaft. — Und überdieß sag' ihm, daß ich ihn noch besonders belohnen werde. Ich danke Dir, Kirillowna! Ich sehe, daß Akim wirklich ein guter Bauer ist. Warte, fügte sie hinzu: — gieb ihm dieß noch von mir. Und sie nahm aus ihrem Arbeitstische 3 Rubel in Banknoten — da nimm das, gib's ihm.

— Zu Befehlt entgegnete Kirillowna, welche ruhig in ihr Zimmer zurückkehrte, ruhig die Banknoten in ihren wohlverwahrten Koffer legte, der neben ihrem Bette stand und ihre Ersparnisse enthielt, die schon eine ganz hübsche Summe ausmachten.

VIII.

Kirillowna hatte durch ihren Bericht die Herrin beruhigt; allein ihr Gespräch mit Akim war in Wirklichkeit ganz anders gewesen, als jener Bericht. Die Sache verhielt sich so: Sie hatte Akim zu sich in das Mädchenzimmer bescheiden lassen. Anfangs sträubte er sich zu folgen und ließ ihr sagen, daß er nicht gekommen sei, um Kirillowna, sondern um Lisaweta Prochorowna selbst zu sprechen; endlich aber besann er sich anders und ging über die Hintertreppe zu Kirillowna. Er fand sie allein. In's Zimmer eingetreten blieb er bei der Thüre stehen, lehnte sich an die Wand, öffnete den Mund zum Sprechen . . . aber das Wort versagte ihm.

Kirillowna blickte ihm starr in die Augen.

— Akim Sseménitsch, hub sie an, Sie wünschen die gnädige Frau zu sehen?

Er nickte nur mit dem Kopfe.

— Das geht nicht, Akim Sseménitsch. Und wozu auch? Geschehenes ist nicht zu ändern, und Sie würden die gnädige Frau nur beunruhigen. Sie kann Sie setzt nicht empfangen, Akim Sseménitsch.

— Sie kann nicht? wiederholte er tonlos und schwieg dann wieder.

Nach einer Pause fuhr er fort: So ist denn das Wirthshaus wohl für mich verloren!

— Hören Sie, Akim Sseménitsch. Ich weiß, Sie waren immer ein vernünftiger Mensch. Das Haus hat die gnädige Frau verkauft und daran läßt sich setzt nichts mehr ändern. Was sollen wir darüber noch lange reden, es kommt doch nichts dabei heraus. Hab' ich recht?

Akim kreuzte die Arme aus dem Rücken. Kirillowna fuhr fort: Sie thäten besser darüber nachzudenken, ob Sie die gnädige Frau nicht bitten sollen . . »Ihnen z. B. Ihre frühere Isba wieder zu überlassen . . .

— So ist denn das Wirthshaus also wirklich für mich verloren! wiederholte Akim mit ebenso tonloser Stimme wie vorher.

— Akim Sseménitsch, ich kann Ihnen unmöglich sagen . . . Sie wissen ja besser als ich . . .

— Ja. Wenigstens . . . wie theuer ist es denn verkauft . . . das Wirthshaus?

— Das weiß ich nicht, Akim Sseménitsch, kann's Ihnen nicht sagen . . . aber warum stehen Sie denn so? fügte sie hinzu. Nehmen Sie doch Platz.

— Unsereins kann schon stehen. Bin ich doch nur ein Bauers danke ergebenst.

— Wie können Sie nur so reden, Akim Sseménitsch? Sie und ein Bauer! Sie sind ein Kaufmann, und keiner unter den Dienstleuten der Herrschaft kann sich mit Ihnen messen. Seien Sie doch nicht so kleinmüthtg. Ist Ihnen nicht ein Glas Thee gefällig?

— Nein, ich danke, bemühen Sie Sich nicht! Also ist Ihnen das Wirthshaus geblieben? fügte er hinzu, die Wand verlassend. Danke auch dafür. Bitte um Verzeihung, verehrte Frau!

Und er kehrte ihr den Rücken zu und ging fort. Kirillowna zupfte ihre Schürze zurecht und eilte zur Herrin.

— So wäre ich denn plötzlich ein Kaufmann geworden! sagte Akim zu sich selbst, in Gedanken vor der Hausthüre stehen bleibend. Ein schöner Kaufmann! Er fuhr verzweifelt mit der Hand durch die Luft, bitter lächelnd. Was thun! Gehen wir nach Hause!

Und Naoum's Pferd, mit welchem er gekommen war, ganz vergessend, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach dem Wirthshause. Er war noch keine Werst gegangen, als er dicht neben sich das Rasseln einer Telega hörte.

— Akim, Akim Sseménitsch! rief eine Stimme. Er erhob die Augen und erblickte einen Bekannten, den Küster Jephrem, dem man den Spitznamen Maulwurf gegeben hatte. Es war das ein kleiner, verkrüppelter Kerl mit spitzer Nase und schielenden Augen. Er saß in einer schmutzigen Telega auf einem Bündel Stroh, sich mit der Brust an das Vorderbrett lehnend.

— Gehst Du nach Hause, fragte er Akim?

— Nach Hause! antwortete dieser.

— Soll ich Dich mitnehmen?

— Ich fahre gern mit.

Jephrem rückte auf die Seite und Akim stieg zu ihm in die Telega. Jephrem, der in sehr heiterer Laune zu sein schien, schlug mit seinen Strickzügeln tapfer auf den alten Gaul los, welcher müde dahin-trottelte, unaufhörlich den zaumlosen Kopf schüttelnd.

So fuhren sie wohl eine Werst, ohne ein Wort mit einander zu reden. Akim saß mit gesenktem Kopfe und Jephrem brummte ein Lied durch die Nase, indem er seinen Gaul bald antrieb, bald zurückhielt.

— Wohin gingst Du nur so ohne Mütze, Sseménitsch? fragte er plötzlich Akim, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er mit halber Stimme fort: Du hast sie gewiß in der Kneipe gelassen, so wirds wohl sein. Du guckst gern ein Bischen tief in das Glas, und ich liebe Dich deßhalb, weil Du einen guten Zug vertragen kannst; Du bist kein Mörder, kein Raufbold, kein Spitzbube, kein Faulenzer, Du bist ein guter Hauswirth, aber ein Säufer, und was für ein Säufer! Man hätte Dich längst dafür unter Aufsicht stellen sollen, denn das Saufen ist denn doch eigentlich ein Laster . . . Hurrah! schrie er plötzlich aus voller Kehle — hurrah, hurrah!

— Haltet, haltet an! rief plötzlich eine Weiberstimme ganz nah — haltet an! Akim sah sich um.

Ueber das Feld her lief eine Frau auf die Telega zu, so bleich von Gesicht und so zerzaust in der Kleidung, daß er sie nicht gleich erkannte.

— Haltet, haltet an!l rief sie aufs Neue, mit den Armen winkend.

Akim schauderte: er erkannte seine Frau. Er griff nach den Zügeln.

»Warum sollen wir anhalten? Stammelte Jephrem — um einer Frau willen anhalten? Das wäre der Mühe werth!

Aber Akim brachte das Pferd zum Stehen. In demselben Augenblicke hatte Afdotja den Weg erreicht und stürzte nur so mit dem Gesichte in den Staub.

— O mein Väterchen, Akim Sseménitsch! stöhnte sie — er hat auch mich fortgejagt!

Akim sah sie an, ohne eine andere Bewegung zu machen, als die Zügel noch straffer anzuziehen.

— Hurrah! rief Jephrem auf's Neue.

— So hat er Dich fortgejagt? sagte Akim.

— Fortgejagt, Väterchen, mein Täubchen! antwortete schluchzend Afdotja. — Fortgejagt, Väterchen, hat er mich. Das Haus sagte er, gehört jetzt mir, darum fort mit Dir, hinaus!

— Nicht übel! Er versteht's, wirklich nicht übel! bemerkte Jephrem.

— Und Du hattest gewiß die Absicht im Hause zu bleiben, sagte mit Bitterkeit Akim, ohne sich von der Telega zu rühren.

— Wie hätt' ich daran denken sollen zu bleiben! Ach Väterchen, schluchzte Afdotja, welche sich auf die Knie erhoben hatte und wieder mit dem Gesicht zu Boden gefallen war: —Du weißt nicht, was ich . . . — was ich . . . Tödte mich Akim Sseménitsch, tödte mich hier auf der Stelle!

— Warum soll ich Dich schlagen, Arefjewna? " erwiderte traurig Akim . . . Du hast Dir schon selbst genug wehgethan! Was soll ich weiter thun!

—Aber Du glaubst, Akim Sseménitsch . . . Du weißt nicht, daß Dein Geld . . . Dein Geld . . . es ist fort, Dein Geld . . . ich selbst, ich Unglückliche, hab' es unter dem Fußboden her-vorgezogen und hab' es dem Bösewicht Naoum gegeben, o ich gottverfluchtes Weib! . . . Warum hast Du mir auch gesagt, wo Du Dein Geld verborgen hieltest! . . . Für Dein eigenes sauer erspartes Geld hat er Dein Haus gekauft . . . der verruchte Bösewicht!

Das Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Akim drückte den Kopf zwischen seine beiden Hände.

— Was! rief er endlich: auch alles Geld . . . Geld, Haus und Hof, und durch Dich . . . ha, ha, unter den Dielen hast Du's weggenommen . . . ja ich werde Dich tödten, tückische Schlange Du!

Und er sprang von der Telega herunter.

— Sseménitsch, Sseménitsch! schlag' nicht, fang' keinen Zank an! fiel Jephrem ein, dessen Rausch bei den unerwarteten Vorgängen, deren Zeuge er war, zu schwinden begann.

— Nein, Väterchen, tödte mich, Väterchen tödte mich! Ich bin schuldig; schlag zu, hör nicht auf ihn! rief Afdotja, sich krampfhaft zu Akim's Füßen windend.

Er blieb erst unbeweglich stehen, die Augen auf sie gerichtet, dann trat er einige Schritte zurück und setzte sich auf den Rasen am Wege. Ein kurzes Schweigen trat ein. Afdotja blickte schüchtern nach ihrem Manne.

— Sseménitsch, Sseménitsch1 sagte Jephrem, sich in der Telega ausrichtend: Laß es gut sein . . .

beruhige Dich . . . das Unglück ist einmal geschehen und Nichts daran zu ändern. Alle Wetter, eine schöne Geschichte! brummte er in den Bart. — Ist das ein verfluchtes Weib . . . geh' doch zu ihm, Du! fuhr er fort, sich über die Wagenleiter zu Afdotja neigend — siehst Du

nicht, daß er den Verstand verloren hat? Afdotja stand auf, näherte sich Akim und fiel ihm aufs Neue zu Füßen.

— Väterchen! hub sie mit schwacher Stimme an . . .

Akim erhob sich und ging wieder aus die Telega zu. Sie faßte ihn am Saume seines Kaftans.

— Fort mit Dir! rief er mit wilder Stimme und stieß sie zurück.

— Aber wohin willst Du denn? fragte Jephrem, bemerkend, daß er wieder entstieg.

— Du wolltest mich ja nach Hause bringen, sagte Akim: so bring' mich nach Deinem eigenen Hause . . ich habe kein Haus mehr. Du siehst, sie haben es mir verkauft.

— Nun gut, komm mit mir. Aber was soll mit ihr geschehen?

Akim antwortete nichts.

— Was soll aus mir werden, aus mir werden! rief weinend Afdotja: willst Du mich allein zurücklassen . . . wohin soll ich gehen?

— Geh' zu ihm! rief Akim ohne sich umzuwenden, — geh zu ihm, dem Du mein Geld zugetragen hast . . . vorwärts Jephrem!

Jephrem schlug auf sein Pferd los, die Telega holperte davon. Afdotja blieb in Verzweiflung allein zurück.

IX.

Jephrem wohnte etwa eine Werst von Akim's Gehöft in einem kleinen Häuschen des Kirchdorfes, welches sich um eine Kirche mit fünf Kuppeln hinzog, die vor nicht langer Zeit von den Nachkommen eines reichen Kaufmanns erbaut worden war, in Folge testamentarischer Bestimmung desselben. Jephrem sprach auf dem ganzen Wege kein Wort mit Akim; er schüttelte nur zuweilen den Kopf und murmelte vor sich hin: ach Du mein Gott, sind das Menschen! Akim saß unbeweglich, mit dem Gesichte von Jephrem abgewandt. Endlich kamen sie an. Jephrem sprang zuerst von der Telega. Ein etwa sechsjähriges Mädchen mit einem von einem Gürtel umschlungenen Hemde kam, ihm entgegen gelaufen und rief: Papa, Papa!

— Wo ist denn die Mutter? fragte Jephrem.

— Sie schläft im Stalle.

— Nun laß sie schlafen. Akim Sseménitsch, was haben Sie nur? Bitte« treten Sie in's Zimmer. (Es muß hier bemerkt werden, daß Jephrem nur wenn er betrunken war, Akim duzte, den viel höher stehende Personen mit Sie anredeten.)

Akim trat mit dem Küster in die Isba.

— Bitte hierher« nehmen Sie auf der Bank Platz, sagte Jephrem . . . Fort mit euch, ihr kleinen Schelme! rief er drei andern seiner Kinder zu, welche zugleich mit zwei abgehagerten und mit Asche beschmierten Katzen aus verschiedenen Winkeln des Zimmers hervorgekrochen kamen. — Fort mit euch, marsch! Bitte hierher, Akim Sseménitsch, hierher! fuhr er fort, seinen Gast zum Sitzen nöthigend: Kann ich nicht mit irgend etwas aufwarten?

— Ich will Dir was sagen, Jephrem, hnb endlich Akim an: kann ich ein Glas Branntwein bekommen? Jephrem erwiderte entgegenkommend: Branntwein? versteht sich, im Augenblick. Zu Hause hab' ich freilich keinen, aber ich werde gleich welchen von meinem Nachbar, dem Popen holen. Ich bin gleich wieder da . . . Und er nahm seine weite Pelzmütze.

— Bring' nur, so viel Du bekommen kannst; ich werde dafür bezahlen, rief ihm Akim nach. So viel Geld ist mir wohl noch geblieben.

— Im Augenblick« wiederholte Jephrem, durch die Thüre verschwindend.

In der That kam er sehr schnell zurück, unter dem Arm zwei Flaschen tragend, wovon eine schon entkorkt war. Er stellte sie auf den Tisch und holte zwei grüne Gläser herbei, nebst angeschnittenem Brod und Salz.

— So hab' ich's gern, sagte er, sich Akim gegenübersetzend. Was nützt alles Jammern? —

Er schenkte sich und seinem Gaste ein und ließ dann seiner Zunge freien Lauf. Die Scene mit Afdotja hatte ihn sehr in Aufregung versetzt. — Das ist wirklich eine wunderbare Geschichte, sagte er, ich möchte nur wissen, wie sie dazu gekommen ist. Gewiß hat er ihr einen Zaubertrank gegeben, um sie an sich zu locken . . . Meinen Sie nicht auch? Da sieht man, wie man einer Frau auf die Finger sehen muß. Man sollte sie mit Igelhandschuhen halten um sie zu hüten. Aber bei alledem würden Sie gut thun, nach Hause zu fahren, wo Sie doch noch viel zurückgelassen haben . . .

— So schwatzte Jephrem in Einem fort, der beim Trinken die Zunge nicht gern feiern ließ.

Zwei Stunden später begab sich in Jephrem's Hause Folgendes: Akim, der während des Trinkens alle Fragen und Bemerkungen seines geschwätzigen Wirthes unerwidert ließ und stumm vor sich hinbrütend Glas auf Glas herunterschluckte, hatte sich endlich aus den Ofen gelegt und war dort mit glühendem Gesichte in einen schweren und dumpfen Schlaf versunken. Die Kinder starrten ihn verwundert an, und Jephrem . . . ach, Jephrem schlief ebenfalls, aber nur in einem sehr engen und kalten Verschlage, worin ihn seine Frau abgesperrt hatte, ein Weib von kräftigem, männlichen Körperbau. Er war zu ihr in den Stall gegangen und hatte angefangen ihr zu drohen und ihr allerlei vorzuschwatzen, sich aber so unzusammenhängend und unbegreiflich ausgedrückt, daß sie bald merkte, wie es mit ihm stand, ihn beim Kragen packte und in den Verschlag sperrte, wo er sich übrigens eines sehr guten und selbst ruhigen Schlafes erfreute. Was die Gewohnheit nicht Alles macht!

X.

Wir wissen, daß Kirillowna ihre Unterhaltung mit Akim ihrer Herrin Lisaweta Prochorowna nicht ganz getreu wiedergegeben hatte. In einem ähnlichen Falle befand sich Afdotja. Naoum hatte sie nicht fortgejagt, wie sie Akim gesagt hatte. Er hatte nicht das Recht, sie fortzujagen; er war verpflichtet, den alten Bewohnern des Hauses einige Zeit zum Wegziehen zu lassen. Zwischen ihm und Afdotja hatte eine Erörterung ganz anderer Art stattgefunden.

Als Akim auf die Straße stürzte und rief, er werde zur Herrin gehen, wandte sich Afdotja zu Raonm« ihn mit großen Augen ansehend und die Hände zusammenschlagend.

— Um Gottes Willen! hub sie an, Naoum Iwanitsch, was soll das heißen? Sie haben unsern Hof gekauft?

— Nun was weiter? erwiderte er; allerdings habe ich ihn gekauft.

Afdotja schwieg und ein Schauder überlief sie.

— Das also war es, wozu Sie das Geld brauchten?

— Das war es! erwiderte er. — Oho, es scheint, daß Ihr Männchen mit meinem Pferde davongefahren ist, fügte er hinzu, das Rasseln des Wagens hörend . . .

Welch ein Schelm! — Aber das ist ja offener Raub und Diebstahl! rief Afdotja . . . mit unserem Gelde . . . dem Gelde meines Mannes . . . und unser eigenes Haus!

— Bitte um Verzeihung, Afdotja Arefjewna, erwiderte Naoum. Der Hof war nicht Ihr Eigenthum, also wozu das behaupten? Der Hof war auf dem Boden der Gutsherrschaft erbaut und gehörte folglich dieser. Das Geld allerdings gehörte Ihnen, nur waren Sie, wie ich wohl sagen darf, so gütig, mir das Geld zu opfern, wofür ich Ihnen immer sehr dankbar bleiben werde. Wo möglich gebe ich Ihnen das Geld sogar zurück, wenn es die Gelegenheit so mit sich bringt, aber ich sehe gar keinen Grund, warum ich ein armer Schlucker bleiben soll, auch trag' ich kein Verlangen darnach . . . belieben Sie dieß wohl in Betracht zu ziehen.

Naoum sagte alles dieß sehr ruhig mit seinem gewöhnlichen kalten Lächeln.

— Aber um Gottes Willens rief Afdotja, was richten Sie mir da für ein Unheil an! Was soll das heißen! Wie kann ich es nur wagen, meinem Manne unter die Augen zu treten! O du Bösewicht! fuhr sie fort, mit vor Haß glühenden Augen in das stetige frische Gesicht Naoums blickend, — um Dich habe ich meine Seele zu Grunde gerichtet, um Dich bin ich zur Diebin geworden, und Du willst uns elend in's Verderben stürzen, nichtswürdiger Bösewicht, der Du bist? Da bleibt mir nichts Anderes übrig, als mir einen Strick um den Hals zu schlingen, Du Bösewicht, Betrüger, schurkischer Verderber meiner . . . Die Thränen stürzten ihr aus den Augen und sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen.

— Bitte, beunruhigen Sie sich doch nicht so, Afdotja Arefjewna! sagte Naoum, ich will Ihnen nur dieß Eine bemerken: Jedem ist sein Hemd am nächsten und der Hecht ist deshalb im Fluße, damit die Karausche nicht schlafe.

— Wohin gehen wir jetzt nur, was sollen wir anfangen! schluchzte Afdotja unter Tränen.

— Das kann ich Ihnen in der That nicht sagen.

— Ich werde Dich umbringen, elender Schurke . . . ich bringe Dich um . . .

— Nein, das werden Sie gewiß nicht thun, Afdotja Arefjewna; also wozu so reden? Uebrigens sehe ich, daß ich am besten thun werde, mich ein wenig zurückzuziehen, Sie beunruhigen sich wirklich zu sehr. Also ich empfehle mich für heute und werde morgen jedenfalls wieder das Vergnügen haben . . . Aber Sie werden mir erlauben, Ihnen noch heute meine Arbeitsleute zu schicken, fügte er hinzu, während Afdotja fortfuhr, unter Thränen zu versichern, daß sie sich und ihn umbringen werde.

Ei sieh', da kommen meine Leute schont sagte er durch's Fenster sehend. Es hätte sonst, was Gott verhüten wolle, ein Unglück geschehen können . . . so kann man sich eher beruhigen. Sie haben wohl die Güte, noch heute Ihre Siebensachen zusammenzupacken; meine Leute werden Ihnen gerne dabei zur Hand gehen. Also auf das Vergnügen, Sie wiederzusehen.

Er grüßte, ging hinaus und rief seine Leute zu sich . . .

Afdotja fiel auf eine Bank, dann lehnte sie sich mit der Brust auf den Tisch und rang die Hände, dann sprang sie plötzlich ans und eilte

ihrem Manne nach . . . Das Wiedersehen des Ehepaars haben wir bereits geschildert.

Als Akim nach dieser Begegnung mit Jephrem davonfuhr, sie allein im Felde zurücklassend, blieb sie noch lange weinend stehen, ohne an's Weitergehen zu denken. Endlich ganz erschöpft von schmerzlicher Aufregung, wandte sie ihre Schritte dem Herrenhause zu. Es war ihr bitter um's Herz, als sie in das Haus eintrat, noch bitterer, als sie sich im Mägdezimmer zeigte. Alle Mädchen kamen ihr mit Theilnahme und Mitleid entgegen. Bei ihrem Anblick brach Afdotja unwillkürlich aufs Neue in Thränen aus, bis ihre Augen vom Weinen ganz roth und geschwollen waren. Unfähig« sich länger aufrecht zu erhalten, sank sie auf einen Stuhl nieder. Man schickte nach Kirillowna, die auch sofort erschien und der Armen viel Freundlichkeit erzeigte, aber ihr nicht gestattete, die Herrin zu sehen, eben so wie sie dieß Akim nicht gestattet hatte. Auch bestand Afdotja durchaus nicht darauf, Lisaweta Prochorowna zu begrüßen; sie war einzig deshalb ins Herrenhaus gekommen, weil sie entschieden nicht wußte, wohin sie ihr Haupt legen sollte.

Kirillowna ließ das Samowar bringen. Afdotja sträubte sich lange, etwas zu sich zu nehmen, gab aber endlich dem Bitten und Drängen aller Mädchen nach, und als sie die erste Tasse Thee getrunken hatte, ließ sie ihre Tasse noch viermal füllen. Sobald Kirillowna bemerkte, daß die Arme anfing, sich wieder ein wenig zu beruhigen und nur noch je zuweilen zitterte und schluchzte, fragte sie, wohin sie mit Akim zu ziehen gedenke und was sie mit ihren Sachen anfangen wolle. Bei dieser Frage brach Afdotja wieder in Weinen aus und versicherte, daß sie nichts wünsche als den Tod; allein Kirillowna, als eine Frau von Verstand, unterbrach sie kurz mit dem Rathe, keine Zeit zu verlieren und ihre Sachen ohne Verzögern in die ehemalige Wohnung Akim's in das Dorf zu schaffen, wo ihr Oheim wohnte, derselbe Greis, welcher die Heirat Akims nicht gebilligt hatte. Sie fügte hinzu, daß man ihr mit Erlaubniß der Herrin Pferde und Leute zur Verfügung stellen werde, um ihre Sachen fortzuschaffen. »Und was Sie anbelangt, mein Herzchen, sagte Kirillowna, ihre Katzenlippen in einem sauersüßen Lächeln zusammenkneifend, so wird für Sie immer Platz bei uns sein und es wird uns zur Freude gereichen, Ihnen bis zu der Zeit, wo Sie sich wieder einen eigenen Haushalt einrichten können, hier ein Unterkommen zu gewähren. Die

Hauptsache ist, den Kopf nicht zu verlieren. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen und wird wieder für Sie sorgen; Alles geschieht nach seinem Willen. Lisaweta Prochorowna hat sich, natürlich nach reiflicher Ueberlegung, den Umständen fügen und Ihr Haus verkaufen müssen, aber sie wird Sie nicht vergessen und ihre Hand nicht von Ihnen zurückziehen; dasselbe hat sie auch Akim Sseménitsch sagen lassen. Wo ist er jetzt?«

Afdotja erwiderte, daß er ihr begegnet sei, sie sehr beleidigt habe und zu dem Kirchendiener Jephrem gefahren sei.

— Zu *dem*? rief mit Nachdruck Kirillowna. . . nun, ich begreife, daß es ihm augenblicklich schwer um's Herz ist; vielleicht würde man ihn heute gar nicht mehr finden, wenn man nach ihm schickte. Was ist zu thun? Wir müssen unsre Maßregeln ergreifen. Malaschka! rief sie, sich zu einem der Mädchen wendend, — ruf Nikanor Iljitsch hierher, wir werden mit ihm die Sache besprechen.

Nikanor Iljitsch, ein Mensch von sehr verkümmertem Aeußern, der eine Art Verwalterrolle spielte, erschien auf der Stelle, hörte mit großer Ehrerbietung an, was ihm Kirillowna sagte, erwiderte: »wird sofort geschehen!« und zog sich zurück, um seinen Auftrag auszuführen, welcher darin bestand, daß Afdotja zu ihrer Verfügung drei Telegas mit drei Bauern erhielt. Zu diesen gesellte sich aus eigenem Antrieb nach ein vierten mit der Bemerkung, daß er die Sache besser anzufassen wisse als die andern. In dieser Gesellschaft fuhr Afdotja nun nach dem Wirthshause, wo sie ihre frühern Leute und auch die alte Fetinja in großer Aufregung und Verwirrung fand . . .

Naoum's neugemiethete Leute, drei baumstarke Kerle, hatten sich dort seit dem Morgen niedergelassen und schon so aufgeräumt und den Hof so gut bewacht, daß von einer neuen Telega bereits der Eisenbeschlag verschwunden war . . .

Es war ein bitteres Geschäft für die arme Afdotja, ihre Sachen zusammenzupacken. Trotz der Hilfe des geschickten Bauern, der sieh ihr selbst angeboten hatte und der im Grunde nichts that, als mit dem Stock in der Hand wichtig umherzugehen, wurde sie nicht fertig und mußte die Nacht im Gasthofe bleiben, wobei ihr Fetinja auf ihr Bitten Gesellschaft leistete. Sie lag wie im Fieber bis zum Frühroth und die Thränen stoßen ihr noch aus den Augen als sie schon eingeschlafen war.

XI.

Jephrem war inzwischen in seinem engen Verschlage früher erwacht, als sonst der Fall zu sein pflegte und fing an zu klopfen und zu rufen, daß man ihm öffne. Seine Frau wollte ihn erst nicht herauslassen, indem sie ihm durch die Thüre bedeutete, daß er noch nicht ausgeschlafen habe; aber er reizte ihre Neugier durch das Versprechen, ihr von den außergewöhnlichen Erlebnissen Akim's zu erzählen; hierauf befreite sie ihn. Jephrem theilte ihr Alles mit, was er wußte und schloß mit der Frage: Ist er aufgewacht oder nicht?

— Gott weiß es! antwortete die Frau, geh' und sieh selbst zu; er ist noch nicht vom Ofen heruntergekommen. Wie Ihr beide Euch gestern Abend angetrunken habt! Ich wollte, Du könntest Dich nur selbst sehen — Dein Gesicht sieht keinem Menschenantlitz ähnlich, es sieht aus wie ein Küchenlappen und Deine Haare sind ganz voll Heu . . .

— Thut nichts! erwiderte Jephrem, und trat, mit der Hand über den Kopf fahrend, in's Zimmer.

Akim schlief nicht mehr; er saß mit herunterhängenden Beinen auf dem Ofen; sein Gesicht sah schauerlich seltsam und zusammengefallen aus. Die Veränderung erschien um so auffallender als Akim sonst kein Trinker war.

— Nun, wie steht's, Akim Sseménitsch? Wie haben Sie geruht? begann Jephrem . . .

Akim sah ihn mit verstörtem Blicke an.

— Nun, Bruder Jephrem, sagte er mit hohler Stimme, — kann man nicht wieder . . . Du verstehst? Jephrem warf einen raschen Blick auf Akim . . .

Er fühlte in diesem Augenblicke ein innerliches Beben, dem Gefühle ähnlich, welches einen Jäger auf dem Anstande überkommt, wenn er plötzlich einen Hund hellen hört und in ein Gehölz laufen sieht, in welchem er kein Wildbret mehr zu finden erwartete.

— Wie? — noch mehr? fragte er endlich.

— Ja, noch mehr.

»Meine Frau wird es gewahrt dachte Jephrem, — sie wird es nicht zugeben.« — Macht nichts, können noch haben! sagte er dann laut. Nur ein wenig Geduld!

Er ging hinaus und wußte es so geschickt einzurichten, daß er, ohne von seiner Frau bemerkt zu werden, mit einer großen Flasche unter dem Kaftan zurückkam . . .

Akim nahm diese Flasche . . . Jephrem aber wagte nicht mit ihm zu trinken wie am Abend vorher; er fürchtete seine Frau, und sagte Akim, daß er sehen wolle, wie es in seinem verlassenen Hause zugehe, ob man dort nicht zu viel ausplündere. In der That machte er sich mit seinem armen Gaul auf den Weg, den er vergessen hatte zu füttern; sich selbst hingegen schien er nicht vergessen zu haben, nach der Erweiterung seines Gürtels zu schließen. Kaum war er weggeritten, als Akim sich wieder auf dem Ofen schlafen legte. Er erwachte selbst dann noch nicht oder that wenigstens so als wenn er schliefe, als nach etwa vier Stunden Jephrem von seinem Ritte zurückkam, ihn schüttelte und ihm allerlei verworrene Worte zuschrie des Inhalts, daß Alles fort und zu Ende sei, daß man die Heiligenbilder fortgetragen habe und Alles von oberst zu unterst gekehrt, und daß man Akim überall suche, daß aber er, Jephrem, verboten habe, ihn zu suchen, und dergleichen mehr. Er stotterte und schrie so viel durcheinander, daß seine Frau ihn wieder in den Vorschlag einsperrte und sie selbst zu seiner großen Unzufriedenheit und zu noch größerem Unmuth des Gastes, dem zu Liebe der Mann sich wieder angetrunken hatte, sich im Zimmer schlafen legte . . .

Als sie aber ihrer Gewohnheit nach sehr früh erwachte und auf den Ofen blickte, lag Akim nicht mehr darauf . . . Der Hahn hatte noch nicht zum zweiten Male gekräht, als Akim schon die Schwelle des Küsterhäuschens überschritt. Die Nacht war noch so dunkel, daß der Himmel über ihm kaum graute, während weithin dichte Finsterniß herrschte. Sein Antlitz war bleich, aber sein Auge spähte scharf umher und sein Gang war nicht der eines Betrunkenen . . . Er schritt in der Richtung seiner frühern Wohnung zu, nach dem Wirthshause, welches nun schon ganz im Besitze seines neuen Herrn — Naoum — war.

XII.

Naoum schlief ebenfalls nicht zu der Zeit, als Akim heimlich die Hütte Jephrem's verließ. Er schlief nicht; seinen Schafpelz unter sich ausgebreitet, lag er angekleidet auf einer Bank. Er wurde keineswegs von Gewissensbissen geplagt. Mit staunenswerther Kaltblütigkeit hatte er vom frühen Morgen an das Fortschaffen der Sachen Akims überwacht und sogar zu wiederholten Malen das Wort an Afdotja gerichtet, welche so niedergeschlagen war, daß sie ihm selbst keine Vorwürfe mehr machte . . . Sein Gewissen war ruhig, aber allerlei Pläne und Berechnungen beschäftigten ihn. Er war nicht sicher, ob es ihm auf seiner neuen Laufbahn glücken werde; er hatte bis dahin nie ein Wirthshaus gehalten, ja, überhaupt keinen Winkel gehabt den er sein eigen nennen konnte, und die Anschläge und Betrachtungen, welche jetzt sein Hirn durchkreuzten, ließen ihn nicht schlafen.

»Das Geschäftchen ist gut eingeleitet — dachte er — aber wie wird es weiter damit gehen?«

Nachdem er am Abend noch die letzte Telega mit den Habseligkeiten Akim's expedirt hatte, der Afdotja weinend folgte, durchspähete er den ganzen Hof, die Ställe, Schuppen, Keller und Verschläge, kletterte auf den Boden und befahl seinen Leuten einmal über das andere, scharfe Wache zu halten, aß dann allein zu Abend, aber er konnte keine Ruhe finden. Der Zufall wollte, daß von den Reisenden, welche am Tage eingekehrt waren, keiner zur Nacht blieb, was ihm sehr gelegen kam.

»Ich muß mir morgen — sagte er zu sich selbst — durchaus einen Hund kaufen, einen recht bösen, den vom Müller; sie haben ihren Hund mitgenommen.« Dabei wiegte er sich von einer Seite zur andern. Plötzlich erhob er den Kopf . . . es schien ihm, als ob Jemand am Fenster vorbeischliche . . . - er lauschte . . es war nichts. Nur eine Grille zirpte wachsam hinterm Ofen, eine Maus krabbelte in irgend einem Winkel und er hörte sein eigenes schweres Athmen. Sonst war Alles still in dem fast leeren Zimmer, welches die gelben Strahlen einer kleinen Glasampel vor dem Heiligenbilde in der Ecke nur matt beleuchteten. Er ließ den Kopf wieder nachdenklich hängen. Plötzlich glaubte er abermals ein Geräusch zu vernehmen, als ob die große Pforte an der Einfahrt zum Hofe knarre; dann als ob die Zaunpforte

leise geöffnet werde . . . Er konnte nicht länger an sich halten, stand rasch auf, öffnete die Thüre zum Nebenzimmer und rief leise: »Fedor! Fedor!« Keine Antwort erfolgte . . . Er ging auf den Flur hinaus und wäre beinahe hingestürzt, über Fedor stolpernd, der auf der Erde ausgestreckt schnarchte. Durch den Fußtritt seines Herrn aufgeweckt, rieb er sich schlaftrunken die Augen und rief:

— Was ist denn? Was gibt's?

— Kerl, brüll nicht so, halt's Mault — flüsterte Naoum. — Wie diese Schurken schlafen! Hast Du nichts gehört? —

— Nichts! Was ist denn los?

— Wo schlafen die Andern?

— Die Anderen schlafen wo es ihnen befohlen ist. . . Sollte vielleicht . . .

— Schweig; folg' mir.

Naoum öffnete leise die Thüre vom Flur zum Hof . . . Auf dem Hofe war es ganz finster . . .

Man konnte die Wetterdächer mit den Pfeilern nur dadurch unterscheiden, daß sie das Dunkel noch überdunkelten . . .

— Sollte man nicht eine Laterne anzünden? sagte Fedor leiser.

Aber Naoum machte ihm ein Zeichen mit der Hand und hielt den Athem an. . .

Anfangs hörte er nichts als jene nächtlichen Töne, welche in bewohnten Orten fast immer vernehmbar sind: ein Pferd käuete seinen Hafer, ein Schwein grunzte leise im Schlaf, auch konnte man das Schnarchen irgend eines in der Nähe schlafenden Menschen unterscheiden. Bald aber traf ein verdächtiges Geräusch sein Ohr, vom Zaune, vom äußersten Ende des Hofes her . . .

— Es war« als ob sich dort Jemand bewegte, mit ungewöhnlicher Anstrengung blasend oder athmend. Naoum warf über die Schulter einen Blick auf Feder und schlich vorsichtig die Freitreppe hinunter nach der Seite zu, woher das Geräusch kam . . . Ein paarmal blieb er stehen, um zu lauschen, und schlich dann weiter . . . Plötzlich sing er am ganzen Leibe zu zittern an . . . Etwa zehn Schritte vor ihm zeigte sich durch das Dunkel ein leuchtender Punkt.

Es war eine brennende Kohle und dicht darüber konnte man auf einen Augenblick die Vorderseite eines menschlichen Antlitzes unterscheiden mit zum Blasen vorgestreckten Lippen . . . Rasch und

schweigend, wie eine Katze auf eine Maus, sprang Naoum auf das Feuer zu . . . Eben so rasch erhob sich von der Erde eine lange Gestalt, ihm entgegenstürzend und ihn beinahe durch ihre Wucht umwerfend; allein Naoum, dem jene nun zu entgleiten suchte, klammerte sich mit aller Kraft an sie:

— Fedor, Andreas, Petruschka! Rief er aus Leibeskräften, schnell, schnell hierher, ich habe einen Dieb gefangen, einen Brandstifter . . .

Der Mann, den er umschlungen hielt, schlug um sich wie ein Verzweifelter, aber Naoum ließ ihn nicht los. Auch kam Fedor seinem Herrn gleich zu Hilfe.

— Eine Laterne, geschwind eine Laterne! hol eine Laterne, weck die Andern schnell, schnell! schrie Naoum. Ich werde ihn schon so lange allein festhalten . . . ich werde mich auf ihn setzen . . . Mach nur schnellt und bring auch gleich einen Strick mit, um ihn zu binden.

Feder lief in's Haus . . . Der Mann, den Naoum festhielt, ließ jetzt nach in seinem Widerstande.

— So hast Du noch nicht genug an meiner Frau, meinem Gelde und meinem Hause, Du willst auch mich verderben! sagte er mit dumpfer Stimme.

Naoum erkannte Akim und erwiderte:

— So, Du bist es, mein Lieber! Gut, gut, na, wart nur!

— Laß mich! — rief Akim — bist Du noch nicht zufrieden?

— Morgen werd' ich Dir vor dem Richter zeigen, ob ich zufrieden bin . . . und Naoum umklammerte Akim noch fester . . .

Inzwischen kamen seine Leute mit zwei Laternen und Stricken herbeigelaufen . . .

— Bindet ihn! befahl Naoum mit scharfer Stimme. Die Arbeiter bemächtigten sich Akim's, hoben ihn auf und banden ihm die Hände auf dem Rücken zusammen. Einer von ihnen fing an ihn zu schmähen, unterbrach sich aber plötzlich, als er den ehemaligen Besitzer des Wirthshauses in ihm erkannte, und begnügte sich bedeutungsvolle Blicke mit den andern zu: wechseln.

— Seht nur, seht! rief Naoum, mit der Laterne den verdächtigen Platz untersuchend — da ist eine Kohle in einem Topfe, seht, der Topf steckt voll von Brandstoffen. Wir werden untersuchen, woher er diese Brandstoffe genommen hat . . . Auch trockenes Reisig hat er zusammengeschleppt . . . und Naoum trat das Feuer sorgfältig mit den

Füßen aus, — Fedor zurufend: Durchsuch' ihn genau, ob er nicht noch etwas dergleichen bei sich hat.

Feder durchsuchte alle Taschen Akim's, der unbeweglich wie ein Todter dastand, den Kopf auf die Brust gesenkt.

— Da sind' ich ein Messer, sagte Fedor, aus der Brusttasche des Gefangenen ein altes Küchenmesser hervorziehend . . .

— Aha, mein Lieber! Also darauf lief es hinaus! rief Naoum. Ihr seid Zeugen, Kinder, daß er mich hat ermorden wollen, daß er meinen Hof hat anzünden wollen . . . Sperrt ihn bis zum Morgen in den Keller ein, da wird er uns nicht entwischen. Ich werde selbst die ganze Nacht Wache halten und mit Tagesanbruch werden wir ihn zum Kreisrichter führen . . . Ihr aber werdet als Zeugen auftreten, versteht Ihr mich?

Sie führten Akim in den Keller und schlossen die Thür hinter ihm. Naoum stellte zwei seiner Leute als Wachen davor und blieb selbst die Nacht hindurch auf den Beinen.

XIII.

Inzwischen hatte Jephrem's Frau, bemerkend, daß ihr ungebetener Gast verschwunden war, sich in der Küche zu schaffen gemacht, obgleich der Tag noch nicht dämmerte . . . Es war ein Festtag. Sie kniete vor dem Ofen nieder, um Kohlen zum Feuermachen herauszuholen, und bemerkte bald, daß schon Jemand vor ihr die glühenden Kohlen herausgenommen hatte; sie suchte dann ihr Küchenmesser, — es war nirgends zu finden; weiter umherspähend sah sie auch, daß einer von ihren vier Töpfen fehle. Sie stand im Rufe eine keineswegs dumme Frau zu sein — und mit Recht. Sie dachte einen Augenblick nach und ging dann in den Verschlag zu ihrem Manne. Es war nicht leicht, ihn zu wecken; aber noch schwerer wurde es ihr, ihm klar zu machen, warum sie ihn weckte. Auf Alles, was sie ihm sagte, hatte er immer nur eine und dieselbe Antwort:

— Er ist fortgegangen? — Nun Gott sei mit ihm! — Was soll ich dabei thun? Er hat das Messer mitgenommen und einen Topf — nun Gott sei mit ihm! — Aber was soll ich dabei thun?

Endlich erhob er sich doch und nachdem er seine Frau aufmerksam angehört, stimmte er mit ihr überein, daß dieß eine sehr unangenehme Sache sei und daß man es nicht dabei bewenden lassen könne.

-- Ja, sagte seine Frau, dieß ist eine sehr unangenehme Sache; in seiner verzweifelten Lage könnte er leicht Unheil anrichten . . . Ich habe es schon am Abend bemerkt, daß er nicht schlief, sondern nur so auf dem Ofen ausgestreckt lag; Du würdest gut thun, Jephrem Alexandritsch, Dich nach ihm umzusehen, ob er . . .

— Höre meine Meinung, Uljana Fedorowna erwiderte Jephrem, ich werde sofort selbst nach dem Wirthshause reiten; aber Du, Mütterchen, mußt auch die Freundlichkeit haben, mir ein Glas Branntwein zu geben, um mir den Rausch aus dem Kopfe zu treiben.

Uljana besann sich einen Augenblick.

— Nun — sagte sie endlich, ich Werde Dir Branntwein geben, Jephrem Alexandritsch, Du mußt mir aber versprechen, keine dummen Streiche zu machen.

— Darüber beruhige Dich, Uljana Fedorowna.

Und nachdem er sich durchs einen tüchtigen Zug gestärkt hatte, trabte Jephrem nach dem Wirthshause.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als er auf dem Hofe ankam und bei der Pforte hielt schon eine angespannte Telega, auf welcher einer der Leute Naoum's, die Zügel in der Hand, saß.

— Wohin so früh? fragte Jephrem.

— In die Stadt! antwortete mürrisch der Gefragte.

— Warum das? Der Arbeiter zuckte die Achseln und gab keine weitere Antwort.

Jephrem sprang vom Pferde und ging in's Haus. Auf dem Flur begegnete ihm Naoum, völlig angekleidet und die Mütze auf dem Kopfe.

— Wir wünschen dem neuen Herrn zu seiner Besitzung Glück, sagte Jephrem, welcher Naoum persönlich kannte. — Wohin so früh schon?

— Es hat sich was Glück zu wünschen! erwiderte mürrisch Naoum. Wenig fehlte, daß ich gleich am ersten Tage verbrannt wäre.

Jephrem fuhr zusammen.

— Wie so das?

— Nun so; es hat sich da ein lieber Mann gefunden, welcher mir das Haus über dem Kopfe anzünden wollte. Zum Glück half ich ihn auf frischer That ertappt.

— Das ist doch nicht Akim . . . fragte zögernd Jephrem.

— Aber woher weißt Du das? Akim ist es. Er ist diese Nacht mit glühenden Kohlen in einem Topfe gekommen, hat sich auf den Hof geschlichen und Feuer angelegt . . . Alle meine Arbeiter können es bezeugen. Willst Du selbst sehen? Ich werde mich gleich mit ihm auf den Weg machen.

— Väterchen, Naoum Iwanitsch! flehte Jephrem; lassen Sie ihn los! Stürzen Sie den Greis nicht ganz in's Verderben. Belasten Sie Ihre Seele nicht mit dieser Sünde, Naoum Iwanitsch! Bedenken Sie — ein Mensch in Verzweiflung — der den Kopf verloren . . .

— Hör' auf, Bruders unterbrach ihn Naoum barsch; das wäret Ihn freilassen — Da würde er mir morgen wieder das Haus anzünden.

Das wird er nicht thun, Naoum Iwanitsch, glauben Sie mir. Glauben Sie mir, es wird zu Ihrer eigenen Beruhigung dienen — da wird untersucht, gefragt, das Gericht — nun Sie wissen ja selbst.

— Nun was mit dem Gerichte? Ich habe mich vor keinem Gerichte zu fürchten.

— Väterchen, Naoum Iwanitsch! wer sollte das Gericht nicht fürchten . . .

— Ach schweig! Du scheinst schon wieder am frühen Morgen betrunken zu sein, und heut' ist obendrein Festtag, wo Tu in der Kirche sein solltest.

Dem armen Jephrem stürzten plötzlich die Thränen nur so aus den Augen: — Ja, ich bin betrunken, aber ich rede die Wahrheit! rief er. O verzeihen Sie ihm, um des lieben Jesu Festes willen!

— Nun hör' auf, alter Flenner!

Und Naoum trat aus die Freitreppe.

— Um Afdotja Arefjewna's willen verzeihen Sie ihm! flehte Jephrem, der ihm folgte.

Naoum ging nach dem Keller zu und öffnete die Thüre weit. Jephrem streckte mit ängstlicher Neugier den Hals hinter Naoum's Rücken vor und entdeckte mit Mühe im Winkel des nicht sehr großen Kellers Akim. Der ehemalige reiche Hofbauer, der in der ganzen Umgegend sehr geachtete Mann, saß jetzt mit gebundenen Händen auf dem Stroh wie ein Verbrecher. Geräusch vernehmend, erhob er den Kopf . . . Er sah aus, als ob er in den letzten zwei Tagen und besonders in der letzten Nacht entsetzlich abgemagert sei — die eingefallenen Augen waren kaum noch sichtbar unter der hohen wachsgelben Stirn, die trockenen Lippen waren ganz blau geworden . . . sein ganzes Gesicht war verändert und hatte einen seltsamen, zugleich wilden und scheuen Ausdruck angenommen.

— Steh' auf und komm heraus! sagte Naoum.

Akim stand auf und schwankte über die Schwelle.

— Akim Sseménitsch! rief Jephrem, hast Du Dein Leben verlieren wollen, mein Täubchen!

Akim blickte ihn schweigend an.

Hätt' ich gewußt, warum Du Branntwein verlangtest, ich hätte Dir keinen gegeben; wahrhaftig ich hätte Dir keinen gegeben; ich glaube, ich hätte ihn selbst allein getrunken! . . . Ach, Naoum Iwaniksch! fuhr Jephrem fort, Naoum bei der Hand fassend, — erbarmen Sie sich seiner, lassen Sie ihn frei!

— Narrheiten! sagte höhnisch lächelnd Naoum.

Nun, komm heraus! fügte er hinzu, sich wieder zu Akim wendend . . . Warum wartest Du?

— Naoum Iwanitsch! hub Akim an.

— Nun was?

— Naoum Iwanitsch! wiederholte Akim! hör' mich an, ich hin schuldig; ich wollte selbst mit Dir rechten, und Gott allein soll über uns Richter sein. Du hast mir Alles genommen, Du weißt es selbst. Alles, bis auf das Letzte. Jetzt kannst Du mich verderben und ich habe Dir nur dieses zu sagen: wenn Du mich jetzt frei lässest — nun -— so sei's drum. Behalte Alles! Ich bin zufrieden und wünsche Dir alles Glück. Ich sage Dir wie vor Gott: laß mich frei — Du wirst es nicht zu bereuen haben. Gott sei mit Dir.

Akim schloß die Augen und schwieg.

— Wirklich? Ei das wäre Dir zu glauben!

— Ja bei Gott! Du kannst ihm glauben, rief Jephrem; kannst ihm wahrhaftig glauben. Ich setze für ihn, für Akim Sseménitsch meinen Kopf zum Pfand — ja wahrhaftig!

— Dummes Zeug! erwiderte Naoum. — Vorwärts! Akim hielt den Blick auf ihn gerichtet.

— Wie es Dir am besten scheint, Naoum Iwanitsch! Du hast die Wahl. Aber Du nimmst viel auf Deine Seele. Wenn Du es so eilig hast — wohlan so fahren wir . . .

Naoum faßte seinerseits Akim scharf in's Auge. »Sollte es nicht wirklich besser sein, dachte er, ihn zum Teufel zu schicken? Sonst bin ich vor den Leuten meines Lebens nicht sicher . . . und Afdotja würde mir keine Stunde Ruhe lassen . . .

Während Naoum so die Sache überlegte, sprach Keiner ein Wort. Der Arbeiter auf der Telega, welcher durch das Thor alles sehen konnte, schüttelte nur mit dem Kopfe und bewegte zuweilen die Zügel. Die beiden andern Arbeiter standen auf der Freitreppe und schwiegen gleichfalls.

— Nun höre, Alter! hub Naoum an: wenn ich Dich freilasse — und diesen Burschen (er deutete mit dem Kopfe auf die Arbeiter) befehle, nichts auszuplaudern — sind wir dann quitt mit einander? — Du verstehst mich — quitt . . . wie?

— Wie ich Dir gesagt habe, behalte Alles!

— Und Du anerkennst, daß ich Dir Nichts schuldig bin?

— Du wirst mir so wenig schuldig sein, wie ich Dir.

Naoum schwieg eine Weile.

— Schwör' es mir vor Gott!

— So wahr Gott heilig ist, erwiderte Akim.

— Ich weiß vorher, daß ich es bereuen werde, sagte Naoum — doch es bleibe dabei, was auch komme! Gib mir die Hand darauf.

Akim drehte ihm den Rücken zu; Naoum fing an ihn loszubinden.

— Hör', Alter, fuhr er fort, den Strick durch seine Hand ziehend — vergiß nicht, daß ich Dich befreit habe, merk Dir's wohl! — O mein Täubchen, Naoum Iwanitsch! rief Jephrem, — unser Herrgott wird's Ihnen lohnen.

Akim streckte seine geschwollenen und eiskalten Hände und ging dann dem Hofthore zu.

Naoum überkam plötzlich eine Judenreue, wie man zu sagen pflegt, gleich als ob es ihm leid wäre, Akim freigelassen zu haben: — Merk Dir's wohl, Du hast geschworen! rief er ihm nach.

Akim wandte sich um und indem er die Blicke über den Hof hinschweifen ließ, sprach er mit trauriger Stimm: Behalte alles, auf ewig und unwiderruflich! . . . Leb wohl!

Und langsam ging er zur Straße hinaus; Jephrem begleitete ihn. Naoum winkte mit der Hand, befahl auszuspannen und kehrte in's Haus zurück.

— Wohin gehst Du, Akim Sseménitsch? nicht zu mir? fragte Jephrem, als er sah, daß Akim vom großen Wege rechts abbog.

— Nein, Jephremuschka, ich danke, erwiderte Akim . . . Ich will sehen, was meine Frau macht.

— Das kannst Du ja später sehen . . . Jetzt wär' es doch nöthig, auf die Freude hin eins . . . Du verstehst mich?

— Nein, ich danke, Jephrem . . . Ich bin auch so zufrieden. Leb' wohl.

Und Akim ging fort, ohne sich weiter umzusehen.

— Seht mir doch! auch so zufrieden! rief Jephrem mit verlegenem Staunen und ich habe noch für ihn geschworen! Nein, das hätt' ich nicht erwartet von ihm, fuhr er traurig fort« — nachdem ich für ihn geschworen habe. Pfui!

Er erinnerte sich, daß er vergessen habe, das Küchenmesser und den Topf mitzunehmen, und er kehrte in das Wirthshaus zurück . . . Naoum befahl ihm seine Sachen herauszugeben, dachte aber nicht daran, ihm ein Gläschen vorzusetzen. Ganz niedergeschlagen und völlig nüchtern kam er wieder in seiner Hütte an.

— Nun, wie steht's? fragte seine Frau — gefunden?

— Was gefunden? entgegnete Jephrem.

— Natürlich hab' ich gefunden! Da ist Dein Topf.

— Akim? fragte mit scharfer Betonung die Frau.

Jephrem nickte.

— Akim. Aber ist das eine Gans! Ich habe für ihn geschworen, ohne mich würde er im Kerker verfault sein, und er hat mir nicht einmal einen Schnaps dafür gegeben. Uljana Fedorowna, Du wirst gütiger gegen mich sein, verehre mir ein Glas Branntwein!

Aber Uljana Fedorowna war nicht gütig gegen ihn, sondern jagte ihn zum Hause hinaus.

XIV.

Inzwischen ging Akim mit langsamen Schritten den Weg entlang, der zu Lisaweta Prochorowna's Landsitze führte. Er war noch nicht recht zu sich selbst gekommen, sein ganzes Innere bebte wie bei einem Menschen, der eben dem sicheren Tode entronnen ist. Er wagte kaum an seine Freiheit zu glauben; mit dumpfem Staunen blickte er auf das Feld, auf den Himmel, die Lerchen, welche sich durch die warnte Luft emporschwangen. Den Abend vorher bei Jephrem hatte er nach dem Essen kein Auge geschlossen, obgleich er unbeweglich auf dem Ofen lag; erst wollte er das unerträgliche Weh der Beleidigung und den Kummer des ohnmächtigen Zornes in Branntwein ertränken; allein der Branntwein konnte ihn nicht überwältigen; sein Herz ging über vor Zorn und Wuth und er begann darüber nachzudenken, wie er sich an dem Bösewicht rächen könne. Er dachte nur an Naoum. Lisaweta Prochorowna kam ihm nicht in den Kopf. Von Afdotja wandte er seine Gedanken gewaltsam ab. Gegen Abend wuchs das Verlangen nach Rache zu einer wahren Wuth an, und dieser sonst so gutmüthige und schwache Mensch erwartete mit fieberhafter Ungeduld die Nacht, und wie ein Wolf auf Raub schleicht, eilte er heimlich mit dem Feuer in der Hand, um sein ehemaliges Haus zu zerstören . . . Da wurde er ergriffen und eingesperrt. Die Nacht brach herein. Was ging ihm nicht alles in dieser fürchterlichen Nacht durch den Kopf! Es läßt sich schwer mit Worten wiedergeben, was in einem Menschen in solchen Augenblicken vorgeht. Alle die Qualen zu schildern, welche er durchzumachen hat, ist um so schwerer, als diese Qualen in dem Menschen selbst wortlos und stumm bleiben . . .

Gegen Morgen vor der Ankunft Jephrem's bei Naoum war es ihm etwas leichter geworden . . . Alles ist verloren, dachte er . . . Alles in den Wind! . . . und er winkte mit der Hand wie zum Abschied. Wenn er mit einem nicht guten Herzen geboren worden wäre, so hätte er in diesem Augenblicke zum Bösewicht werden können, aber das Böse lag nicht in seiner Natur. Unter dem Schlage des unerwarteten und unverdienten Unglücks, im Zustande der Verzweiflung hatte er die verbrecherische That beschlossen, deren Versuch der Ausführung ihn bis in's Innerste erschütterte, und ihr Mißlingen ließ in ihm nur eine tiefe Ermattung und Erschöpfung zurück. Im Bewußtsein seiner

Schuld wandte er sich von allen irdischen Sorgen ab und begann bitter, aber inbrünstig zu beten. Erst betete er leise, endlich aber . . . vielleicht zufällig . . . rief er mit lauter Stimme: Herr, mein Gott! — und die Thränen stürzten ihm aus den Augen . . . Lange weinte er so und nach und nach wurde es ihm leichter um's Herz . . . Seine Gedanken würden wahrscheinlich eine andere Richtung genommen haben, wenn er für seinen verbrecherischen Versuch bestraft worden wäre . . . So aber erhielt er plötzlich seine Freiheit und ging ganz erschöpft, mehr todt als lebendig, aber ruhig, um seine Frau wiederzusehen.

Das Haus Lisaweta Prochorowna's lag anderthalb Werst von ihrem Dorfe entfernt, links von dem Feldwege, auf welchem Akim gekommen war. Als er auf dem Wege angekommen war, welcher zu dem Herrschaftshause führte, blieb er eine Zeitlang schwankend stehen. Endlich entschied er sich, erst in das Dorf zu gehen, wo in seiner früheren Hütte sein alter Oheim wohnte. Die kleine und schon ziemlich alte Isba Akims lag fast am äußersten Ende des Dorfes. Er ging die ganze Straße entlang, ohne einem Menschen zu begegnen; Alles war in der Kirche.

Nur eine alte kranke Bäuerin schob ihr kleines Fenster in die Höhe, um ihm nachzusehen, und ein Mädchen, welches mit leerem Eimer zum Brunnen ging, folgte ihm auch mit den Blicken. Der erste Mensch, auf welchen er stieß, war der alte Oheim, den er suchte. Der Greis hatte den ganzen Morgen auf der Grasbank unter dem Fenster zugebracht, sich an der Sonne wärmend und Tabak schnupfend. Er war nicht in die Kirche gegangen, weil er sich nicht recht wohl fühlte, und hatte eben seinen Sitz verlassen, um einen alten kranken Nachbar zu besuchen, als er Akim erblickte . . . Er blieb stehen, ließ ihn zu sich herankommen und sagte, ihn scharf ansehend:

— Guten Tag, Akimuschka!

— Guten Tag! erwiderte Akim und trat ohne die Augen zu erheben in die Thüre seiner Isba . . . Auf dem Hofe standen seine Pferde, seine Kuh und seine Telega; auch seine Hühner spazierten dort umher . . . Schweigend ging er in die Isba hinein. Der Greis folgte ihm. Akim setzte sich auf eine Bank und stützte sich auf seine geschlossenen Hände. Sein an der Thüre lehnender Oheim sah ihn voll Mitleid an.

— Wo ist meine Frau? fragte Akim.

— Im Herrschaftshause! antwortete der Greis schnell. — Da ist sie. Hierher hat man Dein Vieh gebracht und Deine Kisten und Kasten, sie aber ist dort geblieben. Willst Du zu ihr gehen?

Akim schwieg.

— Geh', sagte endlich der Greis.

— Ach, Oheim, Oheim! seufzte Akim, während jener seine Mütze vom Nagel nahm: — erinnerst Du Dich noch, was Du mir am Vorabend meiner Hochzeit sagtest?

— Es geschieht Alles nach dem Willen Gottes!

— Erinnerst Du Dich, wie Du mir sagtest, daß ich nun nicht mehr ein Bauer, nicht mehr Euresgleichen sein würde. Welche Zeiten sind jetzt über mich gekommen! Ich bin nackt wie ein Wurm.

— Man kann sich nicht immer vor schlechten Leuten schützen, erwiderte der Alte; — aber wenn Jemand den gewissenlosen Menschen ordentlich in's Gebet nehmen wollte, wenn die Gutsherrschaft auf Recht und Billigkeit hielte, oder wenn wir Gesetze hätten, die man fürchtete . . . aber wovor soll er sich fürchten? Er ist ein Wolf und weiß zu rauben wie ein Wolf.

Und der Greis nahm seine Mütze, um zu gehen. Afdotja kam gerade aus der Kirche, als man ihr sagte, daß der Oheim ihres Mannes sie suche. Bis dahin hatte sie ihn sehr selten gesehen. Er war fast nie in das Wirthshaus gekommen und galt allgemein für einen Sonderling, der leidenschaftlich dem Tabakschnupfen ergeben war und beinah immer schweigend vor sich hinbrütete. Sie ging zu ihm.

— Was wünschest Du« Petrowitsch? Ist etwas vorgefallen?

—Es ist nichts vorgefallen, Afdotja Arefjewna! Dein Mann fragt nach Dir.

— Ist er zurückgekommen?

— Er ist zurückgekommen!

— Wo ist er denn?

— Nun im Dorfe, in der Isba sitzt er.

Afdotja schrack zusammen.

— Hört Petrowitsch, fragte sie, ihm in's Auge sehend, — ist er aufgebracht?

— Ich habe nicht bemerkt, daß er aufgebracht ist.

Afdotja senkte den Kopf.

— Nun, so gehen wir! sagte sie, ein großes Tuch umschlagend, und beide machten sich auf den Weg. Schweigend gingen sie bis zum Dorfe. Als sie sich der Hütte näherten, überkam Afdotja ein solcher Schrecken, daß ihr die Knie nur so zitterten.

— Väterchen, Petrowitsch! sagte sie, — geh' Du voran . . . Sag' ihm, daß ich auf seinen Befehl gekommen bin.

Petrowitsch ging in die Hütte und fand Akim in tiefes Brüten versunken noch auf demselben Platze sitzend, wo er ihn verlassen hatte.

— Nun? fragte Akim, den Kopf erhebend, ist sie nicht gekommen?

— Sie ist gekommen! erwiderte der Greis. Sie steht vor der Thüre . . .

— So schick' sie herein!

Der Greis ging hinaus, winkte ihr mit der Hand und hieß sie eintreten, während er sich wieder auf seine Grasbank setzte. Afdotja öffnete zitternd die Thür, überschritt die Schwelle und blieb stehen. Akim richtete die Augen auf sie.

Nun, Arefjewna, sagte er, was fangen wir jetzt zusammen an?

— Ich bin schuldig! murmelte sie.

— Ach, Arefjewna, wir sind alle Sünder. Was ist darüber weiter zu reden!

— Der Bösewicht hat uns beide iu's Verderben gestürzt! seufzte Afdotja und die Thränen raunen ihr über die Wangen. Du, Akim Sseménitsch, darfst es nicht dabei bewenden lassen, fordere Dein Geld von ihm zurück. Schone mich nicht. Ich bin bereit zu schwören, daß ich ihm das Geld als Darlehen gegeben habe. Lisaweta Prochorowna hatte das Recht, unsern Hof zu verkaufen, aber warum soll er uns berauben? . . . fordere Dein Geld zurück!

— Ich habe kein Geld mehr von ihm zu fordern! antwortete finster Akim. Wir sind quitt.

— Wie so? fragte Afdotja staunend.

— Nun so. Weißt Du, fuhr Akim fort, während seine Augen unheimlich leuchteten: weißt Du wo ich die Nacht zugebracht habe? Du weißt es nicht? Bei Naoum im Keller, an Händen und Füßen gebunden wie ein Hammel, so hab ich die Nacht zugebracht. Ich wollte sein Gehöft anzünden, und er hat mich ertappt. Es ist ein gewandtes Bürschchen, dieser Naoum. Und heute Morgen wollte er

mich in die Stadt führen, hat sich aber dann zum Mitleid bewegen lassen. Du siehst also, daß ich von ihm kein Geld mehr verlangen kann. Und wie sollte ich es auch von ihm fordern? Wann, würde er sagen, habe ich von Dir Geld geborgt? Sollte ich ihm dann antworten: Meine Frau hat es unter den Dielen des Fußbodens mir weggenommen und Dir gebracht? Sie lügt, Deine Frau! würde er einfach erwidern. Hast Du nicht schon genug Geschwätz unter den Leuten veranlaßt, Arefjewna? Schweig also lieber, sag ich Dir.

— Ich bin schuldig, Sseménitsch, ich bin schuldig! seufzte die erschreckte Afdotja auf's Neue.

— Davon rede ich nicht, erwiderte Akim nach kurzem Schweigen, aber was sollen wir jetzt zusammen anfangen? Wir haben unser Haus nicht mehr und auch kein Geld.

— Wir werden uns schon durchhelfen, Akim Sseménitsch; wir werden Lisaweta Prochorowna bitten, die wird uns unterstützen; Kirillowna hat mir's versprochen.

— Nein, Arefjewna, wenn Du willst, kannst Du sie zusammen mit Kirillowna bitten für Dich; Ihr seid beide Früchte desselben Feldes. Höre, was ich Dir zu sagen habe: bleib Du hier mit Gott; ich werde nicht hier bleiben. Zum Glück haben wir keine Kinder, und ich werde vielleicht nicht umkommen. Ein einzelner Kopf ist niemals arm.

— Willst Du wieder fuhrwerken?

Akim lächelte bitter.

— Ich würde einen schönen Fuhrmann abgeben, wahrhaftig! einen recht rüstigen Fuhrmann! Nein, Arefjewna, das ist nicht so leicht wie z. B. das Heirathen; zu solchem Geschäfte taugt ein Greis nicht mehr. Ich will nur hier nicht bleiben, siehst Du . . . ich will nicht, daß man mit Fingern auf mich weise . . . verstehst Du mich? Ich gehe, um Gott um Verzeihung meiner Sünden zu bitten, Arefjewna, sieh, darum geh' ich.

— Aber was hast Du denn für Sünden, Sseménitsch? fragte schüchtern Afdotja.

— Das muß ich schon selbst am besten wissen.

— Aber in wessen Schutz willst Du mich denn lassen, Sseménitsch? Wie werde ich ohne Mann leben?

— In wessen Schutz ich Dich lassen werde? Ach, Arefjewna, wie Du nur redest! wahrhaftig! Du hast wirklich einen Mann, wie mich,

nöthig, der alt und noch dazu ruinirt ist. Du bist seither ohne mich fertig geworden und wirst es auch künftig werden. Das Bischen Hab und Gut, das noch unser ist, überlaß ich Dir; nimm Alles, ich brauche Nichts.

— Wie Du willst, Sseménitsch, entgegnete traurig Afdotja: Du mußt's am Besten wissen.

— So ist es. Nur glaub' nicht, daß ich aufgebracht bin gegen Dich, Arefjewna. Nein, wozu jetzt noch zürnen, wenn schon Der . . . ich hätte früher besser aufpassen sollen. Ich bin selbst schuldig — und bestraft (bei. diesen Worten seufzte er tief auf). — Fährst Du gern im Schlitten, mußt Du Dich hineinsetzen. Die Jahre sind über mich gekommen, es ist Zeit, daß ich an das Heil meiner Seele denke. Gott selbst hat mich erleuchtet. Ich alter Narr bildete mir ein, mit einer jungen Frau das Leben in Freuden genießen zu können . . . Nein, alter Bruder! Erst bete, schlage die Erde mit der Stirn, dulde und faste . . . und jetzt, Mütterchen, geh; ich bin sehr müde und möchte ein Bischen ausruhen.

Und Akim streckte sich seufzend auf die Bank.

Afdotja wollte etwas antworten, blieb stehen, sah ihn an, wandte sich um und ging. Sie hatte nicht erwartet, so billig davon zu kommen.

— Nun, hat er Dich nicht geprügelt? fragte sie Petrowitsch, der ganz gebeugt noch auf seiner Grasbank saß, als sie aus der Hütte kam.

Afdotja ging schweigend an ihm vorbei.

— Seh' mir Einer, er hat sie nicht geprügelt! murmelte der Greis lächelnd, fuhr sich mit der Hand durch den Bart und nahm eine Prise Tabak.

* *
*

Akim führte seinen Vorsatz ans. Er besorgte seine Angelegenheiten und wenige Tage nach der obigen Unterhaltung ging er zur Reise gerüstet, um von seiner Frau Abschied zu nehmen, welche in einem Flügel des Herrschaftshauses wohnte. Die Scheidescene dauerte nicht lange . . . Kirillowna, welche hinzukam, rieth Akim, der Herrin seine Aufwartung zu machen; er folgte diesem Rathe. Lisaweta Prochorowna gerieth bei seinem Anblick einigermaßen in

Verwirrung. Sie reichte ihm gnädig die Hand zum Kuß und fragte, wohin er zu gehen beabsichtige. Er antwortete« sein nächstes Reiseziel sei Kiew und das Uebrige stelle er Gott anheim. Sie lobte ihn und ließ ihn ziehen. Seit der Zeit erschien er sehr selten wieder im Dorfe, obgleich er niemals vergaß, der Herrin, wenn er sie besuchte, ein geweihtes Brod mitzubringen.

Wo nur immer die frommen Leute Rußlands zusammenströmen, da sah man auch sein abgemagertes und gealtertes, aber ehrwürdiges und wohlgeformtes Gesicht: bald beim Grabe des heiligen Sergius, bald bei den »weißen Ufern,« bald in der Wüste von Optina und im Kloster von Walaam; er war überall zu finden.

Im Laufe des einen Jahres sah man ihn in den Reihen der zahllosen Volksmasse, welche in Procession dem Bilde der heiligen Jungfrau von Kursk nach Korennoi folgte, eine Strecke von dreißig Werst; im Laufe des andern Jahres fand man ihn mit einem Ränzel auf dem Rücken unter andern Pilgern auf den Stufen der Kirche des wunderthätigen Nicolai von Mzensk . . . In Moskau erschien er beinah jeden Frühling. Von einem Lande zum andern wanderte er mit ruhigen und gemessenen Schritten, aber unaufhaltsam — es hieß, daß er sogar in Jerusalem gewesen sei. Er erschien allen vollkommen zufrieden und glücklich, und wenn von ihm die Rede war, so wurde immer seine Frömmigkeit und die Demuth seines Wandels gerühmt . . .

Naoum's Wirthschaft ging inzwischen ganz vortrefflich. Er führte die Geschäfte lebhaft und geschickt, und es ging mit ihm wie man zu sagen pflegt in die Höhe. Alle Leute in der Nachbarschaft wußten, durch welche Mittel er in Besitz seines Hofes gelangt war, sie wußten ebenfalls, daß Afdotja ihm das Geld ihres Mannes gegeben hatte; Niemand liebte Naoum wegen seines kalten und rauhen Wesens; mit Entrüstung erzählte man sich von ihm, daß einmal Akim als Pilger zu ihm an's Fenster gekommen, um ihn um ein Almosen zu bitten und daß er ihn mit den Worten abgefertigt: Gott wird Dir schon geben! (wie die Bauern in Süddeutschlaud sagen, wenn sie nichts geben wollen: Helf Gott!) aber alle stimmten darin überein, daß es einen größern Glückspilz als ihn nicht gebe. Das Korn wuchs bei ihm besser als bei den Nachbarn; seine Bienen gaben mehr Honig; selbst feine Hennen legten mehr Eier; seine Kühe waren nie krank und seine

Pferde hinkten niemals. Der Pope Fedor selbst war darüber erstaunt . . .

Afdotja konnte lange Zeit seinen Namen nicht hören, (sie hatte den Vorschlag Lisaweta Prochorowna's angenommen, wieder bei dieser als Obernäherin in Dienst zu treten;) endlich aber minderte sich doch ihr Haß einigermaßen und es hieß sogar, daß sie sich in einer dringenden Verlegenheit an ihn gewendet und hundert Rubel erhalten habe . . . Wir wollen nicht allzu streng über sie richten; die Armuth bändigt wohl ganz andere Leute als Afdotja, und der plötzliche Umschlag in ihrem Leben hatte sie unglaublich gealtert und gedemüthigt; es ist schwer zu schildern in wie kurzer Zeit sie körperlich heruntergekommen und geistig abgestumpft und versimpelt war . . .

Aber wie soll das Alles enden? wird der Leser fragen. Wir wollen ihn nicht lange darüber in Zweifel lassen. Naoum führte seine Wirthschaft fünfzehn Jahre lang mit bestem Erfolg und verkaufte sie dann sehr theuer einem andern Bürger. Er würde sich nie von ihr getrennt haben, wenn ihn nicht ein dem Anschein nach sehr unbedeutender Vorfall dazu veranlaßt hätte. Zwei Morgen hinter einander stieß sein Hund, welcher unter dem Fenster lag, fortwährend klägliche Töne aus; Naoum ging am zweiten Morgen auf die Straße, untersuchte den heulenden Kettenhund aufmerksam, schüttelte den Kopf, fuhr in die Stadt und wurde noch an demselben Tage mit dem Käufer handelseinig, welcher schon seid längerer Zeit um den Hof gefeilscht hatte. Eine Woche später begab er sich nach einem entfernten Orte außerhalb des Gouvernements. Der neue Eigenthümer bezog das Wirthshaus, welches gleich in der ersten Nacht abbrannte, so daß kein Stein auf dem andern blieb und Naoum's Nachfolger völlig ruinirt wurde.

Der Leser kann sich leicht vorstellen, zu welchen Gesprächen dieß in der Nachbarschaft Anlaß gab. »Er hat sein Glück mit fortgenommen!« sagte man allgemein . . . Es geht von Naoum die Sage, — daß er große Getreidelieferungen für die Regierung übernommen habe und dabei ein steinreicher Mann geworden sei. Ob er das lange bleiben wird? Schon stärkere Säulen sind eingestürzt und der bösen That folgt früh oder spät ein böses Ende.

Ueber Lisaweta Prochorowna ist wenig mehr zu sagen; sie lebt heute noch und hat sich, wie das bei Menschen dieser Art zu gehen

pflegt, in Nichts verändert, ja sie ist kaum merklich gealtert, höchstens noch ein bischen bittrer geworden und ihr Geiz hat in erstaunlicher Weise zugenommen, obgleich es schwer zu begreifen ist, für wen sie ihr Geld zusammenscharrt, da sie keine Kinder hat und mit keinem Menschen auf der Welt befreundet ist. Im Gespräch erinnert sie sich oft Akim's und betheuert, daß sie, seit ihr Gelegenheit geworden, die Eigenschaften des russischen Bauern näher kennen zu lernen, ihn ungemein achte und schätze wegen seiner Hingebung und Unterwürfigkeit. Kirillowna hat sich für eine ansehnliche Summe freigekauft und dann sich aus Liebe mit einem jungen blonden Offizianten verheirathet, der ihr die Ehe sauer genug macht. Afdotja lebt wie früher unter dem weiblichen Gesinde Lisaweta Prochorowna's, ist aber noch um einige Stufen tiefer gesunken. Sie kleidet sich sehr ärmlich, fast schmutzig und von den Gewohnheiten einer in der Hauptstadt aufgewachsenen modischen Kammerjunger von den Manieren einer wohlhabenden Hofbesitzerin ist keine Spur mehr übrig geblieben. Niemand bemerkt sie und sie ist froh, unbemerkt zu bleiben. Der alte Petrowitsch liegt schon im Grabe, aber Akim pilgert immer noch in der Welt umher; Gott allein weiß, wie lange diese Pilgerschaft noch dauern wird.

- Ende -

Anmerkungen

1 In Russland werden die Frachten nicht auf großen, schwerfälligen Lastwagen befördert, wie in Deutschland, sondern auf ganz kleinen Fuhrwerken (Telegen), wovon eines sammt seiner Ladung leicht von einem einzigen Pferde im Trabe gezogen werden kann. Diese kleinen Frachtwagen gehen indeß niemals einzeln, sondern immer in langen Zügen, wie Kamele, so daß ein einziger Bauer genügt, eine ganze Reihe solcher einspännigen Telegen (im Winter Schlitten) zu führen.

2 Dunascha ist das Diminutivum von Afdotja. Dem Taufnamen das Patronymicum folgen zu lassen, ist ein Beweis von Achtung.

3 Dieser Ausdruck bezieht sich auf das der Thüre gegenüber hängende Heiligenbild.

Zwei Freunde.

1853.

Inhaltsverzeichnis

I.
Anmerkungen

Es war im Frühjahr 184., als Boris Andrejitsch Wjasownin, ein junger Mann von etwa 26 Jahren, auf seinem Erbgute eintraf, das in einem der Gouvernements des mittleren Rußlands gelegen war. Er hatte sich kurz vorher vom Amte zurückgezogen — »häuslicher Verhältnisse wegen« — und wollte sich nun der Verwaltung seines Gutes widmen. Dieser Gedanke war freilich an und für sich sehr lobenswert, doch Boris Andrejitsch war, wie es übrigens nur zu oft der Fall ist, ganz gegen seinen Willen auf ihn gekommen. Seine Einkünfte verminderten sich nämlich von Jahr zu Jahr, wogegen die Schulden immer mehr heranwuchsen. Er hatte daher schließlich die Ueberzeugung gewonnen, daß es ihm doch unmöglich sein würde, seine Beamten-Carriere fortzusetzen und in der Residenz zu leben, d.h. so zu leben, wie er es bisher gewohnt gewesen. Und so hatte er sich denn beklommenen Herzens entschlossen, einige Jahre der Aufbesserung seiner »häuslichen Verhältnisse« zu widmen — ein Plan, der eben sein plötzliches Erscheinen in der ländlichen Einöde veranlaßte.

Wjasownin fand sein Gut in einem zerrütteten Zustande vor, die Meierei verwahrlost, das Haus fast in Trümmer gesunken. Er gab dem bisherigen Starosta[1] den Abschied, ersetzte ihn durch einen andern und reducirte die Gehälter der Dienerschaft. Für sich selber ließ er zwei oder drei Zimmerchen in Ordnung bringen und das Dach an den Stellen, durch welche der Regen in das Innere des Hauses freien Zutritt fand, neu verschalen. Er ergriff vorläufig keine durchgehenderen Maßregeln und ließ sich vor der Hand in keine Reformen ein, scheinbar von dem einfachen Gedanken ausgehend, daß man zu allererst dasjenige genauer kennen lernen müsse, was man zu vervollkommnen beabsichtige. Er schickte sich an, seine Wirthschaft näher zu studiren und den Sachen auf den Grund zu gehen. Jedoch mußte man gestehen, daß er diese Aufgabe ohne besonderen Eifer und Eile betrieb. Nicht gewöhnt aus dem Lande zu leben, empfand er eine überwältigende Langeweile und wußte oftmals nicht, auf welche Weise er die langen Tage ausfüllen sollte. Nachbarn hatte er wohl in ziemlicher Anzahl; jedoch unterhielt er mit ihnen keine Bekanntschaft. Nicht etwa, daß er sie mied, sondern weil

sich ihm keine Gelegenheit bot, in nähere Beziehungen zu ihnen zu treten. Endlich, als schon der Herbst herangekommen war, gelang es ihm, die intimere Bekanntschaft eines seiner nächsten Nachbarn zu machen. Derselbe hieß Peter Wassiljewitsch Krupitzin. Er hatte früher in einem Kavallerieregiment gedient, und hatte als Rittmeister seinen Abschied genommen. Zwischen den Bauern Krupitzin's und denen Wjasownin's existirte seit uralten Zeiten ein Streit betreffs einer Heuwiese von etwa 2½ Djessatinen. Dieser Streit pflegte nicht selten in Schlägereien auszuarten, wenn z.B. die eine Partei versuchte, heimlich aus dem streitigen Gebiete Heu herüberzuschmuggeln und dabei von Leuten der andern Seite ertappt wurde. Daraus entstanden jedesmal Unannehmlichkeiten, und der Streit hätte wahrscheinlich noch lange fortgedauert, wenn nicht Krupitzin, nachdem er aufgrund näherer Erkundigungen über die friedfertigen Gesinnungen seines Nachbarn nicht in Zweifel sein durfte, den Entschluß gefaßt hätte, zu ihm hinüberzufahren und persönlich diese Angelegenheit zu schlichten. Die Unterredung hatte die besten Erfolge. Erstens wurde der Streite ein für alle mal, und zwar zu beiderseitiger Zufriedenheit, ein Ende gemacht; zweitens aber gefielen sich die Herren gegenseitig, fingen von dieser Zeit an sich öfter zu sehen, und bis zur Winterszeit hatten sie sich derart genähert, daß sie fast unzertrennlich wurden.

Und nichts destoweniger waren diese Herren sehr wenig für einander geschaffen. Wjasownin, obwohl zur Zeit nicht in glänzenden Verhältnissen, stammte von reichen Eltern, hatte eine gute Erziehung erhalten und auf der Universität studirt; er verstand mehrere Sprachen, hatte eine gewisse Vorliebe fürs Lesen und konnte überhaupt Ansprüche auf Bildung machen. Krupitzin dagegen konnte nur mit Noth einen französischen Satz zustande bringen, pflegte nur in den äußersten Fallen ein Buch zur band zu nehmen und gehörte überhaupt in die Kategorie der ungebildeten Leute. Auch in ihrem Aeußeren bekundeten Beide sehr wenig Aehnlichkeit. Wjasownin war mehr von schlankem Wachse, hager, blond und näherte sich dem englischen Typus. Er hielt sehr viel aus Sauberkeit und pflegte mit besonderer Sorgfalt seine Hände; auch kleidete er sich mit Eleganz und liebte es dabei vornehmlich, mit feinen Cravatten zu paradiren, ganz nach den Gewohnheiten eines flotten Residenzbewohners. Krupitzin hingegen war von niederem Wuchse, hochschultrig, hatte braune Gesichtsfarbe und schwarze Haare. Sommer und Winter

pflegte er eine Art von Sackpaletot aus broncefarbenem Tuche zu tragen, mit weitabstehenden Taschen; »diese Farbe gefällt mir deshalb pflegte er zu sagen, »weil sie echt ist und nicht ausgeht.« Die Tuchfarbe war auch wirklich dauerhaft, aber dafür das Tuch selbst schon ziemlich schmutzig. Wjasownin aß gut und sprach gern davon, wie angenehm es sei, gut zu essen, und was das heiße, in der Eßkunst bewundert zu sein. Krupitzin verzehrte Alles, was ihm aufgetragen wurde, sobald es ihm nur der Mühe werth schien, sich dabei aufzuhalten. Stieß er auf Kohlsuppe und Ganze — so ließ er sie sich mit Wohlgefallen hinter einander schmecken. Wurde ihm deutsche Wassersuppe aufgetragen, so griff er mit demselben Appetit nach ihr; fand er aber daneben auch Grütze vor, so legte er sich in den Teller auch Grütze — und es mundete ihm recht gut. Kwaß liebte er — nach seinem eigenen Ausdrucke — wie seinen leiblichen Vater; dagegen hatte er einen Abscheu vor französischen Weinen, besonders vor den rothen, und nannte sie Essigwasser. Ueberhaupt war Krupitzin weit entfernt davon, wählerisch zu sein, während Wjasownin es so weit trieb, daß er sogar seine Sacktücher zweimal des Tages wechselte. Mit einem Worte, unsere Freunde hatten, wie schon oben bemerkt, sehr wenig mit einander gemein. Nur Eins war ihnen beiden zugleich eigen: sie waren, so zu sagen gute Kerle, brave biedere Leute. Krupitzin war schon so von Geburt aus, Wjasownin hatte sich erst später in sein jetziges Wesen hineingelebt. Außerdem zeichneten sich Beide noch durch eine Eigenthümlichkeit aus; weder der Eine noch der Andere konnte sich einer leidenschaftlichen Vorliebe für Etwas rühmen, d. h. es war für sie Beide Nichts vorhanden, an dem sie etwa mit Gluth und Hingebung hingen. — Noch bleibt schließlich zu bemerken übrig, daß Krupitzin 6 bis 8 Jahre älter war, als sein Nachbar.

Ihre Tage verbrachten sie ziemlich einförmig. Gewöhnlich des Morgens, jedoch nicht allzufrüh, so etwa gegen 10 Uhr, saß Boris Andrejitsch am Fenster, in seinem prachtvollen aufgeknüpften Schlafrocke, frisirt, gewaschen und in einem schneeweißen Hemde mit einen Buche vor sich und einer Tasse Kaffee in der Hand. Die Thür pflegte sich dann bald zu öffnen und auf der Schwelle erschien Peter Wassiljewitsch in seinem üblichen nachlässigen Aussehen. Sein Dörfchen war etwa eine halbe Werst von Wjasowna (so hieß nämlich das Gut von Boris Andrejitsch) entfernt. Sehr oft übrigens

übernachtete Peter Wassiljewitsch bei Boris Andrejitsch.. »Ah, guten Morgen«, riefen sie sich dann gleichzeitig zu. — »Nun, wie haben Sie geschlafen?« — Dann trat ein etwa 15 jähriger Knabe, Fedjuschka mit Namen, im Kosakenanzug vor, bei dem sogar die Haare, die wie bei einer Streitschnepfe im Frühling sich in die Höhe sträupten, ein schläfriges Aussehen hatten; er schleppte den Schlafrock von Peter Wassiljewitsch aus bucharischem Zeuge herbei. Und Peter Wassiljewitsch brachte einen eigenthümlichen Laut hervor, zog den Schlafrock an und machte sich an den Thee und die Pfeife. Alsdann begann die Unterhaltung — es war kein lebhaftes Gespräch, das sie unterhielten — ein Gespräch, oft stockend mit Pausen und Pausen. Sie unterhielten sich vorn Wetter, vorn gestrigen Tage, von den Landarbeiten und Getreidepreisen. Sie sprachen auch von den benachbarten Gutsbesitzern und Gutsbesitzerinnen. In den ersten Tagen nach seiner Bekanntschaft mit Boris Andrejitsch hielt es Peter Wassiljewitsch für seine Pflicht und freute sich sogar der Gelegenheit, ihn über das Residenzleben zu befragen, über wissenschaftliche Angelegenheiten und Bildungssachen — mit einem Worte, über erhabene Gegenstände. Die Antworten von Boris Andrejitsch amüsirten ihn und erregten oftmals seine Verwunderung und Aufmerksamkeit; jedoch brachten sie bei ihm gleichzeitig eine Art von Abspannung hervor, so daß dann gewöhnlich einige Zeit lang alle derartigen Gespräche ganz und gar aufhörten. Uebrigens bekundete auch seinerseits Boris Andrejitsch keine besondere Lust, dieselben zu erneuern. Dann und wann jedoch pflegten sie dieselben wieder aufzunehmen. Es kam z.B. vor — wenn auch nicht allzuoft, — daß Peter Wassiljewitsch plötzlich eine Frage aufstellte, wie etwa: was denn eigentlich der elektrische Telegraph für ein Ding sei? Nachdem er in solchen Fällen die nicht gerade leicht faßliche Erklärung von Baris Andrejitsch angehört hatte, pflegte er nach einer kleinen Pause zu bemerken: »Ja, ein wunderbares Ding!« Und lange nachher brachte er keine gelehrten Fragen mehr aufs Tapet. Zum größten Theile hatten ihre Unterhaltungen etwa folgenden Charakter. Peter Wassiljewitsch z.B. macht einen Zug aus der Pfeife und fragt, den Rauch durch die Nase blasend:

— Was haben Sie da für ein neues Mädchen, Boris Andrejitsch? Ich begegnete ihr auf der Hintertreppe.

Boris Andrejitsch bringt seine Cigarre an den Mund, raucht zwei, drei Züge hintereinander, und einen Schluck von seinem kalten, weißgemachten Thee einschlürfend, antwortet er:

— Was für ein neues Mädchen meinen Sie denn?

Peter Wassiljewitsch beugt sich ein wenig seitwärts, und, durch das Fenster nach dem Hof hinaus schauend, wo der Hund in diesem Augenblicke einen barfüßigen Jungen bei den Waden packt, erwiedert er:

— So ein blondköpfiges Mädchen. . . sonst nicht übel.

— Acht — antwortet nach einer Pause Boris Andrejitsch — das ist meine neue Wäscherin.

— Wo kommt sie denn her? fragt wiederum Peter Wassiljewitsch halb verwundert.

— Aus Moskau. Sie war dort in der Lehre.

Und Beide schweigen.

— Wie viel haben Sie denn im Ganzen Wäscherinnen, Boris Andrejitsch? — läßt sich von Neuem Peter Wassiljewitsch vernehmen, mit Aufmerksamkeit den Tabak betrachtend, der mit einem trockenen Knistern unter der Asche der angebrannten Pfeife aufsprüht.

— Drei, — antwortete Boris Andrejitsch.

— Drei! Und ich habe nur eine Einzige. Und auch diese hat fast Nichts zu thun. Bei mir, Sie wissen ja, giebt es nicht viel zu waschen.

— So, so! — antwortet Boris Andrejitsch.

Und die Unterhaltung nimmt damit auf einige Zeit ein Ende.

Unter solchen Gesprächen pflegte der Morgen zu verstreichen und man erreichte die Frühstücksstunde. Peter Wassiljewitsch legte viel Gewicht auf das Frühstück und behauptete daß die zwölfte Stunde grade diejenige Tageszeit sei, wo der Mensch Appetit bekomme. Und wirklich: er aß zu dieser Stunde mit solcher Heiterkeit, mit einem so gesunden und angenehmen Wohlbehagen, daß auch ein Deutscher seine Freude daran gehabt haben würde. So pflegte Peter Wassiljewitsch regelrecht sein Frühstück einzunehmen. Boris Andrejitsch aß weniger. Er begnügte sich gewöhnlich mit einem wenig Fricassee von Huhn, mit zwei oder drei weichgekochten Eiern nebst Butter und irgend einem englischen Dessert aus einem wunderlich geformten und patentirten Gefäße, für welches er viel

Geld gezahlt hatte, und das er eigentlich abscheulich fand, obwohl er in der Regel versicherte, daß er ohne dasselbe keinen Bissen in den Mund nehmen könnte. Nach dem Frühstück gingen die beiden Freunde bei schönem Wetter bis Mittag aus; sie besichtigten die Wirthschaft oder spazierten, schauten zu, wie die jungen Pferde eingefahren wurden u. s. w. Manchmal gelangten sie bis zum Dorfe Peter Wassiljewitsch's und traten dann zuweilen in sein Häuschen ein.

Dieses Häuschen war klein und baufällig. Es glich eher einer ganz gewöhnlichen Bauernhütte, als dem Wohnsitze eines Gutsherrn. Auf dem Strohdache, welches durch und durch von Sperlings- und Dohlennestern durchlöchert war, wuchs grünes Moos. Von zwei Eschenblöcken, die einst oben in die Wand nebeneinander eingesetzt waren, hatte sich der eine nach außen gesenkt, während sich der andere ganz und gar nach unten neigte und in den Boden hineinwuchs. Mit einem Worte. das Haus Peter Wassiljewitsch's sah elend aus, sowohl von außen, als von innen. Aber Peter Wassiljewitsch machte sich nicht viel daraus. Als Junggeselle und anspruchsloser Mensch kümmerte er sich wenig um die Bequemlichkeiten des Lebens, und war schon damit zufrieden, daß er überhaupt einen Winkel besaß, wo er sich zur Noth vor Regen und Kälte schützen konnte. Seine Wirthschaft versah die Haushälterin Macedonia. eine Frau in mittleren Jahren, die seht arbeitsam und sogar ehrlich war, aber unglückselige Hände besaß. Nichts wollte ihr gelingen. Nahm sie ein Geschirr zur Hand, so zerbrach es in Stücke, die Wäsche bekam Risse, die Speisen kamen entweder roh oder angebrannt aus der Pfanne. Peter Wassiljewitsch hatte sie mit dem Namen Caligula beehrt.

Von Natur gastfreundlich hatte Peter Wassiljewitsch gern Gäste bei sich und bewirthete sie trotz der Spärlichkeit seiner Mittel aufs Beste. Besonders war er in dieser Richtung geschäftig während der Besuche Boris Andrejitsch's. Aber Dank seiner Macedonia, die vor lauter Eifer immer Hals über Kopf einherlief, fielen die Aufwartungen stets ziemlich schlecht aus und beschränkten sich meistentheils auf ein Stück gedörrten, alt gewordenen Störrückens und ein Gläschen Bittern, von welch letzterem sich Peter Wassiljewitsch gewöhnlich sehr richtig ausdrückte, daß er recht *gut — gegen* den Magen sei. Nach dem Spaziergange pflegten beide Freunde zu Boris Andrejitsch

zurückzukehren, und sie speisten nun, ohne sich zu beeilen. Wenn sie sich dann in einer Weise restaurirt hatten, als ob dein Mittag kein Frühstück vorangegangen wäre, begab sich Peter Wassiljewitsch nach einem einsamen Winkel und hielt dort sein Mittagschläfchen, das gewöhnlich zwei, drei Stunden in Anspruch nahm. Boris Andrejitsch war unterdessen mit der Lektüre ausländischer Zeitungen beschäftigt. Des Abends kamen die Freunde wieder zusammen: ihre Freundschaft war eben derart, daß sie sich nicht trennen konnten! Manchmal spielten sie Prèfèrence; wenn nicht, so unterhielten sie sich in derselben Weise wie am Morgen. Es kam auch mitunter vor, daß Peter Wassiljewitsch die Guitarre von der Wand herunterholte und zu ihr diese oder jene Romanze mit ziemlich angenehmer Tenorstimme sang. Peter Wassiljewitsch liebte die Musik sehr, viel mehr, als es bei Boris Andrejitsch der Fall war, der indessen den Namen Beethoven's nicht ohne Entzücken aussprechen konnte und sich immer vornahm, ein Clavier aus Moskau zu bestellen. In den Augenblicken, wo ihn Mißmuth und Niedergeschlagenheit unwandelten, hatte Peter Wassiljewitsch die Gewohnheit, eine Romanze vorzutragen, die sich auf seine Dienstzeit im Regiment bezog. Mit besonderem Ausdruck und etwas näselnd pflegte er dann folgende Verse vorzutragen:

Kein Franzose briet uns Essen,
Wackerer Djentschik, habe Dank!
Redekampf war längst vergessen,
Kleine Catalani sang;
Hörnertöne signalirten
Und Feldwebel rapportirten.

Boris Andrejitsch accompagnirte seinen Freund dann und wann, seine Stimme war aber nicht wohlklingend, und er sang falsch. Gegen zehn Uhr, manchmal auch schon früher, gingen die Freunde auseinander — und am darauf folgenden Tage ging es von neuem los, nach demselben Programm.

Eines Tages, wie gewöhnlich etwas zur Seite gebeugt und Boris Andrejitsch gegenüber seinen Platz einnehmend, warf Peter Wassiljewitsch einen besonders aufmerksamen Blick auf ihn und äußerte sich, ihn sinnend im Auge behaltend:

— Nur Eins befremdet mich an Ihnen, Boris Andrejitsch.

— Und das wäret — fragte Jener.

— Nun, ich sag's Ihnen Sie sind jung, klug, gebildet — was Teufel, hocken Sie da im Dorfe?

Boris Andrejitsch sah seinen Nachbar verwundert an.

— Sie wissen ja, Peter Wassiljewitsch, — sagte er endlich — daß, wenn nicht meine Umstände . . . meine Umstände sind es, die mich dazu nöthigen, Peter Wassiljewitsch.

— Die Umstände? Ihre Umstände sind einstweilen noch nicht so arg. Ihr Gut kann schon seinen Mann ernähren. Treten Sie in den Dienst ein.

Und nach einer kurzen Pause setzte er hinzu:

— Ich an Ihrer Stelle würde in ein Ulanenregiment eintreten.

— In ein Ulanenregiment? Und weshalb grade in ein solches?

— Hm! weil es mich dünkt, daß es dort am anständigsten für Sie wäre.

— Aber erlauben Sie. Sie selbst waren ja Husar!

— Ich? Freilich, ich habe als Husar gedient — erwiederte mit Lebhaftigkeit Peter Wassiljewitsch. — Und was für ein Regiment war das! Ein zweites derart finden Sie in der ganzen Welt nicht mehr! Ein goldenes Regiment war es! Die Vorgesetzten, die Kameraden — alles prächtige Leute! Für Sie jedoch . . . wahrlich . . . für Sie wäre es nach meiner Ansicht doch besser, zu den Ulanen zu gehen. Sie haben blondes Haar, eine nette Taille — Alles spricht dafür.

— Aber erlauben Sie, Peter Wassiljewitsch. Sie vergessen, daß ich mich den militärischen Vorschriften unterwerfen und den Anfang mit dem Junkerrang machen müßte. In meinen Jahren wäre dies etwas schwierig. Ich glaube sogar, daß es unstatthaft ist!

— Ja, dass ist wahr — erwiederte Peter Wassiljewitsch, und ließ die Augen sinken. — Nun, — in diesem Falle heirathen Sie! — sagte er plötzlich, den Kopf erhebend.

— Sie haben aber heute ganz wunderliche Gedanken! — rief Boris Andrejitsch aus.

— Weshalb denn wunderliche? Sagen Sie nur selbst: Heißt denn das leben? Was warten Sie denn noch ab? Sie versäumen Ihre Zeit. Ich möchte nur wissen, was für einen Nutzen Sie von Ihrem Nichtheirathen haben könnten.

— Aber es handelt sich ja hier nicht um Nutzen. — begann Boris Andrejitsch.

— Nein, entschuldigen Sie, — unterbrach ihn Peter Wassiljewitsch, indem er sich ganz unerwartet ereiferte — es ist wahrlich ganz wunderbar, wie heutzutage die jungen Leute vor dem Ehestande zurückschrecken. Ich kann es mir gar nicht erklären! Sie, Boris Andrejitsch, Sie sollten daraus nicht achten, daß ich selbst unverheirathet bin. Ich habe vielleicht auch heirathen wollen und mich auch beworben aber, es wurde mir eine Nase gedreht.

Bei diesen Worten spreizte Peter Wassiljewitsch die Finger seiner rechten Hand auseinander und bewegte den Daumen gegen die Nase.

— Aber mit Ihren Vorzügen — wie sollte man damit nicht heirathen?

Boris Andrejitsch sah ihn nachdenkend an.

— Ist es etwa ein Glück, Junggeselle zu sein? — fuhr Peter Wassiljewitsch fort. Wahrhaftig, die heutige Jugend kommt mir ganz sonderbar vor.

Und Peter Wassiljewitsch klopfte mit Verdruß seine Pfeife aus, indem er mit dem Kopf gegen den Arm des Sessels schlug und dann mit Eifer durch das Rohr blies.

— Aber wer hat Ihnen denn eigentlich gesagt, Peter Wassiljewitsch, daß ich nicht die Absicht hätte, zu heirathen? — bemerkte zögernd Boris Andrejitsch.

Peter Wassiljewitsch hatte soeben in seinen aus carmoisinrothem Sammet genähten, mit Flimmern verzierten Tabaksbeutel die Finger gesteckt — bei diesen Worten hielt er bewegungslos inne.

— Ja wohl! — sagte Boris Andrejitsch fortfahrend — ich bin bereit zu heirathen. Schaffen Sie mir eine Braut, und ich heirathe.

— Sie meinen es ernst?

— Ganz ernst!

— Aber wirklich, allen Scherz bei Seite! — Auf Ehre . . . im Ernst?

— Sie sind aber ein eigenthümlicher Mensch, Peter Wassiljewitsch! Nun gut! Auf Ehre — ich spaße nicht!

Peter Wassiljewitsch stopfte seine Pfeife zu Ende.

— Denken Sie an Ihr Versprechen, Boris Andrejitsch! Für eine Braut wird schon gesorgt sein.

— Gut! — erwiederte Boris Andrejitsch — Aber sagen Sie mir, weshalb wollen Sie mich denn eigentlich verheirathen?

— Deshalb, weil Sie, wie ich sehe, nicht dazu gemacht sind, Ihr Leben beschäftigungs- und zwecklos dahinzubringen.

Boris Andrejitsch lächelte.

— Es schien mir bisher, daß ich im Gegentheil in dieser Beziehung ein Meister sei.

— Sie haben mich nicht recht verstanden — antwortete Peter Wassiljewitsch, und gab dem Gespräche eine andere Wandung.

Zwei bis drei Tage später erschien Peter Wassiljewitsch bei seinem Nachbar, nicht in seinem gewöhnlichen Sackpaletot, sondern im schwarzblauen Rock mit hoher Taille, ganz kleinen Knöpfen und langen Aermeln. Sein Schnurrbart war von der Bartwichse steif und schwarz; das Haar, von der Stirn in Form zweier Würstchen steil aufgewickelt, glänzte grell von Pomade. Ein großes seidenes Halstuch schnürte seinen Hals fest zusammen und verlieh dem ganzen oberen Theile seines Körpers eine feierliche Steifheit und ein festliches Aussehen.

— Ader was soll denn diese Toilette bedeuten? — fragte Boris Andrejitsch.

— Diese Toilette hat die Bedeutung — antwortete Peter Wassiljewitsch, wobei er sich langsam und nicht mit der sonst gewohnten Ungezwungenheit auf einen Stuhl niederließ — daß Sie den Befehl ertheilen sollen, vorzufahren. Wir fahren.

— Wohin denn?

— Zur Braut.

— Zu welcher Braut?

— Sie scheinen unser Gespräch von letzthin vergessen zu haben?

Boris Andrejitsch lachte auf; im Innern aber fühlte er sich beklommen.

— Aber, Peter Wassiljewitsch, es war ja nur Spaß!

— Spaß? Wie vermochten Sie aber damals zu schwören, daß sie nicht spaßen? Nein, Baris Andrejitsch, nehmen Sie mir es nicht übel, aber Ihr Wort müssen Sie halten. Ich habe schon die nöthigen Anstalten getroffen.

Boris Andrejitsch wurde immer stutziger.

— Was sollen denn das für Anstalten sein? fragte er.

— O, seien Sie nur ruhig . . . Was denken Sie denn von mir! Ich habe blos eine unserer Nachbarinnen, eine höchst liebenswürdige Persönlichkeit, benachrichtigt, daß wir die Absicht hätten, ihr heute unsere Aufwartung zu machen.

— Wer ist diese Nachbarin?

— Sie werden es schon erfahren — nur keine Eile! Kleiden Sie sich zunächst an, und geben sie den Befehl zum Anspannen.

Boris Andrejitsch sah sich unentschlossen um.

— Aber, Peter Wassiljewitsch, wozu dies Alles? Sehen Sie nur, was für ein Wetter heute ist!

— Das Wetter macht nichts. Es ist immer so.

— Haben wir weit zu fahren?

— Gegen fünfzehn Weist im Ganzen.

Boris Andrejitsch schwieg ein wenig.

— Wollen wir nicht wenigstens erst frühstücken?

— Frühstücken! — Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Wissen Sie was. Boris Andrejitsch? Sie beschäftigen sich mit Ihrer Toilette, und ich werde inzwischen das Nöthige bestellen — ein Schnäpschen und etwas Caviar. Es dauert in nicht lange; und bei unserer Wittwe werden wir uns schon satt essen. Seien Sie nur unbesorgt!

— Ist sie denn Wittwe? — fragte Boris Andrejitsch, nochmals sich umwendend, nachdem er sich bereits seinem Cabinet genähert hatte.

Peter Wassiljewitsch schüttelte mit dem Kopfe.

— Sie werden schon sehen! Sie werden schon sehen! Boris Andrejitsch entfernte sich und schloß die Thür hinter sich ab, während Peter Wassiljewitsch im Zimmer zurückblieb und Wagen und Frühstück bestellte.

Boris Andrejitsch war lange mit seinem Ankleiden beschäftigt. Peter Wassiljewitsch hatte schon, ein finsteres Gesicht machend, das zweite Glas zu sich genommen, als endlich Boris Andrejitsch wieder auf der Schwelle seines Cabinets erschien. Er hatte viel Sorgfalt aus seine Toilette verwendet. Er trug einen modisch zugeschnittenen bequemen, schwarzen Rock, dessen mattes Dunkel von den hellgrauen Beinkleidern angenehm abstach. Dazu gesellten sich ein schmales, schwarzes Halstuch und eine zierliche, dunkelblaue Weste. Eine goldene Kette, mit dem Haken in das letzte Knopfloch befestigt, verlor sich bescheiden in dem Seitentäschchen. Die feinen Stiefel

knarrten mit Noblesse. Bei seinem Erscheinen verbreitete sich ein Duft von Eß-Bouquet und der Geruch nach frischer Wäsche. Peter Wassiljewitsch vermochte nur noch ein »ah!« hervorzustoßen und griff dann sofort nach seiner Mütze.

Boris Andrejitsch zog aus seine Linke einen Glaciéhandschuh, nachdem er ihn zuerst behaucht hatte; dann schenkte er sich mit derselben, leicht zitternden Hand ein Gläschen voll und setzte es an den Mund, griff endlich ebenfalls zum Hut und begab sich mit Peter Wassiljewitsch in das Vorzimmer.

— Ich thue es nur Ihnen zulieb, sagte Boris Andrejitsch, in den Wagen steigend.

— Geben wir zu, es wäre mir zulieb! — antwortete Peter Wassiljewitsch, auf den augenscheinlich die elegante Ausstattung seines Freundes einen bedeutenden Eindruck gemacht hatte. — Wer weiß — vielleicht werden Sie mir später dankbar sein.

Er erklärte nun dem Kutscher, wohin er zu fahren habe. Der Wagen rollte davon.

— Wir begeben und zu Sofia Kirillowna Sadnjeprowskaja, — sagte endlich Peter Wassiljewitsch nach einer längeren Pause, während welcher unsere beiden Freunde unbeweglich wie Steinsäulen nebeneinander gesessen hatten. — Haben Sie schon von ihr gehört?

— Ich glaube, — ja — erwiederte Boris Andrejitsch — Ist es etwa die welche Sie für mich erwählt haben?

— Und weshalb denn auch nicht? Sie ist eine Frau von ausgezeichnetem Verstande, besitzt Vermögen, hat feine Manieren, man könnte sagen, Manieren, wie sie Eine aus der Residenz besitzt. Uebrigens, sehen Sie sich die Dame selbst an — Sie übernehmen ja keine Verpflichtungen . . .

— Das hoffe ich! — erwiederte Boris Andrejitsch. — Wie alt wird sie sein?

— Fünf- bis siebenundzwanzig Jahre schätze ich. Jedenfalls nicht älter. Grade in den blühendsten Jahren!

Bis zum Gute von Frau Sadnjeprowskaja waren es nicht 15, sondern gehörige 25 Weist, sodaß Boris Andrejitsch zuletzt tüchtig fror und fortwährend sich abmühte, sein von der Kälte geröthetes Näschen in den Biberkragen seines Mantels zu vergraben. Peter Wassiljewitsch fürchtete sich überhaupt nicht vor der Kälte, besonders aber dann

nicht, wenn er sein Festgewand anhatte. In diesem Falle schwitzte er vielmehr. — Die Meierei von Frau Sadnjeprowskaja wurde repräsentirt durch ein neues weißes Hans mit grünem Dache, eine Villa in städtischer Bauart, an die sich ein kleines Gärtchen und ein Hofraum anschlossen. In der Umgegend von Moskau sind solche Häuschen öfter anzutreffen, in der Provinz werden sie jedoch viel seltener. Man bemerkte an Allem, daß die Frau Gutsbesitzerin sich noch nicht lange hier niedergelassen hatte. Unsere Freunde stiegen aus dem Wagen. Auf der Treppe wurden sie von einem Diener empfangen, der in erbsengrüne Beinkleider und einen grauen rund abgestutzten Frack mit Bronceknöpfen gekleidet war. Im Vorzimmer, das recht nett aussah und eine Schlafbank enthielt, kam ihnen ein eben solcher Diener entgegen. Peter Wassiljewitsch ließ sich und seinen Freund bei der Herrin anmelden. Der Diener aber begab sich nicht erst zur Herrin, sondern antwortete auf der Stelle, daß die gnädige Frau bereit sei, die Herren zu empfangen.

Die Gäste schritten vorwärts und traten durch das Eßzimmer, in welchem ein Canarienvogel fast zum Betäuben schmetterte, in das Gastzimmer ein. Es war mit Möbeln nach modernstem russischem Geschmack ausgestattet. Die Stühle waren äußerst gekünstelt und gewunden. Ihre Bauart sollte dem Sitzenden besondere Bequemlichkeit bieten — ein Vorwand, der in Wirklichkeit natürlich keine Bewahrheitung erfuhr. Es verstrichen keine zwei Minuten, als sich im Nebengemach das Rauschen eines seidenen Kleides vernehmen ließ. Die Portière ging auseinander und die Wirthin trat mit lebhaften Schritten in das Zimmer ein. Peter Wassiljewitsch machte ein paar Verbeugungen und führte Boris Andrejitsch auf sie zu.

— Es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen — sagte ungezwungen die Wirthin, indem sie ihn rasch mit ihren Blicken musterte. — Ich bin Peter Wassiljewitsch sehr verbunden für die Gelegenheit, eine so angenehme Bekanntschaft anzuknüpfen. Bitte die Herren, Platz zu nehmen!

Die Frau des Hauses setzte sich, mit dem Kleide rauschend, auf ein niederes Sopha, lehnte sich an seine Rückwand streckte die Füßchen, die mit sehr netten Halbstiefeln angethan waren, etwas vor und kreuzte die Hände. Sie trug ein grünseidenes Kleid, das sich,

streifenweise wiederkehrend, in lichtere Farben abtönte und mehrreihig besetzt war.

Boris Andrejitsch setzte sich ihr gegenüber in einen Lehnstuhl. Peter Wassiljewitsch nahm in einiger Entfernung Platz. Die Unterhaltung nahm ihren Anfang. Boris Andrejitsch studirte aufmerksam sein vis-à-vis. Sie war eine Frau von schlankem Wachse und äußerst sittlicher Taille, etwas bräunlich von Gesichte, aber sonst wirklich hübsch. Der Ausdruck ihres Gesichtes und besonders der großen, glänzenden Augen, die sich nach außen zu wie bei den Chinesen, ein wenig in die Höhe zogen, zeigte eine eigenthümliche Mischung von Kühnheit und Schüchternheit, und konnte unmöglich auf Natürlichkeit Anspruch machen. Bald kniff sie die Augen zusammen bald öffnete sie dieselben unerwartet weit. Aus ihren Lippen spielte unaufhörlich ein Lächeln, welches sich den Anschein von Gleichgültigkeit zu geben suchte. Alle ihre Bewegungen waren ungezwungen, fast übermüthig. Uebrigens machte ihr Aeußeres auf Basis Andrejitsch einen angenehmen Eindruck. Nur der schiefe Scheitel ihres Haares, der ihren Zügen ein flottes und burschenhaftes Aussehen verlieh, störte ihn. Außerdem drückte sie sich im Russischen nach seiner Meinung zu rein und korrekt aus. Boris Andrejitsch theilte nämlich die Meinung von Puschkin, daß

»Die man schöne, doch scherzlose Lippen nicht küßt,
man Feinheit der Sprache mit den Fehlern vermißt.«

Mit einem Worte, Sofia Kirillowna gehörte zu der Kategorie von Frauen, welche bei galanten Herren als flotte Salon-Damen, bei den Ehegatten als schlagfertig und redegewandt in besonderem Ansehen stehen und von alten Junggesellen als lebenslustige Weibchen sehr geschätzt werden.

Die Unterhaltung begann damit, daß man von der Einförmigkeit des ländlichen Aufenthaltes sprach.

— Hier ist fast kein lebendiges Wesen zu finden; man hat wahrlich Niemand, mit dem man ein Wort wechseln könnte — sagte Sofia Kirillowna immer das »s« scharf betonend. — Ich begreife nicht, wie die Menschen hier existiren können. Dazu — fügte sie mit Coquetterie hinzu — bleiben noch Diejenigen, mit denen man angenehm verkehren könnte, aus; sie besuchen uns so selten und überlassen uns arme Menschen der düsteren Einsamkeit.

Boris Andrejitsch verbeugte sich ein wenig und murmelte eine nicht besonders treffende Entschuldigung vor sich hin, wobei Peter Wassiljewitsch einen Blick auf ihn warf, als ob er sagen wallte: »Nun, was habe ich Ihnen gesagt? Nicht war, sie ist mit den Worten nicht verlegen?«

— Rauchen Sie vielleicht? — fragte Sofia Kirillowna.

— Jawohl. . . jedoch . . .

— Ach, bitte, bitte! . . . Ich rauche ja selbst.

Nach diesen Worten nahm sie ein ziemlich umfangreiches, silbernes Etui vom Tische, holte aus demselben eine Cigarette hervor und bot solche auch den Gästen an. Beide machten Gebrauch von dem also Gereichten. Sofia Kirillowna schellte und befahl einem eintretenden Knaben, der über die ganze Brust in einer rothen Weste steckte, Feuer zu bringen. Der Knabe kam zurück und trug auf einem krystallenen Präsentirteller eine brennende Wachskerze heran. Die Cigaretten wurden angeraucht.

— Da haben Sie's — zum Beispiel: Sie werden es kaum glauben! — nahm die Wittwe daß Gespräch wieder auf, indem sie den Kopf ein wenig zurückwarf und den Rauch in seinen Strömen nach oben entließ — es giebt hier Leute, welche die Ansicht vertreten, daß es für eine Dame unpassend sei zu rauchen. Vom Reiten — schon gar nicht zu reden; behüte Gott! man würde uns steinigen. So ist es hier — wiederholte sie nach einer kurzen Pause, — Alles, was das alltägliche Niveau übersteigt, was mit den Satzungen eines, Gott weiß von wem ersonnenen Anstandes nicht im Einklange steht, wird dem strengsten Tadel unterworfen.

— Besonders pflegt in dieser Beziehung die Damenwelt boshaft zu sein — bemerkte Peter Wassiljewitsch.

— Das ist wahr! — versetzte die Wittwe. — Behüte Einen der Himmel, mit diesen Zungen zu thun zu haben! Uebrigens, ich verkehre mit dieser Klasse gar nicht. Das Geklätsch ihrer Vertreterinnen gelangt ganz und gar nicht in meine Einöde.

— Und Sie empfinden dabei keine Langeweile? — fragte Boris Andrejitsch.

— Langeweile? Nein! Ich lese . . . und wenn ich die Bücher satt habe, überlasse ich mich meinen Gedanken oder lege mir die Karten aus und stelle Fragen an mein Schicksal.

— Wie ist es denn möglich, daß Sie sich mit Wahrsagereien abgeben? — fragte Peter Wassiljewitsch.

Die Wittwe lächelte nachsichtig.

— Und weshalb denn auch nicht? Ich bin alt genug, um es mir erlauben zu dürfen.

— Aber, verzeihen Sie . . .! — erwiederte Peter Wassiljewitsch.

Sofia Kirillowna kniff ein wenig die Augen zusammen und fixirte ihn.

— Uebrigens, wir thun wohl gut, dies Gespräch bei Seite zu lassen, — bemerkte sie, und wendete sich mit Lebhaftigkeit an Boris Andrejitsch. — Ich bin überzeugt, Monsieur Wjasownin, daß Sie sich für die russische Litteratur interessiren Nicht?

— Freilich. . . ich. . .

Wjasownin las viel, aber gerade Russisches las er ungern und wenig. Besondere waren ihm die neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete ganz fremd: er blieb bei Puschkin stehen.

— Sagen Sie nun gütigst: wie ist das zu erklären, daß Marlinsky in der letzten Zeit beim Publikum in Ungnade gerathen ist? Das kann nach meiner Meinung, nur eine außerordentliche Ungerechtigkeit sein. Was halten Sie von ihm?

— Marlinsky ist freilich ein Schriftsteller, dem man gewisse Verdienste nicht absprechen kann — erwiederte Boris Andrejitsch.

— Er ist ein wahrer Dichter! Er läßt unsere Phantasie in einer Welt . . . in einer bezauberndem herrlichen Welt schwelgen, während es heut zu Tage ja gang und gäbe ist, nur das Alltägliche zu beschreiben. Ich wüßte wahrlich nicht, was man Schönes in diesem Alltagsleben hier auf Erden finden könnte — und Sofia Kirillowna deutete mit der flachen Hand um sich herum.

Boris Andrejitsch sah sie bedeutungsvoll an.

— Ich bin nicht mit Ihnen einverstanden. Ich finde auch hier sehr viel Schönes — sagte er, indem er auf »hier« einen besonderen Ton legte.

Sofia Kirillowna lachte plötzlich grell auf. Peter Wassiljewitsch hob ebenfalls plötzlich den Kopf, besann sich ein wenig und wendete dann seine Aufmerksamkeit der Cigarette wieder zu. Das Gespräch nahm in dieser Weise seinen Fortgang bis zum Mittag, indem man schnell von einem Gegenstande auf den andern überging — was wohl nicht der

Fall ist, wenn die Unterhaltung wahrhaft interessant wird. Unter Anderem kam man auch auf den Ehestand zu sprechen, auf dessen Licht- und Schattenseiten und auf die Stellung der Frau im Allgemeinen. Sofia Kirillowna sprach sich energisch gegen das Heirathen aus. Sie ereiferte sich schließlich und, allmählich in Feuer gerathen, vertheidigte sie ihre Ansicht in gesucht klingenden Redensarten, obwohl die Gäste ihr fast nicht widersprachen; nicht umsonst hatte sie eine solche Vorliebe für Marlinsky. Sie verstand es auch, zur rechten Zeit die Kunstausdrücke der allerneuesten Stilart in Anwendung zu bringen. Die Worte »artistisch«, »Kunstprinzip«, »bedingen« entflossen beständig ihrem Munde.

— Was könnte wohl für die Frau noch theuerer sein, als die Freiheit — die Freiheit des Gedankens, des Gefühls, der Handlung? — rief sie endlich aus.

— Aber erlauben Sie, — unterbrach sie Peter Wassiljewitsch, dessen Gesicht allmählich eine unzufriedene Miene angenommen hatte — was soll der Frau die Freiheit? Was sollte sie mit ihr anfangen?

— Wie meinen Sie — was mit ihr anfangen? Und — dem Manne soll sie nach Ihrer Meinung zu Statten kommen? Das ist es eben, daß Sie die Männer . . .

— Auch der Mann bedarf ihrer nicht — unterbrach sie wiederum Peter Wassiljewitsch — Was wollen Sie damit sagen?

— Nun, ich wiederhole es: er bedarf der Freiheit nicht. Wozu soll sie dem Menschen überhaupt, diese vielgepriesene Freiheit? Ein freier Mensch — das ist ja bekannt — wird entweder von der Langeweile geplagt, oder er macht dumme Streiche — Ich muß also annehmen — bemerkte Sofia Kirillowna mit einem ironischen Lächeln — daß Sie sich langweilen. Denn ich kenne Sie sonst als einen gescheitert Mann, und kann daher nicht glauben, daß Sie, wie Sie sich eben auszudrücken beliebten, dumme Streiche machen.

— Es kommt sowohl das eine wie das andere vor — erwiederte gelassen Peter Wassiljewitsch.

— Ei, das ist nett! Uebrigens, ich habe es in Ihrer Langeweile zu verdanken, daß mir das Vergnügen zu Theil geworden, Sie heute bei mir zu sehen. — Und mit dieser geschickten Redewendung augenscheinlich selbst zufrieden, warf sie sich eilig an die Lehne des Sophas zurück und bemerkte halblaut:

— Ihr Freund, Monsieur Wjasownin, scheint sich gern in Paradoxen zu bewegen?

— Ich habe es bisher nicht bemerkt — erwiederte Boris Andrejitsch.

— Worin soll ich mich gern bewegen? — fragte Peter Wassiljewitsch.

— In Paradoxen.

— Wassiljewitsch ließ seine Augen auf Sofia Kirillowna ruhen und sagte kein Wort; bei sich aber dachte er: »Na, ich wüßte schon, was dein Wohlgefallen finden würde« . . .

Der Junge mit der rothen Weste trat ein und meldete, daß das Mittagsmahl aufgetragen sei.

— Ich bitte die Herren — sagte die Wirtin sich vorn Sopha erhebend.

Und die Gesellschaft verfügte sich nach dem Speisezimmer.

Die servirten Speisen hatten sich nicht des Beifalls der Gäste zu erfreuen. Peter Wassiljewitsch erhob sich hungrig vorn Tisch, obwohl es an Gängen nicht gemangelt hatte. Was Boris Andrejitsch anbelangt, so war auch er, und zwar in gastronomischer Hinsicht, unzufrieden, trotzdem die Speisen unter Metalldeckeln und auf angewärmten Tellern aufgetragen wurden. Die Weine waren auch schlecht, trotz der großartigen, gold- und silbergerandeten Etiquetten aus den Flaschen. Sofia Kirillowna hörte nicht auf zu plaudern; dann und wann warf sie ausdrucksvolle Blicke auf die um die Tafel beschäftigten Diener. Auch sprach sie durchaus nicht schüchtern dem Weine zu, wobei sie die Bemerkung nicht unterließ, daß in England alle Damen Wein trinken, während auch das hier für unschicklich gelte. Nach dem Essen lud sie ihre Gäste in das Empfangszimmer und fragte sie, ob sie Kaffee oder Thee vorzögen. Boris Andrejitsch ließ sich Thee geben; nachdem er aber seine Tasse geleert hatte, bedauerte er innerlich, keinen Kaffee verlangt zu haben. Peter Wassiljewitsch dagegen bat zuerst um Kaffee; als er mit seiner Tasse fertig war, verlangte auch er Thee, von dem er kostete, dann aber die Tasse sofort auf die Tablette zurücksetzte. Die Wirthin hatte auf dem Sopha eine bequeme Lage eingenommen, rauchte sich eine Cigarette an und schien nicht ungewillt zu sein, von neuem ein lebhaftes Gespräch anzuknüpfen; ihre Augen funkelten, die gebräunten Wangen waren gluthgeröthet. Die Gäste unterhielten aber das

Gespräch äußerst träge, beschäftigten sich vielmehr mit dem Rauchen und dachten — den Blicken nach zu urtheilen, die sich nach den Zimmerecken richteten — an ihre Abfahrt.

Uebrigens, was Boris Andrejitsch anbetrifft, so wäre er wahrscheinlich gern noch bis zum Abend geblieben; er begann sogar schon ein neues Gespräch mit Sofia Kirillowna, in Folge ihrer coquetten Frage — ob er sieh nicht wundere, daß sie allein wohne, ohne Gesellschafterin. — Aber Peter Wassiljewitsch drängte unnachsichtlich nach Hause. Er erhob sich, ging hinaus in das Vorzimmer und gab Befehl zum Anspannen. Beide Freunde wollten sich verabschieden. Die Wirthin suchte sie jedoch zurück zu halten, und als sie ihnen aufs Liebenswürdigste vorwarf, daß sie doch zu kurze Zeit bei ihr zugebracht hätten, offenbarte wenigstens Boris Andrejitsch durch die unentschlossene Körperhaltung und den geschmeichelten Ausdruck im Gesicht, daß die Vorwürfe der Dame bei ihm ihre Wirkung nicht verfehlten. Peter Wassiljewitsch aber hörte nicht auf zu murmeln: »Ganz unmöglich! . . . Es ist Zeit zum Abfahren . . . Die Geschäfte erfordern es . . . Jetzt ist Arbeitszeit auf dem Lande.« Er zog sich mit Hartnäckigkeit immer näher zur Thür zurück. Sofia Kirillowna nahm ihnen schließlich das Wort ab, daß sie schon in den nächsten Tagen ihren Besuch wiederholen würden und streckte ihnen die Hand zum Shakehands entgegen — auf Englisch! Boris Andrejitsch ging allein auf das Anerbieten ein und drückte ihre Finger fest in den seinen. Sie fixirte ihn dabei mit den Augen und lächelte. Während dessen zog Peter Wassiljewitsch im Vorzimmer bereits seinen Mantel an.

Der Wagen war kaum aus dem Dorfe hinausgefahren, als Peter Wassiljewitsch zuerst das Stillschweigen brach und ausrief:

— Nein, nicht nach meinem Geschmack! Nein, paßt nicht für uns!

— Was wollen Sie damit sagen? — fragte Boris Andrejitsch.

— Nicht für uns! Nicht für uns! wiederholte Peter Wassiljewitsch und wendete sich, seitwärts blickend, ab.

— Wenn Sie sich so über Sofia Kirillowna äußern, so kann ich Ihnen nicht beistimmen; sie ist eine sehr nette Dame — nicht ohne Prätensionen zwar, aber sehr nett.

— Versteht sich! Freilich! Wenn nur, z. B. Nur . . . Aber was war denn meine Absicht beim Anstiften dieser Bekanntschaft?

Boris Andrejitsch blieb die Antwort schuldig.

— Ich sage Ihnen kurzweg — nicht für uns! Ich sehe ja selbst. Kann Ihnen wirklich so etwas gefallen? Sie spricht von sich: »Ich bin eine Epikuräerin!« Wozu soll das? Mir fehlen zum Beispiel auf der rechten Seite zwei Zähne — spreche ich je davon? Auch ohne daß ich es sage, werden es die Leute gewahr werden. Und zu alledem — was ist denn das für eine Wirthin?! Es fehlte nicht viel, so hätten wir es vor Hunger nicht ausgehalten! . . . Nein! Ich denke mit so: du kannst ungezwungen ja belesen sein, wenn es dich sonst nicht ruhen läßt — sei eine Dame von gutem Tone, aber vor Allem eine Wirthin! Nein, nicht das, nicht eines solchen Weibes bedürfen Sie. Diese rothen Westen und Geschirrdeckel, damit könnte man Ihnen nicht imponiren.

— Ist es denn aber unbedingt nöthig, mir zu imponieren? — fragte Boris Andrejitsch.

— Ich weiß schon was Sie brauchen — ich weiß ich es schon.

— Aber bei meiner Ehre — ich bin Ihnen für die Bekanntschaft mit Sofia Kirillowna ungemein verbunden!

— Um so besser! Aber ich wiederhole: sie ist es nicht, die wir suchen. —

Unsere beiden Gefährten kamen spät zu Hause an. Als sie sich trennten, nahm Peter Wassiljewitsch seinen Freund bei der Hand und sagte:

— Ich lasse Sie aber dennoch nicht in Ruhe und sage Sie von Ihrem Versprechen nicht los.

— Bitte, bitte! Ich stehe ja ganz zu Ihren Diensten — erwiederte Boris Andrejitsch.

— Das ist schön von Ihnen.

Peter Wassiljewitsch ging in sein Haus.

Eine volle Woche verstrich darauf in der gewohnten Ordnung blos mit der einzigen Besonderheit, daß Peter Wassiljewitsch irgendwohin aus ganze Tage verschwand. Endlich, an einem schönen Morgen, erschien er wiederum in seiner festlichen Kleidung und bot abermals Boris Andrejitsch an ihn zu einer Visite zu begleiten. Boris Andrejitsch, der diese Einladung, wie es schien, mit einer gewissen Ungeduld erwartet hatte, erklärte sich ohne Widerspruch bereit.

— Wohin wollen Sie mich diesmal führen? — fragte er Peter Wassiljewitsch, an seiner Seite im Schlitten Platz nehmend.

Seit ihrer Fahrt zu Sofia Kirillowna hatte sich der Winter unterließ definitiv eingestellt.

— Ich führe Sie jetzt — antwortete Peter Wassiljewitsch gedehnten Tones — in ein sehr achtbares Haus, zu Tichodujeff's. Das ist eine sehr ehrenwerthe Familie. Der Alte diente früher als Oberst im Regiment und ist ein ausgezeichneter Mann. Seine Frau ist eine charmante Dame. Sie haben zwei Töchter, äußerst liebenswürdige Geschöpfe, die gut erzogen sind, auch Vermögen besitzen. Ich weiß noch nicht, welcher von Beiden Sie den Vorzug geben werden: die Eine ist etwas lebhaft, die Zweite mehr gelassen; diese Zweite möchte sogar schon etwas zu schüchtern sein. Aber es könnte wohl Jede für sich einstehen. — Sie werden ja sehen.

— Gut, wollen wir sehen — erwiederte Boris Andrejitsch und dachte bei sich: grade so wie die Familie Larin im Onjegin.[2]

Ob in Folge dieses sich ihm aufdrängenden Vergleiches oder einer andern Ursache, genug: seine Gesichtszüge nahmen auf einige Zeit den Ausdruck von Enttäuschung und Melancholie an.

— Wie nennt sich der Vater? — fragte er nachlässig.

— Er heißt Kalimon Iwanitsch — antwortete Peter Wassiljewitsch.

— Kalimon! Auch ein Name! . . . Und die Mutter?

— Heißt Pelageja Iwanowna.

— Und die Töchter?

— Die Eine heißt ebenfalls Pelageja, und die Andere — Emerenzija.

— Emerenzija? Solch einen Namen habe ich in meinem Leben noch nicht gehört! . . . Und noch dazu Kalimonowna!

— Freilich, der Name klingt etwas eigenthümlich. Aber was für ein Mädchen ist sie auch dafür! Man könnte sagen, sie sei durch und durch in dem reinen Feuer der Tugend geglüht.

— Aber Peter Wassiljewitsch, erbarmen Sie Sich! Sie bedienen sich ja solch poetischer Ausdrücke! . . . Und welche von Beiden ist es, die man Emerenzija anspricht? Die Gelassenere?

— Nein, die Andere . . . Sie werden ja übrigens selbst sehen.

— Emerenzija Kalimonowna! — konnte sich Boris Andrejitsch nicht enthalten, nochmals auszurufen.

Die Mutter ruft sie Emérence — bemerkte halblaut Peter Wassiljewitsch.

— Und ihren Mann sodann . . . »*Calimon*«?

— Das habe ich noch nicht gehört. Warten wir lieber ab.

— Nun, ich will schon warten.

Bis zu Tichodujeff's waren es ebenfalls gegen 25 Werst, wie bis zu Sofia Kirillowna; dagegen erinnerte hier die Meierei nicht im geringsten an das zierliche Häuschen der lebhaften Wittwe. Hier glotzte ihnen ein plumpes Gebäude entgegen, geräumig und ausgedehnt — ein Haufen dunkler Balken mit ebenso dunkeln Fensterscheiben. Von beiden Seiten führten bogenförmig zwei Reihen schlanker Birken auf das Haus zu; hinter dem Dache ragten die erdgrauen Wipfel großer Linden hervor, so daß das Haue rings herum von Bäumen umgeben schien. Im Sommer verlieh dieser Baumwuchs der Meierei vielleicht ein lebendiges Aussehen im Winter aber vermehrte er die Trostlosigkeit der Einöde. Der Eindruck, den das Innere des Hauses machte, konnte auch nichts weniger als heiter genannt werden. Alles war dort düster und trübe, Alles sah noch älter aus, als es in Wirklichkeit war. Unsere Freunde ließen sich anmelden; sie wurden eingeladen in das Gastzimmer einzutreten. Der Herr des Hauses empfing sie in Begleitung seiner Gemahlin; die Geberdenbegrüßung aber, während welcher sich die Gäste auf freundliche Verbeugungen beschränkten, wurde von vier weißen Hündchen unterbrochen die beim Erscheinen der fremden Herren, von ihren gestickten Kissen heruntersprangen und einen heftigen Lärm anschlugen. Nur mit Noth, durch Schlagen mit dem Schnupftuch und durch andere Mittel, gelang die kläffenden Hündchen zu beruhigen; das eine, ein altes und besonders böses Thier mußte die eintretende Magd sogar unter dem Sopha hervorziehen und in das Schlafzimmer tragen, wobei sie ohne einen Biß in die rechte Hand nicht davon kam.

Peter Wassiljewitsch benutzte die eingetretene Ruhe, um Boris Andrejitsch vorzustellen. Der Hausherr und seine Frau betheuerten, daß ihnen die neue Bekanntschaft Freude mache. Sodann erfolgte von Seiten Kalimon Iwanitsch's die Vorstellung zwischen seinen Töchtern, die er Palinka und Eminka nannte, und dem neuen Gaste. Im Zimmer befanden sich noch zwei weibliche Personen. Die Eine

trug eine Haube, die Andere ein dunkles Tüchelchen. Aber Kalimon Iwanitsch hielt es nicht für nöthig, sie Boris Andrejitsch vorzustellen.

Kalimon Iwanitsch war ein Mann von ungefähr 55 Jahren, hoch gewachsen, corpulent und grauhaarig. Sein Gesicht zeigte nichts Besonderes: schwere, gewöhnliche Züge mit dem gemischten Ausdrucke von Gleichgültigkeit, Güte und Trägheit. Seine Gemahlin eine kleine, hagere Frau mit verwelktem Gesichte und einer rothhaarigen Perücke, die unter der hohen Haube hervorsah, schien beständig in Unruhe zu sein. Man bemerkte an ihren Geberden die Spuren einstiger Affektation. Von den beiden Töchtern hatte die Eine, Pelageja — eine dunkle Brünette — ein unfreundliches Gesicht; sie war überhaupt menschenscheu. Die Andere dagegen, Emerenzija, ein blondes, dralles Mädchen mit runden, rothen Wangen, zusammengezogenem kleinen Munde, aufgeworfenem Näschen und lieblichen Augen, that sich beständig hervor. Man sah es ihr an, daß die Pflicht, Gäste zu empfangen, ihr besonders oblag, und auch, daß sie das nicht im geringsten beschwerte. Beide Schwestern trugen weiße Kleider mit blauen Bändern, die bei der mindesten Bewegung aufflatterten. Emerenzija stand die blaue Farbe sehr gut; nicht aber Palinka — es schien überhaupt, als ob es Nichts gäbe, das sie kleiden könnte, obwohl man sie sonst nicht übel nennen konnte.

Die Gäste nahmen ihre Plätze ein. Die Alten legten ihnen Fragen mit jenem Ausdrucke vor, dem man ein erkünsteltes Interesse nicht abdenken kann; wie es gewöhnlich bei anständigen Leuten in den ersten Momenten der Unterhaltung mit einem neuen Bekannten der Fall ist. Die Gäste antworteten in derselben Weise. Dies Alles brachte einen ziemlich peinlichen Eindruck hervor. Kalimon Iwanitsch, der von Natur aus nicht eben erfinderisch war, fragte Boris Andrejitsch, »ob er sich seit längerer Zeit schon in ihrer Gegend ansässig gemacht habe,« während Boris Andrejitsch soeben dieselbe Frage an Pelageja Iwanowna beantwortet hatte. Mit einer äußerst gezierten Stimme, deren man sich leicht in Gegenwart von Gästen, die man zum ersten Male aufnimmt, bedient, machte Pelageja Iwanowna ihrem Gatten wegen feiner Zerstreuung einen leisen Vorwurf. Kalimon Iwanitsch gerieth ein wenig in Verwirrung und schnaubte in sein carrirtes Taschentuch. Das so hervorgebrachte Geräusch regte eines der Hündchen auf, so daß es von neuem zu kläffen begann. Emerenzija wußte jedoch bald Rath; sie liebkoste das Hündchen und brachte es

zum Schweigen. Sie besaß auch die Geschicklichkeit, sich ihren etwas aus der Fassung gerathenen Eltern gefällig zu machen, indem sie das Gespräch wieder belebte und bescheiden, aber mit einer gewissen Sicherheit neben Boris Andrejitsch ihren Platz einnahm. Anmuthigen Tones richtete sie an ihn Fragen, die zwar an sich unbedeutend waren, die aber lebhafte Antworten und so eine angenehme Unterhaltung veranlaßten. Alles ging nun nach Wunsch: es entfaltete sich eine allgemeine Diskussion, an welcher nur Palinka sich nicht betheiligte. Sie schaute unverwandt mit düsterem Blick zu Boden, während Emerenzija lachte und ab und zu nicht unterließ, ihre Hand graziös emporzuheben, als ob sie sagen wollte: »sehr mich nur an, wie wohlerzogen und liebenswürdig ich bin, wie viel Munterkeit und Wohlwollen ich allen Menschen entgegenbringe!« Es schien auch wirklich, daß sie sich nur aus reiner Gutmüthigkeit so rege am Gespräches betheiligte. Sie lachte und erhielt sich voll Anmuth in dieser Stimmung, obwohl Boris Andrejitsch im Anfange nichts Besonderes vorbrachte. Sie lachte später noch mehr, als Boris Andrejitsch, durch den Erfolg seiner Worte ermuntert, anfing, wirklich zu witzeln und geistreich zu werden . . . Peter Wassiljewitsch lachte ebenfalls. Wjasownin bemerkte unter Anderem, daß er ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik sei.

— Und ich liebe die Musik, wie Keiner sonst! — rief Emerenzija aus.

— Sie lieben sie nicht nur — warf Peter Wassiljewitsch ein — Sie sind auch eine vortreffliche Virtuosin.

— Wirklich? — fragte Boris Andrejitsch.

— Ja wohl! — fuhr Peter Wassiljewitsch fort. — Sowohl Fräulein Emerenzija, als Fräulein Pelageja Kalimonowna, alle beide junge Damen spielen ausgezeichnet Clavier; besonders Fräulein Emerenzija Kalimonowna.

Als Palinka ihren Namen hörte, wurde sie roth und sprang überrascht von ihrem Sessel auf, während Emerenzija die Augen niederschlug.

— Ach, *mes domoiselles* — sagte nun Boris Andrejitsch — Sie werden doch wohl die Güte haben. . . und mir das Vergnügen nicht vorenthalten . . .

— Ich weiß wahrhaftig nicht . . . — stotterte Emerenzija; und indem sie auf Peter Wassiljewitsch einen schelmischen Blick warf, setzte sie

im Tone des Vorwurfs hinzu — aber, Peter Wassiljewitsch! . . .

Peter Wassiljewitsch jedoch, als ein Mann von positiver Art, wandte sich sofort an die Wirthin selbst.

— Pelageja Iwanowna — sagte er — veranlassen Sie doch Ihre Töchter uns Etwas vorzuspielen oder zu singen!

— Ich weiß nicht, ob sie heute bei Stimme sind — erwiederte Pelageja Iwanowna. — Man kann ja aber versuchen.

— Ja wohl! Versuchet nur! Versuchet nur! — ließ sich auch der Vater vernehmen.

— Ach, *maman*, wie kann man denn . . .

— *Emérence, quand je vous dis* . . . diktirte halblaut, aber sehr ernst Pelageja Iwanowna. Sie hatte nämlich die auch vielen andern Martern eigenthümliche Gewohnheit, den Kindern in Gegenwart von Fremden ihre Befehle und Instruktionen in französischer Sprache zu ertheilen, mochten auch die Anwesenden in dieser Sprache selbst geläufig sein. Es war dies um so mehr zu verwundern, als sie selbst das Französische ziemlich schlecht beherrschte und obendrein noch eine schlechte Aussprache hatte.

Emerenzija erhob sich.

— Was werden wir also vorsingen, *maman*? — fragte sie gehorsam.

— Euer Duett. Es ist ja so schön. Meine Töchter — fügte sie, sich an Boris Andrejitsch wendend, hinzu — besitzen verschiedene Stimmen. Emerenzija hat eine Diskantstimme . . .

— Soprano, wollen Sie sagen?

— Ach ja, Somprano. Palinka dagegen hat eine Contraltstimme.

— Ach, ein Contralto! Das ist köstlich.

— Ich kann heute nicht singen — sagte auf einmal Palinka mit Anstrengung. — Ich bin heiser.

Ihre Stimme ähnelte in diesem Augenblicke auch wirklich mehr dem Baß, als dem Contralto.

— So? Nun, in diesem Falle singt uns Emerenzija ihre Arie vor — Du weißt schon, welche . . . Deine italienische Lieblingsarie. Palinka wird dich accompagniren.

— Jene Arie, — weißt du noch? — mit den Trillern, — ergänzte der Vater.

— Die Bravour-Arie kommandirte die Mutter.

Die Fräuleins gingen auf das Clavier zu. Palinka hob den Deckel in die Höhe, legte auf das Pult ein Heft geschriebener Noten und setzte sich nieder. Emerenzija nahm stehend neben ihr Platz, kaum merklich, aber mit Grazie unter den auf sie gerichteten Blicken der Gäste kokettirend. Endlich fing sie an zu singen — wie überhaupt solche junge Damen zu singen pflegen: weinerlich und tremulirend. Die Aussprache war höchst undeutlich; aber aus einigen Nasentönen konnte man entnehmen, daß sie italienisch sang. Gegen den Schluß löste sich die Arie wirklich in Triller auf zur großen Freude Kalimon Iwanitsch's. Er richtete sich in seinem Sessel in die Höhe und rief aus: »Nur zu! Nur zu!« Sie aber wurde mit dem letzten Triller eher fertig, als sie sollte, so daß ihre Schwester einige Takte allein spielen mußte. Dies hinderte jedoch Boris Andrejitsch nicht, sein Entzücken zu äußern und Emerenzija Elogen zu machen. Peter Wassiljewitsch wiederholte zweimal hinter einander: Sehr gut!l Sehr gut! und fügte dann hinzu: »Nun sollten Sie uns aber auch etwas Russisches vortragen, so zum Beispiel »Solowei« oder »Saraphan« oder gar ein Zigeunerlied! Nicht wahr! Wir müssen doch wohl offen gestehen, daß diese fremdländischen Lieder eigentlich nicht für unser Einen geschrieben sind.«

— Ganz recht! äußerte sich Kalimon Iwanitsch.

— *Chantez . . . le »Saraphan*« — dictirte halblaut und mit der früheren Strenge die Mutter.

— Nein! Nicht »Saraphan« fiel Kalimon Iwanitsch ein — lieber »Wir zwei Zigeunerinnen« oder »Zieh' die Mütze und bück dich tiefer« . . . Weißt schon, was ich meine!

— Papa! Sie machen es immer so — erwiederte Emerenzija und sang »Zieh die Mütze«. Und zwar trug sie es nicht übel vor. Kalimon Iwanitsch sang mit und schlug mit den Füßen den Takt, so daß Peter Wassiljewitsch außer sich vor Entzücken kam.

— Das ist ganz etwas Anderes! Das heißt ganz nach unserem Geschmack! — sagte er ohne Unterlaß. — Ergötzlich, Emerenzija Kalimonowna! . . . Jetzt erst sehe ich klar, daß Sie berechtigt sind, sich Liebhaberin der Kunst und Künstlerin zugleich zu nennen . . . Ja wohl! Liebhaberin und Künstlerin!

— Aber Sie erweisen mir zu viel Ehre — erwiederte Emerenzija, und wollte sich auf ihren Platz begeben. Doch: — *à présent le »Saraphan!«* — fing von neuem die Mutter an.

Emerenzija sang auch den »Saraphan«, jedoch nicht mit demselben Erfolg, den das frühere Lied errungen hatte, wenn auch der Applaus nicht ausblieb.

— Jetzt solltet Ihr noch Eure vierhändige Sonate spielen — ließ sich Frau Pelageja Iwanowna kurz darauf hören — Doch . . . wir sparen sie wohl besser für ein anderes Mal auf. Sonst wäre zu befürchten, daß wir Herrn Wjasownin langweilen

— Aber bitte . . . — fiel Boris Andrejitsch ein.

Palinka beeilte sich indeß bereite das Clavir zu schließen, und auch Emerenzija erklärte sich müde. Boris Andrejitsch hielt es für feine Pflicht, seine Elogen zu wiederholen.

— Ach, Monsieur Wjasownin! — antwortete sie — Sie werden wohl schon bessere Sängerinnen gehört haben. Ich kann mir schon denken, was mein Singen für Sie für Werth haben mag. Freilich, Bomerius, als er unsere Stadt besuchte, sagte er zu mir — ich darf wohl annehmen, daß Sie von Bomerius gehört haben?

— Nein! Was ist das für ein Bomerius?

— Nein? Ein ausgezeichneter Violinspieler, der in Pariser Conservatorien studirt hat. Ein ganz wunderbarer Virtuos! . . . Also, er sagte zu mir: Wissen Sie, Mademoiselle, bei Ihrer Stimme — und wenn sich noch die Gelegenheit bieten sollte, dieselbe bei einem tüchtigen Lehrer auszubilden, können Sie es unzweifelhaft noch zu Bedeutendem bringen . . . Alle Finger hat er mir nach einander geküßt . . . Aber wo soll hier an Ausbildung zu denken sein!

Emerenzija begleitete die letzten Worte mit einem Seufzer.

— Freilich! — erwiederte Boris Andrejitsch. — Jedoch bei Ihrem Talent . . . Er stockte und schielte mit höflich auffordernden Augen nach der andern Seite.

— *Emérence, demanez pourquoi que le diner* — erhob Pelageja Iwanowna wiederum ihre Stimme.

Oui, maman — replicirte Emerenzija und verließ mit einem graziösen Hüpfer über die Schwelle, den sie wohl unterlassen hätte, wenn keine Gäste zugegen gewesen wären, das Zimmer.

Boris Andrejitsch ging indessen auf Palinka zu. »Wenn hier die Familie Larin realisirt wäre,« so dachte er bei sich,„sollte das Fräulein dann nicht die Tatjana sein?«

Er ging also aus sie zu, während sie selbst mit offenbarer Angst sein Nähertreten verfolgte.

— Sie haben Ihr Fräulein Schwester vortrefflich begleitet — sing er an — ganz vortrefflich!

Palinka gab keine Antwort, erröthete aber bis an die Ohren.

— Ich bedaure sehr, daß es mir nicht vergönnt war, das Duett zu hören . . . Aus welcher Oper ist das Duett, wenn ich fragen darf?

Die Augen Palinkas fingen an, sich Unruhig zu bewegen.

Wjasownin wartete ihre Antwort ab; die Antwort blieb aus.

Welche Musik ziehen Sie vor? — fragte er wieder nach einer kurzen Pause — die italienische oder die deutsche?

Palinka's Augen suchten den Boden.

— *Pélegie, répondez done*! — flüsterte ihr aufgeregt Pelageja Iwanowna zu.

— Jedwede — antwortete Palinka hastig.

— Indessen — erwiederte Boris Andrejitsch — das wäre schwer zu verstehen! Zum Beispiel Beethoven — ein Genie ersten Ranges! Jedoch wird auch er nicht von Allen anerkannt.

— Ja wohl! versetzte Palinka.

— Die Kunst ist unendlich mannigfaltig — fuhr der unerschrockene Boris Andrejitsch fort.

— Ja wohl! — antwortete Palinka.

— Die Unterhaltung dauerte nicht lange.

— Nein — dachte sich Boris Andrejitsch, indem er ihr den Rücken wandte — keine Tatjana. Das ist ganz einfach die personificirte Angst.

An demselben Tage beklagte sich vor dem Schlafen gehen mit Thränen in den Augen die arme Palinka bei ihrem Stubenmädchen, wie der Gast sie heute mit der Musik gequält habe und wie sie ihm nicht habe antworten können; und daß sie sich immer unglücklich fühle, wenn Gäste vorfahre: die Mutter schimpft nur nachher — das ist alle Freude, die man davon hat!«

Bei Tisch wurde Boris Andrejitsch ein Platz zwischen Kalimon Iwanitsch und Emerenzija angewiesen. Das Mittagessen war ganz russisch, ohne Künsteleien und sättigend, weshalb es auch Peter Wassiljewitsch besser schmeckte, als die erkünstelten Gerichte bei Sofia Kirillowna. Neben ihm saß Palinka, die endlich ihre

Schüchternheit insoweit bewältigt hatte, daß sie seine Fragen beantworten konnte. Dagegen unterhielt Emerenzija ihren Nachbar mit so viel Eifer, daß er es zuletzt kaum aushalten konnte. Sie hatte die Gewohnheit, den Kopf nach rechts zu beugen, um den Bissen von der linken Seite aus dem Munde zuzuführen — es nahm sich so allerliebst aus! Doch dicke Gewohnheit war es, die Boris Andrejitsch besonders mißfiel. Ferner wollte es ihm nicht behagen, daß sie nur von sich sprach, und nicht anstand ihm gefühlvoll die geringsten Details aus ihrer Lebensgeschichte anzuvertrauen. Jedoch als höflicher Mann ließ er seine Empfindungen nicht merken, so daß Peter Wassiljewitsch, der ihn die ganze Zeit beobachtete, sich keine Rechenschaft geben konnte, welchen Eindruck Emerenzija auf seinen Freund gemacht hatte.

Nach Tisch versank Kalimon Iwanitsch plötzlich in ein tiefes Nachsinnen, oder, richtiger gesagt, in eine Art Betäubung. Er war gewöhnt, zu dieser Zeit ein Schläfchen zu halten, und obwohl er, als er bemerkte, daß die Gäste die Absicht hatten sich zu verabschieden, einige Male bemerkte: »Aber nicht doch, meine Herren! Weshalb diese Eile? Wir konnten doch noch eine Partie miteinander spielen . . .«, war er im Grunde seiner Seele zufrieden, als er sah, daß sie endlich nach ihren Mützen griffen. Pelageja Iwanowna dagegen lebte jetzt erst eigentlich auf und suchte die Gäste mit einer besonderen Beharrlichkeit zurückzuhalten. Emerenzija war ihr dabei eifrig behilflich und gab sich jegliche Mühe, sie zum Bleiben zu bereden. Sogar Palinka ermannte sich zu einem: »*Mais messieurs!*« Peter Wassiljewitsch antwortete weder bejahend noch verneinend; er schaute jedesmal auf seinen Freund Boris Andrejitsch. Dieser bestand jedoch höflich und zugleich kategorisch auf dem Entschlusse, nach Hause zurückzukehren. Mit einem Worte, es spielte sich hier grade das Gegentheil von dem ab, was sich bei dem Abschiede von Sofia Kirillowna ereignet hatte. Nachdem die Gäste ihr Versprechen gegeben hatten, ihren Besuch bald zu wiederholen, entfernten sie sich endlich. Die liebenswürdigsten Blicke Emerenzija's begleiteten sie bis zum Speisezimmer. Kalimon Iwanitsch folgte ihnen sogar dies in das Vorzimmer, und nachdem er dort zugesehen hatte, wie der hurtige Diener Boris Andrejitsch's die Herren in ihre Pelze einhüllte, ihnen die Shawls umwarf und die Füße mit warmen Stiefeln bekleidete, kehrte er in sein Kabinet zurück. Inzwischen hatte Palinka

von ihrer Mutter eine Strafpredigt anhören müssen und sich in ihr Zimmer entfernt, während die beiden, bisher in Schweigen versunken gewesenen Frauenzimmer — die Eine mit der Haube, die Andere im dunkeln Tüchelchen — Emerenzija zu ihrer neuen Eroberung gratulirten.

Die Freunde schwiegen anfangs auf ihrem Wege. Boris Andrejitsch lächelte, durch den aufgeschlagenen Kragen seines Pelzes vor Peter Wassiljewitsch verborgen, still vor sich hin, und wartete ab, bis ihn Letzterer anreden würde.

— Wieder fehlgeschlagen! — rief Peter Wassiljewitsch aus .

Diesmal jedoch konnte man in seiner Stimme eine gewisse Unentschlossenheit wahrnehmen. Indem er sich anstrengte, Boris Andrejitsch durch seinen Pelzkragen anzusehen, fügte er fragend hinzu:

— Nicht wahr, fehlgeschlagen?

»Richtig! — erwiederte lachend Boris Andrejitsch.

— Ich habe es mir gedacht — erwiederte Peter Wassiljewitsch. Nach einer Pause begann er wieder: — Indessen, ich möchte doch hören, inwiefern denn eigentlich die Geschichte fehlgeschlagen ist. Was geht denn eigentlich diesem Fräulein ab?

— Es geht ihr Nichts ab. Im Gegentheil, es ist von Allem etwas zu viel an ihr.

— Was wollen Sie damit jagen: zu viel?

— Nun ja! Zu viel.

— Erlauben Sie, Boris Andrejitsch, ich verstehe Sie nicht. Wenn Sie von ihrer Bildung sprechen, wäre denn das zu rügen? Was hingegen den Charakter, das Benehmen . . .

— Ei was, Peter Wassiljewitsch! — erwiederte Boris Andrejitsch — Eines wundert mich nur: daß Sie mit Ihrem klaren Blick diese plappernde Emerenzija nicht durch und durch erkannt haben. Diese erheuchelte Liebenswürdigkeit, diese unaufhörliche Selbstvergötterung, diese bescheidenthuende Selbstüberschätzung, diese Nachsicht eines Engels, der von den Höhen des Himmels auf die bedauernswerthen Erdbewohner heruntersieht — aber wozu noch weiter reden! Doch da wir schon so weit sind, so muß ich gestehen, daß ich, wenn es darauf ankäme, mich zwanzig Mal eher entschließen

würde, ihre Schwester zu heirathen. Sie versteht wenigstens zu schweigen.

— Nun ja, Sie haben Recht! — erwiederte kaum hörbar der enttäuschte Peter Wassiljewitsch. Dieses ungewohnte Betragen von Seiten Boris Andrejitsch's machte ihn betroffen.

— Nein, — sagte er zu sich, und zwar zum ersten Male seit seiner Bekanntschaft mit Wjasownin — wir passen nicht für einander . . . Er ist zu gelehrt für mich.

Wjasownin seinerseits ließ auch, indem er den Mond betrachtete der tief am weißgezeichneten Horizonte stand, seinen Gedanken freien Lauf: Wiederum ganz und gar wie in Puschkins »Onjegin« . . .

Rund und roth von Angesicht . . .

— Lensky nimmt sich über die Maßen hübsch aus — und ich selbst, als Onjegin, nicht minder.

— Vorwärts, vorwärts, Larjuschka! — fügte er laut hinzu.

Und Larjuschka, sein graubärtiger Kutscher, trieb die Pferde zu rascherem Trabe an.

— Also nicht nach Wunsch? — fragte Boris Andrejitsch in scherzhaftem Tone seinen Freund, indem er mit Hilfe seines Dieners vom Schlitten stieg und sich anschickte, die Treppe seines Hauses hinanzuschreiten. — Nun, Peter Wassiljewitsch, habe ich Recht?

Aber Peter Wassiljewitsch blieb ihm die Antwort schuldig. Er ging nach Hause, um zu schlafen.

Emerenzija, die eine ausgedehnte und lebhafte Correspondenz unterhielt, schrieb am anderen Tage ihrer Freundin:

— Gestern besuchte uns ein neuer Gast, unser Nachbar Wjasownin. Er ist ein netter, liebenswürdiger Mann, dem man bald ansieht, daß er sehr gebildet ist. Soll ich es Dir in's Ohr sagen? . . . Ich vermuthe, auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Aber beruhige Dich, *man amie*: mein Herz blieb ungerührt, und Valentin hat Nichts zu fürchten. —

Der betreffende Valentin war Lehrer am Gymnasium des Gouvernements. In der Stadt hielt er in seiner Lebensweise keine Schranken inne, auf dem Dorfe aber seufzte er nur platonisch und mit dem Ausdruck der Hoffnungslosigkeit nach seiner Emerenzija.

Unsere Freunde kamen am nächsten Tage nach alter Gewohnheit wieder zusammen. Ihre Lebensweise war nach wie vor die alte.

Es verstrichen zwei Wochen. Boris Andrejitsch erwartete jeden Tag eine neue Einladung; aber Peter Wassiljewitsch schien sein Vorhaben ganz aufgegeben zu haben. Boris Andrejitsch fing nun selbst an, das Gespräch auf die Wittwe, auf die Tichodujeff'sche Familie zu lenken, und machte endlich Andeutungen, daß jede Sache doch wenigstens dreimal versucht werden müsse. Aber Peter Wassiljewitsch ließ in keiner Weise vermuthen, daß er die Andeutungen seines Freundes verstehe. Eines Tages nun hielt Boris Andrejitsch nicht länger mit seinen Worten zurück und begann:

— Wie soll ich das eigentlich deuten, Peter Wassiljewitsch? Es hat den Anschein als ob ich Sie jetzt an Ihr Versprechen erinnern sollte?

— Welches Versprechen?

— Erinnern Sie sich nicht mehr, daß Sie die Absicht hatten, mich zu verheirathen? Ich warte darauf.

Peter Wassiljewitsch beschrieb auf seinem Sessel eine Drehung.

— Aber Sie sind ja so wählerisch! Mit Ihnen läßt sich Nichts anfangen. Weiß der liebe Himmel, was Sie für Ansprüche machen. Es sieht so aus, als ob hier gar keine Braut nach Ihrem Geschmack vorhanden wäre.

— Das ist nicht schön von Ihnen, Peter Wassiljewitsch. Sie sollten nicht so leicht verzweifeln. Die ersten paar Male ging es nicht — nun was macht es denn aus? Uebrigens hat mir ja die Wittwe gefallen. Sobald Sie mich im Stiche lassen, fahre ich zu ihr.

— Nun, fahren Sie in Gottes Namen!

— Aber, Peter Wassiljewitsch, ich versichere Ihnen, daß ich es mit dem Heirathen ernst nehme. Führen Sie mich doch noch irgend wohin!

— Aber ich wüßte sonst Niemand mehr; in der ganzen Umgegend nicht!

— Das ist nicht möglich, Peter Wassiljewitsch. Als ob hier in der Nachbarschaft schon gar kein hübsches Frauenzimmer mehr aufzufinden wäre!

— Es giebt deren schon . . . aber die würden nicht für Sie passen.

— Aber, nennen Sie mir doch wenigstens irgend Eine!

Peter Wassiljewitsch preßte den Bernstein seiner Pfeifenspitze zwischen den Zähnen zusammen.

— Nehmen wir zum Beispiel Wjerotschka Barssukowa — sagte er endlich — wer könnte besser sein als sie? Aber nicht für Sie ist dieses Mädchen.

— Warum nicht?

— Sie ist zu einfach.

— Um so besser, Peter Wassiljewitsch! Um so besser!

— Und der Vater ist ein zu komischer Kauz.

— Das hat auch nichts zu sagen. Freundchen, machen Sie mich bekannt mit . . . wie haben Sie sie genannt?

— Barssukowa.

— Mit Fräulein Barssukowa! . . . Ich bitte Sie. Boris Andrejitsch ließ Peter Wassiljewitsch keine Ruhe, bis er ihm das Versprechen abgenommen, diese Bekanntschaft anzubahnen.

Zwei Tage später fuhren sie auch wirklich hin.

Die Familie Barssukow bestand ans zwei Personen: aus dem Herrn, einem Fünfziger, und seiner Tochter, einem neunzehnjährigen Mädchen. Peter Wassiljewitsch nannte den Vater nicht umsonst einen komischen Kauz; er war es wirklich, und in hohem Maße. Nachdem er seine Studien in einer Kronsanstalt glänzend absolvirt hatte, war er in den Marinedienst eingetreten und hatte bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich gelenkt. Nichts destoweniger hatte er plötzlich den Dienst quittirt, sich verheirathet, seinen Wohnsitz auf dem Lande genommen, und hier wurde er von Tag zu Tag träger, sodaß es schließlich dahin mit ihm kam, daß er nicht nur niemals ausfuhr, sondern sogar nicht aus seinem Zimmer heraus kam. In seinem kurzen, mit Hasenfell gefütterten Rocke und den Pantoffeln ohne Hacken, pflegte er den ganzen Tag, die Hände in den Taschen seiner weiten Hose, bald singend, bald pfeifend, in sich versenkt von einer Zimmerecke zu der andern zu spazieren. Und was man ihm auch sagen mochte, auf Alles antwortete er lächelnd: »Brau, brau!« Das sollte soviel heißen, als: »Bravo, bravo!«

— Wissen Sie, Stepan Petrowitsch — sagte zu ihm zum Beispiel ein vorgefahrener Nachbar (und die Nachbarn besuchten ihn gern, denn einen zweiten, so gastfreundlichen und zuvorkommenden Mann gab es schwerlich) — wissen Sie, man sagt, daß in Betreff die Roggenpreise bis auf 13 Banko-Rubel gestiegen sind?

— Brau, brau! — antwortete ruhig Barssukow, obwohl er erst vor Kurzem dieselbe Waare mit 7½ Rubel verkauft hatte.

— Haben Sie schon gehört, daß Ihr Nachbar Pawel Fomitsch 20000 Rubel verspielt hat?

— Brau, brau! — antwortete mit derselben Ruhe Barssukow.

— In Schlikoff soll eine Seuche ausgebrochen sein — bemerkte ein anderer, neben ihm sitzender Herr.

— Brau, brau!

— Fräulein Lapin ist mit dem Verwalter auf und davon . . .

— Brau, brau, brau!

Und so ging es bis in's Unendliche. Meldete man ihm, daß sein Pferd erkrankt, der Jude mit Waaren eingetroffen, daß die Uhr von der Wand verschwunden sei, daß der Dienstbursche seine Stiefel verlegt habe — auf Alles gab er nur eine Antwort: »Brau, brau!« Und nichtsdestoweniger war bei ihm keine besondere Unordnung zu bemerken. Seine Bauern waren wohlhabend, und er selbst machte nie Schulden. — Sein Aeußeres war sehr einnehmend. Sein rundes Gesicht mit den großen braunen Augen, der feinen, regelmäßigen Nase und den quellenden Lippen erregte Aller Verwunderung. Diese jugendliche Frische wurde noch auffallender durch sein schneeweißes Haar. Ein kaum merkliches Lächeln lagerte oft beständig um seine Lippen, und noch mehr als um die Lippen, in den Grübchen seiner Wangen. Er lachte für gewöhnlich nicht, aber mitunter — übrigens sehr selten — wandelte ihn ein convulsivisches Lachen an, nach dem er sich jedes Mal unwohl fühlte. Außer seiner üblichen Ausrufung pflegte er sehr wenig zu sprechen; und war er dazu genöthigt so sprach er nur das Allernothwendigste mit den gelungensten Abkürzungen.

Seine Tochter Wjerotschka hatte große Aehnlichkeit mit ihm,, sowohl im Antlitz und dem Ausdruck ihrer dunkeln Augen, die durch die zarte Farbe ihres blonden Haares nach dunkler erschienen, als auch in ihrem Lächeln. Sie war von mittlerem Wuchs und zart gebaut. Sie bot nichts besonders Anziehendes dar, aber man durfte sie nur ansehen oder ihre Stimme hören, um sich sagen zu müssen: »das ist ein seelenvolles Wesen.« Vater und Tochter hingen sehr aneinander. Die ganze Hauswirthschaft lag auf ihren Schultern, und sie gab sich gern mit ihr ab. — Von anderen Beschäftigungen wußte sie nichts.

Peter Wassiljewitsch hatte sich ganz richtig geäußert, daß sie ein »einfaches Mädchen« sei.

Als Peter Wassiljewitsch und Boris Andrejitsch bei Barssukow ankamen, fanden sie ihn, wie gewöhnlich in seinem Kabinet auf und ab spazierend. Dieses Kabinet, das man auch Gast- oder Speisezimmer zu nennen berechtigt war, da in ihm Gäste empfangen und der Tisch gedeckt wurde, nahm mehr als die Hälfte von dem kleinen Häuschen Barssukow's ein. Die Möbel waren nicht schön, aber bequem. Längs der einen Wand stand ein breites, weiches Sopha, mit einer ganzen Anzahl von Kissen ausgestattet — ein Sopha, das alten Gutsbesitzern in der Umgegend gut bekannt war: es saß sich sehr angenehm auf ihm. In den übrigen Zimmern standen nur Stühle, hier und da ein Tischchen oder Schrank. Alle diese Räume waren Durchgangszimmer und wurden von Niemand bewohnt. Das kleine Schlafgemach Wjerotschka's lag gegen den Garten, und außer ihrem sauberen Bett, einem Waschtischchen mit einem kleinen Spiegel und einem einzigen Sessel fand sich auch dort kein Möbel vor. Dafür aber standen in jedem Winkel Flaschen mit Fruchtliqueuren und Büchsen mit Confitüren, Alles mit Aufschriften von Wjerotschka's Hand versehen.

Nachdem Peter Wassiljewitsch das Vorzimmer betreten, wollte er sich und Boris Andrejitsch auch sofort anmelden lassen; aber ein Junge in einem langschötzigen Rocke, den sie im Zimmer antrafen, sah ihn bei seinem Auftrag nur an, um ihm hurtig den Pelz abzunehmen und die Herren zum Eintritt aufzufordern. Die Freunde betreten also das Kabinet Stepan Petrowitsch's. Peter Wassiljewitsch stellte Boris Andrejitsch vor.

Stepan Petrowitsch drückte letzterem die Hand und fügte hinzu:

— Freut mich sehr . . . Kalt, nicht wahr? . . . Ein Schnäpschen? — Mit dem Kopfe nach dem Tische winkend, auf dem schon Alles bereit stand, setzte er sein Auf- und Abgehen im Zimmer fort.

Boris Andrejitsch leerte ein Gläschen; seinem Beispiele folgte auch Peter Wassiljewitsch, und Beide nahmen auf dem mit den vielen Kissen ausgestatteten Sopha Platz. Boris Andrejitsch fühlte sich bald so behaglich, daß er die Empfindung hatte, als ob er sein ganzes Leben auf diesem Sopha gesessen hätte und seit jeher mit dem Hauswirth bekannt gewesen wäre. Dasselbe Gefühl empfunden auch alle Anderen, die bei Barssukow verkehrten.

Er war an diesem Tage nicht allein; man fand ihn überhaupt selten allein. Diesmal saß ein Beamter von der Sorte der stillen Wasser bei ihm, ein Mann mit zusammengeschrumpftem Altweibergesicht, mit einer Habichtsnase und unruhigen Augen — ein ganz verwelktes Männchen, das noch vor nicht langer Zeit einen warmen Posten bekleidet hatte, gegenwärtig aber unter Gericht stand. Mit der einen Hand sich an's Halstuch klammernd, mit der andern den Brustlatz seines Frackes fassend, verfolgte er Stepan Petrowitsch unausgesetzt mit den Augen. Er wartete, bis die Gäste ihre Plätze eingenommen, und sagte dann mit einem tiefen Seufzer:

— Nein, Stepan Petrowitsch! Einen Menschen zu verdammen ist nicht schwer. Aber Sie kennen doch wohl das Sprichwort: »Es sündigt der ehrliche Mann, es sündigt der Dieb — Alle leben nur durch die Sünde, und wir thun es auch so.«

— Brau . . . — begann schon Stepan Petrowitsch, hielt aber inne und fügte hinzu: — ein schlechtes Sprichwort das!

— Wer könnte es leugnen? Freilich ein schlechtes — erwiederte das verdorrte Männchen. — Aber was ist zu machen? Die Noth ist ja kein Freund: sie frißt Deine Ehrlichkeit auf. Ich wäre bereit, mich diesen edeln Herren anzuvertrauen, wenn sie nur bereit wären, meine Angelegenheit entgegenzunehmen.

— Ist es gestattet, zu rauchen? — fragte Boris Andrejitsch den Wirth.

Letzterer nickte bejahend.

— Freilich — fuhr der seines Dienstes entsetzte Beamte fort — auch ich war mehr als einmal gegen mich selbst unwillig und empfand gegen die ganze Welt eine gewissermaßen edle Entrüstung . . .

— Von Spitzbuben ersonnen! — unterbrach ihn Stepan Petrowitsch.

Der Beamte erzitterte.

— Was wollen Sie damit sagen, Stepan Petrowtisch? Doch nicht etwa daß die edle Entrüstung von Spitzbuben ersonnen sei?

Stepan Petrowitsch nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Der Gemaßregelte schwieg und brach dann plötzlich in ein klangloses Lachen aus, bei welcher Gelegenheit zum Vorschein kam, daß er keinen einzigen Zahn mehr im Munde hatte, obwohl er sonst eine ziemlich reine Sprache führte.

Ha ha, ha, Stepan Petrowitsch! Sie bringen immer etwas Originelles zustande. Unser Anwalt sagt nicht umsonst von Ihnen, daß Sie sich auf echte *Caembours* verstehen.

— Brau, Brau! — erwiederte Barssukow.

In diesem Augenblick that sich die Thür auf und Wjerotschka trat ein. Festen, doch leichten Schrittes trug sie in beiden Händen eine grüne, runde Tablette, auf der zwei gefüllte Tassen und eine Sahnekanne standen. Ein dunkelgraues Kleid Umschloß leicht angeschmiegt ihre feine Taille. Boris Andrejitsch und Peter Wassiljewitsch erhoben sich beide vom Sopha. Sie antwortete mit einem Knix, ohne die Tablette aus den Händen zu lassen, und indem sie sie dann auf den Tisch schob, sagte sie:

— Da ist auch Kaffee für Sie!

— Brau! — erwiederte der Vater. — Noch zwei — fügte er hinzu, auf die Gäste deutend. — Boris Andrejitsch . . . meine Tochter.

Boris Andrejitsch machte zum zweiten Male eine Verbeugung.

— Ist Kaffee gefällig? — fragte sie, ihn mit Ruhe ansehend — Bis Mittag sind es noch anderthalb Stunden.

— Mit Vergnügen! - antwortete Boris Andrejitsch.

Wjerotschka wandte sich an Krupitzin.

— Und Sie, Peter Wassiljewitsch?

— Auch ich werde bitten.

— Sogleich. Ich habe Sie schon lange nicht gesehen, Peter Wassiljewitsch.

Sie entfernte sich.

Boris Andrejitsch sah ihr nach und beugte sich flüsternd zu seinem Freunde:

— Aber sie ist ja sehr nett . . . Und dabei — was für ein ungezwungenes Benehmen!

— Das macht die Gewohnheit — erwiederte Peter Wassiljewitsch. — Hier im Hause ist es wie in einer Schenke: der Eine tritt aus, der Andere tritt ein.

Wie zur Bestätigung dieser letzten Worte trat ein neuer Gast ein. Es war ein breitschultriger Mann oder, wie sich in unserer Gegend die Alten ausdrücken: ein kugelrudes Männchen, mit großem Kopfe, großen Augen und ebensolchen Lippen, und mit zausigem Haar.

Ueber seinen Zügen lagerte beständige Unzufriedenheit — es war ein saures Gesicht. Er stak in einem bequemen Rock und wackelte im Gehen mit dem ganzen Körper. Erst nachdem er schwerfällig auf das Sopha niedergesunken, sagte er ein: »Grüß' Gott!« wobei er sich übrigens an keinen besonders wendete.

— Ein Schnäpschen? — fragte ihn Stepan Petrowitsch.

— Nein! Was Schnäpschen! — antwortete der neue Gast. — Wer denkt an Schnäpschen! . . . Guten Morgen, Peter Wassiljewitsch — setzte er hinzu. nachdem er sich umgesehen.

— Guten Morgen, Michej Michejitsch! — antwortete Peter Wassiljewitsch. — Woher?

— Woher? Nun, selbstverständlich aus der Stadt. Nur Ihr seid so glücklich, nicht nach der Stadt fahren zu dürfen. Ader ich, Dank der Vormundschaft und Dank jenem Herrchen — da — fügte er hinzu, mit dem Finger auf den unter Gericht stehenden Beamten hinweisend — . . . ich habe meine Pferde schier todtgefahren und bin in der Stadt nicht zu Athem gekommen. Daß es ihm vergolten werde!

— Gestatten Sie mir, Sie zu begrüßen, Michej Michejitsch — ließ sich das »Herrchen« vernehmen.

Michej Michejitsch sah ihn an.

— Da hört sich Verschiedenes auf! Sag doch einmal, wandte er sich mit gekreuzten Armen an ihn — wann wirst Du denn endlich aufgeknüpft werden?

Das »Herrchen« fühlte sich verletzt.

— Du hättest es schon längst verdient! Bei Gott, Du solltest aufgeknüpft werden! Die Regierung ist viel zu nachlässig gegen Eures Gleichen — das ist es. Macht es Dir denn viel Sorgen, daß Du unter Gericht stehst? I bewahre! Nicht im Geringsten! Nur Eins wird Dich betrüben: daß es nämlich jetzt nicht mehr geht . . . »Ist einmal gewesen!« wie die Deutschen sagen. — Und Michej Michejitsch machte mit der Hand eine Bewegung, als ob er Etwas in der Luft erhascht hätte und sich in die Tasche steckte. — Damit ist's jetzt vorbei! Man kennt Euch. Ihr seid nicht wählerisch: von Todten und Lebendigen — Alles ist Euch recht.

— Sie belieben immer zu spaßen — erwiederte der also Geschmähte -- wollen aber dabei gar nicht in Betracht ziehen, daß der Gebende in seiner Macht hat zu geben, ebenso wie der Nehmende zu nehmen.

Zudem habe ich diesmal wahrhaftig nicht aus eigenem Antriebe gehandelt, sondern mehr durch Veranlassung einer zweiten Person — wie ich bereite erklärt habe.

— Nun ja, freilich! — bemerkte ironisch Michej Michejitsch. — Der Fuchs hat sich vor dem Regen unter die Egge geflüchtet. Nicht jeder Tropfen trifft ihn da . . . Aber sage die Wahrheit: unser Ispravnik[3] hat Dir doch eine tüchtige Leition gegeben, nicht? Der Ex-Beamte zuckte zusammen.

Das ist ein Mann . . . der allzu diensteifrig ist — brachte er endlich mit Mühe hervor.

— Recht so!

— Und trotzdem! Man muß auch diesem Herrn lassen, daß er . . .

— ein goldener Mensch ist, ein wahrer Schatz, he? — unterbrach ihn Michej Michejitsch, und fuhr, sich an Stepan Petrowitsch wendend, fort: — für solche Kerle und für Säufer ist er an seinem Platze, wie der Stein in der Mühle.

— Brau, brau! — bestätigte Stepan Petrowitsch.

In diesem Augenblicke trat wiederum Wjerotschka mit einer Tablette und zwei Tassen ein.

Michel Michejitsch begrüßte sie durch eine Verbeugung.

— Nach eine! — bedeutete sie der Vater.

— Aber warum bemühen Sie sich denn selbst? — warf Boris Andrejitsch ein, indem er ihr seine Tasse aus der Hand nahm.

— O, das ist doch keine Mühe! — antwortete Wjerotschka. — Den Diener möchte ich nicht hereinschicken: ich denke, es schmeckt so besser.

— Freilich, aus Ihren Händen . . .

Aber Wjerotschka hatte keine Zeit, sein Compliment zu Ende zu hören; sie verließ das Zimmer und kam bald mit einer neuen Tasse für Michej Michejitsch zurück.

— Haben Sie gehört, — begann Michej Michejitsch wieder, indem er seine Tasse leerte — Mavra Iljinischna liegt sprachlos darnieder.

Stepan Petrowitsch blieb stehen und richtete den Kopf etwas in die Höhe.

— Ja, ja! Leider ist es so! — fuhr Michel Michejitsch fort. — Ein Schlaganfall hat sie getroffen. Sie wissen ja, daß sie es stets liebte,

sehr gut und reichlich zu speisen. Nun, da sitzt sie vorgestern wieder bei Tische — auch Gäste waren zugegen. Es wird Botwinja[4] aufgetragen. Sie hatte schon zwei Teller genossen, verlangte aber noch einen, sah plötzlich um sich und sagte, aber — wissen Sie — ihre Worte lang ausdehnend: »Nehmt die Botwinja weg! Alle, die hier sitzen, sehen so grün aus.« . . . Und wie sie das gesagt hatte, fiel sie vom Sessel herunter. Man stürzt hinzu, sie aufzuheben, man fragt, was mit ihr geschehen sei — sie kann aber nur durch Zeichen antworten, die Zunge versagte ihr den Dienst. Nebenbei erzählt man sich noch, daß sich unter Kreisphysikus bei dieser Gelegenheit ganz besonders ausgezeichnet habe. Er soll aufgesprungen sein und geschrieen haben: »Einen Arzt! Holet einen Arzt!« Er hatte sich ganz verloren. Nun, seine Praxis ist ja auch darnach. Er lebt ja nur von Leichen. . . .

— Brau, brau! — bemerkte Barssukow nachdenkend.

— Auch wir haben heute Botwinja — sagte Wjerotschka, die unterdessen in einer Ecke Platz genommen hatte.

— Womit denn bereitet? — Mit Stör? — fragte lebhaft Michej Michejitsch.

— Mit gekochtem und gedörrtem Stör.

— Das ist köstlich! Und da finden sich noch Leute, die behaupten wollen, Botwinja sei kein Essen für den Winter, weil sie kalt ist. Dummes Zeug! . . . Was meinen Sie, Peter Wassiljewitsch?

— Ganz und gar dumm! — antwortete dieser. — Hier im Zimmer ist es doch warm, nicht?

— Sehr warm.

— Und weshalb soll denn in einem warmen Zimmer keine kalte Speise genossen werden? Ich begreife das nicht.

— Ich auch nicht.

Auf diese Weise wurde das Gespräch noch ziemlich lange unterhalten. Der Hauswirth hatte sich an demselben fast gar nicht betheiligt und ging wie gewöhnlich auf und nieder. Bei Tisch wurden alle satt: so schmackhaft war Alles zubereitet, obwohl die Gänge einfach waren. Wjerotschka saß obenan, betheilte Alle mit Botwinja, schickte die andern Gänge herum, verfolgte mit den Augen, ob sich die Gäste auch genügend versahen, und gab sich Mühe, ihren Wünschen zuvorzukommen. Wjasownin saß neben ihr und ließ sie

nicht aus den Augen. Wjerotschka konnte kein Wort sagen, ohne dabei gleich ihrem Vater zu lächeln. Wjasownin wandte sich dann und wann mit Fragen an sie, nicht etwa der Antwort wegen, sondern nur um dieses Lächeln zu sehen.

Nachmittags setzten sich Michej Michejitsch, Peter Wassiljewitsch und »das Herrchen«, dessen eigentlicher Name Onuffri Iljitsch war, zum Kartenspiel nieder. Michej Michejitsch äußerte sich nicht mehr so derb über ihn, obwohl er noch immer fortfuhr, ihn aufzuziehen. Vielleicht, weil er bei Tisch etwas zu viel Wein genossen hatte. Zwar erklärte er im Voraus beim jedesmaligen Aussehen der Karten, daß sich alle Asse und Trümpfe bei Onuffri vorfinden würden, daß dieser »Gerichtsbeamte« Schwindeleien treibe, daß er doch nun einmal solche Raubhände habe; dafür hielt er aber auch nicht mit seinem Lohe zurück, wenn Jener wirklich ein gutes Spielchen gemacht hatte.

— Sag', was Du willst: freilich, Du bist zweifellos ein ganz gehöriger Lump — sagte er zu ihm — aber nichts destoweniger lieb' ich Dich doch . . . wahrhaftig! Denn erstens liegt das in meiner Natur, und zweitens — überlegt man, so giebt es noch viel schlimmere Leute, als Du bist. Ja, man kann sagen, daß Du in Deiner Art noch ein anständiger Kerl bist!

— Brav gesprochen, Michej Michejitsch! — erwiederte Onuffri Iljitsch, dem diese Worte Muth machten — Ihre Aeußerung hat ihre volle Wahrheit. Nur sind es freilich die Verfolgungen und Verleumdungen . . .

— Nun, min! Gieb weiter ans! — unterbrach ihn Michej Michejitsch. — Was Verfolgungen und Verleumdungen! Du solltest noch Deinem lieben Gott danken, daß Du nicht im Pugatscheff'schen Thurme an einer Kette festgenagelt liegst . . . Gieb weiter!

Onuffri Iljitsch beeilte sich, die Karten auszugeben, lebhaft mit den Augen blinzelnd und noch gewandter als sonst den rechten Daumen mit seiner langen, spitzen Zunge befeuchtend.

Unterdessen ging Stepan Petrowitsch im Zimmer auf und ad, während Boris Andrejitsch sich in Wjera's Nähe hielt. Ihr Gespräch erlitt manche Unterbrechung — sie entfernte sich nämlich fortwährend — und die Unterhaltung war an sich so unbedeutend, daß es schwer wäre, ihren Inhalt hier wiederzugeben. Er fragte, wer in der Nachbarschaft wohne, ob sie oft ausfahre, ob sie die Hauswirthschaft liebe. Auf die Frage nach ihrer Lektüre antwortete

sie: »Ich möchte wohl lesen, aber es fehlt mir an Zeit.« Und trotzdem, als der Dienstbursche im Kabinet erschien und meldete, daß die Pferde angespannt sein, ward es ihm schwer, sich zu entfernen, nur sehr ungern mochte er diese seelenvollen Augen, dieses klare Lächeln verlassen. Hätte ihn nur Stepan Petrowitsch ein wenig zurückgehalten er wäre sicherlich geblieben. Aber Stepan Petrowitsch that es nicht — nicht etwa, weil ihm der neue Gast nicht willkommen war, sondern weil es bei ihm eingeführt war, daß, wer zur Nacht bleiben wollte, selbst sein Bett bestellen mußte. Michej und Onuffri Iljitsch verfuhren auch ganz in diesem Sinne. Sie nahmen sogar ein gemeinschaftliches Zimmer ein und unterhielten sich dort bis spät nach Mitternacht Ihre Stimmen drangen dumpf bis in das Kabinet herein. Onuffri Iljitsch ließ sich am meisten hören; es schien, als ob er Etwas erzählte oder von Etwas überzeugen wollte, während sein Genosse nur zuweilen, bald bezweifelnd, bald zustimmend, ein »hm!« einmischte. Am andern Tage fuhren sie nach Michej Michejitsch's Dorfe und von dort aus, ebenfalls zusammen, nach der Stadt.

Auf dem Rückwege verharrten sowohl Peter Wassiljewitsch als Boris Andrejitsch längere Zeit in Schweigen. Peter Wassiljewitsch war sogar beim Klingeln der Schellen und der gleichmäßigen Bewegung des Schlittens eingeschlumrnert.

— Peter Wassiljewitsch! — sagte endlich Boris Andrejitsch.

— Was denn? — fragte Peter Wassiljewitsch, aus dem Schlafe fahrend.

— Warum fragen Sie mich denn nicht?

— Was soll ich fragen?

— Nun, wie Sie es früher gethan haben — ob es passe?

— Also wegen Wjerotschka?

— Nun ja! — Da hast Du's! Habe ich sie Ihnen denn vorgeschlagen? Sie ist nicht für Sie.

— Sie sind sehr im Irrthum. Sie gefällt mir viel mehr, als alle Ihre Emerenzija's und Sofia Kirillowna's.

— Was Sie sagen!

— Ich spaße nicht.

— Aber wie geht denn das zu? Sie ist ja ein ganz einfaches Mädchen! Eine gute Wirthin vielleicht. Ist denn das aber Alles, was Sie

brauchen?

— Und weshalb denn nicht? Vielleicht ist es eben das, was ich suche.

— Aber Boris Andrejitsch, wie ist denn das möglich? Wie geht denn das zu? Sie spricht ja kein Französisch!

— Was macht's? Kann man denn ohne Französisch nicht auskommen?

Peter Wassiljewitsch schwieg ein wenig.

— So was hätte ich gar nicht vermuthet . . . von Ihnen nämlich. Mir scheint immer noch, Sie spaßen.

— Nein, wirklich! Ich spaße nicht.

— Der liebe Gott soll aus Ihnen klug werden! Und ich dachte immer, daß sie nur für unser Einen passen könnte. Uebrigens, sie ist ja auch wirklich ein allerliebstes Mädchen.

Nachdem er dies gesagt, schob Peter Wassiljewitsch seine Mütze zurecht, grub den Kopf in die Kissen und schlief wieder ein. Boris Andrejitsch fuhr indessen fort, über Wjerotschka nachzudenken. Ihr Lächeln, die heitere Sanftmuth ihrer Augen schwebten ihm immer vor der Seele. Die Nacht war hell und kalt. Der Schnee spielte in bläulichem Lichte gleich einem Diamantenfelde. Der Himmel war sternklar, der kleine Bär funkelte hell, der gefrorene Schnee knarrte und knisterte unter dem Schlitten. Die bereiften und beeisten Baumäste ließen ein kaum hörbares Flüstern vernehmen und warfen im Mondenscheine einen Glanz ab, als ob sie aus Glas waren. In solcher Zeit spielt die Phantasie besonders gern ihre lockenden Weisen. Wjasownin hatte Gelegenheit, diese Erfahrung jetzt auch an sich zu machen. Was hatte er nicht durchdacht während der ganzen Zeit, bis der Schlitten vor seinem Hause hielt! Das Bild Wjerotschka's ging ihm nicht aus dem Kopfe: es begleitete im Geheimen alle seine Gedanken.

Wie schon bemerkt, war Peter Wassiljewitsch von dem Eindrucke überrascht, den Wjerotschka auf Boris Andrejitsch gemacht hatte. Seine Ueberraschung stieg aber noch, als ihm zwei Tage später Boris Andrejitsch erklärte, daß er die feste Absicht habe, zu Barssukow zu fahren, Und daß er sich allein aus den Weg machen werde, falls sein Freund nicht aufgelegt sei, ihn zu begleiten. Peter Wassiljewitsch antwortete selbstverständlich, daß es ihn freue und daß er bereit sei,

mitzufahren. Unsere Freunde begaben sich also wiederum zu Barssukows. Wie jüngst, trafen sie auch diesmal einige Gäste bei ihm an, denen Wjerotschka ebenfalls mit Kaffee und Nachmittags mit Confitüren aufwartete. Wjasownin unterhielt sich aber diesmal mehr mit ihr, als vor drei Tagen, das heißt, er sprach mehr zu ihr. Er erzählte ihr von seinem früheren Leben, von Petersburg, von seinen Reisen — kurz, von Allem, was ihm in den Kopf kam. Sie hörte ihm mit ruhiger Neugier zu, von Zeit zu Zeit lächelnd und ihn ansehend, ohne jedoch einen Augenblick ihre häuslichen Pflichten außer Acht zu lassen: kaum bemerkte sie, daß sich ein Gast nach Etwas umsah, so erhob sie sich auch schon und brachte das Gewünschte selbst herbei. Während sie von ihrem Platze entfernt blieb, behielt Boris Andrejitsch den seinen inne und sah zufrieden um sich. Sie kehrte zurück, setzte sich wieder neben ihn, nahm ihre Hausarbeit auf, und er begann von Neuem das unterbrochne Gespräch. Stepan Petrowitsch, der im Zimmer herumspazierte, ging beim Rückgang jedesmal auf sie zu, hörte auf die Erzählungen Wjasownin's, brummte vor sich hin: »brau, brau!« — und so verlief die Zeit unbemerkt rasch. Diesmal blieben Wjasownin und Peter Wassiljewitsch über Nacht und verabschiedeten sich erst am folgenden Tage, des Abends spät. Beim Abschiednehmen drückte Wjasownin Wjerotschka die Hand. Sie erröthete. Bis zu diesem Tage hatte ihr noch nie ein Mann die Hand gedrückt; sie dachte, das müsse wohl Petersburger Sitte sein.

Beide Freunde wiederholten nun öfters ihre Besuche bei Stepan Petrowitsch, besonders war es Boris Andrejitsch, der dort ganz heimisch wurde. Es zog und trieb ihn hin. Einige Mal fuhr er sogar allein vor. Wjerotschka gefiel ihm immer mehr; es hatte sich zwischen ihnen ein Freundschaftsverhältniß angebahnt und schon fand er, daß sie eine zu kühle und bedächtige Freundin abgebe. — Peter Wassiljewitsch hatte aufgehört, mit ihm von Wjerotschka zu sprechen . . Jedoch, eines Tages sah er ihn wie gewöhnlich einige Zeit stillschweigend an und sagte endlich bedeutungsvoll:

— Boris Andrejitsch!

— Was giebt's? — fragte Boris Andrejitsch und wurde dabei etwas roth, ohne recht zu wissen warum.

— Was ich Ihnen sagen wollte, Boris Andrejitsch . . . Sehen Sie . . . daß . . . nun, es würde nicht schon fein, falls zum Beispiel etwas . . .

— Was haben Sie denn nur? — versetzte Boris Andrejitsch. — Ich verstehe Sie nicht.

— Ich meine Wjerotschka . . .

— Wjerotschka?

Boris Andrejitsch enöthete noch tiefer.

— Ja wohl. Geben Sie Acht: es ist nicht schwer Unheil zu stiften. . . ich will sagen, ein Unrecht zu begehen. Sie entschuldigen meine Aufrichtigkeit, aber ich denke, daß meine Pflicht als Freund . . .

— Aber was fällt Ihnen denn ein, Peter Wassiljewitsch? — unterbrach ihn Boris Andrejitsch. — Wjerotschka ist ein Mädchen von der strengsten Sittlichkeit — und übrigens besteht ja zwischen uns Nichts als eine ganz gewöhnliche Freundschaft . . .

— Aber entschuldigen Sie, Boris Andrejitsch! — Unterbrach jetzt Peter Wassiljewitsch. — Wie kann es denn nur sein, daß zwischen Ihnen, einem gebildeten Manne, und einem Mädchen vom Lande, die außer ihren vier Wänden . . .

— Wieder die alte Geschichte! — unterbrach ihn zum zweiten Male Boris Andrejitsch. — Wozu Sie da die Bildung herbeischleppen, kann ich wahrlich nicht begreifen!

Boris Andrejitsch wurde etwas ärgerlich.

— Hören Sie doch nur zu! — rief Peter Wassiljewitsch ungeduldig aus. — Da wir nun einmal schon so weit sind, muß ich Ihnen erklären, daß Sie zwar das volle Recht haben, sich vor mir zu verstecken; mich oder hinter's Licht führen — nein! das wird Ihnen nicht gelingen. Ich habe meine Augen für mich. Der gestrige Tag (sie waren nämlich beide einen Tag zuvor bei Stepan Petrowitsch gewesen) hat mir über Manches Aufschluß gegeben.

— Ueber was hat er Ihnen denn Aufschluß gegeben? — fragte Boris Andrejitsch.

— Er hat mir klar gemacht, daß Sie sie lieben, und daß Sie sogar eifersüchtig sind.

Wjasownin sah Peter Wassiljewitsch groß an.

— Nun, und liebt sie mich auch?

— Mit Bestimmtheit möchte ich das nicht sagen; es wäre aber zu verwundern, wenn sie Sie nicht lieben sollte.

— Weil ich eben gebildet bin, wollen Sie sagen.

— Aue diesem Grunde, und auch deshalb, weil Sie vermögend sind. Ihr Aeußeres kann auch gefallen. Die Hauptsache bleibt aber doch — weil Sie vermögend sind.

Wjasownin erhob sich und ging ans Fenster.

— Woraus konnten Sie aber bemerken, daß ich eifersüchtig bin? — fragte er, sich plötzlich wieder umwendend.

— Daraus, daß Sie gestern nicht wieder gekommen waren, so lange der Windbeutel Karantjeff nicht abgefahren war.

Wjasownin gab keine Antwort, fühlte aber, daß sein Freund die Wahrheit gesagt hatte. Dieser Karantjeff war ein Mensch, der seine Studien nicht zu Ende gebracht hatte, ein lustiger und nicht dummer Junge mit Herz und Gemüth, der jedoch vom rechten Wege abgekommen war und sich zu Grunde richtete. Die Leidenschaften hatten schon in der frühesten Jugend alle seine Kräfte angegriffen: er war immer unbeaufsichtigt gewesen. Er hatte ein kühnes Zigeunergesicht und sah auch im Uebrigen einem Zigeuner nicht unähnlich, er sang und hüpfte auch wie ein solcher. Er verliebte sich in alle Frauen. Auch Wjerotschka gefiel ihm sehr. Boris Andrejitsch hatte seine Bekanntschaft gemacht und war ihm anfangs gewogen. Als er aber eines Tages bemerkte, daß Wjerotschka seine Lieder mit einem ganz besonderen Gesichte anhörte, fing er an, anders über ihn zu denken.

— Peter Wassiljewitsch — sagte Boris Andrejitsch, indem er auf seinen Freund zuging und vor ihm stehen blieb — ich muß bekennen . . . es scheint mir nämlich, daß Sie Recht haben. Ich habe es schon längst selbst gefühlt. Sie aber haben mir die Augen geöffnet. Ja, es ist wahr, ich bin nicht gleichgültig gegen Wjerotschka. Aber hören Sie mich an, Peter Wassiljewitsch — Was folgt dann daraus? Sowohl sie, als ich — wir beide werden nichts Unehrliches beabsichtigen. Dabei habe ich Ihnen ja, wie mir scheint, bereits erklärt, daß ich an ihr keine besondere Neigung zu mir verspüre.

— Alles wahr! — erwiederte Peter Wassiljewitsch — aber der böse Dämon ist machtvoll.

Boris Andrejitsch schwieg eine Weile.

— Was soll ich nun machen, Peter Wassiljewitsch?

— Was machen? Stellen Sie Ihre Besuche ein!

— Sie glauben, daß es nöthig sei.

— Freilich! Sie denken doch nicht etwa daran, sie zu heirathen?

Wjasownin schwieg von Neuem.

— Und weshalb sollte ich sie nicht heirathen? — brach er endlich aus.

— Deshalb, Boris Andrejitsch, weil, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, weil sie nicht für Sie paßt.

— Ich sehe das nicht ein.

— Wenn Sie das nicht einsehen, nun so handeln Sie nach Gutdünken! Ich bin nicht Ihr Vormund.

Peter Wassiljewitsch machte sich an das Stopfen seiner Pfeife.

Boris Andrejitsch setzte sich an's Fenster und verfiel in Nachdenken. Peter Wassiljewitsch störte ihn nicht, und blies kleine Rauchwolken in die Luft. Endlich erhob sich Boris Andrejitsch und befahl mit merkbarer Aufregung, den Schlitten vorzufahren.

— Wohin? — fragte Peter Wassiljewitsch.

— Zu Barssukow's — antwortete Boris Andrejitsch kurzeweg.

— Soll ich mitfahren?

— Nein, Peter Wassiljewitsch, es wäre mir lieb, allein zu fahren. Ich will mit Wjerotschka selbst eine Unterredung suchen.

— Wie Sie wollen.

— Ja, ja — sagte er zu sich, nachdem er Boris Andrejitsch hinausgeleitet hatte — jetzt gehts los . . . und Alles kommt daher, das er es zu gut hat! — fügte er hinzu, sich auf dem Divan ausstreckend.

An demselben Tage Abends, als Peter Wassiljewitsch schon glaubte, die Rückkehr seines Freundes umsonst abgewartet zu haben, und sich anschickte zu Bett zu gehen, drang plötzlich Boris Andrejitsch, mit Schnee bestäubt, in's Zimmer und fiel seinen Freunde um den Hals.

— Mein Freund! Peter Wassiljewitsch, gratulire mir! — rief er aus, ihn zum ersten Male mit »Du« anredend. — Sie ist einverstanden, der Alte auch — Alles ist fertig! — Wie! . . . Was ist geschehen? — stotterte staunend Peter Wassiljewitsch.

— Ich heirathe!

— Wjerotschka?

— So ist's . . . Alles ist schon abgemacht, Alles ist in Ordnung.

— Nicht möglich!

— Was bist Du aber für ein Mensch! Ich sage Dir doch — Alles ist beschlossen!

Peter Wassiljewitsch zog hastig die Pantoffel über die Füße, warf den Schlafrock um die Schulter und rief:

Macedonia, Thee! — Dann fügte er hinzu: — Nun, da einmal Alles abgemacht ist, so muß es dabei bleiben. Gehe Euch Gott seinen Segen! Aber erzähle — wie ist das zugegangen?

Merkwürdig — von diesem Tage an redeten sich unsere Freunde mit »Du« an, als ob es zwischen ihnen nie andere gewesen wäre.

— Recht gern, mit Vergnügen! — antwortete Wjasownin und fing an zu erzählen.

Der Besuch war nämlich folgendermaßen abgelaufen.

Als Boris Andrejitsch bei Stepan Petrowitsch eintrat, fand er dort ausnahmsweise keinen einzigen Gast vor. Der Hausherr selbst ging auch gegen seine Gewohnheit nicht auf und nieder, sondern saß in einem Lehnstuhl; er fühlte sich nicht ganz wohl. So oft er sich anschickte zu sprechen, brach er jedesmal plötzlich wieder ab. Er begrüßte daher den eintretenden Wjasownin mit einem freundlichen Kopfnicken, deutete zuerst auf den Tisch hin, auf dem wie gewöhnlich ein kaltes Frühstück vorbereitet stand, dann auf Wjerotschka, und schloß die Augen. Wjasownin hatte das nur abgewartet. Er setzte sich gleich neben Wjerotschka und knüpfte ein halblautes Gespräch mit ihr an. Es hatte zuerst die Gesundheit Stepan Petrowitsch's zum Gegenstande.

— Es wird mir so unheimlich — sagte Wjerotschka flüsternd — jedesmal, wenn er sich unwohl fühlt. Er ist nun einmal so: nie wird er klagen, nie nach etwas verlangen. Es ist fast unmöglich, ein Wort aus ihm herauszupressen. Ist er krank, so sagt er es nicht.

— Und Sie lieben ihn sehr? — fragte sie Wjasownin.

— Wen? Meinen Vater? . . . Ueber Alles in der Welt! Behüte der Himmel, daß ihm Etwas zustoße! Mir ist, als könnte ich dann nicht mehr leben.

— Also wäre es für Sie unmöglich, sich von ihm zu trennen?

— Zu trennen? Und weshalb denn von ihm trennen? Boris Andrejitsch blickte zu ihr auf.

— Nun, ein Mädchen darf doch nicht ewig im elterlichen Hause bleiben.

— Ach! das meinten Sie! Nun in dieser Hinsicht bin ich ganz ruhig . . . Wer sollte mich denn heirathen.

»Ich« hätte Boris Andrejitsch beinahe herausgeplatzt; doch er hielt an sich.

— Was macht Sie so nachdenkend? — fragte sie, indem sie ihn mit ihrem gewöhnlichen Lächeln ansah.

— Ich denke — erwiederte er — ich denke, daß . . .

Er änderte plötzlich den Ton und fragte sie, ob sie Karantjeff schon lange kenne.

— Ich kann mich wahrlich nicht besinnen. Es kommen ja so viele Herren zu meinem Vater. Ich glaube, er war im vorigen Jahre zum ersten Male bei uns.

— Gefällt er Ihnen?

— Nein! — antwortete Wjerotschka nach einigem Besinnen.

— Und weshalb nicht?

— Er ist so unreinlich — erwiederte sie naiv. — Uedrigens scheint er ein guter Mensch zu sein, er singt so schön — er bewegt mir jedesmal das Herz, wenn er singt.

— Sol — gab Wjasownin zurück, und nach einer Pause fügte er hinzu: — Wer gefällt Ihnen denn!

— Es gefallen mir Viele . . . Sie gefallen mir auch.

— Wir sind ja Freunde. Gefällt Ihnen aber Niemand besonderes?

— Aber was Sie doch neugierig sind!

— Und Sie sind kalt.

— Wieso? — fragte Wjerotschka unschuldig.

— Hören Sie mich an! — begann Wjasownin. — Aber in diesem Augenblicke drehte sich Stepan Petrowitsch im Sessel herum. — Hören Sie — fuhr er kaum hörbar fort, während ihm das Blut zu Kopfe schoß. — Ich muß Ihnen Etwas mittheilen, etwas sehr Wichtiges . . . aber nicht hier.

— Wo denn?

— Meinetwegen in dem angrenzenden Zimmer.

— Um was handelt es sich — fragte Wjerotschka, sich erhebend. — Ein Geheimniß?

— Jawohl, ein Geheimniß.

— Ein Geheimniß . . . — wiederholte Wjerotschka verwundert und trat zum Zimmer hinaus. Wjasownin folgte ihr; er war wie im Fieber.

— Nun, um was handelt es sich? — fragte sie neugierig.

Boris Andrejitsch wollte etwas weit ausholen. Als er aber in das junge Gesicht, welches von dem lichten, ihm so sympathischen Lächeln belebt wurde, in diese klaren, weichen Augen schaute, verlor er sich, und fast wider seinen Willen fragte er sie ohne jede Einleitung.

— Wjera Stepanowna, würden Sie einwilligen meine Frau zu werden?

— Wie? — fragte Wjerotschka, und wurde feuerroth.

— Wollen Sie meine Frau werden? — wiederholte Wjasownin mechanisch.

— Ich . . . ich weiß nicht . . . ich habe nicht erwartet . . . es war so . . . stotterte Wjera, mit ihrer Hand das Fensterkreuz fassend, um nicht umzufallen. Dann, auf einmal stürzte sie aus dem Zimmer in ihr Schlafgemach.

Boris Andrejitsch blieb noch eine Weile stehen und kehrte dann verwirrt in das Kabinet zurück. Aus dem Tische lag eine Nummer der »Moskauer Nachrichten.« Er nahm die Zeitung in die Hand, setzte sich und starrte aus die Zeilen. Er wußte nicht, was mit ihm vorging, geschweige daß er sich hätte Rechenschaft geben können, was dort stand. Etwa eine halbe Stunde brachte er in dieser Stellung zu. Da vernahm er ein leichtes Geräusch hinter sich; ohne sich umzusehen, wußte er, daß Wjera eingetreten war.

Es vergingen noch einige Augenblicke. Er ließ den Blick etwas von den„Nachrichten« abgleiten. Sie saß am Fenster mit abgewendeten Augen und war blaß. Endlich nahm er sich zusammen, ging auf sie zu und ließ sich auf einem Stuhl neben ihr nieder.

Stepan Petrowitsch bewegte sich nicht; er saß mit rückwärts gelehntem Kopfe im Sessel.

— Entschuldigen Sie mich Wjera Stepanowna! — begann Wjasownin mit einer gewissen Anstrengung — Ich bin wirklich schuldig. Ich hätte Sie nicht so erschrecken sollen, nicht so auf einmal . . . und dabei . . . ich hatte keinen Grund . . .

Wjerotschka schwieg.

— Da es aber einmal geschehen ist, — fuhr er fort — so möchte ich doch wenigstens wissen, welche Antwort . . .

Wjerotschka senkte die Augen; ihre Wangen rötheten sich von Neuem.

— Wjera Stepanowna, nur ein Wort . . .

— Ich weiß wahrlich nicht — begann sie — Boris Andrejitsch . . . es hängt Alles vom Vater ab.

— Was? Unwohl? — erscholl plötzlich die Stimme Stepan Petrowitsch's.

Wjerotschka fuhr zusammen und hob rasch den Kopf. Die Augen Stepan Petrowitsch's waren grade auf sie gerichtet und sahen sehr unruhig aus. Sie ging sofort auf ihn zu.

— Rufen Sie mich, Vater?

— Unwohl? — wiederholte er.

— Wer? Ich? Ader nein! Wie kommen Sie darauf?

Er sah sie scharf an.

— Wirklich gesund?

— Freilich. Wie ist Ihnen?

— Brau, brau! — antwortete er leise und schloß wieder die Augen.

Wjerotschka begab sich zur Thür; Boris Andrejitsch hielt sie an.

— Sagen Sie mir wenigstens, ob Sie mir gestattet, mit Ihrem Vater zu sprechen.

— Wie es Ihnen beliebt — sagte sie leise. — Aber, Boris Andrejitsch, ich glaube, ich passe nicht für Sie.

Boris Andrejitsch wollte sie an der Hand fassen; sie wich aber aus und verließ das Zimmer.

— Wunderbar! — dachte er bei sich. — Sie sagt dasselbe wie Krupitzin.

Als er nun ganz allein mit Stepan Petrowitsch im Zimmer war, gab er sich das Wort, ihm Alles klar auseinander zu setzen und zu dem unerwarteten Antrage ihn nach Möglichkeit vorzubereiten. Das erwies sich aber hier in Wirklichkeit noch schwieriger, als bei Wjerotschka. Stepan Petrowitsch fieberte etwas; bald verfiel er in Nachdenken, bald schlummerte er ein, und auf die an ihn gerichteten Fragen und Bemerkungen, durch welche Boris Andrejitsch zum eigentlichen Gegenstande des Gespräche übergehen zu können

glaubte, antwortete er unwillig und immer erst nach einiger Zeit. Boris Andrejitsch sah schließlich ein, daß seine Winke ihre Wirkung verfehlten, und mußte sich daher entschließen direkt zur Sache zu schreiten.

Er holte einige Male tief Atem, als ob er sprechen wollte, blieb aber lange stumm und brachte kein Wort heraus.

— Stepan Petrowitsch, — begann er endlich, — ich habe die Absicht, Ihnen einen Antrag zu machen, von dem ich glaube, daß er Sie nicht wenig überraschen wird.

— Brau, brau! — erwiederte ruhig Stepan Petrowitsch.

— Einen Antrag, den Sie gar nicht erwartet haben. Stepan Petrowitsch sperrte die Augen auf.

— Ich . . . ich erlaube mit, um die Hand ihrer Tochter Wjera Stepanowna anzuhalten.

Stepan Petrowitsch sprang in die Höhe.

— Wie? — fragte er mit derselben Stimme und demselben Ausdruck im Gesichte, wie vordem Wjerotschka.

Boris Andrejitsch mußte seinen Antrag wiederholen.

Stepan Pertrowitsch ließ sein Auge auf ihm ruhen und sah ihn längere Zeit schweigend an, sodaß es Boris Andrejitsch zuletzt ordentlich unheimlich wurde.

— Weiß Wjera davon? fragte Stepan Petrowitsch.

— Ich habe mich Wjera Stepanowna erklärt, und sie gab mir die Erlaubniß, mich an Sie zu wenden.

— Soeben haben Sie sich erklärt?

— Soeben!

— Warten Sie! — versetzte Stepan Petrowitsch und trat aus dem Zimmer.

Boris Andrejitsch blieb allein zurück. Aengstlich starrte er bald an die Wände, bald nach dem Boden — als sich plötzlich Pferdegetrappel vernehmen ließ. Die Thür des Vorzimmers bewegte sich in ihren Angeln, und eine tiefe Stimme fragte: »Zu Hause?« Es wurden Schritte hörbar und in’s Kabinet herein drängte sich der uns bekannte Michel Michejitsch.

Boris Andrejitsch konnte vor Aerger gar nicht zu sich kommen.

— Ist das hier eine Hitze! — rief Michej Michejitsch aus, indem er sich auf das Sopha warf. — Ah, guten Morgen! Wo ist aber Stepan Petrowitsch?

— Er ist hinausgegangen; wird bald kommen.

— Heut, ist es sehr kalt — bemerkte Michej Michejitsch, indem er sich ein Gläschen einschenkte.

Und ehe er es noch recht hinunter geschluckt hatte, sprach er schon wieder mit Lebhaftigkeit.

— Ich komme ja wieder aus der Stadt.

— Aus der Stadt? — erwiederte Boris Andrejitsch, der seine Aufregung kaum bemeistern konnte.

— Aus der Stadt — wiederholte Michel Michejitsch. — Und Alles nur Dank diesem Räuber Onuffri. Stellen Sie sich vor: er schwatzte mir einen Teufelssack voll tausend Geschichten vor, sodaß man sich Wunder was Gutes dabei denken konnte. Ein Geschäft, — sagte er — ein Geschäft habe ich für Sie ausfindig gemacht, aber ein Geschäft, wie es sich nach Niemandem in der ganzen Welt dargeboten hat. Mit einem Worte, jeder einzelne Rubel sollte nach ihm ganze Hundertrubel-Scheine einbringen. Das Ende vom Liede war, daß er mich noch mit 25 Rubel anpumpte, ich aber mußte mich umsonst in der Stadt abquälen und die Pferde fast zu Tode fahren.

— Was Sie sagen! — murmelte Wjasownin.

— Ich sage Ihnen, das ist ein Räuber, ein wahrer Räuber. Er sollte auf der Landstraße mit einer Wurfkugel herumstrolchen. Ich begreift gar nicht, wie die Polizei so Etwas ruhig mit ansehen kann. Es steht Einem ja bevor, an den Bettelstab zu kommen.

Stepan Petrowitsch trat ein.

Und Michel Michejitsch fing nochmals an, von seinem Abenteuer mit Onuffri zu erzählen.

— Ich begreife nicht, weshalb ihn Niemand durchhaut! — rief er zuletzt aus.

— Durchhaut — wiederholte Stepan Petrowitsch — und brach plötzlich in das convulsivische Lachen aus.

Michel Michejitsch ahmte ihm nach und wiederholte:

— Ja wohl, er müßte durchgehauen werden!

Als aber Stepan Petrowitsch im Anfalle des Lachkrampfes endlich auf dem Sopha zusammenbrach, wandte sich Michej Michejitsch an

Boris Andrejitsch und sagte achselzuckend:

— So ist es immer mit ihm. Auf einmal fängt er an zu lachen, Gott weiß weshalb! Es ist so seine Gewohnheit.

Wjerotschka kam herein; sie schien aufgeregt, ihre Augen waren geröthet.

— Der Vater ist heute nicht ganz wohl — bemerkte sie leise zu Michej Michejitsch. Er nieste mit dem Kopfe und schob ein Stück Käse in den Mund. Endlich hielt Stepan Petrowitsch ein, ruhte etwas aus und begann im Zimmer auf und abzugehen. Boris Andrejitsch wich seinem Blick aus und saß wie auf Nadeln. Michej Michejitsch fing von Neuem an, sich über Onuffri Luft zu machen.

Man ging zu Tisch. Während der Mahlzeit sprach nur Michej Michejitsch. Endlich, schon gegen Abend, nahm Stepan Petrowitsch Wjasownin bei der Hand und führte ihn schweigend in das Nebenzimmer.

— Sind Sie ein guter Mensch? — fragte er, ihm in's Gesicht sehend.

— Ich bin ein ehrlicher Mann, Stepan Petrowitsch. Das kann ich frei von mir behaupten — und ich liebe Ihre Tochter.

— Sie lieben sie? Ehrlich?

— Ich liebe sie und werde mir Mühe geben, auch ihrer Liebe würdig zu sein.

— Wird sie Ihnen nicht lästig werden? — Fragte Stepan Petrowitsch.

— Niemals!

Das Antlitz Stepan Petrowitsch's verzog sich seltsam.

— Nun sehen Sie . . . sie zu lieben . . . ich bin einverstanden.

Boris Andrejitsch war schon bereit, ihn zu umarmen, aber er wies ihn ab.

— Später . . .Schon gut!

Er wendete sich gegen die Wand, Boris Andrejitsch konnte sehen, daß er weinte.

Stepan Petrowitsch trocknete die Augen, ohne sich ums zuwenden; dann ging er vor Boris Andrejitsch vorbei ins Kabinet zurück und sagte ihm mit seinem gewöhnlichen Lächeln ohne ihn anzusehen:

— Heute nicht mehr davon, ich bitte Sie . . . Morgen Alles . . . was nöthig . . .

— Schon gut, schon gut! — erwiederte hastig Boris Andrejitsch und folgte ihm in's Kabinet, wobei er mit Wjerotschka einen Blick austauschte.

In seinem Herzen war er heiter und unruhig zu gleicher Zeit.

Er vermochte nicht lange in Gesellschaft von Michej Michejitsch bei Stepan Petrowitsch zu bleiben. Er bedurfte der Einsamkeit Dabei zog es ihn zu Peter Wassiljewitsch. Er entfernte sich mit dem Versprechen, den andern Tag wiederzukommen. Als er im Vorzimmer von Wjerotschka Abschied nahm, drückte er ihr einen Kuß auf die Hand; sie sah ihn verwundert an.

— Bis morgens — sagte er zu ihr.

— Adieu! erwiederte sie leise.

— Weißt Du, Peter Wassiljewitsch — sagte Boris Andrejitsch, nachdem er seinen Bericht geendet hatte, im Schlafzimmer auf und abspazierend — weißt Du, was mir jetzt einfällt? Woher kommt es, daß mancher junge Mann nicht heirathet? Daher, daß er Furcht hat, sein Leben in die Knechtschaft zu verkaufen! Er denkt sich: wozu soll ich mich beeilen? Ich habe noch Zeit, und vielleicht trifft sich inzwischen etwas Besseres. Die Geschichte endigt dann gewöhnlich damit, daß er entweder sein ganzes Leben Junggeselle bleib!, oder aber die Erste, Beste heirathen. Das ist Alles nichts weiter, als Egoismus und Stolz. Schickt Dir der liebe Gott ein liebes und gutes Mädchen in den Weg, so versäume nicht die Gelegenheit — sei glücklich und nicht allzu wählerisch. Eine bessere Frau als Wjerotschka finde ich wirklich nicht für mich; und wenn sich auch manche Lücken in ihrer Erziehung vorfinden, so wird es meine Aufgabe sein, an ihr das Nöthige nachzuholen. Sie ist etwas phlegmatisch — aber das hat nichts zu sagen. Im Gegentheil . . . das eben ist die Veranlassung, daß ich meinen Entschluß so schnell gefaßt habe. Du hattest mir ja außerdem zugeredet, zu heirathen . . . Sollte ich mich aber getäuscht haben — fügte er hinzu, indem er sinnend stehen blieb — nun, so ist das Unglück nicht so groß! Aus meinem Leben wäre ohnedies nicht viel geworden.

Peter Wassiljewitsch hörte seinem Freunde schweigend zu, indem er nicht versäumte, von Zeit zu Zeit aus einem gesprungenen Glase den Thee zu schlürfen, den ihm die eifrige Macedonia zubereitet hatte.

— Nun, was schweigst Du? — fragte endlich Boris Andrejitsch, und stellte sich abwartend vor ihn hin. — Nicht wahr, ich urtheile doch richtig? Du bist doch mit mir einverstanden?

— Der Antrag ist gemacht — erwiederte Peter Wassiljewitsch mit Zwischenpausen — der Vater hat seinen Segen gegeben, die Tochter hat nicht *nein* gesagt, also ist es nicht mehr an der Zeit, Betrachtungen anzustellen. Vielleicht fährt auch Alles zum Guten. Jetzt muß an die Hochzeit gedacht werden. Morgenstund' hat Gold im Mund' . . . Wir wollen also morgen früh Alles besprechen, wie es sich gebührt. Heda! — rief er darauf nach der Dienerschaft — wer da ist, mag Boris Andrejitsch begleiten

— Umarme mich doch wenigstens! Beglückwünsche mich! versetzte Boris Andrejitsch. — Was bist Du aber für ein Mensch!

— Umarmen will ich Dich schon, Und von Herzen gern.

Und er drückte Boris Andrejitsch an seine Brust.

— Gebe Dir Gott hienieden alles Beste!

Die Freunde gingen auseinander. —

»Alles kommt daher — sagte Peter Wassiljewitsch laut vor sich hin, wobei er sich, nachdem er lange still gelegen, im Bette stürmisch auf die andere Seite warf — Alles kommt daher, daß er nicht beim Militair gedient hat. Er ist gewohnt seinen Neigungen zu leben und kennt keine Raison.«

* *
*

Einen Monat später feierte Wjasownin seine Hochzeit. Er selbst bestand darauf, daß die Trauung nicht länger aufgeschoben werde. Peter Wassiljewitsch war Trauführer. Im Laufe dieses ganzen Monats besuchte er Stepan Petrowitsch tagtäglich, jedoch war in seinem Benehmen gegen Wjerotschka und umgekehrt keine Veränderung zu bemerken. Sie wurde vielleicht noch schüchterner — das war Alles. Er brachte ihr »Furi Miroslawsky« und las ihr selbst einige Kapitel vor. Dieser Sagoski'sche Roman gefiel ihr zwar; als sie aber mit ihm zu Ende war, verlangt sie kein Buch mehr. Karantjeff kam einmal extra angefahren, um Wjerotschka als Braut eines Andern zu sehen. Er hatte etwas im Kopfe und wendete seine Augen nicht von ihr ab, gleich als wollte er ihr etwas sagen — er sagte aber Nichts. Man

forderte ihn auf, Etwas vorzusingen. Er stimmte ein melancholisches Lied an, ging dann auf ein Bravourlied über, warf die Guitarre aus den Divan, verabschiedete sich von Allen, und, nachdem er im Schlitten Platz genommen hatte, warf er sich mit der Brust auf das unten ausgebreitete Stroh und brach in Schluchzen aus. — Eine Viertelstunde später schlief er den Schlaf eines Todten.

Am Tage der Trauung war Wjerotschka sehr in sich gekehrt. Stepan Petrowitsch war ebenfalls niedergeschlagen. Er hatte gehofft, daß Boris Andrejitsch einwilligen würde, zu ihm, in sein Haus überzusiedeln, aber dieser verrieth durchaus keine Neigung dazu, sondern machte im Gegentheil Stepan Petrowitsch den Antrag, auf einige Zeit sich in Wjasowna niederzulassen. Der Alte schlug es aus mitzufahren: er war sein Kabinet zu sehr gewöhnt. Wjerotschka gab ihm das Versprechen, ihn wenigstens einmal in der Woche zu besuchen. Wie muthlos antwortete ihr darauf der Vater sein »brau, brau!«

Und so begann Boris Andrejitsch ein eheliches Leben. In der ersten Zeit ging alles prächtig. Wjerotschka, die sich als eine ausgezeichnete Wirthin erwies, brachte sein Haus in Ordnung. Er beobachtete ihr gelassenes, sorgsames Schaffen mit Wohlgefallen, ergötzte sich an ihrem unveränderlich klaren und sanften Gemüthe, nannte sie seine »kleine Holländerin« und wiederholte Peter Wassiljewitsch beständig, daß er erst jetzt eigentlich verstehe, was das Glück sei. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Peter Wassiljewitsch seit Boris Andrejitsch's Verheirathung nicht mehr so oft bei diesem zu sehen war; und wenn er einmal kam, so pflegte er nicht lange zu bleiben, obwohl ihn Boris Andrejitsch mit der früheren Gastfreundlichkeit empfing und Wjerotschka ihm aufrichtig gewogen war.

— Dein Leben ist nicht mehr, was es früher war — so pflegte er zu Wjasownin zu sagen, der ihm freundschaftliche Vorwürfe machte, daß er kalt gegen ihn geworden sei. — Du bist jetzt ein verheiratheter Mann, ich bin ein Junggeselle. Ich könnte Euch stören.

Anfangs pflegte ihm Wjasownin nicht zu widersprechen. Allmählich aber machte er ihm bemerklich, daß es ihm allein zu Hause langweilig sei. Seine Frau war durchaus nicht die Ursache davon; im Gegentheil, manchmal vermißte er ihre Gesellschaft gar nicht und wechselte während des ganzen Vormittags kein einziges Wort mit ihr, obwohl er immer mit Vergnügen und Zärtlichkeit ihr

Gesicht beobachtete, und jedesmal. wenn sie mit ihrem leichten Schritt an ihm vorüberging, ihre Hand auffing und küßte, was dann wieder ein Lächeln auf ihren Lippen hervorrief. Dieses Lächeln war immer dasselbe, das er so liebte. Genügt uns denn aber ein Lächeln allein?

Es war so wenig Gemeinschaftliches in ihnen, und er fing an, dies endlich gewöhnt zu werden.

— Meine Frau scheint nicht viel esprit zu haben — so dachte Boris Andrejitsch eines Tages, mit gekreuzten Armen auf dem Divan sitzend.

Die Worte Wjerotschka's die sie am Tage seiner Erklärung hervorgepreßt: »Ich passe nicht für Sie,« sie hallten jetzt oft in seinem Innern wieder.

»Wäre ich irgend ein Deutscher oder ein Gelehrter — fuhr er in seinem Sinne fort — oder hätte ich wenigstens eine beständige Beschäftigung, welche den größten Theil meiner Zeit in Anspruch nähme, so wäre solch eine Frau ein wahrer Schatz. Aber wie es jetzt ist . . . wäre es möglich, daß ich Mich getäuscht hätte?« — Dieser Gedanke war für ihn peinlicher, als er einst erwartet hatte.

Als ihm an demselben Tage Peter Wassiljewitsch von Neuem wiederholte, daß er es nicht über sich bringen könne, das Ehepaar zu stören, konnte sich Boris Andrejitsch nicht des Ausrufes enthalten:

»Mit Nichten! Du störst uns nicht im Geringsten. Im Gegentheil es ist für uns Beide angenehmer« . . . — er hätte beinahe gesagt: leichter, wenn Du zugegen bist. — Und es war auch wirklich so.

Boris Andrejitsch unterhielt sich gern mit Peter Wassiljewitsch, grade so wie vor der Hochzeit. Zu ihm konnte auch Wjerotschka sprechen, während sie ihren Gemahl für ihre Reden zu hoch hielt und bei all ihrer zweifellosen Anhänglichkeit nicht wußte, wie sie ihn zu unterhalten hätte.

Außerdem bemerkte sie, daß ihn die Gegenwart Peter Wassiljewitsch's jedesmal aufheiterte. Es endigte kurzweg damit, daß Peter Wassiljewitsch im Hause unentbehrlich wurde. Wjerotschka gewann er lieb wie eine Tochter; es war aber auch unmöglich, dieses gutmüthige Wesen nicht zu lieben. Wenn ihm Boris Andrejitsch einmal aus menschlicher Schwäche als seinem Freunde alle seine geheimen Gedanken klagte und anvertraute, so pflegte ihm Peter

Wassiljewitsch energisch seine Undankbarkeit vorzuhalten und alle guten Seiten Wjerotschka's aufzuzählen. Als sich sogar eines Tages Boris Andrejitsch äußerte, daß ja auch Peter Wassiljewitsch früher die Ansicht ausgesprochen habe, Wjerotschka und er seien nicht für einander geschaffen, antwortete ihm Jener, daß er Wjerotschka's nicht werth sei, wobei seine aufrichtige Verehrung für die junge Frau durchklang.

— Ich habe an ihr Nichts, nicht das, was ich voraussetzte, gefunden — murmelte Boris Andrejitsch.

— Wie, Nichts gefunden? Hattest Du denn etwas Außerordentliches erwartet? Du hast an ihr ein ausgezeichnetes Weib gefunden. Das ist es!

— Es ist wahr! — beeilte sich Wjasownin zu entgegnen.

Im Hause Wjasownin's ging Alles her wie zuvor — Alles war friedlich und still; denn mit Wjerotschka wäre es nicht nur unmöglich gewesen zu zanken, es konnten sogar keine Mißverständnisse zwischen ihr und ihrem Manne entstehen. Die innere Kluft gab sich aber an Allem kund. Ungefähr in derselben Weise, wie sich auch beim einzelnen Menschen eine innere, unsichtbare Wunde durch ihre Wirkung äußerlich verrath. Wjerotschka hatte nicht die Gewohnheit, zu klagen; dabei fiel es ihr auch nie ein, Wjasownin Etwas vorzuwerfen. Und so konnte es geschehen, daß ihm nicht beikam, auch ihr möchte dieses Leben nicht leicht sein. Nur zwei Menschen gab es, die ihre Lage klar auffaßten: das waren der alte Vater und Peter Wassiljewitsch. Stepan Petrowitsch pflegte sie jedesmal, wenn sie ihn besuchte, mit einer rührenden Inbrunst zu liebkosen und ihr in die Augen zu schauen. Er richtete keine Fragen an sie; dafür aber ächzte er öfter, wenn er das Zimmer durchmaß, und sein »brau, brau« klang nicht mehr so unerschütterlich seelenruhig wie früher, es tönte nicht mehr der Friede heraus, der das Irdisches überbreitet und von ihm nicht angefochten wird. Getrennt von seiner Tochter, schien er blasser und magerer zu werden. — Für Peter Wassiljewitsch war es auch kein Geheimniß, was in der Seele Wjerotschka's vorging. Wjerotschka verlangte keineswegs, daß ihr Mann sich mehr mit ihr beschäftige oder sie unterhalte; sie quälte vielmehr der Gedanke, daß sie ihm zur Last sei. Peter Wassiljewitsch fand sie einmal unbeweglich stehend, mit dem Gesicht an die Wand gelehnt. Wie ihr Vater, dem sie noch in vieler Beziehung ähnelte, zeigte sie nicht gerne ihre Thränen;

sie wandte sich ab, sobald ihr das Weinen ankam, mochte sie auch ganz allein im Zimmer sein. Peter Wassiljewitsch ging leise an ihr vorüber und hütete sich, sie auch nur durch einen Wink auf den Gedanken zu bringen, daß es ihm klar sei, weshalb sie ihr Gesicht an die Wand gelehnt habe. Dafür aber ließ er Wjasownin keine Ruhe. Freilich, er brachte nie jene verletzenden, unnützen und selbstgefälligen Worte über die Lippen: »hab' ich Dir nicht gleich gesagt?« — jene Worte, die, beiläufig bemerkt, auch die allerbeste Frau im wärmsten Augenblicke der Theilnahme nicht zurückzuhalten vermag. Er machte ihm vielmehr die herzhaftesten Vorwürfe wegen seiner Gleichgültigkeit gegen Wjerotschka, wegen Hypochondrie, und brachte ihn einmal so weit, daß er zu Wjerotschka hinlief und sie mit Unruhe zu betrachten und zu befragen anfing. Sie sah ihn mit einer solchen Milde an, antwortete mit solcher Ruhe, daß er sie, im Innern über die Vorwürfe Peter Wassiljewitsch's, mit denen er ihn quälte, aufgebracht, verließ, und sich damit beruhigte, daß doch wenigstens Wjerotschka von Allem keine Ahnung habe . . . so verging der Winter.

Boris Andrejitsch wurde nicht reizbar und despotisch, wie es oft der Fall bei Menschen ist, die sich im Unrecht fühlen. Er erlaubte sich auch nicht jenes wohlfeile und brutale Vergnügen, das auch kluge Leute oft nicht unterlassen können, sich über Dinge, die sie nicht genannt hören mögen, durch Spötteln und Aufziehen hinwegzuhelfen. Er verfiel auch nicht in Melancholie. Es begann ihn einfach der Gedanke zu beschäftigen: auf welche Weile kannst Du gut eine Reise bewerkstelligen — freilich, nur auf kurze Zeit.

— Eine Reise! — wiederholte er sich jeden Morgen beim Erwachen — eine Reise! — flüsterte er vor dem Schlafengehen. Und in diesem Worte schien ihm, je öfter er es wiederholte, ein um so größerer Reiz zu liegen. Er machte eine kleine Probe und fuhr zur Zerstreuung zu Sofia Kirillowna; aber ihre Schönrednerei, ihre Unnatürlichkeit, ihr Lächeln, ihre Gederden erschienen ihm doch allzu abgeschmackt. »Welcher Vergleich mit Wjerotschka!« dachte er bei sich und betrachtete mit einer gewissen Geringschätzung die geputzte Wittwe. Und nichtsdestoweniger wollte ihn der Gedanke, sich von dieser nämlichen Wjerotschka losmachen, nicht verlassen . . .

Der Odem des in's Land gezogenen Frühlings, jener Jahreszeit, die sogar die Vögel aus der Ferne zieht und lockt, zerstreute seine letzten Zweifel und verdrehte ihm gänzlich den Kopf. Er fuhr nach

Petersburg — unter dem Vorwande eines wichtigen und keinen Aufschub duldenden Geschäftes, von welchem bisher noch niemals die Rede gewesen war . . . Als er von Wjerotschka Abschied nahm, fühlte er, wie sich sein Herz zusammenzog, wie es beinahe verblutete: es war Mitleid, was er fühlte, mit seiner sanften, guten Gattin. Die Thränen strömten ihm aus den Augen und netzten ihre blasse Stirn, die er soeben mit seinen Lippen berührt hatte. — Ich komme bald, recht bald wieder, mein Herz, und werde auch schreiben — wiederholte er ein paar Mal. Nachdem er sie noch der Freundschaft und Fürsorge Peter Wassiljewitsch's empfohlen, stieg er in den Wagen — gerührt und voll Trauer . . .

Seine Schwermuth verschwand aber augenblicklich beim Anblick der Weiden, deren erstes, zartes Grün die Landstraße begleitete, welche sich zwei Werst entlang von seinem Dorfe hinzog. Ein unerklärliches, fast jugendliches Entzücken machte sein Herz pochen; seine Brust dehnte sich aus und er senkte mit einer sehnsüchtigen Gier seinen Blick in die Ferne.

— Nein! — rief er aus — ich sehe, daß:

»Ein Renner und ein Netz am Wagen
Dem Kutscher nimmermehr behagen.«

Aber was war er für ein Renner?

Wjera blieb nun allein. Ader erstens besuchte sie Peter Wassiljewitsch oft, und zweitens — woran ihr am meisten lag — der Vater willigte endlich ein, sich von seiner geliebten Behausung zu trennen und zu seiner Tochter zu ziehen. Alle drei begannen nun ein glückliches Leben. Ihre Urtheile, ihre Gewohnheiten stimmten ja so sehr überein! Dabei aber wurde Wjasownin nicht nur nicht vergessen; im Gegentheil, er war das unsichtbare, geistige Band, welches sie unter einander verknüpfte. Sie unterhielten sich beständig von ihm, von seinem Verstande, von seiner Güte, seiner Bildung und Einfachheit im Betragen. Die Liebe zu Boris Andrejitsch schien in seiner Abwesenheit zu wachsen. Es stellte sich prächtiges Wetter ein. Die Tage flogen nicht in eiliger Hast dahin; sie verstrichen friedlich und heiter, gleich hohen, hellen Wolken an dem blauen, heitern Himmel. Wjasownin ließ von Zeit zu Zeit von sich hören. Seine Briefe wurden gelesen und abermals gelesen, mit innigem Vergnügen. In jedem seiner Briefe gedachte er seiner baldigen Rückkehr . . . Da,

eines schönen Tages, erhielt Peter Wassiljewitsch von ihm nachstehende Zeilen:

»Lieber Freund! *Mein guter Peter Wassiljewitsch! Ich habe lange nachgedacht, wie ich diesen Brief anfangen solle; es schien mir aber schließlich das Beste zu sein, Dir kurzweg zu sagen: ich gehe in's Ausland. Diese Nachricht — ich weiß es im Voraus — wird Dich überraschen, wird Dich erzürnen; Du konntest dies am wenigsten erwarten. Und Du wirst auch ganz Recht haben, mich einen liederlichen und leichtsinnigen Menschen zu schelten. Ich habe nicht die Absicht, mich zu vertheidigen, ich fühle in diesem Augenblicke sogar, daß ich erröthe. Ader höre mich mit etwas Nachricht an. Erstens verreise ich auf eine kurze Zeit, dabei in Gesellschaft und unter so vortheilhaften Bedingungen, wie Du es Dir kaum vorstellen kannst. Zweitens bin ich fest überzeugt, daß, nachdem ich zum letzten Male ausgelassen gewesen sein werde, nachdem ich zum letzten Male meine Leidenschaft befriedigt haben werde, Alles zu kennen und zu erproben — daß ich dann sicherlich ein guter Gatte, ein Familienvater und häuslicher Charakter sein werde. Ich werde dann auch beweisen, daß ich die von der Vorsehung an mir geübte Gnade, der ich ein solches Weib wie Wjerotschka zu verdanken habe, zu schätzen weiß; Ich bitte Dich, suche sie hiervon zu überzeugen und zeige ihr diesen Brief. Ich selbst schreibe ihr heute nicht; es fehlt mir der Muth dazu. Aber sie erhält unbedingt einen Brief aus Stettin, wohin sich der Dampfer direkt begiebt. Einstweilen sage ihr, daß ich mich vor ihr auf die Kniee werfe und sie demüthig anflehe, ihrem thörichten Gatten zu verzeihen. Da ich ihr engelhaftes Gemüth kenne, bin ich überzeugt, sie wird mir nicht zürnen. Ich aber schwöre bei Allem in der Welt daß ich in drei Monaten, und nimmermehr später, nach Wjasowna zurückkehre, und daß alsdann keine Macht der Erde mehr im Stande sein wird, mich bis zum Ende meines Lebens noch einmal von dort fortzulocken. Lebe wohl — oder richtiger aus baldiges Wiedersehen! Ich umarme Dich und küsse die zierlichen Hündchen meiner Wjerotschka. Von Stettin aus werde ich Euch mein Adresse angeben. Sollte sich inzwischen etwas Unvorhergesehenes ereignen, so rechne ich auf Dich — wie überhaupt in allen*

Angelegenheiten, die mein Haus betreffen — wie auf eine Wand von Fels.

Dein

Boris Wjasownin.

P.S. Zum Herbst bitte ich mein Cabinet mit frischen Tapeten bekleiden zu lassen ., . hörst Du? . . . aber unbedingt!«

Leider war es den von Boris Andrejitsch in diesem Briefe ausgesprochenen Hoffnungen nicht beschieden sich zu verwirklichen. In Stettin kam er, wegen der vielen Laufereien und der neuen Eindrücke nicht dazu, an Wjerotschka zu schreiben.

Er schickte ihr aber aus Hamburg einen Brief, in welchem er ihr seine Absicht mittheilte — »zu dem Zwecke« einige industrielle Anstalten in Augenschein zu nehmen und diese und jene für ihn wichtige Vorlesung an der Universität zu hören.« — Paris besuchen zu wollen, wohin er sich auch ausbat, ihm die auf Weiteres, *poste restante*, etwaige Briefe zu schicken. Wjasownin kam eines Morgens früh in Paris an. Nachdem er im Laufe des Tages die *Boulevards*, den Tuillerien-Garten, die *Place de la Concorde*, das *Palais-Royal* durchlaufen und sogar die *Vendôme*-Säule bestiegen hatte, begab er sich zu *Vesour*, wo er in dem Tone eines Habitúe sein Mittagessen bestellte, besuchte das *Chatêau de fleurs* und sah sich schließlich mit dem Ernste des Beobachters an, was denn eigentlich der *Cancan* bedeute und wie die wahren Pariser diesen Tanz ausführen. Der Tanz an sich gefiel ihm zwar nicht, dafür aber fand er Wohlgefallen an einer demoiselle, die eben den *Cancan* tanzte, einer lebhaften, schlanken Brünette mit einem Stumpfnäschen und feurigen Augen. Er stellte sich öfter und öfter ihr gegenüber, wechselte zuerst Blicke mit ihr, dann ein Lächeln, endlich Worte . . . eine halbe Stunde später ging sie schon Arm in Arm mit ihm, nannte ihm ihren »*petit, nom:« Julie!* und machte Andeutungen, daß sie hungrig sei, und daß es nichts Besseres gebe als ein Abendbrot »*à la Maison d'or, dans un petit cabinet particulier.*« Boris Andrejitsch für seinen Theil spürte zwar keinen Hunger; auch war er auf ein Souper in Gesellschaft von *demoiselle Julie* nicht vorbereitet. Indessen — dachte er — wenn die Sitte einmal so ist, muß man sie mitmachen. — *Partout!* — sagte er laut — aber in diesem Augenblick trat ihm Jemand heftig auf den Fuß. Er schrie auf, wandte sich um und sah einen Herrn in mittleren

Jahren vor sich, untersetzt und breitschulterig, mit steifem Halskragen, in einem bis oben hin zugeknöpften Civilrocke und breiten, militärisch zugeschnittenen Hosen. Den Hut bis auf die Nase, unter der wie in zwei kleinen Cascaden ein gefärbter Schnurrbart herablief, in's Gesicht gedrückt, die Hosentaschen mit den Daumen seiner behaarten Hände auseinanderdehnend, richtete dieser Herr — allem Anschein nach ein Offizier von der Infanterie — einen festen Blick auf Wjasownin. Der Ausdruck seiner gelben Augen, feiner widerwärtig gerötheten glatten Wangen, seiner bläulichen herumstehenden Backenknochen, seines ganzen Gesichtes überhaupt war frech und herausfordernd.

— Waren Sie es, der mich auf den Fuß getreten? — sprach ihn Wjasownin an.

— *Oui, monsieur.*

— Aber in solchen Fällen pflegt man doch um Verzeihung zu bitten.

— Und wenn ich mich bei Ihnen nicht entschuldigen will, *monsieur ie Moscovite*?

Die Pariser erkennen einen Russen sofort.

— Sie scheinen mich also beleidigen zu wollen? — fragte Wjasownin.

— *Oui, monsieur!* Die Form ihrer Nase gefällt mir nicht!

Fi! le gros jaloux! — äußerte sich *mademoiselle Julie*, für die der Infanterieoffizier durchaus kein Fremder zu sein schien.

— In diesem Falle . . . — begann Wjasownin unentschlossen.

— Sie wollen sagen — fiel ihm der Offizier ein — daß wie uns in diesem Falle schlagen müssen? Nun freilich! Ganz recht! Da haben Sie meine Karte.

— Da ist die meinige — erwiederte Wjasownin, der noch immer nicht zu sich kommen konnte, und kritzelte pochenden Herzens, wie im Traume, auf das glacirte Papier seiner Visitenkarte mit dem im Laufe des Tages als *Breloqne* an seine Uhrkette gekauften goldenen Stifte die Worte: »*Hotel des trois Monarques, No. 46.*«

Der Offizier nickte und erklärte, er werde sich die Ehre geben, seinen Sekundanten zu »*Monsieur . . . monsieur* (er näherte die Karte Wjasownins seinem rechten Auge) *monsieur de Vazavononin*« zu schicken — und kehrte Boris Andrejitsch den Rücken, der auf der Stelle das *Châtenu de fleurs* verließ. *Mademoiselie Julie* wollte ihn

zurückhalten, aber er sah sie sehr kalt an . . . Sie wandte sich sofort von ihm ab, entfernte sich und war lange damit beschäftigt, dem mürrischen Offizier anscheinend Etwas auseinanderzusetzen, der übrigens seine Hände in den Hosentaschen behielt, den Schnurrbart ab und zu bewegte und seine unfreundliche Miene nicht veränderte.

Als Wjasownin auf die Straße trat, überlas er unter der ersten Laterne, auf die er stieß, zwei Mal hintereinander aufmerksam die ihm eingehändigte Visitenkarte. Es stand darauf: »*Alexandre Leboeuf, capitaine en second au 83^{me} de ligne*.«

— Soll das denn wirklich ernste Folgen nach sich ziehen? — dachte er bei sich, indem er in's Hotel zurückkehrte. — Werde ich mich wirklich schlagen müssen und weshalb denn eigentlich? Und das — schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Paris! Wie dumm! — Er begann an Wjerotschka, an Peter Wassiljewitsch zu schreiben, zerriß aber jedesmal den Brief und warf die angefangenen Bogen zur Seite. — Unsinn! Alles Schauspiel! — murmelte er wiederholt vor sich hin und legte sich in's Bett.

Seine Gedanken nahmen aber eine andere Richtung, als sich am andern Morgen, während er frühstückte, zwei Herren bei ihm anmeldeten, die nur etwas jünger waren als Monsieur Leboeuf, ihm aber sonst sehr ähnlich sahen (alle französischen Infanterieoffiziere sind aus einem Guß), und ihm ihre Namen nannten — der Eine hieß Monsieur Lecoq, der Andere Monsieur Pinochet, beide dienten als Lieutenants »*en 83^{me} de ligne*« Sie stellten sich Boris Andrejitsch als Sekundanten »*de notre ami Leboeuf*« vor, der sie geschickt hätte, die nöthigen Anstalten zu treffen — da nämlich ihr Freund, Monsieur Leboeuf, ihnen nicht erlaubt habe, die Sache beizulegen. Wjasownin war seinerseits genöthigt, den Herren Offizieren und Freunden des Monsieur Leboeuf zu erklären, daß er, da er in Paris vollkommen fremd sei, noch nicht habe Gelegenheit nehmen können sich umzusehen und einen Sekundanten aufzufinden (»Einer wird doch genügen?« fügte er hinzu. »Vollkommen!« bestätigte Monsieur Pinochet) und daß er daher die Herren Offiziere bitten müsse, ihm noch gegen vier Stunden Zeit zu lassen. Die Herren sahen einander an, zuckten mit den Achseln, gaben jedoch ihre Zustimmung und erhoben sich von ihren Plätzen.

— *Si monsieur le désire* — sagte unerwartet Pinochet, indem er in der Thür sich wieder wendete und stehen blieb, von den beiden

Sekundanten war dieser augenscheinlich der beredeste, weshalb ihm auch die Unterhandlungen übertragen worden waren; Monsieur Lecoq begnügte sich damit, seine Zustimmung durch eigenthümliche Töne zu erkennen zu geben) — *si monsieur le désire* — wiederholte er (bei dieser Gelegenheit kam Wjasownin sein Moskauer Coiffeur, Monsieur Galicis, in den Sinn, der diese Phrase oft gebraucht hatte) — so können wir Ihnen Einen der Offiziere unseres Regimentes empfehlen »*le lieutenant Barbichon, un garcon trèg dévoné,*« der sicherlich bereit sein wird, »*à un gentleman*« (Herr Pinochet sprach dieses Wort auf französische Weise aus nämlich„geantlemen«), einen Dienst zu erweisen, um Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen. Er wird sich als Ihr Sekundant schon Ihr Interesse zu Herzen nehmen — prendre à coeur vos intérêts.«

Wjasownin war im ersten Augenblick von diesem Antrage überrascht. Nachdem er aber überlegt, daß er doch in Paris keine Bekannten habe, dankte er Herrn Pinochet für sein Anerbieten und erklärte sich bereit, Herrn Barbichon zu erwarten. Letzterer versäumte auch nicht zu erscheinen. Dieser »*garcon très dévoné*« erwies sich als eine überaus hurtige und thätige Persönlichkeit. Nachdem er die Erklärung abgegeben, daß »*cet animal de Leboeuf n'en fait jamais d'entres . . . C'est un Othello, monsieur, un véritable Othello* — fragte er Wjasownin: — *N'est ce pas, vous désirez, que l'affaire soit sérieuse?* und, ohne eine Antwort abzuwarten, rief er schon wieder aus: *C'est tout ce que je désirais savoir. Laissez-moi faire!* — Und in der That, er leitete die ganze Angelegenheit mit einer solchen Lebhaftigkeit,

nahm so warm die Interessen Wjasownins sich zu Herzen, daß der arme Boris Andrejitsch, der bisher nie etwas von Fechten gewußt, schon zwei Stunden später in der Mitte einer kleinen, grünen Lichtung im Vincenne'schen Walde stand — mit einem Säbel in der Hand, mit aufgestreiften Hemdsärmeln und entblößter Brust, in einer Entfernung von zehn Schritten Angesichts seines Gegners, der ebenfalls den Rock abgeworfen hatte. Ein heiterer Himmel beleuchtete die Scene. Wjasownin konnte sich noch kaum Rechenschaft geben, wie er an diesen Ort gekommen war. Er hörte nicht aus sich zu wiederholen: »Wie dumm ist das! Wie dumm ist das!« und das Gewissen plagte ihn, wie wenn er sich an einem albernen Jugendstreiche betheiltgte. Mit einer Art Leichtsinn

belächelte er aus seiner Seele heraus den Vorgang, und seine Augen konnten sich von der niedrigen Stirn und den kurz geschnittenen, schwarzen Haaren des vor ihm stehenden Franzosen nicht abwenden.

— *Tout est prêt* — erscholl eine schnarrende Stimme — *Allez!* — wisperte eine zweite nach.

Das Gesicht des Herrn Leboeuf nahm einen mehr blutgierigen, als erzürnten Ausdruck an; Wjasownin schwang den Säbel . . . (Pinochet hatte ihm versichert, daß die Unkenntniß der Fechtkunst ihm große Vortheile biete — »de grands avantages!«) . . . da widerfuhr im plötzlich etwas ganz Seltsames. Ein Stoß, ein Aufstampfen — ein Funkeln — und Wjasownin empfand in der rechten Seite der Brust etwas wie einen kalten, langen Stock . . . Er wollte ihn von sich reißen, er wollte rufen: »Weg mit ihm!« — aber schon lag er aus dem Rücken, und ein wunderliches fast komisches Gefühl überwältigte ihn: es kam ihm vor, als ob man ihm durch den ganzen Körper einen Zahn herausreißen wollte . . . Dann fing die Erde an, vor ihm zu schwinden . . . die erste Stimme fragte: »*Tout c'est passé dans les règles, n'est ce pas, messieurs?*« . . die zweite erwiederte; »*Oui, parfaitement!*« — und . . . krach! . . . Alles rund herum fing an zu fliehen und zusammenzustürzen . . . Wjerotschka! — hatte er kaum noch Zeit, voll Wehmuth auszurufen . . .

Des Abends brachte ihn »le garcon dévoné« in das Hotel des trois Monarques« — und in der Nacht verschied er. Wjasownin ging in jenes Reich, aus dem noch kein einziger Reisender zurückgekehrt« . . . Er blieb bis zum letzten Augenblicke ohne Bewußtsein, und nur zwei Mal flüsterte er: »Ich komme bald zurück . . . Das ist Nichts . . . jetzt aufs Land! . . . Der russische Geistliche, den der Hotelwirth hatte holen lassen, berichtete Alles an die Gesandtschaft — und zwei Tage später war »das Unglück eines zugereisten Russen, in allen Zeitungen zu lesen . . .

Schwer und bitter war es für Peter Wassiljewitsch gewesen, den Brief Wjasownin's der Frau desselben mitzutheilen. Als ihn aber die Kunde von dem Tode seines Freundes erreichte, da gerieth er vollkommen außer sich. Der Erste, der die Nachricht in den Zeitungen gelesen hatte, war Michej Michejitsch. Er kam sofort zu Peter Wassiljewitsch gelaufen, in Gesellschaft Onuffri Iljitsch's, mit dem er inzwischen wieder Frieden geschlossen hatte. Wie man sich denken kann, rief er schon im Vorzimmer aus: »Denken Sie sich, welches

Unglück!« u. s. w. Peter Wassiljewitsch wollte ihm lange nicht glauben. Als es ihm aber nicht mehr möglich war, an der Wahrheit des Hinterbrachten zu zweifeln, wartete er noch einen ganzen Tag; erst am nächsten begab er sich zu Wjerotschka. Er war wie vernichtet, und sein zerstörtes Aussehen erschreckte sie so, daß sie sich kaum auf den Beinen erhalten konnte. Er wollte sie auf die verhängnißvolle Nachricht vorbereiten, aber die Kräfte versagten ihm — er fiel auf einen Stuhl und lispelte unter Thränen:

— Er ist todt — todt . . .

* *
*

Es verging ein Jahr. Aus den Wurzeln eines gefällten Baumes sprossen neue Zweige, die allertiefste Wunde heilt mit der Zeit, das Leben löst den Tod ab, wie der Tod das Leben — und das Herz Wjerotschkas hatte etwas ausgeruht und erholte sich allmählich.

Und — zudem gehörte Wjasownin weder in die Kategorie der unersetzbaren Menschen (giebt es deren überhaupt?), noch war Wjerotschka fähig, für die Dauer ihres Lebens einem einzigen Gefühle nachzuhängen (giebt es überhaupt solche Gefühle?). Sie hatte Wjasownin ohne Zwang geheirathet, aber auch ohne Entzücken, sie war ihm treu und unterthan gewesen, ohne sich ihm jedoch ganz hingeben zu können, sie betrauerte ihn aufrichtig, aber ohne den Verstand zu verlieren. Was sollte man denn noch mehr verlangen? — Peter Wassiljewitsch hörte nicht auf, sie zu besuchen. Er blieb auch weiterhin ihr nächster Freund, und ist es daher nicht zu verwundern, daß er ihr eines Tages, als sie allein mit ihm im Zimmer war, in's Gesicht sah und ruhigen Ernstes den Antrag machte, seine Frau zu werden? . . .

Sie antwortete ihm mit einem Lächeln und reichte ihm die Hand. Ihr Leben ging nach der Hochzeit seine alten Geleise: es war Nichts an ihm zu ändern. —

Seit jener Zeit sind schon zehn Jahre hinabgerollt. Der alte Barssukow wohnt bei seinen Kindern. Er trennt sich nicht von ihnen und ihren Kindern — er zählt der letzteren schon drei, ein Mädchen und zwei Knaben — und wird mit jedem Jahre jünger. Mit seinen Enkeln unterhält er sich sogar, besonders mit seinem Liebling, einem lockigen, schwarzäugigen Jungen, der ihm zu Ehren auch den Namen

Stepan trägt. Der kleine Schelm weiß nur zu gut, daß der Großvater ihn über die Maßen liebt, und erlaubt sich daher schon, ihm nachzuahmen, wie er im Zimmer auf und abgeht und das »Brau, Brau!« vor sich hinbrummt. Dieser muthwillige Trieb erregt jedesmal große Heiterkeit im ganzen Hause. Der arme Wjasownin ist bis jetzt noch nicht vergessen. Peter Wassiljewitsch ehrt sein Andenken, erwähnt seiner stets mit einem besonderen Gefühle, und sobald sich eine Gelegenheit darbietet, verfehlt er nie zu bemerken, daß der Verstorbene z.B. dies geliebt habe, oder daß er diese und jene Gewohnheit hatte. Peter Wassiljewitsch, seine Frau und Alle, die zum Hause gehören, verbringen ihre Tage einförmig — friedlich und still. Sie sind glücklich . . . ein Anderes Glück giebt es nicht auf Erden.

- E n d e -

Anmerkungen

1 Verwalter.

2 Ein Poem von Puschkin.

3 Chef der Landpolizei.

4 Ein russisches Essen, das sich aus saurer Kräutersuppe, eingeschnittenen Gurken, Zwiebeln und gesalzenen Fische zusammensetzt.

Stilleben.

1854.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII.
Anmerkungen

I.

In einem ziemlich geräumigen, vor Kurzem frisch getünchten Zimmer eines herrschaftlichen Nebengebäudes im Dorfe Ssassowo, das im . . . schen Kreise des T. . . schen Gouvernements liegt, saß an einem alten krummgeworfenen Tischchen auf einem hölzernen schmalen Stuhle ein junger Mann im Paletot und war augenscheinlich mit dem Durchsehen von Rechnungen beschäftigt. Zwei Stearinkerzen in silberplattirten Reiseleuchtern brannten vor ihm; in einer Ecke stand auf einer Bank ein offener Flaschenkeller, in einer anderen schlug ein Diener ein eisernes Feldbett auf. Hinter einem niedrigen Verschlage summte und zischte ein Samowar, auf eben hereingebrachtem Heu raschelte ein Hund. In der Thür stand ein Bauer in neuem Wamse, mit einem rothen Gurte um den Leib, großem Barte und klugem Gesichte, allen Anzeichen nach der Dorfälteste; sein Blick war aufmerksam auf den sitzenden jungen Mann gerichtet. An einer der Wände stand ein sehr altes und kleines Klavier neben einer ebenso alten Commodes an deren Schlüssellöchern die Schilder fehlten. Zwischen den Fenstern war ein kleiner blinder Spiegel angebracht. An dem Verschlage hing ein altes, fast ganz abgeblättertes Portrait einer gepuderten Dame im Reifrocke mit einem schwarzen Bändchen um den seinen Hals. Der auffallenden Krümmung der Decke und der Senkung des spaltenreichen Fußbodens nach zu schließen, hatte das kleine Nebengebäude, in welches wir den Leser geführt, ein hübsches Alter; es war Niemandes beständiger Wohnsitz und diente nur der Gutsherrschaft als Absteigequartier. Der junge Mann, der am Tische saß, war nun eben der Besitzer des Ssassow'schen Dorfes. Erst am vergangenen Abende war er von seinem Hauptgute, das hundert Werst weiter lag, angekommen und beabsichtigte schon am folgenden Tage, nach Beendigung der Wirthschaftsangelegenheiten und nachdem er die Anliegen der Bauern angehört und alle Papiere in Ordnung gebracht haben würde, wieder abzureisen.

— Nun, genug damit, sagte er, sich aufrichtend — ich bin schon müde. Du kannst jetzt gehen, setzte er, zum Aeltesten gewendet, hinzu — morgen aber komm früher her und mache bei Zeiten den Bauern die Anzeige, sich zu versammeln, hörst Du?

— Zu Befehl!

— Und dem Gemeindeschreiber bedeute, er solle mir den verflossenen Monatsbericht einreichen. Du hast ganz gut gethan, setzte der Gutsherr, sich umschauend, hinzu die Wände weißen zu lassen. Es sieht doch reinlicher aus.

Der Dorfälteste ließ schweigend den Blick über die Wände gleiten.

— Nun, jetzt kannst du gehen.

Der Aelteste verneigte sich und ging. Der Gutsherr streckte die Glieder.

— He! rief er — gebt mir Thee . . . Es ist Zeit zu Bett zu gehen.

Der Diener begab sich hinter den Verschlag und kehrte bald mit einem Glase Thee, einem Bündel kleiner städtischer Kringel und einem Kännchen mit Sahne auf einem Theebrette von Eisenblech, zurück. Der Gutsherr begann seinen Thee zu trinken hatte jedoch kaum zwei Schlucke davon genommen, als im Nebenzimmer Tritte hereintretender Personen sich hören ließen und Jemand mit kreischender Stimme fragte:

— Ist Wladimir Sergeïtsch Astachow zu Hause und kann man ihn sprechen?

Wladimir Sergeïtsch, so hieß der junge Mann im Paletot, blickte seinen Diener befremdet an und flüsterte ihm hastig zu:

— Geh', sieh wer da ist! Der Diener ging hinaus und warf die schlecht schließende Thiir hinter sich zu.

— Melde Wladimir Sergeïtsch, ließ sich wieder die kreischende Stimme vernehmen, — es sei sein Nachbar Ipatow, der ihn zu sehen wünsche, wenn es ihn nicht stört. Auch sei mit mir noch ein anderer Nachbar, Bodräkow, Iwan Iljitsch, hergekommen, der ihm gleichfalls seine Aufwartung zu machen wünscht.

Ein unwillkürlicher Ausruf von Aerger entfuhr Astachow, dennoch sagte er zu dem wiederkehrenden Diener:

— Bitte die Herren einzutreten.

In Erwartung der Gäste erhob er sich von seinem Sitze.

Die Thür ging auf und sie erschienen. Der eine derselben, ein kleiner, wohlbeleibter, grauhaariger Alter, mit rundem Kopfe und hellen Augen, ging voraus; der Andere, ein langer, magerer Mann, von dreißig und einigen Jahren, mit langgezogenem, bräunlichem Gesichte und unordentlichen, schwarzen Haaren, kam wackeligen

Ganges hinterdrein. Der Alte hatte einen sauberen grauen Ueberrock mit großen Perlmutterknöpfen an; ein rosenfarbenes Halstüchelchen, zur Hälfte unter dem zurückgeschlagenen Kragen des weißen Hemdes versteckt, war leicht um den Hals geschlungen und Gamaschen bedeckten zierlich die Füße. Angenehm fielen die bunten Würfel seines schottischen Beinkleides in die Augen; mit einem Worte, der ganze Mann machte einen wohlgefälligen Eindruck. Sein Gefährte hingegen flößte dem Beschauer eine nicht so günstige Meinung ein: er hatte einen schwarzen bis oben zugeknöpften Frack an, seine Beinkleider, aus dickem Winterstoff, waren in der Farbe dem Frack ähnlich. Aber weder am Halse noch an den Handgelenken war etwas von Wäsche zu sehen. Das alte Männchen ging zuerst auf Astachow zu, verbeugte sich freundlich und redete ihn mit demselben quiekenden Stimmchen an:

— Habe die Ehre, Ihnen meine Aufwartung zu machen — Ihr nächster Nachbar und sogar Verwandten Ipatow, Michail Nikolaitsch. Habe schon längst gewünscht, mich des Vergnügens zu erfreuen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich hoffe, ich störe doch nicht?

Astachow entgegnete, er sei auch sehr erfreut und habe gleichfalls den Wunsch gehabt . . . von Stören sei keine Rede, und ob es nicht gefällig wäre Platz zu nehmen und Thee zu trinken.

— Und dieser Edelmann, fuhr der Alte, nachdem er mit zuvorkommendem Lächeln die nicht zu Ende gesprochene Rede Astachow's angehört hatte, indem er mit der Hand auf den Herrn im Frack deutete, fort: — auch Ihr Nachbar . . . und ein Freund von mir, Bodräkow, Iwan Iljitsch, hegt ebenfalls den Wunsch, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Der Herr im Frack, nach dessen Aussehen zu urtheilen, wohl Niemand vermuthet hätte, er habe jemals in seinem Leben einen Wunsch hegen können, — so zerstreut und zugleich schläfrig war der Ausdruck dieses Gesichtes, — der Herr im Frack machte eine unbeholfene und träge Verbeugung Astachow erwiderte dieselbe und bat nochmals die Gäste, Platz zu nehmen.

Die Gäste ließen sich nieder.

— Es freut mich sehr, freut mich sehr, begann der Alte, wohlgefällig die Arme spreizend, während sein Gefährte mit halbgeöffnetem Munde den Blick an der Decke umherschweifen ließ, — freut mich sehr, daß mir endlich die Ehre zu Theil wird, Sie persönlich kennen

zu lernen. Obschon der Ort, in welchem Sie sich aufzuhalten pflegen, ziemlich weit von hier entfernt liegt, so halten wir Sie doch auch, so zu sagen, für einen unserer Urgrundbesitzer.

— Sehr schmeichelhaft für mich, erwiderte Astachow.

— Schmeichelhaft oder nicht, es ist aber so. Sie müssen es uns, Wladimir Sergeïtsch, schon zu Gute halten, — wir, im . . .schen Kreise hier, sind ein gerades Volk von einfacher Lebensart und sprechen frisch von der Leber weg. Bei uns, will ich Ihnen sagen, fährt Einer zum Anderen sogar an seinem Namenstage nicht anders als im Ueberrock. Wahrhaftig! So ist es schon einmal bei uns Sitte! In den benachbarten Kreisen nennt man uns daher »die Ueberöcke«, und sogar Leute von schlechtem Ton; wir kehren uns aber nicht daran! Das fehlte noch, daß wir auf dem Lande uns Zwang auferlegen sollten!

— Gewiß, was kann es Besseres geben . . . auf dem Lande, als Ungezwungenheit des Benehmens, bemerkte Astachow.

— Und dabei, fuhr der Alte fort — giebt es in unserem Kreise, kann man wohl sagen, überaus kluge Köpfe, Leute von europäischer Bildung, obgleich sie keinen Frack tragen. So zum Beispiel Jewtückow, Stepan Stepanitsch, unser Geschichtsschreiber, er beschäftigt sich mit der urältesten russischen Geschichte, ist in Petersburg bekannt, ein außerordentlich gelehrter Kopf! Wir haben in unserer Stadt eine alte schwedische Kanonenkugel, müssen Sie wissen . . sie liegt dort auf dem Platze — die hat er entdeckt. Wahrhaftig! Zenteler, Anton Karlitsch . . . der hat Naturwissenschaft studirt; übrigens fällt diese Wissenschaft, wie man sagt, allen Deutschen leicht. Als bei uns vor zehn Jahren eine verlaufene Hyäne getödtet wurde, war es Anton Karlitsch der an der eigenthiimlichen Bildung des Schwanzes erkannte, daß es wirklich eine Hyäne war. Dann haben wir noch einen Gutsbesitzer Kaburdin, der schreibt meist leichte Artikel und führt eine sehr gewandte Feder; es sind Aufsätze von ihm in der Galathea[1] gedruckt. Ferner Bodräkow . . . nicht Iwan Iljitsch, nein, Iwan Iljitsch befaßt sich nicht damit, ein anderer Bodräkow, Sergei . . . wie heißt er doch gleich, Iwan Iljitsch . . . wissen Sie es nicht?

— Sergeïtsch, half Iwan Iljitsch aus.

— Richtig, Sergei Sergeïtsch, der wieder macht Verse. Nun freilich, ein Puschkin ist er nicht, doch wäscht er Einem den Kopf, mit Respect zu sagen, ganz gehörig. Sie kennen doch wohl sein Epigramm auf Agei Fomitsch?

— Wer ist Agei Fomitsch?

— Ach, entschuldigen Sie, ich vergesse immer, daß Sie kein hiesiger Einwohner sind! Auf unseren Ordnungsrichter hat er ein sehr ergötzliches Epigramm gemacht Iwan Iljitsch, Du kennst es ja auswendig.

Agei Fomitsch — hob Bodräkow mit gleichgültigem Tone an — der Ordnungsrichter,

Gefällt dem Adel ungemein; . . .

— Sie müssen wissen, unterbrach ihn Ipatow, — daß er bei der Wahl lauter weiße Kugeln bekommen hat, denn es ist ein sehr verdienstvoller Mann.

Bodräkow wiederholte:

Agei Fomitsch, der Ordnungsrichter
Gefällt dem Adel ungemein,
Er ist und trinkt ganz in der Ordnung,
Sollt' er kein Ordnungsrichter sein?

Der Alte lachte auf.

—Hi, hi, hi! nicht übel, nicht wahr? Sie können sich denken, daß seit dieser Zeit, wenn Einer von uns Agei Fomitsch begrüßt, er gewiß die Worte hinzusetzt: Sollt er kein Ordnungsrichter sein? Und glauben Sie etwa, Agei Fomitsch nähme es übel? Durchaus nicht! Nein — bei uns kommt das nicht vor. Sie mögen hier Iwan Iljitsch fragen.

Iwan Iljitsch blinzelte nur mit den Augen.

— Einen Scherz übel nehmen — wie ist das möglich! Hier zum Beispiel Iwan Iljitsch, wir haben ihm den Namen »Klappseele« gegeben, weil er immer sogleich Jedermann beipflichtet. Nun, fühlt sich etwa Iwan Iljitsch dadurch beleidigt? Niemals!

Mit trägem Blinzeln blickte Iwan Iljitsch zuerst den Alten, dann Astachow an.

Der Spitznamen »Klappseele« paßte in der That sehr gut für Iwan Iljitsch. Es war in ihm auch nicht eine Spur von dem, was man Willenskraft oder Charakter nennt. Er stand dem Ersten Besten, dem daran gelegen war, zu Gebote, und folgte Jedem, wohin es auch sein Erstes mochte. Man brauchte blos zu ihm zu sagen: Iwan Iljitsch, kommen Sie, so nahm er seine Mütze und ging; und kam ihm ein Anderer in den Weg und sagte ihm: Iwan Iljitsch, bleiben Sie, so legte

er die Mütze fort und blieb. Er war von friedfertigem und stillem Gemüthe, nie verheirathet gewesen, spielte nicht Karten, liebte jedoch neben Spielenden zu sitzen und der Reihe nach jedem derselben in's Gesicht zu schauen. Er konnte nicht ohne Gesellschaft leben und ertrug die Einsamkeit nicht; er wurde dann melancholisch, was übrigens nicht oft vorkam. Noch eine Eigenheit hatte er an sich; wenn er am Morgen sein Bett verließ, so pflegte er die alte Romanze vor sich hinzusummen:

»Es lebte auf seinem Gute
Vor Zeiten ein Baron . . .«

Wegen dieser Eigenheit nannte man Iwan Iljitsch auch den«Kernbeißer« Bekanntlich läßt dieser Vogel im Käsige nur ein Mal des Tages sein Pfeifen hören. So war Iwan Iljitsch Bodräkow.

Die Unterhaltung zwischen Ipatow und Astachow blieb noch ziemlich lange im Gange, wenn auch nicht in der anfänglichen, so zu sagen speculativen Richtung. Der Alte forschte Astachow über dessen Landgüter aus, über den Zustand seiner Waldungen und anderer Grundstücke, über Neuerungen, die derselbe in seinen Wirthschaftsangelegenheiten, theils einzuführen beabsichtigte, theils bereits eingeführt hatte; er theilte ihm einige seiner eigenen Beobachtungen mit und gab ihm unter Anderem den Rath, um die kleinen Erdhügel auf den Wiesen fortzuschaffen, dieselben rund herum mit Hafer zu bestreuen; das, meinte er, würde die Schweine bewegen, die Hügel mit ihren Rüsseln aufzuwühlen u. Dergl. m. Endlich jedoch, als der Alte gewahr wurde, daß Astachow's Augen zufallen wollten und im Flusse der Rede sich eine gewisse Flauheit und Zusammenhanglosigkeit kund that, erhob er sich und erklärte auf die liebenswürdigste Weise, er wolle durch seine Gegenwart nicht länger beschwerlich fallen, hoffe aber, das Vergnügen zu haben, den theuren Gast schon morgen zu Tische bei sich zu sehen.

— Und mein Gut, setzte er hinzu, — den Weg dahin kann Ihnen nicht blos jedes Kind, das erste beste Huhn oder Bauernweib kann Ihnen denselben zeigen. Sie brauchen blos nach Ipatowka zu fragen. Die Pferde werden den Weg dorthin allein finden.

Astachow erwiderte mit einem leichten, ihm übrigens eigenen Stocken, er werde sich bemühen . . . wenn sonst kein Hinderniß dazwischen komme . . .

— Nein, nichts davon! Wir rechnen bestimmt darauf, unterbrach ihn freundlich der Alte, drückte ihm kräftig die Hand und ging behend hinaus, indem er ihm noch in der Thür, halb zurückgewendet, zurief: — ganz ohne Umstände!

Die »Klappseele« Bodräkow verneigte sich schweigend und verschwand gleich nach seinem Gefährten, nicht, ohne jedoch vorher über die Schwelle gestolpert zu sein.

Sogleich, als Astachow die ungebetenen Gäste los war, kleidete er sich aus, ging zu Bette und schlief ein.

Wladimir Sergeïtsch Astachow gehörte zu jener Classe von Menschen, welche, nachdem sie in verschiedenen Wirkungskreisen ihre Kräfte mit Vorsicht versucht haben, von sich selbst zu sagen pflegen, sie seien endlich zu dem Entschlusse gelangt, dem Leben vom praktischen Standpunkte aus ihr Augenmerk zuzuwenden und ihre freie Zeit der Vermehrung ihrer Einkünfte zu widmen. Er war kein dummer Mensch, ziemlich sparsam und sehr bedächtig, liebte die Lectüre, die Geselligkeit, die Musik, aber Alles mit Maß . . . und hielt sich sehr anständig. Junge Männer seines Schlages hat die Neuzeit in Menge aufzuweisen. Er war erst 27 Jahre alt, von mittlerem Wuchse, gut gebaut und hatte angenehme, aber flache Gesichtszüge, ihr Ausdruck wechselte fast nie und seine Augen zeigten stets denselben trockenen, hellen Blick; selten nur wurde er durch einen leichten Anflug von Schwermuth oder auch von Langeweile gemildert; ein verbindliches Lächeln kam fast nie von seinen Lippen. Sein Haar war sehr schön, blond, seidenweich und langgelockt. Wladimir Sergeïtsch besaß ein stattliches Grundeigenthum mit nahe an sechshundert Seelen und dachte an's Heirathen; nur sollte es eine Heirath aus Neigung, zugleich aber eine vortheilhafte sein. Er wünschte besonders eine Frau zu finden, die Verbindungen hätte, denn er fand, daß er selbst deren zu wenig habe. Mit einem Worte — er verdiente den Namen eines Gentleman.

Als unser Gentleman am folgenden Morgen, seiner Gewohnheit gemäß, sehr zeitig ausgestanden war, ging er an die Arbeit, und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er that es ziemlich gründlich, was man bei uns in Rußland nicht immer von praktischen jungen Männern sagen kann. Geduldig hörte er die verworrenen Anliegen und Klagen der Bauern an, verschaffte ihnen Genugthuung, soweit er dazu im Stande war, schlichtete entstandene Zwistigkeiten

zwischen Verwandten, ermahnte den Einen, fuhr den Andern barsch an, sah den Bericht des Gemeindeschreibers durch, brachte ein paar Schelmereien des Dorfältesten an's Licht — mit einem Worte — seine Anordnungen waren derartig, daß er mit sich selbst zufrieden war und auch die Bauern während der Rückkehr von der Zusammenkunft sich günstig über ihn äußerten. Ungeachtet seines am Vorabende Ipatow gegebenen Versprechens, beschloß Astachow dennoch zu Hause zu speisen und hatte auch schon bei seinem provisorischen Koche seine Lieblingssuppe aus Reis und Gekröse bestellt; plötzlich jedoch, vielleicht in Folge des Gefühls der Zufriedenheit, welche seit dem Morgen seine Seele erfüllte, blieb er mitten im Zimmer stehen, schlug sich mit der Hand vor die Stirn und rief in einem an Waghalsigkeit streifenden Tone laut: »Ich will doch zu dem alten Schwätzer fahren!« Gedacht, gethan. Eine halbe Stunde darauf saß er schon in seinem neuen, kleinen Tarantaß, welcher mit vier rüstigen Bauernpferden bespannt war und fuhr nach Ipatowka, das auf gutem Wege nicht über zwölf Werst entfernt war.

II.

Michail Nikolaitsch Ipatows Wohnsitz bestand aus zwei einzelstehenden Häuschen, die einander gegenüber zu beiden Seiten eines großen Teiches erbaut waren. Ein langer, mit Silberpappeln besetzter Damm schloß diesen Teich ab, mit dem fast in gleicher Höhe auch das rothe Dach einer kleinen Mühle zu sehen war. Gleichförmig erbaut und mit violetter Farbe angestrichen, schienen die beiden Häuschen aus den hellen Scheiben ihrer kleinen sauberen Fenster über die breite Wasserfläche hinweg einander zuzunicken. In der Mitte jedes der Häuschen trat eine halbkreisförmige Terrasse vor und erhob sich ein spitzer Giebel, der von vier dicht neben einander stehenden weißen Säulen getragen wurde. Um den ganzen Teich herum zog sich ein altmodischer Garten, in welchem Lindenbäume in Alleen und in vereinzelten dichten Gruppen umher- standen; uralte Fichtenbäume, dunkele Eichen mit moosgelben Stämmen, prachtvolle Eschen streckten hier und dort ihre Gipfel hoch empor; das dichte Grün der üppig wuchernden Flieder- und Akazienbüsche reichte bis an die Seiten beider Häuschen und ließ blos die Vorderseiten derselben frei, von welchen sich mit Ziegelerde bestreute, fest gestampfte Wege den Abhang hinabschlängelten. Bunte Enten, weiße und graue Gänse schwammen in getrennten Zügen auf dem glatten Spiegel des Teiches, der in Folge zahlreicher Quellen, die aus dem Grunde einer jähen und steinigen Schlucht an seinem Saume hervorsprudelten, niemals sumpfig wurde. Die Lage des Landsitzes war gut gewählt: freundlich, einsam und bequem.

Das eine der beiden Häuschen bewohnte Michail Nikolaitsch selbst; in dem anderen lebte seine Mutter, eine gebrechliche siebzigjährige Frau. Auf dem Damme angekommen, wußte Astachow nicht, nach welchem der Häuser er seinen Weg nehmen sollte. Er blickte um sich — auf einem halbverfaulten, gespaltenen Baumstumpfe stand barfuß ein Knabe vom Hofgesinde und angelte. Astachow rief ihn an.

— Zu wem wollen Sie denn, zur alten Frau oder zum jungen Herrn? fragte der Knabe, ohne das Schwimmholz seiner Angel aus dem Auge zu lassen.

— Zu welcher alten Frau? entgegnete Astachow, — ich will zu Michail Nikolaitsch.

— Ah! zum jungen Herrn? Nu, dann fahren Sie rechts! Und der Knabe zog aus dem spiegelglatten Wasser eine mittelgroße, silberhelle Karausche an der Angel heraus. Astachow schlug den Weg nach rechts ein.

Michail Nikolaitsch spielte gerade mit »Klappseele« Dame, als ihm Astachows Ankunft gemeldet wurde. Er war sehr erfreut, sprang von seinem Sessel auf, lief in das Vorzimmer hinaus und umarmte und küßte drei Mal den Gast.

— Sie treffen mich, Wladimir Sergeïtsch begann der redselige Alte, mit meinem unzertrennlichen Freunde, Iwan Iljitsch, der, beiläufig gesagt, von Ihrer Liebenswürdigkeit ganz bezaubert ist. (Iwan Iljitsch warf schweigend einen Blick in die Ecke.) Er war so freundlich, bei mir zu bleiben und Dame mit mir zu spielen, meine Hausgenossen sind alle in den Garten gegangen, ich werde aber sogleich nach ihnen schicken . . .

— Stören Sie dieselben nicht! fiel Astachow ein . . .

— Was da, stören, das fehlte noch! He, Wanka, lauf' rasch nach dem Fräulein . . . sage, es wäre Besuch gekommen! Nun, wie gefällt Ihnen unsere Gegend? Gar nicht übel, nicht war? Kaburdin hat sie in Versen besungen. »Ipatowka, Asyl der Wonne,« so fängt das Gedicht an, und auch das Uebrige ist schön, ich habe es aber nicht ganz behalten. Der Garten ist groß, das ist fatal, schwer im Stande zu erhalten. Und die beiden Häuser, die einander so ähnlich sind, wie Sie vielleicht zu bemerken beliebt haben, sind von zwei Brüdern erbaut, meinem Vater Nikolai und meinem Onkel Sergei; auch den Garten haben sie angelegt, wahre Busenfreunde waren die Beiden . . . Danton — und . . . da haben wir's! Ganz vergessen wie der Andere hieß . . .

— Pythion, bemerkte Iwan Iljitsch.

— Ist's auch wahr? nun, gleichviel. (Der Alte war zu Hause ungezwungener in seiner Ausdrucksweise, als wenn er irgendwo zu Gaste war.) Es ist Ihnen, Wladimir Sergeïtsch, wahrscheinlich bekannt, daß ich Wittwer bin, meine Frau verloren habe. Meine ältesten Kinder befinden sich in Kronsanstalten; hier bei mir habe ich nur die beiden jüngsten und meine Schwägerin, die Schwester meiner seligen Frau. Sie werden sie sogleich sehen. Das ist aber schön, ich vergesse ganz, Sie zu bewirthen. Iwan Iljitsch, mein Bester, sorgen Sie doch für den Imbiß . . . was für ein Schnäpschen ziehen Sie vor?

— Vor dem Essen trinke ich Nichts.

— Was Sie sagen, wäre es möglich! Uebrigens, wie es Ihnen beliebt. Jeder nach seinem Geschmack. Hier bei uns werden keine Umstände gemacht. Wir leben hier, darf ich wohl sagen, nicht gerade in einer Wildniß, aber in einem stillen Hafen, ja, wirklich, ein stiller Hafen ist es, ein abgelegener Winkel! Warum nehmen Sie aber nicht Platz?

Astachow setzte sich, ohne den Hut aus der Hand zu legen.

— Erlauben Sie, daß ich es Ihnen leicht mache, sagte Ipatow; indem er ihm behutsam den Hut abnahm. Er stellte denselben in eine Ecke, kehrte zurück, blickte seinem Gaste freundlich in die Augen und unschlüssig, was er ihm wohl Verbindliches sagen sollte, richtete er in dem herzlichsten Tone die Frage an ihn, ob er gern Dame spiele.

— Ich spiele alle Spiele schlecht, erwiderte Astachow.

— Und daran thuen Sie wohl, entgegnete Ipatow, — das Damenspiel ist aber eigentlich kein Spiel, vielmehr eine Erholung, ein Zeitvertreib; nicht so, Iwan Iljitsch?

Iwan Ilitsch sah Ipatow mit gleichgültigem Blicke an, als dächte er bei sich: »weiß der Teufel, was es ist — Spiel oder Zeitvertreib,« und eine Weile darauf sagte er:

— Nun ja, das Damenspiel — jawohl.

— Das Schachspiel aber, das ist ein anderes Ding,« sagt man, fuhr Ipatow fort, — das soll ein überaus schwieriges Spiel sein Ich denke indessen . . . aber, da kommen die Meinigen schon! unterbrach er seine Rede mit einem Blicke nach der halboffenstehenden Glasthür, die in den Garten führte.

Astachow erhob sich, wandte sich um und wurde zuerst zwei kleine Mädchen von ungefähr zehn Jahren in rosafarbenen Zitzkleidchen und breiten Hüten gewahr, die behend die Stufen der Terrasse heraufliefen; bald nach ihnen zeigte sich ein junges dunkel gekleidetes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, von hohem Wachse und voller, schlanker Gestalt. Sie traten alle in's Zimmer, die kleinen Mädchen machten vor dem Gaste einen zierlichen Knicks.

— Hier, sagte der Wirth, empfehle ich Ihnen meine Töchter.

Die da heißt Katia, diese hier Nastja, und das da ist meine Schwägerin, Maria Pawlowna, von welcher ich mit Ihnen gesprochen habe; empfehle sie Ihrer Gewogenheit.

Astachow grüßte Maria Pawlowna; sie erwiderte seinen Gruß mit einer kaum merklichen Neigung des Kopfes. Maria Pawlowna hielt ein großes aufgeschlagenes Messer in der Hand; ihr dichtes braunes Haar war etwas in Unordnung gerathen, ein grünes Blättchen hatte sich in dasselbe verirrt, die Flechte kam unter dem Kamme hervor, das bräunliche Gesicht war geröthet und die rothen Lippen geöffnet; das Kleid schien zerdrückt. Ihr Athem war rasch, die Augen glänzten; man sah, daß sie im Garten gearbeitet hatte. Sie verließ sogleich wieder das Zimmer und die kleinen Mädchen liefen ihr nach.

— Die Toilette muß ja erst in Ordnung gebracht werden, bemerkte der Alte, zu Astachow gewandt, — ohne die geht es doch nicht.

Astachow lächelte dazu und wurde nachdenkend. Marja's Erscheinung hatte ihn überrascht. Schon lange war ihm eine solche echt russische, ländliche Schönheit nicht zu Gesicht gekommen. Sie kehrte bald zurück, setzte sich auf den Divan und verharrte unbeweglich. Sie hatte das Haar geordnet, ihr Kleid jedoch nicht gewechselt und nicht einmal Manchetten angelegt. Ihre Züge drückten nicht sowohl Stolz, als Strenge, ja beinahe Härte aus. Ihre Stirn war breit und niedrig, die Nase kurz und gerade; ihre Lippen kräuselten sich zu einem leisen, trägen Lächeln, während sie die geraden Brauen verächtlich zusammenzog. Ihre großen, dunklen Augen hielt sie fast immer gesenkt. Ich weiß, schien ihr ganzes unfreundliches Gesicht zu sagen, ich weiß, daß Ihr Alle mich angafft; nun, gafft nur, ich bin Eurer doch überdrüssig. Und wenn sie ihre Augen erhob, lag in ihrem Blicke etwas Wildes, Stumpfsinniges und doch etwas Schönes und Edles, das an den Blick des Rehes erinnerte. Sie war vortrefflich gebaut. Ein klassischer Poet hätte sie mit Ceres oder Juno verglichen.

— Was habt Ihr im Garten gemacht? fragte Ipatow, um sie in's Gespräch zu ziehen.

— Wir haben die trockenen Aeste abgeschnitten und Blumenbeete gegraben, gab sie mit etwas gedämpfter, aber angenehmer, wohltönender Stimme zur Antwort.

— So, und Ihr seid wohl recht müde?

— Die Kinder sind es, ich nicht.

— Weiß schon, entgegnete lächelnd der Alte, — Du bist eine echte Bobelina![2] Seid Ihr auch bei der Großmutter gewesen?

— Ja, sie schläft.

— Sie sind eine Freundin von Blumen? fragte sie Astachow.

— Ja, ich liebe die Blumen.

— Warum setzest Du Deinen Hut nicht auf, wenn Du ausgehst? bemerkte Ipatow, — sieh Dich an, wie roth und verbrannt Du bist.

Sie strich schweigend mit der Hand über ihr Gesicht. Ihre Hände waren nicht groß, aber etwas breit und ziemlich roth. Handschuhe trug sie nicht.

— Sie lieben auch den Gartenbau? fragte Astachow weiter.

— Ja.

Astachow erzählte nun von dem sehr schönen Garten eines reichen Gutsbesitzers N.* aus seiner Nachbarschaft. Der Obergärtner, ein Deutscher, bekommt an Gehalt allein 2000 Silberrubel, sagte er unter Anderem.

— Und wie heißt dieser Gärtner? fragte plötzlich Iwan Iljitsch.

— Ich erinnere mich nicht, mir däucht Meyer oder Müller. Warum fragen Sie?

— Nur so, entgegnete Iwan Iljitsch. — Um den Namen zu wissen.

Astachow fuhr in seiner Erzählung fort. Die kleinen Mädchen, Michail Nikolaitschs Töchter, waren unterdeß auch wieder herein gekommen, hatten sich still hingesetzt und horchten dem Erzähler zu . . .

Ein Diener erschien in der Thür und meldete die Ankunft Jegor Kapitonitsch's.

— Ah, bitte, bitte! rief Ipatow.

Ein kleines, dickes, altes Männchen, von der Gattung der sogenannten Dachsfüßler, mit einem vollen und dabei runzeligen Gesichtchen, einem gebratenen Apfel nicht unähnlich, trat in das Zimmer. Er hatte einen grauen Schnürrock mit schwarzem Besatze und stehendem Kragen an; seine weiten, kaffeebraunen Beinkleider aus Halbsammet reichten lange nicht bis an die Fußknöchel.

— Guten Tag, mein werthgeschätzter Jegor Kapitonitsch!l rief Ipatow, ihm entgegentretend, — wir haben uns lange nicht gesehen.

— Was wollen Sie, entgegnete Jegor Kapitonitsch mit schnarrender, weinerlicher Stimme, nachdem er vorher alle Anwesenden begrüßt

hatte, — Sie wissen ja, Michail Nikolaitsch, bin ich denn mein eigener Herr?

— Und wie wären Sie es denn nicht, Jegor Kapitonitsch?

— Sie glauben nicht, Michail Nikolaitsch, Familie, Geschäfte . . . Und dann noch Matröna Markowna!

Er machte eine Bewegung mit der Hand.

— Was ist es denn mit Matröna Markowna? fragte Ipatow.

Und dabei zwinkerte er Astachow zu, als wollte er zum Voraus dessen Aufmerksamkeit wecken.

— Die alte Geschichte, erwiderte Jegor Kapitonitsch, indem er sich niederließ, — ist immer unzufrieden mit mir, als ob Sie es nicht wüßten! Was ich auch sagen mag, es ist immer nicht recht, nicht delikat, nicht anständig. Und warum es nicht anständig ist, das mag der Himmel wissen. Und meine Fräulein Töchter halten es mit der Mutter, nehmen sich dieselbe zum Muster. Ich kann nicht anders sagen, Matröna Markowna ist eine vortreffliche Frau, aber doch gar zu streng in Betreff der Manieren.

— Aber ich bitte Sie, Jegor Kapitonitsch, was wäre denn Anstößiges in Ihrem Benehmen?

— Das denke ich auch, es hält aber schwer, ihr's recht zu machen. Gestern zum Beispiel sagte ich bei Tisch: »Matröna Markowna (und Jegor Kapitonitsch gab seiner Stimme einen möglichst einschmeichelnden Ton), Matröna Markowna, sage ich, was ist denn das aber, der Aldoschka schont ja die Pferde nicht, er versteht ja nicht zu fahren, sage ich, der schwarze Hengst ist schon ganz dämlich geworden. Ist sie da aufgefahren, meine Matröna Markowna, hat sie mich durchgehechelt; verstehst nicht anständig zu sprechen, sagte sie, in Gegenwart von Damen: die Mädchen sind alle gleich vom Tische aufgesprungen und am folgenden Tage wurde es den Birülew'schen Fräuleins, den Nichten meiner Frau, gleich wiedererzählt. Und was war denn Schlechtes in meinen Worten? sagen Sie selbst! Wenn mir zuweilen unvorsichtigerweise Etwas entschlüpft, was doch bei Jedem vorkommen kann, besonders zu Hause, am anderen Tage wissen es schon die Birülew'schen Fräuleins. Man weiß wirklich nicht mehr, wie man sich benehmen soll. Zuweilen sitze ich da und denke so vor mir hin, — Sie wissen vielleicht, wenn ich denke habe ich einen schweren Athem, — da fängt Matröna

Markowna wieder an, mich vorzunehmen: was schnarchst Du? sagt sie, wer schnarcht denn heut zu Tage! Was schiltst Du, sage ich, Matröna Markowna? Ich bitte Dich, Mitleid solltest Du haben und Du schiltst! Auch zu denken habe ich jetzt aufgehört, wenn ich zu Hause bin. Ich sitze blos da und stiere den Fußboden an. Bei Gott! Erst vor Kurzem war es, da sagte ich, als wir zu Bette gingen, Matröna Markowna, sagte ich, Du verwöhnst aber auch gar zu sehr Deinen kleinen Dienstburschen, sieh doch das Ferkel an, nicht einmal Sonntags wäscht er sich das Gesicht. Nun? ich denke, hier habe ich mich doch zart genug ausgedrückt; aber auch darin hatte ich es nicht getroffen, wiederum nahm mich Matröna Markowna vor: Du verstehst Dich nicht in Damengesellschaft zu benehmen, und am andern Tage schon wußten die Birülew'schen Fräuleins Alles. Wie wollen Sie, daß ich da noch an Besuchemachen denke, Michail Nikolaitsch?

— Was Sie da eben gesagt haben, nimmt mich sehr Wunder, entgegnete Ipatow, — das hätte ich von Matröna Markowna durchaus nicht erwartet; sie ist ja doch, wie es scheint . . .

— Eine ausgezeichnete Frau, fiel Jegor Kapitonitsch ein. — ein Muster, kann man wohl sagen, von Gattin und Mutter, aber streng in Betreff der Manieren. In Allem, sagt sie, wäre ein Ensemble nothwendig, mir aber fehle ein solches Ich spreche, wie Sie wissen; nicht französisch, hin und wieder verstehe ich nur Einiges. Was für ein Ensemble ist denn nun aber das, was mir fehlen soll?

Ipatow, der gleichfalls im Französischen nicht besonders bewandert war, zuckte blos die Achseln.

— Und was machen ihre Kinderchen, Ihre Knaben? will ich sagen, fragte er wiederum nach einer kleinen Weile Jegor Kapitonitsch.

Dieser blickte ihn von der Seite an.

— Ja, die Jungen, nun, ich bin mit ihnen zufrieden. Die Mädchen, die sind ganz ausgeartet, mit den Jungen bin ich aber zufrieden. Lelja ist ordentlich im Dienste, seine Vorgesetzten loben ihn; der Lelja ist ein gewandter Bursche. Michez — nun, mit dem steht es anders: ein wahrer Philantrop ist er geworden.

— Wie so, ein Philantrop?

— Weiß Gott! Er will mit Niemanden sprechen, thut scheu und Matröna Markowna verwirrt ihn noch mehr. Was nimmst Du Dir den

Vater zum Vorbild? sagt sie. Vor ihm habe Achtung, aber was die Manieren betrifft, so nimm ein Beispiel an Deiner Mutter. Nun, mit der Zeit wird es sich schon geben.

Astachow bat Ipatow, er möge ihn mit Jegor Kapitonitsch bekannt machen. Zwischen Beiden entspante sich ein Gespräch. Maria nahm nicht Theil an demselben; Iwan Iljitsch setzte sich zu ihr und brachte auch nur ein paar Worte hervor. Die kleinen Mädchen traten zu ihm heran und erzählten ihm flüsternd Etwas . . . Die Haushälterin trat herein, eine trockene Alte mit einem dunkeln Tuche um den Kopf und meldete, das Essen sei bereit. Alle begaben sich in den Speisesaal.

Die Tafel zog sich ziemlich in die Länge. Ipatow hatte einen guten Koch und die Weine waren auch nicht schlecht, obgleich er dieselben nicht aus Moskau, sondern aus der Kreisstadt kommen ließ. Ipatow führte ein behagliches Leben. Er besaß im Ganzen nicht über dreihundert Seelen, schuldete aber Niemanden Etwas und hatte sein Gut in bester Ordnung. Bei Tische führte hauptsächlich der Wirth das Gespräch. Jegor Kapitonitsch mischte sich auch hinein, vergaß aber sich selbst dabei nicht: er aß und trank nach Herzenslust Maria war die ganze Zeit über schweigsam, nur zuweilen erwiderte sie mit einem halben Lächeln die hastigen Reden der beiden — Kleinen, die ihr zu Seiten saßen; sie schienen sie sehr lieb zu haben. Astachow versuchte einige Male ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, jedoch ohne besonderen Erfolg. Klappseele Bodräkow zeigte selbst beim Essen Trägheit und Flauheit. Nach der Tafel begaben sich alle auf die Terrasse zum Kaffee. Das Wetter war wunderschön. Aus dem Garten zog der liebliche Duft der gerade in voller Blüthe stehenden Linden herauf; die Sommerluft, vom dichten Laube der Bäume und der Feuchtigkeit des nahen Teiches leicht gekühlt, verbreitete eine einschmeichelnde Wärme. Plötzlich wurde hinter den Pappeln des Dammes Pferdegetrappel hörbar und einen Augenblick daraus zeigte sich eine Reiterin in langem Amazonenkleide und rundem, grauem Hute auf einem fuchsbraunen Pferde; sie ritt im Galopp; auf einem kleinen, weißen Klepper folgte ihr ein Dienstbursche.

— Ah! rief Ipatow, — Nadeschda Alexejewna kommt angeritten — das ist doch eine angenehme Ueberraschung.

— Allein? fragte Maria, die bis dahin unbeweglich an der Thür gestanden hatte.

— Allein . . . Peter Alexejewitsch muß wohl eine Abhaltung gehabt haben.

Maria blickte unter der Stirn hervor, ihr Gesicht war mit Roth übergossen; sie wandte sich hinweg.

Unterdessen kam die Reiterin durch das Gartenpförtchen in den Garten und bis an die Terasse geritten, sie sprang leicht aus dem Sattel, ohne ihren Dienstburschen oder Ipatow, der ihr entgegenkommen wollte, abzuwarten. Hastig nahm sie die Schleppe ihres Amazonenkleides auf, lief die Stufen hinan, sprang auf die Terrasse und rief in heiterem Tone.

— Da bin ich!

— Willkommen! sagte Ipatow. — Ganz unerwartet, das ist doch hübsch. Erlauben Sie, daß ich ihr Händchen küsse . . .

— Da haben Sie es, erwiderte die Angekommene, — Sie müssen aber den Handschuh selbst abziehen. — Ich kann es nicht. Und indem sie ihm die Hand hinhielt, nickte sie Maria Pawlowna mit dem Kopfe zu. — Mascha, denke Dir, mein Bruder kommt heute nicht, sagte sie mit einem leichten Seufzer.

— Ich sehe es, daß er nicht da ist, erwiderte Maria halblaut.

— Er läßt Dir sagen, daß er zu thun habe. Sei nicht böse. Guten Tag, Jegor Kapitonitsch; guten Tag, Iwan Iljitsch. Guten Tag, Kinder . . . Waßja, setzte die Angekommene zu ihrem Dienstburschen gewendet, hinzu, -— laß den Adonis gut herumführen, hörst Du. Mascha, gieb mir, bitte, eine Stecknadel, meine Schleife aufzustecken . . . Michail Nikolaitsch, kommen sie doch her.

Ipatow trat näher an sie heran.

— Wer ist dieser fremde Herr? fragte sie ihn ziemlich laut.

— Ein Nachbar, Astachow, Wladimir Sergeïtsch, wissen Sie, dem Ssassowo gehört. Wünschen Sie seine Bekanntschaft zu machen?

— Schon gut . . . nachher. Ach, was für ein herrliches Wetter, fuhr sie fort. — Jegor Kapitonitsch, sagen Sie doch, brummt Matröna Markowna bei solchem Wetter auch? . . .

— Matröna Markowna, mein gnädiges Fräulein, brummt bei keinerlei Wetter, sie ist nur streng in Betreff der Manieren . . .

— Und wie geht's den Birülew'schen Fräuleins? Nicht wahr, die wissen gleich Alles am andern Tage . . .

Und sie brach in herzliches, lautes Lachen aus.

— Es kommt Ihnen immer das Lachen bei, erwiderte Jegor Kapitonitsch — Uebrigens, wann lacht sichs wohl besser, als in Ihren Jahren!

— Jegor Kapitonitsch, Herzchen, seien Sie nicht böse! Ach, bin ich müde! Erlauben Sie, daß ich Platz nehme . . .

Nadeschda ließ sich auf einen Armstuhl nieder und schob muthwillig ihren Hut in die Augen.

Ipatow führte ihr Astachow zu.

— Erlauben Sie, Nadeschda Alexejewna, daß ich Ihnen unseren Nachbar, Herrn Astachow, vorstelle. Sie werden vermuthlich schon viel von ihm gehört haben.

Astachow verneigte sich, während Nadeschda ihn unter dem Rand ihres runden Hutes hervor betrachtete.

— Nadeschda Alexejewna Weretjew, unsere Nachbarin, fuhr Ipatow zu Astachow gewandt fort. — Wohnt in unserer Gegend mit ihrem Bruder, Peter Alexejewitsch, Gardelieutenant außer Dienst. Intime Freundin meiner Schwägerin, und überhaupt unserem Hause sehr gewogen.

— Eine ganze Charakterliste, sagte lächelnd Nadeschda, wie bisher, Astachow unter ihrem Hute hervor anblickend.

Astachow dachte unterdessen bei sich: »die ist in der That auch sehr hübsch.« Und wirklich war Nadeschda Alexejewna ein sehr nettes Fräulein. Fein und schlank von Wuchse, schien sie bedeutend jünger, als sie wirklich war. Sie war bereits über siebenundzwanzig Jahre. Ihr Gesicht war rund, der Kopf nicht groß, das Haar blond und lockig, das Näschen spitz und fast dreist aufwärts gebogen. Die Augen schelmisch. Sie blitzten und sprühten vor Spottlust. Die überaus lebhaften und beweglichen Züge ihres Gesichtes nahmen zuweilen einen komischen Ausdruck an; es schimmerte ein gewisser Humor hindurch. Seiten und meist plötzlich bekam dies Gesicht einen Anflug von Nachdenklichkeit, dann wurde es sanft und treuherzig, sie war jedoch nicht im Stande, sich lange solcher Regung zu überlassen. Sie faßte leicht und elegant die lächerlichen Seiten der Menschen auf und zeichnete vorzügliche Caricaturen. Von Kindheit an hatte man ihr Alles zu Willen gethan und das war sogleich zu bemerken: Leute, die in ihrer Kindheit verwöhnt wurden, behalten bis an ihr Lebensende ein eigenes Gepräge. Der Bruder liebte sie, obgleich er

behauptete, daß sie nicht wie eine Biene, wohl aber wie eine Wespe steche; denn die Biene, nachdem sie gestochen habe, sterbe, für die Wespe jedoch hätte der Stich weiter keine Folgen. Dies Gleichniß machte sie böse.

— Sind Sie für längere Zeit hergekommen? wandte sie sich mit gesenktem Blicke und mit der Reitgerte spielend an Astachow.

— Nein, ich denke morgen schon wieder abzureisen.

— Wohin?

— Nach Hause.

— Nach Hause? Und darf ich fragen, warum?

— Warum? Ich habe Geschäfte zu Hause, die keinen Aufschub dulden.

Nadeschda blickte ihn an.

— Sind Sie denn ein so . . . pünktlicher Mensch?

— Ich bestrebe mich, es zu sein, entgegnete Astachow.

— In der jetzigen positiven Zeit *muß* jeder ordentliche Mensch gesetzt und pünktlich sein.

— Das ist sehr wahr, bemerkte Ipatow. — Glauben Sie nicht, Iwan Iljitsch?

Iwan Iljitsch blickte blos Ipatow an, während Jegor Kapitonitsch äußerte:

— Ja, das ist wahr.

— Schade, sagte Nadeschda: — uns fehlt eben gerade ein *joune premier*. Sie spielen doch wohl Theater.

— Ich habe mich nie in diesem Fache versucht.

— Ich bin überzeugt, Sie würden gut spielen. Sie haben eine so . . wichtige Haltung; heut zu Tage wird das von einem *jeune premier* gefordert. Wir wollen, mein Bruder und ich, ein Theater hier zu Stande bringen. Wir werden uns übrigens nicht allein auf Lustspiele beschränken, wir werden Alles spielen — Dramen, Balletts und sogar Trauerspiele. Warum sollte Mascha nicht zu einer Kleopatra oder Phädra passen? Betrachten Sie sie nur!

Astachow wandte sich um . . . Mit dem Kopf an die Thür gelehnt und die Hände gekreuzt, blickte Maria in Gedanken versunken hinaus in die Ferne . . . In diesem Augenblicke mahnte in der That ihre ganze Figur und Stellung an Umrisse antiker Statuen. Sie hatte Nadeschda's

letzte Worte nicht gehört, als sie jedoch gewahr wurde, daß die Blicke Aller sich plötzlich auf sie richteten, errieth sie sogleich den Grund, wurde roth und wollte sich in's Gastzimmer zurückziehen . . . Nadeschda ergriff jedoch gewandt ihren Arm, zog sie mit dem coquetten Schmeicheln eines Kätzchens an sich und küßte ihre fast männliche Hand. Maria erröthete noch mehr.

— Du treibst immer Muthwillen, Nadja, sagte sie.

— Habe ich denn nicht die Wahrheit gesagt? Ich kann mich auf Alle hier berufen . . . Nun laß doch, laß, ich thue es nicht mehr. Ich muß aber doch wiederholen, fuhr sie zu Astachow gewendet fort, — es ist schade, daß Sie reisen. Es ist wahr, wir haben einen *jeune premier* der sich uns selbst aufdrängt, er ist aber gar zu mittelmäßig.

— Wer ist das, wenn ich fragen darf?

— Bodräkow, der Dichter. Wie könnte ein Poet *jeune premier* sein? Erstens kleidet er sich abscheulich; zweitens dichtet er Epigramme und hat vor dem weiblichen Geschlechte und selbst, denken Sie doch! vor mir Scheu; auch lispelt er nur und streckt eine Hand immer in die Luft, und dergleichen mehr. Sagen Sie doch, bitte, Monsieur Astachow, sind alle Poeten so?

Wladimir Sergeïtsch richtete sich etwas empor.

— Ich bin mit keinem Poeten persönlich bekannt gewesen und habe auch, ich muß es gestehen, die Bekanntschaft dieser Herren niemals gesucht.

— Ach ja, Sie sind ja ein positiver Mensch. Es bleibt nichts übrig, wir werden Bodräkow nehmen müssen. Die andern *jeunes premiers* sind noch schlechter. Dieser wird seine Rolle wenigstens auswendig lernen. Mascha wird bei uns außer tragischen Rollen auch das Fach einer Primadonna übernehmen müssen . . . Sie haben nicht gehört, Monsieur Astachow, wie sie singt?

— Nein, erwiderte Astachow, — ich wußte nicht einmal . . .

— Was hast Du denn heute, Nadja? sagte Maria mit unzufriedener Miene.

Nadeschda sprang auf.

— Um Gotteswillen, Mascha, singe uns Etwas vor, ich bitte, . . . bitte Dich . . . Ich werde Dich nicht in Ruhe lassen, bis Du uns Etwas vorsingst, Mascha, Herzchen. Ich würde selbst singen, um dem Gaste

Vergnügen zu machen, Du weißt aber, was für eine garstige Stimme ich habe. Du sollst dafür aber sehen, wie schön ich Dich begleiten will.

Marja schwieg einen Augenblick.

— Ich werde Dich doch nicht los werden, sagte sie zuletzt. — Du bist als verzogenes Kind gewöhnt, daß allen Deinen Grillen nachgegeben wird. Nun gut, ich will Dir Etwas versingen.

— Bravo, bravo! rief Nadeschda und klatschte in die Hände. — Meine Herren, kommen Sie in's Gastzimmer. Was aber die Grillen betrifft, setzte sie lachend hinzu, — das werde ich Dir nicht schenken. Wie kannst Du vor unbekannten Leuten meine Schwächen aufdecken? Jegor Kapitonitsch, so behandelt sie wohl Matröna Markowna in Gegenwart Anderer?

— Matröna Markowna, brummte Jegor Kapitonitsch, ist eine sehr achtungswerthe Dame; nur was Manieren betrifft . . .

— Nun kommen Sie, kommen Sie, unterbrach ihn Nadeschda und trat in das Gastzimmer. Alle folgten ihr. Sie warf ihren Hut ab und setzte sich an's Klavier. Marja stellte sich in die Nähe der Wand in einige Entfernung von Nadeschda.

— Mascha, sagte sie nach einigem Nachsinnen, — singe uns doch: »Ein Bauer säete Gerste.«

Marja begann. Ihre Stimme war rein und kräftig und sie sang gut — einfach und ohne Ziererei. Alle hörten ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und Astachow konnte sein Erstaunen nicht verbergen. Als Marja geendet hatte, trat er zu ihr und betheuerte, er hätte nimmermehr geglaubt . . .

— Warten sie, es wird noch besser kommen! unterbrach ihn Nadeschda. — Mascha, gönne doch Deiner kleinrussischen Seele die Lust und singe uns setzt: »Rauschen, Rauschen in dem Walde« . . .

— Sind Sie Kleinrussin? fragte Astachow.

— Ich bin in Kleinrußland geboren, gab sie zur Antwort und stimmte das »Rauschen, Rauschen« an . . .

Anfangs sprach sie die Worte affectlos aus, allmählich aber wurde sie selbst von der melancholisch-leidenschaftlichen, heimathlichen Melodie ergriffen, ihre Wangen rötheten sich, die Augen glänzten, die Stimme ward feurig. Sie war zu Ende.

— Mein Gott! wie hast Du das schön gesungen, sagte Nadeschda, sich über die Tasten niederbeugend. — Wie schade, daß der Bruder

nicht hier ist!

Marja senkte sogleich den Blick zu Boden und lächelte mit ihrem gewohnten, bitteren Lächeln.

— Noch Etwas wäre nicht übel, bemerkte Ipatow.

— Ja, wenn Sie die Güte haben wollten, setzte Astachow hinzu.

— Entschuldigen Sie mich, ich werde heute nicht mehr singen, entgegnete Marja und verließ das Zimmer.

Nadeschda folgte ihr mit dem Blicke, wurde nachdenklich, lächelte dann wieder und begann mit einem Finger die Melodie zu »ein Bauer säete Gerste« anzuschlagen, spielte darauf eine brillante Polka, schlug einen rauschenden Accord an, klappte dann den Deckel des Klaviers zu und stand auf.

— Schade, daß Niemand da ist, mit dem man tanzen könnte, rief sie, das wäre so recht der Augenblick! Astachow trat zu ihr heran.

— Was für eine herrliche Stimme hat Marja Pawlowna! bemerkte er, — und wie viel Gefühl in ihrem Gesange!

— Sie lieben also Musik?

— Ja . . . sehr.

— Ein so gelehrter Herr und liebt Musik!

— Warum glauben Sie denn, ich wäre gelehrt?

— Ach ja, verzeihen Sie, ich vergesse immer, Sie sind ja ein positiver Mensch. Wohin ist denn Mascha gegangen? Warten Sie, ich will sie holen.

Und Nadeschda hüpfte zum Gastzimmer hinaus.

— Ein Wildfang, wie Sie wohl selbst sehen, äußerte Ipatow, indem er an Astachow herantrat, — aber herzensgut. Und was für eine Erziehung sie erhalten hat, Sie können sich's gar nicht vorstellen! In allen Sprachen ist sie bewandert. Nun, die Leute haben Vermögen, da kann man's schon.

— Ja, sagte Astachow zerstreut, — ein sehr liebenswürdiges Fräulein. Doch, wenn ich fragen darf, war Ihre Gemahlin auch aus Kleinrußland?

— Jawohl. Meine selige Frau stammte aus Kleinrußland, ebenso wie ihre Schwester Marja Pawlowna. Meine Frau, die Wahrheit zu sagen, hatte nicht einmal eine ganz reine Aussprache; obgleich sie die russische Sprache vollkommen inne hatte, drückte sie sich doch nicht

ganz richtig aus. Nun, Marja Pawlowna, die hat ihre Heimath noch in jungen Jahren verlassen. Das kleinrussische Blut schimmert aber dennoch durch, nicht wahr?

— Marja Pawlowna singt vorzüglich, bemerkte Astachow.

— Jawohl, gar nicht übel. Warum aber bringt man uns nicht den Thee? Und wohin sind denn die Damen gegangen? Es ist Zeit, den Thee zu trinken.

Die Fräuleins kehrten nicht so bald zurück. Unterdessen wurde der Samowar gebracht und der Tisch für den Thee gedeckt. Ipatow schickte nach den Fräuleins. Sie kehrten Beide zusammen zurück. Marja setzte sich an den Tisch, um den Thee zu bereiten, während Nadeschda an die Thür der Terrasse trat und den Blick in den Garten schweifen ließ. Auf den hellen Sommertag war ein reiner und stiller Abend gefolgt: am Himmel glühte das Abendroth; von demselben zur Hälfte beleuchtet, lag der breite Teich wie ein unbeweglicher Spiegel da und warf, einem majestätischen Bilde gleich, von dem silbernen Nebel seines tiefen Bettes den unendlichen Himmel und die umgekehrten dunkeln Bäume und das Häuschen zurück. Alles rings umher war in Schweigen versunken.

— Sehen Sie doch, wie schön! sagte Nadeschda zu Astachow, der zu ihr herangetreten war, — dort unten im Teiche ist ein Stern aufgeblitz neben dem Lichte im Häuschen; dieses ist roth, jener goldig. Und da kommt auch die Großmutter gefahren, setzte sie laut hinzu.

Hinter einem Fliederbusche wurde ein kleiner Handwagen sichtbar. Zwei Männer zogen denselben. In dem Wägelchen saß eine alte Frau, ganz eingemummt und zusammengefallen, mit auf die Brust gesenktem Kopfe. Der Besatz ihrer weißen Haube bedeckte fast ganz das vertrocknete, eingeschrumpfte, kleine Gesicht. Das Wägelchen hielt vor der Terrasse. Ipatow verließ das Gastzimmer, die kleinen Mädchen liefen ihm nach. Sie hatten den ganzen Abend hindurch gleich Mäusen abwechselnd in allen Zimmern herumgeschnüffelt.

— Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, liebe Mutter, sagte Ipatow, indem er zur Alten trat, mit erhöhter Stimme. — Wie fühlen Sie sich?

— Bin Euch zu sehen hergekommen, brachte die Alte mit hohler Stimme und mit Anstrengung hervor. — Ein herrlicher Abend. Habe

den Tag über geschlafen und jetzt fangen die Schmerzen in den Beinen an. Ach, diese Beine! Versagen mir den Dienst und gönnen mir keine Ruhe.

— Erlauben Sie, liebe Mutter, daß ich Ihnen unseren Nachbar vorstelle: Herr Astachow, Wladimir Sergeïtsch — Freut mich sehr, entgegnete die Alte, indem sie mit ihren großen, schwarzen, aber schon trübe gewordenen Augen den Gast betrachtete. — Ich bitte Sie, meinem Sohne Ihr Wohlwollen zu bewahren. Er ist ein braver Junge. Habe für seine Erziehung gesorgt, so gut ich konnte, so, wie es eine Frau im Stande ist. Noch fehlt ihm die Reife, mit Gottes Hilfe wird er aber schon gesetzter werden, und es ist auch hohe Zeit; ich muß ihm die Geschäfte übergeben. Da sind Sie ja auch, Nadja! setzte die Alte mit einem Blick auf Nadeschda hinzu.

— Ja, liebe Großmama.

— Und Mascha? Macht wohl den Thee?

— Ja, Großmama, sie macht den Thee.

— Wer ist denn noch da?

— Iwan Iljitsch und Jegor Kapitonitsch.

— Matröna Markowna's Mann?

— Ja, Großmama.

Die Alte kauete mit den Lippen.

— Nun, schon gut. Höre doch, Mischa, ich kann den Schulzen gar nicht zu Gesicht bekommen! schicke ihn doch morgen recht früh zu mir, ich habe viel mit ihm abzumachen. Wenn ich nicht nachsehe, merke ich, geht es bei Euch nicht recht. Nun genug, ich bin müde. Zieht mich, Ihr da! Leben Sie wohl, mein Werther — habe Vor- und Zunamen vergessen, setzte sie, zu Wladimir Sergeïtsch gewendet, hinzu. — Nehmen Sie es der Alten nicht übel. Ihr aber, Enkelchen, braucht mich nicht zu begleiten, es ist nicht nöthig. Ihr möchtet wohl immer umherlaufen! Bleibt nur hübsch sitzen und lernt Eure Lection, hört Ihr? Mascha verwöhnt Euch. Nun aber geht!

Der mit Mühe emporgehaltene Kopf der Alten sank wieder auf ihre Brust herab . . .

Das Wägelchen setzte sich in Bewegung und rollte langsam davon.

— Wie alt ist Ihre Frau Mutter-? fragte Astachow.

— Ueber Zweiundsiebzig; und jetzt sind es schon sechsundzwanzig Jahre, seit sie den Gebrauch der Füße verloren hat; das Unglück hat

sie bald nach dem Tode meines seligen Vaters betroffen. Sie ist eine Schönheit gewesen.

Alle schwiegen.

Plötzlich fuhr Nadeschda Alexejewna zusammen.

— Was war das? eine Fledermaus, däucht mir, flog vorüber. Hu, wie mir graut!

Und sie kehrte hastig in's Gastzimmer zurück.

— Es ist Zeit, daß ich nach Hause reite. Michail Nikolaitsch, lassen Sie mein Pferd satteln.

— Auch für mich ist es an der Zeit aufzubrechen, bemerkte Astachow.

— Wohin wollen Sie denn? fragte Ipatow. — Bleiben Sie doch für die Nacht hier! Nadeschda Alexejewna hat nur zwei Werst bis nach Hause, Sie aber volle zwölf. Und warum eilen Sie denn, Nadeschda Alexejewna? Warten Sie doch, bis der Mond aufgeht, lange wird es nicht dauern. Sie werden es dann heller haben.

— Gut, sagte Nadeschda, — ich habe schon lange keinen Ritt bei Mondschein gemacht.

— Und Sie bleiben also? fragte Ipatow Astachow.

— Ich weiß wirklich nicht . . . Uebrigens, wenn ich nicht störe . . .

— Nicht im Geringsten, wie können Sie das denken! Ich will Ihnen sogleich ein Zimmer bereiten lassen.

— Ein Ritt bei Mondschein macht sich aber doch schön, nahm Nadeschda das Gespräch wieder auf, als Licht gebracht, Thee herumgereicht wurde, Ipatow mit Jegor Kapitonitsch sich zu einer Partie *préférence en deux* hinsetzten und »Klappseele« schweigend neben ihnen Platz nahm, — besonders im Walde, zwischen Haselbüschen. Schauerlich und angenehm ist das, und was für ein sonderbares Spiel von Licht und Schatten — man meint, es schleiche immer Jemand hinter oder vor uns hin . . .

Astachow lächelte beistimmend .

— Und dann noch, fuhr sie fort, — haben Sie sich schon einmal in einer lauen, dunkeln, stillen Nacht in einem Walde befunden? mir däucht dann immer, es streiten ihrer Zwei heftig, mit kaum hörbarem Geflüster, hart an meinem Ohre.

— Das macht das Blut, äußerte Ipatow.

— Ihre Beschreibung ist sehr poetisch, bemerkte Astachow.

Nadeschda ließ einen Blick auf ihn fallen.

— Sie meinen? . . . Wenn dem so ist, müßten meine Beschreibungen Mascha nicht gefallen.

— Weßhalb? liebt Marja Pawlowna etwa nicht das Poetische?

— Nein; sie meint, Alles sei erdichtet, sei nicht wahr; und das liebt sie nicht.

— Ein sonderbarer Einwurf! rief Astachow.

Erdichtet? wie ginge es denn anders an? wozu gäbe es denn Dichter?

— Erklären Sie sich's! Uebrigens müßten auch Sie die Poesie nicht lieb haben.

— Im Gegentheil, ich liebe gute Verse, wenn sie nämlich wirklich angenehm und wohlklingend sind, wenn sie, wie soll ich sagen, Ideen, Gedanken ausdrücken . . .

Marja erhob sich von ihrem Platze.

Nadeschda wandte sich rasch nach ihr um.

— Wohin, Mascha?

— Ich will die Kinder zu Bett bringen. Es ist bald 9 Uhr.

— Können sie denn nicht ohne Dich schlafen gehen?

Marja faßte die Kinder bei der Hand und ging mit ihnen hinaus.

— Sie ist heute nicht ausgelegt, bemerkte Nadeschda — und ich weiß, warum, setzte sie halblaut hinzu. — Das wird schon vorüber gehen.

— Erlauben Sie mir die Frage, begann Astachow, wo gedenken Sie den Winter zu verbringen? — Vielleicht hier, vielleicht in Petersburg. In Petersburg, denke ich, wird mir die Zeit lang werden.

— In Petersburg? Bitte! Wie wäre das möglich? Und nun erging sich Astachow in der Beschreibung der Bequemlichkeiten, Annehmlichkeiten und Reize des Lebens in der Hauptstadt. Nadeschda hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu, ohne den Blick von ihm abzuwenden Sie schien sein Gesicht zu studiren und schmunzelte von Zeit zu Zeit vor sich hin.

— Sie sind, wie ich sehe, sehr beredt, sagte sie zuletzt, — wahrscheinlich werde ich den Winter in Petersburg zubringen.

— Sie werden es nicht bereuen, bemerkte Astachow.

— Ich bereue niemals Etwas, es lohnt nicht die Mühe. Hat man eine Dummheit begangen, so suche man sie schnell zu vergessen — das ist Alles.

— Dürfte ich wohl fragen, begann Astachow nach einer kleinen Pause französisch, — sind Sie schon lange mit Marja Pawlowna bekannt?

— Dürfte ich Sie wohl fragen, entgegnete Nadeschda mit raschem Lächeln, — warum Sie gerade diese Frage in französischer Sprache an mich richten?

— So . . .ganz ohne besonderen Grund . . .

Nadeschda lächelte wieder.

— Nein, ich kenne sie noch nicht sehr lange. Aber, nicht wahr, sie ist ein merkwürdiges Mädchen?

— Ja, sehr originell, murmelte Astachow durch die Zähne.

— Soll das etwa in Ihrem Munde, im Munde der positiven Leute, so viel wie Lob bedeuten? ich denke es nicht. Vielleicht halten Sie auch mich für originell? Aber, setzte sie, sich erhebend und mit einem Blick auf das geöffnete Fenster hinzu, — der Mond muß schon aufgegangen sein, das ist ja der Wiederschein desselben, dort über den Pappeln . . . Ich muß fort . . . Ich will gehen, mein Pferd satteln lassen.

— Es ist schon gesattelt, meldete Nadeschda Alexejewna's Dienstbursche, aus dem Schatten des Gartens in den Lichtfleck vor der Terrasse tretend.

— Ah! schön- Mascha, wo bist Du? Komm her, Abschied zu nehmen.

Marja kam aus dem Nebenzimmer herbei. Die Männer erhoben sich von dem Kartentische.

— Und Sie wollen also schon fort? fragte Ipatow.

— Es ist Zeit, ich muß fort.

Sie näherte sich der Gartenthür.

— Welch eine Nacht! rief sie, — kommt her, zeigt derselben doch Eure Gesichter; fühlt Ihr's? sie scheint zu athmen! und welch ein Duft! alle Blumen sind jetzt erwacht Sie sind erwacht — und wir denken an's Schlafengehen . . . Ach ja, Mascha, setzte sie hinzu, — ich habe Wladimir Sergeïtsch gesagt, daß Du nicht für Poesie schwärmst. Jetzt aber lebt wohl! . . Da führt man mein Pferd auch schon vor . . .

Und gewandt lief sie die Stufen der Terrasse hinab, schwang sich leicht in den Sattel, rief »Auf morgen«, gab ihrem Thier einen Schlag mit der Gerte auf den Hals und ritt im Galopp dem Damme zu . . . Der Dienstbursche eilte ihr im Trabe nach.

Alle folgten ihr mit den Blicken . . .

— Auf morgen! ließ sich noch einmal ihre Stimme hinter den Pappeln vernehmen.

Noch lange hallte durch die Stille der Sommernacht der Hufschlag des Pferdes herüber.

Zuletzt machte Ipatow den Vorschlag, wieder in's Haus zurückzukehren.

— Es ist wohl schön in der freien Luft, sagte er, — wir müssen aber doch unsere Partie beendigen.

Sie folgten Alle dem Rufe. Astachow wandte sich an Marja mit der Frage, weshalb sie der Poesie abhold sei.

— Ich mag Gedichte nicht, entgegnete sie gleichsam wider Willen.

— Sie haben vermuthlich wenig Gedichte gelesen?

— Ich selbst habe keine gelesen, man hat mir Einiges vorgelesen.

— Und es sollten Ihnen keine gefallen haben?

— Durchaus keine.

— Selbst Puschkin's Verse nicht?

— Auch die nicht.

— Weshalb denn nicht?

Marja erwiderte nichts darauf, Ipatow jedoch bemerkte, über die Lehne seines Stuhles zurückgebeugt, mit gutmüthigen, Lachen, sie sei nicht blos Gedichten, sondern auch dem Zucker feind und könne überhaupt nichts Süßes leiden.

— Es gibt ja auch Gedichte, die nichts Süßliches enthalten, warf Astachow hin.

— Zum Beispiel? fragte ihn Maria.

Astachow kratzte sieh hinter dem Ohre . . . Er kannte selbst nur wenige Gedichte auswendig, und darunter fast keine, die nicht süßlich gewesen wären.

— Ja, nun, rief er endlich, — kennen Sie Puschkin's »Antschar«? Nicht? Das Gedicht wird doch Niemand süßlich nennen können.

— Lassen Sie hören, sagte Marja und senkte den Blick.

Astachow blickte zuerst gegen die Decke, zog die Augenbrauen zusammen, brummte einige Zeit vor sich hin und declamirte dann den »Antschar«, welcher in deutscher Dichtung ungefähr folgendermaßen lauten würde:

Der Antschar.

Auf sonnverbranntem, bittrem Boden
In schmachtend wasserloser Steppe
Steht, einsam in der weiten Runde,
Der Antschar, eine finstre Schildwach.

Ihn hat die ewig durst'ge Wüste
An einem Tag des Zorns geboren,
Hat ihm das fahle Grün der Zweige,
Die Wurzeln selbst durchtränkt mit Gifte.

Das Gift durchsickert seine Rinde;
Geschmolzen von des Mittags Gluten,
Erstarrt es von des Abends Kühle
Zu halbdurchsicht'gen, harz'gen Tropfen.

Kein Vogel wiegt sich in den Zweigen,
Kein Thier labt sich in seinem Schatten,
Der Sturm nur sucht den Baum des Todes,
Rast weiter, selber schon vergiftet.

Netzt irrend eine güt'ge Wolke
Die schläfrig matt gesenkten Blätter,
Hernieder zu dem heißen Sande
Der Regen tröpfelt, schon vergiftet.

Des Landes Herrscher aber sandte
Zum Antschar hin, der Mensch den Menschen;
Und schweigend ging er, kehrte wieder
Am frühen Morgen mit dem Gifte.

Das Todesharz hielt er in Händen
Und einen Zweig mit welken Blättern —
Eiskalt von seiner Stirn, der blassen,
In Strömen rieselte der Angstschweiß.

Brachte das Gift — und kraftlos legte
Sich auf des Königszeltes Matten
Der Arme — zu des Herrschers Füßen,
Des ruhmgekrönten, starb der Sclave.

Der König ließ mit Gifte tränken
Folgsame Pfeile. Und Verderben

Und Tod zusandt' er, glorreich siegend,
Dem ruh'gen Land friedsamer Nachbarn.

Nach den ersten vier Strophen hob Marja langsam die Augen auf und als Astachow geendet hatte, sagte sie ebenso langsam:

— Ich bitte, sagen Sie es noch ein Mal her.

— Ihnen gefällt also dies Gedicht? fragte Astachow.

— Tragen Sie es noch ein Mal vor!

Astachow wiederholte den »Antschar".

Marja erhob sich, begab sich in ein anderes Zimmer und kehrte mit einem Blatte Papier, Tinte und Feder zurück.

— Ich bitte, schreiben Sie es für mich auf, sagte sie zu Astachow.

— Mit dem größten Vergnügen, entgegnete er und ergriff die Feder; — ich muß indessen gestehen, mich wundert, wie Ihnen dieses Gedicht so sehr gefallen konnte. Ich habe es Ihnen eigentlich nur aus dem Grunde vorgetragen, um Ihnen zu zeigen, daß nicht alle Gedichte süßlichen Inhalts sind.

— Ja, wahrhaftig! rief Ipatow. — Was hältst Du von diesem Gedichte, Iwan Iljitsch?

Iwan Iljitsch, nach seiner beständigen Gewohnheit, blickte bloß Ipatow an und sagte kein Wort.

— Hier, — es ist fertig, sagte Astachow und setzte ein Ausrufungszeichen an's Ende des letzten Verses.

Marja dankte ihm und trug das beschriebene Blatt auf ihr Zimmer.

Eine halbe Stunde darauf wurde das Abendessen aufgetragen und eine Stunde später zogen sich alle Gäste auf ihre Zimmer zurück. Astachow hatte einige Male an Marja das Wort gerichtet, es war ihm aber nicht leicht geworden, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen und seine Worte schienen kein besonderes Interesse bei ihr zu erregen. Als er sich zur Ruhe begab, dachte er noch lange an sie und Nadeschda. Er würde übrigens wohl bald eingeschlafen sein, wenn ihn nicht sein Nachbar, Jegor Kapitonitsch, gestört hätte. Matröna Markowna's Gemahl hatte, schon völlig entkleidet und im Bette liegend, noch ein langes Gespräch mit seinem Diener; es waren Unterweisungen, die er demselben ertheilte. Jedes seiner Worte konnte Astachow deutlich vernehmen, nur ein dünner Bretterverschlag trennte sie von einander.

— Halte das Licht vor Deine Brust, sagte Jegor Kapitonitsch mit weinerlicher Stimme, — halte es so, daß ich Dein Gesicht sehe! Zu Grunde richtest Du mich, zu Grunde, Du gewissenloser Mensch, gänzlich zu Grunde.

— Wodurch denn, ich bitte Sie, Jegor Kapitonitsch, ließ sich die dumpfe und schläfrige Stimme des Dieners vernehmen — Wodurch? soll ich Dir's sagen, wodurch? Wie oft habe ich Dir's angesagt: Mitka, habe ich Dir immer gesagt, wenn Du mich irgendwohin zu Besuche begleitest, sollst Du jedes Mal zwei Stück von jedem Kleidungsstücke mitnehmen, besonders . . . halte das Licht vor die Brust . . . besonders von Unterkleidern. Und was hast Du heute mit mir gemacht?

— Was denn?

— Was denn? Und was werde ich morgen anziehen?

— Dasselbe, was Sie heute angehabt haben.

— Zu Grunde richtest Du mich, Spitzbube, ganz zu Grunde! Schon heute wußte ich nicht, wo ich vor Hitze bleiben sollte. Halte das Licht vor die Brust, sage ich Dir, und schlafe nicht, wenn Dein Herr sich mit Dir unterhält!

— Aber Matröna Markowna hat ja selbst gesagt, das wäre genug; wozu das Pack Kleidungsstücke mitschleppen? Ganz unnützerweise reibe es sich durch.

— Matröna Markowna . . . Geht denn so Etwas Frauen an? Ach, Ihr richtet mich zu Grunde, richtet mich zu Grunde!

— Jachim meinte auch, es wäre nicht nöthig.

— Wie sagst Du?

— Ich sage, Jachim meinte es auch.

— Jachim! Jachim! wiederholte Jegor Kapitonitsch mit verweisendem Tone, — ach, verdammtes Pack, richtet mich gänzlich zu Grunde, nicht einmal russisch verstehen sie sich auszudrücken. Jachim! Was ist das, Jachim! Jephim, nun, das geht noch hin, das kann man noch sagen; denn der wirkliche, griechische Name ist Enthymios, hast Du verstanden? . . . Halt' das Licht vor die Brust . . . der Kürze wegen kann man Jephim schon sagen, aber Jachim, ganz und gar nicht! Jachim, setzte Jegor Kapitonitsch, die Silbe — *Ja* — betonend, hinzu. — Ihr richtet mich zu Grunde. Spitzbuben Hals das Licht vor die Brust!

Und lange noch fuhr Jegor Kapitonitsch in seinen lehrreichen Unterweisungen gegen den Diener fort, ungeachtet der Seufzer, des Hüstelns und anderer Zeichen der Ungeduld von Seiten Astachow's . . .

Endlich ließ er seinen Mitka gehen und schlief ein, doch Astachow wurde dadurch nicht leichter zu Muthe: Jegor Kapitonitsch hatte ein so starkes und tiefes Schnarchen, mit so launischen Uebergängen von den höchsten bis zu den tiefsten Tönen, mit Pfeifen und sogar Knallen, daß die Bretterwand selbst vom Widerhall zu zittern schien; der arme Astachow hätte weinen mögen In dem Zimmer, das man ihm angewiesen hatte, war es sehr schwül, und der Bettpfiihl, auf welchem er ruhete, umfing seinen Körper mit einer gewissen schleichenden, lästigen Hitze.

In Verzweiflung stand Astachow zuletzt auf, öffnete das Fenster und athmete mit Gier die duftgeschwängerte nächtliche Kühle ein. Das Fenster ging auf den Garten hinaus; der Himmel war hell, das runde Bild des vollen Mondes spiegelte sich bald deutlich im Teiche ab, bald zerrann dasselbe zu einer langen Garbe schillernder Lichtfunken. Auf einem Wege des Gartens wurde Astachow eine weibliche Gestalt gewahr; er faßte dieselbe schärfer in's Auge: es war Marja; im Lichte des Mondes schien ihr Gesicht bleich. Sie stand unbeweglich und begann auf einmal zu reden . . . Astachow streckte vorsichtig den Kopf vor . . .

Doch einen Menschen schickt ein Mensch
Zum Antschar hin — mit Herrscherwort.

vermochte er zu hören . . .

»So, so,« dachte er, »das liebe Gedicht hat also eine Wirkung geäußert« . . . Und mit verdoppelter Aufmerksamkeit schickte er sich an, aufzuhorchen . . . Marja verstummte jedoch bald und kam ihm noch deutlicher zu Gesicht, so daß er ihre großen dunklen Augen, ihre strengen Augenbrauen und Lippen zu unterscheiden im Stande war . . .

Plötzlich schrak sie zusammen, kehrte um, trat in den Schatten einer dichten Akazienwand und verschwand. Astachow blieb noch ziemlich lange am Fenster stehen, dann legte er sich wieder hin, schlief jedoch nicht so bald ein. »Ein sonderbares Wesen« — dachte er, indem er sich von einer Seite auf die andere wälzte — »und da

behauptet man noch, es gebe in der Provinz nichts Eigenthümliches . . . Weit gefehlt! Ein sonderbares Wesen! Morgen will ich sie fragen, was sie im Garten gemacht hat.«

Jegor Kapitonitsch schnarchte inzwischen nach wie vor.

III.

Astachow erwachte ziemlich spät und machte sich sogleich nach dem Thee und Frühstück im Speisesaale auf den Weg nach Hause, um seine Wirthschaftsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, obgleich ihn der alte Ipatow zurückzuhalten versuchte.

Marja war gleichfalls beim Thee zugegen; Astachow hielt es jedoch nicht für nöthig, sie über ihren gestrigen nächtlichen Spaziergang zu befragen; er gehörte zu jener Classe von Menschen, denen es schwer fällt, zwei Tage hintereinander sich ungewöhnlichen Gedanken und Muthmaßungen hinzugeben Er hätte ein Gespräch über Gedichte einleiten müssen, aber die sogenannte »poetische« Stimmung ermüdete ihn bald. Die ganze Zeit bis zum Essen brachte er auf den Feldern, im Freien zu, aß zu Mittag mit großem Appetit, machte ein Schläfchen und nachdem er wieder erwacht war, wollte er die Rechnungen des Dorfältesten vornehmen, hatte jedoch die erste Seite noch nicht durchgesehen, als er Befehl gab, den Tarantaß anzuspannen und nach Ipatowka fuhr .Wie es scheint, haben auch positive Leute kein steinernes Herz in der Brust und lassen sich Langweile ebenso ungern gefallen wie andere einfache Leute.

Als er auf dem Damme angekommen war, vernahm er Gesang und Musiktöne. Es wurden bei Ipatow's russische Lieder im Chor gesungen. Er traf die ganze Gesellschaft, die er am Morgen verlassen hatte, aus der Terrasse an; es saßen Alle, und Nadeschda ebenfalls; im Kreise herum um einen jungen Mann von etwa dreißig Jahren, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzem Haare und schwarzen Augen, in kurzem Sammtrock, mit einem nachlässig um den Hals geschlungenen Tuche und einer Guitarre in den Händen. Das war Peter Alexeitsch Weretjew, Nadeschda's Bruder. Als der alte Ipatow Astachow's ansichtig wurde, ging er demselben mit freudigem Rufen entgegen, führte ihm Weretjew zu und stellte Beide einander vor. Nachdem Astachow die herkömmlichen Begrüßungen mit dem neuen Bekannten gewechselt hatte, grüßte er achtungsvoll dessen Schwester.

— Wir vertreiben uns die Zeit nach ländlicher Sitte mit Singen, Wladimir Sergeïtsch, redete ihn Ipatow an, und setzte dann, auf

Weretjew deutend, hinzu: — Peter Alexeitsch ist unser Vorsänger — und wie! Das mögen Sie anhören.

— Das ist sehr angenehm, erwiderte Astachow.

— Wünschen Sie nicht am Chorgesange theilzunehmen? fragte ihn Nadeschda.

— Herzlich gern thäte ich es, ich habe aber keine Stimme.

— Das thut nichts! Sehen Sie da, Jegor Kapitonitsch singt ja auch mit, und ich ebenfalls.

Sie brauchen dabei nur einen Ton auszuhalten. Setzen Sie sich nur. Nun, Bruder, stimme an.

— Was singen wir denn aber jetzt? fragte Weretjew, auf den Saiten der Guitarre herumfingernd. Plötzlich hielt er inne, blickte Marja an, die neben ihm saß, und sagte: — Jetzt ist die Reihe, denke ich, an Ihnen!

— Nein, singen Sie, entgegnete Marja.

— Da wäre das Lied«Hinab den lieben Wolgastrom« recht schön, fiel Astachow mit wichtiger Miene ein.

— Nein, dieses Lied heben wir uns zum Schlusse auf, erwiderte Weretjew und stimmte gedehnt: »Es neigt die Sonne sich« an.

Er sang vortrefflich, schwungvoll und freudig. Sein männliches, ohnehin ausdrucksvolles Gesicht wurde noch belebter, wenn er sang; von Zeit zu Zeit zuckte er die Achseln, drückte die Saiten mit der Handfläche an, schüttelte den Lockenkopf, streckte die Hand ans und blickte kühn um sich herum. Er hatte in Moskau oft Gelegenheit gehabt, den berühmten Ilja[3] zu sehen und jetzt copirte er denselben. Der Chor stimmte wacker ein. Wie ein strahlender Stern, von den übrigen Stimmen gesondert, zog Marja's Stimme die übrigen gleichsam nach sich; sie wollte jedoch nicht allein singen und Weretjew blieb bis zuletzt der Vorsänger.

Es wurden noch einige andere Lieder gesungen . . .

Inzwischen war mit dem Abende ein Gewitter heraufgezogen. Schon seit Mittag war es schwül gewesen und hatte es in der Ferne gedonnert; nun aber wälzte sich eine breite Gewitterwolke, die schon geraume Zeit wie ein bleierner Reif am Horizonte gelegen hatte, heran und wuchs und stieg hinter den Gipfeln der Bäume empor. Immer merkbarer wurde das Zittern der schwülen Luft, die von dem heranrollenden Donner heftiger und heftiger erschüttert wurde, der

Wind erhob sich, stoßweiße rauschte er durch das Laub, verstummte, kehrte mit anhaltenderem Rauschen wieder, zog brausend dahin; ein düsteres Dämmerlicht breitete sich rasch über die Erde auf und vermischte den letzten Widerschein der Abendröthe, dichte Wolkenknäuel stiegen plötzlich auf und flogen wie fortgerissen am Himmel hin; es begannen Tropfen zu fallen, es zuckte ein feuerrother Blitz und schwer und krachend erschallte der Donner-.

— Wir wollen fortgehen, äußerte der alte Ipatow.

— Wir könnten durchnäßt werden.

Alle erhoben sich.

— Gleich, rief Weretjew, — noch das letzte Lied, Hört!

Oh Du mein Häuschen, liebes Häuschen,
Nagelneues Häuschen mein . . .

stimmte er mit voller Stimme an und griff dazu rasch mit der ganzen Hand in die Saiten. »Häuschen mein, aus Ahornholz«, fiel der ganze Chor, unwillkürlich hingerissen, ein. Fast in demselben Augenblick aber begann der Regen in Strömen zu fallen; Weretjew sang indessen das »Oh Du mein Häuschen« bis zu Ende. Das von Zeit zu Zeit vom Rollen des Donners übertönte kecke Liedchen machte sich noch kecker beim Geräusche des fallenden, rieselnden Regens. Endlich erschallte der letzte Tonschwall des Chores — und die ganze Gesellschaft flüchtete lachend in's Gastzimmer. Besonders brachen die kleinen Mädchen, Ipatow's Töchter, in lautes Lachen aus, indem sie dabei die Regentropfen von ihren Kleidchen abschüttelten Ipatow jedoch schloß vorsichtshalber Fenster und Thüren, und Jegor Kapitonitsch lobte ihn deshalb, indem er dabei bemerkte, Matröna Markowna ließe, wenn gerade Gewitter wäre, Alles verschließen, denn die Elektricität äußere ihre Wirkung vornehmlich in leeren Zwischenräumen. Bodräkow blickte ihn an, trat auf die Seite und 57 stieß einen Stuhl um. Dergleichen kleine Unfälle passierten ihm beständig.

Das Gewitter war bald vorüber. Thüren und Fenster wurden wieder geöffnet und feuchter Wohlgeruch drang in die Zimmer.

Der Thee wurde gebracht. Nach dem Thee setzten sich die Alten wieder an den Kartentisch Iwan Iljitsch gesellte sich, seiner Gewohnheit getreu, zu ihnen. Astachow wollte zu Marja, die mit Weretjew am Fenster saß, Nadeschda rief ihn jedoch zu sich und

knüpfte sogleich ein lebhaftes Gespräch über Petersburg und das Leben daselbst mit ihm an. Sie ließ sich in Angriffen gegen dasselbe aus; Astachow vertheidigte es. Es hatte den Anschein, als wollte Nadeschda ihn aufhalten.

— Worüber streitet Ihr da? fragte Weretjew, indem er aufstand und sich ihnen näherte.

Er schlenkerte träge beim Gehen, in allen seinen Bewegungen war Etwas wie Nachlässigkeit oder Ermüdung zu bemerken.

— Es ist immer von Petersburg die Rede, erwiderte Nadeschda. — Wladimir Sergeïtsch weiß diese Stadt nicht genug zu loben.

— Es ist eine schöne Stadt, warf Weretjew hin. — übrigens lebt sich's überall gut. Wahrhaftig! Hat man nur zwei, drei Weiber und, mit Ihrer Erlaubnis, Wein dazu, was bliebe noch zu wünschen übrig?

— Das wundert mich! entgegnete Astachow. — Sind Sie wirklich auch der Meinung, es gäbe für einen gebildeten Mann keine . . .

— Vielleicht . . . gewiß . . . ich stimme Ihnen bei, unterbrach ihn Weretjew, dessen Gewohnheit es war, bei aller Höflichkeit auf Einwände, die man ihm machte, nicht Acht zu geben, — damit habe ich aber nichts zu schaffen, ich bin kein Philosoph.

— Auch ich bin kein Philosoph, erwiderte Astachow, — und wünsche auch durchaus nicht, einer zu sein; es ist aber von Anderem hier die Rede.

Weretjew warf einen zerstreuten Blick auf seine Schwester, die mit leichtem Lächeln sich gegen ihn neigte und ihm halblaut zuflüsterte:

— Petruscha, Herzchen, stelle uns Jegor Kapitonitsch dar, thue mir den Gefallen.

Weretjew's Gesicht veränderte sich in einem Augenblicke und wurde, Gott weiß, durch welche Teufelskunst, dem Gesichte Jegor Kapitonitschs auffallend ähnlich, obgleich die Züge Beider durchaus Nichts mit einander gemein hatten, und Weretjew überhaupt nur die Nase ein wenig rümpfte und die Mundwinkel herabzog.

— Freilich, begann er, flüsternd die Stimme Jegor Kapitonitschs nachahmend, — Matröna Markowna ist streng in Betreff der Manieren; aber dabei doch ein Muster von Gattin Freilich, was ich auch sagen mag . . .

— Die Birülew'sechen Fräuleins erfahren es sogleich, ergänzte Nadeschda mit kaum zurückgehaltenem Lachen.

— Ist gleich am folgenden Tage bekannt, entgegnete Weretjew mit so komischer Grimasse, mit so confusem Seitenblicke, daß selbst Astachow dazu lachte.

— Sie haben, sehe ich, ein großes Talent zum Copiren, bemerkte er.

Weretjew fuhr mit der Hand über das Gesicht, seine Züge nahmen wieder den gewohnten Ausdruck an, und Nadeschda rief:

— Oh, ja wohl! er copirt Jedermann nach Belieben . . . Darin ist er Künstler.

— Und könnten Sie mich zum Beispiel auch darstellen? fragte Astachow.

— Ganz gewiß! erwiderte Nadeschda, — das versteht sich.

— Ach, thun Sie mir den Gefallen, stellen Sie mich dar, sagte Astachow zu Weretjew gewandt. — Ich bitte Sie, ohne Umstände.

— Und Sie glauben ihr? entgegnete Weretjew, indem er leicht mit einem Auge blinzte und seiner Stimme den Ausdruck der Stimme Astachows gab, doch that er es so vorsichtig und zart, daß nur Nadeschda es bemerkte und sich in die Lippen biß, — ich bitte Sie, glauben Sie ihr nicht, sie wäre im Staude, Ihnen alles Mögliche von mir zu erzählen.

— Und was für ein Schauspieler er ist! Wenn Sie wüßten, fuhr Nadeschda fort, — alle erdenklichen Rollen spielt er. Und wie schön! Er ist unser Regisseur, Souffleur und Alles, was Sie wollen. Schade, daß Sie uns so bald verlassen.

— Schwester, Deine Vorliebe macht Dich blind, äußerte Weretjew mit wichtigem Tone, doch immer mit derselben Nuance, — was wird Herr Astachow von Dir denken? Er wird Dich für eine Kleinstädterin halten.

— Wie können Sie aber, wandte Astachow ein . . .

— Weißt Du, Petruscha, fiel Nadeschda ein, gieb uns, ich bitte Dich, das Stück zum Besten, wie ein Betrunkener sich vergebens bemüht, sein Taschentuch aus der Tasche hervorzuholen, oder nein, besser noch, wie ein Knabe eine Fliege an der Fensterscheibe fangen will und sie in seinen Fingern summt.

— Du bist ein wahres Kind, entgegnete Weretjew.

Er stand jedoch auf und trat an's Fenster, an welchem Marja saß, und begann mit der Hand auf der Scheibe herumzustreichen und den fliegenhaschenden Knaben zu copieren. Die Treue, mit welcher er das

klägliche, unterbrochene Gesumme der Fliege wiedergab, war in der That bewunderungswürdig. Man hätte glauben können, eine wirkliche, lebende Fliege suche seinen Fingern zu entkommen. Nadeschda lachte auf und bald lachten alle Uebrigen im Zimmer mit, Marias Gesicht allein blieb unverändert, nicht einmal ihre Lippen bewegten sich. Sie saß mit gesenktem Blicke da; zuletzt erhob sie die Augen, warf einen ernsten Blick aus Weretjew und sagte durch die Zähne:

— Ein schönes Vergnügen, den Possenreißer zu spielen!

Weretjew wandte sofort dem Fenster den Rücken, blieb eine Weile im Zimmer stehen, ging dann auf die Terrasse und von dort hinab in den dunkel gewordenen Garten.

— Ein wahrer Spaßvogel, der Peter Alexeitsch! rief Jegor Kapitonitsch, indem er mit einer Sieben das Aß seines Mitspielers knallend trumpfte. — Wahrhaftig ein Spaßvogel!

Nadeschda war hastig aufgestanden, zu Marja geeilt und hatte sie gefragt:

— Was hast Du dem Bruder gesagt?

— Nichts, gab die andere zurück.

— Wie, nichts? Das kann nicht sein.

Und bald darauf sagte-Nadeschda: »Komm!« ergriff Marja bei der Hand, zwang sie aufzustehen und mit ihr in den Garten zu gehen.

Astachow sah beiden jungen Mädchen nicht ohne Befremden nach. Die Abwesenheit derselben war jedoch von kurzer Dauer; eine Viertelstunde darauf kehrten sie wieder und zugleich mit ihnen trat auch Peter Alexeitsch herein.

— Was für eine herrliche Nacht! rief Nadeschda im Hereintreten. — Wie schön ist es im Garten! — Ach ja, mir fällt Etwas ein! sagte Astachow. — Dürfte ich wohl fragen, Marja Pawlowna, ob Sie es gewesen sind, die ich gestern Abend im Garten habe spazieren gehen sehen?

Marja warf rasch einen Blick auf ihn.

— Sie declamirten, so viel ich hören konnte, Puschkin's »Antschar«.

Weretjews Brauen zogen sich leicht zusammen und auch er sah Astachow in's Gesicht.

— Das war ich in der That, sagte Marja, — ich habe jedoch nichts declamirt, ich declamire niemals.

— Ich muß mich dann wohl getäuscht haben, begann Astachow, — indessen . . .

— Das hat Ihnen so gedäucht, entgegnete ihm Marja trocken.

— Was ist das, »Antschar?« fragte Nadeschda.

— Sie kennen es nicht? erwiderte Astachow, — Puschkin's Gedicht: »Auf sonnverbranntem, dürrem Boden,« sollten Sie sich wirklich desselben nicht erinnern?

— Ich weiß mich dessen nicht recht zu entsinnen . . .

Der Antschar — ist's nicht ein Giftbaum?

— Nun ja.

— Wie die Daturen . . . Erinnerst Du Dich noch, Mascha, wie schön die Daturen bei uns auf dem Balkon bei Mondschein waren, mit ihren langen, weißen Blüthen? Erinnerst Du Dich, was für einen süßen, berückenden und heimtückischen Duft dieselben um sich verbreiteten?

— Einen heimtückischen Duft? rief Astachow.

— Ja wohl, einen heimtückischen. Was nimmt Sie das Wunder? Dieser Duft ist, sagt man, gefahrbringend und doch zieht er an. Warum kann Böses Anziehungskraft besitzen? Das Böse sollte nicht schön sein!

— Oho! Philosophie! bemerkte Peter Alexeitsch, wohin sind wir von dem Gedichte abgekommen!

— Ich habe dies Gedicht Marja Pawlowna gestern vorgetragen, warf Astachow ein, — und es hat ihr sehr gefallen.

— Ach, ich bitte, sagen Sie dasselbe her! bat Nadeschda.

— Mit Vergnügen.

Und Astachow declamirte den »Antschar«.

— Gar zu hochtrabend! äußerte Weretjew nachlässig, sobald Astachow zu Ende war.

— Das Gedicht wäre zu hochtrabend?

— Nein, nicht das Gedicht . . . Sie werden mich entschuldigen, mir scheint, Sie declamiren nicht natürlich genug. Das Ding ist an sich selbst klar; möglich, daß ich mich täusche.

— Nein, Du täuschest Dich nicht, sagte Nadeschda mit Nachdruck.

— Oh, es ist eine bekannte Sache! in Deinen Augen bin ich ein Genie, der talentvollste Mensch, der Alles weiß, Alles zu thun im

Stande ist, leider jedoch vor Trägheit nicht fort kann, nicht wahr?

Nadeschda gab nur ein Kopfschütteln zurück.

— Ich widerspreche Ihnen nicht, Sie müssen es besser wissen, bemerkte Astachow mit leichtem Schmollen. — Das schlägt nicht in mein Fach.

— Ich war im Irrthume, Sie entschuldigen, sagte hastig Weretjew.

Unterdessen hatten die Alten ihre Partie beendet.

— Ach, damit ich es nicht vergesse, sagte Ipatow aufstehend, — ein Gutsbesitzer aus Unserer Gegend und mein Nachbar, ein herrlicher und achtungswerther Mann, Akilin, Gawrila Stepanitsch, hat mir den Auftrag gegeben, Sie zu bitten, Sie möchten ihm die Ehre Ihres Besuches gönnen, und zwar bei Gelegenheit eines Balles, d. h. ich nenne es nur allegorisch einen Ball, es ist einfach eine Abendgesellschaft mit nachfolgendem Tänzchen, ganz ungenirt. Er würde Sie selbst besucht haben, befürchtete jedoch zu stören.

— Sehr freundlich vom Herrn Gutsbesitzer, entgegnete Astachow, — ich muß aber morgen durchaus nach Hause fahren . . .

— Ja, was denken Sie denn, wann der Ball stattfindet? Morgen schon! Morgen ist Gawrila Stepanitsch's Namenstag. Auf einen Tag kann es Ihnen nicht ankommen, und welche Freude würden Sie ihm bereiten! Dazu ist es nicht mehr als zehn Werst von hier. Wenn Sie erlauben, fahren wir zusammen hin.

— Ich weiß wirklich nicht. wandte Astachow ein. — Werden Sie hinfahren?

— Mit der ganzen Familie! Auch Nadeschda Alexejewna und Peter Alexeitsch, Alle fahren hin!

— Sie können mich, wenn Sie Lust haben, stehenden Fußes zur fünften Quadrille engagiren, bemerkte Nadeschda. — Die vier ersten sind schon vergeben.

— Sie sind sehr freundlich! Nun, und zur Mazurka, haben Sie die Mazurka auch nicht mehr frei?

— Ich? Warten Sie, ich muß mich besinnen . . . Nein, mir däucht, für die bin ich noch nicht engagirt.

— In diesem Falle möchte ich mir die Ehre ausbitten . . .

— Sie fahren also mit? Vortrefflich! Mit Vergnügen!

— Bravo! rief Ipatow. — Nun, Wladimir Sergeïtsch, das war doch schön von Ihnen! Gawrila Stepanitsch wird ganz entzückt sein. Nicht

wahr, Iwan Iljitsch?

Iwan Iljitsch wollte nun zwar, seiner beständigen Gewohnheit gemäß, stillschweigen; er hielt es jedoch diesmal für besser, einen beistimmenden Laut hören zu lassen.

* * *

— Was ist Dir denn eingefallen? sagte eine Stunde darauf Peter Alexeitsch zu seiner Schwester, als er mit ihr zusammen in einem leichten Wagen saß, den er selbst kutschirte, — was ist Dir denn eingefallen, Dich diesem Sauertopfe für die Mazurka aufzudrängen?

— Ich habe meine Pläne dabei, erwiderte Nadeschda.

— Was für Pläne? möchte ich gern wissen.

— Das ist mein Geheimniß.

— Oho! Und er gab dem Pferde, das die Ohren zu spitzen, zu schnauben und störrisch zu werden anfing, einen leichten Schlag mit der Peitsche. Der Schatten eines großen Weidenbusches, der auf den schwach vom Monde erleuchteten Weg fiel, hatte das Thier scheu gemacht.

— Du wirst doch mit Mascha tanzen? richtete ihrerseits Nadeschda die Frage an ihren Bruder.

— Ja, warf er gleichgültig hin.

— Ja, ja! wiederholte Nadeschda mit vorwurfsvollem Tone. — Ihr Männer, setzte sie nach einiger Zeit hinzu, — seid es durchaus nicht werth, daß ordentliche Frauen Liebe für Euch fühlen.

— Du glaubst? Nun, und dieser Petersburger Sauertopf, der wäre es werth?

— Doch eher als Du.

— So!

Und mit einem Seufzer declamirte Peter Alexeitsch:

Erwachsner Schwester — Bruder sein,
Giebt's wohl, o Himmel, größ're Pein?

Nadeschda lachte auf.

— Das muß man sagen, ich mache Dir viel Sorgen! Du, mein Lieber, bist's, der mir zu schaffen giebt.

— Was Du sagst! hätte ich das doch nicht vermuthet!

— Es ist nicht von Mascha die Rede.

— Nicht? wovon denn?

Nadeschda's Gesicht umwölkte sich etwas.

— Du weißt es selbst, sagte sie leise.

— Ach, ich verstehe! Was wollen Sie, Nadeschda Alexejewna? Ich trinke gern ein Gläschen mit guten Freunden, das ist nun einmal meine schwache Seite, ich gestehe es.

— Höre doch auf, Bruder, sprich doch nicht so . . . Damit ist nicht zu scherzen.

— Tram — tram — tam — pum! murmelte Peter Alexeitsch durch die Zähne.

— Du rennst in's Verderben und scherzest dabei . . .

»Ein Bauer säete Gerste, Mohn ist's sagt' sein Weib,« stimmte Peter Alexeitsch mit lauter Stimme an und schlug mit der Leine das Pferd, das in raschem Trabe dahinlief.

IV.

Zu Hause angelangt, kleidete sich Weretjew nicht aus und hatte, als kaum der Morgen zu grauen begann, das Haus bereits wieder verlassen.

Auf dem halben Wege zwischen seinem Gute und Ipatowka befand sich oberhalb einer jähen Schlucht ein kleines Birkengehege. Die jungen Bäume standen sehr dicht bei einander, es hatte noch nie eine Axt die schlanken Stämme derselben berührt; ein, wenn auch nicht tiefer, doch gleichmäßiger Schatten fiel von den kleinen Blättern auf den weichen und feinen Rasen, der von goldigen Gauchseilblüthen, weißen Glockenblümchen und himbeerfarbenen Nelken ganz bunt gescheckt erschien. Die eben aufgegangene Sonne ergoß über das Gehölz ein volles, aber nicht grelles Licht; überall glitzerten Thautröpfchen, hie und da spielten in plötzlichem, blitzendem Feuerglanze größere Tropfen; Alles strömte über von Frische, Leben und jener Unschuldsvollen Feierlichkeit des neuen Morgenanbruchs, in der die Landschaft, schon von Licht umflossen, aber, noch in Schweigen versunken, rastet. Man hörte nur das vereinzelte Schmettern der Lerchen über den fernen Feldern und im Gehölze die Stimmen von zwei, drei Vögeln, die, ohne sich zu beeilen, ihre kurzen Lieder ertönen ließen und gleichsam dazu lauschten, wie ihr Gesang sich ausnähme. Von dem feuchten Boden stieg ein gesunder, kräftiger Duft empor und ein kühlender Hauch zog durch die reine, leichte Luft. Es athmete Alles den herrlichen Sommermorgen und strotzte und lächelte in Morgenklarheit, gleich dem rosenrothen, frisch gewaschenen Gesichtchen eines erwachten Kindes.

Nicht weit von der Schlucht, mitten auf einem Rasenplätzchen, saß Weretjew auf einem ausgebreiteten Mantel. Marja stand neben ihm, an eine Birke gelehnt, mit zurückgeschlagenen Armen.

Sie schwiegen Beide. Marja schaute starr in die Ferne; eine weiße Schärpe war von ihrem Kopfe auf die Schulter herabgeglitten, von Zeit zu Zeit bewegte und hob ein Windhauch die Enden ihres hastig geordneten Haares. Weretjew saß nach vorn gebückt und schlug mit einem Zweige auf den Rasen.

— Nun, begann er endlich, — Sie sind mir also böse?

Marja antwortete nicht.

Weretjew warf einen Blick auf sie.

— Mascha, sind Sie böse? wiederholte er.

Marja musterte ihn mit raschem Blicke, wandte sich etwas ab und sagte:

— Ja.

— Weshalb denn? fragte Weretjew und warf den Zweig fort.

Marja antwortete wiederum nicht.

— Sie haben übrigens in der That Ursache, böse auf mich zu sein, äußerte Weretjew nach einigem Schweigen. Sie müssen mich nicht nur für einen leichtfertigen, sondern auch . . .

— Sie verstehen mich nicht, unterbrach ihn Marja. — Ich bin durchaus nicht in Betreff meiner böse auf Sie.

— In Betreff wessen denn?

— Um Ihrer selbst willen.

Weretjew hob den Kopf in die Höhe und lächelte.

— Ah! ich verstehe! sagte er. — Schon wieder, wieder beunruhigt Sie der Gedanke: warum ich Nichts vor mich bringe? Wissen Sie wohl, Mascha, Sie sind ein wunderbares Wesen, bei Gott! Sie beschäftigen sich so Viel mit Anderen und so wenig mit sich selbst. Es ist keine Spur von Egoismus in Ihnen, wahrhaftig! Ein zweites Mädchen wie Sie giebt es nicht auf der Welt. Das Schlimmste dabei ist: ich bin Ihrer Theilnahme durchaus nicht werth; ich sage es ohne Scherz.

— Desto schlimmer ist es für Sie. Sie sehen es ein und thun doch nichts.

Weretjew lächelte wiederum.

— Mascha, ziehen Sie ihre Hand hervor, reichen Sie mir dieselbe! sagte er mit einschmeichelnd freundlicher Stimme.

Marja zuckte blos die Achseln.

— Geben Sie mir ihre schöne, biedere Hand, daß ich sie erfurchtsvoll und zärtlich küsse. So küßt ein leichtsinniger Zögling die Hand seines nachsichtsvollen Erziehers. Und Weretjew beugte sich zu Marja hin.

— Hören Sie doch auf damit! sagte sie. Sie lachen und treiben beständig Scherz. So werden Sie ihr Leben verscherzen.

— Hm! das Leben verscherzen! Ein neuer Ausdruck! Sie haben doch, Marja Pawlowna, wie ich hoffe, das Zeitwort: verscherzen — in

activem Sinne gebraucht?

Marja runzelte die Stirn.

— Hören Sie auf, Weretjew! wiederholte sie.

— Das Leben verscherzen, fuhr Weretjew, sich erhebend, fort, — Sie aber werden es schlimmer machen als ich, Sie verernsten Ihr ganzes Leben. Wissen Sie, Mascha, Sie erinnern mich an eine Scene aus Puschkin's Don Juan. Sie haben Puschkin's Don Juan nicht gelesen?

— Nein.

— Ich habe ja ganz vergessen, daß Sie keine Gedichte lesen. Es kommen dort zu einer gewissen Laura Gäste, sie treibt dieselben alle fort und bleibt allein mit Karlos. Beide treten auf den Balkon, die Nacht ist entzückend, Laura schwelgt in Wonne, da beginnt auf einmal Karlos ihr zu beweisen, daß sie mit der Zeit altern werde — Was thut es, erwidert ihm Laura, vielleicht ist jetzt gerade in Paris Kälte und Regen, hier aber bei uns »erfüllt die Nacht Citronen- und Lorbeerduft«. Weshalb sollten wir uns um die Zukunft sorgen? Blicken Sie um sich, Mascha, ist es denn nicht auch hier schön? Betrachten Sie doch, wie sich Alles des Daseins freut, wie Alles in Jugend prangt. Und sind wir denn nicht auch jung?

Weretjew näherte sich Marja, sie wich ihm nicht aus, wandte ihm jedoch den Kopf nicht zu.

— So lächeln Sie doch, Mascha, fuhr er fort, — aber mit Ihrem guten, nicht mit Ihrem gewöhnlichen Lächeln. Ich liebe Ihr gutes Lächeln. Erheben Sie doch Ihre stolzen, strengen Augen. — Wie? Sie wenden sich ab? Reichen Sie mir wenigstens die Hand!

— Ach, Weretjew, begann Mascha, — Sie wissen, ich verstehe nicht zu reden. Sie haben mir von jener Laura erzählt. Das war ja aber ein Weib . . . Einem solchen Weibe ist es zu verzeihen, wenn es nicht an die Zukunft denkt.

— Wenn Sie sprechen, Mascha, entgegnete Weretjew, — werden Sie immer aus Eigenliebe und Schüchternheit roth, das Blut steigt wie eine rosige Fluth in Ihre Wangen, ich habe das so außerordentlich gern von Ihnen.

Marja blickte Weretjew gerade in die Augen.

— Leben Sie wohl, sagte sie und warf die Schärpe um ihren Kopf. Weretjew hielt sie zurück.

— Lassen Sie, lassen Sie doch, warten Sie! rief er. — Nun, was verlangen Sie? Befehlen Sie! Wollen Sie, daß ich in den Dienst trete, daß ich Landwirth werde? Wollen Sie, daß ich Romanzen herausgebe, mit Guitarre-begleitung, daß ich eine Sammlung von Gedichten drucken lasse, mich mit Zeichnen, mit Malerei beschäftige, mit Bildhauerei, Seiltänzerei? Alles, alles will ich thun, alles, was Sie befehlen werden, wenn Sie nur mit mir zufrieden sind. Nun, wirklich, Mascha, glauben Sie mir!

Marja warf wieder einen Blick auf ihn.

— Das sind Alles nur Worte, von denen Nichts zur That wird.

Sie versichern, daß Sie mir gehorchen . . .

— Freilich gehorche ich Ihnen.

— Gehorchen! und habe ich Sie nicht unzählige Mal gebeten . . .

— Was denn?

Marja stockte.

— Sie möchten keinen Wein trinken? brachte Sie endlich hervor.

Weretjew lachte auf.

— Ach, Mascha, Mascha! Auch Sie haben es darauf abgesehen! Meine Schwester nimmt es sich gleichfalls zu Herzen. Ich bin ja nun aber erstens kein Säufer, und zweitens wissen Sie denn auch, weshalb ich trinke? Sehen Sie doch jene Schwalbe dort . . . Wie keck dieselbe über ihren kleinen Körper verfügt! Wohin sie will, dahin schießt sie ihn auch ab! Schwenkt sich hinauf, stößt herab, ja, sie quiekt vor Luft, hören Sie es? Und deshalb nun trinke ich, um dieselben Eindrücke mir zu verschaffen, die jene Schwalbe empfindet . . . Schwenke mich, wohin ich will; laß mich treiben, wohin mir's gefällt . . .

— Und wozu denn das? Unterbrach ihn Mascha.

— Wie, wozu? wozu wäre denn das Leben?

— Und läßt sich das nicht ohne Wein machen?

— Das geht nicht, wir sind Alle etwas verdorben, zerknittert. Nun, Leidenschaft . . . die hat dieselbe Wirkung. Darum liebe ich Sie auch.

— Wie den Wein . . . Sehr verbunden.

— Nein, Mascha, ich liebe Sie, nicht wie den Wein. Warten Sie nur, ich werde es Ihnen schon ein Mal beweisen, wenn wir erst verheirathet sein werden und zusammen in's Ausland reisen. Wissen

Sie, ich denke schon jetzt daran, wie ich Sie vor die Venus von Milo führen werde. Dann wird man erst recht sagen können:

Und stellt sie nun mit stolzem Blick
Vor Kypris Bild sich hin —
Sind's ihrer Zwei, doch wird durch sie
Der Marmor übertroffen.

Was rede ich denn aber heute in Versen? Das ist der Morgen, der diese Wirkung auf mich ausübt. Welche Luft! Es ist, als schlürfe man Wein ein.

— Wieder der Wein, bemerkte Marja.

— Was ist denn dabei! Solch' ein Morgen und Sie neben mir, und man sollte sich nicht trunken wähnen! »Und stellt sie nun mit stolzem Blick« . . . Ja, fuhr Weretjew fort, indem er Marja fest anblickte, — so ist es. . . Und doch habe ich, ich erinnere mich, selten zwar, aber doch habe ich in diesen prachtvollen dunklen Augen Zärtlichkeit gesehen! Und wie schön sind sie da! Nun, wenden Sie sich doch nicht ab, Mascha, und dann, lachen Sie doch! . . . Lassen Sie mich wenigstens einen heiteren Blick schauen, wenn mir ein zärtlicher nun einmal nicht vergönnt werden soll.

— Hören Sie auf, Weretjew, äußerte Marja. Lassen Sie mich, es ist Zeit, daß ich nach Hause gehe.

— Ich will Sie aber doch zum Lachen bringen, warf Weretjew hin, — bei Gott, ich will es. He, sehen Sie doch, da läuft ein Hase . . .

— Wo? fragte Marja.

— Dort, jenseits der Schlucht, im Haferfelde. Es muß ihn Jemand aufgescheucht haben; sie pflegen sonst Morgens nicht zu laufen. Wollen Sie, daß er stehen bleibt?

— Und Weretjew stieß einen lauten Pfiff aus. Der Hase hockte sogleich nieder, schwenkte die Ohren, schlug die Vorderbeine unter, richtete sich in die Höhe, kauete, kauete, witterte in der Luft umher und begann wieder zu kauen. Hurtig hockte Weretjew nach Art des Hasen nieder, begann mit der Nase umherzuschnuppern, zu wittern und zu kauen, gleich jenem. Der Hase fuhr ein paar Mal mit den Pfötchen über das Schnäuzchen, schüttelte sich, — gewiß waren Sie von Thau getränkt, — spitzte die Ohren und setzte seinen Lauf fort. Weretjew rieb sich gleichfalls die Wangen mit den Händen und schüttelte sich . . . Marja konnte sich des Lachens nicht enthalten.

— Bravo! rief Weretjew aufspringend, — bravo! da haben wir's, Sie sind nicht coquett. Wissen Sie wohl, wenn irgend ein Weltfräulein solche Zähne hätte wie Sie, es würde beständig lachen. Darum aber liebe ich Sie, Mascha, weil Sie kein Fräulein von Welt sind, nicht ohne Grund lachen, keine Handschuhe auf Ihren Händen tragen, die zu küssen eine wahre Lust ist, eben weil sie gebräunt und kraftvoll sind . . . Ich liebe Sie, weil Sie nicht klügeln, weil Sie stolz, schweigsam sind, nicht Bücher lesen, Gedichte nicht mögen . . .

— Und wenn ich Ihnen nun ein Gedicht declamiren wollte? unterbrach ihn Marja mit einem eigenthümlichen Ausdrucke im Gesichte.

— Ein Gedicht? fragte verwundert Weretjew.

— Ja, ein Gedicht; dasselbe, das gestern der Herr aus Petersburg declamirte.

— Wieder den Antschar? . . . Sie haben das Ding also doch bei Nacht im Garten declamirt? Das paßt für Sie . . . Gefällt es Ihnen denn so sehr?

— Ja, es gefällt mir.

— Nun, lassen Sie hören.

Marja wurde verlegen . . .

— Declamiren Sie es doch, wiederholte Weretjew.

Marja begann. Weretjew stellte sich ihr gegenüber, kreuzte die Arme über die Brust und schickte sich an, ihr zuzuhören. Beim ersten Verse hob Marja langsam die Augen gen Himmel, sie wollte nicht den Blicken Weretjews begegnen. Sie sagte das Gedicht mit der ihr eigenen weichen, ruhigen Stimme her, die an die Töne des Violoncells mahnten; doch als sie zu den Worten gekommen war:

Der Arme — zu des Herrschers Füßen,
Des ruhmgekrönten, starb der Sclave.

wurde ihre Stimme bebend, die unbeweglichen, stolzen Augenbrauen zogen sich naiv, wie die eines kleinen Mädchens, hinauf und der Blick blieb mit unwillkürlicher Hingebung auf Weretjew ruhen . . .

Er stürzte ihr plötzlich zu Füßen und umfing ihre Kniee.

— Ich bin Dein Sclave! rief er, — ich liege zu Deinen Füßen, Du bist mein Herrscher, mein Gebieter, meine Göttin, meine großäugige

Hera, meine Medea! . . .

Marja wollte ihn abwehren; ihre Hände blieben jedoch kraftlos in seinem dichten Haare haften und mit verlegenem Lächeln senkte sie den Kopf auf die Brust . . .

V.

Gawrila Stepanitsch Akilin, bei welchem der Ball stattfinden sollte, gehörte zu der Classe von Gutsbesitzern, die durch ihre Kunst, mit wenigen Mitteln gut und gastfrei zu leben, die Bewunderung ihrer Nachbarn erregen. Mit einem Besitzthum, das vierhundert Seelen nicht überstieg, empfing er bei sich das ganze Gouvernement in seinem großen, von ihm selbst erbauten steinernen Hause mit Säulen, einem Thurme und Flaggen auf demselben. Das Gut hatte er von seinem Vater geerbt, es war nie in ordentlichem Stande gewesen. Gawrila Stepanitsch war lange Zeit Dienstes halber in Petersburg gewesen, — endlich, vor fünfzehn Jahren, war er in seine Heimath zurückgekehrt, mit dem Range eines Collegien-Assessors, einer Frau und drei Töchtern, und hatte sofort Reformen und Bauten in Angriff genommen, ein Orchester gebildet und offene Tafel gehalten. Anfangs ward ihm von Jedermann baldiger und unvermeidlicher Ruin prophezeit; mehr als ein Mal war das Gerücht in Umlauf, das Gut Akilin's werde versteigert werden; es vergingen indessen Jahre auf Jahre, die Bewirthungen, Bälle, Schmausereien, Concerte gingen ihren gewohnten Gang, neue Gebäude wuchsen wie Pilze aus dem Boden und Akilin's Gut kam immer noch nicht zur Versteigerung. Er selbst führte nach wie vor dasselbe Leben, wurde sogar in der letzten Zeit noch wohlbeleibter. Da schlugen die Gerüchte eine andere Richtung ein; es wurden Anspielungen auf gewisse beträchtliche, so zu sagen unterschlagene Summen gemacht, man sprach von einem Schatze . . . »Und wenn er dabei noch ein tüchtiger Landwirth wäre, — so urtheilten unter sich die Edelleute, — »damit ist es aber nichts! durchaus nichts! Das eben ist das Merkwürdige und Unbegreifliche.« Wie dem nun auch gewesen sein mag, genug, Jedermann besuchte gern Gawrila Stepanitsch: er nahm die Gäste herzlich auf und spielte Karten, so hoch man wollte. Akilin war ein kleines, graues Männchen, mit spitzem Kopfe, gelblichem Gesichte und eben solchen Augen, immer sauber rasirt und mit kölnischem Wasser parfümirt. An Wochen- wie an Feiertagen trug er einen bequemen blauen Frack, bis oben zugeknöpft, eine hohe Halsbinde, in welcher er das Kinn zu verbergen pflegte, und machte Staat mit seiner Leibwäsche. Wenn er Tabak schnupfte, kniff er die Augen zusammen und zog die Lippen in

die Quere. Seine Rede war beständig zuvorkommend, weich und höflich. Dem Aeußeren nach zeichnete sich Gawrila Stepanitsch nicht durch Distinction ans und verrieth überhaupt keinen klugen Kopf, obgleich zu Zeiten Verschmitzheit ans seinen Augen leuchtete. Seine beiden ältesten Töchter waren gut verheirathet; die jüngste, bereits mannbar, befand sich noch im elterlichen Hause. Auch lebte noch Gawrila Stepanitsch's Frau, ein unbedeutendes und einfaches Geschöpf.

Um sieben Uhr Abends stellte sich Astachow im Frack und weißen Handschuhen bei Ipatow's ein. Jedermann war bereits ballfertig. Die kleinen Mädchen saßen sittsam da, um ihre weißen, gestärkten Kleidchen nicht zu zerdrücken. Als der alte Ipatow Astachow im Frack erblickte, machte er ihm freundlich Vorwürfe und deutete auf seinen Ueberrock. Marja hatte ein dunkelrosafarbenes Mousselins Kleid an, das ihr sehr gut stand. Astachow sagte ihr einige Verbindlichkeiten. Marja's Liebreiz zog ihn an, obgleich sie sichtlich scheu vor ihm that; Nadeschda gefiel ihm auch, doch die Ungezwungenheit ihres Benehmens machte ihn etwas verwirrt. Dann zuckte auch in ihren Reden, Blicken, ja selbst in ihrem Lächeln zu oft Spottlust auf, und das beunruhigte seine großstädtische und wohlerzogene Seele. Er wäre nicht abgeneigt gewesen, sich mit ihr über Andere lustig zu machen, doch war ihm der Gedanke störend, daß sie, wenn es darauf ankäme, im Stande wäre, auch ihn bei Gelegenheit aufzuziehen.

Der Tanz hatte schon begonnen — es hatten sich ziemlich viele Gäste eingefunden und das hausbackene Orchester geigte, blies und flötete auf dem Chore, als Ipatow nebst Familie und Astachow den Saal des Akilinschen Hauses betrat. Der Wirth empfing die Gäste an der Thür, dankte Astachow für die verbindlichstsfreudige Ueberraschung, — wie er sich ausdrückte, — die ihm derselbe verschafft habe, nahm darauf Ipatow unter den Arm und führte ihn in's Gastzimmer an die Kartentische. Gawrila Stepanitsch hatte eine sehr mittelmäßige Erziehung genossen und Alles in seinem Hause, Musik, Möbel, Speisen und Weine waren durchaus nicht von erster, ja nicht einmal zweiter Sorte. Dafür aber war Alles reichlich vorhanden und der Hausherr selbst brüstete sich nicht und war nicht stolz . . . mehr verlangten die Edelleute auch nicht von ihm und waren mit der Bewirthung vollkommen zufrieden. Beim Abendessen zum Beispiel wurde gepreßter Kaviar, in Scheibchen geschnitten und stark

gesalzen, aufgetragen, doch durfte Jedermann ungestört mit den Fingern zugreifen; und um Etwas auf denselben nachzutrinken, standen Weine da, wenn auch billige, doch nicht etwa andere, schlechtere Getränke. Die Sprungfedern in Akilin's Sitzmöbeln waren in der That durch ihre Härte und Unbiegsamkeit etwas unbequem; aber, abgesehen davon, daß viele Divans und Armstühle gar keine Federn hatten, konnte ja Jeder sich ein Kissen aus Wollenzeug unterlegen und solcher Kissen, eigenhändig von Gawrila Stepanitsch's Gattin genäht, lag überall eine große Menge umher — und somit blieb weiter Nichts zu wünschen übrig.

Mit einem Worte, Akilin's Haus entsprach vollkommen den geselligen, anspruchslosen Anforderungen der Bewohner des . . . schen Bezirkes, und nur der Bescheidenheit des Herrn Akilin war es beizumessen, daß auf den Adelsversammlungen nicht er zum Marschall gewählt worden war, sondern der verabschiedete Major Podpötin, auch ein sehr achtungswerther und würdiger Mann, obgleich er sich das Haar von der Hinterseite des linken Ohres zur rechten Schläfe hinüberzukämmen pflegte, den Schnurrbart violett färbte, und da er an Engbrüstigkeit litt, Nachmittags in Melancholie verfiel.

Der Ball hatte also begonnen. Es wurde eine Quadrille zu zehn Paaren getanzt. Die Cavaliere waren Offiziere eines in der Nachbarschaft stehenden Regiments, dann junge und nicht mehr ganz junge Gutsbesitzer und zwei, drei Beamte aus der Stadt. Alles war nach Wunsch und in gutem Gange.

Der Adelsmarschall spielte Karten mit einem verabschiedeten Wirklichen Staatsrathe und einem reichen Edelmanne, Besitzer von dreitausend Seelen. Der Wirkliche Staatsrath trug am Zeigefinger einen Brillantring, sprach sehr leise, hielt beständig die Absätze seiner Stiefel dicht an einander, in der Positur eines Tänzers früherer Zeiten und wendete nicht den Kopf, den ein überaus feiner Sammetkragen zur Hälfte bedeckte. Der reiche Edelmann hingegen lachte beständig über Etwas, zog die Brauen in die Höhe und ließ das Weiße der Augen sehen. Der Poet Bodräkow, ein Mensch von unbeholfenem und wüstem Aeußern, unterhielt sich in einer Ecke mit dem Historiker Jemstukow: Beide hielten einander an den Rockknöpfen. Neben ihnen setzte ein Edelmann mit ungewöhnlich langer Taille einem anderen Edelmann, der ihm schüchtern auf die

Stirn sah, gewisse kühne Ansichten auseinander. Längs den Wänden saßen die lieben Mütter in bunten Hauben, an der Thüre standen in Haufen gedrängt Herren geringerer Herkunft; die jüngeren mit befangenem Gesichte, die älteren mit gesetzter Miene. Doch es läßt sich nicht Alles wiedererzählen. Nochmals also: es war Alles, wie es sein mußte.

Nadeschda war noch vor Ipatows angekommen. Astachow wurde sie gewahr, als sie gerade mit einem jungen Herrn in elegantem Frack, von hübschem Aeußern, mit ausdrucksvollen Augen, feinem, schwarzem Schnurrbärtchen und blendend weißen Zähnen tanzte; über die Brust hing ihm im Halbkreise eine goldene Kette. Nadeschda hatte ein hellblaues Kleid mit weißen Blumen an; ein leichter Kranz von denselben Blumen umfaßte ihr Lockenköpfchen. Sie lächelte, spielte mit dem Fächer und blickte heiter umher; sie fühlte sich Königin des Balles. Astachow trat auf sie zu, grüßte sie und fragte, indem er ihr freundlich in's Gesicht blickte, ob sie ihres gestrigen Versprechens eingedenk wäre?

— Welches Versprechens?

— Sie tanzen doch mit mir die Mazurka?

— Freilich, mit Ihnen.

Der junge Mann, welcher neben Nadeschda stand, ward plötzlich roth.

— Sie haben vermuthlich vergessen, Mademoiselle, begann er, — daß Sie mir schon früher die heutige Mazurka zugesagt hatten?

Nadeschda wurde verwirrt.

— Ach, mein Gott, wie machen wir das? sagte sie, — Sie müssen mir's verzeihen, ich bitte Sie, Monsieur Steltschinsky, ich bin doch gar zu zerstreut. Wirklich, es macht mich verlegen . . .

Monsieur Steltschinsky erwiderte Nichts und senkte nur den Blick; Astachow warf sich etwas in die Brust.

— Sie sind gewiß so freundlich, Monsieur Steltschinsky, fuhr Nadeschda fort, — wir sind ja doch alte Bekannte, Monsieur Astachow ist hier fremd. Bringen Sie mich nicht in Verlegenheit, erlauben Sie mir mit ihm zu tanzen.

— Ganz nach Ihrem Wunsch, entgegnete der junge Mann. — Es ist aber jetzt die Reihe an Ihnen.

— Danke, sagte Nadeschda und flatterte daraus ihrem Vis-à-vis entgegen.

Steltschinsky folgte ihr mit den Augen und warf dann einen Blick auf Astachow. Astachow seinerseits blickte ihn gleichfalls an und trat auf die Seite.

Die Quadrille war bald zu Ende. Astachow ging einige Male durch den Saal, dann in's Gastzimmer und blieb bei einem der Kartentische stehen. Auf einmal fühlte er, daß Jemand von hinten seine Hand berührte; er drehte sich um — vor ihm stand Steltschinsky.

— Ich muß Sie auf ein paar Worte in's andere Zimmer bitten, wenn Sie erlauben, sagte er französisch in sehr höflichem Tone und ohne russischen Accent.

Astachow folgte ihm.

Steltschinsky blieb am Fenster stehen.

— In Gegenwart einer Dame, begann er in derselben Sprache, — durfte ich nichts Anderes sagen, als was ich gesagt habe; Sie glauben aber doch, hoffe ich, nicht, daß ich willens sei, Ihnen mein Recht auf die Mazurka mit Mademoiselle Weretjew abzutreten?

Astachow war betroffen.

— Wie so denn? fragte er.

— Nun so, erwiderte gelassen Steltschinsky, indem er die Hand in den Rock schob und die Nasenflügel blähete.

— Ich will es nicht und damit genug, Astachow steckte gleichfalls die Hand in den Busen, blies jedoch nicht die Nase auf.

— Erlauben Sie mir, mein Herr, die Bemerkung, begann er, — Sie können dadurch Mademoiselle Weretjew Unannehmlichkeiten bereiten, und ich glaube . . .

— Mir selbst würde das sehr unangenehm sein, es hindert Sie aber Nichts, sich zurückzuziehen, sich krank zu melden und davon zu fahren . . .

— Das werde ich nicht thun. Für wen halten Sie mich?

— In solchem Falle sehe ich mich gezwungen, Genugthuung von Ihnen zu fordern.

— Das heißt, in welchem Sinne? . . . Genugthuung?

— Das ist ja bekannt, in welchem Sinne.

— Sie fordern mich also?

— Ganz recht, wenn Sie auf die Mazurka nicht verzichten.

Steltschinsky hatte diese Worte möglichst kaltblütig vorgebracht. Das Herz erbebte in Astachow's Brust. Er blickte seinem ungeahnten — unerwarteten Gegner in's Gesicht. »Ach, du lieber Himmel, dachte er, welch' eine Dummheit!

— Sie machen keinen Scherz? fragte er laut.

— Es ist überhaupt nicht meine Gewohnheit, zu scherzen, entgegnete mit wichtiger Miene Steltschinsky, — am wenigsten mit Leuten, die ich nicht kenne. Sie verzichten nicht auf die Mazurka2 setzte er nach einigem Schweigen hinzu.

— Nein, das thue ich nicht, erwiderte Astachow, nachdenklich geworden.

— Schön! Morgen schlagen wir uns.

— Sehr wohl.

— Morgen früh wird mein Secundant bei Ihnen sein.

Und sich höflich verneigend entfernte sich Steltschinsky, sichtbar mit sich selbst zufrieden.

Astachow blieb noch einige Augenblicke am Fenster stehen.

»Da haben wir's! — dachte er — da haben wir sie, die neue Bekanntschaft! Es war sehr nöthig, daß ich her kam! Schön! Vortrefflich!«

Endlich kam er wieder zu sich und begab sich in den Saal.

Im Saale wurde soeben eine Polka getanzt. Vor Astachow's Auge schwebten Marja und Peter Alexeitsch vorüber; bis dahin hatte er letzteren nicht bemerkt. Sie schien bleich und sogar niedergeschlagen. Darauf flatterte Nadeschda, strahlend und heiter, mit einem kleinen, krummbeinigen, aber feurigen Artilleristen vorbei; die zweite Tour tanzte sie mit Steltschinsky. Dieser warf beim Tanzen heftig mit den Haaren um sich.

— Nun, mein Bester, ließ sieh plötzlich hinter Astachow Ipatow's Stimme hören, — Sie machen blos den Zuschauer, tanzen selbst aber nicht? Nun, Sie werden es doch zugeben müssen, leben wir hier auch, so zu sagen, in einem abgelegenen Winkel, so ist es doch nicht ganz schlecht bei uns, wie?

»Hol' der Teufel den abgelegenen Winkel,« dachte Astachow, und nachdem er Etwas als Antwort auf Ipatow's Frage vor sich hingebrummt hatte, begab er sich an das andere Ende des Saales.

»Ich muß mir einen Secundanten verschaffen, — fuhr er in seinen Betrachtungen fort, — wo aber, zum Teufel, soll ich ihn finden? Weretjew kann ich nicht auffordern, Andere kenne ich nicht, ist das eine Dummheit!«

Wenn Astachow ärgerlich war, mischte er gern den Teufel ein.

In diesem Augenblick fiel Astachow's Blick auf »Klappseele« Iwan Iljitsch, der müßig am Fenster stand.

»Wenn ich den nähme?« dachte er, und setzte, die Achsel zuckend, fast mit lauter Stimme hinzu: »es bleibt s nichts Anderes übrig.«

Astachow näherte sich ihm.

— Es hat sich soeben mit mir ein sonderbarer Vorfall ereignet, begann unser Held mit erzwungenem Lächeln, — denken Sie sich, es hat mich ein unbekannter junger Mann gefordert, ich kann unmöglich absagen, brauche einen Sekundanten — würden Sie der wohl sein wollen?

Obgleich sich, wie wir wissen, Iwan Iljitsch durch unerschütterlichen Gleichmuth auszeichnete, wurde er durch einen so unerwarteten Vorschlag betroffen. Mit bedenklicher Miene blickte er Astachow an.

— Ja, wiederholte Astachow, — ich würde Ihnen sehr verbunden sein, ich bin hier mit Niemandem bekannt. Sie allein . . .

— Ich kann nicht, äußerte, wie aus einem Traume erwachend, Iwan Iljitsch, — ich kann durchaus nicht.

— Warum das? Fürchten Sie Ungelegenheiten? Ich hoffe indessen, es bleibt Alles geheim . . .

Als Astachow diese Worte sprach, fühlte er selbst, daß er roth und verwirrt wurde.

»Wie dumm! wie entsetzlich dumm ist das Alles!« wiederholte er zu gleicher Zeit in Gedanken.

— Entschuldigen Sie mich, ich kann durchaus nicht, wiederholte Iwan Iljitsch mit Kopfschütteln und zog sich zurück, wobei er auch diesmal einen Stuhl umwarf.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er eine Bitte abschlagen mußte, diese Bitte war aber auch ganz ungewöhnlich!

— Ich ersuche Sie jedoch, fuhr Astachow, indem er ihn am Arme faßte, in demselben aufgeregten Tone fort, — sagen Sie Niemandem

Etwas von dem, was Sie von mir erfahren haben, ich bitte Sie recht sehr darum.

— Das kann ich, das kann ich, entgegnete hastig Iwan Iljitsch, — das Andere aber, was Sie wollen, kann ich nicht, ist mir durchaus unmöglich.

— Schon gut, schon gut, erwiderte Astachow, — vergessen Sie aber nicht, ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit! . . . Morgen will ich diesem Herrn erklären, brummte er ärgerlich vor sich hin, — daß ich keinen Secundanten habe finden können, mag er selbst seine Anstalten treffen, wie er es versteht, mich geht es nichts an. Nun hat mich noch der Teufel getrieben, mich an dieses Subject zu wenden! Was blieb mir denn aber sonst übrig?

Astachow war gar nicht« durchaus nicht wohl zu Muthe.

Unterdessen dauerte der Ball fort. Astachow wäre gern auf der Stelle davon gefahren, aber vor dem Ende der Mazurka war an keine Rückfahrt zu denken. Wer hätte dem Gegner den Triumph gönnen mögen? Zu Astachows Unglück dirigirte die Tänze ein junger, flinker Herr mit langem Haare und eingefallener Brust, über welche sich, einem kleinen Wasserfalle ähnlich, eine schwarze Atlas-Halsbinde mit großer, durchgesteckter, goldener Busennadel herabschlängelte. Dieser junge Mann galt in dem ganzen Gouvernement für den perfectesten Kenner aller Feinheiten der Sitten und Gesetze der höheren Welt, obgleich er in Petersburg nur sechs Monate zugebracht hatte, und es ihm in keine höheren Kreise, als den des Collegienrathes Sandaracki und den von dessen Schwager, des Staatsrathes Kostandaracki einzudringen gelungen war. Auf allen Bällen dirigirte er die Tänze, gab durch Klatschen mit den Händen den Musikanten Zeichen, ließ im Trompetengeschmetter und Geigengekreische seine Stimme erschallen: ›*En avant deux!*‹ oder ›*Grande chaine!*‹ oder ›*à vous, mademoiselle!*‹ und flog beständig im Saale umher, ungestüm gleitend und scharrend, bleich und mit Schweiß bedeckt. Die Mazurka ließ er niemals vor Mitternacht beginnen. »Und das ist noch eine Vergünstigung, sagte er, in Petersburg würde ich Euch bis zwei Uhr Morgens hinhalten.« Für Astachow wollte dieser Ball kein Ende nehmen. Wie ein Schatten wandelte er aus dem Saale in's Gastzimmer, von Zeit zu Zeit tauschte er kühle Blicke mit seinem Gegner, der keinen Tanz vorübergehen ließ und auch Marja zu einer Quadrille engagirte; doch war dieselbe bereits versagt; — auch sprach

Astachow ein paar Worte mit dem zuvorkommenden Hausherrn, dem der Ausdruck von Langeweile, die im Gesichte des neuen Gastes zu lesen war, Sorge zu machen schien. Endlich erschallten die Töne der ersehnten Mazurka. Astachow suchte seine Dame auf, holte zwei Stühle herbei und setzte sich mit ihr in die letzte Reihe der Tänzer, Steltschinsky fast gegenüber.

Der Herr des ersten Paares war, wie zu erwarten stand, der junge Tanzvorsteher. Mit welchem Gesichte er die Mazurka eröffnete, und wie er dann seine Dame mit sich fortriß, dabei mit den Absätzen aneinanderstieß und den Kopf zurückwarf — Alles dies kann kaum eine menschliche Feder beschreiben.

— Sie scheinen sich zu langweilen, Monsieur Astachow? begann Nadeschda, sich plötzlich an Astachow wendend.

— Ich? Nicht im Geringsten. Warum glauben Sie das?

— Nun, dem Ausdrücke Ihres Gesichtes nach . . . Seit Sie angekommen sind, haben Sie nicht ein einziges Mal gelächelt. Das hatte ich von Ihnen nicht erwartet. Ihnen, dem positiven Herrn, ziemt es nicht, scheu zu thun und finster zu sein *à la Byron.* Ueberlassen Sie das den Poeten.

— Ich bemerke, Nadeschda Alexejewna, Sie geben mir oft die Benennung eines positiven Menschen, gleichsam zum Spott. Sie halten mich gewiß für ein recht kaltes und bedächtiges Geschöpf, ganz unfähig irgend eines . . . Wissen Sie aber auch, was ich Ihnen sagen könnte: einem positiven Menschen ist es zuweilen nicht leicht um's Herz, er hält es jedoch nicht für nöthig, Anderen mitzutheilen, was in seinem Innern vorgeht; er zieht es vor, zu schweigen.

— Was wollen Sie damit sagen? fragte Nadeschda mit einem prüfenden Blick auf ihn, — Nichts, entgegnete Astachow mit verstellter Gleichgültigkeit und nahm eine geheimnisvolle Miene an.

— Sie haben Etwas.

— Wirklich Nichts . . . Sie werden schon davon hören, später.

Nadeschda wollte zwar ihre Forschungen weiter fortsetzen, doch in demselben Augenblicke führte ihr des Hausherrn Tochter Steltschinsky und einen anderen Cavalier mit blauer Brille zu.

— Leben oder Tod? fragte sie das Fräulein französisch.

— Leben, rief Nadeschda, — ich mag nicht den Tod.

Steltschinsky verbeugte sich; sie entschwand mit ihm.

Der Herr mit der blauen Brille führte des Hausherrn Tochter zum Tanz. Die beiden Worte hatte Steltschinsky erdacht.

— Sagen Sie doch, ich bitte, wer ist dieser Herr Steltschinsky? fragte Astachow Nadeschda, sobald dieselbe auf ihren Platz zurückgekehrt war.

— Er steht, beim Gouverneur in Diensten, ein sehr liebenswürdiger junger Mann. Nicht aus dieser Gegend. Etwas geckenhaft, das liegt aber nun einmal ihnen Allen im Blute. Ich hoffe doch, Sie haben mit ihm keinerlei Erörtungen in Betreff der Mazurka gehabt?

— Durchaus keine, ich versichere Ihnen, erwiderte Astachow mit leichtem Stocken.

— Ich bin überaus vergeßlich! Sie können sich's gar nicht vorstellen!

— Ich muß mir zu ihrer Vergeßlichkeit Glück wünschen, sie hat mir heute das Vergnügen verschafft, mit Ihnen zu tanzen.

Nadeschda blickte ihn mit leicht zusammengekniffenen Augen an.

— Wirklich? Es macht Ihnen Vergnügen, mit mir zu tanzen? Astachow antwortete mit einem Compliment. Allmählich wurde er gesprächiger. Nadeschda war immer sehr liebenswürdig, an diesem Abende aber besonders; Astachow fand sie reizend. Der Gedanke an das bevorstehende Duell hatte seine Nerven aufgeregt und verlieh seinen Reden Leben und Feuer; unter dem Einflusse desselben erlaubte er sich einige kleine Uebertreibungen im Ausdrücke seiner Gefühle . . . »Was schadet's auch!« dachte er. In Allem, was er sprach, in den niedergehaltenen Seufzern, dem plötzlich sich umwölkenden Blicke, schimmerte etwas Geheimnißvolles, unbewußt Trauriges, graziös Hoffnungsloses hindurch. Endlich hatte er sich in seinen Reden so weit verstiegen, daß er bereits von Liebe, von Weibern zu schwatzen begann. von seiner Zukunft, was nach seinen Begriffen das Glück begründe und welche Anforderungen er an das Schicksal stelle . . . Seine Rede war allegorisch, metaphorisch Am Vorabende eines möglichen Todes coquettirte Astachow mit Nadeschda.

Sie hörte ihm aufmerksam zu, belächelte Einiges, schüttelte zu Anderem den Kopf, machte ihm Einwürfe und stellte sich zweifelnd. Die Unterhaltung, oft unterbrochen durch herankommende Herren und Damen, nahm zuletzt eine etwas sonderbare Wendung . . . Astachow begann Nadeschda über sie selbst auszuforschen, sie über

ihren Charakter, ihre Neigungen zu befragen . . . Anfangs antwortete sie scherzend, dann richtete sie auf einmal, ganz unerwartet für Astachow, die Frage an ihn, wann er abreisen werde?

— Wohin? fragte er befremdet.

— Nach Hause.

— Nach Ssassowo?

— Nein, nach Hause, nach Ihrem Gute, hundert Werst von hier.

Astachow senkte den Blick zu Boden.

— Ich wünschte, ich könnte es recht bald, äußerte er mit sorgenvoller Miene. — Ich denke morgen . . . wenn ich am Leben bleibe. Ich habe ja Geschäfte! Warum aber ist es Ihnen beigefallen, mich dartun zu befragen?

— So! erwiderte Nadeschda.

— Sie hatten aber doch einen Grund?

— So!l wiederholte sie. — Ich erstaune über einen Menschen, der morgen abreisen will und heute meinen Charakter kennen zu lernen wünscht . . .

— Erlauben Sie aber . . . wandte Astachow ein . . .

— Ach, *à propos* . . . lesen Sie doch das, unterbrach sie ihn lachend, indem sie ihm eine Confectdevise, die sie soeben von einem nahestehenden Tischchen genommen hatte, übergab, erhob sich dann selbst und ging Marja entgegen, die ihr eine andere Dame zuführte.

Marja hatte mit Peter Alexeitsch getanzt. Ihr Gesicht war geröthet, aber nicht heiterer als sonst.

Astachow warf einen Blick auf das Billet, — es stand darauf in schlechten französischen Lettern gedruckt:

Qui me néglige, me perd.

Er erhob den Blick und begegnete dem Steltschinsky's, der fest auf ihn gerichtet war. Astachow lächelte gezwungen, stützte sich auf die Rücklehne des Stuhles und schlug ein Bein über das andere.

— Das ist für Dich!

Der feurige Artillerist stürmte mit Nadeschda heran, beschrieb mit ihr gewandt einen Kreis vor dem Stuhle, verneigte sich, ließ seine Sporen erklirren und verschwand. Sie setzte sich.

— Darf ich wohl fragen, begann langsam Astachow, wie ich dieses Billet verstehen soll?

— Was stand denn auf demselben? fragte Nadeschda.

— Ach ja! *Qui me néglige, me perd.* Nun! das ist eine vortreffliche Lebensregel, die man jeden Augenblick gebrauchen kann. Um in irgend Etwas Erfolg zu haben, soll man Nichts außer Acht lassen . . . Man muß, Alles zu erlangen suchen: Etwas fällt dabei doch möglicherweise ab. Ich muß aber über mich lachen, ich . . . ich setze Ihnen, dem praktischen Manne, die Regeln der Lebensweisheit auseinander . . .

Nadeschda lachte und vergebens bemühte sich Astachow, vor dem Ende der Mazurka das frühere Gespräch wieder anzuknüpfen. Nadeschda vermied ein solches mit der Eigenwilligkeit eines launenhaften Kindes. Astachow erzählte ihr von seinen Gefühlen, sie hingegen antwortete nichts, oder lenkte seine Aufmerksamkeit auf den Anzug der Damen, auf die komischen Gesichter einiger Herren, auf die Gewandtheit, mit welcher ihr Bruder tanzte, auf Marias Reize, sprach von Musik, vom gestrigen Tage, von Jegor Kapitonitsch und dessen Gemahlin Matröna Markowna . . . und nur ganz zum Schlusse der Mazurka, als Astachow bereits Abschied von ihr nehmen wollte, warf sie mit einem ironischen Lächeln auf den Lippen und im Blicke die Worte hin:

— Sie reisen also morgen unfehlbar?

— Ja; und vielleicht sehr weit weg von hier, erwiderte Astachow bedeutungsvoll.

— Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise.

Und rasch eilte Nadeschda auf ihren Bruder zu, flüsterte ihm schelmisch Etwas in's Ohr und fragte dann laut:

— Bist mir dankbar? Wie? nicht wahr? sonst würde er sie zur Mazurka engagirt haben.

Er zuckte die Achseln und sagte: — Es wird aber doch nichts daraus werden . . .

Sie zog ihn mit sich fort in's Gastzimmer.

»Eine Coquette!« dachte Astachow, ergriff seinen Hut und schlüpfte unbemerkt zum Saale hinaus, suchte seinen Diener auf, dem er schon vorher befohlen hatte, seiner gewärtig zu sein, und wollte bereits seinen Paletot anlegen, als ihm der Diener zu seinem größten

Erstaunen meldete, er könne unmöglich fort, da der Kutscher, man wisse nicht wie, sich betrunken habe und auf keinerlei Weise zu erwecken sei. Nachdem er auf den Kutscher ungemein lakonisch, aber energisch geschimpft hatte, (das geschah im Vorzimmer vor unbetheiligten Zeugen) und dem Diener erklärt hatte, daß, wenn der Kutscher morgen mit dem Frühesten nicht wieder in correctem Zustande sei, Niemand in der Welt im Stande sein solle, sich einen Begriff davon zu machen, was ans Allem herauskommen werde, kehrte Astachow in den Saal zurück und bat den Haushofmeister, er möchte ihm ein Zimmerchen zurecht machen, bevor man das Abendessen, zu welchem im Gastzimmer bereits Vorbereitungen getroffen wurden, auftrüge. Auf einmal war der Herr vom Hause hart an Astachow's Ellbogen wie aus dem Boden hervorgeschossen (Gawrila Stepanitsch trug keine Absätze an seinen Stiefeln und bewegte sich daher ganz ohne Geräusch), und bemühete sich, ihn aufzuhalten, indem er Astachow versicherte, es gäbe zum Abendessen ganz vorzüglichen Kaviar. Astachow entschuldigte sich aber mit Kopfweh. Eine halbe Stunde später lag er bereits auf einem kleinen Bettchen unter einer kurzen Decke und that sein Möglichstes, um einzuschlafen.

Aber der Schlaf floh ihn Wie er sich auch von einer Seite auf die andere wälzen und sich bemühen mochte, an Nichts zu denken, das Bild Steltschinsky's drängte sich ihm beständig auf . . . Da zielt er schon . . . da drückt er ab . . . »Astachow erschossen«, sagt Jemand. Astachow konnte man gerade nicht tapfer nennen, feige war er aber auch nicht; es war ihm jedoch nie der Gedanke an ein Duell, mit wem es auch wäre, in den Sinn gekommen . . . Sich schlagen! er mit seiner Bedachtsamkeit, seinen friedfertigen Neigungen, seiner Achtung vor Anstand, seinen Träumen von künftigem Wohlsein und vortheilhafter Partie! Wäre nicht seine eigene Person dabei im Spiele gewesen, er würde gelacht haben, so albern und lächerlich kam ihm diese ganze Geschichte vor. Sich schlagenl mit wem und wofür?!

— Hol's der Teufel! Dieser Unsinn! rief er unwillkürlich laut. — Doch, wenn er mich nun aber wirklich tödtet, fuhr er in seiner Selbstbetrachtung fort, — ich muß doch meine Verfügungen treffen, Maßregeln ergreifen . . . Wer wird wohl über mich trauern?

Und ärgerlich schloß er die weit geöffneten Augen, zog die Decke bis an das Kinn hinauf . . . konnte aber dennoch nicht einschlafen . . .

Schon zeigte sich das Morgenroth am Himmel, und ermüdet von fieberhafter Schlaflosigkeit war Astachow eben im Begriff einzuschlummern, als er auf einmal etwas Schweres auf seinen Füßen spürte. Er schlug die Augen auf . . . Auf seinem Bette saß Weretjew.

Astachow war im höchsten Grade erstaunt und um so mehr noch, als er gewahr wurde, daß Weretjew ohne Rock war, daß dessen nackte Brust unter dem aufgeknöpften Hemde hervorsah, das Haar ihm über die Stirn herabhing und sein Gesicht verändert schien.

Astachow erhob sich auf seinem Lager . . .

— Darf ich wohl fragen . . . begann er, die Hände ausstreckend . . .

— Ich bin zu Ihnen gekommen. . . ließ Weretjew mit heiserer Stimme hören, — entschuldigen Sie diesen Aufzug . . . Wir haben dort ein wenig getrunken . . . Es war mein Wunsch, Sie zu beruhigen. Ich sagte zu mir: dort liegt ein Gentleman, der gewiß nicht schlafen kann. — Wir wollen ihm helfen. — Lassen Sie sich's gesagt sein: Sie werden sich morgen nicht schlagen und können also schlafen . . .

Astachow's Erstaunen wuchs.

— Was haben Sie da gesagt? brummte er vor sich hin — Ja; es ist Alles beigelegt, fuhr Weretjew fort, — jener Herr von den Ufern der Weichsel . . . Steltschinsky . . . läßt sich bei Ihnen entschuldigen . . . morgen sollen Sie einen Brief bekommen . . . Ich wiederhole Ihnen, — es ist Alles beigelegt . . . Schnarchen Sie wohl!

Nach diesen Worten stand Weretjew auf und ging unsicheren Schrittes der Thüre zu.

— Erlauben Sie aber, erlauben Sie, begann Astachow, — wie haben Sie erfahren können und wodurch beweisen Sie mir . . .

Weretjew sah ihn an.

— Ach! Sie glauben, weil ich . . . ein wenig . . . (und er schwankte etwas nach vorn über) . . .

Sie haben es ja gehört . . . morgen wird er Ihnen einen Brief schicken . . . Sie erregen in mir keine besondere Sympathie, Großmuth ist aber nun einmal meine schwache Seite. Und wozu denn noch das Gerede . . . Das ist ja Alles nur Unsinn . . . Gestehen Sie aber, setzte er, mit einem Auge blinzelnd, hinzu, — Sie haben doch so Etwas wie Furcht gehabt, nicht?

Astachow wurde ungehalten.

— Mit, Erlaubnis, mein Herr, am Ende . . . äußerte er.

— Nun, schon gut, schon gut, unterbrach ihn Weretjew mit gutmüthigem Lächeln. — Erhitzen Sie sich nicht. Sie wissen es noch nicht: ohne Dergleichen läuft bei uns kein Ball ab . . . Das ist nun schon so hergebracht. Es hat das aber niemals Etwas zur Folge. Wer macht sich denn wohl ein Vergnügen daraus, seine Stirn hinzuhalten? Nun, und was liegt denn weiter daran, ein wenig den Raufbold zu spielen, was? Und vor einem Neuangekommenen noch dazu? *In vino verjtas.* Uebrigens verstehen wir ja Beide, weder Sie noch ich, Latein. Ich sehe indessen an Ihrem Aeußern, daß Sie schlafen möchten. Ich wünsche Ihnen eine ruhige Nacht, mein positiver Herr und wohlgesinnter Erdensohn. Empfangen Sie diesen Wunsch von einem anderen Erdensohne, der selbst keinen kupfernen Groschen werth ist. *Addio, mio caro*!

Und Weretjew ging hinaus.

— Was zum Teufel ist denn das aber! rief Astachow einige Augenblicke darauf und schlug mit der Faust auf sein Kissen, — da hört aber auch Alles auf! . . . Das bedarf einer Erklärung! Das darf ich nicht so hingehen lassen!

Trotzdem lag er fünf Minuten darauf in sanftem und festem Schlafe Das Herz war ihm leichter geworden . . . Eine überstandene Gefahr erfüllt die Seele mit Freude und stimmt den Geist zur Milde.

Folgendes war dem unerwarteten nächtlichen Zusammentreffen Weretjew's mit Astachow vorhergegangen: Es lebte in Gawrila Stepanitsch's Hause ein entfernter Neffe desselben, der im unteren Stocke eine leere Wohnung bezogen hatte. Wenn es Bälle gab, kamen die jungen Leute zwischen den Tänzen zu ihm herunter, um in der Eile etwas Schukow[4] zu rauchen, und nach dem Abendessen pflegten sie sich daselbst zu freundschaftlichen Zechgelagen zu versammeln. An jenem Abende hatten sich bei ihm ziemlich viele Gäste eingefunden. Steltschinsky und Weretjew waren auch unter ihnen; Iwan Iljitsch Klappseele war gleichfalls den Anderen gefolgt. Es ward ein Punsch gebraut. Obgleich Iwan Iljitsch Astachow versprochen hatte, Niemandem ein Wort von dem bevorstehenden Duell zu sagen, hielt »Klappseele« es doch nicht aus, als ihn Weretjew zufällig fragte, was er denn mit jenem Sauertopfe (anders nannte Weretjew Astachow nicht), gesprochen habe, und erzählte ihm Wort für Wort das ganze Gespräch wieder, das er mit Astachow gehabt hatte.

Weretjew lachte auf, wurde aber doch bedenklich.

— Und mit wem schlägt er sich? fragte er.

— Ja, das kann ich nicht sagen, entgegnete Iwan Iljitsch.

— Sie wissen vielleicht, mit wem er gesprochen hat?

— Mit vielen . . . Mit Jegor Kapitonitsch Ob er sich wohl mit dem schlagen soll?

Weretjew ließ Iwan Iljitsch stehen.

Es wurde also Punsch bereitet und das Trinken begann. Weretjew hatte den Vorsitz; heiter und flott, war er immer obenan, wenn junge Leute zusammen kamen. Er warf Rock und Halsbinde ab. Man bat ihn, Etwas zu singen, er nahm die Guitarre und sang einige Lieder. Die Köpfe erhitzten sich allmählich; man begann Toaste auszubringen Steltschinsky sprang plötzlich, ganz roth im Gesichte, auf den Tisch, hielt sein Glas hoch über den Kopf empor und rief mit lauter Stimme:

— Auf das Wohl . . . ich weiß schon, auf wessen, ergänzte er rasch, trank das Glas aus und zerschlug es dann an der Diele mit den Worten: — ebenso möge morgen mein Feind in Stücke zerschmettert werden!

Weretjew, der ihn schon lange beobachtet hatte, hob plötzlich den Kopf empor . . .

— Steltschinsky, sagte er, — zuerst steige vom Tisch herunter, es schickt sich nicht; und dann hast Du auch abscheuliche Stiefel. Und zweitens komm einmal her, ich will Dir Etwas mittheilen.

Er führte ihn auf die Seite.

— Höre, mein Lieber, Du willst Dich, wie ich erfahre, morgen mit jenem Gentleman aus Petersburg schlagen?

Steltschinsky schrak zusammen.

— Wie . . . wer hat Dir das gesagt?

— Ich sage Dir’s Und ich weiß auch, für wen Du Dich schlägst.

— Nun? Das wäre doch interessant zu hören.

— Ach, Du Talleyrand, Du! Versteht sich, für meine Schwester! Nu, nu, spiele nicht den Erstaunten. Das giebt Dir einen Gänserichsausdruck. Ich kann zwar mir nicht zusammenreimen, wie es zwischen Euch dazu gekommen ist, genug, es hat seine Richtigkeit damit. Höre doch auf, mein Lieber, fuhr Weretjew fort, — die Verstellung nützt Dir zu Nichts! Ich weiß es ja, Du machst ihr schon längst den Hof.

— Das beweist ja aber noch nicht . . .

— Höre auf, ich bitte Dich. Jetzt gieb Acht, was ich Dir sagen will. Dieses Duell werde ich unter keiner Bedingung zulassen. Verstanden? Von dieser ganzen Dummheit würde nur meine Schwester zu leiden haben. Nimm mir's nicht übel: so lange ich lebe . . . werde ich es nicht zugeben. Wir Beide, Du und ich, mögen zu Grunde gehen — und das steht uns auch bevor; sie aber soll leben, soll lange und glücklich leben. Ja, ich schwöre Dir, setzte er mit plötzlicher Begeisterung hinzu, — ich wäre im Stande, Jeden, sogar Diejenigen, welche bereit wären, Alles für mich aufzuopfern, im Stiche zu lassen, werde aber nimmermehr erlauben, daß ihr ein Härchen gekrümmt wird.

Steltschinsky lachte gezwungen auf.

— Du bist betrunken, mein Bester, und faselst . . . weiter Nichts.

— Und Du bist es etwa nicht, wie? Ob ich nun betrunken bin, oder nicht, das ist ganz gleich. Was ich Dir aber sage, hat seine Richtigkeit. Schlagen wirst Du, Dich nicht mit jenem Herrn, dafür stehe ich Dir. Es war wirklich sehr nöthig, mit ihm anzubinden! Wohl aus Eifersucht wie? Es muß doch wahr sein, wenn es heißt, Verliebte wären dumm! Und dann hat sie mit ihm auch nur darum getanzt, damit es ihm nicht etwa einfiele . . . Doch, das gehört nicht hierher. Kurz, aus dem Duell wird Nichts!

— Hm! ich möchte doch sehen, wie Du mich daran verhindern könntest?

— Wie? ganz einfach, giebst Du mir nicht sogleich Dein Wort, auf das Duell zu verzichten, so schlage ich mich selbst mit Dir.

— Möglich?

— Mein Lieber, zweifle nicht daran. Ich will Dir, mein Herzblatt, stehenden Fußes in Gegenwart Aller auf die allerphantastischste Weise eine Beleidigung zufügen, und dann, meinetwegen, über das Tuch. Ich glaube aber, das wird Dir aus mehr als einem Grunde unangenehm sein, was meinst Du?

Steltschinsky entbrannte in Wuth, er begann zu versichern, das hieße so viel, als: man wolle ihm bange machen, er werde Niemandem erlauben, sich in seine Angelegenheiten zu mengen, er werde sich an Nichts kehren . . . und endigte damit, daß er nachgab und jeglichem Attentat aus das Leben Astachows entsagte. Weretjew schloß ihn in seine Arme, und es war keine halbe Stunde vergangen, da hatten

beide bereits wohl zum zehnten Male Arm in Arm Brüderschaft getrunken . . . Der jugendliche Tanzvorsteher hatte auch Brüderschaft mit ihnen getrunken und anfangs gleichen Schritt mit ihnen gehalten, war aber zuletzt ganz schuldlos eingeschlafen und blieb in völlig bewußtlosem Zustande längere Zeit aus dem Rücken liegen . . . Der Ausdruck seines winzigen, bleichen Gesichtchens war ergötzlich und jämmerlich zugleich anzusehen . . . Lieber Himmel! was würden die Damen der großen Welt, seine Bekannten dazu sagen, wenn sie ihn in solcher Entwürdigung sähen! Doch, zu seinem Glücke war er mit keiner Dame von Welt bekannt.

Iwan Iljitsch zeichnete sich gleichfalls in jener Nacht aus, Zuerst erregte er das Erstaunen der Gäste, als er plötzlich zu singen begann: »Es lebte auf seinem Gute, vor Zeiten ein Baron.«

— Kernbeißer! Kernbeißer singt!l riefen Alle, — wann ist es schon einmal vorgekommen, daß Kernbeißer bei Nacht gesungen hätte!

— Als ob ich nur ein Lied kennte, erwiderte der von Wein erhitzte Kernbeißer, — ich kenne noch Andere.

— Nun, nun, so laß' uns Deine Künste hören!

Iwan Iljitsch schwieg einen Augenblick und stimmte darauf plötzlich mit Baßstimme an: »Krambambuli, Vermächtniß unserer Väter«, aber so ungeschickt und eigenthümlich, daß sofort ein allgemeines Gelächter seine Stimme übertönte und ihn zum Schweigen zwang.

Als sich Alle getrennt hatten, war Weretjew zu Astachow gegangen und es hatte dann zwischen ihnen jenes kurze, bereits oben erwähnte Gespräch stattgefunden.

Am folgenden Tage fuhr Astachow sehr früh nach Hause, nach Ssassowo. Den ganzen Morgen befand er sich in Aufregung, einen angereisten Hausirer hätte er beinahe für einen Secundanten angesehen und er fand seine Ruhe erst wieder, als ihm sein Diener den Brief von Steltschinsky brachte. Astachow las denselben einige Male durch. — Der Brief war sehr geschickt abgefaßt . . . Der Anfang lautete: *la nuit parte conseil, Monsieur.* — Steltschinsky brachte keine Entschuldigungen vor, da er, seiner Ansicht nach, seinen Gegner durch nichts beleidigt hatte; gab übrigens zu, er wäre am Abend vorher etwas zu hitzig gewesen, und schloß mit der Erklärung, er stehe ganz zu Herrn Astachow's Verfügung (*à la disposition de*

Monsieur Astakhof) fordere jedoch, was ihn betreffe, keinerlei Genugthuung mehr. Nachdem nun Astachow eine recht höfliche und dabei fast an's Scherzhafte streifende, jedoch würdevolle und nicht im Geringsten prahlerische Antwort zusammengesetzt und abgefertigt hatte, setzte er sich an den Tisch, rieb wohlgefällig die Hände, aß mit großem Appetite und machte sich sogleich nach dem Essen auf den Weg nach Hause, ohne vorher unterlegte Pferde vorausgeschickt zu haben. Der Weg, den er genommen hatte, führte vier Werst von Ipatow's Gute vorbei . . . Astachow warf einen Blick nach jener Richtung . . .

— Lebe wohl, stiller Winkel! sagte er lächelnd.

Die Gestalten Nadeschda's und Marja's tauchten für einen Augenblick in seiner Vorstellung auf; er schwenkte die Hand, wandte sich ab und schlummerte ein.

VI.

Ueber drei Monate waren vergangen. Der Herbst war schon längst herangekommen; die Wälder entblößten sich ihres gelben Laubes, die Kohlmeisen kamen angeflogen, und der sichere Vorbote des Winters, der Wind, ließ sein Heulen und Pfeifen ertönen. Noch waren keine anhaltenden Regengüsse gefallen und der Boden auf den Wegen war noch nicht erweicht.Diese Zeit noch benützend, begab sich Astachow, um einige Geschäfte in Ordnung zu bringen, nach der Gouvernementsstadt. Der Morgen verging mit Hin- und Herfahrten, Abends begab er sich in den Club. In dem großen, düstern Saale des Clubhauses traf er einige Bekannte, unter Anderen einen alten Rittmeister a. D. Namens Flitsch, einen allbekannten Praktikus, Witzbold, Kartenschläger und Klätscher. Astachow ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein.

— Ach, *à propos*, rief plötzlich der Rittmeister a D. — vor ein paar Tagen reiste hier eine Ihnen bekannte Dame durch, sie läßt sie grüßen.

— Wer war diese Dame?

— Madame Steltschinsky.

— Ich kenne keine Dame dieses Namens.

— Sie haben dieselbe gekannt, als sie noch Fräulein war . . . Eine geborene Weretjew . . . Nadeschda Alexejewna. Ihr Mann stand im Dienste bei unserem Gouverneur. Sie müssen ihn, dächte ich, auch kennen . . . Ein lebhafter Bursche, mit Schnurrbärtchen . . . Hat einen guten Griff gethan, sie hat Vermögen.

— So, äußerte Astachow. — ihn hat sie also geheirathet? . . . Hm! und wohin sind sie denn gereist?

— Nach Petersburg Sie befahl auch, Ihnen ein gewisses Confectbillet in's Gedächtniß zu rufen . . . Was für ein Billet war denn das, mit Erlaubniß zu fragen?

Und der alte Klätscher streckte dabei seine spitze Nase vor.

— Ich erinnere mich dessen nicht mehr, wahrhaftig! Gewiß ein Scherz, erwiderte Astachow. — Und wo ist denn jetzt ihr Bruder? wenn ich fragen darf.

— Peter! Oh, mit dem steht es schlecht.

Herr Flitsch hob die kleinen Fuchsaugen in die Höhe und stieß einen Seufzer aus.

— Was ist es mit ihm? fragte Astachow.

— Hat sich dem Trunke ergeben! Ein verlorener Mensch.

— Wo ist er denn jetzt?

— Weiß Niemand zu sagen. Er muß irgendwohin fortgezogen sein, das Wahrscheinlichste wird sein, daß er den Zigeunerinnen nachgelaufen ist. Im Gouvernement weilt er nicht, dafür stehe ich Ihnen.

— Und der alte Ipatow, ist noch immer wo er war? — Michail Nikolaitsch? der närrische Kauz? Der ist immer noch dort.

— Und Alles im Hause . . . wie vor Zeiten?

— Gewiß, gewiß. Hören Sie, das wäre doch eine Partie für Sie, die Schwägerin? Nein, das ist kein Frauenzimmer, ein wahres Monument ist die, wahrhaftig. Ha, ha! Es war auch schon bei uns die Rede davon . . . warum denn wohl . . .

— So, so; äußerte mit den Augen blinzelnd Astachow.

In diesem Augenblick wurde Flitsch zu einer Kartenpartie aufgefordert und das Gespräch hatte ein Ende.

Astachow's Absicht war, bald nach Hause zurückzukehren. Er bekam jedoch plötzlich durch einen Boten die Nachricht vom Dorfältesten, es wären in Ssassowo sechs Bauernhöfe abgebrannt; und da beschloß er nun, selbst hinzufahren. Von der Gouvernementsstadt bis Ssassowo waren es ungefähr sechzig Werst. Astachow langte gegen Abend in dem kleinen, dem Leser schon bekannten Nebengebäude an, beschied sogleich den Aeltesten und den Dorfschreiber zu sich, machte ihnen heftige Vorwürfe, besichtigte am nächsten Morgen die Brandstätte, traf angemessene Verfügungen und Nachmittags, nach einigem Schwanken, fuhr er zu Ipatow zum Besuch. Er wäre wohl zu Hause geblieben, wenn er nicht Nadeschda's Abreise von Flitsch erfahren hätte, er hätte sie nicht gern nochmals wiedergesehen; doch einem Zusammentreffen mit Marja war er nicht abgeneigt.

Ganz wie bei seinem ersten Besuche traf Astachow auch diesmal Ipatow mit »Klappseele« am Damenbrette. Der Alte war sehr erfreut, ihn zu sehen, doch glaubte Astachow zu bemerken, daß das Gesicht

Ipatow's besorgt und die Unterhaltung nicht so ungezwungen und herzlich wie früher war.

Mit Iwan Iljitsch tauschte Astachow schweigend einen Blick. Beiden kam dieses Zusammentreffen nicht ganz gelegen, doch sie beruhigten sich bald.

— Befinden sich alle die Ihrigen wohl? fragte Astachow, indem er Platz nahm.

— Alle gesund, Gott sei gelobt, danke verbindlichst, erwiderte Ipatow. — Nur Marja Pawlowna ist nicht ganz . . . hält sich meistens in ihrem Zimmer auf.

— Erkältung?

— Nein . . . das nicht. Zum Thee wird sie herunterkommen.

— Und Jegor Kapitonitsch? wie geht es ihm?

— Ach! Jegor Kapitonitsch ist ganz dem Grame verfallen. Er hat seine Frau verloren.

— Nicht möglich!

— In vierundzwanzig Stunden war es ans tritt ihr, sie starb an der Cholera. Sie würden ihn jetzt nicht wiedererkennen, ganz verändert. »Ohne Matröna Markowna ist mir das Leben, sagt er, eine Last. Das bringt mir den Tod, sagt er, und ich dankte Gott dafür, sagt er; ich will nicht mehr leben,« sagt er. Ganz verloren, der arme Mensch.

— Ach, mein Gott, das ist doch ein Unglück! rief Astachow aus.

— Der arme Jegor Kapitonitsch!

Alle schwiegen.

— Ihre Nachbarin hat, wie ich gehört, geheirathet, sagte Astachow mit leichtem Erröthen.

— Nadeschda Alexejewna? Ja, sie ist verheirathet.

Ipatow warf einen Seitenblick auf Astachow.

— Jawohl, jawohl, verheirathet und bereits fortgereist.

— Nach Petersburg?

— Nach St. Petersburg.

— Marja Pawlowna, denke ich, vermißt sie wohl? Sie war mit ihr, dünkt mich, sehr befreundet?

— Freilich vermißt sie dieselbe. Wie sollte sie nicht? Uebrigens, was Freundschaft betrifft, will ich Ihnen sagen, da taugt die der Mädchen

noch weniger, als die der Männer. So lange sie beisammen sind, geht es noch; nachher — aus den Augen, aus dem Sinn.

— Sie glauben?

— Ja, wahrhaftig, so ist es. Nun zum Beispiel Nadeschda Alexejewna. Seit sie fort ist, hat sie uns nicht einen einzigen Brief geschrieben, und wie hatte sie es versprochen, ja mit Schwüren betheuert. Freilich hat sie jetzt an andere Dinge zu denken.

— Ist sie schon lange fort?

— Ja, sechs Wochen mögen es schon sein. Gleich am folgenden Tage nach der Hochzeit sind sie auf und davon gefahren, nach ausländischer Sitte.

— Man sagt, der Bruder sei auch nicht mehr hier? äußerte Astachow einen Augenblick darauf.

— Ja, der ist auch nicht mehr hier. Diese Leute sind an großstädtisches Leben gewöhnt; wie könnten die es lange auf dem Lande aushalten!

— lind es weiß Niemand, wohin er gegangen ist?

— Nein.

— Hat sich umhergetrieben und sich davon gemacht, bemerkte Iwan Iljitsch.

— Hat sich umhergetrieben und sich davon gemacht, wiederholte Ipatow. — Nun, und Sie, Wladimir Sergeïtsch was haben Sie Gutes gethan? fragte er, sich auf dem Stuhle umdrehend.

Astachow begann nun von sich zu erzählen, Ipatow hörte ihm lange zu und rief endlich:

— Wo bleibt denn aber Mascha? Iwan Iljitsch, Du solltest sie doch rufen.

Iwan Iljitsch verließ das Zimmer und meldete, als er zurückgekehrt war, Marja werde sogleich kommen.

— Was fehlt ihr, hat sie Kopfschmerz? fragte Ipatow halblaut.

— Kopfschmerz, erwiderte Iwan Iljitsch.

Die Thür ging auf und Marja trat herein. Astachow erhob sich, grüßte und konnte vor Erstaunen kein Worte hervorbringen, so sehr hatte sich Marja, seit er sie zum letzten Male gesehen, verändert! Das Roth war von ihren mageren Wangen verschwunden; breite dunkele Kreise hatten sich um ihre Augen gezogen; die Lippen waren

schmerzhaft zusammengepreßt, ihr ganzes, regungsloses und düsteres Gesicht schien wie versteinert.

Sie erhob den Blick, es war kein Glanz in demselben.

— Wie fühlst Du Dich? fragte sie Ipatow.

— Gesund, erwiderte sie und setzte sich an den Tisch, auf welchem der Samowar bereits zischte.

Astachow langweilte sich sehr an diesem Abende. Auch die Uebrigen waren nicht aufgelegt. Das Gespräch nahm beständig eine trübe Wendung.

— Was für Töne der dort ausstößt! sagte unter Anderem Ipatow, dem Heulen des Windes zuhörend. Der Sommer ist längst vorüber; auch der Herbst geht zu Ende und der Winter steht vor der Thür. Wieder wird es rund umher Schneehaufen geben. Wenn doch recht bald Schnee fiele! Man wird sonst ganz schwermüthig, wenn man den Garten betritt . . . Wie eine Ruine sieht es dort aus.

Man hört nur das Knarren der Aeste . . . Ja, die schönen Tage sind vergangen!

— Vergangen, gab Iwan Iljitsch zurück.

Schweigend blickte Marja zum Fenster hinaus.

— Wenn es Gott gefällt, kehren sie wieder, bemerkte Ipatow.

Es stimmte ihm Niemand bei.

— Erinnern Sie sich, was für schöne Lieder hier damals gesungen wurden? sagte Astachow.

— Nicht das allein! entgegnete der Alte mit einem Seufzer.

— Sie könnten aber . . . fuhr Astachow zu Marja fort, — Sie haben eine so schöne Stimme . . .

Sie gab ihm keine Antwort.

— Und wie geht es Ihrer Frau Mutter? fragte Astachow Ipatow; er wußte nicht mehr, wovon er sprechen sollte.

— Gott sei gedankt, sie erträgt das Leben bei ihren Gebrechen so gut es geht. Sie ist selbst heute noch im Wägelchen umhergefahren. Sie gleicht, will ich Ihnen sagen, einem geknickten Baume: knick! Knack! er steht immer noch da, während mancher junge, kräftige Stamm niederstürzt. He, he, he!

Marja ließ die Hände in den Schooß fallen und senkte den Kopf.

— Es ist aber doch ein trauriges Leben, das ihrige, sagte Ipatow darauf, — wohl ist der Spruch wahr: »Alter ist ein schweres Malter.«

— Und Jugend ist auch keine Lust, äußerte Marja gleichsam vor sich hin.

Astachow wollte für die Nacht nach Hause, es war aber so finster draußen, daß er sich nicht entschließen konnte, davon zu fahren. Er bekam dasselbe Zimmer im oberen Stocke, in welchem er drei Monate zuvor durch Jegor Kapitonitsch's Gesprächigkeit eine so unruhige Nacht verbracht hatte . . .

»Ob er jetzt wohl schnarcht?« dachte Astachow und es fielen ihm die Ermahnungen an den Diener ein und das unerwartete Erscheinen Marias im Garten . . .

Astachow trat an's Fenster und drückte die Stirn gegen die kalte Scheibe. Sie warf ihm sein eigenes Bild düster zurück; ihm war, als hätte er einen dunkelen Vorhang vor den Augen, und erst nach einiger Zeit vermochte er an dem sternlosen Himmel die Zweige der Bäume zu unterscheiden, die von heftigen Windstößen in der Dunkelheit hin und her gepeitscht wurden . . .

Aus einmal kam es Astachow vor, als wäre etwas Weißes auf der Erde vorübergehuscht . . . Er heftete seinen Blick auf die Stelle, lächelte, zuckte die Achseln, rief halblaut: »was doch die Einbildung macht!« und legte sich zu Bette.

Er war bald eingeschlafen, doch auch dieses Mal sollte es ihm nicht vergönnt sein, eine ruhige Nacht zu verbringen. Ein Hin- und Herlaufen, das sich im Hause hören ließ, weckte ihn aus dem Schlafe . . . Er hob den Kopf empor . . . Stimmengewirre, Ausrufungen, hastige Schritte ließen sich vernehmen, Thüren wurden zugeworfen; wehklagende Weiberstimmen drangen an sein Ohr, im Garten hörte man Geschrei, anderes Geschrei aus der Ferne antwortete auf dasselbe . . . Die Unruhe im Hause wurde mit jeder Minute stärker und lauter . . . »Feuer!« zuckte es durch Astachow's Kopf. Erschrocken sprang er vom Bett an's Fenster; es war aber keine Röthe am Himmel zu sehen, nur im Garten eilten behend auf den Wegen rothe, feurige Funken vorüber — es waren Leute mit Laternen. Astachow trat rasch zur Thüre, öffnete sie und stieß auf Iwan Iljitsch. Bleich, verstört, halb angekleidet lief auch er gerade vor sich hin.

— Was giebt's? was ist vorgefallen? fragte Astachow in Aufregung und faßte ihn heftig am Arme.

— Verschwunden, ertrunken, hat sich in's Wasser gestürzt, gab ihm, außer Athem, Iwan Iljitsch zur Antwort.

— Wer hat sich in's Wasser gestürzt, wer ist er trunken?

— Marja! wer denn anders als Marja! Er hat sie unter die Erde gebracht, die Arme! Helft! kommt! laßt uns schnell hin! Schnell, schnell, meine Lieben!«

Und Iwan Iljitsch stürzte die Treppe hinunter.

Astachow zog in aller Eile die Stiefel an, warf einen Mantel über die Schultern und lief den Anderen nach.

Im Hause stieß er auf Niemand, Alle waren in den Garten gelaufen; nur die kleinen Mädchen, Ipatow's Töchter, traf er im Gange neben dem Vorzimmer an; halbtodt vor Schreck, standen sie in ihren weißen Unterröckchen mit zusammengepreßten Händen und nackten Füßchen neben der Nachtlampe, die auf dem Fußboden brannte. Durch das Gastzimmer, an einem umgeworfenen Tische vorbei, stürzte Astachow auf die Terrasse hinaus. In der Richtung gegen den Damm hin schimmerten Lichter und Gestalten aus dem Dickicht hervor . . .

— Hakenstangen! holt rasch Hakenstangen herbei! ließ sich Ipatow's Stimme hören.

— Ein Netz, ein Netz, Boot her! riefen andere Stimmen.

Astachow lief der Gegend zu, woher das Geschrei kam. Er traf Ipatow am Ufer des Teiches. Das Licht einer Laterne, die man an einen Ast gehängt hatte, beleuchtete grell den grauen Kopf des Alten; er rang die Hände und taumelte wie ein Betrunkener. Neben ihm auf dem Rasen lag eine Frauengestalt schluchzend und die Hände ringend; rund herum drängten sich die Leute geschäftig. Iwan Iljitsch stand bereits bis an die Kniee im Wasser und untersuchte den Grund mit einer Stange. Der Kutscher, am ganzen Leibe zitternd, entkleidete sich soeben; zwei Männer zogen längs dem Ufer ein Boot heran. Deutlich ließ sich Pferdegetrappel auf den Gassen des Dorfes vernehmen . . . Der Wind heulte dazu, als wollte er die Lichter in den Laternen ausblasen, auf dem Teiche wogte und plätscherte die schwarze Fluth.

— Was höre ich, rief Astachow, zu Ipatow tretend, — ist es möglich!

— Hakenstangen, Haken her! stöhnte ihm der Alte als Antwort zurück.

— Sie sind aber vielleicht im Irrthum, bester Michail Nikolaitsch . . .

— Nein! kein Irrthum, stöhnte unter Thränen die Frau, die im Grase lag; es war Marjas Kammermädchen, — habe ich doch, Gott stehe mir bei, mit eigenen Ohren gehört, wie sich das liebe Herz ins Wasser gestürzt, darin herumgeplätschert hat und geschrien: Hilfe, und dann noch ein Mal, ganz schwach: Hilfe.

— Warum hast Du sie nicht zurückgehalten? Lieber Himmel!

— Wie hätte ich das denn thun können, lieber Herr! Zurückhalten! Als ich sie vermißte, da war sie ja nicht mehr im Zimmer, mein Herz hat es geahnt. In den letzten Tagen war sie immer so traurig und sprach nichts; ich wußte es schon, bin schnurgerade in den Garten gelaufen, als wenn mir's Jemand gesagt hätte, da höre ich plötzlich, plumps, gerade in's Wasser hinein. Hilfe! höre ich, ruft sie . . . Hilfe! . . . Ach mein Täubchen! Ach du meine Seele! . . .

— Vielleicht hat es Dir bloß so gedäucht! . . .

— Das wäre noch! Und wo ist sie denn jetzt? was ist aus ihr geworden?

»Das also war das Weiße, das ich in der Dunkelheit gesehen habe!« dachte Astachow.

Unterdessen waren Leute mit Hakenstangen herbeigelaufen, das Netz ward herangeschleppt und auf dem Grase aufgewickelt; es hatten sich eine Menge Leute versammelt, Alles rührte sich, drängte einander . . . Der Kutscher ergriff eine Hakenstange, der Aelteste eine andere, Beide sprangen in das Boot, stießen ab und begannen mit den Stangen im Wasser zu sondiren; vom Ufer aus wurde ihnen geleuchtet. Eigenthümlich und grauenhaft nahmen sich die Bewegungen dieser Leute und die Schattenbilder derselben in der Dunkelheit auf dem bewegten Wasser beim unstäten und matten Scheine der Laternen aus.

— Gefa . . . gefaßt, rief plötzlich der Kutscher . . . Todtenschauer erfüllte alle Anwesenden.

— Der Kutscher begann die Hakenstange an sich zu ziehen, beugte sich über . . . Es kam etwas Astiges, Schwarzes, langsam an die Oberfläche . . .

— Ein Baumstumpf, sagte der Kutscher und riß den Haken heraus.

— Kommt zurück, kehrt um! wurde vom Ufer aus gerufen: — mit Haken macht ihr Nichts, man muß das Netz auswerfen.

— Ja, ja, das Netz! riefen nun auch Andere.

— Halt, schrie der Aelteste: — ich habe auch Etwas gefaßt . . . Etwas Weiches scheint es zu sein, setzte er einige Minuten darauf hinzu.

Neben dem Boote ward ein weißer Fleck sichtbar . . .

— Das Fräulein! rief plötzlich der Aelteste. — Sie ist's!

Er hatte sich nicht getäuscht . . . Der Haken der Stange war in Marias Kleidärmel gedrungen. Der Kutscher griff sogleich zu, zog den Körper aus dem Wasser heraus . . . mit zwei kräftigen Ruderschlägen war das Boot am Lande . . . Ipatow, Iwan Iljitsch, Astachow, Alle mit einander erfaßten Marja, hoben sie auf und trugen sie auf den Händen in's Haus. Sie ward sogleich entkleidet, gerieben, erwärmt . . . Doch alle Anstrengungen, alle Mühen waren vergebens . . Marja kam nicht mehr zu sich . . . Ihr Leben war bereits entflohen.

Astachow verließ Ipatowka am folgenden Tage in der Frühe. Vor seiner Abfahrt begab er sich zur Hingeschiedenen, um Abschied von ihr zu nehmen. Sie lag aus einem Tische im Gastzimmer, in weißem Kleide . . Ihr dichtes Haar war noch nicht ganz trocken; das noch unentstellte, bleiche Gesicht hatte einen eigenthümlichen, kummervollen, fremden Ausdruck; die geöffneten Lippen schienen gleichsam reden und Etwas fragen zu wollen. . . Die übers Kreuz gelegten Hände waren wie in Herzensangst gegen die Brust gepreßt . . . Doch mit welchen trüben Gedanken die arme Ertrunkene auch verschieden sein mochte, es hatte der Tod ihr sein Siegel des ewigen Schweigens und der Demuth aufgelegt . . . und wer will es deuten, was das Gesicht eines Todten in jenen wenigen Augenblicken ausdrückt, wenn auf demselben zum letzten Male die Blicke der Ueberlebenden ruhen, bevor es für immer entschwindet und der Verwesung anheimfällt?

Astachow blieb einige Zeit, in tiefes Nachdenken versunken, vor der Leiche Marias stehen, schlug drei Mal ein Kreuz vor der Brust und ging hinaus, ohne Iwan Iljitsch, der in der Ecke stille Thränen vergoß, bemerkt zu haben . . . Und nicht er allein weinte an jenem Tage, die ganze Dienerschaft zerfloß in Thränen: Maria sollte bei Allen in gutem Andenken bleiben.

Eine Woche darauf erwiderte der alte Ipatow Folgendes auf einen endlich von Nadeschda erhaltenen Brief:

»*Vor einer Woche, geehrte Nadesehda Alexejewna, hat meine unglückliche Schwägerin, die Sie kannten, Maria Pawlowna, eigenmächtig ihr Leben beschlossen, indem sie sich Nachts in den Teich stürzte, und wir haben ihre Leiche bereits der Erde übergeben. Sie hat diesen schmerzhaften und verzweifelten Entschluß gefaßt, ohne Abschied von mir genommen, ohne selbst einen Brief oder auch nur einige Worte zurückgelassen zu haben, die uns von ihrem letzten Willen unterrichtet hätten . . . Sie wissen jedoch nur zu gut, Nadeschda Alexejewna, auf wessen Seele die Schuld dieser schrecklichen Todsünde fällt! Gott mag Ihren Bruder richten, meine Schwägerin aber konnte ihn weder vergessen, noch die Trennung von ihm überleben*« . . .

Nadeschda bekam diesen Brief bereits in Italien, wohin sie mit ihrem Manne, dem Grafen Steltschinsky, wie man ihn in allen Gasthöfen titulirte, gereist war. Er besuchte übrigens nicht die Gasthöfe allein, man sah ihn auch oft in den Spielhäusern und in den Cursälen der Badeorte. . . Anfangs hatte er viel Geld verloren, dann aufgehört zu verlieren, und es war in seinem Gesichte ein eigenthümlicher Ausdruck stereotyp geworden: halb mißtrauisch halb frech, wie er Menschen eigen zu sein pflegt, mit denen sich ganz unerwartet Vorfälle ereignen können . . . Seine Frau bekam ihn selten zu Gesicht. Nadeschda langweilte sich übrigens in seiner Abwesenheit nicht. Es hatte sich ihrer eine Leidenschaft für Kunst und Künstler bemächtigt. Hauptsächlich bestand ihre Bekanntschaft aus Dilletanten, und sie unterhielt sich gern über das Schöne mit jungen Leuten. Ipatow's Brief verursachte ihr großen Kummer, doch das hinderte sie nicht, noch am selben Tage, die »Hundsgrotte« zu besuchen und zu sehen, wie arme Thiere in Schwefeldämpfen ersticken. Sie fuhr nicht allein hin. Verschiedene Cavaliere begleiteten sie. Unter ihnen galt für den liebenswürdigsten ein gewisser Monsieur Popelin, Franzose von Geburt und verunglückter Maler, mit Ziegenbärtchen und carrirtem Jaquet. Er sang in hohem Tenor die neuesten Romanzen, witzelte recht ungebunden, und obgleich von schmächtiger Gestalt, nahm er doch viel Speise zu sich.

VII.

Es war ein sonniger, frostiger Januartag: auf dem Newsky'schen Prospecte sah man eine große Menge Spaziergänger. Die Uhr am Thurme der Duma zeigte Drei. Auf den breiten, mit feinem gelbem Sande bestreuten Platten der Trottoirs wandelte unter Anderem unser alter Bekannten Astachow, dahin. Er hatte, seit wir ihn verlassen, ein männlicheres Aeußere erlangt, sich einen Backenbart wachsen lassen und an Umfang zugenommen, sah jedoch nicht älter aus. Er folgte der Menge ohne Hast, und von Zeit zu Zeit mit den Blicken umherschweifend; er wartete auf seine Frau, die mit ihrer Mutter in einer Kutsche anfahren sollte. Astachow hatte vor fünf Jahren, und was die Hauptsache war, so, wie es von jeher sein Wunsch gewesen, geheirathet; seine Frau war reich und hatte große Verbindungen. Den vortrefflich gebürsteten Hut zuvorkommend lüftend, wenn ihm Einer und der Andere seiner zahlreichen Bekannten begegnete, setzte Astachow seinen Gang mit dem freien Schritte eines mit seinem Schicksale zufriedenen Menschen fort, als plötzlich dicht an der Passage ein Herr in spanischem Mantel und einer Mütze auf dem Kopfe, mit stark verlebtem Gesichte, gefärbtem Schnurbart und etwas verschwommenen Augen fast an ihn anrannte. Astachow trat würdevoll auf die Seite, doch der Herr mit der Mütze warf einen Blick auf ihn und rief plötzlich aus:

— Ah! Herr Astachow, guten Tag!

Astachow antwortete nichts und blieb verwundert stehen. Er konnte nicht begreifen, wie einem Menschen, der sich getraute, sich in einer Mütze auf der Newskyschen Perspective sehen zu lassen, sein Familienname bekannt sein könne.

— Sie erkennen mich nicht? fuhr der Mann mit der Mütze fort: — ich habe Sie vor acht Jahren auf einem Gute im T—schen Gouvernement bei Ipatows gesehen. Mein Name ist Weretjew.

— Ach! Mein Gott! ich bitte um Entschuldigung! rief Astachow: — wie haben Sie sich aber seitdem verändert . . .

— Ja, ich bin alt geworden, entgegnete Peter Alexeitsch und fuhr mit der Hand, die kein Handschuh bedeckte, über das Gesicht: — Sie aber haben sich nicht verändert.

Weretjew war nicht gerade gealtert, vielmehr abgefallen und heruntergekommen. Kleine, schmale Runzeln bedeckten sein Gesicht und wenn er sprach, war auf Lippen und Wangen ein leises Zucken zu bemerken. Aus Allem konnte man sehen, daß dieser Mann stark gelebt hatte.

— Warum sind Sie diese ganze Zeit unsichtbar gewesen, so daß man Sie nirgends getroffen hat? fragte ihn Astachow.

— Habe mich hier und dort umhergetrieben.

Und Sie, haben Sie immer in Petersburg gelebt?

— Größtentheils.

— Sind Sie verheirathet?

— Ja, ich bin es.

Und Astachow nahm eine etwas strenge Miene an, als habe er Weretjew sagen wollen: »es wird Dir, mein Lieber, doch nicht einfallen wollen, mich zu bitten, daß ich Dich meiner Frau vorstelle!«

Weretjew schien ihn verstanden zu haben. Ein gleichgültiges Lächeln kräuselte kaum merkbar seine Lippen.

— Und wie geht es Ihrer Schwester? fragte Astachow.

— Wo hält Sie sich auf?

— Ich kann es Ihnen nicht mit Bestimmtheit sagen. Vermuthlich in Moskau. Ich habe von ihr schon lange keinen Brief bekommen.

— Lebt ihr Gatte noch?

— Ja, er lebt.

— Nun, und Herr Ipatow?

— Das weiß ich nicht; wahrscheinlich lebt er auch, vielleicht aber auch nicht.

— Und jener Herr, wie hieß er doch, Bodräkow, glaube ich?

— Ach jener, den Sie sich zum Secundanten nehmen wollten, erinnern Sie sich, als Sie plötzlich Furcht bekamen! Das weiß der Teufel, wo der ist!

Astachow schwieg mit wichtiger Miene.

— Ich erinnere mich immer mit Vergnügen jener Abende, sagte er endlich: — als ich (fast hätte er gesagt: die Ehre) die Gelegenheit hatte, die Bekanntschaft Ihrer Schwester und die Ihrige zu machen Eine höchst liebenswürdige Dame. Singen Sie immer noch so hübsch?

— Nein, ich habe die Stimme verloren . . . Ja, eine schöne Zeit war damals!

— Ich war nach jenen Tagen noch ein Mal in Ipatowka, setzte Astachow, indem er die Brauen traurig emporzog, hinzu: — so, denke ich, hieß ja jenes Gut — es war am Tage eines schrecklichen Ereignisses . . .

— Ja, ja, schrecklich, schrecklich! unterbrach ihn hastig Weretjew. — Ja, ja! Und erinnern Sie sich noch, wie es zwischen Ihnen und meinem nunmehrigen Schwager fast zum Duell gekommen wäre?

— Hm! ich erinnere mich dessen! erwiederte gedehnt Astachow. — Uebrigens muß ich Ihnen gestehen, ist seitdem so viel Zeit verflossen, daß mir dies Alles zuweilen wie ein Traum vorkommt . . .

— Wie ein Traum, wiederholte Weretjew, und seine bleichen Wangen rötheten sich: — wie ein Traum . . . Nein, das war kein Traum, wenigstens für mich war es keiner. Das war die Zeit der Jugend, Heiterkeit und des Glücks, die Zeit unendlichen Hoffens, und unbezwingbaren Kraftgefühls, und wenn das ein Traum gewesen, war es ein herrlicher Traum. Daß wir jetzt aber Beide gealtert, abgestumpft sind, den Schnurrbart färben, uns auf dem Newsky'schen Prospekt umhertreiben, zu Nichts mehr nütze sind, wie beinlahme Gäule, schal geworden, und abgenutzt sind, wichtig thun und grimassiren, oder Maulassen feil haben, und, wenn es darauf ankommt, unseren Gram im Weine ersäufen, das könnte man eher einen Traum nennen, den allergarstigsten Traum. Ohne Nutzen ist das Leben vertrödelt, albern und flach — das ist bitter! Wenn dieß sich abschütteln ließe wie ein Traum, wenn hiernach ein Erwachen möglich wäre . . . Und dann überall, an allen Enden dieselbe Erinnerung, dasselbe Gespenst. . . Uebrigens, leben Sie wohl!

Weretjew entfernte sich rasch, als er jedoch vor die Thür einer der besuchtesten Conditoreien des Newsky'schen Prospectes gekommen war, hielt er an, trat hinein, trank am Schenktische ein Gläschen Pomerauzenschnaps und begab sich durch das von Tabaksqualm durchräucherte und verdüsterte Billardzimmer in ein Hintergemach. Dort traf er einige Bekannte, seine früheren Gefährten: Petja Lasurin, Kostja Kowrowsky, den Fürsten Serdjükow und noch zwei Herren, die einfach Waßjüku und Philat genannt wurden. Sie waren Alle nicht mehr junge Männer, Alle unverheirathet; bei Einigen war der Schädel kahl, bei Anderen von grauwerdendem Haare bedeckt, ihre Gesichter

voller Runzeln, das Kinn gefurcht — mit einem Worte: diese Herren waren schon längst, wie man sagt, über die Blüthezeit ihres Lebens hinaus. Bei Allen jedoch galt Weretjew durchaus für einen außerordentlichen Mann, der auserlesen war, das Staunen der Welt zu erregen; doch war er in der That der Klügste unter ihnen, nur deßhalb, weil er eben recht gut seine vollkommene und radicale Nutzlosigkeit einsah. Aber auch außerhalb seines Kreises gab es Leute, die der Meinung waren, daß, wenn er nicht so heruntergekommen wäre, aus ihm alles Mögliche hätte werden können . . . Ein Irrthum war es: aus Leuten wie Weretjew, wird niemals etwas Rechtes.

Mit den üblichen Begrüßungen wurde Peter Alexeitsch von seinen Freunden empfangen. Anfänglich erregte sein finsteres Aussehen und seine bittere Rede das Befremden derselben, bald jedoch wurde er ruhiger, wurde heiter, und Alles kam wieder in's alte Geleise.

Astachow hatte seinerseits, als Weretjew davongegangen war, eine finstere Miene angenommen und sich hoch emporgerichtet. Dieser unerwartete Ausfall Peter Alexeitsch's hatte ihn verwirrt, ja sogar beleidigt.

— Stumpf geworden, trinken Wein, färben den Schnurrbart . . . *parlez pour vous, mon cher*! sagte er zuletzt fast laut mit zweimaligem Schnauben in Folge unwillkürlicher Aufwallung und Entrüstung, und wollte dann seinen Gang fortsetzen.

— Wer war das, der mit Ihnen sprach! ließ sich hinter ihm eine sonore und selbstzufriedene Stimme hören.

Astachow wandte sich um und erblickte einen seiner guten Bekannten, einen gewissen Herrn Pomponsky. Dieser Herr Pomponsky war ein Mann von hohem Wuchse und wohlbeleibt, er hatte eine wichtige Anstellung und seit seiner frühesten Jugend nie einen Zweifel an sich selbst gehegt.

— Nicht der Rede werth, ein Sonderling, sagte Astachow und faßte Herrn Pomponsky unter dem Arm.

— Aber ich bitte Sie, Wladimir Sergeïtsch, wie darf sich ein anständiger Mann erlauben, auf der Straße mit einem Individuum zu sprechen, das eine Mütze auf dem Kopfe trägt? Das schickt sich nicht! Ich bin erstaunt! Wo haben Sie die Bekanntschaft eines solchen Subjectes machen können?

— Auf dem Lande.

— Aus dem Lande? . . . Die Nachbaren vom Lande grüßt man nicht in der Stadt . . . *ce n'est pas comme il faut.* Ein Gentleman muß sich immer als Gentleman halten, wenn ihm daran gelegen ist, daß . . .

— Da ist meine Frau, unterbrach ihn eilig Astachow. — Wir wollen ihr entgegengehen.

Beide Gentlemen schritten auf eine kleine elegante Kutsche zu, aus deren Fenster das bleiche, matte, nervös anmaßende Gesichtchen einer noch jungen, aber schon verblühten Dame hervorblickte.

Hinter derselben wurde eine andere, dem Anscheine nach verdrießliche Dame sichtbar; es war ihre Mutter. Astachow öffnete den Schlag der Kutsche, bot seiner Frau den Arm, Pomponsky den seinigen der Schwiegermama, und beide Paare schritten den Newsky'schen Prospekt entlang, gefolgt von einem kleinen, schwarzhaarigen Diener in erbsenfarbenen Gamaschen und mit großer Cocarde auf dem Hute.

- E n d e -

Anmerkungen

1 Ein unbedeutendes eingegangenes literarisches Wochenblatt, welches zu Ende des zweiten Jahrzehnts in Moskau erschien.

2 Berühmte Parteigängerin, die sich durch bedeutende Geldopfer am griechischen Befreiungskriege betheiligte.

3 Zigeunersänger.

4 Allgemein beliebter Rauchtabak, nach dessen Erfinder so benannt.

Jakob Passinkow.

1855.

Deutsch
von
Friedrich Bodenstedt.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III.

I.

Es war zu Petersburg im Winter, am ersten Tage des Carneval, als ich bei einem meiner alten Comilitonen zu Mittag speiste, welcher in seiner frühesten Jugend aussah wie ein schönes, schamhaftes Mädchen, später aber nichts weniger als blöde oder schüchtern war. Jetzt ist er todt, wie die Mehrzahl meiner Studiengenossen. Bei diesem Diner sollten außer mir nur Constantin Alexandrowitsch Assanow und ein Schriftsteller, der sich damals einer gewissen Berühmtheit erfreute, sein. Letzterer ließ sich erwarten; endlich zeigte er durch ein Billet an, daß er nicht kommen könne; seinen Platz nahm ein kleiner Herr mit blonden Haaren ein, eine jener unvermeidlichen Erscheinungen, wie es deren so viele in Petersburg gibt, welche man nirgends einladet und doch überall trifft.

Das Diner währte lange; unser Wirth sparte seine Weine nicht, die uns ein wenig zu Kopfe stiegen, so daß nach und nach Jeder anfing, auszuplaudern, was er Geheimes aus dem Herzen hatte. Welcher Mann hätte nicht irgend ein Geheimniß auf dem Herzen?

Das Gesicht meines Gastfreundes hatte plötzlich den gewöhnlich schüchternen und zurückhaltenden Ausdruck verloren; seine Augen funkelten übermüthig und ein schallendes Gelächter tönte von seinen Lippen. Der kleine Herr mit dem blonden Haar lachte ebenfalls, indem er Töne von sich gab, die wie ein thierisches, rohes Gewieher klangen. Aber am meisten überraschte mich Assanow; er hielt sonst in hohem Grad auf äußere Formen, und plötzlich sah ich ihn mit der Hand über die Stirne fahren, dann eine hochmüthige Miene annehmen, wonach er begann, sich seiner Verbindungen zu rühmen und überhaupt alle Minuten von einem einflußreichen Onkel zu sprechen. Ich erkannte diesen jungen Mann, welchen ich so verschieden in anderen Kreisen gesehen, nicht wieder; augenscheinlich machte er sich lustig über uns und schien eine große Geringschätzung unserer Gesellschaft zu empfinden. Seine Prahlereien empörten mich.

»Hören Sie,« sagte ich zu ihm,„wenn wir in Ihren Augen so armselige Wesen sind, warum bleiben Sie denn nicht bei diesem außerordentlichen Onkel? Oder will er vielleicht nichts mit Ihnen zu schaffen haben?« Assanow erwiderte mir nichts; er fuhr wieder mit der Hand über die Stirn und rief dann:

»Was für Menschen! Menschen, welche nicht Einen anständigen Salon besuchen, welche keine einzige vornehme Dame kennen, während ich,« fuhr er fort, indem er ein Portefeuille aus seiner Tasche zog und, darauf schlug, »während ich eine ganze Sammlung Briefe von einem jungen Fräulein besitze, das seines Gleichen in der Welt nicht findet.«

Unser Wirth und der kleine Blonde, welche in diesem Augenblicke sehr lebhaft mit einander plauderten, schenkten diesen letzteren Worten Assanow's keine Aufmerksamkeit, ich aber war davon gereizt.

»Ich glaube« erwiderte ich ihm, »Sie Neffe eines glänzenden Onkels wollen uns etwas weiß machen und besitzen gar keine Briefe, wie die, von weichen Sie reden.«

»Glauben Sie?« erwiderte er, mich mit hochmüthigem Blicke betrachtend. »Was sind denn dies anderes für Papiere?«

Indem er dies sagte, öffnete er seine Brieftasche und zog daraus ein Dutzend an ihn gerichteter Briefe hervor.

Ich kenne diese Schriftzüge, sagte ich zu mir . . .

Hier fühl' ich die Schamröthe mir in's Gesicht steigen . . . meine Eigenliebe leidet entsetzlich. Es ist traurig, eine unedle Handlung beichten zu sollen . . . aber was ist zu thun? Beim Beginne dieser Erzählung wußte ich, daß ich bis an die Ohren erröthen würde. Indeß ich nehme all meinen Muth zusammen und gestehe, daß . . .

Ich benutzte den trunkenen Zustand Assanow's, um rasch einen der Briefe zu durchfliegen, welchen er auf das von Champagner durchnäßte Tischtuch gelegt hatte. Mir selbst war der Kopf wüst und das Herz schlug in lauten Schlägen.

Ach, ich war verliebt in die, welche an Assanow geschrieben hatte und konnte jetzt nicht mehr zweifeln, daß sie ihm geneigt sei. Ihr Brief, französisch geschrieben, war voll von Ausdrücken der Zärtlichkeit und Ergebenheit; sie begann mit den Worten: »Mein lieber Freund Constantin,« und schloß mit dem Rath und Versprechen: »Sei vernünftig, wie du es bisher gewesen, und wenn ich mich nicht mit dir verbinde, so werde ich doch keinen Anderen heirathen.« Wie vom Donner gerührt, blieb ich eine Zeit lang unbeweglich; dann riß ich mich los aus diesem Zustand von Betäubung und stürzte hinaus. Eine Viertelstunde später war ich in meiner Wohnung.

* *
*

Die Familie Slotnitzky war eine der ersten, deren Bekanntschaft ich machte, als ich von Petersburg nach Moskau übersiedelte; sie bestand aus Vater, Mutter, zwei Töchtern und einem Sohne. Der Vater mit seinem greifen Haar war ein noch gut aussehender Mann, welcher, nachdem er in der Armee gedient, eine einträgliche Stelle bei der Regierung bekleidete. Am frühen Morgen begab er sich aus sein Bureau, nach dem Essen schlief er und Abends besuchte er den Club, um seine Partie Karten zu spielen. Seiten sah man ihn in seinem Hause, er sprach ungern und sein Blick war bald finster, bald gleichgültig; außer geographischen und Reise-Werken las er nichts. War er unwohl, so unterhielt er sich damit Zeichnungen auszumalen, schloß sich in sein Zimmer ein, oder neckte Popka, einen alten Papagei. Seine Frau, von kränklicher, schwindsüchtiger Natur, mit großen, tiefliegenden schwarzen Augen und einer Adlernase, lag den ganzen Tag, mit einer Stickerei beschäftigt, auf dem Divan. Mir schien es, als fürchte sie ihren Mann, als habe sie ihm gegenüber kein ganz reines Gewissen. Die älteste Tochter, Barbara, eine starke, hochrothe Blondine von 18 Jahren, saß fortwährend am Fenster, um die Vorübergehenden zu beobachten. »Der Sohn, welcher seine Studien in einer Staatsanstalt machte, zeigte sich nur an Festtagen bei seinen Eltern und sprach sehr wenig. Die jüngste Tochter, Sophie, in welche ich verliebt war, hatte denselben verschlossenen Charakter.

Stille herrschte in diesem Hause; eine Stille, welche nur unterbrochen wurde durch das Schreien des Papageis und welche sich drückend auf alle legte, die darin aus- oder eingingen. Selbst die Einrichtung des Salons, die dunkelrothen Gardinen mit großem, gelbem Geranke, die vielen von Stroh geflochtenen, Stühle, die verblaßten, gestickten Kissen, auf welchen junge Mädchen und Pudelgesichter abgebildet waren, die schnabelförmigen Lampen und die alten an den Wänden hängenden Bilder: Alles stimmte unwillkürlich traurig, Alles hauchte Einen gleichsam kalt und moderig an.

Als ich von Petersburg kam; machte ich es mir zur Pflicht, mich den Slotnitzky's vorzustellen, da meine Mutter verwandt mit ihnen war. Mit Mühe brachte ich eine Stunde bei ihnen herum und es verging lange Zeit, ehe ich ihr Haus wieder besuchte. Nach und nach wurden

meine Besuche häufiger; ich ward angezogen durch Sophie, welche mir Anfangs nicht gefallen hatte und in die ich mich am Ende verliebte.

Sie war von mittlerem Wuchs, schlank und zierlich, fast mager, hatte ein bleiches Gesicht, schwarzes, sehr starkes Haar und große braune Augen, deren Lider stets halb geschlossen waren. Ihre regelmäßigen, feinen Züge und überdies ihre zusammengepreßten Lippen kündigten Festigkeit und Willenskraft an. Ihre Eltern sahen in ihr ein Mädchen von entschlossenem Charakter. »Sie gleicht Katharinen, ihrer ältesten Schwester,« sagte mir ihre Mutter, als ich mich eines Tages allein mit ihr befand, denn vor ihrem Manne wagte sie nicht den Namen Katharina auszusprechen. »Sie haben sie nicht gekannt,« setzte sie hinzu, »sie ist im Kaukasus verheirathet.«

»Denken Sie nur, daß sie sich mit 13 Jahren in den Mann, welchen sie geheirathet, so toll verliebte, daß sie mir damals erklärte, keinen Andern heirathen zu wollen.«

»Alle unsere Anstrengungen, sie davon zurückzubringen, waren fruchtlos. Sie wartete bis zum 23sten Jahre und trotz des Zornes ihres Vaters heirathete sie, wie gesagt. Wird Sophie dieselbe Widerspenstigkeit haben? Gott bewahre sie davor. Aber zuweilen befürchte ich es. Sehen Sie, sie ist kaum 16 Jahre alt und schon kann man sie nicht mehr bändigen.«

In diesem Augenblick trat Herr Slotnitzky ein und seine Frau schwieg.

Es war nicht Sophiens Willenskraft, wodurch sie mir gefallen hatte, nein; aber es lag trotz ihrer Trockenheit, trotz dem Mangel au Lebendigkeit und Einbildungskraft ein so eigenthümlicher Reiz in ihr, der Reiz der Geradheit und Seelenreinheit. Ich verehrte sie eben so sehr wie ich sie liebte. Es hatte mir geschienen, als wenn auch sie etwas für mich empfände, und der Gedanke, daß ich nicht mehr auf ihre Zuneigung rechnen dürfe, daß sie einen Anderen liebe, durchzuckte mir schmerzlich das Herz.

Die Entdeckung, welche ich gemacht, war für mich um so auffallender, da Constantin Assanow nur sehr selten zu Slotnitzky's kam, viel seltener als ich, und sich niemals viel um Sophie zu kümmern schien. Dieser Constantin war ein ganz hübscher, brünetter Mann mit etwas groben, aber ausdrucksvollen Zügen, glänzenden, hervorstehenden Augen, breiter, weißer Stirne und rothen,

aufgeworfenen, von einem kleinen Schnurrbart beschatteten Lippen. Er hatte eine zurückhaltende,und ernste Haltung, sprach mit Zuversicht oder beobachtete ein würdevolles Stillschweigen. Gewiß war es, daß er eine hohe Meinung von sich hatte. Er lachte selten und dann nur zwischen den Zähnen, und niemals tanzte er. Im Allgemeinen war er in seinen Bewegungen wenig lebendig; er hatte früher gedient und für einen guten Officier gegolten.

Welche seltsame Geschichte! dachte ich bei mir, auf meinem Kanapee liegend, und wie ist es nur gekommen, daß ich früher gar nichts davon gemerkt habe! Sei vorsichtig, wie du es bisher gewesen . . . Diese Worte aus Sophiens Briefe kamen mir plötzlich in's Gedächtniß zurück . . . O arglistiges Mädchen! Und ich glaubte sie so offen, so wahr! Warte, warte, ich will . . . doch hier brach ich in bittere Thränen aus; ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

* *
*

Am andern Tag um zwei Uhr begab ich mich in Sophiens Wohnung. Ihr Vater war ausgegangen und ihre Mutter saß nicht auf dem gewohnten Platz. i Nachdem sie die Fastnachtsküchelchen verzehrt, hatte sie Kopfweh bekommen und sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Barbara stand ihrer Gewohnheitgemäß an das Fenster gelehnt, um die Vorübergehenden zu betrachten. Sophie ging, die Arme über die Brust gekreuzt, im Zimmer aus und ab. Der Papagei schrie.

»Guten Morgen«, sagte Barbara in gleichgültigem Ton, als sie mich eintreten sah; dann fügte sie, als ob sie mit sich selbst spräche, hinzu: da geht ein Mann mit einer Schale.«

Es war ihre Gewohnheit, Alles, was sie auf der Straße bemerkte, mit leiser Stimme anzudeuten.

»Guten Tag,« sagte ich zu ihr; »guten Tag Sophie Nikolajewna, und wo ist Ihre Mutter?«

»Sie ist in ihr Zimmer gegangen, um sich auszuruhen,« erwiderte Sophie, wie vorher auf und abgehend. »Wir hatten heute Fastnachtsgebäck,« fügte Barbara hinzu, ohne sich nach mir umzusehen. »Warum sind Sie nicht gekommen? Aber wohin geht denn dieser Beamte?«

Der Papagei ließ fortwährend sein durchdringendes Geschrei vernehmen. — »Wie Ihr Papagei heute so schreit,« — sagte ich zu Sophie. —

— »Er schreit immer so.«

Wir blieben eine Weile uns stumm gegenüber.

»Er hat sich der Thüre genähert,« murmelte Barbara, indem sie plötzlich das kleine Schiebfenster öffnete.

»Von wem sprichst Du?« fragte Sophie.

»Von einem Armen, welchen ich eben bemerkte,« erwiderte die Schwester.

Indem sie dies sagte, warf sie durch das Fenster ein kupfernes, von den Phosphorüberbleibseln eines wohlriechenden Zündhölzchens beflecktes Geldstück, schloß das kleine Schiebfenster wieder und sprang schwerfällig auf den Boden.

»Ich habe gestern einen recht angenehmen Abend verbracht,« sagte ich zu Sophie, mich auf einen Lehnstuhl niederlassend. »Ich dinirte bei einem meiner Freunde mit Constantin Assanow.«

Bei diesen Worten heftete ich den Blick auf das junge Mädchen, doch ohne die geringste Regung in ihrem Gesichte zu entdecken.

»Ich muß schon gestehen,« fuhr ich fort, »daß wir sehr viel getrunken haben . . . acht Flaschen und; es waren Unserer nur vier . . .«

»Wirklich!« erwiderte sie in ruhigem Tone, den Kopf hin- und herwiegend.

— »Ja,« sagte ich — einigermaßen gereizt durch ihre Gleichgültigkeit, »und wissen Sie, Sophie Nikolajewna, ich muß die Richtigkeit des Sprichworts: »im Wein ist Wahrheit« anerkennen.«

— »Wie so?«

— »Constantin Alexandrowitsch hat uns damit unterhalten, denken Sie nur, daß er plötzlich die Hand an die Stirne legte, um uns zu sagen: »Welch ein Mann bin ich! ich habe einen Onkel, der eine hohe Stellung einnimmt.« —

Barbara brach in ein stoßweise kurzathmiges schallendes Gelächter aus; der Papagei antwortete ihr mit seinem durchdringenden Geschrei; Sophie blieb vor mir stehen und betrachtete mich aufmerksam.

»Und Sie, was haben Sie gesagt?« fragte sie; erinnern Sie Sich dessen?«

Ich erröthete unwillkürlich.

»Nein,« erwiderte ich, »ich entsinne mich dessen nicht; aber ich war auch etwas munter. Es ist sicher,« fuhr ich nach einer bedeutsamen Pause fort, »daß der Wein gefährlich ist; man läßt sich leicht durch die Wirkung zu vielen Trinkens hinreißen, höchst unbedachtsam Sachen zu enthüllen, welche eigentlich geheim bleiben sollten. Die Reue kommt dann nach. Doch wir sprechen davon ein anderes Mal. Es ist schon spät.«

»Haben Sie etwa auch etwas Unüberlegtes gesagt?«

— »Ich redete nicht von mir.«

Sophie drehte sich um und ging wieder im Zimmer auf und ab; mein Blick folgte ihr und ich dachte:

Seltsam! Sie ist nur ein junges Mädchen, ein Kind, und wie hat sie sich in der Gewalt! Sie ist geradezu steinern! Aber warte . . .

»Sophie Nikolajewna« sagte ich laut.

»Was wollen Sie?« fragte sie.

»Werden Sie uns nicht etwas auf dem Piano spielen?« »A propos«, fügte ich mit leiser Stimme hinzu, »ich muß Ihnen etwas mittheilen.«

»Ohne nur ein Wort zu erwidern, schritt sie durch den Salon dem Piano zu. Ich folgte ihr.

»Was soll ich Ihnen spielen?«

»Was Ihnen gefällt. Ein *Notturno* von Chopin.«

Sie setzte sich und begann. Sie spielte ziemlich ungeschickt, aber mit Gefühl. Ihre Schwester spielte nur Walzer und Polka's, und zwar selten. Es war für sie ein förmliches Geschäft, sich mit nachlässigem Schritt dem Instrument zu nähern, sich auf einen Sessel zu setzen und den Burnus abzulegen; denn sie trug stets einen Burnus um die Schultern. Es war ihr schwer, in Zug zu kommen, sie brachte niemals eine Polka zu Ende, fing dann eine neue an, unterbrach sich plötzlich seufzend, stand auf und setzte sich wieder an's Fenster. Seltsames Geschöpf!

Ich saß neben Sophie.

»Hören Sie,« sagte ich zu ihr, sie starr ansehend, »ich muß Ihnen eine Entdeckung machen, welche mir sehr schmerzlich ist.«

»Was für eine Entdeckung?«

»Hören Sie . . . bis jetzt habe ich mich in Bezug auf Sie vollständig getäuscht.«

»In wie fern,« erwiderte sie, indem sie fortfuhr zu spielen und die Blicke auf ihre Finger heftete.

»Ich hielt Sie für aufrichtig, unfähig sich zu verstellen; wie hätte ich geglaubt, daß Sie so ganz anders scheinen können, als Sie sind!«

Sophie neigte ihr Haupt auf's Notenheft, dann sagte sie: »Ich verstehe Sie nicht?«

»Nein, niemals,« begann ich von Neuem, »würde mir der Gedanke gekommen sein, daß Sie in Ihrem Alter der Verstellungskunst so mächtig seien.«

Sophiens Finger zitterten aus den Tasten.

»Was sagen Sie,« fragte sie, ohne mich anzusehen, ich mich verstellen . . .«

»Ja, Sie.«

Sie lächelte und ich war gereizt.

»Sie stellen sich gleichgültig gegen einen jungen Mann und . . . und schreiben ihm doch . . .« fügte ich flüsternd hinzu.

Ich sah sie erbleichen. Aber sie drehte sich nicht nach mir um, sie spielte ihr Notturno zu Ende, dann erhob sie sich und schloß das Piano.

»Wo wollen Sie hin?« fragte ich, nicht ganz ohne Verlegenheit. »Sie antworten mir nicht?«

»Was sollte ich Ihnen auch antworten? Ich weiß s nicht, wovon Sie reden, und verstellen kann ich mich nicht.

Sie ordnete ihre Musikalien.

Mir stieg das Blut zu Kopf.

»Sie wissen,« begann ich wieder, indem ich mich ebenfalls erhob, »um was es sich handelt, und ich kann Ihnen, wenn Sie es wünschen, einige Worte aus Ihren Briefen wiederholen: »Sei vorsichtig, wie Du es bis jetzt gewesen.«

Sophie bebte leise.

»Ich hätte das nicht von Ihnen erwartet,« sagte sie endlich.

»Noch ich von Ihnen. Wie, Sophie Nikolajewna, Sie konnten Ihr Vertrauen einem Manne schenken, welcher . . .«

Sophie wandte sich heftig nach mir um; unwillkürlich trat ich zurück; ihre immer halbgeschlossenen Augen hatten sich so weit geöffnet, daß sie förmlich drohend unter den Brauen hervorflammten.

»Und wenn es so ist,« fiel sie ein, »so wissen Sie denn, daß ich diesen Mann liebe und daß mich die Meinung, welche Sie über meine und seine Liebe hegen, wenig kümmert. Weshalb mischen Sie Sich darein? Mit welchem Recht reden Sie so mit mir? Und wenn ich entschlossen bin . . .«

Hier brach sie ab und verschwand.

Ich blieb im Salon und fühlte mich plötzlich so verwirrt, daß ich mein Gesicht mit den Händen bedeckte. Ich verstand vollkommen das Unzarte, die Niedrigkeit meiner Handlungsweise, Scham und Reue schnürten mir das Herz zu; ich betrachtete mich wie ein entehrtes Wesen. »Großer Gott,« rief ich, »was habe ich gethan?«

»Anton, Anton,« rief die Magd im Vorzimmer, »bringen Sie rasch dem Fräulein Sophie ein Glas Wasser!«

»Was ist ihr begegnet?« fragte Anton.

— »Sie weint, sie weint«

Ich erschrak und trat in den Salon, meinen Hut zu holen.

»Was haben Sie denn Sophien gesagt?« fragte mich gleichgültig Barbara, dann nach einer kleinen Weile fuhr sie fort: »Da geht der Schreiber noch immer durch die Straße.«

Ich näherte mich der Thüre.

»Wo wollen Sie hin,- sagte sie, »warten Sie einen Augenblick, meine Mutter kommt gleich.«

»Nein, ich kann jetzt nicht bleiben, ich komme lieber ein andermal.« In diesem Augenblick sah ich mit Schrecken Sophie festen Schrittes in das Zimmer treten. Ihr Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich, nur ihre Wangen überflog eine leise Röthe. Sie sah mich gar nicht an.

»Sieh doch,« sagte Barbara, — »wer mag nur der Beamte sein, der so um unser Haus herumstreicht?«

»Vielleicht ein Spion,« erwiderte Sophie mit kaltem, verächtlichem Tone.

Das war zu viel. Ich ging hinaus und weiß wahrlich nicht, wie ich meine Wohnung erreichte.

* *
*

Ich kann den bitteren Schmerz, welchen ich empfand, nicht schildern. Ich war völlig niedergebeugt. An einem einzigen Tag zwei furchtbare Schläge! Ich hatte erfahren, daß Sophie einen Andern liebte und hatte für immer ihre Achtung verloren. Ich fühlte mich so beschämt, so schuldig, daß ich mich nicht einmal über mich selbst ärgern konnte. Auf meinem Sopha liegend, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, fühlte ich eine Art grausamer Genugthuung darin, mich meiner Verzweiflung zu überlassen, als ich mit einem Male Schritte im Vorzimmer vernahm. Ich erhob den Kopf und vor mir stand einer meiner vertrautesten Freunde: Jakob Passinkow.

Ich war in diesem Augenblick schlecht ausgelegt, Besuche zu empfangen, aber es wäre mir unmöglich gewesen, Passinkow nicht willkommen zu heißen. Nein, im Gegentheil; in der Herde meines Schmerzes freute es mich, ihn zu sehen, und ich grüßte ihn mit Kopfnicken.

Er ging seiner Gewohnheit gemäß eine Weile in meinem Zimmer auf und ab, seine langen Glieder streckend und ausspannend, dann blieb er eine Weile vor mir stehen und setzte sich schweigend in eine Ecke.

Ich kannte Jakob schon lange, beinahe seit meiner Kindheit, aus der Erziehungsanstalt eines Deutschen, Namens Winterkeller her, bei welchem ich auch drei Jahre zubrachte. Sein Vater, mit dem Titel Major aus dem Dienste getreten, war ein rechtschaffener Mann, aber ohne Vermögen und etwas gestörten Geistes. Jakob war sieben Jahre alt, als er ihn zu dem deutschen Erzieher brachte. Er bezahlte sein Kostgeld ein Jahr voraus, dann verließ er Moskau und ließ nichts wieder von sich hören. Geheimnißvolle, seltsame Gerüchte hatten sich über ihn verbreitet. Acht Jahre nach seiner Abreise erfuhr man, daß er in Sibirien bei der Ueberfahrt des Irtisch ertrunken sei. Was er in Sibirien gewollt? Gott weiß es.

Passinkow hatte früh schon seine Mutter verloren. Es blieben ihm keine anderen Verwandten, als eine Tante, so arm, daß sie es nicht wagte, den Waisenknaben zu besuchen, aus Furcht, man könne ihn ihr aufbürden. Aber diese Furcht war ungegründet. Der gute Deutsche behielt Jakob bei sich, unterrichtete ihn wie seine anderen Zöglinge

und ernährte ihn. Nur gab man ihm an gewöhnlichen Tagen kein Dessert und ließ ihm einen Anzug machen ans einem alten verschossenen, tabakfarbigen Ueberwurf der Mutter des Herrn Winterkeller, einer schon sehr bejahrten, aber noch rüstigen und sehr ordnungsliebenden Liefländerin.

Die Zöglinge, welche die Beziehungen und die Abhängigkeit Jakobs kannten, behandelten ihn ein wenig rücksichtslos und nannten ihn bald den Großmutterrock, bald den Nachtmützenneffen, weil seine Tante eine alte Mütze mit gelben Bandschleifen trug, welche einer Artischocke glich; bald nannten sie ihn, eingedenk seines Vaters, welcher im Irtisch umgekommen, den Sohn Jermals, des abenteuerlichen Eroberers von Sibirien.

Allein trotz diesen Beinamen, trotz allen Bemerkungen über seine eigenthümlich auffallende Kleidung und seine Armuth, liebten ihn seine Mitschüler dennoch, und es wäre unmöglich gewesen, ihn nicht zu lieben.

Ich glaube nicht, daß man in der Welt eine rechtschaffenere und bessere Natur finden konnte; überdies zeichnete er sich in seinen Studien aus.

Als ich ihn zum Erstenmale sah, war er ungefähr sechzehn, ich dreizehn Jahre alt. Ich, das verwöhnte, eitle, selbstgefällige Kind reicher Eltern, schloß, als ich in die Anstalt eintrat, zuerst Freundschaft mit einem jungen Fürsten, welcher der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit des Herrn Winterkeller war, dann mit einigen anderen, der Aristokratie angehörenden Zöglingen. Ich bekümmerte mich nicht um die übrigen, und schenkte Passinkow nicht die geringste Aufmerksamkeit. Dieser große Junge mit seinen linkischen Bewegungen, seinem unförmlichen Rock, kurzen Hosen und groben Strümpfen kam mir vor wie eine Art Groom, wie der Sohn eines Bauern.

Passinkow zeigte sich gegen Jeden sehr zuvorkommend und höflich, ohne zudringlich zu sein. Durch Zurücksetzung fühlte er sich weder gedemüthigt noch gekränkt. Er zog sich stillschweigend zurück und wartete einen anderen Moment ab. So benahm er sich auch gegen mich. Es war ungefähr zwei Monat nach meinem Eintritt in die Schule, als ich ihn an einem schönen Sommertage, wo ich mich nach einem unserer lärmenden Spiele in den Garten begab; unter den breiten Zweigen eines spanischen Flieders auf der Bank sitzen sah; er

hielt ein Buch in der Hand und, als ich mich ihm genähert hatte, las ich auf dem Einband desselben: Schiller's Werke. Ich blieb stehen.

»Verstehen Sie Deutsch?« fragte ich ihn.

Wenn ich jetzt daran denke, mache ich mir noch Vorwürfe über den geringschätzenden Ton, in welchem ich diese Frage an ihn richtete.

Er schlug seine kleinen, ausdrucksvollen Augen zu mir auf und antwortete: »Ja, ich verstehe es, und Sie?«

»Natürlich! erwiderte ich — durch die Frage beleidigt. Ich wollte mich entfernen und doch blieb ich.

»Und was lesen Sie denn in Schiller?« fragte ich in demselben hochmüthigen Ton weiter.

»Ich las eben ein herrliches Gedicht, welches überschrieben ist: Resignation. Wollen Sie zuhören, so setzen Sie sich auf diese Bank.

Ich zögerte einen Augenblick, dann ließ ich mich nieder.

Passinkow fing an zu lesen. Er verstand die deutsche Sprache viel besser als ich und erklärte mir aufs Verständlichste den Sinn mehrerer Verse.

Aber ich schämte mich nicht mehr meiner Unwissenheit, noch seiner Ueberlegenheit. Von diesem Tage, dieser Stunde an, wo er mir unter den Zweigen des Flieders vorgelesen, liebte ich ihn aufrichtig; ich suchte ihn auf und ordnete mich ihm ganz unter.

Ich erinnere mich noch vollkommen seines damaligen Aussehens, wie es auch späterhin im Allgemeinen dasselbe blieb. Er war groß, hager und etwas linkisch in seinen Bewegungen. Seine schmalen Schultern, seine flache Brust gaben ihm ein kränkliches Aussehen; doch klagte er niemals über seine Gesundheit. Sein starker, runder Kopf neigte sich etwas zur Seite und spärliche, blonde Locken fielen auf seinen Nacken und seinen Hals nieder. Sein Gesicht war, aufrichtig gesagt, nicht schön; es hatte einen fast lächerlichen Charakter durch die aufgedunsene, lange, etwas geröthete Nase, welche sieh auf die breiten Lippen herunterbog.

Aber seine Stirn war prächtig und wenn er lächelte, so hatten seine kleinen, grauen Augen einen solchen Ausdruck von Freundlichkeit und einschmeichelnder Güte, daß man ihn nicht ansehen konnte, ohne sich daran zu erfreuen. Ich erinnere mich auch seiner sanften, ruhigen Stimme und einer Art eigenthümlicher Heiserkeit, welche

sehr angenehm war. Im Allgemeinen sprach er wenig und mit Anstrengung; aber war er angeregt, so floß seine Rede frei und seltsamer Weise wurde sie sanfter, sein Blick schien sich in sein Innerstes zurückzuziehen und sein ganzes Antlitz war leicht entflammt. Von seinen Lippen klangen die Worte: Güte, Wahrheit, Leben, Wissen, Liebe, wie begeistert er sie auch aussprach, nie phrasenhaft, sondern machten immer den ihrem Sinne entsprechenden Eindruck. Ohne Anstrengung gelangte er in das Reich des Idealen. Zu jeder Zeit war seine keusche Seele bereit, »vor der heiligen Schönheit zu erscheinen;« sie erwartete nur das Begegnen und die sympathische Annäherung einer anderen Seele.

Passinkow war Romantiker, einer der letzten, denen ich begegnet bin. Heutzutage weiß Jeder, daß sie fast verschwunden sind; man findet sie wenigstens nicht mehr in den Reihen der jetzigen Jugend. Desto schlimmer für diese Jugend.

Ich wohnte gegen drei Jahre mit Passinkow unter einem und demselben Dach; wir waren, wie man zu sagen pflegt, Ein Herz und Eine Seele, und ich wurde der Vertraute seiner ersten Liebe.

Mit welcher dankbaren Aufmerksamkeit, mit welch' lebhaftem Interesse nahm ich seine Geständnisse auf! Der Gegenstand seiner Leidenschaft war eine Nichte Winterkeller's, eine niedliche Deutsche, blond und rund, mit einem Kindergesicht und zutraulichen blauen Augen. Sie hatte ein gutes, gefühlvolles Herz, liebte die Dichtungen Matthisson's, Uhland's und Schiller's und sagte mit ihrer jungfräulichen, silberhellen Stimme ihre Verse sehr angenehm her. Die Liebe Passinkow's war wesentlich platonisch. Er sah seine schöne Friederike nur Sonntags, (wenn sie kam um mit ihren Cousinen um Pfänder zu spielen), wo sie wenig mit ihm sprach. Eines Abends, als sie zu ihm gesagt hatte: »Lieber, lieber Herr Jakob,« konnte er die ganze Nacht vor Entzücken nicht schlafen. Das fiel ihm nicht ein, daß das junge Mädchen alle anderen Zöglinge ebenfalls mit »mein lieber« anredete.

Ich erinnere mich auch seines Schmerzes, seiner Niedergeschlagenheit, als er plötzlich erfuhr, daß Fräulein Friederike einen reichen Eßwaarenkrämer, Namens Kniftus — einen übrigens sehr hübschen und für seinen Stand sehr gebildeten Mann — heirathe, und zwar nicht blos nach dem Willen ihrer Eltern, sondern auch ans eigener Neigung. Wie traurig war nun der arme Passinkow

und wie litt er an dem Tage, als das neue Paar unserm Erzieher den ersten Besuch machte.

Friederike stellte ihn, indem sie ihn immer noch ihren lieben Herrn Jakob nannte, ihrem Manne vor, an welchem Alles glänzte: die Augen, die schwarzen frisirten Haare, die Stirn, die Zähne, die Rockknöpfe, die Stickereien und die Weste bis auf die Stiefeln, welche seine breiten Füße bekleideten, die auswärts gekehrt waren, wie die der Tänzer.

Passinkow reichte Herrn Kniftus die Hand und wünschte ihm das vollkommenste, das dauerhafteste Glück. Ich bin überzeugt, daß seine Wünsche aufrichtig waren. Ich wohnte diesem Auftritte bei; ich betrachtete meinen Freund mit einem Gefühl von Mitleid und Bewunderung. In diesem Augenblick kam er mir vor wie ein Held; dann folgten traurige Gespräche zwischen uns.

»Du mußt deinen Trost in der Wissenschaft suchen,« sagte ich zu ihm.

»Ja,« erwiderte er, »und in der Poesie.«

— »Und in der Freundschaft,« fügte ich hinzu.

— »Und in der Freundschaft,« wiederholte er.

O, die guten Tage von ehedem! . . .

Ich trennte mich von ihm mit schwerem Herzen. Vor meinem Austritt aus der Anstalt erhielt er nicht ohne langes Nachsuchen und zahllose Unterhandlungen seine Zeugnisse und bezog die Universität. Aber er lebte fort bei Herrn Winterkeller, nur hatte man ihm statt seiner plumpen Tracht einen kleidsamen Anzug machen lassen, als Belohnung für den Unterricht, welchen er den jüngeren Zöglingen ertheilte.

So lange ich in der Anstalt blieb, änderte Passinkow seine freundschaftlichen Beziehungen zu mir nicht, obgleich zwischen uns eine Altersverschiedenheit war, welche anfing, mir fühlbar zu werden, und ich entsinne mich, daß ich eifersüchtig auf seine neuen Studiengenossen war.

Sein Umgang übte auf mich einen sehr heilsamen Einfluß. Unglücklicher Weise wurde er zu früh abgebrochen. Ich erinnere mich eines der Eindrücke desselben.

In meiner Kindheit hatte ich die schlechte Gewohnheit zu lügen; vor Passinkow würde ich nie eine Unwahrheit über die Lippen

gebracht haben. Mein größtes Vergnügen bestand darin, mit ihm allein spazieren zu gehen oder in meinem Zimmer auf und ab zu wandeln, während er, ohne mich anzusehen, mit seiner sanften, wohlklingenden Stimme Verse vorlas. Alsbald schien es mir, als wenn ich mich nach und nach von den irdischen Regionen losrisse und mich aufschwänge zu einer geheimnißvollen Welt in geweihter Sphären.

Ich erinnere mich noch einer Nacht, wo wir uns unter den Flieder setzten, den wir zum Ort unserer Vorlesungen erkoren hatten. Wir liebten dies trauliche Plätzchen Alle unsere Kameraden schliefen schon. Wir erhoben uns ganz sachte, nahmen unsere Kleider, im Finstern tappend, und gingen heimlich hinaus, um zu träumen. Draußen wehte eine kühle Luft, welche uns zwang, uns an einander zu schmiegen. Wir schwatzten so lebhaft, daß Einer den Andern jeden Augenblick unterbrach, aber ohne uns zu zanken. Der Himmel war funkelnd, Jakob hob seine Augen auf und, meine Hand drückend, murmelte er die Verse:

»Der Himmel wölbt sich über uns voll Pracht,
»Und hoch im Himmel thront des Schöpfers Macht.«

Ich empfand eine Art religiöser Gemüthsbewegung und stützte mich auf seine Schulter. Das Herz schlug mir vor heftiger Bewegung.

O, Tage der Begeisterung, wo seid ihr?

Wo seid ihr hin, Jahre der Jugend?

Acht Jahre nachher sah ich Passinkow in Petersburg wieder.

Ich wollte in Staatsdienste treten und er hatte eine kleine Stelle in der Kanzlei erlangt. Mit welcher Freude sahen wir uns wieder! Niemals werde ich den Augenblick vergessen als ich, allein in meiner Wohnung, plötzlich seine Stimme im Vorzimmer vernahm; mit welcher Hast sprang ich auf, mit wie bewegtem Herzen warf ich mich in seine Arme, ohne ihm Zeit zu lassen, Mantel und Shawl abzulegen! Mit welcher Begierde betrachtete ich ihn durch die Freudenthränen, die unwillkürlich meinen Augen entströmten. In diesem Zeitraum von acht Jahren war er etwas gealtert. Leichte Falten, wie die Züge einer Nadelspitze, zeichneten sich auf seiner Stirn, seine Wangen waren eingefallen, seine Haare dünner geworden; aber sein Bart war nicht gewachsen und sein Lächeln war dasselbe geblieben, wie auch sein bezauberndes, innerliches, dem Ohre kaum vernehmbares Lachen.

Gott! was hatten wir uns Alles an diesem Tage mitzutheilen; wie viel Lieblingsverse uns zu wiederholen! Ich beschwor Jakob, bei mir zu wohnen, indeß er wollte darauf nicht eingehen. Doch versprach er mir jeden Tag zu kommen, und er erfüllte sein Versprechen.

Sein Herz hatte sich nicht geändert; es war dieselbe romantische Natur, welche ich kannte. Der Frost des Lebens, die strenge Kälte der Erfahrung hatte ihn nicht umgewandelt. Die früh im Herzen meines Freundes entfaltete zarte Blüthe hatte sich in ihrer ganzen frischen Schönheit erhalten. Keine Spur von Sorgen und trüben Gedanken zeigte sich auf seinem Antlitz. Er war zurückhaltend wie ehemals, aber die Seele war heiter.

In Petersburg lebte er zurückgezogen, als wäre er in einer Wildniß, sich um die Zukunft nicht kümmernd und beinahe mit Niemandem verkehrend. Ich führte ihn zu Slotnitzky's und er ging mit Vergnügen sehr oft wieder hin; da er nicht eitel war, so war er nicht schüchtern.

In diesem, wie in jedem anderen Hause sprach er wenig, aber er bewahrte dieser Familie eine rührende Zuneigung. Selbst der unzugängliche Alte, der Gemahl Tatiana Wassiljewna's, empfing ihn freundlich und die beiden schweigsamen Mädchen gewöhnten sich rasch an ihn.

Zuweilen brachte er in seiner großen Tasche irgend ein neu erschienenes Buch mit; er zögerte erst lange daraus vorzulesen, und beschränkte sich darauf, von Zeit zu Zeit den Hals zu recken und um sich zu schauen wie ein scheuer Vogel. Endlich setzte er sich in einen Winkel (wo es ihm immer am liebsten war), nahm sein Buch und begann die Lectüre, erst mit gedämpfter Stimme, dann in festerem, lauterem Ton, sich selbst von Zeit zu Zeit durch kurze Anmerkungen oder Ausrufungen unterbrechend. Ich bemerkte, daß bei solchen Gelegenheiten Barbara sich ihm mehr näherte als ihre Schwester, und daß sie ihm mit Aufmerksamkeit zuhörte, obgleich sie wohl nicht verstand, was er las; denn sie hatte wenig Verständniß für Literatur. Ihm gegenüber sitzend, das Kinn auf die Hand gestützt, betrachtete sie ihn aufmerksam, den Blick nicht auf die Augen, sondern auf das ganze Gesicht heftend, und sprach kein Wort; nur stieß sie hin und wie- der plötzlich einen Seufzer ans.

Abends, und besonders an Sonn- und Festtagen, spielten wir Pfänderspiele. Zu uns gesellten sich dann gewöhnlich zwei Verwandte Slotnitzky's, ein paar allerliebste Schwestern mit runden,

immerlachenden Gesichtern, und einige andere junge Leute, welche ihre Laufbahn mit dem Titel Kadet oder Kornet begannen und ganz gemüthliche Bürschchen waren. Passinkow hielt sich immer neben Tatiana und überlegte mit ihr, welche Aufgaben man denen zutheile, welche Pfänder einzulösen hatten.

Sophie liebte die Pfänderspiel-Küsse und Zärtlichkeiten nicht, und Barbara konnte nicht leiden, wenn man ihr befahl irgend etwas zu thun oder ein Räthsel zu rathen. Die jungen Cousinen brachen dann in lautes Lachen aus. Woher kam ihnen dieses beständige Lachen? Zuweilen machte es mich ärgerlich, während Passinkow nur kopfschüttelnd dazu lächelte. Der alte Slotnitzky nahm keinen Antheil an unseren Spielen und öfters selbst beobachtete er uns durch die Thüre seines Cabinets mit übellauniger Miene.

Einmal nur überfiel er uns und schlug uns vor, demjenigen, welcher ein Pfand auszulösen habe, aufzugeben, mit ihm zu tanzen. Wir nahmen es an, und es begab sich, daß dieses Pfand Tatianen gehörte. Sie erröthete, lächelte verschämt und sträubte sich, wie ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren. Aber der Alte befahl Sophien, sich an's Piano zu sehen, dann, seine Frau unter den Arm nehmend, walzte er mit ihr zweimal nach dem alten Dreivierteltakt herum. Ich sehe noch sein galliges, finsteres Gesicht, welches sich bald uns zukehrte, bald sich wieder abwandte, ohne seinen gewöhnlichen unfreundlichen Ausdruck zu verändern. Er walzte mit großen Schritten, seine Frau hatte Mühe, ihm zu folgen, und als ob sie Furcht hätte, neigte sie ihren Kopf auf seine Brust. Er führte sie wieder auf ihren Platz, grüßte sie, dann ging er zurück in sein Kabinet und schloß sich ein. Sophie wollte aufhören zu spielen, indeß ihre Schwester bat sie, fortzufahren; alsdann Passinkow sich nähernd und ihm mit linkischem Wesen die Hand reichend, sagte sie verlegen lächelnd: »Wollen Sie?« Jakob erhob sich verwundert, verbeugte sich höflich, denn er war sehr höflich, und faßte Barbara um die Taille. Jedoch nach dem ersten Schritt glitt er aus, trennte sich von seiner Tänzerin und stieß an den Untersatz des Papageienkäfigs, den er umwarf. Der erschreckte Vogel erhob ein durchdringendes Geschrei. Alle brachen in Gelächter aus und Slotnitzky öffnete die Thüre seines Zimmers, beobachtete mit finsterem Blicke was vorging und zog sich dann wieder zurück, die Thüre hinter sich zuschlagend.

Wenn man späterhin Barbara an diesen Vorfall erinnerte, lächelte sie und betrachtete Passinkow mit eigenthümlicher Miene, als ob sie dächte, daß man nichts Klügeres ersinnen könne, als was er gethan.

Jakob liebte sehr die Musik. Oft bat er Sophien, irgend ein Stück zu spielen; dann setzte er sich bei Seite, hörte zu und begleitete zuweilen mit leiser Stimme die Stellen, welche ihm am besten gefielen.

Eine der Compositionen, welche ihn am meisten entzückte, war: das Gestirn von Schubert. Er versicherte, daß, wenn er diese Melodie höre, es ihm sei, als ob Strahlen azurnen Lichts mit harmonischen Akkorden vom Himmel in seine Seele fielen. Seit dieser Zeit habe ich jedesmal, wenn ich eine reine, sternhelle Nacht sah, an Schubert und Passinkow gedacht.

Ich erinnere mich noch einer Spazierfahrt, welche wir in die Umgegend der Stadt mit Slotnitzky's machten.

Wir hatten zwei sehr alte viersitzige Miethkutschen von massiver Bauart genommen: blaue Kasten, runde Stahlfedern, breite Sitze, Heu im Innern. Die abgetriebenen lahmen Pferde brachten uns nur langsam vorwärts. Es war eine Qual sie anzusehen. Wir spazierten lange Zeit unter den Tannenwäldern von Pargolow, wir tranken Milch aus irdenen Krügen und aßen Erdbeeren mit Zucker. Das Wetter war wundervoll; Barbara ging sonst nicht gern; sie wurde immer bald müde. Diesmal aber verließ sie uns nicht. Sie hatte ihren Hut abgenommen, ihre Haare waren aufgelöst, ihre Züge belebt, ihre Wangen geröthet. Wir begegneten in dem Gehölz zwei Bauernmädchen. Sie rief dieselben zu sich, setzte sich auf die Erde und ließ sie freundschaftlich neben sich sitzen. Sophie sah ihr von weitem mit kaltem Lächeln zu und gesellte sich nicht zu ihnen. Sie ging mit Assanow. Der alte Slotnitzky sagte, daß Barbara eine wahre Bruthenne sei. Im Lauf des Tages wanderte sie zuweilen neben Passinkow, und einmal wandte sie sich zu ihm mit den Worten: »Jakob, ich will Ihnen etwas sagen,« doch was sie ihm sagen wollte, hat man nicht erfahren. Ich aber muß zu meiner Erzählung zurückkehren.

Das unerwartete Erscheinen meines Freundes hatte mich sehr erfreut. Aber plötzlich überkam mich ein Gefühl der Scham bei der Erinnerung an das, was ich Tags zuvor gethan, und ich kehrte von Neuem den Kopf gegen die Mauer.

Nach einer kleinen Pause fragte mich Passinkow, ob ich leidend sei.

«Nein,« erwiderte ich mit wenig überzeugender Stimme, »ich habe nur etwas Kopfweh.«

Er nahm ein Buch und setzte sich. Es mochte eine Stunde verflossen sein; ich war entschlossen, Jakob meine Beichte zu machen, als ich plötzlich einen Wagen hörte, welcher vor meiner Thüre hielt. Ich horchte aufmerksam; Assanow fragte meinen Diener, ob ich zu Hause sei.

Jakob erhob sich; er konnte Assanow nicht leiden und sagte mir, daß er sich in ein Nebenzimmer zurückziehen wolle und wieder zu mir kommen werde, sobald mein Besuch mich verlassen.

Assanow trat ein.

An seinem aufgeregten Gesicht, an seinem unfreundlichen Gruß war leicht zu erkennen, daß er nicht gekommen, um mir bloß einen gewöhnlichen Besuch zu machen.

Was wird er beginnen? sagte ich zu mir.

— »Mein Herr,« rief er, sich in einen Sessel niederlassend, »ich komme zu Ihnen, damit Sie mich aufklären über einen Zweifel.«

— »Und der wäre?«

»Ich wünschte zu wissen, ob sie ein Mann von Ehre sind oder nicht.«

— »Was bedeuten diese Worte?« gab ich ihm zornig zurück.

»Was sie bedeuten?« erwiderte er, jedes Wort scharf betonend: »Gestern zeigte ich Ihnen eine Brieftasche, welche mehrere Briefe mit meiner Adresse enthielt. Heute machen Sie, ohne das mindeste Recht dazu, Vorwürfe . . . Hören Sie? Vorwürfe jener Person, welche mir geschrieben, und wiederholen mehrere Stellen aus einem der Briefe. Ich wünsche eine Erklärung über dieses Betragen zu haben.«

— »Und ich,« erwiderte ich ihm, vor Zorn bebend und zugleich mit Schamgefühl, »ich wünschte zu wissen, mit welchem Recht Sie mich fragen? Es hat Ihnen gefallen, uns die Wichtigkeit Ihres Onkels zu rühmen und uns Ihre Correspondenzen zu offenbaren. Ist das meine Schuld? Keiner Ihrer Briefe ist Ihnen entrissen worden.«

»Nein, das ist wahr, ich habe sie alle. Indessen war ich gestern in einem solchen Zustande, daß Sie wohl hätten können . . .«

»Mein Herr,« erwiderte ich mit erhobener Stimme, »ich habe Ihnen nichts weiter mehr zu sagen, als daß ich Sie bitte, mich in Ruhe zu lassen. Hören Sie? Ich will nichts von Ihren Angelegenheiten wissen

und habe Ihnen keine Erklärung zu geben. Verlangen Sie dieselbe von der, welche Ihnen geschrieben.«

Ich fühlte in diesem Augenblick, daß mein armer Kopf anfing zu wirbeln.

Assanow heftete auf mich einen Blick, dem er versuchte einen sardonischen Ausdruck zu geben; dann erhob er sich, seinen Schnurbart drehend und sagte:

»Ich weiß jetzt, was ich zu denken habe, ich lese in Ihren Augen Alles, was vorgegangen. Allein ich muß Ihnen bemerken, daß Leute von Ehre sich nicht so benehmen . . . Einen Brief heimlich lesen und dann Unruhe in das Haus eines jungen Mädchens werfen . . .«

— »Gehen Sie zum Teufel,« rief ich, mit dem Fuße auf die Erde stampfend, . . . »und suchen Sie Sieh einen Sekundanten; ich will mit Ihnen keine Unterredung mehr haben!«

— »Sie werden mich nicht lehren, was ich thun soll,« erwiderte kalt Assanow. »Ich hatte schon selbst beschlossen, Ihnen eine Herausforderung zu schicken.«

Er ging und ich sank zurück auf das Sopha, mein Gesicht mit den Händen bedeckend.

Ich fühlte mich auf die Schulter geklopft, vor mir stand Passinkow.

»Was hast Du gemacht?« fragte er mich, »sage mir die Wahrheit; hast Du wirklich einen fremden Brief gelesen?«

Ich hatte nicht die Kraft, ihm zu antworten: aber ich machte ihm ein bejahendes Zeichen. Passinkow näherte sich dem Fenster; dann mir den Rücken zukehrend, hub er langsam an:

»Du hast den Brief eines jungen Mädchens an Assanow gelesen? Wer war dieses junge Mädchen?«

— »Sophie Slotnitzky,« erwiderte ich ihm, wie ein Schuldiger vor seinem Richter.

Nach einer Pause des Schweigens fuhr Jakob fort:

»Nur die Leidenschaft kann Dich einigermaßen entschuldigen. Bist Du verliebt in Sophie?«

— »Ja.«

Jakob schwieg von Neuem. Dann sagte er: .

»Ich ahnte es. Und heute hast Du ihr Vorwürfe gemacht?«

— »Ja, ja!« rief ich im Tone der Verzweiflung; »und heute verachtest Du mich!«

Er ging zweimal im Zimmer herum, dann kam er auf mich zu.

»Sie liebt ihn?« murmelte er.

»Sie liebt ihn!«

Er blickte einen Augenblick zu Boden, dann sagte er:

»Wir müssen dieser Sache abhelfen. Es muß durchaus geschehen; und er nahm seinen Hut.

«Wo willst Du hin?«

»Zu Assanow«

»Ich kann es Dir nicht erlauben,« rief ich, vom Divan aufspringend, »ist's möglich, — was wird er denken?«

»Nun,« erwiderte Jakob, mich scharf ansehend, »ist's besser, in Folge des Fehlers, den Du begangen, Dich zu verderben und dieses junge Mädchen zu beschimpfen?«

»Was wirst Du Assanow sagen?«

»Ich werde mich bemühen ihn zu besänftigen. Ich werde ihm erklären, daß Du ihm Abbitte thust.«

»Ich will ihn nicht um Verzeihung bitten!«

»Wie so? Bist Du nicht schuldig?«

Ich betrachtete meinen Freund. Sein ruhiges, aber ernstes und finsteres Gesicht fiel mir auf; niemals hatte ich an ihm einen solchen Ausdruck gesehen. Ich antwortete nichts und setzte mich wieder auf meinen Divan.

Er ging.

Mit welcher Herzensangst erwartete ich seine Rückkehr! mit welch' tödtlicher Langsamkeit schlichen die Minuten hin! Endlich erschien er.

»Nun?« rief ich mit furchtsamer Stimme.

— »Gott sei Dank, es ist beendigt!«

— »Du hast Assanow gesehen?«

— »Ja.«

— »Was hat er gesagt? Blieb er unbeweglich?«

— »Nein. . . ich hatte mir die Sache anders erwartet und ich muß bekennen, er ist kein so gewöhnlicher Mensch, wie ich vermuthete.«

»Und nachdem Du ihn gesehen,« fuhr ich fort, »wo bist Du dann gewesen?«

— »Ich war bei Slotnitzky's.«

— »Ach!«

Ich fühlte mein Herz heftig schlagen und wagte nicht, Passinkow anzusehen. »Und Du sahst sie?«

»Ja, ich habe Sophie gesehen! Ein gutes, vortreffliches Mädchen. Sie war erst sehr verstört, dann beruhigte sie sich. Im Uebrigen habe ich sie nicht länger als fünf Minuten gesprochen.«

»Und Du hast ihr Alles, Alles gesagt?«

»Ich habe ihr gesagt, was nothwendig war.«

»Nun werde ich nicht mehr wagen, mich vor ihr zu zeigen.«

»Warum denn? Im Gegentheil; Du mußt wieder in dies Haus gehen, wär' es auch nur, um nicht errathen zu lassen . . .«

»Ach, mein Freund!« rief ich aus, die Thränen unterdrückend, »nun wirst Du mich verachten!«

»Ich Dich verachten?« sagte er, mit einem von Zärtlichkeit strahlenden Blicke; »ich Dich verachten? Thor der Du bist! Bist Du bei Sinnen? leidest Du denn nicht?«

Er reichte mir die Hand. Ich warf mich ihm schluchzend in die Arme.

* *
*

Einige Tage vergingen, während welchen mir Jakob sehr unruhig erschien. Ich war endlich entschlossen, wieder zu Slotnitzky's zu gehen. Ich kann nicht sagen, mit welcher Bewegung ich in den Salon eintrat. Doch weiß ich noch sehr wohl, wie ich kaum die Personen, welche sich darin befanden, unterscheiden konnte, und daß die Stimme mir in der Kehle erstickte. Sophien war's nicht besser zu Muthe; sie strengte sich sichtbar an, mit mir zu plaudern, aber unsere Augen mieden sich gegenseitig und jede ihrer Bewegungen verrieth den Zwang, welchen sie sich auferlegte, um mir, ich muß es sagen . . . ein geheimes Gefühl des Widerwillens zu verbergen.

Ich bemühte mich, sie auf's Rascheste davon zu befreien und mich selbst aus dieser peinlichen Lage zu reißen. Zum Glück war dieses unsere letzte Begegnung vor ihrer Verheirathung. Ein plötzlicher

Umschwung meines Schicksals trieb mich an die fernste Grenze Rußlands. Ich sagte der Familie Slotnitzky, Petersburg und, was mir am schmerzlichsten war, meinem theuren Passinkow für lange Lebewohl.

II.

Sieben Jahre waren seit der oben erwähnten Trennung vergangen. Es ist unnütz zu erzählen, was mir Alles in diesem Zeitraum begegnete. Ich durchirrte die entlegensten Provinzen des Kaiserreichs und, dem Himmel sei Dank, ich erkannte, daß diese Regionen nicht so wild sind, wie gewisse Leute sie sich vorstellen. In den entferntesten Distrikten, unter Windbrüchen in der Tiefe der Wälder fand ich mehr als eine wohlriechende Blume.

Au einem Frühlingstage riefen mich meine Geschäfte in eine kleine Stadt eines der Gouvernements des östlichen Rußland. Indem ich durch den Ort fuhr, bemerkte ich durch die trüben Scheiben meines Wagens auf dem Marktplatze, vor einem Laden einen Mann, der mir wohl bekannt schien. Ich beobachtete ihn genauer und sah, daß es Jélisséi, der Bediente Jakobs, war. Ich ließ sogleich anhalten, sprang aus dem Wagen und ging auf ihn zu.

»Guten Tag,« sagte ich mit einer Rührung, welche ich kaum zu unterdrücken vermochte. »Bist Du hier mit Deinem Herrn?«

— »Ja, mit meinem Herrn,« erwiderte er gedehnt; dann rief er plötzlich: »Ah, Sie sind es, Väterchen, ich erkannte Sie nicht«

— »Bist« Du hier mit Jakob Passinkow?«

»Natürlich . . . mit wem anders könnte ich mich hier befinden!«

— »Bring' mich zu ihm.«

— »Mit Vergnügen. Gehen wir hier durch . . .

Wir sind in einem Wirthshause . . . Ach! wie glücklich wird mein Herr sein, Sie wieder zu sehen!«

Indem er so sprach, führte mich Jélisséi den Ort entlang. Er war von Abkunft ein Kalmück, ohne jede Erziehung und etwas wild, aber mit einem vortrefflichen Herzen und Passinkow, dem er seit zehn Jahren diente, mit Leib und Seele ergeben.

»Wie geht's mit Jakob Iwanitsch,« fragte ich.

Jélisséi wandte sein olivenfarbnes Gesicht mir zu.

»Ach,« erwiderte er, »schlecht, Väterchen, schlecht . . . Sie würden ihn nicht wieder erkennen . . . Mir scheint, als wäre seines Bleibens nicht lange mehr in dieser Welt. Wir waren genöthigt, hier

anzuhalten, und wir gehen nach Odessa, ein letztes Mittel zu versuchen.«

— »Wo kommt Ihr denn her?«

— »Von Sibirien.«

— »Von Sibirien? War er dort angestellt?«

— »Ja, Väterchen. Mein Herr hatte dort ein Amt und ist dort verwundet worden.«

— »Wie so? War er denn in Militärdienst getreten?«

— »Nein, in Civildienst.«

Wie seltsam, sagte ich zu mir. Unterdeß waren wir beim Wirthshause angekommen. Jélisséi lief eiligst hinauf, mich anzumelden. Während der ersten Zeit unserer Trennung hatten wir, Jakob und ich, uns häufig geschrieben, dann war unsere Correspondenz unterbrochen worden. Ich hatte seit vier Jahren keinen Brief von ihm erhalten und wußte nicht, was inzwischen aus ihm geworden war.

»Kommen Sie, kommen Sie!i« rief Jélisséi oben auf der Treppe, »mein Herr wünscht lebhaft, Sie zu sehen.«

Ich stieg über die schwankenden Stufen und trat in das kleine düstere Gemach, dessen Anblick mir das Herz zerriß. Auf einem schmalen Ruhebett, eingewickelt in seinen Mantel, lag mein Freund, blaß wie der Tod, schwach und abgezehrt. Er reichte mir seine magere Hand. Ich küßte ihn mit krankhaftem Entzücken.

»Jakob! Jakob!« rief ich, »was fehlt Dir?«

— »Nichts,« erwiderte er mir mit schwacher Stimme.

»Aber Du, durch welchen Zufall bist Du hier!«

Ich setzte mich neben sein Bett und seine Hand in der meinigen haltend, betrachtete ich aufmerksam sein Gesicht. Ich fand die mir so theuren Züge wieder. Der Ausdruck seines Auges, seines Lächelns war derselbe, wie sehr ihn auch sonst seine Krankheit verändert hatte.

Er bemerkte den Eindruck, welchen sein Aussehen auf mich machte.

»Es sind drei Tage, sagte er zu mir, daß ich mich nicht rasirt habe und meine Haare sind in Unordnung. Aber ich . . . nein, ich habe nichts.«

»Erkläre mir, ich beschwöre Dich, was mir Jélisséi berichtet hat. Bist Du verwundet worden?«

— »Ja, es ist eine ganze Geschichte, ich werde sie Dir später erzählen. Ich wurde in der That verwundet und Du erräthst niemals, wie . . . durch einen Pfeil . . .«

»Durch einen Pfeil? . . .«

— »Ja, nicht durch den mythologischen Liebespfeil, sondern von einem aus leichtem Holz geformten und mit einem spitzigen Eisen versehenen Pfeil. Es ist sehr unangenehm, von einem solchen Geschoß erreicht zu werden, besonders wenn es die Lunge trifft.«

»Wie aber ist denn das zugegangen?«

»Ich will es Dir sagen. Du weißt, daß in meinem Schicksal Alles einen wunderlichen Charakter haben soll. Erinnere Dich nur der komischen Correspondenzen, welche ich führen mußte, um zu den Papieren zu gelangen, welche ich nöthig hatte, als ich die Universität bezog: meine Verwundung ist eine eben so wunderliche Sache. Welchem gebildeten Menschen ist es in der Zeit, in welcher wir leben, begegnet, von einem Pfeil getroffen zu werden? und nicht spielend, sondern im wirklichen Kampfe?«

— »Erzähle mir doch den Hergang.«

»Es sei. Du erinnerst Dich doch, daß ich kurze Zeit nach Deiner Abreise von Petersburg nach Nowgorod versetzt wurde. Dort, ich gestehe es, lebte ich ein sehr langweiliges Leben, obgleich ich ein Wesen fand . . . Aber sprechen wir nicht jetzt davon,« fügte er seufzend hinzu. »Zwei Jahre nachher gab man mir ein hübsches Amt, etwas entfernt, allerdings, in dem Gouvernement von Irkutsk. Ich war gleich meinem Vater dazu bestimmt, Sibirien zu besuchen, ich beklage mich nicht darüber. Es ist ein herrliches Land, dies Sibirien! Die Einwohner sind wohlhabend, frei und gesellig, wie Jeder Dir sagen wird, der das Land kennt. Es gefiel mir dort sehr wohl. Ich war damit beauftragt, die Eingebornen, im Ganzen friedliche Leute, zu überwachen. Unglücklicher Weise thaten sich zehn, nicht mehr, von ihnen zusammen, um Schleichhandel zu treiben. Ich sollte sie festnehmen, und es gelang mir auch; nur einer von ihnen versuchte, sich zu vertheidigen und schoß auf mich einen Pfeil ab. Ich war dem Tode nahe, doch erholte ich mich wieder. Jetzt will ich versuchen,

mich gänzlich zu heilen. Dem Himmel sei Dank, die Regierung hat mir das nöthige Geld dazu gegeben.«

Nach diesen Worten schwieg Passinkow und ließ erschöpft seinen Kopf auf das Kissen zurücksinken. Eine leichte Röthe übergoß seine Wangen und seine Augen waren geschlossen.

— »Er darf nicht viel sprechen,« sagte Jélisséi, welcher eben in das Zimmer trat, zu mir mit leiser Stimme.

Tiefe Stille herrschte um uns. Ich hörte nichts, als das schwere Athmen des Kranken. Er öffnete die Augen wieder und nahm von Neuem das Wort:

»Jetzt sind es bereits vierzehn Tage, daß ich in diesem Städtchen liege. Wahrscheinlich hab' ich mich erkältet; der Kreisarzt behandelt mich; Du wirst ihn sehen; er scheint sein Geschäft zu verstehen. Schließlich freue ich mich dieses Unfalls noch, dem ich das Glück, Dir zu begegnen, verdanke.«

Dies sagend streckte er mir die Hand entgegen. Diese Hand, einen Augenblick früher kalt wie Eis, war jetzt glühend.

»Nun,« fügte er hinzu, indem er seine Decke entfernte, »erzähle mir von Dir. Gott weiß, wie lange Zeit darüber verflossen, daß wir uns nicht gesehen haben.«

Ich beeilte mich, ihm die gewünschte Auskunft zu geben, um ihn selbst am Sprechen zu hindern. Er hörte mir erst mit lebhafter Aufmerksamkeit zu, dann verlangte er zu trinken und von Neuem auf das Kissen zurücksinkend schloß er die Augen. Ich bat ihn auszuruhen, indem ich ihm versicherte, daß ich ihn nicht verlassen würde, ehe er besser sei, und daß ich ein Zimmer neben dem seinigen nehmen wolle.

»Es ist eine traurige Wohnung, diese hier,« sagte er; aber ich schloß ihm den Mund und ging auf den Zehen hinaus.

Jélisséi folgte mir.

»Aber er stirbt,« sagte ich dem treuen Diener; »siehst Du denn nicht, daß er stirbt?«

Jélisséi machte eine Handbewegung und wandte mit trauriger Miene den Kopf.

Nachdem ich meinen Kutscher zurückgeschickt und mir ein Zimmer hatte geben lassen, ging ich, um nachzusehen, ob Passinkow schlief. Au seiner Thür begegnete ich einem hochgewachsenen Manne

von ungeheurem Umfang, dessen aufgedunsenes, blatternarbiges Gesicht die tiefste Gleichgültigkeit ausdrückte. Seine Augen waren geschwollen und seine Lippen glänzten von Schläfrigkeit.

»Darf ich Sie fragen,« fragte ich, »ob Sie der Arzt meines Freundes sind?«

Der dicke Mann sah mich an und bemühte sich seine Augenlider auszusperren.

»Ja,« antwortete er endlich.

»Herr Doktor, wollten Sie nicht die Güte haben, in mein Zimmer einzutreten? Ich glaube, daß Jakob Iwanitsch eingeschlafen ist und ich möchte gern wissen, was ich von seiner Krankheit, welche mich sehr beunruhigt, halten soll.«

— »Sehr gern,« antwortete er, hinter mir herschreitend, mit einer Miene, als ob er sagen wolltet Du scheinst ein sehr redseliger Herr zu sein. Mit mir bedarf es so vieler Worte und Umstände nicht.

— »Sprechen Sie offen zu mir!« sagte ich, als er sich gesetzt hatte, »ist der Zustand meines Freundes sehr bedenklich?«

— »Ja,« antwortete er ruhig.

— »Sehr gefährlich?«

— »Ja, gefährlich!«

— »So, daß er davon sterben kann?«

— »Es ist möglich.«

In diesem Augenblick betrachtete ich meinen Redner mit einem Anflug von Haß.

»Aber,« erwiderte ich, »so wäre es doch nöthig, auf Mittel der Rettung zu sinnen . . . eine ärztliche Berathung zu halten . . . Was denken Sie davon?«

— »Man kann berathen. . . warum nicht? Man kann Iwan Jephremitsch rufen.«

Der Doktor sprach schwerfällig, jeden Augenblick schöpfte er Athem, sein Magen bewegte sich sichtbar wenn er sprach, und er schien alle Worte aus der Tiefe seiner Brust zu ziehen.

»Wer ist dieser Iwan Jephremitsch?«

»Der Stadtarzt.«

»Und wenn man nun einen Arzt aus der Hauptstadt des Gouvernements holen ließe, was sagen Sie dazu? sind dort gute

Aerzte zu haben?«

— »Es ist möglich.«

— »Und welcher ist der beste?«

— »Der Beste? Ich weiß nicht. Es war dort ein Doktor Kohlrabus; allein ich hörte, daß man ihn, ich weiß nicht wohin, versetzt habe. Uebrigens ist es nicht nöthig ihn holen zu lassen.«

— »Und warum?«

— »Der Arzt der Hauptstadt würde Ihrem Freunde nichts mehr helfen können.«

— »Ist er denn so schlecht?«

— »Eine Wunde . . . die angegriffene Lunge . . . eine Erkältung . . . dann das Fieber und das Uebrige; keine Hilfsquelle mehr in der ganzen Verfassung — was soll man da thun? Sie wissen ja selbst . . .«

Wir blieben eine Weile uns stumm gegenüber, der schwerfällige Arzt nahm wieder das Wort und sagte, mir einen Seitenblick zuwerfend:

»Wenn man es mit der Homöopathie versuchte?«

»Wie so? Sie sind ja Allopath!«

»Was schadet's? Sie denken vielleicht, ich verstände nichts von der Homöopathie? Ich kenne sie aber eben so gut, wie ein Anderer. Es ist hier ein Apotheker, welcher sich damit beschäftigt, die Leute mit Homöopathie zu kuriren, ohne Arzt zu sein. Ich bin wirklich geprüfter Arzt.«

»Das sind schlechte Aussichten,« sagte ich zu mir selbst.

»Nein,« fuhr ich dann laut fort, »es ist besser, sich an die gewöhnliche Methode zu halten.«

»Wie es Ihnen recht ist.«

Er erhob sich stöhnend.

»Sie gehen zu ihm?«

»Ja, ich muß einmal nach ihm sehen.«

Er ging hinaus.

Ich ebenfalls. Aber diesen Mann am Lager meines Freundes zu sehen, war mir unmöglich. Ich rief meinen Diener, befahl ihm, sofort in die Hauptstadt des Gouvernements zu eilen, nach dem besten Arzt zu fragen und ihn aufs Rascheste herzubringen. Ich hörte auf dem

Vorplatze gehen und öffnete meine Thür. Es war der Arzt, welcher aus dem Zimmer Passinkow's kam.

»Nun, wie steht's?« fragte ich mit leiser Stimme.

»Nichts Neues. Ich habe eine Mixtur verordnet.«

»Ich bin entschlossen, nach einem Arzt in der Stadt zu schicken, ich zweifle zwar nicht an Ihrem Wissen, aber Sie kennen das Sprichwort:

Ein geschickter Mann ist gut, zwei sind besser.«

»Sie haben wohl daran gethan,« antwortete er, indem er die Treppe hinunterstieg. Augenscheinlich langweilte ich ihn. Ich kehrte zurück zu Jakob.

»Du sahst meinen Aesculap?« fragte er.

»Ja.«

»Was mir an ihm gefällt, ist seine merkwürdige Ruhe. Das Phlegma behagt an einem Arzt, nicht wahr? Das stärkt den Kranken.«

Ich antwortete ihm nichts; ich wollte ihm sein Vertrauen nicht nehmen.

* *
*

Am Abend befand sich, wider mein Erwarten, Jakob besser. Er befahl Jélisséi den Samovar herzurichten, lud mich ein, Thee zu trinken, trank selbst eine kleine Tasse davon und wurde heiter. Indeß ich sollte ihn am Sprechen verhindern und fragte ihn, ob er wünsche, daß ich ihm etwas vorlese.

»Wie früher in dem Winterkeller'schen Pensionat,« erwiderte er mir. »Ja, mit Vergnügen, aber was willst Du lesen? Siehe, da an dem Fenster sind Bücher.«

Ich nahm das erste Buch, welches mir in die Hand fiel.

»Was ist's?« fragte er mich.

»Lermontow's Gedichte.«

»Ach, Lermontow, ein vortrefflicher Dichter! Steht er auch nicht so hoch wie Puschkin, von dem wir uns so vieler wundervoller Verse erinnern, so liebe ich Lermontow dennoch; öffne sein Buch nach Zufall und lies die erste Seite, welche sich deinem Auge: bietet.

Ich gehorchte und fühlte mich verlegen. Mein Finger ruhte auf einem Gedicht, welches den Titel: »Das Testament« führte; ich wollte ein anderes suchen; Jakob bemerkte die Bewegung und sagte: »Nein, nein, gehe nicht weiter; lies, was Du zufällig gefunden. Was war zu thun? Ich mußte mich fügen und las

»Das Testament«

Ich wollte leben in der Welt,
Bruder, mit Dir allein,
Doch wird noch — sagt man — in der Welt
Nur kurz mein Leben sein!
Treibt bald nach Hans Dich Dein Geschick,
Liegt schon mein Leib in Trümmern,
So sieh . . . doch glaub' ich, mein Geschick
Wird Wenige bekümmern.

Wenn aber Jemand — wer's auch sei! —
Verlangt von mir nach Kunde,
Sag ihm, mich traf ein tödtlich Blei,
Daß an der schweren Wunde
Ich starb für meinen Zaren,
Was sehr den Tod versüße, —
Daß schlecht die Aerzte waren
Und ich die Heimat grüße.

Die Eltern sind wohl lange schon
In's feuchte Grab gesenkt,
In Neue fühlt der ferne Sohn,
Wie oft er sie gekränkt;
Doch triffst Du sie im Leben gar
Noch an auf Deinem Wege,
So sprich: Wohl oft zum Schreiben war
Der ferne Sohn zu träge.

Bald war er träg', bald mußt' er auch
Hinweg mit den Standorten —
Es war beim Heere niemals Brauch,
Auf euren Sohn zu warten, —
Doch hat er oft wohl in der Schlacht,
Im Kampfgewühl und Feuer
Der fernen Eltern treu gedacht,
Er hielt sie lieb und theuer!

Sie hatten eine Nachbarin,
Du denkst wohl ihrer noch —
Und kommt's ihr auch nicht in den Sinn,

Nach mir zu fragen — doch
Sag' Alles, was Du weißt von mir,
Gesteh' ihr's frei und ehrlich —
Entlockt es auch viel Thränen ihr . . .
Es ist nicht sehr gefährlich.

»Es ist entzückend,« sagte er zu mir, als ich zu Ende war. »Aber wie seltsam, daß Du gerade auf dieses Gedicht verfielst Ist es in der That nicht sehr seltsam?«

Ich fing an, andere Verse zu lesen, Jakob hörte mir nicht zu. Sein Blick war von mir abgewendet und er wiederholte: »Das ist sehr seltsam.« Ich schloß das Buch.

»Sie hatten eine Nachbarin,« murmelte er, und plötzlich fuhr er laut fort, sich nach mir umwendend . . . »Hör', Freund, erinnerst Du Dich an Sophie Slotnitzky?«

Ich erröthete und erwiderte: »Wie sollte ich mich ihrer nicht erinnern?«

»Sie ist verheirathet?«

»Ja schon lange, mit Assanow. Ich schrieb Dir in meinen Briefen davon.«

»Ja, ja, der Vater hat am Ende verziehen.«

»Er verzieh ihr, aber Assanow hat er nicht bei sich sehen wollen.«

»Halsstarriger Alter! Was sagt man denn von ihnen? Leben sie glücklich zusammen?«

»Ich weiß wirklich nicht; nur vernahm ich, daß sie in einem Dorfe des Gouvernements . . . wohne. Ich bin nahe daran vorbeigekommen und habe nicht angehalten.

»Hat sie Kinder?«

»Ich glaube, ja . . . Passinkow!«

Er sah mich an.«

»Gestehe nur, Du hast ihr damals gesagt, daß ich sie liebe?«

»Ja, ich habe ihr Alles gesagt, die ganze Wahrheit. Es würde unrecht gewesen sein, ihr Dein Geheimniß zu verbergen.« Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

»Ist Deine Liebe zu ihr schnell verflackert?«

»Nein, nicht schnell verflackert; aber ich habe aufgehört, sie zu lieben; warum eine Liebe ohne Hoffnung nähren?«

»Und ich,« murmelte er mit zitternder Stimme, das Gesicht wegwendend, »ich, mein Freund, habe es nicht wie Du gemacht. Ich habe nicht aufgehört sie zu lieben.«

»Wie,« rief ich mit unbeschreiblicher Ueberraschung, »Du hast sie geliebt?«

»Ich habe sie geliebt,« sagte er, sein Gesicht mit den Händen bedeckend; »Gott allein weiß, wie ich sie liebte. Ich habe davon Niemanden in der Welt gesagt . . . ich konnte es keinem lebenden Wesen gestehen . . . Doch,« fügte er hinzu, indem er Lermontow citirte, »doch — sagt man — wird noch in der Welt nur kurz mein Leben sein.«

Ich war betroffen von diesem unerwarteten Geständniß; »wie ist es möglich — dachte ich — daß niemals eine Vermuthung davon in mir aufstieg?«

»Ja,« begann er von Neuem, als spräche er mit sich selbst, »ich habe sie geliebt; ich konnte selbst dann nicht aufhören, sie zu lieben, als ich erfuhr, daß ihr Herz Assanow gehöre. Doch, welcher Kummer, als ich diese Entdeckung machte! Hätte sich ihre Neigung Dir zugewendet, so würde ich mich wenigstens für Dich darüber gefreut haben. Aber Assanow . . . wie konnte er ihr gefallen? Ich verstehe nichts davon, aber einmal eingenommen von ihm, konnte sie nicht zurückgehen. Edle Seelen verändern sich nicht.«

Mir fiel Assanow's Besuch nach unserm unangenehmen Mittagessen ein und die Angelegenheit, in welche der arme Passinkow verwickelt wurde, und ich rief: »Du wußtest Alles und wolltest doch selbst zu ihr gehen.«

»Ja,« erwiderte er, und diese Aufklärung werde ich niemals vergessen. Damals begriff ich zum ersten Mal vollkommen die Bedeutung des großen Wortes: »Resignation.« Ich war ergeben, aber Sophie blieb, mein Traum, mein Ideal . . . Unglücklich, wer ohne Ideal leben kann!«

In diesem Augenblicke richtete Passinkow seine Blicke nach oben und seine Augen leuchteten fieberhaft. »Ich liebte sie,« fuhr er fort, »ich liebte diese ruhige, rechtschaffene, unzugängliche, unbeugsame Seele, ich liebte sie so, daß, als sie abreiste, es mir schien, ich müßte den Verstand darüber verlieren. Seit dieser Zeit ist keine andere Liebe in mein Herz gekommen. . .«

Bei diesen Worten verbarg er das Haupt in seinem Kissen und weinte.

Ich näherte mich ihm und versuchte ihn zu trösten.

»Es ist nichts,« erwiderte er, sich aufrichtend und seine Haare schüttelnd, ». . . etwas Schmerz. . . etwas Bitterkeit. Aber es ist nichts; die Verse, welche Du gelesen, haben diesen Eindruck hervorgebracht. Lies mir etwas Heiteres.«

Ich nahm Lermontow wieder und blätterte darin; aber ich verfiel immer wieder auf Dinge, welche meinen Freund von Neuem aufregen konnten. Endlich wählte ich das Gedicht:

»Die Gaben des Terek.«

Schäumt der Terek zwischen steilen
Felsen, wild, in Zornesglühn;
Seine Klagen — Sturmesheulen,
Seine Thränen — Funkensprühn.
Aber stiller zu den Füßen
Des Gebirge, die Steppe her
Fließt er, und mit Schmeichelgrüßen
Murmelt er zum Kaspimer:

»Meeresgreis, ihn meinen Wogen
Gastlich Deine Pforten auf!l
Weiten Wegs komm ich gezogen,
Suche Ruh nach langem Lauf.
Bin ein Sproß tasbék'chen Thrones,
Großgesäugt an Wolkenbrust,
Ewig gen des Erdensohnes
Fremde Macht voll Kampfeslust.

Brach bei Darijel viel Steine
Aus der engen Bergschlucht los,
Schwemmte sie, zum Spiel für Deine
Kinder, her in meinem Schoß.«

Doch das Meer, am Ufer dorten
Lohnt es wie in Schlafesruh, —
Und aufs Neu' mit Schmeichelworten
Flüstert ihm der Terek zu:

»Sieh, ein Weihgeschenk Dir reiche
Ich, deß Blut im Kampfe floß:
Eines jungen Kriegers Leiche,
Der kabarda Heldensproß!

»Kostbar ist sein Stahlgeschmeide,
Und in goldner Schrift daran
Zieren rings den Saum vom Kleide
Heil'ge Sprüche des Koran.

Krampfhaft sich die Lippe schloß,
Und von seinem Schnurrbart nieder
Dick und roth ein Blutstrom floß.
Klar sein Auge, doch gefährlich,
Alter, tiefer Feindschaft voll.
Von dem Kopf zum Nacken, spärlich,
Schwarzen Haars ein Büschel quoll.«

Doch in seinen Ufern schweigend
Liegt das Meer in kalter Ruh —
Und aufs Neu' sich zu ihm neigend,
Flüstert ihm der Terek zu:
»Meeresgreis, noch eine Gabe
Biet' ich Dir, von seltner Art!
Drum vor allen andern habe
Ich zuletzt sie aufbewahrt.
Einer Bergkosakin Leiche,
Jung, voll Schönheit wunderbar:
Um die Schulter her, die bleiche,
Fließt das lange, blonde Haar.
Wie so trüb die Züge scheinen,
Wie so sanft das Auge ruht!
Von der Brust, aus einer kleinen
Wunde, quillt das rothe Blut.
Und von den Kosakensöhnen
Im Grebén'schen Reiterheer,
Um den Tod der jungen Schönen
Klagt selbst nicht der Eine mehr.«

»Hat sich auf sein Roß geschwungen,
Ritt hinaus durch Nacht und Graus,
Haucht' im Kampf, vom Dolch durchdrungen
Des Tchetschén sein Leben aus.«

Und es schwieg der Strom, der wilde,
Aber schneeweiß eingehaucht,
Feucht, ein wundersam Gebilde
Aus den dunklen Fluten taucht.

Bei dem Blick, gleich Ungewittern
Hebt das Meer die mächt'ge Flut,
Dunkelblaue Augen zittern
In der Leidenschaften Glut.

Rauschend hoch vor Lust und Liebe
Breitet es die Arme aus,
Nimmt den Strom im Wellgetriebe
Gastlich auf in seinem Haus.

»Rhetorische Emphase!« sagte Jakob im Schulmeistertone; »indeß hat es auch sehr schöne Stellen. Ich habe mich, seitdem ich Dich verlassen, auch etwas in der Dichtkunst versucht und habe ein Gedicht: »Der Kelch des Lebens« begonnen, aber es ist mir nicht gelungen. Unsere Aufgabe ist, mitzuempfinden, — aber nicht zu schaffen . . . Indeß ich bin nun erschöpft und muß ein wenig schlafen; was sagst Du dazu? welche Wohlthat ist der Schlaf, der Traum! Das ganze Leben ist ein Traum; das Beste, was es in sich schließt, ist ebenfalls ein Traum.—

— »Und die Poesie?«

»Ist auch ein Traum, aber ein paradiesischer.«

Passinkow schloß die Augen.

Ich blieb eine Weile an seinem Lager. Sein Athem war regelmäßiger und ruhiger. Ich schlich auf den Zehen hinaus, ging in mein Zimmer und legte mich auf das Sopha. Lange dachte ich an das, was mir Jakob gesagt, ich rief mir die Vergangenheit in's Gedächtniß zurück, dann schlief ich endlich ein.

Es zog mich Jemand am Arm; ich erhob mich. Vor mir stand Jélisséi.

»Kommen Sie zu meinem Herrn, ich bitte Sie!« sagte er.

»Was ist ihm?«

»Er ist im Delirium.«

— »Im Delirium? Ist ihm das schon einmal begegnet?«

— »Ja, in der letzten Nacht: aber dies Mal ist es auffallender.«

Ich trat in Jakob's Zimmer. Er lag nicht, sondern saß im Bette, den Körper nach vorne gebeugt, die Blicke von einer Seite zur andern irrend, die Arme auseinander bewegend. Er lächelte und redete mit schwacher Stimme und undeutlich, dem Rauschen des Röhrichts gleich. Eine Nachtlampe, auf dem Boden stehend und verdeckt durch ein Buch, warf an die Decke einen unbeweglichen Schimmer. Jakobs Gesicht schien in diesem Halbdunkel noch bleicher zu sein. Ich näherte mich ihm, ich rief ihn: er antwortete mir nicht. Ich horchte, was er sagte. Er träumte von sibirischen Wäldern und lächelte öfters im Traum.

»Welche Wälder« — sagte er — »so groß, so majestätisch . . . und das Eis und der Schnee. Auf dem Schnee zarte Fußspuren, bald solche von Hasen, bald von Hermelin . . . Nein, es ist mein Vater, welcher da mit meinen Papieren gegangen ist. Da ist er. . . da ist er. . . Ich muß gehen. . . Der Mond leuchtet. . . ich muß gehen, um meine Pariere zu suchen . . . Und die Blume, die kleine, rothe Blume . . . da ist Sophie . . . die Glöckchen klingen das Eis kracht unter den Füßen der Pferde. Ach nein, es sind die dummen Dompfaffen, welche, hüpfen und pfeifen unter den Zweigen der Bäume. Es ist kalt. Ach! da ist Assanow . . . ein Geschütz von Erz, eine grüne Lafette . . . das ist's, was ihm so gefallen hat . . . die Sternschnuppe . . . Nein, es ist ein Pfeil, welcher fliegt. Ach, wie er mich gerade in's Herz getroffen! Wer hat ihn auf mich abgeschossen? Du, Sophie . . .«

Er neigte das Haupt und stammelte unzusammenhängende Worte.

Ich sah mich nach Jélisséi um . . . dieser stand aufgerichtet, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, mit Schmerz seinen Herrn betrachtend.

»Mein Freund!« rief plötzlich Jakob, auf mich einen so hellen und durchdringenden Blick heftend, daß er mich zittern machte, »du bist ein praktischer Mann geworden, und ich habe es nicht dahin bringen können. Was ist zu thun? Ich bin ein Träumer. . . Ach die Träume, die Träume. Nichts gleicht den Träumen . . .! Der Gatte Sophiens . . . Es ist auch ein Traum.

Passinkow hörte vor dem Morgen nicht auf, so zu phantasiren. Endlich beruhigte er sich etwas, sank von Neuem auf sein Kissen und schlummerte ein. Ich ging zurück in mein Zimmer. Diese Schmerzensnacht hatte mich erschöpft; ich versank in tiefen Schlaf.

Jélisséi weckte mich abermals.

»Ach, Väterchen,« sagte er mit zitternder Stimme, »ich glaube, mein Herr stirbt.«

Ich eilte zu ihm; er war unbeweglich; beim Schimmer des erwachenden Tages hatte er das Aussehen: eines Leichnams; indeß, er erkannte mich. »Lebe wohl,« sagte er mir, mit dem Kopfe nickend, »Lebe wohl, grüße sie von mir . . . es ist vorbei.«

»Jakob!« rief ich, »sprich nicht so. Du wirft s leben!«

— »Nein, nein, ich sterbe . . . Nimm,« fügte er hinzu, mit seiner Hand in den Busen greifend, »nimm dieses Andenken . . . Was sehe

ich?« murmelte er nach einer kleinen Pause, ». . . das Meer. . . grüne Inseln. . . Ufer, in goldenem Schimmer, marmorne Kirchen . . . Palmen . . . Weihrauch . . .«

Er schwieg und streckte sich auf seinem Lager; eine halbe Stunde später hauchte er den letzten Seufzer aus. Jélisséi fiel weinend zu seinen Füßen nieder; ich drückte ihm die Augen zu.

Er trug auf der Brust ein Amulet in Seide, an einem schwarzen Band um den Hals befestigt; ich nahm es, Zwei Tage nachher beerdigten wir ihn. Wir trugen das edelste Herz, das jemals geschlagen, zu Grabe. Ich warf die erste Schaufel Erde auf den Sarg.

III.

Im darauf folgenden Jahre riefen mich Geschäfte nach Moskau. Ich stieg in einem der besten Gasthöfe der Stadt ab. Eines Tages warf ich, über den Vorplatz gehend, einen Blick auf die schwarze Tafel, worauf die Namen der im Gasthofe Wohnens den geschrieben waren und da fand ich einen Namen, welcher mich dergestalt in Erstaunen setzte, daß ich beim Lesen desselben fast einen Schrei ausstieß. Es war der Name Sophie Nikolajewna's, der mit Kreide neben Nr. 12 an die Zimmerthür geschrieben war. Ich hatte in der letzten Zeit zufällig viel Trauriges von ihrem Manne erzählen hören; man sagte, daß er sich dem Trunk und dem Spiel ergeben habe, daß er sich zu Grunde richte und sich in jeder Beziehung schlecht benehme Dahingegen sprach man von seiner Frau mit großer Achtung. Ich ging sehr aufgeregt in mein Zimmer zurück, nachdem ich erfahren, daß sie mir so nahe sei. Mein Herz schlug, als sei meine längst entschlummerte Leidenschaft plötzlich wieder erwacht. Ich beschloß, Sophie aufzusuchen. Es sind so viele Jahre seit unserer Trennung verflossen, sagte ich mir, daß sie vergessen haben wird, was zwischen uns vorgegangen.

Ich rief Jélisséi, den ich seit Jakob's Tod in meine Dienste genommen, und sandte ihn mit einer Karte zu Sophien, indem ich ihn beauftragte, sie zu fragen, ob sie mich wohl empfangen wolle.

Eine Weile nachher kam er zurück, um mir anzukündigen, daß sie mich erwarte.

Ich fand sie in ihrem Zimmer in Unterredung i mit einem vierschrötigen Individuum.

»Wie Sie wünschen,« sagte das Individuum mit schneidender Stimme zu ihr; »aber ich wiederhole Ihnen, daß es ein schädlicher Mensch ist; er thut nichts und in einer Gesellschaft, welche, wie die unsrige, ihren Obliegenheiten so regelmäßig nachkommt, sind; solche Menschen schädlich, sehr schädlich.«

Nach diesen Worten zog er sich zurück; Sophie näherte sich mir.

»Wie lange ist es her, daß wir uns nicht gesehen haben! Ich bitte, setzen Sie Sich.«

Wir ließen uns nieder und ich betrachtete sie.

Ach, ein ehemals so geliebtes Gesicht nach langer Trennung wieder zu sehen, es kennen und doch nicht wieder kennen; theure Züge,

welche man nicht vergessen konnte, suchen und eine Physiognomie wiederfinden, ähnlich und doch so verschieden von der, welcher man sich erinnert, unwillkürlich hier und da die Spuren der Zeit entdecken . . . Das ist ein trauriger Eindruck . . . Und ich auch bin verändert! muß man sich sagen.

Uebrigens war Sophie Nikolajewna nicht sehr gealtert. Als ich sie zum ersten Mal gesehen, war sie erst sechzehn Jahre alt und seit dieser Zeit waren neun Jahre verflossen. Ihre Züge kamen mir jetzt regelmäßiger und strenger vor, und sie zeigten dieselbe Offenheit und Festigkeit, wie ehemals. Aber früher waren sie ruhig und nun zeigten sie Spuren geheimen Leidens und der Aufregung. Ihre Augen schienen tiefer zu liegen und trüber zu sein. Ihr Aussehen fing an, dem ihrer Mutter ähnlich zu werden.

»Wir haben uns Beide verändert,« sagte sie zu mir; . . . »wo sind-Sie denn während der ganzen Zeit gewesen?«

»Ich bin weit umhergeirrt . . . Und Sie? Ich hörte, Sie hätten auf Ihren Gütern gelebt.«

»Ja, ich bin auf dem Lande geblieben und nur hier aus der Durchreise.«

»Und Ihre Eltern?«

»Meine Mutter ist todt; mein Vater ist in Petersburg, mein Bruder im Dienst und Barbara wohnt bei uns.«

»Und Ihr Gemahl?«

»Mein Mann,« erwiderte sie hastig, — »er ist im südlichen Rußland, um die Jahrmärkte zu besuchen . . . Sie wissen, daß er immer ein großer Pferdeliebhaber war . . . Er hat ein Gestüt angelegt . . . und das ist der Grund, warum er jetzt Pferde kauft.«

In diesem Augenblick trat ein kleines, achtjähriges Mädchen, *à la chinoise* frisirt, mit lebhaftem, geistvollem Gesicht und großen, dunkelgrauen Augen ein. Sie blieb bei meinem Anblick stehen, machte einen allerliebsten Knicks und ging dann auf Sophie zu.

»Ich stelle Ihnen meine Tochter vor,« sagte Sophie, — die Hand unter das Kinn des Kindes legend, zu mir. »Sie wollte durchaus nicht zu Hause bleiben und so mußte ich sie mit hierher nehmen.«

Das kleine Mädchen sah mich eine Weile mit ihren großen Augen etwas blinzelnd an.

»Ein Mädchen,« fuhr Sophie fort, »welches, man muß gerecht sein, sich vor nichts fürchtet und auch nicht übel lernt.«

»*Comment se nomme Monsieur?*« fragte leise die Kleine, sich an ihre Mutter schmiegend.

Sophie sagte ihr meinen Namen.

Das Kind betrachtete mich von Neuem.

»Und Du,« erwiderte ich, »wie heißt Du?«

»Lydia,« antwortete sie, mir fest in's Auge blickend.

»Ah, ich bin überzeugt, daß man Dich sehr verhätschelt.«

»Wer sollte mich verhätscheln?«

»Nun, sicherlich alle Welt; zuerst Deine Eltern.«

Lydia sah ihre Mutter stillschweigend an.

»Dein Vater,« fügte ich hinzu . . .

»Ja, ja,« sagte eilig Sophie, während ihr Töchterchen die Augen auf sie heftete. »Ja, mein Mann gewiß . . . er liebt die Kinder sehr.«

Das kleine Gesicht Lydia's nahm einen eigenthümlichen Ausdruck an . . . ihre Lippen erzitterten leicht ihre Augen senkten sich.

»Aber sagen Sie mir,« nahm Sophie schnell wieder das Wort, »sind Sie in Geschäften hier?«

— »Ja . . . und Sie auch, denke ich!«

— »Natürlich! In der Abwesenheit meines Mannes bin ich gezwungen, Manches zu ordnen.«

»*Maman*!« rief das Kind.

»*Quoi, mon enfant?*«

»*Non — rien . . . je te dirai après.*«

Sophie lächelte und zuckte; die Achseln. Wir schwiegen beide und Lydia kreuzte ernst ihre Arme über der Brust.

»Apropos,« sagte Sophie, »Sie hatten einen Freund, fällt mir ein . . . wie hieß er doch? . . . ein guter Mensch. Er las zuweilen Verse . . . und mit welcher Begeisterung.«

»Sie reden von Passinkow?«

— »Ja wohl, Passinkow. Wo ist er jetzt?«

— »Er ist todt.«

— »Todt? Welch' ein Unglück!«

— »Beklagen Sie ihn?« erwiderte ich. »Ach wenn Sie ihn gekannt hätten wie ich! Aber sagen Sie mir, warum sprechen Sie von ihm früher, als von jedem Andern?«

— »Ich weiß wirklich nicht,« antwortete sie, die Augen senkend; »Lydia geh wieder zu Deiner Bonne!«

— »Du rufst mich aber bald wieder?«

— »Ja, geh nur, mein Kind!« Sobald die Kleine hinaus gegangen war, wendete sich ihre Mutter zu mir und sagte: »Ich bitte Sie, erzählen Sie mir Alles, was Sie von Passinkow wissen.«

Ich begann meine Erzählung und schilderte ihr in aller Kürze das Leben meines Freundes, wie die Eigenschaften seines Herzens; ich sprach ihr von meiner letzten Begegnung mit ihm und seinem frühen Ende. »Und ein solcher Mensch,« rief ich, »konnte ungeschätzt, unbeachtet bleiben! Aber das ist noch nichts. Was liegt an der Schätzung der Welt? Doch was mich schwer betrübt, was mir großen Kummer macht, ist der Gedanke daß mein Freund mit einem Herzen, wie es seines Gleichen nicht giebt, gestorben ist, ohne die Glückseligkeit der Liebe gekostet, ohne in der Seele eines Weibes Sympathie erweckt zu haben, das seiner würdig gewesen wäre. Wenn Andere keine Zuneigung erweckten, was schadet's, wenn sie es nicht verdienten? Aber Passinkow! . . . Habe ich nicht Tausende gekannt, welche nicht mit ihm verglichen werden konnten, und welche doch geliebt waren? Sind folglich gewisse Fehler, z. B. Eigenliebe, Leichtsinn, nicht nothwendig, um die Gunst der Frauen zu erringen? Oder fürchtet die Liebe die Vollkommenheit, soweit Vollkommenheit in dieser Welt möglich ist — nicht wie eine zu seltsame, wunderbare Erscheinung?«

Sophie hörte mir, den durchdringenden Blick auf mich geheftet, ruhig zu. Dann und wann nur runzelte sie die Augenbrauen.

»Aber weshalb nehmen Sie an, »sagte sie endlich, daß Ihr Freund keine Liebe eingeflößt habe?«

»Ich weiß es. Ich bin davon überzeugt.«

Ich sah, daß sie mir antworten wollte, daß sie stockte, innerlich kämpfte.

Endlich nahm sie das Wort: »Sie täuschen sich, ich kenne ein Wesen, welches Ihren Freund sehr geliebt, welches nicht aufgehört hat, ihn zu lieben, sich seiner zu erinnern, und welches auf's

Tödtlichste getroffen sein wird, wenn es erfährt, daß er nicht mehr ist.«

»Darf ich Sie fragen, wer dieses Wesen ist?«

»Meine Schwester Barbara.«

»Barbara?« rief ich.

»Ja.«

»Ist's möglich? Barbara Nikolajewna? Diese . . .«

»Ich begreife Ihr Erstaunen. Dieses Mädchen, welches Ihnen so nachlässig, so gleichgültig, so kalt erschienen, liebte Ihren Freund; und das ist die Ursache, daß sie nicht verheirathet ist und sich niemals verheirathen wird. Bis auf diesen Tag war ich die Einzige, welche um ihr Geheimniß wußte. Barbara würde eher sterben, als es Anderen anvertrauen. In unserer Familie weiß man zu schweigen und zu leiden.«

Ich betrachtete Sophie aufmerksam, in der Stille über die Bitterkeit dieser letzten Worte nachsinnend.

»Sie setzen mich in Erstaunen,« sagte ich zu ihr, »allein wenn ich nicht fürchtete, in Ihnen eine unangenehme Erinnerung zu wecken, so könnte ich meines Theils Ihnen eine Entdeckung machen, die Sie nicht weniger überraschen würde.«

»Ich begreife Sie nicht,« erwiderte sie mir in einem Tone, welcher eine gewisse Verlegenheit verrieth.

»Nein, Sie können mich nicht verstehen, — sagte ich, aufspringend — wenn Sie mir erlauben, so übergebe ich Ihnen statt der Erklärung einen Gegenstand . . .«

»Was denn?«

»Beruhigen Sie sich.

Es handelt sich dabei nicht s um mich.«

Ich empfahl mich, ging zurück in mein Zimmer, nahm das Amulet Passinkow's und schickte es Sophien mit folgenden Zeilen:

»Passinkow trug dieses Amulet auf der Brust und bewahrte es bis zu seinem letzten Augenblick. Es befindet sich darin der einzige, und zwar wenig bedeutende Brief, den er von Ihnen empfangen. Sie können ihn lesen. Er bewahrte dieses Kleinod, weil er Sie leidenschaftlich liebte und er machte mir dies Geständniß erst in seiner letzten Stunde. Warum sollte ich Ihnen jetzt, wo er todt ist, nicht sagen, daß sein Herz Ihnen gehörte?«

Jélisséi kam nach einer kurzen Zeit zurück und brachte mir das Amulet wieder.

»Nun,« rief ich ihm entgegen, »was hat sie gesagt?«

»Nichts.«

»Hat sie mein Billet gelesen?«

»Ich denke, daß sie es gelesen hat; ihre Kammerfrau brachte es ihr.«

»Unbeugsam!« sagte ich zu mir, mich der letzten Worte Jakob's erinnernd. »Es ist gut, Du kannst wieder gehen.«

Jélisséi ging jedoch nicht von der Stelle. Er lächelte in eigenthümlicher Weise und sagte dann: »Es ist ein junges Mädchen da, welches Sie zu sprechen verlangt.«

»Was für ein Mädchen?«

»Hat Ihnen mein verstorbener Herr nicht von ihr gesagt?«

»Nein; was ist's denn?«

»Als mein Herr in Nowgorod war,« erwiderte Jélisséi, sich die Stirne reibend, »lernte er dieses Mädchen kennen; das ist es, weshalb es Sie sehen möchte. Ich bin ihr vor einigen Tagen auf der Straße begegnet und habe ihr gesagt, daß ich sie, sobald es der Herr erlaubte, einlassen würde.«

»Geh, sie zu holen, geht Was ist sie!«

»Ein einfaches Bürgermädchen.«

»Und Passinkow hat sie geliebt?«

»Gewiß, er liebte sie . . . Aber als sie seinen Tod erfuhr, war sie wie vernichtet . . . Ein gutes Mädchen übrigens.«

»Laß sie kommen.«

Einen Augenblick später trat Jélisséi mit einer jungen Person, in bunten Cattun gekleidet, mit einem braunen Tuch auf dem Kopfe, welches ihr das Gesicht halb verschleierte, ein. Als sie mich sah, wurde sie ganz verwirrt und blieb stehen.

»Nur vorwärts,« sagte Jélisséi zu ihr, »fürchte Dich nicht.«

Ich ging ihr entgegen und nahm sie bei der Hand.

»Wie heißest Du denn?« fragte ich.

»Maria,« antwortete sie mit schüchterner Stimme, mich verstohlen ansehend.

Sie war ungefähr 20 bis 23 Jahre alt, hatte ein rundes, ziemlich gewöhnliches, aber angenehmes Gesicht, frische Farben, kleine, sehr sanfte blaue Augen und hübsche, feine Hände. Ihre Kleidung war sehr sauber.

»Du hast Jakob Iwanitsch gekannt?« fragte ich.

»Ja,« antwortete sie, den Saum ihres Taschentuches zupfend, und ihre Augenwimpern feuchteten sich mit Thränen an. Ich bat sie, sich zu setzen. Sie ließ sich ohne Umstände und Ziererei ans den Rand des Stuhles nieder.

Jélisséi ging hinaus.

»Du hast meinen Freund in Nowgorod gekannt?«

»Ja, in Nowgorod,« erwiderte sie, ihre Hände unter dem Taschentuch reibend. »Vor drei Tagen begegnete mir Jélisséi auf der Straße und ich erfuhr von ihm den Tod Jakob Iwanitsch's. Als er nach Sibirien abreiste, versprach er mir zu schreiben, er that es zweimal, dann hörte er auf. Ich wollte ihm nach Sibirien folgen, aber er hat es mir nicht erlaubt.«

»Hast Du Verwandte in Nowgorod?«

»Ja.«

»Und lebst Du bei ihnen?«

»Ich lebte bei meiner Mutter und Schwester, welche verheirathet ist. Nachher wurde meine Mutter böse auf mich und da meine Schwester keinen Platz in ihrem Zimmer hatte, weil sie viel Kinder hat, so bin ich fortgegangen. Ich rechnete auf Jakob Iwanitsch und dachte nur daran, ihn wiederzusehen. Er war so gut gegen mich; fragen Sie nur Jélisséi!«

»Seine Briefe habe ich sorgfältig aufbewahrt,« fuhr sie nach einer Weile fort. »Wollen Sie sie sehen?« Bei diesen Worten zog sie einige Papiere aus ihrer Tasche, reichte Sie mir und sagte: »Nehmen Sie, lesen Sie.«

Ich entfaltete einen der weitläufig und leserlich geschriebenen Briefe, welcher folgendermaßen lautete:

»Meine liebe Marie! Du legtest gestern Deinen Kopf an meine Stirn und als ich Dich fragte, was Dich dazu veranlaßte, antwortetest Du mir: Ich möchte hören, was Sie denken. Willst Du es wissen? so höre: ich dachte, daß Marie gern Unterricht im Schreiben und Lesen nehmen möchte, um meine Briefe entziffern zu können.«

»Diese da,« fügte das Mädchen hinzu, »sind von Nowgorod — nachdem er mir wirklich Unterricht gegeben. Allein ich habe noch andere Briefe; da ist noch einer von Sibirien; lesen Sie.«

Alle diese Schreiben waren liebreich und selbst etwas zärtlich. In dem ersten, welches Jakob von Sibirien gesandt, nannte er Marien seine beste Freundin; er versprach, ihr Geld zu schicken und schloß:

»Ich küsse Deine kleinen hübschen Hände. Hier haben die Mädchen nicht so schöne Hände, auch keinen solchen Kopf und kein so gutes Herz wie Du. Lies die Bücher, welche ich Dir bei meinem Scheiden gab, und erinnere Dich meiner. Ich werde Dich nie vergessen; Du bist die Einzige, die mich geliebt hat, und Dir allein will ich angehören.«

— »Ich sehe, daß er Dir sehr anhänglich war,« sagte ich zu Marien, ihr den Brief zurückgebend.

— »Ja, er hat mich recht lieb gehabt,« erwiderte sie, sorgfältig ihren Schatz verbergend, und die Thränen, welche sie bis dahin zurückgehalten, flossen über ihre Wangen. »Ich habe immer mein Vertrauen auf ihn gesetzt, und wenn Gott ihn hätte leben lassen, so würde er mich nicht verlassen haben. Gott möge ihn aufnehmen in sein Himmelreich!«

Indem sie so sprach, trocknete sie ihre Thränen.

»Und wo wohnst Du jetzt?« fragte ich.

— »Ich bin mit einer Dame nach Moskau gekommen, welche mich in ihren Dienst genommen hatte. Jetzt bin ich ohne Stelle. Ich wurde an eine Tante Jakob Iwanitsch's gewiesen, allein diese Tante ist arm. Er sprach mir oft von Ihnen,« fügte sie, sich erhebend und vor mir verbeugend hinzu; »er liebte Sie sehr. Ich begegnete vor drei Tagen Jélisséi und dachte, Sie könnten mir vielleicht zu einer Stelle verhelfen.«

— »Das würde mit großem Vergnügen geschehen, Marie, und ich würde Alles thun, was ich vermag . . . Allein ich bin hier nur auf der Durchreise und kenne sehr wenig Leute.«

Marie seufzte.

»Es ist einerlei, welche Stelle es ist,« begann sie wieder; »ich verstehe nicht Kleider zu machen, aber ich kann nähen und könnte Kinder warten.«

Ich dachte in diesem Augenblick darüber nach, was ich für sie thun könnte, und beschloß, ihr Geld anzubieten.

»Höre, Marie,« sagte ich etwas verlegen zu ihr, . . . »Du weißt, daß ich der gute Freund Passinkow's war . . . Willst Du mir erlauben, daß ich Dir, für den Anfang, eine kleine Stimme zur Verfügung stelle?«

Sie sah mich stillschweigend an.

»Wie?« fragte sie mich.

— »Hast Du kein Geld nöthig?«

Sie erröthete und schüttelte den Kopf.

»Was sollte mir das nützen,« sagte sie mit leiser Stimme, »eine Stelle würde mir lieber sein.«

»Ich werde versuchen, Dich unterzubringen, allein ich bin nicht sicher, ob es mir gelingen wird und Du könntest in Verlegenheit kommen. Siehst Du, ich bin für Dich kein Fremder . . . Nimm dies zum Gedächtniß unseres Freundes an.«

Ich holte eiligst aus meiner Brieftasche einige Banknoten und reichte sie ihr hin.

Sie blieb unbeweglich und gesenkten Hauptes.

»Nimm es,« sagte ich etwas bestimmter.

Sie sah mit einem schmerzlichen Ausdruck zu mir aus, zog ihre bleiche Hand aus dem Sacktuch und streckte sie nach mir aus.

Ich legte meine Papiere auf ihre eisigen Fingerspitzen, sie nahm dieselben, verbarg wieder ihre Hand und senkte die Augen.

»Und nun, Maria,« fuhr ich fort, »wenn ich Dir noch in irgend etwas nützlich sein kann, so laß es mich wissen; hier ist meine Adresse.«

— »Ich bin Ihnen sehr dankbar,« erwiderte sie; dann nach einer kleinen Weile des Nachdenkens fügte sie hinzu: »Hat er Ihnen nie von mir gesprochen?«

»Ich sah ihn erst vor seinem Todestage wieder. Aber in der That . . . ich erinnere mich . . . daß er mir sagte . . .«

Maria legte ihre Hand an die Stirn, besann sich einige Augenblicke, dann empfahl sie sich und ging.

Ich blieb traurig in meinem Zimmer, über Alles nachdenkend, was ich so eben erfahren, über das Verhältniß Jakobs, seine Briefe, über die geheime Liebe der Schwester Sophiens. »Armer Freund!« murmelte ich, schwer seufzend, »armer Freund!« Ich rief mir sein ganzes Leben, seine Kindheit, seine Jugend und seine erste Neigung

zu Fräulein Friederike in's Gedächtniß zurück. Und ich mußte mir eingestehen, daß daß Schicksal sehr geizig und hart gegen ihn gewesen war.

Am« andern Tage begab ich mich wieder zu Sophien. Man ließ mich erst im Vorzimmer warten und als ich bei ihr eintrat, fand ich sie mit ihrer Tochter. Ich begriff, daß sie die gestrige Unterhaltung nicht fortzusetzen wünschte. Wir sprachen, ich weiß nicht von was, von Stadtneuigkeiten, Geschäften u. s. w. Von Zeit zu Zeit mischte Lydia einige Worte in unser Gespräch und betrachtete mich mit schlauer Miene. In ihrem beweglichen Gesichte drückte sich plötzlich eine ergötzliche Wichtigkeit aus. Das kluge kleine Mädchen hatte jedenfalls errathen, daß sie die Mutter absichtlich bei sich behalten habe.

Ich erhob mich, um Abschied zu nehmen; Sophie begleitete mich bis zur Thür.

»Ich habe Ihnen gestern nicht geantwortet,« sagte sie, auf der Schwelle stehen bleibend, »und was hätte ich Ihnen auch antwortete sollen? Unser Leben hängt nicht von uns ab. Wir haben Alle einen Anker, welcher eben so lange festhält, als man ihn nicht selbst zerbricht: es ist das Pflichtgefühl.« Ich stimmte diesem Spruch der Weisheit durch ein bejahendes Kopfnicken bei und trennte mich von der jungen Puritanerin. Ich blieb den Abend über in meinem Zimmer, aber ich dachte nicht an sie. Ich gedachte meines theuern, vortrefflichen Passinkow, dieses letzten, der Romantiker; und bald sanfte Gefühle, bald traurige, durchdrangen mich mit melancholischem Zauber und ließen die Saiten meines Herzens, welches noch nicht vollständig gealtert war, erklingen.

»Friede sei mit Dir!« rief ich aus, »Friede Deiner Asche, der Du kein praktischer Mann, sondern ein kindlicher Idealist warst. Du wandeltest gleich einem Fremden unter den praktischen Leuten, und vielleicht, daß sie Deinen Schatten verspotten! Aber Gott gebe, daß ihnen nur der hundertste Theil der reinen Freuden zu Theil werde, welche dem Schicksal und der Welt zum Trotz, Deinem armen, bescheidenen Leben Zauber verliehen.

- E n d e -

Ein Briefwechsel.

1856.

Inhaltsverzeichnis

I. Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.
II. Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.
III. Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.
IV. Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.
V. Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.
VI. Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.
VII. Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.
VIII. Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.
IX. Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.
X. Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.
XI. Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.
XII. Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.
XIII. Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.
XIV. Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.
XV. Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.
Anmerkungen

Vor einigen Jahren besuchte ich Dresden. Vom Morgen bis zum Abend die Stadt durchstreifend, hatte ich keine Veranlassung, mit der Gesellschaft des Hotels, welches ich bewohnte, Bekanntschaft zu machen, bis ich eines Tages zufällig erfuhr, daß in demselben eine Russe krank darniederliege. Ich begab mich zu ihm und fand in ihm einen Menschen, bei dem die Schwindsucht schon den höchsten Grad erreicht hatte. Ich war der Stadt nachgerade überdrüssig geworden und so ließ ich mich bei meinem neuen Bekannten häuslich nieder. Es ist zwar langweilig, einem Kranken Gesellschaft zu leisten, zuweilen jedoch ist auch die Langeweile angenehm; zudem war mein Kranker guten Muthes und immer zur Unterhaltung ausgelegt. Wir waren beide bemüht, uns die Zeit so gut es ging zu vertreiben, spielten Schafskopf und machten uns über den Doktor lustig. Mein Landsmann erzählte diesem deutschen Kahlkopf verschiedene Mährchen über seinen Zustand, welchen Jener stets längst vorhergesehen haben wollte, äffte ihm nach, wenn er sich über irgend ein außergewöhnliches, unerhörtes Symptom wunderte, warf seine Arzneien zum Fenster hinaus und dergleichen mehr. Ich bemerkte meinem Freunde zu wiederholten Malen, daß er gut thun würde, bei Zeiten einen erfahrenen Arzt zu consultiren, daß mit seiner Krankheit nicht zu spaßen sei u. s. w. Alexei aber (mein Bekannter hieß Alexei Petrowitsch S . . .). fertigte mich immer nur mit Witzen über die Aerzte im Allgemeinen und über den seinigen insbesondere ab, bis er einst an einem regnigten Herbstabende auf meine wiederholten dringenden Bitten mit einem so hoffnungslosen Blick, einem so traurigen Kopfschütteln und einem so seltsamen Lächeln antwortete, daß ich einigermaßen darüber erschrak. In derselben Nacht verschlimmerte sich sein Zustand und am anderen Tage starb er. Kurz vor seinem Tode verließ ihn seine gewohnte Heiterkeit, er warf sich unruhig auf dem Bette hin und her, seufzte schwer, blickte wehmüthig um sich, ergriff meine Hand und mit Anstrengung flüsternd: »Es ist doch schwer, zu sterben,« ließ er den Kopf in die Kissen sinken und brach in einen Strom von Thränen aus. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und saß schweigend an seinem Lager. Bald aber besiegte er auch diese letzte Schwäche. »Hören Sie

»sagte er, »unser Doktor wird heute kommen und mich nicht mehr am Leben finden, ich kann mir seine Grimasse bei dieser Entdeckung vorstellen!« — und noch in diesem letzten Augenblicke versuchte er, die verwunderte Miene des Doctors nachzuäffen. Dann bat er mich, alle seine Sachen nach Rußland an seine Verwandten zu schicken, mit Ausnahme eines kleinen Päckchens, das er mir zum Andenken schenke.

In diesem Päckchen befanden sich Briefe, Briefe eines jungen Mädchens an Alexei und Abschriften der seinigen an dieselbe, im Ganzen waren ihrer fünfzehn. Alexei Petrowitsch S. . . kannte Maria Alexandrowna B. . . seit langer Zeit, wie es scheint, schon seit der Kindheit. Er hatte einen Vetter und sie eine Schwester. In früheren Jahren hatten sie Alle zusammen gelebt, darauf sich getrennt und sich lange nicht wiedergesehen; später aber hatten sie sich, bei einem Sommeraufenthalte auf dem Lande, zufällig wieder zusammengefunden und in einander — der Vetter Alexei's in Maria Alexandrowna, Alexei aber in deren Schwester — verliebt. Der Sommer verstrich, der Herbst kam und sie trennten sich von Neuem. Alexei überzeugte sich als verständiger Mann bald, daß er gar nicht verliebt sei, und gab seine Schöne ganz wohlgemuth auf; sein Vetter stand noch beinahe zwei Jahre im Briefwechsel mit Maria Alexandrowna, kam jedoch endlich auch zu der Einsicht, daß er sich und sie betrüge, und verstummte ebenfalls.

Ich könnte Dir, lieber Leser, Allerlei von Maria Alexandrowna erzählen, Du wirst sie aber selbst aus ihren — Briefen kennen lernen. Alexei schrieb ihr seinen ersten Brief bald nach dem Bruch zwischen ihr und seinem Vetter. Er befand sich damals in Petersburg, reiste von dort plötzlich in's Ausland, wurde krank und starb, wie schon gesagt, in Dresden. Ich habe mich entschlossen, seinen Briefwechsel mit Maria Alexandrowna dem Druck zu übergeben und hoffe auf einige Nachsicht des Lesers, schon deshalb, weil es keine Liebesbriefe sind — Gott bewahre mich vor solchen! Liebesbriefe werden gewöhnlich nur von zwei Personen — dafür freilich tausendmal nach einander — gelesen, jedem Dritten aber sind sie unerträglich, wenn nicht gar lächerlich.

I.

Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.

St. Petersburg, den 7. März 1840.

Liebe Maria Alexandrowna!

Wenn ich nicht irre, habe ich Ihnen noch niemals geschrieben, jetzt aber thue ich es . . . nicht wahr, ich habe einen seltsamen Zeitpunkt dazu gewählt? Was mich dazu veranlaßt, ist Folgendes: Mon cousin Théodore besuchte mich heute und, wie soll ich es ausdrücken. . . und theilte mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit (anders theilt er überhaupt Nichts mit) . . . daß er in die Tochter eines gewissen hiesigen Herren verliebt und dieses Mal durchaus entschlossen sei, zu heirathen; er habe auch schon den ersten Schritt dazu gethan und — sich erklärt. Natürlich beeilte ich mich, ihm zu einem so erfreulichen Ereigniß zu gratuliren. Man hat ihm schon lange eine solche Absicht angesehen; dennoch aber verwunderte ich mich im Stillen einigermaßen darüber, denn, obgleich ich wußte, daß zwischen Ihnen und ihm Alles zu Ende sei, schien es mir doch . . . mit einem Worte, ich verwunderte mich. Ich hatte mir vorgenommen, heute auszufahren, bin aber zu Hause geblieben, um mit Ihnen zu plaudern. Wenn Sie mich nicht anhören wollen, so werfen Sie diesen Brief,sogleich in's Feuer. Ich verspreche, Ihnen aufrichtig zu sein, und obgleich ich fühle, daß Sie das volle Recht haben, mich für einen ziemlich zudringlichen Menschen zu halten, bitte ich Sie, wenigstens davon überzeugt zu sein, daß ich die Feder nicht zur Hand genommen haben würde, hätte ich nicht gewußt, daß Ihre Schwester nicht bei Ihnen ist. Sie wird, wie Theodore mir sagt, den ganzen Sommer bei Ihrer Tante, der Frau B. . . zubringen. Gott schenke ihr alles mögliche Glück!

Das also wäre das Ende vom Liede . . . Meinerseits aber will ich Sie nicht jetzt meiner Freundschaft versichern; überhaupt liebe ich keine hochtrabenden Redensarten und Gefühlsergüsse, und indem ich diesen Brief an Sie richte, folge ich einfach einer augenblicklichen Eingebung. Sollte unbewußt ein anderer Beweggrund in mir verborgen liegen, so mag er einstweilen in seinem Dunkel verbleiben.

Ich will Sie auch nicht zu trösten suchen. Die Menschen wollen größtentheils, indem sie Andere trösten, sich nur so schnell als möglich von dem unangenehmen Gefühle eines unfreiwilligen, selbstsüchtigen Mitleids befreien . . . Es giebt ohne Zweifel auch ein aufrichtiges, warmes Mitgefühl, aber dieses nimmt man nicht von einem Jeden entgegen. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir zürnen würden, denn dann würden Sie mein Schreiben wahrscheinlich bis zu Ende lesen.

Doch welches Recht habe ich, Ihnen zu schreiben, von meinen Gefühlen, vom Troste zu reden? — Keines, gar keines, ich muß es bekennen, und kann daher nur auf Ihre Nachsicht bauen.

Wissen Sie, womit der Eingang meines Briefes zu vergleichen ist? Er ist, wie wenn ein Herr N. N. in den Salon einer Dame tritt, welche durchaus nicht ihn, möglicherweise aber einen Anderen erwartet hat; er merkt, daß er zu keiner gelegenen Zeit gekommen ist, doch es ist nun einmal nicht zu ändern . . . Er setzt sich, beginnt die Unterhaltung . . . Gott weiß, worüber, über die Poesie, die Schönheiten der Natur, die Vortheile einer guten Erziehung . . . mit einem Worte, er schwatzt den größten Unsinn. Inzwischen ist man über die ersten Minuten, hinweggekommen, er hat sich's in seinem Stuhl bequem gemacht, — die Dame ergiebt sich in ihr Schicksal, und siehe da, Herr N. N. gewinnt seine Gemüthsruhe wieder, schöpft frischen Athem und beginnt zu reden, so wie er's, eben versteht.

Mir ist indeß, ungeachtet aller dieser Raisonnements, nicht gerade wohl zu Muthe. Ich sehe vor mir Ihr bedenkliches, ja fast erzürntes Gesicht und fühle, daß es Ihnen fast unmöglich ist, in meinem Briefe nicht irgend welche verborgene Absicht zu vermuthen; daher hülle ich mich, wie ein Römer, der eine Dummheit begangen hat, majestätisch in meine Toga und erwarte schweigend Ihr allendliches Urtheil . . . und zwar insbesondere darüber, ob Sie mir gestatten wollen, daß ich fortfahre, Ihnen zu schreiben?

Ich verbleibe Ihr aufrichtiger und treuergebener

Alexei S . . .

II.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.

Dorf . . ., den 22. März 1840.

Geehrter Herr Alexei Petrowitsch!

Ihren Brief habe ich empfangen und weiß in Wahrheit nicht, was ich dazu sagen soll. Ich würde Ihnen gar nicht geantwortet haben, hätte es nicht den Anschein, als ob sich hinter Ihren Scherzen wirklich ein ziemlich freundschaftliches Gefühl verberge. Ihr Brief hat auf mich einen unangenehmen Eindruck gemacht. Als Antwort auf Ihre »Raisonnements« wie Sie sich ausdrücken, gestatten Sie mir ebenfalls eine Frage: wozu? Welchen Theil haben Sie an mir? welchen ich an Ihnen? Ich setze bei Ihnen durchaus keine schlechten Absichten voraus, im Gegentheil, ich bin Ihnen für Ihre Theilnahme dankbar, aber wir sind einander fremd, und ich fühle, jetzt wenigstens, nicht das mindeste Verlangen, mich irgend Jemandem zu nähern.

Mit wahrer Hochachtung verbleibe ich u. s. w.

Maria B. . .

III.

Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.

St. Petersburg, den 30. März 1840.

Besten Dank, Maria Alexandrowna, besten Dank für Ihr Schreiben, so trocken es auch ist. Bevor ich es erhielt, befand ich mich in der größten Aufregung, zwanzig Mal am Tage dachte ich an Sie und an meinen Brief. Sie können sich nicht vorstellen, wie höhnisch ich über mich selbst lachte, jetzt aber bin ich in einer ausgezeichneten Gemüthsstimmung und belobe mich selbst nach Verdienst. Maria Alexandrowna, ich beginne einen Briefwechsel mit Ihnen! Gestehen Sie, Sie hätten das nach Ihrer Antwort nicht erwartet; ich selbst bewundere meine Kühnheit! Aber beruhigen Sie sich, ich will nicht von Ihnen, sondern nur von mir zu Ihnen reden. Ich muß mich durchaus, um mich eines beliebten Ausdrucks zu bedienen, mit Jemandem aussprechen. Zwar habe ich kein Recht, Sie zu meiner Vertrauten zu erwählen, gewiß keines, aber ich verlange von Ihnen auch keine Antwort auf mein Schreiben, ich will sogar nicht wissen, ob Sie meine »Raisonnements« lesen oder nicht, aber ich beschwöre Sie, senden Sie mir meine Briefe nur nicht zurück.

Sehen Sie, ich stehe ganz allein in der Welt da. In der Jugend führte ich ein einsames Leben, obgleich ich, so viel mir erinnerlich ist, mich niemals als Byron drapirte. Zunächst waren es die Verhältnisse, und dann die Fähigkeit und die Neigung zu phantasiren, mein ziemlich kühles Temperament, mein Stolz, meine Trägheit, mit einem Worte, eine Menge verschiedener Ursachen, welche mich von der menschlichen Gesellschaft fern hielten. Der Uebergang aus der Welt der Phantasie in die wirkliche ist bei mir spät, vielleicht zu spät, ja vielleicht gar bis hierzu noch, nicht vollständig eingetreten. So lange meine eigenen Gedanken und Gefühle mich beschäftigten und zerstreuten, so lange ich fähig war, mich einem grundlosen, schweigenden Entzücken hinzugeben, beklagte ich meine Einsamkeit nicht. Ich hatte keine Kameraden, ich besaß nur sogenannte Freunde. Zuweilen that mir ihre Gesellschaft noth, wie eine Electrisirmaschine eines Conducteurs bedarf, aber eben nur in der Weise. Die Liebe . . .

doch über diesen Gegenstand wollen wir einstweilen schweigen. Jetzt aber, ich muß es bekennen, drückt mich die Einsamkeit, und doch sehe ich keinen Ausweg aus meiner Lage. Ich kluge deßhalb nicht das Schicksal an, ich allein trage die Schuld und bin bestraft nach Gebühr. In der Jugend beschäftigte mich nur Eins: mein liebes Ich. Ich hielt meine gutmüthige Eigenliebe nur für Blödigkeit, ich mied die Gesellschaft — und jetzt bin ich meiner selbst erschrecklich überdrüssig. Was soll ich nun beginnen? Ich liebe Niemanden; alle meine Herzensempfindungen zu anderen sind gleichsam erzwungen und unwahr; ich besitze nicht einmal Erinnerungen, weil ich in meinem ganzen vergangenen Leben nichts als mein eigenes Ich finde. Seien Sie meine Retterin! Ihnen habe ich niemals mit Entzücken Liebe geschworen, Sie nie durch einen Schwall von Redensarten betäubt, ich ging vielmehr ziemlich kalt an Ihnen vorüber, und daher gerade wage ich jetzt, zu Ihnen meine Zuflucht zu nehmen. Würde ich es doch schon früher gethan haben, wenn Sie damals frei gewesen wären! Inmitten all meiner künstlichen und gemachten Empfindungen, Freuden und Leiden war das einzige wahre und aufrichtige Gefühl, die freilich geringe aber unfreiwillige Neigung zu Ihnen, welche damals wie eine vereinzelte Aehre unter wucherndem Unkraut verkam . . . Lassen Sie mich nur ein einziges Mal in ein fremdes Antlitz, in eine fremde Seele blicken, — mein eigenes Gesicht widert mich an! Ich gleiche einem Menschen, der verurtheilt ist, sein ganzes Leben in einem Zimmer mit Spiegelwänden zu verbringen. Ich verlange von Ihnen keine Geständnisse — bei Gott keine! Schenken Sie mir die stillschweigende Theilnahme einer Schwester, oder auch nur die einfache Neugier des Lesers — ich werde Sie interessiren, wahrhaftig, ich werde Sie interessiren.

Im Uebrigen habe ich die Ehre, als Ihr aufrichtiger Freund zu verharren.

A. S.. . .

IV.

Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.

Petersburg, den 3. April 1840.

Abermals schreibe ich Ihnen, obgleich ich voraussehe, daß ich bei ausbleibender Gutheißung von Ihrer Seite bald verstummen werde. Ich begreife, daß Sie einiges Mißtrauen gegen mich hegen müssen. Sie haben möglicherweise Recht darin! Früher hätte ich Ihnen feierlich erklärt und mir selbst Vielleicht auf's Wort geglaubt, daß, ich mich seit unserer Trennung »entwickelt habe,« fortgeschritten sei; mit einer nachsichtigem beinahe liebkosenden Verachtung hätte ich mich über meine Vergangenheit geäußert, mit einer rührenden Prahlerei hätte ich Sie in die Geheimnisse meines jetzigen wahren Lebens eingeweiht . . . jetzt aber, ich versichere Sie, Maria Alexandrowna, ist es mir sogar peinlich und widrig, daran zu denken, welche Rolle einst meine elende Eigenliebe gespielt und wie ich mir darin gefallen habe. Fürchten Sie sich nicht, ich werde Ihnen keine großen Wahrheiten, keine tiefen Einblicke auf drängen; ich besitze sie nicht — diese Wahrheiten, diese Einblicke. Ich bin ein einfacher, gewöhnlicher Mensch geworden — glauben Sie es mir. — Ich empfinde Langeweile, Maria Alexandrowna, ja, ich kann vor Langeweile nicht aushalten. Eben darum schreibe ich Ihnen, und . . . ich glaube in der That, daß wir uns verstehen werden. Dennoch aber fühle ich mich außer Stande, weiter zu Ihnen zu reden, bevor Sie mir nicht Ihre Hand gereicht haben, bevor ich nicht von Ihnen ein Schreiben mit dem einen Worte »ja« erhalten habe. — Maria Alexandrowna, wollen Sie mich zu Ende hören? — Das ist die Frage.

Ihr ergebener A. S. . .

V.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.

Dorf . . »den 14. April.

Was sind Sie doch für ein seltsamer Mensch! Nun denn — ja!

Maria B. . .

VI.

Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.

Petersburg, den 2. Mai 1840.

Hurrah! Dank, Maria Alexandrowna, tausend Dankt Sie sind ein sehr gutes und nachsichtiges Wesen.

Versprochenermaßen beginne ich von mir selbst zu reden und thue das mit einem Vergnügen, das an Appetit grenzt . . . ja, an Appetit. Von Allem in der Welt kann man mit Eifer, mit Entzücken, mit Begeisterung reden, aber mit Appetit nur von sich selbst.

In diesen Tagen ist mit mir etwas überaus Sonderbares vorgegangen: ich habe zum ersten Male einen Rückblick auf meine Vergangenheit geworfen. Sie verstehen mich: Jeder von uns denkt oft an das Vergangene — mit Bedauern oder Verdruß, oder zum bloßen Zeitvertreib, — aber einen kühlen, klaren Blick auf sein ganzes vergangenes Leben zu werfen — etwa wie ein Wanderer von einem hohen Berge auf das von ihm durchwanderte Thal zurückschaut — das vermag man nur in reiferen Jahren, und ein geheimnißvoller eisiger Schauer ergreift das Herz, wenn es zum ersten Male geschieht. Das meinige wenigstens zog sich schmerzhaft zusammen! So lange wir jung sind, haben wir solche Rückblicke nicht, meine Jugend aber ist dahin, und mir liegt, wie jenem Wanderer auf dem Berge, Alles klar und deutlich vor den Augen. Ja, dahin, unwiederbringlich dahin ist meine Jugend, und sie steht vor mir wie ein Bild im Rahmen. Ein trauriger Anblicks Wahrlich!i Maria Alexandrowna, ich bejammere mich selbst. Mein Gott! mein Gott! ist es denn möglicht daß ich bis zu diesem Grade mein eigenes Leben verdorben, mich so unbarmherzig hin und her gezerrt und gequält habe. . . Jetzt bin ich klug geworden, aber leider zu spät. Haben Sie jemals eine Fliege aus dem Netz einer Spinne gerettet? Ist Ihnen das begegnet? Erinnern Sie sich denn, wie Sie sie an die Sonne setzten; ihre Füße und Flügel sind zusammengeklebt, schwerfällig bewegt sie sich und ist mit aller Anstrengung bemüht, sich vom Spinnengewebe zu reinigen. Noch langen Versuchen erholt sie sich einigermaßen, kriecht, versucht die Flügel auszustrecken . . . umsonst! nicht mehr kann sie, wie früher,

herumschwirren, nicht mehr sorglos im Sonnenschein summen, um bald durch das geöffnete Fenster in's kühle Zimmer zu fliegen, bald wieder in die heiße Sommerlust zurückzukehren . . . Sie aber ist wenigstens nicht freiwillig in das verrätherische Netz gerathen . . . wie ich, der ich meine eigene Spinne gewesen bin. Und dennoch kann ich mir nicht einmal die ganze Schuld hieran beimessen, denn wer, sagen Sie mir, wer trägt jemals an irgend Etwas die Schuld — allein? Oder besser gesagt, tragen wir nicht Alle Schuld, ohne, daß man uns dessenungeachtet anklagen darf? Die Verhältnisse wirken bestimmend auf uns ein; sie stoßen uns ans diesen oder jenen Weg, und nachher üben sie selbst das Strafamt an uns aus. Jeder Mensch hat sein Schicksal . . . Sehen Sie. Da fällt mir eben ein etwas weit hergeholter, aber treffender Vergleich ein. Wie die Wolken sich erst aus den Dünsten der Erde bilden, aus deren Schooß emporsteigen, sich dann von ihr absondern und entfernen und endlich, Segen oder Vernichtung bringend, wieder zu ihr zurückkehren, so gestaltet sich um einen Jeden von uns, und zwar aus uns selbst, eine . . . wie soll« ich es nennen? eine Art Atmosphäre, welche zerstörend oder segenbringend auf uns zurückwirkt. Diese Atmosphäre eben — nenne ich Schicksal. Mit anderen Worten und einfacher gesagt: Jeder ist zugleich der Schöpfer und das Geschöpf seines Schicksals . . .

Jeder also ist selbst der Schöpfer seines Schicksals — ja! . . . aber unsereins ist es zu sehr, und das eben ist unser Unglück! Zu früh schon erwacht in uns das Selbstbewußtsein; zu früh schon fangen wir an, uns selbst zu beobachten . . . Wir Russen haben keine andere Lebensaufgabe, als die, unsere eigene Persönlichkeit immer auf's Neue durchzuarbeiten, und kaum haben wir die Kinderschuhe ausgetreten, so beginnen wir schon damit. Keine bestimmte Richtung wird uns von außen her gegeben, Nichts achten, an Nichts glauben wir wahrhaft, und so hoben wir freie Bahn, aus uns zu machen, was uns irgend beliebt. Nun aber ist nicht von Jedem zu verlangen, daß er sofort die Unfruchtbarkeit des in gegenstandsloser Selbstbewegung verpuffenden Geistes einsehe, — und was dabei herauskommt, ist daher nichts Anderes als wiederum eine jener geistigen Mißgeburten, eine jener nichtigen Existenzen, in denen selbst der angeborene Trieb nach Wahrheit durch die überwuchernde Eigenliebe in sein Gegentheil verkehrt wird, in denen lächerliche Einfalt mit verächtlicher Verschmitztheit sich paart und die, in einer

ohnmächtigen Unruhe des Denkens sich verzehrend, niemals weder die Befriedigung einer ernsten Thätigkeit, noch den Schmerz eines wahren Leidens, noch auch den Triumph einer siegenden Ueberzeugungstreue kennen lernen. Indem wir in uns die Fehler aller Altersstufen vereinigen, nehmen wir zugleich einem jedem dieser Fehler seine gute, versöhnende Seite; wir sind dumm wie die Kinder, aber wir sind nicht aufrichtig wie sie; wir sind kaltblütig wie die Greise, aber ihre Besonnenheit fehlt uns. . . Dafür aber sind wir Psychologen! O ja, wir sind große Psychologen. Unsere Psychologie verirrt sich nur leider allzuoft in die Pathologie; ach über unsere Psychologie! — Dieses raffinirte Studium der Gesetze eines kranken Seelenzustandes und einer kranken Geistesentwickelung, womit gesunde Menschen sich gar nicht zu befassen pflegen . . . Die Hauptsache aber ist, daß wir nie jung sind, selbst nicht in der Jugend.

Und dennoch — warum sich selbst verleumden? Als ob nicht auch wir einst jung gewesen wären! als ob nicht auch in uns die Kraft des Lebens pulsirt, gebraust, gelodert hättet O ja, auch wir waren in Arkadien geboren, auch wir haben aus jenen lichten Auen gewandelt! . . . Sind Sie beim Durchstreifen eines Gebüsches jemals auf jene dunkelfarbigen Grillen gestoßen, die, unter Ihren Füßen hervorspringend und mit Geräusch ihre feuerrothen Flügel ausbreitend, einige Schritt weit fliegen, um alsbald wiederum in das Gras zurückzusinken? Ebenso hat auch unsere farblose Jugend zuweilen auf einige Augenblicke zu kurzem Fluge ihre bunten Schwingen entfaltet . . . Erinnern Sie sich unserer stummen Abendspaziergänge zu Vieren längs der Hecke Ihres Gartens nach irgend einem langen lebhaften, heißen Gespräche? Erinnern Sie sich jener glücklichen Stunden, da die Natur uns freundlich in ihren unermeßlichen Schooß aufnahm und wir uns mit ersterbenden Sinnen wie in eine Fluth von Wonnegefühl versenkten? Plötzlich erglühte die Abendröthe und hüllte Alles um uns her in die zarteste Purpurfarbe, und von dem schimmernden Himmel, von der magisch beleuchteten Erde — überall her wehte es uns an mit einem Hauche feurig-frischer Jugend, freudig-unsterblichen Glücks. Wie die Abendröthe am Himmel, so loderten still und leidenschaftlich unsere entzückten Herzen, und die kleinen Blätter der jungen Bäume zitterten leise und unruhig über uns, gleichsam wie ein Wiederhall des Gewoges von unklaren Gefühlen und Hoffnungen in unserer

Brust. Erinnern Sie sich jener Reinheit, Güte und Gläubigkeit unserer Zukunftspläne, jenes rührenden Edelmuths unserer Hoffnungen, jener Schweigsamkeit unserer vollen Herzen — und sagen Sie selbst: waren wir damals nicht eines besseren Looses würdig als das ist, was uns seitdem zu Theil geworden? Weßhalb war es uns beschieden, nur zuweilen das ersehnte Ufer in der Ferne zu erblicken, niemals es zu betreten, niemals auf ihm zu rasten!

»Nicht Freudenthränen, gleich den Kindern Israels,
»Zu weinen an der Schwelle des gelobten Landes?

Diese beiden Verse von Fet rufen mir seine übrigen in's Gedächtniß. . . Erinnern Sie sich, wie wir einst, auf dem Wege stehend, ein Wölkchen rosenrothen Staubes in der Ferne erblickten, welches von einem leichten Windhauche gegen die untergehende Sonne emporgetragen wurde? »In fernhin wirbelnder Wolke«, begannen Sie, und wir verstummten sogleich und hörten zu:

»In fernhin wirbelnder Wolke
»Steigt auf der Staub vor mir.
»Ist's Wanderer oder Reiter,
»Der sich verhüllt in ihr?
»Doch siehe, auf flüchtigem Rosse
»Sprengt Jemand des Weges dahin . . .
»O Freund, mein Freund in der Ferne,
»Bleib' mein mit liebendem Sinn!«

Sie schwiegen . . . Wir fuhren Alle auf, als ob ein Hauch der Liebe unsere Herzen berührt hätte, und Jeder von uns — ich bin dessen gewiß — richtete unwillkürlich den Blick in die Ferne, in jene ungekannte Ferne, von der aus die Fata Morgana der Glückseligkeit aus dem Nebel erglänzt. Und doch, begreifen Sie diesen Widerspruch? Was hatten wir in der Ferne zu suchen? Waren wir denn nicht in einander verliebt? War denn das Glück uns nicht »so nah, so möglich?«[1] Und weßhalb betraten wir das ersehnte Ufer nicht? — Weil die Lüge Hand in Hand mit uns ging, weil sie unsere besten Gefühle vergiftete, weil Alles in uns Kunst und Verstellung war, weil wir einander gar nicht liebten, uns nur zu lieben zwangen und einbildeten . . .

Doch genug, genug! Wozu alte Wunden aufreißen? Es ist ja doch Alles unwiederbringlich verloren. Was in unserer Vergangenheit Gutes war — die Erinnerung daran hat mich tief aufgeregt und mit

dieser nehme ich heute Abschied von Ihnen. Es ist ohnehin Zeit, diesen langen Brief zu schließen. Ich will gehen, die Maienluft einathmen, die man hier zu Lande wie einen, die Trockenheit und Strenge des Winters durchbrechenden, feuchtwarmen Hauch des Frühlings empfindet. Leben Sie wohl!

Ihr A. S.

VII.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.

Dorf . . ., den 20. Mai 1840.

Ihren Brief, Alexei Petrowitsch, habe ich erhalten, und wissen Sie, welches Gefühl er in mir erregte? — Unwillen! . . . ja! geradezu Unwillen! . . . und ich will Ihnen auch gleich erklären, weßhalb eben dieses Gefühl. Nur Eines ist schade dabei: ich bin nicht geübt in der Feder, habe selten geschrieben und verstehe es nicht, meine Gedanken treffend und in wenig Worten auszudrücken. Sie werden aber, hoffe ich, mir dabei zu Hilfe kommen. Sie werden mich zu verstehen suchen, wenn auch nur, um zu erfahren, weßhalb ich Ihnen zürne.

Sagen Sie mir — Sie sind ja ein verständiger Mann — haben Sie sich jemals gefragt, was eine russische Frau ist, welches ihr Schicksal, ihres Stellung in der Welt — mit einem Worte, welches ihr Leben ist? Ich weiß nicht, ob Sie Zeit gehabt haben, sich diese Frage vorzulegen, und kann mir nicht vorstellen, wie Sie sie beantwortet haben mögen . . . Vielleicht wäre ich im Stande, Ihnen mündlich meine Gedanken darüber mitzutheilen, auf dem Papiere aber werde ich es kaum vermögen. Doch, gleichviel! Sie werden mir gewiß zugeben, daß wir Frauen, wenigstens diejenigen unter uns, welche nicht in die alltäglichen Sorgen des häuslichen Lebens aufgehen, ihre allendliche Bildung von Ihnen — den Männern — erhalten; Sie üben einen starken, mächtigen Einfluß auf uns. Was aber machen Sie aus uns? Ich spreche zunächst von den jungen Mädchen, namentlich von denjenigen, welche, wie ich, in ländlicher Abgeschiedenheit leben, und deren giebt es viele in Rußland. Ja, die Andern kenne ich überhaupt nicht und kann daher über sie nicht urtheilen. Stellen Sie sich ein solches Mädchen vor; seine Erziehung ist vollendet, es beginnt zu leben, sich zu amüsiren; das Vergnügen allein aber genügt ihm nicht, es verlangt mehr vom Leben; es liest, phantasirt . . . über die Liebe — immer nur über die Liebe allein, werden Sie sagen . . . Angenommen, dem sei so . . . Dieses Wort hat aber für die Jungfrau eine große Bedeutung. (Ich wiederhole, daß ich nicht von einer

solchen spreche, die überhaupt zum Denken faul oder unfähig ist.) Sie blickt verlangend in's Leben hinein, auf ihn harrend, nach dem ihre Seele sich sehnt . . . endlich erscheint er, sie ist ganz Hingebung, sie ist in seinen Händen wie weiches Wachs. Alles — Glück, Liebe und Gedanke — Alles stellt sich mit ihm zugleich ein; alle Bangigkeit ist dahin, alle Zweifel sind durch ihn gehoben; aus seinem Munde scheint die Wahrheit selbst zu reden. Sie empfindet Ehrfurcht vor ihm, schämt sich ihres Glückes, lernt von ihm, liebt ihn. Seine Macht über sie ist grenzenlos! . . . Wäre er ein Held, er könnte sie zur Begeisterung entflammen, er könnte sie bereden, sich selbst zu opfern, und jedes Opfer würde sie freudig bringen! Aber unsere Zeit bringt keine Helden hervor . . . Dennoch aber lenkt er sie, wohin es ihm gefällt; sie hat Interesse nur für das, was ihn beschäftigt, jedes seiner Worte trifft ihre Seele; sie weiß ja noch nicht, wie nichtig, leer und falsch ein Wort sein kann, wie wenig es Demjenigen kostet, der es ausspricht, und wie geringen Glauben es verdient. Nach diesen ersten Stunden von Glückseligkeit und Hoffnung folgt nur zu häufig in Folge der Verhältnisse (die Verhältnisse tragen immer die Schuld) — die Trennung. Es soll Beispiele gegeben haben, daß zwei verwandte Seelen, nachdem sie sich gefunden, sich sogleich unzertrennlich mit einander verbanden; daraus soll aber auch nicht immer Glück erwachsen sein . . . so hörte ich, indeß — was ich nicht selbst erlebt habe, darüber rede ich nicht. Daß aber die kleinlichste Berechnung und das glühendste Entzücken vereint in einem jungen Herzen leben können — das habe ich leider selbst erfahren. — Also, sagte ich, es erfolgt eine Trennung. . . Glücklich dann das Mädchen, welches sogleich erfährt, daß Alles vorbei ist, das sich nicht in Träumen der Erwartung wiegt! Aber Ihr, starke, gerechte Männer, Ihr habt in der Regel nicht das Herz, ja, nicht einmal den Wunsch, uns die Wahrheit zu sagen . . . Euch ist es bequemer, uns zu betrügen . . . obgleich ich allenfalls auch glauben will, daß Ihr zugleich mit uns Euch selbst beträgt . . . Also eine Trennung! Diese zu ertragen, kann schwer oder auch leicht sein. Wäre der Glaube an ihn, den man liebt, fest und unerschütterlich, so würde die Seele den Schmerz der Trennung bewältigen . . . ja, ich möchte sagen: erst jetzt, in ihrer Verlassenheit, würde sie die Wonne der Einsamkeit erkennen, einer Einsamkeit, aus deren Schooß Erinnerungen und Gedanken emporsteigen; erst jetzt würde sie sich selbst erkennen, sich sammeln, erstarken . . . in den

Briefen des fernen Freundes eine Stütze finden, in den eigenen, vielleicht zum ersten Male, sich ganz aussprechen . . . Wie aber zwei Menschen, welche von der Quelle eines Flusses an den verschiedenen Ufern desselben fortschreiten, sich anfangs noch die Hand entgegenstrecken, dann sich nur noch mit der Stimme erreichen können und sich endlich ganz aus den Augen verlieren, so werden auch zwei Wesen oft durch die Trennung ganz von einander gerissen. Sie werden mir einwenden: Was weiter! es war eben nicht ihre Bestimmung, zusammen zu gehen. . . Ja! für den Mann ist es ein Leichtes, ein neues Leben zu beginnen, die ganze Vergangenheit von sich abzuschütteln, die Frau kann das nicht. Nein, sie vermag nicht ihr ganzes vergangenes Leben von sich zu werfen, sich nicht von der Scholle, auf der sie Wurzel faßte, loszureißen — nein, tausend Mal nein! Und welches ist das bejammernswerthe Ende dieses Drama's? Allmälig die Hoffnung und den Glauben an sich selbst verlierend — wie schwer das aber ist, können Sie nicht ermessen — vergeht und welkt sie einsam dahin, sich nur noch krampfhaft an ihre Erinnerungen anklammernd und sich von Allem, was die Gegenwart ihr bietet, abwendend . . . Und er? . . . Sehet doch zu, wohin er unterdeß gerathen ist! Hielt er es wohl der Mühe werth, auch nur einmal stehen zu bleiben und einen Blick rückwärts zu thun? Was hinter ihm liegt, ist für ihn abgethan!i Bisweilen zwar regt sich in ihm plötzlich der Wunsch, dem früheren Gegenstande seiner Liebe wieder zu begegnen, er sucht ihn vielleicht gar absichtlich auf . . . Aber, mein Gott, aus welch' kleinlichen Motiven! Aus seinem höflichen Mitleiden, aus seinen angeblich freundschaftlichen Rathschlägen, aus seiner herablassenden Erklärung des Vergangenen hört man immer nur das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit heraus. Es ist ihm so angenehm und erfreulich, sich jeden Augenblick selbst einzugestehen, wie klug und gut er sei! Und wie wenig begreift er, was er gethan! Wie meisterhaft versteht er es, nicht zu begreifen, was in dem Herzen der Frau vorgeht, und in wie beleidigender Weise bemitleidet er sie, wenn er es begreift. . . Woher nun soll sie die Kraft nehmen, das Alles zu er tragen? Bedenken Sie noch, daß ein Mädchen, bei dem sich zu ihrem Unglück die Gedanken im Kopf zu regen beginnen, wenn es anfängt zu lieben und dem Einflusse eines Mannes unterliegt, sich meistens unwillkürlich seiner Familie, seinen Bekannten entfremdet. Zwar fand es auch früher in dem Zusammensein mit ihnen keine volle

Befriedigung, aber es lebte in gewohntem Geleise fort und verbarg in seiner Seele alle seine unantastbaren Geheimnisse. Nun aber wird der Bruch bemerkbar . . . Sie hören auf, die Jungfrau zu verstehen und sind bereit, alle ihre Handlungen zu beargwöhnen. Anfänglich wird sie davon gar nicht berührt, später aber, später, wenn sie wieder allein dasteht, wenn das, was sie erstrebt und wofür sie Alles geopfert hat, wenn ihr ganzer Himmel ihr verloren und alles Nahe, fast schon Erreichte in weite Ferne entrückt ist, — was bleibt ihr dann noch, woran sie sich aufrecht erhalten könnte? — Spott, Anspielungen, den faden Triumph eines groben, sogenannten gesunden Menschenverstandes erträgt sie allenfalls noch . . . was soll sie aber anfangen, wohin ihre Zuflucht nehmen, wenn die eigene innere Stimme ihr zuzuflüstern beginnt, daß jene Alle Recht hatten, daß sie allein sich geirrt, daß ein Leben in der Wirklichkeit, es sei, wie es wolle, immer noch besser ist, als eine Welt der Phantasie, wie Gesundheit besser als Krankheit . . . wenn die Lieblingsbeschäftigungen, die Lieblingsbücher sie anwidern, Bücher, aus denen sich, kein Glück herauslesen läßt — was, glauben Sie, was kann sie dann noch aufrecht erhalten? Wie soll man in einem solchem Kampfe nicht unterliegen? wie leben und zu leben fortfahren in solcher Oede? Sich besiegt geben und wie ein Bettler den Fremden, Gleichgültigen die Hand entgegenstrecken, flehend, daß wenigstens sie Einem diejenige Theilnahme schenken möchten, welche entbehren zu können das stolze Herz sich einstmals einbildete . . . Das« Alles ließe sich noch ertragen, aber sich selbst lächerlich finden in demselben Augenblick, in welchem man heiße, heiße Thränen vergießt. . . ach, davor bewahre Gott Jeden! . . . Meine Hände zittern und ich fiebere. . . mein Gesicht glüht. . . Es ist Zeit zu schließen . . . Ich sende diesen Brief so schnell als möglich ab, so lange ich mich meiner Schwachheit noch nicht schäme. Aber um Gottes Willen, in Ihrer Antwort nicht ein Wort, hören Sie, nicht ein Wort des Mitleids, sonst schreibe ich Ihnen nie wieder. Verstehen Sie mich: ich möchte nicht, daß Sie diesen Brief für den Erguß einer unverstandenen Seele hielten, welche sich beklagt . . . Ach! mir ist Alles gleicht Leben Sie wohl.

M.

VIII.

Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.

St. Petersburg, den 28. Mai 1840.

Maria Alexandrowna, Sie sind ein herrliches Wesen. . . Sie . . . Ihr Brief hat mir endlich die Wahrheit entdeckt! Mein Gott! was ist das für eine Oual! Der Mensch glaubt oft, daß er es nun endlich zur vollkommenen Wahrhaftigkeit gebracht habe, keine falsche Rolle spiele, sich nicht brüste, nicht lüge . . . bei näherer Betrachtung ist er aber fast noch schlechter als früher geworden. Und leider gelangt er, so lange er mit sich allein zu Rathe geht, niemals zu dieser Erkenntniß, so viel Mühe er sich auch geben mag; sein Auge steht nicht die eigenen Mängel, wie das abgestumpfte Auge des Setzers nicht die Druckfehler sieht; da ist ein anderes, frisches Auge nöthig. Ich danke Ihnen, Maria Alexandrowna . . . Sie sehen, ich rede zu Ihnen von mir; von Ihnen zu reden, wage ich nicht . . . Ach, wie lächerlich erscheint mir jetzt mein letzter, so schönrednerischer und gefühlvoller Brief! Setzen Sie Ihre Beichte fort, ich bitte Sie dringend; mir scheint es, daß sie Ihr Herz erleichtern und auch mir Nutzen bringen wird. Das Sprichwort sagt nicht umsonst: »eines Weibes Verstand ist besser, als vieler Männer Rath,« und dieses gilt wahrlich noch weit mehr von dem Herzen des Weibes! Wenn die Frauen wüßten, um wie viel besser, großmüthiger und klüger — namentlich auch klüger — sie sind, als die Männer, sie würden hochmüthig und schlecht werden; aber sie wissen es zum Glück nicht, sie wissen es nicht, weil ihre Gedanken sich nicht daran gewöhnt haben, sich immer in sich selbst zu spiegeln, wie bei uns; sie denken wenig an sich selbst, — das ist ihre Schwäche und ihre Stärke zugleich. Darin liegt das ganze Geheimniß — ich sage nicht unserer Ueberlegenheit, aber unserer Macht. Sie verschenken ihre Seele wie ein freigebiger Erbe das väterliche Gold, und wir nehmen von jeder Kleinigkeit noch Procente . . . Wie sollten Sie den Proceß gegen uns gewinnen können? . . . Dies Alles sind nicht Complimente, sondern ungeschminkte, auf Erfahrung gegründete Wahrheiten. Ich bitte Sie wiederholt, Maria Alexandrowna, fahren Sie fort, mir zu schreiben . . . Wenn Sie Alles wüßten, was mir das Herz bewegt . . . Ich will aber jetzt nicht reden,

ich will Sie hören . . . Meine Zeit zu reden« wird auch schon kommen. Schreiben Sie, schreiben Sie.

Ihr ergebener

A. S. . .

IX.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.

Dorf . . ., den 12. Juni 1840.

Kaum hatte ich meinen letzten Brief an Sie abgeschickt, Alexei Petrowitsch, als ich es auch schon bereute, aber es war nicht mehr zu ändern. Eines beruhigte mich einigermaßen: Ich bin versichert, daß Sie begriffen haben, unter dem Eindrucke welcher längst erstickter Gefühle er geschrieben war, und mich entschuldigen. Ich habe nicht einmal durchgelesen, was ich Ihnen geschrieben; ich erinnere mich aber, daß mein Herz heftig klopfte, daß die Feder in meiner Hand zitterte. Uebrigens bin ich keineswegs gesonnen, weder meine Worte, noch die Gefühle, die ich Ihnen, wie ich es verstand, mittheilte, zu widerrufen, obgleich ich mich, wenn ich mir Zeit zum Nachdenken genommen hätte, wahrscheinlich anders ausgedrückt haben würde. Heute bin ich ruhiger und habe mich weit mehr in meiner Gewalt . . .

Wenn ich mich recht erinnere, so sprach ich am Schluß meines Briefes von der drückenden Lage eines Mädchens, das sich einsam sogar unter den Seinigen fühlt . . . Ich werde mich nicht weiter darüber auslassen, sondern Ihnen lieber das Eine oder Andere über meine Person mittheilen, und hoffe, Sie auf diese Weise weniger zu langweilen.

Zuerst müssen Sie wissen, daß man mich in der ganzen Umgegend nur »die Philosophin« nennt, besonders die Damen beehren mich mit diesem Titel. Einige behaupten, daß ich mit einem lateinischen Buche in der Hand und einer Brille auf der Nase schlafe; Andere, daß ich eine sogenannte Kubikwurzel auszuziehen verstehe; keine unter ihnen zweifelt daran, daß ich im Geheimen Männerkleider trage und statt »guten Tag« aus Zerstreutheit »George Sand« sage! — und die Abneigung gegen »die Philosophien« wächst von Tage zu Tage. Wir haben einen Nachbar, einen Menschen von ungefähr fünfundvierzig Jahren, einen großen Witzbold — wenigstens gilt er für einen solchen — für den ist meine arme Person ein unerschöpflicher Gegenstand des Spottes. Er erzählt von mir, daß ich, sobald der Mond am Himmel aufgehe, nicht das Auge von ihm wende könne, und macht es vor, wie

ich ihn ansehen soll; daß ich sogar Kaffee nicht mit Rahm, sondern mit Mondschein trinke, das heißt, daß ich die Tasse in das Mondlicht stelle. Er schwört hoch — und theuer, daß ich Phrasen gebrauche, wie z. B.: »das ist leicht, weil es schwer ist, obgleich es von der anderen Seite grade deßwegen schwer ist, weil es leicht ist . . .« Er versichert, daß ich immer ein gewisses Wort suche, immer strebe »dahin »und mit komischem Eifer fragt er: »wohin? — dahin? wohin?« Er hat ebenfalls das Gerücht über mich verbreitet, daß ich Nachts am Flusse auf und ab reite und dabei eine Schubert'sche Serenade singe, oder nur: »Beethoven, Beethoven« stöhne. So eine heißblütige alte Jungfer sei ich nun einmal, und dergleichen mehr. Natürlich kommt mir das bald zu Ohren. Das wundert Sie vielleicht, aber vergessen Sie nicht, daß vier Jahre seit Ihrer Anwesenheit in dieser Gegend verflossen sind. Erinnern Sie sich, wie uns Alle damals scheel ansahen . . . Jetzt kommt die Reihe an sie. Und das Alles ist noch Nichts. Ich höre zuweilen Worte, die viel schmerzlicher das Herz treffen. Ich will nicht davon sprechen, daß meine arme, gute Mutter mir niemals die Gleichgültigkeit Ihres Vetters verzeihen kann, aber mein ganzes Leben ist, wie meine Amme, sich ausdrückt, ein wahres Spießruthenlaufen. Beständig muß ich hören: »Freilich, wie könnten wir uns zu Dir erheben? wir sind einfache Leute und handeln nur nach unserem gesunden Menschenverstande; am Ende aber ist es auch noch die Frage, was Dir alle Deine Grübeleien, Bücher und Bekanntschaften mit Gelehrten genützt haben!« Sie erinnern sich vielleicht meiner Schwester, nicht derjenigen, die Ihnen einst nicht gleichgültig war, sondern der anderen, älteren und verheiratheten; ihr Mann wie sie sich erinnern werden, zwar ein einfacher, ziemlich harmloser Mensch, über den Sie sich früher häufig lustig gemacht haben, aber sie ist glücklich, Mutter, liebt ihren Mann und der Mann sie über Alles . . . »Ich bin wie alle Anderen,« sagt sie mir zuweilen, »aber Du?« Und sie hat Recht, ich beneide sie . . .

Aber dennoch, ich fühle es, möchte ich nicht mit ihr tauschen. Mag man mich eine Philosophin, einen Sonderling, oder wie man will, nennen — ich bleibe bis zuletzt treu . . . wem? — einem Ideale — warum nicht?

Ja, einem Ideale. Ja, ich bleibe bis zuletzt Dem treu, wofür mein Herz zum ersten Male zu schlagen angefangen hat, — Dem, was ich für wahr und gut erkannt habe und erkenne . . . Wenn nur meine

Kräfte mir nicht untreu werden, wenn nur mein Abgott sich nicht als ein lebloses und stummes Idol erweist . . .

Wenn Sie wirklich Freundschaft für mich fühlen, wenn Sie mich wirklich nicht vergessen haben, so müssen Sie mir helfen, Sie müssen meine Zweifel zerstreuen, meinen Glauben stärken . . .

Im Grunde aber, welche Hilfe könnten Sie mir leisten? »Alles das sind Narrenspossen, ist dummes Zeug, — sagte mir gestern mein Onkel — Sie kennen ihn, glaube ich, nicht — ein sehr gescheidter Seeofficier außer Diensten — »ein Mann, Kinder, ein Topf mit Kohlsuppe; den Mann und die Kinder pflegen und auf den Topf achten — das ist es, was einer Frau Noth thut« . . . Sagen Sie, hat er Recht?«

Wenn er wirklich Recht haben sollte, so kann ich noch das Vergangene gut machen, kann noch in das allgemeine Geleise kommen. Worauf soll ich noch warten? was hoffen? In einem Ihrer Briefe sagten Sie etwas von den Flügeln der Jugend. Wie häufig, wie lange sind sie gefesselt! Dann aber kommt die Zeit, wo sie abfallen und man sich nicht mehr über die Erde erheben und dem Himmel zufliegen kann. Schreiben Sie mir.

Ihre M.

X.

Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.

St. Petersburg, den 19. Juni 1840.

Ich beeile mich, liebe Maria Alexandrowna, Ihnen auf Ihren Brief zu antworten. Ich gestehe Ihnen, daß wenn mich nicht . . . ich sage nicht Geschäfte — deren habe ich nicht — wenn mich nicht eine dumme Gewohnheit an diesen Ort fesselte, ich zu Ihnen reisen und mich nach Herzenslust mit Ihnen aussprechen würde, aus dem Papiere kommt Alles so kalt und todt heraus . . .

Maria Alexandrowna, ich wiederhole Ihnen, die Frauen sind besser als die Männer, und Sie müssen das durch die That beweisen. Mag unser einer seine Ueberzeugung ein abgetragenes Kleidungsstück von sich werfen, mag er sie gegen ein Stück Brod austauschen oder sie in ewigen Schlaf wiegen und darüber, wie über einst geliebten Todten, einen Grabstein sehen, zu dem er nur selten beten geht — mag unser einer das Alles thun, Ihr aber, Ihr Frauen, werdet Euch selbst, werdet Eurem Ideale nicht untreu . . . Dieses Wort »Ideal« ist nachgerade zum Spott geworden; aber den Spott fürchten, heißt die Wahrheit nicht lieben. Es kommt oft vor, daß der alberne Spott eines Dummkopfes selbst gute Menschen von Vielem zurückhält . . . wenn auch nur z. B. von der Vertheidigug eines abwesenden Freundes . . . ich selbst muß mich dessen schuldig bekennen. Aber, ich wiederhole es, Ihr Frauen seid besser als wir . . . In Kleinigkeiten ergeht Ihr Euch schneller, aber dem Teufel in's Auge zu schauen, versteht Ihr besser als wir. Ich will Ihnen weder Rath noch Hilfe ertheilen — wo sollte ich sie hernehmen! Sie bedürfen Ihrer auch gar nicht; ich reiche Ihnen aber die Hand und rufe Ihnen zu: Dulden Sie, kämpfen Sie bis zuletzt und bedenken Sie, daß das Gefühl, das Bewußtsein eines ehrenwerth bestandenen Kampfes fast höher steht, als der Triumph des Sieges . . . Der Sieg hängt nicht von uns ab.

Ihr Onkel hat von einem gewissen Gesichtspunkte aus unbedingt Recht; das Familienleben ist das Eine und Alles der Frau« für sie gibt es kein anderes Leben. Was beweist aber das? Nur die Jesuiten behaupten, daß Idee Zweck die Mittel heilige, und das ist nicht wahr!

das ist nicht wahr! Es ist unwürdig, mit staubbedeckten Füßen einen reinen Tempel zu betreten. — Am Schlusse Ihres Briefes befindet sich ein Ausspruch, der mir nicht gefällt: Sie wollen in das allgemeine Geleise gerathen; sehen Sie sich vor, daß Sie nicht fehl treten! Vergessen Sie dabei nicht, daß das Vergangene sich nicht spurlos verwischen läßt, und daß Sie, so sehr Sie sich auch bemühen und zwingen, niemals so werden können wie Ihre Schwester. Sie haben sich zu einem höhern Standpunkt als sie aufgeschwungen, aber Ihre Seele ist verwundet, sie hat einen Riß bekommen, die Ihrer Schwester ist ganz. Sie können zu ihr hinabsteigen, sich zu ihr niederbeugen, aber die Natur fordert stets ihr Recht und eine wunde Stelle verwächst nicht spurlos . . . Sie fürchten sich — wollen wir ohne Umschweife reden — Sie fürchten sich, eine alte Jungfer zu werden. Ich weiß, Sie sind schon sechs und zwanzig Jahr alt. In der That ist die Lage einer alten Jungfer nicht zu beneiden. Alle belächeln sie so gern, Alle bemerken in oft so wenig rücksichtsvoller Weise ihre Eigenthümlichkeiten und Schwächen; betrachtet man aber einen schon alternden Junggesellen näher, so verdient auch er es, daß man mit dem Finger auf ihn weise; auch an ihm könnte man den reichlichsten Stoff zum Lachen finden. Was ist dabei zu machen? Das Glück erobert man nicht im Sturm. Nie aber sollte man vergessen, daß nicht das Glück, sondern die sittliche Würde — das Hauptziel des Lebens ist.

Sie beschreiben Ihre Lage mit sehr viel Humor. Ich begreife sehr gut die ganze Bitterkeit derselben; man könnte sie beinahe eine tragische nennen. Aber, glauben Sie mir, Sie befinden sich nicht allein in einer solchen, es giebt fast keinen jetzt lebenden Menschen, der nicht ebenso gebettet wäre. Zwar werden Sie sagen, daß darum diese Lage Ihnen nicht leichter zu tragen sei, ich aber denke, daß es denn doch ein ganz anderes Ding ist, mit Tausenden zusammen, als allein zu leiden. Hier handelt es sich nicht um den Egoismus der Einzelnen, sondern um das Gefühl der allgemeinen Nothwendigkeit.

Das Alles ist sehr schön — sagen Sie vielleicht — aber in der Wirklichkeit nicht anwendbar. Warum aber nicht? Ich denke bis jetzt und werde hoffentlich nie aufhören, so zu denken, daß in Gottes Welt alles Ehrenhafte, Gute und Wahre anwendbar ist und früher oder später verwirklicht werden wird, und nicht nur erst wird, sondern sich schon täglich verwirklicht. Bleibe nur Jeder fest auf seinem

Posten, verliere er nicht die Geduld und verlange er nicht das Unmögliche, sondern thue, was seine Kräfte zu thun vermögen. Ich sehe übrigens, daß ich weit von der Sache abschweife. Ich verspare die Fortsetzung meiner Betrachtungen auf einen anderen Brief, will aber nicht die Feder niederlegen, ohne Ihnen herzlich, herzlich die Hand zu drücken und Ihnen von ganzer Seele hinieden alles Gute zu wünschen.

Ihr A. S. . .

PS. *A propos*! Sie sagen, daß Sie Nichts mehr zu erwarten, auf Nichts mehr zu hoffen haben; erlauben Sie mir die Frage, woher Sie das wissen?

XI.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.

Dorf . . ., den 30. Juni 1840.

Wie bin ich Ihnen dankbar« Alexei Petrowitsch« für Ihren Brief, wie großen Nutzen hat er mir gebracht! Ich sehe, Sie sind wirklich ein guter und zuverlässiger Mensch, und daher werde ich Ihnen Nichts verschweigen. Ich glaube Ihnen! Ich weiß, daß Sie meine Offenherzigkeit nicht mißbrauchen und mir freundschaftlichen Rath ertheilen werden. So hören Sie denn. Ich habe am Schlusse meines letzten Briefes einen Ausspruch gethan, der Ihnen nicht ganz gefallen hat; was mich dazu veranlaßte, will ich Ihnen heute mittheilen: Wir haben einen Nachbar . . . zur Zeit Ihres hiesigen Aufenthalts war er noch nicht da, und daher haben Sie ihn auch nicht gesehen. Er . . . ich würde ihn heirathen können, wenn ich wollte . . . er ist ein noch junger, gebildeter, wohlhabender Mann. Von Seiten meiner Verwandten stehen einer Verbindung mit ihm keine Hindernisse entgegen; im Gegentheil, sie wünschen dieselbe, wie ich bestimmt weiß, er hat ein angenehmes Aeußere und liebt mich, glaube ich . . . aber er ist so träge, so flach und alle seine Wünsche sind so beschränkt, daß ich nothwendigerweise meine Ueberlegenheit ihm gegenüber fühlen muß; er merkt das und freut sich gewissermaßen darüber, und eben dieses ist es, was mich von ihm zurückstößt; ich kann ihn trotz seines vortrefflichen Herzens nicht achten. Was soll ich beginnen, rathen Sie mir. Denken Sie für mich darüber nach und schreiben Sie mir aufrichtig Ihre Meinung. Wie dankbar bin ich Ihnen für Ihren Brief! . . . Glauben Sie mir, zuweilen bemächtigen sich meiner so trübe Gedanken . . . ja, es war so weit mit mir gekommen, daß ich mich fast jedes . . . ich sage nicht beseligenden, jedes vertraueusvollen Gefühls schämte, daß ich voll Verdruß ein Buch zerschlug, wenn in ihm von Glück und Hoffnung die Rede war; daß ich mich von dem wolkenlosen Himmel, von dem frischen Grün der Bäume, von Allem, was sich freute und lächelte, abwandte. Was war das für ein drückender Zustand! Ich sage: war . . . wie wenn er vergangen seil

Ob er vergangen ist? . . . Ich weiß es nicht; das weiß ich aber, daß, wenn er nicht wiederkehrt, ich es Ihnen verdanke. Sehen Sie, Alexei Petrowitsch, wieviel Gutes Sie gethan haben, ohne es vielleicht selbst zu ahnen! — *A propos*, wissen Sie, daß ich Sie sehr bedauere? Jetzt ist gerade die herrlichste Zeit des Sommers, wir haben wunderschöne Tage, blauen, klaren Himmel . . . Der Himmel Italiens kann nicht schöner sein, und Sie sitzen in der schwülen und staubigen Stadt und gehen auf dem brennenden Steinpflaster einher. Wie kann Ihnen das Vergnügen machen? Wenigstens sollten Sie doch eine Villa beziehen; hinter *Peterhof*, am Meeresstrande, soll es ja reizende Landhäuser geben!

Ich würde Ihnen gern noch mehr schreiben, aber ich kann nicht; aus dem Garten dringen so wundervolle Düfte herein, daß es mich im Zimmer nicht länger leidet. Ich setze den Hut auf und gehe spazieren . . . Nächstens mehr, guter *Alexei Petrowitsch.*

Ihre ergebene M. B.

PS. Ich habe vergessen Ihnen zusagen denken Sie sich, der Witzbold, von dem ich Ihnen letztens schrieb, hat mir — stellen Sie sich's vor — vor einigen Tagen seine Liebe erklärt, und zwar in den feurigsten Ausdrücken. Ich glaubte anfangs, daß er sich über mich lustig machen wolle, aber er endigte mit einem förmlichen Antrage — und das nach all seinen Verläumdungen. Aber er ist jedenfalls viel zu alt. Gestern setzte ich mich Nachts, ihm zum Aerger, vor dem offenen Fenster an's Klavier und spielte beim Scheine des Mondes eine Sonate von Beethoven. Wie war es so erquickend, des Mondes kaltes Licht auf meinem Antlitz zu fühlen, so wohlthuend die aromatische Nachtluft mit den herrlichen Klängen der Musik zu erfüllen, die von Zeit zu Zeit vom Schlagen der Nachtigall übertönt wurden! Ich bin lange nicht so glücklich gewesen. Schreiben Sie mir indessen, worüber ich Sie im Anfange dieses Briefes zu schreiben gebeten habe, das ist sehr wichtig. —

XII.

Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.

St. Petersburg, den 8. Juli 1840.

Liebe *Maria Alexandrowna*, hier meine Meinung in zwei Worten: sowohl den alten Junggesellen, als auch den jugendlichen Anbeter — Beide über Bord! Da ist Nichts zu überlegen. Weder der eine noch der andre ist Ihrer werth — das ist klar, wie zwei Mal zwei vier ist. Der junge Nachbar mag ein ganz guter Mensch sein, doch — Gott befohlen! Ich bin überzeugt, daß es zwischen ihm und Ihnen nichts Gemeinsames gibt, daher können Sie sich vorstellen, wie angenehm Ihnen das Zusammenleben mit ihm sein würde! Und wozu sich beeilen? Ist es möglich, daß eine Frau wie Sie — ich will keine Schmeicheleien sagen und führe daher das Thema nicht weiter aus — Keinen finden sollte, der sie zu schätzen versteht? Nein, *Maria Alexandrowna*, hören Sie auf mich, wenn Sie wirklich glauben, daß ich Ihr Freund bin und mein Rath von Nutzen für Sie ist. Gestehen Sie selbst, es würde Ihnen doch angenehm sein, den alten Verläumder zu Ihren Füßen zu sehen? . . . Ich würde ihn, an Ihrer Stelle, zwingen, die ganze Nacht hindurch die Adelaide von Beethoven zu singen und den Mond zu betrachten.

Uebrigens lassen wir sie, lassen wir Ihre Anbeter! Von etwas Anderem will ich Ihnen heute schreiben. Ich befinde mich nämlich in Folge eines gestern erhaltenen Briefes in einer eigenthümlichen, halb gereizten, halb erregten Stimmung. Ich sende Ihnen eine Abschrift desselben. Er ist von einem meiner ehemaligen Freunde und Collegen, einem guten, aber ziemlich beschränkten Menschen. Vor zwei Jahren reiste er in's Ausland und hatte mir bisher nicht ein einziges Mal geschrieben. Hier folgt sein Brief:
NB. Er ist ein sehr wohl aussehender Mann.

»Cher Alexis!

»Ich bin in Neapel und sitze in meinem Zimmer auf der Chiaja am Fenster. Das Wetter ist herrlich. Ich habe zuerst lange auf das Meer hinausgeschaut, darauf erfaßte mich eine Ungeduld und plötzlich kam mir der prächtige Gedanke, an Dich zu schreiben. Ich habe, weiß

Gott, für Dich, lieber Freund, stets eine herzliche Zuneigung empfunden. Und jetzt trieb es mich, Dir mein Herz auszuschütten . . . so glaube ich, sagt man in Eurer erhabenen Sprache . . . Ungeduldig aber wurde ich, weil ich eine gewisse Dame erwarte. Wir wollen zusammen nach Bajä fahren, um dort Austern und Apfelsinen zu essen, anzusehen, wie die dunkelbraunen Hirten mit rothen Mützen die Tarantella tanzen, um uns in der Sonne wie Eidechsen braten zu lassen, mit einem Worte, um das Leben in vollen Zügen zu genießen. Lieber Freund, ich bin so glücklich, daß ich es gar nicht sagen kann. Wenn ich so geschickt mit der Feder umzugehen wüßte, wie Du — ach! welches Bild würde ich vor Deinen Augen entfalten! Aber zum Unglück bin ich, wie Du weißt, kein Schriftsteller. Diese Dame, welche ich erwarte und die mich schon länger als eine Stunde beständig emporfahren und nach der Thür blicken läßt, liebt mich. . . »Wie ich sie aber liebe — das, glaube ich, könntest selbst Du mit Deiner beredten Feder nicht beschreiben.

»Ich muß Dir sagen, daß ich sie schon vor drei Monaten kennen lernte, und daß vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an meine Liebe immer brennende, wie eine chromatische Tonleiter höher und höher steigt und im gegenwärtigen Augenblicke sich schon bis über den siebenten Himmel emporgeschwungen hat. Ich scherze — aber in der That, meine Anhänglichkeit für dies süße Geschöpf ist etwas Ungewöhnliches, Uebernatürliches. Stelle Dir vor, ich spreche fast gar nicht mit ihr, sehe sie immer nur an und lache wie ein Narr. Ich setze mich zu ihren Füßen und fühle, daß ich furchtbar dumm und glücklich, wirklich unerlaubt glücklich bin. Zuweilen kommt es vor, daß sie mir die Hand auf-'s Haupt legt . . . Nun dann, ich sage Dir . . . aber das kannst Du nicht verstehn, Du bist eben ein Philosoph und zeitlebens ein Philosoph gewesen. Sie heißt Nina, auch Ninetta, und ist die Tochter eines hiesigen reichen Kaufmannes! Sie ist schön — was sind alle Deine Raphaels gegen sie, — rasch auflodernd wie Pulver, heiter, klug, so klug, daß es wirklich erstaunlich ist, wie sie sich in mich Dummkopf hat verlieben können; sie singt wie ein Vogel in den Zweigen, und die Augen —

»Entschuldige diesen unfreiwilligen Gedankenstrich. . . mir kam es vor, als ob die Thür knarrte . . . Nein, sie kommt noch nicht, die Unartiget Du wirst mich fragen, womit das Alles endigen soll, und was ich mit mir vorhabe und ob ich noch lange hier bleiben werde. Ich

weiß das Alles nicht, Freund, und will es auch nicht wissen. Mag kommen, was da wolle . . . Ach! wer da immer wieder stehen bleiben und überlegen wollte . . .

»Sie kommt! . . . Sie läuft die Treppe heraus und singt . . . Sie ist da! Nun Freund, lebe wohl . . . jetzt habe ich keine Zeit mehr für Dich. Verzeih — sie hat den ganzen Brief bespritzt; mit einem feuchten Blumenstrauß schlug sie auf's Papier. Anfangs glaubte sie, daß ich an eine Dame schreibe, als sie aber erfuhr, daß es ein Freund sei, — ließ sie Dich grüßen und fragen, ob Ihr auch Blumen habt und ob sie duften? Nun, lebe wohl . . . Wenn Du gehört hättest, wie sie lachte . . . kein Silber hat einen solchen Klang; und welche Gutherzigkeit liegt in jedem Laut — ich möchte sogleich ihre Füßchen mit Küssen bedecken. Doch wir fahren, wir fahren! Lebe wohl! Sei nicht böse über mein abgeschmacktes Geschmier und beneide Deinen

M.

Der Brief war in der That ganz wasserfleckig und roch nach Orangenblüthen . . . zwei weiße Blumenblättchen klebten an dem Papier. Dieser Brief regte mich auf . . . ich dachte an meinen Aufenthalt in Neapel . . . Auch damals war das-Wetter herrlich, der Mai hatte eben begonnen; ich war vor Kurzem zweiundzwanzig Jahr alt geworden, kannte aber keine Ninetta. Ich strich allein umher und verging vor Durst nach Glückseligkeit, einem Durst, der zugleich quälend und süß, ja, so süß war, daß er fast der Glückseligkeit selbst glich . . . Was doch die Jugend macht! . . . Ich erinnere mich einer Nacht, in der ich auf dem Golf spazieren fuhr. Wir waren unser zwei, . . . der Bootsmann und ich . . . ja, der Bootsmann . . . Erwarteten Sie etwas Andres? Was das aber für eine Nacht war, was für ein Himmel, was für Sterne, wie sie auf den Wellen zitterten und strahlten, wie das Wasser gleich flüssigen Flammen wogte und unter den Ruderschlägen aufspritzte, welcher Wohlgeruch über das ganze Meer hinwehte — das Alles zu beschreiben, ist mir nicht möglich, so »beredt« auch meine Feder sein mag. Auf der Rhede lag ein französisches Linienschiff. Es glühte roth von den darauf brennenden Lichtern und in langen Streifen von rother Farbe lag der Wiederschein der erleuchteten Fenster fast regungslos auf dem dunkeln Meer. Der Capitain des Schiffes gab einen Ball. Eine heitere Musik drang in einzelnen Tonwellen bis zu mir; ich erinnere mich besonders des

Trillers einer kleinen Flöte zwischen den dumpfen Tönen der Trompeten, dieser Triller schien mein Boot gleich einem Schmetterlinge zu umflattern. Ich ließ an's Schiff rudern und umfuhr es zwei Mal. Weibliche Gestalten flogen an den Fenstern vorüber, getragen vom wilden Wirbel des Walzers . . . Ich ließ den Bootsmann abstoßen, fort in die Ferne, in die tiefste Dunkelheit . . . Ich erinnere mich, daß mir die Töne noch lange und als ob sie von mir nicht lassen wollten, nachfolgten . . . endlich erstarben sie. Ich erhob mich im Boote und breitete im stummem Sehnsuchtsschmerze meine Arme über das Meer aus . . . O! wie mir damals weh um's Herz wurde! Wie meine Einsamkeit mir drückend war! Mit welcher Freude hätte ich mich ganz hingegeben, ganz, — ganz, wenn nur Jemand dagewesen wäre, dem ich mich hätte hingeben können. Mit welch bitterem Gefühl in der Seele warf ich mich mit dem Angesicht auf den Boden des Bootes! Ich wollte weiter . . . gleichviel wohin . . .

nur fort!

Mein Freund aber hat Nichts von alledem erfahren. Ja, wie sollte er auch? Er hat es viel klüger angefangen als ich. Er lebt . . . und ich . . . Er hat mich nicht umsonst einen Philosophen genannt . . . Merkwürdig! man nennt Sie auch eine Philosophin . . . Weßhalb hat sich ein solches Unglück über uns entladen? . . .

Ich lebe nicht . . . Aber wer ist daran schuld? Weßhalb sitze ich hier in Petersburg? was thue ich hier? wozu schlage ich hier einen Tag nach dem andern todt? warum fahre ich nicht auf das Land? Läßt sich's nicht auch in unsern russischen Steppen leben? Hat man nicht Raum und Luft genug in ihnen? Welcher Unsinn, leeren Phantasien nachzuhängen, wenn man vielleicht nach dem Glück nur die Hand auszustrecken braucht! Es ist entschieden! Ich fahre, fahre morgen, wenn es möglich ist; ich fahre zu mir nach Hause, daß heißt zu Ihnen — das ist ja dasselbe; wir wohnen ja nur zwanzig Werst von einander. Was soll ich in der That hier versauern! Wie ist mir dieser Gedanke doch nicht früher gekommen! Liebe Maria Alexandrowna, wir werden uns bald wiedersehen. Es ist wirklich unbegreiflich, daß mir dieser Gedanke bis hierzu nicht in den Sinn gekommen ist. Ich hätte schon längst fahren sollen. Auf Wiedersehen, Maria Alexandrowna!«

Den 9. Juli.

Ich habe mir absichtlich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gegeben und mich jetzt schließlich überzeugt, daß ich hier nicht bleiben kann. Der Staub auf den Straßen ist so, beißend, daß die Augen schmerzen. Heute fange ich an, einzupacken, übermorgen reife ich wahrscheinlich von hier ab und nach ungefähr zehn Tagen werde ich das Glück haben, Sie zu sehen. Ich hoffe, Sie werden mich ebenso freundlich empfangen wie früher.

A propos! Ihre Schwester ist noch immer bei Ihrer Tante zum Besuch, nicht wahr-? Maria Alexandrowna, erlauben Sie, daß ich Ihnen herzlich die Hand drücke und Ihnen von ganzer Seele zurufe: Auf baldiges Wiedersehen! Ich hatte ohnehin die Absicht, zu reisen, jener Brief aber beschleunigte deren Ausführung. Angenommen, daß er auch nichts beweist, ja, sogar angenommen, daß Ninetta einem Andern, mir zum Beispiel, nicht gefallen würde, ich reise dennoch, das steht jetzt unwiderruflich fest. Auf Wiedersehen!

Ihr A. S.

XIII.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.

Dorf . . ., den 16. Juli 1840.

Sie kommen her, Alexei Petrowitsch, Sie werden bald bei uns sein — ist es wahr? Ich verhehle Ihnen nicht, daß mich diese Nachricht zugleich erfreut und beunruhigt. . . Wie werden wir uns wiedersehen? Wird dieses geistige Band, welches, wie mir scheint, sich schon zwischen uns gebildet hat, fortbestehen? Wird es nicht beim Wiedersehen zerreißen? Ich weiß nicht woher mir so beklommen zu Muth ist. Ich antworte Ihnen nicht auf Ihren letzten Brief, obgleich ich Ihnen viel sagen könnte; ich verschiebe das Alles bis auf unser Wiedersehn. Meine Mutter freut sich sehr auf Ihre Ankunft . . . Sie wußte, daß wir mit einander correspondiren. Das Wetter ist herrlich; wir werden viel spazieren gehen, ich werde Ihnen neue, von mir entdeckte Plätze zeigen . . . besonders schön ist ein enges, langes Thal; es liegt zwischen bewaldeten Hügeln, ja es versteckt sich gleichsam zwischen ihren Krümmungen. Ein kleiner Bach durchfließt es und kann sich kaum durch die dichten Gräser und Blumen hindurch winden . . . Doch Sie werden selbst sehen. Kommen Sie nur, vielleicht werden sie keine Langeweile empfinden.

M. B

PS. Meine Schwester werden Sie, denke ich, nicht sehen; sie bleibt noch bei der Tante. Ich glaube (aber das bleibt unter uns), daß sie einen sehr liebenswürdigen jungen Mann, einen Offizier, heirathen wird. Weshalb haben Sie mir diesen Brief aus Neapel geschickt? Das hiesige Leben erscheint trübe und arm im Vergleich zu jenem Reichthum und Glanze. Aber Modemoiselle Ninetta hat nicht Recht: Die Blumen wachsen und duften auch bei uns.

XIV.

Maria Alexandrowna an Alexei Petrowitsch.

Dorf . . ., Januar 1841.

Ich habe Ihnen mehrere Male geschrieben, Alexei Petrowitsch . . . Sie haben mir nicht geantwortet. Leben Sie noch? Oder ist Ihnen vielleicht unser Briefwechsel schon langweilig geworden; vielleicht haben Sie auch eine, Ihnen mehr zusagende Zerstreuung gefunden, als die ist, welche Ihnen die Briefe eines Landfräuleins zu bieten vermögen. Sie haben sich gewiß auch meiner nur aus Langeweile erinnert. Sollte das der Fall sein, so wünsche ich Ihnen Glück. Wenn Sie mir auch jetzt nicht antworten, so werde ich Sie nicht weiter belästigen; mir bleibt dann Nichts übrig, als meine Unvorsichtigkeit zu bedauern, zu bedauern, daß ich mich unnützer Weise aus meiner Ruhe habe aufstören lassen, daß ich einem Andern die Hand entgegenstreckte und, wenn auch nur auf einen Augenblick, aus meiner Vereinsamung heraustrat. Ich darf sie nicht verlassen, muß mich hinter Schloß und Riegel halten — das ist mein Loos, das Loos aller alten Mädchen. An diesen Gedanken muß ich mich gewöhnen. Man darf nicht hinaustreten in die freie, schöne Gotteswelt, sich nicht nach frischer Luft sehnen, wenn die Brust sie nicht erträgt. Glücklicherweise sind wir jetzt hinter tiefen Schneehaufen eingesperrt! In Zukunft werde ich klüger sein . . . Vor Langeweile stirbt man nicht, vor Gram aber könnte man wohl umkommen. Wenn ich mich irren sollte — so beweisen Sie es mir. Mir scheint es aber, daß ich mich nicht irre. Jedenfalls leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen Glück.

M. B.

XV.

Alexei Petrowitsch an Maria Alexandrowna.

Dresden, September 1842.

Ich schreibe Ihnen, liebe Maria Alexandrowna, ich schreibe Ihnen nur deshalb, weit ich nicht sterben will, ohne von Ihnen Abschied genommen, ohne mich Ihnen in's Gedächtniß zurückgerufen zu haben. Ich bin von den Aerzten aufgegeben . . . ja und ich fühle selbst, daß meine Stunden gezählt sind. Auf meinem Tische steht ein Rosenstorck; er wird noch nicht verblüht sein, wenn mit mir schon Alles vorbei sein wird. Uebrigens ist dieser Vergleich nicht ganz zutreffend, der Rosenstock ist viel interessanter, als ich!

Wie Sie sehen, bin ich im Auslande. Schon seit — sechs Monaten halte ich mich in Dresden auf. Ihre letzten Briefe erhielt ich — ich schäme mich, es zu gestehn — vor mehr als einem Jahre; einige von ihnen habe ich verloren, und auf keinen geantwortet — ich werde Ihnen gleich sagen warum. Aber, glauben Sie mir, Sie sind mir immer theuer geblieben; ich mag, außer von Ihnen, von Niemandem Abschied nehmen, vielleicht ist auch sonst Niemand da, bei dem ich es thun könnte.

Bald nach meinem letzten Briefe an Sie (ich hatte mich schon vollkommen zur Reise in Ihre Gegend gerüstet und im Voraus mancherlei Pläne geschmiedet) trat ein Ereigniß ein, das, ich muß es leider bekennen, von großem Einfluß auf mein Schicksal gewesen ist, ja von so großem, daß ich jetzt in Folge dessen sterbe. Ich begab mich nämlich in's Theater um ein Ballet zu sehen. Nie habe ich das Ballet geliebt, vielmehr stets gegen Alles, was Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen heißt, eine geheime Abneigung verspürt . . . Aber der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht, Niemand kennt sich selbst und Keiner vermag in die Zukunft zu sehen! Immer nur das Unerwartete ereignet sich im Leben und während unserer ganzen Lebenszeit thun wir nichts Anderes, als uns den Thatsachen anpassen . . . Aber ich glaube, ich habe mich wieder in die Philosophie vertieft. Meine alte Gewohnheit! Mit einem Wort, ich verliebte mich in eine Tänzerin.

Das war um so unerklärlicher, als man sie eigentlich nicht eine Schönheit nennen konnte. Es ist wahr, sie hatte goldigschimmerndes, aschfarbenes Haar und große, helle Augen mit einem schwärmerischen und zugleich frechen Blick . . . Oh, wie ich den Ausdruck dieses Blickes kenne, der ich ein ganzes Jahr in seinen Strahlen schmolz und schmachtete!

Sie war herrlich gewachsen, und wenn sie ihren Nationaltanz tanzte, stampften und schrien die Zuschauer häufig vor Entzücken . . . Es scheint aber, daß außer mir, Niemand in sie verliebt war, wenigstens Niemand so sehr, wie ich. Von demselben Augenblicke an, da ich sie zum ersten Male sah — (glauben Sie mir, ich brauche sogar noch jetzt nur die Augen zu schließen, und gleich steht vor mir das Theater, die fast leere Bühne, das Innere eines Waldes vorstellend, und sie kommt aus den Coulissen rechts hervor mit einem Rebenkranze auf dem Kopfe und einer Tigerhaut auf den Schultern) — von diesem verhängnißvollen Augenblicke an gehörte ich ihr ganz, wie ein Hund seinem Herrn gehört; und wenn ich nicht auch jetzt, noch sterbend, ihr gehöre, so ist es nur, weil sie mich von sich gestoßen hat.

In Wahrheit hat sie sich niemals besonders um mich gekümmert, sie hat mich kaum beachtet, obgleich sie sich höchst gutmüthigerweise meines Geldes bediente. Ich war für sie, wie sie sich in ihrem gebrochenen französischen Dialektik ausdrückte, »*oun Rousse, bonn enfan*« — und weiter Nichts. Aber ich . . . ich konnte nirgends mehr leben, wo sie nicht war; ich riß mich mit einem Male von allem mir Theuren, selbst von der Heimath los und folgte diesem Weibe.

Sie glauben vielleicht, daß sie Verstand hatte? — Durchaus nicht! Man brauchte nur ihre niedrige Stirn anzusehen, nur ein Mal ihr nichtssagendes, träges Lachen zu hören, um sogleich von ihrer Geistesarmuth überzeugt zu sein. Auch habe ich mich darin nicht einen Augenblick getäuscht; das half aber zu Nichts! Wie gering ich von ihr dachte, so oft ich nicht bei ihr war, so empfand ich doch in ihrer Gegenwart nur die leidenschaftlichste Anbetung . . . In deutschen Mährchen verfallen die Ritter oft in eine ähnliche Erstarrung . . . Ich konnte meinen Blick nicht von den Zügen ihres Antlitzes abwenden, konnte mich nicht satt hören an ihrer Stimme, nicht genug jede ihrer Bewegungen bewundern und athmete erst

wieder auf, wenn sie fort war. Im Uebrigen war sie gut, harmlos und natürlich, sogar allzu natürlich und ganz ohne die bei den meisten Künstlern gewöhnliche Affectation. In ihr war Leben, das heißt viel Blut, jenes edle, glühende Blut, wohinein die Sonne des Südens einen Theil ihrer Strahlen ergossen zu haben scheint. Sie schlief neun Stunden am Tage, hatte guten Appetit und las nie eine gedruckte Zeile, mit alleiniger Ausnahme der Journalartikel, in denen von ihr die Rede war. Vielleicht das einzige tiefere Gefühl in ihr war die Anhänglichkeit an *il signore Carlino*, einen kleinen habsüchtigen Italiener, der bei ihr die Stelle eines Secretairs bekleidete, und den sie später auch geheirathet hat. Und in ein solches Frauenzimmer habe ich geistiger Feinschmecker, nachdem ich schon so verschiedene höhere Genüsse durchgekostet, noch im fortgeschrittenem Alter mich verlieben können. . . Wer hätte das erwartet? Ich selbst am wenigsten! Ja, ich habe nicht erwartet, dereinst noch eine solche Rolle zu spielen, nicht geahnt, daß ich mich in den Proben umhertreiben, hinter den Coulissen frieren und mich langweilen, den Lampenruß der Bühne einathmen und die Bekanntschaft verschiedener, gar nicht respectabel aussehender Persönlichkeiten machen . . . was sage ich, ihre Bekanntschaft machen? — nein, mich mit ihnen befreunden würde; ich habe nicht geahnt, daß ich den Shawl einer Tänzerin tragen, ihr neue Handschuhe kaufen und die alten mit Weißbrod reinigen (wahrhaftig! auch das habe ich gethan!) ihre Bouquets nach Hause schleppen, ihretwegen die Vorzimmer der Journalisten und Direktoren belagern, mein Geld vergeuden, Serenaden bringen, mich erkälten und mir jene Krankheit zuziehen würde . . . Ich habe mir nicht träumen lassen, daß ich schließlich in einem kleinen deutschen Städtchen den Spitznamen: »Kunst-Barbar« erhalten würde . . . »Und das Alles umsonst, in vollem Sinne des Wortes — umsonst! Das ist es eben . . . Erinnern Sie sich, wie wir mündlich und schriftlich das Wesen der Liebe erörtert haben und wie spitzfindig wir über dieses Thema gewesen sind. In der Praxis aber ergiebt es sich, daß die wahre Liebe ein Gefühl ist, das durchaus nicht dem Bilde gleicht, welches wir uns von ihr ausmalten. Die Liebe ist sogar überhaupt kein Gefühl, sie ist eine Krankheit, ein eigenthümlicher Zustand des Körpers und der Seele, sie entwickelt sich nicht allmählich, sie ist da! man kann an ihrem Dasein nicht zweifeln und vermag nicht mit ihr Versteckens zu spielen, obgleich sie nicht immer in gleicher Form auftritt;

gewöhnlich bemächtigt sie sich des Menschen ungebeten, plötzlich, gegen feinen Willen, auf Leben oder Sterben, wie die Cholera oder das Fieber . . . Sie packt ihr Opfer, wie der Geier das Kücklein, und trägt es fort, wohin sie will, wie sehr es sich auch dagegen sträube . . . In der Liebe gibt es keine Gleichheit, keine sogenannte freie Vereinigung der Seelen und der übrigen, von deutschen Professoren in ihren Mußestunden erdachten Abstractionen . . . Nein, in der Liebe ist die eine Person — Sklave, die andere — Herr, und nicht umsonst singen die Dichter von den Fesseln der Liebe. Ja die Liebe ist eine Fessel und dazu die allerschwerste. Wenigstens bin ich zu dieser Ueberzeugung gelangt, und zwar auf dem Wege der Erfahrung, ich habe diese Ueberzeugung mit dem Preise meines Lebens erkauft, da ich als Sklave sterbe.

Das also ist mein Schicksal gewesen! In der ersten Jugend wollte ich durchaus den Himmel erstürmen . . . Dann ließ ich mir's einfallen, für das Wohl der Menschheit, der Heimath zu schwärmen; auch dies währte seine . . . Zeit; endlich dachte ich daran, mir ein häusliches Glück zu gründen . . . stolperte über einen Ameisenhaufen — und stürzte zur Erde, ja, ins Grab . . . Wie verstehen wir Rassen es doch so meisterhaft, so zu enden!

Es ist jedoch Zeit, Alles von sich abzuschütteln, ja, die höchste Zeit! Mag die Last dieser Erinnerungen zugleich mit meinem Leben von mir fallen! Zum letzten Male, wenn auch nur auf einen Augenblick, möchte ich das schöne, wohlthuende Gefühl genießen, welches mich so mild, anweht, so oft ich Ihrer gedenke. Ihr Bild ist mir jetzt doppelt werth . . . Mit ihm zugleich steigt das meiner Heimath vor mir auf und ich sende ihr und Ihnen meinen Abschiedsgruß. Leben Sie lange und glücklich und beherzigen Sie Eines: ob Sie in jener ländlichen Abgeschiedenheit, inmitten der Steppe, ausharren, wo Ihnen zuweilen so schwer um's Herz ist, wo ich aber so gerne meine letzten Stunden verbracht hätte, oder ob Sie einen andern Schauplatz betreten — überall seien Sie dessen eingedenk, daß das Leben nur den nicht betrügt, der über dasselbe nicht nachdenkt, Nichts von ihm fordert, ruhig seine spärlichen Geschenke annimmt und sie zufrieden genießt. Schreiten Sie vorwärts, so lange Sie es können, wenn aber Ihre Füße wanken, so setzen Sie sich am Wege nieder und schauen Sie auf die Vorübergehenden ohne Verdruß, ohne Neid; auch sie werden nicht weit gelangen. Früher habe ich Ihnen dergleichen nicht gesagt,

aber der Tod ist ein guter Lehrmeister. Wer sagt uns überhaupt, was das Leben, was die Wahrheit ist? Erinnern Sie sich an Denjenigen, der auch auf diese letzte Frage nicht zu antworten vermochtet . . . Leben Sie wohl, Maria Alexandrowna, leben Sie zum letzten Male wohl und gedenken Sie nicht in Bösem Ihres armen

Alexei.

- E n d e -

~~~~~~~~~~~~~~~~~~~
Druck der F. priv. Hofbuchdruckerei in Rudolstadt.
~~~~~~~~~~~~~~~~~~~

Anmerkungen

1 Ein den russischen Lesern sehr geläufiges Citat aus Puschkin’s »Onegin«.

Assja.

1857.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII. : XIX. : XX. : XXI. : XXII.

I.

Ich war damals fünfundzwanzig Jahr alt, begann N. N.: — wie ihr seht, Begebenheiten längst verflossener Tage. Ich hatte mich soeben frei gemacht und war in's Ausland gereist, nicht um »meine Erziehung zu vollenden,« wie man damals zu sagen pflegte, sondern einzig nur, weil ich mich in Gottes weiter Welt umschauen wollte. Ich war gesund, jung, heiter, an Geld fehlte es mir nicht, Sorgen drückten mich noch nicht — ich lebte in den Tag hinein, that, was ich wollte, mit einem Worte, ich stand in vollem Flor. Es fiel mir damals nicht ein, daß der Mensch keine Pflanze und seine Blüthezeit nicht von Dauer ist. Die Jugend ißt vergoldete Pfefferkuchen und denkt dabei, das eben sei das tägliche Brod; — es kommt aber die Zeit, wo man sich nach einem Stück trockenen Brodes vergebens sehnen wird. Doch es lohnt nicht, davon zu reden.

Ich reiste ohne Ziel und Plan; machte überall Halt, wo es mir gefiel, und zog weiter, sobald ich das Bedürfniß empfand, andere Gesichter zu sehen, -— namentlich: Gesichter. Mich interessirten ausschließlich nur die Menschen; ich haßte die sehenswerthen Denkmäler, die Sammlungen von Merkwürdigkeiten, schon der Anblick allein eines Lohndieners erregte in mir ein Gefühl von Langeweile und Erbitterung; in dem Dresdener »grünen Gewölbe« hätte ich fast den Verstand verloren. Die Natur wirkte mächtig auf mich, ich liebte jedoch nicht ihre sogenannten Schönheiten, ihre gewaltigen Berge, Felsen und Wasserfälle; ich liebte nicht, daß sie sich mir aufdränge, daß sie mich störe. Hingegen die Gesichter, die lebendigen, menschlichen Gesichter, -— die Rede der Menschen, ihre Bewegungen, ihr Lachen — das war es, was ich nicht entbehren konnte. Mitten in dem Gewühle war mir immer besonders leicht und froh zu Muthe; es machte mir Vergnügen, dorthin zu gehen, wohin Andere gingen; zu schreien, wenn Andere schrieen, und dabei zu sehen, wie diese Andere schrieen. Es belustigte mich, die Menschen zu beobachten . . . ja, ich beobachtete sie nicht allein, ich betrachtete sie mit einer gewissen freudigen und unersättlichen Neugier. Doch ich komme wieder von meiner Erzählung ab.

Vor zwanzig Jahren also lebte ich in der kleinen deutschen Stadt S. (Sinzig) am linken Ufer des Rheins. Ich suchte die Einsamkeit; ich war

von einer jungen Wittwe, deren Bekanntschaft ich in einem Bade gemacht hatte, in's Herz getroffen worden. Sie war sehr hübsch und klug, coquettirte mit Jedem — und auch mit mir armen Burschen, — anfangs hatte sie mich sogar aufgemuntert, nachher aber mich tief gekränkt, indem sie mich einem rothwangigen bairischen Lieutenant opferte. Aufrichtig gesprochen, die Wunde meines Herzens war nicht sehr tief; ich hielt es aber für meine Schuldigkeit, mich für einige Zeit der Traurigkeit und Abgeschiedenheit hinzugeben — woran doch die Jugend Vergnügen findet! — und ließ mich in S. nieder.

Dieses Städtchen gefiel mir wegen seiner Lage am Fuße zweier hoher Hügel, wegen seiner alten Mauern und Thürme, seiner hundertjährigen Linden, seiner steilen Brücke über dem klaren, in den Rhein fließenden Bächlein, — hauptsächlich jedoch wegen seines guten Weins. In den engen Gassen ergingen sich Abends, unmittelbar nach Sonnenuntergang (es war im Juni), allerliebste, blondlockige Rheinländerinnen und riefen dem Fremden, dem sie begegneten, mit lieblicher Stimme: »Guten Abend!« zu; — einige von ihnen kehrten selbst dann noch nicht heim, wenn bereits der Mond hinter den spitzen Dächern der alten Häuser emporstieg und die kleinen Steine des Pflasters sich deutlich in seinen unbeweglichen Strahlen abzeichneten. Ich liebte dann in der Stadt umherzuschlendern; der Mond schien unverwandt auf dieselbe vom wolkenlosen Himmel herabzuschauen; und die Stadt empfand diesen Blick und lag, in leisen Schlaf gehüllt, friedlich da, ganz vom Mondlicht umflossen, von diesem ruhigen und zugleich die Seele sanft erregenden Lichte. Der Hahn auf dem hohen, gothischen Glockenthurme glänzte in mattem Golde; in demselben Golde schillerten auch die Wasserstreifen auf der dunkeln Glanzfläche des Baches; kleine Lichter (der Deutsche geht sparsam um)! brannten bescheiden an den schmalen Fenstern unter den Schieferdächern; die Weinreben steckten geheimnißvoll ihre gekrümmten Ranken aus der Mauer hervor; da huschte Etwas vorüber in dem Schatten des alten Brunnens auf dem dreieckigen Marktplatze, plötzlich ertönte das schläfrige Pfeifen des Nachtwächters, ein gutmüthiger Hund knurrte mit halber Stimme und die Luft umfing so milde das Gesicht und die Linden dufteten so süß, daß die Brust unwillkürlich tiefer und tiefer ausathmete und das Wort »Gretchen« — halb Ausruf, halb Frage — auf den Lippen schwebte.

Die Stadt S. liegt zwei Werst vom Rheine ab. Ich ging oft hin, mir den majestätischen Strom zu betrachten, und blieb stundenlang und nicht ohne gewisse Anstrengung an die treulose Wittwe deutend, auf der Steinbank unter der einzelnstehenden, mächtigen Esche sitzen. Eine kleine Statue der Madonna mit einem fast kindlichen Gesichte und einem rothen, von Schwertern durchbohrten Herzen auf der Brust, blickte traurig aus den Zweigen hervor. An dem gegenüberliegenden Ufer lag das Städtchen L., (Linz am Rhein) das etwas größer war, als das, in welchem ich mich niedergelassen hatte. Eines Abends saß ich auf meiner Lieblingsbank und schaute bald auf den Fluß, bald zum Himmel, bald auf die Weinberge. Vor mir kletterten blondköpfige Knaben an den Seiten eines auf das Ufer gezogenen Bootes herum, das umgestürzt, mit dem getheerten Kiele nach oben, da lag, Kleine Schiffchen mit leicht geblähten Segeln zogen langsam vorüber; grünliche Wogen glitten kaum angeschwellt mit leisem Rauschen vorbei. Plötzlich ertönten die Klänge einer Musik; ich horchte auf. In der Stadt L. wurde ein Walzer gespielt, der Contrebaß brummte in abgebrochenen Tönen, die Geige klang unbestimmt dazwischen, die Flöte schrillte eifrig dazu.

— Was ist das? fragte ich einen herankommenden alten Mann mit Plüschweste, blauen Strümpfen und Schuhen mit Schnallen.

— Das, gab er zur Antwort, das Mundstück seiner Pfeife aus einem Mundwinkel in den andern schiebend, — das sind die Studenten, die aus B. (Bonn) zum Commers gekommen sind.

»Ich will mir doch diesen Commers ansehen,« dachte ich: »ich bin ohnehin ja in L. nicht gewesen.« Ich suchte einen Fährmann auf und fuhr hinüber.

II.

Vielleicht weiß nicht ein Jeder, was ein solcher Commers bedeutet. Es ist eine besondere Art feierlichen Gelages, zu welchem sich die Studenten eines Landes oder einer Verbrüderung (Landsmannschaft) vereinigen. Fast alle Theilhaber an einem Commers tragen das von Alters her eingeführte Costüm der deutschen Studenten: kurzer Schnurrock, hohe Stiefel und kleine Mütze mit farbigem Rande. Gewöhnlich versammeln sich die Studenten zum Mittage unter dem Vorsitze des Seniors und zechen bis zum Morgen, trinken, singen Lieder, den Landesvater, das Gundeamus; rauchen und machen die Philister herunter; zuweilen miethen sie sich auch ein Musikchor.

Ein solcher Commers wurde nun gerade in der Stadt L. vor einem kleinem Wirthshause, zur Sonne benannt, in einem an die Straße stoßenden Garten abgehalten. Ueber dem Wirthshause selbst und im Garten weheten Flaggen; Studenten saßen an Tischen unter gekappten Lindenbäumen; eine mächtige Dogge lag unter einem der Tische; seitwärts in einer Epheulaube saßen die Musikanten und spielten eifrig auf, indem sie sich von Zeit zu Zeit durch einen Trunk Bieres stärkten. Auf der Straße, vor dem niedrigen Gartenzaune, hatte sich eine große Menge Volkes versammelt: die guten Bürger des Städtchens L. wollten nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, sich die fremden Gäste anzusehen. Ich mischte mich auch unter die Menge der Zuschauer. Es machte mir Vergnügen, die Gesichter der Studenten zu betrachten; ihre Umarmungen, ihre Ausrufungen, das unschuldige Coquettiren der Jugend, die glühenden Blicke, das unbewußte Lachen — das beste Lachen der Welt, — dieses ganze freundliche Brausen des jugendlich frischen Lebens, dieses Ringen und Streben vorwärts — gleichviel wohin, nur vorwärts, — dieses gut müthige ungebundene Wesen, rührte mich und steckte mich an. Soll ich nicht zu ihnen gehen? fragte ich mich . . .

— Assja, hast du genug? fragte plötzlich in russischer Sprache eine Männerstimme hinter mir.

— Warten wir noch etwas, antwortete eine andere, weibliche Stimme, in derselben Sprache.

Ich wandte mich rasch um: . . . Mein Blick fiel auf einen hübschen, jungen Mann in einer weiten Jacke und mit einer Mütze; er führte am

Arme ein Mädchen, nicht hoch von Wachse, mit einem Strohhute, der den ganzen oberen Theil ihres Gesichtes bedeckte.

— Sie sind Rassen? brachte ich unwillkührlich hervor..

Der junge Mann lächelte und sagte: — Ja, wir sind Rassen.

— Ich hätte nie erwartet . . . in dieser abgelegenen Gegend, begann ich . . .

— Wir ebenso wenig, unterbrach er mich, — was thut das? Um so besser. Erlauben Sie, daß wir uns vorstellen: ich nenne mich Gagin,« und dieses ist meine . . . er stockte einen Augenblick: — meine Schwester. Und Ihren Namen, dürften wir bitten?

Ich nannte mich und wir knüpften ein Gespräch an. Ich erfuhr, daß Gagin gleich mir zu seinem Vergnügen reise, vor einer Woche in der Stadt L. angekommen sei und sich daselbst niedergelassen habe. Aufrichtig gesprochen, machte ich ungern im Auslande Bekanntschaft mit Russen. Ich erkannte sie sogar von Weitem an ihrem Gange, an dem Schnitt ihrer Kleidung, hauptsächlich jedoch an dem Ausdruck ihrer Gesichter. Der selbstzufriedene und verächtliche, häufig auch befehlende Ausdruck, wechselte plötzlich mit dem der Zaghaftigkeit und Behutsamkeit ab . . . In einem Augenblick stand der ganze Mensch Wache, sein Blick schweifte unstät umher . . . »Hätte ich vielleicht et was Dummes gesagt, lacht man nicht über mich?« schien dieser bestürzte Blick zu sagen. Noch einen Augenblick und das Majestätische der Physiognomie war wieder hergestellt, um nur noch dann und wann mit Stumpfsinn zu wechseln. Ja, ich vermied die Russen, doch Gagin gefiel mir sogleich. Es gibt in der Welt solche glückliche Gesichter; sie anzusehen ist Jedem eine Lust; man fühlt sich durch sie gleichsam erwärmt und geliebkost. Gagin hatte gerade ein solches liebliches, freundliches Gesicht mit großen, sanften Augen und weichem, krausem Haare. Er sprach so, daß, wenn man auch nicht sein Gesicht vor sich hatte, man allein an dem Tone seiner Stimme fühlte, daß er lächelte.

Das Mädchen, welches er seine Schwester genannt hatte, schien mir gleich auf dem ersten Blick sehr lieblich. Es lag etwas Eigenthümliches, Besonderes in den Zügen ihres bräunlichen, runden Gesichtes, mit der nicht großen, feinen Nase, den fast kindlich abgerundeten Wangen und den dunkelen, klaren Augen. Sie war graziös gebaut, jedoch wie es schien, noch nicht völlig entwickelt. Sie glich ihrem Bruder nicht im Geringsten.

— Wollen Sie zu uns kommen? fragte mich Gagin.

— ich denke wir haben uns die Deutschen genug angesehen. Unsere Landsleute würden freilich wohl Scheiben eingeworfen und Stühle zerbrochen haben, diese hier sind aber doch gar zu anständig. Was meinst Du, Assja, wollen wir nach Hause gehen?

Das Mädchen nickte bejahend mit dem Kopfe.

— Wir wohnen außerhalb der Stadt, fuhr Gagin fort — in einem Weinberge, in einem einzelnstehenden Häuschen, hoch oben. Es ist herrlich bei uns, sehen Sie sich's an. Die Wirthin hat versprochen, uns saure Milch zu bereiten. Es wird ja auch jetzt bald dunkel werden und da fahren Sie doch lieber bei Mondlicht über den Rhein.

Wir machten uns auf den Weg. Durch ein niedriges Stadtthor (eine alte Mauer aus Feldstein umgab die Stadt von allen Seiten, selbst die Schießscharten waren noch nicht alle zusammengestürzt) traten wir in's Freie und nachdem wir ungefähr hundert Schritte längs einer steinernen Mauer gegangen waren, blieben wir vor einem engen Pförtchen stehen. Gagin öffnete es und führte uns aus einem steilen Pfade den Berg hinan. Zu beiden Seiten waren die Abhänge mit Weinstöcken bepflanzt; die Sonne war eben untergegangen und ein leichter, purpurner Schimmer ruhete auf den grünen Reben, den langen Stöcken, dem trockenen, mit platten Schieferstücken und Steinen dicht bestreuten Boden und auf der weißen Mauer des kleinen Häuschens, mit dem schrägen und dunkelen Fachwerk und den vier hellen Fenstern, welches ganz oben auf dem Berge stand, den wir jetzt hinankletterten.

— Da ist unsere Wohnung! rief Gagin aus, indem wir uns dem Häuschen näherten: — und da bringt auch schon die Wirthin unsere Milch. Guten Abend, Madame. Wir wollen uns gleich darüber hermachen, doch zuvor, fügte er hinzu; — schauen Sie sich einmal um. Was sagen Sie zu dieser Aussicht?

Die Aussicht war in der That reizend. Der Rhein lag vor uns, ein Silberstreif zwischen grünen Ufern; an einer Stelle glühete er im purpurgoldigen Scheine der untergegangenen Sonne. Das am Ufer liegende Städtchen ließ alle seine Häuser und Gassen erblicken; Hügel und Felder breiteten sich weit hin aus. Unten war es schön, oben jedoch noch schöner: einen besonderen Eindruck machten auf mich die Reinheit und Tiefe des Himmels, die glanzvolle Durchsichtigkeit

der Luft. Leicht und frisch wiegte sie sich und strich in sanfter Wellenbewegung hin, als fühlte auch sie sich freier auf der Höhe.

— Sie haben sich da einen herrlichen Wohnsitz ausgewählt, sagte ich.

— Assja hat ihn entdeckt, erwiederte Gagin; — nun Assja, ordne Alles an. Laß Alles hierher bringen. Wir wollen im Freien unser Abendessen einnehmen. Hier hört man die Musik besser. Haben Sie's nicht auch bemerkt; setzte er hinzu: — in der Nähe taugt ein Walzer oft Nichts — fades und rauhes Getön; aus der Ferne macht er sich aber wunderschön! bringt alle romantische Saiten des Herzens in Bewegung. Assja, (eigentlich war Anna ihr Name, Gagin jedoch nannte sie Assja, und ihr erlaubt mir wohl, sie auch so zu nennen) Assja begab sich in das Haus und kehrte bald mit der Wirthin zurück. Beide zugleich trugen ein großes Theebrett mit einem Töpfe voll Milch, Tellern, Löffeln, Zucker, Beeren und Brot. Wir setzten uns und machten uns an das Essen. Assja nahm den Hut ab; ihr schwarzes, etwas beschnittenes und wie bei Knaben frisirtes Haar, fiel in dichten Locken über Schultern und Nacken. Anfangs hatte sie Scheu vor mir; Gagin sagte ihr aber:

— Assja, fürchte dich nicht, er thut dir nichts zu Leid!

Sie lächelte und bald darauf redete sie mich selbst einige Male an. Ich habe noch nie ein beweglicheres Wesen gesehen. Nicht einen Augenblick saß sie ruhig; sie stand auf, lief in das Haus, kam wieder heraus, sang mit halblauter Stimme und lachte häufig auf eine sehr seltsame Weise; es schien als lachte sie nicht über das was sie hörte, sondern über verschiedene Gedanken, die ihr gerade in den Sinn kamen. Ihre großen Augen blickten offen, hell und furchtlos, zuweilen jedoch blinzelten die Lider leicht und dann wurde ihr Blick plötzlich tief und sauft.

Wir plauderten so beinahe zwei Stunden. Der Tag war längst erloschen, und der Abend aus Purpurroth in helles Rosa, dann in bleiches Grau übergehend, löste sich endlich in Nacht auf, unser Gespräch aber floß ununterbrochen, friedlich und ruhig, wie die uns umringende Luft. Gagin ließ eine Flasche Rheinwein bringen und wir tranken sie, ohne zu eilen, aus. Die Musik ließ sich noch immer vernehmen; doch weicher und milder dünkten uns die Töne; Lichter wurden in der Stadt und auf dem Flusse angezündet Assja neigte plötzlich den Kopf, so daß die Locken ihr über die Augen herabfielen,

verstummte und athmete tief auf; dann sagte sie uns, sie wolle schlafen und ging in das Haus; ich sah jedoch wie sie, ohne Licht anzuzünden, lange hinter dem geschlossenen Fenster stand. Endlich stieg der Mond herauf und ließ seinen Schein auf der Wasserfläche spielen, Alles wurde hell, versank in Schatten, gestaltete sich anders, sogar der Wein in unseren geschliffenen Gläsern erglühte in geheimnißvollem Glanze. Der Wind hatte nachgelassen, gleichsam seine Flügel eingezogen und sich vollständig gelegt; nächtliche, aromatische Wärme stieg vom Boden herauf.

— Es ist Zeit! rief ich aus, sonst finde ich keinen Fährmann mehr.

— Es ist Zeit, wiederholte Gagin.

Wir stiegen den Fußpfad hinunter. Plötzlich rollten Steine hinter uns her, es war Assja, die uns nacheilte.

— Schläfst Du denn nicht? fragte sie ihr Bruder, sie aber ohne ihm Antwort zu geben, lief an uns vorüber. Die letzten ersterbenden Lämpchen, welche die Studenten im Garten des Wirthshauses angezündet hatten, beschienen von unten herauf das Laubwerk der Bäume, was denselben ein festliches und phantastitsches Aussehen verlieh. Wir fanden Assja am Ufer: sie unterhielt sich mit dem Fährmanne. Ich sprang in das Boot und nahm Abschied von meinen neuen Freunden. Gagin versprach, mich am folgenden Tage zu besuchen; ich drückte ihm die Hand und reichte die Meinige Assja hin; sie aber sah mich nur an und nickte mit dem Kopfe. Das Boot stieß ab und glitt auf dem raschen Strome dahin. Der Fährmann, ein rüstiger Alter, tauchte mit Anstrengung die Ruder in die dunkele Fluth.

— Sie sind in den Mondstreifen hinein gefahren, haben ihn zertheilt, rief Assja mir nach.

Ich senkte das Auge; die Wellen plätscherten, in Dunkel gehüllt, um das Boot herum.

— Leben Sie wohl! ertönte noch ein Mal ihre Stimme.

— Auf Wiedersehen, morgen, setzte Gagin hinzu.

Das Boot legte an. Ich stieg aus und blickte zurück. Auf dem entgegengesetzten Ufer war Niemand mehr zu sehen. Der Mondstreifen zog sich wieder wie eine goldene Brücke über den ganzen Strom. Gleichsam als Abschiedsgruß klangen die Töne eines alten Lannerschen Walzers herüber. Gagin hatte Recht gehabt: ich

fühlte, daß alle Saiten meines Herzens als Antwort auf jene Klänge erzitterten. Ich ging über die dunkelnden Felder nach Hause, die balsamische Luft langsam einathmend, und erreichte, ganz abgespannt von süßer Erschlaffung zielloser und unendlicher Erwartungen, mein Zimmer. Ich fühlte mich glücklich . . . Aber worüber war ich denn glücklich? Ich wünschte Nichts, ich dachte an Nichts . . . ich war glücklich.

Fast lachend im Vollgefühl angenehmer und wechselnder Eindrücke, sank ich in mein Bett und schloß bereits die Augen, als mir plötzlich einfiel, daß ich im Laufe des Abends nicht ein einziges Mal meiner grausamen Schönen gedacht hatte. »Was bedeutet denn das? fragte ich mich: — »bin ich nicht verliebt?« Doch als ich mir diese Frage vorgelegt hatte, war ich, wie mir däucht, schon eingeschlafen, wie ein Kind in der Wiege.

III.

Am andern Morgen (ich war bereits wach, aber noch nicht aufgestanden) klopfte Jemand mit einem Stocke unter meinem Fenster und eine Stimme, die ich sogleich als die Gagin's erkannte, stimmte an:

»Noch schläfst Du? Es soll
»Die Guitarre Dich wecken . . .«

Ich eilte ihm die Thür zu öffnen.

— Guten Morgen, sagte Gagin, indem er hereintrat: Ich störte Sie etwas früh, sehen Sie aber, was für ein Morgen! Frische, Thau, die Lerchen singen . . . Mit seinem lockigen, glänzenden Haare, dem bloßen Halse und den rosigen Wangen war er selbst frisch wie der Morgen.

Ich kleidete mich an; wir traten hinaus in den Garten, setzten uns auf eine Bank, ließen uns Kaffee bringen und begannen zu plaudern. Gagin theilte mir seine Pläne für die Zukunft mit: im Besitze eines artigen Vermögens und völlig unabhängig, wollte er sich der Malerei widmen, nur bedauerte er, daß ihm dieser Gedanke so spät gekommen sei und er viel Zeit unnütz verloren habe; ich erwähnte gleichfalls meiner Pläne und vertraute ihm nebenbei das Geheimniß meiner unglücklichen Liebschaft. Er hörte mich langmüthig an, aber so viel ich bemerken konnte, erregte in ihm meine Leidenschaft keine lebhafte Theilnahme. Nachdem er ein paar Male aus Artigkeit gegen mich mitgeseufzt hatte, schlug er mir vor, zu ihm zu kommen und seine Studien anzusehen. Ich war sogleich bereit.

Assja trafen wir nicht an. Sie war, nach Aussage der Wirthin auf die »Ruine« gegangen. Zwei Werst von dem Städtchen L. befanden sich Ueberreste einer mittelalterlichen Burg. Gagin legte mir alle seine Mappen vor. In seinen Entwürfen war viel Leben und Wahrheit, eine gewisse Freiheit und Breite, jedoch keiner war ausgeführt und die Zeichnung war nachlässig und nicht ohne Fehler. Ich sagte ihm meine Meinung frei heraus.

— Ja, ja, nahm er mit einem Seufzer das Wort: — Sie haben Recht; das Alles ist sehr schwach und unvollkommen. Was ist dabei zu thun! Ich habe nicht studirt wie sich's gebührt, und da schlägt noch dazu

die slavische Fahrlässigkeit durch. Vor der Arbeit ist's, als schwebe man wie im Adlerfluge dahin: den Erdball, scheint',« könnte man aus seiner Bahn reißen, kommt's aber zum Handeln, so verliert man gleich die Kraft und wird müde.

Ich versuchte ihm Muth einzusprechen, er aber wies mich ab mit der Hand, raffte seine Mappen zusammen und warf sie auf den Divan. — Wenn die Geduld vorhält, soll noch aus mir Etwas werden, brummte er in den Bart: — wenn nicht — dann bleibe ich Landjunker. Doch suchen wir Assja auf. — Wir gingen.

IV.

Der Weg zur Ruine schlängelte sich am Abhange eines bewaldeten Thales hin, in dessen Grunde ein Bach rauschend über Gestein rollte, als drängte es ihn, sich in dem großen Strome zu verlieren, der ruhig hinter dem scharfzackigen Bergrand hervorschimmerte. Gagin lenkte meine Aufmerksamkeit auf einige vortheilhaft beleuchtete Punkte; aus seinen Worten sprach, wenn nicht der Maler, so doch gewiß der Künstler. Bald zeigte sich die Ruine. Auf dem Gipfel eines nackten Felsens erhob sich ein viereckiger, ganz geschwärzter, noch fester Thurm, der aber durch einen Riß der Länge nach wie zerspalten war. Bemooste Mauern stießen an den Thurm; hier und dort rankte sich Epheu; krummästiges Gestrüpp füllte die Schußscharten und eingestürzten Gewölbe. Ein steiniger Weg führte zum Thore, das verschont geblieben war. Wir waren demselben schon nahe, als plötzlich vor uns eine weibliche Gestalt vorbeiglitt, rasch über die Trümmerhaufen dahineilte und sich auf einen Vorsprung der Marter setzte, gerade über dem Abgrunde. — Das ist ja Assja! rief Gagin aus: — ist die aber toll!

Wir traten durch das Thor in einen mäßigen Hof, der zur Hälfte mit wild wachsenden Aepfelbäumen und Brennesseln überwuchert war. Auf dem Vorsprunge saß Assja, sie war es. Sie wandte das Gesicht zu uns und lachte auf, rührte sich aber nicht von der Stelle. Gagin drohte ihr mit dem Finger, ich machte ihr laut Vorwürfe über ihre Unvorsichtigkeit.

— Lassen Sie das, flüsterte mir Gagin zu: — reizen Sie sie nicht; Sie kennen sie nicht: sie wäre noch im Stande, den Thurm hinaufzuklettern. Betrachten Sie sich lieber das dort, wie doch die Leutchen hier herum erfinderisch sind.

Ich blickte mich um: in einem Winkel hatte sich’s eine gute Alte in einem engen Gehäuse von Brettern bequem gemacht und strickte ihren Strumpf, indem sie dabei scheele Blicke über die Brille aus uns warf. Sie hielt für Touristen Bier, Kuchen und Selterswasser feil. Wir nahmen Platz auf einer Bank und machten uns an unsere schweren, zinnernen Kannen mit kühlem Biere. Assja saß immer noch unbeweglich da, sie hatte ihre Füße herausgezogen und um den Kopf eine Schärpe von Nesseltuch geschlungen. Ihre schlanke Gestalt

zeichnete sich deutlich und schön auf dem hellen Himmelsgrunde ab; ich konnte sie indessen nicht ohne Mißvergnügen ansehen. Noch am Tage vorher hatte ich an ihr etwas Gespanntes, Unnatürliches wahrgenommen . . . »Sie will uns in Erstaunen setzen,« dachte ich, »wozu das? was für ein kindischer Einfall?« Als wenn sie meine Gedanken errathen hätte, warf sie einen raschen und durchdringenden Blick auf mich, lachte auf, sprang in zwei Sätzen die Mauer herab und bat sich, zu der Alten tretend, ein Glas Wasser aus.

— Du glaubst wohl, ich wolle trinken? sagte sie, zum Bruder gewendet, — nein; es sind da Blumen auf der Mauer, die ich durchaus begießen muß.

Gagin erwiederte nichts; sie aber kletterte, mit dem Glase in der Hand, die Ruine hinan, machte von Zeit zu Zeit Halt, und sich niederbeugend, ließ sie. mit ergötzlicher Wichtigthuerei, einige Tropfen Wasser herabfallen, die hell an der Sonne glitzerten. Ihre Bewegungen waren sehr anmuthig, mich aber ärgerte sie wie zuvor, obgleich ich unwillkürlich ihre Leichtigkeit und Gewandtheit bewunderte. An einer gefährlichen Stelle that sie absichtlich einen Schrei und lachte dann laut . . . das brachte mich noch mehr auf.

— Die klettert ja wie eine Geis. brummte die Alte vor sich hin und hielt für einen Augenblick mit Stricken inne.

Inzwischen hatte Assja das Glas geleert und war, schelmisch sich hin und her wiegend, zu uns zurückgekehrt. Ein eigenthümliches Lächeln umspielte kaum merklich ihre Brauen, die Nasenflügel und Lippen; halb dreist, halb heiter blinzten die dunklen Augen.

— Sie finden mein Betragen anstößig, schien ihr Gesicht zu sagen; — gleichviel: ich weiß doch, daß Sie mich bewundern.

— Sehr gewandt, Assja, sehr gewandt! sagte Gagin halblaut.

Es war, als fühlte sie plötzlich Scham; sie senkte die langen Wimpern und setzte sich, wie schuldbewußt, bescheiden zu uns. Jetzt zum ersten Male betrachtete ich mir genau ihr Gesicht, das veränderlichste Gesicht, das ich jemals gesehen habe. Einige Augenblicke darauf wurde es ganz bleich und nahm einen gesammelten, fast wehmüthigen Ausdruck an; ihre Züge kamen mir jetzt sogar breiter, strenger und einfacher vor. Sie war ganz still geworden. Wir machten einen Gang um die Ruine herum (Assja folgte uns) und ergötzten uns an den Fernsichten. Unterdessen rückte die

Mittagsstunde heran. Gagin bezahlte die Alte, forderte noch eine Kanne Bier und rief, zu mir gewandt, mit verschlagenem Blick:

— Auf das Wohl der Dame Ihres Herzens!

— Hat er denn, — haben Sie denn eine solche Dame? fragte auf einmal Assja.

— Wer denn hätte keines erwiederte Gagin.

Assja wurde plötzlich nachdenkend; ihr Gesicht bekam wieder einen andern Ausdruck, das herausfordernde, fast dreiste Lächeln war zurückgekehrt.

Auf dem Heimwege lachte und tollte sie noch ärger. Sie brach sich einen langen Zweig ab, lehnte ihn an ihre Schulter wie eine Flinte und band sich die Schärpe um den Kopf. Ich erinnere mich, es begegnete uns eine zahlreiche Gesellschaft blondhaariger, gezierter Engländer: wie auf gegebenes Commando ließen Alle in kaltem Erstaunen Assja an ihren glasichten Augen vorbei, während diese, ihnen zum Possen, lauten Gesang anstimmte. Zu Hause angekommen, begab sie sich sogleich auf ihr Zimmer und zeigte sich erst kurz vor dem Essen, in ihr bestes Kleid gekleidet, mit sorgfältig geordneten Haaren und in Handschuhen. An der Tafel hielt sie sich sehr sittsam, beinahe steif, berührte kaum die Speisen und trank Wasser aus einem Weinglase. Offenbar lag ihr daran, sich mir in einer neuen Rolle vorzustellen, — in der Rolle eines anständigen und wohlgesitteten Fräuleins. Gagin ließ sie gewähren; man sah sehr wohl, daß es ihm bereits zur Gewohnheit geworden war, ihr in Allem den Willen zu lassen. Zuweilen sah er mich gutherzig an und zuckte leicht mit den Achseln, als wollte er sagen: »Sie ist ein Kind; seien Sie nachsichtig.« Als die Tafel zu Ende war, erhob sich Assja, machte uns einen Knicks und fragte, den Hut aufsetzend, Gagin, ob sie zur Frau Luise gehen dürfe?

— Seit wann fragst Du um Erlaubniß? erwiederte er mit seinem unwandelbaren, jetzt etwas erstaunten Lächeln: — wird Dir die Zeit mit uns lang?

— Nein, ich habe aber gestern noch der Frau Luise versprochen, sie zu besuchen; und dann, meine ich, bleibt ihr Beide lieber allein; Herr N. ((sie zeigte auf mich) wird Dir noch Etwas erzählen.

Sie ging.

— Frau Luise« begann Gagin, indem er sich bemühte, meinen Blicken auszuweichen« — ist die Wittwe eines ehemaligen

Bürgermeisters von hier, eine gute, aber beschränkte Alte. Sie hat Assja sehr lieb gewonnen. Assja's Leidenschaft ist's, mit Leuten niederer Abkunft Bekanntschaft zu machen; ich habe gefunden, daß Stolz jedes Mal der Grund davon ist. Ich habe sie ziemlich verwöhnt, wie Sie sehen, fügte er nach einer Pause hinzu; — was blieb mir aber übrig? Mit Strenge Etwas durchsetzen wollen, das könnte ich bei Niemandem, bei ihr nun vollends nicht. Es ist meine *Pflicht,* nachsichtig gegen sie zu sein.

Ich schwieg. Gagin gab der Unterhaltung eine andere Wendung. Je mehr ich ihn kennen lernte, desto mehr gefiel er mir. Ich hatte ihn bald verstanden. Das war so eine echt russische Seele, wahrheitsliebend, treuherzig, einfach, doch leider etwas träge, ohne Halt und ohne innere Glut. Die Jugend sprudelte nicht in ihm, sie glimmte gleich einem leichten Feuer. Er war höchst liebenswürdig und gescheit, doch konnte ich mir nicht vorstellen, was wohl aus ihm im Mannesalter werden sollte. Künstler will er werden . . . Ohne sauere, beständige Anstrengung wird Niemand Künstler; du, dich anstrengen, dachte ich beim Anblick des sanften Gesichtes und bei dem langsamen Tonfall seiner Stimme, — nein! anstrengen wirst du dich nicht, dich zu beherrschen, wird Dir nicht gelingen! Und doch war es mir unmöglich, ihn nicht lieb zu haben: das Herz fühlte sich wahrhaft hingezogen zu ihm. Vier Stunden mochten wir mit einander verbracht haben, bald sitzend auf dem Divan, bald ruhig vor dem Hause auf und ab gehend, und in diesen vier Stunden wurden wir vollends befreundet.

Der Tag hatte sich zu Ende geneigt und es war Zeit geworden, nach Hause zu gehen. Assja war noch immer nicht heimgekehrt.

— Das ist mir doch ein ausgelassenes Ding, sagte Gagin: — wenn Sie wollen, begleite ich Sie zurück; unterweges gehen wir bei Frau Luise vor; ich frage nach, ob sie noch da ist. Der Umweg ist unbedeutend.

Wir stiegen in die Stadt hinab, lenkten in eine enge, krumme Quergasse ein und blieben vor einem zwei Fenster breiten, vierstockigen Hause stehen. Der zweite Stock trat über den unteren, nach der Gasse zum vor, der dritte und vierte überragten den zweiten noch weiter; das ganze Haus mit seinem alterthümlichen Schnitzwerk, den zwei dicken Pfeilern unten, dem scharfkantigen Ziegeldach und dem schnabelartig aus dem Dachboden

hervorragenden Wellbaume war einem ungeheuren, höckerigen Vogel ähnlich.

— Assja! rief Gagin: — bist Du da?

Ein erhelltes Fensterchen im dritten Stocke ward angestoßen, aufgemacht und es zeigte sich uns der dunkelhaarige Kopf Assja's. Hinter ihr guckte das zahnlose Gesicht einer schwachäugigen Alten hervor.

— Bin hier, antwortete Assja, sich mit den Ellenbogen coquett auf die Fensterbrüstung stützend: — Mir gefällt es hier. Da, nimm« setzte sie hinzu, indem sie Gagin einen Geraniumzweig herabwarf: — denke Dir, ich wäre die Dame Deines Herzens.

Frau Luise lachte.

— N. will fort, entgegnete Gagin: — er wünscht Abschied von Dir zu nehmen.«

— Wirklich? äußerte Assja: — in diesem Falle gieb ihm meinen Zweig, ich bin gleich zurück.

Sie warf das Fenster zu und gab, wie mir schien, der Frau Luise einen Kuß. Gagin reichte mir schweigend den Zweig. Schweigend steckte ich ihn in die Tasche, ging zur Ueberfahrt und ließ mich an's andere Ufer übersetzen.

Ich erinnere mich, während ich nach Hause ging, dachte ich an Nichts, fühlte jedoch auf dem Herzen eine eigenthümliche Schwere, als mich unerwartet ein scharfer, mir bekannter, in Deutschland jedoch nicht gewöhnlicher Geruch stutzig machte. Ich blieb stehen und gewahrte abseits vom Wege ein mäßiggroßes Hanfbeet, dessen Geruch mich sogleich an meine heimathliche Steppe erinnerte. Ein heftiges Heimweh ward in mir rege. Es wandelte mir die Lust an, russische Luft in die Lungen zu ziehen, auf russischer Erde zu wandeln. »Was mache ich hier, warum treibe ich mich, unter Fremden, in der Fremde umher?« rief ich aus, und die dumpfe Schwere, die mir auf der Seele lag, verwandelte sich augenblicklich in bittere, brennende Aufregung. Ganz anders gestimmt, als am vorigen Tage, langte ich zu Hause an. Ich fühlte mich einigermaßen aufgebracht und konnte mich lange nicht beruhigen. Ein mir selbst unerklärbarer Aerger hatte sich meiner bemächtigt. Ich setzte mich endlich und, mich meiner treulosen Wittwe erinnernd (officielle Erinnerungen widmete ich dieser Dame am Schlusse jeden Tages),

holte ich einen ihrer Briefe hervor. Ich faltete ihn jedoch nicht einmal auseinander, meine Gedanken hatten bereits eine andere Richtung eingeschlagen. Ich dachte . . . dachte an Assja. Mir fiel ein, daß Gagin im Laufe der Unterhaltung von gewissen Hindernissen geredet hatte, die seine Rückkehr nach Rußland erschweren sollten . . . »Aber ist sie denn wohl seine Schwester?« rief ich laut.

Ich kleidete mich aus, legte mich zu Bett und versuchte einzuschlafen, aber eine Stunde darauf saß ich bereits auf meinem Lager und, mit dein Ellenbogen auf das Kissen gestützt, dachte ich wieder an das »launische Mädchen mit dem erzwungenen Lachen« . . . Sie ist wie die kleine Raphael'sche Galathea in der Farnesina geformt, sagte ich leise — »ja; und sie ist nicht seine Schwester. . .«

Der Brief der Wittwe lag indessen ruhig auf dem Fußboden, gebleicht von den Strahlen des Mondes.

V.

Am folgenden Tage begab ich mich abermals nach L. Ich hatte mir eingeredet, ich wolle Gagin besuchen, in's Geheim aber zog es mich hin, um zu beobachten, was wohl Assja angeben, ob sie wohl, wie am Tage zuvor, wieder »Extravaganzen« treiben werde. Ich traf Beide im Gastzimmer vor, und, sonderbar! — war es, weil ich die Nacht und diesen Morgen viel an Rußland gedacht hatte — mir kam Assja wie ein echt russisches Mädchen vor, ja, wie ein ganz einfaches, fast wie ein Stubenmädchen. Sie hatte ein abgetragenes Kleid an, ihr Haar war hinter die Ohren zurückgekämmt, sie saß ruhig beim Fenster und arbeitete am Nährahmen, gesetzt, still, als wenn sie es in ihrem Leben nie anders getrieben hätte. Sie sprach fast gar nicht, betrachtete von Zeit zu Zeit ihre Arbeit und ihre Züge hatten einen so nichtssagenden, alltäglichen Ausdruck, daß ich unwillkürlich an unsere naturwüchsigen Kathinka's und Maschinka's erinnert wurde. Die Aehnlichkeit vollständig zu machen, stimmte sie das »Mütterlein, Liebste mein« an. Ich betrachtete ihr gelbliches, mattes Gesicht, gedachte der gestrigen Träumereien und es wurde mir leid um Etwas. Das Wetter war herrlich. Gagin erklärte, er werde heute Studien nach der Natur vornehmen; ich fragte ihn, ob er erlauben wolle, daß ich ihn begleite, ob es ihn nicht stören werde?

— Im Gegentheil, sagte er: — Sie können mir mit, gutem Rathe beistehen.

Er setzte seinen van Dyck-Hut aus, zog sein Malerhemd an, nahm die Mappe unter den Arm und machte sich auf den Weg; langsam folgte ich ihm nach. Assja blieb zu Hause. Im Fortgehen bat Gagin sie, dafür zu sorgen, daß die Suppe nicht zu wässerig werde; Assja versprach in der Küche nachzusehen. Gagin erreichte einen Thalgrund, den ich schon konnte, ließ sich auf einem Stein nieder und begann eine alte, hohle und breitästige Eiche abzuzeichnen. Ich legte mich in's Gras und holte ein Buch hervor, kam jedoch im Lesen nicht über die zweite Seite hinaus, und er verschmierte nur sein Papier; wir schwatzten größtentheils und wenn mich mein Urtheil nicht trügt, schwatzten wir recht vernünftig und sein darüber, wie man arbeiten solle, was man zu vermeiden, was sich anzueignen habe und was den wahren Werth des Künstlers unserer Tage begründe.

Gagin erklärte zuletzt, er wäre heute nicht aufgelegt; er ließ sich neben mir nieder und nun erst recht ergoß sich ungefesselt unser jugendliches Geplauder, das bald glühendheiß, bald träumerisch, bald wie begeistert, aber fast immer unbestimmt war und worin der Rasse sich so gern ergeht. Nachdem wir uns sattgeplaudert hatten, kehrten wir überfällt von Befriedigung, Etwas gethan, Etwas errungen zu haben, nach Hause zurück. Ich fand Assja ganz so wie ich sie verlassen hatte; wie bemüht ich auch war, Beobachtungen über sie anzustellen — keine Spur von Coquetterie, keine Spur absichtlich angenommenen Spiels konnte ich an ihr bemerken; dies Mal wäre es unmöglich gewesen, sie der Unnatürlichkeit zu beschuldigen. — Ah-ha! sagte Gagin: — Du hast Dir Fasten und Buße auferlegt! Abends gähnte sie einige Mal ohne Verstellung und zog sich zeitig zurück. Ich selbst nahm auch bald Abschied von Gagin und zu Hause angelangt, überließ ich mich keinen Träumereien mehr; dieser Tag verstrich in nüchternen Empfindungen. Ich besinne mich jedoch, als ich mich schlafen legte, sagte ich laut: — Was für ein Chamäleon doch, dieses Mädchens — und nach einigem Nachdenken fügte ich hinzu: — und doch ist sie nicht feine Schwester.

VI.

So vergingen zwei ganze Wochen. Ich besuchte Gagin's alle Tage. Assja schien mich zu vermeiden, sie erlaubte sich indessen keine jener Tollheiten mehr, die mich während der zwei ersten Tage unserer Bekanntschaft so sehr befremdet hatten. Mir dünkte, sie war heimlich bekümmert oder verwirrt; auch lachte sie nicht so viel. Ich beobachtete sie mit Interesse.

Sie sprach ziemlich gut französisch und deutsch; doch konnte man aus Allem bemerken, daß sie von ihrer Kindheit an nicht Frauenhänden anvertraut gewesen war und die sonderbare, ungewöhnliche Erziehung, die sie erhalten, Nichts mit der Gagin's gemein gehabt hatte. Trotz des van Dyck-Hutes und des Malerhemdes sprach aus ihm der weiche, etwas verzärtelte, großrussische Edelmann, sie aber glich nicht einem Edelfräulein; in allen ihren Bewegungen war etwas Unstätes: das war ein erst vor kurzem aufgesetztes Pfropfreiß, ein Most, der noch nicht ausgegohren hatte. Von Natur blöde und schüchtern, ärgerte sie doch ihre Blödigkeit und aus Aerger zwang sie sich, ungezwungen und dreist zu sein, was ihr nicht immer gelang. Einige Male lenkte ich das Gespräch auf ihr Leben in Rußland, auf ihre Vergangenheit; ungern antwortete sie auf meine Fragen; ich erfuhr jedoch, daß sie vor ihrer Reise in's Ausland längere Zeit auf dem Lande zugebracht hatte. Einst traf ich sie mit einem Buche, sie war allein. Den Kopf auf beide Arme gestützt, die Finger tief im Haare verborgen, verschlang sie mit den Augen die Schrift.

— Bravo! sagte ich zu ihr herantretend; — Sie sind ja recht fleißig.

Sie hob den Kopf in die Höhe und sah mich streng und ernst an.

— Sie meinen wohl, ich könne nur lachen? sagte sie und wollte sich entfernen.

Ich warf einen Blick auf den Titel des Buches: es war ein französischer Roman.

— Ich kann Ihre Wahl nicht billigen, äußerte ich.

— Was soll ich denn lesen! rief sie und setzte, das Buch auf den Tisch werfend, hinzu: besser dann ich vertreibe mir die Zeit mit Tollheiten, und damit lief sie hinaus in den Garten.

An jenem Tage, Abends, las ich Gagin »Herrmann und Dorothea« vor. Anfangs schaffte Assja fiel um uns herum, dann hielt sie plötzlich inne, horchte auf, setzte sich still zu mir und hörte dem Lesen bis zu Ende zu. Am folgenden Tage wurde ich wieder irre an ihr, bis mir einfiel, daß ihr auf einmal der Gedanke gekommen sein müsse, frauenhaft und sittsam zu sein, wie Dorothea. Mit einem Worte, sie war mir ein räthselhaftes Wesen. Voll Eigenliebe, reizbar, zog sie mich dennoch an, selbst wenn sie mich böse gemacht hatte. Ich überzeugte mich mehr und mehr, daß sie nicht Gagin's Schwester war. Sein Benehmen gegen sie war nicht das eines Bruders: es war zu freundlich, zu rücksichtsvoll und dabei etwas gezwungen. Ein eigener Zufall sollte allem Anscheine nach meine Vermuthungen bestätigen.

Als ich eines Abends zum Weinberge kam, wo Gagin's wohnten, fand ich das Pförtchen verschlossen. Ohne viel zu überlegen, begab ich mich an eine ausgebrochene Stelle der Mauer, die ich schon früher bemerkt hatte und sprang hinüber. Nicht weit von dieser Stelle, seitwärts vom Wege, befand sich eine kleine Acazienlaube; ich hatte sie bereits erreicht und wollte eben vorübergehen . . . da vernahm ich plötzlich Assja's Stimme und die mit Heftigkeit und unter Thränen gesprochenen Worte:

— Nein, Niemanden will ich lieben, ausgenommen Dich, nein, nein, Dich nur will ich lieben — und für immer.

— So höre doch Assja, beruhige Dich, sagte Gagin: — Du weißt ja, ich glaube Dir. Beider Stimmen hörte ich in der Laube. Ich sah Beide durch das dünne Gezweige. Mich gewahrten sie nicht.

— Dich, Dich allein wiederholte sie, warf sich ihm um den Hals und küßte ihn unter krampfhaftem Schluchzen sich an seine Brust schmiegend. — Nun denn, genug, wiederholte er, indem er ihr Haar leicht mit der Hand streichelte.

Einige Augenblicke blieb ich unbeweglich . . . plötzlich raffte ich mich zusammen. — Hervortreten, zu ihnen? — Für Nichts in der Welt! durchzuckte mir's das Gehirn. Eiligen Schrittes kehrte ich zu der Mauer zurück, schnellte mich hinüber aus den Weg und erreichte fast laufend meine Wohnung. Ich lächelte, rieb mir die Hände und bewunderte den Zufall, der so unerwartet meinen Verdacht bestätigt hatte (ich hatte keinen Augenblick an dessen Richtigkeit gezweifelt); dabei war mir's aber doch recht weh' um's Herz. Verstehen es Die, sich zu verstellen! dachte ich bei mir. Und wozu das? Warum wollen

sie mich zum Besten haben? Das hatte ich nicht von ihnen erwartet . . . Und welch ein rührendes Bekenntniß das war!

VII.

Ich schlief schlecht und stand am folgenden Morgen früh auf, schnürte meinen Ranzen und nachdem ich meiner Wirthin erklärt hatte, sie brauche mich nicht zu Nacht zu erwarten, lenkte ich meine Schritte in die Berge, den Fluß hinauf, an welchem das Städtchen S. liegt. Diese Berge, ein Ausläufer des Hundsrücks, sind in geologischer Hinsicht sehr anziehend, besonders sind sie merkwürdig wegen der Regelmäßigkeit und Reinheit der Basaltschichten; mir war es aber nicht um geologische Forschungen zu thun. Ich konnte mir nicht Rechenschaft geben darüber, was in mir vorging; Eins fühlte ich bestimmt, ich verspürte kein Verlangen, die Gagin's zu sehen. Ich redete mir ein, der einzige Grund meiner unerwarteten Abneigung gegen sie liege in der Entrüstung über ihre Falschheit. Was zwang sie, sich für Geschwister auszugeben? Dabei bemühete ich mich, nicht mehr an sie zu denken, schlenderte mit Weile in den Bergen und Thälern umher, ließ mir in den Dorfwirthshäusern, in friedlichem Gespräch mit Wirthen und Gästen die Zeit vergehen, oder ich legte mich auf einen flachen, von der Sonne gewärmten Stein und sah wie die Wolken zogen, zudem war ja das Wetter so wunderschön. In dieser Weise vergingen mir drei Tage und nicht ohne Vergnügen, — obgleich mir von Zeit zu Zeit das Herz etwas beklemmt wurde. Die ruhige Natur jener Gegend entsprach so recht meiner Stimmung. Ich gab mich gänzlich dem Spiele des Zufalls und der auf mich eindringenden Eindrücke Preis; ohne Hast sich ablösend, glitten sie an der Seele vorüber und ließen zuletzt ein allgemeines Gefühl in ihr zurück, in welchem sich Alles vermengte, was ich in jenen drei Tagen gesehen, gehört und empfunden hatte: — Alles: leichter Harzgeruch der Wälder; Geschrei und Geklopfe der Spechte; nie verstummendes Gemurmel heller Bäche mit gesprenkelten Forellen auf sandigem Grunde; nicht allzu kühne Bergumrisse; graues Gestein; freundliche Dörfer mit ehrwürdigen alten Kirchen und Bäumen; Störche auf Weideplätzen, behagliche Mühlen mit lustig kreisendem Räderwerk; treuherzige Gesichter des Landvolks in blauen Kitteln und grauen Strümpfen; knarrende, träge Fuhren mit wohlgenährten Gäulen, bisweilen auch mit Kühen davor; jugendliche Fußwanderer mit langem Haare auf reinlich unterhaltenen, mit Aepfel- und

Birnbäumen besetzten Pfaden. Selbst jetzt noch denke ich mit Vergnügen an die damaligen Eindrücke zurück. Sei mir gegrüßt, bescheidener Winkel germanischen Bodens mit deiner anspruchslosen Genügsamkeit, den überall sichtbaren Anzeichen fleißiger Hände, ausdauernder, wenn auch nicht rascher Arbeit . . .

Gruß Dir und Friede!

Am Ende des dritten Tages kehrte ich nach Hause zurück. Ich vergaß zu sagen, daß ich aus Aerger gegen die Gagin's das Bild meiner hartherzigen Wittwe wiederherzustellen versucht hatte; — meine Bemühungen waren vergeblich. Als ich an sie zu denken begann. besinne ich mich, erblickte ich vor mir ein kleines Bauernmädchen, fünf Jahre ungefähr alt, aus dessen rundem Gesichtchen neugierige Aeuglein mich unschuldig groß anstaunten. Es schaute mich so kindlich treuherzig an . . . Es überkam mich eine Scham bei seinem Blicke, ich wollte nicht ihm gegenüber eine Lüge auf mich kommen lassen und sogleich und für immer gab ich meinem früheren Gegenstande den Abschied.

Zu Hause fand ich einen Zettel von Gagin vor. Es befremdete ihn mein unerwarteter Entschluß, er machte mir Vorwürfe, daß ich ihn nicht mit mir genommen hätte und ersuchte mich, zu ihm zu kommen, sobald ich zurückgekehrt wäre. Mißmuthig durchflog ich den Zettel, ging aber am folgenden Tag nach L.

VIII.

Gagin empfing mich freundlich, überschüttete mich mit liebevollen Vorwürfen; Assja jedoch hatte mich kaum erblickt, so brach sie wie absichtlich und ganz ohne Grund in lautes Lachen aus und lief, nach ihrer Weise, sogleich davon. Gagin kam außer Fassung, schalt sie brummend eine Wahnsinnige und bat mich sie zu entschuldigen. Ich muß gestehen, ich war sehr unwillig über Assja; ohnehin fühlte ich mich nicht behaglich, und da mußte noch jenes unnatürliche Lachen und absonderliche Gebahren dazu kommen. Ich that indessen, als hätte ich nichts bemerkt und theilte Gagin die Erlebnisse meiner kleinen Reise mit. Er erzählte mir, was er während meiner Abwesenheit gemacht hatte. Es wollte aber mit der Unterhaltung nicht recht gehen; Assja lief ein und aus; endlich erklärte ich, ich hätte eine eilige Arbeit und es wäre Zeit, daß ich nach Hause ginge. Gagin wollte mich anfangs zurückhalten, dann aber, mich scharf ansehend, erbot er sich, mich zu begleiten. Im Vorzimmer trat Assja unerwartet an mich heran und reichte mir die Hand; ich drückte kaum merklich ihre Finger und grüßte sie leicht hin. Wir fuhren zusammen über den Rhein, kamen an meiner Lieblingsesche mit dem Madonnenbildchen vorbei und setzten uns auf eine Bank, um uns an der Aussicht zu ergötzen. Dort fand zwischen uns ein bemerkenswerthes Gespräch statt.

Anfangs ließen wir nur wenige Worte fallen, versanken dann in Schweigen und hefteten unsere Blicke auf den hellen Strom.

— Sagen Sie, begann plötzlich Gagin mit seinem gewohntem Lächeln: — welcher Meinung sind Sie in Betreff Assja's? Nicht wahr, sie muß Ihnen ein wenig sonderbar vorkommen?

— Ja, erwiederte ich, nicht ohne einiges Befremden. — Ich hatte nicht erwartet, daß er von ihr reden werde.

— Man muß sie gut kennen lernen, um über sie ein Urtheil zu fällen, fuhr er fort: — sie hat ein sehr gutes Herz, aber einen wilden Kopf. Mit ihr ist es schwer auszukommen. Uebrigens, ihre Schuld ist es nicht und wenn Sie ihre Geschichte wüßten . . .

— Ihre Geschichte? unterbrach ich ihn . . . Ist sie denn nicht Ihre . . .
Gagin blickte mich an.

— Sollten Sie vielleicht glauben, sie wäre nicht meine Schwester? Nein, fuhr er fort, ohne auf meine Verwirrung zu achten: — sie ist es doch, eine Tochter meines Vaters. Hören Sie mich an. Ich fühle Zutrauen zu Ihnen und will Ihnen Alles erzählen.

»Mein Vater war ein sehr braver, kluger, gebildeter und unglücklicher Mann. Das Geschick hatte ihm nicht ärger als vielen Anderen mitgespielt: doch schon den ersten Stoß, den es ihm gab, ertrug er nicht. Er hatte frühzeitig nach seiner Neigung geheirathet; seine Frau, meine Mutter, starb bald; ich blieb als Kind von sechs Monaten nach. Mein Vater brachte mich auf's Land und volle zwölf Jahre ließ er sich nirgends sehen. Er beschäftigte sich selbst mit meiner Erziehung und würde sich niemals von mir getrennt haben, wenn nicht sein Bruder, mein leiblicher Oheim, uns auf unserem Landsitze besucht hätte. Dieser Oheim lebte beständig in Petersburg, wo er einen ziemlich wichtigen Posten einnahm. Er überredete meinen Vater, der um keinen Preis sein Landgut verlassen mochte, mich seinen Händen anzuvertrauen. Er stellte ihm vor, es sei für einen Knaben meines Alters nachtheilig, in völliger Abgeschiedenheit aufzuwachsen und mit einem ewig niedergeschlagenen und schweigsamen Führer, wie es mein Vater sei, müßte ich unvermeidlich hinter meinen Altersgenossen zurückbleiben, ja, mein Charakter selbst könne gar leicht dadurch gefährdet werden. Lange widersetzte sich mein Vater den Vorstellungen seines Bruders, gab aber endlich doch nach. Ich weinte beim Abschiede vom Vater; ich liebte ihn, obgleich ich nie auf seinem Gesicht ein Lächeln gesehen hatte; in Petersburg angekommen, hatte ich bald unser finsteres und unheimliches Nest vergessen. Ich kam in die Junkerschule und ward dann in ein Garderegiment gesteckt. Alljährlich besuchte ich auf einige Wochen unser Landgut und fand, daß mein Vater mit jedem Jahre trauriger, in sich versunkener und schwermüthig bis zur Aengstlichkeit wurde. Er besuchte die Kirche täglich und hatte beinahe das Reden verlernt. Bei einem meiner Besuche (ich stand schon in den Zwanzigern) sah ich zum ersten Male in unserem Hause ein kleines, abgemagertes, schwarzäugiges Mädchen, das etwa zehn Jahre alt sein mochte, das war — Assja.

Der Vater sagte, sie sei eine Waise, die er zur — Verpflegung angenommen habe — das waren genau seine Worte. Ich gab nicht weiter Acht auf sie; sie war wild, behend und schweigsam wie ein

kleines Thier, und wenn ich das Lieblingszimmer meines Vaters betrat, ein großes, finsteres Gemach, in welchem meine Mutter starb und in dem sogar bei Tag Licht angezündet werden mußte, verkroch sie sich immer hinter des Vaters altmodischen Lehnstuhl oder hinter den Bücherschrank. Es traf sich, daß ich während der drei bis vier folgenden Jahre meiner Dienstpflichten halber verhindert wurde, unser Landgut zu besuchen. Jeden Monat bekam ich vom Vater einen kurzen Brief; nur selten, und auch dann nur obenhin, wurde Assja's Erwähnung gethan. Mein Vater war bereits über die Fünfzig, sah aber noch wie ein junger Mann aus. Stellen Sie sich mein Entsetzen vor: plötzlich bekomme ich ganz unerwartet einen Brief vom Verwalter, worin er mir eine tödtliche Krankheit meines Vaters meldet und mich dringend bittet, so schnell als möglich zu kommen, wenn ich noch Abschied von ihm nehmen wolle. Ich flog über Hals und Kopf und traf meinen Vater noch am Leben, aber im Verscheiden. Meine Gegenwart erfreute ihn außerordentlich, er zog mich in seine abgezehrten Arme, heftete auf mich einen langen, halb prüfenden, halb flehenden Blick und nachdem er mir das Versprechen: seine letzte Bitte zu erfüllen, abgenommen hatte, befahl er seinem alten Kammerdiener, Assja zu holen. Der Alte führte sie zu ihm, sie hielt sich kaum auf den Beinen und zitterte am ganzen Leibe.

— Da, nimm, sprach mein Vater mit Anstrengung zu mir: — ich hinterlasse Dir meine Tochter — Deine Schwester. Du wirst Alles von Jacob erfahren, setzte er hinzu, indem er auf den Kammerdiener wies.

Assja schluchzte laut und fiel mit dem Gesicht aufs Bett . . . Eine halbe Stunde darauf war mein Vater verschieden.

Ich erfuhr Folgendes: Assja war die Tochter meines Vaters und eines ehemaligen Stubenmädchens meiner Mutter, Tatjana. Lebhaft schwebt sie mir vor, diese Tatjana, in ihrer hohen, schlanken Gestalt, mit dem regelmäßigen, ernsten Gesicht, den strengen, dunkeln Augen. Sie hatte den Ruf eines stolzen, unnahbaren Mädchens. Soviel ich aus der ehrerbietigen, rückhaltigen Rede Jakob's entnehmen konnte, war mein Vater einige Jahre nach dem Tode meiner Mutter in ein näheres Verhältniß zu ihr getreten. Zu jener Zeit befand sich Tatjana nicht mehr im herrschaftlichen Hause, sondern bei ihrer verheiratheten Schwester, der Viehwärterin, in einem besonderen Bauernhause. Mein Vater hatte sie sehr lieb gewonnen und wollte sie

sogar, nach meiner Abreise vom Landgute, heirathen, sie selbst aber lehnte es trotz seiner Bitten ab.

— »Die verstorbene Tatjana Wlaßjewna, so berichtete mir, mit hinter den Rücken gehaltenen Händen an der Thür stehend, Jacob: — war in allen Stücken sehr bedachtsam und wollte Ihren Vater nicht kränken. »Eine rechte Frau, die ich für Sie wäre! Eine wahre Edelfrau!« hat sie gesagt, in meiner Gegenwart hat sie es gesagt. Tatjana wollte nicht einmal zu uns in's Haus, sondern blieb, nach wie vor, bei ihrer Schwester wohnen, mit Assja zusammen. Ich hatte als Kind Tatjana oft an Feiertagen in der Kirche gesehen. Sie stand mitten unter dem Volk, gewöhnlich am Fenster, trug ein dunkeles Tuch um den Kopf gebunden und einen gelben Shawl auf den Schultern, — der strenge Umriß ihres Gesichtes stach von der durchsichtigen Scheibe scharf ab, — sie betete inbrünstig und demüthig und machte tiefe Verbeugungen, nach alter Sitte. Als der Oheim mich fortnahm, war Assja erst zwei Jahre, und als sie ihre Mutter verlor, neun Jahre alt.

»Gleich nach Tatjana's Tode nahm mein Vater Assja zu sich in's Haus. Schon früher hatte er den Wunsch geäußert, sie bei sich zu haben, Tatjana es ihm aber abgeschlagen. Sie können sich vorstellen, was in Assja vorgehen mußte, als sie zum Gutsherrn in's Haus genommen ward. Bis auf den heutigen Tag kann sie die Stunde nicht vergessen, als man ihr zum ersten Male ein seidenes Kleid anlegte und ihr das Hündchen küßte. Bei Lebzeiten der Mutter wurde sie von dieser sehr streng gehalten; beim Vater ließ man ihr volle Freiheit. Er wurde ihr Erzieher; außer ihm sah sie Niemand. Er verhätschelte sie nicht, ich will sagen, er trug sich nicht mit ihr herum wie eine Kinderfrau, liebte sie aber leidenschaftlich und versagte ihr Nichts: er war sich ihr gegenüber schuldbewußt. Assja merkte bald, daß sie die Hauptperson im Hause, sie wußte, daß der Gutsherr ihr Vater war, jedoch ebensobald begriff sie auch ihre zweideutige Stellung; Eigenwillen und Mißtrauen entwickelten sich bei ihr in hohem Grade; schlechte Gewohnheiten wurzelten sich ein, die Einfalt verschwand. Sie wollte (das hat sie mir selbst einmal bekannt) die *ganze Welt* zwingen, ihre Abkunft zu vergessen, sie schämte sich ihrer Mutter; schämte sich, daß sie sich ihrer geschämt hatte, und war wieder stolz auf sie. Sie sehen, sie wußte und weiß Vieles, was man in ihrem Alter nicht wissen sollte . . . Liegt aber die Schuld an ihr? Die Kraft der Jugend kochte in ihr, das Blut wallte, und in der Nähe keine Hand, die

sie geleitet hätte . . . Vollkommenste Unabhängigkeit in Allem! Läßt sich aber eine solche leicht ertragen? Sie wollte anderen Fräulein nicht nachstehen. Sie warf sich auf Bücher. Was konnte da Gutes herauskommen? Das regellos begonnene Leben fuhr fort, sich regellos zu entfalten, doch blieb das Herz unverderbt und der Verstand gesund.

»Und so sah ich mich zwanzigjährigen Burschen mit der Sorge eines dreizehnjährigen Mädchen behaftet! In den ersten Tagen nach dem Tode des Vaters verursachte meine Stimme ihr ein Gefühl wie Fieberschauer, meine Liebkosungen machten sie schwermüthig, und erst nach und nach, nur allmälig, gewöhnte sie sich an mich. Und später, nachdem sie die Gewißheit gewonnen hatte, daß ich sie wirklich als meine Schwester betrachte und sie wie eine Schwester liebe, hing sie mir leidenschaftlich an: bei ihr ist kein Gefühl halb.

»Ich brachte sie nach Petersburg. Wie schwer mir's auch wurde, mich von ihr zu trennen, — zusammenleben mit ihr konnte ich in keinem Falle; ich that sie in eine der besten Erziehungsanstalten: Assja sah die Nothwendigkeit unserer Trennung ein; doch kostete es sie eine Krankheit, an welcher sie beinahe gestorben wäre. Nach und nach ward es verschmerzt und sie verlebte vier Jahre in der Anstalt, blieb aber auch da, wider mein Erwarten, fast dieselbe, die sie bis dahin gewesen war. Die Vorsteherin der Anstalt klagte mir oft: »Sie bestrafen« sagte sie gewöhnlich, — »kann man nicht: — »und mit Freundlichkeit kommt man bei ihr nicht aus.« Assja faßte Alles ungewöhnlich leicht auf, lernte vorzüglich, besser als Alle; war aber durchaus nicht unter die allgemeine Sitte zu bringen; sie widerstrebte, schmollte . . . Ich konnte es ihr nicht sehr verargen: in ihrer Stellung bleibt ihr nur, entweder sich Jedermann dienstfertig zu zeigen oder sich vor Jedermann zu scheuen. Von allen ihren Gefährtinnen stand ihr nur Eine näher, ein unansehnliches, zurückgesetztes und armes Mädchen. Die übrigen jungen Mädchen, mit welchen sie erzogen wurde, großentheils aus guten Familien, liebten sie nicht, reizten sie auf und stichelten auf sie, wo sie nur konnten; Assja gab ihnen nicht um ein Haar nach. Einmal, während der Religionsstunde, kam der Lehrer auf den Begriff des Lasters zu sprechen. »Schmeichelei und Feigheit« äußerte Assja laut, sind die ärgsten Laster.« Mit einem Worte, sie fuhr fort, ihren eigenen Weg zu wandeln, ihre Umgangsformen allein besserten sich, doch auch in

dieser Hinsicht hat sie, wie mich dünkt, keine erheblichen Fortschritte gemacht.

Sie hatte ihr siebzehntes Jahr erreicht; noch länger in der Anstalt zu bleiben, ging nicht an. Ich befand mich in großer Verlegenheit. Da kam mir auf einmal der glückliche Einfall: meine Entlassung aus dem Dienste zu nehmen und auf ein oder zwei Jahre mit Assja in's Ausland zu reisen. Gedacht — gethan« und da sind wir nun Beide an den Ufern des Rheins, ich, bemüht, die Malerei zu erlernen, sie . . . nach gewohnter Art allen möglichen Muthwillen zu treiben. Nun aber, muß ich hoffen, Sie werden kein zu strenges Urtheil über sie fällen, denn, wie sie sich da auch verstellen mag, als gelte ihr Alles gleich, — liegt ihr doch viel an der Meinung Anderer und vorzüglich an der Ihrigen.

Und Gagin lächelte wieder mit seinem sanften Lächeln. Ich drückte ihm kräftig die Hand.

— So stehen nun die Dinge, fuhr Gagin fort: — ich habe aber doch mit ihr meine Noth. Ein wahrer Feuerbrand, das Mädchen. Bis jetzt hat ihr noch Niemand gefallen, wehe aber, wenn sie sich einmal verliebt! Zuweilen weiß ich gar nicht, was ich mit ihr anfangen soll. Fiel es ihr doch neulich ein, mir vorzuwerfen, ich wäre gegen sie kälter geworden, sie aber liebe mich nur allein — und werde ihr Leben lang nur mich allein lieben . . . Und wie sie dabei gedchluchzt hat! . . .

— Also das war es . . . sagte ich bei mir und biß mir die Lippen. — Aber sagen Sie doch, fragte ich Gagin: — da nun einmal unsere Herzen geöffnet — sollte ihr denn in der That bis jetzt noch Niemand gefallen haben? In Petersburg hat sie doch gewiß junge Männer gesehen?

— Und die eben gefallen ihr ganz und gar nicht. Nein, Assja will einen Helden, einen außergewöhnlichen Menschen oder einen malerischen Schäfer in einer Bergschlucht. Doch genug des Geplauders, ich halte Sie auf, setzte er hinzu, indem er sich erhob.

— Hören Sie, sagte ich: — gehen wir zu Ihnen, ich möchte noch nicht nach Hause.

— Und Ihre Arbeit?

Ich antwortete Nichts; gutmüthig lächelte Gagin und wir kehrten nach L. Zurück. Als ich das bekannte Weingärtchen und das weiße Häuschen oben auf dem Berge zu Gesicht bekam, wurde mir's

gewissermaßen warm, ja, das eben war's — es wurde mir warm und weich um's Herz, als hätte mir Jemand unbemerkt Balsam darauf geträufelt. Mir wurde leicht nach Gagin's Erzählung.

IX.

Assja begegnete uns auf der Schwelle des Hauses; ich erwartete, sie werde wieder lachen, sie trat aber bleich, schweigsam und mit gesenktem Blicke uns entgegen.

— Da ist er wieder, redete sie Gagin an: — und merk dies, sein eigener Wunsch ist's gewesen, zurückzukommen.

Assja blickte mich fragend an. Ich reichte ihr die Hand und drückte dies Mal kräftig ihre kalten feinen Finger. Sie that mir sehr leid; jetzt verstand ich Vieles, was mich früher an ihr irre gemacht hatte: ihre innere Unruhe, ihr anstößiges Benehmen, ihr Bestreben sich anders zu zeigen, als sie war, — Alles war mir klar geworden. Ich hatte einen Blick in diese Seele gethan: es lastete auf ihr ein beständiger Druck, angstvoll kämpfte und arbeitete dieser unerfahrene Eigenwille, ihr ganzes Wesen strebte — jedoch nach Wahrheit. Ich hatte es begriffen, warum mich dieses sonderbare Mädchen anzog; nicht blos die über ihre ganze Gestalt ausgegossene Anmuth, es war ihre Seele, die mir gefiel.

Gagin stöberte unter seinen Zeichnungen herum; ich schlug Assja vor, mit mir einen Gang durch den Weinberg zu machen. Mit heiterer, fast ergebener Bereitwilligkeit ging sie darauf ein. Wir stiegen den Berg zur Hälfte hinab und ließen uns auf einer breiten Platte nieder.

— Und Sie haben ohne uns keine Langeweile empfunden? begann Assja.

— Haben Sie denn eine solche in meiner Abwesenheit gefühlt? fragte ich.

Assja sah mich von der Seite an.

— Ja, erwiederte sie. — Ist es hübsch in den Bergen? fuhr sie sogleich fort: — sind sie hoch? Höher als die Wollen? Erzählen Sie mir, was Sie gesehen haben. Dem Bruder haben Sie es erzählt, ich habe aber nichts gehört.

— Weßhalb gingen Sie denn fort? warf ich hin.

— Ich that es . . . weil . . . Jetzt werde ich nicht fortgehen, setzte sie mit zutraulicher, sanfter Stimme hinzu: — Sie waren heute böse.

— Ich?

— Sie.

— Weßwegen denn? ich bitte Sie . . .

— Weiß es nicht, Sie waren aber böse und gingen böse davon, Es war mir sehr unangenehm, daß Sie so fortgingen und ich freue mich, daß Sie wiedergekommen sind.

— Und mich freut es gleichfalls, entgegnete ich.

Assja bewegte leis die Schultern, eine nach der andern, wie Kinder es zu thun pflegen, wenn ihnen behaglich zu Muthe ist.

— Oh, ich verstehe mich auf's Errathen! fuhr sie fort: — in früherer Zeit brauchte der Vater blos zu husten, so erkannte ich daran sogleich, ob er mit mir zufrieden war oder nicht.

Bis zu dieser Stunde hatte Assja mit mir noch nie von ihrem Vater gesprochen. Das fiel mir auf.

— Sie hatten Ihren Vater lieb? fragte ich und fühlte zu meinem großen Verdruß, daß ich roth wurde.

Sie erwiederte Nichts, erröthete aber auch. Wir verstummten Beide. In der Ferne zog rauchend ein Dampfschiff auf dem Rhein dahin. Unsere Blicke folgten ihm nach.

— Warum erzählen Sie Nichts? sagte halblaut Assja.

— Weßhalb lachten Sie heute auf, als Sie mich gewahr wurden? fragte ich.

— Ich weiß es selbst nicht, Zuweilen möchte ich weinen und ich muß lachen. Sie dürfen mich nicht beurtheilen . . . nach dem, was ich treibe. Ach, um es nicht zu vergessen, was für ein Mährchen ist das, von der Lorelei? Das ist ja wohl ihr Fels, den man dort sieht? Es heißt sie hätte früher Jeden unter's Wasser gezogen, als sie aber mit der Liebe bekannt wurde, sich selbst hinein gestürzt. Mir gefällt diese Sage, Frau Luise erzählt mir allerlei Mährchen. Frau Luise hat einen schwarzem Kater mit gelben Augen . . .

Assja hob den Kopf in die Höhe und warf mit den Locken herum.

— Ach, wie wohl fühle ich mich, sagte sie.

In diesem Moment schlugen abgebrochene, einförmige Töne an unser Ohr. Hunderte von Stimmen auf einmal wiederholten in gemessenen Pausen einen Kirchengesang: eine Schaar Pilger zog unten auf dem Wege mit Kreuzen und Fahnen vorüber.

— Möchte mit ihnen, rief Assja, indem sie dem allmälig verhallenden Stimmenschall lauschte.

— Sind Sie so andächtig?

— Ich möchte irgend wohin, weit fort, um zu beten, um Etwas Schwieriges zu vollbringen, setzte sie hinzu. Die Tage eilen vorüber, das Leben wird ablaufen und was haben wir geleistet?

— Sie sind ehrsüchtig, bemerkte ich: — Sie möchten nicht umsonst gelebt haben, Sie möchten Spuren Ihres Daseins hinterlassen.

— Wäre das denn unmöglich?

»Unmöglich« hätte ich fast nachgesprochen . . . Ich that einen Blick in ihre hellen Augen und sagte blos:

— Versuchen Sie es!

— Sagen Sie, begann Assja nach einigem Schweigen, während flüchtige Schatten auf ihrem schon wieder bleich gewordenen Gesichte vorüberzogen, jene Dame hatte Ihnen sehr gefallen . . . Erinnern sie sich, der Bruder trank noch, in der Ruine, auf Ihre Gesundheit; es war am Tage, nachdem wir bekannt wurden?

Ich lachte auf.

— Es war ein Scherz von Ihrem Bruder; keine Dame hatte mir gefallen, jetzt wenigstens gefällt mir keine.

— Was aber gefällt Ihnen an den Frauen? fragte Assja, indem sie in unschuldiger Neugier den Kopf zurückwarf.

— Die sonderbare Frage! rief ich aus.

Assja wurde etwas verwirrt.

— Ich hätte nicht diese Frage an Sie richten sollen, nicht wahr? Vergehen Sie mir, ich bin es gewohnt von Allem zu schwatzen, was mir durch den Kopf geht. Eben deßhalb fürchte ich zu reden.

— Reden Sie nur, um Gottes willen, fürchten Sie sich nicht, nahm ich das Wort: — ich bin so froh, daß Sie endlich aufhören scheu zu sein. Assja senkte den Blick und lachte mit einem stillen und leichten Lachen; dieses Lachen kannte ich nicht an ihr.

— Nun, so erzählen Sie denn, fuhr sie fort, indem sie ihr Kleid glättete und über die Füße zog, wie zu längerem Sitzenbleiben sich einrichtend: — erzählen Sie, oder lesen Sie mir Etwas vor, wie damals, als Sie uns aus dem »Onegin« vorlasen.

Sie wurde auf einmal nachdenklich:

»Wie jetzt im Schatten grüner Zweige,
»Das Kreuz auf meiner Mutter Grab« . . .

sagte sie leise vor sich hin.

— Bei Puschkin lauten diese Verse etwas anders, [Bei Puschkin heißt es nemlich: »an meiner Amme Grab . . .] bemerkte ich.

— Ich möchte doch die Tatjana Puschkin's sein, fuhr sie, immer noch in Gedanken verloren, fort. — Erzählen Sie. rief sie plötzlich mit Lebhaftigkeit.

Mir war es aber nicht darum zu thun. Ich betrachtete sie, wie sie von hellem Sonnenschein umflossen, ganz beruhigt und sauft dasaß. Alles um uns herum strahlte von Luft, unter und über uns — Himmel, Erde und Gewässer. Die Luft selbst, so schien es, war von Glanz getränkt.

— Sehen Sie doch, wie schön! sagte ich, unwillkürlich die Stimme senkend.

— Ja; schön! erwiederte sie ebenso leise, ohne mich anzusehen. — Wären wir Beide Vögel — wie wollten wir uns da hoch hinaufschwingen, unsern Flug nehmen . . . ganz hineintauchen in jenes Blau . . . Wir sind aber keine Vögel.

— Es können uns aber doch Flügel wachsen, erwiederte ich.

— Wie denn das?

— Mit der Zeit — werden Sie es erleben. Es gibt Gefühle, die uns der Erde entrücken. Seien Sie unbesorgt, Sie werden Flügel bekommen.

— Haben Sie denn deren gehabt?

— Wie soll ich das sagen . . . Bis jetzt, glaube ich, flog ich noch nicht.

Assja verfiel wieder in Nachdenken. Ich beugte mich etwas zu ihr.

— Können Sie walzen? fragte sie unvermuthet.

— Ich kann es, erwiederte ich etwas befremdet.

— Dann kommen Sie, kommen Sie . . . Ich werde den Bruder bitten uns einen Walzer vorzuspielen . . . Wir wollen uns einbilden. wir flögen. es wären uns Flügel gewachsen.

Sie lief in das Haus. Ich eilte ihr nach und einige Minuten darauf drehten wir uns in die Runde im engen Gemache zu den lieblichen Tönen Lanners. Assja walzte sehr gut. mit Geschick und Leichtigkeit. Etwas Weiches. Weibliches kam plötzlich in ihren kindlich ernsten Zügen zum Vorschein. Nach lange hernach empfand meine Hand die Berührung ihres zarten Körpers, lange noch glaubte ich ihren nahen, beschleunigten Athem zu fühlen und die dunkeln, unbeweglichen,

halb geschlossenen Augen des bleichen, doch belebten und von Locken umwallten Gesichtes vor mir zu haben.

X.

Dieser ganze Tag verging« wie man es nicht besser wünschen konnte. Wir waren heiter wie Kinder. Assja sehr liebenswürdig und natürlich. Für Gagin war es eine Freude sie anzusehen. Ich entfernte mich spät. In die Mitte des Rheins gelangt, bat ich den Fährmann, das Boot dem Laufe der Strömung zu überlassen. Der Alte hielt die Ruder empor — und der majestätische Strom trug uns dahin. Während ich um mich schaute, lauschte, Vergangenes in mir wach rief, empfand ich auf einmal eine geheime Unruhe im Herzen . . . ich wandte die Augen zum Himmel — aber am Himmel war auch keine Ruhe; mit seinem glänzenden Sternenheer war er in steter Bewegung, kreiste, zitterte hin und her; ich beugte mich nieder zum Strom . . . aber auch da, in der finsteren, kalten Tiefe, hüpften und flimmerten Sterne; überall begegnete mir unruhiger Lebensgeist — und die Unruhe in mir selbst wurde mächtiger. Ich stützte mich auf den Rand des Bootes. Das Säuseln des Windes um meine Ohren. das leise Plätschern des Wassers am Hintertheile des Bootes, regten mich auf, und der frische Hauch der Wellen kühlte mich nicht ab; am Ufer stimmte eine Nachtigall ihr Lied an und dieses Lied wirkte auf mich wie ein süßes Gift. Thränen traten mir in die Augen, aber nicht Thränen eines gegenstandlosen Entzückens. Was ich empfand, war nicht jenes unbestimmte, erst unlängst ausgestandene Gefühl unermeßlichen Verlangens, wobei die Seele so weit, so volltönend wird und es ihr scheint, sie umfasse Alles, sie liebe Alles . . . Nein! in mir war die Begierde nach Glück entbrannt. Noch durfte ich dasselbe nicht bei seinem Namen nennen, — Glück aber, Glück bis zur Uebersättigung — das war es, wonach mich verlangte, wonach ich mich sehnte . . . Das Boot aber schwamm immer weiter und der alte Fährmann saß, über die Ruder gebeugt, und schlummerte.

XI.

Am folgenden Tage, aufs dem Wege zu Gagin's, befragte ich mich nicht, ob ich in Assja verliebt wäre, ich dachte jedoch viel an sie; ihr Schicksal interessirte mich, ich freute mich unseres unverhofften Zusammenkommens. Ich fühlte, daß ich sie erst seit dem gestrigen Tage kennen gelernt hatte; bis dahin hatte sie sich von mir abgewendet. Und jetzt, nachdem sie sich mir endlich zu erkennen gegeben hatte, in welchem reizenden Lichte erschien mir da ihr Bild, wie neu war es für mich, welch geheimer Zauber leuchtete mir aus ihm entgegen . . .

Rüstig schritt ich fort auf dem bekannten Pfade, fortwährend das in der Ferne weißschimmernde Häuschen erspähend; ich dachte nicht an die Zukunft, — dachte nicht einmal an den morgenden Tag; mir war überaus wohl zu Muthe.

Assja wurde roth, als ich in das Zimmer trat; ich bemerkte, daß sie sich wieder herausgeputzt hatte, der Ausdruck ihres Gesichtes paßte jedoch nicht zu dem Schmuck: er war traurig. Und ich kam so heiter gestimmt! Ich glaube sogar, sie hatte nach ihrer Gewohnheit davonlaufen wollen, sich aber Gewalt angethan und geblieben. Gagin fand ich in jener eigenthümlichen Stimmung künstlerischen Feuereifers, welcher Dilettanten unversehens zu überfallen pflegt, so oft sie sich einbilden, es sei ihnen gelungen, die Natur beim Schopfe zu fassen, wie sie es benennen. Er stand, mit zerwühltem Haar und mit Farben bespritzt, vor einer frischen Leinwand und strich fast ungestüm auf derselben mit dem Pinsel herum. Wie wüthend nickte er mir mit dem Kopfe zu, trat zurück, schloß die Augen halb und stürzte dann wieder auf sein Bild vor. Ich wollte ihn nicht stören und setzte mich zu Assja. Langsam wandten sich ihre dunkeln Augen auf mich.

— Sie sind heute nicht so, wie Sie gestern waren, warf ich hin, nachdem ich vergebliche Versuche gemacht hatte, ein Lächeln auf ihre Lippen hervorzurufen.

— Ja, nicht so, erwiederte sie mit langsamer und gedämpfter Stimme. — Das ist aber Nichts. Ich habe nicht gut geschlafen und die ganze Nacht gedacht.

— An was?

— Ach, an Vieles habe ich gedacht. Von Kindheit an war das so meine Gewohnheit: schon zu jener Zeit, als ich noch mit meiner Mutter lebte.

Sie brachte dieses Wort mit einiger Anstrengung hervor und wiederholte dann noch nochmals:

— Als ich mit meiner Mutter lebte . . . Ich dachte, warum kann Niemand vorauswissen, was sich mit ihm zutragen wird: man sieht sogar zuweilen das Unglück kommen — und doch kann man ihm nicht entgehen; und warum darf man nicht immer die Wahrheit frei heraussagen? . . . Dann dachte ich daran, daß ich nichts weiß, noch lernen muß. Man sollte mich auf's Neue erziehen, ich bin sehr schlecht erzogen worden. Ich verstehe nicht, Klavier zu spielen, kann nicht zeichnen, nähe sogar erbärmlich. Ich habe keine Fähigkeiten, man muß sich mit mir sehr langweilen.

— Sie sind ungerecht gegen sich, erwiederte ich, — Sie haben viel gelesen, sind gebildet und mit ihrem Verstande . . .

— Ich habe Verstand? fragte sie naiv—wißbegierig, daß ich unwillkürlich auflachen mußte. Sie lächelte nicht einmal. — Bruder, habe ich Verstand? fragte sie Gagin.

Er gab ihr keine Antwort und fuhr in seiner Arbeit fort, beständig die Pinsel tauschend und mit hochgehaltenem Arme.

— Ich bin mir zuweilen selbst nicht bewußt, was mir im Kopfe steckt, fuhr Assja mit demselben, gedankenvollen Ausdruck fort. — Zu gewissen Zeiten fürchte ich mich vor mir selbst, wahrhaftig. Ach, ich möchte so gern . . . Ist es denn wahr, daß Frauen nicht viel lesen sollen?

— Viel ist nicht nöthig, indessen . . .

— Sagen Sie mir, was muß ich lesen? Sagen Sie, was muß ich thun? Ich werde Alles thun, was Sie mir sagen werden, setzte sie, mit unschuldiger Zutraulichkeit sich zu mir wendend, hinzu.

Ich fand nicht sogleich, was ich darauf sagen sollte.

— Die Zeit wird Ihnen doch nicht lang werden mit mir?

— Wie können Sie denken! erwiederte ich.

— Nun, so danke ich Ihnen! versetzte Assja: — ich hatte aber gedacht, Sie würden sich langweilen.

Und ihre kleine, heiße Hand drückte kräftig die meinige.

— N«! rief in diesem Augenblicke Gagin: — ist dieser Hintergrund nicht zu dunkel?

Ich trat zu ihm, Assja stand auf und entfernte sich.

XII.

Eine Stunde darauf kehrte sie wieder« blieb in der Thür stehen und winkte mich mit der Hand zu sich.

— Hören Sie, sagte sie: — wenn ich stürbe, thäte es Ihnen leid?

— Was für Gedanken Sie doch heute haben! rief ich aus.

— Ich bilde mir ein, ich werde bald sterben, zuweilen dünkt mir's, Alles um mich herum nähme Abschied von mir. Sterben ist besser, als so leben . . . Ach, sehen Sie mich nicht so an; wahrhaftig, ich verstelle mich nicht. Ich bekomme sonst wieder Furcht vor Ihnen.

— Haben Sie sich denn vor mir gefürchtet?

— Wenn ich ein so sonderbares Wesen bin, liegt wirklich die Schuld nicht an mir, erwiederte sie. — Sie sehen, ich kann schon nicht mehr lachen . . .

Sie blieb traurig und schwermüthig bis zum Abend. Etwas. was ich nicht begriff. ging in ihr vor. Ihr Blick war häufig auf mich gerichtet, und jedesmal fühlte ich durch diesen mir unerklärlichen Blick mein Herz beklemmt. Sie schien ruhig — und dennoch, so oft ich sie ansah, war mir's, als müßte ich zu ihr sagen, sie solle sich nicht beunruhigen. — Ich schwelgte in ihrem Anblick, ich fand einen rührenden Reiz in ihren bleichen Zügen, in ihren unentschlossenen, langsamen Bewegungen; sie hingegen meinte — ich weiß nicht warum —, ich sei nicht bei Laune.

— Hören Sie, sagte sie zu mir kurz vor dem Abschiede: — mich quält der Gedanke, daß Sie mich für leichtsinnig halten . . . Künftig müssen Sie immer Alles glauben, was ich Ihnen sagen werde, nur müssen auch Sie gegen mich aufrichtig sein; ich werde Ihnen immer die Wahrheit sagen, gebe Ihnen mein Ehrenwort . . .

Dieses »Ehrenwort« machte mich abermals lachen.

— Ach, lachen Sie nicht, fiel sie mit Lebhaftigkeit ein: — sonst muß ich Ihnen heute sagen, was Sie mir gestern gesagt haben: — »Warum lachen Sie?« — und nach einigem Schweigen fuhr sie fort: — erinnern Sie sich, wir sprachen gestern von Flügeln? . . . Mir sind Flügel gewachsen — wohin aber fliegen?

— Was sagen Sie da, entgegnete ich: — vor Ihnen liegen ja alle Wege offen . . .

Assja sah mir fest und scharf in die Augen.

— Sie haben heute keine gute Meinung von mir, sagte sie und zog die Augenbrauen zusammen.

— Ich hätte keine gute Meinung? von Ihnen!

— Was laßt Ihr denn heute den Kopf so hängen? unterbrach mich Gagin: — wollt Ihr, daß ich Euch einen Walzer vorspiele, wie gestern?

— Nein, nein, versetzte Assja, indem sie die Hände zusammenpreßte: — heute auf keinen Fall!

— Ich zwinge Dich nicht, beruhige Dich . . .

— Auf keinen Fall, wiederholte sie bleich werdend.

* *
*

»Sollte sie mich lieben?« dachte ich, als ich an den Rhein kam, dessen Wellen eilig dahin rollten.

XIII.

»Sollte sie mich lieben?« fragte ich mich« als ich am anderen Tage erwachte. Ich wollte nicht in mein Inneres blicken. Ich fühlte, daß ihr Bild, das Bild des »Mädchens mit dem gezwungenen Lachen« sich mir in die Seele hineingedrängt hatte und daß ich es nicht leicht so bald wieder los werden könnte. Ich begab mich nach L. und blieb dort den ganzen:Tag: Assja sah ich aber nur flüchtig. Sie fühlte sich unwohl; der Kopf that ihr weh. Auf einen Augenblick kam sie herunter, mit verbundenem Kopfe, halbgeschlossenen Augen, bleich, abgefallen; sie lächelte schwach, sagte: — Es wird vergehen, es ist Nichts, Alles wird vergehen, nicht wahr? und sie ging fort. Mir wurde es schwer um's Herz, ich empfand in mir eine trostlose Leere, doch mochte ich noch lange nicht fortgehen und kehrte erst spät nach Hause zurück, ohne sie nochmals gesehen zu haben.

Den folgenden Morgen verbrachte ich in einem dem Halbschlafe ähnlichen Zustande; ich wollte arbeiten — konnte es nicht; ich wollte Garnichts machen, an Nichts denken . . . auch das gelang mir nicht. Ich schlenderte in der Stadt umher. kehrte nach Hause zurück, ging wieder aus.

— Sind Sie vielleicht Herr N.? ließ sich plötzlich hinter mir die Stimme eines Kindes vernehmen. Ich blickte mich um; vor mir stand ein Knabe. — Das hier vom Fräulein Annette, sagte er und überreichte mir einen Zettel.

Ich öffnete ihn und erkannte die unregelmäßigen und flüchtigen Schriftzüge Assja's. — »Ich muß Sie durchaus sehen,« schrieb sie mir, »kommen sie heute um vier Uhr zur steinernen Kapelle am Wege nach der Ruine. Ich habe heute eine große Unvorsichtigkeit begangen . . . Kommen Sie, um Gottes Willen, Sie sollen Alles erfahren . . . Sagen Sie dem Ueberbringer: ja.«

— Giebt's Antwort? fragte mich der Knabe.

— Sage: ja, antwortete ich. Der Knabe lief davon.

XIV.

Auf meinem Zimmer angelangt, setzte ich mich hin und vertiefte mich in Gedanken. Das Herz klopfte mir stark. Einige Male durchlas ich Assja's Zettel. Ich sah nach der Uhr: es war noch nicht zwölf.

Die Thür ging auf — Gagin trat herein.

Sein Gesicht war traurig. Er faßte meine Hand und drückte sie stark. Er schien sehr aufgeregt.

— Was fehlt Ihnen? fragte ich.

Gagin nahm einen Stuhl und setzte sich mir gegenüber. — Vor vier Tagen war es begann er mit erzwungenem Lächeln und stockend: — da setzte ich Sie durch meine Erzählung in Erstaunen; heute will ich es noch mehr. Mit einem Anderen würde ich vermuthlich nicht . . . so gerade heraus . . . Sie aber sind ein Mann von Ehre, sind mein Freund, nicht wahr? — Hören Sie nun: meine Schwester Assja ist in Sie verliebt.

Ich fuhr zusammen und sprang auf . . .

— Ihre Schwester. sagen Sie . . .

— Nun ja doch, ja,-unterbrach mich Gagin. — Ich sage Ihnen. sie hat den Verstand verloren und wird mich noch um den meinigen bringen. Glücklicherweise ist ihr die Lüge fremd und sie hat Zutrauen zu mir. Ach, was für eine Seele in dem Mädchen! . . . sie wird sich aber noch zu Grunde richten, ganz gewiß.

— Sie sind wohl im Irrthume, bemerkte ich . . .

— Nein, das bin ich nicht. Gestern, wie Sie wissen, blieb sie fast den ganzen Tag liegen, aß Nichts, beklagte sich jedoch über Nichts . . . Sie klagt niemals. — Ich beunruhigte mich nicht, obgleich sich gegen Abend etwas Hitze bei ihr einstellte. Heute, um zwei Uhr Morgens, weckte mich unsere Wirthin: kommen Sie, sagte sie, zu Ihrer Schwester: es geht nicht gut mit ihr. — Ich lief zu Assja und fand sie unausgekleidet, fiebernd in Thränen; der Kopf brannte ihr, die Zähne schlugen auf einander. »Was fehlt Dir?« fragte ich, »bist Du krank?« — Sie warf sich mir um den Hals und drang in mich, ich solle sie fortschaffen, so bald wie möglich, wenn ich wolle, daß sie am Leben bleibe . . . Ich begreife nichts, suche sie zu beruhigen . . . Ihr Schluchzen nimmt zu . . . und plötzlich, während dieses Schluchzens

erfahre ich . . . Nun, mit einem Worte, ich erfuhr, daß sie Sie liebt. — Ich versichere Ihnen, wir Beide, als verständige Männer, können uns keinen Begriff machen, wie tief sie fühlt und mit welch unglaublicher Heftigkeit sich diese Gefühle bei ihr äußern; das überfällt sie ebenso unerwartet und unabwendbar wie ein Gewitter. — Sie sind ein sehr liebenswerther Mensch, fuhr Gagin fort, — dennoch muß ich gestehen, daß, ich es nicht begreife, warum sie sich in Sie verliebt hat. Sie behauptet, sie habe Sie lieb gewonnen, als sie zum ersten Male Ihrer ansichtig wurde. Deßhalb nun hat sie auch neulich geweint, als sie mir betheuerte, sie wolle außer mir Niemanden lieben. — Sie glaubt sich von Ihnen verschmäht, denkt, Sie wüßten um ihre Herkunft; sie fragte mich, ob ich Ihnen ihre Lebensgeschichte erzählt hätte, — ich — natürlich verneinte es; es ist aber erstaunlich, wie fein sie ist. Sie wünscht nur Eins: fort, gleich fort. Bis zum Morgen blieb ich bei ihr sitzen; sie hat mir das Ehrenwort abgenommen, daß wir morgen schon fort sein werden von hier — und darauf erst schlief sie ein. Ich sann und sann darüber nach und entschloß mich — mit Ihnen zu sprechen. Meiner Ansicht nach hat Assja Recht: das Beste ist — daß wir Beide von hier wegreisen. Ich würde sie heute noch fortbringen, wenn mich nicht ein Gedanke, der mir durch den Kopf ging, davon zurückhielte. Vielleicht . . . wer kann es wissen? — gefällt Ihnen meine Schwester? — Wenn dies der Fall wäre, weßhalb sollte ich sie denn wegführen? — Da beschloß ich denn, jede Scham bei Seite gesetzt . . . Zudem habe ich ja selbst Einiges bemerkt . . . beschloß ich nun . . . aus Ihrem Munde zu vernehmen . . . Der arme Gagin wurde ganz verwirrt. — Bitte verzeihen Sie mir. setzte er hinzu; ich bin in dergleichen Geschichten unerfahren.

Ich ergriff seine Hand.

— Sie wollen wissen, sagte ich mit fester Stimme: — ob mir Ihre Schwester gefällt? — Ja, sie gefällt mir . . . Gagin blickte mich an.

— Aber, brachte er stotternd hervor: — sie heirathen wollen Sie nicht?

— Wie wollen Sie, daß ich auf eine solche Frage Antwort gebe? Bedenken Sie selbst, könnte ich wohl jetzt . . .

— Ich weiß, ich weiß, unterbrach mich Gagin. — Ich habe durchaus kein Recht, eine Antwort von Ihnen zu verlangen und meine Frage war — im höchstem Grade unpassend. — Was sollte ich aber thun? Mit Feuer darf man nicht spielen. Sie kennen Assja nicht: es wäre

möglich, daß sie erkrankte, davon liefe, Ihnen eine Zusammenkunft vorschläge . . . Eine Andere wüßte Alles zu verbergen und die Gelegenheit abzuwarten — nicht aber sie. Dies trifft sich mit ihr zum ersten Male, — das ist eben das Schlimme dabei! Wenn Sie gesehen hätten, wie sie heute schluchzend mir zu Füßen lag, Sie würden meine Befürchtungen begreifen.

Ich wurde nachdenklich, Gagins Worte »Ihnen eine Zusammenkunft vorschlagen« trafen mich in's Herz. Ich hielt es für schändlich seine freimüthige Offenherzigkeit nicht mit gleicher Offenherzigkeit zu erwiedern.

— Ja, sagte ich zuletzt; — Sie haben Recht« Vor einer Stunde bekam ich von Ihrer Schwester einen Zettel. Hier ist er.

Gagin nahm den Zettel, durchflog ihn hastig und ließ die Hände auf die Kniee fallen. Der Ausdruck des Erstaunens auf seinem Gesichte war sehr ergötzlich, ich war jedoch nicht zum Lachen geneigt.

— Sie sind, ich wiederhole es, ein Ehrenmann« sagte er: — was aber wäre wohl jetzt zu thun? Wie? ihr Wunsch ist es fortzureisen und sie schreibt Ihnen und macht sich Vorwürfe über ihre eigene Unvorsichtigkeit . . . und wann mag sie das wohl geschrieben haben? Was will sie denn von Ihnen?

Ich beruhigte ihn und wir begannen zu plaudern, so kaltblütig wie möglich, darüber, was wir zu thun hätten.

Folgendes wurde endlich beschlossen: um jeden verzweifelten Schritt zu verhüten, sollte ich mich am bestimmten Orte einfinden und mich ehrlich mit Assja aussprechen; Gagin verpflichtete sich zu Hause zu bleiben und den Anschein zu vermeiden, als wisse er Etwas von dem Zettel; Abends beschlossen wir wieder zusammen zu kommen. — Ich setze volles Vertrauen in Sie, sagte Gagin und drückte mir heftig die Hand: — schonen Sie Assja und mich. Morgen aber reisen wir dennoch ab, fügte er hinzu, indem er aufstand: — denn, Assja werden Sie doch nicht heirathen.

— Geben Sie mir Zeit bis zum Abend, erwiederte ich.

— Es sei, aber Sie werden sie doch nicht heirathen.

Er entfernte sich, ich aber warf mich auf das Sopha und schloß die Augen. Der Kopf drehte sich mir wie im Kreise herum: gar zu viel Eindrücke auf einmal waren auf mich eingestürmt. Mich ärgerte Gagins Offenherzigkeit, auch über Assja war ich ärgerlich, ihre Liebe

erfreute und verwirrte mich zugleich. Ich konnte nicht begreifen, was sie hatte veranlassen können dem Bruder Alles zu erzählen; die Nothwendigkeit eines raschen, ja augenblicklichen Entschlusses, quälte mich . . . »Ein siebenzehnjähriges Mädchen, von solchem Charakter, heirathen; wie ist das möglich?« sagte ich, aufstehend.

XV.

Zur verabredeten Stunde fuhr ich über den Rhein und das erste Gesicht, das mir am entgegengesetzten Ufer begegnete« war derselbe Knabe, der am Morgen zu mir gekommen war. Er schien mich erwartet zu haben.

— Von Fräulein *Annette*, sagte er, und übergab mir wieder einen Zettel. Assja zeigte mir an, sie bestimme einen anderen Ort für unsere Zusammenkunft. Ich sollte in anderthalb Stunden nicht zur Capelle, sondern in's Haus zur Frau Luise kommen, unten anklopfen und in das dritte Stock hinaufsteigen-.

— Wieder ja? fragte mich der Knabe.

— Ja, wiederholte ich, und schritt dem Rheinufer zu. Nach Hause zurückzukehren, dazu war es nicht mehr Zeit, in den Gassen herumschleudern — wollte ich nicht. Außerhalb der Stadtmauer befand sich ein kleiner Garten mit einer bedeckten Kegelbahn und Tischen für Biergäste. Ich trat hinein. Einige, schon ältliche Gäste schoben Kegel; polternd rollten die Kugeln und von Zeit zu Zeit ließen sich beifällige Ausrufe hören. Ein hübsches Dienstmädchen mit rothgeweinten Augen brachte mir eine Kanne Bier; ich sah ihr ins Gesicht. Sie wandte sich rasch ab und ging fort.

— »Ja, ja,« ließ sich ein in der Nähe sitzender, beleibter und rothbäckiger Bürger vernehmen: — »unser Hannchen ist heute sehr betrübt. Ihr Bräutigam ist unter die Soldaten gegangen.« Ich warf einen Blick nach ihr: sie hatte sich in einen Winkel gedrückt und die Wange auf die Hand gestützt; die Thränen rieselten eine nach der anderen an ihren Fingern hinab. Es forderte Jemand Bier; sie brachte das Bier und kehrte auf ihren Platz zurück. Ihr Gram wirkte auf mich zurück; ich verfiel in Nachdenken über meine bevorstehende Zusammenkunst: ich dachte an sie, aber mit Besorgniß, nicht mit Freude. Nicht leichten Herzens begab ich mich zu dieser Zusammenkunft, kein Hingeben freudiger, wechselseitiger Liebe stand mir bevor; ich hatte ein gegebenes Versprechen zu halten, eine schwierige Pflicht zu erfüllen. »Mit ihr darf man nicht scherzen« — diese Worte Gagins hatten sich wie Pfeile in meine Seele hineingebohrt. Und hatte ich denn nicht erst vor vier Tagen, in jenem Boot, das die Wellen dahintrugen, nach Glück geschmachtet? Es

schien möglich zu werden — ich aber schwankte, stieß es fort; ich mußte es von mir fortstoßen . . . Das Unerwartete in demselben machte mich verwirrt. Selbst Assja, mit ihrem feurigen Kopfe, ihrer Vergangenheit, ihrer Erziehung, dieses anziehende aber sonderbare Wesen — ich gestehe es, es flößte mir Furcht ein. Lange kämpften in mir diese Gefühle. Die angesetzte Frist rückte heran. »Ich kann sie nicht heirathen,« entschied ich zuletzt: — »sie wird nicht erfahren, daß auch ich sie lieb hatte.«

Ich stand auf — und nachdem ich dem armen Hannchen einen Thaler in die Hand gedrückt hatte (wofür sie mir nicht einmal dankte), begab ich mich zum Hause der Frau Luise. Dämmerungsschatten schwebten bereits in der Luft und über die dunkele Gasse leuchtete am Himmel ein schmaler Streif im Widerscheine der Abendröthe. Ich pochte leise an die Thür; sie wurde sogleich geöffnet. Ich trat über die Schwelle und befand mich plötzlich im Dunkeln.

— Hierher! ließ sich die Stimme einer alten Frau vernehmen. Sie werden erwartet.

Tappend that ich ein paar Schritte, eine knochichte Hand faßte die meinige.

— Sind Sie es, Frau Luise, fragte ich?

— Ich bin’s, antwortete mir dieselbe Stimme: — ich bin’s, mein schmucker, junger Herr. Die Alte führte mich dann eine steile Treppe hinauf, und blieb auf dem Absatze des dritten Stockes stehen. Beim matten Lichte, das durch ein kleines Fensterchen hereinfiel, erblickte ich das runzelige Gesicht der Bürgermeisterswittwe. Ein widerlich schlaues Lächeln verzerrte ihre eingefallenen Lippen und zog die glanzlosen, kleinen Augen zusammen. Sie wies mir eine kleine Thür. Ich öffnete mit zitternder Hand und warf die Thür hinter mir zu.

XVI.

Es war ziemlich finster in dem kleinen Gemach, in welches ich trat, und ich wurde Assja's nicht sogleich gewahr. In ein großes Umschlagetuch gehüllt, saß sie auf einem Stuhle beim Fenster und hielt den Kopf weggewandt und fast versteckt, wie ein erschrockenes Vögelchen. Ihr Athem ging rasch und sie zitterte am ganzen Leibe. Sie that mir unsäglich leid. Ich trat zu ihr heran. Sie wandte den Kopf noch mehr ab . . .

— Anna Nikolajewna, redete ich sie an.

Sie richtete sich plötzlich auf, wollte mich anblicken — vermochte es nicht. Ich ergriff ihre Hand, sie war kalt und blieb wie abgestorben in der meinigen liegen.

— Ich wünschte . . . begann Assja und versuchte zu lächeln, doch ihre bleichen Lippen wollten ihr nicht gehorchen: — ich wollte . . . Nein, ich kann nicht, sagte sie und verstummte. Und wirklich, die Stimme brach ihr bei jedem Worte.

Ich setzte mich neben sie.

— Anna Nikolajewna, wiederholte ich und konnte gleichfalls nichts weiter hervorbringen.

Stillschweigen trat ein. Ich hielt immer noch ihre Hand und blickte sie an. Sie blieb in derselben, sich in sich selbst zurückziehenden Haltung wie vorhin, athmete schwer und biß still ihre Unterlippe, um nicht zu weinen und die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten . . . Ich hielt die Augen auf sie gerichtet: es lag Etwas rührend Hilfloses in ihrer schüchternen Unbeweglichkeit: es schien, sie habe den Stuhl kaum erreichen können und sei in demselben zusammengebrochen. Das Herz ging mir über . . .

— Assja, sagte ich kaum hörbar . . .

Sie schlug langsam die Augen zu mir auf . . . Oh, Blick einer liebenden Frauenseele, wer beschreibt dich? Diese Augen, sie drückten Flehen, Zutrauen, Frage, Hingebung aus . . . Ich vermochte nicht, ihrem Zauber zu widerstehen. Ein brennendes Feuer durchzuckte mich wie von Stichen glühender Nadeln; ich beugte mich nieder und drückte meine Lippen auf ihre Hand . . .

Ein bebender Laut, wie von unterbrochenem Seufzen, schlug an mein Ohr und ich spürte auf meinem Haare die zarte Berührung einer Hand, die wie ein Blatt zitterte. Ich hob den Kopf und sah ihr Gesicht. Wie so schnell umgewandelt kam es mir vor! Der Ausdruck der Angst war von demselben verschwunden, der Blick schweifte weit hinaus in den Raum und zog mich nach, die Lippen waren etwas geöffnet, die Stirn bleich wie Marmor und die Locken nach hinten geschoben, als wenn der Wind sie zurückgeworfen hätte. Sie vergaß Alles, zog sie an mich — willig gehorchte ihre Hand und der ganze Körper folgte derselben nach, der Shawl glitt von den Schultern herab und ihr Kopf neigte sich still an meine Brust und legte sich an meine brennenden Lippen . . .

— Die Ihre . . . flüsterte sie kaum hörbar.

Schon schlang sich mein Arm um ihren Körper . . . da durchzuckte mich plötzlich wie ein Blitz der Gedanke an Gagin. — Was machen wir! rief ich aus und rückte zurück . . . Ihr Bruder . . . weiß Alles . . . Er weiß, daß wir hier zusammenkommen.

Assja sank auf den Stuhl.

— Ja, fuhr ich fort, indem ich aufstand und auf die andere Seite des Zimmers trat. — Ihr Bruder weiß Alles . . . Ich mußte ihm Alles erzählen.

— Sie mußten? stammelte sie kaum vernehmbar. Sie konnte noch immer nicht zu sich kommen und verstand mich nur unvollständig.

— Ja, ja, wiederholte ich mit einer gewissen Erbitterung: — und daran sind Sie schuld, Sie allein.

Warum haben Sie Ihr Geheimniß verrathen? Wer hat Sie gezwungen, Ihrem Bruder Alles zu erzählen? Er selbst war heute bei mir und theilte mir Ihre Unterredung mit ihm mit.

Ich vermied es« Assja anzusehen und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. — Jetzt ist Alles verloren, Alles, Alles.

Assja wollte von ihrem Sitze aufstehen.

— Bleiben Sie, rief ich: — bleiben Sie, ich bitte Sie. Sie haben es mit einem Manne von Ehre zu thun — ja, mit einem Manne von Ehre. — Aber, um des Himmels Willen, was hat Sie so aufgeregt? Sollten Sie an mir eine Veränderung bemerkt haben? Ich konnte es aber unmöglich vor Ihrem Bruder geheim halten, als er mich heute besuchte.

»Was rede ich denn da?« dachte ich bei mir, und der Gedanke, daß ich ein ehrloser Betrüger wäre, daß Gagin um unsere Zusammenkunft wisse, daß Alles ausgeschwatzt, verdreht und verdorben sei, — durchkreuzte mir jetzt das Gehirn.

— Ich hatte ja den Bruder nicht rufen lassen, erwiederte Assja mit erschreckter, tonloser Stimme, — er war aus freien Stücken gekommen.

— Nun sehen Sie einmal, was Sie da angerichtet haben, fuhr ich fort. — Sie wollen jetzt fortreisen . . .

— Ja, ich muß fort, flüsterte sie ebenso leise: — auch habe ich Sie nur deßhalb hierher gebeten, um von Ihnen Abschied zu nehmen.

— Und Sie denken, erwiederte ich: — es wird mir leicht sein, von Ihnen zu scheiden?

— Warum denn mußten Sie es dem Bruder erzählen? wiederholte Assja mit dem Ausdrucke der Verwunderung.

— Ich sage Ihnen — ich durfte nicht anders verfahren. Wenn Sie sich nicht selbst verrathen hätten . . .

— Ich hatte mich auf meinem Zimmer eingeschlossen, erwiederte sie treuherzig: — ich wußte nicht, daß meine Wirthin einen anderen Schlüssel hatte . . .

Diese unschuldige Ausrede, aus ihrem Munde, in solcher Minute — brachte mich damals fast auf . . . Jetzt aber kann ich nicht ohne Rührung daran zurückdenken. Armes, ehrliches, aufrichtiges Kind!

— Und somit ist denn Alles aus! begann ich wieder: — Alles. Jetzt müssen wir uns trennen, Ich warf einen verstohlenen Blick auf Assja . . . ihr Gesicht wurde immer röther. Sie war, ich fühlte es« beschämt und beängstigt. Ich selbst bewegte mich und redete wie ein Fieberkranker. — Sie haben dem keimenden Gefühle nicht Zeit gelassen, sich zu entfalten, Sie selbst haben unsern Bund zerrissen, Sie hatten kein Zutrauen zu mir, Sie hegten Zweifel gegen mich.

Während ich redete, hatte sich Assja mehr und mehr nach vorne gebeugt — und sank plötzlich auf die Kniee, ließ den Kopf in ihre Hände fallen und brach in Schluchzen aus. Ich stürzte auf sie zu, versuchte sie aufzurichten, sie aber sträubte sich dagegen. Ich kann Weiberthränen nicht ertragen: wenn ich sie sehe, verliere ich sogleich alle Fassung.

— Anna Nikolajewna, Assja, rief ich wiederholt: — ich bitte, ich beschwöre Sie, um Gottes Willen hören sie auf . . . ich ergriff wieder ihre Hand.

Doch zu meinem größten Erstaunen, sprang sie plötzlich auf, — stürzte schnell wie der Blitz zur Thür und verschwand . . .

Als einige Zeit darauf Frau Luise hereintrat, — stand ich noch in der Mitte des Zimmers, wie vom Blitz getroffen. Ich faßte es nicht, wie diese Zusammenkunft ein so rasches, so dummes Ende nehmen konnte, da ich selbst noch nicht den hundertsten Theil von Dem gesagt hatte, was ich sagen wollte und mußte, und ich noch ungewiß war, wie sie endigen werde.

— Ist das Fräulein fort? fragte mich Frau Luise und zog ihre gelben Augenbrauen bis an den Haaraussatz in die Höhe.

Ich gaffte sie an wie ein Blödsinniger — und ging fort.

XVII.

Ich verließ die Stadt und nahm meinen Weg in's Freie hinaus. Aerger, wüthender Aerger quälte mich. Ich überhäufte mich mit Vorwürfen. Wie war es mir möglich gewesen, den Grund zu verkennen, der Assja veranlaßt hatte, den Zusammenkunftsort abzuändern; wie hatte ich nicht zu würdigen gewußt, was es ihr kosten mußte, zur Alten zu gehen; warum hatte ich Sie nicht zurückgehalten! Unter vier Augen mit ihr, in dem einsamen, spärlich erleuchteten Zimmer, fand ich die Kraft, hatte ich das Herz, — sie von mir zu stoßen, ihr sogar Vorwürfe zu machen . . . Und jetzt verfolgte mich ihr Bild, ich that ihr Abbitte; wie Feuer zehrte an mir die Erinnerung an jenes bleiche Gesicht, jene feuchten und scheuen Augen, das aufgelöste Haar über dem gebeugten Nacken, das sanfte Anschmiegen ihres Kopfes an meine Brust. — »Die Ihre« . . . tönte ihr Flüstern in meinem Ohre noch nach. »Ich habe gewissenhaft gehandelt« — suchte ich mir einzureden . . . Lüge! War das denn der Schluß, den ich wirklich gewollt hatte? bin ich denn im Stunde, mich von ihr zu trennen? kann ich sie wohl verlieren? Wahnsinniger! Wahnsinniger! wiederholte ich mit Erbitterung.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen. Mit großen Schritten eilte ich dem Hause zu, wo Assja wohnte.

XVIII.

Gagin kam mir entgegen.

— Haben Sie meine Schwester gesehen? rief er mir schon von Weitem zu.

— Ist sie denn nicht zu Hause? fragte ich.

— Nein!

— Sie ist nicht zurückgekehrt?

— Nein. Verzeihen Sie mir, fuhr Gagin fort: — ich hielt es nicht mehr aus; ich bin, unserer Verabredung zuwider, bei der Kapelle gewesen; dort war sie nicht; sie muß also nicht hingegangen sein.

— Sie ist nicht zur Kapelle gegangen.

— Und Sie haben sie nicht gesehen? Ich mußte bekennen. daß ich sie gesehen hatte.

— Wo?

— Bei der Frau Luise. — Vor einer Stunde trennten wir uns, setzte ich hinzu: — ich glaubte bestimmt, sie sei nach Hause zurückgekehrt.

— Wir wollen warten, sagte Gagin.

Wir traten in das Haus und nahmen neben einander Platz. Wir schwiegen. Uns beiden war gar nicht wohl zu Muthe. Fortwährend blickten wir uns um nach der Thür und horchten hin. Endlich erhob sich Gagin.

— Da hört aber Alles auf! rief er: — ich fühle das Herz im Leibe nicht mehr. Sie bringt mich noch um, bei Gott . . . Kommen Sie, wir wollen sie aufsuchen.

Wir gingen hinaus. Draußen war es schon ganz dunkel geworden.

— Wovon haben Sie denn mit ihr gesprochen? fragte mich Gagin, indem er den Hut auf die Augen rückte.

— Höchstens fünf Minuten war ich mit ihr zusammen, erwiederte ich: — ich sprach mit ihr, wie wir es verabredet haben.

— Wissen Sie, sagte er: — besser wir gehen ein Jeder für sich, auf diese Weise können wir sie eher treffen. — Auf jeden Fall, in einer Stunde kommen Sie her.

XIX.

Ich stieg geschwind den Weinberg hinunter und rannte in die Stadt. Rasch hatte ich alle Gassen durchflogen, überall nachgesehen, sogar zu den Fenstern der Frau Luise aufgeblickt, war an den Rhein gekommen und lief längs dem Ufer hin . . . Von Zeit zu Zeit begegneten mir Frauengestalten; Assja jedoch war nirgends zu sehen. Es war jetzt nicht mehr Aerger, was ich empfand, mich quälte eine geheime Furcht, und nicht blos Furcht . . . nein, ich fühlte Reue, das brennendste Mitleid, Liebe. — Ja! die zärtlichste Liebe. Mit Händeringen rief ich hinaus in das aufsteigende nächtliche Dunkel, nach Assja, anfangs schwach, dann lauter und immer lauter; hundertmal wiederholte ich, daß ich sie liebe, ich schwor mich nie von ihr zu trennen; Alles in der Welt würde ich darum gegeben haben, ihre kalte Hand wieder halten, ihre sanfte Stimme wieder hören, sie selbst wieder vor mir sehen zu können . . . So nahe war sie mir gewesen, mit vollem Vertrauen, in der vollen Einfalt des Herzens und Gefühls war sie mir entgegengekommen, hatte sie ihre unerfahrene Jugend in meine Hand gegeben . . . und ich hatte sie nicht an meine Brust gedrückt, hatte mir das Glück entgehen lassen, das liebliche Gesicht zu schauen, wie es vor Freude und stillem Entzücken erblüht wäre . . . Dieser Gedanke machte mich wahnsinnig.

»Wohin kann sie gegangen sein, was ist aus ihr geworden? rief ich angsterfüllt in ohnmächtiger Verzweiflung . . . Etwas Weißes schimmerte plötzlich hart am Ufer. — Ich kannte jene Stelle: dort stand über dem Grabe eines vor siebenzig Jahren ertrunkenen Mannes, ein altes, halb in den Boden versunkenes, steinernes Kreuz mit alterthümlicher Inschrift. — Das Herz erstarrte mir im Leibe. Ich, lief zum Kreuze: die weiße Gestalt war verschwunden; ich rief: Assja! Mein wilder Schrei erschreckte mich — Niemand gab Antwort . . .

Ich beschloß nachzufragen, ob vielleicht Gagin sie gefunden habe.

XX.

Während ich den Fußweg im Weinberg eilig hinanstieg, gewahrte ich Licht in Assja's Zimmer . . . das beruhigte mich etwas.

Ich näherte mich dem Hause; die Thür unten war verschlossen, ich klopfte an. Ein Fenster im nicht erleuchteten unteren Stock wurde behutsam geöffnet und es zeigte sich Gagins Kopf.

— Gefunden? fragte ich.

— Sie ist zurückgekehrt« flüsterte er mir zu: sie ist auf ihrem Zimmer und kleidet sich aus. Alles ist in Ordnung.

— Gott sei gedankt! rief ich in einem Anfalle von unaussprechlicher Freude; Gott sei gedankt! Jetzt ist Alles gut. Sie wissen aber, wir haben uns noch Etwas zu sagen.

— Ein anderes Mal, erwiederte er, indem er sachte das Fenster an sich zog: — ein anderes Mal, für jetzt leben Sie wohl.

— Auf morgen also, sagte ich: — morgen soll Alles klar werden.

— Leben Sie wohl, wiederholte Gagin. Das Fenster wurde geschlossen. Fast hätte ich daran wieder geklopft. Ich wollte Gagin sogleich erklären, daß ich um die Hand seiner Schwester bäte. Doch eine solche Freiwerberei zu solcher Stunde . . . Auf Morgen denn, dachte ich: — Morgen werde ich glücklich sein . . .

Morgen werde ich glücklich sein! Das Glück hat keinen morgenden Tag; es hat auch keinen gestrigen; es weiß von keiner Vergangenheit, denkt an keine Zukunft; die Gegenwart gehört ihm, und nicht einmal der Tag, nur der Augenblick.

Ich weiß nicht mehr wie ich nach S. Kam. Nicht meine Füße hatten mich hingebracht, nicht das Boot mich hinübergesetzt, wie auf breiten, mächtigen Flügeln ward ich hinüber getragen. Mein Weg führte mich an einem Gebüsche vorbei, in welchem eine Nachtigall flötete: mir dünkte, sie singe von meiner Liebe und meinem Glücke.

XXI.

Als ich am folgenden Morgen mich dem wohlbekannten Häuschen näherte, befremdete mich ein Umstand: alle Fenster in demselben standen offen, und auch die Thür war geöffnet; Papierfetzen lagen in der Schwelle verstreut umher; eine Magd mit einem Besen war hinter der Thür zu sehen.

Ich trat zu ihr heran.

— Sind fort! platzte sie heraus, bevor ich sie noch fragen konnte, ob Gagins zu Hause wären?

— Fort? wiederholte ich . . . Wie denn, fort? Wohin?

— Sind heute Morgen sechs Uhr abgereist und haben nicht gesagt wohin. Doch, warten Sie, Sie sind wohl der Herr N.?

— Ich bin Herr N.

— Es liegt ein Brief für Sie bei der Wirthin. Das Dienstmädchen ging hinaus und kehrte mit einem Briefe zurück. Da ist er, bitte.

— Das ist aber nicht möglich . . . Wie kam denn das! . . . sagte ich. Die Magd blickte mich stumpfsinnig an und begann zu fegen.

Ich öffnete den Brief. Es war Gagin, der an mich schrieb; von Assja nicht eine Zeile. Er fing mit der Bitte an, ich wolle ihm seiner unerwarteten Abreise wegen nicht böse sein; er sei versichert, ich werde nach reiflicher Ueberlegung seinen Entschluß billigen. Er habe kein anderes Mittel gefunden, um aus einer Lage, die schwierig und gefährlich werden konnte, herauszukommen. »Gestern Abend, schrieb er, als wir Beide schweigend auf Assja warteten, überzeugte ich mich vollends, daß eine Trennung nothwendig sei. Es gibt Vorurtheile, die ich zu würdigen weiß; ich begreife, daß Sie Assja nicht heirathen können. Sie hat mir Alles erzählt; um ihrer Ruhe willen, war ich gezwungen ihren wiederholten, inständigen Bitten nachzugeben.« — Am Schlusse des Briefes äußerte er sein Bedauern, daß unsere Bekanntschaft so schnell abgebrochen sei, wünschte mir Glück, drückte mir freundschaftlich die Hand und beschwor mich, ich möge mir nicht die Mühe geben sie aufzusuchen.

— Welche Vorurtheile! rief ich aus, als ob er mich hören könnte: — dieser Unsinn! Wer hat ihm das Recht gegeben, sie mir zu rauben . . . Ich faßte mich am Kopfe. . . Die Dienstmagd fing an, laut, nach der

Wirthin zu rufen: ihr Schrecken gab mir die Fassung wieder. Ein Gedanke hatte sich meiner bemächtigt: sie aufzusuchen, aufzusuchen, was es auch kosten möge. Diesen Schlag hinzunehmen, sich mit solch einem Ausgange zufrieden zu geben, war unmöglich. Von der Wirthin erfuhr ich, daß sie um sechs Uhr Morgens ein Dampfschiff bestiegen hätten und den Rhein hinunter gefahren seien. Ich begab mich auf's Comptoir: dort sagte man mir; sie hätten Fahrbillets bis Köln gelöst. Ich ging nach Hause« in der Absicht sogleich einzupacken und ihnen zu folgen. Mein Weg führte mich beim Hause der Frau Luise vorbei . . . Auf einmal höre ich: es ruft mich Jemand. Ich richtete den Kopf in die Höhe und erblickte in dem Fenster desselben Gemaches, wo ich Tags zuvor mit Assja zusammengekommen war, die Bürgermeisterswittwe. Mit ihrem widerlichen Lächeln rief sie mich an. Ich wandte mich ab und wollte vorbei; sie rief mir aber nach, es wäre Etwas für mich da. Diese Worte brachten mich zum Stehen und ich trat in das Haus. Wie beschreibe ich meine Gefühle, als ich jenes Zimmer wiedersah . . .

— Eigentlich, redete mich die Alte an, indem sie mir einen kleinen Zettel zeigte, — sollte ich Ihnen das hier nur in dem Falle übergeben, wenn Sie von freien Stücken zu mir gekommen wären, Sie sind aber ein so schmucker, junger Herr. Nehmen Sie's.

Ich nahm den Zettel- Auf einem ganz kleinen Stückchen Papier standen folgende, hastig mit Bleistift hingekritzelte Worte:

»Leben Sie wohl, wir werden uns nicht mehr sehen. Nicht aus Hochmuth reife ich fort — nein, ich kann nicht anders. Gestern, als ich vor Ihnen weint,« bedurfte es nur eines Wortes von Ihnen, nur eines einzigen Wortes -— und ich wäre geblieben. Sie haben es nicht ausgesprochen. So mußte es wohl besser sein . . . Leben Sie wohl, für immer.«

Ein Wort . . . Oh« ich Thor! Dieses Wort . . . ich hatte es am vorigen Abend unter Thränen wiederholt ausgerufen, hatte es in den Wind gestreut, hatte es inmitten der einsamen Felder so oft wiederholt . . . zu ihr aber hatte ich es nicht gesprochen, ihr hatte ich nicht gesagt, daß ich sie liebe . . . Und ich konnte ja auch damals jenes Wort noch nicht aussprechen. Als ich mit ihr in jenem verhängnißvollen Zimmer zusammenkam, hatte ich noch kein klares Bewußtsein von meiner Liebe; war es doch selbst dann noch nicht in mir erwacht, als ich mit ihrem Bruder in stumpfem und qualvollem Schweigen dasaß. Erst einen Augenblick später brach es mit unaufhaltbarer Macht los, als

ich vor der Möglichkeit eines Unheils erschrak, sie zu suchen, zu rufen begann; doch dann war es schon zu spät. Das ist ja unmöglich! wird man mir entgegnen; ich weiß nicht, ob es möglich ist — weiß aber, daß es wahr ist. Assja wäre nicht fortgereist, wenn in ihr auch nur eine Spur von Coquetterie gesteckt hätte und ihre Stellung nicht eine falsche gewesen wäre. Sie vermochte nicht das zu ertragen, was jede Andere ertragen hätte: das hatte ich nicht begriffen. Mein böser Dämon hielt mein Geständniß auf meinen Lippen zurück, als ich zum letzten Male mit Gagin vor dem dunkelen Fenster zusammentraf, und der letzte Faden, den ich noch hätte erfassen können, entschlüpfte meinen Händen.

Am selben Tage kehrte ich mit gepacktem Reisesack in die Stadt L. zurück und fuhr nach Cöln. Ich erinnere mich das Dampfschiff stieß bereits ab und ich nahm Abschied im Geiste von jenen Gassen, von allen jenen Orten, die ich fortan nie mehr aus dem Gedächtniß verlieren sollte, als ich Hannchen vor mir erblickte. Sie saß auf einer Bank am Ufer. Ihr Gesicht war bleich, aber nicht traurig; ein junger hübscher Bursche stand an ihrer Seite und erzählte ihr lachend Etwas; auf dem anderen Ufer des Rheins blickte wie immer das kleine Madonnenbild aus dem dunkelen Grün der alten Esche traurig herüber.

XXII.

In Köln kam ich den, Gagins auf die Spur; ich erfuhr, daß sie nach London gereist waren; ich machte mich auf, ihnen nach; in London blieben jedoch alle meine Nachforschungen fruchtlos. Noch lange mochte ich mich nicht zufrieden geben, noch lange hielt ich beharrlich Stand, endlich jedoch mußte ich die Hoffnung aufgeben, sie wiederzufinden.

Und ich habe sie auch nicht mehr wiedergesehen — habe Assja nicht wiedergesehen. Von ihm kam mir noch einiges Wenige zu Ohren, sie aber war für immer für mich verschwunden. Ich weiß nicht einmal, ob sie noch lebt. Einmal, es war einige Jahre nachher im Auslande, sah ich flüchtig in einem Eisenbahnwaggon eine Frau, deren Gesicht mich lebhaft an unvergeßliche Züge erinnerte . . . doch, wahrscheinlich ward ich durch zufällige Aehnlichkeit irre geführt. Assja blieb in meiner Erinnerung dasselbe Mädchen, wie ich es in der schönsten Zeit meines Lebens gekannt hatte, wie ich es noch zuletzt, über die Lehne des niedrigen, hölzernen Stuhles gebeugt, gesehen hatte.

Ich muß indessen bekennen« daß ich mich nicht gar zu lange um sie gegrämt habe, ja, mir dünkte sogar, das Schicksal habe gut daran gethan, uns nicht mit einander zu verbinden; ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich wahrscheinlich mit einer solchen Frau nicht glücklich geworden wäre. Ich war damals jung, und die Zukunft, dieses kurze, flüchtige Leben, schien mir noch endlos. Warum könnte sich nicht dachte ich, was sich einmal ereignet hat, nochmals wiederholen, und zwar besser, schöner? Ich habe andere Frauen gekannt, — doch das Gefühl, welches Assja in mir entzündet hatte, jenes brennende, zärtliche, tiefe Gefühl, es wiederholte sich nicht mehr. Nein! es konnten keine Augen mir jene ersetzen, die einst mit solcher Liebe auf mich geheftet waren; keinem Herzen, das sich an meine Brust geschmiegt hat, schlug das meine mit so freudiger, süßer Beklemmung entgegen! Zum einsamen Leben eines familienlosen Hagestolzen verurtheilt, verbringe ich trübselig meine Jahre; doch bewahre ich wie ein Heiligthum ihre Briefe und den verdorrten Geraniumzweig, jenen Zweig, den sie mir einst aus dem Fenster zuwarf. Noch bis jetzt giebt er einen schwachen Duft von sich, die

Hand aber, die ihn mir gab, jene Hand, die an meine Lippen zu drücken mir nur einmal vergönnt war, sie modert vielleicht schon lange im Grabe . . . Und ich selbst — was bin ich geworden? Was ist von mir übrig geblieben, was von jenen seligen und qualvollen Tagen, von jenem geflügelten Hoffen und Sehnen? So überlebt der schwache Duft eines unscheinbaren Krautes alle Freuden und alle Trübsale des Menschen — überlebt den Menschen selbst.

- E n d e -

~~~~~~~~~~~~~~~~~~~
Druck der F. Priv. Hofbuchdruckerei in Rudolstadt.
~~~~~~~~~~~~~~~~~~~

Ein Ausflug in die Walregion.

1857.

Deutsch
von
Friedrich Bodenstedt.

Inhaltsverzeichnis

Erster Tag.
Zweiter Tag.
Anmerkungen

Erster Tag.

Der Anblick der ungeheuern, den ganzen Horizont umspannenden Kieferwaldung, der Anblick der »Waldregion« erinnert an den Anblick des Meeres. Auch erweckt er uns dieselben Eindrücke; dieselbe jungfräuliche Urkraft dehnt sich breit und mächtig vor dem Angesichte des Beschauers aus. Aus dem tiefsten Innern der uralten Waldung, aus dem ewigen Schooße der Wasser ertönt die gleiche Stimme der Natur, welche zum Menschen spricht: »Ich habe mit dir nichts zu schaffen, ich herrsche — du aber sorge um dein Leben.«

Der Wald ist nur einförmiger und melancholischer als das Meer, besonders bietet der Fichtenwald ein beständiges Einerlei und eine fast lautlose Stille.

Das Meer droht und schmeichelt, spielt in allen Farben, redet in allen Stimmen; es spiegelt den Himmel wieder, von welchem gleichfalls ein Hauch der Ewigkeit weht, aber einer Ewigkeit, welche uns nicht neigen fremd zu sein scheint . . . Der unveränderliche, finstere Nadelwald zeigt, sich entweder in mürrischem Schweigen, oder dumpfem Geheul, und das Bewußtsein unserer Richtigkeit durchdringt bei seinem Anblick das Herz noch tiefer und unwiderstehlicher.

Schwer fällt es dem Menschen, dem gestern gebornen und schon heute dem Tode geweihten Eintagswesen, den kalten, theilnahmslos aus ihn gerichteten Blick der ewigen Isis zu ertragen; nicht blos die kühnen Hoffnungen und hochfliegenden Träume der Jugend werden gedemüthigt und erlöschen in ihm beim Eiseshauche der Elementarmächte: seine ganze Seele — zieht sich gebeugt und scheu in sich selbst zurück; er fühlt, daß der letzte seiner Brüder vom Angesichte der Erde verschwinden könnte, ohne daß nur eine Kiefernadel an den Zweigen darob erzitterte; — er fühlt seine Vereinsamung, seine Schwäche, seine Abhängigkeit vom Zufall, und mit heftiger, heimlicher Angst kehrt er zu den kleinen Sorgen und Mühen des Lebens zurück; ihm wird’s leichter um’s Herz in dieser von ihm selbst geschaffenen Welt; hier fühlt er sich heimisch, hier wagt er noch an seine Bedeutung zu glauben und seiner Kraft zu vertrauen.

Solche Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich — vor einigen Jahren auf der Freitreppe eines kleinen, am Ufer des schlammigen Fliißchens R e f e t t a erbauten Wirthshauses stehend — zum Erstenmale die Waldregion erblickte.

In endlos weitgeschwungenen, ununterbrochenen Abstufungen lagen vor mir die tiefblauen Massen des ungeheuern Nadelwaldes, aus welchem nur vereinzelt wie grüne Punkte, Gruppen von Birken hervorschimmerteu; sonst war der ganze Horizont von Kieferwaldung begrenzt. Nirgends zeigte sich eine weiße Kirche oder ein blühendes Feld --- überall drängte sich Baum an Baum, überall stiegen zackige Wipfel in die Luft, und darüber schwebte ein feiner, trüber Nebel, der diese Waldregion ewig umspinnt. Es war nicht Trägheit, nicht Unbeweglichkeit des Lebens, was mich von allen Seiten dort anwehte: mir erschien es vielmehr wie Abwesenheit alles Lebens, wie der Tod selbst, obschon in erhabenem Bilde. Ich erinnere mich noch, wie große, weiße Wolken still und hoch vorüberzogen und der heiße Sommertag unbeweglich auf der schweigenden Erde lag. Das röthliche Wasser des Fliißchens glitt geräuschlos zwischen diesem Gebüsch dahin; auf seinem Grunde zeigten sich unbestimmt kleine Erhöhungen von stacheligem Moose, während die Ufer sich hier in Sümpfen und Morästen verloren, dort von weit umhergesprenkelten feinem weißen Sande schimmerten. Dicht neben dem Wirthshause lief ein gebahnter Fahrweg hin.

Auf diesem Wege, gerade der Freitreppe gegenüber, stand eine mit Schachteln und Kisten beladene Telega. Der Besitzer dieses Fuhrwerks, ein hagerer Kleinbürger mit einer Habichtsnase und Mäuseaugen, bucklich und lahm, war beschäftigt einen ebenfalls lahmen Gaul einzuspannen, um mit seinen Kisten und Kasten auf den Jahrmarkt nach Karatschef zu fahren. Er war nämlich seines Gewerbes ein Pfefferkuchenbäcker oder Lebzelter wie man im südlichen Deutschland sagt.

Plötzlich zeigten sich auf dem Wege verschiedene Leute, denen noch andere folgten, bis endlich eine ganze Menge beisammen war. Alle trugen Stöcke in der Hand und kleine Ränzel auf dem Rücken. Aus ihrem müden, schwerfälligen Gange und den sonnverbrannten Gesichtern konnte man entnehmen, daß sie weither kamen. Es waren Arbeitsleute aus Jushnow, welche in die Heimat zurückkehrten.

Ein wohl siebzigjähriger Greis mit schneeweißem Haar schien ihr Führer zu sein. Er kehrte sich zuweilen um und ermunterte mit ruhiger Stimme die müden Wanderer, ihre Schritte zu beschleunigen. »Nun, nun, nun, Kinder — sagte er bedeutsam — nu — nu!« Alle schritten schweigend, in fast feierlicher Stille einher. Nur Einer, von niederem Wachse und grimmigem Gesichte, einen offenstehenden Schafpelz und eine bis auf die Augen gedrückte Mütze von gleichem Stoffe tragend, näherte sich dem Lebzelter mit der brüsken Frage:

— Was kostet ein Lebkuchen, alter Pinsel?

— Je nachdem der Lebkuchen ist, liebenswerther Mann, entgegnete der verlegene Händler mit dünner Stimme. Es gibt welche, die nur einen Pfennig kosten, und andere für einen Groschen. Hast du denn einen Groschen in der Tasche?

— Ich würde mir mit deinem schlechten Gebäck nur den Magen verderben, erwiderte der Bauer, sich von der Telega entfernend.

— Vorwärts, Kinder, vorwärts! erschallte die Stimme des Greises; wir haben noch weit bis zum Nachtquartier.

Und die ganze Bande verzog sich schnell, ohne daß einer der Leute daran dachte, im Vorübergehen die Mütze vor mir abzunehmen. Nur der Greis machte mir einen ernsten Gruß, wobei sich ihm doch unter dem weißen Schnnrrbarte die Lippen zum Lächeln verzogen.

— Ungebildetes Volk brummte der Händler, einen Seitenblick auf mich werfend, wie der Haufen sich entfernt hatte — ist das ein Gebäck für *die*?

Und, schnell das Einspannen seines Gaules beendend, lenkte er die Telega zum Flüßchen hinab, auf welchem eine kleine Fähre, d. h. ein aus Balken gebildetes Floß, zu sehen war. Aus einer niedern Erdhütte kam ihm ins einer weißen Filzmütze oder »Haube« — wie sie die Bewohner der Waldregion zu nennen und zu tragen pflegen — ein Bauer entgegen, der ihn an das andere Ufer übersetzte. Der kleine Wagen kroch durch den gebahnten Hohlweg dahin, während das eine Rad von Zeit zu Zeit ein wimmerndes Knarren hören ließ.

Ich ließ meine Pferde füttern und machte mich ebenfalls auf den Weg. Nachdem mich mein Wagen wohl zwei Werste durch eine sumpfige Wiese geschleppt hatte, gelangte ich endlich auf einem schmalen Dammwege in den Durchhau des Waldes. Der Tarantaß holperte nur so über die dicken Knüttel dahin; ich stieg aus und ging

zu Fuß. Die Pferde zogen in gleichmäßigem Schritte weiter, schnaubend und die Köpfe schüttelnd, um Fliegen und Mücken abzuwehren. Da waren wir denn mitten im Waldesdickicht. Am Saume, nahe dem Wiesengrunde, wuchsen Birken, Espen, Linden, Eichen und Ahornbänme, die immer seltener wurden je weiter ich vordrang. Wie eine Mauer erhob sich vor mir ein dichter Tannenwald; weiterhin folgten die röthlichen Stämme der gemeinen Kiefer und dann drängten sich wieder allerlei Gebüsche und Bäume durcheinander, umwachsen von Haselnußstauden, Traubenkirschen, Vogelbeeren und saftigen Kräutern mit hohen rauhen Schäften. Hell erleuchteten die Sonnenstrahlen die Wipfel der Bäume und drangen, ihre Lichtpfeile durch die Zweige schießend, nur hie und da in hellen Netzpunkten und Streifen zur Erde. Kaum ließ sich ein Vogel hören — sie lieben die großen Wälder nicht; nur von Zeit zu Zeit erschallte der melancholische, dreimalige Ruf des Wiedehopfes, dazu das grimmige Krächzen des Holzhähers oder der Elster. Zuweilen auch flog eine Mandelkrähe (die immer einsam fliegen) schweigend durch den Verhau, schimmernd im Gold und Himmelblau ihres schönen Gefieders. Hin und wieder lichtete sich der Wald etwas, die Bäume rückten auseinander und der Tarantaß rollte in eine urbar gemachte sandige Ebene, wo auf vereinzelten Feldern dünner Roggen wuchs, seine bleichen Aehren geräuschlos schaukelnd. Zur Seite erblickte man eine altersgraue kleine Kapelle mit gebogenem Kreuze über einem Brunnen und ein unsichtbares Bächlein kollerte und murmelte als ob es sich in eine leere Flasche ergöße. Plötzlich wurde der Weg durch eine vor Kurzem gestürzte Birke versperrt und ringsum starrte der Wald so dicht, mächtig und hoch, daß selbst die Luft darin wie zusammengepreßt erschien. An andern Orten war er ganz unter Wasser gesetzt; zu beiden Seiten zogen sich graue, dunkle Sümpfe hin, mit Schilfrohr und verkrüppelten Erlen besät. Wilde Enten flogen paarweis auf und es war seltsam anzusehen, wie diese Wasservögel mit ungestümem Flattern zwischen den Kiefern verschwanden.

»Ha, ha, ha, ha!« ließ sich plötzlich eine gedehnt schreiende Stimme hören; ein Hirt trieb seine Heerde durch das kleine Gehölz; eine dunkelbraune Kuh mit scharfen kurzen Hörnern brach geräuschvoll durch das Gebüsch und blieb dann wie angewurzelt am Saume des Durchhaus stehen, mit großen, dunkeln Augen meinen vor mir hinlaufenden Hund anglotzend. Der Wind wehte mir den feinen

scharfen Geruch verbrannten Holzes zu und weiße Rauchwölkchen wirbelten fern durch die hellblaue Luft des Waldes empor. Da brannte gewiß ein Bauer Kohlen für irgend eine Glashütte oder Fabrik. Je weiter wir vordrangen, desto dumpfer und stiller ward es um uns her. Im Nadelwalde ist es immer still, nur oben, hoch über unserm Haupte geht ein getragenes Murmeln und feierliches Rauschen durch die Wipfel . . . Man schreitet fort, immer weiter, und dieses ewige Murmeln des Waldes will nicht aufhören, und dem Herzen fängt's ein wenig an bange zu werden, und der Mensch sehnt sich hinaus in's Freie, an's Licht, und wünscht einmal wieder aus voller Brust aufzuathmen nach diesem fast erstickenden Geruche der Fäulniß und Feuchtigkeit . . .

Etwa fünfthalb Stunden fuhren wir fast immer im Schritt; nur selten kamen die Pferde ein wenig in's Laufen. Ich wollte noch vor Nacht das Dorf Sswjatoje erreichen, welches gerade in der Mitte des Waldes liegt. Ein paarmal begegneten uns Bauern, welche ihre Telega mit Lindenbast, oder langen Balken beladen hatte.

— Ist es noch weit bis Sswjatoje? fragte ich einen von ihnen.

— Nein, nicht weit.

— Wie weit denn ungefähr?

— Nun, ein Stündchen etwa.

Ueber anderthalb Stunden fuhren wir weiter, immer weiter, ohne ein Dorf zu gewahren. Da knarrte uns wieder eine beladene Telega entgegen. Der Bauer ging zu Fuß nebenher.

— Wie weit, Bruder, ist's noch bis Sswjatoje?

— Bis wohin?

— Bis Sswjatoje.

— Nicht ganz dritthalb Stunden.

Die Sonne ging schon unter, als ich endlich aus der Waldung hinauskam und das kleine Dorf vor mir sah. Etwa zwanzig Gehöfte drängten sich um eine alte hölzerne Kirche mit einer einzigen grünen Knppel und kleinen verwitterten Fenstern, welche im Abendroth glüheten.

Das war Sswjatoje.

Ich fuhr auf einem Umwege hinein. Die heim- kehrende Heerde holte meinen Tarantaß ein und zog brüllend, grunzend und blöckend vorüber. Junge Mädchen und geschäftige alte Weiber gingen den

ihnen gehörigen Vierfüßlern der Gemeindeheerde entgegen; weißköpfige Knaben jagten mit lästigem Geschrei hinter den ungehorsamen Ferkeln her; der Staub wirbelte die Straße entlang in leichten Wölkchen auf, die höher steigend sich roth färbten.

Ich stieg beim Starosta ab, einem schlauen und klugen »Wäldler»von der Gattung derjenigen Waldbewohner, welche für so gewitzt gelten, daß man von ihnen sagt, sie sehen zwei Ellen tief unter die Erde.

Am andern Morgen machte ich mich früh in einer mit zwei dickbäuchigen Bauernpferden bespannten Telega, begleitet von einem Sohne des Starosta und einem andern Bauern, Namens *Jegor,* auf den Weg, um Auerhühne und Haselhühner zu jagen. Der Wald umbaute, so weit das Auge reichte, den ganzen Himmelssaum in der Runde, nicht mehr als höchstens zehn Morgen Ackerland zogen sich um das Dorf Sswjatoje hin. Um an gute Plätze zu kommen, mußte man zwei Stunden weit fahren.

Der Sohn des Starosta, Konrad, war ein blonder, rothwangiger Bursche von sehr gutmüthigem Gesichtsausdruck, dienstfertig und geschwätzig. Er lenkte die Zügel, während Jegor mir zur Seite saß. Ueber diesen muß ich ein paar Worte sagen.

Er galt für den besten Jäger in der ganzen Umgegend, die er sieben Meilen in der Runde aus Schritt und Tritt kannte. Nur selten schoß er auf einen Vogel, weil es ihm an Pulver und Blei fehlte; er begnügte sich damit, die Haselhühner durch täuschende Töne an sich zu locken, den Ruf der Schnepfen nachzuahmen. Jegor stand im Rufe eines wahrheitsliebenden und schweigsamen Mannes. In der That sprach er nicht gernen und nie übertrieb er die Zahl des aufgefundeneu Wildprets, ein Zug, der bei Jägern von Profession selten genug vorkommt. Er war von mittlerem Wuchs, mager, hatte ein langgezogenes, bleiches Gesicht und große, ehrliche Augen. Alle seine Züge, und besonders die regelmäßigen, immer unbeweglichen Lippen athmeten unerschütterliche Ruhe. Sprach er einmal ein Wort, so war dies von einem gleichsam innerlichen Lächeln begleitet — und dieses stille Lächeln stand ihm ausnehmend gut. Er trank keinen Wein und war ein fleißiger Arbeiter, allein er konnte auf keinen grünen Zweig kommen; seine Frau kränkelte fortwährend, seine Kinder starben; einmal in’s Unglück hineingerathen, fand er keinen Ausweg mehr. Und dann ist unleugbar die Leidenschaft zur Jagd

wenig passend für einen Bauern; wer mit dem Gewehre handthiert, pflegt ein schlechter Wirth zu sein. Vielleicht war es in Folge seines beständigen Lebens im Walde, Auge in Auge mit der melancholischen und strengen Natur jenes menschenscheuen Landes, vielleicht auch in Folge seiner eigenthümlichen Gemüthsanlage, daß alle seine Bewegungen einen gewissen zurückhaltenden Ernst offenbarten, wirklichen Ernst — kein träumerisches Wesen — den Ernst eines mächtigen Edelhirsches. Er hatte im Laufe seines Jägerlebens sieben Bären erlegt, auf dem Anstande »beim Hafer.« Das letzte Mal hatte er sich erst in der vierten Nacht entschlossen, sein Gewehr abzufeuern, da der Bär ihm niemals schußgerecht stand und er nur eine einzige Kugel besaß. Jegor erlegte ihn am Abend vor meiner Ankunft. Als Konrad mich zu ihm führte, fand ich ihn im Hinterhofe seines Hauses; auf den Fersen vor dem gewaltigen Thiere sitzend, war er eben beschäftigt, mit einem kurzen, stampfen Messer das Fett auszuschneidem.

— Wie hast du dies Unthier erlegt? fragte ich. Jegor erhob den Kopf, warf erst mir einen Blick zu — und betrachtete dann aufmerksam meinen Hund.

— Wenn Sie jagen wollen, in Moschnoi giebt's Auerhähne, drei Braten, und Haselhühner fünf Ketten — murmelte er, sich wieder an seine Arbeit machend.

Mit diesem Jegor und mit Konrad fuhr ich am andern Tage auf die Jagd. Rasch holperten wir über das Ackerland hin, welches Sswjatoje umspannt, als wir aber in den Wald einbogen, gings wieder langsamer vorwärts.

— Dort sitzt eine Holztaube, sagte plötzlich Konrad, sich zu mir wendend, — die wäre gut zu treffen!

Jegor sah nach der Richtung, wohin Konrad gezeigt hatte, und sagte nichts. Der Vogel saß über hundert Schritt von uns entfernt, aber schon auf vierzig Schritt wäre er nicht zu tödten gewesen, so stark ist sein Gefieder.

Der redselige Konrad machte noch einige Bemerkungen, aber bald beachte die Waldesruhe auch ihn zum Schweigen. Nur selten noch ein Wort wechselnd, vor uns hinspähend und das Keuchen und Schnauben der Pferde hörend, erreichten wir endlich Moschnoi. Dies war der Name eines dichten Kieferwaldes, hin und wieder von Tannengruppen unterbrochen.

Wir stiegen aus. Konrad suchte im Dickicht ein Obdach für die Pferde, um sie vor den Mückenschwärmen zu schützen. Jegor untersuchte den Hahn seiner Flinte und bekreuzigte sich; nie unternahm er etwas, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen.

Der Wald, in welchen wir eintraten, war uralt, Ich weiß nicht, ob ihn schon die Tataren durchzogen bei ihren Einfällen in Rußland, aber einheimische Räuber und litthauische Horden haben in den alten Zeiten der Kriege und des Aufruhrs sicher oft genug Unterkommen und Schutz in seinen Schlupfwinkeln gefunden.

In ehrerbietiger Entfernung von einander erhoben sich massenhaft gewaltige Kiefern, deren etwas gekrümmte Stämme hellgelb schimmerten; dazwischen drängten sich jüngere Bäume mit schlankem elastischen Schäften. Ein grünliches Moos, ganz mit abgefallenen Kiefernadeln durchsäet, bedeckte die Erde. In üppigster Fülle wucherte die Sumpfbeerstaude, deren starker Geruch, dem Bisam oder Moschus ähnlich, förmlich das Athmen erschwerte. Die Sonne vermochte das hohe, dichte Geflecht der Nadelzweige nicht zu durchdringen, trotzdem war es im Walde bei aller dumpfen Schwüle nicht dunkel. Wie dicke Schweißtropfen quoll durchsichtiges Harz aus der knorrigen Baumrinde langsam und schwerfällig hernieder. Die unbewegliche Luft, ohne Schatten und Licht, brannte im Gesichte. Tiefe Stille ringsum; selbst unsere Schritte waren nicht zu hören; wir gingen auf dem Moose wie auf einem Teppich; besonders Jegor bewegte sich geräuschlos wie ein Schatten; selbst das trockene Reisig und Laub unter seinen Füßen knisterte und raschelte nicht. Er schritt behende, ohne zu eilen, hin und wieder pfeifend, Vogelstimmen nachahmend. Alsbald gab ein Haselhuhn Antwort und tauchte vor meinen Augen in eine dichte Tanne nieder; allein vergebens machte mich Jegor darauf aufmerksam: wie sehr ich auch meine Augen anstrengte und spähete, ich konnte das Hahn nicht erblicken und Jegor selbst Mußte es schießen. Wir fanden auch ein paar Auerhahnbruten; aber die vorsichtigen Vögel flogen fern auf mit schwerem, lautem Getöse; es gelang uns nur drei Junge zu tödten. Bei einem *Maidan* (Platz im Walde, wo Theer bereitet wird) blieb Jegor plötzlich stehen und winkte mich zu sich.

— Hier hat ein Bär nach Wasser gesucht, murmelte er, auf eine breite, frische Schramme hinweisend, welche sich mitten in einer mit niedrigem Moos, überwachsenen Grube befand.

— Ist dieser Riß von einer Bärentatze? fragte ich.

— Ja; aber es ist kein Wasser mehr in der Grube. An jenem Baume sind auch seine Spuren zu sehen. Er ist nach Honig gektettert. Seine Klauen haben wie Messer in den Stamm geschnitten. Wir drangen weiter in das Dickicht vor. Jegor führte uns mit ruhigem Selbstvertrauen und ließ nur zuweilen die Blicke nach oben schweifen. Mein Auge fiel auf einen runden, hohen Wall, umspannt von einem halbverschütteten Graben.

— Ist das ein *Maidan*? fragte ich.

— Nein, erwiderte er, hier war ein Räuberlager.

— Vor langer Zeit schon?

— Vor langer Zeit, noch über das Gedächtniß unserer Geoßväter hinaus. Dort liegt auch ein Schatz vergraben, aber wer ihn heben will, muß Menschenblut vergießen. —

Wir gingen noch ein paar Werst weiter; ich war sehr durstig geworden.

— Setzen Sie sich ein wenig, sagte Jegor; ich will Wasser holen, in der Nähe ist ein Brunnen.

Er ging; ich blieb allein.

Ich setzte mich auf einen gefällten Baumstamm, die Ellbogen auf die Knie stützend; nachdem ich so lange schweigend den Kopf gesenkt, erhob ich ihn langsam wieder und ließ die Blicke spähend umherschweifen. O, wie Alles ringsum still, finster und traurig war — nein, nicht blos traurig, sondern zugleich stumm, kalt und grausig! Das Herz schnürte sich mir zusammen. In diesem Augenblick, an diesem Orte spürte ich den Hauch des Todes, ich fühlte seine unaufhörliche Nähe, als hätte ich ihn mit der Hand tasten können. Wenn auch nur Ein Schall hörbar gewesen, nur ein flüchtiges Rauschen aus dem Schlunde des mich umgebenden Waldes zu mir gedrungen wäre! Ich senkte wieder, fast aus Furcht, meinen Kopf; mir war, als hätt' ich einen Blick dahin gethan, wohin dem Menschen nicht gestattet ist zu sehen . . . Ich drückte meine Hand vor die Augen — und plötzlich, wie einem geheimnißvollen Befehle gehorchend, zog die Erinnerung meines ganzen Lebens an mir vorüber . . .

Meine Kindheit erschien vor mir, lärmend und ruhig, ungestüm und gut, mit ihren hastigen Freuden und stürmischen Trübsaleu; dann meine Jugend, seltsam, voll Unruhe und Eigenliebe wie sie war,

mit all ihren Fehlern und Anstrebungen, mit ihrer ungeregelten Arbeit und ihrem vielbewegten Nichtsthnn. . . Auch die Genossen meiner ersten Triebe und Anläufe standen lebhaft vor meinem innern Auge; dann zuckten wie Blitze in der Nacht einige leuchtende Erinnerungeu auf; . . . dann stiegen Schatten vor mir auf, mich umschwankend und umschwärmend; dunkler, immer dunkler ward es um mich her, dumpfer und stiller eilten die einförmigen Jahre dahin und der Kummer drückte mein Herz wie ein Stein. Ich saß unbeweglich und schaute, schaute mit Staunen und Anstrengung, mein ganzes Leben sah ich vor mir ausgebreitet wie eine entrollte, zusammenhängende Reihe von Bildern. O, was hab' ich gethan! murmelten unwillkürlich meine Lippen in bitterem Tone. O Leben, Leben, wohin und wie bist du so spurlos verschwunden? Wie bist du meiner dich festhaltenden Hand entschlüpft? Hast du mich betrogen, oder hab' ich deine Gaben nicht zu benutzen verstanden? Ist mir denn wirklich nichts von dir geblieben, als diese nichtige arme Handvoll staubiger Asche? Ist dieses kalte, träge, unnütze Etwas, dieses Ich, dasselbe, was ich einstmals war? Wie? Meine Seele dürstete nach einem so vollen Glücke, sie wies mit Verachtung alles Kleinliche, Unzulängliche von sich, sie wartete und dachte: dort strömt das Glück wie ein Gießbach und nicht ein einziger Tropfen hat meine lechzenden Lippen benetzt? O, meine goldenen Saiten, die so laut und süß einst erklungen, so sollte mich auch Euer Gesang nicht erfreuen — Ihr erklangt nur als Ihr zersprangt! Oder wäre das Glück, das ächte Glück des ganzen Lebens mir nahe gekommen, an mir vorübergeschwebt mit strahlendem Lächeln, und ich hätte sein göttliches Antlitz nicht erkannt? Oder hätt' es mich wirklich ausgesucht und sich niedergelassen mir zu Häupten, und wäre von mir vergessen wie ein Traum? Wie ein Traum! wiederholte ich verzagt. Unfaßbare Bilder durchzogen meine Seele und weckten in ihr Zweifel und Betrübniß.

O, Ihr, dachte ich, traute, liebe Schatten verlorner Freunde, Ihr, die Ihr mich in dieser todten Einsamkeit umschwebt, warum seid Ihr so traurig stumm? Aus welchem Abgrunde seid Ihr aufgestiegen? Wie soll ich Eure räthselvollen Blicke deuten? Kommt Ihr, Abschied von mir zu nehmen, oder kommt Ihr mich zu begrüßen? Giebt es wirklich keine Hoffnung, keine Umkehr für mich? Warum entquillt Ihr jetzt meinen Augen, geizige, verspätete Thränen? O, Herz, wozu, warum

bereuen und bedauern? Strebe zu vergessen, wenn Du Ruhe finden willst, lerne Demuth« gewöhnt Dich an ewige Trennung, an die bitteren Worte: »Lebewohl« und »auf Nimmerwiedersehn!« Schaue nicht rückwärts, überlaß Dich keinen Erinnerungen, strebe nicht dahin, wo es hell und licht ist, wo die Jugend lächelt, wo die Hoffnung sich krönt mit den Blumen des Frühlings, wo die Freude flattert auf bläulichen Taubenfliigeln, wo die Liebe, wie der Thau im Morgenroth, von Thränen der Wonne glänzt, blicke nicht dahin, wo Seligkeit, Glaube und Kraft ist. Dort ist unsers Bleibens nicht!

— Da haben Sie Wasser, scholl die klangvolle Stimme Jegor's, — trinken Sie mit Gott.

Ich zitterte unwillkürlich: dies lebendige Wort traf mich so, daß mein ganzes Wesen freudig aufgerüttelt wurde. Mir war, als ob ich in einen dunklen Abgrund versunken gewesen wäre, wo Alles um mich her schwieg und nichts hörbar war als leises, unaufhörliches Gestöhn endlosen Grames; ich war zu schwach zu widerstehen und mich aufzuraffen, da plötzlich scholl ein Freundesruf in mein Ohr und zog mich eine mächtige Hand mit Einem Rucke wieder an Gottes hellen Tag empor. Ich blickte auf und sah mit unsäglicher Freude das ehrliche und ruhige Antlitz meines Führers wieder. Er stand vor mir in leichter, sicherer Haltung und mit seinem gewohnten Lächeln reichte er mir ein nasses Fläschchen voll klaren, frischen Wassers . . . Ich stand auf und sagte bewegt: Führe mich, wir wollen weiter gehen.

So streiften wir noch lange umher, bis zum Abend. Der Uebergang von der Glut des Tages bis zur Kälte und Dunkelheit war so schroff und schneidend, daß ich kein Gelüsten fühlte, länger im Walde zu bleiben. Aus jedem Baum schien es uns drohend zuzuflüstern: fort, fort aus unserm Dunkel, Ihr unruhigen Sterblichen! — Wir verließen den Wald, allein es dauerte lange, bis wir Konrad wiederfanden. Wir schrieen, riefen ihn, aber keine Antwort erfolgte. Plötzlich, bei ungewöhnlicher Stille in der Luft, hörten wir deutlich seine Stimme, wie er in der nahen Schlucht zu den Pferden sprach . . . Er hatte unser Rufen nicht gehört wegen des Windes, der sich plötzlich erhoben und bald darauf sich ebenso schnell wieder gelegt hatte. Die Spuren seines Wehens waren nur noch an vereinzelt stehenden Bäumen sichtbar, welche viele Blätter auf die unrechte Seite gekehrt hatten, was dem unbeweglichen Laube einen buntscheckigen Anstrich gab. Wir setzten uns wieder in die Telega und trieben heimwärts. Ich schaukelte mich

auf dem holperigen Fuhrwerke, ruhig die feuchte, etwas scharfe Luft einathmend, und alle vorher durchlebten Träumereien und Aengsten gingen unter in dem einen Gefühle der Ermüdung und Schläfrigkeit, in dem einen Verlangen, möglichst schnell unter das Dach eines warmen Hauses zu kommen, Thee mit Sahne zu trinken, mich in weiches lockeres Heu zu strecken und die Augen zu schließen, zu schlafen . . .

Zweiter Tag.

Am folgenden Morgen machten wir zu Dreien uns wieder auf den Weg nach der »Brandöde.« Vor zehn Jahren waren einige tausend Morgen Wald niedergebrannt und es wollte seitdem aus der weiten Fläche kein Nachwuchs gedeihen, daher die Bezeichnung »Brandöde.« Nur hie und da kamen junge Tannen und Kiefern vor, sonst war Alles mit Asche und Moos bedeckt. Auf dieser Brandöde, welche etwas über anderthalb Stunden von Sswjatoje entfernt lag, wuchsen in großer Menge Beeren aller Art und lockten Birkhähne herbei, die besonders auf Erd- und Preißelbeeren sehr versessen sind.

Wir fuhren schweigend vorwärts, als plötzlich Konrad den Kopf erhob.

— Ei sieh!i rief er, steht dort nicht *Jephrem*? Wie geht's, Alexandritsch — fügte er mit erhobener Stimme und die Mütze abnehmend hinzu.

Ein Bauer von kleinem Wuchs in kurzem schwarzemKamelot, mit einem Stricke umgürtet, trat hinter einem Baume hervor und näherte sich der Telega.

— Hat man Dich frei gelassen? fragte Konrad.

— Wie recht und billigt erwiderte das Bäuerlein, die Zähne fletschend. Ein Mensch soll den andern nicht einsperren.

— Und mit Peter Philipitsch ist es nichts?

— Mit dem? natürlich nichts?

— Was Du sagst! Ich glaubte wahrhaftig, Brüderchen, diesmal wäre die Gans in die Bratpfanne gekommen.

— Wegen Peter Philipow?[1] Schweig mir von Dem! wir kennen diese Menschensorte. Er möchte den Wolf spielen und hat einen Hundeschwanz. Fährst Du auf die Jagd, Herr? Fragte mich plötzlich der Bauer, seine blintzelnden Augen aus mich richtend und dann gleich wieder zur Seite blickend.

— Auf die Jagd.

— Nach welcher Richtung?

— Nach der Brandöde, sagte Konrad.

— Fahrt nach der Brandöde, aber nicht in den Brand.

— Wie meinst Du?

— Ich habe dort viele Birkhähne gesehen — fuhr der Bauer, wie höhnisch vor sich hinlächelnd und ohne Konrad zu antworten, fort — aber Ihr kommt nicht mehr hin: es sind in gerader Richtung noch drei Meilen. Selbst Jegor, der doch im Walde Bescheid weiß wie auf seinem Hof, würde es nicht fertig bringen. Bleibe gesund, Jegor, Seele Gottes in anderthalb Groschen! kreischte er plötzlich.

— Dank Dir, Jephrem, erwiderte Jegor.

Neugierig betrachtete ich mir diesen Jephrem. Ein so seltsames Gesicht war mir lange nicht vorgekommen. Er hatte eine lange, spitze Nase, breitaufgeworfene Lippen und einen spärlichen Bart. Seine blauen, lebhaften, kleinen Augen blinzelten fortwährend unstät umher. Mit bedecktetn Haupte stand er da in völliger Ungezwungenheit vor mir, die Hände leicht auf die Hüften stützend.

— Du wirst wohl einen Besuch zu Hause machen, hm? fragte Konrad.

— So ist's, Bruder! Das Wetter ist anders geworden, es hat sich aufgeklärt. Ich habe jetzt einen breiteren Weg vor mir. Ich kann bis zum Winter auf dem Ofen liegen, ohne daß ein Hund nach mir bellt. Der Beamte in der Stadt sagte zu mir: Mach Dich auf die Sohlen, Alexandritsch, verlaß unsern Bezirk, wir werden Dir den allerbesten Paß ausfertigen . . . Aber um Euch Bewohner von Sswjatoje thut es mir leid; ein Gauner wie ich findet sich nicht leicht wieder.

Konrad lächelte.

— Du bist ein Spaßmacher, Bruder, der richtige Spußvogel, sagte er, mit den Zügeln die Pferde antreibend.

— Brrr! murmelte Jephrem. Die Pferde hielten wieder.

Konrad wurde verstimmt.

— Hör' auf zu scherzen, Alexandritsch, sagte er halblaut, Du siehst, daß ich einen vornehmen Herrn fahre; er wird böse, sieh nur.

— O Du Meerentrich! Warum sollte er böse werden? Er sieht aus wie ein guter Herr. Paß nur auf, ergiebt mir noch für ein Glas Branntwein. Ach, gnädiger Herr, gieb einem armen Vagabunden etwas für den Gaumen! Ich werd' es schon zerfleischen, fügte er hinzu, die Schultern bis an die Ohren ziehend und mit den Zähnen knirschend.

l Ich lächelte unwillkiirlich, gab ihm einen Griwenik[2] und befahl Konrad weiter zu fahren.

— Sehr zufrieden, Ew. Wohlgeboren, rief uns Jephrem im Tone rnssischer Soldaten nach. Aber Du Konrad, merke Dir für die Zukunft, bei wem Du was lernen kannst; hast Du Furcht, so bist Du verloren, bist Du kühn, verschlingst Du Alles. Wenn Du heimkehrst, besuche mich, hörst Du? Drei Tage gibt's jetzt bei mir Trinkgelage; wir werden einigen Flaschen die Hälse brechen. Meine Frau hält lustig mit und meine Thüre steht Jedem offen.«Hei, Du Elster, hüpf' so lange Dein Schwanz noch ganz ist!

Laut vor sich hinpfeifend verlor sich Jephrem im Gebüsch.

— Was ist das für ein Mensch? fragte ich Konrad, der, auf der Randleiste sitzend, den Kopf schüttelte, als ob er sich mit sich selbst unterhielte.

— Der da? fragte er wieder. Der da? wiederholte er.

— Ja. Ist er ein Nachbar von Euch?

— Er wohnt auch in Sswjatoje. Das ist so ein Mensch . . . Auf hundert Werst findet man seinesgleichen nicht. Ist das ein geriebener Schelm und Spitzbube — ei du gerechter Gott! Wenn er fremdes Gut sieht, zieht sich sein Auge nur so zusammen. Vor dem ist selbst unter der Erde nichts sicher und wenn Du zum Beispiel Dich selbst auf Dein Geld setzest, so stiehlt er es unter Dir weg, ohne daß Du es merkst.

— Ist das ein kecker Bursch! — Keck? Ja, er fürchtet sich vor Niemanden. Sehen Sie ihn nur ein wenig recht an: schon aus der *Viehnasomie*, an der Nase erkennt man die Bestie. (Konrad wollte sagen Physionomie. Er war viel mit Herrschaften gefahren und lange in der Stadt gewesen, woraus sich bei ihm das Bedürfntß entwickelt hatte, gelegentlich seine Bildung zu zeigen.) Auch ist ihm gar nicht recht beizukommen. Wie oft hat man ihn schon zur Stadt gebracht und in's Zuchthaus eingesperrt; es ist Alles vergebliche Mühe. Man bindet ihn und er sagt: »Warum legt Ihr das Bein da nicht in Fesseln? Macht es fester, während ich schlafe. Ich werde doch früher wieder zu Hause sein als Eure Begleiter.« Und richtig ist er heimgekehrt, der Kerl ist wieder da, ach Du mein Gott! Wir Alle, ich meine wir Hiesigen kennen wohl auch den Wald von Kindesbeinen an, aber mit dem kann sich seiner vergleichen. Vergangenen Sommer ist er Nachts geradeswegs von Altuchino nach Sswjatoje gekommen, was an die vierzig Werst ausmacht, und Niemand hatte den Weg vor ihm gemacht. Auch ist er der erste lebende Honigdieb, und die Bienen stechen ihn nicht. Er hat alle Bienenkörbe zerstört.

— Dann schont er auch wohl die wilden Bienenstöcke nicht?

O doch! Wer wollte ihn ungerecht beschuldigen? Solche Sünde hat er noch nie begangen. Die wilden Bienenstöcke sind bei uns heilig. Die Bienenkörbe werden von Menschenhand geflochten und stehen unter Menschenhand; gelingt es Dir, sie zu stehlen, desto besser für Dich. Aber die wilden Bienenstöcke sind Gottes Werk, sie werden nicht bewacht; nur der Bär rührt sie an.

— Dafür ist der Bär auch ein unvernünftiges Thier, bemerkte Jegor,

— Ist Jephrem verheirathet?

— Jawohl! Er hat auch einen Sohn. Wird das ein Spitzbube werden! Ganz der Vater, wie er leibt und lebt. Dieser hat ihn schon in die Lehre genommen. Vor Kurzem brachte er einen Topf mit alten Fünfkopekenstücken nach Hause, den er irgendwo gestohlen hatte, bezeichnete ihn und vergrub ihn dann in einer Lichtung im Walde. Nach Hause zurückgekehrt, schickte er seinen Sohn aus, den Topf zu suchen: nicht eher, sagte er,bekommst du zu essen und darfst du mir über die Schwelle kommen, bis du ihn gefunden hast. Der Sohn brachte einen ganzen Tag und auch die folgende Nacht im Walde zu, aber er fand endlich den Topf. Ja, dieser Jephrem ist ein wunderlicher Kauz. So lange er zu Hause ist, ist er der beste Mensch von der Welt und hält Alle frei; essen und trinken kann man bei ihm nach Herzenslust, dazu wird getanzt und gesprungen und allerlei Scherz getrieben. Und in den Gemeindeversammlnngen, wie sie bei uns im Dorfe oft vorkommen, findet sich Niemand, der besser urtheilt als er. Er tritt so von hinten herzu, hört, was verhandelt wird, sagt ein Wort das wie ein richtiger Hieb trifft, und geht lachend weiter. Aber wenn er das Haus verläßt und in den Wald geht, wird ein gefährlicher Mensch aus ihm. Dann sinnt er nur auf Zerstörung. Doch muß man ihm das nachsagen, daß er uns ungeschoren läßt, so lange es irgend geht. Kommt ihm ein Bewohner von Sswjatoje entgegen, so ruft er ihm schon von Weitem zu: »Mir aus dem Wege, Bruder! Der Geist des Waldes ist über mich gekommen, nimm dich in Ach!« Es ist ein wahres Unglück mit ihm.

— Warum laßt Ihr Euch so einschüchtern? Sollte denn eine ganze Gemeinde mit einem einzelnen Menschen nicht fertig werden können?

— Es scheint doch so zu sein.

— Ist er denn ein Zauberer?

— Wer kennt ihn! Vor Kurzem machte er sich Nachts über die Bienenkörbe des Kirchendieners her, welcher selbst Wache hielt. Der Kirchendiener packte den Dieb im Dunkeln und gab ihm eine tüchtige Tracht Prügel. Als er damit fertig war, sprach Jephrem zu ihm: Weißt Du auch, wen Du geschlagen hast? Der Kirchendiener, der ihn an der Stimme erkannte, war wie versteinert vor Schrecken. Nun Bruder, sagte Jephrem, das soll dir nicht so hingehen. Der Kirchendieuer warf sich ihm zu Füßen und rief flehentlich: Nimm Alles was Dir gefällig is!s Nein, erwiderte der Andere; ich werde mir schon seiner Zeit nehmen, was ich will . . . Was meinen Sie nun? Seit der Zeit ist der Kirchettdiener wie abgebrüht, wie ein Schatten irrt er umher. Das Herz, sagt er, ist mir hingeschwunden, der Räuber hat mir gefährliche Worte gesagt. So ging's mit dem Kirchendiener.

— Dieser Kircheudiener, bemerkte ich, muß ein Einfaltspinsel sein.

— Der, ein Einfaltspinsel? Wie können Sie nur so urtheilen? Es kam einmal ein Befehl, diesen Jephrem gefangen zu nehmen. Der S t a n o w o i wollte sich recht schlau dabei benehmen. So kamen denn zehn Mann in den Wald, um Jephrem zu fangen. Er sieht sie und geht ihnen geradeswegs entgegen . . . Einer von ihnen schreit: Da ist er, da ist er, haltet ihn! bindet ihn! Mein Jephrem aber tritt in's Dickicht und schneidet sich einen ein paar Finger dicken Baumstamm ab. Mit diesem Prügel kommt er zurückgesprungen auf den Weg und fürchterlich wie der Kerl aussieht, kommandirt er wie ein Zar auf der Parade: »Auf die Kniee!« Richtig fielen Alle auf die Kniee vor ihm. »Aber wer — fuhr er fort — wer von Euch hat vorhin gerufen: fangt ihn, haltet ihn? Du, Sseroga?« Macht sich der auf die Beine und davon . . . Aber Jephrem hinter ihm her, mit seinem Prügel ihm wohl eine Werst lang den Rücken streichelnd . . . Und doch klagte er nachher noch: »Ach, es ärgert mich, sagte er, daß ich ihn nicht besser verarbeitet habe.« Die Geschichte trug sich gerade vor den Fasten des heiligen Philipp zu. Der Stanowoi wurde bald darauf versetzt, und somit war Alles zu, Ende.

— Warum haben sie sich denn Alle von ihm einschüchtern lassen?

— Warum! das ist eben . . .

— Er hat Euch geschreckt wie Hasen und macht nun mit Euch was er will.

— Er hat uns geschreckt . . . ja, und er schreckt Jeden wen er will. Und was er für außerordentliche Einfälle hat, o du mein Gotll — Einmal treffe ich ihn im Walde, es regnete eben frisch vom Himmel herunter; wie ich ihn bemerke, weiche ich aus; er aber winkt mich zu sich und sagt: »Komm, sagte er, Konrad, fürchte dich nicht. Du sollst von mir lernen wie man im Walde leben kann ohne vom Regen durchnäßt zu werden. Ich trat hinzu. Er saß unter einer Tanne, wo er aus frischem Holz ein kleines Feuer angemacht hatte, dessen dicker Rauch in die Tannenkrone stieg und den Regen in ihrem Umkreis verhinderte niederzufallen. Da hab' ich ihn bewundern müssen, und er sagte: »Gott sprach zum Regen: *Fall nieder und nässe.* Jephrem aber sprach: *Du sollst nicht nässen!*« Aber ich kann Ihnen noch eine bessere Geschichte von ihm erzählen — (Konrad fing hierbei an zu lachen), die sehr spaßig ist. Man hatte bei uns Hafer in der Tenno gedroschen, war aber nicht ganz fertig damit geworden; es blieb keine Zeit mehr, den letzten Haufen zusammenzufegen. So mußten denn während der Nacht zwei Mann Wache halten, die nicht zu den Behendesten gehörten. Sitzen also die beiden Schlauköpfe da und treiben Scherz mit einander, während mein Jephrem die Aermel seines Hemdes mit Stroh ausstopft, sie an den Enden befestigt und sich auf den Kopf setzt. So versteckt er sich erst in der Korndarre und kommt dann herangeschlichen aus seinem Winkel, sich duckend nach und nach seine Strohhörner zeigend. Der eine Bursche sprach zum andern: Siehst Du? — Ich sehe, antwortete der Andere, und außer sich vor Furcht sprangen beide davon, daß die Hecken nur so krachten. Jephrem aber füllte seinen Sack mit Hafer und schleppte ihn nach Hause. Später hat er die Geschichte selbst erzählt und die armen Burschen wurden beschämt, die beiden . . . wahrhaftig!

Konrad fing wieder an zu lachen, und auch Jegor konnte sich eines Lächelns nicht enthalten. »Also waren es blos die Hecken, die krachten? sagte er.

— Nun ja, blos die Hecken waren zu sehen, durch welche sie entflohen, setzte Konrad hinzu.

Alle schwiegen wieder. Plötzlich rief Konrad, bestürzt sich aufrichtend:

— Um's Himmelswillen, da ist irgendwo eine Feuersbrunst!

— Wo? wo? fragten wir.

— Dort, seht nur vorwärts, wohin wir fahren dort brennt es! Jephrem hat es richtig prophezeit. Wenn er das Feuer nur nicht selbst angelegt hat; gewiß ist seine verdammte Seele daran schuld . . .

Ich schaute nach der Richtung, welche Konrad bezeichnete. Wirklich erhob sich, zwei oder drei Werste vor uns, eine mächtige Säule schwarzblauen Rauches, hinter den grünen, zackigen Streifen des niedrigen Tannenholzes langsam aufwirbelnd und dann in ällmähliger Ausdehnung den Wald bedeckend. Zur Linken wie zur Rechten sah man auch andere, kleinere und hellere Rauchsäulen aufsteigen.

Ein Bauer mit ganz rothem, schweißtriefendem Gesichte und mit herabstürzendem Haar kam, den Ausdruck des Schreckens in den Zügen, im bloßen Hemde auf uns zugesprengt und hatte Mühe sein eilfertig gezäumtes Pferd zum Stehen zu bringen.

— Briider, rief er mit keuchender Stimme, habt Ihr die Waldhüter nicht gesehen?

— Nein, wir-haben keinen gesehen. Brenntder Wald?

— Er brennt. Wir müssen Leute zusammentreiben, denn wenn das Feuer sich auf *Trosni* wirft . . .

Er riß an den Zügeln und drückte die Hacken in die Weichen des Pferdes, das ihn im Fluge weiter trug.

Konrad trieb auch seine Thiere zur Eile an. Wir fuhren geradeswegs auf den Rauch los, der sich immer weiter ausbreitete, hie und da plötzlich ganz schwarz wurde und garbenförmig hochaufschoß. Je näher wir kamen, desto mehr verschwammen die Umrisse. Bald war die ganze Luft ein Qualm, ein starker Brandgeruch drang uns entgegen, und zwischen den Bäumen, die seltsam der Sonne entgegenzitterten, sahen wir die ersten, bleichrothen Flammenzungen sich ausstrecken.

— Gott sei Dank! sagte Konrad, das Feuer scheint über der Erde zu sein.

— Wie meinst Du das?

— Nun, ich meine, daß es nicht unter der Erde ist, sondern über den Boden hinläuft. Mit einem unterirdischen Feuer ist schwer fertig zu werden. Was wollen Sie machen, wenn die Erde eine ganze Elle tief unter Ihnen brennt? Da giebt's nur *eine* Rettung Gräben zu ziehen. Aber glauben Sie, das sei leicht? Solches Feuer *über* der Erde hat nicht

viel zu bedeuten. Das frißt nur das Kraut weg und verbrennt die trockenen Blätter. Der Wald gedeiht desto besser danach. Ach, Väterchen, sieh nur wie die Flammen aufzüngeln!

Wir fuhren dicht bis zur Grenze des Feuers hinan. Ich stieg aus und ging ihm eutgegen, was weder gefährlich noch sehr beschwerlich war. Es lief nämlich in der spärlich bewachsenen Kieferwaldung gegen den Wind und bewegte sich in ungleichen Linien, oder, richtiger ausgedrückt: in kleinen, gezackten Mauern, gebildet von Fenerzungen, welche der Wind zurückbog, zugleich den aufsteigenden Rauch davontragend.

Konrad hatte wahr gesprochen: es war dies wirklich eine Feuersbrunst *über* der Erde; die Glut fraß blos das Kraut weg, und sprang, ohne sich einzuwühlen, weiter, hinter sich wohl schwarze, rauchige, aber keine glimmenden Spuren zurücklassend. Allerdings hin und wieder, wenn das Feuer an eine mit Reisig und dürren Blättern gefüllte Grube kam, erhob es sich plötzlich mit eigenthümlichem, unheildrohendem Prasseln und Heulen in langen, wogenden Farbengarben, die aber bald wieder zerflackerten, worauf es dann zischend und knisternd weiter hüpfte. Ich bemerkte sogar zu wiederholten Malen, daß eine Eichenstaude mit dürren Blättern mitten in den Flammen unversehrt blieb, und nur ganz unten ein bischen angesengt wurde. Ich gestehe, daß ich nicht begreifen konnte, warum die trockenen Blätter kein Feuer fingen.

Konrad erklärte mir, es käme daher, daß es eben eine Feuersbrunst über der Erde, d. h. keine »bösartige Glut« sei.

— Es ist aber doch immer Feuer, warf ich ein.

— Feuer *über* der Erde, wiederholte Konrad.

Gleichwohl hatte auch dies »nicht bösartige Feuer *über* der Erde« seine Wirkungen: die Hasen rannten ganz verwirrt hin und her, ohne alle Nothwendigkeit immer wieder zum Feuer zurückkehrend; die Vögel flatterten in den Rauch und zappelten wirbelnd darin umher; die Pferde sahen sich schnaubend ängstlich um; selbst der Wald schien zu dröhnen und auch dem Menschen ward es unheimlich dabei zu Muthe, sein Gesicht von den Flammenzungen umleckt zu fühlen . . .

— Was haben wir hier noch zu sehen, wenn wir doch nicht helfen können! sagte plötzlich der hinter mir stehende Jegor — wir thun

besser, weiterzufahren.

— Aber wohin? fragte Konrad.

— Laß uns links einbiegen, über den ausgedörrten Sumpfboden, da kommen wir gut durch.

Wir befolgten seinen Rath und kamen richtig durch, wenn es den Pferden und der Telega auch hin und wieder etwas schwer wurde.

Mit dem Herumschweifen auf der (Eingangs dieses Kapitels als unser Reiseziel bezeichneten) »Brandöde« verbrachten wir den ganzen Tag. Vor Anbruch des Abends die Abendröthe glühte noch nicht am Himmel, aber die Schatten der Bäume lagen schon unbeweglich und langgestreckt und man fühlte im Rasen die dem Nachtthau vorhergehende Kühle) — legte ich mich mitten auf den Weg neben der Telega nieder, welcher Konrad, ohne sich sonderlich zu beeilen, die milden Pferde vorspannte, und meine gestrigen unfrohen Träume kamen mir wieder in den Sinn.

Ringsum war Alles so still wie am vergangenen Tage, aber mich beengte nicht mehr die dumpfe, drückende Schwüle des Waldes. Auf dem trockenen Moose, auf dem hellvioletten Steppengrase, auf dem weichen Staube des Weges, auf den feinen Schäften und reinen Blättern der jungen Birken lag mild und klar der Glanz der nicht mehr schwülen, schon zum Untergang sich neigenden Sonne. Alles ruhete, in stille Kühle getaucht; es war noch kein Schlafen, aber schon athmete Alles dem erquicklichen Schlummer des Abends und der Nacht entgegen. Die ganze Natur schien zum Menschen zu reden: Ruhe aus, Bruder; athme leicht und laß deinen Gram, auch dich soll die Racht eiulullen mit ihrem Frieden.

Meinen Kopf erhebend bemerkte ich oben auf der Spitze eines dünnen Zweiges eine jener großen Fliegen mit smaragdenem Köpfchen, langem Körper und vier durchsichtigen Flügeln, welche die koketten Franzosen »demoiselles«, wir aber Jungfern oder Libellen nennen. Lange, wohl länger als eine Stunde, konnte ich das Auge nicht davon abwenden. Ganz von der Sonne durchglüht, bewegte sie sich nicht vom Flecke, sondern drehte nur zuweilen das Köpfchen von einer Seite zur andern, leise mit den erhabenen Flügelchen zitternd.

Bei ihrem Anblicke schien es mir, als ob ich das Leben der Natur verstände, als ob mir ihr unzweifelhafter und klarer, obwohl für Viele noch geheimnißvoller Sinn ausginge: eine stille allmählige Beseelung,

eine Laugsamkeit und Zurückhaltung der Empfindung und Kräfte, ein Gleichgewicht der Gesundheit in jedem besondern Wesen — das ist ihr Grund, ihr unveränderliches Gesetz, das ist es, wodurch sie besteht und sich erhält. Alles was davon abweicht, gleichviel ob nach oben oder nach unten, wird von ihr ausgestoßen als untauglich. Viele Insekten sterben im Genusse der Freuden der Liebe, welche das Gleichgewicht stören; das kranke Wild zieht sich in's Dickicht des Waldes zurück, um dort einsam zu sterben, gleich als ob es fühlte, daß es nicht mehr das Recht habe, sich am Lichte der Sonne zu laben, in freier Luft zu athmen — nicht mehr das Recht habe zu leben; — aber der Mensch, der durch eigene oder fremde Schuld unglücklich ist auf Erden, soll wenigstens wissen sein Unglück schweigend zu tragen.

— Nun, wo bleibst Du, Jegor! rief plötzlich Konrad, der während dieser Betrachtungen seinen Platz in der Telega genommen hatte und spielend die Zügel in der Hand hielt — komm, steig' ein! worüber grübelst Du? Immer noch über deine Kuh?

— Seine Kuh? Was für eine Kuh? rief ich, Jegor ansehend. Ruhig und ernst wie immer schien er in der That in Nachdenken versunken zu sein; sein Auge schweifte in die Ferne, auf die Felder, welche schon anfingen dunkel zu werden.

— Wissen Sie denn nicht, fuhr Konrad fort, daß ihm diese Nacht seine letzte Kuh gestorben ist? Er hat wirklich kein Glück — was wirst Du thun?

Jegor setzte sich schweigend auf die Telega und wir fuhren zurück.

»Der versteht es, sein Unglück schweigend zu tragen,« dachte ich.

- E n d e -

Anmerkungen

1 Philipow als Patronymikum gebraucht bezeichnet einen geringern Grad von Achtung als wenn man sagt: Philipewitsch oder abgekürzt Philipitsch. Deshalb nennt auch Konrad seinen verdächtigen Freund Alexandritsch, um ihm Respekt zu bezeugen.

2 Griwenik = zehn Kopeken.

Die Unglückliche.

1846.

Deutsch
von
W. v. Pezold.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII. : XIX. : XX. : XXI. : XXII. : XXIII. : XXIV. : XXV. : XXVI. : XXVII. : XXVIII.

»Ja, ja, fing Peter Gawrilowitsch an, das waren schwere Tage und ich möchte sie in der Erinnerung nicht noch einmal durchleben. . . Aber, ich habe Ihnen mein Versprechen gegeben. Ich muß Ihnen Alles erzählen. Hören Sie:

I.

Ich lebte damals (im Jahre 1835) in Moskau bei einer Tante, der leiblichen Schwester meiner verstorbenen Mutter. Ich war achtzehn Jahre alt und war eben aus der Moskau'schen Universität aus dem zweiten in den dritten Cursus der Facultät der »Literatur« (so wurde sie damals genannt) übergetreten. Meine Tante war eine stille sanfte Frau und Wittwe. Sie bewohnte auf der Ostoshenka ein großes hölzernes Haus, das so warm war, wie man es, glaube ich, nur in Moskau finden kann, »und hatte fast gar keinen Umgang. Sie saß von Morgen bis zum Abend mit zwei Gesellschafterinnen im Gastzimmer, trank Blumenthee, legte patience aus, und ließ fortwährend räuchern. Die Gesellschafterinnen liefen in das Vorzimmer; einige Minuten darauf brachte ein alter Livreediener im Frack einen messingenen Becken mit einem Büschel Krauseminze auf einem glühend gemachten Ziegelsteine herein, ging damit eiligen Schrittes über die schmalen Teppichstreifen und begoß ihn mit Essig. Weißer Dampf umgab das faltige Gesicht des Alten, er runzelte die Stirn, wendete sich ab und ein Kanarienvogel schmetterte im Speisezimmer, aufgestört durch das Zischen der Räucherung.

Meine Tante liebte mich vater- und mutterlose Waise sehr, und verwöhnte mich. Sie stellte den ganzen Entresol völlig zu meiner Verfügung. Meine Zimmer waren vortrefflich, und gar nicht studentenmäßig eingerichtet; im Schlafzimmer prangten rosenrothe Vorhange und über dem Bette erhoben sich Mousseline-Gardinen mit blauen Rosetten. Diese blauen Rosetten ich gestehe es, brachten mich einigermaßen in Verlegenheit: meinen Begriffen nach mußten dergleichen »Zartheiten« mich in den Augen meiner Kameraden vernichten. Ohnehin nannten sie mich das Stiftsfräulein: ich konnte mich durchaus nicht daran gewöhnen, Tobak zu rauchen. Ich arbeitete — wozu sollte ich die Sünde verhehlen — nur wenig, besonders im Anfang des Cursus; ich fuhr viel aus. Meine Tante hatte mir einen breiten Generalsschlitten mit einer Decke von Bärenfell und einem Paar wohlgenährter Wjatka'scher Pferde geschenkt. »Adelige« Häuser besuchte ich selten, aber im Theater war ich ganz zu Hause, und in den Conditoreien verzehrte ich eine Unmasse von

Kuchen. Bei alledem erlaubte ich mir nichts Ungebührliches, und führte mich bescheiden auf »en jeuse homme de bonne maison.« Ich hätte meine gute Tante für Nichts in der Welt betrüben mögen; und zudem floß das Blut ziemlich ruhig in meinen Adern.

II.

Von der frühsten Jugend an, faßte ich eine Leidenschaft für das Schachspiel; von der Theorie verstand ich Nichts, aber ich spielte nicht schlecht. In einem Café hatte ich einmal Gelegenheit, Zeuge eines langen Kampfes auf dem Schachbrette zwischen zwei Spielern zu sein, von denen der Eine ein blonder junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, mir sehr stark darin zu sein schien. Die Partie endigte zu seinen Gunsten; ich schlug ihm vor, sich mit mir zu schlagen. Er willigte ein — und im Verlaufe von einer Stunde hatte er mich drei Mal nach der Reihe niedergeworfen.

Er bemerkte wahrscheinlich, daß meine Eigenliebe darunter litt, und sagte mit höflicher Stimme:

»Sie haben Anlagen zum Schachspiele — aber Sie kennen die Züge nicht. Sie müssen das Büchlein von Allgäuer oder Petroff lesen.«

»Glauben Sie? Wo könnte ich solch ein Büchelchen bekommen?«

»Kommen Sie zu mir; ich werde es Ihnen geben.«

Er nannte sich, und sagte mir, wo er wohnte. Am folgenden Tage machte ich mich zu ihm auf den Weg, und eine Woche später waren wir fast unzertrennlich von einander.

III.

Meine neue Bekanntschaft nannte sich Alexander Daviditsch Fustoff. Er wohnte bei seiner Mutter, einer Staatsräthin und ziemlich wohlhabenden Frau, in einem besonderen Flügel, in vollkommener Freiheit, gerade wie ich bei meiner Taute. Er zählte sich, wie man in Rußland sagt, im Ministerium des Hofes im Dienste. Ich schloß mich ihm aufrichtig an. In meinem Leben war ich noch keinem »sympathischeren« jungen Manne begegnet. Alles an« ihm war freundlich und anziehend: seine schlanke Gestalt, sein Gang, seine Stimme und besonders sein kleines, feines Gesicht mit den goldig blauen Augen, dem kokett modellirten Näschen, dem ungemein freundlichen Lächeln um die rothen Lippen und den leichten lockigen, weichen Haaren über der etwas niedrigen, aber weißen Stirne. Der Charakter Fustoff's zeichnete sich durch eine außerordentliche Gleichmäßigkeit und durch eine eigenthümlich angenehme zurückhaltende Höflichkeit aus; er war niemals nachdenkend, immer mit Allem zufrieden; eben daher aber versetzte ihn Nichts in Begeisterung. Jedes Uebermaß, selbst in einem guten Gefühle, beleidigte ihn: »Das ist wild, wild,« pflegte er in solch einem Falle zu sagen, ein wenig mit den Achseln zuckend und mit den Augen blinzelnd. Und Fustoff hatte wunderbare Augen! Sie drückten beständig Theilnahme, Wohlwollen, und sogar Zuneigung aus. Im Verlaufe der Zeit erst bemerkte ich, daß der Ausdruck seiner Augen allein von ihrer Bildung herrührte, daß er sich auch dann nicht änderte, wenn er seine Suppe aß, oder seine Cigarre anzündete. Seine Ordnungsliebe war bei uns sprichwörtlich geworden. Es ist wahr, seine Großmutter war eine Deutsche. Die Natur hatte ihm vielseitige Fähigkeiten verliehen: Er tanzte ausgezeichnet, ritt stutzerhaft, schwamm vortrefflich; er machte Tischlerarbeit, drechselte, klebte, band Bücher ein, schnitt Silhouetten aus, malte ein Blumenbouquet in Aquarell oder Napoleon im Profil in blauer Uniform, spielte die Zither mit Gefühl, konnte eine Menge Karten- und andere Kunststücke und besaß ziemlich gute Kenntnisse in der Mechanik, der Physik, der Chemie, — aber Alles mit Maaß. Nur für Sprachen hatte er kein Talent; selbst im Französischen drückte er sich mittelmäßig aus. Er sprach überhaupt wenig und nahm an unserem Studentenverkehr

hauptsächlich nur durch die lebhafte Weichheit seines Blickes und seines Lächelns Antheil. Bei dem weiblichen Geschlechte fand Fustoff unbedingten Beifall; aber über diese, für junge Leute äußerst wichtige Frage, breitete er sich ungern aus, und er verdiente vollkommen den, ihm von den Kameraden verliehenen Beinamen eines »bescheidenen Don Ivan.« Ich bewunderte Fustoff nicht; an ihm war Nichts Bewundernswerthes; aber seine Zuneigung war mir werth, obgleich dieselbe sich im Wesentlichen nur darin aussprach, daß er mir zu jeder Zeit Zutritt zu seiner Person gewährte. In meinen Augen war Fustofs der glücklichste Mensch auf der Welt. Sein Leben floß wie geölt dahin. Mutter, Brüder, Schwestern, Tauten, Onkel — Alle beteten ihn an; er lebte mit Allen in ungemein gutem Vernehmen, und genoß den Ruf eines musterhaften Verwandten.

IV.

Eines Tages begab ich mich ziemlich früh zu ihm, und fand ihn noch in seinem Cabinette. Er rief mich aus dein Nebenzimmer an, aus welchem ein Schnauben und Plätschern an mein Ohr drang. Fustofs begoß sich jeden Morgen mit kaltem Wasser und machte daraus eine Viertelstunde lang gymnastische Uebungen, in denen er eine große Meisterschaft erlangt hatte. Uebertriebene Sorge für die Gesundheit seines Körpers ließ er nicht zu, allein das Nothwendige vergaß er nicht (»Vergiß Dich selbst nicht, rege Dich nicht auf, arbeite mit Maaß,« war sein Wahlspruch). Fustoff war noch nicht erschienen, als die Thür des Zimmers, in welchem ich mich befand, sich weit öffnete und ein Mann von ungefähr 50 Jahren in einem Uniformfrack hereintrat; er war stark, untersetzt, hatte milchig weiße Augen, ein bräunlich-rothes Gesicht und eine förmliche Mütze von grauem, krausem Haare. Dieser Mensch blieb stehen, sah mich an, riß seinen großen Mund weit auf, brach in ein lautes, metallisches Gelächter aus, und schlug sich mit der flachen Hand hinten auf den Schenkel, wobei er den Fuß hoch in die Höhe warf.

»Ivan Demjanitsch?« fragte mein Freund hinter der Thüre.

»Er ist es selbst,« antwortete der Hereintretende. »Aber was machen Sie denn da? Beendigen Ihre Toilette? Ist Recht! ist Recht! (Die Stimme des Menschen, welcher Ivan Demjanitsch genannt wurde, hatte einen metallischen Klang, wie sein Lachen.) Ich beabsichtigte zu Ihrem Bruder zu gehen und ihm eine Stunde zu geben; aber er hat sich erkältet, niest fortwährend. Er kann sich nicht beschäftigen. Da bin ich denn einstweilen zu Ihnen eingekehrt, um mich zu erwärmen.

Ivan Demjanitsch brach wieder in dasselbe seltsame Lachen aus, klatschte sich wieder laut auf den Schenkel, zog ein quadrirtes Tuch aus der Tasche, schnaubte sich laut, die Augen wild dabei verdrehend und schrie, in das Tuch speiend, aus vollem Halse: Tfu-—u-—u!

Fustoff trat ins Zimmer und fragte uns Beiden die Hand reichend, ob wir einander kennen?

»Nein, gar nicht,« donnerte Ivan Demjanitsch sogleich hervor, »der Veteran aus dein Jahre 12 hat nicht die Ehre!«

Fustoff nannte mich zuerst und sagte dann auf den »Veteranen aus dem Jahre 12« zeigend:

»Ivan Demjanitsch Ratsch, Lehrer . . . verschiedener Gegenstände.«

»Ja, namentlich, namentlich verschiedener Gegenstände,« unterbrach ihn Herr Ratsch. »Was habe ich, wenn ich darüber nachdenke, nicht schon Alles gelehrt, und was lehre ich nicht Alles noch! Mathematik, Geographie, Statistik, italienische Buchhalterei. Ha — ha — ha — ha! Und Musik! Sie zweifeln mein Herr?« warf er plötzlich dazwischen. Fragen sie Alexander Daviditsch, wie ich mich auf dem Fagott auszeichne? Was wäre ich denn im entgegengesetzten Falle für ein Böme, Czeche, nämlich? Ja, mein Herr, ich bin Czeche, und meine Heimath ist — das alte Prag! Apropos, Alexander Daviditsch, wie kommt es, daß Sie sich so lange nicht gezeigt haben? Wir hätten ein Duo zusammen gespielt . . . Ha — ha! Gewiß!«

»Ich bin vorgestern bei Ihnen gewesen, Ivan Demjanitsch,« antwortete Fustoff.

»Das nenne ich eben selten. Ha — ha!«

Wenn Herr Ratsch lachte, so rollten seine Augen seltsam unruhig hin und her.

»Ich sehe, junger Mensch, daß mein Benehmen Sie in Erstaunen setzt,« wandte er sich wieder zu mir. »Das kommt daher, weil Sie mein Temperament noch nicht kennen. Erkundigen Sie sich bei unserm guten Alexander Daviditsch nach mir. Was wird er Ihnen sagen? Er wird sagen, daß der alte Ratsch ein Einfaltspinsel ist, ein Russacke dem Geiste, wenn auch nicht der Abstammung nach, ha — ha! Bei der Taufe erhielt ich den Namen Johann Dietrich und werde gerufen — Ivan Demjanoff! Was mir im Sinn ist, habe ich auf der Zunge; das Herz liegt mir, wie man zu sagen pflegt, auf der flachen Hand; alle diese verschiedenen Ceremonieen kenne ich nicht, und will nichts von ihnen wissen. Gott mir ihnen! Kommen Sie einmal gegen Abend zu mir, und Sie werden selbst sehen. Mein Weib — meine Frau, das heißt, ist auch von den Einfachen; sie wird für uns kochen, und braten . . . ich sage Ihnen! Alexander Daviditsch, spreche ich die Wahrheit?«

»Machen Sie nicht den Stolzen, dem Alten gegenüber, kommen Sie zu mir an,« fuhr Herr Ratsch fort. »Und jetzt . . .« (Er zog eine dicke silberne Uhr aus der Tasche und hielt sie vor sein weit aufgerissenes,

rechtes Auge) »ich glaube, ich muß fort. Ein anderer Taugenichts erwartet mich . . . dem lehre ich, weiß der Teufel was . . . Mythologie, bei Gott! Und wie weit der Erbärmliche wohnt! Beim rothen Thor! Gleichviel: werde es zu Fuß ablaufen, zumal ihr Bruder zu pipsen beliebt und den Fünfzehner im Sacke behielt! Ha — ha! Bitte uni Vergebung meine Herren, auf Wiedersehen! Sie aber, junger Herr, sprechen Sie bei mir vor . . . Nun, was denn? . . . Wir müssen jedenfalls ein Duo abspielen!« rief Herr Ratsch aus dem Vorzimmer, indem er geräuschvoll seine Galloschen anzog, und zum letzten Male erschallte sein metallisches Lachen.

V.

»Welch ein sonderbarer Mensch?!« wandte ich mich an Fustoff, der schon an seiner Drechselbank beschäftigt war. »Ist er wirklich ein Ausländer? Er spricht das Russische so fließend.«

»Er ist ein Ausländer, aber bereits seit 30 Jahren in Rußland ansässig. Ein russischer Fürst brachte ihn, ich glaube gar schon im Jahre 1802 aus dem Auslande . . . als Secretair . . . wahrscheinlicher jedoch in der Eigenschaft eines Kammerdieners mit. Er drückt sich wirklich sehr kühn auf Russisch aus.«

»So reißend-schnell, mit solchen Kraftausdrücken und unerwarteten Wendungen,« fügte ich hinzu.

»Nun ja. Aber sehr gesucht. Sie sind Alle so, diese verrußten Deutschen.«

»Er ist ja aber Czeche?«

»Ich weiß es nicht; vielleicht. Mit seiner Frau unterhält er sich auf Deutsch.«

»Aber warum ist er mit dem Namen eines Veteranen aus dem Jahre *12* beehrt? Hat er denn im Heere gedient?«

»Im Heere? O nein. Er blieb während des Brandes in Moskau. Und verlor sein Hab und Gut . . . Das ist sein ganzer Dienst.«

»Warum blieb er in Moskau?«

Fustoff hörte nicht auf zu drechseln.

»Gott weiß es! Es geht das Gerücht, daß er einer von unseren Spionen war; aber das wird wohl falsch sein. Daß ihm aber seine Verluste von der Krone ersetzt worden sind, ist richtig.«

»Er trägt einen Uniformsfrack . . . er dient also?«

»Ja. Er ist Lehrer in einem Cadettencorps und ist Hofrath.«

»Wen hat er geheirathet?«

»Eine Deutsche von hier, die Tochter eines Wurstmachers oder eines Fleischers . . .«

»Und Du gehst oft zu ihm?«

»Ja, ich besuche ihn.«

„Amüsirt man sich bei ihnen?«

»So ziemlich.«

»Hat er Kinder?«

»Ja. Er hat drei Kinder von der Deutschen und einen Sohn und eine Tochter von der ersten Frau.«

»Wie alt ist die älteste Tochter?«

»Sie ist ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt.«

Es kam mir vor, als wenn sich Fustoff tiefer über seine Drechselbank beugte und als wenn das Rad unter der rythmischen Bewegung eines Fußes sich schneller drehte und lauter schnurrte.

»Ist sie hübsch?«

»Je nach dem. Der Geschmack ist verschieden. Sie hat ein bemerkenswerthes Gesicht; sie ist überhaupt — eine bemerkenswerthe Persönlichkeit.«

Aha! dachte ich. Fustoff arbeitete mit besonderem Eifer fort und beantwortete meine nächste Frage nur mit einem Gebrüll.

Ich muß ihre Bekanntschaft machen, beschloß ich bei mir.

VI.

Einige Tage später begab ich mich an einem Abende- mit Fustoff zusammen zu Herrn Ratsch. Er lebte in einem hölzernen Hause mit großem Hofe und Garten, in einem krummen Gäßchen an dem Boulevard von Pretschistensky. Er trat in's Vorzimmer zu uns hinaus und empfing uns mit dem ihm eigenthümlichen Lärm und prasselnden Gelächter. Er führte uns sogleich in's Gastzimmer und stellte uns Eleonora Karpowna, seiner Gemahlin, einer wohlbeleibten Dame in einem engen Camelottkleide, vor. Eleonora Karpowna hatte sich wahrscheinlich in ihrer frühsten Jugend durch das ausgezeichnet, was die Franzosen, man weiß nicht weshalb, »die Schönheit des Teufels« nennen, das heißt, durch Frische; als ich sie kennen lernte, erinnerte ihr Anblick unwillkürlich an ein gutes Stück Fleisch, das soeben von dem Fleischer auf einem sauberen, marmornen Tisch ausgestellt worden ist. Nicht ohne Absicht brauchte ich den Ausdruck »sauber«; denn nicht nur die Hausfrau schien ein Muster der Reinlichkeit zu sein, sondern Alles, was sie umgab, Alles im Hause glänzte und glitzerte; Alles war gescheuert, gebügelt, mit Seife gewaschen. Der Samowar auf dem runden Tische brannte wie Feuer; die Vorhänge an den Fenstern und die Servietten krümmten sich förmlich vor Steifigkeit, gleich wie die Kleiderchen und die Chemisetten von Herrn Ratsch's ebenfalls dasitzenden vier Kindern, robusten, wohlgenährten Stöpseln mit grobgebildeten, festen Gesichtern, Wirbeln an den Schläfen und rothen, stumpfen Fingern; sie sahen der Mutter sehr ähnlich. Sie hatten alle vier etwas plattgedrückte Nasen, große, gedrungene Lippen und hellgraue Augen.

»Und hier ist auch meine Garde,« rief Herr Ratsch, seine schwere Hand der Reihe nach auf die Köpfe seiner Kinder legend. »Kolja, Olja, Saschka, Maschka! Dieser ist acht Jahre, diese sieben; dieser vier und dieser ganze zwei Jahre alt! Ha — ha — ha! Wie Sie zu sehen belieben, verlieren wir keine Zeit. He? Eleonore Karpowna?«

»Sie sagen immer so Etwas . . .« sagte Eleonore Karpowna, und wandte sich ab.

»Und sie hat allen ihren Schreihälsen so russische Namen gegeben!« fuhr Herr Ratsch fort. »Ich fürchte immer, daß sie sie eines

schönen Tages griechisch taufen läßt! Bei Gott! Und Sclavin ist sie, — daß mich der Teufel hole — obgleich von germanischem Blute! Eleonore Karpowna sind Sie Slavin?«

Eleonore Karpowna wurde böse.

»Ich bin Hofräthin, das bin ich! Folglich bin ich eine russische Dame, und Alles, was Sie jetzt sagen werden . . .«

»Das heißt, wie sie Rußland liebt — es ist schrecklich!« unterbrach sie Ivan Demjanitsch. »Wie ein Erdbeben! Ha — ha!«

»Nun, und was denn?« fuhr Eleonore Karpowna fort, »freilich liebe ich Rußland, denn wo anders hätte ich einen adeligen Titel erhalten können? Selbst meine Kinder sind ja jetzt Adelige. Kolja! sitze ruhig mit den Füßen!«

Ratsch holte mit der-Hand gegen sie aus.

»Nun, beruhige Dich jetzt, Prinzessin Sumbeko, Du! Und wo ist der »adelige« Fictor? treibt sich wohl wieder irgendwo herum! Er wird noch einmal auf den Inspector stoßen! Der wird ihn schon durchklopfen! Das ist ein Bummler, der Fictor!«

»Dem Fictor kann ich nicht kommandiren, Ivan Demjanitsch. Sie wissen wohl!« murmelte Eleonore Karpowna.

Ich blickte auf Fustoff mit dem Wunsche, endlich von ihm zu erfahren, was ihn dazu bewegen konnte, solche Leute zu besuchen . . . in jenem Augenblicke trat ein junges Mädchen von hohem Wachse, im schwarzen Kleide, ins Zimmer; es war eben jene älteste Tochter des Herrn Ratsch, von welcher Fustoff gesprochen hatte . . . Ich hatte die Ursache der häufigen Besuche meines Freundes begriffen.

VII.

Ich erinnere mich, daß Shakespeare irgendwo von einer »weißen Taube in einem Fluge schwarzer Raben« spricht; einen ähnlichen Eindruck machte mir das hereintretende Mädchen: es war zu wenig Gemeinsames zwischen ihr und der sie umgebenden Welt. Alle Glieder der Familie Ratsch sehen selbstzufrieden, gutmüthig und gesund aus; ihr hübsches, aber bereits verblühendes Gesicht, trug den Stempel der Muthlosigskeit, des Stolzes und des Schmerzes an sich. *Jene*, offenbare Plebejer, hielten sich ungezwungem mag sein roh, aber einfach; in ihrem ganzen, unbedingt arristokatischen Wesen sprach sich Kummer und Unsicherheit aus. In ihrer äußeren Erscheinung selbst war Nichts von einer deutschen Abkunft bemerkbar: sie erinnerte eher an die Bewohner des Südens. Außerordentlich starkes schwarzes Haar ohne jeden Glanz, schwarze, ebenfalls glanzlose, aber schöne Augen, eine niedrige, gewölbte Stirn, eine Adlernase, grünliche Blässe der glatten Haut, ein gewisser tragischer Zug um die feinen Lippen und die leicht Vertieften Wangen, etwas Scharfes und doch auch wieder Hilfloses in den Bewegungen, Schönheit ohne Grazie . . . in Italien wäre mir das Alles nicht ungewöhnlich erschienen; aber in Moskau, am Putschistenkischen Bouleoard, da setzte es mich völlig in Erstaunen! Ich erhob mich bei ihrem Eintritt vom Stuhle: sie warf einen schnellen, unsicheren Blick auf mich, und setzte sich, ihre schwarzen Wimpern senkend, zum Fenster »wie Tatjana«. (Pushkin's »Onegin« war damals frisch in unser Aller Gedächtniß). Ich blickte auf Fustoff, allein mein Freund stand mit dem Rücken zu mir, und empfing eben eine Tasse Thee aus Eleonore Karpowna's weichen Händen. Ich bemerkte ferner, daß das eingetretene junge Mädchen eine leichte Welle physischer Kälte mitgebracht hatte . . . »Welch eine Statue!« dachte ich bei mir.

VIII.

»Peter Gavrilitsch!« donnerte Herr Ratsch, sich zu mir wendend, »erlauben Sie mir, Sie mit meiner . . . mit meinem . . . meinem Nr. 1 bekannt zu machen. Ha — ha — ha! Susanna Ivanowna.«

Ich verbeugte mich stumm und dachte sogleich: »Also paßt auch ihr Name nicht zu allem Uebrigen,« Susanne aber erhob sich ein wenig, ohne zu lächeln oder ihre fest zusammengepreßten Hände zu trennen.

»Und wie steht es mit unserem Duo?« fuhr Ivan Demjanitsch fort. »Alexander Daviditsch? Eh, Wohlthäter? Ihre Cither ist bei uns geblieben und mein Fagott habe ich schon aus dem Futteral gezogen. Lassen Sie uns die Ohren der ehrbaren Gesellschaft ergötzen! (Herr Ratsch liebte es, seine russische Rede mit ungewöhnlichen Ausdrücken zu spicken: es entrissen sich ihm fortwährend Ausdrücke, gleich denen, welche die ultra-volksthümlichen Poesien des Fürsten Wjasemsky schmücken.) »Also? Kommt er?« rief Ivan Demjanitsch, als er sah, daß Fustoff nichts erwiederte. »Kolka, marsch in das Cabinet, trage die Notenpulte herbei! Olga, schleppe die Cither her! Und Du, meine Rechtgläubige, geruhe Lichte für die Notenpulte zu genehmigen! (Herr Ratsch drehte sich wie ein Kreisel im Zimmer umher.) Lieben Sie die Musik, Peter Gavrilitsch? Wie? Wenn nicht, so machen Sie Conversatiom aber: Pst! unter der Sordine! Ha — -ha — ha! Wo mag doch dieser Narr von Fictor hingekommen sein! Könnte doch auch zuhören! Sie haben ihn sehr verwöhnt, Eleonore Karpowna.«

Eleonore Karpowna brauste auf.

»Aber was kann ich denn, Ivan Demjanitsch . . .«

»Nun, gut, gut, lasse mich zufrieden! Bleibe ruhig, hast verstanden? Alexander Daviditsch, wenn's gefällig ist?«

Die Kinder führten den Befehl des Vaters augenblicklich aus, die Notenpulte wurden aufgestellt und die Musik begann. Ich habe schon gesagt, daß Fustoff ausgezeichnet die Cither spielte, allein dieses Instrument macht immer den allerbedrückendsten Eindruck auf mich. Mir war immer, und ist bis jetzt, als wenn die Seele eines Wucherjuden in der Cither eingeschlossen sei, und als wenn diese Seele näselnd wehklagte und weinte über den unbarmherzigen

Virtuosen, welcher sie zwingt, Töne herauszugeben Ratsch's Spiel konnte mir auch kein Vergnügen gewähren, zudem hatte sein plötzlich blau-roth gewordenes Gesicht mit den bösen, weißen, rollenden Augen einen Unglück verheißenden Ausdruck angenommen: es war, als wenn er mit seinem Fagott Jemand ermorden wollte, und im Voraus schon drohte und schimpfte, indem er heisere, erstickte, grobe Töne einzeln herausstieß. Ich näherte mich Susannen, und die erste, augenblickliche Pause wahrnehmend, fragte ich, ob auch sie, gleich ihrem Vater, die Musik liebe?

Sie machte eine Bewegung als hätte ich sie gestoßen und sagte kurz: »Wer?«

»Ihr Vater,« wiederholte ich, »Herr Ratsch.«

»Herr Ratsch ist nicht mein Vater.«

»Nicht Ihr Vater? Vergehen Sie mir . . . So habe ich wohl falsch verstanden . . . Mir scheint aber, Alexander Daviditsch . . .«

Susanne sah mich scheu und unverwandt an.

»Sie haben Herrn Fustoff nicht verstanden, Herr Ratsch ist mein Stiefvater.«

Ich schwieg.

»Und Sie lieben die Musik nicht?« fing ich wieder an.

Susanne sah mich wieder seltsam an. In ihrem Blicke war entschieden etwas Menschenscheues. Sie erwartete und wünschte die Fortsetzung unseres Gespräches offenbar nicht.

»Das habe ich Ihnen nicht gesagt,« brachte sie langsam hervor.

»Tru—tu——tu——tu——u—u . . .« ertönte plötzlich das Fagott mit einer wahren Wuth, die Schlußpassage ausführend. Ich wandte mich um, und sah den rothen, aufgeblasenen Hals Herrn Ratsch's unter seinen abstehenden Ohren und er kam mir sehr widerwärtig vor.

»Aber . . . dieses Instrument lieben Sie gewiß nicht,« sagte ich halblaut.

»Nein . . . ich liebe es nicht,« sagte sie, wie wenn sie meine versteckte Hindeutung verstanden hätte.

Also! dachte ich, und mir war, als wenn ich mich über Etwas freute.

»Susanna Ivanowna,« sagte hierauf Eleonore Karpowna in ihrer russisch-deutschen Sprache, »liebt die Musik sehr und spielt selbst vortrefflich das Klavier, sie will aber niemals spielen, wenn man sie sehr darum bittet.«

Susanne antwortete Nichts — sie sah Elennora Karpowna nicht einmal an, und wandte nur leicht unter den gesenkten Lidern die Augen nach ihrer Seite hin. Aus dieser Bewegung, der Bewegung ihrer Pupille allein, konnte ich entnehmen, weiche Gefühle Susanne für die Frau ihres Stiefvaters hegte, und ich freute mich wieder.

Unterdessen war das Duo beendigt. Fustoff stand auf, näherte sich unsicheren Schrittes dem Fenster, an welchem ich mit Susanne saß, und fragte sie, ob sie von Lenhold die Noten erhalten habe, die er ihr aus Petersburg zu verschreiben versprochen hatte.

»Ein Potpourri aus »Robert dem Teufel« fügte er hinzu, sich zu mir wendend, »jener neuen Oper, über die jetzt so viel geschrieben wird.«

»Nein, ich habe sie nicht erhalten,« antwortete Susanne und, das Gesicht zum Fenster wendend, flüsterte sie hastig: »Ich bitte, Alexander Daviditsch, — ich bitte sehr, veranlassen Sie mich heute nicht zu spielen; ich bin gar nicht dazu aufgelegt.«

»Was? Robert der Teufel von Meierbeer!« rief Ivan Demjanitsch, zu uns herantretend, aus, »ich wette, daß das Ding ausgezeichnet ist! Er ist ein Jude, und alle Juden, so wie auch alle Czechen sind ausgezeichnete Musikanten! Besonders die Juden! Nicht wahr, Susanne Ivanowna? Wie? Ha — ha — ha — ha!«

Die letzten Worte Herrn Ratsch's und sein — Lachen selbst enthielt diesmal mehr als seinen gewöhnlichen Scherz — sie enthielten die Absicht, zu verletzen. So kam es mir wenigstens vor, und so verstand sie auch Susanne. Sie erbebte unwillkürlich, erröthete, und biß sich in die Unterlippe. Ein heller Punkt, dem Glanze einer Thräne ähnlich, blitzte an ihrer Wimper; sich rasch erhebend ging sie aus dem Zimmer.

»Wohin, Susanne Ivanowna?« rief Herr Ratsch ihr nach.

»Lassen Sie sie zufrieden, Ivan Demjanitsch,« mischte sich Eleonore Karpowna hinein. »Wenn sie so Etwas im Kopfe hat . . .«

»Eine nervöse Natur,« sagte Ratsch, sich auf dem Absatze herumdrehend,und versetzte sich einen Schlag auf den Schenkel; — *plexus solaris* leidet. »Ah, sehen Sie mich nicht so an, Peter Gavrilitsch! Ich habe mich auch mit Anatomie beschäftigt, ha — ha! Ich verstehe mich auch auf die Heilkunst! Fragen Sie Eleonore Karpowna hier ich behandle sie in allen ihren Krankheiten! Solche Mittel habe ich!«

»Sie müssen immer Scherze machen, Ivan Demjanitsch,« sagte diese unwillig, während Fustoff lächelnd und sich beifällig schaukelnd die beiden Ehegatten betrachtete.

»Und warum denn nicht scherzen, mein Mütterchen!« nahm Ivan Demjanitsch das Wort.

»Das Leben ist uns zum Nutzen und noch mehr zur Zierde verliehen, wie ein bekannter Dichter sagt. Kolka! wische Deine Nase ab! Stachelschwein!l«

IX.

»Ich war heute durch Deine Schuld in einer höchst ungeschickten Lage,« sagte ich an demselben Abende zu Fustoff, als wir zusammen nach Hause gingen.

»Du hast mir gesagt, daß diese . . . wie heißt sie doch wieder? Susanne — die Tochter des Herrn Ratsch ist, sie ist aber seine Stieftochter.«

»Freilich! Und ich habe Dir gesagt, daß sie eine Tochter von ihm ist? Uebrigens . . . ist es nicht einerlei?«

»Dieser Ratsch,« fuhr ich fort . . . — »Ach Alexander! Wie sehr hat er mir mißfallen! Hast Du bemerkt mit welch einem besonderen Hohne er heute von den Juden zu ihr sprach? Ist sie denn . . . Israelitin?«

Fustoff schritt vorwärts, die Arme hin und her schwingend; es war kalt, der Schnee knisterte wie Salz unter den Füßen.

»Ja, ich erinnere mich, so etwas gehört zu haben,« sagte er endlich . . . — »Ihre Mutter war, glaube ich, von hebräischer Abkunft.«

»Also hat Herr Ratsch zuerst eine Wittwe geheirathet?«

»Wahrscheinlich.«

»Hm! . . . Ist jener Fictor, der heute Abend nicht nach Hause gekommen war, auch sein Stiefsohn?«

»Nein . . . Der ist sein leiblicher Sohn. Uebrigens mische ich mich, wie Du weißt, nicht in fremde Angelegenheiten, und liebe nicht, die Leute auszuforschen. Ich bin nicht neugierig.«

Ich biß mir in die Zunge. Fustoff eilte vorwärts. Als wir zum Hause herankamen, holte ich ihn ein, und sah ihm in’s Gesicht.

»Sage mir doch,« fragte ich — »ist Susanne wirklich eine gute Klavierspielerin?«

Fustoff runzelte die Stirn.

»Ja, sie spielt gut das Klavier,« murmelte er zwischen den Zähnen. — »Aber sie ist sehr schüchtern, darauf bereite ich Dich vor!« setzte er mit einer kleinen Grimasse hinzu. Es war wirklich als wenn er es bereute, mich mit ihr bekannt gemacht zu haben.

Ich schwieg, und wir trennten uns.«

X.

Am folgenden Morgen begab ich mich wieder zu Fustoff. Es war mir Bedürfniß geworden, des Morgens bei ihm zu sitzen. Er empfing mich eben so freundlich wie gewöhnlich; aber über unseren gestrigen Besuch — kein Wort. Stumm, als wenn er den Mund voll Wasser hätte! Ich nahm und durchblätterte die letzte Nummer des »Teleskop.«

Eine neue Persönlichkeit trat ins Zimmer. Er erwies sich als ein Sohn des Herrn Ratsch, und derselbe Fictor, über dessen Abwesenheit der Vater am Abend vorher so ungehalten gewesen war.

Das war ein junger Mensch von ungefähr 18 Jahren, aber schon dem Trunke ergeben und krank, mit einem süßlich-frechen Lächeln auf dem unreinen Gesichte und dem Ausdrucke der Ermüdung in den entzündeten, kleinen Augen. Er glich seinem Vater, doch waren seine Züge feiner und nicht ohne Annehmlichkeit; aber in dieser Annehmlichkeit selbst war etwas Häßliches. Seine Kleidung war unreinlich, am Uniformrock fehlte ein Knopf, der eine Stiefel war geplatzt und es wehte an ihm ein starker Tabaksgeruch.

»Guten Morgen,« sagte er mit heiserer Stimme und mit jenem eigenthümlichen Hinausziehen des Kopfes und der Schultern, welches ich stets an verzärtelten und selbstzufriedenen jungen Leuten bemerkt habe.

»Ich wollte in die Universität gehen, und gerieth hierher. Die Brust ist mir zugeschnürt. Geben Sie mir eine Cigarre.« — Er ging über das ganze Zimmer, die Füße welk nachschleppend, ohne die Hände aus den Hosentaschen zu ziehen, und warf sich schwerfällig auf das Sopha.

»Haben Sie sich erkältet?« fragte Fustoff, indem er uns mit einander bekannt machte.«Wir waren Beide Studenten, aber in verschiedenen Facultäten.

»Nein . . . ah nein! Gestern, aufrichtig gesagt, . . . (Hier lachte Herr Ratsch *junior* über das ganze Gesicht, wieder nicht ohne Anmuth, zeigte aber dabei sehr schlechte Zähne) . . . hatte ich zu viel getrunken, hatte einen starken Rausch. Ja.« — Er rauchte seine Cigarre an und hustete. — »Wir haben Obichodoff das Geleit gegeben.«

»Wohin reist er?«

»In den Kaukasus, und schleppt seine Geliebte mit fort. Sie wissen, die Schwarzäugige, mit den Sommersprossen. Dummkopf!«

»Ihr Vater fragte gestern nach Ihnen,« bemerkte Fustoff.

Fictor spie auf die Seite.

»Ja, ich hebe es gehört. Sie haben sich gestern in unser Lager verirrt. Nun, wie war es? Wurde musicirt?«

»Wie gewöhnlich.«

»Und *sie* . . . hat wohl vor dein neuen Gaste (hier wies er mit dem Kopfe nach mir hin) grimassirt? Hat wohl nicht gespielt?«

»Von wem sprechen Sie?« fragte Fustoff.

»Von der verehrungswürdigen Susanne Ivanowna, natürlich!«

Fictor streckte sich noch bequemer aus, reckte seinen Arm in graciöser Rundung über seinen Kopf, sah in seine flache Hand und schnaubte dumpf.

Ich blickte auf Fustoff hin. Er zuckte nur mit den Achseln, als wollte er mir zu verstehen geben, daß man von solch' einem Menschen Nichts erwarten könne.

XI.

Fictor sing an, langsam, näselnd und zur Decke hinaufsehend, vom Theater, von zwei ihm bekannten Schauspielern, von einer gewissen Serafine Serasimowna, die ihn »angeführt« hatte, von dem neuen Professor R. zu sprechen, den er ein Vieh nannte. »Stellen Sie sich vor, was das Ungeheuer sich ausgedacht hat? Er fängt jede Vorlesung mit einem Abrufen der Namen an! Und dieser Zählt sich noch zu den Liberalen! Sich endlich mit dem Gesicht und dem ganzen Körper zu Fustoff wendend, sagte er, mit halb klagender und halb spöttelnder Stimme:

»Ich wollte Sie um Etwas bitten, Alexander Daviditsch . . . Können Sie meinen Alten nicht irgend wie zur Vernunft bringen . . . Sie spielen ja Duo's mit ihm . . . Er giebt mir fünf blaue Zettel monatlich . . . Was nützt mir das? Das reicht ja nicht einmal für den Tabak aus. Und da redet er noch: mache keine Schulden! Ich möchte ihn einmal an meine Stelle setzen, und dann zusehen! Ich erhalte ja gar keine Pensionen, nicht so wie Andere (Fictor hob dieses Wort mit besonderer Betonung hervor). Und er hat viel Geld, ich weiß es. Mir gegenüber den Lazarus spielen hilft Nichts; mich führt man nicht an! Possen! Hat sich schon die Finger verbrannt . . . nur gewandt!«

Fustoff warf einen Seitenblick auf Fictor.

»Wenn Sie wollen,« fing er an — ich will es Ihrem Vater sagen. Sonst kann ich auch — unterdessen . . . eine kleine Summe . . .«

»Nein, wozu? Erweichen Sie lieber den Alten . . . Uebrigens,« fügte Fictor hinzu, sich mit allen fünf Fingern die Nase kratzend — »geben Sie mir, wenn Sie können, 25 Rbl. Sbr. . . . Wie viel bin ich Ihnen eigentlich schuldig?«

»Sie haben 85 Rbl. Sbr. von mir geborgt.«

»Ja . . . Also macht das — in Allem 110 Rbl. Sbr. Ich werde Ihnen Alles zusammen abgeben.«

Fustoff trat in's Nebenzimmer, brachte einen Zettel von 25 Rbl. Sbr. heraus und reichte ihn Fictor schweigend. Dieser nahm ihn, gähnte laut, ohne den Mund zu schließen und brummte ein »Danke«! Sich wie ein Igel zusammenrollend und wieder reckend, erhob er sich vom Sopha.

»Fu! Allein . . . ich langweile mich,« murmelte er, »ich sollte eigentlich nach Italien.«

Er begab sich zur Thür.

Fustoff sah ihm nach. Es war, als wenn er mit sich kämpfte.

»Welcher Pension erwähnten Sie so eben, Fictor Ivanovitsch?« fragte er endlich.

Viktor blieb auf der Schwelle stehen und setzte seine Mütze auf.

»Sie wissen das nicht? Von Susanna Ivanowna's Pension sprach ich . . . Sie empfängt dieselbe. Eine äußerst merkwürdige Anecdote, das kann ich Ihnen sagen! Ich will Ihnen das einmal erzählen. Geschäfte, mein Herr, Geschäfte!l — Aber meinen Alten! vergessen Sie meinen Alten nicht, ich bitte. Er hat freilich eine dicke, deutsche Haut, noch dazu mit russischer Bearbeitung; allein, man kann dennoch durchdringen. Aber, — daß Eleonorchen, meine Stiefmutter, nur nicht dabei ist! Papachen fürchte sich vor ihr, sie wiederholt immer das Ihre Nun! Sie sind ja selbst Diplomat! Leben Sie wohl!«

»Ist das aber ein elender Knabe!« rief Fustoff, sobald er die Thüre hinter sich zugeschlagen hatte.

Sein Gesicht brannte wie Feuer, und er wandte sich von mir ab. Ich mochte keine weiteren Fragen stellen und entfernte mich bald.

XII.

Ich brachte jenen ganzen Tag in Gedanken über Fustoff, Susanne und ihre Verwandten zu. Mir schwebte dunkel etwas wie ein Familiendrama vor. So viel ich urtheilen konnte, war Susanne meinem Freunde nicht gleichgültig. Aber sie? Liebte sie ihn? Warum war sie so unglücklich? Was war sie überhaupt für ein Geschöpf? Diese Fragen kamen mir immer wieder in den Sinn. Ein dunkles aber deutliches Gefühl sagte mir, daß ich mich nicht an Fustoff zu wenden habe, um ihre Lösung zu erlangen. Das Ende davon war, daß ich mich am folgenden Tage in das Haus des Herrn Ratsch begab.

Sobald ich mich in dem kleinen dunklen Vorzimmer befand, schlug mir mein Gewissen und ich war verlegen. Sie wird sich am Ende nicht einmal zeigen, blitzte es mir durch den Kopf, und ich werde mit jenem abscheulichen »Veteranen« und seiner Frau — Köchin sitzen müssen . . ., und endlich, selbst wenn sie erscheint . . . was dann? Sie wird sich nicht einmal mit mir unterhalten . . . Sie hat mich neulich zu unfreundlich behandelt! Warum bin ich hergekommen? Während ich Alles dieses dachte, war der kleine Kosake hineingelaufen, um mich anzumelden, und, nach einigen fragenden »Wer da? Wer, sagst Du?« wurden schwere, schlurrende Pantoffel hörbar, die Thür wurde ein wenig geöffnet, und in der Spalte, zwischen den beiden Flügeln derselben, erschien das Gesicht Ivan Demjanitsch's, ein verzerrtes, finsteres Gesicht.

Er sah mich unverwandt an, und veränderte seinen Ausdruck nicht sogleich . . . Herr Ratsch hatte mich offenbar nicht gleich erkannt; aber plötzlich rundeten sich seine Wangen, die Augen verengten sich, und aus dem geöffneten Munde platzte, mit einem Gelächter zugleich, der Ausruf: »Ach, mein verehrter Herr! Sie sind es? Seien Sie mir willkommen!«

Ich folgte ihm um so weniger gerne, als es mir vorkam, daß der heitere, zuvorkommende Herr Ratsch mich in seinem Innern zum Teufel sandte. Allein jetzt war nichts mehr zu ändern. Er führte mich in's Gastzimmer, und dort — im Gastzimmer saß Susanne an einem Tische vor dem Einnahme- und Ausgabebuch. Sie sah mich mit ihren dämmerigen Augen an, und biß ein ganz klein wenig die Nägel ihrer linken Hand . . . dies war ihre Gewohnheit, die Gewohnheit vieler

nervöser Menschen, wie ich bemerkt habe. Außer ihr war Niemand im Zimmer.

»Sehen Sie hier,« fing Herr Ratsch an, und gab sich einen Schlag auf den Schenkel, — bei welcher Beschäftigung Sie Susanna Ivanowna und mich finden: Wir sehen Rechnungen durch. Meine Frau ist nicht sehr stark in der »Arithmetik«, und ich, aufrichtig gestanden, schone meine Augen. Ohne Brille kann ich gar Nichts sehen, was wollen Sie machen? So mag denn die Jugend arbeiten. Ha — ha! Die Ordnung verlangt es. Uebrigens-, die Arbeit hat keine Eile . . .«

Susanne machte das Buch zu und wollte sich entfernen. — »Warte doch, warte,« sagte Herr Ratsch. — »Was thut es denn, daß Du nicht in Toilette bist». . .« (Susanne hatte ein sehr altes Kleidchen, fast ein Kinderkleid mit kurzen Aermelchen, an.) »Unser theurer Gast wird es uns nicht übel nehmen, und, wenn ich nur die Rechnung für die Verflossene Woche aufräumen könnte . . . Sie erlauben?« wandte er sich zu mir. — »Wir stehen ja nicht auf so ceremoniellem Fuße miteinander!«

»Seien Sie so gut, beunruhigen Sie sich deßhalb nicht,« rief ich aus.

»Also! verehrtester Herr; Sie wissen selbst: der in Gott ruhende Kaiser Alexis Michailowitsch . Romanow pflegte zu sagen: »Der Arbeit — die Zeit; dem Vergnügen — der Augenblick!« Wir aber wollen der Arbeit selbst blos eine Minute weihen . . .Ha — ha! Was sind denn dies für 13 Rubel 30 Kopeken Silber?« fügte er halblaut hinzu, indem er mir den Rücken zuwandte.

»Fictor hat dieselben von Eleonore Karpowna genommen; er sagt, Sie hätten sie ihm bewilligt,« antwortete Susanna ebenfalls halblaut.

»Er hat gesagt . . . gesagt . . . bewilligt . . .« murmelte Ivan Demjanitsch — »Mir scheint, ich bin persönlich hier zugegen. Hättet mich fragen sollen. Aber wer hat denn diese 17 Rubel Silber erhalten?«

»Der Möbelhändler.«

»Der Möbelhändler . . . Wofür denn?«

»Auf Abrechnung.«

»Auf Abrechnung Zeige her!« — Er riß Susannen das Buch aus der Hand, setzte eine runde Brille in silberner Fassung auf die Nase und fuhr mit dem Finger die Zeilen entlang. — »Dein Möbelhändler . . . dem Möbelhändler . . . Wenn Ihr nur das Geld aus dem Hause bringen

könnt! Dann seid ihr glücklich! . . . Wie die Croaten! Aqubrechnung! Uebrigens,« fügte er laut hinzu, die Brille von der Nase ziehend und sich mir wieder zuwendend — »was thue ich denn eigentlich da? Dieses langweilige Zeug kann auch später vorgenommen werden. Susanna Ivanowna, schleppen Sie diese Buchhalterei an ihren Platz zurück, und kommen Sie dann wieder her, ich bitte, und entzücken Sie das Ohr dieses unseres liebenswürdigen Gastes durch Ihr musikalisches Werkzeug, nämlich durch Ihr Clavierspiel . . . Eh?« —

Susanne wandte den Kopf ab.

»Ich wäre sehr glücklich,« sagte ich schnell, — »es wäre mir außerordentlich angenehm, Susanne Ivanowna spielen zu hören. Aber ich möchte Sie für Nichts in der Welt belästigen.«

»Was, belästigen! Wie das? Nun Susanne Ivanowna, eins, zwei, drei!«

Susanne antwortete nicht, und ging hinaus.

XIII.

Ich erwartete nicht, daß sie zurückkehren würde; aber sie erschien bald wieder. Sie hatte ihren Anzug nicht gewechselt, setzte sich in einen Winkel, und sah mich ein paar Mal aufmerksam an. Fühlte sie nun in meiner Art sie zu behandeln, jene unwillkürliche, mir selbst unerklärliche Hochachtung durch, welche sie in mir erweckte; denn es war mehr als Neugierde, mehr sogar als Theilnahme; oder war sie heute weicher gestimmt, — genug, sie trat plötzlich zum Clavier. Die Hände unsicher auf die Tasten legend, und den Kopf ein wenig über die Schulter zu mir wendend, fragte sie mich, was sie mir vorspielen solle? Allein, ehe ich noch Zeit gehabt hatte zu antworten, hatte sie sich schon gesetzt, hatte ein Notenheft genommen, dasselbe aufgeschlagen und bereits angefangen zu spielen. Ich liebte die Musik von Kindheit auf; zu jener Zeit verstand ich sie aber noch wenig, und kannte nur launige Schöpfungen der großen Meister, und wenn Herr Ratsch nicht mit einigem Unwillen gebrummt hätte: »Aha! wieder dieser Beethoven!« so hätte ich nicht gewußt, worauf Susannens Wahl gefallen war. Sie spielte, wie ich später erfuhr, die berühmte F-moll-Sonate, Op. 57. Susannens Spiel ergriff mich unaussprechlich: ich hatte diese Kraft, dieses Feuer, diesen kühnen Schwung gar nicht erwartet. Von den allerersten Tacten des hinreißend leidenschaftlichen Allegro, dem Anfange der Sonate, an empfand ich jenes Erstarren, jene Kälte und süßen Schauer des Entzückens, welche augenblicklich unsere Seele erfassen, wenn die Schönheit, in ihrem Fluge unerwartet in dieselbe eindringt. Ich bewegte bis zum Ende kein Glied; ich wollte immer athmen, und wagte es nicht. Es fügte sich, daß ich hinter Susanne saß; ich konnte ihr Gesicht nicht sehen; ich sah nur, wie ihre langen, schwarzen Haare zuweilen sprangen und an ihre Schultern schlugen, wie ihre Gestalt sich ruckweise wiegte und wie ihre feinen Hände und entblößten Ellenbogen sich rasch und etwas eckig bewegten. Die letzten Klänge verhallten. Ich athmete endlich auf. Susanne blieb noch am Clavier sitzen.

»Ja, ja,« bemerkte Herr Ratsch, welcher übrigens auch aufmerksam zugehört hatte, — »romantische Musik! Das ist jetzt Mode. Aber warum unrein spielen? Eh? Zwei Noten zugleich mit dem Fingerchen anschlagen? — Warum? Eh? Das ist es; wir wollen immer schneller.

Das giebt mehr Feuer. Eh? — Heiße Pfannkuchen!!« dröhnte Herr Ratsch plötzlich, wie ein Verkäufer.

Susanne hatte sich ein wenig zu Herrn Ratsch gewandt; ich sah ihr Gesicht im Profil. Die feinen Augenbrauen waren hoch hinaufgezogen über dem gesenkten Lide, ein ungleiches Roth übergoß ihre Wange, das kleine Ohr brannte unter den zurückgeworfenen Locken.

»Ich habe alle die besten Virtuosen persönlich gehört,« fuhr Herr Ratsch, plötzlich die Stirne runzelnd, fort, — »und alle sind sie im Vergleich mit dem verstorbenen Field — Tfu! — Null! Zero!! Das war ein Kerl! Und eins o reines Spiel! Und auch seine Compositionen — sind die allerschönsten. Aber alle diese neuen »tlu — tu — tu« und »tra — ta ta«, die sind, glaube ich, mehr für Schüler geschrieben. Da braucht man keine Delicatesse! Da kann man auf die Tasten schlagen, gleichviel auf welche Weise . . . es thut nichts! Kommt immer Etwas heraus! Janitscharen-Musik! Pcha! (Ivan Demjanitsch wischte sich die Stirn mit seinem Tuche.) Uebrigens habe ich das nicht in Bezug auf Sie gesagt, Susanne Ivanowna; Sie haben gut gepielt, und meine Bemerkungen dürfen Sie nicht beleidigen.«

»Ein Jeder hat seinen eigenen Geschmack,« sagte Susanne mit leiser Stimme, und ihre Lippen bebten; — »und was Ihre Bemerkungen anbetrifft, Ivan Demjanitsch, so wissen Sie wohl, daß mich dieselben nicht beleidigen können.«

»Ah, freilich! Denken Sie nur nicht,« wandte sich Ratsch zu mir, — »denken Sie nur ja nicht, geehrtester Herr, daß dieses aus übergroßer Herzensgüte und aus Demuth der Seele geschieht; wir dünken uns vielmehr so hoch gestiegen, daß — uh — uh! — die Mütze uns vom Kopfe fällt, wie man auf Russisch sagt, und keine Critik sich bis zu uns versteigen kann. Eigenliebe, mein werther Herr, Eigenliebe reitet uns, ja, ja!«

Nicht ohne Bestürzung hörte ich Herrn Ratsch an. Galle, giftige Galle kochte in jedem seiner Worte . . . Sie hatte sich lange angesammelt, sie erstickte ihn. Er versuchte seine Tirade mit dem gewöhnlichen Lachen zu schließen, und — hustete nur krampfhaft und heiser. Susanne hatte ihm nicht ein einziges Wort geantwortet; sie schüttelte nur den Kopf, erhob das Gesicht, faßte sich mit beiden Händen an den Ellenbogen, und fixirte ihn scharf. In der Tiefe ihrer unbeweglichen, erweiterten Augen glimmte altgewohnter Haß mit dunklem, unanslöschlichem Feuer.

»Sie gehören zu zwei verschiedenen musikalischen Geschlechtern,« fing ich mit möglichster Ungezwungenheit an, indem ich durch diese Ungezwungenheit zu verstehen geben wollte, daß ich Nichts bemerkt habe; — »darum ist nicht zu verwundern, daß Sie in Ihren Ansichten nicht übereinstimmen. . . . Aber, Ivan Demjanitsch, Sie werden mir gestatten, mich aus die Seite des jüngeren Geschlechtes zu stellen. Ich bin freilich nur Laie; aber ich gestehe,daß noch Nichts in der Musik einen solchen Eindruck auf mich gemacht hat, wie . . . wie das, was Susanne Ivanowna uns so eben vorgespielt hat.«

Ratsch warf sich mit plötzlich auf.

»Und warum glauben Sie,« schrie er, noch ganz roth vom Husten, — »daß wir Sie für unser Lager zu werben wünschen?« (Er sagte das Wort Lager auf Deutsch.) »Wir bedürfen dessen durchaus nicht. Dem Freien seinen Willen: dem Behüteten — Rettung! Aber, was die beiden musikalischen Geschlechter anbetrifft, so ist das richtig; uns Alten ist es überhaupt schwer, mit der Jugend zu leben, sehr schwer! Unsere Ansichten stimmen in gar Nichts überein; weder in der Kunst, noch im Leben, nicht einmal in der Moral. Nicht wahr, Susanne Ivanowna?«

Susanne lächelte mit verächtlicher Ironie.

»Wie Sie sagen,« antwortete sie; — »besonders in Bezug auf die Moral stimmen unsere Ansichten nicht, und können nicht zusammen stimmen,« und etwas Finsteres lief über ihre Züge hin, und ihre Lippen bebten leise.

»Freilich, freilich!« unterbrach sie Ratsch, — »ich bin kein Philosoph! Ich verstehe nicht . . . mich so hoch zu stellen! Ich bin ein einfacher Mensch, ein Sclave der Vorurtheile.«

Susanne lächelte wieder.

»Mir scheint, Ivan Demjanitsch, daß auch Sie es einst verstanden haben, sich über das zu stellen, was man Vorurtheile nennt.«

»Wie so? Wie meinen Sie das? Ich verstehe Sie nicht.«

»Sie verstehen mich nicht? Sind Sie so vergeßsam?«

Es war, als wenn Herr Ratsch plötzlich den Kopf verloren hätte.

»Ich . . . ich . . .« stammelte er. — »Ich . . .«

»Ja, Sie, Herr Ratsch.«

Es folgte ein kurzes Stillschweigen.

»Erlauben Sie mir aber doch, erlauben Sie mir,« fing Herr Ratsch an, — »wie können Sie es wagen . . .«

Susanne richtete sich plötzlich in ihrer ganzen Höhe auf und fuhr mit den Fingern über ihre Ellenbogen hin, ohne die Hände von denselben wegzunehmen; sie preßte sie fest an sich und blieb vor Ratsch stehen. Sie ging auf ihn zu, als wenn sie ihn zum Kampfe aufforderte. Ihr Gesicht war verwandelt, plötzlich, in einem Augenblicke, war es hübsch und schrecklich zugleich geworden; ihre dunklen Augen erglänzten in einem frohen, kalten, stählernen Glanze; die soeben noch behenden Lippen waren in eine gerade, unerbitterlich strenge Linie zusammengepreßt. Susanne hatte Ratsch zum Kampfe aufgerufen, dieser aber sah sich in sie fest, wie man zu sagen pflegt, verstummte und fiel zusammen wie ein Sack; sein Kopf versank zwischen den Schultern, und er zog sogar die Füße ein. Der »Veteran« ans dem Jahre 12 war in Furcht gejagt, darüber konnte kein Zweifel obwalten.

Susanne blickte langsam von ihm zu mir auf, als wollte sie mich zum Zeugen ihres Sieges und der Erniedrigung ihres Feindes machen, und ging, zum letzten Male spöttisch lächelnd, zum Zimmer hinaus.

Der Veteran blieb einige Zeit unbeweglich in seinem Sessel; dann stand er auf, als sei ihm die vergessene Rolle wieder eingefallen, gab mir einen Schlag auf die Schulter und brach in eines seiner schallendsten Gelächter aus.

»Schauen Sie einmal! Ha — ha — ha! Das ist doch nicht das erste Jahrzehnt, welches ich mit diesem Fräulein verlebe, und sie kann noch nicht unterscheiden, wann ich einen Spaß mache, und wann ich im Ernste rede! Und auch Sie, mein Verehrtester, scheinen zu zweifeln . . . Ha — ha — ha! Das beweist mir, daß Sie den alten Ratsch noch nicht kennen!«

Nein . . . jetzt kenne ich Dich, dachte ich, nicht ohne Schrecken und Abscheu.

»Sie kennen den Alten nicht, kennen ihn nicht!« wiederholte er, sich den Leib streichelnd und mich in’s Vorzimmer begleitend. — Ich bin ein schwerfälliger, geschlagener Mann, ha — ha! Aber ein guter Mensch! Bei Gott!«

Ich stürzte Hals über Kopf von der Treppe auf die Straße, um so schnell wie möglich von diesem »guten Menschen« fortzukommen.

XIV.

»Daß diese Beiden einander hassen, ist klar,« dachte ich, während ich nach Hause ging, — und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß er ein schändlicher Mensch und sie ein braves Mädchen ist. Aber, was ist zwischen ihnen vorgefallen? Was ist die Ursache dieser fortwährenden Erbitterung? Was ist der Sinn dieser versteckten Anspielungen? Wie unerwartet das losbrach! Und durch welch' unbedeutende Veranlassung!«

Am Tage darauf begab ich mich mit Fustoff in's Theater, um Schtschepkin in »Kummer durch Verstand«, jenem Schauspiel Gribojedofs's zu sehen, welches damals eben erst die Censur passirt hatte, nachdem es zuvor durch dieselbe beschnitten und verstümmelt worden war. Wir klatschten Famussoff und Skalosuboff lebhaften Beifall zu. Ich weiß nicht mehr, wer die Rolle Tschatzky's spielte; aber ich erinnere mich noch sehr gut, daß der Schauspieler unaussprechlich schlecht war; er erschien zuerst in einem ungarischen Rocke und Stiefeln mit Quasten, und dann in einem Fracke von der damals modischen Farbe »*flamme de punch,*« und dieser Frack paßte ihm, wie unserem alten Haushofmeister. Ich erinnere mich, daß der Ball im dritten Acte uns in Entzücken versetzte. Obgleich wahrscheinlich Niemand jemals solche Pas macht, so war das doch so angenommen, und wird, glaube ich, bis jetzt noch in der selben Weise ausgeführt. Einer der Gäste sprang besonders hoch, wobei seine Perrücke nach allen Seiten auseinander geweht und das Publikum in helles Lachen versetzt wurde. Im Hinausgehen aus dem Theater stießen wir im Corridor auf Fictor.

»Sie waren im Theaters« rief er, die Hände zusammenschlagend — »Wie kommt es, daß ich Sie nicht gesehen habe? Es freut mich sehr, Ihnen begegnet zu sein. Sie müssen jedenfalls mit mir soupiren. Kommen Sie. Ich hatte Sie frei!«

Der junge Ratsch schien in einem aufgeregten, fast entzückten Zustande zu sein. Seine kleinen Augen blickten unstät umher, er lächelte und rothe Flecken waren auf seinem Gesichte hervorgetreten.

»Ist Ihnen eine Freude begegnet?« fragte ihn Fustoff.

»Eine Freude? Wollen Sie Ihre Neugierde befriedigen?«

Viktor führte uns ein wenig auf die Seite, zog einen ganzen Packen von den damaligen rothen und blauen Banknoten aus der Hosentasche und ließ sie in der Luft flattern.

Fustoff verwunderte sich.

»Ist Ihr Vater so freigibig gewesen?«

Fictor lachte auf.

»Da haben Sie gut gerathen! Freilich! Der hält seine Tasche gut . . . Auf Ihre Vermittelung hoffend, bat ich ihn heute um Geld. Was glauben Sie, was mir der Knicker antwortete? Ich will Dir Deine Schulden meinetwegen zahlen inclusive 25 Rbl. Sbr.! Hören Sie, inclusive! — Nein, meine werthen Herren, dieses Geld hat mir Verlassenem Gott gesandt! Der Zufall hat es mir in die Hände gespielt.«

»So haben Sie Jemand beraubt?« sagte Fustoff unachtsam.

Fictor runzelte die Stirn.

»Ach was, beraubt! Gewonnen habe ich es, gewonnen von einem Gardeofficier. Er war gestern erst aus Petersburg angekommen. Und welch' ein Zusammenfluß von Umständen! Es ist der Mühe werth, Ihnen das zu erzählen . . . aber hier geht es nicht. Kommen Sie zu Jar, es sind nur zwei Schritte. Ich habe es gesagt: ich halte Sie frei!«

Wir hätten vielleicht absagen sollen; aber wir gingen, ohne Etwas dagegen einzuwenden.

XV.

Bei Jar führte man uns in ein besonderes Zimmer-; man trug ein Nachtessen und Champagner auf. Fictor erzählte uns mit allen Einzelheiten, wie er in einem angenehmen Hause jenem Gardeofficier einem lieben Menschen aus guter Familie, aber mit wenig Verstand im Kopfe, begegnet sei; wie sie mit einander bekannt geworden seien, wie er, d. h. der Officier, darauf gekommen sei, ihm, Fictor, zum Scherze vorzuschlagen, mit alten Karten Duratschki zu spielen, unter der Bedingung, daß der Officier auf das Glück »Wilhelminens«, Fictor aber auf sein eigenes Glück spielen solle; und wie es zuletzt zum Wetten kam.

»Und ich, und ich,« schrie Fictor, aufspringend und in die Hände klatschend, — »habe nicht mehr als 6 Rbl. Sbr. in der Tasche! Stellen Sie sich vor! Anfangs verspielte ich immer . . . Wie gefällt Ihnen meine Lage?! Allein plötzlich, ich weiß nicht auf wessen Gebete, lächelte mir Fortuna. Der Andere wurde heftig, zeigte alle Karten . . . und im Nu hatte er 750 Rbl. Sbr. verspielt! Er bat mich, weiter zu spielen. Nun? mich führt man aber nicht an; ich dachte: »Nein, solch' ein Seegen soll nicht mißbraucht werden,« griff nach meiner Mütze, und, marsch fort! Und jetzt brauche ich mich vor meinem Alten nicht zu bücken und kann meine Cameraden bewirthen . . . Eh! Kellner! Noch eine Flasche! Wollen wir anstoßen, meine Herren!«

Wir stießen mit Fictor an und fuhren fort, zu trinken und zu lachen, obgleich seine Erzählung uns gar nicht gefallen hatte, und seine Gesellschaft überhaupt uns wenig Vergnügen machte. Er fing an, den Liebenswürdigen zu spielen, Possen zu reißen, auszufallen, mit einem Worte, und wurde uns noch widerwärtiger. Fictor bemerkte endlich, welch' einen Eindruck er auf uns hervorbrachte, und wurde mürrisch. Seine Reden wurden abgebrochener, seine Blicke finsterer. Er fing an zu gähnen, erklärte, daß er schläfrig sei, schalt den dienstthuenden Kellner mit der ihm eigenen Grobheit, eines schlecht gereinigten Pfeifenrohres wegen, und wandte sich plötzlich mit einem herausfordernden Ausdruck in den verzerrten Zügen, mit der Frage an Fustoff:

»Hören Sie, Alexander Daviditsch,« sprach er, — »sagen Sie mir doch, ich bitte, weshalb Sie mich verachten?«

»Wie so?« antwortete mein Freund zögernd.

»Eben! . . . ich fühle und weiß sehr gut, daß Sie mich verachten, und dieser Herr (er zeigte mit seinem Finger aus mich) gleichfalls. Und wenn Sie sich noch selbst durch übergroße Sittlichkeit auszeichneten! Aber Sie sind ein Sünder, gerade wie wir Anderen Alle. Aerger noch. Im stillen Wasser . . . Kennen Sie das Sprichwort?«

Fustoff erröthete.

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte er.

»Daß ich noch nicht blind bin und sehr gut sehe, was vor meinen Augen geschieht. Ich sehe Ihr Liebäugeln mit meiner Schwester sehr wohl . . . Ich habe gar Nichts dagegen einzuwenden; denn, erstens wäre das gegen meine Grundsätze, und zweitens ist meine Schwester selbst über alle Stränge gesprungen . . . Weshalb aber verachten Sie mich denn?«

»Sie wissen selbst nicht, was Sie da lallen! Sie haben einen Rausch,« sagte Fustoff, seinen Paletot von der Wand herablangend. — »Er hat wohl irgend einem Dummkopfe das Geld abgenommen, und lügt jetzt, weiß der Teufel was!« -

Fictor blieb auf dem Sopha liegen und bewegte nur die Füße, welche unter der Lehne hinabhingen.«

»Abgewonnen! Warum haben Sie denn Wein getrunken? Er war ja mit dem gewonnenen Gelde gekauft. Und zu lügen giebt es hier Nichts. Ich bin nicht Schuld daran, daß Susanna Ivanowna in ihrer Vergangenheit . . .«

»Schweigen Sie,« unterbrach ihn Fustoff. — »Schweigen Sie . . . oder . . .«

»Oder was?«

»Sie werden es erfahren. Peter, komm!«

»Aha!« fuhr Fictor fort — »unser großmüthiger Ritter wendet sich zur Flucht. Er will wohl nicht die Wahrheit hören. Sie sticht, die Wahrheit!«

»So komme doch, Peter,« wiederholte Fustoff, der endlich seine gewohnte Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung gänzlich verloren hatte. —

»Wir wollen diesen elenden Knaben allein lassen!«

»Dieser Knabe fürchtet Sie nicht, hören Sie!« schrie Fictor hinter uns drein, — »dieser Knabe verachtet Sie, — ver — ach—tet, hören

Sie?«

Fustoff ging so schnell auf der Straße, daß ich ihm mit Mühe nur folgen konnte. Plötzlich blieb er stehen und wandte sich jäh zurück.

Wohin?« fragte ich.

»Ich muß erfahren, was dieser Dummkopf . . . Wer weiß, was er im Rausche . . . Gehe Du aber nicht mit . . . Wir sehen uns morgen, lebe wohl!«

Mir eilig die Hand drückend, wandte sich Fustoff noch einmal Jar's Gasthause zu.

Am folgenden Tage sah ich Fustoff nicht. Als ich am übernächsten Tage zu ihm ging, hörte ich in seiner Wohnung, daß er die Stadt verlassen habe und zu seinem Onkel auf dessen Landgut außerhalb Moskau gezogen war. Ich fragte erstaunt, ob er nicht einen Brief für mich zurückgelassen habe, allein, es fand sich Nichts. Darauf fragte ich den Diener, ob er wisse, wie lange Alexander Daviditsch auf dem Lande zu bleiben beabsichtige. »Wahrscheinlich 2 bis 3 Wochen,« war die Antwort des Dieners. Ich nahm für alle Fälle Fustoff's genaue Adresse und ging, in Nachdenken versunken, nach Hause. Diese unerwartete Abreise von Moskau im Winter versetzte mich in das größte Erstaunen.

Meine gute Tante fragte mich bei Tische, was ich erwarte und warum ich die Kohlpastete ansehe, als sähe ich so Etwas zum ersten Male im Leben-. »*Pierre, vous a'ètes pas amoureux?*« rief sie endlich aus, nachdem sie ihre Gesellschafterinnen zuvor entfernt hatte. Aber ich beruhigte sie: nein, ich war nicht verliebt.

XVI.

Drei Tage vergingen. Es trieb mich, zu Ratsch zu gehen; mir däuchte, daß ich in seinem Hause die Lösung von Allem, was mich beschäftigte, was ich nicht verstand-, finden müsse . . . Aber ich hätte dem »Veteranen« wieder begegnen müssen . . . Dieser Gedanke hielt mich davon zurück.

An einem schauerlichen Abend — draußen wüthete und heulte ein Februarsturm, trockener Schnee schlug ruckweise an das Fenster, als würfe eine starke Hand groben Sand an die Scheiben, — saß ich in meinem Zimmer und versuchte zu lesen. Mein Diener trat herein und meldete mir geheimnißvoll, daß eine Dame mich zu sprechen wünsche. Ich verwunderte mich; ich pflegte keinen Damenbesuch zu erhalten, am wenigsten zu einer so späten Stunde; indessen, ich ließ sie hineinführen. Die Thüre öffnete sich und es trat eine, ganz in.einen leichten sommerlichen Ueberwurf und in einen gelben Shawl gehüllte Frau, mit raschen Schritten herein. Sie warf mit einem Rucke den mit Schnee bedeckten Ueberwurf und Shawl ab und, vor mir stand — Susanne. Ich war dermaßen bestürzt, daß ich kein Wort hervorbringen konnte, sie aber näherte sich dem Fenster, lehnte sich mit der Schulter an die Wand und blieb regungslos stehen; nur ihre Brust hob sich krampfhaft, der Blick irrte umher, und der Athem entriß sich ihren todtenbleichen Lippen mit einem leisen Aechzen. Ich begriff, daß kein gewöhnliches Unglück sie zu mir geführt hatte; ich begriff, trotz meiner Jugend und meines Leichtsinns, daß sich in diesem Augenblick hier, vor mir, das Schicksal eines Lebens vollbrachte — ein bitteres, schweres Schicksal.

»Susanna Ivanowna,« fing ich an: »wie . . .«

Sie ergriff plötzlich meine Hand mit ihren kalten Fingern, aber die Stimme versagte ihr. Sie seufzte unruhig und brach zusammen. Ihre schweren schwarzen Haarflechten fielen über ihr Gesicht . . . es lag noch Schnee auf denselben.

»Ich bitte, beruhigen Sie sich; setzen Sie sich,« fing ich wieder an, »setzen Sie sich hier auf das Sopha. Was ist vorgefallen? Setzen Sie sich, ich bitte Sie.«

»Nein,« sagte sie, kaum hörbar und ließ sich auf das Fensterbrett nieder. »Es ist gut . . .,lassen Sie . . . Sie konnten nicht voraussetzen

. . . aber wenn Sie wüßten . . . wenn ich könnte, . . . wenn ich . . .«

Sie wollte sich bezwingen; aber mit erschütternder Gewalt stürzten ihr die Thränen aus den Augen und Schluchzen, lautes, heftiges Schluchzen erfüllte das Zimmer.

Ich hatte Susannen nur zwei Mal gesehen; ich hatte wohl errathen, daß sie ein schweres Leben trug; aber ich hatte sie für ein stolzes Mädchen mit einem festen Charakter gehalten und jetzt diese unaufhaltsam-im verzweifelten Thränen . . . Herr Gott! so weint man nur im Angesichte des Todes!

Ich stand selbst da, wie ein zum Tode Verurtheilter.

»Vergeben Sie mir,« sagte sie endlich mehrere Mal, indem sie, fast zornig, ein Auge nach dem anderen abwischte. »Das wird gleich vorübergehen. Ich bin zu Ihnen gekommen . . .« Sie schluchzte noch, aber ohne Thränen. »Ich bin gekommen . . . Sie wissen ja wohl, daß Alexander Dividitsch abgereist ist?«

In dieser einen Frage hatte Susanne Alles gestanden, und sie warf dabei einen Blick auf mich, welcher deutlich sagte: »Du wirst begreifen, Du wirft mich schonen, nicht wahr?« Die Unglückliche! Ihr war also kein anderer Ausweg mehr geblieben!

Ich wußte nicht, was ich ihr antworten sollte . . .

»Er ist abgereist, er ist abgereist . . . er hat ihm geglaubt!« sagte während dem Susanne. »Er hat mich nicht einmal fragen wollen; er glaubte, ich würde ihm nicht die Wahrheit sagen! Er konnte das von mir glauben! Als hätte ich ihn jemals hintergangen!«

Sie biß sich in die Unterlippe und fing an, sich Etwas herabbeugend, die Eisblumen, welche die Scheiben bedeckten, mit dem Nagel zu kratzen. Ich ging eilig in's Nebenzimmer, schickte meinen Diener fort, kam unverzüglich wieder und zündete ein zweites Licht an. Ich wußte selbst nicht recht, weshalb ich das Alles that . . . Ich war vollkommen verwirrt.

Susanne saß noch immer am Fenster und ich bemerkte jetzt erst, wie leicht sie gekleidet war. Ein graues Kleid mit weißen Knöpfen und einem breiten Ledergurt — das war Alles. Ich näherte mich ihr, allein sie beachtete es nicht.

»Er hat es geglaubt er hat es geglaubt,« flüsterte sie, von einer Seite zur Anderen schwankend. »Er hat nicht gezaudert, und hat mir

diesen letzten Schlag . . . diesen letzten Schlag!« Plötzlich sich zu mir wendend, fragte sie: »Kennen Sie seine Adresse?«

»Ja, Susanna Ivanowna . . . ich habe sie von seinen Dienstboten . . . in seinem Hause erfahren. Er selbst hat mir Nichts von seiner Absicht gesagt; ich hatte ihn zwei Tage nicht gesehen, ging zu ihm, und fand, daß er Moskau verlassen hatte.«

»Kennen Sie seine Adresse?« wiederholte sie.

»Nun, so schreiben Sie ihm, daß er mich getödtet hat. Sie sind ein guter Mensch, ich weiß es. Er hat Ihnen gewiß nicht von mir gesprochen; mir aber hat er von Ihnen erzählt. Schreiben Sie . . . ach, schreiben Sie ihm, daß er sofort zurückkommen möchte, wenn er mich noch unter den Lebenden finden will! . . . Doch nein! Er wird mich nicht mehr finden!«

Susannens Stimme wurde mit jedem Worte leiser und sie wurde endlich ganz stille. Allein diese Ruhe erschien mir noch fürchterlicher als ihr früheres Schluchzen.

»Er hat ihm geglaubt,« . . . sagte sie noch einmal und stützte das Kinn auf die gefalteten Hände.

Ein plötzlicher, heftiger Windstoß warf mit einem schrillen Pfeifen Schnee an das Fenster und eine kalte Luftwelle zog durch das Zimmer . . . Die Flammen der Lichter wurden geweht . . . Susanne erzitterte.

Ich bat sie noch einmal sich auf das Sopha zu setzen.

»Nein, nein, lassen Sie mich,« sagte sie; »hier ist es gut . . . ich bitte!« Sie drückte sich an die gefrorene Scheibe, als hätte sie in der Fenstervertiefung eine Zufluchtsstätte gefunden, und wiederholte-: »ich bitte!«

»Aber Sie beben, Sie sind erstarrt,« rief ich aus. »Sehen Sie, Ihre Stiefel sind durchnäßt.«

»Lassen Sie — ich bitte . . .« flüsterte sie leise und schloß die Augen.

Mich erfaßte namenlose Angst.

»Susanna Ivanowna! schrie ich fest, »kommen Sie zu sich, ich bitte Sie! Was ist Ihnen? Warum die Verweiflung? Sie werden sehen, Alles wird sich aufklären, irgend ein Mißverständniß . . . Ein unerwarteter Vorfall . . . Sie werden sehen, er kehrt bald wieder zurück. Ich werde ihm zu wissen geben,werde ihm heute noch schreiben . . . Aber ich werde ihm Ihre Worte nicht wiederholen . . . Wie wäre das möglich!«

»Er wird mich nicht mehr finden,« wiederholte Susanne mit derselben leisen Stimme. Wäre ich denn hierher zu Ihnen, zu einem fremden Menschen gegangen, wenn ich nicht wüßte, daß ich nicht leben bleibe? Ach, mein Letztes ist unwiederbringlich verloren! Da wollte ich denn nicht sterben, allein und stumm, ohne Jemand zugerufen zu haben: »Ich habe Alles verloren . . . Ich sterbe . .. . Seht!«

Sie zog sich wieder in ihr kaltes Nest zurück . . .

Nie im Leben werde ich jenen Kopf, die unbeweglichen Augen mit ihrem tiefen, erloschenen Blicke, diese dunklen, aufgelösten Haare vor der weißgefrorenen Fensterscheibe, und selbst jenes enge, graue Kleid vergessen. Unter jeder Falte desselben schlug noch so heißes, junges Leben!

Ich schlug unwillkürlich die Hände zusammen.

»Sie, Sie sollten sterben, Susanna Ivanowna? Ihnen sieht das Leben bevor! . . . Sie müssen leben!«

Sie sah mich an . . . meine Worte schienen sie zu verwundern.

»Ach, Sie wissen nicht,« fing sie an, und ließ beide Hände langsam hinabsinken. »Ich kann nicht leben. Zuviel, zuviel habe ich ertragen müssen, zu viel! . . . Ich hab's getragen . . . ich habe gehofft . . . aber jetzt . . . wo auch das zusammengebrochen ist, . . . wo . . .«

Sie hob den Blick zur Decke empor und versank in Nachdenken. Der tragische Zug, den ich einst um ihre Lippen herum bemerkt hatte, war jetzt weit deutlicher hervorgetreten, und hatte sich über das ganze Gesicht verbreitet. Es war, als wenn ein unerbittlicher Finger ihn eingegraben, und dieses arme Geschöpf damit unrettbar dem Verderben geweiht hätte.

Sie schwieg immer.

»Susanna Ivanowna,« sagte ich, nur um dieses scheue Stillschweigen zu brechen: »Er wird zurückkehren, ich versichere Sie.«

Susanne sah mich wieder an.

»Was sagten Sie?« brachte sie mit sichtbarer Anstrengung hervor.

»Er wird wiederkehren, Susanna Ivanowna, Alexander wird zurückkommen!«

»Er wird zurückkommen?« wiederholte sie. »Aber selbst wenn er zurückkommt, kann ich ihm diese Erniedrigung nicht vergeben, sein Mißtrauen . . .«

Sie faßte sich an den Kopf.

»Ah, Gott! Ah, Gott! Was rede ich? Warum bin ich hier? Was ist das? Warum . . . oh, warum wollte ich bitten? . . . »und wen? Ah, ich werde wahnsinnig! . . .«

Ihre Augen wurden starr.

»Sie wollten mich bitten, an Alexander zu schreiben,« eilte ich, ihr zu sagen.

Sie raffte sich auf.

»Ja. Schreiben Sie . . . Schreiben Sie, was Sie wollen. . . . Dieses aber . . .« Sie suchte hastig in ihrer Tasche und zog ein kleines Heftchen heraus. »Dieses hatte ich für ihn niedergeschrieben . . . vor seiner Flucht . . . Aber er hat ja geglaubt Jenem geglaubt!«

Ich begriff, daß von Fictor die Rede war; Susanne wollte ihn nicht nennen, wollte den verhaßten Namen nicht aussprechen.

»Doch, erlauben Sie, Susanna Ivanowna,« fing ich an, »woraus entnehmen Sie, daß Alexander Daviditsch eine Unterredung mit . . . mit jenem Menschen gehabt hat?«

»Woher? . . . woher . . . Aber, der kam ja selbst zu mir, und hat mir Alles erzählt, und er brüstete sich damit und . . . lachte gerade wie sein Vater! Hier, hier, nehmen Sie,« fuhr sie fort, mir ein Heft in die Hand drückend, »lesen Sie es, — schicken Sie es ihm, werfen Sie es fort, machen Sie, was Sie wollen und wie Sie wollen . . . Aber, man kann ja doch nicht so sterben, daß Niemand es weiß . . . Jetzt aber ist es Zeit . . . ich muß gehen.«

Sie erhob sich von dem Fensterbrett. . . Ich hielt sie auf.

»Wohin, Susanna Ivanowna? Um Gottes Willen! Hören Sie den Schneesturm! Sie sind so leicht gekleidet . . . und Ihr Haus ist so weit von hier entfernt! Erlauben Sie, daß ich wenigstens nach einem Wagen schicke oder nach einem Schlitten . . .«

»Es ist nicht nöthig, gar Nichts nöthig,« sprach sie, es mit Bestimmtheit ablehnend und nach ihrem Ueberwurf und Shawl greifend.« Halten Sie mich um Gottes Willen nicht auf, sonst . . . Ich stehe für Nichts! Ich fühle, daß mir der Kopf schwindelt! Ich sehe einen Abgrund, einen dunkeln Abgrund zu meinen Füßen! — Mit fieberhafter Hast warf sie Mantel und Shawl um . . . »Leben Sie wohl

. . . Leben Sie wohl« . . . Oh, mein armes, armes Volk, Du ewig wanderndes! Es liegt ein Fluch auf Dir! Mich hat ja aber Niemand geliebt, wie sollte er denn . . .« sie verstummte plötzlich. »Nein! es hat Einen gegeben, der mich liebte,« fing sie wieder an, die Hände ringend, »aber, überall Tod, unvermeidlichen unvermeidlicher Tod! Jetzt ist die Reihe an mir . . . Folgen Sie mir nicht,« rief sie mit durchdringender Stimme. »Kommen Sie nicht! — Kommen Sie nicht!« .

Ich stand wie versteinert da. Sie stürzte hinaus und einen Augenblick später hörte ich unten die schwere Thüre zur Straße zufallen und die Fensterrahmen unter dem Andrange des Sturmes erbeben.

Es dauerte lange, bis ich wieder zu mir kommen konnte. Ich fing damals eben erst an zu leben, hatte weder Kummer noch Leidenschaften erfahren, und war nur selten Zeuge dessen gewesen, wie diese heftigen Gefühle sich bei Anderen äußerten . . . Aber die Wahrheit dieses Schmerzes und dieser Leidenschaft erschütterte mich. Hätte ich das Heft nicht in Händen gehalten, ich hätte wahrlich meinen können, Alles sei nur ein Traum gewesen, so ungewöhnlich war das Alles! und es war vorübergezogen, schnell, wie ein Gewitterschauer! Ich las bis Mitternacht in dem Hefte. Es bestand aus einigen Bogen Postpapier, die, fast ganz ohne durchgestrichene Stellen, in einer großen, unregelmäßigen Handschrift beschrieben waren. Keine einzige Zeile lief gerade hin, und in einer jeden derselben glaubte man das Zittern der Hand zu fühlen, welche die Feder geführt hatte. Es stand Folgendes in dem Hefte (ich habe es bis jetzt aufbewahrt):

XVII.

Meine Geschichte.

»Ich werde achtundzwanzig Jahre alt. Meine ersten Erinnerungen sind: Ich lebe im Tamboffschen Gouvernement bei einem reichen Gutsbesitzer Ivan Matveitsch Koltovskoy, in einem kleinen Zimmer des zweiten Stockes seines Landhauses. Mit mir zusammen lebt meine Mutter, eine Hebräerin, die Tochter eines Verstorbenen Malers, der aus dem Auslande mitgebracht worden war; sie war eine kränkliche, ungemein hübsche Frau mit einem wachsbleichen Gesichte und so schwermüthigen Augen, daß ich, wenn sie lange auf mich sah, den traurigen Blick dieser Augen zu fühlen pflegte, selbst ohne sie anzusehen; ich fing dann unwillkürlich an zu weinen und warf mich in ihre Arme. Es kamen Lehrer angefahren, man nennt mich Fräulein, und ich nehme Musikstunden. Ich speise mit meiner Mutter zusammen am herrschaftlichen Tische. Herr Koltovskoy ist ein hoher, stattlicher Greis mit einer majestätischen Haltung; er ist immer von Ambra-Duft umgeben. Ich habe tödtliche Furcht vor ihm, obgleich er mich »Suzon« nennt, und mir gestattet seine sehnige, dürre Hand durch die Spitzenmanschette hindurch zu küssen. Meiner Mutter begegnet er ausgesucht höflich; aber auch mit ihr unterhält er sich wenig; er pflegt ihr wohl hier und da einige wohlwollende Worte zu sagen, auf welche sie sich gleich zu antworten beeilt, und *wieder verstummt*; er sitzt da, sich würdevoll umschauend und langsam eine Prise spanischen Tabaks, aus einer runden, goldenen Dose, mit dem Namenszug der Kaiserin Catharina, nehmend.

»Das neunte Jahr meines Lebens ist mir für immer erinnerlich geblieben. . . . Da erfuhr ich von den Stubenmädchen im Mägdezimmer, daß Ivan Matveitsch Koltovskoy mein Vater sei, und fast an demselben Tage heirathete meine Mutter auf seinen Befehl Heere Ratsch, der bei ihm die Stelle eines Geschäftsführers einnahm. Ich konnte nicht verstehen, wie des möglich war. Ich grübelte, mein Kopf war angegriffen, ich erkrankte beinahe und hatte ganz die Fassung verloren. »Ist es wahr, ist es wahr, Mama,« fragte ich sie, — »daß der wohlriechende »Knecht Ruprecht« (so nannte ich Ivan

Matveitsch) mein Vater ist?« Meine Mutter erschrak sehr und hielt mir den Mund zu. . . .

»Niemals, niemals sprich davon, hörst Du, Susanne, hörst Du? — nicht ein Wort!« wiederholte sie mit bebender Stimme, meinen Kopf fest an ihre Brust drückend . . . Und ich habe wirklich Niemand davon gesagt. . . . Diesen Befehl meiner Mutter konnte ich verstehen . . . Ich begriff, daß ich schweigen mußte, daß meine Mutter mich um Vergebung bat!

»Damals sing mein Unglück an. Herr Ratsch liebte meine Mutter nicht, ebensowenig wie sie ihn liebte. Er heirathete sie nur um ihres Geldes willen, und sie mußte gehorchen. Herr Koltovskoy fand wahrscheinlich, daß sich auf diese Weise Alles am besten ordnen ließ — *la position était régularisée.*»Ich erinnere mich, daß meine Mutter und ich — am Tage vor der Hochzeit — engumschlungen, den ganzen Morgen durch weinten, — wir weinten bittere, stumme Thränen. War es zu verwundern, daß sie schwieg . . . Was konnte sie mir sagen? Und, daß ich sie nicht ausfragte, beweist, daß unglückliche Kinder früher klug werden, als glückliche Kinder . . . und das ist zu ihrem eigenen Schaden.

»Herr Koltovskoy fuhr fort, sich mit meiner Erziehung zu beschäftigen, und näherte mich sogar allmälig mehr und mehr seiner Person. Er unterhielt sich nie mit mir . . . aber Morgens und Abends, wenn er mit zwei Fingern die Tabaksstäubchen von seinem Jabot geschüttelt hatte, klopfte er mir mit diesen selben eiskalten zwei Fingern auf die Wange, und gab mir von einer besonderen Art dunkler Bonbons, die auch nach Ambra rochen, und die ich niemals aß. Mit meinem zwölften Jahre wurde ich seine Vorleserin, »*sa petite lectrice.*« Ich las französische Werke des vorigen Jahrhunderts, die Memoiren von Saint-Simon, Mably, Reynal, Helvetius, den Briefwechsel Voltaire's, die Encyclopädisten, natürlich immer ohne irgend etwas zu verstehen, selbst wenn er lächelnd und mit den Augen blinzelnd mir befahl: »*de relire ce dernière paragraphe, qui est bien remarquable!*« Ivan Matveitsch war ein vollständiger Franzose. Er hatte bis zu der Revolution in Paris gelebt, erinnerte sich Marie Antoinette's und hatte von ihr Einladungen nach Trianon erhalten. Er hatte auch Mirabeau gesehen, welcher seiner Beschreibung nach, sehr große Knöpfe trug — »*exagéré en tout!*« — Und überhaupt ein Mann von schlechtem Ton war — »*en dépit de sa*

naissancse!»Uebrigens erzählte Ivan Matveitsch selten etwas aus jener Zeit; aber zwei bis drei Mal im Jahre sagte er, sich an einen schiefen Greis, einen Emigrantem wendend, dem er die Kost gab und den er, Gott weiß weßhalb, »Monsieur le Cammandeur« nannte, mit seiner langsamem näselnden Stimme ein Impromptu her, das er einst in einer Soiree bei der Herzogin von Polignar vorgetragen hatte. Ich kann mich nur noch auf die zwei ersten Strophen desselben besinnen . . . (es handelte sich darin um eine Parallele zwischen den Rassen und den Franzosen:)

»L'aigle se plait aux régions austères,
»Où le ramier ne saurait habiter . . .«

»*Digne de Mr. de Saint Aulaire!*« rief Mr. le Commandeur dann jedesmal aus.

»Ivan Matveitsch sah bis zu seinem Tode jugendlich aus. Seine Wangen waren roth, seine Zähne weiß, die Augenbrauen stark und unbeweglich, die Augen angenehm und ausdrucksvoll, glänzende, schwarze Augen, wie Agat. Er war gar nicht eigensinnig und ging mit Allen, selbst mit den Dienern höflich um. . . . Aber, ach Gott! wie gedrückt fühlte ich mich bei ihm, mit welcher Freude ging ich jedesmal von ihm, welch schlechte Gedanken beunruhigten mich in seiner Gegenwart! Ach, ich war nicht schuld an ihnen! . . . Ich bin nicht schuld an dem, was sie aus mir gemacht haben! . . .

»Herr Ratsch wurde nach seiner Hochzeit ein Flügel unweit des herrschaftlichen Hauses angewiesen. Dort lebte ich mit meiner Mutter. Ich war auch dort nicht glücklich. Ihr wurde bald ein Sohn geboren, eben jener Fictor, den ich berechtigt bin, meinen Feind zu nennen, und ihn als solchen zu betrachten. Von seiner Geburt an erholte sich meine Mutter, deren Gesundheit immer schwach gewesen war, nicht mehr. Herr Ratsch hielt es damals nicht für angemessen, jene Heiterkeit herauszukehren, welcher er sich jetzt ergiebt. Er hatte stets ein strenges Aussehen, und bemüthe sich, für einen Geschäftsmann zu gelten. Gegen mich war er hart und roh. Ich empfand Freude, wenn ich von Ivan Matveitsch fortging; aber auch das eigene Haus verließ ich gerne . . . Ach, meine unglückliche Jugend! Stets von einem Ufer zum andern getrieben — nirgends landen mögend! Zuweilen lief ich mit Freuden fort, über den Hof, im Winter im leichten Kleide durch den tiefen Schnee, zu Ivan

Matveitsch, um ihm vorzulesen . . . und wenn ich hinkam und diese großen, traurigen Zimmer sah, diese Damast-Möbel, diesen höflichem seelenlosen Greis in der aufgeknöpften seidenen »*douillette,*« im weißen Jabot, weißem Halstuch und Spitzenmanschetten über die Finger und einem »*Soupeon*« von Puder (wie sein Kammerdiener sich ausdrückte) auf den zurückgekämmten Haaren, — da benahm mir der erstickende Ambra-Geruch den Athem und das Herz stockte mir. Ivan Matveitsch saß gewöhnlich in einem breiten Voltaire an der Wand; über seinem Kopfe hing ein Bild, das eine junge Frau mit einem heiterem kühnen Gesichtsausdrucke darstellte. Sie trug ein reiches israelitisches Kostüm und war völlig bedeckt mit Perlen und kostbaren Edelsteinen . . . Ich pflegte mich oft in dieses Bild hineinzusehen, aber in der Folge erst erfuhr ich, daß es das Bild meiner Mutter war, und von ihrem Vater, auf Bestellung für Ivan Matveitsch, gemalt worden war. Wie hatte sie sich seit der Zeit verändert! Wie war es ihm gelungen, sie zu zerbrechen und zu vernichten! »Und sie hat ihn geliebt! Hat diesen Greis geliebt!« dachte ich . . . Wie ist das möglich? Ihn lieben . . .« Und doch, wenn ich mich einiger Blicke, einiger Bemerkungen, einiger unwillkürlicher Bewegungen meiner Mutter erinnerte, — so mußte ich mir mit Schrecken gestehen . . . »Ja, ja, sie liebte ihn!« . . . Ach, bewahre Gott Jeden vor ähnlichen Empfindungen und Erfahrungen.

»Jeden Tag las ich Ivan Matveitsch vor, und oft drei bis vier Stunden lang, ohne Unterbrechung . . . Es schadete mir, so viel und so laut zu lesen. Unser Arzt fürchtete für meine Brust und wagte es sogar einmal, es Ivan Matveitsch zu sagen. Allein dieser lächelte nur (das heißt: nein; er lächelte niemals, sondern spitzte nur die vorgeschobenen Lippen) und sagte ihm: *Vous ne savez pas ce qu'il-y-a de ressources dans cette jeunesse.*« — »In früheren Jahren jedoch,« bemerkte ferner der Doktor, »hat Monsieur le Commandeur . . .« »*Vous rèvez, mon cher,*« unterbrach er ihn. — »*Le Commandeur n'a plus de dents et il crache à chaque mot. J'aime les voix jeunes.*«

»Und ich fuhr fort zu lesen, obgleich ich des Morgens und in der Nacht viel hustete.

»Zuweilen ließ mich Ivan Matveitsch ihm auf dem Claviere vorspielen. Allein die Musik wirkte einschläfernd aus seine Nerven. Seine Augen schlossen sich sogleich, der Kopf senkte sich langsam, und von Zeit zu Zeit wurde nur ein: »*C'est du Steibelt, n'est-ce pas?*«

hörbar, aber: »*Jouez moi du Steibelt!*« Ivan Matveitsch hielt Steibelt für einen großen Genius, der es verstanden hatte, in seinen Compositionen »*la grossière lourdeur den Allemands*« zu überwinden, und warf ihm nur das Eine vor: »*Trop de fouge! trop d'imagination!*« Wenn Ivan Matveitsch bemerkte, daß ich am Claviere ermüdete, bot er mir »*du Cachou de Bologne*« an. So ging ein Tag nach dem andern dahin.

»Und in einer Nacht — einer unvergeßlichen Nachts brach ein fürchterliches Unglück über mich herein. Meine Mutter starb ganz plötzlich! Ich war eben erst 15 Jahre alt geworden. Ach, was das für ein Schmerz war, der mich wie ein Wirbelwind erfaßte! Wie erschreckte mich, wie verschüchterte mich diese erste Begegnung des Todes für immer! Meine arme, arme Mutter! Seltsam waren unsere Beziehungen zu einander gewesen. Wir Beide liebten einander leidenschaftlich . . . leidenschaftlich und hoffnungslos! Es war, als wenn wir Beide unser gemeinsames Geheimniß sorgfältig vor einander behüteten und bewahrten; wir schwiegen Beide hartnäckig, obgleich wir wußten, Alles wußten, was im tiefsten Herzen des Andern vorging! Selbst über ihre Vergangenheit, über ihre frühe Jugend sprach meine Mutter nie mit mir. Sie klagte nie mit Worten, obgleich ihr ganzes Wesen eine einzige stumme Klage war! Wir wichen jedem etwas ernsteren Gespräche aus. Acht Ich hoffte immer, daß endlich eine Stunde schlagen würde, wo sie sich aussagen,und wo auch ich mich aussprechen, und wir uns erleichtert fühlen würden. Aber die täglichen Sorgen, ihr unentschlossener, schüchterner Charakter, Krankheiten, die Gegenwart des Herrn Ratsch, hauptsächlich aber die ewige Frage »Warum?« und das nicht festzuhaltende, unaufhaltsame Fliehen der Zeit, des Lebens . . . Ein Donnerschlag machte Allem ein Ende, und ich hörte von meiner Mutter nicht einmal jenes gewöhnliche »Lebewohl« auf dem Sterbebette — wie viel weniger also jene Worte, die unser Geheimniß hätten lösen können! Das Einzige, was mir in der Erinnerung geblieben, ist Herrn Ratsch's Ausruf: »Susanne Ivanowna! Kommen Sie, ich bitte, Ihre Mutter möchte Sie segnen!« und dann die bleiche Hand, welche unter der schweren Decke hervorkam, der schwere Athem, das gebrochene Auge . . . Ach! Genug! Genug! . . .

»Mit welchem Entsetzen, mit welchem Unwillen, mit welcher ängstlichen Neugierde blickte ich am folgenden Tage und am Tage

der Beerdigung in das Angesicht meines Vaters . . . ja! meines Vaters! In der Schatulle fanden sich seine Briefe. Mir war, als wenn vererblaßte und etwas erwachte . . . übrigens, nein! Nichts regte sich in dieser steinernen Seele. Gerade wie sonst ließ er mich 8 Tage darauf in sein Cabinet rufen; ganz mit derselben Stimme bat er mich zu lesen: »*Si vous le voulez bien, les observations sur l'histoire de France de Mably, à la page 74 . . . là, ou nous avons été interrompus.*« Er hatte nicht einmal Befehl gegeben, das Bild meiner Mutter hinauszutragen! Freilich, . . . als er mich entließ, rief er mich an seine Seite, und sagte, nachdem er mir zweimal die Hand zum Küsse gereicht hatte: »*Susanne, la mort de votre a privée de votre appui naturel; mais vous pourreztou jours compter sur ma protection,*« und, mich mit der andern Hand ein wenig an der Schulter fassend und wegschiebend, setzte er mit seinem gewöhnlichen Zuspitzen der Lippen sogleich hinzu: »*Allez mon enfant!*« — Ich hätte schreien mögen: »Du bist ja mein Vater!« aber ich sagte Nichts, und ging hinaus.

»Am andern Morgen in der Frühe ging ich auf das Grab meiner Mutter. Der Maimonat prangte in der ganzen Schönheit seiner Blüthen und Blätter, und ich saß lange auf dem frisch aufgeworfenen Grabhügel. Ich weinte nicht, ich trauerte nicht; der eine Gedanke nur wirbelte mir im Kopfe: »Hörst Du, Mutter? Er will mir seinen Schutz angedeihen lassen!« Und es schien mir, als wenn der Hohn, der um meine Lippen spielte, sie nicht beleidigen dürfe.

»Zuweilen fragte ich mich, was mich denn bewog, so beharrlich zu verlangen und zu streben — nicht nach Anerkennung . . . o nein! aber nach einem warmen, verwandtschaftlichen Worte von Ivan Matveitsch? Wußte ich ja doch, welch ein Mensch er war, und wie wenig er dem glich, was mir in meinen Träumen als . . . *Vater* vorschwebte? . . . Aber, ich war so einsam, so einsam auf der Welt! Und dann . . . der eine unabweisbare Gedanke gab mir keine Ruhe: »Sie hat ihn ja geliebt! Es muß doch etwas da gewesen sein, weßhalb sie ihn liebte!«

»Noch drei Jahre vergingen. In unserem einförmigen, vorausberechneten und gemessenen Leben hatte sich nichts verändert. Fictor wuchs heran. Ich war acht Jahre älter als er, und hätte mich gerne mit ihm beschäftigt, allein Herr Ratsch widersetzte sich dem. Er stellte eine Wärterin für ihn an, welche streng darüber

zu wachen hatte, daß das Kind nicht »verwöhnt« wurde, das heißt, ich nicht zu ihm gelassen würde. Fictor selbst wurde mir fremd. Eines Tages trat Herr Ratsch verstört, aufgeregt und zornig in mein Zimmer. Am Tage vorher waren böse Gerüchte über meinen Stiefvater zu meinen Ohren gelangt; es hieß, er sei überführt, von einem Kaufmanne bestochen zu sein, und eine bedeutende Summe Geldes verheimlicht zu haben.

»Sie können mir helfen,« fing er an, ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch klopfend. »Gehen Sie zu Ivan Matveitsch, und bitten Sie für mich.«

»Bitten? Weshalb Warum?«

»Verwenden Sie sich für mich . . . ich bin Ihnen ja doch kein Fremder. Ich werde beschuldigt . . . Nun, mit einem Worte, ich kann mein Brod verlieren, und Sie mit mir.«

»Wie soll ich zu ihm gehen? Ihn belästigen?«

»Warum nicht gar? Sie haben ein *Recht*, ihn zu belästigen.«

»Und welch' ein Recht, Ivan Demjanitsch?«

»Nun, machen Sie doch nicht Miene . . . Ihnen kann er aus verschiedenen Ursachen nichts abschlagen. Ist es denn möglich, daß Sie mich nicht verstehen?«

»Er sah mir frech in die Augen, und ich fühlte, wie meine Wangen erglühten. Haß und Verachtung stiegen plötzlich in mir auf; sie erhoben sich wie eine Welle und überflutheten mich.

»Ja, ich verstehe Sie, Ivan Demjanitsch,« antwortete ich endlich. Meine Stimme kam mir selbst fremd vor »und ich werde nicht zu Ivan Matveitsch gehen, und ihn nicht bitten. Und sollten wir um unser tägliches Brod kommen, so mag es so sein!«

Herr Ratsch erbebte, preßte die Lippen zusammen und ballte die Fäuste.

»Nun, so warte denn Du, Prinzessin Melikitrice!« flüsterte er heiser. »Ich werde Dir das nicht vergessen!«

An diesem selben Tage ließ Ivan Matveitsch ihn zu sich kommen und man sagt, er habe ihm mit seinem spanischen Rohre gedroht, demselben Rohrstock, den er einst mit dem Herzoge von Larochefoucault getauscht, und habe geschrien: »Sie sind ein gewinnsüchtiger, niederträchtiger Mensch! Ich werde Sie an die Luft setzen!« Ivan Matveitsch sprach fast gar kein Russisch und verachtete

unsere »grobe Mundart«, *ce jargon vulgaire et rude*. Jemand sagte einmal in seiner Gegenwart: »Das versteht sich von selbst« Das erfüllte Ivan Matveitsch mit Unwillen, und seitdem führte er diesen Satz oft als Beispiel für die Sinnlosigkeit und Abgeschmacktheit der russischen Sprache an. »Was heißt das »versteht sich von selbst?« r fragte er auf Russisch, jedes Wort besonders betonend. »Warum nicht einfach: versteht sich? und warum: von selbst?!«)

»Ivan Matveitsch verjagte Herrn Ratsch indessen nicht, er nahm ihm nicht einmal seine Anstellung. Mir aber hat mein Stiefvater sein Wort gehalten: er hat es mir nicht vergessen.

»Es wurde eine Veränderung an Ivan Matveitsch bemerkbar. Er fing an sich zu grämen, wurde schwermüthig, seine Gesundheit war erschüttert. Eine gelbe Farbe trat an die Stelle des früheren frischen Rothes; sein Gesicht schrumpfte zusammen und er verlor einen Vorderzahn. Er hörte auf auszufahren und gab die eingeführten Empfangstage mit Bewirthung der Bauern, ohne die Betheiligung der Geistlichkeit »*sans le concours de clergé*« — ganz auf. An solchen Tagen pflegte Ivan Matveitsch mit einer Rose im Knopfloch in den Saal oder auf den Balken zu den Bauern hinauszutreten, und, einen silbernen Becher mit Branntwein leicht mit seinen Lippen berührend, hielt er ihnen eine Rede, etwa wie folgt: »Ihr seid zufrieden mit meinen Handlungen, gleich wie ich mit Euren Bemühungen zufrieden bin; das freut mich aufrichtig. Wir sind Alle *Brüder*; die Geburt selbst macht uns gleich: ich trinke auf Euer Wohl!« Er grüßte sie dann, und die Bauern verbeugten sich tief vor ihm, aber nicht bis zur Erde, das war streng verboten. Und die Bewirthung dauerte fort; Ivan Matveitsch jedoch zeigte sich seinen Unterthanen nicht mehr. Zuweilen unterbrach er mein Lesen durch den Ausruf: »*La machine se détraque! Cela se gate!*« Seine Augen selbst, diese hellen, steinernen Augen wurden matt und schienen sich zu verkleinern; er schlummerte öfter als sonst ein, und seufzte schwer im Schlafe. Seine Art mich zu behandeln blieb allein unverändert, es sei denn, daß sich ihr ein Schatten von ritterlicher Höflichkeit beigesellte. Wie schwer es ihm werden mochte, er stand jedesmal von seinem Lehnstuhle auf, wenn ich hereintrat, und geleitete mich auch wieder bis zur Thüre, indem er meinen Ellenbogen mit seiner Hand stützte, auch fing er an, mich anstatt suzon »*ma chère demoiselle*« oder »*mon Antigone*« zu nennen. Mr. le Commandeur war zwei Jahre später als meine Mutter

gestorben, und sein Tod hatte Ivan Matveitsch scheinbar weit tiefer erschüttert. Ein Zeitgenosse von ihm war dahin: das war es, was ihn erschreckte. Das Verdienst des Herrn Commandeurs hatte in der letzten Zeit nur darin bestanden, daß er jedes Mal: »*Bien joué, mal réussi!*« ausrief, wenn Ivan Matveitsch mit Herrn Ratsch Billard spielend, seinen Fehlstoß that oder nicht traf, oder, wenn Ivan Matveitsch sich bei Tisch mit einer Frage, wie etwa die folgende, an ihn wandte: *N'est-ce pas, Mr. le Commandeur, c'est Montesquieu, qui a dit cels dans ses lettres persanes?*« — so antwortete jener scharfsinnig, indem er einen Löffel Suppe auf sein Vorhemd fallen ließ: »*Ah, Mr. de Montesquieu? Un grand écrirvain monsieur, un grand écrivain!*« Als einmal Ivan Matveitsch ihm sagte: »*Les théophilnatropes out eu pourtant du bon!*« — rief der Greis mit bewegter Stimme aus: »*Monsieur de Kolontouskoy!* (er hatte in 25 Jahren nicht gelernt, den Namen seines Schutzherrn richtig auszusprechen.) *»Monsieur de Kolontouskoy! Leur fondateur, l'instigateur de cette seete, ce La Reveillère Lepeaux, était un bonnet rouges!*« — »*Non, non,*« sagte Ivan Matveitsch lächelnd und eine Prise Taback nehmend-: — »*des fleurs, des jeunes vierges, le culte de la nature . . . ils out eu du bon, ils out eu du bon! . . .*« Ich habe mich stets darüber Verwundert, wie viel Kenntnisse Ivan Matveitsch besaß und wie unnütz diese Kenntnisse für ihn selbst waren.

»Ivan Matveitsch's Kräfte ließen sichtbar nach, allein er widerstand noch immer. Eines Tages, ungefähr drei Wochen vor seinem Tode, hatte er gleich nach Tisch einen heftigen Anfall von Schwindel, Er wurde nachdenkend und sagte: »C'est la fin,« und, sobald er wieder zu sich gekommen war und ausgeruht hatte, schrieb er an s einen einzigen Bruder und Erben in St. Petersburg, mit welchem er seit 20 Jahren nicht mehr verkehrt hatte. Ein benachbarter Deutscher, ein Katholike und einst berühmter Arzt, der nun auf seinem Gütchen im Ruhestande lebte, besuchte Ivan Matveitsch, als er von dessen Krankheit hörte. Er zeigte sich äußerst selten nur bei Ivan Matveitsch, dieser empfing ihn aber stets mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und achtete ihn hoch. Er war vielleicht der Einzige auf der Welt, den Ivan Matveitsch achtete. Der Greis rieth Ivan Matveitsch nach einem Geistlichen zu schicken, aber Ivan Matveitsch antwortete ihm: *»Ces messieurs et moi, nous n'avons rien à nous dire«* Und bat ihn, von Etwas Anderem zu sprechen, und als der

Nachbar weggefahren war, gab er seinem Kammerdiener Befehl, Niemand mehr anzunehmen. Hierauf ließ er mich rufen. Ich erschrak als ich ihn sah: Unter seinen Augen hatten sich blaue Flecke gebildet, das Gesicht war lang und hölzern geworden und der Kinnbacken hing schlaff herunter »*Vous voila grande. Suzon,*« sprach er, mit Anstrengung die Consonanten hervorbringend, aber immer noch ein Lächeln versuchend (ich war damals schon im neunzehnten Jahre) — *vous allez peut être bientôt rester seule. Soyez toujours sage et vertueuse. C'est la dernière recommandation d'un . . .*« er hustete . . . »*d'un veillard qui vous veut du bien. Je vouse ai recommandé à mon frère, et je ne doute pas qu'il ne respecte mes volomtés . . .* « er hustete wieder und befühlte ängstlich seine Brust. »*Du ceste, j'espère encore pouvoir faire quelque chose pour vouse . . . dans mon testament.*« Dieser letzte Satz schnitt mir wie ein Dolch ins Herz. Ach! das war zu Viel! zu verächtlich und beleidigend! Ivan Matveitsch schrieb wahrscheinlich das, was sich auf meinem Gesichte aussprach, einem anderen Gefühle, dem Gefühle der Trauer oder der Dankbarkeit zu, denn er klopfte mir liebreich auf die Schulter, als wollte er mich trösten, und, mich dabei sanft abwehrend, wie gewöhnlich, sagte er: »Voyons, mon enfant, du courage! Nous somtnes tous mortels. Et puis, il n'y a pas encore de danger. Ce n'est qu'une précaution que j'oi cru devoir prendre . . . Allez!« — Wie damals, als er mich nach dem Tode meiner Mutter zu sich rufen ließ, hätte ich wieder aufschreien mögen: »Ich bin ja Ihre Tochter! Ihre Tochter!« Aber mir fiel ein, daß er in diesen Worten, in diesem Wehrufe meines Herzens nur den Wunsch heraus hören würde, meine Rechte geltend zu machen, meine Rechte auf die Erbschaft, auf sein Geld . . . Und oh! für Nichts in der Welt würde ich diesem Menschen etwas sagen, der mir nicht ein einziges Mal den Namen meiner Mutter genannt hatte, in dessen Augen ich so wenig bedeutete, daß er sich nicht einmal die Mühe gegeben hatte, zu erfahren, ob mir meine Herkunft bekannt sei! Vielleicht vermuthete er es aber, vielleicht wußte er es und wollte nur kein Aufsehen erregen, wollte nicht einer guten Vorleserin mit einer jungen Stimme entsagen! Nein! nein! Mag er eben so strafbar an seiner Tochter werden, als er es an ihrer Mutter war! Mag er diese Doppelschuld mit in's Grab nehmen! Ich schwöre! ich schwöre! er soll jenes Wort, das ja in eines jeden Menschen Ohren einen süßen, heiligen Klang haben muß, nicht aus

meinem Munde hören! Ich werde ihm nicht »Vater!« sagen, ihm nicht vergeben, für Mutter und mich! Er fühlt kein Bedürfniß nach dieser Vergebung, nach diesem Namen . . . Es kann nicht sein, es kann nicht sein, daß er ihrer nicht bedarf! Aber er soll keine Vergebung erhalten, er soll sie nicht haben; Nein!

»Gott weiß, ob ich meinen Schwur gehalten hätte, ob mein Herz sich nicht erweicht hätte, und ich Scheu und Scham und Stolz nicht überwunden hätte . . . aber es geschah mit Ivan Matveitsch wie es mit meiner Mutter geschehen. Der Tod ereilte auch ihn eben so plötzlich, und auch in der Nacht. Und wieder war es Herr Ratsch, der mich weckte, und wir liefen zusammen in das Herrenhaus, in das Schlafzimmer Ivan Matveitsch's . . . Aber hier kam ich zu spät, selbst für diese letzten Bewegungen, welche sich an dem Sterbebette meiner Mutter mit so unverlöschlichen Zügen in meinem Gedächtniß eingegraben hatten. In den mit Spitzen besetzten Kissen lag eine dürre, dunkelfarbene Puppe mit spitzer Nase und struppigen Augenbrauen . . .« Ich schrie auf in Furcht und Entsetzen, stürzte hinaus und stieß in der Thüre auf bärtige Männer in Armjak's und festlichen, rothen Leibbinden und weiß nicht mehr, auf welche Weise ich an die frische Luft hinauskam . . .

»Es wurde später erzählt, der Kammerdiener habe Ivan Matveitsch, als er auf das heftige Schellen desselben in das Schlafzimmer gestürzt war, nicht im Bette, sondern zwei Schritte von demselben gefunden; daß er zusammengekauert auf dem Boden gesessen und zweimal nach einander ausgerufen hätte: »Das also, Großmutter, ist der Georgentag!« Und dies sollten seine letzten Worte gewesen sein. Aber ich kann das nicht glauben. Warum sollte er in solch' einem Augenblicke Russisch gesprochen haben, und das in solchen Ausdrücken!

»Zwei volle Wochen erwarteten wir dann die Ankunft des neuen Herrn, Simeon Matveitsch Koltovskoy's. Es kam der Befehl, bis zu seiner persönlichen Besichtigung Nichts anzurühren und Nichts zu verändern. Alle Thüren, Möbel, Schiebladen, Tische — Alles wurde verschlossen und versiegelt. Alle Leute waren verzagt und in banger Erwartung. Ich wurde plötzlich eine wichtige Person, fast die Hauptperson im Hause. Man hatte mich auch sonst »Fräulein« genannt; jetzt aber schien dieses Wort einen neuen Sinn erhalten zu haben und wurde mit besonderer Betonung ausgesprochen. Man

flüsterte sich zu: »Der alte Herr ist plötzlich verschieden, so daß nicht einmal Zeit war, den Priester zu rufen und er war lange, lange nicht zur Beichte gegangen; aber es braucht ja nicht lange Zeit, um ein Testament zu machen.« Auch Herr Ratsch hielt es für rathsam, seine Handlungsweise zu ändern. Er stellte sich nicht gut und liebreich an: er wußte wohl, daß er mich nicht hinter's Licht führen konnte; aber sein Gesicht drückte finstere Demuth aus: »Siehst Du, ich unterwerfe mich!« Alle suchten eine Stütze in mir, bemühten sich, mir gefällig zu sein . . . ich aber wußte nicht, was ich thun, wie ich mich benehmen sollte, und wunderte mich nur, daß diese Menschen nicht begriffen, daß sie mich beleidigten. Endlich kam Simeon Matveitsch an.

»Simeon Matveitsch war 10 Jahre junger als sein Bruder und war sein ganzes Leben hindurch einen ganz anderen Weg gegangen. Er stand in St. Petersburg im Staatsdienste und nahm eine einflußreiche Stellung ein; er war verheirathet gewesen, früh Wittwer geworden und hatte einen einzigen Sohn. In den Zügen glich Simeon Matveitsch seinem älteren Bruder; aber er war kleiner und stärker von Wuchs, hatte einen runden, kahlen Kopf, eben solche helle, schwarze aber sehr bewegliche Augen und starke rothe Lippen. Im Gegensatze zu seinem Bruder, den er nach seinem Tode bis zu einem französischen Philosophen erhob, zuweilen aber einfach einen Sonderling nannte, sprach Simeon Matveitsch fast immer russisch; er sprach laut und deutlich und lachte beständig, wobei er stets die Augen schloß und auf eine unangenehme Weise den ganzen Körper bewegte, als wenn ihn Bosheit schüttelte. Er nahm sofort die Geschäfte in seine strenge Hand, ging selbst in Alles ein und verlangte von Jedem detaillirte Rechenschaft. Am Tage seiner Ankunft selbst ließ er die ganze Geistlichkeit einladen, ein *Te Deum* mit Wasserweihe abhalten und alle Zimmer, das ganze Haus, vom Speicher bis zu den Gewölben, mit Weihwasser besprengen, um, wie er sich ausdrückte, den »Jakobinischen und Voltairianischen Geist radikale auszutreiben.« In der ersten Woche schon flogen einige von Ivan Matveitsch's Lieblingen von ihren Stellen; Einer wurde in die Ansiedelungen verschickt, Andere erlitten körperliche Strafen; selbst der alte Kammerdiener — er war ein Türke von Geburt, sprach Französisch. Ivan Matveitsch hatte ihn von dem verstorbenen Feldmarschall Kamensky zum Geschenk erhalten — selbst dieser Kammerdiener erhielt, die Freiheit freilich, zugleich aber auch den Befehl, in 24

Stunden abzureisen, »damit Anderen kein Aergerniß gegeben würde.« Simeon Matveitsch erwies sich als ein strenger Herr; Viele trauerten jetzt um den Verstorbenen. »Zur Zeit unseres Vaters Ivan Matveitsch,« hörte ich in meiner Gegenwart einen alten, hinfälligen Haushofmeister bekümmert sagen, »hatten wir nur die eine Sorge, daß ihm seine Wäsche sauber zugestellt wurde, daß die Zimmer dufteten und die Stimmen der Dienerschaft im Vorzimmer nicht hörbar wurden — das durfte um Alles in der Welt nicht sein! Aber sonst mochte überall Gras wachsen. Keine Fliege hat der Selige jemals beleidigt! Welch ein Elend jetzt! Wir sind am Tode!« Eben so schnell änderte sich meine Stellung, d. h. die Stellung, in welche ich ohne meinen Willen für einige Tage versetzt worden war . . . In Ivan Matveitschs Papieren fand sich kein Testament vor, keine einzige geschriebene Zeile zu meinen Gunsten . . . Ich spreche gar nicht von Herrn Ratsch; aber auch die anderen Alle ärgerten sich über mich und bemühten sich, mir ihren Unwillen zu zeigen, als hätte ich sie betrogen. Alles wandte sich von mir ab . . . An einem Sonntage nach der Messe, welcher er immer am Altare beiwohnte, ließ Simeon Matveitsch mich zu sich kommen. Ich hatte ihn bis dahin nur im Vorübergehen gesehen und er hatte Miene gemacht, mich nicht zu bemerken. Er empfing mich in seinem Cabinet, am Fenster stehend, und trug die Viceuniform mit zwei Sternen. Ich blieb an der Thüre stehen und mein Herz klopfte heftig in Furcht und einem anderen, unbestimmten, aber sehr bedrückenden Gefühle. »Ich habe Sie zu sehen gewünscht, junge Dame,« fing Simeon Matveitsch an, indem er mir zuerst auf die Füße und dann plötzlich in's Gesicht sah — es war, als wenn mir dieser Blick einen Stoß versetzt hätte. »Ich habe Sie zu sehen gewünscht, um Sie von meinem Entschlusse in Kenntniß zu setzen und Ihnen zu versichern, daß ich unbedingt geneigt bin, Ihnen nützlich zu sein.« Er erhöhte die Stimme-. »Rechte haben Sie natürlich gar keine; aber . . . als . . . Lectrice meines Bruders . . . können Sie stets auf meine . . . auf meine Theilnahme rechnen. Ich . . . ich bin vollkommen überzeugt von Ihrer Einsicht und Ihren guten Grundsätzen. Herr Ratsch, Ihr Stiefvater, hat schon die nöthigen Instructionen von mir erhalten. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß Ihre glückliche äußere Erscheinung mir Bürge Ihrer edlen Gefühle ist.« Hier brach Simeon Matveitsch plötzlich in ein feines Lachen aus, und ich . . . ich fühlte mich nicht beleidigt . . . aber ich hatte Mitleid

mit mir selbst und fühlte jetzt erst ganz, wie vollkommen verwaist ich in der Welt dastand. Simeon Matveitsch trat mit kurzen, festen Schritten an den Tisch, nahm einen Packen Banknoten aus der Schieblade und drückte ihn mir in die Hand, indem er hinzufügte: »Hier ist eine kleine Summe von mir, als Nadelgeld. Ich werde Sie auch in Zukunft nicht vergessen, meine Liebe, und jetzt leben Sie wohl und bleiben Sie brav.« Ich nahm mechanisch den Packen; ich hätte Alles genommen, was er mir gegeben hätte, — kehrte in mein Zimmer zurück und weinte lange, lange, auf meinem Bette sitzend. Ich bemerkte nicht, daß ich den Packen hatte fallen lassen. Herr Ratsch fand ihn, hob ihn auf, fragte mich, was ich damit zu thun beabsichtigt-, und behielt das Geld.

Um diese Zeit erlitt sein Schicksal eine große Veränderung. In Folge einiger Unterredungen mit Simeon Matveitsch, stand er bei demselben hoch in Gnaden und erhielt bald darauf die Stelle des Haupt-Verwalters. Zu jener Zeit zeigte er zuerst seine Heiterkeit; damals fing dieses immerwährende Lachen an; anfangs wollte er seinen Patron copiren, später wurde das Alles bei ihm zur Gewohnheit. Zu derselben Zeit wurde er russischer Patriot. Simeon Matveitsch hielt an allem Nationalen fest, nannte sich selbst einen Russacken und lachte über die deutsche Kleidung, die er indessen trug. Einen Koch, für dessen Erziehung Ivan Matveitsch viel Geld gezahlt hatte, verschickte er auf ein entferntes Gut, — und das blos, weil er eine russische Nationalspeise nicht zuzubereiten verstand. In der Kirche accompagnirte er dem Vorsänger, und wenn man die Mädchen im Dorfe zum Gesange und Reihentanze trieb, stimmte er die Lieder an, stampfte mit dem Fuße zu ihrem Tanze und kneipte sie in die Wangen . . . Uebrigens reiste er bald nach Petersburg und ließ meinen Stiefvater als unumschränkten Beherrscher der Besitzung zurück.

»Jetzt kamen bittere Zeiten für mich . . . Mein einziger Trost war die Musik und ich ergab mich ihr mit voller Seele. Zum Glück war Herr Ratsch sehr beschäftigt; aber bei jeder Gelegenheit ließ er mich seine Feindseligkeit fühlen; seinem Versprechen gemäß »vergaß« er mir meine Weigerung nicht. Er schickte mich hin und her, ließ mich seine langen lügenhaften Berichte an Simeon Matveitsch abschreiben und die orthographischen Fehler in denselben berichtigen; ich mußte mich ihm unbedingt unterwerfen, und ich that es. Er erklärte, daß er

mich zähmen, mich seidenweich machen würde. »Was haben Sie für aufrührerische Augen?« schrie er einmal bei Tische, nachdem er Bier getrunken hatte, und schlug dabei mit der flachen Hand auf den Tisch. »Sie denken vielleicht, ich bin stumm wie ein Lamm, also habe ich Recht . . . Nein! Belieben Sie, mich auch anzusehen wie ein Lamm!« Meine Stellung wurde empörend, unerträglich . . . mein Herz fing an, sich zu verhärten. Es stieg immer öfter und öfter Gefährliches in mir auf; ich brachte die Nächte ohne Schlaf und ohne Feuer zu, und dachte, dachte immer, und in dieser äußeren Finsternis, und inneren Dunkelheit reifte ein fürchterlicher Entschluß. Die Ankunft Simeon Matveitsch's gab meinen Gedanken eine andere Richtung.

»Niemand erwartete ihn; der Herbst war längst hereingebrochen. Es erwies sich, daß er Unannehmlichkeiten im Dienste gehabt und seinen Abschied genommen hatte: er hoffte, das Alexander-Band zu erhalten, und — man hatte ihm eine Tabacksdose gegeben. Unzufrieden mit der Regierung, welche seine Vorzüge nicht zu schätzen gewußt hatte, mit der Petersburger Gesellschaft, welche ihm wenig Theilnahme gezeigt und seinen Unwillen nicht getheilt hatte, faßte er den Entschluß, sich auf dem Lande niederzulassen und sich der Landwirthschaft zu widmen. Er kam allein. Sein Sohn, Michael Simeonitsch kam erst später, zum neuen Jahre. Mein Stiefvater brachte fast seine ganze Zeit im Cabinette Simeon Matveitsch's zu, er stand noch höher in Gnaden. Mich ließ er in Ruhe; er hatte jetzt keine Zeit für mich . . . Simeon Matveitsch hatte den Einfall, eine Baumwoll-Fabrik einzurichten. Mein Stiefvater verstand Nichts vom Manufacturgeschäft, und Simeon Matveitsch wußte, daß er Nichts davon verstand; aber mein Stiefvater war sein »Vollstrecker« (damals ein Lieblingsausdruck!) »Araktschejeff!« Simeon Matveitsch nannte ihn namentlich: »Mein Araktschejeff!« — »Eifer,« versicherte er, »ist Alles was ich brauche; die Richtung werde ich selbst geben.« Trotz seiner vielfältigen Geschäfte mit der Fabrik, der Besitzung, der Einführung von Kanzlei-Ordnung und neuer Aemter und Stellen, fand Simeon Matveitsch dennoch Zeit, auch mir seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eines Abends wurde ich in's Gastzimmer gerufen und gebeten, Klavier zu spielen. Simeon Matveitsch liebte die Musik noch weniger als der Verstorbene, indessen dankte er mir und ermuthigte mich und am folgenden Tage erhielt ich eine Einladung zum Mittagsessen. Nach Tische unterhielt sich Simeon Matveitsch

ziemlich lange mit mir, fragte mich über Vieles aus, lachte über einige meiner Antworten, obgleich sie Nichts Lächerliches enthielten, und sah mich so seltsam an . . . Es verwirrte mich. Ich liebte seine Augen nicht; ich liebte ihren offenen, hellen Blick nicht . . . es war mir immer, als wenn diese Offenheit selbst etwas Schlechtes deckte, als wenn ihr heller Glanz eine dunkle Seele barg. »Ich werde Sie nicht zu meiner Lectrice machen,« erklärte mir endlich Simeon Matveitsch, sich in widerwärtiger Weise putzend und zurechtzupfend, »ich bin Gottlob noch nicht erblindet und kann selbst lesen; aber der Kaffee wird mir aus Ihren Händchen wohlschmeckender erscheinen und Ihr Klavierspiel werde ich immer mit Vergnügen hören.« Von diesem Tage an ging ich jeden Tag in's Herrenhaus zu Tische und blieb zuweilen bis zum Abende im Gastzimmer. Auch ich war, gleich meinem Stiefvater, zu Gnaden gekommen; es gereichte mir nicht zur Freude. Ich muß gestehen, daß Simeon Matveitsch mir Achtung erwies; aber in diesem Menschen war Etwas, ich fühlte es, was mich abstieß und erschreckte. Und »Etwas« sprach sich nicht in Worten aus, aber in seinen Augen . . . in diesen schlechten Augen und in seinem Lachen. Er sprach nie mit mir über meinen Vater, seinen Bruder, und mir schien, als wenn er nicht bloß deshalb diesem Gespräche auswich, um in mir keine ehrgeizigen Gedanken und Uebergriffe zu wecken, sondern aus einer andern Ursache, die ich mir damals nicht deutlich vorstellen konnte, die aber Zweifel in mir erregte und mich erröthen machte . . . Zum Feste der heiligen drei Könige kam sein Sohn Michael Simeonitsch an.

»Ach, ich fühle, daß ich nicht fortfahren kann, wie ich begonnen habe; diese Erinnerungen sind - zu bitter! Und jetzt zumal bin ich nicht im Stande, ruhig zu erzählen . . . Und warum sollte ich es verhehlen? . . . Ich liebte Michael und er liebte mich wieder.

»Wie das zuging, kann ich auch nicht erzählen. Ich erinnere mich, wie er an jenem Abende in's Gastzimmer trat (ich saß am Klavier und spielte eine Sonate von Weber), wie er, schlank und schön, im sammetnem Leibpelz und Filzstiefeln, gerade wie er aus der Kälte kam, in's Zimmer trat, den Schnee von seiner Zobelmütze schüttelte, ehe er seinen Vater begrüßte, und einen schnellen,verwunderten Blick auf mich warf. Ich weiß, daß ich von jenem Abende an ihn nicht vergessen konnte, dieses junge Gesicht nicht mehr vergessen könnte. Er fing an zu sprechen, und es war, als wenn sich seine Stimme um

mein Herz legte . . . eine männliche sanfte Stimme, und in jedem Tone derselben so eine ehrliche, ehrliche Seele! Simeon Matveitsch freute sich über die Ankunft seines Sohnes, umarmte ihn und fragte sogleich: »Auf zwei Wochen? Eh? Auf Urlaub? Eh?« — und entließ mich. Ich saß lange am Fenster meines Zimmers und sah zu den Lichtern hinüber, die im Herrenhause durch die Zimmer liefen. Ich folgte ihnen und horchte auf die neuen, unbekannten Stimmen. Diese ungewohnte, lebendige Unruhe gefiel mir, und etwas Neues, Unbekanntes, Lichtes zog durchs meine Seele.

»Am folgenden Tage vor Tische hatte ich die erste Unterredung mit ihm. Er kam im Auftrag Simeon Matveitsch's zu meinem Stiefvater und traf mich in unserem kleinen Gastzimmer. Ich wollte weggehen, aber er hielt mich zurück. Er war sehr lebhaft und frei in seinen Reden und Bewegungen; aber von dem Stolze und der Frechheit, von dem verächtlichen Tone der Hauptstadt war keine Spur in ihm, auch Nichts Militairisches von der Garde . . . Im Gegentheil, in der Ungezwungenheit seines Umganges selbst war etwas Schüchternes, als wenn er um Vergebung bäte. Es giebt Menschen, deren Augen niemals lachen, selbst im Momente des Lachens nicht; bei ihm veränderte sich der hübsche Zug um den Mund nie, seine Augen aber lachten beständig. So unterhielten wir uns wohl eine Stunde lang . . . worüber? ich weiß es nicht; ich erinnere mich nur, daß ich ihm die ganze Zeit über in die Augen sah und daß mir so wohl mit ihm war! Am Abend spielte ich Klavier. Er liebte die Musik sehr, setzte sich in einen Lehnstuhl, stützte den Krauskopf in die Hand und hörte aufmerksam zu. Er lobte mich kein einziges Mal, aber ich verstand, daß mein Spiel ihm gefiel und ich spielte mit Begeisterung. Simeon Matveitsch saß neben dem Sohne und betrachtete Pläne; plötzlich runzelte er die Stirne: »Nun, mein Fräulein,« sagte er, sich wie gewöhnlich putzend und zuknöpfend, — »jetzt ist es genug. Sie schmettern ja da wie ein Kanarienvogel! So kann man ja Kopfweh bekommen. Für einen alten Mann, wie ich bin, würden Sie sich nicht diese Mühe geben.« . . . fügte er halblaut hinzu und schickte mich wieder fort. Michel begleitete mich mit den Augen bis zur Thür und stand auf. »Wohin? Wohin?« schrie Simeon Matveitsch, lachte plötzlich auf und sagte noch Etwas . . . Ich konnte seine Worte nicht vernehmen; aber Herr Ratsch, der sich in einem Winkel des Gastzimmers befand (er war überall »zugegen« und diesmal hatte er

die Pläne gebracht) lachte in ähnlicher Weise und sein Lachen erreichte mein Ohr . . . Dasselbe oder doch fast dasselbe wiederholte sich am folgenden Abende. Simeon Matveitsch veränderte plötzlich sein Benehmen gegen mich und erklärte mich in die Acht.

»Vier Tage darauf begegnete ich Michel in dem Corridor, welcher das Herrenhaus in zwei Hälften theilte. Er faßte mich bei der Hand und führte mich in ein Zimmer neben dem Speisesaal, welches das Portraitzimmer hieß. Ich folgte ihm nicht ohne Aufregung, aber mit vollem Vertrauen. Ich glaube, daß ich ihm schon damals bis an's Ende der Welt gefolgt wäre, obgleich ich noch nicht ahnte, was er mir bereits war. Ach! Ich hatte mich ihm mit aller Leidenschaft und mit aller Verzweiflung eines jungen Wesens angeschlossen, das nicht allein Niemand auf der Welt zu lieben hat, sondern sich einen ungebetenen, lästigen Gast unter fremden, feindlichen Menschen fühlt! . . .

Michel sagte mir . . . und seltsam! Ich blickte ihm gerade und kühn in's Gesicht — er aber sah mich nicht an und erröthete leicht, — er sagte mir, daß er meine Lage verstünde, daß er mit mir fühle, und bat mich, seinem Vater zu vergeben . . . »Was mich anbetrifft,« fügte er hinzu, »so bitte ich Sie, meiner stets versichert zu sein und nicht zu vergessen, daß Sie für mich eine Schwester, ja, eine Schwester sind.« Hier drückte er mir fest die Hand. Ich verirrte mich, und jetzt sah ich zur Erde; es war, als hätte ich etwas Anderes, ein anderes Wort zu hören erwartet. Indessen, ich fing an ihm zu danken. »Nein, ich bitte Sie,« unterbrach er mich, »sprechen Sie nicht so . . . aber vergessen Sie nicht, daß es die Pflicht eines Bruders ist, sich seiner Schwester anzunehmen — und wenn Sie jemals des Schutzes bedürfen, gegen wen es auch sei, — so verlassen Sie sich auf mich. Ich bin erst kurze Zeit hier, aber ich habe bereits Vieles begriffen . . . und unter Anderem habe ich Ihren Stiefvater begriffen.« Er drückte mir wieder die Hand und ging.

»Ich erfuhr in der Folge, daß Michel von seiner ersten Begegnung an einen Widerwillen gegen Herrn Ratsch gefaßt hatte. Herr Ratsch versuchte, sich auch bei ihm einzuschmeicheln; sobald er sich indessen von der Nutzlosigkeit seiner Bestrebungen überzeugt, stellte er sich ihm selbst feindlich gegenüber, und er suchte die feindlichen Beziehungen nicht etwa vor Simon Matveitsch zu verbergen, er kehrte sie vielmehr heraus und sprach dabei sein Bedauern aus, daß

es ihm bei dem jungen Erben nicht geglückt war. Herr Ratsch hatte den Charakter Simon Matveitsch's gut studirt: seine Berechnung traf ein. »Die Ergebenheit dieses Menschen unterliegt schon deßhalb keinem Zweifel,weil er nach mir verloren ist: mein Erbe kann ihn nicht leiden . . .« Dieser Gedanke setzte sich in dem Kopfe des alten Mannes fest. Man sagt, daß alle Männer sich, wenn sie alt werden, auf diesen Leim begeben, den Leim einer ausschließlichen, persönlichen Anhänglichkeit . . .

»Nicht umsonst nannte Simeon Matveitsch Herrn Ratsch seinen Araktschejeff . . . Er hätte ihm auch einen andern Namen geben können.

»Du bist mir nicht verantwortlich,« pflegte er ihm zu sagen. Er hatte gleich bei seiner Ankunft angefangen ihn zu dutzen, und mein Stiefvater blickte ihm lieblich auf den Mund, neigte den Kopf ergeben auf die Seite, als wollte er sagen: »Hier bin ich! Ganz der Ihre!« . . . Ach, ich fühle, daß meine Hand zittert, und mein Herz stößt an den Rand des Tisches, an dem ich eben schreibe . . . Mir graut vor der Erinnerung jener Tage, und mein Blut kocht . . . Aber ich werde Alles bis zum Ende erzählen . . . bis zum Ende!

»Meine Beziehungen zu Herrn Ratsch nahmen während der Zeit meiner kurzen »*faveur*« eine andere Schattirung an. Er wurde gefällig, vertraulich, achtungsvoll wie wenn ich vernünftiger geworden, und ihm dadurch näher gerückt wäre. »Haben das Grimassiren aufgegeben,« sagte er einst, als er aus dem Hauptgebäude in das Nebengebäude zurückging. »Lobenswerth! Alle diese Tugenden und Gefühle — diese »Chrestomatie« mit einem Worte, — ist nicht unsere Sache, die Sache armer Schlucker!« Als ich aber in Ungnade fiel und Michel es nicht mehr für nöthig hielt, seine Verachtung für Herrn Ratsch und seine Theilnahme für mich geheim zu halten, da verdoppelte Herr Ratsch sofort seine Strenge. Er verfolgte mich überall, als wenn ich der größten Verbrechen fähig wäre und mit stacheligen Handschuhen gehalten werden müßte. »Nehmen Sie sich Acht!« schrie er, ohne anzuklopfen in schmutzigen Stiefeln und den Hut auf dem Kopfe in mein Zimmer hineindringend: »Ich werde nichts dergleichen ertragen! Rümpfen Sie nicht die Nase! Mich führen Sie nicht an, ich aber werde Ihren Hochmuth schon brechen!« Und an einem Morgen erklärte er mir, Simeon Matveitsch habe Befehl gegeben, daß ich nicht mehr ohne Einladung bei Tische erscheinen

dürfe . . . Ich weiß nicht, welch eine Wendung Alles dies genommen hätte, wenn nicht ein besonderes Ereigniß damals mein Schicksal entschieden hätte . . .

»Michel war ein großer Pferdeliebhaber. Er hatte den Einfall, einen jungen Traber selbst einzufahren. Dieser ging durch, fing an auszuschlagen, und schleuderte ihn aus dem Schlitten hinaus . . . Er wurde mit einer verrenkten Hand und mit vorletzter Brust besinnungslos in's Haus getragen. Der Alte erschrak heftig und verschrieb die besten Aerzte aus der Stadt. Sie heilten Michel; aber er mußte einen Monat lang das Bett hüten. Karten spielte er nicht, das Sprechen hatte ihm der Arzt verboten, und lesen konnte er nicht, da es ihm zu unbequem war, das Buch immer nur mit einer Hand zu halten. Es endigte damit, daß mich Simeon Matveitsch, in Erinnerung alter Zeiten, endlich selbst in der Eigenschaft einer Lectrice zu seinem Sohne schickte. Und jetzt folgten unvergeßliche Stunden!l Ich pflegte gleich nach Tische zu Michel zu gehen, und setzte mich an einen kleinen, runden Tisch am halb verhängten Fenster. Er lag an der hinteren Wand eines kleinen Zimmers neben dem Gastzimmer, auf einem breiten Ledersopha im Geschmacke des Kaiserreichs; ein goldenes Basrelief auf der hohen, geraden Lehne stellte eine hochzeitliche Procession des Alten dar. Der bleiche, etwas eingesunkene Kopf drehte sich dann sogleich auf seinem Kissen, und wandte sich zu mir; sein ganzes Gesicht erhellte sich, er warf die weichen, feuchten Haare zurück und sagte mir mit leiser Stimme: »Guten Tag, meine Liebe, meine Gute!« Ich nahm das Buch zur Hand, — die Romane von Walter Scott waren damals gerade bekannt geworden, und Ivanhoe ist mir besonders in der Erinnerung geblieben; — und wie schallte und bebte meine Stimme unwillkührlich, wenn ich die Reden Rebekka's wiedergab! . . . Floß nicht auch in mir hebraisches Blut, und glich mein Schicksal nicht ihrem Schicksal? Pflegte ich nicht auch, wie sie, einen kranken, lieben Menschen? . . . Jedesmal, wenn ich meine Augen von dem Buche losriß und zu ihm erhob, begegnete ich seinen Augen und dem immer gleich ruhigen, hellen, lächelnden Ausdruck seines Gesichtes. Wir sprachen sehr wenig; denn die Thüre in das Gastzimmer, in welchem stets Jemand anwesend war, stand immer offen. Aber sobald es dort still wurde, hörte ich, ich weiß selbst nicht weßhalb, zu lesen auf; ich ließ dann das Buch auf die Kniee sinken und sah unverwandt auf

Michel, und er sah auf mich, und uns war Beiden so wohl, so freudig, so beschämt zu Muthe, und Alles, Alles sprachen wir damals aus, ohne Worte, ohne Bewegung! Ach! Unsere Herzen drängten sich einander entgegen, und fanden sich, gleich wie unterirdische Quellen unsichtbar, unhörbar,und . . . ungehindert in einander fließen!

»Verstehen Sie Schach oder Dame zu spielen?« fragte er mich einst.

»Ich verstehe Etwas vom Schachspiel,« antwortete ich.

»Nun, das ist ja herrlich! Lassen Sie sich ein Schachbrett bringen und rücken Sie das Tischchen heran.«

»Ich setzte mich an das Sopha, und das Herz erstarrte mir in süßer Befangenheit; ich wagte Michel nicht anzusehen . . . Und vom Fenster aus, über das ganze Zimmer hinweg . . . wie frei hatte ich ihn da anschauen können.

»Ich fing an die Schachfiguren aufzustellen . . . meine Finger zitterten.

»Ich habe das gewollt . . . nicht um mit Ihnen zu spielen« . . . sagte Michel halblaut, — »aber, damit Sie mir näher wären.«

»Ich antwortete nichts, und schob, ohne zu fragen, wer anfing, einen Bauer vor . . . Michel that keinen Zug . . . Ich blickte zu ihm auf. Ganz bleich, den Kopf etwas vorgebeugt, wies er mit flehendem Blicke auf meine Hand . . .

»Verstand ich ihn — ich weiß es nicht; aber Etwas wie ein Wirbelwind erfaßte mich, und drehte sich mir im Kopfe . . . In meiner Verwirrung, kaum athmend, nahm ich die Königin und schob sie irgend wohin, über das ganze Schachbrett. Michel bückte sich schnell, drückte meine Hand mit seinen Lippen an das Schachbrett und küßte sie stumm und unersättlich . . . Ich konnte und wollte sie nicht zurückziehen, verbarg mein Gesicht mit der andern Hand, und Thränen — ich fühle sie noch — kalte aber selige . . . ach, wie selige Thränen! . . . fielen in einzelnen Tropfen auf das Tischchen. Ach! Ich wußte, ich fühlte es mit dem ganzen Herzen, in wessen Gewalt meine Hand war! . . . Ich wußte, daß sie kein Knabe hielt, der sich von dem Drange des Augenblicks hinreißen ließ, daß es kein Don Juan, kein militairischer Lovelace war, sondern der Edelste, Beste der Menschen . . . und er liebte mich!

»Ach, meine Susanne!« hörte ich Michels flüsternde Stimme, »Du sollst niemals andere Thränen um mich weinen . . .««

Er hat sich geirrt . . . Ich habe andere Thränen um ihn geweint!

»Aber warum bei solchen Erinnerungen verweilen . . . jetzt, besonders jetzt!

»Michel und ich,wir gelobten, einander anzugehören. Er wußte, daß ihm sein Vater nie erlauben würde, mich zu heirathen, und verhehlte es mir nicht, und es freute mich, nicht so sehr, daß er mich nicht hintergehen konnte, als daß er sich selbst darüber nicht zu täuschen suchte. Ich selbst verlangte Nichts und wäre ihm gefolgt wie und wohin er wollte. »Du wirst mein Weib,« wiederholte er mir, »ich bin nicht Ivanhoe; ich weiß, daß das Glück nicht bei der Lade R. Ist.« Michel genas bald. Ich konnte nicht mehr zu ihm gehen, allein wir hatten bereits Alles mit einander ausgemacht. Ich lebte schon ganz in der Zukunft; ich sah Nichts um mich herum, mir war, als wenn ich von Nebeln umgeben in einem schönen, glatten reißenden Strome schwamm. Aber wir wurden beobachtet und bewacht. Zuweilen bemerkte ich die bösen Augen meines Stiefvaters, hörte sein widerwärtiges Lachen . . . allein es war, als wenn diese Augen und dieses Lachen nur auf einen Augenblick aus jenem Nebel heraustraten . . . Ich erbebte und vergaß sogleich wieder und ließ mich von dem schönen, reißenden Strome weiter treiben.

»Am Vorabende des Tages, welcher für Michels Abreise festgesetzt war (er sollte heimlich von der Reise zurückkehren und mich mitnehmen), erhielt ich durch seinen vertrauten Kammerdiener einen Brief von ihm, in welchem er mir um halb 10 Uhr Abends eine Zusammenkunft im Sommer-Billardzimmer bestimmte; dies war ein großes, niedriges, an der Gartenseite angebautes Zimmer. Er schrieb, daß er sich mit mir zu besprechen und endgültige Bestimmungen zu treffen wünschte. Ich hatte Michel schon zweimal in diesem Billardzimmer gesehen . . . und besaß den Schlüssel zu der äußeren Thüre. Sobald es halb 10 schlug, warf ich meine Duschagreika über die Schultern, verließ leise das Nebengebäude und gelangte glücklich über den knisternden Schnee zu dem Billardzimmer. Der Mond, von Dünsten umzogen, stand wie ein matter Punkt über dem Giebel des Daches und der Wind pfiff klagend um die Ecke der Mauer. Es überlief mich ein Schauer, indessen ich legte den Schlüssel in’s Schloß. Ich trat in’s Zimmer, lehnte die Thüre hinter mir zu und drehte mich um. . . Eine dunkle Figur löste sich von einer der Zwischenwände los, machte ein paar Schritte, und blieb stehen. . . .

»Michel« flüsterte ich.

»Michel befindet sich auf meinen Befehl hinter Schloß und Riegel, und das bin ich!« antwortete mir eine Stimme, die mein Herzblut stocken machte.

»Simeon Matveitsch stand vor mir!

»Ich wollte fliehen; aber er ergriff meine Hand.

»Wohin? elende Dirne!« zischte er. — »Verstehst Du es, zu einer Zusammenkunft mit einem jungen Narren zu gehen, so verstehe mir jetzt auch Rede und Antwort zu geben.

Ich erstarrte vor Schreck und drängte immer zur Thüre . . . Vergebens! Die Finger Simeon Matveitsch's drangen gleich eisernen Haken in mich hinein.

»Lassen Sie mich, lassen Sie mich!« flehte ich endlich.

»Man sagt es Ihnen, nicht von der Stelle!«

»Simeon Matveitsch ließ mich niedersetzen. Im Halbdunkel konnte ich sein Gesicht nicht unterscheiden, zudem wandte ich mich von ihm ab; aber ich hörte, daß er schwer athrnete und mit den Zähnen knirschte. Ich fühlte weder Furcht noch Verzweiflung, aber so Etwas wie gedankenloses Erstaunen . . . So muß ein gefangener Vogel unter den Krallen des Geiers erstarren . . . und die Hand Simeon Matveitsch's, die mich immer noch eben so fest hielt, drückte mich wie eine Pfote. . . . .

»Aha!« wiederholte er, »aha! So also! . . . Dahin also ist es gekommen . . . Nun, warte nur!«

»Ich wollte mich erheben, aber er schüttelte mich mit solch einer Kraft, daß ich fast aufschrie vor Schmerz, und Scheltworte, Beleidigungen, Drohungen ergossen sich in einem Strome über mich hin . . .««

»Michel, Michel! Wo bist Du, rette mich,« stöhnte ich.

»Simeon Matveitsch schüttelte mich noch einmal . . . und diesmal konnte ich es nicht ertragen . . . ich schrie auf.

Dieses schien einigen Eindruck auf ihn zu machen. Er wurde etwas ruhiger, ließ meine Hand los, blieb aber zwei Schritte von mir, zwischen mir und der Thüre, stehen.

Es vergingen einige Minuten . . . Ich regte mich nicht; er athmete schwer, wie früher.

»Sitzen Sie ruhig,« fing er endlich an, »und antworten Sie mir. Beweisen Sie mir, daß Ihre Moralität noch nicht ganz verloren ist und daß Sie im Stande sind, die Stimme der Vernunft zu vernehmen. Wenn Sie sich hinreißen ließen — das kann ich noch vergeben; aber eingewurzelte Halsstarrigkeit — nie! Mein Sohn . . .« — Hier athmete er schwer — »Michail Simeonitsch hat Ihnen versprochen Sie zu heirathen? Nicht wahr? So antworten Sie doch! Hat er es Ihnen versprochen? Eh?«

Ich antworte natürlich Nichts. Simeon Matveitsch war nahe daran, wieder aufzubrausen. "

»Ich nehme Ihr Schweigen als eine bejahende Antwort an,« fuhr er nach einer kleinen Weile fort. »Sie haben sich also einfallen lassen, meine Schwiegertochter werden zu wollen? Vortrefflich! Aber, ich will gar nicht einmal davon sprechen, daß Sie ja kein vierzehnjähriges Kind mehr sind und wohl wissen müssen, daß alle junge Gelbschnäbel freigebig genug mit den einfältigsten Versprechungen sind, um nur zu ihrem Ziele zu gelangen . . . ich will, wie gesagt, davon gar nicht sprechen . . . aber haben Sie denn wirklich hoffen können, daß ich, ich, Simeon Matveitsch Koltovskoy, Edelmann des ersten Ranges, jemals meine Einwilligung zu einer solchen Heirath geben würde? Oder haben Sie sich ohne den väterlichen Segen behelfen wollen? Haben Sie fliehen, sich heimlich trauen lassen wollen, um dann zurückzukehren, Komödie zu spielen, sich zu meinen Füßen hinwerfen wollen, in der Hoffnung, daß der Alte sich wohl würde erweichen lassen? So antworten Sie doch! Daß Sie der Teufel hole!«

Ich senkte blos den Kopf. Er konnte mich tödten; aber mich sprechen machen . . . das überstieg seine Macht.

Er ging eine kleine Weile auf und nieder.

»Nun, hören Sie,« fing er endlich mit ruhigerer Stimme an. »Denken Sie nicht . . . bilden Sie sich nicht ein . . . — ich sehe, mit Ihnen muß man anders reden. Hören Sie: ich verstehe Ihre Lage vollkommen. Sie sind erschreckt, verwirrt . . . Kommen Sie zu sich. In diesem Augenblicke muß ich Ihnen ein Ungeheuer, ein Tyrann erscheinen . . . Allein gehen Sie auch in meine Lage ein: Wie sollte ich hier nicht unwillig werden? nicht zu Viel sagen? Doch ich habe Ihnen schon bewiesen, daß ich kein Ungeheuer bin, daß ich ein Herz habe.

»Denken Sie daran, wie ich Sie nach meiner Ankunft auf dem Lande behandelt habe, und dann, bis . . . bis in die letzte Zeit . . . bis zur Krankheit meines Sohnes. Ich will mich nicht mit meinen Wohlthaten brüsten, allein mir scheint, daß Dankbarkeit schon Sie hätte abhalten sollen von dem schlüpfrigen Pfade, den Sie sich zu betreten entschlossen! . . .«

»Simeon Matveitsch ging wieder auf und nieder, blieb dann stehen und schüttelte mir leicht die Hand, dieselbe Hand, welche mir noch schmerzte von seiner Gewaltthätigkeit, und an welcher ich lange nachher noch die blauen Zeichen derselben trug . . . .

»Das ist es eben . . .« fing er wieder an. »Unser Kopf, unser Kopf ist zu warm! Wir wollen nicht die Mühe nehmen, nachzudenken, wollen uns nicht Rechenschaft darüber geben, worin unser Vortheil besteht und wo wir denselben zu suchen haben. Sie werden mich fragen:

Wo liegt dieser Vortheil? . . . Er ist vielleicht unter Ihrer Hand . . . Da bin ich zum Beispiel. — Als Vater, als Haupt, mußte ich Sie natürlich zur Rechenschaft ziehen . . . Das war meine Pflicht. Aber ich bin auch Mensch zugleich; und Sie wissen es. Ich bin ein praktischer Mensch, und es versteht sich, daß ich keine Art Abgeschmacktheit zugeben kann: unerfüllbare Hoffnungen müssen natürlich aus Ihrem Kopfe vertrieben werden, denn, was haben Sie für einen Sinn? Ich spreche gar nicht einmal von der Unsittlichkeit der Handlung selbst. . . . Das Alles werden Sie selbst einsehen, sobald Sie wieder zu sich gekommen sein werden. Und, ohne damit groß zu thun, will ich Ihnen sagen, daß ich mich nicht darauf beschränken würde, was ich schon für Sie gethan. Ich beabsichtigte stets — und bin auch jetzt noch bereit, Ihren Wohlstand zu gründen und zu befestigen, Sie vollkommen sorglos hinzustellen, denn ich kenne Ihren Werth, ich lasse Ihren Talenten, Ihrem Geiste Gerechtigkeit widerfahren, und endlich . . . (Hier bog sich Simeon Matveitsch etwas zu mir herab) . . . haben Sie Aeuglein, die . . . ich gestehe . . . Ich bin ein alter Mann . . . aber Sie vollkommen gleichgültig anzusehen . . . ich begreife . . . daß es schwer ist, wirklich schwer ist.«

»Es aber-lief mich eiskalt bei diesen Worten. Ich konnte meinen Ohren kaum trauen. Im ersten Augenblicke hatte es mir geschienen, daß Simeon Matveitsch mein Lossagen von Michel erkaufen, mir einen »Rückzug« gestatten wollte . . . Aber diese Worte!! Meine Augen fingen an, sich an die Finsterniß zu gewöhnen und ich konnte das

Gesicht Simeon Matveitsch's unterscheiden. Es lächelte, das alte Gesicht; er ging mit kleinen Schritten auf und nieder und blieb dann vor mir stehen, ungeduldig die Füße bewegend . . .

»Nun, also?« fragte er endlich, »gefällt Ihnen mein Antrag?«

»Antrag?« . . . wiederholte ich unwillkürlich . . . ich verstand ihn nicht.

»Simeon Matveitsch lachte auf . . . er lachte in der That . . . mit seinem widerwärtigen, feinen Lachen.

»Freilich!« rief er aus. »Ihr Mädchen alle . . .« — er verbesserte — »Fräulein . . . Fräulein . . . Ihr habt nur immer das Eine im Kopfe: Ihr müßt immer Jugend haben! — Ohne Liebe könnt Ihr nicht leben! Natürlich. Was ist dagegen einzuwenden? Die Jugend ist eine schöne Sache! Aber verstehen denn nur junge Leute zu lieben? So mancher Greis hat ein noch heißeres Herz, und wenn ein alter Mann einmal Jemand liebt, nun — dann ist es ein steinerner Fels! Das ist für die Ewigkeit! Nicht wie bei diesen bartlosen Himmelstürmern, durch deren Köpfe nur Wind weht! Ja, ja; vor alten Männern hat man sich nicht zu ekeln! Sie können Vieles thun, Vieles! Man muß sie nur zu behandeln verstehen! Ja . . . ja! Und auch das Liebkosen verstehen die Alten, hi — hi — hi . . .« — und Simeon Matveitsch lachte wieder. — »Sehen Sie, erlauben Sie mir Ihr Händchen . . . zur Probe . . . nur so . . . zur Probe . . .«

»Ich sprang vom Stuhle und gab ihm mit aller Macht einen Stoß in die Brust. Er schwankte, gab einen hinfälligen, erschreckten Laut von sich, und wäre beinahe gefallen. Die menschliche Sprache hat keine Worte, um auszudrücken, bis zu welch' einem Grade er mir verabscheuungswürdig, niedrig und verächtlich erschien. Jede Spur von Furcht hatte mich verlassen.

»Hinweg! verächtlicher Greis,« entriß sich meiner Brust. »Hinweg, Herr Koltovskoy, Edelmann des ersten Ranges! Auch in meinen Adern fließt Ihr Blut, das Blut der Koltovskoy's und ich verfluche den Tag und die Stunde, wo es in meine Adern floß!«

»Wie? . . . Was sagst Du? . . . Was?« lallte erstickend Simeon Matveitsch »Du wagst es . . . und in demselben Augenblick, wo ich Dich ertappte . . . wie Du zu Mischka gingst . . . Wie? Wie? wie? . . .«

»Ich konnte mich nicht mehr halten . . . Etwas wie schonungslose Verzweiflung war in mir erwacht.

»Und Sie, Sie, der Bruder . . . Bruder Ihres Bruders, Sie wagten . . . Sie konnten sich entschließen . . . Aber für wen hielten Sie mich denn? Und sind Sie denn wirklich so blind, daß Sie nicht längst schon den Abscheu bemerkten, den Sie in mir erregen? . . . Sie haben sich erfrecht das Wort Antrag zu gebrauchen! . . . Lassen Sie mich sogleich in diesem Augenblicke hinaus.«

»Ich ging auf die Thüre zu.

»Ach, so also! So hast Du jetzt die Sprache wiedergefunden!« pfiff Simeon Matveitsch in stumpfem Zorne, offenbar aber nicht wagend, zu mir heranzutreten . . . »So warte denn Du! Herr Ratsch! Ivan Demjanitsch!l Kommen Sie!«

»Eine Thüre im Billardzimmer, derjenigen, auf welche ich zuging, gegenüber, öffnete sich weit und mein Stiefvater erschien mit einem brennenden Armleuchter in jeder Hand. Sein rundes, rothes, von beiden Seiten durch die Lichter scharf beleuchtetes Gesicht erglänzte in dem Triumphe befriedigter Rache und einer lakaienhaften Freude über eine gelungene Dienstleistung . . . Oh, diese widerwärtigem weißlichen Augen! Wann werde ich aufhören sie zu sehen!

»Haben Sie die Güte, sofort dieses Mädchen zu ergreifen,« rief Simeon Matveitsch aus, sich zu meinem Stiefvater wendend und mit zitternder Hand gebieterisch auf mich weisend. »Führen Sie dasselbe ab i, Ihr Haus und schließen Sie es ein, unter Schloß und Riegel . . . daß es . . . keinen Finger rühren kann und keine Fliege zu ihm hinein kann! . . . Bis auf weiteren Befehlt Die Fenster vernagelt, wenn es nöthig ist! Du stehst mir für sie mit Deinem Kopfe!«

»Herr Ratsch stellte die Armleuchter aus das Billard, verbeugte sich tief gegen Simeon Matveitsch, und kam, sich leicht wiegend und schadenfroh lächelnd, auf mich zu. So muß ein Kater auf eine Maus losgehen, die sich nirgendhin retten kann. All' mein Muth hatte mich verlassen. Ich wußte, dieser Mensch war im Stande . . . mich zu schlagen. Ich zitterte; ja, oh! Schmach! oh Schande . . . ich zitterte.

»Nun, mein Fräulein,« sagte Herr Ratsch. »Geruhen Sie zu kommen.«

»Er faßte mich langsam über dem Ellenbogen am Arme . . . Er begriff, daß ich mich nicht widersetzen würde. Ich ging selbst zur Thüre; in diesem Augenblicke hatte ich nur den einen Gedanken, wie

ich mich am schnellsten von der Gegenwart Simeon Matveitsch's befreien konnte.

»Aber der widerwärtige Greis sprang uns nach, und Ratsch hielt mich auf und kehrte mich mit dem Gesichte zu seinem Patrone.

»Aha!« schrie er und ballte seine Faust. »Aha! so bin ich also der Bruder . . . meines Bruders! Bande des Blutes, wie? Eh? Aber den Vetter kann man heirathen? Das ist möglich? Eh? — Führe sie ab, Du!« wandte er sich zu meinem Stiefvater. »Lasse es Dir gesagt sein: halte das Ohr spitz! Für den geringsten Verkehr mit ihr — soll keine Strafe groß genug sein . . . Führe sie ab!«

»Herr Ratsch brachte mich in mein Zimmer. Während wir über den Hof gingen, sprach er kein Wort zu mir und lachte nur tonlos vor sich hin. Er schloß die Fensterladen, die Thüren und dann, sich tief vor mir verbeugend, wie vor Simeon Matveitsch, platzte er in ein unaufhaltsames, triumphirendes Gelächter aus. »Gute Nacht, Prinzessin Melikitrice.« stöhnte er athemlos. »Hast den Zarewitsch Mitrofan nicht fangen können! Schade! Die Idee war in ihrer Art gar nicht dumm! Hieraus ist für die Zukunft die Lehre zu ziehen: Man soll keinen Briefwechsel beginnen. Ha — ha ha! Wie gut sich übrigens das Alles abgewickelt hat!« Er ging hinaus, steckte den Kopf aber noch einmal zur Thüre hinein: »Nun? Ich habe es Ihnen nicht »vergessen?« Wie? Habe mein Wort gehalten? Ho — ho — ho!« Der Schlüssel drehte sich im Schlosse. Ich athmete frei. Ich hatte gefürchtet, daß er mir die Hände binden würde, . . . allein, sie waren mein, — sie waren frei! Ich riß augenblicklich eine seidene Schnur aus meinem Schlafrocke, machte eine Schlinge und näherte sie dem Halse, warf die Schnur aber sofort wieder von mir. »Ich will Euch nicht die Freude machen,« sagte ich laut. »Und in der That? Welch' ein Wahnsinn! Kann ich denn ohne Michel's Wissen über mein Leben verfügen, mein Leben, das ihm gehört, ein freies Geschenk von mir selbst? Nein, Ihr Bösewichte! Nein! Eure Sache ist noch nicht gewonnen! Er wird mich retten, er wird mich aus dieser Hölle herausreißen, er . . . oh, mein Michel!«

»Und dann fiel mir ein, daß ja auch er, gleich mir, eingeschlossen war, — und ich warf mich mit dem Gesichte auf mein Bette und schluchzte, schluchzte . . . und nur der Gedanke, daß mein Peiniger vielleicht hinter der Thüre stand und triumphirte, dieser Gedanke allein machte es mir möglich, meine Thränen zu verschlucken . . .

»Ich bin erschöpft. Ich schreibe vom Morgen an, und jetzt ist es Abend; wenn ich einmal mich von dem Papier losreiße, werde ich nicht mehr im Stande sein, die Feder von neuem zu ergreifen. Also schnell, schnell zum Ende! Mich bei all dem Häßlichen aufzuhalten, was auf jenen fürchterlichen Tag folgte, übersteigt übrigens auch meine Kräfte!

„Vierundzwanzig Stunden später wurde ich in einen verdeckten Schlitten in ein, zum Hofe gehöriges Bauernhaus übergeführt, und mit Wache haltenden Mushik's umgeben; dort blieb ich sechs volle Wochen eingeschlossen! Ich war nicht einen Augenblick allein . . . Ich habe in der Folge erfahren, daß mein Stiefvater von Michels Ankunft an mich und um mit Spionen umgeben hatte und den Diener, der mir Michels Brief zustellte, erkauft hatte. Ich habe auch erfahren, daß zwischen Vater und Sohn am folgenden Morgen eine fürchterliche, empörende Scene vorgefallen war . . . Der Vater verfluchte ihn. Michel schwor, das väterliche Haus mit keinem Fuße mehr zu betreten und reiste nach Petersburg. Aber der Schlag, den mein Stiefvater auf mich geführt hatte, traf ihn selbst. Simeon Matveitsch etkltitte ihm, daß er nicht mehr auf dem Lande bleiben und die Besitzung nicht mehr verwalten könne. Es mag wohl schwer sein, ungeschickten Eifer zu vergeben, und der daraus entstandene Scandal mußte doch an Jemand gerügt werden. Uebrigens wurde Herr Ratsch freigebig von Simeon Matveitsch belohnt. Er gab ihm die Mittel, nach Moskau überzusiedeln und sich dort niederzulassen. Vor unserer Abreise nach Moskau wurde ich in unseren Flügel zurückgebracht, aber wie früher, unter strenger Aufsicht behalten. Der Verlust des »warmen Plätzchens«, das er »durch meine Güte verloren,« vermehrte noch die Erbitterung meines Stiefvaters gegen mich.

»Und, wen haben Sie da verwunden wollen?« pflegte er, vor Wuth schnaubend, zu sagen. — »Der Alte mußte freilich heftig werden, sich übereilen, und nun sitzt er drin. Jetzt freilich hat seine Eigenliebe gelitten, und das Uebel ist nicht mehr wieder gut zu machen. Er hätte nur einige Tage zu warten gebraucht und Alles wäre wie Butter geflossen. Sie würden jetzt nicht bei trockenem Brote sitzen, und ich wäre geblieben, was ich war! Das ist es eben: Lang ist der Frauen Haar . . . aber kurz ihr Verstand! Nun, schon gut! Von Ihnen werde ich schon nehmen was mir zukommt, und jenes Täubchen (er meinte Michel) wird auch an mich denken!

»Ich mußte natürlich alle diese Beleidigungen stillschweigend ertragen. Simon Matveitsch habe ich nie wieder gesehen. Die Trennung von seinem Sohne hatte ihn sehr erschüttert. Fühlte er nun Reue, oder — wohl wahrscheinlicher — wünschte er mich für immer an sein Haus, meine Familie — Familie!! — zu ketten; genug, er bestimmte mir eine Pension, die mein Stiefvater empfangen und mir auszahlen sollte, bis ich heirathen würde . . . Dieses erniedrigende Almosen erhalte ich bis jetzt, das heißt er erhält sie, statt meiner . . .

»Wir ließen uns in Moskau nieder. Ich schwöre bei dem Andenken meiner armen Mutter, daß ich, nach unserer Ankunft in der Stadt, nicht einen Tag, nicht zwei Stunden bei meinem Stiefvater geblieben wäre. . . . Ich wäre davon gelaufen, ich weiß nicht wohin . . . in die Polizei . . . ich hätte mich dem General-Gouverneur, den Senatoren zu Füßen geworfen — ich weiß nicht, was ich gemacht hätte, wenn es nicht in dem Augenblicke unserer Abreise vom Lande einer gewesenen Stubenmagd von mir gelungen wäre, mir einen Brief von Michel zuzustellen. Ach, dieser Brief! Wie viele Male habe ich jede Zeile desselben, gelesen, wie viele Male ihn mit Küssen bedeckt! Michel beschwor mich, den Muth nicht zu verlieren, zu hoffen, und seiner treuen Liebe gewiß zu sein. Er schwor, Niemand anders anzugehören als mir, er nannte mich sein Weib; er versprach, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, malte mir das Bild unserer Zukunft aus und bat mich««nur um das Eine: zu dulden und zu warten . . . und ich war entschlossen zu dulden und zu warten. Ach! worin hätte ich nicht gewilligt, was hätte ich nicht getragen, um nur seinen Willen zu erfüllen! Dieser Brief wurde mein Heiligthum, mein Leitstern, mein Anker. Oft, wenn mein Stiefvater mir Vorwürfe machte, mich beleidigte, legte ich still meine Hand auf die Brust (ich trug seinen Brief, in ein Säckchen eingenäht, immer bei mir) und lächelte nur, und je mehr er wüthete und schalt, desto leichter und süßer wurde mir zu Muthe . . . Zuletzt sah ich ihm an den Augen an, daß er zu glauben anfing, daß ich wahnsinnig würde. — Auf jenen ersten Brief folgte ein zweiter; er war noch glücklicher, noch mehr voll Hoffnung . . . . er sprach von einem baldigen Wiedersehen.

»Ach! statt dieses Wiedersehens kam ein Morgen . . . Und ich sah wieder Herrn Ratsch hereintreten — und wieder war Triumph, schadenfroher Triumph auf seinem Gesicht — in seiner Hand eine Nummer des »Invaliden« und darin die Nachricht von dem Tode des

Rittmeisters von der Garde Michael Koltovskoy . . . aus dem Namensregister gestrichen.

»Was kann ich noch hinzufügen? Ich blieb leben und fuhr fort bei Herrn Ratsch zu wohnen. Er haßte mich ärger als je — er hatte seine schwarze Seele zu sehr vor mir blosgestellt und konnte mir das nicht vergeben. Aber mir war Alles gleichgültig. Ich wurde ganz gefühllos; mein eigenes Schicksal hatte kein Interesse mehr für mich. An ihn, an ihn zu denken war meine einzige Beschäftigung, meine einzige Freude. Mein armer Michel war mit meinem Namen auf den Lippen gestorben . . . das erfuhr ich von einem ihm ergebenen Diener, der ihn auf's Land begleitet hatte. In demselben Jahre heirathete mein Stiefvater Eleonore Karpowna. Bald darauf starb auch Simeon Matveitsch, nachdem er in seinem Testamente die mir bewilligte Pension bestätigt und vergrößert hatte . . . Im Falle meines Todes geht sie auf Herrn Ratsch über.

»Zwei, drei Jahre vergingen . . . sechs, sieben Jahre vergingen . . . das Leben floß und floh dahin . . . und ich schaute, nur zu wie es dahin floß. So pflegen Kinder am Ufer des Flusses zu spielen, Fischkasten und Dämme aus Sand aufzubauen, und auf jede Weise zu versuchen, daß das Wasser nicht durchsickert und durchbricht . . . aber endlich bricht es denn doch durch, und sie geben alle ihre Mühe auf, und sehen fröhlich zu, wie alle aufgespeicherte Herrlichkeit bis auf das letzte Körnchen weggebracht ist.

»So lebte, so vegetirte ich, bis endlich ein neuer, unverhoffter Strahl von Wärme und Licht . . .

* *
*

Bei diesem Worte brach die Handschrift ab; die übrigen Blätter waren abgerissen und ein paar Zeilen, welche den begonnenen Satz beendigten, waren durchgestrichen und mit Dinte geschwärzt.

XVIII.

Das Durchlesen dieses Heftchens regte mich so auf, der Besuch Susannens hatte mir einen so tiefen Eindruck hinterlassen, daß ich die ganze Nacht schlaflos zubrachte. Früh am Morgen schickte ich per Estafette eitlen Brief an Fustoff ab, in welchem ich ihn beschwor, so schnell wie möglich nach Moskau zurückzukehren, da seine Abwesenheit die schwersten Folgen haben könne. Ich deutete ihm auch weilte Zusammenkunst mit Susanne und erwähnte des Heftes, das sie in meinen Händen zurückgelassen hatte. Nachdem ich diesen Brief abgeschickt, ging ich den ganzen Tag über nicht aus dem Hause und grübelte fortwährend darüber, was wohl jetzt bei den Ratsch's vorging. Ich konnte mich nicht entschließen, selbst dahin zu gehen. Unterdessen befand sich meine Taute, wie ich nicht umhin konnte zu bemerken, in immerwährender Aufregung, sie ließ alle Augenblicke räuchern und legte den »Wanderer,« eine Gattung Patience, aus, welche sich dadurch auszeichnet, daß sie niemals gelingt! Der Besuch einer ihr unbekannten Dame, und das zu einer so späten Stunde, blieb ihr kein Geheimniß. Ihre Phantasie spiegelte ihr sofort einen gähnenden Abgrund vor, an dessen Rande ich stand; sie seufzte und ächzte fortwährend, und sagte leise vor sich hin französische Sentenzen her, die sie aus einem geschriebenen Büchelchen, unter dem Titel »*Extraits de lecture*« geschöpft hatte. Am Abende fand ich auf meinem Nachttischchen ein Werk von De Gerandeau; es war aufgeschlagen bei dem Capitel: »Ueber den Nachtheil der Leidenschaften. Diese Schrift war auf Befehl meiner Tante durch die ältere ihrer Gesellschafterinnen in mein Zimmer hingelegt worden; sie wurde im Hause Amischka genannt, in Folge ihrer Aehnlichkeit mit einem kleinen Pudel desselben Namens, und war ein sehr sentimentales, sogar romantisches, aber überreifes Mädchen. Der ganze folgende Tag verging in sehnsüchtiger Erwartung von Fustoff's Ankunft, einem Briefe von ihm, oder Nachrichten aus dem Hause Ratsch, — obgleich ich wohl nicht wußte, wie sie dazu kommen sollten, zu mir zu schicken? Susanne konnte eher voraussehen, daß ich sie besuchen würde . . . aber ich konnte mich nicht entschließen, sie wiederzusehen, ehe ich Fustoff gesprochen hatte. Ich suchte mir alle Ausdrücke meines Briefes an ihn in's Gedächtniß zurückzurufen

. . . und ich hoffte, sie seien stark genug gewesen. Endlich spät am Abende erschien er.

XIX.

Er trat mit seinem gewöhnlichen, raschen, aber nicht hastigen Schritte zu mir in's Zimmer. Er sah bleich und angegriffen von der Reise aus; sein Gesicht drückte Zweifel, Neugierde, Unzufriedenheit aus — Gefühle, die ihm sonst wenig bekannt waren. Ich stürzte auf ihn zu, umarmte ihn und dankte ihm auf das Wärmste, daß er mir gefolgt war. Ich theilte ihm mit einigen Worten meine Unterredung mit Susanne mit — und händigte ihm das Heftchen ein. Ohne mir ein Wort zu antworten, trat er an's Fenster, an dasselbe Fenster, an welchem Susanne zwei Tage früher gesessen hatte, und fing an zu lesen. Ich zog mich sogleich in die entfernteste Ecke des Zimmers zurück und nahm zum Schein ein Buch in die Hand. Aber ich gestehe, daß ich die ganze Zeit über verstohlen über den Rand des Einbandes zu Fustoff hinüberblickte. Anfangs las er ziemlich ruhig und zupfte dabei immer die Härchen über seiner Lippe; dann ließ er die Hand sinken, beugte sich nach vorn und regte sich nicht mehr. Seine Augen liefen förmlich über die Zeilen hin, der Mund war leicht geöffnet. Und dann beendigte er das Heft, wandte es um und um« betrachtete es von allen Seiten und verfiel in Nachdenken. Dann fing er von neuem wieder an und las es von Anfang bis zu Ende noch einmal durch. Hierauf stand er auf, that das Heft in die Tasche, wandte sich zur Thüre, kehrte aber um und blieb mitten im Zimmer stehen.

»Und was denkst Du davon,« fragte ich ohne abzuwarten, was er sagen würde.

»Ich habe ihr Unrecht gethan,« sprach Fustoff dumpf. — »Ich habe . . . unüberlegt, unverantwortlich, roh gehandelt. Ich habe diesem — Fictor geglaubt.

»Wie?« rief ich aus; — diesem selben Fictor, den Du so sehr verachtest? Was hat er Dir denn sagen können?«

Fustoff kreuzte die Arme und wandte sich seitwärts. Er war verlegen, ich sah es deutlich.

»Erinnerst Du Dich,« sagte er nicht ohne einige Anstrengung, — »wie dieser . . . Fictor einer . . . Pension erwähnte? Dieses unglückliche Wort setzte sich in mir fest. Dieses Wort ist an Allem schuld. Ich fing an, ihn auszufragen . . . und er . . .

»Nun? Und er . . .

»Er sagte mir, daß dieser alte Mann . . . wie heißt er denn . . . Koltovskoy — Susannen diese Pension auszahle, weil . . . weil . . . nun mit einem Worte, — als Entschädigung.«

Ich schlug die Hände zusammen.«

»Und Du hast il;m geglaubt?«

Fustoff nickte mit dem Kopfe.

»Ja, ich habe ihm geglaubt . . . Er sagte mir, daß auch mit dem Jungen . . . Mit einem Worte, meine Handlung ist nicht zu rechtfertigen.«

»Und Du entferntest Dich, um Alles abzubrechen?«

»Ja; das ist in . . . solchen Fällen das beste Mittel. Ich habe roh, roh gehandelt,« fügte er hinzu.

Wir schwiegen Beide. Jeder von uns fühlte, daß der Andere sich schämte; mir aber war es leichter, denn ich schämte mich nicht für mich.

XX.

»Ich würde jetzt diesem Fictor alle Knochen zerbrechen,« fuhr Fustoff zu reden fort, »wenn ich mich nicht auch selbst schuldig fühlte. Jetzt verstehe ich, worauf diese ganze Sache angelegt war: mit Susannens Heirath verloren sie ihre Pension . . . die niederträchtigen Menschen!«

Ich faßte seine Hand.

»Alexander,« fragte ich, »warst Du bei ihr?«

»Nein; ich kam gerade von der Reise zu Dir. Ich will morgen hin . . . morgen früh. Das kann nicht so bleiben. Unmöglich!«

»Du . . . Du liebst sie, Alexander?«

Es war, als wenn sich Fustoff beleidigt fühlte.

Freilich liebe ich sie. Ich bin ihr sehr zugethan.«

»Sie ist ein herrliches, ehrliches Mädchen!« rief ich aus.

Fustoff stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

»Was bildest Du Dir denn ein? Ich war bereit sie zu heirathen und bin auch jetzt noch bereit dazu. Ich habe mir das schon überlegt, obgleich sie älter ist, als ich.«

In diesem Augenblicke schien es mir, als säße eine bleiche, weibliche Figur, sich auf ihre Hände stützend, auf dem Fensterbrett. Die Lichte waren niedergebrannt; es dunkelte im Zimmer. Ich erbebte und sah unverwandt auf den Punkt hin. Es war natürlich Nichts, aber — ein seltsames Gefühl, ein Gemisch von Schreck, Trauer und Mitleid erfüllte mich.

»Alexander!« sprach ich, von einem unwillkührlichen Drange getrieben: »Ich bitte, ich beschwöre Dich« gehe sofort zu Ratsch hin, schiebe es nicht bis morgen auf! Eine innere Stimme sagt mir, daß Du Susanne heut noch sehen mußt.«

Fustoff zuckte die Achseln.

»Ich bitte Dich, was fällt Dir ein? Die Uhr geht bereits auf elf und dort im Hause schläft wahrscheinlich Alles schon.«

»Gleichviel . . . Gehe hin, um Gottes Willen! Ich habe eine böse Ahnung . . . Bitte, folge mir! Gehe gleich, nimm einen Schlitten . . .«

»Was ist das für dummes Zeug!« antwortete kaltblütig Fustoff: »Unter welchem Vorwande sollte ich denn jetzt hingehen? Morgen in

der Frühe will ich hingeben, und dann wird sich Alles aufklären.«

»Aber, Alexander, erinnere Dich, sie sprach von ihrem Tode, und daß Du sie nicht mehr am Leben finden würdest . . . Und wenn Du ihr Gesicht gesehen hättest! Bedenke doch, stelle Dir vor, was es sie kosten mußte, um . . . zu mir zu kommen . . .«

»Sie ist ein phantastischer Kopf,« sagte Fustoff, welcher seine Selbstbeherrschung vollkommen wieder erhalten hatte. Alle jungen Mädchen sind so . . . in der Jugend. Ich wiederhole Dir, morgen wird Alles in Ordnung kommen. Bis dahin Lebewohl! Ich bin müde und auch Du scheinst schläfrig zu sein.

Er nahm seine Mütze und ging aus dem Zimmer.

»Aber, Du versprichst mir doch gleich nachher zu mir zu kommen?« rief ich ihm noch nach.

»Ich verspreche es . . . Lebewohl.«

Ich legte mich zu Bette aber mein Herz war voll Unruhe und ich ärgerte mich über meinen Freund. Spät erst schlief ich ein und mir träumte, daß ich mit Susanne in feuchten, unterirdischen Gängen umherstreifte, enge, steile Treppen auf- und abstieg und immer tiefer und tiefer hinunterkamen, obgleich wir uns durchaus hinauf an die Luft hindurcharbeiten wollten, und eine klagende einförmige Stimme uns fortwährend rief.

XXI.

Eine Hand legte sich auf meine Schulter und schüttelte mich ein paar Mal . . . . Ich öffnete die Augen und sah bei dem schwachen Scheine eines einzigen Lichtes Fustoff vor mir stehen. Sein Anblick erschreckte mich. Er schwankte auf den Füßen; seine Gesichtsfarbe war gelb, fast wie die Farbe seiner Haare; seine Mundwinkel hingen herab und die trüben Augen sahen gedankenlos auf die Seite . . . Wo war sein freundlicher, immer wohlwollender Blick geblieben? Ich hatte einen Vetter, den die Epilepsie zum Idioten gemacht hatte . . . Diesem glich Fustoff jetzt.«

Ich erhob mich in Eile.

»Was ist? Mein Gott, was ist mit Dir geschehen?«

Er antwortete nicht.

»Was ist geschehen? Fustoff! So sprich doch! Susanne? . . .«

Fustoff erbebte leicht.

»Sie,« fing er mit heiserer Stimme an und verstummte.

»Was ist mit ihr? Hast Du sie gesehen?«

Er fixirte mich.

»Sie ist nicht mehr.«

»Wie das?«

»Sie ist nicht mehr. Sie ist todt.«

Ich sprang vom Bette auf.

»Wie todt? Susanne? Gestorben?«

Fustoff sah wieder von mir weg.

»Ja todt; um Mitternacht.«

»Er hat den Verstand verloren!« blitzte mir durch den Kopf.

»Um Mitternacht! Was ist denn jetzt die Uhr?«

»Jetzt ist es acht Uhr früh. Man hat zu mir geschickt um es mir anzuzeigen. Morgen wird sie bestattet.«

Ich ergriff seine Hand.

»Alexander, redest Du nicht irre? Bist Du ganz bei Sinnen?«

»Ich bin bei voller Besinnung,« antwortete er. »Sobald ich es erfuhr, begab ich mich hierher.«

Mein Herz erstarrte schmerzlich, wie das immer geschieht, wenn uns die Gewißheit eines unwiederbringlich erfüllten Unglücks erfaßt.

»Ah, Gott! Ah, Gott! Gestorben!« wiederholte ich. »Wie ist das möglich? Ei plötzlich! Oder hat sie sich vielleicht selbst das Leben genommen?«

»Ich weißes nicht,« wiederholte Fustoff. »Ich weiß gar Nichts. Man hat mir blos sagen lassen: Sie sei um Mitternacht verschieden und würde morgen bestattet.«

»Um Mitternacht,« dachte ich . . . »Sie lebte also gestern noch, als sie mir auf dem Fenster erschien, als ich ihn beschwor zu ihr zu eilen . . .«

»Sie war noch am Leben, als Du mich gestern zu Ivan Demjanitsch sandtest,« sagte Fustoff, als hätte er meine Gedanken errathen.

»Wie wenig er sie doch gekannt hat,« dachte ich weiter. »Wie wenig wir Beide sie kannten. Einen phantastischen Kopf nannte er sie — Alle jungen Mädchen seien so . . . Und um dieselbe Minute vielleicht hat sie die Schaale an ihre Lippen . . . Ist es denn möglich, daß man Jemand lieben, und sich so grob in ihm täuschen kann?«

Fustoff stand unbeweglich an meinem Bette . . . die Hände waren ihm hinabgesunken . . . er glich einem Verbrecher.

XXII.

Ich kleidete mich eilig an.

»Und was denkst Du jetzt zu thun, Alexander?« sagte ich.

Er sah mich fragend an, als wundere er sich über die einfältige Frage. Und in der That, was konnte er thun?

»Du mußt aber doch hingehen,« fing ich wieder an. »Du mußt erfahren, wie das zugegangen ist. Darunter ist vielleicht ein Verbrechen verborgen. Von diesem Menschen kann man Alles erwarten . . . Das muß Alles aufgeklärt werden. Denke daran, was in ihrem Heftchen steht: die Pension hört mit ihrer Heirath auf; mit ihrem Tode aber geht sie an Ratsch über. In jedem Fall mußt Du wenigstens die letzte Pflicht erfüllen, und Dich vor ihrer sterblichen Hülle beugen.«

Ich sprach wie ein Mentor, wie ein älterer Bruder zu Fustoff. Inmitten all des Schreckes, des Schmerzes und des Erstaunens, stieg Plötzlich und unwillkürlich ein Gefühl der Ueberlegenheit in mir auf . . . War es, weil ich ihn bedrückt, verwirrt und vernichtet sah Von dem Bewußtsein seiner Schuld; oder war es, weil das Unglück, wenn es einen Menschen trifft, denselben fast immer in der Meinung seiner Mitmenschen umwirft und erniedrigt, »es ist also schwach mit Dir bestellt, da Du Dich nicht herauszuwinden verstandest!l« Gott allein weiß es! Fustoff kam mir vor wie ein Kind, ich fühlte Mitleid mit ihm, und fühlte doch auch die Nothwendigkeit der Strenge. Ich reichte ihm meine Hand von oben herab! Das Mitleid der Frauen allein kommt nicht von oben herab!

Allein Fustoff fuhr fort stumpf und wild auf mich zusehen. Meine Autorität machte offenbar gar keinen Eindruck auf ihn — und auf meine wiederholte Frage: »Du wirst doch zu ihnen gehen?« antwortete er: »Nein! ich werde nicht hingehen.«

»Um Gottes Willen! Wie ist des möglich? Du wirst doch selbst wissen und anfragen wollen: Wie? und Was? Vielleicht hat. sie einen Brief zurückgelassen . . . irgend ein Dokument . . . Um Gottes Willen!«

Fustoff schüttelte den Kopf.

»Ich kann nicht dorthin gehen,« sagte er, »Ich bin deshalb zu Dir gekommen, Um Dich zu bitten . . . statt meiner . . . denn ich kann nicht . . . kann nicht . . .«

Und Fustoff setzte sich plötzlich an den Tisch, barg sein Gesicht in beide Hände und brach in bitteres Schluchzen aus.

»Ach, Ach!« wiederholte er durch seine Thränen hindurch. »Ach, die Arme . . . die Aermste . . . Ich . . . ich liebte sie . . . Ach, Ach!«

»Ich stand neben ihm und muß gestehen, daß diese unstreitig aufrichtigen Thränen gar keine Theilnahme in mir erweckten; ich wunderte mich nur darüber, daß Fustoff so weinen konnte, und mir war, als begriffe ich erst jetzt, wie klein der Mensch war, und wie ganz anders ich an seiner Stelle gehandelt hätte. Da sehe Einer! Wenn Fustoff vollkommen ruhig geblieben wäre, ich hätte ihn vielleicht gehaßt, hätte Abscheu vor ihm empfunden, aber er wäre nicht so in meiner Meinung gefallen . . . sein Prestige wäre ihm geblieben, der Don Juan wäre Don Juan nach wie vor! Sehr spät im Leben erst — und das nach vielen Prüfungen — lernt der Mensch, bei dem wirklichen Falle oder der Schwäche eines Mitbruders, ihm ohne den Selbstgenuß der eigenen Tugend und Kraft, mit jeglicher Demuth und dem vollen Verständniß des Natürlichen und fast Unvermeidlichen der Schuld, zu helfen, und mit ihm zu fühlen!

XXIII.

Ich hatte Fustoff sehr entschieden und muthig überredet zu Ratsch's hinzugehen, aber als ich mich gegen zwölf Uhr selbst dorthin begab (Fustoff konnte sich durchaus nicht entschließen, mich zu begleiten und bat mich nur ihm die umständlichsten Mittheilungen zu machen) und das Haus mich bei der Wendung einer Straße aus der Ferne ansah mit dem mattgelben Flecken einer Todtenkerze in dem einen Fenster, da schnürte mir eine unsagbare Furcht den Athem zu, und ich wäre gern umgekehrt . . . Ich beherrschte mich indessen, und trat in's Vorzimmer. Weihrauch und Kerzengeruch schlug mir aus demselben entgegen; der Deckel eines rosenrothen, mit silbernen Borten beschlagenen Sarges stand in einer Ecke, an die Wand gelehnt. Aus einem Nebenzimmer, dem Speisezimmer, tönte das einförmige Murmeln des Diakonus, dem Summen einer hineingeflogenen Hummel gleich. Das verschlafene Gesicht einer Dienstmagd blickte aus dem Gastzimmer heraus. Sie fragte halblaut: »Sie sind gekommen um Ihre Verbeugung zu machen und wies auf die Thür des Speisezimmers. Ich trat hinein. Der Sarg stand mit dem Kopfende zur Thüre. Susannen's schwarzes Haar mit dem weißen Kranze auf der etwas gehobenen Franze des Kissens, bot sich zuerst den Augen dar. Ich trat an die Seite hin, bekreuzte mich, beugte mich bis zur Erde und sah hin . . . Ah, Gott! welch' ein schmerzlicher Anblick! Die Unglückliche! Der Tod selbst. hatte kein Mitleid mit ihr gehabt, er hatte ihr — ich will gar nicht von Schönheit sprechen — er hatte ihr selbst jene Ruhe, jene rührende, unbeschreibliche Ruhe versagt, die uns so oft in den Zügen der Entschlafenen begegnet. Das kleine, dunkle, beinahe braune Gesicht Susannens erinnerte an die Gesichter auf den allerältesten Heiligenbildern, und welch einen Ausdruck trug dieses Gesicht! Es war, als wenn sie eben einen verzweifelten Schrei hätte ausstoßen wollen, und so erstarrt wäre, ehe sie einen Ton hervorgebracht . . . kein Fältchen zwischen den Augenbrauen war ausgeglättet und die Finger an den Händen waren verdreht und zusammengepreßt. Ich wendete den Blick unwillkürlich ab; eine kleine Weile darauf zwang ich mich aber, wieder hinzusehen, sie lange und aufmerksam zu betrachten. Mitleid, — und nicht dieses Gefühl allein erfüllte meine Seele. »Dieses Mädchen ist eines

gewaltsamen Todes gestorben,« das stand unzweifelhaft bei mir fest. Während ich da stand und die Leiche betrachtete, verfiel der Diakonus, der bei meinem Eintritt die Stimme erhöht und einige Silben deutlich gesprochen hatte, wieder in den summenden Ton und gähnte mehrmals. Ich beugte mich noch einmal bis zur Erde, und trat in's Vorzimmer hinaus. An der Schwelle des Gastzimmers erwartete mich schon Herr Ratsch. Er trug einen bunten Bocharn-Schlafrock, winkte mir mit der Hand und führte mich in sein Cabinet, — ich hätte beinahe gesagt in sein Loch. Dieses Cabinet, finster, eng und ganz gesättigt mit einem sauren Geruche von Wichse erweckte in mir stets Vergleiche mit der Höhle eines Wolfes oder eines Fuchses.

XXIV.

»Eine Verletzung! eine Zerreißung jener Hüllen . . . Oberhäutchen . . . Sie wissen . . . Oberhäutchen!« sagte Herr Ratsch, sobald er die Thüre geschlossen hatte. — »Solch' ein Unglück! Gestern noch konnte man Nichts bemerken und auf einmal r—r—ras—s! Krach! Entzwei! und aus! — Da kann man wohl sagen: »Heute roth, und morgen todt. Erwarten konnte man es freilich: ich habe es immer erwartet. In Tambow hat ein Regimentsarzt Galimboosky, Vincenz Kasimirowitsch . . . Sie haben gewiß von ihm gehört . . . ein ausgezeichneter Praktikus, Specialist!«

»Ich höre zum ersten Male seinen Namen,« bemerkte ich.

»Nun, gleichviel; Dieser also,« fuhr Herr Ratsch zuerst mit leiser Stimme, dann immer lauter, und zu meiner Verwunderung mit einem sehr bemerklichen deutschen Accente fort, »dieser also hat mich immer gewarnt: Eh! Ivan Demjanitsch! Eh! mein Freund! nehmen Sie sich in Acht! Ihre Stieftochter hat einen organischen Herzfehler — *Hypertrophia cordialis!* Das Geringste — und das Unglück ist da! Heftige Gemüthsbewegungen müssen vor Allem vermieden werden . . .« Ich bitte Sie, wie ist das wohl möglich bei einem jungen Mädchens . . . Auf die Vernunft wirken? Ha — h . . . ha . . .«

Herr Ratsch war im Begriffe seiner alten . Gewohnheit gemäß in Lachen auszubrechen, besann sich aber noch zur rechten Zeit und verwandelte den begonnenen Laut in ein Husten.

Und das konnte Herr Ratsch sagen! Nach Allem, was ich über ihn wußte . . . Ich erachtete es für meine Pflicht ihn zu fragen: ob ein Arzt gerufen worden war?

Herr Ratsch sprang auf.

»Freilich ist ein Arzt da gewesen . . . Zwei Aerzte wurden gerufen; aber es war schon Alles aus — abgemacht! Und stellen Sie sich vor: Beide begegneten sich darin: »eine Zerreißung! Zerreißung des Herzens!« riefen sie Beide wie aus einem Munde. Sie schlugen Anatomie vor; aber . . . Sie begreifen . . . ich habe mich nicht dazu entschlossen.«

»Und die Beerdigung ist morgen?«

»Ja, ja Morgen; morgen wollen wir unser Täubchen beerdigen. Präcis um elf Uhr früh wird die Leiche aus dem Hause hinaus

getragen . . . von hier in die Kirche Nicolai auf Hühnerfüßen . . . Kennen Sie sie? Seltsame Namen haben Ihre russischen Kirchen! Und dann zur letzten Ruhestätte unserer Tochter in feuchter Mutter Erde! Sie kommen doch? Wir kennen uns zwar kurze Zeit; aber ich wage zu behaupten, daß die Liebenswürdigkeit Ihres Charakters, das Edele Ihrer Empfindungen . . .«

« Ich beeilte mich eine bejahende Verbeugung zu machen.

»Ja, ja, ja!« seufzte Herr Ratsch. »Das ist wahrhaftig ein Donnerschlag, wie man zu sagen pflegt, — ein Blitz vom heiteren Himmel!«

»Hat Susanna Ivanowna Nichts gesagt vor dem Tode? Hat sie keine Bestimmung hinterlassen?«

»Durchaus gar Nichts! Kein Pulverkörnchen! Kein einziges Papierfetzchen! Ich bitte Sie! Als man mich zu ihr rief, als man mich weckte, so war sie — stellen Sie sich vor — schon kalt und starr! Das war mir äußerst schmerzlich! Sie hat uns Alle in tiefes Leid versetzt! Alexander Daviditsch wird es auch bedauern, wenn er es hört . . . man sagt, er sei nicht in Moskau anwesend?«

»Er reiste in der That für einige Tage . . .« fing ich an.

»Fictor Ivanitsch beklagt sich darüber, daß es so lange dauert mit dem Anspannen des Schlittens,« unterbrach mich ein eintretendes Dienstmädchen, dasselbe, welches ich im Vorzimmer gesehen hatte. Ihr noch immer verschlafenes Gesicht frappirte mich diesmal durch jenen Ausdruck grober Frechheit, den man an Dienern wahrnimmt, welche wissen, daß die Herrschaft in ihrer Hand ist, und sie weder zu schelten noch zur Rechenschaft zu ziehen wagen darf.

»Gleich, gleich,« stampfte Ivan Demjanitsch mit dem Fuße. »Eleonora Karpowna, kommen Sie her. Leonore! Lenchen.«

Schwerfällig nahte Etwas der Thüre und in demselben Augenblicke wurde Fictors befehlende Stimme hörbar: »Warum wird das Pferd denn nicht angespannt? Ich kann mich doch nicht zu Fuße auf die Polizei schleppen?«

»Gleich, gleich,« wiederholte Ivan Demjanitsch. — »Eleonora Karpowna, so kommen Sie doch her!«

»Aber Ivan Demjanitsch,« wurde ihre Stimme hörbar, »ich habe ja keine Toilette gemacht!«

»Macht Nichts! Komm herein!«

Eleonore Karpowna trat herein, mit zwei Fingern ein Tuch über ihrem bloßen Halse zusammenhaltend. Sie trug einen offenen Morgenrock und ihre Haare waren ungekämmt. Ivan Demjanitsch sprang sogleich auf sie zu.

»Sie hören, Fictor verlangt die Equipage,« sagte er, hastig mit dem Finger bald auf die Thüre, bald auf das Fenster zeigend. »So treffen Sie Anordnungen und schnell! Der Kerl schreit so!l«

»Der Fictor schreit immer, Ivan Demjanitsch, Sie wissen es wohl!« antwortete Eleonora Karpowna: »Ich habe es dem Kutscher selbst befohlen; aber er hatte dem Pferde Hafer vorgeworfen. Welch ein plötzliches Unglück,« fügte sie, sich zu mir wendend, hinzu; »und wer hätte das von Susanna Ivanowna gedacht?«

»Ich habe es immer erwartet, immer!« schrie Ratsch, und hob die Hände hoch empor, wobei der Bocharn-Schlafrock vorne auseinanderging und ein-paar höchst widerwärtige untere Unaussprechliche aus sämischem Leder mit einer messingenen Schnalle an der Gurte, zu Tage förderte. »Eine Zerreißung des Herzens! Das Oberhäutchen »*Hypertrophia!*«

»Nun ja,« sprach Eleonora Karpowna ihm nach. »Hypo. . . Nun, das thut mir jetzt sehr, sehr leid, und ich sage noch einmal . . . und ihr grobgeformtes Gesicht verzerrte sich allmählig, die Augenbrauen hoben sich im Dreieck und ein kleines Thränchen rollte über die runden und wie bei einer lackirten Puppe glänzenden Wangen . . . »Es thut mir wirklich sehr leid, daß eine so junge Person, welche hätte leben und Alles hätte genießen sollen . . . Alles . . . Und auf einmal diese Verzweiflung.«

»Na, gut, gut! . . . Geh! Alte!« unterbrach sie Herr Ratsch.

»Geh' schon, geh' schon!« murmelte Eleonora Karpowna und ging hinaus, immer noch das Tuch mit zwei Fingern haltend, und Thränen vergießend.

Ich folgte ihr. Im Vorzimmer stand Fictor im Studentenmantel mit einem Biberkragen und die Mütze auf einer Seite. Er sah mich kaum etwas über die Schulter an, schüttelte seinen Kragen und grüßte mich nicht, wofür ich ihm im Herzen dankte.

Ich kehrte zu Fustoff zurück.

XXV.

Ich fand meinen Freund in einem Winkel seines Cabinettes sitzend; sein Kopf war gesenkt, seine Arme über der Brust gekreuzt. Es war eine Stumpfheit über ihn gekommen, er blickte mit langsamem Erstaunen um sich, wie ein Mensch, der sehr fest geschlafen hat und eben erst geweckt worden ist. Ich erzählte ihm von meinem Besuche bei Ratsch, wiederholte ihm die Reden des »Veteranen,« die Worte seiner Frau und theilte ihm meine Ueberzeugung mit, daß das unglückliche Mädchen sich selbst das Leben genommen habe . . . Fustoff hörte mich an, ohne den Ausdruck seines Gesichtes zu verändern und blickte immer erstaunt um sich.

»Hast Du sie gesehen?« fragte er endlich.

»Ich habe sie gesehen.«

»Im Sarge?«

Es war, als wenn Fustoff noch immer daran zweifelte, daß Susanne wirklich todt war.

»Im Sarge.«

Fustoff senkte die Augen und rieb sich leicht die Hände.

»Ist Dir kalt?« fragte ich.

»Ja, Bruder, mich friert,« antwortete er zögernd und schüttelte gedankenlos den Kopf.

Ich fing an, ihm zu beweisen, daß Susanna sich unzweifelhaft vergiftet hätte, oder vergiftet worden sei und daß man diese Sache nicht ruhen lassen dürfe . . .

Fustoff sah mich unverwandt an.

»Was kann man denn dabei thun?« fragte er, langsam und weit mit den Augen blinzelnd. »Es wäre ja noch schlimmer, wenn es bekannt würde . . . Man würde sie nicht beerdigen wollen. Man muß die Sache . . . so . . . sein lassen.«

Dieser übrigens sehr nahe liegende Gedanke war mir nicht in den Sinn gekommen. Der praktische Verstand meines Freundes verließ ihn nicht.

»Wann . . . wird sie beerdigt?« fuhr er fort.

»Morgen.«

»Wirst Du hingehen?«

»Ja.«

»In's Haus, oder gerade in die Kirche?«

»In's Haus; von da in die Kirche und dann auf den Gottesacker.«

»Ich werde nicht hingehen . . . Ich kann nicht . . . Ich kann nicht,« flüsterte Fustoff und brach in Schluchzen aus. Am Morgen hatte er bei diesen selben Worten angefangen zu weinen. Ich habe bemerkt, daß das oft bei Weinenden vorkommt; daß es gewissen Worten — meist unbedeutenden — aber gerade diesen und nicht andern Worten gegeben ist, die Thränendrüsen des Menschen zu öffnen, ihn zu erschüttern und das Gefühl des Mitleids für sich und Andere in ihm zu wecken . . . Ich erinnere mich einer Bäuerin, welche mir von dem plötzlichen Tode ihrer Tochter während des Mittagessens erzählte, und in Thränen zerfloß und niemals die angefangene Erzählung fortsetzen konnte, so wie sie folgenden Satz aussprach: »Ich sage ihr: Thekla? und sie mir: »Mutter, wohin hast Du das Salz . . . das Salz . . . Sa . . alz.« — Das Wort: Salz vernichtete sie. Gleich wie am Morgen, rührten mich Fustoff's Thränen auch jetzt nicht Viel. Ich begriff wie es möglich war, daß er mich nicht fragte, ob Susanne Nichts für ihn hinterlassen hatte? Ueberhaupt war ihre gegenseitige Liebe mir ein Räthsel und sie ist mir ein Räthsel geblieben.

Nachdem er wohl zehn Minuten geweint hatte, stand Fustoff auf, legte sich auf das Sopha, wandte sich mit dem Gesichte zur Wand, und blieb unbeweglich liegen. Ich wartete Etwas. Als ich aber sah, daß er sich nicht regte, und meine Fragen nicht beantwortete, beschloß ich, mich zu entfernen. Ich beschuldige ihn vielleicht ungerechter Weise; aber ich glaube gar, er war eingeschlafen. Das hatte übrigens noch nicht bewiesen, daß er keinen Schmerz empfand . . . seine Natur war so angelegt, daß sie traurige Eindrücke nicht lange ertragen konnte . . Seine Natur war eine allzu normale Natur!«

XXVI.

Am andern Morgen präzis um elf Uhr war ich zur Stelle. Es schneite fein vom niedrig hängenden Himmel, die Kälte war nicht groß, ein Thauwetter war im Anzuge, aber ein scharfer, unangenehmer Wind strich durch die Luft . . . Es war die Zeit der großen Fasten und recht ein Wetter, um sich eine Erkältung zuzuziehen. Ich traf Herrn Ratsch auf der Treppe seines Hauses. Im schwarzen Frack mit Pleureusen und ohne Hut war er dort unnütz geschäftig, fuhr mit den Händen in der Luft herum, schlug sich auf den Schenkel, schrie bald ins Haus hinein, bald auf die Straße hinaus nach der Richtung hin, wo der Leichenwagen mit weißem Katafalk und zwei Miethwagen standen, neben welchen vier Garnisonssoldaten mit Trauermänteln über ihren alten Uniformen und Trauerhüten über den runzligen Gesichtern, nachdenklich standen, und ihre unangezündeten Fackeln in den lockeren Schnee steckten. Das mützenartige, graue Haar Herrn Ratsch's hob sich förmlich über dem rothen Gesichte und seine Stimme, diese eherne Stimme, brach vor Anstrengung. »Nun, und der Grünstrauch!l Grünstrauch! hierher! Tannenzweige!« schrie er; »der Sarg soll gleich hinausgetragen werden! Grünstrauch! Werft den Grünstrauch aus! Rasch!« rief er noch einmal, und sprang in's Haus hinein. Es erwies sich, daß ich zu spät gekommen war, trotz meiner Pünktlichkeit. Herr Ratsch hatte für nöthig erachtet, die Todtenmesse früher abhalten zu lassen und sie war bereits zu Ende. Die Priester, von denen der Eine ein Wirbelkäppchen trug, der Andere, Jüngere sein Haar sehr sorgfältig gekämmt und geölt hatte, traten zusammen, von dem Kirchendiener gefolgt, auf die Treppe hinaus. Bald erschien auch der Sarg. Er wurde von dem Kutscher, dem Wasserträger und zwei Hausknechten getragen.

Hinter demselben ging Herr Ratsch her, den Deckel des Sarges mit seinen Fingerspitzen berührend und immer rufend: »Vorsichtig! Vorsichtig! Vorsichtig!« Ihm nach watschelte Eleonora Karpowna, in einem schwarzen Kleide mit Pleureusen, umgeben von ihrer ganzen Familie, und hinter Allen schritt Fictor in einer neuen Uniform und mit einem Flor über dem Degengriff einher. Aechzend und sich streitend stellten die Träger den Sarg auf den Todtenwagen; die Garnisonssoldaten zündeten ihre Fackeln an, die sofort anfingen zu

knistern und zu dampfen, ein herangeschlichenes Bettelweib weinte laut, die Diakonen stimmten ihren Gesang an, der Schnee fiel in dichteren Flocken und wirbelte, weißen Fliegen gleich, in der Luft herum, Herr Ratsch rief: »Mit Gott! Vorwärts!« und der Zug setzte sich in Bewegung. Außer der Familie Ratsch folgten nur noch fünf Personen dem Sorge: ein verabschiedeter, sehr abgetragener Officier der Wassercommunication mit einem verblichenen Stanislausbande um den Hals, der Gehilfe des Aufsehers im Stadtviertel, ein kleiner Mann mit einem sanften Gesichte und gierigen Augen; ein alter Mann in einem kammlottenen Rocke; ein starker Fischhändler in seiner blauen Kaufmannstracht, der nach seiner Waare roch — und ich. Die Abwesenheit des weiblichen Geschlechtes (denn es war unmöglich, zwei Tanten von Eleonora Karpowna, die Schwestern des Wurstmachers, und ein verwachsenes Mädchen mit einer blauen Brille auf der blauen Nase, dahin zu rechnen) die Abwesenheit von Freundinnen und Bekannten setzte mich anfangs in Erstaunen; als ich aber darüber nachdachte, fand ich, daß Susanne mit ihrem Charakter, ihrer Erziehung und ihren Erinnerungen in dem Kreise, in welchem sie lebte, keine Freundinnen haben konnte. Es hatten sich viele Menschen in der Kirche eingefunden, mehr Unbekannte als Bekannte, wie man an dem Ausdrucke ihrer Gesichter sah. Das Todtenamt dauerte nicht lange. Ich sah mit Verwunderung, daß Herr Ratsch sich sehr eifrig und ganz wie ein Rechtgläubiger bekreuzigte und beinahe mit einzelnen Noten in den Gesang der Diakonen mit einstimmte. Als die Zeit da war, von der Entschlafenen Abschied zu nehmen, verbeugte ich mich tief vor ihr, gab ihr aber nicht den letzten Kuß. Herr Ratsch hingegen erfüllte sehr ungezwungen diesen fürchterlichen Gebrauch, lud dann den Officier mit dem Stanislaus mit höflicher Verbeugung ein, an den Sarg heranzutreten, als wollte er ihn bewirthen und hob seine Kinder der Reihe nach, ihnen mit einem Schwunge unter die Arme greifend, hoch empor zur Leiche. Als Eleonore Karpowna von Susannen Abschied nahm, schallte ihr heftiges Weinen durch die ganze Kirche; sie beruhigte sich indessen bald wieder und fragte fortwährend in einem aufgeregten Flüstern: »Wo ist mein Ridicül?« Fictor hielt sich zur Seite und schien durch seine ganze Haltung zu verstehen zu geben»wie weit entfernt er von allen ähnlichen Gebräuchen sei und wie er nur eine Pflicht hergebrachter Schicklichkeit erfüllte. Der alte Mann im

kammlottenen Rocke zeigte am meisten Theilnahme. Er war vor 50 Jahren Feldmesser im Tamboff'schen Gouvernement gewesen und hatte Ratsch seitdem nicht gesehen. Susannen hatte er gar nicht gekannt; er hatte aber schon Zeit gefunden, zwei Gläschen Schnaps im Buffet auszutrinken. Meine Tante war auch in die Kirche gekommen. Ich weiß nicht, wo sie erfahren hatte, daß die Verstorbene eben jenes junge Mädchen war, welches mich besucht hatte, und diese Nachricht hatte sie in unbeschreibliche Aufregung versetzt! Sie konnte sich nicht entschließen, mich einer schlechten Handlung zu beschuldigen; ebenso wenig konnte sie sich aber diese seltsamen zusammentreffenden Umstände erklären . . . Ich glaube, sie bildete sich ein, daß Susanne sich aus Liebe zu mir das Leben genommen hätte. In die dunkelsten Gewänder gehüllt, lag sie auf den Knieen und betete mit zerknirschtem Herzen und mit Thränen für die Seelenruhe der eben Verstorbenen und stiftete ein rubeliges Licht vor das Bild der Schmerzensstillerin . . . Auch »Amischa« war mit ihr gekommen und betete, wobei sie aber mehr und mit Entsetzen auf mich sah . . . Denn o weh! . . . ich war diesem alten Fräulein nicht gleichgültig! Als wir aus der Kirche traten, theilte meine Tante all ihr Geld — etwa 12 Silberrubel — an die Armen aus.

Der Abschied war endlich vorüber. Man fing an, den Sarg zu schließen. Während des ganzen Gottesdienstes hatte ich nicht den Muth gehabt, dem armen Mädchen gerade in das entstellte Gesicht zu sehen, und jedes Mal wenn meine Augen über dasselbe hinglitten, schien es zu sagen: »Er ist nicht gekommen! Er ist nicht gekommen!« Man legte den Deckel auf den Sarg . . . Ich hielt mich nicht länger und warf einen raschen Blick auf die Verstorbene: »Warum hast Du das gethan?« fragte ich sie unwillkürlich — und: »Er ist nicht gekommen!« hörte ich zum letzten Male . . .«

Der Hammer fiel auf die Nägel und Alles war zu Ende.

XXVII.

Wir geleiteten den Sarg auf den Friedhof. Wir waren ohngefähr 40 Personen in Allem, eine wesentlich verschiedenartige müßige Menge. Der ermüdende Gang dauerte über eine Stunde. Das Wetter wurde immer schlechter. Fictor setzte sich auf halbem Wege in den Wagen. Ratsch schritt rüstig durch den thauenden Schnee; ebenso mag er damals, nach jener verhängnißvollen Zusammenkunft mit Simeon Matveitsch, über den Schnee dahingeschritten sein, als er das arme, für immer gebrochene Mädchen triumphirend in sein Haus abführte! Die Haare des »Veteranen« sowie seine Augenbrauen verbrämten sich mit Schnee; bald keuchte und krächzte er, bald rundete er, alle Kräfte zusammennehmend, seine festen, runden Wangen . . . . es sah beinahe aus, als lachte er. Und wieder fielen mir Susannens Worte in jenem Heftchen ein: »Noch meinem Tode geht die Pension auf Ivan Demjanitsch über. Endlich kamen wir auf dem Friedhofe an und arbeiteten uns bis zu dem frischen Grabe durch. Die letzten Ceremoien wurden schnell vollbracht: Ein Jeder war erstarrt vor Kälte und beeilte sich. Der Sarg wurde mit Seilen in die gähnende Grube hinabgelassen und man fing an, das Grab mit Erde zuzuschütten. Auch hierbei zeigte Herr Ratsch seine Lebhaftigkeit; in unternehmender Stellung, den einen Fuß vorgestreckt, warf er die Erdschollen schnell und kraftvoll und mit kühnem Schwunge auf den Sargdeckel; er konnte nicht energischer handeln, wenn er seinen grausamsten Feind zu steinigen gehabt hätte. Fictor hielt sich, wie früher, zur Seite, wickelte sich in feinen Mantel ein und rieb fein Kinn an dem Biberkragen desselben. Die übrigen Kinder des Herrn Ratsch ahmten ihrem Vater eifrig nach. Sand und Erde umherzuschleudern, machte ihnen große Freude, was übrigens sehr natürlich war. An der Stelle der Grube erhob sich allmälig ein Hügel und wir bereiteten uns schon auseinander zu gehen, als Herr Ratsch in militairischer Weise links um machte, sich auf den Schenkel schlug und uns Allen erklärte, daß er »die Herren« so wie die »ehrwürdige Geistlichkeit« zu einem »Gedächtnißmahle für Verstorbene« einlade, welches in geringer Entfernung von dem Friedhofe, in dem großen Saale eines sehr anständigen Gasthauses hergerichtet war, und zwar durch die Bemühungen »unseres liebenswürdigen Sigismund Sigismundovitsch

. . .« Bei diesen Worten wies er auf den Gehilfen des Aufsehers im Stadtviertel und fügte hinzu, daß er Ivan Demjenitsch, trotz seines Schmerzes und seiner lutherischen Religion, als echter Russe dennoch die echt russischen Gebräuche werth hielt. »Meine Gemahlin,« rief er aus; »und die Damen, welche mit ihr gekommen sind, mögen nach Hause fahren, wir aber, meine Herren, wollen bei einem bescheidenen Mahle uns der Entschlafenen erinnern und ihr Gedächtniß feiern!« Der Vorschlag des Herrn Ratsch wurde mit aufrichtiger Zustimmung aufgenommen; die »ehrwürdige« Geistlichkeit wechselte bedeutungsvolle Blicke und der Officier der Wassercommunication faßte Ivan Demjenitsch bei der Schulter und nannte ihn einen Patrioten und die Seele der Gesellschaft.

Wir begaben uns Alle zusammen in das Gasthaus. Dort standen in dem langen, breiten, übrigens ganz leeren Zimmer des zweiten Stockes zwei Tische mit Flaschen, Gedecken und Speisen bedeckt und von Stühlen umgeben. Die vereinigten Gerüche von frischer Stuccatur, von Schnaps und Fastenöl drangen in die Nase und beengten den Athem. Der Gehilfe des Aufsehers führte, in seiner Eigenschaft eines Festordners, die Geistlichkeit an den Ehrenplatz, wo vorzugsweise Fastenspeisen aufgestellt waren; auch die übrigen Gäste nahmen Platz. Das Festmahl begann. Ich möchte nicht das Wort »Festmahl« brauchen; aber kein anderes Wort würde dem wirklichen Thatbestande entsprechen. Anfangs ging Alles ziemlich still, nicht ohne einen Anstrich von Langerweile her. Es wurde gekaut, die Gläser wurden geleert, aber es wurden auch Seufzer hörbar — sei es nun, daß sie aus dem Magen oder aus einem mitfühlenden Herzen kamen; man gedachte des Todes, der Sinn war auf die Kürze des menschlichen Lebens, auf die Vergänglichkeit irdischer Hoffnungen gelenkt; der Officier der Wassercommunication erzählte eine, freilich militairische, aber doch belehrende Anecdote; der Geistliche mit dem Wirbelkäppchen billigte sie und erzählte selbst einen Zug aus dem Leben des hochehrwürdigen Ivan Woin; der Priester mit dem schöngekämmten Haar brachte auch eine erbauliche Bemerkung über die jungfräuliche Untadelhaftigkeit vor, wobei er jedoch stets seine Hauptaufmerksamkeit den Speisen zuwandte — bald aber veränderte sich die Scene. Die Gesichter rötheten sich, die Stimmen wurden lauter und das Gelächter trat wieder in seine Rechte ein. Es wurden abgerissene Rufe, liebkosende Ausdrücke, als z. B. »geliebter Bruder,«

»Du mein Seelchen,« »mein Klötzchen« laut; mit einem Worte es wurde Alles umher gestreut, womit die Seele der Rassen so freigebig ist, wenn sie sie sich, wie man zu sagen pflegt — aufgeknöpft hat. Und als endlich die Champagnerkorken knallten, wurde es vollends lärmend. Einer krähte wie ein Hahn und ein anderer Gast schlug sogar vor, das Glas, aus welchem er soeben getrunken hatte, mit den Zähnen zu zerbeißen und zu verschlucken. Herr Ratsch, der nicht mehr roth, sondern jetzt bläulich im Gesichte war, und schon viel gelärmt und gelacht hatte, stand jetzt plötzlich von seinem Platze auf und bat um die Erlaubniß, eine Anrede zu halten. »Reden Sie! Reden Sie!« riefen Alle zusammen; der Alte im kammlottenen Rocke, der übrigens schon auf dem Boden saß . . . rief sogar »Bravo!« und klatschte in die Hände. Herr Ratsch hob sein Glas hoch empor und erklärte seine Absicht in in kurzen aber »eindrücklichen« Ausdrücken auf die Verdienste jener schönen Seele hinzuweisen, welche »ihre irdische Hülle hienieden zurücklassend, zum Himmel emporgeschwebt war . . . Sie versenkte . . .« Herr Ratsch corrigirte: »sie versank . . .« und berichtigte noch einmal: »Sie versenkte . . .«

»Vater Diaconus! Verehrungswürdige Seele,« hörte man leise, aber bittend flüstern, — »Du sollst eine höllische Kehle heben, thue uns den Gefallen und donnere einmal-: »Wir leben mitten in den Feldern!«

»St! St! . . . Stille doch! Was soll das heißen?« riefen die Gäste.

». . . Versenkte ihre ganze ergebene Familie,« fuhr Herr Ratsch fort, einen strengen Blick zu den Musikfreunden hinüberwerfend, — »versetzte ihre Familie in ganz untröstlichen Kummer! Ja!« rief Ivan Demjanitsch — »Mit Recht sagt ein russisches Sprichwort: Das Schicksal beugt nicht, es bricht . . .«

»Halt! Meine Herren!« schrie plötzlich eine heisere Stimme am andern Ende des Tisches auf — »man hat mir soeben meinen Geldbeutel gestohlen! . . .«

»Ah, Du Spitzbube!« pfiff eine andere Stimme, und — batz fiel eine Ohrfeige.

Herr Gott! Was nun geschah! Es war, als wenn ein wildes Thier, welches sich bis dahin nur zuweilen in uns bewegt und geknurrt hatte, sich nun plötzlich von der Kette losgerissen und sich in seiner ganzen Ungestalt mit struppiger Mähne bäumte. Es war, als wenn Jeder im Stillen einen »Scandal« als natürlichen Zubehör und

Ausgang des Mahles erwartet hatte, so plötzlich griffen ihn Alle auf und stürzten sich hinein. . . . Teller, Gläser klirrten und rollten umher; Stühle wurden umgeworfen, schreiende Stimmen erhoben sich immer lauter, Hände bewegten sich in der Luft, die Stöcke flogen und es entspann sich eine Prügelei!

»Haut ihn! haut ihn!« brüllte mein Nachbar, der Fischhändler, der mir bis jetzt der sanfteste Mensch auf der Welt geschienen hatte, wie ein Besessener, er hatte aber freilich in aller Stille zehn Glas Wein ausgetrunken. — »Haut ihn!«

Wer »gehaut« werden sollte und wofür? Dafür hatte er keinen Begriff; aber er brüllte fürchterlich. Der Gehilfe des Polizeiinspectors, der Officier der Wassercommunication und selbst Herr Ratsch, der wohl nicht erwartet hatte, daß seiner Beredtsamkeit ein so schnelles Ende gemacht werde, versuchten, die Ruhe wiederherzustellen . . . aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Mein Nachbar der Fischhändler, stürzte sogar mit den Worten auf Herrn Ratsch los:

»Umgebracht hat er das Mädchen, der drei Mal verfluchte Deutsche,« schrie er und drohte ihm mit den Fäusten. — »Die Polizei hat er erkauft und jetzt wagt er, sich ein Ansehen zu geben!?«

Hier liefen die Aufwärter des Gasthauses herbei.

Was weiter geschah, weiß ich nicht; ich griff eilig nach meinem Hute und machte mich auf die Beine! Ich erinnere mich nur, daß ich Etwas krachen hörte, daß ich eine Heringsgräte in den Haaren des Alten im kammlottenen Rocke sah, daß der Hut des Priesters über das ganze Zimmer hinflog, daß ich Fictors bleiches Gesicht in einem Winkel sah und Jemandes rothen Bart in eines Anderen muskulöser Faust sah. Das waren die letzten Eindrücke, die ich von diesem »Gedächtnißmahle der Verstorbenen« davontrug, welches der liebenswürdige Sigismund Sigismundovitsch zu Ehren der armen Susanne veranstaltet hatte.

Nachdem ich mich etwas ausgeruht, begab ich mich zu Fustoff und erzählte ihm Alles, wovon ich im Laufe dieses Tages Zeuge gewesen war. Er hörte mich sitzend, mit gesenktem Kopfe, beide Hände unter die Füße gelegt, an und sagte wieder: »Ach, meine arme, arme Susanne!« Dann legte er sich auf das Sopha und kehrte mir den Rücken zu.

Eine Woche darauf hatte er sich vollkommen erholt und lebte ganz wie früher fort. Ich bat ihn, mir Susannens Heftchen zum Andenken zu geben und er händigte es mir ohne jeden Einwand ein.

XXVIII.

Einige Jahre vergingen. Meine Tante starb und ich siedelte aus Moskau nach Petersburg über. Auch Fustoff zog nach Petersburg. Er trat in das Finanzministerium ein; ich sah ihn selten nur und fand nichts Besonderes mehr an ihm. Er war ein Beamter, wie sie Alle sind, und weiter Nichts. Wenn er noch lebt und unverheirathet ist, so wird er sich auch wohl nicht verändert haben, wird auch jetzt noch kleben, gymnastische Uebungen machen, Herzen verschlingen, wie sonst, und Napoleon in blauer Uniform in die Stammbücher seiner Freundinnen zeichnen. Ich mußte einmal in Geschäften nach Moskau. Dort erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß die Verhältnisse meines früheren Bekannten, des Herrn Ratsch, eine traurige Wendung genommen hatten. Seine Gemahlin hatte ihm freilich noch Zwillinge, zwei Knaben, geschenkt, welche der »Ur-Neffe« Brsatscheslaw und Viatscheslaw genannt hatte; aber sein Haus war ihm abgebrannt, er hatte seinen Abschied nehmen müssen und sein ältester Sohn Victor kam gar nicht mehr aus dem Schuldthurme heraus. Während meiner Anwesenheit in Moskau hörte ich in einer Gesellschaft Susanne in der allerbeleidigendsten unvortheilhaften Weise erwähnen. Ich vertheidigte das Andenken des unglücklichen Mädchens so gut als möglich, — das Schicksal versagte ihr also selbst das Almosen er Vergessenheit! Allein meine Beweise brachten keinen großen Eindruck auf meine Zuhörer hervor. Einer von ihnen jedoch, ein poetischer Student, wurde erschüttert. Ich erhielt am folgenden Tage von ihm ein Gedicht zugeschickt, das ich vergessen habe, das aber mit folgenden Zeilen schloß:

»Dort selbst am Rand des still gewordenen Grabes
»Ruht der Verläumdung Schlangenzunge nicht.
»Ihr gift'ger Hauch trübt selbst das reine Gold.
»Mit dein Erinnerung den Ort verkläret
»Und sengt die Blumen, die hier blühen möchten.«

Ich las dieses Gedicht und verfiel in tiefes Sinnen. Susannens Bild stieg wieder vor mir auf und wieder sah ich jenes gefrorene Fenster in meinem Zimmer: ich gedachte jener Windstöße des Schneesturmes, ihrer Worte, ihrer Thränen . . . ich grübelte darüber, womit Susannens Liebe zu Fustoff erklärt werden könne, und warum sie sich

so schnell, so unaufhaltsam der Verzweiflung hingegeben hatte, sobald sie sich verlassen sah. Warum hatte sie nicht abwarten, die bittere Wahrheit nicht aus den Lippen des geliebten Mannes selbst hören, ihm endlich nicht schreiben wollen? Wie war es möglich, sich sofort Kopf über in einen Abgrund zu werfen? »Weil sie Fustoff leidenschaftlich liebte,« wird man mir sagen; — »weil sie nicht den geringsten Zweifel in seine Ergebenheit, in seine Achtung ertragen konnte.« Vielleicht; vielleicht liebte sie Fustoff auch gar nicht so leidenschaftlich, vielleicht täuschte sie sich auch gar nicht in ihm, hatte aber ihre letzten Hoffnungen auf ihn gesetzt und konnte den Gedanken nicht ertragen, da auch *dieser* Mensch sich sogleich, auf das erste Wort eines Verläumders hin von ihr abwenden konnte! Wer sagt es, was ihr den Tod gebracht: die gekränkte Eigenliebe. Gram über das Hoffnungslose ihrer Lage, oder die Erinnerung an jenes erste, edle, gerechte Wesen, dem sie sich am Morgen ihres Lebens so freudig hingegeben, das so fest an sie glaubte und sie so hoch achtete? Wer weiß es, ob in jenem Augenblicke, wo es mir vorkam, als schwebe der Ausruf: »Er ist nicht gekommen!« über ihren todesstarren Lippen ihre Seele sich nicht schon freute und zu ihm, zu ihrem Michel emporgeschwebt war? Die Geheimnisse des Menschenlebens sind groß, und das unzugänglichste aller Geheimnisse ist die Liebe! . . . Jedesmal aber, wenn Susannens Bild vor mir ersteht, kann ich Mitleid und einen Vorwurf gegen das Schicksal nicht in mir unterdrücken und meine Lippen flüstern unwillkürlich: »Unglückliche! Unglückliche!«

E n d e.

Der Fatalist.

1872.

Deutsch
von
W. A. Polorvinoff.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII.
Anmerkungen

I.

Wir setzten uns in die Runde, und unser alter Freund Alexander Wassiliewitsch Riedel (trotz seines deutschen Familiennamens ein echter Russe) begann:

»Ich will Ihnen, meine Herren, etwas erzählen, was mir in den dreißiger Jahren begegnet ist . . . es sind, wie Sie sehen, bereits vierzig Jahre seitdem verflossen. — Ich werde kurz sein; unterbrechen Sie mich aber nicht.«

Ich wohnte damals in Petersburg und hatte eben die Universität verlassen. Mein Bruder diente als Seconde-Lieutenant bei der reitenden Garde-Artillerie. Seine Batterie war jenen Sommer in Krasnoe Selo einquartirt. Mein Bruder war eigentlich nicht in Krasnoe selbst, sondern in einem der benachbarten Dörfchen in Quartier; ich besuchte ihn häufig und wurde mit seinen sämmtlichen Cameraden bekannt. Er wohnte in einem ziemlich reinlichen Bauernhause mit einem anderen Officier seiner Batterie. Dieser Officier hieß Tegleff Ilia Stepanitsch. — Mit diesem namentlich wurde ich befreundet.

Marlinski ist veraltet — Niemand liest ihn — man zieht selbst über seinen Namen her; aber in den dreißiger Jahren war er berühmt wie kein Anderer, und Puschkin selbst konnte nach dem Urtheil der damaligen Jugend sich nicht mit ihm vergleichen. Er genoß nicht bloß den Ruhm, der erste russische Schriftsteller zu sein, sondern er hatte selbst — was viel schwieriger und seltener ist — bis zu einem gewissen Grade der Jugend seiner Zeit seinen Stempel aufgedrückt. Helden à la Marlinski begegnete man überall, namentlich in der Provinz und unter Linien- und Artillerie--Officieren besonders; sie sprachen, sie schrieben seine Sprache; sie waren in der Gesellschaft düster, zurückhaltend — »mit dem Sturm in der Seele und dem Feuer im Blute«, wie der Lieutenant Belosor der Fregatte Nadesda.[1] Frauenherzen wurden von ihnen »verschlungen«. Man nannte sie die »Fatalisten«.

Dieser Typus hielt sich lange, bis ihn Petschorin von Lermontoff verdrängte. Was war nicht Alles in diesem Typus enthalten? Byronismus, Romantik, Erinnerungen an die französische Revolution, an unsere December-Revolution[2] — und Napoleoncultus; der Glaube

an das Schicksal, an den Stern, an die Macht des Charakters, Poesie und Phrase — und das schmerzhafte Bewußtsein der eigenen Leere; wirkliche Kraft und Kühnheit -- und unruhige Aufregungen der kleinlichen Eigenliebe; edle Bestrebungen — und mangelhafte Erziehung, Unwissenheit; aristokratische Ansprüche — und zur Schautragen von Kindereien . . . Doch genug kritisirt, ich habe zu erzählen versprochen.

II.

Der Seconde-Lieutenant Tegleff gehörte zu diesen »Fatalisten«, obgleich er nicht die Aeußerlichkeit besaß, die man solchen Persönlichkeiten zuzuschreiben gewohnt ist. Er war von Mittelwuchs, ziemlich stark; etwas gebeugt, blond, hatte noch hellere Augenwimpern, ein rundes, frisches, rothwangiges Gesicht, eine aufgestülpte Nase, eine niedrige, an den Schläfen behaarte Stirn, und starke, regelmäßige, stets unbewegte Lippen; er lachte weder, noch lächelte er je. Nur selten, wenn er müde und außer Athem war, ließ er viereckige Zähne, weiß wie Zucker, sehen. Eine erkünstelte Unbeweglichkeit lag auf allen seinen Gesichtszügen: wenn man jene wegdachte, so würden sie selbst gutmüthig ausgesehen haben. Außergewöhnlich in seinem ganzen Gesicht waren nur die Augen; sie waren klein, mit grünen Augensternen und gelben Augenwimpern; das rechte Auge lag ein wenig höher als das linke, und das Augenlid des linken Auges hob sich weniger als das des rechten; so blickte jedes Auge anders als das andere, und sie erhielten dadurch einen schläfrigen und wunderlichen Ausdruck. Die Physiognomie Tegleffs, die übrigens nicht jeder Anmuth entbehrte, drückte beständig Unzufriedenheit vereint mit Unentschlossenheit aus; es war, als ob er stets bei sich selbst einen Gedanken verfolgte, den zu fassen ihm nie gelingen wollte. Bei diesen Eigenschaften machte er doch nicht den Eindruck eines stolzen Menschen: man konnte ihn eher für einen gekränkten halten. Er sprach nur wenig und das abgebrochen, mit rauher Stimme, ohne Nothwendigkeit die Worte wiederholend. Im Gegensatze zu den meisten Fatalisten gebrauchte er im Gespräche keine besonders geschraubten Ausdrücke — und wandte dieselben nur beim Schreiben an; er hatte eine gänzlich kindische Handschrift. Die Vorgesetzten hielten ihn für einen Officier — »so — so«, weder besonders fähig, noch besonders diensteifrig. »Pünktlichkeit zeigt er, aber keine Accuratesse,« sagte von ihm sein Brigade-General von dentschem Ursprung. Auch für die Soldaten war Tegleff . . . »so- so«, weder Fisch noch Fleisch. Er lebte, nach Maßgabe seiner Mittel, eingeschränkt. Neun Jahre alt wurde er eine Waise; seine Eltern erkranken in einem Frühjahr, als sie während des Hochwassers der Oka[3] in einer Fähre übersetzten.- Seine Erziehung erhielt er in einer

Privatschule, wo er zu den dickköpfigsten und stillsten Schülern gehörte; dann trat er nach seinem eigenen theuersten Wunsch, und auf die Empfehlung eines Onkels, der eines gewissen Ansehens genoß, als Junker in die Garde-Artillerie zu Pferd ein und bestand, wenn auch mit Mühe, erst das Fähnrich- dann das Lieutenant-Examen. Mit den andern Officieren stand er auf gespannten Fuße. Man liebte ihn nicht, besuchte ihn nur selten — er selbst ging auch zu Niemandem. Die Gegenwart von Menschen beengte ihn, er wurde sofort unnatürlich, ungeschickt . . . er hatte nichts Cameradschaftliches — er dutzte sich mit Niemandem. Man achtete ihn auch — nicht etwa wegen — seines Charakters oder seines Verstandes und Bildung — sondern nur deshalb, weil man in ihm jenen besonderen Stempel, durch den die »Fatalisten« gezeichnet waren, anerkannte. Daß Tegleff Carrière machen, sich in irgend Etwas auszeichnen werde — das erwartete Niemand von ihm — aber daß Tegleff einen Ungewöhnlichen Streich spielen, oder gar »mit einem Male ein Napoleon werden könne« — das hielt man nicht für unmöglich. Denn im Letzteren wirkt »der Stern« — er aber ist ein Mensch mit »Vorbestimmung« — wie es ja damals auch Leute »wir dem Seufzer« Und »mit der Thräne« gab.

III.

Zwei Vorfälle, die den ersten Anfang seines Officiersdienstes bezeichneten, trugen viel dazu bei, seinen fatalistischen Ruf zu erhöhen. Am Tage seiner Beförderung selbst ging er in Gesellschaft anderer neugeschaffener Officiere in voller Parade-Uniform den Granitquai der Newa entlang. Es war Mitte März und in Petersburg früher als gewöhnlich Frühling geworden, die Newa offen; die großen Eisblöcke waren bereits vorbei, doch der ganze Fluß noch mit kleinen, dicht an einander gedrängten, schon wässerigen Eisschollen bedeckt, die man Schlammeis nennt. Die jungen Leute sprachen mit einander, lachten . . . plötzlich blieb Einer von ihnen stehen: er erblickte auf der sich langsam bewegenden Oberfläche des Flusses, etwa dreißig Schritte vom Ufer entfernt, einen kleinen Hund. Auf einer herausragenden Eisscholle sitzend, zitterte er mit dem ganzen Körper und winselte. »Er geht unter,« sagte der Officier gleichgültig. Der Hund wurde an einer der zum Wasser führenden Treppen am Quai langsam vorbeigetrieben. Plötzlich lief Tegleff, ohne ein Wort zu sprechen, die Treppe hinunter — und auf dem dünnen Schlammeis herumspringend, durchbrechend und sich wieder hervorarbeitend, erreichte er endlich den Hund, ergriff ihn beim Genick und warf ihn, als er glücklich das Ufer wiedererreicht, auf das Pflaster. Die Gefahr, der Tegleff sich ausgesetzt, war so groß, seine Handlung so unerwartet, daß seine Cameraden wie versteinert dastanden — und erst dann gleichzeitig wieder zu Worte kamen, als Tegleff eine Droschke gerufen hatte, um nach Hause zu fahren; seine ganze Uniform war durch und durch naß. Auf ihre Ausrufe antwortete Tegleff kalt, daß man seiner Bestimmung nicht entrinnen könne — und hieß den Kutscher fahren.

»Nimm doch wenigstens den Hund zum Andenken mit,« rief einer der Officiere; aber Tegleff machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand — seine Canceraden blickten einander an in schweigendem Erstaunen.

Der andere Vorfall ereignete sich einige Tage darauf, bei einer Spielpartie, die der Bauern-Chef arrangirt hatte. Tegleff saß in einer Ecke und nahm keinen Antheil am Spiele.

»Hätte mir doch meine Großmutter, wie in Puschkins Roman Pickdame, gesagt, welche Karten gewinnen müssen!« rief ein Fähndrich, der bereits das dritte Tausend verlor. Tegleff kam langsam an den Tisch heran, nahm ein Spiel Karten; hob ab, und wandte, nachdem er »Carreau sechs« gesagt, das Spiel um: unten lag Carreau sechs. — »Treff Aß!« rief er wieder, hob ab — — unten lag Treff Aß . . . »Carreau König!« rief er zum dritten Male, die Worte leidenschaftlich durch die Zähne drängend — und er hatte zum dritten Mal gerathen . . . er wurde plötzlich roth. Wahrscheinlich war er selbst überrascht.

»Ein prachtvolles Kunststück! Machen Sie es noch ein Mal, bitte!« bemerkte der Batterie-Chef.

»Ich beschäftige mich nicht mit Kunststücken,« antwortete trocken Tegleff — und ging in das andere Zimmer. Wie es gekommen, daß er die abgehobene Karte errathen . . . will ich nicht zu erklären unternehmen: doch habe ich es mit eigenen Augen gesehen. Nach ihm versuchten mehrere der anwesenden Spieler dasselbe zu machen — doch gelang es Niemandem: eine Karte traf zu, doch zwei nacheinander nie, Tegleff aber war es bei dreien gelungen. Dieser Vorfall bekräftigte noch mehr seinen Ruf als den eines geheimnißvollen, fatalistischen Menschen.

IV.

Es ist begreiflich, daß sich Tegleff sofort dieses Rufes bemächtigte; verlieh er ihm doch eine besondere Bedeutung, eine besondere Färbung . . . »*Cela le posait,*« wie sich die Franzosen ausdrücken — und bei seinem geringen Verstande, seinen geringen Kenntnissen und seinem ungeheuren Ehrgeiz — war ein solcher Ruf für ihn wie gefunden. Es fiel schwer, ihn zu erlangen, doch ihn zu erhalten, kostete nichts: man brauchte nur zu schweigen und den Wilden zu spielen.

Wenn ich mich Tegleff näherte und ihn sogar liebgewann, so geschah es nicht etwa, weil mich sein Ruf angezogen hätte; ich schloß mich an ihn an, weil ich erstens selbst ziemlich verwildert war und in ihm daher einen Leidensgefährten sah; und zweitens deshalb, weil er ein guter, und im Grunde genommen, selbst ein offenherziger Mensch war. Er weckte bei mir eine Art von Mitgefühl; es schien mir, als ob, abgesehen von seinem angenommenen Fatalismus, auf ihm wirklich ein tragisches Schicksal laste, das er selbst nicht ahnte. Von diesem Gefühle offenbarte ich ihm allerdings Nichts. Mitleid einflößen — kann es denn etwas Beleidigenderes für einen »Fatalisten« geben? — Auch Tegleff war mir zugethan: er fühlte sich leicht mit mir, er unterhielt sich gern mit mir — er wagte selbst in meiner Gegenwart die Art von Piedestal, auf das er halb herabgefallen, halb heraufgeklettert war, blicken zu lassen. Peinlich, kränklich, ehrgeizig wie er war, mochte er in seinem Innern sich wahrscheinlich doch gestehen, daß er durch Nichts diesem Ehrgeiz entsprechen könne und daß Andere vielleicht auf ihn von ihrer Höhe herab zu sehen berechtigt seien . . . doch ich, ein neunzehnjähriger Junge, konnte ihm nicht unbequem werden. Er verfiel manchmal selbst in Schwatzhaftigkeit und er konnte dem Schöpfer danken, daß Niemand außer mir seine Reden hörte! Sein Ruf hätte sich sonst nicht lange halten können. Er wußte nur sehr wenig, hatte beinahe gar Nichts gelesen — und beschränkte sich darauf, daß er entsprechende Anekdoten und Geschichten sammelte. Er glaubte an Vorahnungen, an Voraussagungen, an Anzeichen, an Zusammentreffen, an glückliche und unglückliche Tage, an die Verfolgung oder Gunst des Schicksals, mit einem Worte an das Verhängniß im Leben.

Er glaubte selbst an gewisse »klimacterische« Jahre, deren Jemand in seiner Gegenwart erwähnt hatte und deren Bedeutung er gar nicht verstand. Fatalisten von echtem Schlage dürfen solchen Glauben nicht verrathen: sie müssen denselben bei Anderen erwecken . . . Doch ich allein kannte Tegleff von dieser Seite.

V.

Einst, es war gerade, wie ich mich entsinne, der Tag des heiligen Elias, der 20. Juli, war ich auf längere Zeit auf Besuch bei meinem Bruder gefahren, traf ihn aber nicht an, da er auf eine ganze Woche »irgendwohin abcommandirt war. Nach Petersburg zurückkehren wollte ich nicht; ich trieb mich den ganzen Tag mit der Flinte zwischen den in der Nähe befindlichen Morasten herum, erlegte ein Paar Bekassinen und brachte den Abend mit Tegleff unter dem überragenden Dache eines Stalles zu, in dem er, wie er sich ausdrückte, seine Sommerresidenz aufgeschlagen hatte. Wir redeten über Dies und Das, doch hauptsächlich tranken wir Thee, tauchten unsere Pfeifen und sprachen bald mit unserem Wirth, einem russificirten Finnen, bald mit einem bei der Batterie sich herumtreibenden, mit Apfelsinen und Citronen handelnden Hausirer, einem gutmüthigen und gesprächigen Menschen, der neben anderen auch das Talent besaß, auf der Zither zu spielen — und der uns gerade mit der unglücklichen Liebschaft, die er in seiner Jugend mit der Tochter eines Gerichtsboten hatte, unterhielt.

Dieser Don Juan im Bauernhemde konnte, als er älter geworden, kein Unglück in der Liebe mehr. Vor dem Thore unseres Stalles breitete sich, sich allmälig senkend, eine weite Landfläche aus; ein kleines Flüßchen erglänzte hie und da an den Biegungen der Tiefe; weiter am Horizonte sah man niedrige Wälder. Die Nacht brach an und wir blieben allein. Mit der Nacht zugleich senkte feuchter Dampf sich aus die Erde nieder, welcher immer weiter und weiter sich ausbreitend endlich zum dichten Nebel wurde. Am Himmel ging der Mond aus; der Nebel wurde von feinem Lichte ganz durchdrungen und erschien wie vergoldet. Alles veränderte sich sonderbar, umhüllte sich, verschwamm; das Entfernte schien nah, das Nahe entfernt, das Große klein, das Kleine groß Alles wurde licht und doch dabei undeutlich. Wir waren in’s Märchenland versetzt, in ein Reich der tiefen Stille, des sanften Schlummers, des blaß-goldenen Dunkels . . . Wie geheimnißvoll blinkten von oben, silbernen Funken gleich, die Sterne herab! Wir schwiegen. Das phantastische Gewand dieser Nacht wirkte aus uns — es stimmte auch uns phantastisch!

VI.

Tegleff fing zuerst mit seinem gewöhnlichen Stocken, Ausetzen, Wiederholen, über Vorahnungen . . . Gespenster zu sprechen an. Während einer solchen Nacht erblickte angeblich ein ihm bekannter Student, der eben Hauslehrer bei zwei Waisen geworden, und mit denselben in einem Gartenhäuschen schlief, eine weibliche Gestalt, die sich über das Bett seiner Zöglinge neigte und erkannte am nächsten Tage diese Gestalt in einem bis dahin von ihm unbemerkt gebliebenen Gemälde als die Mutter der Waisen. Darauf erzählte er, daß seine Eltern, einige Wochen vor ihrem Tode, beständig das Rauschen des Wassers zu hören glaubten; daß sein Großvater in der Schlacht von Borodino sich nur dadurch rettete, daß er, auf der Erde ein gewöhnliches Steinchen bemerkend, sich danach bückte und es aufhob; in demselben Augenblick sei über seinen Kopf eine Kartätschenkugel geflogen und habe seinen hohen schwarzen Federbusch fortgerissen. Tegleff versprach mir, diesen Stein, der seinen Großvater gerettet, und von ihm in ein Medaillon gefaßt bewahrt wurde, zu zeigen. Dann erging er sich über die jedem Menschen zuertheilte Vorbestimmung, und namentlich über die seinige, und fügte hinzu, daß er bis jetzt an dieselbe glaube, und daß, wenn je in ihm Zweifel in dieser Hinsicht entstehen sollten, er mit ihnen und dem Leben fertig zu werden wissen werde, denn dann würde das Dasein jeden Werth für ihn verlieren.

»Sie glauben vielleicht,« fuhr er fort, mich dabei von der Seite ansehend, »daß ich dazu keinen Muth habe? Sie kennen mich nicht . . . ich habe einen eisernen Willen!«

»Schön gesagt,« dachte ich bei mir.

Tegleff wurde nachdenkend, seufzte schwer, und erklärte mir, seine Pfeife aus der Hand fallen lassend, daß der heutige Tag ein sehr wichtiger für ihn sei, »heute ist Elias-Tag — mein Namenstag . . . Das ist . . . das ist für mich immer eine schwere Zeit.«

Ich antwortete nicht, nur sah ich ihn an, wie er da vor mir saß, zusammengekauert, gebückt, schwerfällig, mit seinem auf die Erde gerichteten, schläfrigen und düstern Blicke.

»Heute,« fuhr er fort, »hat mir eine alte Bettlerin (Tegleff ließ keinen Bettler vorbeigehen, ohne ihm eine Gabe zu reichen) für das

Heil meiner Seele zu beten versprochen — . . . ist das nicht sonderbar?«

»Was für ein Vergnügen doch dieser Mensch daran findet, sich stets nur mit sich selbst zu beschäftigen!« — dachte ich. Ich muß übrigens erwähnen, daß ich in der letzten Zeit manchmal einen ganz ungewöhnlichen Ausdruck von Sorge und Unruhe auf Tegleffs Gesicht beobachtet hatte; nicht etwa die fatalistische Melancholie, sondern etwas Wirkliches schien an ihm zu nagen und ihn zu peinigen. Auch jetzt fiel mir die Trostlosigkeit auf, die in seinen Gesichtszügen lag. Erhoben sich nicht etwa jene Zweifel in ihm, von denen er vordem gesprochen hatte? Tegleffs Cameraden hatten mir erzählt, daß er kürzlich seinen Vorgesetzten ein Project über Reformen in der Artillerie eingereicht und dasselbe mit einem »Vermerk,« d. h. Verweise zurück erhalten hätte. Seinen Charakter kennend, konnte ich nicht zweifeln, wie sehr eine solche, ihm von Seiten seiner Vorgesetzten widerfahrene Behandlung, ihn verletzen mußte. Doch der Gram, den ich jetzt auf Tegleffs Antlitz zu bemerken glaubte, schien einer andern, noch mehr persönlichen Quelle zu entspringen.

»Uebrigens wird es feucht,« rief er plötzlich und schüttelte die Schulter. »Gehen wir nach der Hütte — es ist Zeit zu schlafen.«

Er hatte die Gewohnheit, die Schultern zu schütteln und den Kopf von einer Seite nach der andern zu bewegen, als ob das Halstuch ihn beengte, wobei er mit der Hand nach dem Halse faßte. Der Charakter Tegleff's offenbarte sich, wie es mir wenigstens schien, in dieser gramvollen, nervösen Geberde . . . Es war ihm ebenfalls eng auf dieser Welt!

VII.

Wir gingen in das Bauernhaus und legten uns jeder ans eine Bank nieder, er in der hinteren Ecke am Ofen, ich in der vorderen, auf's Heu, das darüber gebreitet war.

Tegleff drehte sich lange auf seiner Bank herum; auch ich konnte nicht einschlafen. Ob seine Erzählungen meine Nerven aufgeregt hatten, ob diese sonderbare Nacht mein Blut beunruhigte — weiß ich nicht, aber einzuschlafen war ich nicht im Stande. Selbst jeder Wunsch nach Schlaf war mir vergangen, und ich lag mit geöffneten Augen und dachte nach, dachte mit Anstrengung nach, Gott weiß worüber, über die sinnlosesten Dinge — wie es immer bei Schlaflosigkeit der Fall ist . . . Mich von der einen Seite auf die andere drehend, streckte ich die Hand aus . . . mein Finger traf auf einen der Wandbalken. Man vernahm einen schwachen, aber hellen, anhaltenden Ton . . . Ich hatte wahrscheinlich eine hohle Stelle getroffen.

Ich schlug zum zweiten Male mit dem Finger an . . . schon absichtlich. Der Ton wiederholte sich. Ich that es noch einmal . . . Plötzlich erhob Tegleff seinen Kopf.

»Riedel,« rief er, »hören Sie es? Jemand klopft an's Fenster.«

Ich stellte mich schlafend.

Ich bekam plötzlich Lust meinem fatalistischen Gefährten einen Streich zu spielen. Schlafen konnte ich ja doch nicht.

Er lehnte seinen Kopf wieder auf das Kissen.

Ich wartete einige Augenblicke und klopfte dann wiederum drei Mal hinter einander.

Tegleff erhob sich und horchte.

Ich klopfte wieder. Ich lag, das Gesicht ihm zugewendet; meinen Arm konnte er aber nicht sehen, ich hatte denselben unter der Decke über den Rücken gebogen.

»Riedel!« rief Tegleff.

Ich antwortete nicht.

»Riedel!« schrie er laut, »Riedel!«

»Ah! was giebt's?« rief ich, wie auffahrend.

»Hören Sie denn nicht, daß Jemand beständig an das Fenster klopft? Er will wohl herein?«

»Ein Vorübergehender« . . . murmelte ich.

»Dann muß man ihn hereinlassen — oder doch erfahren, wer es ist?«

Doch ich antwortete nicht und stellte mich wieder schlafend.

Es vergingen einige Augenblicke . . . Ich fing von Neuem an.

»Tak. . . Tak. . . Tak. . .«

Tegleff richtete sich auf und horchte.

Durch meine halb zugedrückten Augenlider konnte ich deutlich beim weißlichen Schimmer der Nacht alle seine Bewegungen erkennen. Er wandte das Gesicht bald zum Fenster, bald zur Thüre. Es fiel wirklich sehr schwer zu bestimmen, von wo der Schall ausging: er schien durch das Zimmer zu schwingen und an den Wänden dahin zu gleiten. Ich hatte zufällig, den akustischen Brennpunkt getroffen.

». . . Tak. . . Tak . . . Tak. . .«

»Riedel! schrie endlich Tegleff . . . »Riedel, Riedel!«

»Was giebt es denn?« rief ich gähnend.

»Hören Sie denn wirklich nichts? Es klopft Jemand!«

»Gott sei mit ihm,« antwortete ich, und stellte mich wieder, als ob ich einschliefe — ich schnarchte selbst . . .

Tegleff beruhigte sich.

— »Tak. . . Tak . . . Tak . . .«

»Wer da?« schrie Tegleff, »herein!«

Es antwortete natürlich Niemand.

-— »Tak. . . Tak. . . Tak . . .«

Tegleff sprang aus dem Bette, öffnete das Fenster und den Kopf hinausstreckend, fragte er mit wilder Stimme: »Wer da? Wer klopft?« Dann öffnete er die Thür und wiederholte seine Frage. In der Ferne wieherte ein Pferd — sonst nichts.

Er kam zum Bette zurück.

. . . »Tak. . . . Tak. . . Tak. . .«

Tegleff zog rasch seine Stiefel an, warf seinen Mantel um die Schulter, und, den Säbel von der Wand nehmend, ging er hinaus.

Ich hörte, wie er einige Male um das Haus herumging und immer fragte: »Wer da? Wer ist hier? Wer klopft?« Dann schwieg er plötzlich, stand wohl eine Zeit lang auf der Straße, wahrscheinlich nicht weit von der Ecke, in der ich lag, kehrte, kein Wort mehr fallen lassend, in das Haus zurück und setzte sich nieder, ohne sich auszuziehen.

»Tak . . . Tak . . . Tak . . .« fing ich wieder an, — »Tak . . . Tak. . . Tak. . .«

Doch Tegleff rührte sich nicht, fragte nicht — . . . »wer klopft?« — nur hielt er seinen Kopf auf die Hand gestützt.

Da ich sah, daß ich keine Wirkung weiter durch mein Klopfen hervorbrachte, stellte ich mich nach einiger Zeit, als ob ich aufwachte und zeigte eine erstaunte Miene, indem ich Tegleff ansah.

»Waren Sie ausgegangen?« fragte ich.

»Ja,« antwortete er gleichgültig.

»Sie haben noch immer das Klopfen gehört?«

‚Ja!«

»Und sind Niemandem begegnet?«

»Nein!«

»Und das Klopfen hat aufgehört!«

»Ich weiß nicht — mir ist jetzt Alles einerlei!«

»Jetzt! Weßhalb denn gerade jetzt?«

Tegleff antwortete nicht.

Ich fühlte ein wenig Gewissensbisse, doch war ich ärgerlich gegen ihn gestimmt; den Streich, den ich ihm gespielt, wollte ich noch nicht bekennen.

»Wissen Sie was?« fing ich an, »ich bin überzeugt, daß das Alles nur in ihrer Einbildung gesehen ist?«

Tegleff wurde finster: »So? Sie glauben das?«

»Sie sagen, Sie hätten klopfen gehört?«

»Ich habe nicht bloß klopfen gehört,« unterbrach er mich.

»Was denn noch?«

Tegleff beugte sich nach vorn — und biß sich in die Lippen. Er war sichtlich unentschlossen . . .

»Man hat mich gerufen!« sagte er halblaut und wandte das Gesicht ab.

»Man hat Sie gerufen? Wer hat Sie gerufen?«

»Eine . . .« Tegleff blickte beständig zur Seite . . . »Ein Wesen, von dem ich bis setzt nur vermuthete, daß es gestorben sei — jetzt weiß ich es gewiß . . .«

»Ich schwöre Ihnen, Ilia Stepanitsch,« rief ich »das ist bloß Einbildung!«

»Einbildung?« wiederholte er, »wollen Sie sich selbst überzeugen?«

»Freilich!«

»Wohlan, so lassen Sie uns auf die Straße gehen!«

VIII.

Ich zog mich schnell an und verließ in Tegleffs Begleitung das Haus. Letzterem gegenüber, auf der anderen Straßenseite, standen kleine Häuser; es zog sich da ein niedriger, stellenweise schadhafter Zaun von Flechtwerk hin, an dessen Ende der ziemlich steile Abfall dem Thale zu begann. Der Nebel umhüllte noch alle Gegenstände — auf zwanzig Schritt Entfernung konnte man nichts mehr erkennen. Ich kam mit Tegleff bis zum Zaun und wir blieben da stehen.

»Hier ist es,« sagte er und senkte den Kopf auf die Brust, »bleiben Sie hier stehen und hören Sie zu!«

Ich horchte — und außer dem gewöhnlichen, äußerst schwachen, aber überall sich verbreitenden Rauschen der Nacht, diesem Athmen der Nacht, hörte ich nichts. So standen wir eine Weile, von Zeit zu Zeit einander anblickend — wir waren eben im Begriff, weiter zu gehen.

»Ilia!« glaubte ich hinter dem Zaune flüstern zu hören.

Ich blickte Tegleff an — doch er schien nichts gehört zu haben — und stand wie früher, den Kopf nach vorn gebeugt.

»Ilia! . . . Ilia! . . .« klang es deutlicher als zuvor — um so Vieles deutlicher, daß man erkennen konnte, der Ruf rühre von einer Frau her.

Mir erzitterten Beide — und stierten einander an.

»Nun?« fragte mich Tegleff leise. . . Jetzt werden Sie wohl nicht mehr zweifeln?«

»Warten Sie,« antwortete ich mit gedämpfter Stimme — »das beweist noch nichts. Man muß nachsehen, ob Niemand da ist? Vielleicht irgend ein Spaßvogel . . .«

Ich sprang über den Zaun — und ging in der Richtung, woher, soweit ich urtheilen konnte, der Ruf gekommen war. Ich fühlte weiche, lockere Erde unter den Füßen; lange Reihen von Beeten verloren sich im Nebel. Ich befand mich in einem Gemüsegarten. Aber Nichts regte sich, weder hinter noch vor mir. Alles war in tiefe Ruhe versunken, wie erstorben. Ich machte noch einige Schritte.

»Wer da?« rief ich nicht weniger kräftig als Tegleff.

»Prr!« und ein aufgescheuchtes Rebhuhn erhob sich zu meinen Füßen und flog gerade wie eine Flintenkugel dahin. Unwillkürlich machte ich einen Schritt rückwärts . . . welche Thorheit! . . .

Ich blickte nach hinten. Tegleff stand noch auf demselben Platze, wo ich ihn verlassen. Ich ging zu ihm zurück.

— »Sie werden umsonst rufen,« sagte er, »diese Stimme kam zu uns . . . zu mir . . . von Weitem.«

Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht — und kehrte langsamen Schrittes über die Straße nach Hause. Ich wollte mich nicht so leicht ergeben — und kehrte in den Gemüsegarten zurück. Daß wirklich Jemand dreimal »Ilia« gerufen, darüber konnte ich nicht im Zweifel sein. Daß in diesem Rufe etwas Klagendes, Geheimnißvolles gelegen habe, mußte ich mir ebenfalls bekennen . . . Doch wer weiß, vielleicht schien dies Alles nur räthselhaft — und erklärte sich in Wahrheit ebenso einfach wie das Klopfen, welches Tegleff so sehr aufgeregt hatte?

Ich ging am Zaun entlang, von Zeit zu Zeit stehen bleibend und um mich blickend. Neben dem Zaune, in geringer Entfernung von unserem Hause, stand eine alte Weide mit weithin ausgebreiteten Aesten; wie ein großer, schwarzer Flecken erschien sie durch den über Alles ergossenen weißlichen Nebel, in jenem matten Weißlicht, das mehr als jedes Dunkel den Blick blendet und abstumpft.

Plötzlich schien es mir, als ob etwas Großes, Lebendes sich auf der Erde neben der Weide rührte. Mit dem Ausrufe: »Halt, wer da!« stürzte ich vorwärts. Ich hörte leichte Schritte, wie die eines Hasen, und eine zusammengeduckte Gestalt — ob die eines Mannes oder einer Frau konnte ich nicht deutlich unterscheiden — huschte rasch an mir vorüber. . . Ich wollte sie aufhalten — doch griff ich fehl, stolperte, fiel in Nesseln und verbrannte mir das Gesicht. Als ich mich, die eine Hand auf die Erde stützend, erhob, fühlte ich unter jener etwas Hartes; es war ein geschnitzter, kupferner Kamm, wie ihn unsere Bauern am Gurte zu tragen pflegen.

Meine weiteren Forschungen fielen fruchtlos aus, — und ich kam mit dem Kamme in der Hand und mit geschwollenem Gesichte nach Hause.

IX.

Ich fand Tegleff aus der Bank sitzend. Vor ihm auf dem Tische brannte ein Licht — und er schrieb etwas in sein kleines Notizbuch ein, das er stets bei sich trug. Als er meiner ansichtig wurde, steckte er schnell das Buch in die Tasche und fing seine Pfeife; zu stopfen an.

»Sehen Sie,« fing ich an, »welche Trophäe ich von meinem Feldzuge mitgebracht habe.« Ich zeigte ihm den Kamm und erzählte, was mit mir bei der Weide vorgefallen war: »Ich habe wahrscheinlich einen Dieb verscheucht«, fügte ich hinzu, »Sie haben doch gehört, daß man gestern unserm Nachbar ein Pferd gestohlen?«

Tegleff lächelte kalt und tauchte seine Pfeife an. Ich setzte mich neben ihn.

»Und Sie sind wie früher überzeugt,« fragte ich, »daß die Stimme, die wir vernahmen, aus jenen unbekannten Gegenden kam . . .«

»Er unterbrach mich mit einer gebieterischen Handbewegung. »Riedel,« sagte er, »ich bin zum Spaßen nicht aufgelegt — und darum bitte ich Sie, es zu unterlassen.«

In der That — Tegleff konnte nicht zum Scherze aufgelegt sein. Sein Gesicht war verändert: es erschien bleicher, ausdrucksvoller — länger. Seine sonderbaren, »verschiedenen« Augen irrten langsam umher.

»Ich dachte nie,« sprach er, »daß ich je einem Anderen mittheilen würde . . . einem Andern das mittheilen würde, was Sie sogleich von mir hören werden — und was in meiner Brust begraben sein sollte . . . ja mit mir sterben sollte; doch wahrscheinlich ist es nothwendig — auch habe ich keine Wahl! — Schicksal! . . . Hören Sie!«

Und er theilte mir eine ganze Geschichte mit.

Ich habe Ihnen, meine Herren, bereits gesagt, daß Tegleff ein schlechter Erzähler war; doch nicht bloß in Folge seiner Unfähigkeit, das, was sich mit ihm selbst ereignet hatte, wiederzugeben, wurde ich in jener Nacht ganz irre an ihm; der Klang seiner Stimme, seine Blicke, die Art, wie er seine Finger und Hände bewegte — Alles an ihm schien so unnatürlich, unnöthig — mit einem Worte: unwahr zu sein. Ich war damals noch sehr jung und unerfahren und wußte nicht, daß die Gewohnheit, sich rhetorisch auszudrücken, die Falschheit der Betonung und der Manieren sich im Menschen so einwurzeln können,

daß er gar nicht mehr im Stande ist, sich von ihnen — diesem Fluche besonderer Art — los zu machen. Später traf ich eine Dame, die mich in solch' einer geschraubten Sprache, mit solchen theatralischen Gesten, mit solchem melodramatischem Schütteln des Kopfes und Rollen der Augen über den Eindruck, den der Tod ihres Sohnes auf sie hervorgebracht, über ihren unermeßlichen Gram, über die Angst, ihren Verstand zu verlieren — unterhielt, daß ich bei mir dachte: Wie doch diese Frau lügen und sich verstellen kann! Sie hat ihren Sohn nie geliebt! Eine Woche später erfuhr ich aber, daß die arme Frau wirklich verrückt geworden war. Seit der Zeit wurde ich weit vorsichtiger in meinem Urtheil — und traute viel weniger meinen eigenen Eindrücken.

X.

Die Geschichte, welche Tegleff mir mitgetheilt, war kurz folgende:

Er hatte in Petersburg außer dem hoch gestellten Onkel noch eine Tante — nicht hochgestellt, aber vermögend. Da diese kinderlos war, hatte sie eine Waise aus kleinbürgerlichem Stande zu sich genommen. Sie gab ihr eine gute Erziehung und behandelte sie wie ihre Tochter. Marie war ihr Name. Tegleff sah sie jeden Tag und das endete damit, daß sie sich in einander verliebten und Marie in einem Augenblick der Schwäche sich ihm hingab. Die Folgen blieben nicht verborgen. Die Tante Tegleffs war furchtbar aufgebracht, jagte das arme Mädchen mit Schande ans dem Hause — und siedelte nach Moskau über, wo sie ein Mädchen von adeliger Geburt als Pflegetochter annahm und zu ihrer Erbin bestimmte. Marie, zu den früheren Verwandten — armen, dem Tranke ergebenen Leuten — zurückgekehrt, hatte ein schweres Loos zu tragen. Tegleff, der sie zu heirathen versprochen hatte, hielt sein Versprechen nicht. Bei der letzten Zusammenkunft mit ihr wurde er zu einer Erklärung genöthigt: sie wollte die Wahrheit wissen — und erfuhr diese.

»Nun,« sagte sie, »wenn ich nicht Deine Frau sein soll, so weiß ich, was mir zu thun übrig bleibt.« Ein paar Wochen waren seit dieser Zusammenkunft vergangen.

»Ich habe über den Sinn ihrer Worte mich keinen Augenblick in Illusionen gewiegt,« fügte Tegleff hinzu . . . »ich bin überzeugt, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht . . . und daß es ihre Stimme war, daß sie mich dorthin rief. . . zu sich . . . Ich habe ihre Stimme erkannt . . . Ach was! Ein Ende giebt es ja nur!«

»Warum aber haben Sie Marie nicht geheirathet?« fragte ich, »liebten Sie sie nicht mehr?«

»Nein! Ich liebte sie leidenschaftlich!«

Hier, meine Herren, starrte ich Tegleff an; ich erinnerte mich eines Bekannten, eines sehr aufgeweckten Menschen, der eine häßliche, dumme und arme Frau hatte und überdies in einer sehr unglücklichen Ehe mit ihr lebte — welcher auf die ihm in meiner Gegenwart gestellte Frage: Warum er eigentlich geheirathet habe? Wahrscheinlich aus Liebe? antwortete: »Nicht aus Liebe! Aber es ist so

gekommen.« Hier liebt Tegleff leidenschaftlich ein Mädchen — und heirathet sie nicht. Nun, war es auch hier so gekommen?!

»Warum heirathen Sie denn nicht?« fragte ich Tegleff zum zweiten Male.

Die sonderbar schläfrigen Augen Tegleffs irrten auf dem Tische . . . »Das kann man . . . in kurzen Worten. . . nicht sagen,« fing er stockend an. . . »Ich hatte Gründe . . . Sie ist dazu eine Bürgerliche . . . Auch mein Onkel . . . ich mußte auf ihn Rücksicht nehmen!«

»Auf Ihren Onkel!« rief ich, »wozu brauchen sie denn, zum Teufel, Ihren Onkel, den Sie nur dann sehen, wenn Sie ihm zu Neujahr gratuliren! Rechnen Sie etwa auf seine Reichthümer? Er hat ja selbst ein halbes Dutzend Kinder?!«

Ich sprach hitzig . . . Tegleff zeigte sich tief verletzt . . . er erröthete . . . erröthete nicht gleichmäßig, nur an einzelnen Stellen des Gesichts.

»Bitte, mir keine Lectionen zu geben,« rief er dumpf. »Uebrigens vertheidige ich mich nicht. Ich habe ihr Leben zu Grunde gerichtet — jetzt wird man diese Schuld abtragen müssen« . . .

Er ließ den Kopf hängen und — schwieg. Ich fand auch nichts weiter zu sagen.

XI.

So saßen wir eine Viertelstunde. Er blickte zur Seite, ich auf ihn und bemerkte, daß seine Haare über der Stirn sich sonderbar gehoben und in Locken gelegt hatten . . . ein Symptom, nach der Meinung eines Militär-Arztes, durch dessen Hände viele Verwundete gegangen waren, von großer und trockener Hitze im Gehirn.

Mir kam es wieder in den Sinn, daß auf Tegleff wirklich die Hand des Schicksals laste, und die Kameraden nicht umsonst in ihm etwas Fatalistisches sahen. Gleichzeitig verdammte ich ihn . . .»Eine Bürgerliche!« dachte ich, »was bist Du denn für ein Aristokrat?«

»Sie verurtheilen mich vielleicht, Riedel!« fing plötzlich Tegleff an, als ob er meine Gedanken errathen hätte — »auch lastet es schwer auf mir. Doch was soll man thun? was soll man thun?«

Er stützte sein Kinn auf die Handfläche und fing an den breiten und platten Nägeln seiner kurzen, rothen, wie Eisen harten Finger zu nagen an.

»Ich bin der Meinung, lieber Tegleff, daß Sie sich vor Allem überzeugen müssen, ob Ihre Vermuthung richtig sei . . . Vielleicht lebt Ihre Geliebte noch?« (Soll ich ihm nicht die wirkliche Ursache des von ihm vernommenen Klopfens sagen? ging es mir durch den Sinn. — Nein! Später!)

»Sie hat mir, seitdem wir im Feldlager sind, kein einziges Mal geschrieben,« bemerkte Tegleff.

»Das beweist noch nichts!«

Tegleff bewegte abwehrend die Hand: »Nein! Sie ist sicher nicht mehr auf dieser Welt! Sie hat mich gerufen«. . .

Plötzlich wandte er sich zum Fenster:

»Es klopft wieder!«

Ich lachte unwillkürlich. »Diesmal, entschuldigen Sie, Ilia Stepanitsch, sind es sicherlich Ihre Nerven. Sie sehen, es dämmert bereits. In zehn Minuten geht die Sonne auf — es ist gleich vier Uhr! — Die Gespenster treiben's nicht am Tage!«

Tegleff warf auf mich einen finsteren Blick, legte sich, nachdem er durch die Zähne »gute Nacht« gerufen auf die Bank und kehrte mir den Rücken zu.

Ich legte mich ebenfalls hin und dachte, bevor ich einschlief, weßhalb Tegleff beständig darauf anspiele, daß er sich . . . das Leben nehmen wolle. Welcher Unsinn!i Welche Phrase! Wollte selbst sie nicht heirathen! . . . hat sie verlassen . . . und jetzt mit einem Male will er sich tödten! Das hat ja keinen Sinn! Er muß aber ewig eine Rolle spielen wollen!

Mit diesem Gedanken schlief ich ein — und als ich wieder die Augen öffnete, stand die Sonne schon ganz hoch . . . doch Tegleff war nicht mehr im Hause. Er war nach Petersburg gefahren, wie mir Semen, fein Diener, mittheilte.

XII.

Ich brachte einen unruhigen und langweiligen Tag zu. Tegleff kam weder zum Mittag- noch zum Abendessen. Meinen Bruder erwartete ich nicht einmal. Gegen Abend verbreitete sich wieder ein dichter Nebel, noch dichter als der gestrige. Ich legte mich ziemlich früh nieder. Ein Klopfen an's Fenster weckte mich.

Die Reihe zusammenzufahren kam an mich! Das Klopfen wiederholte sich, und zwar so deutlich und energisch, daß an seiner Wirklichkeit zu zweifeln unmöglich ward. Ich stand auf, öffnete das Fenster und erblickte Tegleff. In seinen Mantel eingehüllt, die Mütze tief über die Stirn gezogen, stand er unbeweglich da.

»Wie, Ilia Stepanitsch!« rief ich, »sind Sie es? Wir haben lange auf Sie gewartet. Kommen Sie herein!l Oder ist die Thüre zu?«

Tegleff schüttelte den Kopf. »Ich will nicht hineingehen,« sagte er dumpf, »ich wollte Sie nur bitten, morgen diesen Brief dem Batterie-Chef zu übergeben.«

Er reichte mir einen großen, mit fünf Siegeln verschlossenen Brief. Ich war überrascht — doch mechanisch nahm ich das Schreiben. Tegleff entfernte sich sofort bis zur Mitte der Straße. »Warten Sie, warten Sie!« rief ich ihm nach. . . »Wohin gehen Sie? Sind Sie jetzt erst gekommen? Was ist das für ein Brief?«

»Sie versprechen mir doch, ihn an seine Adresse zu befördern?« fragte Tegleff, einige Schritte zurückthuend.

Der Nebel machte bereits seine Gestalt undeutlich.

»Sie versprechen es?«

»Ich verspreche es . . . doch sagen Sie zuerst . . .«

Tegleff entfernte sich noch mehr . . . und wurde zu einem länglichen, dunklen Fleck . . . »Leben Sie wohl,« hörte man seine Stimme. »Leben Sie wohl, Riedel! Gedenken Sie meiner nicht im Bösen. . . Vergessen Sie Semen nicht! . . .« Auch der Fleck verschwand.

Das wurde mir zu viel. »Verdammter Phrasenmacher!« dachte ich. »Du mußt doch stets auf den Effect hin arbeiten!«

Doch bekam ich Angst. Unwillkürlicher Schreck machte mir die Brust beklommen. Ich warf meinen Mantel um und lief auf die Straße.

XIII.

»Da war ich — doch wohin sollte ich mich wenden? Der Nebel umhüllte mich von allen Seiten. Auf fünf, sechs Schritte war er noch durchsichtig — doch weiter hin stand er da wie eine Mauer — flockig und weiß wie Baumwolle. Ich bog links auf der Straße des Dorfes ein, das hier auch aufhörte; unser Haus war das vorletzte in dieser Richtung; daran schloß sich das öde, nur stellenweise mit Strauchwerk bewachsene Feld an; hinter dem Felde, etwa fünfhundert Schritte hinter dem Dorfe, befand sich ein Birkenwäldchen, durch welches sich dasselbe Flüßchen zog, das weiter unten um das Dorf floß. Dies Alles wußte ich im Allgemeinen, da ich es häufig am Tage gesehen — doch jetzt sah ich nichts — und konnte · nur aus der größeren Dichtigkeit und Weiße des Nebels schließen, wo der Boden sich senkte und das Flüßchen vorbeirann. Am Himmel stand, wie ein bleicher Fleck, der Mond — doch sein Licht war, wie die Nacht vorher, nicht im Stande, den festen Rauch des Nebels zu durchdringen, und senkte sich von oben wie ein breiter, mattgoldener Vorhang eines Baldachins. Ich erreichte das Feld — und horchte . . . kein Ton war zu hören, nur pfiffen die Wasserschnepfen.

»Tegleff!« rief ich,- »Ilia Stepanitsch! Tegleff!«

Meine Stimme erstarb in meiner Nähe ohne Antwort; es schien, als ob der Nebel sie nicht weiter »dringen ließ . . . »Tegleff!« — wiederholte ich.

Niemand antwortete.

Ich ging auf's Gerathewohl vorwärts. Ein paar Male stieß ich auf einen Zaun, wäre beinahe einmal in einen Grenzgraben gefallen . . . stolperte fast über ein am Boden liegendes Bauernpferd . . . »Teg leff! Tegleff!« schrie ich.

Plötzlich hörte ich dicht hinter mir eine leise Stimme: »Da bin ich . . . Was wollen Sie von mir?«

Ich wandte mich rasch um.

Vor mir stand mit herabhängenden Händen, mit unbedecktem Kopfe — Tegleff. Sein Gesicht war bleich, doch schienen die Augen lebhafter und größer als gewöhnlich . . . Er athmete tief und anhaltend durch die weit geöffneten Lippen.

»Gott sei Dank!« rief ich in einem Anfall von Freude und ergriff ihn an beiden Händen . . . »Gott sei Dankt Ich verzweifelte bereits, Sie zu finden! Und Sie schämen sich nicht, mich so zu erschrecken! . . . Da hört ja Alles auf, Ilia Stepanitsch!«

»Was wollen Sie von mir?« wiederholte Tegleff.

»Ich will . . . ich will vor Allem, daß Sie mit mir nach Hause gehen. Und zweitens will ich, verlange ich von Ihnen, wie von einem Freunde, daß Sie mir sofort erklären, was Ihre . . . Ihre Handlungsweise — und dieser Brief an den Hauptmann bedeuten sollen? Ist Ihnen in Petersburg etwas Unerwartetes zugestoßen?«

»Ich habe in Petersburg das, was ich erwartet, gefunden,« antwortete Tegleff, sich nicht vom Platze rührend.

»Das heißt: Sie wollen sagen . . . Ihre Freundin, Marie . . .«

»Sie hat sich das Leben genommen,« rief schnell und ärgerlich Tegleff . . . »vor drei Tagen hat man sie beerdigt! Sie hat mir nicht einmal einige Zeilen hinterlassen . . . sie hat sich vergiftet.«

Tegleff stieß diese schrecklichen Worte schnell aus — und stand immer regungslos, wie versteinert da.

Ich schlug die Hände zusammen. — »Ist es möglich? Welch' Unglück! Ihre Ahnung ist zugetroffen. . . Das ist schrecklich!«

Verwirrt wie ich war, hielt ich inne. Tegleff kreuzte langsam und wie im Triumphe die Hände auf der Brust.

»Uebrigens,« begann ich wieder, »was stehen wir hier? Gehen wir nach Hause!«

»Gehen wir,« sagte Tegleff, »doch wie finden wir in diesem Nebel den Weg?«

»In unserem Hause scheint Licht durch die Fenster . . . wir wollen uns darnach richten. Gehen wir!«

»Gehen Sie voran,« antwortete Tegleff. »ich folge Ihnen.«

Wir machten uns auf den Weg. Wir gingen schon etwa fünf Minuten und das Licht, das unser Wegweiser sein sollte, zeigte sich nicht; endlich blitzten vor uns zwei röthliche Punkte auf. Tegleff folgte mir in gemessenen Schritten. Ich sehnte mich innigst, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen und von ihm alle Einzelheiten über seine unglückliche Fahrt nach Petersburg zu erfahren. Niedergeschlagen durch seine Mittheilung, gestand ich ihm in einem Anfall von Reue und einer gewissen abergläubischen Angst, noch ehe

wir das Haus erreicht hatten, daß das gestrige geheimnißvolle Klopfen von mir herrührte . . . und welche tragische Folge sollte jener Streich haben . . .

Tegleff beschränkte sich zu bemerken, daß ich dabei keine Schuld trüge daß meine Hand durch etwas Anderes geführt worden — und daß es nur beweise, wie wenig ich ihn kenne. Seine sonderbar ruhige und gleichmäßige Stimme tönte dicht an meinen Ohren . . . »doch Sie werden mich kennen lernen,« fügte er hinzu. »Ich habe gesehen, wie Sie gestern gelächelt haben, als ich von Willensstärke sprach. . . Sie werden mich kennen lernen und meiner Worte gedenken!« . . .

»Die erste Hütte des Dorfes tauchte wie ein dunkles Wunderding aus dem Nebel vor uns auf . . . da zeigte sich auch unser Haus . . . mein Jagdhund bellte, wahrscheinlich mein Kommen spürend.

»Ich klopfte an's Fenster. — »Semen!'· rief ich den Diener Tegleffs, »he, Semen, öffne uns schnell die Gartenthür!«

Die Thür ging mit Geräusch auf; Semen trat über die Schwelle. »Ilia Stepanitsch, kommen Sie herein!« rief ich und wandte mich um . . .

Von einem Ilia Stepanitsch keine Spur! Tegleff war verschwunden, wie in die Erde versunken.

»Fast sinnberaubt trat ich in's Haus.

XIV.

Aerger über Tegleff, über mich selbst verscheuchte bei mir jenes Erstaunen, das mich Anfangs überfallen hatte.

»Dein Herr ist verrückt,« drang ich aus Semen ein, »ganz und gar verrückt! Er fährt nach Petersburg kehrt zurück — und läuft jetzt umher. Ich fand ihn und brachte ihn bis zur Gartenthür — und sieh da! da ist er wieder fortgelaufen! In einer solchen Nacht nicht zu Hause zu bleiben! Er hat sich eine schöne Zeit zum Spaziergang ausgesucht!«

Doch warum habe ich seine Hand losgelassen!« warf ich mir vor.

Semen blickte mich schweigend an, als ob er mir was sagen wolle — doch nahm er nur eine andere Stellung ein, nach Art der damaligen Diener.

‚Wann ist er weggefahren?« fragte ich streng.

»Um sechs Uhr Morgens!«

»Und wie — schien er bewegt, traurig zu sein?«

Semen stutzte. »Mein Herr,« fing er an, »ist ein Sonderling; wer soll ihn verstehen? Als er nach der Stadt fuhr, ließ er sich die neue Uniform geben — und brannte sich Locken.«

»Wie, Locken?«

»Ja, brannte sich die Haare. Ich habe noch die Zunge glühend machen müssen.

Das hatte ich allerdings nicht erwartet! — »kennst Du,« fragte ich Semen, »ein Fräulein . . . die Freundin von Ilia Stepanitsch, sie heißt Marie?«

»Wie sollte ich Marie Anempodistowna nicht kennen? Es ist ein gutes Fräulein!«

»Dein Herr ist in diese Marie . . . und so weiter, verliebt?«

Semen seufzte. »Dieses Fräuleins wegen wird mein Herr noch zu Grunde gehen. Denn lieben thut er sie schrecklich — sie zu heirathen aber entschließt er sich nicht — und von ihr lassen kann er auch nicht. Immer wegen seines Kleinmuthes! Er liebt sie eben zu sehr.«

»Warum denn? Ist sie denn so hübsch?« examinirte ich weiter.

Seinen machte ein ernstes Gesicht. — »Die Herrschaften lieben solche . . .«

»Und nach Deinem Geschmack?«

»Für mich ist sie unpassend — ganz und gar.«

»Weßhalb?«

»Sie ist mir zu mager!«

»Wenn sie stirbt,« fing ich wieder an, »wird sie, nach Deiner Meinung, der Herr überleben können?«

Semen seufzte wieder. »Das kann ich nicht sagen — das geht die Herrschaft an — nur ist mein Herr allerdings ein Sonderling.«

Ich nahm den großen und ziemlich dicken Brief vom Tische, den Tegleff mir gegeben und drehte ihn ein paar Mal in den Händen um. Die Adresse: »Seiner Hochwohlgeboren dem Herrn Batierie-Chef, Hauptmann und Ritter«, war mit Angabe des Tauf-, Vater- und Familien-Namens sehr deutlich und gewissenhaft geschrieben. An der oberen Ecke des Couverts befand sich der Vermerk »sehr wichtig« zweimal unterstrichen.

»Höre, Semen,« fing ich an, »ich habe Angst um Deinen Herrn. Er hat, glaube ich, etwas Schlimmes vor. Man wird ihn durchaus aufsuchen müssen.«

»Zu Befehl,« antwortete Semen.

»Draußen ist allerdings ein solcher Nebel, daß man nicht drei Schritte weit sehen kann; aber einerlei, versuchen maß man's doch. Wir wollen Jeder eine Laterne nehmen und an jedem Fenster ein Licht brennen lassen — für jeden Fall!«

»Zu Befehl,« rief Semen, zündete die Laternen und Lichter an — und wir gingen hinaus.

XV.

Wie wir Beide herumgeirrt und herumgekreist, ist gar nicht wiederzugeben! Die Laternen halfen uns gar nicht; sie durchdrangen nicht im Geringsten jenes weiße, beinahe helle Dunkel, das uns umgab. Wir verloren uns häufig, obgleich wir einander zuriefen und beständig ich: »Tegleff! Ilia Stepanitsch!« — Semen: »Herr Tegleff! Ew. Wohlgeboren!« schrieen. Der Nebel hatte uns so verwirrt gemacht, daß wir wie im Schlafe herumtaumelten; wir wurden Beide bald heiser: die Feuchtigkeit drang bis in die Brust hinein. Mit großer Mühe erreichten wir, Dank den Lichtern an den Fenstern, unser Haus. Unser gemeinschaftliches Suchen hatte zu Nichts geführt, wir störten uns einander, und deshalb beschlossen wir daß jeder unabhängig von dem Andern seinen Weg verfolgen sollte. Seinen ging nach links, ich nach rechts und ich hörte bald seine Stimme nicht mehr. Der Nebel schien in meinen Kopf gedrungen zu sein, ich taumelte sinnlos umher und schrie bloß: »Tegleff, Tegleff!«

»Hier!« erhielt ich plötzlich zur Antwort.

Gott! wie ich froh war! Wie stürzte ich nach der Richtung, aus welcher die Stimme kam . . . Eine menschliche Gestalt erschien vor mir . . . ich lief auf sie zu, . . . endlich!

Aber statt Tegleffs sah ich einen andern Officier vor mir, der bei derselben Batterie stand und Telepneff hieß.

»Sind Sie es, der mich geantwortet hat?« fragte ich.

»Und sind Sie es, der mir gerufen hat?« fragte er seinerseits.

»Nein, ich rief Tegleff!«

»Tegleff? Dem bin ich ja eben begegnet. Was für eine dumme Nacht! Man kann nicht den Weg nach Hause finden!«

»Sie haben Tegleff gesehen? Wo ging er hin?«

»Ich glaube dahin!« Der Officier wies mit der Hand in den Nebel. »Aber man kann sich jetzt gar nicht mehr zurecht finden. Wissen Sie z. B. wo das Dorf liegt? Die einzige Rettung läge darin, daß man einen Hund bellen hörte — eine dumme Nacht! Erlauben Sie meine Cigarre anzuzünden . . . mit ihrem Feuer kann man sich wenigstens den Weg beleuchten.«

Der Officier war, wie ich bemerkte, ein wenig angeheitert.

»Tegleff hat Ihnen nichts gesagt?« fragte ich.

»Allerdings! Ich sagte ihm: Wie geht's, Freund? er aber: Lebe wohl, Freund! Wie, lebe wohl?«

Weßhalb lebe wohl? Ich will, fuhr er fort, mich gleich erschießen! Ein sonderbarer Kauz!«

Der Athem versagte mir. »Sie sagten mir, er habe Ihnen . . .«

»Ein sonderbarer Kauz!« wiederholte der Officier und ging weiter.

Ich war vor Bestürzung, in die mich die Eröffnung des Officiers versetzt, noch nicht zu mir gekommen, als mir mein eigener Name, mehrere Male aus vollem Halse gerufen, zu Ohren drang. Ich erkannte die Stimme Semens. Ich antwortete . . . Er kam zu mir.

XVI.

»Nun,« fragte ich, »hast Du Ilia Stepanitsch gefunden?«

»Ja wohl!«

»Wo?«

»Nicht weit von hier!«

»Wie hast Du ihn gefunden? lebt er?«

»Aber natürlich! Ich habe ja mit ihm gesprochen. (Mir wurde es leichter um's Herz.) . . . Er sitzt da unter einer Birke, im Mantel . . . sonst bemerkte ich nichts. Ich melde ihm: Belieben Sie, Ilia Stepanitsch, nach Hause zu gehen — Alexander Wassiliewitsch ist Ihretwegen sehr besorgt. Er aber antwortet: Er macht sich unnütze Sorge. Ich will in freier Luft bleiben! Mir thut der Kopf weh; gehe nach Hause! Ich komme später!«

»Und Du bist dann fortgegangen!« schrie ich auf und schlug die Hände zusammen.

»Wie denn-anders? Der Herr hat mir ja zu gehen befohlen! Wie konnte ich bleiben?«

Die ganze frühere Angst überfiel mich wieder.

»Führe mich sofort zu ihm! — hörst Du! sofort! Ach, Semen, Semen! Das habe ich von Dir nicht erwartet! Du sagst, er sei nicht weit von hier?«

»Ganz nah! — dort, wo das Birkenwäldchen anfängt — da sitzt er. . . Vom Flusse, vom Ufer werden es kaum dreißig Schritte sein. Wie ich am Flusse entlang ging, habe ich ihn auch gefunden!«

»Gehen wir hin! Führe mich!«

Semen ging voran. »Kommen Sie nur hierher — wir brauchen nur zum Flusse hinunterzugehen — da findest wir ihn sofort!«

Doch statt zum Flusse zu kommen, kamen wir auf eine Wiese und stießen auf einen leeren Stall.

»Halt!« rief Semen, »ich habe Sie wohl zu sehr nach rechts geführt! — Man wird sich mehr nach links halten müssen.

« Wir gingen in dieser Richtung — und geriethen in so hohes und dichtes Unkraut, daß wir nur mit Mühe wieder herauskommen konnten . . . ich erinnerte mich gar nicht, solches Unkraut in der Nähe unseres Dorfes gesehen zu haben!

Dann fühlten wir plötzlich Morastgrund unter unseren Füßen, es zeigten sich runde Mooserhöhungen, die mir ebenfalls unbekannt waren. Wir gingen zurück und befanden uns einer kleinen Anhöhe gegenüber, auf der eine Strohhütte stand — es schnarchte Jemand darin. Ich und Semen riefen mehrmals hinein — hinten regte sich etwas, Stroh knisterte und eine rauhe Stimme rief: »Ich halte Wache!« Wir gingen wieder zurück . . . Feld, überall Feld — Feld ohne Ende!

Ich war dem Weinen nahe. . . die Worte des Narren im König Lear: »Die Nacht wird uns Alle zu Thoren und Tollen machen.« kamen mir in den Sinn.

»Wo sollen wir nun hingehen?« fragte ich Semen in Verzweiflung »Uns, gnädiger Herr, hat der Waldteufel irre geführt . . .« antwortete der außer Fassung gekommene Diener. »Das ist nicht umsonst . . . Das geht nicht mit rechten Dingen zu.«

— »Ich wollte ihn schelten — doch in diesem Augenblicke hörte ich einen vereinzelten schwachen Schall, der sofort meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Es war ein schwacher Knall, gerade wie wenn Jemand einen dicken Pfropfen aus einem langen Flaschenhalse zieht. Der Schall war nicht weit von dem Orte, wo ich stand, ausgegangen. Warum dieser schwache Schall solchen Eindruck auf mich gemacht, mir von so besonderer Art schien — weiß ich nicht zu sagen, doch folgte ich sofort seiner Richtung.

Semen ging hinter mir her. Nach einigen Augenblicken dämmerte etwas Hohes, Breites schwarz durch den Nebel.

»Das Wäldchen! da ist es, das Wäldchen!« rief freudig Semen. . . da, da sitzt ja auch der Herr unter der Birke . . . wo ich ihn verlassen, da sitzt er noch . . . Ja wohl, das ist er!l«

Ich strengte meinen Blick an — wirklich, da saß Jemand unter der Birke, auf die Erde gebückt und den Rücken uns zugekehrt. Ich lief auf ihn zu und erkannte Tegleffs Mantel, Tegleffs Gestalt, seinen auf die Brust geneigten Kopf . . . »Tegleff,« rief ich — doch antwortete er nicht.

»Tegleff!« wiederholte ich und legte die Hand auf seine Schulter.

Da neigte sich plötzlich sein Oberkörper, dem Drucke meiner Hand, als wenn er ihm nicht unerwartet käme, nachgebend, vorn über und er fiel auf das Gras. Ich und Semen hoben ihn sofort auf und kehrten sein Gesicht nach oben. Es war nicht bleich, aber leblos,

bewegungslos; die weißen, festgeschlossenen Zähne kamen zum Vorschein — die Augen, offen, doch starr, noch mit ihrem gewöhnlichen, schläfrigen und verschiedenen Blicke . . .

»Gott!« rief Semen und zeigte mir seine mit Blut bedeckte Hand. . . »Das Blut kam unter dem aufgeknöpften Mantel Tegleffs hervor — es floß aus der linken Seite seiner Brust.

Er hatte sich mit einer kleinen, einläufigen Pistole erschossen, die neben ihm lag. Der schwache Schall, den ich gehört, war der Widerhall dieses verhängnißvollen Schusses gewesen! —

XVII.

Tegleffs Selbstmord setzte seine Kameraden nicht in Erstaunen. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß nach Ihrer Meinung Tegleff als »Fatalist« irgend einen unerwarteten Streich ausführen müßte, doch gerade diesen hatte man schwerlich von ihm erwartet. In seinem Briefe an den Batterie-Chef bat er diesen zunächst, den Seconde-Lieutenant Ilia Tegleff aus der Regimentsliste, als durch Selbstmord getödtet, streichen zu lassen, und fügte hinzu, daß man in seiner Chatouille mehr baares Geld finden werde, als seine etwaigen Schulden betragen möchten; ferner lag in dem Couvert ein zweites, unversiegeltes Schreiben an eine hohe Persönlichkeit, die damals die ganze Garde commandirte, das er derselben zu überreichen bat. Diesen zweiten Brief lasen wir natürlich alle; einige von uns nahmen selbst Abschrift davon. Tegleff hatte augenscheinlich viel Mühe auf die Abfassung dieses Briefes verwendet. — . . Sie, Ihre . . . Hoheit (so fing, glaube ich, der Brief an), »sind so strenge und bestrafen die kleinste Nachlässigkeit und geringste Abweichung von der Form, wenn vor Ihnen, bleich und zitternd, ein Officier erscheint — ich aber werde Jetzt vor unserm gemeinsamen, unbestechlichen Richter erscheinen, der unermeßlich mächtiger, als selbst Ihre . . . Hoheit ist — und doch erscheine ich vor ihm einfach, im Mantel, selbst ohne Halstuch.« Einen schweren, unangenehmen Eindruck machte diese Phrase auf mich, deren jedes Wort, jeder Buchstabe, von der kindischen Hand des Verstorbenen mit der größten Sorgfalt niedergeschrieben war. Wie konnte er es denn der Mühe werth erachten, fragte ich mich, solchen Unsinn in solchem Augenblicke zu ersinnen? Tegleff schien aber gerade diese Phrase gefallen zu haben, er hatte auf sie die Häufung von Schwulst und Beiworten à la Marlinski, wie es damals Mode war, verwandt. Etwas weiter erwähnte er der Verfolgungen seitens des Schicksals, seitens der Menschen, seines Berufes, den er nicht ausgefüllt habe, des Geheimnisses, das er mit sich in's Grab nehme, der Menschen, die ihn nicht verstanden hätten. Er führte selbst Verse eines Dichters an, der von den Menschen sagte, daß sie das Leben — wie die Hunde ihre Halsbänder trügen und sich wie Kletten an das Laster hängen . . . dies Alles war überdies mit orthographischen Fehlern untermischt. Dieser Brief des

armen Tegleff, den er vor seinem Tode geschrieben, war, man muß es, gestehen, schrecklich abgeschmackt — und ich kann mir das verachtende Erstaunen der hohen Persönlichkeit, an die er gerichtet war, lebhaft denken — ich kann mir vorstellen, mit welchem Tone sie: »Schlechter Officier! Unkraut muß ausgerottet werden« — ausgerufen hat.

Nur am Schlusse des Briefes hatte sich ein aufrichtiger Schrei dem Herzen Tegleffs entrungen: »Ach! . . . Hoheit,« so schloß der Brief — »ich war eine Waise — Niemand war da, um mich in meiner Jugend zu lieben — Alle stießen mich von sich — das einzige Herz aber, das sich mir hingegeben — das habe ich selbst gebrochen!«

In der Manteltasche fand Semen Tegleffs Notizbuch, von dem er sich nie trennte. Doch beinahe alle Blätter waren ausgerissen, nur eines war geblieben, auf dem folgende Berechnung stand:

Napleon, geb. den 15. Aug. 1769.
1769
8 (Aug.d. 8. Mon.)
————————————
Im Ganzen 1792
————————————
1
7
9
2
————————————
Im Ganzen 19!
Napoleon starb den 5. Mai 1825.
1825
5
5 (Mai d. 5. Mon.)
————————————
1835
1
8
3
5
————————————

Im Ganzen 17!

Ilja Tegleff, geb. den 7. Jan. 1811.
1811
7
1 (Jan. d. 1. Mon.)
————————————
Im Ganzen 1819
————————————
1
8
1
9
————————————
Im Ganzen 19!
Ilja Tegleff gest. d. 21. Juli 1834.
1834
21
7 (Juli d. 7.Mon.)
————————————
1862
1
8
6
2
————————————
Im Ganzen 17!

Der Arme! Der fatale Irrthum in Betreff des Todesjahres seines großen Vorbildes war allerdings des Fatalisten Schuld, und Annahmen solcher Art hatten ihn vielleicht bestimmt, gerade in der Artillerie Carrière machen zu wollen. —

Als Selbstmörder begrub man ihn außerhalb des Kirchhofes — und Niemand dachte mehr an ihn.

XVIII.

Am Tage nach dem Begrübnisse Tegleffs — ich war, um meinen Bruder zu erwarten, noch in dem Dorfe zurückgeblieben — kam Semen in die Stube und meldete, daß Ilia mich sprechen wolle —

»Welcher Ilia?« fragte ich.

»Unser Hausirer.«

Ich ließ ihn kommen.

Er erschien. Er beklagte ein wenig den Herrn Seconde-Lieutenant, wunderte sich, daß diesem so etwas zugestoßen sei . . .

»Ist er Dir etwas schuldig geblieben?«

»Nein! was der Herr von mir kaufte, zahlte er sofort in vollster Richtigkeit. Etwas Anderes führt mich her . . .« Hier bemühte sich der Hausirer, sich eine Haltung zu geben . . . »Bei Ihnen ist ein mir gehöriger Gegenstand . . .«

»Welcher Gegenstand?«

»Da ist er ja. Er zeigte auf den geschnitzten Kamm, der auf dem Toilette-Tische lag. »Es ist ein Gegenstand von geringem Werth,« fuhr der Schwätzer fort . . . »doch da ich ihn als Geschenk empfangen . . .«

Rasch richtete ich den Kopf in die Höhe. Es ging mir ein Licht auf.

»Dein Name ist Ilia?«

»Zu dienen!«

»Habe ich Dich denn etwa . . . neulich . . . unter der Weide . . .«

Der Hausirer blinzelte mit dem einen Auge, und bemühte sich, noch schöner auszusehen.

»Ich war es . . .«

»Und Dich hat man gerufen?«

»Mich!« wiederholte der Hausirer mit schalkhafter Bescheidenheit. . . »'s ist eine Jungfer,« fuhr er mit seiner Fistelstimme fort, »welche, da sie seitens der Eltern sehr strenge gehalten wird . . .«

»Schon gut, schon gut,« unterbrach ich ihn, gab ihm den Kamm und hieß ihn gehen.

»Das war also der Ilia . . .« dachte ich und »vertiefte mich in philosophische Grübeleien, die ich übrigens nicht auftischen will, da

ich nicht die Absicht habe, irgend Jemand zu verhindern, an das Schicksal, Vorbestimmung und anderes Fatalistische zu glauben.

Nach Petersburg zurückgekehrt, sammelte ich Erkundigungen über Marie; ich fand selbst den Doktor auf, der sie behandelt hatte. Zu meinem Erstaunen hörte ich von diesem, daß Marie nicht an Gift, sondern an der Cholera gestorben sei! Ich theilte ihm mit, was mir Tegleff gesagt hatte.

»Hm! hm!« rief der Doktor; »dieser Tegleff ist ein Artillerie-Officier, von mittlerem Wuchs, gebeugt . . .«

»Ja!«

»Dann ist es mir klar. Dieser Herr kam zu mir — ich sah ihn zum ersten Male; er bestand darauf, daß jenes Mädchen sich vergiftet habe. Cholera, sage ich; — Gift, sagt er. — Aber Cholera — sage: ich. — Aber Gift, sagt er. Ich sehe, der Mensch ist wie ein Verrückter, hat einen breiten Hinterschädel — also starrsinnig — belästigt mich fortwährend . . . Einerlei, dachte ich, die Person ist ja gestorben . . . Nun, meinetwegen, sage ich, sie hat sich vergiftet, wenn Ihnen das angenehm ist. Er dankte mir, drückte n mir noch die Hand — und verschwand.

Ich erzählte dem Doctor, wie dieser Officier noch an demselben Tage sich erschossen habe.

Der Doctor zuckte nicht einmal mit den Augenwimpern — und bemerkte nur, daß es verschiedene Käuze auf der Welt gebe.

»Allerdings,« bestätigte ich.

Ja, wahr hat Jemand von den Selbstmördern gesagt, daß, so lange sie ihr Vorhaben nicht ausführen, Niemand daran glaube — und wenn es ausgeführt sei — Niemand sie bemitleide!

- E n d e -

Anmerkungen

1 Fregatte Nadcoda ist der Titel eines Romans v. Marlinski.

2 Revolution vom 24. December 1824.

3 Oka ist ein Nebenfluß der Wolga.

Der Oberst.

1872.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV.
Anmerkungen

I.

Kennst du, Leser, jene kleinen Gutshöfe, an denen vor etwa fünf und zwanzig Jahren unsere Ukraina so reich war? Nur wenige von ihnen haben sich bis heute erhalten — und in zehn Jahren werden vielleicht auch die letzten spurlos verschwunden sein. — Ein durchfließender See, mit Schilf und Wasserpflanzen bewachsen, das Asyl unruhiger Enten, unter ihnen manchmal die wachsame Krickente, hinter dem See ein Garten mit Linden-Allem, diesem Schmucke und dieser Ehre unserer Bodenflächen, mit verwilderten Beeten »spanischer« Erdbeeren, mit diesem Dickicht von Stachel, Johannes- und Himbeeren, ans dessen Mitte zur Zeit der drückenden Mittagsschwüle das bunte Tuch einer Dorfmagd hervorschimmert, welche ihre scharfe Stimme hören läßt; nicht weit davon steht ein Kornspeicher auf leichtem Unterbau, eine kleine Orangerie, ein verwahrloster Küchengarten mit einem Schwarm Sperlinge auf den Stöcken; und der eingeschlummerten Katze beim verfallenen Brunnen; weiterhin buschige Apfelbäume, die sich über dem unten grünen, oben vergilbten Grase erheben, schwächliche Kirschbäume, Birnbäume, an denen nie Früchte zu sehen sind, dann Blumenbeete, Mohn, Päonien, Stiefmütterchen, Marienschuh; Gesträuch von Geisblatt, wildem Jasmin-Flieder und Acacien, mit dem unaufhörlichen Summen der Bienen und Hummeln in den dichten, wohlriechenden und klebrigen Blättern; endlich das Gutshaus, einstöckig, nur das Fundament aus Backstein, mit grünlichen Fensterscheiben in schwachen Rahmen; mit einem Balcon, aus dem die plumpen Geländerstäbe herausgefallen, oben mit einem zur Seite geneigten Halbgeschoß, unten mit dem stummen Hunde in der Grube unter dem Balcon; hinter dem Hause ein breiter Hofraum, in den Winkeln mit Disteln, Beifuß und Kletten bewachsen, mit Dienstgebäuden, deren sämmtliche Thüren weit offen stehen, mit Tauben und Dohlen auf den lückenhaften Strohdächern, ein Eiskeller mit verrosteter Windfahne, zwei oder drei Birken mit Nestern der Saatkrähe oben auf den trockenen Aesten — und dann kömmt der Weg mit kleinen Häuschen weißen Staubes in den Wagenfurchen — und das Feld und die langen Zäune der Hanfäcker und die grau aussehenden Hütten des Dorfes — und das Geschrei der Gänse auf den

entfernten, berieselten Wiesen — . . . Lesers ist Dir dies Alles bekannt? Im Hause selbst hat sich Alles ein wenig verbogen, ist Alles ein wenig wackelig geworden — doch geht es noch! Es steht fest und hält warm! Oefen, wie Elephanten, Möbel, zu Hause gefertigt in jedem Geschmack; ausgetretene, abgeblaßte Gangspuren laufen von der Thüre über die gefärbte Diele hin; im Vorzimmer Zeisige und Lerchen in kleinen Käfigen — in der Ecke des Eßzimmers eine ungeheure englische Uhr in Form eines Thurmes, — mit der Aufschrift: »Strike — silent!« Im Empfangszimmer die Bilder der Besitzer in Oel gemalt mit dem Ausdruck mürrischen Erstaunens auf den ziegelfarbigen Gesichtern — manchmal auch ein altes, verbogenes Bild, Blumen und Früchte oder einen mythologischen Gegenstand darstellend; überall riecht es nach Kwas,[1] nach Aepfeln, Provence-Oel, Leder; Fliegen summen und brummen unter der Decke und an den Fenstern; ein tapferer Schwabe spielt zuweilen mit seinen Fühlhörnern am Spiegelrahmen. . . Das schadet nicht! Man kann da leben. . . und gar nicht übel kann man da leben!

II.

Solch' einen Gutshof hatte ich nun vor dreißig Jahren besucht — Dinge längst verflossener Tage — wie Sie sehen. Das kleine Besitzthum zu dem ein solcher Gutshof gehörte, war Eigenthum meines Universitäts-Freundes und ihm erst unlängst nach dem Tode eines Onkels im dritten Grade zugefallen; er selbst wohnte nie dort. . . Nicht weit davon befanden sich große Steppen-Moräste, in denen zur Zeit des Sommerfluges große Massen von Schnepfen sich aufhielten; mein Freund und ich, wir waren leidenschaftliche Jäger — und deshalb waren wir übereingekommen — er von Moskau aus, ich von meinem Landgute — zum Petritage in seinem Gutshäuschen zusammenzutreffen. Mein Freund wurde indessen in Moskau aufgehalten und verspätete sich um zwei Tage; ohne ihn wollte ich aber die Jagd nicht beginnen.

Mich hatte Narkiß Semenoff, ein alter Diener, der von meinem Kommen unterrichtet war, empfangen; mein Freund nannte ihn scherzend »Markiß«. Er hatte etwas Selbstvertrauendes, sogar etwas Verfeinertes an sich und hielt sich nicht ohne Würde; er blickte auf uns junge Leute von oben herab — doch zeigte er auch den übrigen Besitzern keine besondere Verehrung; seines verstorbenen Herrn erwähnte er nachlässig, seines Gleichen aber — verachtete er einfach. Er konnte lesen und schreiben, drückte sich richtig und verständlich aus. In die Kirche ging er nur selten, so daß man ihn für einen Schismatiker hielt. Seine Gestalt war lang und hager, sein ebenfalls längliches Gesicht wohlgefällig; er hatte eine spitze Nase und überhängende Augenbrauen, die er bald zusammen — bald in die Höhe zog; er trug einen reinlichen, weiten, schwarzen Rock und Stiefel bis zu den Knieen, deren Schäfte herzförmig ausgeschnitten waren.

III.

Am Tage meiner Ankunft selbst blieb Narkiß, nachdem er mir ein Frühstück aufgetragen und wieder abgedeckt hatte, an der Thüre stehen, sah mich scharf an und sagte, nachdem er seine Augenbrauen in Bewegung gesetzt:

»Was werden Sie, gnädiger Herr, beginnen?«

»Ich weiß es wirklich nicht. Hätte Nikolai Petrowitsch (so hieß mein Freund) Wort gehalten und wäre gekommen, so könnten wir zusammen auf die Jagd gehen.«

»Sie haben also, gnädiger Herr, erwartet, daß er zu der versprochenen Stunde auch kommen würde?«

»Freilich habe ich's erwartet.«

»Hm!«

Narkiß sah mich wiederum an — und schüttelte wie mitleidig den Kopf. — »Wenn Sie sich mit Lesen die Zeit vertreiben wollen,« fuhr er fort, »so hat der verstorbene Herr Bücher hinterlassen, wenn Sie wünschen, bringe ich sie — doch werden Sie dieselben schwerlich lesen wollen, wenn ich mich nicht sehr irre.«

»Weßhalb denn?«

»Es sind dumme Bücher — nicht für die jetzigen Herren geschrieben!«

»Hast Du sie gelesen?«

»Hätte ich sie nicht gelesen, so könnte ich darüber nicht sprechen; ein Traumbuch zum Beispiel — was ist das für ein Buch? Es sind allerdings noch andere da . . . doch auch diese werden Sie nicht lesen wollen.«

»Warum nicht?«

»Sie handeln über Gottesgelahrtheit.«

Ich schwieg. — Narkiß ebenfalls.

»Namentlich darüber bin ich ärgerlich,« fing ich an, »daß ich bei solchem Wetter zu Hause sitzen muß.«

»Gehen Sie in den Garten spazieren, oder nach dem Wäldchen, es liegt gerade hinter der Tenne. Angeln Sie gerne?«

»Giebt es denn hier Fische?«

»Ja wohl, im See. Man findet da Schmerlen, Gründlinge, Barsche. Allerdings ist jetzt die rechte Zeit vorüber, wir haben ja bald Juli — doch versuchen kann man es immer noch. Soll ich Ihnen eine Angel zurecht machen?«

»Sei so gut.«

»Ich will Ihnen einen Jungen mitgeben, die Würmer aufzustecken. Oder soll ich lieber selbst mitgehen?« — Narkiß zweifelte augenscheinlich, daß ich allein fertig werden könnte.

»Komme mit, bitte, wir wollen zusammen gehen.«

Narkiß lächelte, schweigend mit dem ganzen Munde, zog dann die Augenbrauen, zusammen und verließ das Zimmer.

IV.

Eine halbe Stunde darauf gingen wir angeln. Narkiß hatte eine sonderbare Mütze mit Ohrenklappen ausgesetzt — das machte ihn noch würdevoller. Er ging voran, mit gleichmäßigem, ruhigem Schritte; auf seiner Schulter wiegten sich zwei Angelruthen im Gleichgewicht; ein baarfüßiger Junge trug ihm eine Wasserkanne und einen Topf mit Würmern nach.

»Hier am Wehr, beim Fluß, ist eine Bank zur größeren Bequemlichkeit aufgestellt,« fing Narkiß mir zu erklären an, blickte vor sich und rief aus: »Ehe? Unsere Schwachsinnigen sind schon wieder hier! Die kommen mir zu häufig!«

Ich erhob den Kopf und sah auf der Bank bei dem Wehr, auf der Bank, von der er eben gesprochen, zwei Menschen sitzen, deren Rücken uns zugekehrt waren, sie angelten ganz gemächlich.

»Wer sind die?« fragte ich.

»Nachbarn,« antwortete Narkiß unzufrieden. »Zu Hause haben sie nichts zu essen, da kommen sie auf Besuch zu uns.«

»Und erlaubt man ihnen zu angeln?«

»Der frühere Herr erlaubte es — . . . ob Nicolai Petrowitsch es ebenfalls gestatten wird, weiß ich nicht. Der Lange da — ein weggejagter Küster — ist ein ganz nichtiger Mensch; — der Andere, der Dicke, ist ein Oberst.«

»Wie, Oberst?« Wiederholte ich erstaunt. Die Kleidung dieses Obersten war wohl noch schlechter als die des Küsters.

»Ja, wie ich es Ihnen sage, ein Oberst. Früher im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, hat man ihm jetzt aus Gnade ein Plätzchen angewiesen — da lebt er auch von dem, was der liebe Herrgott ihm sendet. Doch was soll man thun? Sie haben den besten Platz sich ausgesucht . . . man wird diese lieben Gäste verscheuchen müssen.«

»Nein, Narkiß; bitte beunruhige sie nicht. Wir wollen uns hier beiseite niedersetzen; sie werden uns nicht stören. Ich möchte mit dem Obersten bekannt werden!«

»Wie Sie es wünschen — was aber die Bekanntschaft betrifft, so hoffen Sie nicht, gnädiger Herr, daß Sie davon viel Vergnügen haben werden; er ist sehr schwer von Begriffen geworden, stumpf im

Gespräch wie ein kleines Kind. Es ist auch nicht anders möglich, er hat ja seine achtzig Jahre hinter sich.«

»Wie heißt er?«

»Wassilij Thomitsch. Sein Familienname ist Guskoff.«

»Und der Küster?«

»Der Küster? Der hat den Spitznamen: Gurke, so nennen ihn hier auch Alle, wie aber sein eigentlicher Name lautet, weiß der liebe Gott allein. Ein leerer Mensch! Ein Schmarotzer!«

»Sie leben zusammen?«

»Nein, nicht zusammen — doch hat sie der Teufel wohl, wie man so sagt, mit einem Strick zusammen gebunden!«

V.

Wir kamen zum Floß. Der Oberst richtete die Augen auf uns, und ließ sie dann sofort wieder auf das Schwimmholz fallen. Gurke aber sprang auf, zog seine Angel aus dem Wasser, nahm seine abgetragene Mütze ab, fuhr mit zitternder Hand über die hatten, gelben Haare, verbeugte sich tief und lachte mit gebrochener Stimme. Sein aufgeschwollenes Gesicht verkündete ihn als argen Säufer; die zusammengekniffenen, klein gewordenen Augen blinzelten demüthig. Er stieß seinen Nachbar in die Seite, als ob er ihm andeuten wollte, daß man weggehen müsse . . . Der Oberst bewegte sich auf der Bank.

»Bleiben Sie sitzen, beunruhigen Sie sich nicht,« rief ich schnell. »Sie stören uns nicht im Geringsten. Wir werden uns daneben setzen. Bleiben Sie ruhig sitzen!«

Gurke zuckte, seinen durchlöcherten, langen Kittel zusammenschlagend, mit den Achseln, mit den Lippen, mit dem kleinen Barte; unsere Gegenwart war ihm sichtlich unbequem— er wäre gern davon gelaufen — doch der Oberst hatte sich bereits wieder in die Beobachtung seines Schwimmholzes vertieft. Der »Schmarotzer« hustete ein paar Male, setzte sich auf das äußerste Ende der Bank, legte seine Mütze auf die Knie und warf, die nackten Füße unter der Bank verbergend, bescheiden seine Angel aus.

»Beißen sie an?« fragte mit Würde Narkiß, langsam die Schnur vom Stocke wickelnd.

»Wohl an sechs Gründlinge haben wir erwischt,« antwortete Gurte mit klangloser und heiserer Stimme »und der Herr hier hat einen anständigen Barsch geangelt!«

»Ja, einen Barsch,« wiederholte meckernd der Oberst.

VI.

Ich fing aufmerksam nicht ihn, sondern sein umgekehrtes Bild im Wasser zu betrachten an. Es erschien mir klar wie im Spiegel, nur etwas dunkler, wie mit Silber überzogen. Der breite See wehte uns Frische zu, Frische kam auch vom feuchten, abschüssigen Ufer und sie war um so angenehmer, als von dort oben her, über uns, vom goldenen, dunklen Himmelsblau, von den Gipfeln der Bäume, die Schwüle wie eine schwere Last auf uns drückte. Beim Flosse bewegte sich das Wasser nicht. Im Schattetn der von den üppigen Büschen am Ufer auf dasselbe fiel, glänzten wie kleine, blanke Knöpfchen die Wasserspinnen, ihre ewigen Kreise beschreibend; nur selten zogen sich um die Kiele der Angeln kaum zu bemerkende Wasserringe, wenn die Fische an den Haken spielten. Sie bissen sehr schlecht an — während zwei voller Stunden zogen wir nur zwei Gründlinge und eine Schmerle heraus. Ich könnte nicht sagen, warum der Oberst meine Neugierde so anstachelte. Sein Rang konnte auf mich keinen Eindruck machen; ruinirte Adelige gehörten selbst zu jener Zeit nicht mehr zu den Seltenheiten — und auch selbst sein Aeußeres bot nichts Außergewöhnliches dar. Unter der warmen Mütze, die den ganzen oberen Theil seines Kopfes bedeckte, erblickte man ein rothes, glatt rasirtes, rundes Gesicht, mit kleiner Nase, kleinen Lippen und eben solchen hellgrauen Augen. Einfalt, Seelenschwäche und einen alten, hilflosen Gram drückte dieses demüthige, kindliche Gesicht aus. In den weichen, weißen, kleinen Händen mit kurzen Fingern lag ebenfalls etwas Hilfloses, Unvermögendes. . . . Ich konnte mir gar nicht vorstellen, wie dieser schwachsinnige Greis je ein Mann von militärischem Schlage habe sein können, wie er befehlen, anordnen konnte — und namentlich in jener strengen Zeit Katharinas! Ich blickte ihn an: bald blies er feine Backen auf und pustete still, wie ein Kind, bald drückte er seine Augen mit schmerzhafter Anstrengung zusammen, wie alle alterschwachen Leute. Einmal öffnete er die Augen weit und richtete sie in die Höhe . . . sie glotzten mich aus der Wassertiefe an . . . und eigenthümlich rührend und selbst vielsagend kam mir dieser gramvolle Blick vor.

VII.

Ich versuchte, mit dem Oberst ein Gespräch anzukniipfen . . . doch Narkiß hatte die Wahrheit gesagt: der arme Alte war wirklich schwach von Begriffen geworden. Er erkundigte sich nach meiner Familie, und nachdem er sie sich zweimal hatte nennen lassen, dachte er nach und sagte endlich:

»Ich glaube, wir hatten einen Richter hier, der so hieß — Gurke, hatten wir einen solchen Richter? — wie?«

»Ja, ja, lieber Herr Wassilij Thomitsch, Euer Hochwohlgeboren,« antwortete Gurke, der ihn sonst wie ein Kind behandelte. »Es war wirklich hier ein solcher Richter. Reichen Sie mir Ihre Angel, das Würmchen ist da wahrscheinlich abgefressen . . . Ja! — so ist es auch.«

»Mit der Familie Lomoff waren Sie nicht bekannt?« fragte mich plötzlich und mit sichtlicher Anstrengung der Oberst.

»Was für eine Familie?«

»Lomoff! Theodor Iwanitsch, Ewstignej Iwanitsch, Alexej Iwanitsch der Jude, Theodulia, Iwanowna, die Räuberin und dann noch . . .«

Der Oberst schwieg und sank zusammen.

»Diese Leute standen dem Herrn am nächsten,« flüsterte, sich zu mir neigend, Narkiß mir zu — »durch sie, namentlich durch Alexej Iwanitsch, den er Jude genannt, und durch die Schwester desselben, Agrafena Iwanowna, hat er sein ganzes Vermögen verloren.«

»Was sprichst Du da von Agrafena Iwanowna!« rief plötzlich der Oberst, und sein Kopf erhob sich, seine weißen Augenbrauen zogen sich zusammen . . . »Nimm Dich bei mir in Acht . . . Und was ist das für eine Agrafena? Agrippina Iwanowna — so hieß sie.«

»Schon gut, schon gut, lieber Herr«, beschwichtigte Gurke.

»Weißt Du denn nicht, was der Dichter Melonoff von ihr gedichtet?« fuhr der Alte fort, in ein mir unbekanntes Pathos gerathend. »Nicht Hymens Leuchter brannten,« fing er an, alle Vocale durch die Nase ziehend und die Silben »en« und »an« wie die gleichlautenden französischen Endungen aussprechend — und sonderbar genug klangen diese Worte aus seinem Munde: »nicht dessen Fackeln . . .«

»So ist es nicht, aber:
Nicht der Vergänglichkeit eitler Götze,
Nicht Amaranthos, noch Porphyros
, Nur Ein's ergötzet sie . . .

»Das ist von uns gesagt — hörst Du!«

Nur Eins ergötzet sie beständig,
So minniglich und so lebendig:
Die gegenseit'ge Gluth im leichten Blut.

»Und Du sagst Agrafena?«

Narkiß lächelte, halb verächtlich, halb gleichgültig.

»Ach! Du Sonderling«, flüsterte er vor sich hin. Doch der Oberst war schon wieder zusammengesunken, die Angel entglitt seinen Händen und fiel in's Wasser.

VIII.

»Betrachte ich es genauer, so steht es mit unseren Angeln schlimm,« sprach der Küster, »die Fische wollen gar nicht mehr anbeißen. Es ist auch schon zu heiß geworden, und meinen Herrn hat Melancholie befallen. Wir wollen nach Hause gehen, das wird besser sein.« Er zog behutsam ein Fläschchen von Blech ans der Tasche, nahm den hölzernen Stöpsel heraus, schüttelte sich Schnupftabak auf die Finger und führte dieselben mit einer Bewegung an beiden Nasenlöchern vorüber . . . »das ist ein Tabak,« stöhnte er, zu sich kommend, »der greift durch wie der Gram! Nun, lieber Wassilij Thomitsch, belieben Sie aufzustehen, es ist Zeit!« . . .

Der Oberst stand von der Bank auf.

»Wohnen Sie weit von hier?« fragte ich Gurke.

»Weit ist es nicht — kaum eine Werst.«

»Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten,« wandte ich mich zum Oberst — ich wollte ihn nicht so schnell verlassen.

Er sah mich an — und nachdem er mit jenem besonderen, wichtig thuenden, höflichen, ein wenig gezierten Lächeln, welches, ich weiß nicht, ob auch Andere, aber mich stets an Puder, französische Röcke und Straßknöpfe, kurz an das achtzehnte Jahrhundert erinnert — angelächelt, sagte er mit altmodischen Unterbrechungen; daß es ihm sehr . . . angenehm . . . sein . . . würde und sank dann abermals in sich zusammen. Der Cavalier aus Katharinas Zeiten erschien in ihm für einen Augenblick — und verschwand dann wieder.

Narkiß wunderte sich über mein Vorhaben, doch ich achtete nicht auf das mißfällige Wackeln seiner Mütze und ging mit dem Oberst, den Gurke unterstützte, aus dem Garten. Der Alte bewegte sich ziemlich schnell, wie auf Stelzen.

IX.

Wir gingen«an einem kaum eingetretenen Pfade durch ein grasreiches Thal, mitten durch ein Birkenwäldchen.

Die Sonne brannte, die Goldamseln schrien in dem grünen Dickicht, die Wachtelkönige schnarrten beim Pfade selbst, blaue Schmetterlinge flogen haufenweise über die weißen und rothen Blumen des niedrigen Klees — die Bienen verbargen sich, wie schläfrig und summten träge in dem unbeweglichen Grase. Gurke rüttelte sich, er schien aufzuleben; er hatte Angst vor Narkiß — er lebte ja vor dessen Augen — ich aber war ihm fremd, eben angekommen — mit mir wurde er bald vertraut . . . »Ja,« fing er an, »unser Herr ist allerdings an's Fasten gewöhnt! Aber von einem Barsch wird man doch nicht satt. Vielleicht werden Sie, Euer Wohlgeboren, etwas opfern wollen? Hier in der Schänke, gleich um die Ecke des Wäldchens gibt es ganz ausgezeichnete Semmeln. Auch ich, der ich unter meiner Sündenlast erliege, würde gern, wenn Euer Gnaden es erlaubt, ein Gläschen Schnaps auf Ihre Gesundheit, Ihr langes Leben und Wohlergehen genießen!« Ich gab ihm einen Viertel-Rahel und hatte kaum Zeit, die Hand, welche er küssen wollte, zurückzuziehen. Er hatte erfahren, daß ich ein leidenschaftlicher Jäger sei, und erzählte mir, daß er einen Freund habe, einen Officier, der eine schwedische Mindindenherr-Flinte habe, mit kupfernem Laufe — eine Kanone sei nichts dagegen — wenn man schießt, so falle man in Ohnmacht; er habe sie von den Franzosen bekommen — und einen Hund — reines Wunder der Natur! daß auch er stets große Leidenschaft für die Jagd gehabt und der Pfarrer sie ihm gestatte — selbst Rebhühner mit ihm gefangen hätte — doch der Oberpfarrer, der sei ein Tyrann gewesen, wollte es nicht dulden, »was aber Narkiß Semenitsch betrifft,« sagte er in singenden Tone, »so bin ich zwar nach dessen Meinung ein ganz werthloser Mensch für diese Welt, doch ich will mir zu bemerken erlauben, daß er sich die Augenbrauen wie eine Eule wachsen läßt und deshalb alle Weisheit gefressen zu haben glaubt.« Unterdessen waren wir zur Schänke gekommen — einer alten baufälligen Hütte ohne Vorgarten und Hintergebäude; ein abgemagerter Hund lag in einem Loche vor dem Fenster, vor ihm wühlte ein Hahn im Staube.

Gurke setzte den Oberst auf eine an der Thür stehende Bank und verschwand dann augenblicklich im Innern der Hütte. Während er Semmeln kaufte und sich mit einem Gläschen Schnaps gütlich thats wandte, ich meine Augen nicht von dem Obersten ab, welcher mir, Gott weiß warum, wie ein Räthsel vorkam. »In dem Leben diesen Menschen«, dachte ich mir, »ist ganz sichtlich etwas Außerordentliches vorgefallen!« Er aber schien mich gar nicht zu bemerken, saß gebückt auf der Bank und spielte mit einigen Nelken, die er sich im Garten meines Freundes gepflückt hatte. Endlich erschien Gurke mit einem Bündel Semmeln in der Hand, er war ganz roth und schwitzte stark, sein Gesicht zeigte den Ausdruck einer freudigen Verwunderung, als ob er eben etwas Angenehmes und Unerwartetes gesehen hätte, er bot dann dem Oberst die Semmeln an, der sie kostete; wir gingen weiter.

X.

In Folge des Schnapsgenußes war Gurke, wie man sagt, etwas angegriffen, er fing den Oberst, welcher wie auf Stelzen hin und her wankend, immer weiter eilte, zu trösten an. »Warum sind Sie, lieber Herr, so traurig, warum lassen Sie den Kopf hängen? Wenn Sie erlauben, so singe ich Ihnen ein Liedchen — das größte Vergnügen werden Sie davon haben.« — »Glauben Sie mir«, so wandte er sich an mich, »unser Herr ist sehr lustig, und wie lustig! Gestern sehe ich eine Frau aus dem Flosse stehen und Wäsche spülen — es war eine sehr dicke Frau — er aber steht hinter ihr und lacht sich in's Fäustchen! bei Gott! erlauben Sie, Sie werden es sofort sehen; kennen Sie das Lied vom Hasen? Blicken Sie mich nicht so an, weil ich so unbedeutend aussehe — wir haben hier in unserer Stadt eine Zigeunerin — eine schreckliche Fratze — doch wenn sie singt: »Leg' dich hin und stirb!« Er öffnete weit seine feuchten rothen Lippen und fing zu singen an, den Kopf auf die Seite neigend, die Augen schließend, und seinen Bart raufend:

Liegt ein Häschen in dem Busch —
Kommen Jägers Husch, husch, husch!
Kaum Zeit zu athmen nimmt es sich,
Horcht auf und denkt: Ganz sicherlich
Bin ich des Todes Beute!

Was hab' ich, guter Jägersmann,
Für Leibes denn Dir angethan?
Zwar hab' ich von dem Kohlenstrauch,
Gemaust, gespeist ein wenig auch,
Doch nicht in Eurem Garten!

Doch plötzlich springt das Häschen auf!
Eilt nach dem Wald in schnellem Lauf —
Von hinten, guter Jägersmann,
Sieh Dir nun blos mein Schwänzchen an —
Noch bin ich gar nicht Euer!

Gurke sang nicht mehr, er schrie:

Die Jäger seh'n den ganzen Tag,
Des klugen Häschen's Spuren nach —
Sprechen Vieles hin und her,
Aergern sich und zanken sehr:

Weit ab sind wir vom Ziele,
Genarrt hat uns der Schiele!

Die beiden ersten Verse jedes Couplets sang Gurte mit gedehnter Stimme, die andern drei dagegen sehr schnell, wobei er sehr zierlich hüpfte und die Beine spreizte.

Nach jeder Strophe sprang er in die Höhe und schlug mit den Hacken der Füße hinten an die Oberschenkel.

Als er aus vollem Halse:„Genarrt hat uns der Schiele« ausgerufen, schoß er Kobold. Seine Erwartungen erfüllten sich, der Oberst brach plötzlich in ein dünnes, weinerliches Lachen aus, und zwar dermaßen, daß er nicht weiter gehen konnte und sich ein wenig niederließ und mit den kraftlosen Händen leicht auf seine Knie schlug. Ich betrachtete sein purpurroth gewordenes, krankhaft verzogenes Gesicht — er that mir ungemein Leid — gerade in diesem Augenblick Durch den Erfolg ermuthigt, begann Gurte den Kosakentanz mit solchem Eifer, daß er bald mit der Nase im Staube lag . . . Der Oberst hörte plötzlich zu lachen auf und holperte weiter.

XI.

Wir waren wieder eine Viertel-Weist gegangen. Es zeigte sich ein kleines Dorf am Rande eines Thales, ein wenig seitwärts erblickte man ein kleines Häuschen, mit halb verwehtem Strohdache und einem einzigen Schornsteine, in dem einen der beiden Zimmer dieses Häuschens wohnte der Oberst. Die Besitzerin des Gutes, die Staatsräthin Lomoff, eine ständige Bewohnerin Petersburgs, hatte — wie ich erst später erfuhr — dies Plätzchen dem Oberst eingeräumt. Sie ließ ihm eine monatliche Pension auszahlen und gab ihm als Dienerin eine im Dorfe wohnende Idiotin, welche die menschliche Rede zwar schwer verstand, doch nach der Meinung der Räthin sowohl die Diele fegen, als eine Suppe kochen konnte. An der Schwelle des Hauses wandte sich der Oberst wieder zu mir, mit seinem Lächeln aus Katharinas Zeit: »Haben Sie die Güte, in meine Gemächer ein- zutreten.« Wir gingen in dieses Gemach. Alles war darin äußerst schmutzig und armselig, so schmutzig und armselig, daß der Oberst, welcher wahrscheinlich aus meinem Gesichtsausdrucke den Eindruck, welchen seine Wohnung auf mich machte, errieth, mit den Achseln zuckte, die Augen zusammenkniff und »se . . ne . . pa. . . veil . . de . . perdri . .« sagte. Was er eigentlich damit sagen wollte, blieb mir dunkel . . . als ich ihn französisch anredete, erhielt ich keine Antwort in dieser Sprache. Zwei Gegenstände in seiner Wohnung lenkten sofort meine Aufmerksamkeit auf sich, erstens ein großes St. Georgs-Kreuz für Officiere, in schwarzem Rahmen, unter Glas, und der mit altmodischer Hand geschriebenen Aufschriftt: »Erhalten von dem Obersten des Tschernigoff'schen Derfelden Regimentes, Wassilij Guskoff, für den Sturm auf Praga im Jahre 1784«, und zweitens ein in Oel gemaltes Brustbild einer schönen, schwarzäugigen Frau mit länglichem, bräunlichen Gesichte, mit in die Höhe gekämmtem und gepuderten Haar, Schönheitspflästerchen an den Schläfen und am Kinn, in kurzer, ausgeschnittener Robe ronde, mit blauem Besatz, im Schnitte der achtziger Jahre. Das Porträt war schlecht gemalt, aber sicherlich getroffen. Es blickte den Beobachtenden nicht an, sondern wandte sich von ihm ab — und lächelte nicht; die gebogene schmale Nase, die regelmäßigen, dünnen Lippen, die beinahe gerade Linie der

dichten, zusammengezogenen Augenbrauen zeugten von einem gebieterischen, stolzen, leicht aufbrausenden Charakter. Man bedurfte keiner besonderen Anstrengung, um sich vorzustellen, wie dies Gesicht plötzlich bald in der Gluth der Leidenschaft, bald in Zorn sich habe entflammen können. Unter dem Porträt, auf einem kleinen Gestelle, stand ein halb verwelktes Bouquet einfacher Feldblumen in einem dicken Glase. Der Oberst kam an das Gestell heran, erneuerte das Bonquet, indem er die von ihm gepflückten Nelken in das Glas steckte; zu mir sich wendend und mit der Hand auf das Porträt zeigend, sagte er: »Agrippina Iwanowna Telegin, geborene Lomoff.« Die Worte des Narkiß kamen mir in Erinnerung und ich betrachtete mit verdoppelter Aufmerksamkeit das ausdrucksvolle, nicht gutmüthige Gesicht der Frau, durch die der Oberst um sein ganzes Vermögen gekommen war.

»Sie haben, wie ich sehe, Herr Oberst, sich an dem Sturm auf Praga betheiligt,« fing ich an, auf das St. Georgs-Kreuz zeigend, und haben das Glück gehabt, dies zu jener Zeit, und namentlich in der damaligen, so seltene Anerkennungszeichen zu erhalten? Sie erinnern sich also Suwarows?« —« Des Alexander Wassiliewitsch?« antwortete der Oberst nach kurzem Schweigen und als ob er seine Gedanken sammeln wollte, — »Ja, freilich, es war ein kleiner Greis und dabei so behende — man steht da, er aber ist bald hier, bald da.«

Der Oberst lachte. »In Warschau ist er auf einem Kosakenpferde eingeritten: er ist mit Brillanten über und über geschmückt und sagt den Polen: Ich habe keine Uhr, ich habe keine Uhr! Die aber schreien: Vivat! Vivat! Sonderbare Käuze! He, Gurke!« fügte hinzu, die Stimme erhebend (der lustige Küster war nicht mit hereingekommen) »wo sind die Semmeln? Frage auch Grunka, ob wir keinen Kwas bekommen können?«

»Sofort, lieber Herr, sofort,« antwortete Gurke. Er händigte dem Oberst die Semmeln ein, und aus dem Häuschen herausgehend, traf er ein zerzaustes, in Lumpen gehülltes Geschöpf — wahrscheinlich die Idiotin Grunka — und verlangte, so viel ich durch das verstaubte Fenster wahrnehmen konnte, Kwas von ihr, denn er führte einige Male die eine Hand, welcher er eine trichterartige Form gegeben, zum Munde und zeigte mit der anderen auf uns.

XII.

Ich versuchte wiederum mit dem Oberst ein Gespräch anzuknüpfen, doch er war sichtlich ermüdet, setzte sich ächzend auf die Bank und legte, nachdem er »ach! meine Knochen, meine Knochen!« gestöhnt hatte, die Strumpfbänder ab. Ich wunderte mich damals ungemein, wie ein Mann Strumpfbänder tragen konnte und vergaß, daß es in früherer Zeit allgemein Mode war. Der Oberst gähnte anhaltend, ohne es zu verbergen und hörte nicht auf, seine ermüdeten Augen auf mich zu richten; die kleinen Kinder gähnen so. Der arme Oberst verstand, wie es schien, nicht einmal meine Fragen — und er war beim Sturm auf Praga?! Er — mit blankem Säbel, im Pulverdampf, im Stand, an der Spitze Suwarow'scher Soldaten, die durchschossene Fahne über seinem Kopfe, die grausam verstümmelten Leichen unter seinen Füßen? . . . Er, er?! War das nicht sonderbar? Doch es schien mir, als ob im Leben des Obersten noch sonderbarere Ereignisse stattgefunden haben mußten! Gurke brachte Kwas in einer eisernen Kanne — der Oberst trank gierig — seine Hände zitterten und Gurke hielt ihm die Kanne unter. Der Alte wischte gewissenhaft seinen zahnlosen Mund mit beiden Händen ab und starrte dann wieder auf mich, an den Lippen kauend und schnalzend. Ich begriff, was er wollte, verbeugte mich und ging hinaus. »Jetzt wird er schlafen,« bemerkte Gurke, mit mir das Zimmer verlassend, »er ist heute sehr müde — ganz früh war er schon nach dem Grabe gegangen.«

»Nach wessen Grabe?«

»Zum Grabe der Agrafena Iwanowna, zur Huldigung; sie ist hier auf unserem Pfarr-Kirchhofe begraben — wohl über fünf Werste ist es. Wassilij Thomitsch geht regelmäßig jede Woche zweimal hin. Er hat sie begraben und ihr auch das Denkmal setzen lassen, Alles auf seine Kosten!«

»Und wann ist sie gestorben?«

»Das mögen wohl schon über zwanzig Jahre sein.«

»War sie etwa seine Freundin?«

»Das ganze Leben hat er ja mit ihr verlebt. Ich selbst allerdings kannte diese Dame nicht — doch sagt man, daß zwischen ihnen Sachen vorfielen . . . aj, aj! Gnädiger Herr,« fügte er rasch hinzu, als er sah, daß ich mich abwandte, »werden Sie sich nicht bewogen fühlen,

mir abermals zu einem Glase Wodka etwas zu schenken? Es ist Zeit, daß ich in meinen Stall unter die Pferdedecke krieche.«

Ich wollte Gurke nicht weiter ausfragen, gab ihm zwanzig Kopeken und ging nach Hause.

XIII.

Zu Hause wandte ich mich an Narkiß, um Erkundigungen einzuziehen; wie zu erwarten war, zierte er sich ein wenig, that wichtig, äußerte seine Verwunderung, daß mich solche »Kleinigkeiten« interessiren können und erzählte schließlich, was er wußte. So erfuhr ich Folgendes:

Wassilij Thomitsch Guskoff lernte Agrafena Iwanowna Telegin in Moskau, bald nach der ersten Theilung Polens kennen, ihr Mann diente beim General-Gouverneur, Wassilij Thomitsch aber war auf Urlaub. Er verliebte sich in sie, doch verließ er nicht den Dienst; er hatte weder Frau noch Verwandte, war etwa ein Vierziger und besaß ein ansehnliches Vermögen. Der Mann der Frau Telegin starb bald darauf. Sie blieb kinderlos, in Armuth und in Schulden . . . Er erfuhr ihre Lage, verließ den Dienst (er erhielt beim Abschied den Oberstrang) und suchte seine liebe Witwe auf, die erst fünfundzwanzig Jahre alt war, bezahlte ihre Schulden, kaufte ihre Güter los. . . . seit der Zeit verließ er sie nicht mehr, schließlich lebte er bei ihr. Es scheint, daß auch sie ihn liebte, doch heiraten wollte sie ihn nicht. »Muthwillig war die Verstorbene,« bemerkte hier Narkiß, »die Freiheit,« sagte sie, »ist für mich das Theuerste.« Doch nutzte sie ihn nach jeder Richtung hin aus, und er schleppte, wie »eine Ameise«, sein ganzes Geld zu ihr. Der Muthwille von Agrafena Iwanowna erreichte manchmal eine ganz außerordentliche Höhe; sie hatte eben einen unbändigen Charakter und ging nicht vorsichtig genug mit ihren Händen um, einmal stieß sie ihren Laufburschen die Treppe hinunter, der brach sich zwei Rippen und ein Bein . . . Agrafena Iwanowna bekam Angst, ließ sofort den Laufburschen in ein Dachstübchen einschließen und verließ ihn nicht — auch gab sie Niemandem den Schlüssel zu seiner Kammer — bevor er den Geist aufgegeben hatte . . . Der Laufbursche wurde heimlich begraben . . . »und wäre das zu Katharinas Lebzeiten geschehen,« fügte Narkiß sich zu mir neigend und flüsternd hinzu, »so wäre es vielleicht auch dabei geblieben — viel Aehnliches blieb damals im Verborgenen — doch,« und hier richtete sich Narkiß auf und erhob die Stimme — »bestieg damals den Thron der gerechte Czar Alexander der »Gesegnete« — und die Untersuchung begann. Es kam der Untersuchungsrichter, die

Leiche wurde gefunden — man fand die Wunden — kurz, der Teufel war los. Und was denken Sie? Wassilij Thomitsch nahm Alles auf sich . . . »Ich habe Schuld, ich habe ihn gestoßen, ich ihn eingeschlossen.« Natürlich fiel nun Alles über ihn her, die Richter, die Polizei — und ließen ihn nicht eher los, bis nicht der letzte Groschen aus seiner Tasche fort war — lassen ihn in Ruhe und packen ihn dann wieder —— bis zu den Franzosen, bis die Franzosen nach Russland kamen, zerrten sie noch an ihm — erst dann ließen sie von ihm ab. Agrafena Iwanowna war allerdings schön heraus — er hat sie wirklich gerettet. Bis zu ihrem Tode hat er dann bei ihr gewohnt — und sie soll ihn geringschätzig behandelt haben, wie es ihr gerade einfiel; zu Fuße schickte sie ihn manchmal auf die Güter, um den Obrok von den Bauern einzufordern. Er soll sich auch ihretwegen mit einem englischen Lord, Yes-Yes hieß er wohl, auf Stoßdegen geschlagen haben — und der Engländer sah sich genöthigt, um Verzeihung zu bitten. Seit ihrem Tode aber ist er ganz verdreht und heruntergekommen. Jetzt kann man ihn allerdings kaum zu den Menschen rechnen!«

»Und wer ist Alexej Iwanitsch, der Jude, durch den er ruinirt wurde?«

»Das ist der Bruder der Agrafena. Ein habsüchtiger Mensch war er, eine echte Judenseele. Seiner Schwester lieh er Geld auf Wucherzinsen — und Wassilij Thomitsch sagte gut dafür, theuer genug kam ihm dies zu stehen.«

»Und Theodulia, die Räuberin, wer war das?«

»Ebenfalls eine Schwester — und auch geschickt! Mit allen Hunden gehetzt, wie man sagt — ein schlimmes Weib!«

XIV.

Also hier ist mir ein Werther erschienen! dachte ich, als ich am nächsten Tage mich wieder nach der Wohnung des Obersten begab. Damals war ich sehr jung — und hielt wahrscheinlich deshalb es für meine Pflicht — nicht an die Beständigkeit der Liebe zu glauben. Doch war ich von der Erzählung, die ich gehört, betroffen und ein wenig stutzig geworden. Ich wollte durchaus den Alten lebendig machen und ihn zum Reden bewegen. »Erst will ich wieder Suwarows erwähnen,« dachte ich mir, »es muß doch wenigstens ein Funke noch von dem früheren Feuer in ihm glimmen . . . und dann, wenn er gesprächiger wird, lenke ich das Gespräch auf die . . . wie heißt sie doch? . . . Agrafena Iwanowna. Ein komischer Name für eine »Charlotte« — Agrafena!«

Ich traf Guskoff-Werther mitten in einem kleinen Küchengarten, ein paar Schritte vom Hause, neben einem alten, mit Nesseln überwachsenen Fundamente eines nie ausgeführten Hauses. Auf den verfaulten oberen Balken dieses Fundaments krochen gackernd, beständig heruntergleitend und mit den Flügeln schlagend, junge, schwächliche Truthühner. Auf zwei bis drei armseligen Beeten wuchs verschiedenes Gemüse. Der Oberst hatte eben eine junge Mohrrübe ans der Erde gezogen und fing, nachdem er dieselbe zur Reinigung durch den Arm gezogen, an ihrem dünnen Ende zu kauen an.

Er hatte mich offenbar nicht wieder erkannt, obgleich er meinen Gruß erwiderte, d. h. die Hand zur Mütze führte, wobei er nicht aufhörte, an der Mohrrübe zu kauen.

»Heute sind Sie ja nicht zum Angeln gekommen?« fing ich an, in der Hoffnung, ihn durch diese Frage an meine Persönlichkeit erinnern zu können.

»Heute!« wiederholte er und dachte nach . . . die Mohrrübe aber, die in seinem Munde steckte wurde immer kleiner und kleiner. »Das ist ja Gurke, welcher angelt!« . . . Mir erlaubt man es ebenfalls.«

»Freilich, freilich, geehrter Wassilij Thomitsch. . . Ich sage es nicht deswegen . . . Und es ist Ihnen nicht heiß — so in der Sonne?« Der Oberst hatte einen dicken, wattirten Schlafrock an.

»Wie, heiß?« wiederholte er wieder, als ob er im Unklaren sei und blickte, nachdem er die Mohrrübe glücklich verschluckt hatte, zum

Himmel.

»Belieben Sie in meine Gemächer einzutreten,« sagte er plötzlich. Dem armen Greise war augenblicklich nur diese eine Phrase zur Verfügung geblieben.

Wir gingen aus dem Küchengarten, doch hier blieb ich unwillkürlich stehen; zwischen uns und dem Häuschen stand ein großer Balle, den Kopf zur Erde geneigt, die Augen boshaft umherwerfend, schnaubte er stark und schwer; den einen Vorderfuß krümmend, warf er mit dem breiten, gespaltenen Fuße den Staub in die Luft und peitschte mit dem Schwanz die Weichen, ging dann plötzlich rückwärts, schüttelte den zottigen Hals und brüllte, nicht laut, aber kläglich und grimmig. Ich bekam, um es zu gestehen, Angst, doch Wassilij Thomitsch schritt vorwärts und schwenkte, nachdem er dem Bullen gebieterisch »fort, du ungebildetes Thier!« zugerufen, das Taschentuch. Der Bulle ging noch mehr rückwärts, beugte noch tiefer die Hörner zur Erde, warf sich plötzlich zur Seite und lief davon, den Kopf bald nach links, bald nach rechts schüttelnd. »Er hat wirklich Praga gestürmt!« dachte ich.

« Wir traten in’s Zimmer, der Oberst zog die Mütze von den schweißbedeckten Haaren, gab ein »Ach« von sich, ließ sich auf den Stuhl nieder und sank zusammen.

»Ich bin zu Ihnen gekommen, Wassilij Thomitsch,« fing ich mein diplomatisches Gespräch an, »weil es für mich sehr interessant ist, seinen Officier zu sprechen, der noch unter dem großen Suwarow gedient hat und überhaupt an so wichtigen Ereignissen theilgenommen, über die ich so gerne einige Einzelheiten vernehmen möchte!«

Der Oberst starrte mich an — sein Gesicht wurde merkwürdig lebhaft — und ich erwartete bereits, wenn nicht eine Erzählung, doch ein zustimmendes, theilnahmsvolles Wort.

»Ich werde, mein Herr, wohl bald sterben!« rief er halblaut.

Diese Worte brachten mich außer Fassung,

»Wie? Wassilij Thomitsch!« rief ich endlich . . . »weshalb glauben Sie das?«

Der Oberst bewegte plötzlich die Hände, bald nach oben, bald nach unten, gerade wie ein Kind.

»Deshalb, mein Herr . . . Ich sehe . . . vielleicht wissen Sie es, die selige Agrippina Iwanowna. . . . Gott öffne ihr sein Himmelreich. . . häufig im Schlafe . . . und kann sie nie erreichen . . . ich jage ihr nach, doch sie zu erhaschen, gelingt mir nie. In der vorigen Nacht aber . . . sehe ich . . . sie steht vor mir . . . mir halb zugewandt und lacht. . . ich eile nun auf sie zu — und habe sie gefangen . . . Und sie schien sich dann mir ganz zuzuwenden und sagte: Lieber Wassilij, jetzt hast Du mich gefangen!«

»Was schließen Sie denn daraus, Wassilij Thomitsch?«

»Das, lieber Herr, daß wir bald vereint sein werden. Und Gott sei Dank dafür, das will ich Ihnen gestehen — lobet den Herrn, den Gott Vater, Gott Sohn und heiligen Geist (der Oberst sang das) jetzt und in Ewigkeit. Amen!«

Der Oberst bekreuzte sich. — Weiter konnte ich von ihm Nichts herausbekommen, ich entfernte mich.

XV.

Am nächsten Tage kam mein Freund an. Ich erzählte ihm vom Oberst, von meinem Besuche bei diesem. . .

»Ach ja! Freilich! Ich kenne seine Geschichte,« antwortete er, »ich bin auch mit der Staatsräthin Lomoff gut bekannt, der er das Obdach verdankt, das er hier gefunden. Warte — ich muß einen Brief von ihm an die Staatsräthin besitzen, in Folge dessen sie ihm dies Plätzchen anwies.«

Mein Freund suchte in seinen Papieren nach, und fand endlich den Brief des Obersten. Da ist er, Wort für Wort, mit Ausnahme der orthographischen Fehler. Der Oberst wußte eben nicht, wie auch alle Leute damaliger Zeit, mit unseren beiden *e* umzugehen — seine Fehler wiederzugeben, scheint unnöthig, trägt der Brief doch auch ohne sie den Stempel jener Zeit. —

»Gnädige Frau
Raißa Pawlowna!

»Nach dem Tode meiner Freundin, Ihrer Taute, hatte ich bereits das Glück, zwei Briefe an Sie zu richten, den ersten am ersten Juni, den zweiten am sechsten Juli des Jahres 1815; ihre Tante aber ist am sechsten Mai desselbigen Jahres gestorben. In diesen Briefen offenbarte ich Ihnen die Gefühle meiner Seele und meines Herzens, die niedergeschlagen waren durch die tödtlichste Beleidigung, und stellte Ihnen in wahrhaftiger Gestalt meine erbitterte und des Mitleides würdige Verzweiflung dar; beide Briefe sind mit der kaiserlichen Post recommandirt abgeschickt worden und deshalb darf nicht angezweifelt werden, daß dieselben von Ihnen erhalten und gelesen worden. Durch meine in denselben ausgesprochene Offenherzigkeit hoffte ich Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit auf mich zu lenken; doch blieben Ihre barmherzigen Gefühle fern von mir, dem Unglücklichen! Nach dem Tode meiner Freundin, Agrippina Iwanowna, in der peinlichsten und armseligsten Lage mich befindend, setzte ich nach ihren Worten meine ganze Hoffnung auf Ihre Gutherzigkeit. Ihre Taute, das Ende ihres Lebens herannahen fühlend, sprach zu mir die folgenden, gleichsam ihren letzten Willen offenbarenden und mir für immer erinnerlichen Worte: Mein Freund,

ich war eine Schlange für Dich — und die Ursache Deines ganzen Unglückes: ich fühle, wie viel Du mir geopfert hast — und dafür verlasse ich Dich in der unglückseligsten Lage; wende Dich aber nach meinem Tode an Frau Raißa Pawlowna — das heißt also zu Ihnen — und bitte, rufe Sie um Hilfe an! Sie hat ein fühlendes Herz und ich bin sicher, daß sie Dich, den Verwaisten, nicht verlassen wird. — Gnädige Frau, ich rufe zum Zeugen den Allerhöchsten Erschaffer der Welt an, daß dies ihre Worte sind, daß ich ihre Sprache führe; deshalb von Ihrer Tugend überzeugt, wandte ich mich zuvörderst an Sie mit meinen offenherzigen und aufrichtigen Briefen. Doch da ich nun nach langem Warten keine Antwort bekommen habe, konnte ich nicht umhin zu meinen, daß Ihr tugendhaftes Herz mich unbeachtet gelassen hat! Ein solches Nichtwohlwollen Ihrerseits stürzt mich in die größte Verzweiflung! An wen soll ich Unglücklicher mich wenden? Mein Verstand ging mir verloren! Mein Geist schweifte umher — endlich zu meinem gänzlichen Verderben wollte die Vorsehung mich noch schrecklicher heimsuchen und lenkte meine Gedanken ebenfalls auf eine bereits Verstorbene, ebenfalls Ihre Tante, auf Theodulia Iwanowna, die Schwester von Agrippina Iwanowna, von demselben Vater, derselben Mutter — doch nicht von demselben Gemüthe! In meiner Einbildung mir vorstellend, daß ich bereits über zwanzig Jahre Ihrem ganzen Lomoffschen Hause ergeben war — und namentlich der Theodulia Iwanowna, welche Agrippina Iwanowna nicht anders, als mein »Herzchen« und mich »den geehrten Helfer unserer Familie« nannte — mir das Alles in der an Seufzern und Thränen reichen Ruhe schmerzlicher Schlaflosigkeit vorstellend, glaubte ich: so muß es also sein, und wandte mich mit meinen Briefen an Theodulia Iwanowna und erhielt von ihr die feste Versicherung, daß sie das letzte Stückchen Brot mit mir theilen wolle! Die von mir gebrachten Geschenke, über 500 Rubel Werth, wurden mit der größten Zufriedenheit von ihr angenommen und ebenso das Geld, das ich zu meinem Unterhalt hatte, beliebte Theodulia Iwanowna zur Verwahrung an sich zu nehmen; ich aber schlug es ihr zu Gefallen nicht ab. Wenn Sie mich aber fragen, woher ich ein solches Vertrauen in sie setzte, so habe ich, gnädige Frau, nur eine Antwort darauf: Sie war die Schwester von Agrippina Iwanowna und gehörte zu der Lomoff'schen Familie! Doch ach! und abermals ach!t Das ganze Geld ging mir verloren — und die Hoffnung, die ich

auf Theodulia Iwanowna setzte — die ja ihr letztes Stückchen Brot mit mir theilen wollte erwies sich als Täuschung, als leerer Wahn! — Im Gegentheil, mit meinem Bischen Vermögen hat sich Theodulia Iwanowna noch gütlich gethan! Und zwar hatte ich das Vergnügen, ihr zu ihrem Namenstage, den fünften Februar, grünen französischen Stoff für 50 Rubel, die Elle zu 5 Rubel, zu überreichen — ich aber erhielt weißen Piqué zur Weste und ein Halstuch aus Gaze — die in meiner Gegenwart, und wie mir bekannt wurde, für mein Geld gekauft wurden — und das ist Alles, was ich von der Wohlthätigkeit der Theodulia Iwanowna genossen habe! Das ist ihr letztes Stückchen Brot! Und ich könnte noch weitere, nichts weniger als wohlwollende Handlungen von Theodulia Iwanowna gegen mich in voller Wahrheit offenbaren — ebenso wie meine, alles Maß übersteigenden Ausgaben für sie, so unter Anderem für Confecte und Früchte, von denen Theodulia Iwanowna die größte Liebhaberin war — doch verschweige ich das Alles, damit Sie eine solche Aufklärung über eine Verstorbene nicht übel deuten — und außerdem habe ich, da Gott sie vor Sein Gericht gerufen — und Alles, was ich von ihr erduldet, in meinem Herzen begraben ist· — bereits als Christ ihr schon lange verziehen und bete zu Gott, daß auch Er ihr verzeihe! Können Sie aber, gnädige Frau Raißa Pawlowna, mir übel anrechnen, daß ich ein treuer und wirklicher Freund Ihrer Familie war, und daß ich so sehr und unwiderstehlich Agrippina Iwanowna liebte, ihr mein Leben opferte, meine Ehre, mein Vermögen für sie hingab? daß ich in voller Abhängigkeit von ihr war und deshalb weder mit mir selbst, noch mit meinem Vermögen frei schalten konnte — sondern sie verfügte nach ihrem Willen sowohl über mich, als über mein Vermögen! Ihnen wird es ebenfalls bekannt sein, daß ich in Folge ihres Auftrittes mit einem Leibeigenen unschuldig die größten Beleidigungen erduldete — diesen Proceß habe ich nach ihrem Tode dem Senate, dem sechsten Departement übergeben — noch bis heute ist er nicht entschieden — und man hat mich darin als ihren Helfershelfer dargestellt, unter Curatel gesetzt und noch stehe ich unter Aufsicht des Criminalgerichtes! Bei meinem Range, in meinen Jahren ist eine solche Schmach unerträglich! Und es bleibt mir nur übrig, mein Herz durch den Gedanken zu trösten, daß ich auch nach dem Tode von Agrippina Iwanowna für sie leide! — das offenbart wohl meine unwandelbare Liebe und unerschütterliche Dankbarkeit!

»In den bereits erwähnten Briefen an Sie brachte ich es zu Ihrer Kenntniß, wie in allen Einzelheiten die Beerdigung von Agrippina Iwanowna vor sich ging — ebenso, wie die Leichenmesse abgehalten wurde. — Meine Freundschaft und meine Liebe zu ihr kannten keine Grenzen! Für dies Alles — für die Lichter, Weihrauch, Wein, die zur Seelenmesse gebraucht wurden, so wie für das sechs Wochen hindurch ununterbrochen währende Lesen der Gebete für ihr Seelenheil — außerdem gingen mir 50 Rubel Assignationen, die ich als Draufgeld für den Grabstein gegeben, verloren — für dies Alles habe ich von meinem Gelde 750 Rubel in Assignationen ausgegeben — 150 Rubel für den Kauf eines Platzes auf dem Kirchhof mit eingerechnet!

»Daß doch Deine wohlthätige Seele den Ruf eines Verzweifelten und in den Abgrund der schrecklichsten Qualen Gestürzten anhören möge! Nur Dein Mitgefühl und Deine Menschenliebe können einem Verlorenen das Leben wiedergeben! Zwar lebe ich noch — doch in Anbetracht der Leiden meiner Seele und meines, Herzens bin ich todt — ich bin todt, wenn ich bedenke, was ich war — und was ich bin! Ein Krieger war ich, diente meinem Vaterlande treu und in Wahrheit, wie es einem ächten Russen und treuen Unterthan unleugbar geziemt! — War ausgezeichnet worden durch nur seltene Anerkennungszeichen — hatte ein, meiner Geburt und meinem Range entsprechendes Vermögen — und jetzo beuge ich meinen Rücken krumm, um nur ein täglich Brot zu haben — ich bin todt, wenn ich namentlich bedenke, welchen Freund ich verloren . . . wie soll ich nach dem Allen noch leben? Doch seinen Lebenslauf verkürzt man nicht, noch thut, sich die Erde auf, eher wird sie zu Stein! Deshalb rufe ich Dich an, tugendhafte Seele, gebiete Schweigen dem Gerede, laß Dich nicht von Allen verdammen — daß ich für eine solche grenzenlose Ergebenheit, wie die meinige, kein Obdach habe, setze Alle durch die mir erwiesene Wohlthat in Verwunderung, wende die Zunge der Boshaften und Neider zur Verherrlichung Deiner Vorzüge! — Und höre, wage ich mit aller Demuth hinzuzufügen, Deine theure Tante im Grabe, die unvergeßliche Agrippina Iwanowna, welche für Deine rechtzeitige, mir gewidmete Hilfe, durch meine Gebete, ihre segnenden Hände über Dein Haupt breiten wird. Gieb Ruhe für die letzten Tage dem vereinsamten Greise, der ein anderes Schicksal erhoffen durfte! Im

Uebrigen habe ich mit tiefer Ehrerbietung das Glück, mich zu zeichnen,

Gnädige Frau,

als Ihren ergebenen Diener
Wassilij Guskoff,
Oberst und Ritter.«

Einige Jahre darauf besuchte ich wieder das Dörfchen meines Freundes . . . Wassilij Thomitsch war schon lange todt! Er war bald nach meinem Dortsein gestorben. »Gurke« aber lebte noch. Er führte mich zum Grabe von Agrippina Iwanowna. Ein eisernes Gitter umgab einen großen Grabstein, auf dem eine ausführliche und glänzende Grabschrift prangte! Dicht daneben, wie zu ihren Füßen, erblickte ich eine kleine Erhöhung mit einem zur Seite geneigten Kreuze: Der Knecht Gottes Oberst und Ritter Wassilij Guskoff ruht unter diesem Hügel . . . Seine Asche hat endlich ein Plätzchen gefunden neben der Asche des Wesens, dem er mit einer solchen grenzenlosen, ja unsterblichen Liebe zugethan war!

- E n d e -

Anmerkungen

1 eine Art Dünn- oder Weißbier.

Frühlingsfluthen.

1872.

Deutsch
von
W. A. Polowinoff.

Inhaltsverzeichnis

I. II. III. IV. V. VI. VII. VIII. IX. X. XI. XII. XIII. XIV. XV. XVI. XVII. XVIII. XlX. XX. XXI. XXII. XXIII. XXIV. XXV. XXVI. XXVII. XXVIII. XXIX. XXX. XXXI. XXXII. XXXIII. XXXIV. XXXV. XXXVI. XXXVII. XXXVIII. XXXIX. XL. XLI. XLII. XLIII. XLIV.
Anmerkungen

»Die Jahre der Gluthen,
Die Tage voll Wonnen —
Wie Frühlingsfluthen
Sind sie verronnen!«
(Aus einer alten Romanze.)

. . . Um zwei Uhr in der Nacht kehrte er in sein Arbeitszimmer zurück. Er schickte den Diener, der die Lichter angezündet hatte, hinaus, warf sich in seinen Sessel am Kamine und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Noch nie hatte er eine solche Müdigkeit — wie des Körpers so der Seele — gefühlt. Den ganzen Abend hatte er mit anmuthigen Damen, mit gebildeten Männern zugebracht; mehrere der Damen waren schön, beinahe alle Männer zeichneten sich durch Geist, durch Talente aus — er selbst hatte sich mit vielem Glücke und selbst glänzend an der Unterhaltung betheiligt . . . und bei alledem, hatte nach nie das *taedium vitae,* von dem schon die Römer sprachen, jener Widerwillen gegen das Leben, sich seiner mit so unwiderstehlicher Gewalt bemächtigt, nach nie so wie jetzt an ihm gewürgt. Wäre er etwas jünger gewesen, er hätte vor Gram, Langeweile, Aufregung geweint: eine Bitterkeit, beißend und brennend wie die des Wermuths, erfüllte seine Seele. Ein Gefühl des Ekels, zudringlich und schwer aufliegend, drang wie die dunkle Herbstnacht auf ihn von allen Seiten ein, und er wußte nicht, wie er diesem Dunkel, dieser Bitterkeit sich entziehen sollte. Auf Schlaf war nicht zu rechnen: er wußte, daß er nicht einschlafen werde.

Er überließ sich schweren Gedanken . . . sie kamen langsam, faul, bitter.

Er dachte nach über das Eitle, die Nutzlosigkeit und das elende Falsch des menschlichen Daseins. Die verschiedenen Altersstufen zogen an seinem seelischen Blick vorüber (er selbst hatte unlängst zwei und fünfzig Jahre zurückgelegt) und keine fand Gnade vor ihm. Ueberall dasselbe ewige Fällen des bodenlosen Fasses, dasselbe »Wasserkneten«, derselbe theils aufrichtige, theils bewußte Selbstbetrug — einerlei womit das Kind spielt, nur weinen soll es

nicht — Und dann plötzlich — wie das Gewitter aus hellem Himmel, befällt uns das Alter — und mit ihm zusammen jene stets wachsende, Alles benagende und auffressende Furcht vor dem Tode — und marsch in den Abgrund! Noch gut, wenn das Leben sich so abspielt! — Sonst überziehen uns zu allerletzt, wie der Rost das Eisen, Krankheiten Qualen. . . Nicht mit brausenden Wellen überzogen, wie die Dichter es beschreiben, erschien ihm das Lebensmeer; nein — unbewegt, glatt, regungslos und durchsichtig bis zum düsteren Grunde dünkte ihm dieser See; er selbst sitzt im kleinen, schwankenden Kahne, — und dort auf jenem dunklen, schlammigen Grunde rühren sich, ungeheuren Fischen ähnlich, unförmliche Schreckensgebilde: sämmtliche menschliche Schwächen, Krankheiten, Leiden, Wahnsinn, Armuth, Blindheit . . . Er blickt hin: und siehe, eines der Gebilde löst sich ab aus dem Dunkel, erhebt sich immer höher und höher, wird immer deutlicher, immer wiederwärtiger deutlich . . . Noch ein Augenblick — und der von dem Ungethüm aufgehobene Kahn schlägt um! Doch es scheint wieder zu verschwinden, es entfernt sich, senkt sich auf den Grund — und liegt da, die Riesenflossen kaum bewegend . . . Doch kommen wird der verhängnißvolle Tag — und es wirft den Kahn um.

Er schüttelte den Kopf, sprang vom Sessel auf, ging in der Stube auf und ab, setzte sich zum Schreibtisch und fing, eine Schublade nach der anderen aufziehend, in seinen Papieren, alten, größtentheils von Frauen herrührenden Briefen, zu wühlen an. Er wußte selbst nicht, warum er es thue, er suchte nichts — er wollte einfach durch irgend eine äußere Beschäftigung die Gedanken, die ihn peinigten, verscheuchen. Nachdem er auf's Gerathewohl mehrere Briefe geöffnet (in einem derselben befand sich eine trockene Blume mit einem verblichenen Bändchen umwunden) zuckte er nur mit den Achseln, und legte sie, nachdem er einen Blick auf den Kamin geworfen, zur Seite, wahrscheinlich mit der Absicht, diesen unnützen Trödel zu verbrennen. Mit den Händen hastig bald in diesen, bald in jenen Kasten fahrend, öffnete er plötzlich weit die Augen, und nahm aus einem derselben langsam eine kleine, achteckige altmodische Schachtel, die er behutsam öffnete. In der Schachtel lag unter doppelter Schichte gelbgewordener Watte ein kleines, mit Granaten besetztes Kreuz.

Mit Verwunderung betrachtete er dieses Kreuz während einiger Augenblicke — *und* plötzlich ließ er — B — einen leisen Schrei verlauten . . . Weder Bedauern noch Freude drückten seine Gesichtszüge aus. Einen solchen Ausdruck nimmt das Gesicht eines Menschen an, der unerwartet einem anderen begegnet, den er längst aus den Augen verloren, den er früher zärtlich geliebt, und der jetzt plötzlich ihm gegenübertritt — immer der Alte und doch durch die Jahre ganz verändert.

Er stand auf — und zum Kamin tretend, ließ er sich wieder auf den Sessel nieder — wiederum bedeckte er mit den Händen sein Gesicht. . . Warum heute? gerade heute? dachte er — und erinnerte sich an vieles längst Geschehene.

Er erinnerte sich . . .

Doch zuerst ist sein Eigen, Vater- und Familien-Namen mitzutheilen. Er hieß Dimitrij Pawlowitsch Sanin.

Er erinnerte sich an Folgendes:

I.

Es war im Sommer 1840. Sanin war eben zwei und zwanzig Jahre alt und befand sich in Frankfurt a. M. auf seiner Rückkehr aus Italien nach Rußland. Er hatte kein großes Vermögen, doch war er vollständig unabhängig und ohne Familie. Nach dem Tode eines entfernten Verwandten waren ihm einige Tausend Rubel zugefallen, und er hatte beschlossen, dieselben im Auslande zu verzehren, vor dem Eintreten in den Staatsdienst, vor dem definitiven Anlegen dieses Baumes, ohne welchen eine sorgenlose Existenz für ihn undenkbar war. Sanin führte sein Vorhaben gewissenhaft aus, und wußte es so geschickt einzurichten, daß am Tage seiner Ankunft in Frankfurt a. M. ihm gerade so viel Geld übrig blieb, als nöthig war, um Petersburg zu erreichen. Im Jahre 1840 waren nur sehr wenige Eisenbahnen vorhanden; die Herren Reisenden bedienten sich der Post. Sanin nahm einen Platz im »Beiwagen«, doch die Post fuhr erst um 11 Uhr Abends. Zeit blieb genug übrig. Zum Glück war das Wetter ausgezeichnet und Sanin, nachdem er in dem damals berühmten Gasthause »zum weißen Schwan« gespeist hatte, ging in die Stadt flaniren. Er sah sich die Ariadne von Danecker an, die ihm nur wenig gefiel; er besuchte das Haus von Goethe, von dessen Werken er bloß die Leiden des Werther gelesen — und dies in französischer Uebersetzung; er spazierte an den Ufern des Main, langweilte sich, wie es einem anständigen Reisenden geziemt; endlich gegen sechs Uhr Abends befand er sich, müde und mit bestaubten Stiefeln in einer der unbedeutendsten Straßen Frankfurts. Diese Straße konnte er nachher lange nicht vergessen. Auf einem der nicht zahlreichen Häuser derselben sah er ein Schild: die »Italienische Conditorei von Giovanni Roselli« empfahl sich den Vorübergehenden. Sanin trat hinein, um ein Glas Limonade zu trinken, doch im ersten Zimmer, wo hinter dem bescheidenen Ladentisch in dem gefärbten Schenk, an eine Apotheke erinnernd, mehrere Flaschen mit goldenen Aufschriften und ebenso viele Glasbüchsen mit Zwieback, Chocoladen und Brustbonbons standen — in diesem Zimmer befand sich keine Seele; nur auf dem hohen, geflochtenen Stuhl am Fenster blinzelte mit den Augen ein grauer Kater, bald die eine, bald die andere Pfote vorwärts streckend; auf der

Diele, grell durch den schiefen Strahl der Abendsonne beleuchtet, lag ein großer Knäuel rother Wolle neben einem umgeworfenen Körbchen aus geschnitztem Holze. Ein undeutliches Geräusch war aus dem nächsten Zimmer zu vernehmen. Sanin blieb eine Weile stehen — dann, als die Glocke der Thür ausgetönt, rief er die Stimme erhebend:

»Ist Niemand hier?«

In demselben Augenblicke wurde die Nebenstube geöffnet — und Sanin mußte unwillkürlich staunen.

II.

Mit den über die entblößten Schultern ausgeschütteten Locken, die nackten Arme nach vorwärts ausgestreckt, kam ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren hastig in den Laden gelaufen und stürzte, Sanin erblickend, sofort auf ihn zu, ergriff ihn am Arme und tief, ihn nach sich ziehend, mit erstickender Stimme: »Schneller, schneller! hierher, hierher! Retten Sie!« Nicht augenblicklich folgte Sanin dem Mädchen, und zwar nicht aus Unlust, ihr zu gehorchen, sondern aus Uebermaß der Verwunderung: er fühlte sich wie an die Stelle gebannt. Noch nie in seinem Leben hatte er eine solche Schönheit gesehen! Sie wandte sich zu ihm — und rief mit solcher Verzweiflung in der Stimme, im Blick, in der Bewegung der geballten Hand, die sie krampfhaft zur blassen Wange führte: »Aber kommen Sie doch, kommen Sie!« — daß er durch die geöffnete Thür ihr jählings nacheilte.

Im Zimmer, in welches er hinter dem Mädchen eingetreten war, lag auf altmodischem, mit Roßhaarstoff überzogenem Sopha kreideweiß — weiß, mit gelben Schattierungen, wie die des Wachses oder alten Marmors, ein Knabe von vierzehn Jahren, dem Mädchen äußerst ähnlich, augenscheinlich ihr Bruder. Seine Augen waren geschlossen, der Schatten feiner dichten, schwarzen Haare fiel wie ein Fleck auf die wie versteinerte Stirn, auf die feingezeichneten, regungslosen Augenbrauen; durch die blau gewordenen Lippen sah man die fest zusammengedrückten Zähne. Es schien, daß er nicht athme — ein Arm hatte sich zur Diele gesenkt, der andere lag über dem Kopfe.

Der Knabe war angezogen und zugeknöpft, ein festgebundenes Tuch preßte seinen Hals.

Das Mädchen eilte schluchzend zu ihm.

»Er ist gestorben! er ist gestorben!« schrie sie. »Noch eben saß er hier, sprach mit mir -- und mit einem Mal ist er umgefallen, bewegungslos geworden . . . Mein Gott! kann man denn wirklich ihm nicht helfen? Und die Mutter ist nicht da! — Pantaleone, Pantaleone!I wo ist der Doktor?« fügte sie plötzlich hinzu. — »Bist du nach dem Doctor gegangen?«

. . . »Signora, ich bin nicht hingegangen, ich habe Louise geschickt,« hörte man eine heisere Stimme hinter der Thüre — und in das

Zimmer trippelte auf kurzen, krummen Beinen ein alter Mann im Lilafrack mit schwarzen Knöpfen besetzt, hoher, weißer Cravate kurzen Nanking-Hosen und blauen, wollenen Strümpfen. Sein kleines Gesichtchen verschwand gänzlich unter der ungeheuren Masse greifen eisenfärbiger Haare. Von allen Seiten sich hoch hinaufthürmend und dann wieder in unordentlichen Haarbüscheln zurückfallend, verliehen sie der Erscheinung des Alten eine Aehnlichkeit mit einem schopfigen Huhn, die um so auffallender war, als man unter ihrer dunkelgrauen Masse nur die gespitzte Nase und die großen, gelben Augen erkennen konnte.

»Louise wird schneller hinlaufen, ich kann ja nicht laufen,« fuhr der Alte italienisch fort, die platten, vorn Podagra gelähmten Füße, die in hohen, mit Schleifen gezierten Schuhen steckten, nach einander erhebend. »Da habe ich Wasser gebracht.«

In seinen trockenen krummen Fingern hielt er den langen Hals einer Flasche.

»Aber unterdessen wird Emil sterben!« rief das Mädchen und streckte die Hände nach Sanin aus. — »O mein Herr! — können Sie ihn denn nicht retten?«

»Man muß ihm zur Ader lassen — das ist der Schlag,« bemerkte der Alte, der Pantaleone hieß.

Obgleich Sanin nicht den geringsten Begriff von Heilkunde hatte, wußte er doch sicher, daß vierzehnjährige Knaben nicht vom Schlage getroffen werden.

»Das ist eine Ohnmacht, kein Schlag,« rief er, sich zu Pantaleone wendend. »Haben sie Bürsten?«

Der Alte erhob sein Gesichtchen — »Was?«

»Bürsten, Bürsten!« wiederholte Sanin deutsch und französisch. »Bürsten,« fügte er hinzu, sich den Anschein gebend, als wolle er Kleider reinigen.

Endlich begriff ihn der Alte:

»Ach, Bürsten! *Spazzette*! Freilich!«

»Bringen Sie sie her; wir wollen ihm den Rock ausziehen und ihn reiben.«

»Gut . . . *Benone*!« Und soll man ihm nicht Wasser auf den Kopf gießen?«

»Nein. . . nachher; holen Sie jetzt schnell die Bürsten.«

Pantaleone stellte die Flasche auf die Diele, lief hinaus und kehrte sofort mit zwei Bürsten, einer Haar- und einer Kleiderbürste zurück. Ein krauser Pudel begleitete ihn und blickte, eifrig mit dem Schwanze wedelnd, bald den Alten, bald das Mädchen, ja selbst Sanin neugierig an — als ob er wissen wollte, was diese ganze Unruhe bedeuten solle.

Sanin zog dem daliegenden Knaben rasch den Rock aus, band das Halstuch los, streifte die Aermel des Hemdes zurück und fing, mit der Bürste, bewaffnet, aus allen Kräften Brust und Arme zu reiben an. — Pantaleone rieb ebenso eifrig mit der anderen — der Haarbürste, Stiefel und Hosen des Knaben. Das Mädchen war neben dem Sopha niedergekniet und mit beiden Händen den Kopf ihres Bruders umfaßt haltend, blickte sie starr dessen Gesicht an, ohne selbst die Augenwimpern zu bewegen.

Sanin rieb — und blickte sie von der Seite an. Gott! war das eine Schönheit!

III.

Ihre Nase war ein wenig groß, doch von edler Adlerform, die obere Lippe war unmerklich von leichtem Flaum beschattet; dafür war ihre Gesichtsfarbe gleichmäßig matt, wie Elfenbein oder wie milchweißer Bernstein; der schillernde Glanz ihrer Haare wie bei der Judith von Allori im Palazzo Pitti — und vor Allem ihre Augen dunkelgrau, mit schwarzen Rändern um den Augenstern, prachtvoll, triumphierend — selbst jetzt — wo Schrecken und Schmerz ihren Glanz verdunkelten . . . Unwillkürlich wurde Sanin an das schöne Land erinnert, von dem er zurückkehrte . . . Aber auch in Italien hatte er nichts Aehnliches gesehen! Das Mädchen athmete selten und ungleichmäßig; es schien, daß sie bei jedem Athemzuge erwarte, ob nicht ihr Bruder zu athmen anfangen werde? Sanin rieb immer weiter; doch blickte er nicht das Mädchen allein an. Die originelle Figur von Pantaleone fesselte ebenfalls seine Aufmerksamkeit. Der Alte war ganz schwach geworden und außer Athem gerathen; bei jedem Rucke mit der Bürste hüpfte er und ächzte er wimmernd; die langen Haarbüschel aber, vom Schweiß naß geworden, wogten schwerfällig hin und her, wie die Wurzeln einer großen Pflanze, die das Wasser untergraben.

»Ziehen Sie ihm wenigstens die Stiefel aus,« wollte Sanin ihm sagen . . .

Der Pudel, wahrscheinlich durch das Ungewöhnliche des Vorganges aufgeregt, stemmte die Vorderbeine auseinander — und fing zu bellen an. — »*Tartaglia — canaglia*!« herrschte der Alte ihn an . . . Doch in diesem Augenblick veränderte sich das Gesicht des Mädchens. Ihre Augenbrauen erhoben sich, ihre Augen wurden noch größer und strahlten vor Freude.

Sanin wandte sich um . . . Auf dem Gesichte des Knaben zeigte sich Röthe; die Augenlider regten sich . . . die Nasenlöcher erzitterten. Er zog durch die noch zusammengepreßten Zähne Luft ein, er athmete . . .

»Emil!« rief das Mädchen . . . »*Emilio mio*!«

Langsam öffneten sich die großen, schwarzen Augen. Sie blickten noch stumpf, doch lächelten sie bereits, wenn auch schwach; dasselbe schwache Lächeln breitete sich über die bleichen Lippen aus. Dann

bewegte er den herabhängenden Arm — und ließ ihn schwer auf seine Brust fallen . . .

»*Emilio*!« wiederholte das Mädchen und erhob sich. Der Ausdruck ihres Gesichtes war so heftig und gespannt, daß es schien, sie werde sofort entweder in Weinen oder in Lachen ausbrechen.

»Emil! Was soll das? Emil!« hörte man hinter der Thüre rufen, und mit schnellen Schritten trat in das Zimmer eine gut gekleidete Dame mit silberweißem Haare und von dunkler Gesichtsfarbe. — Ein Mann gesetzten Alters folgte ihr; hinter dessen Rücken erblickte man das Gesicht der Dienerin.

Das Mädchen lief ihnen entgegen.

»Mutter, er ist gerettet, er lebt!« rief sie, die eingetretene Dame krampfhaft umarmend.

»Was ging denn hier vor?« wiederholte diese.

»Ich kehre zurück. . . und begegne plötzlich dem Herrn Doctor und Louise.«

Das Mädchen begann zu erzählen, was vorgefallen, der Doktor aber trat zu dem Kranken, der immer mehr und mehr zu sich kam — und fortwährend lächelte: er schien sich über die von ihm verursachte Unruhe zu schämen.

»Sie haben, wie ich sehe, ihn mit Bürsten gerieben,« wandte sich der Doktor zu Sanin und Pantaleone, »das ist ausgezeichnet . . . Ein glücklicher Gedanke . . . Jetzt will ich zusehen, welches Mittel . . .«

Er fühlte den Puls des Knaben. — »Hm! zeigen Sie die Zunge!«

Die Dame neigte sich besorgt über ihn. Er lächelte noch freimüthiger, richtete seine Augen auf sie — und s erröthete . . .

Sanin glaubte, er sei überflüssig und trat in die Conditorei hinein. Doch er hatte noch nicht die Klinke der Straßenthür erfaßt, als das Mädchen schon wieder vor ihm stand und ihn zurückhielt.

»Sie gehen weg?« fing sie an ihm freundlich in die Augen blickend; »ich halte Sie nicht zurück, doch Sie müssen durchaus heute Abend zu uns kommen; wir sind ihnen so verbunden. — Sie haben ja den Bruder vielleicht gerettet — wir wollen uns bei Ihnen bedanken — die Mutter will es durchaus. Sie müssen uns sagen, wer Sie Sind, Sie müssen an unserer Freude theilnehmen . . .«

»Ich fahre aber heute nach Berlin,« wagte Sanin zu entgegnen.

»Sie werden noch Zeit haben,« entgegnete das Mädchen. »Kommen Sie zu uns in etwa einer Stunde zu einer Tasse Chocolade. Sie versprechen es? Ich muß zu ihm! . . . Sie kommen doch?«

Was blieb Sanin übrig?

»Ich komme,« antwortete er.

Die Schöne drückte ihm rasch die Hand, eilte in das Hinterzimmer — und er befand sich auf der Straße.

IV.

Als Sanin nach anderthalb Stunden in die Conditorei von Roselli zurückkehrte, wurde er wie ein Verwandter empfangen. Emilio saß auf demselben Divan, auf dem man ihn gerieben hatte; der Doktor hatte ihm eine Arznei verschrieben und ihn sorgfältig »vor Gemüthserschütterung zu behüten« anempfohlen — da das Subjekt von nervösem Temperament und zu Herzleiden geneigt sei. Bereits früher hatte er an Ohnmachten gelitten, doch noch nie war der Anfall so anhaltend und stark gewesen. Im Uebrigem hatte der Doktor erklärt, jede Gefahr sei vorüber. Emil hatte, wie es einen Genesenden ziemt, einen weiten Schlafrock an; die Mutter hatte ein blaues wollenes Tuch um seinen Hals gewickelt; sein Aussehen war heiter, ja festlich; auch Alles umher sah festlich aus. Vor dem Divan erhob sich auf einem mit reiner Serviette bedeckten runden Tische, von Tassen, Caraffen mit Fruchtsäften, Biskuits, Brötchen — selbst Blumen umgeben — eine große Porzellankanne mit duftender Chocolade gefüllt; sechs dünne Wachskerzchen brannten in zwei alten, silbernen Armleuchtern; aus der einen Seite des Divans breitete ein behaglicher Lehnstuhl seine weichen Arme aus — und Sanin mußte in demselben Platz nehmen. Alle Bewohner der Conditorei, mit denen er an dem Tage bekannt geworden, waren anwesend, der Pudel Tartaglia und der Kater nicht ausgenommen; alle schienen überaus glücklich zu sein: der Pudel nieste sogar vor Vergnügen, nur der Kater war wie früher, verlegen und blinzelte mit den Augen. Sanin mußte sagen, wer er sei, woher er komme und wie er heiße; als er sagte, er sei Rasse — wunderten sich die beiden Damen, ließen selbst ein leises »Ach!« vernehmen — und erklärten sofort übereinstimmend, daß er ausgezeichnet deutsch spreche; daß aber, wenn es ihm geläufiger sei, französisch zu sprechen, er sich dieser Sprache bedienen möge — da sie dieselbe kennen. Sanin benutzte sofort diesen Vorschlag. »Sanin! Sanin!« die Damen hatten gar nicht erwartet, daß ein russischer Name so leicht auszusprechen sei; sein Eigenname »Dimitrij« gefiel auch außerordentlich. Die ältere Dame bemerkte, daß sie in ihrer Jugend eine Oper: »*Demetrio e Polibio*« gehört habe, daß aber »*Dimitri*« viel hübscher sei als »*Demetrio.*« In solcher Weise unterhielt sich Sanin über eine Stunde. Ihrerseits f weihten ihn die

Damen in alle Einzelheiten ihrer Lebensweise ein. Am meisten sprach die Mutter, die Dame mit weißen Haaren. Sanin erfuhr von ihr, daß sie Lenora Roselli heiße; daß ihr verstorbener Mann Giovanni Battista Roselli vor fünf und zwanzig Jahren sich in Frankfurt als Conditor angesiedelt hatte; daß Giovanni Battista aus Vicenza gebürtig war und ein ausgezeichneter, wenn auch ein wenig heftiger und leidenschaftlicher Mensch, ja sogar Republikaner gewesen sei. Bei diesen Worten zeigte Frau Roselli auf sein Bild in Oelfarbe, das über dem Divan hing. Man mußte annehmen, daß der Maler — »ebenfalls ein Repuplikaner!« bemerkte mit einem Seufzer Frau Roselli — nicht ganz die Aehnlichkeit fassen konnte, denn auf dem Bilde glich der selige Roselli einem finsteren und grimmigen Briganten — in der Art des Rinaldo Rinaldini. Die Frau Roselli selbst war aus der alten, wunderschönen Stadt Parma gebürtig, wo sich die prachtvolle Kirchenkuppel mit den Fresken des unsterblichen Correggio befindet; doch durch den langen Aufenthalt in Deutschland war sie beinahe ganz zur Deutschen geworden. Dann fügte sie, den Kopf traurig schüttelnd, hinzu, daß ihr Nichts geblieben sei, als diese Tochter und dieser Sohn (sie zeigte auf Beide nach einander mit dem Finger), daß die Tochter Gemma, der Sohn Emilio heiße; daß sie Beide gute und gehorsame Kinder seien, namentlich Emilio (»Und ich nicht?« warf hier die Tochter ein. »Ach, Du bist auch eine Republikanerin!« antwortete die Mutter), — daß die Geschäfte jetzt allerdings nicht so gut wie bei ihrem Manne gingen, der im Conditorfach ein großer Meister gewesen . . . (»*Un grand uomo*!« rief mit finsterer Miene Pantaleone); daß man dennoch, Gott sei Dankt leben könne.

V.

Gemma hörte der Mutter zu — lächelte, seufzte, streichelte sie am Rücken, drohte ihr mit dem Finger-, sah Sanin au; endlich sprang sie auf, umarmte und küßte die Mutter gerade auf den Hals in der Gegend (des Zäpfchens, worüber diese viel, ja selbst ausgelassen lachte. Pantaleone wurde ebenfalls Sanin vorgestellt. Es stellte sich heraus, daß er einst Opernsänger für Bariton-Partien gewesen, doch schon längst seine theatralischen Beschäftigungen aufgegeben und sich bei der Familie Roselli als Mittelding zwischen Hausfreund und Diener aufhalte. Trotz seines langjährigen Aufenthaltes in Deutschland sprach er die deutsche Sprache nur schlecht, und kannte eigentlich nur die Schimpfreden derselben, die er übrigens gleichfalls unbarmherzig verstümmelte. »*Ferrotiucto Spiccebubbio*!« nannte er beinahe jeden Deutschen. Italienisch aber sprach er meisterhaft, denn er war gebürtig aus Sinigaglia, wo man die »*lingua toscana in bocca romana*« hört. Emilio fühlte sich augenscheinlich sehr behaglich und überließ sich ganz den angenehmen Gefühlen eines, Menschen, der eben einer bedeutenden Gefahr entronnen und in Genesung begriffen ist; außerdem konnte man bemerken, daß sämmtliche Hausgenossen ihn verhätschelten. Er bedankte sich verlegen bei Sanin und machte sich namentlich mit Syrup und Confect zu schaffen. Sanin sah sich genöthigt, zwei Tassen köstlicher Chocolade zu trinken und eine erstaunenswerthe Menge von Biskuits zu essen: kaum hat er den einen heruntergeschluckt, da bietet ihm Gemma einen anderen an — und keine — Möglichkeit, abzuschlagen! Er fühlte sich bald wie zu Hause, die Zeit verging mit unglaublicher Schnelligkeit. Er mußte viel erzählen — über Rußland im Allgemeinen, über russisches Klima, russische Gesellschaft, russische Bauern — und namentlich über Kosaken; über den Krieg von 1812, über Peter den Großen, über den Kreml, über russische Lieder und Glocken. Die beiden Damen hatten nur, wenige Begriffe von unserem weiten und entfernten Vaterlande; Frau Roselli, oder wie sie häufiger genannt wurde, Frau Lenora, versetzte selbst Sanin in Erstaunen durch die Frage: ob das berühmte, im vorigen Jahrhundert in Petersburg gebaute Haus aus Eis noch existire, über welches sie unlängst in einem Buche ihres verstorbenen

Mannes: »*Bellezze delle arti*« einen interessanten Aufsatz gelesen hatte.

Als Antwort auf Sanin's Ausruf: »Glauben Sie denn, daß es in Rußland keinen Sommer gebe?« entgegnete Frau Lenora, daß sie bis jetzt sich Russland folgendermaßen vorgestellt: ewiger Schnee, Alle gehen in Pelzem, Alle sind Soldaten — die Gastfreundschaft, aber ist außerordentlich und die Bauern sehr gehorsam! Sanin bemühte sich, ihr und ihrer Tochter genauere Kenntnisse beizubringen. Als die Rede aus russische Musik kam, bat man ihn, ein russisches Lied zu singen und deutete auf ein im Zimmer stehendes kleines Pianoforte, mit schwarzen Tasten statt der weißen und mit weißen statt der schwarzen. Er gehorchte, ohne weitere Umstände zu machen und sang, sich mit zwei Fingern der rechten und mit drei (dem großen, mittleren und kleinen) der linken Hand begleitend, mit dünner Tenor-Stimme erst den »Sarafan« dann das »Dreigespann«. Die Damen lobten seine Stimme und die Musik, doch waren sie noch mehr von der Weichheit und dem Wohlklange der russischen Sprache entzückt und verlangten eine Uebersetzung der Lieder. Sanin erfüllte ihren Wunsch — doch, da die Liederworte in seiner Uebersetzung keinen großen Begriff von russischer Poesie bei den Zuhörerinnen erwecken konnten, so trug er Gedichte vor und übersetzte sie sodann; schließlich sang er eine von Glinka komponirte Dichtung Puschkins, bei den Mollnoten dieser Musik zeigte er jedoch einige Unsicherheit. Hier geriethen die Damen in Ekstase — Frau Lenora fand sogar in der russischen Sprache eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der italienischen, ja, selbst die Namen Puschkin (sie sprach ihn Pussekin aus) und Glinka klangen ihr ganz heimisch.

Dann bat Sanin die Damen, ihrerseits etwas zu singen; sie ließen sich nicht lange bitten. Frau Lenora setzte sich zum Pianoforte und sang mit Gemma einige Duette und »Stornelli«. Die Mutter hatte einst einen guten Contre-Alt gehabt; die Stimme der Tochter war ein wenig schwach, doch angenehm.

VI.

Nicht die Stimme von Gemma bewunderte Sanin, sondern sie selbst. Er saß ein wenig seitwärts nach hinten und dachte, daß keine Palme — selbst die im Gedichte Benedictoffs, der zur Zeit in Mode war, nicht ausgenommen — sich mit dieser zierlichen, schlanken Gestalt wessen konnte. Als sie aber bei den gefühlvollen Stellen die Augen nach oben richtete, so glaubte man, es könne keinen Himmel geben, der sich nicht einem, solchen Blick geöffnet hätte. Selbst der alte Pantaleone, der mit der Schulter an die Thüre gelehnt, das Kinn und den Mund im weiten Halstuch versteckt, wichtig, mit dem Aussehen eines Kenners, zuhörte, selbst dieser bewunderte das Gesicht des schönen Mädchens und staunte es an — und doch konnte er, wie es schien, an diesen Anblick schon gewöhnt sein! Als sie ihr Duett mit der Tochter beendet, bemerkte Frau Lenora, daß Emilio eine prachtvolle Stimme, rein wie Silber, habe — doch jetzt sich in einem Alter befinde, in welchem die Stimme breche (er sprach wirklich mit einer beständig durch Fistellaute unterbrochenen Baßstimme) und daß ihm deshalb das Singen verboten sei; Pantaleone aber der könne, den Gast zu ehren, alte Zeiten erneuern. Pantaleone nahm sofort eine unzufriedene Miene an, wurde finster, brachte seine Haare nach mehr in Unordnung und erklärte, daß er dieses Alles schon längst an den Nagel gehängt habe, obgleich er wirklich in seiner Jugend für sich habe einstehen können — und überhaupt zu jener großen Epoche gehört habe, als es wirklich classische Sänger gab — nicht den heutigen Schreihälsen ähnlich! und als eine wirkliche Gesangschule vorhanden war; daß man ihm, Pantaleone Cippatola aus Varese, einst in Modena einen Lorbeerkranz dargebracht und ihm zur Ehre sogar im Theater weiße Tauben habe fliegen lassen; daß unter anderen hohen Gönnern ein russischer Fürst Tarbuski — *il principe Turbuski* — mit dem er sehr befreundet gewesen, ihn beim Abendessen stets nach Rußland geladen und ihm Berge von Gold versprochen habe . . . doch er habe Italien, das Land von Dante — *il paese del Dante* — nicht verlassen wollen. Nachher hätten sich allerdings unglückliche Zufälle ereignet, er selbst sei nicht vorsichtig gewesen . . . Hier unterbrach sich der Alte, seufzte tief, versank in Gedanken — und sprach wieder von der classischen Epoche des Gesanges, vom berühmten Tenor

Garcia, für den er tiefe, grenzenlose Hochachtung gefühlt. »Das war ein Mann!« rief er. »Nie hätte der große Garcia — *il gran Garcia* — sich so weit erniedrigt, um, wie die jetzigen, widrigen — Tenörchen — *tenoracci* — mit Falsett zu singen: stets sang er mit der Brust, *voce di petto, si!*« — Und der Greis schlug mit der kleinen, vertrockneten Faust heftig auf seine Brust. »Und welcher Schauspieler war das! Ein Vulkan, *signori miei*, ein Vulkan, *un Vesuvio*! Ich hatte die Ehre und das Vergnügen, mit ihm in der Oper — »*del illustrissimo muëstro Rossini*« — im Othello zu singen! Garcia war Othello — ich sang den Jago — und wenn er diesen Satz aussprach . . .

Hier stellte sich Pantaleone in Positur und sang mit zitternder, heiseren doch noch immer pathetischer Stimme:

Li . . . ra d'aver . . . so d'aver . . . so il fato
Lo piu no . . . no . . . no . . . non temerò!

»Das Theater zitterte, *signori miei!* doch ich blieb nicht zurück und sang ihm nach:

Li . . . ra d'aver . . . so d'aver . . . so il fato.
Temèr pici non dovrò!

»Er aber — plötzlich wie der Blitz, wie der Tiger:

Morrò! . . . ma vendicato . . .

»Oder, wenn er sang: wenn er jene berühmte Arie aus dem *Matrimonio segreto: Pria che Spunti . . .* sang, da machte er, *il gran Garcia,* nach den Worten: *I cavalli di galoppo* — da machte er bei den Worten: *Senza posa caccierà* — hören Sie, wie bewundernswürdig, *com'è stupendo!* er es machte. . . Hier fing der Alte eine ganz ungewöhnliche — Fioritur an, doch bei der zehnten Note blieb er stecken, hustete, und nachdem er mit der Hand eine abwehrende Bewegung gemacht hatte, wandte er sich hinweg — und murmelte:

»Warum quälen Sie mich?« Gemma sprang sofort vom Stuhle auf, lief, laut mit den Händen klatschend und »bravo! Bravo!« rufend, zum armen, verabschiedeten Jago und klopfte ihm freundlich mit beiden Händen auf die Schultern Emil allein lachte erbarmungslos. *Cet age est sann pitié* — dieses Alter kennt kein Mitleid, hat bereits Lafontaine gesagt.

Sanin versuchte, den greifen Sänger zu trösten und redete ihn italienisch an (während seiner Reise hatte er einige Brocken davon aufgeschnappt) er sprach vom *paese del Dante, dovo il si suona.* Diese

Phrase, zusammen mit »Lasciate ogni speranza« bildete das ganze poetisch-italienische Gepäck des jungen Reisenden. — doch der Alte zeigte sich unempfindsam für sein Entgegenkommen. Noch tiefer als früher, steckte er das Kinn in das Halstuch, ließ finster das Auge hervortreten und glich noch mehr einem Vogel, einem bösen Vogel — etwa einem Raben oder einem Geier. Emil wandte sich dann sofort leicht erröthend, wie es Kindern gewöhnlich ist, zu seiner Schwester und sagte ihr, daß, wenn sie den Gast unterhalten wollte, sie doch eine von den kleinen Komödien von Malz, die sie so gut lese, vortragen möchte. Gemma lachte, schlug den Bruder auf die Hand, ging sofort in ihr Zimmer, kehrte mit einem kleinen Buche zurück, setzte sich an den Tisch zur Lampe, wandte sich um, hob den Finger in die Höhe: — »Jetzt bitte, zu schweigen!« — eine echt italienische Geste — und begann zu lesen.

VII.

Malz war ein Frankfurter Schriftsteller der dreißiger Jahre, welcher in seinen kurzen, leicht hingeworfenen Komödien im Localdialect, mit drolligem und scharfem, wenn auch nicht tiefem Humor geschrieben, Frankfurter Typen vorführte. Es zeigte sich, daß Gemma prachtvoll — ganz wie eine Schauspielerin vortrug.

Jeder Person gab sie einen derselben entsprechenden Charakter und führte diesen bis zu Ende durch; sie wandte alle Komik auf, die sie zusammen mit dem italienischen Blute geerbt hatte; ohne Mitleid für ihre zarte Stimme, für ihr schönes Gesicht, schnitt sie, wenn es galt, eine verrückt gewordene alte Frau oder einen dummen Bürgermeister darzustellen, die allerdrolligsten Gesichtchen, sie zwängte die Augen ein, rümpfte die Nase, schnarrte, kreischte sogar . . . Sie selbst lachte beim Lesen nicht, doch wenn die Zuhörer (allerdings mit Ausnahme von Pantaleone, der sich, als die Rede auf den *forroflucto Tedesco* kam, sofort mit Unwillen entfernt hatte) sie durch den einmüthigen Ausbruch des Gelächters unterbrochen — dann lachte sie auch hell auf, den Kopf zurückwerfend, das Buch auf die Knie fallen lassend, und ihre schwarzen Locken hüpften dann in zarten Ringen um den Hals und auf den erschütterten Schultern. Das Lachen hörte auf — sofort erhob sie das Buch, verlieh ihrem Gesichte den grade entsprechenden Ausdruck und las ernst weiter. Sanin konnte sie nicht genug bewundern; namentlich, staunte er darüber: durch welches Wunder ihr so ideal schönes Gesicht plötzlich einen so komischen, ja manchmal trivialen Ausdruck erlangen konnte. Weniger befriedigend trug Gemma die Rollen junger Damen, sogenannter *jeunes premières* vor; die Liebesscenen wollten ihr gar nicht gelingen; sie fühlte es selbst und verlieh ihnen daher einen leichten Anstrich des Lächerlichen — als ob sie allen diesen erhabenen Schwüren und entzückten Reden — deren sich übrigens der Autor selbst, soweit es ging, enthielt — keinen Glauben schenke.

Sanin bemerkte nicht, wie der Abend vergangen war — und erinnerte sich der bevorstehenden Reise erst, als die Uhr Zehn schlug. Er sprang vom Stuhle auf wie von einer Biene gestochen.

»Was fehlt Ihnen?« fragte Frau Leonore.

»Ich sollte ja heute nach Berlin fahren — und habe bereits einen Platz im Postwagen genommen!«

»Und wann geht die Post?«

»Um halb elf!«

»Nun, dann ist es schon zu spät, um hinzukommen, bemerkte Gemma, »bleiben Sie . . . ich werde weiter lesen.«

»Haben Sie das ganze Geld für den Platz bezahlt oder nur einen Theil?« fragte Frau Lenora mit Antheil.

»Das Ganze!« rief Sanin mit trauriger Miene.

Gemma sah ihn scharf an -— und lachte; die Mutter tadelte sie. — »Der junge Mensch hat unnütz Geld ausgegeben — und Du lachst!«

»Das thut nichts,« antwortete Gemma, »es wird ihn nicht ruiniren, wir aber wollen ihn trösten. Wünschen Sie nicht Limonade?«

Sanin trank die Limonade, Gemma nahm wieder Malz vor — und Alles kam wieder in den alten Gang.

Die Uhr schlug zwölf und Sanin wollte sich verabschieden.

»Sie müssen jetzt einige Tage in Frankfurt bleiben sagte Gemma zu ihm; »wo wollen Sie hineilen? Lustiger wird es in einer anderen Stadt auch nicht sein.« Sie schwieg. »Wirklich nicht,« fügte sie hinzu und lächelte.

Sanin antwortete Nichts und dachte, daß er jetzt unter allen Umständen, schon wegen der Leere seines Beutels einige Tage in Frankfurt werde zubringen müssen, bis eine Antwort von seinem Berliner Bekannten anlange, an den er sich wegen Geld zu wenden die Absicht hatte.

»Bleiben Sie, bleiben Sie,« rief auch Frau Lenora. »Wir werden Sie mit dem Bräutigam von Gemma, Herrn Carl Klüber bekannt machen. Heute konnte er nicht kommen, weil er in seinem Laden sehr beschäftigt ist. — Sie haben wohl sicher das größte Magazin von Tuch und seidenen Waaren auf der Zeil bemerkt — dort ist er der erste Commis. Es wird ihm sehr angenehm sein, sich Ihnen vorstellen zu können.«

Sanin wurde — Gott weiß warum — von dieser Nachricht betroffen.

»Ein Glückskind muß dieser Bräutigam sein!« ging ihm durch den Kopf.

Er blickte Gemma an — und er glaubte einen schelmischen Ausdruck in ihren Augen zu bemerken. Er verabschiedete sich.

»Auf morgen? Nicht wahr auf morgen?« fragte Frau Lenora.

»Auf morgen!« rief Gemma nicht in fragendem, sondern bejahendem Tone, als ob es nicht anders sein könne.

»Auf morgen!« antwortete Sanin.

Emil, Pantaleone und Tartaglia begleiteten ihn bis zur Straßenecke. Pantaleone konnte nicht umhin, seiner Unzufriedenheit über das Lesen Gemma's Ausdruck zu geben.

»Wie, schämt sie sich nicht! sie schneidet Fratzen, sie schnarrt — *una carricatura*! Sie sollte Merope oder Klytämnestra vorstellen — etwas Großes, etwas Tragisches, sie aber äfft eine eklige Deutsche! Das kann ich ja auch. .. Merz, Kerz, Smerz,« fügte er mit rauher Stimme hinzu, das Gesicht nach vorn schiebend und die Finger auseinander ziehend. Tartaglia bellte ihn an, Emil lachte. Der Alte kehrte schroff um.

Sanin kam nach dem Gasthaus zum »weißen Schwan« — er hatte vorher bloß sein Gepäck dort gelassen — in ziemlich verwirrter Gemüthsstimmung. Alle diese deutsch-französisch-italienischen Gespräche klangen in seinen Ohren nach.

»Braut!« flüsterte er, schon im Bette des ihm zugewiesenen Zimmers liegend. »Und welche Schönheit! Warum aber bin ich geblieben?«

Am nächsten Tage schickte er jedoch den Brief an seinen Berliner Freund ab.

VIII.

Noch hatte er nicht Zeit gehabt sich anzukleiden, als ihm der Kellner die Ankunft zweier Herren meldete. Der eine derselben war Emil, der andere — ein stattlicher, junger Mann von hohem Wuchse und dem wohlgestaltetesten Gesichte von der Welt, war Herr Carl Klüber, der Bräutigam der schönen Gemma.

Man muß annehmen, daß es zu jener Zeit in ganz Frankfurt in keinem Laden einen so höflichen, anständigen, ansehnlichen, freundlichen Commis gegeben hat, wie solcher durch Herrn Klüber zur Erscheinung kam. Die Tadellosigkeit seiner ganzen Toilette glich der Würde seiner Haltung und der allerdings ein wenig steifen und zurückhaltenden Eleganz, nach englischer Art (er hatte zwei Jahre in England zugebracht) — doch immer bezaubernden Eleganz seiner Manieren. Beim ersten Blick war man überzeugt, daß dieser ein wenig strenge, prachtvoll erzogene und prachtvoll gewaschene junge Mann den Oberen zu gehorchen und den Untergebenen zu befehlen gewohnt war, und daß er hinter dem Ladentische seines Magazins nothwendiger Weise den Käufern selbst Achtung gebieten mußte. Hinsichtlich seiner übermenschlichen Ehrlichkeit konnte auch nicht der leiseste Zweifel aufkommen: man brauchte ja nur einen Blick auf seinen steifgestärkten Kragen zu werfen! Auch seine Stimme zeigte sich, wie zu erwarten war, voll und selbstbewußt, doch nicht zu laut, sogar nicht ohne eine gewisse Freundlichkeit im Timbre. Mit solcher Stimme muß es bequem sein, dem untergebenen Commis Befehle zu ertheilen: »Zeigen Sie jenes Stück Lyoner Pensée-Sammt« — oder: »Bieten Sie dieser Dame einen Stuhl an!«

Herr Klüber begann damit, daß er sich vorstellte, wobei er so edel seine Figur nach vorn beugte, so angenehm die Füße zusammenführte und so höflich die Hacken an einander schlug, daß Jeder sich sagen mußte: »Bei diesem Menschen ist die Wäsche und die moralischen Eigenschaften von Prima-Qualität!« Die Behandlung der entblößten rechten Hand (in der linken mit schwedischem Handschuh bekleidet, hielt er den, bis zur Spiegelglätte gebügelten Hut, auf dessen Boden der andere Handschuh lag), die Behandlung dieser rechten Hand, die er bescheiden, aber entschlossen Sanin

reichte, übertraf alles Denkbare: jeder Nagel war für sich eine Vollkommenheit!

Darauf theilte er in ausgezeichnetem Deutsch mit, daß er dem Herrn Fremden, der seinem zukünftigen Verwandten, dem Bruder seiner Braut, einen so großen Dienst erwiesen, seine Hochachtung und Dankbarkeit bezeugen wolle; dabei führte er die linke Hand, die den Hut hielt, nach der Richtung des Platzes von Emil, der sich, wie beschämt, zum Fenster gewandt hatte und einen Finger im Munde hielt. Herr Klüber fügte hinzu, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn er seinerseits dem Herrn Ausländer etwas Angenehmes erweisen könnte. Sanin antwortete nicht ohne Zwang und gleichfalls deutsch, daß er sehr erfreut sei. . . daß der Dienst, den er geleistet, nur gering sei. . . und bat die Herrn, Platz zu nehmen. Herr Klüber dankte und ließ sich, die Schöße seines Fracks rasch aufnehmend, auf den Stuhl nieder — ließ sich so leicht nieder und saß darauf so wenig, daß man nur zu klar sah, daß dieser Mensch nur aus Höflichkeit sich gesetzt habe — und sofort auffliegen werde. — Und wirklich, er flog in die Höhe, änderte wie beim Tanze ein paar Mal seine Fußstellung und erklärte, daß er leider nicht länger bleiben könne, da er nach seinem Laden eilen müsse: das Geschäft vor Allem! — Doch da morgen Sonntag sei, so habe er mit Zustimmung von Frau Lenora und Fräulein Gemma eine Landpartie nach Soden vorbereitet, zu der er den Herrn Fremden einzuladen hiermit die Ehre habe und sich mit der Hoffnung schmeichle, daß dieser nicht abschlagen werde, dieselbe durch seine Gegenwart zu verschönern. Sanin schlug die Verschönerung nicht ab — und Herr Klüber empfahl sich zum zweiten Male und ging weg, das Beinkleid von der zartesten Erbsfarbe lieblich schimmern und ebenso angenehm die Sohlen der allerneuesten Stiefel knarren lassend.

IX.

Emil, der noch immer am Fenster stand, selbst nach der Einladung von Sanin, Platz zu nehmen, machte sofort, als sein zukünftiger Verwandter weggegangen war, links kehrt — und fragte Sanin mit kindlicher Verlegenheit und erröthend, ob er noch ein Bischen bei ihm bleiben dürfe? — »Ich fühle mich heute viel wohler,« fügte er hinzu, »doch der Doctor hat mir zu arbeiten verboten.«

»Freilich, bleiben Sie! Sie stören mich nicht im Geringsten!« rief sofort Sanin, der als echter Russe froh war, den ersten besten Vorwand zu ergreifen, um nicht in die Lage zu kommen, selbst etwas thun zu müssen.

Emil dankte — und war in der kürzesten Zeit vollständig vertraut mit Sanin und dessen Wohnung, er betrachtete seine Sachen, fragte beinahe bei jeder, wo sie gekauft sei und welchen Werth sie habe? Er half Sanin beim Rasiren, wobei er bemerkte, daß demselben ein Schnurrbart prachtvoll stehen würde; theilte ihm endlich eine Masse Einzelheiten über seine Mutter, seine Schwester, über Pantaleone, selbst über den Pudel Tartaglia — kurz über ihr ganzes Leben und Treiben mit. Jede Spur von Schüchternheit war bei Emil verschwunden; er fühlte sich plötzlich unwiderstehlich zu Sanin hingezogen — und gar nicht deshalb, weil dieser ihm den Tag zuvor das Leben gerettet, sondern weil dieser eben ein so sympathischer Mensch wart Er ermangelte nicht, Sanin alle seine Geheimnisse mitzutheilen. Mit besonderer Lebhaftigkeit vertraute er, daß die Mutter aus ihm durchaus einen Kaufmann machen wolle, er aber wisse, wisse genau, daß er zum Künstler, Musiker oder Sänger geboren sei; das Theater sei sein wirklicher Beruf; Pantaleone bekräftige ihn darin, doch Herr Klüber halte es mit der Mutter, auf die er einen großen Einfluß übe, daß sogar der Gedanke, aus ihm einen Händler zu machen, eigentlich Herrn Klüber gehöre, nach dessen Begriffen Nichts in der Welt sich mit dem Stande eines Kaufmannes vergleichen könne! Tuch und Sammt zu verkaufen — das Publikum zu betrügen, ihm Narren — oder Russenpreise abzunehmen, das sei sein Ideal![1]

»Nun, jetzt ist es Zeit, zu uns zu kommen!« rief er, sobald Sanin seine Toilette beendet und den Brief nach Berlin geschrieben hatte.

»Jetzt ist es noch zu früh,« bemerkte Sanin.

»Das schadet nicht,« entgegnete Emil, sich an ihm schmiegend. »Gehen wir! Wir gehen nach der Post und von dazu uns. Gemma wird sich so freuen! Sie werden bei uns frühstücken . . . Sie werden vielleicht bei der Mutter ein Wörtchen über mich, über meine Bestimmung fallen lassen.«

»Gut, gehen wir,« sagte Sanin — und sie gingen hin.

X.

Gemma war wirklich froh über Sanins Kommen, und Frau Lenora begrüßte ihn sehr freundlich: man sah, daß er den Tag vorher den besten Eindruck auf beide Damen gemacht hatte. Emil lief weg, um das Frühstück anzuordnen und flüsterte zuvor Sanin ins Ohr: »Vergessen Sie es nicht!«

»Ich vergesse es nicht,« antwortete Sanin.

Frau Lenora war nicht ganz wohl: sie litt an Migraine — und bemühte sich, halb liegend im Sessel bewegungslos zu bleiben. Gemma hatte einen weiten, gelben Hausrock an, der mit schwarzem, ledernem Gurte zusammengehalten war; sie schien ebenfalls müde zu sein und war ein wenig blaß; dunkle Ringe beschatteten ihre Augen, doch der Glanz derselben wurde dadurch nicht vermindert, die Blässe aber verlieh den streng classischen Zügen ihres Gesichtes etwas Geheimnißvolles und Anmuthiges. Sanin bewunderte am Tage namentlich die zierliche Schönheit ihrer Hände; wenn sie ihre dunklen, glänzenden Locken ordnete und sie in die Höhe faßte, da konnte sein Blick sich nicht von ihren geschmeidigen, langen Fingern trennen, die sich daraus wie bei der Rafaelschen Fornarina abhoben.

Draußen war es sehr heiß, nach dem Frühstück versuchte Sanin, sich zu entfernen, doch man bemerkte ihm, daß an einem solchen Tage es am allerbesten sei, sich nicht vom Platze zu rühren — und er war damit einverstanden. In dem hinteren Zimmer, in dem er mit seinen Wirthinnen saß, herrschte Kühle; die Fenster desselben gingen in einen kleinen, ganz mit Akazien bewachsenen Garten hinaus. Eine Menge Bienen, Wespen, Hummeln summten zusammen und hungrig in den dichten, mit goldenen Blüthen übergossenen Aesten derselben, durch die halb geöffneten Fensterläden und durch die heruntergelassenen Vorhänge summte es ohne Aufhören in das Zimmer hinein: Alles zeugte von der Schwüle, die draußen herrschte — und um so süßer wurde die Kühle dieser geschützten und behaglichen Häuslichkeit.

Sanin sprach wie gestern viel, doch nicht über Rußland und russisches Leben. In der Absicht, seinem jungen Freunde, der sofort nach dem Frühstück zu Herrn Klüber — sich in der Buchhaltung zu üben — geschickt worden, zu dienen, lenkte er das Gespräch auf die

gegenseitigen Licht- und Schattenseite der Kunst und des Handelsstandes. Er wunderte sich nicht, daß Frau Lenora für den Handel Partei ergriff — das hatte er erwartet, doch auch Gemma war ihrer Meinung.

»Wenn Du Künstler bist — und namentlich Sänger,« behauptete sie, energisch die Hand von oben nach unten führend, »so mußt Du durchaus den ersten Platz einnehmen. Der zweite taugt schon Nichts, und wer weiß, ob du den ersten Platz erlangen kannst?«

Pantaleone, der am Gespräche theilnahm (als langjährigem Diener und älterem Manne war ihm sogar gestattet, in Gegenwart der Herrschaft zu sitzen; die Italiener sind überhaupt nicht streng hinsichtlich der Etiquette), Pantaleone freilich war entschieden für die Kunst. Man muß gestehen, daß seine Gründe ziemlich schwach waren: er sprach beständig davon, daß man *un certo estro d'inspirazione*, einen gewissen poetischen Hauch der Begeisterung besitzen müsse! Frau Lenora bemerkte ihm, daß auch er wahrscheinlich diesen *estro* besessen habe — und trotzdem . . . »Ich hatte Feinde!i« entgegnete finster Pantaleone. — »Woher weißt Du, (bekanntlich duzen sich die Italiener leicht), daß Emil keine Feinde haben wird, wenn sich auch in ihm dieser *estro* offenbart?« — »Nun, dann machen Sie aus ihm einen Händler,« rief Pantaleone mit Aerger, »doch Giovanni Battista hätte anders gehandelt, obgleich er ein Conditor war!« — »Giovanni Battista, mein Mann, war ein vernünftiger Mann, und wenn er sich in seiner Jugend hinreißen ließ. . .« Doch der Alte wollte Nichts mehr hören und entfernte sich, nachdem er vorwurfsvoll noch ein Mal »Giovan' Battista!« gerufen . . .

Gemma rief, daß, wenn Emil genug Vaterlandsliebe fühle und alle seine Kräfte der Befreiung von Italien widmen wolle — man allerdings für eine so hohe und heilige Sache die gesicherte Zukunft opfern könne — aber nicht für das Theater! Hier wurde Frau Lenora aufgeregt und bat ihre Tochter inständig, doch den Bruder nicht vom rechten Wege abzubringen und sich zu begnügen, daß sie selbst eine so schreckliche Republikanerin sei! Nach diesen Worten stöhnte Frau Lenora und beklagte sich über ihren Kopf, der dem Platzen nahe sei (Frau Lenora sprach aus Achtung für den Gast französisch).

Gemma schickte sich sofort an, sich mit ihrer Pflege zu beschäftigen: sie hauchte sanft auf ihre Stirne, nachdem sie dieselbe vorher mit Eau da Cologne gefeuchtet hatte, sie küßte sachte ihre

Wangen, schob ein Kissen unter ihren Kopf, verbot ihr zu sprechen — und küßte sie wieder. Dann erzählte sie, zu Sanin gewandt, halb scherzend, halb gerührt, was für eine ausgezeichnete Mutter sie habe und welche Schönheit sie gewesen. »Was sage ich: gewesen? sie ist noch jetzt — entzückend! Sehen Sie, sehen Sie bloß, was sie für Augen hat!«

Gemma zog rasch ein weißes Taschentuch hervor und bedeckte das Gesicht der Mutter — und langsam es von oben nach unten ziehend — deckte sie allmählig die Stirn, die Augenlider und die Augen der Frau Lenora auf; wartete ein wenig und bat sie, dieselben zu öffnen. Diese gehorchte, Gemma schrie vor Entzücken auf (die Augen der Frau Lenora waren wirklich schön) und, schnell das Taschentuch über die untere, weniger regelmäßige Hälfte des Gesichtes ziehend, küßte sie die Mutter wieder. Frau Lenora lachte, wandte sich etwas ab und suchte mit erkünstelter Anstrengung die Tochter zurückzudrängen. Diese stellte sich ebenfalls, als ob sie mit der Mutter ringe und schmiegte sich an dieselbe — doch nicht nach Katzenart, nicht auf französische Manier, aber mit jener italienischen Grazie, bei der man stets die Gegenwart der Kraft fühlt.

Endlich erklärte Frau Lenora, daß sie müde sei . . . Gemma rieth ihr, ein wenig zu schlafen, hier im Sessel; »wir aber mit dem Herrn Russen — *avac le monsieur Russe* — werden ganz, ganz stille sein . . . wie kleine Mäuse — *comme les petites souris*« Frau Lenora lächelte statt aller Antwort ihr zu, schloß die Augen, seufzte ein wenig und schlummerte ein. Gemma ließ sich behende neben ihr auf eine Bank nieder und regte sich nicht mehr; nur führte sie zuweilen den Finger der einen Hand — mit der anderen stützte sie das Kissen unter dem Kopfe der Mutter — zu den Lippen und lispelte leise, Sanin von der Seite anblickend, wenn dieser sich die leiseste Bewegung gestattete. Zuletzt saß derselbe ebenfalls unbeweglich, wie leblos, wie verzaubert da, mit allen Kräften seiner Seele das Bild in sich aufnehmend, welches ihm gegenübertrat, sowohl in diesem halbdunklen Zimmer, wo hier und da wie lichte Punkte die frischen, üppigen — Rosen in altmodischem grünen Gläsern in Purpur schillerten, als auch in der eingeschlafenen Frau mit den bescheiden hingelegten Armen und dem guten, ermüdeten Gesichte, welches das blendende Weiß des Kissens umfaßte — und in diesem jungen, wachsamen und ebenfalls guten, klugen, reinen und unaussprechlich schönen Wesen mit so

schwarzem tiefen, mit Schatten übergossenen und doch so glänzenden Augen . . .

»Was ist das? Traum? Märchen? Und wie kommt er hierher?

XI.

An der Thüre nach der Straße ließ sich die Klingel hören. Ein junger Bauernbursche mit Pelzmütze und rother Weste trat in die Conditorei. Vom frühen Morgen an hatte sich noch kein Käufer blicken lassen . . .

»Solche Geschäfte machen wir!« hatte beim Frühstück Frau Lenora mit einem Seufzer zu Sanin gesagt. Sie schlief weiter. Gemma hatte Angst, die Hand hinter dem Kissen vorzuziehen und flüsterte zu Sanin:

»Gehen Sie, verkaufen Sie statt meiner!« Sanin begab sich sofort auf den Zehen in den Laden.

Der Bursche wollte ein Viertel Pfund Pfeffermünzkuchen haben.

»Was habe ich von ihm zu bekommen?« fragte Sanin durch die Thüre Gemma zuflüsternd.

»Sechs Kreuzer,« antwortete sie ihm ebenfalls leise. Sanin wog ein Viertel Pfund ab, suchte Papier, machte daraus eine Düte, wollte die Kuchen hineinschütten, schüttete sie vorbei, bei wiederholtem Versuche schüttete er sie wiederum vorbei, gab sie endlich hin und bekam das Geld.

Der Bursche, der seine Mütze auf dem Bauch zusammendrückte, sah ihn verwundert an und im Nebenzimmer wollte Gemma, den Mund fest geschlossen haltend, sich fast zu Tode lachen. Kaum hatte sich dieser Käufer entfernt, da kam der zweite, dann der dritte . . .

»Ich habe wohl eine glückliche Hand!« dachte Sanin. Der zweite verlangte Orgeade, der dritte ein halbes Pfund Confect. Sanin befriedigte sie, eifrig mit den Löffeln klimpernd, die Untertassen herumschiebend und die Finger kühn in Kasten und Büchsen steckend. Bei der Berechnung stellte sich heraus, daß er die Orgeade zu billig gelassen, für das Confect zwei Kreuzer zu viel bekommen hatte. Gemma hörte nicht auf, still zu lachen und Sanin selbst fühlte eine unbeschreibliche Lustigkeit, eine besonders glückliche Gemüthsstimmung. Eine Ewigkeit wäre er hinter dem Ladentisch gestanden, hätte mit Orgeade und Confect gehandelt, während das liebe Wesen mit den freundlich-schelmischen Augen ihn durch die Thüre anblickt, die Sonne durch die mächtige Blätterschicht der vor dem Fenster auf der Straße wachsenden Castanien dringend, das

ganze Zimmer mit dem grünlichen Golde der Mittagsstrahlen füllt und das Herz in der süßen Lust der Trägheit, der Sorglosigkeit und der Jugend, der urwüchsigen Jugend, schwelgt!

Der vierte Gast verlangte eine Tasse Caffee.

Man mußte sich an Pantaleone wenden (Emil war vom Herrn Klüber noch nicht zurückgekehrt), Sanin setzte sich wieder neben Gemma. Frau Lenora schlummerte immer fort, zur großen Freude ihrer Tochter.

»Bei der Mutter vergeht während des Schlafens die Migraine,« bemerkte sie. Sanin sprach flüsternd über sein »Geschäft«, erkundigte sich in allem Ernst nach den Preisen verschiedener Conditorwaaren; Gemma theilte ihm ebenso ernst diese Preise mit und unterdessen lachten Beide innerlich, als ob sie fühlten, daß sie die lustigste Komödie spielten. Plötzlich ließ auf der Straße ein Leierkasten die Arie aus dem Freischütz: »Durch die Felder, durch die Auen . . .« hören. Die weinerlichen Klagetöne des Instrumentes erklangen zitternd und pfeifend in der regungslosen Luft.

Gemma fuhr auf . . . »Er weckt die Mutter!« Sanin lief sofort auf die Straße, gab dem Leiermann einige Kreuzer, hieß ihn schweigen und sich entfernen. Als er zurückgekehrt war, dankte ihm Gemma mit leichtem Kopfnicken und, nachdenklich lächelnd, fing sie selbst, kaum hörbar, die hübsche Melodie von Weber, in welcher Max alle Bedenken der ersten Liebe ausdrückt, zu singen an. Dann fragte sie Sanin, ob er den Freischütz kenne, ob er Weber liebe und fügte hinzu, daß, obgleich sie selbst Italienerin sei, sie solche Musik über Alles liebe. Von Weber kam das Gespräch auf Poesie und Romantik, auf Hoffmann, welcher zu jener Zeit von Allen gelesen wurde . . .

Und Frau Lenora schlummerte immer zu, ja schnarchte selbst ein wenig, und die Strahlen der Sonne, in schmalen Streifen durch die Laden dringend, bewegten sich und wanderten zwar unmerklich, doch rastlos auf der Diele, über die Möbel, über das Gewand Gemmas, über die Blätter der Blumen.

XII.

Es zeigte sich, daß Hoffmann in nicht allzu großem Ansehen bei Gemma stand, daß sie ihn sogar. . . langweilig fand! Das phantastisch dunkle, nordische Element seiner Erzählungen war nur wenig *ihrer* lichten, südlichen Natur zugänglich. »Das sind lauter Märchen, das Alles ist für Kinder geschrieben!« äußerte sie nicht ohne Geringschätzung. Der Mangel an Poesie bei Hoffmann wurde von ihr ebenfalls dunkel empfunden. Doch eine Erzählung, deren Namen sie übrigens vergessen, gefiel ihr außerordentlich; eigentlich gefiel ihr aber bloß der Anfang dieser Erzählung; ihr Ende hatte sie entweder nicht gelesen, oder ebenfalls vergessen. Es handelte sich um einen jungen Mann, der irgendwo, ich glaube in einer Conditorei, einem Mädchen von erstaunlicher Schönheit, einer Griechin, begegnet; diese wird vom einem geheimnißvollem sonderbaren, und bösartigen Greise begleitet. Der junge Mann verliebt sich vom ersten Blicke in das Mädchen; sie sieht ihn so trostlos an, als ob sie ihn anflehte, sie zu befreien . . . Er entfernt sich für einen Augenblick — in die Conditorei zurückgekehrt, findet er weder das Mädchen noch den Greis; leidenschaftlich forscht er nach den Beiden, er findet beständig ganz frische Spuren von ihnen, eilt ihnen nach — und vermag auf keine Weise, nirgends, nie sie einzuholen. — Die Schöne entschwindet ihm für alle Ewigkeit — und nicht im Stande ist er, ihren flehenden Blick zu vergessen, und es plagt ihn der Gedanke, daß vielleicht sein ganzes Glück seinen Händen entschlüpft ist. . .

Schwerlich hat Hoffmann seine Erzählung in dieser Weise beendet, doch so hatte sie sich bei Gemma gestaltet, war so in ihrer Erinnerung geblieben.

»Es scheint mir,« sagte sie, »daß solches Begegnen und Trennen häufiger in der Welt vorkomme, als wir denken.« Sanin schwieg und sprach einen Augenblick nachher. . . über Herrn Klüber. Es war das erste Mal, daß er desselben erwähnte; bis zu diesem Augenblicke hatte er sich seiner nicht einmal erinnert.

Gemma ihrerseits schwieg, wurde nachdenkend und ein wenig auf den Nagel ihres Zeigefingers beißend, wandte sie die Augen nach der Seite. Dann lobte sie ihren Bräutigam, erwähnte der von ihm auf

Morgen vorbereiteten Landpartie und, nach einem raschen Blick auf Sanin, schwieg sie wieder.

Sanin wußte nicht, worüber er sprechen solle.

Emil kam geräuschvoll hereingelaufen und weckte Frau Lenora . . . Sanin war froh, daß er gekommen. Frau Lenora stand vom Sessel auf. Es erschien Pantaleone und eröffnete, daß das Mittagessen fertig sei. Der Hausfreund, der Exsänger und Diener, verwaltete ebenfalls das Amt des Koches.

XIII.

Sanin blieb auch nach dem Mittagmahle. Wieder unter dem Vorwand der großen Hitze — ließ man ihn nicht fort, und als diese vergangen, schlug man ihm vor, nach dem Garten zu gehen, um im Schatten der Akazien Caffee zu trinken. Sanin willigte ein. Er fühlte sich sehr wohl. In der einförmigen und ruhigen Strömung des Lebens sind große Reize enthalten — und er überließ sich ihnen mit Entzücken, nichts Besonderes vom heutigen Tage verlangend, aber auch nicht über den künftigen nachdenkend und des gestrigen sich nicht erinnernd. Welchen Werth hatte schon die bloße Nähe eines Mädchens wie Gemma? Er wird sie bald verlassen, und wahrscheinlich für immer; doch so lange derselbe Kahn, wie in der Romanze von Uhland, sie Beide auf den bemeisterten Lebensfluthen dahin führt — freue Dich, genieße, Wanderer! Und Alles erschien dem glücklichen Wanderer angenehm und lieb.

Frau Lenora schlug ihm vor, sich mit ihr und Pantaleone in »tresette« zu messen, sie lehrte ihn dieses einfache italienische Kartenspiel — gewann von ihm einige Kreuzer — und er war zufrieden; Pantaleone ließ auf die Bitte von Emilio den Pudel alle seine Kunststücke durchmachen — und Tartaglia sprang über den Stock, »sprach«, d. h. bellte, nieste, machte die Thüre mit der Nase zu, brachte einen ausgetragenen Pantoffel seines Herrn — und stellte endlich, mit alter Soldatenmütze auf dem Kopf, den Marschall Bernadotte dar, welcher für seinen Verrath die bittersten Vorwürfe vom Kaiser Napoleon I. hören muß. Napeleon stellte natürlich Pantaleone vor — und gab ihn äußerst gelungen: er kreuzte die Arme über die Brust, setzte sich den dreieckigen Hut tief bis zu den Augen auf — und sprach grob und anmaßend, französisch, doch Himmel! *welches* Französisch! Tartaglia saß vor seinem Herrscher ganz zusammengekauert, mit eingeklemmtem Schwanz, verlegen blinzelnd und die Augen, unter dem Schirm der schief ausgesetzten Soldatenmütze, zusammendrückend; von Zeit zur Zeit, wenn Napoleon die Stimme erhob, stellte sich Bernadotte auf die Hinterpfoten. »*Fuori, traditore!*« schrie endlich Napoleon in seinem scenischen Eifer vergessend, daß er bis zu Ende seinem französischen Charakter treu zu bleiben habe — und Bernadotte lief kopfüber unter

den Divan, doch sprang er sofort mit freudigem Bellen hervor, auf diese Weise gewissermaßen bekannt gebend, daß die Vorstellung zu Ende sei. Alle Zuschauer lachten sehr viel — doch Sanin am meisten.

Gemma war ein allerliebstes, nettes, unausgesetztes, doch stilles, mit kleinen drolligen Aufschreien untermischtes Lachen eigen . . . Sanin wurde es so wohlig von diesem Lachen ums Herz — todtgeküßt hätte er sie für dieses Aufschreien!

Endlich kam die Nacht. Man mußte vernünftig sein! Nachdem er mehrere Mal sich von Allen verabschiedet und Jedem wiederholt »auf morgens« gerufen hatte (mit Emil wechselte er selbst Küsse) ging Sanin nach Hause und trug das Bild des Jungen, bald lachenden, bald nachdenkenden, ruhigen und selbst kaltblütigen — und doch stets so anziehenden Mädchens mit sich fort! Ihre Augen bald weit geöffnet, hell und freudig wie der Tag, bald von den Augenwimpern halb bedeckt, dunkel und tief wie die Nacht, schienen immer ihn anzublicken, sonderbar und süß alle anderen Gebilde und Vorstellungen durchdringend.

An Herrn Klüber, an die Ursache, die ihn in Frankfurt zu bleiben bewogen — kurz an Alles, was ihn die Nacht vorher so beunruhigt hatte — dachte er kein einziges Mal.

XIV.

Ein paar Worte sind endlich über Sanin selbst zu sagen.

Erstens war er gar nicht übel: stattlicher, schlanker Wuchs, angenehme, ein wenig verschwindende Gesichtszüge, freundlich bläuliche Augen, helles, goldenes Haar, weiße mit frischem Roth eingehauchte Gesichtsfarbe — und vor Allem jener gutmüthig lustige, vertrauende, aufrichtige, vom ersten Anblick selbst etwas beschränkt scheinende Gesichtsausdruck, an dem man sofort in früheren Zeiten die Söhne unserer adeligen »Steppen«- Familien, die Muttersöhnchen, in unseren grenzenlosen Steppengegenden geboren und aufgefüttert, erkennen konnte— ein schleppendes Gehen, leises etwas zischendes Sprechen, Lächeln wie beim Kinde, das man anblickt . . . endlich die Frische, die Gesundheit — und Weichheit, grenzenlose Weichheit des ganzen Wesens — da haben Sie Sanin. Ferner war er nicht dumm, und hatte auf seiner Reise ins Ausland etwas gelernt: die dunklen, stürmischen Gefühle, welchen der bessere Theil — damaliger Jugend ausgesetzt war, waren ihm fern geblieben.

In den letzten Jahren hat man in unserer Literatur nach langem, vergeblichem Suchen nach »neuen Leuten« Jünglinge vorzuführen angefangen, die sich entschlossen haben, frisch zu erscheinen, frisch — wie Flensburger Austern, die im Winter nach Petersburg gebracht werden. . . Sanin glich ihnen nicht. Da wir einmal auf Vergleiche gekommen sind, so erinnerte Sanin an einen jungen, vollen, unlängst angepfroften Apfelbaum unserer humusreichen Gärten, oder noch mehr an ein gut gepflegtes, glattes, dickfüßiges, zartes, dreijähriges Pferd unserer früheren herrschaftlichen Gestüte, das man eben an einem Strick zu laufen zwingt. Diejenigen, die Sanin später, als das Leben gehörig an ihm gerüttelt und das in den jungen Jahren angefütterte Fett verschwunden war, kennen lernten, erblickten in ihm freilich einen ganz anderen Menschen .

Am nächsten Tage lag Sanin noch im Bett, als Emil in Sonntagskleidern, mit einem Stückchen in der Hand und stark pomadirt, in sein Zimmer hinein- stürmte und erklärte, daß Herr Klüber sofort mit dem Wagen erscheinen werde, daß das Wetter ausgezeichnet zu bleiben verspreche, daß bei ihnen bereits Alles fertig sei, die Mutter jedoch, die wieder an Kopfschmerzen leide,

nicht mitfahren werde. Er trieb Sanin, soweit schicklich, zur Eile, indem er versicherte, man habe keinen Augenblick zu verlieren . . . Und wirklich: Herr Klüber fand Sanin noch mit seiner Toilette beschäftigt. Er klopfte, kam herein, grüßte, verbeugte den ganzen Körper, äußerte seine Bereitwilligkeit zu warten, so lange es beliebe und setzte sich, den Hut zierlich auf die Kniee stützend. Der wohlgestaltete Commis hatte sich bis aufs Aeußerste fein gemacht und parfumirt, jede seiner Bewegungen wurde von einem stets zunehmenden Zuströmen des feinsten Aromas begleitet. Er war in einem bequemen, offenen Wagen angekommen, einem sogenannten Landauer, der von zwei starken, großen, wenn auch nicht schönen Pferden gezogen wurde. In diesem Wagen fuhren nach einer Viertelstunde Sanin, Klüber, Emil feierlich bei der Thür der Conditorei vor. Frau Roselli weigerte sich entschieden, an der Landpartie Theil zu nehmen; Gemma wollte bei der Mutter bleiben, doch diese, jagte sie fort, wie man scherzhaft sagt.

»Ich brauche Niemand,« versicherte sie; »ich werde schlafen. Ich hätte selbst Pantaleone mit Euch geschickt — doch wer soll beim Geschäft bleiben?«

»Kann man Tartaglia mitnehmen?« fragte Emil.

»Freilich kann man es.«

Tartaglia kletterte mit freudigem Gebell auf den Bock, setzte sich und beleckte sich; man sah, daß das, was vorging, ihm nichts Ungewohntes war. Gemma setzte einen Strohhut mit braunen Bändern auf; der Vorderrand desselben war nach unten gebogen und — schützte beinahe ihr ganzes Gesicht vor der Sonne. Die Schattenlinie hörte gerade bei den Lippen auf; sie glänzten zart und jungfräulich in Purpurfarbe wie die Blätter der Centifolie, hinter ihnen blitzten die Zähne wie verstohlen hervor und zeigten sich harmlos wie im Munde der Kinder. Gemma nahm mit Sanin den Hauptsitz ein, Klüber und Emil saßen ihnen gegenüber. Die bleiche Gestalt der Frau Lenora zeigte sich am Fenster, Gemma winkte mit dem Taschentuch — und die Pferde setzten sich in Bewegung.

XV.

Soden — ein kleines Städtchen etwa eine halbe Stunde von Frankfurt — liegt in reizender Lage an den Ausläufern des Taunus und ist bei uns in Rußland durch seine Quellen, die Leuten, welche an schwacher Brust leiden, nützlich sein sollen, berühmt. Die Frankfurter fahren meist zu ihrer Zerstreuung hin, da Soden einen prachtvollen Park mit zahlreichen Wirthschaften besitzt, wo man im Schatten hoher Linden und Buchen Caffee und Bier trinkt. Der Weg von Frankfurt nach Soden zieht sich längst des rechten Mainufers: er ist an beiden Seiten mit Fruchtbäumen bewachsen. So lange der Wagen auf der schönen Chaussée rollte, beobachtete Sanin verstohlen, wie Gemma mit ihrem Bräutigam umgehe: er sah sie Beide zum ersten Male zusammen. Sie war ruhig und einfach — doch etwas zurückhaltender und ernster als sonst; er erinnerte an einen nachsichtigen Lehrer, der sich selbst und seinen Anbefohlenen ein bescheidenes und stilles Vergnügen erlaubt hat. Ein besonderes Hofmachen Gemma gegenüber, das, was die Franzosen *empressement* nennen, konnte Sanin bei ihm nicht bemerken. Man sah, daß Herr Klüber Alles für ausgemacht hielt, und daher keinen Grund sah, sich zu bemühen und sich aufzuregen. Die Nachsicht aber verließ ihn für keinen Augenblick! Selbst während des großen Spazierganges in den waldigen Bergen und Thalern hinter Soden, der vor dem Mittagessen unternommen wurde, die Schönheiten der Natur bewundernd, verhielt sich Klüber selbst ihr, der Natur, gegenüber mit derselben Nachsicht, durch welche zuweilen die Strenge des Vorgesetzten zum Vorschein kam. So bemerkte er von einem Bache, daß er zu gerade durch das Thal fließe, statt einige malerische Biegungen zu machen; er billigte nicht die Ausführung eines Vogels — eines Finken — der nicht genug Abwechslung in seinen Gesang bringe! Gemma langweilte sich nicht und schien sogar Vergnügen zu haben, doch die frühere Gemma konnte Sanin in ihr nicht erkennen: nicht als ob eine Wolke sie umhüllte, ihre Schönheit war noch nie so strahlend gewesen, doch ihre Seele war in sich, nach innen gekehrt. Mit ausgebreitetem Schirm, mit unaufgeknöpften Handschuhen spazierte sie, gesetzt, langsam, wie artige Mädchen spazieren, und sprach wenig. Emil fühlte sich auch gezwungen — und Sanin noch mehr. Er war schon

davon unangenehm berührt, daß das Gespräch beständig in deutscher Sprache geführt wurde. Tartaglia allein fühlte sich wohl. Mit tollem Gebell jagte er den ihm begegnenden Krammetsvögeln nach, sprang über Gräben, über Baumstümpfe und gefällte Baume, warf sich mit Wuth ins Wasser, schlürfte es hastig, schüttelte sich, bellte und rannte wieder wie ein Pfeil, die rothe Zunge fast bis zu den Schultern ausstreckend. Herr Klüber machte seinerseits Alles, was er zur Belustigung der Gesellschaft für nöthig hielt; er schlug vor, sich im Schatten einer üppigen Eiche zu setzen — und, aus der Tasche ein kleines Buch mit dem Titel: »Knallerbsen — oder Du sollst und wirst lachen« ziehend, fing er, die auf Witz Anspruch machenden Anekdoten, mit denen das Buch gefüllt war, vorzulesen an. Er trug über ein Dutzend vor, doch erregten sie nur wenig Lustigkeit:« Sanin allein ließ aus Höflichkeit, als hätte er gelacht, die Zähne sehen, und er selbst, Herr Klüber, ließ nach jeder Anekdote ein kurzes, geschäftliches — und doch nachsichtiges Lachen vernehmen. Um zwölf Uhr Mittags kehrte die ganze Gesellschaft nach Soden in die beste Wirthschaft zurück.

Man mußte an das Mittagessen denken.

Herr Klüber schlug vor, das Mittagessen in einem geschlossenen Gartenhäuschen, dem »Gartensalon« einzunehmen, doch Gemma rebellirte und erklärte, daß sie nicht anders als im Garten, an einem der sich vor dem Restraurant befindenden runden Tischchen essen werde; es sei ihr zu einförmig, stets dieselben Gesichter zu sehen, sie wolle andere sehen! An einigen Tischen saßen bereits neu angekommene Gäste.

Während Herr Klüber, wohlwollend der Caprice seiner Braut nachgebend, sich mit dem Oberkellner berathen ging, stand Gemma unbeweglich, mit gesenkten Augen und zusammengepreßten Lippen; sie fühlte, daß Sanin sie unaufhörlich gleichsam forschend betrachtete — und dies schien sie zu ärgern. Endlich kam Klüber zurück, erklärte das Mittagessen würde in einer halben Stunde fertig sein, und schlug vor, bis dahin Kegel zu schieben, indem er hinzufügte, »das sei dem Appetit dienlich, he, he, he!« Er schob meisterhaft Kegel; die Kugel werfend gab er sich einen äußerst kühnen Anstrich, setzte seine Muskeln mit Zierlichkeit in Bewegung, holte zierlich mit dem Fuße aus. Er war in einer Art ein Athlet, so prachtvoll war er gebaut! Dabei waren seine Hände so weiß und

schön, und er wischte sie an einem so reichen, bunt und goldgefärbten indischen Foulard ab.

Der Augenblick des Mittagessens war gekommen, und die ganze Gesellschaft nahm an dem Tischchen Platz.

XVI.

Wer weiß nicht, was ein deutsches Mittagessen ist? Eine wässerige Suppe mit unförmlichen Klößen und Muskat, ausgekochtes Rindfleisch, trocken wie ein Korb mit angewachsenem Stück weißen Fett, mit wässerigen Kartoffeln, aufgedunsenen Rüben und gekautem Meerrettich, Karpfen in Blau mit Kapern und Essig, Braten mit Eingemachtem, und die unausbleibliche Mehlspeise, etwas Puddingartiges, mit rothem, säuerlichem Aufguß; dafür aber auch ausgezeichneter Wein und köstliches Bier. Mit solchem Mittagessen tractirte der Sodener Restraurateur seine Gäste. Das Mittagessen verlief übrigens glücklich. Besonders lebhaft ging es allerdings nicht zu: selbst dann nicht, als Herr Klüber einen Toast vorschlug für das, »was wir lieben.« Alles ging eben zu steif und anständig zu. Nach dem Essen brachte man dünnen, röthlichen, kurz deutschen Caffee. Herr Klüber bat als echter Cavalier bei Gemma um die Erlaubniß, eine Cigarre anzuzünden. . . Doch da ereignete sich etwas Unvorgesehenes, wirklich Unangenehmes und selbst Unanständiges!

An einem der benachtbarten Tischchen hatten einige Officiere der Mainzer Garnison Platz genommen.

Aus ihren Blicken und ihrem Flüstern konnte man leicht errathen, daß die Schönheit von Gemma ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte; Einer von ihnen, der wohl Gelegenheit gehabt, in Frankfurt zu sein, blickte sie beständig wie eine ihm gut bekannte Persönlichkeit an, er wußte augenscheinlich, wer sie sei. Plötzlich erhob er sich und näherte sich mit dem Glase in der Hand — die Herren Officiere hatten tüchtig getrunken und ihr Tisch war ganz von Flaschen bedeckt — dem Tische, an welchem Gemma saß. Es war ein sehr junger, ganz blonder Mann mit ziemlich angenehmen, selbst sympathischen Gesichtszügen: doch der genossene Wein verunstaltete dieselben: seine Wangen bewegten sich krampfhaft hin und her, die entzündeten Augen irrten umher und blickten frech. Seine Kameraden versuchten ihn anfangs zurückzuhalten, doch ließen sie ihn gehen: geschehe was da wolle — was wird daraus entstehen?

Ein wenig auf den Füßen wankend, blieb der Officier vor Gemma stehen und rief mit herausgedrängter und geschrieener Stimme, in der man doch den Kampf mit sich selbst bemerken konnte . . . »Ich

trinke auf das Wohl der schönsten Caffeemamsel in ganz Frankfurt und der ganzen Welt!« hier stürzte er das Glas hinunter — »und nehme mir zum Lohne diese Blume, die von Ihren göttlichen Fingern gepflückt ist.« Und er nahm die vor Gemmas Teller liegende Rose. Sie war erstaunt, erschrocken und schrecklich bleich . . . dann empört, sie wurde ganz roth bis zu den Haaren, und ihre Augen, gerade auf ihren Beleidiger gerichtet, zu gleicher Zeit sich verdunkelnd und ganz flammend, nahmen einen finsteren Ausdruck an und sprühten im Feuer des unbezähmbaren Zornes. Dieser Blick machte den Officier sichtbar verlegen; er brachte etwas Unverständliches hervor, verbeugte sich — und kehrte zu den Anderen zurück.

Herr Klüber erhob sich plötzlich von seinem Stuhle, reckte sich, so weit es ging, in die Höhe, setzte seinen Hut auf und rief mit Würde, doch nicht allzu laut: »Unerhört! unerhörte Frechheit!« Er rief sofort den Kellner und verlangte mit strenger Stimme die Rechnung . . . doch damit begnügte er sich nicht: er ließ den Wagen anspannen, wobei er erklärte, daß anständige Leute hierher nicht kommen können, da sie Beleidigungen ausgesetzt seien. Bei diesen Worten lenkte Gemma, die immer regungslos auf ihrem Platze saß — nur ihre Brust wogte hoch und ungestüm — ihre Augen auf Herrn Klüber . . . und sah ihn ebenso scharf, mit demselben Blick, wie den Officier an. Emil zitterte förmlich vor Wuth.

»Stehen Sie auf, mein Fräulein,« sagte mit derselben Strenge Herr Klüber, »Sie können anstandshalber hier nicht bleiben. Wir wollen in die inneren Zimmer gehen!«

Gemma stand schweigend auf, er bot ihr seinen Arm an, den sie annahm, und er begab sich mit majestätischem Gange, welcher, ebenso wie seine ganze Haltung immer höher, immer stolzer wurde, je weiter er sich vom Platze, an dem das Mittagessen stattgefunden, entfernte. Der arme Emil schleppte sich ihnen nach. Während Klüber die Rechnung an den Kellner bezahlte, dem er zur Strafe keinen einzigen Kreuzer Trinkgeld gab, eilte Sanin mit schnellen Schritten dem Tische der Officiere zu, wandte sich an den Beleidiger Gemmas (dieser gab seinen Kameraden die von ihm mitgebrachte Rose zu riechen) und sagte mit bestimmtem Tone auf französisch: »Das, was Sie»geehrter Herr, eben gethan haben, ist unwürdig eines Ehrenmannes, unwürdig der Uniform, die Sie tragen und ich komme

Ihnen zu erklären, daß Sie ein schlecht erzogener, frecher Bursche sind!«

Der junge Officier sprang auf, doch ein anderer älterer Officier hielt ihn durch eine Handbewegung zurück, ließ ihn niedersetzen und fragte, zu Sanin gewandt, ebenfalls französisch, »ob er ein Verwandter, Bruder oder Bräutigam der Dame sei?«

»Ich bin ihr ganz fremd,« rief Sanin, »ich bin ein Russe und kann nicht gleichgültig eine solche Frechheit ansehen; übrigens hier ist meine Karte und Adresse: der Herr Officier wird mich aufsuchen können.

Mit diesen Worten legte Sanin seine Visitkarte auf dem Tisch und ergriff rasch Gemmas Rose, die einer der am Tische sitzenden Officiere in feinen Teller hatte fallen lassen. Der junge Officier wollte wieder aufspringen, sein Kamerad hielt ihn wieder mit den Worten: »Dönhof, sei still,« zurück. Dann erhob er sich, führte die Hand zu seiner Mütze, und sagte Sanin nicht ohne Anflug von Achtung in Stimme und Manieren, daß morgen früh ein Officier ihres Regimentes die Ehre haben werde, ihn aufzusuchen. Sanin erwiederte mit kurzem Gruße und kehrte zu seinen Freunden zurück.

* *
*

Herr Klüber stellte sich, als hätte er weder die Abwesenheit Sanins, noch dessen Auseinandersetzung mit dem Officier bemerkt; er trieb den Kutscher, der die Pferde anspannte, zur Eile und war sehr aufgebracht über seine Langsamkeit. Gemma sagte ebenfalls kein Wort zu Sanin, blickte ihn nicht einmal an: aus ihren zusammengezogenen Augenbrauen, aus ihren — blassen und zusammengepreßten Lippen, aus ihrer Bewegungslosigkeit selbst konnte man leicht errathen, wie ihr zu Muthe war. Emil allein suchte sichtlich Sanin zu sprechen, ihn auszufragen: er hatte gesehen, wie Sanin zu den Officieren herangegangen, wie er ihnen etwas Weißes — ein Stück Papier, Zettel oder Karte gereicht. . . Das Herz des armen Jünglings pochte stark, seine Wangen glühten, er hätte sich auf Sanins Brust werfen, hätte weinen mögen, und wäre bereit gewesen, sofort zusammen mit ihm alle diese widrigen Officiere blau zu schlagen! Doch hielt er sich zurück und begnügte sich, jede Bewegung seines edlen russischen Freundes zu beobachten.

Endlich waren die Pferde angespannt: Alle setzten sich in den Wagen. Emil folgte Tartaglia auf den Bock — dort war es ihm bequemer, auch sah er da Klüber nicht, den er nicht gleichgültig ansehen konnte.

* *
*

Während des ganzen Weges überließ sich Herr Klüber seiner Beredtsamkeit — und zwar er allein; Niemand, durchaus Niemand entgegnete ihm; auch war Niemand seiner Meinung. Er bestand namentlich darauf, daß man ihm leider nicht gehorcht habe, als er vorgeschlagen, im abgeschlossenen Gartenhäuschen zu speisen. Du wären keine Unannehmlichkeiten entstanden! dann ließ er einige scharfe und selbst liberale Aeußerungen fallen, daß die Regierung auf unverzeihliche Weise die Officiere bevorzuge, nicht streng genug die Disciplin unter denselben überwache und nicht genug das bürgerliche Element der Societät achte — und wie dadurch mit der Zeit Unzufriedenheit erzeugt werde, von welcher bis zur Revolution nur ein Schritt sei, wovon wir ein trauriges Beispiel (hier seufzte er mit Theilnahme, aber zugleich mit Strenge) in Frankreich haben! Doch fügte er sofort hinzu, daß er persönlich der Autorität volle Ehrfurcht zolle und niemals . . . niemals . . . Revolutionär werden würde, doch könne er nicht umhin, angesichts einer solchen Zerfahrenheit seine . . . Mißbilligung zu äußern! Dann fügte er noch einige allgemeine Betrachtungen über Moral und Sittenlosigkeit, über Anstand und über Ehrgefühl hinzu! Während dieses ganzen Redeflusses fing Gemma, die seit Beginn des Spazierganges mit Herrn Klüber nicht allzu zufrieden zu sein schien — darum hielt sie sich auch in beständiger Entfernung von Sanin und war durch seine Gegenwart wie verlegen — offenbar sich ihres Bräutigams zu schämen an! Am Ende der Fahrt litt sie sichtbar, und obgleich sie wie früher Sanin nicht ansprach, warf sie ihm plötzlich einen flehenden Blick zu. . . Seinerseits fühlte er vielmehr Mitleiden für Gemma, als Unwillen gegen Klüber; Alles am Tage Vorgefallene verschaffte ihm sogar innerlich ein unbestimmtes Gefühl der Freude, obgleich er morgen eine Herausforderung zu erwarten hatte.

Endlich hatte die peinliche Lustpartie ihr Ende erreicht. Gemma beim Heraussteigen aus dem Wagen helfend, drückte ihr Sanin, ohne

ein Wort zu sagen, die von ihm zurückgenommene Rose in die Hand. Sie erröthete, drückte fest seine Hand und verbarg die Blume. Er wollte nicht zu Frau Roselli eintreten, obgleich der Abend erst anfing; sie lud ihn nicht ein. Ueberdies erklärte der an der Thür erscheinende Pantaleone, daß Frau Lenora bereits schlafe. Emilio verabschiedete sich verlegen von Sanin; er schien selbst vor ihm Angst zu haben: so sehr bewunderte er ihn. Herr Klüber brachte Sanin nach dem Gasthause und empfahl sich in seiner gezwungenen Weise. Dem so regelrecht eingerichteten Deutschen war es trotz seines ganzen Selbstbewußtseins etwas unbequem zu Muthe. Doch auch den Anderen ging es nicht besser.

Bei Sanin zerstreute sich jedoch das Gefühl der Beengung rasch. Eine unbestimmte, jedoch angenehme, entzückte Stimmung folgte der früheren Beengung. Er ging im Zimmer herum, wollte an gar nichts denken, pfiff und war sehr mit sich zufrieden.

XVII.

Ich will den Herrn Officier bis 10 Uhr erwarten, dachte er am anderen Morgen an seiner Toilette sitzend, und dann mag er mich suchen! Doch die Deutschen stehen früh auf: Zehn Uhr hatte noch nicht geschlagen, als bereits der Kellner Sanin meldete, daß der Herr Seconde-Lieutenant von Richter ihn zu sprechen wünsche. Sanin zog sich rasch den Rock an und ließ den Herrn »bitten.« Herr von Richter war gegen die Erwartung Sanins ein sehr junger Mann, beinahe ein Knabe. Er bemühte sich, seinem bartlosem Gesicht ein wichtiges Aussehen zu verleihen — doch es wollte ihm gar nicht gelingen: er konnte nicht einmal seine Verlegenheit verbergen. --- Sich niedersetzend verwickelte er sich in dem Säbelriemen und wäre beinahe gefallen. Stockend und stotternd erklärte er Sanin in schlechtem französisch, daß er im Auftrage seines Freundes, des Barons von Dönhof, gekommen sei und dieser Auftrag bestehe darin, den Herrn von Sanin zu ersuchen, sich wegen der gestern von ihm gebrauchten beleidigenden Ausdrücke zu entschuldigen, im Falle aber, daß Herr von Sanin dies ablehne, verlange Baron von Dönhof Satisfaction. Sanin antwortete, daß er sich zu entschuldigen nicht die Absicht habe. Satisfaktion aber zu geben bereit sei. Dann fragte Herr von Richter, mit wem, zu welcher Stunde er die nöthigen Besprechungen führen solle? Sanin bat ihn, in etwa zwei Stunden zurückzukommen denn bis dahin werde er sich bemühen, seinerseits einen Secundanten zu finden. (»Wen nehme ich zum Teufel zum Secundanten?« dachte er sich dabei.) Herr von Richter stand auf und wollte sich verabschieden, doch blieb er an der Thürschwelle stehen, als ob er Gewissensbisse fühle und erklärte, zu Sanin gewandt, daß sein Freund, Baron von Dönhof, sich seinerseits nicht verheimliche, daß auch er gewissermaßen am gestrigen Vorfalle Schuld habe, und sich daher mit leichten Entschuldigungen, den *exghizes léchéres*, begnügen werde. Darauf erwiederte Sanin, daß er keine Entschuldigungen, weder schwere noch leichte, abzugeben geneigt sei, da er sich durchaus nicht für schuldig halte. »In diesem Falle,« entgegnete Herr von Richter und wurde noch mehr roth, »wird man freundliche Schüsse, des *goups de bisdolet á l'amiaple,* wechseln müssen.«

»Das verstehe ich schon gar nicht,« bemerkte Sanin, »sollen wir etwa in die Luft schießen?«

»O! nicht so, nicht das,« lallte der gänzlich confus gewordene Seconde-Lieutenant, »doch ich vermuthete, daß, da die Sache unter anständigen Leuten ausgetragen werden soll . . . Ich werde mit ihrem Secundanten sprechen,« unterbrach er sich selbst und entfernte sich.

Sobald er weggegangen, ließ sich Sanin auf einen Stuhl nieder, und heftete seinen Blick auf die Diele.

»Was soll das? Welch plötzlicher Umschwung in seinem Leben? Alles Vergangene, alles Zukünftige hatte sich verschleiert, ist verschwunden — es bleibt nur, daß ich in Frankfurt bin und mich mit Jemand für etwas schieße.« Eine alte, verrückte Tante kam ihm in den Sinn, die stets herumtanzte und sinnlos vor sich hinsang — und auch er fing wie sie zu tanzen und zu singen an — »Doch man muß handeln und nicht die Zeit verlieren!« rief er laut, sprang auf und sah vor sich Pantaleone mit einem Zettel in der Hand stehen.

»Ich habe bereits ein paar Mal geklopft, doch Sie antworteten nicht! ich glaubte bereits, Sie seien nicht zu Hause.« sagte der Alte und reichte ihm den Zettel. — »Von Signora Gemma.«

Sanin nahm den Zettel mechanisch, entsiegelte und las ihn. Gemma schrieb ihm, daß sie um die Angelegenheit, die er kenne, sehr besorgt sei, und ihn sofort sehen möchte.

»La Signorina ist sehr beunruhigt,« fing Pantaleone an, dem augenscheinlich der Inhalt bekannt war, »sie befahl mir nachzusehen, was Sie machen und Sie zu ihr zu führen.«

Sanin blickte den alten Italiener an und wurde nachdenkend. Ein Gedanke ging ihm plötzlich auf. Anfangs erschien er ihm bis zur Unmöglichkeit sonderbar . . .

»Uebrigens warum denn nicht?« fragte er sich selbst. — »Herr Pantaleone! rief er laut.«

Der Alte schüttelte sich, verbarg sein Kinn in das Halstuch und glotzte Sanin an.

»Sie wissen,« fuhr Sanin fort »was gestern vorgefallen ist?«

Pantaleone kaute an seinen Lippen und schüttelte seine ungeheuere Haarmasse. »Ich weiß es.«

(Emilio hatte, kaum zurückgekehrt, ihm Alles erzählt.)

»So, Sie wissen es! — Nun hören Sie Folgendes: Mich hat soeben ein Officier verlassen; jener freche Bursche hat mich gefordert. Ich habe seine Forderung angenommen. Doch habe ich keinen Secundanten. Wollen Sie nicht mein Secundant sein.«

Pantaleone erzitterte und hob seine Augenbrauen so hoch, daß dieselben gänzlich unter den herabhängenden Haaren verschwanden.

»Sie müssen sich durchaus schlagen?« fragte er endlich italienisch. (Bis dahin hatte er französisch gesprochen.)

»Durchaus. Anders handeln — hieße sich für immer mit Schande bedecken.«

»So. — Wenn ich ihr Secundant zu sein abschlage, so würden Sie sich einen anderen suchen?«

»Allerdings . . .«

Pantaleone wurde nachdenkend. — »Doch erlauben Sie mir zu fragen, Signor de Zanini, ob nicht ihr Duell ein schlechtes Licht auf die Reputation einer Person werfen werde? . . .

»Ich glaube nicht; doch dem sei, wie es wolle — anders handeln kann man nicht!«

»So?« — Pantaleone zog sich ganz in sein Halstuch zurück. »Und dieser *farroflucto Kluberio*, was macht er denn?« rief er plötzlich und warf sein Gesicht nach oben.

»Er? Nichts.«

»Che!« Pantaleone zuckte mit einer Geberde der Verachtung die Achseln.

»Ich muß in jedem Falle,« sagte er mit unsicherer Stimme, »Ihnen dafür danken, daß Sie trotz meiner gegenwärtigen Erniedrigung in mir einen anständigen Menschen, *un galant uomo* zu finden glaubten. Durch eine solche Handlungsweise haben Sie sich selbst als echter *galant uomo* gezeigt. Doch ich Muß mir Ihr Anerbieten überlegen.«

»Die Zeit drängt, geehrter Ci . . . Cippa . . .«

». . . tolla,« ergänzte der Alte. »Ich bitte mir bloß eine Stunde zum Nachdenken aus. Die Tochter meiner Wohlthäter ist hierbei verwickelt. Und darum muß ich, bin ich verpflichtet zu überlegen! In einer Stunde . . . in drei Viertelstunden werden Sie meinen Entschluß kennen lernen.«

»Gut, ich will warten.«

»Doch jetzt . . . welche Antwort soll ich der Signorina Gemma bringen?« Sanin nahm ein Stück Papier»schrieb darauf: »Seien Sie unbesorgt, meine theure Freundin, etwa in drei Stunden komme ich zu Ihnen — und Alles wird sich erklären. Danke Ihnen vom ganzen Herzen für Ihre Theilnahme,« und übergab diese Zeilen Pantaleone.

Er steckte sie bereits in die Seitentasche, rief noch einmal »in einer Stunde« und ging bereits zur Thüre; doch da wandte er sich jählings um, lief zu Sanin, ergriff dessen Hand, drückte sie an seine Brust, richtete die Augen zum Himmel und rief:

»Edler Jüngling, großes Herz! (*Nobi giovanotto! Gran cuore!* erlauben Sie einem Greise, *a un vecchiotto,* Ihre männliche Rechte, *la vostra valorosa destra*, zu drücken!« Dann sprang er ein wenig zurück, bewegte beide Hände und entfernte sich.

Sanin blickte ihm nach . . . er nahm eine Zeitung und fing zu lesen an. Doch umsonst irrten seine Augen über die Zeilen: er konnte nichts verstehen.

XVIII.

Nach einer Stunde kam der Kellner wieder zu Sanin und reichte ihm eine alte, beschmutzte Visitenkarte, auf der folgende Worte standen: »Pantaleone Cippatola aus Varese, Hofkammersänger (cantaute di camera) Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Modena;« hinter dem Kellner erschien auch Pantaleone selbst. Er hatte sich vom Kopfe bis zum Fuß umgezogen. Er hatte einen schwarzen Frack an, der braun geworden war und eine weiße Piquetweste; über die sich, künstlerisch geordnet, eine Tomback-Kette schlängelte; ein schweres Petschaft aus Carneol fiel auf die engen mit Hosenklappe versehenen, schwarzen Beinkleidern herunter.

In der rechten Hand hielt er einen schwarzen Hut von Haasenhaar, in der linken zwei dicke, sämischlederne Handschuhe; sein Halstuch war noch breiter, noch höher als sonst gebunden; im steifgestärkten Vorhemde steckte eine Nadel mit einem Steine, der »Katzenauge«, *oeil de chat*, genannt wird. Am Zeigefinger der rechten Hand prangte ein Siegelring, der zwei vereinigte Hände und zwischen denselben ein Herz darstellte. Nach einem Speicher von Campher und Moschus roch die ganze Persönlichkeit des Greises; die besorgte Feierlichkeit seiner ganzen Haltung hätte den gleichgültigsten Zuschauer in Staunen versetzt. Sanin ging ihm entgegen.

»Ich bin ihr Secundant,« sagte Pantaleone französisch und verneigte sich mit dem ganzen Körper nach vorn, wobei er die Fußspitzen, wie Sänger thun, nach außen stellte. »Ich komme um Instructionen. Sie wollen sich ohne Erbarmen schlagen?«

»Warum denn ohne Erbarmen, mein guter Herr Cippatola! Ich werde für keinen Preis in der Welt mein Wort von gestern zurücknehmen, doch ein Blutsauger bin ich nicht! . . . Warten Sie einen Augenblick, gleich kommt der Secundant meines Gegners. Ich werde in das Nebenzimmer gehen — und Sie werden mit ihm Alles feststellen. Glauben Sie mir, ich werde ihre Gefälligkeit mein Lebenlang nicht vergessen, und danke Ihnen vom ganzen Herzen.«

»Die Ehre geht Allem vor!« antwortete Pantaleone und ließ sich, ohne Sanins Einladung sich zu setzen abzuwarten, in einen Sessel nieder. »Wenn dieser *ferroflucto Spiccebubbio*,« fing er an, das Französische mit Italienischem durcheinander mengend, »wenn diese

Krämerseele *Kluberio* seine erste Pflicht nicht begreifen konnte, oder Angst bekommen hat, desto schlimmer für ihn! . . . Pfennigseele — und damit Punktum! . . . Was aber die Bedingungen des Duells betrifft, so bin ich ihr Secundant und ihre Interessen sind mir heilig! . . . Als ich in Padua lebte, stand dort ein Regiment weißer Dragoner — ich verkehrte viel mit den Officieren desselben Ihr ganzer Codex ist mir gut bekannt. Auch mit Ihrem *principe Tarbuski* habe ich mich viel über diese Frage unterhalten . . . Wann kommt der andere Sekundant?«

»Ich erwarte ihn jeden Augenblick — doch da kommt er schon,« fügte Sanin hinzu, nach der Straße blickend.

Pantaleone stand auf, sah nach der Uhr, setzte sich seinen Hut zu Rechte und steckte schnell ein weißes Bändchen, das unter den Hosen hervorblickte, in die Schuhe. Der junge Seconde-Lientenant trat ein, ebenso roth und ebenso verlegen.

Sanin stellte die Secundanten einander vor: »Mr. de Richter, Souslieutenant — Mr. Zippatola, artiste!« Der Lieutenant zeigte einige Verwunderung beim Anblicke des Alten. . . Was hätte er gesagt, wenn ihm Jemand in diesem Augenblicke zugeflüstert hätte, daß der ihm vorgestellte »artiste!« sich auch mit der Kochkunst abgebe!. . . Doch Pantaleone nahm eine solche Miene an, als ob Duelle zu Stande bringen eine ihm ganz geläufige Beschäftigung sei: wahrscheinlich halfen ihm dabei seine theatralischen Erinnerungen — und er spielte die Rolle des Sekundanten eben als Rolle. Sowohl er, als der Lieutenant schwiegen einen Augenblick. »Wollen wir nicht anfangen?« fragte zuerst Pantaleone, an seinem Petschaft spielend.

»Allerdings,« antwortete der Lieutenant, »doch . . . die Gegenwart eines der Gegner . . .«

»Ich verlasse Sie sofort, meine Herren,« rief Sanin, verbeugte sich, ging in sein Schlafzimmer und schloß hinter sich die Thüre ab.

Er warf sich aufs Bett — und dachte an Gemma . . . doch das Gespräch der Secundanten drang zu ihm trotz der geschlossenen Thür. Es wurde französisch geführt; beide mißhandelten diese Sprache ohne Erbarmen, Jeder auf seine Art; Pantaleone erwähnte der Dragoner von Padua, des *Princippe Tarbuski* — der Lieutenant der »exghizes léchéres« und der »goups á- l' amiaple!« Der Alte wollte aber von keinen »exghizes« hören! Zu großem Schreck Sanins fing er plötzlich seinem Gesellschafter von einer gewissen jungen

unschuldigen Jungfrau, deren kleiner Finger allein mehr Werth habe als alle Officiere der Welt, zu erzählen an . . . (*oune zeune damigella innoucenta, quà ella sola dans soun peiti doa vale più que toutt le zoufficis del mondo*!) und wiederholte einige Mal mit Feuer: »Das ist Schande, das ist Schande! (*E ouna onta, onna onta*!) Der Lieutenant erwiederte ihm anfangs nicht, doch nachher hörte man in der Stimme des jungen Mannes ein Zittern des Zornes und er bemerkte, daß er nicht gekommen sei, um moralische Sentenzen anzuhören.

»In Ihrem Alter ist es immerhin nützlich die Wahrheit zu hören!« rief Pantaleone.

Die Verhandlungen der Herren Sekundanten wurden mehreremale stürmisch; sie dauerten über eine Stunde und endigten mit der Festsetzung der folgenden Bedingungen: Baron von Dönhof und Herr von Sanin werden sich morgen um 10 Uhr des Morgens in einem kleinen Wäldchen bei Hanau in der Entfernung von zwanzig Schritt schießen; Jeder hat das Recht, zweimal auf das von dem Secundanten gegebene Zeichen zu schießen. Die Pistolen sind ohne Stecher und nicht gezogen. Herr von Richter entfernte sich, Pantaleone aber öffnete feierlich die Thür des Schlafzimmers, verkündete das Resultat der Verhandlungen und rief wiederum: »*Bravo Russo! bravo giovanotto*! Du wirst Sieger sein.« Ein paar Minuten später begaben sich Beide nach der Konditorei von Roselli. Sanin nahm vorher Pantaleone das Ehrenwort ab, über dies Alles die tiefste Verschwiegenheit zu bewahren. Statt Aller Antwort hob der Alte den Finger in die Höhe, zog die Augen zusammen und flüsterte zweimal: *Segretezza*! (Verschwiegenheit!) Er schien jünger geworden zu sein und trat selbst freier auf. Alle diese unverhofften, wenn auch unangenehmen Ereignisse versetzten ihn lebhaft in jene Zeit, in der er selbst in die Lage kam, zu fordern, und Herausforderungen anzunehmen, allerdings auf der Bühne. Die Baritone sind bekanntlich sehr hitzig in ihren Rollen.

XIX.

Emil lief Sanin entgegen, schon über eine Stunde hatte er seines Kommens geharrt, er flüsterte ihm hastig ins Ohr, daß die Mutter nichts von der jetzigen Unannehmlichkeit wisse, daß man ihr selbst nichts anzudeuten brauche, daß man ihn wieder in den Laden schicke! . . . doch werde er nicht hingehen und sich irgendwo verbergen — nachdem er ihm dies Alles rasch mitgetheilt, fiel er plötzlich aus Sanins Schulter, küßte ihn ungestüm und lief die Straße hinunter. In der Konditorei begegnete Sanin Gemma, sie wollte ihm etwas sagen und konnte nicht. Ihre Lippen zitterten ein wenig, die Augen zogen sich zusammen und irrten umher. Er beeilte sich, sie durch die Versicherung zu beruhigen, daß die Sache beendet sei. . . und zwar durch reine Kleinigkeiten.

»Heute war Niemand bei Ihnen?« fragte sie.

»Doch, eine Persönlichkeit, wir haben uns gegenseitig ausgesprochen . . . und sind zum besten Ergebnisse gekommen.« Gemma trat hinter den Ladentisch.

»Sie schenkt mir keinen Glauben!« dachte Sanin . . . trat jedoch ins Nebenzimmer und fand dort Frau Lenora.

Ihre Migraine ist ihr vergangen, doch war sie melancholisch gestimmt. Sie lächelte ihm freundlich zu, erklärte ihm jedoch in Voraus, daß er sich heute mit ihr langweilen werde, da sie gar nicht im Stande sei, ihn irgendwie zu unterhalten. Er setzte sich zu ihr und bemerkte, daß ihre Augenlider roth und geschwollen waren.

»Was fehlt Ihnen, Frau Lenora? Haben Sie wirklich geweint?«

»Tss! . . .« flüsterte sie und zeigte nach dem Zimmer in dem sich ihre Tochter befand. — »Sagen Sie es nicht laut!«

»Worüber haben Sie den geweint?«

»Ach, Herr Sanin, ich weiß selbst nicht worüber!«

»Es hat Sie doch Niemand betrübt?«

»O nein! . . . Mir ist plötzlich so wehmüthig geworden. Ich erinnerte mich an Giovan Battista . . . an meine Jugend . . . Wie schnell ist das Alles vergangen! Ich werde alt, mein Freund, und kann mich mit diesen Gedanken nicht versöhnen. Es scheint mir, ich selbst sei noch immer wie früher . . . doch das Alter da ist es . . . da ist es! . . .« In den

Augen der Frau Lenora zeigten sich Thränen. »Ich sehe, Sie sehen mich an, und wundern sich . . . Doch werden Sie, mein Freund, ebenfalls alt werden, und werden erfahren, wie das bitter ist.«

Sanin fing au, sie zu trösten, erwähnte ihrer Kinder, in betten ihre frühere Jugend aufblühe, versuchte selbst eine kleine Neckerei, indem er sie versicherte, daß sie wohl Complimente hören wolle . . . doch sie bat ihn ernstlich, aufzuhören, und er konnte sich hier zum ersten Male überzeugen, daß man über eine solche Trostlosigkeit des Altersbewußtseins, durch nichts trösten, durch nichts davon zerstreuen kann; man muß abwarten, bis sie von selbst vergeht. Er schlug ihr vor mit ihm Tresette zu spielen — und hatte nichts Besseres erfinden können. Sie willigte sofort ein und schien heiterer zu werden.

Sanin spielte mit ihr bis zum Mittagessen und nach dem Mittagessen wiederum. Pantaleone nahm auch am Spiele Theil. Noch nie war seine Haarmasse so tief in die Stirn gefallen, noch nie verschwand sein Kinn so tief im Halstuch! Jede seiner Bewegungen athmete solche concentrirte Wichtigkeit, daß bei seinem Anblicke unwillkürlich der Gedanke auftauchte: Welches Geheimniß mag wohl dieser Mensch mit voller Festigkeit hüten?

Doch — *segretezza, sagretezza*! Er bemühte sich während des ganzen Tages auf alle mögliche Weise Sanin seine tiefste Hochachtung zu bezeugen; beim Essen reichte er, feierlich und entschieden, an den Damen vorübergehend, die Speisen ihm zuerst, während des Kartenspieles überließ er ihm das Kaufen, wagte nicht ihn remis zu machen; erklärte ohne jeden Anlaß, daß die Russen — das großmüthigste, tapferste und entschlossenste Volk der Welt seien!

»Ach der alte Schmeichler!« dachte Sanin für sich.

Sanin wunderte sich nicht so sehr über die unerwartete Gemüthsstimmung der Frau Roselli, als über das Benehmen ihrer Tochter ihm gegenüber. Sie vermied ihn nicht — nein, im Gegentheil, sie setzte sich stets in seine unmittelbare Nähe, hörte seinen Reden zu, blickte ihn an; doch wollte sie entschieden sich mit ihm in kein Gespräch einlassen, und sobald er sie ansprach, erhob sie sich sanft von ihrem Platze und entfernte sich still für einige Augenblicke. Dann erschien sie wieder, setzte sich wieder in eine Ecke und saß regungslos, wie sinnend und in Zweifeln befangen und hauptsächlich

ihren Zweifeln hingegeben. . . Frau Lenora selbst bemerkte endlich das Sonderbare ihres Benehmens und fragte sie ein paar Mal, was ihr fehle?

»Nichts,« antwortete Gemma, »Du weißt, ich bin manchmal so.«

»Das ist wahr,« stimmte ihr die Mutter bei.

So verlief dieser lange Tag, weder lebhaft noch träge, weder heiter noch langweilig. Hätte sich Gemma anders benommen, so hätte Sanin . . . wer weiß es? nicht der Versuchung, sich ein wenig zu zieren, widerstehen können, oder er hätte sich einfach dem Gefühle der Trauer wegen einer möglichen, vielleicht ewigen Trennung hingegeben . . . Doch da es ihm kein einziges Mal gelingen wollte, mit Gemma zu sprechen, so mußte er sich begnügen, während einer Viertelstunde vor dem Abend-Caffee Moll-Accorde auf dem Piano anzuschlagen.

Emil kehrte spät zurück und verzog sich rasch, um dem Ausfragen über Herrn Klüber zu entgehen. Die Reihe, sich zu entfernen, kam dann an Sanin.

Er verabschiedete sich mit Gemma. Unwillkürlich gedachte er des Abschiedes von Lenski von Olga in Puschkins Onegin. Er drückte ihre Hand innig und versuchte, ihr in das Gesicht zu blicken, doch sie wandte sich ein wenig ab und befreite ihre Finger.

XX.

Sämmtliche Sterne waren bereits an Ort und Stelle, als er auf die Straße kam. Und welche Menge großer, kleiner, gelber, rothen blauer, weißer Sterne war über den Himmel gesäet! Wie schwärmten sie, wie wimmelten sie, um die Wette mit ihren Strahlen spielend. Der Mond stand nicht oben, doch auch ohne sein Licht war jeder Gegenstand deutlich in dem halbbeleuchteten, schattenlosen Dunkel sichtbar.

Sanin war an das Ende der Straße gekommen . . . Er wollte nicht sofort nach Hause gehen; er fühlte das Bedürfniß, in freier Luft herumzuschwärmen. Er kehrte zurück, woher er gekommen, und war noch nicht an das Haus gekommen, in dem sich die Conditorei von Roselli befand, als eines der nach der Straße gehenden Fenster plötzlich anschlug und geöffnet wurde. Im schwarzen Rahmen desselben (es war kein Licht im Zimmer) zeigte sich eine Frauengestalt und er hörte, daß man ihn rufe:

»Monsieur Dimitri!«

Er stürzte nach dem Fenster . . . Gemma!

Sie lehnte mit dem Ellbogen am Fensterbrett und hatte sich nach vorn gebeugt.

»Monsieur Dimitri!« fing sie mit vorsichtig gedämpfter Stimme an, »schon während des ganzen Tages wollte ich Ihnen etwas geben . . . doch konnte ich mich nicht dazu entschließen; jetzt erst, als ich Sie unerwartet wiedersah, dachte ich, es müsse so kommen . . .«

Gemma hielt bei diesem Worte unwillkürlich ein; sie konnte nicht fortfahren; etwas Ungewöhnliches ereignete sich in diesem Augenblicke.

Plötzlich kam, mitten in der tiefsten Stille, bei vollständig wolkenlosen Himmel, ein solcher Windstoß herangeflogen, daß die Erde selbst, wie es schien, unter den Füßen bebte, die feinen Sternenlichter erzitterten und hin und her strömten, und die Luft selbst sich wie im Wirbel drehte. Der Windstoß, nicht kalt, sondern warm, beinahe glühend, stürzte sich auf die Bäume, auf das Dach und die Mauer des Hauses, über die Straße; er riß Sanin den Hut vom Kopfe, hob ihn in die Höhe und zerzauste die schwarzen Locken Gemmas.

Der Kopf Sanins reichte gerade bis zum Fenster, unwillkürlich lehnte er sich an dasselbe — und Gemma faßte mit beiden Händen seine Schultern an und drängte sich mit ihrem Busen an sein Haupt. Das Geräusch, das Klirren und Dröhnen dauerte eine Minute . . . Wie ein Schwarm riesiger Vögel raste dieser brausende Windstoß dahin . . . Wiederum herrschte die tiefste Stille.

Sanin richtete sich auf und sah vor sich ein so wunderschönes, erschrockenes, aufgeregtes Gesicht, so großartige, schreckliche, prachtvolle Augen, sah vor sich eine solche Schönheit, daß das Herz bei ihm erstarb, er preßte die feinen Haare der Locken, die auf seiner Brust ruhten, an seine Lippen und stammelte: »O Gemma!«

»Was war es? Ein Blitz?« fragte sie weit umherblickend und ohne ihre entblößten Arme von seinen Schultern zu nehmen.

»Gemma!« wiederholte Sanin.

Sie zitterte, sah rasch ins Zimmer zurück — und mit rascher Handbewegung aus dem Mieder die schon verwelkte Rose ziehend, reichte sie ihm dieselbe hinab.

»Ich wollte Ihnen diese Blume geben . . .«

Er erkannte die Rose, welche er gestern zurückerobert . . .

Doch das Fenster hatte sich bereits geschlossen und hinter dem dunklen Glase war nichts mehr sichtbar, kein weißer Schimmer. . .

Sanin kehrte ohne Hut nach Hause zurück. . . Er hatte nicht einmal bemerkt, daß er denselben verloren.

XXI.

Er schlief erst am frühen Morgen ein. Und kein Wunder! Unter dem Schlage jenes plötzlichen Windstoßes hatte er ebenso plötzlich erkannt — nicht daß Gemma eine Schönheit, daß sie ihm gefalle — das wußte er bereits schon. . . sondern, daß er wohl. . . sie liebe! Plötzlich wie der Windstoß hatte sich seiner diese Liebe bemächtigt. Und hier dieses dumme Duell! Traurige Vorahnungen fingen ihn zu quälen an. Angenommen, man wird ihn nicht tödten . . . Was kann aber aus seiner Liebe zu diesem Mädchen, zur Braut eines Anderen, werden? Selbst angenommen, daß dieser »Andere« ihm nicht gefährlich sei, daß Gemma ihn lieben werde, oder bereits ihn liebe. . . Was - wird daraus? Wie wird Alles kommen? Eine solche Schönheit . . .

Er ging im Zimmer auf und, ab, setzte sich zum Tische, nahm ein Blatt Papier, warf darauf einige Zeilen hin — und strich sie sofort aus. Er erinnerte sich der wundervollen Gestalt Gemmas im dunklen Fenster unter den Strahlen der Sterne, ganz zerzaust vom warmen Windstoß; er erinnerte sich ihrer Marmorarme, die den Armen der olympischen Göttinnen glichen, er fühlte ihr lebendiges Gewicht an seinen Schultern . . . Und er ergriff die ihm zugeworfene Rose — und es schien ihm, als wenn von ihren halbverwelkten Blättern ein anderes, noch feineres Aroma, als der gewöhnliche Rosenduft sich verbreite . . .

Und plötzlich tödtet man ihn oder schießt ihn zum Krüppel?

Er legte sich nicht ins Bett — und schlief angezogen auf den Sopha ein.

* * *

Jemand berührte seine Schultern.

Er öffnete die Augen — und erblickte Pantaleone.

»Sie schlafen, wie Alexander der Große am Vorabend der Schlacht bei Babylon,« rief der Alte.

»Wie spät ist es denn?« fragte Sanin.

»Gleich sieben Uhr, bis Hauen haben wir zwei Stunden zu fahren, und wir müssen die ersten am Platze sein. Die Russen kommen stets

ihren Feinden zuvor! Ich habe den besten Wagen von Frankfurt aufgetrieben.«

Sanin begann sich zu waschen.

»Und wo sind die Pistolen?«

»Die Pistolen bringt jener *ferroflucto Todesco.* Den Arzt bringt er auch mit.«

Pantaleone suchte sichtbar sich Muth zu machen, doch als er im Wagen neben Sanin Platz genommen, als der Kutscher mit der Peitsche knallte und die Pferde zu goloppiren anfingen — da ereignete sich mit dem Exsänger und Freunde der Dragoner von Padua ein plötzlicher Umschwung. Es war, als wäre in ihm etwas umgestürzt, etwa eine schlecht aufgeführte Mauer.

»Uebrigens, was machen wir eigentlich, mein Gott! Santissima Madonna!« rief er plötzlich mit ungemein weinerlicher Stimme, und faßte sich an den Haaren. »Was mach ich, alter Narr! Verrückter, *frenetico*?«

Sanin war wie verwundert, lachte und erinnerte Pantaleone, seinen Arm sanft um ihn legend, an das französische Sprichwort: *Le rin est tiré, il faut le boire.* (Das Faß ist angezapft, man muß es austrinken).

»Ja, ja,« antwortete der Alte, »diesen Kelch werden wir mit Ihnen leeren — und doch bin ich ein Verrückter! Ja, ein Verrückter! Alles war so ruhig, so gut. . . und plötzlich: ta-ta-ta, tra-ta-ta!«

»Wie das *tutti* im Orchester,« bemerkte Sanin mit gezwungenem Lächeln.

»Ich weiß, daß es sich nicht um mich handelt! Das hätte gefehlt! Doch immer ist es. . . eine waghalsige Handlung. Diavolo! Diavolo!« wiederholte Pantaleone, seine Mähne schüttelnd und seufzend. Der Wagen aber rollte immer weiter und weiter.

* *
*

Der Morgen war prachtvoll. Die Straßen Frankfurts, die sich kaum zu beleben anfingen, waren so reinlich, so gemüthlich; die Fenster der Häuser erschienen in morgendem Glanz wie Staniol; und kaum war der Wagen an dem Schlagbaum vorbeigefahren, so erscholl von oben, vom blauen, aber noch nicht blendenden Himmel das laute Schlagen der Lerchen. Plötzlich erschien bei einer Biegung der Chaussee,

hinter einer hohen Pappel eine bekannte Figur, machte einige Schritte vorwärts und blieb stehen. Sanin sah sie genau an . . . mein Gott! Er war Emil.

»Ist ihm denn etwas bekannt?« wandte sich Sanin zu Pantaleone.

»Ich sage Ihnen ja, daß ich ein Verrückter bin!« entgegnete in Verzweiflung, beinahe schreiend der Italiener.

»Dieser unselige Knabe ließ mir die ganze Nacht keine Ruhe — und heute Früh habe ich ihm Alles mitgetheilt!« (Da haben wir die Segretezza! dachte Sanin.)

Der Wagen kam zu Emil heran, Sanin ließ die Pferde anhalten und rief den »unseligen« Knaben. Mit unsicheren Schritten kaut Emil ganz blaß, blaß wie am Tage seines Anfalles, heran. Er konnte sich kaum auf den Füßen halten.

»Was machen Sie hier?« fragte ihn Sanin mit Strenge, »warum sind Sie nicht zu Hause?« »Erlauben Sie mir . . . Erlauben Sie mir, mit Ihnen zu fahren,« lallte Emil mit zitternder Stimme — und kreuzte die Arme. Seine Zähne klapperten wie im Fieber. »Ich werde Sie nicht stören, nehmen Sie mich nur mit, nehmen Sie mich mit!«

»Wenn sie nur ein wenig Anhänglichkeit oder Achtung für mich fühlen,« sagte Sanin, »so werden Sie sofort entweder nach Hause oder in den Laden des Herrn Klüber zurückkehren, kein Wort sagen und meine Ankunft erwarten!«

»Ihre Ankunft,« stöhnte Emil — so viel hörte man deutlich, dann versagte seine Stimme — »wenn man Sie aber . . .«

»Emil!« unterbrach ihn Sanin und zeigte mit den Augen auf den Kutscher. »Kommen Sie zu sich! Bitte, Emil gehen Sie nach Hause. Gehorchen Sie mir, mein Freund! Sie versichern, daß Sie mich lieben. Ich bitte Sie nun darum!«

Er reichte ihm die Hand. Emil wankte nach vorn, schluchzte, preßte sie an seine Lippen, und lief, den Weg verlassend, quer über's Feld, Frankfurt zu.

»Ebenfalls ein edles Herz!« brachte Pantaleone hervor, doch Sanin sah ihn finster an. Der Alte drückte sich in die Wagenecke. Er sah ein, wie schuldig er war und außerdem wuchs sein Staunen von Minute zu Minute; ist er denn wirklich Secundant geworden, hat er die Pferde besorgt, er Alles vorbereitet und sein friedliches Zimmer um 6 Uhr

Morgens verlassen? Auch fingen die Füße ihn zu schmerzen an und waren in kläglicher Verfassung.

Sanin hielt es für nöthig, ihn aufzurichten und fand das richtige Wort, indem er seine empfindliche Stelle berührte.

»Wo ist Ihr früherer Muth hin, geehrter Herr Cippatola? Wo ist — *il antico valor*?«

Signor Cippatola richtete sich auf und wurde finster.

»*Il antico valor*?«-W rief er im Baß — »*Non è ancora spento* (Er ist noch nicht erloschen) *il antico valor*!!«

Er nahm eine würdevolle Haltung an, sprach von seiner Laufbahn, von der Oper, vom großen Tenor Garcia — und kam nach Hanau wie neu geboren. Wenn man es sich recht überlegt, so gibt es nichts so Wichtiges . . . und zugleich so Kraftloses in der Welt, als das Wort.

XXII.

Das Wäldchen, in dem der Zweikampf stattfinden sollte, befand sich eine Viertel Meile hinter Hanau. Sanin und Pantaleone kamen zuerst an, wie der Letztere es auch vorausgesagt hatte. Sie ließen den Wagen am Saume des Waldes stehen und vertieften sich in das Dickicht der schattig und dicht dastehenden Bäume. Sie mußten beinahe eine Stunde warten.

Das Warten fiel Sanin nicht allzu schwer, er ging auf dem Wege auf und ab, hörte dem Gesange der Vögel zu, folgte dem Flug der Libellen und bemühte sich, wie die große Masse von russischem Schlage in solchen Fällen, an Nichts zu denken. Nur einmal verfiel er ins Grübeln: er bemerkte eine junge Linde, die aller Wahrscheinlichkeit vom gestrigen Windstöße zerbrochen war. Sie starb sichtlich hin . . . alle ihre Blätter welkten. »Was ist das? Ein Vorzeichen?« ging es ihm durch den Kopf; doch er fing sofort zu pfeifen an, sprang über die Linde und ging weiter. Pantaleone brummte, schimpfte auf die Deutschen, ächzte, rieb sich bald den Rücken, bald die Knie. Er gähnte fast vor Aufregung, was seinem kleinen, eingetrockneten Gesichtchen den drolligsten Ausdruck verlieh. Sanin wäre beinahe bei seinem Anblick ins Lachen ausgebrochen.

Endlich hörte man das Rollen der Räder auf dem Wege.

»Sie sind es!« rief Pantaleone, richtete sich auf, nicht ohne ein flüchtiges, nervöses Zittern, das er übrigens mit dem Ausruf: »Brrrr!« und der Bemerkung, daß der Morgen sehr frisch sei, zu vertuschen sich beeilte. Ein starker Thau näßte Gräser und Blätter, doch drang bereits die Hitze mitten in den Wald.

Die beiden Officiere zeigten sich bald unter den Bäumen; sie waren begleitet von einem kleinen, dicken Herrn mit phlegmatischem, wie verschlafenen Gesichte — es war der Militär-Arzt. Er trug in der einen Hand einen Krug Wasser — für jeden Fall; eine Tasche mit chirurgischen Instrumenten und Binden hing von seiner Schulter. Man sah, daß er an solche Excursionen vollständig gewohnt war, sie bildeten beinahe die Hauptquelle seiner Einnahmen: jedes Duell brachte ihm acht Goldstücke, vier von jeder Partei. Herr von Richter trug den Kasten mit Pistolen. Herr von Dönhof führte in der Hand — wahrscheinlich des größeren »Chic« wegen — eine Reitgerte.

»Pantaleone!« flüsterte Sanin dem Alten zu, »wenn . . . wenn man mich tödtet — Alles kann ja verfallen — nehmen Sie aus meiner Seitentasche ein Papier heraus, in ihm ist eine Blume eingewickelt und geben Sie dies Papier an Fräulein Gemma. Hören Sie? Sie versprechen es mir?«

Der Alte sah ihn traurig an und nickte bejahend mit dem Kopfe . . . Doch Gott weiß, ob er verstand, was Sanin bei ihm erbat.

Die Gegner und Secundanten tauschten Grüße aus; der Doctor allein regte sich nicht — und setzte sich gähnend ins Gras: »Mich gehen die Kundgebungen der ritterlichen Höflichkeit nichts an,« dachte er wohl.

Herr von Richter schlug Herrn »Tschi badola« den Platz zu wählen vor; Herr Cippatola antwortete, langsam die Zunge bewegend — die »Mauer« war bei ihm wieder eingestürzt — Herr von Richter möge nur handeln, er werde ihn beobachten.

Herr von Richter fing zu handeln an. Er fand im Walde ein allerliebstes, offenes, ganz mit Blumen übersäetes Plätzchen, zählte die Schritte, kennzeichnete die äußersten Grenzen mit rasch zugespitzten Stäbchen, nahm die Pistolen aus dem Kasten heraus, setzte sich auf den Boden und schlug die Kugeln herein; kurz er arbeitete und mühte sich ab aus allen Kräften, mit weißem Taschentuch beständig den Schweiß von seinem Gesichte trocknend.

Der ihn begleitende Pantaleone glich mehr einem frierenden Menschen. Während dieser Vorbereitungen standen die Gegner weit von einander und erinnerten lebhaft an zwei bestrafte Schuljungen, die mit ihrem Lehrer schmollen.

Der entscheidende Augenblick kam . . .

Jeder nahm seine Pistole in die Hand.

Doch hier bemerkte Herr von Richter gegen Pantaleone, daß ihm, als dem älteren Sekundanten, nach den Regeln des Duelles obliege, bevor er das verhängnißvolle »eine, zwei, drei!« ausspräche, sich zum letzten Male mit dem Vorschlage, sich zu versöhnen, an die Gegner zu wenden; daß, obgleich ein solcher Vorschlag nie eine Wirkung gehabt und eigentlich eine bloße Formalität sei, doch Herr Cippatola durch die Erfüllung dieser Formalität einen größeren Theil der Verantwortlichkeit von sich wälze; daß allerdings eine solche Anrede eigentlich die erste Pflicht des Unparteiischen sei, doch da sie einen

solchen nicht hatten — er, Herr von Richter, gern dieses Vorrecht seinem geehrten Herrn Collegen überlasse.

Pantaleone, der bereits hinter einem Busch verschwunden war, und zwar so, daß er den Beleidiger gar nicht sehen konnte, verstand anfangs Nichts von dieser Rede, um so mehr, da sie durch die Nase gesprochen wurde; doch plötzlich raffte er sich auf, ging rasch nach vorn, schlug sich krampfhaft auf die Brust und schrie mit seiner rauhen Stimme in seinem gemischten Dialekt: »*A la la la . . . Che bestialit à Deux zeunòmmes comme ca que si battono — perche? Che Diavolo? Andate te a casa!*«

»Ich bin zur Versöhnung nicht geneigt,« rief schnell Sanin.

»Ich ebenfalls nicht,« wiederholte sein Gegner.

»Nun, so rufen Sie: Eins, zwei, drei!« wandte sich Herr von Richter zum verblüfften Pantaleone.

Dieser verschwand sofort hinter dem Busche — und zusammengekauert, mit zugedrückten Augen und abgewandtem Kopfe, doch aus vollem Hals schrie er von dort: »Una . . . due . . . e tre!«

Sanin schoß zuerst — und traf nicht. Seine Kugel schlug an einem Baume an. Baron Dönhof schoß sofort nach ihm — absichtlich seitwärts in die Luft.

Es trat ein peinliches Schweigen ein . . . Niemand rührte sich vom Platze. Pantaleone seufzte still.

»Befehlen Sie fortzufahren?« rief Dönhof.

»Warum haben Sie in die Luft geschossen?« fragte Sanin.

»Das geht Sie nichts an.«

»Sie werben auch zum zweiten Male in die Luft schießen?« fragte Sanin wieder.

»Vielleicht, ich weiß nicht.«

»Erlauben Sie, erlauben Sie, meine Herren,« fing von Richter an, »die Duellanten dürfen nicht mit einander sprechen. Das ist gar nicht in der Ordnung.«

»Ich verzichte auf meinen Schuß,« rief Sanin und warf die Pistole zur Erde.

»Ich will das Duell gleichfalls nicht fortsetzen,« rief von Dönhof und warf ebenfalls die Pistole weg.

»Ueberdies bin ich jetzt zu gestehen bereit, daß ich an jenem Tage Unrecht hatte.«

Er rührte sich auf seinem Platze und erhob unentschlossen seine Hand. Sanin ging rasch auf ihn zu und drückte seine Hand. Beide jungen Leute sahen einander mit einem Lächeln an und die Gesichter beider errötheten.

»*Bravi! Bravi!*« schrie plötzlich wie ein Verrückter Pantaleone und lief wie ein junger Stier, Beifall klatschend, aus dem Busche hervor; der Doktor, der seitwärts auf einem abgehauenen Baume saß, stand sofort auf, goß das Wasser aus dem Kruge und ging, sich träge hin und her wiegend dem Waldsaume zu. »Die Ehre ist befriedigt — das Duell beendet!« erklärte von Richter.

»*Fuori!*« schrie Pantaleone noch einmal wohl unter dem Einflusse der Erinnerung an Vergangenes.

* *
*

Nachdem Sanin mit den Officieren Grüße gewechselt und sich in den Wagen gesetzt hatte, fühlte er in seinem ganzen Wesen wenn nicht Vergnügen, doch eine gewisse Leichtigkeit, wie nach einer bestandenen Operation; doch auch ein anderes Gefühl regte sich in ihm, ein Gefahr, das dem der Scham glich. Falsch, dem abgekarteten, alltäglichen Officier- und Studenten-Spiel ähnlich kam ihm dieser Zweikampf vor, in dem er eben eine Rolle gespielt hatte. Er erinnerte sich des phlegmatischen Doctors, er erinnerte sich, wie dieser lächelte, d. h. die Nase rümpfte, ihn mit Baron Dönhof fast Arm in Arm aus dem Walde heraustreten sehend. Und dann, als Pantaleone ihm die vier ihm zukommenden Ducaten auszahlte . . .

»Ja, ganz richtig war es nicht!« Sanin schämte sich . . . und doch, was hätte er thun sollen? Doch die Frechheit des jungen Officiers nicht ungerügt lassen? doch nicht dein Herrn Klüber ähnlich sein? Er war für Gemma eingetreten, hatte sie vertheidigt . . . Das war Alles ordnungsmäßig, und doch nagte etwas an seiner Seele, doch fühlte er Gewissensbisse und selbst Scham.

Pantaleone dagegen triumphierte förmlich. Der Stolz hatte sich seiner bemächtigt. Ein siegreicher General, von der gewonnenen Schlacht zurückkehrend, hätte nicht mit größerer

Selbstzufriedenheit herumgeblickt . . . Sanins Benehmen während des Zweikampfes erfüllte ihn mit Entzücken. Er pries ihn als Helden, und wollte auf seine Ermahnungen und selbst Bitten nicht hören. Er verglich ihn mit einem Monument aus Marmor und Bronze, mit der Statue des Kommandeurs im Don Juan! Von sich selbst räumte er ein, eine gewisse Beklommenheit gefühlt zu haben — »doch ich bin ein Artist,« bemerkte er, »meine Natur ist nervös — Sie aber sind der Sohn des Schnees und der Granitfelsen.«

Sanin wußte gar nicht, wie er den in Ekstase gerathenen Alten zähmen solle.

* * *

Beinahe an derselben Stelle des Weges, wo sie vor etwa zwei Stunden Emil getroffen, sprang derselbe wiederum hinter einem Baume hervor; mit freudigem Geschrei, mit der Mütze schwenkend und hüpfend stürmte er auf den Wagen los, wäre beinahe unter das Rad gekommen, kletterte, ohne zu erwarten, daß die Pferde angehalten würden, durch die geschlossene Wagenthür hinein und klammerte sich fest an Sanin.

»Sie leben! Sie sind nicht verwundet,« wiederholte er, »verzeihen Sie mir, ich konnte Ihnen nicht gehorchen, ich war nicht nach Frankfurt zurückgekehrt. . . Ich konnte es wirklich nicht! Ich habe Sie hier erwartet . . . Erzählen Sie mir, wie es war! Sie haben ihn . . . getödtet?«

Sanin kostete es Mühe, Emil zu beruhigen und ihn sich setzen zu lassen.

Mit vielen Worten mit sichtlichem Vergnügen theilte dagegen Pantaleone Emil alle Einzelheiten des Kampfes mit und verfehlte freilich nicht, des Monuments aus Bronce des Commandeurs zu erwähnen. Er stand selbst von seinem Platze auf und machte, die Füße, um das Gleichgewicht zu behalten, auseinander breitend, mit gekreuzten Armen, verachtungsvoll zur Seite über die Schultern blickend, den leibhaften Commandeur Sanin vor! Emil hörte ihm mit Andacht zu, von Zeit zu Zeit die Erzählung mit einem Ausruf unterbrechend, oder rasch aufspringend und ebenso rasch seinen heroischen Freund küssend.

Die Räder des Wagens rollten über das Pflaster von Frankfurt und hielten endlich vor dem Gartenhause an, in welchem Sanin wohnte.

Er stieg in Begleitung seiner Gefährten die Treppe nach dem ersten Stocke hinauf — als plötzlich aus dem dunklen Corridor mit raschen Schritten eine Frauengestalt hereintrat; ihr Gesicht war mit einem Schleier bedeckt; sie blieb vor Sanin stehen, wankte ein wenig zur Seite, seufzte ängstlich, lief rasch hinunter nach der Straße und verschwand zur größten Verwunderung des Kellners, welcher erklärte, daß diese Dame über eine Stunde das Kommen des Herrn Sanin erwartet habe. Wie vorübergehend ihre Erscheinung auch war, Sanin hatte doch Zeit, Gemma in ihr zu erkennen. Er erkannte ihre Augen unter der Seide des braunen Schleiers.

»Wußte Fräulein Gemma denn auch?« . . . rief er unzufrieden auf deutsch, zu Emil und Pantaleone, die ihm gefolgt waren, gewandt.

Emil erröthete und wurde verlegen.

»Ich war gezwungen, ihr Alles zu erzählen . . .« brachte er hervor. »Sie vermuthete es — ich konnte nicht anders . . . Jetzt hat es ja gar nichts zu bedeuten,« rief er lebhaft. »Alles hat sich ja zu gutem Ende gestaltet und sie hat Sie gesund und unversehrt gesehen.«

Sanin wandte sich ab.

»Was für Schwätzer seid Ihr doch alle Beide!« rief er angehalten, trat in sein Zimmer und setzte sich auf seinen Stuhl.

»Seien Sie nicht böse,« bat Emil.

»Schon gut, ich werde nicht böse sein (Sanin war wirklich nicht böse, denn er konnte ja nicht wünschen, daß Gemma Alles verborgen bliebe) Schon gut. . . Hören Sie auf, mich zu umarmen. Gehen Sie jetzt. Ich will allein bleiben und mich schlafen legen, ich bin sehr müde.«

»Ein prachtvoller Gedanke!« rief Pantaleone, »Sie müssen Ruhe haben! Sie haben dieselbe verdient, edler Signore! gehen wir, Emilio! auf den Zehen! auf den Zehen! Sch, Sch!«

Als er sagte, er wolle schlafen, hatte Sanin nur die Absicht, seiner Gefährten los zu werden; doch als er allein war, fühlte er eine schreckliche Müdigkeit in allen Gliedern: die Nacht vorher hatte er ja beinahe gar nicht die Augen geschlossen. Er warf sich auf das Bett und schlief sofort ein.

XXIII.

Einige Stunden schlief er wie ein Murmelthier. Dann träumte er, daß er ein Duell habe, doch als Gegner stehe ihm Herr Klüber gegenüber, und auf der Tanne sitze ein Papagei und dieser Papagei sei Pantaleone, und er wiederholte beständig, mit dem Schnabel anschlagend: einz, einz, einz, einz, einz, einz!

»Einz, einz, einz!!« hörte er ziemlich deutlich; er öffnete die Augen, erhob den Kopf . . . Jemand klopfte an seiner Thüre.

»Herein!« rief Sanin.

Der Kellner erschien und«meldete, daß eine Dame ihn durchaus sprechen wolle.

»Gemma!« dachte Sanin. . . doch die Dame war ihre Mutter, Frau Lenora.

Kaum eingetreten, sank sie auf einen Stuhl und weinte.

»Was fehlt Ihnen, meine gute, theure Frau Roselli?« fing Sanin an, sich zu ihr setzend und freundlich ihre Hand ergreifend. »Was ist vorgefallen? Beruhigen Sie sich, ich bitte Sie darum.«

»Ach, Herr Dimitri, ich bin schrecklich . . . schrecklich unglücklich!«

»Sie unglücklich?«

»Ja, schrecklich! Und konnte ich das erwarten? Plötzlich wie der Blitz aus hellem Himmel. . .«

Sie konnte kaum athmete.

»Was gibt es denn! Erklären Sie doch! Befehlen Sie ein Glas Wasser?«

»Nein, danke Ihnen.«

Frau Lenora trocknete mit dem Taschentuch die Augen und vergaß immer mehr Thränen . . . »Ich weiß ja Alles! Alles . . .«

»Das heißt, was Alles?«

»Alles, was heute vorgefallen ist! Die Ursache ist mir ebenfalls bekannt! Sie haben wie ein edler Mensch gehandelt! Doch welch unglückliches Zusammentreffen von Ereignissen! Nicht umsonst gefiel mir die Landpartie nach Soden nicht. . . nicht umsonst! (Frau Lenora hatte freilich am Tage dieser Fahrt nichts Aehnliches geäußert, doch jetzt glaubte sie fest, daß sie schon damals »Alles«

vorher geahnt.) Ich komme daher zu Ihnen, wie zu einem edlen Menschen, wie zu einem Freunde, obgleich ich Sie erst vor fünf Tagen kennen gelernt habe. . . Doch ich bin eine Wittwe! bin so verlassen! . . . Meine Tochter . . .«

Thränen erstickten die Stimme der Frau Lenora.

Sanin wußte nicht, was er denken solle — »Ihre Tochter?« wiederholte er.

»Meine Tochter Gemma,« stöhnte Frau Lenora durch das von Thränen genäßte Taschentuch, »hat mir heute erklärt, daß sie Herrn Klüber nicht heirathen will und ich ihm absagen müsse!«

Selbst Sanin rückte ein wenig auf seinem Platze; das hatte er nicht erwartet.

»Ich spreche gar nicht davon,« fuhr Frau Lenora fort, »daß es eine Schande ist, daß es noch nie gesehen worden, daß die Braut den Bräutigam verabschiede; doch es ist unser Verderben, Herr Dimitri!«

Frau Lenora wickelte gewissenhaft und fest ihr Taschentuch zu einem ganz kleinen Knäuel zusammen, als ob sie ihr ganzes Leid in dasselbe hätte einschließen wollen.

»Von dem Ertrage unseres Ladens können wir nicht länger bestehen, Herr Dimitri! Herr Klüber ist aber sehr reich und wird noch reicher. Und weßhalb soll man ihm absagen? Deshalb, weil er feine Braut nicht in Schutz genommen hat? Zugegeben, daß es seinerseits nicht ganz hübsch war, so ist er doch ein Civilist, und er dürfte als solider Kaufmann den leichtsinnigen Streich eines unbekannten Officiers unbeachtet lassen. Und was war das für eine Beleidigung, Herr Dimitri?«

»Erlauben Sie, Frau Lenora, Sie scheinen mich zu verurtheilen . . .

»Nicht im geringsten verurtheile ich Sie, nicht im geringsten! Bei Ihnen ist es ein anderer Fall; Sie sind wie alle Russen ein Militär . . .

»Verzeihen Sie, ich bin . . .«

»Sie sind ein Ausländer, ein Durchreisender; ich bin Ihnen sehr dankbar,« fuhr Frau Lenora fort, ohne Sanin anzuhören. Sie konnte kaum athmen, bewegte ihre Hände hin und her, wickelte das Taschentuch wieder auseinander und schnäuzte sich. Aus der Weise allein, wie sich ihr Leid offenbarte, konnte man schließen, daß sie nicht unter dem nordischen Himmel geboren sei.

»Und wie sollte Herr Klüber in seinem Laden Geschäfte machen, wenn er sich mit seinen Käufern schlagen würde? Das ist ja ganz unmöglich. Und jetzt soll ich ihm absagen? Doch wovon werden wir leben? Früher waren wir die Einzigen, die hier Jungfernleder und Pistazienkuchen fertigten — und wir hatten viele Käufer — jetzt macht aber alle Welt Jungfernleder!! Bedenken Sie bloß: schon ohnehin wird man in der Stadt von Ihrem Duell sprechen. . . als ob man so etwas verheimlichen könnte! Und plötzlich geht die Heirath auseinander! Das ist ja ein Scandal, ein Scandal! Gemma ist ein ausgezeichnetes Mädchen; sie liebt mich ungeheuer, doch ist sie eine starrsinnige Republikanerin, sie trotzt der Meinung Anderer. Sie allein können sie bereden.«

Sanin verwunderte sich noch mehr als früher — »Ich, Frau Lenora?«

»Ja, Sie allein. Darum bin ich auch zu Ihnen gekommen; etwas Anderes ersinnen konnte ich nicht! Sie sind so klug, so gut! Sie sind für sie eingetreten! Ihnen wird sie glauben! Ihnen muß sie glauben, Sie haben ja Ihr Leben für sie gewagt! Sie werden sie überzeugen — ich kann aber nichts mehr! Sie werden sie überzeugen, daß sie auf diese Weise sich selbst und uns Alle ins Verderben stürzt. Sie haben meinen Sohn gerettet, retten Sie auch die Tochter! Gott selbst hat Sie hierher gesandt. . . Auf meinen Knien flehe ich Sie an . . .«

Und Frau Lenora erhob sich bereits vom Stuhle, um vor Sanin auf die Knie zu sinken. . . Doch er hielt sie zurück.

»Frau Lenora! Um Gottes willens Was machen Sie!«

Sie ergriff krampfhaft seine Hände — »Sie versprechen es?«

»Frau Lenora, bedenken Sie doch, wie komme ich dazu . . .?

»Sie versprechen es? Sie wollen doch nicht, daß ich hier sofort vor Ihnen sterbe?«

Sanin verlor den Kopf. Er hatte zum ersten Male in seinem Leben mit entbranntem, italienischem Blute zu thun.

»Ich will Alles thun, was Sie wünschen,« rief er, »ich werde mit Fräulein Gemma sprechen . . .«

Frau Lenora schrie vor Freude auf.

»Doch weiß ich wirklich nicht, ob davon ein Ergebniß zu erwarten . . .«

»Schlagen Sie es mir nicht ab, schlagen Sie es mir nicht ab!« rief Frau Lenora mit flehender Stimme. »Sie haben bereits eingewilligt. Der Erfolg wird sicherlich ausgezeichnet sein! Jedenfalls kann ich ja nichts mehr thun! mir gehorcht sie nicht!«

»Sie hat Ihnen so entschieden ihre Abneigung — Herrn Klüber zu heirathen erklärt?« fragte Sanin nach kurzem Schweigen.

»Aufs Entschiedenste, sie gleicht ihrem Vater, dem Giovan Battista! Sie ist desperat . . .«

»Desperat! Sie?. . .« wiederholte Sanin, das Wort dehnend.

»Ja . . . Ja! . . . doch ist sie auch ein Engel, Sie wird Ihnen folgen. Sie kommen zu uns, bald, nicht wahr, bald? O, mein theurer, russischer Freund!« Frau Lenora erhob sich stürmisch vom Stuhle und küßte ebenso stürmisch den Kopf des vor ihr sitzenden Sanin.

»Empfangen Sie den Segen einer Mutter und reichen Sie mir ein Glas Wasser!«

Sanin reichte der Frau Lenora ein Glas Wasser, gab ihr sein Ehrenwort, daß er sofort kommen werde, begleitete sie die Treppe hinunter bis auf die Straße, kehrte in sein Zimmer zurück, schlug die Hände zusammen und stierte mit den Augen.

Nun, dachte er, nun dreht sich erst recht das Leben! Dreht sich so, daß mir der Kopf schwindelt! Doch machte er keine Anstrengung in sich hinein zu blicken, zu begreifen, was dort vorgehe: Wirrwarr — und damit basta!

»Ist das ein Tag!« flüsterten unwillkürlich seine Lippen — »Sie ist desperat . . . sagte ihre Mutter . . . Und ich soll ihr rathen — ihr?! Und was rathen?!«

Es wirbelte wirklich in Sanins Kopfe und über diesem ganzen Wirbel von mannigfachen Eindrücken, Empfindungen und unausgesprochenen Gedanken schwebte stets das Bild Gemmas, wie es so unvertilgbar sich in sein Gedächtniß geprägt hatte in jener warm und elektrisch bewegten Nacht, an jenem dunklen Fenster, unter den Strahlen der wimmelnden Sterne!

XXIV.

Mit unsicheren Schritten machte sich Sanin zum Hause der Frau Roselli. Sein Herz schlug heftig; er fühlte deutlich und hörte sogar, wie es an die Rippen pochte. Was soll er Gemma sagen? Wie wird er sie ansprechen? Er ging in das Haus nicht durch die Conditorei, sondern durch die hintere Treppe. In dem kleinen Vorderzimmer begegnete er Frau Lenora. Sie erschrak und freute sich zugleich über sein Kommen.

»Ich erwartete Sie längst,« flüsterte sie, mit beiden Händen abwechselnd seine Hände drückend. »Gehen Sie nach dem Garten, sie ist dort. Vergessen sie nicht, ich baue auf Sie.«

Sanin ging nach dem Garten.

Gemma saß auf einer Bank dicht am Wege und suchte aus einem großen, mit Kirschen gefüllten Korbe die reifsten heraus, die sie dann in einen Teller legte. Die Sonne stand niedrig — es war bereits sechs Uhr vorbei und in den breiten, schiefen Strahlen, mit denen sie den ganzen kleinen Garten der Frau Roselli übergoß, war mehr Purpur als Gold. Nur selten, kaum hörbar und gleichsam ohne Eile flüsterten die Blätter, brummten von der einen Blume auf die benachbarten hinüber fliegend, die verspäteten Bienen, und girrte irgend wo ein Tauberich — einförmig und unermüdlich.

Gemma trug denselben Hut wie in Soden. Sie blickte unter dem herabhängenden Rande desselben auf Sanin und bückte sich wieder zum Korbe.

Sanin kam zu Gemma heran, unwillkürlich jeden Schritt verkürzend, und fand nichts Besseres zu sagen, als: wozu sie die Kirschen auswähle?

Gemma beeilte sich nicht, ihm zu antworten.

»Aus diesen — welche reifer sind,« sagte sie endlich, »wird Eingemachtes bereitet, mit den anderen werden die Kuchen gefüllt. Sie kennen doch die runden Zuckerkuchen, die wir verkaufen?«

Nach diesen Worten neigte Gemma ihren Kopf noch tiefer und ihre rechte Hand blieb, mit zwei Kirschen in den Fingern, zwischen dem Teller und dem Korbe in der Luft hängen.

»Kann ich mich zu Ihnen setzen?« fragte Sanin.

»Freilich!« und Gemma machte ihm ein wenig Platz auf der Bank, Sanin setzte sich neben sie. -« Wie soll ich es anfangen? dachte Sanin. Doch Gemma zog ihn aus der Verlegenheit.

»Sie hatten heute ein Duell?« fing sie lebhaft an und wandte ihm ihr ganzes, schönes, schamhaft glühendes Gesicht zu — und in welcher Dankbarkeit glänzten ihre Augen! »Und Sie sind so ruhig? Sie kennen also keine Gefahr?«

»Erlauben Sie! Ich setze mich keiner Gefahr aus. Alles ist glücklich und gemüthlich verlaufen.«

Gemma führte ihren Finger nach rechts und dann nach links vor ihre Augen . . . Ebenfalls eine italienische Geste — »Nein, nein! Sprechen Sie nicht so! Sie täuschen mich nicht. Pantaleone hat mir Alles erzählt.«

»Da haben Sie auch den Richtigen gefunden, dem Glauben zu schenken! Er hat mich wohl auch mit der Statue des Commandeurs verglichen?«

»Seine Ausdrücke können lächerlich sein, doch ist weder sein Gefühl, noch das, was Sie heute gethan, lächerlich. Und das Alles meinetwegen für mich . . . Ich werde es nie vergessen!«

»Ich versichere Sie, Fräulein Gemma . . .«

»Ich vergesse es nie,« wiederholte sie langsam, sah ihn noch einmal scharf an — und wandte sich ab.

Er konnte jetzt ihr feines, reines Profit betrachten, und es schien ihm, daß er nie etwas Aehnliches gesehen — Aehnliches, was er jetzt empfand, gefühlt hatte. Seine Seele entbrannte. Und mein Versprechens dachte er.

»Fräulein Gemma . . .« sagte er nach längerem Zögern.

»Was?«

Sie wandte sich nicht zu ihm, sie fuhr fort, die Kirschen auszusuchen, nahm mit den Spitzen ihrer Finger die Kirschenstengel, hob behutsam die Blätter auf . . . doch mit welcher zutraulichen Herzlichkeit war dies Wörtchen »was« erklungen.

»Ihre Mutter hat Ihnen nichts mitgetheilt . . . über . . .«

»Worüber?«

»Ueber mich.«

Gemma warf plötzlich die bereits herausgenommenen Kirschen in den Korb zurück.

»Sie hat mit Ihnen gesprochen?« fragte sie ihrerseits.

»Ja.«

»Was hat Sie Ihnen denn gesagt?«

»Sie hat mir gesagt, daß sie. . . daß Sie sich plötzlich entschlossen haben . . . Ihren früheren Entschluß zu ändern.«

Der Kopf Gemmas senkte sich wieder. Er verschwand gänzlich unter ihrem Hut; man sah nur ihren Hals, biegsam und zart wie den Stengel einer großen Blume.

»Welchen Entschluß?«

»Ihren Entschluß . . . in Betreff . . . Ihrer künftigen Lebensweise.«

»Das heißt . . . Sie meinen. . . Herrn Klüber?«

»Ja.«

»Die Mutter hat Ihnen gesagt, daß ich nicht die Frau von Herrn Klüber werden will?«

»Ja.«

Gemma rückte auf der Bank hinauf, der Korb bog sich über und fiel um, einige Kirschen rollten auf den Weg. Es verging eine Minute . . . eine andere . . .

»Wozu hat sie Ihnen das gesagt?« vernahm man die Stimme Gemmas. Sanin sah immer nur ihren Hals. Ihre Brust hob und senkte sich schneller.

»Wozu? Ihre Mutter meinte, daß, da ich mit Ihnen in kurzer Zeit so zu sagen befreundet geworden und Sie zu mir ein gewisses Vertrauen haben, so würde ich im Stande sein, Ihnen einen nützlichen Rath zu geben — und daß Sie mir folgen würden.«

Die Hände Gemmas fielen auf ihre Knie . . . Sie zupfte an den Falten ihres Kleides.

»Welchen Rath werden Sie, Monsieur Dimitri, mir geben?« fragte sie nach einigen Augenblicken.

Sanin bemerkte, wie Gemmas Finger auf ihren Knien zitterten. Sie machte sich auch mit ihrem Kleide nur zu thun, um dies Zittern zu verbergen. Er legte leise seine Hand auf die blassen, zitternden Finger.

»Gemma,« sprach er, »warum sehen Sie mich nicht an?«

Sie warf rasch ihren Hut auf die Schultern zurück und heftete ihre vertrauenden, dankbaren Augen auf ihn. Sie wartete, daß er

spreche. . . Doch der Anblick ihres Gesichts verwirrte, blendete ihn. Der warme Glanz der Abendsonne erleuchtete ihren jugendlichen Kopf, und der Ausdruck dieses Hauptes strahlte heller und lichtvoller als selbst dieser Glanz.

»Ich werde Ihnen folgen, Monsieur Dimitri,« begann sie leicht lächelnd und sanft die Augenbrauen erhebend; »doch welchen Rath werden Sie mir geben?«

»Welchen Rath?« wiederholte Sanin. »Sehen Sie, Ihre Mutter meint, daß Sie Herrn Klüber nur deswegen ausschlagen, weil er vor drei Tagen nicht Muth genug gehabt. . .«

»Nur deswegen?« rief Gemma, bückte sich, hob den Korb auf und stellte denselben neben sich auf die Bank.

»Daß. . . überhaupt . . . ihn ausschlagen, Ihrerseits unvernünftig sei; daß dies ein Schritt sei, von dem man alle Folgen gehörig erwägen, berücksichtigen müsse, daß endlich ihre Verhältnisse jedem Mitgliede Ihrer Familie gewisse Pflichten auferlegen . . .«

»Das Alles — ist die Meinung der Mutter,« unterbrach Gemma, »das sind ihre Worte, das weiß ich. Welcher Meinung sind Sie aber?«

»Ich!« — Doch Sanin schwieg; er fühlte, daß ihm etwas den Hals beenge, ihm den Athem nehme. — »Ich meine ebenfalls . . .« fing er mit Anstrengung an.

Gemma richtete sich auf: — »Ebenfalls? Sie — auch?«

»Ja . . . das heißt . . .«

Sanin konnte nicht, konnte durchaus nicht ein Wort mehr hinzufügen.«

»Gut!« sagte Gemma. »Wenn Sie, als mein Freund, mir rathen, meinen Entschluß zu ändern — das heißt meinen früheren Entschluß nicht zu ändern — so will ich es mir überlegen.« — Ohne darauf zu achten, was sie thue, fing sie an, die Kirschen von dem Teller wieder in den Korb zu legen. . . Die Mutter erwartet, daß ich Ihnen folgen werde. . . Gut, ich werde vielleicht Ihnen wirklich folgen.«

»Doch erlauben Sie, Fräulein Gemma, ich möchte erst erfahren, welche Ursache Sie bewogen hat. . .«

»Ich will Ihnen folgen,« wiederholte Gemma, und ihre Augenbrauen zogen sich immer mehr zusammen, ihre Wangen wurden blaß; sie biß an der unteren Lippe. — »Sie haben so viel für mich gethan, daß ich verpflichtet bin zu handeln, wie Sie verlangen.

— Ich werde der Mutter sagen . . . ich will es mir überlegen. Da kommt sie auch wie gerufen.«

Wirklich, Frau Lenora zeigte sich an der Schwelle der Thür, die aus dem Hause in den Garten führte. Die Ungeduld peinigte sie, sie konnte es nicht mehr auf ihrem Platze aushalten. Nach ihrer Berechnung mußte Sanin schon längst seine Auseinandersetzung mit Gemma beendet haben, obgleich sein Gespräch mit ihr noch keine Viertelstunde dauerte.

»Nein, nein, nein! um Gottes Willen, sagen Sie ihr vorläufig gar nichts . . .« rief hastig, beinahe mit Angst Sanin — »Warten Sie . . . ich will es Ihnen sagen, schreiben . . . Sie aber, entschließen Sie sich zu gar nichts . . . warten Sie!«

Er drückte fest Gemmas Hand, sprang von der Bank und lief zur größten Verwunderung von Frau Lenora an ihr vorbei, lüftete bloß den Hut, brachte etwas Unverständliches hervor — und verschwand.

Sie kam zu ihrer Mutter.

»Sage mir, bitte, Gemma . . .«

Diese erhob sich schnell und umarmte die Mutter . . . »Liebe Mutter, können Sie nicht ein wenig, ein klein wenig, bis morgen warten? Nicht wahr, ja? Und mit der Abrede, daß bis morgen kein Wort darüber falle?. . . Ach!«

Plötzlich brach sie in helle, ihr selbst unerwartete Thränen aus. Dies verwunderte Frau Lenora um so mehr, als das Gesicht Gemmas weit davon entfernt war, traurig zu blicken, sondern eher freudig war.

»Was ist mit Dir?« fragte Sie, »Du weinst nie bei mir — und plötzlich jetzt . . .«

»Es ist nichts, Mutter, nichts! Warten Sie nur. Wir müssen Beide warten. Fragen Sie mich nicht aus . . . bis morgen — und lassen uns die Kirschen schneller aussuchen, so lange die Sonne noch nicht untergegangen ist.«

»Doch Du wirst vernünftig sein?«

»O, ich bin sehr vernünftig!«

Gemma schüttelte bedeutungsvoll den Kopf. Sie band die Kirschen zu kleinen Bündeln zusammen und hielt sie hoch vor ihrem glühenden Gesichte; sie hatte ihre Thränen nicht gestillt — sie waren von selbst getrocknet.

XXV.

Im Laufe beinahe kehrte Sanin nach seiner Wohnung zurück. Er fühlte, er erkannte, daß nur hier, nur mit sich allein, ihm endlich klar werden würde, was eigentlich mit ihm vorgehe? Und wirklich kaum hatte er sich Zeit genommen, in sein Zimmer zu treten und sich zum Schreibtische zu setzen, als er sich auf denselben Tisch mit beiden Ellbogen stützend und mit beiden Händen das Gesicht bedeckend, dumpf und kummervoll ausrief: »Ich liebe sie, liebe sie wahnsinnig!« — und plötzlich loderte er förmlich auf, wie eine Kohle, von der man die sie bedeckende Schicht toter Asche wegbläst. Noch ein Augenblick — und er war nicht im Stande zu begreifen, wie es ihm; nebst Ihr zu sitzen, möglich gewesen . . . neben ihr! Mit ihr-zusprechen und nicht zu fühlen, daß er den Rand ihres Kleides, sogar vergötterte, daß er im Stande sei, nach dem Ausdruck der jungen Leute, — zu ihren Füßen zu sterben. Das letzte Zusammentreffen im Garten hatte Alles entschieden.

»Wenn er jetzt an sie dachte, — so erschien sie ihm nicht mehr mit durcheinander geworfenen Locken im Sternenglanze, nein, er sah sie auf der Bank sitzen, er sah, wie sie mit einer schnellen Bewegung ihren Hut zurückwirft und ihn so zutraulich anblickt . . . und das Beben und das Schmachten der Liebe durchliefen alle seine Adern. Er dachte an die Rose, welche er bereits den dritten Tag in seiner Tasche trug; er ergriff sie und preßte sie mit solcher fieberhaften Gluth an seine Lippen, daß sich dieselben schmerzhaft verzogen. Jetzt dachte er über gar nichts, rechnete auf nichts, sah nichts vorher; er hatte sich von aller Vergangenheit getrennt, war vorwärts gesprungen: vom trostlosen Ufer seines einsamen — Junggesellenlebens hatte er sich in den jungen, lustigen, brausenden, mächtigen Strom geworfen — es ist ihm gleich, er will nicht wissen, wohin ihn der Strom führen, ob er ihn an einem Felsen zerschellen lassen wird. Das sind nicht die friedlichen Fluthen der Romanze von Uhland, die ihn unlängst einwiegten . . . Das sind mächtige, unbezwingbare Wellen! Sie drängen und wogen vorwärts — und er fliegt mit ihnen!

Er nahm einen Briefbogen und schrieb, ohne etwas auszustreichen, beinahe ohne die Feder abzusetzen, Folgendes:

»Theure Gemma!«

»Sie wissen, welchen Rath ich ertheilen unternommen habe. Sie wissen, was Ihre Mutter wünscht, und um was sie mich gebeten hat, — doch was sie nicht kennen, und was ich Ihnen jetzt sagen muß, ist — daß ich Sie liebe — mit ganzer Leidenschaft eines Herzens liebe, das zum ersten Male liebt! Dies Feuer ist in mir plötzlich entbrannt, doch mit solcher Stärke, daß ich keine Worte finde, um mich auszudrücken! Als Ihre Mutter zu mir kam und mich bat — da glimmte dies Feuer erst in mir — sonst hätte ich als ehrlicher Mensch ihren Auftrag sicher abgelehnt . . . Das Bekenntniß, das ich Ihnen jetzt ablege, ist das Bekenntniß eines ehrlichen Menschen. Sie müssen wissen, mit wem Sie zu thun haben — zwischen uns dürfen keine Mißverständnisse bestehen. Sie sehen, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen irgend welche Rathschläge zu ertheilen. . . Ich liebe Sie, ich liebe, ich liebe — weiter habe ich nichts — weder im Kopf noch im Herzen.

Dm. Sanin.«

Nachdem er das Briefchen versiegelt hatte, wollte Sanin dem Kellner klingeln, um es abzuschicken . . . Nein! das paßt nicht. . . Durch Emil?

Doch nach dem Laden zu gehen, ihn unter anderen Commis aufzusuchen — geht auch nicht! Dabei ist es schon spät — und Emil wahrscheinlich nicht mehr im Laden. Dies Alles überlegend, hatte Sanin den Hut aufgesetzt und war schon auf die Straße gekommen; etwa bei der dritten Straßenecke sah er zu seiner unbeschreiblichen Freude Emil vor sich. Mit einer Mappe unter dem Arm, mit einer Rolle Papier in der Hand eilte der junge Enthusiast nach Hause.

»Man sagt doch nicht umsonst, daß jeder Verliebte seinen Stern habe!« dachte Sanin und rief Emil.

Dieser wandte sich um und lief sofort zu ihm.

Sanin gab ihm keine Zeit, in Entzücken zu gerathen, händigte ihm den Zettel ein, erklärte, wem und wie er ihn abgeben solle . . . Emil hörte aufmerksam zu.

»Daß Niemand es sehe?« fragte er, seinem Gesichte ein bedeutungs- und geheimnißvolles Ansehen gebend, als ob er sagen wollte: »Ich verstehe, um was es sich eigentlich handelt!«

»Ja, mein Freundchen,« sagte Sanin, und wurde ein wenig verlegen, doch streichelte er Emils Backe. . . »Und wenn eine Antwort sein sollte . . . Sie bringen mir die Antwort, nicht wahr? Ich bleibe zu Hause.«

»Sorgen Sie darum nicht!« flüsterte lustig Emil, lief fort und nickte ihm noch im Laufen einmal zu.

Sanin kehrte nach Hause zurück — und warf sich, ohne Licht anzuzünden auf das Sopha, führte beide Hände hinter dem Kopf und überließ sich den Eint-rücken der eben bewußt gewordenen Liebe, deren Schilderung überflüssig ist: wer sie empfunden, der kennt die Pein und die Süße der Liebe; wer sie nicht empfunden — dem erklärt man sie nicht.

Die Thür wurde geöffnet — und es zeigte sich der Kopf von Emil.

»Ich habe es gebracht,« flüsterte er — »da ist die Antwort!« Er zeigte einen Zettel und hielt ihn über seinen Kopf empor . . .

Sanin sprang vom Sopha und entriß ihm denselben. Die Leidenschaft hatte sich seiner allzu stark bemeistert. Er war nicht mehr im Stande das Geheimniß zu hüten und alle Schicklichkeiten zu beobachten — nicht einmal vor diesem Knaben, ihrem Bruder. Er hätte sich geschämt — sich Zwang angethan — wenn er es nur gekannt hätte.

Er trat ans Fenster, und las beim Lichte der Straßenlaterne, die gerade vor seinem Fenster stand, die folgenden Zeilen.

»Ich bitte Sie, ist flehe Sie an — morgen den ganzen Tag nicht zu uns zu kommen, sich nicht zu zeigen. Das ist mir nöthig, durchaus nöthig — und dann wird Alles entschieden sein. Ich weiß, Sie werden es mir nicht abschlagen, denn . . .

Gemma.«

Sanin las zweimal diesen Zettel. O, wie rührend lieblich, wie schön erschien ihm diese Handschrift! — er dachte nach, wandte sich zu Emil, der, um zu zeigen, welch bescheidener junger Mann er sei, das Gesicht zur Wand gekehrt dastand, sie mit dem Nagel ritzend — und rief ihn laut beim Namen.

Er lief sofort zu Sanin. — »Was wünschen Sie?«

»Hören Sie, mein Freund . . .«

»Mr. Dimitri,« unterbrach ihn Emil mit klagender Stimme, »warum sagen Sie zu mir nicht Du?«

Sanin lachte. — »Gut, höre mein Freund (Emil hüpfte ein wenig vor Vergnügen) höre: dort, Du verstehst mich doch? dort wirst Du sagen, daß Alles genau befolgt werden wird . . .«

(Emil biß sich in die Lippen und nickte wichtig mit dem Kopfe) »Und Du selbst . . . Was machst Du morgen?«

»Ich? Was ich mache? Was wollen Sie, daß ich mache?«

»Wenn Du kannst, komm morgen zu mir, recht früh — und wir werden bis zum Abend in den Umgebungen Frankfurts spazieren . . . Willst Du?«

Emil hüpfte wieder. — »Was kann es denn Besseres geben? Mit Ihnen zu spazieren — das ist ja wirklich prachtvoll! Ich komme sicher!«

»Und wenn man Dich nicht gehen läßt?«

»Man läßt mich schon gehen!«

»Höre. . . Sage dort nicht, daß ich Dich für den Tag aufgefordert habe.«

»Wozu auch? Ich gehe so! Was kann da sein!«

Emil küßte ihn heftig und lief weg.

Sanin aber ging lange in der Stube auf und ab — und legte sich spät nieder. Er überließ sich dem süßen Schauder seiner Gefühle, dem freudigen Ersterben vor dem neuen Leben. Er war sehr zufrieden, daß er Emil für morgen eingeladen, da dieser so sehr seiner Schwester ähnelte. Er wird mich an Sie erinnern, dachte Sanin.

Doch am meisten wunderte er sich, wie er gestern anders als heute sein konnte? Es schien ihm, daß er Gemma »ewig« liebe — und daß er sie gerade so geliebt habe, wie er sie jetzt liebe.

XXVI.

Am nächsten Tage erschien Emil um 8 Uhr bei Sanin, Tartaglia an einer Schnur führend. Wäre er deutscher Abstammung gewesen, er hätte keine größere Pünktlichkeit beobachten können. Zu Hause hatte er gelogen, er hatte gesagt, daß er bis zum Frühstück mit Sanin spazieren und nach dem Laden gehen würde. Während Sanin sich anzog, fing Emil, allerdings zaudernd von Gemma, von ihrem Zwist mit Herrn Klüber zu sprechen an, doch Sanin statt aller Antwort schwieg, und zwar mit solcher Strenge, daß Emil, sich den Anschein gebend, als ob er verstehe, warum man eine so wichtige Angelegenheit nicht leichthin behandeln könne, nicht mehr auf dies Thema zurückkam, und nur ab und zu einen in sich gelehrten und selbst strengen Ausdruck annahm!

Nach dem Caffee begaben sich beide Freunde zu Fuß nach Hausen, einem kleinen, ganz im Walde gelegenen Dörfchen, in kurzer-Entfernung von Frankfurt. Die ganze Taunuskette war von dort aus wie auf einer Handfläche sichtbar. Das Wetter war wunderschön: die Sonne glänzte und wärmte ohne zu brennen; ein frischer Wind jagte durch die grünen Blätter; auf der Erde glitten wie kleine Flecken gleichmäßig und rasch die Schatten der hohen, runden Wölkchen dahin. Die jungen Leute waren bald aus der Stadt heraus und wanderten frisch und lustig auf dem rein gefegten Wege. Sie kamen in den Wald — und irrten da umher; dann frühstückten sie in einer Dorfschänke, kletterten sodann auf die Berge, bewunderten die Aussichten, warfen Steine von oben, und geschwind wie diese Steine, sonderbar und komisch wie Kaninchen, hinunterpurzelten, klatschten sie Beifall, bis ein Vorübergehenden der unten, von ihnen nicht bemerkt, vorüberging, sie mit heller und starker Stimme ausschimpfte. Dann lagerten sie, sich es bequem machend, auf dem kurzen, trockenen Moos von gelbvioletter Farbe; tranken dann Bier in einem anderen Wirthshause, liefen um einander einzuholen, sprangen um die Wette, wer weiter springe.

Sie fanden ein Echo und unterhielten sich mit ihm, sangen, schrien, rangen miteinander, brachen Zweige ab, schmückten ihre Mützen mit Blättern von Farrenkraut — ja, tanzten sogar. Tartaglia nahm, soweit er konnte und wußte, an allen diesen Beschäftigungen Antheil: Steine

warf er allerdings nicht, doch purzelte er ihnen nach, bellte, wenn die jungen Leute sangen — und trank selbst Bier, wenn auch mit sichtlichem Widerwillen: dieses Kunststück hatte ihn ein Student, sein früherer Besitzer, gelehrt. Uebrigens gehorchte er Emil nicht recht — anders als seinem Herrn Pantaleone, und wenn Emil »Sprechen« oder »Nießen« befahl — so wedelte er bloß mit dem Schwanze und zeigte die in ein Röhrchen gefaltete Zunge.

Die jungen Leute plauderten auch miteinander. Im Anfange des Spaziergangs sprach Sanin, als der ältere und darum der Vernünftige, von dem, was Forum oder das Verhängniß des Schicksals bedeute, was der Beruf eines Menschen und worin er bestehe, doch das Gespräch nahm bald einen weniger ernsten Charakter an. Emil fragte seinen Freund und Gönner über Rußland aus, wie man sich dort duellire, ob die Frauen dort schön seien, ob man schnell russisch lernen könne, und was er gefühlt habe, als der Officier auf ihn zielte? Sanin befragte seinerseits Emil über dessen Vater, Mutter, über ihre Familienverhältnisse überhaupt; er bemühte sich dabei auf jede Weise, den Namen Gemmas nicht zu erwähnen -- und dachte nur an sie. Eigentlich dachte er nicht einmal an sie — sondern an den nächsten Tag, der ihm das nie empfundene, nie dagewesene Glück bringen sollte! Ein feiner, leichter, hin- und herwogender Vorhang schien vor seinem seelischen Blicke herabzuhängen — und hinter diesem Vorhang fühlte er . . . fühlte er die Anwesenheit des jungen regungslosem göttlichen Antlitzes mit liebkosendem Lächeln um die Lippen und streng, doch nur mit angenommener Strenge gesenkten Augenlidern . . . Und dies Antlitz ist nicht das Gesicht Gemmas, es ist das Gesicht des Glückes selbst! Und endlich hat seine Stunde geschlagen, der Vorhang fliegt in die Höhe, der Mund öffnet sich, die Augenlider erheben sich — die Gottheit sieht ihn — und es wird Licht wie von der Sonne und Freude und unendliches Entzücken!! Er denkt an den nächsten Tag — und wieder stirbt seine Seele hin in der bangen Pein, des sich ewig wieder erzeugenden Erwartens!

Doch diese Pein, diese Erwartung, hindert ihn gar nicht. Sie begleitet jede seiner Bewegungen — und hindert keine. Sie hindert ihn nicht prachtvoll in einem dritten Gasthause mit Emil zu Mittag zu essen — und nur selten wie ein kurzer Blitz lodert bei ihm der Gedanke auf, daß — wenn es doch Jemand in dieser Welt wüßte??!! Diese Pein hielt ihn nicht ab, nach dem Mittagessen mit Emil das

Bockspringen zu üben. Auf einer weiten, grünen Wiese fand dieses Spiel statt . . . und wie groß war die Verwunderung, die Verlegenheit Sanins, als er unter dem lauten Gebell von Tartaglia mit geschickt gespreizten Beinen, wie ein Vogel über den zusammen gekauerten Emil springend, plötzlich am Ende der Wiese zwei Officiere vor sich sah, in denen er augenblicklich seinen Gegner von gestern und dessen Secundanten, die Herren von Dönhof Und von Richter wieder erkannte! Alle Beide ein Glas ins Auge geklemmt, sahen ihnen zu und lächelten . . . Sanin fiel auf die Füße, wandte sich ab, zog rasch den abgelegten Rock an — warf Emil ein Paar Worte zu, dieser zog sich ebenfalls an — und beide verschwanden sofort.

Sie kamen spät nach Frankfurt zurück. — »Man wird mich ausschimpfen,« sagte Emil zu Sanin, sich von ihm verabschiedend — »doch einerlei! Welch' schönem prachtvollen Tag habe ich auch erlebt!«

In seinen Gasthof zurückgekehrt fand Sanin einen Zettel von Gemma. Sie bestimmte ihm morgen um sieben Uhr früh ein Stelldichein in einem der öffentlichen Gärten, die Frankfurt von allen Seiten umgeben.

Wie zitterte sein Herz! Wie froh war er, ihr so widerspruchlos gehorcht zu haben! Und Gott! was versprach . . . was versprach nicht Alles dieser nie dagewesene, einzige, unmögliche — und doch sichere nächste Tag!

Er verschlang mit den Augen Gemmas Schreiben. Das lange, zierlich geschwungene »G«, der erste Buchstabe ihres Namens, der am Ende der Seite stand, erinnerte ihn an ihre schönen Finger, an ihre Hand . . . Er dachte, daß er diese Hand noch nie mit seinen Lippen berührt habe. . . die Italienerinnen« — dachte er — »sind trotz des allgemeinen Geredes, schamhaft und strenge . . . Und Gemma vor allen! Königin. . . Göttin. . . marmorne Jungfräulichkeit. . . und so rein. . .«

»Doch kommen wird die Zeit — sie ist nicht ferne . . .«

In jener Nacht gab es in Frankfurt einen glücklichen Menschen. Er schlief, doch er konnte von sich die Worte des Dichters anführen: »Ich schlafe . . . doch schläft das wachsame Herz nicht! . . .«

Dies Herz pochte heftig, und doch so leicht, wie der Schmetterling mit seinen Flügeln schlägt, an eine Blume sich schmiegend, vom

Sonnenlicht übergossen.

XXVII.

Um fünf Uhr des Morgens war Sanin wach, um sechs war er angezogen, um halb sieben spazierte er bereits im öffentlichen Garten, nicht weit von einem Gartenhäuschen, das Gemma in ihrem Briefchen erwähnt hatte.

Der Morgen war still, warm, grau. Es schien manchmal, daß es sofort regnen werde, doch die ausgestreckte Hand fühlte nichts, und nur wenn man sie auf den Aermel des Rockes legte, bemerkte man die Spuren kleiner, den feinsten Glasperlen ähnlicher, Regentropfen; doch auch diese hören bald auf.

Wind — schien es gar nicht mehr auf der Welt zu geben. — Jeder Laut — statt bestimmte Richtung zu nehmen — vertheilte sich in die Runde; in der Ferne verdichtete sich ein weißer Dunst. Die Luft duftete nach Reseda und weißen Akazienblüthen.

In den Straßen öffneten sich die Läden noch nicht« doch zeigten sich bereits Fußgänger: nur selten rasselte ein vereinzelter Wagen . . . im Garten spazierte Niemand. Der Gärtner reinigte ohne Eile die Wege mit der Schaufel, und eine Alte in schwarzen Tuchkleide wankte vorbei. Für keinen Augenblick konnte Sanin dieses bedauernswerthe Wesen für Gemma halten, und doch pochte ihm das Herz und er folgte aufmerksam mit den Augen dem sich entfernenden schwarzen Schatten.

Sieben schlug die Uhr auf einem Thurme.

Sanin blieb stehen. — Wird sie denn nicht kommen? Zittern vor Kälte überlief alle seine Glieder. Dasselbe Zittern wiederholte sich einen Augenblick später, doch aus anderer Ursache. Sanin hörte hinaus sich leichte Schritte, das feine Geräusch weiblicher Kleidung . . . Er wandte sich um: sie ist es!

Gemma kam den Weg entlang. Sie hatte eine graue Mantille umgehängt und einen kleinen, dunkeln Hut ausgesetzt. Sie blickte Sanin an, wandte den Kopf nach ihm — und ging, an ihn herangekommen rasch weiter.

»Gemma!« rief er kaum hörbar.

Sie winkte ihm sachte — und ging weiter. Er folgte ihr.

Er athmete heftig, die Füße wollten ihm ihren Dienst versagen.

Gemma ging am Gartenhäuschen vorbei, wandte sich noch rechts, schritt an einem großen, seichten Teiche, an dem sich sorgfältig ein Sperling wusch, vorüber und hinter ein Bosquet hoher Fliederbüsche angelangt, setzte sie sich auf eine Bank. Der Ort war gemüthlich und bedeckt. Sanin ließ sich neben sie nieder.

Es verging wohl eine Minute, und, weder er noch sie, ließen ein Wort fallen; sie sah ihn nicht einmal an, und er blickte nicht auf ihr Gesicht, sondern auf ihre Hände, in denen sie einen kleinen Regenschirm hielt.

Wovon sollten sie sprechen?

Was konnten sie sich sagen, was vermöge seines Inhalts ihrer Anwesenheit, hier, beisammen, allein, so früh, so nah an einander gleichen konnte?

»Sie sind nicht böse auf mich?« sagte endlich Sanin.

Sanin konnte wohl schwerlich etwas Dümmeres als diese Worte finden . . . er erkannte es selbst an. . . Doch das Schweigen war gebrochen.

»Ich!« antwortete sie. »Weßwegen? Nein.«

»Und Sie glauben mir?« fuhr er fort.

»Dem, was Sie geschrieben?«

»Ja.«

Gemma senkte ihren Kopf und antwortete nichts. Der Schirm entglitt ihren Händen. Sie fing ihn rasch auf, noch ehe er zu Boden gefallen war.

»Glauben Sie mir, glauben Sie dem, was ich geschrieben!« rief Sanin; seine ganze Schüchternheit war vergangen — er sprach mit Feuer. — »Wenn es auf der Erde Wahrheit, heilige, unleugbare Wahrheit gibt — so ist es, daß ich Sie liebe, Sie leidenschaftlich liebe, Gemma!«

Sie warf ihm einen raschen Blick von der Seite zu — und hätte beinahe wieder den Schirm fallen lassen.

»Glauben Sie mir! Glauben Sie mir!« wiederholte er. Er flehte sie an, streckte die Hände nach ihr aus — und wagte nicht sie zu berühren. — »Was soll ich thun . . . um Sie zu überzeugen?«

Sie sah ihn, wieder an.

»Sagen Sie, Monsieur Dimitri,« fing sie an, »als Sie mich zu bereden gekommen waren, dann wußten Sie nichts . . . fühlten Sie nichts . . .«

»Ich fühlte,« unterbrach Sanin — »doch ich wußte nicht. Ich liebte Sie seit dem Augenblick, da ich Sie gesehen — doch ich begriff nicht sofort — was Sie für mich geworden! Außerdem hörte ich, daß Sie Braut seien . . . Was aber den Auftrag Ihrer Mutter betrifft — wie konnte ich erstens denselben ausschlagen? und zweitens richtete ich, glaube ich, diesen Auftrag so aus, daß Sie errathen konnten . . .«

Man hörte schwere Schritte und ein ziemlich dicker Herr, eine Reisetasche an der Seite, augenscheinlich ein Ausländer, zeigte sich hinter dem Busche — er warf ohne alle Umstände wie es die Reisenden so pflegen, einen neugierigen Blick auf das Pärchen, hustete laut — und ging weiter.

»Ihre Mutter,« fuhr Sanin fort, sobald die schweren Schritte verschollen waren, »sagte mir, daß, im Falle Sie ihn verabschieden, ein Skandal entstehen würde (Gemma wurde ein wenig finster), daß ich theilweise selbst den Anlaß zum übelwollenden Gerede gegeben . . . und daß . . . folglich . . . ich — gewissermaßen die Pflicht hätte, Sie zu bereden, Ihrem Bräutigam Herrn Klüber nicht abzusagen . . .«

»Monsieur Dimitri,« sagte Gemma und fuhr mit der Hand über die Haare auf der Sanin zugekehrten Seite, »nennen Sie, bitte, Herrn Klüber nicht meinen Bräutigam. Ich werde nie seine Frau werden. Ich habe ihn ausgeschlagen.«

»Sie haben ihm Ihre Weigerung erklärt? Wann?«

»Gestern.«

»Ihm selbst?«

»Ihm selbst. Es war in unserem Hause. Er war bei uns.«

»Gemma! Sie lieben mich also?«

Sie wandte sich ihm zu:

»Wäre ich sonst . . . hierhergekommen?« flüsterte sie und ihre Hände fielen auf die Bank.

Sanin ergriff diese ermatteten, mit der Handfläche nach oben liegenden Hände — und preßte sie an seine Augen, an seine Lippen . . .

Endlich hat sich der Vorhang gelüftet, von dem er gestern geträumt! Da ist das Glück, da ist sein strahlend Antlitz.

Er erhob den Kopf — und blickte Gemma gerade, frank an. Auch sie blickte ihn an, ein wenig von oben nach unten. Der Blick ihrer halbgeschlossenen Augen glänzte kaum, von leichten, seligen

Thränen übergossen. Ihr Gesicht lächelte nicht — nein, es lachte ihn an, glückselig, wenn auch lautlos.

Er wollte sie an seine Brust drücken, doch sie wandte sich ab und schüttelte, immer mit demselben lautlosen Lachen, verneinend den Kopf. »Wartet« schienen ihre glücklichen Augen zu sagen.

»O Gemma, konnte ich denken, daß Du — (sein Herz zitterte wie eine Saite, als seine Lippen zum ersten Mal dieses »Du« aussprechen) — mich lieben wirst!«

»Ich selbst hatte es nicht erwartet,« rief Gemma.

»Konnte ich denken,« fuhr Sanin fort, »daß ich in Frankfurt, wo ich einige Stunden bleiben wollte, daß ich hier das Glück meines ganzen Lebens finden würde!«

»Des ganzen Lebens? Wirklich?« fragte Gemma.

»Des ganzen Lebens! für immer, für ewig bin ich Dein!« rief Sanin mit neuem Schwunge.

Die Schaufel des Gärtners wurde plötzlich einige Schritte von der Bank, auf der sie saßen, hörbar.

»Gehen wir nach Hause, flüsterte Gemma — »gehen wir zusammen — willst Du?«

Hätte sie ihm in diesem Augenblick gesagt: Stürze dich ins Meer, willst Du? — noch wäre ihr letztes Wort nicht verklungen und schon wäre er kopfüber in den Abgrund gesprungen.

Sie verließen zusammen den Garten und gingen nach Gemmas Hause, nicht durch die Straßen der Stadt, sondern durch die Vorstadt.

XXVIII.

Sanin schritt bald neben Gemma, bald ein wenig hinter ihr, seine Augen wandte er nicht von ihr ab, hörte nicht zu lächeln auf. Sie schien bald zu eilen . . . bald blieb sie stehen. Die Wahrheit zu sagen, bewegten sich Beide vorwärts, er ganz bleich, sie ganz roth vor Aufregung, wir trunken.

Das, was einige Augenblicke vorher zwischen ihnen vorgegangen war — diese gegenseitige Hingabe ihrer Seelen, war so heftig, so neu, so beängstigend, Alles in ihrem Leben hatte sich so sehr verrückt, so verändert, daß sie Beide nicht zu Besinnung kommen konnten, und daß sie nur den Wirbel, der sie erfaßt hatte erkannten, jenem Windstoße gleich, der sie beinahe einander in die Arme geworfen.

Sanin schritt einher — und fühlte, daß er Gemma sogar anders anblicke: er bemerkte sofort mehrere Besonderlichkeiten an ihrem Gange, in ihren Bewegungen — und mein Gott! wie unendlich theuer und lieb waren sie ihm! Und sie fühlte, daß er sie so anblicke.

Sanin und Gemma liebten zum ersten Mal; alle Wunden der ersten Liebe gingen in ihnen auf. Die erste Liebe — ist Revolution: Der einförmige — regelmäßige Lebenslauf ist in einem Augenblick zerstört, die Jugend steht auf der Barricade, hoch weht ihre lichte Fahne — und was ihr auch in der Zukunft hervorstehen möge — Tod oder neues Leben — sie sendet der ganzen Welt ihren entzückten Gruß.

»Ich glaube, das ist unser Alter,« rief Sanin mit dem Finger auf eine verhüllte Gestalt zeigend, welche schnell dahineilte und sichtbar bestrebt war, unbemerkt zu bleiben.

Mitten im Uebermaß der Glückseligkeit empfand er das Bedürfniß, mit Gemma nicht über Liebe — das war eine abgemachte, heilige Sache — sondern über Anderes zu sprechen.

»Ja, das ist Pantaleone,« antwortete lustig und glücklich Gemma. »Er ist wahrscheinlich mir nachgefolgt; schon gestern paßte er auf jeden meiner Schritte auf . . . Er ahnt es!«

»Er ahnt es!« wiederholte Sanin mit Wonne. Was hätte Gemma sagen können, das ihn nicht mit Wonne erfüllt hätte?

Dann bat er sie umständlich zu erzählen, was gestern vorgefallen war.

Und sie fing sofort zu erzählen an, eilend, sich verwickelnd, lächelnd, kurze Seufzer ausstoßend und mit Sanin kurze, lichte Blicke wechselnd.

Sie erzählte ihm, wie nach ihrem letzten Gespräche die Mutter von ihr etwas Entscheidendes zu erfahren verlangt; wie sie Frau Lenora durch das Versprechen, ihren Entschluß am anderen Tage mitzutheilen, beruhigt habe, wie schwer es aber ihren Bitten gewesen sei, diese Frist zu erlangen; wie ganz unerwartet Herr Klüber erschienen sei, noch steifer, noch mehr gestärkt als sonst; wie er seinen Unwillen über den kindischen, unverzeihlichen und ihn, Herrn Klüber, tief beleidigenden (so hatte er sich ausgedrückt) Streich des unbekannten Russen, — er meinte Dein Duell —« geäußert und verlangt habe, »daß man Dir das Haus verbiete, weil, fügte er hinzu« — und Gemma machte ein bischen seine Stimme und Manier nach — »dies auf mich einen Schatten wirft, als ob ich nicht meine Braut zu schützen im Stande wäre, wenn ich es für nöthig und nützlich halten würde! Morgen wird ganz Frankfurt erfahren, daß ein Fremder sich wegen meiner Braut mit einem Officier duellirt hat — welchen Schein gibt das? Das beschimpft meine Ehre!« Die Mutter war mit ihm einverstanden — denke Dir — doch hier erklärte ich mit einem Male, daß er umsonst um seine Ehre und seine Person bekümmert sei, daß er sich umsonst durch das Gerede über seine Braut beleidigt fühlen würde — denn ich sei nicht mehr seine Braut, und würde nie seine Frau werden! Die Wahrheit zu sagen, wollte ich eigentlich erst mit Ihnen. . . mit Dir sprechen, ehe ich ihm definitiv absagte; doch er war gekommen . . . und ich konnte mich nicht zurückhalten. Die Mutter schrie sogar vor Schreck auf, ich ging aber in das andere Zimmer, brachte den Trauring — Du hast nicht bemerkt, das ich ihn bereits vor zwei Tagen abgenommen hatte — und gab ihm denselben zurück. Er that schrecklich beleidigt; doch da er ungeheure Eigenliebe hat und sehr hochmüthig ist, so sprach er nicht lange — und ging weg. Freilich mußte ich Vieles von der Mutter aushalten, und es that mir sehr Leid zu sehen, wie sie sich unglücklich fühlte — und ich dachte, daß ich mich ein wenig übereile hätte; doch ich hatte ja Deinen Brief — und auch ohne den wußte ich . . .«

»Daß ich Dich liebe,« setzte Sanin hinzu.

»Ja . . . daß Du mich liebst.«

So sprach Gemma, bald sich verwickelnd, bald lächelnd, bald leise sprechend, oder sie verstummte völlig, wenn Jemand ihnen entgegenkam oder an ihnen vorüberging. Und Sanin lauschte entzückt, ergötzte sich am Klange ihrer Stimme, wie er den Abend vorher ihre Schrift bewundert hatte.

»Die Mutter ist sehr betrübt,« fing Gemma wieder an, und rasch entströmte ihr ein Wort nach dem anderen — »sie will gar nicht berücksichtigen, daß Herr Klüber mir widerlich werden konnte, daß ich nicht aus Liebe heirathen sollte, sondern nur wegen ihren beständigen Bitten . . . Sie hat Verdacht auf Sie. . . auf Dich; das heißt, sie ist überzeugt, daß ich mich in Dich verliebt habe, und das ist um so schrecklicher für sie, weil sie noch vor drei Tagen nichts Aehnliches ahnte und sogar Dir auftrug, mich zu bereden . . .«

»Es war ein sonderbarer Auftrag — nicht wahr? Jetzt nennt sie Dich . . . Sie, einen schlauen, falschen Menschen, sagt, daß Sie ihr Zutrauen betrogen, und weissagt mir, daß Sie mich auch betrügen werden. . .«

»Aber Gemma.« rief Sanin, »hast Du ihr denn nicht gesagt . . .«

»Nichts habe ich gesagt! Welches Recht hatte ich dazu, ohne Sie gesprochen zu haben?«

Sanin schlug die Hände zusammen — »Ich hoffe Gemma, daß Du ihr jetzt wenigstens Alles gestehen wirst, Du wirst mich zu ihr führen . . . Ich will Deiner Mutter beweisen, daß ich kein Betrüger bin.«

Die Brust Sanins erweiterte sich beim stürmischen Wogen hochherziger, brennender Gefühle.

Gemma heftete auf ihn ihre beiden Augen — »Sie wollen wirklich jetzt mit mir zu der Mutter gehen? Zu der Mutter, die mich versichert, daß . . . daß dies Alles zwischen uns unmöglich sei — und sich nie erfüllen werde?« Es gab ein Wort, das auszusprechen Gemma sich nicht entschließen konnte . . . Es brannte auf ihren Lippen, doch desto williger sprach es Sanin aus.

»Dich zu heirathen, Dein Mann zu sein — eine höhere Seligkeit kenne ich nicht!«

Seine Liebe, seine Großmuth, seine Entschlossenheit, kannten keine Grenzen mehr. Gemma die fast stehen geblieben war, beschleunigte ihre Schritte, nachdem sie diese Worte vernommen . . . Sie schien diesem allzugroßen, unerwarteten Glücke entfliehen zu wollen!

Doch plötzlich versagten die Füße ihr den Dienst. Hinter der Ecke einer Querstraße erschien einige Schritte vor ihr Herr Klüber, mit neuem Hut, neuem Rock, kerzengerade, wie ein Pudel frisirt. Er sah Gemma, sah Sanin, schnaubte vor innerer Wuth, und seine schlanke Gestalt zurückbiegend, ging er ihnen zierlich entgegen. Sanin fuhr zusammen; doch das Gesicht Klübers betrachtend, dem sein Besitzer, so weit er es vermochte, das Aussehen eines verächtlichen Staunens, selbst Mitleids, zu geben sich abmühte — dies rothe, gemeine Gesicht betrachtend, fühlte er eine Anwandlung von Zorn — und ging vorwärts.

Gemma ergriff seine Hand, reichte ihm mit ruhiger Entschlossenheit ihren Arm und blickte dem gewesenen Bräutigam frei ins Antlitz . . . Dieser klemmte die Augen, zog sich zusammen, sprang zur Seite, zischte durch die Zähne — das alte Ende vom Liede — und entfernte sich mit demselben zierlichen, ein wenig hüpfenden Gange.

»Was bat der Schuft gesagt?« fragte Sanin und wollte sich ihm nachstürzen, doch Gemma hielt ihn zurück und ging mit ihm weiter, ihren ihm gereichten Arm nicht mehr zurückziehend.

Die Conditorei von Roselli zeigte sich. Gemma blieb stehen.

»Dimitri, Monsieur Dimitri,« sagte sie; »wir sind noch nicht hereingegangen, haben die Mutter nicht gesehen . . . Wenn Sie sich überlegen wollen, wenn . . . Sie sind noch frei, Dimitri.«

Statt einer Antwort drückte Sanin ihre Hand fest an seine Brust und zog sie vorwärts.

»Mutter!« rief Gemma mit Sanin in das Zimmer tretend, in welchem Frau Lenora saß — »da bringe ich den Rechten!«

XXIX.

Hätte Gemma erklärt, daß sie die Cholera oder den Tod selbst mitbringe, so hätte, wie man annehmen darf, Frau Lenora diese Nachricht mit keiner größeren Verzweiflung vernehmen können. Sie setzte sich sofort in eine Ecke des Zimmers, das Gesicht der Wand zugekehrt und zerfloß in Thränen, schrie beinahe wie eine russische Bauersfrau am Sarge ihres Mannes oder Kindes. Gemma gerieth anfangs so aus der Fassung, daß sie nicht einmal auf die Mutter zueilte und mitten im Zimmer wie eine Bildsäule stehen blieb; Sanin war ganz verblüfft, er wäre beinahe selbst in Thränen ausgebrochen! Eine ganze Stunde dauerte dieses untröstliche Weinen — eine ganze Stunde! Pantaleone hielt es für nöthig, die Straßenthür zu schließen, damit kein Fremder eintrete, gut daß es noch so früh war. Der Alte war unschlüssig, jedenfalls mißbilligte er die Eilfertigkeit, mit welcher Gemma und Sanin verfuhren, doch war er bereit, ihnen nöthigen Falls seinen Schutz angedeihen zu lassen: er haßte eben Klüber allzusehr! Emil hielt sich für den Vermittler zwischen seiner Schwester und seinem Freunde und war stolz darauf, daß Alles so prachtvoll ausgefallen war! Er konnte gar nicht verstehen, warum die Mutter sich so gräme, und entschied sofort in seinem Innern, daß die Frauen, selbst die besten, an Mangel der Urtheilskraft leiden!

Sanin ging es am schlechtesten. Frau Lenora schrie und wehrte mit beiden Händen ab, sobald er sich ihr näherte, und umsonst bemühte er sich, aus der Entfernung ihr laut zuzurufen: »Ich bitte um die Hand ihrer Tochter!« Frau Lenora war namentlich darüber böse, daß sie so blind sein konnte und nichts bemerkt hatte! »Wäre doch mein Giovan' Battista am Leben!« wiederholte sie unter Thränen, »nichts Derartiges hätte sich ereignet!« — »Gott! was ist denn das?« dachte Sanin — »Das ist ja schließlich — dumm!« Weder er wagte Gemma, noch sie ihn anzublicken. Sie begnügte sich, die Mutter, welche anfangs auch sie weggestoßen hatte, geduldig zu pflegen.

Endlich allmählig legte sich der Sturm. Frau Lenora hörte zu weinen auf, erlaubte Gemma, sie aus der Ecke in die sie sich verborgen hatte, hervorzuführen, sie in einem Sessel Platz nehmen zu lassen, ihr Wasser mit Orangenblüthe zu reichen; sie erlaubte Sanin — nicht sich ihr zu nähern . . . o nein! — aber im Zimmer zu

bleiben (vorher hatte sie beständig verlangt, daß er das Zimmer verlasse) — und unterbrach ihn nicht, wenn er sprach. Sanin benützte sofort die eingetretene Windstille und legte eine bewundernswürdige Beredtsamkeit an den Tag: Kaum wäre er im Stande gewesen, mit solchem Feuer und solcher Ueberzeugungskraft seine Absichten und Gefühle vor Gemma auszulegen. Diese Gefühle waren die aufrichtigsten, diese Absichten die reinsten, wie die des Almaviva im Barbier von Sevilla. — Er verbarg weder Frau Lenora, noch sich selbst die schwachen Seiten dieser Absichten: doch diese schwachen Seiten waren nur scheinbar! Allerdings: er ist ein Ausländer, man hat ihn erst kennen gelernt, man weiß nichts Bestimmtes von seiner Persönlichkeit, noch von seinen Mitteln; doch er sei bereit alle nöthigen Beweise zu liefern, daß er ein anständiger Mensch und in keiner dürftigen Lage sei, er wolle die unleugbarsten Zeugnisse seiner Landsleute beibringen! — Er hoffe, daß Gemma mit ihm glücklich sein und er im Stande sein werte, ihr die Trennung von den Verwandten zu versüßen! . . . Die Erwähnung der Trennung, dies eine Wort »Trennung« hätte beinahe Alles wieder verdorben. Frau Lenora zitterte förmlich, warf sich hin und her . . . Sanin beeilte sich zu bemerken, daß die Trennung nur kurz und daß sie wahrscheinlich gar nicht stattfinden würde! . . .

Die Beredtsamkeit Sanins ging nicht verloren. Frau Lenora blickte ihn an, zwar mit Bitterkeit und vorwurfsvoll, doch nicht mehr mit Abscheu und Zorn; dann erlaubte sie ihm an sie heranzutreten und sich neben sie zu setzen (Gemma saß auf der andern Seite). Dann sing sie an, ihm Vorwürfe zu machen — nicht mit Blicken allein, sondern auch mit Worten, was bereits auf eine gewisse Milderung ihres Zornes deutete, sie fing sich zu beklagen an, und ihre Klagen wurden immer stiller, milder; sie wurden mit bald an die Tochter, bald an Sanin gerichteten Fragen untermischt; dann erlaubte sie ihm ihre Hand zu ergreifen, ohne sie sofort zurückzuziehen . . . dann brach sie in Thränen aus — doch in Thränen ganz anderer Art . . . Sie lächelte traurig, klagte, wie sehr ihr Giovan' Battista fehle, doch in ganz anderem als dem vorigen verworfsvollen Sinne . . . Es verging noch ein Augenblick und beide Verbrecher Sanin und Gemma knieten ihr zu Füßen und sie legte die Hände abwechselnd auf ihre Köpfe; noch ein weiterer Augenblick und die Beiden umarmten und küßten sie — Emil kam mit vor Entzücken glänzendem Gesicht hereingelaufen und

warf sich ebenfalls zu der fest verschlungenen Gruppe. Pantaleone blickte in das Zimmer, lächelte und verfinsterte sich zu gleicher Zeit, und öffnete die Straßenthür der Conditorei.

XXX.

Der Uebergang von Verzweiflung zum Gram und von diesem zur stillen Resignation vollzog sich bei Frau Lenora ziemlich rasch — doch auch diese Resignation ging bald in innere Zufriedenheit über, welche jedoch aus jede Weise verborgen und zurückgehalten wurde. Sanin hatte vom ersten Tage an Frau Lenora gefallen; als sie sich an den Gedanken, ihn zum Schwiegersohn zu haben, gewöhnt hatte, konnte sie auch nichts Unangenehmes an ihm finden, obgleich sie es für ihre Pflicht hielt, auf ihrem Gesichte einen gekränkten oder richtiger, besorgten Ausdruck zu unterhalten. Ueberdies war ja Alles, was sich in den letzten Tagen zugetragen, so ungewöhnlich . . . Eines zum Andern! Als praktische Frau und Mutter hielt Frau Lenora es für ihre Pflicht, Sanin den verschiedenartigsten Fragen zu unterwerfen, und Sanin, welcher, zum Stelldichein mit Gemma eilend, nicht einmal an die Möglichkeit einer Heirath mit ihr gedacht hatte — es ist wahr, er hatte an gar nichts gedacht und sich vollständig dem Triebe seiner Leidenschaft überlassen — Sanin erfaßte mit voller Bereitwilligkeit, man kann sagen mit Verwegenheit seine Rolle als Bräutigam und antwortete auf alles Ausfragen umständlich genau, willig. Als Frau Lenora zur Ueberzeugung gelangt war, daß er ein echter, wirklicher Edelmann, und sich sogar ein wenig wunderte, daß er kein Fürst sei, nahm sie eine ernste Miene an, und erklärte ihm in Voraus, daß sie mit ihm ganz aufrichtig, ohne jede Ceremonie sprechen werde, daß die heilige Mutterpflicht ihr dies auferlege! — worauf Sanin erwiederte, daß er dies von ihr erwartet habe, und sie inständig bitte, ihn nicht zu schonen!

Frau Lenora bemerkte dann, daß Herr Klüber (bei diesem Namen seufzte sie leise, biß sich auf die Lippen und hielt inne) — daß Herr Klüber, der gewesene Bräutigam Gemmas, jetzt schon acht Tausend Gulden Einkommen habe und mit jedem Jahre wachse diese Summe, welches Einkommen habe er, Sanin?

»Acht Tausend Gulden,« wiederholte Sanin langsam . . . »Das ist beinahe fünfzehn Tausend Rubel in Assignaten . . . Mein Einkommen ist viel kleiner. Ich habe ein kleines Gut im Gouvernement von Tula . . . Bei guter Bewirthschaftung kann es — und wird es mir reichlich

fünf bis sechs Tausend eintragen . . . Und wenn ich in den Staatsdienst trete — kann ich leicht zweitausend Rubel Gehalt bekommen.«

»Dienst in Rußland?« rief Frau Lenora. »Ich muß mich also von Gemma trennen!«

»Ich kann die diplomatische Carrière ergreifen,« rief Sanin, »ich habe einige Verbindungen . . . Dann werde ich hier im Auslande dienen. Man kann auch Folgendes machen, und das wird das Beste sein: ich verkaufe mein Gut und lege den Kauferlös bei einem vortheilhaften Unternehmen an, z. B. könnte man Ihre Conditorei in Stand setzen.« Sanin fühlte, daß er ungereimtes Zeug spreche, doch es hatte sich seiner ein unerklärlicher Muth, bemächtigt.Er blickte Gemma an, welche jedesmal, wenn das »praktische« Gespräch begann, aufstand, im Zimmer auf- und abging und sich wieder setzte, er blickt Gemma an — und er kennt keine Hindernisse, er ist bereit, Alles sofort auf das Zweckmäßigste einzurichten, nur daß sie sich nicht beunruhige.

»Herr Klüber wollte mir ebenfalls eine kleine Summe zur Verbesserung der Conditorei geben,« sagte nicht ohne Zögern Frau Lenora.

»Mutter! um Gottes willen! Mutter!« rief Gemma italienisch.

»So was muß man in Voraus besprechen, liebe Tochter,« antwortete Frau Lenora in derselben Sprache.

Sie wandte sich wieder zu Sanin und fragte ihn aus über die Gesetze, welche in Rußland hinsichtlich der Ehe bestehen, ob die Ehe mit Katholiken keine Schwierigkeiten habe wie in Preußen? (Um jene Zeit der vierziger Jahre war noch in ganz Deutschland die Erinnerung an den Zwist der preußischen Regierung mit dem Bischof von Köln wegen der Mischehen gegenwärtig) Als aber Frau Lenora hörte, daß ihre Tochter, einen russischen Adeligen heirathend, selbst adelig werde — legte sie eine gewisse Zufriedenheit an den Tag. »Doch Sie müssen ja erst nach Rußland fahren?«

»Wozu?«

»Und wie anders? Um die Erlaubniß Ihres Kaisers einzuholen . . .«

Sanin erklärte ihr, daß das gar nicht nöthig sei . . . doch daß er wahrscheinlich vor der Hochzeit auf ganz kurze Zeit nach Rußland werde fahren müssen, er sprach diese Worte und sein Herz war schmerzlich beklommen; Gemma, die ihn ansah, fühlte es, erröthete

und wurde nachdenkend — daß er diese Gelegenheit benützen werde, sein Gut zu verkaufen, jedenfalls werde er Geld mitbringen.

»Ich würde Sie bitten, mir gutes Krimer Fell zu einer Mantille zu bringen,« sagte Frau Lenora. »Es soll in Rußland so wunderschön und so billig sein!«

»Ganz sicher bringe ich es Ihnen und Gemma ebenfalls!« rief Sanin.

»Bringen Sie mir ein kleines Saffian-Hütchen mit Silber gestickt,« rief Emil, den Kopf durch die Thüre steckend.

»Gut, ich bringe es Dir. . . und Pantaleone bekommt Hausschuhe.«

»Wozu das? wozu?« bemerkte Frau Lenora. »Wir sprechen jetzt von ernsten Sachen. Noch etwas,« fügte die praktische Dame hinzu: »Sie sagen, Sie wollen das Gut verkaufen. Wie machen Sie das? Sie werden also auch die Bauern verkaufen?«

Sanin fühlte sich getroffen wie von einem Stiche, Er erinnerte sich, daß er im Gespräche mit Frau Roselli und ihrer Tochter über Leibeigenschaft, welche nach seinen Worten ihm den größten Widerwillen einflößte, unzählige Male versichert hatte, daß er nie und in keinem Falle seine Bauern verkaufen würde, weil er einen solchen Verkauf für unmoralisch halte.

»Ich werde mich bemühen, mein Gut einem Manne zu verkaufen, den ich von guter Seite kennen werde,« sagte er nicht ohne Stocken, »aber vielleicht werden die Bauern selbst sich loskaufen wollen.«

»Dies wäre am besten!« meinte Frau Lenora, »denn Menschen zu verkaufen . . .«

»Barbari!« brummte Pantaleone, der mit Emil an der Thüre erschienen war, bewegte sein Toupé und verschwand.

»Fatal!« dachte Sanin und sah Gemma verstohlen an. Sie schien die letzten Worte nicht gehört zu haben. »Thut nichts!« dachte er wieder.

In dieser Weise dauerte das praktische Gespräch bis zum Mittag.

Frau Lenora war schließlich ganz zahm geworden — sie nannte Sanin Dimitri, drohte ihm freundlich mit dem Finger, nahm sich vor, seinen Verrath an ihm zu rächen. Lange und umständlich fragte sie ihn über sein Vaterland aus, »das ist ebenfalls sehr wichtig« sie verlangte selbst, daß er die Ceremonie der Eheschließung, wie sie nach russischem Ritus gebräuchlich sei, beschreiben solle — und war in Voraus über Gemma im weißen Kleide und goldener Krone auf dem Haupte entzückt.

»Sie ist mein schönes Kind, schön wie eine Königin,« rief sie mit mütterlichem Stolze, »solche Königinnen gibt es nicht einmal!«

»Eine andere Gemma gibt es nicht auf der Welt!« rief Sanin.

»Ja, darum ist sie auch Gemma« (bekanntlich heißt so italienisch Edelstein).

Gemma warf sich der Mutter zu Füßen . . . sie schien jetzt frei zu athmen — die sie bedrückende Last schien ihr von der Seele genommen zu sein.

Sanin aber fühlte sich so glücklich, sein Herz war von so kindlicher Freude beim Gedanken erfüllt, daß endlich doch die Schwärmereien, denen er noch unlängst in demselben Zimmer sich überlassen, sich verwirklicht hatten, sein ganzes Wesen frohlockte so sehr, daß er sich nach der Conditorei begab; er wollte durchaus, er ließ sich nicht davon abbringen hinter dem Ladentische verkaufen, wie vor einigen Tagen . . .

»Ich habe jetzt volles Recht dazu! ich bin ja Hausgenosse!«

Und er stellte sich wirklich hinter dem Ladentische auf und handelte wirklich, d. h. verkaufte an zwei eingetretene Mädchen ein Pfund Confecten, statt dessen er zwei verabreichte und die Hälfte des Preises nahm.

Beim Mittagessen saß er officiell als Bräutigam neben Gemma. Frau Lenora setzte ihre praktischen Gespräche fort. Emil lachte beständig und bat Sanin, ihn mit nach Russland zu nehmen. Man beschloß, daß Sanin nach zwei Wochen abreisen solle. Pantaleone allein ging finster umher, was sogar Frau Lenora ihm vorwarf: »Und Du noch der Secundant!« — Pantaleone warf ihr einen finsteren Blick zu.

Gemma schwieg beinahe die ganze Zeit über, doch noch nie war ihr Gesicht schöner und leuchtender. Nach dem Mittagessen rief sie Sanin auf einen Augenblick nach dem Garten, und an derselben Bank, wo sie vor drei Tagen die Kirschen auflas, stehen bleibend, sagte sie: »Dimitri, werde nicht böse; doch ich will Dir wiederholen, daß Du Dich nicht für gebunden halten sollst. . .«

Er ließ sie nicht ausreden . . .

Gemma wandte ihr Gesicht ab. »Was aber die Mutter erwähnte — Du erinnerst Dich? — von der Verschiedenheit der Religion — da nimm! . . .«

Sie ergriff ein kleines Kreuzchen aus Granaten, das an feiner Schnur an ihrem Halse hing, zog stark an der Schnur, zerriß sie — und gab ihm das Kreuz.

»Wenn ich Dein bin, so ist auch Dein Glaube —, mein Glaube!«

Die Augen Sanins waren noch feucht, als er mit Gemma in das Haus zurückkehrte.

Gegen Abend kam Alles ins alte Geleise. Man spielte selbst Tresette.

XXXI.

Sanin stand am nächsten Tage früh auf. Er befand sich auf höchster Stufe menschlicher Glückseligkeit; doch nicht diese hatte seinen Schlaf gekürzt; die Frage, die verhangnißvolle Lebensfrage: »Wie verkauft er sein Gut so schnell und so vortheilhaft als möglich?« nahm ihm die Ruhe. Die mannigfaltigsten Pläne kreuzten sich in seinem Kopf, doch wollte sich noch keiner vollkommen klären. Er ging aus, in die frische Luft, um frisch zu werden. Mit fertigem Plan — nicht anders — wollte er vor Gemma treten.

* *
*

- Was ist das für eine Figur, schwer und dickfüßig, doch anständig gekleidet, die vor ihm geht, ein wenig hin und her wankend und die Füße schleppend? Wo hat er dieses Hinterhaupt, mit blonden Haarzöpfen bewachsen, diesen unmittelbar auf die Schultern gesetzten Kopf, diesen weichen, fetten Rücken, diese geschwollenen, herabhängenden Hände gesehen? Ist es gar Polosoff, sein alter Schulkamerad, den er bereits fünf Jahre aus den Augen verloren? Sanin holte die Figur ein, wandte sich um . . . Ein breites, gelbliches Gesicht, kleine Schweinsaugen mit weißen Wimpern und Augenbrauen; kurze, flache Nase, große, wie zusammengeklebte Lippen, rundes, haarloses Kinn, und namentlich der Gesichtsausdruck säuerlich, faul, mißtrauisch — ja wirklich, das ist er, es ist Hippolyt Polosoff.

»Wirkt wohl wieder mein Stern?« dachte Sanin.

»Polosoff! Hippolyt Sidoritsch! bist Du es?«

Die Figur blieb stehen, hob ihre ganz kleinen Augen in die Höhe, wartete ein wenig und rief endlich, seine Lippen auseinander reißend, mit heiserer Fistelstimme:

»Dimitri Sanin?«

»Ich selbst!« rief Sanin und drückte die Hand von Polosoff; in enge, perlgraufarbige Handschuhe gepreßt, hingen seine Hände leblos wie vorher an den hervortretenden Schenkeln. »Bist Du schon lange hier? Woher kommst Du? Wo bist Du abgestiegen?«

»Ich bin gestern aus Wiesbaden gekommen,« antwortete, ohne sich zu beeilen, Polosoff, »Einkäufe für meine Frau zu machen und kehre schon heute nach Wiesbaden zurück.«

»Ach ja! Du bist ja verheirathet, man sagt, mit einer Schönheit.«

Polosoff blickte nach der Seite. — »Man sagt es.«

Sanin lachte. — »Ich sehe, Du bist wie früher . . . derselbe Phlegmatiker wie in der Schule.«

»Warum soll ich mich verändern?«

»Und man sagt,« fügte Sanin mit besonderer Betonung hinzu, »man sagt, daß Deine Frau sehr reich sei.«

»Auch das sagt man.«

»Und Dir selbst, Hippolyt Sidoritsch, ist es Dir denn etwa nicht bekannt?«

»Ich mische mich, lieber Dimitri Pa . . . Pawlowitsch? — ja Pawlowitsch! nicht in die Angelegenheiten meiner Frau.«

»Mischest Dich nicht? In keine Angelegenheiten?«

Polosoff ließ wiederum seine Augen hin- und herirren. — »In keine, mein Lieber. Sie lebt für sich . . . ich desgleichen.«

»Wo gehst Du jetzt hin?« fragte Sanin.

»Jetzt gehe ich nirgends hin; ich stehe und spreche mit Dir; dann aber gehe ich in mein Gasthaus und frühstücke.«

»Willst Du mich zum Gefährten haben?«

»Das heißt, zum Frühstück?«

»Ja.«

»Thu' mir den Gefallen. In Gesellschaft zu essen, ist weit lustiger. Du bist doch kein Schwätzer?«

»Ich glaube nicht.«

»Dann ist ja Alles gut.«

Polosoff bewegte sich vorwärts. Sanin schritt neben ihm.

Und Sanin dachte nach — Polosoffs Lippen waren wieder wie zusammengeklappt, er athmete schwer, keuchte und wankte schweigend einher — Sanin dachte: Auf welche Weise war es diesem Klotz gelungen, eine schöne und reiche Frau zu erjagen? Er selbst ist weder reich, noch vornehm, noch klug; im Gymnasium galt er für einen unfähigen, bornirten Jungen, für eine Schlafmütze und einen

Vielfraß — man gab ihm sogar den Spitznamen »Spucke« — Reines Wunder!

Doch wenn seine Frau sehr reich ist — man sagt, sie sei die Tochter eines Branntweinpächters — da kann sie ja mein Gut kaufen! Er sagt zwar, er mische sich in keine Angelegenheiten seiner Frau, doch dem ist nicht zu glauben! Ich will auch einen passenden, vortheilhaften Preis bestimmen! Warum nicht den Versuch machen? Vielleicht wirkt auch hierbei mein Stern . . . Es sei! Ich versuche es!«

Polosoff führte Sanin in das beste Hotel von Frankfurt, wo er selbstverständlich die besten Zimmer einnahm. Auf den Tischen, Stühlen standen Cartons, Kisten, Packete . . .

Lauter Einkäufe für Maria Nikolaewna (so hieß Polosoffs Frau) mein Freund!«

Polosoff ließ sich in einen Sessel nieder, stöhnte: »Welche Hitze!« und nahm sein Halstuch weg. Dann klingelte er dem Oberkellner und bestellte bei ihm umständlich ein copiöses Frühstück.

»Um ein Uhr muß der Wagen fertig sein! Hören Sie es, punkt Eins!«

Der Oberkellner verneigte sich kriechend und verschwand mit einer servilen Verbeugung.

Polosoff knöpfte seine Weste auf. Schon aus der Weise, wie er die Augenbrauen in die Höhe hob, pustete, die Nase verzog, konnte man entnehmen, daß das Sprechen eine große Last für ihn sei, und er mit einer gewissen Angst abwarte, ob Sanin ihn, seine Zunge in Bewegung zu setzen, zwingen oder die Mühe, das Gespräch zu führen, auf sich nehmen werde?

Sanin begriff die Stimmung seines Freundes und belästigte ihn nicht mit Fragen; er begnügte sich mit dem Unentbehrlichsten. Er erfuhr, daß Polosoff zwei Jahre als Uhlan gedient (als Uhlan! der muß in der kurzen Jacke schön ausgesehen haben!) vor drei Jahren geheirathet habe und jetzt bereits das zweite Jahr mit seiner Frau sich im Auslande befinde, welche im Augenblicke sich von etwas in Wiesbaden curiren lasse, dann fahre er nach Paris. Seinerseits sprach Sanin von seinem früheren Leben, von seinen Plänen ebenso kurz; er griff sofort das Wichtigste an, d. h. er sprach von seiner Absicht, sein Gut zu verkaufen.

Polosoff hörte ihm schweigend zu, nur manchmal auf die Thüre blickend, durch welche das Frühstück seinen Eingang halten mußte.

Endlich erschien das Frühstück. Der Oberkellner in Begleitung von zwei anderen, brachte eine Menge Schüsseln unter silbernen Deckeln.

»Dein Gut liegt im Gouvernement Tula?« fragte Polosoff, sich an den Tisch setzend und die Serviette hinter seinen Kragen befestigend.

»Ja, in Tula.«

»Im Efremoffschen Kreise? Ich kenne es.«

»Du kennst meine Alexeewka?« fragte Sanin, sich ebenfalls an den Tisch setzend.

»Ja, ich kenne sie.« Polosoff füllte seinen Mund mit einer Omelette *aux truffes.* »Maria Nikolaewna, meine Frau, hat ein Gut in der Nähe — Oeffnen Sie die Flasche, Kellner! — Der Boden ist gut, nur haben Deine Bauern viel Wald bei Dir ausgehauen. Warum verkaufst Du das Gut?«

»Ich brauche Geld, Freund. Ich würde es billig lassen. Du solltest es kaufen . . . Für Dich wäre es ganz passend.«

Polosoff schluckte ein Glas Wein hinunter, wischte sich mit der Serviette und kaute wieder — langsam und geräuschvoll.

»Aber,« rief er endlich . . . »Ich kaufe keine Güter, habe kein Geld. — Reiche mir die Butter. — Meine Frau wird es vielleicht kaufen. Sprich mit ihr. Wenn Du nicht theuer bist — sie ist keine Kostverächterin. . . Sind die Deutschen aber ungeschickt! Können keinen Fisch kochen. Was kann einfacher sein? Und wollen noch ein einiges Deutschland. — Kellner, nehmen Sie das Zeug fort!«

»Verwaltet denn wirklich Deine Frau ihr Vermögen selbst?« fragte Sanin.

»Ja. — Die Coteletten — die sind gut. Ich empfehle sie Dir. — Ich habe Dir, Dimitri Pawlowitsch, bereits gesagt, daß ich mit den Angelegenheiten meiner Frau nichts zu thun habe — und wiederhole es auch jetzt.«

Polosoff fuhr zu kauen fort.

»So. . . Doch wie kann ich, Hippolyt Sidoritsch, mit ihr sprechen?«

»Sehr einfach, Dimitri Pawlowitsch. Fahre nach Wiesbaden Es ist nicht weit. — Kellner, haben Sie keinen englischen Senf — Nein? Canaillen! — Verliere aber keine Zeit. Uebermorgen fahren wir. — Erlaube, ich gieße Dir ein Glas Wein ein — der Wein hat Blume — ist nicht sauer.«

Das Gesicht Polosoffs wurde röther und lebendiger; es wurde lebendiger nur wenn er. . . aß oder trank.

»Warum hast Da aber solche Eile?«

»Das ist ja gerade die Schwierigkeit.«

»Und brauchst Du eine große Summe?«

»Freilich eine große. Ich will . . . wie soll ich es Dir sagen? ich beabsichtige . . . zu heirathen.

Polosoff stellte das Glas, welches er bereits zu den Lippen geführt, auf den Tisch.

»Heirathen!« rief er mit heiseren vor Verwunderung heiserer Stimme, und faltete die Hände über dem Bauche. »So plötzlich?«

»Ja . . . so schnell.«

»Die Braut ist doch wohl in Rußland?«

»Nein, nicht in Rußland.«

»Wo. . . also?«

»Hier, in Frankfurt.«

»Und wer ist sie?«

»Eine Deutsche; das heißt, sie ist eine Italienerin — doch hier ansässig.«

»Ist sie reich?«

»Nein.«

»Die Liebe ist also sehr stark?«

»Wie Du lächerlich bist! Freilich stark.«

»Und dazu brauchst Du Geld?«

»Ja wohl. . . ja. . . ja!t«

Polosoff schluckte den Wein hinunter, spülte sich den Mund, wusch sich die Hände, trocknete sich gewissenhaft mit der Serviette, nahm eine Cigarre und tauchte sie an. Sanin betrachtete ihn.

»Das einzige Mittel,« rief endlich Polosoff, den Kopf zurückwerfend und den Rauch in dünnen Säulen aufsteigen lassend, »geh zu meiner Frau. Wenn sie will, wird sie alle Deine Sorgen mit einemmale nehmen.«

»Doch wie soll ich Deine Frau sehen? Du sagst ja, daß Ihr übermorgen wegfährt?«

Polosoff schloß die Augen.

»Weißt Du, was ich Dir sagen werde?« sagte er, die Cigarre zwischen den Lippen drehend und schwer athmend. »Gehe nach Hause, mache Dich schnell reisefertig und komme hierher. Um Eins fahre ich weg, mein Wagen ist geräumig — ich nehme Dich mit. Das ist das Beste. Jetzt aber werde ich schlafen. Wenn ich gegessen habe, muß ich durchaus schlafen. Meine Natur verlangt es — und ich widerstehe ihr nicht. Störe auch Du mich nicht.«

Sanin dachte nach, dachte nach — plötzlich erhob er den Kopf: er hatte sich entschlossen!

»Gut, ich bin einverstanden und danke Dir. Um halb ein Uhr bin ich hier, wir fahren zusammen nach Wiesbaden. Ich hoffe, Deine Frau wird nicht übel nehmen . . .«

Doch Polosoff athmete wieder schwer. Er lallte: »Störe mich nicht!« bewegte die Beine hin und her und schlief ein wie ein kleines Kind.

Sanin richtete noch einen Blick auf seine schwerfällige Figur, auf seinen Kopf, auf seinen Hals, auf sein in die Höhe gerichtetes, wie ein Apfel rundes Kinn und eilte, nachdem er das Hotel verlassen, mit raschen Schritten nach der Conditorei von Roselli. Er mußte doch Gemma davon in Kenntniß setzen.

XXXII.

Er traf sie mit der Mutter in der Conditorei. Diese war damit beschäftigt, gebückten Rückens mit einer zusammenlegbaren Elle den Zwischenraum zwischen den Fenstern abzumessen. Bei Sanins Anblick richtete sie sich auf und begrüßte ihn freundlich, doch ein wenig verlegen.

»Nach dem, was Sie gestern fallen ließen, bin ich beständig in Gedanken, in welcher Weise man den Laden verschönern soll. Ich glaube, wir stellen hier zwei kleine Schranke mit Spiegelglas-Fenstern auf. Jetzt ist es so Mode. Und dann . . .«

»Prachtvoll, prachtvoll,« unterbrach sie Sanin — »das Alles wird zu überlegen sein. Doch kommen Sie, ich habe ihnen etwas mitzutheilen.«

Er nahm Frau Lenora und Gemma an der Hand und führte sie in das andere Zimmer. Frau Lenora wurde unruhig und ließ das Maß fallen . . . Gemma wurde ebenfalls etwas erregt, sah Sanin scharf an und beruhigte sich dann. Sanins Gesicht, wiewohl besorgt, drückte Muth und Entschlossenheit aus.

Er bat die beiden Damen, sich zu setzen, stellte sich vor sie hin und theilte ihnen, die Hände bewegend und in seinen Haaren spielend, Alles mit: das Begegnen mit Polosoff, die beabsichtigte Reise nach Wiesbaden, die Möglichkeit, das Gut zu verkaufen. »Stellen Sie sich mein Glück vor,« rief er zuletzt; »die Sache hat sich so gewendet, daß ich vielleicht gar nicht nach Rußland zu fahren brauche! Auch die Hochzeit wird man dann viel früher feiern können, als ich mir gedacht hatte!«

»Wann müssen Sie fahren?« fragte Gemma.

»Heute, in einer Stunde; mein Freund hat einen Wagen, er nimmt mich mit.«

»Sie schreiben uns?«

»Sicherlich! Sofort, nachdem ich diese Dame gesprochen haben werde.«

»Diese Dame ist — sehr reich?« fragte die praktische Frau Lenora.

»Ungeheuer reicht ihr Vater war ein Millionär und hat ihr Alles hinterlassen.«

»Alles — ihr allein? Ja, Sie haben Glück! Doch nehmen Sie sich in Acht, verkaufen Sie das Gut nicht zu billig! Seien Sie besonnen und fest. Lassen Sie sich nicht hinreißen! Ich verstehe Ihren Wunsch, so schnell wie möglich Gemma zu heirathen doch Vorsicht vor Allem! Vergessen Sie Eines nicht: je theurer Sie das Gut verkaufen, desto mehr bleibt für Sie Beide und für Ihre Kinder.«

Gemma wandte sich ab, die Erregung Sanins gab sich in dem unruhigere Hin- und Herbewegen seiner Arme kund.

»Auf meine Vorsicht können Sie sich verlassen Ich sage ihr den richtigen Preis, willigt sie ein — dann gut, wenn nicht — dann behüte sie Gott!«

»Sie kennen sie, diese Dame?« fragte Gemma.

»Ich habe sie nie gesehen.«

»Und wann kommen Sie zurück?«

»Wenn wir das Geschäft nicht zu Stande bringen, übermorgen; wenn aber Alles gut geht, werde ich wohl noch ein oder zwei Tage zugeben müssen. Jedenfalls werde ich keinen Augenblick versäumen. Hier lasse ich ja meine Seele zurück!. Doch ich plaudere hier mit Ihnen, und ich muß ja noch vor der Abfahrt in meinen Gasthof. . . Reichen Sie mir die Hand, Frau Lenora, auf das gute Gelingen — es ist so Sitte bei uns in Rußland.«

»Die rechte oder die linke?«

»Die linke ist dem Herzen näher. Ich komme übermorgen — mit dem Schilde, oder auf dem Schilde! Etwas sagt mir: ich komme als Sieger! Leben Sie wohl, meine Guten, meine Theueren . . .«

Er umarmte und küßte Frau Lenora, und bat Gemma mit ihm in ihr Zimmer zu gehen — auf einen Augenblick — weil er ihr etwas Wichtiges. . . Er wollte einfach unter vier Augen sich von ihr verabschieden. Frau Lenora begriff dies — und zeigte kein Begehren, die wichtige Angelegenheit kennen zu lernen.

Sanin hatte noch nie Gemmas Zimmer betreten. Der ganze Zauber der Liebe, ihr ganzes Feuer, das Entzücken und die süße Angst derselben drangen in seine Seele, wurden zu heller Flamme in ihm, sobald er die heilige Schwelle überschritten. . . Er warf einen gerührten Blick um sich, sank vor dem geliebten Mädchen nieder und drückte sein Gesicht fest an ihre Gestalt.

»Du bist mein?« flüsterte sie, »Du kehrst bald zurück?«

»Ich bin Dein . . . ich kehre wieder,« wiederholte er beständig, fast athemlos.

»Ich will Dich erwarten, mein Theurer!«

Einige Augenblicke darauf war Sanin bereits in eiligem Laufe nach seiner Wohnung. Er hatte gar nicht bemerkt, daß ihm nach Pantaleone ganz zerzaust aus der Conditorei herausgesprungen war — ihm etwas nachschrie und mit hoch erhobener Hand ihm — zu drohen schien.

* * *

Punkt drei Viertel auf ein Uhr erschien Sanin bei Polosoff. Vor seinem Hotel stand bereits der Wagen mit vier Pferden bespannt. Polosoff rief, ihn bemerkend: »So, Du hast Dich entschlossen?« und trat, nachdem er seinen Hut aufgesetzt und Mantel und Ueberschuhe angezogen und trotz des Sommers sich Watte in die Ohren gestopft hatte, auf die Hausflur. Die Kellner ordneten nach seinen Anweisungen alle seine Einkäufe im Innern des Wagens, umgaben seinen Sitz mit seidenen Kissen, Reisesäcken, Bündeln, stellten ihm zu Füßen einen Korb mit Speisen und banden seinen Reisekoffer auf dem Bocke an. Polosoff bezahlte mit freigebiger Hand und kroch, respectvoll vom diensteifrigen Portier unterstützt, ächzend in den Wagen, setzte sich, rückte Alles um sich zurecht, suchte eine Cigarre aus, rauchte sie an — und dann erst winkte er Sanin mit dem Finger-: komm nämlich auch Du! Sanin nahm neben ihm Platz, Polosoff ließ dem Kutscher durch den Portier sagen, er solle gut fahren, wenn er Trinkgeld verdienen wolle. Die Wagenthüre flog zu, der Wagen rollte fort.

XXXIII.

Von Frankfurt nach Wiesbaden fährt man jetzt mit der Eisenbahn kaum eine Stunde, damals kam man mit der Extrapost kaum in drei Stunden hin. Man wechselte wohl fünfmal die Pferde. Polosoff schien theils zu schlummern, theils sich hin- und herwiegen zu lassen; die Cigarre im Munde, sprach er kein Wort; kein einziges Mal blickte er durch das Fenster; die malerischen Landschaften interessirten ihn nicht, er erklärte sogar: »die Natur — sei sein Tod!« Sanin schwieg ebenfalls und kümmerte sich nicht um Aussichten, etwas Anderes erfüllte sein Herz. Er überließ sich ganz seinen Gedanken, seinen Erinnerungen. Auf den Stationen bezahlte Polosoff; er sah nach der Uhr und belohnte die Postillone — reichlich oder karg, — je nach dem Eifer, den ein Jeder an den Tag gelegt. Auf der Mitte des Weges nahm er aus dem Korbe mit den Vorräthen zwei Apfelsinen heraus, wählte für sich die beste und bot die andere Sanin an. Sanin sah seinen Gefährten an — und lachte.

»Warum lachst Du?« fragte dieser, mit seinen kurzen, weißen Nägeln die Schale der Apfelsine sorgfältig abnehmend.

»Warum?« wiederholte Sanin. »Ueber meine Reise mit Dir.«

»Wie so?« fragte Polosoff wieder, indem er eines jener länglichen Stücke, aus denen das Innere der Apfelsine besteht, durch seinen Mund zog.

»Sie ist zu sonderbar. Gestern dachte ich ebenso wenig an Dich, wie an den Kaiser von China — und heute fahr ich mit Dir, um mein Gut Deiner Frau zu verkaufen, von der ich ebenfalls keine Vorstellung habe.«

»Alles kommt vor!« antwortete Polosoff. »Lebe nur ein wenig länger — Du erfährst dann genug; z. B. kannst Du Dir vorstellen, daß ich als Ordonnanz zum Kaiser mit einer Meldung heranritt? Und ich ritt heran, der Großfürst Michael commandirt: Trab, der dicke Cornet soll Trab reiten! Mehr Trab!«

Sanin kratzte sich hinter dem Ohre.

»Sage mir, lieber Hippolyt Sidoritsch, wie ist Deine Frau eigentlich? Was hat sie für einen Charakter? Das muß ich doch wissen.«

»Er hat gut Trab commandiren!« rief mit plötzlicher Heftigkeit Polosoff, »doch wie ist mir — mir dabei? Da habe ich mir gedacht:

nehmt Euch alle Eure Ehren und Eure Epauletten — und Gott sei mit Euch! . . . Ach ja, Du frägst über meine Frau. Was — meine Frau? Ein Mensch wie alle anderen. Den Finger darf man ihr nicht in den Mund legen,![2] das liebt sie nicht. Die Hauptsache ist — zu sprechen, viel zu sprechen . . . so daß man darüber lachen kann . . . Erzähle ihr über Deine Liebe etwas . . . aber drolliger, verstehst Du?«

»Wie drolliger?«

»Nun so. Du hast mir ja gesagt, daß Du verliebt bist, heirathen willst. Beschreibe das Alles recht hübsch.«

Sanin fühlte sich beleidigt. — »Was findest Du Komisches dabei?«

Polosoff ließ wieder seine Augen umherschweifen. Der Saft der Apfelsine floß über sein Kinn.

»Ist es Deine Frau, die Dich nach Frankfurt, Einkäufe zu machen geschickt hat?«

»Sie selbst.«

»Was sind das für Einkäufe?«

»Spielzeug, versteht sich.«

»Spielzeug? Hast Du denn Kinder?«

Polosoff rückte von Sanin ab.

»Was denn! Wie soll ich zu Kinder kommen! Fauxcols . . . Anzüge, Toilettesachen . . .«

»Verstehst Du etwas davon?«

»Freilich.«

»Du hast mir aber gesagt, daß die Angelegenheiten Deiner Frau Dich nichts angehen?«

»Diese ausgenommen. Sie sind nicht lästig. Man beschäftigt sich damit aus Langeweile. Meine Frau vertraut meinem Geschmack. Auch verstehe ich zu handeln.«

Polosoff sprach wieder brockenweise; er war bereits müde.

»Und ist Deine Frau wirklich sehr reich?«

»Reich ist sie; doch mehr für sich.«

»Du kannst Dich übrigens, wie es scheint, nicht beklagen?«

»Dafür bin ich ihr Mann. Wie wäre es anders möglich? Ich bin ihr auch von Nutzen! Sie hat es gut mit mir. Ich bin — bequem.«

Polosoff trocknete sein Gesicht mit einem Foulard und schnaubte. »Habe Mitleid mit mir!« schien er sagen zu wollen, »zwinge mich

nicht, mehr Worte zu machen. Du siehst, wie es mir schwer fällt.«

Sanin ließ ihn in Ruhe — und hing wieder seinen Gedanken nach.

* *
*

Das Hotel in Wiesbaden, vor welchem der Wagen anhielt, sah weniger einer Gastwirthschaft als einem Palaste ähnlich. Verschiedene Glocken ertönten sofort im Innern desselben, es entstand ein Laufen, ein Rennen; wohlgestaltete Menschen im schwarzen Fracke tänzelten am Haupteingang; der mit Goldtressen wie übergossene Portier öffnete mit Schwung die Wagenthüre.

Wie ein Triumphator stieg Polosoff heraus und ging die mit Teppichen bedeckte, von Räucherwerk duftende Treppe hinauf. Ein ebenfalls fein gekleideter Mann mit russischer Gesichtsbildung — sein Kammerdiener — sprang an ihm heran. Polosoff bemerkte ihm, daß er in Zukunft ihn stets mit sich nehmen werde -— denn man hätte ihn den Tag vorher in Frankfurt ohne heißes Wasser für die Nacht gelassen! Der Kammerdiener drückte in seinen Zügen Schrecken aus — verbeugte sich und zog dem Herrn die Ueberschuhe aus.

»Ist Maria Nikolaewna zu Hause?« fragte Polosoff.

»Ja wohl. Sie belieben sich anzuziehen. Sie speisen bei der Gräfin Lasunska.«

»So! bei dieser!. . . Warte! dort im Wagen sind Sachen — nimm sie alle selbst heraus und bringe sie her. Und Du, Dimitri Pawlowitsch, nimm Dir ein Zimmer und komme in einer Stunde zu mir. Wir wollen zusammen zu Mittag essen.«

Polosoff wankte weiter, Sanin verlangte ein einfaches Zimmer für sich, ruhte aus, machte seine Toilette in Ordnung und begab sich in die großartigen Gemächer, die Seine Durchlaucht Fürst von Polosoff inne hatte.

Er traf diesen »Fürsten« in einem üppigen Sammetsessel, mitten im prachtvollen Salon sitzend. Der phlegmatische Freund Sanins hatte bereits ein Bad genommen und sich mit reichem Atlas-Schlafrock und purpurrotheen Fez bekleidet. Sanin trat an ihn heran und betrachtete ihn einige Augenblicke. Polosoff saß unbeweglich wie ein Götze, wandte selbst das Gesicht Sanin nicht zu, rührte die Augenbrauen nicht, gab keinen Ton von sich. Das Schauspiel hatte wirklich sein

Großartiges. Nachdem er ihn genug-bewundern wollte Sanin bereits zu sprechen anfangen, diese feierliche Stille brechen — als plötzlich die Thür des Nebenzimmers sich öffnete und eine junge, schöne Dame, in weiß seidenem, mit schwarzen Spitzen besetzten Kleide, mit Brillanten an den Armen und am Halse — Maria Nikolaewna Polosoff selbst — an der Schwelle erschien. Dichtes, blondes Haar in geflochtenen, doch noch nicht geordneten Zöpfen fiel an beiden Seiten ihres Hauptes herab.

XXXIV.

»Ach! entschuldigen Sie,« rief sie mit halb verlegenem, halb spöttischem Lächeln, sofort mit der Hand das Ende der einen Haarflechte ergreifend und ihre großen, grauen, lichten Augen auf Sanin heftend. »Ich glaubte nicht, daß Sie bereits hier seien.«

»Sanin, Dimitri Pawlowitsch, mein Schulfreund,« sprach Polosoff wie vorher, ohne sich ihm zuzuwenden, ohne aufzustehen, bloß mit dem Finger auf ihn deutend.

»Ja. . . ich weiß es . . . Du hast es mir bereits gesagt. Ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Doch jetzt möchte ich Dich bitten. . . Hippolyt Sidoritsch . . . Mein Mädchen ist heute so ungeschickt . . .«

»Ich soll Dir die Haare ordnen?«

»Ja, bitte Hippolyt Sidoritsch,« wiederholte Maria Nikolaewna mit dem früheren Lächeln, nickte Sanin mit dem Kopfe zu, wandte sich rasch um und verschwand hinter der Thür, einen vorübergehenden doch harmonischen Eindruck eines wunderschönen Halses, üppiger Schultern, einer wundervollen Gestalt hinter sich zurücklassend.

Polosoff stand auf — und schwer sich hin- und herwiegend verschwand er in derselben Thür.

Sanin zweifelte keinen Augenblick, daß seine Anwesenheit im Solon des »Fürsten Polosoff« dessen Gattin ganz gut bekannt war; das ganze Kunststück war beabsichtigt, um ihm ihr Haar zu zeigen, das wirklich prachtvoll war. Sanin war sogar über dieses Kunststück der Frau Polosoff innerlich erfreut; wenn sie mich blenden, vor mir glänzen wollte — wer kann wissen, vielleicht zeigt sie sich in der Geldfrage ebenso zuvorkommend? Seine Seele war von Gemma so erfüllt, daß alle anderen Frauen für ihn keine Bedeutung hatten, er bemerkte kaum dieselben; auch diesmal begnügte er sich zu denken: ja, man hat mich wohl — unterrichtet — diese Dame ist wirklich nicht übel. Wäre er in keiner so ausschließlichen Seelenstimmung, er hätte sicherlich anders geurtheilt: Maria Nikolaewna Polosoff, geb. Kolischkin, war eine höchst bemerkenswerthe Persönlichkeit. Nicht daß sie eine vollkommene Schönheit gewesen wäre: man konnte sogar deutliche Spuren ihres plebejischen Ursprunges bei ihr wahrnehme. Ihre Stirn war niedrig, die Nase etwas fleischig und in

die Höhe gezogen; sie konnte weder Feinheit der Haut, noch Zierlichkeit der Hände und Füße an sich rühmen — doch was verschlug dies? Nicht vor dem »Heiligthum der Schönheit« — um sich Puschkins Worte zu bedienen, blieb ein Jeder, der ihr begegnete, stehen, sondern vor der Anziehungskraft des gewaltigen russisch-zigeunerischen, blühenden, weiblichen Körpers. . . und nicht unwillkürlich blieb er stehen!

Doch Gemmas Bild schätzte Sanin wie der »dreifache Panzer«, von dem die Dichter singen.

Nach etwa zehn Minuten erschien Maria Nikolaewna wieder in Begleitung ihres Mannes. Sie kam zu Sanin heran . . . und ihr Gang war der Art, daß er einigen Sonderlingen jener, leider! bereits entfernten Zeit genügte, um den Verstand zu verlieren. »Wenn diese Frau dir naht, scheint sie das Glück deines ganzen Lebens dir entgegen zu tragen,« redete einer derselben. Sie kam zu Sanin und sagte, ihm die Hand reichend, mit ihrer freundlichen und doch zurückhaltenden Stimme: — »Sie werden mich doch erwarten, nicht wahr? Ich kehre bald zurück.«

Sanin verbeugte sich achtungsvoll und Maria Nikolaewna war bald hinter dem Vorhange der Thür verschwunden, und im Verschwinden hatte sie nochmals den Kopf gewandt, hatte wiederum gelächelt, und sie ließ den ganzen harmonischen Eindruck zurück, den sie vorhin bei ihrem Erscheinen geübt hatte.

Wenn sie lächelte, zeigten sich nicht ein oder zwei sondern drei Grübchen auf jeder ihrer Wangen — und noch mehr als ihre Lippen, als ihre rosigen, langen, wohlschmeckenden Lippen, mit zwei kaum merklichen Muttermalen an der linken Seite, lächelten ihre Augen.

Polosoff wälzte sich ins Zimmer und nahm im Sessel Platz. Er schwieg wie früher, doch ein sonderbares Lächeln wölbte von Zeit zu Zeit seine farblosen, schon welken Wangen.

Er sah recht alt aus, obgleich er bloß drei Jahre älter als Sanin war.

Das Mittagsessen, das er seinem Freunde vor- setzte, hätte sicher den schwierigsten Feinschmecker befriedigt, doch Sanin fand es endlos, unerträglich! Polosoff aß langsam, mit Gefühl, Verständniß und in Absätzen, aufmerksam sich über den Teller neigend und fast jedes Stück beriechend; zunächst spülte er sich den Mund mit Wein, dann schlang er das Stück hinein und schnalzte mit den Lippen . . .

Beim Braten wurde er gesprächig, doch, worüber? Ueber Merinoschafe, deren er eine ganze Heerde zu verschreiben beabsichtigte, und so umständlich, mit solcher Zärtlichkeit behandelte er dies Thema, daß er sich ausschließlich der Verkleinerungsnamen bediente. Darauf trank er eine Tasse heißen, kochendheißen Caffee (einige Male erinnerte er den Kellner mit weinerlicher, gereizter Stimme, daß man ihm das letztemal kalten, eiskalten Caffee servirt habe), biß mit seinen krummen, gelben Zähnen eine Havanna-Cigarre ab und schlummerte nach seiner Gewohnheit ein, zur größten Freude Sanins, welcher, mit lautlosem Schritte sich auf dem weichen Teppich hin- und herbewegend, sann, was sein Leben mit Gemma sei, mit welcher Nachricht er zurückkommen werde. Doch Polosoff wachte auf, früher als gewöhnlich, wie er bemerkte; er hatte bloß anderthalb Stunden geschlafen; er trank ein Glas Selterwasser mit Eis, verschluckte an acht Löffel Eingemachtes, russisches Eingemachtes, das ihm sein Kammerdiener in dunkelgrünen echt Kinn'schen Glasbüchse servirte, ohne welches er, meinte er, nicht leben könnte, glotzte Sanin aus seinen aufgeschwollenen Augen an und fragte ihn, ob er mit ihm schwarzen Peter spielen wolle? Sanin war gern bereit; er hatte Angst, daß Polosoff wieder von Merinoschäfchem von Lämmchen, von Fettschwänzchen zu sprechen anfange. Der Kellner brachte die Karten und das Spiel begann, freilich nicht um Geld.

Bei dieser unschuldigen Beschäftigung traf sie Maria Nikolaewna, von der Gräfin Lasunska zurückgekehrt.

Sie lachte laut auf, als sie in das Zimmer trat und die Karten und den geöffneten Spieltisch erblickte. Sanin sprang auf, doch sie rief: »Bleiben Sie sitzen, spielen Sie weiter — Ich ziehe mich sofort um und komme zu Ihnen« — und verschwand mit ihrem Kleide rauschend und im Gehen ihre Handschuhe ausziehend.

Wirklich kehrte sie bald wieder. Ihr Gesellschaftskleid hatte sie mit einem weiten seidenen Hausrocke von fliederblauer Farbe mit weit geöffneten Aermeln vertauscht, eine dicke, gewirkte Schnur umgab ihre Taille. Sie setzte sich zu ihrem Manne — wartete, bis er »schwarzer Peter« wurde, rief ihm: »Nun, Dicker (beim Worte »Dicker« sah Sanin sie verwundert an — sie aber lächelte lustig, antwortete auf seinen Blick mit dem ihrigen — und ließ wieder alle Grübchen ihrer Wangen sehen), nun Dicker ist's genug; ich sehe, Du

willst schlafen; küsse meine Hand und verziehe Dich; ich aber will mit Herrn Sanin plaudern.«

»Schlafen will ich nicht,« sagte Polosoff, sich schwerfällig vom Sessel erhebend, »doch mich verziehen will ich — das thue ich; auch die Hand will ich küssen.« Sie hielt ihm ihre Hand vor, ohne aufzuhören zu lächeln und Sanin anzublicken.

Auch Polosoff sah ihn an und ging weg, ohne sich von ihm zu verabschieden.

»Erzählen Sie, erzählen Sie,« rief Maria Nikolaewna lebhaft, beide entblößten Ellenbogen zugleich auf den Tisch stützend und die Nägel der einen Hand ungeduldig gegen die der andern schlagend; »ist es wahr, daß Sie heirathen wollen?«

Beim Aussprechen dieser Worte hatte Maria Nikolaewna ihren Kopf sogar ein wenig zur Seite geneigt, um Sanin noch schärfer und durchdringender in die Augen zu blicken.

XXXV.

Obgleich Sanin kein Neuling war und sich bereits an den Leuten gerieben hatte, würde ihn dennoch dies ungezwungene Benehmen der Frau Polosoff anfänglich sicherlich verlegen gemacht haben, wenn er nicht gerade in diesem Benehmen, in dieser Vertraulichkeit ein günstiges Vorzeichen für das Gelingen seines Unternehmens erblickt hätte. »Ich will den Einfällen dieser reichen Frau nachgeben,« entschied er bei sich und antwortete ihr deshalb ebenso ungezwungen, wie sie ihn befragte:

»Ja, ich heirathet.«

»Wen? Eine Ausländerin?«

»Ja.«

»Haben Sie schon seit Langem ihre Bekanntschaft gemacht? In Frankfurt?«

»Allerdings.«

»Und wer ist sie? Kann man es erfahren?«

»Freilich, sie ist die Tochter eines Conditors.«

Maria Nikolaewna öffnete weit ihre Augen und zog die Augenbrauen in die Höhe.

»Das ist ja wunderschön!« rief sie, diese Worte dehnend. — »Prachtvoll! Ich glaubte, man könne solchen jungen Leuten, wie Sie, nicht mehr auf dieser Welt begegnen. Tochter eines Conditors!«

»Das scheint Sie in Erstaunen zu setzen, wie ich sehe«, erwiederte Sanin nicht ohne Würde, »doch erstens habe ich keine Vorurtheile . . .«

»Erstens wundere ich mich nicht im Geringsten,« unterbrach ihn Maria Nikolaewna — »Vorurtheile habe ich auch nicht. Ich selbst bin die Tochter eines Bauers. Nun? Wer hat Recht? Ich wundere mich Und ich freue mich, daß es einen Menschen gibt, der sich nicht fürchtet zu lieben. Sie lieben sie doch?«

»Ja.«

»Ist sie sehr schön?«

Diese Frage setzte Sanin in Verlegenheit . . . Doch man mußte sich fügen . . .

»Sie wissen, Maria Nikolaewna,« fing er an, »daß Jedem das Gesicht seiner Geliebten schöner erscheint als das der Anderen; doch meine Braut ist wirklich eine Schönheit.«

»Wirklich? Doch welcher Art? italienisch? antik?«

»Ja; sie hat sehr regelmäßige Züge.«

»Sie haben kein Porträt von ihr bei sich?«

»Nein.« (In der Zeit dachte man noch nicht an Photographien; kaum hatte die Verbreitung der Daguerreotypie begonnen).

»Wie heißt sie?«

»Ihr Name ist — Gemma.«

»Und der Ihrige?«

»Dimitri.«

»Und ihr Vatername?«

»Pawlowitsch.«

»Wissen Sie, Dimitri Pawlowitsch,« sprach Maria Nikolaewna mit derselben, die Worte ziehenden Stimme, »daß Sie mir sehr gefallen? Sie müssen ein guter Mensch sein. Geben Sie mir Ihre Hand. Wir wollen Freunde sein.«

Sie drückte seine Hand fest mit ihren schönen, weißen, starken Fingern. Ihre Hand war nur wenig kleiner als die seinige — doch wärmer, glatter, welcher, lebensvoller.

»Doch wissen Sie, was mir in den Sinn kommt?«

»Was?«

»Sie werden nicht böse werden?«

»Nein?«

»Sie ist, wie Sie sagen, Ihre Braut . . . War es aber . . . war es durchaus so nothwendig? . . .«

Sanin wurde finster.

»Ich verstehe Sie nicht, Maria Nikolaewna.«

Maria Nikolaewna lachte leise, warf den Kopf zurück und strich die aus ihre Wangen gefallenen Haare zur Seite. — »Er ist allerliebst!« rief sie halb nachdenklich, halb zerstreut. »Ein Ritter! Und nun soll man Leuten, die da behaupten, »die Idealisten seien ausgestorben, noch Glauben schenken!«

Maria Nikolaewna hatte die ganze Zeit über russisch gesprochen, mit merkwürdig reiner, echt Moskauer Aussprache, wie sie dem

Volke und nicht gerade dem Adel eigen ist.

»Sie sind gewiß im väterlichen Hause, in einer gottesfürchtigen Familie von altem Schlage erzogen worden?« fragte sie. »Aus welchem Gouvernement sind Sie?«

»Aus Tula.«

»Dann sind wir ja specielle Landsleute? Mein Vater . . . Sie wissen doch, wer mein Vater war?«

»Ja, allerdings.«

»Er war aus Tula gebürtig, er war ein echter Tula-Bauer. Doch genug . . . Wenden wir uns zur Sache.«

»Das heißt . . . zu welcher Sache? Sie meinen damit? . . .«

Maria Nikolaewna zog ihre Augen zusammen — »Wozu sind Sie denn hierher gekommen? (Wenn Sie die Augen zusammenzog, wurde der Ausdruck derselben zugleich sehr freundlich und spöttisch; wenn sie aber dieselben ganz öffnete — da offenbarte sich in dem lichten, beinahe kalten Glanze derselben etwas Bösartiges . . . etwas Drohendes. Eine besondere Schönheit verliehen ihren Augen die Augenbrauen, dicht, ein wenig hervorspringend, gerade wie beim Zobel.) Sie wollen, daß ich Ihr Gut kaufe? Sie brauchen Geld für Ihre Hochzeit? Nicht wahr?«

»Ich ich brauche welches«

»Und brauchen Sie viel?«

»Vorläufig wäre ich mit einigen Tausend Franks zufrieden. Ihr Herr Gemahl kennt mein Gut. Sie können ihn um Rath fragen — ich werde auch keinen theueren Preis beanspruchen.«

Maria Nikolaewna schüttelte mit dem Kopfe. »Erstens,« fing sie an — sie sprach in Absätzen — die Spitzen ihrer Finger berührten den Aufschlag des Rockärmels von Sanin, »habe ich nicht die Gewohnheit, meinen Mann um Rath zu fragen, Toilette-Gegenstände ausgenommen; in dieser Hinsicht gilt er bei mir als Künstler; und zweitens, warum sagen Sie, einen billigen Preis beanspruchen wollen? Ich will den Umstand, daß Sie jetzt schrecklich verliebt und auf alle Opfer bereit sind, nicht ausnützen . . . Ich werde keine Opfer von Ihnen annehmen. Wie! Statt diese . . . wie drückt man sich am Besten aus? Diese edlen Gefühle etwa? — bei ihnen anzufeuern, sollte ich Sie gehörig rupfen? Das ist nicht meine Gewohnheit. Wenn es gerade

vorkommt, habe ich kein Erbarmen mit den Leuten — doch nicht in dieser Weise.«

Sanin konnte nicht verstehen, ob sie ihren Spott mit ihm treibe, oder ernst spreche. Indessen dachte er bei sich: »Oh, vor dir muß man sich in Acht nehmen!«

Der Diener trat herein mit russischer Theemaschine, mit einem Theeserviee, mit Sahne, Zwieback u. s. w. auf einem großen Brette, stellte diesen ganzen Segen Gottes auf den Tisch zwischen Sanin und Frau Polosoff und entfernte sich.

Sie goß ihm eine Tasse ein. — »Sie verzeihen?« fragte sie, den Zucker mit den Fingern in die Tasse legend . . . die Zuckerzange lag gleichwohl daneben.

»Sehr gern! . . . Von einer so schönen Hand . . .«

Er beendete den Satz nicht, und verschluckte sich beinahe — doch sie sah ihn aufmerksam und frei an.

»Ich habe deshalb vom wohlfeilen Preise meines Gutes gesprochen, fuhr er fort,« »weil ich in diesem Augenblicke, da Sie sich im Auslande befinden, bei Ihnen keine großen verfügbaren Summen annehmen konnte, und endlich fühle ich selbst, daß der Verkauf . . . oder Kauf eines Gutes unter solchen Umständen — etwas Ungewöhnliches ist, und das war zu berücksichtigen.«

Sanin verwickelte sich und versprach sich, Maria Nikolaewna aber hatte sich in den Sessel sanft zurückgelegt, die Hände gekreuzt und blickte ihn stets mit demselben aufmerksamen und lichten Blicke an. Endlich schwieg er.

»Fahren Sie fort, sprechen Sie,« sagte sie, wie ihm zur Hilfe kommend, »ich höre Ihnen zu — es ist mir angenehm Sie anzuhören. Sprechen Sie.«

Sanin fing sein Gut zu beschreiben an, sagte, wie viel Desjatinen es habe, wo es liege, wie viel Ackerland es umfasse, welchen Gewinn man daraus ziehen könne . . . er erwähnte selbst der malerischen Lage des Gutshauses; und Maria Nikolaewna blickte ihn immerwährend an — immer heller, immer aufmerksamer; ihre Lippen bewegten sich unmerklich, ohne Lächeln; sie ließ ihre Zähne über sie hinstreifen. Es wurde ihm peinlich zu Muthe; er schwieg zum zweiten Male.

»Dimitri Pawlowitsch,« fing Maria Nikolaewna an, und sie wurde nachdenkend. »Dimitri Pawlowitsch . . .,« wiederholte sie, »wissen Sie

was: ich bin überzeugt, daß der Ankauf Ihres Gutes für mich sehr vortheilhaft ist, und daß wir uns darüber einigen werden; doch Sie müssen mir . . . zwei Tage — ja zwei Tage Frist geben. Sie sind doch im Staude, zwei Tage von Ihrer Braut entfernt zu bleiben? Länger werde ich Sie wider Ihren Willen nicht festhalten; hier mein Ehrenwort. Doch wenn Sie sofort fünf-, sechstausend Franc-s brauchen, bin ich mit größtem Vergnügen bereit, Ihnen mit denselben zu dienen. Wir werden später schon unsere Rechnung machen.«

Sanin erhob sich. »Ich muß Ihnen, Maria Nikolaewna, für Ihre freundliche und liebenswürdige Bereitwilligkeit, einem Ihnen beinahe gänzlich unbekannten Menschen zu helfen, danken . . . Doch wenn es Ihnen durchaus so beliebt, so würde ich verziehen, Ihre Entscheidung in Betreff meines Gutes abzuwarten und will zwei Tage hier bleiben.«

»Ja; das wünsche ich, Dimitri Pawlowitsch. Und wird es Ihnen schwer fallen? Sehr schwer? Sagen Sie.«

»Ich liebe meine Braut, Maria Nikolaewna, und die Trennung von ihr ist mir nicht leicht.«

»Sie sind ein goldener Mensch,« rief Maria Nikolaewna mit einem Seufzer. »Ich verspreche Ihnen, Sie nicht allzusehr zu quälen. Sie gehen schon?«

»Es ist spät,« bemerkte Sanin.

»Ja, Sie müssen sich von dieser Reise und vom Spiel mit meinem Manne erholen. Sagen Sie, sind Sie ein großer Freund von meinem Manne?«

»Wir wurden zusammen erzogen.«

»Und war er schon damals so?«

»Wie so?« fragte Sanin.

Maria Nikolaewna lachte plötzlich laut auf, lachte bis zur Röthe des ganzen Gesichtes, führte das Taschentuch an ihre Lippen, stand vorn Sessel auf, kam schwankend wie eine Müde zu Sanin und reichte ihm die Hand.

Er verabschiedete sich und ging nach der Thür.

»Belieben Sie morgen früher zu erscheinen — hören Sie?« rief sie ihm nach. Er blickte zurück und sah, daß sie sich wieder in den Sessel niedergelassen und beide Hände um ihren Kopf geschlungen hatte. Die breiten Aermel ihres Hauskleides waren zurückgefallen, beinahe

bis zu den Schultern, und man mußte gestehen, daß die Lage dieser Hände, die ganze Gestalt bezaubernd schön war.

XXXVI.

Noch lange nach Mitternacht brannte die Lampe in Sanins Zimmer. Er saß am Tische und schrieb an »seine Gemma«. Er erzählte ihr Alles, beschrieb ihr die Polosoffs, den Mann wie die Frau, doch verbreitete er sich hauptsächlich über seine eigenen Gefühle, und endigte damit, daß er ihr meldete, er sehe sie in drei Tagen wieder!!! (Mit diesen drei Ausrufungszeichen schloß auch der Brief.) Am frühen Morgen trug er diesen Brief auf die Post und ging in den Garten beim Curhaus, wo bereits die Musik spielte, spazieren. Es gab noch wenige Curgäste; er stand eine zeitlang vor dem Kiosk wo sich das Orchester befand, hörte ein Potpourri aus Robert dem Teufel an, trank Caffee, begab sich in eine vereinsamte Seiten-Allee, setzte sich auf eine Bank und dachte nach.

Der Griff eines Schirmes klopfte rasch und ziemlich stark an seine Schulter. Er fuhr zusammen . . . Vor ihm stand im leichten, grau-grünen Barège-Kleide, mit Hut von weißem Tüll und schwedischen Handschuhen, blühend und rosig wie der Sommermorgen, mit noch nicht entschwundenen Spuren des Wohlgefühles vom ungestörten Schlafe in Bewegungen und Blicken — Maria Nikolaewna.

»Guten Morgen!« rief sie. »Ich habe bereits nach Ihnen geschickt, doch Sie waren schon ausgegangen. Ich habe eben mein zweites Glas getrunken, man zwingt mich, wie Sie wissen, hier Wasser zu trinken — Gott weiß wozu . . . kann man etwa gesünder sein als ich? Und nun muß ich eine ganze Stunde einherspazieren. Wollen Sie mein Begleiter sein? Nachher wollen wir Caffee trinken.«

»Ich habe bereits welchen getrunken,« sagte Sanin, »doch es macht mir viel Freude, mit Ihnen spazieren zu gehen.«

»Dann reichen Sie mir Ihren Arm . . . Haben Sie keine Angst: Ihre Braut ist nicht hier, sie sieht es nicht.«

Sanin lächelte gezwungen. Er empfand einen unangenehmen Eindruck, jedesmal, wenn Maria Nikolaewna Gemma erwähnte. Doch fügte er sich eilig und willig . . . Der Arm Nikolaewnas ließ sich langsam und weich auf den seinigen nieder, gleitete in ihn hinein und schmiegte sich ihm an.

»Gehen wir hierher,« sagte sie, den geöffneten Schirm auf die Schulter werfend. »Im hiesigen Park bin ich wie zu Hause; ich führe

Sie zu den schönsten Plätzen. Und wissen Sie was (sie gebrauchte häufig diese drei Worte), wir wollen jetzt nicht über diesen Kauf sprechen; wir sprechen darüber nach dem Frühstücke, und zwar gründlich; jetzt müssen Sie nur über sich selbst erzählen . . . damit ich weiß, mit wem ich zu thun habe. Nachher werde ich Ihnen, wenn Sie es wünschen, von mir erzählen. Sind Sie einverstanden?«

»Aber, Maria Nikolaewna, was kann Sie interessiren . . .«

»Warten Sie, warten Sie, Sie haben mich falsch verstanden. Ich will mit Ihnen nicht coquettiren.« Maria Nikolaewna zuckte die Achseln. »Er hat eine Braut, wie eine antike Statue, und ich soll mit ihm coquettiren! Doch Sie haben eine Waare — und ich bin der Kaufmann. Und ich will wissen, wie Ihre Waare ist. Wohlan! zeigen Sie, wie sie ist, Ich will nicht bloß wissen, was ich kaufe, sondern auch bei wem ich kaufe. Das war die Regel meines Vaters. Nun fangen Sie an . . . Meinetwegen nicht von Ihrer Kindheit; aber zum Beispiel: wie lange sind Sie im Auslande? Wo waren Sie bis jetzt? Gehen Sie nur langsamer, wir haben nicht nöthig uns zu beeilen.«

»Hierher bin ich aus Italien gekommen, wo ich einige Monate zubrachte.«

»Sie haben, wie ich sehe, eine besondere Neigung zu allem Italienischen! Sonderbar, daß Sie nicht dort Ihren Gegenstand gefunden haben. Lieben Sie die Künste? Die Gemälde, oder mehr die Musik?«

»Ich liebe die Kunst . . . Ich liebe alles Schöne.«

»Auch die Musik?«

»Die Musik ebenfalls.«

»Und ich, ich liebe sie gar nicht. Mir gefallen bloß die russischen Gesänge, und dies nur auf dem Lande, im Frühling, beim Tanz, Sie kennen das . . . Rothe Gewänder,Perlengeschmeide im Haar, auf der Wiese kleines Gras, es riecht noch nach Rauch . . . ach, das ist schön! Doch von mir ist nicht die Rede. Sprechen Sie doch, erzählen Sie.«

Maria Nikolaewna ging und blickte beständig Sanin an. Sie war von hohem Wuchs; ihr Gesicht reichte beinahe bis zu dem seinigen.

Er begann zu erzählen, anfangs widerwillig, ungeschickt, doch bald ging es besser, allmählig kaut er sogar ins Plaudern. Maria Nikolaewna hörte mit kluger Miene zu, und dabei so traulich, daß Sie auch Andere unwillkürlich zum Freimuth verleitete. Sie hatte jene

große Gabe des »Umganges« — l*a terrible don de la familiarité* —, die der Cardinal Retz erwähnt.

Sanin sprach von seinen Reisen, von seinem Leben in Petersburg, von seiner Jugend . . . Wäre Maria Nikolaewna eine Dame der höheren Gesellschaft von verfeinerten Sitten gewesen, nimmermehr hätte er in solchem Grade sich ihr geöffnet, doch sie nannte sich selbst einen »guten Jungen«, der ohne alle Umstände sei, und solche nicht leiden könne, so hatte sie sich Sanin dargestellt. Und zu gleicher Zeit schritt dieser »gute Junge« neben ihm einher nach Katzenart, leicht an ihn gelehnt, ihm in das Gesicht blickend — und dieser »gute Junge« bewegte sich neben ihm in der Gestalt eines jungen, weiblichen Wesens, er duftete förmlich nach jener erregenden und zugleich entnervenden Versuchung, mit der gewisse slavische Weiber allein, und zwar nur einige, dabei nicht reiner, sondern gehörig gemischter Race, uns arme Männer zu Tode zu quälen im Stande sind.

Der Spaziergang Sanin's mit Maria Nikolaewna, seine Unterhaltung mit ihr dauerte eine Stunde. Kein einziges Mal blieben sie stehen — immer weiter drangen sie in die unendlichen Alleen des Parkes vor, bald eine Höhe ersteigend und im Gehen die Aussicht bewundernd, bald ein Thal herabsteigend und in undurchdringlichen Schatten sich verbergend — und immer mit verschlungenen Armen. Manchmal wurde Sanin ärgerlich; mit seiner Gemma, mit seiner heißgeliebten Gemma hatte er nie so lange gelustwandelt . . . Hier aber hatte sich seiner diese Dame bemächtigt — und Punktum! Ein Mal fragte er sie: »Sind Sie nicht müde?«

»Ich werde nie müde,« bekam er zur Antwort.

Manchmal begegneten ihnen andere Spaziergänger, beinahe Alle grüßten sie — die einen ehrerbietig, andere selbst kriechend. Einem derselben, einem sehr schönen, elegant gekleideten Brünetten rief sie mit dem reinsten Pariser Accent von Ferne zu: »*Comte, vous savez ils ne faut pas venir me voir — ni aujourdhui ni demain.*« Dieser nahm schweigend den Hut ab und verbeugte sich tief. »Wer ist das?« fragte Sanin aus schlechter Gewohnheit der Neugierde, die allen Russen eigen ist.

»Dies? Ein Französchen, es drehen sich ihrer viele hier umher. Er macht mir die Cour — auch er. Doch es ist Zeit, Caffee zu trinken. Gehen wir mich Hause, Sie sind wohl hungrig geworden. Mein -- Alter hat inzwischen wohl schon die Augen aufgerissen!«

»Mein Alter! die Augen ausgerissen!!« wiederholte Sanin für sich, »und dabei spricht sie so schön französisch . . . Welch' sonderbares Wesen!«

* * *

Maria Nikolaewna irrte sich nicht. Als sie mit Sanin in das Hotel zurückgekehrt war, saß bereits ihr Alter oder »Dicker« mit seinem Fez auf dem Kopfe vor dem gedeckten Tische. »Ich habe schon lange auf Dich gewartet,« rief er mit saurer Miene. »Ich wollte schon ohne Dich Caffee trinken.«

»Schadet nichts,« entgegnete lustig Maria Nikolaewna. »Warst Du böse? Das ist Dir gesund, sonst wirst Du mir zu fett. Ich bringe unseren Gast, klingle schnell. Trinken wir Caffee, Caffee, den besten Caffee — in Tassen von sächsischem Porzellan, auf der schneeweißen Serviette!«

Sie nahm den Hut ab, zog die Handschuhe aus, und klatschte mit den Händen.

Polosoff sah sie finster an.

»Maria Nikolaewna, was hüpfen sie heute so sehr?« sprach er halblaut.

»Das geht Sie, Hippolyt Sidoritsch, nichts an! Klingle doch! Dimitri Pawlowitsch, nehmen Sie Platz und trinken Sie Caffee zum zweiten Male. Ach, wie lustig ist es zu gebieten! Ein größeres Vergnügen gibt es nicht auf der Welt!«

»Wenn man gehorcht,« brummte wieder ihr Mann.

»Gerade wenn man gehorcht! Darum bin ich auch glücklich, namentlich mit Dir! Nicht wahr, Dicker? Da ist auch der Caffee!«

Auf dem ungeheuren Brett, mit dem der Kellner erschien, befand sich auch die Theateranzeige. Maria Nikolaewna griff sofort darnach.

»Ein Drama!« rief sie mit Unwillen, — »ein deutsches Drama. Einerlei! immer besser als deutsche Komödie. Lassen Sie für mich eine Orchesterloge holen — oder nein . . . lieber die Fremdenloge,« wandte sie sich zum Kellner, »hören Sie: durchaus die Fremdenloge.«

»Wenn aber die Fremdenloge bereits von Seiner Excellenz dem Herrn Stadt-Director belegt ist?« wagte der Kellner einzuwenden.

»Gehen Sie der Excellenz zehn Thaler — daß ich aber die Loge habe! Hören Sie?«

Der Kellner verneigte sich ergeben, doch schmerzlich bewegt.

»Dimitri Pawlowitsch, Sie fahren mit mir ins Theater? Die deutschen Schauspieler sind abscheulich — doch Sie fahren . . . Ja? Ja! Wie Sie liebenswürdig sind! Und Du, Dicker, fährst Du nicht?«

»Wie Du befiehlst,« sagte Polosoff in die Tasse, welche er zum Munde geführt hatte.

»Weißt Du was: bleib lieber. Du schläfst beständig im Theater. Du verstehst auch deutsch zu wenig. Mache lieber Folgendes: schreibe die Antwort an den Verwalter — erinnerst Du Dich wegen unserer Mühle . . . wegen des unentgeltlichen Mahlens des Bauerngetreides. Schreibe ihm, daß ich nicht will, nicht will, und damit basta! Da hast Du eine Beschäftigung für den ganzen Abend.«

»Gut,« antwortete Polosoff.

»Das ist ja prachtvoll. Du bist mein kluges Kind. Jetzt aber, meine Herren, da wir gerade des Verwalters erwähnt haben, wollen wir die Hauptsache besprechen. Sobald der Kellner weggeräumt haben wird, werden Sie, Dimitri Pawlowitsch, uns Alles von Ihrem Gute erzählen — wie, was, wie theuer Sie verkaufen, wie viel Angeld Sie haben wollen — kurz Alles! (»Endlich!« dachte Sanin — »Gott sei gelobt!«) Etwas haben Sie mir bereits mitgetheilt, Ihren Garten haben Sie mir, wie ich mich erinnere, prachtvoll beschrieben, doch mein Dicker war nicht dabei . . . Mag er es auch hören, — etwas wird er doch darein zu reden haben! Es ist mir sehr angenehm, zu denken, daß ich Ihnen bei Ihrer Heirath behilflich sein kann, auch habe ich Ihnen versprochen, mich nach dem Frühstück mit Ihnen zu beschäftigen, und ich halte stets mein Versprechen — nicht wahr Hippolyt Sidoritsch?«

Polosoff rieb sich sein Gesicht mit der Hand. »Was wahr ist, ist wahr, Sie haben nie Jemand betrogen.«

»Nie! und werde nie Jemand betrügen! Wohlan Dimitri Pawlowitsch, tragen Sie uns Ihre Sache vor, wie man sich im Petersburger Senat auszudrücken pflegt.«

XXXVII.

Sanin begann mit dem Vortrage der Angelegenheit, er beschrieb zum zweiten Male sein Gut, unterließ es jedoch diesmal, die Naturschönheiten desselben zu berühren — von Zeit zu Zeit berief er sich auf Polosoff, um die Bestätigung der von ihm ausgeführten Thatsachen und Zahlen zu erlangen. Doch Polosoff ließ höchstens ein »hm!« vernehmen und nickte mit dem Kopfe, ob bejahend oder verneinend, das mochte wohl kein Teufel unterscheiden. Maria Nikolaewna bedurfte übrigens auch gar nicht seines Beistandes. Sie legte solche Geschäfts- und Verwaltungsfähigkeiten an den Tag, daß es zum Verwundern war. Die kleinsten Details der Wirthschaft waren ihr aufs Vollkommenste bekannt, sie befragte nach Allem haarklein, ging auf Alles ein; jedes Wort von ihr traf sein Ziel, stellte den Punkt gerade auf das i. Sanin war auf ein solches Examen nicht gefaßt, auf ein solches war er nicht vorbereitet. Und das Examen dauerte wohl anderthalb Stunden. Sanin hatte alle Eindrücke eines Angeklagten, der auf der engen Bank vor dem strengen, durchblickenden Richter sitzt . . . »Das ist ja ein Verhör!« sagte er sich traurig. Maria Nikolaewna lächelte während dieser ganzen Zeit, sie schien zu scherzen: doch Sanin wurde es davon nicht leichter zu Muthe, und als es sich im Laufe des Verhöres herausstellte, daß er keinen klaren Begriff von Feldsystem und Repartition des Ackerbodens hatte, so gerieth er selbst in Schweiß . . . »Genug!« entschied endlich Maria Nikolaewna. . . »Ihr Gut kenne ich jetzt . . . nicht minder gut wie Sie. Welchen Preis wollen Sie für die Seele haben?« (Zu jener Zeit wurde bekanntlich der Werth der Güter nach der Anzahl der daraus wohnenden Bauernseelen bestimmt).

»Ja . . . ich meine . . . daß ich unter fünfhundert Rubel für die Seele nicht nehmen kann.« (O Pantaleone, Pantaleone, wo bist Du? Wie würdest Du hier *Barbari*! Rufen.)

Maria Nikolaewna erhob die Augen gen Himmel, als ob sie überlege.

»Nun,« rief sie endlich, »ich glaube, das ist der entsprechende Preis. Doch habe ich mir zwei Tage Frist ausgebeten und Sie müssen bis morgen warten. Ich glaube, wir werden uns einigen und Sie sagen, mir dann, wie viel Angeld Sie haben wollen. Jetzt aber *basta così*!« rief

sie, als sie bemerkte, daß Sanin etwas entgegnen wollte. »Wir haben uns genug mit dem verächtlichen Metall abgegeben, *à demain les affires*! Wissen Sie was: jetzt entlasse ich Sie . . .« (Sie blickte auf die kleine Uhr mit emaillirtem Gehäuse, die hinter ihrem Gürtel steckte) . . . »bis drei Uhr . . . Sie müssen sich ausruhen. Gehen Sie, spielen Sie Roulette.«

»Ich spiele kein Hazardspiel,« bemerkte Sanin.

»Wirklich? Sie sind ja die Vollkommenheit selbst! Uebrigens spiele ich ebenfalls keines.«

»Es ist dumm, Geld in den Wind zu schmeißen, und zwar auf die sicherste Weise in den Wind! Doch gehen Sie in den Spielsaal, sehen Sie sich die Gesichter an. Man findet dort die komischesten. Es ist da eine Alte mit einer Ferronnière und Schnurrbart — sie ist prachtvoll! Sie sehen dort auch einen von unseren Fürsten — der ist auch gelungen. Eine mächtige Gestalt, Adlernase, setzt einen Thaler und schlägt dabei heimlich unter der Weste das Kreuz. Lesen Sie Zeitungen, gehen Sie spazieren, machen Sie, mit einem Worte, was Sie wollen . . . Um drei Uhr aber erwarte ich Sie . . . *de pied ferme*. Man muß heute früher essen. Das Theater fängt bei diesen lächerlichen Deutschen um halb sieben an.« Sie reichte ihm die Hand. »*Sans rancune, n'est ce pas?*«

»Aber, erlauben Sie, Maria Nikolaewna, weßhalb sollte ich Ihnen grollen?«

»Dafür, daß ich Sie gequält habe. Warten Sie nur, ich mache es noch besser,« fügte sie hinzu, die Augen zusammenziehend — und alle die Grübchen auf den in Purpur errothenden Wangen wurden sichtbar. »Auf Wiedersehen!«

Sanin verbeugte sich und ging hinaus. Ein lustiges Lachen erhob sich hinter ihm, und im Spiegel, an dem er gerade vorbeiging, sah er folgende Scene: Maria Nikolaewna hatte den Fez ihres Mannes demselben über die Augen gezogen, während er mit beiden Händen ohnmächtig Widerstand zu leisten versuchte.

XXXVIII.

O, wie freudig und tief athmete Sanin auf, als er sich in seinem Zimmer befand! Wirklich, Maria Nikolaewna hatte Recht — er mußte sich erholen, sich erholen von allen diesen neuen Bekanntschaften, Berührungen, Gesprächen, von diesem Dunst, der sich seines Kopfes, seiner Seele bemächtigt hatte, — von dieser unerwarteten, unerwünschten Annäherung an eine Frau, die ihm so fremd war. Alles dies zu welchem Zeitpunkte? Beinahe am Tage nach demjenigen, da er erfahren, daß Gemma ihn liebt, an welchem er ihr Bräutigam geworden! Das ist ja ein Frevel! Tausendmal bat er seine reine, makellose Taube um Verzeihung — obgleich er eigentlich sich keiner Schuld bewußt war. Tausendmal küßte er das ihm von ihr gegebene Kreuz. Hätte er nicht die Hoffnung, die Angelegenheit, wegen welcher er nach Wiesbaden gekommen, zu beendigen, er wäre kopfüber dorthin zurück nach dem geliebten Frankfurt geeilt, in jenes theure, jetzt ihm heimische Haus, zu ihr, zu ihren vielgeliebten Füßen . . . Doch, was ist zu machen! Man muß den Kelch bis zum Grunde leeren, man muß sich anziehen zum Mittagessen und dann ins Theater gehen . . . Wenn sie doch morgen ihn früher entlassen wollte!

Noch eines verwirrte ihn, schmerzte ihn: er dachte mit Liebe, mit Rührung, in dankbarem Entzücken an Gemma, an das Leben zusammen mit ihr, an das Glück, das ihn in der Zukunft erwarte — und trotzdem schwebte . . . nein steckte . . . gerade so drückte sich Sanin mit besonderer Entrüstung aus — steckte vor seinen Augen stets diese sonderbare Frau, diese Frau Polosoff — und er konnte von ihrem Bilde nicht loskommen — und umsonst mühte er sich ab, ihre Stimme nicht zu hören, sich ihre Reden aus dem Sinne zu schlagen — jenen besonderen, feinen, frischen und durchdringenden, dem der gelben Lilien ähnlichen Duft, der von ihren Kleidern ausging, nicht zu athmen. Diese Dame trieb offenbar ihr Spiel mit ihm, umgarnte ihn von allen Seiten . . . Wozu das? Was will sie? Ist das wohl eine Laune einer verzogenen, reichen und vielleicht sittenlosen Dame? Und was ist dieser Mann? Was ist das für ein Wesen? Welcher Art ist ihr Verhältniß zu ihm? Und warum kommen alle diese Fragen ihm, Sanin, in den Kopf, den eigentlich weder Herr Polosoff noch seine Frau etwas angehen? Warum kann er dies zudringliche Bild nicht

verscheuchen, selbst dann nicht, wenn er sich mit der ganzen Seele zu dem anderen, wie Gotteslicht lichten und klaren wendet? Wie wagen hinter jenen beinahe göttlichen Zügen — diese zu erscheinen? Und sie drängten sich nicht bloß durch — nein, sie lächeln frech! Diese grauen, gierigen Augen, diese Grübchen auf den Wangen, diese schlangenähnlichen Flechten — hat sich das Alles so an ihn geklebt, daß er es nicht abschütteln, es nicht von sich stoßen kann, keine Kraft dazu hat?

Unsinn! Unsinn! morgen schon verschwindet das Alles spurlos . . . Doch läßt sie ihn morgen los. . .? Allerdings . . . Er stellte sich alle diese Fragen — die Zeit um drei Uhr aber rückte heran — und er zog den schwarzen Frack an, und nachdem er im Parke ein wenig Bewegung gemacht, begab er sich zu den Polosoffs.

* *
*

Im Empfangszimmer traf er einen Legations-Secretär eines deutschen Hofes, lang, schrecklich lang blond, mit dem Profil eines Pferdekopfes und einem Scheitel am Hinterkopfe (das war damals noch neu) und — o Wunders — Herrn von Dönhof, denselben Officier, mit dem er sich vor einigen Tagen duellirt! Ihn gerade hier zu treffen hatte er nicht erwartet, er wurde ein wenig verlegen, doch grüßte er ihn.

»Die Herren sind bekannt?« fragte Maria Nikolaewna, der die Verlegenheit Sanins nicht entgangen war.

»Ja. . . ich hatte bereits die Ehre,« sagte von Dönhof, und ein wenig zu Maria Nikolaewna sich neigend, fügte er mit einem Lächeln halblaut hinzu: »Derselbe. . . ihr Landsmann . . . der Russe . . .«

»Unmöglich!« rief sie ebenfalls halblaut und drohte ihm mit dem Finger — und schickte sich sofort an, ihn zu verabschieden, ihn und den langen Secretär, welcher allen Anzeichen nach schrecklich in sie verliebt war, denn jedesmal, wenn er sie ansah, öffnete er sogar seinen Mund. Dönhof entfernte sich sofort, wie ein Freund des Hauses, der auch auf das halbe Wort versteht, was man von ihm verlangt, der Secretär versuchte sich zu sträuben, doch Maria Nikolaewna schaffte ihn ohne alle Umstände weg.

»Gehen Sie zu Ihrer regierenden Persönlichkeit,« rief Sie ihm zu (zur Zeit weilte in Wiesbaden eine Principessa aus Monaco, die

ungeheuer einer schlechten Lorette ähnelte), »wozu wollen Sie bei einer solchen Plebejerin wie ich bleiben?«

»Erlauben Sie, gnädige Frau,« versicherte der unglückliche Secretär, »alle Principessen der Welt . . .

Doch Maria Nikolaewna hatte kein Erbarmen — und der Secretär mußte den Rückzug antreten, sein Scheitel gab ihm hinten das Geleite.

Maria Nikolaewna hatte sich an dem Tage sehr zu ihren Gunsten (zu ihrer Avantage hätten unsere Großmutter gesagt) gekleidet. Sie trug ein Kleid von rosenrother Seide mit Aermeln *à la Tontagnes* und einen großen Brillanten in jedem Ohr. Nicht matter als die Brillanten glänzten ihre Augen; sie schien guter Laune, bei Stimmung zu sein.

Sie ließ Sanin neben sich Platz nehmen und sprach mit ihm über Paris, wohin sie in wenig Tagen zu fahren beabsichtigte, über die Deutschen, die ihr langweilig geworden, wollte wahrgenommen haben, daß sie dumm seien, wenn sie klug erscheinen möchten, und unpassend klug, wenn sie Dummheiten machten — und plötzlich, gerade zu *à brule pour point* fragte sie ihn, ob es wahr sei, daß er sich mit demselben Officier, der hier eben gewesen, wegen einer Dame duellirt habe?

»Woher wissen Sie das?« fragte der verwunderte Sanin.

»Fama erfüllt die Welt, Dimitri Pawlowitsch, doch weiß ich auch, daß Sie Recht, tausendmal Recht hatten, und wie ritterlich ihre Haltung war. Sagen Sie, diese Dame — war ihre Braut?«

Sanin runzelte ein wenig die Stirn.

»Ich thue es nicht wieder, ich thue es nicht wieder,« rief rasch Maria Nikolaewna. »Es ist Ihnen unangenehm, verzeihen Sie mir! Ich thue es nicht wieder! Seien Sie nicht böse!« Polosoff erschien aus dem Nebenzimmer mit einer Zeitung in der Hand. — »Was ist mit Dir? oder ist das Mittagessen fertig?«

»Das Mittagessen bringt man sofort, doch höre, was ich eben da in der »Nordischen Biene« gelesen . . . Fürst Gromboj ist gestorben.«

Maria Nikolaewna hob den Kopf in die Höhe.

»Gott öffne ihm sein Himmelreich! Er that mir jedes Jahr im Monat Februar,« wandte sie sich zu Sanin, »zu meinem Geburtstage alle Zimmer mit Camelien geschmückt. Doch deshalb lohnt es sich nicht, während des Winters in Petersburg zu leben.«

»Er war über sechzig Jahre alt?« fragte sie ihren Mann.

»Allerdings.

Sein Leichenbegängniß wird in der Zeitung beschrieben. Der ganze Hof war anwesend. Hier sind auch die Verse des Fürsten Konrischkin für diesen Anlaß.«

»Das ist ja prachtvoll!«

»Willst Du« ich lese sie Dir vor? Der Fürst nennt ihn Mann des Rathes.«

»Nein, ich will sie nicht hören. Von welchem Rathe war er der Mann? Er war einfach der Mann von Fatiana Juriewna. Gehen wir essen. Der Lebende gedenkt des Lebenden. Dimitri Pawlowitsch, Ihren Arm.

* *
*

Das Mittagsessen war, wie gestern, ausgezeichnet gut; es ging sehr lebhaft bei demselben zu.

Maria Nikolaewna verstand zu erzählen . . . eine seltene Gabe, namentlich bei einer Russin! Sie war nicht wählerisch in ihren Ausdrücken, am schlechtesten kamen ihre Landsmänninnen fort. Nicht einmal mußte Sanin über manches kühne und treffende Wort lachen. Vor Allem haßte Maria Nikolaewna Bigotterie, Phrase, Lüge . . . die letzte fand sie überall.

Sie war stolz und prahlte förmlich mit jener niederen Sphäre, in der ihr Leben angefangen; theilte aus der Zeit ihrer Jugend ziemlich sonderbare Anekdoten über ihre Verwandten mit; sie nannte sich Bastschuhträgerin, gerade wie Natalia Kirilowna Narischkin. Sanin wurde es klar, daß sie in ihrem Leben, viel mehr als die große Menge ihrer Altersgenossen, erfahren haben müsse.

Polosoff aber aß bedächtig, trank aufmerksam und richtete nur selten seine weißlichen, scheinbar blinden, in Wahrheit aber sehr hell sehenden Augen bald auf Sanin, bald auf seine Frau. »Du bist wirklich mein kluges Kind!« rief Maria Nikolaewna, sich zu ihm wendend, »wie prachtvoll hast Du in Frankfurt alle meine Aufträge erfüllt! Ich möchte Dich auf das Stirnchen küssen! doch Dir ist daran nicht Viel gelegen.«

»Da hast Du Recht,« antwortete Polosoff, und zerlegte mit dem silbernen Messer eine Ananas.

Maria Nikolaewna sah ihn an und klopfte mit den Fingern auf den Tisch.

»Geht unser Pari?« rief sie bedeutungsvoll.

»Freilich.«

»Schon gut, Du wirst Verlieren.«

Polosoff streckte sein Kinn vor: »Diesmal, glaube ich, wie sehr Du auch auf Dich vertraust, wirst Du doch verlieren.«

»Worüber geht das Pari, kann man es wissen?« fragte Sanin.

»Nein . . . jetzt kann man es nicht,« antwortete Maria Nikolaewna und lachte.

Es schlug sieben Uhr. Der Kellner meldete, daß der Wagen bereit sei. Polosoff begleitete seine Frau hinaus und kehrte sofort zu seinem Sessel zurück.

»Vergiß ja nicht den Brief an den Verwalter!« rief ihm Maria Nikolaewna aus dem Vorzimmer nach.

»Beunruhige Dich nicht, ich schreibe ihm, ich bin pünktlich.«

XXXIX.

Das Theater von Wiesbaden war im Jahre 1840 in seiner äußeren Erscheinung schäbig, die Schauspieler aber erhoben sich durch ihre phrasenhafte und klägliche Mittelmäßigkeit, durch ihre gewissenhafte und fade Routine um keine Haarbreite über das Niveau, das man selbst jetzt noch als Regel für alle deutschen Bühnen geltend annehmen muß und als dessen Vollkommenheit in allerletzter Zeit die Truppe von Karlsruhe unter der »berühmten« Leitung von Devrient erschien. Hinter der Loge, die »Ihre Durchlaucht Frau von Polosoff« einnahm (Gott weiß, wie der Kellner sie zu verschaffen gewußt, er hat doch nicht am Ende den Stadt-Director bestochen), befand sich ein Vorzimmerchen, dessen Seiten mit kleinen Sophas vollständig besetzt waren; ehe Maria Nikolaewna in dasselbe hineintrat, bat sie Sanin, die kleinen Schirme an der Brüstung, welche die Lage vom Theatersaale abzusondern bestimmt sind, hinaufzuheben.

»Ich will nicht, daß man mich sieht, sagte sie. »sonst drängen sich Alle herein.« Auch Sanin ließ sie neben sich, den Rücken dem Saale zugekehrt, Platz nehmen, so daß die Lage ganz leer zu sein schien.

Das Orchester spielte die Ouvertüre aus Figaros Hochzeit . . . der Vorhang erhob sich, das Stück begann.

Es war eines der zahlreichen heimathlichen Erzeugnisse, in denen belesene, doch talentlose Schriftsteller in gesuchtester, doch einer Sprache ohne alles Leben, gewissenhaft aber ungeschickt, eine »tiefe« oder »zeitgemäße« Idee durchzuführen versuchten, den sogenannten tragischen Conflict darstellten und . . . Langeweile erzeugten . . . eine asiatische Langeweile, wie es auch eine asiatische Cholera gibt. Maria Nikolaewna hörte die Hälfte des ersten Actes mit Geduld an, als aber der erste Liebhaber (er trug einen braunen Rock mit gebauschten Aermeln und Plüschkragen eine gestreifte Weste mit Perlenmutterknöpfen, grüne Hosen mit Strippen von lackirtem Leder und weiße Waschlederhandschuhe), die Treulosigkeit seiner Geliebten erfahrend, die Fäuste auf die Brust stemmte, die Ellenbogen in schiefem Winkel nach vorn pressend, und nicht anders als eine Hand wechselte — da hielt es Maria Nikolaewna nicht länger aus.

»Der schlechteste französische Schauspieler in der letzten Provinzialstadt spielt natürlicher und besser als die erste deutsche Bühnenberühmtheit!« rief sie mit Unwillen und setzte sich in das Hinterzimmer — »kommen Sie hierher,« wandte sie sich zu Sanin, mit der Hand in ihrer Nähe auf das Sopha klopfend — »lassen Sie uns plaudern.«

Sanin gehorchte.

Maria Nikolaewna schaute ihn an. »Man kann Sie ja, wie ich sehe, um den Finger wickeln! Ihre Frau wird es gut bei Ihnen haben. Dieser Possenreißer,« fuhr sie fort, mit ihrem Fächer auf den winselnden Schauspieler (er stellte einen Hauslehrer vor) zeigend, hat mich an meine Jugend erinnert; auch ich war in einen Hauslehrer verliebt. Das war meine erste . . . nein, meine zweite Leidenschaft. Das erste Mal habe ich mich in einen Kirchendiener im Donschen Kloster zu Moskau verliebt. Er trug ein sammtenes Untergewand, parfümirte sich mit *eau de lavande*; mit dem Räucherfaß sich durch die Menge drängend, sagte er zu den Damen: *pardon, excusez* und erhob nie die Augen, seine Augenwimpern aber waren — so lang!« Maria Nikolaewna theilte mit dem Nagel ihres Zeigefingers die größte Hälfte ihres kleinen Fingers ab und zeigte das so gebildete Maß Sanin. »Mein Lehrer hieß Monsieur Gaston. Ich muß Ihnen sagen, daß er ein sehr gelehrter und strenger Mann war, ein Schweizer, mit solch energischem Gesichte! Pechschwarzer Backenbart, griechisches Profil, die Lippen wie aus Eisen gegossen! Ich hatte Angst vor ihm. In meinem ganzen Leben habe ich mich bloß vor diesem Menschen gefürchtet. Er war eigentlich der Lehrer meines Bruders, der nachher gestorben ist — er ist ertrunken. Eine Zigeunerin hat auch mir einen gewaltsamen Tod prophezeit, doch das ist Unsinn. Daran glaube ich nicht. Stellen Sie sich doch Hippolyt Sidoritsch mit einem Dolche vor?! . . .«

»Man braucht nicht gerade durch einen Dolch zu sterben,« bemerkte Sanin.

»Das Alles ist Unsinn! Sind Sie abergläubisch? Ich — nicht im Geringsten. Was aber geschehen soll, dem entgeht man nicht. Monsieur Gaston wohnte in unserem Hause, gerade über mir. Manchmal wachte ich in der Nacht auf und hörte seine Tritte — er legte sich sehr spät schlafen — und mein Herz erstarb in Ehrfurcht . . . oder in einem anderen Gefühle. Mein Vater konnte kaum lesen und

schreiben, doch uns gab er eine prachtvolle Erziehung. Wissen Sie, daß ich Latein verstehe?«

»Sie? Latein?«

»Ja, ich. Mich hat es Monsieur Gaston gelehrt. Ich habe mit ihm die Aeneide gelesen. Es ist sehr langweilig, doch einige Stellen sind prachtvoll. Erinnern Sie sich, wie Dido mit Aeneas im Walde . . .«

»Ja, ja, freilich, ich erinnere mich,« unterbrach sie hastig Sanin. Er selbst hatte schon längst sein Latein vergessen und nur einen schwachen Begriff von Aeneide.

Maria Nikolaewna blickte ihn an, nach ihrer Gewohnheit ein wenig von der Seite und von unten. »Glauben Sie jedoch nicht, daß ich allzu gelehrt sei. Ach, mein Gott! nein, ich bin nicht gelehrt und habe durchaus keine Talente. Ich kann selbst kaum schreiben . . . wirklich; laut lesen kann ich gar nicht; weder Pianospielen, noch malen, noch nähen — rein gar Nichts! So bin ich — da haben Sie mich ganz!«

Sie breitete die Hände auseinander.

»Ich erzähle Ihnen dies Alles,« fuhr sie fort, »erstens um jene Narren nicht anzuhören (sie zeigte auf die Bühne, wo statt des Schauspielers eine Schauspielerin jammerte, ebenfalls mit nach vorne gerichtetem Ellenbogen), und zweitens weil ich noch eine kleine Schuld an Sie habe, gestern haben Sie mir von Ihnen erzählt . . .«

»Sie beliebten mich zu fragen,« bemerkte Sanin.

Maria Nikolaewna wandte sich plötzlich nach ihm um. »Und Sie wollen nicht erfahren, was für eine Frau ich eigentlich bin? Uebrigens das wundert mich nicht,« fügte sie hinzu, sich wieder an den Sopha-Rücken lehnend. »Der Mensch will heirathen, und zwar aus Liebe nach einem Duell . . . Wie soll er da an etwas Anderes denken . . .?«

Sie wurde nachdenkend und begann mit ihren starken, doch gleichmäßigen, milchweißen Zähnen am Schafte des Fächers zu nagen.

Sanin aber schien es, daß der Dunst, von dem er bereits den zweiten Tag sich nicht befreien konnte, ihm wieder zu Kopfe steige.

Das Gespräch zwischen ihm und Maria Nikolaewna wurde halblaut, fast flüsternd geführt — und dies erregte und reizte ihn noch mehr. Wann wird das Alles enden?

Schwache Leute beendigen nie etwas selbst — sie warten stets auf das Ende.

Auf der Bühne nieste Jemand; dieses Riesen war vom Autor als das komische Moment oder Element in sein Stück hereingetragen; ein weiteres komisches Element gab es darin freilich nicht; die Zuschauer begnügten sich mit diesem Moment und lachten.

Dieses Lachen regte Sanin ebenfalls auf.

Es gab Augenblicke, in denen er thatsächlich nicht wußte, ob er ärgerlich sei oder sich freue, Langeweile fühle oder sich belustigt. O, wenn Gemma ihn gesehen hätte!

* *
*

»Das ist wirklich sonderbar,« sing plötzlich Maria Nikolaewna an. »Der Mensch eröffnet Einem, und zwar mit der ruhigsten Stimme: Ich habe die Absicht zu heirathen, und doch sagt Niemand ruhig: Ich habe, die Absicht, mich ins Wasser zu werfen. Und trotzdem — wo ist der Unterschied? Es ist sonderbar.«

Sanin wurde ärgerlich. »Der Unterschied ist gewaltig, Maria Nikolaewna! Mancher ist auch ohne alle Angst vor dem Sprung ins Wasser: er kann eben schwimmen; und überdies . . . was die Sonderbarkeit der Ehen betrifft . . . wenn es sich darum handelt . . .«

Er brach plötzlich ab und biß sich auf die Lippen.

Maria Nikolaewna schlug mit dem Fächer auf die Hand.

»Sprechen Sie sich aus, sprechen Sie sich aus, Dimitri Pawlowitsch — ich weiß, was Sie sagen wollen. »»Wenn es sich darum handelt, gnädige Frau Maria Nikolaewna,«« wollten Sie sagen, »»Sonderbareres als Ihre Ehe kann man sich nicht leicht vorstellen . . . Ihren Gemahl kenne ich ja seit Langem, seit seiner Jugend!« Das wollten Sie sagen, Sie, der zu schwimmen versteht!«

»Erlauben Sie,« fing Sanin an.

»Ist es nicht wahr? Ist es nicht so?« rief Maria Nikolaewna mit Nachdruck. »Sehen Sie mir in die Augen und sagen Sie, daß ich gelogen habe!«

Sanin wußte nicht, was er mit seinen Augen anfangen sollte. »Meinetwegen es ist wahr, wenn Sie es durchaus verlangen,« sagte er endlich.

Maria Nikolaewna schüttelte den Kopf. »So ist es besser. Nun, und Sie fragen sich nicht, Sie, der zu schwimmen weiß, was der Grund

einer so . . . sonderbaren Handlungsweise . . . bei einer Frau, die nicht arm . . . und nicht häßlich. . . und nicht dumm sein kann? Das interessirt Sie nicht? Mag sein; doch einerlei, ich sage Ihnen den Grund nicht jetzt, aber sobald der Zwischenact beendigt sein wird. Ich bin fortwährend in Unruhe, daß Jemand zu uns hereinkomme . . .«

Maria Nikolaewna hatte nicht Zeit, das letzte Wort auszusprechen, als sich in die Loge ein rother, ölig- schweißiger, zwar junger, doch zahnloser Kopf mit flachem, langem Haar, herabhängender Nase, ungeheuren Ohren wie bei einer Fledermaus, mit goldener Brille über den stampfen, aber neugierigen, kleinen Augen und mit einem *pince-nez* über der Brille, durch die Thür hineindrängte. Der Kopf schaute sich um, bemerkte Maria Nikolaewna, versuchte sich ein anständiges Aeußere zu geben, nickte . . . Ein muskulöser Hals war im Begriff, dem Kopfe zu folgen . . .

Maria Nikolaewna schwenkte mit dem Taschentuch diese Erscheinung ab. »Ich bin nicht zu Hause, Herr P . . .! Ich bin nicht zu Hause . . . ksch, ksch!«

Der Kopf zeigte Staunen, lachte gezwungen, rief weinerlich, List äffend, zu dessen Füßen ihr Besitzer einst herumgekrochen: »Sehr gut! sehr gut!« und verschwand.

»Was ist das für ein Subject?« fragte Sanin.

»Dies? Der Kritiker von Wiesbaden Ein Literat oder Lohnlakei, wie Sie wollen. Er ist vorn hiesigen Pächter gemiethet und dazu verpflichtet, Alles zu loben, über Alles entzückt zu sein, obgleich er selbst an widerwärtiger Galle leidet, die er nicht einmal zum Vorschein dringen darf. Ich habe Angst, er ist ein schrecklicher Klatscher, er läuft sofort herum, zu erzählen, daß ich im Theater bin. Doch einerlei.«

Das Orchester spielte einen Walzer. Der Vorhang erhob sich. Auf der Bühne ging wieder die Gliederverrenkung und das Gewinsel los.

»Nun,« fing Maria Nikolaewna an, sich wieder auf das Sopha niederlassend, »du Sie einmal gefangen sind und mit mir sitzen müssen, statt sich an der Gegenwart ihrer Braut zu erquicken . . . rollen Sie nicht Ihre Augen und seien Sie nicht zornig, ich verstehe Sie und habe Ihnen bereits versprochen, Sie nach allen vier Weltrichtungen zu entlassen, doch hören Sie jetzt meine Beichte an. Wollen Sie wissen, was ich am meisten liebe?«

»Die Freiheit,« flüsterte ihr Sanin zu.

Maria Nikolaewna legte ihre Hand auf die seinige.

»Ja, Dimitri Pawlowitsch,« rief sie, und ihre Stimme erklang ganz sonderbar, so zweifellos aufrichtig und ernst, »die Freiheit am meisten und vor Allem! Und glauben Sie nicht, daß ich damit prahle — darin liegt nichts Löbliches — es ist eben so, war so und wird so für mich bleiben bis zu meinem Tode. In meiner Jugend habe ich wohl zu viel von der Knechtschaft gesehen und zu viel von ihr gelitten. Auch mein Lehrer Monsieur Gaston hat mir die Augen geöffnet . . . Vielleicht verstehen Sie jetzt, warum ich Hippolyt Sidoritsch geheirathet habe; mit ihm bin ich frei, ganz frei, frei wie die Luft, wie der Wind . . . Und das wußte ich vor der Hochzeit, ich wußte, daß ich mit ihm ein freier Kosak sein würde!«

Maria Nikolaewna schwieg einen Augenblick und warf den Fächer zur Seite. »Ich will Ihnen noch Eines sagen: ein wenig zu denken liebe ich auch, das ist lustig und wir haben auch den Verstand dazu; doch über die Folgen von dem, was ich selbst gethan, denke ich nie nach, und wenn es gilt, da schone ich mich nicht — aber auch nicht so viel — es lohnt sich nicht. Ich habe eine Redensart: »*cela ne tire pas à conséquence*?« — Eine Rechenschaft wird man ja hier — auf dieser Erde — von mir nicht verlangen, und dort (sie hob der Finger in die Höhe) nun dort mag man mit mir schalten, wie man will. Wenn man mich dort richten wird, so werde ich nicht mehr ich sein . . . Sie hören mich an? Sie langweilen sich nicht?«

Sanin saß niedergebückt. Er erhob den Kopf.

»Ich langweile mich nicht, Maria Nikolaewna, und höre neugierig zu. Doch . . . um es zu gestehen . . . ich frage mich, wozu Sie mir dies Alles erzählen?«

Maria Nikolaewna rückte auf dem Sopha ein wenig ihm näher. — »Sie fragen sich? . . . Können Sie so schlecht rathen? Oder sind Sie so bescheiden?«

Sanin hob den Kopf noch höher.

»Ich sage Ihnen dies Alles,« fuhr Maria Nikolaewna in ruhigem Tone fort, dem übrigens ihr Gesichts-Ausdruck nicht völlig entsprach, »weil Sie mir sehr gefallen; ja, wundern Sie sich nicht, ich scherze nicht; weil es mir unangenehm wäre, wenn Sie, nach dem Zusammentreffen mit mir, eine schlechte Erinnerung an mich

behalten würden. . . vielleicht auch gerade keine schlechte — das wäre mir gleichgültig, aber eine unrichtige. Deshalb habe ich Sie auch hierher gelockt, bleibe hier mit Ihnen unter vier Augen und spreche mit Ihnen so aufrichtig . . . ja, ja, so aufrichtig. Ich lüge nicht. Und bedenken Sie, Dimitri Pawlowitsch, daß ich weiß, daß Sie in eine Andere verliebt sind, daß Sie die Absicht haben, sie zu heirathen . . . Erkennen Sie doch meine Uneigennützigkeit an! Uebrigens, da haben Sie Ihrerseits die Gelegenheit: *cela ne tire pas à conséquence* zu rufen!«

Sie lachte, doch hörte ihr Lachen plötzlich auf und sie blieb regungslos, als hätten ihre eigenen Worte sie stutzig gemacht — in ihren gewöhnlich so lustigen und kecken Augen aber zeigte sich etwas wie Schüchternheit, ja wie Gram.

»Schlange! ach, eine Schlange ist sie!« dachte Sanin unterdessen, »doch welch' schöne Schlange!«

»Geben Sie mir meine Lorgnette,« sagte Maria Nikolaewna. »Ich will sehen, ob diese *jeune Prämière* wirklich so häßlich ist. Man könnte bei Gott glauben, die Regierung habe sie aus Gesichtspunkten der Moral eingestellt, damit die jungen Leute nicht allzusehr hingerissen werden.«

Sanin reichte ihr die Lorgnette; indem sie aber ihm dieselbe abnahm, faßte sie rasch und kaum fühlbar mit beiden Händen die Hand Sanins.

»Machen Sie doch kein so ernstes Gesicht,« flüsterte sie mit einem Lächeln. »Wissen Sie was: man kann mir keine Ketten auferlegen, doch auch ich will keine auferlegen. — Ich liebe die Freiheit und erkenne keine Pflichten an — doch nicht für mich allein. Jetzt aber machen Sie mir ein wenig Platz und lassen Sie uns das Stück anhören.«

Maria Nikolaewna richtete die Lorgnette auf die Bühne. Sanin blickte ebenfalls dahin, neben ihr sitzend, im Halbdunkel der Lage; er athmete ein, athmete unwillkürlich die Wärme und den Duft ihres üppigen Körpers ein und suchte ebenso unwillkürlich sich in seinem Kopfe Alles, was sie ihm an diesem Abend gesagt hatte, zu Recht zu legen, namentlich die Worte der letzten Minuten.

XL.

Das Stück dauerte noch über eine Stunde, doch Maria Nikolaewna und Sanin hörten bald auf, nach der Bühne zu blicken. Unter ihnen entspann sich wieder ein Gespräch, und dieses Gespräch schlug dieselbe Richtung ein, wie das frühere, nur schwieg Sanin weniger. In seinem Innern war er über sich selbst und Maria Nikolaewna aufgebracht; er bestrebte sich, ihr die volle Unhaltbarkeit ihrer Theorie zu beweisen, als ob ihre Theorien sie viel kümmerten! Er fing mit ihr zu streiten an, worüber sie sich heimlich freute: wenn er streitet — gibt er nach, oder wird er nachgeben. Er hat an der Lockspeise gebissen, er hat aufgehört zurückhaltend zu sein, er spielt den Wilden nicht mehr! Sie machte ihre Einwendungen, lachte, war mit ihm einverstanden, wurde nachdenkend, griff ihn an. . . und dabei näherten sich ihre Gesichter, seine Augen wandten sich von ihren Augen nicht mehr ab . . . diese Augen schienen auf seinen Zügen gleichsam umher zu irren, dieselben wie zu umkreisen — und er lächelte ihr zur Antwort — zwar höflich, doch lächelte er. Es entsprach ihren Zwecken, daß er auf Abstractionen verfiel, über Ehrlichkeit der gegenseitigen Beziehungen, über die Pflicht, über die Heiligkeit der Liebe und der Ehe sprach . . . Es ist bekannt, diese Abstractionen sind nur zu günstig für den Anfang. . . als Ausgangspunkt.

Leute, die Maria Nikolaewna genau kannten, behaupteten, daß, wenn in ihrem ganzen kräftigen und festen Wesen plötzlich etwas Welches und Bescheidenes, etwas beinahe Jungfräulich-Schamhaftes — wie kam sie eigentlich zu dergleichen? — zur Erscheinung kam daß dann . . . dann die Sache eine gefährliche Wendung nahm.

Diese Wendung nahm es auch jetzt, wie es schien, bei Sanin an Verachtung feiner selbst hätte er gefühlt, wenn es ihm gelungen wäre, sich auch nur einen Augenblick zu sammeln, doch weder dazu blieb ihm Zeit, noch dafür, sich zu verachten.

Sie aber benützte die Augenblicke. Und das Alles geschah bloß, weil er gar nicht übel war! . . . Unwillkürlich fragt man sich: wie soll man erkennen, wo man gewinnt? — wo man verliert?

Das Stück war zu Ende. Maria Nikolaewna bat Sanin, ihr den Shawl überzuwerfen und regte sich nicht, während er mit dem weichen

Gewande ihre wirklich königlichen Schultern umhüllte Sie faßte ihn unter den Arm, ging in den Corridor — und hätte beinahe aufgeschrien; gerade vor der Logenthür stand wie eine Geistererscheinung von Dönhof, und hinter dessen Rücken lauschte die widrige Figur des Wiesbadener Literaten. Sein öliges Gesicht strahlte förmlich in Schadenfreude.

»Befehlen Sie nicht, gnädige Frau, Ihnen Ihren Wagen aufzusuchen?« wandte sich der junge Officier an Maria Nikolaewna mit von schlecht verhehlter Wuth zitternder Stimme.

»Nein, ich danke,« entgegnete sie, »mein Lakei wird ihn aufsuchen. Bleiben Sie!« fügte sie mit befehlender Stimme hinzu und entfernte sich rasch, Sanin nach sich ziehend.

»Gehen Sie doch zum Teufel!Was haben Sie an mich angeklebt?« platzte von Dönhof auf den Literaten los; er mußte doch an Jemanden sein Müthchen kühlen.

»Seht gut! Sehr gut!« stammelte der Literat — und wurde unsichtbar.

Der Lakai Maria Nikolaewnas, der sie beim Ausgang erwartete, fand rasch ihren Wagen, sie stieg schnell ein, Sanin sprang ihr nach, die Thür wurde zugeschlagen — und Maria Nikolaewna brach in Lachen aus.

»Worüber lachen Sie?« . . . fragte Sanin mit Theilnahme.

»Ach, verzeihen Sie, bitte doch es kam mir durch den Kopf: was, wenn von Dönhof sich nochmals mit Ihnen schießen würde. . . meinetwegen . wäre es nicht«ein Wunder?«

»Sie sind sehr genau mit ihm bekannt?« fragte Sanin.

»Mit ihm? Mit diesem Knaben? Er besorgt meine Aufträge. Seien Sie unbesorgt.«

»Ich fühle nicht die mindeste Besorgniß.«

Maria Nikolaewna seufzte. »Ach, ich weiß, daß Sie sich nicht beunruhigen. Doch hören Sie. Wissen Sie was: Sie sind so lieb, daß Sie meine letzte Bitte nicht abschlagen werden. Bedenken Sie, in drei Tagen fahre ich nach Paris. Sie kehren nach Frankfurt zurück. . . Wann sehen wir uns wieder?«

»Und diese Bitte wäre?«

»Sie können doch reiten?«

»Freilich.«

»Nun, hören Sie: Morgen Früh will ich Sie mit mir nehmen und wir werden zur Stadt hinausreiten. Dann kehren wir zurück, schließen unser Geschäft ab — und Amen! Wundern Sie sich nicht, sagen Sie nicht, es sei eine Laune — ich sei verrückt — das Alles kann sein — aber sagen Sie nur: ich bin einverstanden.«

Maria Nikolaewna wandte ihm ihr Gesicht zu. Im Wagen war es dunkel, doch ihre Augen sprühten Funken selbst in dieser Dunkelheit.

»Meinetwegen, ich bin einverstanden,« sagte Sanin mit einem Seufzer.

»Ach! Sie haben geseufzt!« spottete Maria Nikolaewna. »Wie richtig doch unser Sprichwort ist: Hast du die Last auf dich geladen, — klage über die Schwere nicht. Doch nein, nein. . . Sie sind — allerliebst, so gut — mein Versprechen werde ich halten. Da haben Sie meine Hand darauf, ohne Handschuh, meine Rechte, die Geschäftshand. Nehmen Sie sie und trauen Sie ihrem Drucke. Was ich für eine Frau bin, weiß ich nicht; doch ich bin ein ehrlicher Mensch — und Geschäfte kann man mit mir machen.«

Sanin, ohne sich selbst Rechenschaft zu geben, was er thue, führte diese Hand zu seinen Lippen. Maria Nikolaewna zog diese leise weg — verstummte plötzlich — und schwieg bis der Wagen bei dem Hotel verfuhr.

Sie stieg aus . . . Was war das? schien es bloß Sanin oder fühlte er wirklich an seiner Wange eine rasche und brennende Berührung?

»Aus morgen!« flüsterte Maria Nikolaewna zu ihm auf der durch die vier Lichter des Armleuchters, den der goldbetreßte Portier bei ihrem Erscheinen ergriffen hatte, hell erleuchteten Treppe Sie hielt ihre Augen gesenkt. »Auf morgen!«

In sein Zimmer zurückgekehrt, fand Sanin auf dem Tische einen Brief von Gemma. Im ersten Augenblick. . . erschrak er — dann freute er sich sofort, nur um schneller seines Schreckens sich zu entschlagen. Der Brief bestand aus nur wenigen Zeilen. Gemma freute sich über den glücklichen »Anfang« der Angelegenheit, rieth ihm geduldig zu sein und fügte hinzu, daß zu Hause Alle gesund seien und sich im Voraus über seine Rückkehr freuten. Sanin fand diesen Brief ein wenig trocken, doch nahm er Papier und Feder. . . . und warf Alles wieder weg. — »Was soll ich schreiben?! Morgen kehre ich selbst zurück. . . es ist Zeit, die höchste Zeit!«

Er warf sich sofort ins Bett und bemühte sich, so schnell als möglich einzuschlafen. Wäre er wach geblieben, er hätte an Gemma gedacht — er schämte aber sich, Gott weiß warum . . . an sie zu denken. Er fühlte Gewissensbisse. Doch beruhigte er sich damit, daß morgen ohne Zweifel Alles entschieden sein werde und daß er sich für immer von dieser verdrehten Dame trennen und den ganzen abgeschmackten Vorgang vergessen werde!

Schwache Leute pflegen im Gespräche mit sich selbst sich energisch auszudrücken.

Et puis . . . cela ne tire pas à conséquence.

XLI.

Das dachte Sanin, als er sich niederlegte, doch was er am nächsten Tag dachte, als Maria Nikolaewna mit dem Korallengriffe ihrer Reitgerte an seiner Thür klopfte, als er sie an der Schwelle seines Zimmers mit der Schleppe ihres dunkelbraunen Amazonenkleides über dem Arme, dem kleinen Männerhute auf den dickgewundenen Flechten, mit dem auf die Schultern zurückgeworfenen Schleier, mit herausforderndem Lächeln auf den Lippen, auf den Augen, auf dem ganzen Gesicht sah — was er dann dachte darüber schweigt die Geschichte.

»Nun? Sind Sie fertig?« fragte ihre heitere Stimme.

Sanin knöpfte den Rock zu und nahm schweigend seinen Hut. Maria Nikolaewna warf ihm einen lichten Blick zu, nickte mit dem Kopf und lief schnell die Treppe hinunter. Er folgte ihr.

Auf der Straße vor dem Eingange des Hotels standen bereits die Pferde. Es waren ihrer drei; eine goldbraune, reine Vollblutstute mit trockenem, die Zähne fletschendem Maule, schwarzen, herausrollenden Augen, mit Elenn-Hirschfüßen, ein wenig abgefallen, doch schön und hitzig wie das Feuer — für Maria Nikolaewna; ein mächtiger, breiter, ein wenig schwerer Hengst — schwarz ohne andere Abzeichen — für Sanin; das dritte Pferd war für den Groom bestimmt. Maria Nikolaewna sprang graziös auf ihre Stute . . . Diese stampfte mit den Füßen, drehte sich herum, den Schwanz hebend und das Hintertheil herunterdrückend, doch Maria Nikolaewna (eine ausgezeichnete Reiterin) hielt sich fest an. Man mußte sich von Herrn Polosoff verabschieden, welcher in seinem Fez von dem er sich nie trennte, und in weit geöffnetem Schlafrock auf dem Balcon erschien und von da mit dem Batist-Taschentuch winkte; er lächelte nicht im Mindesten und sah eher finster aus. Sanin schwang sich aufs Pferd. Maria Nikolaewna salutirte Herrn Polosoff mit der Reitgerte und hieb mit ihr dann auf den gebogenen flachen Hals ihres Pferdes; dieses bäumte sich, sprang an und ging in seinem zurückhaltenden Schritt, an allen Adern zitternd, sich auf der Trense sammelnd, in die Luft beißend und stoßweise schnaubend vorwärts. Sanin ritt hinter ihr und blickte auf Maria Nikolaewna. Selbstbewußt, graziös und ebenmäßig wiegte sich ihr feiner biegsamer Oberkörper, anliegend

und ungezwungen vom Corset umschlossen. Sie wandte sich um und rief Sanin mit bloßen Augen heran. Er ritt neben ihr.

»Nun, sehen Sie, wie es schön ist,« rief sie, »Ich sagte Ihnen zu allerletzt beim Abschied: Sie sind entzückend — und Sie werden nicht bereuen.«

Und bei den letzten Worten bewegte sie den Kopf wiederholt von oben nach unten, um dieselben gewissermaßen zu bestätigen und ihm das Gewicht derselben fühlen zu lassen.

Sie schien so glücklich zu sein, daß Sanin sich schier verwunderte; auf ihrem Gesichte erschien selbst jener gesetzte Ausdruck, wie er bei Kindern vorkommt, wenn sie sehr . . .sehr glücklich sind.

Im Schritt erreichten sie den nicht entfernten Schlagbaum und ritten dann in scharfem Trab auf der Chaussée Das Wetter war ausgezeichnet, ein echtes Sommerwetter, der Wind flog ihnen entgegen, er säuselte sanft und pfiff ihnen angenehm in die Ohren. Sie fühlten sich wohl; das freudige Bewußtsein des jungen, gesunden Lebens, die ungestüme Bewegung nach Vorwärts ergriff sie Beide — es wuchs mit jedem Augenblicke.

Maria Nikolaewna hielt ihr Pferd zurück und ritt im Schritt; Sanin folgte ihrem Beispiel.

»Nur deshalb,« fing sie mit einem tiefen Seufzer des Glückgefühls an, »deshalb allein lohnt es sich, zu leben; ist dir gelungen, was du wünschtest, für unmöglich hieltest — genieße, Seele, bis zum außersten Rand!« Sie fuhr mit der Hand quer über ihren Hals. — »Und wie gut fühlt sich dann der Mensch! z. B. ich jetzt wie gut ich bin! Die ganze Welt möchte ich umarmen! Das heißt, nein, nicht die ganze Welt! . . . Diesen da möchte ich nicht umarmen.« Sie zeigte mit der Reitgerte auf einen am Rande des Weges sich hinschleppenden bettlermäßig bekleideten Greis. — »Doch ihn glücklich zu machen bin ich bereit. nehmen Sie!« schrie sie laut auf Deutsch und warf ihm eine Börse zu. »Da haben Sie.« Das schwere Beutelchen (an Portemonnaies dachte man damals noch nicht) fiel auf den Weg.

Der Vorübergehende wunderte sich, blieb stehen, Maria Nikolaewna lachte aus vollem Halse und trieb ihr Pferd zum Galopp an.

»Ist es ein großes Vergnügen für Sie zu reiten?« fragte Sanin, sie einholend.

Maria Nikolaewna parirte ihr Pferd mit einem Rucke, sie hielt es nie anders zurück. — »Ich wollte bloß dem Dank entfliehen. Wer sich bei mir bedankt — verdirbt mir mein Vergnügen. Ich habe es ja nicht seinetwegen gethan, sondern meinetwillen. Was hat er also mir zu danken? Ich habe nicht gehört, worüber Sie mich fragten.«

»Ich habe gefragt . . . ich wollte wissen, warum Sie heute so lustig sind?«

»Wissen Sie was,« rief Maria Nikolaewna, sie hatte entweder Sanin wieder nicht gehört, oder hielt es nicht für nöthig, seine Frage zu beantworten. »Mir ist dieser Groom schrecklich langweilig, er hockt immer hinter uns und denkt wahrscheinlich nur daran, ob die Herrschaft bald nach Hause reiten werde? Wie soll man ihn los werden?« Sie zog rasch aus der Tasche ein kleines Notizbuch. »Ihn mit einem Brief nach der Stadt schicken? Nein . . . das geht nicht. Doch halt, was ist da vor uns? Ein Gasthaus?«

Sanin blickte nach der Richtung, in welche sie zeigte. »Ja, ich glaube, ein Gasthaus.«

»Das ist ja prachtvoll! Ich will ihm sagen, im Gasthaus zu bleiben und Bier zu trinken — bis wir zurück kommen.«

»Doch was wird er denken?«

»Was geht es uns an! Uebrigens wird er nicht einmal denken, er wird Bier trinken — weiter nichts! Nun, Sanin (sie nannte ihn zum ersten Male beim Familiennamen) — vorwärts, Trab!«

An das Gasthaus herangekommen, rief Maria Nikolaewna den Groom und eröffnete ihm, was sie von ihm verlange. Der Groom, von englischer Herkunft und englischem Temperament, führte schweigend seine Hand zum Mützenschirm, sprang vom Pferde und faßte es am Zügel.

»Nun, jetzt sind wir — freie Vögel!« rief Maria Nikolaewna. — »Wo reiten wir hin — nach Norden, Süden, Osten, Westen? Sehen Sie, ich bin wie der ungarische König bei der Krönung (sie zeigte mit dem Ende der Reitgerte nach allen vier Weltrichtungen.) Alles ist unser! Doch wissen Sie was: sehen Sie, welch' schöne Berge dort sind — und welch' schöner Wald! Reiten wir hin, in die Berge, in die Berge!«

»In die Berge, wo die Freiheit thront!«

Sie bog von der Chaussée ab und galoppierte auf einem engen, unbefahrenen Wege, der wirklich nach den Bergen zu führen schien.

Sanin folgte ihr.

XLII.

Der Weg wurde bald zum Pfad und hörte, von einem Graben durchschnitten, endlich ganz auf. Sanin rieth, zurückzukehren, doch Maria Nikolaewna rief: »Nein! Ich will in die Berge! Reiten wir gerade hin — wie die Vögel fliegen!« — Hinter dem Graben fing eine Wiese an. erst trocken, dann feucht, und endlich ganz sumpfig; das Wasser sickerte überall durch und bildete Pfützen. Maria Nikolaewna lenkte ihr Pferd absichtlich in die Pfützen, lachte und wiederholte beständig: »Lassen sie uns wieder Schulknaben sein!«

»Wissen Sie, was es heißt, durch Sumpf und Moor zu jagen?« fragte sie.

»Ja,« antwortete Sanin.

»Mein Onkel verstand sich darauf,« fuhr sie fort. »Ich ritt häufig mit ihm — namentlich im Frühling. Das ist prachtvoll! Jetzt sind wir mit Ihnen auch wie auf der Hetzjagd. Nur Eines wundert mich: Sie sind ein Rasse durch und durch — und wollen eine Italienerin heirathen. Doch das ist — Ihr Scherz! Was ist das? Ein Graben? Hop!«

Das Pferd sprang hinüber — doch der Hut von Maria Nikolaewna fiel hinunter und ihre Flechten fielen über die Schultern. Sanin wollte vom Pferde springen und den Hut aufheben, doch sie rief ihm: »Lassen Sie, ich nehme ihn selbst auf,« beugte sich tief im Sattel herunter, erreichte mit dem Ende der Reitgerte den Schleier, und wirklich, sie erfaßte den Hut, setzte ihn auf, doch ordnete sie ihre Haare nicht, sondern raste weiter; und weithin ertönten die Zurufe, mit denen sie das Pferd antrieb.

Sanin jagte neben ihr hin, setzte neben ihr über die Gräben über die Zäune, die Bäche, fiel durch und arbeitete sich wieder aus, jagte bergab, bergauf und blickte stets sie an. Welch' Gesicht! Es scheint ganz wie geöffnet: geöffnet sind die unersättlichem lichten, wilden Augen; geöffnet die Nasenflügel, die so gierig athmen; sie blickt starr vor sich hin, und es scheint, daß diese Seele sich Alles, Erde, Himmel, Sonne und Luft aneignen wolle, und nur Eins bedauert sie — es gibt zu wenig Gefahren — sie hätte sie alle überwunden! — »Sauint« ruft sie, »das ist wie in der Lenore von Bürger! Doch Sie sind nicht todt — nein? Nicht todt . . . Ich lebe!« Entfesselt sind die wilden Kräfte; so reitet keine Amazone mehr — so rast ein junger weiblicher Centaur —

halb Thier, halb Göttin — und die gesetzte, wohlerzogene Gegend, von ihrem schrankenlosen Uebermuth mit Füßen getreten, ist von Staunen ergriffen.

Endlich hielt Maria Nikolaewna ihr schaumbedecktes, mit Schmutz bespritztes Pferd an, es schwankte unter ihr, und dem mächtigen, schweren Hengste von Sanin ging der Athem aus.

»Was? Ist's schön?« fragte Maria Nikolaewna wundersam flüsternd.

»Schön!« antwortete Sanin begeistert. Auch er war in Flammen.

»Warten Sie, es kommt noch schöner!« sie reichte ihm die Hand. Der Handschuh war zerrissen.

»Ich habe gesagt, daß ich Sie in den Wald, in die Berge führen werde . . . Da sind sie ja, die Berge!« Wirklich, etwa zweihundert Schritte von dem Platze, bis wohin die kühnen Reiter gesprungen waren, fingen die mit hohem Wald bedeckten Berge an. — »Sehen Sie, da ist auch der Weg. Bringen wir uns ein wenig in Ordnung — und vorwärts. Aber im Schritt. Man muß die Pferde ausschnauben lassen.«

Sie ritten weiter. Mit einer lebhaften Handbewegung hatte Maria Nikolaewna ihr Haar zurückgeworfen. Dann sah sie ihre Handschuhe an — und zog sie aus. »Die Hände werden nach Leder riechen, doch Ihnen ist es nicht unangenehm? Wie? . . .«

Maria Nikolaewna lächelte und Sanin ebenfalls. Dieser tolle Ritt hatte sie gänzlich genähert und befreundet.

»Wie alt sind Sie?« fragte sie plötzlich.

«Zweiundzwanzig.

»Nicht möglich? Ich bin gleichfalls so alt. Schöne Jahre! Zählt man sie zusammen, kommt man doch noch nicht zum Alter. Uebrigens ist es heiß. Bin ich sehr roth?«

»Wie eine Mohnblume!«

Maria Nikolaewna fuhr mit dem Taschentuche über ihr Gesicht. — »Wenn wir nur bald den Wald erreichten. So ein alter Wald ist wie ein alter Freund. Haben sie Freunde?«

Sanin dachte ein wenig nach. — »Ja . . . doch wenige. Echte Freunde habe ich nicht.

»Ich aber habe echte —,nur keine alten Freunde. Das ist auch ein Freund — das Pferd. Wie behutsam trägt es dich! Ach wie schön ist's hier! Fahre ich denn wirklich übermorgen nach Paris?«

»Ja, wirklich?« fragte Sanin gleichfalls.

»Und Sie — nach Frankfurt?«

»Ich, durchaus nach Frankfurt!«

»Nun, Gott sei mit Ihnen. Doch der heutige Tag ist da für unser . . . unser . . . unser!«

Die Pferde erreichten den Saum des Waldes und betreten den letzteren. Der Waldschatten umhüllte sie breit und sanft von allen Seiten.

»O, hier ist's ja wie im Paradies!« rief Maria Nikolaewna. — »Tiefer, weiter in diesen Schatten hinein, Sanin!«

Die Pferde bewegten sich langsam »tiefen« in den Schatten, ein wenig schwankend und schnaubend. Der Weg, auf dem sie einherschritten, bog plötzlich in eine enge Schlucht ein. Der Geruch von Birkenholz, von Farrenkraut, von Fichtenharz, von durchnäßten vorjährigen Blättern schien in derselben sich aufgesammelt zu haben — verdichtet und einschläfernd. Aus den Ritzen der schwarzbraunen Steine quoll reichliche Feuchtigkeit. Zu beiden Seiten des Weges zogen sich runde, mit grünem Moos bedeckte Erhöhungen hin.

»Halten Sie,« rief Maria Nikolaewna. »Ich will mich setzen und mich auf diesem Sammt ausruhen. Helfen Sie mir herunter.«

Sanin sprang vom Pferde und eilte zu ihr. Sie stützte sich auf seinen beiden Schultern, sprang rasch vom Pferde und setzte sich auf einem der Mooshügel. Er stand vor ihr, die Zügel beider Pferde haltend.

Sie richtete ihre Augen auf ihn . . . »Sanin, wissen Sie zu vergessen?«

Sanin kam die gestrige Berührung im Wagen in den Sinn.

»Ist das eine Frage oder ein Vorwurf?«

»Ich habe in meinem Leben noch nie Jemanden etwas vorgeworfen. Glauben Sie an Liebeszauber?«

»Wie?« —

»An Liebeszauber, von dem die Volksmärchen erzählen.«

»So! davon sprechen Sie. . .« erwiederte Sanin, seine Worte dehnend.

»Ja, davon. Ich glaube daran. . . auch Sie werden glauben.«

»Liebeszauber . . . das ist ja Behexen . . .« wiederholte Sanin. »Alles in der Welt ist möglich. Ich glaubte nicht daran — jetzt aber glaube

ich. Ich kann mich nicht wieder erkennen.«

Maria Nikolaewna war nachdenkend — sie wandte sich um. — »Mir kommt dieser Platz bekannt vor. Sehen Sie nach, Sanin, ob nicht hinter jener Eiche — ein hölzernes rothes Kreuz steht?«

Sanin machte einige Schritte seitwärts. — »Ich dort steht ein Kreuz.«

Maria Nikolaewna lächelte. »Schon gut! ich weiß, wo wir sind. Was klopft da? Ein Holzhauer?«

Sanin blickte in den Wald hinein — »Ja . . . dort schlägt Jemand trockene Aeste ab.«

»Ich muß mein Haar in Ordnung bringen. Wenn er mich sieht — verurtheilt er mich am Ende.« — Sie nahm den Hut ab und fing ihre langen Zöpfe zu flechten an — schweigsam und mit wichtiger Miene. Sanin stand vor ihr . . . Ihre ebenmäßigen Glieder zeichneten sich deutlich unter den dunklen Tuchfalten ab, an denen hier und da Moos klebte.

Das eine Pferd hinter Sanins Rücken schüttelte sich plötzlich; er bebte unwillkürlich vom Kopf bis zu den Füßen. Allen war in ihm verwirrt — die Nerven wie Saiten gespannt. Nicht umsonst hatte er es gesagt, daß er sich nicht wieder erkenne . . . Er war wirklich verzaubert. Sein ganzes Wesen war von einem Verlangen, von einem Gelüste erfüllt. Maria Nikolaewna warf ihm einen durchdringenden Blick zu.

»Jetzt ist Alles in Ordnung,« rief sie, den Hut aufsetzend. »Sie wollen sich nicht setzen? Hierher? Nein, warten Sie . . . setzen Sie sich nicht. Was ist das?«

Ueber die Gipfel der Bäume, durch die Waldluft, rollte eine dumpfe Erschütterung hin.

»Ist das Donner?«

»Ich glaube, es ist wirklich Donner,« antwortete Sanin.

»Ach, das ist ja ein Festtag! wirklich ein Feiertag! Das hatte ja bloß gefehlt!« Das dumpfe Getöse ertönte wieder, erhob sich, und fiel krachend nieder. »Bravo! Bst! Erinnern Sie sich, ich sprach gestern von der Aeneide? Auch sie wurden im Walde vom Gewitter überrascht. Doch man muß sich flüchten.« Sie stand rasch auf. — »Führen Sie mir das Pferd vor . . . strecken Sie die Hand aus.« So, ist gut. Ich bin nicht schwer.«

Leicht wie ein Vogel schwang sie sich in den Sattel. Sanin bestieg sein Pferd.

»Wir reiten — nach Hause?« fragte er mit unsicherer Stimme.

»Nach Hause?« antwortete sie, die Frage dehnend, und zog die Zügel an. — »Folgen Sie mir,« befahl sie fast barsch.

Sie ritt auf den Weg und erreichte, am rothen Kreuz vorbei in ein Thal herabreitend, einen Kreuzweg, bog dann rechts um, wieder bergauf . . . sie wußte augenscheinlich, wohin sie ritt — der Weg aber führte immer tiefer und tiefer in den Grund des Waldes. Sie redete nicht, wandte sich nicht um — gebieterisch bewegte sie sich vorwärts — und er folgte gehorsam und willig ohne eine Spur von Willen in dem hinsterbenden Herzen. Es fing zu tröpfeln an. Sie beschleunigte den Gang ihres Pferdes — und Sanin blieb nicht zurück. Endlich blickte aus dem dunklen Grün der Tannensträucher, unter herabhängenden grauen Felsen, ein elendes Wächterhäuschen hervor, mit niedriger Thür in der Wand aus Flechtwerk.

Maria Nikolaewna zwang das Pferd durch das Gebüsch, sprang herunter — wandte sich beim Eingang des Häuschens zu Sanin um und flüsterte: »Aeneas?«

* *
*

Vier Stunden darauf war Maria Nikolaewna mit Sanin, in Begleitung des auf dem Sattel schlafenden Grooms nach Wiesbaden in das Hotel zurückgekehrt. Herr Polosoff kam seiner Frau entgegen, den Brief an den Verwalter in der Hand haltend; genauer in ihr Gesicht blickend, ließ er jedoch Mißvergnügen sehen und brummte selbst:

»Habe ich denn mein Pari verloren?«

Maria Nikolaewna zuckte bloß mit den Achseln.

* *
*

Und am selben Tage, etwa zwei Stunden später, stand Sanin in seinem Zimmer vor ihr wie ein Verlorener, ein Untergegangener . . .

»Wo fährst Du denn hin?« fragte sie ihn. »Noch Paris oder nach Frankfurt?«

»Ich fahre da hin, wo Du sein wirst, und werde mit Dir sein, so lange Du mich nicht wegjagst,« antwortete er in Verzweiflung und schmiegte sein Haupt an die Hände seiner Gebieterin.

Sie befreite dieselben, legte sie ihm auf seinen Kopf und griff mit allen zehn Fingern in seine Haare. Sie wühlte langsam und kräuselte dies unschuldige Haar; sie selbst stand ganz aufgerichtet, auf ihren Lippen spielte schlangenartiges Frohlocken — ihre Augen aber, weit und bis zur Weiße licht, drückten nur erbarmungslose Stumpfheit und Sättigung des Sieges aus. Der Geier, welcher mit den Krallen sein erbeutetes Opfer zerreißt, hat solche Augen.

XLIII.

Daran erinnerte sich Sanin, als er in der Stille s eines Arbeitszimmers in seinen alten Papieren wühlend, unter ihnen das kleine Kreuz aus Granaten gefunden hatte. Die von uns erzählten Ereignisse stellten sich in ihrer Folge klar seinem seelischen Blicke dar . . . Doch zu dem Punkte derselben angelangt, da er in erniedrigender Weise Frau Polosoff angefleht, da er sich zu ihren Füßen geworfen, da seine Sclaverei ihren Anfang hatte — da wandte er sich von den hinaufbeschworenen Bildern ab, wollte sich nicht mehr daran erinnern. Nicht daß das Gedächtniß ihn im Stiche gelassen hätte — o nein! er wußte, er wußte nur zu genau, was diesem Augenblicke gefolgt war, doch die Schande würgte ihn — selbst jetzt noch, nach Verlauf so vieler Jahre. Er hatte Angst vor jenem Gefühl unüberwindlichen Ekels vor sich selbst, welches, daran konnte er nicht zweifeln, ihn sicher erfüllen, wie mit einer Welle alle anderen Eindrücke wegschwemmen würde, wenn es ihm nicht gelinge, seinem Gedächtnisse Schweigen aufzuerlegen. Doch wie sehr er sich auch von den aufdrängenden Erinnerungen abwandte, er vermochte nicht, sie gänzlich verstummen zu lassen. Er erinnerte sich an den elenden, weinerlichen, lügenhaftem widerlichen Brief, den er Gemma geschrieben, und der ohne Antwort blieb. — Vor ihr zu erscheinen, zu ihr zurückzukehren — nach solchem Betruge, nach solchem Verrathe — nein! nein! dafür besaß er doch noch zu viel Gewissen, zu viel Ehrlichkeit. Ueberdies hatte er ja jedes Vertrauen auf sich, jede Achtung vor sich selbst verloren; für nichts mehr wagte er einzustehen. Sanin erinnerte sich, wie er darauf — o Schande! — den Diener Polosoffs nach Frankfurt geschickt, um seine Sachen zu holen, wie er Angst gehabt, wie er nur daran gedacht, schnell nach Paris, nach Paris abzureisen; wie er auf den Befehl von Maria Nikolaewna sich an Hippolyt Sidoritsch herangemacht, sich bei ihm eingeschmeichelt — den Liebenswürdigen mit von Dönhof gespielt, an dessen Finger er einen; dem ihm von Maria Nikolaewna überreichten,, ähnlichen eisernen Ring bemerkt hatte!!! Die Erinnerungen, die weiter folgten, waren noch schimpflicher, noch schmählicher. . . Der Kellner überreicht ihm eine Visitenkarte, und darauf steht der Name Pantaleone Cippatola, Hofopernsänger S.K.H.

des Herzogs von Modena! Er verbirgt sich vor dem Alten, doch kann er einer Begegnung mit ihm auf dem Corridor nicht entgehen — und es erscheint vor ihm das aufgeregte Gesicht unter dem in die Höhe gerichteten grauen Schopfe; es glühen wie Kohlen die altersschwachen Augen, er hört drohende Ausrufe und Verwünschungen: *Maledizione*! Sogar die schrecklichen Worte: *Codardo! Infame traditore!* werden vernehmbar. Sanin drückte die Augen zu, schüttelte den Kopf, wendet sich immer von neuem ab — und stets sich im bequemen Reisewagen auf dem schmalen Vorderplatze sitzend . . . auf den hinteren, bequemen Plätzen sitzt Maria Nikolaewna und Hippolyt Sidoritsch — ein Viergespann zieht im gleichmäßigen Trabe den Wagen über die Straßen Wiesbadens — nach Paris! nach Paris! Hippolyt Sidoritsch ißt eine Birne, die Sanin für ihn abgeschält hat; Maria Nikolaewna aber blickt ihn an — und lächelt ihm zu mit jenem, ihm, dem Geknechteten, bekannten Lächeln des Eigenthümers, des Gebieters.

Doch, Gott! dort an der Straßenecke — nicht weit vom Ende der Stadt — steht nicht Pantaleone da — und wer ist mit ihm? Ist es wirklich Emilio? Ja, da ist er, jener begeisterte, ihm ergebene Knabe! Wie lange ist es her, daß sein junges Herz in Andacht bebte vor seinem Helden, vor seinem Ideal, und jetzt spricht sein bleiches, schönes — so schönes Gesicht, daß Maria Nikolaewna ihn bemerkt und aus dem Wagenfenster herausblickt — dies edle Gesicht glüht von Zorn und Verachtung; die Augen — jenen Augen so ähnlich — starren Sanin an, und die Lippen pressen sich zusammen. . . und öffnen sich dann für Beleidigungen . . .

Pantaleone aber erhebt die Hand und zeigt auf Sanin — wem? dem daneben stehenden Tartaglia, und Tartaglia bellt Sanin an — und das Gebell des ehrlichen Hundes klingt wie unerträgliche Beleidigung! . . .

O, wie widerlich!

Und dann das Leben in Paris — und alle Erniedrigungen, alle ekelhaften Qualen eines Sclaven, dem weder Eifersucht noch Klagen erlaubt sind und den man endlich wie abgetragene Kleidung wegwirft . . .

Dann Rückkehr nach dem Vaterlande, vergiftetes, verödetes Leben, kleinliches Abmühen, kleinliche Beschäftigungen, bittere und fruchtlose Reue und ebenso fruchtloses und bitteres Vergessen, keine sichtbare, aber beständige und immerwährende Strafe, wie ein

unbedeutender aber unheilbarer Schmerz, wie das pfenningweise Bezahlen einer Schuld, deren Höhe man nicht berechnen kann . . .

Der Kelch war überfüllt — genug!

* *
*

Auf welche Weise hat sich das Kreuz bei ihm erhalten, das Gemma Sanin gegeben, warum hat er es nicht zurückgegeben, wie ist es gekommen, daß er vor diesem Tage es nie aufgefunden hat? Lange, lange saß er in Gedanken — und bereits von der Erfahrung belehrt, konnte er nach so viel Jahren doch nicht begreifen, wie er Gemma, die er so zart und leidenschaftlich geliebt, für eine Frau verlassen konnte, für die er keine Liebe empfunden . . . Am nächsten Tage setzte er alle seine Freunde und Bekannten in Erstaunen: er erklärte ihnen, daß er ins Ausland reise. Man wußte in der Gesellschaft nicht, was man darüber denken solle. Sanin verließ Petersburg mitten in der Wintersaison, nachdem er eben eine prachtvolle Wohnung gemiethet und eingerichtet, nachdem er sogar sich in der italienischen Oper abonnirt hatte, in welcher Frau Patti — Patti selbst, Patti in Person mitwirkte. Die Freunde und Bekannten wußten nicht, was sie denken sollten, doch ist es den Leuten nicht eigen, sich lange um fremde Angelegenheiten zu kümmern, und als Sanin ins Ausland fuhr, erschien an dem Bahnhofe, um ihm Lebewohl zu sagen, bloß ein französischer Schneider, und zwar nur in der Hoffnung, eine unbezahlte Rechnung *pour un sout en barque en relour noir, tout a fait chic* bezahlt zu bekommen.

XLIV.

Sanin sagte seinen Freunden, daß er ins Ausland reise — doch er sagte nicht wohin; der Leser wird leicht errathen, daß er grade nach Frankfurt fuhr. Dank der überall entstandenen Eisenbahnen, traf er bereits vier Tage nach der Abfahrt aus Petersburg dort ein. Er hatte Frankfurt seit 1840 nicht mehr berührt. Der Gasthof zum »Weißen Schwan« stand an derselben Stelle und blühte, wenn auch nicht mehr als Hotel ersten Ranges. Die Zeil, die Hauptstraße Frankfurts, hatte sich wenig verändert, doch nicht allein vom Hause der Frau Roselli — selbst von der Straße, in der sich ihre Conditorei befunden hatte, war keine Spur mehr vorhanden. Sanin irrte wie ein Wahnsinniger auf den einst ihm so bekannten Plätzen umher und konnte Nichts wieder erkennen; die früheren Bauten waren verschwunden, an ihrer Stelle standen jetzt neue Straßen, in denen sich ungeheuere dicht neben einander gelegene Häuser und elegante Villen reihten; selbst der öffentliche Garten, in dem sein erstes und letztes Stelldichein mit Gemma stattgefunden, war so emporgewachsen, hatte sich so verändert, daß Sanin sich fragen mußte, ob das wirklich derselbe Garten sei? Wie und wo soll er Erkundigung einziehen? An wem er sich auch wenden mochte — Niemand kannte selbst den Namen Roselli; der Wirth seines Gasthauses rieth ihm, sich nach der öffentlichen Bibliothek zu bemühen: dort werde er alle alten Zeitungen finden, doch welchen Nutzen er daraus ziehen könnte — darüber wußte er selbst keine Erklärung zu geben. Sanin erkundigte sich aus Verzweiflung nach Herrn Klüber. Dieser Name war dem Wirth gut bekannt, doch auch hier erfolgte ein Mißerfolg. Der elegante Commis, nachdem er Aufsehen erregt und zu der Höhe eines Capitalisten emporgestiegen war — hatte sich verspeculirt, Bankerott gemacht — und war im Gefängniß gestorben. . . Uebrigens verursachte diese Nachricht Sanin nicht die geringste Trauer. Er fing bereits seine Reise für ein wenig unbedacht zu halten an. . . Doch als er das Frankfurter Adreßbuch durchblätterte, stieß er auf den Namen von Dönhof, Major a. D. Er nahm sofort einen Wagen und fuhr nach dessen Wohnung. Warum aber dieser Dönhof durchaus jener Dönhof sein mußte und warum selbst jener Dönhof ihm Nachrichten über die

Familie Roselli geben könnte? das fragte er sich nicht. Einerlei, der Ertrinkende greift nach einem Strohhalme.

Sanin traf den Major a. D. zu Hause und erkannte sofort in den ihn empfangenden älteren Herrn seinen früheren Gegner. Auch dieser erkannte ihn und drückte sogar Freude über sein Erscheinen aus; es erinnerte ihn an seine Jugend — an seine Jugendstreiche. Sanin erfuhr von ihm, daß die Familie Roselli schon längst nach Amerika, und zwar nach New-York ausgewandert sei, daß Gemma einen Kaufmann geheirathet habe, daß übrigens er, von Dönhof, einen Bekannten, ebenfalls einen Kaufmann habe, dem wahrscheinlich die Adresse ihres Gatten bekannt sei, da dieser in vielfachen Geschäftsverbindungen mit Amerika stehe. Sanin bat Dönhof zu diesen Kaufmann zu gehen — und — o Freude! von Dönhof brachte ihm die Adresse von Gemmas Manne Mr. Slocum, New-York, Brondway Nr- 501. — Leider stammte diese Adresse noch aus dem Jahre 1863.

»Wir wollen hoffen,« rief von Dönhof, »daß unsere einstige Frankfurter Schönheit noch lebe und New-York nicht verlassen habe! Doch sagen Sie mir bei dieser Gelegenheit,« fügte er hinzu, »wissen Sie nicht, was jene Russin macht, erinnern Sie sich, damals in Wiesbaden — Frau von Bo. . . Bo. . . von Bolosoff — lebt sie noch?«

»Nein,« antwortete Sanin »sie ist längst gestorben.«

Dönhof erhob die Augen — doch als er sah, daß Sanin sich abwandte und finster wurde — fügte er kein Wort mehr hinzu — und entfernte sich bald.

* *
*

Noch an demselben Tage schickte Sanin einen Brief nach New-York an Frau Gemma Slocum. In diesem Briefe hob er hervor, daß er ihr aus Frankfurt schreibe, wohin er nur um ihre Spuren aufzusuchen gekommen sei, daß er sich vollkommen bewußt sei, wie wenig er Recht habe, eine Antwort von ihr zu erhoffen, daß er durch gar nichts ihre Verzeihung verdient habe und nur Eines wünsche: daß in den glücklichen Verhältnissen, von welchen sie jetzt umgeben, sie seine Existenz längst vergessen habe. Er fügte hinzu, daß er in Folge eines zufälligen Umstandes, der allzu mächtig die Gebilde der Vergangenheit in ihm wachgerufen, sie an ihn zu erinnern gewagt

habe; er erzählt ihr sein einsames Familien- und freudenloses Leben; er beschwor sie, jene Gründe zu verstehen, die ihn sich an sie zu wenden nicht zugelassen, daß die bittere Erkenntniß seiner Schuld — die lange schwer gebüßt und noch nicht vergeben sei — ihm in das Grab folge; und ihn, wenn auch mit einer kurzen Nachricht, wie es ihr in der neuen Welt, in die sie sich entfernt habe, ergehe, zu erfreuen.

»Wenn Sie mir nur ein Wort schreiben,« — so schloß Sanin seinen Brief — »werden Sie eine gute That vollbringen, die Ihrer edlen Seele würdig ist — und ich werde Ihnen dankbar sein bis zu meinem letzten Athemzuge. Ich bin hier im Gasthaus zum »weißen Schwan« (diese Worte unterstrich er) abgestiegen und werde Ihre Antwort bis zum Frühling erwarten.«

Er schickte diesen Brief ab und fing zu warten an. Ganze sechs Wochen lebte er im Gasthause und verließ während dieser Zeit sein Zimmer beinahe nie, und da sah er Niemand, Niemand konnte ihm weder aus Rußland noch anders woher schreiben, und das war ihm gerade recht. Kommt doch ein Brief an seine Adresse an, so weiß er, daß es *der* ist, den er erwartet. Er las vom frühen Morgen bis in die Nacht, und zwar nicht Journale, sondern ernste Bücher, meistens Geschichtswerke. Dies anhaltende Lesen, dies Schweigen, dieses schneckenartige, zurückgezogene Leben entsprach vollkommen seiner Gemüthsstimmung. »Schon dafür tausend Dank an Gemma! Doch lebt sie noch? Wird sie antworten?«

Endlich kam ein Brief mit amerikanischem Poststempel aus New-York an ihn an . . . Die Handschrift auf dem Couvert war englisch . . . er kannte sie nicht, und sein Herz zog sich schmerzlich zusammen. Nicht mit einem Mal entschloß er sich, den Brief zu öffnen. Er blickte auf die Unterschrift: Gemma! Die Thränen brachen ihm hervor; schon der Umstand, daß sie sich mit bloßem Namen ohne Familiennamen zeichnete, war ihm eine Bürgschaft der Versöhnung, der Verzeihung! Er öffnete das feine blaue Briefpapier — eine Photographie glitt aus demselben.

Er hob sie rasch auf und war außer sich: Gemma, die leibhaftige Gemma, jung, so wie er sie vor dreißig Jahren gekannt hattet Dieselben Augen, dieselben Lippen, dieselbe Bildung des ganzen Gesichtes! Auf der Kehrseite der Photographie stand: »Meine Tochter Marianna«. Der ganze Brief war sehr freundlich und einfach. Gemma dankte Sanin, daß er sich nicht bedacht, sich an sie zu wenden, daß er

Vertrauen zu ihr gehabt habe; sie verheimlichte ihm nicht, welch' schwere Tage sie nach seiner Flucht verlebt habe, sie fügte hinzu, daß sie trotzdem ihr Begegnen mit ihm als ein Glück für sie betrachte und stets betrachtet habe, daß dieses Begegnen sie verhindert habe, Frau Klüber zu werden, und auf diese Weise, wenn auch nur mittelbar, die Ursache ihrer jetzigen Ehe geworden sei, in der sie jetzt bereits achtundzwanzig Jahre vollkommen glücklich, in Zufriedenheit und Ueberfluß lebe: ihr Haus sei in ganz New-York bekannt. Gemma theilte Sanin mit, daß sie fünf Kinder habe — vier Söhne und eine achtzehnjährige Tochter — Letztere bereits Braut, deren Photographie sie ihm hiermit beifüge, weil sie nach allgemeinem Urtheil ihrer Mutter gleiche. Die betrübenden Nachrichten hatte Gemma zuletzt aufgespart: Frau Lenore war in New-York gestorben, wohin sie ihrer Tochter und Schwiegersohn gefolgt, doch hatte sie sich noch am Glücke ihrer Kinder erfreuen, ihre Enkel wiegen können; Pantaleone hatte sich ebenfalls nach Amerika begeben wollen, doch war er kurz vor der Abreise aus Frankfurt gestorben. »Und Emilio, unser lieber, unvergleichlicher Emilio ist ruhmvollen Todes im Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes in Sicilien gestorben, wohin er sich in der Zahl der »Tausend«, die der große Garibaldi führte, begeben.« Dann drückte Gemma ihr Bedauern aus, daß das Leben für Sanin, wie es schiene, einen so schlimmen Verlauf genommen, wünschte ihm vor Allem Ruhe und Seelenfrieden und sagte ihm, es würde ihr Freude machen, ihn wiederzusehen — sie wisse freilich, wie wenig wahrscheinlich ein solches Wiedersehen sei. . .

Wir unternehmen es nicht, die Gefühle zu beschreiben, die Sanin beim Lesen dieses Briefes bewegten. Für solche Gefühle gibt es keine entsprechenden Ausdrücke, sie sind tiefer, stärker und unbestimmter als jedes Wort. Die Musik allein könnte sie wiedergeben.

Sanin antwortete sofort und schickte als Brautgeschenk an Marianna Slocum vom unbekannten Freunde — das Kreuz aus Granaten, das er an ein prachtvolles Perlencollier befestigen ließ. Dies Geschenk, wenn auch sehr kostspielig, ruinirte ihn nicht; im Laufe der dreißig Jahre, die seit seinem ersten Aufenthalt in Frankfurt verflossen, war es ihm geglückt, ein ziemlich beträchtliches Vermögen zu sammeln. In den ersten Maitagen kehrte er nach

Petersburg zurück — doch schwerlich für lange Zeit. Man hört, er verkaufe alle seine Gitter und wolle nach Amerika gehen.

- E n d e -

Anmerkungen

1 In früheren Zeiten — auch jetzt ist es noch der Fall — wurden, wenn gegen Monat Mai, eine große Menge Russen in Frankfurt erschienen, die Preise in allen Läden erhöht und bekamen den Namen: »Russen« — und leider — »Narren- Preise.«.

2 Sprichwörtliche Redeweise, gleichbedeutend: man darf ihr nicht zu nahe kommen.

Die lebende Mumie.

1874.

Deutsch
von
H. von Lankenau.

Anmerkung.

Zum Beitrage der Linderung der Hungersnot in Ssamara ist Ostern 1874 eine »Sammlung von literarischen Beiträgen« der namhaftesten russischen Schriftsteller in St. Petersburg im (nicht im Buchhandel, sondern nur in einer auf die Subscribenten berechnete Anzahl von Exemplaren) erschienen.

»Lieber Jacob Petrowitsch! Da auch ich mein Scherflein zu Deinem »Skladtschina« beizutragen wünsche, aber nichts Fertiges besaß, fing ich an, meine alten Papiere durchzustöbern und fand folgendes Bruchstück aus dem »Tagebuch eines Jägers,« welches ich Dich bitte, benutzen zu wollen. Von den in jenem Tagebuch enthaltenen Skizzen sind im ganzen zweiundzwanzig gedruckt, während das Manuscript ihrer dreißig enthält. Einige sind nämlich unbeendigt geblieben, theils aus Furcht, sie möchten die Censur nicht passiren, theils, weil sie mir nicht interessant genug, oder auch nicht zur Sache passend schienen. Zu diesen letzteren gehört auch die Skizze »Die lebende Reliquie.« Freilich hätte ich gern etwas bedeutenderes geschickt, aber ich kann nicht mehr geben als habe. Ueberdies ist euch vielleicht der Hinweis auf die an ordentliche Geduld, die unserem Volke innenwohnt, nicht unpassend bei einem Buche wie die »Skladtschina.«

»Erlaube mir, bei die er Gelegenheit eine Anekdote, die sich auch auf eine Hungersnoth bei uns in Rußland bezieht mitzutheilen. Bekanntlich wüthete eine solche im Jahre 1841 in Tula und in den umliegenden Gouvernements auf's Fürchterlichste. Einige Jahre später waren ein Freund und ich, auf einer Reise, in einem kleinen Dorfwirthshause im Tula'schen Gouvernement abgestiegen um Thee zu trinken. Mein Freund erzählte einen Vorfall seines Lebens und erwähnte eines Menschen, der, abgemagert wie ein Skelet, Hungers gestorben sei. »Erlauben Sie, Herr, Ihnen zu sagen,« mischte sich der Wirth, ein Greis, er bei unserer Unterhaltung anwesend war, in's Gespräch, »von Hunger magert man nicht ab, man schwillt an.« — »Wie das?« — »Ja, dem ist so; der Mensch wird aufgedunsen und quillt

auf wie ein Apfel, der lange im Wasser gelegen hat. Im Jahre 1841 sahen hier Alle so aus.« »Ah, im Jahre 1841; richtig; das war wohl eine schreckliche Zeit, nicht wahr?« fragte ich den Alten. — »Ja, Väterchen, da haben wir viel aushalten müssen.« — »Nun,« forschte ich weiter, »waren denn da viele Unruhen, Raub oder dergleichen bei euch?« — »Ei, warum nicht gar, was sollten denn da noch für Unruhen sein,« erwiderte der Alte verwundert. Wenn man schon so von oft gestraft ist, wer wird denn da wohl noch an andere Sünden denken!«

»Ich glaube, das einem solchen Volke beizustehen wenn es vom Unglück heimgesucht wird, die heilige Pflicht eines jeden von uns ist. Ich verbleibe u. s. w.

Paris, 25. Januar 1874

Iwan Turgénjew.«

Du Heimatland der himmlischen Geduld —
Du Land des russischen Volkes.

F. Tiutschew.

Ein französisches Sprichwort sagt: »Ein trockener Fischer und ein nasser Jäger sind traurige Gestalten.« Da ich nie eine Leidenschaft für die Fischerei gehabt habe, kann ich nicht darüber urtheilen, was ein Fischer bei hellem, klarem Wetter empfindet und in wie weit das Vergnügen, das ihm eine reichliche Beute gewährt, die Unannehmlichleit, durchnäßt zu sein, überwiegt. Für den Jäger aber ist ein Regen — ein wahres Elend. Und in gerade solch ein Elend geriethen ich und mein Jäger Jermolaj, als wir uns auf der Hühnerjagd im Belew'schen Kreise befanden. Seit dem frühen Morgen schon goß es wie mit Spähnen. Was hatten wir nicht schon alles gethan, uns vor dem Regen zu schützen! Unsere Gummimäntel fast ganz über den Kopf gezogen, die dickbelaubtesten Bäume, unter denen es weniger tröpfelte, als Schutz ausgesucht . . . die wasserdichten Mäntel, davon abgesehen, daß sie uns beim Schießen hinderlich waren, ließen auch das Wasser auf die unverschämteste Weise durch; und unter den Bäumen schien es anfangs nicht zu tröpfeln, wenn aber das vom Regen schwerer und schwerer gewordene Laub sich neigte, so ließ jeder Ast wie aus einer Spritze eine ganz gehörige Menge Wasser auf einmal auf uns herab, die als kalter Strahl hinter das Halstuch bis tief den Rücken hinablief . . . »Und das war schon des Guten zu viel, gar nicht zum Aushalten!« wie Jermolaj sich ausdrückte.

»Nein, Peter Petrowitsch,« rief er endlich aus, »so geht das nicht weiter! Heute läßt sich nicht jagen. Den Hunden geht bei dem Regen die Witterung verloren; das Gewehr versagt . . . Pfui, ist das eine Aufgabe!«

»Ja, aber was sollen wir denn anfangen?« fragte ich.

»Je nun, lassen Sie uns nach Alexejewka aufbrechen. Ihnen ist's vielleicht unbekannt — aber es steht dort ein Bauernhof — der gehört

Ihrer Mutter; — es mögen etwa acht Werst von hier sein. Dort könnten wir die Nacht über bleiben, und morgen . . .

»Hierher zurückkehren?«

»Nein, nicht hierher. . . In der Nähe von Alexejewka weiß ich ein paar Stellen . . . viel günstiger als diese hier, für die Jagd auf Birkhühner.«

Ich fragte meinen treuen Begleiter nicht, warum er mich denn nicht geradeswegs dahin geführt hatte, wir machten uns auf und kamen noch am selben Tage nach dem Bauernhose, von dessen Vorhandensein ich in der That keine Ahnung gehabt hatte. Bei demselben stand ein kleineres Nebengebäude, das freilich alt und nicht zu bewohnen, daher auch reinlich war; in diesem brachte ich eine ziemlich ruhige Nacht zu.

Am folgenden Morgen erwachte ich bereits recht früh. Die Sonne war kaum aufgegangen, kein Wölkchen am ganzen Himmel sichtbar; Alles ringsum schimmerte im doppelten, mächtigen Glanze der Morgensonne, wie des gestrigen Regens. Während mir die Tarataika (zweiräderiger Bauernkarren) angespannt wurde, schlenderte ich in dein kleinen, einstigen Obstgarten, der jetzt ganz verwildert da lag und das Nebenhäuschen mit seinen, wohlriechende saftige Birnen tragenden alten Bäumen ringsum einschloß. Wie herrlich war es heute in der frischen freien Luft, unter dem klaren blauen Himmel, wo die trillernden Lerchen die Silberperlen ihrer helltönenden Stimmen erschallen ließen! Auf ihren Flügeln trugen sie sicher Thautropfen mit empor und ihre Lieder selbst klangen wie thaubenetzt. Ich lüftete meine Kopfbedeckung und athmete aus voller Brust hoch auf. Am Fuß eines nicht tiefen Abhangs war ein Bienenstand abgezäunt. Ein schmaler Fußpfad führte zu demselben hin, sich durch dichtes Unkraut und Nesseln dahinschlängelnd, zwischen welchen eine Menge, Gott weiß von woher angewehter, spitziger Halme dunkelgrüner Hanfpflanzen hervorragten.

Ich schlenderte auf dem Fußpfade hin und gelangte an den Bienenstand. Hart an demselben stand ein geflochtener, kleiner Schuppen, ein sogenannter Amschanik, in welchen man im Winter die Bienenstöcke stellt. Ich warf einen Blick in die halbgeöffnete Thür desselben: drinnen war alles dunkel, still, trocken; ein Geruch von Krauseminze und Melissen strömte mir entgegen. In einem Winkel stand eine Art roher Bettstelle und auf derselben lag, in eine

Bettdecke gewickelt, eine kleine Gestalt . . . Ich wollte mich entfernen . . .

»Herr, ach guter Herr, Peter Petrowitsch!« rief eine schwache, feine Stimme, gedehnt und heiser, wie das Säuseln des Schilfs am Sumpfe mir zu.

Ich blieb unwillkürlich stehen.

»Peter Petrowitsch! Treten Sie näher, bitte!« wiederholte die Stimme sanft und flehend. Sie kam aus jener von mir bemerkten Ecke, vom dort stehenden Bette her.

»Ich näherte mich demselben — und blieb starr« vor Verwunderung stehen.

Vor mir lag ein lebendes menschliches Wesen — aber welch' ein trauriges!

Der vollkommen ausgetrocknete, kupferfarbene, mumienhafte Kopf vor mir gleich vollkommen dem eines alten griechischen Heiligenbildes; die Nase war so scharf und spitz wie die einer Messerklinge, von Lippen fast keine Spur, nur Zähne und Augen allein waren weiß und unter dem Kopftuch hingen einige dünne Strähnen flachsgelber Haare hervor. Auf den Falten der Bettdecke bewegten zwei hagere, skelettartige, ganz braune Händchen die langen dünnen Finger langsam wie steife Stäbchen. Ich blickte mit gespannter Aufmerksamkeit auf das traurige Geschöpf: eigenthümlich, nicht nur daß dass Gesichtchen nichts Abstoßendes, Unangenehmes hatte, es schien mir sogar lieblich, sanft — doch aber entsetzlich anzuschauen; ganz etwas Ungewöhnliches! Und um so entsetzlicher erschien mir dieses Gesicht, als ich auf seinen metallfarbenen Wangen und Lippen die vergebliche Anstrengung las, mir zuzulächeln!

»Sie erkennen mich nicht, Herr?« lispelte die Stimme, die gewissermaßen die Worte zwischen den farblosen sich kaum bewegenden Lippen hervorhauchte. — »Ja, wie sollten Sie auch wohl! Ich bin ja die Lukéria (Lucrezia) . . . erinnern Sie sich, die den Reigentanz bei Ihrer Mutter auf dem Dorfe zu führen pflegte . . . erinnern Sie sich, ich war ja auch oft die Vorsängerin?«

»Du, die Lukéria!« rief ich unwillkürlich. — »Du, ist es möglich!«

»Ja, Herr, ich . . . ich bin die Lukéria.«

Ich wußte wahrlich nicht, was ich sagen sollte und blickte bestürzt aus dieses dunkle unbewegliche Gesicht mit den starr auf mich

gerichteten, hellen und doch zugleich todten Augen. »War denn das zu glauben?« diese Mumie sollte jene Lukéria sein, das schönste, blühendste Mädchen nicht allein im ganzen Dorfe, sondern weit und breit umher? — jene hohe, üppigvolle, blendend weiße, muntere Dirne, mit den rothen Wangen, dem Grübchen im runden Kinn und dem schelmischen Blick, jene Tänzerin und Sängerin mit der glockenhellen Stimme? jene kluge Lukéria, welche allen jungen Burschen die Köpfe verdrehte, die selbst mir damals sechzehnjährigen Jüngling heiß um's Herz machte und um welche ich heimlich seufzte?«

»Um's Himmelswillen, Lukéria,« nahm ich mich endlich zusammen, erzähle mir doch, was ist mit Dir s geschehen?«

»Das Elend, Herr, ist über mich hereingebrochen. Wenden Sie sich nicht mit Abscheu und Widerwillen von mir ab, meines großen Unglücks wegen, — setzen Sie sich da auf jenen kleinen Zuber — etwas näher, sonst werden Sie meine Worte nicht hören können — Sie sehen, wie schwach meine Stimme geworden ist! . . . Ach, ich kann Ihnen nicht sagen wie es mich freut, Sie noch einmal wiederzusehen! Wie sind Sie aber hierher nach Alexejewka gekommen?«

Lukéria sprach sehr leise und mit schwacher Stimme, aber ohne Unterbrechung.

»Jermolaj, der Jäger, hat mich hierher geführt. Erzähl' Du mir aber doch . . .«

»Von meinem Unglück soll ich Ihnen erzählen? Gut, Herr. — Es ist schon sechs bis sieben Jahre her, daß es über mich hereingebrochen. Man hatte mich eben erst mit dem Wassili Voläkow verlobt — Sie entsinnen sich wohl noch seiner; es war so ein stattlicher junger Bursche mit krausem Haar, er war früher Büffetdiener bei Ihrer Frau Mutter. Sie waren freilich damals nicht mehr auf dem Dorfe, Sie waren nach Moskau gefahren, um zu studiren, hieß es. — Wir hatten einander sehr lieb, der Wassili und ich; er ging mir nicht aus dem Kopfe; es war gerade zur Frühlingszeit.

So einmal Nachts . . . es war schon nicht weit bis zum Sonnenaufgang . . . hatte ich keinen Schlaf mehr: so wundersüß und lieblich schlug ja die Nachtigall im Garten! . . . Es trieb mich hinaus in's Freie . . . ich öffnete die Thür und trete auf die Freitreppe, zu lauschen. —Sie schmettert und schmettert, dann flötet sie wieder so sanft, die liebliche Sängerin . . . da ist mir's plötzlich, als ob mich

Jemand rufe, gerade mit Wassili's Stimme, aber ganz leise: Luscha! (Diminutiv- und Schmeichelwort, von Lukéria abgeleitet.) . . . Ich springe rasch zur Seite und wahrscheinlich noch halbverschlafen, trete fehl, fliege von der Erhöhung die Stufen hinab — gerade auf die Erde. Mir schien anfangs gar nicht, daß ich mich schwer verletzt habe, denn ich konnte bald wieder aufstehen und in meine Kammer zurückkehren. — Doch aber muß ich mich innerlich schwer verletzt haben, bald fühlte ich das wohl . . . es mußte etwas zerrissen sein ach, einen Augenblick, Herr, . . . lassen Sie mich etwas Athem schöpfen. . .«

Lukéria schwieg; voll Verwunderung blickte ich auf sie. Ich konnte diese wirklich kaum bemeistern; sie theilte mir ihre Leiden in fast heiterem, ruhigem Tone, ohne Jammern und Klagen mit, wie Jemand, der sich vollkommen in sein Schicksal ergeben und keinen Anspruch an die Theilnahme Anderer macht.

»Von jenem Augenblicke nun an,« fuhr Lukéria fort,„fing ich an dahinzuschwinden und einzutrocknen; über und über wurde ich schwarz, immer schwerer fiel mir das Gehen, dann konnte ich bald weder gehen noch sitzen, nur allein noch liegen. Nun verschwand auch der Appetit, ich mochte weder essen noch trinken, so wurde es denn immer schlimmer und schlimmer Ihre Mutter war mir eine sehr gütige Gebieterin, sie schickte mich in's Hospital und ihre eigenen Aerzte sogar besuchten mich. Mir brachten sie doch keine Erleichterung. Auch nicht Einer konnte einmal sagen, was mir eigentlich fehle, welch' eine Krankheit ich habe. Was haben sie nicht alles mit mir aufgestellt: mit glühenden Eisen wurde mir der Rücken gebrannt, in zerbröckeltes Eis haben sie mich gesetzt — nichts, half! So schrumpfte ich nach und nach endlich ganz zusammen, meine Glieder erstarrten. . . Da beschlossen denn die Herren endlich, mich nicht weiter zu quälen, mir sei nicht zu helfen, sagten sie. In's Herrenhaus paßte nun ein Krüppel wie ich auch nicht mehr nun und so hat man mich hierher geschickt — da ich hier Verwandte habe. So lebe ich denn nun, wie Sie sehen.«

Lukéria schwieg und strengte sich wieder an, mir zuzulächeln.

»Deine Lage ist ja aber schrecklich, arme Lukéria!« rief ich aus.„Sag' mir doch,« fragte ich, um nur irgend etwas zu sagen, »wie wurde es denn mit dem Wassili Poläkow?« — Die Frage war jedenfalls unbedacht und einfältig.

Lukéria wendete ihren Blick etwas zur Seite.

»Wie's mit dem Poläkow wurde? — Je nun, erst hat er sich gegrämt und gegrämt — dann hat er eine andere geheiratet, ein Mädchen ans Glinnoe. Erinnern Sie sich an Glinnoe? Es liegt nicht weit von unserm Dorfe. — Agrafenna nannte man sie. Ich weiß, er hat mich geliebt, sehr geliebt, — aber, war er doch ein junger Bursche — ledig konnte er ja nicht bleiben. Und was für eine Frau hätte ich ihm wohl sein können? Eine unnütze Bürde nur. Und ein gutes, braves Weib hat er sich ausgesucht — sie haben schon ein paar Kinder. Beim Gutsnachbar ist er als Aufseher; Ihre Mutter hat ihm einen Paß ausstellen lassen und es geht ihm gottlob sehr gut.«

»Und Du liegst beständig so?« fragte ich weiter.

»Das siebente Jahr bereits, Herr; im Sommer hier in diesem Verschlag, und wenn es kalt wird, so trägt man mich in das Vorgemach der Badstube; dann lieg' ich dort.«

»Wer sieht denn aber nach Dir, wer pflegt Dich?«

»Ach, es giebt auch hier viele gute Leute. Man verläßt mich nicht. Ich bedarf auch keiner großen Pflege. Was das Essen betrifft, so genieße ich ja fast gar nichts mehr, Wasser aber — das steht dort in jenem Kruge; immer ist es frisch und gerade aus der Quelle. Und den Krug, o, den erreiche ich schon selbst, meine eine Hand kann ich noch etwas gebrauchen. Nun und sonst ist da ein kleines Mädchen, die von Zeit zu Zeit nach mir sieht. Sie war eben noch da . . . sind Sie ihr nicht begegnet? . . . Eine hübsche kleine Dirne. Die bringt mir auch Blumen, ich bin nämlich eine große Blumenfreundin. Gartenblumen haben wir hier nicht — es waren früher welche da, die sind aber ausgegangen. Es giebt ja übrigens auch so schöne Feldblumen; die riechen fast noch schöner als die Gartenblumen. Giebt es wohl etwas Schöneres als »eine Maiblume?«

»Und hast Du nicht oft Langeweile, ist Dir nicht oft traurig zu Muth, meine arme Lukéria?«

»Was läßt sich dagegen thun? anfangs war ich sehr, sehr betrübt, dann habe ich mich gewöhnt, mich geduldig gefügt und — gottlob, jetzt geht's; geht's doch Manchem noch schlimmer!«

»Wie so das?«

»Ei Herr, dem, der keine Heimatsstätte hat, dem Obdachlosen! Dann — dem Blinden oder Tauben! Ich, gottlob, ich sehe vortrefflich und höre Alles, Alles! Wenn der Maulwurf unter der Erde wühlt und

gräbt, ich höre ihn gewiß. Noch empfinde ich jeden Geruch, selbst den feinsten. Wenn der Buchweizen im Felde blüht, oder die Linde im Garten — mir braucht man das nicht zu sagen: ich bin die erste, die es nach dem Geruche weiß, sobald nur ein Wind von dorther weht. Nein, ich kann mich noch nicht zu sehr beklagen — es giebt viele, denen es schlimmer geht als mir. — Wie leicht sündigt ferner nicht ein gesunder Mensch; welche Gelegenheit hätte aber wohl ich zur Sünde? Vor einiger Zeit ertheilte mir der Vater Alexej, unser Priester, das Abendmahl und sagte: Deine Beichte zu hören, wird wohl kaum der Mühe werth sein; in dem Zustande, in welchem Du Dich befindest, kann man wohl kaum sündigen. — Ich erwiderte ihm darauf: aber die Sünde durch böse Gedanken, Vater? Nun, meinte er und lachte dabei, die werde wohl nicht so groß sein.«

»Ja,« fuhr Lukéria nach einer kurzen Pause fort, »auch diese Sünde kann ich mir nicht sehr vorwerfen, denn ich habe mich daran gewöhnt, fast gar nicht zu denken und was am wichtigsten — nicht an die Vergangenheit! Die Zeit vergeht so schneller.«

Ich war, ich muß es gestehen, im höchsten Grade erstaunt. »Du bist stets allein, und allein Lukéria; wie kannst Du es verhindern, daß Dir nicht unwillkürlich trübe Gedanken aufsteigen. Oder schläfst Du vielleicht immer?«

»O nein, Herr! Nicht immer kann ich schlafen. Obgleich ich eben keine großen Schmerzen mehr habe, so nagt es mir doch tief im Innern, selbst in den Knochen und läßt mich nicht ordentlich schlafen. Nein, ich liege und liege, ohne an etwas zu denken; fühle, daß ich noch lebe, athme — und das ist Alles. Ich sehe, höre. Die Bienen in ihren Körben summen und schwärmen; die Taube auf dem Dache sitzt da und girrt, die Bruthenne kommt glucksend mit ihren Kücklein zu mir herein und pickt ihnen Krumen und Würmer; oft auch kommt ein Sperling hereingeflogen, oder gar ein bunter Schmetterling — und das ist mir sehr angenehm. Im vorvergangenen Jahre habe ich sogar den Besuch eines Schwalbenpaares gehabt, die sich hier ihr Nest gebaut und Junge ausgebrütet haben. Ach, wie unterhaltend das war! Die Eine kommt hereingeflogen, hängt sich an's Nest, füttert die Jungen und — husch, ist sie wieder hinaus. Ehe man sich's versieht, ist auch schon die Andere da. Zuweilen fliegt sie nicht einmal hinein, sondern nur bei der offenen Thür vorbei, die Jungen aber — wie sie gleich kreischen und die Schnäbel aufreißen!

. . . Mit Ungeduld habe ich sie im folgenden Jahre wieder erwartet, aber ein Jäger aus der Gegend, sagt man, soll sie weggeschossen haben? Wie konnte er nur so grausam und so gierig sein? Solch' ein Vögelchen ist ja so klein, so unbedeutend, und — so unschuldig! . . . Ach, Ihr Herren Jäger, wie böse Ihr doch seid!«

»Ich schieße keine Schwalben, Lukéria,« bemerkte ich ihr.

»Ein anderes Mal, ach, wie drollig das war! kam ein Hase hereingelaufen. — ein Hund hatte ihn vielleicht gejagt — wie besessen kam er hereingeflogen! . . . dann setzte er sich ganz in meiner Nähe hin — und saß lange so, — immer bewegte er bald die Nase bald die Ohren hierhin und dorthin, sogar den Schnurrbart putzte er sich — ganz wie ein Officier. Nun betrachtete er mich neugierig. O, er begriff sicher, daß ich ihm nicht gefährlich. Endlich stand er auf, ein, zwei Sprünge und er war an der Thür, blickte sich noch einmal um und — weg war er! Ach, wie drollig der war, können Sie sich kaum denken.«

Lukéria blickte mich an als ob sie sagen wollte: »Nicht wahr, das war drollig?« — Ich that ihr den Gefallen, so schwer mir auch um's Herz war, und lachte. Sie biß sich auf die ausgetrockneten Lippen.

»Nun, im Winter, freilich, da hab' ich's nicht so gut, da bin ich übler d'ran; weil es da — so dunkel ist. Ein Licht anzuzünden, wäre Verschwendung, und wozu auch? Bücher giebt es hier keine, ja, und wenn es deren gäbe, kann ich sie ja doch nicht halten. Vater Alexej hatte mir zur Unterhaltung zwar einen Kalender gebracht, da er mir aber von keinem Nutzen war, so hat er ihn wieder mitgenommen. Wenn es nun aber gleich dunkel bei mir ist, so giebt es für mich doch Manches zu hören? eine Grille zirpt, die Todtenuhr pickt in der Wand, oder eine Maus nagt irgendwo. — Da ist es oft gut, gar nicht zu denken.«

»Oftmals sage ich auch ein Gebet her,« fuhr Lukéria, nachdem sie sich etwas ausgeruht hatte, fort. »Leider weiß ich aber nur wenige auswendig. Und warum soll ich dem lieben Herrgott viel beschwerlich fallen? Um was ihn bitten? Er weiß allein am besten, was mir noth thut. Hat er mir dies Kreuz auferlegt — so sehe ich, daß er mich lieb hat. So ist uns befohlen, dies anzusehen. So bete ich denn mein Vaterunser, das Gebet zur Mutter Gottes, den Akathift für alle, so sich in Trübsal befinden — und liege wieder, ohne weiter an etwas zu denken. Und so erträgt sich's.«

Ein paar Minuten vergingen in tiefem Schweigen. Ich unterbrach es nicht und rührte mich nicht auf dem kleinen Zuber, der mir als Sitz diente. Die fürchterliche, steinerne Unbeweglichkeit des vor mir daliegenden, lebenden, unglücklichen Wesens hatte sich auch mir mitgetheilt: auch ich fühlte mich wie gefesselt, versteinert.

»Höre mich an, Lukéria,« hub ich endlich an.

»Höre, welch' einen Vorschlag ich Dir zu machen habe. Ich werde, wenn Du einwilligst, Vorkehrungen treffen, daß Du in ein Krankenhaus aufgenommen wirst, in ein gutes städtisches Krankenhaus. Wer weiß, vielleicht kannst Du doch noch geheilt werden; Du bist ja noch nicht alt; jedenfalls wirst Du bessere Pflege haben und nicht allein sein . .«

Lukéria bewegte kaum merkbar die Augenbrauen. »Ach nein Herr,« flüsterte sie besorgten Tones„schicken Sie mich ja nicht in ein Krankenhaus, rühren Sie mich nicht an, ich würde dort nur größere Pein erleiden . . . Nur ja keine weitere ärztliche Behandlung! . . . Hier war auch einmal ein Arzt hergekommen; wollte mich durchaus untersuchen. Ich flehte und bat: rühren Sie mich um Christi Jesu willen nicht an! Ja, was half das! Er drehte mich hierhin, dorthin, knebelte mir Hände, Füße; der Wissenschaft wegen, wie er sagte; deswegen sei er Arzt und Gelehrter! »Du hast gar das Recht nicht, Dich zu sträuben,« meinte er, »für meine Verdienste belohnt man mich mit Rang und Orden; was man für euch Bauernvolk thut, davon versteht ihr Dummköpfe nichts! So quälte und quälte er mich denn endlos, nannte mir meine Krankheit mit einem fremden, schweren Namen und fuhr so wieder fort. Mir aber schmerzten eine ganze Woche lang meine Glieder doppelt so stark. — Sie sagen, ich sei hier allein, immer allein. O nein, nicht immer. Man besucht mich schon. Ich bin ja ruhig — störe Niemanden. Die Mädchen aus dem Dorfe sprechen bei mir vor und plappern hier vor mir; zuweilen kommt auch irgend eine Pilgerin zu mir an, erzählt mir von ihrer Wallfahrt nach Jerusalem oder Kiew, von den heiligen Städten. Und dann fürchte ich mich ja auch nicht, allein zu sein, wer thäte mir wohl was? Allein ist's besser, wahrlich viel bessert Lieber Herr, lassen Sie mich nicht in's Krankenhaus bringen . . . ich danke Ihnen für Ihren guten Willen, nur bitte, rühren Sie mich nicht an, mein Seelentäubchen!«

»Nun, wie Du willst, Lukéria, wie Du willst; zwingen will ich Dich ja nicht. Ich glaubte, um es Dir besser zu machen . . .«

»Ich weiß das, Herr, daß Sie es meinetwegen wollten aber, lieber Herr, wer kann wohl dem Andern helfen? Wer kann wissen, was in seiner Seele vorgeht. Selbst soll der Mensch sich helfen! Sie glauben es vielleicht nicht, aber wenn ich zuweilen so allein daliege, so kommt es mir vor, als ob in der ganzen Welt außer mir Niemand da wäre. Ich allein, so scheint mir's, lebe. Und wunderbarerweise bekreuzigt und segnet mich Jemand . . . nimmt mir das Nachdenken und Grübeln — ja, es ist wunderbar, eigenthümlich!«

»Und worüber denkst Du nach, worüber grübelst Du, Lukéria?

»Auch das, Herr, vermag ich nicht zu sagen; das erklärt sich nicht. Und später ist's vergessen. Es kommt über mir wie eine Regenwolke, ergießt sich, Einem wird so frisch, so wohl, was es aber war, begreift man nicht! Nur meine ich: wenn Menschen um mich herum gewesen wären, so hätte ich wohl nichts dem ähnliches empfunden, nichts als nur meinen unglücklichen Zustand.«

Lukéria seufzte mühsam; ihre Brust wollte ihr ebensowenig gehorchen, als ihre übrigen Glieder.

»Wenn ich Sie, Herr, so ansehe, so thun Sie mir in der Seele leid,« hub sie von Neuem an. Sie aber, Sie brauchen mich wahrlich nicht zu sehr zu bedauern. Ich kann Ihnen zum Beispiel sagen, daß ich sogar jetzt noch zuweilen . . . Sie erinnern sich doch noch, wie lustig ich seinerzeit war, welch' eine ausgelassene Dirne! nun, daß ich zuweilen jetzt noch singe . . .«

»Du . . . Du singst?«

»Ja, ich singe alte Lieder, wie sie bei den Reigentänzen gesungen werden, Wahrsagelieder, Weihnachtsgesänge und andere! Viele wußte ich deren und habe sie nicht vergessen. Nur allein Tanzlieder singe ich nicht mehr. Zu meinem jetzigen Zustande passen die nicht mehr.«

»Wie singst Du denn die . . . leise vor Dir hin?«

»So und auch laut. Freilich wie sonst klingen sie nicht mehr, dazu fehlt die Stimme, verstehen lassen sie sich aber immer noch. Ich habe Ihnen doch gesagt, wie ein kleines Mädchen kommt und nach mir sieht, eine Waise; nun, das Kind begreift leicht, der habe ich bereits vier Lieder gelehrt. Sie glauben mir vielleicht nicht? So hören Sie . . .«

Lukéria nahm ihre Kräfte zusammen . . . Der Gedanke, daß ein bereits halbtodtes Wesen mir etwas vorzusingen im Begriff war,

erfüllte mich unwillkürlich mit Entsetzen; ehe ich jedoch meinen Gedanken Ausdruck geben konnte, erzitterte in meinen Ohren ein kaum hörbarer, aber reiner und richtiger Ton . . . ihm folgte ein zweiter, ein dritter. Sie sang eines jener melodischen, wehmüthigen russischen Lieder, zwar ohne daß sich der Ausdruck ihres versteinerten Gesichts verändert hätte, aber so rührend und ausdrucksvoll, daß ich kein Entsetzen mehr fühlte, wohl aber Mitleid, tiefes inniges Mitleid mir das Herz erbeben machte.

»Ach, ich kann nicht mehr,« flüsterte sie plötzlich, »meine schwachen Kräfte reichen nicht mehr aus. . . . Zu sehr schon habe ich mich über Ihre Ankunft gefreut.«

Sie schloß ihre Augen.

Ich legte meine Hand auf ihre kalten kleinen Finger . . . Sie blickte mich an und ihre dunkeln Augenlider, ganz wie bei den alten Bildsäulen, mit goldglänzenden Wimpern besetzt, schlossen sich aufs Neue. Einen Augenblick darauf erglänzten sie auf's Neue im Halbdunkel . . . Eine schwere Thräne befeuchtete sie.

»Ich rührte mich wie vordem nicht.

»Ach, wie kindisch ich doch noch bin,« sagte Lukéria plötzlich mit ungewohnter Kraft und öffnete ihre Augen weit, die verrätherische Thräne zu zerdrücken suchend. »Wahrlich, ich muß mich schämen. Wie ist mir denn? Lange schon ist mir das nicht begegnet . . . seit jenem Tage, als im vorigen Frühling Wassili Poläkow bei mir war. So lange er hier bei mir war und mit mir sprach, nun, da war es nichts, kaum aber war er fort — so weinte ich im Stillen allein. Woher das kam? Je nun, Sie wissen ja, bei uns Frauen sind Thränen keine Seltenheit. Herr,« bat Lukéria, »Sie haben gewiß ein Tuch bei sich . . . Wenn's Ihnen keinen Widerwillen verursacht, wischen Sie mir doch die Augen ab.«

Ich beeilte mich, ihren Wunsch zu erfüllen und ließ ihr das Tuch. Sie weigerte sich anfangs, es anzunehmen: »Wozu mir ein so feines Tuch?« Das Tuch war einfach, aber weiß und rein; sie nahm es zwischen ihre schwachen Finger, die sie schon nicht wieder auseinandermachte. An die Dunkelheit, in der wir uns befanden, jetzt gewöhnt, konnte ich deutlich ihre Züge unterscheiden, sogar das feine Roth bemerken, das durch die Broncefarbe ihrer Haut schimmerte, konnte, so schien es mir wenigstens, in diesem Gesicht Spuren ihrer früheren Schönheit entdecken.

»Sie fragten mich, Herr,« hub sie wieder an, »ob ich schlafe? Ich schlafe wirklich wenig, dafür aber träume ich jedesmal. Nie sehe ich mich im Traume krank: stets gesund und jung . . . Eines nur macht mir Kummer: das Erwachen; ich will mich ausstrecken, will mich bewegen und ich fühle mich erstarrt, gefesselt. Was ich einmal für einen herrlichen Traum gehabt habet Den muß ich Ihnen doch erzählen. Hören Sie. Mir,schien's, ich stehe auf dem Felde, rings um mich her hohes, reifes goldgelbes Korn . . . neben mir ein bitterböser kleiner Hund, der mich immer beißen will. Nun war mir's, als habe ich eine Sichel in der Hand, aber keine gewöhnliche, sondern den Mond selbst, wenn er sich als Sichel zeigt. Und mit dieser Sichel nun sollte ich das schöne gelbe Korn da schneiden. Von der Hitze aber fühlte ich mich sehr ermüdet und der Mond blendete mich und mich überkam eine Mattigkeit, daß mir die Hand niedersank; um mich her aber blühten wunderschöne blaue Kornblumen, groß und voll, und alle wendeten mir ihre Köpfe zu. Halt, dachte ich, die Blumen mußt du dir pflücken, hat ja Wassili zu kommen versprochen; so will ich mir einen hübschen Kranz zuvor winden, mit dem Kornschneiden werde ich schon noch später fertig. So pflückte ich mir denn Blumen nach Herzenslust, aber, ist's nicht eigenthümlich, mit dem Winden des Kranzes kann ich gar nicht zu Stande kommen, die Blumen verschwinden mir unter den Händen, so oft ich auch neue nehme. Unterdessen höre ich, wie sich mir leise Jemand nähert und ruft:„Luscha, Luscha! . . .« O weh, denke ich bei mir, das ist dumm — ich bin nicht fertig geworden! Ach was, es bleibt sich ja gleich, ich setze mir die Mondsichel da auf, sie sieht ja gerade wie unsere Kopfbekleidung, der Kokoschnik, aus. Gesagt, gethan. Kaum habe ich nun meinen Kokoschnik auf, so erglänzen ich und das ganze Feld umher im schönsten Mondlichte. Da, schau! auf den Spitzen der Halme erscheint mit einem Male langsam schwebend — nicht Wassili — wohl aber der Erlöser selbst! Woher ich aber wußte, daß er es war, kann ich wieder nicht sagen — so zeichnet man sein Bildniß — und doch war er es! Ohne Bart, von hoher Gestalt, jung, ganz in Weiß — nur der Gürtel golden — und streckt mir die Hand entgegen. Fürchte dich nicht, sagte er, du meine geschmückte Braut, komm' zu mir; in meinem Himmelreiche wirst du den Reigen führen und himmlische Lieder singen. Und ich neige mich, falle vor ihm nieder und küsse seine Hände — da faßt mich der böse Hund am Fuß, will mich

zurückhalten — ich aber klammere mich an den Herrn. Er, mir voran, erhebt sich, seine Flügel breiten sich über den ganzen Himmel aus, groß, wie die einer Möwe — ich folge ihm und der böse Hund muß hinter mir zurückbleiben. Da erst begriff ich, daß dieser Hund meine Krankheit ist, für die im Himmelreich weiter kein Raum mehr ist.«

Einen Augenblick wieder hielt Lukéria inne, dann fuhr sie fort: »Ich hatte noch einen anderen Traum, vielleicht auch eine Erscheinung — ich weiß es nicht. Es kam mir vor, ich liege in diesem selben Schoppen und meine verstorbenen Eltern kommen zu mir — Vater und Mutter zusammen — und neigen sich tief vor mir, ohne ein Wort zu sprechen. Ich frage sie: Warum neigt ihr lieben Eltern euch vor mir, der Tochter? Sie aber erwidern: Da du in der Welt viel, sehr viel hast leiden müssen, so hast du nicht deine Seele allein erleichtert, auch von uns hast du die Last der Sünde genommen. Uns ist es durch dich in jener Welt um Vieles leichter geworden. Deine Sünden hast du abgebüßt, jetzt besiegst du auch die unsrigen. Nachdem sie so gesprochen, verneigten sie sich wieder und — waren verschwunden; mich blickten wieder die kahlen Wände des Schoppens an. Lange habe ich später nachgedacht, was wohl das gewesen sei; ich habe es sogar unserem Priester in der Beichte mitgetheilt, der aber meint, es sei keine Erscheinung gewesen, da Erscheinungen sich nur geistlichen Personen offenbarten.«

»Noch einen weiteren Traum habe ich gehabt,« fuhr Lukéria fort, »den ich Ihnen mittheilen möchte. Sehen Sie, mir war's, als sitze ich, auf einer langen Reise begriffen, unter einer Geißblattlaube, einen Wanderstab in der Hand, ein Bündel über den Rücken, den Kopf in ein Tuch gehüllt — nun gerade wie eine Pilgerin. Und weit, weit hatte ich noch zu wandern. Vor mir zogen dann eine Menge Wallfahrer vorbei, langsam, gleichwie gegen ihren Willen, alle nach einer Richtung hin. Die Gesichter der Vorüberwandelnden waren alle traurig und alle einander ähnlich. Und unter ihnen sehe ich auch eine Gestalt, einen Kopf höher als alle Anderen, in ganz besonderer fremder Kleidung, gar nicht so wie eine Russin. Auch ihr Gesicht blickte so kalt, fremd und streng, gerade wie nach langem Fasten. Und, eigenthümlich, alle die Anderen schienen ihr Raum zu geben; sie aber wendet sich plötzlich und tritt gerade auf mich zu, bleibt stehen und blickt mich mit ihren großen, gelben und klaren Falkenaugen an. »Wer bist du?« frage ich sie. »Dein Tod,« antwortet sie mir. Statt zu erschrecken,

fühlte ich mich im Gegentheile froh, erleichtert und bekreuzigte mich andächtig. Und jenes Weib, mein Tod, sagt mir: »Du thust mir leid, Lukéria, aber mitnehmen kann ich dich noch nicht; leb' wohl!« — Mein Gott, wie traurig wurde mir zu Muthe bei diesen Worten. — »Nimm mich mit dir, Mütterchen, Täubchen, nimm mich mit!« Da wendete sich mein Tod nach mir um und machte mir Vorwürfe und redete mir zu. . . Ich verstand nun wohl, daß sie mir meine Stunde bestimmte, aber so unverständlich, so unklar nach der Petrow-Fastenzeit . . . glaube ich, sagte sie. Dann erwachte ich. — Sehen Sie, so merkwürdige, absonderliche Träume habe ich jetzt.«

Sie lag einen Augenblick nachdenklich da, dann hob sie ihre Augen nach oben, wie betend.

»Ein schweres Leiden für mich ist nur, daß ich oft während einer ganzen Woche lang kaum auf einen Augenblick meine Augen schließen und schlafen kann. Im vergangenen Jahre kam hier eine Dame durchgefahren, die sah mich und gab mir ein Medicinfläschchen mit Tropfen gegen Schlaflosigkeit; zehn Tropfen ließ sie mich davon nehmen. Das hat mir sehr geholfen, darnach schlief ich; leider ist mein Fläschchen aber schon leer. Wissen Sie nicht vielleicht, was das für eine Medicin war und wie man die bekommen könnte?«

Die durchreisende Dame hatte augenscheinlich Lukéria Opiumtropfen gegeben, Ich versprach, ihr gleich solche Tropfen wieder zu besorgen, konnte mich aber immer nicht genug über ihre unendliche Geduld wundern, was ich ihr auch sagte.

»Ach, Herr!« erwiderte sie, »was machen Sie da große Reden vor meiner Geduld? Was ist die, im Vergleich mit der des Simeon Stolpnik, der dreißig Jahre lang auf einer Säule stand! Und jener andere Heilige, der sich bis an die Brust in die Erde eingraben ließ und dem die Ameisen das Gesicht zernagten! Oder wie mir ein Kirchenbeamter erzählte: daß es ein fremdes Land gebe, das einmal von seinen Feinden, den Agarjanen, erobert worden war, die alle Einwohner peinigten und tödteten und von denen sie sich allein nicht befreien konnten. Da erschien denn, so erzählte mir der Beamte, unter ihnen eine heilige reine Jungfrau, nahm ein großes Schwert, legte sich eine zwei Pud (30 Pfund) schwere Rüstung an, ging gegen die Agarjanen und trieb sie alle in's Meer. Nachdem sie aber diese verjagt hatte, sagte sie zu ihnen: Jetzt müßt ihr mich verbrennen,

denn so will es mein Gelübde; ich muß für mein Volk des Feuertodes sterben. So nahmen sie denn die Agarjanen und verbrannten sie; das Volk aber ist seit der Zeit auf immer frei geworden. Sehen Sie, das ist eine Heldenthat. — Was bin ich dagegen!«

Nicht wenig wunderte ich mich, wohin und in welcher Gestalt die Legende der Jeanne d'Arc gelangt war und fragte nach kurzer Pause Lukéria, wie alt sie eigentlich jetzt sei?

»Acht, vielleicht auch neunundzwanzig . . . jedenfalls werden's noch keine dreißig sein. Was lohnt's sich wohl die Jahre zu zählen. Ich wollte Ihnen noch sagen . . .«

Ein plötzlicher dumpfer Husten unterbrach hier ihre Worte, sie stöhnte schwer . . .

»Du sprichst zu viel,« bemerkte ich hier, »das könnte Dir schaden.«

»Es ist wahr,« flüsterte sie kaum hörbar, »unsere Unterhaltung muß ja doch einmal ein Ende haben, ob mir's schadet oder nicht, das bleibt sich gleich. Jetzt, wo Sie weggehen, werde ich wieder Zeit genug zum Schweigen haben. Ich freue mich nur, daß Sie mich geduldig angehört haben und ich mich habe aussprechen können; es war mir das eine große Erleichterung . . .«

Ich fing an von ihr Abschied zu nehmen, wiederholte mein Versprechen ihr gleich die Medicin gegen Schlaflosigkeit zu senden, bat sie noch einmal, ordentlich zu überlegen, ob ihr nicht irgend etwas nöthig sei und es mir zu sagen.

»Mir ist wirklich nichts nöthig; ich bin, Gott sei Dank, mit Allem zufrieden,« flüsterte sie nur mit größter Anstrengung, aber tief gerührt. — »Gott schenke Ihnen Allen Gesundheit! — Sie aber, lieber Herr, könnten Sie nicht Ihre Mutter überreden — die Bauern hier sind meist alle arme Leute — ihnen etwas ihre Abgaben zu vermindern; es mangelt ihnen an Land und sonstigem Zubehör; Sie würden sich Gottes Lohn erwerben und das arme Volk Sie segnen und für Sie beten. — Was aber mich betrifft, ich bedarf nichts mehr — ich bin mit Allem zufrieden.«

Ich gab Lukéria mein Wort, ihre Bitte jedenfalls zu erfüllen und ging schon zur Thür, als sie mich noch einmal zurückrief.

»Entsinnen Sie sich, Herr,« hub sie noch einmal an, und wunderlieblich, fast wie in altem Glanze, leuchtete ihr Auge, ein eigenthümlicher Zug spielte um ihren Lippen, — »entsinnen Sie sich

noch, welch' eine Flechte ich hatte? Fast bis zum Knie. Lange konnte ich mich immer nicht entschließen . . . Solche Haare! . . . Aber, in meiner Lage, wie war da auch wohl das Kämmen möglich; so hab' ich sie denn kurz abschneiden lassen . . . und nun, leben Sie wohl, Herr, ich kann nicht weiter . . .«

Am selben Tage noch, ehe ich mich auf die Jagd begab, hatte ich ein Gespräch mit dem Bauernvorsteher des Dorfes über Lukéria. Von ihm erfuhr ich, daß man ihr im Dorf den Namen der »lebenden Reliquien« gegeben habe, daß sie übrigens Niemandem die geringsten Beschwerden verursache; daß sie selbst auch nie über ihr Schicksal murre noch klage. — »Selbst verlangt sie nie etwas, im Gegentheil, und ist für Alles so dankbar, kein Wasser trübt sie, so still, eine wahre Märtyrerin. — Da sie aber,« so schloß der Bauer, »von Gott heimgesucht und gezüchtigt ist, so muß das, natürlich, Sündenhalber sein; dahinein mischen wir uns aber nicht. Daß wir z. B. unser Urtheil über sie sprechen und sagen sollten: ihr sei recht geschehen, nein, das thun wir nicht. Das mag sie selbst verantworten!«

Ein paar Wochen später erfuhr ich, Lukéria sei gestorben. Der Tod war also wirklich nach ihr gekommen . . . und, nach der Petrow-Fastenzeit! Man erzählte mir später, daß sie an ihrem Todtestage den ganzen Tag über habe die Glocken läuten hören, obgleich die Kirche von Alexejewka über fünf Werst weit entfernt und es auch nur ein Wochen- kein Sonntag war. Uebrigens versicherte Lukéria denen, die bei ihr waren, der Schall komme nicht von der Kirche her, sondern von »Oben.« — Wahrscheinlich wagte sie nicht: »vom Himmel« zu sagen.

- E n d e -

Druck v. Hirschfeld in Wien.

Punin und Baburin.

1874.

Deutsch
von
H. von Lankenau.

Inhaltsverzeichnis

I. (1830)
II. (1837.)
III. (1849)
IV. (1861.)

. . . Alt und krank beschäftigen sich meine Gedanken jetzt meist mit dem Tode, der ja mit jedem Tage näher kommt; selten nur gedenke ich der Vergangenheit, selten nur richtet sich mein geistiger Blick auf das, was nicht mehr ist. Nur zuweilen — wenn ich im Winter unbeweglich vor dem helllodernden Kaminfeuer sitze, oder im Sommer, wenn ich langsamen Schritts in der schattigen Allee auf und ab spaziere — steigen Bilder vergangener Zeiten in mir empor; nicht aber auf mein reiferes Alter oder meine spätere Jugendzeit haften die Gedanken. Sie entführen mich entweder in die frühen Tage meiner Kindheit oder meiner ersten Jünglingsjahre. So geschieht mir auch heute: ich sehe mich als zwölfjährigen Burschen bei meiner strengen, launischen, alten Großmutter auf dem Lande und aus dem Hintergrunde meiner Erinnerungen treten lebhaft zwei Gestalten hervor . . .

Doch will ich der Reihe nach und im Zusammenhange erzählen.

I.

(1830)

Der alte Diener Philippitsch trat, mit hohem, in Gestalt einer Rosette geknüpften Halstuch und feiner Gewohnheit nach, auf den Zehen in's Zimmer. Mit zusammengekniffenen Lippen, einem grauen zusammengekämmten Haarbüschel mitten auf dem Scheitel, näherte er sich seiner gestrengen Herrin, grüßte ehrfurchtsvoll und überreichte meiner Großmutter auf einem eisernen Teller einen großen, mit einem adligen Siegel verschlossenen Brief. . .

»Ist er selbst da?« fragte diese.

»Sie geruhen zu befehlen?« fragte, statt zu antworten, Philippitsch schüchtern.

»Tölpel! Der, welcher den Brief gebracht hat — ist er draußen?«

»Draußen . . . zu Befehl, draußen . . . er sitzt im Geschäftszimmer.«

Aergerlich drehte die Großmutter ihren alterthümlichen Rosenkranz am Arm mit den Bernsteinkügelchen hin und her . . . »Sag', ich laß' ihm befehlen, hereinzukommen, und Du, Monsieur, wirst so gut sein und Dich ruhig verhalten.«

Ich rührte mich schon so nicht und saß mäuschenstill im Winkel auf meinem Schemel.

Die Großmutter hielt mich, wie unser Sprichwort es bezeichnend ausdrückt: »mit Fausthandschuhen aus Igelfell.«

Fünf Minuten später trat ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, mit schwarzen, dichten Haaren, einem blatternarbigen, bräunlich dunkeln Gesichte, hervorstehenden Backenknochen, einer Habichtsnase und dichten Augenbrauen, unter welchen ruhige und fast melancholisch blickende kleine graue Augen hervorschauten, in's Zimmer. Diese Farbe der Augen und ihr Ausdruck harmonirte eigentlich nicht mit dem asiatischen Typus des übrigen Gesichtes. Ein langer kaftanartiger Rock bedeckte die ganze Gestalt. An der Thür blieb er stehen und grüßte, doch nur mit dem Kopfe allein.

»Dein Name ist Baburin?« fragte die Großmutter und fügte für sich hinzu: »Ma foi, il a l'air d'un arménien.«

»Zu dienen,« antwortete jener mit tiefer ruhiger Stimme. Als meine Großmutter ihn dutzte, schienen sich seine Brauen zitternd zusammenzuziehen. Er konnte doch unmöglich erwartet haben, daß die Großmutter »Sie« zu ihm sagen würde?

»Du bist ein Russe, orthodoxer Religion?«

»Das bin ich.«

Die Großmutter nahm die Brille ab und fing an, sich den Menschen langsam, vom Kopf bis zu den Füßen zu betrachten. Er schlug vor ihrem scharfforschenden Auge den Blick nicht zu Boden und legte nur die Hände auf dem Rücken zusammen. Am meisten interessirte mich sein Bart: er war glatt rasirt, aber solch' blaue Wangen und ein so blaues Kinn hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen.

»Jacob Petrowitsch,« hub die Großmutter wieder an, »empfiehlt Dich in seinem Briefe sehr, er sagt, Du seist ein mäßiger, nüchterner und arbeitsamer Mensch; warum aber bist Du denn von ihm weggegangen?«

»Weil ihm, gnädige Frau, in seiner Wirthschaft Leute anderer Art, als ich bin, nöthig sind.«

»Anderer . . . Art? Hm, das versteh' ich nicht recht.« Die Großmutter klapperte wieder mit den Rosenkranzperlen, »Jacob Petrowitsch schreibt mir weiter, Du habest zwei sonderbare Gewohnheiten oder Eigenheiten. Was sind das für Eigenheiten?«

Baburin zuckte leicht die Achseln.

»Ich weiß nicht, was dem Herrn beliebte meine Eigenheiten zu nennen. Vielleicht . . . daß ich durchaus keine körperliche Züchtigung zulasse . . .«

Die Großmutter sah ihn verwundert an. »So? Also hat Jacob Petrowitsch Dich bestrafen lassen wollen?«

Das dunkle Gesicht Baburin's wurde über und über roth.

»Sie haben mich falsch verstanden, gnädige Frau. Ich habe es mir zum Grundsatz gemacht, über die Bauern keine körperliche Züchtigung zu verhängen.«

Diesmal wurde das Erstaunen der Großmutter noch größer als vorhin, sie schlug sogar die Hände zusammen.

»Ah!« rief sie endlich aus und blickte ihn noch einmal scharf von der Seite an, »das also ist Dein Grundsatz. Nun, mir kann das vollkommen gleichgültig sein, denn ich brauche Dich nicht als

Verwalter, sondern als Schreiber, fürs Rechenwesen. Wie ist Deine Handschrift?«

»Ich schreibe gut, ohne orthographische Fehler zu machen.«

»Ach, das ist mir auch gleich. Die Hauptsache ist mir eine deutliche Handschrift, ohne alle diese modischen Schnörkel, die ich nicht ausstehen kann. Nun und was ist Deine andere Eigenheit?

Baburin zögerte etwas und antwortete verlegen:

»Vielleicht hat der Gutsbesitzer damit gemeint — daß ich nicht allein bin.«

»Du bist also verheiratet?«

»Nein, das nicht . . . aber . . .«

Die Großmutter runzelte drohend die Stirn. —

»Es wohnt bei mir noch eine andere . . . männliche Person . . . ein Kamerad, ein armer Mensch, von dem ich mich aber nicht zu trennen gedenke . . . schon zehn Jahre leben wir zusammen.«

»Ein Verwandter Von Dir?«

»Nein, kein Verwandter — ein alter Kamerad. Im Hauswesen findet durch ihn keine weitere Störung statt,« beeilte sich Baburin hinzuzufügen, wie um einer Entgegnung vorzubeugen. »Er lebt auf meine eigene Rechnung, wohnt mit mir in einem Zimmer und bringt dem Hause eher Nutzen als Schaden, da er, ohne ihm schmeicheln zu wollen, gut liest und schreibt und von musterhaftem Betragen ist.«

Die Großmutter ließ Baburin ausreden und murmelte nur etwas zwischen den Zähnen, während sie die Augen zusammenkniff und ihn immer erstaunter ansah.

»Er lebt also ganz auf Deine Kosten.«

»Ganz und gar.«

»Und Du erhältst ihn nur aus Mitleid?«

»Nein, ans Recht und Billigkeit . . . da es ja die Pflicht armer Leute ist, andere Arme zu unterstützen.«

»Oho! Ich muß gestehen, das höre ich zum erstenmal. Ich habe bisher geglaubt, daß das eher die Pflicht der Reichen wäre.«

»Für Reiche, verzeihen Sie, ist das eine Art Beschäftigung, für unser eins aber . . .«

»Genug, genug, schon gut,« unterbrach ihn die Großmutter und hielt einen Augenblick nachdenkend inne, murmelte etwas zwischen

den Zähnen, was ich bei ihr nicht gern sah, es war gewöhnlich der Verbote, eines herannahenden Unwetters:

»Und wie alt ist Dein Kostgänger?« fragte sie ihn plötzlich.

»Er ist in meinen Jahren.«

»In Deinen? — Und ich glaubte, er sei vielleicht Dein Pflegesohn, oder so etwas Aehnliches.«

»O nein, er ist nur mein Kamerad — und überdies . . .«

»Genug,« unterbrach ihn die Großmutter zum zweitenmale befehlerisch. »Ich sehe schon, Du bist, was man so einen Philantropen nennt. Jacob Petrowitsch hat ganz recht; in Deinem Stande — ist das wirklich sehr eigenthümlich; Du bist ein Sonderling. Jetzt aber habe ich mit Dir von Deinem Geschäft hier zu reden. Ich werde Dir erklären, was Du eigentlich bei mir zu thun hast. Ja, noch eins, was Deinen Gehalt betrifft, so . . . *Que faites-vous ici*? wendete sich die Großmutter plötzlich an mich, indem mich ihre stechenden Augen drohend aus dem vertrockneten gelben Gesichte anstierten. »*Allez étudier votre devoir de mythologie.*«

Ich sprang auf, küßte ihre Hand ehrerbietig und ging hinaus — nicht um meine Mythologie zu studiren, sondern im Garten herumzulaufen.

* *
*

Der zum Gute meiner Tante gehörige Garten zwar alt und groß und endigte an einer Seite mit einem Weiher fließenden Wassers, in welchem nicht nur Karauschen und Gründlinge, sondern sogar prächtige Salblinge (*la salveline*), die heut zu Tage außerordentlich selten geworden sind, plätscherten und spielten. Am jenseitigen Ufer war der Weiher mit dichtem Schilfrohr und Weidengebüsch eingerahmt, während zu beiden Seiten sich am Abhange längs demselben kräftiges Haselnußgebüsch, Geisblatt und Dorngesträuch hinzog, das sich mit dem auf dem Boden kriechenden Wachholder und Liebstöckel zu einem fast undurchdringlichen Ganzen verband. Dort schlug im Frühling die Nachtigall, Drosseln pfiffen ihr munteres Lied und der unermüdliche Kukuk ließ seinen eintönigen Ruf erschallen; dort war es selbst im Sommer kühl und schattig und mein größtes Vergnügen, mich in diesem Dickicht zu vertiefen, wo ich

meine heimlichen Lieblingsplätze hatte, die — so glaubte ich damals wenigstens — nur mir allein bekannt waren.

Kaum hatte ich nun Großmutters Cabinet verlassen, so eilte ich spornstreichs in eins jener Verstecke, das ich »die Schweiz« getauft hatte. Ich stutzte plötzlich, denn ich sah zu meiner höchsten Verwunderung durch das dichte Geflechte der halbvertrockneten Sträuche und grünen Zweige, daß außer mir noch sonst Jemand meine »Schweiz« entdeckt hatte. Eine ungeheuer lange Figur in einem gelben Flauschrock und einer hohen altmodischen Mütze stand gerade auf meinem heimlichen Lieblingsplätzchen. Leise schlich ich mich näher heran und blickte in ein mir ganz fremdes, ebenfalls unförmlich langes, welkes bartloses Gesicht, mit ungewöhnlich kleinen, entzündeten, rothen Augen und einer urkomischen Nase; lang und spitz hing sie über ein paar dicken Lippen herab. Und diese Lippen bebten und schwollen an, indem sie einen leise zitternden Pfiff hervorstießen, während die langen Finger der knöchernen Hand, die er in gleicher Höhe etwa mit der Brust hielt, eine kreisartige Bewegung beschrieben. Ich drängte mich noch näher heran, um besser sehen zu können . . . Der Unbekannte hielt in jeder Hand eine kleine flache Schale, etwa in der Art derjenigen, mit denen man die Kanarienvögel zum Singen zu bringen sucht. Da brach ein trockener Ast unter meinem Fuße; der Unbekannte fuhr zusammen, heftete seine blöden Augen auf das Dickicht, stolperte, indem er zurücktreten wollte; stieß gegen einen Baum, stöhnte laut auf und blieb stehen.

Ich trat auf den kleinen freien Platz hinaus. Der Unbekannte lächelte.

»Guten Tag,« sagte ich.

»Guten Tag, junges Herrchen!«

»Mir mißfiel, daß er mich so ohne Umstände »junges Herrchen« zu nennen wagte. Was fiel ihm ein, mich so familiär zu behandeln!

»Was machen Sie hier?« fragte ich ihn, einen strengen Ton anzunehmen suchend.

»Je nun, sehen Sie,« antwortete er, ohne daß er zu lächeln aufhörte, »ich fordere die Vögelchen zum Singen auf.« Und dabei zeigte er mir die Lockschälchen. »Die Finken antworten ganz prächtig. Sie, der Sie noch so jung an Jahren sind, muß der Vogelgesang sicherlich in Entzücken versetzen. Wenn Sie zuhören

wollen, so will ich zu zwitschern anfangen, o, jene dort werden mir sogleich antworten — wie wunderbar angenehm das ist!«

Und dabei fing er an, seine Schälchen an einander zu reiben. Wirklich antwortete ihm ein munterer Finke sogleich von einer in der Nähe stehenden Eberesche her. Der Unbekannte lächelte mir wieder schweigend zu und winkte mit den Augen nach oben.

Dieses Lächeln und Winken, jede Bewegung des Unbekannten, seine lispelnde schwache Stimme, »die eingebogenen Kniee und mageren Hände, ja selbst seine unförmliche Mütze wie sein langer Flausch athmeten so viel Gutmüthigkeit, blickten so ungetrübt, unschuldig und drollig, daß ich ihn schon viel freundlicher fragte:

»Sind Sie schon lange hier?«

»Erst seit heute.«

»Sind Sie nicht vielleicht derselbe, von dem . . .«

»Herr Baburin mit der gnädigen Frau gesprochen hat,« vervollständigte er meine Frage. »Derselbe, derselbe.«

»Ihr Kamerad heißt Baburin und Sie?«

»Mich nennt man Punin; Punin ist mein Name. i Er Baburin und ich Punin.« Und er setzte seine Schälchen wieder in Bewegung. »Hören Sie, hören Sie wohl den Finken; ei, der Schelm, wie laut er zwitschert.«

Wie es kam, weiß ich nicht, aber dieser Sonderling gefiel mir mit einem male ganz außerordentlich.

Wie fast alle Knaben war ich Fremden gegenüber entweder sehr scheu, oder machte mich überwichtig; mit diesem hier aber fühlte ich mich gleich so vertraut, als ob wir jahrelang bekannt gewesen wären.

»Kommen Sie mit mir,« sagte ich ihm, »ich weiß ein noch viel besseres Plätzchen, als dieses hier; da ist auch eine Bank, auf die wir uns setzen und von dort das Floß sehen können.«

»O, recht gern, kommen Sie,« antwortete mein neuer Freund. Ich ließ ihn vorausgehen. Im Gehen warf er den Körper hin und her, den Kopf hintenüber und ging mit Riesenschritten vorwärts.

»Ich bemerkte, daß hinten unter seinem Rockkragen eine Art Quaste hing.

»Was haben Sie denn da hinten hängen?« fragte ich ihn.

»Wo?« fragte er seinerseits und befühlte sich den Kragen. »Ach, das da? ei, das ist eine Quaste, wahrscheinlich soll das hübscher aussehen,

deshalb ist sie auch wohl dort angenäht. Mir kann's schon recht sein; sie hindert mich ja weiter nicht.«

Ich führte ihn zu meiner Bank und wir setzten uns nebeneinander hin.

»Hier ist's schön!« sagte er mit Wohlbehagen tief aufathmend. »Wunder — wunderschön, hier wird Einem so wohl und so weh!«

Ich blickte ihn von der Seite an.

»Sagen Sie doch um's Himmels Willen, was haben Sie da für eine Mütze?« rief ich unwillkürlich. »Zeigen Sie doch!«

»Ei, recht gern, junges Herrchen, recht gern.«

Er nahm seine Kopfbekleidung ab; ich streckte die Hand aus, sie zu nehmen, blickte ihn an und brach in ein lautes Lachen aus. Punin war vollkommen kahlköpfig, kein Haar auf seinem spitzzulaufenden, glänzendweißen Schädel zu sehen, nur einige wenige dünne Haare waren noch auf dem Hinterkopfe geblieben.

Er fuhr mit der Hand über denselben hin und lachte mit mir. Wenn er lachte, verzog sich sein Gesicht gerade als ob er sich verschluckt hätte, sein Mund öffnete sich weit, die Augen schlossen sich und drei Reihen Runzeln liefen von unten nach oben wie Wellen über — seine Stirn.

»Nicht wahr,« sagte er endlich, »ein Kopf wie ein Ei?«

»Ein richtiges Ei, da haben Sie recht,« bestätigte ich ihm entzückt. »Und, sind Sie schon lange so?«

»Ach, schon lange — und was für Haare ich hatte! Das reine goldene Fließ, wie jenes, nach welchem die Argonauten über's Meer schifften.«

Obgleich ich erst zwölf Jahre alt war, so wußte ich doch schon aus meinen mythologischen Studien, wer die Argonauten waren; mich setzte daher diese Bemerkung im Munde eines so ärmlich gekleideten Menschen noch mehr in Erstaunen.

»Sie haben also die Mythologie studirt?« fragte ich ihn, das Ungethüm von Mütze, das die Gestalt eines alten wattirten Helms hatte, in der Hand drehend und wendend.

»Auch die hab' ich studirt, mein liebes, junges Herrlein! Ach, manches hab' schon im Leben durchgemacht. Jetzt aber geben Sie mir, bitte, mein Sturm- und Wetterdach zurück, meinen kahlen Schädel zu schützen.«

Er stülpte sein Ungethüm wieder auf und fragte mich, während er seine struppigen weißlichen Augenbrauen glattstrich, wer ich denn eigentlich wäre und wer meine Eltern?

»Ich bin der Enkel der hiesigen Gutsbesitzerin,« antwortete ich, »ich bin ihr einziger Enkel, Papa und Mama sind beide todt.«

Punin schlug gottesfürchtig ein Kreuz. »Gott verleih' ihnen die ewige Ruh' und das Himmelreich! Eine Waise also und — ein Erbe! Ja, ja, das adelige Blut war mir bei Ihnen gleich bemerkbar; das fällt gleich in die Augen, wallt und kocht . . . sch . . . sch . . . sch . . . sch!« Er bewegte seine dünnen Finger auf und ab, um zu zeigen; wie das Blut wallt. »Nun, wissen Ihre Wohlgeboren nicht vielleicht, ist mein Kamerad mit Ihrer Großmutter einig geworden, hat er die Stelle bekommen, die ihm zugesagt war?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

Punin seufzte laut auf.

»Ach, wenn wir uns hier niederlassen könnten, wenn auch nur eine Zeit lang! So aber das ewige Hin- und Herziehen, ohne Obdach, ohne Ruhe, die Seele kann da gar nicht wieder zu sich selbst kommen . . .«

»Sagen Sie mir doch,« unterbrach ich ihn, »gehören Sie nicht . . . zum geistlichen Stande? War Ihr Vater nicht im Dienst der Kirche?«

Punin wendete sich zu mir um und blinzelte mich an. »Was ist wohl die Ursache dieser Frage, mein Jüngling?«

»Je nun, Sie gebrauchen zuweilen solche Ausdrücke, wie man sie in der Kirche hört, wenn der Psalmist die Horen (horae) liest.«

»Sie meinen slavonische Phrasen? Je nun, das braucht Sie nicht in Erstaunen zu setzen, im gewöhnlichen Leben sind solche Reden und Sprüche nicht anwendbar, wenn man aber in Begeisterung geräth, dann freilich kommen Einem erhabene Gedanken. Hat Ihnen denn Ihr Lehrer der russischen Literatur das nicht erklärt?«

»Nein, davon hat er nie mit mir gesprochen,« antwortete ich. »Wenn wir auf dem Lande sind, habe ich auch keine Lehrer. In Moskau aber ihrer eine Menge.«

»Und bleiben Sie lange auf dem Lande?«

»Etwa zwei Monate, nicht länger, Großmama sagt, daß mich das Landleben verwöhnt. Eine Gouvernante ist auch hier bei mir.«

»Eine Französin?«

»Ja, eine Französin.«

Punin kratzte sich mit dem Finger das Ohr. — »Eine alte Mamsell wahrscheinlich?«

»Ja, sie nennt sich Mademoiselle Friquet.«

Ich schämte mich mit einem male gestanden zu haben, daß ich zwölfjähriger Mensch nicht einen Erzieher, sondern noch eine Erzieherin habe und ich beeilte mich hinzuzufügen: »Aber ich mache mir nichts aus ihr, lasse mir nichts von ihr gefallen . . .«

Punin schüttelte den Kopf. »O, adeliges Junkerlein, Junkerlein! wirst bald kein Russe mehr sein — kommt fremdes Zeug in den Kopf hinein — wirst selbst ein Fremder sein! . . .«

»Wie, Sie reden ja in Versen?« fragte ich verwundert.

»Das merken Sie jetzt erst? Oh! sattle ich nur meinen Pegasus — kommt meine Rede gleich in Fluß! . . .«

In diesem Augenblicke erschallte im Garten hinter uns ein greller Pfiff. Mein Gesellschafter sprang behende auf, — »Leben Sie wohl, junges Herrlein; mein Kamerad sucht und ruft mich . . . Was wird er mir Neues sagen? Leben Sie wohl und bleiben Sie mir gewogen.«

* *
*

Er huschte durch die Büsche und verschwand; ich aber blieb noch auf meiner Bank sitzen. Ich fühlte eine gewisse angenehme Veränderung in mir vorgehen, gerade als ob ich um Vieles älter geworden. Einen Menschen der Art hatte ich noch im Leben nicht gesehen. So saß ich eine Zeitlang in Gedanken . . . da fiel mir meine vergessene Mythologie ein und ich schlenderte nach Hause. Zu Hause erfuhr ich, daß die Großmutter Baburin bei sich als Gutsschreiber angestellt habe; man hatte ihm im Dienerschaftsflügel auf dem Stallhofe ein Zimmerchen angewiesen, wohin er auch schon mit seinem Kameraden übergezogen war.

Als ich am andern Morgen meinen Thee getrunken hatte, machte ich mich sogleich, ohne bei Mademoiselle Friquet um Erlaubniß zu bitten, auf den Weg dahin. Ich fühlte das Bedürfniß, mich wieder mit jenem sonderbaren Menschen zu unterhalten. Ohne an die Thür zu klopfen — eine Gewohnheit, die bei uns ganz unbekannt war — trat ich ohne Weiteres in's Zimmer. Wen ich gesucht hatte, meinen neuen Freund Punin, fand ich nicht vor, wohl aber seinen Beschützer, den

Philantropen Baburin. Er stand ohne Rock mit weit, auseinandergespreizten Beinen vor dem Fenster und rieb sich sorgfältig mit einem langen Handtuche den Kopf ab.

»Was ist Ihnen gefällig 2« sagte er mich anblickend, ohne seine Beschäftigung einzustellen und die Brauen, wie unzufrieden über die Störung, zusammenziehend.

»Ist Punin nicht zu Hause?« fragte ich so ungezwungen wie möglich.

»*Herr* Punin, Nikander Wawilitsch, ist augenblicklich nicht zu Hause,« antwortete Baburin, ohne sich zu beeilen; »erlauben Sie mir jedoch, Ihnen zu bemerken, junger Mensch, daß es nicht anständig ist, so, ohne zu fragen, in ein fremdes Zimmer einzudringen.

Junger Mensch? das mir? Wie durfte er es wagen! — Vor Zorn stieg mir das Blut zu Kopf.

»Sie kennen mich wahrscheinlich noch nicht,« hub ich nicht mehr in ungezwungenem, wohl aber in hochfahrendem Tone an: »ich bin der Enkel Ihrer Gutsbesitzerin!

»Das ist mir vollkommen gleich,« erwiderte Baburin, sein Handtuch wieder zur Hand nehmend. »Wenn Sie auch der Herrschaft Enkel sind, so steht Ihnen damit das Recht nicht zu, ohne anzuklopfen und zu fragen in ein fremdes Zimmer zu dringen.«

»Was ist denn das hier für ein fremdes Zimmer? Was fällt Ihnen ein? Ich bin hier — wie überall — im eigenen Hause.«

»O nein, da sind Sie in einem gewaltigen Irrthum. Hier bin ich zu Hause, weil nach Abmachung dieses Zimmer mir für meine Arbeit überwiesen ist.«

»Ich bitte, keine Lehren;« unterbrach ich ihn; »ich weiß besser als Sie, daß . . .«

»Sie müssen noch lernen,« fiel er mir scharf in's Wort, »Sie sind noch in dem Alter, wo man lernt und nicht lehrt . . . Was mich betrifft, so kenne ich meine Verpflichtungen, aber auch meine Rechte vollkommen gut; wenn Sie also fortfahren, auf diese Weise mit mir zu reden, so muß ich Sie bitten, mich zu verlassen . . .«

Womit dieser Streit geendet haben würde, weiß ich nicht, in diesem kritischen Augenblicke aber kam, hin und her schwankend und mit langen Schritten, Punin in's Zimmer. Aus unsern Gesichtern errieth er wahrscheinlich, daß irgend eine unfreundliche Begegnung

zwischen uns stattgefunden haben müsse, denn er streckte mir freundlich lächelnd seine beiden Hände entgegen und rief aus:

»Ah Herrlein, Herrlein! mich zu besuchen gekommen!« (Was ist denn das? Dachte ich, es scheint fast, als ob der Sonderling mich schon dutzt?) »Wollen wir rasch in den Garten gehen; was ich da Herrliches gefunden habe! . . . Was sollen wir im dumpfigen Zimmer sitzen.«

Ich folgte Punin; auf der Thürschwelle hielt ich es jedoch meiner Würde angemessen, noch einen herausfordernden Blick auf Baburin zu werfen. Er antwortete mir mit einem gewissen geringschätzenden Achselzucken und blies sogar auf sein Handtuch, wahrscheinlich um anzudeuten, wie wenig er sich aus mir mache.

»Welch' ein unverschämter Mensch Ihr Freund ist!« sagte ich zu Punin, als sich die Thür hinter uns geschlossen hatte.

Mit großer Bestürzung blickte mich Punin, plötzlich stehen bleibend, an.

»Von wem belieben Sie so zu reden?« fragte er mich anstierend.

»Nun, natürlich von ihm . . . wie nannten Sie ihn doch noch . . . von diesem Baburin.«

»Von Paramon Semeonitsch?«

»Nun ja, von jenem braunen Tatarengesicht.«

»Ei, ei, ei! Herrlein, Herrlein! Wie können Sie wohl dergleichen reden?! Paramon Semeonitsch ist der ehrenhafteste, würdigste Mensch auf Gottes Erdboden, voll der strengsten Grundsätze, ein ganz außergewöhnlicher Mensch! Freilich, beleidigen läßt der sich nicht, weil er seinen Werth kennt. Mit dem, mein Lieber, muß man höflich umgehen, das ist — und hier neigte sich Punin herab zu meinem Ohr und flüsterte — ein Republikaner!«

Verdutzt blickte ich Punin an. Eine solche Aufklärung hatte ich durchaus nicht erwartet. Aus meinen Geschichtsbüchern wußte ich, daß die Griechen und Römer in früheren Zeiten einmal Republikaner gewesen waren und stellte mir diese in Helmen und runden Armschilden und mit bloßen Beinen vor; daß es aber in unserer Zeit, besonders in Rußland im Twerschen Gouvernement, noch Republikaner geben solle, das verwirrte meine Begriffe und schien mir unbegreiflich.

»Ja, ja, mein Lieber, ja, Paramon Semeonitsch ist ein Republikaner,« wiederholte Punin; »so und nun werden Sie künftig wissen, wie Sie von einem solchen Menschen zu reden haben! Jetzt aber kommen Sie in den Garten. Stellen Sie sich vor, ich habe da ein Kukuksei in einem Rothschwänzchennest gefunden! Wunderbar, nicht wahr?«

Ich folgte Punin in den Garten, immer aber wollte mir Baburin nicht aus dem Sinn und ich wiederholte beständig in Gedanken: Republikaner! Re- pu—bli-—ka—ner! »Aha,« schloß ich endlich, »jetzt weiß ich auch, woher er einen so blauen Bart hat.«

* *
*

Mit diesem Tage stellte sich mein Verhältniß zu den beiden Persönlichkeiten fest. Baburin erweckte in mir ein mehr feindliches Gefühl, welches sich jedoch bald mit einer gewissen Achtung gegen denselben verband. Noch mehr aber fürchtete ich ihn, selbst auch dann noch, als das Schroffe in seinem Wesen gegen mich nach und nach verschwand. Daß ich Punin durchaus nicht fürchtete, braucht wohl kaum erwähnt zu werden; ich achtete ihn nicht einmal, ich hielt ihn geradeheraus — für einen Narren; ich war ihm aber von ganzem Herzen zugethan. Ganze Stunden allein mit ihm zuzubringen, seinen Erzählungen zu horchen, war für mich ein großer Genuß. Der Großmutter gefiel diese »*intimité*« mit, wie sie es nannte, gemeinen Menschen, »*du commun*«, durchaus nicht; sobald ich mich jedoch nur wegschleichen konnte, eilte ich immer gleich zu meinem sonderbaren Freunde. Unsere Zusammenkünfte wurden besonders häufig, nachdem uns Mademoiselle Friquet verlassen hatte, welche die Großmutter zur Strafe dafür nach Moskau zurückschickte, daß sie es sich hatte einfallen lassen, einem durchreisenden Stabscapitän der Armee über die in unserem Hause herrschende entsetzliche Langeweile zu klagen. Auch Punin fühlte sich durch die fortdauernden langen Unterhaltungen mit mir, dem zwölfjährigen Knaben, — nicht gelangweilt; er schien sie sogar selbst zu suchen.

Wie manche Erzählung bekam ich so zu hören, auf dem trockenen dichten Rasen, im Schatten einer dichtbelaubten säuselnden Silberpappel, oder im Schilfrohr am Weiher, oder auf dem feuchten grobkörnigen Sande am Ufer sitzend, aus welchem dicht verschlungene, schlangenförmig sich windende, knorrige

Baumwurzeln hervorstarrten! Hier erzählte mir Punin ausführlich seine ganze Lebensgeschichte, seine glücklichen und unglücklichen Stunden, an welchen ich stets so aufrichtig Theil nahm. Sein Vater war Diakonus bei einer Dorfkirche gewesen — ein ausgezeichneter Mann, wie er sagte — nur zuweilen, wenn er einmal ein Gläschen zu viel getrunken hatte, unerbittlich strenge.

Punin selbst hatte seine Erziehung im Seminar genossen, war jedoch bei der Prüfung »durchgefallen« und da er keine Neigung zum geistlichen Berufe in sich fühlte, hatte er diesen gegen den weltlichen vertauscht, hatte in Folge dessen durch Feuer und Wasser gehen und das ganzes Märtyrthum eines armen Menschen durchmachen müssen, bis er zuletzt an den Bettelstab gerathen war. »Und wenn ich dazumal nicht mit meinem Retter und Wohlthäter Paramon Semeonitsch bekannt geworden wäre,« fügte Punin gewöhnlich hinzu, »so wäre ich wohl im Schlamm des Lasters versunken und stecken geblieben.« Eine besondere Vorliebe hatte Punin für schwülstige zu seiner Zeit noch übliche Reden; alles setzte ihn in Erstaunen, über das geringste gerieth er wie ein Kind in Entzücken. Um ihm nachzuahmen fing auch ich bald an Alles zu übertreiben, so daß meine alte Amme zu mir zu sagen pflegte: »Du sprichst ja als ob Du besessen wärest; schlag' fleißig das Kreuz, was schwatzest Du für unsinniges Zeug!« So sehr mich aber auch Punin's Erzählungen unterhielten, so liebte ich doch noch mehr, wenn wir zusammen lasen. So saßen wir oft in einem unserer heimlichen Plätzchen nebeneinander und ergötzten uns an irgend einem nach Schimmel riechenden alten Folianten. Mit welchem Wohlbehagen horchte ich den schwülstigen Versen, die er besonders liebte und die er mir mit näselnder Stimme verzückt vordeclamirte. Eine besondere Eigenthümlichkeit hatte er noch beim Vorlesen: zuerst brummte er leise vor sich den Vers her — er nannte das »Brouillonlesen;« dann schmetterte er denselben Vers »in's Reine« laut hervor und sprang vor Aufregung zitternd auf. . . So lasen wir mit ihm die Autoren jener alten Zeit: Lomonóssow, Ssumarókon und Kantemir (je älter die Verse waren, desto mehr waren sie nach Punin's Geschmack), ja selbst »die Russiade« von Cheraskow. Soll ich die Wahrheit gestehen, so muß ich sagen, daß mir damals diese »Russiade« am meisten gefiel. In derselben ist die Hauptperson der Handlung eine muthige Tatarin, eine Riesen-Heldin, deren Namen ich jetzt sogar vergessen habe; ich

erinnere mich, mäuschenstill, während mir bald kalt bald warm wurde, dagesessen zu haben, sobald nur von ihr die Rede war.

In unserem Hause stand die Literatur und besonders die russische Poesie in schlechtem Rufe; man hielt sie, wie in ähnlichen Kreisen überall damals, für etwas unanständiges, abgeschmacktes; nach der Meinung der Großmutter konnte jeder Dichter nur ein Trunkenbold oder ein ausgemachter Dummkopf sein. In ähnlichen Begriffen aufgewachsen, hätte ich eigentlich mich mit Widerwillen von Punin abwenden müssen, um so mehr, als derselbe unsauber und nachlässig gekleidet war, was meine aristokratischen Gewohnheiten beleidigte, das Gegentheil aber von dem geschah: — meine Zuneigung zu ihm wuchs von Tag zu Tag und ich fing sogar selbst an mich im Verseschreiben zu üben; mein erstes Gedicht war die Beschreibung einer Drehorgel, in welchem folgende Zeilen mir besonders gelungen schienen:

Es drehet sich die dicke Walz'
Und ihre Zähne machen — Schnalz!

Auch Punin gefiel die Tonnachahmung des Anschlagens der Zähne, meinte aber sonst, der Stoff des Gedichts sei kein erhabener und ermögliche keinen rechten lyrischen Schwung.

Ach, alle diese poetischen Versuche, unsere einsame Lectüre, unser idyllisches Zusammenleben sollten mit einemmale ein unerwartet schnelles Ende nehmen. Wie ein Donnerschlag brach das Unheil über uns herein.

* *
*

Die Großmutter sah streng auf Reinlichkeit und Ordnung, ganz in der Art wie damals die an die pünktlichste Ausführung von Befehlen gewöhnten Generale; so mußte denn auch unser Garten ziemlich rein und ordentlich gehalten werden. Zu dem Zwecke wurden denn auch alle ledigen Bauernbuschen (die Haus und Land besitzenden Bauern hatten ihre anderweitigen Feldarbeiten), alle alten Bauerninvaliden und die überzähligen und sonst unbeschäftigten Haus- und Hofdiener zusammengetrommelt und zum Jäten und Reinigen der Wege und Beete, zum Auflockern der Erde u. Dgl. m. Angehalten. Einst nun, als Alles eifrig zusammen arbeitete, begab sich die Großmutter in den

Garten und nahm mich mit sich. Ueberall zwischen den Bäumen, auf den Rasenplätzen und am Weiher schimmerten die weißen, rothen und dunkelblauen Hemden der Arbeitenden hervor, überall hörte man das Harten der Rechen, den dumpfen Stoß der Spaten, das Graben der Schaufeln. Durch die Reihen der Arbeiter gehend, bemerkte die Großmutter mit ihrem Falkenblick sogleich einen von ihnen, der weniger eifrig als die andern zu arbeiten schien und mit einer gewissen Unlust vor ihr die Mütze abnahm. Es war dies ein noch junger Bursche mit einem vom Trunk bereits entstellten Gesicht und müden, trüben Augen. Sein leichter Nankin-Kaftan war so zerrissen und gestickt, daß er kaum noch auf seinen schmalen Schultern zusammenhielt.

»Wer ist denn das da?« fragte die Großmutter unsern Diener Philippitsch, der auf den Zehen hinter ihr drein ging.

»Noch wem . . . geruhen Sie . . . zu fragen?« hub Philippitsch mit schwerer Zunge an.

»Siehst Du Esel denn nicht? Ich meine den da, der mich mit einem Wolfsblick anglotzte. Da steht er — und arbeitet wieder nicht.«

»Der da . . . Ja . . . das ist der Jermil . . . des verstorbenen Paul Afanassjew Sohn.«

Dieser Paul Afanassjew war vor etwa zehn Jahren das Factotum, der Major-domus der Großmutter gewesen und hatte bei ihr in großer Gunst gestanden, war aber plötzlich in Ungnade gefallen und zum Viehhirten degradirt, hatte sich auch als Viehhirt nicht halten können und war weiter bergab gesunken, so daß er zuletzt in eine Rauchhütte (ohne Schornstein) vor dem Dorfe verbannt und auf die kärglichste Kost gesetzt worden war. Hier hatte ihn der Tod bald erlöst, seine Familie aber war in bitterster Armuth zurückgeblieben.

»Aha!« brummte die Großmutter; »der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.,Es wird nöthig sein auch mit dem da ein Ende zu machen. Burschen, die Einem solche Blicke zuwerfen und den Leuten nicht gerade in die Augen sehen können, kann ich nicht gebrauchen — weg mit ihnen!«

Die Großmutter kehrte in’s Haus zurück — und traf ihre Maßregeln. Kaum drei Stunden später führte man den Jermil vollkommen »ausgerüstet« unter die Fenster ihres Cabinets. Der arme Bursche wurde in die Ansiedelungen nach Sibirien transportirt;

hinter dem Zaun einige Schritt weiter, erblickte man eine Bauerntelége mit den armseligen Habseligkeiten desselben. — Solche Zeiten waren damals! — Jermil stand ohne Mütze mit gesenktem Haupte, barfüßig, die mit einem Strick zusammengebundenen Stiefel über der Schulter, das gleichgültige Gesicht gegen das herrschaftliche Haus gekehrt, war weder Verzweiflung noch Kummer in seinen Mienen zu lesen. Man meldete der Großmutter seine Ankunft. Sie stand vom Divan auf, ging zum Fenster des Cabinets, wobei ihr seidenes Kleid leicht rauschend nachschleppte, hielt ihr goldenes Doppel-Lorgnon vor die Augen und betrachtete sich den neuen Deportirten. Außer ihr befanden sich noch vier Personen in ihrem Zimmer: der Haushofmeister, Baburin, der diensthabende Kasak (ein junger Bursche gewöhnlich, dem man Kasakenkleider anzog und zu allen möglichen Dienstleistungen gebrauchte, er wurde wohl seiner Kleider wegen »der Kasak« genannt) und ich.

Die Großmutter nickte zufrieden mit dem Kopf.

»Gnädige Frau,« ließ sich während der tiefen Stille, die im Zimmer herrschte, ganz unerwartet eine fast heiser klingende, wie zurückgehaltene Stimme hören. Ich blickte mich erstaunt um. Baburin stand mit heftig getöthetem, fast blauem Gesichte da; unter den herabhängenden Brauen blitzten zwei kleine scharfe helle Punkte . . . kein Zweifel, wahrhaftig, Baburin war es, der da »gnädige Frau« gesagt hatte!

Die Großmutter wendete sich auch verwundert um und betrachtete Baburin durch ihr Lorgnon.

»Wer war es — der da eben sprach?« fragte sie langsam durch die Nase. Baburin trat einen Schritt vor.

»Gnädige Frau,« hub er an, »ich war es . . . der sich entschloß . . . Ich meinte . . . wagte es Ihnen vorzulegen, daß Sie unrecht thun . . .„ wenn Sie in Ihrem Vorhaben zu beharren geruhen . . .«

»Das soll heißen?« fragte sie in demselben Tone wie zuvor, ohne das Lorgnon von Baburin abzuwenden.

»Ich habe die Ehre . . .« fuhr Baburin jetzt laut und deutlich fort, obgleich man sah, wie schwer es ihm wurde, ruhig zu bleiben und nicht die Achtung gegen die strenge Herrin aus den Augen zusetzen — »Sie für den Burschen da, den man deportiren will, um Verzeihung zu bitten, . . . Sie sind im Begriff ein Unrecht zu begehen, denn er hat

nichts Böses begangen. Dergleichen Verfügungen, verzeihen Sie meinen Freimuth, thun nicht gut, führen zu Unzufriedenheit . . . und zu anderen üblen Dingen — die Gott verhüten wolle! Solche aber sind nichts anders, als die Folgen der Ueberschreitungen der gutsherrschaftlichen Gewalt!«

»Hm . . . sag' mir doch einmal, in welcher Schule hast Du gelernt?« fragte die Großmutter nach einer kleinen Pause und ließ ihr Lorgnon herabsinken.

Baburin wurde verdutzt. — »Was befehlen Sie?« murmelte er verlegen.

»Ich frage Dich, welche Schule Du besucht hast? Du führst da so ganz absonderliche Reden.«

»Ich . . . ich habe meine Erziehung . . .« stotterte Baburin . . .

Die Großmutter ließ ihn nicht ausreden, schüttelte verächtlich die Schultern und sagte strenge: »Genug! Meine Verfügungen, wie ich sehe, gefallen Dir nicht, sind nicht nach Deinem Geschmack. Mir ist nun das aber vollkommen gleichgültig; — über meine Leibeigenen bin ich die Gebieterin und habe keinem Menschen·Rechenschaft abzulegen über das, was ich mit ihnen thue. Ich bin aber nicht gewohnt, daß sich Jemand untersteht, in meiner Gegenwart zu raisonniren und sich in Sachen zu mischen, die ihn nichts angehen. Gelehrte Philanthropen und noch dazu solche, die nicht aus meinem Stande sind, kann ich nicht gebrauchen; ich brauche Leute und Diener, die meine Befehle ohne Widerrede erfüllen. Wie ich vor Dir gelebt habe, so werde ich auch nach Dir leben. Du bist kein Diener für mich: Du bist entlassen! — Nikolai Antonow,« wendete sich die Großmutter zu dem Haushofmeister: »mach' Rechnung mit dem Menschen, zahl' ihm aus, was ihm bis zum heutigen Tage zukommt und sieh' zu, daß bis zum Mittag sein Fuß nicht mehr in meinem Hause ist. Hörst Du? Reize meinen Zorn nicht! Und was den andern, den Possenreißer betrifft, daß mir der auch mit ihm das Haus räumt! — Nun, auf was wartet denn der Jermil da draußen noch?« fügte sie, sich wieder zum Fenster wendend, hinzu. »Ich habe ihn gesehen, was soll's noch weiter?« Die Großmutter winkte mit einem Tuche nach dem Fenster zu, gerade als ob sie eine lästige Fliege verjage. Dann setzte sie sich in einen Lehnstuhl und sagte zu uns gewendet: »Nun Ihr Leute, macht, daß Ihr hinaus kommt!«

Wir gingen Alle hinaus — mit Ausnahme des dienstthuenden Kasaken, den das Wort nichts anging, denn das war ja gar kein Mensch.

* *
*

Der Großmutter Befehl wurde pünktlich erfüllt. Gegen Mittag verließen Baburin und sein Freund Punin das Gut. Meinen Kummer, meine kindische Verzweiflung zu beschreiben ist mir unmöglich. Sie war so groß, daß sie sogar jenes Gefühl ängstlichen Erstaunens in den Hintergrund drängte, welches mir das dreiste Auftreten des Republikaners eingeflößt hatte. Nach dem Gespräche mit der Großmutter hatte sich Baburin sogleich an das Einpacken seiner Sachen gemacht. Mich würdigte er keines Blickes, keines Wortes, obgleich ich mich die ganze Zeit um ihn — eigentlich aber mehr um Punin — zu thun machte. Dieser ging wie verloren umher und sprach auch kein Wort, dafür aber blickte er mich desto öfter an, während Thränen in seinen Augen standen . . . stets dieselben Thränen, die nie vergossen wurden, nie trockneten. Er wagte es nicht, ein verurtheilendes Wort über seinen Wohlthäter auszusprechen Paramon Semeonitsch konnte ja nie Unrecht haben, doch aber war er finster und traurig. Punin und ich versuchten noch zum Abschiede etwas aus der »Russiade« zu lesen und schlossen uns zu dem Zwecke sogar in einen Verschlag ein, — in den Garten konnten wir schon nicht mehr gehen — bei den ersten Versen jedoch gingen uns beiden die Augen über und ich brüllte laut auf wie ein Kalb, trotz meiner zwölf Jahre und meiner Ansprüche, für erwachsen zu gelten. Als sie schon im Tarantaß saßen, wendete sich endlich Baburin an mich und sagte, während sein sonst gewöhnlich strenges Gesicht einen milderen Ausdruck annahm: »Das mag Ihnen eine Lehre sein, mein junger Herr; gedenken Sie des heutigen Vorfalles und suchen Sie, wenn Sie einmal herangewachsen sein werden, dergleichen Ungerechtigkeiten nicht zu begehen. Ihr Herz ist gut, noch unverdorben . . . Passen Sie wohl auf und nehmen Sie sich in Acht: dergleichen thut nicht gut!« Unter heißen Thränen, die mir über Nase, Kinn und Wangen flossen, lallte ich, daß ich ganz gewiß mich erinnern . . . ganz gewiß . . . ganz gewiß Alles thun werde.

Hier kam nun mit einemmale »der Geist« über Punin, von dessen Abschiedsküssen und unrasirtem Barte mir das ganze Gesicht noch brannte, er sprang von seinem Sitze auf, hob die Hände gen Himmel und hub — Gott weiß, woher er es nahm — plötzlich einen »Strafpsalm, der da gegen die Großmutter gerichtet war, zu declamiren an. Der Haushofmeister Nikolai Antonow, um diesem tollen Gebahren ein Ende zu machen, rief dem Kutscher sein »Paschol!« zu und der Tarantaß flog dahin.

»Ist das ein Bajazzo!« bemerkte er, ihnen nachblickend.

»Den man in seiner Jugend zu wenig durchgewalkt hat,« fügte der auf der Freitreppe erscheinende! Diakonus hinzu. Er war gekommen, sich zu erkundigen, zu welcher Stunde es der gnädigen Herrschaft gefällig sei, die Abendmesse zu bestimmen.

* *
*

Als ich an jenem Tage hörte, daß Jermil noch im Dorfe sei und am andern Tage erst in die Stadt: transportirt werde, suchte ich ihn auf und brachte ihm, in Ermangelung an Geld, ein Bündelchen, in welches ich zwei Schnupftücher, ein Paar niedergetretene Schuhe, einen Kamm, ein Nachthemd und ein neues seidenes Halstuch gewickelt hatte, Jermil, den ich aus dem Schlafe wecken mußte, — er lag auf dem Hinterhofe neben der Telege auf einem Bündel Stroh — nahm meine Spende ziemlich gleichgültig, nicht ohne ein gewisses Zögern an, dankte nicht einmal, drückte seinen Kopf wieder in das Stroh und schlief von Neuem ein. Ich verließ ihn, ein wenig in meinem Eifer abgekühlt; ich hatte geglaubt, ihn müsse mein Besuch freuen und ihm eine Bürgschaft für meine zukünftigen großmüthigen Vorsätze sein . . . und statt dessen . . .

»Man sage, was man will,« dachte ich im Nachhausegehen, »aber dies Volk besitzt kein Gefühl.«

Die Großmutter, die sich den ganzen Tag weiter nicht um mich bekümmert hatte, blickte mich verdächtig an, als ich nachdem Abendessen ihr eine gute Nacht wünschte.

»Sie haben rothe Augen,« sagte sie, mich französisch anredend, »und verbreiten eine Bauern-Atmosphäre um sich. Ich will Ihre Gefühle und Ihre Beschäftigungen nicht weiter untersuchen — weil

ich nicht genöthigt sein möchte, Sie zu strafen — will aber hoffen, daß Sie all' den alten Unsinn sich aus dem Kopf schlagen und sich betragen werden, wie es einem Knaben Ihres Standes zukommt. Wir werden übrigens bald wieder nach Moskau zurückkehren, wo ich einen Gouverneur für Sie aufzunehmen gedenke — Ihnen wird jetzt eine Männerhand nöthig sein, um Ihnen den Kopf zurecht zu setzen. So, jetzt mögen Sie gehen!«

Wir kehrten wirklich bald nach Moskau zurück.

II.

(1837.)

Sieben Jahre waren seit jener Zeit verflossen.

Wie vordem lebten wir in Moskau — ich war aber unterdessen Student geworden und bereits im zweiten Semester — die Macht meiner Großmutter, die alt und gebrechlich zu werden anfing, war in den letzten Jahren bedeutend im Abnehmen und drückte mich nicht mehr wie früher. Von allen meinen Commilitonen war besonders einer, ein gewisser Tarchow, ein gutmüthiger, lustiger, junger Bursche, mit dem ich am häufigsten zusammenkam. Er und ich hatten so ziemlich dieselben — Gewohnheiten. Auch er hatte eine große Vorliebe für die Poesie und schrieb zuweilen recht hübsche und glatte Verse. Wie das unter jungen Leuten zu gehen pflegt, theilten wir einander stets unsere kleinen Geheimnisse mit. Seit einigen Tagen nun bemerkte ich, wie mein Freund eigenthümlich aufgeregt war. Er verschwand oft auf mehrere-Stunden und ich wußte nicht wohin, was bisher noch nicht vorgekommen war. Schon stand ich im Begriff, ihn als Freund zu beschwören, aufrichtig gegen mich zu sein, als er mir selbst zuvorkam.

»Peter,« sagte er eines Tages, als ich in seinem Zimmer bei ihm saß, indem er flüchtig erröthete und mir dabei lächelnd auf die Wangen klopfte: »ich muß Dich mit meiner Musa bekannt machen.«

»Mit Deiner Muse? Du drückst Dich merkwürdig aus. Wie ein Classiker! (Damals, 1837, stand die Romantik in vollster Blüthe.) Als ob ich die nicht längst kennte — mit Deiner Muse! Hast Du vielleicht ein neues Gedicht geschrieben?«

»Du verstehst mich falsch,« antwortete Tarchow, immer stärker erröthend. »Mit einer lebendigen Muse will ich Dich bekannt machen, oder vielmehr nicht mit einer Muse, sondern einer gewissen Musa.«

»Oho! so ist das? Nun und warum nennst Du sie denn die Deinige?«

»Je nun, weil . . . warte, bitte, einen Augenblick, ich glaube, sie kommt gerade.«

Man hörte ein leichtes Auftreten hurtiger Stiefelchen — die Thüre wurde aufgerissen — und auf der Schwelle erschien ein

achtzehnjähriges junges Mädchen in einem bunten Kattunkleide, einer schwarzen Tuchmantille, einem schwarzen Strohhut auf den üppigem weichen, blonden, etwas zerzausten Locken. Als sie mich sah, erschrak sie und trat verschämt zurück . . . aber Tarchow eilte ihr rasch entgegen.

»Musa Pawlowna, sein Sie so gut, treten Sie doch ein; das hier ist mein bester Freund, ein prächtiger, lieber Mensch und fromm wie ein Lamm. Den brauchen Sie nicht zu fürchten. Peter,« wendete er sich nun zu mir, »ich empfehle Dir meine Musa — Musa Pawlowna Winogradow, meine liebe Freundin.«

Ich verbeugte mich grüßend.

»Ein eigenthümlicher Name, den ich heute zum erstenmale höre . . . Musa?«

Tarchow lachte laut auf. »Also weißt Du Bibelheld nicht einmal, daß es einen solchen Namen im Bibelkalender giebt? Uebrigens habe ich es auch nicht gewußt, so wenig wie Du, bis ich mit diesem liebenswürdigen jungen Fräulein hier bekannt geworden bin. Musa! welch' ein romantischer Name und gerade wie für sie ausgedacht.«

Ich verbeugte mich zum zweitenmale vor der hübschen Freundin meines Kameraden. Sie trat aus der Thür hervor, machte zwei Schritte nach vorwärts und blieb stehen. Es ist wahr, lieblich war sie, aber doch konnte ich mich mit Tarchow's Meinung nicht einverstanden erklären und dachte bei mir selbst: »Nein, eine Muse sieht so nicht aus.«

Die Züge ihres rundlichen Gesichtchens waren zart und fein, frische blühende Gesundheit athmete aus dieser schlanken Miniaturgestalt entgegen; eine Muse aber, stellte ich mir — und wir alle damals — denn doch anders vor. Vor allem mußte diese schwarze Haare haben und bleich sein. Ein verächtlich stolzer Ausdruck, ein bitteres Lächeln, ein in Entzücken schwimmendes Auge und noch jenes »Geheimnißvolle, Dämonische, Verhängnißvolle«; — ohne alle diese Eigenschaften war ja unmöglich, sich eine Muse, die Muse Byrons vorzustellen. Nichts dem Aehnliches war im Gesicht des vor uns stehenden jungen Mädchens zu erblicken. Wäre ich damals älter und erfahrener gewesen, so hätte ich sicher eine größere Aufmerksamkeit auf ihre Augen gerichtet, die klein, tiefliegend, und mit langen Wimpern schwarz wie Agat und dabei hell und klar, was selten bei blondem Haar ist, waren. Kein poetisches Gemüth hätte ich

in jenem hastiger eigenthümlichen Blick erkannt, wohl aber die Anzeichen einer leidenschaftlichen, bis zur Selbstvergessenheit gehenden Natur ich war aber damals noch sehr jung.

Ich reichte ihr die Hand, sie gab mir die ihrige nicht, bemerkte meine Bewegung auch nicht, sondern setzte sich, ohne Hut und Mantille abzunehmen, auf den ihr von Tarchow hingeschobenen Stuhl.

»Nur auf einen Augenblick habe ich bei Ihnen vorgesprochen, Wladimir Nikolaewitsch,« hub sie mit leiser, aber tiefer Bruststimme, die ans einem so feinen Munde ganz eigenthümlich hervorklang, an, während man ihr ansah, wie verlegen sie war und wie meine Gegenwart sie störte — unsere Madame wollte mich nicht länger als auf eine halbe Stunde fortlassen. Da Sie aber vorgestern unwohl waren so glaubte ich . . .«

Sie stotterte, wurde immer verlegener und bückte den Kopf herab. Von dichten schweren Brauen überschattet flogen ihre dunkelblitzenden Augen unerhaschbar bald hier- bald dorthin. In heißen Sommertagen stoßen Einem oft zwischen ausgetrockneten Grashalmen ähnliche schwarze, glänzende und hurtige Käferchen auf.

»Wie böse Sie sind, Musa, liebes Muschen!« rief Tarchow. »So bleiben Sie doch ein wenig sitzen und trinken Sie eine Tasse Thee mit uns . . . Ich will sogleich den Ssamowar aufstellen.«

»Ach nein, Wladimir Nikolaewitsch! wie ist das möglich; ich muß unbedingt gleich wieder fort.«

»So ruhen Sie sich doch nur erst ein wenig aus. Sie sind ganz außer Athem . . . Sie müssen ja müde sein.«

»Ach nein, ich bin durchaus nicht müde. Ich bin ja nur gekommen . . . ich wollte Sie um ein anderes Buch bitten, dieses hier habe ich durchgelesen.« Und dabei zog sie einen zerfetzten alten Roman aus der Tasche.

»Mit größtem Vergnügen. Nun, hat Ihnen denn dieser Roman gefallen?« — »Ich hab' ihr den Roslawlew (alter historischer Roman von Sagoßkin) gegeben,« fügte Tarchow, sich zu mir wendend, hinzu.

»Ja, gefallen hat mir der Roman schon, obgleich jener andere, »Jurji Miloslavsky«, doch hübscher ist, unsere Madame nur ist sehr streng, sie liebt nicht, daß wir lesen; sie sagt, das hindere am Arbeiten, nach ihren Begriffen. . .«

»Aber Musa Pawlowna,« unterbrach sie Tarchow lächelnd, »der »Jurji Miloslavsky« läßt sie doch mit Puschkin's »Zigeunern« nicht vergleichen, nicht wahr?«

»Das wollte ich meinen,« erwiderte sie, wie hingerissen. »Ach ja, noch etwas, Wladimir Nikolaewitsch, »kommen Sie doch morgen nicht . . . Sie wissen schon wohin.«

»Warum das?«

»Es geht nicht.«

»Aber warum nicht?«

Das Mädchen zuckte die Achseln und sprang rasch vom Stuhle auf, gerade als ob sie eine Fliege gestochen hätte.

»Aber wohin, Musa, liebes Muschen?« jammerte Tarchow in kläglichem Tone, »bleiben Sie doch noch ein wenig sitzen.«

»Nein, nein, es geht nicht.

« Und gewandt und hurtig eilte sie zur Thür und ergriff die Klinke.

»So nehmen Sie aber doch wenigstens ein Buch mit!«

»Ein anderes Mal.« Tarchow sprang auf sie zu, sie aber huschte in einem Augenblicke zur Thür hinaus, so daß er sich fast die Nase an die Thür gestoßen hätte. — »Ist das ein Mädchen, wie eine Eidechse!« sagte er ärgerlich, dann setzte er sich nachdenklich.

Ich blieb; ich mußte doch wissen, was das mit dem Mädchen für ein Bewandtniß habe. Tarchow verheimlichte mir nichts. Er erzählte mir, daß sie dem niederen Bürgerstande angehöre und Putzmacherin sei, daß er sie vor etwa drei Wochen zuerst in einem Modemagazin gesehen habe, in welchem er, im Auftrage seiner Schwester in der Provinz, einen Damenhut bestellt habe; daß er sich gleich beim ersten Anblick in sie verliebt habe und daß es ihm gelungen sei, am andern Tage mit ihr auf der Straße zu sprechen. Sie sei, versicherte er mir, durchaus nicht gleichgültig gegen ihn.

»Nur, bitte,« fügte er hitzig hinzu, »denke Dir ja nur nichts Böses weiter, sie ist die liebe Unschuld selbst. Zwischen uns ist auch durchaus nichts Tadelnswürdiges vorgefallen . . .«

»Was Du gewiß herzlich bedauerst, daran zweifle ich gar nicht, Freundchen,« unterbrach ich ihn. »Nun, warte nur — das wird sich alles schon machen.«

»Das hoffe ich!« erwiderte Tarchow selbstgefällig. »Aber dieses Mädchen, Bruder, ich sage Dir, dieses Mädchen ist, wie soll ich nur

sagen — ein Typus, weißt Du, neuester Schule! Du hast nur nicht Zeit gehabt, sie recht zu· betrachten. Sie ist wild und wie wild, eine richtige Gemse! Und dabei voll Launen — und einem Eigensinn, davon hast Du gar keinen Begriff! Ich muß Dir übrigens nur sagen, daß gerade diese Wildheit mich reizt und mir an ihr gefällt. Ein Beweis von Selbstständigkeit. Bis über die Ohren bin ich in sie verliebt.«

So fuhr Tarchow fort, mir das Lob seiner »Flamme« weiterzusingen und las mir sogar den Anfang eines Gedichtes vor, das er auf sie unter dem Titel: »Meine Muse« verfaßt hatte. Seine Herzensergießungen gefielen mir, wie ich gestehen muß, durchaus gar nicht. Es regte sich in mir ein heimlicher Neid gegen den Glückspilz; so verließ ich ihn denn bald.

* *
*

Einige Tage später ging ich zufällig durch eine der Ladenreihen des Kaufhofes (Bazars — Gostinnojdwor). Es war gerade Sonnabend, der Käufer eine Menge, überall Stoßen und Gedränge; die zum Kaufen auffordernden kreischenden Stimmen der Ladenburschen berührten mich unangenehm. Nachdem ich, was mir nöthig, gekauft hatte, dachte ich nur daran, wie ich mich rascher den Zudringlichkeiten der Kaufleute entziehen sollte — als ich plötzlich stutzte und stehen blieb: in einer Fruchtbude sah ich die Freundin meines Commilitonen, Musa Pawlowna! Sie stand seitwärts von mir abgewendet und schien aus etwas zu warten. Nach kurzem Zögern entschloß ich mich, zu ihr hinzutreten und sie anzureden. Ich hatte aber die Schwelle der Bude noch nicht überschritten und wollte eben meine Mütze zum Gruße abnehmen, als sie erschreckt zurückwich und sich rasch an einen alten Mann in einem Flauschrock wendete, dem der Fruchthändler gerade ein Pfund Rosinen abgewogen hatte — und ihn unter den Arm nahm, als ob sie bei ihm hätte Schutz suchen wollen. Der Greis wendete sich nun seinerseits zu ihr und — man stelle sich meine Ueberraschung vor — ich erkannte in ihm Punin, meinen alten Freund Punin!

Ja, er war es, wie er leibte und lebte; es waren seine entzündeten, thränenden kleinen Augen, seine dicken vollen Lippen, seine herabhängende lange und spitze Nase. Er hatte sich im Ganzen nur

wenig in den verflossenen sieben Jahren verändert, vielleicht etwas aufgedunsener nur mochte er geworden sein.

»Nikander Wawilitsch!« rief ich aus. »Erkennen Sie mich nicht?« Punin fuhr sichtlich zusammen, öffnete den Mund und blickte mich an. . .

»Ich habe nicht die Ehre . . .« hub er an, dann stockte er plötzlich und kreischte laut hervor: »Das Herrlein aus Troitzky! (Das Gut meiner Großmutter hieß Troitzky.) Ist es möglich, das Troitzky'sche Herrlein?« — Das Pfund Rosinen entfiel seiner Hand.

»Vollkommen richtig,« antwortete ich, hob ihm seine Rosinen auf und umarmte ihn.

Vor Freude und Ueberraschung ging ihm fast der Athem aus, so daß er kaum sprechen konnte; er nahm seine Mütze ab, bei welcher Gelegenheit ich bemerken konnte, daß auch die letzten Paar Härchen von seinem Nacken jetzt verschwunden und das »Ei« nun vollkommen war. Wie sich Musa bei dieser Erkennungsscene benahm, weiß ich nicht, ich suchte sie nicht anzusehen. Daß Punin's Aufregung durch eine besondere Anhänglichkeit an meine Persönlichkeit hervorgerufen wurde, vermuthe ich kaum; ich hatte eben eine Natur, die keinen unerwarteten Stoß vertragen konnte. Die Nervösität eines armen Menschen!

»Kommen Sie zu uns, liebes Herrchen,« lispelte er endlich; »nicht wahr, Sie schämen sich doch nicht, unser bescheidenes Nestchen zu betreten? Ich sehe, sie sind ja Student?«

»Wenn Sie erlauben, so werde ich sehr froh sein . . .«

»Haben Sie jetzt nichts zu thun?«

»Durchaus nichts augenblicklich.«

»Nun, das ist ja prächtig. Wie Paramon Semeonitsch zufrieden sein wird! Heute kommt auch er früher als gewöhnlich nach Hause und auch sie läßt ihre Madame des Sonnabends zu uns. Ei, aber — das hätte ich ja beinahe ganz vergessen, ich bin ganz confus geworden. Sie kennen ja unsere Nichte noch gar nicht . . .«

Ich beeilte mich, ihm zu antworten, daß ich das Vergnügen noch nicht habe.

»Nun natürlich. Sie haben sie ja vorher nicht gesehen. Muschen . . . Bemerken Sie, mein Herr, diese junge Dame nennt sich Musa — das ist

nun aber kein Spitzname, sondern ihr wirklicher Name. Was sagen Sie zu der Analogie, die in Person und Namen liegt?«

»Muschen, ich stelle Dir hier den Herrn . . . Herrn . . .

»Bodrow,« flüsterte ich ihm zu.

»Bodrow vor,« wiederholte er. »Muschen! Merke wohl auf. Du siehst den vortrefflichsten, liebenswürdigsten jungen Mann vor Dir. Das Schicksal hat mich mit ihm zusammengeführt, als er noch ganz jung war. Ich hoffe, auch Du wirst ihn liebgewinnen und gern sehen.«

Ich verbeugte mich tief, während Musa, roth wie eine Mohnblume, mir unter den herabgesenkten Brauen hervor einen raschen Blick zuwarf und dann die Augen senkte.

»Ah,« dachte ich, »bist Du eine von denen, die in schwierigen Verhältnissen nicht blaß werden, sondern erröthen: das muß man sich merken!«

»Ich hoffe, Sie werden nachsichtig gegen sie sein,« bemerkte Punin; »wir haben sie nicht zu einer Modendame auferzogen,« dann verließ er die Fruchtbude, während Musa und ich ihm folgten.

* *
*

Das Haus, in welchem Punin wohnte, befand sich in ziemlich weiter Entfernung vom Kaufhof, in der Gartenstraße. Auf dem Wege dahin theilte mir mein alter Lehrer der Poetik einiges Nähere über sein Leben und Treiben mit. Seit unserer Trennung hatten Baburin und er Rußland die Kreuz und die Quer durchstreift und bald hier und bald da in Diensten gestanden, bis sie endlich, seit etwa anderthalb Jahren erst, einen festen Zufluchtsort in Moskau gefunden hatten. Baburin war es gelungen, die Stelle eines Buchführers im Comptoir eines reichen Fabrikanten zu erhalten. »Eine nicht besonders einträgliche Stelle,« bemerkte Punin seufzend, »viel Arbeit und wenig Nutzen . . . doch, was ist dabei zu machen, auch dafür muß man Gott danken! Ich selbst suche auch durch Stunden oder Abschreiben etwas zu erwerben, leider sind meine Bemühungen nur bis jetzt nutzlos. Meine Handschrift, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, ist altmodisch, nicht für den heutigen Geschmack und bei den Stunden schaden mir oft meine fadenscheinigen Kleider, dann fürchte ich auch noch, daß ich beim Unterricht in der Literatur nicht mehr für den heutigen

Geschmack tauge; so sitze ich denn ohne besondere feste Beschäftigung.

»Ja, ja, ich glaube, auch Sie leugnen wohl die alten Götter und wenden sich den neuen zu?«

»Nun, Sie etwa nicht, Nikander Wawilitsch? Verehren Sie wirklich noch immer Ihren alten Cheraskow?« Punin blieb stehen und hob die Hände empor.«

»Im höchsten Grade, mein Herr, im höch. . sten Gra . . . de!«

Und Puschkin, lesen Sie den nicht, gefällt Ihnen der denn nicht?«

Wieder hob Punin beide Hände hoch empor.

»Puschkin?« rief er, »Puschkin ist eine Schlange, eine in grünen Zweigen sitzende, mit Nachtigalls Stimme singende!«

Während wir so mit Punin uns unterhielten und auf dem unebenen Ziegelsteintrottoir der Stadt Moskau dahingingen, jener Stadt, welche »die weißsteinerne« genannt, keinen einzigen Stein hat und durchaus nicht weiß ist, hielt sich Musa dicht neben uns, an Punin's Seite. Von ihr sprechend nannte ich sie: Ihre Nichte. Punin schwieg eine Weile, kratzte sich den Nacken und theilte mir leise mit, daß er sie nur seine Nichte nenne, daß sie aber keineswegs mit ihm verwandt sei, sondern eine Waise, die Baburin in Woronesch elternlos und von aller Welt verlassen gefunden und auferzogen habe; was aber ihn, Punin, betreffe, so könnte er sie auch ebenso gut Tochter nennen, da er sie wie seine eigene Tochter liebe. Ich zweifle nicht, daß, obgleich Punin absichtlich leise sprach, Musa doch sehr gut verstand, was er sagte: man sah ihr an, daß sie sich ärgerte und schämte: Schatten und Farbe wechselten beständig in ihrem Gesichte und Wimpern und Brauen, Lippen und Nasenflügel bewegten sich und zitterten. s Alles das war reizend, drollig und sonderbar.

* *
*

Endlich hatten wir das »bescheidene Nestchen« erreicht. Und in der That bescheiden, fast mehr als bescheiden mußte man das Nestchen nennen. Es bestand aus einem fast in die Erde eingesunkenen einstöckigem Hause mit einem Schindeldache und vier fast blinden Fensterchen nach der Straße zu. Die Ausstattung der Zimmer war ärmlich, etwas unsauber sogar. Zwischen den Fenstern und an den

Fenstern hingen ein Dutzend kleiner Vogelkäfige mit Lerchen, Kanarienvögeln, Stieglitzen und Zeisigen. »Meine Unterthanen,« sagte Punin feierlich, indem er mit dem Finger auf die Vögel zeigte. Kaum waren wir eingetreten und kaum hatte Punin Musa den Auftrag gegeben, den Ssamowar aufzustellen, als auch Baburin erschien. Er schien mir bedeutend mehr als Punin gealtert, wenn gleich sein Gang nach wie vor fest und sein Gesichtsausdruck derselbe geblieben war; er war nur magerer geworden, die Wangen hohler und in seinem dichten Vollbart hatten sich graue Haare eingestellt. Mich erkannte er nicht und zeigte auch kein besonderes Behagen, als Punin mich ihm nannte; kaum, daß er mit den Augen blinzelte und mir zunickte, dann fragte er mich trocken und geringschätzig: ob meine »Alte« noch lebe — und nichts sonst. Sein Benehmen schien mir zu sagen: »Aus eines Edelmanns Besuch mache ich mir nicht so viel, der schmeichelt mir nicht im Geringsten.«

Der Republikaner, nach wie vor! Musa kehrte zurück; ein altes Mütterchen trug hinter ihr her einen schlecht geputzten Ssmowar. Punin machte sich nun geschäftig an's Theemachen und schenkte mir, dem Gast, ein Glas ein, dann Baburin, Musa und sich. Unterdessen saß Baburin am Tisch, stützte den Kopf in beiden Händen und blickte sich müden Blickes um. Beim Thee indeß wurde er etwas gesprächiger. Mit seiner Stellung war er unzufrieden. »Ein gefühlloser Geizhals von niederer Denkungsart, kein Mensch,« sagte er von seinem Prinzipal; »seine Untergebenen sind in seinen Augen keine Menschen — Pöbel, das keinen Werth hat; während es noch gar so lange nicht her ist, daß er selbst nichts Besseres war. Die personificirte Habgier; schlechter hat man's bei ihm als selbst im Dienst der Regierung! Der ganze hiesige Handel ist auf nichts als auf Betrügerei und Schwindel begründet und hält sich »nur durch diese!«

Punin seufzte nur und schüttelte den Kopf bei diesen betrübenden Aussprüchen, während Musa hartnäckig schwieg und sich augenscheinlich mit dem Gedanken quälte, was für ein Mensch ich wohl eigentlich sei, ob ich zu schweigen verstehe, oder ein Schwätzer sei — und wenn ich vielleicht schweige, ob ich nicht vielleicht meine Nebenabsichten habe. Ihre schwarzen unruhigen Augen blitzten mich prüfend, ja fast feindlich unter den gesenkten Wimpern an, . . . mir wurde fast unheimlich unter diesen Blicken. Baburin redete nur

selten mit ihr, doch klang seine Stimme, wenn er das Wort an sie richtete, fast freundlich und hatte durchaus nichts väterliches.

Punin hingegen scherzte offen mit ihr auf seine Art, sie antwortete ihm jedoch sichtlich ungern. Er nannte sie nur Schneehühnchen, Schneevögelchen.

»Warum nennen Sie Fräulein Musa denn gerade Schneehühnchen?« fragte ich ihn.

»Ei, weil sie so kalt ist,« antwortete er schmunzelnd.

»Vernünftig ist sie,« fügte Baburin hinzu, »wir es einem jungen Mädchen zukommt.«

»Wir könnten Sie auch unser Hausfrauchen nennen, was meinst Du dazu?« rief Punin aus; »nun, Paramon Semeonitsch, hab' ich recht?« — Baburin zog ärgerlich die Augenbrauen zusammen; Musa wendete sich ab . . . Ich verstand diese Anspielung damals nicht.

So mochten ein paar eben nicht heitere Stunden vergangen sein, während Punin sich alle erdenkliche Mühe gab, die Gesellschaft zu unterhalten. So hockte er unter Anderem vor einem Vogelbauer nieder, öffnete dem Kanarienvogel die Thür und commandirte: »Marsch, hinaus auf die Kuppel und gieb uns ein Concert zum Besten.«

Das Kanarienvögelchen flatterte gehorsam hinaus, setzte sich aus die Kuppel, d.h. auf Punin's Glatze, drehte sich kokett von einer Seite auf die andere, schüttelte die Flügel und fing laut zu zwitschern an. Während es sang, saß Punin, ohne sich zu rühren, begleitete den Gesang nur mit dem ausgestreckten Finger und verdrehte die Augen. Ich mußte laut auflachen . . .weder Baburin noch Musa verzogen eine Miene.

Vor meinem Weggehen setzte Baburin mich durch eine unerwartete Frage in Erstaunen. Er wünschte von mir, als von einem gelehrten Menschen, der ja die Universität besuche, zu wissen, was Zeno eigentlich für eine Persönlichkeit gewesen sei.

»Welchen Zeno meinen Sie?« fragte ich ihn verwundert.

»Nun Zeno, den alten Weltweisen.

Es ist doch nicht möglich, daß Sie den nicht kennen sollten?«

Ich erinnerte mich dunkel des Namens Zeno als des Gründers der Lehre der altgriechischen Stoiker, sonst wußte ich aber nichts weiter von ihm. »Ein Philosoph war er,« antwortete ich endlich.

»Zeno ist derselbe Weise, hub Baburin langsam, gewissermaßen im Lehrton an, »der da den Ausspruch gethan hat: daß das Leiden kein Uebel ist, da die Geduld dasselbe überwindet; das einzige Gute aber auf dieser Welt, sagte er, ist die Gerechtigkeit; ja die Tugend selbst ist nichts Anderes als nur Gerechtigkeit! — Ich habe diesen Spruch von einem hiesigen Einwohner, dem glücklichen Besitzer vieler alter Bücher; — er hat mir vor Allen gefallen. Aber ich sehe wohl, mit dergleichen beschäftigen Sie sich dort nicht.«

Da hatte Baburin freilich recht. Mit der Art Gegenständen beschäftigte ich mich wirklich nicht. Seit meinem Eintritt in die Universität war ich übrigens fast eben solch' ein Republikaner geworden, als Baburin es war. Von Mirabeau und Robespierre hätte ich mit Begeisterung reden können. Und nicht allein von Robespierre, hingen ja sogar Fouquier-Tinville und André Chenier's Bilder über meinem Schreibtisch! — Aber Zeno?! — Woher hatte Baburin nur den Zeno aufgestöbert? — Veraltet!«

Als ich Abschied nahm, drang Punin in mich, daß ich sie am folgenden Tage, am Sonntage, besuche. »Baburin hingegen forderte mich zu keinem Besuche auf und bemerkte nur zwischen den Zähnen murmelnd: daß eine Unterhaltung zwischen einfachen Leuten, die auf einer niederen Gesellschaftsstufe ständen, mir wohl eben kein großes Vergnügen gewähren, auch wahrscheinlich meiner »Alten« eben nicht sehr angenehm sein würde . . . Hier jedoch unterbrach ich ihn und gab ihm zu verstehen, daß meiner Großmutter Wille für mich nicht mehr als Gesetz gelte.

»Aber die Verwaltung des Gutes haben Sie noch nicht übernommen?« fragte Baburin.

»Nein, noch nicht,« antwortete ich.

»Nun so sind Sie ja . . .« Baburin beendigte den angefangenen Satz nicht, den ich aber in Gedanken vervollständigte.

»Noch ein Knabe!« — »Leben Sie wohl,« sagte ich laut und eilte hinaus.

Ich war eben im Begriff, aus dem Hofe auf die Straße hinauszutreten, als Musa mir plötzlich nach gelaufen kam, ein zusammengedrücktes Papier in meine Hand drückte und sogleich wieder verschwand. Beim ersten Laternenpfahl machte ich es auseinander und entzifferte nur mit Mühe folgende, hastig mit

Bleistift hingeworfene Zeilen: »Ums Himmels willen,« schrieb mir Musa, »kommen Sie morgen nach der Messe in den Alexandergarten neben dem Thurm Kutafi, ich werde Sie dort erwarten und hoffe, Sie werden mir meine Bitte nicht verweigern, machen Sie mich nicht unglücklich, ich muß Sie unbedingt sehen.«

Orthographische Fehler waren nicht in dem Zettelchen, wohl aber war er ganz ohne Interpunktion. Ich kam nach Hause, ohne zu wissen, was ich von der Sache denken sollte, sie wurde mir immer unerklärlicher.

* *
*

Als ich mich am folgenden Tage dem Katasi-Thurme näherte — es war zu Anfang April, die Knospen fingen an sich zu füllen, das Gras schimmerte in leichtem, kärglichem Grün und die Sperlinge zwitscherten laut und kämpften unter einander in den noch kahlen Fliederbüschen — bemerkte ich zu meiner großen Verwunderung, daß Musa mich bereits in einem Seitenwege unweit des Gitters erwartete. Sie war mir zuvorgekommen. Ich war eben im Begriff auf sie zuzugehen, als sie mir entgegenkam.

»Kommen Sie näher zu der Mauer des Kreml hin, hier gehen zu viele Menschen,« rief sie mir mit zu Boden gesenkten Augen zu und eilte rasch voraus, ich folgte ihr.

»Musa Pawlowna,« hub ich eben an, sie ließ mich aber nicht zu Worte kommen.

»Um Gottes Willen,« hub sie an, »denken Sie ja von mir nichts Schlimmes. Ich habe Ihnen ein Billet geschrieben; Ihnen ein Rendezvous gegeben, weil . . .nun weil ich fürchte . . . mir schien gestern immer, daß Sie über mich lachten. — Ich muß Ihnen aber sagen,« fuhr sie plötzlich still stehend und ihre ganze Kraft zusammennehmend mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit und Aufregung fort, »wenn Sie auch nur mit einem Wort erwähnen . . . wenn Sie sagen, wo wir uns begegnet haben — so stürze ich mich in's Wasser und mache meinem Leben ein Ende!«

Zum erstenmale blickte sie mich mit ihrem mir bereits bekannten forschenden und scharfen Blicke an.

»Hm,« dachte ich, »die ist im Stande dazu, entschlossen genug scheint sie zu sein.« Laut fügte ich in beruhigendem, vertraueneinflößendem Tone hinzu: »Wie können Sie nur von mir dergleichen wohl denken? Ich werde doch einen guten Freund nicht verrathen und ihm und Ihnen schaden? Und dann ist ja auch in Ihrem Verhältniß zu ihm, so viel ich weiß, nichts Böses . . . Was meine Verschwiegenheit betrifft, so können Sie vollkommen ruhig sein.«

Sie ließ mich ausreden, ohne sich vom Platze zu; rühren und blickte mich weiter nicht an.

»Ich muß Ihnen noch etwas sagen,« hub sie wieder weitergehend an, »sonst könnten Sie mich vielleicht für überspannt oder für wahnsinnig halten. Ich muß Ihnen anvertrauen, daß jener Alte die Absicht hat mich zu heiraten!«

»Welcher Alte? Doch wohl nicht der Kahlkopf? der Punin?«

»Ei was — nicht der; der Andere . . . Paramon Semeonitsch.«

»Baburin?«

»Er selbst.«

»Ist das möglich? Hat er Ihnen denn einen Antrag gemacht?«

»Leider!«

»Nun und Sie haben ihm natürlich einen Korb gegeben?«

»Nein, ich habe eingewilligt . . . weil ich damals ein Kind war, nicht begriff. Jetzt freilich . . . ist das anders geworden.«

»Ich schlug die Hände zusammen. — »Baburin — und Sie? Er muß ja fast ein Fünfziger sein!«

»Dreiundvierzig, wie er sagt. Aber das bleibt sich gleich und wenn er fünfundzwanzig Jahre alt wäre, so nähme ich ihn doch nicht· Was würde das für ein Leben werden. Kein freundlicher Blick, kein Lächeln oft wochenlang! Paramon Semeonitsch ist mein Wohlthäter; ich verdanke ihm viel, sehr viel; er hat mich aufgenommen, erziehen lassen; ohne ihn, was wäre wohl aus mir geworden; ich muß ihn lieben und achten — wie einen Vater aber sein Weib zu werden! Lieber den Tod! Besser gleich in’s Grab!«

»Wozu erwähnen Sie beständig des Todes, Musa Pawlowna, wozu gleich verzweifeln?«

»Als ob das Leben denn so schön wäre! Selbst Ihren Freund, Wladimir Nikolaewitsch, liebe ich, ich möchte sagen, gewissermaßen, auch nur halb aus Kummer und Verzweiflung, — und nun dieser Alte

mit seinem Antrag! Punin wenigstens, wenn er auch mit seinen langweiligen Versen lästig wird, flößt Einem doch keine Angst ein; man braucht ihm nicht ganze Abende lang, wenn Einem vor Müdigkeit fast die Augen zufallen, die russische Geschichte von Karamsin vorzulesen. Was sind mir, in meinem Alter, diese Alten? Und noch obendrein für kalt halten sie mich. Als ob man in ihrer Gesellschaft wohl warm werden könnte! Wenn sie mich werden zwingen wollen, so laufe ich weg. Predigt doch Paramon Semeonitsch selbst stets nur Freiheit; nun wohl, auch ich will frei sein, was habe ich sonst vom Leben! Wenn Alles frei werden soll, warum hält man dann mich im Gefängniß? Ich werde ihm das selbst sagen. — Und, wenn Sie mich verrathen, so haben Sie mich, vergessen Sie nicht, zum letztenmale gesehen.«

Sie blieb plötzlich mitten im Wege stehen, ihr hübsches, frisches Gesichtchen kündete einen unbeugsamen Eigenwillen, einen unwiderruflichen Entschluß.

»Tarchow hat doch recht,« dachte ich in diesem Augenblicke bei mir selbst, »das Mädchen ist ein echter Typus unserer neuen Schule.«

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, von mir haben Sie nichts zu fürchten,« wiederholte ich, sie beruhigend.

»Wirklich? Selbst dann Sie erwähnten da vorhin etwas hinsichtlich unseres Verhältnisses; nun, selbst wenn dieses . . .« Sie schwieg.

»Selbst in dem Falle haben Sie nichts zu fürchten, Musa Pawlowna. Ich werfe mich nicht zu Ihrem Richter auf und — Ihr Geheimniß bleibt hier« — ich zeigte auf meine Brust — vergraben. Ich weiß, glauben Sie mir, Ihr Vertrauen zu schätzen . . .«

»Wo haben Sie meinen Brief?« unterbrach sie plötzlich meine Versicherungen.

»Hier bei mir.«

»Geben Sie ihn mir rasch, rasch!« Ich nahm den gestern erhaltenen Zettel aus der Tasche. Musa ergriff ihn mit ihrer kleinen, nervigen Hand, stand einen Augenblick vor mir, wie unentschlossen, ob sie mir danken solle, sich gewissermaßen dazu zusammennehmend, plötzlich jedoch wendete sie sich um und eilte, selbst ohne mich zu grüßen, den Hügel, auf welchem wir uns gerade befunden hatten, hinab und fort.

Ich blickte ihr nach und nach der Seite hin, wohin sie die Richtung nahm. Unweit des Thurmes stand, in einen Almaviva gehüllt (diese Mäntel waren damals gerade Mode), eine Gestalt, in der ich, trotz der Entfernung meinen Freund Tarchow erkannte.

»Ah, Freundchen,« dachte ich, »Du wußtest also um das Rendezvons, wenn Du es aus der Ferne beobachtest.«

Und ein Liedchen vor mir hinpfeifend begab ich mich nach Hause.

* *
*

Kaum hatte ich am folgenden Morgen meinen Thee getrunken, als Punin bei mir erschien. Er kam mir verlegen vor, machte ein paar linkische Verbeugungen, blickte sich im Zimmer um und entschuldigte seine Unbescheidenheit. Ich beeilte mich, ihn zu beruhigen. Ich bekenne meine Schuld, ich vermuthete, Punin sei gekommen, bei mir Geld zu leihen. Er bat jedoch um nichts, als um ein Glas Thee mit Rum, da ja die Theemaschine noch auf dem Tische war. — »Nicht ohne Herzensangst und Zagen begab ich mich zu Ihnen,« hub er an, nach Volksgebrauch ein Stückchen Zucker zum Thee in den Mund nehmend; »Sie selbst fürchte ich freilich nicht; Ihre ehrwürdige Frau Großmutter hingegen stößt mir eine große Angst ein! Auch mein Anzug, wie ich Ihnen bereits mitzutheilen mir erlaubte, gestattet mir nur bescheiden aufzutreten. Zu Hause ist er schon lange gut genug, auch auf der Straße noch erträglich, wenn man aber in die Paläste und vergoldeten Gemächer der Reichen geräth — fällt Einem seine Armuth in die Augen und man geräth in Verlegenheit.« Ich bewohnte zwei bescheidene Zimmer im Entresol und es würde sicher Niemandem einfallen, das Haus der Großmutter einen Palast und meine Zimmer vergoldete Gemächer zu nennen, ich war jedoch schon längst mit der eigenthümlichen Redeweise meines alten Freundes vertraut, als daß ich solche ihm hätte übel nehmen und als Spott auslegen sollen. Er machte mir Vorwürfe, daß ich ihn am vergangenen Tage nicht besucht habe. »Paramon Semeonitsch hat Sie erwartet, wenn er gleich versicherte, Sie würden um keinen Preis kommen; auch Muschen hat sich nach Ihnen erkundigt und Sie erwartet.«

»Wie, auch Musa Pawlowna?« fragte ich.

»Ja, auch sie. Nicht wahr, ein hübsches Mädchen ist aus ihr geworden! Was sagen Sie?«

»O gewiß, ein reizendes Kind!« bestätigte ich.

Punin fuhr rasch mit der Hand über seinen kahlen Kopf. »Ein Blitzmädchen, mein Herr, eine Perle, ein kostbarer Edelstein, gewiß und wahrhaftig!« Er neigte sich zu mir hinüber und flüsterte mir in's Ohr. »Hat auch adeliges Blut in ihren Adern, nur — Sie verstehen mich — von der linken Seite: Die Frucht des Kostens vom verbotenen Paradiesapfel. Nun, die Eltern waren gestorben, die Verwandten wollten nichts von dem Kinde wissen, hatten es seinem Schicksale überlassen! so blieb nichts als Verzweiflung und der Hungertod! Da legt sich denn Paramon Semeonitsch, der Gerechte vor dem Herrn, in's Mittel und erscheint als Befreier! Er nahm das Geschöpf Gottes, kleidete es, pflegte sein und machte das Vögelchen flügge, bis es uns zur Freude erblühte. Ich sage Ihnen, ein seltener, würdiger Mensch!«

Punin warf sich in den Sessel zurück, hob· die Hände empor und flüsterte, sich wieder vornüberbückend, geheimnißvoll: »Und Paramon Semeonitsch ist ja selbst . . . wissen Sie das nicht? — selbst von hoher Abstammung — auch von linker Seite. Es heißt, sein Vater sei sogar — ein souveräner Georgischer Fürst vom Stamme des Königs David . . . Wie kommt Ihnen das vor? In wenig Worten — und wie viel liegt nicht darin?! Das Blut des Königs David! Nicht wahr, das ist großartig? Nach anderen Berichten wieder war der Stammvater von Paramon Semeonitsch ein gewisser indischer Schah Babur, der weiße Knochen! Auch das, nicht wahr, ist schön? Ah!«

»Hat man denn Baburin,« fragte ich, »in seiner Jugend gleichfalls ausgesetzt oder seinem Schicksal überlassen?«

Punin rieb sich wieder seinen kahlen Schädel. »Natürlich! Und mit noch größerer Grausamkeit, als bei unserer jungen Königin der Fall war! Seit frühester Jugend ein beständiger Kampf um's Dasein! Ich habe diese Gelegenheit benutzt und zu dem Bilde unseres Wohlthäters ein Gedicht geschrieben, das ich Ihnen später einmal vorlesen will.«

»So?« rief ich aus, »also daher ist er ein Republikaner geworden!«

»Nein, nicht daher,« erwiderte in seiner Einfalt Punin. »Seinem Vater hat er längst verziehen; aber eine Ungerechtigkeit kann er nicht ertragen, fremder Kummer geht ihm tief zu Herzen.«

Ich dachte eben darüber nach, wie ich wohl die Rede darauf bringen könne, was Musa mir gestern anvertraut habe, auf Baburin's Heiratsantrag, wußte aber nicht recht, wie ich es anfangen sollte, als mich Punin selbst aus dieser Verlegenheit zog.

»Haben Sie nichts bemerkt?« fragte er mich unverhofft, schlau mit den Augen blinzelnd.

»War denn etwas Bemerkenswerthes bei Ihnen?« fragte ich ihn meinerseits.

Punin blickte sich um, als wenn er sich versichern wolle, daß uns Niemand belausche, dann hub er feierlich an: »Unsere Prinzessin, unser Muschen, wird bald eine verheiratete Dame sein.«

»Wie das?«

»Wird bald Madame Baburin heißen!« brachte Punin mit einer gewissen Anstrengung hervor, wobei er sich ein paar Mal mit der Hand auf die Kniee klopfte und den Kopf wie eine chinesische Pagodefigur auf- und abbewegte.

»Unmöglich!« rief ich mit verstelltem Erstaunen.

»Warum unmöglich, erlauben Sie zu fragen?«

»Weil Paramon Semeonitsch ihr Vater sein könnte; weil ein solcher Unterschied an Jahren jede Möglichkeit von Liebe ausschließt — von Seite der Braut meine ich.«

»Ausschließt?« fiel Punin mir in's Wort. »Und Dankbarkeit, Herzensreinheit und Zartgefühl? . . .

Ausschließt! »Sie sollten doch nur bedenken, daß Musa ein musterhaft erzogenes Mädchen ist, der es ein Vergnügen sein wird, Paramon Semeonitsch's Zuneigung zu verdienen, sein Trost und seine Stütze — mit einem Worte sein Weib zu sein; ist das nicht selbst für ein solches Mädchen das höchste Glück? Das begreift sie übrigens auch. Achten Sie einmal aufmerksam darauf. Musa ist in Paramon Semeonitsch's Gegenwart voll Ehrfurcht, Zittern und Zagen und Entzücken.«

»Das ist ja eben das Unglück, Nikander Wawilitsch, daß sie in seiner Gegenwart voll Zagen ist! Wen man liebt, vor dem zittert und zagt man nicht.«

»Auch damit bin ich nicht einverstanden! Ich zum Beispiel: kann wohl Jemand Paramon Semeonitsch mehr lieben, als ich? und ich . . . nun, ich zittere vor ihm.«

»Ach Sie — das ist ja ganz etwas Anderes.« — »Warum etwas Anderes? warum? warum?« unterbrach mich Punin. Ich erkannte ihn kaum, so eifrig und hitzig wurde er; er vergaß sogar seine eigenthümliche Sprachweise. »Nein,« fuhr er zu behaupten fort, »ich bemerke, Ihnen mangelt das Auge des Scharfsinnes. Sie sind kein Herzenserforscher!« — Ich verzichtete darauf, ihn durch ferneren Widerspruch zu enttäuschen und schlug ihm vor, um ihn zu zerstreuen, etwas, nach alter Weise, mit ihm zu lesen.

Punin schwieg.

»Etwas aus den alten, wahren?« fragte er endlich.

»Die besitz' ich leider nicht, aber wohl die neuen.«

»Die neuen?« wiederholte er ungläubig.

»Nun ja, lesen wir etwas aus Puschkin.« Mir fielen dabei dessen »Zigeuner« ein; da war gerade eine Stelle, die auf die alten Männer paßte. Punin brummte etwas in den Bart, ich ließ ihn aber sich aus den Divan setzen und sing meine Lectüre an. Als ich dann an jene Stelle kam, wo es heißt: Alter Mann, grausamer Mann, tödte mich, schlage mich u. s. w., ließ mich Punin die Verse bis zu Ende lesen — dann sprang er jedoch plötzlich auf:

»Nein, ich kann nicht, ich mag diesen Autor nicht länger anhören,« rief er mit tiefer innerer Bewegung. »Das ist ein unmoralischer Pasquillant, ein Lügner . . . der mich aufregt. Ich kann nicht! Erlauben Sie meinen heutigen Besuch aufzuheben.«

Ich redete ihm zu, doch noch zu bleiben, er bestand aber mit einer gewissen zähen Hartnäckigkeit darauf, gehen zu müssen, weil ihn diese Verse so aufgeregt hätten, daß er gehen müsse, frische Luft zu schöpfen. — Als er dann Abschied nahm, vermied er es, mich anzusehen, gerade als ob ich ihn beleidigt hätte.

Bald nach ihm verließ auch ich das Haus und begab mich geraden Weges zu Tarchow.

* *
*

Nach herkömmlicher alter Studentenart ging ich, ohne Jemanden zu fragen, in seine Wohnung. Im ersten Zimmer war Niemand. Ich rief laut seinen Namen und wollte mich eben, als ich keine Antwort erhielt, wieder entfernen, als die Thür des andern Zimmers sich

öffnete und mein Freund erschien. sah mich ganz eigenthümlich an und drückte mir schweigend die Hand. Mir schien, daß ich ihm aus irgend einer Ursache nicht gelegen komme, doch achtete ich weiter nicht darauf und theilte ihm Baburin's Absichten auf Musa mit. Diese Nachricht schien ihn eben nicht besonders in Erstaunen zu setzen; er setzte sich langsam an den Tisch und blickte mich so aufmerksam forschend an, daß es mir schien, als ob er mir sagen wollte: »Nun, und was weiter? Was meinst Du selbst dazu?« Sein Gesicht dünkte mir sogar einigermaßen höhnisch und anmaßend. Dies reizte mich denn, ihm meine Meinung geradeheraus zu sagen, daß ich es nämlich für unrecht halte, sich von seinen Eindrücken hinreißen zu lassen, daß jeder Mensch die Verpflichtung habe, in dem andern Person und Freiheit zu achten, — mit einem Worte ich begann ihm eine, wie ich glaubte, lehrreiche und nützliche Lection zu geben. Während ich so perorirte, ging ich, weil es mir so - bequemer war, im Zimmer auf und ab; Tarchow hingegen ließ mich reden, ohne mich auch nur durch ein Wort zu unterbrechen. Er blieb unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen und fuhr nur ab und zu mit den Fingern glättend über seinen jugendlichen Bart.

»Ich weiß,« sagte ich, . . . (was mich eigentlich dazu bewog, ihm meinen Rath zu ertheilen, weiß ich nicht, wahrscheinlich war es nur Neid, denn ein Sittenprediger war ich doch sonst nicht) — »ich weiß und bin versichert, Du liebst Musa und sie liebt Dich; daß dies von Deiner Seite keine augenblickliche Laune ist, hoffe ich auch . . . nehmen wir aber an (und hier blieb ich mit über der Brust gekreuzten Händen stehen) — nehmen wir an, Du habest Deine Leidenschaft gestillt, was dann weiter? Heiraten wirst Du sie ja doch nicht! Unterdessen hast Du das Glück eines liebenswürdigen, unschuldigen Mädchens zerstört und das ihres ehrenhaften Wohlthäters noch obendrein u. s. w.«

In diesem Sinne dauerte meine Rede wohl eine Viertelstunde und Tarchow schwieg immer noch. Sein Schweigen machte mich endlich stutzen. Ich blickte ihn ab und zu von der Seite an, nicht sowohl um zu sehen, welchen Eindruck meine Worte auf ihn machten, als um zu wissen, warum er mir nicht antworte und wie taubstumm da sitze. Endlich schien sein Gesicht sich denn doch zu verändern; in der That Unruhe, Langeweile und Ungeduld wurden in demselben sichtbar und

— sonderbar — dazwischen wieder eine gewisse Heiterkeit, die ich auch schon anfangs an ihm bemerkt hatte.

Ich wußte nicht, sollte ich mir zu dem Erfolg meiner Predigt Glück wünschen, oder was ging in ihm vor, als Tarchow plötzlich aufsprang, mir die Hände heftig drückte und mir hastig zurief:

»Danke, danke . . . Du bist mein wahrer Freund« . . . ich weiß das . . . jetzt aber, bitte, laß mich allein.«

»Du bist in einer solchen Aufregung . . .« hub ich an. »Ich, in Aufregung?« Tarchow lachte laut auf, faßte sich aber sogleich und erwiderte: »Nun ja, freilich; wie sollt's auch anders sein. Ich muß über Deine Worte nachdenken, aber . . . allein!« Und dabei drückte er mir wieder die Hand: »Nun, leb' wohl, Bruder, leb' wohl!«

»Leb' wohl,« wiederholte ich und warf im Weggehen noch einen letzten Blick auf Tarchow. Er schien zufrieden. — Womit? damit, daß ich als wahrer Freund ihm den schlüpfrigen Pfad gezeigt hatte, auf den er wandele — oder damit, daß ich weggehe? Die verschiedenartigsten Gedanken gingen in meinem Kopfe herum bis zu dem Augenblick, in welchem ich wieder zu Baburin und Punin kam, denn ich ging noch an demselben Tage zu ihnen.

* *
*

Punin hatte mir gesagt, man habe mich am vorigen Tage erwartet; heute aber erwartete man mich sicher, nicht. Ich traf alle zu Hause und alle setzte mein Kommen in Erstaunen. Baburin und Punin waren Beide unwohl. Punin hatte Kopfschmerzem und er lag wie eine zusammengedrehte Bretzel, krumm auf dem niedrigen Liegeofen, den Kopf mit einem bunten Tuch umwickelt, an jeder Seite der Schläfe die Hälfte einer zerschnittenen, kühlenden Gurke. Bei Baburin war die Galle in's Blut getreten und er sah fast braunroth im Gesicht aus, um seine Augen waren breite schwarze Ringe, seine Stirne gefaltet und der Bart unrasirt — wenig glich er so einem Bräutigam. Ich wollte wieder gehen, man ließ mich jedoch nicht fort und bewirthete mich mit Thee. So verbrachte ich keinen heiteren Abend. Musa freilich war gesund, sie mied mich sogar nicht wie sonst, dafür war sie über irgend etwas böse . . . Endlich konnte sie sich nicht länger halten und flüsterte mir heimlich zu, während sie mir den Thee reichte: »Was Sie auch sagen, wie viele Mühe Sie sich auch geben werden, Sie werden

doch nichts damit ausrichten . . . das sage ich Ihnen!« Verwundert blickte ich sie an und fragte sie, einen günstigen Augenblick erhaschend, gleichfalls flüsternd: »Was wollen Sie damit sagen, ich verstehe Sie nicht.« »Nun,« antwortete sie mir und ihre schwarzen Augen blitzten böse unter den herabhängenden Wimpern und hefteten sich fest auf mein Gesicht: »ich habe alles gehört, was Sie heute dort gesagt haben, danke Ihnen aber dafür nicht; übrigens wird's doch nicht so kommen, wie Sie meinen!« — »Also waren Sie da?« rief ich unwillkürlich. In diesem Augenblick wendete sich Baburin zufällig zu uns und sie trat rasch von mir weg.

Zehn Minuten später war sie wieder in meiner Nähe. Es war, als ob es ihr Freude mache, mir dreist gefährliche Sachen in Gegenwart ihres Beschützers, unter seinen Augen zuzuflüstern, wobei sie kaum die eben nöthige Vorsicht gebrauchte, damit er nichts merke. Es ist ja eine bekannte Sache: hart am Rande des Abgrundes zu gehen; mit der Gefahr zu spielen, ist ein Lieblingsvergnügen des Weibes. — »Ja, ich war da,« flüsterte Musa, ohne ihr Gesicht zu verändern, nur ihre Nasenflügel zitterten leicht und ihre Lippen bebten krampfhaft. »Ja, und wenn Paramon Semeonitsch mich fragt, wovon ich jetzt mit Ihnen flüstere, so mache ich mir nichts daraus, es ihm gleich selbst zu sagen.«

»Seien Sie vernünftig, wer wird wohl so unvorsichtig sein,« redete ich ihr zu; »wahrhaftig, er scheint etwas zu merken.«

»Ich sage Ihnen ja, daß ich bereit bin, es ihm selbst zu sagen. Wenn Sie aber glauben, es merke Jemand, irren Sie sich. Der eine liegt auf dem Liegeofen und hört nichts und der andere ist in seinem Philosophiren vertieft. Sie brauchen keine Angst zu haben!« Und Musa's Stimme erhob sich etwas lauter, während ihre Wangen sich mit einer schadenfrohen Röthe bedeckten. Nie war sie mir bisher so schön erschienen· Während sie das Theezeug abnahm, die Tassen und Gläser wieder an ihren Platz stellte und im Zimmer hin- und herging, war etwas elastisches, verführerisches in ihrem Gange, aus dem jungen Mädchen schien ein Weib geworden zu sein, ihr Auftreten mir zu sagen: »Denken Sie von mir, was Sie wollen, ich weiß, was ich thue und fürchte Sie nicht!«

»Ja,« dachte ich, »diese böse kleine Hexe ist ein echter Typus neuester Schule, ein reizendes Geschöpf! Freilich sehen mir diese

kleinen Hände gerade so aus, als ob sie auch zuschlagen könnten . . . Nun, was thäte das . . . das Unglück wäre noch nicht so groß!«

Als ich wegging, begleitete sie mich in's Vorzimmer, natürlich nicht aus Höflichkeit, sondern aus derselben Schadensreude. Ich fragte sie beim Abschiednehmen: »Sagen Sie mir, lieben Sie ihn denn wirklich so innig?«

»Bah, ob ich ihn liebe oder nicht liebe, das weiß nur ich allein, geht auch Niemanden etwas an; übrigens was geschehen soll, dem entgeht man nicht!«

»Hüten Sie sich, spielen Sie nicht mit dem Feuer, . . . Sie könnten sich verbrennen!«

»Besser verbrennen als erfrieren· Sie aber, mit Ihren Rathschlägen, . . . woher wissen Sie denn so gewiß, daß er mich nicht heiraten wird? Woher wissen Sie, ob ich auch selbst heiraten will? Und, wenn ich verloren gehe . . . was geht das Sie an?«

Sie schlug mir die Thür vor der Nase zu. Auf meinem Wege nach Hause erinnere ich mich, wie der Gedanke mir eine heimliche Freude verursachte, daß meinem Freunde Wladimir der »neue Typus« eines Weibes theuer zu stehen kommen könne. Sein unerhörtes Glück mußte er doch irgend womit bezahlen!

Daß er zum glücklichsten Sterblichen werden würde, darin konnte ich zu meinem Bedauern kaum einen Zweifel setzen.

* *
*

Drei Tage waren vergangen. Ich saß in meinem Zimmer vor meinem Schreibtische und war weniger mit meiner Arbeit als mit meinem Frühstück beschäftigt, als ich einen schlurrenden Gang vernahm, den Kopf erhob und wie versteinert sitzen blieb. Vor mir stand unbeweglich, bleich wie ein Leichentuch eine Jammergestalt . . . Punin! Langsam blinzelnd blickten mich seine zusammengekniffenen thränenden Augen an; ein fast blödsinniges, hasenartiges Erschrecken lag in ihnen, seine Hände hingen wie ein paar Peitschenschnüre schlaff herab.

»Nikander Wawilitsch! was ist Ihnen zugestoßen. Wie sind Sie hereingekommen? Hat Sie Niemand gesehen? Reden Sie, was fehlt Ihnen?«

»Weg, fort!« flüsterte er wie ein Automat mit kaum hörbarer, heiserer Stimme.

»Wer ist weg, wer ist fort?«

»Musa. Des Nachts weggelaufen; hat einen Zettel nachgelassen.«

»Einen Zettel?«

»Ja. Ich danke — schreibt sie — für Alles, kehre aber nicht mehr zurück. Sucht mich nicht. Wir fragen hier, da, die Köchin; Niemand weiß etwas. Verzeihen Sie, ich kann nicht laut sprechen. Die Stimme ist mir wie gebrochen.«

»Musa Pawlowna hat Sie verlassen?« rief ich. »Nun und Herr Baburin, was sagt er? In Verzweiflung mag er wohl sein. Was gedenkt er aber zu thun?«

»Nichts, gar nichts. Ich wollte zum General- Gouverneur laufen: er hat mir's verboten. Dann wollte ich eine Anzeige bei der Polizei machen; auch das hat er mir untersagt, ist sogar böse über mich geworden. »Es war ihr Wille,« sagte er, »ich werde ihr nicht entgegen sein.« Sogar in's Geschäft ist er gegangen, natürlich mit gebrochenem Herzen; gar sehr hat er sie geliebt. Ach, wie haben wir Beide sie nicht lieb gehabt!«

Hier gab Punin zuerst kund, daß er kein Holzblock sei, sondern ein Mensch mit tiefem Gefühl; dann hob er beide Fäuste empor und ließ sie wieder auf seinen blendendweißen Schädel herab.

»O, die Undankbare!« stöhnte er, »wer hat sie gefüttert, getränkt, gerettet, gekleidet und erzogen, wer hat sie gepflegt und für das Heil ihrer Seele gesorgt? . . . Und nun Alles zu vergessen! Mich freilich zu verlassen, das war kein so großes Uebel, aber ihn, der ihr Alles war, Paramon Semeonitsch! . . .«

Ich bat ihn sich zu setzen, sich zu erholen . . . Punin schüttelte verneinend den Kopf. »Nein, das ist unnöthig. Ich bin zu Ihnen gekommen . . . warum eigentlich, weiß ich nicht. Zu Hause, allein, war mir's unheimlich; ich fürchtete den Verstand zu verlieren; wenn ich nur die Augen schloß, sah ich sie vor mir und rief: Musa, Muschen! Das ist um wahnsinnig zu werden! Doch halt, jetzt weiß ich, warum ich gekommen war. Sie haben mir da neulich die abscheulichen Verse von dem alten, grausamen Manne vorgelesen. Warum haben Sie das gethan? Haben Sie nicht vielleicht etwas gewußt, . . . oder nur errathen?« Punin blickte mich an. »Väterchen, Peter Petrowitsch,«

rief er plötzlich zitternd und bebend, »Sie wissen vielleicht, wo sie ist? Väterchen, zu wem ist sie gelaufen?«

Ich wurde unwillkürlich verlegen und schlug die Augen nieder.

»Hat sie in ihrem Briefe etwa gesagt,« hub ich an . . .

»Sie schreibt, daß sie uns verlasse, weil sie einen Andern liebe. Freund, Väterchen, Sie wissen sicher, wo sie ist! Reiten Sie sie, kommen Sie, lassen Sie uns zu ihr gehen, sie überreden, in sich zu gehen, zurückzukehren. Denken Sie doch nur, wem sie das Herz bricht!« Punin wurde plötzlich über und über roth, das Blut stieg ihm in den Kopf, er stürzte schwerfällig auf die Knie vor mir nieder: »Retten Sie sie, Väterchen, kommen Sie zu ihr!«

»Mein Diener erschien im Zimmer und blieb verwundert stehen.

Nicht geringe Mühe kostete es mir, ihn aufzuheben; ich setzte ihm auseinander, daß, wenn ich auch etwas vermuthe, ich doch keine Berechtigung habe, so mit ihm ohne Weiteres vorzugehen; daß man so nur die Sache verderbe und daß ich bereit sei zu versuchen, was ich thun könne, aber für nichts hafte. Punin erwiderte nichts, hörte auch kaum, was ich sagte, sondern wiederholte nur immer seine flehende Bitte: »Retten Sie sie und Paramon Semeonitsch.« Endlich fing er an zu weinen. — »Sagen Sie mir wenigstens eins,« bat er, »ist er hübsch, jung?«

»Jung ist er,« antwortete ich.

»Jung,« wiederholte Punin, während die Thränen über seine alten Wangen herabflossen. »Und sie ist jung . . . das allein ist das Uebel!«

Ich versprach ihn zu besuchen, sobald ich etwas Näheres erfahren würde. »Gut, gut, ich danke Ihnen,« flüsterte Punin mit flehender Geberde, »nur, bitte, daß ja Paramon Semeonitsch nichts erfährt . . . er könnte böse werden. Er hat verboten davon zu reden. Leben Sie wohl, Herr.«

Als er mir den Rücken wendete und hinausging, erschien er mir so gebrochen, daß ich ordentlich erschrak; er schien sogar zu hinken und bei jedem Schritte zusammensinken zu wollen.

»Eine dumme Geschichte! *Finis*, wie man sagt,« dachte ich bei mir.

* *
*

Obgleich ich Punin versprochen hatte, Erkundigungen über Musa einzuziehen, so zweifelte ich doch, obgleich ich mich gleich am selben Tage zu Tarchow begab, etwas Näheres zu erfahren, erwartete sogar, daß er mich nicht empfangen werde. Meine Vermuthung erwies sich jedoch als irrthümlich: ich traf Tarchow zu Hause, er nahm mich wie gewöhnlich auf, ich erfuhr, was ich wissen wollte, doch brachte dies auch nicht den geringsten Nutzen. Kaum hatte ich seine Schwelle überschritten, so kam er mir mit freudestrahlenden Augen — er schien mir sogar hübscher geworden — entgegen und sagte mit fester, entschlossener Stimme: Hör', Bruder Peter; ich errathe, weshalb Du gekommen bist und worüber Du mit mir zu sprechen gedenkst; ich sage Dir aber zum Voraus, daß, wenn Du ihrer nur mit einem Worte erwähnst, oder über das, was Du ihr Vergehen zu nennen beliebst, oder darüber, was Du nach Deinen Begriffen für die Pflicht der Dankbarkeit hältst, so sind wir länger keine Freunde, selbst unsere Bekanntschaft endet dann und ich sehe mich genöthigt, Dich zu bitten, mich wie einen Dir vollkommen Fremden anzusehen.«

Ich betrachtete Tarchow, er erschien mir wie eine stramm angezogene Saite, die bei der geringsten Berührung erbebt und klingt; sein junges heftig aufwallendes Blut sprudelte aus jedem seiner Worte hervor; in seinem neuen Glücke war er bereit, es mit der ganzen Welt aufzunehmen.

»Ist das Dein unabänderlicher Entschluß?« fragte ich ihn betrübt.

»Ja, Bruder Peter, er ist's.«

»So bleibt mir nichts als Dir Lebewohl zu sagen.

Tarchow kniff die Augen leicht zusammen — sein Glück machte ihn übermüthig. — »Lebewohl, Bruder Peter!« schnarrte er etwas durch die Nase und zeigte heiter lächelnd seine weißen Zähne.

Was blieb mir wohl noch zu thun übrig? Ich ließ ihn und »sein Glück« allein.

Als ich die Thüre hinter mir schloß, hörte ich, wie sich die Thür seines zweiten Zimmers rasch öffnete.

* *
*

Mir war nicht leicht um's Herz, als ich mich am folgenden Tage zu meinen unglücklichen Bekannten begab. Ich hatte heimlich gehofft —

so schwach ist der Mensch — sie nicht zu Hause zu treffen und mich wieder geirrt. Beide waren anwesend. Die Veränderung, welche mit ihnen in den letzten paar Tagen vorgegangen war, hätte jeden erschrecken müssen. Punin war ganz bleich, sein Gesicht schien geschwollen, wohl vom Weinen. Wo war seine Schwatzhaftigkeit geblieben? Er sprach langsam mit schwerer, heiserer Stimme und sah aus wie verloren. Baburin im Gegentheil war wie zusammengesunken, sein Gesicht vertrocknet und fast ganz schwarz; früher schon kein Freund von langen Reden, stieß er jetzt kaum ein paar kurze Worte hervor, seine Züge waren wie versteinert und noch strenger geworden.

Ich fühlte, daß ich nicht gut schweigen könne, was sollte ich aber wohl sagen? Ich begnügte mich damit, Punin zuzuflüstern: »Ich habe nichts in Erfahrung bringen können, rathe Ihnen aber, die Sache nicht weiter zu verfolgen. Punin blickte mich mit seinen geschwollenen, kleinen Augen an, das einzige, was roth in seinem Gesichte geblieben war, murmelte etwas vor sich hin und wendete sich von mir weg. Baburin, der errathen mochte, wovon die Rede war, öffnete endlich seine trockenen Lippen und sagte langsam und gedehnt: »Mein Herr, seit Ihrem letzten Besuch hat sich in unserer Familie ein Trauerfall ereignet: unsere Pflegetochter Musa Pawlowna Winogradow hat es nicht mehr für angemessen gefunden, mit uns zu leben und hat uns verlassen; ein zurückgelassener Brief von ihr theilt uns dies mit. Da wir nicht das Recht zu haben vermeinen, sie in ihrem Vorhaben zu hindern, so haben wir es ihr überlassen zu handeln, wie sie es für gut erachtet. Wir wünschen, es möge ihr wohlergehen,« — fügte er mit einer gewissen Selbstüberwindung hinzu — »Sie aber ersuchen wir ergebenst, diesen Gegenstand ferner nicht zu erwähnen, da dergleichen Reden unnütz sind und nur peinlich berühren.«

»Nun, auch dieser, gerade wie Tarchow, verbietet mir von Musa zu sprechen,« dachte ich, konnte mich aber innerlich nicht genug wundern, wie auch nicht; ein einziger Vorwurf, nicht ein einziges bitteres Wort über Baburin's Lippen kam. Nicht umsonst hatte er sich Zeno zum Beispiel genommen. Ich wollte ihm von diesem Weisen reden, aber auch mir war die Zunge wie am Gaumen geklebt.

So kehrte ich denn bald in meine Wohnung zurück. Niemand sagte mir »auf Wiedersehen!« Beide riefen wie auf Verabredung: »Leben

Sie wohl!« Punin gab mir sogar ein Buch, welches ich ihm geliehen hatte, zurück. »Jetzt,« meinte er, »brauche er: es ja nicht mehr.«

* *
*

Eine Woche darauf hatte ich ein sonderbares zufälliges Zusammentreffen. Der Frühling war zeitig angebrochen; zur Mittagszeit waren oft bis achtzehn Grad Wärme. Alles fing an zu grünen und aus der lockern feuchten Erde hervorzusprossen. Ich miethete mir in einer Manege ein Reitpferd und ritt zur Stadt hin auf die »Sperlingsberge« hinaus. Unterwegs begegnete mir eine mit einem paar muthigen kleinen Pferden der berühmten Wiätka-Race bespannte, hübsche Telega (ein Bauerwagen, der aber bei den reichen Bauern der großen Dörfer der Umgegend der Hanptstädte, mit Schnitzwerk verziert, sich recht kokett und elegant ausnimmt, während er bei den Bauern sonst das primitivste, unbequemste Gefährt der Welt ist; selbstverständlich nicht auf Federn, sondern auf der Achse ruhend.) Die Schöpfe und Mähnen der Thiere waren geflochten und mit grellrothen Bändern verziert, das Geschirr, wie man es bei den Edelleuten sieht, wenn sie auf die Jagd fahren, mit blanken Messingringen und Quasten besetzt; der Kutscher, ein junger Bursche, in einem eleganten echt russischen Costüme, einem blauen anschließenden Kaftan ohne Aermel und einem goldgelben seidenen Hemd, dessen Aermel von der Schulter an aus dem blauen Kaftan hervorschimmerten; dazu einen spitzigen Filzhut mit einigen Pfauenfedern besteckt. Neben ihm saß ein junges Mädchen in Bürger- oder Kaufmannsfrauentracht, in einer bunten Brokatkatsaweika (Art Mantille mit Aermeln), den Kopf mit einem hellblauseidenen Tuch bedeckt. Beide schienen ausgelassen lustig, das Mädchen besonders lachte laut und herzlich; der Bursche schmunzelte gleichfalls. Ich wendete mein Pferd zur Seite und achtete nicht besonders auf das rasch dahinfliegende muntere Paar, — als mit einemmale der Bursche die Pferde laut anschrie, sie noch mehr anzufeuern. . . . . »War das denn nicht Tarchow's Stimme?« Ich blickte mich um . . . »Wahrhaftig: er und kein Anderer, in Kutschertracht, und neben ihm — sollte das wirklich Musa sein?«

In diesem Augenblicke aber griffen die kleinen; behenden Wiätkapferde aus und flogen wie der Wind dahin. Ich wollte mein

Pferd in Galopp setzen und ihnen nacheilen, es war aber ein alter abgehetzter Miethgaul, der nur noch die sogenannte Generals-Allure, d. h. in kurzem Galopp ging, so mußte ich denn weit zurückbleiben.

»Spaziert und belustigt euch nur, ihr guten Leute!« brummte ich neidisch zwischen den Zähnen. Tarchow hatte ich schon über eine Woche nicht mehr gesehen, obgleich ich ein paarmal bei ihm gewesen war. Auch von Baburin und Punin, die ich nicht weiter besuchte, hatte ich nichts mehr gehört.

Obgleich es mir nun heiß geschienen, hatte ich mich doch auf meinem Spazierritt erkältet, da ein ziemlich heftiger Wind wehte. Ich erkrankte nicht unerheblich, und als ich wieder genesen war, begaben die Großmutter und ich uns auf's Land — auf die Grasfütterung — wie der Arzt sich witzelnd auszudrücken beliebte. So kam ich nicht mehr nach Moskau, denn zum Herbst ging ich auf die Universität nach Petersburg.

III.

(1849)

Nicht sieben, sondern zwanzig volle Jahre waren verstrichen; ich trat bereits in mein zweiunddreißigstes Jahr. Die Großmutter war längst gestorben; ich selbst diente jetzt als Regierungsbeamter beim Ministerium des Innern. Tarchow hatte ich längst aus dem Gesicht verloren. Er war in den Militärdienst eingetreten und stand irgendwo in der Provinz. Ein paar Mal hatten wir einander als alte Freunde getroffen und uns freundlich wieder begrüßt, der alten Zeiten aber nicht erwähnt. Als ich ihm zum zweiten Mal begegnete, war er, so viel ich mich dessen erinnere, bereits verheiratet. Eines Tages, an einem schwülen Sommertage, durchschritt ich, sie Dienstgeschäfte die mich noch in Petersburg, seinem Staube und feiner unerträglichen Hitze zurückhielten, so recht von Herzen verwünschend, die Erbsenstraße. Eine Beerdigungsprocession sperrte mir den Weg. Sie bestand nur aus einem, auf dem unebenen, holprigen Pflaster hin- und herschaukelnden alten Leichenwagen, an welchem ein ärmlicher, hölzerner, zur Hälfte nur mit einem zerrissenen schwarzen Tuche bedeckter Sarg stand. Ein alter Mann mit weißem Haar folgte dem Wagen allein nach.

»Ich blickte ihn an . . . das Gesicht schien mir bekannt . . . Auch er richtete sein Auge auf mich. . . »Mein Gott! das ist ja Baburin!«

Ich nahm meinen Hut ab, trat näher, nannte mich — und folgte mit ihm der Leiche.

»Wen begleiten Sie da auf seinem letzten Wege?« fragte ich.

»Nikander Wawilitsch Punin,« antwortete er.

Ich hatte nun wohl das Vorgefühl, daß er diesen Namen nennen werde und doch erbebte ich innerlich. Mir wurde traurig zu Muthe und doch wieder freute ich mich, daß ein merkwürdiger Zufall mich gerade diesen Weg führen mußte, meinem alten Lehrer die letzte Ehre zu erweisen . . .

»Darf ich mit Ihnen gehen, Paramon Semeonitsch?«

»Gewiß . . . ich allein begleite ihn, jetzt werden unser zwei sein.«

Länger als eine Stunde dauerte unser trauriger Gang. Mein Gefährte ging ruhig, ohne die Augen zu erheben, oder den Mund zu öffnen. Seit ich ihn zum letzten Male gesehen habe, war er ganz zum Greise geworden; das mit Runzeln durchfurchte broncefarbene Gesicht stach grell gegen die silberweißen Haare ab. Die Spuren eines schweren sorgenvollen Lebens waren scharf in seiner ganzen Gestalt ausgeprägt Noth und Armuth hatten mehr als der Zahn der Zeit an ihm genagt. Als Alles beendigt war, als Alles, was sich einst Punin nannte, auf ewig in kühler, feuchter — im vollsten Sinne des Wortes feuchter Sumpferde des Smolensk-Gottesackers ruhte, stand Baburin noch ein paar Augenblicke mit gesenktem Haupte vor dem neuen Grabhügel, wendete dann sein verwittertes altes Gesicht mit den harten, strengen Zügen zu mir, dankte mir mürrisch für die Begleitung und wollte sich entfernen; ich hielt ihn zurück.

»Wo wohnen Sie, Paramon Semeonitsch? Werden Sie mir nicht erlauben, Sie zu besuchen? Ich wußte wahrlich nicht, daß Sie in Petersburg wohnen. Wir könnten uns der alten Zeiten erinnern; von den lieben Verstorbenen ein Wörtchen reden.«

Baburin zögerte etwas, bevor er antwortete: »Seit drei Jahren schon wohne ich in Petersburg, aber fast am Ende der Stadt. Wenn Sie übrigens wirklich mich zu besuchen wünschen, so kommen Sie.« Er gab mir seine Adresse. »Kommen Sie am Abend; des Abends treffen Sie uns immer zu Hause Beide!«

»Beide?«

»Ja, ich bin verheiratet. Meine Frau befindet sich heute nicht recht wohl, deshalb hat sie den Verstorbenen nicht begleiten können. Uebrigens ist es ja auch genug, wenn Einer diese leere Formalität, diese überflüssige Ceremonie besorgt. Wer glaubt wohl an all' dergleichen?«

Ich wunderte mich einigermaßen über diese letzten Worte Baburin's, doch sagte ich nichts, nahm einen Fuhrmann und machte Baburin den Vorschlag, ihn nach Hause zu bringen; er nahm jedoch mein Anerbieten nicht an, sondern ging zu Fuß davon.

* *
*

Noch an demselben Tage begab ich mich, Abends, zu ihm. Unterwegs dachte ich nun an Punin und an die längst entschwundene erste Jugendzeit, wo ich zuerst seine Bekanntschaft auf eine so originelle Weise gemacht hatte; jetzt war für ihn jeder Scherz vorbei! Baburin wohnte auf der Wyburger Seite, in einem Häuschen, das mich lebhaft an sein Moskauer Nestchen erinnerte, das Petersburger schien mir fast noch ärmlicher. Als ich in sein Zimmer trat, saß er auf einem Sessel im Winkel, beide Hände über dem Knie; ein herabgebranntes Unschlittlicht beleuchtete dunkel seinen herabhängenden weißen Kopf. Als er das Geräusch meiner Schritte vernahm, erbebte er, begrüßte mich jedoch freundlicher, als ich erwartet hatte. Einen Augenblick darauf erschien auch seine Frau; ich erkannte in derselben sogleich Musa wieder — und nun wurde mir mit einem Male klar, warum Baburin mich zu sich eingeladen hatte: er wollte mir zeigen, daß er doch das Seinige erreicht habe.

Musa hatte sich bedeutend verändert — sowohl im Gesicht, als in der Stimme, ja selbst in ihren Bewegungen; vor allem aber fiel mir die vorgegangene Umwandlung ihrer Augen auf. Wie Leuchtkäfer waren sie vormals flüchtig hin und her geeilt, diese bösen und doch zugleich reizenden Augen, deren Aufblitzen wie ein Nadelstich verwundete . . . Jetzt blickten sie, offen, ruhig und fest; die schwarzen Aepfel schienen verschleiert, erloschen. »Ich bin gebeugt, sanft, gut geworden,« sagte dieser stille milde Blick. Dasselbe drückte auch ihr beständiges ergebenes leichtes Lächeln aus, zeigte auch ihr bescheidener Anzug, ein braunes weißgeblümtes Kleid. Sie trat selbst auf mich zu und fragte mich, ob ich sie wohl erkenne? — Augenscheinlich war nicht die geringste Verlegenheit in ihrem Benehmen; nicht etwa, daß sie schamlos geworden, oder das Gedächtniß verloren hätte, nein, man sah, sie hatte alle Eitelkeit des Lebens hinter sich zurückgelassen. Musa erzählte viel vom lieben Verstorbenen, sie sprach mit gelassener, gleichfalls kälter gewordenen Stimme. Er war zuletzt fast kindisch geworden, so daß er sich, wie ein Wind, mit Spielsachen belustigt hatte, er nähte Läppchen zusammen, zum Verkauf; wie man ihm glauben ließ. Seine Leidenschaft aber für Verse hatte er nicht verloren und declamirte noch in den letzten Tage vor seinem Tode einige Zeilen aus der Russiade; Puschkin dagegen fürchtete er wie ein Kind das Feuer. Auch seine Anhänglichkeit an Baburin hatte sich nicht vermindert, noch im Augenblick des Todes, als sein Verstand

sich bereits verdunkelte, hatte er dessen Hand ergriffen und »Wohlthäter!« gelispelt. Noch erfuhr ich, daß bald nach der Moskauer Begebenheit Baburin wieder seine Stelle aufgegeben hatte und von einem Ende Rußlands nach dem andern gewandert war. Auch jetzt hatte er nur eine Privatstelle in Petersburg gehabt, die er aber, da er sich der Arbeiter gegen ihren Brodherrn angenommen, wieder aufzugeben genöthigt worden war. Das fortwährende Lächeln, das auf Musa's Lippen schwebte, machte auf mich einen fast traurigen Eindruck; es vervollständigte den, welchen ihr Mann auf mich gemacht hatte. Schwer wurde es den Beiden, um's tägliche Brod zu kämpfen, das war unzweifelhaft Baburin mischte sich nur wenig in unsere Unterhaltung, er schien mehr besorgt als betrübt . . . es quälte ihn augenscheinlich etwas.

»Paramon Semeonitsch, kommen Sie doch einen Augenblick heraus,« sagte die Köchin, ihren Kopf in's Zimmer steckend.

»Was ist da?« fragte er ängstlich.

»Bitte, es ist nöthig,« antwortete sie bedeutungsvoll und mit Nachdruck.

Baburin knöpfte sich zu und verließ das Zimmer.

* *
*

Als ich mit Musa allein war, sah sie mich mit einem ganz anderen Gesichte an, auch das stereotype Lächeln verschwand von ihren Lippen: Ich weiß nicht, Peter Petrowitsch, was Sie jetzt von mir denken mögen,« vermuthe aber, daß Sie sich wohl dessen erinnern, wie ich einst war . . . selbstvertrauend, heiter . . . und nicht gut! So war ich; ich wollte das Leben genießen. Jetzt kann ich es Ihnen wohl sagen: »als ich damals verlassen wurde, war ich wie verloren und wartete nur, daß Gott mich zu sich nehme, oder daß ich selbst den Muth haben werde, meinem Leben ein Ende zu machen — da begegnete ich wieder, wie damals in Woronesch — Paramon Semeonitsch — er rettete mich zum zweiten Male! . . . Kein böses Wort ging über seine Lippen, keinen Vorwurf hörte ich von ihm, nichts verlangte er von mir; — ich fühlte mich seiner unwürdig. — Doch als ich sah, wie theuer ich ihm war, wie er mich liebte, wie er ohne mich gealtert hatte, begriff ich erst meine zukünftigen Pflichten gegen ihn . . so wurde ich sein Weib. Und so ist es geblieben.«

Sie schwieg; das frühere ergebene Lächeln schwebte wieder auf ihren Lippen: »Ob mir dies Leben leicht wurde, frage darnach nicht,« lag in diesem Lächeln.

Das Gespräch ging nun auf gewöhnliche Gegenstände über. Musa erzählte mir, daß Punin ein Katze nachgelassen habe, die seit seinem Tode auf dem Boden sitze und kläglich miaue, gerade als ob sie ihn rufe, und daß nun die abergläubischen Nachbarn sehr erschreckt seien und sich fürchteten, indem sie sich einbildeten, Punin's Seele sei in die Katze übergegangen.

»Paramon Semeonitsch scheint aufgeregt und besorgt, was fehlt ihm?« fragte ich endlich.

»Haben Sie das schon bemerkt?« antwortete Musa seufzend. »Daß er seinen alten Ueberzeugungen treu geblieben ist, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen . . . Die Lage der Dinge, wie sie heut zu Tage ist, konnte diese Ueberzeugung nur noch verstärken. (Musa drückte sich ganz anders aus, wie vordem in Moskau, ihrer Sprache war anzumerken, daß sie mit Nutzen viel gelesen haben mußte.) Ich weiß jedoch nicht, in wie weit ich mich Ihnen anvertrauen darf, und wie Sie es aufnehmen . . .«

»Woher vermuthen Sie, daß Sie sich mir nicht anvertrauen können?«

»Sie stehen doch im Dienst, nicht wahr? sind Regierungsbeamter?«

»Nun und was schadet das?«

»Sie sind demzufolge Anhänger der Regierung.«

Ich mußte mich innerlich über Musa's jugendliche Ansichten wundern. »Was meine Beziehungen zur Regierung betrifft, die nicht einmal ahnt, daß ich existire, darüber dürfen Sie sich vollkommen beruhigen. Jeden- falls werde ich Ihr Zutrauen keineswegs mißbrauchen. Die Ueberzeugungen Ihres Mannes theile ich in Manchem . . . mehr als Sie vermuthen.«

Musa schüttelte den Kopf.

»Ja; das mag schon richtig sein, aber hier stehen die Sachen anders: Möglicherweise wird bald die Zeit kommen, wo Paramon Semeonitsch auch seine Ueberzeugungen durch die That wird beweisen müssen. Sie können nicht länger unter dem Scheffel vergraben bleiben. Er hat Gefährten, die er jetzt nicht mehr verlassen darf . . .«

Musa brach plötzlich ab, als ob sie schon zu viel gesagt habe. Ihre letzten Worte setzten mich sowohl in Erstaunen, als sie mich gleichfalls erschreckten. Wahrscheinlich war aus meinem Gesichte zu lesen, was ich fühlte und Musa bemerkte dies.

»Ich habe bereits bemerkt, daß unser Wiedersehen im Jahre 1849 stattfand. Mancher wird sich noch erinnern, welch' ein unruhiges schweres Jahr dieses war und welche Ereignisse in Petersburg 1849 stattfanden. Baburin's Benehmen, sein ganzes Auftreten war mir vordem schon sonderbar erschienen; ein paar Mal hatte er sich mit einer ganz besonderen Erbitterung und Widerwillen über einige Regierungsmaßregeln und hochstehende Persönlichkeiten geäußert, daß mir dieses aufgefallen war.

Er hatte mich auch plötzlich gefragt: »Nun, haben Sie Ihren leibeigenen Bauern die Freiheit geschenkt?« worauf ich genöthigt gewesen, ihm verneinend zu antworten. »Und Ihre »Alte« ist ja doch gestorben, nicht wahr?« hatte er weiter gefragt. Auch dies hatte ich als wahr anerkennen müssen. »Ja, ja, ihr Junker seid alle ein und dieselben, unverbesserlich!« war dann seine zwischen den Zähnen hervorgebrummte Bemerkung gewesen.

In seinem Zimmer hing am besten Platze das Bild des bekannten liberalen Schriftstellers Belinsky (der Abgott der schwärmenden überspannten Jugend jener Zeit); auf dem Tische lag ein Band des alten »Polarsterns« von Bestujew.

Baburin blieb lange weg und Musa blickte einige Male besorgt nach der Thür. Endlich hielt es sie nicht länger im Zimmer, sie stand auf und ging hinaus. Eine Viertelstunde fast waren sie abwesend, dann kehrten sie Beide, wie es mir schien, mit bestürzten Gesichtern zurück. Musa war sogar ganz bleich geworden. Da ich sie nicht stören wollte, entschloß ich mich, zu gehen und nahm bereits Abschied, als sich plötzlich wieder die Thür in's Nebenzimmer öffnete und ein Kopf hereinblickte, aber nicht der der Köchin, sondern das erschrocken aussehende Gesicht eines jungen Mannes mit ganz verwildertem langen Haar.

»Die Sachen stehen schlimm, Baburin, sehr schlimm!« rief er ängstlichen Tones, zog sich aber gleich beim Anblicke meiner ihm fremden Person zurück.

Baburin sprang auf und eilte ihm nach. Ich drückte Musa die Hand fest und freundschaftlich und entfernte mich mit dem Vorgefühl

eines herannahenden Unheils im Herzen.

»Kommen Sie doch morgen,« flüsterte sie mir besorgt zu.

»Ganz bestimmt!« antwortete ich ihr.

* *
*

Ich lag am folgenden Morgen noch im Bett, als mir mein Diener einen Brief überreichte; er war von Musa.

Sie schrieb:

»Geehrter Herr Peter Petrowitsch!

Paramon Semeonitsch ist heute Nacht von Gendarmen verhaftet und in die Festung oder sonst wohin in's Gefängniß geführt worden, man hat mir nicht sagen wollen, an welchen Ort. Alle unsere Papiere sind durchsucht, einige versiegen und mitgenommen, ebenso auch die Bücher und Briefe. Es heißt auch, in der Stadt, seien eine Menge Menschen arretirt. Was ich empfinde, können Sie sich leicht vorstellen. Ein Glück, daß Nikander Wawilitsch das nicht mehr erlebt hat! Er ist zur rechten Zeit zur Ruh' gegangen. Rathen Sie mir, was ich thun soll. Für mich selbst fürchte ich nicht — ich komme vor Hunger nicht um — der Gedanke aber an Paramon Semeonitsch läßt mir keine Ruh'. Kommen Sie, bitte, wenn Sie sich nicht fürchten, Menschen in meiner Lage zu besuchen.

Ihre dienstbereite Musa Baburin.«

Eine halbe Stunde daraus war ich schon bei Musa. Als sie mich sah, streckte sie mir die Hand entgegen und, obgleich sie kein Wort sagte, drückte sich doch die lebhafteste Dankbarkeit in ihrem Gesichte aus. · Sie hatte ihr gestriges weißgeblümtes braunes Kleid an, aus Allem war ersichtlich, daß sie sich nicht hingelegt und die ganze Nacht durch nicht geschlafen hatte. Ihre Augen waren lebhaft geröthet von Schlaflosigkeit, nicht von Thränen. Sie weinte nicht; dazu hatte sie keine Zeit. Sie wollte handeln, mit dem über sie hereingebrochenen Unglück kämpfen: die alte, energische eigenwillige Musa war in ihr wieder erwacht. Selbst mit dem Schicksale zu grollen hatte sie keine Zeit, obgleich dieser verbissene Groll ihr das Herz abdrückte. An nichts weiteres dachte sie, als wie es möglich wäre und was zu thun sei, Baburin's schweres Loos zu erleichtern. Sie wollte auf der Stelle gehen, zu bitten . . . zu verlangen. . . Aber wohin wohl? Wen bitten?

Was verlangen? Das war es, was sie von mir zu erfahren wünschte, wobei ich ihr rathen sollte.

Ich rieth ihr vor Allem . . . Geduld zu haben. Für's erste war durchaus nichts zu thun, als abzuwarten und, nach Möglichkeit, Erkundigungen einzuziehen. Jetzt, wo die Sache erst im Beginne war, untersucht wurde, entschieden vorzugehen, war ein Ding der Unmöglichkeit, jede Uebereilung konnte nur schaden. Selbst wenn ich auch einen viel größeren Einfluß, eine größere Bedeutung besessen hätte, als in Wirklichkeit der Fall war, wäre es unvernünftig gewesen, jetzt schon auf einen Erfolg zu hoffen. Was konnte ich unbedeutender Beamter wohl zu erwirken hoffen? Und sie selbst hatte durchaus gar keine Protection.

Nicht leicht wurde es mir, ihr dies zu erklären, indeß begriff sie doch zuletzt meine Gründe, begriff gleichfalls, daß kein so egoistisches Gefühl mich so rathen ließ, wenn ich ihr das Nutzlose, ja selbst Gefährliche, irgend eines unüberlegten Schrittes darthat.

»Sagen Sie mir doch, Musa Pawlowna,« hub ich an, als sie sich endlich niedersetzte, denn bisher hatte sie immer, wie in Bereitschaft Baburin gleich zu Hilfe zu eilen, gestanden, »sagen Sie mir doch, wie ist Paramon Semeonitsch in seinen Jahren in eine solche Geschichte hineingerathen, in welcher, ich bin dessen sicher, nur lauter junge unerfahrene Burschen, wie der welcher gestern Sie zu warnen hierhergekommen war, verwickelt sind?«

»Diese jungen Leute sind — unsere Freunde!« rief Musa und ihre Augen glänzten und funkelten wie vor alten Zeiten. Ein mächtiges, nicht zurückhaltendes Gefühl schien sich ihres Geistes bemächtigt zu haben; in diesem Augenblick mußte ich wieder an Tarchows Ausdruck: »ein Typus neuester Schule« denken. Wenn es sich um politische Ueberzeugungen handelt, wollen die Jahre nichts sagen! »Unsere Freunde« nannte sie die jungen Milchbärte und betonte diese beiden Worte besonders. Man hätte fast glauben sollen, daß, trotz allen Kummers, es ihr angenehm war, sich mir in einem neuen Lichte, dem eines gebildeten Weibes und der reifen, würdigen Frau eines Republikaners zu zeigen. »Mancher Greis,« fuhr sie fort, »ist geistig jünger, als dieser und jener junge Mann, opferbereiter . . . doch, darum handelt es sich ja hier nicht.«

»Mir scheint, Musa Pawlowna,« hub ich an, »daß Sie hier doch etwas übertreiben Ich kenne den Charakter Paramon Semeonitsch's

und bin versichert, daß er mit jeder edlen, ehrlichen Regung sympathisirt; andererseits habe ich ihn aber auch für einen praktischen einsichtsvollen Menschen gehalten . . . Begreift er denn wirklich nicht die reine Unmöglichkeit, ja geradezu Albernheit einer Verschwörung bei uns in Rußland?! In seiner Lage, seinem Stande . . .«

»Freilich,« unterbrach mich Musa mit einer gewissen Bitterkeit in der Stimme, »er ist nur ein Kleinbürger, und in Rußland ist es nur Edelleuten verzeihlich, Aufruhr anzuzetteln, wie z. B. der Ausstand vom vierzehnten December bei der Thronbesteigung des Kaisers Nicolai . . . nicht wahr, das wollten Sie doch nur sagen?«

»Worüber beklagen Sie sich denn, wenn Sie das glauben?« hätte ich ihr beinahe geantwortet . . . doch hielt ich mich zurück. »Und meinen Sie denn, daß das Resultat des vierzehnten December der Art ist, daß es Andere ermuthigen sollte?« sagte ich laut.

Musa zog die Augenbrauen zusammen: »Ueber dergleichen mit Dir zu reden ist vollkommen unnütz,« las ich in ihrem Gesichte.

»Und . . . ist Paramon Semeonitsch sehr in die Sache verwickelt?« entschloß ich mich endlich zu fragen. Musa antwortete mir nicht . . . Ein hungriges, wildes Miauen ließ sich vom Boden her hören.

Musa erbebte. — »Ach, welch ein Glück, daß Nikander Wawilitsch das nicht erlebt hat!« stöhnte sie fast in Verzweiflung. »Er hat nicht gesehen, wie man des Nachts seinen, unsern Wohlthäter, vielleicht den besten, redlichsten Menschen mit Gewalt ergriffen hat, — hat nicht gesehen, wie man mit einem ehrwürdigen Greise umgegangen ist, wie man ihn mit »Du« angeredet, wie und womit man ihm gedroht hat! . . . nur, weil er nichts als ein Kleinbürger ist! Der junges Officier, der ihn verhaftete, muß auch wohl zu der Zahl jener gewissenlosen, herzlosen Burschen gehören, wie der, welcher mein Leben . . .«

Hier versagte ihr die Stimme; sie zitterte wie Espenlaub.

Die so lange und mühsam zurückgehaltene Entrüstung machte sich endlich Luft, das durch die neue Erschütterung wieder wachgewordene alte Seelenleiden brach unwillkürlich hervor. Was nun mich in diesem Augenblick betraf, so überzeugte ich mich, daß dieser »Typus neuester Schule« ganz noch jene alte, sich von ihrer Leidenschaft hinreißen lassende Natur von ehedem war. Nur war der Gegenstand, von dem sie sich hinreißen ließ, von dem der früheren

Jahre verschieden. Was ich bei meinem ersten Besuch für vollkommene Resignation, für wahre Demuth gehalten hatte und die es in der That auch war — jener milde, gesenkte Blick, jene kalte Stimme, jene Gelassenheit und Einfachheit — alles das hatte nur einen Sinn, so lange es sich auf das Vergangene, Unwiederbringliche bezog. . . Jetzt aber redete die Gegenwart! Meine Hauptsorge war nun, während ich Musa zu beruhigen suchte, unser Gespräch auf einen praktischeren Boden zu leiten. Es waren zuerst verschiedene Erkundigungen einzuziehen, um zu erfahren, wo eigentlich Baburin sich befinde, dann darauf zu denken, Musa zu irgend einem Broderwerb zu verhelfen. Alles das war nicht leicht; es war keine Geldunterstützung zusammenzubringen, sondern Arbeit zu finden, eine weit schwierigere Aufgabe.

Ich verließ Musa, eine Menge Pläne im Kopf. Bald erfuhr ich, Baburin sei in die Petersburger Festung transportirt, die Untersuchung habe bereits begonnen, werde sich aber in die Länge ziehen.

Jede Woche sah ich nun Musa einige Mal; auch sie hatte ihrem Manne einige Besuche machen dürfen. Gerade aber, als endlich seine Entscheidung der traurigen Geschichte erwartet wurde, war ich von Petersburg abwesend, Eine unvorhergesehene, wichtige Angelegenheit hatte mich genöthigt, nach dem Süden Rußlands zu reisen. Dort nun erhielt ich die Nachricht, daß das Gericht Baburin zwar freigesprochen habe, daß ihm aber durch administrative Verordnung sein künftiger Wohnort in einem der westlichen Gouvernements Sibiriens angewiesen sei, wohin man ihn versenden werde. Musa begleitete ihn dahin.

». . . Paramon Semeonitsch hat zwar nicht gewünscht, daß ich mit ihm gehe,« schrieb sie mir, weil, nach seinen Begriffen kein Mensch berechtigt ist, ein Opfer seiner Person von einem andern zu fordern; ich sehe aber die Sache anders an und habe ihm geantwortet: es sei dies für mich kein Opfer. Als ich mich in Moskau entschlossen habe, sein Weib zu werden, habe ich mir das Wort gegeben: Auf ewig und unauflöslich! . . . Und so soll es bis zu Ende unserer Tage bleiben . . .«

IV.

(1861.)

Und wieder waren zwölf Jahre verflossen. . . . Jedermann in Rußland weiß und wird sich ewig dessen erinnern, was zwischen den 1849er und 1861er Jahren vorgegangen ist. Auch in meinem Leben waren manche Veränderungen eingetreten, über die ich mich jedoch, als nicht zur Sache gehörend, nicht weiter verbreiten werde. Es waren mir neue Interessen, neue Sorgen erwachsen, die das Ehepaar Baburin zuerst in einen weiteren Hintergrund gerückt, dann fast ganz in Vergessenheit gebracht hatten. Indessen fuhr ich doch fort, mit Musa im Briefwechsel zu bleiben, selten, sehr selten freilich; oft verging sogar ein Jahr und mehr ohne jede Nachricht von ihr und ihrem Manne. Daß ihm nach dem Jahre 1855 erlaubt worden war, wieder nach Rußland zurückzukehren, erfuhr ich; er hatte es jedoch abgelehnt und gewünscht, in dem kleinen sibirischen Orte, wohin ihn das Schicksal verschlagen hatte, zu bleiben und wo er, dem Anscheine nach, sich ein Nest geflochten, ein Asyl und einen Kreis für seine Thätigkeit gefunden hatte.

Da erhielt ich denn zu Ende März des Jahres 1861 folgenden Brief von Musa:

»Ich habe Ihnen so lange nicht geschrieben, mein hochverehrter P. P., daß ich sogar nicht einmal weiß, ob Sie noch auf dieser Erde wandeln und, wenn Sie leben, glücklich und gesund sind, was wir von Herzen hoffen; ob Sie nicht auch vielleicht uns vergessen haben? Doch das bleibt sich gleich, ich fühle mich gedrungen, Ihnen heute zu schreiben. Bis zu diesem Tage verflossen uns die Jahre in vollkommener Ruhe; Paramon Semeonitsch und ich, wir beschäftigen uns in unseren Schulen, die einen erfreulichen Fortgang nehmen; überdies noch besorgt mein Mann Schreibereien und liest viel, auch nehmen noch seine beständigen theologischen Dispute mit den altgläubigen Sectirern, den Priestern und den exilirten Polen einen geraumen Theil seiner Zeit in Anspruch . . . selbst auch der meinigen.

Mit einem Male kam uns nun gestern, am 19. Februar, das kaiserliche Manifest über die Emacipation der Bauern zu Gesicht. Lange bereits hatte man viel davon geredet, lange schon hatten wir

mit großer Spannung auf das geharrt, was uns von Petersburg kommen werde. . . Ihnen aber zu beschreiben, welch' eine Freude es war, als endlich die heißersehnte officielle Nachricht hier ankam, dazu ist meine Feder zu schwach. Sie kennen ja meinen Mann, wie er ist; das Unglück hat ihn nicht um ein Haar verändert, im Gegentheil ist er noch fester und energischer geworden. (Ich kann nicht verheimlichen, daß Musa »jenergischer« geschrieben hatte, ganz wie es das Volk ausspricht; es war dies wohl noch ein hängengebliebenes Ueberbleibsel aus alter Zeit.) Er besitzt noch immer eine eiserne Willenskraft, bei dieser Nachricht aber ließ sie ihn doch im Stich! Als er das Manifest las, zitterten seine Hände, dann umarmte und küßte er mich drei Mal, wollte reden und vermochte kein Wort hervorzubringen und endigte damit, daß ihm Thränen im Gesichte standen, was mich auf's Aeußerste in Erstaunen setzte. Endlich athmete er hoch auf und rief: »Hurrah! Hurrah!i Gott erhalte den Kaiser!« — Ja, Peter Petrowitsch, das sind seine eigenen Worte! Dann fügte er hinzu: »Jetzt ist das Volk freigelassen! Das ist der erste Schritt, ihm werden andere folgen!« . . . und nun lief er, so wie er ging und stand, ohne Mütze sogar, die Freudensbotschaft unseren Freunden mitzutheilen. Es war draußen ein starker Frost, der Purga (kalter sibirischer Schneesturm) fing sogar an, sich zu erheben; ich suchte ihn zurückzuhalten, er gehorchte mir aber nicht. Als er dann nach Hause zurückkehrte, war er ganz über und über mit Schnee bedeckt, Haar, Gesicht, Bart — sein langer weißer Bart fällt ihm jetzt weit über die Brust herab — waren mit einer Eiskruste bedeckt, ja selbst die Thränen auf seinen Wangen hatten sich in Eiskügelchen verwandelt. Nichtsdestoweniger war er ungewöhnlich lebhaft und heiter, befahl mir sogar eine Flasche Beerenwein loszukorken und trank mit unseren Freunden, die er mitgebracht hatte, auf die Gesundheit unseres edlen Czaren und Rußlands und aller freien russischen Leute; dann nahm er einen Pokal, senkte seinen Blick nach unten zur Erde und sagte: »Nikander Wawilitsch, alter Freund da unten, hörst du? In Rußland giebt es jetzt keine Leibeigenen, keine Sclaven mehr! Freue dich in deinem Grabe, alter Gefährte!« Manches der Art noch redete er, wie: »So sind doch endlich meine Hoffnungen in Erfüllung gegangen! . . . Doch erinnere ich mich nicht an Alles, nur weiß ich, daß ich ihn nie vorher so glücklich, so zufrieden gesehen habe.«

Nun entschloß ich mich denn, Ihnen zu schreiben, damit auch Sie erführen, wie wir in den fernen sibirischen Einöden gejauchzt und frohlockt haben und sich mit uns freuten!« . . .«

Wie erwähnt, traf dieser Brief bei uns in Petersburg Ende März ein; zu Anfang aber des Mai - erhielt ich wieder einen nur ganz kurzen Brief von Musa.

Sie theilte mir mit, daß ihr Mann, Paramon Semeonitsch Baburin, nach einer heftigen Erkältung, die er sich am selben Tage, »als das kaiserliche Manifest bei ihnen eingetroffen war, zugezogen hatte, an einer Lungenentzündung im Alter von 67 Jahren sanft entschlafen sei.

Sie fügte hinzu, daß sie die Absicht habe, dort, wo sein Leichnam ruhe, zu verbleiben, um das ihr von ihm anvertraute Werk der Erziehung und Belehrung fortzusetzen, wie es ja auch des Seligen letzter Wille gewesen sei — ein anderes Gesetz gäbe es für sie ja s nicht.

Von der Zeit an habe ich nichts weiter von Musa gehört.

- E n d e -

Die Uhr.

Erzählung eines alten Mannes.

1875.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII. : XIX. : XX. : XXI. : XXII. : XXIII. : XXIV. : XXV.

Indem ich diese kleine Erzählung veröffentliche und mir bekannt ist, daß im Publicum Gerüchte über ein größeres Werk, an dem ich arbeite, im Umlaufe sind, fühle ich mich gedrungen, an die Nachsicht desselben zu appelliren. Der von mir beabsichtigte Roman ist immer noch nicht beendigt, ich hoffe, daß er im Laufe dieses Jahres erscheinen wird. Mögen die Leser mir nicht zürnen um des vorliegenden *captatio benevolentiae,* und mögen sie in Erwartung des Kommenden, meine Erzählung nicht als strenge Richter, sondern als alte Bekannte — ich wage nicht zu sagen: Freunde, lesen.

Iwan Turgenjew.

I.

Ich will Euch die Geschichte meiner Uhr erzählen. . .

Eine curiose Geschichte!

Sie spielt ganz im Anfange dieses Jahrhunderts, im Jahre 1801. Ich war so eben in mein sechzehntes Jahr eingetreten. Ich lebte in Rjäsan, in einem hölzernen Häuschen, nicht weit vom Ufer der Oka — mit meinem Vater, meiner Tante und meinem Vetter. Von meiner Mutter habe ich keine Erinnerung: sie starb ungefähr drei Jahre nach ihrer Verheiratung; mein Vater hatte außer mir keine Kinder. Er war ein friedfertigen unansehnlicher, kränklicher Mann. Er beschäftigte sich mit Proceßsachen und anderen Geschäften. In früheren Zeiten nannte man solche Leute Gerichtsschreiber, Rechtsverdreher, Nesselsaat; er selbst nannte sich einen Advocaten. Unser Hauswesen wurde von seiner Schwester, meiner Tante — einem alten, fünfzigjährigen Fräulein geführt; auch mein Vater war schon über die Vierzig hinaus. Sie war eine große Betschwester — gerade heraus gesagt: eine Scheinheilige, eine Schwätzerin, die ihre Nase überall hineinsteckte; und auch ihr Herz war nicht das Herz meines Vaters — es war nicht gut. Wir lebten — nicht gerade ärmlich, aber mit Berechnung. Mein Vater hatte noch einen Bruder, namens Jegor; der aber war für irgend welche »aufrührerisch« sein sollende«Handlungen« und seiner »jacobinischen Denkungsart« wegen (so stand es in dem Ukas) schon im Jahre 1797 nach Sibirien geschickt worden.

Jegor's Sohn David, mein Vetter, blieb unter der Fürsorge meines Vaters zurück und lebte bei uns. Er war nur ein Jahr älter als ich; aber ich beugte mich vor ihm und gehorchte ihm, als wenn er ganz erwachsen wäre. Er war kein dummer Junge, hatte Charakter und war breitschultrig und fest gebaut; sein Gesicht war viereckig und ganz voll Sommersprossen, die Haare roth, die Augen grau und klein, die Lippen breit, die Nase kurz, die Finger gleichfalls kurz, — was man so nennt: ein Starker — eine Kraft über seine Jahre hinaus! Die Tante konnte ihn nicht leiden; mein Vater aber fürchtete sich einigermaßen vor ihm . . . vielleicht fühlte er sich ihm gegenüber auch schuldig. Es ging das Gerücht, daß David's Vater nicht nach Sibirien geschickt worden wäre, wenn mein Vater nicht geschwätzt und den Bruder verrathen hätte! Wir lernten zusammen im Gymnasium, in derselben

Classe und Beide ziemlich gut, ich sogar noch etwas besser als David . . . mein Gedächtniß war schärfer; aber Knaben — das ist eine bekannte Sache — legen auf diesen Vorzug kein Gewicht und sind nicht stolz darauf; David blieb demnach mein Führer.

II.

Ich heiße, wie Sie wissen, Alexej. Ich wurde am 7. März geboren und feierte am 17. meinen Namenstag. Man gab mir nach einer althergebrachten Sitte den Namen einer jener Heiligen, deren Fest auf den 10. Tag nach meiner Geburt fiel. Mein Taufvater war ein gewisser Anastasius Anastasievitsch Putschkoff, — eigentlich Nastasei Nastaseitsch — Niemand nannte ihn anders als so.

Er war ein schrecklicher Ränkeschmieder und Rabulist, nahm unerlaubte Sporteln — er war ein ganz schlechter Mensch. Er war aus der Kanzlei des Gouverneurs fortgejagt worden und mehr als einmal vor Gericht gewesen; meinem Vater war er jedoch nothwendig . . . sie machten mit einander »Geschäfte.« Sein Aeußeres war rund und gedunsen; er hatte ein Gesicht wie ein Fuchs und eine Nase wie ein Pfriemen; die Augen waren hell und braun, ebenfalls wie bei einem Fuchse; und er bewegte diese Augen immer nach rechts und nach links, und auch die Nase, als schnuppere er in der Luft herum. Er trug Schuhe ohne Absätze und puderte sich täglich, was damals in der Provinz als große Seltenheit galt. Er behauptete, daß er nicht ohne Puder sein könne, weil er mit Generalen und Generalinnen umgehe.

Und siehe, mein Namenstag war herangekommen! Da tritt Nastasei Nastaseitsch zu uns in's Haus und spricht: »Ich habe Dir, mein Taufsöhnchen, bis jetzt noch nie etwas geschenkt; sieh, was ich Dir dafür heute für ein Ding gebracht habe!«

Und er zog eine silberne, zwiebelförmige Uhr mit einer gemalten Rose auf dem Zifferblatte und einer bronzenen Kette aus der Tasche!

Ich war ganz starr vor Entzücken, — und die Tante, Pelageia Petrowna, schrie aus vollem Halse; — Küsse die Hand, küsse die Hand, Du Räudiger!«

Ich begann meinem Taufvater die Hand zu küssen und meine Tante hielt ihm vor:

»Ach, Herr Gott! Nastasei Nastaseitsch, warum verwöhnen Sie ihn so! Wie soll er mit einer Uhr umzugehen verstehen? Er wird sie ganz gewiß fallen lassen, zerschlagen oder zerbrechen!«

Mein Vater trat herein, sah die Uhr, dankte Nastaseitsch ziemlich nachlässig, und rief ihn zu sich in's Cabinet. Ich hörte wie mein Vater gleichsam vor sich hin sprach:

»Wenn Du, Bruder, Dich damit abzufinden denkst . . .«

Aber ich hielt es nicht länger auf dem Platze aus, hing die Uhr um und stürzte Hals über Kopf davon, um David mein Geschenk zu zeigen.

III.

David nahm die Uhr, öffnete sie und betrachtete sie aufmerksam. Er hatte große Anlage zur Mechanik; er liebte es sich mit Eisen, Kupfer und allerlei Metallen zu schaffen zu machen; er hatte sich verschiedene Instrumente angeschafft, und eine Schraube, einen Schlüssel oder sonst dergleichen zu bessern oder gar neu zu machen, war ihm eine Kleinigkeit.

David drehte sie in den Händen hin und her und murmelte zwischen den Zähnen (er war überhaupt nicht gesprächig):

»Alt . . . schlecht . . . — Woher?« fügte er hinzu. Ich sagte ihm, daß mein Taufvater sie mir geschenkt.

David schlug seine grauen Äuglein zu mir auf:

»Nastasei?«

»Ja; Nastasei Nastaseitsch.«

David legte die Uhr auf den Tisch und ging schweigend davon.

»Die gefällt Dir nicht?« fragte ich.

»Nein, das nicht . . . Aber, ich hätte an Deiner Stelle von Nastasei kein Geschenk angenommen.«

»Weshalb das?«

»Weil er ein elender Mensch ist und man sich einem elenden Menschen nicht verpflichtet fühlen sollte. Da soll man ihm noch danken Du hast ihm wohl gar die Hand geküßt?«

»Ja; die Tante hieß es mich thun.«

David lächelte eigenthümlich, durch die Nase. Das war so seine Gewohnheit! Er lachte niemals laut! das hielt er für ein Zeichen von Kleinmuth.

David's Worte, sein stummes Lächeln betrübten mich tief. Er tadelt mich wohl innerlich, dachte ich! Ich bin wohl auch ein Elender in seinen Augen! Er selbst hätte sich nie so weit erniedrigt, er hätte nie eine Gabe von Nastasei angenommen! Aber was bleibt mir jetzt zu thun übrig? Die Uhr zurückgeben? Unmöglich!

Ich machte einen Versuch David zu sprechen, ihn um seinen Rath zu fragen. Er antwortete mir, daß er Niemand einen Rath gäbe, ich möge handeln wie ich wolle. — Wie ich wolle?! Ich erinnere mich, daß ich die ganze Nacht darauf nicht schlief: Bedenken quälten mich. Es

that mir leid, mich von der Uhr zu trennen; ich hatte sie auf das Nachttischchen neben meinem Bette gethan; sie tickte so angenehm und lustig . . . aber ich fühlte, daß David mich verachtete . . . (Ja; ich konnte mich nicht darüber täuschen, er verachtete mich!) . . . Das schien mir ganz unerträglich! Gegen Morgen reifte ein Entschluß in mir . . . Es gab freilich Thränen — dafür schlief ich aber ein und, sobald ich erwachte, kleidete ich mich schnell an und lief auf die Straße hinaus. Ich hatte mich entschlossen, meine Uhr dem ersten besten Armen zu geben, dem ich begegnen würde.

IV.

Ich war noch nicht weit von unserem Hause weggelaufen, als ich auch schon auf das stieß, was ich suchte. Es kam mir ein etwa 13jähriger barfüßiger, zerlumpter Knabe entgegen, der sich oft vor unseren Fenstern umhertrieb, Ich sprang sogleich zu ihm heran und, ohne ihm oder mir Zeit zum Bedenken zu geben — bot ich ihm meine Uhr an.

Der Knabe machte große Augen, hielt die eine Hand vor den Mund, als fürchte er sich zu verbrennen — und streckte die andere Hand aus.

»Nimm, nimm,« murmelte ich: — »sie gehört mir, ich schenke sie Dir — Du kannst sie verkaufen und Dir dafür . . . nun, irgend etwas Nothwendiges kaufen . . . Adieu!«

Ich drückte ihm die Uhr in die Hand und lief spornstreichs nach Hause.

Nachdem ich einen Augenblick vor der Thüre unseres gemeinschaftlichen Schlafzimmers gestanden, um wieder zu Athem zu kommen, näherte ich mich David, welcher eben seine Toilette beendigt hatte und sich das Haar kämmte.

»Weißt Du, David?'« — begann ich mit möglichst ruhiger Stimme. — »Ich habe Nastaseitschs Uhr weggegeben.«

David sah mich an und fuhr mit der Bürste über die Schläfen.

»Ja,« — fuhr ich immer mit demselben geschäftlichen Tone fort, — »ich habe sie weggegeben. Hier ist ein Knabe, ein sehr armer Bettelknabe; diesem habe ich sie gegeben.«

David that die Kopfbürste auf den Waschtisch.

»Er kann für das Geld, das er für dieselbe lös't,« fuhr ich fort — »sich etwas Nützliches anschaffen. Er wird doch Etwas für dieselbe erhalten?«

Ich schwieg.

»Nun, das ist gut!« — sagte endlich David und begab sich in das Schulzimmer. Ich folgte ihm.

»Und wenn man Dich fragt, was Du mit ihr angefangen?« — wandte er sich zu mir.

»So werde ich sagen, daß ich sie verloren,« — erwiderte ich nachlässig.

An jenem Tage war zwischen uns nicht mehr dir Rede von der Uhr; es war mir aber dennoch vor, als wenn David meine Handlung nicht nur billigte, sondern sich in gewisser Beziehung sogar über mich . . . wunderte. — Ganz gewiß!

V.

Es vergingen noch zwei Tage. Es fügte sich so, daß Niemand im Hause die Uhr vermißte. Mein Vater hatte eine große Unannehmlichkeit mit einem von denen, die ihm ihre Sachen anvertraut; er hatte keine Zeit, an mich und an meine Uhr zu denken. Dafür aber dachte ich unaufhörlich an dieselbe. Selbst die Billigung, David's vorausgesetzte Billigung, vermochte mich nicht sehr zu trösten. Er aber sprach dieselbe in keiner besonderen Weise aus, er hatte überhaupt nur einmal — und das im Vorübergehen gesagt, daß er von mir eine solche Kühnheit nicht erwartet habe. Mein Opfer gereichte mir entschieden zum Nachtheile; es wurde durch die Befriedigung, die mir meine Eigenliebe gewährte, nicht aufgewogen.

Und nun mußte noch, mir zum Trotz, ein anderer, uns bekannter Gymnasiast, der Sohn des Stadtarztes kommen und sich mit seiner neuen — nicht einmal silbernen, sondern tombakenen Uhr brüsten, die ihm seine Großmutter geschenkt . . .

Endlich hielt ich es nicht länger aus — schlich mich aus dem Hause und suchte den Bettelknaben auf, dem ich meine Uhr gegeben.

Ich fand ihn bald auf; er spielte mit einigen anderen Knaben an der Vorhalle der Kirche mit Knöchelchen. Ich rief ihn bei Seite und sagte ihm mit stockendem Athem in verworrener Rede, daß meine Verwandten böse auf mich seien, weil ich die Uhr weggegeben und daß ich ihm gerne Geld für dieselbe zahlen würde, wenn er einwilligte, sie mir zurückzugeben. . . Ich hatte für alle Fälle einen alten Silberrubel aus den Zeiten Elisabeth's, mein ganzes baares Capital, mitgenommen.

»Ich habe ja Ihre Uhr gar nicht,« antwortete der Knabe mit zorniger, weinerlicher Stimme. »Der Vater sah sie bei mir und nahm sie mir fort; er wollte mich noch durchpeitschen. — Du hast sie wohl gestohlen, sagte er — welcher Narr wird Dir wohl eine Uhr schenken?«

»Wer ist Dein Vater?«

»Mein Vater? Der Trofimitsch.«

»Aber wer ist er? Was treibt er?«

»Er ist verabschiedeter Soldat — Szashant. Beschäftigung hat er keine. Er bessert alte Schuhe aus und versohlt Stiefel. — Das ist seine

ganze Beschäftigung. Davon leben wir.«

»Wo ist Eure Wohnung Führe mich zu ihm.«

»Das will ich. Und sagen Sie ihm, meinem Vater, daß Sie mir die Uhr geschenkt. Er wirst es mir immer vor und nennt mich Dieb . . .Dieb! Und die Mutter ebenso. Nach wem schlägst Du ein, Du Dieb?«

Ich ging mit dem Knaben in seine Wohnung. Sie befand sich in einem Hühnerhäuschen, ans dem Hinterhof einer, vor langer Zeit abgebrannten und nicht wieder aufgebauten Fabrik. Wir fanden sowohl Trofimitsch als seine Frau zu Hause. Der verabschiedete »Szashant« war ein hochgewachsener, gerader und sehniger Greis mit einem gelbgrauen Backenbarte, unrasirtem Kinn und einem ganzen Netze von Runzeln auf Stirne und Wangen. Seine Frau schien älter zu sein als er; ihre rothen Aeuglein zwinkerten und blinzelten in ihrem krankhaft gedrungenen Gesichte. Beide deckten statt der Kleidung irgend welche dunkle Lumpen.

Ich erklärte Trofimitsch, warum es sich handelte und weshalb ich gekommen sei. Er hörte mich schweigend an, ohne auch nur ein einziges Mal mit den Augen zu blinzeln oder den stampfen, unverwandten, ganz soldatischen Blick von mir zu wenden.

»Unart!« sprach er endlich mit einem heiseren, zahnlosen Baß. — »Ist das die Handlungsweise eines — Edelmannes? — Nun, wenn Petka die Uhr wirklich nicht gestohlen hat, nun — so verdient er eins . . . treibe keine Unarten mit Herrensöhnen! Wenn er sie aber gestohlen hatte, dann — eins!i zwei! drei! — mit Fuchteln kalugwardisch! — Was siehst Du mich an? Was ist das für eine Geschichte? Was? Mit Syontonne sollte man . . . Ist das eine Geschichte?! Tfu!« —

Den letzten Ausruf brachte Trofimitsch im Falsett hervor. Er begriff offenbar Nichts.

»Wenn Sie mir die Uhr zurückgeben wollen« — erklärte ich ihm . . . ich wagte nicht zu ihm »Du« zu sagen, obgleich er gemeiner Soldat war — »so will ich Ihnen mit Vergnügen diesen Rubel für dieselbe geben. Mehr ist sie, glaube ich, nicht werth.«

»Nanu!« — brummte Trofimitsch, immer noch ganz verwirrt, und mich aus alter Gewohnheit immer noch mit den Augen verschlingend, als wenn ich einer seiner Vorgesetzten wäre. — »Ist das eine Geschichte! oh? — Die begreife einer! — Uljana, schweige!« schrie er seine Frau an, welche den Mund aufmachen wollte. »Hier ist die Uhr,«

fügte er hinzu, indem er die Schieblade des Tisches öffnete; — »wenn sie wirklich Jhnen gehört — so nehmen Sie dieselbe in Empfang; und wozu dann der Rubel? Wie?«

»Nimm den Rubel, Trofimitsch, Du Taugenichts,« — wehklagte die Frau. — »Bist Du ganz von Sinnen, Alter? Wir haben keine drei Kopeken hinter Leib und Seele, und der thut noch wichtig! Unnütz, daß man Dir den Zopf abgehauen, sonst — ganz wie ein Weib! Wie denn — ohne zu wissen . . . Nimm das Geld, wenn Du Dir einfallen läßt, die Uhr zurückzugeben!«

»Uljana, schweige, Langweilige!« — wiederholte Trofimitsch. — »Wo ist das jemals geschehen — Du sprichst? Wie? Der Mann ist das Haupt und — sie spricht? . . . Petka, rühre Dich nicht, ich schlage Dich todt!. . . Hier ist die Uhr!

Trofimitsch reichte mir die Uhr hin, ohne sie jedoch ans den Fingern zu lassen.

Er besann sich, senkte den Kopf, sah mich dann mit demselben stumpfen, unverwandten Blicke au und kreischte dann aus vollem Halse:

»Aber wo ist er denn? Wo ist der Rubel?«

»Hier ist er, hier,« rief ich hastig und zog das Geldstück aus der Tasche.

Er nahm es jedoch nicht und sah mich immer an. Ich that den Rubel auf den Tisch. Auf einmal schob er ihn in die Schieblade, schleuderte mir die Uhr hin, indem er sich nach links umdrehte und zischte der Frau und dein Sohne zu:

Hinaus, Gesindel!«

Uljana stotterte etwas — ich war aber schon auf den Hof und auf die Straße hinausgesprungen. Die Uhr in die tiefste Tiefe meiner Tasche versenkend und sie mit der Hand recht fest haltend, lief ich nach Hause.

VI.

Ich war wieder in den Besitz meiner Uhr getreten, allein es machte mir nicht die geringste Freude. Ich konnte mich nicht, entschließen sie zu tragen; es war nothwendig, besonders vor David, zu verbergen, was ich gethan. Was würde er von mir, von meiner Charakterlosigkeit denken? Ich konnte die unglückliche Uhr nicht einmal in meine Schieblade einschließen; wir hatten alle Schiebladen gemeinschaftlich. Ich war genöthigt, sie bald oben auf meinem Schranke, bald unter der Matratze, bald hinter dein Ofen zu verstecken. . . Und es gelang mir dennoch nicht, David zu betrügen!

Eines Tages hatte ich die Uhr unter der Diele unseres Zimmers hervorgeholt und wollte die silberne Rückseite derselben mit meinem alten semisch-ledernen Handschuh abreiben. David war in die Stadt, ich weiß nicht wohin gegangen; ich erwartete durchaus nicht, daß er bald zurückkehren würde . . . da trat er plötzlich zur Thüre hinein. Ich war so bestürzt, daß ich die Uhr beinahe hätte fallen lassen; ganz verwirrt und mit schmerzhaft geröthetem Gesichte fuhr ich mit der Uhr an der Weste umher — ich konnte die Tasche gar nicht finden.

David sah mich an und lächelte seiner Gewohnheit nach schweigend.

»Was ist Dir,« sprach er endlich. — »Du denkst, ich wußte nicht, daß die Uhr wieder bei Dir ist? Ich habe sie am ersten Tage, wo Du sie brachtest, gesehen.«

»Ich versichere Dich,« begann ich fast mit Thränen.

David zuckte die Achseln.

»Die Uhr ist Dein; Du kannst ja mit ihr thun, was Du willst.«

Nachdem er diese harten Worte gesprochen, ging er hinaus.

Verzweiflung erfaßte mich. Diesmal war schon kein Zweifel mehr; David verachtete mich wirklich.

Das konnte nicht so bleiben.

»Ich will es ihm beweisen,« dachte ich, die Zähne zusammenpressend. Ich begab mich sofort festen Schrittes in's Vorzimmer, suchte unsern kleinen«Kosaken Juschka auf und schenkte ihm die Uhr! Juschka wollte sie zuerst nicht nehmen, aber ich erklärte ihm, wenn er sie nicht von mir annähme, würde ich sie

den Augenblick zerdrücken, mit den Füßen zerstampfen in tausend Stücke zerbrechen und in die Kehrichtgrube werfen! Er bedachte sich, kicherte und nahm die Uhr. Ich kehrte in unser Zimmer zurück, und als ich David in einem Buche lesend fand, theilte ich ihm meine Handlung mit.

Ohne die Augen von der Seite abzuheben, auf welcher er las, sagte David, wieder mit den Achseln guckend und vor sich hin lächelnd, daß die Uhr ja mir gehöre und ich mit ihr schalten und walten könne, wie ich wolle.

Aber es schien mir doch, daß er mich schon etwas weniger verachtete.

Ich war vollkommen überzeugt, daß ich mich nie mehr einem neuen Vorwurfe der Charakterlosigkeit aussetzen würde, denn die Uhr, dieses Geschenk meines garstigen Taufvaters war mir plötzlich so widerwärtig geworden, daß sich durchaus nicht im Stande war, zu begreifen, wie ich die Uhr bedauern, wie ich sie irgend einem Trofimitsch abdringen konnte, der überdies noch im Rechte war zu denken, daß er sehr großmüthig an mir gehandelt habe.

Es vergingen einige Tage . . . Ich erinnere mich dessen, wie an einem derselben auch in unsere Stadt die große Nachricht drang: Der Kaiser Paul sei verschieden und sein Sohn Alexander, dessen Seelengröße und Menschenliebe so bekannt waren, habe den Thron bestiegen. Diese Nachricht regte David schrecklich auf; es stellte sich ihm sogleich die Möglichkeit eines Wiedersehens, eines nahen Wiedersehens mit seinem Vater dar. Auch mein Vater freute sich.

»Jetzt werden alle Verbannten ans Sibirien zurückberufen werden und auch Bruder Jegor wird wohl nicht vergessen werden,« wiederholte er, sich die Hände reibend, hüstelnd und dennoch etwas verzagt.

David und ich, wir gaben das Arbeiten und den Besuch des Gymnasiums sogleich auf; wir gingen nicht einmal spazieren, wir saßen nur immer in irgend einem Winkel und berechneten und erwogen, in wie vielen Monaten, Wochen und Tagen »Bruder Jegor« zurückkehren müsse, wohin man ihm schreiben, wohin ihm entgegengehen könne, und auf welche Weise wir dann unser Leben einrichten wollten? »Bruder Jegor« war Architekt; wir beschlossen mit David, daß er nach Moskau übersiedeln und dort große Schulen für arme Leute aufbauen müsse, wo dann wir seine Gehilfen sein

wollten. Die Uhr hatten wir darüber natürlich ganz vergessen, zudem stellten sich für David neue Sorgen ein . . . davon jedoch später; der Uhr aber war es bestimmt, sich noch in Erinnerung zu bringen.

VII.

Eines Morgens, wir hatten soeben erst gefrühstückt — ich saß allein am Fenster und dachte an die Rückkehr des Onkels — das April-Thauwetter dampfte und glitzerte auf dem Hofe — als plötzlich Pulcheria Petrowna in's Zimmer hinein gelaufen kam. Sie war immer sehr flink und unruhig, sprach mit einem kreischenden Stimmchen und fuhr dabei mit den Händen in der Luft umher; diesmal aber stürzte sie förmlich auf mich los.

»Geh! geh' sogleich zu Deinem Vater, mein Herr!« schmetterte sie. »Was hast Du da für Streiche angegeben, Du Unverschämter! Ihr sollt aber auch Beide dafür bekommen! Nastasei Nastaseitsch hat alle Eure Streiche an's Tageslicht gebracht! . . . Geh! der Vater ruft Dich . . . gehe den Augenblick!«

Noch immer Nichts begreifend, folgte ich meiner Taute; — als ich über die Schwelle des Gastzimmers trat, gewahrte ich meinen Vater, der mit großen Schritten und zerzaustem Haare auf- und niederging; Juschka stand in Thränen an der Thüre und in einem Winkel auf dem Stuhle saß mein Taufvater, Nastasei Nastaseitsch mit dem Ausdruck einer ganz besonderen Schadenfreude in den aufgeblasenen Nasenlöchern und den brennenden, schielenden Aeuglein.

Sobald ich hereintrat, flog mein Vater auf mich zu.

»Du hast Deine Uhr Juschka geschenkt? rede?

Ich warf einen Blick auf Juschka . . .

»So rede doch,« wiederholte mein Vater, mit den Füßen stampfend.

»Ja,« erwiderte ich und erhielt sogleich eine weit ausgeholte Ohrfeige, die meiner Tante große Freude machte. Ich hörte, wie sie krächzte, als hätte sie einen Schluck heißen Thee genommen.

Mein Vater lief von mir zu Juschka hinüber.

»Und Du, Niederträchtiger! hättest Dich nicht erdreisten dürfen, das Geschenk der Uhr anzunehmen,« sprach er, ihn an den Haaren herumziehend. — Und Du Schurke, hast sie noch dem Uhrmacher verkauft!«

In der Einfalt seines Herzens hatte Juschka in der That, wie ich in der Folge erfuhr, die Uhr zu dem benachbarten Uhrmacher getragen. Der Uhrmacher hatte sie in's Schaufenster gehängt; Nastasei

Nastaseitsch hatte sie im Vorübergehen dort gesehen, sie aber rückgekauft und zu uns in's Haus gebracht.

Mein und Juschka's Verhör dauerte indessen nicht lange; mein Vater war athemlos, fing an zu husten und das Zürnen war überhaupt nicht seine Art.

»Bruder, Porphyri Petrowitsch,« sagte meine Taute, sobald sie, gewiß nicht ohne Bedauern bemerkte, daß meines Vaters Zorn sich besänftigte; »regen Sie sich doch nicht mehr auf; es ist nicht der Mühe werth, daß Sie sich die Hände damit besudeln. Ich aber schlage Folgendes vor: mit der Zustimmung des geachteten Nastasei Nastaseitsch und in Anlaß der großen Undankbarkeit Ihres Sohnes werde ich diese Uhr zu mir nehmen; da er aber durch seine Handlung bewiesen hat, daß er unwürdig ist, dieselbe zu tragen und deren Werth nicht begreift, so werde ich sie in Ihrem Namen einem Menschen schenken, der Ihr Wohlwollen tief empfinden wird.«

»Wer ist das?« fragte mein Vater.

»Chrysanth Lukitsch,« erwiderte meine Tante etwas zaghaft.

»Dem Chrysaschka?«« fragte mein Vater noch einmal, holte dann mit der Hand aus und fügte hinzu: »meinetwegen; und wenn Ihr sie in den Ofen werft!«

»Und Sie, Verehrter, sind Sie damit einverstanden?« wandte sich meine Taufe an Nastasei Nastaseitsch.

»Mit der vollkommensten Bereitwilligkeit,« erwiderte jener. — Während des ganzen »Verhörs« hatte er sich nicht von seinem Stuhle gerührt und hatte nur leise geschnauft, sich leise die Fingerspitzen gerieben und seine Augen abwechselnd auf mich, auf den Vater und auf Juschka gerichtet. Wir hatten ihm ein wahrhaftes Vergnügen bereitet.

Der Vorschlag meiner Taute hatte mich in tiefster Seele empört. Nicht, daß die Uhr mir Leid gethan hätte, aber der Mensch, dem sie dieselbe zu schenken beabsichtigte, war mir allzusehr verhaßt. Dieser Chrysanth Lukitsch dessen Familienname Tranquillilatin hieß, war ein gesunder, vierschrötiger, langgestreckter Seminarist, der, weiß der Teufel weshalb, sich gewöhnt hatte, zu uns ins Haus zu kommen! »Um sich mit den Kindern zu beschäftigen,« versicherte die Taute; mit uns konnte er sich indessen schon deshalb nicht beschäftigen, weil er selbst nichts gelernt hatte, und dumm war wie ein Pferd.

Er erinnerte überhaupt an ein Pferd: er stampfte mit den Füßen wie mit Hufen, lachte nicht, sondern wieherte, wobei er seinen ganzen Rachen bis an die Kehle sehen ließ — und hatte ein langes Gesicht mit einem Höcker und breite, flache Backenknochen; er trug einen zottigen, friesenen Kaftan und roch nach rohem Fleische. Meine Tante hielt große Stücke auf ihn, nannte ihn einen ansehnlichen Mann, einen Cavalier und sogar einen Grenadier. Er hatte die Gewohnheit, uns Kindern auf die Stirne ein Schnippchen zu schlagen (er that es auch mit mir, als ich jünger war) mit seinen steinharten Fingern und dabei zu zanken und sich zu verwundern: »Wie Dein Kopf klingt, er muß wohl hohl sein!« — Und dieser Tölpel sollte meine Uhr besitzen? — Auf keinen Fall! beschloß ich bei mir, als ich ans dem Gastzimmer hinauslief und mit den Füßen auf mein Bett hinaufkroch, während meine Wange sich von der erhaltenen Ohrfeige röthete und brannte, und auch in meinem Herzen die Bitterkeit der Beleidigung und der Durst nach Rache aufloderten . . . Auf keinen Fall! Ich werde es nicht zulassen, daß dieser verfluchte Seminarist mich verspottet . . . meine Uhr anlegt, die Kette über den Magen herabhängen läßt und vor Vergnügen wiehert. . . . Auf keinen Fall!

Das war Alles richtig; aber was sollte ich thun? Wie sollte ich es verhindern?

Ich beschloß, meiner Tante die Uhr zu stehlen.

VIII.

Zum Glück hatte sich Tranquillilatin um die Zeit gerade, ich weiß nicht wohin, ans der Stadt entfernt; er konnte nicht vor dem morgenden Tage zu uns kommen. Ich mußte die Nacht benutzen. Meine Tante schloß sich nicht in ihrem Zimmer ein, und in unserem ganzen Hause schloß ein einziger Schlüssel ein Schloß; aber wohin würde sie die Uhr legen? Wo würde sie dieselbe verwahren? Bis zum Abend trug sie die Uhr in der Tasche und hatte sie nicht ein einziges Mal hervorgezogen und betrachtet, aber in der Nacht? — Wo würde sie da sein? — Nun, dachte ich, das soll meine Sache sein, sie aufzufinden und schüttelte die geballte Faust.

Ich glühte förmlich in Kühnheit, Furcht und Freude an dem nahen, gewünschten Verbrechen; ich bewegte den Kopf fortwährend von Oben herab, ich zog die Augenbrauen zusammen ich flüsterte: »Wartet nur!« Ich drohte Jemand, ich war böse, ich war gefährlich . . . und ich ging David aus dem Wege! — Niemand, nicht einmal er sollte die geringste Ahnung von dem haben, was ich zu vollbringen beabsichtigte . . . Ich werde allein handeln — und allein die Verantwortung tragen!

Langsam zog sich der Tag hin dann der Abend . . . und endlich war die Nacht da. Ich that Nichts, ich suchte sogar mich nicht zu bewegen; ein einziger Gedanke hatte sich mir wie ein Nagel im Kopfe festgesetzt.

Bei Tisch machte mein Vater, der, wie ich schon gesagt habe, kein nachtragendes Herz hat, einen Versuch, mich zu versöhnen, — er schämte sich wohl auch seiner Heftigkeit — einen sechzehnjährigen Knaben schlägt man nicht mehr in's Gesicht — allein, ich wies seine Freundlichkeit ab, nicht, weil ich nachtragend war, wie er sich damals einbildete, sondern weil ich fürchtete, weich zu werden; ich mußte mir die ganze Gluth meiner Rache, die ganze Festigkeit meines unwiderruflichen Entschlusses bewahren!

Ich legte mich sehr früh hin, ich schlief aber natürlich nicht ein und schloß nicht einmal die Augen, sondern riß sie vielmehr weit auf, ob ich mir gleich die Bettdecke über den Kopf gezogen hatte. Ich überlegte nicht vorher, wie ich handeln wollte, ich hatte durchaus keinen Plan; ich erwartete nur den Augenblick, wo endlich Alles im

Hause still sein würde. Ich nahm nur eine Maßregel: ich zog meine Strümpfe nicht aus. Das Zimmer meiner Tante befand sich im zweiten Stock. Man mußte durch das Speisezimmer und die Vorzimmer gehen, die Treppe hinaufsteigen, durch einen kleinen Corridor, und dann . . . die Thüre rechts! . . . Es war unnöthig, ein Lichtendchen oder eine Laterne mitzunehmen; in der Ecke von Tantens Zimmer brannte vor dem Heiligenschrein ein ewiges Lämpchen, das wußte ich; da würde ich gut sehen können. Ich fuhr fort, mit weitgeöffneten Augen und offenem, vertrocknetem Munde dazuliegen; das Blut schlug mir in den Schläfen, den Ohren, dem Halse, dem Rücken, dem ganzen Körper! Ich wartete . . . aber es war, als wenn der Teufel sein Spiel mit mir trieb: Die Zeit floh, floh . . . und es wollte nicht still werden!

IX.

Nie, so kam es mir vor, war David so spät eingeschlafen . . . David, der schweigsame David fing sogar ein Gespräch mit mir au! Noch nie hatte man so spät im Hause gelärmt und gesprochen, nie war man so lange herumgegangen! Worüber mögen sie doch sprechen? dachte ich; haben sie vom Morgen an dazu nicht Zeit genug gehabt? Auch draußen hörte der Lärm lange nicht auf; bald bellte ein Hund schwach und hartnäckig, bald lärmte ein betrunkener Bauer und wollte sich nicht beruhigen, bald rasselte eine Taluga auf wackligen Rädern und wollte gar nicht vorbeikommen! Diese Töne regten mich übrigens nicht auf; ich freute mich ihrer im Gegentheile, ich weiß nicht weshalb. Sie lenkten meine Aufmerksamkeit etwas ab. — Endlich war nun Alles still. Nur der Pendel unserer alten Uhr im Speisezimmer tickte heiser und würdevoll und man hörte das regelmäßige, gedehnte, gleichsam schwere Athmen schlafender Menschen.

Ich will mich soeben erheben . . . aber, da zischt wieder Etwas vorüber . . . dann ächzt es plötzlich . . . etwas Weiches fällt — und es erhebt sich ein Flüstern; das Flüstern gleitet an den Wänden hin . . .

Oder ist von alledem Nichts — und es neckt mich nur meine Phantasie?

Endlich ist Alles verstummt: jetzt ist es tiefe, dunkle, stille Nacht. — Jetzt ist es Zeit! Ich bin schon ganz kalt, ich werfe meine Bettdecke ab, setze die Füße auf den Boden und erhebe mich . . . Einen Schritt, einen zweiten . . . Ich schleiche mich davon. Die Fußsohlen sind so schwer, als gehörten sie mir gar nicht, sie traten schwach und unsicher auf. Halt! Was ist das für ein Ton? Irgendwo wird gesägt oder gescheuert . . . oder geseufzt? Ich horche auf . . . es ist, als liefen mir Ameisen über die Wangen, in die Augen traten mir kalte, wässerige Thränen . . . Nichts! Ich schleiche mich weiter. Es ist finster; aber ich kenne den Weg. Plötzlich stoße ich an einen Stuhl . . . Welch' ein Geräusch und wie weh es thut! Der Stoß traf gerade das Schienbein . . . ich erstarre auf dem Flecke . . . was, wenn sie seht erwachen? Ha! Wie dem auch sei! Plötzlich kommt Kühnheit und sogar Zorn zum Vorschein. Vorwärts! Vorwärts! Schon ist das Speisezimmer durchschritten; schon ist die Thüre tappend gefunden und mit einem

Ansatze geöffnet . . . Die verdammte Hänge ächzte doch . . . Daß sie! . . . Schon steige ich die Treppe hinauf . . . Eins! Zwei! Eins! Zwei! Eine Stufe knarrte unter meinem Fuße — ich blickte zornig auf sie hin, als könnte ich sie sehen. Schon habe ich die andere Thüre am Griffe gezogen . . . Wenn diese doch auch nur das geringste Geräusch gemacht hätte! Sie öffnete sich so leicht, als wollte sie sagen: Treten Sie gefälligst herein . . . Und jetzt bin ich schon im Corridor!

Im oberen Corridor ist ein kleines Fensterchen unter der Decke. Ein schwachen nächtlicher Lichtschimmer dringt durch die dunkeln Scheiben. Und ich sehe bei diesem dämmernden Scheine, aus der Diele; aus einer Filzdecke liegt, beide Hände unter dem zerzausten Kopfe, unser kleines Mädchen, das zum Schicken gebraucht wurde; sie schläft fest, athmet schnell, und die verhängnißvolle Thüre ist dicht neben ihrem Kopfe. Ich trete über die Filzdecke, über das Mädchen weg . . . Wer mir jene Thüre aufgemacht . . . ich weiß es nicht, schon bin ich in dem Zimmer der Tante und hier ist das Lämpchen in einem Winkel des Zimmers und das Bett der Tante in dem andern, und die Tante liegt in Haube und Nachtjacke, mir zugewandt, ans dem Bette. Sie schläft und regt sich nicht; man hört sie nicht einmal athmen. Die Flamme des Lämpchens bewegt sich, von dem Zudrange frischer Lust angefacht, leise auf und nieder: und über das ganze Zimmer und über das wachsgelbe Gesicht der Tante ziehen schwankende Schatten dahin . . .

Und hier ist auch die Uhr! Hinter dem Bette an der Wand hängt sie auf einem gestickten Kißchen. Welch! ein Glück! Wenn man es bedenkt . . . Jetzt darf nicht gezögert werden! Doch, was sind das für rasche, weiche Tritte hinter meinem Rücken? Ach nein! es ist nur mein klopfendes Herz! . . . Ich hebe einen Fuß auf . . . O Gott! Etwas Rundes, ziemlich Großes stößt mich unterhalb des Kniees . . . einmal, und noch einmal! Ich bin auf dem Punkte, aufzuschreien und vor Schreck umzufallen . . . Ein gestreifter Kater, unser Hauskater steht vor mir, macht einen Buckel und hebt den Schwanz. Und jetzt springt er auf das Bett — schwer und weich — dreht sich herum und sitzt ohne zu schnurren da, wie so ein Richter; — da sitzt er und sieht mich mit seinen goldenen Augensternen an. Kis! Kis! . . . flüstere ich kaum hörbar. Ich beuge mich über die Tante, ich habe schon die Uhr ergriffen . . . Da erhebt sie sich plötzlich, schlägt die Augenlider weit auf . . . Himmlischer Vater! Was wird jetzt? . . . Aber ihre Augenlider

beben und schließen sich wieder, und ihr Kopf fällt mit einem schwachen Lallen auf die Kissen zurück.

Noch ein Augenblick — und ich bin wieder in meinem Zimmer, auf meinem Bette und halte die Uhr in meiner Hand . . .

Federleicht war ich zurückgeeilt! Ich bin ein unternehmender Bursche, ein Dieb, ein Held! Ich ersticke vor Freude, mir ist warm, ich bin froh — ich will David sogleich wecken, ihm Alles erzählen und — unglaublich! schlafe, wie ein Todter! Ich öffne endlich die Augen, . . . es ist hell im Zimmer; die Sonne ist schon aufgegangen. Zum Glück ist noch Niemand auf. Ich springe auf, als wäre ich bebrüht, wecke David, theilt ihm Alles mit. Er hört mich lächelnd bis zu Ende an. — »Weißt Du was?« sagt er mir endlich, »wir wollen diese alberne Uhr in die Erde vergraben, damit Nichts mehr von ihr zu hören ist.« Ich finde seinen Gedanken vortrefflich. Einige Augenblicke später sind wir gekleidet und laufen in den Obstgarten, welcher hinter unserem Hause angelegt war. Unter einem alten Apfelbaum, in einer tiefen Grube, die wir mit David's großem Messer eiligst in der lockeren Frühlingserde gegraben, verschwindet für immer das verhaßte Geschenk meines Taufvaters, welches nun doch nicht dem widerwärtigen Tranquillilatin in die Hände gefallen ist! Wir stampfen die Grube fest, bewerfen sie mit Schutt und kehren stolz und glücklich, von Niemand bemerkt, in's Haus zurück, legen uns in unsere Betten und genießen noch eine oder zwei Stunden eines leichten glückseligen Schlummers!

X.

Man stelle sich den Lärm vor, der sich am andern Morgen erhob, sobald meine Tante erwachte und die Uhr vermißte. Ihr durchdringendes Geschrei klingt mir bis jetzt in die Ohren. »Zu Hilfe! Ich bin bestohlen; bestohlen!« — knirschte sie und brachte das ganze Haus auf die Beine. Sie ras'te, wir aber mit David lachten innerlich, und süß war uns dieses Lächeln. »Alle, alle müssen durchgepeitscht werden!« — schrie die Tante! — »unter meinem Kopfe, unter meinem Kissen ist sie mir herausgezogen worden!« — Wir waren auf Alles gefaßt und erwarteten den Sturm . . . Allein, gegen all' unser Erwarten entlud sich gar kein Sturm über uns. Im ersten Augenblicke war mein Vater wirklich sehr zornig — er sprach sogar von der Polizei; aber, schon das gestrige Verhör hatte ihn gelangweilt und plötzlich stürzte er, zu unserem unbeschreiblichen Erstaunen nicht über uns, sondern über sie her!

»Sie langweilen mich mehr, als ein bitterer Rettig, mit ihrer Uhr, Pulcheria Petrowna,« schrie er! — »Ich will Nichts mehr von ihr hören! Sie ist nicht durch Zauberei verschwunden, sagen Sie? Was kümmert das mich? Und wäre es durch Zauberei! ist sie Ihnen gestohlen? Nun, so ist sie ihren Weg gegangen! Was wird Nastasei Nastaseitsch sagen? Hole ihn der Teufel, Ihren Nastaseitsch! Ich erfahre Nichts von ihm als Unheil und Unannehmlichkeiten. Daß man sich nicht mehr erdreiste, mich damit zu behelligen! Hört Ihr!« —

Der Vater schlug die Thüre zu und ging in sein Cabinet.

David und ich, wir verstanden zuerst nicht die Andeutung, welche in seinen letzten Worten enthalten war, später erst erfuhren wir, daß mein Vater gerade um jene Zeit sehr ungehalten über meinen Taufvater war, der ihm ein vortheilhaftes Geschäft aus der Hand gespielt hatte. Und so blieb denn meine Tante zum Narren gehalten. Sie wäre fast geborsten vor Aerger, aber dabei war Nichts zu thun. Sie mußte sich damit begnügen, daß sie, wenn sie an mir vorüberging, den Mund nach meiner Seite hin verzog und in einem schneidenden Geflüster rief: »Dieb, Dieb! Züchtling! Spitzbube!« —

Die Vorwürfe meiner Tante gewährten mir eine aufrichtige Freude. Auch sehr angenehm war es, beim Vorübergehen am Gärtchen, einen gleichgültig sein sollenden Seitenblick nach jenem Platze unter dem

Apfelbaume hinüberschweifen zu lassen, wo die Uhr ruhte, und mit David, wenn er sich in der Nähe befand, einen Blick des Einverständnisses zu wechseln . . .

Die Tante fing an, Tranquillilatin auf mich zu heben; da half mir aber David. Er erklärte dem robusten Seminaristen gerade heraus, daß er ihm den Bauch mit einem Messer aufschlitzen würde, wenn er mich nicht in Ruhe ließe . . . Tranquillilatin erschrak. Ob er gleich nach dem Aussprache der Tante ein Grenadier und Kavalier war, so zeichnete er sich doch keinesweges durch Muth aus.

Da vergingen etwa fünf Wochen . . . Sie denken vielleicht, daß die Geschichte mit der Uhr hier zu Ende ist? Nein, sie ist noch nicht zu Ende. Ehe ich noch in meiner Erzählung fortfahre, muß ich eine neue Persönlichkeit einführen; um diese neue Persönlichkeit einzuführen, muß ich aber etwas zurückgehen.

XI.

Mein Vater war lange Zeit sehr befreundet, sogar vertraut mit einem verabschiedeten Beamten, Latkin, einem hinkenden, verkrüppelten Männchen mit ängstlichen, sonderbaren Manieren, einem jener Wesen, von denen das Gerücht geht, daß sie von Gott selbst geschlagen sind. Gleich meinem Vater und Nastaseitsch führte er Proceßsachen und war privatim »Adocat« und Bevollmächtigter; da er aber weder ein empfehlendes Aeußere noch die Gabe des Wortes und zu wenig Selbstvertrauen besaß, wagte er nicht selbstständig zu handeln und schloß sich meinem Vater an. Seine Handschrift war eine »Reihe von Perlen«, in den Gesetzen war er gut bewandert und verstand alle die Feinheiten und Chikanen des Bittschriften- und Ukasenstyles. Er handhabte mit meinem Vater zusammen die verschiedensten Geschäfte, sie theilten die Vortheile und Verluste mit einander und es schien, als wenn Nichts ihre Freundschaft erschüttern könne; trotz alledem stürzte sie eines Tages zusammen und für immer. Mein Vater entzweite sich gänzlich mit seinem Mitarbeiter.

Wenn Latkin ein vortheilhaftes Geschäft meines Vaters an sich gerissen, wie der später an seine Stelle getretene Nastaseitsch es gethan, — so hätte mein Vater ihm nicht mehr gezürnt, wie Nastaseitsch, vielleicht sogar weniger; aber, unter dem Einflusse eines unerklärlichen und unbegreiflichen Gefühles von Neid, Habgier — oder vielleicht auch in einer momentanen Anwandlung von Ehrlichkeit — hatte er meinen Vater »bloßgestellt«, ihn einem gemeinschaftlichen Clienten, einem jungen, reichen Kaufmannssohne verrathen, indem er dem sorglosen Jünglinge über ein gewisses, — ein gewisses Kunststück die Augen öffnete, welches meinem Vater große Vortheile einbringen sollte.

Nicht der Geldverlust, wie groß er auch sein mochte. — nein! der Verrath tränkte und empörte meinen Vater. Hinterlist konnte er nicht vergeben!

»Seht doch, welch' ein Heiliger sich hier gefunden,« — sprach er, am ganzen Leibe vor Zorn bebend, so daß die Zähne wie im Fieber aneinander schlugen.

Ich befand mich gerade im Zimmer und war Zeuge dieser häßlichen Scene. — »Gut also! Von dem heutigen Tage an — Amen! Es ist aus zwischen uns. Hier ist Gott — und dort die Schwelle! Weder ich bei Dir, noch Du bei mir; Sie sind für uns viel zu ehrlich — wie sollten wir da gemeinschaftliche Sache machen! Du sollst aber weder Boden noch Deckel habe!« — Vergebens flehte Latkin und that einen Fußfall bei meinem Vater; vergebens suchte er zu erklären, was seine eigene Seele mit schmerzlichen Zweifeln füllte. — »Ohne jeden Vortheil für mich, Porphyri Petrowitsch,« lallte er; — »ich habe ja mich selbst zu Grunde gerichtet!« Mein Vater ließ sich nicht erweichen . . . Latkin kam nicht mehr mit seinem Fuße in unser Haus.

Das Schicksal selbst schien den letzten, harten Wunsch meines Vaters zur Wahrheit machen zu wollen. Bald nach dem Bruch (er fand etwa zwei Jahre vor dem Beginne meiner Erzählung statt) starb Latkin's Frau, die freilich schon lange gekränkelt hatte; seine zweite Tochter, ein dreijähriges Mädchen, wurde in einem Tage vor Schreck taub und stumm, ein Bienenschwarm setzte sich auf ihren Kopf; Latkin selbst wurde von einem Schlaganfall heimgesucht und versank in die äußerste Armuth.

Man konnte sich gar nicht vorstellen, wie er sich durchschlug und wovon er lebte. Er wohnte in einem verfallenen Hüttchen in geringer Entfernung von unserem Hause. Seine älteste Tochter Raïsa lebte auch bei ihm und führte die Wirthschaft nach Möglichkeit. Und diese Raïsa war namentlich die neue Persönlichkeit, die ich in meiner Erzählung einführen muß.

XII.

Während ihr Vater noch in Freundschaft mit dem meinigen lebte, sahen wir sie fortwährend; sie saß zuweilen Tage lang bei uns und nähte oder spann mit ihren seinen, flinken und geschickten Händen. Sie war ein schlankes, etwas hageres Mädchen mit klugen, braunen Augen und einem bleichen, länglichen Gesichte. Sie sprach wenig, aber gut, mit einer leisen, klangvollen Stimme, ohne den Mund zu öffnen und die Zähne blicken zu lassen; wenn sie lachte — was selten geschah und niemals lange dauerte, wurden sie dann alle sichtbar, groß, weiß, wie die Mandeln. Ich erinnere mich auch ihres leichten, elastischen, bei jedem Schritte etwas hüpfendes Ganges; es war immer, als ginge sie Stufen herab, selbst wenn sie auf ebener Erde fortging. Sie hielt sich gerade, mit über der Brust zusammen gefalteten Händen. Und was sie auch that, was sie auch in die Hand nahm, sei es nun, daß sie einen Faden in ein Nadelöhr fädelte, oder einen Rock mit dem Plätteisen bügelte — Alles kam bei ihr so hübsch, so . . . Sie werden es nicht glauben . . . so rührend heraus. Ihr christlicher Name war Raïsa; aber wir nannten sie Schwarzlippchen, denn sie hatte aus der Oberlippe einen dunkelblauen Geburtsflecken, gerade als hätte sie Schwarzbeeren gegessen; aber das entstellte sie gar nicht, im Gegentheil . . .

Sie war gerade ein Jahr älter als David. Ich nährte ein Gefühl wie Achtung für sie; sie aber kannte mich wenig. Zwischen ihr und David hingegen entspann sich Freundschaft — keine kindische, eine seltsame aber edle Freundschaft. Sie paßten gut zusammen. Sie wechselten zuweilen stundenlang kein Wort, aber jedes fühlte, daß ihnen beiden wohl war, und zwar darum wohl, weil sie beisammen waren. Einem zweiten Mädchen wie ihr bin ich nie wieder begegnet. Es war etwas Aufmerksames und Entschlossenes, etwas Ehrliches, Trauriges und Liebes an ihr. Ich habe nie ein kluges Wort von ihr gehört, aber auch keine Dummheit und klügere Augen habe ich nie gesehen.

Nach dem Bruche zwischen ihrer Familie und der meinigen sah ich sie seltsamer; mein Vater hatte mir auf das Strengste verboten, Latkins zu besuchen — und sie zeigte sich nicht mehr in unserem Hause. Aber ich begegnete ihr auf der Straße, in der Kirche; und

Schwarzlippchen flößte mir immer dieselben Gefühle ein: Achtung, und eine gewisse Verwunderung eher als — Mitleid. Sie trug Ihr Unglück gar zu gut! Selbst der hölzerne Tranquillilatin sagte einmal von ihr: »Ein Kiesel von einem Mädchen!« Eigentlich mußte man sie aber bedauern; ihr Gesicht hatte einen sorgenvollen, erschöpften Ausdruck angenommen, die Augen waren eingefallen und lagen tief, eine übergroße Last war den jungen Schultern auferlegt.

David sah sie öfter als ich; er ging auch zu ihnen in's Haus. Mein Vater ließ ihn gewähren; er wußte, daß er ihm doch nicht gehorchen würde. Und Raïsa erschien von Zeit zu Zeit an dem Gartenzaune, welcher auf das Seitengäßchen hinausging, und kam dort mit David zusammen; sie führte kein Gespräch mit ihm, sondern theilte ihm irgend eine neue Schwierigkeit oder ein neues Unglück mit und fragte ihn um seinen Rath.

Der Schlaganfall, welcher Latkin betroffen, war sehr seltsamer Art. Seine Arme und Füße waren schwach geworden, aber er war ihres Gebrauches nicht beraubt, selbst das Gehirn hatte nicht gelitten, aber die Zunge verwirrte sich und er sprach ein Wort statt des andern; man mußte errathen, was er eigentlich sagen wollte.

»Tschu — Tschu — Tschu,« lallte er schwerfällig; er fing jeden Satz mit Tschu — Tschu — Tschu an. »Schenen, gebt mir die Schenen« . . . Und Schenen bedeutete Brod. Meinen Vater haßte er aus allen ihm übriggebliebenen Kräften; er schrieb all sein Unglück dessen Verwünschungen zu, und nannte ihn bald einen Fleischer, bald einen Juwelier. Tschu, Tschu, daß Du nicht wagst, zu dem Fleischer zu gehen, Wassiliewna! So hatte er seine Tochter genannt; er selbst aber hieß Martin. Seine Forderungen vermehrten sich mit jedem Tage; seine Bedürfnisse nahmen zu . . . aber wie waren diese Bedürfnisse zu befriedigen? Wo Geld hernehmen? Der Kummer altert schnell; aber manches Wort war von den Lippen eines siebzehnjährigen Mädchens schauerlich zu hören.

XIII.

Ich erinnere mich, selbst am Todestage ihrer Mutter, am Gartenzaune einer ihrer Zusammenkünfte mit David beigewohnt zu haben.

»Heute, bei Tagesanbruch starb meine Mutter,« nachdem sie erst mit ihren dunkeln, ausdrucksvollen Augen umhergeschaut und dieselben dann zur Erde gesenkt hatte, »die Köchin hat es übernommen, einen billigen Sarg zu kaufen; aber sie ist nicht zuverlässig; sie vertrinkt am Ende gar noch das Geld. Du solltest jedenfalls kommen und nachsehen, Daviduschka; vor Dir wird sie sich fürchten.«

»Ich werde kommen,« erwiderte David, und nachsehen . . . Wie geht es Deinem Vater?«

»Er weint, und sagt: Ihr solltet auch mich verziehen!«

»Verziehen,« soll wohl heißen beerdigen. Jetzt ist er eingeschlafen.« Raïsa seufzte tief auf. »Ach Daviduschka, Daviduschka!« Sie fuhr sich mit dem halbgeschlossenen Fäustchen über Stirne und Brauen und diese Bewegung war so bitter, so aufrichtig und — so hübsch, wie alle ihre Bewegungen es waren.

»Habe doch Erbarmen mit Dir selbst,« — bemerkte David. — »Hast wohl gar nicht geschlafen . . . Und warum weinst Du? Dem Unglück kann nicht abgeholfen werden.«

»Ich habe keine Zeit zu weinen,« — antwortete Raïsa.

»Das können sich nur die Reichen vergönnen, zu weinen,« — bemerkte David.

Raïsa ging, kehrte aber wieder um.

»Man will uns den gelben Shawl abkaufen, weißt Du, aus der Mutter Aussteuer? Man giebt uns 12 Rubel für denselben. Ich glaube, das ist zu wenig.«

»Freilich, ist das wenig.«

»Wir würden ihn nicht verkaufen,« — sagte Raïsa, nach einem kurzen Schweigen — »aber zur Beerdigung ist es nöthig.«

»Ja gewiß. Tiber mit sehenden Augen sollte man nicht zu viel Geld ausgeben. Diese Priester — es ist ein Elend! Warte nur, ich werde kommen. Gehst Du? — Ich komme bald. Lebewohl, Täubchen!«

»Lebewohl, lieber Bruder!«

»Weine nur nicht, hörst Du?«

— »Ach, weinen? Entweder das Mittagsessen kochen, oder weinen. Eines von Beiden!«

»Wie? Das Mittagsessen bereiten?« wandte ich mich zu David, sobald Raïsa sich entfernt hatte. Nacht sie denn selbst?«

»Du hast ja gehört, die Köchin ist gegangen einen Sarg zu kaufen.«

»Essen kochen,« dachte ich — »und ihre Hände sind immer so rein und ihre Kleidung ist so sauber . . . ich möchte sehen, wie sie dort in der Küche . . . ein ungewöhnliches Mädchen!«

Ich erinnere mich noch eines Gespräches am Gartenzaune.« Diesmal hatte Raïsa ihr kleines, taubstummes Schwesterchen mitgebracht. Es war ein hübsches Kindchen mit großen, verwunderten Augen und einer Masse von schwarzem, glanzlosem Haare auf dem kleinen Kopfe. (Auch Raïsa hatte schwarze, glanzlose Haare.) Latkin war schon vom Schlage gerührt.

»Ich weiß nicht,was ich machen soll,« fing Raïsa an. — »Der Doktor hat ein Recept verschrieben; ich muß in die Apotheke gehen und jetzt kommt unser Bauer (Latkin hatte noch eine leibeigene Seele) und bringt Holz vom Lande und eine Gans. Der Dwornik aber nimmt es fort: Sie sind mir Geld schuldig, sagt er.«

»Die Gans nimmt er fort?« — fragte David.

»Nein, nicht die Gans. Sie ist alt, sagt er, und taugt nicht mehr. Darum, sagt er, hat der Bauer sie uns auch gebracht. Das Holz nimmt er fort.«

»Er hat ja gar kein Recht dazu!« — rief David.

»Recht hat er nicht; er nimmt es doch . . . Ich bin auf dem Speicher gewesen; da haben wir einen alten, sehr alten Kasten stehen. Ich fing an in demselben zu kramen . . . und was habe ich gefunden: sieh!«

Sie zog unter dem Tuch ein ziemlich großes Fernglas in messingener, mit vergilbtem Saffian beklebter Fassung hervor. Als Liebhaber und Kenner von aller Art Instrumenten, griff David sogleich danach.

»Ein englisches,« sagte er, indem er es bald an das eine, bald an das andere Auge hielt, — »ein seemännisches Glas!«

»Die Gläser sind heil,« — fuhr Raïsa fort. — »Ich zeigte es Vaters er sagte: trage es hin und versetze es bei einem Juwelier! Was denkst Du? Wird man dafür Geld erhalten? Wir brauchen ja kein Fernglas. Es

sei denn, um uns damit im Spiegel zu betrachten, wie schön wir sind. Es fehlt nur leider der Spiegel.«

Als sie diese Worte gesagt, lachte Raïsa plötzlich laut auf. Ihr Schwesterchen, welches sie natürlich nicht hören konnte, wahrscheinlich aber wohl die Erschütterung ihres Körpers fühlte; sie hielt Raïsa bei der Hand — hob ihre großen Augen zu ihr auf, verzog erschreckt das Gesicht und brach in Thränen aus.

»So ist es immer,« bemerkte Raïsa — »sie liebt nicht, wenn gelacht wird.«

»Nun, ich werde es nicht, ich werde es nicht thun, Liubotschka,« fügte sie hinzu, indem sie neben dem Kinde niederhockte und ihm mit den Fingern über das Haar fuhr. — »Sieh!«

Das Lachen verschwand von »Raïsens Gesicht, und ihre Lippen, deren Enden ganz besonders lieblich heraufgezogen waren, wurden wieder unbeweglich. Das Kind wurde still. Raïsa erhob sich.

‚Daviduschka! trage Du also Sorge . . . mit dem Fernglas. Sonst thut mir das Holz leid — und auch die Gans, so alt sie auch sein mag.«

»Zehn Rubel wird man gewiß für dasselbe geben,« — sagte David, das Fernglas nach allen Seiten drehend. »Ich werde es Dir abkaufen, das ist das Beste. Und hier sind unterdessen fünfzehn Kopeken Silber für die Apotheke. Ist das genug?«

»Dieses borge ich von Dir,« flüsterte Raïsa, indem sie das Geldstück von ihm nahm.

»Natürlich! Und mit Procenten — willst Du? Und hier habe ich auch ein Pferd. Ein prachtvolles Ding! . . . Die Engländer — sind doch das erste Volk!«

»Man sagt, daß wir Krieg mit ihnen führen werden?«

»Nein« — erwiderte David — wir schlagen setzt die Franzosen.«

»Nun, das mußt Du besser wissen. Sorge also. Adieu, meine Herren!«

XIV.

Immer an demselben Zaune ist ferner auch noch folgendes Gespräch abgehalten worden. Raïsa schien sorgenvoller als gewöhnlich zu sein.

»Fünf Kopeken kostet ein Kohlkopf; und da ist noch der Kopf klein, ganz klein« — sagte sie, das Kinn auf die Hand gestützt. — »So theuer ist es! Und für das Nähen habe ich noch kein Geld erhalten.«

»Ist Dir Jemand schuldig?« — fragte David.

»Ja; immer dieselbe Kaufmannsfrau, welche hinter dem Walle wohnt.«

»Diese? die Dicke, welche in der grünen Schuschana einhergeht?«

»Ja, sie ist es.«

»Sieh' einmal an! Vor Fett kann sie kaum athmen, in der Kirche steigt ordentlich Dampf von ihr ans, aber ihre Schulden zahlt sie nicht!

»Sie wird zahlen . . . aber wann? Ich habe noch eine neue Sorge, Daviduschka. Vater hat sich in den Kopf gesetzt, mir seine Träume zu erzählen, Du weißt, er hat angefangen zu stottern; er will ein Wort aussprechen und es kommt ein anderes heraus. Was die Nahrung und sonst das gewöhnliche Leben anbetrifft, da sind wir es schon gewohnt, da verstehen wir ihn; Träume sind aber auch bei gesunden Menschen unverständlich, und nun gar bei ihm . . . das ist ein Elend! Da sagt er: Ich bin sehr froh; heute bin ich aus lauter weißen Vögeln einhergegangen; und Gott der Herr hat mir ein Bouquet geschenkt und in dem Bouquet war Andriusche mit einem Messerchen. Er nennt unsere Liubotschka jetzt Andriuscha. Jetzt, sagt er, werden wir Beide gesund werden. Man muß nur mit dem Messerchen tschirk! so machen, und er zeigt auf seinen Hals. Und ich verstehe ihn nicht; ich sage: gut, lieber Vater, gut. Er aber wird böse und will wie immer erklären, warum es sich handelt. Er weinte sogar.«

»Du hättest ihm irgend etwas sagen sollen,« mischte ich mich hinein, »hättest Du ihm doch etwas vorgelogen!«

»Ich verstehe nicht zu lügen,« sagte Raïsa und machte dabei eine abwehrende Bewegung mit der Hand. So war es, sie konnte nicht lügen.

»Du brauchst nicht zu lügen,« bemerkte David, »brauchst Dich aber auch nicht zu grämen. Das dankt Dir doch Niemand.«

Raïsa sah ihn unverwandt an.

»Ich wollte Dich etwas fragen, Daviduschka; wie schreibt man schtop? [Eine Stelle, die nicht zu übersetzen ist, weil es sich um die Orthographie eines russischen Wortes handelt.]

»Was heißt das schtop?

»Zum Beispiel: ich will, daß (schtop) Du lebest.«

»Schreibe: Scha**, [Slavonische Benennung der russischen Buchstaben.] twerdo, on, buki, Jer!«

»Nein« — fiel ich ein —»nicht sha, aber tscherw!«

»Nun, gleichviel; schreibe tscherw! Die Hauptsache aber, bleibe Du selbst am Leben.«

»Ich möchte gerne richtig schreiben,« bemerkte Raïsa erröthend.

Wenn sie erröthete, so verschönerte sie das gleich ungemein.

»Das könnte mir zu statten kommen . . . Wie schön hat mein Vater seiner Zeit geschrieben. . . bewunderungswürdig! Er hat mich auch schreiben gelehrt. Nun, jetzt kennt er kaum die Buchstaben.«

»Lebe Du nur, wiederholte David mit leiserer Stimme und ohne das Auge von ihr zu wenden. Raïsa warf einen schnellen Blick auf ihn und errröthete noch mehr. »Lebe,« und was das Schreiben anbetrifft, . . . so schreibe wie Du es verstehst . . . Der Teufel auch! die Hexe kommt! (David nannte meine Tante Hexe) Was hat sie hier zu suchen? . . . Geh, meine Seele!«

Raïsa warf noch einen Blick ans David und lief davon.

David sprach sehr selten und ungern mit mir über Raïsa, über ihre Familie, besonders seit der Zeit, wo er der Rückkehr seines Vaters entgegen sah. Er dachte nur an ihn, und wie wir später leben würden. Er erinnerte sich lebhaft seines Vaters und fand ein besonderes Vergnügen daran, mir denselben zu beschreiben.

»Er ist hoch von Wuchs, stark . . . er hebt mit einer Hand zehn Pud auf. . . Und schreit er: He, Kleiner! so hört man es im ganzen Hause. Er ist ein prächtiger Mensch, gut . . . und brav! Der fürchtete sich vor Niemand. Wir lebten prächtig, bis wir zu Grunde gerichtet wurden. Man sagt, er sei jetzt ganz grau geworden; früher aber hatte er rothes Haar wie ich. Ein Starker! . . .«

David wollte durchaus nicht zugeben, daß wir in Rjäsan blieben.

»Ihr werdet fort,« bemerkte ich, — »ich aber werde hier bleiben.«

»Unsinn! wir nehmen Dich mit.«

»Und mein Vater?«

»Deinen Vater mußt Du verlassen. Und wenn Du ihn nicht verläßt, so bist Du verloren.«

»Wie das?«

David antwortete mir nicht und zog nur seine weißen Brauen zusammen.

»Und wenn wir dann mit dem Vater wegfahren,« fing er von Neuem an; — »sucht er sich eine gute Stelle, ich heirate . . .«

»Nun, damit hat es noch Zeit,« — bemerkte ich.

»Nein gar nicht! Ich heirate bald.«

»Du?«

»Ja, ich; wie?«

»Du hast wohl gar schon eine Braut auf der Fährte?«

»Freilich habe ich das.«

»Was ist sie denn?«

David lächelte.

»Wie einfältig Du doch bist! Natürlich Raïsa.«

»Raïsa!« — wiederholte ich verwundert. — »Du scherzest??«

»Ich verstehe nicht einmal zu scherzen, Bruder, und liebe es nicht.«

»Sie ist ja aber ein Jahr älter als Du?«

»Was thut denn das? Uebrigens, brechen wir dieses Gespräch ab.«

»Erlaube mir nur eine Frage,« — sprach ich, »Weiß sie, daß Du sie heiraten willst?«

»Wahrscheinlich.«

»Aber Du hast Dich ihr nicht entdeckt?«

»Was ist da zu entdecken? Kommt die Zeit, so werde ich es sagen. Nun, basta!«

David stand auf und verließ das Zimmer. Als ich allein war, dachte ich . . . dachte ich . . . und entschied, daß David wie ein vernünftiger, praktischer Mensch handelt; und es war mir schmeichelhaft, der Freund eines so praktischen Mannes zu sein.

Und Raïsa in ihrem immer gleichen, schwarzen, wollenen Kleidchen, erschien mir plötzlich reizend und der treuesten Liebe werth.

XV.

Davids Vater kam indessen immer nicht an und schrieb auch nicht. Der Sommer hatte sich längst festgesetzt, der Juni-Monat ging zu Ende. Wir waren der Erwartung müde.

Unterdessen verbreitete sich das Gerücht, daß Latkin's Zustand sich plötzlich sehr verschlimmert habe, — und daß seine Familie nächstens vor Hunger sterben oder das Haus zusammenstürzen, und sie Alle unter seinem Dache begraben würde. David veränderte sich im Gesichte und wurde so böse und finster, daß man ihm nicht nahe kommen konnte. Er entfernte sich öfter. Mit Raïsa kam ich gar nicht zusammen. Zuweilen sah ich sie flüchtig ans der Ferne, wenn sie mit ihrem leichten, zierlichen Gange, gerade wie ein Pfeil, mit unterschlagenen Armen, mit ihrem dunkeln, klugen Blick unter den langen Wimpern, mit einem sorgenvollen Ausdruck des bleichen, lieblichen Gesichtes — rasch über die Straße ging, und das war Alles.

Meine Tante schalt mich mit Hilfe ihres Tranquillilatin, wie früher, und flüsterte mir wie früher vorwurfsvoll in's Ohr: »Dieb! mein Herr! Dieb!« Aber ich beachtete sie nicht; und mein Vater war beschäftigt, saß unaufhörlich hinter seinen Büchern, fuhr umher, schrieb, und wollte Nichts weiter wissen.

Als ich eines Tages am bewußten Apfelbaum vorüberging, warf ich ans bloßer Gewohnheit einen Seitenblick auf das bekannte Plätzchen; da kam es mir vor, als wenn an der Oberfläche der Erde, die unseren Schatz deckte, eine Veränderung vorgegangen sei. Da wo früher eine Vertiefung gewesen war, hatte sich jetzt eine kleine Erhöhung gebildet und die Schuttstücke lagen anders! »Was konnte das bedeuten?« dachte ich bei mir. »Sollte Jemand unser Geheimniß durchdrungen und die Uhr ausgegraben haben?«

Hiervon mußte ich mich mit eigenen Augen überzeugen. Für die Uhr, welche im Schooße der Erde rostete, empfand ich natürlich die vollkommenste Gleichgültigkeit; aber ich konnte doch nicht zugeben, daß ein Anderer sie brauchte?

Am andern Tage stand ich also wieder vor Tagesanbruch auf, bewaffnete mich mit einem Messer und begab mich in den Garten; ich suchte das bezeichnete Plätzchen unter dem Apfelbaume auf und fing an zu graben — und, als ich eine fast dem Anscheine nach tiefe Grube

gegraben, mußte ich mich davon überzeugen, daß die Uhr fort war, daß Jemand sie genommen, herausgeholt, gestohlen hatte!

Aber wer konnte sie dort herausholen — wenn es nicht David war?

Wer anders wußte, wo sie sich befunden?

Ich schüttete die Grube zu und kehrte nach Hause zurück.

»Wollen wir annehmen,« dachte ich, »daß David die Uhr brauchte, um seine zukünftige Frau und deren Vater vom Hungertode zu retten . . . Was man auch sagen mag, so ist diese Uhr denn doch immer etwas werth . . . aber, warum kam er da nicht zu mir und sagte: »Bruder — (ich hätte an Davids Stelle ganz bestimmt gesagt: Bruder) — Bruder, ich brauche Geld; Du hast keines, ich weiß es, aber gestatte mir die Uhr zu benützen, die wir zusammen unter dem alten Apfelbaum vergruben. Sie bringt Niemand Gewinn, ich aber werde Dir so dankbar sein, Bruder!« Mit welcher Freude hätte ich eingewilligt! Aber heimlich, verrätherisch handeln, sich dem Freunde nicht anzuvertrauen, . . .Nein! Keine Leidenschaft und keine Noth kann dies entschuldigen!

Ich wiederhole, ich war gekränkt. Ich fing an, ihm Kälte zu zeigen, zu schmollen . . .

Aber David war nicht von Denjenigen, welche das bemerken und sich darum grämen.

Ich fing an, Anspielungen zu machen; aber David schien meine Anspielungen gar nicht zu bemerken!

Ich sprach in seiner Gegenwart davon, wie niedrig in meinen Augen derjenige Mensch sei, der einen Freund habe und sogar die ganze Bedeutung des heiligen Gefühles der Freundschaft verstehe, und dennoch nicht Seelengröße genug besitzt, und zur List seine Zuflucht nimmt, als wenn es möglich wäre, etwas zu verbergen!

Und indem ich diese letzten Worte sprach, lachte ich verächtlich.

Aber David lieh mir ein taubes Ohr!

Ich fragte ihn endlich gerade heraus, was er wohl meine: ob unsere Uhr noch einige Zeit gegangen sei, nachdem wir sie vergraben, oder ob sie gleich stehen geblieben sei?

Er antwortete mir: »Weiß es der Teufel! Wie kommst Du darauf, darüber zu grübeln?!«

Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. David hatte offenbar etwas auf dem Herzen . . . aber der Raub der Uhr war es nicht. Ein

unerwarteter Zufall bewies mir seine Unschuld.

XVI.

Ich kehrte eines Tages durch ein Seitengäßchen nach Hause zurück, durch welches ich gewöhnlich zu gehen vermied, da sich in demselben ein Seitenflügel befand, in welchem mein Feind Tranquillilatin wohnte; diesmal aber führte mich das Schicksal selbst dorthin. Indem ich unter dem geschlossenen Fenster eines einfachen Wirthshauses vorüberging, hörte ich plötzlich die Stimme unseres Dieners Wassili, — eines ausgelassenen Burschen, eines großen »Faullenzers und Schelmes«, wie mein Vater sich ausdrückte — er war aber auch ein großer Eroberer weiblicher Seelen, auf welche er durch witzige Reden, durch Tanz und Spiel ans dem Torban wirkte.

»Und geh' doch, was haben sie sich da ausgedacht!« sprach Wassili, den ich nicht sehen, aber sehr deutlich hören konnte; er saß wahrscheinlich gerade hart am Fenster mit einem Kameraden bei ein paar Gläsern Thee, — und wie das oft mit Leuten im geschlossenen Zimmer geht, er sprach laut, ohne zu ahnen, daß jeder Vorübergehende auf der Straße jedes Wort hören konnte. — »Was sie ausgedacht? Sie haben sie in die Erde vergraben!«

»Du lügst!« brummte eine andere Stimme.

»Ich sage es Dir.

Unsere jungen Herren sind so ungewöhnlich! besonders dieser Davidka . . . ein vollkommener Jesop . . . Ich war bei der ersten Morgendämmerung aufgestanden und trete so an's Fenster . . . Ich seht: was ist das für eine räthselhafte Geschichte? . . . Da gehen unsere beiden lieben Jungen durch den Garten, tragen diese selbe Uhr, graben unter dem Apfelbaum eine Grube — und hinein mit ihr, als wäre es ein Säugling! Hierauf ebnen sie die Erde wieder, bei Gott! diese Liederlichen!

»Ach, hol' sie der Kuckuck!« — sagte Wassili's Gefährte. »Der Hafer sticht sie wohl. Nun, und was dann? — Hast Du die Uhr ausgegraben?«

»Das versteht sich, habe ich sie ausgegraben. Sie ist auch jetzt noch bei mir. Ich wage jedoch noch nicht sie zu zeigen. Es ist gar zu viel Lärm um sie gemacht worden. Der Davidka hatte sie in derselben Nacht unserer Alten unter dem Rückgrathe weggezogen.«

»Ah — ah!«

»Ich sage es Dir. Ohne Pardon. Ich kann sie also nicht zeigen. Wenn Officiere ankommen, will ich sie Einem verkaufen, oder ich verspiele sie bei den Karten.«

Ich hörte auf zu horchen, stürzte kopfüber nach Hause und gerade aus David los.

»Bruder!« — fing ich — — »Bruder! vergieb mir! Ich bin schuld vor Dir! Ich habe Dich in Verdacht gehabt, ich habe Dich beschuldigt! Du siehst wie erregt ich bin! Vergieb mir!«

»Was ist Dir?« fragte David; — »erkläre Dich!«

»Ich hatte Dich in Verdacht, daß Du unsere Uhr unter dem Apfelbaum heraus — —«

»Wieder diese Uhr! Ist sie denn nicht da?«

»Nein, sie« ist nicht da; ich dachte, Du hättest sie genommen, um Deinen Bekannten zu helfen. Und das hat Alles Wassili gethan!«

Ich theilte David mit, was ich unter dem Fenster des Gasthauses gehört.

Aber wie soll ich meine Bestürzung beschreiben! Ich hatte natürlich geglaubt, daß David unwillig sein würde, aber ich konnte das durchaus nicht erwarten was in ihm vorging! Kaum hatte ich meine Erzählung beendigt, als er in unaussprechliche Wnth gerieth, David, der nicht anders als mit Verachtung von dieser, seinen Worten nach, »albernen Uhrangelegenheit« sprach, derselbe David, welcher oft versichert hatte, daß sie keiner ausgegessenen Eierschale werth war — sprang hier plötzlich auf, brauste auf, preßte die Zähne zusammen und ballte die Faust. »Das kann nicht so bleiben!« sagte er endlich. — »Wie darf er sich fremdes Eigenthum aneignen? Warte nur, ich werde ihm zeigen! Mit Dieben habe ich keine Nachsicht!« Ich gestehe, daß ich bis auf diesen Augenblick nicht begreife, was David in dieser Weise aufbringen konnte, war er ohnedies schon gereizt, so daß Wassili's That nur Oel in's Feuer goß, oder hatte ihn mein Verdacht gekränkt — ich kann es nicht sagen; aber ich habe ihn nie in solcher Aufregung gesehen.

Ich stand mit offenem Munde vor ihm und wunderte mich nur, wie schwer und mächtig er athmete.

»Was beabsichtigst Du denn zu thun?« fragte ich endlich.

»Das sollst Du sehen — nach Tisch, wenn der Vater sich zur Ruhe begeben hat. Ich werde diesen Spötter schon zu finden wissen! Ich

werde mit ihm reden!«

»Nun,« dachte ich, »ich möchte gerade nicht an der Stelle dieses »Spötters« sein. — Was wird daraus entstehen, Herr! Du mein Gott!«

XVII.

Und es entstand Folgendes daraus.

Sobald sich nach dem Mittagsessen jene schläfrige, bedrückende Stille eingestellt hatte, welche sich bis jetzt noch in der Mitte des Tages, nach eingenommener Speise, auf das russische Volk legt, — begab sich David (ich folgte ihm mit erstarrendem Herzen auf dem Fuße nach) in das Leutezimmer und rief Wassili aus demselben heraus. Dieser wollte anfänglich nicht kommen, gehorchte aber schließlich doch und folgte uns in das Gärtchen.

David stellte sich dicht vor seine Brust hin.

Wassili war um einen ganzen Kopf größer als er.

— »Wassili Terentjeff,« begann mein Gefährte mit fester Stimme, — »Du hast vor etwa sechs Wochen unter diesem selben Apfelbaume eine, von uns dort verborgene Uhr herausgeholt. Du hattest kein Recht das zu thun. Sie gehörte Dir nicht. Gieb sie sogleich zurück.«

Wassili verwirrte sich etwas, erholte sich aber gleich wieder. »Was für eine Uhr? Was sagen Sie? Gott mit Ihnen! Ich habe gar keine Uhr!«

»Ich weiß, was ich sage; Du aber lüge nicht. Die Uhr ist bei Dir. Gieb sie zurück.«

»Ich habe Ihre Uhr nicht.«

»Wassili Terentjeff,« — sprach er dumpf und drohend. »Uns ist mit Gewißheit bekannt, daß die Uhr bei Dir ist. Man sagt es Dir ehrlich: gieb sie zurück. — Und wenn Du sie nicht zurückgiebst . . .

Wassili lächelte frech.

»Was werden Sie in diesem Falle mit mir machen? Nun? . . .«

»Was? — Wir werden uns so lange mit einander schlagen, bis entweder Du mich oder ich Dich besiegt.«

Wassili brach in Lachen ans.

»Schlagen? Das ist nicht Herrensache! — »sich mit einem Knechte schlagen!«

David ergriff Wassili plötzlich bei der Weste.

»Wir werden uns nicht mit Fäusten schlagen,« — sagte er mit den Zähnen knirschend, — »verstehst Du? Ich werde Dir ein Messer geben und selbst eines nehmen . . . Nun, und da wollen wir denn sehen, wer den Andern . . . Alexej!« — befahl er mir, laufe nach meinem Messer,

weißt Du, mit dem knöchernen Stiele, es liegt dort auf dem Tische; das andere habe ich in der Tasche.«

Wassili war dein Umsinken nahe. David hielt ihn immer noch an der Weste fest.

»Erbarmen Sie sich, erbarmen Sie sich. . . David Jagovitsch, — lallte er, und die Thränen traten ihm in die Augen. »Was ist das? Was thun Sie? Lassen Sie mich los!« —

»Ich werde Dich nicht loslassen. — Nachsicht werde ich Dir keine zeigen. — Und wenn Du Dich uns heute entwindest, so fangen wir morgen von vorne an. — Aljeschka, wo ist denn das Messer?«

»David Jagovitsch!« — heulte Wassili, — »begehen Sie keinen Mord . . . Was ist denn das? — die Uhr . . . ich . . . in der That . . . zum Scherze . . . ich werde sie Ihnen den Augenblick einhändigen. Wie? . . . bald wollen Sie Chrysanth Lukitsch den Bauch aufschlitzen bald mir . . . Lassen Sie mich los, David Jagovitsch. Wollen Sie die Uhr nicht in Empfang nehmen. Sagen Sie es nur nicht dem Vater.«

David ließ Wassili's Weste los. Ich sah ihm in's Gesicht. Freilich — da konnte auch ein Anderer als Wassili erschrecken. So niedergeschlagen . . . so kalt . . . und so böse war es.

Wassili sprang in's Haus und kehrte gleich darauf, mit der Uhr in der Hand, zurück. — Er gab sie schweigend David ab und erst als er in's Haus zurückkehrte, rief er laut auf der Schwelle; »Tfu! Welch' eine Geschichte!«

Er sah immer noch ganz entstellt aus. David nickte mit dem Kopf und begab sich in unser Zimmer. Ich schlich ihm wieder nach. — »Suworow! der leibhaftige Suworow!« dachte ich bei mir. Damals, im Jahre 1801 war Suworow unser erster, volksthümlicher Held.

XVIII.

David machte die Thüre hinter sich zu, that die Uhr auf den Tisch, kreuzte die Arme und — o Wunder! — brach in Lachen aus. Bei seinem Anblicke fing auch ich an zu lachen.

»Welch ein wunderbares Ding!« — fing er an. — »Wir können uns dieser Uhr auf keine Weise entledigen. — Sie muß wirklich verzaubert sein. Und warum habe ich mich eigentlich so erzürnt?«

»Ja, warum?« — wiederholte ich. — »Du hättest sie Wassili lassen sollen.«

»Nein doch« — unterbrach David mich, —

»Possen! Was sollen wir aber jetzt mit ihr beginnen?«

»Ja, was?«

Wir sahen Beide die Uhr an — und dachten nach. An einer Schnur aus blauen Staubperlen — (der unglückliche Wassili hatte in der Eile nicht Zeit gehabt, diese Schnur, die ihm gehörte, abzunehmen) — sie that ruhig ihre Sache: tickte — freilich etwas unregelmäßig — und langsam bewegte sich der kupferne Minutenzeiger.

»Sollen wir sie wieder vergraben? Oder in den Ofen mit ihr? schlug ich endlich vor. Oder — sollten wir sie nicht Latkin hintragen?«

»Nein,« — erwiderte David. — »Das ist Alles nicht das Rechte. Aber, höre einmal: Bei der Kanzlei des Gouverneurs ist eine Commission eingesetzt, welche milde Gaben zum Beistande der Kasimov'schen Abgebrannten einsammelt. Die Stadt Kasimov sagt man, ist mit allen Kirchen bis auf den Grund abgebrannt. Dort, sagt man, wird Alles angenommen; nicht allein Korn und Geld, sondern auch allerlei Sachen in natura. Geben wir diese Uhr dorthin! Eh?«

»Geben wir, geben wir sie dorthin,« — rief ich lebhaft. — »Ein herrlicher Gedanke! Allein ich glaubte, da die Familie Deiner Freunde Noth leidet . . .«

»Nein, nein! In die Commission. Latkins werden sich ohne sie behelfen. — In die Commission.«

»Nun, so sei es denn. Ich glaube aber, daß dabei eine Schrift an den Gouverneur ausgesetzt werden wüßte.«

David sah mich an. — »Glaubst Du?«

»Ja; viel braucht man natürlich nicht zu schreiben; aber so, einige Worte.

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel . . . so anfangen: »Da wir« . .« oder »Bewegt« . . .

»Bewegt« . . . gut.

»Dann muß man sagen: »Dieses, unser kleines Scherflein . . .«

»Scherflein . . . auch gut; nun nimm eine Feder, setze Dich, und schreibe. Vorwärts!«

»Zuerst in's Unreine,« — bemerkte ich.

»Gut, so mache ein Broiillon; aber schreibe, schreibe nur ich will sie indessen mit Kreide putzen.«

Ich nahm ein Blatt Papier und schnitt eine Feder; aber ich hatte kaum Zeit, oben aus dem Blatte: »Seiner Excellenz, dem Herrn Fürsten, Durchlaucht,« aufzuschreiben (wir hatten damals den Fürsten H. zum Gouverneur), als ich, von einem ungewöhnlichen Lärm betroffen, der sich im Hause erhob, inne hielt. David bemerkte ebenfalls den Lärm und hielt auch inne mit seiner Arbeit, die Uhr in der linken und das Läppchen mit Kreide in der rechten Hand haltend. Wir sahen einander an. Was war das für ein gellender Schrei? Das war der Taute kreischende Stimme . . . und das? — Das ist die vor Zorn heisere Stimme des Vaters. »Die Uhr! die Uhr!« schreit Jemand, mir scheint, es ist Tranquillilatin. — Man hört Schritte kommen, Bretter knarren, die Schreier Alle laufen und kommen gerade auf uns zu. Ich erstarre vor Schreck und auch David hat ein Gesicht wie Lehm, blickt aber auf wie ein Adler. »Wassili, der Niederträchtige hat uns verrathen,« flüstert er zwischen den Zähnen . . . Die Thüre öffnet sich weit . . . und der Vater im Schlafrock und ohne Halstuch, die Tante im Pudermantel, Tranquillilatin, Wassili, Juschka, ein anderer Knabe, der Koch Agapit — sie stürzen Alle zu uns in's Zimmer.

»Abscheuliche!« schreit mein Vater athemlos . . . »Endlich seid Ihr abgefangen!« — Er sah die Uhr in Davids Hand und schrie: »Gieb sie her! Gieb die Uhr her!«

Aber David macht, ohne ein Wort zu sagen, einen Schritt zum offenen Fenster, und ist mit einem Sprunge auf dem Hofe und auf der Straße!

Gewohnt meinem Muster in Allem nachzuahmen, springe auch ich zum Fenster hinaus und laufe hinter David her . . .

»Fangt sie! haltet sie!« tönen wilde, gemischte Stimmen hinter uns.

Wir aber laufen schon die Straße entlang, David ohne Mütze auf dem Kopfe voraus, ich einige Schritte hinter ihm her, gefolgt von dem Geschrei und dem Stampfen der Füße unserer Verfolger.

XIX.

Viele Jahre sind seit jenen Ereignissen verflossen; ich habe seitdem viele Male darüber nachgedacht — und ich kann bis jetzt nicht den Grund jener Wuth begreifen, die meinen Vater erfaßte, der kurze Zeit vorher verboten hatte, auch nur der, ihn langweilenden Uhr Erwähnung zu thun, — ebenso wie ich damals die Wuth Davids nicht begriff, als er von Wassil's Raub der Uhr erfuhr! Da kommt Einem unwillkürlich in den Sinn, daß ihr eine geheimnisvolle Kraft innewohnte.

Wassili hatte uns nicht verrathen, wie David es vorangsetzt; ihm war nicht darum zu thun; er war zu sehr in Furcht gejagt; — es hatte einfach eines von unseren Mädchen die Uhr in seinen Händen gesehen und es sofort der Taute hinterbracht, welche in größte Wnth gerieth.

Wir rannten also in der Mitte der Straße dahin. Diejenigen, welche uns entgegenkamen, blieben stehen oder traten verwundert zur Seite. Ich erinnere mich, das; ein verabschiedeter Secund-Major, ein bekannter Jäger, sich plötzlich aus dem Fenster seiner Wohnung herausbog und feuerroth im Gesicht, mit übers hängendem Körper, in wüthender Weise schrie, daß es hinter uns gellte: »Halt! Greift sie!« — David lief, die Uhr über seinem Kopfe schwingend und machte zuweilen einen Sprung; ich sprang auch und auf denselben Stellen wie er.

»Wohin?« rufe ich David zu, als er aus der Straße in ein Seitengäßchen biegt — und folge ihm.

»An die Oka!« schreit er. — »In's Wasser mit ihr! In den Fluß, zum Teufel!«

»Halt! Halt!« . . . schreien sie hinter uns.

Aber wir fliegen schon das Gäßchen hinunter. Schon weht uns Frische entgegen, — vor uns liegt der Fluß mit seinem steilen, schmutzigen Ufer und die hölzerne Brücke mit einer langen Reihe von Frachtwagen und ein Garnisonssoldat mit der Pike steht am Schlagbaum; — damals gingen die Soldaten mit Piken. . . David ist schon auf der Brücke, stürmt an dein Soldaten vorüber, der ihm mit der Pike einen Schlag auf die Beine geben will, statt seiner aber ein vorübergehendes Kalb trifft.

David springt im Augenblick auf dass Geländer der Brücke — er stößt einen Freudenruf aus . . . etwas Weißes und Blaues blinkt durch die Luft — das war die silberne Uhr und Wassili's blaue Perlenschnur die in die Wellen flogen. . . Aber jetzt geschieht Unglaubliches! Nach der Uhr schwingen sich Davids Füße auf, und er selbst, den Kopf voraus, die Hände ausgestreckt, mit fliegenden Rockschößen, beschreibt einen Kreis in der Luft — so fliegen an einem heißen Tage die aufgeschreckten Frösche vom hohen Ufer in das Wasser des Teiches — verschwindet augenblicklich hinter dem Brückengeländer . . . und dann — buch! ein schweres Aufschlagen unten . . .

Wie mir wurde, bin ich vollständig außer Stande zu beschreiben. Ich befand mich einige Schritte von David, als er vom Geländer sprang . . . aber ich erinnere mich nicht einmal, ob ich aufschrie; ich glaube nicht einmal, daß ich erschrak; ich wurde stumm und starr. Hände und Füße waren mir gelähmt.

Um mich herum liefen und drängten sich Menschen, einige von ihnen kamen mir bekannt vor. Trofimitsch blitzte vorüber, der Soldat mit der Pike warf sich auf die Seite, die Pferde der Frachtwagen eilten, die angebundenen Schnauzen heraufziehend, vorüber . . . dann wurde alles grün vor den Augen und Jemand gab mir einen heftigen Schlag in den Nacken und den Rücken entlang . . . Ich wurde ohnmächtig.

Ich erinnere mich, wie ich mich dann erhob; als ich sah, daß Niemand auf mich achtete, trat ich an das Geländer, aber nicht auf die Seite, wo David hinunter gesprungen war — dort heranzutreten, kam mir schauerlich vor, — sondern ans die andere Seite und begann in den brausenden, blauen, angeschwollenen Fluß hinabzusehen; ich erinnere mich, daß ich unweit der Brücke am Ufer ein an's Land gezogenes Boot bemerkte, in dem Boote befanden sich mehrere Menschen; einer von ihnen zog, naß und von der Sonne glänzend, über den Rand des Bootes gebeugt, Etwas ans dem Wasser, ein mittelmäßig großes, längliches, dunkles Ding, das ich anfangs für einen Mantelsack oder einen Korb hielt; als ich aber genauer hinsah, erkannte ich, daß es — David war!

Da erbebte ich am ganzen Körper, schrie fürchterlich auf und lief, mich durch die Menschen hindurchstoßend, nach dem Boote hin; als ich aber dort angekommen war, verlor ich den Muth und schaute umher.

Unter den Menschen, welche das Boot umgaben, erkannte ich Tranquillilatin, den Koch Agapit mit einem Stiefel in der Hand, Juschka und Wassili . . . Der nasse, glänzende Mensch hob den Körper Davids unter den Achseln ans dem Boote; Davids beide Hände hoben sich über das Gesicht, als wollte er es vor fremdem Blick bedecken; man legte ihn auf den Rücken in den Uferschlamm. David regte sich nicht, lang ausgestreckt, die Hacken an einander gelegt, den Magen vorgestreckt. Sein Gesicht war grünlich, die Augen versunken und von den Haaren troff das Wasser herab.

Der nasse junge Bursche, ein Fabrikarbeiter seiner Kleidung nach, fing an, vor Kälte zitternd und die Haare fortwährend aus der Stirne streichend, zu erzählen, wie er es angefangen. Er erzählte sehr ordentlich und sorgfältig:

»Da sehe ich, meine Herren — was hat das zu bedeuten? Dieser Jüngling fliegt über das Geländer von der Brücke hinab . . . Nun . . . ich laufe gleich dem Strome hinunter, denn ich weiß — kommt er in die Mitte des Stromes, wird er unter die Brücke fortgerissen, nun dann ist es aus! Ich sehe, es schwimmt eine zottige Mütze, — das war sein Kopf. Nun . . . ich werfe mich gleich schnell ins Wasser, ergreife ihn . . . nun, dann war es keine Kunst mehr!«

In der Menge wurden einige belobende Worte laut.

»Jetzt mußt Du Dich erwärmen; komm', trinken wir ein Gläschen,« bemerkte Jemand.

Jetzt aber drängt sich Jemand krampfhaft vor . . . Es ist Wassili.

»Was macht Ihr denn, Ihr Rechtgläubigen?« — ruft er mit weinerlicher Stimme — »rollen muß man ihn! Das ist unser junger Herr!«

»Rollen muß man ihn, rollen,« erschallt es in der Menge, die immer anwächst.

»An den Füßen aufhängen! Das ist das Beste!«

»Mit dem Bauche auf einer Tonne hin- und hergerollt, bis. . . Faßt ihn, Ihr Burschen!«

«Wagt es nicht ihn anzurühren!« — mischt sich der Soldat mit der Pike hinein. — »Auf die Hauptwache muß er getragen werden.«

»Gesindel!« hörte ich irgendwo Trofimitsch's Baß.

»Aber er lebt ja,« schrie ich aus vollem Halse fast mit Schrecken.

Ich näherte mein Gesicht dem seinigen . . . »Das also ist ein Ertrunkener,« dachte ich — und meine Seele erstarrte . . . Auf einmal sehe ich, daß David's Lippen beben und etwas Wasser von sich geben . . . Ich wurde sofort weggestoßen, weggeschlepp; Alles stürzte zu ihm hin.

«Rollt ihn! Rollt ihn l« riefen viele Stimmen.

»Nein, nein, halt!« schrie Wassili. »Nach Hause mit ihm . . . nach Hause!«

»Nach Hause!« rief auch Tranquillilatin.

»Im Augenblicke wollen wir ihn hintragen, und dort werden wir besser sehen,« — fuhr Wassili fort . . . (von jenem Tage an gewann ich Wassili lieb) — »Bruder, eine Bastmatte!l — Wenn Ihr keine habt, so faßt ihn beim Kopfe und bei den Füßen . . .

»Halt! Hier ist eine Matte! Legt ihn darauf! Hebt ihn auf! Vorwärts!« Sanft wie in einem Wagen ging es fort.

Einige Augenblicke später trat David, auf der Bastmatte getragen, unter das Dach unseres Hauses.

XX.

Er wurde ausgekleidet und aufs Bett gelegt. Schon auf der Straße hatte er angefangen, Lebenszeichen von sich zu geben; er hatte gebrummt, Bewegungen mit den Händen gemacht . . . Im Zimmer kam er vollends zu sich. Sobald nun aber die Gefahr für sein Leben geschwunden und es unnöthig war, sich noch mit ihm zu beschäftigen, trat der Unwille wieder in seine Rechte.

Alle traten von mir zurück, wie von einem Aussätzigen.

»Gott strafe ihn! Gott strafe ihn!« schrie die Tante durch das ganze Haus. — »Geben Sie ihn irgendwo anders hin, Porphyri Petrowitsch, sonst wird er noch ein Unheil anrichten, aus dem man nicht herauskommt.«

»Erbarmen Sie sich! Das ist ja eine wahre Natter und ein Besessener!« bekräftigte Tranquillilatin.

»Diese Bosheit! Diese Bosheit!« schnatterte die Taute, indem sie ganz nahe an meine Thüre herantrat, damit David sie gewiß hören möchte. — Zuerst stiehlt er die Uhr und — dann in's Wasser . . . Niemand soll sie haben . . . da habt Ihr es!«

Alle, Alle waren unzufrieden!

»David,« fragte ich ihn, sobald wir allein blieben, »warum hast Du das gethan? Warum sprangst Du in's Wasser?

»Sprangst Du! — Ich konnte mich nicht auf dem Geländer erhalten, das ist Alles. Hätte ich zu schwimmen verstanden, so wäre ich absichtlich hinunter gesprungen. Ich werde ganz bestimmt schwimmen lernen. Dafür ist aber die Uhr jetzt — futsch! . . .«

Hier trat. mein Vater feierlichen Schrittes in's Zimmer.

»Du, mein Lieber,« wandte er sich zu mir, »wirst ganz bestimmt durchgepeitscht werden, zweifle nicht daran, obgleich Du nicht mehr über die Bank zu strecken bist.« — Hierauf trat er an das Bett heran, auf weichem David lag. — »In Sibirien,« fing er mit eindringlichem, würdigem Tone an, »in Sibirien, mein Herr, auf der Galeere, unter der Erde leben und sterben Menschen, die weniger schuldig, weniger verbrecherisch sind, als Du! Bist Du ein Selbstmörder, oder ein Dieb, oder einfach ein Narr? — Sage mir das Eine, ich bitte Dich um Gottes Willen?!«

»Ich bin kein Selbstmörder und auch kein Dieb,« erwiderte David, »aber was wahr ist, das bleibt wahr, nach Sibirien gerathen allerdings gute Menschen, die besser sind als Sie oder ich . . . Wer sollte das besser wissen, als Sie?«

Mein Vater seufzte leise auf, trat einen Schritt zurück, warf eitlen unverwandten Blick auf David, spie ans, bekreuzigte sich langsam und ging aus dem Zimmer.

»Das liebst Du nicht?« sagte David und steckte die Zunge heraus. Dann versuchte er sich zu erheben, konnte es aber nicht. »Ich muß mich doch irgendwo zerschlagen haben,« sagte er ächzend und das Gesicht verziehend, »ich erinnere mich, daß das Wasser mich an einen Balken trieb.«

»Hast Du Raïsa gesehen?« fragte er plötzlich.

»Nein, ich habe sie nicht gesehen . . . Doch halt halt . . . Ich besinne mich jetzt: war sie es nicht, die an der Brücke am Ufer stand? — Ja; ein dunkles Kleidchen, ein gelbes Tuch über den Kopf . . . sie muß es gewesen sein!«

»Nun und nachher . . . hast Du sie gesehen?«

»Nachher . . . Ich weiß es nicht mehr — ich hatte keine Gedanken dafür; — da sprangst Du.«

David wurde unruhig.

»Lieber Freund Aljescha, geh' doch gleich zu ihr; sage ihr, daß ich gesund bin, daß mir Nichts geschehen ist. Ich werde morgen zu ihnen gehen. Gehe schnell, Bruder, thue mir den Gefallen!«

David streckte mir beide Hände hin . . . seine bereits trocken gewordenen Haare standen in drolligen Büscheln zu Berge und gaben seinem rührenden Gesichte einen noch innigeren Ausdruck. Ich nahm meine Mütze und verließ das Haus, indem ich mich in Acht nahm, meinem Vater unter die Augen zu kommen, um ihn nicht an sein Versprechen zu erinnern.

XXI.

Wirklich,« überlegte ich auf dem Wege zu Latkins, »wie habe ich Raïsa nicht bemerkt? Wo kam sie hin? Sie mußte ja sehen . . .«

Plötzlich erinnerte ich mich, daß im Augenblicke von David's Sturz ein fürchterlicher, herzzerreißender Schrei in meinen Ohren gellte . . . War sie es nicht etwa gewesen? Aber wie hatte ich sie später nicht mehr gesehen?

Vor dem Hause, in welchem Latkin wohnt, dehnte sich ein wüster, mit Nesseln bewachsener und von einem zerfallenen Zaune umgebener Platz aus. Ich wußte nicht, wie ich durch diesen Zaun kommen sollte — (er hatte weder Pforte noch Thor). Da stellte sich meinen Augen folgendes Schauspiel dar:

Auf der untersten Stufe der Treppe vor dem Hause saß Raïsa mit den Ellenbogen auf den Knieen und den Kopf auf die gefalteten Hände gestützt. Sie sah starr vor sich hin; neben ihr stand ihr stummes Schwesterchen und schwang ruhig eine kleine Peitsche, und vor der Thüre, mir den Rücken zuwendend, stand in einem zerrissenen, vertragenen Kamisol, in Unterhosen und Filzstiefeln der alte Latkin mit den Armen schlotternd, sich krümmend und auf einem Flecke trippelnd und umherhüpfend. Als er meinen Tritt hörte, wandte er sich rasch uni, hockte nieder — und sprang dann plötzlich auf mich los, indem er ungemein rasch mit zitternder Stimme und immerwährendem Wiederholen von Tschu, tschu . . .sprach. Ich hatte ihn lange nicht gesehen und hätte ihn gewiß nicht erkannt, wenn ich ihm an einem anderen Orte begegnet wäre.

Dieses gerunzelte, zahnlose, rothe Gesicht, diese runden, trüben Augen, die zerzausten, grauen Haare die Zuckungen, diese Sprünge, diese sinnlose, stotternde Rede . . . »Was war das? Welch eine übermenschliche Verzweiflung peinigt dieses unglückliche Wesen? Was ist das für ein »Todtentanz?« —

»Tschu, tschu . . .« flüsterte er, sich immerfort krümmend — »da ist sie, die Wassiliewna soeben, tschu, tschu, nach Hause gekommen . . . Höre! einen T . . .og auf dein Kopfe (er schlug sich dabei mit der Hand auf den Kopf) und sitzt da wie eine Schaufel; und schief, schief, wie Andriuscha; die schiefe Wassiliewna! (er wollte wohl sagen: die stumme . . .) Tschu! schief ist meine Wassiliewna! Seht, da sind sie

jetzt Beide auf dieselbe Weise. . . Freut Euch daran Ihr, Rechtgläubige! Und ich habe nur diese beiden Boote! Eh?«

Latkin war sich offenbar dessen bewußt, das; er nicht ordentlich sprach und Anders sagte, als er sagen wollte, und machte die furchtbarsten Anstrengungen, um mir deutlich zu machen, worum es sich handelte. Raïsa schien gar nicht zu hören, was ihr Vater sagte, und ihr Schwesterchen fuhr fort, die Peitsche zu schwingen.

»Lebewohl, Juwelier, lebewohl, lebewohl! sprach Latkin mehrere Mal nach der Reihe, sich tief verbeugend, als freute er sich endlich, ein verständliches Wort aufgefunden zu haben.

Der Kopf schwindelte mir. — »Was bedeutet das Alles?« — fragte ich eine alte Frau, die aus einem Fenster des Hauses herausschaute.

»Was weiß ich, Herr, erwiderte diese in singendem Tone; man sagt, ein Mensch — Gott weiß wer er ist — sei ertrunken, und das hat sie gesehen. Nun, und sie hat sich wahrscheinlich erschreckt; sie kam übrigens ganz gesund nach Hause; dann feste sie sich ans die Stufen und von der Zeit an sitzt sie da wie eine Bildsäule, ob man mit ihr spricht, oder nicht. Sie wird wohl auch den Gebrauch ihrer Zunge verloren haben. Ach, mein Himmel!«

»Lebewohl, lebewohl,« wiederholte Latkin immer mit denselben Verbeugungen.

Ich trat zu Raïsa und blieb gerade vor ihr stehen.

— »Raïsotschka,« rief ich, »was ist Dir?«

Sie antwortete Nichts; es war, als wenn sie mich gar nicht bemerkte. Ihr Gesicht war weder erblaßt noch verändert — aber es war versteinert und trug einen Ausdruck, als würde sie eben einschlafen.

»Sie ist ja schief, schief,« — flüsterte mir Latkin in's Ohr.

Ich faßte Raïsa beim Arme. — »David lebt!« rief ich lauter als früher — »er lebt und ist gesund; David lebt, verstehst Du? Er ist aus dem Wasser gezogen worden und ist zu Hause; er läßt Dir sagen, daß er morgen zu Dir kommen wird . . . Er lebt!«

Raïsa schlug mit Mühe die Augen zu mir auf, blinzelte ein paar Mal, öffnete sie immer weiter; sie neigte den Kopf auf die Seite, erröthete, ihre Lippen öffneten sich . . . Sie athmete langsam mit voller Brust die Luft ein, zog sich wie im Schmerze zusammen und sagte mit großer

Anstrengung: Da — Dav . . . l . . . lebt« — stand plötzlich auf und lief davon . . .

«Wohin?« rief ich.

Aber, leise lachend und auf den Füßen schwankend, lief sie schon über den wüsten Platz . . .

Ich lief ihr natürlich nach, während hinter mir die klagenden Stimmen des Greises und des taubstummen Kindes Latkin's ertönten . . . Raïsa lief gerade zu uns.

XXII.

An Wassili, der Tante und sogar Tranquillilatin vorüber, lief Raïsa in das Zimmer, in welchem David lag, und warf sich an seine Brust. »Ach — ach Daviduschka« — erschallte ihre Stimme unter ihren aufgelösten Locken hervor, — »ach!«

Die Arme weit öffnend, umschloß David sie, und lehnte seinen Kopf an sie.

»Vergieb mir, mein Herz —« hörte man ihn sagen. Und Beide verstummten vor Freude.

»Warum warst Du nach Hause gegangen, Raïsa — warum bliebst Du nicht dort?« sagte ich ihr. Sie erhob den Kopf noch immer nicht. — »Du hättest dann gesehen, daß er gerettet wurde.«

»Ach, ich weiß es nicht! Ich weiß nicht! Frage mich nicht; ich weiß nicht, ich erinnere mich nicht, wie ich nach Hause gekommen bin. Ich erinnere mich nur, daß ich Dich fliegen sah . . . Etwas gab mir einen Stoß . . . was nachher geschah . . .«

»Einen Stoß« — wiederholte David — und wir brachen alle Drei in Lachen aus. Uns wahr sehr wohl.

»Aber, was hat denn das endlich zu bedeuten!« erscholl hinter uns die drohende Stimme meines Vaters. Er stand auf der Thürschwelle. — »Werden diese Narrheiten endlich aufhören oder nicht? Wo leben wir eigentlich — in dem Kaiserthum Russland oder in der Republik Frankreich?«

Er trat in's Zimmer herein.

v »Wer sich empören will, gehe nach Frankreich.

Und Du? wie hast Du es gewagt, herzukommen?« wandte er sich an Raïsa, welche leise aufgestanden war; sie hatte sich ihm zugekehrt, war sichtbar verlegen, fuhr indessen fort, freundlich und selig zu lächeln. — »Tochter meines geschwornen Feindes, wie hast Du es gewagt? Und da giebt es noch Umarmungen! Hinaus, sogleich oder . . .«

»Onkel!« sprach David und setzte sich im Bette auf. Beleidigen Sie Raïsa nicht. Sie wird weggehen . . . aber beleidigen Sie sie nicht.«

»Und was bist Du mir für ein Vorsänger? Ich beleidige sie, be-—lei—di—ge sie nicht, ich jage sie einfach hinaus. Ich werde Dich selbst

noch zur Verantwortung ziehen. Hast fremdes Eigenthum verthan, Hand an Dein Leben gelegt, mich in Ausgaben versetzt.«

»Welche Ausgaben?« unterbrach ihn David.

»Welche? Deine Kleider hast Du verdorben — rechnest Du das für Nichts? Und den Leuten, welche Dich hereintrugen, habe ich ein Trinkgeld gegeben; die ganze Familie hast Du erschreckt — und jetzt stellt er sich noch auf die Hinterbeine? Und wenn dieses Fräulein hier, welches die Scham und selbst die Ehre vergessen hat . . .«

David machte eine Anstrengung, um aus dem Bett herauszukommen. »Beleidigen Sie sie nicht, sagt man Ihnen!«

»Schweige!«

«Wagen Sie es nicht!«

»Schweige!«

»Wagen Sie es nicht, meine Braut, meine zukünftige Frau zu beschimpfen!« schrie David aus vollem Halse.

»Braut!« wiederholte mein Vater und machte große Augen. »Braut! Frau! Ho! ho, ho! . . . (Ha! ha, ha, antwortete die Tante hinter der Thür.) Wie viel Jahre zählst Du denn? Eine Woche weniger ein Jahr, lebt er auf der Welt, die Milch um den Mund ist ihm noch nicht trocken, dem Muttersöhnchen! Und er denkt an heiraten! Aber ich . . . Du . . .«

»Lassen Sie mich, lassen Sie mich,« flüsterte Raïsa und wandte sich zur Thüre. Sie war todtenbleich.

»Ich werde Sie nicht um Ihre Erlaubniß bitten,« fuhr David fort zu schreien, indem er sich mit den Fäusten auf den Rand seines Bettes stützte, »sondern meinen leiblichen Vater, der heute oder morgen hier ankommen kann! Er hat mir zu befehlen, aber nicht Sie; was aber mein Alter anbetrifft, so haben Raïsa und ich keine Eile . . . wir werden warten, was Sie auch reden mögen . . .«

»Eh, Davidka, besinne Dich!« unterbrach ihn mein Vater. »Sieh Dich doch einmal au; Du bist ja ganz zerrissen . . . hast ja alles Gefühl für Schicklichkeit verloren!«

David griff mit der Hand nach dem Hemde auf seiner Brust.

»Was Sie auch reden mögen,« wiederholte er.

»So schließe ihm doch den Mund, Porphyri Petrowitsch, schließe ihm den Mund,« schrie die Tante in der Thüre, »und diese Herumtreiberin, diese Nichtswürdige . . . diese . . . In diesem

Augenblicke aber wurde die Beredtsamkeit meiner Tante von etwas ungewöhnlichem unterbrochen. Ihre Stimme brach auf einmal und an deren Stelle hörte man eine andere, schwache, heisere, grinsenhafte Stimme . . .

»Bruder!« brachte diese schwache Stimme hervor. »Christenseele! . . .«

XXIII.

Wir wandten uns Alle um . . . Vor uns, in demselben Kostüme, in dem ich ihn unlängst gesehen, stand, wie ein Gespenst, der hagere, verwilderte, beklagenswerthe Latkin.

»Und Gott!« sprach er in einer gewissen, kindischen Weise, indem er den zitterndem gekrümmten Finger und den kraftlosen Blick zu meinem Vater erhob: »Gott hat mich gestraft! Ich bin nach Wa . . . nach Ra . . . ja, ja, nach Raïsa gekommen! Mir . . . Tschu . . . Was brauche ich. Ich gehe bald unter die Erde — und, wie ist das doch? Ein Stückchen und noch eines . . . und ein Querbrett . . . das ist es, was . . . ich brauche . . . Aber Du, Bruder! Goldarbeiter, besinne Dich . . . Ich bin ja auch ein Mensch!«

Raïsa ging schweigend über das Zimmer, ergriff den Vater unter den Arm und knüpfte ihm sein Kamisol zu.

»Komm' Wassiliewna,« sprach er, »hier sind lauter Heilige; gehe nicht zu ihnen. Und der, welcher dort in dem Futterale liegt, ist auch ein Heiliger. Wir aber Bruder, sind beide sündige Menschen. Nun . . . Tschn . . . Um Vergebung, meine Herrschaften! . . . Haben zusammen gestohlen!« schrie er plötzlich; »haben zusammen gestohlen! zusammen gestohlen!« wiederholte er mit sichtbarem Vergnügen; die Zunge gehorchte ihm endlich.

Wir schwiegen Alle im Zimmer.

»Wo ist hier Euer Heiligenbild?« fragte er, den Kopf zurückwerfend und mit verdrehten Augen:«man muß sich reinigen.«

Er begann, einem Winkel zugewandt, zu beten, indem er sich mehrere Male andächtig bekreuzigte, wobei er mit den Fingern bald die eine, bald die andere Schulter berührte und hastig wiederholte: Gott! erbarme Dich meiner! Go . . . meiner! Go . . . meiner! Go . . .«

Mein Vater, welcher die ganze Zeit über kein Auge von Latkin gewandt und kein Wort gesprochen hatte, fuhr plötzlich auf, stellte sich neben ihn und fing gleichfalls an zu beten. Hierauf wandte er sich zu ihm, verbeugte sich tief, tief vor ihm, so daß er mit der eitlen Hand den Boden erreichte, sprach: »Vergieb auch Du mir, Martin Gavrilitsch« und küßte ihn auf die Schulter. Latkin erwiderte seinen Kuß, indem er in die Luft hinein schwatzte, und blinzelte mit den Augen; er begriff wohl kaum, was er that. Dann wandte sich mein

Vater zu Allen, die sich im Zimmer befanden, zu David, zu Raïsa, zu mir:

»Macht was Ihr wollt, thut was Ihr nicht lassen könnt,« sagte er mit trauriger, leiser Stimme — und entfernte sich.

Meine Tante flog auf ihn zu, allein er schrie sie finster an. Er war erregt.

«Meiner Go . . .!Meiner G . . . Erbarme Dich!« wiederholte Latkin. »Ich bin ein Mensch!«

»Lebewohl Daviduschka,« sagte Raïsa und verließ mit dem Alten ebenfalls das Zimmer.

»Morgen komme ich zu Euch,« rief ihr David nach und flüsterte, sich der Wand zukehrend; »Jetzt bin ich sehr milde, jetzt wäre es sehr gut einzuschlafen,« und verstummte.

Ich blieb noch lange in unserem Zimmer. Ich verbarg mich. Ich konnte nicht vergessen, womit mein Vater mir gedroht hatte. Aber meine Befürchtungen erwiesen sich falsch. Er begegnete mir und sprach kein Wort. Ihm war selbst nicht wohl. Uebrigens brach die Nacht bald herein — und Alles beruhigte sich im Hause.

XXIV.

Am folgenden Morgen stand David auf, als wenn Nichts vorgefallen wäre und bald darauf ereigneten sich an demselben Tage zwei wichtige Begebenheiten: Am Morgen starb der alte Latkin und gegen Abend kam der Onkel Jegor, Davids Vater in Rjäsan an. Ohne vorher zu schreiben, oder Jemand darauf vorzubereiten, fiel er uns wie Schnee ans den Kopf.

Mein Vater war sehr erschreckt und wußte nicht, wie er den theuern Gast bewirthen und wo er ihn hinsetzen sollte; er lief wie besessen herum, sonst benahm er sich wie ein Schuldiger; der Onkel aber schien von dem geschäftigen Eifer des Vaters nicht sehr gerührt zu sein; er wiederholte immerfort: »Wozu Das?« und: »ich brauche gar Nichts. Gegen die Tante benahm er sich noch kälter; auch sie sah ihn übrigens nicht gern. Er war in ihren Augen ein Gottloser, ein Ketzer, ein Voltairianer. . . (er hatte wirklich die französische Sprache erlernt, um Voltaire im Original zu lesen.) Ich fand den Onkel Jegor, ganz wie David ihn mir beschrieben hatte. Er war ein großer schwerfälliger Mann mit einem pockennarbigen, ernsten und würdigen Gesichte. Er trug stets einen Hut mit einer Plümage, Manschetten, einen Jabot, ein tabakfarbiges Kamisol und einen stählernen Degen an der Hüfte.

David war unbeschreiblich glücklich über ihn — sein Gesicht erhellte und verschönerte sich sogar, und seine Augen veränderten sich — sie wurden froh, lebhaft und glänzend; er bemühte sich indessen, seine Freude in jeder Beziehung zu mäßigen und sie nicht in Worten auszusprechen; er fürchtete sich zu erweichen.

In der ersten Nacht nach Onkel Jegor's Ankunft schlossen sich Vater und Sohn in das ihnen angewiesene Zimmer ein, und sprachen lange halblaut mit einander; am andern Morgen bemerkte ich, daß mein Onkel seinen Sohn ganz besonders liebevoll und vertrauensvoll betrachtete; er schien sehr zufrieden mit ihm zu sein. David führte ihn auf die Todtenmesse zu Latkins; ich ging auch mit; mein Vater verbot es mir nicht, blieb aber selbst zu Hause. Raïsa setzte mich durch ihre Ruhe in Erstaunen; sie war sehr bleich und mager geworden, vergoß aber keine Thränen und sprach und hielt sich sehr einfach; und bei alledem, ich muß es sagen, fand ich in ihr eine

gewisse Majestät, die unwillkürliche Majestät des Schmerzes, der sich selbst vergißt! Der Onkel Jegor machte gleich in der Vorhalle ihre Bekanntschaft; an der Art und Weise, wie er mit ihr umging, war ersichtlich, daß David schon von ihr gesprochen hatte.

Sie gefiel ihm nicht weniger, als der eigene Sohn; ich konnte es in Davids Augen lesen, wenn er sie ansah. Ich erinnerte mich noch, wie sie erglänzten, als sein Vater in seiner Gegenwart äußerte: »Ein verständiges Mädchen wird eine gute Hausfrau werden.«

Ich erfuhr im Latkin'schen Hause, daß der Alte sanft erloschen war, wie ein niedergebranntes Licht; so lange er das Bewußtsein behalten, hatte er seine Tochter immer über das Haar gestrichen und etwas Unverständliches gemurmelt; es war aber nichts Trauriges gewesen, denn er hatte dabei immer gelächelt. Zur Beerdigung ging mein Vater, sowohl in die Kirche als auf den Gottesacker und betete andächtig. Sogar Tranquillilatin sang auf dem Chor. An der Gruft brach Raïsa in Schluchzen aus und fiel auf die Erde nieder; sie erholte sich indessen bald wieder. Ihr kleines, taubstummes Schwesterchen sah Alle und Alles mit hellen, etwas verwilderten Augen an und schmiegte sich zuweilen an Raïsa, zeigte jedoch keine Furcht.

Am Tage nach der Beerdigung erklärte Onkel Jegor, der allem Anscheine nach nicht mit leeren Händen aus Sibirien gekommen war (das Geld zur Beerdigung kam von ihm, und den Erretter David's belohnte er freigebig), plötzlich meinem Vater, daß er nicht beabsichtige in Rjäsan zu bleiben, sondern mit seinem Sohne nach Moskau übersiedeln würde.

Mein Vater sprach der Reise wegen sein Bedauern darüber aus und machte auch einige — freilich nur schwache Versuche seinen Entschluß zu ändern; er war aber, ich glaube, im Grunde seiner Seele sehr froh über denselben.

Die Gegenwart seines Bruders, mit dem er nur sehr wenig gemein hatte, der ihn nicht einmal eines Vorwurfes würdigte, ihn nicht nur vernachlässigte, sondern ihn verachtete, war eine Demiithigung für ihn . . . und auch die Trennung von David war kein großer Kummer für ihn.

Mich vernichtete natürlich diese Trennung; ich fühlte mich zuerst wie verwaist und verlor meine Stütze und die Lust am Leben.

So reiste mein Onkel also ab und nahm, zum großen Erstaunen und nicht geringen Unwillen unserer ganzen Familie, nicht nur seinen Sohn, sondern auch Raïsa und deren Schwesterchen mit. . . Als meine Tante von dieser Handlung erfuhr, nannte sie ihn sogleich einen Türken und diesen Namen behielt er bis an sein Lebensende.

Und ich blieb allein . . . Allein, es handelt sich hier nicht von mir . . .

XXV.

Und das ist das Ende meiner Geschichte von der Uhr. Was soll ich Euch noch sagen? Fünf Jahre später heiratete David sein Schwarzlippchen, und im Jahre 1812 starb er, am Tage der Schlacht bei Borodino als Artillerie-Lieutenant eines ehrenvollen Todes bei der Vertheidigung der Schewardin'schen Redoute.

Seit der Zeit ist viel Wasser vorübergeflossen, und ich habe viele Uhren gehabt; ich gelangte sogar zu solch einer Herrlichkeit, daß ich mir eine echte Bregnet'sche Repetiruhr mit einem Secundenzeiger und der Angabe des Damms verschaffte . . . aber in einer geheimen Schieblade meines Schreibtisches ruht eine altmodische silberne Uhr mit einer Rose auf dem Zifferblatte; ich kaufte sie von einem wandernden jüdischen Kramer, betroffen von ihrer Aehnlichkeit mit jener, mir einst von meinem Taufvater geschenkten Uhr.

Von Zeit zu Zeit, wenn ich allein bin und keinen Besuch erwarte, ziehe ich sie aus der Schieblade hervor und erinnere mich bei ihrem Anblicke meiner jungen Jahre und der Gefährten jener unwiederbringlich verflogenen Tage . . .

- E n d e -

Ein Traum.

1876.

Deutschbr/> von
Alexander Eliasberg

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII.

I.

Ich lebte um jene Zeit mit meinem Mütterchen in einer kleinen Seestadt. Ich war eben 17 Jahre alt geworden, meine Mutter war aber noch nicht 35; sie hatte sehr jung geheiratet. Mein Vater starb, als ich gerade 6 Jahre alt war, aber ich konnte mich seiner noch genau erinnern. Mütterchen war eine kleine blonde Frau mit einem schönen, doch ewig traurigen Gesicht, mit einer stillen, matten Stimme und schüchternen Bewegungen. In ihrer Jugend war sie als eine Schönheit berühmt und sie blieb bis an ihr Ende anziehend und anmutig. Ich habe nie tiefere, zartere und traurigere Augen, weichere und feinere Haare, nie vornehmere Hände gesehen. Ich vergötterte sie, und sie liebte mich . . . Doch unser Leben ging freudlos dahin: es war, als ob ein geheimer, unheilbarer und unverdienter Kummer beständig an den Wurzeln ihres Lebens nagte. Diesen Kummer konnte ich nicht nur mit der Trauer um meinen Vater erklären, so groß diese Trauer auch war, so heiß sie meinen Vater auch geliebt hatte, so heilig sie auch sein Andenken hielt . . . Nein, hier war noch etwas verborgen, was ich nicht wußte, was ich aber unbestimmt doch stark fühlte, so oft ich in ihre stillen unbeweglichen Augen oder auf ihre schönen gleichfalls unbeweglichen Lippen, die nicht in Verbitterung zusammengepreßt, aber gleichsam für ewig erstarrt waren, blickte.

Ich sagte eben, daß meine Mutter mich liebte; es gab aber auch Augenblicke, wo sie mich von sich stieß, wo ihr meine Gegenwart lästig und unerträglich war. Sie schien dann einen unwillkürlichen Ekel vor mir zu empfinden, – nachher erschrak sie selbst darüber, bat mich unter Tränen um Verzeihung und drückte mich an ihr Herz. Ich schrieb diese Ausbrüche von Haß ihrer zerrütteten Gesundheit und ihrem Unglück zu . . . Diese feindseligen Gefühle wären allerdings auch mit den seltsamen, mir selbst unbegreiflichen, bösen und verbrecherischen Regungen zu erklären gewesen, die sich manchmal in mir regten . . . Doch solche Anwandlungen fielen nicht mit den Augenblicken ihres Hasses zusammen. – Mütterchen kleidete sich immer in Schwarz. Wir lebten auf ziemlich großem Fuße, obwohl wir fast keine Bekannten hatten.

II.

Mütterchen hatte alle ihre Gedanken und Sorgen ständig auf mich gerichtet. Ihr Leben floß mit dem meinigen zusammen. Solche Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind für die Kinder nicht immer nützlich . . . eher sind sie schädlich. Außerdem war ich das einzige Kind meiner Mutter, und einzige Kinder entwickeln sich meistens höchst ungleichmäßig. Bei ihrer Erziehung sind die Eltern gewöhnlich ebensosehr um sich selbst, als um die Kinder besorgt . . . Und das kann unmöglich gut sein. Ich war weder verzogen noch verbittert (beides kommt bei einzigen Kindern vor), doch meine Nerven waren schon im frühen Alter zerrüttet; auch war ich von schwacher Gesundheit, wie die Mutter, der ich auch sonst nachgeraten war. Ich mied die Gesellschaft meiner Altersgenossen und war überhaupt menschenscheu; selbst mit meinem Mütterchen sprach ich sehr wenig. Am meisten liebte ich es, zu lesen, allein spazieren zu gehen und zu träumen, zu träumen! Was der Inhalt meiner Träume war, kann ich kaum sagen: ich hatte manchmal wirklich das Gefühl, als ob ich vor einer halbverschlossenen Türe, hinter der ein Geheimnis verborgen wäre, stände, und wartete, und die Schwelle nicht zu überschreiten wagte, und immer grübelte, was sich hinter der Türe befände – und ich wartete und wartete – oder schlief ein. Wenn in mir eine poetische Ader wäre, so hätte ich gewiß angefangen, Verse zu machen; wenn ich eine Neigung zur Religiosität verspürte, so wäre ich vielleicht Mönch geworden; aber weder das eine, noch das andere war bei mir der Fall, – und so fuhr ich fort, zu träumen – und zu warten.

III.

Ich erwähnte soeben, daß ich zuweilen unter Einwirkung von verworrenen Gedanken und Träumereien einschlief. Ich schlief überhaupt viel, und Träume spielten in meinem Leben eine große Rolle; fast jede Nacht hatte ich Träume. Ich vergaß sie nie, ich maß ihnen große Bedeutung zu, ich hielt sie für Vorbedeutungen und suchte sie mir auszulegen; einige Träume kehrten von Zeit zu Zeit wieder, was mir immer wunderbar und seltsam erschien. Besonders beunruhigte mich ein Traum: Mir träumte, ich ginge durch die schmale, schlechtgepflasterte Gasse einer alten Stadt, zwischen vielstöckigen Häusern mit spitzen Dächern. Ich suchte meinen Vater, der gar nicht gestorben war, sondern sich aus irgendeinem Grunde vor uns verborgen hielt und in einem dieser Häuser wohnte. Und ich trete in ein dunkles niedriges Tor, durchschreite einen langen, mit Brettern und Balken angefüllten Hof und gelange schließlich in ein kleines Zimmer mit zwei runden Fenstern. Mitten in diesem Zimmer steht mein Vater in einem Schlafrocke und raucht eine Pfeife. Er sieht ganz anders als mein wirklicher Vater aus: er ist schlank, hager, schwarzhaarig, hat eine Hakennase, mürrische, durchdringende Augen; er mag etwa vierzigjährig sein. Er ist sehr unzufrieden, daß ich ihn aufgefunden habe; auch ich freue mich gar nicht über diese Begegnung und stehe unentschlossen da. Er wendet sich etwas ab, beginnt etwas zu brummen und mit kleinen Schritten auf und ab zu gehen . . . Dann entfernt er sich allmählich von mir, immer noch brummend, und blickt immerfort über die Achsel nach mir zurück; das Zimmer erweitert sich und verschwindet im Nebel . . . Plötzlich wird mir ängstlich beim Gedanken, daß ich meinen Vater wieder verliere, ich stürze ihm nach, – sehe ihn aber nicht mehr – und höre nur noch sein böses Brummen . . . Mein Herz steht still – ich erwache und kann lange nicht wieder einschlafen . . . Den ganzen folgenden Tag denke ich an diesen Traum und kann ihn mir selbstverständlich nicht erklären.

IV.

Im Juni belebte sich das Städtchen, in dem ich mit meiner Mutter wohnte, ganz außerordentlich. Zahllose Schiffe liefen im Hafen ein, zahllose neue Gesichter tauchten auf den Straßen auf. Ich liebte es, um diese Zeit auf den Quais, vor den Kaffeehäusern und Gasthöfen herumzuirren, die verschiedenen Matrosen und andere Menschen zu beobachten, die unter leinenen Sonnendächern vor kleinen, weißen Tischen saßen und aus Zinnkrügen Bier tranken.

Als ich so einmal an einem Kaffeehause vorüberging, erblickte ich einen Mann, der sofort meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Mit einem langen, schwarzen Kittel bekleidet, den Strohhut tief ins Gesicht gedrückt, saß er ganz unbeweglich mit gekreuzten Armen. Dünne, schwarze Locken hingen ihm fast bis an die Nase herab, die schmalen Lippen hielten das Mundstück einer kurzen Pfeife umpreßt. Dieser Mann kam mir so bekannt vor, jeder Zug seines gelben Gesichtes und seine ganze Erscheinung war dermaßen in meinem Gedächtnisse eingeprägt, daß ich nicht umhin konnte, vor ihm stehen zu bleiben und mir die Frage vorzulegen: wer ist er, wo habe ich ihn schon gesehen? Da er wohl meinen unverwandten Blick auf sich ruhen fühlte, richtete er seine schwarzen, stechenden Augen auf mich . . . Ich schrie unwillkürlich auf . . .

Dieser Mann war jener Vater, den ich suchte, den ich im Traume gesehen hatte!

Ein Irrtum war ganz ausgeschlossen, – die Ähnlichkeit war zu auffallend. Selbst der langschößige, schwarze Kittel, der seine hageren Glieder umhüllte, erinnerte in seiner Farbe und Form an den Schlafrock, in dem mir mein Vater erschienen war.

»Schlafe ich denn nicht?« fragte ich mich . . . Nein . . . Jetzt ist ja Tag, ringsum lärmt die Menge, am blauen Himmel strahlt die Sonne, und vor mir ist kein Gespenst, sondern ein lebendiger Mensch.

Ich trat an ein unbesetztes Tischchen, ließ mir einen Krug Bier und eine Zeitung geben und setzte mich in die Nähe dieses rätselhaften Wesens.

V.

Indem ich die Zeitung in der Höhe meines Gesichtes hielt, fuhr ich fort, den Unbekannten mit den Augen zu verschlingen. – Er saß fast bewegungslos da und hob nur selten seinen gesenkten Kopf. Offenbar erwartete er jemand. Ich sah und sah . . . Zuweilen schien es mir, das Ganze sei Einbildung, von Ähnlichkeit sei eigentlich keine Spur, ich hätte mich nur von meiner Einbildungskraft täuschen lassen . . . So oft aber jener eine Bewegung machte, auf dem Stuhle ein wenig hin- und herrückte, oder leicht die Hände hob, schrie ich beinahe wieder auf, denn ich erkannte in ihm wieder meinen »nächtlichen« Vater! – Er bemerkte schließlich meine zudringliche Aufmerksamkeit, blickte zuerst erstaunt, dann ärgerlich zu mir herüber und wollte aufstehen, wobei er seinen kleinen Rohrstock, den er an den Tisch gelehnt hatte, fallen ließ. Ich sprang sofort auf, hob ihn auf und reichte ihn ihm. Ich hatte heftiges Herzklopfen.

Er lächelte gezwungen, bedankte sich, näherte sein Gesicht dem meinigen, und sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen und halboffenem Munde an; ich hatte auf ihn offenbar einen Eindruck gemacht.

»Sie sind sehr höflich, junger Mann,« sagte er mit trockener, scharfer und näselnder Stimme. »Heutzutage ist das eine Seltenheit. Gestatten Sie mir, Ihnen zu der guten Erziehung, die Sie genossen, zu gratulieren.«

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm darauf antwortete; aber bald entspann sich zwischen uns ein Gespräch. Ich erfuhr, daß er ein Landsmann von mir und soeben aus Amerika zurückgekehrt sei, wo er viele Jahre gelebt habe und daß er bald wieder dorthin zurückzukehren gedenke. Er nannte sich Baron . . . den Namen konnte ich nicht verstehen. Wie mein »nächtlicher Vater,« so schloß auch er jeden Satz mit einem undeutlichen innerlichen Brummen. Er wünschte, meinen Namen zu erfahren . . . Als er ihn hörte, schien er sehr verwundert; dann fragte er mich, wie lange ich hier in der Stadt wohne und mit wem. Ich sagte, ich wohne bei meiner Mutter.

»Und Ihr Vater?« – »Mein Vater ist lange tot.« Er erkundigte sich nach dem Vornamen meiner Mutter und lachte dabei gezwungen auf; dann entschuldigte er sich und sagte, es sei eine üble amerikanische

Angewohnheit, wie er auch sonst ein großer Sonderling sei. Schließlich fragte er mich nach unserer Adresse. Ich gab sie ihm.

VI.

Die Erregung, die sich meiner im Anfange unseres Gespräches bemächtigt hatte, legte sich allmählich; ich fand diese so rasch geschlossene Bekanntschaft etwas eigentümlich, und das war alles. Mir mißfiel das Lächeln, mit dem der Herr Baron seine Fragen stellte; mir mißfiel auch der Ausdruck seiner Augen, wenn er mich mit ihnen gleichsam durchbohrte . . . In diesen Augen lag etwas Raubgieriges und zugleich Herablassendes . . . etwas Unheimliches. Diese Augen hatte ich in meinen Träumen nicht gesehen. Seltsam war das Gesicht des Barons! Welk, müde, abgespannt und zugleich jugendlich, unangenehm jugendlich; auch hatte mein »nächtlicher Vater« nicht jene tiefe Schramme, die bei meinem neuen Bekannten über die Stirne lief und die ich erst dann bemerkte, als ich mich ihm mehr genähert hatte.

Kaum hatte ich dem Baron den Namen der Straße und die Hausnummer unserer Wohnung mitgeteilt, als ein hochgewachsener Mohr, bis an die Augen in einen Mantel gehüllt, von hinten an ihn herantrat und ihm leise auf die Schulter klopfte. Der Baron wandte sich um und sagte: »Aha! Endlich!« Dann nickte er mir mit dem Kopfe zu und begab sich mit dem Mohren ins Innere des Kaffeehauses. Ich blieb allein draußen sitzen; ich wollte das Fortgehen des Barons abwarten, nicht, um ihn wieder anzusprechen, – (ich wußte eigentlich nicht, worüber ich noch mit ihm hätte sprechen können) – sondern um meine ersten Eindrücke nachzuprüfen. – Es verging aber eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, – der Baron zeigte sich nicht wieder. – Ich ging ins Kaffeehaus, lief durch alle Räume, fand aber nirgends weder den Baron, noch den Mohren . . . Die beiden waren wohl durch eine Hintertüre fortgegangen.

Mir schmerzte ein wenig der Kopf; um mich zu erholen, machte ich einen kleinen Spaziergang am Meeresstrande entlang bis zu dem großen Parke, der vor etwa zweihundert Jahren angelegt worden war. Nachdem ich gegen zwei Stunden im Schatten der riesengroßen Eichen und Platanen herumgewandert war, kehrte ich nach Hause zurück.

VII.

Sobald ich in unser Vorzimmer trat, stürzte mir unser Dienstmädchen ganz außer sich entgegen. Ich erriet sofort aus ihrem Gesichtsausdrucke, daß zu Hause während meiner Abwesenheit etwas Schlimmes vorgefallen war. Ich erfuhr auch wirklich, daß vor einer Stunde aus dem Schlafzimmer meiner Mutter ein gellender Schrei erklungen war; das herbeigeeilte Dienstmädchen hatte sie in tiefer Ohnmacht auf dem Boden liegen gefunden. Als meine Mutter zu sich kam, sah sie ganz erschrocken und verstört aus und mußte sich zu Bette legen; sie sprach kein Wort, beantwortete keine Frage, sah sich immer erregt um und zitterte. Das Mädchen schickte den Gärtner nach einem Arzt. Der Arzt kam und verschrieb ihr ein Beruhigungsmittel, doch wollte meine Mutter auch ihm nichts sagen. Der Gärtner behauptete, er hätte einige Augenblicke nach dem Aufschreien meiner Mutter einen unbekannten Mann gesehen, der über die Gartenbeete zum Tor gelaufen sei. (Wir bewohnten ein einstöckiges Haus, dessen Fenster nach einem ziemlich großen Garten gingen). Das Gesicht des Fremden hatte der Gärtner nicht sehen können; er sei aber hager und mit einem niederen Strohhut und einem langschößigen Rock bekleidet gewesen . . . »Die Kleidung des Barons!« ging es mir sofort durch den Kopf. Der Gärtner konnte ihn nicht einholen, man hatte ihn auch gleich ins Haus gerufen und nach dem Arzte geschickt. Ich ging zu meiner Mutter hinein. Sie lag auf dem Bette, blasser als das Kissen, auf dem ihr Kopf ruhte. Als sie mich erkannt hatte, lächelte sie matt und streckte mir ihre Hand entgegen. Ich setzte mich zu ihr und begann sie auszufragen; anfangs wich sie meinen Fragen aus, zuletzt gestand sie aber, daß sie etwas gesehen hätte, wovor sie so erschrocken wäre. – »Ist hier jemand gewesen?« fragte ich sie. – »Nein,« sagte sie hastig, »es war niemand hier, aber es schien mir . . . es kam mir vor . . .« Sie schwieg und bedeckte die Augen mit der Hand. Ich wollte ihr schon sagen, was ich vom Gärtner erfahren hatte, auch über meine Begegnung mit dem Baron wollte ich ihr berichten, aber die Worte erstarben mir, ich weiß nicht warum, auf den Lippen. Ich erlaubte mir jedoch, der Mutter zu bemerken, daß Gespenster am hellen Tage nicht zu erscheinen pflegen . . . »Laß mich,« flüsterte sie, »laß mich, bitte, quäle mich jetzt nicht. Du wirst

es schon einmal erfahren . . .« Sie schwieg wieder. Ihre Hände waren kalt, der Puls ging schnell und ungleichmäßig. Ich gab ihr die Arznei ein und trat ein wenig zur Seite, um sie nicht zu beunruhigen. Sie blieb den ganzen Tag im Bette. Sie lag still und unbeweglich da, seufzte nur zuweilen tief und öffnete erschrocken die Augen. Wir alle waren ganz ratlos.

VIII.

Gegen Abend bekam meine Mutter ein leichtes Fieber und schickte mich fort. Ich ging aber nicht in mein Zimmer, sondern legte mich im Nebenzimmer auf den Divan und trat jede Viertelstunde auf den Fußspitzen an ihre Türe, um zu horchen . . . Alles blieb still; ich glaube aber kaum, daß meine Mutter in dieser Nacht ein Auge zugedrückt hat. Als ich am frühen Morgen zu ihr hineinging, schien ihr Gesicht erhitzt und ihre Augen hatten einen unnatürlichen Glanz. Im Laufe des Tages fühlte sie sich etwas besser, doch gegen Abend bekam sie wieder Fieber. Bis dahin hatte sie hartnäckig geschwiegen, nun begann sie mit hastiger, ungleichmäßiger Stimme zu erzählen. Sie phantasierte nicht, ihre Worte hatten einen Sinn, aber keinen Zusammenhang. Kurz vor Mitternacht richtete sie sich mit einem krampfhaften Ruck im Bette auf (ich saß neben ihr) und begann mit hastiger Stimme zu erzählen, wobei sie unaufhörlich schluckweise Wasser trank, matte Bewegungen mit den Händen machte, mich aber kein einzigesmal ansah. Sie machte Pausen, gab sich dann wieder einen Ruck und fuhr von neuem fort . . . Dies alles war so sonderbar, als ob sie es im Schlafe täte, als ob sie selbst dabei nicht zugegen wäre, als ob ein anderer aus ihrem Munde spräche oder sie zu sprechen zwänge.

IX.

»Höre, was ich dir erzählen werde,« begann sie. »Du bist ja kein Kind mehr und mußt alles wissen. Ich hatte einst eine gute Freundin . . . Sie heiratete einen Mann, den sie von ganzem Herzen liebte, und sie war mit ihm sehr glücklich. Noch im ersten Jahre ihrer Ehe reisten sie in die Hauptstadt, um dort einige Wochen zu verleben und sich zu amüsieren. Sie stiegen in einem guten Gasthofe ab und gingen viel ins Theater und in Gesellschaft. Meine Freundin war schön und fiel allen auf; die jungen Leute machten ihr den Hof; unter ihnen war aber einer, ein Offizier. Er verfolgte sie auf Schritt und Tritt und wo sie auch war, – überall sah sie seine schwarzen, bösen Augen. Er ließ sich ihr nicht vorstellen und sprach niemals mit ihr, – er sah sie aber immer so sonderbar frech an. Alle Vergnügungen der Hauptstadt waren für sie durch seine Gegenwart vergällt; sie bat ihren Mann, so bald als möglich abzureisen, – und sie machten sich reisefertig. Eines Abends begab sich ihr Mann in einen Klub; einige Offiziere vom gleichen Regiment wie jener hatten ihn zum Kartenspiel eingeladen . . . Sie blieb zum ersten Male allein. Der Mann blieb lange aus; sie entließ ihr Mädchen und begab sich zu Bett . . . Da überkam sie plötzlich ein beklemmendes Gefühl, so daß sie ganz kalt wurde und schauderte. Es war ihr, als ob sie ein leises Geräusch hinter der Wand – wie das Scharren eines Hundes – hörte, und sie richtete ihren Blick auf die Wand. In der Ecke brannte ein Lämpchen; das ganze Zimmer war mit Stofftapeten ausgeschlagen . . . Plötzlich bewegte sich etwas, der Wandbehang hob sich . . . Und aus der Wand heraus trat schwarz und lang jener unheimliche Mensch mit den bösen Augen! Sie wollte aufschreien und konnte es nicht. Sie war ganz gelähmt vor Angst. Er ging schnell wie ein Raubtier auf sie zu, warf ihr etwas über den Kopf, etwas Schwüles, Schweres, Weißes . . . Was weiter geschah, weiß ich nicht . . . weiß ich nicht! Es war wie der Tod, wie ein Mord . . . Als sich dieser schreckliche Nebel endlich verzog, als ich . . . als meine Freundin zu sich kam, war niemand im Zimmer. Sie konnte noch lange nicht schreien, und als sie endlich aufschrie, verlor sie gleich wieder die Besinnung . . .

Später sah sie ihren Mann neben sich, den man bis zwei Uhr nachts im Klub aufgehalten hatte . . . Er war ganz blaß vor Schreck. Er

begann sie auszufragen, aber sie sagte nichts . . . Dann wurde sie krank . . . Doch ich erinnere mich: als sie einmal allein im Zimmer war, untersuchte sie jene Stelle an der Wand . . . Unter der Stofftapete fand sie eine Geheimtüre. Sie hatte ihren Trauring verloren. Dieser Ring war von ungewöhnlicher Form: Sieben goldene Sterne wechselten auf ihm mit sieben silbernen Sternen ab; es war ein alter Familienschmuck. Der Mann fragte sie, was mit dem Ring geschehen sei, sie konnte ihm aber keine Antwort geben. Der Mann glaubte, sie hätte ihn irgendwo fallen lassen und suchte überall, fand ihn aber nicht. Auch ihn ergriff Unruhe; er beschloß, so schnell als möglich nach Hause zu reisen, und sobald der Arzt es erlaubte, verließen sie die Hauptstadt . . . Aber denke dir nur! Am Tage ihrer Abreise stießen sie auf der Straße auf eine Tragbahre . . . Und auf dieser Bahre lag ein eben ermordeter Mann mit gespaltenem Schädel – denke dir nur! – es war jener nächtliche Gast mit den bösen Augen . . . Man hatte ihn beim Kartenspiel erschlagen!

Dann reiste meine Freundin aufs Land . . . sie wurde zum erstenmal Mutter . . . und lebte noch einige Jahre mit ihrem Mann. Er erfuhr niemals etwas; was hätte sie ihm auch erzählen können? Sie wußte ja selbst nichts.

Doch das frühere Glück war verschwunden. Das Leben der Ehegatten wurde finster, und diese Finsternis hellte sich nie wieder auf . . . Weitere Kinder bekamen sie nicht, und dieser Sohn . . .«

Mütterchen erbebte am ganzen Körper und bedeckte das Gesicht mit den Händen . . .

»Aber sag mir jetzt,« fuhr sie mit verdoppelter Kraft fort, »hat meine Freundin etwas verbrochen? Was kann sie sich vorwerfen? Sie war hart gestraft; hatte sie aber nicht das Recht, vor Gott selbst zu erklären, daß die Strafe, die sie getroffen, ungerecht und unverdient war? Warum wird sie nun wie eine Verbrecherin von Gewissensbissen gepeinigt, warum erscheint ihr das Vergangene noch jetzt, nach vielen Jahren, so grauenvoll? Macbeth hat Banko ermordet, und es ist ganz natürlich, daß er ihn immer vor sich sieht . . . aber ich . . .«

Hier wurde die Rede meiner Mutter so verworren, daß ich sie nicht mehr verstand . . . Ich zweifelte nicht mehr daran, daß sie phantasierte.

X.

Jeder wird leicht begreifen, welchen erschütternden Eindruck die Erzählung meiner Mutter auf mich machte! Ich hatte gleich beim ersten Wort begriffen, daß sie von sich selbst und nicht von einer Freundin sprach; sie hatte sich ja auch einmal versprochen, und dies bestätigte nur meine Vermutung. Also war dieser Mann, den ich im Traume gesucht und jetzt auch im Wachen gesehen hatte, wirklich mein Vater. Er war nicht ermordet, wie meine Mutter glaubte, sondern nur verwundet . . . Er hatte sie wohl besucht und war, durch ihren Schreck erschreckt, davongelaufen. Plötzlich wurde mir alles klar; das Gefühl der unwillkürliehen Abneigung, welches meine Mutter zuweilen gegen mich empfand, ihr ewiger Gram und unsere Zurückgezogenheit . . . Ich entsinne mich noch, daß mich ein Schwindel erfaßte, daß ich mit beiden Händen nach meinem Kopfe griff, als ob ich ihn festhalten wollte. Aber ein Gedanke setzte sich in meinem Kopfe fest; ich wollte unbedingt, koste es was es wolle, jenen Mann wieder aufsuchen! Warum? Welchen Zweck sollte das haben? Darüber legte ich mir keine Rechenschaft ab, aber ich mußte ihn aufsuchen, das war mir eine Lebensfrage! Am nächsten Morgen beruhigte sich meine Mutter endlich, das Fieber wich . . . sie schlief ein. Ich überließ sie der Fürsorge der Hausleute und der Dienerschaft und machte mich auf die Suche.

XI.

Vor allen Dingen begab ich mich selbstverständlich ins Kaffeehaus, wo ich den Baron zuerst gesehen hatte; aber dort kannte ihn niemand, niemand hatte den zufälligen Gast auch nur bemerkt. Auf den Mohren konnten sich die Wirtsleute wohl besinnen, denn dieser fiel zu sehr in die Augen, aber wer er war und wo er wohnte, wußte niemand. Ich ließ für alle Fälle im Kaffeehaus meine Adresse zurück und begann dann alle Straßen in der Nähe des Hafens, alle Quais und Boulevards der Stadt abzusuchen, sah in alle öffentlichen Lokale hinein, fand aber nichts, was dem Baron oder seinem Begleiter ähnlich sähe! . . . Da ich den Namen des Barons nicht verstanden hatte, war es mir auch nicht möglich, bei der Polizei Erkundigungen einzuziehen; ich gab aber einigen Polizeidienern (die mich allerdings erstaunt und mißtrauisch ansahen) unter der Hand zu verstehen, daß sie von mir eine anständige Belohnung bekommen würden, wenn es ihnen gelänge, die Spuren jener zwei Personen, deren Äußeres ich ihnen so genau wie möglich beschrieb, aufzufinden. Nachdem ich auf diese Weise den ganzen Vormittag umhergelaufen war, kehrte ich erschöpft nach Hause zurück. Meine Mutter hatte das Bett verlassen, doch hatte sich zu ihrer gewöhnlichen Trauer etwas Neues hinzugesellt, eine wehmütige Ratlosigkeit, die mir wie ein Messer in das Herz schnitt. Den Abend blieb ich an ihrer Seite. Wir sprachen fast nichts: sie legte Patiencen, und ich sah schweigend in ihre Karten. Sie kam mit keinem Wort auf ihre Erzählung und auf die gestrigen Vorgänge zurück. Es war, als ob wir eine stillschweigende Verabredung getroffen hätten, alle die unheimlichen und seltsamen Vorgänge nicht zu berühren . . . Sie bereute anscheinend schon, daß sie sich zu dieser Erzählung hatte hinreißen lassen; vielleicht erinnerte sie sich auch nicht mehr genau, was sie mir alles in ihrem Fieberzustand erzählt hatte, und hoffte, daß ich sie verschonen werde . . . Ich schonte sie auch wirklich, und sie fühlte es; sie wich wie gestern meinen Blicken aus. Ich konnte die ganze Nacht nicht einschlafen. – Draußen erhob sich plötzlich ein furchtbarer Sturm. Der Wind heulte wie toll, die Fensterscheiben dröhnten und klirrten, die ganze Luft war von verzweifeltem Winseln und Schreien erfüllt, als ob sich dort oben etwas zerrisse und mit tollem Weinen über die

erschütterten Häuser dahinflöge. Vor Sonnenaufgang schlummerte ich etwas ein . . . plötzlich schien es mir, jemand sei ins Zimmer getreten und hätte mich mit leiser doch eindringlicher Stimme beim Namen gerufen. Ich hob den Kopf und sah niemand; doch seltsam! ich erschrak nicht nur nicht, ich war eher froh: ich hatte plötzlich die Überzeugung, daß ich jetzt bestimmt mein Ziel erreichen würde. Ich kleidete mich schnell an und ging aus dem Hause.

XII.

Der Sturm hatte sich gelegt . . . doch bebte noch ein leiser Nachhall in der Luft. Es war noch sehr früh und auf den Straßen war noch kein Mensch zu sehen; an vielen Stellen lagen Trümmer von Schornsteinen, Dachziegel, Bretter von zerstörten Zäunen, abgebrochene Baumäste umher . . . »Wie mag es nachts auf dem Meere zugegangen sein?« – diese Frage kam mir unwillkürlich in den Sinn beim Anblick der Spuren, die der Sturm zurückgelassen hatte. Ich wollte schon nach dem Hafen gehen, aber meine Füße trugen mich, gleichsam einem fremden Willen gehorchend, nach einer anderen Seite. Nach kaum zehn Minuten sah ich mich in einem Stadtteil, in dem ich noch niemals gewesen war. Ich ging nicht schnell, blieb aber auch nie stehen; ich hatte ein ganz eigentümliches Gefühl im Herzen; ich erwartete etwas Ungewöhnliches, Unmögliches und war zugleich überzeugt, daß dieses Ungewöhnliche eintreten werde.

XIII.

Und nun trat dieses Ungewöhnliche, dieses Unerwartete wirklich ein! Etwa zwanzig Schritte vor mir erblickte ich plötzlich jenen Mohren, der im Kaffeehause vor meinen Augen den Baron angesprochen hatte! In den gleichen Mantel gehüllt, den ich mir schon damals gemerkt hatte, war er wie aus der Erde geschossen und ging nun, mir den Rücken wendend, mit raschen Schritten auf dem schmalen Trottoir einer krummen Gasse hinab! Ich stürzte ihm sofort nach, aber er verdoppelte die Schritte und bog plötzlich, ohne sich nach mir umzublicken, um die Ecke eines vorspringenden Hauses. Ich erreichte diese Ecke und bog ebenso schnell um sie herum, wie der Mohr . . . Welch ein Wunder! Vor mir lag eine lange, schmale, ganz leere Straße; sie war ganz in trüben, bleiernen Morgennebel getaucht, – aber mein Blick konnte bis an ihr Ende dringen, konnte alle ihre Häuser zählen . . . kein lebendes Wesen war zu sehen! Der lange Mohr im Mantel war ebenso schnell verschwunden, wie er aufgetaucht war! Ich wunderte mich . . . aber nur für einen Augenblick. Denn gleich überkam mich ein anderes Gefühl; diese schweigende und gleichsam ausgestorbene Straße, die sich vor meinen Augen hinzog, – ich hatte sie erkannt! Es war die Straße meines Traumes. Ich erbebte, ich zuckte zusammen – die Morgenluft war so frisch – und ging sofort, ohne zu schwanken, mit einer gewissen ängstlichen Zuversicht weiter!

Ich fange an, mit den Augen zu suchen . . . Da ist es ja: rechts, mit einer Ecke vorspringend, steht das Haus meines Traumes; da ist auch das altertümliche Tor mit den steinernen Schnörkeln zu beiden Seiten . . . Die Fenster sind allerdings viereckig und nicht rund, aber das ist nicht wichtig . . . Ich klopfe an das Tor zweimal, dreimal, immer lauter und lauter . . . Das Tor geht langsam, mit schwerem Knarren, gleichsam gähnend auf. Vor mir steht ein junges Dienstmädchen mit zerzaustem Haar und verschlafenen Augen. Sie ist offenbar eben erst aufgewacht. »Wohnt hier der Baron?« frage ich, und meine Blicke durchfliegen den tiefen, engen Hof . . . Es stimmt: da sind auch die Bretter und Balken, die ich im Traume gesehen hatte.

»Nein,« antwortet mir das Mädchen, »der Baron wohnt hier nicht.«

»Unmöglich!«

»Er ist jetzt nicht hier. Er ist gestern abgereist.«

»Wohin?«

»Nach Amerika.«

»Nach Amerika!« wiederholte ich unwillkürlich. »Er kommt doch noch zurück?«

Das Dienstmädchen sah mich mißtrauisch an.

»Das wissen wir nicht. Vielleicht kommt er auch gar nicht zurück.«

»Hat er lange hier gewohnt?«

»Nein, nur eine Woche. Jetzt ist er ganz fort.«

»Und wie war der Familienname dieses Barons?«

Das Mädchen sah mich erstaunt an.

»Wie, Sie kennen seinen Namen nicht? Wir nannten ihn einfach Baron. He, Peter!« rief sie, als sie sah, daß ich vorwärts dringen wollte. »Komm mal her: ein Fremder ist hier, der alles wissen will.«

Aus dem Hause kam die plumpe Gestalt eines kräftigen Knechtes hervor.

»Was ist los? Was wünschen Sie?« fragte er mich mit heiserer Stimme. Er hörte mich verdrießlich an und wiederholte alles, was schon das Mädchen gesagt hatte.

»Wer wohnt denn hier?« fragte ich.

»Unser Herr.«

»Und wer ist er?«

»Ein Schreiner. In dieser Straße wohnen lauter Schreiner.«

»Kann ich ihn sprechen?«

»Nein, jetzt nicht; jetzt schläft er.«

»Darf ich ins Haus hinein?«

»Nein, gehen Sie.«

»Kann ich den Herrn vielleicht später sprechen?«

»Warum nicht? Gewiß. Den können Sie immer sprechen . . . Dazu ist er ja Geschäftsmann. Aber jetzt gehen Sie. Es ist zu früh!«

»Nun, und der Mohr?« fragte ich ihn unvermittelt.

Der Knecht sah erst mich und dann das Dienstmädchen ganz verständnislos an.

»Was für ein Mohr?« fragte er schließlich. »Gehen Sie, Herr. Sie können später wiederkommen und mit dem Herrn sprechen.«

Ich trat auf die Straße. Das Tor wurde hinter mir schnell und schwer zugeschlagen, diesmal ganz ohne Knarren.

Ich merkte mir genau die Straße und das Haus und ging, aber nicht nach Hause. – Ich empfand etwas wie Enttäuschung. Alles, was ich erlebt hatte, war so seltsam, so ungewöhnlich und hatte doch ein so dummes Ende genommen! Ich war überzeugt, ich war ganz sicher, daß ich in diesem Hause das mir bekannte Zimmer sehen würde, und mitten im Zimmer meinen Vater, den Baron, im Schlafrock und mit einer Pfeife . . . Und statt dessen war der Besitzer des Hauses ein Schreiner, den man nach Belieben aufsuchen durfte, bei dem man vielleicht auch Möbel bestellen konnte . . .

Und mein Vater ist nach Amerika abgereist! Was bleibt mir nun zu tun übrig? . . . Soll ich alles der Mutter erzählen, oder die Erinnerung an diese Begegnung begraben? Ich konnte mich unmöglich mit dem Gedanken abfinden, daß sich an einen solchen übernatürlichen, geheimnisvollen Anfang ein solches sinnloses und gewöhnliches Ende schließen könne!

Ich wollte nicht nach Hause zurückkehren und ging ziellos aus der Stadt ins Freie.

XIV.

Ich ging gesenkten Hauptes, ohne Gedanken, fast ohne Empfindungen, doch ganz in mich gekehrt. – Ein gleichmäßiges, dumpfes und wildes Getöse brachte mich aus dieser Erstarrung. Ich hob den Kopf: die See brauste etwa fünfzig Schritte von mir entfernt. Ich sah, daß ich über den Sand einer Düne ging. Die vom nächtlichen Sturme aufgeregte See war bis zum Horizonte mit weißen Wellenkämmen bedeckt, und die steilen, langen Wogen rollten eine nach der anderen langsam heran und zerschellten am flachen Ufer. Ich trat näher und ging längs der Grenzlinie, welche die Brandung auf dem gelben, gestreiften, mit Fetzen von Seealgen, Muschelscherben, schlangenförmigen Bändern des Riedgrases bedeckten Sand zurückgelassen hatte. Möwen mit spitzen Flügeln kamen mit dem Winde aus ferner, luftiger Ferne kläglich schreiend herbeigeflogen, stiegen schweeweiß zum grauen Wolkenhimmel empor, fielen steil herab, sprangen gleichsam von Welle zu Welle und verschwanden, silbernen Funken ähnlich, in den Streifen des wirbelnden Schaumes. Ich bemerkte, daß einzelne Möwen hartnäckig einen großen Stein umkreisten, der einsam inmitten der gleichförmigen Sandfläche lag. Rauhes Riedgras wuchs in unregelmäßigen Büscheln an der einen Seite des Steins, und, wo die verworrenen Stengel aus dem gelben Salzgrund emporstiegen, lag etwas Schwarzes, Längliches, Rundliches, nicht sehr Großes . . . Ich sah genauer hin . . . Irgendein dunkler Gegenstand lag unbeweglich neben dem Steine . . . Er wurde immer deutlicher und bestimmter, je näher ich herankam . . .

Ich war nur noch etwa dreißig Schritte vom Steine entfernt . . .

Es sind ja die Umrisse eines menschlichen Körpers! Es ist ein Leichnam; es ist ein Ertrunkener, den die Brandung herausgeworfen hat! Ich ging an den Stein heran.

Es war der Leichnam des Barons, meines Vaters! Ich blieb wie angewurzelt stehen. Jetzt erst begriff ich, daß mich seit dem frühen Morgen unbekannte Mächte getrieben hatten, daß ich ganz in ihrer Gewalt war, – und einige Augenblicke lang war in meiner Seele nichts als das eintönige, unaufhörliche Brausen der See und die stumme Angst vor dem Schicksal, das mich ergriffen hatte . . .

XV.

Er lag auf dem Rücken, etwas zur Seite gekehrt, die linke Hand unter dem Kopfe . . . die rechte unter dem gekrümmten Körper. Die Spitzen der mit hohen Matrosenstiefeln bekleideten Füße waren im zähen Schlamm eingesunken; die kurze blaue Joppe war ganz mit Salzwasser durchtränkt und noch zugeknöpft; ein rotes Tuch umschlang straff seinen Hals. Das dunkle Gesicht war zum Himmel gekehrt und schien zu lächeln; unter der emporgezogenen Oberlippe sahen die dichten, kleinen Zähne hervor; die trüben Pupillen der halbgeschlossenen Augen stachen nur wenig von dem dunkel gewordenen Weißen ab; die mit Schaumblasen bedeckten und mit Sand beschmutzten Haare fielen zur Erde und ließen die glatte Stirne mit der bläulichen Schramme frei; die schmale Nase stand scharf zwischen den eingefallenen Wangen. Der Sturm der vergangenen Nacht hatte das Seinige besorgt! Er hat sein Amerika nicht wiedergesehen! Der Mensch, der meine Mutter beschimpft und ihr Leben verstümmelt hatte, mein Vater, – ja! mein Vater – ich durfte nicht daran zweifeln – er lag jetzt hilflos ausgestreckt im Schmutze zu meinen Füßen. Ich hatte das Gefühl befriedigter Rachsucht, empfand auch Mitleid, Ekel und Grauen . . . doppeltes Grauen: vor dem, was ich sah und vor dem, was vor Jahren geschehen war. All das Böse, Verbrecherische, von dem ich schon sprach, regte sich wieder in mir . . . es drohte mich zu ersticken . . . Aha! dachte ich mir: jetzt weiß ich, warum ich so bin, jetzt weiß ich, von wem ich das Blut habe! Ich stand neben der Leiche, und sah, und wartete: vielleicht zuckten noch die toten Pupillen, vielleicht öffneten sich noch diese erstarrten Lippen . . . – Nein! Alles blieb regungslos, selbst das Riedgras schien da, wo ihn die Brandung herausgespült hatte, zu ersterben; auch die Möwen waren fortgeflogen, kein einziges Trümmerstück; kein Brett, kein Stück Takelwerk war zu sehen. Alles war leer . . . nur er – und ich – und die fernhin brausende See. Ich blickte mich um: auch hinter mir dieselbe Öde; bis zum Horizont zog sich eine Kette lebloser Hügel . . . das war alles! Es war mir peinlich, den Unglücklichen in dieser Einsamkeit, im Uferschlamm als Speise für die Fische und Vögel zurückzulassen; eine innere Stimme sagte mir, daß ich Menschen suchen und holen müsse, wenn auch nicht zur Hilfe, so doch um ihn unter ein schützendes

Dach zu bringen. Aber eine unsägliche Angst ergriff mich plötzlich. Es war mir, als ob dieser tote Mensch wisse, daß ich hergekommen sei, als ob er selbst diese letzte Begegnung veranlaßt habe – ich glaubte sogar jenes unheimliche mir bekannte Brummen zu hören . . . Ich lief zur Seite . . . und blickte mich noch einmal um . . . Etwas Glänzendes fiel mir in die Augen und hielt mich zurück. Es war ein goldener Reif an der zurückgeworfenen Hand des Ertrunkenen . . . Ich erkannte den Trauring meiner Mutter. Ich kann mich noch erinnern, wie ich mich bezwang, umzukehren, an ihn heranzutreten, mich über ihn zu beugen . . . wie klebrig seine kalten Finger waren, wie ich schwer keuchte, die Augen schloß, und mit den Zähnen knirschte, während ich den hartnäckigen Ring vom Finger abzog . . .

Schließlich habe ich ihn abgezogen, und ich renne, renne davon, Hals über Kopf – und irgend etwas jagt mir nach, holt mich ein, packt mich . . .

XVI.

Alles, was ich durchgemacht und erlebt hatte, war wohl auf meinem Gesichte zu lesen, als ich nach Hause zurückkehrte. Als ich ins Zimmer der Mutter trat, richtete sie sich plötzlich auf und sah mich so hartnäckig-fragend an, daß ich, nachdem ich ohne Erfolg versucht hatte, irgendeine harmlose Erklärung vorzubringen, ihr schließlich schweigend den Ring überreichte. Sie wurde entsetzlich blaß, ihre Augen öffneten sich ungewöhnlich weit und wurden ebenso leblos wie bei ihm. Sie schrie schwach auf, taumelte, ergriff den Ring, fiel mir halb ohnmächtig an die Brust und bohrte ihre wahnsinnigen, weit geöffneten Augen in mich. Ich umfaßte sie mit beiden Armen und erzählte ihr stehend, ohne mich zu rühren und ohne Überstürzung mit ruhiger Stimme alles, was ich wußte: von meinem Traum, von der Begegnung und von allem. Sie hörte mich bis zu Ende an, ohne mich auch nur mit einem Worte zu unterbrechen, ihr Atem ging immer schneller, und plötzlich wurden ihre Augen wieder lebhaft und senkten sich zu Boden. Dann steckte sie sich den Ring auf den Goldfinger, trat etwas zur Seite und holte Mantel und Hut. Ich fragte sie, wohin sie gehen wolle. Sie sah mich verwundert an, wollte antworten, aber die Stimme versagte ihr. Sie zuckte einige Male zusammen, rieb sich die Hände, als ob sie sich erwärmen wollte und sagte schließlich: »Wir wollen gleich hingehen.«

»Wohin denn, Mütterchen?

»Wo er liegt . . . ich will sehen . . . ich will ihn erkennen . . . ich werde ihn erkennen . . .«

Ich versuchte es ihr auszureden, aber sie hätte beinahe einen Nervenanfall bekommen. Ich begriff, daß es unmöglich war, sich ihrem Wunsche zu widersetzen, und wir machten uns auf den Weg.

XVII.

Nun gehe ich wieder über den Dünensand, aber nicht allein. Ich führe meine Mutter am Arme. Die See ist zurückgetreten und ruhiger geworden, aber auch das schwächere Brausen klingt noch drohend und unheilverkündend. Da ist endlich der einsame Stein, da ist auch das Riedgras. – Ich schaue gespannt hin, ich bemühe mich, jenen rundlichen, auf der Erde liegenden Gegenstand zu erspähen, – doch ich sehe nichts. Wir kommen näher heran; ich verlangsame unwillkürlich die Schritte. Wo ist denn jenes Schwarze, Unbewegliche? Nur die dunklen Stengel des Riedgrases ragen aus dem schon trockenen Sande . . . Wir treten ganz nahe an den Stein heran . . . Die Leiche ist fort, und nur auf jener Stelle, wo sie gelegen hatte, ist im Schlamm noch eine Vertiefung zu sehen, und man kann unterscheiden, wo die Arme und Beine waren . . . Das Gras ist etwas zerdrückt, da sind auch die Fußspuren eines Menschen zu erkennen; sie laufen quer über die Düne und verlieren sich auf dem Kieselboden.

Mütterchen und ich sehen uns einander an und erschrecken vor dem, war wir in unseren Augen lesen . . .

Er war doch nicht selbst aufgestanden und fortgegangen?

»Hast du ihn tot gesehen?« fragte die Mutter ganz leise.

Ich nickte nur. Es waren noch nicht drei Stunden vergangen, seit ich die Leiche des Barons gesehen hatte . . . Jemand hatte sie wohl entdeckt und weggetragen. – Ich sollte eigentlich feststellen, wer es getan hatte und was aus ihr geworden war.

Aber zuerst mußte ich für meine Mutter sorgen.

XVIII.

Solange wir auf dem Wege zum verhängnisvollen Orte waren, schüttelte sie zwar ein Fieberfrost, aber sie beherrschte sich noch. Das Verschwinden der Leiche traf sie wie ein schweres Unglück. Sie verfiel in einen Starrkrampf. Ich fürchtete um ihren Verstand. Mit großer Mühe führte ich sie nach Hause. Ich brachte sie wieder ins Bett und ließ den Arzt kommen; sobald aber die Mutter etwas zur Besinnung kam, verlangte sie von mir, daß ich mich unverzüglich auf die Suche nach »jenem Menschen« begäbe. Ich gehorchte. Aber trotz aller Bemühungen entdeckte ich nichts. Ich ging einige Male auf die Polizei, besuchte alle in der Nähe liegenden Dörfer, erließ einige Annoncen in den Zeitungen, zog überall Erkundigungen ein, – alles war vergebens! Allerdings wurde mir einmal gemeldet, daß in ein Stranddorf ein Ertrunkener gebracht worden sei . . . Ich eilte sofort hin, die Leiche war aber inzwischen beerdigt worden; übrigens glich sie nach dem Signalement gar nicht dem Baron. Ich stellte fest, auf welchem Schiffe er nach Amerika abgefahren war; zuerst waren alle überzeugt, daß das Schiff während eines Sturmes untergegangen sei; doch einige Monate später ging das Gerücht, daß man es im Hafen von New-York gesehen habe. Ich wußte nicht, was ich noch weiter unternehmen sollte, und begann den Mohren, mit dem ich ihn gesehen hatte, zu suchen; ich bot ihm durch die Zeitungen eine nicht unbedeutende Geldsumme an, wenn er sich bei uns melden würde. Einmal kam in meiner Abwesenheit zu uns wirklich ein langer Mohr in einem Mantel . . . Nachdem er aber das Dienstmädchen ausgefragt hatte, ging er eilig fort und kam nicht wieder.

So verlor ich die letzte Spur meines . . . Vaters; so versank er für immer in stummes Dunkel. – Ich sprach mit der Mutter nie wieder von ihm; nur einmal, wie ich mich entsinne, kam sie auf meinen Traum zurück und wunderte sich, warum ich früher niemals seiner erwähnt hatte; sie fügte dann hinzu: »Also war er wirklich . . .« sprach aber ihren Gedanken nicht zu Ende. Mütterchen war lange Zeit krank, und unser inniges Verhältnis erneuerte sich nach ihrer Genesung nicht wieder. Sie genierte sich vor mir . . . bis an ihr Ende . . . Sie genierte sich buchstäblich. Aber dem war nicht abzuhelfen. Alles gleicht sich aus, selbst Erinnerungen an die traurigsten

Familienereignisse verlieren ihre Kraft und ihre Schärfe; wenn aber zwischen zwei einander nahestehenden Personen Befangenheit auftritt, so ist dem nicht abzuhelfen! – Den Traum, der mich so sehr beunruhigt hatte, sah ich nie wieder. Ich »suche« meinen Vater nicht mehr; doch manchmal kommt es mir im Schlafe vor, – als hörte ich ein fernes Schluchzen, ein unstillbares, jämmerliches Klagen; es tönt irgendwo hinter einer Mauer, die ich nicht übersteigen kann; es schneidet mir das Herz entzwei, ich weine mit geschlossenen Augen, und kann unmöglich begreifen, was das ist: ob das Stöhnen eines lebenden Menschen, oder das gedehnte wilde Heulen der bewegten See? Die Töne gehen wieder in ein tierisches Brummen über, – und mit tiefem Weh und Grauen im Herzen wache ich auf.

- E n d e -

Das Lied der triumphierenden Liebe.

1881.

Deutsch
von
Alexander Eliasberg

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV.

MDXLII.

Dem Andenken Gustave Flauberts.

Wage du zu irren und zu träumen.
Schiller.

Folgendes las ich in einer alten italienischen Handschrift:

I.

Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts lebten in Ferrara – (das damals unter dem Szepter seiner prachtliebenden Herzöge, der Beschützer der Künste und der Poesie, in hoher Blüte stand) – zwei junge Männer, mit Namen Fabius und Mutius. Gleich an Alter, nahe miteinander verwandt, waren sie fast immer unzertrennlich; eine innige Freundschaft verband sie seit frühester Jugend . . . Dieses Band war auch durch die Ähnlichkeit ihrer Lebensschicksale gefestigt. Beide gehörten alten Geschlechtern an; beide waren reich, unabhängig und ohne Familie; auch hatten sie gleichen Geschmack und verwandte Neigungen. Mutius beschäftigte sich mit Musik, und Fabius mit Malerei. Ganz Ferrara war stolz auf sie, als auf den schönsten Schmuck des Hofes, der Gesellschaft und der Stadt. In ihrem Äußeren waren sie aber unähnlich, obwohl sie sich beide durch schlanke, jugendliche Schönheit auszeichneten: Fabius war etwas größer von Gestalt und hatte ein zartes, weißes Gesicht, blonde Haare und blaue Augen; Mutius dagegen hatte ein braunes Gesicht, schwarze Haare, und in seinen dunkelbraunen Augen lag nicht jener heitere Glanz, und auf seinen Lippen nicht jenes freundliche Lächeln wie bei Fabius; seine dichten Brauen hingen beinahe auf die schmalen Lider herab, während Fabius' goldblonde Brauen in feinen Halbkreisen auf der reinen, glatten Stirne lagen. Auch war Mutius im Gespräch weniger lebhaft; trotz alledem hatten beide Freunde bei Damen den gleichen Erfolg, denn nicht umsonst waren sie Muster ritterlicher Dienstfertigkeit und Freigebigkeit.

Um die gleiche Zeit lebte zu Ferrara eine Edeljungfrau, mit Namen Valeria. Sie galt als eine der ersten Schönheiten der Stadt, obgleich

man sie nur selten zu Gesicht bekam: sie lebte sehr zurückgezogen und verließ das Haus nur um in die Kirche, und höchstens noch an großen Feiertagen auf die Promenade zu gehen. Sie lebte mit ihrer Mutter, einer adeligen, doch wenig bemittelten Witwe, deren einziges Kind sie war. Valeria flößte einem jedem, der ihr begegnete, das Gefühl unwillkürlicher Bewunderung und einer ebenso unwillkürlichen, zarten Achtung ein: so bescheiden gab sie sich, sowenig schien sie sich selbst der Macht ihrer Reize bewußt zu sein. Manche fanden sie freilich etwas blaß; der Blick ihrer Augen, die sie fast immer gesenkt hielt, drückte eine gewisse Schüchternheit und sogar Furchtsamkeit aus; ihre Lippen lächelten selten und dann auch nur kaum wahrnehmbar; ihre Stimme hatte selten jemand gehört. Aber es ging das Gerücht, daß diese Stimme sehr schön sei, und daß sie manchmal in ihrer verschlossenen Kammer, früh morgens, wo noch die ganze Stadt schlief, alte Lieder sänge und sich selbst auf der Laute begleite. Trotz ihres blassen Aussehens erfreute sich Valeria einer blühenden Gesundheit, und selbst alte Leute, welche sie sahen, sagten sich unwillkürlich: »O wie glücklich wird der Jüngling sein, für den sich diese unberührte, jungfräuliche Knospe dereinst zur Blüte entfalten wird!«

II.

Fabius und Mutius erblickten Valeria zum ersten Male bei einem prächtigen Volksfeste, das auf Befehl des Herzogs Ercole von Ferrara, eines Sohnes der berühmten Lucretia Borgia, zu Ehren der Würdenträger gegeben wurde, die aus Paris auf Einladung der Herzogin, einer Tochter des Königs Ludwig XII. von Frankreich, eingetroffen waren. Valeria saß neben ihrer Mutter in der Mitte einer schönen Tribüne, die nach dem Entwurf Palladios auf dem Hauptplatze von Ferrara für die vornehmsten Damen der Stadt errichtet war. Beide Jünglinge, Fabius und Mutius, verliebten sich am gleichen Tage leidenschaftlich in das Mädchen; und da sie vor einander nichts zu verheimlichen pflegten, erfuhr ein jeder von ihnen sehr bald, was das Herz des andern erfüllte. Sie einigten sich, daß ein jeder von ihnen versuchen werde, sich Valeria zu nähern, und wenn sie einem von ihnen den Vorzug geben sollte, werde sich der andere widerspruchslos ihrer Entscheidung unterwerfen müssen. Nach einigen Wochen gelang es den beiden, dank dem guten Rufe, den sie mit Recht genossen, Einlaß in das sonst schwer zugängliche Haus der Witwe zu erlangen; sie erlaubte ihnen, sie zu besuchen. Nun hatten sie fast täglich Gelegenheit, Valeria zu sehen und mit ihr zu sprechen; und mit jedem Tage loderte das in den Herzen der beiden Jünglinge entzündete Feuer heftiger empor; Valeria schien indessen keinem von ihnen den Vorzug zu geben, obgleich sie an diesen Besuchen offenbar Gefallen hatte. Mit Mutius trieb sie Musik, unterhielt sich aber lieber mit Fabius, in dessen Gesellschaft sie viel unbefangener war. Endlich sandten die Jünglinge, um sich Gewißheit über ihr Los zu verschaffen, Valeria einen Brief mit der Bitte, sie möchte sich ihnen selbst erklären und sagen, wem sie ihre Hand geben wolle. Valeria zeigte diesen Brief der Mutter und erklärte ihr, daß sie bereit sei, Jungfrau zu bleiben; wenn aber die Mutter meine, daß es für sie Zeit sei, in die Ehe zu treten, so wolle sie den heiraten, den ihr die Mutter bestimmen würde. Die ehrsame Witwe vergoß einige Tränen bei dem Gedanken an die Trennung von dem geliebten Kinde; sie hatte jedoch keinen Grund, die Freier abzuweisen: einen jeden von ihnen hielt sie für gleich wert, die Hand ihrer Tochter zu erlangen. Doch da sie in der Tiefe ihrer Seele Fabius vorzog und

ahnte, daß er auch Valeria mehr zusagte, wies sie auf ihn. Fabius erfuhr schon am nächsten Tage von seinem Glück; und Mutius blieb nichts anderes übrig, als sein Wort zu halten und sich zu fügen.

Das tat er auch; aber Zeuge des Triumphes seines Freundes und Rivalen zu sein, – ging über seine Kraft. Er verkaufte sofort den größeren Teil seines Besitzes und begab sich mit den paar tausend Dukaten, die er dafür bekam, auf eine weite Reise nach dem Morgenlande. Beim Abschied versprach er Fabius, nicht eher zurückzukommen, als bis er fühlen werde, daß die letzten Spuren der Leidenschaft in ihm erloschen wären. Es fiel Fabius schwer, sich von dem Freunde seiner Kindheit und seiner Jugend zu trennen . . . doch die freudige Erwartung einer nahen Seligkeit ließ alle anderen Gefühle verstummen, und er überließ sich ganz den Wonnen seiner vom Erfolg gekrönten Liebe.

Bald darauf ging er die Ehe mit Valeria ein und erst da erkannte er den ganzen Wert des Schatzes, den er gewonnen hatte. Er besaß eine schöne Villa, in einem schattigen Garten gelegen, in nicht allzugroßer Entfernung von Ferrara; in diese Villa zog er mit seiner Gattin und ihrer Mutter. Eine selige Zeit brach für die beiden an. Valeria zeigte in der Ehe alle ihre Vorzüge und Reize in einem neuen, bezaubernden Lichte; Fabius entwickelte sich aber zu einem bedeutenden Maler: er war nicht mehr einfacher Dilettant, sondern ein Meister. Die Mutter Valerias weidete sich am Glück des jungen Paares und dankte Gott. Vier Jahre zogen dahin so schnell und unbemerkt wie ein seliger Traum. Nur eins fehlte den jungen Gatten, sie hatten nur den einen Kummer: der Himmel gab ihnen keine Kinder . . . aber die Hoffnung verließ sie nicht. Am Ende des vierten Jahres erfuhren sie ein großes, diesmal wirkliches Unglück: nach kurzer Krankheit starb die Mutter Valerias.

Valeria vergoß viele Tränen und konnte sich lange nicht in den Verlust finden. Aber es verging noch ein Jahr, das Leben trat wieder in seine Rechte, und alles kam in das frühere Geleise. Und da, an einem schönen Sommerabend, kehrte nach Ferrara, ohne jemand benachrichtigt zu haben, Mutius zurück.

III.

In den ganzen fünf Jahren, die er abwesend war, hatte niemand etwas von ihm gehört; alle Gerüchte über ihn waren verstummt, als ob er ganz vom Erdboden verschwunden wäre. Als Fabius seinem Freund in einer der Straßen von Ferrara begegnete, schrie er beinahe laut auf, – zuerst vor Erstaunen und dann vor Freude. Er lud ihn sogleich nach seiner Villa ein. In seinem Garten hatte er einen abgesonderten, geräumigen Pavillon, und er schlug dem Freunde vor, in diesen Pavillon zu ziehen. Mutius ging gern darauf ein und siedelte noch am gleichen Tage in Begleitung seines stummen, malaiischen Dieners dahin über. Der Malaie war stumm doch nicht taub und sogar, nach der Lebendigkeit seines Blickes zu schließen, sehr aufgeweckt und verständig . . . Man hatte ihm einst die Zunge herausgeschnitten. Mutius brachte zahlreiche Koffer mit, angefüllt mit den verschiedenartigsten Kostbarkeiten, die er auf seinen langen Reisen gesammelt hatte. Auch Valeria freute sich über die Rückkehr des Mutius; er begrüßte sie freundschaftlich heiter, doch ruhig, und man konnte nach seinem ganzen Gebaren schließen, daß er seinem Freund Fabius das Wort gehalten hatte. Im Laufe des ersten Tages richtete er sich in seinem Pavillon ein und packte mit Hilfe des Malaien die mitgebrachten Schätze aus: Teppiche, seidene Stoffe, Gewänder aus Samt und Brokat, Waffen, Schalen, Schüsseln und Becher, verziert mit Email, Gegenstände aus Gold und Silber, geschmückt mit Perlen und Türkisen, geschnitzte Kästchen aus Bernstein und Elfenbein, geschliffene Flaschen, Gewürze und Räucherwerk, Tierfelle, Federn unbekannter Vögel und eine Menge anderer Sachen, deren Gebrauch sogar geheimnisvoll und unbegreiflich erschien. Unter allen diesen Kostbarkeiten war auch ein reiches Perlenhalsband, das Mutius vom persischen Schah für einen gewissen großen und geheimen Dienst erhalten hatte; er bat Valeria um Erlaubnis, ihr dieses Perlenhalsband eigenhändig um den Hals legen zu dürfen: es erschien ihr ungewöhnlich schwer und mit einer seltsamen Wärme behaftet . . . es schmiegte sich auch sofort fest an ihre Haut. Am Abend nach der Mahlzeit saßen sie alle auf der Terrasse der Villa im Schatten der Oleander und Lorbeeren, und Mutius begann seine Erlebnisse zu schildern. Er erzählte von den fernen Ländern, die er besucht, von

Bergen, die über die Wolken hinaufragen, von Flüssen, groß und mächtig wie Meere; er sprach von riesenhaften Gebäuden und Tempeln, von tausendjährigen Bäumen, von in allen Farben des Regenbogens schillernden Blumen und Vögeln, er nannte die Namen der Städte und Völker, die er besucht hatte . . . schon diese Namen klangen wie Märchen. Mutius kannte den ganzen Orient: er hatte Persien durchreist und Arabien, wo die Pferde schöner und edler sind als alle anderen Geschöpfe; war in die Tiefe Indiens eingedrungen, wo die Menschen herrlichen Gewächsen gleichen; hatte die Grenzen Chinas und Tibets erreicht, wo ein Gott namens Dalai-Lama in Gestalt eines schweigsamen Mannes mit Schlitzaugen leibhaftig auf Erden wohnt. Wunderbar waren seine Erzählungen! Fabius und Valeria hörten ihm wie bezaubert zu. Mutius hatte sich äußerlich wenig verändert: sein von Kindheit an braunes Gesicht war nur noch etwas dunkler geworden, versengt von den Strahlen einer heißeren Sonne, und die Augen schienen etwas tiefer als früher; das war auch alles. Sein Gesichtsausdruck war aber ein anderer geworden: er schien in sich gekehrt, ernst, und belebte sich auch dann nicht, wenn er von den Gefahren sprach, die er bestanden, nachts in Wäldern, wo Tiger heulten, oder am Tage, auf einsamen Wegen, wo Fanatiker auf die Reisenden lauerten, um sie zu Ehren einer eisernen Göttin, die nach Menschenopfern verlangt, zu erdrosseln. Auch die Stimme Mutius' war dumpfer und eintöniger geworden; die Bewegungen seiner Arme und des ganzen Körpers hatten jene Freiheit und Ungezwungenheit verloren, die sonst den Italienern eigen ist. Mit Hilfe seines Dieners, des unterwürfigen und flinken Malaien, zeigte er seinen Freunden einige Kunststücke, die er von den indischen Brahminen gelernt hatte. So versteckte er sich z. B. hinter einem Vorhange und erschien plötzlich mit untergeschlagenen Beinen frei in der Luft schwebend, wobei er sich nur leicht mit den Fingerspitzen auf ein senkrecht aufgestelltes Bambusrohr stützte, was Fabius in großes Erstaunen setzte und Valeria sogar erschreckte . . . – »Ist er wohl gar mit bösen Mächten im Bunde?« dachte sie. – Als er aber mit den Tönen einer kleinen Flöte aus einem geschlossenen Korbe zahme Schlangen hervorzulocken begann und als die Schlangen, ihre Stacheln bewegend, die dunklen, platten Köpfe unter der bunten Decke hervorsteckten, geriet Valeria in Entsetzen und bat Mutius, diese ekelhaften Geschöpfe so schnell wie möglich zu verstecken. Beim

Nachtmahl traktierte Mutius seine Freunde mit Schiras-Wein aus einer langhalsigen bauchigen Flasche; der ungewöhnlich aromatische und dicke Wein war von goldener Farbe und schillerte grünlich und geheimnisvoll in den kleinen Schalen aus Jaspis, in die er ihn einschenkte. Sein Geschmack war von dem der europäischen Weine verschieden: er war sehr süß und würzig, und wirkte, wenn man ihn langsam in kleinen Zügen trank, angenehm einschläfernd auf alle Glieder. Mutius nötigte Fabius und Valeria davon zu trinken und trank auch selbst. Er beugte sich über Valerias Schale und flüsterte etwas, wobei er die Finger eigentümlich bewegte. Valeria bemerkte es; da ihr aber die Manieren Mutius' und sein ganzes Auftreten auch ohnehin fremd und sonderbar vorkamen, dachte sie nur: »Hat er vielleicht in Indien irgend einen fremden Glauben angenommen? Oder herrschen dort solche Gebräuche?« – Nach kurzem Schweigen fragte sie ihn, ob er auch während seiner Reise Musik getrieben habe. Als Antwort ließ er sich von seinem Malaien seine indische Geige bringen. Sie glich den hiesigen, nur hatte sie statt der vier Saiten drei; sie war mit bläulicher Schlangenhaut überzogen, und der dünne Bogen aus Rohr war zu einem Halbkreis geschwungen und trug an seinem Ende einen spitzgeschliffenen funkelnden Diamanten.

Mutius spielte zunächst einige traurige, wie er behauptete, volkstümliche Lieder, die für ein italienisches Ohr seltsam und sogar wild klangen; die metallenen Saiten tönten klagend und schwach. Als aber Mutius ein neues Lied anstimmte, wurde der Ton plötzlich stark und klangvoll; der Bogen, den er sehr breit führte, zauberte eine leidenschaftliche Melodie hervor, sie glitt anmutig dahin, wie jene Schlange, deren Haut die Geige bedeckte; und die Melodie leuchtete und glühte in solchem Feuer, in solchem triumphierenden Jubel, daß es Fabius und Valeria ganz unheimlich zumute wurde, und ihnen Tränen in die Augen traten . . . während Mutius, mit gebeugtem, an die Geige gedrücktem Kopf, mit blassen Wangen und zu einem Strich zusammengezogenen Brauen noch ernster, noch mehr in sich gekehrt erschien, und der Diamant an der Spitze des Bogens im Hin- und Hergehen blendende Funken um sich warf, gleichsam vom Feuer des wunderbaren Liedes entzündet. Als Mutius geendet hatte, hielt er die Geige noch immer zwischen Kinn und Schultern gedrückt, ließ aber die Hand mit dem Bogen sinken. – »Was ist das? Was hast du uns gespielt?« rief Fabius. – Valeria sprach kein Wort, schien aber mit

ihrem ganzen Wesen die Frage ihres Mannes zu wiederholen. Mutius legte die Geige auf den Tisch, schüttelte leicht das Haar und sagte höflich lächelnd: »Das? Diese Weise . . . dieses Lied hörte ich einmal auf der Insel Ceylon. Es heißt dort im Volke das Lied der glücklichen, befriedigten Liebe.« – »Spiele es noch einmal,« flüsterte Fabius. – »Nein; ich darf es nicht wiederholen,« entgegnete Mutius. »Auch ist es zu spät. Signora Valeria bedarf der Ruhe und auch ich muß gehen . . . ich bin so müde.« Im Laufe dieses ganzen Tages hatte sich Mutius im Verkehr mit Valeria höflich und einfach, wie ein alter Freund benommen; beim Abschied drückte er ihr aber auffallend fest die Hand, wobei er seine Finger auf ihre Handfläche preßte, und blickte ihr so unverwandt ins Gesicht, daß sie, obwohl sie die Augenlider gesenkt hatte, diesen Blick auf ihren plötzlich erglühenden Wangen spürte. Sie sagte nichts zu Mutius, riß aber ihre Hand aus der seinigen los, und als er gegangen war, warf sie noch einen Blick auf die Türe, durch die er sich entfernt hatte. Es fiel ihr ein, daß sie auch in den früheren Jahren vor ihm eine gewisse Furcht gehabt hatte . . . nun war sie ganz verwirrt. Mutius begab sich nach seinem Pavillon, und die Gatten zogen sich in ihr Schlafgemach zurück.

IV.

Valeria konnte lange nicht einschlafen; ihr Blut wogte langsam und matt, und in ihrem Kopfe sang es ganz leise . . . Es kam vom seltsamen Wein, meinte sie, vielleicht auch von den Erzählungen des Mutius, oder von seinem Geigenspiel . . . Erst beim Morgengrauen schlief sie ein und hatte einen wunderbaren Traum.

Es war ihr, als träte sie in ein geräumiges Zimmer mit niedriger gewölbter Decke . . . Ein solches Zimmer hatte sie noch nie im Leben gesehen. Alle Wände waren mit kleinen blauen, mit goldenem Blumenmuster verzierten Kacheln bekleidet; schlanke Säulen von geschnitztem Alabaster stützten die Marmordecke; die Decke und die Säulen waren wie durchsichtig . . . bleiches rosiges Licht drang von allen Seiten in den Raum und übergoß geheimnisvoll und gleichmäßig alle Gegenstände; in der Mitte des spiegelglatten Fußbodens lagen auf einem schmalen Teppich Kissen aus Brokat. In den Ecken rauchten kaum wahrnehmbar große Räucherbecken in Form von Märchenungeheuern; es gab hier keine Fenster; in einer Wandnische dunkelte stumm eine mit einem Samtvorhang verhängte Tür. Und plötzlich gleitet dieser Vorhang langsam zur Seite . . . und an der Schwelle erscheint Mutius. Er verbeugt sich vor ihr, öffnet die Arme, lacht . . . Seine harten Arme umschlingen roh Valerias Oberkörper, seine trockenen Lippen versengen sie am ganzen Leibe . . . Sie sinkt zurück auf die Polster . . .

Valeria stöhnt vor Schreck auf, macht verzweifelte Anstrengungen und erwacht. Ohne noch zu begreifen, wo sie ist und was mit ihr geschehen, richtet sie sich im Bette auf und blickt sich ganz bestürzt um . . . Sie bebt am ganzen Körper . . . Fabius liegt an ihrer Seite. Er schläft; doch sein Gesicht scheint im Lichte des runden und hellen Vollmondes, der durchs Fenster hereinblickt, bleich wie bei einem Toten . . . es ist trauriger als das Gesicht eines Toten. Valeria weckt ihren Mann, und als er sie erblickt, ruft er aus: »Was hast du?« – »Ich hatte . . . ich hatte einen schrecklichen Traum,« flüstert sie, noch immer am ganzen Leibe bebend . . .

Aber in diesem Augenblick erklangen vom Pavillon her laute seltsame Töne, und beide, Fabius wie Valeria, erkannten die Melodie, die ihnen Mutius vorgespielt und die er das Lied der befriedigten, triumphierenden Liebe genannt hatte. – Fabius blickte verlegen auf Valeria . . . sie schloß die Augen, wandte sich ab, – und beide lauschten mit verhaltenem Atem dem Liede bis zu Ende. Als der letzte Ton erstorben war, versteckte sich der Mond hinter einer Wolke, und im Zimmer wurde es plötzlich dunkel . . . Beide Gatten ließen ihre Köpfe auf die Polster sinken, ohne ein Wort zu wechseln – und keiner von den beiden merkte, wann der andere einschlief.

V.

Am nächsten Morgen kam Mutius zum Frühstück; er schien zufrieden und begrüßte Valeria sehr heiter. Sie erwiderte den Gruß ganz verwirrt, sie blickte ihn flüchtig an und erschrak vor seinem zufriedenen, heiteren Gesicht, vor seinen durchdringenden, fragenden Augen. Mutius begann wieder etwas zu erzählen, Fabius unterbrach ihn aber beim ersten Wort.

»Du hast wohl am neuen Orte nicht einschlafen können? Wir beide hörten, wie du das gestrige Lied spieltest.«

»Ja? Habt ihr es gehört?« sagte Mutius. »Ich habe es wirklich gespielt; vorher hatte ich aber geschlafen und sogar einen wunderbaren Traum gehabt.«

Valeria horchte auf. »Was für einen Traum?« fragte Fabius.

»Es war mir,« antwortete Mutius, indem er unverwandt auf Valeria blickte, »es war mir, als ob ich in ein geräumiges Zimmer träte; es hatte eine gewölbte Decke und war in orientalischem Geschmack ausgestattet. Geschnitzte Säulen trugen die Decke, die Wände waren mit Kacheln bekleidet, und obwohl es weder Fenster noch Kerzen gab, war das ganze Zimmer von einem rosigen Lichtschein erfüllt, als ob seine Wände aus durchsichtigen Steinen zusammengefügt wären. In den Ecken standen chinesische Räucherbecken, auf dem Boden lagen auf einem schmalen Teppich Brokatkissen. Ich betrat den Raum durch eine verhängte Türe und aus einer anderen Türe, gegenüber, erschien eine Frau, die ich einst geliebt hatte. Und sie erschien mir so schön, daß ich wieder in Liebe zu ihr entbrannte wie früher . . .«

Mutius schwieg bedeutungsvoll. Valeria saß unbeweglich, wurde immer bleicher und atmete immer tiefer.

»Da erwachte ich,« fuhr Mutius fort, »und spielte jenes Lied.«

»Wer war sie?« fragte Fabius.

»Wer sie war? Die Frau eines Indiers. Ich hatte sie in der Stadt Delhi kennen gelernt . . . Sie ist nicht mehr am Leben . . . sie ist gestorben.«

»Und der Gatte?« fragte Fabius, ohne selbst zu wissen, warum.

»Auch der Gatte soll tot sein. Ich habe die beiden bald aus dem Gesicht verloren.«

»Seltsam!« bemerkte Fabius. »Auch meine Frau will diese Nacht einen sonderbaren Traum gehabt haben (Mutius blickte unverwandt auf Valeria), den sie mir nicht erzählt hat,« fügte Fabius hinzu.

In diesem Augenblick stand aber Valeria auf und verließ das Zimmer. – Auch Mutius ging gleich nach dem Frühstück fort und erklärte, daß er in Geschäften nach Ferrara müsse und vor Abend nicht zurückkehren werde.

VI.

Einige Wochen vor der Rückkehr des Mutius hatte Fabius das Bildnis seiner Frau begonnen; es stellte sie mit den Attributen der heiligen Cäcilie dar. – Er hatte in seiner Kunst große Fortschritte gemacht; der berühmte Luini, ein Schüler Leonardo da Vincis, hatte ihn in Ferrara besucht und ihm neben eigenen Ratschlägen auch einige Lehren seines großen Meisters mitgeteilt. Das Bildnis war fast fertig; Fabius hatte nur noch mit wenigen Strichen das Gesicht zu vollenden; er durfte auf sein Werk mit Recht stolz sein. – Nachdem er Mutius nach Ferrara hatte ziehen lassen, begab er sich in seine Werkstatt, wo ihn Valeria zu erwarten pflegte; diesmal fand er sie aber nicht vor; er rief sie, und sie antwortete nicht. Fabius fühlte sich von einer geheimen Unruhe erfaßt und begann sie zu suchen. Im Hause war sie nicht; Fabius lief in den Garten und fand schließlich Valeria in einer der entlegensten Alleen. Den Kopf auf die Brust gesenkt, die Hände auf den Knien gekreuzt, so saß sie auf einer Bank, und hinter ihr hob sich vom dunklen Grün einer Zypresse ein marmorner Satyr ab, der schadenfroh grinste und an den gespitzten Lippen eine Flöte hielt. Valeria freute sich sichtlich über das Erscheinen des Gatten und antwortete auf seine unruhigen Fragen, daß sie etwas Kopfweh habe, daß dies aber nichts weiter bedeute und daß sie bereit sei, ihm zu sitzen. Fabius geleitete sie in die Werkstatt, setzte sie auf den gewohnten Platz und ergriff den Pinsel; doch zu seinem großen Verdruß wollte ihm das Gesicht nicht gelingen, so wie er es gewollt hatte. Und nicht etwa, weil es blaß und ermattet erschien . . . nein; aber jenen reinen, heiligen Ausdruck, der ihm an ihr so gut gefiel und der ihn auf den Gedanken gebracht hatte, seine Gattin als die heilige Cäcilie darzustellen, – diesen Ausdruck fand er heute nicht. Schließlich warf er den Pinsel fort, sagte Valeria, daß er heute nicht in der Stimmung sei und daß es auch ihr guttun würde, sich hinzulegen, da sie nicht ganz wohl zu sein scheine, und stellte die Staffelei mit dem Bilde zur Wand. Valeria stimmte ihm zu, daß sie ausruhen müsse, klagte noch einmal über Kopfweh und zog sich in ihr Schlafgemach zurück. Fabius blieb in der Werkstatt. Er fühlte eine sonderbare Erregung, die er gar nicht begreifen konnte. Die Anwesenheit Mutius' unter seinem Dache, die er selbst

heraufbeschworen hatte, war ihm auf einmal lästig. Es war nicht Eifersucht . . . wie hätte er auch auf Valeria eifersüchtig sein können! – er erkannte aber in Mutius nicht mehr den früheren Freund. All das Fremde, Unbekannte, Neue, was Mutius aus den fernen Ländern mitgebracht hatte und was ihm in Fleisch und Blut übergegangen zu sein schien – alle diese magischen Kunstgriffe, Lieder, seltsamen Getränke, dieser stumme Malaie, und selbst der scharfe würzige Duft, den die Kleider Mutius', sein Haar und sein Atem ausströmten, – all das flößte Fabius ein Gefühl ein, welches dem Mißtrauen, vielleicht sogar der Furcht ähnlich war. Warum starrte dieser Malaie, wenn er bei Tisch bediente, ihn, Fabius so unangenehm und unverwandt an? Man konnte wirklich meinen, er verstände italienisch. Mutius behauptete von ihm, daß er, indem er sich die Zunge herausschneiden ließ, ein großes Opfer gebracht habe, wofür er aber jetzt über eine große geheime Kraft verfüge. – Was war das für eine Kraft? Und wie hat er sie um den Preis seiner Zunge erlangen können? Das alles war ja so seltsam, so unbegreiflich! – Fabius ging zu seiner Frau ins Schlafzimmer. Sie lag angekleidet auf dem Bett, schlief aber nicht. Als sie seine Schritte hörte, fuhr sie zusammen, war aber dann über sein Kommen ebenso erfreut wie vorhin im Garten. Fabius setzte sich zu ihr ans Bett, ergriff Valerias Hand und fragte sie nach kurzem Schweigen, welch einen ungewöhnlichen Traum sie heute Nacht gehabt und warum er sie so erschreckt habe. Ob er in der Art jenes Traumes gewesen sei, von dem Mutius erzählt habe? – Valeria errötete und erwiderte: »O nein, nein! Ich sah . . . ein Ungeheuer, das mich zerreißen wollte.« – »Ein Ungeheuer? In Menschengestalt?« fragte Fabius. – »Nein, in Gestalt eines Tieres . . . eines Tieres!« – Und Valeria wandte sich ab und verbarg ihr glühendes Gesicht in den Kissen. Fabius hielt noch eine Weile die Hand seiner Frau in der seinigen fest, führte sie dann schweigend an seine Lippen und verließ das Schlafgemach.

Beide Gatten hatten an diesem Tage wenig Freude. Etwas Finsteres schien über ihnen zu lasten . . . aber was es war, wußten sie nicht zu sagen. Sie hatten das Bedürfnis, beieinander zu sein, als ob ihnen eine Gefahr drohte; – sie wußten aber nicht, was sie einander sagen könnten. Fabius versuchte wieder am Bilde zu arbeiten; dann nahm er wieder Ariost vor, dessen Gedicht erst vor kurzem in Ferrara erschienen und schon in ganz Italien berühmt war; es wollte ihm aber

nichts gelingen . . . Spät am Abend, gerade zum Nachtmahl, kehrte Mutius zurück.

VII.

Er schien ruhig und zufrieden, erzählte aber sehr wenig; umsomehr Fragen richtete er an Fabius: über die früheren gemeinsamen Bekannten, den deutschen Feldzug, über Kaiser Karl; er sprach auch von seinem Wunsch, nach Rom zu gehen, um den neuen Papst zu sehen. Er bot Valeria wieder den Schiras-Wein an; und als sie ablehnte, murmelte er wie vor sich hin: »Jetzt ist es nicht mehr nötig.« – Die Gatten begaben sich nach dem Nachtmahl in ihr Schlafgemach, und Fabius schlief rasch ein . . . Als er aber nach einer Stunde erwachte, sah er, daß niemand sein Lager teilte: Valeria lag nicht an seiner Seite. Er stand rasch auf und sah im gleichen Augenblick, wie seine Frau im Nachtgewande aus dem Garten ins Zimmer zurückkehrte. – Obwohl es kurz vorher geregnet hatte, schien der Mond hell am heiteren Himmel. Valeria näherte sich mit geschlossenen Augen und dem Ausdrucke geheimen Grauens auf dem unbeweglichen Gesicht dem Bette, betastete es mit vorgestreckten Armen und legte sich rasch und stumm nieder. Fabius wandte sich an sie mit einer Frage, sie gab ihm aber keine Antwort und schien zu schlafen. Er berührte sie und fühlte an ihrer Kleidung und an ihrem Haar Regentropfen und an den Sohlen ihrer bloßen Füße – Sandkörner. Da sprang er auf und lief durch die halbgeöffnete Türe in den Garten hinaus. Das ungemein grelle Mondlicht lag auf allen Dingen. Fabius blickte sich um und entdeckte auf dem Sande des Weges die Spuren von zwei Paar Füßen, von denen das eine barfuß war; die Spuren führten zu einer Jasminlaube, die etwas abseits zwischen dem Hause und dem Pavillon stand. Er blieb ganz verwirrt stehen – und plötzlich erklangen wieder die Töne des Liedes, das er in der vergangenen Nacht gehört hatte! Fabius zuckte zusammen und eilte in den Pavillon . . . Mutius stand mitten im Zimmer und spielte auf der Geige. Fabius stürzte auf ihn zu.

»Du warst im Garten, du warst im Freien, deine Kleider sind vom Regen naß!«

»Nein . . . ich weiß nicht . . . ich glaube . . . ich war nicht draußen . . .« antwortete Mutius mit sichtbarer Anstrengung, gleichsam verwundert über das plötzliehe Erscheinen Fabius' und dessen Erregung.

Fabius ergreift seine Hand. »Und warum spielst du wieder diese Weise? Hast du wieder geträumt?«

Mutius blickt Fabius noch immer erstaunt an und schweigt.

»Antworte doch!«

»Kupfern steht des Mondes Schild,
Schlangengleich das Bächlein quillt,
Und der Habicht packt das Wild,
Und des Freundes Stimme schrillt:
Hilf! . . .«

murmelt Mutius singend, wie im Schlafe.

Fabius taumelte einige Schritte zurück, starrte Mutius an, blieb noch eine Weile unschlüssig stehen, . . . und kehrte nach Hause und in sein Schlafgemach zurück.

Das Haupt auf die Schulter gebeugt und die Arme kraftlos zur Seite geworfen, schlief Valeria einen schweren Schlaf. Es dauerte einige Zeit, bis es ihm gelang, sie zu wecken . . . Als sie ihn erkannte, warf sie sich an seinen Hals und umarmte ihn krampfhaft; sie bebte am ganzen Körper. – »Was hast du, meine Liebe, was hast du?« wiederholte Fabius, indem er sich Mühe gab, sie zu beruhigen. Sie lag aber, noch immer am ganzen Leibe bebend, an seiner Brust. – »Ach, welch furchtbare Träume habe ich!« flüsterte sie, sich mit dem Gesicht an ihn schmiegend. Fabius wollte sie ausfragen, aber sie begann bei seinem ersten Worte noch mehr zu zittern . . .

Die Fensterscheiben röteten sich im ersten Frühlicht, als sie endlich in seinen Armen einschlummerte.

VIII.

Am nächsten Tage war Mutius schon am frühen Morgen verschwunden, und Valeria erklärte dem Gatten, daß sie ein nahes Kloster aufsuchen wolle, wo ihr Beichtvater, ein alter ehrwürdiger Mönch, zu dem sie grenzenloses Vertrauen habe, wohnte. Auf die Fragen Fabius' antwortete sie, daß sie ihr Herz, auf dem die ungewöhnlichen Eindrücke der letzten Tage so schwer lasteten, durch die Beichte erleichtern möchte. Als Fabius sah, wie abgemagert ihr Gesicht war, als er hörte, wie dumpf und müde ihre Stimme klang, billigte er ihren Entschluß: der ehrwürdige Pater Lorenzo könnte ihr mit gutem Rat beistehen und ihre Zweifel zerstreuen . . . Valeria begab sich unter dem Schutze von vier Begleitern ins Kloster, während Fabius zu Hause blieb. In Erwartung der Rückkehr seiner Frau irrte er im Garten umher und suchte sich, gepeinigt von beständiger Furcht und Zorn und unbestimmtem Verdacht, zu erklären, was mit ihr vorging . . . Er ging einige Male in den Pavillon, Mutius war aber noch nicht zurückgekehrt, und der Malaie blickte ihn an wie ein Götze, den Kopf ehrfurchtsvoll geneigt, mit einem rätselhaften und, wie es Fabius schien, bedeutungsvollen und unheimlichen Lächeln auf dem bronzenen Gesicht. Valeria erzählte indessen in der Beichte ihrem Seelsorger, weniger von Scham als von Furcht gequält, alles, was sie in den letzten Tagen erlebt hatte. Der Seelsorger hörte ihr aufmerksam zu, gab ihr seinen Segen, erteilte ihr ob der unfreiwilligen Sünde Absolution, dachte aber bei sich selber: »Zauberei, Blendwerk des Teufels . . . das darf ich nicht so bleiben lassen . . .« Unter dem Vorwande, sie völlig beruhigen und trösten zu wollen, begab er sich mit Valeria nach ihrer Villa. – Als Fabius den Beichtvater sah, wurde er von neuer Unruhe ergriffen; doch der vielerfahrene Greis hatte sich noch vorher überlegt, was er tun müsse. Als er mit Fabius allein blieb, verriet er ihm zwar das Beichtgeheimnis nicht, gab ihm aber den Rat, den Gast, den er selbst eingeladen hatte und der durch seine Erzählungen, Lieder und sein ganzes Gebaren die Phantasie Valerias verwirrte, wenn es nur irgendmöglich sei, aus seinem Hause zu entfernen. Außerdem, meinte der Greis, sei Mutius auch früher, soviel er sich erinnern könne, nicht sonderlich fest im Glauben gewesen; nachdem er sich aber so lange in

fremden Ländern, die noch nicht vom Lichte des Christentums erleuchtet seien, aufgehalten habe, hätte er sich dort leicht mit der Pest der Irrlehren und sogar mit den Geheimnissen der Magier angesteckt haben können. Wenn ihm auch die alte Freundschaft gewisse Rechte gebe, so gebiete ihm doch die kluge Vorsicht, sich von Mutius zu trennen. Fabius stimmte völlig der Ansicht des ehrwürdigen Mönches zu, und sogar Valeria wurde wieder heiter, als der Gatte ihr den Rat des Beichtvaters mitteilte; von den Segenswünschen der beiden begleitet, mit reichen Geschenken für das Kloster und für die Armen beladen, kehrte Pater Lorenzo in sein Kloster zurück.

Fabius wollte gleich nach dem Nachtmahl mit Mutius sprechen, doch der unheimliche Gast war auch zum Nachtmahl noch nicht zurückgekehrt. Daher beschloß Fabius, die Aussprache mit Mutius auf den nächsten Morgen zu verschieben, und beide Gatten begaben sich in ihr Schlafgemach.

IX.

Valeria schlief bald ein, aber Fabius konnte lange keine Ruhe finden. In der Stille der Nacht trat ihm alles, was er gesehen und empfunden hatte, noch lebendiger vor Augen; er stellte sich noch hartnäckiger die Fragen, auf die er noch immer keine Antwort finden konnte. Ob Mutius tatsächlich mit den bösen Mächten im Bunde stehe und ob er Valeria nicht vergiftet habe? – Sie war krank, doch was war ihre Krankheit? – Während er, den Kopf in die Hand gestützt und den heißen Atem anhaltend, sich den bangen Zweifeln überließ, ging am wolkenlosen Himmel wieder der Mond auf; und zugleich mit seinen Strahlen drang durch die halbdurchsichtigen Fensterscheiben, von der Seite des Pavillons her, – oder kam es Fabius nur so vor? – drang ein leichter duftender Hauch ins Zimmer . . . da hörte er ein zudringliches, leidenschaftliches Geflüster . . . und im gleichen Augenblick sah er, wie Valeria sich auf ihrem Lager leise rührte. Er fährt zusammen und sieht: sie erhebt sich, steckt erst das eine, dann das andere Bein aus dem Bett und geht wie eine Mondsüchtige, die trüben Augen leblos geradeaus gerichtet, die Arme vorgestreckt zur Gartentüre! Fabius stürzt im gleichen Augenblick durch eine andere Türe aus dem Schlafgemach, läuft, so schnell er kann, um die Ecke des Hauses herum und drückt die Türe, die nach dem Garten führt, von außen zu. Kaum hat er aber die Klinke erfaßt, als er merkt, daß jemand die Türe von innen öffnen will, sich gegen sie stemmt, – wieder und wieder – dann hört er ein schmerzvolles Aufstöhnen . . .

»Aber Mutius ist ja noch nicht zurückgekehrt,« geht es Fabius durch den Kopf, – und er stürzt zum Pavillon.

Und was sieht er?

Ihm entgegen kommt auf dem vom Mondlicht übergossenen Wege gleichfalls wie ein Mondsüchtiger, gleichfalls die Arme vorgestreckt und die Augen leblos und starr aufgerissen, Mutius . . . Fabius eilt ihm entgegen, aber jener sieht ihn nicht, schreitet langsam und gemessen, und sein unbewegliches Gesicht zeigt im Mondlichte das gleiche Lächeln, wie es Fabius beim Malaien wahrgenommen hat. Fabius will ihn beim Namen rufen . . . doch im gleichen Augenblicke hört er: hinten im Hause wird ein Fenster geöffnet . . . Er blickt zurück . . .

Und in der Tat: das Fenster im Schlafzimmer ist ganz heruntergeklappt, und im Fenster steht Valeria, einen Fuß über das Fensterbrett erhoben . . . ihre Arme scheinen Mutius zu suchen . . . sie strebt mit ihrem ganzen Leibe zu ihm hin . . .

Unbeschreibliche Wut erfüllte plötzlich Fabius. – »Verfluchter Zauberer!« schrie er rasend auf, packte Mutius mit der einen Hand an der Kehle, zog mit der anderen den Dolch aus dem Gürtel und stieß ihn bis an den Griff in Mutius' Hüfte.

Mutius schrie durchdringend auf, drückte sich die Hand auf die Wunde und lief stolpernd in seinen Pavillon zurück . . . doch im gleichen Augenblick, als Fabius ihn traf, schrie auch Valeria ebenso durchdringend auf und fiel wie vom Blitze getroffen zu Boden.

Fabius eilte zu ihr hin, hob sie auf, trug sie ins Bett und sprach auf sie ein . . .

Sie lag lange regungslos; endlich öffnete sie die Augen, holte tief Atem so freudig und tief, wie ein Mensch, der soeben einem unvermeidlichen Tode entronnen ist, erkannte den Gatten, umschlang seinen Hals mit den Armen und schmiegte ihr Haupt an seine Brust. – »Du, du, das bist du!« lallte sie. Allmählich lösten sich ihre Arme, der Kopf fiel zurück, sie flüsterte mit seligem Lächeln: »Gott sei Dank, alles ist vorbei . . . Aber ich bin so müde!« und sank in einen festen, doch nicht schweren Schlaf.

X.

Fabius ließ sich an ihrem Lager nieder, blickte unverwandt auf ihr bleiches, abgemagertes, doch schon beruhigtes Antlitz und begann über das Geschehene nachzudenken . . . und auch darüber, was er jetzt unternehmen sollte? Was sollte er tun? Wenn er Mutius wirklich getötet hatte, – und wenn er sich erinnerte, wie tief die Klinge des Dolches einges drungen war, durfte er nicht daran zweifeln, – dann ließe es sich ja doch unmöglich verheimlichen! Er sollte es eigentlich selbst dem Herzog und dem Gericht melden . . . doch wie es erklären, wie eine so unbegreifliche Sache erzählen? Er, Fabius, hatte in seinem Hause seinen Verwandten, seinen besten Freund, ermordet! Gleich wird man ihn fragen: Wofür? Aus welchem Grunde? .. Und wenn Mutius doch nicht tot ist? – Fabius konnte diesen Zustand nicht länger ertragen, er mußte sich Gewißheit verschaffen; er überzeugte sich, daß Valeria schlief, erhob sich vorsichtig vom Sessel, verließ das Haus und ging zum Pavillon. Im Pavillon war alles still; nur in einem Fenster war noch Licht. Mit bebendem Herzen öffnete er die äußere Türe (er sah auf ihr noch die Abdrücke blutiger Finger, und auch auf dem Sande des Weges waren dunkle Blutspuren zu sehen), – er durchschritt das erste dunkle Zimmer . . . und blieb erstaunt und bestürzt auf der Schwellestehen.

In der Mitte des Zimmers lag auf einem persischen Teppich, ein Brokatkissen unter dem Kopfe, mit einem breiten roten, schwarzgemusterten Schal bedeckt, alle Glieder gerade ausgestreckt, Mutius; sein Gesicht, gelb wie Wachs, mit geschlossenen Augen und blau angelaufenen Lidern, war nach oben gerichtet. Zu seinen Füßen kniete, gleichfalls in einen roten Schal gehüllt, der Malaie. Er hielt in der linken Hand einen Zweig von einer unbekannten Pflanze, dem Farnkraut ähnlich, und blickte, leicht vornübergebeugt, unverwandt auf seinen Herrn. Eine kleine Fackel, in den Boden gesteckt, brannte mit grünlichem Feuer und beleuchtete allein das Zimmer. Die Flamme schwankte nicht und rauchte nicht. Als Fabius eintrat, rührte sich der Malaie nicht, er warf ihm nur einen raschen Blick zu und richtete dann die Augen wieder auf Mutius. Ab und zu senkte er den Zweig, schüttelte ihn in der Luft, und seine stummen Lippen bewegten sich langsam, gleichsam tonlose Worte sprechend. Zwischen dem Malaien

und Mutius lag auf dem Boden der Dolch, mit dem Fabius seinen Freund getroffen hatte: der Malaie schlug einmal mit dem Zweige auf die blutige Klinge. So verging eine Minute, – eine zweite. Fabius näherte sich dem Malaien, beugte sich zu ihm und fragte leise: »Ist er tot?« Der Malaie nickte mit dem Kopf, zog die rechte Hand aus dem Schal hervor und wies befehlend auf die Türe. Fabius wollte die Frage wiederholen, doch die befehlende Hand wiederholte die Gebärde, – und Fabius verließ das Haus, empört und erstaunt, aber sich fügend.

Er fand Valeria noch immer schlafend, und ihr Gesicht schien noch beruhigter. Er kleidete sich nicht aus, setzte sich ans Fenster, stützte den Kopf in die Hand und versank wieder in Nachdenken. Als die Sonne aufging, fand sie ihn noch auf demselben Platze. Valeria war nicht erwacht.

XI.

Fabius wollte abwarten, daß sie erwache, und dann nach Ferrara gehen, – als plötzlich jemand leise an die Schlafzimmertüre klopfte. Fabius ging hinaus und sah seinen alten Haushofmeister Antonio vor sich. »Signor,« begann der Alte, »der Malaie hat uns soeben erklärt, daß Signor Mutius erkrankt ist und mit allen seinen Sachen in die Stadt übersiedeln will; daher läßt er Euch bitten, ihm Leute zu geben, die beim Einpacken der Sachen helfen sollen, und gegen Mittag Saum- und Reitpferde, sowie einige Begleiter zur Verfügung zu stellen. Wollt Ihr es genehmigen?« – »Der Malaie hat dir das gesagt?« fragte Fabius. »Wieso? Er ist doch stumm.« – »Hier ist der Zettel, auf dem er alles in unserer Sprache aufgeschrieben hat, und sogar sehr richtig.« – »Und du sagst, daß Mutius krank ist?« – »Ja, er ist schwer krank, und man darf nicht zu ihm hinein.« – »Hat man denn nicht nach einem Arzte geschickt?« – »Nein, der Malaie wollte es nicht haben.« – »Und das hat er dir aufgeschrieben?« – »Ja, er.« – Fabius schwieg. – »Nun, ordne es an,« sagte er schließlich. Antonio entfernte sich.

Fabius blickte etwas bestürzt seinem Diener nach. »Er ist also gar nicht tot?« sagte er sich . . . und er wußte noch nicht, ob er sich darüber freuen oder es beklagen sollte. »Ist er krank? Ich habe ja erst vor einigen Stunden seine Leiche gesehen!«

Fabius kehrte zu Valeria zurück. Sie erwachte und hob den Kopf. Die Gatten wechselten einen langen, vielsagenden Blick. – »Er ist nicht mehr?« fragte plötzlich Valeria. – Fabius fuhr zusammen. – »Wie meinst du . . . er ist nicht mehr?« – »Hast du denn . . . ist er abgereist?« fuhr sie fort. Fabius fühlte sich sofort erleichtert. »Nein, noch nicht; er reist aber noch heute ab.« – »Und ich werde ihn nie, nie wiedersehen?« – »Nie.« – Valeria atmete wieder freudig auf; auf ihren Lippen erschien wieder ein seliges Lacheln. Sie streckte dem Gatten beide Hände entgegen. – »Und wir wollen nie wieder von ihm sprechen, hörst du, mein Geliebter, nie wieder! Und ich werde das Zimmer nicht verlassen, solange er nicht abgereist ist. Schicke mir jetzt meine Dienerinnen her . . . warte noch: nimm dieses Ding weg!« Sie wies auf Mutius' Geschenk, das Perlenhalsband, das auf dem Nachttische lag. Fabius nahm das Halsband, – die Perlen schienen ihm trübe angelaufen – und erfüllte den Wunsch seiner Frau. Dann begann

er wieder im Garten herumzuirren und blickte ab und zu von weitem nach dem Pavillon, bei welchem sich seine Leute bereits zu schaffen machten, Koffer heraustrugen und Pferde beluden . . . der Malaie war aber nicht dabei. Ein unwiderstehliches Gefühl zog Fabius noch einmal zum Pavillon, um nachzusehen, was sich jetzt dort abspielte. Es fiel ihm ein, daß sich auf der Rückseite des Pavillons eine Geheimtüre befand, durch die er ins Innere des Zimmers gelangen konnte, wo Mutius am Morgen gelegen hatte. – Er schlich sich zu dieser Türe, fand sie unversperrt, schob den schweren Vorhang auseinander und blickte unentschlossen hinein.

XII.

Mutius lag nicht mehr auf dem Teppich. Er saß in Reisekleidern in einem Sessel, sah aber aus wie eine Leiche, wie beim ersten Besuch Fabius'. Der gleichsam zu Stein gewordene, erstarrte Kopf lag auf der Sessellehne, die gelben, leblos ausgestreckten Hände ruhten auf den Knien. Die Brust hob sich nicht. Auf dem mit getrockneten Kräutern bedeckten Boden, vor dem Sessel, standen einige flache Schalen mit einer dunklen Flüssigkeit, der ein starker, beinahe erstickender Geruch von Moschus entströmte. Um jede Schale ringelte sich, ab und zu mit den goldenen Augen funkelnd, eine kleine kupferrote Schlange; und gerade vor Mutius, zwei Schritte vor ihm, ragte die lange Gestalt des Malaien, bekleidet mit einem bunten Brokatgewand, umgürtet mit einem Tigerschwanz und mit einem hohen Hute, einer Art gehörnter Tiara auf dem Kopfe. Diesmal war er aber nicht unbeweglich: bald machte er andächtige Verbeugungen und schien zu beten, bald richtete er sich in seiner ganzen Größe auf und stellte sich sogar auf die Zehen; bald breitete er gemessen die Arme aus, bald bewegte er sie gebieterisch oder drohend in der Richtung nach Mutius hin, zog die Brauen zusammen und stampfte mit den Füßen. Alle diese Bewegungen machten ihm offenbar große Mühe, verursachten ihm sogar Schmerz, denn er atmete schwer, und der Schweiß lief ihm vom Gesicht herab. Plötzlich erstarrte er mit angehaltenem Atem auf einem Flecke, runzelte die Stirne, spannte alle Muskeln seiner geballten Hände an, als ob er die Zügel hielte . . . und zu unbeschreiblichem Entsetzen des Fabius hob sich Mutius' Kopf, wie von den Händen des Malaien angezogen, langsam von der Sessellehne . . .. Der Malaie ließ die Hände sinken, – und Mutius' Kopf fiel sofort schwer zurück; er hob wieder die Arme, – und der Kopf folgte gehorsam seinen Bewegungen. Die dunkle Flüssigkeit in den Schalen begann zu kochen, die Schalen selbst begannen leise zu klirren, und die kupferroten Schlangen rollten sich wellenförmig um jede Schale. Nun machte der Malaie einen Schritt vorwärts, zog die Brauen in die Höhe, riß die Augen ungeheuer weit auf und nickte mit dem Kopfe gegen Mutius . . . und die Lider des Toten begannen zu beben, klebten sich ungleichmäßig auseinander, und unter ihnen zeigten sich die Pupillen, trübe wie Blei. Das Gesicht des Malaien

erstrahlte in stolzem Triumph und in fast gehässiger Freude; er öffnete weit seine Lippen, und aus der Tiefe seiner Kehle drang ein langgedehnter, heulender Ton . . . Auch die Lippen Mutius' öffneten sich, und ein schwaches Stöhnen erzitterte auf ihnen als Antwort auf jenen unmenschlichen Schrei . . .

Nun hielt es Fabius nicht länger aus: es war ihm, als ob er irgend welchen teuflischen Beschwörungen beiwohnte! Er schrie gleichfalls auf und stürzte, ohne sich umzusehen, Gebete vor sich murmelnd und sich bekreuzigend, schnell nach Hause.

XIII.

Nach etwa drei Stunden meldete ihm Antonio, daß alles zur Abreise bereit sei und daß Signor Mutius aufbrechen wolle. Fabius erwiderte darauf kein Wort und trat auf die Terrasse, von wo der Pavillon zu sehen war. Einige Saumpferde standen fertig beladen, und vor dem Eingang zum Pavillon wartete ein kräftiger, rabenschwarzer Hengst mit einem breiten Sattel, welcher für zwei Reiter eingerichtet war. Da standen auch schon Diener mit unbedecktem Kopfe und bewaffnete Begleiter. Die Türe des Pavillons ging auf, und, gestützt vom Malaien, der wieder sein gewöhnliches Kleid trug, erschien Mutius. Sein Gesicht war leichenblaß, seine Hände hingen herab wie bei einem Toten, – aber er schritt vorwärts . . . ja! er bewegte die Beine, und als ihn der Malaie aufs Pferd gehoben hatte, hielt er sich gerade und fand tastend die Zügel. Der Malaie half ihm in die Bügel, sprang von rückwärts in den Sattel, umfaßte seinen Herrn mit den Armen, – und der ganze Zug setzte sich in Bewegung. Die Pferde gingen im Schritt, und als sie am Hause einbogen, glaubte Fabius zu sehen, wie sich auf dem dunklen Antlitze Mutius' zwei weiße Fleckchen bewegten . . . Hatte er vielleicht auf ihn seine Pupillen gerichtet? – Nur der Malaie grüßte ihn . . . höhnisch wie immer.

Ob auch Valeria diese Szene sah? Die Vorhänge an ihren Fenstern waren herabgelassen . . . vielleicht stand sie aber hinter den Vorhängen.

XIV.

Zu Mittag kam sie ins Speisezimmer und war sehr milde und freundlich; sie klagte aber noch immer über Mattigkeit. Doch ihre Unruhe, ihr ständiges Erstaunen und die heimliche Angst von früher hatten sich verflüchtigt; und als Fabius am nächsten Tage von neuem an ihr Bildnis ging, fand er in ihren Zügen jenen reinen Ausdruck wieder, dessen vorübergehendes Verschwinden ihn so sehr beunruhigt hatte . . . Und sein Pinsel flog leicht und sicher über die Leinwand.

Das Leben der Gatten kam ins frühere Geleis. Mutius war für sie verschwunden, als ob er überhaupt nie existiert hätte. Wie nach einer stummen Übereinkunft vermieden es Fabius wie Valeria, über ihn zu sprechen und sich sogar nach seinen ferneren Schicksalen zu erkundigen. Mutius war tatsächlich verschwunden, wie in die Erde versunken. Fabius hielt es einmal für seine Pflicht, Valeria zu erzählen, was in jener entscheidenden Nacht vorgefallen . . . Doch sie erriet wahrscheinlich seine Absicht; sie hielt den Atem an und schloß die Augen, als ob sie einen Schlag erwartete . . . Und Fabius verstand sie und verschonte sie.

An einem schönen Herbsttage beendigte Fabius sein Cäcilienbild; Valeria saß vor der Orgel, und ihre Finger irrten über die Tasten . . . Plötzlich ertönte gegen ihren Willen unter ihren Fingern jenes Lied der triumphierenden Liebe, welches einst Mutius gespielt hatte, und im gleichen Augenblick fühlte sie in sich zum ersten Male seit ihrer Verehelichung das Beben eines neuen, keimenden Lebens . . . Valeria erbebte und hielt an . . .

Was bedeutete das? Hatte etwa . . .

Bei diesem Worte endigte die Handschrift.

Klara Militsch.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII.

I.

Im Frühjahr 1878 lebte zu Moskau in einem kleinen hölzernen Häuschen in der Schabolowka-Vorstadt ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, namens Jakow Aratow. Mit ihm wohnte seine Tante, Platonida Iwanowna, die Schwester seines Vaters, eine alte Jungfer von einigen und fünfzig Jahren. Sie besorgte den Haushalt und verwaltete seine Kasse, wozu Aratow selbst nicht das geringste Talent besaß. Andere Verwandte hatte er nicht. Sein Vater, ein nicht sonderlich reicher Edelmann aus dem T-schen Gouvernement, war vor einigen Jahren mit ihm und mit Platonida Iwanowna, die er übrigens immer Platoscha nannte, nach Moskau übersiedelt; auch der Neffe nannte sie nicht anders. Der alte Aratow hatte sein Gut, auf dem er bis dahin ständig gelebt hatte, verlassen, um seinen Sohn, dem er den ersten Unterricht selbst erteilt hatte, in die Moskauer Universität zu geben. Er kaufte sich halb umsonst ein Häuschen in einer der entlegeneren Straßen und richtete sich darin mit allen seinen Büchern und »Präparaten« ein. Von denen hatte er aber eine ganze Menge, denn er war ein Mann, dem die Gelehrsamkeit nicht fremd war, oder ein »geborener Kauz«, wie sich die Nachbarn ausdrückten. Sie hielten ihn sogar für einen Zauberer und nannten ihn scherzweise »Insektenbeobachter«. Er befaßte sich mit Chemie, Mineralogie, Entomologie, Botanik und Medizin und behandelte freiwillige Patienten mit Kräutern und Metallpulvern eigener Erfindung nach der Methode des Paracelsus. Mit diesen selben Pulvern hatte er seine hübsche, junge, aber gar zu schmächtige Frau, die er leidenschaftlich liebte und von der er den einzigen Sohn hatte, ins Grab gebracht. Mit den gleichen Metallpulvern ruinierte er auch die Gesundheit des Sohnes, während seine Absicht war, sie zu kräftigen, da er in Jakows Organismus eine von der Mutter ererbte Anämie und Neigung zu Schwindsucht gefunden zu haben glaubte. Den Spitznamen »Zauberer« verdankte er unter anderem auch dem Umstande, daß er sich für einen Urenkel – natürlich nicht in gerader Linie – des berühmten Bruce ausgab, dem zu Ehren er seinen Sohn Jakow getauft hatte. Er war, was man so nennt, eine Seele von einem Menschen, hatte aber ein melancholisches, schüchternes und schwerfälliges Temperament und eine Neigung für alles

Geheimnisvolle und Mystische. Ein geflüstertes »Ah!« war seine gewöhnliche Interjektion; mit diesem »Ah!« auf den Lippen gab er auch, zwei Jahre nach seiner Übersiedlung nach Moskau, den Geist auf.

Sein Sohn Jakow hatte keine Ähnlichkeit mit dem Vater, der unschön, plump und ungelenk gewesen war; er erinnerte eher an die Mutter. Er hatte ihre feinen, anmutigen Züge, ihre weichen, aschgrauen Haare, die gleiche geschwungene Nase, die gleichen vollen kindlichen Lippen und großen grünlichgrauen, etwas verschleierten Augen unter dichten Wimpern. Im Charakter glich er dafür mehr dem Vater; und sein Gesicht, das dem des Vaters sonst unähnlich war, zeigte doch dessen Ausdruck. Er hatte auch die knotigen Arme und die eingefallene Brust des alten Aratows, den man übrigens kaum alt nennen darf, da er, als er starb, noch nicht Fünfzig war. Jakow war noch bei Lebzeiten des Vaters auf die Universität, und zwar auf die physikalisch-mathematische Fakultät, gekommen, aber noch vor Abschluß des Studiums wieder ausgetreten: nicht etwa aus Faulheit, sondern weil er der Ansicht war, daß man zu Hause ebensoviel lernen könne wie auf der Universität; ein Diplom brauchte er nicht, da er nicht die Absicht hatte, die Beamtenkarriere einzuschlagen. Er hielt sich von seinen Kollegen fern, machte fast keine Bekanntschaften, ging allen Menschen, besonders aber den Frauen, aus dem Wege und lebte sehr zurückgezogen, fast immer in seine Bücher vertieft. Er hatte eine Scheu vor den Frauen, obwohl sein Herz empfindsam war und sich leicht für alles Schöne begeisterte. Er schaffte sich sogar ein teures englisches Bilderwerk an und weidete sich (o diese Schande!) am Anblick der darin dargestellten weiblichen Schönheiten . . . Von allen anderen Schritten hielt ihn aber seine angeborene Schamhaftigkeit zurück. Er bewohnte das große Arbeitszimmer seines Vaters, das ihm zugleich auch als Schlafzimmer diente; er schlief auch in demselben Bett, in dem sein Vater gestorben war.

Die wichtigste Stütze seines ganzen Seins, sein unersetzlicher Genosse und Freund war seine Tante, jene selbe Platoscha, mit der er kaum mehr als zehn Worte am Tag wechselte, ohne die er aber keinen Schritt tun konnte. Sie war ein Geschöpf mit langen Zähnen und farblosen Augen im langen, blassen Gesicht, das immer den gleichen halb traurigen, halb erschrockenen Ausdruck bewahrte. Immer mit

einem grauen Kleid und einem grauen Schal, der nach Kampfer roch, angetan, schlich sie mit unhörbaren Schlitten wie ein Schatten durch das Haus, seufzte, flüsterte Gebete – mit besonderer Vorliebe eines, das nur aus zwei Worten bestand: »Gott hilf!« – und führte mit außerordentlicher Tüchtigkeit die Wirtschaft, sparte, wo sie nur konnte, und besorgte selbst alle Einkäufe. Ihren Neffen vergötterte sie. Sie war stets nur um seine Gesundheit besorgt und sah überall Gefahren für ihn; und wenn ihr auch nur das Geringste vorkam, schlich sie leise in sein Zimmer, stellte vor ihn auf den Schreibtisch eine Tasse Brusttee oder streichelte ihm mit ihren Händen, die so weich wie Watte waren, den Rücken. Jakow empfand diese ewige Besorgtheit um sein Wohlergehen gar nicht als Last, den Brusttee trank er aber nicht und nickte nur anerkennend mit dem Kopfe. Er konnte sich übrigens wirklich keiner besonders kräftigen Konstitution rühmen. Er war leicht erregbar, nervös, hypochondrisch und litt an Herzklopfen, zuweilen auch an Atemnot. Gleich seinem Vater glaubte er daran, daß es in der Natur und in der Menschenseele Geheimnisse gebe, die man zuweilen ahnen, doch niemals ergründen könne. Er glaubte an die Existenz gewisser manchmal wohltätiger, meistens aber feindseliger Kräfte und Strömungen; glaubte auch an die Wissenschaft, an ihre Würde und Bedeutung. In der letzten Zeit befaßte er sich leidenschaftlich mit Photographie. Der Geruch der dabei verwendeten Chemikalien erfüllte die alte Tante mit großer Sorge; diese Sorge galt aber nicht ihr selbst, sondern nur Jascha und seiner schwachen Brust. So mild sein Charakter war, so konnte er zuweilen auch recht eigensinnig sein. Mit solchem Eigensinn setzte er auch die Beschäftigung, an der er soviel Gefallen gefunden, fort. Platoscha fügte sich dem, seufzte aber noch mehr als früher und flüsterte immer öfter das Gebet: »Gott hilf!«, wenn sie seine mit Jod gefärbten Finger sah.

Jakow hielt sich, wie gesagt, von allen Kollegen abseits; einem von ihnen aber schloß er sich recht eng an und setzte den Verkehr mit ihm sogar dann fort, als der bereits die Universität verlassen und eine Stellung, die ihm übrigens wenig Verpflichtungen auferlegte, angenommen hatte: Er »klebte«, wie er sich selbst ausdrückte, am Bau der Moskauer Erlöserkathedrale, ohne natürlich auch das geringste von Architektur zu verstehen. Es war sehr seltsam: Dieser einzige Freund Aratows, namens Kupfer, ein Deutscher, der aber so

sehr verrußt war, daß er keinen Ton Deutsch verstand und sogar das Wort »Deutscher« als Schimpfwort gebrauchte – dieser Freund schien mit Aratow nicht das geringste gemein zu haben. Er war ein schwarzlockiger und rotbackiger, lustiger und redseliger Bursche und großer Liebhaber der Damengesellschaft, der Aratow so sorgsam aus dem Wege ging. Kupfer frühstückte allerdings bei ihm oft, aß bei ihm zu Mittag und ließ sich von ihm manchmal – da er selbst wenig bemittelt war – mit kleineren Summen aushelfen; das war aber noch nicht der Grund dafür, daß der lebhafte junge Deutsche so oft und so gerne in das gemütliche Häuschen in der Schabolowka-Vorstadt einkehrte. Es war wohl die seelische Reinheit, der »Idealismus« Aratows, was ihn anzog, vielleicht als Gegensatz zu den Dingen, die er täglich sah und erlebte; vielleicht äußerte sich auch in dieser Vorliebe für den ideell veranlagten jungen Mann seine deutsche Natur. Jakow aber hatte Freude an der gutmütigen Offenherzigkeit Kupfers. Außerdem interessierten den jungen Einsiedler seine Berichte von den Theatern, Konzerten, Bällen und der ganzen ihm fremden Welt, in der Kupfer heimisch war und in die Aratow sich nicht entschließen konnte einzudringen; all das regte ihn sogar auf, ohne in ihm übrigens den Wunsch zu wecken, diese Dinge aus eigener Anschauung kennenzulernen. Auch Tante Platoscha war dem Kupfer wohl gesinnt. Sie fand zwar sein Benehmen manchmal gar zu ungezwungen, fühlte aber instinktiv, daß Kupfer aufrichtig an ihrem geliebten Jascha hing und duldete daher nicht nur den geräuschvollen Gast in ihrer Wohnung, sondern war ihm auch gewogen.

II.

Um die Zeit, von der hier die Rede ist, lebte in Moskau eine verwitwete georgische Fürstin, eine etwas fragwürdige, beinahe verdächtige Person. Sie stand in den Vierzigern und war wohl in ihrer Jugend von jener eigentümlichen orientalischen Schönheit gewesen, die so schnell verwelkt: Jetzt puderte und schminkte sie sich und färbte sich die Haare gelb. Über sie waren allerlei nicht sehr vorteilhafte, etwas unklare Gerüchte im Umlauf; ihren verstorbenen Mann hatte niemand gekannt, auch hatte sie sich in keiner Stadt längere Zeit aufgehalten. Sie hatte weder Kinder noch ein Vermögen; aber sie lebte – anscheinend auf Kredit oder sonst irgendwie – auf ziemlich großem Fuße, unterhielt einen sogenannten Salon und empfing eine recht gemischte Gesellschaft, die vorwiegend aus jungen Leuten bestand. Alles in ihrem Hause – angefangen von ihren Toiletten, Möbeln und Küche bis zur Equipage und Dienerschaft – schien irgendwie unecht, provisorisch und von zweiter Güte; doch die Fürstin und ihre Gäste stellten anscheinend keine höheren Ansprüche. Die Fürstin galt als Liebhaberin von Musik und Literatur und als Beschützerin der Künstler und Schauspieler. Für diese Dinge hatte sie ein wirkliches, an Begeisterung grenzendes und durchaus nicht erheucheltes Interesse. In ihr pulsierte zweifellos eine künstlerische Ader. Außerdem hatte sie ein freundliches, angenehmes Wesen, gab sich einfach und ungekünstelt und war – was die wenigsten merkten – auch recht gutmütig, weichherzig und nachsichtig . . . Das sind ja Eigenschaften, die bei Personen dieser Art selten anzutreffen sind und um so höher geschätzt werden sollten. »Das Frauenzimmer ist zwar nichts wert«, sagte von ihr einmal ein geistreicher Herr, »wird aber unbedingt ins Paradies kommen! Sie verzeiht alles, also wird auch ihr alles verziehen werden!« Man erzählte sich, daß sie in jeder Stadt, aus der sie verduftete, ebenso viele Gläubiger wie Menschen, die sie glücklich gemacht hatte, zurückließ. Ein weiches Herz läßt sich eben nach allen Seiten biegen.

Kupfer geriet, wie es zu erwarten war, bald in ihren Kreis und wurde mit ihr sehr intim . . . sogar zu intim, wie böse Zungen behaupteten. Er selbst sprach über sie nicht nur freundschaftlich, sondern auch mit Hochachtung. Er nannte sie ein goldenes Herz – was

man dagegen auch einwenden mochte – und glaubte aufrichtig nicht nur an ihre Liebe zu den Künsten, sondern auch, daß sie viel von Kunst verstünde.

Als er eines Nachmittags bei den Aratows saß und die Rede wieder einmal auf die Fürstin und ihre Empfänge brachte, begann er Jakow zuzureden, wenigstens einmal sein Einsiedlerleben aufzugeben und ihm, Kupfer zu gestatten, ihn bei seiner Freundin einzuführen. Jakow wollte anfangs nichts davon hören.

»Was denkst du dir eigentlich?« rief Kupfer schließlich aus. »Wie stellst du dir diese Einführung vor? Ich will dich einfach, so wie du da sitzt, in dem Rock, den du jetzt anhast, nehmen und auf einen ihrer Abende bringen. Bei ihr gibt es gar keine Etikette, mein Lieber! Du bist ja Gelehrter, liebst Literatur und Musik (in Aratows Arbeitszimmer stand tatsächlich ein Pianino, auf dem er manchmal Akkorde mit verminderter Septime anzuschlagen pflegte), bei ihr im Hause findest du aber davon, soviel du willst! Du triffst bei ihr auch recht sympathische Menschen ganz ohne Prätensionen! Außerdem geht es wirklich nicht, daß ein junger Mann in deinem Alter und mit deinem Äußern (Aratow senkte die Augen und machte eine abwehrende Handbewegung), ja, mit deinem Äußern, sich dermaßen von Welt und Gesellschaft zurückzieht! Es ist ja kein General, zu dem ich dich bringen möchte! Ich verkehre auch selbst nicht mit Generälen . . . Sei nicht so eigensinnig, Liebster! Sittlichkeit ist natürlich eine gute und achtbare Sache, man soll aber nicht in Asketismus verfallen! Du willst doch nicht etwa Mönch werden?!«

Aratow wollte nicht nachgeben. Kupfer fand aber ganz unerwartete Hilfe bei Platonida Iwanowna. Sie wußte zwar nicht recht, was das Wort »Asketismus« bedeutete, war aber auch der Meinung, daß es Jaschenjka gar nicht schaden würde, sich zu zerstreuen und unter Menschen zu kommen. »Um so mehr«, fügte sie hinzu, »als ich Fjodor Fjodorowitsch vertraue und weiß, daß er dich an keinen schlechten Ort führen wird!«

»Ich werde ihn Ihnen in seiner ganzen Makellosigkeit wieder abliefern!« rief Kupfer aus.

Platonida Iwanowna sah ihn aber trotz ihres ganzen Vertrauens etwas argwöhnisch an. Aratow errötete bis über die Ohren, gab aber seinen Widerstand auf.

Es endete damit, daß Kupfer ihn am nächsten Abend zu der Fürstin brachte. Aratow blieb aber nicht lange da. Erstens traf er bei ihr an die zwanzig Männer und Frauen, die zwar sympathisch schienen, die er aber nicht kannte; das genierte ihn, obwohl er sich nur sehr wenig an der Unterhaltung zu beteiligen brauchte, und davor hatte er ja die allergrößte Angst. Zweitens mißfiel ihm die Hausfrau selbst, die ihn zwar sehr freundlich und einfach aufnahm. Alles mißfiel ihm an ihr: das geschminkte Gesicht, die gebrannten Locken, die heisere, süßliche Stimme, das schrille Lachen, die Manier, die Augen zu rollen, das viel zu tiefe Dekolleté und die dicken, glänzenden, mit einer Unmenge von Ringen geschmückten Finger.

Er saß in einer Ecke und ließ seine Blicke über die Gesichter der Gäste schweifen, ohne sie recht zu unterscheiden, oder starrte zu Boden. Als sich aber ein zugereister Virtuose mit bleichem Gesicht, langen Haaren und Monokel unter der gekrümmten Augenbraue vors Klavier setzte, mit aller Wucht in die Tasten schlug, den Fuß aufs Pedal drückte und eine Lisztsche Fantasie über Wagnersche Themen herunterzuhauen begann, war es Aratow doch zuviel, und er brannte durch, einen wirren und schweren Eindruck forttragend, zu dem sich auch noch eine andere, ihm unverständliche, aber bedeutsame und sogar aufregende Stimmung gesellte.

III.

Kupfer aß bei ihm am nächsten Tag zu Mittag. Er verbreitete sich nicht über den gestrigen Vorfall und machte Aratow nicht einmal Vorwürfe wegen seiner plötzlichen Flucht. Er äußerte nur sein Bedauern, daß er das Souper nicht abgewartet hatte, bei dem es Champagner gab (Nischnij-Nowgoroder Provenienz, wie wir in Parenthesen bemerken). Kupfer hatte wohl eingesehen, daß jeder Versuch, den Freund aufzurütteln, vergebens war und daß Aratow in die Gesellschaft jener Menschen und zu deren Lebensart durchaus nicht paßte. Auch Aratow seinerseits vermied von der Fürstin und vom gestrigen Abend zu sprechen.

Platonida Iwanowna wußte nicht recht, ob sie diesen Mißerfolg mit Freude oder Bedauern aufnehmen sollte. Schließlich sagte sie sich, daß derlei Unternehmungen Jaschas Gesundheit schädigen könnten, und beruhigte sich damit.

Kupfer ging gleich nach dem Essen fort und ließ sich dann volle acht Tage nicht mehr blicken. Nicht etwa, weil er Aratow wegen des Mißerfolgs seiner Empfehlung schmollte – der gute Kerl war dessen gar nicht fähig. Er hatte aber wohl eine Beschäftigung gefunden, die alle seine Sinne und Gedanken gefangenhielt; denn er kam von nun an nur sehr selten zu den Aratows, zeigte einen zerstreuten Ausdruck, sprach wenig und blieb nur kurze Zeit.

Aratow lebte ebenso wie früher; aber irgend etwas hatte sich wohl in seiner Seele festgesetzt. Er wollte sich immer auf etwas besinnen; er wußte selbst nicht, was es war, aber dieses »Etwas« hing irgendwie mit dem Abend, den er bei der Fürstin verbracht hatte, zusammen. Dabei spürte er nicht den leisesten Wunsch, sie wieder zu besuchen, und die fremde Welt, von der er in ihrem Hause ein Endchen zu sehen bekommen hatte, stieß ihn mehr als je zurück. So vergingen an die sechs Wochen.

Eines Morgens erschien bei ihm wieder Kupfer, diesmal mit etwas verlegenem Gesicht.

»Ich weiß«, begann er mit gezwungenem Lächeln, »daß du an jenem Besuch wenig Gefallen gefunden hast; und doch hoffe ich, daß du meinen Vorschlag nicht zurückweisen, daß du mir meine Bitte erfüllen wirst!«

»Um was handelt es sich?« fragte Aratow.

»Siehst du«, begann Kupfer, immer lebhafter werdend, »es gibt hier einen Verein von Liebhabern, die ab und zu Rezitationsabende, Konzerte und selbst Theateraufführungen mit wohltätigem Zweck veranstalten.«

»Nimmt auch die Fürstin daran teil?«

»Die Fürstin nimmt an allen wohltätigen Unternehmungen teil, das macht aber nichts. Wir veranstalten einen literarisch-musikalischen Nachmittag, und bei dieser Gelegenheit kannst du ein junges Mädchen hören – ein ganz ungewöhnliches junges Mädchen! Wir wissen noch nicht recht, ob sie eine Rachel oder eine Viardot ist. Denn sie versteht ebenso gut zu singen wie zu rezitieren und zu spielen. Ein ganz erstklassiges Talent, mein Lieber! Ich übertreibe gar nicht. Nun also . . . willst du nicht ein Billett nehmen? In der ersten Reihe kostet es fünf Rubel.«

»Wo kommt dieses ungewöhnliche Mädchen her?« fragte Aratow.

»Das weiß ich nicht zu sagen«, erwiderte Kupfer lächelnd. »In der letzten Zeit hat sie bei der Fürstin Unterkunft gefunden. Die Fürstin protegiert ja, wie du weißt, alle solche Menschen. Du hast sie wohl auch an jenem Abend gesehen.«

Aratow fuhr zusammen – innerlich, ganz schwach –, sagte aber nichts.

»Sie hat sogar schon irgendwo in der Provinz gespielt«, fuhr Kupfer fort, »sie ist überhaupt fürs Theater geschaffen. Du wirst sie ja selbst sehen!«

»Wie heißt sie?« fragte Aratow.

»Klara.«

»Klara?« unterbrach ihn Aratow wieder: »Unmöglich!«

»Warum unmöglich? – Klara . . . Klara Militsch; das ist zwar nicht ihr wirklicher Name, aber alle nennen sie so. Sie wird ein Lied von Glinka singen, dann eines von Tschaikowskij und den Brief Tatjanas aus dem ›Eugen Onjegin‹ rezitieren. Nun, nimmst du ein Billett?«

»Wann findet es statt?«

»Morgen, morgen um halb zwei, in einem Privatsaal an der Ostoschenka. Ich werde dich abholen. Also ein Billett für fünf Rubel? Da ist es . . . Nein, es ist eines für drei. Hier. Da hast du auch das Programm. Ich gehöre zu den Veranstaltern.«

Aratow wurde nachdenklich. Platonida Iwanowna kam in diesem Augenblick ins Zimmer und wurde unruhig, als sie sein Gesicht sah.

»Jascha«, rief sie aus, »was hast du? Warum bist du so bestürzt? Fjodor Fjodorowitsch, was haben Sie ihm gesagt?«

Aratow ließ aber seinem Freund nicht Zeit, die Frage der Tante zu beantworten, entriß ihm hastig das Billett und sagte Platonida Iwanowna, daß sie Kupfer sofort fünf Rubel geben solle.

Die Tante wunderte sich und zwinkerte mit den Augen. Sie gab aber Kupfer das Geld und sagte kein Wort. Jascha hatte sie gar zu streng angefahren.

»Ich sage dir – ein Wunder aller Wunder!« sagte Kupfer und stürzte zur Tür. »Erwarte mich morgen!«

»Hat sie schwarze Augen?« rief ihm Aratow nach.

»Wie Kohle!« antwortete Kupfer, lachte vergnügt und verschwand.

Aratow zog sich in sein Zimmer zurück, Platonida Iwanowna blieb aber ganz starr stehen und flüsterte immer vor sich hin: »Gott hilf! Hilf Gott!«

IV.

Als Aratow und Kupfer kamen, war der große Saal im Privathaus an der Ostoschenka schon zur Hälfte gefüllt. In diesem Saal fanden zuweilen Theateraufführungen statt, aber diesmal waren weder Dekorationen noch ein Vorhang zu sehen. Die Veranstalter hatten sich darauf beschränkt, an dem einen Ende des Saales ein Podium zu errichten, ein Klavier, einige Notenpulte und einen Tisch mit einer Wasserkaraffe und einem Glas hinzustellen und die Tür zu dem für die Mitwirkenden bestimmten Zimmer mit rotem Tuch zu verhängen. In der ersten Reihe saß bereits in hellgrüner Toilette die Fürstin; Aratow wechselte mit ihr kaum einen Gruß und ließ sich in einiger Entfernung von ihr nieder. Das Publikum war recht gemischt; die studierende Jugend war in der Überzahl. Kupfer, der als Veranstalter eine weiße Schleife am Fracklatz hatte, lief hin und her und tat sehr geschäftig. Die Fürstin sah sich in sichtbarer Erregung fortwährend nach allen Seiten um, lächelte und sprach die in ihrer Nähe Sitzenden an. Sie war übrigens von lauter Männern umgeben.

Als erste Nummer trat ein Flötist von schwindsüchtigem Aussehen aufs Podium und spuckte, ich wollte sagen, blies höchst gewissenhaft ein gleichfalls schwindsüchtiges Stück; zwei Zuhörer schrien »Bravo!« Dann erschien ein dicker Herr mit Brille, von solidem, sogar griesgrämigem Aussehen, und las mit Baßstimme eine Skizze von Schtschedrin. Man applaudierte, doch nur der Skizze und nicht ihm. Darauf erschien der Pianist, den Aratow schon kannte, und hämmerte die gleiche Lisztsche Fantasie herunter; der Pianist errang sogar einen Hervorruf. Er verbeugte sich, wobei er sich mit einer Hand auf die Stuhllehne stützte und nach jeder Verbeugung die Mähne schüttelte – ganz wie Liszt! Endlich, nach einer recht langen Pause, geriet das rote Tuch hinter dem Podium in Bewegung, die Tür ging weit auf, und auf dem Podium erschien Klara Militsch. Man begrüßte sie mit lebhaftem Applaus. Sie ging mit etwas unsicheren Schritten bis an den vorderen Rand des Podiums und blieb, die etwas großen, schönen unbehandschuhten Hände gekreuzt, ohne Verbeugung, ohne Kopfnicken und ohne Lächeln unbeweglich stehen.

Sie war etwa neunzehn, groß, etwas breitschultrig, doch gut gebaut. Ihr dunkles Gesicht erinnerte an eine Jüdin oder Zigeunerin;

sie hatte schwarze, nicht sehr große Augen unter dichten, fast zusammengewachsenen Brauen, eine gerade, etwas aufgeworfene Nase, schöne, doch stark geschwungene Lippen, einen dicken, schwarzen, anscheinend sehr schweren Zopf, eine niedere, unbewegliche, wie aus Stein gemeißelte Stirn und winzige Ohren. Der Ausdruck war nachdenklich, beinahe streng. Alles zeugte von einer leidenschaftlichen, eigensinnigen, wohl kaum gutmütigen und klugen, aber sicher talentierten Natur.

Sie stand eine Weile mit gesenkten Lidern da, fuhr plötzlich zusammen und ließ einen durchdringenden, doch zerstreuten, gleichsam nach innen gekehrten Blick über die Reihen der Zuschauer schweifen.

»Was für tragische Augen sie hat!« bemerkte hinter Aratows Rücken ein grauhaariger Geck mit dem Gesicht einer Revaler Kokotte, ein in Moskau allen bekannter Journalist und Kundschafter. Der Geck war dumm und wollte eine Dummheit sagen, sagte aber die Wahrheit!

Aratow, der von Klara keinen Blick wenden konnte, erinnerte sich jetzt, daß er sie tatsächlich schon bei der Fürstin gesehen hatte; er hatte sie nicht bloß gesehen, sondern auch bemerkt, daß sie ihre dunklen, starren Augen einigemal mit besonderem Ausdruck auf ihn richtete. Und auch jetzt – oder kam es ihm bloß so vor –, als sie ihn in der ersten Reihe erblickte, errötete sie vor Freude und sah ihn wieder durchdringend an. Dann trat sie, ohne sich umzuwenden, einige Schritte in der Richtung zum Klavier zurück, an dem schon der langhaarige Ausländer saß. Sie sollte Glinkas Lied »Kaum hab' ich dich erkannt . . .« singen. Sie sang es, ohne die Haltung der Hände zu verändern und ohne in die Noten zu blicken. Sie hatte eine melodische, weiche Altstimme, sprach die Worte deutlich, mit starker Betonung aus und sang etwas eintönig, ohne Nuancierung, aber mit starkem Ausdruck.

»Das Mädel singt mit Überzeugung!« sagte der gleiche Geck hinter Aratows Rücken und hatte wieder recht.

Man rief von allen Seiten: »Bravo! Bis!« sie aber warf nur einen schnellen Blick auf Aratow, der weder schrie noch klatschte – ihr Gesang hatte ihm nicht gefallen –, machte eine leichte Verbeugung und ging, ohne den ihr vom langhaarigen Pianisten angebotenen Arm zu nehmen. Man rief sie heraus. Sie kam nach einer längeren Weile, näherte sich mit den gleichen unsicheren Schritten dem Klavier,

flüsterte dem Pianisten einige Worte zu, der an Stelle der bereitgelegten Noten andere heraussuchen mußte, und begann das Tschaikowskijsche Lied: »Nur wer die Sehnsucht kennt . . .« Dieses Lied sang sie etwas anders als das erste: mit gedämpfter Stimme, gleichsam müde. Aber in der vorletzten Zeile: »Begreift, wie sehr ich litt« ließ sie einen heißen, gellenden Schrei erklingen. Die Schlußworte aber: »Und wie ich leide . . .« flüsterte sie, das letzte Wort schmerzvoll dehnend. Das Lied gefiel dem Publikum weniger als das von Glinka, aber man klatschte ebensoviel.

Kupfer zeichnete sich darin besonders aus: Er legte die Hände nach besonderem System zu einem Art Fäßchen zusammen und erzeugte ungewöhnlich laute, hallende Töne. Die Fürstin gab ihm einen großen, zerzausten Blumenstrauß, damit er ihn der Sängerin überreiche. Die schien aber Kupfers gebeugte Gestalt und seine mit dem Blumenstrauß ausgestreckte Hand gar nicht zu sehen; sie wandte sich um und ging wieder allein, ohne den Pianisten, der noch schneller als das erste Mal aufgesprungen war, um sie hinauszubegleiten. Als ihm das nicht gelang, schüttelte er seine Locken so, wie Liszt die seinigen wohl niemals schüttelte!

Solange Klara sang, beobachtete Aratow aufmerksam ihr Gesicht. Es schien ihm, daß ihre Blicke durch die gesenkten Wimpern auf ihn allein gerichtet waren; den größten Eindruck auf ihn aber machte die Unbeweglichkeit dieses Gesichts, der Stirn und Brauen. Bei ihrem letzten leidenschaftlichen Aufschrei bemerkte er, wie zwischen den halbgeöffneten Lippen eine weiße, enge Zahnreihe warm aufleuchtete. Kupfer ging auf ihn zu.

»Nun, wie findest du sie, mein Lieber?« fragte er, vor Vergnügen strahlend.

»Die Stimme ist gut«, antwortete Aratow, »sie versteht aber nicht zu singen und hat noch keine richtige Schule.« (Gott allein weiß, warum er das sagte und was er von »Schule« verstand.)

Kupfer war erstaunt. »Keine Schule!« wiederholte er gedehnt: »Nun, das kann sie ja noch lernen. Aber die Seele! Wart, du wirst ja gleich hören, wie sie den Brief Tatjanas rezitiert.«

Er lief fort und ließ Aratow stehen. Der aber dachte: Eine Seele! Bei diesem unbeweglichen Gesicht! Er fand, daß sie wie eine Magnetisierte, wie eine Somnambule stand und sich bewegte. Und

dabei sah sie ihn immer an . . . Ja, sie sah ihn an, daran war nicht zu zweifeln.

Der »Nachmittag« nahm indessen seinen Fortgang. Der dicke Herr mit der Brille trat wieder auf; trotz seines ernsten Aussehens, bildete er sich ein, Komiker zu sein, und las eine Szene von Gogol. Diesmal erntete er aber nicht die geringste Anerkennung. Der Flötist huschte noch einmal vorbei; der Pianist ließ wieder das Klavier erdröhnen; ein zwölfjähriger Junge, mit pomadisiertem und gebranntem Haar, doch Spuren von Tränen auf den Wangen, geigte irgendwelche Variationen. Es fiel auf, daß man in den Pausen aus dem Künstlerzimmer die Töne eines Waldhorns hörte, während dieses Instrument im Laufe der Veranstaltung kein einziges Mal auf dem Podium erschien. Wie es sich später herausstellte, hatte der Liebhaber, der Waldhorn spielen sollte, im letzten Augenblick vor dem öffentlichen Auftreten Angst bekommen.

Endlich erschien wieder Klara Militsch. Sie hielt ein Bändchen Puschkin in der Hand, in das sie aber während des Vortrags kein einziges Mal hineinblickte. Sie war offenbar etwas befangen; das kleine Buch zitterte leise in ihren Fingern. Aratow merkte auch einen Ausdruck von Trauer, der jetzt auf ihren strengen Zügen lag. Den ersten Vers: »Ich schreibe Ihnen . . . und was weiter?« sprach sie außerordentlich einfach, fast naiv, beide Arme mit aufrichtig naiver, hilfloser Gebärde vor sich ausstreckend. Dann schlug sie ein etwas zu schnelles Tempo ein. Aber bei den Versen: »Ein and'rer? Nein! Mein Herz soll niemand haben . . .« beherrschte sie sich schon wieder und als sie zu der Stelle kam: »Mein ganzes Leben war Verheißung, daß ich dich treffe . . .«, erklang ihre bis dahin etwas dumpfe Stimme begeistert und kühn, während sie ihre Augen ebenso kühn und gerade auf Aratow richtete. Mit dieser Begeisterung fuhr sie fort, und nur ganz am Schluß klang ihre Stimme wieder gedämpft und drückte, ebenso wie ihr Gesicht, die frühere Trauer aus. Die letzten vier Zeilen leierte sie schnell herunter, das Bändchen Puschkin entglitt ihrer Hand, und sie verließ rasch das Podium.

Das Publikum raste. Das Klatschen und Hervorrufen wollte kein Ende nehmen. Ein Seminarist kleinrussischer Abstammung brüllte so laut »Mylytsch! Mylytsch!«, daß ihn ein neben ihm sitzender Herr höflich und teilnahmsvoll ersuchte, »den künftigen Protodiakon in

sich zu schonen«. Aratow aber erhob sich sofort von seinem Platz und eilte dem Ausgang zu. Kupfer holte ihn ein.

»Was fällt dir ein? Wo willst du hin?« schrie er ihn an. »Willst du nicht, daß ich dich der Klara vorstelle?«

»Nein, danke«, erwiderte Aratow eilig und lief nach Hause.

V.

Seltsame, ihm selbst noch unklare Empfindungen brachten seine ganze Seele in Aufruhr. Klaras Rezitation hatte ihm eigentlich ebenso wenig gefallen wie ihr Gesang; obwohl er sich keine Rechenschaft darüber geben konnte, warum. Die Rezitation hatte ihn irgendwie beunruhigt; sie erschien ihm allzu scharf und unharmonisch. Sie störte irgendein Gleichgewicht in ihm und kam ihm wie eine Vergewaltigung vor. Und dann diese unverwandten, hartnäckigen, beinahe zudringlichen Blicke – wozu diese Blicke? Was hatten sie zu bedeuten?

Die angeborene Bescheidenheit ließ in Aratow auch nicht den leisesten Gedanken aufkommen, daß er diesem seltsamen jungen Mädchen gefallen und ein Gefühl eingeflößt haben könne, das der Liebe, der Leidenschaft gliche. Er stellte sich jenes noch unbekannte weibliche Wesen, jenes Mädchen, dem er dereinst seine Seele hingeben, das ihn lieben und seine Braut, seine Gattin werden würde, ganz anders vor . . . Er gab sich aber nur sehr selten solchen Träumen hin: Er war an Leib und Seele keusch, und das keusche Bild, das in seiner Phantasie manchmal auftauchte, war von einem andern Bild – vom Bilde seiner Mutter gezeugt, an die er sich kaum erinnern konnte, deren Bildnis er aber wie ein Heiligtum bewahrte. Es war ein Aquarellbild, das eine Freundin der Verstorbenen ohne besondere Kunst gemalt hatte, das ihr aber, wie alle behaupteten, erstaunlich ähnlich war. Das gleiche zarte Profil, die gleichen gütigen, hellen Augen, die gleichen seidenweichen Haare, das gleiche Lächeln und den gleichen heiteren Ausdruck mußte auch jene Frau oder jenes Mädchen haben, an die er noch nicht einmal zu denken wagte.

Aber diese Schwarze, mit der dunklen Hautfarbe und den struppigen Haaren, mit dem Anflug von Schnurrbart ist sicher verdreht und nicht gut . . . Eine »Zigeunerin« – Aratow konnte keine verächtlichere Bezeichnung erfinden –, was soll er mit ihr?

Aratow hatte aber nicht die Kraft, die schwarze Zigeunerin, deren Gesang und Deklamation und selbst deren Äußeres ihm gar nicht gefielen, aus seinem Hirn zu verdrängen. Er war ganz durcheinander und machte sich selbst Vorwürfe. Kurz vorher hatte er den Walter-Scott-Roman »Die Wasser von St. Ronan« gelesen (die vollständige

Ausgabe der Werke Walter Scotts befand sich in der Bibliothek seines Vaters, der in diesem englischen Dichter einen ernsten, beinahe wissenschaftlichen Schriftsteller achtete). Die Heldin dieses Romans hieß Klara Mowbray. Ein russischer Dichter der vierziger Jahre, Krassow, hatte ihr ein Gedicht gewidmet, das mit den Worten endete:

Unselige Klara! Wahnsinnige Klara!
Unselige Klara Mowbray!

Aratow kannte auch dieses Gedicht. Und nun kamen ihm diese Worte immer wieder in den Sinn: »Unselige Klara, wahnsinnige Klara! . . .« – Darum war er auch so erstaunt, als Kupfer ihm sagte, das junge Mädchen heiße mit dem Vornamen Klara.

Selbst Platoscha fiel an ihm etwas auf: nicht etwa eine Veränderung in Jakows Stimmung – es war ja in ihm gar keine Veränderung eingetreten, aber etwas Seltsames in seinen Blicken und Reden. Sie erkundigte sich vorsichtig nach dem literarischen Nachmittag, den er besucht hatte, flüsterte, seufzte, sah ihn aufmerksam von vorne, von der Seite und von rückwärts an, schlug sich plötzlich mit den Händen auf die Schenkel und rief aus: »Jascha, jetzt weiß ich, was es ist!«

»Was ist denn los?« fragte Aratow.

»Du bist dort sicher auf eine von den Schweifschlepperinnen gestoßen« – so pflegte Platonida Iwanowna alle Damen in modernen Toiletten zu nennen. »Sie hat wohl eine hübsche Fratze, dreht sich hin und dreht sich her, schneidet Gesichter« – Platoscha stellte das alles mimisch dar – »läßt die Blicke schweifen« – sie zeigte auch das, indem sie mit dem Zeigefinger einige große Kreise in der Luft beschrieb. »Und du hast dir vor lauter Ungewohnheit irgend etwas eingebildet . . . Es macht aber nichts, Jascha, es macht gar nichts! Trink vor dem Schlafengehen eine Tasse Tee, und fertig! Hilf Gott!«

Platoscha verstummte und zog sich zurück. Es war wohl die erste längere, lebhafte Rede, die sie in ihrem Leben gehalten hatte.

Aratow aber sagte sich: Die Tante hat wohl recht. Das kommt alles von der Ungewohntheit . . . Er hatte ja tatsächlich zum ersten Mal im Leben die Aufmerksamkeit eines weiblichen Wesens erregt; er hatte wenigstens bisher nichts dergleichen gemerkt. – Man darf sich nicht so gehenlassen!

Und er vertiefte sich in seine Bücher, trank abends eine Tasse Lindenblütentee und schlief die Nacht sogar sehr gut und ohne

Träume. Am nächsten Morgen machte er sich wieder, als ob nichts geschehen wäre, an die Photographie.

Abends aber wurde seine Seelenruhe wieder getrübt.

VI.

Abends brachte ihm ein Dienstmann einen Zettel, in dem in unregelmäßigen, großen, weiblichen Schriftzügen folgendes stand: »Wenn Sie erraten können, wer das schreibt, und wenn es Sie nicht langweilt, so kommen Sie morgen nachmittag auf den Twerskoi-Boulevard – gegen fünf Uhr – und warten Sie dort. Man wird Sie nicht lange aufhalten. Es ist aber sehr wichtig. Kommen Sie.«

Eine Unterschrift fehlte.

Aratow erriet sofort, von wem der Zettel war, und das empörte ihn. »Was für Unsinn!« sagte er sich beinahe laut. »Das fehlte mir noch gerade. Natürlich gehe ich nicht hin.«

Er ließ dennoch den Dienstmann zurückrufen, erfuhr aber von ihm nur, daß ihm der Brief auf der Straße von einem Dienstmädchen übergeben worden war. Aratow entließ den Dienstmann, las den Brief noch einmal durch und warf ihn auf den Boden . . . Etwas später hob er ihn wieder auf, las ihn noch einmal durch, sagte wieder: »Unsinn!«, warf ihn aber diesmal nicht auf den Boden, sondern steckte ihn in eine Schublade. Er versuchte, an seine gewohnten Arbeiten zu gehen, bald an die eine, bald an die andere, es wollte ihm aber diesmal nichts gelingen. Plötzlich merkte er, daß er eigentlich auf Kupfer wartete! Er wollte ihn wohl ausfragen, oder es ihm vielleicht sogar mitteilen – Kupfer kam aber nicht. Aratow nahm seinen Puschkin vor, las den Brief Tatjanas durch und überzeugte sich von neuem, daß die »Zigeunerin« den tieferen Sinn des Briefes gar nicht verstanden hatte. Und dieser dumme Kupfer spricht von einer Viardot und Rachel! Er trat vor sein Pianino, hob fast unbewußt den Deckel und versuchte die Melodie des Tschaikowskijschen Liedes aus dem Gedächtnis zu reproduzieren. Er klappte aber den Deckel geärgert gleich wieder zu und ging zur Tante. In ihrem überheizten Zimmer roch es ewig nach Minze, Salbei und andern Heilkräutern und standen und lagen so viele kleine Teppiche, Etageren, Fußbänkchen, Kissen und weiche Möbel herum, daß ein Fremder sich darin kaum rühren und fast nicht atmen konnte. Platonida Iwanowna saß mit ihrem Strickzeug am Fenster – sie strickte für Jaschenjka ein warmes Halstuch, und zwar das achtunddreißigste in seinem Leben – und war über sein Erscheinen sehr erstaunt. Aratow besuchte sie äußerst

selten; wenn er von ihr etwas wollte, rief er sonst immer mit seiner hohen Stimme aus dem Arbeitszimmer: »Tante Platoscha!« – Sie forderte ihn aber zum Sitzen auf, richtete ein Auge durch die Brille auf ihn, das andere über die Brille und war, in Erwartung seiner Worte, ganz Ohr. Sie erkundigte sich nicht nach seinem Befinden und bot ihm auch keinen Tee an, denn sie sah, daß er nicht deswegen zu ihr gekommen war.

Aratow rückte zuerst verlegen hin und her und begann dann von seiner Mutter zu sprechen: wie sie mit seinem Vater gelebt und wie der Vater sie kennengelernt habe. Er wußte das alles sehr genau, wollte aber unbedingt darüber sprechen. Zu seinem Unglück hatte Tante Platoscha gar kein Konversationstalent und beantwortete seine Fragen sehr kurz, als hätte sie ihn im Verdacht, daß er gar nicht deswegen zu ihr gekommen sei.

»Gewiß«, wiederholte sie immer wieder, die Stricknadeln sehr schnell, vielleicht mit einer gewissen Gereiztheit bewegend. »Gewiß, deine Mutter war eine Taube, eine sanfte Taube. Und dein Vater liebte sie, wie ein Mann seine Frau lieben muß: ehrlich und treu bis in den Tod. Er hat auch keine andere Frau geliebt«, fügte sie hinzu, wobei sie die Stimme hob und die Brille von der Nase nahm.

»War sie von Natur schüchtern?« fragte Aratow nach einer Pause.

»Gewiß, sehr schüchtern. Wie es eben dem weiblichen Geschlecht geziemt. Dreiste Frauenzimmer sind ja erst in der letzten Zeit aufgekommen.«

»Hat es denn zu Ihren Zeiten keine dreisten gegeben?«

»Es gab auch in unserer Zeit welche – wann hat es solche nicht gegeben?! Aber wer waren sie? Irgendwelche schamlose Herumtreiberinnen, die mit gerafften Röcken wie besessen durch die Straßen rannten . . . Was riskierten sie auch? Wenn sie auf einen Dummen stießen, so hatten sie eben Glück. Anständige Menschen wollten aber von ihnen nichts wissen. Kannst du dich denn erinnern, bei uns im Hause so ein Frauenzimmer gesehen zu haben?«

Aratow antwortete nichts und ging wieder in sein Arbeitszimmer. Platonida Iwanowna blickte ihm nach, schüttelte den Kopf, setzte sich die Brille auf und machte sich wieder an das Halstuch. Jetzt war sie aber nicht mehr ganz bei der Sache und ließ die Stricknadeln mehr als einmal auf den Schoß fallen.

Aratow aber dachte den ganzen Tag bis zum späten Abend immer wieder mit dem gleichen Ärger, mit der gleichen Erbosung an den Zettel, an die Zigeunerin und an das Stelldichein, zu dem er natürlich nicht gehen würde. Die Zigeunerin hielt auch nachts alle seine Sinne gefangen. Er sah immer ihre bald zusammengekniffenen, bald weitgeöffneten Augen mit dem durchdringenden, gerade auf ihn gerichteten Blick und ihre unbeweglichen Züge mit dem zwingenden Ausdruck.

Am nächsten Morgen wartete er wieder, er wußte selbst nicht warum, auf Kupfer; beinahe hätte er ihm sogar einen Brief geschrieben. Im übrigen tat er nichts und ging in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Er ließ den Gedanken gar nicht in sich aufkommen, daß er zu dem dummen Rendezvous gehen würde. Aber um halb vier, nach dem Mittagessen, das er in aller Eile hinuntergestürzt hatte, zog er plötzlich den Mantel an, stülpte sich die Mütze auf, verließ, ohne der Tante auch nur ein Wort zu sagen, das Haus und begab sich auf den Twerskoi-Boulevard.

VII.

Aratow traf auf dem Boulevard nur sehr wenige Passanten. Die Witterung war feucht und recht kalt. Er gab sich Mühe, an sein Beginnen gar nicht zu denken, und alle Dinge, auf die er stieß, aufmerksam zu betrachten. Er hatte sich beinahe eingeredet, daß er ganz einfach, ebenso wie alle Leute, denen er begegnete, spazierengehe. Der gestrige Brief lag in seiner Brusttasche, und er fühlte ihn fortwährend daliegen. Er ging zweimal durch den Boulevard, betrachtete aufmerksam jedes weibliche Wesen, dem er begegnete, und hatte furchtbares Herzklopfen. Er spürte Müdigkeit und setzte sich auf eine Bank. Plötzlich kam ihm der Gedanke: Vielleicht ist der Brief gar nicht von ihr, sondern von irgendeiner andern Frau? Eigentlich hätte es ihm auch ganz gleich sein sollen – und doch mußte er sich gestehen, daß es ihm nicht gleichgültig war.

Das wäre ja schon gar zu dumm! sagte er sich. Noch dümmer als das andere!

Eine nervöse Unruhe bemächtigte sich seiner; es fröstelte ihn, doch von innen und nicht von außen. Er holte einige Male die Uhr aus der Westentasche, steckte sie dann wieder ein und vergaß jedesmal, wieviel Minuten bis fünf Uhr noch blieben. Es schien ihm, daß alle Vorübergehenden ihn mit spöttischem Erstaunen und Neugierde betrachteten. Irgendein gemeiner Köter lief auf ihn zu, schnüffelte an seinen Beinen und wedelte mit dem Schwanz. Er drohte ihm mit dem Stock. Am meisten ärgerte er sich über einen Lehrjungen in langem Zwillichrock, der auf einer Bank gegenübersaß und ihn, bald pfeifend, bald sich juckend und mit den in großen zerrissenen Stiefeln steckenden Beinen baumelnd, fortwährend ansah.

Der Meister wartet wohl auf ihn, dachte sich Aratow, der Faulenzer sitzt aber da und tut nichts . . .

Im selben Augenblick fühlte er aber, wie sich ihm jemand näherte und hinter ihm stehenblieb. Es wehte ihn mit seltsamer Wärme an . . .

Er sah sich um: Es war sie!

Er erkannte sie sofort, obwohl ihr Gesicht von einem dichten dunkelblauen Schleier verdeckt war. Er sprang auf und blieb stehen, außerstande auch nur ein Wort zu sagen. Auch sie schwieg. Er fühlte sich sehr verlegen, aber auch sie schien es zu sein. Aratow sah sogar

durch den Schleier, wie leichenblaß sie plötzlich wurde. Aber sie fing als erste zu sprechen an.

»Ich danke Ihnen«, begann sie mit gebrochener Stimme, »ich danke, daß Sie gekommen sind. Ich hoffte gar nicht . . .« Sie wandte den Kopf etwas zur Seite und ging weiter. Aratow folgte ihr.

»Sie verurteilen mich vielleicht«, fuhr sie fort, ohne das Gesicht zu ihm zu wenden. »Mein Entschluß ist in der Tat sehr seltsam. Ich habe aber so viel über Sie gehört . . . Doch nein, das ist nicht der Grund. Wenn Sie wüßten . . . Ich wollte Ihnen so vieles sagen, mein Gott! Aber wie soll ich es tun, wie soll ich es tun?«

Aratow ging, ein wenig zurückbleibend, an ihrer Seite. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, er sah nur den Hut und einen Teil des Schleiers – und den schwarzen, langen, ziemlich abgetragenen Umhang. Der ganze Ärger über sie und sich selbst war plötzlich wiedergekehrt; er fühlte auf einmal, wie lächerlich und sinnlos dieses Stelldichein, diese Aussprache zwischen zwei wildfremden Menschen in einer öffentlichen Anlage war.

»Ich kam auf Ihre Einladung«, fing er nun an, »ich kam, gnädiges Fräulein (ihre Schultern erzitterten leise, sie bog in einen Seitenweg ab, und er folgte ihr), nur um festzustellen – um das seltsame Mißverständnis aufzuklären, das Sie veranlaßte, sich an mich, einen Ihnen völlig fremden Menschen, zu wenden, der nur aus dem Grunde, wie Sie sich selbst ausdrückten, erraten hat, daß Sie die Briefschreiberin sind, weil es Ihnen beliebte, während jenes literarischen Nachmittags ihm eine allzu . . . allzu auffällige Aufmerksamkeit zuzuwenden!«

Aratow hielt diese kurze Rede mit jener gespannten doch festen Stimme, mit der sehr junge Menschen im Examen eine Frage zu beantworten pflegen, auf die sie sich besonders gut vorbereitet haben. Er zürnte. Dieser Zorn hatte ihm auch seine sonst wenig gelenkige Zunge gelöst.

Sie ging mit etwas verlangsamten Schritten immer weiter. Aratow folgte ihr und sah noch immer nur den alten Umhang und den ebenfalls nicht sehr neuen Hut. Seine Selbstachtung litt unter dem Gedanken, daß sie sich jetzt sagen müßte: Ich brauchte ihm nur zu winken, und er kam sofort gelaufen!

Aratow schwieg. Er wartete noch immer auf ihre Antwort, aber sie sagte nichts.

»Ich bin bereit, Sie anzuhören«, begann er von neuem, »und es wird mich sogar sehr freuen, wenn ich Ihnen irgendwie nützlich sein kann; obwohl ich wiederum staunen muß – bei meiner zurückgezogenen Lebensweise . . .«

Bei seinen letzten Worten wandte sich Klara plötzlich nach ihm um, und er sah ein so erschrockenes, so tief trauriges Gesicht mit so hellen großen Tränentropfen in den Augen und einem so schmerzvollen Ausdruck um die halbgeöffneten Lippen – und dieses Gesicht war schön –, daß er plötzlich stockte und sogar etwas wie Angst, zugleich aber auch Mitleid und Rührung spürte.

»Ach, warum – warum sprechen Sie so . . .«, sagte sie, und ihre Stimme klang ungemein rührend. »Habe ich Sie denn damit, daß ich mich an Sie wandte, beleidigen können? Haben Sie mich gar nicht verstanden? Ach ja! Sie haben nichts davon verstanden, was ich Ihnen sagte! Sie haben sich, Gott weiß, was von mir gedacht und sich nicht einmal gefragt, welche Mühe es mich kostete, Ihnen zu schreiben. Sie waren nur um sich selbst, um Ihre Würde und Ihre Ruhe besorgt! Habe ich denn . . . (Sie drückte ihre Hände, die sie vor dem Munde hielt, so fest zusammen, daß Aratow die Finger knacken hörte.) Als ob ich von Ihnen etwas verlangte, als ob irgendwelche Aufklärungen nötig wären: ›Gnädiges Fräulein‹, ›ich muß staunen‹, ›nützlich sein‹ . . . Ach, ich Wahnsinnige! Ich ließ mich von Ihnen, von Ihrem Gesicht täuschen. Als ich Sie zum ersten Male sah . . . Ja, so stehen Sie da – und kein einziges Wort! Werde ich denn kein einziges Wort zu hören bekommen?«

Sie flehte. Ihr Gesicht wurde rot und bekam einen bösen und herausfordernden Ausdruck. »Mein Gott, wie dumm!« rief sie, schrill auflachend, aus. »Wie dumm ist doch dieses Stelldichein! Wie dumm bin ich! Und auch Sie . . . Pfui!«

Sie winkte verächtlich mit der Hand, als ob sie ihn zur Seite schieben wollte, lief an ihm vorbei, verließ schnell den Boulevard und verschwand.

Diese Handbewegung, das beleidigende Lachen und ihr letzter Ausruf versetzten Aratow sofort in seine frühere Stimmung und erstickten in ihm das Gefühl, das sich in seiner Seele geregt hatte, als sie sich mit Tränen in den Augen an ihn wandte. Er wurde wieder

böse und war bereit, dem Mädchen nachzurufen: Sie haben wohl das Zeug zu einer guten Schauspielerin, warum müssen Sie aber unbedingt vor mir Komödie spielen?

Mit großen Schritten eilte er nach Hause. Obwohl er unterwegs noch immer böse und empört war, drang doch durch alle die bösen und gehässigen Gefühle, ohne daß er es wollte, die Erinnerung an jenes wunderbare Gesicht, das er nur einen Augenblick lang gesehen hatte. Er fragte sich sogar: Warum antwortete ich ihr nicht, als sie mich um ein einziges Wort bat? – Ich hatte nicht Zeit . . . sagte er sich. Sie ließ mich gar nicht zu Worte kommen . . . Und was für ein Wort hätte ich ihr auch sagen können? – Er schüttelte aber gleich wieder den Kopf und sagte mißbilligend: »Komödiantin!«

Und dennoch: Dem anfangs verletzten Ehrgeiz des unerfahrenen, nervösen Jünglings schmeichelte es irgendwie, daß er eine solche Leidenschaft hatte wecken können.

In diesem Augenblick aber, fuhr er in seinen Gedanken fort, ist natürlich alles zu Ende. Ich bin ihr offenbar lächerlich vorgekommen . . .

Dieser Gedanke war ihm unangenehm, und er wurde wieder böse – über sich selbst und über sie. Nach Hause zurückgekehrt, schloß er sich in seinem Arbeitszimmer ein: Er wollte Platoscha jetzt nicht sehen.

Die gute Alte kam zweimal vor seine Tür, drückte das Ohr ans Schlüsselloch, seufzte und flüsterte ihr Gebet.

Es hat angefangen! dachte sie. Er ist aber kaum fünfundzwanzig . . . Viel zu früh, viel zu früh!

VIII.

Aratow war den ganzen folgenden Tag mißgestimmt.

»Was hast du, Jascha?« fragte ihn Platonida Iwanowna: »Du kommst mir heute so zerzaust vor!«

Dieser eigentümliche Ausdruck der Alten kennzeichnete ziemlich richtig den Seelenzustand Aratows. Er konnte nicht arbeiten und wußte selbst nicht, was er eigentlich wollte. Bald wartete er wieder auf Kupfer (er war überzeugt, daß Klara seine Adresse von Kupfer bekommen hatte; von wem sonst hätte sie auch »so viel über ihn hören« können?); bald fragte er sich erstaunt, ob seine Bekanntschaft mit ihr schon zu Ende sei; bald bildete er sich ein, daß sie ihm wieder schreiben würde; bald fragte er sich, ob er ihr nicht schreiben und alles erklären sollte: Er wollte ja immerhin keinen schlechten Eindruck zurücklassen . . . Was sollte er ihr aber erklären? – Bald weckte er in sich eine Abscheu vor ihr und ihrer frechen Zudringlichkeit; bald sah er wieder jenes unsagbar rührende Gesicht vor sich und hörte ihre überzeugende, bezaubernde Stimme; bald rief er in sich die Erinnerung an ihren Gesang und ihre Rezitation wach und zweifelte, ob sein ablehnendes Urteil auch gerecht war. Mit einem Worte: Er war zerzaust! Endlich hatte er genug davon und beschloß, sich, wie man sagt, in die Hand zu nehmen und diese ganze Geschichte zu vergessen, da sie ihm bei seinen Arbeiten zweifellos hinderlich war und seine Ruhe störte. Es fiel ihm aber gar nicht so leicht, diesen Entschluß durchzuführen. Es dauerte länger als eine Woche, ehe er wieder ins gewohnte Geleis kam. Kupfer ließ sich glücklicherweise nicht blicken: er schien aus Moskau verschwunden zu sein. Kurz vor dieser Geschichte hatte Aratow angefangen, sich mit Malerei, die er bei seinen photographischen Arbeiten brauchte, zu beschäftigen; nun widmete er sich ihr mit doppeltem Eifer.

So vergingen unbemerkt – wenn auch mit »Rückfällen«, die zum Beispiel darin bestanden, daß er einmal beinahe einen Besuch bei der Fürstin abstattete – zwei und drei Monate, und Aratow war wieder der alte. Aber tief unter der Oberfläche des Lebens regte sich etwas Dunkles und Schweres, das ihn auf allen Wegen begleitete. So schwimmt ein großer, eben am Angelhaken hängengebliebener, aber noch nicht aus dem Wasser gezogener Fisch am tiefen Grunde des

Flusses unter dem Kahn, in dem der Fischer mit der festen Angelschnur in der Hand sitzt.

Eines Tages aber stieß Aratow beim Lesen einer nicht mehr neuen Nummer der »Moskauer Nachrichten« auf folgende Notiz: »Mit tiefstem Bedauern«, schrieb irgendein Mitarbeiter aus Kasan, »tragen wir in unserer Theaterchronik die Nachricht vom plötzlichen Hinscheiden unserer begabten Schauspielerin Klara Militsch ein, die während ihres kurzen Engagements zum Liebling unseres recht wählerischen Publikums geworden ist. Unsere Trauer ist um so größer, als Fräulein Militsch ihrem jungen, so vielversprechenden Leben mit Gift ein freiwilliges Ende gemacht hat. Der Fall ist um so schrecklicher, als die Künstlerin das Gift im Theater selbst eingenommen hat. Kaum hatte man sie in ihre Wohnung gebracht, als sie zum allgemeinen Bedauern den Geist aufgab. Es wird behauptet, daß es eine unerwiderte Liebe war, die sie in den Tod getrieben hat.«

Aratow legte die Zeitungsnummer ganz langsam wieder auf den Tisch. Äußerlich schien er ruhig, aber etwas hatte ihm plötzlich einen Stoß vor die Brust und vor den Kopf versetzt und sich dann langsam durch alle seine Glieder verbreitet. Er stand auf, blieb eine Weile auf einem Fleck stehen, setzte sich wieder hin und las die Zeitungsnotiz noch einmal. Dann stand er wieder auf, legte sich aufs Bett, verschränkte die Hände im Nacken und starrte, wie benebelt, lange auf die Wand. Die Wand floß allmählich auseinander und verschwand – und er sah den Boulevard unter dem grauen Himmel und *sie* im schwarzen Umhang – dann sah er sie auf dem Podium und sich selbst an ihrer Seite. Das, was ihn im ersten Augenblick so stark vor die Brust gestoßen hatte, stieg jetzt allmählich zur Kehle hinauf. Er wollte husten, er wollte jemand rufen, aber seine Stimme versagte, und aus seinen Augen flossen zu seinem eigenen Erstaunen unaufhaltsam die Tränen . . . Was hatte diese Tränen hervorgerufen? Mitleid? Reue? Oder hatten seine Nerven der plötzlichen Erschütterung einfach nicht standhalten können? Sie hatte ihm doch nichts bedeutet. Oder doch?

Vielleicht ist das Ganze gar nicht wahr? ging es ihm plötzlich durch den Sinn. Ich muß mich erkundigen. Doch bei wem? Bei der Fürstin? Nein, bei Kupfer . . . bei Kupfer? Es heißt ja, daß er gar nicht in Moskau ist? Es ist ganz gleich! Zuerst muß ich zu ihm!

Mit diesen Gedanken beschäftigt, zog sich Aratow schnell an, nahm eine Droschke und fuhr zu Kupfer.

IX.

Er hoffte gar nicht, ihn zu treffen, traf ihn aber doch. Kupfer war tatsächlich einige Zeit verreist gewesen, aber schon seit acht Tagen zurückgekehrt und hatte sogar die Absicht gehabt, Aratow aufzusuchen. Er empfing ihn wie immer freundlich und begann ihm etwas zu erklären. Aratow unterbrach ihn aber ungeduldig mit der Frage: »Hast du es gelesen? Ist es wahr?«

»Was ist wahr?« fragte Kupfer verdutzt.

»Das von Klara Militsch?«

Kupfers Gesicht drückte Bedauern aus. »Ja, mein Lieber, es ist wahr: Sie hat sich vergiftet! Wie schrecklich!«

»Hast du es auch in der Zeitung gelesen?« fragte Aratow nach einer Pause. »Oder warst du vielleicht selbst in Kasan?«

»Ich war in Kasan. Die Fürstin und ich hatten sie hingebracht. Sie ging dort zur Bühne und hatte großen Erfolg. Ich war aber noch vor der Katastrophe abgereist . . . Ich war in Jaroslawl.«

»In Jaroslawl?«

»Ja. Ich hatte die Fürstin dorthin begleitet. Sie hat sich jetzt in Jaroslawl niedergelassen.«

»Du hast aber doch zuverlässige Nachrichten?«

»Die zuverlässigsten, aus erster Hand! Ich habe ja in Kasan ihre Familie kennengelernt. Aber mir scheint, mein Lieber, daß dich diese Nachricht sehr aufgeregt hat? Und doch glaube ich, Klara hätte dir damals gar nicht gefallen . . . Mit Unrecht! Sie war ein herrliches Mädchen, aber eigensinnig! Ein Tollkopf! Ihr Tod hat mir großen Schmerz bereitet!«

Aratow sagte kein Wort und ließ sich in einen Stuhl sinken. Etwas später bat er Kupfer, ihm zu erzählen.

»Was denn?« fragte Kupfer.

»Ja, alles . . .;« antwortete Aratow unsicher. »Zum Beispiel von ihrer Familie . . . und vom übrigen. Alles, was du weißt!«

»Interessiert es dich denn? Gerne!«

Und Kupfer, dem man den Schmerz um Klara gar nicht ansehen konnte, begann zu erzählen.

Aratow erfuhr von ihm, daß Klara Militsch mit ihrem richtigen Namen Katerina Milowidow hieß; daß ihr verstorbener Vater etatsmäßiger Zeichenlehrer zu Kasan gewesen war, schlechte Porträts und *Bilder* gemalt und im Rufe eines Trunkenbolds und Haustyrannen gestanden hatte; dabei sei er ein *gebildeter* Mensch gewesen! (Kupfer lächelte selbstzufrieden über das von ihm eben erfundene Wortspiel.) Daß dieser Vater eine Witwe und eine Tochter hinterlassen hatte: Die erstere sei vom Kaufmannsstand, ein furchtbar dummes Frauenzimmer, wie einer Komödie Ostrowskijs entnommen, die Tochter aber, viel älter als Klara und ihr nicht im geringsten ähnlich, ein sehr kluges, doch etwas gar zu ekstatisches, krankes, wunderbares und außerordentlich gebildetes Mädchen. Daß die beiden – die Witwe und die Tochter – in recht anständigen Verhältnissen in einem hübschen Häuschen, das aus dem Erlös für jene schlechten Bilder gekauft worden ist, leben; daß Klara oder Katja (nenne sie, wie du willst) schon als Kind erstaunliche Begabung gezeigt, sich aber durch einen ungestümen, launischen Charakter ausgezeichnet und sich ewig mit dem Vater herumgeschlagen habe; da sie eine angeborene Begabung fürs Theater gehabt habe, sei sie in ihrem sechzehnten Lebensjahr mit einer Schauspielerin aus dem Elternhause durchgebrannt.

»Mit einem Schauspieler?« unterbrach ihn Aratow.

»Nein, nicht mit einem Schauspieler, sondern mit einer Schauspielerin, an der sie sehr hing . . . Diese Schauspielerin wurde von einem reichen, sehr alten Herrn protegiert, der sie nur aus dem Grunde nicht heiratete, weil er schon anderweitig verheiratet war. Ich glaube übrigens, daß auch die Schauspielerin einen Mann hatte.«

Kupfer teilte Aratow ferner mit, daß Klara schon vor ihrem Auftreten in Moskau auf verschiedenen Provinzbühnen gespielt und gesungen hatte; daß sie, nachdem sie ihre Freundin, die Schauspielerin, verloren (ihr Mäzen war entweder gestorben oder hatte sich mit seiner Frau versöhnt – Kupfer wußte es nicht mehr genau), mit der Fürstin, dieser Frau mit dem goldenen Herzen, bekannt geworden war, »die du, mein Freund Jakow Andrejitsch, nicht nach Gebühr zu schätzen wußtest«; daß sie schließlich ein ihr angebotenes Engagement nach Kasan angenommen, obwohl sie vorher behauptet hatte, Moskau niemals verlassen zu wollen.

»Wie die Kasaner sie liebgewonnen haben, ist einfach nicht zu sagen! Bei jeder Vorstellung Blumen und Geschenke! Blumen und Geschenke! Ein Getreidehändler, der reichste Mann im Gouvernement, hat ihr sogar einmal ein goldenes Tintenfaß überreicht!« – Kupfer erzählte das alles sehr lebhaft, ohne übrigens besondere Empfindsamkeit zu zeigen und seine Rede immer mit Fragen wie: »Warum interessiert dich das?« »Was brauchst du das zu wissen?« unterbrechend, während Aratow ihm mit verzehrender Spannung zuhörte und immer mehr Einzelheiten forderte. Als Kupfer endlich alles, was er wußte, berichtet hatte, verstummte er und belohnte sich für seine Mühe mit einer Zigarre.

»Und warum hat sie sich vergiftet?« fragte Aratow. »In der Zeitung hieß es . . .«

Kupfer warf beide Arme empor. »Ja, das kann ich wirklich nicht sagen. Ich weiß es nicht. Was in der Zeitung steht, ist Unsinn. Klaras Lebenswandel war tadellos . . . sie hatte gar keine Liebesaffären . . . Wie käme sie auch dazu mit ihrem Stolz?! Stolz war sie wie der Satan und unzugänglich! Ein Tollkopf! Hart wie Stein! Du kannst es mir glauben: Ich kannte sie doch gewiß gut, habe aber niemals Tränen in ihren Augen gesehen!«

Ich habe aber welche gesehen, dachte Aratow.

»Aber in der letzten Zeit«, fuhr Kupfer fort, »hatte ich an ihr eine große Veränderung wahrgenommen: Sie war auf einmal so trübsinnig und schweigsam geworden, stundenlang konnte man von ihr kein Wort zu hören bekommen. Wie oft habe ich sie gefragt: ›Hat Sie vielleicht jemand beleidigt, Katerina Ssemjonowna?‹ Ich kannte ja ihren Charakter: Sie konnte keine Beleidigung ertragen! Sie schweigt aber, und es ist aus ihr nichts herauszubekommen. Selbst die Erfolge auf der Bühne machten ihr keine Freude mehr; die Blumen regnen auf sie nur so nieder, und sie lächelt nicht einmal! Das goldene Tintenfaß sah sie nur einmal an und stellte es gleich weg. Sie beklagte sich, daß noch niemand für sie die richtige Rolle, wie sie sie verstehe, geschrieben hätte. Das Singen gab sie aber ganz auf. Ich muß es dir beichten, mein Lieber! Ich hatte ihr damals erzählt, daß du an ihrem Gesang die Schule vermißtest. Und doch ist es ganz unbegreiflich, warum sie sich vergiftet hat! Und *wie* sie sich vergiftet hat!«

»In welcher Rolle hatte sie den größten Erfolg?« Aratow wollte eigentlich fragen, in welcher Rolle sie zum letzten Male aufgetreten

war, fragte aber aus irgendeinem Grunde etwas ganz anderes.

»Wenn ich nicht irre, in Ostrowskijs ›Grunja‹. Ich muß es aber noch einmal sagen: gar keine Liebesaffären! Urteile doch selbst. Sie lebte im Hause ihrer Mutter . . Du kennst wohl solche Kaufmannshäuser: In jeder Ecke hängt ein Heiligenbild mit einem brennenden Lämpchen davor, die Luft ist zum Sterben dumpf, ein widerlicher, säuerlicher Geruch in allen Zimmern, im Salon stehen längs der Wände Stühle und sonst keine Möbel, und auf allen Fensterbänken Geranien; und wenn ein Gast ins Haus kommt, fängt die Hausfrau zu stöhnen an, wie wenn ein Feind sie überfallen hätte. Wie kann man da an irgendwelche Liebesaffären denken? Es kam vor, daß man selbst mich nicht einließ. Ihre Dienstmagd, ein kräftiges Frauenzimmer in rotem Sarafan mit Hängebrüsten, tritt mir im Vorzimmer in den Weg und knurrt: ›Wo wollen Sie hin?‹ – Nein, ich kann unmöglich begreifen, warum sie sich vergiftet hat. Das Leben machte ihr offenbar keine Freude mehr!« Kupfer schloß mit dieser philosophischen Betrachtung seinen Bericht.

Aratow saß mit gesenktem Kopf. »Kannst du mir vielleicht die Adresse des Hauses in Kasan geben?« sagte er nach einer Pause.

»Gewiß, was brauchst du sie? Willst du vielleicht hinschreiben?«

»Vielleicht.«

»Wie du willst. Die Alte wird dir aber nicht antworten, weil sie weder zu lesen noch zu schreiben versteht. Höchstens die Schwester . . Ja, die Schwester ist ein ungewöhnlich kluges Mädchen! Aber ich muß doch über dich staunen, mein Bester: früher diese Gleichgültigkeit, und jetzt dieses Interesse! Das kommt alles von deiner einsamen Lebensweise!«

Aratow entgegnete nichts auf diese Bemerkung, schrieb sich die Kasaner Adresse auf und ging.

Als er vorhin zu Kupfer fuhr, drückte sein Gesicht Erregung, Erstaunen und Erwartung aus. Jetzt ging er mit gleichmäßigen Schritten, die Augen gesenkt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, nach Hause. Fast jeder Vorbeigehende sah ihm mit forschenden Blicken nach. Er gab aber auf die Vorbeigehenden nicht acht: ganz anders als damals auf dem Boulevard.

»Unselige Klara! Wahnsinnige Klara!« klang es in seiner Seele.

X.

Den folgenden Tag fühlte sich Aratow verhältnismäßig ruhig. Er konnte sogar seinen gewohnten Beschäftigungen nachgehen. Dabei dachte er aber unausgesetzt an Klara und an alles, was Kupfer ihm gestern gesagt hatte. Seine Gedanken waren allerdings recht friedlicher Natur. Es schien ihm, daß jenes seltsame Mädchen ihn nur vom psychologischen Standpunkt aus interessiere, wie eine Art Rätsel, dessen Lösung wohl einiges Kopfzerbrechen wert sei.

Sie ist mit einer ausgehaltenen Schauspielerin durchgebrannt, dachte er sich, hat sich in den Schutz der Fürstin begeben, bei der sie wohl auch wohnte – und soll keine Liebesaffären gehabt haben? Das klingt zu unwahrscheinlich! Kupfer sagt zwar, sie sei zu stolz gewesen. Erstens wissen wir aber (Aratow meinte: Wir haben es in Büchern gelesen) . . . wir wissen, daß Stolz sich wohl mit Leichtsinn vereinbaren läßt; zweitens, wie brachte sie es bei ihrem Stolz fertig, einen Menschen zum Stelldichein einzuladen, der sie mit Verachtung behandeln könnte? . . . Und sie auch tatsächlich so behandelt hat, und das auf einem öffentlichen Boulevard! Aratow fiel wieder die Szene auf dem Boulevard ein, und er fragte sich, ob er sie tatsächlich mit Verachtung behandelt hätte. Nein! sagte er sich zuletzt. Es war ein anderes Gefühl. Ein Nichtverstehen . . . vielleicht auch Mißtrauen!

Unselige Klara! klang es ihm wieder im Kopfe. Ja, sie ist wohl unselig, das ist der richtige Ausdruck. – Und wenn dem so ist, so war ich ungerecht. Sie hatte recht, als sie sagte, ich hätte sie nicht verstanden. Schade! Ein vielleicht ganz außerordentliches Geschöpf ging so nahe an mir vorbei, und ich machte keinen Gebrauch davon und stieß sie zurück . . . Nun, das macht doch nichts! Das ganze Leben liegt noch vor mir. Vielleicht stehen mir noch ganz andere Begegnungen bevor!

Warum hat sie aber gerade *mich* erwählt? Er warf einen Blick auf den Spiegel, an dem er eben vorbeiging. Was ist denn an mir Besonderes? Bin ich denn besonders hübsch? Ein Gesicht wie jedes andere . . . Übrigens war auch sie keine Schönheit.

Keine Schönheit, aber welch ein ausdrucksvolles Gesicht! Unbeweglich, und doch so ausdrucksvoll! So ein Gesicht habe ich doch noch nie gesehen. Sie hat auch Talent – sie hatte es vielmehr.

Ein wildes, unentwickeltes, sogar rohes, aber doch ein zweifelloses Talent . . . Auch darin war ich ungerecht gegen sie. Aratow dachte an jenen literarisch-musikalischen Nachmittag zurück und merkte, daß er sich eines jeden von ihr gesprochenen oder gesungenen Wortes, jeder Tonänderung mit außerordentlicher Schärfe erinnerte . . . Das wäre doch unmöglich, wenn sie gar kein Talent gehabt hätte.

Und jetzt ruht das alles im Grabe, in das sie sich selbst gestürzt hat. Ich bin dabei unbeteiligt. Mich trifft keine Schuld! Es wäre sogar lächerlich zu glauben, daß ich daran irgendwie schuldig sei. Aratow ging wieder der Gedanke durch den Kopf, daß sein Benehmen beim Stelldichein unbedingt habe enttäuschen müssen. Darum hatte sie ja auch beim Abschiednehmen so grausam aufgelacht. Wo sind auch die Beweise dafür, daß sie sich aus Liebesgram vergiftet hat? Diese Zeitungskorrespondenten schreiben ja jeden Selbstmord unglücklicher Liebe zu! Solchen Naturen wie Klara erscheint das Leben oft unerträglich und langweilig. Ja, langweilig. Kupfer hat recht: Das Leben machte ihr einfach keine Freude mehr.

Trotz der Erfolge und Ovationen? Aratow wurde nachdenklich. Die psychologische Analyse, der er sich jetzt hingab, machte ihm sogar Vergnügen. Er ahnte selbst nicht, welche Bedeutung für ihn, der bisher noch niemals mit Frauen in Berührung gekommen war, diese gespannte Untersuchung einer weiblichen Seele hatte.

Folglich fuhr er in seinen Betrachtungen fort, folglich gab ihr die Kunst keine Befriedigung und vermochte die Leere ihres Lebens nicht zu füllen. Die echten Künstler leben ja nur für die Kunst und für das Theater. Alles übrige erblaßt vor dem, was sie für ihren Beruf halten . . . Sie war eben Dilettantin!

Aratow wurde wieder nachdenklich. Nein, das Wort »Dilettantin« paßte so wenig zu ihrem Gesicht, zum Ausdruck ihrer Augen.

Vor ihm schwebte wieder das Bild Klaras mit den auf ihn gerichteten tränenerfüllten Augen und den zusammengepreßten, an die Lippen gedrückten Händen.

»Ach, nicht doch, nicht doch!« flüsterte er: »Wozu?«

So verging der ganze Tag. Beim Mittagessen unterhielt er sich viel mit Tante Platoscha und fragte sie nach den alten Zeiten aus, an die sie sich übrigens schlecht erinnerte und von denen sie kaum etwas sagen konnte, da sie überhaupt wenig redegewandt war und in ihrem

ganzen Leben außer ihrem Jascha kaum etwas bemerkt hatte. Sie freute sich nur darüber, daß er sich plötzlich so freundlich und liebenswürdig zeigte. Gegen Abend war Aratow schon so ruhig, daß er mit der Tante sogar einige Partien Karten spielte.

So verging der Tag. Aber die Nacht . . .

XI.

Die Nacht begann recht gut; er schlief schnell ein, und als die Tante zu ihm auf den Fußspitzen hereinkam, um den Schlafenden, wie sie es jede Nacht tat, dreimal zu bekreuzen, atmete er ruhig wie ein Kind. Aber kurz vor Tagesanbruch hatte er einen Traum.

Es träumte ihm: Er ging über eine leere steinige Steppe unter einem niederen Himmel. Zwischen den Steinen wand sich ein Pfad; er ging diesen Pfad entlang.

Plötzlich erhob sich vor ihm etwas wie ein leichtes Wölkchen. Er sah es aufmerksam an; das Wölkchen verwandelte sich in ein weibliches Wesen in weißem Kleid mit hellem Gürtel um die Hüften. Sie wollte von ihm weglaufen. Er konnte weder ihr Gesicht noch ihre Haare sehen: Ein langer Schleier verdeckte sie. Er wollte sie unbedingt einholen und ihr in die Augen blicken. Wie sehr er auch seine Schritte beschleunigte, sie war schneller als er.

Auf dem Pfad lag ein Stein, breit und flach wie eine Grabplatte. Der Stein versperrte ihr den Weg. Sie blieb stehen. Aratow holte sie ein. Sie wandte sich zu ihm um, er konnte aber ihre Augen auch jetzt nicht sehen – sie waren geschlossen. Ihr Gesicht war weiß wie Schnee, die Hände hingen unbeweglich herab. Sie glich einer Statue.

Langsam, ohne auch nur ein Glied zu biegen, beugt sie sich zurück und läßt sich auf die Steinplatte sinken . . . Aratow liegt im Nu an ihrer Seite, ausgestreckt wie eine Grabfigur, und seine Hände sind wie bei einem Toten gefaltet.

Plötzlich erhob sie sich und entfernte sich von ihm. Auch Aratow wollte aufstehen, konnte sich aber weder rühren noch die Hände heben. Er konnte ihr nur voller Verzweiflung nachblicken.

Sie wandte sich plötzlich um, und er erblickte helle, lebendige Augen in einem lebendigen, doch unbekannten Gesicht. Sie lachte, sie winkte ihm mit der Hand, und er konnte sich noch immer nicht rühren.

Sie lachte auf und entfernte sich von ihm, lustig mit dem Kopfe nickend, auf dem plötzlich ein Kranz aus kleinen roten Rosen aufleuchtete.

Aratow wollte aufschreien, wollte diesen schrecklichen Alpdruck verscheuchen.

Plötzlich verdunkelte sich alles, und sie kehrte zu ihm zurück. Es war nicht mehr jene unbekannte Statue: Es war Klara. Sie blieb vor ihm stehen, kreuzte die Arme und sah ihn streng und unverwandt an. Ihre Lippen waren zusammengepreßt, Aratow glaubte aber die Worte zu hören: »Wenn du wissen willst, wer ich bin, so reise hin!«

»Wohin?« fragte er.

»Dorthin!« antwortete die klagende Stimme »Dorthin!«

Aratow erwachte.

Er setzte sich im Bett auf, zündete die Kerze auf dem Nachttischchen an, stand aber nicht auf, sondern saß lange, ganz kalt vor Entsetzen, da und ließ die Blicke langsam um sich schweifen. Es war ihm, als ob mit ihm während der Nacht etwas vorgefallen wäre, als ob sich etwas in ihm festgesetzt, sich seiner bemächtigt hätte. »Ist es denn möglich?« flüsterte er wie geistesabwesend. »Gibt es denn eine solche Gewalt?«

Er konnte nicht länger im Bett bleiben. Er zog sich leise an und ging bis zum Morgen in seinem Zimmer auf und ab. Doch seltsam: An Klara dachte er keinen Augenblick mehr; er dachte nicht mehr an sie, weil er beschlossen hatte, am nächsten Tag nach Kasan zu fahren.

Er dachte nur an diese Reise, wie sie zu machen sei und was er mitnehmen sollte; wie er dort alles Nötige aufsuchen und erfahren und sich dann beruhigen werde.

Wenn du nicht hinfährst, sagte er sich, so kannst du noch verrückt werden!

Er fürchtete es wirklich; er fürchtete für seine Nerven. Er war überzeugt, daß aller Zauber sich wie dieser nächtliche Alpdruck verflüchtigen würde, sobald er alles mit seinen eigenen Augen sähe. Diese Reise wird ja höchstens eine Woche in Anspruch nehmen, dachte er. Was ist eine Woche? Anders werde ich es aber nicht los.

Die aufgehende Sonne erhellte sein Zimmer; das Tageslicht vermochte aber nicht, die auf ihm lastenden Schatten der Nacht zu verscheuchen und seinen Entschluß zu ändern.

Als Aratow Tante Platoscha seinen Entschluß mitteilte, traf sie beinahe der Schlag. Ihre Knie knickten ein, und sie hockte sich hin. »Wie, nach Kasan? Wozu nach Kasan?« flüsterte sie, ihn mit ihren halbblinden Augen anglotzend. Ihr Erstaunen wäre wohl kaum größer, wenn sie hören würde, daß ihr Jascha die Bäckerin aus dem

Nachbarhaus heiraten oder nach Amerika gehen wolle. »Willst du für lange nach Kasan?«

»Ich komme nach einer Woche zurück«, antwortete Aratow, sich halb nach der Tante umwendend, die noch immer auf dem Boden hockte.

Platonida Iwanowna wollte noch etwas einwenden, aber da kam etwas ganz Unerwartetes, etwas, das ihr ganz ungewohnt war: Aratow schrie sie an: »Ich bin kein Kind mehr!« Er war totenblaß geworden, seine Lippen zitterten, und seine Augen brannten gehässig. »Ich bin sechsundzwanzig Jahre alt, ich weiß, was ich tue, ich darf alles tun, was mir beliebt. Ich werde niemand gestatten . . . Geben Sie mir Geld für die Reise, machen Sie mir den Koffer mit der Wäsche und den Kleidern fertig – und quälen Sie mich nicht! Nach einer Woche komme ich zurück, Platoscha«, fügte er etwas milder hinzu.

Platoscha erhob sich seufzend und schlich langsam, ohne zu widersprechen, in ihr Zimmer. Jascha hatte ihr große Angst gemacht. »Ich habe keinen Kopf mehr auf dem Nacken«, sagte sie zur Köchin, die ihr half, die Sachen einzupacken, »keinen Kopf, sondern einen Bienenkorb, und ich weiß gar nicht, was für Bienen darin summen. Nach Kasan will er fahren, meine Liebe, nach Ka–san!«

Die Köchin, die gestern bemerkt hatte, wie der Hausknecht sich lange mit einem Schutzmann unterhalten hatte, wollte es anfangs ihrer Herrin melden, entschloß sich aber doch nicht dazu. Sie dachte sich nur: Nach Kasan? Daß die Reise nur nicht weiter geht!

Platonida Iwanowna war so fassungslos, daß sie es sogar unterließ, ihr gewohntes Gebet zu sprechen. »Bei einem solchen Unglück kann ja auch der liebe Gott nicht helfen!«

Aratow reiste am gleichen Tage nach Kasan.

XII.

Kaum war er in diese Stadt gekommen und in einem Gasthaus abgestiegen, als er sich auch gleich auf die Suche nach dem Hause der Witwe Milowidow machte. Während der ganzen Reise befand er sich in einer seltsamen Erstarrung, was ihn übrigens nicht hinderte, alles richtig zu machen: in Nischnij-Nowgorod die Eisenbahn mit dem Dampfschiff zu vertauschen, auf den Stationen zu essen und so weiter. Er war noch immer überzeugt, daß *dort* sich alles lösen würde; darum hielt er alle Erinnerungen und Betrachtungen von sich fern und begnügte sich mit den Vorbereitungen zum »Speech«, in dem er den Angehörigen Klaras seine Beweggründe klarmachen würde.

Endlich war er am Ziel und ließ sich anmelden. Man ließ ihn ein, wenn auch mit einiger Bestürzung und Angst.

Das Haus der Witwe Milowidow war tatsächlich so, wie Kupfer es beschrieben hatte; auch die Witwe selbst erinnerte an eine der Kaufmannsfrauen Ostrowskijs, obwohl sie eine Beamtenwitwe war: Ihr Mann hatte den Rang eines Kollegien-Assessors gehabt. Aratow entschuldigte sich zunächst wegen seiner Dreistigkeit und der Seltsamkeit seines Besuchs und hielt dann mit ziemlicher Mühe den vorbereiteten »Speech«. Er sprach von seinem Wunsch, alles Wissenswertes über die so jung verstorbene Künstlerin zu sammeln, und sagte, daß er dabei nicht von müßiger Neugierde, sondern von tiefer Sympathie für ihr Talent, dessen Verehrer (er gebraucht diesen Ausdruck: »Verehrer«) er gewesen sei, geleitet werde; daß es schließlich eine Sünde wäre, wenn man das Publikum in Unwissenheit darüber ließe, was es in ihr verloren habe und warum die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht in Erfüllung gegangen waren.

Frau Milowidow unterbrach ihn nicht; sie verstand wohl kaum, was ihr dieser unbekannte Gast sagte, glotzte ihn erstaunt an und dachte sich nur, daß er ganz harmlos aussehe, anständig gekleidet, also kein Schwindler sei und wohl auch kein Geld erpressen werde.

»Sprechen Sie von Katja?« fragte sie, als Aratow fertig war.

»Gewiß . . . von Ihrer Tochter.«

»Sind Sie deswegen aus Moskau hergekommen?«

»Ja, aus Moskau.«

»Nur deswegen?« – »Ja, nur deswegen.«

Frau Milowidow fuhr plötzlich zusammen. »Sie sind wohl ein Schreiber? Schreiben Sie in den Journalen?«

»Nein, ich bin kein Schreiber und habe bisher in den Journalen nicht geschrieben.«

Die Witwe neigte den Kopf. Sie konnte gar nichts begreifen.

»Sie sind also . . . aus eigenem Antrieb gekommen?« fragte sie plötzlich. Aratow mußte sich auf eine Antwort besinnen.

»Aus Mitgefühl, aus Verehrung für das Talent«, antwortete er schließlich.

Das Wort »Verehrung« gefiel der Frau Milowidow gut. »Nun, warum auch nicht«, begann sie mit einem Seufzer. »Ich bin zwar ihre Mutter, und mein Schmerz war groß . . . Dieses unerwartete Unglück! Ich muß aber sagen: Sie war immer wild und hat auch auf eine wilde Manier geendet! Diese Schande! Urteilen Sie doch selbst, wie es der Mutter ums Herz ist! Ich muß schon damit zufrieden sein, daß sie ein christliches Begräbnis bekam.« Frau Milowidow bekreuzigte sich. »Von Kind auf gehorchte sie keinem Menschen, dann lief sie aus dem Elternhause fort und wurde zuletzt – bedenken Sie nur! – Schauspielerin! Natürlich sagte ich mich von ihr nicht los: Ich liebte sie ja und war immerhin ihre Mutter! Sie durfte doch nicht bei fremden Leuten wohnen oder betteln gehen.« Die Witwe vergoß einige Tränen. »Und wenn Sie, mein Herr«, begann sie von neuem, die Augen mit dem Ende ihres Tuches abwischend, »wenn Sie wirklich diese Absicht haben und uns keine Unehre antun, sondern, im Gegenteil, Ihre Aufmerksamkeit erweisen wollen – so sprechen Sie mit meiner anderen Tochter. Sie wird Ihnen alles viel besser als ich erzählen können – Annotschka!« rief Frau Milowidow, »Annotschka, komm doch her! Hier ist ein Herr aus Moskau, der mit dir wegen Katja sprechen möchte!«

Im Nebenzimmer klopfte etwas, aber niemand kam zum Vorschein. »Annotschka!« rief die Witwe wieder, »Anna Ssemjonowna! Komm, wenn man dich ruft!«

Die Tür ging leise auf, und an der Schwelle erschien ein nicht mehr junges Mädchen, kränklich, unschön, doch mit sanften, traurigen Augen. Aratow erhob sich bei ihrem Erscheinen und stellte sich, unter Berufung auf seinen Freund Kupfer, vor. »Ach so, Sie kennen Fjodor

Fjodorowitsch!« sagte das Mädchen leise und ließ sich lautlos auf einen Stuhl nieder.

»Also sprich mit dem Herrn«, sagte Frau Milowidow, sich schwerfällig von ihrem Platz erhebend, »der Herr hat sich eigens dazu aus Moskau herbemüht, er will einiges über Katja erfahren. Mich müssen Sie aber entschuldigen, mein Herr!« fügte sie hinzu. »Ich muß nach der Wirtschaft schauen. Mit Annotschka werden Sie sich gut verständigen, sie wird Ihnen vom Theater erzählen . . . und vom übrigen. Sie ist klug und gebildet: kann französisch und liest Bücher, steht ihrer seligen Schwester in nichts nach. Sie hat sie ja sozusagen erzogen: Sie war die ältere und gab sich mit ihr ab.«

Frau Milowidow zog sich zurück.

Als Aratow mit Anna Ssemjonowna allein geblieben war, wiederholte er seinen Speech. Da er aber gleich auf den ersten Blick merkte, daß er es mit einem wirklich gebildeten Wesen und nicht mit einer gewöhnlichen Kaufmannstochter zu tun hatte, sprach er etwas weitläufiger als vorhin mit der Mutter und gebrauchte auch andere Ausdrücke. Zum Schluß wurde er aufgeregt, errötete und fühlte, wie ihm das Herz pochte. Anna hörte ihm schweigend mit gefalteten Händen zu; ein trauriges Lächeln wich nicht von ihrem Gesicht – ein bitteres, noch nicht verheiltes Weh sprach aus diesem Lächeln.

»Haben Sie meine Schwester gekannt?« fragte sie Aratow.

»Nein, ich habe sie eigentlich nicht gekannt«, antwortete er. »Ich habe sie wohl einmal gesehen und gehört. Es genügte aber, Ihre Schwester einmal zu sehen und zu hören . . .«

»Wollen Sie ihre Biographie schreiben?« fragte Anna.

Aratow hatte diese Frage nicht erwartet. Er antwortete aber sofort: »Warum auch nicht? Vor allem möchte ich das Publikum unterrichten . . .«

Anna unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

»Wozu das? Das Publikum hat ihr viel Leid zugefügt; Katja fing ja erst zu leben an. Doch wenn Sie selbst (Anna blickte ihn an und lächelte wieder traurig, doch etwas freundlicher. Es war, wie wenn sie sich sagte: Ja, du flößt mir wohl Vertrauen ein!), wenn Sie selbst soviel Mitgefühl für sie haben, so wollen Sie gütigst heute nachmittag nach dem Essen wiederkommen. Jetzt kann ich nicht . . . so plötzlich.

Ich muß mich sammeln. Ich werde es versuchen. Ach, ich habe sie zu sehr geliebt!«

Anna wandte sich ab; sie schien dem Weinen nahe.

Aratow erhob sich schnell von seinem Stuhl, dankte für das Anerbieten, versprach unbedingt, ja, unbedingt zu kommen, und ging, ganz im Banne ihrer leisen Stimme und der sanften, traurigen Augen – und er verzehrte sich vor Sehnsucht nach dem Wiedersehen.

XIII.

Aratow kam am Nachmittag zu den Milowidows und unterhielt sich volle drei Stunden mit Anna Ssemjonowna. Frau Milowidow pflegte sich jeden Nachmittag um zwei hinzulegen und bis zum Abendtee, der um sieben Uhr eingenommen wurde, »auszuruhen«. Die Unterhaltung Aratows mit Klaras Schwester war eigentlich keine Unterhaltung: Sie sprach fast die ganze Zeit allein, anfangs etwas unsicher und verlegen, dann aber mit großem Feuer. Sie vergötterte offenbar ihre Schwester. Das Vertrauen, das ihr Aratow einflößte, wurde immer stärker; sie gab jede Zurückhaltung auf und fing sogar zweimal in seiner Gegenwart zu weinen an. Sie hielt ihn für würdig, ihre Offenherzigkeiten und Herzensergüsse hinzunehmen. In ihrem eigenen freudlosen Leben hatte es nichts dergleichen gegeben!

Er aber sog jedes ihrer Worte gierig ein und erfuhr folgendes: Vieles nur aus Andeutungen. Vieles ergänzte er selbst.

Klara war in ihrer Kindheit zweifellos ein höchst unangenehmes Geschöpf gewesen; auch als junges Mädchen war sie schwierig: eigensinnig, aufbrausend und selbstsüchtig. Sie vertrug sich am allerwenigsten mit dem Vater, den sie wegen seiner Trunksucht und Talentlosigkeit verachtete. Sie zeigte schon sehr früh Veranlagung für Musik; der Vater aber tat nichts für die Entwicklung dieses Talents, da er nur die Malerei allein, in der er zwar wenig erreicht hatte, die aber ihn und seine Familie ernährte, für echte Kunst hielt. An ihrer Mutter hing sie mit einer etwas lässigen Liebe, wie ein Kind oft an seiner Wärterin hängt; die Schwester vergötterte sie, obwohl sie sich mit ihr oft herumschlug und sie biß. Dann wieder kniete sie vor ihr nieder und küßte die gebissenen Stellen. Sie war ganz Feuer, ganz Leidenschaft, ganz Widerspruch: rachsüchtig und gutmütig, großmütig und nachtragend; sie glaubte an das Schicksal und glaubte nicht an Gott (Anna flüsterte diese Worte mit Entsetzen); sie liebte alles Schöne, kümmerte sich aber nicht um ihre eigene Schönheit und kleidete sich nachlässig; sie ärgerte sich, wenn junge Leute ihr den Hof machten, las aber in den Büchern nur solche Seiten, die von Liebe handelten; sie wollte niemand gefallen, mochte keine Zärtlichkeiten, vergaß aber keine ihr erwiesene Zärtlichkeit, aber auch keine Beleidigung; sie fürchtete den Tod und tötete sich selbst!

Manchmal sagte sie: »Den, den ich will, werde ich nie finden, einen andern will ich aber nicht!«

»Und wenn du ihn doch findest?« fragte Anna.

»Wenn ich ihn finde, so nehme ich ihn mir.«

»Und wenn er sich nicht hergibt?«

»Dann . . . dann nehme ich mir das Leben. Dann tauge ich also nicht.«

Klaras Vater (der seine Frau zuweilen im Rausche fragte: »Von wem hast du diese schwarze Hexe? Von mir ist sie sicher nicht!«) wollte sie möglichst schnell loswerden und verlobte sie mit einem reichen jungen, furchtbar dummen Kaufmann, einem von den »Gebildeten«. Zwei Wochen vor der Hochzeit (sie war erst sechzehn) ging sie mit gekreuzten Armen, mit den Fingern auf den Ellenbogen spielend (das war ihre liebste Stellung), auf ihren Bräutigam zu und versetzte ihm plötzlich mit ihrer großen kräftigen Hand einen Schlag auf seine rosige Wange! Er sprang auf und riß nur das Maul auf – es ist zu bemerken, daß er maßlos in sie verliebt war.

Er fragte sie: »Wofür?«

Sie lachte nur auf und ging.

»Ich war im gleichen Zimmer«, erzählte Anna, »und war Zeugin. Ich lief ihr nach und fragte: ›Katja, was fällt dir ein?‹ Sie aber antwortete: ›Wenn er ein Mann wäre, so hätte er mich verprügelt, er ist aber eine nasse Henne! Und er fragt noch: Wofür? Wenn du mich liebst und mich nicht strafen willst, so mußt du eben dulden und darfst nicht fragen, wofür! Er kriegt mich nicht, solange er lebt!‹ Sie nahm ihn auch wirklich nicht. Bald darauf lernte sie jene Schauspielerin kennen und verließ unser Haus. Mütterchen weinte, Vater aber sagte: ›Die widerspenstige Ziege muß aus der Herde hinaus!‹ Und er tat nichts, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Der Vater verstand Klara nicht. Am Tag vor ihrer Flucht erwürgte sie mich beinahe in ihren Armen«, fügte Anna hinzu, »und sagte dabei immer: ›Ich kann nicht anders! Das Herz bricht mir entzwei, ich kann aber nicht anders! Zu eng ist mir euer Käfig . . . meine Flügel finden keinen Platz darin! Niemand kann seinem Schicksal entgehen.‹«

»Später sahen wir uns nur sehr selten«, bemerkte Anna. »Als der Vater starb, kam sie für zwei Tage nach Hause, wollte nichts von der

Erbschaft nehmen und verschwand wieder. Es war ihr schwer, bei uns zu leben. Ich sah es. Dann kam sie als Schauspielerin nach Kasan.«

Aratow begann Anna über das Theater auszufragen, über die Rollen, in denen Klara auftrat, und über ihre Erfolge.

Anna antwortete ausführlich mit dem gleichen traurigen Ausdruck, wenn auch mit großem Feuer. Sie zeigte Aratow sogar eine Photographie, auf der Klara in einer ihrer Rollen dargestellt war. Auf dem Bild blickte sie zur Seite, wie wenn sie sich von den Zuschauern abwenden wollte; der mit einem Band durchflochtene dicke Zopf fiel wie eine Schlange auf den entblößten Arm herab. Aratow betrachtete die Photographie lange, fand sie ähnlich, erkundigte sich, ob Klara auch in Rezitationsabenden aufgetreten sei, und erfuhr von Anna, daß sie nur in Bühnenrollen aufgetreten war, weil sie die Aufregung des Theaters und der Bühne brauchte . . . Aber eine andere Frage brannte ihm auf den Lippen.

»Anna Ssemjonowna!« rief er schließlich aus, nicht laut, doch mit besonderer Kraft: »Sagen Sie mir, ich flehe Sie an, sagen Sie mir, warum sie . . . warum sie sich zu dieser schrecklichen Tat entschlossen hat!«

Anna senkte die Augen. »Ich weiß es nicht!« sagte sie nach einer Weile. »Bei Gott, ich weiß es nicht!« fuhr sie in fieberhafter Hast fort, als sie sah, daß Aratow ungläubig die Arme spreizte. »Vom Tag ihrer Ankunft an war sie nachdenklich und finster. Sie hatte in Moskau zweifellos irgend etwas erlebt, was ich unmöglich erraten kann. Aber an jenem verhängnisvollen Tag schien sie, ich will nicht sagen, lustiger, doch ruhiger als sonst. Ich hatte sogar keine Vorahnung«, fügte Anna mit bitterem Lächeln hinzu, als ob sie sich etwas vorzuwerfen hätte.

»Sehen Sie«, fing sie wieder an, »es war ihr wohl schon vom Schicksal beschieden, unglücklich zu sein. Von ihrer frühesten Kindheit an war sie davon überzeugt. Zuweilen stützte sie den Kopf in die Hand und sagte nachdenklich: ›Ich werde nicht lange leben!‹ Sie hatte Vorahnungen. Denken Sie sich nur: Sie sah schon vorher im Traume und manchmal auch im Wachen, was ihr bevorstand. ›Wenn ich nicht so leben kann, wie ich will, so will ich gar nicht leben‹,pflegte sie oft zu sagen. ›Unser Leben ist ja in unserer Hand!‹ Und sie bewies es auch!«

Anna bedeckte das Gesicht mit den Händen und verstummte.

»Anna Ssemjonowna«, begann Aratow nach einer Pause. »Sie haben vielleicht gehört, was in den Zeitungen stand . . .«

»Das von der unglücklichen Liebe?« unterbrach ihn Anna, und nahm die Hände vom Gesicht. »Das ist eine Verleumdung, eine Verleumdung, eine Erfindung! Meine unberührte, meine unzugängliche Katja . . . Katja! . . . Und sie sollte eine unglückliche, eine unerwiderte Liebe haben?! Und ich habe nichts davon gewußt? Alle, alle verliebten sich in sie und sie . . . Wen hätte sie hier auch lieben können? Wer von allen Menschen war ihrer wert? Wer hatte jenes Ideal der Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Reinheit, ja, vor allem Reinheit, das ihr trotz aller ihrer Fehler immer vorschwebte, erreicht? Wer hat ihre Liebe zurückweisen können, ihre Liebe . . .«

Annas Stimme versagte. Ihre Finger zitterten. Sie war plötzlich über und über rot geworden, rot vor Empörung, und in diesem Augenblick, in diesem einen Augenblick sah sie der Schwester ähnlich.

Aratow stammelte irgendeine Entschuldigung.

»Hören Sie einmal«, unterbrach ihn Anna wieder. »Ich will, daß Sie an diese Verleumdung nicht glauben, daß Sie sie nach Möglichkeit zerstreuen! Sie wollen ja einen Aufsatz schreiben: Da haben Sie also die Gelegenheit, ihr Andenken zu verteidigen! Darum spreche ich auch mit Ihnen so aufrichtig. Hören Sie einmal: Katja hat ein Tagebuch hinterlassen.«

Aratow zuckte zusammen. »Ein Tagebuch«, flüsterte er.

»Ja, ein Tagebuch, das heißt nur einige Seiten. Katja mochte das Schreiben nicht und trug monatelang nichts ein; auch ihre Briefe waren kurz. Sie war aber immer aufrichtig und log niemals. Wie sollte sie auch bei ihrem Stolz lügen! Ich . . . ich will Ihnen das Tagebuch zeigen. Sie werden sich selbst überzeugen, daß darin nicht einmal eine Andeutung von unglücklicher Liebe zu finden ist!«

Anna holte aus der Schublade hastig ein dünnes Heftchen von höchstens zehn Seiten und reichte es Aratow. Er ergriff es mit Gier, erkannte sofort die unregelmäßige, weitläufige Schrift jenes anonymen Briefes und schlug es aufs Geratewohl auf. Sein Blick fiel auf folgende Zeilen: »Moskau. Dienstag, den *. Juni. Ich rezitierte und sang in einer literarischen Matinee. Heute war für mich ein bedeutsamer Tag. *Er muß mein Schicksal entscheiden.* (Dieser Satz

war zweimal unterstrichen.) Ich sah wieder«, hier folgten einige sorgfältig durchgestrichene Zeilen. Weiter hieß es: »Nein, nein, nein! Ich muß wieder von vorne anfangen, wenn nur . . .«

Aratow ließ die Hand mit dem Heft sinken, und sein Kopf fiel langsam auf die Brust herab.

»Lesen Sie doch!« rief Anna aus. »Warum lesen Sie nicht? Lesen Sie von Anfang an! Sie sind damit in fünf Minuten fertig, obwohl das Tagebuch ganze zwei Jahre umfaßt. In Kasan trug sie nichts mehr ein.«

Aratow erhob sich langsam von seinem Stuhl und stürzte vor Anna in die Knie.

Sie war vor Erstaunen und Schreck ganz starr.

»Geben Sie, geben Sie mir dieses Tagebuch«, begann Aratow mit ersterbender Stimme und hob beide Hände zu ihr empor. »Geben Sie es mir . . . auch die Photographie. Sie haben sicher eine andere. Das Tagebuch werde ich Ihnen zurückgeben. Ich brauche es, ich brauche es . . .«

In seinem Flehen, in seinen verzerrten Zügen lag eine solche Verzweiflung; man konnte diesen Ausdruck für Haß oder Schmerz halten. Er litt tatsächlich. Es war, als ob ein unerwartetes Unglück über ihn hereingebrochen wäre und er gereizt um Erbarmen und Hilfe flehte.

»Geben Sie es mir!« sagte er wieder.

»Waren Sie vielleicht in meine Schwester verliebt?« fragte Anna endlich.

Aratow kniete noch immer.

»Ich habe sie nur zweimal gesehen, glauben Sie es mir! Und wenn ich nicht meine Gründe hätte, die ich selbst weder richtig begreifen noch darlegen kann – wenn über mir nicht eine Gewalt wäre, die stärker ist als ich, so hätte ich Sie darum nicht gebeten. Ich wäre gar nicht hergekommen. Ich brauche . . . ich muß . . . Sie haben mir ja selbst gesagt, daß ich ihr Bild in seiner Reinheit wiederherstellen soll!«

»Und Sie waren in meine Schwester nicht verliebt?« fragte Anna wieder.

Aratow wußte im ersten Augenblick nicht, was zu antworten, und wandte sich, wie von Schmerz überwältigt, von ihr weg.

»Nun ja! Ich war verliebt! Ich bin es auch jetzt!« rief er mit derselben Verzweiflung aus.

Im Nebenzimmer ertönten Schritte.

»Stehen Sie auf, stehen Sie auf«, sagte Anna schnell: »Mütterchen kommt!«

Aratow erhob sich von den Knien.

»Nehmen Sie meinetwegen das Tagebuch und die Photographie mit. Die arme, arme Katja! . . . Das Tagebuch müssen Sie mir aber wiedergeben«, fügte sie lebhaft hinzu. »Und wenn Sie etwas über sie schreiben, so müssen Sie es mir unbedingt schicken! Hören Sie?«

Das Erscheinen der Frau Milowidow entband Aratow von der Pflicht, etwas darauf zu sagen. Er hatte aber noch Zeit, dem jungen Mädchen zuzuflüstern: »Sie sind ein Engel! Ich danke Ihnen! Ich will Ihnen alles schicken, was ich schreibe.«

Frau Milowidow war so verschlafen, daß sie nichts merkte. So verließ Aratow mit der Photographie in der Brusttasche Kasan. Das Heftchen gab er Anna zurück, riß aber heimlich die Seite heraus, auf der sich die unterstrichenen Worte befanden.

Während der Rückfahrt nach Moskau war er wieder in der gleichen Erstarrung. Obwohl er sich auch in der Tiefe seiner Seele freute, daß er den Zweck seiner Reise erreicht hatte, schob er alle Gedanken an Klara bis zu seiner Heimkehr auf. Er dachte vielmehr an ihre Schwester Anna.

Das ist doch wirklich ein herrliches, sympathisches Wesen! sagte er sich. Dieses feine Verständnis für alles, dieses liebende Herz, dieser völlige Mangel an Selbstsucht! Wie kommt es nur, daß in unserer Provinz und in einem solchen Milieu so herrliche Mädchen erblühen? Sie ist kränklich und unschön und auch nicht mehr jung, doch welch eine wunderbare Lebensgefährtin wäre sie für einen anständigen gebildeten jungen Mann. In eine solche sollte man sich verlieben!

Solche Gedanken gingen Aratow durch den Kopf. Als er aber wieder in Moskau war, nahm alles doch eine ganz andere Wendung.

XIV.

Platonida Iwanowna freute sich unsagbar über die Rückkehr ihres Neffen. Was hatte sie sich nicht schon alles gedacht! – »Mindestens nach Sibirien!« flüsterte sie, regungslos in ihrem Zimmerchen sitzend »Mindestens für ein Jahr!« Auch die Köchin machte ihr große Angst, wenn sie ihr die verbürgtesten Nachrichten über das Verschwinden bald des einen, bald des andern jungen Mannes aus der Nachbarschaft überbrachte. Die absolute Unschuld und politische Zuverlässigkeit Jaschas vermochten sie nicht zu beruhigen: Es kann ja alles vorkommen! Er beschäftigte sich mit Photographie – das genügt schon! Man verhaftet ihn!

Da kam aber Jascha heil und gesund nach Hause! Allerdings kam er ihr etwas abgemagert vor; das war auch kein Wunder: die ganze Zeit ohne ihre Aufsicht! Sie wagte aber nicht, ihn über seine Reise auszufragen. Beim Mittagessen erkundigte sie sich nur: »Ist Kasan eine hübsche Stadt?«

»Ja, eine hübsche Stadt!« antwortete Aratow.

»Leben dort lauter Tataren?«

»Nicht lauter Tataren.«

»Hast du dir keinen tatarischen Schlafrock mitgebracht?«

»Nein, ich habe keinen mitgebracht.«

Damit war das Gespräch zu Ende.

Kaum war aber Aratow allein in seinem Kabinett, als er sich sofort an allen Gliedern ergriffen fühlte, wie wenn er sich wieder in der Gewalt – ja, es war wohl eine Gewalt! – eines anderen Lebens, eines anderen Wesens befände. Er hatte zwar Anna in jenem plötzlichen Ausbruch von Wahnsinn gesagt, daß er in Klara verliebt sei; dieses Wort erschien ihm aber jetzt dumm und sinnlos. Nein, er ist nicht verliebt; wie sollte er auch in eine Tote verliebt sein, die ihm selbst bei Lebzeiten nicht gefiel, die er beinahe vergessen hatte? – Nein! Er ist aber in der Gewalt, in *ihrer* Gewalt. Er gehört nicht mehr sich selbst. Er ist gefangen. Er ist dermaßen gefangen, daß er nicht einmal versucht, sich auf irgendeine Weise frei zu machen – weder durch Spott über seine Dummheit noch durch die Einsicht oder wenigstens die Hoffnung, daß alles vergehen werde, daß alles von den Nerven komme, noch durch irgendwelche logische Gründe!

»Wenn ich ihn finde, so nehme ich ihn mir«, diese Worte Klaras, die er von Anna gehört hatte, kamen ihm in den Sinn. Nun hat sie ihn genommen. Sie ist aber tot? Ja, ihr Körper ist tot. Und die Seele? Ist die Seele nicht unsterblich? Braucht sie denn irdische Organe, um ihre Gewalt zu zeigen? – Die Erscheinungen des Magnetismus beweisen, daß eine lebende Menschenseele auf eine andere lebende Menschenseele einwirken kann. Warum soll diese Wirkung nicht auch nach dem Tode fortbestehen, wenn die Seele doch lebendig bleibt? Ja, doch zu welchem Zweck? Was kann dabei herauskommen? Haben wir aber überhaupt eine Ahnung davon, welchen Zweck alles hat, was um uns geschieht?

Diese Gedanken beschäftigten Aratow so sehr, daß er beim Abendtee an Platoscha ganz unvermittelt die Frage richtete, ob sie an die Unsterblichkeit der Seele glaube.

Platoscha verstand im ersten Augenblick nicht, was er wollte; dann bekreuzigte sie sich und antwortete: »Wie sollte denn die Seele nicht unsterblich sein?«

»Kann sie dann auch nach dem Tode wirken?« fragte wieder Aratow.

Die Alte antwortete, daß sie wohl für uns beten könne, das heißt nur nachdem sie in Erwartung des Jüngsten Gerichts alle Leidensstationen durchgemacht habe. Die ersten vierzig Tage umschwebe sie aber die Stätte, wo sie den Tod erlitten.

»Die ersten vierzig Tage?«

»Ja, und dann beginnen die Leidensstationen.«

Aratow wunderte sich über die Kenntnisse der Tante und ging wieder in sein Kabinett. Und wieder fühlte er die gleiche Gewalt über sich. Diese Gewalt äußerte sich darin, daß er fortwährend das Bild Klaras vor sich sah; er sah es mit solchen Einzelheiten, wie er sie bei ihren Lebzeiten wohl gar nicht bemerkt hatte; er sah . . . er sah ihre Finger, ihre Nägel, die Haarsträhnen an den Wangen unterhalb der Schläfen, ein kleines Muttermal unter dem linken Auge; er sah die Bewegungen ihrer Lippen, Nasenflügel, Augenbrauen; ihren Gang, und wie sie den Kopf ein wenig nach rechts geneigt hielt: Alles sah er! Er sah es ganz ohne Bewunderung, er mußte es aber unausgesetzt sehen und unausgesetzt daran denken.

Doch in der ersten Nacht nach seiner Rückkehr träumte er nicht von ihr. Er war sehr müde und schlief fest wie ein Toter. Als er aber erwachte, trat sie sofort wieder in sein Zimmer und blieb darin wie eine Hausfrau; als ob sie sich mit ihrem freiwilligen Tod das Recht erkauft hätte, ohne ihn zu fragen, bei ihm aus- und einzugehen.

Er nahm ihre Photographie vor, begann sie zu reproduzieren und zu vergrößern. Dann fiel es ihm ein, das Bild für das Stereoskop einzurichten. Das machte ihm nicht wenig Arbeit. Schließlich brachte er es doch fertig.

Er zuckte zusammen, als er durch die Linse ihre Figur sah, die den Anschein von Körperlichkeit angenommen hatte. Sie war aber grau, wie verstaubt, und die Augen – die Augen blickten zur Seite, wie wenn sie sich von ihm wegwandte. Er stand lange da, blickte lange in die Augen, als erwarte er, daß sie sich auf ihn richten. Er kniff sogar seine Augen zusammen. Die ihrigen aber blieben unbeweglich, und ihre Figur bekam etwas Puppenhaftes.

Er ließ das Bild liegen, warf sich in einen Sessel, holte das herausgerissene Tagebuchblatt mit der unterstrichenen Zeile hervor und dachte: Man sagt, daß Verliebte die Zeilen küssen, die von einer geliebten Hand herrühren, ich habe aber diesen Wunsch nicht – auch die Handschrift erscheint mir nicht schön. Doch in dieser Zeile ist mein Gerichtsurteil enthalten.

Da fiel ihm das Versprechen ein, das er Anna wegen des Artikels gegeben hatte. Er setzte sich hin und versuchte zu schreiben. Es wurde aber so verlogen, so hochtrabend, vor allem so verlogen, als ob er weder an die Worte, die er schrieb, noch an seine eigenen Gefühle glaubte. Auch Klara selbst kam ihm so unbekannt und unverständlich vor! Sie ließ sich gar nicht anfassen.

Nein! sagte er sich und legte die Feder beiseite. Entweder ist das Schreiben überhaupt nicht meine Sache, oder ich muß noch abwarten!

Er dachte wieder an seinen Besuch bei den Milowidows und an die Erzählung Annas, dieser guten, herrlichen Anna . . . Das von ihr gebrauchte Wort »unberührte« kam ihm plötzlich in den Sinn; es versengte und erleuchtete seine Seele.

»Ja«, sagte er laut. »Sie ist unberührt, auch ich bin unberührt. Das ist es, was ihr diese Gewalt über mich gibt!«

Er mußte wieder an die Unsterblichkeit der Seele, an das Leben jenseits des Grabes denken. – Heißt es denn nicht in der Bibel: »Tod, wo ist dein Stachel«? Und bei Schiller: »Auch die Toten sollen leben«? Wohl bei Mickiewicz hatte er gelesen: »Ich werde bis ans Ende der Zeiten lieben – und auch nach dem Ende der Zeiten«! Und ein englischer Dichter hat gesagt: »Die Liebe ist stärker als der Tod«!

Die Bibelstelle machte auf Aratow den größten Eindruck. Er wollte die Stelle nachschlagen. Und weil er keine eigene Bibel besaß, bat er Tante Platoscha um die ihrige. Sie war sehr erstaunt, holte aber ein uraltes Buch in verbogenem, mit Wachstropfen bedecktem Ledereinband mit Messingschließen hervor und händigte es Aratow aus.

Er ging damit zurück in sein Zimmer, konnte lange die Stelle, die er suchte, nicht finden – fand dafür aber eine andere: »Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lasset für seine Freunde.« (Johannis, XV, 13.)

Er sagte sich: Es sollte anders heißen: Niemand hat größere *Gewalt . . .*

Und wenn sie ihr Leben gar nicht für mich gelassen hat? Wenn sie nur darum Hand an sich gelegt hat, weil das Leben ihr eine Last war? Wenn sie schließlich gar nicht einer Liebeserklärung wegen zum Stelldichein gekommen war?

In diesem Augenblick erschien vor ihm Klara, so wie er sie vor der Trennung auf dem Boulevard gesehen hatte. Er erinnerte sich ihres wehmütigen Ausdrucks, ihrer Tränen und ihrer Worte: »Ach, Sie haben ja nichts verstanden! . . .«

Nein, er durfte nicht mehr zweifeln, wofür und für wen sie ihr Leben gelassen hatte.

So verging der ganze Tag bis zum Abend.

XV.

Aratow ging früh zu Bett; er wollte eigentlich noch nicht schlafen, hoffte aber im Bett Ruhe zu finden. Die Spannung der Nerven ermüdete ihn viel mehr als die physische Abspannung der Reise. Wie groß auch seine Müdigkeit war, einschlafen konnte er doch nicht. Er versuchte zu lesen, doch die Zeilen verschwammen vor seinen Augen. Er blies die Kerze aus, und in seinem Zimmer wurde es dunkel. Er lag aber noch immer schlaflos mit geschlossenen Augen da.

Plötzlich kam es ihm vor, als ob ihm jemand etwas ins Ohr flüstere . . . Es ist das Herzklopfen, das Rauschen des Blutes, dachte er sich. Das Geflüster ging aber in zusammenhängende Rede über. Jemand sprach russisch, hastig, klagend, doch unverständlich. Er konnte kein einziges Wort verstehen. Es war aber Klaras Stimme!

Aratow öffnete die Augen, setzte sich auf und stützte sich in die Ellenbogen. Die Stimme klang etwas leiser, fuhr aber in ihrer klagenden, hastigen, noch immer unverständlichen Rede fort.

Es war zweifellos Klaras Stimme!

Unsichtbare Finger liefen über die Tasten des Pianinos. Dann erklang wieder die Stimme. Zuerst gedehnte Töne, wie Seufzer – immer die gleichen. Und dann einzelne verständliche Worte: »Rosen . . . Rosen . . . Rosen . . .«

»Rosen«, flüsterte Aratow nach. »Ach ja! Das sind ja die Rosen, die ich im Traume auf dem Kopfe jenes Wesens gesehen habe.«

»Rosen . . .« klang es wieder.

»Bist du es?« fragte Aratow im gleichen Flüsterton.

Die Stimme war plötzlich verstummt.

Aratow wartete, wartete und ließ den Kopf auf das Kissen sinken.

Eine Gehörhalluzination, sagte er sich. Wenn sie aber wirklich hier in der Nähe ist? Wenn ich sie erblicke, werde ich da erschrecken? Oder mich freuen? Warum sollte ich erschrecken? Und worüber sollte ich mich freuen? Höchstens darüber, daß es ein Beweis für die Existenz einer anderen Welt, der Unsterblichkeit der Seele wäre. Und wenn ich auch etwas sehe, so kann es übrigens auch nur eine Gesichtshalluzination sein.

Er zündete aber dennoch die Kerze an und ließ den Blick schnell, nicht ohne eine gewisse Angst, über das ganze Zimmer schweifen, entdeckte aber darin nichts Außergewöhnliches. Er stand auf, ging zum Stereoskop und sah wieder die gleiche graue Puppe mit den auf die Seite gerichteten Augen. Die Angst machte einem Gefühl von Ärger Platz. Es war, wie wenn er sich in seinen Erwartungen getäuscht hätte; auch die Erwartungen selbst kamen ihm jetzt lächerlich vor.

»Das ist ja schließlich dumm!« murmelte er. Er legte sich wieder hin und blies die Kerze aus. Und wieder wurde es im Zimmer stockfinster.

Aratow beschloß diesmal einzuschlafen. Aber eine neue Empfindung bemächtigte sich seiner. Es schien ihm, als ob jemand in der Mitte des Zimmers nicht weit von ihm stehe und kaum wahrnehmbar atme. Er wandte sich rasch um und schlug die Augen auf. Was konnte er aber in der undurchdringlichen Finsternis sehen? Er begann nach einem Zündholz auf dem Nachttisch zu suchen, und plötzlich war es ihm, als ziehe ein weicher, lautloser Wirbelwind durch das ganze Zimmer, über ihn, durch ihn hindurch, und das Wort »Ich!« klang deutlich in seinen Ohren.

»Ich! . . . Ich! . . .«

Es vergingen einige Augenblicke, ehe er die Kerze anzünden konnte.

Im Zimmer war wieder nichts zu sehen, und er hörte auch nichts mehr außer dem schnellen Pochen seines eigenen Herzens. Er trank ein Glas Wasser und blieb regungslos, den Kopf in eine Hand gestützt, liegen. Er wartete.

Er dachte: Ich will warten. Entweder ist alles Unsinn oder sie ist hier. Sie wird doch nicht mit mir wie die Katze mit der Maus spielen! Er wartete, er wartete lange, so lange, daß die Hand, in die er den Kopf stützte, einschlief. Doch keine der früheren Empfindungen wollte sich wiederholen. Zweimal fielen ihm die Augen zu. Er schlug sie jedesmal wieder auf; es schien ihm wenigstens, daß er sie aufschlug. Allmählich richteten sie sich auf die Tür und blieben an ihr haften. Die Kerze war heruntergebrannt, und das Zimmer verdunkelte sich wieder. Die Tür hob sich als länglicher weißer Fleck im Halbdunkel ab. Dieser Fleck regte sich, wurde kleiner, verschwand, und an seiner Statt erschien an der Schwelle eine weibliche Gestalt.

Aratow sah gespannt hin: Es war Klara! Diesmal blickte sie ihm gerade ins Gesicht und bewegte sich auf ihn zu. Sie hatte auf dem Kopf einen Kranz roter Rosen.

Er zuckte zusammen und setzte sich auf.

Vor ihm stand seine Tante in weißer Nachtjacke und einer Nachthaube mit großer roter Schleife.

»Platoscha!« brachte er mit Mühe hervor. »Sind Sie es?«

»Ja, ich«, antwortete Platonida Iwanowna. »Ich bin es, Jascha.« – »Warum sind Sie hergekommen?«

»Du hast mich ja geweckt. Anfangs hast du lange gestöhnt, dann plötzlich aufgeschrien: ›Zur Hilfe!‹«

»Habe ich geschrien?«

»Ja, und mit so heiserer Stimme: ›Zur Hilfe!‹ Ich dachte mir: Mein Gott! Ist er am Ende krank? Also kam ich her. Fühlst du dich wohl?«

»Ja, vollkommen.«

»Dann hast du wohl einen bösen Traum gehabt. Willst du, daß ich ein wenig mit Weihrauch räuchere?«

Aratow blickte die Tante noch einmal aufmerksam an und lachte plötzlich laut auf. Die gute Alte in Haube und Nachtjacke, mit dem erschrockenen langgezogenen Gesicht war tatsächlich recht komisch anzuschauen. Alles Geheimnisvolle, was ihn soeben umschwebt und bedrückt hatte, der ganze Zauber war mit einem Male verflogen.

»Nein, liebste Platoscha, bitte, nicht!« sagte er. »Entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie, ohne es zu wollen, geweckt habe. Schlafen Sie wohl, auch ich werde einschlafen.«

Platonida Iwanowna blieb noch eine Weile stehen, zeigte auf die Kerze, brummte: »Warum löschst du sie nicht aus? Wie leicht kann ein Unglück geschehen!« und konnte sich nicht enthalten, ihn beim Weggehen zu bekreuzigen.

Aratow versank sofort in Schlaf und schlief bis zum Morgen durch. Er stand in recht guter Stimmung auf, obwohl ihm irgend etwas leid tat. Er fühlte sich leicht und frei.

Das sind romantische Einfälle! sagte er sich mit einem Lächeln.

Er warf weder einen Blick ins Stereoskop noch auf das von ihm herausgerissene Tagebuchblatt. Doch gleich nach dem Frühstück begab er sich zu Kupfer.

Er fühlte dunkel, was ihn zu ihm hinzog.

XVI.

Aratow traf seinen sanguinischen Freund zu Hause an. Er sprach mit ihm über dies und jenes, machte ihm Vorwürfe, daß er ihn und die Tante ganz vergessen habe, hörte von ihm neue Lobhymnen auf das goldene Herz der Fürstin, von der Kupfer soeben aus Jaroslawl ein mit Fischschuppen besticktes Käppchen zum Geschenk bekommen hatte.

Plötzlich setzte er sich vor Kupfer hin, blickte ihm gerade in die Augen und erklärte, daß er in Kasan gewesen sei.

»Du warst in Kasan? Wozu?«

»Ich wollte einiges über diese . . . Klara Militsch erfahren.«

»Über die, die sich vergiftet hat?«

»Ja.«

Kupfer schüttelte den Kopf. »So einer bist du gar! Und stellst dich so still! Tausend Werst fährst du hin, tausend Werst zurück – und wozu? Warum? Wenn doch wenigstens irgendein Frauenzimmer im Spiele wäre! Dann würde ich alles verstehen. Alles! Jeden Wahnsinn!« Kupfer zerzauste sich das Haar. »Aber nur um Material zu sammeln, wie ihr gelehrten Männer es nennt. Ich danke! Dazu gibt es statistische Komitees! Nun, hast du die Alte und die Schwester kennengelernt? Ein prächtiges Mädchen, nicht wahr?«

»Ja, ein prächtiges Mädchen«, bestätigte Aratow. »Sie hat mir viel Interessantes erzählt.«

»Hat sie dir auch gesagt, wie Klara sich vergiftet hat?«

»Was heißt . . . wie?«

»Auf welche Weise?«

»Nein. Sie war ja noch zu sehr erschüttert. Ich wagte nicht, sie zu viel zu fragen. War es denn irgendwie außergewöhnlich?«

»Gewiß. Stell dir nur vor. Sie mußte an jenem Tag spielen, und sie spielte auch. Sie nahm das Fläschchen mit dem Gift mit ins Theater, trank es vor dem ersten Akt aus und spielte den ganzen Akt zu Ende. Mit dem Gift im Magen! Diese Willensstärke! Dieser Charakter! Man sagt, daß sie noch keine Rolle mit solchem Gefühl, mit solchem Feuer gespielt habe! Das Publikum ahnte nichts, klatschte und rief Bravo. Kaum war aber der Vorhang gefallen, als auch sie auf die Bühne fiel. Sie bekam Krämpfe, Krämpfe; und nach einer Stunde gab sie den Geist

auf! Habe ich es dir denn noch nicht erzählt? Es stand auch in den Zeitungen!«

Aratow fühlte plötzlich seine Hände erkalten und etwas in seiner Brust zittern.

»Nein, du hast es mir noch nicht erzählt«, sagte er schließlich. »Weißt du nicht was für ein Stück es war?«

Kupfer versuchte sich zu besinnen. »Man hat mir das Stück wohl genannt – ein betrogenes Mädchen kommt darin vor. Es wird wohl irgendein Drama gewesen sein. Klara war für dramatische Rollen wie geboren. Selbst ihr Äußeres . . . Ja, wo willst du denn hin?« unterbrach sich Kupfer, als er Aratow nach der Mütze greifen sah.

»Ich fühle mich nicht ganz wohl«, antwortete Aratow. »Auf Wiedersehen. Ich komme ein anderes Mal.«

Kupfer hielt ihn auf und blickte ihm ins Gesicht. »Was bist du doch für ein nervöser Mensch! Schau dich nur an . . . Bist weiß wie Kreide.«

»Mir ist nicht ganz wohl«, wiederholte Aratow. Er befreite sich aus Kupfers Armen und ging nach Hause. Erst jetzt wurde es ihm klar, daß er zu Kupfer mit einer einzigen Absicht gegangen war, nämlich mit ihm über Klara zu sprechen.

»Über die wahnsinnige, unselige Klara . . .«

Als er aber nach Hause kam, beruhigte er sich wieder einigermaßen.

Die näheren Umstände des Selbstmordes machten zunächst einen erschütternden Eindruck auf ihn. Später aber kam ihm dieses Spiel »mit dem Gift im Magen«, wie Kupfer sich ausgedrückt hatte, als eine häßliche Phrase, als ein Bravourstück vor, und er bemühte sich, nicht mehr daran zu denken, um nicht ein Gefühl von Ekel in sich aufkommen zu lassen.

Als er beim Mittagessen der Tante Platoscha gegenübersaß, erinnerte er sich plötzlich an die mitternächtliche Erscheinung mit der kurzen Nachtjacke und der großen Schleife an der Haube (wozu hat sie an der Haube diese Schleife?), an ihre ganze komische Gestalt, die wie der Signalpfiff des Regisseurs in einem phantastischen Ballett alle Visionen zu Staub zerfallen machte. Er veranlaßte sogar Platoscha, ihm noch einmal zu erzählen, wie sie seinen Aufschrei gehört habe, wie sie aufgesprungen sei und im ersten Augenblick vor Schreck weder ihre noch seine Tür habe finden können und so weiter.

Abends spielte er mit ihr wieder Karten und zog sich in sein Zimmer zurück, etwas traurig, doch ziemlich ruhig.

Aratow dachte nicht an die bevorstehende Nacht und fürchtete sie nicht: Er war überzeugt, daß er sie gut verbringen würde. Der Gedanke an Klara erwachte in ihm nur ab und zu; es fiel ihm aber jedesmal ein, wie »theatralisch« sie sich umgebracht hatte, und er wandte sich von ihr wieder ab. Dieses Häßliche verscheuchte jede andere Erinnerung an sie. Er warf einen Blick ins Stereoskop, und es kam ihm vor, daß sie sich nur darum von ihm wegwandte, weil sie sich schämte. An der Wand über dem Stereoskop hing das Bildnis seiner Mutter. Aratow nahm es vom Nagel, betrachtete es lange, küßte es und steckte es behutsam in die Schublade. Warum tat er es? Weil dieses Bild nicht in der Nähe jenes anderen weiblichen Wesens bleiben durfte oder aus irgendeinem anderen Grund? Er gab sich keine Rechenschaft darüber. Das Bild der Mutter brachte ihm aber seinen Vater in Erinnerung, den Vater, den er einst in diesem selben Zimmer, auf diesem selben Bett hatte sterben sehen.

Was denkst du dir darüber, Vater? wandte er sich in Gedanken an ihn. Du hast doch das alles verstanden, hast auch an die Schillersche Geisterwelt geglaubt. Gib mir nun einen Rat!

»Der Vater würde mir raten, diesen ganzen Unsinn bleibenzulassen!« sagte Aratow laut und griff nach einem Buch. Er konnte aber doch nicht lesen; er fühlte eine seltsame Schwere in seinem ganzen Körper und ging früher als sonst zu Bett, fest davon überzeugt, daß er sofort einschlafen werde.

Er schlief auch wirklich sofort ein, aber seine Hoffnung auf eine friedliche Nacht ging nicht in Erfüllung.

XVII.

Es hatte noch nicht Mitternacht geschlagen, als er einen ungewöhnlichen, unheildrohenden Traum hatte.

Es träumte ihm, daß er sich in einem reichen Gutshaus befinde, dessen Besitzer er sei. Er hat erst vor kurzem das Haus und das dazugehörige Gut gekauft. Und er denkt sich immer: Jetzt ist es gut, sehr gut, es wird aber ein schlechtes Ende nehmen! Vor ihm scharwenzelt ein kleines Männchen, sein Gutsverwalter; er lacht immer, verbeugt sich und will Aratow zeigen, wie schön alles im Haus und auf dem Gut eingerichtet sei.

»Bitte schön, bitte schön«, sagte er, bei jedem Worte kichernd, »schauen Sie nur, wie gut alles eingerichtet ist! Da sind die Pferde – was für herrliche Pferde!«

Aratow sieht eine Reihe riesengroßer Pferde. Sie stehen im Stall mit dem Rücken zu ihm; sie haben wunderbare Mähnen und Schweife. Als Aratow an ihnen vorbeigeht, wenden sie ihre Köpfe nach ihm um und fletschen unangenehm die Zähne.

Es ist wohl schön, wird aber ein schlechtes Ende nehmen!, denkt sich Aratow.

»Bitte schön, bitte schön!« sagt wieder der Verwalter. »Kommen Sie in den Garten, schauen Sie nur, was für herrliche Äpfel Sie haben!«

Die Äpfel sind wirklich herrlich, rot und rund; wie Aratow sie aber genauer anschaut, werden sie runzlig und fallen zu Boden.

Das wird ein schlechtes Ende nehmen!, denkt er sich.

»Da ist der See«, lallt der Verwalter, »schauen Sie nur, wie blau und wie glatt er ist! Da ist auch der goldene Nachen. Wollen Sie nicht ein wenig spazierenfahren? Er fährt ganz von selbst.«

Nein, ich setze mich nicht hinein!, denkt sich Aratow, es wird ein schlechtes Ende nehmen! Und er setzt sich doch in den Nachen. Auf dem Boden des Nachens liegt zusammengekauert ein kleines Geschöpf, einem Affen ähnlich; es hält ein Fläschchen mit einer dunklen Flüssigkeit in den Pfoten.

»Haben Sie nur keine Angst«, ruft ihm der Verwalter vom Ufer nach. »Es ist nichts! Es ist der Tod! Glückliche Reise!«

Der Nachen fährt schnell dahin. Plötzlich aber kommt ein Wirbelwind, nicht wie der gestrige lautlose, weiche – nein, ein schwarzer, schrecklicher, heulender Wirbelwind! Alles dreht sich, und Aratow sieht mitten in der wirbelnden Finsternis Klara in ihrem Theaterkostüm: Sie führt ein Fläschchen an die Lippen, aus der Ferne klingen Bravorufe, und eine rohe Stimme schreit Aratow ins Ohr: »Du glaubtest wohl, daß es mit einer Komödie enden wird? Nein, es ist eine Tragödie! Eine Tragödie!«

Aratow erwacht, am ganzen Leibe zitternd. Im Zimmer ist es gar nicht finster. Von irgendwo kommt ein schwacher Schimmer, der alle Gegenstände mit traurigem, unbeweglichem Licht übergießt. Aratow gibt sich keine Rechenschaft darüber, woher das Licht kommt. Er fühlt nur das eine: Klara ist hier, in diesem Zimmer. Er fühlt ihre Nähe. Er ist wieder und für immer in ihrer Gewalt!

Aus seinen Lippen dringt der Schrei: »Klara, bist du hier?«

»Ja!« ertönt es deutlich mitten im unbeweglich erleuchteten Zimmer.

Aratow wiederholt lautlos seine Frage. – »Ja!« tönt es wieder.

»Also will ich dich sehen!« schreit er auf und springt aus dem Bett.

Einige Augenblicke stand er unbeweglich mit den bloßen Füßen auf dem kalten Fußboden. Seine Blicke schweiften umher, seine Lippen flüsterten: »Wo denn? Wo?«

Nichts zu sehen und nichts zu hören.

Er sah sich um und merkte, daß das schwache Licht, das das Zimmer erfüllte, von einem Nachtlicht kam, das, mit einem Blatt Papier verdeckt, in der Ecke stand: Platoscha hatte es wohl, als er schlief, hingestellt. Er spürte auch den Geruch von Weihrauch; auch das war wohl ihr Werk.

Er zog sich schnell an. Noch länger im Bett zu bleiben und einzuschlafen war undenkbar. Er blieb mitten im Zimmer stehen und kreuzte die Arme.

Er fühlte die Anwesenheit Klaras stärker als je.

Und nun begann er nicht laut, aber langsam und feierlich, wie man Beschwörungsformeln spricht: »Klara, wenn du wirklich hier bist, wenn du mich siehst, wenn du mich hörst, so erscheine! Wenn du verstehst, wie bitter ich es bereue, daß ich dich nicht verstanden und dich zurückgewiesen habe, so erscheine! Wenn das, was ich hörte,

wirklich deine Stimme war, wenn das Gefühl, das mich ergriffen, Liebe ist; wenn du jetzt überzeugt bist, daß ich, der ich bisher noch kein einziges Weib geliebt und erkannt habe, dich liebe; wenn du weißt, daß ich nach deinem Tode in leidenschaftlicher, unüberwindlicher Liebe zu dir entflammt bin; wenn du nicht willst, daß ich wahnsinnig werde – so erscheine, Klara!«

Aratow hatte das letzte Wort noch nicht gesprochen, als er plötzlich fühlte, wie jemand von rückwärts schnell auf ihn zuging – wie damals auf dem Boulevard – und ihm eine Hand auf die Schulter legte. Er wandte sich um und sah niemand. Aber das Gefühl ihrer Nähe wurde so deutlich, so zweifellos, daß er sich noch einmal umsah.

Was ist das?! In seinem Sessel, zwei Schritte vor ihm, sitzt ein weibliches Wesen, ganz in Schwarz. Der Kopf ist zur Seite geneigt, wie im Stereoskop. Das ist sie! Das ist Klara! Doch welch ein strenges, trauriges Gesicht!

Aratow sank langsam in die Knie. Ja, er hatte damals recht gehabt: Er empfand jetzt weder Entsetzen noch Freude, nicht einmal Erstaunen. Sein Herz begann sogar langsamer zu schlagen. Er hatte nur ein Gefühl, nur ein Bewußtsein: Endlich! Endlich!

»Klara«, begann er mit schwacher, doch gleichmäßiger Stimme, »warum siehst du mich nicht an? Ich weiß ja, daß du es bist. Ich könnte mir aber auch denken, daß meine Einbildungskraft ein Bild geschaffen hat, das *jenem* (er zeigte mit der Hand auf das Stereoskop) ähnlich ist. Beweise mir, daß du es bist. Wende dich zu mir um, sieh mich an, Klara!«

Klara hob langsam die Hand und ließ sie wieder sinken.

»Klara, Klara, wende dich zu mir um!«

Und Klara wandte langsam den Kopf zu ihm, die gesenkten Lider hoben sich, und die dunklen Pupillen hefteten sich auf Aratow.

Er wich etwas zurück und hauchte gedehnt und zitternd: »Ah!«

Klara sah ihn unverwandt an, aber ihre Augen, ihre Züge bewahrten den früheren nachdenklich strengen, beinahe unzufriedenen Ausdruck. Diesen Ausdruck hatte sie damals bei der literarischen Matinee auf dem Podium, ehe sie Aratow erblickte. Und ebenso wie damals errötete sie plötzlich, ihr Gesicht belebte sich, der Blick leuchtete auf, und die Lippen öffneten sich in einem freudigen, sieghaften Lächeln.

»Du hast mir vergeben!« rief Aratow aus. »Du hast gesiegt. Nimm mich hin! Ich bin dein, und du bist mein!«

Er stürzte zu ihr hin, er wollte sie auf die lächelnden sieghaften Lippen küssen – und er küßte sie auch, er fühlte ihre heiße Berührung, er fühlte sogar die feuchte Kühle ihrer Zähne – und im halbdunklen Zimmer erklang ein Schrei der Verzückung.

Platonida Iwanowna, die sofort herbeistürzte, fand ihn in einer Ohnmacht. Er kniete auf dem Boden, sein Kopf ruhte auf dem Sessel, die ausgestreckten Arme hingen kraftlos herab, das bleiche Gesicht atmete unendliches berauschendes Glück.

Platonida Iwanowna sank neben ihm hin, umarmte ihn und begann zu stammeln: »Jascha, Jascha!« Sie versuchte ihn mit ihren knochigen Armen aufzuheben. Er rührte sich nicht. Platonida Iwanowna begann nun mit unmenschlicher Stimme zu schreien, und die Dienstmagd lief herbei. Sie hoben ihn mit vereinten Kräften auf, setzten ihn in den Sessel und begannen ihn mit geweihtem Wasser zu besprengen.

Er kam zu sich. Alle Fragen der Tante beantwortete er nur mit einem Lächeln. Er sah so selig und glücksvergessen aus, daß sie noch mehr erschrak und bald ihn, bald sich bekreuzigte.

Aratow schob schließlich ihre Hand zur Seite und fragte mit dem gleichen seligen Gesichtsausdruck: »Platoscha, was ist mit Ihnen los?«

»Was ist mit dir los, Jascha?«

»Was mit mir los ist? Ich bin glücklich – Ich bin glücklich, Platoscha, das ist mit mir los. Und jetzt will ich mich hinlegen und schlafen.«

Er wollte aufstehen, fühlte aber eine solche Schwäche in den Beinen und im ganzen Körper, daß er ohne Hilfe der Tante und der Magd gar nicht imstande war, sich auszuziehen und hinzulegen. Dafür schlief er sehr schnell ein. Sein Gesicht behielt den gleichen seligen und verzückten Ausdruck, war aber sehr bleich.

XVIII.

Als Platonida Iwanowna am nächsten Morgen zu ihm hereinkam, war er noch immer im gleichen Zustand. Seine Schwäche war nicht vergangen, und er zog es vor, im Bett zu bleiben. Seine Blässe machte Platonida Iwanowna besondere Angst.

Gott, was ist denn das? fragte sie sich. Er hat keinen Tropfen Blut im Gesicht, will die Bouillon nicht mal versuchen, liegt da und lächelt und behauptet dabei, daß ihm nichts fehle!

Er wies auch das Frühstück zurück.

»Was hast du denn, Jascha?« fragte sie ihn. »Willst du denn den ganzen Tag so liegen?«

»Warum auch nicht?« antwortete Aratow freundlich.

Auch dieser freundliche Ton gefiel Platonida Iwanowna nicht. Aratow hatte das Aussehen eines Menschen, der ein großes, für ihn sehr angenehmes Geheimnis erfahren hat, das er eifersüchtig für sich bewahrt. Er wartete auf die Nacht weniger mit Ungeduld als mit Neugier.

Was kommt nun weiter? fragte er sich. Was kann noch kommen?

Er staunte nicht mehr. Er zweifelte nicht mehr, daß er mit Klara verkehrte; er zweifelte auch nicht mehr, daß sie einander liebten. Was kann aber aus einer solchen Liebe herauskommen? Er erinnerte sich jenes Kusses, und ein wunderbarer Wonneschauer durchlief alle seine Glieder.

Einen solchen Kuß tauschten wohl Romeo und Julia aus! dachte er sich. Das nächste Mal werde ich mich aber besser beherrschen. Ich werde sie besitzen. Sie wird mit einem Kranz kleiner Rosen auf den schwarzen Locken kommen . . .

Und weiter? Wir können doch nicht zusammenleben! Also muß ich wohl sterben, um mit ihr zusammen zu sein? Kam sie vielleicht deswegen her, um mich *so* zu nehmen?

»Was ist denn dabei? Warum soll ich auch nicht sterben? Den Tod fürchte ich jetzt gar nicht. Er kann mich doch nicht vernichten! Im Gegenteil, nur *so* und *dort* werde ich glücklich sein – wie ich im Leben niemals glücklich war und wie sie es auch niemals war. Wir sind ja beide unberührt! Oh, dieser Kuß!«

* *
*

Platonida Iwanowna kam jeden Augenblick zu ihm herein; sie quälte ihn nicht mit Fragen, sondern sah ihn nur an, flüsterte, seufzte und ging wieder hinaus. Nun wies er auch das Mittagessen zurück. Das war schon höchst bedenklich. Die Alte wandte sich daher an ihren Bekannten, den Revierarzt, dem sie nur aus dem Grunde vertraute, weil er nicht trank und eine Deutsche zur Frau hatte. Aratow wunderte sich, als sie ihn zu ihm brachte; Platonida Iwanowna bat aber ihren Jascha so inständig, Paramon Paramonytsch (so hieß der Arzt) zu erlauben, ihn zu untersuchen – und wenn auch nur ihr zuliebe! –, daß Aratow einwilligte. Paramon Paramonytsch befühlte seinen Puls, ließ sich die Zunge zeigen, stellte einige Fragen und erklärte schließlich, daß er ihn auskultieren müsse. Aratow war so friedfertig gestimmt, daß er auch dies erlaubte. Der Arzt entblößte behutsam seine Brust, beklopfte sie vorsichtig, behorchte sie, murmelte etwas, verschrieb Tropfen und eine Mixtur und riet ihm, vor allen Dingen möglichst Ruhe zu bewahren und alle Aufregungen von sich fernzuhalten.

Warum nicht gar! dachte sich Aratow, Du kommst zu spät damit, mein Bester!

»Was fehlt Jascha?« fragte Platonida Iwanowna, Paramon Paramonytsch an der Schwelle einen Dreirubelschein in die Hand drückend.

Der Revierarzt, der wie alle modernen Ärzte, besonders aber diejenigen, die eine Uniform tragen, gerne mit wissenschaftlichen Fachausdrücken paradierte, erklärte ihr, daß ihr Neffe alle dioptrischen Symptome einer nervösen Kardialgie und auch etwas Febris habe.

»Sprich doch verständlicher, Väterchen«, unterbrach ihn Platonida Iwanowna. »Mach mir mit deinem Latein keine Angst. Du bist ja nicht in der Apotheke!«

»Das Herz ist nicht in Ordnung«, erklärte der Arzt, »auch ist ein kleines Fieber da.« Und er wiederholte seinen Rat bezüglich der Ruhe und der Vermeidung von Aufregungen.

»Es ist doch nicht gefährlich?« fragte Platonida Iwanowna streng. (Paß auf: Komm mir nicht wieder mit deinem Latein!)

»Vorläufig nicht!«

Der Arzt ging, und Platonida Iwanowna wurde sehr trübsinnig. Sie ließ die Arznei aus der Apotheke holen, die Aratow aber nicht einnahm. Er wies auch den Brusttee zurück.

»Warum beunruhigen Sie sich so?« fragte er sie. »Ich versichere Sie, ich bin jetzt der glücklichste und gesündeste Mensch auf Gottes Erden!«

Platonida Iwanowna schüttelte nur den Kopf.

Gegen Abend hatte er etwas stärkeres Fieber, bestand aber darauf, daß sie nicht bei ihm blieb, sondern in ihr Zimmer schlafen ging. Platonida Iwanowna fügte sich, zog sich aber nicht aus und legte sich auch nicht hin; sie saß in einem Sessel, horchte hinaus und flüsterte ihr Gebet.

Sie begann gerade einzunicken, als ein entsetzlicher, durchdringender Schrei sie plötzlich weckte. Sie sprang auf, stürzte zu Aratow ins Kabinett und fand ihn wie gestern auf dem Boden liegen.

Diesmal kam er aber nicht zu sich, wie sehr sie sich auch um ihn bemühte. In derselben Nacht bekam er ein heftiges Fieber, zu dem sich eine Herzentzündung gesellte.

Nach einigen Tagen starb er.

Ein seltsamer Umstand begleitete seinen zweiten Ohnmachtsanfall. Als man ihn aufhob und ins Bett legte, fand man in seiner zusammengeballten Rechten eine Strähne schwarzer Frauenhaare. Wo kamen diese Haare her? Anna Ssemjonowna besaß wohl eine solche Strähne von Klaras Haaren; sie würde aber doch ein so kostbares Andenken nicht Aratow schenken! Oder hatte sie die Haare ins Tagebuch gelegt und damit aus Versehen Aratow gegeben?

In seinem Delirium vor dem Tode hielt er sich für Romeo nach dem Selbstmord. Er sprach von einer geschlossenen, einer vollzogenen Ehe; daß er jetzt wisse, was Wonne sei.

Am schrecklichsten war für Platoscha der Augenblick, als Aratow kurz zur Besinnung kam, sie vor seinem Bette stehen sah und sagte: »Tante, was weinst du? Weil ich sterben muß? Weißt du denn nicht, daß die Liebe stärker ist als der Tod? . . . Tod! Tod, wo ist dein Stachel? Du sollst nicht weinen, du sollst dich freuen, wie ich mich freue . . .«

Und das Gesicht des Sterbenden erstrahlte wieder in jenem seligen Lächeln, vor dem sich die Alte so sehr fürchtete.

- E n d e -

Die Wachtel.

Kinder-Eindrücke.

Ich war etwa zehn Jahre alt, als mir passierte, was ich hier erzählen will.

Es war Sommer. Ich weilte damals bei meinem Vater auf dem Maierhof des südlichen Russland. Rings um uns auf mehrere Werst Entfernung erstreckte sich die Steppe. Kein Baum, kein Bach in der ganzen Nachbarschaft. Niedrige, mit Buschwerk bedeckte Einsenkungen durchfurchten, grünen Schlangen gleich, hie und da die einförmige Fläche. Schwache Wasseradern sickerten auf dem Boden dieser Einsenkungen. An anderem Ort, beinahe auf der Höhe der Abhänge, gewahrte man kleine Quellen, deren Wasser so klar war wie die Thränen, und zu denen stark begangene Fußwege führten. Am Rande des Wassers, in der feuchten Erde kreuzten sich die Fußspuren der Vögel und der anderen kleinen Tiere. Sie sowohl wie die Menschen brauchen reines Wasser.

Mein Vater war ein passionierter Jäger. Ließen ihm seine Arbeiten einen Augenblick Zeit, und war das Wetter schön, so nahm er sein Gewehr, hing die Jagdtasche um, pfiff seinem Hunde, dem alten Schatz, und ging auf die Wachtel- oder Rebhuhn-Jagd. Er verachtete die Hasen. Die, wie er mit spottenden Tone sagte, höchstens für die Sonntagsjäger gut seien. Neben den Schnepfen, die im Herbst kamen, war dies das ganze Wild, das es bei uns gab.

Dafür gab es Wachteln und Rebhühner in Menge; besonders Rebhühner. Folgte man den Abhängen der Einsenkungen, so traf man jeden Augenblick dort, wo sie sich niedergeduckt hatten, die Spuren ihrer Krallen im trockenen Staube. Der alte Schatz setzte sich sogleich in Positur. Sein Schweif zitterte, die Haut über seiner Stirn legte sich in Falten, und mein Vater wurde etwas blaß, während er den Finger vorsichtig dem Hahn seines Gewehres näherte.

Er nahm mich zu meiner großen Freude oft mit. Ich streckte meine Hosen in die Stiefel, warf meine Feldflasche über die Schulter und bildete mir ein, ein echter Jäger zu sein. Der Schweiß rann mir in Strömen von der Stirn, der Sand lief mir in die Stiefel, aber ich fühlte keine Müdigkeit und wich meinem Vater nicht von der Seite. So oft ein Schuß fiel und ein Tier stürzte, sprang ich hoch in die Höhe und

stieß einen Freudenschrei aus, so glücklich war ich. Der verwundete Vogel überschlug sich, zappelte mit den Flügeln, bald auf dem Boden, bald im Maule des Hundes — sein Blut floß, und ich — ich war entzückt und empfand nicht das leiseste Gefühl des Mitleids.

Was hätte ich nicht darum gegeben, selbst schießen, die Wachteln und Rebhühner selbst zu töten! Aber mein Vater hatte mir auseinandergesetzt, daß ich ein Gewehr erst bekäme, wenn ich zwölf Jahre alt, und daß mir dann erlaubt sein werde, auf Lerchen zu schießen. Es gab Unmassen von diesen Vögeln in unserer Gegend. An schönen Tagen, wenn die Sonne schien, sah man sie zu Dutzenden am klaren Himmel schweben; sie stiegen höher, und immer höher, und ihr Zwitschern klang wie der Nachhall ferner Glöcklein.

Ich blickte zu Ihnen hinauf wie auf meine künftige Beute und zielte nach ihnen mit dem Stock, den ich an meine Schulter drückte, wie mit einem Gewehr. Nichts ist leichter, als sie zu treffen, wenn sie mit ausgebreiteten Flügeln fünf oder sechs Fuß über der Erde schweben, bevor sie plötzlich im Gebüsch verschwinden.

Mitunter sah man Trappen auf den fernen Stoppelfeldern oder den Wiesen. »Ach,« seufzte ich, »einen so großen Vogel wie diesen töten und dann sterben!«

Ich zeigte sie meinem Vater; aber er antwortete regelmäßig, daß die Trappe ein kluges Tier sei, das den Menschen nicht herankommen lasse. Einmal jedoch versuchte er, sich einer einzelnen Trappe zu nähern, da er vermutete, daß sie angeschossen worden und deshalb hinter ihrer Schar zurückgeblieben sei. Er befahl Schatz, zurückzubleiben, und mir, nicht von der Seite zu gehen: dann lud er seine Flinte mit Rehschrot, wendete sich zu Schatz und befahl ihm leise: »Zurück, zurück!« Hierauf beugte er sich nieder und schlich sich so still als möglich gegen die Trappe, nicht direkt auf den Vogel zu, sondern in schräger Richtung. Schatz blieb an unserer Seite, aber er nahm eine außerordentlich seltsame Haltung an, lief, wie wenn er krumme Beine hätte, zog den Schweif ein und biß die Zähne in die Lippen. Ich verging vor Aufregung und folgte, beinahe kriechend, meinem Vater und dem Hunde. Die Trappe ließ uns etwa 300 Schritte herankommen; dann fing sie an zu laufen, breitete die Flügel aus und verschwand in der Ferne. Mein Vater schoß und starrte ihr nach. Schatz sprang vorwärts und starrte ihr nach. Ich selbst, ich starrte ihr

nach — mit so schweren Herzen! Hätte sie nicht noch ein wenig warten können? Oh, dann würde man nicht gefehlt haben.

(Schluß)

Ein anderes Erlebnis! Ich ging mit meinem Vater auf die Jagd. Es war der Vorabend des Festes des heiligen Petrus. Um diese Zeit sind die Rebhühner noch klein. Mein Vater trat deshalb hinter ein Dickicht von jungen Eichen, am Saume des Kornfeldes, wo man stets Wachteln traf. An diesem Orte gab es Blumen über Blumen, und so oft ich mit meiner Schwester hinging, nahm ich immer einen Arm voll mit. Allein wenn ich mit meinem Vater ging pflückte ich keine Blumen. Diese Beschäftigung ist eines Jägers unwürdig.

Plötzlich schlug Schatz an. Fast unter der Nase das Hundes erhob sich eine Wachtel und flog auf. Aber sie flog auf eine sehr seltsame Art, hin- und herschwankend und wieder auf die Erde aufschlagend, wie wenn sie an den Flügeln verletzt wäre. Schatz sprang mit einem gewaltigen Satze auf sie zu; das that er nie, wenn ein Vogel in der herkömmlichen Weise davonflog.

Mein Vater konnte nicht schießen, denn er mußte besorgen, den Hund zu treffen. Plötzlich sah ich, wie Schatz einen jähen Satz machte — husch — die Wachtel erfaßte und sie meinem Vater apportierte. Papa nahm das Tier und legte es auf seine offene Hand mit dem Bauche nach oben.

»Was hat die Wachtel?« fragte ich, indem ich auf Papa zustürzte. »Ist sie verwundet?«

»Nein,« erwiederte Papa, »Ihr Nest mit den Jungen muß hier in der Nähe sein, und deshalb hat sie sich verwundet gestellt; damit der Hund in der Erwartung, sie leichter zu erwischen . . .«

»Und warum that sie das?«

»Um den Hund von ihren Jungen fortzulocken. Hinterher wäre sie fortgeflogen. Diesmal jedoch hat sie sich verrechnet; sie hat ihre Komödie zu gut gespielt, und Schatz hat sie erwischt.«

»Also ist sie nicht verwundet?« fragte ich weiter.

»Nein . . . das heißt, Schatz hat ihr einen tüchtigen Biß versetzt, da ist nichts zu machen.«

Ich näherte mich, um mir die Wachtel genauer anzusehen. Sie lag unbeweglich auf Papa's Hand und ließ den Kopf hängen. Ihr schwarzes Äugelein betrachtete mich von der Seite, und plötzlich fühlte ich mich von Erbarmen erfaßt. Es däuchte mir, wie wenn das arme Tierchen, indem es mich anblickte, denken würde: »Weshalb muß ich sterben? Weshalb denn? Habe ich nicht meine Pflicht gethan? Ich habe versucht meine Jungen zu retten, den Hund fortzulocken und das war mein Verderben. Ich unglückliches Geschöpf! Das ist nicht recht, nein! Das ist nicht recht?«

»Papa vielleicht stirbt sie nicht,« rief ich, und streichelte das Köpfchen des Vogels.

Aber mein Vater erwiederte: »Sie stirbt. Paß auf; in einem Augenblick werden sich ihre Füße zusammenkrallen, ihr ganzer Körper wird zucken, und ihre Augen werden sich schließen.«

Also geschah es. Als sich ihre Augen schlossen, fing ich an zu weinen.

»Was ist Dir denn?« rief mein Vater und schüttelte sich vor Lachen.

»Es thut mir leid um die Wachtel; sie hat ihre Pflicht gethan; man hat sie getötet, und das ist nicht recht.«

»Sie wollte gar zu listig sein,« antwortete Papa, aber Schatz ist noch verschmitzter als sie.«

»Böser Schatz,« dachte ich . . . (und in diesem Moment schien mir, wie wenn Papa selbst nicht gut wäre) Da war keine List dabei, das war die Liebe zu ihren Jungen und keine List. Wenn sie schon gezwungen war, Komödie zu spielen, um die Jungen zu retten, so lag doch für Schatz keine Notwendigkeit vor, sie totzubeißen.

Papa wollte die Wachtel in seine Jagdtasche stecken. Ich bat ihn, sie mir zu geben. Ich nahm sie in meine Hände und hauchte sie mit meinem Athem an. Allein die Hoffnung sie zum Leben zu erwecken, war eine trügerische; sie rührte sich nicht.

»Gieb' Die keine Mühe,« sagte Papa, »da giebt's nichts zum Aufwecken. Sieh nur, wie ihr Kopf herunterhängt.« Ich erhob sachte den Kopf beim Schnabel. Allein sobald ich ihn losließ, fiel er wieder herab.

»Thut es Dir immer noch leid um sie?« fragte Papa.

»Wer wird jetzt die Jungen füttern?« fragte ich meinerseits zurück.

Mein Vater sah mich aufmerksam an. »Mach Dir keine Sorgen,« erwiederte er, das Männchen, der Vater, wird sie füttern. . . . Aber warte. . . . Sieh' nur, Schatz ist schon wieder auf der Fährte. Wenn es das Nest wäre. . . Richtig, es ist das Nest!«

Wirklich! Im Laub versteckt . . . zwei Schritte entfernt von Schatz' Schwanze bemerkte ich vier kleine Wachteln, die sich mit ausgestreckten Hälsen aufeinander drängten; sie atmeten so rasch, daß man ihnen ansah, wie sehr sie sich fürchteten; sie hatten keine Flaumen mehr, sondern Federn; nur die Flügel waren noch sehr klein.

»Papa, Papa!« schrie ich aus Leibeskräften, »rufe Schatz zurück, er wird sie ebenfalls totbeißen.«

Mein Vater pfiff dem Hunde und setzte sich ein wenig abseits unter einen Strauch, um zu frühstücken. Ich jedoch blieb bei dem Neste und wollte von Essen nichts wissen. Ich zog mein weißes Sacktuch aus der Tasche und legte die todte Wachtel hinein. »Seht ihr armen Waisen, da ist Eure Mutter; sie hat sich für euch geopfert.« Die Tierchen atmeten plötzlich tief auf und zitterten am ganzen Körper.

Ich ging zu meinem Vater.

»Du schenkst mir doch die Wachtel?« fragte ich ihn.

»Wenn es Dir Spaß macht. Aber was willst Du damit thun?«

»Ich will sie begraben.«

»Begraben?«

»Ja, dort in der Nähe des Nestes. Gieb mir Dein Messer, damit ich ihr das kleine Grab graben kann.«

»Ah, ihre Jungen sollen an ihrem Grabe beten,« bemerkte Papa erstaunt.

»Nein,« erwiederte ich, »es geschieht zu meinem Vergnügen: sie wird sanft ruhen, dort an der Seite ihres Nestes.«

Mein Vater gab mir das Messer, ohne weiter ein Wort zu sagen. Ich grub das Grab, küßte die Wachtel auf die Brust, legte sie in das kleine Loch und bedeckte die Erde darüber. Dann schnitt ich mit dem demselben Messer zwei kleine Zweige ab, schälte ihre Rinde los und machte, indem ich sie mit einem Halme festband, ein Kreuz daraus, das ich auf des Grab pflanzte.

Bald darauf entfernten wir uns, Papa und ich; aber ich sah mich bei jedem Schritte um, das Kreuz war weiß und ich konnte es lange sehen.

In der folgenden Nacht hatte ich einen Traum. Ich war im Himmel und sah dort auf einer kleinen Wolke meine Wachtel. Aber sie war ganz weiß, wie jenes Kreuz. Um den Kopf hatte sie einen kleinen schimmernden Heiligenschein, offenbar als Belohnung für die Schmerzen, die sie um ihre Jungen erlitten hatte.

Vier oder fünf Tage nachher kehrten ich und Papa an denselben Ort zurück. Das Kreuzchen war ein wenig gelb geworden, war jedoch auf dem Grabe stehen geblieben. Das Nest dagegen war leer; nirgends die geringste Spur von den Jungen. Mein Vater versicherte mir, daß das Männchen sie irgendwohin in Sicherheit gebracht habe, und als einige Schritte weiter dieses Männchen aus dem Gebüsch aufsprang, ließ Papa dasselbe, ohne zu schießen, vorüberflattern. Nein! Dachte ich mir, Papa ist nicht böse!

Und seltsam, von diesem Tage angefangen war meine Leidenschaft für die Jagd vollständig erloschen. Ich dachte selbst nicht einmal an die Flinte, die Papa mir versprochen hatte. Später freilich, als ich größer wurde, ging ich auch mitunter auf die Jagd, aber ich wurde niemals ein echter und rechter Jäger.

* *
*

Eines Tages jagte ich mit meinem Kameraden. Wir fanden eine Familie von Auerhühnern. Das Weibchen flog auf und wir schossen. Es war getroffen, aber es fiel nicht, sondern schleppte sich mit seinen Jungen weiter. Ich wollte ihm nach.

»Bleiben wir lieber hier,« sagte mein Gefährte, »ich weiß ein Mittel die ganze Familie herbeizulocken.«

Er verstand es vortrefflich, den Ruf des Auerhahns nachzuahmen. Wir legten uns, und er begann zu locken. Richtig, nach einer Weile antwortete ein junger Hahn; ihm folgte ein zweiter, endlich das Weibchen selbst. Den Ruf desselben erscholl so sanft und ganz in der Nähe. Ich hob den Kopf und sah, wie das Tier mitten durch das Gras auf uns zulief; sein Fuß war ganz blutig. Sicherlich war das Muttergefühl in ihm erwacht; es wollte unsere Aufmerksamkeit von den Jungen ablenken. In diesem Augenblick kam ich mir wie ein wahres Ungeheuer von Grausamkeit vor. Ich erhob mich und klatschte in die Hände. Die Alte flog auf und die Jungen verstummten. Mein Gefährte war wütend: »Du hast unsere ganze Jagd verdorben!«

Von diesem Tage an wurde es mir immer schwerer und schwerer, zu tödten und Blut zu vergießen.

(Revue politique et littéraire)

- E n d e -

Der Verzweifelte.

Deutsch
von
Adolf Gerstmann (1855-1921)

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX.

I.

Wir saßen unserer acht im Zimmer; das Gespräch drehte sich um die jüngsten Tagesereignisse und um die Menschen, die mit ihnen verbunden waren.

»Ich verstehe diese Leute und ihren Charakter gar nicht mehr,« sagte Einer der Anwesenden; »sie handeln so wild, so unberechenbar – sie benehmen sich gerade wie Verzweifelte. Ich glaube, so lange die Welt steht, ist etwas Aehnliches nicht erhört gewesen.«

»O, es ist doch schon dagewesen,« warf P. ein, ein alter Mann, dessen Haare schon silbergrau glänzten – er war in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts geboren. »Es gab auch in früheren Zeiten verzweiflungsvolle Menschen, nur glichen sie denjenigen nicht, welche wir heute als Verzweifelte ansehen. Gelegentlich eines Gespräches über den Dichter Jasykow bemerkte einmal Jemand, daß seine Begeisterung eine ganz eigenthümliche war – sie hatte nämlich nichts Bestimmtes zum Objekt; gerade so könnte man auch von den Leuten, welche ich bei meiner Bemerkung im Sinne habe, sagen, daß ihre Verzweiflung eine gegenstandslose gewesen sei. Wenn es Ihnen recht ist, will ich Ihnen die Geschichte meines Großneffen Mischa Poltew erzählen. Sie mag Ihnen als Probe dafür dienen, welcher Art die damaligen Verzweifelten waren.

Er kam, wenn ich mich recht erinnere, im Jahre 1828 zur Welt, und zwar wurde er auf dem Erbgute seines Vaters geboren im fernsten Winkel eines von jedem Verkehr abgelegenen Steppen-Gouvemements. An Mischa's Vater, Andrej Nikolajewitsch Poltew, kann ich mich noch recht gut erinnern – er war ein richtiger Steppenjunker, ein Gutsbesitzer vom alten Schlage, brav und fromm, ziemlich unterrichtet – wenigstens im Verhältniß für die damalige Zeit – im Großen und Ganzen aber, um es gerade heraus zu sagen, waren seine Geistesgaben nicht eben die bedeutendsten. Nebenbei bemerkt, er litt etwas an Epilepsie. Es ist ja eine alte Geschichte, daß in vielen unserer Adelsgeschlechter diese Krankheit erblich ist – man kann auch von ihr sagen, daß sie von altem Schlage sei. Die Anfälle, denen Andrej Nikolajewitsch unterworfen war, waren übrigens nicht heftiger Art; sie endeten gewöhnlich mit furchtbarer Abspannung, der ein tiefer Schlaf folgte. Andrej's Wesen war liebenswürdig und

freundlich; man konnte ihm auch eine gewisse Würde nicht absprechen. So, wie ich ihn kannte, habe ich mir immer den Czar Michael Feodorowitsch Romanow begründete im Jahre 1613 die jetzt in Rußland herrschende Dynastie. vorgestellt.

Andrej Nikolajewitsch's ganzes Dasein wurde ausgefüllt durch die strenge Beobachtung und Innehaltung aller von Alters her bestehenden Sitten und Gebräuche, den Sitten und Gebräuchen des strenggläubigen »alten heiligen Rußlands«. Wenn er aufstand und sich niederlegte, wenn er speiste und trank, ins Bad ging, sich belustigte oder sich ärgerte (das Eine geschah übrigens so selten wie das Andere), wenn er die Pfeife rauchte und Karten spielte (zwei große Neuerungen!), so handelte er nicht etwa nach persönlicher Laune oder nach eigenem Gutdünken, sondern nur mit geziemender Strenge so, wie seine Vorfahren zu handeln vorgeschrieben hatten.

Er war von hoher Figur und ziemlich wohlbeleibt, hatte eine sanft und etwas heiser klingende Stimme, wie man sie bei fast allen frommen Russen hört. In Wäsche und Kleidung war er peinlichst auf Sauberkeit bedacht; er trug gewöhnlich eine weiße Halsbinde, einen tabacksfarbigen Ueberrock mit langen Schößen. Aber seine adlige Abstammung kam doch, trotz dieser unscheinbaren Hülle, bei ihm immer zum Vorschein; Niemand würde ihn für einen Priestersohn oder für einen Kaufmann gehalten haben. Immer, aber wirklich in allen Lebenslagen und unter allen nur erdenklichen Umständen wußte Andrej Nikolajewitsch aufs Genaueste, was er zu thun hatte, wie er sprechen mußte und in welcher Weise er sich am besten ausdrücken sollte; bei Unfällen konnte er Medizinen und sonstige Heilmittel verschreiben und ihre Anwendung näher bestimmen; er verstand sich auf die Deutung von äußeren Anzeichen, er wußte, welche Glück oder Unglück im Gefolge haben und welchen keine Aufmerksamkeit weiter zu schenken ist – mit einem Worte: er wußte, was in jedem einzelnen Fall zu thun war. ›Unsere Altvordern‹, pflegte er zu sagen, »haben schon Alles vorausgesehen und bestimmt und wir haben nur nöthig, uns an sie als an unsere Führer zu halten. Die Hauptsache allerdings ist, daß wir stets auf Gott vertrauen und daß wir nichts ohne festen Glauben an seine Hilfe unternehmen.«

Dir Wahrheit zu sagen: in seinem Hause herrschte eine gradezu tödtliche Langeweile; in diesen niedrigen Zimmern, in denen es so schwül und dunkel war, herrschte immer ein Geruch nach Weihrauch

und Fastenspeisen und aus allen Winkeln schienen die Litaneien und die Gesänge der Abendandachten widerzuhallen.

Er verheirathete sich, als er schon ziemlich bei Jahren war, mit einem armen, aus der Nachbarschaft stammenden Fräulein, das in einem Institute erzogen war; es war eine kränkliche und nervöse Person. Sie spielte ziemlich gut Klavier und sprach französisch mit jenem Accent, der in den Instituten den Schülerinnen gewöhnlich anerzogen wird. Im Uebrigen war sie ein Wenig exaltirt und gab sich gern einem unbegründeten Trübsinn hin, in welcher Stimmung sie leicht bittere Thränen vergoß. Kurz, ihr Charakter hatte etwas Unstätes, Ruheloses. Da sie ihr Leben für verfehlt hielt, konnte sie auch ihren Gatten nicht lieben, der ihr natürlicher Weise »kein Verständniß entgegenbrachte«; aber sie achtete ihn und ertrug ihn, wie er nun einmal war. Da sie sehr ehrenhaft war und ein überaus kühles Temperament hatte, richteten sich ihre Gedanken auch nicht etwa auf einen andern »Gegenstand«. Dazu kam auch noch, daß sie den Kopf beständig voll von Sorgen hatte, zunächst über ihre eigene, wirklich sehr schwache Gesundheit; zweitens über die ihres Gatten, dessen Anfälle ihr immer etwas wie abergläubische Furcht einflößten. Schließlich war sie auch um ihren einzigen Sohn Mischa sehr besorgt, den sie mit großem Eifer selbst erzog. Andrej Nikolajewitsch legte seiner Gattin kein Hinderniß in den Weg, sich mit Mischa nach Gutdünken zu beschäftigen – nur eine Bedingung hatte er gestellt: Unter keinen Umständen sollten jene Grenzen überschritten werden, die nun einmal von Alters her bestimmt waren, und innerhalb welcher sich Alles in seinem Hause zu bewegen hatte.

Um ein Beispiel anzuführen: In der Weihnachtswoche und am Neujahrstage war es Mischa erlaubt, mit den andern Kindern im Orte sich zu verkleiden und allerhand Scherz zu treiben; ja es war ihm dies nicht nur erlaubt, sondern es wurde ihm geradezu zur Pflicht gemacht. Wenn er sich dasselbe aber auch zu einer andern Zeit hätte einfallen lassen, so wäre es ihm sicherlich schlimm ergangen.

II.

Ich kann mich Mischa's noch erinnern, als er dreizehn Jahre alt war. Damals war er ein hübscher Junge mit rosigen Wangen und weichen Lippen – wie er denn überhaupt weich und voll in seiner körperlichen Anlage war – und feucht schimmernden Augen, sorgfältig gekämmt und gekleidet, bescheiden und freundlich, fast wie ein Mädchen. Nur eines mißfiel mir an ihm: Er lachte selten, und wenn er einmal lachte, so standen seine großen, weißen, wie bei einem Raubthier spitzigen Zähne unangenehm vor; sein Lachen klang gellend, roh, beinahe thierisch, und dabei funkelte es so böse und unheimlich in seinen Augen.

Die Mutter lobte ihn fortwährend, weil er so ungemein folgsam und bescheiden sei, niemals an der Gesellschaft loser Knaben Gefallen fände und sich weit lieber in derjenigen von Frauen aufhalte.

»Der Junge ist verweichlicht, ein richtiges Muttersöhnchen,« sagte der Vater von ihm. »Aber er geht gern in die Kirche und das macht mir Freude.«

Ein Nachbar, ein alter, sehr vernünftiger Mann, der früher Friedensrichter im Distrikt gewesen war, sagte mir einmal, als wir von Mischa sprachen, mit Bezug auf diesen: »Passen Sie auf, das wird noch einmal ein Revolutionär!«

Diese Prophezeiung setzte mich, wie ich mich erinnere, damals sehr in Erstaunen. Allerdings muß ich hinzufügen, daß der Friedensrichter a. D. sehr leicht geneigt war, in einem etwas ungewöhnlich angelegten Menschen gleich einen Revolutionär zu erblicken.

Ein solcher Musterknabe blieb Mischa bis zu seinem achtzehnten Jahre, bis zu dem Zeitpunkte, als seine Eltern starben, die übrigens Beide an einem und demselben Tage aus dem Leben schieden. Da ich beständig in Moskau meinen Aufenthalt hatte, erhielt ich über das Leben und Treiben meines jungen Verwandten keine zuverlässigen Mittheilungen. Ein Herr, der aus jenem Gouvernement stammte und mit dem ich zufällig in Moskau zusammentraf, erzählte mir zwar, daß Mischa sein Stammgut für einen Spottpreis verkauft habe, das erschien mir aber so unwahrscheinlich, daß ich an der Richtigkeit der Nachricht zweifelte. Da jagt eines schönen Morgens, es war im Herbst,

eine mit zwei herrlichen Trabern bespannte Kalesche, auf deren Bock ein ungeheuerlich aussehender Kutscher sich breit machte, auf den Hof meines Hauses, hält vor der Eingangsthüre still, und in dieser Kalesche sitzt, gehüllt in einen Offiziersmantel mit riesengroßem Pelzkragen und die Militärmütze so recht verwegen auf einem Ohre tragend – Mischa! Wirklich, mein lieber Verwandter Mischa war angekommen!

Als er mich erblickte (ich stand an einem Fenster des Salons und blickte erstaunt auf die Equipage, die so plötzlich bei mir vorfuhr), wollte er sich ausschütten vor Lachen; sein Lachen war noch immer so gellend und unangenehm scharf, wie früher. Dann warf er mit einer schnellen Bewegung den Mantel ab, sprang aus dem Wagen und trat in mein Haus.

»Mischa! Michael Andrejewitsch!« begrüßte ich ihn. »Sind Sie es denn wirklich?«

»Sagen Sie doch 'Du' zu mir und nennen Sie mich einfach Mischa,« unterbrach er mich. »Ich bin's übrigens, bin's in eigener Person und ganz leibhaftig. Ich bin hierher nach Moskau gekommen, um mir die Leute ein Bischen anzusehen und mich selbst ansehen zu lassen. Natürlich wollte ich doch auch Sie begrüßen! Wie finden Sie meine Traber? He?«

Wieder lachte er laut.

Obgleich fast sieben Jahre verflossen waren, seitdem ich Mischa zum letzten Male gesehen, hatte ich ihn doch sofort wiedererkannt. Sein Gesicht hatte das jugendliche Aussehen bewahrt und es war auch noch ebenso rosig wie früher; von einem Schnurrbart war noch nicht die leiseste Spur wahrzunehmen. Die Wangen sahen jedoch etwas aufgedunsen aus und sein Athem duftete entsetzlich nach Branntwein.

»Bist Du denn schon lange in Moskau?« fragte ich. »Ich glaubte Dich ruhig bei der Bewirthschaftung Deines Gutes.«

»Meines Gutes? Ach, wie lange habe ich das schon verkauft! Kaum waren meine Eltern – Gott schenke ihnen die ewige Seligkeit – gestorben« (Mischa bekreuzte sich bei diesen Worten aufrichtig und ohne das geringste Zeichen von Spott), »da ging's wie der Blitz! Eins zwei drei – ich war es los! Ich habe es sicherlich zu billig fortgegeben! Es war ein Schurkenstreich, ich bin beim Verkauf einer richtigen

Canaille in die Hände gefallen. Aber gleichviel! Was thut's? Ich lebe nun doch wenigstens zu meinem Vergnügen und ich unterhalte auch Andere. Aber weshalb sehen Sie mich so sonderbar, so erstaunt an? Glauben Sie, ich hätte mich darin finden können, Zeit meines Lebens auf der Ackerscholle zu sitzen? Wie ist es denn übrigens, theuerstes Onkelchen, bietest Du mir nicht ein Gläschen an?«

Mischa sprach äußerst schnell, eintönig und gewissermaßen wie ein schlaftrunkener Mensch.

»Mischa!« schrie ich laut auf. »Besinne Dich doch! Fürchtest Du denn Gott gar nicht mehr? Sieh Dich doch nur einmal an! In welchem Zustande bist Du? Und Du willst jetzt noch ein Gläschen von mir haben? Ein so schönes Gut, wie es das Deinige gewesen, für ein Nichts, für ein Butterbrod fortgeben!«

»Den lieben Gott,« erwiderte Jener, »fürchte ich wohl, und ich' denke auch immer an ihn; Gott ist sehr gut und deshalb wird er mir auch verzeihen. Ich aber bin ein guter Mensch; ich habe noch niemals in meinem Leben Jemanden etwas zu Leide gethan. Das Gläschen – nun, solch ein Gläschen ist auch sehr gut und kränkt Niemandem. In welchem Zustande ich bin, fragen Sie? Ich sollte doch meinen, in einem ganz achtbaren Zustand. Wenn Sie wollen, Onkelchen, gehe ich hier auf der Dielenspalte entlang oder tanze Ihnen so steif wie eine Latte etwas vor, blos um Ihnen zu zeigen, daß ich vollkommen nüchtern bin.«

»Lasse mich zufrieden. Das könnte ein netter Tanz werden. Setze Dich lieber ganz ruhig hierher!«

»Setzen? Nun meinetwegen! Aber weshalb sagen Sie mir kein Wort über meine Gäule? Sehen Sie die Thiere nur einmal genau an, sie sehen wie Löwen aus. Vorläufig habe ich sie nur gemiethet, ich ruhe aber nicht eher, als bis ich sie gekauft habe, und den Kutscher auch, der gehört dazu. Es ist doch ungleich vortheilhafter, mit eigenem Gespann zu fahren. Ich hatte mir das Geld zum Ankauf auch schon zurechtgelegt, bin es aber gestern im Pharaospiele losgeworden. Na, thut nichts! Morgen werden wir es uns schon wieder zurückholen. Aber nun, Onkelchen, wie ist es denn wirklich mit einem Gläschen?«

Ich konnte mich von meinem Staunen und Schrecken noch immer nicht erholen.

»Mischa, ich bitte Dich, bedenke doch, wie alt Du bist! Du solltest Dich weder um Pferde, noch um das Kartenspiel kümmern, sondern Du solltest zur Universität gehen und studiren oder in den Staatsdienst eintreten.«

Mischa fing erst wieder zu lachen an; dann pfiff er in langsamem Tempo eine Melodie.

«Ich sehe schon, Onkelchen, daß Sie in diesem Augenblicke in etwas mißmüthiger Stimmung sind. Ich werde also ein anderes Mal wiederkommen. Aber halt! wissen Sie, kommen Sie doch heute Abend zum ›Sokolniki‹.Ein öffentlicher Park bei Moskau. Dort habe ich nämlich mein Hauptquartier aufgeschlagen. Dort singen die Zigeuner; ich sage Ihnen, es ist eine Lust! Schön, zum Verrücktwerden schön! Ueber meiner Bude hängt eine Fahne und auf die Fahne habe ich mit großen Buchstaben malen lassen: Poltews Zigeunerchor. Die Fahne dreht und wendet sich wie eine Schlange, und die Buchstaben sind von Gold. Wer das ansieht, muß seine helle Freude daran haben. Jedermann ist geladen, Jeder willkommen, Niemand wird zurückgewiesen. Ich sage Dir: das macht ein Aufsehen in Moskau; so etwas ist noch nicht dagewesen. Alle Welt spricht davon. Nun, wie ist’s? Werden Sie kommen? Besonders eine von den Zigeunerinnen, die reine Natter! Schwarz ist sie wie ein Paar Stiefel und böse wie ein Kettenhund, aber Augen hat sie! Augen! Wie glühende Kohlen! Man weiß nicht genau, will sie Einen im nächsten Augenblick beißen oder küssen? Nun, Sie werden doch kommen, Onkelchen, nicht wahr? Also auf Wiedersehen!«

Er umarmte mich stürmisch, gab mir einen schallenden Kuß auf die Schulter, sprang in den Hof hinunter, stieg in die Kalesche, schwenkte mit einem lauten Schrei die Mütze über dem Kopfe; der ungeheuerlich aussehende Kutscher blickte seitwärts über den Bart zu ihm hinüber, zog dann die Zügel an – Alles war verschwunden!

Am andern Tage – ich weiß kaum selbst zu sagen, aus welchem Grunde es geschah, genug, ich that es – am andern Tage ging ich zum »Sokolniki«. Ich sah dort in der That die Bude, die Fahne und die Aufschrift. Die Dielen der Bude waren etwas erhöht angebracht und von dorther ertönte wildes Schreien, Kreischen und Johlen. Eine große Volksmenge drängte sich um das Zelt und in seinem Innern. Auf den Dielen war ein Teppich ausgebreitet; hier saßen männliche und weibliche Zigeuner. Sie sangen und schlugen das Tambourin, und

mitten unter ihnen, eine Guitarre in den Händen haltend, mit rothseidenem Hemd und sammetnen, faltigen Hosen bekleidet, drehte sich Mischa wie ein Kreisel herum und schrie dazu mit heiserer Stimme: »Immer herein! meine Herrschaften! Immer herein! Treten Sie näher. Die Vorstellung wird sofort beginnen! Heda, Champagner her! Lasset die Pfropfen springen! Bis an die Decke müssen sie springen! Vorwärts doch – Hurrah!«

Glücklicherweise bemerkte er mich nicht und so gelang es mir, mich schnell wieder zu entfernen.

Ich will Ihnen, meine Herren, nun nicht des Langen und des Breiten mein Erstaunen über die Veränderung schildern, die mit dem jungen Manne vorgegangen. Aber unwillkürlich drängt sich doch die Frage auf: Wie hatte sich der stille und bescheidene Knabe so furchtbar schnell in solchen Trunkenbold und leichtsinnigen Strick verwandeln können? Hatte diese tolle Wildheit seit seiner frühesten Jugend in ihm geschlummert und war sie erst dadurch zu Tage getreten, daß der Druck der väterlichen Aufsicht nicht mehr auf ihm lastete? Welcher Art das Aufsehen war, das er, wie er selbst sagte, in Moskau machte, darüber konnte nicht der leiseste Zweifel bestehen. Ich habe in meinem Leben leichtsinnige Menschen in großer Zahl gesehen, aber dieser Leichtsinn erinnerte schon mehr an das Gebahren eines Tollhäuslers, an tatsächliches Bestreben, sich selbst zu vernichten, es war eine Art Verzweiflung.

III.

Zwei Monate lang etwa mochte dieses Amüsement, dieses tolle Leben gedauert haben. Da stehe ich wieder einmal am Fenster meines Salons und schaue in den Hof hinab, was muß ich da für einen neuen seltsamen Mummenschanz gewahren? Langsamen Schrittes, demüthig und bescheiden tritt ein Klosterbruder auf den Hof; die Kapuze hat er über die Stirne tief ins Gesicht gezogen, die Haare sind, soviel man davon sehen kann, sorgfältig gescheitelt und nach rechts und links zur Seite gekämmt. Die lang wallende Mönchskutte wird von einem ledernen Gürtel zusammengehalten. Aber dieses Gesicht, diese Gestalt, sollte es möglich sein? Mischa? Ja wahrhaftig, er ist's!

Ich ging die Treppe hinunter, um ihn im Hofe zu begrüßen.

»Was soll denn nun wieder diese neue Maskerade?« fragte ich.

»Von einer Maskerade ist hier keine Rede, Onkelchen,« erwiderte Mischa mit tiefem Seufzer. »Ich habe mein gesammtes Geld bis auf den letzten Kopeken ausgegeben und verthan; nun hat mich die Reue ergriffen und ich that das Gelübde, ins Sergej-Kloster zu Troitzko zu gehen und dort meine Sünden zu bereuen. Welch ein anderer Zufluchtsort stände mir denn jetzt wohl noch offen? Und so komme ich denn zu Ihnen, lieber Onkel, um Ihnen Lebewohl zu sagen und Sie, wie es die Pflicht des verlorenen Sohnes ist, um Verzeihung zu bitten.«

Ich blickte Mischa ganz überrascht an. Sein Gesicht war so rosig und frisch, wie nur je zuvor – es hat übrigens bis zuletzt dieses Aussehen nicht verloren – die Augen schimmerten noch immer so feucht, blickten noch immer so freundlich und schmachtend darein, die Händchen waren noch immer so weiß; leider aber verbreitete er auch noch immer einen starken Branntweingeruch um sich.

»Was soll ich dazu sagen?« bemerkte ich schließlich. »Ich kann Deinen Entschluß nur billigen und ich wüßte auch keinen andern Ausweg für Dich. Aber weshalb riechst Du so entsetzlich nach Branntwein?«

»Das ist noch ein Rest vom alten Adam,« entgegnete er und platzte in sein altes, lautes, gellendes Lachen aus. Plötzlich aber schien er sich auf seinen neuen Stand zu besinnen, verbeugte sich steif und tief, wie es die Mönche zu thun pflegen, und fügte hinzu:

»Wollen Sie mir nicht ein kleines Zehrgeld mit auf den Weg geben? Ich mache die Reise bis nach dem Kloster zu Fuß.«

»Wann gehst Du auf die Wanderung?«

»Heute noch, sofort.«

»Weshalb hast Du es denn so eilig?«

»Onkelchen, mein Wahlspruch war von jeher: Schnell, immer nur schnell!«

»Und welchen Wahlspruch hast Du jetzt?«

»Denselben. Nur sage ich jetzt: Schnell zum Guten.«

So verließ mich denn Mischa und ich blieb allein, um über die Wandelbarkeit aller menschlichen Schicksale meine Betrachtungen anzustellen.

Aber bald wurde ich wieder an die Existenz meines Neffen erinnert.

Kaum zwei Monate waren nach seinem Abschiedsbesuche verflossen, als ich einen Brief von ihm erhielt, und zwar war dies der erste von allen jenen, die ich in der Folgezeit in großer Zahl empfing. Und beachten Sie den eigenthümlichen Umstand: Ich habe selten eine so saubere und klare Handschrift gesehen wie diejenige dieses halbverdrehten Menschen. Der Stil war auch durchaus korrekt, wenn auch einige gesuchte Ausdrücke mitunterliefen.

In diesen Briefen wechselten die Bitten um Unterstützung beständig mit den Versprechungen der Besserung ab, ferner mit Betheuerungen, flehentlichen Anrufungen und Segenswünschen. Alles schien aufrichtig gemeint zu sein und war es vielleicht auch wirklich. Die Unterschrift Mischa's war stets mit vielen Punkten, Strichen und Schnörkeln verziert; auch hatte er die Gewohnheit, möglichst viele Ausrufungszeichen im Texte jedes Briefes anzuwenden.

Im ersten seiner Briefe theilte mir Mischa mit, daß sein Geschick eine neue »Wendung« genommen hatte. (Später sprach er nicht mehr von einer neuen »Wendung«, sondern vom »Auftauchen einer neuen Idee«, und es »tauchte« sehr viel »auf«.) Er schrieb mir also, daß er nach dem Kaukasus gehe, um »seine Brust dem Vaterlande und dem Czaren darzubringen«, indem er als Fähnrich in ein Regiment einträte. Irgend eine wohlthätige alte Tante, die sich für ihn interessirte, hatte ihm bereits eine kleine Summe zur Beihilfe bei der Equipirung gesandt, und mich bat er nun ebenfalls um eine

Unterstützung für denselben Zweck. Ich erfüllte seine Bitte und zwei Jahre lang hörte ich nicht das Mindeste von ihm.

Unter uns gesagt: Ich zweifelte sehr stark daran, ob er wirklich nach dem Kaukasus gegangen sei. Aber dies war nun doch der Fall. Wie ich später hörte, war er durch Protektion, die er sich zu verschaffen gewußt hatte, als Fähnrich im T.'schen Regimente einrangirt worden, und zwei Jahre lang blieb er bei demselben im Dienste. Eine ganze Menge Geschichten waren über ihn und seine Streiche im Umlauf und ein Offizier seines Regimentes, mit dem ich durch Zufall zusammentraf, theilte mir dieselben später auch mit.

IV.

Ich erfuhr über ihn so Manches, wie ich es selbst von ihm, dem ich doch ziemlich viel zutraute, nicht erwartet hatte. Daß er sich mit Bezug auf den Dienst als mittelmäßiger oder, um es gerade heraus zu sagen, als absolut schlechter Soldat gezeigt hatte, wunderte mich nicht im Geringsten; was mich aber wirklich in Erstaunen versetzte, war die Thatsache, daß man ihm nicht einmal nachsagen konnte, er besäße persönliche Tapferkeit; während der Schlachten machte er den Eindruck eines matten, zu Thaten unlustigen Mannes, der von Sorgen gequält ist, Die ganze militärische Disziplin verstimmte ihn und war ihm lästig. Wenn es sich um ihn persönlich handelte, konnte er bis zum Wahnwitz kühn sein; er wies keine Wette zurück, sie mochte so unsinnig sein, wie sie wollte, aber Andern ein Leid zufügen, sich zu schlagen, Jemanden zu tödten, dazu war er nun einmal nicht im Stande, sei es, weil sein Herz von Natur zu sanft und gut war, sei es, daß die »baumwollene« Erziehung, die er, wie er sich ausdrückte, in seiner Jugend empfangen hatte, ihn daran verhinderte. Zu jeder Zeit und auf jede nur denkbare Art und Weise war er bereit sich selbst zu zerstören; aber Andern einen Schaden zufügen – nein!

»Der Teufel selbst kann aus diesem Menschen nicht klug werden,« sagten die Kameraden, wenn sie von ihm sprachen. »Er ist eigentlich schlaff, wie ein Waschlappen, aber zu andern Zeiten geberdet er sich wie ein Mensch ohne Sinn und Verstand, oder wie ein Verzweifelter.«

Später nahm ich einmal die Gelegenheit wahr Mischa zu fragen, welcher böse Geist ihn treibe, so maßlos zu trinken, sein Leben ohne rechte Ursache aufs Spiel zu setzen und tausend ähnliche tolle Streiche zu begehen. Und er hatte immer nur eine und dieselbe Antwort: »Es ist der Gram.«

»Gram? Worüber grämst Du Dich denn?«

»Worüber? Nun das liegt doch auf der Hand. Man hält Einkehr bei sich, man besinnt sich auf sich selbst, man denkt an all das Elend, an all die Ungerechtigkeit, die in Rußland herrscht, da kommt der Gram schon von selbst. Man grämt sich, daß man sich am liebsten eine Kugel durch den Kopf schießen möchte. Man fängt an, teufelmäßig liederlich zu leben, und kann doch eigentlich selbst nicht dafür.«

»Was kann Dich denn aber der Zustand in ganz Rußland kümmern?«

»Weshalb soll ich mir darüber denn keine Sorge machen? Aber das muß ich allerdings sagen: Ich fürchte mich fast schon, daran auch nur zu denken.«

»Ich will es Dir besser sagen, was an Deinem Gram schuld ist: Deine eigene Unthätigkeit.«

»Aber was soll ich denn eigentlich thun, bestes Onkelchen? Ich verstehe ja nichts. Sein ganzes Leben auf eine einzige Karte setzen, daß es im Handumdrehen heißt, man hat Alles gewonnen oder Alles verloren, das verstehe ich. Und trinken, trinken, immer noch mehr trinken, das verstehe ich ebenfalls. Zeigen Sie mir doch einmal etwas, was ich thun soll und wofür ich mein Leben einsetzen soll. Sofort thue ich es! Nicht einen Augenblick zögere ich!«

»Weshalb denn immer gleich das Leben einsetzen? Begnüge Dich doch damit, einfach und schlicht zu leben, wie andere Menschenkinder.«

»Das kann ich nun einmal nicht. Sie machen mir den Vorwurf, daß ich ohne Ueberlegung handele. Aber wie soll ich denn anders thun! Beginne ich erst, überhaupt einmal nachzudenken, Herrgott, was geht mir dann Alles durch den Kopf! Das Ueberlegen eignet sich auch gar nicht für uns Russen. Das ist etwas für die Deutschen!«

Was sollte man solchen Einwendungen entgegenhalten? Was konnte man mit Aussicht auf Wirkung bei ihm vorbringen? Er war eben ein Verzweifelter, und damit ist Alles gesagt.

Ich habe vorhin erwähnt, daß über sein Leben im Kaukasus eine große Zahl Geschichten im Umlauf waren; ich will Ihnen einige davon zum Besten geben.

Eines Tages prahlte Mischa in der Gesellschaft von Offizieren mit einem echten tscherkessischen Säbel, den er gegen irgend etwas Anderes eingetauscht hatte.

»Es ist eine echte persische Klinge,« behauptete er.

Einige Offiziere bezweifelten die Echtheit und Mischa gerieth bei der Verteidigung seiner Ansicht immer mehr in Eifer.

»Wissen Sie,« rief er endlich, »was Säbelklingen anbetrifft, erklärt man im allgemeinen den einäugigen Abdul für den größten Kenner

und Sachverständigen. Ich werde ihn einfach aufsuchen und ihn um seine Ansicht befragen.«

»Welchen Abdul?« riefen die Offiziere, aufs Höchste überrascht. »Etwa Abdul-Khan, der in den Bergen haust? der mit uns auf Kriegsfuß steht?«

»Denselben.«

»Nun, er wird Dich für einen Spion halten, wird Dich festnehmen und wenn er Dich nicht in strengem Gewahrsam hält, so schlägt er Dir mit Deinem eigenen Säbel den Kopf ab. Wie willst Du denn überhaupt zu ihm gelangen? Bevor Du noch zu ihm vordringst, bist Du schon gefangen und weggeführt.«

»Ihr könnt reden, was Ihr wollt, ich gehe dennoch zu ihm.«

»Ich wette, daß Du nicht gehst.«

»Ich halte jede Wette.«

Ohne sich im Geringsten stören oder aufhalten zn lassen, sattelte Mischa sein Pferd und machte sich auf den Weg.

Drei Tage vergingen. Alle glaubten mit Bestimmtheit, daß der tollkühne Mensch sein Ende gefunden habe. Da aber kehrte er zurück und zwar in furchtbar betrunkenem Zustande und mit einem andern Säbel als demjenigen, wegen dessen er ausgeritten war. Man bestürmte ihn mit Fragen.

»Es ist Alles sehr hübsch und einfach gegangen,« berichtete Mischa; »dieser Abdul-Khan ist wirklich ein sehr netter Kerl. Zuerst ließ er mir allerdings Fesseln an die Füße legen und alle Anstalten treffen, um mich auf einen Pfahl zu spießen. Ich erklärte ihm nun aber in aller Ruhe, weshalb ich gekommen sei und zeigte ihm dabei meinen Säbel. ›Es lohnt wirklich nicht der Mühe, mich gefangen zu nehmen, denn Lösegeld wird für mich doch von keiner Seite gezahlt. Verwandte habe ich nicht und ein Fremder wendet auch nicht einen einzigen Kopeken daran, mein Leben von Dir zu erkaufen.‹

»Abdul-Khan schien sehr verwundert zu sein; er betrachtete mich aufmerksam mit dem einen Auge, das er noch sein eigen nennt. Dann sagte er: ›Russe, Du scheinst mir ein durchtriebener Schelm zu sein; darf man Dir trauen?‹ – ›Du kannst mir trauen,‹ antwortete ich; ›ich lüge niemals.‹ (Das war der Fall; Mischa hat wirklich nie in seinem Leben gelogen). »Abdul sah mich von Neuem aufmerksam an. Dann fragte er: ›Kannst Du Wein trinken?‹ – ›Gewiß‹ antwortete ich; ›ich

trinke, soviel Du nur irgend willst, Wein, Branntwein mir ist es gleich.‹ Abdul-Khan schien aus seinem Staunen gar nicht mehr herauszukommen und rief den Namen Allahs an. Darauf befahl er seiner Tochter – mir wenigstens kam es so vor, als sei das Mädchen seine Tochter; es war übrigens ein sehr niedliches Geschöpfchen, aber Augen hatte es gerade wie ein Schakal – er befahl also seiner Tochter, mir einen Schlauch voll Wein zu bringen, und nun machte ich mich darüber her und zeigte, was ich in dieser Beziehung zu leisten im Stande sei.

»›Dein Säbel,‹ sagte Abdul dann zu mir, ›ist nicht echt; nimm hier diese Klinge, sie ist eine wahrhaft echte. Und nun wollen wir leben als Gastfreunde und Brüder.‹ So blieb ich einen Tag bei Abdul-Khan. Sie sehen, meine Herren, daß Sie Ihre Wette verloren haben; nun zahlen Sie also.«

Eine zweite Geschichte. Mischa huldigte dem Kartenspiel mit großer Leidenschaft. Aber da er niemals im Besitze von baarem Geld und im Bezahlen seiner Spielschulden auch nichts weniger als pünktlich war, so mochte Niemand mehr mit ihm spielen. Eines Tages nun bestürmte er einen seiner Kameraden mit den dringendsten Bitten.

»Spiele doch mit mir! Thue mir doch den Gefallen, mach' mit mir ein Spielchen.«

»Aber wenn Du verlierst, bezahlst Du ja doch nicht.«

»Geld habe ich allerdings nicht, aber wenn ich verliere, will ich mir eine Kugel durch die linke Hand schießen, mit dieser Pistole hier.«

»Welchen Vortheil hätte ich davon?«

»Einen Vortheil allerdings nicht, aber die Sache ist doch immerhin interessant.«

Dieses Gespräch fand nach einer kleinen Kneiperei statt und hatte einige Zeugen. Der verrückte Vorschlag Mischa's mochte dem Offizier vielleicht wirklich besonders interessant erscheinen, genug, er willigte darein. Es wurden Karten herbeigebracht und das Spiel begann. Mischa hatte Glück und gewann hundert Rubel.

Plötzlich schlug sich sein Gegner mit der Hand vor die Stirne.

»Welch ein Dummkopf bin ich doch!« rief er dabei. »Es war sicherlich nur eine plumpe Falle, und doch bin ich hineingegangen.

Wenn Du verloren hättest, so hättest Du Dir ja doch nicht durch die Hand geschossen. Du hättest Dich jedenfalls gehütet.«

»Meinst Du?« erwiderte Mischa. »Nun, ich habe zwar gewonnen, aber Du sollst es nun doch mit Deinen eigenen Augen sehen.«

Er ergriff die Pistole und – paff! – schoß er sich durch die linke Hand. Die Kugel durchbohrte die Hand auf beiden Seiten. Nach Verlauf von acht Tagen war die Wunde übrigens wieder geheilt, ohne auch nur die geringste Spur zu hinterlassen.

Wieder ein anderes Mal ritt Mischa zur Nachtzeit mit seinen Kameraden auf einem schmalen Pfade dahin; neben diesem Wege gähnte der Schlund eines finsteren Abgrundes, von dem man den Boden nicht sehen konnte.

»Nun,« meinte einer der Offiziere, »so tollkühn unser Mischa auch sein möge, in diesen Abgrund hinabzuspringen, wird er doch hübsch bleiben lassen.«

»So? Ich werde dennoch hineinspringen!«

»Das wirst Du nicht thun. Dieser Abgrund hat eine Tiefe von mindestens sechzig Fuß, und bei einem Sprunge dort hinunter kann man nicht nur Arme und Beine, sondern auch den Hals brechen.«

Der Freund wußte ganz genau, an welcher schwachen Stelle man Jenen packen mußte: bei seiner Eitelkeit. Diese war bei Mischa in unglaublich hohem Grade entwickelt:

»Ich sage, ich springe hinab, also werde ich springen. Wollen wir wetten? Zehn Rubel?«

»Gut, es gilt.«

Kaum hatte der Offizier dies gesprochen, als Mischa sich auch schon aus dem Sattel geschwungen hat und nun in die Schlucht hinunter. Man hörte ihn über das Gestein dahinkollern. Alle Anwesenden waren vor jähem Schreck wie erstarrt; eine Minute verrann – da hörte man Mischa's Stimme und sie klang so dumpf, als dringe sie aus dem Schooße der Erde hervor:

»Ich bin unverletzt! Ich fiel in den Sand! Es hat aber eine ganze Zeit lang gedauert, bis ich hier unten ankam. Jetzt schuldet Ihr mir zehn Rubel!«

»Komm wieder herauf!« riefen die Kameraden.

»Ja, komm herauf,« erwiderte Mischa. »Das ist leicht gesagt. Hol mich der Teufel, wenn ich weiß, wie ich hier herauskommen soll.

Jetzt holt vor allen Dingen Laternen und Stricke. Damit mir aber in der Zwischenzeit das Warten nicht zu langweilig wird, kann mir Einer von Euch seine Feldflasche hinunterwerfen.«

Fast fünf Stunden mußte Mischa auf dem Grunde der Schlucht zubringen, und als man ihn endlich heraufzog, stellte es sich heraus, daß der eine Arm vollständig ausgerenkt war. Das machte ihm aber nicht die geringste Sorge. Am nächsten Tage renkte ihm ein Kurschmied, der sich auch ein Bischen auf das Menschenkuriren verstand, die Schulter wieder ein, und Jener konnte seinen Arm wieder gebrauchen, als ob gar nichts passirt wäre.

Seine Gesundheit war überhaupt von einer unglaublichen, man man möchte fast sagen: unerhörten Widerstandskraft. Ich habe schon erwähnt, daß sein Gesicht bis zum Tode eine rosige, beinahe kindliche Frische bewahrte. Trotz seiner Unmäßigkeit und seines unregelmäßigen Lebenswandels wurde er doch niemals von einer Krankheit heimgesucht. In Fällen, bei welchen ein Anderer gestorben, zum Mindesten aber gefährlich erkrankt wäre, schüttelte er sich einfach, wie eine Ente, die aus dem Wasser steigt; dann war alles Ungemach vergessen und er blühte herrlicher auf, als je zuvor.

Einmal, es war auch während seines Aufenthaltes im Kaukasus – ich schicke gleich voran, daß ich selbst diese Geschichte für unglaublich halte, aber man erzählte sie doch allgemein und sie kann zugleich als Beweis dafür gelten, wessen man Mischa für fähig hielt – einmal stürzte er also, als er sich wieder toll und voll getrunken hatte, mit dem Leib und den Beinen in einm Fluß, so daß nur der Kopf und die Arme über der Oberfläche des Wassers blieben. Es geschah das im strengen Winter; in der Nacht fror es und als man ihn am nächsten Morgen gewahrte, konnte man seine Beine und seinen Leib nicht mehr sehen, es hatte sich nämlich eine ziemlich dichte Eisschicht um seinen Körper gebildet. Man denke nur – nicht einmal einen Schnupfen hat er sich bei diesem Abenteuer zugezogen.

Ein anderes Mal – dieses trug sich aber nicht mehr im Kaukasus zu, sondern in Rußland, in der Nähe von Orel und ebenfalls im strengen Winter – mein Mischa befand sich also ein anderes Mal in einer außerhalb der Stadt gelegenen Schenke und zwar in Gesellschaft von sieben Gymnasiasten. Diese jungen Leute feierten ihr Abiturientenexamen und luden meinen Neffen als liebenswürdigen Menschen – oder, wie man damals zu sagen pflegte: einen »Seufzer-

Menschen« – ein, an ihrer Feier theilzunehmen. Es wurde unmäßig viel getrunken und als sich die lustige Gesellschaft zum Aufbruch rüstete, war Mischa wieder total betrunken und befand sich in vollkommen bewußtlosem Zustande. Die Gymnasiasten hatten nur einen einzigen dreispännigen Schlitten mit ziemlich hohem Hintertheile. Nun war guter Rath theuer, wo man den Körper des Bezechten lassen sollte. Einer der jungen Leute schlug nun, wahrscheinlich inspirirt von Erinnerungen an seine klassischen Studien, vor, Mischa mit den Füßen an den Hintertheil des Schlittens zu binden, etwa wie Hektor an den Wagen des sieghaften Achilles gebunden war. Mit großem Beifall wurde der Vorschlag angenommen, und die Füße nach oben gerichtet, den Kopf im Schnee schleifend, an manchen Stellen tüchtig auf den Erdboden aufschlagend, bald nach links, bald nach rechts geworfen, während der ganzen Fahrt auf dem Rücken liegend; so legte Mischa die ganze etwa zwei Werst betragende Strecke zurück, und er bekam nicht einmal einen Husten nach dieser Affaire. Es war, als wäre absolut nichts passirt. Danach mag man beurtheilen, mit welcher schier unverwüstlichen Konstitution ihn die Natur ausgestattet hatte.

V.

Nach seiner Rückkehr aus dem Kaukasus erschien er wieder in Moskau und zwar in Tscherkessenuniform, mit aufgenähten Patronenhülsen auf der Brust, mit dem Dolch im Gürtel und der hohen Pelzmütze auf dem Kopfe. Obgleich er vollständig aus dem Militärdienste geschieden war, trug er dieses Kostüm doch bis an sein Lebensende. Wegen fortgesetzter Unpünktlichkeit im Dienste hatte er seinen Abschied erhalten. Von Zeit zu Zeit suchte er mich auf, und zwar mit dem ausgesprochenen Zwecke, sich etwas Geld von mir zu leihen. Zu dieser Zeit begannen für ihn die wirklichen Lasten und Mühseligkeiten auf dem Wege durchs Leben oder, wie er selbst es nannte, »die sieben Simeonstage«. Jetzt begann auch sein zeitweiliges Auftauchen und Verschwinden, jetzt nahm die Fluth schön geschriebener Briefe ihren Anfang, die an alle möglichen Personen adressirt waren, vom Metropoliten bis herunter zu Bereitern, Stallmeistern und Hebammen. Wo er nur irgend konnte, machte er einen Besuch, gleichviel ob er die Leute kannte oder ob sie ihm vollständig fremd waren. Als lobenswerth muß dabei allerdings erwähnt werden, daß er bei solchen Besuchen niemals ein knechtisches, kriechendes Wesen zur Schau trug; just das Gegentheil war der Fall; er trat mit großer Sicherheit auf, blickte Jeden heiter und freundlich an und nur der nun schon unvermeidlich gewordene Branntweingeruch, der ihn überall hin begleitete, sprach gegen ihn, und ebenso die orientalische Uniform, die sich nach und nach in Lumpen verwandelte.

»Geben Sie mir eine Kleinigkeit, wenn ich es auch nicht verdiene. Gott wird es Ihnen schon lohnen,« sagte er mit freimüthigem Lächeln und ehrlichem Erröthen. »Wenn Sie mir nichts geben, so sind Sie ja auch vollständig in Ihrem Recht und ich werde mich auch nicht weiter darum grämen. Ich werde mir auch ohne Ihre Gabe zu helfen wissen. Gott wird mich unterstützen. Es giebt wirklich viele Menschen, die noch weit ärmer sind als ich und dabei auch viel mehr werth, daß ihnen geholfen werde.«

Besonders bei den Frauen hatte Mischa mit seinem Bittgesuch vielen Erfolg, denn er verstand sich darauf, ihr Mitleid wachzurufen. Nur darf man nicht etwa glauben, daß er ein Lovalace war oder sich

einbildete, einer zu sein. O nein, in dieser Hinsicht war er wirklich sehr bescheiden. Ob dieses Temperament ein Erbtheil von seinen Eltern war oder ob darin nur aufs Neue sein Bestreben zum Ausdruck kam, Niemandem etwas Unangenehmes zuzufügen, das muß ich unentschieden lassen; nach seiner Ansicht war es nämlich die größte Beleidigung, die man einer Frau zufügen kann, wenn man mit ihr in zu intimen Verkehr sich einließ. Sein Benehmen gegenüber dem weiblichen Geschlecht war höchst zartsinnig und rücksichtsvoll. Die Frauen erkannten dies dankbar an und suchten es ihm durch Mitleid und Unterstützung in jeder Weise zu vergelten, bis er sie endlich durch seine Unthätigkeit, seine Trunksucht, durch sein ganzes verzweifeltes Auftreten, ich kann kein anderes Wort finden, abstieß.

In anderer Beziehung dagegen legte er wieder einen fast unglaublichen Mangel an Anstandsgefühl an den Tag, und so kam er endlich auf der allertiefsten Stufe der Erniedrigung an. Einmal vergaß er sich soweit, daß er im Adelskasino zu T. eine Büchse auf den Tisch stellte und daneben eine Tafel mit folgender Inschrift anbrachte:

»Jeder, den die Lust anwandelt, dem altadligen Poltew – die Dokumente über die Herkunft, die Familie u. s. w. liegen zur Ansicht aus – einen Nasenstüber zu geben, kann diesen seinen Wunsch befriedigen, sobald er vorher einen Rubel in die Büchse geworfen hat.«

Es fanden sich, wie man mich versicherte, eine ganze Anzahl Liebhaber, denen es Spaß machte, dem Edelmann einen Nasenstüber zu versetzen. Allerdings darf ich hierbei nicht verschweigen, daß Mischa einen dieser Liebhaber, der nur einen Rubel in die Büchse legte, sich dann aber erlaubte, Jenem zwei Nasenstüber zu geben, zuerst fast erwürgte und ihn dann zwang, nachdem er endlich losgelassen hatte, ihn um Vergebung zu bitten. Ferner darf man nicht unerwähnt lassen, daß er einen ganzen Theil des auf diese Weise zusammengeschlagenen Geldes an andere arme Teufel vertheilte. Aber deshalb ist die Taktlosigkeit doch nicht geringer zu beurtheilen.

Im Laufe dieser seiner Fahrt »durch die sieben Simeonstage« suchte er auch einmal sein heimatliches Nest auf, welches er für einen Spottpreis an einen damals sehr bekannten Geschäftsmann, einen Wucherer und Güterschlächter verkauft hatte.

Der neue Besitzer war im Hause anwesend nnd als er die Mittheilung erhielt, daß der ehemalige Gutsherr, der allmälig zum

Vagabunden herabgesunken sei, angekommen wäre, gab er strengen Befehl, ihn nicht ins Haus zu lassen und ihn nöthigenfalls sogar mit Gewalt am Eintritt zu hindern.

Mischa erkälte, daß er überhaupt nicht daran denke, über die Schwelle eines Hauses zu schreiten, das schon dadurch entweiht sei, daß ein so ehrloser Schuft es besitze; wenn er aber einen Besuch beabsichtigt hätte, so würde er sich durch kein Verbot und keine Drohung davon abbringen lassen. Er hatte nur die Absicht, den Kirchhof zu betreten und die daselbst befindlichen Gräber seiner Eltern zu besuchen.

Auf den Kirchhof traf er einen alten Leibeigenen, der ihn, als er noch ein Kind war, gewartet hatte.

Der Wucherer, der jetzige Gutsbesitzer, hatte den alten Mann von seinem kleinen Gehöfte gejagt, ihm auch jede Unterstützung an Korn, Fischen u. s. w., die er bisher erhalten, entzogen und ihn darauf angewiesen, im Stall eines benachbarten Bauern zu nächtigen. Mischa hatte die Rolle als Gutsherr nur kurze Zeit gespielt; es war ihm deshalb auch nicht gelungen, bei den Dorf- und Hofleuten ein tieferes Gefühl der Dankbarkeit für ihn zu begründen. Dennoch aber konnte der alte Diener es nicht über sich gewinnen, fernzubleiben; kaum hatte er von der Ankunft seines ehemaligen Herrn gehört, als er auch schon auf den Kirchhof lief. Hier fand er Mischa auf der bloßen Erde zwischen den Grabsteinen sitzen; sofort bat er um die Erlaubniß, ihm die Hand küssen zu dürfen, und dem alten Mann traten die Thänen in die Augen, als er sehen mußte, daß der einst so sorgfältig gepflegte Körper seines Wartekindes kaum noch von den nothdürftigsten Lumpen umhüllt wurde.

Mischa sah den alten Diener lange an, ohne ein Wort zu sprechen.

»Timothej!« sagte er endlich.

Timothej erzitterte am ganzen Körper.

»Was befehlen Sie, gnädiger Herr?«

»Hast Du eine Schaufel, einen Spaten?«

»Ich kann ihn herbeiholen. Aber was wünschen Sie mit einem Spaten zu beginnen, Herr Michael Andrejewitsch?«

»Ich will mir hier ein Grab graben, Timothej, und mich für alle Ewigkeit hier zwischen den Gräbern meiner Eltern zur Ruhe legen;

auf der ganzen großen Welt ist ja nichts als dies einzige Plätzchen mein Eigenthum geblieben. Bringe mir also den Spaten.«

»Sofort!« sagte Timothej und entfernte sich.

Bald kehrte er mit dem verlangten Gegenstande zurück und Mischa begann nun zu graben. Timothej stand daneben, hielt sich das Kinn mit der einen Hand und wiederholte immer aufs Neue:

»So ist's, gnädiger Herr, so ist's! Dir und mir, uns Beiden ist wirklich nichts geblieben, als dieses Fleckchen Erde hier.«

Mischa grub unverdrossen und warf nur von Zeit zu Zeit die Bemerkung ein:

»Es lohnt sich ja überhaupt nicht zu leben. Meinst Du nicht auch, Timothej?«

»Nein, es lohnt sich wirklich nicht. Väterchen,« lautete jedesmal die Antwort.

Die Grube war mittlerweile schon ziemlich tief geworden. Einige Bauern sahen der Arbeit zu, liefen dann zu dem jetzigen Gutsherrn, dem Geschäftsmann und Wucherer, und theilten ihm mit, was Mischa beginne. Zuerst wurde der Gutsbesitzer wüthend und wollte zur Polizei schicken. »Das ist ja die reine Profanation!« schrie er einmal über das Andere. Dann aber überlegte er es sich und kam dabei wohl zum Bewußtsein, daß es nicht gerathen sei, mit dem launenhaften Menschen anzubinden und daß er Alles vermeiden müsse, was etwa einen Skandal hervorrufen könne. So beschloß er denn, in eigener Person auf den Kirchhof zu gehen; das that er denn auch und als er dort Mischa traf, der sich noch immer im Schweiße seines Angesichts abmühte das Grab zu vollenden, verneigte er sich sehr tief vor ihm. Mischa aber fuhr fort zu graben, als habe er das Erscheinen seines Nachfolgers im Gutshofe gar nicht bemerkt.

»Michael Andrejewitsch, würden Sie mir erlauben zu fragen, was Sie da eigentlich machen?«

»Wie Sie sehen, grabe ich mein Grab.«

»Weshalb?«

»Weil ich nicht Lust habe, noch länger zu leben.«

Ganz erstaunt ob dieser Antwort hob der Fragesteller beide Hände empor.

»Sie wünschen nicht länger zu leben?«

Mischa warf ihm einen drohenden Blick zu.

»Darüber können Sie noch in Erstaunen gerathen? Sie wissen doch sehr gut, daß Sie die Ursache meines Kummers sind. Jawohl, Sie! Jawohl, Du! Du Judas, Du hast es Dir zu Nutze gemacht, daß ich noch jung und unerfahren war! Du hast es benutzt, um mich auszuplündern, um mich zu berauben! Und jetzt schindest Du Deine Bauern, daß es einen Stein erbarmen könnte! Hast Du diesem hinfälligen, siechen Greise nicht sein tägliches Brod geraubt? Jawohl, Du hast es gethan! O Gott im großen Himmel! Ueberall Ungerechtigkeit! Nirgends etwas Anderes als Unterdrückung und Frevelthat! Da mag denn Alles zu Grunde gehen, Alles und ich dazu! Ich will nicht länger leben, ich mag nicht länger in diesem Rußland leben!«

Und noch kräftiger und schneller als zuvor arbeitete Mischa mit dem Grabscheit.

»Zum Teufel auch,« dachte der Gutsherr; »was soll denn das bedeuten? Es scheint wirklich, als wolle er sich ein Grab machen und sich dann gleich hineinlegen. Michael Andrejewitsch,« fuhr er dann laut fort, »ich muß Sie doch um Entschuldigung bitten. Hören Sie mich nur an, es waltet hier ein Mißverständniß vor.« Mischa grub. »Aber wozu diese Verzweiflung?« Mischa grub ruhig weiter und warf die ausgehobene Erde dem Gutsherrn auf die Füße. »Da, Du Landverschlinger!« schrie er dabei; »nimm es und friß es auf!«

»Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie im Unrecht sind. Sie sollten lieber in meine Wohnung kommen, sollten dort etwas genießen und ein Wenig ausruhen.«

Mischa erhob den Kopf.

»Sieh einmal, jetzt singst Du in einer ganz anderen Tonart. Wie ist's darum? Giebt's bei Dir auch etwas zu trinken?«

»Ganz gewiß! Weshalb nicht?« erwiderte der Gutsherr, sehr erfreut, daß die Sache eine für ihn so günstige Wendung nahm.

»Ladest Du auch den alten Timothej ein?«

»Freilich, auch ihn.«

Mischa dachte einen Augenblick nach.

»Das sage ich Dir von vornherein: Du weißt, daß Du mich ausgeplündert hast und daß Du Schuld an meiner jetzigen Lage bist, bilde Dir also nicht etwa ein, daß Du die Sache mit einer einzigen Flasche todt machen könntest.«

»Seien Sie unbesorgt! Es ist von Allem so viel da, als Ihr Herz begehrt.«

Mischa richtete sich ganz empor und warf den Spaten zur Seite. »Nun, mein lieber Timothej,« wandte er sich an seinen alten Wärter, »so wollen wir denn dem Hausherrn die Ehre erweisen. Gehen wir!«

»Sehr gern,« antwortete der Alte.

So begaben sich die Drei ins Herrenhaus.

Der durchtriebene Gutsbesitzer wußte ganz genau, wie er sich zu verhalten habe. Mischa begann allerdings damit, daß er sich von Jenem das Ehrenwort geben ließ, er wolle seinen Bauern in Zukunft alle möglichen Erleichterungen zu Theil werden lassen, aber schon eine Stunde später tanzte Mischa mit Timothej, Beide vollständig betrunken, Galopp in demselben Zimmer, in welchem, wie man meinen konnte, noch der Geist von Andrej Nikolajewitsch Poltew, Mischa's Vater, umging; wieder eine Stunde später lag Mischa, der trotz seines vielen Trinkens doch nicht viel Branntwein vertragen konnte und deshalb schon eingeschlafen war, auf einem Wagen. Seine Mütze hatte man ihm auf den Kopf gesetzt, seinen Dolch neben ihm gelegt, und so wurde er nach der etwa fünfundzwanzig Werst entfernten Nachbarstadt gefahren. Dort legte man ihn an einem Zaun nieder, wo er sich bei seinem Erwachen zum größten Erstaunen wiederfand. Timothej, der noch nicht eingeschlummert war, sondern immer noch versuchte für sich allein Galopp zu tanzen, wurde einfach aus dem Hause geworfen. Was man mit dem Herrn zu thun beabsichtigt hatte, konnte somit wenigstens beim Diener ausgeführt werden.

VI.

Wiederum verging einige Zeit, ohne daß ich das Geringste von Mischa oder über ihn gehört hätte. Gott mochte wissen, wohin er gerathen war. Da sitze ich nun eines schönen Tages in einer Posthalterei an der T.'schen Landstraße; auf dem Tische vor mir stand der Samowar und ich wartete auf den Vorspann, da höre ich plötzlich unter dem offenen Fenster des Passagierzimmers eine heisere Stimme auf französisch sagen: »Monsieur, monsieur! prenez pitié d'un pauvre gentilhomme ruiné!«

Ich erhob den Kopf, großer Gott! Wen mußte ich vor mir sehen! Die von allen Haaren entblößte Fellmütze auf dem Kopfe, bekleidet mit der zerlumpten Tscherkessen-Uniform, an welcher die aufgenähten Patronenhülsen fast in Fetzen herunterhingen, den Dolch in der zerplatzten und zerbrochenen Scheide tragend, mit aufgedunsenem, dabei aber noch immer rosig schimmerndem Gesicht, mit zerzaustem, aber immer noch reichem Kopfhaar, so stand Mischa vor mir! Er war es wirklich, und er war schon soweit gesunken, daß er die Reisenden auf der Landstraße um einen Almosen ansprach!

Ich schrie unwillkürlich laut auf. Er erkannte mich, zitterte, wandte sich ab und machte Miene sich von dem Fenster zu entfernen. Ich hielt ihn zurück. Aber was sollte ich sagen? Sollte ich ihm etwa in diesem Moment eine moralische Vorlesung halten?

Ohne ein Wort zu äußern hielt ich ihm einen Fünfrubelschein hin; ebenfalls schweigend ergriff er die Banknote mit seiner immer noch weißen und rundlichen, aber doch schon zitternden und auch ziemlich unsaubern Hand, und dann verschwand er hinter dem Hause.

Der Vorspann mit frischen Pferden ließ noch immer auf sich warten, und so hatte ich Zeit genug, meinen trüben Gedanken über dieses unerwartete Zusammentreffen mit Mischa nachzuhängen. Ich machte mir jetzt Vorwürfe darüber, daß ich ihn so kalt und gleichgültig hatte weiterziehen lassen. Endlich konnte ich meine Reise fortsetzen; kaum hatte ich noch eine halbe Werst zurückgelegt, als ich vor mir auf der Landstraße einen Trupp Menschen gewahrte, die in seltsamer, offenbar taktmäßiger Weise vorwärts schritten. Bald hatte ich mit meinem Wagen die Leute eingeholt, und was mußte ich

nun sehen! Zwölf Bettler waren es, die, mit den Quersäcken auf dem Rücken, zu je zwei und zwei schritten, hüpften und sprangen; sie sangen im Chor ein Liedchen und vor ihnen her tanzte Mischa und brüllte den Refrain noch lauter als die Andern. Kaum war mein Wagen in ihrer Nähe angelangt, als er mich auch schon erblickte und nun laut rief:

»Hurrah! Halt! Das ganze Bataillon, Front!«

Gehorsam blieben die Bettler auf dieses Kommando hin in doppelter Reihe stehen; er selbst sprang mit seinem gewöhnlichen gellenden Lachen auf den Wagentritt und brüllte nun ein »Hurrah« über das andere.

»Was hat das denn zu bedeuten?« fragte ich ganz erstaunt.

»Das ist meine Armee! Es ist die Bettlergarde, übrigens alles Gottesmänner und gute Freunde von mir. Jeder von ihnen, Dank Ihrer Großmuth, hat sich mit einem Gläschen das Herz erfreuen können, und da sind wir denn natürlich heiter und seelensvergnügt. Ach, Onkelchen, glauben Sie mir, nur in der Gesellschaft von Bettlern, von solchen braven Männern, läßt es sich noch einigermaßen auf dieser Welt leben! Sonst ist es wirklich nicht auszuhalten!«

Ich antwortete nicht darauf; in diesem Augenblicke aber erschien er mir so herzensgut, in seinem Gesicht sprach sich eine solche liebenswürdige beinahe kindliche Einfalt aus, daß ich mich im tiefsten Innern ergriffen fühlte. Wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke, hier zu helfen, durch den Kopf.

»Setze Dich zu mir in den Wagen!« sagte ich.

Er machte eine Bewegung, die sein großes Erstaunen ausdrückte.

»Wie? Ich – in diesen Wagen?«

»Jawohl,« wiederholte ich. »Setze Dich zu mir, ich will Dir einen Vorschlag machen. Setze Dich doch, wir wollen zusammen weiterfahren.«

»Wie Sie wollen.«

Er nahm neben mir Platz.

»Und Ihr, meine lieben Freunde und ehrenwerthen Genossen,« fuhr er fort, sich an die Bettler wendend, »lebt wohl! Auf Wiedersehen!«

Er nahm seine Fellmütze ab und grüßte sehr höflich. Die Bettler standen starr vor Überraschung. Ich befahl dem Kutscher, die Pferde

tüchtig laufen zu lassen, und so rollte denn unser Wagen bald wieder auf der Chaussee dahin.

Ich wollte Mischa folgenden Vorschlag machen: Mir war der Gedanke gekommen, ihn mit mir auf meinen Landsitz zu nehmen, der etwa dreißig Werst von jener Station entfernt war, auf der ich ihn wiedergesehen hatte. Hier wollte ich ihn bessern oder doch wenigstens den Versuch zu seiner Besserung unternehmen.

»Höre einmal, Mischa,« begann ich, »willst Du in meinem Hause leben? Du sollst ganz nach Deiner Bequemlichkeit leben; auch mit Kleidung und Wäsche wird man Dich versehen und Dich überhaupt ordentlich ausstatten. Geld zu Taback und anderen kleinen Genüssen und Vergnügungen sollst Du ebenfalls erhalten, aber alles das nur unter einer Bedingung: Du darfst keinen Branntwein mehr trinken. Gehst Du darauf ein?«

Mischa schien vor plötzlicher Freude ganz erschrocken zu sein; seine Augen blickten mich starr an, sein ganzes Gesicht erglühte; dann sank er plötzlich an meine Schulter, überhäufte mich mit Küssen und wiederholte einmal über das andere mit halberstickter Stimme:

«Onkel! Onkelchen, mein Wohlthäter, Gott vergelt’s Ihnen!«

Schließlich brach er in lautes Weinen aus, nahm seine Fellmütze vom Kopf und wischte sich damit die Augen, die Nase und den Mund.

»Vergiß aber nicht,« sagte ich eindringlichst, »daß ich eine Bedingung gestellt habe, von deren Innehaltung alles Andere abhängig ist: Du darfst keinen Branntwein trinken.«

»Der Teufel hole den Branntwein!« rief er, beide Hände wie abwehrend von sich streckend. In Folge dieser Bewegung strömte förmlich eine Wolke von dem Spiritusgeruch, der ihn ganz zu durchdringen schien, auf mich zu.

»Ach, mein liebes gutes Onkelchen, wenn Sie nur wüßten, welch ein Leben ich geführt habe! Aber mein ständiger Gram war schuld an Allem und das Schicksal hat mir auch gar zu arg mitgespielt! Aber nun schwöre ich, Onkelchen, ja, ich schwöre Ihnen, daß ich mich bessern werde! Sie werden es ja sehen, Onkelchen; ich habe noch niemals gelogen, Sie können danach fragen, wen Sie wollen. Ich bin ein ehrlicher Mensch, Onkelchen, aber ich habe nun einmal kein

Glück im Leben gehabt. Niemand hat mir bisher Liebes und Gutes erwiesen –«

Nun konnte er vor Schluchzen schon gar nicht mehr sprechen. Ich gab mir alle denkbare Mühe, ihn zu trösten und zu beruhigen, und das gelang mir endlich auch; als wir vor meinem Landhause anlangten, war Mischa schon längst in bleiernen Schlaf gesunken, wobei sein Haupt sich so tief herabbeugte, daß es schließlich auf meinen Knieen lag.

VII.

Sogleich nach unserer Ankunft wurde ein Zimmer für ihn in Ordnung gebracht, vor allen Dingen aber wurde für ihn ein Bad bereitet, das war es, worauf es dem Augenschein nach ganz besonders ankam. Seine gesammte Kleidung einschließlich des Dolches, der Fellmütze und der zerrissenen Stiefel wurde zusammengepackt und in eine Kammer gelegt und dafür erhielt er Wäsche, Pantoffeln und Kleidungsstücke von mir; wie dies merkwürdigerweise bei armen Teufeln, die man mit solchen Gegenständen ausstattet, immer der Fall ist, paßten auch ihm die Sachen wie angemessen. Als er dann zu Tisch kam, gewaschen, sauber, frisch, da sah er so frohbewegt, so glücklich und dankbar aus, daß auch ich vor Rührung und Freude mich gehoben fühlte. Der Ausdruck seines Gesichtes hatte sich vollkommen verändert. So sehen wohl zwölfjährige Knaben am Ostersonntag aus, wenn sie das Abendmahl bekommen haben und nun mit ihren überaus stark pomadisirten Haaren, in neuen Anzügen und mit steifgestärkten Kragen in Begleitung ihrer Eltern ausgehen, um allen lieben Verwandten und Bekannten die »Osterküsse« zu verabreichen.

Mischa tastete fortwährend vorsichtig und mit der Miene eines Zweifelnden an sich selbst herum und wiederholte beständig: »Wie hängt denn das Alles zusammen? Sollte ich vielleicht doch schon im Himmel sein?«

Am andern Morgen erklärte er mir zum Ueberfluß auch noch, daß er vor Entzücken und Freude während der ganzen Nacht kein Auge habe schließen können.

Eine alte Tante mit ihrer Nichte lebte damals bei mir in jenem Landhause. Beide waren außerordentlich bestürzt, als sie hörten, daß ich Mischa mitgebracht hätte; sie konnten gar nicht begreifen, wie ich einen solchen verkommenen Menschen zu mir ins Haus nehmen könnte; der Ruf, der ihm voranging, war nämlich in Wirklichkeit so ziemlich der schlechteste, den ein Mensch überhaupt haben kann. Nun war ich aber erstens fest davon überzeugt, daß er sich den Damen gegenüber keine Freiheit herausnehmen würde, und zweitens hatte er mir ja fest versprochen, daß er sich bessern wolle. Und während der ersten beiden Tage rechtfertigte Mischa nicht nur die Hoffnungen, die ich auf ihn baute, sondern er übertraf noch in jeder

Beziehung meine Erwartungen. Meine Damen waren von ihm geradezu entzückt. Mit der alten Tante spielte er Piquet, war ihr beim Garnwickeln behilflich und lehrte sie einige neue Arten des Patiencespieles; die Nichte, die eine allerdings nicht sehr umfangreiche Stimme hatte, begleitete er auf dem Klavier, auch las er ihr russische und französische Gedichte vor. Außerdem erzählte er den Damen lustige, dabei aber durchaus schickliche Anekdoten, mit einem Wort: er unterhielt sie so gut und erwies sich in kleinen Handgriffen und Dienstleistungen so geschickt und anstellig, daß sie ihr Erstaunen offen ausdrückten. Die Tante fügte noch hinzu:

»Da kann man wieder einmal sehen, wie ungerecht doch die Menschen urtheilen! Was haben sie nicht Alles über ihn zu erzählen gewußt und wie höflich, wie nett und artig ist er doch in Wirklichkeit. Armer Mischa!«

Nun muß ich allerdings erwähnen, daß der »arme Mischa« immer in besonders ausdrucksvoller Art die Lippen leckte, sobald er bei Tische eine Flasche auch nur von Weitem zu sehen bekam. Ich brauchte ihm jedoch nur mit dem Finger zu drohen, so schlug er die Augen zur Decke empor, legte die Hand aufs Herz und sagte: »Aber ich habe ja geschworen!«

»Ich bin jetzt wie vollständig umgewandelt,« versicherte er mich einmal über das Andere.

»Gott gebe, daß es wahr ist,« dachte ich bei mir selbst.

Leider hatte diese Umwandlung keinen langen Bestand.

Während der beiden ersten Tage war er sehr gesprächig, aufgeweckt und heiter. Aber schon am dritten Tage erschien er mir etwas verstimmt, obwohl er es noch nicht merken lassen wollte und nach wie vor bemüht war, in Gesellschaft der Damen zu bleiben und sie zu unterhalten. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck; wie aus Traurigkeit und Nachdenklichkeit gepaart, und dieses Gesicht erschien mir auch etwas bleicher und eingefallener zu sein, als an den vorhergehenden Tagen.

»Solltest Du unwohl sein?« fragte ich ihn.

»Ja,« antwortete er; »ich habe etwas Kopfschmerzen.«

Am vierten Tage war er schon vollständig schweigsam. Er saß fast immer in eine Ecke gedrückt, ließ wie eine kummervolle Waise den Kopf hängen und sein betrübtes Aussehen erweckte das innige

Mitleid der beiden Damen, die nun ihrerseits Alles aufboten, um ihn zu unterhalten und zu zerstreuen. Bei Tisch aß er nichts, starrte unverwandten Blickes auf seinen Teller und drehte mechanisch Brodkügelchen zwischen den Fingern.

Am fünften Tage hegten die Damen nicht mehr das Gefühl des Mitleids für ihn; an seine Stelle trat das des Mißtrauens und sogar der Furcht. Mischa blickte finster vor sich her; er mied jede Gesellschaft, schlich an den Wänden entlang wie Einer, der ein böses Gewissen hat, und drehte sich dann plötzlich mit schneller Wendung um, als glaubte er, daß ihn Jemand gerufen habe. Und wohin war die rosige Farbe seiner Wangen gekommen? Er sah aus, als sei er dem Grabe entstiegen.

»Bist Du noch immer unwohl?« fragte ich ihn.

»Nein, ich bin ganz wohl,« entgegnete er kurz und unwirsch.

»Langweilst Du Dich?«

»Weshalb sollte ich mich langweilen?«

Dabei wandte er sich zur Seite, als könnte er meinen Blick nicht ertragen.

»Ist vielleicht Dein alter Gram wieder erwacht?«

Er antwortete nichts auf diese Frage. In dieser Stimmung und Situation ging noch ein Tag vorbei. Am darauf folgenden Tage kam die Tante eiligst in mein Arbeitszimmer gelaufen; sie befand sich sichtlich in großer Erregung und erklärte kurz und bündig, daß sie mit ihrer Tochter das Haus verlassen werde, wenn Mischa noch länger in demselben bleibe.

»Aber weshalb denn?«

»Weshalb? Weil wir nicht wissen, wie wir uns vor ihm in Acht nehmen sollen, das ist ja gar kein Mensch mehr! Er läuft herum wie ein Wolf, ja, wie ein tollgewordener Wolf! Er geht umher, immer auf und ab, spricht kein Wort dabei, und sieht Einen nur so fürchterlich wild an! Es fehlte nur noch, daß er mit den Zähnen fletscht. Du weißt ja nun doch, daß meine Katia so sehr nervös ist. Vom Tage seiner Ankunft an hat sie sich für ihn interessirt. Jetzt habe ich natürlich Furcht, ihretwegen, und auch meinetwegen.«

Ich wußte nicht, was ich meiner Tante antworten sollte. Unmöglich konnte ich Mischa so ohne Weiteres wieder aus dem Hause weisen, nachdem ich selbst ihn zu mir eingeladen hatte.

Er selbst befreite mich aus der sehr peinlichen Situation.

An demselben Morgen, ich hatte mein Arbeitszimmer noch nicht verlassen, hörte ich plötzlich hinter mir eine dumpfe, mißlautende Stimme.

»Nikolai Nikolajewitsch! Heda, Nikolai Nikolajewitsch!«

Ich wandte mich um; in der Thür stand Mischa. Sein Gesicht war schrecklich anzusehen; ganz entstellt und finster blickte er drein.

»Nikolai Nikolajewitsch!« wiederholte er. (Er nannte mich nicht mehr »Onkelchen.«)

»Was willst Du?«

»Lassen Sie mich meines Weges gehen, sofort!«

»Wie meinst Du?«

»Sie sollen mich weiterziehen lassen. Sonst richte ich ein Unglück an; ich stecke das Haus in Brand oder ich schlage irgend Jemanden zu Boden.«

Er erbebte und zitterte, wie vom Fieber geschüttelt.

»Lassen Sie mir sofort meine Sachen wiedergeben,« fuhr er fort. »Geben Sie mir einen Wagen, der mich wenigstens bis zur Landstraße bringt, und wenn Sie dann noch wollen, geben Sie mir ein Stück Geld auf die Wanderschaft.«

»Aber bist Du denn über irgend etwas unzufrieden?« fragte ich.

»Ich kann so nicht länger leben!« schrie er mit aller Kraft seiner Lungen. »Ich kann nicht in Ihrem verdammt anständigen, in Ihrem Herrschaftshause leben! Es ekelt mich an! Ich schäme mich, so ruhig dahinzuleben! Wie können Sie selbst das nur ertragen?«

»Mit andern Worten,« unterbrach ich ihn meinerseits, »Du willst sagen, daß Du ohne Branntwein nicht bestehen kannst.«

»Nun ja! Nun ja!« brüllte er. »Lassen Sie mich doch nur wieder zurück zu meinen Brüdern, zu meinen lieben Freunden, den Bettlern. Zum Teufel mit Ihrer widerwärtig anständigen, Ihrer vornehmen und gebildeten Gesellschaft!«

Ich wollte ihn anfänglich an das mir gegebene Versprechen erinnern, das er noch dazu mit einem Eide beschworen hatte; aber sein furchtbar erregter Gesichtsausdruck, das abgerissene, stoßweise Sprechen, das konvulsivische Zittern aller seiner Gliedmaßen, das Alles war so schrecklich, daß ich mich beeilte, mit ihm auseinanderzukommen. So erklärte ich ihm denn, daß er sofort

seinen früheren Anzug wiedererhalten solle und daß man eine Telega anspannen werde; dann nahm ich eine Fünfundzwanzigrubelnote aus dem Schranke und legte sie auf den Tisch. Mischa kam drohend auf mich zu, plötzlich aber blieb er stehen, er stutzte und sein Gesicht war wie von Blut übergossen. Dann schlug er sich vor die Brust, Thränen liefen ihm aus den Augen, er stammelte: »Onkelchen, Du mein Engel! Ich bin ein verlorener Mensch! Dank! Dank!«

Damit ergriff er die Banknote und lief davon.

Eine Stunde später saß er bereits auf der für ihn angespannten Telega; wieder war er als Tscherkesse gekleidet, wieder sah er rosig und heiter aus, wie nur je zuvor. Als die Pferde anzogen, schrie er vor Freude laut auf, riß die Fellmütze vom Kopf, schwenkte sie über seinem Haupte und machte dann eine Verbeugung nach der andern. Einen Moment vor seiner Abreise hatte er mich noch lange umarmt, mich fest an seine Brust gedrückt und dabei gestammelt: »Mein Wohlthäter! Du mein Wohlthäter! Ich bin ja doch nicht mehr zu retten!« Er war auch zu den Damen gelaufen, hatte ihre Hände mit Küssen bedeckt, war vor ihnen auf die Knie gesunken, hatte Gott angerufen und ihn um Verzeihung für sein Thun gebeten. Als der Wagen sich entfernt hatte, fand ich Katia in Thränen.

Der Kutscher, mit welchem Mischa abgefahren war, erzählte mir nach seiner Heimkehr, daß er Jenen bis zur ersten an der Landstraße belegenen Schenke gefahren habe. Ihn von dort wieder fortzubringen habe er kein Mittel gefunden. Mischa hatte alle Anwesenden eingeladen, auf seine Kosten zu trinken, und bald war er wieder so bezecht gewesen, daß er besinnungslos auf der Bank lag.

Seit jener Zeit bin ich mit meinem Neffen nicht mehr zusammengetroffen. Was ich aber über seinen Ausgang von anderer Seite vernommen, will ich hier noch kurz erzählen.

VIII.

Es mochten seit den eben geschilderten Ereignissen etwa drei Jahre verflossen sein, als ich mich wieder einmal auf meinem Landgute befand. Ein Diener trat zu mir ins Zimmer und sagte, daß eine Frau Poltew mich zu sprechen wünsche. Ich kannte nun keine Frau Poltew und der Diener hatte auch, als er mir die Meldung machte, auf etwas sarkastische Art gelächelt. Auf meinen fragenden Blick theilte er mir mit, daß die Dame, welche mich zu sprechen wünsche, jung sei, ärmliche Kleidung trage und in einem Bauernwagen angekommen sei, dessen einziges Pferd sie selbst gelenkt habe.

Ich ließ der Frau Poltew sagen, daß ich sie in meinem Arbeitszimmer sprechen werde.

Bald stand ich einer etwa fünfundzwanzigjährigen Frau gegenüber, die den Anzug des kleinen Bürgerstandes trug und ein Tuch um den Kopf geschlungen hatte. Das Gesicht bot nichts ungewöhnliches; es war ein bischen rund, deshalb aber nicht ohne Anmuth. Sie hielt die Augen gesenkt – später konnte ich bemerken, wie kummervoll und traurig ihr Blick war. Alle ihre Bewegungen zeugten von Scheu und Verlegenheit.

»Sie find Frau Poltew?« fragte ich, sie mit einer Handbewegung einladend, Platz zu nehmen.

»Jawohl, mein Herr!« antwortete sie mit leiser Stimme und ohne sich zu setzen. »Ich bin die Wittwe Ihres Neffen Michael Andrejewitsch Poltew.«

»Michael Andrejewitsch ist todt? Seit wann? Aber bitte, nehmen Sie doch Platz.«

Sie ließ sich auf einen Stuhl nieder.

»Vor fast zwei Monaten ist er gestorben.«

»Sind Sie lange mit ihm verheirathet gewesen?«

»Ich habe im Ganzen ein Jahr mit ihm zusammen gelebt.«

»Woher kommen Sie jetzt?«

»Aus der Gegend von Tula. Dort liegt ein Dorf, das Snamonskoje-Gluschkowo heißt; vielleicht kennen Sie es. Ich bin die Tochter des dortigen Küsters und dort haben auch mein Mann und ich gelebt. Er

ließ sich bei meinem Vater nieder. Ja, ein Jahr lang haben wir zusammen gelebt.«

Die junge Frau hielt ihre Hand vor die Augen; die Lippen zitterten leicht. Man sah, daß es sie drängte zu weinen, aber sie bezwang sich und unterdrückte die Bewegung mit einem Husten.

»Mein armer Mischa Andrejewitsch hat mich, bevor er aus dem Leben schied, beauftragt, Sie aufzusuchen. Du mußt auf jeden Fall zu ihm reisen, hat er gesagt. Und dann befahl er mir noch, daß ich Ihnen für alle Ihre Güte danken – und daß ich – Ihnen dies hier –« (sie zog ein kleines Päckchen aus der Tasche) – »dies hier übergeben soll – eine Kleinigkeit, die er stets mit sich herumtrug. Und Michael Andrejewitsch hat noch gesagt, Sie möchten es, wenn es Ihnen gefällig ist, zum Andenken an ihn annehmen. Sie möchten, sagte er, das kleine Geschenk nicht zurückweisen, denn ein anderes kann er Ihnen nicht machen.«

Das Päckchen enthielt eine kleine silberne Tasse mit dem Namenszuge von Mischa's Mutter. Ich hatte die Tasse oft in Mischa's Hand gesehen und erinnerte mich, daß er einst, als wir von irgend einem armen Teufel sprachen, sagte: »Ja, der ist wirklich arm, denn er besitzt weder Tasse noch Schüssel, während ich doch immer noch dieses Täßchen hier habe.«

Ich dankte der jungen Frau, nahm die Tasse und fragte dann: »An welcher Krankheit starb Mischa? Vermuthlich doch –«

Ich biß mich auf die Zunge, aber die Frau verstand nur zu gut, was ich hatte sagen wollen. Sie warf einen schnellen Blick auf mich, senkte dann wieder die Augen und sagte mit traurigem Lächeln: »O nein! Seit dem Tage, da er mich kennen gelernt, hat er darauf vollständig verzichtet. Aber wie stand es mit seiner Gesundheit? Sie war vollständig zerstört. Sobald er das Trinken aufgab, packte ihn die Krankheit mit grimmigster Gewalt. Und er war doch so vernünftig, so ordentlich geworden! Immer wollte er meinem Vater helfen – in der Hauswirthschaft, oder im Garten, oder wo es sonst nur irgend etwas zu thun gab. Er schämte sich der Arbeit garnicht, obwohl er doch von adliger Geburt ist. Aber woher sollte er die Kräfte nehmen? Dann wollte er sich als Schreiber beschäftigen; Sie wissen vielleicht noch, daß er mit diesem Fach sehr vertraut war. Aber seine Hand zitterte, und er konnte die Feder nicht so halten, wie es beim Schreiben nöthig ist. Er machte sich die heftigsten Selbstvorwürfe. Weiße Händchen

habe ich, sagte er, die Hände eines richtigen Nichtsthuers, eines Müßiggängers. Ich habe Niemandem etwas Gutes erwiesen, Niemandem geholfen, habe niemals gearbeitet! Das war's, worüber er sich am meisten grämte. Er sagte: Unser Volk quält und schindet sich ab und wir – was thun wir inzwischen? Ach, Nikolai Nikolajewitsch, er war wirklich herzensgut – und er liebte mich so sehr – auch ich – ach verzeihen Sie –«

Die junge Frau brach in Thränen aus. Ich hätte sie so gern getröstet – aber wie sollte ich das anfangen?

»Haben Sie ein Kind?« fragte ich endlich.

Sie seufzte.

»Ein Kind? Nein?« – Und ihre Thränen flössen noch stärker.

IX.

Das war das Ende, das mein Neffe Mischa genommen, schloß der alte P. seine Erzählung. Sie werden mir wohl zugeben, meine Herren, daß ich Recht hatte, wenn ich ihn einen »Verzweifelten« nannte. Aber ohne Zweifel geben Sie auch das zu, daß er den Verzweifelten von heut zu Tage durchaus nicht gleicht, obwohl ja nicht ausgeschlossen ist, daß ein Philosoph zwischen beiden Arten verwandte oder sogar gleiche Züge herauszufinden vermag. Auf beiden Seiten macht sich derselbe Drang zur Selbstzerstörung bemerkbar, derselbe Trübsinn, dasselbe Unbefriedigtsein mit sich und der Welt.

Aber woher dieses Gefühl stammt, das ist eine Frage, deren Beantwortung ich auch lieber den Philosophen überlassen möchte.

- Ende -

Sonderlinge.[1]

Deutsch
von
Wilhelm Lange.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III.
Anmerkungen.

I.

Telegin.

Etwa vierzig Werst von unserm Gute lebte — es sind jetzt viele Jahre seitdem verflossen — auf seinem Erbsitz Suchodol ein entfernter Verwandter meiner Mutter, ein ehemaliger Gardesergeant und ziemlich reicher Gutsbesitzer, namens Alexis Sergeïtsch Telegin.

Nie fuhr er aus, und so ließ er sich auch bei uns niemals sehen. Aber zweimal jährlich wurde ich zu ihm geschickt, um ihm meinen Besuch zu machen, in der ersten Zeit in Begleitung meines Hauslehrers, später jedoch allein. Er empfing mich immer sehr herzlich, und in der Regel brachte ich drei oder gar vier Tage in seinem Hause zu.

Ich habe ihn nur als alten Mann gekannt: bei meinem ersten Besuch zählte ich, wenn ich mich recht erinnere, zwölf und er volle siebzig Jahre. Er war im letzten Jahre der Regierung der Kaiserin Elisabeth geboren.

Er lebte ganz allein mit seiner Frau Melanie Pawlowna, die zehn Jahre jünger war als er. Aus ihrer Ehe waren zwei Töchter hervorgegangen. Aber sie waren schon lange verheiratet und kamen nur selten nach Tuchodol zu Besuch; zwischen ihnen und ihren Eltern war, wie man zu sagen pflegt, »die schwarze Katze hindurch gelaufen«, und Telegin erwähnte ihrer fast niemals.

Es ist mir, als sah' ich's noch heute, dieses alte Haus, diesen ächten Landsitz eines Steppenedelmanns. Es bestand nur aus einem Stock, hatte einen ungeheuren Turm, und war zu Beginn unseres Jahrhunderts aus jenen wunderbar dicken Fichtenstämmen erbaut, die man aus den Wäldern von Schisdra holte — Wälder, von denen jetzt auch nicht eine Spur mehr vorhanden ist. Das Haus war sehr geräumig und enthielt eine große Menge Zimmer, die freilich weder sehr hoch noch sehr hell waren: der Wärme wegen hatte man die Mauern nur mit ganz kleinen Fensteröffnungen versehen. Nach der Gewohnheit jener Zeit standen die Hütten der im Hofdienst verwendeten Leibeigenen rings um das Herrenhaus, zu welchem ein

Garten von zwar geringer Ausdehnung, aber voll schöner Obstbäume gehörte, welche durchsichtige Aepfel und kernlose Birnen gewährten.

Zehn Werst im Umkreise dehnte sich die gleichförmige Steppe ans mit ihrem fruchtbaren schwarzen Boden, aus welchem kein einziger hoher Gegenstand das Auge fesselte: nirgend ein Kirchturm oder auch nur ein Baum; kaum daß da und dort in der Ferne sich eine Windmühle mit durchlöcherten Flügeln erhob — das war Suchodol!

Sämtliche Zimmer des Hauses waren mit gewöhnlichen, auf dem Laude angefertigten Möbeln angefüllt. Vor dem Saal, in der Nähe des Fensters bemerkte man einen ziemlich seltsamen Gegenstand — einen Werstpfahl mit folgender Inschrift:

»Gehst du achtundsechzig Mal um diesen Saal, so hast du eine Werst zurückgelegt: gehst du siebenundachtzig Mal von dem entferntesten Winkel des Wohnzimmers nach der rechten Ecke des Billards, so hast du eine Werst zurückgelegt« u. s. w.

Was einem jedoch am meisten auffiel, wenn man das Haus zum erstenmale betrat, das war die erstaunliche Menge Gemälde, welche an den Wänden hingen: zum größten Teil Werke von sogenannten italienischen Meistern — Landschaften, mythologische oder religiöse Sujets.

Aber da all diese Gemälde stark verräuchert, ja sogar beschädigt waren, so fand das Auge nur hie und da auf einem unsichtbaren Rumpfe einen fleischfarbenen Flecken oder eine rote Draperie mit wehenden Falten, oder eine gleichsam in der Luft schwebende Brückenwölbung, oder einen zerzausten Baum mit blauen Blättern, oder eine gewaltige Nymphenbrust, welche dem Deckel einer Suppenschüssel glich, oder eine entzwei geschnittene Melone mit schwarzen Körnern, oder über einem Pferdekopfe einen befiederten Turban — oder endlich das riesige zimtfarbige Bein irgend eines Apostels mit dicker Wade und emporgestreckten Zehen.

An dem Ehrenplatze im Wohnzimmer hing das lebensgroße Bild der Kaiserin Katharina II. — eine Kopie des bekannten Gemäldes von Lampi —, für den Hausherrn der Gegenstand einer besonderen Verehrung, ja ich möchte sagen: einer wahren Anbetung.

An der Decke hingen in Bronze eingefaßte, ganz kleine und sehr bestaubte Kronleuchter aus Kristall . . . .

Telegin war ein stämmiger, rundlicher, kleiner Greis mit bleichem aufgedunsenem aber angenehmem Gesichte, dünnen Lippen und hohen Brauen, unter welchen sehr lebhafte kleine Augen blitzten. Er trug das bereits dünn gewordene Haar zurückgestrichen: hatte er doch erst im Jahr 1812 dem Puder entsagt. Sein unveränderliches Kostüm bestand aus einem grauen Ueberrock mit drei auf die Schultern fallenden Kragen, einer gestreiften Weste, faserig gewordenen Kniehosen und dunkelroten Saffianstiefeln mit herzförmigen Ausschnitten und Quasten oben am Schaft. Er trug ein Halstuch aus weißem Nessel, einen Busenstreif, Manschetten und in jeder Westentasche eine goldene »Zwiebel« (Taschenuhr) von englischem Fabrikate.

Gewöhnlich hatte er in der rechten Hand eine emaillierte, mit spanischem Tabake gefüllte Tabatiere, während die linke sich auf einen Stock stützte, dessen silberner Griff in Folge des langen Gebrauchs ganz glatt und glänzend geworden war.

Telegin hatte eine näselnde, kreischende Stimme. Beständig lächelte er freundlich-wohlwollend, aber doch ein wenig von oben herab und mit einem Anflug von Wichtigkeit. Da er die alten Gewohnheiten aus der Zeit Katharinas bewahrt hatte, so war er im höchsten Grade höflich und liebenswürdig, mit gemessenen, abgerundeten Gesten. Die Schwäche seiner Beine machte ihm das Gehen fast unmöglich; er konnte seinen Sessel nur verlassen, um sich mit kleinen eiligen Schritten zum nächsten Sessel zu begeben, auf welchen er sich plötzlich niedersetzte — oder vielmehr fiel — weich, wie ein Kissen.

Wie bereits erwähnt, fuhr Telegin niemals aus und verkehrte sehr wenig mit seinen Nachbarn, obgleich er Gesellschaft liebte — war ihm doch sogar ein gewisser Grad von Schwatzhaftigkeit eigen! Allerdings fehlte es ihm nie an Gesellschaft: unter seinem Dache hauste nämlich eine ziemlich große Anzahl armer Krautjunker, deren Wämser und Röcke oft aus seinem Kleiderschrank stammten, während das andre Ende des Hauses einer Abteilung armer Edelfrauen als Zufluchtsstätte diente. Niemals hatte Telegin weniger als fünfzehn Personen an seinem Tische . . . So gastfreundlich war er!

Unter all diesen Schmarotzern fielen mir zwei besonders auf: ein Zwerg mit dem Spitznamen »Janus« oder »Doppelgesicht«, von

dänischer oder gar — wie gewisse Leute behaupteten — jüdischer Herkunft, und ein Narr, der Fürst L.

Ganz entgegen der Sitte jener Zeit wurde dieser Zwerg von der Herrschaft durchaus nicht als Gegenstand der Belustigung betrachtet; auch erinnerte nichts an ihm an den Spaßmacher; im Gegenteil: immer schweigsam und eine beleidigte und wilde Miene zur Schau tragend, runzelte er die Stirn und knirschte mit den Zähnen, sobald man nur eine Frage an ihn richtete. Auch wurde er von Telegin »der Philosoph« genannt; ja dieser hegte sogar eine gewisse Hochachtung für ihn: sobald bei Tische die Gäste und Besucher bedient worden, ward ihm immer zuerst die Schüssel gereicht.

»Gott hat ihn heimgesucht,« pflegte Telegin zu sagen; »das ist sein göttlicher Wille: aber mir, der niedrigen Kreatur, kommt es nicht zu, ihm wehe zu thun« ., .

Mich konnte Janus nicht ausstehen. Wenn ich ihm nur nahe kam, ward er gleich zornig und brummte mit heiserer Stimme: »lassen Sie mich in Ruhe, Sie Eindringling!«)

»Woran merken Sie, daß er ein Philosoph ist?« fragte ich Telegin eines Tages.

»Was, der kein Philosoph! Aber, kleines Bürschchen, sieh doch mir, wie er zu schweigen versteht!«

»Und warum nennt Ihr ihn Doppelgesicht'?«

»Aus folgendem Grunde, kleines Bürschchen: nach außen hin hat er nur ein Gesicht und danach beurteilt Ihr ihn, Ihr oberflächlichen Leute; aber er hat noch ein zweites, das wahre und dieses verbirgt er. Dieses kenn' nur ich allein, und darum lieb ich ihn . . . denn dieses Gesicht ist ein gutes Gesicht. Du zum Beispiel: Du siehst und siehst doch nichts . . . Aber ich — ohne daß er ein Wort mit mir spricht, weiß ich doch gleich, wenn er mich aus irgend einem Grunde tadelt: denn er ist sehr streng! Und er hat immer Recht! Das kannst du nicht begreifen, mein Junge; aber einem Greise wie mir glaube nur aufs Wort.«

Die wahre Geschichte des Janus Doppelgesicht — woher er stammte und wie er zu Telegin geraten — war niemandem bekannt. Was dagegen den Fürsten L. betraf, so war alle Welt mit seinen Lebensumständen vertraut.

Aus einer reichen und glänzenden Familie hervorgegangen, trat er mit zwanzig Jahren zu Petersburg in ein Garderegiment. An einem Empfangstage bemerkte ihn die Kaiserin Katharina, blieb vor ihm stehen und sagte, indem sie mit dem Fächer auf ihn hindeutete, ganz laut zu einer Person ihres Gefolges:

»Sieh doch, Adam Wassiljewitsch, wie hübsch er ist! Eine wahre Puppe!«

Dem armen Burschen stieg das Blut zu Kopfe; nach Hause zurückgekehrt, befahl er anzuspannen, schmückte sich mit dem Annenorden und ließ sich in der Stadt spazieren fahren, als wäre er in der That ein in hoher Gunst stehender Mann gewesen.

»Fahre zu,« rief er seinem Kutscher zu, »fahre alle über den Haufen, die mir nicht schleunigst Platz machen!«

Dies Alles wurde sofort der Kaiserin mitgeteilt: sie erteilte den Befehl, ihn für närrisch zu erklären und ihn unter die Vormundschaft seiner beiden Brüder zu stellen, welche ihn ohne alle Umstände fortbringen und auf dem Laude mit Eisen an den Füßen in einen kleinen Verschlag einsperren ließen. Da sie das Vermögen des Unglücklichen sich aneignen wollten, hüteten sie sich wohl, ihn wieder frei zu lassen, als er wieder vernünftig geworden, sondern hielten ihn selbst da noch gefangen, als er von seiner Narrheit in der That vollständig geheilt war.

Aber ihre Bosheit brachte ihnen keinen Nutzen: Der Fürst L. überlebte sie, und nach mancherlei Wechselfällen kam er unter die Obhut Telegins, mit dem er verwandt war. Er war ein dicker Mann mit vollständig kahlem Kopf, langer dünner Nase und blauen hervorstehenden Augen. Das Sprechen hatte er ganz und gar verlernt, — er murmelte nur noch unartikulierte Laute. Dagegen konnte er geradezu wunderbar die alten russischen Volkslieder singen, mit einer Stimme, die trotz seines hohen Alters noch frisch und hell war — und indem er sang, sprach er jedes Wort mit vollendeter Reinheit aus.

Bon Zeit zu Zeit hatte er Wutanfälle, — und dann war er schrecklich: das Gesicht der Wand zugekehrt, setzte er sich in einen Winkel, und dort verordnete er, — ganz in Schweiß gebadet, der kahle Kopf bis in den Nacken vollständig rot — unter boshaftem Gelächter und heftigem Stampfen eine Züchtigung — wahrscheinlich seinen Brüdern:

»Schlag zu!« brüllte er, halb von Lachen erstickt; »drauflosgepeitscht! Kein Erbarmen! Schlag sie, schlag sie, diese Ungeheuer, diese meine Henker! Sehr gut! Sehr gut!«

Am Tage vor seinem Tode setzte er Telegin sehr in Erstaunen und Schrecken. Ganz bleich aber sehr ruhig trat er zu meinem Onkel ins Zimmer, machte ihm eine tiefe Verbeugung, dankte ihm zunächst für das Obdach und den Beistand, die er ihm gewährt, und bat ihn dann, den Geistlichen holen zu lassen; »denn der Tod ist zu mir gekommen; ich habe ihn gesehen, und ich muß allen verzeihen und meine Seele reinigen.«

»Du hast ihn gesehen?« stotterte Telegin, ganz erstaunt, ihn zum erstenmal einen vollständigen Satz sprechen zu hören. »Wie sah er aus? Hatte er eine Sense? Sprich!«

»Nein,« antwortete der Fürst; »es ist ein kleiner ganz einfacher Greis mit einem Wams; aber er hat nur ein Auge, mitten auf der Stirn, und dieses Auge — man sieht es, daß es ewig ist.«

In der That starb der Fürst am folgenden Tage, bei völlig klarem Verstände und zerknirschten Herzens, nachdem er zuvor alle seine religiösen Pflichten erfüllt und von allen Abschied genommen.

»Auch ich werde so sterben,« sagte Telegin manchmal.

Und wirklich widerfuhr ihm etwas Ähnliches, — doch davon später.

Telegin, sagte ich, unterhielt mit seinen Nachbarn keine Beziehungen; und diese ihrerseits mochten ihn nicht leiden. Sie nannten ihn einen Sonderling, einen stolzen Menschen, einen Spaßvogel, ja sogar einen »Martinisten«[2] — natürlich ohne die Bedeutung dieses letztern Wortes zu kennen.

In einem gewissen Sinne hatten die Nachbarn recht: während der siebzig Jahre, die Telegin beinah vollständig auf seinem Gute Suchodol verlebt, hatte er fast niemals etwas mit der Obrigkeit und den Gerichten zu thun gehabt.

»Die Gerichte sind für die Spitzbuben da und das Kommando für die Soldaten«, sagte er: »und ich bin, Gott sei Dank, weder ein Spitzbube noch ein Soldat.«

Ein bißchen Sonderling war er, das läßt sich nicht bestreiten; aber er war durchaus nicht ein Mann von gewöhnlicher Denkungsart.

Niemals habe ich so recht erfahren können, was für politische Ansichten er hatte — wenn ein so moderner Ausdruck auf ihn

angewendet werden darf —, aber in seiner Weise war er ein Aristokrat, weit mehr Aristokrat als »Barin«. Gar oft drückte er sein Bedauern darüber aus, daß Gott ihm keinen Sohn, keinen Erben geschenkt, »um die Ehre des Namens zu bewahren, um die Familie fortzupflanzen«. In seinem Kabinette hatte er in goldenem Nahmen einen sehr dichten Stammbaum der Telegins mit einer Menge apfelförmiger Kreise an der Wand hängen.

»Wir Telegins,« pflegte er zu sagen, »sind ein Geschlecht, das seit unvordenklichen Zeiten existirt. Keinem von uns, so zahlreich wir auch sind, hat man jemals in den Vorzimmern sich herumdrücken sehen, keiner hat seine Beine auf den Treppen der Zaren müde gestanden, keiner hat sich durch Ausübung der Gerechtigkeit[3] gemästet, keiner hat einen Orden getragen, zu Moskau gebettelt oder zu Petersburg intriguirt; wir sind in unserm Winkel, aus unserm Flecken Land sitzen geblieben, liebten unser Nest und kümmerten uns um die Wirtschaft — ja, mein Junge, um die Wirtschaft! Auch ich that das, obgleich ich bei der Garde gedient habe — aber Gottlob nur kurze Zeit!«

Für die gute alte Zeit hatte Telegin eine besondere Vorliebe:

»Man lebte damals viel freier und angenehmer — ja auf Ehre! Aber seit dem Jahr eintausendachthundert —- (warum gerade seit diesem Jahr, hat er nie gesagt) — hat die Soldateska die Oberhand gewonnen. Die Herren Militärs haben sich einen Federbusch aus Hahnenschwänzen auf den Kopf gesetzt, und sie selbst gebärden sich wie Hähne; sie pressen derart ihren Hals, daß sie nur noch unter Röcheln zu sprechen vermögen und die Augen ihnen aus dem Kopfe treten . . . Kommt da eines Tags ein Polizeikorporal zu mir und redet mich mit »Euer Wohlgeboren« an — er hatte sich das ersonnen, um mich in Erstaunen zu setzen! . . . Als ob ich selbst nicht wüßte, daß ich wohl geboren bin! Aber ich antwortete ihm: »Mein hochgeehrter Herr, mache mir zunächst das Vergnügen und nimm dir die Spangen da vom Halse. Denn wenn du das Unglück haben solltest, zu niesen — Herr mein Gott, weißt du, was dir dann passiert? Weißt du's? Du wirst platzen wie eine Granate . . . Und über mich wird's dann hergehen!« . . . Und wie sie trinken, diese Herren Militärs — o, o! Ich lasse ihnen immer schäumenden Krätzer vorsetzen, denn Krätzer oder echter Wein — ihnen ist alles gleich: das fließt nur so durch die Gurgel — wie sollten sie da den Unterschied kennen! Und dann haben

sie ein neues Zechmittel erfunden — die Pfeife! So ein Herr Soldat thut dieses Zechmittel unter seinen häßlichen Schnurrbart, in seinen häßlichen Mund; er läßt den Dampf durch die Nase, durch den Mund, ja sogar durch die Ohren herauskommen und dünkt sich einen Helden! Na, selbst meine Schwiegersöhne saugen — obgleich der eine Senator, und der andre so etwas wie Kurator ist — ebenfalls an diesem Ding, dieser Pfeife, und dennoch halten sie sich für vernünftige Menschen!« . . .

Außer seiner Abneigung gegen das Tabakrauchen hatte Telegin noch eine andre Eigenheit: er mochte keine Hunde leiden, namentlich keine kleinen.

»Daß ein Franzose so einen Pudel besitzt,« sagte er, »ist ganz in der Ordnung: Der springt und hüpft hierhin und dorthin, und sein Hund macht ihm dies Hüpfen und Springen nach, mit dem Schwanz als Federbusch . . . Aber wir Russen, was haben wir mit so einem Tier zu schaffen?« Er war eben sehr empfindlich gegen jede Art von Unsauberkeit.

Von der Kaiserin Katharina sprach er nur mit Begeisterung, in erhabenen, ein wenig an die Büchersprache erinnernden Wendungen:

»Das war ein Halbgott und nicht ein menschlich Wesen. Schau, mein Junge, betrachte mir dieses lächeln,« fügte er hinzu, ehrfurchtsvoll auf Lampis Porträt deutend, »und du wirst mir Recht geben, daß sie ein Halbgott war! Ich habe in meinem Leben einmal das große Glück gehabt, die Ehre zu genießen, dieses Lächeln betrachten zu dürfen, und nimmermehr wird es aus meinem Herzen ausgelöscht werden!«

Und dann begann er aus dem Leben Katharinas Anekdoten zu erzählen, welche ich anderweitig nie gehört oder gelesen habe. Hier ist eine derselben.

Telegin gestattete nicht, daß man sich auch nur die leiseste Anspielung auf die Schwächen der großen Herrscherin erlaubte.

»Man hat gar nicht das Recht,« behauptete er, »sie wie die übrigen Menschen zu beurteilen! Einst während der Morgentoilette erteilt sie, eingehüllt in ihren Pudermantel, den Befehl, ihr das Haar zu kämmen . . . Und was geschieht? Die Kammerzofe beginnt zu kämmen: von allen Seiten sprühen elektrische Funken! Da läßt die Kaiserin ihren diensthabenden Leibmedikus Rogerson rufen und sagt

zu ihm: »Ich weiß, man tadelt mich wegen gewisser Handlungen; aber siehst du diese Elektrizität? . . . Nun wohl, angesichts einer solchen Natur und einer solchen Haut wirst du als Arzt selbst erkennen, daß man mich mit Unrecht tadelt, — man sollte mich zu begreifen suchen!«

Folgender Vorfall war Telegin unauslöschlich in der Erinnerung geblieben:

Als er eines Tages im Innern des Palastes auf Wache stand — er zählte damals erst sechzehn Jahre — geht zufällig die Kaiserin ganz nahe an ihm vorüber: er macht die Honneurs, und »sie« — hier nahm Telegin einen gerührten Ton an — »sie lächelte über meine Jugend und meinen Eifer, geruhte mir ihre Hand zum Kuß zu reichen, mir die Wange zu klopfen und mich zu fragen, wer ich wäre, woher ich käme und welches meine Familie sei, und dann . . . «

Hier brach dem Greise in der Regel die Stimme.

» . . . und dann befahl sie, meine Mutter von ihr zu grüßen und ihr zu danken, daß sie ihre Kinder so wohl erzogen. Und ob ich während dieses Momentes im Himmel oder auf Erden war, und wie und wohin sie zu verschwinden geruhte: ob sie durch die Lüfte entflog, ob sie in andre Gemächer schritt — das weiß ich bis auf den heutigen Tag noch nicht!«

Ich machte zuweilen den Versuch, ihn über diese schon ferne Zeit und über die Personen aus der Umgebung der Kaiserin auszufragen . . .

Aber in der Regel wich er meiner Frage geschickt aus.

»Wozu von alten Zeiten reden?« sagte er . . . »das führt nur dazu, daß man sich schmerzlichen Gedanken hingibt und sich wieder daran erinnert, daß man einst jung und tapfer war und heute keinen einzigen Zahn mehr im Munde hat. Soviel kann ich dir sagen: es war eine gute Zeit — aber reden wir nicht mehr davon! Was jene Leute betrifft — ich glaube, du willst von den Günstlingen reden, du Taugenichts! . . . Höre:, Hast du bisweilen auf dem Wasser eine Blase beobachtet? So lang sie vorhanden und ganz ist — welch schöne Farben sieht man darin glänzen! Blau und gelb und rot . . . wie ein Regenbogen oder Diamant! Aber gar bald platzt die Blase und nicht die geringste Spur bleibt zurück. Nun wohl, solche Blasen waren auch diese Leute.«

»Und Potemkin?« fragte ich einst.

Telegin nahm eine sehr ernste Miene an.

»Gregor Alexandrowitsch Potemtin war ein Staatsmann, ein Theologe, der Zögling Katharinas, — ja ihr Kind, möcht' ich sagen . . . Aber genug davon, du kleines Bürschchen!«

Telegin war sehr gottesfürchtig und besuchte, obgleich es ihm große Muhe machte, regelmäßig die Kirche. Abergläubisch jedoch war er nicht; über den Glauben an Vorbedeutungen, das böse Auge und ähnliche »Ungereimtheiten« machte er sich lustig. Dennoch hatte er nicht gern, daß ein Hase vor ihm über den Weg lief, und die Begegnung eines Popen war ihm höchst unangenehm. Das hinderte ihn übrigens nicht, den Geistlichen eine große Achtung zu erweisen und während des Gottesdienstes trat er heran, um ihren Segen zu empfangen, ja er küßte ihnen sogar jedesmal die Hand: aber er unterhielt sich nicht gern mit ihnen.

»Sie verbreiten einen etwas starten Geruch,« erklärte er; »und ich sündiger Mensch bin zartfühlend geworden, mehr als es eigentlich recht ist. Ihre Haare sind so lang, als wollten sie gar kein Ende nehmen, und dabei ganz mit Oel getränkt; sie kämmen sie nach allen Seiten — sie bilden sich ein, sie könnten mir dadurch ihre Hochachtung ausdrücken; und während der Unterhaltung stöhnen sie so entsetzlich: geschieht es aus Schüchternheit oder ist es eine neue Manier mir eine Freude zu machen? Und dann erinnern sie mich an meine letzte Stunde. Und so gebrechlich ich bin, ich möchte noch gern am Leben bleiben! Uebrigens, kleines Bürschchen, erzähl' das nicht weiter, respektiere die Geistlichkeit; nur die Dummköpfe respektieren sie nicht; und was mich betrifft — es ist sehr unrecht von mir, in meinem Alter solch albernes Zeug zu reden.«

Wie alle Edelleute jener Zeit hatte er eine sehr mittelmäßige Erziehung genossen; aber bis zu einem gewissen Grade hatte er diesen Mangel durch Lektüre wieder gut gemacht. Uebrigens las er nur russische Bücher aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts; die neuern Schriftsteller fand er süßlich und ihren Stil schwach . . . Während des Lesens ließ er auf ein rundes Tischchen neben sich eine silberne Kanne mit einem eigentümlichen schäumenden Pfefferminzthee stellen, dessen angenehmer Duft sich durch sämtliche Zimmer verbreitete. Vorn auf die Nase schob er sich eine große runde Brille; aber in der letzten Zeit las er fast gar nicht mehr, sondern

beschränkte sich darauf, über die Brille hinweg das Buch träumerisch anzusehen, wobei er die Augenbrauen in die Höhe zog, die Lippen zusammenkniff und von Zeit zu Zeit seufzte. Eines Tages fand ich ihn mit dem Buche auf den Knieen und weinend, was, ich muß es gestehen, mich sehr überraschte. Er hatte sich folgender Verse erinnert:

O unglücksel'ge Menschheit,
Die Ruhe ist dir nicht beschieden;
Erst dann lernst du sie kennen,
Wenn du den Grabesstaub geschluckt . . .
Wie bitter, ach, ist diese Ruh!
Ihr Toten, ruhet — weint, ihr Lebenden!

Diese Verslein waren das Werl eines gewissen Gormitsch-Gormitzki, eines fahrenden Poeten, den Telegin in sein Haus aufgenommen hatte, weil er ihm den Eindruck eines zartfühlenden, ja sogar empfindlichen Mannes zu machen schien. Dieser Dichter trug Schnürschuhe, sprach mit kleinrussischem Accent und stieß oft, die Augen gen Himmel gerichtet, leise Seufzer aus. Zu all diesen Vorzügen kam noch, daß Gormitsch-Gormitzki als Zögling einer Jesuitenanstalt leidlich französisch sprach, während Telegin es nur »verstand«. Aber als dieser feinfühlige Mann eines Tages sinnlos betrunken aus einer Schenke kam, lieferte er Beweise einer unerhörten Gewaltthätigkeit: er prügelte nicht bloß Telegins Kammerdiener bis aufs Blut, sondern auch seinen Koch, zwei zufällig herbeigeeilte Wäscherinnen und sogar einen fremden, im Hause anwesenden Tischler; außerdem zertrümmerte er eine große Anzahl Fensterscheiben; und dabei schrie er wütend: »Wartet nur, ich werd' euch aufspielen, ihr russischen Tagediebe, ihr ungehobelten Klötze!«

Und welche Kraft in diesem armseligen Wesen steckte! Acht Menschen waren nötig, um mit ihm fertig zu werden! Als er endlich gebändigt war, befahl Telegin, den Dichter aus dem Hause zu jagen, nachdem er ihn zuvor innaturalibus in den Schnee hatte setzen lassen (es war im Winter), um ihn wieder nüchtern zu machen . . .

»Ja ja,« sagte Telegin oft, »meine Zeit ist vorüber; ich bin ein gutes Roß gewesen; jetzt bin ich abgetrieben. Schau, ich habe mir auf eigne Kosten Dichter gehalten, ich habe den Juden Gemälde und Bücher abgekauft, und meine Gänse waren ebenso schön wie die des Muchanoff, auch habe ich ächte Purzeltauben mit thonfarbenem

Gefieder gehabt . . . Alles Hab' ich gehabt! Und doch bin ich nie ein Hundeliebhaber gewesen, weil sich das mit der Trunksucht, Unsauberkeit und Roheit paart. Ich war ein wilder, unbändiger Bursch. Und welch ein herrliches Gestüt ich hatte! Und wovon glaubst du, daß sie abstammten, meine Pferde? Von den berühmten Rossen des Zaren Iwan Alexejewitsch, des Bruders Peters des Großen! . . . Ja ja, wie ich dir sage! Alle meine Zuchthengste waren Brandfüchse; ihre Mähnen reichten bis zum Knie, die Schweife bis zur Erde — wahre Löwen! . . . Und das alles ist verschwunden, es ist Gras darüber gewachsen. Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist nur Eitelkeit! . . . Indes, wozu mit Bedauern auf dies alles zurückblicken? Jedem Menschen ist sein Geschick vorgezeichnet. Höher als bis zum Himmel kann man nicht fliegen und weder im Wasser leben noch es vermeiden, daß man eines Tages unter der Erde liegt . . . Schlagen wir uns durchs Leben, so gut es gehen will!«

Und der gute alte Mann begann wieder zu lächeln und nahm sich eine Prise spanischen Tabak.

Die Bauern liebten ihn: er wäre ein guter »Barin«, sagten sie, der sie seinen Zorn nicht fühlen ließe. Aber auch sie verglichen ihn mit einem abgetriebenen Pferde. Früher überwachte er alles selbst; er besichtigte die Felder, die Korn- und die Oelmühle und die Speicher; er warf einen Blick in die Bauernhütten; jedermann kannte seine mit rotem Samte behangene Renndroschke, bespannt mit einem großen Pferde aus demselben berühmten Gestüte, das mitten auf der Stirn einen großen Stern hatte und von dem Volke »Laterne« genannt wurde. Die Zügel um die Hände geschlungen, lenkte Telegin es immer selbst. Aber als der Greis sein siebzigstes Jahr vollendet hatte, entsagte er alledem; die Verwaltung seines Gutes vertraute er dem Burmister (Schultheiß, Dorfschulzen) Antip an, vor dem er sich im geheimen fürchtete und den er Mikromegas — eine Erinnerung an Voltaire — oder sogar schlechtweg »Spitzbube« nannte.

»Nun, Spitzbube, was gibts Neues? Hast du deinen Speicher gut versorgt?« sagte er oft lächelnd zu ihm, indem er ihn anblickte.

»Alles, was ich besitze, verdanke ich Ihrer Güte,« antwortete Antip fröhlich.

»Güte, Güte . . . Aber nimm dich in acht, Mikromegas! Laß dirs nicht einfallen, die Bauern, mein? Unterthanen »da draußen« auch nur mit

der Fingerspitze zu berühren! Wenn sie sich beklagen — siehst du diesen Stock? Mit dem wirst du dann Bekanntschaft machen!«

»Ihren Stock, Väterchen Alexis Sergejewitsch, vergesse ich niemals,« antwortete Antip- Mikromegas, sich liebevoll den Bart streichelnd.

»Sehr schön; vergiß ihn nur ja nicht.«

Und der Barin und der Burmister lachten sich gegenseitig ins Gesicht.

Die Hofleibeigenen und im Allgemeinen alle seine »Unterthanen« — wie er seine Leibeigenen zu nennen liebte — behandelte er mit großer Milde. »Denn im Grunde, lieber Neffe, besitzen sie für ihre Person gar nichts als etwa das Krenz, das sie am Halse tragen — und das ist noch von Kupfer; nach fremdem Gut wagen sie nicht zu begehren . . . Woher sollen sie den Verstand haben, sich gut aufzuführen?«

Selbstverständlich dachte in jener Zeit noch niemand an die Aufhebung der Leibeigenschaft, und so konnte diese Frage Telegin auch nicht beunruhigen. Er regierte seine »Unterthanen« sehr gelassen; aber streng tadelte er die schlechten Herren, welche er »die Feinde seines Standes« nannte. Und wenn einer von ihnen hart und tyrannisch gegen seine »Unterthanen« war, erklärte er ihn als einen Missethäter vor Gott und den Menschen.

Ja, die Hofleibeigenen hatten ein angenehmes Leben bei Telegin; »die Unterthanen da draußen« waren natürlich weniger glücklich gestellt, trotz des Stockes, mit dem er Mikromegas bedrohte.

Es war eine wahre Armee, all diese Hofleibeigenen — zum größten Teil alte, lang haarige, abgemagerte, knurrende, gebückt gehende Gestalten, die in lange Nankingröcke gewickelt waren und einen beißenden scharfen Duft verbreiteten. Was den weiblichen Teil betraf, so war es ein ewiges Stampfen nackter Füße und ein betäubendes Klatschen von Weiberröcken.

Der erste Kammerdiener hieß Irinarch. Sein Herr nannte ihn stets bei seinem Namen, indem er langsam jede Silbe betonte: I - ri- arch! Wenn er die Andern anrief, so sagte er einfach: »Heda, Kleiner!« oder: »Holla, du Spitzbube!« oder: »Wer von meinen Unterthanen ist da?« Schellen und Klingeln waren ihm verhaßt. »Das ist ja, als wenn man, Gott verzeih mir, in einer Schenke wäre!« sagte er. Was mich immer

sehr wunderte, war, daß sein Kammerdiener, er mochte ihn rufen, wann er wollte, augenblicklich erschien, als wenn er aus dem Boden emporgewachsen wäre, und daß er immer mit zusammengezogenen Hacken und den Händen auf dem Rücken mit mürrischer, fast boshafter Miene vor seinem Herrn stand. Aber, welch ein eifriger Diener war er!

Telegin übte die Wohlthätigkeit in einem weit größern Maßstabe, als es ihm sein Vermögen erlaubte; aber er hatte es nicht gern, daß man ihn Wohlthäter nannte. »Wozu denn Wohlthäter, mein geehrter Herr? Mir, nicht Ihnen erweise ich eine Wohlthat!« Wenn er in Zorn oder Entrüstung geriet, sagte er zu Jedermann »Sie«.

»Wenn ein Armer dich um ein Almosen bittet,« pflegte er zu sagen, »so gib es ihm einmal, zweimal, dreimal . . . Kommt er zum vierten Mal, gib ihm auch dann etwas, aber füge hinzu: »Guter Freund, versuche jetzt mit etwas andern, zu arbeiten als mit dem Munde.«

»Aber, lieber Onkel, wenn er trotzdem zum fünften Mal kommt?«

»Na, so gib ihm auch zum fünften Mal etwas.«

Wenn Kranke ihn um Hilfe angingen, so ließ er sie auf seine Kosten behandeln, obgleich er zu den Aerzten kein Vertrauen hatte und für sich selbst niemals einen holen ließ.

»Meine selige Mutter,« versicherte er, »kurierte alle Krankheiten mit salzigem Olivenöl, bald innerlich bald äußerlich, und ihre Kuren waren alle von gutem Erfolg gekrönt. Und weißt du, was für eine Frau meine Mutter war? Sie war zur Zeit Peters des Ersten geboren! Danach urteile!«

Telegin war in allem ein ächter Russe: er liebte nur russische Küche und russische Lieder. Die Ziehharmonika verabscheute er als eine »Fabrikantenerfindung«. Gern sah er den Reigentänzen der Bauernmädchen und der jungen Frauen zu: in seiner Jugend, erzählte er, sei er ein tüchtiger Sänger gewesen, und im Tanzen habe es ihm niemand zuvorgethan. Auch liebte er Dampfbäder: aber sie mußten so heiß sein, daß Irinarch, der ihn dann bediente, jedesmal so rot »wie eine neue kupferne Bildsäule« wieder zum Vorschein kam und sagte: »Na, diesmal bin ich, Irinarch Tolobejeff, noch mit dem Leben davon gekommen! . . . Aber was wird mir das nächste Mal passieren?«

Telegin sprach ein ausgezeichnetes, etwas altmodisches, aber geschmackvolles und reines Russisch, und er hatte die Gewohnheit,

seine Rede gelegentlich mit gewissen Lieblingsausdrücken wie »Auf Ehre, Gott helfe mir« u. s. w. zu würzen.

Doch genug von ihm. Sprechen wir jetzt von seiner Frau Melanie Pawlowna.

II.

Melanie Pawlowna.

Melanie Pawlowna war zu Moskau geboren. Durch ihre Schönheit hatte sie sich den Beinamen »die Venus von Moskau« erworben. Als ich sie zum ersten Mal sah, war sie bereits eine alte magere Frau mit feinen aber unbedeutenden Zügen. Ihr Mund mit den leicht gebogenen Hasenzähnen war sehr klein; über ihre Stirn hing eine Menge kleiner gelber Locken herab und ihre Augenbrauen waren gefärbt. Sie trug beständig eine pyramidenförmige Haube mit rosa Bändern, um den Hals einen hohen Kragen, ein kurzes weißes Kleid und Schuhe mit roten Hacken. Ueber dem Kleide trug sie ein Leibchen aus hellblauem Atlas, dessen rechter Aermel frei über die Schulter herabhing. Just ein solches Kostüm hatte sie am Sankt-Peterstage des Jahres 1780 getragen! An diesem Tage nämlich hatte sie sich als junges Mädchen mit ihren Eltern nach dem Chodeskofelde begeben, um dem berühmten von dem Grafen Orloff veranstalteten Faustkampfe beizuwohnen.

»Und als der Graf Alexis Orloff mich bemerkte« — (Ach, wie oft hat sie mir diese Geschichte erzählt!) — »als der Graf Orloff mich bemerkte, trat er auf mich zu, machte eine tiefe Verbeugung, nahm den Hut in beide Hände und sprach also: ›Wundervolle Schönheit‹ sagte er, ›warum läßt du diesen Aermel über deine herrliche Schulter herabhängen? Möchtest du vielleicht auch einen Faustkampf versuchen? . . . Es sei! Aber das sag' ich dir zum voraus: du hast mich schon besiegt — ich ergebe mich! — ich bin dein Gefangener! . . ‹ Und alle, die um uns herumstanden, sahen uns an und wunderten sich.«

Und seit jenem Tage hatte sie beständig dieses selbe Kostüm getragen.

»Nur diese Haube hatte ich damals nicht auf, sondern einen Hut *à la bergère de Trianon*, und obgleich ich gepudert war, so glänzte und schimmerte doch mein Haar wie Gold.«

Melanie Pawlowna war, wie man zu sagen pflegt, dumm bis zur Heiligkeit. Sie plauderte vom hundertsten ins tausendste, ohne selbst recht zu wissen, was sie alles sprach — und zwar fast immer vom

Grafen Orloff: Orloff war gewissermaßen der Hauptgedanke ihres Gebens geworden.

Wenn sie irgendwo in ein Zimmer trat, so schwamm sie mehr als sie ging, wobei sie gleichförmig, wie ein Pfau, den Kopf bewegte und dann mitten im Zimmer stehen blieb, indem sie den einen Fuß in seltsamer Weise heraussetzte und mit zwei Fingern das Ende des freihängenden Aermels festhielt — eine Pose, welche wahrscheinlich dem Grafen Orloff einmal ebenfalls sehr gefallen hatte — und schaute, wie es sich für eine Schönheit ziemt, mit verächtlich-stolzen Blicken um sich, — ja bisweilen warf sie sogar mit einem unhöflichen ›Was soll das!‹ um sich, als wenn irgend ein seufzender Kavalier sie mit seinen Komplimenten belästigt hätte, worauf sie dann, die Hacken aneinander schlagend und die Schultern in die Höhe ziehend, plötzlich verschwand.

Sie schnupfte ebenfalls spanischen Tabak, den sie mit einem kleinen goldenen Löffelchen aus einer zierlichen Tabatiere nahm, und von Zeit zu Zeit, namentlich, wenn sie ein neues Gesicht bemerkte, hielt sie, um ihre zierliche weiße Hand mit dem aufgehobenen kleinen Finger zeigen zu können, eine Doppellorgnette — nicht vor die Augen (denn sie konnte ausgezeichnet sehen), sondern an die Nase.

Wie oft hat mir Melanie Pawlowna ihre Trauung in der Himmelfahrtskirche — einer der schönsten Kirchen! — geschildert; und wie ganz Moskau zugegen gewesen . . . »Welch entsetzliches Gedränge! Vierspännige Wagen, vergoldete Karossen . . . und Schnellläufer — der des Grafen Sawadowski fiel sogar unter die Räder . . . Und der Erzbischof selbst traute uns! Und welch eine Rede er hielt! Alle weinten; wohin ich auch blickte — Thränen, nichts als Thränen! . . . und die Pferde des Generalgouverneurs waren tigerfarbig . . . und welche Menge von Blumen! . . . wir wurden förmlich damit überschüttet! Und bei dieser Gelegenheit nahm sich ein sehr, sehr reicher Fremder aus Liebe das Leben — und der Graf Orloff war ebenfalls bei der Trauung zugegen . . . er näherte sich meinem Manne, gratulierte ihm und nannte ihn den glücklichsten Sterblichen . . . ›Du bist der glücklichste Sterbliche, mein Lieber, obgleich du ein Taugenichts bist!‹ sagte er. — Und wie zur Antwort auf diese Worte machte mein Mann eine wunderbar zierliche Verbeugung und schwenkte seine Hutfeder auf den Boden von links

nach rechts, als hatte er sagen wollen: ›Euer Hoheit, jetzt gibt es zwischen Ihnen und meiner Frau eine Linie, die Sie nicht überschreiten werden!‹ — Und Graf Orloff begriff das sofort und belobte ihn . . . O, welch ein Mann das war, welch ein Mann . . . Ein anderes Mal war ich mit Alexis — es war nach meiner Verheiratung — von ihm zu Balle geladen, und welch wundervolle Brillantknöpfe er hatte! Und ich konnte mich nicht enthalten, ihm deshalb mein Kompliment zumachen: ›Welch wundervolle Brillanten Sie haben, Herr Graf!‹ sagte ich. — Da nahm er ein Messer vom Tisch, schnitt einen der Knöpfe ab und präsentierte ihn mir mit den Worten: ›Ihre Augen, mein Täubchen, sind hundertmal schöner als die schönsten Brillanten; stellen Sie sich nur vor den Spiegel und vergleichen Sie!‹ — Und ich trat vor den Spiegel, und er stellte sich neben mich und sagte: Nun, wer hat recht? Und er wandte die Augen gar nicht von mir; er sah mich so aufmerksam von allen Seiten an! Und Alexis, mein Mann, ward so unruhig; aber ich sagte zu ihm: ›Alexis‹ sagte ich, ›bitte, beunruhige dich nicht; du sollt'st mich doch besser kennen!‹ — Und er antwortete mir: ›Sei nur unbesorgt, Melanie!‹ — Und diese selben Brillanten befinden sich jetzt um das Medaillon des Grafen Orloff, das ich noch besitze, — du wirst bemerkt haben, mein lieber Neffe, daß ich es an den Festtagen an der Schulter trage: am Bande des Sankt- Georgsordens; denn er war ein sehr tapferer Held, ein echter Sankt-Georgsritter — er hat die Türken verbrannt!«[4]

Bei alledem war Melanie Pawlowna eine ausgezeichnete Frau, namentlich gab sie sich leicht mit allem zufrieden. »Es liegt nicht in ihrer Art, einen Menschen zu quälen und zu peinigen,« sagten die Dienstmädchen von ihr.

Melanie Pawlowna hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für alles Süße, und eine alte Frau, welche ausschließlich mit der Bereitung von Eingemachtem und Kuchen beauftragt war und deshalb »die Küchenfrau« genannt wurde, brachte ihr wohl zehnmal des Tages auf einem kleinen chinesischen Teller bald verzuckerte Rosenblätter, bald Honigberberitze, bald ein Sorbet aus Ananas.

Sie fürchtete sich vor der Einsamkeit — »wegen der schrecklichen Gedanken, die einen dann überkommen« — und war deshalb fast immer von Schmarotzern umgeben, zu denen sie in eindringlichem Tone sprach: »Aber so redet doch, sagt doch irgend etwas, sitzt doch

nicht immer da, als wolltet ihr nur eure Plätze wärmen!« —- und die Schmarotzer fingen sofort an zu schnattern wie Kanarienvögel.

Eben so fromm wie ihr Mann, liebte sie es ganz besonders viel zu beten; aber da sie nach ihrer Behauptung nicht gelernt hatte, Gebete gut zu lesen, so hielt sie sich zu diesem Zweck eine fromme Frau, die Witwe des Küsters, welche so »geschmackvoll« zu beten verstand! Sie betete ohne Unterlaß bis ins Unendliche. Und in der Thai verstand diese Küsterswitwe die Gebete in einem Zuge herzusagen, ohne sich auch mir während des Atemholens zu unterbrechen — und Melanie Pawlowna hörte ihr aufmerksam zu und war ganz Inbrunst.

Sie hatte noch eine andre arme Witwe um sich; diese mußte ihr während der Nacht Märchen erzähle», — »aber nur alte,« bat Melanie Pawlowna, »die, welche ich schon kenne; die neuen sind alle erlogen.«

Sie war sehr leichtsinnig, und manchmal auch argwöhnisch: zuweilen hatte sie plötzlich die wunderlichsten Einfälle! So mochte sie z. B. den Zwerg Janus nicht leiden; sie bildete sich immer ein, er würde ihr eines schönen Tages unversehens zurufen: »Wissen Sie denn nicht, wer ich bin? Ich bin der Fürst der Burjäten! Sie haben mir zu gehorchen!« — und in melancholischen Augenblicken befürchtete sie, Janus könnte das Haus in Brand stecken.

Melanie Pawlowna wetteiferte mit ihrem Manne an Freigebigkeit; aber niemals verschenkte sie Geld, — um ihre feine zarte Hand nicht zu beschmutzen — sondern Taschentücher, Ohrenringe, Kleider und Bänder; oder sie schickte dem Betreffenden von ihrem Tische ein Stück Kuchen oder Braten oder ein Glas Wein. An den Festtagen bewirtete sie gern die alten Frauen im Dorfe und bat sie zu tanzen, während sie selbst mit den Hacken den Takt schlug und eine Tanzstellung einnahm.

Telegin wußte sehr wohl, daß seine Frau dumm war: aber gleich vom ersten Jahre ihrer Verheiratung an hatte er sich den Anschein gegeben, als glaubte er, sie habe eine sehr scharfe Zunge und liebe es, mit spitzen boshaften Worten um sich zu werfen. Wenn sie allzusehr ins Gelag hinein redete, pflegte er ihr mit dem kleinen Finger zu drohen und zu sagen: »O, diese kleine boshafte Zunge?! Im Jenseits wird sie dafür büßen müssen! Man wird sie mit einer glühenden Nadel durchbohren!«

Melanie Pawlowna fühlte sich durch diese Worte durchaus nicht beleidigt; im Gegenteil, sie empfand etwas wie eine geheime

Genugthuung darüber: »Nun,« schien sie zu sagen, »ist es meine Schuld, daß ich geistreich bin?« Ihren Mann vergötterte sie förmlich, und während ihres ganzen Gebens war sie das Muster ehelicher Treue gewesen; und doch hatte auch sie einen »Gegenstand« gehabt. Es war dies ein junger Cousin, ein Husar, der, wie sie sich einbildete, ihretwegen im Duell gefallen, aber glaubwürdigen Nachrichten zufolge an einem Schlage gestorben war, den er bei einem Streit in der Schenke mit dem Billardstock an den Kopf erhalten hatte. In einer geheimen Lade bewahrte sie noch das Aquarellbild ihres »Gegenstandes«, und Melanie Pawlowna errötete bis an die Ohren, so oft der Name Kapiton genannt wurde — so hatte der »Gegenstand« geheißen —, während Telegin eine finstere Miene annahm, ihr mit dem kleinen Finger drohte und sagte: »Traue dem Pferde nicht auf dem Felde und der Frau nicht im Hause. Hm, dieser Kapiton scheint mir ein kleiner Kupido gewesen zu sein!« — dann sprang Melanie Pawlowna heftig auf und rief: »Alexis, schämst du dich nicht! — Alexis! Ich bin überzeugt, in deiner Jugend hast du selbst verschiedene junge Damen umflattert, und da bildest du dir ein . . . « — »Nun, nun, Melanchen,« unterbrach sie Telegin lächelnd, »beruhige dich nur, dein Kleid ist weiß, aber deine Seele ist noch weißer!« — »Ja, noch weißer, Alexis, noch weißer!« — »O, diese kleine Zunge; auf Ehre, diese kleine Zunge!« wiederholte ihr Alexis und tätschelte ihr die Hand.

Bon den »Ueberzeugungen« Melanie Pawlownas zu sprechen wäre noch weniger angebracht, als wenn ich mich über die »Ueberzeugungen« ihres Mannes verbreiten wollte. Indes war ich doch eines Tages Zeuge eines seltsamen Ausbruches verhaltener Gefühle bei meiner Tante. Von ungefähr erwähnte ich in einem Gespräche des bekannten Scheskowsti. Melanie Pawlowna erbleichte plötzlich — sie ward geradezu leichenblaß und grün, trotz des aufgelegten Weiß und Rot, und mit dumpfer, vollkommen aufrichtiger Stimme sagte sie — (was sehr selten bei ihr der Fall war, denn in der Regel sprach sie in etwas affektiert schnarrendem Ton): »Ach, warum hast du das gesagt! Und noch spät am Abend! Sprich diesen Namen nie wieder aus!« Ich war sehr erstaunt: welche Bedeutung konnte denn dieser Name für ein so unschuldiges Wesen haben, das etwas Unerlaubtes nicht bloß nicht zu begehen, sondern nicht einmal zu denken vermochte? . . . Dieser fast nach einem halben

Jahrhundert sich offenbarende Schrecken brachte mich auf eigentümliche, nicht sehr fröhliche Gedanken.

* *
*

Telegin starb im achtundachtzigsten Jahre seines Lebens, im Jahr 1848, dessen Ereignisse allem Anschein nach sogar ihn in Aufregung versetzten. Sein Tod erfolgte unter ziemlich eigentümlichen Umständen. Am Morgen fühlte er sich noch ganz wohl, obschon er seit längerer Zeit seinen Sessel niemals mehr verlassen hatte. Plötzlich ruft er seine Frau zu sich:

»Liebe Melanie, komm doch einmal her.«

»Was gibt es, Alexis?«

»Meine Todesstunde ist gekommen, mein Täubchen — das gibt es.«

»Der liebe Gott beschütze dich, Alexis! Aber warum denn?«

»Warum? Zunächst und vor allem muß man vom lieben Gott nicht zu viel verlangen; und dann: seit heute früh betrachte ich mir meine Füße . . . das sind ganz fremde Füße! Dann meine Hände — ebenfalls ganz fremde Hände! Darauf beseh' ich mir die Brust — auch die Brust ist nicht mein! . . . Das bedeutet: es ist nicht mehr mein Leib. Laß den Popen holen; vorläufig aber lege mich in mein Bettchen, von welchem ich nicht mehr aufstehen werde.«

So erschreckt Melanie Pawlowna auch war, brachte sie den Greis doch zu Bett und schickte dann nach dem Popen.

Telegin beichtete, empfing das Abendmahl, nahm von allen im Hause Abschied und schlummerte ein. Melanie Pawlowna saß au seinem Bett.

»Alexis,« rief sie plötzlich, »erschrecke mich nicht, mache die Augen nicht zu! Wo thut dirs weh?«

Der Greis richtete die Augen auf seine Frau.

»Es thut mir nirgends weh . . '. nur wirds mir schwer . . . sehr schwer . . . zu atmen . . . .« Und dann fuhr er nach einigem Schweigen fort:

»Melanchen, meine letzte Stunde ist gekommen . . . erinnerst du dich . . . als wir getraut wurden . . . welch hübsches Pärchen wir waren?«

»Ja, mein liebster Alexis, mein Schatz!«

Wiederum schwieg der Greis einen Augenblick.

»Melanchen . . . nicht wahr, in der andern Welt sehen wir uns wieder?«

»Ich werde den lieben Gott darum bitten, Alexis.«

Und die alte arme Frau brach in Thränen aus.

»Weine nicht, du dummes liebes Weibchen; der liebe Gott wird uns dort sicherlich verjüngen . . . und wir werden dann wieder ein Liebespärchen!«

»Gewiß, er wird uns wieder jung machen, Alexis!«

»Dem lieben Gott ist nichts unmöglich,« bemerkte Telegin, »Er vermag Wunder zu wirken . . . vielleicht gibt er dir auch etwas Verstand . . . nun, nun, mein Herzchen, ich scherzte nur; reich' mir dein Händchen, damit ichs küsse.«

»Und gib du mir die deine.«

Und die beiden guten Alten küßten sich gegenseitig die Hand.

Telegin beruhigte sich und schlummerte wieder ein. Melanie Pawlowna betrachtete ihn zärtlich und wischte sich mit der Fingerspitze die Thränen fort, welche an den Wimpern hängen geblieben waren. So vergingen zwei Stunden.

»Schläft er?« flüsterte plötzlich eine Stimme.

Es war die alte Küsterswitwe, welche so gut zu beten verstand. Bisher hatte sie sich hinter Irinarch versteckt, der unbeweglich wie eine Säule an der Thür stand und unverwandt die Augen auf seinen sterbenden Herrn gerichtet hielt.

»Er schläft,« murmelte Melanie Pawlowna.

Aber plötzlich schlug Telegin die Augen auf.

»Meine treue Lebensgefährtin,« stammelte er, »meine verehrte Gattin, auf den Knieen möchte ich dir für all deine Liebe und Treue danken . . . aber wie soll ich aufstehen? Laß mich dich wenigstens segnen!«

Melanie Pawlownba näherte sich und neigte das Haupt . . . Aber die bereits erhobene Hand fiel kraftlos auf die Decke zurück und nach einigen Augenblicken war Telegin verschieden . . .

Die Töchter und deren Gatten konnten nur noch zum Begräbnis kommen. Sie hatten alle beide keine Kinder. Telegin hatte sie in seinem Testament nicht vergessen, wenngleich er ihrer auf seinem

Sterbelager nicht gedacht hatte. »Mein Herz hat sich ihnen verschlossen,« hatte er mir eines Tages gesagt; und da ich seine Gute kannte, hatte ich mich über seine Worte sehr gewundert. Es ist schwer, sich zwischen Eltern und Kindern zum Richter aufzuwerfen. »Eine große Schlucht beginnt mit einem kleinen Spalt,« hatte mir Telegin mit einer Anspielung auf dieses Verhältnis ein anderes Mal gesagt; »eine zwei Fuß lange Wunde vernarbt, aber reiß dir auch nur einen Nagel aus — er wächst nicht wieder.«

Ich glaube, daß die Töchter sich ihrer alten Eltern, die sie ein wenig wunderlich finden mochten, geschämt hatten.

Vier Wochen später war Melanie Pawlowna ebenfalls gestorben. Seit dem Todestage ihres Mannes hatte sie sich so zu sagen nicht wieder erhoben und niemals wieder Toilette gemacht. Aber als man sie für den Friedhof schmückte, zogen sie ihr das blaue Leibchen an und hingen ihr das Medaillon des Grafen Orloff um den Hals — allerdings ohne die Brillanten. Die Töchter hatten dieselben unter dem Vorwande, den Rahmen eines Bildes damit schmücken zu wollen, an sich genommen; in Wirklichkeit jedoch schmückten sie nur ihre eigene Person damit.

Die beiden guten Alten stehen mir noch jetzt wie lebende Wesen vor Augen, und ich habe ihnen stets ein warmes Andenken bewahrt.

III.

Iwan Suchich.

Während meines letzten Besuches — ich war bereits Student — ereignete sich ein Vorfall, der eine gewisse Dissonanz in den patriarchalisch-harmonischen Eindruck brachte, den Telegins Haus auf mich gemacht hatte.

Unter dem Hofgesinde befand sich ein gewisser Iwan mit dem Beinamen »Suchich«. Es war ein ganz kleiner lebhafter Mann mit kurzer Nase, lockigem Haar, einem ewig lächelnden Kindergesicht und Mäuseaugen. Er war ein großer Schwätzer und Spaßmacher; er verstand alle möglichen Kunststücke, verfertigte Raketen und Papierdrachen, spielte alle Spiele, konnte auf einem galoppierenden Pferde aufrecht stehen, schwang sich mit der Schaukel höher als alle andern, ja er konnte sogar chinesische Schatten darstellen. Niemand verstand so wie er die Kinder zu ergötzen, und er hätte gern ganze Tage mit ihnen zugebracht. Wenn ihn die Lachlust ankam, ward es im ganzen Hause lebendig: bald hier bald dort erklang dann wie ein Echo fröhliches Gelächter; er steckte alle mit seiner Lustigkeit an. Man schimpfte auf ihn, aber man lachte.

Ganz wunderbar konnte Iwan tanzen, namentlich den »kleinen Fischtanz«. Sobald der Chor die Tanzweise anstimmte, stellte sich der kleine Bursch mitten in den Kreis und begann sich zu drehen, zu springen und mit den Füßen zu stampfen; dann warf er sich plötzlich zur Erde und ahmte die Zuckungen eines aufs Trockene geworfenen Fisches nach, wobei er sich derart krümmte, daß die Hacken sich mit dem Nacken berührten; dann sprang er mit einem Mal wieder auf — es war, als ob die Erde unter ihm erbebte!

Wie bereits erwähnt, war Telegin ein großer Freund von Tänzen. Manchmal geschah es, daß er plötzlich ausrief:

»Heda, Iwan! Komm mal her! Tanze uns einmal schleunigst den Kleinen Fisch! — munter, lebhaft!« Und nach einer Minute murmelte er bereits ganz begeistert: »Ach, ist das ein lustiger Bursch!«

Und da kommt während meines letzten Besuches dieser selbe Iwan plötzlich zu mir ins Zimmer und fällt ohne ein Wort zu sagen vor mir

auf die Kniee.

»Aber, Iwan, was hast du denn?«

»Retten Sie mich, Herr!«

»Dich retten! Was soll das bedeuten?«

Und nun erzählte mir Iwan sein Leid.

Vor zwanzig Jahren war er von seinem Herrn, einem gewissen Suchich, gegen einen Leibeigenen Telegins eingetauscht worden. Der Handel ward in freundschaftlicher Weise abgeschlossen, ohne alle Formalitäten und Papiere. Der Bauer, den man statt seiner hingegeben, starb, und die Suchichs hatten Iwan vollständig vergessen; er blieb als Leibeigener in Telegins Hause; nur der Beiname Suchich erinnerte noch an seine Herkunft. Aber da starben seine früheren Herren ebenfalls; ihr Gut fiel in fremde Hände, und der neue Besitzer, der im Rufe eines grausamen tyrannischen Menschen stand, forderte, als er erfuhr, daß einer seiner Leibeigenen sich ohne jeden formalen Rechtsgrund bei Telegin befinde, den Iwan zurück. Für den Fall einer Weigerung drohte er mit dem Gericht und einer Entschädigungsklage. Es war dies keine leere Drohung, denn er war Geheimrat und hatte als solcher einen bedeutenden Einfluß im Gouvernement. Iwan, von großem Schrecken ergriffen, wandte sich an Telegin. Der Greis hatte herzliches Mitleid mit seinem Tänzer, er machte dem Geheimrat den Vorschlag, ihm Iwan für eine bedeutende Summe abzukaufen; aber der Geheimrat wollte sich auf nichts einlassen; er war ein Kleinrusse und hartnäckig wie der Teufel. Es blieb nichts anderes übrig, als den armen Burschen herauszugeben.

»Hier bin ich festgewachsen, an dies Gut habe ich mich gewöhnt, hier habe ich gedient, hier habe ich mein Brot gegessen und hier möchte ich auch sterben,« sagte Iwan zu mir.

Sein Gesicht hatte gar nichts Lächerliches mehr; im Gegenteil, es war wie versteinert.

»Und nun soll ich zu diesem Bösewicht gehen! . . . Bin ich denn ein Hund, daß man mich mit dem Strick um den Hals von einem Hundestall zum andern bringen kann?. .,. ›Da hast du das!‹ Retten Sie mich, Herr; verwenden Sie sich bei Ihrem Oheim für mich — bedenken Sie, wie ich Euch alle immer belustigt habe . . . Sonst wird es schlimm; sonst nimmt es ein böses Ende!«

»Was meinst du damit, Iwan?«

»Ich werde jenen Barin ermorden. Ich werde hingehen und so zu ihm sagen: Barin, lassen Sie mich zurückkehren; wenn nicht, so hüten Sie sich — dann ermord' ich Sie!«

Wenn ein Fink oder Zeisig plötzlich zu reden angefangen hätte, um mich zu versichern, er würde einen andern Vogel mit dem Schnabel ermorden — ich würde nicht in größeres Erstaunen geraten sein! . . . Wie, der kleine Iwan, dieser Tänzer und Lustigmacher und fröhliche Gesell, dieser Liebling der Kinder — und selbst ein Kind — dieses gutmütige harmlose Geschöpf konnte ein Mörder werden! Welch Abgeschmacktheit! Ich glaubte nicht einen Augenblick, daß er im Ernst redete; es erschien mir schon im höchsten Grade seltsam, daß er ein solches Wort auch nur über die Lippen bringen konnte!

Indes wandte ich mich doch an Telegin. Ich teilte ihm nicht mit, was mir Iwan gesagt hatte, bat ihn jedoch dringend, irgend ein Mittel zu finden, um diese Sache in der Güte zu ordnen.

»Mein lieber Junge,« antwortete mir der Greis, »ich thäte es mit der größten Freude, — aber wie? Ich habe diesem Chochol[5] eine bedeutende Summe angeboten, dreihundert Rubel — ja, ja, auf meine Ehre: ganze dreihundert Rubel! Aber er wollte von nichts wissen. Was soll ich nun machen? Wir hatten die Sache ohne die gesetzlichen Formalitäten abgemacht, nach gutem altem Brauch, auf Treu und Glauben . . . und so ists uns bekommen! Dieser nichtswürdige Mensch wird Iwan mit Gewalt an sich reißen — er hat einen langen Arm, der Gouverneur ist mit ihm ein Herz und eine Seele — er wird uns Soldaten auf den Hals schicken! Und Soldaten — davor habe ich Angst! Früher, ha früher, als ich noch jung war, da hätt' ich Iwan bis aufs äußerste verteidigt: aber jetzt — schau, welch eine Ruine ich bin! Wahrlich, ein schöner Krieger!«

In der That hatte ich bei meinem letzten Besuch Telegin sehr gealtert gefunden: sogar seine Augäpfel hatten eine milchartige Farbe angenommen — ganz wie bei Neugeborenen — und das frühere selbstbewußte Lächeln um seinen Mund hatte einem eigentümlich mechanischen, süßlich-gezwungenen Lächeln Platz gemacht, welches selbst während des Schlafes nicht von den Gesichtern sehr hinfälliger alter Leute zu weichen pflegt.

Ich teilte Iwan Telegins Entscheidung mit. Lange Zeit stand er unbeweglich und schweigend da und schüttelte den Kopf.

»Nun,« sagte er endlich, »was einem beschieden ist, dem entgeht man nicht. Aber mein Wort werde ich halten. Jetzt bleibt mir nur noch eins übrig: den Rest meiner Tage ordentlich zu genießen . . . Barin, bitte, geben Sie mir eine Kleinigkeit zu einem Trunk.«

Ich gab ihm das Gewünschte. Er berauschte sich bis zur Sinnlosigkeit; und an demselben Tage tanzte er so ausgezeichnet den »kleinen Fisch«, daß die Mädchen und Frauen vor Entzücken kreischten.

Am folgenden Tage kehrte ich nach Hause zurück, und nach drei Monaten —- ich befand mich bereits in Petersburg — erfuhr ich, daß Iwan sein Wort gehalten! . . . Man hatte ihn seinem neuen Herrn geschickt. Tiefer ließ ihn zu sich in sein Kabinet rufen und teilte ihm mit, daß er ihn zu seinem Kutscher bestimmt, daß er ihm sein Dreigespann, bestehend aus Rennern von Wjätka, anvertraue und ihn strenge bestrafen würde, wenn er seine Pferde schlecht behandle und überhaupt seinen Dienst nicht ordentlich versehe; »denn ich liebe nicht zu scherzen,« so schloß er seine Rede.

Iwan hörte seinen Herrn bis zu Ende an, dann fiel er vor ihm auf die Kniee und erklärte ihm, daß alles so geschehen würde, wie Seine Gnaden befehle, daß er aber nicht sein Diener sein könne.

»Lassen Sie mich lieber als Bauer auf eigene Hand gegen Pachtzins Feldarbeit thun, Euer Wohlgeboren; oder machen Sie mich zum Soldaten; sonst wird bald ein Unglück geschehen.«

Der Barin wurde wütend.

»Ha, bist du so ein Bürschchen! In dieser Weise wagst du mit mir zu reden! Zunächst wisse, daß ich eine Exzellenz bin und nicht Wohlgeboren; und zweitens taugst du zur Feldarbeit nicht mehr und zum Soldaten bist du zu klein; endlich aber — womit erlaubst du dir zu drohen? Willst du vielleicht das Haus in Brand stecken?«

»Nein, Euer Exzellenz, das Haus werde ich nicht in Brand stecken.«

»Mich vielleicht töten, wie?«

Iwan schwieg eine Weile.

»Ich bin nicht Ihr Diener«, sprach er endlich.

»Ich werde dir beweisen,« brüllte der Barin, »daß du mein Diener bist!«

Er ließ Iwan grausam züchtigen, machte ihn aber trotzdem zu seinem Kutscher und befahl, ihm das Dreigespann anzuvertrauen.

Iwan unterwarf sich dem Anscheine nach und that alles, was ihm in seiner Eigenschaft als Kutscher oblag. Und da er ein wirklich vorzüglicher Kutscher war, so hatte er sich bald die Gunst seines Herrn erworben — um so mehr, da sich Iwan sehr bescheiden und still benahm und seine Pferde dick und fett wurden: sie waren »rund wie Gurken« geworden, so daß es eine Freude war sie anzusehen. Der Barin ließ sich von ihm lieber als von allen anderen Kutschern fahren, und manchmal sagte er zu ihm:

»Na, Iwan, erinnerst du dich noch unseres ersten Gesprächs? Diese Dummheiten sind dir doch jetzt vergangen?«

Aber Iwan antwortete niemals auf diese Worte.

Eines Tages — es war um die Zeit der heiligen drei Könige — fuhr der Barin mit Iwan nach der Stadt, in einem von schellengeschmückten Pferden gezogenen und mit Teppichen ausgelegten Schlitten.

Als der Weg eine steile Anhöhe hinaufführte, gingen die Pferde im Schritt und Iwan stieg von seinem Sitz und trat hinter den Schlitten, als wollte er etwas aufheben.

Es war sehr kalt; der Barin hatte sich fest eingehüllt und sich die Bibermütze über die Ohren gezogen.

Iwan nahm ein Beil unter seinem Rocke hervor, näherte sich seinem Herrn von hinten, riß ihm die Mühe vom Kopf und sagte: »Peter Petrowitsch, ich hab's dir vorausgesagt; es ist deine eigene Schuld!« — und mit einem einzigen Schlage spaltete er ihm den Kopf.

Dann hielt er die Pferde an, setzte seinem toten Herrn die Mütze wieder auf den Kopf, stieg auf seinen Sitz und fuhr nach der Stadt und gerade nach dem Gerichtsgebäude.

»Da ist der General,« sagte er; »er ist tot; ich habe ihn erschlagen. Ich hatt's ihm vorausgesagt, und ich habe Wort gehalten. Nehmt mich fest.«

Iwan wurde ergriffen, vor Gericht gestellt, zu Knutenhieben verurteilt und dann nach Sibirien geschickt.

Der fröhliche Tänzer, der lustige Fink wanderte in die Bergwerke, um für immer zu verschwinden . . .

Ja, unwillkürlich müssen wir — wenn auch in einem andern Sinne — mit Telegin wiederholen: »Es war eine gute Zeit — aber sprechen wir nicht mehr davon.«

- E n d e -

Anmerkungen

1 Das Original erschien vor kurzem im »Porjädok« unter dem Titel »Otrywki is wospomininanij« (Bruchstücke aus meinen Erinnerungen). Es ist die neueste Arbeit des Dichters. D. Ü.

2 So wurden am Ende des vorigen Jahrhunderts die russischen Freimaurer genannt. Es wurden, namentlich von den Machthabern, die schlimmsten Gerüchte über sie verbreitet.

3 Wenn in der »guten alten Zeit« ein ruinirter russischer Edelmann das Bedürfnis empfand, seine Vermögensverhältnisse wieder zu ordnen, so bewarb er sich beim Zaren um die Verwaltung eines Gouvernements. Seine nur ganz allgemein angedeuteten Pflichten, deren hauptsächlichste darin bestand, »Gerechtigkeit zu üben«, gestatteten ihm, in sehr kurzer Zeit sein Vermögen wiederherzustellen.

4 Anspielung auf die Seeschlacht bei Tschesmeh, in welcher die türkische Flotte von der russischen, deren nomineller Admiral Graf Orloff war, verbrannt wurde.

5 Zu deutsch Haarschopf: Spitzname der Kleinrussen.

Die letzte Nacht Traupmanns.

1870.

Inhaltsverzeichnis

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII.
Anmerkungen.

I.

Im Monat Januar d.J. (1870), als ich in Paris und bei einem lieben Freunde zu Tisch war, erhielt ich von Herrn Ducamp, dem bekannten Schriftsteller und Specialisten in der Statistik von Paris, die ganz unerwartete Einladung, der Hinrichtung Traupmann's beizuwohnen — und nicht allein der Hinrichtung: man reihte mich der kleinen Zahl von privilegirten Personen ein, welchen der Zutritt zu dem Gefängniß selbst gestattet wurde. Auch heute noch ist das furchtbare Verbrechen, welches Traupmann begangen hat, nicht vergessen; aber damals beschäftigte sich Paris mit diesem Mörder und mit der ihm bevorstehenden Hinrichtung desselben ebenso sehr — wenn nicht noch mehr — als mit der neulichen Ernennung des pseudo-parlamentarischen Ministeriums Ollivier — oder mit der Ermordung Viktor Noir's, der von der Hand des später so erstaunlicher Weise freigesprochenen Prinzen Peter Bonaparte fiel. An allen Fenstern der Photographen, der Buchhandlungen sah man ganze Reihen von Photographien, welche einen jungen Menschen mit großer Stirn, dunklen Augen, aufgedunsenen Lippen — den berühmten Mörder den Pantin darstellten, und schon einige Abende hintereinander versammelten sich Tausende von Blousenmännern in den Umgebungen des Gefängnisses von La Roquette in der Erwartung, daß sich endlich die Guillotine erheben würde und zerstreuten sich erst nach Mitternacht. Der Vorschlag des Herrn Ducamp war mir ganz unversehens gekommen; ich willigte, ohne lange zu überlegen, ein; als ich aber das Wort gegeben hatte, um elf Uhr Abends auf der Stelle des mir bezeichneten Rendezvous — bei der Statue des Prinzen Eugen auf dem Boulevard gleichen Namens — zu sein, wollte ich es nicht wieder zurücknehmen. Eine falsche Scham hielt mich ab . . . Würde man nicht denken, daß ich feige sei? — Zur Strafe für mich selbst und zur Belehrung für Andere, will ich jetzt Alles, was ich gesehen habe, erzählen, will ich alle schweren Eindrücke dieser Nacht in der Erinnerung wiederholen. Vielleicht wird nicht allein die Neugierde des Lesers befriedigt sein, vielleicht wird er auch einigen Nutzen aus meiner Erzählung ziehen.

II.

An der Statue des Prinzen Eugen erwartete uns und Ducamp schon ein kleines Häuschen Personen. Unter ihnen befand sich jener C***, der bekannte Chef der Sicherheitspolizei, welchem Ducamp mich vorstellte. Die Uebrigen waren, wie ich, bevorzugte Besucher, Journalisten, Chroniqueurs 2c. Ducamp bemerkte mir voraus, daß wir wahrscheinlich die Nacht ohne Schlaf in der Wohnung des Commandanten, des Directors des Gefängnisses, würden zubringen müssen. Die Hinrichtung des Verurtheilten wird im Winter um 7 Uhr früh vollstreckt; aber man muß per Mitternacht auf dem Platze sein — weil man sonst nicht durch die Menge hindurchkommt. Von der Statue des Prinzen Eugen bis zu dem Gefängniß von La Roquette ist nicht weiter als eine Viertelstunde, aber bis jetzt wenigstens sah ich noch nichts Außerordentliches. Auf dem Boulevard war wenig mehr Volk als gewöhnlich. Nur Eins war zu bemerken: fast alle Leute gingen — bei Einigem besonders bei den Frauen, war es sogar ein kleiner Trab — in einer und derselben Richtung; dabei hatten alle Café's und Weinschänken hell erleuchtet, was in den abgelegenen Stadttheilen von Paris, besonders zu so später Zeit, selten ist. Die Nacht war nicht neblicht, aber trübe, naß ohne Regen, kalt ohne Frost — eine richtige französische Januarnacht Herr C*** erklärte, daß es Zeit zum Gehen sei und wir brachen auf. Er bewahrte die ganze ruhige Ungezwungenheit des erfahrenen Mannes, in welchem dergleichen Vorgänge keine anderen Empfindungen hervorrufen, als etwa sich möglichst bald der verdrießlichen Pflicht zu entledigen Herr C*** ist ein Mann von fünfzig Jahren, mittlern Wuchses, gedrungen, breitschulterig, mit rundem, kurz geschorenen Kopf, mit kleinen, fast miniaturhaften Gesichtszügen. Nur die Stirn, das Kinn und der Nacken sind bei ihm bemerkenswerth breit, und unerschütterliche Energie spricht sich in seiner trockenen und gleichmäßigen Stimme, in seinen blassen grauen Augen, in den kurzen starken Fingern, in seinen muskulösen Beinen, in allen seinen nicht übereiltem aber festen Bewegungen aus. Man sagt, er sei ein Meister seines Fuchs, ein Kenner — und flöße den Herren Spitzbuben und Mördern großen Schrecken ein. Die politischen Verbrechen gehören nicht in sein Departement Sein Gehilfe, Herr J. . . . ., der gleichfalls von Ducamp

sehr gelobt wird, hat das Ansehen eines weichen, fast sentimentalen Mannes und verfeinerter Manieren. Mit Ausnahme dieser beiden Herren und vielleicht Ducamp's selbst, war es uns Allen — oder schien es mir nur so? — etwas unbehaglich und wie reumüthig — obgleich wir munter, wie zur Jagd, einer hinter dem andern herschritten.

Je mehr wir uns dem Gefängniß näherten, um so lebendiger wurde es um uns, obgleich es noch kein eigentliches Gedränge war. Man hörte weder Schreien, noch zu laute Gespräche; es war ersichtlich, daß die »Vorstellung« noch nicht angefangen hatte. Nur die Straßenjungen trieben sich schon herum; die Hände in den Hosentaschen, das Mützenschild bis auf die Nase gedrückt, schlenderten sie in jenem besonderen schlotterigen und schlenkrigen Gange, den man eben nur in Paris sehen kann und der in einem Augenblinzeln sich in den raschesten Lauf und in Sprünge eines Affen verwandelt.

»Das ist er . . . Das ist er . . . Der ist es!« ertönten einige Stimmen in unserer Nähe.

»Wissen Sie was?« sagte plötzlich Ducamp zu mir, »man hält Sie für den hiesigen Henker.«

»Ein hübscher Anfang,« dachte ich bei mir. — Der pariser Henker — Monsieur de Paris — mit dem ich in derselben Nacht bekannt wurde, ist auch grau und von derselben Figur wie ich.

Jetzt aber zeigte sich ein langer, nicht sehr breiter Raum, von beiden Seiten mit zwei kasernenähnlichen Gebäuden von schmutzigem Aussehen und trivialer Construction besetzt: das ist der Platz von La Roquette. Zur Linken ist das Gefängniß, in welchem die jugendlichen Verbrecher verwahrt werden, zur Rechten das Depot der Verurtheilten oder das Gefängniß von La Roquette.

III.

Diesen Platz durchschnitten der Quere in vier Glieder aufgestellte Soldaten, eben solche vier Glieder standen entfernter — etwa zweihundert Schritt von den ersten. Gewöhnlich sind keine Soldaten anwesend, aber diesmal hielt es die Regierung wegen der »Reputation« Traupmann's und wegen der großen Aufregung, welche die Ermordung Noir's hervorgebracht hatte, für nothwendig, sich nicht allein auf die Polizei zu beschränken, sondern außerordentliche Maßregeln zu Hilfe zu nehmen. Das Hauptthor des Gefängnisses von La Roquette mündet gerade auf die Mitte des leeren Raum, der von den Soldaten freigelassen war. Einige Polizeisergeanten gingen langsam vor dem Thore auf und ab; ein junger, sehr dicker Officier, in einem ungewöhnlich reichgestickten Käppi (wie es sich zeigte, der Chef des Stadtviertels, so etwas wie ein Polizeiinspector) stürzte auf unsere Gruppe mit einem Ungestüm los, das mich lebhaft an die Heimat und an gewesene Zeiten erinnerte; als er aber »die Seinigen« erkannte, so beruhigte er sich. Mit großer Vorsicht und kaum die Thür öffnend, ließ man uns in die kleine Wachtstube neben dem Thor und nach vorläufiger Inspection und Examination führte man uns durch zwei innere Höfe, einen größeren und einen kleineren, in die Wohnung des Commandanten. Dieser Commandant, ein starker, großer Mann mit grauem Schnurr- und Knebelbart, mit dem typischen Gesicht eines französischen Infanterieofficiers — der Adlernase, den unbeweglichen Augen und von sehr kleinem Schädel — nahm uns liebenswürdig und herzlich auf; aber sogar gegen seinen Willen ließ sich bei jeder seiner Bewegungen, bei jedem seiner Worte nicht verkennen, daß er war, was die Franzosen einen *gaillard solide* nennen: ein blind ergebener Diener, der ohne Zaudern jeden Befehl seines Herrn, möchte es sein, was es will, ausführt. Uebrigens hatte er seinen Eifer schon durch die That bewiesen: in der Nacht des Staatsstreiches vom 2. December hatte er mit seinem Bataillon die Druckerei des Moniteur besetzt. Als wahrer Gentleman stellte er uns seine ganze Wohnung zur Verfügung. Sie befand sich in dem zweiten Stock des Hauptgebäudes und bestand aus vier ordentlich möblirten Zimmern; in zweien von ihnen brannte Feuer im Kamin. Ein kleines Windspiel mit einer ausgerenkten Pfote und einem traurigen

Ausdruck der Augen, wie wenn es fühlte, daß auch es ein Gefangener sei, hinkte, mit dem Schweife wedelnd, von einem Teppich zum andern. Wir — ich meine die Besucher — waren unserer Acht, einige Gesichter waren mir aus Photographien bekannt (Sardou, Albert Wolf); aber ich wünschte mit Keinem eine Unterhaltung anzufangen. Wir nahmen Alle im Saale auf den Stühlen Platz (Ducamp war mit Herrn C*** hinausgegangen). Es versteht sich von selbst, daß Traupmann der Gegenstand der Gespräche und gewissermaßen der einzige Mittelpunkt aller Gedanken war. Der Commandant theilte uns mit, daß er seit neun Uhr schlief und einen festen Schlaf schläft; daß er, wie es scheint, den Ausgang seines Gnadengesuchs vermuthet, daß er ihn, den Commandanten, gebeten hat, ihm die Wahrheit zu sagen; daß er immer noch hartnäckig dabei stehen bleibe, Mitschuldige zu haben, die er jedoch nicht nennen will — daß er wahrscheinlich in dem entscheidenden Augenblick feige sein wird — daß er übrigens mit Appetit ißt — aber Bücher nicht liest — 2c. 2c. Ihrerseits sprachen Einige von uns darüber, ob man den Worten eines Verbrecher's Glauben schenken könne, der sich als ein so eingefleischter Lügner gezeigt habe; man wiederholte die Einzelheiten des Mordes, fragte sich, welcher Meinung die Phrenologen über dem Schädel Traupmann's sein würden, stellte die Frage der Todesstrafe auf . . . aber Alles war so fade, so abgeschmackt, bewegte sich so in Gemeinplätzen, daß die Redenden selbst keine Lust hatten, fortzufahren. Ueber etwas Anderes zu sprechen, war ungeschickt, unmöglich aus Respect gegen den Tod, gegen den Menschen, der ihm verfallen war. Unser Alter bemächtigte sich eine ermüdende und langsame, im engsten Sinne des Wortes langsame Unruhe; Langeweile war es nicht, Niemand langweilte sich, aber diese peinigende Empfindung war hundert Mal schlimmer als Langeweile. Es schien im Voraus, als ob diese Nacht kein Ende hätte! — Was mich persönlich betrifft, so fühlte ich Eins: und zwar Das, daß ich kein Recht hatte da zu sein, wo ich war; daß keinerlei psychologischen und philosophischen Erwägungen mich entschuldigten. Herr C*** kam zurück und erzählte uns, wie der bekannte *Jud* ihm aus den Händen entschlüpft sei — und wie er die Hoffnung nicht aufgebe, ihn, wenn er noch am Leben sei, zu erwischen. Aber plötzlich ertönte ein schweres Geräusch von Rädern und in wenig Augenblicken kam man, um uns

zu sagen, daß die Guillotine angekommen sei. Wir stürzten Alle auf die Straße — gerade als ob wir uns freuten!

IV.

Vor dem Thore selbst stand ein massiver, bedeckter Lastwagen, mit drei Pferden im Zug bespannt; ein zweiter, zweirädrigen kleiner und niedriger Lastwagen, der das Aussehen eines länglichen Kastens hatte und nur mit einem Pferde bespannt war, hielt etwas seitwärts. (Dieser Wagen war, wie wir später erfuhren, dazu bestimmt, unmittelbar nach der Hinrichtung den Leichnam aufzunehmen und nach dem Kirchhof zu bringen) Einige Arbeiter in kurzen Blousen waren neben den Lastwagen zu sehen und ein großer Mann in rundem Hute, weißem Halstuch, in einem leichten, auf die Schulter geworfenen Paletot, ertheilte halblaut Befehle . . . Es war der Henker. Alle Autoritäten, der Commandant, Herr C***, der Polizeichef des Viertels 2c., umgaben und begrüßten ihn schon. — »Ah! Monsieur Fedric! *Bon soir!* Monsieur Fedrici!« hörte man rufen. (Sein wirklicher Name ist Heidenreich; er ist ein Elsasser.) Auch unsere Gruppe ging zu ihm; er wurde ihr Centrum. In dem Verkehr mit ihm zeigte sich eine gewisse, forcirte, respektvolle Familiarität. Wir — so zu sagen — ekeln uns nicht vor Ihnen, Sie aber sind immer doch — eine wichtige Person. Einige von uns drückten ihm sogar, wahrscheinlich des Chics halber — die Hand. (Er hat schöne, auffallend weiße Hände.) Der Vers aus Puschkin's Poltawa fiel mir ein;;

Der Henker
Mit weißen Händen spielend.

Monsieur Fedrici selbst verhielt sich nur sehr einfach, weich und höflich, nicht ohne eine gewisse patriarchalische Wichtigkeit. Es schien, er fühlte es, daß er in dieser Nacht — in unseren Augen die zweite Person nach Traupmann und gewissermaßen sein erster Minister war. Die Arbeiter deckten den Wagen ab und machten sich daran, aus ihm die einzelnen Bestandtheile der Guillotine herauszunehmen, welche sie eben dort, fünfzehn Schritte vom Thore, aufrichten sollten.[1] Zwei Laternen bewegten sich dicht an der Erde hin und her und beleuchteten mit hellen kleinen Kreisen die behauenen Steine des Pflasters. Ich sah nach der Uhr . . . Es war erst halb Eins! Die Luft war noch trüber und kälter geworden. Es hatte sich schon ziemlich viel Volk versammelt — und hinter den Reihen der Soldaten, welche den leeren Raum vor dem Gefängniß umgaben,

begann ein langer, wirrer Lärm von Menschen sich zu erheben. Ich ging an die Soldaten heran: sie standen unbeweglich, nur waren die Reihen nicht mehr ganz so regelmäßig, als im Anfang. Ihre Gesichter drückten nichts aus, als Langeweile, kalte und geduldig-ergebene Langeweile; aber auch die Gesichter, welche man hinter den Tschakos und den Uniformen der Soldaten, hinter den Dreispitzen und den Ueberröcken der Polizeisergeanten sah, drückten beinahe dasselbe nur mit Beimischung eines gewissen unbestimmten Lächelns aus. Von Weitem, aus dem Haufen, welcher sich mit Macht bewegte und andrängte, ertönten Rufe, wie *Ohé Traupmann! Ohé Lambert! Fallait-pas qu'y aille!* Schreien, lautes Pfeifen, endlich vernahm man plötzlich einen Streit mit Schimpfworten um einen Platz, dazwischen schlängelte sich das Bruchstück eines cynischen Liebchens, plötzlich erhob sich ein scharfes Lachen, welches sogleich von Anderen aufgegriffen wurde und in einem breiten Gewieher. Die »wirkliche Sache« hatte noch nicht angefangen. Man hörte weder die vor Allem erwarteten antidynastischen Rufe, noch die so bekannten drohenden Strophen der Marseillaise. Ich kehrte in die Nähe der allmälig wachsenden Guillotine zurück. Ein Herr mit krausem Haar und dunklem Gesicht, mit einem weichen, grauen Hute, wahrscheinlich ein Advocat, stand daneben und redete, indem er mit dem vorgestreckten Zeigefinger der rechten Hand von unten nach oben stark und einförmig stieß und vor Anstrengung sogar die Kniee beugte. Er hatte es unternommen, zwei oder drei neben ihm stehenden Herren, welche die Paletots bis oben hinauf zugeknöpft hatten: zu beweisen, daß Traupmann kein Mörder, sondern ein Wahnsinniger war: *»Un maniaque! Je vais vous la prover. Suivez mon raisonnement!«* wiederholte er. *»Son mobile n'était pas l'assassinat, mais un orgueil, que ja ne nominerais volontiers démesure! Suivez mon raisonnement!«* Die Herren im Paletot »folgten seinem Raisonnement«, aber nach ihren Physiognomien zu urtheilen, überzeugte er sie schwerlich und ein Arbeiter, welcher auf dem Trittbret der Guillotine saß, sah sogar mit offenbarer Verachtung auf ihn. Ich kehrte in die Wohnung des Commandanten zurück.

V.

Einige unserer Gefährten waren dort schon versammelt. Der liebenswürdige Commandant bewirthete sie mit Glühwein. Es begannen wieder die Gespräche darüber, ob Traupmann noch immer schläft, und was er empfinden muß und ob der Lärm der Menge trotz der Entfernung

seiner Zelle von der Straße zu ihm dringt und so weiter. Der Commandant zeigte uns einen ganzen Haufen an Traupmann adressirter Briefe, die derselbe, nach der Versicherung des Commandanten, nicht hatte lesen mögen. Der größte Theil derselben waren schlechte Scherze, Mystificationen, doch gab es auch ernsthafte darunter, in denen man ihn beschwor, zu bereuen und Alles zu gestehen; ein methodistischer Geistlicher schickte sogar eine theologische Abhandlung von zwanzig Seiten; es gab auch Billets von Damen: in einigen derselben befanden sich sogar Blumen — Gänseblümchen, Immortellen. Der Commandant sagte uns, daß Traupmann versucht habe, sich von dem Gefängnißapotheker Gift zu verschaffen und darüber an ihn einen Brief geschrieben hatte, den dieser, wie es sich versteht, sogleich an die rechte Adresse abgeliefert. Nur schien es, daß unser verehrter Wirth sich nicht recht erklären konnte, aus welchem Grunde wir an einem, nach seinem Begriffe, so bösen und häßlichen Vieh, wie Traupmann, Theil nahmen und schrieb unsere Neugierde wohl dem Müßiggange vornehmer Leute und Civilisten zu.

Nachdem wir uns etwas unterhalten hatten, fingen wir an herumzukriechen, der Eine hierhin, der Andere dorthin. Während dieser ganzen Nacht irrten wir, nach dem französischen Ausdruck, wie die Seelen der Verdammten, umher, traten in die Zimmer, setzten uns der Reihe nach auf die Stühle des Saales, erkundigten uns nach Traupmann, sahen auf die Uhren, gähnten, stiegen die Treppen hinab aus den Hof, auf die Straße, kamen zurück, setzten uns wieder . . . Einige erzählten dann Anecdoten pikanter Natur, beschossen sich mit mit kleinen persönlichen Neuigkeiten, raisonnirten obenhin über die Politik, das Theater, die Ermordung Noir's, Andere versuchten zu scherzen und Witze zu machen — aber es wollte nicht recht bei ihnen gehen und rief ein gewisses unangenehmes, sogleich abbrechendes

Lachen, eine gewisse erlogene Zustimmung hervor. Ich suchte ein kleines Sopha im ersten Zimmer auf, legte mich, wie es gerade ging, darauf und versuchte zu schlafen — und schlief, wie es sich versteht, nicht, ja, konnte nicht einen Augenblick einschlummern. Der Lärm der Menge wurde immer stärker, immer dichter, immer ununterbrochener. Gegen drei Uhr Morgens hatten sich, wie Herr C*** meinte, der hereinkam, sich auf einen Stuhl setzte, sofort einschlief und, von irgend einem seiner Untergebenen herausgerufen, sofort wieder verschwand, schon mehr als fünfundzwanzigtausend Menschen versammelt. Dieser Lärm hatte für mich eine auffallende Aehnlichkeit mit dem fernen Brüllen des brandenden Meeres: ein eben solches unendliches Wagner'sches Crescendo, das sich nicht beständig, sondern mit ungeheurem Schwellen und Schenkeln erhebt; die scharfen Noten der Weiber- und Kinderstimmen erhoben sich wie seiner Gischt über diesem kolossalen Summen: die rohe Macht der elementaren Kraft zeigte sich in ihm. Es wird auf einen Augenblick still, wie wenn es sich in sich selbst zurückzöge und sich glättet — und wieder lärmt es und wächst und bläht sich — und nun, nun stürmt es an, wie wenn es Alles hinwegreißen wollte — und wieder zurück und beruhigt sich und wieder wächst es und noch kein Ende . . . Und was drückt dieser Lärm aus, überlegte ich bei mir: Ungeduld, Freude, Erbitterung? — Nein!i Keinem besonderen, keinem menschlichen Gefühl wird er zum Widerhall . . . Es ist einfach der Lärm und das Tosen der Elemente.

VI.

Gegen vier Uhr Morgens ging ich, vielleicht zum zehnten Mal, auf die Straße.

Die Guillotine war bereit. Trübe und mehr wunderlich als schrecklich zeichneten sich am dunklen Himmel ihre beiden von einander eine Klafter abstehenden Pfähle mit der schiefen Linie des sie verbindenden Fallbeils ab. Ich weiß nicht, warum ich mir vorgestellt hatte, die Pfähle würden viel weiter von einander stehn; — diese ihre Nähe und Enge gab der ganzen Maschine etwas grausenhaft Schlankes und Aufmerksames — es sah etwa aus, wie der aufmerksam ausgestreckte Hals eines Schwans. Ein Gefühl des Abscheus erregte der große geflochtene Korb, von dunkelrother Farbe, in der Form eines Koffers. Ich wußte, daß die Henker in diesen Korb den warmen, noch zuckenden Leichnam und den abgeschlagenen Kopf werfen . . . Berittene Municipalgarden, welche nicht lange vorher angekommen waren, stellten sich in einem weiten Halbkreis vor der Facade des Gefängnisses auf; die Pferde schnaubten hin und wieder, bissen auf die Candaren und schüttelten die Köpfe; zwischen den Vorderbeinen eines jeden schimmerten dicke Tropfen Schaumes weißlich aus dem Pflaster. Die Reiter dämmerten unter ihren Bärenmützen, welche bis ans die Augen gestülpt waren. Die Linien von Soldaten, welche den Platz durchschritten und die Masse abhielten, waren noch weiter zurückgegangen, der leere Raum vor dem Gefängniß betrug nicht mehr ganz dreihundert Schritt. Ich ging an eine dieser Linien heran und beobachtete lange das Volk, das sich hinter ihr drängte: es schrie wirklich elementarisch, das heißt sinnlos. Vor meinem Gedächtniß schwebt noch die Figur eines Blousenmannes, eines jungen Menschen von etwa zwanzig Jahren: er stand mit gesenktem Kopfe und lächelnd da, wie wenn er an etwas Spaßhaftes dächte — plötzlich warf er den Kopf in die Höhe, machte den Mund auf und schrie, schrie lange anhaltend ohne Worte — dann neigte sich sein Gesicht wieder herab und er lächelte. Was ging in diesem Menschen vor? Weshalb hatte er sich eine quälerische schlaflose Nacht, eine fast achtstündige Unbeweglichkeit auferlegt? Mein Ohr konnte die einzelnen Reden nicht auffangen; nur zuweilen drang durch den unaufhörlichen Lärm ein durchdringender Ruf eines Spekulanten — eines Colporteurs,

welcher eine Broschüre über Traupmann verkauft — über sein Leben, seine Hinrichtung »und sogar« über seine letzten Worte . . . oder wieder etwas weiter hin fängt man an sich zu streiten, scheußlich zu gackern, Weiber winseln . . . diesmal hörte ich die Marseillaise, aber es sangen sie nur fünf oder sechs Leute mit Unterbrechungen; die Marseillaise erhält ihre Bedeutung, wenn Tausende sie singen. »*Abas Pierre Bonaparte!*«, schrie eine starke Stimme . . . »U . . . u . . . a . . . a . . .!« brüllte es um sie herum. Das Geschrei nahm an einer Stelle plötzlich den Takt einer Polka an: eins, zwei, drei! Eins, zwei, drei! nach der bekannten Melodie: »*Deslampione!*« Eine schwere Luft, ein saurer Dampf strömte von der Masse aus: viel Wein war von diesen Menschen getrunken worden; es gab da viele Betrunkene. Nicht umsonst bildeten die Schenken die rothen Punkte auf dem allgemeinen Fonds des Bildes. Die Nacht, welche bis dahin trübe gewesen war, wurde dunkel; der Himmel verfinsterte sich ganz und wurde schwarz. Auf den Vereinzelten, in gespenstischen Formen auftauchenden Bäumen sieht man kleine Massen: es sind die Straßenjungen, die dort hinaufgeklettert sind und, zwischen den Aesten sitzend, wie die Vögel pfeifen und wimmern. Einer von ihnen stürzte hinab und that sogar — so wurde gesagt, einen tödtlichen Sturz, er hatte das Rückgrat gebrochen — aber er erregte nur Lachen und auch das nicht auf lange.

Auf dem Rückwege nach dem Zimmer und als ich bei der Guillotine vorüberging, sah ich auf dem Plateau derselben den Henker, umgeben von einem Haufen Neugieriger: er gab für sie eine Probe oder Repetition; er ließ das auf einem Charniere stehende Bret los, an welches der

Delinquent festgeschnallt wird, und welches, wenn es fällt, mit seinem Ende gerade in die halbrunde Oeffnung zwischen den Pfählen kommt; er ließ das Beil nieder, welches schwer und glatt abwärts glitt, mit einem dumpfen und raschen Murmeln u. s. w. Ich folgte der Probe

nicht, d. h. ich kletterte nicht ans die Guillotine: das Gefühl einer gewissen, mir unbekannten Versündigung, einer sinnlichen Scham, wuchs in mir beständig . . . Es kann sein, diesem Gefühle muß ich es zuschreiben, daß mir die Pferde, welche an die Wagen gespannt waren und vor dem

Thore des Gefängnisses ruhig in den Futterbeuteln Hafer kauten, als die einzigen unschuldigen Wesen in der Mitte von uns Allen erschienen. Ich setzte mich wieder aus mein Sopha und lauschte der Brandung.

VII.

Im Gegensatz zu Dem, was man gewöhnlich behauptet, verfließt die letzte Stunde der Erwartung schneller als die erste, besonders aber als die zweite oder dritte; so ging es auch diesmal. Wir waren Alle durch die Nachricht überrascht, daß es schon sechs Uhr geschlagen und daß bis zum Moment der Hinrichtung nur noch eine Stunde sei. In die Zelle Traupmann's sollten wir schon in einer halben Stunde — um halb sieben — eintreten. Die Schläfrigkeit verschwand im Augenblick

von allen Gesichtern. Ich weiß nicht, was Andere fühlten, aber mir preßte es gewaltig das Herz. Es erschienen vier Gestalten; der Geistliche, ein kleiner grauer Mann, mit einem magern Gesicht, tauchte auf in seinem langen, schwarzen Abbé-Gewande mit einem Bändchen der Ehrenlegion und in einem niedrigen Hut mit breiten Rändern. Der Commandant setzte uns etwas wie ein Frühstück vor — in dem Salon auf einem runden Tische erschienen große Tassen Chokolade. Ich ging nicht einmal nahe heran, obgleich der freundliche Wirth mir rieth, mich zu stärken — »denn die Morgenluft kann schädlich sein«. — In einem solchen Augenblick zu essen, erschien mir . . . abscheulich. Was für ein Mahl, um Gottes Willen!

»Ich habe kein Recht!« sagte ich mir selbst zum hundertsten Male seit dem Anfange dieser Nacht. »Und *er* schläft noch immer?« fragte einer von uns, während er seine Chokolade schlürfte. (Alle sprachen Von Traupmann ohne seinen Namen zu nennen: einen andern *Er* konnte es

nicht geben). »Er schläft«, antwortete der Commandant. — »Trotz des furchtbaren Lärms?« Der Lärm war in der That ungewöhnlich stark geworden und hatte ein gewisses heiseres Brüllen bekommen; der furchtbare Chor sang nicht mehr crescendo, sondern heulte wie in einem

Siegesjubel. »Seine Zelle ist hinter drei Mauern gelegen,«, antwortete der Commandant. Herr C*** welchem der Commandant augenscheinlich die Hauptrolle überwies, sah auf die Uhr und sagte: »Zwanzig Minuten über sechs. Es ist Zeit!« Wir zitterten gewiß Alle innerlich, aber, als ob nichts wäre, ergriffen wir unsere Hüte und folgten lärmend unserm Führer. — »Wo essen Sie heute zu Mittag?«

fragte laut ein Chroniqueur — aber es erschien Allen sehr unnatürlich.

VIII.

Wir traten auf den großen Hof des Gefängnisses hinaus, und dort in einer Ecke, zur Linken vor der halb verschlossenen Thür, erfolgte etwas wie ein Appell; dann ließ man uns in ein enges, hohes und ganz leeres Zimmer mit einem ledernen Tabouret in der Mitte. »Hier geht

die Toilette des Verurtheilten vor sich,« flüsterte mir Ducamp zu. Wir waren nicht Alle bis dorthin gekommen: mit dem Commandanten, dem Geistlichen, Herrn C*** und dessen Gehilfen waren wir unserer neun. Im Laufe von zwei oder drei Minuten, welche wir in diesem Zimmer zubrachten (irgend eine schriftliche Formalität wurde unterdessen voll — zogen) — flog mir der Gedanke, daß wir kein Recht haben, das zu thun, was wir thun, daß wir, indem wir mit heuchlerischer Würde der Tödtung eines unserer Mitgeschöpfe assistiren, eine unheilvolle, gesetzlos verabscheuungswürdige Komödie vollziehen — zum letzten Male durch den Kopf; sobald wir wieder weiter gingen, immer unter Führung des Herrn C*** durch einen breiten, steinernen, von zwei Nachtlampen schwach erleuchteten Corridor, empfand ich nichts mehr, als daß in dieser Stunde . . . dieser Stunde . . . dieser Minute . . . dieser Secunde . . . Eilig klommen wir zwei Treppen hinauf zu einem andern Corridor, durchschritten auch diesen, stiegen eine enge Wendeltreppe hinab und befanden uns vor einer eisernen Thür . . . »Hier!«

Der Wächter schloß vorsichtig das Schloß auf. Die Thür öffnete sich langsam und wir traten Alle still und schweigend in ein sehr geräumiges Zimmer mit gelben Wänden, einem hohen vergitterten Fenster und einem unordentlichen Bett, in welchem Niemand lag. Das gleichförmige Licht eines großen Nachtleuchters erhellte hinlänglich deutlich alle Gegenstände

Ich stand etwas hinter den Anderen und, ich erinnere mich, blinzelte unfreiwillig; sogleich jedoch erblickte ich etwas schräg gegenüber von mir — ein junges, schwarzhaariges, schwarzäugiges Gesicht, welches sich langsam von links nach rechts bewegte und auf uns Alle einen großen,

stieren Blick richtete. Das war Traupmann. Er war von unserer Ankunft erwacht; er stand vor dem Tisch, auf welchem er soeben den

(übrigens sehr unbedeutenden) Abschiedsbrief an seine Mutter geschrieben hatte. Herr C*** nahm den Hut ab und ging zu ihm.

»Traupmann!« sagte er mit seiner trockenen, nicht lauten, aber keinen Appell zulassenden Stimme — »wir sind gekommen, um Sie zu benachrichtigen, daß Ihr Gnadengesuch nicht angenommen worden ist und daß die Stunde der Sühne für Sie geschlagen hat.«

Traupmann wendete seine Augen auf ihn — aber dieser große Blick war in ihnen schon erloschen, er blickte ruhig, beinahe schläfrig — und sagte kein Wort.

»Mein Kindl« rief dumpf der Geistliche und trat von der andern

Seite zu ihm — »*du courage!*«

Traupmann sah auf ihn ebenso wie auf Herrn C***.

»Ich wußte, daß er nicht feige sein wird« — sagte mit einem überzeugten Tone Herr C***, indem er sich zu uns Alle wandte; — »jetzt, da er den ersten Stoß ausgehalten hat, bürge ich für ihn.« (So rühmt ein Lehrer, welcher den Schüler ermuthigen will, vorher seine Bravheit.)

»O, ich fürchte mich nicht,« sagte Traupmann, indem er sich wieder an Herrn C*** wendete.

Seine Stimme — ein angenehmer jugendlicher Bariton — war vollkommen gleichmäßig.

Der Geistliche zog ans seiner Tasche ein kleines Fläschchen.

»Wollen Sie nicht etwas Wein trinken, mein Kind?«

»Ich danke, ich habe kein Bedürfniß,« antwortete Traupmann mit einer höflichen, halben Verbeugung.

Herr C*** wendete sich wieder zu ihm.

»Sie behaupten immer noch, daß Sie an diesem Verbrechen unschuldig sind, wegen dessen man Sie verurtheilt hat?«

»Ich habe den Schlag nicht geführt.«

»Jedoch« — wollte sich der Commandant einmischen.

»Ich habe den Schlag nicht geführt.«

(In der letzten Zeit hatte Traupmann, wie bekannt, im Gegensatz zu seinen früheren Angaben, behauptet, daß er in der That die Familie Kinck auf den Schlachtplatz geführt, daß aber seine Theilnehmer sie umgebracht hätten und daß sogar die Wunde an seiner Hand daher rühre,

daß er eines der Kleinen hätte vertheidigen wollen. Uebrigens log er im Verlaufe des Processes so wie wenige Verbrecher vor ihm.)

»Und Sie behaupten immer noch, daß Sie Mitschuldige haben?«

»Ja.«

»Sie können sie nicht nennen?«

»Ich kann nicht . . . ich will nicht, ich will nicht!«

Die Stimme Traupmann's erhöhte sich und sein Gesicht nahm eine schwache Röthe an; es schien, als ob er auf dem Fleck stünde, ärgerlich zu werden . . .

»Nun, es ist gut, es ist gut,« sagte Herr C*** rasch, wie wenn er damit hätte zu wissen geben wollen, daß er nur, um eine unvermeidliche Formalität zu erfüllen, gefragt habe und daß jetzt etwas Anderes bevorstehe . . .

Traupmann mußte sich entkleiden.

Zwei Wächter traten zu ihm heran und schickten sich an, ihm die Zwangsjacke auszuziehen — eine Art Blouse von dicker blauer Leinewand mit Riemen und Schnallen hinten, mit langen, vorn zugenähten Aermeln, von deren Enden feste Peitschenschnüre um die Schenkel auf

den Gürtel gehen.

Traupmann stand seitwärts zwei Schritte von mir; nichts hinderte mich, sein Gesicht gut zu betrachten. Es konnte schön genannt werden, wenn nicht der vorwärts und aufwärts wie ein Trichter thierisch unangenehm aufgeblasene Mund gewesen wäre, in welchem man fächerförmig gestellte schlechte wenige Zähne erblickte. Dichte, dunkle, leicht gekräuselte Haare, lange Brauen, ausdrucksvolle Augen, eine offene reine Stirn, eine gerade Nase mit einem kleinen Höcker, leichte Flocken schwarzen Flaumes auf dem Kinn . . .

Wenn man mit einer solchen Gestalt nicht im Gefängniß und nicht unter diesen Umständen zusammenkäme, so würde sie wahrscheinlich einen Vortheilhaften Eindruck machen. Aehnliche Gesichter kommen zu Hunderten vor unter den jungen Fabrikarbeitern, Zöglingen der öffentlichen

Institute u. s. w. Traupmann war von mittlerer Gestalt, von jugendlich magerem und schlankem Wuchs; er erschien mir wie ein ausgewachsener Knabe — übrigens war er noch nicht zwanzig Jahre alt. Seine Gesichtsfarbe war vollkommen natürlich, gesund, etwas

rosig; er erblaßte auch nicht bei unserm Eintritt . . . Es war kein Zweifel, daß er wirklich die ganze Nacht geschlafen hatte; — er schlug die Augen nicht auf und athmete gleichmäßig und tief, wie ein Mensch, der vorsichtig einen hohen Berg besteigt. Zwei Mal schüttelte er die Haare, wie wenn er einen aufdringlichen Gedanken verscheuchen wollte, warf den Kopf zurück, sah rasch nach oben und stieß einen kaum bemerkbaren Seufzer aus. Mit Ausnahme dieser kaum merklichen Bewegung verrieth nichts in ihm — ich sage nicht Schrecken, sondern nicht einmal Aufregung oder Unruhe.

Wir Alle waren — ohne Zweifel — sowohl blasser, als aufgeregter wie er. Als man seine Hände aus den zugenähten Aermeln des Camisols herausnahm, hielt er mit einem Lächeln der Zufriedenheit das Camisol selbst Vorn auf der Brust, während man ihm hinten dasselbe aufschnallte. Die kleinen Kinder machen es ebenso, wenn man sie entkleidet. Dann zog er selbst das Hernd aus, nahm ein anderes reines, knüpfte sorgsam den Kragen zu . . . Es war sonderbar, die ungleichen freien Bewegungen dieses nackten Körpers, die entblößten Glieder auf dem gelben Grunde der Wand des Gefängnisses zu sehen . . .

Dann beugte er sich, zog die Stiefel an und trat mit den Absätzen und den Sohlen stark gegen den Boden und gegen die Wand auf, damit die Füße besser und fester hineingingen. Alles das that er ungezwungen, munter, ja beinahe lustig, wie wenn man ihn zu einem Spaziergange abholte. Er schwieg — auch wir schwiegen und sahen uns nur an, indem wir vor Erstaunen ein Wenig mit den Schultern zuckten. Uns Alle überraschte die Einfachheit seiner Bewegungen, eine Einfachheit, welche — wie jede vollständig ruhige und natürliche Lebenserscheinung — bis zur Schönheit ging. Einer von unseren Gefährten, welcher mit mir hernach im Laufe des Tages zufällig zusammentraf, sagte mir, daß ihm während der Zeit unserer Anwesenheit in der Zelle Traupmann's beständig eingefallen wäre: Wir sind nicht im Jahre 1870 — sondern im Jahre 1794. Wir sind nicht einfache Bürger, sondern Jacobiner, und führen nicht einen Straßenräuber zum Schaffot, sondern einen Marquis, einen Legitimisten, einen — *un ci-devant, un talon rouge Monsieur!* Man hat bemerkt, daß die zum Tode Vernrtheilten, sobald ihnen das Urtheil Verkündigt wird, entweder in vollständige Gefühllosigkeit verfallen und gewissermaßen schon vorher sterben und sich auflösen,

oder sie spielen die Tapfern, oder sie geben sich endlich der Verzweiflung hin, weinen, zittern, flehen um Gnade . . . Traupmann gehörte zu keiner

von diesen drei Categorien und war deshalb sogar für Herrn C*** ein Räthsel. Ich will zugleich sagen, daß, wenn Traupmann geseufzt und geweint hätte, meine Nerven das nicht ausgehalten haben würden und ich geflohen wäre. Aber bei dem Anblick *dieser* Ruhe, *dieser* Einfachheit und gewissermaßen Bescheidenheit erloschen alle Gefühle in mir — das Gefühl des Abscheus vor dem unmenschlichen Mörder, vor dem Auswurfe, welcher die Kehlen der Kinder durchschnitten hatte, während sie riefen: »Maman! Maman!« — das Gefühl des Mitleids endlich gegen einen Menschen, den der Tod schon zu verschlingen bereit war, und ging in eines auf: in das Gefühl der Bewunderung. Was hielt Traupmann aufrecht? Das vielleicht, daß, wenn er auch nicht den

Braven spielte, er doch vor den Zuschauern »figurirte« und seine letzte Vorstellung gab; oder angeborene Furchtlosigkeit, Selbstliebe, angeregt durch die Worte des Herrn C***; der Stolz des Kampfes, welchen er bis zu Ende ertragen mußte, oder ein anderes noch nicht enträthseltes

Gefühl: das ist ein Geheimniß, welches er mit sich in das Grab nahm. Einzelne Leute sind bis zu diesem Augenblick überzeugt, daß Traupmann nicht bei vollem Verstande war. (Ich habe schon oben den Advocaten mit dem weißen Hute erwähnt, den ich übrigens nicht mehr gesehen habe.)

Die Zwecklosigkeit, man kann beinahe sagen die Abgeschmacktheit, die ganze Familie der Kinck's auszurotten, kann bis zu einem gewissen Grade als Bestätigung dieser Ueberzeugung dienen.

IX.

Jetzt war er mit seinen Stiefeln fertig — und richtete sich auf, schüttelte sich: »Fertig!«

Man zog ihm wieder die Zwangsjacke an. Herr C*** bat uns Alle, hinauszugehen und Traupmann allein mit dem Geistlichen zu lassen.

Wir warteten kaum zwei Minuten im Corridor, als schon seine kleine Gestalt mit dem gerade und kühn gehobenen Kopfe wieder unter uns erschien. Das religiöse Gefühl war in ihm schwach und er erfüllte wahrscheinlich die letzte Ceremonie der Beichte vor dem Geistlichen, der ihm seine Sünden vergab — wie eine Ceremonie. Unsere ganze Gruppe, mit Traupmann in der Mitte, trat sogleich auf die enge Wendeltreppe, auf welcher wir eine Viertelstunde vorher hinabgestiegen waren — und wir versanken in ein undurchdringliches Dunkel . . . Die Nachtlampe erlosch auf der Stiege. Es war eine schreckliche Minute. Wir Alle wollten hinauf; man hörte das eilige und starke Getrappel unserer Füße auf den Steinen der Treppenstufen; wir drängten uns, stießen uns

mit den Schultern, einer von uns verlor den Hut; irgend Jemand hinten schrie ärgerlich: »*Mais sacre dieu*; zünden Sie ein nicht an! Leuchten Sie uns!« — Und dort, zwischen uns, bei uns in der dichten Dunkelheit befand sich unser Opfer, unsere Beute . . . Der Unglückliche . . . wird er nicht daran denken, die Dunkelheit zu benutzen und mit der ganzen Gewandtheit und Entschlossenheit der Verzweiflung sich zu werfen . . .wohin? . . . In irgend einen entfernten Winkel des Gefängnisses --- und wenn er dort die Stirn an der Wand einrennen soll! Wenigstens hat er sich dann selbst das Ende gegeben . . .

Ich weiß nicht, ob diese Befürchtungen den Anderen in den Sinn kamen, aber sie zeigten sich grundlos. Unsere ganze Gruppe mit der kleinen Figur in der Mitte kam aus den Tiefen der Treppe auf den Corridor. Traupmann gehörte offenbar der Guillotine an — und es begann der Gang nach derselben.

X.

Dieser Gang konnte wohl ein Lauf genannt werden. Traupmann ging voraus mit raschen, elastischem beinahe sprunghaften Schritten; er eilte offenbar und wir eilten hinter ihm. Einige liefen sogar rechts und links, um ihm noch einmal in's Gesicht zu sehen. So durcheilten wir den Corridor, liefen die zweite Treppe hinab — Traupmann sprang über zwei Stufen auf die dritte — stürmten durch den andern Corridor, sprangen noch einige Stufen hinab — und befanden uns endlich in demselben Zimmer mit dem einzigen Tabouret, von welchem ich schon gesprochen habe und in dem die Toilette des Verurtheilten vollzogen ward. Wir traten durch die eine Thür und aus der uns gegenüberliegenden erschien, mit gravitätischem Gang, in weißem Halstuch, schwarzem Kleid, wie ein Diplomat oder ein protestantischer Pastor — der Scharfrichter, hinter ihm trat ein kleiner, dicker, alter Herr in schwarzem Ueberrock ein, sein erster Gehilfe, der Scharfrichter der Stadt Bauvais. Der Alte hielt in der Hand eine kleine lederne Tasche — Traupmann blieb bei dem Tabouret stehen; Alle stellten sich um ihn herum. Der Scharfrichter und der Alte, sein Gehilfe, stellten sich rechts von ihm, der Geistliche gleichfalls zur Rechten, etwas vorwärts, der Commandant und Herr C*** zur Linken. Der Alte öffnete mit einem Schlüssel das

Schloß der Tasche, nahm einige ungegerbte weiße Riemen mit Schnallen heraus — lange und kurze — und begann, nachdem er sich mit Mühe hinter Traupmann auf die Knie niedergelassen hatte — seine Füße zu binden. Traupmann trat unversehens auf das Ende eines dieser Riemen — der Alte versuchte denselben hervorzuziehen, zweimal murmelte er: »Pardon Monsier!« und berührte endlich Traupmann an der Wade. Dieser drehte sich sogleich um und hob mit seiner gewöhnlichen halben Verbeugung den Fuß und machte den Riemen frei. Der Geistliche las unterdessen mit halblauter Stimme Gebete in französischer Sprache aus einem kleinen Buche. Zwei andere Gehilfen traten hinzu — sie zogen Traupmann rasch das Camisol ab, führten seine Hände auf den Rücken, banden sie über Kreuz und umwickelten den ganzen Körper mit Riemen.

Der oberste Scharfrichter leitete dies Geschäft, indem er mit dem Finger bald hier, bald dorthin zeigte. Es fand sich, daß an den Riemen

keine genügende Anzahl Löcher für die Dörner der Schnallen angebracht worden war: wer die Löcher gemacht hatte, hatte wahrscheinlich auf einen

dicken Mann gerechnet. Der Alte suchte zuerst in dem Sacke, dann stöberte er der Reihe nach alle seine Taschen durch — und nachdem er lange getastet, zog er endlich aus einer derselben eine kleine, krumme Pfrieme heraus, mit welcher er die Riemen mit Anstrengung zu durchbohren begann: seine ungeschickten, von Gicht geschwollenen Hände gehorchten ihm schlecht, auch war das Leder dick und neu. Er macht ein Loch, probirt . . . der Dorn geht nicht hinein; er muß wieder bohren. Der Geistliche errieth wohl, daß die Sache nicht in Ordnung ist, sich verzögert, nachdem er zweimal verstohlen über die Schulter geblickt hatte, fing er an die Worte der Gebete zu dehnen, um dem Alten Zeit zu lassen, zurecht zu kommen. Endlich ist die Operation — in deren Verlauf mich, ich gestehe es offen, kalter Schweiß überrieselte — beendigt, die Dörner saßen, wo es sich gehört . . . es begann eine andere. Nun bat er Traupmann sich auf das Tabouret zu setzen, vor welchem er stand und derselbe Alte mit der Gicht trat an ihn heran, um ihm die Haare zu schneiden. Er langte eine Scheere heraus und indem er die Lippen verzog, schnitt er sorgfältig den Kragen des Hemdes Traupmann's ab, desselben Hemdes, welches er soeben angezogen hatte und dessen Kragen man so leicht hätte vorher abtrennen können. Die Leinwand war grob, ganz in Falten und wich der kaum scharfen Schneide. Der Oberscharfrichter gab Acht und war unzufrieden; der Ausschnitt war nicht hinreichend groß. Er zeigte mit der Hand: der alte Gichtbrüchige machte sich wieder an die Arbeit und schnitt noch ein ordentliches Stück Leinwand heraus. Der oberste Theil des Rückens war entblößt, man sah die Schultern. Traupmann zuckte leicht mit ihnen: im Zimmer war es kalt. Jetzt machte sich der Alte an die Haare. Er legte seine geschwollene linke Hand auf den Kopf Traupmanns, der ihn sogleich willig beugte, und fing mit der Rechten an zu schneiden. Flocken dunkelbraunen starren Haares glitten die Schultern hinab, fielen an den Boden, eine flog bis zu meinem Stiefel. Traupmann hielt immerfort den Kopf nieder; der Geistliche dehnte die Worte der Gebete noch mehr. Ich konnte meinen Blick nicht abwenden von diesen einst von unschuldigem Blute gerötheten, jetzt hilflos eine auf der andern liegenden Händen — und besonders von diesem seinen

jugendlichen Halse. — Die Phantasie zog auf demselben unwillkürlich quer über einen Strich. In wenigen Augenblicken wird dort, so

dachte ich bei mir, das centnerschwere Beil, den Wirbel zerschmetternd, die Muskeln und Adern zerschneidend, hindurchgehen . . . und der Körper, so schien es, erwartete nichts dergleichen . . . so glatt, so weiß, so gesund war er . . .

Unwillkürlich stellte ich mir die Frage: an was denkt in diesem Augenblick dieser so demüthig geneigte Kopf? Hält er sich hartnäckig und, wie man sagt, die Zähne zusammenbeißend, an den einen Gedanken: »Ergeben wir uns nicht — wahrlich nicht;« gehen im Wirbelwind durch ihn die verschiedensten und wahrscheinlich auch die unbedeutendsten Erinnerungen der Vergangenheit? Tritt vielleicht eines der Glieder der Familie Kinck mit irgend einer Todesfratze vor ihn — oder versucht er einfach an nichts zu denken, dieser Kopf — und redet sich nur selbst ein: »Es ist nichts, ja, ja, wir werden ja sehen« . . . und wird er sich das auch sagen bis zum Augenblick, wo der Tod sich auf ihn stürzt und nirgends ein Entrinnen ist? . . .

Der Alte schor, schor immer noch. Die Haare knirschten, wie sie von der Scheere gefaßt wurden. Endlich war auch diese Operation beendet. Traupmann stand schnell auf, schüttelte den Kopf . . . Gewöhnlich wenden sich in diesem Augenblicke diejenigen Delinquenten, welche noch sprechen können, mit einer letzten Bitte an den Director des Gefängnisses, erinnern an die Sachen und an das Geld, welches sie hinterlassen, danken den Wächtern, bitten, ihren Verwandten das letzte Billet oder eine Haarlocke zukommen zu lassen, wechseln den letzten Gruß; aber Traupmann war augenscheinlich kein gewöhnlicher Delinquent; er verachtete solche »Ziereréien«; er sprach nicht ein Wort, er wartete schweigend. Man warf ihm eine kurze Jacke über die Schultern — der Scharfrichter faßte ihn unter den Arm.

»Hören Sie, Traupmann,« ertönte inmitten der Grabesstille die Stimme des Herrn C***. »Jetzt, in einer Minute ist Alles aus. Sie bleiben dabei, daß Sie Mitschuldige haben?«

»Ja, mein Herr, ich bleibe dabei,« antwortete Traupmann mit demselben angenehmen, festen Bariton und indem er sich leicht vorwärts beugte, wie wenn er sich höflich entschuldige und es sogar bedaure, daß er nicht anders antworten könne.

»*Eh bien! Allons!*« sagte Herr C*** und wir setzten uns Alle in Bewegung; wir gingen auf den großen Hof des Gefängnisses hinaus.

XI.

Es fehlte eine Minute an Sieben — aber der Himmel war kaum hell und derselbe trübe Dampf füllte die ganze Luft und verbarg die Umrisse der Gegenstände. Das Gebrüll der Masse erfaßte uns wie eine ununterbrochene, unerträglich tosende Woge, sobald wir über die Schwelle getreten waren. Auf dem Steinpflaster des Hofes bewegte sich rasch, gerade aus das Thor zu, unser dünner gewordenes Häufchen; Einige von uns waren zurückgeblieben — ja, auch ich, obgleich ich zugleich mit den Anderen ging, hielt, mich etwas zur Seite. Traupmann bewegte trippelnd die Füße — die Bande hinderten ihn — und erschien mir so wie ein kleiner Junge, fast wie ein Kind! Plötzlich und langsam öffneten sich vor uns wie ein Rachen beide Thorflügel und zugleich, begleitet von einem ungeheuren Winseln der erstellten Menge, die bis dahin gewartet hatte, blickte das Ungeheuer der Guillotine mit seinen beiden schwarzen Pfählen und dem aufgezogenen Beile auf uns. Es wurde mir plötzlich kalt, kalt bis zum Uebelsein, es schien mir, als ob die Kälte durch das Thor zu uns auf den Hof dränge; — ich fühlte meine Beine nicht mehr. Gleichwohl sah ich noch einmal auf Traupmann. Er war plötzlich zurückgewichen, der Kopf fiel zurück, die Kniee beugten sich, gerade wie wenn ihm Jemand einen Stoß vor die Brust gegeben hätte. »Er wird in

Ohnmacht fallen,« flüsterte eine Stimme neben mir. Aber er richtete sich sogleich auf und ging mit festem Schritt vorwärts. Neben ihm liefen Diejenigen von uns auf die Straße, welche sehen wollten, wie der Kopf fällt . . . Mir fehlte es dazu an Lust und Kraft und mit stockendem Herzen blieb ich an dem Thor . . .

Ich sah, wie der Henker plötzlich gleich einem schwarzen Schein auf der linken Seite des Plateaus der Guillotine auftauchte; ich sah, wie Traupmann sich von dem Haufen Leute trennte, die unten zurückblieben, und die Stufen hinanstieg (es waren deren zehn, volle zehn Stufen!), ich sah, wie er anhielt und sich umwandte, ich hörte, wie er sagte: »*Dites áá M. C****«)[2] ich sah, wie er oben erschien, wie von rechts und

links zwei Männer sich auf ihn stürzten, wie Spinnen auf eine Fliege, wie er plötzlich mit dem Kopf nach vorwärts flog und seine

Fußsohlen in die Höhe schlugen . . .

Aber jetzt wendete ich mich ab — ich begann zu warten — und die Erde wich leise unter meinen Füßen. Ich sagte mir, daß ich schon furchtbar lange gewartet habe.)[3] Ich hatte Zeit genug gehabt, zu bemerken, daß bei dem Erscheinen Traupmann's der Menschenlärm zerronnen war und eine lautlose Stille eintrat; — vor mir stand eine Schildwache, ein junger, rothbackiger Mensch . . . ich hatte Zeit, zu bemerken, daß er stumpfsinnig und in Schrecken auf mich sah. Ich hatte Zeit daran zu denken, daß jener Soldat vielleicht aus einem stillen Dörfchen, einer friedlichen und guten Familie herstammt — und was muß er jetzt sehen! Endlich ertönte ein leichtes Geräusch, wie von Holz gegen Holz — es fiel die obere Hälfte des Halsbrettes, welches einen langen Schlitz hat, um die Schneide hindurch zu lassen, und welches den Hals des Delinquenten umfaßt und seinen Kopf unbeweglich hält . . . Dann knurrte Etwas dumpf und fiel — und schlug auf . . . Gerade wie wenn ein gewaltiges Thier sich geräuspert hätte.

Sich räuspert. Ich kann keinen andern, treffendern Vergleich finden.

Alles wurde dunkel. Jemand ergriff mich beim Arm . . . Ich sah auf: es war des Herrn C***'s Gehilfe, Herr J . . ., dem Herr Ducamp, mein Freund, wie ich später erfuhr, aufgetragen hatte, auf mich Acht zu geben.

»Sie sind sehr blaß. Wünschen Sie Wasser?« sagte er lächelnd.

Aber ich dankte — und ging auf den Gefängnißhof zurück, der mir wie ein Asyl gegen den Schrecken vor dem Thor erschien.

XII.

Unsere Gesellschaft versammelte sich in der Wache am Thor, um von dem Commandanten Abschied zu nehmen und die Menge sich etwas verlaufen zu lassen. Auch ich begab mich dorthin und erfuhr, daß Traupmann, als er schon auf dem Brette lag, plötzlich den Kopf krampfhaft

zur Seite geworfen hatte — so daß er nicht in dem halbrunden Ausschnitt lag, und daß die Scharfrichter ihn bei den Haaren dorthin hatten ziehen müssen, wobei er einen von ihnen — dem Chef — in den Finger biß; daß sogleich nach der Execution, als der in den Wagen geworfene Leichnam in Marsch-Marsch fortgefahren wurde, zwei Männer die ersten Augenblicke der unvermeidlichen Verwirrung benutzten, durch die militärischen Ketten brachen und an den Fuß der Guillotine stürzend, ihre Tücher in das Blut tauchten, das durch die Ritzen der Bretter rieselte . . .

Aber ich hörte alle diese Gespräche wie im Traume, ich fühlte mich sehr müde: aber ich nicht allein. Alle erschienen müde, obgleich Alle sichtlich erleichtert waren, wie wenn ihnen eine Last von den Schultern genommen wäre. Aber Keiner von uns, *entschieden Keiner sah aus, wie ein Mensch, der sich bewußt ist, dem Vollzuge eines Aktes der gesellschaftlichen Gerechtigkeit beigewohnt zu haben;* Jeder versuchte im Geiste sich abzuwenden und gewissermaßen die Verantwortung für einen Mord von sich abzuwälzen.

Ducamp und wir empfahlen uns dem Commandanten und begaben uns nach Hause. Der ganze Strom menschlicher Wesen, Männer, Weiber, Kinder — trug seine häßlichen und schmutzigen Wogen an uns Vorüber. Beinahe Alle schwiegen. Nur einzelne Weiber riefen sich gegenseitig zu: »Wohin gehst Du? . . . und Du?« . . . und Straßenjungen begrüßten vorüberfahrende Carossen mit Pfeifen, — und was für vertrunkene, finstere, verschlafene Gesichter! Welche Ausprägungen der

Langeweile, der Ermüdung, der Unbefriedigung, des Mißbehagens, eines matten, gegenstandslosen Mißbehagens! Betrunkene bemerkte ich übrigens wenig, sei es, daß man sie schon glücklich fortgeschafft hatte, sei es, daß sie sich selbe beruhigt hatten. Das Werktagsleben

nahm alle diese Leute wieder in seinen Schooß — und weshalb, um welche Empfindungen

waren sie für einige Stunden aus seinen Gleisen herausgetreten? Es ist furchtbar, darüber nachzudenken, was dort nistet.

Zweihundert Schritte von dem Gefängniß fanden wir einen leeren

Fiaker, bestiegen ihn und fuhren ab.

Während der Fahrt sprachen wir mit Ducamp über Das, was wir gesehen hatten und worüber er nicht lange vorher (in dem schon erwähnten Januarheft der »*Revue des deux mondes*« so gewichtige und verständige Worte gesprochen hatte. Wir sprachen über die unnütze, über

die sinnlose Barbarei einer ganz mittelalterlichen Procedur, Dank welcher der Todeskampf des Delinquenten reichlich eine halbe Stunde dauert (von achtundzwanzig Minuten nach sechs bis sieben Uhr), über die Abscheulichkeit eines An- und Ausziehens, dieses Haarschneidens, dieser

Wanderungen über Stiegen und durch Corridore . . . Auf Grund welchen Rechtes geschieht das Alles? Wie kann man solche entsetzliche Routine zulassen? Und die Todesstrafe selbst? Läßt sie sich rechtfertigen? Wir haben gesehen, welchen Eindruck ein solches Schauspiel auf das Volk

macht; etwa einen irgend belehrenden — durchaus nicht.

Kaum der tausendste Theil der zusammengeströmten Masse — nicht mehr als fünfzig oder sechzig Menschen — konnte im Halbdunkel des Wintermorgens, aus einer Entfernung von anderthalbhundert Schritt, zwischen den Reihen der Soldaten und den Kruppen der Pferde — auch nur das Geringste sehen! Und die Uebrigen? Welchen noch so kleinen Nutzen konnten sie aus dieser trunkenem schlaflosen, müßigem liederlichen Nacht ziehen? Ich erinnerte mich jenes jungen Arbeiters, der sinnlos schrie und dessen Gesicht ich einige Minuten beobachtete. Wird er heute an die Arbeit gehen als ein Mensch, der mehr als früher das Laster und den Müßiggang haßt? Und ich endlich? Was habe ich mit hinweggenommen? Das Gefühl unfreiwilliger Bewunderung für den Mörder, --- dieses moralische Ungeheuer, welches seine Verachtung des Todes zu zeigen verstand!

Kann der Gesetzgeber solche Eindrücke wünschen? Von welchem moralischen Zwecke kann man noch reden, nach so vielen durch die Erfahrung bestätigten Wirkungen?

Aber ich will mich in kein Raisonnement einlassen: es würde mich zu weit führen. Und wem wäre es nicht bekannt, daß die Frage der Todesstrafe eine der vordersten, unaufschiebbaren Fragen ist, an deren Lösung die heutige Menschheit arbeitet? Ich bin zufrieden und werde vor mir selbst meine unangebrachte Neugierde entschuldigen — wenn meine Erzählung auch nur einige Argumente für Diejenigen geliefert hat, welche die Todesstrafe — oder wenigstens ihre Oeffentlichkeit — abschaffen wollen.

Weimar 1870.

Iwan Turgeniew.

Anmerkungen.

1 Ich verweise die Leser, welche sich nicht nur mit allen Einzelheiten der »Exekution«, sondern mit Allem, was ihr vorausgeht und auf sie folgt, bekannt machen wollen, auf den trefflichen Aufsatz des Herrn Ducamp: La Prison de la Roquett. Revue des deux mondes, 1870.

2 Ich hörte nicht das Ende der Phrase. Seine Worte waren: »*Dites á M. C***, que je persiste;* d. h. sagen Sie, daß ich dabei bleibe, Mitschuldige gehabt zu haben. Traupmann wollte sich diese letzte Freude, diese letzte Genugthuung nicht versagen, den Stachel des Zweifels und des Vorwurfs in den Häuptern seiner Richter und des Publikums zu lassen.

3 In Wirklichkeit verflossen von dem Augenblick, wo Traupmann seinen Fuß auf die erste Stufe der Guillotine setzte, bis zu dem, wo man seinen Leichnam in den bereit gehaltenen Korb warf, zwanzig Secunden.

Der Faktor.

1885.

Deutsch
von
Adolf Gerstmann

Erzählen Sie uns doch etwas, lieber Oberst,« bat ich, mich an Nikolai Ilitsch wendend.

Der Oberst lächelte vor sich hin, blies eine Rauchwolke aus, strich seinen Schnurrbart, fuhr dann mit der Hand durch sein weißes Haar und begann nachzudenken. Wir alle liebten und Verehrten Nikolai Iljitsch ganz ausnehmend, sowohl wegen seiner steten guten Laune und seiner liebenswürdige Höflichkeit; als auch wegen der Nachsicht, mit der er uns Übrigen behandelte, die wir so viel junger waren, als er. Er war ein hochgewachsener, kräftiger, breitschultriger Mann, er besaß das, was Lermontow von einem »schönen Russen« beansprucht, nämlich ein gebräuntes Gesicht, klugen, freimütigen Blick, wohlwollendes Lächeln, angenehm klingende tiefe Stimme; er war mit einem Worte eine höchst anziehende und fesselnde Persönlichkeit

»Meinetwegen,« begann der Oberst nun, »ich will euch etwas erzählen. Also merket auf!«

Es war im Jahre 1813, als wir vor Danzig lagen. Ich stand damals beim G.schen Kürassierregimente und war, wenn ich mich recht erinnere, damals gerade Fähnrich geworden. Für einen Soldaten giebt es nichts Angenehmeres, als im Felde zu sein und in offener Schlacht zu zeigen, was er leisten kann; eine Belagerung dagegen ist das langweiligste Ding, das man sich auf Erden nur überhaupt denken kann. Wochenlang waren wir dazu Verdammt im Quartier zu bleiben, das heißt im Zelt auf Stroh oder manchmal auch auf etwas Schlimmerem zu liegen, und dabei vom frühen Morgen bis zum späten Abend Karten zu spielen. Um uns zu zerstreuen, gingen wir manchmal ein bißchen aus dem Lager hinaus, um mit anzusehen, wie die Bomben und die Stückkugeln hinüber und herüber flogen. Beim Beginn der Belagerung sorgten die Franzosen noch insofern für unsere Unterhaltung, als sie hin und wieder einen Ausfall unternahmen; das dauerte aber nicht lange und bald mußten wir auch auf diesen Zeitvertreib fast ganz verzichten. In die umliegenden Ortschaften zum Fouragieren zu reiten, machte uns auch keinen Spaß mehr — kurz und gut, wir waren allesamt daran, aus Langeweile zu sterben oder melancholisch zu werden.

Ich stand damals in meinem zwanzigsten Lebensjahr und besaß die ganze Kraft und Lebenslust, die man in diesem Alter zu haben pflegt. Anfänglich glaubte ich, daß die Franzosen auf irgend eine Weise uns zu Hilfe kommen würden, um die Zeit totzuschlagen, aber es passierte absolut nichts. Diese Unthätigkeit machte mich zum Spieler. Einmal hatte ich nun des Nachts beim Spiel eine ziemlich beträchtliche Summe verloren, als plötzlich die Karten zu meinen Gunsten fielen, und als der Morgen graute, hatte ich nicht nur meinen Verlust wieder eingebracht, sondern noch einen sehr bedeutenden Gewinn in der Tasche. Müde und abgespannt ging ich, um ein bißchen frische Luft zu schöpfen, ins Freie und legte mich ins Gras. Der Morgen war ruhig und windstill. Weit hinten verlor sich im Nebel die Reihe unserer Vorposten und Feldwachen. Ich betrachtete das Schauspiel eine Zeit lang und dachte dann daran, hier ein wenig zu schlummern — und ich war auch schon im Einschlafen, als ich plötzlich dicht neben mir ein leises, fast möchte man sagen: vorsichtig ausgestoßenes Husten höre. Ich schlug die Augen auf und erblickte einen etwa vierzigjährigen, in einen langen Überrock gekleideten Mann; an den Füßen trug er niedrige Schuhe und auf dem Kopfe eine schwarze Mütze.

Gott weiß, wie dieser Mann, dessen Name Hirschel war, in unser Lager kam — aber immer wußte er sich einzudrängen; man litt ihn, weil er uns Wein, Lebensmittel und viele andere Kleinigkeiten zutrug. Er war mager, klein, blatternarbig, hatte eine hakenförmig gebogene Nase, blinzelte unaufhörlich mit den Augen und hüstelte unausgesetzt.

Jetzt kam dieser Mensch ganz nahe auf mich zu und verbeugte sich mit größter Unterwürfigkeit.

»Was willst du?« fragte ich ihn.

»Nun — ich bin nur gerade hier. Ich möchte Euer Hochwohlgeboren fragen, ob Sie keine Wünsche, keine Befehle, keine Bestellungen für mich haben?«

»Nein, ich brauche nichts. Lasse mich ungeschoren.«

»Wie Sie wollen! Ganz wie Sie befehlen! Ich dachte nur, vielleicht könnte ich Ihnen —«

»Du langweilst mich. Geh’ deiner Wege!l«

»Gut; ich gehorche schon. Aber Euer Hochwohlgeboren haben heute Nacht im Spiel viel Glück gehabt. Erlauben Sie mir, daß ich

Ihnen dazu gratuliere.«

»Woher weißt du denn, daß ich gewonnen habe?«

»Wie soll ich es nicht wissen? Ich erfahre so etwas immer.« Sie haben sogar sehr viel gewonnen.«

»Es lohnte sich auch,« erwiderte ich mißgestimmt. »Was, zum Teufel, kann ich denn hier mit dem Gelde anfangen?«

»Oh, sagen Euer Hochwohlgeboren das nicht. Sagen Sie das nicht. Das Geld ist doch immer etwas Gutes — wenn man es hat. Man kann es immer und überall gebrauchen. Sagen mir Euer Hochwohlgeboren nur, was Sie für Geld nicht haben können? Alles können Sie dafür haben. Sagen Sie dem Faktor[1] nur, was er Ihnen besorgen soll, und für Geld besorgt er es Ihnen. Ja, Euer Hochwohlgeboren, glauben Sie mir — alles, alles!«

»Sei doch endlich still, du Dummkopf!«

»Ei, ei,« begann Hirschel trotzdem von neuem und schüttelte dabei die langen Locken, die ihm an beiden Seiten der Stirne herabhingen. »Euer Hochwohlgeboren scheinen mir nicht glauben zu wollen.«

Der Faktor schloß die Augen und schüttelte fortwährend den Kopf.

»Ich weiß doch aber, was der Herr Offizier sich wünscht. Oh — ich weiß es, ich weiß es sehr gut!«

Er lächelte dabei auf recht verschmitzte Weise.

»Ah — das solltest du wirklich wissen?« rief ich.

Er blickte sich scheu um, beugte sich dann zu mir und flüsterte:

»Ein hübsches junges Mädchen, Euer Hochwohlgeboren! Ich sage Ihnen: eine Schönheit!«

Wieder schloß Hirschel die Augen und dabei spitzte er die Lippen. »Euer Hochwohlgeboren brauchen nur zu befehlen, und Sie werden sie sehen. Alles, was ich Ihnen davon sagen kann, ist noch nichts im Vergleich zur Wirklichkeit. Sie werden es mir nicht glauben wollen. Befehlen Sie nur, daß ich sie Ihnen zeige. Ja? Wollen Sie?«

Ich blickte ihn an ohne ihm ein Wort zu erwidern.

»Nun ja; ich sehe schon, Sie sind einverstanden. Schon gut, ich werde sie Ihnen zeigen.«

Hirschel lachte laut und gab mir einen leichten Schlag auf die Schulter, aber über seine eigene Kühnheit entsetzt, zog er seine Hand so schnell wieder zurück, als ob er sie verbrannt hätte.

»Aber Euer Hochwohlgeboren werden mir doch eine Kleinigkeit geben — auf Abschlag ——«

»Du wirst mich betrügen, oder du wirst mir irgend eine alte Hexe bringen.«

»Wie können Sie so etwas von mir glauben?« rief der Faktor, mit großer Lebhaftigkeit die Hände vor sich ausstreckend. »Wenn ich Euer Hochwohlgeboren täusche, können mir Euer Hochwohlgeboren fünfthun — sagen wir, vierhundertfünfzig Stockschläge geben lassen,« fuhr er mit äußerster Zungenfertigkeit fort. »Befehlen Sie bloß —«

Einer meiner Kameraden erhob in diesem Moment den Vorhang, der den Eingang in der Zeltwand bedeckte, und rief mich. Ich erhob mich sofort und warf dem Faktor einen Dukaten hin.

»Heute Abend! Heute Abend!« flüsterte er mir noch zu und entfernte sich dann.

Ich muß Ihnen gestehen, meine Herren, daß ich dem Anbruch der Nacht mit ziemlicher Ungeduld entgegen sah.

An diesem Tage machten die Franzosen wieder einmal einen Ausfall und unser Regiment kam dabei in Thätigkeit. Endlich dunkelte es. Wir lagerten uns um die Feuer, die Soldaten kochten ihre Grütze und die Offiziere plauderten miteinander. Ich hatte mir meinen zusammengerollten Mantel unter den Kopf geschoben, trank Thee und lauschte den Erzählungen der andern. Man forderte mich auf, an dem dann beginnenden Spiel teilzunehmen, aber ich lehnte es ab — ich war wirklich in hochgradiger Erregung. Nach und nach begaben sich die Offiziere in die für sie bestimmten Zelte, die Soldaten zerstreuten sich nach allen Richtungen innerhalb des Lagers, einige blieben auch bei den Feuern liegen und schliefen daselbst ein. Allmählich verringerte sich der Lärm und verstummte endlich ganz. Ich lag noch immer an dem Wachtfeuer, bei welchem ich mich zuerst niedergelassen hatte; wenige Schritte von mir entfernt kauerte mein Bursche, dem die Augen vor Müdigkeit zugefallen waren und der den schweren Kopf bald auf die Brust sinken ließ, bald nach hinten zurückwarf. Ich weckte ihn und schickte ihn fort, damit er sich schlafen lege. Alles auf dem weiten Felde war nun still und stumm. Eine Ronde passierte, dann hörte ich, wie draußen bei den Feldwachen die Wachtposten abgelöst wurden. Ich blieb immer noch liegen; irgend etwas Außergewöhnliches erwartend. Die Luft war klar

und der Himmel wundervoll ausgesternt. Allmählich wurde das Feuer kleiner und schwächer; die Flamme drohte jeden Augenblick ganz zu verlöschen; lange blickte ich in die Glut — jetzt züngelte die Flamme noch einmal empor, und nun war sie erstorben.

»Der verdammte Kerl hat mich zum Besten gehabt,« brummte ich ärgerlich und machte Miene mich zu erheben.

»Ah, da sind Euer Hochwohlgeboren,« flüsterte mir jemand mit zitternder Stimme ins Ohr — schnell wandte ich mich um: Hirschel stand vor mir. Er sah sehr bleich aus.

»Wollen Sie sich gefälligst in Ihr Zelt begeben,« fuhr er flüsternd fort.

Ich sprang sofort auf und folgte ihm. Zusammengeduckt und nach allen Seiten umherspähend huschte der Faktor vorsichtig über das niedrige feuchte Gras dahin. In geringer Entfernung von uns bemerkte ich eine in einen Mantel gehüllte Gestalt unbeweglich stehen; mein Begleiter winkte ihr mit der Hand und sie näherte sich ihm. Beide sprachen leise miteinander. Dann wandte sich der Faktor zu mir um, forderte mich mit einer Kopfbewegung auf voranzugehen, und so betraten wir alle drei mein Zelt. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß das Herz mir ganz gewaltig schlug.

»Hier, Euer Hochwohlgeboren, hier!« sagte der Faktor, und ich merkte ihm an, daß er die Worte nur mit Anstrengung über die Lippen brachte. »Sie ist im Augenblick noch ein bißchen eingeschüchtert, aber ich habe ihr gesagt, daß der Herr Offizier ein guter Mann, ein liebenswürdiger Herr ist. Du brauchst keine Furcht zu haben,« fuhr er fort, zu der verhüllten Gestalt sich wendend. »Habe nur keine Furcht!«

Die Unbekannte rührte sich nicht. Ich selbst war ebenfalls in eigentümlicher Stimmung und wußte nicht recht, was ich sagen sollte. Hirschel blieb übrigens wie festgerammelt stehen und schlenkerte mit den Armen hin und her.

»Thu mir den Gefallen und verschwinde,« sagte ich zu ihm.

Hirschel gehorchte, aber, wie ich merkte, sehr widerwillig.

Ich näherte mich der Unbekannten und zog ihr leise den Mantel vom Kopfe, über welchen sie ihn geschlungen hatte. In der Stadt herrschte eine Feuersbrunst, und bei dem schwachen Wiederschein der weit entfernten Flammen konnte ich die bleichen Gesichtszüge

einer jungen Jüdin unterscheiden. Die Schönheit des Mädchens frappierte mich geradezu. Ich stand vor ihr, und kam zu keinem andern Gedanken — ich mußte sie schweigend und unverwandt ansehen und anstaunen. Ein leichtes Geräusch, das hinter meinem Rücken entstand, brachte mich zu mir selbst zurück. Ich wandte mich um und bemerkte Hirschel, der einen Zipfel der Zeltwand emporgehoben und seinen Kopf durch die so entstandene Spalte gesteckt hatte. Ich gab ihm durch ein Zeichen meine Ungeduld über sein Benehmen zu erkennen, und er zog sich zurück.

»Wie heißt du?« fragte ich endlich das junge Mädchen leise.

»Sarah,« antwortete sie, und in demselben Augenblick sah ich auch in dem halbdunkeln Raum das Weiße ihrer großen Augen und ihre herrlichen Zähne aufblitzen. Ich nahm zwei Lederkissen, warf sie auf die Erde und bat sie, auf diesem improvisierten Sofa Platz zu nehmen; sie legte nun ihren Mantel ab und setzte sich. Sehr geschmackvoll war sie mit einer über der Brust offenen, mit silbernen Knöpfen verzierten breitärmeligen Jacke bekleidet; darunter trug sie ein dunkeles Kleid. Ihr dichtes schwarzes Haar war in Zöpfe geflochten und zweimal umgab es wie ein paar Kränze ihren reizend geformten Kopf. Ich setzte mich neben sie und ergriff ihre kleine, von der Sonne gebräunte Hand. Sie zog dieselbe nicht zurück, aber sie scheute sich offenbar mich anzublicken oder meinem Blicke zu begegnen; von Zeit zu Zeit seufzte sie auf. Mit wirklichem Entzücken weidete sich mein Blick an ihrem feinen, echt orientalischen Profil und leise drückte ich ihre kalten, etwas gekrümmt in meiner Hand ruhenden Finger.

»Verstehst du Russisch?« fragte ich.

»Ja, ein wenig.«

»Und du liebst die Russen auch?«

»Ja.«

»Dann wirst du also auch mich lieb haben?«

Ich wollte sie in meine Arme ziehen, sie entwand sich mir aber mit einer schnellen Bewegung.

»Nein — ich bitte Sie, mein Herr — ich bitte Sie —«

»So sieh mich doch zum wenigsten nur an.«

Sie heftete den durchdringenden Blick ihrer schwarzen Augen auf mich, errötete dabei und wandte sich lächelnd ab.

Ich drückte einen feurigen Kuß auf ihre Hand. Sie warf mir einen Blick zu — ganz seltsam sah sie mich dabei von oben herab an, und begann dann zu lachen.

»Weshalb lachst du?«

Sie bedeckte ihr Gesicht mit einem Ärmel der Jacke und lachte nun noch herzlicher.

Hirschel erschien plötzlich am Zelteingang und drohte ihr mit dem Finger; sie sah es und verstummte sofort.

»Willst du gleich machen, daß du fortkommst,« knirschte ich zwischen den Zähnen hindurch. »Du bist unerträglich!«

Hirschel rührte sich nicht.

Ich griff in meinen Mantelsack, holte eine Handvoll Dukaten daraus hervor, warf sie ihm in die ausgestreckte Hand und stieß ihn hinaus.

»Geben Sie mir doch auch etwas, mein Herr,« bat das junge Mädchen.

Ich legte ihr ein paar Dukaten auf den Schoß; sie ergriff sie mit der Behendigkeit einer Katze und steckte sie in die Tasche.

»Jetzt will ich dir aber auch einen Kuß geben!«

»Nein — ich bitte Sie — ich bitte Sie —« stieß sie mit ängstlicher und flehender Geberde hervor.

»Was befürchtest du denn?«

»Ich — ich habe nun einmal Furcht.«

»Aber so sei doch nicht thöricht!«

»Nein — ich bitte Sie —«

Sie blickte mich scheu und furchtsam an, neigte den Kopf ein wenig zur Seite und faltete die Hände. Ich ließ sie also in Frieden.

»Wenn du willst — so —« sagte sie nach kurzem Schweigen, und erhob dabei ihre Hand, daß sie sich meinen Lippen näherte. Ich küßte die Hand ohne irgend welche Begeisterung. Sarah begann abermals zu lachen.

Ich war starr vor Staunen. Ich ärgerte mich über mich selbst, und wußte doch nicht, was ich beginnen, wie ich anders handeln sollte.

»Im Grunde genommen bist du doch ein rechter Dummkopf,« sagte ich zu mir selbst.

Von neuem wandte ich mich zu Sarah.

»Höre,« begann ich, »ich muß dir sagen, daß ich ganz verliebt in dich bin.«

»Das weiß ich.«

»Du weißt es — und das läßt dich so ruhig, das sagst du so gleichgültig? Liebst du mich auch?«

Sarah senkte den Kopf.

»Nun, laß hören! Antworte mir ganz offen!l«

»Lassen Sie mich Ihnen ins Gesicht blicken,« erwiderte sie.

Ich neigte mich zu ihr. Sarah legte mir die Hände auf die Schultern und blickte mir mit prüfendem Auge ins Gesicht; dabei lächelte sie bald und bald runzelte sie die Stirne. Ich konnte nicht länger an mir halten und küßte sie auf die Wange. Sie sprang sofort auf und war mit einem Sprunge an dem Zelteingang.

»Du bist ja wild, wie eine kleine Tigerkatze!«

Sie antwortete nicht und blieb unbeweglich stehen.

»So komm doch wieder näher.«

»Nein, mein Herr! Auf Wiedersehen — ein andermal —«

Hirschel's rothaariger Kopf wurde wieder sichtbar; er flüsterte ihr einige Worte zu und einer Schlange gleich schlüpfte sie aus dem Zelt. Ich wollte ihr nacheilen, aber nirgends konnte ich sie erblicken; auch Hirschel war spurlos verschwunden.

Während der ganzen Nacht konnte ich kein Auge schließen.

Am nächsten Tage befand ich mich im Zelt meines Rittmeisters und beteiligte mich am Spiel, ohne aber dabei auch nur das mindeste Amusement zu spüren, als mein Bursche eintrat.

»Es wünscht jemand Euer Hochwohlgeboren zu sprechen,« meldete er.

»Wer ist es denn?«

»Ein jüdischer Faktor.«

»Sollte es Hirschel sein?« dachte ich sofort. Sobald die Taille beendet war, erhob ich mich vom Spieltisch und ging hinaus. Wirklich war es Hirschel, der mich vor dem Zelte erwartete.

»Nun, Euer Hochwohlgeboren, wie ist es?« fragte er mit vertraulichem Lächeln. »Sind Sie zufrieden?«

»Himmeldonnerwetter!« schrie ich. »Mensch,»du scheinst dich über mich noch lustig machen zu wollen?«

»Wie meinen Sie das?«

»Du fragst noch? Das finde ich doch zu stark.«

»Aber, Herr Offizier, wie aufbrausend und ungeduldig Sie auch sind,« bemerkte Hirschel in vorwurfsvollem Ton, dabei aber immer lächelnd. »Das Mädchen ist eben noch jung und furchtsam; Sie Ihrerseits werden es wohl auch noch erschreckt haben — ja, gewiß, Sie haben das Mädchen erschreckt.«

»Furchtsam? Das nenne ich eine seltsame Furchtsamkeit! Das Geld hat sie ja ruhig angenommen!«

»Nun ja — weshalb sollte sie nicht? Wenn man ihr Geld giebt, so muß sie es doch nehmen.«

»Höre, Hirschel! Sage ihr, daß sie wieder zu mir kommen soll, es wird auch dein Schade nicht sein. Aber sei so gut und lasse dann dein hündisches Gesicht nicht immer in meinem Zelte blicken — das möchte ich mir dringend ausbitten. Hast du mich verstanden?«

Hirschels Augen funkelten.

»Also sie gefällt Ihnen?«

»Ja, wahrhaftig, das thut sie.«

»Es ist eine Schönheit, wie man ihresgleichen nur wenige findet. Und Sie werden mich doch auch sofort bezahlen?«

»Ein gegebenes Wort gilt mehr als Geld und ich habe dir gesagt, daß du bezahlt werden sollst. Bringe sie also zu mir und dann scheere dich zum Teufel. Ich selbst werde sie dann schon nach ihrer Wohnung zurückgeleiten.«

»Unmöglich! Das ist nun wirklich unmöglich!« erwiderte der Faktor mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. »Es ist ganz entschieden unmöglich — aber ich will in der Nähe vom Zelte auf- und abgehen. Ja, Euer Hochwohlgeboren, ich werde draußen bleiben, Ich bin ja immer bereit, Euer Hochwohlgeboren zu dienen. Ich werde draußen stehen bleiben, ganz so, wie es Ihnen gefällig ist. Weshalb nicht? Ich kann mich auch ein bißchen vom Zelte entfernen.«

»Jedenfalls sei vorsichtig, und bringe sie zu mir!l Verstanden?«

»Aber Sie müssen doch zugestehen, daß sie sehr schön ist; nicht wahr, Herr Offizier? He, was sagen Euer Hochwohlgeboren?«

Hirschel stand in etwas gebückter Haltung vor mir und sah mich unverwandten Blickes an.

»Ja, sie ist schön, wie ich schon sagte.«

»Nun ja — dann — dann geben Sie mir doch auch einen Dukaten.«

Ich warf ihm einen Dukaten zu und wir trennten uns.

Der Tag verging, der Abend kam, endlich die Nacht. Lange Zeit blieb ich in meinem Zelte allein; es war draußen unfreundliches Wetter und der Himmel war von Wolken eingehüllt. Jetzt hörte ich die Uhren in der Stadt die zweite Stunde nach Mitternacht verkünden. Ich begann schon auf den Faktor zu wüten und zu räsonnieren — als ganz plötzlich Sarah mit einem schnellen Schritte das Zelt betrat — sie war allein. Ich sprang auf, schloß sie in meine Arme und berührte ihre Wange mit den Lippen — kalt wie Eis war die Wange, war das ganze Gesicht. Bei der herrschenden Dunkelheit konnte ich ihre Gesichtszüge kaum erkennen. Ich bat sie sich zu setzen, ließ mich dann vor ihr aus ein Knie nieder und drückte ihre Hände, umschlang ihre Taille. Sie blieb bei alledem unbeweglich und sprach kein Wort, plötzlich aber brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus. Ich versuchte auf alle mögliche Weise sie zu beruhigen; ich streichelte ihr Gesicht und trocknete ihre Thränen — sie widersetzte sich nicht, wie in der vorigen Nacht, aber sie gab auf keine meiner Fragen Antwort und weinte nur fortwährend. Das Herz schlug mir hörbar. Ich wußte schließlich nicht, was ich davon halten und was ich beginnen sollte — so erhob ich mich denn und trat aus dem Zelte. Hirschel stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, vor mir.

»Hier hast du das Geld, das ich dir versprochen habe, sagte ich zu ihm. »Nimm Sarah wieder mit dir fort.

Der Faktor eilte zu dem jungen Mädchen. Dasselbe hörte sofort auf zu weinen und klammerte sich an ihn.

»Lebewohl, Sarah,« sagte ich zu ihr. Du kannst gehen und Gott geleite dich. Wir werden uns wohl noch eines Tages wiedersehen.«

Hirschel verbeugte sich ohne ein Wort zu sagen. Sarah grüßte mich mit einem Neigen des Kopfes, ergriff dann meine Hand und preßte sie an ihre Lippen; ich wandte mich um —

Fünf Tage vergingen, und unaufhörlich mußte ich an die junge, schöne Jüdin denken. Hirschel kam mir nicht zu Gesicht und auch im ganzen Lager sah ihn niemand. Des Nachts erblickte ich im Schlummer stets die herrlichen schwarzen Augen des Mädchens, ihre

prächtigen Zöpfe und ihre Wangen, diese Wangen, so frisch und weich wie Pfirsiche, und die ich mit meinen Lippen berührt hatte.

Nun wurde ich mit einem Detachement abgesandt, um in einem benachbarten Dörfchen zu fouragieren. Während die Soldaten die Häuser durchsuchten und dabei, wie es nun einmal Brauch ist im Kriege, das Unterste zu oberst kehrten, hielt ich auf der Straße still, ohne vom Pferde zu steigen. Plötzlich eilt eine Person auf mich zu und fällt vor mir auf die Kniee.

»Wie — du bist es, Sarah!«

Sie sah bleich und furchtbar erregt aus.

»Herr Offizier! Helfen Sie uns! Beschützen Sie uns! Die Soldaten mißhandeln uns — Herr Offizier —«

Sie erkannte mich jetzt und errötete tief.

»Du wohnst also hier?«

»Ja.«

»Wo denn?«

Sarah deutete auf ein kleines, recht erbärmlich aussehendes Haus. Ich gab dem Pferde die Sporen und sprengte dorthin. Als ich den Hof betrat, fiel mein erster Blick auf eine alte, unförmige, häßliche Jüdin mit zerzaustem Haar und in zerlumpten Kleidern, welche sich mit meinem Wachtmeister Siliawka herumstritt und ihm ein Ferkel und drei Hühner zu entreißen versuchte. Er hielt seine Beute hoch über sich und wollte sich vor Lachen ausschütten; die Hühner schrieen, das Ferkel quiekte — es war ein Höllenlärm. Andere Kürassiere waren eben dabei, sich mit Heu- und Strohbündeln sowie mit Mehlsäcken zu beladen. Kreischen, Lärmen, Lachen, Flüche in der kleinrussischen Mundart schallten durch das Haus und hallten im Hofe wieder. Ich rief meine Leute herbei und verbot ihnen nachdrücklichst, der jüdischen Familie irgend etwas fortzunehmen. Sie gehorchten, ließen alles stehen und liegen, wo es eben stand und lag, und der Wachtmeister bestieg seine Stute, die »Proserpila« hieß und die er hartnäckig »Projerzila« nannte, und folgte mir auf die Dorfstraße.

»Nun,« fragte ich Sarah. »Bist du heute zufrieden mit mir?«

Sie sah mich lächelnd an.

»Weshalb hast du dich denn so lange nicht sehen lassen?«

Sie senkte die Augen.

»Ich werde morgen kommen.«

»Morgen Abend?«

»Nein, Herr Offizier! Am Vormittag.«

»Nun gut! Aber ich rate dir dein Wort zu halten und mich nicht zu täuschen.«

»Nein, nein — ich täusche Sie gewiß nicht.«

Ich blickte sie mit Interesse und Aufmerksamkeit an. Am hellen lichten Tage erschien sie mir noch weit schöner, als in der Nacht. Am meisten fiel mir, wie ich mich noch heute deutlich erinnere, ihr Teint auf, der die Farbe des Bernsteins hatte, und ihr schwarzes Haar, das in bläulichem Schimmer glänzte. Ich beugte mich vom Pferde hernieder und drückte ihr kräftig die kleine Hand.

»Adieu, Sarah! Vergiß also nicht, morgen zu kommen.«

»Ich werde kommen!«

Sie kehrte in ihr Haus zurück. Ich befahl dem Wachtmeister, mir mit dem Detachement zu folgen und ritt voran, unserm Lager zu.—

Am nächsten Morgen stand ich sehr zeitig auf, Kaum hatte ich meine Uniform angelegt, als ich auch schon das Zelt verließ. Es war ein ganz herrlicher Morgen; die Sonne war eben erst aufgegangen und auf jedem Grashalme glänzte ein Thautropfen, in dem sich das rosige Frühlicht wiederspiegelte. Ich stieg eine der rings um das Lager ausgeworfenen Schanzen hinan und setzte mich auf einer Brustwehr nieder. Die große, endlos scheinende Ebene breitete sich vor meinen Blicken aus; nach allen Seiten ließ ich meine Blicke schweifen — und da schien es mir plötzlich, als bewege sich, kaum hundert Schritte von mir entfernt, eine mit langem grauem Rock bekleidete menschliche Gestalt. Es war Hirschel, wie ich bald entdeckte. Lange stand er unbeweglich auf einem Punkte; dann entfernte er sich mit schnellem Schritte, kam sofort zu der eben verlassenen Stelle zurück und wandte sich, als sei er über irgend etwas im Zweifel, nach allen Seiten um; dann stieß er plötzlich einen halblauten Schrei aus, duckte sich nieder, streckte den Hals vor um zu horchen, und blickte sich dann wieder in der Runde um. Ich konnte alle seine Bewegungen aufs genaueste unterscheiden. Jetzt versenkte er die Hand in den Busen und holte von dort ein Stück Papier vor, auf dem er mit einem Bleistift zu kritzeln begann. Er unterbrach sich in jedem Augenblick, blickte auf und lauschte, wie ein Hase, der auf die Fußtritte des Jägers horcht. Jetzt zerknitterte er sein Papier, hob den Kopf hoch empor,

blinzelte mit den Augen — faltete das Papier dann wieder auseinander, glättete es ein wenig und setzte seine Arbeit fort. Endlich setzte er sich im Gras nieder, zog einen Schuh aus und legte das Papier in denselben. Aber er hatte noch nicht Zeit gehabt, sich wieder emporzurichten, als plötzlich— etwa zehn Schritte von ihm entfernt, der Kopf des Wachtmeisters Siliawka hinter einer kleinen Erhöhung auftauchte; im nächsten Moment wurde der große starke Körper des alten Soldaten sichtbar. Der Faktor wandte ihm den Rücken zu. Mit unglaublicher Schnelligkeit und Behendigkeit näherte sich Siliawka dem Ahnungslosen und legte ihm seine schwere Hand auf die Schulter. Hirschel zuckte bei der Berührung zusammen und sank fast zu Boden, dabei einen Schrei ausstoßend, wie ein junger Hase, der von den Fängen des Adlers ergriffen ist. Siliawka schrie ihm etwas zu und ergriff ihn beim Kragen. Ich konnte die Worte der Unterhaltung nicht verstehen, aber die verzweiflungsvollen Geberden des Faktors und sein flehendes Wimmern und Seufzen ließen mich ahnen, um was es sich hier handelte. Zwei- oder dreimal warf sich der Ergriffene dem Unteroffizier zu Füßen, dann griff er in seine Rocktasche, holte ein altes, buntfarbiges Taschentuch daraus hervor, lockerte den Knoten, in den der eine Zipfel verschlungen war und reichte jenem einen Dukaten, der dort eingebunden gewesen. Siliawka nahm das Goldstück mit vieler Würde entgegen, hielt seinen Gefangenen deshalb aber nicht weniger fest, als zuvor. Plötzlich aber gelang es demselben, sich den Händen seines Feindes zu entwinden; er lief quer über das Feld dahin und Siliawka mußte sich auf die Verfolgung begeben. Der Faktor lief ungemein schnell; seine Füße, an denen er die niedrigen Schuhe und blaue Strümpfe trug, entwickelten eine wirklich erstaunliche Behendigkeit. Siliawka war jedoch ein noch besserer Läufer; nach einigen mächtigen Sätzen hatte er sein Opfer wieder ergriffen. Jetzt ergriff er den Gefangenen beim Arm und ging mit ihm auf das Lager zu. Ich erhob mich von meinem Zuschauerplatz und schlug eine Richtung ein, auf dem ich den Beiden bald auf ihrem Wege begegnen mußte.

»Ah, Herr Fähnrich!« schrie mir der Wachtmeister schon von weitem zu. »Hier bringe ich einen Spion — ja, Euer Hochwohlgeboren, einen Spion!« dabei wischte er sich den Schweiß von der Stirne, denn die Verfolgung des Faktors hatte ihn doch warm gemacht. »Willst du jetzt wohl aufhören zu stoßen und zu zerren?« fuhr er fort. »Ich sage

dir, verdammter Kerl, nimm dich in Acht, daß ich dich nicht einfach niederschlage.«

Der unglückliche Hirschel strengte sich unsäglich an, um sich aus den Händen seines Henkers zu befreien; er stieß ihn mit den Ellenbogen vor die Brust, stieß mit den Füßen um sich — und dabei leuchtete das Weiße seiner Augen unheimlich aus dem krampfhaft verzerrten Gesichte.

»Was giebt's denn?« fragte ich den Wachtmeister.

»Wollen Euer Hochwohlgeboren die Gnade haben und dem Schurken den rechten Schuh abziehen? Ich selbst kann es nicht, denn ich muß ihn ja festhalten.«

Ich zog den Schuh ab und es fiel ein sorgfältig zusammengefaltetes Papier aus demselben. Es war ein Plan unseres Lagers mit besonderer Hervorhebung der neuen Erdarbeiten, Schanzen und Gräben, die in den letzten Tagen ausgeführt worden waren. Unterhalb der Bleistiftskizze befanden sich zahlreiche, offenbar erklärende Anmerkungen in hebräischer Schrift.

Sobald ich das Papier an mich genommen hatte, stellte Siliawka seinen Gefangenen wieder auf die Füße. Derselbe schlug nun die Augen auf, blickte wild um sich und als er mich bemerkt hatte, fiel er mir zu Füßen.

Ich zeigte ihm das Papier.

»Was hat das zu bedeuten?«

»Das ist — das ist — oh, Herr Offizier — nichts — nichts — es ist —«

Die Stimme versagte ihm aus Angst und Schrecken.

»Du hast hier spioniert und wolltest uns verraten.«

Er verstand gar nicht, was man zu ihm sagte, sondern fuhr fort, unverständliches Zeug vor sich hin zu murmeln, dabei meine Kniee umschlingend.

»Du bist ein Spion!«

»Weh' mir!« schrie er mit schwacher Stimme auf und warf den Kopf nach hinten

über. »Ein Spion? Wie können Sie glauben, daß ich das bin? Ich — niemals! Nein, nein — es ist ja nicht möglich. Ich bin zu allem bereit — sogleich — sofort — ich will Geld geben — ich will zahlen —«

Er war einer Ohnmacht nahe und schloß unwillkürlich die Augen. Seine Mütze war ihm in den Nacken geglitten. Seine Haare, von

Schweiß getränkt, hingen ihm in langen Strähnen über die Stirne herab.

Bald waren wir von Soldaten umringt, die sich uns genähert hatten, um Näheres über den sonderbaren Vorfall, der das eintönige Lagerleben unterbrechen sollte, zu vernehmen. Anfänglich wollte ich Hirschel nur Angst einjagen und Siliawka dann befehlen, über das Vorkommnis nichts verlauten zu lassen. Aber nun waren wir nicht mehr allein; ich konnte also nicht umhin, den höheren Offizieren von dem Vorfall Mitteilung zu machen.

»Führen Sie ihn zum General,« sagte ich zu dem Wachtmeister.

»Herr Offizier! Um Gottes willen — erbarmen sich Euer Hochwohlgeboren,« schrie der Gefangene, und die helle Verzweiflung malte sich in seinem Gesicht; »ich bin unschuldig! Lassen Sie mich frei! Lassen Sie mich —«

»Seine Excellenz wird die Sache schon untersuchen,« bemerkte Siliawka. »Vorwärts marsch!«

»Gnädigster Herr!« schrie mir der Faktor nach, als ich mich entfernte. »Haben Sie Erbarmen! Lassen Sie mich frei!«

Ich verdoppelte meine Schritte, um das Jammergeschrei nicht mehr hören zu müssen.

Unser General, der von deutschen Eltern stammte, war ein ebenso tapferer, als ehrenwerter und wohlwollender Mann, aber mit unnachsichtlicher Strenge hielt er darauf, daß die militärische Disziplin aufrecht erhalten wurde. Ich betrat die niedrige Holzhütte, die er bewohnte, und setzte ihm mit wenigen Worten die Ursache meines Kommens auseinander. Da ich die Strenge der Kriegsgesetze kannte, gebrauchte ich das Wort »Spion« nicht und bemühte mich überhaupt, die ganze Affaire als eine Bagatelle und recht harmlos zu schildern. Zum Unglück für Hirschel gebot aber der General jedem Mitleid Schweigen, sobald das Dienstreglement und das Gesetz in Frage kam.

»Junger Mann,« erwiderte er mir, »ich sehe, daß Ihnen noch die Erfahrung mangelt. Ja, Sie haben offenbar noch recht wenig Erfahrung in militärischen Dingen. Der Fall ist ein schwerer — ein sehr schwerer. Aber wo ist der Mann, den man gefangen nahm? Wo ist er?«

Ich verließ das Zimmer und befahl, den Faktor hereinzuführen. Man brachte ihn herbei.

»Wo ist der Plan, den man bei diesem Subjekt gefunden hat?« fragte mich der General.

Ich reichte ihm das Papier. Der General entfaltete es, trat damit ein wenig auf die Seite und runzelte die Stirne.

»Das ist ja aber niederträchtig! das ist zu toll!« murmelte er, und fügte dann laut hinzu: »Wer hat den Mann ergriffen?«

»Ich war es, Euer Excellenz ich war es!« beeilte sich Siliawka zu erwidern.

»Ah — gut! Sehr gut! Nun, mein Lieber,« wandte er sich dann an den Gefangenen, »wissen Sie auch, was Sie jetzt zu gewärtigen haben?«

»Eu — Eu — Euer Excellenz,« stammelte Hirschel, »ich — Erbarmen — Gnade — ich bin unschuldig! Excellenz — fragen Sie — fragen Sie nur den Herrn Offizier dort. Ich bin ein Faktor, Excellenz, ein ehrlicher Faktor!«

»Wir müssen zum Verhör schreiten,« sagte der General mit leiserer Stimme und den Kopf, wie in Nachdenken versunken, hin und her wiegend. »Nun sage also, mein Lieber, wie du dazu gekommen bist, so etwas zu thun?«

»Ich bin einer solchen That nicht fähig, Euer Excellenz!«

»Das wird mir denn doch sehr schwer zu glauben. Man hat dich auf frischer That ertappt, wie man bei uns zu sagen pflegt.«

»Erlauben Sie, Excellenz! Erlauben Sie — ich bin unschuldig!«

»Du zeichnetest den Plan von unserm Lager, du bist ein im Solde unseres Feindes stehender Spion.

« »Das bin ich nicht!« schrie Hirschel mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft. »Das bin ich nicht!«

Der General gab Siliawka einen Wink.

»Er lügt, Excellenz,« bemerkte dieser. »Der Herr Fähnrich selbst hat das Papier aus seinem Schuh hervorgeholt.«

Der General blickte mich an. Ich konnte nicht anders, als mit dem Kopfe eine bejahende Bewegung zu machen.

»Du bist also ein vom Feinde bezahlter Spion, mein Freund; daran ist nicht länger zu zweifeln.«

»Ich bin es nicht — ich bin es nicht,« rief der Faktor wieder, diesmal aber mit schwachen fast ersterbender Stimme.

»Hast du dem Feinde schon mehrere gleiche oder ähnliche Mitteilungen zugehen lassen?«

»O nein — nein!«

»Du wirst mich nicht hinters Licht führen, Freundchen! Du bist nun doch einmal als Spion entlarvt.«

Der Gefangene ließ den Kopf sinken, schloß die Augen und zupfte mechanisch an seinem Rock.

»Man soll ihn aufknüpfen!« sagte der General nach kurzem Schweigen in sehr entschiedenem Ton. »Aufhängen — wie das Gesetz es vorschreibt. Wo ist Herr Schlikelmann?«

Sofort eilte jemand hinaus, um Herrn Schlikelmann, den Adjutanten des Generals, herbeizuholen. Hirschels Gesicht war in diesem Augenblick wie von einer grünlichen Farbe übergossen — er hielt den Mund starr geöffnet und verdrehte die Augen. Jetzt erschien der Adjutant und der General erteilte ihm den bezüglichen Befehl. Zugleich trat der Regimentsschreiber, ein kleines, mageres Männchen mit pockennarbigem Gesicht ins Zimmer und an der Thüre wurden einige Offiziere sichtbar, die neugierig einen Blick auf den Verurteilten warfen.

»Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, Excellenz,« sagte ich in ziemlich schlechtem Deutsch, mich an den General wendend. »Geben Sie dem Mann die Freiheit.«

»Junger Mann,« erwiderte er mir auf Russisch — er wiederum drückte sich in dieser Sprache sehr schlecht aus — »junger Mann, ich muß Ihnen wiederholen, daß Ihnen noch die militärische Erfahrung fehlt. Deshalb muß ich Sie auch ersuchen zu schweigen und mich nicht weiter zu belästigen.«

Hirschel stieß einen Schrei aus und warf sich dem General zu Füßen.

»Erbarmen, Excellenz! Haben Sie Erbarmen mit mir! Es soll ja auch niemals wieder vorkommen! Ich habe ein Weib, Excellenz! Ein Weib und eine Tochter! Haben Sie Erbarmen!«

»Was kann ich noch für dich thun?«

»Ich gestehe mein Vergehen ein, Excellenz! Ja, ich bin schuldig. Aber es ist zum erstenmale, daß ich es gethan habe. Ich schwöre es

Ihnen, Excellenz!«

»Du hast dem Feinde noch niemals zuvor Nachrichten gegeben?«

»Es ist zum erstenmale, Excellenz! Eine Frau — Kinder —«

»Aber du bist ein Spion!«

»Eine Frau, Excellenz — Kinder —«

Der General schien unschlüssig zu sein, aber diese Regung dauerte nur einen Moment.

»Man soll ihn den Gesetzen gemäß hängen,« sagte er langsam und entschieden. »Er muß hängen; Fedor Karlitsch, wollen Sie gefälligst das Protokoll darüber abfassen —«

Eine ganz eigentümliche Veränderung ging plötzlich mit Hirschel vor, der Ausdruck scheuer Furchtsamkeit, den man, wie bei so vielen seiner Glaubensgenossen, für gewöhnlich in seinen Zügen lesen konnte, war vollständig gewichen und hatte dem der entsetzlichsten Todesangst Platz gemacht. Er geberdete sich wie ein eben eingefangenes wildes Tier; er stöhnte und heulte, lief im Zimmer hin und her, raufte sich das Haar und stieß mit geballten Fäusten um sich — sein Rock war aufgerissen, die Mütze hatte er verloren und da man vergessen hatte, ihm seinen Schuh zurückzugeben, so war der rechte Fuß unbekleidet —

Das Schauspiel war ein erschütterndes und auch der General konnte sich diesem Eindruck sichtlich nicht entziehen.

»Excellenz,« Begann ich von neuem, als ich dies wahrnahm. »Begnadigen Sie den Unglücklichen!«

»Unmöglich — es geht entschieden nicht! Das Gesetz kennt keine Gnade,« erwiderte der General leise und offenbar bewegt. »Er muß den andern als abschreckendes Beispiel dienen.«

»Dennoch bitte ich Sie —«

»Fähnrich, begeben Sie sich sofort auf Ihren Posten!«

Damit schnitt mir der General jede weitere Rede ab und wies mit gebieterischer Geste nach der Thür.

Ich salutierte machte Kehrt und ging hinaus. Aber als hätte ich sonst nichts zu thun, ja als wäre ich an diesen Ort gebannt, blieb ich in geringer Entfernung von der Hütte wieder stehen.

Nach Verlauf von wenigen Minuten sah ich Hirschel kommen; er wurde von Siliawka und drei Soldaten eskortiert. Der arme Faktor konnte kaum einen Fuß vor den andern setzen; Siliawka trennte sich

bald von den andern, ging voraus und begab sich auf das Feld, um bald darauf mit einem Strick in der Hand zurückzukommen. In seinen harten aber durchaus nicht grausamen Zügen spiegelte sich etwas, wie ein gewisses rauhes Mitgefühl. Als Hirschel den Strick erblickte, brach er in die Kniee und mußte auf den Boden niedergelassen werden, da er nicht mehr imstande war, sich aufrecht zu erhalten. Dabei schluchzte er heftig; die Soldaten umstanden ihn schweigend, und blickten mit gesenkten Augen finster vor sich hin. Ich näherte mich Hirschel und redete ihn an, aber er jammerte und schluchzte wie ein Kind, und sah mich nicht einmal. Ich konnte den Anblick nicht länger ertragen, eilte in mein Zelt, warf mich auf mein Feldbett und verbarg den Kopf in den Kissen.

Im nächsten Augenblick hörte ich, daß jemand eilig in mein Zelt trat. Ich erhob den Kopf und erblickte Sarah vor mir. Ihre Züge waren verstört; sie stürzte auf mich zu und ergriff meine Hand.

»Schnell! Schnell!« rief sie mit fliegendem Atem.

»Was denn? Was giebt's denn? So bleibe doch!«

»Schnell zu meinem Vater — zu meinem Vater! Rette ihn, rette ihn!«

»Deinen Vater?«

»Ja, man will ihn aufhängen!«

»Wie? Hirschel — Hirschel ist dein —«

»Mein Vater! Ich erzähle es dir nachher,« fuhr sie fort, die Hände verzweiflungsvoll ringend. »Aber so eile doch — schnell!«

So rasch wir konnten verließen wir das Zelt. Quer über die Ebene sahen wir einen Haufen Soldaten auf eine einsam stehende Birke zuschreiten. Sarah wies mit der Hand dorthin.

»Bleibe hier,« sagte ich zu dem neben mir dahin keuchenden Mädchen. »Wohin willst du? Was kann ich thun? Mir werden die Soldaten nicht gehorchen.«

Sarah hörte nicht auf mich; sie zog mich immer weiter mit sich fort. Ich gestehe, daß ich nicht mehr wußte, was ich beginnen sollte, und daß ich vollständig den Kopf verloren hatte.

»Höre mich, Sarah!« begann ich von neuem. »Was sollen wir dort? Dort können wir nicht helfen. Ich werde noch einmal zum General gehen — oder besser noch, — wir gehen zusammen zu ihm. Vielleicht läßt er sich noch erweichen!«

Sarah blieb sofort stehen; sie blickte mich so starr an, daß die Befürchtung in mir aufstieg, sie habe vor Angst und Schreck den Verstand verloren.

»So verstehe mich doch nur, Sarah! Um Gottes willen — du mußt mir folgen — ich kann deinen Vater ja nicht begnadigen — dazu ist allein der General imstande. Komm zu ihm!«

»Aber bevor wir zurückkommen hat man ihn gehängt,« erwiderte sie bebend und mit den Zähnen klappernd.

Ich blickte um mich und gewahrte den in der Nähe befindlichen Regimentsschreiber.

»Iwanow,« rief ich ihm zu; »sei um Himmels willen so gut, die Leute dort aufzuhalten. Sie sollen warten bis ich zurückkomme; ich will den General noch einmal um Begnadigung bitten!«

Der Regimentsschreiber lief sofort den Soldaten nach, die sich schon in der Nähe des Baumes befanden.

Beim General wurde mir kein Eintritt gewährt. Mein Bitten, mein Flehen und Beschwören, selbst meine Drohungen fruchteten nicht. Vergebens weinte die arme Sarah, vergeblich raufte sie sich die Haare aus und stürzte sie sich auf die Wachtposten, um den Einlaß zu erzwingen. Man wies sie ganz entschieden zurück.

Das Mädchen warf einen wilden Blick um sich, faßte ihren Kopf mit beiden Händen, stand einen Moment stumm und starr und lief dann, wie von Furien gepeitscht, hinaus und jener Birke zu. Ich folgte ihr auf dem Fuße.

Bald waren wir bei den Soldaten angelangt, die einen Kreis um den Verurteilten gebildet hatten und sich, man sollte es nicht für möglich halten, über denselben lustig machten. Das versetzte mich in Zorn und ich schalt sie tüchtig aus. Sobald Hirschel uns gesehen und erkannt hatte, fiel er seiner Tochter um den Hals. Sie umarmte und küßte ihn — der arme Teufel glaubte ganz sicher, daß sie ihm die Nachricht von seiner Begnadigung bringe — er dankte ihr in innigsten Worten dafür — ich mußte mich abwenden —

»Wie, Euer Hochwohlgeboren!« schrie Hirschel entsetzt, als er das bemerkte — »Wie? Ich bin nicht begnadigt?«

Ich schwieg.

»Nein?«

»Nein!« erwiderte ich leise.

»Herr Offizier — Euer Hochwohlgeboren —« stammelte jener, sehen Sie, die dort — das Mädchen — das schöne junge Mädchen ist meine Tochter. Haben Sie gewußt, daß es meine Tochter ist?«

»Ich weiß es,« erwiderte ich und wandte mich abermals ab.

»Herr Offizier — ich wäre nicht aus Ihrem Zelt gegangen — ich hätte das Mädchen nicht allein gelassen — um nichts auf der Welt —«

Er unterbrach sich für einen Augenblick und schloß, wie in innerem Kampfe mit sich, die Augen. »Ich wollte Ihr Geld haben,« fuhr er fort, »das ist wahr — aber für nichts auf der Welt —«

Ich schwieg. Hirschel und auch Sarah, seine Genossin, flößten mir in diesem Moment das Gefühl des tiefsten Abscheus ein.

»Aber nun — jetzt — wenn Sie mich jetzt erretten,« fuhr er mit leiser Stimme fort, »dann — dann werde ich Ihr befehlen — Sie verstehen mich — ich befehle es — ich bin einverstanden —«

Er zitterte, wie ein vom Winde bewegtes Blatt und sah die Soldaten mit einem Blicke an, in dem sich die grauenvollste Angst malte. Sarah hielt ihn noch immer krampfhaft umschlungen.

Der Adjutant des Generals kam jetzt herbei.

»Herr Fähnrich,« sagte er, sich zu mir wendend, »Seine Excellenz haben mich beauftragt, Sie in Arrest zu führen. Und ihr,« fuhr er fort, den Soldaten einen Wink gebend, »gehorcht dem Befehl!«

Siliawka näherte sich dem Faktor.

»Fedor Karlitsch,« sagte ich zu dem Adjutanten, der, wie ich jetzt erst bemerkte, mit einem Gefolge von einigen Soldaten gekommen war. »Lassen Sie doch wenigstens erst dieses arme Mädchen fortführen.«

»Selbstverständlich,« erwiderte er.

Die Bedauernswerte atmete kaum noch. Hirschel hielt ihren Kopf umschlungen und flüsterte ihr einige hebräische Worte ins Ohr, die ich nicht verstand. Die Soldaten konnten nur mit vieler Mühe ihre Arme von dem Vater trennen und sie langsam und schonungsvoll etwa zwanzig Schritte zur Seite führen. Plötzlich aber entwand sie sich ihren Händen und lief wieder auf ihren Vater zu. Siliawka hielt sie auf. Sarah schlug ihn ins Gesicht, ihre Augen funkelten. Als sie sich festgehalten sah, erhob sie plötzlich drohend die Arme zu uns auf:

»Seid alle verflucht!« schrie sie auf deutsch.

»Verflucht, dreimal verflucht — ihr und euer verhaßtes Geschlecht! Armut, Schimpf und Schande und qualvoller Tod sollen euer Los sein! Die Erde soll sich unter eueren Füßen aufthun und euch verschlingen, ihr erbarmungslosen Menschen, ihr blutgierigen Hunde!«

Mit einem lauten Schrei brach sie zusammen und sank ohnmächtig nieder. Man trug sie fort.

Die Soldaten faßten nun Hirschel bei den Armen und stützten ihn. Jetzt konnte ich auch erkennen, was die Leute so heiter gestimmt hatte, als ich mit Sarah quer über das Feld mich ihnen genähert hatte. Bei allem Ernst der Situation bot der unglückliche Faktor doch ein komisches Bild. Die entsetzliche Gewißheit, nunmehr vom Leben, von seiner Tochter, seiner Familie scheiden zu müssen, kam bei ihn in so absonderlichen Gesten, Rufen und Bemerkungen zum Ausdruck, daß man sich, so traurig an sich auch die Veranlassung war, eines Lächeln nicht erwehren konnte. Der arme Teufel starb nicht durch den Strick, er starb thatsächlich aus Angst.

»O weht« schrie er. »Weh mir! Haltet ein —ich habe euch etwas zu sagen, etwas Wichtiges kann ich noch mitteilen! Herr Offizier, Sie kennen mich — bin ich nicht ein Faktor, ein ehrlicher Faktor? Rührt mich nicht an! Wartet noch eine Minute, eine kleine Minute, eine ganz kleine Minute! Lassen Sie mich gehen — ich bin ein armer, geschlagener Mensch! Sarah — wo ist Sarah? O, ich weiß es, sie ist bei dem Offizier! Ich habe mich nicht von seinem Zelte entfernt!«

Die Soldaten hoben ihn ein wenig empor, er leistete ihnen aber verzweifelten Widerstand und stieß dabei ein durchdringendes Geschrei aus.

»Euer Hochwohlgeboren — haben Sie doch nur Mitleid mit einem armen Familienvater! Ich gebe Ihnen zehn Dukaten — fünfzehn Dukaten!« Jetzt zog man ihn zu der Birke hin. »Euer Hochwohlgeboren — Euer Hoheit — Erbarmen, Herr Wachtmeister— Erbarmen, Herr General —«

Nun legte man ihm den Strick um den Hals — ich lief davon, so schnell ich konnte.—

Vierzehn Tage mußte ich in strengem Arrest zubringen. Ich erfuhr, daß Hirschels Witwe ins Lager gekommen war und die Kleidungsstücke des Verstorbenen verlangt hatte. Der General ließ ihr hundert Rubel geben. Sarah habe ich nicht wiedergesehen, auch

niemals wieder etwas von ihr gehört. Kurze Zeit darauf erhielt ich bei einem Ausfall der Franzosen eine Verwundung; ich kam ins Lazarett, und als ich als geheilt entlassen wurde, hatte Danzig bereits kapituliert. Ich traf mein Regiment am Ufer des Rheines wieder.

- E n d e -

Im Weltkrieg auf Kriegspapier gedruckt.

Anmerkungen

1 Bezeichnung der (meistenteils jüdischen) Geschäftsvermittler und Kommissionäre.

Die Geschichte des Vaters Alexéi

1878.

Deutsch
von
Meyer von Waldeck.

Vor zwanzig Jahren mußte ich als Privatrevident die recht zahlreichen Besitzungen meiner Tante bereisen. Die Geistlichen, deren Bekanntschaft zu machen ich für meine Pflicht hielt, erwiesen sich als ziemlich gleichförmige Persönlichkeiten, als wären sie nach demselben Maße angefertigt. Endlich, beinahe auf der letzten von mir besichtigten Besitzung, stieß ich auf einen Geistlichen, der seinen Amtsbrüdern nicht glich. Es war ein sehr alter Mann, beinahe hinfällig, und wären die inständigen Bitten seiner Pfarrkinder, die ihn liebten und verehrten, nicht gewesen, er hätte schon längst darum nachgesucht, sich zur Ruhe setzen zu dürfen. An dem Vater Alexéi (so nannte man den Geistlichen) setzten mich zwei Eigenheiten in Erstaunen. Erstens erbat er nicht allein nichts für sich selbst, sondern erklärte sogleich, daß er nichts bedürfe, und zweitens sah ich noch auf keinem menschlichen Antlitz einen so schmerzlichen Ausdruck der Teilnahmslosigkeit und Niedergeschlagenheit. Dies Gesicht hatte die gewöhnlichen Kennzeichen des bäuerischen Typus: eine gefurchte Stirn, kleine graue Augen, eine große Nase, einen keilförmigen Bart und eine dunkle sonnenverbrannte Haut . . . Aber der Ausdruck, . . der Ausdruck! . . . In den trüben Blicken glimmte kaum eine Spur von Leben, und auch die war traurig. Die Stimme war auch nicht recht lebendig, auch trübe. Ich erkrankte und mußte einige Tage zu Bette liegen. Vater Alexéi kam des Abends zu mir, nicht um sich mit mir zu unterhalten, sondern um Duratschki [1]zu spielen. Das Kartenspiel schien ihn noch mehr zu zerstreuen, wie mich. Einst, als ich mehrere Male hintereinander »Durák« geblieben war, worüber Vater Alexéi sich nichts wenig freute, brachte ich das Gespräch auf sein vergangenes Leben, auf die Leiden, die so deutliche Spuren bei ihm zurückgelassen hatten. Vater Alexéi sträubte sich erst lange, erzählte mir aber doch zuletzt seine Geschichte. Jedenfalls erregte ich in irgend einer Weise sein Wohlgefallen, sonst wäre er wohl nicht so mittheilsam gewesen.

Ich will versuchen, seine Erzählung mit seinen eigenen Worten wiederzugeben.

Vater Alexéi sprach sehr einfach und klar, ohne provinzielle oder seminaristische Künsteleien und Redewendungen. Ich bemerkte nicht zum ersten Male, daß hart mitgenommene und gebeugte russische Leute aller Stände und Berufskreise sich gerade in dieser Art Sprache ausdrücken.

»Ich hatte eine gute, ehrbare Frau, — so begann er — und erzeugte mit ihr acht Kinder, aber fast alle starben noch in zartem Alter. Einer meiner Söhne wurde Archieréi[2] und starb vor nicht allzu langer Zeit in seinem Sprengel. Von meinem anderen Sohne, Jakob hieß er, will ich Ihnen jetzt erzählen. Ich schickte ihn in das Seminar der Stadt T. und erhielt bald sehr befriedigende Nachrichten von ihm. Er war der beste Schüler in allen Fächern. Auch zu Hause als Knabe hatte er sich durch Fleiß und Bescheidenheit ausgezeichnet; es vergingen oft Tage, wo man ihn kaum hörte, immer saß er vor seinem Buche und las. Niemals hat er mir und der Popadjá[3] die geringste Unannehmlichkeit bereitet, er war ein frommer Knabe. Nur zuweilen hatte er Gedanken, die nicht für sein Alter paßten und seine Gesundheit war recht schwach. Einst geschah mit ihm etwas Wunderbares; er war damals zehn Jahre alt. Er hatte sich, gerade am Tage des heiligen Petrus, schon beim Frühroth vom Hause entfernt und war den ganzen Morgen verschwunden. Endlich kehrte er zurück, meine Frau und ich fragten ihn: Wo warst du? Im Walde, antwortete er, ich bin spazieren gegangen und mir ist dort ein grüner Greis begegnet, welcher mit mir gesprochen und mir sehr wohlschmeckende Nüsse gegeben hat!« — »Was für ein grüner Greis«, fragten wir. — »Ich weiß es nicht«, antwortete er, »ich habe ihn bisher noch nie gesehen, ein kleiner Greis mit einem Höcker, mit den Füßen schlenkerte er beständig und lachte dabei, und so grün war er wie ein Blatt.« — »Wie«, sagten wir, »auch das Gesicht war grün?« — »Ja, das Gesicht, die Haare und sogar die Augen.« Unserer Sohn log nie, aber hier mußten meine Frau und ich doch zweifeln. »Du bist wohl bei der Sonnenhitze im Walde eingeschlafen und hast den Greis im Traume gesehen.« — »Ich habe nicht geschlafen«, sagte er, »durchaus nicht, aber wie«, fuhr er fort, »Ihr glaubt mir nicht! Hier in meiner Tasche ist noch eine Nuß übrig geblieben.« Jakob nahm aus seiner Tasche die Nuß und zeigte sie uns. Es war ein kleiner Kern in der Art der Kastanie, ganz rauh; er glich nicht unseren gewöhnlichen Nüssen. Ich verwahrte ihn und wollte

ihn dann dem Doktor zeigen, aber er ging verloren, ich habe ihn später nicht finden können.

Nun, wir schickten Jakob in das Seminar, und wie ich Ihnen schon mitgetheilt, erfreute er uns durch seine Fortschritte, so daß meine Frau und ich glaubten, es würde ein tüchtiger Mann aus ihm werden. Wenn er zum Besuche nach Hause kam, so war es eine Freude, ihn anzusehen, so anständig war er, jede Unart blieb ihm fremd. Allen gefiel er, alle wünschten uns Glück. Nur sein Körper war immer noch schwächlich und im Gesicht hatte er keine rechte Farbe. Er war neunzehn Jahre alt geworden, bald sollten seine Studien beendet sein, da erhielten wir plötzlich einen Brief von ihm. Er schrieb: »Väterchen und Mütterchen zürnt mir nicht. Gestattet mir, eine weltliche Laufbahn einzuschlagen, mein Sinn steht nicht nach dem geistlichen Stande, ich schrecke vor der Verantwortung zurück, ich fürchte mich vor der Sünde; Zweifel sind in mir rege geworden. Ohne Eure elterliche Einwilligung und Euren Segen werde ich nichts wagen, aber eins will ich Euch sagen, ich fürchte mich vor mir selbst; ich habe angefangen, viel zu grübeln.« Ich will Ihnen gestehen, gnädigster Herr, daß dieser Brief mich sehr betrübte; es war, als ob man mir das Herz mit einem Spieß durchbohrt hätte, denn ich sah, daß ich keinen Nachfolger in meinem Amte haben würde.

Der älteste Sohn war Mönch, und dieser wollte nun ganz aus seinem Stande heraustreten. Es war mir auch deshalb schmerzlich, weil beinahe seit zwei Jahrhunderten in unserem Kirchspiel Geistliche aus unserer Familie gelebt hatten. Doch ich dachte, es nützt nichts, gegen den Stachel zu löcken, es ist wohl so seine Bestimmung. Was ist das auch für ein Hirt, der Zweifel an sich herankommen läßt. Ich berieth mich mit meiner Frau und schrieb ihm folgendermaßen: »Mein Sohn Jakob, überlege ordentlich; erst gut bedacht und dann gethan, in der weltlichen Laufbahn trifft man große Schwierigkeiten, Hunger und Kälte und die Verachtung unseres Standes. Auch wisse im Voraus, daß niemand Dir eine hilfreiche Hand bieten wird; beklage Dich später nicht darüber. Meinen Wunsch kennst Du selbst, er war stets, daß Du mich einmal ersetzen solltest. Aber wenn Du wirklich an Deinem Beruf zweifelst und in Deinem Glauben schwankend geworden bist, so kommt es mir nicht zu, Dich zurückzuhalten. Des Herrn Wille geschehe! Deine Mutter und ich werden Dir unsern Segen nicht versagen.« — Jakob schrieb mir darauf einen Brief voll Dankes:

»Väterchen, Du hast mich sehr erfreut, meine Absicht ist, mich dem Gelehrtenstande zu widmen, ich habe Protektion ich will zur Universität gehen und Arzt werden; denn ich fühle eine große Neigung für die Wissenschaft.« Ich las Jakobs Brief und wurde noch trauriger; aber bald theilte Niemand mehr meinen Kummer, meine Alte erkältete sich in jener Zeit sehr heftig und starb, ob in Folge dieser Erkältung; oder ob der Herr sie zu sich nahm, weil er sie liebte, ich weiß es nicht. Ich weinte und weinte; was sollte ich als einsamer Wittwer auch anders thun; so mußte es schon sein. Ich wäre froh gewesen, mich unter die Erde legen zu können, aber sie war hart, sie öffnete sich nicht. Ich wartete auf meinen Sohn, denn er hatte geschrieben: Ehe ich nach Moskau reise, will ich sehen, wie es zu Hause geht. Und er kam wirklich in's elterliche Haus, blieb aber nicht lange. Es schien ihn etwas zu treiben am liebsten auf Flügeln nach Moskau in seine geliebte Universität zu fliegen. Ich begann, ihn über seine Zweifel auszufragen, was sie für einen Grund hätten, aber lange Reden bekam ich von ihm nicht zu hören, nur ein Gedanke fand Raum in seinem Kopfe und dabei blieb es. Ich will meinem Nächsten helfen, sagte er. Er reiste also fort und setzte etwas darein, keinen Groschen Geld und nur weniges an Kleidern mitzunehmen. Er verließ sich vollständig auf sich selbst, und nicht vergebens. Er bestand das Examen wurde Student und erhielt Stunden in Privathäusern. Er war sehr fest in den alten Sprachen, und was glauben Sie, es kam ihm sogar in den Sinn, mir Geld zu schicken. Ich wurde wieder etwas heiter, natürlich nicht des Geldes wegen. Das schickte ich ihm zurück und schalt ihn. Aber ich freute mich, weil ich sah, daß aus dem Burschen etwas werden würde. Meine Freude währte nicht lange.

In den ersten Ferien kam er nach Hause, und welch ein Wunder! ich erkannte meinen Jakob nicht! Er war mürrisch und verdrießlich geworden kein Wort ließ sich aus ihm herausbringen. Auch im Gesicht hatte er sich verändert, er war wohl um zehn Jahre gealtert. Auch früher schon war er blöde gewesen, das unterlag keinem Zweifel, bei der geringsten Gelegenheit war er eingeschüchtert und erröthete wie ein Mädchen aber wenn er die Augen aufschlug, so sah man, daß es in seiner Seele hell war. Jetzt war es anders. Er war nicht schüchtern sondern verwildert wie ein Wolf, er sah kaum unter den gesenkten Brauen hervor. Kein Lächeln, keinen Gruß hatte er für mich; er war wie ein Stein. Wenn ich ihn auszufragen begann, so

schwieg er oder antwortete grob. Ich dachte: hat er angefangen zu trinken, Gott möge ihn davor bewahren oder hat er Leidenschaft für die Karten, oder ist am Ende etwas auf Rechnung der weiblichen Schwäche geschehen? In jungen Jahren wirkt die Versuchung heftig und in einer so großen Stadt wie Moskau fehlt es nicht an schlechtem Beispiel und an Gelegenheit. Indessen nein, nichts derartiges war zu bemerken. Sein Getränk war Kwaß und Wasser, das weibliche Geschlecht beachtete er gar nicht, er hatte überhaupt mit keinem Menschen Umgang. Aber mehr als alles schmerzte mich, daß er das alte Vertrauen zu mir verloren hatte, er zeigte eine gewisse Teilnahmslosigkeit, als wäre er alles überdrüssig. Begann ich ein Gespräch über die Wissenschaft, über die Universität, so konnte ich keine ordentliche Antwort von ihm erlangen. In die Kirche ging er freilich, aber auch nicht ohne Sonderbarkeiten. Ueberall war er mürrisch und verdrießlich; aber in der Kirche lächelte er beständig. In dieser Weise verbrachte er bei mir sechs Wochen und fuhr dann wieder nach Moskau. Aus Moskau schrieb er zweimal und seine Briefe machten mir den Eindruck, als ob er wieder zur Besinnung gekommen wäre. Aber denken Sie Sich mein Erstaunen, verehrter Herr, plötzlich mitten im ärgsten Winter, vor dem Feste, erscheint er bei mir! In welcher Art? Wie? Was? Ich wußte, daß um diese Zeit keine Ferien waren. — Du kommst aus Moskau? fragte ich. — Aus Moskau, — Aber wie denn, und die Universität? — Die Universität habe ich an den Nagel gehängt. An den Nagel gehängt? Ja. — Für immer? Für immer. — Aber bist du denn krank, Jakob? — Nein, sagte er, Väterchen ich bin nicht krank; aber fange nur nicht an, mich auszufragen und zu beunruhigen sonst gehe ich von hier fort und du siehst mich nicht wieder. — Er sagte mir, er sei nicht krank und hatte dabei ein Gesicht, daß mich Entsetzen erfaßte; es war schreckenerregend, ganz dunkel, gar nicht wie ein menschliches Antlitz! — Die Wangen waren eingefallen, die Backenknochen standen hervor, nichts als Haut und Knochen, die Stimme klang wie aus einem Faß und nun gar die Augen! Herr des Himmels! Was waren das für Augen! So drohend und wild, und er ließ sie unaufhörlich umherrollen, es war unmöglich, sie anzublicken. Die Augenbrauen waren zusammengezogen und die Lippen fest auf einander gepreßt. Was war aus meinem Joseph, dem Herrlichen aus meinem stillen Knaben geworden? — Ich konnte es nicht fassen Sollte er den

Verstand verloren haben? — dachte ich bei mir. Er wanderte umher wie ein Gespenst, in der Nacht schlief er nicht und stand plötzlich auf, stellte sich in die Ecke und stand wie erstarrt; ich konnte es zuletzt nicht mehr ansehen. Er hatte mir zwar gedroht, daß er aus dem Hause gehen würde wenn ich ihn nicht in Ruhe ließe — aber ich war doch sein Vater! Meine letzte Hoffnung wurde zerstört — und ich sollte schweigen? Eines Tages wartete ich einen günstigen Moment ab und flehte Jakob mit Thränen in den Augen an, ich beschwor ihn bei dem Andenken an seine selige Mutter, er möge mir, seinem leiblichen und geistigen Vater, doch sagen, was mit ihm geschehen sei. »Bringe mich nicht um, Jáscha, sagte ich, — erkläre mir's, erleichtere dein Herz.« Hast du am Ende gar eine christliche Seele ins Verderben gebracht? Dann thue Buße! — Nun Väterchen sagte er mir plötzlich (die Nacht war unterdessen hereingebrochen), du rührst mich; »ich will dir die volle Wahrheit sagen! Ich habe keine Seele ins Verderben gebracht — aber meine eigene Seele geht verloren. — Wie geht das zu? — Nun, so . . . Und hier hob Jakob zum ersten Male die Augen zu mir auf . . . Es ist nun schon der vierte Monat, sagte er. . . . Aber plötzlich stockte er in seiner Rede und begann schwer zu athmen — Was ist nun schon den vierten Monat? — Sprich, quäle mich nicht! — Der vierte Monat, seit ich ihn sehe. — Ihn? Wen ihn? Nun den . . . den man, wenn es Nacht wird, nicht nennen mag. — Es überlief mich kalt und ich erzitterte am ganzen Körper. — Was? sage ich, — du siehst ihn? Ja. — Und siehst du ihn auch jetzt? — Ja. — Wo? Aber ich wagte selbst nicht, mich umzuwenden und wir sprachen leise flüsternd — Nun dort — und er wies mit den Augen hin — dort, in der Ecke. — Ich raffte meinen Muth zusammen und blickte in die Ecke: es war nichts zu sehen! — Aber da ist ja nichts, Jakob. — Du siehst ihn nicht, aber ich sehe ihn. — Ich blickte wieder hin . . . es war wieder nichts da. Da fiel mir plötzlich das alte Männchen im Walde ein, das ihm die Kastanie geschenkt hatte. Wie sieht er denn aus? fragte ich . . . grün? — Nein, nicht grün, schwarz. Mit Hörnern? — Nein, ganz wie ein Mensch, nur ganz schwarz. — Während Jakob so sprach klapperten seine Zähne, er war leichenblaß und drückte sich angstvoll an mich; aber seine Augen schienen förmlich aus dem Kopfe springen zu wollen und immer sah er in die Ecke. — Das ist ja nur ein Schatten, den du siehst, — sagte ich. — Die schwarzen Umrisse eines Schattens, und du hältst sie für einen Menschen. Wie kann es anders sein! —

Aber ich sehe auch seine Augen: jetzt dreht er sich her, jetzt hebt er die Hand, er winkt mir! — Jakob, Jakob, du solltest doch versuchen zu beten; die Erscheinung würde gewiß verschwinden. Der Herr wird sich erheben und seine Feinde werden sich zerstreuen! — Ich habe es versucht, sagte er, — aber es hilft nichts. — Warte, warte Jakob, laß den Muth nicht sinken; ich will mit Weihrauch räuchern, Gebete lesen und Weihwasser rund um dich aussprengen. — Jakob winkte abwehrend mit der Hand. — Ich glaube weder an deinen Weihrauch noch an dein Weihwasser. Sie helfen nicht für einen Groschen. Ich kann jetzt von ihm nicht mehr befreit werden. Er ist an einem verdammten Tage im letzten Sommer zu mir gekommen und seitdem mein unvermeidlicher Gast geblieben — es ist unmöglich ihn los zu werden das magst du wissen, Vater — und darum wundere dich jetzt nicht mehr über mein Betragen — und quäle mich nicht. — Was war denn das für ein Tag, an dem er zu dir kam, fragte ich — und bekreuzigte ihn dabei fortwährend. — War es nicht damals, als du von deinen Zweifeln schriebst? — Jakob schob meine Hand fort. — Laß mich in Ruhe, Väterchen, sagte er, bringe mich nicht in Wuth, damit nicht noch etwas Schlimmeres geschieht, ich brauche nicht viel Zeit, um Hand an mich zu legen. — Sie können Sich denken, gnädiger Herr, wie mir zu Muthe war, als ich das hörte! Ich erinnere mich, daß ich die ganze Nacht hindurch geweint habe. — Womit, dachte ich, habe ich Gottes Zorn auf mich geladen?

Hier zog Vater Alexéi ein karrirtes Schnupftuch aus seiner Tasche und begann sich zu schnäuzen, — bei der Gelegenheit trocknete er sich verstohlen die Augen. — Wir führten darauf ein trauriges Leben! — fuhr er fort. — Ich hatte nur den einen Gedanken, daß er mir nicht davonliefe, oder, was Gott verhüten wolle, sich am Ende gar wirklich ein Leid zufüge! — Ich bewachte ihn auf jedem Schritte, — aber eins Gespräch mit ihm zu beginnen, wagte ich nicht. — Nun wohnte damals in unsrer Nähe eine Nachbarin, die Wittwe eines Obersten — sie hieß Márfa Ssáwischna. Ich hatte große Achtung vor ihr, denn sie war eine vernünftige, stille Frau, obgleich sie jung und hübsch war. Ich ging oft zu ihr, denn sie verachtete meinen Stand nicht. — Als ich vor Kummer und Gram nicht mehr wußte, was ich ersinnen sollte, ging ich hin und erzählte ihr alles. — Anfangs war sie sehr erschreckt und wurde ganz aufgeregt; aber dann verfiel sie in tiefes Nachdenken. — Lange saß sie schweigend da — dann aber sprach sie den Wunsch

aus, meinen Sohn zu sehen und sich mit ihm zu unterhalten. Und ich fühlte hier, daß ich ihren Wunsch unverzüglich erfüllen mußte, da es sich nicht um weibliche Neugier, sondern um etwas anderes handelte. Nach Hause zurückgekehrt, versuchte ich Jakob zu überreden, er solle doch mit mir zu der Frau Oberstin kommen. Anfangs sträubte er sich mit Händen und Füßen dagegen. — Ich gehe nicht, — sagte er, — für nichts in der Welt! Worüber soll ich mich mit ihr unterhalten? — Er begann sogar, mich zu schelten. —

Endlich hatte ich ihn breit geschlagen, spannte den Schlitten an und brachte Jakob zu Márfa Ssáwischna, wo ich ihn, der Verabredung gemäß, mit ihr allein ließ. Ich war selbst erstaunt darüber, daß er so schnell eingewilligt hatte. Nun, das schadete ja nichts, das Weitere mußte abgewartet werden. — Nach drei oder vier Stunden kehrte mein Jakob zurück. — Nun, fragte ich, wie hat Dir unsere Nachbarin gefallen?

Er antwortete mir nicht. Ich wollte ihn noch weiter ausforschen. — »Es ist eine tugendhafte Dame«, sagte ich, — »sie hat Dich doch freundlich behandelt?«

»Ja«, sagte er, »sie ist nicht wie die Anderen.«

Ich sah ihn an, er schien weicher geworden zu sein. Da entschloß ich mich, ihn noch weiter zu fragen.

Und wie steht es mit Deiner Erscheinung? sagte ich. Jakob blickte auf, als ob ein Peitschenhieb ihn getroffen hätte und brachte wieder kein Wort über die Lippen. Da hörte ich. auf, ihn zu quälen und verließ das Zimmer. — Nach einer Stunde ging ich zur Thür, blickte durch das Schlüsselloch und, was glauben Sie wohl? mein Jakob schlief! Er lag aus dem Bette und schlief. Da habe ich mich mehrmals nach einander bekreuzigt und Gott gebeten, er möge seine Gnade und seinen Segen auf Márfa Ssáwischna herabsenden! War es doch dem Täubchen gelungen, sein verstocktes Herz zu rühren.

Am folgenden Tage sah ich, daß Jakob seine Mütze nahm. Ich überlegte, ob ich fragen sollte, wohin er gehe, aber nein, ich wollte es lieber nicht thun, gewiß ging er zu ihr. Und richtig zu ihr, zu Márfa Ssáwischna ging mein Jakob — und saß bei ihr länger als das erste Mal; und am folgenden Tage wieder! Und dann über einen Tag — wieder! Da begann ich, von Neuem Hoffnung zu schöpfen, denn ich sah, daß in meinem Sohne eine Veränderung vorging! Sein Gesicht war ganz anders geworden; es war wieder möglich, ihm in die Augen

zu sehen, ohne daß er sich abwandte. Niedergeschlagen war er zwar immer noch, aber die frühere Verzweiflung, das frühere Grausen waren verschwunden.«

Doch kaum hatte ich etwas Muth gefaßt, als alles mit einem Male wieder vorüber war. Jakob verwilderte von Neuem, es war unmöglich ihm beizukommen. Er saß in seiner Kammer eingeschlossen und die Besuche bei der Oberstin hatten ein Ende. Sollte er sie irgendwie beleidigt und sie ihm in Folge dessen ihr Haus verboten haben? dachte ich. — Aber nein, er ist zwar unglücklich, aber so etwas wird er doch nicht wagen, und sie ist auch nicht von der Art! — Endlich hielt ich es nicht länger aus und fragte ihn:

»Nun, Jakob, wie steht es mit unserer Nachbarin — Du hast sie, wie es scheint, schon ganz vergessen?«

»Die Nachbarin?« schrie er mich an, »willst Du etwa, daß er mich auslacht?« — »Wie?« sagte ich.

Aber er ballte die Fäuste und wüthete.

»Ja«, sagte er, »bisher hat er nur einfach dagestanden, — aber jetzt hat er angefangen zu lachen und die Zähne zu fletschen. — Fort! hinweg!«

An wen er diese Worte richtete, weiß ich nicht; meine Füße trugen mich kaum hinaus, so fürchterlich hatte ich mich erschreckt.

Stellen Sie sich nur vor, sein Gesicht war kupferroth, sein Mund mit Schaum bedeckt, seine Stimme heiser, als ob ihn Jemand würge. An demselben Tage fuhr ich ganz allein zu Márfa Ssáwischna; ich fand sie in großem Kummer.

Sie hatte sich sogar körperlich verändert, ihr Gesicht war magerer geworden. Aber sie wollte mit mir über meinen Sohn nicht sprechen. Nur eins sagte sie, daß hier keine menschliche Hilfe nützen könne, ich solle nur beten. Dann brachte sie mir hundert Rubel für die Armen und Kranken in meiner Gemeinde und wiederholte nochmals: »Beten Sie, Väterchen.« Herrgott Als ob ich nicht ohnedies schon betete — bei Tag und Nacht. Vater Alexéi zog hier wieder sein Schnupftuch heraus und trocknete sich die Thränen, aber diesmal nicht mehr verstohlen; dann fuhr er, nachdem er sich etwas erholt hatte, in seiner traurigen Erzählung fort.

Mit Jakob ging es nun gleich einem Schneeballe bergab; und wir beide sahen, daß sich unterhalb des Berges ein Abgrund befand, aber

wie sollte man den Lauf hemmen, und was konnte man thun? Es war keine Möglichkeit, das zu verstecken; im ganzen Kirchspiel herrschte große Aufregung. Der Sohn des Priesters geberdete sich wie besessen, man mußte die Obrigkeit davon benachrichtigen.

Sie hätten auch gewiß die Anzeige gemacht, aber meine Pfarrkinder, gesegnet mögen sie sein, hatten Mitleid mit mir. So verging der Winter und der Frühling kam heran. Und was für einen Frühling schickte Gott — einen so schönen und klaren, wie selbst die alten Leute noch keinen erlebt hatten. Die liebe Sonne schien den ganzen Tag und eine große Hitze und Windstille herrschte überall. Da kam mir ein guter Gedanke. Ich wollte Jakob überreden, mit mir zur Anbetung des heiligen Mitrofán nach Worónesh zu gehen! — Wenn, dachte ich, auch dies letzte Mittel nicht hilft, dann ist nur noch eine Hoffnung, das Grab. —

So saß ich einst in der Dämmerung auf der Treppe, das Abendroth glühte am Himmel, die Lerchen sangen, die Apfelbäume standen in Blüthe und das junge Gras begann zu grünen — ich saß und dachte, wie ich wohl Jakob mein Vorhaben mittheilen sollte. —

Plötzlich trat er auf die Treppe hinaus; er blieb stehen, schaute sich um, seufzte und hockte dicht neben mir auf die Stufen hin. Ich erschrak vor Freude, aber schwieg. — Er saß da, blickte in das Abendroth und sagte kein Wort. Es schien mir, als ob eine Rührung über ihn gekommen war; die Falten auf der Stirn waren geglättet, die Augen sogar klar geworden, nur wenig, schien es, hätte gefehlt, und die Thränen wären hervorgestürzt. Als ich diese Veränderung an ihm wahrnahm, wurde ich dreister. — Jakob, sagte ich, höre mich ohne Zorn an. Ich erzählte ihm nun von meinem Vorhaben, wie wir Zwei zu Fuß zum heiligen Mitrofán wollten; von uns bis Worónesh werden es anderthalbhundert Werst sein, und wie angenehm es sein würde, in der Frühjahrskühle bis zum Abendroth auf grünem Wege immer zu gehen und zu gehen, und daß, wenn wir am Sarge des heiligen Gerechten gehörig niederfallen und beten würden, es sein könnte, wer kann es wissen, daß Gott der Herr sich unserer erbarme und er geheilt würde, wovon man schon viele Beispiele gehabt.

Und stellen Sie Sich, gnädiger Herr, mein Glück vor! — Gut, sagte Jakob — aber er wandte sich nicht um, sondern blickte immer gen Himmel; — ich bin einverstanden; wollen wir gehen. »Freund«, sagte ich, »mein Lieber, mein Wohlthäter!« Aber er fragte mich: »Wann

werden wir uns denn auf den Weg machen?« »Nun, gleich morgen«, sagte ich.

So traten wir denn am andern Tage die Reise an.

Wir nahmen unsere Quersäckchen auf die Schulter, die Stäbe in die Hand und gingen. Sieben ganze Tage gingen wir und während der Zeit war uns das Wetter beinahe wunderbar günstig. Keine Schwüle, kein Regen, die Fliegen stachen nicht und der Staub belästigte uns nicht.

Mit jedem Tage bekam mein Jakob ein besseres Aussehen. Ich muß Ihnen sagen, daß er auch früher in der freien Luft ihn nicht sah, aber hinter sich, gerade hinter seinem Rücken spürte, und seinen Schatten gleichsam vorübergleiten sah, was meinen Sohn sehr aufregte.

Aber jetzt ereignete sich nichts derartiges, und in den Wirthshäusern, wo wir zur Nacht bleiben mußten, zeigte sich auch nichts. Wir unterhielten uns wenig, aber wie wohl war uns zu Muthe, besonders mir! Ich sah, mein Junge lebte wieder auf. Ich kann Ihnen gnädiger Herr, nicht beschreiben, was ich damals empfand. Wir gelangten nun endlich nach Worónesh. Nachdem wir uns gereinigt und gewaschen hatten, gingen wir in die Kathedrale zum Heiligen. Drei ganze Tage lang kamen wir beinahe nicht aus der Kirche. Wie viele Messen haben wir gehört und wie viele Lichter aufgestellt! Alles war gut und schön, die Tage gottgefällig und die Nächte still; mein Jáscha schlief wie ein kleines Kind. Er begann selbst, sich mit mir zu unterhalten. Zuweilen fragte er: »Väterchen, siehst Du nichts?« und lächelte dabei.

»Ich sehe nichts«, sagte ich. »Nun und ich sehe auch nichts«, antwortete er. Was konnte ich mehr verlangen? meine Dankbarkeit gegen den Heiligen war ohne Grenzen.

Es vergingen drei Tage, da sagte ich zu Jakob:

»Nun, mein Söhnchen, jetzt ist alles in Ordnung; jetzt ist auch bei uns Kirchweih. Es ist nur noch eins übrig, Du mußt zur Beichte gehen und das Abendmahl nehmen, dann kann man mit Gott heimwärts ziehen, und nachdem man sich, wie es sich gehört, ausgeruht, und zur Stärkung der Kräfte im Haushalt gearbeitet hat, sich umsehen und eine Stelle suchen — oder sonst etwas. Márfa Ssáwischna, sagte ich, wird uns gewiß dabei behülflich sein.«

»Nein«, sagte Jakob, »warum sollten wir sie beunruhigen; aber ich werde ihr einen Ring von der Hand des heiligen Mitrofán

mitbringen.« Ich wurde jetzt ganz muthig und sagte: »Siehe, nimm einen silbernen Ring und keinen goldenen — keinen Trauring!« Mein Jakob wurde roth und wiederholte nur, daß man sie nicht beunruhigen dürfe, — im übrigen war er mit allem einverstanden. — Am anderen Tage gingen wir in die Kathedrale; mein Jakob beichtete und betete inbrünstig; dann schickte er sich an, das Abendmahl zu nehmen. Ich stand etwas seitwärts und fühlte die Erde nicht unter meinen Füßen. Den Engeln im Himmel ist gewiß nicht angenehmer zu Muthe!

Plötzlich sah ich, was sollte das heißen, mein Jakob hatte das Abendmahl genommen und trank nicht das laue Wasser. Er stand da und hatte mir den Rücken zugekehrt. Ich wandte mich zu ihm: »Jakob«, sagte ich, »was stehst Du denn da?« Wie er sich plötzlich umdrehte, glauben Sie, ich sprang zurück, so erschrack ich. Früher war sein Gesicht zuweilen schrecklich, aber jetzt war es ganz entsetzlich, fast thierisch geworden. Er war blaß wie der Tod, seine Haare sträubten sich und seine Augen waren ganz schief; ich verlor sogar vor Schreck die Sprache; ich wollte reden, konnte aber nicht, und war vollständig starr. Er eilte aus der Kirche! Ich hinter ihm — aber er lief geradewegs in das Wirthshaus, wo wir die Nacht zugebracht hatten, warf seinen Quersack über die Schulter — und fort ging's.

Wohin? rief ich ihm nach: Jakob, was ist Dir! Bleib' stehen, warte! Aber Jakob erwiderte kein Wort, lief wie ein Hase — und ihn einzuholen war keine Möglichkeit mehr!

So war er verschwunden. Ich kehrte sogleich um und nahm einen Wagen; aber ich zitterte am ganzen Körper und konnte nur sagen: Herr Gott! und immer wieder: Herr Gott! Ich verstand nichts von dem, was über uns hereingebrochen war. Ich fuhr nach Hause, denn ich dachte, gewiß ist er dorthin gelaufen. Und so war es. Sechs Werst von der Stadt sah ich, wie er gleich einem Wallfahrer pilgerte. Ich holte ihn ein, sprang vom Wagen und ging auf ihn zu.

Jáscha! Jáscha! Er blieb stehen und wandte sein Gesicht zu mir, aber seine Augen heftete er starr auf den Boden und preßte seine Lippen zusammen. Was ich ihm auch sagen mochte, er stand da wie eine Bildsäule und nur sein Athmen konnte ich bemerken. Und, dann ging er wieder weiter auf dem Wege. Was war zu thun? Auch ich schlich langsam hinter ihm her.

Ach was war das für eine Reise, gnädiger Herr! So fröhlich, wie wir nach Worónesh gegangen waren, so traurig kehrten wir zurück. Wenn ich ihn anredete, fletschte er die Zähne, so über die Schultern blickend, auf ein Haar wie ein Tiger oder eine Hyäne. Daß ich damals nicht den Verstand verlor, kann ich bis jetzt noch nicht begreifen. Und endlich, als er eines Nachts, in einer Bauernstube ohne Rauchfang, auf dem Herde saß, die Beine herabhängen ließ und sich nach allen Seiten umschaute, fiel ich vor ihm auf die Kniee, fing an zu weinen und bat ihn mit dringenden Worten:

»Tödte nicht zu guter Letzt Deinen alten Vater, laß ihn nicht verzweifeln, sage, was ist mit Dir geschehen?« Er blickte mich an, denn bis jetzt hatte er kaum gesehen, daß Jemand vor ihm stand, und fing plötzlich an zu reden, mit einer Stimme, daß sie mir bis jetzt noch immer in den Ohren klingt. »Höre, Väterchen«, sagte er, »willst Du die volle Wahrheit wissen? Da hast Du sie. Als ich, wie Du Dich erinnern wirst, das Abendmahl nahm, und noch ein Stückchen Brod im Munde hatte, stand er plötzlich in der Kirche und am hellen, lichten Tage, wie aus dem Boden gestampft, vor mir und flüsterte mir zu (früher hatte er nie gesprochen), er flüsterte: »Spuck aus und zertritt es.« Ich that es, spie es aus und zertrat es mit dem Fuße. Nun bin ich für immer ein verlorener Mensch, denn jede Sünde wird vergeben, nur nicht die Sünde wider den heiligen Geist.«

Als mein Sohn diese schrecklichen Worte ausgesprochen, stürzte er auf den Herd hin und ich fiel auf den Fußboden der Hütte; die Kniee brachen mir ein.

Vater Alexéi schwieg einen Augenblick und bedeckte die Augen mit der Hand.

Doch, fuhr er fort, was soll ich Sie und mich selbst noch länger quälen. Wir schleppten uns bis nach Hause und dort nahte sein Ende bald heran — ich verlor meinen Jakob! Einige Tage vor seinem Tode aß und trank er nichts mehr, er lief immer im Zimmer aus und ab und wiederholte fortwährend, daß seine Sünde ihm nicht vergeben werden könne, — aber *ihn* sah er nicht mehr. Er hat meine Seele ins Verderben gestürzt, warum sollte er denn jetzt noch kommen? Als mein Jakob sich hinlegte, verlor er sogleich das Bewußtsein und starb in seinen Sünden und ging wie ein unvernünftiger Wurm von diesem Leben ins ewige.

Ich will es aber nicht glauben, daß der Herr ihn mit seinem strengen Gericht richten wird.

Und unter Anderem will ich es auch darum nicht glauben, weil er so schön im Sarge lag. Er war vollständig verjüngt und sah wie der frühere Jakob aus. Das Gesicht war so ruhig und sanft, die Haare hatten sich zu kleinen Ringen gekräuselt und auf den Lippen spielte ein Lächeln. Márfa Ssáwischna kam, um ihn zu sehen, und sagte dasselbe. Sie umstellte den Sarg ringsum mit Blumen und legte ihm auch welche auf das Herz, auch einen Grabstein ließ sie ihm auf ihre Kosten setzen. Und ich blieb allein. Darum, gnädiger Herr, erblicken Sie aus meinem Gesicht eine so tiefe Trauer. Sie wird nie vergehen, ja sie kann nie vergehen. Ich wollte Vater Alexéi ein Wort des Trostes sagen, aber ich fand keins.

Bald darauf trennten wir uns.

- E n d e -

~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.
~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~

Anmerkungen

1 Ein in Russland übliches Familien-Kartenspiel.

2 Erzpriester, eine höhere geistliche Würde.

3 Die Popenfrau, so bezeichnet er seine Gattin.

Hamlet und Don Quichotte.

1860.

Geehrte Anwesende!

Die erste Auflage der Shakespeare'schen Tragödie »Hamlet« und der erste Theil des Cervante'schen »Don Quichotte« erschienen in ein und demselben Jahre, zu Anfang des XVII. Jahrhunderts.

Diese zufällige Gieichzeitigkeit erschien mir von Bedeutung. Die Vergleichung der beiden genannten Werke führte mich auf eine Reihe von Gedanken: ich bitte um die Erlaubniß, diese Gedanken Ihnen mitzutheilen, indem ich im Voraus auf Ihre Nachsicht rechne. »Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen«, sagt Goethe. Ein Prosaiker hat kein Recht, dies zu beanspruchen; er darf jedoch erwarten, daß seine Leser — oder Zuhörer — geneigt sind, ihm auf seinen Wanderungen, in seinen Forschungen zu folgen.

So manche meiner Anschauungen wird Sie, geerhrte Anwesende, wegen ihrer Ungewöhnlichkeit vielleicht befremden. Aber darin eben besteht der eigenthümliche Vorzug großer poetischer Werke, denen der Genius ihrer Schöpfer eine unvergängliche Lebenskraft eingehaucht hat, daß die auf sie — wie auf das Leben überhaupt — sich beziehenden Anschauungen unendlich mannigfaltig, ja widersprechend, und doch zur selben Zeit gleich richtig sein können. Wie oft ist »Hamlet« kommentirt worden, und wie viel Kommentare sind noch zu erwarten. Zu welchen verschiedenartigen Schlüssen hat nicht das Studium dieses wahrhaft unetschöpflichen Typus geführt! — »Don Quichotte« bietet — wegen des Eigenthümlichen seiner Aufgabe, wegen der wahrhaft großartigen Klarheit der Erzählung, die wie von einer südlichen Sonne durchleuchtet erscheint, wenig Veranlassung zu Erläuterungen. Leider besitzen wir Russen keine gute Uebersetzung des »Don Quichotte«. Die meisten von uns behalten von ihm ziemlich unbestimmte Erinnerungen. Unter dem Worte »Don Quichotte« denken wir uns nichts Anderes, als einen Hanswurst — das Wort »Don Quichotterie« ist bei uns gleichbedeutend mit Unsinnigkeit, während wir dasselbe als ein Symbol höherer Selbstaufopferung — nur von einer komischen Seite aufgefaßt — verstehen sollten. Eine gute Uebersetzung des »Don Quichotte« wäre ein wahrhaftes Verdienst dem Publikum gegenüber; die Dankbarkeit Aller erwartet den Schriftsteller, der uns dieses

einzig dastehende Wert in seiner ganzen Schönheit wiedergäbe. — Doch kehren wir zu dem Gegenstande unserer Unterhaltung zurück.

Ich sagte, daß mir das gleichzeitige Erscheinen des »Hamlet« und des »Don Quichotte« von Bedeutung erschienen sei. Es kam mir vor, als wenn in diesen beiden Figuren die beiden fundamentalen, entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur ein typisches Dasein gewonnen hätten — die beiden Pole jener Axe, um welche sich das Menschenleben dreht. Es schien mir, als ob alle Menschen mehr oder weniger dein einen oder dem andern dieser beiden Typen unterzuordnen seien, daß fast jeder von uns dem Don Quichotte oder dem Hamlet sich nähere. Freilich, heutzutage giebt es der Hamlete bedeutend mehr als der Don-Quichotte; aber auch die Letzteren haben nicht aufgehört zu existiren.

Erklären wir uns deutlicher.

Alle Menschen leben — bewußt oder unbewußt — kraft ihrer spezifischen Prinzipien, ihrer Ideale, d. h. kraft dessen, was sie als Wahrheit, Schönheit, Güte anerkennen. Die Einen empfangen ihr Ideal als etwas bereits Fertiges, mit bestimmten, historisch entwickelten Formen; sie leben, indem sie ihr Dasein nach diesen Idealen einrichten, wobei es allerdings oft vorkommt, daß sie, unter dem Einflusse der Leidenschaften oder des Zufalls, von demselben adweichen. Immerhin diskutiren sie dasselbe nicht, zweifeln nicht an ihm. Andere dagegen unterwerfen es der Analyse ihres eigenen Denkens. Wie dem auch sei, ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß für alle Menschen dieses Ideal, diese Grundlage und dieses Ziel ihrer Existenz entweder außer ihnen, oder in ihnen selbst liegt — mit anderen Worten: für einen jeden von uns nimmt die erste Stelle entweder sein eigenes Ich, oder etwas Anderes, was er als ein Höheres anerkennt, ein. Man könnte mir einwenden, das wirkliche Leben lasse solch' scharfe Abgrenzungen nicht zu, bei einunddemselben Individuum wechselten diese beiden Anerkennungen, ja könnten sogar bis zu einem gewissen Grade ineinanderfließen. Es ist mir aber auch nicht eingefallen, zu behaupten, daß in der menschlichen Natur Abänderungen und Widersprüche etwas Unmögliches seien; ich wollte blos aus die beiden verschiedenartigen Beziehungen des Menschen zu seinem Ideale hinweisen — und werde setzt bemüht sein, darzulegen: in welcher Weise diese beiden verschiedenartigen

Beziehungen nach meinem Ermessen in den von mir gewählten beiden Tvpen verkörpert sind.

Wir beginnen mit Don Quichotte.

Was drückt Don Quichotte an sich aus? Wollen wir ihn nicht mit dem hastigen Blicke betrachten, der sich nur an Oberflächlichkeiten und Details heftet! Wir wollen in Don Quichotte nicht bloß einen Ritter der traurigen Gestalt sehen, eine Figur, die zum Auslachen der alten ritterlichen Romane geschaffen ist. Es ist bekannt, daß die Bedeutung dieser Person sich unter der Hand seines mustergültigen Schöpfers ausgedehnt hat, und daß der Don Quichotte des zweiten Theiles — der liebenswürdige Gesellschafter von Herzögen und Herzoginnen, der weise Lehrer des Waffenträgers vom Gouverneur — daß dieser Don Quichotte nicht mehr derselbe ist, als den er sich uns im ersten Theile des Romans, besonders im Anfange desselben vorgestellt hat — nicht mehr jener seltsame und komische Kauz, der so reichlich mit Hieben versorgt wird. Deshalb wollen wir auch in unserer Betrachtung auf den Grund gehen. — Ich wiederhole: Was drückt Don Quichotte an sich aus? Den Glauben zu allererst; den Glauben an etwas Ewiges, Unerschütterliches, — mit einem Worte an das Wahre, an die Wahrheit, die außerhalb des einzelnen Menschen liegt, die sich ihm nicht leicht darbietet, die da erfordert daß man ihr diene und Opfer bringe; die aber der Beständigkeit des Dienstes und der Macht der Opfer zugänglich ist. Don Quichotte ist von Ergebenheit zu einem Ideal durchdrungen, welchem zulieb er geneigt ist, sich allen möglichen Entsagungen auszusetzen, sein Leben zu opfern. Sein eigenes Leben schätzt er nur insofern, als es als Mittel zur Realisirung des Ideals dienen kann, als Mittel zur Verpflanzung der Wahrheit und der Gerechtigkeit auf die Erde. Man wird mir einwenden, daß seine gestörte Einbildungskraft dieses Ideal aus der phantastischen Welt der ritterlichen Romane geschöpft habe; ich gebe es zu — und eben hierin besteht die Komik der Don-Quichotte'schen Persönlichkeit. Aber das Ideal selbst bleibt trotzdem in seiner ganzen, unversehrten Reinheit. Für sich allein zu leben, nur für sich zu sorgen — das hätte Don Quichotte für schändlich gehalten. Er lebt ganz und gar (wenn man sich so ausdrücken darf) außer sich, für die Anderen, für die Brüder, um das Böse auszurotten, zu wirken gegen die der Menschheit feindlichen Gäste: gegen die Zauberer, die Riesen, d. h. gegen die Unterdrücker. Er besitzt keine Spur von

Egoismus, er denkt nicht an sich, er ist durch und durch Selbstaufopferung — beachten Sie nur dieses Wort! — er glaubt, glaubt fest und ohne Hintergedanken. Deshalb ist er auch unerschrocken, geduldig, begnügt sich mit der allerdürftigsten Nahrung, mit der allerarmseligsten Kleidung: er hat keine Zeit, sich um solche Kleinigkeiten zu kümmern. Sanft von Herzen, ist er groß an Geist und kühn; seine rührende Frömmigkeit stört nicht seine Freiheit. Dem Ehrgeiz fremd, hegt er keinerlei Zweifel, weder an sich, noch an seinem Berufe, noch sogar an seinen physischen Kräften. Sein Wille ist ein unerschüttierlicher Wille. Das immerwährende Streben nach einunddemselden Ziele verleiht seinen Gedanken eine gewisse Einförmigkeit, sein Verstand wird einseitig. Er hat wenig Kenntnisse; aber er benöthigt nicht des vielen Wissens: er weiß, um was es sich bei ihm handelt, wozu er auf Erden ist, und dies ist das wichtigste Wissen. Don Quichotte kann entweder als ein vollkommen unsinniger Mensch erscheinen, da die allerzweifelloseste Realität vor seinen Augen verschwindet, zerschmilzt wie Wachs, vom Feuer seines Enthusiasmus (er sieht in Wirklichkeit lebende Mauren in den hölzernen Puppen, Ritter — in den Schafböcken); oder als ein beschränkter Mensch, da er unfähig ist, sowohl leichthin mitzufühlen, als leichthin zu empfinden. Jedoch, gleich einem unverwüstlichen Baume, hat er tief im Boden Wurzel gefaßt, und ist nicht im Stande, weder seiner Ueberzeugung untreu zu werden, noch von einem Gegenstande zu einem andern hinüberzuflattern. Die Stätte seiner moralischen Durchdrungenheit (beachten Sie nur, daß dieser verrückte, umherziehende Ritter das moralischste Geschöpf von der Welt ist!) verleiht allen seinen Urtheilen und Anreden seiner ganzen Figur eine eigenthümliche Macht und Größe, ungeachtet der komischen und erniedrigenden Lagen, in welche er unaufhörlich geräth . . . Don Quichotte ist Enthusiast im Dienste des Ideales, und deshalb auch von dem Glanze desselben umleuchtet.

Was stellt nun aber Hamlet vor?

Analyse — zu allererst, und Egoismus, und deshalb auch Unglauben. Er lebt ganz und gar für sich, er ist Egoist; aber an sich zu glauben — vermag der Egoist nicht. Glauben kann man nur an das, was außer Einem oder über Einem ist. Aber dieses Ich, an das er nicht glaubt, ist ihm theuer. Es ist der Ausgangspunkt, zu welchem er fortwährend wieder zurückkehrt; denn er findet sonst Nichts in der ganzen Welt,

woran er sich mit ganzer Seele anheften könnte. Er ist Skeptlker,und immer nur mit sich beschäftigt. Aber nicht mit seinen Pflichten, sondern mit seiner Lage. Alles bezweifelnd, schont Hamlet natürlich auch sich selbst nicht. Sein Verstand ist zu sehr entwickelt, als daß er durch das, was er in sich findet, befriedigt werden konnte. Er erkennt seine Schwäche an, aber jede Selbsterkenntniß ist eine Kraft: daher entsteht seine Ironie — ein Gegensatz zu dem Enthusiasmus bei Don Quichotte. Hamlet schimpft über sich mit Wohlbehagen und Uebertreibung; indem er beständig sich selbst beachtet, immerwährend in sein Inneres hineinsieht, kennt er alle seine Mängel auf das Feinste. Er verachtet sie, er verachtet sich selbst, und zu gleicher Zeit, kann man sagen, existirt er von dieser Verachtung und nährt sich von ihr. Er glaubt nicht an sich — und ist eitel; er weiß nicht recht, was er will und wozu er lebt — und hängt doch am Leben . . . »Oder hätte nicht der Ewige sein Gebot gerichtet gegen Selbstmord!« ruft er in der 2. Scene des I. Aktes aus . . . »O Gott! O Gott! Wie ekel, schaal und flach und unersprießlich scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!« Aber er wird dieses schaale und unersprießliche Leben nicht opfern. Er denkt an den Selbstmord noch vor dem Erscheinen des Geistes seines Vaters, noch vor jenem, schrecklichen Auftrage, der seinen ohnedies schon gelähmten Willen vollkommen vernichtet — aber er wird sich nicht umbringen. Die Liebe zum Leben äußert sich schon in dem Denken an das Aufhören desselben: allen achtzehnjährigen Jünglingen sind solche Gefühle bekannt.

»Das kocht das Blut, das ist der Kräfte Ueberfluß.« Ader wir wollen nicht zu streng gegen Hamlet sein: er leidet; und seine Leiden sind schmerzhafter und ätzender als die Don Quichotte's. Jenen schlagen grobe Hirten oder Verbrecher, die durch ihn ihre Freiheit wiedergewinnen; Hamlet fügt sich selbst Wunden zu, er martert sich selbst. Auch in seinen Händen befindet sich ein Schwert: das zweischneidige Schwert der Analyse.

Don Quichotte, wir müssen es gestehen, ist unbedingt lachenerregend. Seine Figur ist vielleicht die allerkomischste, die je ein Dichter gemalt hat. Sein Name ist sogar im Munde des russischen Bauern zum Spottnamen geworden. Ich hatte Gelegenheit, mich davon mit eigenen Ohren zu überzeugen. Wir brauchen nur an ihn zu denken, um sofort in unserer Vorstellung eine hagere, eckige,

buckelnasige Figur heraufzubeschwören, in einen karikirten Panzer geschnürt, sitzend auf dem hinfälligen Gerippe eines kläglichen Rosses — jener unglückseligen, immer hungernden und geprügelten Rosinante, der man eine gewisse, halb spaßige, halb rührende Theilnahme nicht versagen kann. Don Quichotte ist lachenerregend . . . unter unserm Spott aber birgt sich ein versöhnendes und gleichzeitig sühnendes Geständniß — und wenn mit Recht gesagt wird: »was du verlachst, dem wirst du noch dienen«, so kann man hinzufügen: wen du verspottest, dem hast du verziehen, den kannst du sogar noch liebgewinnen. Hamlets Aeußeres dagegen ist anziehend. Seine Melancholie, sein blasses, obwohl nicht abgezehrtes Aussehen (seine Mutter bemerkt, daß er fett sei — »our son is fat«) seine schwarze Sammetkleidung, die Feder auf dem Hute, sein elegantes Benehmen, die unbezweifelte Poesie seiner Sprache, das ihn nie verlassende Gefühl des Vorzugs vor allen andern Menschen neben der giftigen Freude an seiner Selbsterniedrigung — Alles gefällt an ihm, Alles bezaubert. Jeder fühlt sich geschmeichelt, ein Hamlet genannt zu werden, Niemandem würde es angenehm sein, den Beinahmen »Don Quichotte« verdient zu haben. »Hamlet Baratinsky« — so schreibt Puschkin an seinen Freund. Ueber Hamlet sich lustig zu machen, würde Niemandem einfallen; und darin liegt eben seine Verurtheilung: ihn zu lieben, ist fast unmöglich. Nur solche Menschen, die Horatio ähnlich sind, sind im Stande, eine Anhänglichkeit an ihn zu gewinnen. Wir werden von solchen Menschen später noch reden. Theilnahme schenkt ihm Jedermann, und das ist auch verständlich: fast ein Jeder findet bei ihm seine eigenen Züge. Aber ihn lieben — ich wieder- hole es — ist unmöglich, weil er selbst Niemanden liebt.

Wir wollen unsern Vergleich weiter ausdehnen. Hamlet ist der Sohn eines Königs, den sein eigener Bruder, der Usurpator seines Thrones, ermordet hat. Sein Vater steigt aus dem Grabe, »aus den Tiefen der Hölle,« um ihm aufzutragen, ihn zu rächen; er aber schwankt, klügelt und wägt, hat ein Vergnügen daran, über sich zu schelten, und ermordet endlich zufälligerweise seinen Stiefvater. Ein tiefer psychologischer Zug, um dessen willen sich sogar mancher kluge, aber kurzsichtige Mann erkühnt hat Shakespeare zu rügen! — Dagegen Don Quichotte, ein armer, fast bettelarmer Mann, ohne alle Mittel und Verbindungen, alt und alleinstehend, übernimmt es, das

Böse zu bessern und die Unterdrückten (ihm ganz fremde Leute) zu schützen, und das auf dem ganzen Erdballe! Was gilt es ihm daß schon sein erster Versuch, die Unschuld aus der Hand des Unterdrückers zu befreien, mit doppeltem Unglück über die Unschuld selbst zusammenbricht (ich habe jene Scene im Sinne, in der Don Quichotte den Knaben vor den Schlägen seines Herrn rettet, wofür Letzterer, sogleich, nachdem sich der Befreier entfernt, den armen Jungen zehnmal stärker prügelt); was gilt es ihm, daß er in der Verblendung, es mit schädlichen Riesen zu thun zu haben, nützliche Windmühlen überfällt . . . Die komische Hülle dieser Bilder darf aber unsere Augen nicht von dem ihnen verborgenen Sinne abhalten. Wenn Jemand in der Lage ist, sich opfern zu sollen, und er berechnet und erwägt erst die Folgen und die Wahrscheinlichkeit des Nutzens, der von seiner That zu erwarten ist, so ist es sehr zweifelhaft, ob er überhaupt der Selbstaufopferung fähig ist. Bei Hamlet kann etwas Aehnliches gar nicht vorkommen: wie könnte er mit seinem durchdringenden, seinen, skeptischen Verstande in einen so groben Irrthum verfallen! Nein, er würde sich nicht mit Windmühlen schlagen, er glaubt nicht an Riesen . . . aber er würde sie auch nicht anfallen, selbst wenn sie in Wirklichkeit existirten. Hamlet würde nicht, wie es Don Quichotte thut, All und Jedem das Seifebecken eines Barbiers vorzeigen und betheuem, daß es unbedingt der echte Helm des Zauberer's Mambrin sei; ich vermuthe sogar, wenn die Wahrheit selbst in Körperform vor seine Augen getreten wäre, Hamlet hätte sich auch dann nicht entschließen können zu verbürgen, daß es wirklich sie selbst, die Wahrheit gewesen sei. Denn wer wüßte es? Vielleicht existirt die Wahrheit ebenso wenig wie die Zauberer? Wir spotten über Don Quichotte . . . aber, meine Vielgeehrten, wer von uns könnte, sich gewissenhaft befragend, seine vergangenen und gegenwärtigen Ueberzeugungen prüfend, wer könnte sich entschließen zu behaupten, daß er immer und in jedem Falle imstande sei und gewesen ist, ein zinnernes Becken eines Barbiers von dem goldenen Helme eines Zauberers zu unterscheiden? Deshalb meine ich auch, daß die Hauptsache eben in der Aufrichtigkeit und der Kraft der Ueberzeugung selbst liege. Das Ergebnis dagegen liegt in den Händen des Schicksals. Das Schicksal allein ist imstande uns zu zeigen, ob wir mit Phantomen oder mit reellen Feinden gekämpft,

und mit welchen Waffer wir uns gedeckt haben. Unsere Sache ist es nur: uns zu rüsten und zu kämpfen.

Bemerkenswerth sind die Beziehungen der Umgebung, der sogenannten Menschenmasse zu Hamlet sowohl, als zu Don Quichotte.

Polonius ist der Vertreter der Masse Hamlet gegenüber; Sancho Pansa gegenüber Don Quichotte.

Polonius ist ein gewandter, praktischer, mit gesundem Menschenverstande ausgerüsteter, obwohl gleichzeitig be schränktet und geschwätziger Alter. Er ist ein ausgezeichneter Administrator, ein musterhafter Vater. Denken Sie nur an die Lehren, die er seinem Sohne Laertes vor dessen Abreise in's Ausland ertheilt: sie könnten in ihrer Weisheit mit den bekannten Verordnungen Sancho Pansas, des Gouverneurs der Insel Barakaria konkurriren. In Polonius' Augen ist Hamlet nicht sowohl ein Verrückter, als vielmehr ein Kind; und wäre nicht Hamlet ein Königssohm er würde ihn wegen seiner gründlichen Nutzlosigkeit, wegen der Unmöglichkeit einer Positiven und sachlichen Verwendung seiner Gedanken verachten. Die bekannte Wolken-Scene zwischen Hamlet und Polonius — eine Scene, bei welcher Hamiet sich einbildet, den Alten zu foppen — hat für mich einen augenscheinlichen Sinn, der meine Ansicht bestätigt. Ich eriaube mir, Ihnen die Scene in Erinnerung zu bringen:

Polonius.

Gnädiger Herr, die Königin wünscht Euch zu sprechen, und das sogleich.

Hamlet.

Seht Ihr die Wolke dort, beinah in Gestalt eines Kamels?

Polonius.

Beim Himmel, sie sieht auch wirklich aus wie ein Kamel.

Hamlet.

Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel.

Polonius.

Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel.

Hamlet.

Ober wie ein Walfisch!

Polonius.

Ganz wie ein Walfisch!

Hamlet.

Nun, so will ich zu meiner Mutter kommen, im Augenblick. —

Ist es nicht klar. daß in dieser Scene Polonius zu gleicher Zeit ein Höfling ist, der dem Prinzen nachgiebt, und ein Erwachsenen der einem kranken, störrrischen Knaben nicht widersprechen will? Polonius traut Hamlet nicht auf ein Haar, und er hat Recht. Bei dem bornirten Selbstvertrauen, das ihm eigen ist, schreibt er den Eigensinn Hamlets der Liebe zu Ophelien zu, und darin täuscht er sich selbstverständlich; aber er täuscht sich nicht bei der Schätzung des Charakters des Prinzen. Solche Menschen wie Hantlet sind in Wahrheit für die Masse ohne Nutzen; sie geben ihr Nichts, sie können sie nirgends führen, weil sie sich selbst nicht vom Flecke rühren. Und wie soll man führen, wenn man sich selbst nicht sicher ist, ob der Boden unter den Füßen fest steht? Dabei verachten solche Hamlete die Masse. Wer sich selbst nicht achtet — von uns, was könnte er achten? . . . Und ist die Masse werth, daß man sich mit ihr abgiebt? Sie ist so grob und schmutzig! Hamlet aber ist Aristokrat, nicht nur der Geburt nach.

Ein ganz anderes Bild als Polonius bietet uns Sancho Pansa dar. Er spottet im Gegentheil über Don Quichotte, weiß nur zu gut, daß er ein Verrückter ist, verläßt aber dennoch dreimal hintereinander seine Heimath, sein Haus, seine Frau und seine Tochter, um diesem Verrückten zu folgen, geht ihm überall nach, setzt sich allerhand Unaanehmlichkeiten aus, ist ihm in den Tod ergeben, glaubt ihm, stolzirt mit ihm und weint bitterlich, vor denr armseligen Lager knieend, auf welchem sein früherer Herr im Sterben liegt. Etwaige Aussichten auf Gewinn oder sonstige persönliche Vortheile — hiermit wäre diese Ergebenheit nicht zu erklären. Sancho Pansa besitzt zu viel Mutterwitz: er weiß nur zu gut, daß er außer Schlägen als der Waffenträger eines herumwandernden Ritters fat nichts zu erwarten hat. Der Grund seiner Hingebung ist tiefer zu suchen: sie wurzelt, wenn man sich so ausdrücken darf, in der vielleicht besten Eigenschaft der Masse — in der Veranlassung zu einer glücklichmachenden und ehrlichen Verblendung (leider sind ihr auch andere Verblendungen eigen!) in der Fähigkeit des uneigennützigen

Enthusiasmus, der Geringschätzung aller direkten Persönlichen Vortheile, was beim armen Manne gleichbedeutend ist mit der Gleichgültigkeit gegen das tägliche Brot. Eine große, weltgeschichtlich bedeutende Eigenschaft! Die Masse hört gewöhnlich damit auf, daß sie von einem blinden Glauben beseelt, denselben Männern folgt, die sie selbst früher verspottete, die sie sogar verdammte und verfolgte; die aber, ohne sich von ihren Verfolgungen, von ihrem Fluchen, von ihrem Hohne abschrecken zu lassen, standhaft vorwärts gehen, ihren geistigen Blick nach den nur von ihnen gesehenen Ziele gerichtet — die suchen, fallen, sich aufheben und endlich finden . . . und mit Recht finden: nur derjenige findet, der von seinem Herzen geleitet wird. »*Les grandes pensées viennent da coeur*,« sagt Vauvenargue. Hamlete — finden Nichts und hinterlassen keine Spur außer der ihrer eigenen Person — hinterlassen keine That. Sie lieben nicht und glauben nicht — was sollten sie denn finden? Schon in der Chemie (nicht zu reden von der organischen lebendigen Natur) ist es nothwendig, zur Darstellung eines dritten Körpers zwei andere zu verbinden. Hamlete aber sind nur mit sich beschäftigt: sie sind einsam und deshalb auch unfruchtbar.

Man wird und einwenden: »Und Ophelia? wird sie denn nicht von Hamlet geliebt?

Wollen wir auch ihr ein Wort widmen, gleichzeitig aber auch von Dulcinea sprechen. Die Beziehungen unserer beiden Typen, des Hamlet und des Don Quichotte, zum Weibe sind sehr bezeichnend.

Don Quichotte liebt Dulcinea, ein Weib, das nicht existirt, und ist bereit für sie zu sterben. (Erinnern Sie sich seiner Worte, als er, besiegt und zu Boden geschleudert, seinem Besieger, der bereite die Lanze gegen ihn erhoben, sagt: »Durchbohret mich, Ritter! Meine Schwäche aber möge nicht Anlaß geben, den Ruhm der Dulcinea zu schmälern: ich behaupte trotz Allem, daß sie die vollkommenste Schönheit auf der Welt ist«). Seine Liebe ist eine ideale, reine Liebe, so sehr ideal, daß er sogar nicht die Nicht-Existenz des Gegenstandes seiner Leidenschaft bemerkt, so sehr rein, daß, als Dulcinea vor ihm in Gestalt einer gewöhnlichen und schmutzigen Bäuerin erscheint, er dem Zeugnisse seiner Augen nicht traut und sie für eine Verzauberte ansieht, die ein böser Zauberer im Bann hält. Ich selbst habe es schon auf meinen Wanderungen erlebt, daß Menschen auch für eine

ebensowenig existirende Dulcinea starben, oder sich für ein gemeines und oftmals schmutziges Etwas opfern wollten, in welchem sie die Verwirklichung ihres Ideales sahen und dessen Verwandlung sie ebenfalls dem Einflusse böser — bald hätte ich gesagt: Zauberei — böser Zufälle oder Menschen zuschrieben. Ich habe sie gesehen, und wenn solche Menschen nicht mehr vorkommen sollten, dann möge sich das Buch der Geschichte für immer verschließen! in diesem Buche wird dann Nichts mehr zu lesen sein! Von Sinnlichkeit ist bei Don Quichotte keine Spur zu finden; alle seine Phantasieen sind keusch und sündlos, in der Tiefe seines Herzens ist sicherlich keine Hoffnung auf eine jemalige Vereinigung mit Dulcinea vorhanden — eine Vereinigung, vor der er sicherlich sogar zurückschrecken würde.

Und Hamlet: liebt er wirklich? Wäre es möglich, daß sein ironievoller Schöpfer selbst, Shakespeare, dieser tiefste Kenner des menschlichen Herzens, sich hätte entschließen können, einem Egoisten, einem Skeptiker, der von dem Gifte der Analyse durchdrungen ist — einem solchen ein liebendes, ergebenes Herz zu verleihen? Shakespeare ist in diesen Widerspruch nicht gerathen: dem aufmerksamen Leser kostet es nicht viel Mühe sich zu überzeugen, daß Hamlet ein sinnlicher, und im Stillen sogar wollüstiger Mensch ist (der Höfling Rosenkranz schmunzelt nicht umsonst — ohne dabei Worte zu gebrauchen — als Hamlet in seiner Gegenwart sich äußert, daß die Frauen ihm zuwider geworden seien), daß Hamlet, mit einem Worte, nicht liebt und sich nur anstellt — und dies sogar nachlässig! — als ob er liebe. Wir besitzen hierfür eine Bestätigung von Shakespeare selbst.

In der 1. Scene des III. Aufzuges sagt Hamlet zu Ophelia:

> *Ich liebte Euch einst.*
>
> *Ophelia.*
>
> *In der That, mein Prinz. Ihr machtet mich's glauben.*
>
> *Hamlet.*
>
> *Ihr hättet mir nicht glauben sollen . . . Ich liebte Euch nicht.*

Und indem Hamlet dieses letzte Wort ausspricht, ist er der Wahrheit näher, als er selbst vermuthet. Seine Gefühle zu Ophelia, einem unschuldigen und bis zur Heiligkeit klaren Wesen, sind entweder cynsch (erinnern Sie sich seiner Worte seiner

zweideutingen Anspielungen, als er, in der Scene der Theatervorstellung sie um die Erlaubniß angeht, zu liegen . . . in ihrem Schooße zu liegen). oder phrasenhaft (lenken Sie Ihre Aufmerksamkeit auf die Scene zwischen ihm und Laertes, als er in das Grab Opheliens hineinspringt und in einer Sprache redet, die eines Bramarbas oder eines Fähnrichs Pistol würdig wäre: »Ich liebe Ophelien. Vierzigtausend Brüder mit ihrem ganzen Maß von Liebe hatten nicht meine Summe erreicht! . . . Und schwatzest du von Bergen, laß auf uns Millionen Hufen werfen, bis der Boden« u. s. w.). Sein ganzes Verhältniß zu Ophelia ist aber nichts Anderes, als das Sichbeschäftigen mit sich selbst, und in seinem Ausrufe: »O Nymphe! Schließ in Dein Gebet all meine Sünden ein!« sehen wir nichts Anderes, als das tiefe Bewußtsein der eigenen, krankhaften Ohnmacht — der Ohnmacht, zu lieben, welche sich abergläubisch vor dem »Heiligthum der Reinheit« beugt.

Es sei aber nunmehr genug der Betrachtungen dieser dunkeln Seiten des Hamletschen Typus, jener Seiten die eben deshalb uns mehr ärgern, weil sie uns näher und verständlicher sind. Wir wollen uns bemühen, auch dasjenige zu würdigen, was an ihm gesetzlich und deshalb an ihm ewig ist. Er verkörpert in sich das Element der Negation, jenes Element, weiches ein anderer großer Dichter uns in der Figur des Mephisto vorgeführt hat — indem er ihn von allein Rein-Menschlichen absondert. Hamlet ist der nämliche Mephisto, aber ein Mephisto, der in den lebendigen Kreis der menschlichen Natur eingeschlossen ist. Deshalb ist seine Negation nichts Böses — sie ist sogar gegen das Böse gerichtet. Die Negation im Hanrlet bezweifelt das Gute, aber das Böse bezweifelt sie nicht und tritt mit ihm in einen erbitterten Kampf ein. Das Gute bezweifelt sie, d. h., sie verdächtigt dessen Wahrheit und Aufrichtigkeit, und tritt gegen dasselbe auf, nicht als gegen das Gute, sondern als gegen das verfälschte Gute, hinter dessen Maske sich das Böse und die Lüge, seine Feinde von jeher verbergen. Hamlet lacht nicht dämonisch, mit dem theilnahmslosen Lachen des Mephisto; selbst sein bitteres Lächeln schon birgt eine Traurigkeit in sich, weiche von seinen Leiden spricht und uns deshalb auch mit ihm versöhnt. Der Skepticismus Hamlets ist auch nicht Indifferentismus, und eben darin besteht seine Bedeutung und sein Werth. Das Gute und das Böse, das Wahre und Falsche, Schöne und Häßliche fließen nicht bei ihm

zusammen zu einem zufälligen, stummen und stumpfen Etwas. Der Skepticismus Hamlets äußert, indem er, so zu sagen, an die aktuelle Verwirklichung des Wahren nicht glaubt, dennoch ein unversöhniiches Widerstreben gegen das Falsche und wird somit zu einem Hauptkämpfer für dieselbe Wahrheit an welche er selbst nicht vollkommen glauben kann. In der Negation aber ist, ebenso wie im Feuer, eine vernichtende Kraft verhandelt — und wie gelangt man dazu, diese Kraft in den entsprechenden Grenzen zu erhalten, wo soll ihr der Haltepunkt angewiesen werden, wenn Dasjenige, was sie vernichten und was sie erhalten soll, oft unzertrennlich miteinander verschmolzen und verbunden erscheint? Da ist es eben, worin sich die oft schon hervorgehobene, tragische Seite des menschlichen Lebens darstellt: zur That gehört der Wille, zur That braucht man den Gedanken. Der Gedanke und der Wille sind aber von einander geschieden und entfernen sich mit jedem Tage mehr voneinander.

»And thus the natvre hue od resolution
Is sicklied e'er by the pale cast of thought« . . .
(Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt.)

so sagt uns Shakespeare durch Hamlet's Mund . . . Und so kommt es, daß wir einerseits denkende, selbstbewußte, oftmals vielumfassende, aber sehr oft unnütze und zur Unbeweglichkeit verdammte Hamlete vor uns haben; während es andererseits halbverrückte Don-Quichotte giebt, die nur deshalb Nutzen bringen und die Menschen vorwärts bewegen, weil sie nur Einen Punkt sehen und kennen, einen Punkt, der oftmals sogar nicht einmal in der Gestalt exisiirt, in welcher sie denselben sehen; unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: muß man denn nothwendig ein Verrückter sein, um an die Wahrheit zu glauben? Und muß etwa der Verstand, der sich selbst erkennt, schon deshalb allein seiner ganzen Kraft beraubt sein?

Auch eine oberflächliche Beurtheilung dieser Fragen würde uns zu weit führen.

Wir wollen und aus die Bemerkung beschränken, daß nie in dieser Trennung, in diesem Dualismus, von welchem eben die Rede war, ein fundamentales Gesetz für das gesammte menschliche Leben anerkennen müssen. Dieses gesammte Leben ist nichts Anderes, als ein ewiges Versöhnen und ein ewiger Kampf zwischen zwei

Prinzipien, die immerwährend getrennt sind und beständig wieder zusammenfließen. Hätte ich nicht zu befürchten Sie durch philosophische Schlagwörter zu verwunden, so würde ich sagen: Hamlete sind der Ausdruck für die fundanmentale Centripetallkraft der Schöpfung, in Folge deren alles Lebendige sich einbildet, das Centrum der Schöpfung zu sein, und das uebrige nur als ihm zu Liebe bestehend betrachtet. (So hat sich die Mücke, indem sie sich auf die Stirn Alexanders von Macedonien setzte, in der vollkommensten Ueberzeugung ihres Rechtes von seinem Blute genährt, wie von einer ihr gebührenden Nahrung; so auch Hamlet wenngleich er sich auch verachtet — was die Mücke nicht thut, weil sie sich dazu nicht erheben kann — so auch, wiederhole ich, bezieht Hamlet Alles nur auf seine Person.) Ohne diese Centripetalkraft (die Kraft des Egoismus) könnte die Natur nicht bestehen, ebensowenig, wie sie ohne die andere, die Centrifugalkrast, existiren könnte, nach deren Gesetzen alles Daseiende nur für Andere da ist. (Diese Kraft, dieses Prinzip der Hingebung und Aufopferung — allerdings, wie schon früher erwähnt, in einem komischen Lichte gesehen, wie es keiner Fliege wehe thun will — dieses letztere Prinzip stellt der Don Ouichotte'sche Typus dar.) Diese zwei Kräfte — des Verharrens und der Bewegung, des Conservatismus und des Fortschritts, sind die Grundkräfte für Alles, was da ist. Sie erklären uns das Gedeihen der Pflanze, und sie sind es, welche uns den Schlüssel zum Verständnis der Entwickelung der mächtigsten Völker abgeben.

Wir wollen aber diese, vielleicht am unrechten Orte angebrachten Betrachtungen verlassen und uns zu anderen heimischeren Anschauungen wenden.

Es ist bekannt, daß von allen Shakespeare'schen Werken Hamlel das populärste ist. Diese Tragödie gehört zu denjenigen Stücken, die zweifellos und jedesmal das Theater füllen. Bei dem jetzigen Zustande unseres Publikums, bei seinem Streben zur Selbsterkenntniß und zum Nachdenken, bei seinem Zweifel an sich selbst und seiner Jugcndkraft ist diese Erscheinung begreiflich. Abgesehen von den Schönheiten, von welchen dieses vielleicht bemerkenswertheste Erzeugniß der Neuzeit erfüllt ist, kann man nicht genug das Genie bewundern, welches, in vieler Hinsicht seinem Hamlet selbst verwandt, sich durch freie Bewegung seiner schaffenden Kraft von dem Dichter abgehoben und sein Bild zum ewigen Studium der Nachwelt fixirt hat. Der Geist,

der diese Gestalt geschaffen hat, ist der Geist eines Bewohners des Nordens, der Geist der Reflexion und der Analyse — ein schwermüthiger, düsterer Geist, der Harmonie und der heilen Farben beraubt; aber ein tiefer Geist, ein machtvoller, vielseitiger, selbstständiger, leitender Geist. Aus der Tiefe seines Innern heraus hat er Hamlet geboren und damit gezeigt, daß er auf dem Gebiete der Poesie wie auf manchen Gebieten des Volkslebens höher steht, als sein Kind, dadurch eben, daß er dasselbe vollständig begreift.

Auf »Don Quichotte« ruht der Geist des Südländers — ein lichter, heiterer Geist, naiv und empfindlich, der nicht in die Tiefe des Lebens eindringt, der die Erscheinungen des Lebens nicht erfaßt, aber in sich abspiegelt Es ist schwer, der Begierde zu widerstehen, eine Parallele zwischen Shakespeare und Cervantes zu ziehen. Ich will mich auf einige Punkte beschränken die auf Verschiedenheit und Aehnlichkeit Beider Bezug haben. Shakespeare und Cervantes — wird so Mancher denken: wie kann denn hier überhaupt ein Vergleich stattfinden? Shakespeare — dieser Riese, dieser Halbgott . . . Ja wohl! Aber nicht als Zwerg erscheint Cervantes gegenüber dem Giganten, dem Schöpfer des »König Lear«, sondern als Mensch und durch und durch als Mensch. Ein Mensch aber hat das Recht, seinen Platz zu behaupten, sogar in Gegenwart eines Halbgottes. Unstreitig verdunkelt Shakespeare Cervantes — und nicht ihn allein — durch den Reichthum und die Macht seiner Phantasie, durch den Glanz der gewaltigsten Poesie, durch die Tiefe und Breite seines ganzen Geistes; aber Sie finden in dem Romane von Cervantes weder erkünstelte Witze, nach unnatürliche Vergleiche, noch faden esprit; Sie finden dort auch keine abgehauenen Köpfe, keine ausgerissenen Augen, alle diese Blutlachen, diese stähleme und stumpfe Grausamkeit die den Nachlaß des Mttelalters, des Barbarenthums bilden, welches sich aus den starren nordischen Naturen langsamer verliert. Und doch war Servantes wie Shakespeare Zeitgenosse der Bartholomäusnacht, und noch lange nach ihnen wurden Ketzce verbrannt und floß Menschenblut — wird es denn überhaupt zu fließen aufhören? Das Mittelalter findet seinen Ausdruck in »Don Quichotte« durch den Abglanz der provencalischen Poesie, durch die märchenhafte Grazie jener Romane, bei deren Lektüre Cervantes so gutmüthig gelacht hatte, und denen er selbst einen lebten Tribut in seinem »Percival und Sigismunda«[1] darbrachte. Shakesspeare holt sich seine Figuren

von überall her — vom Himmel, von der Erde — Nichts steht ihm entgegen, Nichts kann seinem Alles durchdringenden Blicke entgehen. Er reißt sie mit einer unwiderstehlichen Kraft an sich, mit der Kraft eines Adlers, der über seine Beute herfällt. Cervantes dagegen führt dem Leser gutmütig seine nicht eben zahlreichen Figuren vor, wie ein Vater seine Kinder; er nimmt nur das, was ihm nahe ist; aber dieses Ruhe — das ist ihm genau bekannt. Alles Menschliche scheint dem mächtigen Genius des englischen Dichters unterthan zu sein. Cervantes — schöpft seinen Reichthum nur aus seiner Seele, dieser klaren, sanften Seele, die reich an Lebenserfahrungen doch, durch sie nicht verbittert ist. Nicht umsonst hatte Cervantes, wie er selbst sagt, während seiner siebenjährigen, schweren Gefangenschaft die Wissenschaft der Geduld studiert. Der Kreis, über welchen er verfügt, ist enger als der Shakespeare'sche; aber in ihm spiegelt sich, wie in jedem einzelnen lebendigen Geschöpfe, alles Menschliche ab. Cervantes leuchtet nicht mit Blitzesworten: er erschüttert nicht durch die titanische Kraft einer siegreichen Begeisterung; feine Poesie ist nicht die Shakespeare'sche, eine manchmal trübe See: sie ist ein tiefer Fluß, welcher ruhig zwischen buntgestalteten Ufern fließt. Allmählich mitgerissen und allseitig von seinen durchsichtigen Wellen umspielt, ergiebt sich der Leser mit Freude der wahrhaft epischen Stille und Ruhe des Stromes. Die Phantasie ruft mit Freuden die Gestalten der beiden Dichter desselben Jahrhunderts hervor, die grade an ein und demselben Tage, am 26. April 1616, ihr Leben aushauchten. Cervantes hat von Shakespeare wahrscheinlich Nichts gewußt; der große Tragiker aber konnte noch in der Stille seines Stratfordschen Hauses, wohin er sich drei Jahre vor seinem Tode zurückgezogen hatte, den berühmten Roman lesen, der damals schon in's Englische übertragen war . . . Ein Bild, des Pinsels eines denkenden Malers würdig: Shakesspeare den »Don Quichotte« lesend. Glücklich die Länder, wo solche Männer erstehen, wo solche Lehrer für die Zeitgenossen und Nachkommen das Leben erhalten! Der unverwelkliche Lorbeerkranz, mit weichem ein großer Mann gekrönt wird, legt sich auch um die Stirne seiner Nation.

Bevor wir unsere, bei weitem noch nicht vollständige Studie zu Ende führen, dürfte es wohl erlaubt sein, noch einige Bemerkungen zu machen.

Ein englischer Lord (ein in dieser Hinsicht sachkundiger Beurtheiler) nannte in meiner Gegenwart Don Quichotte das Muster eines echten Gentleman. Und in Wahrheit: wenn Einfachheit und Gelassenheit im Benehmen als Merkmale für einen anständigen Menschen gelten, so hat Don Quichotte volles Recht auf diesen Namen. Er ist ein wahrer Hidalgo, auch dann noch, als die spottlustigen Dienerinnen des Herzogs ihm das ganze Gesicht einseifen. Die Einfachheit seiner Manieren entstammt der Abwesenheit einer Eigenschaft, die ich nicht Eigenliebe, sondern Eigendünkel nennen möchte. Don Quichotte ist nicht mit sich selber beschäftigt, und indem er sich und Andere achtet, fällt es ihm nicht ein, zu affektiren. Hamlet aber erscheint mir bei all' seiner eleganten Auststattnng — Sie müssen mir den französischen Ausdruck verzeihen — wie »*ayant des airs d'un parvenu.*« Er ist unruhig, manchmal sogar grob, thut ernsthaft und ist spöttisch. Dafür ist ihm auch die Kraft der eigentljümtichen und scharfen Rede gegeben, eine Kraft, die jeder grübelnden und sich selbst bearbeitenden Persönlichkeit eigen und daher Don Quichotte nicht entsprechend ist. Die Tiefe und Feinheit der Analyse bei Hamlet, seine vielseitige Bildung (wit dürfen nicht vergessen, daß er an der Universität zu Wittenberg studirte) haben bei ihm einen fast unfehlbaren Geschmack ausgebildet. Er ist ein vortrefflicher Kritiker; die Rathschläge, die er den Schauspielern ertheilt, sind erstaunlich richtig und klug. Das aesthetische Gefühl ist bei ihm vielleicht eben so stark, wie das Pflichtgefühl bei Don Quichotte.

Don Quichotte zeigt eine tiefe Achtung vor den bestehenden Ordnnngen, vor der Religion, vor den Monarchen und Herzögen, ist aber gleichzeitig frei und erkennt die Freiheit Anderer an. Hamlet schimpft über die Könige, über die Höflinge, und in Wirklichkeit ist er ein Unterdrücker und intolerant.

Don Quichuotte kann kaum lesen, Hamiet führt sicherlich ein Tagebuch. Don Quichotte besitzt bei all' seiner Unwissenheit bestimmte Ansichten über Politik und Verwaltung; Hamlet aber hat weder Zeit noch Bedürfniß, sich mit solchen Fragen abzugeben.

Es ist viel gegen die unzähligen Hiebe geschrieben worden, die Cervantes dem Don Quichotte zu Theil werden läßt. Ich habe schon früher bemerkt, daß im zweiten Theile des Romans der arme Ritter fast nicht mehr geschlagen wird; ich muß aber noch hinzufügen, daß

»Don Quichotte« ohne diese Schläge weniger Anklang bei den Kindern finden würde, die nun mit großer Begierde seine Abenteuer lesen. Auch uns Erwachsenen würde er nicht in seinem richtigen Lichte erscheinen; er würde vielmehr etwas Kaltes und Stolzes an sich tragen — was seinem Charakter widerspräche. Ich habe soeben gesagt, daß er im zweiten Theile nicht mehr geschlagen wird; dafür aber wird er am Schlusse, nach der entschiedenen Niederlage, die er vom »Ritter des hellen Mondes«, einem verkleideten Baccalaureus erlitten, nachdem er dem Ritterthurn entsagt, und zwar kurz vor seinem Tode — von einer Herde Schweinen mit Füßen getreten. Ich hatte einmal Gelegenheit zu hören, wie man Cervanies diesen Schluß vorwarf: er wiederhole hier schon früher hinreichend gebrauchte und abgeschmackte Späße. Aber auch hier ist Cervantes von dem Instinkte des Genies geleitet worden; selbst in diesem garstigen Abenteuer liegt ein tiefer Gedanke verborgen. Das Getretenwerden von Schweinefüßen kommt oft im Leben der Don-Quichotte vor, und gewöhnlich kurz vor ihrem Ende: es ist dies der letzte Tribut, den sie dem groben Zufall, dem gleichgültigen und frechen Unverständniß zu zahlen haben . . . es ist die Ohrfeige des Pharisäers . . . Nun — können sie sterben. Sie sind durch das ganze Feuer der Läuterung hindurchgegangen, sie haben sich die Unsterblichkeit erobert und sie öffnet sich auch vor ihnen.

Zu Zeiten ist Hamlet arglistig und sogar grausam. Erinnern Sie sich des von ihm veranstalteten Unterganges der beiden vom Könige nach England gesandten Höflinge, erinnern Sie sich seiner Rede über den von ihm ermordeten Polonius. Uebrigens, wir sehen hierin, wie schon bemerkt, die Abspiegelung des dahinscheidenden Mittelalters. Andererseits aber müssen wir dem ehrlichen und redlichen Don Quichotte die Neigung zum halbbewußten, halbnaiven Betruge, zur Selbsttäuschung zuerkennen — eine Neigung, die fast immer der Einbildungskraft eines Enthusiasten eigen ist. Seine Erzählung von dem, was er in der Höhle Montesinos gesehen, ist augenscheinlich von ihm erdichtet und kann den einfachen Sancho Pansa nicht täuschen.

Hamlet läßt bei dem mindesten Mißerfolge den Muth sinken und klagt; Don Quichotte dagegen, von den Galeeren-Sklaven durchgehauen, bis zur Unmöglichkeit sich zu rühren, zweifelt nicht im geringsten an dem Erfolge seines Unternehmen. So, erzählt man

sich, pflegte sich Fourrier mehrere Jahre hintereinander jeden Tag zumRendez-vous mit einem Engländer einzustellen, den er in den Zeitungen aufgefordert hatte, ihn mit einer Million Franks zur Ausführung seiner Pläne zu versehen — und der selbstverständlich niemals erschien. Das ist unstreitig sehr komisch; aber dabei fällt mir Folgendes ein: die Alten nannten ihre Götter neidisch und hielten es in der Noth für nützlich, die Götter durch freiwillige Opfer zu beschwichtigen (denken Sie an den Ring, den Polycrates in's Meer warf). Weshalb sollten wir nicht glauben, daß ein gewisser Theil von komischen Elementen sich den Handlungen und dem Charakter solcher Männer beimengen müsse, die zu einer großen und neuen That berufen sind — als Beschwichtigungsopfer für die neidischen Götter? Und doch, ohne diese Käuze, ohne diese Erfinder würde die Menschheit nicht vorwärtsschreiten — und die Hamlete hätten Nichts, worüber sie grübeln könnten.

Ja, ich wiederhole es: Don Quichotte finden, Hamlete bearbeiten. Wie aber — könnte man fragen — sind denn Hamlete im Stande, zu beatbeiten, da sie Alles bezweifeln und an Nichts glauben? Darauf wäre zu erwiedern, daß es nach den weisen Anordnungen der Natur weder vollkommene Hamlete, noch vollkommene Don-Quichotte giebt. Es sind hier nur die extremen Ausdrücke gegeben für zwei Richtungen — Absteckpfähle, welche von den beiden Dichtern noch zwei verschiedenes Richtungen hin aufgepflonzt sind. Das Leben strebt denselben entgegen, ohne sie jedoch zu erreichen. Es soll hier nicht vergessen werden, daß ebenso wie ein Hamlet das Prinzip der Analyse bis in's Tragische, ebenso auch bei Don Quichotte das des Enthusiasmus bis in's Komische durchgeführt ist; im Leben aber begegnen wir nur äußerst selten dem vollkommen Komischen oder dem vollkommen Tragischen.

Hamlet gewinnt viel in unseren Augen durch die Anhänglichkeit des Horatio an ihn. Das ist eine prächtige Figur, die, zur Ehre unserer Zeit, heutzutage nicht selten vorkommt. In Horatio erkennen wir den Typus eines Jüngers, eines Schülers im besseren Sinne des Wortes. Im Besitze eines stoischen und graden Charakters, warmen Herzens und etwas beschränkt an Geist — ist er sich seines Nachtheiles bewußt und bescheiden, was nicht oft bei beschränkten Menschen der Fall ist. Er dürstet nach Belehrung, er will geleitet werden und verehrt den klugen Hamlet, ergiebt sich ihm mit seinem ganzen braven Herzen,

ohne auf Gegenliebe Anspruch zu machen. Er unterwirft sich ihm, nicht wie man sich einem Prinzen unterwirft, sondern einem Haupte. Eines der wichtigsten Verdienste, die den Hamletten nachgesagt werden müssen, besteht darin, daß sie solche Männer wie Horatio ausbilden und entwickeln, Männer, die von ihnen den Samen des Gedankens annehmen, ihn in ihrem Versen befruchten, um ihn nachher in der ganzen Welt auszustreuen. Die Worte, mit welchen Hamlet die Bedeutung Horatios anerkennt, gereichen ihm selbst zur Ehre. In ihnen drücken sich seine eigenen Begriffe über die hohe Bedeutung der Menschen im Allgemeinen aus, seine edlen Bestrebungen, die kein Skepticismus zu schwächen im Stande ist. -— »Hör' mich an!« sagt er zu ihm (2. Sc. Ill. Akt):

»Seit meine theure Seele Herrin war
Von ihrer Wahl und Menschen unterschied,
Hat sie Dich auserkoren. Denn Du warst,
Als litt'st Du Nichts, indem Du Alles littest;
Ein Mann, der Ethik und Gaben vom Geschick
Mit gleichem Dank genommen: und gesegnet,
Weß' Blut und Urtheil sich so gut vermischt,
Daß er zur Pfeife nicht Fortuna dient,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger greift.
Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich Dich hege

Der ehrliche Skeptiker achtet immer den Stoiker. Da die alte Welt im Zerfall begriffen war — und so auch in jeder andern Epoche, die jener gleicht — suchten die besseren Menschen ihre Rettung im Stoicismus als in dem einzigen Zufluchtsorte, wo die Menschenwürde sich noch zu erhalten vermöchte. Die Skeptiker wurden, wenn sie keine Kraft hatten zu sterben — »in das Land zu gehen, von wannen noch kein Wanderer zurückgekommen ist« — Epkureer. Eine erklärliche, ob zwar traurige und uns nur zu bekannte Erscheinung.

Sowohl Hamlet als Don Quichotte haben ein rührendee Ende. Welcher Unterschied aber in dem Tode Beider! Schön sind die letzten Worte Hamlets. Er wird versöhnend, sanfter, er gebietet Horatio zu leben und erhebt seine brechende Stimme zu Gunsten des jungen Fortinbras', des unbefieckten Vertreters des Erbrechts . . . aber der Blick Hamlets richtet sich nach vorwärts . . . »Der Rest ist Schweigen,«

sagt der sterbende Skeptiker — und verstummt auf ewig. Der Tod Don Quichottes ruft in unserer Seele eine unsägliche Rührung wach. In diesem Augenblicke wird die hohe Bedeutung dieses Mannes zugänglich für Jedermann. Als sein früherer Wassenträger, der ihn trösten will, äußert, sie würden sich nun bald wiederum nach ritterlichen Abenteuern auf den Weg machen, antwortete der Sterbende: »Nein, das Alles ist für immer dahin, und ich bitte Alle um Vergebung; ich bin nicht mehr Don Quichotte, ich bin wieder Alonzo der Gute, wie man mich einst nannte; »Alonzo el Bueno—

Dieses Wort ist bewunderungswerth; die Erwähnung dieses Beinamens — zum ersten und letzten Male — erschüttert den Leser. Ja, dieses eine Wort hat noch eine Bedeutung vor dem Antlitze des Todes. Alles wird vergehen, Alles wird verschwinden: der allerhöchste Rang, das allumfassende Genie — Alles wird zu Staub werden . . .

Alles, was groß auf Erden,
Verfliegt wie Rauch . . .

Aber die guten Thaten — sie verfliegen nicht wie Rauch; sie sind von längerer Dauer, als die allerglänzendste Schönheit: »Alles wird vergehen — sagt der Apostel — nur die Liebe wird bleiben.— Ich habe nach diesen Worten nichts mehr hinzuzufügen. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn es mir durch den Hinweis auf die beiden fundamentalen Richtungen im menschlichen Geiste, von denen ich eben vor Ihnen zu reden die Ehre hatte, beschieden war, bei Ihnen manche, vielleicht sogar mit den meinigen übereinstimmende Gedanken wachgerufen zu haben — wenn ich, wenn auch nur annähernd meine Aufgabe erfüllt und Ihre freundliche Aufmerksamkeit nicht ermüdet habe.

- E n d e -

Anmerkungen.

1 Es ist bekannt, daß der ritterliche Roman »Percival und Sigismunda« nach dem ersten Theile des »Don Quichotte« erschien.

Senilia.

Dichtungen in Prosa

Nach dem russischen Original übersetzt
von
Wilhelm Henckel.

Inhaltsverzeichnis

Senilia.

Vorwort
I. 1878.
Im Dorfe.
Ein Gespräch.
Die Alte.
Der Hund.
Der Gegner.
Der Bettler.
»Vernimmst du das Unheil des Thoren . . . «
Ein selbstzufriedener Mensch.
Eine Lebensregel.
Weltuntergang. Ein Traum.
Mascha.
Der Dummkopf.
Eine morgenländische Legende.
Zwei Quatrains.
Der Sperling.
Die Schädel.
Der Tagelöhner und der Mann mit den Weißen Händen. Ein Gespräch.
Die Rose.
Zur Erinnerung an A. P. W—stania.
Die letzte Zusammenkunft.
Der Besuch.
Necessitas — Vis — Libertas. Ein Basrelief.
Das Almosen.
Das Insekt.
Die Kohlsuppe.
Das Land der Glückseligkeit.
Wer ist reicher?
Der Greis.
Der Zeitungs-Korrespondent.
Zwei Brüder.

Der Egoist.
Ein Festmahl beim höchsten Wesen.
Der Sphinx.
Die Nymphen.
Der Feind und der Freund.
Christus.
II. 1879 – 1882.
Der Stein.
Die Tauben.
Morgen, morgen!
Die Natur.
Hängt ihn!
Was werde ich denken? . . .
»Wie waren die Rosen so reizend und frisch . . . «
Eine Fahrt auf dem Meere.
N. N.
Halt!
Der Mönch.
Wir wollen noch kämpfen!
Das Gebet.
Die russische Sprache.

Vorwort

der Redaktion des »Europäischen Boten«.

Iwan Ssergejewitsch Turgenjew, unserer Bitte entsprechend, gab uns seine Einwilligung die flüchtigen Einfälle, Gedanken und Bilder, die er nach und nach, unter den verschiedensten Eindrücken des täglichen Lebens — seines eigenen sowohl, wie auch des öffentlichen — im Laufe der verflossenen fünf Jahre zu Papier gebracht, jetzt schon unsern Lesern mitzutheilen. Es fand sich für sie, wie für viele andere, kein Platz in den schon beendeten und erschienenen Werken des Verfassers. Sie bilden eine Sammlung für sich, und der Verfasser hat einstweilen, fünfzig Fragmente davon ausgewählt.

In dem Briefe, welcher die von uns jetzt gedruckten Blätter begleitete, sagt I. S. Turgenjew am Schlusse:

»Ihr Leser soll diese Dichtungen in Prosa nicht der Reihe nach durchblättern; das würde ihn wahrscheinlich langweilen und er würde das Buch fallen lassen. Aber er mag sie einzeln lesen, heute eine, morgen eine andere, — dann wird vielleicht die eine oder die andere zu einem Keim in seiner Seele . . . «

Diese Blätter haben keinen Gesamttitel; der Verfasser nannte sie auf dem Umschlage: »Senilia« — Gedanken eines Greises; — wir aber zogen die zufällig vom Verfasser im oben angeführten Schlusse seines Briefes fallen gelassenen Worte: »Dichtungen in Prosa« vor, und drucken die Blätter unter diesem Gesamttitel. Unserer Ansicht nach bezeichnet er vollständig, sowohl die Quelle, aus der diese Skizzen geflossen, — die Seele des Verfassers, der durch seine Feinfühligkeit für alle Lebensfragen bekannt ist, — wie auch den Eindruck, den sie auf den Leser hervorbringen können. In der That, es sind Dichtungen, obschon in Form von Prosa. Wir drucken sie in chronologischer Reihenfolge, von 1878 angefangen.

I.
1878.

Im Dorfe.

Es ist der letzte Julitag; tausend Werst weit rings umher überall Rußland, — die Heimat, Der ganze Himmel ist ein schattenloses Blau, nur ein einziges Wölkchen schwimmt darauf und schmilzt dahin. Völlige Windstille, Schwüle . . . Die Luft wie lauwarme Milch.

Die Lerchen trillern, die Tauben girren, die Schwalben schweben pfeilschnell und lautlos dahin; die Pferde wiehern und grasen, die Hunde stehen da, wedeln leise mit dem Schwanze und bellen nicht.

Es duftet ein wenig nach Rauch, ein wenig nach Heu, ein wenig nach Theer und nach Leder.

Das Hanffeld ist schon im Reifen und verbreitet seinen intensiven aber angenehmen Geruch.

An einer tiefen, aber nicht steilen Schlucht stehen einige Reihen dickköpfiger, verwitterter Weiden. Unten fließt ein Bächlein; auf dessen Grunde zittern die Steinchen unter der gekräuselten Wasserfläche. In der Ferne, wo Himmel und Erde zusammenfließen, sieht man den blauen Streifen eines großen Flusses.

An der einen Seite der Schlucht befinden sich kleine, saubere Kornspeicher, Vorrathskammern mit festverschlossenen Thüren, an der anderen Seite — fünf bis sechs Bauernhäuser aus Fichtenstämmen, mit Brettern gedeckt. Jedes Dach wird von einem Staarenkästchen an langer Stange überragt; auf den Giebeln befinden sich Pferdeköpfe mit steifen Mähnen, aus Eisenblech geschnitten. Die ungleichen Fensterscheiben schimmern in Irisfarben. Auf den Fensterläden sind Vasen mit Blumenbouquets in sehr primitiver Malerei abgebildet. Vor den Häusern stehen solide Bänke, hier und da eine rund zusammengerollte Katze, mit gespitzten, durchschimmernden Oehrchen; hinter der hohen Schwelle die dunkle, kühle Hausflur.

Ich liege hart am Rande der Schlucht auf einer ausgebreiteten Pferdedecke; ringsherum sind Haufen von eben erst gemähtem,

berauschend duftendem Heu. Die praktischen Bauern haben das Heu vor den Häusern ausgebreitet, damit es noch recht in der Sonnenhitze trockne; dann kommt's in die Scheune; — darauf schläft sich's prächtig.

Krausköpfige Kinder blicken aus den Heuhaufen hervor; schopfige Hühner picken nach Käferchen und Fliegen; ein junger Hund wälzt sich in einem Knäuel von Halmen herum.

Braunlockige Burschen in sauberen, tiefumgürteten Hemden und plumpen Stiefeln, lehnen mit der Brust an einem Bauerwagen, lachen und werfen einander kecke Worte zu.

Aus einem der Fenster schaute ein junges, rundbäckiges Weib heraus und lacht, theils über die Burschen, theils über die Balgerei der Kinder im Heu.

Ein anderes junges Weib zieht mit kräftigen Armen einen großen, nassen Eimer aus dem Brunnen. Der Eimer zittert und schaukelt an der Leine und läßt lange, leuchtende Tropfen fallen.

Vor mir steht eine alte Frau, sie hat einen neuen, karierten Rock und neue lederne Schuhe an.

Große Glasperlen liegen in drei Reihen um ihren verbrannten, magern Hals; der grauhaarige Kopf ist mit einem gelben, rothgetüpfelten Tuch umgebunden, es hängt tief über die glanzlosen Augen herab.

Aber die alten Augen lächeln freundlich; das ganze runzlige Gesicht lächelt. Sie wird wohl nahe an die achtzig Jahre hinter sich haben, die Alte . . . man sieht es ihr aber noch jetzt an, daß sie in der Jugend schön war.

Die braunen, auseinander gespreizten Finger der rechten Hand halten einen Topf mit kalter, gerade aus dem Keller geholter Milch. Der Topf ist von außen wie mit Thautropfen bedeckt. Auf der linken Handfläche reicht sie mir eine große Scheibe noch ganz warmen Schwarzbrotes. — »Iß, und wohl bekomme Dir's!«

Plötzlich kräht der Hahn und schlägt eifrig mit den Flügeln; als Antwort ertönt nach einer Weile aus dem verschlossenen Stalle das Geblök eines Kalbes.

— Das nenn' ich aber Hafer! — hör' ich meinen Kutscher rufen . . .

Diese Genügsamkeit, diese Ruhe, dieser Ueberfluß im freien, russischen Dorfe! Oh, diese Stille und dieser Segen!

Und mir kommt der Gedanke: Wozu brauchen wir denn eigentlich ein Kreuz auf der Kuppel der heiligen Sophia in Byzanz, und alles Andere, wonach wir Stadtmenschen so sehr trachten?

Februar 1878.

Ein Gespräch.

Weder auf der Jungfrau noch auf dem Finsteraahorn war je ein menschlicher Fuß.

Die Alpengipfel . . . eine ganze Kette steiler Felsen . . . mitten im Herzen der Berge.

Ueber den Bergen ein blaßgrüner, stummer, heller Himmel. Harter, heftiger Frost; fester, funkelnder Schnee, unter dem Schnee ragen düstere, eisbedeckte, verwitterte Zacken empor.

Zwei Kolosse, zwei Giganten erheben sich zu beiden Seiten des Horizonts: Die Jungfrau und das Finsteraarhorn.

Und die Jungfrau fragt ihren Nachbar: Was giebt es Neues? Du kannst dich besser umschauen, was giebt's da drunten?

Jahrtausende vergehen — eine Minute. Und Finsteraarhorn donnert die Antwort: — Undurchdringliche Wolken verhüllen die Erde . . Warte!

Jahrtausende vergehen wieder, — eine Minute.

— Nun und jetzt? — fragt die Jungfrau.

— Jetzt sehe ich: dort unten ist Alles unverändert, bunt, kleinlich. Blaues Wasser, schwarze Wälder, Massen von grauen, aufeinander gethürmten Steinen. Rings herum wimmeln noch immer diese Käferchen, weißt du, die zweibeinigen, die noch nie, weder meinen noch deinen Gipfel zu besudeln vermochten.

— Die Menschen?

— Ja, die Menschen.

Tausend Jahre vergehen abermals — eine Minute.

— Nun, und jetzt? fragt die Jungfrau.

— Mir scheint als ob jetzt weniger von diesen Käferchen sichtbar wären, — donnert Finsteraarhorn; — klarer ist's da unten geworden; die Gewässer schmäler, die Wälder weniger dicht! Noch tausende von Jahren vergingen — eine Minute.

— Was siehst du nun? — fragt die Jungfrau.

— Rings um uns, in der Nähe, scheint es reiner geworden zu sein, — antwortet Finsteraarhorn; — aber dort, in der Ferne, in den Thälern giebt es noch Flecken und es bewegt sich dort noch etwas.

— Und jetzt? — fragt die Jungfrau nach weiteren tausend Jahren — einer Minute.

— Jetzt ist es gut, antwortete Finsteraarhorn; — überall ist's sauber; ganz weiß, wohin man auch blickt . . . Ueberall unser Schnee, lauter Schnee und Eis. Alles ist erstarrt. Jetzt ist es gut und still.

— Ja, jetzt ist's gut! — erwiedert die Jungfrau. — Doch, genug geplaudert jetzt, Alter. Laß uns nun ein wenig schlafen.

— Ja, es ist Zeit.

Sie schlafen, die riesigen Berge; es schläft der grüne, helle Himmel über der auf ewig verstummten Erde.

Februar 1878.

Die Alte.

Ich ging auf einem weiten Felde, allein. Plötzlich schien es mir, als ob ich leichte, vorsichtige Schritte hinter meinem Rücken hörte., . Es folgte mir Jemand.

Ich schaute mich um — und erblickte eine kleine, krummgebeugte, ganz in graue Lumpen gehüllte Alte. Nur das Gesicht, ein gelbes, runzliges, spitznasiges, zahnloses Gesicht blickte hervor.

Ich trat zu ihr . . . sie blieb stehen.

— Wer bist du? Was willst du? Bist du eine Bettlerin? Erwartest du ein Almosen?

Die Alte antwortete nicht. Ich beugte mich zu ihr nieder und bemerkte, daß ihre beiden Augen von einer halbdurchsichtigen, weißlichen Haut, wie man sie auch bei manchen Vögeln findet, bedeckt seien; sie schützen die Augen gegen zu grelles Licht.

Aber bei dieser Alten war das Häutchen unbeweglich, es öffnete sich nicht über dem Augenstern . . . ich schloß daraus, daß sie blind sei.

— Willst du ein Almosen? wiederholte ich meine Frage. — Weshalb folgst du mir? — Aber die Alte antwortete wieder nicht, sondern krümmte sich nur noch ein wenig mehr.

Ich wandte mich um und ging meines Weges.

Und wieder hörte ich dieselben leichten, gleichmäßigen, schleichenden Schritte hinter mir.

— Wieder dieses Weib! — dachte ich; was will sie nur von mir? — Aber gleich fügte ich in Gedanken hinzu: wahrscheinlich ist sie in ihrer Blindheit vom Wege abgekommen und geht jetzt dem Gehör nach, folgt meinen Schritten, um mit mir zugleich eine bewohnte Gegend zu erreichen . . . Ja, ja, so ist es!

Aber eine sonderbare Unruhe bemächtigte sich meiner, . . . es wollte mir scheinen, als ob diese Alte nicht mir, sondern als ob ich der von ihr gegebenen Richtung folge; daß sie mich bald rechts, bald links vorwärts stoße und daß ich ihr unwillkürlich gehorche.

Ich gehe indeß immer weiter . . . Da erscheint vor mir, grade in der Richtung meines Weges, etwas Schwarzes; es erweitert sich . . . es ist

eine Grube . . . »Ein Grab!« wie ein Blitz kam mir der Gedanke. Dahin also stößt sie mich.

Ich wende mich kurz um. Die Alte ist wieder vor mir . . . Aber jetzt ist sie sehend. Sie blickt mich mit großen, bösen, unheildrohenden Augen, den Augen eines Raubvogels an . . . Ich rücke näher an ihr Gesicht, an ihre Augen . . . Da war wieder dieses trübe Häutchen, waren wieder dieselben stumpfen, blinden Gesichtszüge . . .

»Ah! denke ich . . . diese Alte — ist mein Schicksal; das Schicksal, dem der Mensch nicht entrinnen kann.«

»Nicht entrinnen? nicht entrinnen? — welch' ein Wahnsinn . . . Man muß es versuchen!« Und ich werfe mich seitwärts in anderer Richtung.

Ich eile . . . aber die leichten Schritte rascheln hinter mir, nahe, ganz nahe, . . . und vorne wieder die finstere Grube.

Ich wende mich nach einer andern Seite . . . Und wieder dasselbe Rascheln hinter mir und der, selbe dunkle Fleck vor mir.

Wie ich mich auch hin- und herwende, gleich einem verfolgten Hasen, . . . immer dasselbe, immer dasselbe!

Halt, denke ich, — jetzt will ich sie hintergehen! Ich bleibe hier, — und plötzlich setze ich mich auf die Erde.

Die Alte steht zwei Schritt hinter mir. Ich höre sie nicht, fühle aber, daß sie da ist.

Und plötzlich sehe ich: jener Fleck, der in der Ferne sichtbar war, schwimmt, kriecht zu mir heran!

Gott! . . . Ich schaue mich um . . . Die Alte blickt mich starr an und ihr zahnloser Mund ist durch ein Lächeln verzerrt . . .

— Du entrinnst mir nicht! [Der Tod ist im Russischen weiblichen Geschlechts.]

Februar 1878.

Der Hund.

Wir sind unsrer zwei in der Stube, mein Hund und ich . . . Draußen braust ein fürchterlicher Sturm.

Der Hund sitzt vor mir und blickt mir grade in die Augen. Ich blicke auch ihm in die Augen.

Es ist, als ob er mir etwas sagen möchte. Er ist stumm, hat keine Worte, keinen Begriff von sich selber — aber ich verstehe ihn.

Ich verstehe, daß sowohl in ihm, wie auch in mir dasselbe Empfinden lebendig ist, daß zwischen uns kein Unterschied ist. Wir sind gleichartig; in jedem von uns glüht und leuchtet dasselbe flackernde Flämmchen.

Es naht der Tod, ein einziger Schlag seiner kalten, mächtigen Flügel . . .

Und das Ende ist da!

Wer unterscheidet dann, was für ein besonderes Feuer in jedem von uns Beiden glühte?

Nein! . . . nicht Mensch und Thier haben sich gegenseitig angeblickt. Es waren zwei Paar Augen von gleicher Art, die aufeinander gerichtet waren. Und in jedem dieser Augenpaare, beim Thier, wie beim Menschen — schmiegt sich das gleiche Leben ängstlich an das andere.

Februar 1878.

Der Gegner.

Ich hatte einen Kameraden, er war mein Gegner; nicht etwa in Bezug auf Studien, Dienst oder Liebe; — unsre Anschauungen harmonierten überhaupt in keiner Welse, und jedesmal wenn wir uns trafen, entbrannte unendlicher Streit zwischen uns.

Wir stritten über Alles; über Kunst, Religion, Wissenschaft, über das Erdenleben und über das Leben nach dem Tode; — am häufigsten über das letztere.

Er war ein Enthusiast und gläubig. Einst sagte er mir: Du lachst über Alles; sollte ich aber vor dir sterben, so werde ich, von jenseits her, dir erscheinen . . . dann wollen wir einmal sehen, ob du noch lachen wirst.

Und richtig — er starb vor mir, in noch jungen Jahren; es verging eine lange Zeit — und ich vergaß sein Versprechen, seine Drohung.

Einst, des Nachts, lag ich im Bette und konnte oder mochte nicht einschlafen,

Im Zimmer war es weder dunkel noch hell; ich blickte in die graue Dämmerung.

Plötzlich schien es mir, als ob mein Gegner zwischen den zwei Fenstern stände und leise, traurig, mit dem Kopfe nicke.

Ich erschrak nicht — wunderte mich nicht einmal . . . sondern erhob mich ein wenig, stützte mich auf den Arm und blickte unverwandt auf die unerwartete Erscheinung.

Sie nickte immer noch.

— Wie, sprach ich endlich, — triumphirst du? oder bedauerst du? Was soll das vorstellen? eine Warnung? oder einen Vorwurf? Oder willst du mir zu verstehen geben, daß du unrecht hattest? daß wir *Beide* unrecht hatten? Was empfindest du? Die Qualen der Hölle? Die Wonnen des Paradieses? Sprich doch . . . ein einziges Wörtchen nur!

Mein Gegner aber gab keinen Laut von sich — er nickte nur immer traurig und ergeben.

Ich lachte auf — und er verschwand.

Februar 1878.

Der Bettler.

Ich ging auf der Straße . . . ein Bettler hielt mich an, ein gebrechlicher Greis.

Die entzündeten, thränenden Augen, die blauen Lippen, die rauhen Lumpen, die ekeln Wunden . . . oh, wie hatte die Armut dieses unglückliche Geschöpf so gräßlich entstellt!

Er streckte mir die rothe, geschwollene, schmutzige Hand entgegen, . . . er stöhnte, er wimmerte um Hilfe.

Ich suchte in allen Taschen . . . weder Geldbeutel, noch Uhr, noch Taschentuch fand ich . . . nichts hatte ich mitgenommen.

Der Bettler wartete . . . und seine ausgestreckte Hand zitterte leise und zuckte.

Verlegen und verwirrt ergriff ich diese schmutzige Hand und drückte sie . . . »Nimm mir's nicht übel, Bruder; ich habe nichts bei mir, Bruder.«

Der Bettler richtete seine entzündeten Augen auf mich; seine blauen Lippen lächelten — und er drückte meine kaltgewordenen Finger gleichfalls.

— »Thut nichts, Bruder,« — stammelte er; — »Dank auch dafür. Auch das war eine Gabe, Bruder.«

Ich begriff, daß auch ich eine Gabe von meinen: Bruder empfangen hatte.

Februar 1878.

»Vernimmst du das Unheil des Thoren . . . «

Puschkin.

»Vernimmst du das Urtheil des Thoren—« Stets sprachst du die Wahrheit, du, unser hehrer Sänger; — auch diesmal.

»Das Urtheil des Thoren und das Gelächter der Menge!« . . . Wer hätte nicht schon das Eine und das Andere erfahren? Alles dies kann — und soll man ertragen; und wem die Kraft gegeben ist, der mag es sogar verachten.

Es giebt aber Schläge, die weit mehr schmerzen . . . Ein Mann that Alles, was er konnte; er arbeitete aus allen Kräften, mit Liebe, redlich . . . Und doch wenden sich »ehrliche Seelen« mit Abscheu von ihm ab; »ehrliche Leute« erröthen vor Unwillen beim Nennen seines Namens. »Hebe dich weg! Fort mit dir!« rufen ihm »ehrliche« junge Stimmen zu. »Wir brauchen weder dich, noch deine Leistungen, du besudelst unsre Wohnung — du kennst uns nicht und verstehst uns nicht Du bist unser Feind!«

Was soll dieser Mann thun? . . . Er soll fortfahren zu arbeiten, er soll keinen Versuch machen, sich zu rechtfertigen — nicht einmal ein gerechtes Urtheil soll er erwarten.

Einst verfluchten die Ackersleute den Reisenden, der ihnen die Kartoffel brachte, als Ersatz für das Brot, die tägliche Nahrung des Armen . . . Sie schlugen ihm die kostbare Gabe aus den ihnen entgegengestreckten Händen, warfen sie in den Koth und traten sie mit Füßen.

Jetzt nähren sie sich davon — und kennen nicht einmal den Namen ihres Wohlthäters.

Mag es drum sein! Was liegt am Namen? Obschon namenlos, hat er sie doch vom Hungertode errettet.

Laßt uns dafür sorgen, daß das, was wir bringen, wirklich nützliche Nahrung sei.

Bitter ist der ungerechte Vorwurf aus dem Munde derer, die wir lieben . . . Doch auch dies ist zu ertragen.

»Schlage mich — aber höre mich an!« sprach der Athener zum Spartaner.

»Schlage mich — aber werde gesund und satt!« müssen wir sprechen.

Februar 1878.

Ein selbstzufriedener Mensch.

Längs den Straßen der Residenz tänzelt ein junger Mann. Sein Benehmen ist sorglos, heiter, selbstbewußt; seine Augen glänzen, seine Lippen lächeln und das anmuthige Gesichtchen ist sanft geröthet. Er ist eitel Selbstvertrauen und Freude.

Was ist ihm begegnet? Hat er eine Erbschaft gemacht? Rat er einen höhern Rang bekommen? Erwartet ihn die Geliebte? Oder ist es blos — ein gutes Frühstück, ein Gefühl des Wohlbehagens, der gesättigten Kraft, das seine Glieder schwellt? Oder hat man ihm etwa gar das schöne, achtzackige Kreuz des polnischen Königs Stanislaus [Ein russischer Orden von mäßiger Bedeutung.] um seinen Hals gelegt.

Nein. Er hat nur eine Verleumdung gegen einen Bekannten erdacht und sie sorgfältig verbreitet.

Dieselbe Verleumdung hörte er dann aus dem Munde eines Dritten — und hat sie selbst geglaubt.

Oh, wie ist dieser junge, liebenswürdige, vielversprechende Mann jetzt so zufrieden, so gütig sogar!

Februar 1878.

Eine Lebensregel.

Wollen Sie einen Gegner recht ärgern und ihm recht schaden, rieth mir einst ein alter Intrigant — so werfen Sie ihm *den* Fehler, *das* Laster vor, an denen Sie selbst laborieren; — thun Sie entrüstet und machen Sie ihm die schärfsten Vorwürfe.

Erstens — dadurch bringen Sie Andern die Ueberzeugung bei, daß Sie dieses Laster nicht an sich haben.

Zweitens — Ihre Entrüstung kann sogar aufrichtig sein. Sie profitieren von den Vorwürfen ihres eigenen Gewissens.

Sind Sie z.B. ein Renegat — so werfen Sie ihrem Gegner Mangel an Ueberzeugungstreue vor!

Haben Sie selbst eine Lakaienseele, so tadeln Sie seine Lakaiennatur, so werfen Sie ihm vor, er sei ein Lakai der Zivilisation, Europa's, des Sozialismus.

— Man könnte sogar sagen, er sei ein Lakai des Nicht-Lakai-seins! bemerkte ich.

— Auch das! — bejahte der Intrigant.

Februar 1878.

Weltuntergang.

Ein Traum.

Es träumte mir, ich befände mich in irgend einem obskuren Winkel Rußlands, in einem Bauernhause.

Die Stube ist groß und niedrig, sie hat drei Fenster, die Wände sind weiß angestrichen, Möbel fehlen. Vor dem Hause eine kahle Ebene, die sich in weiter Ferne verliert; ein monotoner, grauer Himmel hängt wie eine Decke darüber.

Ich bin nicht allein; es sind etwa zehn Menschen in der Stube. Lauter simple, einfach gekleidete Leute; sie gehen schweigend, fast schleichend auf und ab. Sie weichen einander aus, schauen sich aber fortwährend mit besorgten Blicken an.

Keiner von ihnen weiß, wie er hierher gekommen ist und was für Leute die Andern sind. Unruhe und Niedergeschlagenheit liegt auf allen Gesichtern; Alle treten nach einander an die Fenster und schauen spähend umher, als ob sie von draußen etwas erwarteten.

Dann wandern sie wieder rastlos auf und ab. Ein kleiner Junge, der auch darunter ist, greint von Zeit zu Seit mit dünner, eintöniger Stimme: »Väterchen, ich fürchte mich!« Dieses Gewinsel macht mir schier übel — ich fange auch an mich zu fürchten . . . aber wovor? Ich weiß es nicht. Ich fühle blos, daß ein großes, großes Unheil immer näher rückt.

Der Junge aber winselt immer wieder. Ach, wenn man doch von hier fort könnte! Diese Schwüle! diese Mattigkeit! diese Last! . . . Ein Entrinnen aber ist unmöglich.

Der Himmel ist wie ein Leichentuch, kein Lüftchen regt sich . . . ob wohl auch die Luft gestorben sein mag? Plötzlich läuft der Junge ans Fenster und ruft mit kläglicher Stimme: »Schaut! schaut! die Erde ist versunken!«

Wie? . . . versunken? . . . In der That; vorher war eine Ebene vor dem Hause — jetzt steht es auf dem Gipfel eines ungeheuren Berges! Der Horizont ist herabgefallen, hinuntergesunken, — und dicht beim Hanse gähnt eine steile, zerrissene, schwarze Kluft!

Wir drängen uns Alle ans Fenster . . . Der Schreck macht unsre Herzen erstarren. »Da ist es! . . . Da!« . . . flüstert mein Nachbar.

Jetzt fängt plötzlich, längs der ganzen, weiten Unbegrenztheit, sich etwas an zu regen, es ist als ob sich kleine runde Hügel erhöben und niedersenkten.

— Das Meer! — dachten wir Alle zu gleicher Zeit. Es wird uns Alle zusammen verschlingen . . . Aber wie ist denn das möglich? wie konnte es so mächtig in die Höhe steigen, bis zu diesem steilen Gipfel heran?

Indeß aber steigt es immer höher, immer höher . . . Jetzt sind es schon nicht mehr einzelne Hügelchen, die sich dort in der Ferne auf und ab bewegen . . . Eine einzige, kompakte, ungeheure Welle umgiebt den ganzen Kreis des Horizonts.

Sie fliegt, fliegt auf uns zu! Wie ein eisiger Wirbelwind zieht sie heran, kreisend, wie ein finstrer Höllenabgrund. Rings herum fängt Alles an zu beben — und dort, in jenem heranziehenden Chaos — kracht und donnert und tönt es wie ein tausendstimmiges, metallenes Gebell . . .

Ha! . . . welch ein Heulen und Dröhnen! — Das ist die Erde, die vor Schreck aufstöhnt.

Ihr Ende ist da! . . . Der allgemeine Untergang! Noch einmal winselt der Junge . . . Ich will mich an meinen Gefährten anklammern — plötzlich aber sind wir Alle erdrückt, begraben, ersäuft, fortgetragen von jener rabenschwarzen, eisigen, dröhnenden Welle.

Finsterniß . . . ewige Finsterniß!

Fast athemlos erwachte ich.

März 1878.

Mascha.

Als ich vor vielen Jahren in Petersburg lebte, pflegte ich jedesmal, wenn ich eine Droschke oder einen Schlitten miethete, ein Gespräch mit dem Fuhrmann anzuknüpfen.

Vorzugsweise liebte ich es mit den in der Nacht fahrenden Miethkutschern zu plaudern, — mit diesen armen Bauern aus der Umgegend, die mit ihrem gelbangestrichenen, wackligen Schlitten und der elenden Mähre sich selbst durchzufüttern und den Obrok [Abgabe der Leibeigenen] für die Herrschaft zu verdienen hofften.

Einst fuhr ich auch mit solch' einem Miethkutscher . . . Es war ein junger Mensch, ungefähr zwanzig Jahr alt, groß und stattlich, ein kräftiger Bursch mit blauen Augen und rothen Backen, die braunen Locken ringelten unter seiner bis auf die Augen»brauen niedergedrückten geflickten Mütze hervor. Wie sich der zerrissene Rock noch auf den breiten Schultern hielt, war ein Wunder.

Das hübsche, bartlose Gesicht schien traurig und finster.

Ich begann ein Gespräch mit ihm. Auch seine Stimme klang traurig. — Weshalb bist du nicht heiter, Bruder? fragte ich ihn. Hast du einen Kummer?

Der Bursche antwortete nicht gleich.

Endlich brachte er hervor: — Ja, Herr, ich habe einen, — einen solchen Kummer, wie ich ihn Niemand ärger wünschen möchte. Mein Weib ist mir gestorben.

— Du liebtest sie also?

Der Bursche wandte sich nicht um, er nickte blos ein wenig mit dem Kopfe.

— Ja, Herr, — ich liebte sie . . . Es sind jetzt acht Monate her . . . ich kann es noch immer nicht verwinden. Es nagt mir am Herzen . . . immerfort. Und warum hätte sie auch wohl sterben sollen? Sie war jung und gesund. Da kam die Cholera und brachte sie an *einem* Tage um.

— Sie war dir eine gute Frau?

— Ach, Herr, — seufzte der Arme tief, — wir lebten so einig mit einander! Sie starb in meiner Abwesenheit. Als ich es hier erfuhr, daß sie schon begraben sei, eilte ich nach Hause, ins Dorf. Als ich ankam,

war schon Mitternacht vorbei. Ich trat in meine Hütte, blieb in der Mitte stehen und flüsterte ganz leise: »Mascha, oh, Mascha!« . . . aber nur das Heimchen zirpte. Da fing ich an zu weinen, setzte mich auf den Boden und schlug mit der flachen Hand auf die Erde: »Unersättlicher Schlund,« sprach ich, »du hast sie verschlungen, . . . verschlinge auch mich!« . . . Ach, Mascha! — Mascha! . . . fügte er nochmal mit leiser Stimme hinzu. Und ohne die Zügel aus der Hand zu lassen, drückte er mit dem Fausthandschuh eine Thräne aus dem Auge, schüttelte sie ab, zuckte mit den Schultern — und sprach kein Wort mehr.

Als ich abstieg, gab ich ihm ein Trinkgeld. Er griff mit beiden Händen an die Mütze, machte mir eine tiefe Verbeugung und zottelte dann sachte auf der Schneedecke der öden, von grauem Januarnebel verhüllten Straße weiter.

April 1878.

Der Dummkopf.

Es war einmal ein Dummkopf.

Er lebte lange vergnügt und zufrieden, bis endlich auch zu ihm das Gerücht, drang, daß man ihn allgemein für einen hirnlosen Narren halte.

Das regte den Dummkopf auf und machte ihm Sorgen. Er überlegte, wie wohl am Besten diesen Gerüchten entgegen zu wirken wäre.

Plötzlich erleuchtete seinen armseligen Verstand eine Idee, und er brachte sie, ohne zu zögern, in Ausführung.

Einst begegnete ihm ein Bekannter auf der Straße, der einen namhaften Maler rühmte.

— Um Gottes Willen! rief der Dummkopf — wissen Sie denn nicht, daß dieser Maler längst in die Rumpelkammer geworfen ist? — Das *mußten* Sie Jedoch wissen! . . . Sie sind ja weit in der Kultur zurückgeblieben.

Der Bekannte erschrak und schloß sich sofort der Meinung des Dummkopfs an.

— Was für ein prächtiges Buch ich heute las! — sagte ihm ein anderer Bekannter.

— Daß Gott erbarme! — rief der Dummkopf; — schämen Sie sich denn nicht? Dieses Buch taugt nicht das geringste, — darüber ist nur eine Stimme. Und das wissen Sie nicht? . . . Wie sind *Sie* noch weit in der Kultur zurück.

Und auch dieser Bekannte erschrak — und schloß sich der Meinung des Dummkopfs an.

— was das für ein prächtiger Mensch ist, mein Freund N. N.! — sagte ein dritter Bekannter dem, Dummkopf; — ein wahrhaft edler Mensch!

— Um Gottes Willen! — rief der Dummkopf aus; — N. N. ist ja ein allbekannter Schuft! Hat seine ganze Verwandtschaft beraubt. Wer weiß denn das nicht! . . . Sind Sie aber noch weit in der Kultur zurück!

Der dritte Bekannte erschrak auch und stimmte gleichfalls der Meinung des Dummkopfs bei. Wen oder was man auch in Gegenwart des Dummkopfs lobte, — er hatte immer nur die gleiche Antwort.

Allenfalls fügte er noch vorwurfsvoll hinzu: — Und Sie glauben noch an Autoritäten?

»Ein boshafter, giftiger Mensch!« — wurde jetzt der Dummkopf von seinen Bekannten genannt. — »Aber was für ein Kopf!«

»Und was für eine Zunge!« — fügten Andere hinzu. — »Oh, ein Talent!«

Das Ende davon war: — der Herausgeber einer Zeitung übergab dem Dummkopf die Redaktion des kritischen Theils seines Blattes.

Der Dummkopf kritisierte Alles und Alle, nach seiner bekannten Manier, mit seinen bisherigen Ausrufungen.

Jetzt ist er, der ehemalige Feind jeder Autorität, selbst eine Autorität — und die Jugend erweist ihm Ehrfurcht und zittert vor ihm.

Wie sollten sie auch anders, diese armen Jünglinge? Freilich, Ehrfurcht erweisen ist ein überwundener Standpunkt; — aber wehe dir, wenn du ihn hier geltend machen wolltest — sofort kämest du ohne Gnade unter die Reaktionäre.

Dummköpfe haben doch ein prächtiges Leben — unter Feiglingen.

April 1878.

Eine morgenländische Legende.

Wer kennt nicht in Bagdad den großen Djaffar, die Sonne des Weltalls?

Einst, vor vielen Jahren, als Djaffar noch ein Jüngling war, spazierte er in Bagdad's Nähe.

Plötzlich vernahm sein Ohr einen heisern Schrei — es rief Jemand nach Hilfe.

Djaffar war unter seinen Gefährten durch hohen Verstand und weise Ueberlegung bekannt; er hatte aber auch ein mitleidiges Herz und konnte auf seine Stärke rechnen.

Er eilte nach der Richtung des Hilferufs und erblickte einen schwachen Greis, der von zwei Räubern, die ihn berauben wollten, an die Stadtmauer gedrängt wurde.

Djaffar zog seinen Säbel und griff die Uebelthäter an; den einen tödtete, den andern vertrieb er.

Der befreite Greis fiel seinem Erlöser zu Füßen, küßte den Saum seines Gewandes und rief: »Tapferer Jüngling, deine Großmuth soll nicht unbelohnt bleiben. Anscheinend bin ich nur ein elender Bettler, doch das ist nur Täuschung. Ich bin kein gewöhnlicher Mensch. Komme morgen, bei Tagesanbruch auf den Marktplatz, ich erwarte dich dort am Springbrunnen, — und du wirst dich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen.«

Djaffar überlegte: »Dieser Mensch scheint wirklich nur ein Bettler zu sein; — indeß, wer weiß! Weshalb sollte ich nicht den Versuch machen?« — und er antwortete und sprach: »Wohl, mein Vater, ich werde kommen!«

Der Greis blickte ihn an und entfernte sich.

Am nächsten Morgen, beim Tagesgrauen, begab sich Djaffar auf den Marktplatz. Der Greis, an die Marmorschale des Springbrunnens gelehnt, erwartete ihn bereits.

Schweigend nahm er Djaffar bei der Hand und führte ihn in einen kleinen Garten, der von einer hohen Mauer umgeben war.

In der Mitte dieses Gartens, auf grünem Rasen, stand ein Baum ungewöhnlicher Art.

Er hatte das Aussehen einer Cypresse, nur waren seine Blätter lasurfarben.

Drei Früchte, drei Aepfel, hingen an dünnen, nach oben gerichteten Zweigen; — der eine Apfel, von mittlerer Größe, war länglich und milchweiß; — der andere groß, rund und Hellroth; — der dritte klein, verschrumpft und gelblich.

Der Baum rauschte leise, obschon kein Lüftchen wehte, Er tönte leise und klagend, als ob er von Glas sei; er schien Djaffars Nähe zu fühlen.

»Jüngling!« — sprach der Greis, — »pflücke eine von diesen Früchten und wisse: pflückst du die weiße, und issest sie, — so wirst du klüger wie alle andern Menschen; pflückst du die rothe und issest sie, so wirst du so reich wie der Jude Rothschild; pflückst du aber die gelbe und issest sie, — so wirst du den alten Frauen gefallen. Entschließe dich und zögere nicht; in einer Stunde verwelken die Früchte und der Baum versinkt tief in die Erde!«

Djaffar neigte sein Haupt und überlegte. — »Wie soll ich mich entscheiden?« fragte er, mit sich selbst redend, halblaut. — »Werde ich zu klug, so wird mir vielleicht das Leben verleidet; werde ich reicher wie alle anderen Menschen — so beneidet man mich; — also pflücke und esse ich lieber den dritten, verschrumpften Apfel!«

So that er, und der Greis lachte mit zahnlosem Munde und sprach: »Oh, weisester aller Jünglinge! Du hast den rechten Theil erwählt! Wozu brauchtest du den weißen Apfel? — auch jetzt schon bist du klüger wie Salomo. Den rothen Apfel brauchtest du auch nicht — du wirst reich sein auch ohne ihn und Niemand wird dich deshalb beneiden.«

»Thue mir kund, ehrwürdiger Greis,« — sprach der freudig erbebende Djaffar, — »wo die hochachtbare Mutter unseres gottbegnadeten Chalifen wohnt.«

Der Greis verneigte sich bis zur Erde und zeigte dem Jüngling den Weg . . .

Wer kennt nicht in Bagdad die Sonne des Weltalls, den großen, berühmten Djaffar?

April 1878.

Zwei Quatrains.

Es gab einst eine Stadt, deren Einwohner solche leidenschaftliche Verehrer der Poesie waren, daß, wenn einige Wochen vergingen, ohne neue und herrliche Gedichte ans Tageslicht zu fördern, sie eine solche poetische Unfruchtbarkeit als eine gesellschaftliche Calamität ansahen.

Sie legten dann ihre schlechteste Kleidung an, bestreuten ihre Häupter mit Asche und versammelten sich auf öffentlichen Plätzen um zu wehklagen, Thränen zu vergießen und gegen die Muse, die sie verlassen, mit Bitterkeit zu murren.

An einem solchen Unglückstage erschien einst ein jugendlicher Poet, Junius, auf dem mit trauerndem Volke dicht gefüllten Platze.

Hurtig betrat er die Tribüne und gab ein Zeichen, daß er ein Gedicht recitiren wolle.

Die Liktoren winkten mit ihren Stäben und riefen mit dröhnender Stimme: »Ruhe! Achtung!« — Die erwartungsvolle Menge verstummte.

»Freunde! Genossen!« begann Junius mit lauter, noch etwas unsicherer Stimme:

»Freunde! Genossen! Der Dichtkunst Verehrer,
Bewunderer harmonischer Schönheit und Pracht,
Die Trauer verscheuche, die Sorge entschwinde,
Apollo steigt auf — es entflieht die Nacht!«

Junius hatte geendet . . . die Antwort war — ein von allen Seiten ertönendes Pfeifen, Gebrüll, Gelächter.

Die ihm zugewandten Gesichter der Menge glühten vor Entrüstung; alle Augen sprühten Zorn; alle Hände erhoben sich, drohten und ballten sich zu Fäusten.

»Will er uns damit höhnen?« —brüllten die zornigen Stimmen. »Reißt ihn herunter von der Tribüne, den geistlosen Reimschmied! Hinunter den Dummkopf! Bewerft ihn mit faulen Aepfeln und stinkenden Eiern, diesen Hansnarren! Steine her! Bringt Steine herbei!«

Kopfüber stürzte Junius von der Tribüne herab. Aber noch hatte er seine Wohnung nicht erreicht, da hörte er bereits enthusiastischen

Applaus, Lobesgeschrei und Zurufe.

Von Zweifeln gepeinigt kehrte Junius auf den Platz zurück, indem er sich bemühte so unbemerkt wie möglich in der Volksmasse zu verschwinden denn »gefährlich ist's den grimmen Leu zu wecken!«

Und was erblickte er?

Hoch über den Schultern der Menge, auf flachem, goldnem Schilde, angethan mit dem Purpurmantel, die Locken mit Lorbeer gekrönt, stand sein Rival, der jugendliche Dichter Julius . . . Und das Volk rief: »Ruhm und Preis dem unsterblichen Julius! Er hat uns in unserm Kummer, in unserm großen Leid getröstet, er hat uns durch seine hehre Dichtung, die süßer wie Honig, wohltönender wie Tymbelklang, aromatischer wie Rosenduft, reiner wie des Himmels Blau ist, erquickt! Erhöht ihn im Triumph, umräuchert mit linden Weihrauchwolken sein begeistertes Haupt, umfächelt ihn mit Palmenzweigen, verschwendet alle Wohlgerüche Arabiens vor ihm! Ruhm und preis dem göttlichen Dichter!«

Junius näherte sich einem der Lobpreisenden. — Berichte mir, o theurer Mitbürger, den Wortlaut der Dichtung, durch die Julius euch so beglückte. Ach, leider war ich nicht zugegen, als er sie vortrug. Ich bitte dich, thue mir den Gefallen und wiederhole sie mir, falls du dich ihrer erinnerst!

— Wie könnte ich je diese Verse vergessen! rief eifrig der Gefragte; — für wen hältst du mich? Höre und frohlocke, juble mit uns! die Verse lauten:

»Der Dichtkunst Verehrer,Gefährten und Freunde,
Bewunderer des Schönen, des Hehren, der Pracht,
Verscheuchet die Sorge, die Trauer entfliehe!
Wenn Phöbus erscheint, — dann entschwindet die Nacht!«

— Nun, was meinst du dazu?

— Aber ich bitte dich! — rief Junius, — das sind ja meine Verse! Julius befand sich in der Menge, als ich sie recitirte — er hörte und wiederholte sie mit nur unbedeutenden Veränderungen, die überdies nicht einmal Verbesserungen sind!

— Ah! Jetzt erkenne ich dich . . . du bist Junius! — erwiederte mit gerunzelten Brauen der Angeredete. Du bist entweder neidisch oder ein Dummkopf. Besinne dich, Unseliger! Wie erhaben spricht Julius:

»Wenn Phöbus erscheint, dann entschwindet die Nacht!« Höre nur deinen Unsinn dagegen: »Apollo steigt auf, es entfliehet die Nacht!«

— Ja, ist denn das nicht das Nämliche? — begann Junius.

— Noch ein Wort, — unterbrach ihn der Bürger — und ich rufe das Volk zusammen . . . . es wird dich zerreißen!

Junius schwieg wohlweislich. Ein Graukopf, der das Gespräch mit angehört hatte, trat zu dem armen Dichter, legte seine Hand auf dessen Schulter und sagte:

— Junius! Du sprachst, was du erdachtest — zur Unzeit. Jener sprach zwar fremde Worte nach — doch traf er den richtigen Zeitpunkt; daher sein Erfolg, Dein Trost sei dein eigenes Bewußtsein.

Das eigene Bewußtsein mußte, wohl oder übel — übrigens, um wahr zu sein, übel genug, — den in den Hintergrund gedrängten Junius, inmitten des Jubels, mit welchem sein Gegner gefeiert wurde, trösten.

Stolz erhaben, majestätisch, wie ein zur Krönung schreitender König, bewegte sich Julius im goldig glänzenden Staube der strahlenden, alles besiegenden Sonne; in Purpur prangend, von Lorbeer beschattet, mit duftenden, Weihrauch umgeben; Palmenzweige neigten sich ehrerbietig, wenn er sich näherte und die Ehrfurcht vor ihm, welche die Herzen seiner entzückten Mitbürger erfüllte, kannte keine Grenzen.

April 1878.

Der Sperling.

Ich kehrte von der Jagd heim und schritt durch die Allee meines Gartens. Mein Hund lief vor mir her.

Plötzlich mäßigte er seine Schritte und schlich behutsam, als ob er ein Wild wittere, vorwärts.

Ich schaute die Allee entlang und erblickte einen jungen Sperling, mit gelblichem Schnabel und Flaum am Kopfe. Er war aus einem Neste gefallen (der Wind schüttelte heftig die Birken der Allee) und saß unbeweglich, hilflos, die kaum hervorgesproßten Flügelchen auseinandergespreizt, auf der Erde.

Sachte näherte sich ihm mein Hund, als Plötzlich ein alter Spatz, mit schwarzer Brust, sich von einem nahen Baume loslöste, wie ein Stein dicht vor der Schnauze des Hundes niederfiel und mit gesträubtem Gefieder in verzweiflungsvollem, kläglichem Gezwitscher ihm ein paarmal gegen die offene, zähnefletschende Schnauze sprang.

Er war herabgeflogen um sein Junges durch Preisgebung seiner selbst zu schützen. Sein ganzes Körperchen zitterte, seine Stimme war heiser, er hatte Todesangst, er opferte sich.

Als ein riesenhaftes Ungeheuer mußte ihm mein Hund erschienen sein. Trotzdem aber litt es ihn nicht auf seinem hohen, gefahrlosen Aste. Eine Macht, stärker als sein Wille, warf ihn herunter.

Nein Tresor blieb stehen und wich zurück . . . Es schien, als ob auch er diese Macht respektiere.

Ich beeilte, mich den aus der Contenance gebrachten Hund zurück zu rufen und entfernte mich andächtig.

Ja,— lacht nicht! Ich hatte Ehrfurcht vor diesem kleinen, heroischen Vogel, vor dem Drange seiner Vaterliebe.

Die Liebe, dachte ich, ist doch mächtiger wie Tod und Todesfurcht; die Liebe allein erhält und belebt das All.

April 1878.

Die Schädel.

Ein prachtvoller, glänzend erleuchteter Saal, eine Menge Herren und Damen.

Alle sind animiert und in lebhaftem Gespräche. Die laute Unterhaltung dreht sich um eine bekannte Sängerin. Man nennt sie göttlich, unsterblich . . . O, wie reizend war gestern ihr letzter Triller!

Plötzlich, wie durch den Wink eines Zauberstabes, — flog von allen Gesichtern, von allen Köpfen die Hülle der Haut herunter und in einem Nu erschien die Todtenfarbe der Schädel, erschienen die zinnfarbigen, nackten Kiefer- und Kinnbackenknochen.

Mit Grauen betrachtete ich die Bewegungen dieser Kiefer und Kinnbacken; ich sah wie die gewölbten, knöchernen Kugeln sich drehten, wendeten und im Lampen- und Kerzenscheine glänzten, sah, wie in den großen Kugeln sich kleinere — die Kugeln der verständnißlosen Augen — bewegten.

Ich getraute mir nicht mein eigenes Gesicht zu berühren, mich im Spiegel zu betrachten.

Die Schädel aber bewegten sich ganz wie vorher; dasselbe Geräusch wie vorhin wurde durch die rothen Lappen hinter den von den Lippen entblößten Zähnen hervorgebracht; diese flinken Zungen schwatzten noch immer von dem staunenswerthen letzten Triller der unnachahmlichen, unsterblichen, ja, *unsterblichen* Sängerin.

April 1878.

Der Tagelöhner und der Mann mit den Weißen Händen.

Ein Gespräch.

Tagelöhner,

Was drängst du dich heran? Was willst du hier? Du gehörst nicht zu uns! Entferne dich.

Der Mann mit den weißen Händen.

Ich gehöre zu euch, Brüder.

Tagelöhner.

Warum nicht gar! Du, einer von den Unsern? Diese Einbildung! Schau doch nur meine Hände an. Siehst du nicht, wie sie schmutzig sind? Sie stinken nach Mist und Theer; — deine aber, schau, sind weiß; wonach mögen die wohl riechen?

Der Mann mit den weißen Händen — reicht seine Hände hin.

Da, — rieche 'mal!

Tagelöhner.

Was Teufel ist das? Es ist ja als ob sie nach Eisen röchen?

Der Mann mit den weißen Händen.

Ganz, recht. Sechs Jahre lang trug ich Ketten daran.

Tagelöhner.

Und wofür?

Der Mann mit den weißen Händen.

Dafür, weil ich für euer Wohl arbeitete; weil ich euch, ihr niederen, unwissenden Menschen befreien wollte, weil ich mich gegen eure Bedrücker auflehnte, revoltirte . . . Deshalb steckte man mich ein!

Tagelöhner.

So? Eingesteckt? — Wer hat dich denn geheißen zu revoltiren?

Zwei Jahre später.

Ein anderer Tagelöhner — zu dem ersten.

Höre mal, Peter, weißt du noch, im vorvorigen Sommer kam Einer mit weißen Händen her, — er sprach mit dir!

Der erste Tagelöhner.

Nun ja! Was ist’s mit dem?

Der andere Tagelöhner.

Denke nur, er soll heute gehängt werden! So ist der Befehl.

Der erste Tagelöhner.

Hat wohl immerfort revoltiert?

Der andere Tagelöhner.

Ja, immerfort!

Der erste Tagelöhner.

So? . . . Weißt du was, Bruder Dmitry, könnte man da nicht etwas von dem Stricke kriegen, mit dem er gehängt wird? Man sagt, daß dem Hause, in welchem sich ein solcher Strick befindet, ein großes, großes Glück widerfährt.

Der andere Tagelöhner.

Das ist wahr, Bruder Peter, man muß es versuchen.

April 1878.

Die Rose.

Die letzten Tage des August. Der Herbst beginnt.

Die Sonne ist im Untergehen. Ein unerwarteter, schnell vorüberrauschender Platzregen ohne Donner und Blitz war so eben über unsere weite Ebene niedergegangen.

Der Garten vor dem Hause glühte von der Abendröthe und dampfte von der Feuchtigkeit des Regens.

Sie saß im Gastzimmer am Tische und schaute nachdenklich und starr durch die halbgeöffnete Thür in den Garten.

Ich wußte, was in ihrer Seele vorging; ich wußte, daß sie nach kurzem, aber qualvollem Kampfe, in diesem Augenblick einem Gefühl nachgab, das sie nicht länger bewältigen sonnte.

Plötzlich stand sie auf, ging schnell in den Garten und verschwand.

Es verging eine Stunde, — es vergingen zwei; sie kehrte nicht wieder.

Da stand ich auf, trat aus dem Hause und ging dieselbe Allee entlang, auf der auch sie — ich zweifelte nicht daran — fortgegangen war.

Ringsum war Alles dunkel; die Nacht war hereingebrochen. Aber auf dem feuchten Sande des Weges leuchtete, sogar durch die Finsterniß noch sichtbar, ein rother, runder Gegenstand.

Ich bückte mich. Es war eine junge, kaum aufgeblühte Rose. Zwei Stunden vorher hatte ich diese Rose an ihrer Brust gesehen.

Vorsichtig hob ich die in den Schmutz gefallene Blume auf und legte sie im Gastzimmer, vor ihrem Stuhl, auf den Tisch.

Endlich kehrte sie zurück und, mit leichten Schritten das Zimmer durchmessend, setzte sie sich an den Tisch.

Ihr Gesicht war jetzt bleicher, aber lebendiger; hastig blickten die anscheinend kleiner gewordenen, halbbedeckten Augen in heiterer Befangenheit umher.

Da erblickte sie die Rose, ergriff sie, schaute auf die zerknitterten, beschmutzten Blätter — und in ihren Augen erglänzten Thränen.

— Weshalb weinen Sie? fragte ich.

— Hier, um die Rose. Sehen Sie, was aus ihr geworden ist.

Da kam mir der Einfall eine tiefsinnige Bemerkung machen zu wollen.

— Ihre Thränen werden diesen Schmutz abwaschen, — sagte ich mit besonderer Betonung.

— Thränen reinigen nicht, Thränen versengen — antwortete sie, wandte sich ab und warf die Blume in die verlöschende Flamme des Kamins.

— Feuer sengt noch besser wie Thränen, rief sie nicht ohne Uebermuth — und ihre schönen, noch von Thränen feuchten Augen lachten herausfordernd und glücklich.

Ich wußte, daß auch sie versengt worden war.

April 1878.

Zur Erinnerung an A. P. W—stania.

Auf faulendem, feuchtem, schmutzigem Stroh, unter dem Schutzdache eines alten Schuppens, der in der Eile in ein Feldlazarett? verwandelt worden war, — in einem verwüsteten bulgarischen Dörflein — starb sie, zwei lange Wochen hindurch, am Typhus.

Sie war bewußtlos und keiner von den Aerzten kümmerte sich um sie; die kranken Soldaten, die sie, so lange ihre Füße sich noch regten, gepflegt hatte, standen der Reihe nach von ihren verpesteten Lagerstätten auf, um den vertrockneten Lippen einige Tropfen Wasser in einer Scherbe zu bringen.

Sie war jung und schön. Die höhere Gesellschaft kannte sie; hohe Würdenträger sogar erkundigten sich nach ihr. Die Damen beneideten sie, die Herren machten ihr den Hof . . . Zwei oder drei Männer liebten sie heimlich und innig. Das Leben lächelte ihr; aber es giebt ein Lächeln — schlimmer als Thränen.

Solch' sanftes, mildes Herz, — und dabei solche Kraft, solcher Opfermuth! Sie kannte kein anderes Glück, als Hilfebedürftigen zu helfen, sie kannte keins und lernte kein anderes kennen. Jedes andere Gluck ging an ihr vorüber. Längst schon hatte sie sich damit ausgesöhnt. Die Glut eines unauslöschbaren Glaubens umfing ihr ganzes Wesen, und ihr Sein war dem Dienste ihrer Mitmenschen gewidmet.

Was für unvergängliche Schätze dort, in der Tiefe ihrer Seele, in deren geheimsten Falten begraben waren, wußte Niemand — und jetzt natürlich erfährt es auch Niemand mehr.

Und weshalb auch? . . . Das Opfer ist gebracht, . . . der Beruf erfüllt.

Traurig aber ist der Gedanke, daß nicht einmal ihrem Leichnam ein Wort des Dankes zu Theil wurde, obschon sie jedem Danke auswich, weil sie sich seiner schämte.

Möchte ihr lieblicher Schatten durch diese späte Blüthe, die auf ihr Grab zu legen ich mir erlaube, sich nicht gekränkt fühlen.

September 1878.

Die letzte Zusammenkunft.

Wir waren einst nahe, vertraute Freunde . . . Einmal aber trat ein schlimmer Moment ein — und wir trennten uns als Feinde.

Viele Jahre vergingen . . . da kam ich einst in die Stadt, in der er wohnte, und erfuhr, daß er hoffnungslos erkrankt sei und mich zu sehen wünsche.

Ich begab mich zu ihm und trat in sein Zimmer . . . unsre Blicke begegneten sich.

Ich erkannte ihn kaum. Gott, wie hatte die Krankheit ihn entstellt!

Gelb, vertrocknet, kein Haar auf dem Kopfe, ein schmaler, grauer Bart, so saß er, blos mit dem absichtlich zerschnittenen Hemde bekleidet, da. Nicht den leisesten Druck eines Kleidungsstückes konnte er vertragen. Hastig streckte er mir die gräßlich dürre, fleischlose Hand entgegen, flüsterte mit Anstrengung einige unverständliche Worte — war es ein Willkommen, war es ein Vorwurf — wer weiß es? Die ausgemergelte Brust athmete heftig und aus den verkleinerten Pupillen der entzündeten Augen rannen spärliche Dulderthränen herab.

Mir blutete das Herz . . . Ich setzte mich neben ihn auf einen Stuhl, und vor diesem Schreckensbilde, dieser Mißgestalt unwillkürlich die Augen senkend, streckte auch ich ihm die Hand entgegen.

Doch da war es mir, als ob es nicht seine Hand sei, welche die meinige ergriff.

Es schien mir, als ob eine hohe, stille, weiße Frauengestalt zwischen uns säße. Ein langes Gewand bedeckte sie vom Kopfe bis zu den Füßen. Ihre tiefen, blassen Augen blickten ins Leere; ihre bleichen, strengen Lippen waren stumm.

Dieses Weib vereinte unsre Hände . . . Sie versöhnte uns auf ewig.

Ja, . . . der Tod versöhnte uns.

April 1878.

Der Besuch.

Ich saß am offenen Fenster . . . des Morgens ganz früh, am ersten Mai.

Noch keine Morgenröthe, blos ein weißer Streifen im Osten war sichtbar; die warme, dunkle Nacht ging in den kühlen Morgen über.

Kein Nebel erhob, kein Lüftchen bewegte sich, Alles war farblos und lautlos . . . Doch empfand man bereits das Nahen des Erwachens — und es duftete stark nach Thau.

Plötzlich kam durch das geöffnete Fenster, leise tönend und rauschend, ein großer Vogel ins Zimmer geflogen.

Ich fuhr zusammen und blickte ihm aufmerksam nach. Es war kein Vogel, sondern ein kleines, geflügeltes, weibliches Wesen, in eng anschließendem, langem, unten faltenreichem Gewande.

Sie war ganz perlenmuttergrau; blos die inneren Seiten ihrer Flügel schimmerten, der kaum erblühten Rose gleich, in zartem Roth; ein Kranz aus Maiglöckchen fesselte ihre Locken — und zwei Pfauenfedern schwankten, ähnlich den Fühlern der Schmetterlinge, über ihre schön gewölbte, kleine Stirn.

Sie schwebte einige Mal auf und ab; ihr Miniatur Gesichtchen lachte, es lächelten auch ihre großen, schwarzen, hellen Augen, die im heitern Uebermuth des capriciösen Fluges wie Diamanten Strahlen funkelten.

In der Hand hielt sie den langen Stengel einer Steppenblume, — »Zarenscepter« nennt man sie in Rußland; — sie sieht auch wie ein Scepter aus.

Fliegend berührte sie mein Haupt mit dieser Blume.

Ich wollte sie haschen . . . doch sie war durchs Fenster entflattert und verschwunden.

Im Garten, im Dickicht der Syringenbüsche, empfing die Turteltaube sie mit ihrem ersten Girren — und dort, wo sie verschwand, begann sich leise der milchweiße Himmel zu röthen.

Ich erkannte dich, Göttin der Phantasie! Du warst so freundlich mich noch einmal heimzusuchen — und flogst dann zu jüngeren Dichtern.

O Poesie! o Jugend! o jungfräuliche Schönheit! Nur einen einzigen Moment erglänzet ihr vor mir in des beginnenden Lenzes frühester

Morgenstunde.

Mai 1878.

Necessitas — Vis — Libertas.

Ein Basrelief.

Necessitas — Vis — Libertas.

Ein Basrelief.

Ein hohes, knochiges, altes Weib, mit ehernem Antlitz und unbeweglich stumpfem Blicke eilt mit großen Schritten vorwärts und stößt mit ihren steckendürren Armen ein anderes Weib vor sich her.

Dieses andere Weib ist von kolossalem Wuchse, mächtig, wohlbeleibt, mit herkulischen Muskeln. Ihr ganz kleiner Kopf sitzt auf einem Stiernacken, sie ist blind und stößt ihrerseits wieder ein kleines, mageres Mädchen vor sich her.

Dieses Mädchen allein hat sehende Augen; es stemmt sich, wendet sich um, erhebt seine feinen, hübschen Hände; sein belebtes Gesicht drückt Ungeduld und Entschlossenheit aus . . . Es will nicht gehorchen, nicht dorthin gehen, wohin man es stößt; muß aber dennoch folgen und vorwärts gehen.

Necessitas — Vis — Libertas.

Wer Lust hat, mag es übersetzen.

Mai 1878.

Das Almosen.

In der Nähe einer großen Stadt, auf einer breiten Fahrstraße, ging ein alter, kranker Mann.

Sein Gang war schwankend, seine abgezehrten Füße strauchelten und schleppten sich schwerfällig und schwach, als ob es fremde wären; seine Kleidung war zerlumpt, der unbedeckte Kopf auf die Brust niedergesunken. Er war gänzlich erschöpft.

Auf einen am Wege befindlichen Stein setzte er sich nieder, neigte sich vornüber, stützte sich, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen — und durch die gekrümmten Finger tropften Thränen auf den grauen, trockenen Straßenstaub.

Er dachte an seine Vergangenheit.

Einst war er gesund und reich; — seine Gesundheit hatte er zu Grunde gerichtet — seinen Reichthum Freunden und Feinden hingegeben. Und jetzt hatte er nicht ein Stückchen Brot. Von Allen war er verlassen, von den Freunden früher noch wie von den Feinden. Sollte er sich wirklich so weit erniedrigen und Almosen heischen? Bitterniß erfüllte sein Herz, . . . er schämte sich.

Und seine Thränen tropften immerfort und netzten den grauen Staub.

Plötzlich hörte er sich beim Namen rufen; er erhob das Antlitz und sah einen Unbekannten vor sich.

Dessen Antlitz war ruhig und würdevoll, doch nicht streng; seine Augen strahlten nicht, aber sie waren klar; sein Blick durchdringend, doch nicht böse, — Du hast deinen ganzen Reichthum hingegeben — sprach seine ruhige Stimme — bedauerst du Gutes gethan zu haben?

— Nein, ich bedaure es nicht, — antwortete seufzend der Greis, — aber ich muß jetzt sterben.

— Hätte es keine Armen auf Erden gegeben, die ihre Hände nach dir ausstreckten, — fuhr der Unbekannte fort, so würdest du keine Gelegenheit gehabt haben Wohlthätigkeit zu üben, der Anlaß dazu hätte dir gefehlt.

Der Alte antwortete nicht und versank in Nachdenken.

— Verbanne also den Stolz, armer Mann — fuhr der Unbekannte fort, — geh' und strecke die Hand aus, gieb andern guten Menschen

Gelegenheit es thatsächlich zu beweisen, daß sie gut sind.

Der Alte erbebte und blickte auf . . . aber der Unbekannte war verschwunden . . . In der Ferne sah er einen Wanderer.

Er trat zu ihm heran — und streckte die Hand aus. Der Wanderer wandte sich mit finsterer Miene ab und gab ihm nichts.

Auf diesen folgte ein anderer — und dieser gab dem Greis ein kleines Almosen.

Für die empfangene Gabe kaufte der Alte sich Brot und das erbettelte Brot kam ihm süß vor; sein Herz schämte sich nicht mehr; im Gegentheil, eine stille Freude verklärte ihn.

Mai 1878.

Das Insekt.

Mir träumte, daß unsrer einige zwanzig in einer großen Stube bei offenen Fenstern beisammen saßen.

Frauen, Kinder, Greise befanden sich unter uns. Alle sprachen durcheinander über ein gewisses, sehr bekanntes Thema; jeder sprach lebhaft und hörte kaum auf die Worte der Andern.

Plötzlich flog mit raschelndem Flügelschlag ein großes Insekt, etwa zwei Werschok lang, ins Zimmer; es kreiste umher und setzte sich an die Wand.

Einer Fliege oder Wespe sah es ähnlich. Der Leib war schmutzigbraun, die flachen, harten Flügel von der gleichen Farbe; es hatte auseinander gespreizte, behaarte Füße und einen Kopf, groß und eckig wie der einer Libelle. Füße sowohl wie Kopf waren roth, blutfarben.

Dieses sonderbare Insekt drehte fortwährend den Kopf auf und ab, rechts und links, und bewegte dabei die Füße . . . dann riß es sich plötzlich von der Wand los, flog geräuschvoll im Zimmer umher, setzte sich abermals und regte sich ebenso widerwärtig und ekelhaft wie früher, ohne sich von der Stelle zu bewegen.

Widerwille, Furcht, sogar Schrecken rief es in uns Allen hervor . . . Niemand hatte je etwas Aehnliches gesehen und alle riefen: »Jagt es hinaus, dieses Ungeheuer!« Alle schwenkten die Tücher von Weitem — aber Niemand getraute sich ihm nahe zu kommen . . . sowie das Insekt aber aufflog, retirirten Alle unwillkürlich.

Blos einer von uns, ein noch junger, blasser Mann, blickte mit Verwunderung auf uns Andere. Er zuckte die Achseln, lächelte und konnte durchaus nicht begreifen, was mit uns geschah und weshalb wir so aufgeregt seien. Er sah weder das Insekt, noch horte er das unheilverkündende Knistern seiner Flügel.

Plötzlich schien das Insekt ihn anzustarren. Es schwang sich auf, und, sich auf seinen Kopf niedersenkend, stach es ihn in die Stirn. Der junge Mann stieß einen leisen Schrei aus — und fiel todt hin.

Die fürchterliche Fliege flog davon . . . Da erst erriethen wir, was das für ein Gast gewesen war.

Mai 1878.

Die Kohlsuppe.

Einer Bauernwittwe einziger, zwanzigjähriger Sohn, der beste Arbeiter im Dorfe, war gestorben.

Die Gutsherrin des Dorfes, welche von dem Verluste des Weibes gehört hatte, ging am Tage der Beerdigung hin, um ihr einen Besuch zu machen.

Sie traf die Frau zu Hause, Mitten in der Hütte, vor einem Tische stehend, schöpfte sie langsam, mit gleichmäßigen Bewegungen der rechten Hand, Kohlsuppe aus einem rußigen Topfe und schluckte einen Löffel voll nach dem andern hinunter.

Das Gesicht der Alten war verkümmert und umdüstert, die Augen geröthet und aufgedunsen . . . trotzdem aber hielt sie sich gefaßt und gerade, als ob sie in der Kirche stände.

»Herr Gott!« — dachte die Herrin. — »In einem solchen Moment noch essen zu können! . . . Wie sind doch alle diese Leute so gefühllos.«

Und die Herrin erinnerte sich jetzt, daß, als sie vor einigen Jahren ein neunjähriges Töchterchen verlor, sie vor Kummer es sogar verschmäht hatte eine schöne Villa in der Nähe von Petersburg zu miethen, — daß sie den ganzen Sommer in der Stadt geblieben war! — Das Weib aber fuhr fort Kohlsuppe zu essen.

Die Herrin wurde endlich ungeduldig. »Tatjana,« sprach sie, — »um Gottes Willen! . . . ich muß mich wundern! . . . Hast du denn deinen Sohn gar nicht geliebt? Ist es denn möglich, daß dir der Appetit nicht vergangen ist? Wie kannst du nur jetzt Kohlsuppe essen?«

— »Mein Wassja ist gestorben,« — sagte das Weib leise, und die zurückgedrängten Thränen flossen aufs Neue über ihre hohlen Wangen, — »nun ist auch mein Ende nahe! Bei lebendigem Leibe hat man mir mein Haupt genommen! . . . Aber weshalb soll denn die Kohlsuppe verderben? sie ist ja schon gesalzen.«

Die Herrin zuckte blos mit den Achseln und ging. Sie hat das Salz ja wohlfeil.

Mai 1878.

Das Land der Glückseligkeit.

O Land der Glückseligkeit, o Land der Wonne, des Lichts, der Jugend, des Genusses! Ich habe dich geschaut — im Traume.

Wir befanden uns auf einem schönen, festlich geschmückten Kahn. Wie die Brust des Schwans erhob sich sein weißes Segel unter den fröhlichen Wimpeln.

Meine Gefährten waren mir unbekannt, aber daß sie ebenso jung, heiter und glücklich seien wie ich, fühlte ich mit meinem ganzen Wesen.

Ja, ich beachtete sie kaum. Ich sah rings umher nur das uferlose, lasurfarbene Meer, von dichten, goldenen Schuppen des kräuselnden Wassers bedeckt — über meinem Haupte ein eben solches uferloses, lasurfarbenes Meer — und auf diesem glitt lächelnd und triumphirend die heitere Sonne dahin.

In unserer Mitte erhob sich zeitweise ein lautes, fröhliches Lachen, wie ein Göttergelächter.

Auch Worte entflohen zuweilen den Lippen, Verse voll himmlischer Schönheit, Begeisterung und Macht . . . Der Himmel selbst schien tönend zu antworten und das Meer rings umher zitterte mit- fühlend. Dann trat eine selige Ruhe ein.

Leicht in linde Wellen getaucht, schwamm der hurtige Kahn; nicht vom Winde bewegt, — durch unsre eigenen pulsierenden Herzen regiert. Gehorsam, nach unserem Begehr, gleichsam lebendig, glitt er dahin.

Inseln trafen wir an auf unserer Fahrt. Zauberinseln, strahlend in allen Farben der kostbarsten Juwelen, Rubine, Smaragde. Berauschende Düfte stiegen von schwellenden Ufern empor. Eine dieser Inseln überschüttete uns mit einem Regen von weißen Rosen und Maiglocklein, von andern erhoben sich regenbogenfarbene, langbeschwingte Vögel.

Die Vögel zogen weite Kreise über unseren Häuptern, die Maiglöckchen und Rosen schmolzen im perlenden Schaume, der rings um die glatten Wände unseres Kahnes gleitete.

Gleichzeitig mit Blumen und Vögeln drangen schmeichelnde, süße Töne uns entgegen . . . Zauberhafte, weibliche Stimmen erklangen,

und Alles ringsum, Himmel und Meer, das Fächeln der schwellenden Segel, das Murmeln der Strömung am Steuer — Alles sprach Liebe, selige, beseligende Liebe.

Und die Geliebte eines Jeden von uns war zugegen . . . unsichtbar und doch nah. Nur ein Moment noch — und ihre Augen erglänzen, ihr Lächeln ist da. Ihre Hand erfaßt die deine und leitet dich in ein ewiges Paradies.

O Land der Glückseligkeit! — ich sah dich im Traume.

Juni 1878.

Wer ist reicher?

Rühmt man in meiner Gegenwart den reichen Rothschild, der von seinen ungeheuren Einkünften Tausende für die Erziehung armer Kinder, für die Heilung von Kranken, für die Pflege von Greisen opfert — so bin ich gerührt und preise ihn.

Aber, indem ich ihn rühme und gerührt bin, kommt mir unwillkürlich eine armselige Bauernfamilie in den Sinn, die ein Waisenkind, eine arme Verwandte, in ihre zerrüttete, elende Hütte aufnahm.

— Wir wollen die Käthe zu uns nehmen, sagte das Weib — es kostet uns zwar unsern letzten Groschen; wir werden nicht einmal Salz haben, um unsre Suppe zu salzen . . .

— Nun, dann essen wir sie ungesalzen — antwortete der Bauer, ihr Mann.

Bis zu diesem Bauer heran reicht Rothschild noch lange nicht!

Juli 1878.

Der Greis.

Es kamen düstere, schwere Tage.

Eigene Krankheit, Unglück geliebter Menschen, Kälte und Finsterniß des Alters.

Alles was du liebtest, was dir theuer und werth war — alles ist vergangen und fällt in Ruinen. Dein Weg geht abwärts.

Was ist dabei zu thun? Jammern? wehklagen? — Weder dir noch Andern nützest du damit.

Ein alternder, verkümmerter Baum hat wohl weniger und kleinere Blätter — aber er grünt dennoch.

Ziehe dich in dein Inneres zurück, kehre in dich, lebe in deinen Erinnerungen; — dort, tief im Grunde deiner auf sich selbst concentrirten Seele, wird dein früheres, nur dir allein zugängliches Leben, in duftendem, frischem Immergrün, mit der Kraft und Lieblichkeit des Frühlings neu vor dir aufsprießen.

Aber sei vorsichtig, armer Greis, — blicke nicht in die Ferne!

Juli 1878.

Der Zeitungs-Korrespondent.

Zwei Freunde sitzen am Tisch und trinken Thee.

Plötzlich entsteht Lärm auf der Straße, Schimpfen, Gestöhn, Hohngelächter.

— Man prügelt Jemand! — bemerkte einer der Freunde, hinausblickend.

— Einen Verbrecher? . . . einen Mörder vielleicht? — rief der andere. Höre! wer es auch sein mag, solch ein eigenmächtiges Verfahren darf nicht geduldet werden. Komm, wir wollen ihm beistehen.

— Es ist kein Mörder, der da geprügelt wird.

— Kein Mörder? Also ein Dieb! Ganz gleich, komm, laß uns ihn aus den Händen des Pöbels befreien.

— Es ist auch kein Dieb.

— Also kein Dieb? Dann ist's wohl ein Kassier, ein Eisenbahn-Unternehmer, ein Armeelieferant, ein russischer Mäcen, ein Advokat, ein wohlgesinnter Zeitungsredakteur, ein öffentlicher Wohlthäter? . . . Thut nichts, komm nur, wir wollen ihm doch helfen.

— Nein, . . . es ist ein Zeitungs-Korrespondent, der geprügelt wird.

— Ach so? Ein Zeitungs-Korrespondent! Nun, weißt du, — laß uns erst unsern Thee austrinken.

Juli 1878.

Zwei Brüder.

Ich hatte eine Vision.

Vor mir erschienen zwei Engel, zwei Genien.

Ich nenne sie Genien — denn beide waren unbekleidet und an ihren Schultern befanden sich starke, lange Schwingen.

Beide waren Jünglinge. Der eine — wohlgebaut, glänzend und schwarz gelockt. Er hatte braune, feurige Augen mit dichten Wimpern, sein Blick war ein»schmeichelnd, heiter und begehrlich; sein Gesicht reizend, fesselnd, der Ausdruck ein wenig dreist und frech. Die rosigen, vollen Lippen zuckten zuweilen. Der Jüngling lächelt wie ein Herrscher, selbstbewußt und lässig ein prächtiger Blumenkranz ruht auf seinen glänzenden Locken und berührt fast seine samtenen Brauen. Ein buntes Leopardenfell, mit goldenem Pfeil zusammengehalten, hängt leicht von seiner runden Schulter auf die gewölbte Hüfte herab. Die Federn seiner Schwingen schimmern röthlich, ihre Spitzen sind grellroth, wie in purpurfarbenes, frisches Blut getaucht. Von Seit zu Zeit überfällt ihn ein Schauer, der von einem silberartigen Geräusch, dem Rauschen eines Frühlingsregens, begleitet ist.

Der andere ist mager und seine Farbe gelblich. Seine Brustknochen treten bei jedem Athemzuge sichtbar hervor. Die Haare sind blond, dünn und schlicht; die Augen groß, rund, blaßgrau; der Blick unruhig und auffallend klar. Alle Züge sind scharf, der kleine, halbgeöffnete Mund ist mit Zähnen, spitz wie die eines Fisches, besetzt. Er hat eine schmale Adlernase und das vorstehende Kinn ist mit lichtem Flaum bedeckt. Die dünnen Lippen haben nie, nicht ein einziges Mal, gelächelt.

Es ist ein regelmäßiges, furchteinflößendes, mitleidloses Gesicht. (Auch das Antlitz des andern, des Schönen, obschon süß und lieblich anzuschauen, drückt kein Mitgefühl aus.) Auf dem Haupte des zweiten hängen spärliche, leere, zerknickte Aehren, von welken Grashalmen umwunden. Ein grobes, graues Gewand bedeckt seine Lenden; seine Schwingen von matter, dunkelblauer Farbe, bewegen sich langsam und drohend.

Beide Jünglinge scheinen unzertrennliche Gefährten.

Jeder von ihnen stützt sich auf die Schulter des andern. Die weiche Hand des ersten liegt wie eine schwellende Traube auf der knochigen Schulter des andern; die schmale Hand von Diesem ruht mit ihren langen Fingern wie eine Schlange auf der weiblich geformten Brust von Jenem.

Und ich hörte eine Stimme und vernahm:

»— Liebe und Hunger — zwei leibliche Brüder, die zwei Grundpfeiler von Allem, was da lebt, stehen vor dir.«

»— Alles Lebende regt sich, um sich zu nähren und nährt sich um Leben zu erzeugen.«

»— Liebe und Hunger — ihr Ziel ist das gleiche, die Erhaltung des Lebens, des eigenen und des fremden; des Lebens Aller.«

August 1878.

Der Egoist.

Er besaß alle Eigenschaften um eine Geißel seiner Familie zu werden.

Gesund und reich war er von Geburt an, gesund und reich blieb er sein ganzes, langes Leben hindurch. Er ließ sich kein Vergehen zu Schulden kommen, beging keinen Fehltritt, gab nie ein Versprechen, das er nicht halten wollte oder konnte, fehlte nie sein Ziel.

Seine Ehrlichkeit war zweifellos, und im stolzen Bewußtsein dieser Ehrlichkeit lastete er auf Allen — auf Verwandten, Freunden, Bekannten.

Die Ehrlichkeit war ihm ein Kapital, das Wucherzinsen trug.

Die Ehrlichkeit gab ihm das Recht, unbarmherzig zu sein und Wohlthaten, die nicht gesetzlich vorgeschrieben waren, zu verweigern. Er wahrte seine Rechte, wenn er unbarmherzig war und keine Wohlthaten erwies, — denn vorgeschriebene Wohlthaten sind keine Wohlthaten.

Nie sorgte er für Jemand, außer für seine eigene, musterhafte Person und er konnte äußerst entrüstet sein, wenn Andere nicht eben so eifrig für seine werthe Person Sorge trugen.

Dabei aber hielt er sich durchaus nicht für einen Egoisten — im Gegentheil, er tadelte und verfolgte Egoismus und Egoisten; — natürlich! der Egoismus Anderer war seinem eigenen ja hinderlich.

Da er sich nicht der geringsten Schwachheit bewußt war, so begriff und duldete er auch Niemandes Schwäche. Er begriff überhaupt Niemand und nichts; denn er war ganz und gar, von allen Seiten, von unten und von oben, von vorn und von hinten nur von sich selbst umgeben.

Er hatte sogar keinen Begriff davon was Verzeihen heißt. Er hatte nie Gelegenheit sich selbst etwas zu verzeihen. Wie hätte er also dazu kommen sollen Andern zu verzeihen?

Vor dem Urtheilsspruche des eigenen Gewissens, vor dem Antlitze seines eigenen Gottes erhob dieses Wunder, dieses Ungeheuer von Tugend die Augen empor und sprach mit fester und klarer Stimme: »Ja, ich bin ein würdiger, ein sittlicher Mensch.«

Auch auf dem Todtenbette wird er diese Worte wiederholen, und auch dann sogar wird nichts in seinem Felsenherzen sich rühren, in

diesem fleckenlosen, unversehrten Herzen.

O du Krüppel einer selbstherrlichen, unbeugsamen, wohlfeilen Tugend — du bist schier ekelhafter, als die ungeschminkte Mißgestalt des Lasters.—

Dezember 1878.

Ein Festmahl beim höchsten Wesen.

Einst fiel es dem höchsten Wesen ein, ein großes Festmahl in seinen lasurfarbenen Hallen zu veranstalten.

Als Gäste waren alle Tugenden eingeladen. Nur die Tugenden allein . . . also gar keine Männer — blos Damen.

Es versammelten sich ihrer viele, große und kleine. Die kleinen Tugenden waren angenehmer und liebenswürdiger als die großen; alle aber schienen zufrieden — und unterhielten sich höflich mit einander wie es sich für nahe Verwandte und Bekannte schickt.

Da bemerkte das höchste Wesen zwei schöne Damen, die anscheinend mit einander nicht bekannt waren.

Der Hausherr nahm die eine dieser Damen bei der Hand und führte sie zur andern hin.

»Die Wohlthätigkeit!« sagte er, auf die erste hinweisend.

»Die Dankbarkeit!« — fügte er hinzu, die zweite vorstellend.

Beide Tugenden wunderten sich unsäglich: seit die Welt geschaffen, und das war lange her — begegneten sie sich jetzt zum ersten Mal.

Dezember 1878.

Der Sphinx.

Ein gelblich grauer, von oben lockerer, von unten fester, knirschender Sand . . . Sand ohne Ende, wohin man blickt.

Und über dieser Sandwüste, über diesem Meere von todtem Staube, erhebt sich der gigantische Kopf eines Sphinx.

Was wollen diese großen, aufgeworfenen Lippen, diese weiten, aufgestülpten Nasenlöcher und diese Augen, diese länglichen, halb schläfrigen, halb aufmerksamen Augen unter dem Doppelbogen der hohen Brauen sagen?

In der That, sie wollen etwas sagen! Sie sprechen sogar, — aber nur Oedipus allein kann dies Räthsel lösen und ihre stumme Sprache verstehen.

Ha! . . . Ich erkenne diese Züge . . . sie haben nichts ägyptisches mehr an sich. Die weiße, niedrige Stirn, die hervorstehenden Backenknochen, die kurze, grade Nase, der hübsche Mund voll weißer Zähne, der weiche Schnurrbart und das krause Bärtchen am Kinn . . . und diese weit auseinanderstehenden kleinen Augen, und auf dem Kopfe diese Haarfülle in Form einer Mütze, mit dem Scheitel in der Mitte . . . Das bist du ja, Karp, Ssidor, Ssemjon! Bäuerlein aus Jaroslaw, aus Rjäsan, — Landsmann, du, russische Haut! . . . Seit wann bist denn du unter die Sphinxe gegangen? Oder willst du vielleicht auch etwas sagen? Ja, du bist wirklich auch ein Sphinx.

Deine Augen, diese farblosen aber tiefen Augen sprechen ebenfalls . . . Und auch ihr Ausdruck ist wortlos und räthselhaft.

Wo aber ist dein Oedipus? . . .

Ach, es genügt leider nicht ein Käppchen aufzusetzen um dein Oedipus zu werden, — o! du allrussischer Sphinx!

Dezember 1878.

Die Nymphen.

Ich stand vor einer prächtigen, halbkreisförmig ausgebreiteten Gebirgskette, die von oben bis unten mit grünem, jungem Wald bedeckt war.

Durchsichtiges Blau des südlichen Himmels darüber; von oben der Sonne spielende Strahlen; eilende Bächlein, halb verdeckt im Grün, murmelten unten.

Da erinnerte ich mich der alten Sage von dem griechischen Schiffe, welches im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt aus dem ägäischen Meere fuhr.

Es war zur Mittagsstunde und ruhiges Wetter. Plötzlich ertönte eine Stimme von oben, über dem Kopfe des Steuermanns: »Wenn du an der Insel vorbei fährst, so rufe mit lauter Stimme: ›Er ist gestorben, der große Pan!‹

Der Steuermann staunte, erschrak. Als aber das Schiff an der Insel vorbei kam, gehorchte er und rief: »Er ist gestorben, der große Pan!«

Und sofort hörte man, als Antwort auf diesen Ruf, längs des ganzen Ufers (obschon die Insel unbewohnt war) lautes Schluchzen, Stöhnen und klägliches Geschrei: »Gestorben ist er, gestorben, der große Pan.«

An diese Sage erinnerte ich mich . . . und ein sonderbarer Gedanke suchte mich heim. Wie, wenn auch ich einen Ruf erschallen ließe?

Aber Angesichts des mich umgebenden Jubels — durfte ich wohl da an den Tod denken? — Ich rief daher aus allen Kräften: — »Er ist auferstanden, auferstanden ist der große Pan!«

Und, o Wunder! sofort erscholl, als Gegenantwort auf meinen Ruf, vom ganzen weiten Halbkreise der grünen Berge her, ein allgemeines Freuden-Gelächter, Gemurmel, Geplätscher. »Er ist auferstanden! Pan ist auferstanden! riefen jugendliche Stimmen. Alles dort vor mir brach in fröhlichen Jubel aus, heller, wie die Sonne droben, lebendiger wie die Bäche, die unterm Grase murmelten. Eilende Schritte näherten sich, unter dem grünen Dickicht schimmerten die marmorweißen Gewänder und die rosigen, nackten Körper. Es waren die Nymphen! Nymphen, Dryaden, Bacchantinnen, die von den Höhen hinab in die Thäler eilten.

Auf allen Waldsäumen erschienen sie zugleich. Die göttlichen Häupter mit ringelnden Locken geschmückt, Kränze und Tamburins in den Händen; Gelächter, schallendes, olympisches Gelächter tönte und rollte mit ihnen herab.

Voran schwebt die Göttin. Sie ist stattlicher und schöner als Alle, — mit dem Köcher auf der Schulter, in der Hand den Bogen, auf den Locken die silberne Sichel des Mondes.

Diana — bist du es?

Plötzlich aber bleibt die Göttin bewegungslos stehen. Ihrem Beispiel folgen die Nymphen. Das helle Lachen erstarb. In unbeschreiblichem Schreck und mit offenem Munde starren ihre weit geöffneten Augen in die Ferne.

Ich wandte mich, um der Richtung ihres Blickes zu folgen. Jenseits der Felder, am äußersten Rande des Horizonts, erglänzte wie ein feuriger Punkt das goldene Kreuz auf dem weißen Thurms einer christlichen Kirche . . . Dieses Kreuz hatte die Göttin erblickt.

Hinter mir vernahm ich einen langen, bebenden Seufzer, wie das Erzittern einer gesprungenen Saite, — und als ich mich wieder umschaute, waren die Nymphen verschwunden. Der weite Wald grünte wie vorher, und hier und da, durch das dichte Geflecht der Zweige, schimmerte und verschwand weißer Schein. Ob es nun die Gewänder der Nymphen waren oder das Aufsteigen von Nebelstreifen aus dem Thale, — ich weiß es nicht.

Doch, wie that es mir um die verschwundene Göttin leid!

Dezember 1878.

Der Feind und der Freund.

Ein zu ewiger Haft verurtheilter Gefangener entsprang seinem Kerker und ergriff die Flucht.

Die Häscher jagten ihm nach und waren ihm auf den Fersen.

Er lief aus allen Kräften und die Verfolger mußten zurückbleiben.

Plötzlich sah er sich an den steilen Ufern eines Flüßchens, eines schmalen, aber tiefen Flüßchens. Er konnte nicht schwimmen.

Beide Ufer waren durch ein einziges, verfaultes Brett überbrückt. Der Flüchtling setzte bereits den Fuß darauf . . . Es traf sich aber, daß hier am Flusse sich sein bester Freund und sein bösester Feind befanden.

Der Feind sprach nichts, sondern kreuzte nur die Arme; dagegen aber rief der Freund: »Um Gottes Willen! was thust du? Besinne dich, Thörichter! Siehst du denn nicht, daß das Brett ganz morsch ist? Es wird unter deiner Last brechen und dein Untergang ist unvermeidlich!«

— Einen andern Uebergang aber giebt es nicht! . . . und die Verfolger, . . . hörst du sie? stöhnte verzweifelnd der Unglückliche und betrat das Brett.

— Ich dulde es nicht! Nein, ich lasse dein Verderben nicht zu! rief der eifrige Freund und zog das Brett unter dem Fuße des Flüchtlings hinweg. Dieser stürzte in die rauschenden Wellen und ertrank.

Der Feind lachte selbstzufrieden und entfernte sich; der Freund aber setzte sich ans Ufer und weinte bitterlich über seinen armen, armen Freund.

Es fiel ihm nicht einen Augenblick ein, daß er selbst an dem Untergange des Freundes Schuld sein könne.

»Er folgte mir nicht! Er folgte mir nicht,« — flüsterte er traurig.

»Uebrigens,« sprach er endlich, — »er hätte ja sein ganzes Leben lang in dem fürchterlichen Kerker schmachten müssen. Jetzt ist er von seinen Leiden befreit! — er hat es jetzt leicht. Es war nun einmal sein Loos.«

»Dennoch aber thut es mir leid! — aus Gründen der Humanität.«

Und die gute Seele schluchzte, und war noch lange untröstlich über das unglückselige Loos seines Freundes.

Dezember 1878.

Christus.

Ich erblickte mich als Jüngling, fast als Knabe, in einer niedrigen Dorfkirche. Die dünnen Wachskerzen glühten wie rothe Pünktchen vor den Heiligenbildern.

Ein regenbogenfarbener Schein umgab jedes Flämmchen. Dunkel und trübe war es in der Kirche, aber viel Volk befand sich darin und stand vor mir.

Lauter braunhaarige Bauernköpfe. Ab und zu kamen sie in wogende Bewegung, fielen nieder und erhoben sich wieder; gleich den reifen Aehren, wenn der sommerliche Wind sie wie die Wellen bewegt.

Plötzlich trat Jemand hinter mir herein und stellte sich neben mir.

Ich wandte mich nicht um, hatte aber sofort die Empfindung, daß dieser Mensch — Christus sei.

Rührung, Neugier und Schreck bemächtigten sich meiner zu gleicher Zeit. Ich überwand mich und blickte meinen Nachbar an.

Er hatte ein Antlitz wie jeder andere: — ein Antlitz, wie jedes andere Menschengesicht. Die Augen blickten aufmerksam und sanft nach oben. Die Lippen waren geschlossen, aber nicht zusammengepreßt, — die obere Lippe schien auf der unteren zu ruhen. Sein Bart war nicht groß, unterm Kinn war er getheilt. Die Hände gefalten und bewegungslos. Auch die Kleidung war wie bei andern Leuten.

»Sollte das Christus sein? dachte ich; — solch' ein einfacher, ganz einfacher Mensch! Es ist nicht möglich!

Ich wandte mich ab. Kaum aber hatte ich meine Blicke von diesem einfachen Mann hinweg gewandt, da schien es mir wieder, daß derjenige, welcher neben mir stand, wirklich Christus sein müsse.

Abermals blickte ich auf ihn, — und wieder sah ich dasselbe Gesicht, das wie alle anderen Menschengesichter aussah; — dieselben alltäglichen, obschon mir unbekannten Züge.

Endlich wurde es mir peinlich zu Muthe, und ich sammelte mich. Da erst wurde es mir klar, daß gerade ein solches allgemeines Menschenantlitz — in der That Christi Antlitz sei.

Dezember 1878.

II.
1879 – 1882.

Der Stein.

Habt ihr wohl schon einmal einen alten, grauen Stein am Meeresufer liegen gesehen, wenn zur Flutzeit, an einem sonnigen Frühlingstage, die pulsirenden Wellen ihn umspülen, ihn liebkosen, sich schmeichelnd an ihn schmiegen und sein bemoostes Haupt mit einem sprühenden Perlenregen glänzenden Schaumes überschütten?

Der Stein bleibt sich immer gleich — nur seine düstere Oberfläche erglänzt in helleren Farben.

Sie zeugen davon, daß einst, zu jener frühesten Zeit, als der flüssige Granit kaum zu erstarren begann, er durch und durch in feurigen Farben glühte.

So war es auch mit meinem alten Herzen, als unlängst junge, weibliche Seelen von allen Seiten darüber herfielen; — unter ihren schmeichelnden Berührungen erglühten die längst schon verblaßten Farben aufs Neue und erglänzten in früherer Glut.

Die Wellen wogten zurück . . . aber die Farben sind noch nicht ganz verblichen, obschon ein scharfer Wind sie immer mehr verwischt.

Mai 1879.

Die Tauben.

Ich stand auf dem Gipfel eines sanft gewölbten Hügels; vor mir lag ein Roggenfeld, einem in Gold und Silber glänzenden Meere vergleichbar. Es zog kein Wellengekräusel über dieses Meer, — die schwüle Luft war unbewegt — ein mächtiges Ungewitter kam herauf.

In meiner Nähe brannte die Sonne noch heiß; aber dort, jenseits des Feldes, nicht allzuweit, lag eine dunkelblaue Gewitterwolke, wie eine ungeheure Last über der ganzen Hälfte der Himmelswölbung.

Alles sucht Schutz . ., Alles ächzt unter der unheilverkündenden Glut der letzten Sonnenstrahlen. Kein Vogel ist sichtbar, keiner giebt den leisesten Ton von sich, selbst der Sperling hat sich verkrochen.

Wie kräftig duftet der Wermuth am Raine! Ich blicke auf die dunkle Gewitterwolke . . . und eine Unruhe bemächtigt sich meines Gemüthes. Nun, schnell doch, schnell! . . . dachte ich; — blitze, goldenes Schlänglein, Donner rolle! Zieh' herauf, komm' heran, entlade deine Wassermassen, grimme Wolke, kürze die quälende Pein!

Doch die Gewitterwolke rührt sich nicht. Sie lastet noch ebenso drückend auf der schweigsamen Erde, — nur scheint sie sich immer höher zu ballen und dunkler zu werden.

Auf einmal erglänzt leicht und schwebend, abstechend gegen das eintönige Dunkel der Wolke, ein Gegenstand. Er sah einem weißen Tüchlein, einem Schneeball ähnlich; — es war eine weiße Taube, die vom Dorfe herüber flog.

Sie flog und flog immer geradeaus . . . endlich verschwand sie hinter dem Walde.

Einige Momente vergingen — dieselbe drückende Ruhe herrschte noch immer. Da, schau! Jetzt sind es zwei Tüchlein, die dort glänzen, zwei Schneebälle, die zurückfliegen, zwei weiße Täubchen, die in ruhigem Fluge heimwärts ziehen.

Und jetzt endlich brach das Unwetter los — der Tanz begann.

Ich hatte kaum noch Zeit das Haus zu erreichen. Der Wind pfiff und brauste gewaltig; gelblichrothe, tiefhängende, wie in Fetzen zerrissene Wolken rasten dahin; Alles dreht sich wirbelnd, wälzt sich durch einander; in vertikalen Strömen peitscht und rasselt ein

heftiger Platzregen herab; der Blitz mit seinem grünlichen Feuer blendet; es riecht nach Schwefel.

Unter einem Vordache, ganz am Rande des Bodenfensters, sitzen zwei Täubchen neben einander das, welches ausgeflogen war um den Gefährten zu holen und dieser selbst, der vielleicht von jenem gerettet worden war.

Beide sträubten die Federn und schmiegten sich an einander.

Ihnen ist wohl! Und indem ich sie betrachte, ist's auch mir wohl . . . obschon ich allein bin — allein wie immer.

Mai 1879,

Morgen, morgen!

Wie inhaltslos und welk, wie unbedeutend ist doch fast jeder zurückgelegte Tag. Wie wenig Spuren läßt er hinter sich zurück! Wie sinnlos dumm sind alle diese Stunden, eine nach der andern, vergangen.

Und trotz alledem wünscht der Mensch zu leben, er schätzt das Leben, er hofft darauf, hofft auf sich, auf die Zukunft . . . O welch' reichen Segen erwartet er von der Zukunft!

Weshalb aber bildet er sich ein, daß die anderen, zukünftigen, nicht diesen, soeben verlebten Tagen ähnlich sein werden?

Er bildet sich das auch gar nicht ein. Er liebt überhaupt nicht nachzudenken — und er thut recht daran.

»Nun, morgen, morgen!« — tröstet er sich so lange, — bis dieses »morgen« ihn endlich in die Gruft hinabstürzt.

Und liegt man einmal im Grabe, — da hört dann das Nachdenken von selbst auf.

Mai 1879.

Die Natur.

Mir träumte ich sei in eine große, unterirdische, hochgewölbte Halle eingetreten. Sie war von einem gleichfalls unterirdischen, gleichmäßigen Lichte erhellt.

In der Mitte dieser Halle saß eine majestätische Frauengestalt in faltigem, grünfarbigem Gewande. Den Kopf in die Hand gestützt, schien sie in tiefes Nachdenken versunken.

Ich begriff sofort, daß dieses Weib — die Natur selbst sein müsse, und mit einer plötzlichen Scheu zog ein ehrfurchtvolles Grauen in meine Seele.

Ich näherte mich der Frau, und, sie ehrerbietig begrüßend, rief ich: O Mutter unsrer Aller! — worüber sinnest du? Denkst du vielleicht an die zukünftigen Schicksale der Menschheit? Oder an den Weg, den sie noch zurückzulegen hat, um zur größtmöglichsten Vollkommenheit, zum höchsten Glücke zu gelangen?

Das Weib wandte ihre dunkeln, drohenden Augen langsam auf mich. Ihre Lippen bewegten sich und mit dröhnender, metallischer Stimme sprach sie:

»Ich sinne nach, wie wohl den Beinmuskeln des Flohes eine größere Kraft zu verleihen wäre, damit er sich leichter vor seinen Feinden retten kann. Das Gleichgewicht zwischen Angriff und Abwehr ist verrückt — es muß wieder hergestellt werden.«

»Wie, — stammelte ich, — ist's das, worüber du nachdenkst? Sind denn wir, die Menschen, nicht deine liebsten und bevorzugten Kinder?

Das Weib runzelte leicht die Brauen und sprach: — »Alle Geschöpfe sind meine Kinder, ich bin in gleicher Weise besorgt für Alle — und vernichte sie Alle, ohne Unterschied!«

— Aber Tugend — Vernunft — Gerechtigkeit! stammelte ich aufs Neue.

— Das sind menschliche Worte! — ertönte die erzene Stimme; — ich kenne weder Gutes noch Böses; Vernunft ist mir nicht Gesetz; — und was ist Gerechtigkeit? Ich gab dir das Leben, — ich nehme es dir und gebe es Andern; — Würmern oder Menschen, ist mir ganz gleich . . . Du aber, vertheidige dich einstweilen und laß mich in Ruhe!

Ich wollte noch etwas erwiedern — aber da erdröhnte die Erde und erzitterte — und ich erwachte.

August 1879.

Hängt ihn!

Es war im Jahre 1803 — begann mein alter Bekannter, — nicht sehr lange vor Austerlitz. Das Regiment, bei welchem ich Offizier war, stand in Mähren.

Es war uns streng verboten die Einwohner zu bedrängen und zu belästigen; auch ohnedies schon sah man uns schief an, obschon wir Bundesgenossen waren.

Ich hatte einen Burschen, einen ehemaligen Leibeigenen meiner Mutter, er hieß Jegor. Es war ein ehrlicher, stiller Mensch; ich kannte ihn von Jugend auf und behandelte ihn wie einen Freund.

Da erhob sich einst in dem Hause, welches ich bewohnte, Wehklagen, Schimpfen, Geschrei. Man hatte der Hausfrau zwei Hühner gestohlen und sie beschuldigte meinen Burschen des Diebstahls. Er suchte sich zu rechtfertigen, rief mich zum Zeugen an . . . Er, Jegor Awtamonow — ein Dieb?! Ich verbürgte mich bei der Frau für die Ehrlichkeit Jegor's, aber sie hörte nicht auf mich.

Plötzlich ertönte Pferdegetrampel auf der Straße. Es war der«Oberbefehlshaber mit seinem Stabe.

Er ritt im Schritt; ein dicker, aufgedunsener Mann, mit gesenktem Kopfe und auf die Brust herunterhängenden Epauletten.

Als ihn die Frau erblickte warf sie sich mit aufgelöstem Haar vor seinem Pferde auf die Kniee, beklagte sich laut über meinen Burschen und wies mit dem Finger auf ihn.

Herr General! — rief sie; — Eure Erlaucht! Entscheiden Sie! Helfen Sie! Retten Sie! — Dieser Soldat hat mich beraubt!

Jegor stand auf der Schwelle des Hauses in vorschriftsmäßiger Haltung, die Mütze in der Hand. Er hatte sogar die Brust hervorgedrückt und die Füße gerichtet, — ganz wie eine Schildwache, — aber kein Laut kam aus seinem Munde. Ob ihn nun diese ganze, vor ihm auf der Straße stehende Generalität verschüchtert hatte, ob er von der ihm bevorstehenden Gefahr ganz versteinert war? — kurz, mein Jegor stand da und blinzelte nur mit den Augen, war aber weiß, wie Kreide.

Der Oberbefehlshaber warf einen zerstreuten, mürrischen Blick auf ihn und brummte ärgerlich: »Nun?« . . . Jegor steht wie ein Götzenbild

da und fletscht die Zähne. Ein Unbetheiligter hätte wirklich meinen können, er lache.

Da sprach der Bberbefehlshaber kurz: — »Hängt ihn!« — gab seinem Pferde die Sporen und ritt weiter; zuerst wieder im Schritt, dann im schnellen Trab; der ganze Stab folgte ihm. Nur ein einziger Adjutant drehte sich im Sattel um und blickte Jegor flüchtig an.

Es war unmöglich den Befehl unberücksichtigt zu lassen. Jegor wurde sofort ergriffen und zur Execution abgeführt.

Jetzt erst erschrak er zu Tode — und rief ein paar Mal mit Anstrengung: — »Herr Gott! hilf!« — darauf fügte er halblaut hinzu: »Gott ist mein Zeuge, ich bin es nicht gewesen.«

Er weinte bitterlich, als er von mir Abschied nahm. Ich war in Verzweiflung. »Jegor, Jegor!« — rief ich — »warum hast du denn dem General gar nichts gesagt?«

— »Gott ist mein Zeuge, ich bin es nicht gewesen!« — wiederholte aufschluchzend der Aermste. Die Hausfrau selbst war entsetzt. Einen solchen fürchterlichen Ausgang hatte sie durchaus nicht erwartet und sie fing ihrerseits zu heulen an. Alle und Jeden bat sie händeringend um Schonung und versicherte, daß sich ihre Hühner gefunden hätten, daß sie bereit sei, Alles zu erklären . .,

Natürlich führte dies Alles zu gar keinem Resultate. Das ist, mein lieber Herr, militärische Art, — Disciplin! Die Frau schluchzte entsetzlich.

Jegor, der dem Priester bereits gebeichtet und das Abendmahl genommen hatte, wandte sich zu mir:

»Sagen Sie ihr, Euer Wohlgeboren, daß sie sich nicht so grämen solle. Ich habe ihr ja vergeben.«

Mein Bekannter, als er diese letzten Worte seines Dieners wiederholte, flüsterte: — »Jegoruschka, mein Täubchen, du Gerechter!« — und die Thränen rannen ihm die Wangen entlang.

August 1879.

Was werde ich denken? . . .

Was werde ich denken, wenn ich dem Tode nahe bin? — vorausgesetzt, daß ich dann überhaupt noch zu denken im Stande bin.

Ob ich wohl daran denken werde, daß ich mein Leben schlecht angewandt habe? daß ich es verschlafen, verträumt habe? daß ich es nicht verstand seine Gaben zu genießen?

Wie? Ist das bereits der Tod? So schnell? Unmöglich! . . . Ich habe ja gar noch keine Zeit gehabt etwas zu thun! Nur erst vorgenommen hatte ich es mir! . . .

Werde ich an das Vergangene denken? Werden meine Gedanken auf die wenigen lichten Augenblicke, die ich durchlebte, gerichtet sein? Auf theure Gestalten und Personen?

Werden meine bösen Thaten vor meinem Gedächtniß erscheinen, und wird meine Seele die brennende Pein einer verspäteten Reue erdulden?

Werde ich an das denken, was jenseits des Grabes meiner erwartet? . . . Erwartet mich überhaupt dort etwas?

Nein! . . . mir scheint, ich werde suchen gar nichts zu denken, — werde mich absichtlich mit irgend einem Unsinn abgeben, blos um meine Aufmerksamkeit von der grausen Finsterniß, die vor mir aufsteigt, abzulenken.

Ein Sterbender beklagte sich in meiner Gegenwart, daß man ihm nicht gestatten wolle Nüsse zu knacken! . . . Nur dort, in der Tiefe seiner fast schon gebrochenen Augen, zitterte und schlug etwas, wie der gelähmte Flügel eines tödtlich verwundeten Vogels.

August 1879.

»Wie waren die Rosen so reizend und frisch . . . «

Irgendwo und irgendwann, vor langer, langer Zeit, las ich ein Gedicht, das ich bald wieder vergessen hatte. Nur der erste Vers war mir im Gedächtniß geblieben:

»Wie waren die Rosen so reizend frisch . . . «

Jetzt ist Winter; der Frost hat die Fenster»scheiden mit Reif überzogen; in der dunkeln Stube brennt ein einziges Licht, Ich sitze im Winkel und in meinem Kopfe tönt immer und immer wieder:

»Wie waren die Rosen so reizend frisch . . . «

Ich sehe mich vor dem niederen Fenster eines russischen Landhauses. Der Sommertag sinkt leise zur Ruhe und geht in Nacht über; in der linden Luft verbreitet sich Reseda- und Lindenblüthenduft. Auf dem Fensterbrette sitzt, auf den gestreckten Arm gestützt und den Kopf gegen die Schulter geneigt, ein Mädchen. Sie blickt unverwandt und wortlos nach dem Himmel, als ob sie dort das Erscheinen der Sterne beobachten wolle. Wie treuherzig begeistert sind diese sinnenden Augen; wie rührend unschuldig die halbgeöffneten, fragenden Lippen, wie ruhig athmet die noch nicht völlig erblühte, von Leidenschaften unberührte Brust, und wie rein und zart ist die Form des jugendlichen Gesichts. Ich getraue mich nicht sie anzureden, aber wie ist sie mir theuer, wie klopft mein Herz! . . .

»Wie waren die Rosen so reizend und frisch . . . «

In der Stube wird es immer dunkler . . . das niedergebrannte Licht knistert, und flüchtige Schatten schwanken an der niedrigen Decke. Der Frost knirscht und wüthet draußen, jenseits der Wand . . . und ich höre blos das traurige, greisenhafte Geflüster:

»Wie waren die Rosen so reizend frisch . . . «

Andere Bilder aus der Vergangenheit steigen vor mir auf. Ich höre das heitere Geräusch des ländlichen Familienlebens. Zwei braungelockte Köpfchen, dicht aneinander geschmiegt, schauen mir mit ihren hellen Aeuglein keck ins Gesicht; die rothen Manzen zittern vor unterdrücktem Lachen; die Hände sind innig verschlungen; die herzigen, jugendlichen Stimmen ertönen im lauten Durcheinander, und im Hintergründe der alten, gemüthlichen Stube eilen jugendliche, häufig irrende Finger über die Tasten eines

altersschwachen Klaviers und es gelingt dem Lanner'schen Walzer nicht, das patriarchalische Summen des Ssamowars zu übertönen!

. . . Das Licht verlischt und es wird finster. Wer hustet dort so heiser und dumpf? Zusammengerollt zu meinen Füßen liegt fröstelnd und zuweilen im Schlafe aufschreckend, der alte Hund, mein einziger Gefährte. Mich friert . . . Alle sind gestorben . . . Alle gestorben! . . .

»wie waren die Rosen so reizend und frisch . . . «

September 1879.

Eine Fahrt auf dem Meere.

Ich fuhr auf einem kleinen Dampfer von Hamburg nach London. Wir waren unsrer zwei als Passagiere, ich und ein kleiner Affe, ein Uistiti»Weibchen, welches ein Hamburger Kaufmann seinem englischen Kompagnon als Geschenk sandte.

Das Thierchen war auf dem Verdeck mit einer dünnen Kette an einer Bank befestigt, zerrte an seiner Kette und piepte kläglich, wie ein Vogel.

Jedesmal wenn ich vorbei ging, streckte es mir seine kalte, schwarze Hand hin und blickte mich mit traurigen, fast menschlichen Augen starr an. Ich nahm seine Hand, — und es hörte auf zu piepen und zu zerren.

Eine Windstille war eingetreten. Das Meer lag wie ein unbewegliches, bleifarbenes Laken da. Sein Umfang schien nicht groß zu sein, denn ein dichter Nebel, der sogar die Spitzen der Masten verschleierte, und den Blick durch seine Undurchdringlichkeit ermüdete, lag darauf. Die Sonne hing wie ein trübrother Fleck in diesem finstern Nebel; gegen Abend aber erglühte sie und verbreitete ein geheimnißvolles, eigenthümliches Roth am Himmel.

Lange, grade Falten, ähnlich den Falten schweren Seidenstoffes, zogen vom Schiffsschnabel an abwärts und breiteten sich auseinander, kräuselten und glätteten sich wieder und verschwanden endlich plätschernd. Der aufwirbelnde Schaum ballte sich unter den einförmig stampfenden Rädern, wurde milchig, zerstieb leise brausend, um dann, in schlangenartigen Strahlen zusammenfließend, gleichfalls zu verschwinden und vom dichten Nebel verschlungen zu werden.

Unaufhörlich und klagend, ebenso unleidlich wie das Gequiek des Affen, tönte das Gebimmel der kleinen Glocke am Steuer.

Hier und da tauchte ein Seehund empor, um steil kopfüber stürzend unter der leichtgekräuselten Fläche zu verschwinden.

Der Kapitän, ein schweigsamer Mann mit finsterem, verbranntem Gesichte, rauchte seine kurze Pfeife und spuckte verdrießlich in das bewegungslose Meer.

Auf alle meine Fragen antwortete er nur mit kurzem Gebrumm; ich war also, selbst gegen meinen Willen, auf meinen einzigen

Reisegefährten, den Affen, angewiesen.

Ich setzte mich zu ihm, — sein Piepen hörte auf und er streckte mir wieder die Hand entgegen.

Der beständige Nebel hüllte uns in seinen einschläfernden Dunstkreis; wir saßen, versunken in gleiches, bewußtloses Brüten, wie zwei Verwandte neben einander.

Jetzt lächle ich darüber . . . damals fühlte ich anders.

Einer Mutter Kinder sind wir alle — und es war mir lieb, das arme Thierchen so vertrauensvoll ruhig werden und sich, wie an einen Freund, anschmiegen zu sehen.

November 1879.

N. N.

Harmonisch und ruhig, thränenlos und ohne Lächeln gehst du durchs Leben, kaum durch gleichgültige Rücksichten belebt.

Du bist gut und klug . . . aber dir ist Alles fremd und du brauchst niemand.

Du bist schön, — und niemand kann sagen, daß du Werth legest auf deine Schönheit. Theilnamlos bist du und verlangst Niemandes Theilnahme.

Dein Blick ist tief aber nicht sinnend; in dieser lichten Tiefe ist es leer.

So schreiten in den Elyseischen Gefilden harmonische Schatten unter den hehren Tönen Gluck'scher Melodien freudlos und leidlos vorüber.

November 1879.

Halt!

Halt! Wie ich dich jetzt sehe, so bleibe ewig in meinem Gedächtniß.

Von deinen Lippen entfloh der letzte, begeisterte Ton. Dein Blick, er glänzt und funkelt nicht, — er ist verdunkelt, überwältigt vom seligen Bewußtsein jener Schönheit, die es dir gelang, auszuhauchen; der Schönheit, nach welcher du deine triumphierenden, deine ermatteten Hände ausbreitest.

Welch' ein Schimmer, — zarter und reiner als das Licht der Sonne, — ist über deine ganze Gestalt, über die geringsten Falten deines Gewandes sogar, ausgegossen!

Welcher Gott hat mit seinem schmeichelnden Athem deine entfesselten Locken zurückgeworfen?

Seine Liebkosungen brennen noch auf deiner marmorweißen, bleichen Stirn.

Da ist es — das geoffenbarte Geheimniß, das Geheimniß der Poesie, des Lebens, der Liebe. Dort ist sie, dort, die Unsterblichkeit! Es giebt keine andere, und braucht keine andere zu geben. In diesem Augenblicke bist du unsterblich.

Er wird vergehen — und du wirst wieder ein Häufchen Asche, ein Weib, ein Kind sein. Doch, was kümmert es dich. In diesem Augenblicke warst du höher, warst du erhabener wie alles Vergängliche, Zeitliche. Dieser, *dein* Augenblick, ist unvergänglich.

Halt! Laß mich an deiner Unsterblichkeit theilnehmen, lasse einen Abglanz deiner Ewigkeit in meine Seele fallen!

November 1879.

Der Mönch.

Ich kannte einen Mönch, — einen Einsiedler, einen Heiligen. Er lebte nur von der Wollust des Gebets, und blieb, berauscht davon, so lange auf dem kalten Boden der Kirche stehen, bis seine Beine unterhalb der Kniee anschwollen und zu steinernen Säulen wurden. Sie waren gefühllos geworden, — er stand da und betete.

Ich begriff ihn, beneidete ihn vielleicht sogar; — aber auch mich soll er begreifen, soll nicht über mich, dem seine Freuden unerreichbar sind, den Stab brechen.

Ihm ist es gelungen sein verhaßtes Ich zu vernichten; aber wenn ich nicht zu beten vermag, so geschieht es ja doch nicht aus Eigenliebe! Mein Ich ist mir vielleicht noch lästiger und verhaßter, wie ihm das seinige.

Er hat gefunden, worin er sich selbst vergißt — aber auch ich finde es, das Vergessen, — wenn auch nicht immer.

Er lügt nicht — ich lüge aber doch auch nicht.

November 1879.

Wir wollen noch kämpfen!

Welch’ geringfügige Kleinigkeit ist oft im Stande dem Menschen eine ganz andere Richtung zu geben.

Gedankenvoll ging ich einst die große Straße entlang.

Schwere Ahnungen bewegten meine Brust, Verzagtheit bemächtigte sich meiner.

Ich erhob das Haupt . . . Vor mir, zwischen zwei Reihen hoher Pappeln lief der Weg pfeilgrade dahin.

Und quer über diesen Weg, etwa zehn Schritt weit vor mir, hüpfte im Gänsemarsch eine Sperlingsfamilie, lebhaft, lustig, vertrauensvoll.

Einer besonders machte sich durch sein keckes Seitwärtshüpfen bemerkbar; er streckte sein Kröpfchen heraus und zwitscherte so frech, als ob ihm der Teufel selbst nichts anhaben könnte. Ein wahrer Eroberer!

Unterdessen kreiste hoch oben am Himmel Habicht, dessen Bestimmung es vielleicht war grade diesen Eroberer aufzufressen.

Ich sah das an, mußte lachen — und ermannte mich; — die düstern Gedanken waren verschwunden, ich fühlte wieder Muth, Unternehmungslust, Lebenskraft.

Mag meinetwegen auch über meinem Haupte ein Habicht kreisen. Teufel auch! . . . Wir wollen noch kämpfen!

November 1879.

Das Gebet.

Um was der Mensch auch beten mag — er betet um ein Wunder. Jedes Gebet führt auf Folgendes hinaus: »Großer Gott, mache, daß zweimal zwei — nicht vier sei.«

Nur ein solches Gebet ist ein wahres Gebet von Angesicht zu Angesicht. Zu dem Weltgeist, dem höchsten Wesen, dem Kantischen, Hegel'schen, abstrakten, wesenlosen Gott zu beten — ist unmöglich, undenkbar.

Kann aber wohl selbst ein persönlicher, lebendiger, vorstellbarer Gott machen, daß zweimal zwei nicht vier sei?

Jeder Gläubige ist verpflichtet zu antworten: — Ja, er kann es! — und er ist verpflichtet es sich selbst zur Ueberzeugung zu bringen.

Wenn nun aber seine Vernunft sich gegen einen solchen Unsinn auflehnt?

Dann kommt ihm Shakespeare zu Hilfe: »Es giebt, Freund Horazio, Vieles . . . « 2c.

Wenn man ihm nun aber im Namen der Wahrheit widersprechen würde? — So hat er blos die berühmte Frage zu wiederholen: »Was ist Wahrheit?«

Und deshalb: Laßt uns trinken und fröhlich sein — und beten.

Juli 1881.

Die russische Sprache.

In den Tagen des Zweifels, in den Tagen quälenden Sinnens über das Schicksal meiner Heimat — bist du allein meine Stütze und mein Stab, o große, mächtige, wahrhaftige und freie russische Sprache! Wenn du nicht wärst, — wie sollte man nicht verzweifeln beim Anblicke dessen, was in der Heimat geschieht. — Aber es ist undenkbar, daß eine solche Sprache nicht einem großen Volke gegeben sein sollte.

Juni 1882.

Gedichte in Prosa.
(Aus dem Nachlass)

Deutsch von Ida Orloff.

Inhaltsverzeichnis

Gedichte in Prosa. (Aus dem Nachlass)
I Begegnung (Ein Traum)
II Ich trage Leid
III Der Fluch
IV Zwillinge
V Die Drossel
VI Die Drossel 2
VII Ohne Nest
VIII Der Pokal
IX Wer hat schuld?
X Lebensregel
XI Das Reptil
XII Autor und Kritiker
XIII O du meine Jugend, o du Frische
XIV An . . .
XV Ich schritt inmitten hoher Berge
XVI Wenn ich nicht mehr bin ...
XVII Die Sanduhr
XVIII Des Nachts stand ich auf...
XIX Wenn ich allein bin . . . (Der Doppelgänger)
XX Der Weg zur Liebe
XXI Die Phrase
XXII Einfalt
XXIII Der Brahmane
XXIV Du weintest ...
XXV Liebe
XXVI Wahrheit und Gerechtigkeit
XXVII Die Rebhühner
XXVIII nessun maggior dolore
XXIX Unters Rad gekommen
XXX Der Schrei
XXXI Meine Bäume

I

Begegnung (Ein Traum)

Mir träumte: ich durchschritt auf scharfen kantigen Steinen unter schwarzen tiefhängenden Wolken eine weite, kahle Steppe.
Ein Fußpfad verlief im Zickzack zwischen den Steinen . . . Ich schritt auf ihm weiter, ich wußte selbst nicht, wohin und weshalb.
Plötzlich zeigte sich etwas wie eine Wolke vor mir auf dem schmalen Pfade. Ich faßte sie näher ins Auge, da wurde das Wölkchen zu einem Weibe, wohlgestaltet und hochgewachsen, in einem weißen Kleide, das hell umsäumt war und die Gestalt ganz schmal erscheinen ließ . . . Die Erscheinung strebte eiligst von mir fort.

Das Gesicht sah ich nicht, ich sah nicht einmal das Haar, es war verdeckt von wogendem Gewebe; aber mein ganzes Herz flog ihr zu. Sie erschien mir herrlich, wunderbar und lieblich . . . Ich wollte sie unbedingt erhaschen, ihr ins Antlitz sehen . . . in ihre Augen . . . Ich wollte, ich mußte diese Augen sehen.

Indessen bewegte sie sich, mochte ich mich auch noch so beeilen, doch noch geschwinder als ich fort. Es gelang mir nicht, sie zu erreichen. Aber da war ja quer über dem Pfad ein breiter flacher Stein. Er verlegte ihr den Weg. Das Weib machte vor ihm halt . . . und bebend von Freude und Erwartung, doch nicht ganz ohne Bangen, eilte ich hinzu.

Ich gab keinen Laut von mir . . . Sie aber wendete sich sachte gegen mich...

Trotzdem bekam ich ihre Augen nicht zu sehen. Sie waren geschlossen.

Weiß war ihr Antlitz . . . weiß wie ihr Gewand; die entblößten Arme hingen reglos herab. Mit einem Wort: sie war versteint; mit ihrem ganzen Leibe, mit jeder Linie ihres Gesichtes war das Weib zu einer Statue aus Marmor geworden.

Langsam, ohne auch nur ein Glied zu rühren, neigte sie sich hintenüber und lag auf jener flachen Steinplatte, ich strecke mich neben sie hin, ich liege auf dem Rücken, wie als Wache vor einem

Grabmal, meine Hände legte ich in betender Gebärde auf die Brust und fühlte, wie auch ich zu Stein wurde. Es vergingen einige Augenblicke . . . Plötzlich erhob sich das Weib und schritt von dannen.

Ich wollte ihr nachstürzen, aber ich vermochte mich nicht zu rühren, vermochte meine gefalteten Hände nicht zu lösen, ich sah ihr nur nach in unaussprechlicher Traurigkeit.

Da wendete sie sich unerwartet um, und ich erblickte durchdringende helle Augen in einem lebhaften Gesicht voller Bewegung. Sie richtete ihren Blick auf mich und lachte aus vollem Hals, jedoch ohne einen Laut von sich zu geben.

»Steh doch auf und komm zu mir.«

Aber ich vermochte mich immer noch nicht zu rühren. Darauf lachte sie noch einmal und entfernte sich rasch, wobei sie lustig den Kopf zurückwarf, auf dem plötzlich ein Kranz von kleinen Rosen erglänzte.

Ich aber blieb reglos und stumm auf meiner steinernen Grabplatte liegen.

Februar 1878.

II

Ich trage Leid

Ich trage Leid um mich, um all die anderen Menschen, um die wilden Tiere, um die Vögel . . . um alles, was da lebt. Ich trage Leid um die Kinder und um die Greise, um die Unglücklichen und die Glücklichen . . . die Glücklichen tun mir noch mehr leid als die Unglücklichen.

Leid tun mir die sieghaften, triumphierenden Führernaturen, die großen Künstler, Denker und Dichter.

Mir ist leid um die Mörder und ihre Opfer, um die Abstoßenden und die Schönheiten, die Bedrückten und Bedrücker.

Wie könnte ich mich von diesem Mitfühlen befrein? Es läßt mich nicht zum Leben kommen. Mitfühlen, dann noch die Wehmut.

Wehmut, Wehmut, gelöstes Mitleid! Tiefer kann der Mensch nicht versinken.

Fast möchte es besser sein, ich empfände Neid, wahrhaftig!

Ich beneide ja auch – die Steine.

Februar 1878.

III

Der Fluch

Ich las Byrons Manfred . . . Als ich an die Stelle kam, wo der Geist der Frau, die Manfred zugrunde gerichtet hat, die geheimnisvolle Beschwörung über ihn ausspricht, überkam mich etwas wie Angst.

Ihr erinnert euch doch:

Eine Stimme tönt mit Macht,
Die dir wehrt, was freut und lacht.
Und die Nacht verweigert dir
Jede süße Ruh' in ihr.
Ja, im Sonnenglanze sei
Stets dein Wunsch: Oh, wär's vorbei!

Dabei kam mir etwas anderes in den Sinn . . . Einmal – in Rußland war ich Augenzeuge eines wüsten Streites zwischen zwei Bauern, Vater und Sohn, als Letztes fügte der Sohn seinem Vater eine niederschmetternde Kränkung zu.

Verfluche ihn, Wassiljitsch, verfluche ihn, den Verdammten! schrie die Frau des alten Bauern.

Laß gut sein, Petrowna, erwiderte der Alte dumpf, indem er das große Kreuz schlug: Er soll nur warten, bis er soweit ist, daß er einen Sohn hat, der ihm in Gegenwart seiner Mutter auf den grauen Bart speit! Diese Verwünschung erschien mir schrecklicher zu sein als die, die Manfred traf. Der Sohn hatte den Mund zu einer Erwiderung aufgerissen, aber feine Füße wurden unsicher, leichenfahl ging er hinaus.

Februar 1878.

IV

Zwillinge

Ich erlebte einmal den Zank eines Zwillingspaares. Sie glichen einander in allem wie ein Wassertropfen dem anderen: im Gesichtsschnitt, im Ausdruck, der Haarfarbe, im Wuchs, im Bau der Glieder, und dabei haßten sie einander unversöhnlich.

In nämlicher Manier bäumten sie sich vor Wut. In gleicher Art drängten sie ihre Gesichter hitzig gegeneinander. Diese Menschen, die doch so unheimlich ähnlich waren, fast völlig gleich, sprühten sich drohend an, dieselben schmähenden Worte, mit der gleichen Stimme hervorgestoßen, rissen sich von denselben wutverzerrten Lippen los.

Ich konnte das nicht mehr mit ansehen, ich nahm den einen der beiden bei der Hand, zog ihn vor den Spiegel und sagte: Schimpf dann schon lieber hier vor diesem Spiegel . . . Dir kann es ja ganz gleich sein . . . aber mir ist dann nicht mehr so bang ums Herz.

Februar 1878.

V

Die Drossel

Ich lag im Bett, doch ich konnte nicht schlafen. Sorgen quälten mich, schwere, zermürbende, eintönige Gedanken kreisten in meinem Hirn, gleichwie um den Gipfel eines grauen Hügels dichte Nebelwolken in Reihen an einem regnerischen Tag.

Ach! Damals liebte ich hoffnungslos und heiß, wie man nur in den Schnee- und Eisjahren lieben kann, wenn das vom Leben noch unverbrauchte Herz . . . nicht mehr jung ist, nein . . . sich noch jung fühlt . . . überflüssige und vergebliche Täuschung.

Ein weißer Fleck war vor mir, das Trugbild eines Fensters, verschwommen erschien alles im Zimmer, es war, als wäre es noch regloser und stiller im dunstigen Zwielicht der Sommerfrühe. Ich sah auf die Uhr: es war ein Viertel vor drei. Und hinter den Wänden des Hauses die gleiche Reglosigkeit . . . Und Tau! Ein ganzes Meer von Tau! Im tauigen Garten sang bereits, gerade vor meinem Fenster, pfiff und trillerte ununterbrochen eine schwarze Drossel. Die schmelzenden Töne drangen in mein einsames Zimmer, sie füllten es ganz aus; mein Ohr, mein Kopf, durch Schlaflosigkeit gereizt und mit krankhaften Gedanken belastet, mein heißer und ausgetrockneter Kopf war voll davon. Sie atmeten Ewigkeit aus, diese Töne, sie hatten die ganze Frische, das ganze Gleichgewicht, die ganze Kraft des Ewigen. Die Stimme der ganzen Natur erklang mir darin wider, in diesem Vogellaut, der, sich selber unbewußt, seit je erklang und immer wieder erklingen wird. Sie sang, sie sang ihre ganze Zuversichtlichkeit aus sich heraus, diese schwarze Drossel; sie wußte, daß die Sonne zuverlässig zu ihrer Stunde nun bald erstrahlen würde. In ihrem Liede war nichts, das nur ihr eigen gewesen wäre und was sie etwa hinzugetan hätte. Die nämliche schwarze Drossel hat vor tausend Jahren die gleiche Sonne willkommen geheißen und wird es in abertausend Jahren tun; dann, wenn meine Uberreste vielleicht, in unzählige Staubkörnchen aufgelöst, ihren lebendigen, klingenden Leib in Luftströmen umwirbeln, werden sie ihren Gesang unterbrechen.

Und ich armer, komischer, in meine Individualität verliebter Mensch sage dir, kleiner Vogel, Dank für dein kräftiges, aufrüttelndes Lied, das so unverhofft vor meinem Fenster erklang zu dieser trübseligen Stunde.

Es hat mich nicht getröstet, aber ich suchte ja auch keinen Trost . . . Aber meine Augen sind feucht geworden von Tränen, etwas hat sich in meiner Brust gelöst, und für einen Augenblick ist die schwere Last leichter. Ach! Und auch dieses Geschöpf meiner Liebe – ist es nicht auch so jung und frisch wie deine jubelnden Töne, du Sänger der Morgenröte!

Nun, und lohnt es denn, sich zu grämen und zu quälen und immer an sich zu denken, wenn doch schon rings umher von allen Seiten jene kalten Wogen herankommen, die mich heute oder morgen mitreißen werden in den uferlosen Ozean?

Die Tränen strömten . . . aber meine liebe schwarze Drossel fuhr fort, ihr frohes, ihr ewiges Lied zu singen, gleichgültig, als hätte sich nicht das geringste ereignet. Oh, die Tränen, die schließlich die Sonne auf meinen glühenden Wangen erglänzen ließ! Aber ich lächelte bereits über das Vergangene.

8. Juli 1877.

VI

Die Drossel 2

Wiederum liege ich im Bett . . . wiederum kein Schlaf Die nämliche sommerliche Morgenkühle dringt von allen Seiten auf mich ein, wiederum fingt vor meinem Fenster die schwarze Droffel, und im Herzen brennt wieder die alte Wunde.

Das Vogelliedchen bringt mir keine Linderung, aber ich denke nicht an meine Wunden.

Meine unzähligen klaffenden Wunden brennen; verwandtes teures Blut ergießt sich in purpurnen Strömen, ergießt sich unaufhaltsam ohne Zweck wie Regenwasser, das von hohen Dächern auf Schmutz und Unrat in den Straßen fällt.

Tausende von meinen Brüdern, Waffenbrüdern, gehen dort in der Ferne zugrunde an unbezwinglichen Festungsmauern; Tausende meiner Brüder werden von unfähigen Heerführern dem Tod in den Rachen gejagt.

Sie gehen zugrunde ohne Murren; man bringt sie um ohne Gewissensbisse; sie sind ohne Mitleid mit sich selbst; und ohne Mitleid verfügen diese unfähigen Führer über sie.

Kein Recht gilt hier, keine Schuld, diese eine Walze geht über alle Garben. Ob ihre Ähren leer sind, ob mit Körnern gefüllt – wird die Zeit lehren. Was wollen da meine Wunden bedeuten? Wie können da meine Leiden in Frage kommen? Nicht einmal das Recht besteht zu weinen. Der Kopf glüht und die Seele verfällt –, und wie ein Verbrecher verberge ich mich in den abscheulichen Kissen.

Heiße schwere Tropfen quellen hervor, gleiten mir die Wangen hinab, gleiten mir über die Lippen . . . Was ist das? Sind es Tränen . . . ist es Blut?

August 1878.

VII

Ohne Nest

Wohin soll ich mich wenden? Was beginnen? Ich bin wie ein Vogel, der kein Nest hat. Zerzaust hockt er auf dem kahlen, dürren Ast. Dableiben ist vom Ubel . . . aber wo- hin fliegen?

Da entfaltet er schon eine Flügel – und dann stürzt er sich in die Weite, ungestüm und unaufhaltsam, wie die Taube, die der Habicht scheuchte. Zeigt sich nicht irgendwo ein grüner Winkel der Zuflucht, wird sich nicht irgendwo ein Nestchen bauen lassen können, wenn es auch nur für kurze Zeit wäre?

Der Vogel fliegt immerzu und blickt gespannt in die Tiefe.

Drunten nichts als die fahle Einöde, Schweigen, Reglosigkeit, Todesschlaf...

Der Vogel hastet, überfliegt die Wüstenei, und immerzu blickt er in die Tiefe, gespannt und traurig.

Unter ihm liegt das Meer fahl und erstorben da wie die Wüste. Wahrhaftig, es braust und ist in Bewegung, aber in feinem unentwegten Getöse, in seinem einförmigen Schwanken, seinen Wogen ist kein Leben, und auch eine Zuflucht ist nirgends zu finden.

Müde ist der arme Vogel . . . Der Flügelschlag ermattet; im Fluge gleitet er abwärts. Wenn er sich gen Himmel schwingen würde . . . , aber läßt sich da wohl ein Nest erbauen, in dieser grenzenlosen Leere?

Er faltet schließlich die Flügel zusammen . . . , mit einem langgezogenen stöhnenden Laut stürzt er ins Meer.

Eine Welle verschlingt ihn . . . und schoß dahin in sinnlosem Getöse wie schon immer. –

Wohin soll ich mich wenden? Wäre es nicht auch für mich an der Zeit ins Meer zu stürzen?

Januar 1878.

VIII

Der Pokal

Es ist lächerlich . . . und ich wundere mich über mich selbst. Meine Traurigkeit ist nicht geheuchelt, das Leben fällt mir wirklich schwer, trostlos ist es, und voller Harm sind meine Empfindungen. Dabei aber bemühe ich mich ihnen Glanz und Schönheit zu verleihen, ich ringe nach Gestalt und Form, ich suche nach Vergleichen; ich schleife meine Rede und erfreue mich am Klang und Wohllaut der Worte. Wie ein Bildhauer, wie ein Goldschmied sorgfältig modelliert und ziseliert, so schmücke ich mit allem Erdenklichen jenen Pokal, in dem ich mir dann selber das Gift kredenze.

IX

Wer hat schuld?

Sie reichte mir ihre zarte blasse Hand . . . aber ich stieß sie derb, ja roh zurück. Verwunderung malte sich auf dem jungen, lieben Gesicht; die junge, reine Seele begriff mich nicht. Was habe ich denn getan? hauchen ihre Lippen.

Getan? Der lichtete Engel in der aller-strahlendsten Himmelsphäre könnte eher schuldig werden als du.

Und trotzdem bist du in hohem Maße vor mir schuldig geworden. Willst du sie wissen, diese schwere Schuld, die du doch nicht wirst begreifen können, und die zu erklären, nicht in meiner Macht liegt?

Das ist es: du bist die Jugend. Ich bin – das Alter.

X

Lebensregel

Willst du ein ruhiges Leben führen? Lerne die Menschen kennen, aber lebe für dich, laß dich in keinerlei Unternehmungen ein und verschließe dich jeglichem Mitleid. Willst du ein glückliches Leben führen? Lerne leiden zuvor.

April 1878.

XI

Das Reptil

Ich erblickte ein zerstückeltes Reptil. Blutüberströmt und schleimig von seinen eigenen Ausscheidungen, krümmt es sich noch und krampfhaft den Kopf hebend, zückt es seinen Stachel . . . es droht noch . . . , droht in seiner Ohnmacht.

Ich las ein Feuilleton eines jämmerlichen Skribenten.

Seinen eigenen Speichel schluckend, krümmte und schlängelte er sich im Eiter seiner eigenen Abscheulich keiten . . . Er tat des Wortes »Schranken« Erwähnung. Er schlug Zweikampf vor, um seine Ehre reinzuwaschen . . . feine Ehre!

Ich erinnerte mich an jenes zerstückelte Reptil und seinen gezückten Stachel.

Mai 1878.

XII

Autor und Kritiker

In seinem Zimmer an seinem Schreibtisch saß der Autor. Plötzlich tritt der Kritiker ein.

Was!« rief er aus: »Sie fahren nach all dem, was ich über Sie geschrieben habe, immer noch fortzuschmieren und zu reimen, nach all den großen Artikeln, Bonmots und Aperçus, in denen ich bewies wie zweimal zwei vier, daß Sie aber auch nicht das geringste Talent haben – nie gehabt haben, daß Sie sogar Ihre Muttersprache vergessen haben. Immer haben Sie sich durch mangelnde Kenntnisse hervorgetan, und jetzt haben Sie überhaupt keinen Lebensatem mehr, veraltet sind Sie und so ausgewunden wie ein Lappen!«

Der Verfasser wendete sich ruhig dem Kritiker zu.

»Sie haben vielerlei große Artikel gegen mich geschrieben, und Feuilletons«, erwiderte er, »das unterliegt keinem Zweifel. Aber sollte Ihnen die Fabel vom Fuchs und der Katze nicht gegenwärtig sein?

Der Fuchs hat trotz seiner Schlauheit verloren; die Katze besaß nur die eine Fähigkeit auf Bäume zu klettern . . . und so konnten die Hunde sie nicht erwischen. So geht es auch mir: als Antwort auf all Ihre Artikel habe ich Sie bloß in ein Buch gesteckt, wie Sie da gehn und stehn; ich habe eine Narrenkappe auf Ihren gescheiten Kopf gesetzt, und für die Nachwelt werden Sie nun mit dieser Narrenkappe herumlaufen.«

»Nachwelt!« lachte der Kritiker heraus, »als ob Ihre Bücher auf die Nachwelt kommen könnten! In vierzig Jahren, oder längstens in fünfzig wird kein Mensch Sie mehr lesen.«

»Ich schließe mich Ihrer Meinung an«, erwiderte der Schriftsteller, »aber mir genügt auch das schon. Homer hat seinen Therfites für ewige Zeiten festgehalten; Euresgleichen aber hat mit einem halben Jahrhundert zufrieden zu sein. Eine unsterbliche Lächerlichkeit hätten Sie ja gar nicht verdient. Leben Sie wohl, Herr... Wünschen Sie, daß ich Sie bei Namen nenne? Das ist kaum nötig . . . auch ohne mein Zutun wird jeder imstande sein, ihn zu nennen.«

Juni 1878.

XIII

O du meine Jugend, o du Frische

O meine Jugend! O frische Lebenszeit! Auch ich habe das einmal ausgerufen! Aber als ich diesen Ausruf tat, war ich selbst noch jung und munter.

Damals wollte ich einfach Scherz treiben mit meinen wehmütigen Gefühlen, Mitleid mit mir selber zur Schau tragen und dabei verstohlen mich freuen.

Jetzt schweige ich und klage nicht mehr laut um das Verlorene . . . Auch ohne Worte zehrt unausgesetzt ein dumpfes Nagen an mir. Ach! Besser gar nicht denken, raten die Bauern!

Juni 1878.

XIV

An . . .

Das ist keine Schwalbe, die zwitschert, kein mutwilliges Hausschwälbchen, das sich mit seinem dünnen, festen Schnabel ein Nestchen ausgehöhlt hat im harten Felsgestein . . .

Das bist du, die sich, aus fremder, robuster Sippe kommend, angegliedert und eingenistet hat, du meine duldsame Schlaubergerin!

Juli 1878.

XV

Ich schritt inmitten hoher Berge

Ich schritt inmitten hoher Berge
Am Bach vorbei, das Tal entlang.
Und, alles was mein Blick auch traf,
Das eine nur sprach es zu mir:
Ich ward geliebt (Geliebt ward ich),
Und alles andere war vergessen!

Der Himmel blaute über mir,
Die Blätter rauschten, Vögel fangen …
Der Wölkchen ausgelassene Reihen
Im Fluge fort, dahin, dahin!
Die Runde rings in Glück getaucht!
Doch diesen Zauber braucht' ich nicht;
Denn eine Welle trug mich fort
Gewaltig wie des Meeres Sturm!
Und meine Seele war so still
Hoch über Freud' und Gram gehoben.
Kaum wollte ich mir's eingestehn,
Die ganze Welt gehörte mir!

Warum kam damals nicht der Tod?
Warum nur ging das Leben weiter?
Der Wechsel in dem Zug der Jahre
Vermochte mir doch nichts zu bringen,
Das glückgesegneter und klarer
Als jene dummen, sel'gen Tage.

November 1878.

XVI

Wenn ich nicht mehr bin ...

Wenn ich nicht mehr bin, wenn alles, was ich war, zu Asche geworden ist, – o Du, meine einzige Freundin, o Du, die ich so tief und zärtlich geliebt habe, die Du mich sicherlich überleben wirst – geh Du nicht auf mein Grab . . . Du hast dort nichts zu suchen.

Vergiß mich nicht . . . aber erinnere Dich auch meiner nicht inmitten alltäglicher Sorgen, Vergnügungen und Bedürfnisse . . . Ich will Deinen Lebenskreis nicht stören, will seinen ruhigen Lauf nicht belasten. Aber in den Stunden der Einsamkeit, wenn Dich solch eine leise, unerklärliche Wehmut überfällt, die guten Herzen eigen zu sein pflegt, nimm eines unserer Lieblingsbücher zur Hand und schlage jene Seiten auf, suche jene Zeilen, jene Worte, die uns beide manches Mal – erinnerst Du Dich?– voll Wonne stumm zum Weinen brachten.

Lies, schließ die Augen und reich mir die Hand . . . reiche dem Freunde, der dahingegangen, Deine Hand. Es wird mir nicht möglich sein, mit meiner Hand die Deine noch einmal zu drücken: sie wird unbeweglich unter der Erde liegen, aber jetzt ist es mir ein freudvoller Gedanke, Du könntest vielleicht an Deiner Hand das sachte Zeichen meiner Anteilnahme fühlen.

Und meine Gestalt ersteht vor Dir, und unter Deinen geschlossenen Lidern füllen sich Dir die Augen mit Tränen, jenen Tränen vergleichbar, die wir einmal gemeinsam vergossen haben, gerührt von der Schönheit, o Du, meine einzige Freundin, o Du, die ich so tief und zärtlich geliebt habe!

Dezember 1878.

XVII

Die Sanduhr

Ein Tag wie der andere vergeht einförmig und schnell, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Entsetzlich rasch ging das Leben zur Neige, still dahinschießend wie die Strombahn eines Flusses vor dem Wasserfall. Glatt und gleichmäßig fließt es dahin wie der Sand in jener Uhr, die von der Knochenhand des Todesgenius gehalten wird.

Wenn ich im Bette liege, Dunkel mich von allen Seiten umdrängt, ist mir immer, als hörte ich dieses schwache und ununterbrochene Rauschen des vorüberströmenden Lebens.

Mich kümmert's nicht, auch das kümmert mich nicht, was ich noch hätte vollbringen können . . . mir ist ja angst und bang. Mir ist: als stände an meinem Bette jene Gestalt, reglos . . . In der einen Hand die Sanduhr, die andere ruht auf meinem Herzen . . . Und das Herz in meiner Brust erschauert und pocht, als wollte es sich beeilen, den letzten Schlag zu tun.

Dezember 1878.

XVIII

Des Nachts stand ich auf...

Nachts stand ich auf von meinem Bett . . . Mir war, als hätte mich jemand bei meinem Namen gerufen . . . dort, vom dunklen Fenster her.

Ich schmiegte mein Gesicht dicht an die Wand, mit vorgeneigtem Ohr starrte ich vor mich hin – und begann zu warten.

Aber es rauschten nur die Bäume dort hinter dem Fenster – eintönig und ruhlos –, und die dichten rauchfarbenen Gewitterwolken waren und blieben ein und dieselben, wenn sie auch ohne Unterlaß hin und wieder zogen und sich veränderten . . . Kein Stern stand am Himmel, kein Licht auf der Erde. Bang und widerwärtig . . . so hier in meinem Herzen wie auch dort.

Doch plötzlich klang irgendwo in der Ferne ein klagender Laut auf und nahm allmählich an Stärke zu, kam näher, klang wie eines Menschen Stimme, wurde tiefer, erstarb und war vorübergezogen.

Verhallend schien sie mir zu klingen wie etwa »Leb wohl! Leb wohl! Leb wohl!« Ach, was von mir auf immer und ohne Wiederkehr Abschied nahm, war meine ganze Vergangenheit, all mein Glück, alles, was ich bewahrt und geliebt habe.

Ich verneigte mich vor meinem Leben, das entflohen war, und legte mich ins Bett, wie man sich in ein Grab legt. Ach! Wenn es doch nur ein Grab wäre!

Juni 1879.

XIX

Wenn ich allein bin . . . (Der Doppelgänger)

Wenn ich allein bin, völlig und für lange Zeit allein bin, dann ist mir bisweilen, als wäre plötzlich noch ein anderer im selben Zimmer, und säße neben mir oder stände hinter meinem Rücken.

Wenn ich mich umdrehe oder plötzlich meine Blicke dorthin fallen laffe, wo, wie ich glaube, jener Mensch steht, sehe ich selbstverständlich niemanden. Selbst das Empfinden seiner Nähe hat sich verflüchtigt . . . nach einigen Augenblicken jedoch ist es wieder da.

Manches Mal stütze ich meinen Kopf in beide Hände und beginne darüber nachzudenken.

Wer ist es? Was ist es? Er ist mir nicht fremd . . . er kennt mich, – und ich kenne ihn . . . er ist mir gewissermaßen verwandt . . . und ein Abgrund ist zwischen uns. Keinen Laut, kein Wort erwarte ich mir von ihm . . . Er existiert zuverlässig, wenn er auch nicht sichtbar ist . . . Und eines Tages redet er zu mir irgend etwas Unklares, Unverständliches – das mir gleichwohl bekannt vorkommt. Er weiß all meine Geheimnisse.

Ich fürchte ihn nicht . . . Aber mir ist nicht wohl mit ihm zusammen, und ich mag solch Zeugen meines Innenlebens nicht . . . Und bei all dem empfinde ich ihn nicht als ein unterschiedenes und fremdes Dasein. Bist du nicht mein Doppelgänger? Nicht mein vergangenes Ich? Ja, ganz recht: liegt denn nicht zwischen dem Menschen, der ich war, und den ich in Erinnerung habe, und meinem jetzigen Ich – ein ganzer Abgrund? Aber er kommt nicht auf meinen Befehl, er hat gleichsam seinen eigenen Willen.

Es ist für dich wie für mich nicht heiter, Bruder, in dieser widerwärtigen Stille, dieser Einsamkeit. Aber warte nur . . . Wenn ich sterbe, tun wir uns zusammen – wir, mein vergangenes und mein jetziges Ich – und machen uns sporntreichs auf immer und ewig davon in den Bereich der Schatten, die nicht wiederkehren.

November 1879.

XX

Der Weg zur Liebe

Alle Gefühle können zur Liebe führen, zur Leidenschaft, alle: Haß, Mitleid, Gleichgültigkeit, Verehrung, Freundschaft, Angst, – sogar Verachtung. Ja, alle Gefühle . . . ausgenommen das eine: Dankbarkeit.

Dankbarkeit – ist Schuld; alle Menschen zahlen ihre Schulden . . . , aber Liebe – ist nicht Geld.

Juni 1881.

XXI

Die Phrase

Ich fürchte die Phrase, ich weiche ihr aus; aber die Angst vor der Phrase ist auch bereits – Pose.

So rollt und schwankt zwischen diesen beiden Fremdworten, zwischen Pose und Phrase unser Leben in seiner Kompliziertheit dahin.

Juni 1881.

XXII

Einfalt

Einfalt! Einfalt! Man nennt dich heilig. Heiligkeit jedoch ist keine menschliche Angelegenheit.

Demut – ja, das ist etwas anderes. Sie bewältigt, sie besiegt den Hochmut. Aber vergesset nicht: Gefühl des Sieges an sich ist bereits Hochmut.

Juni 1881.

XXIII

Der Brahmane

Der Brahmane wiederholt immer das Wort, ›Om‹, indem er auf seinen Nabel blickt. Damit nähert er sich der Gottheit.

Gibt es aber am ganzen menschlichen Leibe nicht irgend etwas, das Gott ferner wäre, etwas, das weniger die menschliche Vergänglichkeit bezeugte als gerade dieser Nabel?

Juni 1881.

XXIV

Du weintest …

Du weintest mitfühlend über meinen Gram; und ich weinte, weil ich merkte, wie leid ich dir tat.

Aber auch du weintest ja über deinen eigenen Gram: nur daß du ihn erst durch den meinen gewahr wurdest.

Juni 1881.

XXV

Liebe

Alle sagen: die Liebe ist das allererhabenste, das sublimste Gefühl. Das andere. Ich hat sich mit dem deinen verwurzelt. Deine Seele hat sich geweitet und ist aus ihrer Bahn geschleudert. Erst jetzt bist du weit fort, dein Ich ist gestorben . . .

Juni 1881.

XXVI

Wahrheit und Gerechtigkeit

»Warum schätzen Sie die unsterbliche Seele so hoch ein?« fragte ich.

»Warum? Weil ich dann in dem Besitz der ewigen unbestreitbaren Wahrheit sein werde . . . Und darin liegt nach meiner Ansicht die allerhöchste Glückseligkeit!«

»Im Besitz der Wahrheit?«

»Natürlich!«

»Erlauben Sie: Können Sie sich die folgende Szene vorstellen? Da finden sich etliche junge Leute zusammen, die unterhalten sich über dies und das . . . Plötzlich kommt einer ihrer Kameraden hereingestürzt, seine Augen leuchten von ungewöhnlichem Glanz, kaum kann er zu Atem kommen, kaum vermag er zu reden. ›Was gibt es? Was gibt es?‹ ›Freunde, hört, was ich in Erfahrung gebracht habe: was für eine Wahrheit! Der Einfallswinkel ist gleich dem Refraktionswinkel! Und noch das andere: Zwischen zwei Punkten ist die gerade Linie der kürzeste Weg.‹ ›Nicht möglich, welche Seligkeit!‹ rufen alle jungen Leute, und vor Rührung fallen sie einander um den Hals!«

»Ich bin außerstande, mir eine ähnliche Szene vorzustellen!«

»Sie lachen . . . Aber so ist die Sache! Wahrheit kann nicht zur Seligkeit verhelfen . . . Gerechtigkeit, ja, das ist unsere menschliche Angelegenheit hier auf Erden . . . Für die Gerechtigkeit würde ich sogar sterben! Das ganze Leben ist auf ihr aufgebaut. Aber wie kann man in ihren Besitz gelangen? Ist denn darin die Glückseligkeit zu finden?«

Juni 1882.

XXVII

Die Rebhühner

In meinem Bette liegend, ausgemergelt von den unaufhörlichen trostlosen Schmerzen, dachte ich: womit habe ich das verdient? wofür werde ich gestraft? warum muß ich es sein? Das ist nicht gerecht, kann nicht gerecht sein!

Eine ganze Familie junge Rebhühner – an die zwanzig Stück – drängte sich auf dem Felde in den dichten Stoppeln. Sie puffen eins das andere, sie hacken glücklich mit den Schnäbeln in der lockeren Erde herum. Plötzlich werden sie von einem Hund erschreckt: er kommt mit einemmal erregt angesetzt; eine Flinte geht los, und eines der Rebhühner stürzt mit verletztem Flügel verwundet bei einem Strauch an eisfreier Stelle nieder, mit Mühe die hängenden Füßchen einziehend.

Während der Hund nach ihm auf der Suche ist, denkt sich vielleicht das unglückliche Rebhuhn: Zwanzig waren wir von derselben Sorte, wie ich eins bin . . . Warum kam denn gerade ich . . . ich vor den Schuß und muß nun sterben? Womit habe ich das verdient zum Unterschied von meinen lebenbleibenden Schwestern?

Das kann doch nicht gerecht sein!

Liege da, du kranke Kreatur, bis der Tod dich erhascht.

Juni 1882.

XXVIII

nessun maggior dolore

Blauer Himmel, flaumleichte Wolken, Blumenduft, süße Laute von einer jungen Stimme, strahlende Schönheit erhabener Kunstschöpfungen, ein Lächeln des Glücks, das über ein reizendes Frauenantlitz huscht, und solch übergroße Augen . . . wozu, wozu ist das alles?

Einen Löffel abscheuliche, nutzlose Medizin alle zwei Stunden, – das ist alles, was man braucht.

Juni 1882.

XXIX

Unters Rad gekommen

Was bedeutet das Gestöhne?

Ich leide, ich leide entsetzlich.

Hörtest du einmal, wie es plätschert, wenn die kleinen Wellen des Baches die Steine treffen?

Ja . . . , aber was willst du mit der Frage sagen?

Ich meine: jenes Plätschern und dein Stöhnen, das ist ein und dasselbe, es ist kein Unterschied. Nur noch dies: wenn der Fluß plätschert, kann er Menschengehör erfreuen, – aber dein Stöhnen, es erschreckt auch niemand. Du braucht es nicht zu unterdrücken, – aber wisse: das sind alles nur Laute, Geräusche wie das Knarren eines Baumes, der umgeknickt ist . . . Laute,– weiter nichts.

Juni 1882.

XXX

Der Schrei

Dazumal lebte ich in der Schweiz: ich war noch sehr jung, sehr egoistisch und sehr allein. Das Leben fiel mir nicht leicht, es lastete auf mir. Ich hatte noch gar keine Erfahrung, und doch war mir bereits bang, ich war verzagt und gereizt. Die ganze Welt erschien mir niederträchtig und abgeschmackt, und, wie das so zuzeiten bei jungen Leuten vorkommt, zog ich mit geheimer Schadenfreude den Gedanken . . . des Selbstmordes in Erwägung.

Denen werde ich es zeigen . . . ich werde mich rächen . . . dachte ich . . . Aber was ich zeigen wollte, weshalb ich mich rächen wollte, das wußte ich selber nicht. Bloß das Blut gärte in mir wie Wein in einem verschlossenen Gefäß . . . aber mir schien, daß man solchem Wein die Freiheit geben müßte, daß es an der Zeit wäre, dieses den Geist einengende Gefäß zu zerbrechen . . . Byron war mein Idol, Manfred mein Held.

Eines Abends hatte ich mich wie Manfred entschlossen, auf jenen Berg zu steigen, den Gletscher zu überschreiten, weit fort von den Menschen zu fliehen, dorthin, wo kein Wachstum an Leben erinnert, wo lediglich tote Felsen emporstarren, wo jeder Ton erstirbt, wo nicht einmal das Brausen des Wasserfalles zu hören ist.

Was ich dort zu tun beabsichtigte . . . ich weiß es nicht . . . Möglicherweise wollte ich dem Ganzen ein Ende machen.

Ich brach auf . . .

Ich schritt lange Zeit dahin, vorerst war es ein Weg, sodann ein schmaler Pfad, immer steiler empor . . .

Längst lagen die letzten Häuser, die letzten Bäume hinter mir. Steine – nur Steine ringsum. Schneidende Kälte kommt von dem nahen, aber noch nicht wahrnehmbaren Schnee her, – rings lagern schwarze Ballen nächtlicher Schatten.

Schließlich machte ich halt.

Welch furchtbare Stille.

Das ist die Region des Todes.

Hier bin ich allein, der einzige lebende Mensch, mit all meinem Gram, meiner Verzweiflung, meiner Weltverachtung . . . Ein lebendiger, bewußter Mensch, verwundet vom Leben, ohne Lebenswillen.

Heimlicher Schrecken ließ mich erstarren. Zu Gewaltigem fühlte ich mich berufen!...

Manfred, – das sagt genug.

Ich bin allein! Allein bin ich! Das wiederholte ich mir immerfort; ich stehe allein dem Antlitz des Todes gegenüber. Sollte es nicht Zeit sein? Ja . . . es ist Zeit. Fahr' wohl, niederträchtige Welt. Ich gebe dir einen Fußtritt! In diesem Augenblick traf mich plötzlich ein seltsamer, mir nicht ohne weiteres verständlicher Laut wie von einem lebenden Wesen. Ich erbebte, ich lauschte . . . Es kam erneuert . . . Das war ja . . . das war der Ruf eines Kindes, eines Säuglings! . . . In dieser Einöde, auf dieser wilden Höhe, wo jegliches Leben schon längst und auf immer erstorben schien, der Schrei eines Kindes! . . .

Das Kind schrie weiter, ich segnete es, seine Mutter und den Vater . . . Du wilder Schrei aus Menschenmund, Kunde von kaum geborenem Leben, du hast mich gerettet, von dir wurde mir Heilung!

November 1882.

XXXI

Meine Bäume

Ich erhielt von einem ehemaligen Kommilitonen einen Brief. Es handelte sich um einen wohlhabenden Gutsbesitzer. Er lud mich auf ein Gut ein.

Ich wußte, daß er schon seit langem krank war, erblindet, von einer Lähmung heimgesucht, vermochte er kaum zu gehen . . . Ich fuhr zu ihm.

Ich fand ihn in einer Allee seines weitläufigen Parkes. Eingehüllt in seinen Pelz – es war doch Sommer – abgezehrt, verkrümmt, einen grünen Schirm über den Augen, saß er in einem kleinen Wägelchen, das von zwei Dienern in reicher Livree geschoben wurde . . .

Er sagte mit feiner Grabesstimme: »Willkommen auf meiner väterlichen Scholle, im Schatten meiner hundertjährigen Bäume!«

Über seinem Kopf wölbten sich die Arme einer etwa tausendjährigen Eiche.

Ich dachte bei mir: »Du tausendjähriger Riese, hört du? Ein halbtoter Wurm, der auf deinen Wurzeln herumkriecht, nennt dich *sein* Eigentum!«

Da kam ein Windstoß, es gab ein leises Geräusch, als er durch die dichten Blätter des Riesen dahinging. Mir schien, als gäbe die alte Eiche mit einem gutmütigen leisen Lachen Antwort, – auf meine Gedanken, – auf die Prahlerei des Siechen.

November 1882.

Ein Ende

(Turgenjews letzte Erzählung)

Aus dem Französischen übersetzt von
Franz Leppmann

Inhaltsverzeichnis

Ein Ende (Turgenjews letzte Erzählung)
I
II
III
IV

I

Alle Welt weiß es, alle Welt sagt es, die Rasse der kleinen Tyrannen ist in Rußland ausgestorben oder nahezu; indessen glaube ich, noch einem begegnet zu sein, und dieses Individuum schien mir eigenartig genug, um mich zu veranlassen, meinen Lesern eine Vorstellung davon zu geben.

Es war im Monat Juli, in voller Sommerhitze, in jener schrecklichen Zeit des Jahres, die die Bauern die »Leiden« genannt haben. Ich wollte sowohl mein Pferd wie mich vor der drückenden Hitze in Sicherheit bringen und flüchtete unter das breite Schutzdach einer Herberge an der Landstraße, deren Besitzer, einen früheren »dvorovoi«, Leibeigenen eines adligen Herrn, ich gut kannte. In seiner Jugend war er ein magerer, schmächtiger Bursche gewesen, jetzt war er ein dicker, wohlbeleibter Kerl mit noch dichtem, aber schon ergrauendem Haar, dicken rundlichen Händen und einem Stierhals. Er trug gewöhnlich einen dünnen Kaftan, der von einem engen Gürtel aus Seidenborte gerafft wurde; weder Strümpfe an den Füßen noch Krawatte am Hals; über einem Beinkleid aus schwarzem Baumwollvelours flatterte das Hemd. Dank seiner Intelligenz hatte er sich ein recht nettes Vermögen gemacht, ohne Argwohn oder Haß zu erregen, was selten bei uns ist. Ich hatte einen Samowar und Tee bestellt; dies Getränk ist während der Hundstage so erfrischend wie bei den stärksten Winterfrösten wärmend.

Alexeijitsch – so hieß mein Wirt – hatte sich zu mir gesetzt, eine Taffe zu trinken, die ich ihm aus Artigkeit angeboten und er aus Höflichkeit angenommen hatte.

Wir plauderten von den Ernten, die gut zu werden versprachen, insbesondere von der Heuernte, die glücklich hereingebracht war, und ein paar vereinzelten Fällen von Rinderpest, als Alexeijitsch plötzlich die Hand auf den Mützenschirm legte, wie um ihn zu verlängern und rief: »Aber da kommt ja unser Raubvogel! Man kann nicht von kranken Tieren sprechen, ohne daß dieses Subjekt auftaucht!«

Ich sah nach der Richtung, wohin Alexeijitschs Finger wies, und erblickte auf der Straße eine recht merkwürdige Equipage auf uns zukommen. Es war ein offener, niedriger, vierrädriger Wagen mit

einem breiten Sitz auf dem Vorderteil und hinten mit einer Art Lederkorb, der von einem ebenfalls ledernen Spritzleder bedeckt war; dazu lederne Säcke, eine alte Jagdtasche, eine lange Flinte, die etwas von einem türkischen Karabiner hatte, eine dicke Kürbisflasche, ein Haufen Lappen und Lumpen aller Art, ein enormer Priesterhut, zwei tote Wildenten, eine andere Ente, aber vom Geflügelhof, die ängstlich quiekte neben zwei Hühnern mit gesträubtem Gefieder, die sich offenbar in ihr Schicksal ergeben hatten. Das alles lag und hing bunt durcheinander, erbarmungswürdig von den Stößen des Vehikels geschüttelt, während ein armes schwarzes Kaninchen, auf seinen Läufen sitzend, furchtsam an ein paar Gemüseblättchen schnupperte, die aus den Spalten des Korbes hervorsahen.

Der Mann, der mit gekreuzten Beinen wie ein Türke auf dem Sitz thronte, war nicht weniger merkwürdig als seine Equipage. Es war ein ziemlich hübscher Bursche in den Dreißigern, trotz der Hitze angetan mit einem ganz neuen Schafpelz, über die Hüften eingeschnürt mit einem zirkasischen Gurte. Eine zirkasische Mütze aus langem Kamelhaar fiel ihm in Fransen rings um den Kopf. Er hatte sehr große, helle und harte Augen; seine Wangen, deren Knochen rund, rot und von Fältchen gefurcht waren, zeigten ständig ein impertinentes Lächeln, das noch durch das Rümpfen einer gut gezeichneten Adlernase betont wurde. Ein langer gekräuselter Schnurrbart zeichnete sich über einem immer rafierten Kinn aus, denn der Mann, der ihn trug, wollte weder für einen Bauern, noch für einen Kaufmann und noch weniger für einen Priester gelten.

Sobald er uns bemerkt hatte, hielt er sein Pferdchen mit einem Ruck an und rief uns mit einer Trompetenstimme zu: »Hallo! He! Ihr Väterchen! Seid Ihr draußen, um ein bißchen Luft zu schöpfen? Dein Bauch kann es brauchen, daß du ihn lüftet, Karp Alexeijitsch!«

»Wer ist denn der Herr?« fragte ich leise meinen Wirt.

»Ach«, antwortete dieser, »es ist jemand, dem ich Euch bei Dunkelwerden zu begegnen nicht raten würde – – – besonders, wenn Ihr ein Pferd zuviel habt – – – er würde schnell ein Plätzchen dafür finden – – – Ein großer Pferdeliebhaber!« fügte er mit bitterem Lächeln hinzu.

»Guten Tag, Platon Sergejitsch«, fuhr mein Wirt laut fort und berührte mit der Fingerspitze den Schirm seiner Mütze.

»Wo kommen Sie her? Aus der Stadt?«

»Aus der Stadt? Was habe ich denn in der Stadt zu tun, wenn's beliebt? Reichgewordene Leute zu sehen wie dich? Oder etwa Bureauhasen, die nichts tun als einem in die Hand gucken, um zu sehen, ob da nichts ist, was sie an sich nehmen könnten...?«

»Na, na«, versetzte mein Wirt, »da ist schon lange nichts mehr zu holen... Aber sagen Sie doch, Platon Sergejitsch, was ist das für eine Menagerie, die Sie mit sich herumschleppen? Was wollen Sie denn damit?«

»Das ist ein Zeichen, mein Lieber«, sagte Platon, »daß ich mich als Kaufmann etablieren will – – – warum auch nicht? Weil ich adlig bin? Was ist dabei? Weil mein Urahn Hosen aus Goldstoff getragen hat, die ihm Tamerlan geschenkt hatte? Ubrigens geht dich das alles gar nichts an! Da, kauf' mir lieber dieses Paar Enten ab! Sie sind eben erst geschossen worden! Von der besten Sorte!«

Karp näherte sich mit kleinen Schritten dem Wagen, hob nachlässig die Mündung der Flinte in die Höhe und kehrte, nachdem er ebenso beiläufig festgestellt hatte, daß keine Pulverspuren daran waren, ruhig zu mir zurück. Talagaiew (denn es ist wohl nötig, daß der Leser den Familiennamen des Helden dieser Erzählung erfahre), der aus einem Augenwinkel den Bewegungen meines Wirtes gefolgt war, schrie hastig:

»Dann nimm also die lebende Ente!«

»Hihi! Mit der ist es vielleicht auch nicht ganz richtig!« brummte Karp.

»Ich sehe schon, mit Euch ist kein Geschäft mehr zu machen! Wozu soll ich Euch noch dieses Kaninchen anbieten? Weiß ich doch, daß Ihres nicht nehmen werdet!... Und man macht doch sehr gute Halbstrümpfe daraus und sehr warme!«

Mit Entrüstung warf er das Kaninchen, das er an den Ohren bis in Kopfhöhe emporgehoben hatte, in den Fond des Wagens zurück. »Ich habe drinnen zum Beispiel ein herrliches Leopardenfell. Aber ich habe es dir nicht angeboten, weil ich weiß, daß so etwas über deinen Horizont geht ... ich würde es vielleicht dem Herrn angeboten haben . . . «

Als er sah, daß ich auf den Köder nicht anbiß, schrie er: »Du Zweigroschenseele, ich sehe schon, du bildet dir ein, meine Flinte sei nicht geladen, aber warte nur!« Damit riß er seinen Schießprügel von

dem Ort, wo er ihn verstaut hatte, und feuerte ihn zwischen den Ohren seines Pferdchens ab, das, an solche Possen gewöhnt, sich nicht von der Stelle rührte. Aus dem Innern des Hauses hörte man einen lauten Schrei, und eine blasse dicke Frau erschien am Fenster, ein kleines Kind im Arm.

»Sie haben meine Schwiegertochter erschreckt«, schrie mein Wirt, plötzlich fahl vor Wut. »Und meine andere Schwiegertochter ist in den Wochen! Wollen Sie augenblicklich machen, daß Sie fortkommen! Oder . . . «

»Na was denn schon, oder?« schrie Platon aus vollem Halle. »Ist die Straße nicht für jedermann? Gehört sie nicht mehr dem Zaren? ... Und wenn du glaubst, daß ich keine anderen Waffen hab" als die alte Flinte . . . da sieh mal!« Platon bückte sich und holte aus dem Wageninnern einen prächtigen zirkasischen Dolch hervor.

»Steht die Sache so«, sagte mein Wirt ruhig und klatschte in die Hände: »Leon! Maxim! Peter!«

Sofort erschienen drei robuste Burschen an verschiedenen Stellen des Hofes, jeder mit einer großen Heugabel.

»Wollen Sie die Unterhaltung mit meinen jungen Leuten fortsetzen?«

Über Platons ganzes Gesicht zuckte es von Haß. Wütend wandte er sich ab und verließ, die Faust schwingend, in gestrecktem Galopp feines Pferdes den Hof.

»Sie haben sich da einen gefährlichen Feind gemacht!« sagte ich zu meinem Wirte.

»Den?« antwortete Karp und zuckte die Achseln, »in einer Woche ist er wieder da und bietet mir seine Enten oder sein Füllen an... Freilich ist es besser, vorsichtig zu sein, obgleich die wirkliche Gefahr uns nicht von dieser Seite droht ...«

In diesem Augenblick hörte ich, wie Talagaiew im Walde das Volkslied von »Stenjka Rasin« anstimmte. Das Organ war weder angenehm, noch wurde richtig gesungen. Einer der Bauernknechte brummte zwischen den Zähnen hervor: »Das will ein Räuber sein und kann nicht mal die Räuberlieder singen!«

Einige Minuten später hörte ich diesen Knecht dasselbe Lied singen mit einer Kraft und einem Schwung, zu denken gegeben hätten, wäre ich sein Herr gewesen.

II

Talagaiew gehörte zu einer alten, früher sehr reichen adligen Familie des Gouvernements Tula, die aber durch eine Reihe von »samaduren«(So nennt man bei uns bis heute die hirnlosen Leute, deren Leben wie eine Kerze, die man an beiden Enden zugleich angebrannt hat.), Hanswursten, ins Elend geraten war.

Man brauchte die Ahnenkette gar nicht weit hinauf zu verfolgen, Talagaiews eigener Vater verwandte Geschirre aus Silber für seine Pferde und ließ sie auch mit demselben Metall beschlagen. Auch schenkte er einmal einem Kutscher hundert Rubel und die Freiheit, denn der hatte sich mitten im Winter auf einem Pferde, dem die Augen zugebunden waren, von einem steilen Abhang in einen schon vereisten Fluß gestürzt, die Eisdecke durchbrochen, war im Wasser verschwunden, aber wieder in die Höhe gekommen, zwar mit bluttriefendem Gesicht, aber im übrigen gesund und wohlbehalten und durchaus bereit, einen großen branntweingefüllten Humpen auf die Gesundheit seines Herren und Befreiers zu leeren.

Talagaiew selbst hatte nicht mehr die Mittel, sich solche Phantastereien zu leisten, das arme Luder, doch tat er, was er konnte, sich solcher Ahnen würdig zu erweisen. So genoß er denn im ganzen Lande den Ruf eines Händelstifters, eines Menschen, den man besser gehen ließ. Nur wenige mutmaßten, daß man den Balg dieses Wolfs gar nicht lange zu schütteln brauchte, um das Hasenschwänzchen auftauchen zu sehen. Da ich ihn nicht anders kannte, teilte ich die allgemeine Meinung bis zu dem Augenblicke, wo ich Gelegenheit hatte, ihn als den kennenzulernen, der er eigentlich war.

Ich hatte unter meinen Gutsnachbarn einen braven kleinen Besitzer. Er war etwa sechzig Jahre alt, schon tüchtig grau, hübsch rundlich, ein großer Jäger und ein guter Esser, schien er immer munter, voller Leben und guter Laune. Er besuchte mich oft, denn wir hatten die gleiche Leidenschaft: das Kartenspiel. Nicht etwa die Karten mit großem Trara, sondern den kleinen schmerzstillenden Whist, mit einer Menge Verwünschungen gegen das Pech, mit Schwüren, nie mehr eine Karte anzurühren u. dgl., um am nächsten Tage aufs pünktlichste wieder anzufangen.

Eines Abends nun sehe ich meinen guten Nachbarn ankommen in einem an Verzweiflung grenzenden Zustand. Sein Gesicht war geschwollen, und man sah sogar, daß er arg geweint hatte. Ich nahm ihn sogleich am Arm und führte ihn in das Zimmer nebenan.

»Paul Martynitsch«, rief ich, »was ist denn mit Ihnen geschehen?«

»Ich bin ein verlorener Mann! Ein verlorener Mensch steht vor Ihnen!« stammelte er, und neue Tränen stürzten ihm aus den Augen. Diese Tränen paßten so wenig zu seinem jovialen Gesicht!

»Aber was gibt es denn? Was ist geschehen? Ist Ihnen ein Unglück zugestoßen?«

»Nein, nicht mir... aber ein schreckliches Unglück ist es doch!«

Folgendes brachte ich, während er weiterschluchzte, in Erfahrung: Seine Tochter, eine hübsche kleine Blondine von etwa fünfzehn Jahren, die er vergötterte, seine Tochter, um die sich sein ganzes Leben gedreht hatte, war seit dem Morgen von dem Hofe verschwunden.

»Sie muß bei diesem Elenden sein, diesem Platoschka, diesem Schurken, diesem Briganten von Platoschka«, schrie er. »Leute haben ihn gestern um das Haus streichen sehen und behaupten sogar, er habe mit ihr im Garten gesprochen... Und sie, lieber Freund, sie, die niemals ohne ihre alte Bonne ausgegangen ist... Fünfzehn Jahre!... Allein ausgegangen, verschwunden!... Solch ein Lämmchen!... Stellen Sie sich vor!... Fünfzehn Jahre!... Das kann man nicht so hingehn lassen!... Und ich komme, Sie zu bitten, mir zu helfen.«

»Und was könnte ich tun, um Ihnen zu helfen, mein armer Paul Martynitsch?«

Mein Nachbar faltete mit Inbrunst die Hände auf der Brust.

»Gehen wir zusammen zu diesem Räuber und entreißen wir ihm eine Beute! Sehen Sie, wenn es sein muß, werde ich mich mit ihm schlagen, und ich werde ihn töten!...«

»Aus welchem Grunde sind Sie so fest überzeugt, daß sie bei ihm ist, Paul Martynitsch?«

Mein Nachbar unterbrach mich mit Heftigkeit.

»Sie ist bei ihm! Daran ist nicht einen Augenblick zu zweifeln!... Und wer wäre denn auch zu einem solchen Streiche fähig? Etwa Jegor Antimovitsch? Oder Sachar Plutarkitsch?... Nein, nein, dort, dort muß man sie suchen!«

Da ich wohl sah, daß er nicht locker ließ, befahl ich anzuspannen, und ein paar Minuten später rollten wir auf dem Wege dahin, der zu der nur wenige Wert entfernten Behausung Talagaiews führte. Während der ganzen Fahrt war mein Nachbar in einem bedauernswerten Zustand. Man wußte nicht, war es, weil er sich fürchtete oder weil er wünschte, seine Tochter dort zu finden.

»Sie ist noch solch ein richtiges Lämmchen...«, wiederholte er unaufhörlich, »ein Täubchen, das sich nicht schützen kann... Fünfzehn Jahre!...«

Endlich waren wir da. Talagaiews Häuschen war so klein, so niedrig, so verfallen, daß es eher einer geringen Bauernhütte glich als einem vormals adligen Landsitz. Und so befanden wir uns, kaum daß wir in das elende Vorzimmer eingetreten waren, wo ein kleiner Kosak uns mit erschreckten Augen empfing, sogleich dem Hausherrn gegenüber. Wir standen voreinander, Aug' in Auge. Eingewickelt in einen alten persischen Schlafrock, eine Mütze vom selben Stoff auf dem Kopf und eine lange Pfeife von Vogelkirschenbaumholz im Munde, versuchte er vergeblich, sich Würde und Haltung zu geben. Ich sah, wie beim Anblick meines Nachbarn etwas wie ein Zittern über seine Züge ging. Er hatte nicht die Zeit, den Mund zu öffnen, denn Paul Martynitsch stürzte mit ausgestreckten Armen, wie ein Irrer brüllend, auf ihn zu:

»Nastenjka! Wo ist Nastenjka? –«

Talagaiew reckte sich zu seiner ganzen Länge auf, stieß eine Rauchwolke aus einer Pfeife und sagte arrogant:

»Von welcher Natenjka belieben Sie zu sprechen?«

»Von meiner Tochter, ich spreche von meiner Tochter!« wimmerte der arme Mensch. »Sie ist seit heute morgen bei dir, das weiß ich gewiß! Gib sie mir zurück! Du hast nicht das Recht, sie mir auf diese Weise zu nehmen... Oder, weißt du, trotz deiner Pistolen, deiner Säbel, deiner Dolche, deines Schnurrbarts demoliere ich dir dein ganzes Haus, Balken für Balken, und dich selbst...«

»Das ist ja großartig«, unterbrach Talagaiew, »kommt da ein alter Herr, behauptet, ich hätte seine Tochter verführt, und schlägt Lärm! Kommt zu Talagaiew, einem Edelmann von altem Schrot und Korn, zu dem noch niemand mit erhobener Stimme zu sprechen gewagt hat! Und Sie, mein Herr«, damit wandte er sich an mich, »welche Rolle

gedenken Sie hier zu spielen? Mit welchem Rechte erzwingen Sie den Eintritt in mein Haus?«

»Ich«, schrie Paul Martynitsch, »ich habe unseren verehrungswürdigen Nachbarn aufgefordert, mich zu begleiten, und was meine arme Tochter betrifft, so werde ich mich nicht von der Stelle rühren, bis... Nastja, Nastja«, begann er aus Leibeskräften zu schreien, während er im Zimmer herumfuhr wie ein rasendes Tier, »Nastja, mein kleiner Liebling, wo bist du?«

»Ich bin hier, Papa!« hörte man plötzlich die wohlbekannte Stimme. Es war wie ein Theatercoup.

Mein Nachbar stürzte aus dem Zimmer auf den Hof, von wo die Stimme zu kommen schien.

Ich folgte ihm. »Nastja«, schrie der Vater wieder, aber keuchend vor Freude.

»Wo bist du denn, mein Täubchen?«

»Ich bin hier, Papa, ich bin doch eingesperrt«, antwortete die Stimme des jungen Mädchens.

Mein Nachbar lief auf das Tor einer kleinen Scheune zu, erledigte mit einem Fußtritt das geringe Schloß, und man bemerkte Nastja, sitzend auf einem alten Lederkanapee, mit bekümmertem, aber keineswegs verzweifeltem Gesicht. Sofort sprang ihr der Alte um den Hals und küßte sie ab, wobei er immer nur sagte: »Ach du Garstige, ach du Böse. Und schämst dich nicht, dich so aufzuführen!... Und wem zuliebe...«

»Verzeihen Sie mir, lieber Vater . . . Aber, wissen Sie«, fügte sie hinzu, trat plötzlich von ihm zurück und sah ihm gerade in die Augen, »Sie brauchen meinetwegen nicht zu erröten! Ich weiß ganz genau, was ich der Ehre schuldig bin! Vor der Hochzeit... nein, nein, nein!«

»Später, später werden wir das alles besprechen! Jetzt müffen wir sehen, daß wir fortkommen«, sagte Paul Martynitsch und zog seine Tochter zum Wagen.

»Es kommt darauf an, ob man Sie abfahren lassen wird«, ertönte Talagaiews metallene Stimme. Aber der Biedermann warf ihm über die Schulter einen so schrecklichen Blick zu, sein altes Gesicht nahm einen so drohenden Ausdruck an, daß Talagaiew einen Moment zögerte. Der Alte machte sich das zunutze, faßte seine Tochter um

den Leib, lupfte sie in den Wagen, sprang selbst hinein und schrie, so lauter konnte: »Kutscher, peitsch drauf los! Nach Hause!« Und augenblicklich setzte sich der Wagen in Bewegung. Talagaiew, sinnlos vor Wut und Enttäuschung, hetzte seine vier großen Windhunde hinter uns her; aber der Kutscher beugte sich zu Paul Martynitsch herunter und sagte lächelnd: »Haben Sie keine Angst, Herr; der Windhund ist ein gutmütiges Tier, das keinem Pferde was tut und keinem Menschen.«

In der Tat hielten die Hunde, nachdem sie uns etwa hundert Schritt weit verfolgt hatten, an und wedelten mit ihren großen Federbuschschweifen wie zum Zeichen ihres Einverständnisses.

Während wir uns von Talagaiews Baracke entfernten, konnten wir immer noch seinen wütenden Wortschwall und seine Drohungen vernehmen. Aber wir hatten an so viel andere Dinge zu denken, als daß wir darauf achtgegeben hätten. Nastja hörte nicht auf, ihren Vater zu küssen und bisweilen sogar mich. Sie weinte anhaltend und schien doch toll vor Freude. Der Vater weinte auch und lachte fast noch mehr.

»Ich fagte es Ihnen ja«, schrie er zu mir gewandt.

»Fünfzehn Jahre, Herr!... Ein Kind! Sie hat es noch mit Spielsachen ... Aber wie«, fuhr er fort und richtete das Wort an seine Tochter, »konnte dir einfallen, auf das hinzuhören, was dir dieses Tier sagte?«

»Ach, fragen Sie mich nicht danach«, antwortete Nastja und bedeckte ihr Gesicht mit den beiden Händen.

»Und trotz allem?«

»Er ist so ein hübscher Junge«, flüsterte sie und schnippte mit den Fingern.

»Er?... hübscher Junge? Aber wenn du einen großen Schnurrbart braucht, unser Kater Wassjka hat noch einen längeren.«

»Und dann ... er wollte mich in die Stadt führen... nach Moskau, mir den Kreml zeigen.«

»Und dir wahrscheinlich auch schöne Kleider kaufen?«

»Ja, aber das verführte mich weniger. Doch schließlich meine geringe Freiheit...«

»Du hast also nicht genug davon, du undankbarer Fratz?... Aber warte, ich werde dich nach Moskau führen, ich werde dir auch den Kreml zeigen... und manches andere außerdem! ...«

Darauf umarmten sich Vater und Tochter, und ich sah dem alten Kutscher auf den Rücken, der zum Zeichen seiner Billigung mit dem Kopfe nickte, er war zufrieden, der auch!

Später erfuhr man, daß die Kleine durch den Garten geflohen war, ohne jemand ein Wort zu sagen. Sie hatte nichts mitgenommen als ein kleines Paket mit Kleidungsstücken und ein Paar Schuhe zum Wechseln.

III

Etwa fünfzehn Wert von meinem Wohnort ist ein großes und reiches Dorf, fast ganz von Freibauern bewohnt. Dort werden zweimal im Jahre ziemlich besuchte Jahrmärkte abgehalten. Es sind richtige Bauernmärkte, wo man nur das findet, wonach besonderes Bedürfnis besteht, angefangen von den Pferden und dem Rindvieh bis zu Gerätschaften, Werkzeugen und all jenen andern Gegenständen, die das Hab und Gut des russischen Bauern und seines Weibes ausmachen, und die viel zahlreicher sind, als man denken sollte. Diese Jahrmärkte sind gewöhnlich sehr belebt und geräuschvoll, was sich aus der Menge kleiner Schenken und Garküchen erklärt, die sich von allenthalben dort ansiedeln.

Ich war nach Grakhovo gekommen – so nennt sich der Ort, wo der Jahrmarkt gehalten wird – mit der Absicht, dort ein Paar Pferde zu kaufen, die dort gut und nicht zu teuer sein sollten. Gegen Mittag angelangt, war ich nicht erstaunt über den Lärm und das Geschrei, das mir entgegenschlug, sobald ich die kleine Hügelreihe überschritten hatte, die Grakhovo umschließt; aber der Lärm nahm, als ich mich den Bauernwagen näherte, einen so intensiven Charakter an, daß ich mir sagte: »Es müssen hier ein paar von jenen Störenfrieden anwesend sein, die auf keinem Bauernjahrmarkt fehlen.«

In der Tat bemerkte ich, fünfzig Schritte vor mir inmitten einer Gruppe angetrunkener und wütender Leute, einen strammen als Zirkassier gekleideten Burschen, der sich mit großen Gesten ereiferte, und in dem ich unschwer Talagaiew wiedererkannte. Es war gut drei, vier Monate her, daß ich ihn nicht getroffen hatte; seine äußere Erscheinung hatte nicht gewonnen, ganz im Gegenteil, er war abgerissener als je, aber er hatte von seiner Unverschämtheit nichts eingebüßt. Soweit ich bei dem betäubenden Geschrei unterscheiden konnte, beschuldigte man Talagaiew, einen Bauern betrogen zu haben hinsichtlich der Qualität eines Pferdes, das er ihm verkauft hatte. Entrüstet, daß man es wagte, ihm öffentlich Vorwürfe zu machen, gegen die er um so heftiger protestierte, als er sie als vollkommen verdient ansehen mußte, wollte er Eindruck machen durch glanzvolle Ausbrüche seiner metallenen Stimme, die er mit

hocherhobener Adlernase heftig ertönen ließ. Aber er mochte so viel protestieren, wie er wollte, die Arme zum Himmel werfen, mit den Fäusten drohen und sich die Brust schlagen –– all dies machte keinerlei Eindruck auf die Menge. Entflammte Gesichter näherten sich ganz dicht dem seinen, und ein wahres Wutgeheul vermischte sich mit seinen aufgeregten Beteuerungen. Ein schwarzbraunes Bäuerlein mit zerzaustem Barte tat sich vor allen hervor:

»Zum Friedensrichter! Gehen wir zum Friedensrichter! Es ist jetzt lange genug, daß ihr uns das Leben schwer macht, ihr sogenannten Edelleute!«

»Wie könntet ihr es wagen, elende Bauernlümmel...«, schrie Talagaiew, der mir, man muß es sagen, ein wenig den Eindruck machte wie Don Juan, wenn er im ersten Finale von den Bauern in die Enge getrieben wird.

»Wie wir es wagen können?... Nein, so etwas!«versetzte der Schwarzkopf, »früher ging das wohl mal, jetzt zieht das nicht mehr...«

»Ich zum Friedensrichter!« deklamierte Talagaiew, der scharlachrot geworden war, während er gewöhnlich gelb war, und wütend seine Augen rollen ließ, »nie im Leben!« – Und man sah die Klinge eines Dolches blitzen, die der Bramarbas in höchsten Nöten über seinem Kopf schwang... aber er wurde ihm sogleich von einer Art blondem Herkules entriffen, der sich bis dahin ruhig verhalten hatte.

»Das gibt's nicht, Euer Gnaden!«

Talagaiew sprang gegen ihn an, wurde aber sofort von zehn derben Fäusten festgehalten, die den zirkasischen Kaftan, womit der Edelmann herausgeputzt war, beinahe in Fetzen riffen. Die Astrachanmütze rollte zur Erde, die elegante Schärpe, zerrissen, mußte auch herunter, und alles, was von Talagaiew und seinem schönen Schnurrbart blieb, bot einen so bejammernswerten Anblick, daß ich mich augenblicklich von diesem wildenbäurischen Tohuwabohu, diesem ganzen Gelärme abwandte; dieser Akt der Lynchjustiz konnte nicht durch jenes Gefühl für Gerechtigkeit entschuldigt werden, das sich mehr oder weniger im Herzen jedes Amerikaners findet. Dieser erstickende Staub, dieses Schreien, dieser Fuselgestank, die Roheit dieser Auseinandersetzung mit der Faust – – all das flößte mir einen tiefen Ekel ein. Ich versprach mir, mich dem Anblick einer solchen Szene nicht mehr auszusetzen, und auch nicht

mehr dem Anblick des Mannes, der imstande gewesen war, sie zu provozieren. Allein ich täuschte mich. Ich sollte Talagaiew noch einmal sehen.

IV

Es war an einem traurigen und kalten Novemberabend. Ich war genötigt gewesen, das Haus zu verlassen, um bei einem meiner nächsten Nachbarn zu dinieren, und kehrte in einem kleinen, mit einem einzigen Pferde bespannten Schlitten zu mir zurück; ein ganz kleines Glöckchen hing an der »Duga« (Krummholz) des Schlittens, und ich war von einem jungen Kutscher begleitet, der im Notfall die Zügel halten sollte.

Seit dem vorigen Abend fiel, ausgiebig und langsam, Schnee. Er verschüttete die Wege und beugte nach und nach die Wipfel der Bäume. Von Zeit zu Zeit kam ein Windstoß, als ob er die Erde kahl machen wollte. Der Himmel hing tief und schwer. Dicke schwarze Wolken verschleierten in jedem Augenblick den Mond, dessen schmale Sichel von einer zur andern zu springen schien wie auf der Flucht vor einem unsichtbaren Feind. Das Licht, das er warf, war ganz ebenso unruhig und ungewiß. Man glaubte, kleine weiße Hafen laufen oder hastige Schatten über den Weg hüpfen zu sehen. Die Dinge nahmen seltsame und doch vertraute Formen an, dehnten sich endlos oder verschwanden plötzlich. Es war ein bizarres Spiel zwischen Licht und Finsternissen.

Gott weiß, warum mein kleiner Kutscher anfing, vor sich hinzusingen; zuerst leise, dann, durch mein Schweigen ermutigt, ein wenig lauter, mit heller klagender Stimme. Diese beinahe kindliche Stimme verband sich wunderbar mit dem eintönigen Klingeln des Duga-Glöckchens und mit der schweigenden Trauer dieser Nacht. Ich konnte weder Weise noch Text deutlich erkennen, wahrscheinlich war wie in den meisten dieser Lieder von Mädchen und von Liebe die Rede.

»Wie alt bist du?« unterbrach ich ihn plötzlich.

»Aber . . . aber ich gehe in mein achtzehntes«, antwortete der Junge, ein wenig erstaunt.

»Denkst du schon ans Heiraten?«

»Warum nicht? Wenn sich ein hübsches Mädchen fände ...«

»Wie die kleine Nastja zum Beispiel«, sage ich.

»Ach, gnädiger Herr, Sie scherzen; das ist kein Bissen für den Schnabel von unsereinem... Wenn ich mich verheiraten will, gibt es

genug hübsche Mädchen im Dorf... der Vater würde mir kein Hindernis in den Weg legen, was tut es ihm überhaupt? Er ist öfters in der Schenke als anderswo... und was die gute kleine Alte betrifft, mit der mach' ich, was ich will... ich brauch' bloß zu pfeifen... Nun, nun, was hat er denn?« rief er und suchte das Pferd festzuhalten, das plötzlich zur Seite gesprungen war. Der Mond war hinter einer dicken Wolke verschwunden, die Finsternis noch einmal so stark. Das Pferd stampfte auf der Stelle, schüttelte widerspenstig den Kopf und schnaubte... Etwas Dunkles, dessen Umrisse ich nicht genau unterscheiden konnte, war quer über den Weg geworfen.

»Sieh doch mal, was es gibt«, sagte ich zum Kutscher, »ich werde so lange die Zügel halten.«

Der Junge sprang vom Schlitten, aber es war nicht leicht, das Pferd ruhig zu halten; es zitterte an allen Gliedern, und sein Fell war gesträubt.

»Herr«, sagte der Kutscher zu mir, plötzlich mit ernster Stimme, »schnell fort von hier.«

»Warum denn?«

»Hier ist nicht gut sein –«

»Aber, warum denn?« sagte ich und sprang nun selbst vom Schlitten.

»Hier ist nicht gut sein, Herr, sage ich Ihnen!« Und indem er diese Worte sprach, bekreuzigte er sich nachdrücklich und trat ein paar Schritte zur Seite.

»So müßten sie alle umkommen, diese Pferdediebe, recht ist ihm geschehen!« murmelte er, und ein Wetterleuchten von Wildheit flog über sein junges unbärtiges und sanftes Gesicht.

Ich ging auf das schwarze Ding zu, das dem Tiere und dem Menschen solche Furcht machte, beugte mich nieder und erkannte... Talagaiew! Ein starker Axthieb hatte ihm die Stirn gespalten, der Mond, der plötzlich wieder hervorbrach, spiegelte sich in dem Blute, das um sein Haupt umher vergossen war, und machte ihm gleichsam eine Aureole von vergoldetem Rot. Die beiden Enden eines dicken Strickes lagen auf der Erde in der Nähe des Halses, und dieses ganze geschundene, befleckte, zerrissene Antlitz hob sich zu ungeheurem Ausdruck von der grellen und jungfräulichen Weiße des Schnees ab.

Ich erinnerte mich, daß ich eines Tages in Beziehung auf einen rohen Zwist vor ihm geäußert hatte: »Es wäre traurig für einen Talagaiew, in einem solchen Handgemenge zu enden«, und daß er gerufen hatte: »Ach was, die Talagaiew enden anders!«

»So also enden sie!« dachte ich in jener Nacht vor seinem verstümmelten Leichnam.

Feuer auf dem Meer (1883).

(Пожар на море.)

aus dem Russischen
bearbeitete
automatische Übersetzung.

Es war im Mai 1838.

Ich war zusammen mit vielen anderen Passagieren auf dem Dampfer »Nikolaus I« auf einer Reise zwischen St. Petersburg und Lübeck. Damals, als die Eisenbahn noch nicht florierte, nahmen alle Reisenden den Seeweg. Aus demselben Grund nahmen viele von ihnen ihre eigenen Equipagen mit, um ihre Reise in Deutschland, Frankreich usw. fortzusetzen.

Wir hatten, wenn ich mich recht erinnere, achtundzwanzig Mann Besatzung, etwa zweihundertachtzig Passagiere, darunter etwa zwanzig Kinder, auf dem Schiff.

Ich war damals noch sehr jung und, da ich nicht seekrank war, sehr beschäftigt mit all diesen neuen Erfahrungen. Auf dem Schiff befanden sich mehrere Damen, die bemerkenswert schön oder hübsch waren — leider sind die meisten von ihnen schon tot!

Meine Mutter ließ mich zum ersten Mal allein gehen, und ich musste versprechen, mich vernünftig zu verhalten und vor allem die Karten nicht anzufassen . . . Und dieses letzte Versprechen war das erste, das gebrochen wurde.

An einem Abend gab es eine große Versammlung in der Kantine, an der übrigens mehrere in St. Petersburg bekannte Spieler teilnahmen. Sie spielten jeden Abend auf eine neu angelegte Bank, und das Gold, das damals öfter zu sehen war als heute, klingelte verführerisch.

Einer dieser Herren, der sah, dass ich mich fernhielt und da er den Grund dafür nicht kannte, schlug mir plötzlich vor, an seinem Spiel teilzunehmen; als ich ihm mit der Naivität meiner neunzehn Jahre

den Grund für meine Enthaltsamkeit erklärte, lachte er, wandte sich an seine Begleiter und rief aus, dass er einen Schatz gefunden habe: einen jungen Mann, der noch nie Karten gespielt habe und daher dazu bestimmt sei, ein großes, unerhörtes Glück zu haben, das wahre Glück der einfältigen Leute!

Ich weiß nicht, wie es passiert ist, aber zehn Minuten später saß ich schon am Spieltisch, die Hände voller Karten, mit einem sicheren Einsatz im Spiel — und spielte, spielte verzweifelt.

Und ich muss zugeben, dass das alte Sprichwort wahr ist. Das Geld floss in Strömen zu mir; zwei Stapel Gold lagen auf dem Tisch zu beiden Seiten meiner zitternden und verschwitzten Hände. Der Spieler, der mich hereingelockt hatte, hörte nicht auf, mich anzustacheln und zu ermutigen . . . Um die Wahrheit zu sagen, dachte ich, ich würde sofort reich werden . . . !

Plötzlich schwingt die Tür der Kabine auf und eine Frau stürmt herein und ruft mit stockender Stimme: »Feuer!« — und lässt sich auf das Sofa fallen. Dies löste die größte Aufregung aus; niemand blieb stehen; Gold, Silber und Banknoten rollten und verstreuten sich in alle Richtungen, und wir stürzten alle hinaus. Wie konnten wir den Rauch, der sich bereits in der Kabine sammelte, vorher nicht bemerken? Ich verstehe das überhaupt nicht! Das Treppenhaus war voll davon. Ein dunkelroter Schein, wie der von brennenden Steinkohlen, flammte hier und da auf. Im Handumdrehen waren alle an Deck. Zwei breite Rauch- und Feuersäulen stiegen zu beiden Seiten des Schornsteins und entlang der Masten auf; es herrschte eine furchtbare Unruhe, die nicht aufhören wollte. Die Verwirrung war unvorstellbar: Ein verzweifelter Selbsterhaltungstrieb hatte alle diese Menschen erfasst, mich selbst zuerst. Ich erinnere mich, wie ich einen Matrosen am Arm packte und ihm im Namen meiner Mutter zehntausend Rubel versprach, wenn es ihm gelänge, mich zu retten. Der Matrose, der meine Worte natürlich nicht ernst nehmen konnte, riss sich von mir los; ich bestand auch nicht darauf, da ich wusste, dass das, was ich sagte, keinen Sinn ergab. Was ich um mich herum sah, war allerdings nicht viel mehr. Zu Recht wird die Tragödie eines Schiffbruchs oder eines Brandes auf See durch nichts übertroffen, außer durch ihre Komik. Ein Beispiel: Der reiche Gutsbesitzer, von Schrecken ergriffen, kroch auf dem Boden und legte wütend Gebetsverbeugungen nieder; aber als das Wasser, das reichlich in die

Löcher der Kohlenräume geschüttet wurde, die Wut der Flammen für einen Moment zähmte, erhob er sich zu seiner vollen Größe und rief mit donnernder Stimme: »Kleingläubiger! hast du wirklich gedacht, dass unser Gott, der russische Gott, uns verlassen würde?« Aber in derselben Minute loderten die Flammen noch heftiger, und der ungläubige arme Mann fiel wieder auf alle Viere und begann erneut Gebetsverbeugungen zu machen. Ein General mit düsterem Blick hörte nicht auf zu schreien: »Ein Bote muss zum Kaiser geschickt werden! Ein Bote wurde zu ihm geschickt, als es einen Aufruhr in den Militärsiedlungen gab, wo ich, persönlich war, und das hat wenigstens einige von uns gerettet!« Der andere Herr, mit einem Regenschirm in der Hand, begann plötzlich vor Verärgerung ein billiges, mit Ölfarben gemaltes und an seiner Staffelei befestigtes Porträt in seinem Gepäck zu durchbohren. Mit dem Ende des Regenschirms stach er fünf Löcher, in die Augen, die Nase, den Mund und die Ohren. Er begleitete diese Zerstörung mit einem Ausruf: »Was soll das denn jetzt?« Und dieses Bild gehörte nicht ihm! Der dicke, weinende Herr, der wie ein deutscher Bierbrauer aussah, hörte nicht auf, mit weinerlicher Stimme zu schreien: »Herr Kapitän! Kapitän! . . . !« Und als der Kapitän die Geduld verlor, packte er ihn am Genick und schrie ihn an: »Na? Ich bin der Kapitän, was wollen Sie?« — Der dicke Mann sah ihn mit einem mörderischen Blick an und stöhnte erneut: »Kaptän!«

Und doch hat derselbe Kapitän uns allen das Leben gerettet. Erstens, indem wir im letzten Augenblick, als es noch möglich war, die Maschine zu erreichen, den Kurs unseres Schiffes änderten, denn wir fuhren geradewegs nach Lübeck, anstatt steil zum Ufer abzubiegen, mit Sicherheit wären wir verbrannt, bevor es in den Hafen einlief; und zweitens, indem wir den Matrosen befahlen, ihre Marinedolche zu entblößen und ohne Bedauern jeden zu erstechen, der versuchen würde, eines der beiden verbliebenen Boote zu berühren — alle anderen waren dank der Unerfahrenheit der Passagiere, die sie ins Meer hinunterlassen wollten, gekentert.

Die Matrosen, die meisten von ihnen Dänen, mit ihren energischen und kalten Gesichtern und dem fast blutigen Glühen der Flammen auf den Klingen ihrer Messer, lösten eine unwillkürliche Furcht aus. Es herrschte eine ziemlich starke Sturmböe, die durch das Feuer, das ein gutes Drittel des Schiffes in Brand setzte, noch verstärkt wurde.

Unabhängig davon, was die männliche Hälfte der Menschheit davon halten mag, muss ich zugeben, dass die Frauen bei dieser Gelegenheit mehr Mut gezeigt haben als die Männer. Todesbleich lagen sie in der Nacht in ihren Betten (sie hatten nur Decken anstelle von Kleidern an), und ungläubig wie ich war, erschienen sie mir wie Engel, die vom Himmel herabgekommen waren, um uns zu beschämen und uns Mut zu machen. Es gab aber auch Männer, die sich furchtlos zeigten. Ich erinnere mich vor allem an einen, Herrn D., unseren ehemaligen ehemaliger russischer Gesandten in Kopenhagen. Er hatte sich seiner Stiefel, seiner Krawatte und seines Mantels entledigt, den er sich mit den Ärmeln über die Brust gebunden hatte, und ließ, auf einem dicken gespannten Seil sitzend, die Füße baumeln, rauchte ruhig seine Zigarre und sah jeden von uns nacheinander mit einem Blick des spöttischen Bedauerns an. Ich selbst suchte Schutz auf der Außentreppe, wo ich mich auf eine der letzten Stufen setzte. Ich starrte benommen auf den roten Schaum, der unter mir blubberte und mir ins Gesicht spritzte, und sagte zu mir: »Hier muss ich also mit neunzehn Jahren sterben!« — denn ich war entschlossen, lieber zu ertrinken als mich backen zu lassen. Die Flammen wölbten sich über mir, und ich konnte ihr Heulen sehr gut von dem Tosen der Wellen unterscheiden.

Nicht weit von mir, auf der gleichen Treppe, saß eine alte Frau, die wohl die Köchin einer Familie auf dem Weg nach Europa war. Den Kopf in die Hände gestützt, schien sie Gebete zu flüstern. Plötzlich blickte sie mich schnell an, und ob sie in meinem Gesicht eine verderbliche Entschlossenheit zu lesen glaubte oder aus einem anderen Grund, sie ergriff meine Hand und sagte mit fast flehender Stimme nachdrücklich »Nein, Herr, niemand ist frei in seinem Leben, und du bist nicht frei, wie niemand frei ist. Was Gott befiehlt, das sollst du tun, denn das würde bedeuten, dass du selbst Hand anlegst, und dafür würdest du im Jenseits bestraft werden.«

Bis zu diesem Augenblick hatte ich keine Selbstmordabsichten, aber dann tat ich in einer Art von Prahlerei, die in meiner Situation völlig unerklärlich war, zwei- oder dreimal so, als ob ich die Absicht, die sie mir unterstellte, ausführen wollte, und jedes Mal stürzte sich die arme alte Frau auf mich, um zu verhindern, was in ihren Augen ein Verbrechen war. Schließlich schämte ich mich und hörte auf. Denn warum sollte ich eine Komödie spielen, wenn ich den Tod vor

Augen habe, den ich in diesem Moment ernsthaft für unmittelbar bevorstehend und unausweichlich hielt? Ich hatte jedoch keine Zeit, eine Bilanz dieser seltsamen Gefühle zu ziehen oder den fehlenden Egoismus der armen Frau zu bewundern (was man heute Altruismus nennen würde), denn in diesem Moment verdoppelte das Brüllen der Flammen über unseren Köpfen seine Wut, aber im selben Moment ertönte eine Stimme, die wie Metall klang (es war die Stimme unseres Retters) über uns: »Was macht ihr da, ihr Unglücklichen? Ihr werdet zugrunde gehen, folgt mir!« Sofort, ohne zu wissen, wer uns rief oder wohin wir gehen sollten, sprangen die alte Frau und ich wie von einer Feder getrieben auf und eilten durch den Rauch dem Matrosen in der blauen Jacke hinterher, der vor uns die Strickleiter hochkletterte. Ich wusste nicht warum und folgte ihm die Leiter hinauf; ich glaube, wenn er sich einfach ins Wasser geworfen oder etwas anderes Außergewöhnliches getan hätte, wäre ich ihm blindlings gefolgt. Der Matrose kletterte zwei oder drei Stufen hinauf und sprang schwer auf einen der Wagen, dessen Boden bereits in Flammen stand. Ich sprang hinter ihm her und hörte, wie die alte Frau hinter mir her sprang; dann sprang der Matrose von diesem ersten Wagen auf den zweiten, dann auf den dritten, ich die ganze Zeit hinter ihm — und so fanden wir uns auf dem Bug des Dampfers wieder.

Fast alle Passagiere hatten sich hier versammelt. Die Matrosen ließen unter der Aufsicht des Kapitäns eines unserer beiden Beiboote — zum Glück das größte — ins Meer hinab. Durch die andere Seite des Schiffes konnte ich die steilen, vom Feuer hell erleuchteten Klippen sehen, die in Richtung Lübeck abfielen. Bis zu diesen Klippen waren es gut zwei Werst. Ich konnte nicht schwimmen — die Stelle, an der wir auf Grund gelaufen waren (wir haben nicht gesehen, wie es passiert ist), war wahrscheinlich nicht tief, aber die Wellen waren sehr groß. Doch sobald ich die Felsen sah, überkam mich die Gewissheit, dass ich gerettet war — und zum Erstaunen der Umstehenden sprang ich mehrmals auf und schrie: »Hurra!« Ich wollte nicht näher dorthin gehen, wo sich die Menschenmenge drängte, um die Leiter zu erreichen, die zum großen Boot führte — es waren zu viele Frauen, alte Leute und Kinder; und ich hatte es nicht mehr eilig, seit ich die Klippen sah: Ich war sicher, dass ich gerettet war. Ich war überrascht zu sehen, dass fast keines der Kinder Angst

zeigte, einige schliefen sogar in den Armen ihrer Mütter ein. Kein einziges Kind war gestorben.

Ich sah einen hochgewachsenen General in der Gruppe; Wasser lief von seinem Kleid, und er stand regungslos da und stützte sich auf eine Stütze, die er gerade abgerissen hatte. Man erzählte mir, dass er in der ersten Schrecksekunde eine Frau, die ihm zuvorkommen und in eines der ersten Boote springen wollte, grob wegstieß. Das Boot kenterte später durch das Verschulden der Passagiere. Einer der Angestellten auf dem Schiff packte ihn am Arm und hielt ihn mit Gewalt zurück, und der alte Soldat, der sich für seine momentane Feigheit schämte, schwor, erst als Letzter, nach dem Kapitän, von Bord zu gehen. Er war groß und blass, hatte einen blutigen Bluterguss auf der Stirn und schaute sich mit einem gebrochenen und resignierten Blick um, als würde er um Verzeihung bitten.

Zu diesem Zeitpunkt kam ich auf die Backbordseite des Schiffes und sah unser kleines Boot, das wie ein Spielzeug auf den Wellen tanzte, mit zwei der Männer darin, die den Passagieren signalisierten, dass sie einen gefährlichen Sprung hinein machen sollten. Endlich fasste ich einen Entschluss: Ich stellte mich zunächst auf die Ankerkette, die außen am Schiff entlang gespannt war, und wollte gerade zum Sprung ansetzen, als eine dicke, schwere und weiche Masse auf mich herabstürzte. Die Frau klammerte sich an meinen Hals und hing regungslos an mir. Ich gestehe, dass mein erster Impuls war, ihre Arme gewaltsam über meinen Kopf zurück zu werfen und mich so von der Masse zu befreien; zum Glück folgte ich diesem Impuls nicht. Der Ruck hätte uns beide fast ins Meer geschleudert, aber zum Glück baumelte vor mir, wie aus dem Nichts, das Ende des Seils, an das ich mich mit einer Hand klammerte und mir vor Verzweiflung die Haut blutig riß . . . Dann schaute ich nach unten und sah, dass ich und meine Last gerade über dem Beiboot waren, und . . . dann viel Glück! Ich rutschte hinunter . . . das Boot klapperte in allen Fugen . . . »Hurra!« — riefen die Matrosen. Ich legte meine ohnmächtige Last auf den Boden des Rettungsbootes und wandte mich sofort dem Schiff zu, wo ich viele Köpfe, vor allem weibliche, sah, die sich verzweifelt an der Seite drängten.

»Spring!« — rief ich und streckte meine Arme aus. In diesem Moment gab mir der Erfolg meines kühnen Versuchs, die Gewissheit, dass ich vor dem Feuer sicher war, ungeahnte Kraft und Mut, und ich

fing die drei einzigen Frauen, die es wagten, in mein Beiboot zu springen, so leicht auf, wie man Äpfel beim Pflücken auffängt. Es sei darauf hingewiesen, dass jede dieser Damen in dem Moment, in dem sie sich vom Schiff stürzte, heftig aufschrie und in Ohnmacht fiel, als sie auf Deck war. Ein Herr, der wahrscheinlich zu Tode erschrocken war, hätte beinahe eine dieser Unglücklichen getötet, indem er eine schwere Kiste warf, die beim Fallen in unser Boot zerbrach und sich als ziemlich teurer Koffer herausstellte. Ohne mich zu fragen, ob ich das Recht hatte, darüber zu verfügen, schenkte ich es sofort zwei Matrosen, die das Geschenk ebenso schamlos annahmen. Wir fingen sofort an, so schnell wie möglich ans Ufer zu rudern, begleitet von Rufen wie »Kommt schnell zurück, schickt uns das Beiboot zurück!« Als es sich herausstellte, dass es nicht mehr sehr tief war, mussten wir aussteigen. Ein feiner, kalter Regen hatte eine Stunde lang genieselt, ohne dem Feuer etwas anhaben zu können, aber er durchnässte uns bis auf die Knochen.

Endlich erreichten wir das begehrte Ufer, das sich als eine riesige Pfütze aus flüssigem und klebrigem Schlamm entpuppte, in dem unsere Füße knietief steckten.

Unser Boot entfernte sich schnell und begann, wie das große Beiboot, zwischen dem Schiff und dem Ufer zu pendeln. Es starben nur acht Passagiere: einer war in den Kohlenraum gefallen, ein anderer war ertrunken, weil er sein ganzes Geld mitgenommen hatte. Dieser letztere, dessen Namen ich kaum kannte, spielte den größten Teil des Tages mit mir Schach und tat dies mit einer solchen Besessenheit, dass Fürst W . . . , der unser Spiel beobachtete, mit einem Ausruf endete: »Man könnte meinen, Sie würden spielen, als ginge es um Leben und Tod!«

Das Gepäck ging fast vollständig verloren, ebenso wie die Equipagen.

Unter den Damen, die dem Wrack entkamen, war eine Frau I . . . , sehr hübsch und reizend, aber gefesselt von ihren vier Töchtern und deren Kindermädchen; so wurde sie am Ufer zurückgelassen, barfuß, mit kaum bedeckten Schultern. Ich sah mich veranlasst, den zuvorkommenden Kavalier zu spielen, was mich meinen Mantel, den ich bis dahin behalten hatte, meine Krawatte und sogar meine Stiefel kostete; Außerdem hielt es ein Bauer mit einem von einem Pferdegespann gezogenen Wagen, dem ich ausfindig zu machen bis

zur Spitze der Klippen gefolgt war, nicht für nötig, auf mich zu warten, und fuhr mit allen meinen Reisebegleiterinnen nach Lübeck, so dass ich allein, halb angezogen und bis auf die Knochen durchnässt, vor dem Meer zurückblieb, wo unser Dampfer langsam verbrannte. Ich sage »verbrannte«, weil ich nie geglaubt hätte, dass so ein Schiff so schnell zerstört werden kann. Jetzt war es nur noch ein breiter Feuerschein, unbeweglich auf dem Meer, mit schwarzen Konturen von Rohren und Masten, um das die Möwen schwer und gleichgültig flogen, — und dann stieg eine große Aschegarbe, mit kleinen Funken übersät und in breiten krummen Linien über die weniger unruhigen Wellen verstreut. Und nun dachte ich: Ist das alles was vom Leben bleibt, nur ein Haufen Asche, der vom Wind verweht wird?

Zum Glück für den Philosophen, dem langsam die Zähne klapperten, holte mich ein anderer Kutscher ab. Er nahm zwei Dukaten dafür, aber er wickelte mich in seinen dicken Mantel und sang mir zwei oder drei mecklenburgische Lieder, die mir sehr gefielen. So erreichte ich Lübeck im Morgengrauen; hier traf ich meine Mitstreiter, und wir machten uns auf den Weg nach Hamburg. Dort fanden wir zwanzigtausend Rubel in Silber, die uns der Kaiser Nikolaus, der gerade auf der Durchreise durch Berlin war, mit seinem Adjutanten geschickt hatte. Alle Männer versammelten sich und beschlossen einstimmig, das Geld den Frauen zu geben. Das war für uns umso leichter, weil damals jeder Russe, der nach Deutschland kam, unbegrenzten Kredit hatte. Das ist heute nicht mehr der Fall.

Ein Seemann, dem ich im Namen meiner Mutter eine exorbitante Summe für meine Rettung versprochen hatte, kam zu mir und verlangte die Einlösung meines Versprechens. Da ich mir aber nicht ganz sicher war, ob er es wirklich war, dem ich es versprochen hatte, und da er außerdem genau nichts getan hatte, um mich zu retten, bot ich ihm einen Taler an, den er dankend annahm.

Die arme alte Köchin, die so sehr darauf bedacht war, meine Seele zu retten, habe ich nie wieder gesehen; aber von ihr kann ich sagen, dass, ob sie nun verbrannt oder ertrunken ist, ihr Platz im Himmel bereits feststeht.

Bougival. 17. Juni 1883.

Der Mann mit der grauen Brille.

(Человек в серых очках.)

aus dem Russischen
bearbeitete
automatische Übersetzung.

Den ganzen Winter von 1847 bis 1848 lebte ich in Paris. — Meine Wohnung lag in der Nähe des Palais-Royal, und ich ging fast jeden Tag dorthin, um Kaffee zu trinken und die Zeitung zu lesen. — Damals war der Palais-Royal noch nicht der verlassene Ort, der er heute ist, obwohl seine glorreichen Tage schon lange vorbei sind, den lauten und eigentümliche Ruhm, den unseren Veteranen von 1814 und 1815, wenn sie zum ersten Mal einen aus Paris zurückkehrenden Mann trafen, die unveränderliche Frage in den Mund legte: »Was macht Väterchen Palais-Royal?« — Eines Tages — es war Anfang Februar 1848 — saß ich an einem der Tische, die draußen unter unter einer Markise des Café de la Rotonde aufgestellt waren.

— Ein großer, grau-schwarzhaariger, drahtiger und hagerer Mann mit rostiger Eisenbrille und grauen Rauchgläsern auf der Adlernase kam aus der Kaffeestube, schaute sich um — und kam, wohl in der Überzeugung, dass alle Plätze unter der Markise besetzt waren, auf mich zu und bat, an meinem Tisch Platz nehmen zu dürfen. — Ich habe natürlich ja gesagt. — Der Mann mit der grauen Brille setzte sich nicht, sondern ließ sich auf einen Stuhl fallen, schob seinen alten Hut zurück, stützte sich mit den mageren Armen auf einen krummen Stock, verlangte eine Tasse Kaffee und lehnte die Zeitung, die ihm gereicht wurde, mit einem verächtlichen Schulterzucken ab. Wir wechselten ein paar unbedeutende Worte; — ich erinnere mich, dass er zweimal zu sich selbst sagte: »Was für eine verfluchte . . . verfluchte Zeit! — Er trank eilig seine Tasse aus und ging bald wieder, aber er hinterließ einen bleibenden Eindruck.

— Er war zweifellos ein Franzose aus Südfrankreich, ein Provenzale oder ein Gascogner; sein braungebranntes, faltiges Gesicht, seine eingefallenen Wangen, sein zahnloser Mund, seine gedämpfte Stimme und seine Kleidung, die abgenutzt und beschmutzt war, als wäre sie nicht für ihn gemacht, sprachen für ein rastloses, wanderndes Leben.

»Der alte, gebrochene, geschlagene Mann«, dachte ich bei mir, »er ist nicht nur jetzt in dem elenden Zustand; er hat wahrscheinlich sein ganzes Leben in einer verkrampften und untergeordneten Position verbracht; wo ist dieses unwillkürliche oder bewusste Gefühl der Überlegenheit in seinem Ausdruck, in jeder Bewegung, in seinem Gang, der schlurfend und nachlässig ist? — Die Armen — die Demütigen — gehen nicht so. — Mir fielen vor allem seine dunkelbraunen Augen mit dem gelblichen Weiß auf; öffnete er sie weit und richtete seinen starren und stumpfen Blick geradeaus, jetzt kräuselte er sie seltsam, hob die gekräuselten Augenbrauen und schaute seitwärts durch seine Brille . . . ein böser Spott entbrannte dann in allen Zügen seines Gesichts. An jenem Tag dachte ich jedoch kaum an ihn, denn die bevorstehenden Reformbankette beunruhigten ganz Paris, und ich begann, die Zeitungen zu lesen.

Am nächsten Tag ging ich wieder zum Kaffee ins Palais-Royal, und ich traf den Herrn vom Vortag wieder. Er begrüßte mich, als wäre ich ein Bekannter. Mit einem leichten Lächeln und ohne um Erlaubnis zu fragen — er wusste sicher, dass das Wiedersehen mir angenehm war, — setzte er sich an meinen Tisch, obwohl keiner der anderen Tische besetzt war — und kam mit mir sofort ins Gespräch, ohne die geringste Aufregung oder Verlegenheit.

Ein paar Augenblicke vergingen . . .

— Sind Sie ein Ausländer? Russe? — fragte er plötzlich und bewegte langsam den Löffel in seiner Kaffeetasse.

— Dass ich ein Ausländer bin, konnten Sie an meinem Akzent erkennen; aber warum haben Sie mich als Russen erkannt?

— Warum? Sie haben gerade gesagt: »pardon« — so, mit einer Dehnung: »pa-ardon«. Manche Russen dehnen die Worte so aus. Außerdem wusste ich bereits, dass Sie Russe sind.

Ich wollte um eine Erklärung bitten . . . Aber er begann aufs neue:

— Sie haben gut daran getan, jetzt hierher zu kommen. Es ist eine seltsame Zeit für einen Touristen. Sie werden sehen . . . de grandes

choses.

— Was werde ich sehen?

— Dies. Es ist Anfang Februar, und in einem Monat wird Frankreich eine Republik sein.

— Eine Republik?

— Ja. Aber freue Sie sich nicht zu früh . . . wenn es Sie erfreut. Bis zum Ende des Jahres werden die Bonapartes (er drückte sich sehr viel deutlicher aus) über das selbige Frankreich verfügen.

Als er die Nähe der Republik erwähnte, glaubte ich ihm natürlich kein Wort und dachte nur: »Da will mich der Mann überraschen: gut, dass ich in seinen Augen ein unerfahrener Skythe bin . . . »Aber Bonaparte, warum Bonaparte? Damals, unter Louis-Philippe, dachte niemand an die Bonapartes, jedenfalls sprach niemand von ihnen. Bin ich einem Scherzbold begegnet? Oder einer dieser Gauner, die sich in Cafés und Gasthäusern herumtreiben, um Ausländer auszuhorchen, und am Ende meist Geld leihen? Aber nein, das ist nicht seine Art . . . Außerdem, diese unverschämte Leichtigkeit in der Behandlung, dieser gleichgültige Ton, mit dem er seine Paradoxien aussprach . . .

— Glauben Sie, dass der König einer Reform nicht zustimmen wird? — fragte ich nach einem kurzen Schweigen. — Die Forderungen der Opposition scheinen nicht groß zu sein . . .

— Ja, ja, ja! (Connu, connu . . .)«, sagte er achtlos. — Erweiterung des Wahlrechts, Zulassung von Talenten, etc. etc. Worte, Worte, nichts als Worte. Es wird keine Bankette geben, der König wird nicht nachgeben oder Guizot wird nicht wollen. Und außerdem«, fügte er hinzu, wohl wissend, dass er bei mir einen ungünstigen Eindruck hinterlassen hatte, »zum Teufel mit der Politik! Es zu tun, macht Spaß; anderen dabei zuzusehen, ist dumm. Das ist es, was kleine Hündchen tun, während die großen . . . das Leben genießen. Die Kleinen können nur eines tun: bellen oder winseln. — Lassen Sie uns über etwas anderes reden.

Ich weiß nicht mehr, worüber wir gesprochen haben . . .

— Sie waren doch sicher schon einmal im Theater? — Er fragte mich erneut mit der gleichen Plötzlichkeit, die ich schon bei ihm bemerkt hatte und die mich vermuten ließ, dass er nicht auf das hört, was man ihm sagt. — Sie alle, die russischen Herrschaften, sind große Theaterbesucher.

— Ja, das bin ich.

— Und Sie bewundern wahrscheinlich unsere Schauspieler?

— Ja, manche schon . . . Besonders im Theatre Français . . .

— Alle unsere Schauspieler, unterbrach er mich, sind durch guten Geschmack ruiniert. Diese Tradition dort, das Konservatorium, ist eine Katastrophe!

Sie werden alle entsorgt und eingefroren. Bei euch in Russland gibt es solchen Fisch im Winter auf den Märkten. Keiner unserer Schauspieler wird auf der Bühne sagen: »Ich liebe Sie«, ohne die Beine in Form eines Zirkels zu spreizen und mit den Augen zu rollen. Alles im Namen des guten Geschmacks! Echte Schauspieler sind nur in Italien zu finden. Als ich in Italien lebte . . . Übrigens, was halten Sie von der Verfassung, die König Bomba seinen Loyalisten gab? Er wird ihnen nicht früh genug vergeben . . . nicht früh genug! Nun . . . als ich in Neapel lebte — im dortigen Volkstheater — gab es so gute Mitstreiter . . . schön! Jeder Italiener ist ein Schauspieler. Das liegt in ihrer Natur . . . und wir reden nur über Natürlichkeit. Selbst im Palais-Royal-Theater konnte es niemand mit einem Straßenprediger aufnehmen . . . »Per le santissime anime del Purgatorio![1] « rief er plötzlich mit singender, nasaler Stimme und, soweit ich das beurteilen konnte, ganz ähnlich, mit rein italienischem Akzent. Ich lachte — und er lachte leise, mit weit geöffnetem Mund und über den Rand seiner Brille schielend.

— Aber . . . Rachel«, begann ich.

— Rachel«, wiederholte er. — Ja, es ist die Macht. Die Macht und die Farbe des Judentums, das sich jetzt aller Taschen der ganzen Welt bemächtigt hat und sich bald aller anderen bemächtigen wird. Wer die Tasche hat, hat die Frau; und wer die Frau hat, hat den Mann. — (Qui a la poche, a la femme; et qui a la femme, a l'homme). Ja . . . Rachel! — Es ist dasselbe wie bei Meyerbeer, der uns immer wieder mit seinem »Propheten« bedroht und verhöhnt. Ein gescheiter Mann, ein Jude, mit einem Wort: ein Maestro, aber nicht im musikalischen Sinne. Aber Rachel hat sich in letzter Zeit verschlechtert . . . und das ist eure Schuld, ihr Ausländer. Es gibt eine Schauspielerin in Italien . . . sie heißt Ristori. Es heißt, sie habe einen Marquis geheiratet und die Bühne verlassen. — Sie ist gut, aber sie ist ein bisschen wie ein Showgirl.

— Haben Sie lange in Italien gelebt? — fragte ich.

— Ja, das habe ich. — Wo immer ich gelebt habe!

— Sie waren anscheinend auch schon in Russland?

— Und mögen Sie auch Musik? — sagte er, ohne auf meine Frage zu antworten.

— Gehen Sie in die Oper?

— Ich liebe Musik.

— Gefällt sie Ihnen? Hm! Und Sie? Aber natürlich sind Sie ein Slawe und alle Slawen sind Musikliebhaber. Es ist die allerletzte Kunst. — Wenn sie auf einen Menschen nicht wirkt, ist es langweilig, wenn sie wirkt, ist es schädlich.

— Schädlich? Warum schädlich?

— Es ist schädlich — wie zu heiße Bäder. Fragen Sie die Ärzte.

— So, so! — Und was halten Sie von den anderen Künsten?

— Es gibt nur eine Kunst: die Bildhauerei. — Dies ist kalt, leidenschaftslos und majestätisch — und lässt eine Vorstellung — oder Illusion, wie Sie wollen — von Unsterblichkeit und Ewigkeit entstehen.

— Und die Malerei?

— Malerei? — Viel Blut, Leichen, Farben . . . viel Sünde. — Nackte Frauen werden gemalt! — Eine Statue ist niemals nackt. — Und warum einen Mann aufhetzen? Die Menschen sind alle Sünder, alle Verbrecher, alle von der Sünde durchdrungen.

— Ausnahmslos alle? Und durchgängig?

— Alle von ihnen! — Sie, ich, selbst dieser dicke Junggeselle mit dem gutmütigen Gesicht, der eine Puppe als Geschenk für das Kind eines anderen Mannes — oder vielleicht sein eigenes — kauft, sind alle kriminell. Jeder Mensch ist in seinem Leben kriminell — und niemand hat das Recht zu sagen, er habe keinen Platz auf der bösen Bank, auf die die Angeklagten zu sitzen pflegen.

— Sie sollten es besser wissen«, sagte ich unwillkürlich.

— Das ist richtig: Ich weiß es besser. »Experto credi« (statt: crede) — »Roberto[2]«.

— Und was ist mit der Literatur? Was halten Sie von Literatur? — Ich setzte meine Untersuchung fort. — Wenn du mich verwirrst«, dachte ich, »warum sollte ich dich dann nicht necken? Sie machen

einen Fehler in einem lateinischen Zitat, um den Sie niemand gebeten hat.

Der Fremde grinste gleichgültig — als ob er meinen Gedanken verstanden hätte.

— Literatur ist keine Kunst«, murmelte er mit lässiger Stimme. — Literatur soll vor allem eines — unterhalten. Es ist nur dann amüsant, wenn es biografisch ist.

— Mögen Sie Biografien so sehr?

— Sie haben mich missverstanden. — Ich meine jene Werke, in denen die Autoren dem Leser von sich selbst erzählen — um sich zu entblößen — das heißt, um sich lustig zu machen. — Es gibt nichts anderes, was die Menschen wirklich wissen können . . . und das war's! — Deshalb ist der größte Schriftsteller Montaigne. Es gibt keine anderen.

— Er steht im Ruf, ein großer Egoist zu sein«, bemerkte ich.

— Ja, und das ist seine Stärke. Nur er hat den Mut, bis zum Ende egoistisch zu sein — und sich zum Gespött zu machen. — Deshalb amüsiert er mich auch. — Ich lese eine Seite, eine andere . . . lache über ihn, über mich selbst . . . und basta!

— Und was ist mit Dichtern?

— Dichter beschäftigen sich mit der Musik der Worte, mit der Musik der Worte. — Und Sie kennen meine Meinung über Musik.

— Was ist zu lesen? — Und was sollen die Menschen zum Beispiel lesen? — Oder sind Sie der Meinung, dass die Menschen nicht lesen sollten?

(Ich bemerkte den Ring mit dem Wappen an einem der Finger des Fremden, und trotz seines dürftigen und schäbigen Aussehens dachte ich, dass er von aristokratischer Gesinnung sein musste und vielleicht selbst von aristokratischer Herkunft war).

— Ganz im Gegenteil«, antwortete er. — Die Menschen müssen lesen, aber was sie lesen, ist ziemlich gleichgültig. Es heißt, Ihre Mushiks lesen immer das gleiche Buch. — (»Franzl der Venezianer« — das kam mir in den Sinn). — Sie beenden ein Exemplar und kaufen ein weiteres. — Und das machen sie sehr gut. Es verleiht ihnen Bedeutung in ihren eigenen Augen — und hindert sie am Denken. — Und diejenigen, die in die Kirche gehen, brauchen überhaupt nicht zu lesen.

— Legen Sie viel Wert auf Religion?

Er sah mich über den Rand seiner Brille an.

— Ich glaube nicht an Gott, mein Herr; aber Religion ist eine wichtige Sache. — Ihr zu dienen . . . ist vielleicht der beste aller Berufe. — Die Priester sind gut; nur sie haben das Wesen der Macht erfasst: mit Demut befehlen — und mit Stolz gehorchen: das ist das Geheimnis. — Macht . . . Macht . . . Macht zu haben — es gibt kein anderes Glück auf Erden!

Ich begann mich an die plötzlichen Sprünge in unserem Gespräch zu gewöhnen — und versuchte nur, mit meinem seltsamen Gesprächspartner Schritt zu halten. Er hingegen sah so aus, als seien alle Axiome, die er so selbstbewusst vortrug, konsistent und logisch, obwohl man das Gefühl hatte, dass es ihm egal war, ob man ihm zustimmte oder nicht.

— Wenn Sie so anmaßend sind«, begann ich, »und eine so hohe Meinung vom Klerus haben, warum haben Sie dann nicht selbst den Weg des Klerus eingeschlagen und sind Geistlicher geworden?

— Ihre Bemerkung ist fair, mein Herr, aber ich wollte mehr erreichen. — Ich wollte selbst eine Religion gründen. Und ich habe es versucht . . . als ich in Amerika war. Ich war jedoch nicht der Einzige, der diese Absicht hatte. — Das ist es, was sie dort tun.

— Sie waren auch in Amerika?

— Ich habe dort zwei Jahre lang gelebt. — Wie Sie vielleicht bemerkt haben, habe ich mir die unangenehme Angewohnheit angewöhnt, Tabak zu kauen. — Ich rauche oder rieche es nicht . . . ich kaue es. Entschuldigung! (Er spuckte zur Seite.) — Nun, die Sache ist die: Ich wollte eine Religion gründen — und ich hatte mir bereits eine sehr gute Geschichte ausgedacht. Aber damit das funktioniert, muss man ein Märtyrer sein, muss man sein eigenes Blut vergießen. Ohne diesen Zement kann man kein Fundament bauen. — Nicht wie im Krieg, wo es viel nützlicher ist, das Blut anderer Menschen zu vergießen. — Und mein eigenes . . . nein! Das wollte ich nicht. — Ich bin ein demüthiger Diener!

Er schwieg einige Zeit.

— Sie haben mich gerade anmaßend genannt«, wiederholte er. — Es ist wahr, was Sie sagten. — Ich für meinen Teil bin sicher, dass ich noch König sein werde.

— König?

— Ja, ein König . . . — Auf einer unbewohnten Insel.

— Ein König . . . ohne Untertanen?

— Es wird immer Untertanen geben. — In Russland gibt es ein Sprichwort: »Wenn es nur einen Trog gäbe«, usw. Es liegt in der Natur des Menschen, zu gehorchen. — Sie werden über das Meer zu meiner Insel schwimmen, nur um sich dem Herrscher zu unterwerfen. Das ist richtig.

»Du bist verrückt«, dachte ich mir.

— Glauben Sie nicht«, sagte ich mit lauter Stimme, »dass die Franzosen den Bonapartes gehorchen werden?

— Genau aus diesem Grund, mein lieber Herr.

— Lassen sie doch!«, sagte ich, »denn auch jetzt haben die Franzosen einen König, einen Herrscher. — Das menschliche Bedürfnis, von dem Sie sprechen, das Bedürfnis zu gehorchen, ist also befriedigt worden.

Mein Gesprächspartner schüttelte den Kopf.

— Und das ist das Problem: Unser jetziger König, Louis-Philippe, fühlt sich überhaupt nicht als König. Wir wollten jedoch nicht über Politik sprechen.

— Bevorzugen Sie die Philosophie? bemerkte ich.

Er spuckte seinen gekauten Tabak nach amerikanischer Art aus.

— Aha! Wollen Sie ironisch sein? — Nun, ich bin der Philosophie auch nicht abgeneigt, zumal sie sehr einfach ist und nicht etwa der deutschen Philosophie ähnelt, die ich überhaupt nicht kenne — aber ich hasse sie, wie ich alle Deutschen hasse. — Die Augen des Fremden leuchteten plötzlich auf. — Ich hasse sie — denn ich bin ein Patriot. Auch Sie als Russe müssen sie hassen, nicht wahr?

— Lassen Sie mich . . . Ich . . .

— Und wenn nicht, umso schlimmer für Sie. — Warten Sie nur, bis Sie von ihnen hören. — Ich hasse sie, ich habe Angst vor ihnen«, fügte er mit gesenkter Stimme hinzu, »und eine meiner besten Erinnerungen ist, dass ich es geschafft habe, auf sie zu schießen, auch auf diese Deutschen!

— Sie haben geschossen? Wo war das?

— Wieder in Italien. — Ich habe mitgemacht . . . Aber halt. — Wir schienen uns über Philosophie zu unterhalten. Ich habe die Ehre, Ihnen zu sagen, dass meine Philosophie wie folgt lautet: Es gibt zwei Unglücke im menschlichen Leben: Geburt und Tod. — Das zweite Unglück ist weniger groß . . . es kann freiwillig sein.

— Und das Leben selbst?

— Ahem! Ahem! — Das lässt sich nicht auf Anhieb feststellen. Aber beachte, dass es auch im Leben nur zwei gute Dinge gibt: nämlich wenn man zur Geburt . . . oder zum Tod beiträgt, das heißt, zu einem der beiden Unglücke, von denen wir gesprochen haben — »Guerra, caza y amores[3]«, sagen die Spanier.

Ich kannte zufällig dieses Sprichwort.

— Sie haben die zweite Zeile vergessen. — bemerkte ich. — »por un placer mil dolores.[4]«

— Ausgezeichnet! So viel zu den Beweisen für meine Philosophie. Trotzdem«, fügte er hinzu und erhob sich rasch von seinem Stuhl, »haben wir genug von diesem Geschwätz. Dann auf Wiedersehen!

— Moment mal«, sagte ich, »wir unterhalten uns schon seit einer Stunde und ich weiß noch nicht, mit wem ich die Ehre hatte . . .

— Wollen Sie meinen Namen wissen? Warum wollen Sie es? Ich habe Sie nicht nach Ihren Namen gefragt. Ich habe Sie auch nicht gefragt, wo Sie wohnen — und ich glaube nicht, dass ich Ihnen sagen muss, wo ich wohne und in welchem Viertel ich mich befinde. Wir sind uns hier einig — gut, das ist gut. Sie haben Spaß an meinem Gespräch, nicht wahr? — Er blinzelte spöttisch mit den Augen. — Mögen Sie mich?

Das hat mich ein wenig beunruhigt. — Der Herr war so unbekümmert. — Ich interessiere mich für Sie, Sir«, antwortete ich mit Bedacht, »aber ich mag Sie nicht.

— Und ich bin nicht an Ihnen interessiert, aber ich mag Sie. Das scheint für eine Beziehung wie die unsere ausreichend zu sein. — Wenn Sie wollen, nennen Sie mich . . . nun, Monsieur Francois. — Und Sie, wenn Sie wollen, nenne ich Sie Monsieur Iwan. — Schließlich sind fast alle Russen Iwan. — Davon habe ich mich überzeugt, als ich das Missvergnügen hatte, Erzieher eines Ihrer Generäle in Ihrer Gouvernement zu sein. — Und dieser General war ein Narr, und diese Gouvernement war arm! Auf Wiedersehen, Monsieur Iwan.

Er drehte sich um und ging.

— Auf Wiedersehen, Monsieur Francois«, rief ich ihm nach.

»Was für ein seltsamer Mann! Macht er sich über mich lustig, erfindet er Geschichten — oder ist er wirklich von dem überzeugt, was er sagt? Was macht er da? Was hat er vor? Was ist seine Vergangenheit? Wer ist er? Ein gescheiterter Literat, ein Publizist, ein Lehrer, ein pleite gegangener Industrieller, ein verarmter Adliger, ein Schauspieler im Ruhestand? Und was will er jetzt? Und warum hat er mich als seinen Vertrauten gewählt?«

All diese Fragen habe ich mir gestellt . . . und natürlich konnte ich sie nicht beantworten. — Aber meine Neugier war geweckt, und so machte ich mich am nächsten Tag auf den Weg zum Palais-Royal, nicht ohne eine gewisse Aufregung. — Diesmal wartete ich jedoch vergeblich auf meinen Kumpel, aber am nächsten Tag tauchte er unter dem Vordach des Kaffeehauses wieder auf.

— Ah, Monsieur Iwan! — rief er aus, sobald er mich sah. — Hier hat uns das Schicksal wieder zusammengeführt. — Wie geht es Ihnen?

— Danke gut. — Und wie geht es Ihnen, Monsieur Francois?

— Mir auch so la, la. Ça boulotte[5]. Gestern jedoch wäre ich fast gestorben . . . Herzkrämpfe . . . Ich roch den Tod . . . ein übler Geruch! Aber das spielt keine Rolle. Aber wisst ihr was: Lassen Sie uns in den Garten gehen, es sind zu viele Leute hier. Ich kann es nicht ausstehen, wenn man mich von der Seite anschaut oder wenn jemand hinter mir sitzt, hinter meinem Rücken. Und das Wetter ist herrlich.

Wir gingen in den Garten und setzten uns hin. Ich erinnere mich, dass er, als er zwei Sous für seinen Stuhl bezahlen musste, ein kleines, schäbiges, flaches Portemonnaie aus der Tasche nahm und lange darin herumwühlte; es war kaum mehr Geld im Portemonnaie als die zwei Sous. — Ich hatte erwartet, dass er seine Paradoxien wieder aufgreift . . . aber das tat er nicht. — Er begann, mich über verschiedene wichtige russische Gesichter auszufragen. — Ich antwortete ihm so gut ich konnte, aber er wollte mehr Details, mehr biografische Merkmale. — Es stellte sich heraus, dass er eine Menge Dinge wusste, die ich nicht vermutet hatte. — Dieser Mann hatte eine Fülle von Kenntnissen.

Nach und nach wandte sich das Gespräch der Politik zu. Und angesichts der damaligen Weltlage war es schwer, dies zu vermeiden.

— Monsieur Francois erwähnte Guizot und Thierry nur beiläufig, wie widerwillig; zu ersterem bemerkte er, daß Frankreich ein sehr unglückliches Land sei: es habe nur einen Mann mit festem Willen, und das sei nicht günstig; und von letzterem brachte er sein Bedauern darüber zum Ausdruck, daß seine Rolle nun lange vorbei sei.

— Aber kommen Sie, das ist erst der Anfang. — rief ich aus; was für Reden er in der Abgeordnetenkammer hält!

— Jetzt werden andere Leute kommen«, murmelte er, »und all diese Reden sind nur Lärm und sonst nichts. Ein Mann schwimmt in einem Boot — und er sagt es dem Wasserfall . . . und dieser ist im Begriff, ihn mitsamt seinem Boot umzuwerfen. Wie auch immer, Sie glauben mir nicht.

— Nun«, fuhr ich fort, »glauben Sie, dass Odilon Barraud . . . « Da starrte mich Monsieur Francois an — und lachte mit zurückgeworfenem Kopf.

— Bumm, bumm, bumm«, sagte er und ahmte den Garcon nach, der in der Rotunde Kaffee servierte . . . »das ist alles Odilon Barraud . . . Bumm, bumm!

— Ja«, sagte ich, nicht ohne Verärgerung. — Sie glauben, wir stehen am Vorabend einer Republik. — Werden diese neuen Leute Sozialisten sein?

Monsieur Francois nahm eine ziemlich feierliche Haltung ein.

— Der Sozialismus wurde in Frankreich geboren, mein lieber Herr — und in Frankreich wird er sterben, wenn er nicht schon tot ist. — Oder er wird getötet. — Er wird auf zwei Arten getötet werden: entweder durch Spott — Monsieur Considerand kann nicht ungestraft versichern, dass den Leuten ein Schwanz mit einem Auge am Ende wachsen wird . . . — oder so ähnlich: — er hob beide Hände, als würde er mit einer Waffe zielen. — Voltaire sagte einmal, dass die Franzosen keine epischen Köpfe haben; und ich wage zu behaupten, dass wir keine sozialistischen Köpfe haben.

— Im Ausland wird nicht so viel von Ihnen gehalten.

— In diesem Fall beweisen Sie, meine Herren im Ausland, zum hundertsten Mal, dass Sie uns nicht verstehen. Der Sozialismus verlangt jetzt schöpferische Kraft. — Es wird an die Italiener gehen, an die Deutschen . . . vielleicht an Sie. — Und die Franzosen sind Erfinder . . . (er hat fast alles erfunden) . . . aber keine Schöpfer. Ein

Franzose ist scharf und schmal wie ein Schwert — er geht den Dingen auf den Grund, erfindet und findet . . . Aber um zu schaffen, muss man breit und rund sein.

— Wie die Engländer und ihre Lieblingsdeutschen, — sagte ich nicht ohne Spott.

Aber Monsieur Francois schenkte meiner Bemerkung keine Beachtung.

— Sozialismus! Sozialismus! — fuhr er fort. — Das ist kein französisches Prinzip. — Wir haben sehr unterschiedliche Prinzipien. — Wir haben zwei, zwei Eckpfeiler: Revolution und Routine. Robespierre und Monsieur Prud'homme, der Biedermann sind unsere Nationalhelden.

— Wirklich? Und das militärische Element — wohin gehört es?

— Wir sind überhaupt kein militärisches Volk. Überrascht Sie das? — Wir sind ein tapferes, sehr tapferes Volk; militant, aber nicht militärisch . . . Gott sei Dank sind wir mehr wert als das.

Er kaute auf seinen Lippen.

— Ja, das tun wir. Und mit all dem würde es uns Franzosen nicht geben — es gäbe kein Europa.

— Aber es gäbe ja noch Amerika.

— Nein. Denn Amerika ist dasselbe wie Europa — nur auf der anderen Seite. Die Amerikaner verfügen über keines der Fundamente, auf denen der europäische Staatsaufbau beruht . . . und doch ist es dasselbe. Alle Menschen sind gleich. Erinnerst Sie sich an die Ermahnung des Unteroffiziers an die Rekruten? »Rechts um ist genau dasselbe wie links um, nur dass es das genaue Gegenteil ist.« Nun, das ist Amerika: das gleiche Europa — nur links um.

— Wenn Frankreich Rom wäre«, murmelte Monsieur Francois nach einem kurzen Schweigen, »wäre das ein guter Zeitpunkt, um zu Catiline zu kommen! — Nun, wenn bald, sehr bald, werden Sie es sehen, mein guter Herr! — die Steine — (er erhob seine Stimme) — die Steine auf unseren Bürgersteigen — hier, in der Nähe, irgendwo bei uns — werden wieder Blut schmecken! — Aber wir werden keine Catilina haben — und keinen Cäsar; — sondern denselben Proud'homme und Robespierre. Übrigens, sind Sie nicht auch der Meinung, dass es schade ist, dass Shakespeare nicht Catiline geschrieben hat?

— Haben Sie eine hohe Meinung von Shakespeare, obwohl er ein Dichter war?

— Ja. Er war ein glücklich geborener Mann — und ein Mann mit Talent. Er konnte gleichzeitig weiß und schwarz sehen, was sehr selten ist; — und er stand weder für weiß noch für schwarz, was noch seltener ist. — Hier, noch ein gutes Stück von ihm: Coriolan! Sein bestes Stück!

Ich erinnerte mich sofort an meine Vermutung über die Aristokratie von Monsieur François.

— Vielleicht gefällt Ihnen Coriolan deshalb so gut, weil Shakespeare sehr respektlos, fast verächtlich vom Volk, vom Pöbel spricht?

— Nein«, sagte Monsieur Francois. — Ich verachte den Mob nicht, ich verachte die Menschen überhaupt nicht. — Bevor man andere verachten kann, muss man bei sich selbst anfangen . . . was mir nur gelegentlich passiert . . . wenn ich nichts zu essen habe«, fügte er hinzu, senkte seine Stimme und runzelte die Stirn. — »Das Volk verachten?! Warum sollte ich? Die Menschen sind dasselbe wie das Land. — Ich will ihn pflügen und er ernährt mich, ich lasse ihn brach liegen. Er trägt mich, und ich trample auf ihm herum. — Aber manchmal schüttelt es sich wie ein nasser Pudel und reißt alles ein, was wir darauf aufgebaut haben, alle unsere Kartenhäuser. — Aber das passiert wirklich selten — diese Erdbeben. — Andererseits weiß ich sehr wohl, dass es mich irgendwann verschlingen wird, und die Menschen werden mich auch verschlingen. Man kann es nicht ändern. — Und die Menschen zu verachten? — Man kann nur verachten, was unter anderen Umständen respektiert werden sollte. — Und hier ist für beide Gefühle kein Platz . . . Man muss sie geschickt einsetzen. Man muss wissen, wie man alles benutzt — das ist das Wichtigste.

— Und darf ich fragen, ob Sie wussten, wie man es benutzt?

Monsieur Francois seufzte.

— Nein, das habe ich nicht.

— Wirklich?

— Ich konnte es nicht, das sage ich Ihnen. — Sie sehen mich an und denken vielleicht: »Sie sagen, dass es in Frankreich zu Unruhen kommen wird . . . Sie werden in unruhigen Gewässern fischen«. —

Aber ein Hecht fischt nicht in unruhigen Gewässern. — Und ich bin nicht einmal ein Hecht!

Abrupt drehte er sich in seinem Stuhl um und schlug mit der Faust auf die Stuhllehne. — Nein, ich hätte nichts gebrauchen können, sonst wäre ich nicht als solcher vor Ihnen erschienen! — Er zeigte mit einer flüchtigen Handbewegung auf sich selbst. — Vielleicht hätte ich Sie gar nicht gekannt, was ich sehr bedauert hätte«, fügte er mit einem angestrengten Lächeln hinzu. — Und ich würde nicht in der Mansarde leben, in der ich wohne — ich würde nicht die Gelegenheit haben, morgens aufzustehen und über das Meer von Dächern und Schornsteinen von Paris zu blicken und den Ausruf von Jugurtha zu wiederholen: »Urbs. Venalis![6]« — Hm. Ja: — und wäre ich selbst wie diese Stadt gewesen, wäre ich nicht in meiner jetzigen Lage; es gäbe nicht diese Not, ja Armut . . .

»Jetzt wird er mich um Geld bitten«, dachte ich. — Aber er blieb stehen, legte den Kopf auf die Brust und begann, mit dem Ende seines Stocks im Sand zu zeichnen. Dann seufzte er wieder tief, nahm seine Brille ab, zog ein altes kariertes Taschentuch aus der Gesäßtasche, rollte es zu einem Knäuel zusammen und strich sich damit zweimal über die Stirn, wobei er den Ellbogen hochhob. — Ja«, sagte er schließlich mit leiser Stimme, »das Leben ist eine traurige Sache; das Leben ist eine traurige Sache, mein guter Herr. Mein einziger Trost ist, dass ich bald sterben werde, und ich werde einen gewaltsamen Tod sterben. — wäre mir fast von der Zunge gerutscht, aber ich widerstand. — Ja: ein gewaltsamer Tod. — Sehen Sie sich das an: — (er brachte seine linke Hand, in der er seine Brille hielt, mit der Handfläche nach oben — und, ohne sein Taschentuch loszulassen, legte er den Zeigefinger seiner rechten Hand darauf . . . beide waren ungepflegt). — Sehen Sie, dass diese Linie die Lebenslinie kreuzt?

— Sind Sie ein Chiromant? — fragte ich.

— Sehen Sie diese Linie? — Er wiederholte dies mit Nachdruck. — Ich habe also Recht. — Aber, mein guter Herr, wenn Sie wissen, dass ich nirgendwo bin, dass Sie am wenigsten an mich denken sollten, wenn Sie an mich denken, bin ich nicht mehr unter den Lebenden.

Er blickte wieder nach unten, und seine Hand und sein Taschentuch lagen auf seinem Knie; die andere, mit der Brille, hing wie eine Strick. — Ich nutzte die Tatsache, dass Monsieur Francois' Augen gesenkt waren — was mir nicht peinlich war — und

betrachtete ihn genauer als zuvor. Er kam mir plötzlich so alt vor; sein Rücken und seine Schultern waren so schlaff, seine großen, flachen Füße steckten in geflickten Stiefeln; seine Lippen waren so bitter geschürzt, seine unrasierten Wangen so tief eingefallen, sein magerer Hals so zerbrechlich, und die graue Haarsträhne hing dumpf von seiner faltigen Stirn . . . »Du unglücklicher, elender Mann«, beschloss ich, »unglücklich in all deinen Unternehmungen, in der Familie und in allen möglichen Angelegenheiten. — Wenn du verheiratet warst, hat dich deine Frau betrogen und verlassen; und wenn du Kinder hast, siehst du sie nicht und kennst sie nicht . . . «

Ein lauter Ausruf auf Russisch unterbrach meine Überlegungen: Jemand rief mich an. — Ich drehte mich um, und einen Steinwurf von mir entfernt sah ich den bekannten A. I. Herzen, der damals in Paris lebte. Ich stand auf und ging auf ihn zu.

— Mit wem sitzen Sie zusammen? — begann er, ohne seine hohe Stimme auch nur im Geringsten zu senken. — Wer ist die Figur?

— Warum?

— Ja, es ist ein Spion. Eindeutig ein Spion.

— Kennen du ihn?

— Ich kenne ihn überhaupt nicht; sieh ihn Dir nur an. So sind sie nun einmal. — Du tätest gut daran, vorsichtig bei ihm zu sein!

Ich habe A. I. Herzen nichts gesagt. — Denn ich wußte, daß, so brillant und scharfsinnig er auch war, seine Menschenkenntnis, vor allem anfangs, mangelhaft war; denn ich erinnerte mich gut daran, daß an seiner freundlichen und gastfreundlichen Tafel zuweilen die verrufensten Personen auftauchten, Personen, die durch wohlwollende Worte seine vertrauensvolle Sympathie für ihn geweckt hatten und die sich später als . . . Agenten entpuppten. Wie er mir später selbst in seinen Aufzeichnungen mitteilte, habe ich seiner Warnung keine Bedeutung beigemessen und bin, nachdem ich ihm für seine freundliche Fürsorge gedankt hatte, zu meinem Monsieur François zurückgekehrt. Er saß immer noch da, unbeweglich und versunken.

— Was ich Ihnen sagen wollte«, sagte er, als ich mich neben ihn setzte. — Sie, meine Herren Russen, haben eine schlechte Angewohnheit. — Sie sprechen auf der Straße vor Fremden, vor den Franzosen, untereinander laut auf Russisch, als ob Sie sicher wären,

dass Sie niemand verstehen wird. — Und das ist unvorsichtig. Ich zum Beispiel habe verstanden, was Ihr Freund gesagt hat.

Ich wurde unwillkürlich rot. — Bitte denken Sie nicht . . . «, begann ich. — Natürlich . . . mein Freund . . .

— Ich kenne ihn«, unterbrach mich Monsieur Francois, »er ist ein sehr geistreicher Mann . . . Aber ›errare humanum est‹[7] — (Monsieur Francois mochte es offensichtlich, mit seinem Latein anzugeben). Meinem Aussehen nach zu urteilen, kann man alles über mich vermuten . . . überhaupt alles. — Aber lassen Sie mich Folgendes fragen: Selbst wenn ich das wäre, was Ihr Freund behauptet, was würde es mir bringen, Ihnen nachzuspüren?

— Natürlich . . . natürlich . . . Sie haben Recht. — Monsieur Francois sah mich niedergeschlagen an. — Haben Sie Russisch gelernt, als Sie Erzieher bei einem Generals waren? — Ich habe die Frage eher unpassend gestellt; aber ich wollte den unangenehmen Eindruck wiedergutmachen, den das etwas voreilige Urteil von A. I. Herzen hinterlassen hat.

Sein Gesicht hellte sich auf, er grinste sogar und tätschelte mein Knie, um mir zu zeigen, dass er meine Absicht verstand und zu schätzen wusste. — Nein«, sagte er, »ich habe es vorher gelernt. — Ich habe eure Sprache gelernt, als ich von Amerika nach Sibirien kam, von Texas über Kalifornien . . . Ich war auch dort — in eurem Sibirien! Und welche Wunder geschahen mit mir!

— Was zum Beispiel?

— Ich werde nicht über Sibirien sprechen . . . aus vielen Gründen. Ich habe Angst, Sie zu verärgern oder Sie zu beleidigen. — Schweigen wir lieber davon«, fügte er in gebrochenem Russisch hinzu. — Heh, heh. — Aber hören Sie, was mir einmal in Texas passiert ist.

Und Monsieur Francois begann unter ungewöhnlichen Umständen zu erzählen, wie er im Winter durch Texas wanderte und spät in der Nacht zu einem Siedler, ein Mexikaner, in einem Blockhaus gestoßen war; — wie er, als er in der Nacht erwachte, seinen Herrn mit einem blanken Messer in der Hand — »con una navaja« — auf seinem Bett sitzen sah; wie der Mann, von großer Statur, stierstark und betrunken, ihm ankündigte, dass er ihn abstechen wolle, weil er, Francois, ihn mit seinem Gesicht an einen seiner schlimmsten Feinde erinnerte. — »Beweise mir«, sagte der Mexikaner, »dass ich mich

nicht amüsieren muss, indem ich dich wie ein Schwein ausbluten lasse, denn ich kann das alles ungestraft tun, und niemand auf der Welt wird erfahren, was aus dir geworden ist; und selbst wenn es jemand wüsste, würde er mich nicht zur Rechenschaft ziehen, denn niemand auf der Welt kümmert sich um dich. Nun, beweise es! . . . Wir haben genug Zeit, Gott sei Dank. — Und ich«, fuhr Monsieur Francois fort, »lag die ganze Nacht bis zum Morgen unter seinem Messer und war gezwungen, dieser betrunkenen Bestie zu beweisen, manchmal durch das Zitieren von Texten aus den heiligen Schriften — (bei ihm, als Katholik, konnte das funktionieren), dann durch das Festhalten an einer allgemeinen Argumentation —, dass das Vergnügen, das ihm mein Tod bereiten würde, nicht so groß sein würde, dass es sich lohnen würde, sich dafür die Hände schmutzig zu machen . . . ›Du wirst meinen Leichnam begraben müssen, sei es nur anstandshalber; all diese Mühe . . . ‹ Ich wurde sogar gezwungen, Geschichten zu erzählen, sogar Lieder zu singen . . . »Sing mit mir!«, knurrte er. »La muchacha-a-a-a! . . . « Und ich sang mit ihm . . . und die Klinge des Messers, de cette diablesse de Navaja[8] — hing einen Zentimeter an meiner Kehle. — Der Mexikaner schlief neben mir ein, mit seinem hässlichen, zotteligen Kopf an meiner Brust.

Monsieur Francois erzählte mir die ganze Geschichte mit leiser Stimme, ließ sich Zeit, als würde er einschlafen — und dann schlug er die Augen auf und hörte auf zu sprechen.

— Was haben Sie mit ihm gemacht? — Fragte ich ihn: »Mit dem Mexikaner?

— Ich . . . habe ihn unfähig gemacht, einen so dummen Witz zu machen.

— Was meinen Sie mit damit?

— Ich habe ihm ein Messer aus der Hand genommen . . . und als ich damit fertig war, bin ich weitergegangen. — Ich habe andere Abenteuer erlebt . . . Die meisten davon aber mit den Verdammten«, fügte er hinzu und deutete auf eine sittsam gekleidete Frau mittleren Alters, die an ihm vorbeiging.

— Mir wem?

— Von diesen Weiberröcken«, stellte er klar. — Oh, diese Frauen! — Sie sind es, die dir die Flügel brechen, die dein bestes Blut vergiften. — Aber auf Wiedersehen. — Ich langweile Sie wahrscheinlich, und ich

werde niemanden langweilen. Schon gar nicht jemand, der mich braucht.

Er richtete sich stolz auf, stand auf und verabschiedete sich mit einem kleinen Kopfnicken und einem Winken mit dem Stock.

Ich habe die mexikanische Geschichte allerdings nicht geglaubt, sie hat sogar Monsieur François in meinen Augen geschadet. — Wieder wurde mir klar, dass er mich zum Narren hielt. — Aber zu welchem Zweck? — Seltsam! Seltsam! — Ich konnte ihn nicht als Spion erkennen, trotz der Beteuerungen von A. I. Herzen. »Ich fragte mich, wie es kam, dass keiner der vielen Passanten im Palais-Royal mit ihm sprach oder ihn erkannte. Allerdings hat er einigen von ihnen zugezwinkert, oder war das nur bei mir so?

Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, dass Monsieur Francois nie nach Wein gerochen hat. Vielleicht hatte er aber auch nichts, womit er Wein hätte kaufen können. Aber nein: Er machte den Eindruck, nüchtern zu sein. Am nächsten Tag und an den folgenden Tagen kam er nicht mehr, und nach und nach vergaß ich Monsieur François.

Kurz vor dem 24. Februar reiste ich nach Belgien — und in Brüssel erreichte mich die Nachricht vom Staatsstreich in Frankreich. Ich erinnere mich, dass man einen ganzen Tag lang keine Briefe oder Zeitschriften aus Paris erhielt; die Einwohner drängten sich auf den Straßen und Plätzen; alles erstarrte in banger Erwartung. Am 26. Februar, um sechs Uhr morgens, lag ich noch auf dem Bett in meinem Hotelzimmer, als sich plötzlich die Außentür weit öffnete — und jemand laut schrie: Frankreich ist eine Republik geworden! — Ich traute meinen Ohren nicht, sprang aus dem Bett und rannte aus dem Zimmer. Einer der Garçons des Hotels eilte den Korridor entlang — und öffnete abwechselnd die Türen nach rechts und links, um seinen verblüffenden Ausruf in jeden Raum zu werfen. Eine halbe Stunde später war ich bereits angezogen, verstaute meine Sachen — und eilte noch am selben Tag mit dem Zug nach Paris. — Die Schienen waren an der Grenze zerstört worden; meine Begleiter und ich — wir erreichten Douai mit Schwierigkeiten in gemieteten Wagen und kamen am Abend in Pontoise an . . . Die Schienen in der Nähe von Paris waren ebenfalls zerstört worden. — Dies ist nicht der richtige Ort, um all das zu vermitteln, was ich auf dieser Reise erlebt, gesehen und gehört habe. — Ich erinnere mich, dass an einem Bahnhof eine Lokomotive mit einem Erste-Klasse-Wagen mit Getöse und Geklapper an uns

vorbeirauschte: der »außerordentliche Kommissar« der Republik, Antoine Thouret, eilte in diesen Notzug; die Leute, die mit ihm fuhren, schwenkten die Trikolore Fahnen und schrien; die Bahnhofsangestellten beobachteten mit stummem Erstaunen die riesige Gestalt des Kommissars, die halb aus dem Fenster ragte, mit hoch erhobenem Arm . . . 1793, 1794 wurden unwillkürlich in der Erinnerung wieder lebendig. — Ich erinnere mich, dass unser Zug vor Pontoise mit einem anderen zusammenstieß, der gerade unterwegs war . . . Es gab Verletzte — aber niemand kümmerte sich um den Vorfall; alle hatten sofort denselben Gedanken: Kann man weiterfahren? Und als unser Zug wieder losfuhr, sprachen alle mit demselben Enthusiasmus, alle bis auf einen alten, grauhaarigen Mann, der sich seit Dueai in eine Ecke verkrochen hatte und unaufhörlich flüsterte: Alles ist verloren! Alles ist verloren! Ich erinnere mich, dass eine bekannte Frau Gordon[9] in demselben Wagen wie ich saß, und sie begann zu predigen, dass es notwendig sei, sich an einen Prinzen zu wenden, dass nur ein Prinz alles retten könne . . . Zuerst verstand sie niemand; aber als sie den Namen Louis-Napoleon aussprach, wandten sich alle von ihr ab, als wäre sie wahnsinnig. — Doch das Wort, das Monsieur François über die Bonapartes sagte, ging mir kurz durch den Kopf . . . seine erste Prophezeiung hatte sich erfüllt.

Ich werde nicht weiter auf meine Eindrücke bei der Ankunft in Paris eingehen, als ich die dreifarbigen Kokarden, die bewaffneten Blusen, die Barrikaden, die die Steine trennen, usw. sah. Der ganze erste Tag meines Aufenthalts in Paris verging in einer Art Betäubung. — Am nächsten Tag ging ich wie üblich zum Palais-Royal und bat den »Bürger« Garçon um eine Tasse Kaffee, und obwohl ich Monsieur François dort nicht sah, konnte ich sehen, dass seine Vorahnung über das Blut, das die Steine in den Straßen rund um den Palais-Royal beflecken würde, richtig war: Wir wissen, dass fast die einzige Schlacht, die die Februartage kennzeichnete, auf dem Platz stattfand, der das Gebäude vom Louvre trennt. Und in den folgenden Tagen begegnete ich Monsieur François nicht zu Gesicht.

— Das erste Mal sah ich ihn am 17. März, an dem Tag, als eine große Menge von Arbeitern zum Rathaus marschierte, um vor der provisorischen Regierung gegen die bekannte Demonstration der so genannten »Bärenhüte« (kassierte Grenadiere und Voltigeure der

Nationalgarde) zu protestieren. Mit winkenden Armen und weit ausholenden Schritten ging er mitten durch die Menge — und sang und schrie nicht, sondern umgürtete sich mit einem roten Schal und steckte eine rote Kokarde an seinen Hut. — Unsere Blicke trafen sich, aber er tat nicht so, als würde er mich erkennen, obwohl er sich mit seinem Gesicht zu mir umdrehte: »Sehen Sie, ich sage, ja, ich bin es!« und rief mit übertriebener Offenheit seines dunklen Mundes aus. — Ein anderes Mal habe ich ihn im Theater gesehen. — Rachel sang mit ihrer Grabesstimme die Marseillaise; er saß im Parterre, wo normalerweise die Claque saßen. Er schrie und klatschte nicht im Theater, sondern schaute, die Arme über der Brust verschränkt, mit düsterer Aufmerksamkeit auf die Sängerin, die, eingehüllt in die Falten ihrer ergriffenen Fahne, die Bürger aufrief — »zu den Waffen«, »zum Vergießen unreinen Blutes!« Ich kann wohl nicht sagen, ob ich ihn am 15. Mai in der Masse der Menschen gesehen habe, die an der La Madeleine (Sainte-Marie-Madeleine, deutsch St. Maria Magdalena) vorbeimarschierten, um die Abgeordnetenkammer zu stürmen; aber so etwas wie seine Gestalt blitzte in den vorderen Reihen auf — und kaum war seine Stimme — seine besondere, dumpfe und schallende Stimme — unter den Rufen zu hören: Es lebe Polen!

Aber Anfang Juni, am 4. Juni, erschien Monsieur Francois plötzlich vor mir in demselben Kaffeehaus am Palais-Royal. — Er verbeugte sich vor mir, hob sogar die Hand — was er noch nie zuvor getan hatte —, kam aber nicht an meinen Tisch, als schämte er sich seiner zerschlissenen Kleidung und seines zerfledderten Hutes; und außerdem war er, so schien es mir zumindest, ungeduldig und nervös. Sein Gesicht war eingefallen, seine Lippen und Wangen zuckten auf und ab, und seine entzündeten Augen waren kaum zu sehen unter seiner Brille, die er immer wieder zurechtrückte und mit dem Zeigefinger nach oben schob. Bei dieser Gelegenheit konnte ich mit eigenen Augen sehen, was ich bereits vermutet hatte: Die Brille war eine einfache Brille, und er brauchte sie nicht, weshalb er so oft über den Brillenrand hinüberschaute. — Die Brille war für ihn wie eine Maske. — Die Angst, die eigentümliche Angst eines obdachlosen und hungrigen Vagabunden, spiegelte sich in seinem ganzen Wesen wider. — Ich war verblüfft über das fast bettelarme Aussehen des rätselhaften Mannes. — Wenn er ein Agent ist, warum ist er dann so

arm? Wenn er kein Agent ist, was ist er dann? — Wie ist sein Verhalten zu verstehen?

Ich habe mit ihm über seine Vorhersagen gesprochen . . .

— Ja . . . ja . . . «, murmelte er mit fiebriger Eile . . . »Das gehört alles der Vergangenheit an, de ›histoire ancienne‹. Aber gehen Sie nicht nach Russland? — Wollen Sie immer noch hier bleiben?

— Warum sollte ich nicht bleiben?

— Ahem. — Das ist Ihre Angelegenheit. Aber wir werden bald mit euch im Krieg sein.

— Mit uns?

— Ja, mit euch Russen. — Wir wollen bald Ruhm, Ruhm! Der Krieg mit Russland ist unvermeidlich!

— Mit Russland? Warum nicht mit Deutschland?

— Erst mit Russland. — Aber das liegt alles noch in der Zukunft. — Sie sind jung . . . Sie werden es erleben. — Und die Republik . . . (er winkt mit der Hand). Es ist vorbei! C'est fichu!

— Nationale Workshops! Nationale Workshops! — rief er mit plötzlicher Lebhaftigkeit aus. — Waren Sie dort? Haben Sie sie gesehen? — Haben Sie gesehen, wie sie Erde in Schubkarren von einem Ort zum anderen transportieren? Von dort aus wird alles kommen. — Es wird Blut fließen! Blut! — Ein ganzes Meer von Blut! — Was für eine Situation! Alles vorauszusehen und nichts tun zu können!!! — Nichts zu sein! Nichts! — Umarmen Sie alles . . . (er breitete die Arme aus, die Ärmel zerrissen . . . der Ring an seinem Zeigefinger blieb jedoch unversehrt . . .) — und fassen Sie nichts an! — (er ballt die Fäuste) — nicht einmal ein Stück Brot! Die morgige Wahl ist auch sehr wichtig«, beeilte er sich fortzufahren, als wolle er verhindern, dass er sich über die geäußerten Gefühle auslässt. Monsieur Francois nannte mir die Namen der Abgeordneten, die seiner Meinung nach von den Parisern sicher gewählt werden würden; er nannte mir die Anzahl der Stimmen — in runden Zahlen —, die jeder von ihnen erhalten würde. Zwischen den Namen, die Monsieur Francois nannte, stand der Name von Cossidier, dem er den ersten Platz zuwies.

— Trotz des fünfzehnten Mai? — fragte ich.

— Glauben Sie, dass ich das sage, weil er Polizeipräfekt war? — Monsieur François lehnte dies mit einem bitteren Kichern ab,

schüttelte sich aber sofort wieder und fing an, über die Wahlen zu sprechen. — Auch Louis Napoleon stand auf der Liste. Er wird der Letzte sein, a la queue«, bemerkte Monsieur François, »aber das reicht. Wenn Sie die Treppe hinaufsteigen, müssen Sie zuerst die letzten Sprossen erklimmen, um die erste zu erreichen.

— All diese Namen und Zahlen habe ich noch am selben Abend bei A. I. Herzen gegeben, und ich erinnere mich noch gut an sein Erstaunen, als am nächsten Tag alle Vorhersagen von Monsieur Francois Wort für Wort eintrafen. — Woher wissen Sie das alles? — A. I. Herzen hat mich mehr als einmal gefragt und ich habe ihm die Quelle genannt, aus der ich meine Informationen habe. — Ah, dieser Hybrid! — rief Herzen aus.

Aber ich kehre zu unserem Gespräch in der Kaffeestube zurück. Ungefähr zu dieser Zeit begann der Name Proudhon häufig unter den Namen aufzutauchen, die in der Gerüchteküche kursierten. Ich habe ihm einen Namen gegeben. — Auch er, so Monsieur François, stehe auf der Liste der Auserwählten, allerdings als Letzter, was aber auch gerechtfertigt sei. Es stellte sich jedoch heraus, dass Monsieur Francois ihm keine große Bedeutung beigemessen hatte, ebenso wenig wie Lamartine oder Ledru-Rollin. Über all diese Personen sprach er mit Verachtung, mit einem Hauch von Bedauern für Lamartine, mit einem Hauch von Zorn für Proudhon, diesen »Sophisten in Holzschuhen« (Ce sophiste en sabots). Und Ledru-Rollin nannte er unverblümt: »Ce gros beta de Ledru[10]«, und kehrte immer wieder zu den nationalen Werkstätten zurück. Unser Gespräch dauerte jedoch nicht lange, nicht mehr als eine Viertelstunde. Monsieur François setzte sich nicht, sondern schaute sich ständig um, als ob er auf jemanden warten würde. Da ich mich an seine rote Kokarde erinnerte, sagte ich: »Da Sie mir wie ein Republikaner vorkommen . . .

— Was für ein Republikaner bin ich? — unterbrach er mich, »wie kommen Sie darauf? Das ist gut für die Gemüsehändler (pour ies epiciers). Sie glauben immer noch an die Prinzipien von '89, universelle Brüderlichkeit, Fortschritt — und ich . . .

Doch dann verstummte Monsieur Francois plötzlich und schaute weg. Ich habe mich auch umgesehen. Ein alter Mann in einer Bluse und mit einem langen weißen Bart machte Zeichen mit der Hand. Er

machte ein ähnliches Zeichen, und ohne ein weiteres Wort rannte er auf ihn zu, und sie verschwanden beide.

Nach dem Treffen in der Kaffeestube habe ich Monsieur François nur dreimal gesehen. Einmal aus der Ferne, im Jardin du Luxembourg. Er stand neben einem ärmlich gekleideten jungen Mädchen, das ihn weinerlich anflehte, die Hände faltete und an die Lippen führte . . . Und er antwortete mürrisch, stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf und stieß plötzlich ihren Ellbogen zur Seite, zog seinen Hut über die Stirn und ging weg. Sie rannte in die andere Richtung wie eine verirrte Frau.

Unser zweites Treffen war bedeutsamer: Es fand am 13. Juni statt, dem Tag, an dem eine Herde Bonapartisten, auf die Lamartine von der Tribüne des Parlaments aus hingewiesen hatte, zum ersten Mal auf der Place de la Concorde auftauchte und die bald darauf von den Linientruppen zerstreut wurden. In einer der Ecken, die von der Mauer des Tuilerien-Gartens gebildet werden, sah ich einen Mann in der bunten Tracht eines Scharlatans, der auf einem zweirädrigen Handwagen stand und Flugblätter verteilte. Ich nahm eine davon: Sie enthielt eine sehr lobende Biographie von Louis-Napoleon. Ich hatte diesen Mann, einen Bretonen mit einer sehr langen und fesselnden Haarmütze, schon früher auf den Boulevards und Plätzen gesehen; er verkaufte ein Zahnelixier, eine Rheuma-salbe, verschiedene Allheilmittel usw. Als ich in der Broschüre blätterte, berührte mich jemand leicht an der Schulter. Monsieur François! — Er lächelte mit seinem zahnlosen Mund und sah mich ironisch durch seine Brille an.

— Jetzt geht es los! Ja, jetzt geht es los! — sagte er und rieb sich hektisch die Hände. — Dann fängt es an! Hier ist er, der Apostel, der Vorbote! Mögen Sie ihn?

— Der haarige Scharlatan? — Ich rief aus: »Dieser Witzbold? — Sie machen sich über mich lustig!

— Ja, ja, ein Scharlatan! — Monsieur Francois widersprach. — So sollte es sein. Ungewöhnliche Haare, Armbänder an den Handgelenken, Strumpfhosen mit goldenen Pailletten . . . Das ist es, was wir brauchen! Man muss die Fantasie anregen! Eine Legende, mein guter Herr, eine Legende ist nötig! Wir brauchen ein Wunder! Öffentlichkeitsarbeit! Eine Bühnenproduktion! Ein Mann ist zuerst überrascht . . . und dann respektiert er es! Was soll ich sagen, Respekt? Er glaubt . . . er glaubt! Und denken Sie daran: Das

eigentliche Geschäft hat gerade erst begonnen . . . Und wenn das Rote Meer (la Meg rouge) durchquert ist . . .

Doch kam eine Menge Leute vom Place de la Concorde heran, rannte wahllos vor den Bajonetten der Soldaten davon und wir wurden getrennt.

Das letzte Mal, dass ich Monsieur François, ebenfalls aus der Ferne, gesehen habe, war in den schrecklichen Tagen des Juni. Er trug die Uniform eines Nationalgardisten aus der Provinz — er hielt ein Gewehr in der Hand — und ich kann die kalte Brutalität seines Gesichts nicht in Worte fassen.

Seitdem habe ich Monsieur François nicht mehr gesehen. — Anfang 1850 war ich in einer russischen Kirche bei der Hochzeit eines Bekannten — und plötzlich, Gott weiß warum, war es so, dass ich an ihn denken musste. — Mir kam sofort der Gedanke, dass er, da seine anderen Vorhersagen eingetroffen waren, auch dieses Mal ein Prophet gewesen sein könnte — und dass er definitiv tot war. — Einige Jahre später konnte ich seinen Tod jedoch mit Sicherheit nachweisen. — Ich sah eine Frau in einem Laden hinter dem Tresen, und in ihr erkannte ich nach kurzem Zögern das Mädchen, das im Jardin du Luxembourg vor Monsieur Francois so bitterlich geweint hatte. — Ich habe es gewagt, sie an die Szene zu erinnern. — Zunächst zeigte sie sich verwirrt — aber sobald sie verstand, was vor sich ging, wurde sie sofort furchtbar aufgeregt, blass, errötete und bat mich, keine weiteren Fragen zu stellen.

— Sagen Sie mir wenigstens, ob der Herr tot ist oder nicht.

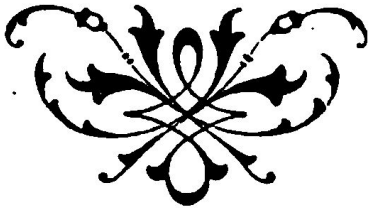
Die Frau sah mich eindringlich an.

— Er starb den Tod, den er verdiente . . . Er war ein böser Mensch. — Allerdings«, fügte sie hinzu, »war er auch sehr . . . sehr unglücklich.

— Ich konnte nichts mehr aus ihr herausbekommen, und wer Monsieur François eigentlich war, blieb mir ein Rätsel.

Es gibt einige Seevögel, die nur während eines Sturms auftauchen. Die Engländer nennen sie Sturmschwalben. Sie stürzen sich tief in die düstere Atmosphäre, über die Kämme der wütenden Wellen — und verschwinden, sobald sich das Wetter aufklärt.

(1879)



[1] Für die heiligsten Seelen im Fegefeuers.

[2] Glaube an die Erfahrung, Roberto.

[3] Krieg, Jagd und Liebe.

[4] Für eine Freude, tausend Sorgen.

[5] Leben . . .

[6] »Eine käufliche Stadt!« Ausruf des numidischen Königs Jugurtha, an Rom.

[7] Der Irrtum ist dem Menschen angeboren.

[8] dieser Teufel ist navaja.

[9] Gefährtin und Abgesandte von Louis-Napoleon.

[10] Ein Freund und Abgesandter von Louis-Napoleon. Dieser fette Einfaltspinsel Ledrue.

Aus den Erinnerungen von 1848 von Iwan Sergejewitsch Turgenjew, Übersetzer unbekannt Originalsprache: Französisch. — Aus der Reihe »Literarische und Lebenserinnerungen«. Übersetzung: Ende 1879. (spätestens Anfang Dezember), veröffentlicht: auf Französisch in der Dezemberausgabe von »La Nouvelle Revue«, 1879, Bd. I, S. 1265-1290 (hrsg. von G. Flaubert).

Die Unsrigen haben uns geschickt.

Aus dem Russischen
von
Adolf Gerstmann.

Es war am vierten jener denkwürdigen Tage, die mit blutigen Schriftzügen auf den Blättern der Geschichte Frankreichs verzeichnet sind.

Ich bewohnte damals ein jetzt abgerissenes Haus an der Ecke des Boulevard des Italiens und der Rue de la Pair. Seit den ersten Tagen des Juni lag es in der Luft wie Pulverdampf — ein entscheidender Zusammenstoß der feindlichen Parteien schien unvermeidlich. Eine an und für sich geringfügige Einzelheit schien den Ausschlag geben zu sollen: Marie, ein Mitglied der provisorischen Regierung, hatte die vor kurzem noch sehr muthlosen Abgesandten der Nationalversammlung empfangen, und in seiner Anrede an dieselbe sich das Wort »Sclaven« entschlüpfen lassen. Das wurde als absichtliche Beleidigung aufgefaßt, und die Zeitfrage, wann der Kampf beginnen würde, drehte sich nicht mehr um Tage, sondern nur noch um Stunden.

»Ob es heute wohl zum Losschlagen kommt?« Das war die Frage, mit der man jeden Morgen aufstand.

»Heute hat's begonnen,« sagte meine Wäscherin zu mir, als sie mir am Freitag, den 23. Juni, mein Weißzeug brachte.

Sie erzählte mir, daß eine große Barrikade den Boulevard nicht weit von der Porte Saint-Denis versperre. Ich ging unverzüglich nach der bezeichneten Gegend.

Auf meinem Wege dorthin bemerkte ich zunächst nichts außergewöhnliches. Vor den Kaufläden und Cafés standen die Menschen wie immer, die Wagen und Omnibusse rollten wie immer durch die Straßen; auf den Gesichtern der Passanten war allerdings eine größere Erregtheit als sonst zu lesen, man sprach lauter und, wie mir schien, auch in freudigerem Tone — das war aber auch Alles.

Aber je weiter ich schritt, desto mehr veränderte sich auch das Aussehen des Boulevard. Nur selten begegnete man noch einer Droschke, die Omnibusse schienen ganz verschwunden zu sein. Die meisten Kaufläden und Cafés waren bereits geschlossen — die wenigen noch geöffneten folgten bald dem gegebenen Beispiel, die Straße war menschenleer, aber In allen Häusern waren die Fenster

sämmtlicher Etagen weit geöffnet, und in diesen Fenstern, wie auch in den Thorwegen der Häuser drängten sich eine Menge Leute — meist Frauen, Kinder, Erzieherinnen und Bedienstete. Sie unterhielten sich und lachten, sprachen mit den auf der andern Seite der Straße aus den Fenstern Blickenden, grüßten mit der Hand, ungefähr so, wie man sich im Theater begrüßt, bevor der Vorhang aufgeht und die Vorstellung beginnt. Diese Leute schienen mir nicht anders erregt zu sein, als sie es an einem Festtage sein mochten. Sie waren mit buntfarbigen Bändern geschmückt, aus denen in den Strahlen der Junisonne die blauen, rothen und weißen besonders hervorleuchteten. Ein leichter Luftzug erhob sich, und wie die Blätter der Pappel — des Freiheitsbaumes — fingen die Bänder leise zu rauschen an und sich flatternd in den Lüften zu bewegen.

Sollte es denkbar sein, daß hier, daß jetzt — vielleicht in zehn, ja vielleicht schon in fünf Minuten — heftig gekämpft und Blut vergossen wird, fragte ich mich unaufhörlich. Es kamt nicht sein, es ist unglaublich. Es wird einfach wieder einmal öffentlich eine kleine Komödie gespielt; denn daß sich hier eine furchtbare Tragödie vorbereitet, darauf deutete kein Anzeichen hin.

Und dennoch — da grade vor mir erhebt sich ja, den Boulevard in seiner Breite versperrend, eine Barrikade; sie ist ungefähr drei Meter hoch. Genau auf ihrer Mitte ist, umgeben von einer Anzahl mit dreifarbigen Bändern geschmückter Standarten, eine blutigrothe Fahne aufgepflanzt. Hinter dem aus Feldsteinen gebildeten Kamm erscheinen zuweilen einige Blousenmänner.

Ich gehe näher heran. Der Raum vor der Barrikade ist ziemlich leer. Ungefähr 50 Männer — vielleicht auch mehr — standen müßig und gaffend auf dem Pflaster; denn damals waren die Boulevards noch nicht wie heut, maladamisirt. Die Blousenmänner schienen sich mit den Neugierigen ganz angenehm zu unterhalten. Einer von ihnen, er trug die weiße Degenkoppel eines Soldaten, reichte eine Flasche, welcher der Hals abgebrochen war, und ein halbvolles Glas hinunter — er schien ihn zum Trinken aufzufordern; ein Anderer, der an einem Bandelier eine Doppelflinte trug, schrie unaufhörlich mit krähender Stimme: »Es lebe die Nationalversammlung! Es lebe die Republik!«

Nicht weit von diesen Beiden stand eine große Frau mit schwarzen Haaren in einem gestreiften Kleide; sie trug ein Pistol im Gürtel — sie allein lachte nicht. Nachdenkend und träumerisch stand sie und hatte

den Blick ihrer schwarzen Augen fest auf die vor ihr sich ausbreitende Straße gerichtet.

Ich ging über den Boulevard und stellte mich zugleich mit sechs oder sieben andern Herren an die Mauer eines Hauses, in welchem sich schon damals wie noch heute eine Handschuhfabrik befindet; an dieser Stelle macht der Boulevard eine kleine Biegung nach rechts. Die Jalousien an den Fenstern dieses Hauses waren herabgelassen. Noch in diesem Moment konnte ich mir nicht denken, daß, trotz alles dessen, was an den vorangegangenen Tagen passirt war, die Sache eine so furchtbare, so entsetzliche Wendung nehmen würde.

Inwischen näherte sich immer mehr und mehr der schon früher gehörte Lärm von Trommeln, man hatte sie schon beim Morgenarauen wirbeln hören. Bald daraus bemerkte ich, wie eine Abtheilung der Nationalgarde, langsam sich nähernd und sich fortbewegend wie eine große schwarze Schlange, von links in den Boulevard einschwenkte, ungefähr zweihundert Schritte von der Barrikade; die Bayonetspitzen blitzten in der Sonne, an der Tête befanden sich einige berittene Offiziere.

Als die Abtheilung sich auf dem Boulevard befand, dessen ganze Breite sie einnahm, machte sie gegen die Barrikade Front und avancirte nun; im Rücken war sie durch immer neu herbeikommende Truppenmassen gedeckt.

Die Ankunft dieser Menge Soldaten übte eine eigenthümliche Wirkung auf die eben noch so lauten Bürger aus; jeder Lärm, jedes Lachen verstummte; wenn Einer sprach, that er es mit flüsterndem Ton — es schien ein Schleier aus Gaze über Alle gezogen zu sein. Zwischen der Front der Truppen und der Barrikade war ein ganz leerer Platz, auf welchem nur noch der Staub aufwirbelte und einzelne Holzstückchen um sich selbst tanzten, wenn sich ein leichter Wind erhob; kein lebendes Wesen zeigte sich, da plötzlich läuft ein kleiner, schwarz und weiß gefleckter Hund von der einen Seite der Straße auf die andere — nun kehrt er wieder um, er muß sich verirrt haben und sucht seinen Herrn; denn er bleibt in beständigem Hin- und Herlaufen.

Da ertönt plötzlich ein eigenthümlich hartes, scharfes Geräusch; kommt es von oben, von unten — von vorn, von hinten? Niemand kann es sagen. Es war nicht der Lärm einer Waffe, es hörte sich eher so an, als ob altes Eisen auf das Pflaster geworfen wird. Dem

fremdartigen Geräusch folgt tiefe Stille — man lauscht — man wagt kaum zu athmen — selbst die Luft scheint ihre Schwingungen eingestellt zu haben, so ruhig ist es -— da ertönt genau über meinem Kopfe ein furchtbares Krachen, und damit war das Räthsel gelöst — die Jnsurgenten hatten in der von ihnen occupirten oberen Etage der Handschuhfabrik die schweren eisernen Jalousien aufgezogen.

Meine Nachbarn und ich eilten nun so schnell wir konnten an den Häusern des Boulevard entlang. Einer immer hinter dem Andern gehend (ich erinnere mich noch, daß ich dabei bemerkte, wie auf dem leeren Platze vor der Barrikade ein Mann auf allen vieren von der einen Seite nach der andern kroch, wie sein rothes Käppi zur Erde fiehl und wie sich der kleine gefleckte Hund im Staub wälzte); die erste Seitenstraße schlugen wir ein und benutzten sie zur Flucht. Wir trafen auf ungefähr dreißig andere Neugierige, unter denen sich auch ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren befand, der durch einen Streifschuß am Fuße verwundet war. Auf dem Boulevard hinter uns krachten unaufhörlich Flintenschüsse. Wir bogen abermals in eine andere Straße ein, wenn ich mich nicht irre, in die Rue de l'Echiquier; das eine Ende derselben war durch eine kleine Barrikade gesperrt, auf welcher ein zwölfjähriger Bursche stand, einen alten Türkensäbel schwingend; ein großer Nationalgardist begegnete uns — er sah todtenbleich aus und lief, bei jedem Schritte stolpernd und strauchelnd, während aus dem Aermel seiner Uniform das Blut einer im Kampf erhaltenen Wunde sickerte.

Die Tragödie hatte begonnen; jetzt durfte man nicht mehr daran zweifeln, daß es ernst gemeint sei, obgleich auch in diesem Augenblick noch Niemand befürchtete, daß der Kampf eine solche ungeheure Ausdehnung gewinnen würde.

Da ich weder Lust noch Ursache hatte, mich zu den auf der einen oder andern Seite der Barrikade Kämpfenden zu gesellen, so ging ich nach meiner Wohnung zurück.

Man verbrachte allgemein diesen Tag in einer unsäglichen Aufregung; dabei herrschte eine drückende Hitze. Ich verließ den Boulevard des Italiens nicht, der schwarz von Menschen war — Menschen, den verschiedensten Klassen angehörig. Man verbreitete die unglaublichsten Nachrichten, die dann wieder verdrängt wurden durch solche, welche noch bunter ausgeschmückt, noch phantastischer zugestutzt waren. Gegen Abend stand das eine fest,

daß die Insurgenten fast die Hälfte der Stadt Paris siegreich in Besitz genommen hätten. Auf allen Seiten erhoben sich Barrikaden — hauptsächlich auf dem linken Seine-Ufer. Das Militär dagegen hielt die strategisch wichtigen Punkte besetzt — ein Kampf auf Leben und Tod mußte hier entscheiden, das sah Jeder ein.

Am folgenden Morgen war der Boulevard und der größte Theil des von den Insurgenten noch nicht eroberten Paris wie durch einen Zauberschlag verändert. Eine Ordre des Generals Cavaignae, des Commandeurs von Paris, untersagte jedes Umhergehen auf den Straßen. Um diesem Befehl Geltung zu verschaffen, waren die Nationalgarden von Paris und aus der Provinz in den Straßen aufgestellt und bewachten die Häuser und ihre Bewohner; die regulären Truppen und die Mobilgarden kämpften; Fremde, Frauen, Kinder, Greise und Kranke mußten in ihren Zimmern bleiben und die Fenster weit öffnen, damit jede Ueberrumpelung unmöglich wäre.

Ein Augenblick hatte genügt, um die Stadt wie ausgestorben zu machen. Kaum, daß man von Zeit zu Zeit einen Postwagen durch die Straßen rollen hörte oder den Wagen eines Arztes, der noch dazu jeden Augenblick von den Beamten angehalten wurde, die von dem Insassen den Erlaubnißschein sehen wollten, auf welchen hin er durch die Stadt fahren durfte; dann zog wieder eine Batterie mit Geräusch und Lärm nach dem Kampfplatz; jetzt eilt in aller Stille und ohne Musik eine Infanterie-Abtheilung den Boulevard entlang; jetzt wieder ein Adjutant, seinen Kopf auf den Hals des Pferdes gebeugt, in vollster Carrière über das Pflaster hin.

Das waren schreckliche, furchtbare Tage. Die, welche sie nicht durchlebt haben, können sich gar keinen rechten Begriff davon machen. Für die Franzosen war die Lage eine verzweifelte. Sie mußten fürchten, daß ihr Vaterland, daß alle ihre Einrichtungen und Gesetze ihnen genommen und in den Staub gezerrt würden! aber wenn die Bangigkeit und Sorge eines Fremden, welcher zu unfreiwilligem Nichtsthun verdammt ist, auch nicht so schrecklich war wie die verzweifelte Situation der Landeskinder, so war sie auf jeden Fall doch nicht minder ergreifend und entnervend.

Man mache sich ein Bild: Furchtbare Hitze; absolutes Verbot, spazieren zu gehen: durch die geöffneten Fenster dringt eine Luft herein, wie bei einem Brande; von allen Seiten blendende Helle — wenn man dann sich hinsetzen will, um zu lesen, zu schreiben, irgend

etwas zu thuu — ist es absolut unmöglich, man kann keinen klaren, vernünftigen Gedanken fassen.

Fünfmal, ja zuweilen zehnmal in der Minute hörte man den Donner der Kanonen; in den Zwischemräumen glaubte man deutlich das Kleingewehrfeuer und den Lärm der Schlacht zu vernehmen. Die Straßen still — todt. Unter den glühenden Sonnenstrahlen, die die Luft zittern machten, bekam das Pflaster das Aussehen von Schwefel. Auf dem Trottoir standen die unbeweglichen Nationalgardisten, deren Gesichter zu Stein geworden zu sein schienen — nichts, gar nichts erinnerte an das gewöhnlich hier herrschende Leben und Treiben. Wohin man auch blickte, man hatte eine ungeheure Ebene vor sich, auf der sich nichts Lebendes regte, man glaubte in einem Gefängniß oder auf einem Kirchhof zu sein.

Gegen Mittag änderte sich das Schauspiel. Man begann die Todten und die Verwundeten zu transportiren. Ich sah auf einer Bahre einen grauhaarigen Mann vorübertragen, dessen Gesicht so weiß war, wie das Kissen, auf dem sein Haupt lag: es war der Deputirte Charbonnel, zu Tode getroffen. Jeder entblößte schweigend sein Haupt vor ihm; aber seine Augen sahen die ihm gezollten Ehrfurchtsbezeigungen nicht mehr, sie waren geschlossen für immer.

Alsdann kam ein großer Trupp Gefangener, von Mobilgardisten begleitet, es waren meist junge Leute, fast noch Kinder, aus die man anfänglich nicht sonderlich geachtet, die aber gekämpft hatten, wie die Löwen. Einige von ihnen trugen auf ihren Bayonnetten die Käppis, welche sie mit dem Blute ihrer Kameraden getränkt hatten. oder die Blumen, welche ihnen die Frauen und Mädchen aus den Fenstern zugeworfen hatten.

»Vive la république! Vive la mobile -i-ile!« schrien auf beiden Seiten des Boulevard die Nationalgardisten, indem sie die letzte Silbe eigenthümlich betonten und in die Länge zogen. Die Gefangenen gingen einher, ohne die Augen zu erheben, gedrückt, gestoßen, geschoben wie eine Viehheerde; die meisten waren in Lumpen gehüllt und hatten keine Kopfbedeckung; einigen hatte man auch die Hände gebunden.

Und die Kanonade dauerte fort, dauerte fort ohne Unterbrechung. Die stete Erschütterung der Luft, das sich stets gleichbleibende Geräusch dabei übten ihren Einfluß zugleich mit der drückenden Hitze aus — schwer und beängstigend legte es sich uns auf Kopf und

Brust. Gegen Abend hörte ich durch die Fenster meines in der vierten Etage gelegenen Zimmers, daß wieder etwas neues in Scene gesetzt wurde; das Dröhnen der Kanonenschläge verhallt einen Augenblick, der Schlachtenlärm schweigt, und da — ziemlich in meiner Nähe — hört man den scharfen Knall vieler schnell hintereinander abgefeuerter Gewehre — wie ich später hörte, waren es die Schüsse, die auf die gefangenen Insurgenten abgegeben worden waren. Man hatte sie in der Nähe der Mairie füsilirt.

Und Stunde auf Stunde verrann! Es war unmöglich, zu schlafen; selbst bei Nacht konnte matt es nicht. Als ich wagte, hinunter auf den Boulevard zu gehen, blos bis zur ersten Querstraße zu spazieren, um Neuigkeiten zu hören und frische Luft zu schöpfen, wurde ich sofort arretirt und ausgefragt: »Wer sind Sie? Woher kommen Sie? Wo wohnen Sie? Warum sind Sie nicht in Uniform?« Als ich sagte, daß ich ein Fremder sei, wurde ich verdächtig und erhielt den Befehl, sofort nach meiner Wohnung zurückzukehren. Einmal wollte mich sogar ein Nationalgardist — er war aus der Provinz, und das waren die Schlimmsten — auf der Stelle arretiren, weil ich noch im Morgenrock war. »Sie haben den Rock blos angezogen, um dadurch den Insurgenten irgend ein Zeichen zu geben!« schrie er mich wüthend an. »Wer bürgt dafür, daß Sie nicht ein russischer Agent sind und Geld in Ihren Taschen haben, um den Aufruhr hier zu fördern und die Flamme zu schüren?« Ich sagte ihm, er solle doch meine Taschen durchsuchen, vielleicht fände er Geld darin — dann wäre er allerdings glücklicher als ich, der das Kunststück nicht fertig brächte; aber diese Antwort machte ihn womöglich noch ungeberdiger. Matt glaubte damals eben überall russisches Gold, russische Agenten zu erblicken; mit solchen absurden Erfindungen, mit solchen Hirngespinnsten hatte unsereiner einen schweren Kampf zu bestehen.

Ich kann nur wiederholen, es waren schreckliche Stunden.

Drei Tage verflossen in solcher Weise; man stand wahrhafte Höllenqualen aus. Der vierte Tag — der 26. Juni — brach an. Neuigkeiten vom Kampfplatz gelangten verhältnißmäßig leicht zu uns — sie pflanzten sich von Mund zu Mund fort, so daß man das Wissenswerthe ziemlich schnell erfuhr. Wir wußten beispielsweise schon, daß das Pantheon zurückerobert war, daß die Truppen das ganze linke Seine-Ufer in Besitz hatten, daß die Insurgenten den General Bréa erschossen hatten, daß Monseigneur Affre zum Tode

verwundet war und daß nur noch das Faubourg Saint-Antoine eigentlichen Widerstand leiste. Ich erinnere mich noch einer Einzelheit, welche einen eigenthümlichen Eindruck auf mich machte. Wir waren nämlich eben dabei, eine Proclamation zu lesen, in welcher sich der General Cavaignac an das patriotische Gefühl, an die Vaterlandsliebe wandte, die ja in keines Menschen Brust völlig erstickt werden könnte — da sprengte ein Husaren-Officier mit verhängten Zügeln auf den Boulevard und schrie, indem er mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand einen Kreis vom Umfange eines Apfels bezeichnete, unaufhörlich: »So dick sind die Kugeln, mit denen sie auf uns geschossen haben!« — —

In demselben Hause mit mir, auch auf demselben Flur, wohnte ein ziemlich bekannter und angesehener deutscher Schriftsteller, Namens H . . . g, den ich kannte; ich ging häufig zu ihm, um mich mit ihm zu unterhalten, um der Einsamkeit zu entfliehen, um mich zu zerstreuen.

Auch am Morgen des sechsundzwanzigsten Juni war ich bei ihm. Er hatte eben gefrühstückt, als ein Bursche hereintrat.

»Was giebt es?«

»Mein Herr, draußen — ist — da ist eine Blouse, die — die Sie zu sprechen wünscht.«

»Eine Blouse? Was für eine Blouse?«

»Ich meine, ein Blousenmann, ein Arbeiter; es ist ein alter Mann; er fragte nach dem Bürger H . . . g. Soll er eintreten?«

H . . . g wechselte einen Blick mit mir.

»Laß ihn eintreten,« sagte er dann.

Der Knabe wandte sich um und verließ das Zimmer.

Ein Blousenmann! Das Wort schien auf H . . . g einen gewissen beunruhigenden Einfluß ausgeübt zu haben. Und dennoch! Wenige Monate früher war die Blouse, infolge der Februar-Tage, dasjenige Costume, welches, am meisten in der Mode, am häufigsten getragen wurde. Hatte ich nicht selbst im Théâtre français, in einer für das große Publikum bestimmten Gratisvorstellung, gesehen, mit meinen eigenen Augen gesehen, daß Elegants und Modejünglinge weiße und blaue Blousen trugen? Aber andere Zeiten — andere Sitten. Während der Pariser Junitage war die Blouse ein Sinnbild der Verstoßung

geworden, ein Kainszeichen; sie erregte unwillkürlich ein Gefühl des Schreckens und der Furcht.

Der Bursche kam zurück und ließ hinter sich, nicht ohne ein nachdenkliches Kopfschütteln, einen Mann herein. Dieser Mann war wirklich mit einer Blouse bekleidet, mit einer ganz alten, zerrissenen blauen Blouse. Seine Beinkleider und Schuhe waren ebenfalls schon ganz abgestutzt; ein rothes Hemde bedeckte seine Brust, während lange, graue Haare ihm bis auf die Schultern niederfielen. In seinem Gesicht fiel besonders die große und starke Nase auf; seine grauen Augen waren nur klein, aber wenn sie in einem Augenblick auch erloschen schienen, so flammten sie im nächsten desto kühner, desto entschlossener auf. Die eingefallenen und bleichen Wangen, das vollständig von Falten bedeckte Gesicht, der breite, mißgestaltete Mund, der ungepflegte Bart, die rothen und rauhen Hände und die ganze gebückte Haltung — was bezeichneten sie anders, als ein ganzes langes Leben voll schwerer, mühseliger Arbeit? Wir konnten nicht zweifeln, der vor uns stand, war Einer von denen, die ihr Leben lang gekämpft und gerungen hatten, ohne sich jemals aus dem Elende, aus den untersten Schichten der Gesellschaft emporraffeu zu können.

»Bürger H . . . g?« fragte er mit rauher Stimme.

»Das bin ich,« entgegnete der deutsche Schriftsteller, nicht ohne daß ich ein gewisses Zittern in seiner Stimme bemerkt hätte.

»Sie erwarten Ihren Sohn und seine Erzieherin aus Berlin?«

»Allerdings! Woher wissen Sie das? Sie sollten eigentlich schon vor drei Tagen hier eintreffen, aber ich an glaubte —«

»Ihr Sohn ist gestern hier angekommen, aber da der Bahnhof der Eisenbahn von Saint Denis in den Händen der Unsrigen ist, und weil wir nicht wissen, wie wir ihn hierher schicken sollen, hat man ihn vorläufig bei einer unserer Frauen untergebracht; auf diesem Papier hier finden Sie die genaue Adresse verzeichnet, und da haben mich die Unsrigen beauftragt, zu Ihnen zu gehen und es Ihnen zu sagen, damit Sie sich nicht beunruhigen und ängstigen. Seine Erziegerin ist bei ihm, sie sind gut einlogirt und wir werden Beide genügend verpflegen. Es ist keine Gefahr. Wenn Alles vorbei sein wird, können Sie mit Hilfe dieses Papiers die Ihrigen aufsuchen. Adieu, Bürger!«

Damit wandte sich der Alte zur Thür.

»Warten Sie, warten Sie doch!« rief H . . . g jetzt lebhaft. »Gehen Sie doch noch nicht!«

Jener blieb stehen, aber ohne sein Gesicht uns zuzuwenden.

»Ist es denn möglich, wahrhaftig möglich,« fuhr H . . . g fort, »daß Sie einzig und allein zu mir gekommen sind, um mich über das Schicksal meines Sohnes zu beruhigen — mich, der ich Ihnen doch gänzlich unbekannt bin?«

Der Alte hob langsam den Kopf und sah uns einen Augenblick an. »Nun ja, die Meinigen haben mich geschickt.«

»Einzig deswegen? Nur in dieser Angelegenheit?«

»Ja!«

H . . . g schien starr vor Freude und Erstaunen. Endlich faßte er sich wieder und sagte: »Sie nehmen es mir gewiß nicht übel, aber — ich begreife gar nicht, wie Sie hierher gelangen konnten. Man muß Sie doch an jeder Straßenecke festgehalten haben.«

»Allerdings hat man das.«

»Man hat Sie gefragt, wohin Sie gehen und in welcher Angelegenheit.«

»Ja! Man blickte immer auf meine Hände, um zu sehen, ob sie nicht Spuren von Pulver trügen. Sie sind hinter uns her, wie die Schießhunde. Ich selbst wurde zweimal von einem Offizier aufgehalten, der Miene machte, mich niederzuschießen.«

H . . . g war wieder sprachlos geworden. In seinen Augen glänzte etwas wie eine Thräne, und seine zusammengepreßten Lippen murmelten etwas, das klang wie: »Ist es denn zu glauben? Er opfert sich für einen Unbekannten.«

»Adieu, Bürger!« wiederholte der Alte, sich abermals zum Ausgang wendend.

H . . . g eilte auf ihn zu und hielt ihn zurück.

»Warten Sie nur noch einen Moment, ich muß Ihnen doch danken.«

Er griff in die Tasche.

Jener machte mit der gebräunten von schwerer Arbeit hatten Hand eine Bewegung, als weise er eine Gabe zurück.

»Lassen Sie es gut sein, Bürger, ich nehme kein Geld.«

»So —so, erlauben Sie mir doch wenigstens, Ihnen ein Frühstück anzubieten — ein Glas Wein — oder -—«

»Das kann ich allerdings nicht zurückweisen,« entgegnete der Alte nach kurzem Besinnen, »denn ich habe seit zwei Tagen fast nichts gegessen.«

H . . . g schickte den Burschen weg, um unverzüglich ein gutes Frühstück herbeizuschaffen, und inzwischen lud er seinen Gast ein, sich zu setzen. Dieser ließ sich langsam auf einen Stuhl nieder, stützte die Ellenbogen auf die Knie und verbarg das Gesicht halb in seinen Händen.

H . . . g stellte einige Fragen, erhielt aber nur leise gesprochene und ungenügende Antworten — der Alte war angenscheinlich sehr müde. Im Uebrigen zeigte er weder Eifer für seine Sache noch auch Furcht — es schien ihm alles gleichgültig geworden zu sein; und dann war wohl auch eine Unterhaltung mit einem »Bourgeois« nicht nach seinem Geschmack. Beim Frühstück wurde er etwas mittheilsamer. Er hatte sich mit wahrer Gier auf das Essen und die Getränke gestürzt, und dann löste sich nach und nach seine Zunge.

»Im Februar,« sagte er, »hat uns die provisorische Regierung gebeten, noch drei Monate zu warten. Die drei Monate sind vorbei, und das Elend ist dasselbe geblieben — ja, es hat sich noch vergrößert; es ist immer schlimmer geworden. Die provisorische Regierung hat uns betrogen, sie hat viel versprochen, aber nichts gehalten. Sie hat nichts für uns, für die Arbeiter, gethan — die provisorische Regierung. Was wir hatten, haben wir aufgezehrt. Wir haben keinen Verdienst, Handel und Wandel stockt — und das, das nennt sich eine Repnblik! Wir haben uns jetzt entschieden, unsere Losung heißt: »Blut um Blut!«

H . . . g unterbrach ihn. »Aber glauben Sie nicht, daß Sie auch ohne solchen furchtbaren Aufstand Ihre Forderungen doch hätten durchsetzen können?«

»Blut um Blut!« sagte der Alte noch einmal. Er wischte sich den Mund, faltete sorgfältig die Serviette, sagte: »Besten Dank,« und erhob sich.

»Sie wollen fort?« rief H . . . g.

»Ja, ich muß zu den Unsrigen. Was soll ich hier auch?«

»Aber wenn Sie gehen, wird man Sie unterwegs arretiren und Sie dieses Mal erschießen.«

»Möglicht Was ist daran gelegen? So lange ich lebe, habe ich um Brod für meine Familie zu sorgen; und weiß ich denn, ob ich auch immer Brod für sie haben werde? Tödtet matt mich dagegenn so werden die Unsrigen meine Waisen nicht Noth leiden lassen. Adieu, Bürger!«

»So sagen Sie mir wenigstens Ihren Namen! Ich möchte doch den Namen des Mannes wissen, der so viel für mich gethan hat.«

»Sie brauchen auch meinen Namen nicht zu kennen; denn, um die Wahrheit zu sagen, was ich that, habe ich nicht für Sie gethan; die Unsrigen waren es, die es mir aufgetragen. Adieu!«

Und der Alte ging, begleitet von dem Burschen.

Noch an demselben Tage wurde der Ausstand vollständig bewältigt. Sobald die Passage in den Straßen wieder frei war, suchte und fand H . . . g mittels der Adresse, die er erhalten hatte, die Frau, welche seinem kleinen Sohn Obdach gegeben hatte. Der Mann und der Sohn dieser Frau saßen im Gefängniß: ein anderer Sohn von ihr war auf einer Barrikade gefallen; ihr Neffe hatte sich unter den Gefangenen befunden, die bereits erschossen waren. Auch sie wies standhaft jede in Geld bestehende Belohnung zurück; aber auf zwei kleine, im Zimmer befindliche Mädchen deutend (es waren die Kinder ihres gefallenen Sohnes), sagte sie: »Ich möchte, wenn ich jemals etwas für diese Kleinen gebrauchen sollte, versichert sein, daß Ihr kleiner Sohn sich derselben auch erinnert.«

Das Schicksal des Alten, der zu H . . . g gekommen war, blieb uns unbekannt. Man mußte unwillkürlich die größte Hochachtung haben vor der That dieses Mannes, wie auch vor der unbewußten, fast großartigen Einfachheit, mit der er seine Mission erfüllte. Er war offenbar nicht gekommen mit dem Bewußtsein, etwas außerordentliches zu thun, indem er sich selbst opferte. Und die, welche ihn geschickt hatten, sie waren in einem Verzweiflungskampf gewesen und hatten doch an die Vaterangst eines ihnen vollständig unbekannten »bourgeois« denken können. Und die Art und Weise, wie sie ihn zu beruhigen suchten und ihr Vorhaben auch ausführten, giebt das alles nicht Stoff zu reiflichen Ueberlegungen und Erwägungen? Zwanzig Jahre später — es ist wahr — haben dieselben Volksklassen Paris angesteckt und die Geißeln erschossen.

Wer das menschliche Herz nur ein wenig kennt, der wird nicht erstaunt sein über solche Widersprüche.

- E n d e -

Aufzeichnung eines Jägers
aus dem Gouvernement Orenburg

S. A–w. Moskau 1852.
Brief an einen der Herausgeber des »Zeitgenossen« (»Sovremennik«)

Deutsch von Kurt Wildenhagen.

Motto: Erst die Arbeit, dann das Vergnügen!
(Aus einem Buch, betitelt »Der Falkner«
oder »Neue Festlegung und Ordnung der Falkenjagd«)

Sie haben mich, lieber Nikolaj Alexejewitsch (Nekrassow), im Laufe dieses Sommers mehrfach an ein Versprechen erinnert, in Ihrer Zeitschrift ausführlich über S. Aksakows vortreffliches Buch zu berichten, ich habe bis heute mein Wort nicht halten können: als echter Jäger – als Jäger mit Leib und Seele – habe ich fast die ganze Zeit über das Gewehr nicht aus der Hand gelegt und überhaupt nicht an die Feder gerührt.

Nun haben wir aber Winter; am 2. Oktober setzte der erste Frost ein, und am 3. Oktober begann am frühen Morgen ein Schneetreiben, das sich bis heute noch nicht gelegt hat; alle Felder sind plötzlich weiß geworden; es ist unmöglich, lange auf die Jagd zu gehen; draußen stürmt und wirbelt es und verklebt einem die Augen, um mit den Worten des russischen Volksliedes zu reden; vor einer Woche konnte ich noch die Waldschnepfen zu Dutzenden schießen, heute hat man Mühe, sei es auch nur ein Paar zu treffen: diese frühen, harten Fröste haben ihnen »einen Stoß versetzt«, wie die Jäger zu sagen pflegen. Die Ankunft des Winters, dieses »Zauberers«, ist immer schwer und wenig heiter; besonders traurig ist fein Erscheinen aber, wenn er so früh wie in diesem Jahr anbricht. Wir haben keinen Herbst gehabt – er hatte den Herbst getötet – den Herbst mit all seiner stillen Schönheit, mit seinem »üppigen Welken«. Es ist unheimlich, zu denken, daß wir schon von Anfang Oktober an Winter haben . . . Vom toten Weiß des siegreichen Schnees zeichnet sich scharf das frische, noch nicht welke Blättergrün der Birken, besonders aber der Pappeln ab, und das wirkt gleichsam wie eine Lüge, wie Hohn und Spott. Da ich nun zwischen den vier Wänden meines Zimmers sitze, fällt mir mein Versprechen ein: jagen konnte ich nicht, meine Gedanken waren aber immer noch bei der Jagd; voller Eifer griff ich zur Feder, und da sitze ich nun und schreibe für den »Sovremennik« eine Rezension der »Memoiren« eines

Orenburger Jägers,– ein Buch, das seit meiner Ankunft auf dem Gut nicht von meinem Tisch gekommen ist.

Aber um der Wahrheit die Ehre zu geben, ich schreibe hier keine Rezension, weil es in Herrn Aksakows Buch nichts oder fast nichts zu rezensieren gibt. Kleine Ungenauigkeiten, Flüchtigkeiten, Versehen, die in dem Buche etwa vorkommen, sind bereits alle oder doch fast alle im achten Heft des »Moskwitianin« hergezählt und vermerkt, und zwar in einem sehr fachlichen Artikel, der mit den Buchstaben W. W. signiert ist. Diese selbe Chiffre findet sich in dem nämlichen Heft unter einer Reihe von kleineren Erzählungen über das Jagdrevier in der Umgegend von Moskau, Erzählungen, die sich durch die Richtigkeit des Tones wie auch durch die gar nicht gekünstelte Schillderungsweise auszeichnen und zudem verraten, daß der Verfasser ein nicht minder leidenschaftlicher als erfahrener Jägersmann ist. Den Hauptfehler (betreffs des Pulvermaßes) hat Herr A. bereits in einer besonderen Anzeige, die in den »Moskowskija Wedomosti«[Moskauer Nachrichten.] gedruckt war, wieder gutzumachen gesucht. Von uns aus wollen wir nur hinzufügen, daß die Memoiren des Orenburger Jägers nicht ein Buch sind in der Art des »Chasseur au chien d'arrêt« von Elfear Blase, ein Buch welches als das klassische Werk der französischen Jagd gilt. Herrn A.s. Memoiren sind kein Jägerbuch im strengen Sinne des Wortes. Sie können dem Anfänger nicht als vollständiger Leitfaden dienen, wiewohl sich treffliche Bemerkungen und Ratschläge fast auf jeder Seite finden; der Verfasser fühlt das selber. Er sagt zu Beginn seines Buches: »Ursprünglich hatte ich vor, in meinen Memoiren ausführlich über die Flintenjagd überhaupt zu sprechen, d. h. nicht nur vom Schießen, vom Wild, von feinem Leben und Treiben im Orenburgischen Gouvernement, sondern desgleichen von Jagdhunden, Gewehren, von verschiedenen Jagdutensilien und überhaupt von der ganzen technischen Seite der Sache. Da ich mich nun daranmachte, merkte ich, daß im Verlauf der Zeit, da ich die Flinte in die Ecke gestellt habe, der technische Teil der Flintenjagd große Fortschritte gemacht hat und daß ich sie nicht ausführlich und genau in ihrem gegenwärtigen Stande kenne.«

Tatsächlich hat sich im Verlauf der fünfundzwanzig Jahre, die verflossen sind, seit der geschätzte Herr A. nicht mehr auf die Jagd geht, alles verändert: Hunde, Gewehre und Gewehrutensilien; die

französischen und kurländischen Hunde erfreuen sich nicht mehr der früheren Berühmtheit; die Marklowskihunde waren einmal sehr berühmt, aber heute will man nichts mehr von ihnen wissen; die englischen Hunde stehen hoch im Ansehen, besonders die Vollblut- und Halbblutpointer; [Pointer (pointer von »topoint« = anzeigen) werden kurzhaarige englische Hunde genannt; Setter (nicht aber Zetter: setter von to set= stellen, setzen) werden langhaarige Hunde genannt. Hiervon abgesehen, unterscheiden sich diese zwei Raffen durch den Körperbau, durch ihr Suchen und den Anstand: der Pointer steht, indem er den vorgereckten Kopf hochhält, als »zeigte er«. Der Setter setzt sich, legt sich mitunter nieder. Beide Rassen suchen im vollen Lauf: der Pointer läuft aber in schönen Galoppsprüngen, der Setter in gestreckter Karriere: die Witterung der Pointer ist viel feiner und »höher«; der Setter pflegt zumeist plötzlich mit einem Ruck haltzumachen; man muß zugeben, daß er recht häufig über das Ziel schießt oder, um es beim rechten Namen zu nennen, am Wild vorbeiläuft. Die Setter sind überhaupt ungemein temperamentvoll und im Walde gar nicht zu gebrauchen, dagegen tun sie im sumpfigen Gelände treffliche Dienste. Den Pointernn wird hauptsächlich vorgeworfen, daß sie leicht frieren und ebenso ungern wie die Setter das Wild apportieren. Bekanntlich pflegen sich die Engländer zu diesem Zweck eine Hunderasse zu halten, die sogenannten Retrievers, d. h. die Sucher.]

die Halbblutpointer werden wohl für unser Klima die geeignetsten sein. Was die Setter betrifft, die zuerst wegen ihrer schnellen Witterung, wegen ihrer Unermüdlichkeit und Unempfindlichkeit gegen Kälte so gefallen wollten, so gehen die Meinungen darüber auseinander. An Stelle der englischen Gewehre Manton, Mortimer, Pordey find nun nicht nur die Morgenrots und Starbus, sondern sogar die Lepage getreten; deutsche, Wiener und Prager Gewehre find ganz aus dem Gebrauch gekommen; ihr einziger Vorzug ist die Billigkeit und recht saubere Arbeit; wenn aber nicht unsere Tulagewehre, so stehen doch jedenfalls die Warschauer Beckers natürlich höher. Vor fünfundzwanzig Jahren war die Frage noch gar nicht aufgekommen (ich bekenne aufrichtig, eine Frage, die auch für mich noch nicht ganz gelöst ist) – nämlich, ob man die Hinterlader, die nach dem System à la Ropert oder Lefaucheux geladen werden, für einen Fortschritt in der Kunst oder im Gegenteil für einen unfruchtbaren, leeren Versuch

halten soll? Ob es ihnen bestimmt ist, die Gewehre zu verdrängen, die von vorn durch den Lauf geladen werden, oder nicht? Die Gewehre à la Ropert haben viele Vorzüge, aber auch viele Nachteile; hierüber wird man bei A. kein einziges Wort finden. E. Blase hat dieser Frage ein ganzes Kapitel gewidmet. Er schließt damit, daß er die Gewehre à la Ropert ablehnt; Graf Langelle aber, der Verfasser des Buches »Hygiène des chasseurs«, tritt für fiel ein. Des weiteren: welcher Jäger würde wohl heute die plumpen, schweren Patronen benutzen statt der eleganten und soliden Pulver- und Schrotkörner Dicksons und anderer englischer Meister; unleidliche Propfen statt der sauberen und eleganten Patronen!

Was aber die Pistons betrifft, so hat der Verfasser zwar niemals damit geschossen (vgl. die Memoiren Seite 222 – was in unserer Zeit fast unglaublich klingt!), indessen läßt er ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren (die Pulverhörner und Schrotflaschen hält er nicht für bequem und ist noch für die altmodische Patronentasche); er sagt aber kein Wort (und konnte es auch nicht tun) über die neuesten Vervollkommnungen auf diesem Gebiet; er erwähnt nicht die englischen dunklen Pistons, auch nicht die französischen, geschliffenen, mit dem Buchstaben G (Gevelot), die, davon abgesehen, daß sie nie versagen (die englischen mit doppeltem Boden kann man sogar vor dem Schuß ins Wasser legen), auch nicht explodieren wie die österreichischen mit den Buchstaben S. B., der bekannten Fabrik Sellier und Bellot, oder unseren zu Hause angefertigten firmenlosen Zündhütchen, die selbst bei trocknem Wetter versagen und mit ihren Splittern die Hand oder die Wange des Schützen verwunden. Und nun, was die Pistonbehälter betrifft: ich habe lange die Meinung vieler Jäger geteilt; tatsächlich waren alle bislang erfundenen Pistonbehälter unbefriedigend; endlich wurde im vorigen Jahr eine englische Erfindung auf den Markt gebracht, die vollauf ihrem Zweck entspricht. Diese Vorrichtung besteht in einem kleinen, sämischledernen Beutel am Gürtel mit einem ebensolchen Verschluß an einer Feder; man will ein Piston holen – der Deckel gibt dem Druck der Finger nach und schlägt dann gleich wieder automatisch zu, wenn man das Piston herausgenommen hat. Das ist ungemein bequem und sehr einfach, wie das Ei des Kolumbus, wie Pascals Karren.

Die Regeln, die der Verfasser für die Hundedressur in Vorschlag bringt, sind sehr richtig; es freut uns zu hören, daß Herr A. sogar vor

zwanzig Jahren Parforcejagden und andere Einfälle und Kunststücke der deutschen Dressur, wie sie damals in Mode waren, nicht billigte. Und tatsächlich, man bringe dem Hund Gehorsam aufs Wort, Appell bei, man lehre ihn, halb im Scherz, einen Papierfetzen oder einen Handschuh apportieren (keineswegs aber einen Stein oder gar einen Schlüssel, wie Herr A. anregt), und gehe dann mit ihm ins Feld hinaus: hat der Hund Blut, Rasse [Ich weiß, daß viele gegen eine derartige Bedeutung der »Rasse« protestieren; wie oft habe ich von außerordentlichen Bauernhunden, von Straßenhunden usw. erzählen hören. Die Ausnahme bestätigt aber nur die Regel; wohl ist es möglich, daß ein nicht rassereiner Hund unter hunderten gut einschlagen mag, dafür taugen dann aber alle andern nichts; genau so wie mitunter ein Gewehr, das man in Tula für fünfundzwanzig Rubel gekauft hat, ganz wunderbar sein kann, besonders, solange der gezogene Lauf noch nicht abgenutzt ist ... Aber was wird dadurch bewiesen? Ich habe in meinem Leben nur einen ganz erstaunlichen Hund, was Witterung betrifft, bei einem Bauern angetroffen; dieser Hund sah wirklich wie ein ganz gewöhnlicher Bauernhund aus. Allein bei allen guten Eigenschaften hielt er keine zwanzig Sekunden still, und der Besitzer mußte sehen, daß er zur rechten Zeit hinter ihm herkam. Andrerseits bin ich bereit, zu bekennen, daß lange nicht alle Hunderassen, die für die Flintenjagd zu brauchen sind, zur Genüge erforscht wurden; ich habe in Frankreich stichelhaarige Barbets gesehen, die ein ganz anderes Aussehen haben als die Hühnerhunde, die mir für Fluß- und Sumpfjagd ausgezeichnet geeignet schienen.] – das ist aber die Hauptsache – so wird er bald verstehen, was man von ihm haben will. Ich hatte Gelegenheit, das in diesem Jahr zu erproben: zum erstenmal nahm ich einen jungen englischen Halbbluthund (allerdings Tochter einer vortrefflichen Mutter, die ich selber bei mir zu Hause erzogen hatte) auf die Jagd mit: und obwohl sie aus einer gewissen ängstlichen Veranlagung heraus sich sechs Wochen lang vor der Detonation eines Flintenschusses gefürchtet hatte und immer nur von weitem hinter mir herschlich, waren ihre Fortschritte, als sie sich eines schönen Tages dazu entschloß, sich auf einen Vogel zu stürzen, den ich etwa zehn Schritt von ihr zu Fall gebracht hatte, wahrhaft erstaunlich; etwa nach vierzehn Tagen stand diese Hündin keinem erfahrenen Jagdhunde nach; sie apportierte vortrefflich, war

musterhaft auf dem Anstand, mit einem Wort, diese Hündin ersetzte mir vollkommen ihre leider alt gewordene Mutter...

Aber kehren wir zu Herrn A.s Buch zurück. Aus allem, was ich hier gesagt habe, folgt, daß der technische Teil dieses Buches recht schwach und unvollständig ist. Es ist, wenn man hochtrabend reden will, hinter dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft zurückgeblieben; aber ich wiederhole, der Verfasser selber stellt dieses nicht in Abrede, und zudem besteht der technische Teil seiner Memoiren alles in allem aus vierunddreißig Seiten, für die Jagdliebhaber Herrn A. dennoch dankbar sein müssen (besonders aber für seine vortrefflichen Ratschläge betreffs des Schießens auf Seite 31, 32, 33). Seine erste Regel: »Nie denken, daß man pudeln könnte«, erinnert mich an das Sprichwort eines alten Moskauer Jägers, des schon längst gestorbenen L. J. Tatarinow, den ich in meiner frühesten Jugend gekannt habe: »Die Schützen« – so pflegte er zu sagen – »zerfallen in drei Klassen: es gibt Acher, Pudler und Treffer. Die Acher, die rufen nur ach! wenn das Wild aufspringt; die Pudler schießen und treffen nicht; die Treffer schießen. Aus einem Pudler kann wohl noch ein Treffer werden, aus einem Acher niemals.«

Auf die vierunddreißig Seiten der Einleitung folgt dann das eigentliche Buch.

Und was ist das doch für ein wundervolles Buch! Wieviel Frische darin, wieviel Grazie, Beobachtungsgabe, wieviel Verständnis und Liebe für die Natur! ... Ich bemerke aber, daß ich in Exklamationen gerate, und es heißt, daß das in Rezensionen nicht angebracht ist. So will ich denn eine umständliche Erörterung anstellen.

Man kann Herrn A.s Buch von zwei Standpunkten aus betrachten: vom Standpunkt des Jägers und vom Standpunkt des Naturforschers aus. Mit dem ersteren will ich beginnen.

Ich bin überzeugt, daß jeder Jäger, der Gelegenheit hat, Herrn A.s Memoiren zu lesen, von der aufrichtigen und heißen Liebe des Verfassers für seinen Sport, nämlich für das edle Weidwerk, und von der gewissenhaften Art, mit der er es betreibt, besonders angezogen und gerührt fein wird. Man wird mir entgegenhalten, die Jagd wäre eigentlich eine Spielerei, ein »Augenblicksvergnügen«, und sie verdiente nicht, daß man in so hohen Tönen von ihr spräche; aber davon abgesehen, daß meinem Dafürhalten nach selbst Spielereien

keinem gelingen, der seiner Sache nicht ernsthaft ergeben ist, könnte ich noch erstaunliche Beweise dafür beibringen, daß die Jagd im menschlichen Leben, in der Geschichte der Menschheit keineswegs die letzte Stelle einnimmt. Allen ist es bekannt, was das Jagdrecht in der europäischen Welt nicht nur im Verlaufe des Mittelalters, sondern auch noch in der letzten Zeit (die Aufhebung der Gesetze, die das Wild betrafen – game laws – war eine der wichtigsten, vom Grafen Grey erst im Jahre 1831 vorgenommenen Abänderung) bedeutet hat, und darum möchte ich nicht auf den Verordnungen Heinrichs IV. bestehen, darauf, wie viele bedeutende Männer leidenschaftliche Jäger gewesen sind usw. Ich will nur bemerken, daß man die Jagd durchaus gerechtfertigterweise für eine der hauptsächlichsten Beschäftigungen des Menschen erachten muß. Um von dem Nimrod in der Bibel und von andern königlichen Jägern zu schweigen, deren Bilder sich auf Überresten von uralten Schlössern und Tempeln erhalten haben, braucht man nur an die Stelle im elften Gesang der Odyssee zu denken, wo Odysseus unter den Schatten alter Helden, die er auf Anraten der Circe aus dem Hades ruft, auch den mythischen Riesen Orion gewahrt:

Und nach diesem (Minos) erblickt' ich den ungeheuren Orion.
Auf der Asphodeloswiese verfolgt' er die drängenden Tiere,
Die er im Leben einst auf wüsten Gebirgen getötet,
In den Händen die ehr'ne, unzerbrechliche Keule.

Auch die Russen haben seit unvordenklichen Zeiten die Jagd geliebt, – das wird von unseren Liedern, Sagen und von allen unseren Mythen bestätigt. Und wo hätte man sonst jagen sollen, wenn nicht bei uns: man sollte meinen, an Platz und an Wild gebricht es nicht. [Die Gerechtigkeit verlangt die Zurechtstellung, daß der Wildreichtum bei uns leider stark in Abnahme begriffen ist; die Gründe dafür sind zwiefacher Art: einerseits sind es tröstliche Gründe – nämlich Trockenlegung von Sümpfen usw., andrerseits aber weniger erfreuliche Gründe: das Abholzen der Wälder und die Gewohnheit unserer Jäger, die Muttertiere nicht zu schonen; auch die Gewohnheit, Rebhühner im Winter zu schießen, ist überaus schädlich.] Die Recken der Zeiten Wladimirs schossen weiße Schwäne und graue Wildenten auf Hegewiesen. In seinem Testament hat uns Wladimir Monomach eine Beschreibung seiner Schlachten mit Auerochsen und Bären hinterlassen; der würdige Vater seines großen

Sohnes, einer der weisesten russischen Zaren, Alexej Michailowitsch, war ein leidenschaftlicher Jäger. Alle wissen von seinem »Uriadnik« oder von der »neuen Festlegung und Ordnung der Falkenjagd«; [Vgl. Nowikows »Alte Bibliothek«, 2. Auflage, 3. Teil, Seite 430.] weniger bekannt sind seine Briefe an einen seiner Bojaren, die von der archäographischen Kommission mitgeteilt werden. Hier erzählt der Zar von seinen »Ausfahrten«. Uberhaupt ist die Jagd dem russischen Menschen eigentümlich. Man gebe einem Bauern ein Gewehr, wenn es auch mit Stricken zusammengebunden ist, eine Prise Pulver, und dann wird er in seinen Bastschuhen vom Morgen bis zum späten Abend durch Wälder und Sümpfe schweifen. Und man glaube ja nicht, daß er mit diesem Gewehr etwa nur auf Enten Jagd macht. Nein, er wagt sich auch an den Bären heran, und zwar stopft er in den Lauf nicht etwa eine Kugel, sondern ein selbstverfertigtes, irgendwie zurechtgehämmertes, kugelartiges Gebilde, und tötet damit den Bären; tötet er ihn aber nicht, so kratzt ihn der Bär gehörig, halbtot schleppt er sich dann nach Hause, und wenn er genesen ist, wagt er sich mit ebendemselben Gewehr an ebendenselben Bären heran. Es kann nun wohl vorkommen, daß der Bär ihm wieder die Rippen zerknackt, aber bekannt ist ja das russische Sprichwort: Wer wilde Tiere fürchtet, soll nicht in den Wald gehen. Dieser allgemeinen – überall verbreiteten Leidenschaft des Russen – einer Leidenschaft, deren verborgenste Wurzeln vielleicht in der halb orientalischen Abstammung und in den uranfänglichen, aus der Nomadenzeit stammenden Gepflogenheiten des Russen zu suchen sind, entspricht Herrn A.s Buch auf das trefflichste: es atmet diese Luft und ist ganz von ihr durchdrungen. Ich selber bin nicht im Orenburgschen Gouvernement gewesen, ich freue mich aber, daß Herr A. ebendort, in diesen majestätischen, wildreichen Steppen, die er uns so herrlich schildert, [Vgl. die »Memoiren«, Seite 231.] gejagt hat. Sie sind es auch, wie mir scheinen will, die seiner Leidenschaft die hinreißende Aufrichtigkeit und Kraft, seinem Pinsel aber den freien, breitwürfigen Schwung gegeben haben. Nun muß ich, wie ich versprochen habe, auch einige Worte darüber sagen, wie die Naturforscher Herrn A.s Werk beurteilen werden. Ich selber habe nicht die Ehre, wie Ihnen wohl bekannt ist, diesem Stande anzugehören, ich liebe die Natur aber leidenschaftlich, besonders in ihren lebendigen Erscheinungsformen, und will mir darum erlauben, auch von diesem

Standpunkt aus einige Worte über die »Memoiren eines Jägers« zu sagen. Es ist unmöglich, daß die Natur den Menschen nicht in sich faßte; mit tausend unzerreißbaren Fäden ist er an sie gekettet; er ist ihr Sohn; die Teilnahme, die das Leben niederer Wesen in der Menschenseele auslöst, die in Bezug auf Gestalt, Organisation, Empfindungsorgane dem Menschen so ähnlich sehen, erinnert einigermaßen an das lebendige Interesse, das ein jeder von uns an der Entwicklung eines Säuglings nimmt. Allerdings lieben wir alle die Natur; zumindest kann niemand sagen, daß er die positiv nicht liebte; aber auch in dieser Liebe ist des öfteren viel Egoismus verborgen. Und zwar: wir lieben die Natur im Hinblick auf uns selber; wir betrachten sie gleichsam als unser Piedestal. Daher kommt es auch unter anderem, daß in den sogenannten Naturschilderungen immer wieder Vergleiche mit menschlichen Seelenregungen gezogen werden (ein »lachender Felsen« usw.) oder daß eine klare und schlichte Wiedergabe der äußeren Erscheinungen durch Erörterungen ersetzt wird, die auf die Bezug nehmen. [* Ein Musterbeispiel für eine Poesie dieser Art ist Victor Hugo (vgl. feine »Orientales«). Es ist schwer zu sagen, wie viele Nachahmer und Verehrer diese falsche Manier gefunden hat; indessen wird kein einziges dieser Bilder auf die Nachwelt kommen: überall sieht man den Dichter statt der Natur; der Mensch ist aber nur dann stark, wenn er sich auf die Natur stützt]

Wenn man nur »durch die Liebe« sich der Natur nähern kann, so muß diese Liebe wie jedes wahre Gefühl uneigennützig sein: man soll die Natur nicht im Hinblick darauf lieben, was sie dem Menschen bedeutet, sondern darum, weil sie uns an und für sich teuer und wert ist, und dann wird man sie verstehen.

Wenden wir uns nun wieder Herrn A.s Buch zu. Ich muß ihm alle Gerechtigkeit widerfahren lassen: er betrachtet die Natur (sowohl die beseelte als die unbeseelte) nicht von irgendeinem vorgefaßten Standpunkt aus, sondern so, wie man sie sehen muß: klar, schlicht und mit voller Teilnahme; er kompliziert nichts, er schiebt ihr nicht fremde Ziele und Absichten unter; er beobachtet klug, gewissenhaft und fein; er will nur erfahren, nur sehen. So einem Blick erschließt sich aber die Natur und gewährt ihm Einblick in sich selber. Darum – Sie werden vielleicht lachen – aber ich versichre Ihnen, als ich beispielsweise den Abschnitt über den Auerhahn las, wollte mir wirklich scheinen, daß es kein besseres Leben als das des Auerhahns

geben könnte... Vermöchte der Auerhahn über sich selber zu erzählen, ich bin überzeugt, er würde kein Wort zu dem hinzufügen, was uns Herr A. über ihn gesagt hat. Dasselbe ist über die Gans, die Ente, die Waldschnepfe zu sagen, – mit einem Wort, über alle Vogelarten, mit denen er uns bekannt macht. Die Deutschen halten die Gans, diesen überlegenden, vorsichtigen Vogel, für dumm; der Russe dagegen hat beobachtet, daß die Aufmerksamkeit der Gans sogar durch den Donner erregt wird; tatsächlich blickt die Gans bei jedem Donnerschlag mit schiefem Kopf nach dem Himmel. Allerdings wird ja die Gans deshalb nicht im mindesten klüger, indessen teilt sie dieses Los mit vielen Philosophen. Aber Spaß beiseite, ich kann es gar nicht ausdrücken, eine wie große Freude mir die Vogelphysiologie Herrn A.s bereitet. Ich habe gar nicht die Absicht, ihn mit Buffon zu vergleichen, ich wage keinesfalls, die großen Verdienste »des Vaters der Naturwissenschaften« in Abrede zu stellen; ich muß aber bekennen, daß so glänzende rhetorische Schilderungen wie beispielsweise die uns allen von Kind aufbekannte Beschreibung des Pferdes: »Das Pferd ist des Menschen edelste Eroberung« usw., uns recht eigentlich dem Wesen nach mit den Tieren, denen diese Beschreibungen gelten, sehr wenig vertraut machen. Mir will wirklich scheinen, daß derartig schön gedrechselte Wendungen viel weniger Schwierigkeiten bieten als echte, lebenswahre Beschreibungen, genau so, wie es unendlich viel leichter ist, von den Bergen zu sagen, sie seien »eine Flucht des Staubes gen Himmel«, von dem Felsen, daß er »lache«, dem Blitz – er wäre »eine Phosphorschlange«, als in dichterisch klarer Form die Majestät eines Felsens am Meer, die ruhige Wucht des Gebirges oder das plötzliche Aufflammen eines Blitzes zu schildern ... Und das ist begreiflich: nichts kann dem Menschen schwerer fallen, als sich von sich selber zu trennen und sich in die Naturerscheinungen hineinzudenken... Schleudert nur, ohne euren Platz zu verlassen, alle Donnerkeile der Rhetorik: das wird euch keine große Mühe machen; versucht aber, zu verstehen und auszudrücken, was – sagen wir einmal – in einem Vogel vorgeht, wenn er vor dem Regen still wird, – und man wird sehen, daß das nicht leicht ist.

Im Hinblick auf die angeführten Gründe kann ich mir schon denken, daß jeder Naturforscher A.s Buch mit wirklichem Genuß lesen wird. Der verstorbene Audubon wäre, so glaube ich, ganz

gerührt gewesen. Weiß man z. B., daß eine der größten Schwierigkeiten in der Naturgeschichte eine getreue Darstellung des Aussehens und der Färbung der Vögel bietet. Man sehe nur, wie alle diese Beschreibungen Herrn A. gelungen sind. Ich bin um so mehr von dem Erfolg der »Memoiren eines Jägers« bei den Naturforschern überzeugt, als die Wissenschaft neuerdings positiver und praktischer gerichtet ist, oder genauer gesagt – sie hält eine Richtung ein, die mehr dar- auf eingestellt ist, die Natur lebendig zu beobachten, als jene mitunter zwar poetischen und tiefen, aber fast immer dunklen und unbestimmten Hypothesen aufzustellen, mit denen Schelling zu Beginn dieses Jahrhunderts die Köpfe verdreht hat.

Ich will noch einige Worte über den Stil der Memoiren sagen. Der Stil gefällt mir ungemein. Wir haben es hier mit echter russischer Redeweise zu tun, gutmütig und gerade, biegsam und geschickt. Wir finden da nichts Abstruses und nichts Überflüssiges, nichts Überspanntes und nichts Mattes – die Freiheit und Exaktheit des Ausdrucks sind gleich bemerkenswert. Dieses Buch ist mit Luft geschrieben, und so wird man es denn auch mit Luft lesen. Ich habe bereits des öfteren bemerkt, wie meisterlich Herr A. zu schildern versteht (einige Abschnitte waren im Aprilheft des »Zeitgenossen« erschienen). Nun möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf folgenden Umstand lenken: Es gibt fein entwickelte, nervöse, reizbar-poetische Persönlichkeiten, denen eine ganz besondere Auffassung von der Natur, ein besonders feines Empfinden für ihre Schönheiten eigen ist; sie bemerken viele Nuancen, viele, oft fast unwägbare Einzelheiten, und es gelingt ihnen mitunter, dieselben glücklich, treffend und anmutig zum Ausdruck zu bringen; allerdings, die großen Linien des Bildes entgleiten ihnen, oder es fehlt ihnen an Kraft, sie zu fassen und zu halten. Man kann von ihnen sagen, daß ihnen der Duft der Schönheit am ehesten verständlich ist, und daß ihre Worte duften. Die Einzelheiten ihrer Schilderung haben etwas voraus vor dem Allgemeineindruck. Herr A. gehört nicht zu diesen Persönlichkeiten und das freut mich von Herzen. Er macht auch hier keine Faxen. Weder bemerkt er Außergewöhnliches noch Dinge, nach denen »die wenigsten« trachten; aber das, was er sieht, sieht er klar, und mit fester Hand und starker Pinselführung malt er ein schön aufgebautes, breit angelegtes Gemälde hin. Mir will scheinen, Beschreibungen dieser Art kommen der Wirklichkeit näher und sind lebenswahrer:

die Natur selber kennt keine Kniffe und Pfiffe, sie brüstet sich nicht, sie kokettiert nicht; selbst in ihren Launen ist sie gutmütig. Alle Dichter, die über ein wahres und starkes Talent verfügten, stellten sich angesichts der Natur nicht in »Positur«; sie bemühten sich nicht, wie man wohl zu sagen pflegt, ihre Geheimnisse »auszuspähen, zu belauschen«; in großen und schlichten Worten haben sie ihre Schlichtheit und Größe geschildert; sie reizte sie nicht, sie entflammte sie; es war aber in dieser Flamme nichts Krankhaftes. Man denke nur an Puschkins oder an Gogols Schilderungen, oder man denke wenn auch nur an die berühmte Stelle im »König Lear«, wo Edgar dem blinden Gloster die wilde, felsige Küste schildert, die senkrecht zu feinen Füßen abstürzt:

»Kommt, Herr, hier ist der Ort: steht still! Wie graunvoll
Und schwindelnd ist's, so tief hinabzuschaun! –
Die Krähn und Dohlen, die die Mitt' umflattern,
Sehn kaum wie Käfer aus – halbwegs hinab
Hängt einer, Fenchel sammelnd, – schrecklich Handwerk!
Mich dünkt, er scheint nicht größer als sein Kopf.
Die Fischer, die am Strande gehn entlang
Sind Mäusen gleich; das hohe Schiff am Anker
Verjüngt zu einem Boot; das Boot zum Tönnchen,
Beinah zu klein dem Blick; die dumpfe Brandung,
Die murmelnd auf zahllosen Kieseln tobt,
Schallt nicht bis hier. – Ich will nicht mehr hinabsehn,
Daß nicht mein Hirn sich dreht, mein wirrer Blick
Mich taumelnd stürzt hinab.«

Alles in allem nur zwei oder drei Einzelzüge: weder will der Dichter etwas Ungewöhnliches sagen, noch in dem Bilde, das sich seinen Augen bietet, außergewöhnliche, bisher noch nicht vermerkte Züge auffinden; mit dem richtigen Instinkt des Genies hält er sich an die eine, hauptsächliche Empfindung – das Empfinden für die Höhe, von der Edgar hinunterblickt, und die Verkleinerung aller Gegenstände. Könnte man indessen noch etwas hinzufügen? Die alten Griechen haben die Natur ebenso einfach gesehen; es ließen sich zahlreiche Beispiele hierfür anführen... Ubrigens hatten sie einen großen Vorzug vor uns: von ihren glücklichen Lippen klang die Dichtung zum ersten Mal in tönender, süßer Rede: über den Menschen und über die Natur (ich bekenne, daß ich mit den Literaturen, die der griechischen voraufgingen, nicht zu sympathisieren vermag). Es läßt sich darum nichts mit der unsterblichen Jugend, mit der Frische und Kraft der

ersten Eindrücke vergleichen, die uns aus Homers Gesängen entgegenwehen. Ich habe soeben Puschkin erwähnt. Die Beziehungen dieses feinem Geiste nach wirklich antiken Dichters [Puschkin verdient viel eher dem Geiste nach ein antiker Dichter genannt zu werden als der elegante Halbfranzose, der im übrigen begabte André Chenier; hierüber könnte man aber einen ganzen Artikel schreiben. Solch ein Artikel wäre jetzt zeitgemäß, da sich so viele Nachahmer Cheniers und der Alten herangebildet haben – Nachahmer, die darauf bedacht sind, die armselige Dürftigkeit ihrer Phantasie als strenges Gefühl fürs Maß auszugeben, wie es der griechischen Phantasie eigen war, und das feige Kokettieren ihrer Schwächlichkeit für ruhige Grazie antiker Kraft.] zur Natur sind ebenso schlicht und natürlich wie die der Alten und bei aller Kühnheit der dichterischen Bilder vollkommen gesund. Wer kennte nicht seine »Wolke«? [Bisher unveröffentlichte Übersetzung von Henry von Heiseler. Anm. d. Ubers.] Ich kann es mir nicht versagen, hier das ganze Gedicht anzuführen:

»Die letzte der Wolken nach Sturmes Gedräue,
Nur du fliegst dahin durch die heitere Bläue,
Nur du wirfst den Schatten hinab auf die Au,
Nur du hüllst den festlichen Mittag in Grau.

Noch jüngst überdeckte den Himmel dein Dunkel,
Und drohend umwand dich der Blitze Gefunkel,
Geheimnisvoll tönte den Donner dein Mund,
Du tränktet mit Regen den durstigen Grund.

Genug, geh von hinnen! Die Zeit ist entwichen,
Die Erde ward kühl, und die Stürme verstrichen,
Und streichelnd die Blätter der Bäume gelind
Vom ruhigen Himmel verjagt dich der Wind.«

Erstaunlich! ... Mit einem Wort: wenn man Naturerscheinungen beschreibt, kommt es darauf an, alles zu sagen, was einem in den Sinn kommen kann: man sage das, was jedem in den Sinn kommen muß, aber so, daß die Darstellung gleich stark ist wie das Dargestellte, und alsdann bleibt weder für den Verfasser noch für uns, die Hörer, etwas zu wünschen übrig.

Unsere erstaunte Teilnahme für solche Gebilde, für solche Klänge muß uns aber nicht ungerecht machen gegenüber jenen halb weiblichen dichterischen Persönlichkeiten, von denen ich weiter

oben geredet habe, und Tjutschews oder Fjets glückliche, einschmeichelnde Verse werden Widerhall in unseren Herzen finden. Ich habe nur sagen wollen, daß Herr A. nicht ihren Weg beschritten hat, und wiederhole, daß seine Art dem gutmütig-klugen, klaren und männlichen Ton des ganzen Buches vortrefflich angepaßt ist.

Mein Brief ist recht lang geworden: wie gerne hätte ich indessen noch mehr gesagt: meine eigenen Beobachtungen mitgeteilt, von »Jägers Glück und Leid« geredet, vom Jagdaberglauben, von Mythen und Traditionen. Indessen fürchte ich die Aufmerksamkeit des Lesers zu ermüden. Ich will das alles auf den nächsten Brief verschieben, den Sie bald bekommen sollen. Jetzt will ich mich mit dem Wunsche begnügen, daß die Jagd, dieses Vergnügen, das uns der Natur näherbringt, uns Geduld lehrt, manchmal aber auch kaltes Blut angesichts von Gefahren, das unserem Leibe Gesundheit und Kraft verleiht, unserem Geiste aber Kühnheit und Frische, – dieses Vergnügen, dem auch unsere Urväter an den Ufern der breiten russischen Ströme ebenso wie der Held der Volksballaden, Robin-Hood, der Schütze, in den fröhlichen grünen Eichenhainen Old Englands und so viele wackre Männer auf dem ganzen Erdenrund obgelegen haben, noch lange in unserer Heimat blühen möge! Oberons Zauberhorn wird nicht aufhören zu tönen für jene, »die ein Ohr haben«, und Weber ist gewiß nicht der letzte Musiker, den die Poesie der Jagd begeistert hat! Ich habe soeben gesagt, die Jagd brächte uns der Natur näher: nur der Jäger sieht sie zu jeder Zeit, gleichviel ob am Tage oder in der Nacht, in all ihrer Schönheit, in all ihrem Grauen. Wir wollen Herrn A. für sein Buch aufrichtig danken und dem Wunsche Ausdruck geben, daß andere seinen Spuren folgen und uns von den mannigfaltigen Jagdarten erzählen mögen, an die er nicht gerührt hat. Ich schließe mit den Worten des »Uriadniks« des Zaren Alexej Michailowitsch: »Mehr denn als dieses Buch achtet die schöne und herrliche Jagd, ihr eifrigen und vielweisen Jägersleute, als dann werdet ihr viele gute und kluge Dinge schauen und begreifen. Wenn ihr es aber mit Vernunft leset, werdet ihr mannigfach heiteres Gut darin finden ...« Und noch: »Wenn ihr Jäger seid, so unterhaltet euch und tröstet euch mit diesem guten Vergnügen, denn es ist gar heiter und lustig und unterhaltsam – alsdann werden euch nicht allerhand Trübsale und allerhand Leiden überwältigen.«

P.S. Ich höre, daß eine zweite Auflage der »Memoiren eines Jägers« vorbereitet wird,– der Erfolg des Buches ist also meinem Lobe zuvorgekommen: desto besser!

Kirchdorf Spaskoje, Oktober-November 1852.

Von Nachtigallen.

Deutsch von Kurt Wildenhagen.

Ich sende Ihnen, sehr werter und geschätzter S. T, als einem Liebhaber und Kenner von jeglicher Art Jagd den nachfolgenden Bericht über Nachtigallen, über deren Gesang, über den Inhalt ihres Gesanges, die Art sie zu fangen usw., kurz einen Bericht, wie ich ihn auf Grund von Mitteilungen eines alten, erfahrenen Jägers niederschrieb. Ich war bemüht, alle seine Ausdrücke und auch den Charakter der Sprache beizubehalten.

Als die besten Nachtigallen haben von jeher die von Kursk gegolten; neuerdings haben sie aber nachgelassen; man hält nun für die schönsten Nachtigallen jene, die bei Berditschow, an der Grenze, gefangen werden; dort nämlich, fünfzehn Wert von Berditschow entfernt, gibt es einen Wald; es ist der sogenannte Trejatzker Wald; da trifft man vortreffliche Sänger. Die beste Fangzeit ist Anfang Mai. Sie pflegen sich zumeist in Faulbeerbäumen aufzuhalten und im Unterholz, auch in Sümpfen, wo es noch Wald gibt; die Sumpfnachtigallen find die kostbarten; sie pflegen etwa drei Tage vor dem Georgstag einzutreffen; anfangs fingen sie leise, aber wenn der Mai da ist, nimmt ihr Gesang an Kraft zu; sie singen sich ein. Man muß sie abends und morgens in der Dämmerung und in der Nacht, besser aber in der Dämmerung, belauschen. Manchmal muß man wohl die ganze Nacht im Sumpf zubringen. Einmal wäre ich mit einem Kameraden im Sumpfe bald erstarrt: es fror in der Nacht, und gegen Morgen gab es pfannkuchendickes Eis auf dem Wasser; ich hatte nichts als einen dünnen Sommerkaftan am Leibe; ich wußte mir nur so zu helfen, daß ich mich zwischen zwei Erdhaufen zusammenrollte, den Kaftan auszog, den Kopf einhüllte und unter dem Kaftan mir auf den Nabel hauchte; den ganzen folgenden Tag klapperte ich mit den Zähnen. Es ist keine große Kunst, eine Nachtigall zu fangen: erst muß man ordentlich horchen, wo sie sich aufhält; dann muß man den Balzplatz auf der Erde um den Busch herum möglichst glätten, das Fallnetz aufstellen und das Weibchen vorschicken; man bindet es an beiden Beinchen an, versteckt sich selber und pfeift auf einem Lockrohr; so ein Lockrohr wird nach der Art einer kleinen Flöte gemacht. Das kleine Fangnetz aber macht man aus einem Netz mit zwei Bogen darüber; den einen Bogen muß man in

der Erde gut befestigen, den andern aber nur gerade anlehnen und eine Schnur daranbinden; kommt nun das Nachtigallmännchen von oben zum Weibchen herangeflogen, so muß man an der Schnur ziehen, und das Fallnetz fällt zu. Es gibt Nachtigallen, die sehr hitzig sind; sie stürzen gleich von oben herunter, sobald sie nur das Weibchen erblicken; andere wieder sind vorsichtig: erst gehen sie tiefer herunter und schauen zu, ob das auch ihr Weibchen ist. Die Vorsichtigen fängt man besser mit dem Netz. Man knüpft ein Netz von etwa fünf Klaftern; man breitet es über einen Strauch, über dürres Reisig, muß es aber ganz behutsam darübertun; fliegt nun die Nachtigall herunter, so steht man auf und treibt sie in das Netz; sie pflegt immer unten zu fliegen; nun, und da bleibt sie eben in den Maschen hängen. Mit dem Netz kann man auch ohne Weibchen, nur mit der Lockpfeife fangen. Hat man eine Nachtigall gefangen, so muß man ihr gleich die Flügelenden zusammenbinden, daß sie nicht flattert, und sie so schnell wie möglich in einem Bauer unterbringen, – das ist so ein niedriger Kasten, der oben und unten mit Leinwand bespannt ist. Die gefangene Nachtigall muß man mit Ameiseneiern füttern, – nicht übermäßig, aber doch recht oft; sie werden bald zahm und picken die Ameiseneier auf. Auch ist es gut, lebendige Ameisen in den Käfig hereinzulassen; es gibt Sumpfnachtigallen, die Ameiseneier nicht kennen, die sie niemals gesehen haben; wenn nun aber die Ameisen die Eier hin- und her schleppen, dann kommen sie in Eifer und picken sie auf.

Hierzulande (Im Mzester, Tschernster und Bjelewster Kreise) taugen die Nachtigallen nichts: sie singen schlecht, man kann nichts verstehen, sie werfen alle Melodien durcheinander, trillern und haben es sehr eilig; dann haben sie noch so eine ganz eklige Gewohnheit: sie machen zum Beispiel: tru und dann plötzlich: wi! – So nämlich pipst sie, als wäre sie im Wasser untergetaucht. Das ist der dümmste Witz. Was bleibt einem dann übrig? Man spuckt aus und geht seiner Wege. Ja, man kann sich schon gehörig ärgern. Was eine gute Nachtigall ist, die muß vernünftig fingen und die Melodien nicht durcheinander werfen. Es gibt aber folgende Melodien:

Die erste: das *Pulkern*; das hört sich so an: pulj-pulj-pulj-pulj . . .

Die zweite: das ist das *Klykern*; fo: kly-kly-kly-kly, wie ein Schwarzspecht.

Das dritte: das *Schroten*; das klingt beispielsweise so, als wenn man mit einem Mal Schrotkörner auf die Erde fallen läßt.

Die vierte: das *Rollen*: trrrr-trrr-trrr.

Die fünfte: das *Plönkern*; man kann's geradezu heraushören: plönj, plönj, plönj, plönj.

Die sechste: *Waldschratflöte*, das klingt so gedehnt: go-go-go-go, dann aber kurz hinterher: tu!

Die siebente: der *Kuckucksflug*, das ist die seltenste Melodie; ich habe sie überhaupt nur zweimal in meinem Leben gehört, und beide Male im Timker Kreise. Wenn der Kuckuck auffliegt, pflegt er so zu rufen. Es ist ein starkes helles Pfeifen.

Die achte: das *Schnattern*, ga-ga-ga-ga-ga . . . Bei den Kleinarchangelsker Nachtigallen kommt diese Melodie sehr schön heraus.

Die neunte: *Lerchengechmetter*. Es gibt so einen Vogel, der einer Lerche ganz ähnlich sieht oder, wie man wohl kleine Drehorgeln hören mag; das ist so ein rundes Pfeifen: fiu-iu-iu-iu . . .

Die zehnte: der *Auftakt*, der klingt fo: tii-witt, ganz zart, so wie die Grasmücke pfeift. Das ist eigentlich keine Melodie, sondern die Nachtigallen pflegen gewöhnlich so zu beginnen. Eine wirklich gute, singstarke Nachtigall macht es wohl auch so: sie fängt an –tii-wit und dann: tuk! Das nennt man den Absprung. Dann wieder –ti-wit . . . tuk! tuk! Zweimal folgt der Absprung und dann ein halber Schlag, so ist es schon besser; zum dritten mal: tii-wit, und dann geht's plötzlich los: f . . . .. f‧‧‧‧, das Geschmetter und das Rollen, – so mächtig, daß man sich kaum auf den Beinen halten kann, es läuft einem heiß über den Rücken! So eine Nachtigall pflegt man eine mit Schlag oder mit Absprung zu nennen. Bei einer guten Nachtigall kommt jede Melodie schön lang heraus, vernehmlich und stark; je vernehmlicher desto länger. Eine schwache Nachtigall hat es eilig: hat sie eine Melodie erledigt, so geht sie möglichst schnell auf die nächste über, und dann geht alles durcheinander. Ein Narr bleibt eben ein Narr. Bei einer guten Nachtigall ist das nicht so! Die singt vernünftig und richtig. Macht sie sich einmal daran, eine Melodie durchzuführen, so läßt sie nicht nach, solange, bis es eben nicht weiter geht; sie schlägt wohl jeden anderen Vogel. Da gibt es manche, die noch eine besondere Wendung dabei haben, – ganz lang; da legt sie beispielsweise mit

einer Melodie los, mit einem Triller, sagen wir mal so, als ginge es zuerst bergab, und dann wieder bergauf, so als hätte sie sich ganz damit umgeben; wie ein Wagenrad legt sie die Töne um sich herum, das muß man schon sagen. So einen Vogel habe ich einmal bei dem Mzensker Kaufmann S. gehört, – ja, das war eine Nachtigall! Er hat sie in Petersburg für tausendzweihundert Rubel in Banknoten verkauft.

Was die Jägermerkmale betrifft, so läßt sich ein guter Sänger von einem schwachen nur schwer unterscheiden. Viele vermögen nicht einmal das Weibchen und das Männchen auseinanderzuhalten. Es gibt Weibchen, die viel prächtiger aussehen als die Männchen. Eine alte kann man von einer jungen recht wohl unterscheiden. Breitet man der jungen die Flügel aus, so sieht man überall auf den Federchen kleine Tupfen, und sie ist ganz dunkel; eine alte Nachtigall ist eher grau. Man muß sich eine Nachtigall wählen, die große Augen hat, einen dicken Schnabel; sie muß breit in den Schultern sein und hohe Beinchen haben. Jene Nachtigall, die für eintausendzweihundert Rubel verkauft wurde, war nur mittelgroß. S. hatte sie bei Kursk einem Jungen für zwanzig Kopeken abgekauft.

Pflegt man eine Nachtigall gut, so mag man sie wohl fünf Winter hindurch halten können. Im Winter muß man sie mit Schaben oder mit trocknen Ameiseneiern füttern; diese Ameiseneier muß man aber nicht aus dem Rotwald, sondern aus dem Schwarzwald holen, ansonsten bekommt sie wegen des Harzes Verstopfung. Man muß die Nachtigall nicht am Fenster aufhängen, sondern mitten im Zimmer, unter der Stubendecke, und über das Bauer muß eine weiche Leinwand oder ein Stück Tuch gehängt werden.

Die Nachtigallen haben auch Krankheiten: dann müssfen sie plötzlich niesen. Das ist eine schlimme Krankheit. Kommt sie mit dem Leben davon, so wird sie doch im nächsten Winter bestimmt eingehen. Ich hab's versucht, Schnupftabak aufs Futter zu streuen; das hat gut geholfen!

Sie fangen um Weihnachten herum mit dem Singen an, auch früher wohl; erst ganz leise; kommt die große Fastenzeit, vom März ab, dann entfalten sie ihre volle Stimme; aber am Peterstage hören sie auf. Sie fangen gewöhnlich mit dem Plönkern an . . . das klingt so traurig, so zart: plönj . . . plönj . . . gar nicht laut, und doch hört man es im ganzen Zimmer. Das klingt so angenehm, als wenn zartes Glas klänge; das Herz kehrt sich einem im Leibe um. So oft ich es auch gehört

habe, jedes mal faßt es mich aufs neue an; dann geht es mir so um den Bauch hin, und ich spüre, wie sich das Haar auf dem Kopf sträubt. Man möchte weinen; schon sind die Tränen da! Dann geht man wohl hinaus, weint sich aus und steht halt so da.

Junge Nachtigallen fängt man am besten um den Peterstag herum. Man muß sich merken, wohin die Alten das Futter tragen. Mitunter habe ich wohl drei, auch vier Stunden, auch einen halben Tag lang so dagesessen, aber den Platz merkte ich mir dann wohl. Sie bauen ihr Nest auf der Erde aus trockenen Halmen und Blättern. Im Nest gibt es meist an fünf Junge, mitunter auch weniger. Nimmt man die Jungen und setzt sie in die Falle, so hat man die Alten auch gleich gefangen. Die Alten muß man einfangen, damit sie die Jungen füttern. Man tut dann die ganze Familie in das Bauer, schüttet Ameiseneier hinein, läßt wohl auch lebendige Ameisen herein. Die Alten machen sich dann gleich daran, die Jungen zu füttern. Das Bauer muß man dann verhängen; wenn die Jungen aber selber picken, muß man die Alten forttun. Die Jungen, die man am Peterstag aus dem Nest genommen hat, halten länger durch und fangen auch schneller an zu singen. Man muß die Jungen einer lang singenden, gut singenden Nachtigall nehmen. Im Bauer lassen sie sich nicht züchten. In der Freiheit hört die Nachtigall auf zu fingen, sobald die Jungen heraus sind; um den Peterstag herum mausert sie, dann macht sie im Fluge noch einen kleinen Sang, und damit ist es aus. Dann pfeift sie nur noch. Sie fingt aber immer sitzend; im Fluge, wenn das Männchen hinter dem Weibchen her ist, balzt es nur.

Es ist gut, wenn man die jungen Nachtigallen in die Nähe der Alten hängt, damit sie das Singen lernen. Man muß sie dicht beieinander hängen. Aber auch hier muß man wohl achtgeben. Wenn die junge Nachtigall, so oft die alte singt, still ist und dasitzt, ohne sich zu rühren, und lauscht, so wird was Gutes daraus, und nach zwei Wochen ist sie vielleicht schon fix und fertig; ein Vogel, der aber nicht schweigen kann, sondern es gleich den Alten nachtun will, der wird höchstens im nächsten Jahr erst richtig singen können, aber auch das ist zweifelhaft. Es gibt Liebhaber, die die jungen Nachtigallen, in ihrer Mütze verborgen, in eine Schenke bringen, wo es eine gute Nachtigall gibt; während sie nun ihren Tee oder ihr Bier trinken, lernen die Jungen inzwischen. Darum ist es auch besser, die Jungen zu verhängen, wenn man sie zu den Alten bringt.

Die Hauptliebhaber von Nachtigallen sind Kaufleute: die geben wohl auch an tausend Rubel dafür her. Die Bjelewsker Kaufleute zahlen mir wohl an zweihundert Rubel und geben mir einen Gesellen zu und auch ihr eigenes Fuhrwerk. Damit schicken sie mich nach Berditschow. Ich sollte zwei Paar ausgezeichneter Nachtigallen besorgen; alle anderen, und wären es auch fünfzig Paar, gehörten mir.

Ich hatte einen Freund, der war ein großer Nachtigallenliebhaber; wir pflegten oft miteinander auszufahren. Er konnte nicht sehr gut sehen; das behinderte ihn sehr. Einmal hatte er bei Lebedjama eine wunderbare Nachtigall belauscht. Wie er nun zu mir kam und es mir erzählte, da zitterte er förmlich vor Aufregung. Er machte sich daran, den Vogel zu fangen; dieser saß aber auf einer hohen Erle. Nun flog er aber tiefer herunter, und mein Freund trieb ihn ins Netz; die Nachtigall flog in das Netz herein und blieb an einer Masche hängen. Mein Freund wollte sie haschen, aber seine Hände zitterten; plötzlich schlüpfte ihm die Nachtigall zwischen den Beinen durch, pfiff, sang und war auf und davon. Mein Freund heulte auf. Später verschwor er sich, er habe es deutlich gespürt, wie ihm jemand mit Gewalt den Vogel aus der Hand gerissen hätte. Nun ja doch, es kommt schon allerhand vor! Jetzt versuchte er es, ihn wieder zu locken, aber diesmal half es nichts: der Vogel war scheu geworden und verstummte. Zehn Tage lang hat ihm mein Freund dann nachgestellt. Und was meinen Sie wohl? Hätte die Nachtigall auch nur einen Ton von sich gegeben! – Aber weg war sie. Mein Freund kam darob fast von Sinnen; ich hatte alle Mühe, ihn nach Hause zu schleppen. Er nahm seine Mütze und schleuderte sie zu Boden, und dann hämmerte er sich mit der Faust gegen die Stirn. . . . oder er blieb plötzlich stehen und brüllte: »Schaufelt die Erde auf,– ich will in die Erde gehen; das ist mein Weg! O ich blinder Tolpatsch mit meinen unsicheren Händen!« . . . Ja, so empfindlich können die Leute sein.

Es mag auch vorkommen, daß man einem andern gute Nachtigallen weglocken kann, wenn man rechtzeitig auf den Platz kommt. Aber das will gut verstanden sein; hat man kein Glück, so geht es eben nicht. Es kommt auch vor, daß einem die Vögel durch Zauberei weggelockt werden; dagegen hilft nur Gebet. Einmal bekam ich einen gehörigen Schrecken. Sitz ich da in der Nacht am Waldesrand und lausche auf den Nachtigallengesang; die Nacht war aber

pechrabenschwarz . . . Plötzlich schien es mir, als käme da etwas auf mich los, gar nicht auf Nachtigallenart, sondern wie ein Donnerschwall . . . Da wurde mir so unheimlich zumute, daß ich es gar nicht zu sagen vermag. Ich sprang auf und rannte davon, was ich nur konnte. Die Bauern stören einen nicht: ihnen ist es ganz gleich; sie machen sich vielleicht noch lustig über einen. So ein Bauer ist ja ein grober Klotz: ob Nachtigall oder Hänfling, ist ihm ganz gleich. Das geht über seinen Verstand. Er muß eben den Acker pflügen und bei seinem Weib auf dem Ofen liegen. Nun habe ich Ihnen aber alles erzählt, was ich zu sagen wußte.

Pegasus.

Deutsch von Kurt Wildenhagen.

Jäger lieben es, mit ihren Hunden zu renommieren und ihre guten Eigenschaften in den Himmel zu heben. Auch das eine Art von Selbstüberhebung! Ohne Zweifel wird es so sein, daß es ebenso wie unter den Menschen auch unter den Hunden kluge und dumme gibt, begabte und unbegabte, ja sogar geniale Hunde und Originale; (Im Frühjahr 1871 sah ich in London in einem Zirkus einen Hund, der die Rolle, eines Clowns zu spielen hatte; dieser Hund verfügte ohne Zweifel über ausnehmenden Humor.) die Mannigfaltigkeit ihrer »physischen und geistigen Fähigkeiten«, ihres Gehabens, ihres Temperaments, steht der Mannigfaltigkeit nicht nach, die sich an der Menschenrasse wahrnehmen läßt. Man kann wohl ohne Ubertreibung sagen, der Hund habe sich infolge des langen, noch in prähistorische Zeiten zurückreichenden Zusammenlebens mit dem Menschen sowohl im guten wie auch im schlechten Sinne des Wortes von ihm »anstecken« lassen: die normale Eigenart des Hundes hat sich ohne Zweifel abgewandelt und verändert, wie sich auch das Äußere des Hundes abgewandelt und verändert hat. Der Hund ist empfindlicher und nervöser geworden; er ist nicht mehr so langlebig; er ist aber auch intelligenter, aufnahmefähiger und klüger geworden; fein Horizont hat sich erweitert. Neid, Eifersucht, die Fähigkeit zur Freundschaft, verzweifelte Kühnheit, Ergebenheit bis zur Selbsthingabe, aber auch schmähliche Feigheit und Untreue, Mißtrauen, Rachsucht, wohl auch Gutmütigkeit, Verschlagenheit und Geradheit – kurz, all diese Eigenschaften lassen sich, und zwar mitunter in ausnehmender Prägnanz, an dem von dem Menschen beeinflußten Hunde wahrnehmen, der in viel höherem Maße als das Pferd »des Menschen vornehmste Eroberung«, dem bekannten Ausspruch Buffons folgend, genannt zu werden verdient.

Doch genug der Philosophie! Ich wende mich nunmehr den Tatsachen zu.

Wie jeder »passionierte« Jäger habe auch ich eine ganze Reihe von Hunden befeffen; es gab darunter gute und schlechte, aber auch ganz vortreffliche; ich hatte sogar einen, der tatsächlich verrückt war und sein Leben damit beschloß, daß er aus dem Dachfenster eines Trockenbodens, vom vierten Stock einer Papierfabrik,

hinuntersprang; der beste Hund, den ich aber überhaupt besessen habe, war ohne Zweifel der langhaarige, schwarze, gelb gefleckte »Pegasus«, den ich in der Umgegend von Karlsruhe einem Jagdhüter für einhundertzwanzig Gulden, also für etwa achtzig Silberrubel, abkaufte. Später hat man mir für das Tier des öfteren bis zu tausend Franken geboten. Pegasus (er lebt auch jetzt noch, obwohl er zu Beginn dieses Jahres unvorhergesehen seinen Geruchfinn verlor, taub und krummbeinig wurde und überhaupt ganz herunterkam), Pegasus ist ein großer Hund mit welligem Fell, mit einem erstaunlich schönen, gewaltigen Kopf, großen braunen Augen und einer ausnehmend klugen, stolzen Physiognomie. Er ist nicht ganz reinrassig: eine Mischung von englischem Setter und deutschem Schäferhund: die Rute ist dick, die Vorderpfoten sind zu massig, die Hinterpfoten dagegen ein wenig zu schmächtig.

Er war ausnehmend stark und ein gewaltiger Raufbold: sicherlich hat er eine Reihe von Hundeseelen auf dem Gewissen, von Katzen ganz zu schweigen. Ich will mit seinen jagdlichen Mängeln beginnen; sie sind nicht zahlreich, und ich werde sie bald hergezählt haben. Er war äußerst empfindlich gegen Hitze, und gab es kein Wasser in der Nähe, so pflegte er in den Zustand zu verfallen, den man bei dem Hunde mit »Engbrüstigkeit« zu bezeichnen pflegt. Pegasus war auch ein wenig schwerfällig und langsam beim Suchen; da er aber einen märchenhaften Geruchsinn hatte – ich habe nirgendwo Ahnliches gesehen –, so gelang es ihm dennoch rascher und häufiger, das Wild aufzufinden, als jedem anderen Hunde. Auf dem Anstand benahm er sich wahrhaftig verblüffend, und es kam überhaupt niemals, niemals vor, daß er falsch angab. »Wenn Pegasus steht, so bedeutet es, daß Wild in der Nähe ist.« Das war die allgemein anerkannte Meinung aller meiner Jagdfreunde. Er pflegte weder Hafen noch sonst irgendein anderes Wild zu jagen; da es ihm aber an regelrechter, strenger, englischer Erziehung gebrach, pflegte er gleich nach dem Schuß, ohne den Befehl abzuwarten, vorzustürmen, um das getroffene Wild zu apportieren – ein wesentlicher Mangel! Am Fluge des Vogels wußte er gleich zu erkennen, ob dieser wundgeschossen war; und wenn er, nachdem er dem Vogel nachgeblickt hatte, sich auf den Weg machte, um ihn zu holen, wobei er den Kopf auf besondere Weise zu halten pflegte, so war das ein sicheres Anzeichen dafür, daß er die Beute auch finden und apportieren würde. Als er auf der Höhe

seiner Kraft und der Entfaltung seiner Fähigkeiten war, entging ihm kein angeschossenes Wild: er war ein so fabelhafter »retriever«, wie man sich das gar nicht vorzustellen vermag. Es hielte schwer, ausdrücklich aufzuzählen, wie viele Fasanen er aufgespürt hat, die sich ins Unterholz geschlagen hatten, wie man es fast in allen deutschen Wäldern findet, wieviel Rebhühner, die vielleicht noch einen halben Kilometer von der Stelle, auf der sie abgestürzt, weitergelaufen waren, wie viele Hasen, Rehe, Füchse. Es kam vor, daß man ihn erst zwei, drei oder auch vier Stunden nach dem Wundschuß auf die Spur setzte; es genügte, ihm, ohne die Stimme zu heben, zu sagen: »Such, verloren«, so rannte er alsbald im Kurzgalopp erst nach der einen, dann nach der anderen Seite, bis er die Spur gefunden hatte, der er dann wie ein Pfeil nachschoß . . . dann verging eine Minute, vielleicht auch zwei... und schon klagt der Hase oder das Reh unter seinen Zähnen, oder da kommt er schon selber mit der Beute im Maul zurückgesaust. Einmal leistete sich Pegasus auf einer Hasenjagd folgende erstaunliche Sache, die wiederzuerzählen ich mich kaum entschließen würde, wenn ich mich nicht auf ein gutes Dutzend Zeugen berufen könnte. Die Treibjagd im Walde war zu Ende; alle Jäger waren am Waldsaum auf einer Wiese zusammengekommen. »Hier, an dieser Stelle, habe ich einen Hafen angeschossen«, sagte einer meiner Freunde und wandte sich mit der üblichen Bitte an mich, ich möge doch Pegasus auf die Spur setzen. Ich muß bemerken, daß man außer meinem Hunde, den man l'illustre Pégase zu nennen pflegte, keinen andern Hund hierfür ansetzte. Hunde pflegen in solchen Fällen nur zu stören, sie werden selbst unruhig und machen auch ihre Herren nervös; zudem warnen sie mit ihren Bewegungen das krank geschossene Wild und vertreiben es nur. Die Treibjäger pflegen ihre Hunde immer zu koppeln. Mein Pegasus aber verwandelte sich mit dem Augenblick, wenn die Treibjagd begann und die Rufe der Treiber ertönten, geradezu in ein Steinbild: aufmerksam spähte er in das Waldesdickicht, wobei er kaum merklich die Ohren hob und senkte, ja er hielt sogar den Atem an; das Wild mochte dicht an seiner Nase vorbeilaufen, er zuckte dann nur mit den Flanken oder beleckte sich; das war aber auch alles. Einmal rannte ein Hase buchstäblich über seine Pfoten weg... Pegasus begnügte sich damit, so zu tun, als wolle er nach ihm beißen. Aber ich nehme meine Erzählung wieder auf. Ich hatte ihm zugerufen: »Such, verloren!« Er

machte sich auf den Weg, und schon nach einigen Augenblicken hören wir, wie der gefangene Hase klagt, schon sehen wir meinen schönen Hund durch den Wald laufen und gerade auf mich zuhalten (er pflegte seine Beute keinem andern abzugeben). Plötzlich, keine zwanzig Schritt von mir, macht er halt, legt den Hafen auf die Erde nieder und läuft wieder zurück! Wir sahen uns alle erstaunt an... »Was hat das zu bedeuten?« fragt man mich. »Warum hat Ihnen Pegasus den Hafen nicht apportiert? Das unterläßt er doch sonst nie!« Ich wußte nichts zu erwidern, weil ich mich selber in der Sache nicht auskannte, als sich wieder im Walde das Klagen eines Hasen vernehmen ließ. Und wieder sehen wir Pegasus kommen, diesmal einen anderen Hafen im Maul! Er wurde mit lautem Händeklatschen begrüßt. Nur ein Jäger vermag es richtig einzuschätzen, was für einen feinen Geruchsinn, was für eine Klugheit und was für eine Berechnung ein Hund haben muß, der, mit einem eben erst getöteten, noch warmen Hasen im Maul, imstande ist, in vollem Lauf, angesichts des Herrn, einen anderen verwundeten Hafen zu wittern und zu begreifen, daß die Witterung von einem andern Hafen, nicht von dem, den er im Maul hält, kommt! Ein andermal setzte man ihn auf die Spur eines krankgeschossenen Rehes. Die Jagd fand am Rhein statt. Er lief bis ans Flußufer, rannte nach rechts, dann nach links, und nachdem er sich vermutlich zurechtgelegt hatte, daß das Reh, obwohl es nur wenig geschweißt hatte, nicht verschwunden sein konnte, stürzte er sich ins Wasser, durchschwamm den Rheinarm (bekanntlich teilt sich der Rhein beim Großherzogtum Baden in eine Unmenge von Armen), sprang am gegenüberliegenden, mit Weidengestrüpp bewachsenen Ufer einer kleinen Insel wieder heraus und faßte dort das Reh.

Dann erinnere ich mich noch an eine Jagd zur Winterszeit hoch oben im Schwarzwald. Überall lag tiefer Schnee; die Bäume waren dicht bereift, schwerer Nebel hing in der Luft und verwischte alle Konturen. Mein Nachbar hatte geschossen, und als ich, nach Schluß der Treibjagd, auf ihn zutrat, sagte er mir, er habe auf einen Fuchs geschossen und ihn wahrscheinlich verwundet, weil die Rute heftig hin und her gefahren war. Wir setzten Pegasus auf die Spur, und er verschwand sogleich da in dem weißen Nebelmeer. Es vergingen fünf Minuten, dann zehn, eine Viertelstunde . . . Pegasus kam nicht wieder. Es war klar, daß mein Nachbar den Fuchs angeschossen hatte:

war das Wild nicht verwundet und hatte man Pegasus ohne Grund auf die Spur gesetzt, so pflegte er immer gleich wiederzukehren. Endlich ließ sich in weiter Entfernung dumpfes Bellen vernehmen: es tönte wie aus einer anderen Welt an unser Ohr. Wir machten uns sofort auf den Weg und gingen dem Bellen nach; wir wußten wohl, wenn Pegasus die Beute nicht zu fassen vermochte, so verbellte er sie. Geleitet von den kurzen Lauten, bisweilen wie Geheul anzuhören, gingen wir weiter; wir gingen wie im Traum, denn wir sahen eigentlich nicht, wohin wir unsere Füße setzten. Wir stiegen bergan, dann ging es wieder abwärts, wir wateten bis ans Knie durch den Schnee im feuchten und kalten Nebel; die Eisnadeln fielen von den Zweigen, an die wir rührten, auf uns nieder . . . das war eine märchenhafte Wanderung. Jeder von uns schien dem anderen ein Gespenst zu sein, und alles ringsum hatte ein gespenstiges Aussehen. Endlich sahen wir etwas Dunkles weiter vorn am Rande einer schmalen Schlucht: das war Pegasus. Er saß auf einen Hinterbeinen, ließ die Nase hängen und blickte, wie man wohl sagen kann, finster drein; dicht vor seiner Nase in einem schmalen Loch lag der tote Fuchs zwischen zwei Granitblöcken. Der Fuchs hatte sich vor dem Verenden dorthin verkrochen, und Pegasus hatte ihn nicht herausholen können. Darum hatte er auch gebellt.

Über dem rechten Auge hatte er eine Narbe, die nicht wieder zugewachsen war und von einer tiefen Wunde herrührte: diese Wunde hatte ihm einst ein Fuchs beigebracht, den er noch lebend aufgespürt hatte, sechs Stunden nach dem Schuß, und mit dem er einen Kampf auf Tod und Leben hatte ausfechten müssen. Ich erinnere mich noch an folgenden Fall. Ich war zur Jagd nach Offenburg eingeladen, einer Stadt, die nicht weit von Baden-Baden abliegt. Die Jagd dort hatte eine Gesellschaft von Pariser Sportsleuten gepachtet: es gab da viel Wild, insbesondere eine Unmenge von Fasanen. Natürlich hatte ich Pegasus mit. Wir waren insgesamt eine Gruppe von fünfzehn Personen. Viele darunter hatten ausgezeichnete, meist rassereine englische Hunde. Beim Übergang von einem Revier ins andere gingen wir in langgestreckter Reihe auf einem Wege den Wald entlang; links von uns war ein großes leeres Feld; mitten auf diesem Felde, etwa fünfhundert Schritt von uns entfernt, war eine Gruppe von wenigen Birnbäumen zu sehen. Plötzlich hob mein Pegasus den Kopf, hielt die Nase in den Wind und

begab sich gemessenen Schrittes in der Richtung auf jene entfernte Baumgruppe zu. Ich blieb stehen und forderte die Jäger auf, meinem Hunde zu folgen, denn »dort gäbe es bestimmt etwas«. Indessen waren andere Hunde dazugesprungen und drehten sich um Pegafus herum, nahmen Witterung auf, spähten aus, konnten aber nichts wittern; er ließ sich aber gar nicht irremachen, sondern setzte seinen Weg schnurgerade fort. – »Da mag wohl ein Hase irgendwo im Felde liegen«, bemerkte einer der Pariser Herren. Aber an dem ganzen Gehaben von Pegasus merkte ich, daß es kein Hase war, und forderte die Jäger erneut auf, ihm zu folgen. »Unsere Hunde wittern nichts«, sagte man mir einstimmig, »Ihr Hund mag sich wohl versehen.« (Damals kannte man in Offenburg meinen Pegasus noch nicht.) Ich schwieg, spannte die Hähne meiner Büchse und folgte Pegasus, der nur dann und wann über die Schulter weg nach mir zurückblickte; endlich waren wir bei der Birnbaumgruppe angelangt. Obwohl die Jäger mir nicht gefolgt waren, waren sie doch stehengeblieben und blickten mir aus der Entfernung nach. – »Na, wenn da nichts zu finden ist«, dachte ich, »dann haben wir uns gehörig blamiert, Pegasus« ... Aber just in diesem Augenblicke schwirrte ein ganzes Dutzend von Fasanenmännchen mit betäubendem Lärm hoch, und es gelang mir, zu meiner großen Freude, ein paar herunterzuholen, was mir nicht immer glückt, da ich ein mittelmäßiger Schütze bin. – »Da habt ihr's, ihr Herren Pariser, mit euren rassereinen Hunden!« – Mit den erlegten Fasanen in der Hand kehrte ich zu meinen Jagdgefährten zurück . . . Pegasus und ich wurden mit Komplimenten überschüttet. Vermutlich werde ich ein ganz zufriedenes Gesicht gemacht haben; er dagegen tat, als wäre nichts vorgefallen; er tat nicht einmal bescheiden.

Ich kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß Pegasus in der Regel auf hundert, ja auf zweihundert Schritt Rebhühner sicher witterte. Obwohl er nun etwas träge beim Suchen war, wußte er sich doch sehr überlegt zu benehmen, ganz wie ein erfahrener Stratege! Niemals senkte er den Kopf, auch beroch er die Spur nicht, etwa schmählich dazu schnaufend und mit der Nase darauf stoßend; er wirkte immer nur mit dem oberen Geruchsinn, dans le grand style, lagrande manière, wie die Franzosen zu sagen pflegen. Es kam vor, daß ich eigentlich meinen Platz gar nicht einmal zu wechseln brauchte, es genügte, daß ich ihm mit den Augen folgte. Sehr amüsant war es, mit

jemandem zur Jagd zu gehen, der Pegasus noch nicht kannte; es verging keine halbe Stunde, und man konnte gewiß sein, den Ausruf zu hören: »Das ist aber ein Hund! Geradezu ein Professor!«

Pegasus verstand jeden Wink; es genügte, wenn man ihn anblickte. Er hatte wirklich einen fabelhaften Verstand. Wenn er einmal, als er mich verloren hatte, aus Karlsruhe, wo ich den Winter verbrachte, fortlief und sich vier Stunden darauf in meiner alten Wohnung einstellte, so wäre darin noch nichts Besonderes zu erblicken; aber der folgende Fall beweist schon mehr, was er für einen Kopf hatte. In der Umgegend Baden-Badens hatte sich ein tollwütiger Hund gezeigt und auch jemanden gebissen; sogleich erfolgte eine Polizeiverordnung: alle Hunde ohne Ausnahme müßten Maulkörbe tragen. In Deutschland werden solche Verordnungen sehr pünktlich ausgeführt: fotrug denn Pegasus seinen Maulkorb. Das war ihm höchst unangenehm; er jammerte unentwegt, das heißt, er setzte sich mir gegenüber hin und heulte, reichte mir die Pfote, – aber da war ja nichts zu machen, man mußte sich eben fügen. Da kommt nun eines Tages meine Hauswirtin zu mir ins Zimmer und erzählt, Pegasus habe tags zuvor einen freien Augenblick benutzt und seinen Maulkorb eingescharrt. Ich wollte es nicht glauben; aber einige Augenblicke darauf kommt meine Wirtin wieder gelaufen und fordert mich flüsternd auf, ich möge ihr möglichst schnell folgen. Ich trete auf den Flur hinaus, und was sehe ich da? Pegasus hat den Maulkorb im Maul, schleicht über den Hof, als ginge er gleichsam auf Zehenspitzen, begibt sich in die Scheune und scharrt dort in der Ecke mit seinen Pfoten ein Loch, um dort seinen Maulkorb behutsam zu vergraben! Es kann kein Zweifel sein, daß er glaubte, auf diese Weise für immer der verhaßten Beschränkung ledig zu werden.

Wie fast alle Hunde, so konnte auch er Bettler und schlecht gekleidete Menschen nicht leiden (Kindern und Frauen pflegte er nichts zu tun); vor allen Dingen duldete er aber nicht, daß jemand irgend etwas forttrug; schon wenn jemand eine Last auf den Schultern hatte oder einen Packen in der Hand hielt, wurde er mißtrauisch, und wehe dann dem Beinkleid des verdächtigen Menschen, letzten Endes aber auch wehe dann – meinem Geldbeutel! Wieviel Strafgelder habe ich doch für ihn zahlen müssen! Einmal hörte ich ein fürchterliches Geheul in meinem Vorgarten. Ich ging hinaus, und was muß ich sehen? Hinter dem Gitter steht ein schlecht

gekleideter Mensch mit zerfetzten »Unaussprechlichen«, vor dem Gitter aber steht Pegasus in der Pose des Siegers. Der Mensch beklagte sich bitterlich über Pegasus und zeterte . . . Aber zwei Steinmetzen, die gerade auf der gegenüberliegenden Straßenseite arbeiteten, teilten mir laut lachend mit, es habe eben dieser selbe Mensch im Garten einen Apfel vom Baum gepflückt, und dann erst wäre Pegasus über ihn hergefallen.

Er hatte einen rauhen, strengen Charakter; das muß man schon sagen; indessen hing er sehr an mir; ja, er war mir zärtlich ergeben. Pegasus' Mutter war zu ihrer Zeit auch eine Berühmtheit gewesen; auch sie war sehr scharf; selbst zu ihrem Besitzer drängte sie nie heran. Auch seine Brüder und Schwestern zeichneten sich durch besondere Talente aus; aber von seiner zahlreichen Nachkommenschaft konnte sich wohl keiner mit ihm messen.

Im vorigen Jahr (1870) war er noch ganz auf der Höhe, obwohl er schon damals bald ermüdete; aber in diesem Jahr ging es dann plötzlich bergab. Ich vermute, daß da etwas wie Gehirnerweichung vorliegen muß. Sein Verstand versagt, indessen ist er noch gar nicht einmal so alt – erst neun Jahre. – Es ist wirklich ein Jammer, diesen tatsächlich großen Hund zu sehen, wie er sich in einen Idioten verwandelt. Auf der Jagd fing er plötzlich an ganz unsinnig zu suchen, das heißt er lief auf gerader Linie vor, ließ die Rute hängen und senkte den Kopf, oder er blieb plötzlich stehen und sah mich angespannt und stumpf an, als wolle er mich fragen, was er tun sollte und was ihm denn widerfahren wäre! Sic transit gloria mundi! Er lebt noch bei mir, und ich gebe ihm das Gnadenbrot, aber der alte Pegasus ist es nicht mehr; er ist nun eine klägliche Ruine! Nicht ohne Trauer nahm ich Abschied von ihm. – »Leb wohl!« dachte ich bei mir, »mein unvergleichlicher Hund! Mein Leben lang werde ich dich nicht vergessen, und nie wieder werde ich einen zweiten Freund haben, wie du einer warst!«

Ich werde aber auch kaum mehr Gelegenheit haben, auf die Jagd zu gehen.

Paris, Dezember 1871.

Einige Bemerkungen über die russische Wirtschaft

und über den russischen Bauern.

Deutsch von Gregor Jarcho.

Bevor ich an die Darlegung meiner Gedanken über den russischen Bauern und die russische Wirtschaft gehe, halte ich es für nicht überflüssig, zu bemerken, daß ich mich zwar mit politischer Ökonomie nicht ausschließlich beschäftigt habe, indessen mit allem bekannt bin, was eigentlich zur Wissenschaft der Staatswirtschaft gehörend in die Gebiete der Geschichte und der Geographie fällt; darüber hinaus ist mir eine ziemlich beträchtliche Anzahl einzelner Tatsachen bekannt, die ich teils durch eigene Erfahrungen und teils durch Lektüre kennengelernt habe. Deshalb können die Bemerkungen, die ich im folgenden Aufsatz niederzuschreiben die Absicht habe, nur als Pfand meiner kommenden eifrigen Studien der Nationalökonomie gelten, denen ich meine ganze Zeit zu widmen beschlossen habe.

Die Lage der russischen Bauern bildet den Gegenstand unablässiger Aufmerksamkeit unseres Monarchen; als Beweise dieser Allerhöchsten Besorgtheit dienen – neben vielen anderen Erlassen – die Erlasse über die Regulierung des Verhältnisses der Gutsbesitzer und Bauern zueinander, über die Erziehung der ländlichen Jugend und so weiter. Alle Russen verfolgen hoffnungsvoll und erfolgsgewiß die Verordnungen der Regierung und sind überzeugt, daß die Uberleitung der russischen Landwirtschaft und der russischen Bauern aus dem früheren, patriarchalischen Zustand in einen neuen, der sowohl gefestigter als auch harmonicher ist, sich reibungslos und glücklich vollziehen wird; schon in vielen periodischen Schriften lassen sich erfahrene Landwirte vernehmen – es werden Veränderungen und Neuerungen vorgeschlagen . . . (siehe den Aufsatz des Herrn Chomjakow im »Moskwitjanin [Zeitschrift »Der Moskauer«]« dieses Jahres und die Erwiderungen des Simbirskischen Gutsbesitzers).

Und in der Tat – die Frage der *Bedeutung der landwirtschaftlichen Klasse* ist schon an sich außerordentlich wichtig; mit diesem Problem beschäftigte man sich und beschäftigt sich auch heute noch tatkräftig nicht nur in Rußland allein, sondern auch in Frankreich, in England und in Deutschland. Wenn wir aber bedenken, daß unser Vaterland seiner – sowohl inneren als auch äußeren – geographischen Lage

nach vorwiegend ein Agrarstaat ist, wenn wir uns vor Augen halten, daß der umfangreichste und wichtigste Teil Rußlands eine weite, fruchtbare Ebene darstellt, die von großen Flüssen – den natürlichsten und sichersten Verkehrswegen – durchschnitten wird (wobei darüber hinaus auch unsere Kanalisation ausgezeichnet ist), so müssen wir zugeben, daß diese Frage für uns Russen eine der wichtigsten und drängendsten ist. Sie ist mit der Frage der russischen Zukunft überhaupt unlöslich verbunden.

Ferner können wir von den Ausländern zwar viele einzelne nützliche Kenntnisse auf dem Gebiete der Landwirtschaft erwerben, aber das Problem selbst zu lösen und die Bedingungen festzustellen, von denen der Wohlstand der russischen Landwirtschaft abhängt, vermögen nur wir selber, und zwar aus eigener Kraft, weil wir in keinem anderen Lande Erscheinungen begegnen, die den in unserem ähnlich wären. In fremden Ländern bekommt dieser ganze Fragenkomplex eine völlig andere Bedeutung. So sind zum Beispiel die überhaupt sinnlosen Systeme der Fourieristen, die auf die Verteilung des Bodens und die Aufrichtung einer Gleichheit des Besitzes hinauslaufen, in Rußland schlechthin unmöglich, während man in Frankreich wenigstens den Grund des Entstehens derartiger Theorien erklären kann. Weiter: in England zählt die Klasse der Ackerbauer eigentlich zur Aristokratie, der die Mehrzahl der Ländereien gehört. Und das System des *Gleichgewichtes*, auf dem die ganze politische Existenz Englands aufgebaut ist, trägt schon in sich einen Widerstand gegen die Industrie. In Rußland sind alle diese Wechselwirkungen von ganz anderer Art.

Wenn die Landwirtschaft für Rußland so wichtig ist, dann muß es interessant sein, einen Blick auf die Lage der landwirtschaftlichen Klasse in unserem Vaterlande zu werfen. Die Geschichte zeigt uns, wie die Lebensformen des Bauerntums bei uns entstanden sind. Im Westen gehörten die Adligen dem siegreichen, die Bauern – dem besiegten Stamme an; dieser Zweiteilung begegnen wir überall, in Italien, in Frankreich, in England – und obwohl im Laufe der Zeit dieser Unterschied sich fast völlig verwischt hat – so können wir dennoch, je weiter wir zurückgehen und je mehr wir uns der Epoche des Entstehens neuer Zivilisationen auf den Ruinen der antiken Welt nähern, um so deutlicher diese zwei grundlegenden Urelemente aller europäischen Staaten erkennen.

In Rußland dagegen gehören die Adligen und die Bauern ein und demselben Stamme an; sie sprechen dieselbe Sprache und haben denselben Gesichtsschnitt; es stimmt zwar, daß viele unter unseren Adligen fremdländischer – tatarischer, litauischer usw. – Herkunft sind, aber sie kamen nach Rußland als *Emigranten*, nicht als Sieger, sie nahmen unseren Glauben und unsere Sitten an, und schon ihre Kinder waren rein russisch. Das Lehnsystem unterscheidet sich gerade dadurch so schroff vom Feudalismus, daß es ganz durchdrungen ist vom Geist des Patriarchalischen, vom Friedens-, vom Familiengeist. Wir können mit Recht sagen, daß unser echter russischer Adel einzig aus den Fürsten bestand, die von Ruriks Nachkommen abstammten, deren große Zahl uns ins Erstaunen versetzt. [Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß viele Fürstengeschlechter inzwischen ausgestorben sind. Von den zwanzig Fürsten verschiedener Häuser, die wir im Gefolge des Fürsten Cholmskij, auf seiner Hochzeit mit der Tochter Johanns III. im Jahre 1500 finden, hat keiner eine Nachkommenschaft gehabt, die bis in unsere Tage hineingereicht hätte.] Es waren also angestammte Fürsten, die Rußland geerbt hatten, und mit denen sich später Adlige anderen Ursprungs vermischten. Vor dem Tode pflegte ein Fürst seinen Besitz unter seine Söhne zu verteilen, und diese mehrten sich, waren fruchtbar auf dem ertragreichen russischen Boden und lebten umringt von ihren Kindern und Dienern . . . Während im Westen der Kreis der Familie immer enger wurde und bei gleichzeitigem Anwachsen des Staates verschwand, bildete Rußland auch als Staat eine einzige große Familie, an deren Spitze der Zar stand, der »Vater und Ahn« des russischen Reiches, den man nicht umsonst das »Väterchen« Zar nennt . . .

Es kann uns entgegengehalten werden, daß auch unsere Fürsten *fremder Abstammung* waren; dazu ist zu sagen, daß erstens die damit zusammenhängenden Unterschiede sich bereits äußerst früh verwischt hatten und daß sie zweitens nie von jener feudalen Bedeutung waren wie im Westen. Bei der Ausbreitung des russischen Machtbereichs haben sich viele Völkerstämme, deren Entwicklungsgeschichte eine andere war, dem Einfluß der Großrussen untergeordnet . . . Und jetzt steht unsere Regierung vor der Aufgabe, das Problem der Agrarklasse (das überall mehr oder weniger dringend der Lösung bedarf) auch bei ihnen zu lösen . . . Ich

will mich auf die Großrussen allein beschränken, die ich besser als die anderen Stämme kenne und auf die sich alles Vorhergesagte bezieht.

Der patriarchalische Zustand Rußlands, dem wir auf der einen Seite die Reinheit unserer Sitten und unsere Religiosität verdanken, der aber auf der anderen Seite unserer staatsbürgerlichen Entwicklung hinderlich war, konnte nicht unverändert bleiben. Peter der Große hat als erster Rußland aus seinem ursprünglichen Zustand befreit, und unser Vaterland nimmt jetzt, dank seinen großen Herrschern (Rußland hat noch mehr als Preußen alles seinen gekrönten Führern zu verdanken), fast die erste Stelle im Bunde der europäischen Mächte ein. Aber es gibt immer noch viele ungelöste Probleme, noch von manchem müssen wir uns trennen, manches müssen wir noch vervollkommnen und manches erwerben. Und wenn es auch Menschen gibt, die ängstlich und bedauernd zurückschauen, Menschen, die, im Widerspruch zu sich selbst, unsere Literatur zum Beispiel nicht auf Volkslieder allein beschränkt wissen möchten, dabei aber die Entwicklung des Volkes dennoch am liebsten eindämmen würden, so halten wir uns für berechtigt, ihr Bedauern als Ungläubigkeit zu bezeichnen – als einen Mangel an Glauben an die Vorsehung, die uns so wunderbar bisher geleitet hat, als einen Mangel an Glauben an unsere Gegenwart und an unsere Zukunft.

Sei dem, wie es nun wolle, die angedeutete Entwicklung beginnt sich auch in unserer Volkswirtschaft zu vollziehen. Das Alte verändert sich, obgleich es noch Widerstand leistet, – das Neue verfällt hin und wieder einer Einseitigkeit, dringt aber allmählich durch und triumphiert. Es ist interessant, diese Ubergänge zu beobachten, und ich will mich daher bemühen, in kurzen Worten die auffallendsten Züge der augenblicklichen Lage der Dinge zu skizzieren. Ich wuchs auf und lebte eine ziemlich lange Zeit in einem Dorf, das sich in einem der fruchtbarsten Gouvernements Rußlands, im Orlowschen, befindet, und hatte Gelegenheit, sowohl den russischen Bauern als auch den russischen Gutsbesitzer kennenzulernen.

Der Rahmen meines Aufsatzes gestattet mir nicht, mich in eine ausführliche Charakteristik des russischen Bauern zu vertiefen. Ich will nur sagen, daß es bei einer näheren Bekanntschaft mit ihm unmöglich ist, seine Gewandtheit, seinen natürlichen Verstand und seine Gutmütigkeit nicht anzuerkennen; aber, ich wiederhole, sein

ehemaliges Verhältnis zum Gutsbesitzer hat sich verändert. Das Biederpatriarchalische der früheren Zeiten ist verschwunden, ohne daß es bisher von einer Gesetzmäßigkeit und Festigkeit der neuen Wechselbeziehungen ersetzt worden wäre. Man kann nicht sagen, daß die Lebensbedürfnisse unserer Ackerbauern völlig sichergestellt seien. Die Transaktionen des Handels und der Industrie, die sich auf Berechnungen und persönliche Geschicklichkeit stützen, können zu einem nennenswerten Wohlstand führen und sogar einen Luxus ermöglichen, sind aber ihrem Wesen nach unsicher. Die Landwirtschaft jedoch muß fest und unverrückbar sein, wieder Boden selbst, sie muß, ohne einen Überfluß zu gewähren, die Existenz des Ackerbauern völlig sicherstellen. Die Notwendigkeit, ja die Heiligkeit dieser Unverrückbarkeit und Festigkeit haben alle Völker zu allen Zeiten gespürt, nicht umsonst hielten die Griechen den Ackerbau für eine unmittelbare Gabe der Gottheit; und deshalb sind die Phantasien einiger Utopisten, die die Landwirtschaft mit Gewalt industrialisieren möchten, die also mit anderen Worten den Boden mit Dampfmaschinen pflügen, Gesellschaften zur Bodenbearbeitung gründen und, kurz gesagt, die Klaffe der Ackerbauern vernichten wollen – deshalb sind solche Phantasien sinnlos und *unsittlich.*

Aber zu einer genügenden Festigkeit, zu einer vollkommenen Sicherstellung der Menschen, die sich dem Ackerbau gewidmet haben, hat es die russische Wirtschaft noch lange nicht gebracht. Der Boden wird meistens schlecht bearbeitet und trägt weder den Gutsbesitzern noch den Bauern alles das, was er unter anderen Umständen ihnen zu geben imstande wäre. Die hauptsächlichsten Unzulänglichkeiten unserer Landwirtschaft bestehen in folgenden Erscheinungen:

Erstens in einem Mangel an Gesetzmäßigkeit und Positivität des Eigentums selbst, namentlich in den sogenannten »Tscheres polosnye«-Ländereien,[Gemengelage.] das heißt in solchen, die streifenweise verschiedenen Eigentümern gehören. Die Bodenabmarkungen, die jetzt energisch in ganz Rußland zur Durchführung kommen, werden in dieser Hinsicht größten Nutzen bringen; die Aufhebung *gemeinsamen Besitzes* ist der erste Schritt zur Einführung einer vernünftigen Wirtschaft in Rußland; jeder Gutsbesitzer wird dann seine Grenzen, seine Mittel und seine Vorteile

erkennen; es kann keine der weiteren Reformen durchgesetzt werden, solange die *Eigentumsfrage* nicht völlig geklärt ist.

Zweitens in einem Mangel an Gesetzmäßigkeit und Klarheit im gegenseitigen Verhältnis zwischen den Gutsbesitzern und den Bauern. Ihre Wechselbeziehungen sind durch nichts geregelt und hängen meist ganz von der Laune der Besitzenden ab. Im allgemeinen gestalten sie sich nach zweierlei Art, und zwar je nachdem, ob der Gutsbesitzer die Abgaben seiner Bauern in barem Geld oder in Form von Arbeit einzieht, und diese Abgaben Pachtzins oder Frondienst heißen. Die Höhe des Pachtzinses wird durch die Qualität und die Größe des Ackers bestimmt, durch die Nähe einer Stadt und anderes mehr. Aber erstens erhöht der Gutsbesitzer mitunter den Pachtzins, ohne die Mittel der Bauern zu berücksichtigen, und zweitens sind die Bauern dabei häufig doch nicht von verschiedenen Arbeiten befreit, die ihnen oft die kostbarste Zeit wegnehmen, so zum Beispiel nicht von der Pflicht, zur herrschaftlichen Mahd zu gehen (mitunter in ein entferntes Dorf), von dem Zwang, herrschaftliche Transporte auch winters in die Haupt- und Gouvernementsstädte zu begleiten und so weiter. Der Frondienst hat noch unbestimmtere Formen; die Bauern, die Frondienste zu leisten haben, leben meist sozusagen in Kost bei ihrer Herrschaft. Da dem Bauern meist die Zeit fehlt, sich der sorgfältigen Bearbeitung seiner Parzelle zu widmen, und da er im Grunde überhaupt nichts *Eigenes* hat, beginnt er, gewöhnlich schon im Frühjahr, seinen Bedarf an Lebensmitteln beim Gutsherrn zu borgen. Ich beeile mich zu bemerken, daß die Bauern es bei einigen Gutsbesitzern sehr gut haben, aber ihr Wohlstand ist dann nur Folge der persönlichen guten Eigenschaften ihrer Herrschaft und nicht Ergebnis einer gesetzmäßigen, unabänderlichen Ordnung. Und deshalb muß der Erlaß Seiner Kaiserlichen Majestät über die Regelung des Verhältnisses der Bauernschaft zum Adel den größten Nutzen bringen.

Drittens in einem äußerst unbefriedigenden Zustand der Agrar- und Forstwissenschaft in unserem Vaterlande, der einerseits aus der Nachlässigkeit der reichen Landwirte resultiert, andererseits sich aber aus der Armut der kleinen Gutsbesitzer ergibt, die von keinen gemeinsamen Bestrebungen getragen werden und infolgedessen alles, wie sie sagen, »auf eigene Faust« anfangen müssen, wozu ihnen weder die nötige Zeit noch die genügenden Mittel zur Verfügung

stehen. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß, solange der Mensch, der mit seinen Händen den Boden bearbeitet, der Bauer also, weder befriedigt noch sichergestellt ist, auch der Eigentümer des Bodens nicht reich werden kann. Es genügt, einen Blick nach Irland zu werfen; dort pflegt man riesige Güter weit niedriger einzuschätzen als genau so große oder sogar kleinere in Schottland und in England, obwohl der Boden in Irland bedeutend besser ist. Ich könnte unsere Landwirtschaft mit einem fruchtbaren Acker vergleichen . . . wenn jedoch der Dunst dieses Ackers auf ihn nicht in Form eines belebenden Regens zurückfällt, wird er unbedingt vertrocknen und veröden. Welch ein geringer, unbedeutender Teil der Einnahmen aber wird bei uns in Rußland zur Verbesserung der Güter wiederverwendet! Und das, obwohl schon die geringste Verbesserung, schon jede geschickte Maßnahme eines gut beobachtenden Gutsbesitzers reichlich belohnt wird. Ich spreche dabei natürlich nicht von jenen Neueinführungen, die es nicht verdienen, als Verbesserungen bezeichnet zu werden, von jenen unüberlegten Neuerungen, die ohne jedes Nachdenken über die Nöte und Möglichkeiten des betreffenden Landbezirks eingeführt werden.

Viertens im unvollkommenen Ausgleich zwischen dem Handel und der Landwirtschaft. Wie oft hörte ich von denselben Leuten einmal Klagen über die schlechte Ernte und die Unmöglichkeit, die Bauern zu ernähren, und dann im nächsten Jahr wiederum Klagen über die zu gute Ernte und die niedrigen Preise! Was aber das Unglück anbetrifft, das vor kurzem Rußland und unter anderem auch das Orlowsche Gouvernement heimgesucht hat, so muß man hoffen, daß die wohltuende Maßnahme der Regierung: die Errichtung von Vorratsniederlagen, für immer die Möglichkeit der Wiederkehr eines so furchtbaren Übels unterbinden wird. Die Unsicherheit des Absatzes der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ist eng verbunden mit allen weiter oben genannten Unzulänglichkeiten unserer jetzigen Wirtschaft; zu ihnen allen müssen wir noch hinzufügen: den nicht ganz befriedigenden Zustand unserer Verkehrswege, die Schwierigkeit des Transportes landwirtschaftlicher Erzeugnisse per Achse und den Mangel an Geld, das zu raschen und erfolgreichen Umsätzen unbedingt erforderlich ist.

Fünftens in dem äußerst schwach entwickelten staatsbürgerlichen Gefühl unserer Bauern. Der russische Bauer steht wie wir alle unter

dem Schutz der Gesetze, aber er ist sich dessen nicht bewußt und fühlt sich nicht als Staatsbürger. Niemand ist mehr als ich vom Scharfsinn und der Geschicklichkeit des russischen Menschen überzeugt – aber in gewisser Hinsicht kann man nicht umhin, die Verminderung gerade dieser Geschicklichkeit herbeizuwünschen, die – ich bitte, meinen Vergleich zu verzeihen – an die Findigkeit und Gewandtheit eines Fuchses erinnert, aber eines Menschen, der in einer wohlorganisierten Gesellschaft lebt, unwürdig ist. Im übrigen pflegt derselbe Bauer, der seine Zuflucht zu Schlichen nimmt, sobald er von Herren regiert wird, denen er nicht traut, unter der Führung eines Gutsbesitzers, der sich um ein Wohl- ergehen kümmert, meist der vernünftigste, verständigte und wirklich geschickte Mensch zu werden. Und deshalb muß man sich über den Allerhöchsten Erlaß betreffend die Erziehung der Dorfjugend freuen. Ein des Lesens und Schreibens kundiger Mensch genießt, selbst wenn eine Bildung nicht weitergeht, im Vergleich zu einem Analphabeten unendliche Vorteile; es sind ihm die Augen geöffnet, er fühlt, daß er Mitglied der Gesellschaft geworden ist. Es muß aber bemerkt werden, daß Lesen- und Schreiben können allein noch keineswegs jenes staatsbürgerliche Gefühl vermittelt, von dem wir oben sprachen; es gibt in Mittelfrankreich Departements, in denen der Prozentsatz der Analphabeten nicht geringer ist als bei uns. Aber die Entwicklung dieses Gefühls müssen wir von der Zeit erwarten, von der allmählichen Verbreitung der damit verbundenen Begriffe und namentlich von den segensreichen Maßnahmen der Regierung. Jetzt hingegen soll festgestellt werden, daß der Bauer, der sich der Unsicherheit seiner Stellung durchaus bewußt ist, sein eigenes Hab und Gut oft nachlässig und fast lieblos behandelt, sich häufig dem Trunke ergibt und für die wenigen Stunden der Selbstvergessenheit, die er auf Kosten seiner Gesundheit erkauft, den Rest seines Lebens in Not und Armut verbringt.

Sechstens sowohl überhaupt in allen veralteten Institutionen, die wir aus den früheren patriarchalischen Lebensformen übernommen haben, die aber jetzt unangebracht und beschwerlich sind, wie zum Beispiel der Uberfluß an Hofgesinde und so weiter, als auch in allen unausbleiblichen Folgen des ungesicherten Lebensunterhaltes der Bauernschaft, wie Pferdediebstahl, Waldfrevel und so weiter . . . Und schließlich –

Siebentens: im Mangel an sozialem Geist beim Adel.

Es scheint mir, die Unzulänglichkeiten des augenblicklichen Zustandes der Landwirtschaft in Rußland sind von mir ziemlich genau dargelegt. Ich könnte noch die ab und zu sich bemerkbar machende Entfremdung einiger Adligen von ihren eigenen Bauern anführen, eine Erscheinung, die zum Glück von Tag zu Tag seltener wird. Andere Mängel, die nicht so wichtig sind, glaubte ich nicht einmal erwähnen zu müssen. Dafür aber kann ich nicht umhin, einige Worte über einen Einwand zu sagen, den für wahrhaft zu halten, mir unmöglich ist. Es handelt sich darum, daß gewisse Kreise bei uns die weitere Parzellierung des Bodens aufhalten und, nach englischem Muster, Majorate zugunsten der ältesten Söhne einführen möchten. Abgesehen davon, daß alle aus Analogien gezogenen Schlußfolgerungen schon deshalb falsch sind, weil jede solche Folgerung auch Unterschiede voraussetzt und sich daher von selbst widerlegt, – abgesehen davon ist die Aristokratie, wie sie in England existiert, eine dem russischen Geist völlig fremde Institution. Die englischen Aristokraten sind alle Aristokraten von *Gottes Gnaden*, wie der König selber; sie entstammen freien normannischen Rittern, die Wilhelm den Eroberer unter gewissen Bedingungen begleitet hatten; er war verpflichtet, den Boden, den seine Kameraden mit ihrem Schwerte eroberten, unter sie zu verteilen. Im Gegensatz dazu waren, wie ich schon bemerkt habe, unsere Fürsten in Rußland nur deshalb *Herren* und galten nur deshalb als wirkliche Besitzer des Bodens, weil sie dem Geschlecht Ruriks entstammten, dem der Zar gleichfalls angehört; sie waren nicht einfach abhängige Barone, sondern respektvoll ergebene Diener des Zaren, ihres Oberhauptes, dem das Recht über ihr Leben und über ihr Hab und Gut zustand. Und auch der kleinere Adel hat in Rußland einen ganz anderen Ursprung und eine ganz andere Bestimmung als dieselbe Klaffe in England. Gegen die Geschichte seines eigenen Volkes, gegen jene notwendige Folgerichtigkeit, die alle Erscheinungen des Volkslebens durchdringt, ist es unmöglich und sündhaft Maßnahmen zu treffen. Darüber hinaus verlangt auch der russische Boden schon seinem Umfang zufolge, daß es viele Besitzer gibt und daß sie ihre Ländereien sorgfältig und fleißig bearbeiten; alle Formen unseres Landlebens müssen sich verändern (dieses Landleben führt bei uns der weitaus größte Teil der Bevölkerung; es ist bekannt, daß im europäischen

Rußland nur der zehnte Teil aller Einwohner in Städten domiziliert), und diese Verwandlung muß langsam und allmählich vor sich gehen. Sie wird sich aber nicht vollziehen können, wenn nicht der gesamte Adel an dieser Umwälzung teilnimmt. Kurz, ich bin der Ansicht, daß in dieser Hinsicht jede Zentralisation fast schädlich ist.

Wie erreichen wir aber das uns vorschwebende Ziel? Mit welchen Mitteln? Die vollständige Lösung dieses Problems wird vielleicht erst der nächsten Generation gelingen . . . Ich beschränke mich auf einige Bemerkungen und bitte ergebenst um deren nachsichtige Beurteilung.

Bei der Untersuchung der Unzulänglichkeiten unserer Landwirtschaft habe ich mit Absicht die *Leibeigenschaft* unserer Bauern unerwähnt gelassen. Ihre sogenannte Sklaverei war Gegenstand vieler ziemlich hohler Deklamationen, die oft von einer absoluten Unkenntnis der wirklichen Bedürfnisse Rußlands zeugten. Wir wünschen eine Gesetzmäßigkeit und Festigkeit in den Beziehungen zwischen Gutsbesitzer und Bauer; Gesetzmäßigkeit schließt die Willkür des Besitzers aus und damit auch das, was man als Sklaverei bezeichnet. Sklaverei ist ein unchristlicher Begriff und kann daher in einem christlichen Staat nicht gelten und hat im christlichen Staat wohl auch nie gegolten; aber nicht darum handelt es sich. Ganz abgesehen davon, daß zum Beispiel die Handwerker in England fast noch eher denn unsere Bauern als Sklaven bezeichnet zu werden verdienen, halte ich mich für verpflichtet, zu bemerken, daß viele der in dieser Hinsicht etwas übereilt vorgeschlagenen Reformen die Sklaverei nicht nur nicht aus der Welt schaffen, sondern sogar festigen würden. Noch vor kurzem ist in Mecklenburg (in jenem Lande, in dem später als in den anderen deutschen Staaten die Leibeigenschaft der Bauern abgeschafft wurde), in der Nähe von Neubrandenburg, ein Gutsbesitzer ermordet worden. Dieser Mord war von fürchterlichen Nebenumständen begleitet, die von einer Erbitterung zeugen, wie wir sie bei freien Menschen nicht anzutreffen erwarten . . . In Mecklenburg sind die Bauern zwar persönlich frei, befinden sich aber im Grunde genommen doch in engster Abhängigkeit, und zwar dadurch, daß die nicht zahlreichen Gutsbesitzer jenes Landes sich gleichsam verabredet hatten, keinen einzigen Bauern aufzunehmen, der eigenwillig von seinem Herrn weggegangen ist. Während meiner Anwesenheit in Böhmen war ich

wiederholt Zeuge davon, wie die freien Bauern von den Schreibern der Gutsherren mit Hilfe der sogenannten patrimonialen Gerichte unterdrückt wurden. Wir dürfen schon deshalb in dieser Beziehung kein Beispiel an den Ausländern nehmen, weil alle unsere Institutionen, die gegenwärtigen und die kommenden, einen ganz anderen Ursprung und einen anderen Charakter haben.

Zwischen dem russischen »Mir« mit dem russischen Dorfältesten auf der einen und der deutschen Gemeinde mit dem deutschen Schulzen auf der anderen Seite besteht ein ungeheurer Unterschied; nichtsdestoweniger ist es richtig, daß die nähere Bekanntschaft mit dem ländlichen Lebenszuschnitt in Deutschland für uns genau so nützlich sein kann wie etwa das Studium der Agrarwissenschaft, die in fremden Ländern einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat.

Wir werden viele Vorschläge zur Verbesserung der Lage der Bauernschaft zu hören bekommen, und es stehen uns noch viele Schwierigkeiten bevor, so zum Beispiel auch auf dem Wege zur Errichtung eigener Gerichte und einer eigenen Gerichtsordnung in Bauerngemeinden, oder bei der Vervollkommnung ihrer inneren Verwaltung. Ich will beiläufig bemerken, daß dieses Fehlen einer bestimmten, feststehenden Gerichtsbarkeit durchaus verständlich ist: Familienbeziehungen werden ihrem Geist nach nicht von Gesetzen bestimmt, und die Beziehungen unserer Gutsbesitzer zu ihren Bauern waren den familiären sehr ähnlich . . . Des weiteren sind mit der Frage der Zukunft unserer Bauernschaft auch noch viele andere gleich wichtige Fragen verknüpft, so zum Beispiel das Problem der Zukunft und der Bedeutung unseres Adels und so weiter. Nicht allein, daß unserem Adel das Geschick unserer Ackerbauern in die Hände gelegt ist, und daß infolgedessen unsere Gutsbesitzer vor die Aufgabe gestellt sind, das große Problem der Zukunft unserer Bauernschaft zu lösen, nicht genug damit, müssen sie auch noch ihre eigenen Lebensformen ändern. Das frühere, sowohl für die Bauern als auch für die Besitzer gleichermaßen nutzlose Dahinleben der Adligen auf ihren Gütern muß einem positiven Mitleben Platz machen – dem Wunsch und dem Vermögen, den Zustand der eigenen Wirtschaft zu vervollkommnen – weil bisher viele Gutsbesitzer ohne positives Wissen vom Wesen und von den Bedürfnissen der Landwirtschaft oft

zu empirischen Maßnahmen griffen und dann beim unausbleiblichen Mißerfolg den Mut verloren.

Ich habe mich bemüht, in kurzen Worten die augenblickliche Lage des russischen Bauern zu schildern. Wir sehen, daß der Zustand unserer Landwirtschaft unbefriedigend ist und nach Verbesserungen verlangt, obgleich wir andererseits sagen müssen, daß wir selber Zeuge vieler Verbesserungen waren, die ein tröstliches Merkmal des Nahens einer neuen Epoche bilden.

Vernünftige Gutsbesitzer bemühen sich immer mehr und mehr, das ehemalige, veraltete Verhältnis zu den Bauern umzugestalten. Sie haben sich zum Beispiel davon überzeugt, daß ihre Fabriken, trotz den verschwindend kleinen Löhnen und trotz der Möglichkeit eines kostenlosen Transportes der Fabrikerzeugnisse, nur selten den Wettbewerb mit den Fabrikunternehmungen von Kaufleuten aushalten können; sie haben sich davon überzeugt, daß die Arbeit, die für den Arbeiter nicht lohnend ist, auch demjenigen nichts einbringt, der für sich arbeiten läßt . . .

Bei der Erörterung des unbefriedigenden Zustandes der Landwirtschaft hätte ich meine Meinung noch durch statistische Angaben, durch eine genaue Untersuchung aller Unterlassungssünden im Ackerbau, in der Viehzucht und in der Waldwirtschaft unterstützen sollen. Aber meine Kenntnisse der politischen Ökonomie sind noch zu mangelhaft, und deshalb stütze ich mich zum Teil auf die Ansicht der Sachverständigen und zum Teil auf meine eigenen Erfahrungen.

Ich sagte schon zu Anfang, daß ich nur von den Großrussen sprechen werde; ich hätte noch hinzufügen müssen: nur von den leibeigenen Bauern, weil ich kein Wort von den Einhöfern, die einen ziemlich wichtigen Teil unserer ländlichen Bevölkerung ausmachen und auch kein Wort von den fiskalischen Bauern gesagt habe; auch sprach ich nicht ausführlich genug vom Adel; aber es war nicht meine Absicht, einen Aufsatz zu schreiben, der *alle* wichtigen Fragen unserer Landwirtschaft behandelt.

Ich sagte bereits, daß die Frage der Bedeutung der Landbevölkerung in Rußland mit dem Problem der Bedeutung des russischen Volkes schlechthin eng verknüpft ist. Und über die Zukunft unseres Volkes denken nicht wir allein nach, sondern ganz Europa.

Besonders in Deutschland ist man seit einiger Zeit bestrebt, das slawische Element verstehen und richtig schätzen zu lernen, da man jetzt nicht mehr umhin kann, es als einen der Hauptfaktoren auf dem Gebiet der Geschichte anzuerkennen. In Deutschland, in diesem Lande der Gelahrtheit, der gewissenhaften Arbeitsamkeit und der wahrhaft erstaunlichen Fähigkeit, in alle Geheimnisse des menschlichen Geistes einzudringen, ganz gleich in welchen Gestalten und in welcher Völkerschaft er sich auch dokumentiert, versteht man und schätzt man uns weit besser als zum Beispiel in Frankreich. Aber auch in Frankreich beginnt man zu spüren, daß die alte Metapher: »Colosse aux pieds d'argile« sinnlos ist, daß nur kraftloser Ärger Rußland mit jenen riesigen Staatsgebilden zu vergleichen vermag, die in Asien so rasch zu entstehen und noch rascher zu vergehen pflegten; auch in Frankreich fängt man an, zu begreifen, daß man dem russischen Volke kraftvolle, lebendige, unzerstörte Grundelemente nicht absprechen kann, daß, während man über uns nur mit einer gekünstelten Verachtung sprach, hinter der sich vielleicht ein ganz anderes Gefühl verbarg, wir immer wuchsen und auch jetzt noch weiterwachsen . . . Was aber die Ansicht der Engländer über uns anbetrifft, so wissen wir, daß sie uns achten, weil sie uns für wirkliche Rivalen halten; vor kurzem las ich einen sehr interessanten Aufsatz in der Zeitung »Times«, in dem das englische Volk mit dem russischen verglichen und bewiesen wurde, daß große Charaktere jetzt am häufigsten in England vorkommen . . . und in Rußland. Obwohl der ganze Aufsatz die Färbung der engen Selbstliebe der Engländer trägt und obwohl viele der gezogenen Schlußfolgerungen absolut falsch sind, ist er für uns Russen dennoch bemerkenswert. Kurz, ganz gleich, was die Ausländer über uns auch sagen mögen, niemand von ihnen ist in der Lage, die ruhige Kraft unserer Regierung, die Macht unseres Glaubens und die Einigkeit, die durch alle Schichten des russischen Volkes geht, zu leugnen. Aber der verborgene Sinn des slawischen Volkstums ist den westlichen Gelehrten unzugänglich; es ist ihnen bis jetzt unmöglich zu erfassen, worin eigentlich die Besonderheit des russischen Wesens und des russischen Lebens besteht, – weil wir immer noch nicht jene bestimmte Selbständigkeit erlangt haben, die auch andere Völker anerkennen müssen und die ihren Ausdruck überall findet: in den Werken der Kunst, der Wissenschaft und so weiter . . . Wir sind nicht

ein nur europäisches Volk; nicht umsonst sind wir zu Vermittlern zwischen dem Westen und Osten erkoren worden; nicht umsonst berühren unsere Grenzen zugleich das Europa des Altertums, China und Nordamerika, drei Gebiete mit den verschiedensten sozialen Physiognomien. Andererseits möge uns Gott davor behüten, daß wir blindlings alles Russische anbeten, nur weil es russisch ist; bewahre uns Gott vor den beschränkten, und, ich will es offen sagen, undankbaren Ausfällen gegen den Westen, besonders gegen Deutschland, die um so mehr undankbar sind, als man – obwohl meine Worte sonderbar erscheinen mögen – gerade aus Deutschland oft mit einem viel stärkeren Glauben an die Kraft und die Zukunft unserer eigenen Einrichtungen nach Hause zurückkehrt. Das sicherste Merkmal der Kraft ist das Wissen um die eigenen Fehler und die eigenen Schwächen; und deshalb müssen wir alle, die wir es als Glück betrachten, zum russischen Volke zu gehören und in der Regierungszeit eines Zaren zu leben, wie es der unsere ist, vor ihm und dem Vaterland die freiwillige Verpflichtung auf uns nehmen, unser ganzes Leben dem Dienst an der Wahrheit zu widmen . . . Unsere Brüder, die russischen Ackerbauern, sind berechtigt, von ihren gebildeteren Landsleuten tätige und eifrige Hilfe zu erwarten, und unter der Führung unserer Regierung können wir auch in dieser Hinsicht die Worte des Dichters wiederholen:

Auf Ruhm und Gutes hoffend, können
wir ohne Furcht nach vorwärts schaun . . .

23., 24. und 25. Dezember 1842.

cand. Phil. Iwan Turgenjew.

Die Pergamenischen Funde

Brief an die Schriftleitung des »Europäischen Boten« (»Westnik Jewropy«).

Deutsch von Kurt Wildenhagen.

. . . Räumen Sie mir zwei oder drei Seiten Ihrer Zeitschrift ein, daß ich den Lesern den tiefen Eindruck mitteilen kann, den auf mich gelegentlich meines kürzlich stattgehabten Besuches in Berlin, die von der preußischen Regierung erworbenen marmornen Hochreliefs aus der besten Epoche der attischen bildenden Kunst (drittes Jahrhundert vor Christus) gemacht haben; man entdeckte sie in Pergamon (nicht im alten Troja), in der Hauptstadt eines nicht gerade großen kleinasiatischen Reiches, das erst, wie ja auch die gesamte griechische Welt, von Rom unterworfen, dann aber von anstürmenden Barbaren völlig zerstört worden war. Das Vorhandensein dieser Hochreliefs, die von einem der Könige aus der Dynastie des Attalos errichtet wurden und bei den Alten als eines der Weltwunder galten, war den Gelehrten, in Sonderheit aber dem deutschen Gelehrten, natürlich kein Geheimnis; es wird darüber in dem erhaltengebliebenen Werk eines im übrigen recht unbekannten Schriftstellers des zweiten Jahrhunderts berichtet; aber der Ruhm der Entdeckung dieser herrlichen Überreste gebührt dem deutschen Konsul in Smyrna, Herrn Humann; das Verdienst aber oder, richtiger gesagt, der Glücksfall der Erwerbung fiel der preußischen Regierung zu, der der Kronprinz energisch zur Seite gestanden hatte. Die ganze Angelegenheit wurde sehr geschickt und geheim betrieben ; rechtzeitig hatte man Ingenieure und Fachgelehrte hingeschickt; rechtzeitig hatte man ein Landstück in der Nähe des Dorfes Bergama gekauft, unter dem all diese Schätze verborgen lagen; die Genehmigung des Sultans, den Besitz der aufgefundenen Marmorwerke anzutreten und sich nicht nur mit den Photographien davon zu begnügen (wie das die griechische Regierung einmal gemacht hat), war auch sehr glücklich und ebenfalls rechtzeitig beschafft, und so hat sich denn Preußen zu guter Letzt für lumpige hundertdreißigtausend Mark eine hohe Eroberung zu sichern gewußt, die ihr gewißlich mehr Ruhm eintragen wird als die Eroberung von Elsaß und Lothringen und sich vielleicht auch als zuverlässiger erweisen wird.

Diese Hochreliefs bildeten eigentlich die Frontseite oder den Fries eines riesigen Altars, der dem Zeus und der Pallas geweiht war (die Figuren überragen um das Anderthalbfache den menschlichen Wuchs) und vor dem Palast oder vor dem Tempel des Attalos stand. Man hat sie in recht unbedeutender Tiefe gefunden, und obwohl sie in Stücke zerschlagen sind, man hat im ganzen neuntausend Einzelstücke aufgelesen, allerdings sind Stücke von anderthalb Quadratmetern und auch noch größere darunter), so sind die Hauptfiguren und sogar Gruppen wohlerhalten, und der Marmor war den zerstörenden Einflüssen der freien Luft und anderen Katastrophen, unter denen der Parthenon so zu leiden hatte, nicht ausgesetzt. Alle diese Trümmer hat man nun sorgfältig nummeriert, sie auf zwei Schiffe geladen und aus Kleinasien nach Triest gebracht (zwei weitere Schiffe mit den Überresten von vier Kolossalstatuen und architektonischen Einzelteilen sind noch unterwegs), um sie dann mit der Bahn nach Berlin zu schaffen. Nun füllen sie einige Museumssäle, wo sie einstweilen auf dem Fußboden ausgebreitet liegen und allmählich in der alten Ordnung, unter der Aufsicht einer Fachkommission und unter der Beihilfe einer ganzen Zunft von kunstfertigen italienischen Steinmetzen zusammengesetzt werden. Glücklicherweise haben die Hauptgruppen verhältnismäßig wenig gelitten, und das Publikum, das einmal in der Woche von einer kleinen Tribüne aus zur Besichtigung der Marmortrümmer zugelassen wird, kann sich schon jetzt eine Vorstellung davon machen, was für ein Schauspiel diese Hochreliefs bieten werden, wenn sie wieder zusammengesetzt und senkrecht aufgerichtet in einem eigens hierfür bestimmten Gebäude Aufstellung finden und vor den erstaunten Blicken unserer heutigen Generationen in ihrer zweitausendjährigen, nein, wir sagen mehr, in ihrer unsterblichen Pracht wiedererstehen werden.

Diese Hochreliefs (viele der Figuren sind so stark ins Relief gesetzt, daß sie sich von der hinteren Wand, die auf einer Seite kaum merklich mit den Gliedmaßen zusammenhängt, vollkommen ablösen), diese Hochreliefs stellen den Kampf der Götter mit den Titanen oder den Giganten, den Söhnen der Gäa, dar. Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, welches Glück es doch für ein Volk ist, so dichterische, von tiefstem Gehalt erfüllte religiöse Legenden zu besitzen, wie das bei den Griechen der Fall war, bei diesen

Aristokraten der Menschheit. Der unzweifelhafte, endgültige Sieg ist auf Seiten der Götter, auf Seiten des Lichtes, der Schönheit und der Vernunft; aber die dunklen, wilden, erdgebundenen Kräfte setzen sich noch zur Wehr, und der Kampf ist noch nicht beendet. Im Mittelstück der ganzen Front trifft Zeus mit seinem Donnerkeil, in Gestalt eines umgekehrten Zepters, einen Giganten, der kopfüber mit dem Rücken zum Zuschauer gekehrt in den Abgrund saust; von der anderen Seite richtet sich noch ein Gigant empor mit wutverzerrtem Gesicht, es ist offenbar der Hauptkämpfer; er zeigt, seine letzten Kräfte anspannend, solche Konturen der Muskeln und des Torsos, daß Michelangelo gewiß in Entzücken geraten wäre. Über Zeus schwebt die Göttin des Sieges mit ausgebreiteten Adlersittichen und hebt die Palme des Triumphes hoch; der Sonnengott Apollo, in langem, leichtem Chiton, durch den seine göttlichen und jugendlichen Glieder deutlich hervorschimmern, stürmt, von zwei, wie er selber ist, unsterblichen Rossen gezogen, dahin. Eos stürmt vor ihm her; sie sitzt seitwärts auf einem anderen Roß; ihr fließendes Gewand ist an der Brust gerafft; sie wendet sich ihrem Gotte zu und ruft ihn mit einer kühnen Bewegung des entblößten Armes vorwärts; ihr Roß scheint gleichsam verstehend ebenfalls den Kopf zu wenden; unter den Rädern des Wagens des Apollo verendet ein zermalmter Gigant, und man kann es nicht mit Worten wiedergeben, mit welch' rührendem und ergreifendem Ausdruck der herannahende Tod seine schweren Züge verklärt; schon allein sein herabhängender, schwach gewordener, auch sterbender Arm ist ein Wunder an künstlerischer Darstellung, das zu bestaunen es sich verlohnte, eigens deshalb nach Berlin zu fahren. Weiter ist zu sehen, wie Pallas mit der einen Hand einen beflügelten Giganten an den Haaren ergreift und ihn über die Erde schleift; gleichzeitig schleudert sie mit dem andern Arm, der hoch emporgehoben und zurückgeworfen ist, eine lange Lanze, indessen ihre Schlange, die Schlange der Pallas, den niedergeworfenen Giganten umringelt und mit Bissen angreift. Es sei nebenher bemerkt, daß die Beine fast aller Giganten in Schlangenleiber auslaufen, nicht in Schwänze, sondern in Leiber, deren Häupter ebenfalls am Kampfe teilnehmen; die Adler des Zeus zerfetzen sie; erhalten geblieben ist nur ein weit geöffneter Schlangenrachen, der von einer Adlerklaue gepackt wird. Weiter sieht man da Kybele, die Göttermutter, auf einem Löwen dahinjagen,

dessen vorderer Teil leider nicht aufzufinden war (die Barbaren haben viel Trümmerstücke des Marmorwerks zu Kalk gebrannt); ein Menschenbein stemmt sich krampfhaft gegen den Bauch eines Löwen und bietet mit seinem erstaunlichen Realismus das Gegenstück zu einem idealen, wunderbaren Bein, das ohne Zweifel zu einem Gott gehört, der siegreich über einen toten Giganten hinwegschreitet. Dionysos, Artemis, Hephaistos gehören ebenfalls zu den siegreichen Kämpfern; es gibt da ferner zunächst noch namenlose Götter, Nymphen, Satyrn — im ganzen etwa vierzig Figuren und alle überlebensgroß! Erstaunlich ist die Gestalt der Gäa, der Mutter der Giganten; durch den Untergang ihrer Söhne heraufbeschworen, taucht sie bis zur Hälfte des Leibes, bis zum Gürtel, aus dem Erdboden empor . . . Der untere Teil ihres Gesichtes ist abgeschlagen (die Häupter des Zeus und der Pallas sind leider ebenfalls verschwunden), aber eine wie erhabene und unendliche Trauer geht doch von ihrer Stirn, von ihren Augen, von ihren Brauen,von dem ganzen kolossalen Haupte aus — man muß das mit eignen Augen gesehen haben . . . Es wäre unmöglich, da auch nur eine Andeutung zu machen. Alle diese bald strahlenden, bald bedrohlichen, lebendigen, toten und triumphierenden, dem Untergang geweihten Gestalten, dieses Geringel der Schlangenschuppenringe, diese ausgebreiteten Fittiche, diese Adler, diese Rosse, Waffen, Schilder, diese fliegenden Gewänder, diese Palmen und diese Leiber, die herrlichsten Menschenleiber in allen erdenklichen Stellungen, unglaublich in ihrer Kühnheit, rhythmisiert wie eine Musik, all dieses mannigfaltige Mienenspiel, diese unmittelbaren Bewegungen der Gliedmaßen, dieser Triumph der Bosheit, diese Verzweiflung, der göttliche Jubel und die göttliche Grausamkeit, kurz dieser Himmel und diese ganze Erde, ja, das ist die Welt, die ganze Welt, angesichts deren Offenbarung einem unwillkürlich ein Schauer der Begeisterung und leidenschaftlicher Hingerissenheit durch alle Adern fährt. Dann aber auch noch dieses: Beim Anblick aller dieser unglaublich freien Wunder — wo bleiben da wohl alle die von uns übernommenen Vorstellungen von der griechischen Skulptur, von ihrer Strenge, von ihrer Erhabenheit, von ihrer Gehaltenheit, von den Grenzen ihrer Fachkunst — mit einem Wort von ihrem Klassizismus; alle diese Vorstellungen, die uns als eine so unanfechtbare Wahrheit von unsern Lehrmeistern, von den Theoretikern und Ästhetikern, von der Schule und Wissenschaft

mitgeteilt wurden? In der Tat hat man uns, beispielsweise in Bezug auf die Laokoongruppe oder auf den sterbenden Fechter oder endlich auf den Farnesischen Stier, wohl gesagt, daß sich in der antiken Kunst ein Irgendetwas dokumentierte, das auf Züge schließen läßt, die dann viel später als Romantik und Realismus in Erscheinung traten; man hat von der Rhodesischen Bildhauerschule, selbst von der Schule von Pergamon gesprochen; aber man bemerkte gleich dabei, daß alle diese Werke bereits den Charakter eines gewissen Verfalles trügen, der beispielsweise bei der Gruppe des Farnesischen Stieres schon einen Übergang ins Rokoko darstellt. Man redete von den Grenzen der Malerei und der Skulptur und davon, daß diese Grenzen gestört würden; aber wie kann denn in Wahrheit von Verfall die Rede sein angesichts dieses »Kampfes der Götter mit den Giganten«, der auch seiner Entstehungszeit nach der besten Epoche der griechischen bildenden Kunst, nämlich dem ersten Jahrhundert nach Phidias, angehört? Wie könnte man diese »Schlacht« überhaupt in irgendeine Rubrik rücken wollen? Natürlich ist der »Realismus«, wenn man schon dieses Wort gebrauchen will, der Realismus einiger Details erstaunlich; wir finden dort eine Fußbekleidung, einen Faltenwurf, fließende Locken, ja selbst Fellflocken über den Hufen der Rosse, deren Nuancierung selbst von den neuesten italienischen Bildhauern, die doch schon so große Meister in dieser Kunst sind, nicht übertroffen werden dürfte! Natürlich ist die »Romantik«, im Sinne der Freiheit der Körperbewegung, der Posen, des eigentlichen Sujets, um mit den Worten so manches französischen Pedanten zu reden, échevelée; aber alle diese realen Details verschwinden ganz angesichts des einheitlichen Gesamteindrucks; diese ganze stürmische Freiheit der Romantik ist so sehr von einer höheren Ordnung durchdrungen und von einer klaren Struktur hochkünstlerischer Art, von einem idealen Gedanken getragen, daß unsereinem, nämlich uns Epigonen, nichts weiter übrigbleibt, als uns davor zu neigen und zu lernen, als wieder mit dem Lernen zu beginnen, alles umzuwerfen, was wir bisher für die grundlegende Wahrheit unserer Erwägungen und Schlußfolgerungen gehalten haben. Ich wiederhole, dieser »Götterkampf« ist tatsächlich eine Offenbarung, und wenn — allerdings nicht vor ein oder zwei Jahren — endlich dieser »Altar« vor uns erstehen wird, werden alle Künstler, alle wahrhaften Verehrer der Schönheit zu ihm wallfahren müssen!

Ich habe nur ganz nebenher von jenen Tausenden von kleinen Bruchstücken gesprochen, die ebenfalls hier auf dem Fußboden des Saales ausgebreitet lagen und die allmählich, soweit das eben noch möglich ist, an ihren Platz gesetzt werden. Macht man dort einen Rundgang, so ist man immer wieder erstaunt, sei es nun über irgendeine wunderbare Schulter, über den Teil einer Hand oder eines Fußes oder über den Fetzen einer gebauschten Tunika, sei es auch einfach über einen architektonischen Zierat . . . Unter anderem gibt es dort auch einen kleinen, vollkommen erhaltenen Frauenkopf aus gelblichem Marmor, der auch seinen Maßen nach zu keiner der Göttinnen paßt . . . Ich vergaß zu sagen, daß sich an den Seiten dieses gewaltigen Altarwerkes Basreliefs befanden, die nicht so groß und auch flacher waren . . . Dieser herrliche Kopf scheint uns seinem Ausdruck nach so sehr in unsere Zeit hineinzugehören, daß man wahrhaftig meinen möchte, er habe Heine gelesen und kannte auch Schumann . . . Doch genug! Ein Wort noch möchte ich hinzufügen: Als ich das Museum verließ, dachte ich bei mir: »Wie glücklich bin ich, daß ich nicht gestorben bin, ehe ich die letzten Eindrücke empfangen habe, und daß ich dies alles habe sehen dürfen!« — Ich glaube annehmen zu sollen, daß auch andere ebenso denken werden wie ich, wenn sie einige Stunden bei der Betrachtung des Marmorwerkes von Pergamon, »des Kampfes der Götter mit den Giganten«, zugebracht haben werden.

St. Petersburg, 18. März 1881.

Fahrt nach Albano und Frascati

Erinnerungen an A. A. Iwanow.

Deutsch von Kurt Wildenhagen.

An einem wundervollen Oktobertag des Jahres 1857 rollte eine alte Mietkalesche, deren Fenster klirrten, die Chaussee entlang, die von Rom nach Albano führt.

Aus dem Bock thronte ein mürrischer »vetturino« mit gewaltigem Backenbart, allem Anschein nach ein ausgemachter Feigling und Wollüstling; in dem Wagen saßen drei russische »forestieri«: der verstorbene Maler Iwanow, W. P. Botkin [Auch er weilt nicht mehr unter den Lebenden.] und ich. Übrigens paßte die Bezeichnung »forestieri« nur auf Botkin und auf mich. Iwanow, oder wie man ihn, angefangen von der Osteria Falcone bis zum Café Greco, zu nennen pflegte: il Signor Alexandro, war sowohl in der Kleidung als auch in seinen Gewohnheiten längst ein waschechter Römer geworden.

Es war ein prachtvoller Tag, ein Tag, wie man ihn weder malen noch beschreiben kann; bekanntlich hat es kein Landschaftsmaler nach Claude Lorrain fertiggebracht, mit der römischen Natur fertig zu werden; auch die Schriftsteller haben ihre Unzulänglichkeit erwiesen (man braucht ja nur an Gogols »Rom« und an anderes mehr zu denken). Damit will ich nur sagen, die Luft war durchsichtig und weich, die Sonne schien strahlend, aber ohne zu brennen, ein leichter Windhauch kam durch die offenen Wagenfenster und umkoste unsere nicht mehr jugendlichen Physiognomien — so fuhren wir denn, umgeben von einem feiertäglichen, herbstlichen Glanze und mit einem feiertäglichen, vielleicht auch herbstlichen Gefühl im Herzen dahin.

Wir waren am Tage vorher mit Iwanow im Vatikan gewesen. Er hatte seinen glücklichen Tag gehabt, war nicht menschenscheu, hielt sich auch nicht zurück, sondern sprach gern und reichlich. Er erzählte uns von den verschiedenen Schulen der italienischen Malerei, die er ausführlich und gewissenhaft studiert hatte; alle seine Urteile waren sachlich und auf die Verehrung der »alten Meister« gegründet. Für Raffael hatte er eine grenzenlose Verehrung. Bekanntlich hat Overbeck seiner Zeit einen großen Einfluß auf Iwanow gehabt; er hat ihm Raffael nahegebracht; als Overbeck aber weiter ging, zu Perugino und seinen Vorläufern gelangte, da machte Iwanow halt: sein gesunder russischer Verstand hielt ihn an der

Schwelle jener gekünstelten, asketischen, symbolischen Welt zurück, in die sich der deutsche Künstler verloren hatte. Andererseits war der Idealist Iwanow in Overbecks Augen für immer ein grober Realist geblieben. Iwanow bedauerte die gegenwärtig herrschende Richtung in der Kunst zutiefst (einer der Künstler nannte Raffael in meiner Gegenwart einen »talentlosen Maler«) und erzählte uns so manches über Brjullow und Gogol, den er nicht anders als Nikolaj Wassiljewitsch nannte. Seinen ehrfürchtigen, aber vorsichtigen Urteilen über unsern großen Dichter war zu entnehmen, daß er ihn besonders gründlich studiert hatte. Gogol hat Iwanow gar nicht verstanden, obwohl er seine »Erscheinung Christi« gen Himmel hob; aber derselbe Gogol geriet auch in Verzückung über »Die letzten Tage von Pompeji«; diese beiden Bilder zu gleicher Zeit lieben, bedeutet aber so viel, als wenig von der Malerei verstehen. Iwanow sprach mit bewegter Teilnahme von dem furchtbaren Eindruck, den die allgemeine Verurteilung des »Briefwechsel« auf Gogol gemacht hatte; hiervon wie auch vom Jahre 1848 redete Iwanow nicht anders als mit innerer Erschütterung. Vielleicht ging es ihm durch den Kopf, daß man ja auch *sein* Gemälde so in Grund und Boden kritisieren könnte; in den Grundsätzen aber, die im Jahre 1848 beinahe voll zur Herrschaft gekommen wären, erblickte er aus irgendeinem Grunde das Ende und den Untergang aller Kunst.

Die Rede kam auch auf sein Gemälde. Wir hatten es damals noch nicht gesehen, und er hatte vor, sein Atelier für drei Tage zu öffnen, was er einige Wochen hernach auch wirklich tat. Er behauptete, das Bild wäre lange noch nicht fertig, und teilte uns interessante Einzelheiten über seine Reise zu einem bekannten deutschen Gelehrten [David Strauß, der Verfasser des »Leben Jesu«.] mit, dessen Ansichten damit übereinstimmten, was er, Iwanow, in seinem Gemälde hatte zum Ausdruck bringen wollen. Er hatte vor, diesen Gelehrten nach Rom einzuladen, damit dieser entscheide, ob das Gemälde auch wirklich der genannten Auffassung entsprach.

Iwanows Worten zufolge mag ihn Strauß vermutlich für verrückt gehalten haben, um so mehr, als die Unterredung seitens Strauß' in lateinischer Sprache, seitens Iwanows aber italienisch geführt wurde, da Iwanow kein Deutsch konnte: dabei muß bemerkt werden, daß Iwanow nur wenig Lateinisch konnte, während Straußens Italienisch unzureichend war. Ich erinnere mich noch lebhaft an das naive, fast

rührende Staunen Iwanows, als Botkin und ich ihm auseinandersetzten, daß, wenn Strauß auch bereit sein würde, nach Rom zu kommen, oder genauer gesagt, wenn man ihm erlauben würde, dorthin zu reisen, er dennoch nicht entscheiden könnte, ob Iwanow sein Ziel erreicht und seine Gedankengänge wiedergegeben habe, weil es dazu doch noch eines besonderen Verständnisses für die Malerei bedürfte, über die Strauß vermutlich nicht verfügte. Er konnte die Verkörperung seiner eigenen Auffassung vielleicht nicht erkennen oder — umgekehrt — diese Verkörperung dort erblicken, wo sie gar nicht vorhanden war.

»So, so«, wiederholte Iwanow, grinste gutmütig, flüsterte vor sich hin und zwinkerte mit den Augen. »Das ist sehr interessant.« (Das war sein Lieblingsausdruck.) »Darauf bin ich gar nicht gekommen.«

Die lange Trennung von Menschen, das einsame, zurückgezogene Leben, die Beschäftigung lediglich mit dem einen fixen Gedanken, — alles das hatte Iwanow ein besonderes Gepräge verliehen; es war etwas Mystisches und Kindliches um ihn. Er erschien weise, nicht ohne einen Stich ins Humoristische, da war etwas von Reinheit und Aufrichtigkeit, aber zugleich von Verschlossenheit, ja List. Auf den ersten Blick schien sein ganzes Wesen von irgendeinem Mißtrauen, von einer bald rauhen, bald unterwürfigen Schüchternheit erfüllt; als er sich aber an uns gewöhnt hatte, was recht bald geschah, tat sich sein weiches Herz auf. Er konnte plötzlich über einen ganz gewöhnlichen Scherz unbändig lachen; er war starr vor Staunen über allgemein bekannte Dinge; er fürchtete sich vor jedem etwas schrofferen Wort (einmal sprang er sogar auf, als er jemanden von uns sagen hörte, die recht bekannte russische Schriftstellerin N. N.wäre dumm) — und plötzlich sprach er Worte, die ganz erfüllt waren von Wahrheit und Reife, Worte, die von der hartnäckigen Arbeit eines bedeutenden Geistes Zeugnis ablegten. Leider hatte er eine zu oberflächliche Erziehung genossen, wie die meisten unserer Künstler.

Mit eisernem Fleiß suchte er diesem Mangel abzuhelfen. Die alte Welt war ihm gut bekannt; er hatte die assyrischen Altertümer studiert (er brauchte das für seine künftigen Bilder); die Bibel und besonders die Evangelien kannte er wortwörtlich. Er hörte lieber zu, als daß er selber sprach, und dennoch war es ein wahrhafter Genuß, mit ihm zu plaudern: so gewissenhaft und ehrlich war sein Verlangen

nach Wahrheit. Zu unseren Abenden pflegte er immer als erster zu erscheinen; wurde debattiert, so folgte er mit anhaltender und geduldiger Aufmerksamkeit, bis ein jeder seine Meinung entwickelt hatte. Unter den damals in Rom lebenden Russen war auch ein braver und gar nicht so törichter Mensch, der aber nicht mehr ganz richtig im Kopf war und der sich sehr verworren ausdrückte; Iwanow war von uns der letzte, der ihn aufgab. Literatur und Politik beschäftigten ihn nicht: er interessierte sich für Fragen der Kunst, der Moral, der Philosophie. Einmal hatte ihm jemand ein Heft mit trefflichen Karikaturen gebracht; Iwanow betrachtete sie lange, dann hob er plötzlich den Kopf und sagte: »Christus hat niemals gelacht.« Er war überall gerne gesehen. Schon sein Gesicht mit der breiten weißen Stirn, den müden, gütigen Augen, den zarten Kinderwangen, der spitzen Nase und dem kurios geformten, aber angenehmen Mund weckte unwillkürlich Teilnahme und Wohlwollen. Er war klein von Wuchs, untersetzt, breitschulterig; seine ganze Gestalt, angefangen vom keilförmigen Bärtchen bis zu den kurzfingrigen, dicken, kleinen Händen und den flinken Beinchen mit den dicken Waden atmete geradezu Rußland, und er ging auch ganz nach russischer Art. Er war nicht ehrgeizig, hatte aber eine hohe Vorstellung von seiner Arbeit; nicht umsonst hatte er an sie all seine Kräfte und all seine Hoffnungen hingegeben.

Der Vetturino machte bei einer recht schlechten Schenke halt, um den Pferden Ruhe zu gönnen und selber eine »Violetta« zu trinken. Auch wir stiegen aus und ließen uns Brot und Käse reichen. Der Käse war schlecht, das Brot nicht durchgebacken und sauer, aber wir verzehrten unser bescheidenes Frühstück im heitren und lichten Empfinden all der unwandelbaren Schönheit,wie sie zu jeder Zeit in der römischen Luft, besonders aber in den goldenen Herbsttagen zu wirken scheint. Ein schwarzäugiges braunes Mädchen in buntem Hemd, barfuß, die Tochter des Wirts, blickte ruhig, ja sogar mit einem Ausdruck von Stolz von der steinernen Schwelle ihres Hauses auf uns, während ihr Vater, ein stattlicher Mann von etwa vierzig Jahren, in abgeschabter Samtjoppe, die er über die eine Schulter geworfen hatte, majestätisch lächelte und mit dem Weißen seiner riesigen schwarzen Augen blitzte, während er im Halbdunkel der Osteria hinter einem elenden Tisch saß und herablassend die Klagen unseres Kutschers anhörte über die schlechten Zeiten, über das Ausbleiben

von »forestieri« u. Dgl. Übrigens ließ ihn Iwanow, der plötzlich von aufgeregter Ungeduld geschüttelt wurde, nicht gerade ausgiebig zu Worte kommen. Wir fuhren dann weiter.

Das Gespräch kam wieder auf den Vatikan. »Wir werden morgen wieder hingehen müssen«, bemerkte Botkin, »dann machen wir es so wie gestern: Sie werden bei uns zu Mittag essen.« (Botkin und ich pflegten täglich im Hotel d'Angleterre an der Table d'hote zu speisen.)

»Mittag essen?« rief Iwanow und erbleichte plötzlich. »Mittag essen?« wiederholte er. »Nein, ich danke gehorsamst; schon gestern war ich dem Tode nahe.«

Wir dachten, daß er spaßeshalber andeuten wollte, daß er am Vortage geschlemmt habe (er aß überhaupt sehr viel und gierig), und wollten ihm zureden.

»Nein, nein«, wiederholte er, immer blasser und verlegener werdend. »Ich komme nicht; man wird mich da vergiften.«

»Wieso — vergiften?«

»Ja freilich, vergiften; man wird mir Gift beibringen.« Iwanows Gesicht nahm einen merkwürdigen Ausdruck an, seine Augen irrten umher . . .

Botkin und ich sahen einander an; ein unwillkürliches Grauen regte sich in uns beiden.

»Aber was haben Sie, lieber Alexander Andrejewitsch? Wer wird wohl darauf kommen, Ihnen an der Table d'hote Gift zu geben, da müßte man ja gleich das ganze Gericht vergiften. Und wer sollte Ihnen wohl nach dem Leben trachten ?«

»Es wird wohl Leute geben, die mir nach dem Leben trachten. Was nun aber das ganze Gericht betrifft . . . ja, er wirft es mir einfach auf den Teller.«

»Wer denn — er?«

»Der Kellner, der Garçon.«

»Der Garçon?«

»Jawohl, man hat ihn bestochen. Sie kennen die Italiener noch nicht; das ist ein furchtbares Volk, und gerade darin sind sie Meister. Da nimmt er beispielsweise eine Prise Gift aus dem Frackschoß — so, auf diese Manier — und läßt sie fallen . . . und niemand bemerkt es! Man hat mich überall vergiftet, gleichviel wo ich auch sein mochte.

Hier gibt es nur einen einzigen ehrlichen Garçon —- im Falcone, im unteren Zimmer . . . auf den kann man sich einstweilen verlassen.« Ich wollte erwidern, aber Botkin stieß mich heimlich ans Knie.

»Nun hören Sie mal, Alexander Andrejewitsch, was ich Ihnen vorschlagen will,« begann er, »Sie kommen morgen zu uns zum Mittagessen, so als wäre nichts gewesen, und jedesmal, wenn wir unsere Teller gefüllt haben, wollen wir sie tauschen . . . «

Iwanow war damit einverstanden, und sein Gesicht nahm wieder Farbe an, die Lippen bebten nicht mehr, der Blick beruhigte sich. Später brachten wir in Erfahrung, daß er nach jedem allzu opulenten Mahl nach Hause zu laufen pflegte, Brechmittel einnahm, Milch trank . . .

Der arme Einsiedler! Die zwanzigjährige Isoliertheit hatte doch Spuren hinterlassen.

Eine halbe Stunde darauf waren wir schon in Albano. Iwanow wurde plötzlich lebendig und eilte fort, um Pferde nach Frascati zu mieten. Man führte uns aus verschiednen Winkelgassen drei schlecht gesattelte und starke Klepper vor. Nach langen Auseinandersetzungen mit den Besitzern, in deren Verlauf ich Gelegenheit hatte, über Iwanows eherne Hartnäckigkeit zu staunen, waren wir endlich handelseinig, bestiegen unsere Rosinanten und machten uns auf den Weg nach Frascati. Die Straße führte bergan, es war die sogenannte »Galerie«, vorbei an prachtvollen immergrünen Eichen. Jede dieser Eichen war etliche Jahrhunderte alt, und schon Claude Lorrain und Poussin mochten über die klassische Linienführung gestaunt haben, da Kraft und Schönheit so zusammenfließen wie an keinem andern mir bekannten Baum. Diese Eichen und die schirmartigen Pinien, die Zypressen und Oliven passen wunderbar zueinander; sie bilden einen Teil jenes besonderen harmonierenden Akkordes, der in der Natur der römischen Landschaft dominiert. Weit unten blaute der runde Albanersee, über dem eine leichte Nebeldecke lag. Ringsum aber, an den Berghängen und in den Tälern, in der Nähe und in der Ferne war der zauberhaft durchsichtige Schleier göttlicher Farben gebreitet . . . Doch ich hatte nicht vor, mich in Schilderungen zu ergehen. Als wir höher kamen, ritten wir durch anmutige, lichte — ja, das waren sie: *lichte* Wälder, über smaragdgrünen, gleichsam sommerlichen Rasen, bis wir endlich

in der kleinen Stadt anlangten, die Rocca di Papa heißt und die wie ein Vogelnest an einer felsigen Höhe haftet.

Wir saßen ab auf einem kleinen Platz in der Nähe der Kirche, die in lombardischer Art gebaut war, mit Verzierungen an der Fassade, und setzten uns für einen Augenblick am Brunnen nieder mit dem silberschimmernden Wasser. Vorn das päpstliche Wappen und eine lateinische Inschrift auf einer halb zertrümmerten Säule. Vom Platz führten nach überallhin gewundene und wie Treppen steile, enge Gäßchen. In Lumpen gekleidete Knaben kamen alsbald gelaufen, um uns anzustarren und den gewohnten Tribut, einige Paoli, zu empfangen; hie und da guckten Köpfe von Frauen heraus, meist alte Weiber; gutturales Stimmengewirr ertönte; in der Ferne sah man, wie eine Erscheinung, inmitten eines engen Ganges eine schlanke Schöne in Albanertracht; sie stand malerisch da in dem fast schwarzen Schatten, der von der Steinmauer niederfiel; dann kehrte sie sich langsam um und verschwand. Ein hochbeladener Esel trottete, mit den Körben knarrend, vorbei: vorsichtig setzte er die Hufe, und die Eisen klappten auf den großen Fliesen der Straße; ihm folgte, vornehm hinschreitend, als wäre er ein Konsul, ein rauh aussehender Mann in blauem schmutzigem Umhang, der den unteren Teil seines Gesichtes verdeckte. Auf dem Kopf hatte er einen durchlöcherten Hut, den er vermutlich vor keinem Menschen auf der Welt zu ziehen pflegte. Iwanow zog eine Brotrinde aus der Tasche, hockte am Brunnenrand nieder und begann zu essen, wobei er die Zügel in der andern Hand hielt und das Brot bisweilen in das Wasser tunkte. Sein Gesicht zeigte keine Spur von Unruhe. Es strahlte im Behagen friedlichen künstlerischen Genießens; in diesem Augenblick brauchte er nichts mehr auf der Welt, und er selber schien mir ein würdiges Objekt für einen Maler zu sein, ganz so wie er dasaß auf dem Platz dieses von Malern bevorzugten Städtchens, vor dieser dunklen Kirche, hinter der die grauvioletten Bergrücken wie transparent hoch aufragten in die strahlende, luftige Unendlichkeit. Armer Iwanow! Hätte er doch Jahre und Jahre dort leben können . . . Indessen lauerte der Tod schon auf ihn. Wir schwangen uns wieder in die Sättel und ritten weiter — nun immer bergab. Iwanow war gesprächig geworden; er erzählte uns verschiedene amüsante römische Anekdoten und lachte selber sein kindliches Lachen. Unterwegs begegnete uns ein schöner junger Mensch von vielleicht zweiundzwanzig Jahren mit auf

dem Rücken gefesselten Händen, in Begleitung zweier Gendarmen zu Pferd.

»Was hat er verbrochen?« erkundigte sich Iwanow bei dem einen der beiden.

»Ein Messerstecher — ha dato una coltelatta«, erwiderte der Gendarm gleichmütig.

Ich sah mir den Burschen an: er lächelte und zeigte dabei seine großen weißen Zähne. Er nickte mir freundlich zu. Eine Bäuerin, die in der Nähe hinter einer niedrigen Mauer stand, auf die ihre Ziege geklettert war, lächelte ebenfalls, zeigte dabei dieselben blitzenden Zähne, blickte erst auf ihn, dann auf uns und lächelte wieder.

»Glückliches Völkchen!« bemerkte Iwanow.

Ziemlich spät trafen wir in Frascati ein. Der letzte Zug ging nach dreiviertel Stunden ab ; wir konnten nur gerade einen Blick auf die benachbarte Villa mit herrlichem Garten werfen: den Namen habe ich vergessen. Einige Tage vor unserer Fahrt nach Albano waren wir mit Iwanow in Tivoli, in der Villa d'Este gewesen und konnten uns dort nicht genug erfreuen an dieser bemerkenswertesten von allen monumentalen, großen, herrlichen Villen, aber nicht eine von jenen, die Tjutschew sein wunderbares Gedicht eingegeben haben, [»Und Abschied nahm ich von dem Lärm der Welt,
Verbarg mich dann in dem Zyressenhaine . . . «] sondern eine von denen, bei deren Anblick in unserer Phantasie Kardinäle und Prinzen aus der Epoche der Medici und der Farnese erstehen, auch die Dichtungen eines Ariost und der Dekameron, die Gemälde eines Paolo Veronese mit ihrem Samt, mit ihrer Seide, mit ihrem Glanz, mit den Perlketten am Halse blonder Schönen, die zerstreut den Tönen von Theorben und Flöten lauschen, mit Pfauen und Zwergen, Marmorstatuen, olympischen Göttern und Göttinnen auf den vergoldeten Plafonds, mit Grotten, bockbeinigen Satyrn und Springbrunnen. In Frascati machten wir einen eiligen Rundgang durch die Villa, betrachteten sie dann auch von unten und stiegen alsdann die Kaskadenterrasse des Gartens hinab. Ich weiß noch, daß uns dort das Schauspiel des Sonnenunterganges besonders ergriff. In unerhört prunkvoller Glut ergoß er sich als ein flammender Strom blutroten Goldes in das gewaltige Viereck eines Marmorfensters am Ende eines hohen, freiliegenden Ganges mit leichten, gleichsam himmelan strebenden Säulen.

Noch lange hernach wollte mir scheinen, es habe sich auf meinem Gesicht, so auch auf den Gesichtern meiner Freunde ein heißer Schimmer dieser Glut erhalten.

Im Eisenbahnwagen saß uns ein jungvermähltes Paar gegenüber, und wieder tauchten vor uns dieses pechschwarze, schwere Haar auf, diese blitzenden Augen und Zähne — alle diese Züge, die aus der Nähe betrachtet ein wenig derb erscheinen, aber das unvergleichliche Gepräge von Erhabenheit, Schlichtheit und von gleichsam wilder Grazie tragen . . .

»Man muß ihnen Marianina zeigen (ein bekanntes Modell)«, bemerkte plötzlich Iwanow halblaut . . . Er zeigte sie uns später.

Die Ewige Stadt nahm uns bald wieder auf. Wir gingen zu Fuß durch die schon dunkel gewordenen Gassen. Iwanow begleitete uns bis zur Piazza di Spagna, dann trennten wir uns, und trugen ein jeder im Herzen den Eindruck des wundervollen Tages mit nach Hause.

Etwa acht Monate darauf traf ich an einem schwülen und doch wieder kalten, unangenehmen Julitage — Iwanow auf dem Platz des Winterpalais in Petersburg, inmitten von immer wieder anbrausenden Staubsäulen, diesen zähen, schmutzigen Wirbeln, die zum Charakter unserer nordischen Residenz gehören. Mit besorgter Miene erwiderte er meinen Gruß; er war eben aus der Eremitage gekommen; der Seewind spielte mit den Schößen seines Uniformfrackes; er zwinkerte mit den Augen und hielt seinen Hut mit zwei Fingern. Sein Gemälde war bereits in Petersburg angelangt, und man sprach ungünstig darüber. Einige Tage darauf reiste ich aufs Land, zwei Wochen später erreichte mich die Nachricht von seinem Tode . . . Ich mußte an sein fast abergläubisches Grauen denken, mit dem er stets von Petersburg zu reden pflegte und auch von seiner bevorstehenden Reise dorthin . . . Ich habe nicht vor, an dieser Stelle eine ausführliche Analyse der Vorzüge und Mängel des bekannten Iwanowschen Gemäldes zu bringen; das haben schon andere besorgt, und sie werden es vermutlich noch viel besser können als ich. Ich möchte nur einige Worte darüber sagen, wie sich mir Iwanows Talent darstellt und worin ich seine Bedeutung sehe. Der verstorbene A. S. Chomjakow brachte in der »Rußkaja Besseda« einen Artikel, der wie alles, was aus seiner Feder kam, trefflich geschrieben war, mit dem ich aber nicht einverstanden sein konnte. Seiner Meinung nach war Iwanow ein reiner und starker Künstler, ganz durchdrungen von

religiösem Gefühl, unmittelbar hervorgegangen aus dem Schoße des russischen Lebens. In einer Epoche des Unglaubens und des allgemeinen Verfalls der Kunst habe er aus der Tiefe seines demütigen und gläubigen Herzens eine neue Verkörperung des christlichen Dogmas erschaffen und damit den Grund gelegt für die russische Malerei und für eine Wiedergeburt der Malerei überhaupt. Diese Auffassung scheint tröstlich und logisch einwandfrei zu sein; bedauerlicherweise stimmt sie aber wenig mit den Tatsachen überein. Daß Iwanow in allen seinen Bestrebungen ein wahrhaft russischer Mensch geblieben ist, soll nicht bestritten werden; er war aber ein Russe seiner, das heißt unserer Übergangszeit. Wie wir alle, war auch er noch nicht in das Gelobte Land gekommen; er ahnte es in der Ferne, er fühlte es; er starb aber, ohne die Grenze erreicht zu haben. Er gehörte nicht zu den harmonischen und eigentlich schöpferischen Künstlern (die gibt es bei uns in Rußland noch nicht); sein Talent, das eigentliche malerische Talent, war schwach und unsicher, wovon sich jeder überzeugen kann, der mit unparteiischer Aufmerksamkeit seine Werke betrachtet, in denen sich alles findet: erstaunlicher Fleiß, ehrliches Streben nach den Idealen, Überlegung — mit einem Wort alles außer dem, was allein nottut, nämlich außer der schöpferischen Macht, der freien Intuition. Auch Iwanow stand unter der Herrschaft des Gesetzes der schicksalhaften Trennung der Richtungen, die erst in ihrer Gesamtheit die vollkommene Begabung ausmachen, jenes Gesetzes, das bis zur Stunde über der ganzen russischen Kunst drückend lastet. Hätte er das Talent eines Brjullow gehabt, oder hätte ein Brjullow die Seele und das Herz eines Iwanow gehabt, — welche Wunder hätten sich dann erst vor unsern Augen aufgetan; nun war es aber so, daß der eine von ihnen alles ausdrücken konnte, was er nur wollte, nur daß er nichts zu sagen hatte, während der andere viel hätte sagen können, aber seine Zunge war lahm. Der eine malte fabelhafte Bilder voller Effekte, aber ohne Poesie und ohne Inhalt; der andere aber war bemüht, einem tief erfaßten, neuen, lebendigen Gedanken Ausdruck zu geben, während die Ausführung ungleich, nur annähernd, nicht lebendig war. Der eine hat uns, wenn man so sagen darf, in aller Aufrichtigkeit das Falsche dargestellt; der andere hat uns die Wahrheit falsch, das heißt schwach und unzureichend dargestellt. Man sagt, Iwanow habe wohl an dreißigmal den Kopf des Apollo von Belvedere und den Kopf des von ihm in Palermo

entdeckten byzantinischen Christus abgezeichnet; indem er die beiden einander näherbrachte, erreichte er endlich seinen Johannes den Täufer . . . Echte Künstler schaffen nicht so! Wenn man nun aber schon zwei Richtungen wählen soll, so ist es besser, tausendmal besser, Iwanow so lange zu folgen, bis der echte Führer erscheint! Dem Gedanken ist eine besondere Kraft eigen; er schimmert und leuchtet sogar bei unzureichender Ausführung hindurch, besonders wenn der Mensch ihm uneigennützig, in Selbstaufopferung diente, wie das bei Iwanow der Fall war. Es hat noch auf der Welt kein Opfer gegeben, das ganz umsonst gebracht worden wäre. Es mögen manche einwenden, Iwanow habe vergeblich nach Dingen gegriffen, die seine Kraft überstiegen; man wird auf die ersten Skizzen zu seinem Bilde hinweisen können, in denen der Inhalt nicht so tief, die Ausführung aber natürlicher und lebhafter ist. In der Möglichkeit dieses Strebens nach Unerreichbarem liegt natürlich etwas Unnormales, ja sogar etwas Tragisches beschlossen; wenn nun aber dieses Streben aus reiner Quelle kommt, so wird es dennoch, auch wenn es ihm nicht ganz gelang, das gesteckte Ziel zu erreichen, der Allgemeinheit zugute kommen können. Ein junger Mensch, der unter Brjullows Einfluß kommt, wäre damit als Künstler aller Wahrscheinlichkeit nach schon erledigt (wie viele Beispiele hat es schon dafür gegeben !); ein junger Mensch aber, der das innere Licht, das uns aus dem Werke Iwanows entgegenleuchtet, verstehen und lieben lernte, kann sich entwickeln und weit kommen, vorausgesetzt, daß ihm die Natur die erforderlichen Gaben nicht versagt hat. Iwanow, dieser strebsame Mensch, dieser Märtyrer, brach kraftlos auf halbem Wege zusammen; man hat ihn nicht zu schätzen gewußt; er ging aber den Weg der Wahrheit, und sein künftiger Nachfolger, jener »noch unbekannte Auserwählte«, wird seinen Weg fortsetzen, den Weg, den Iwanow als erster beschritten hat.

Aber noch eine Entgegnung wäre möglich. Man wird sagen: Was hat es für einen Sinn, Iwanow, diesen unvollständigen, unklaren Meister, zu studieren, wenn wir doch große, unwiderlegliche, siegreiche Vorbilder haben? Was soll uns die Andeutung, wenn doch das laut gesprochene Wort für sich selber einsteht? Doch erstens spricht Iwanow als urwüchsige russische Natur inniger und stärker zu den jungen russischen Herzen: er ist ihnen verständlicher und teurer; zweitens aber besteht sein großes Verdienst, das Verdienst des

Idealisten, des Denkers, darin, daß er auf Vorbilder hinweist, daß er zu ihnen hinführt, daß er weckt und in Bewegung bringt; er selber befriedigt nicht und läßt auch bei andern keine billige Befriedigung gelten; daß er seine Schüler dahin bringt, hohe und schwierige Aufgaben zu suchen und sich nicht zufriedenzugeben mit der meisterhaften Ausführung von allerhand Verkürzungen und anderen technischen Kunststücken, deren sich Brjullows Jünger so sehr rühmen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet sind selbst die Mängel Iwanows nützlicher als viele Dutzende von Schönheiten.

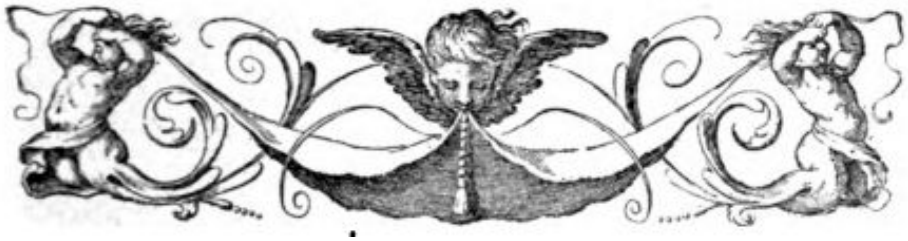
Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, worin nun eigentlich Iwanows Idee bestanden habe; doch kann ich meinen Aufsatz nicht beschließen, ohne dem Wunsch Ausdruck gegeben zu haben, daß sein hinterlassenes Skizzenalbum mit den Zeichnungen aus dem Leben Christi herausgegeben werde. Dieses Skizzenalbum befindet sich jetzt im Besitz seines Bruders. In diesen hervorragenden Zeichnungen kommt der grundlegende Gedanke, der für Iwanow maßgebend war, klarer zum Ausdruck; da war er durch die Pinselführung, die er nicht ganz beherrschte, besonders gegen Schluß seines Lebens, als ihm die Augen, von unentwegter, angespanntester Arbeit geschwächt, den Dienst zu versagen begannen, nicht gehemmt. Auf seinem Gemälde ist ihm bekanntlich die Gestalt Christi am besten gelungen; sehr bedeutend ist sie in der Skizze, die sich in W. P. Botkins Besitz befindet . . . Photographische Reproduktionen dieser Skizze wären eine schöne Gabe für alle Verehrer des ehrlichen, guten, unglücklichen russischen Künstlers Alexander Iwanow.

1861.

Komödien.

Ein Abend in Sorrent.

Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Eugen Zabel.



Lustspiel in einem Aufzuge.

Personen	
Nadeschda Pawlowna Jeletzkaja, Wittwe, 30 Jahre. Jahre.	Sergej Platonowitsch Awakow, 45 Jahre.
Marja Petrowna Jeletzkaja, ihre Nichte, 18 Jahre.	Ein italienischer Kellner
Alexej Nikolajewitsch Belski, 28 Jahre.	Mr. Popelin, Maler
	Ein Sänger.

Die Handlung geht in Sorrent vor sich in einem Gasthause am Ufer des Meeres.

Das Theater stellt ein ziemlich geräumiges Zimmer vor mit der gewöhnlichen Hotel—Einrichtung. Geradezu eine Thür zum Vorzimmer, eine andere zum Schlafzimmer, links zwei Fenster, rechts eine Thür zum Garten. Auf dem Sopha in der Mitte des Zimmers sitzt Awakow; er schläft, sein Gesicht ist mit einem Taschentuche bedeckt.

Awakow. *(spricht im Traume undeutliche Worte, endlich ruft er mit verschlafener Stimme, Iwan! Iwan! Er schüttelt sich, bemerkt das Taschentuch und sieht sich verwundert um.)* Ja wo bin ich denn? *(Sieht sich wieder um und dehnt verdrießlich die Arme.)* In Italien? *(Pause)* Was für einen wundervollen Traum habe ich gehabt, wie schön! Ich glaubte auf meinem Gute in Rußland am Fenster zu sitzen und zu sehen, wie draußen die Enten watscheln. Philipp der Kutscher wäscht den Wagen ab, Iwan soll mir die Pfeife bringen. Was für ein angenehmer Traum! *(Seufzend.)* Ach ja! Wollte der Himmel, daß ich das Alles recht bald wieder zu sehen bekomme. *(steht auf.)* Ich bin es müde, wirklich ich bin es müde, meine alten Knochen in den Wirthshäusern herum zu schleppen . . . Das ist nun das dritte Jahr . . . wie viel muß ich zusammenlügen mit grauen Haaren auf dem Kopf und Schmerzen in der Seite . . . *(Pause)* Und nun mußten sie noch ausgehen . . . *(Geht an die Thür im Garten)* Im Garten sind sie nicht. *(Geht an die Thür zum Schlafzimmer und ruft.)* Nadeschda Pawlowna . . . Nadeschda Pawlowna . . . Sind Sie da? Nein. Ich nickte nach Tisch ein klein wenig ein und gleich waren sie fort. Ach! Das ist wieder ein Stückchen von Ihnen, Alexej Nikolajewitsch . . . ich weiß schon . . . Was will der Grünschnabel eigentlich von uns? *(Zieht ärgerlich an dem Klingelzuge.)* Das fehlte auch noch. *(zieht nochmal)* Als ob wir ohne ihn . . . *(Zieht zum dritten Mal. Aus dem Vorzimmer schlüpft ein italienischer Kellner mit gebranntem Haar, die Serviette unter dem Arm.)*

Kellner *(sich tief verbeugend.)* Eccellenza commanda?

Awakow *(sieht ihn von der Seite an.)* Wie der wieder grinst! Merkwürdig, wie die Kellner in den Gasthöfen sich alle gleichen, in Paris, in Deutschland, hier und überall, es ist immer dasselbe Lied. *(Zum Kellner. Awakow spricht stockend und schlecht französisch.)* Pourquoi— ne venez vous tout de suite?

Kellner *(Lacht und zieht an der Serviette.)* Eccellenza, je, pordonute . . . ce, ce . . .

Awakow. Ou . . . Ou . . . sont ces damas?

Kellner. Sont sorti . . . per passeggjare . . . pour promenex . . . Madonna la Comtessa aveca la Signorina et avec Monsieur il Conte, l'altro Conte Russo.

Awakow. C'est bien, c'est bien . . . allez!

Kellner. Si Signore. *(Tänzelt ab.)*

Awakow. Herr Du mein Gott! Was diese Gesichter mir zuwider sind! *(Geht im Zimmer auf und ab.)* Sie werden spazieren gegangen sein . . . an's Meer . . . oder vielleicht um Einkäufe zu machen. Ich kann mir denken, wie sich dieses Herrchen dabei in die Brust werfen wird . . . Und sie, ich kenne sie, ihr macht das Vergnügen . . . das gefällt ihr. Was sie an ihm findet, begreife ich nicht. Er ist doch wahrhaftig ein ganz oberflächlicher und unbedeutender Mensch! *(Geht wieder im Zimmer hin und her.)* Herr Du mein Gott, ein Mal muß sie doch Ruhe finden, ein Mal müssen ihr doch diese neuen Bekanntschaften langweilig werden. *(Die Thüre zum Vorzimmer wird halb geöffnet und es erscheint Mr. Popelin mit breitem Hut, Halstuch à laenfant, mit Bart und langen Haaren.)*

Mr. Popelin. Pardon, Monsieur.

Awakow *(ihn ansehend.)* Was giebt's denn nun wieder?

Mr. Popelin *(noch nicht eintretend.)* Pardon, c'est içi, que demeure Madame la comtesse de Geletzka?

Awakow *(pause.)* Non — qu'est — ce que vous voulez?

Mr. Popelin *(tritt ein und sieht ihn einen Augenblick über die Achsel an.)* Et . . . pardon . . . Madame Madame est — elle à la maison?

Awakow *(sich nicht vom Platze rührend).* Non. Qu'est—ce que vous voulez?

Mr. Popelin. Ah! que c'est dommage! pardon monsieur, vous ne savez pas — reviendra—t—elle bientôt?

Awakow. Non — non! qu'est—ce—quo vous voulez?

Mr. Popelin *(betrachtet ihn erstaunt.)* Pardon, monsieur, c'est a monsieur le comte, que j'ai l'honneur de parler?

Awakow *(verdrießlich.)* Non monsieur, non . . . monsieur . . .

Mr. Popelin. A! Eh bien monsieur, vous avez la complaisance de dire à madame, que Mr. Popelin, artiste, peintre est venu la voir — d'après sa propre invitation, et qu'il regrette beaucoup.. *(Sieht, daß Awakow ungeduldig hin und her läuft).* Monsieur, j'ai l'honnour, de voos saluer. — *(ab.)*

Awakow. Adieu, Monsieur. *(Sieht ihm nach und sagt:)* Der auch noch! Der Teufel hole alle diese Künstler, Musiker und Maler! Wo sie uns nur ausgekundschaftet haben! Kaum lernt man sie kennen, sind sie auch schon da. Und wie soll das enden? Ich weiß schon wie! Damit, daß wir uns irgend ein schlechtes Bild, oder eine Büste aufschwatzen lassen! Und all den Kram soll ich mit auf die Reise nehmen! . . . Das ist

ja schrecklich. Was mußten wir auch auf diese sogenannten Künstler hören! . . . Hungerleider sind's, weiter nichts! Ah! . . . *(Seufzend, geht im Zimmer hin und her.)* Und sie kommen nicht zurück — Hm! Natürlich, der Spaziergang kommt dem jungen Herrn sehr gelegen. Draußen dunkelt es schon. *(Pause.)* Ich will ihnen doch lieber entgegen gehen. Ja wahrhaftig. *(Nimmt den Hut und geht ins Vorzimmer.)* Ah, da sind sie endlich! *(Aus dem Vorzimmer kommen Nadeschda Pawlowna, Maria Petrowna und Belski. Nadeschda Pawlowna sieht etwas verstimmt aus. Alle sagen: Guten Abend!)* — Weshalb haben Sie mich denn Alle hier sitzen lassen?

Nad. Pawlowna *(tritt vor den Spiegel rechts und nimmt den Hut ab!)* Sind Sie schon lange aus Ihren Träumen wieder erwacht?

Awakow. O ja! Schon sehr lange!

Nad. Pawlowna. Und Sie sind wieder ganz munter?

Awakow. Jawohl! Ich habe überhaupt gar nicht geschlafen.

Nad. Pawlowna *(ihn unterbrechend.)* Ich weiß schon, ich weiß schon, nur nachgedacht.

Awakow. Ganz gewiß! . . . Nun, und Sie haben sich während des Spazierganges gewiß sehr gut unterhalten?

Nad. Pawlowna *(trocken.)* Ja! Ist Niemand bei mir gewesen?

Awakow. Niemand — ja doch! Es war Jemand da — so eine Art Maler.

Nad. Pawlowna *(schnell.)* Mr. Popelin?

Awakow. Ja, er war da!

Nad. Pawlowna. Was haben Sie ihm denn gesagt?

Awakow. Ich? Nichts! Er fragte nach Ihnen und ich sollte . . .

Nad. Pawlowna. Ja, aber warum haben Sie ihn nicht gebeten, auf mich zu warten?

Awakow. Ich konnte doch nicht wissen . . .

Nad. Pawlowna *(verdrießlich.)* Ach, immer die alte Geschichte! *(Sich zu Belski wendend, der gleich beim Betreten des Zimmers sich mit Maria Petrowna an's Fenster links gestellt hatte.)* Nun, haben Sie Maria ordentlich den Hof gemacht?

Belski *(verlegen.)* Womit kann ich Ihnen dienen, Nadeschda Pawlowna?

Nad. Pawlowna. Womit Sie mir dienen können . . . *(Pause.)* Ja wohl, denken Sie sich, eben war Mr. Popelin hier, der Maler, Sie

wissen ja, den ich vor drei Tagen kennen gelernt hatte, er zeigte mir Bilder vom Vesuv. Ich hatte ihn um seinen Besuch gebeten, er kommt, und denken Sie sich, dieser Herr hier auf *(auf Awakow zeigend)* läßt ihn wieder fortgehen.

Belski. Ja, aber was wünschen Sie nun?

Nad. Pawlowna. Seit einiger Zeit sind Sie so zerstreut! Sie sollen sogleich zu ihm gehen, ihn suchen und ihn hierher bitten, verstehen Sie? Sogleich sollen Sie ihn holen.

Belski. Aber ich weiß ja seine Adresse nicht.

Nad. Pawlowna. Suchen Sie die zu erfahren, hier, im Gasthaus, wo Sie wollen, aber gehen Sie doch, ich brauche ihn. Schnell, schnell, wie kann man nur so langsam sein!

Belski. *(Pause.)* Ja wohl! Ich werde Ihnen Ihren Maler mit den Ansichten vom Vesus bringen! Er muß Ihnen ja außerordentlich gefallen haben. *(Sie ansehend.)* . . . Ich gehe . . . ich gehe schon. *(Ab.)*

Nad. Pawlowna *(setzt sich auf's Sopha und klopft ungeduldig mit den Füßen aus den Boden. Awakow lächelt verschmitzt — endlich ruft sie.)*Marja!

Marja Petrowna. Liebe Tante? . . .

Nad. Pawlowna. Liebe Tante . . . Liebe Tante . . . Du giebst mir immer einen so ehrwürdigen Namen, als ob ich schon wer weiß wie alt wäre?

Marja Petrowna. Aber wie sollte ich Sie, Tantchen, denn anders nennen?

Nad. Pawlowna. *(Pause.)* Was machen wir nur hier am Fenster, wir werden uns noch erkälten.

Marja Petrowna. Aber es ist ja draußen so warm.

Nad. Pawlowna· Ich finde nicht. Aber wir wollten ja hier ein Duett spielen. Sergej Platonowitsch, nicht wahr?

Awakow *(fährt zusammen und spielt mit den Fingern der einen Hand in der Luft.)* Wie, ein Duett? Was für ein Duett? Ich weiß von Nichts!

Nad. Pawlowna *(zu Maria Petrowna).* Du bist mir viel zu leicht angezogen, Maria . . . Du solltest Dir lieber ein anderes Kleid anziehen.

Marja Petrowna. Meinen Sie, liebe Tante?

Nad. Pawlowna. Ja, ich meine, liebe Nichte.

Marja Petrowna. Nun, dann will ich mich gleich umkleiden *(Bleibt einige Zeit unbeweglich stehen, geht dann lächelnd auf ihre Tante zu und küßt sie.)*

Nad. Pawlowna *(lächelnd.)* Nun, schon gut, kleiner Schlaukopf, geh' nur. *(Marja Petrowna geht durch die Thür in's Nebenzimmer.*
Awakow lächelt ebenfalls und reibt sich die Hände. Nadeschda Pawlowna sieht ihn an und macht ein ernstes Gesicht. Awakow verliert etwas die Fassung. Kleine Pause.)

Awakow. Sie — Sie scheinen heute nicht besonders gelaunt, Nadeschda Pawlowna!

Nad. Pawlowna. Wer sagt Ihnen das? Im Gegentheil. Nun können Sie wieder einmal sehen, wie schlecht Sie beobachten, Sergej Platonowitsch, es scheint, daß Sie überhaupt Nichts mehr bemerken.

Awakow. Ich? Leider nur zu viel! Mir ist davon der Kopf schon ganz wirr. Dieses ewige Umherlaufen, dieser Maler, was soll das Alles? Und nun gar Ihre geheimnisvollen Andeutungen wegen eines Duetts. Sie wissen ganz gut, daß ich unmusikalisch bin.

Nad. Pawlowna. Ganz und gar! Aber das hindert doch nicht, daß wir Beide jetzt, in diesem Augenblick ein Duett ausführen, nachdem ich aus unserem vorigen Quartett mit gutem Grunde zwei Stimmen entfernt habe.

Awakow *(sie ansehend.)* Ah, ah, was meinen Sie? Das wäre ja nicht möglich.

Nad. Pawlowna. Wie Sie sehen.

Awakow *(schmollend.)* Das glaube ich nicht, oder sagen Sie mir wenigstens doch, weshalb Sie durchaus diesen Franzosen sprechen wollen.

Nad. Pawlowna. Aber ich will ihn ja gar nicht sprechen. Ich brauche ihn nicht im Geringsten.

Awakow *(ahnungslos.)* Weshalb schicken Sie denn aber Belski zu ihm?

Nad. Pawlowna. *(Pause.)* Ich schickte Belski zu ihm, weil — weil es mir unerträglich ist . . . unerträglich ihn zu sehen.

Awakow. Wen? Belski?

Nad. Pawlowna *(kokett nickend.)*

Awakow. Das ist unmöglich!

Nad. Pawlowna. Weshalb unmöglich?

Awakow. Aber das kann ja nicht sein. Erinnern Sie sich doch, als wir heute hier zusammen trafen, wie liebenswürdig Sie zu ihm waren? Und nicht nur heut, die ganze Zeit über, in Rom, auf der Reise nach Neapel.

Nad. Pawlowna. Erstens ist das nicht wahr.

Awakow. Wie, das wäre nicht wahr?

Nad. Pawlowna. Und zweitens, wollte ich Sie ein wenig ärgern.

Awakow. So, Nadeschda Pawlowna, mich, mich alten Mann wollten Sie ärgern?

Nad. Pawlowna. Beklagen Sie sich vielleicht deshalb?

Awakow. O, durchaus nicht, durchaus nicht! Ich wollte Ihnen nur sagen, daß all das — dahinter steckt ganz etwas Anderes. Diese Aufmerksamkeit, die Belski für Sie an den Tag legt . . .

Nad. Pawlowna. Mein guter Sergej Platonowitsch, wir sind hier fortwährend beisammen und Sie sehen und hören Nichts. Er denkt gar nicht daran, mir Aufmerksamkeiten zu erweisen.

Awakow. Wie?

Nad. Pawlowna. Aber haben Sie denn auf unseren Spaziergängen nichts gemerkt?

Awakow. Was denn?

Nad. Pawlowna. Aber, mein Gott! Ist es Ihnen nicht schon längst aufgefallen, daß er sich für Maria interessiert?

Awakow. Belski?

Nad. Pawlowna. Nun ja.

Awakow. Das ist Verstellung.

Nad. Pawlowna. Wie?

Awakow. Verstellung, Nadeschda Pawlowna, Verstellung, weiter nichts! Ich bitte Sie, das ist doch sonnenklar, wie zwei Mal zwei vier. Verstellung, glauben Sie mir, die alte Geschichte! Er will Sie eifersüchtig machen. Daran ist nicht zu zweifeln.

Nad. Pawlowna. Das glauben Sie, Sergej Platonowitsch?

Awakow. Ganz sicher — glauben Sie mir, ich bin Ihr alter Freund, und Sie wissen, wie es um unsere Freundschaft steht — ich bin Ihnen aufrichtig ergeben. Es ist bloße Verstellung, wie könnte er auch irgend einen anderen Menschen auf der Welt Ihnen vorziehen.

Nad. Pawlowna *(schweigt und sieht ihn an.)*

Awakow *(nicht ohne Verlegenheit)*: Woran denken Sie jetzt?

Nad. Pawlowna. *(Pause.)* Ich denke daran, daß ich in Ihnen einen braven und aufrichtigen Freund besitze. *(Giebt ihm die Hand.)*

Awakow *(küßt sie mit entzücken).* Nun, Sie könnten wirklich?

Nad. Pawlowna *(aufstehend.)* Was Herrn Belski betrifft, so können Sie mir glauben, daß es mir ganz gleichgültig ist, ob er sich für Maria oder für mich interessiert. Seine Anwesenheit wird unsere Freundschaft nicht stören, nicht wahr?

Awakow. Wie gut Sie sind. *(Pause.)* Und doch konnten Sie mich hier allein lassen!

Nad. Pawlowna. Aber ich kenne Sie ja, das Gehen ist doch nicht Ihre Sache, denken Sie nur an die Katakomben in Rom, wie Sie sich da anstellten aus Furcht, es könnte ein Unglück passieren.

Awakow. Ja, aber doch . . .

Nad. Pawlowna. Hasenherz!

Awakow. Aber ich hatte doch nur Ihretwegen solche Angst. Übrigens . . . Spazierengehen und Spazierengehen ist Zweierlei. Am Tage, bei schönem Wetter, hier am Meeresufer in Sorrent, das macht auch mir Vergnügen . . . Sagen Sie mir aber nur, Nadeschda Pawlowna, wollen Sie denn gar nicht mehr nach Hause? Müssen Sie denn ganz Europa von einem Ende zum anderen bereisen? Langweilen Sie denn diese ewigen Signori, Mynheers und Monsieurs nicht mit ihrem gekräuselten Haar und dem albernen Gethue? *(Sie nachäffend.)*

Nad. Pawlowna *(lachend.)*

Awakow. Ich wundere mich nur, wie Sie mit Ihrem Verstand nicht einsehen wollen, daß Sie hier überall betrogen werden . . . Sehen Sie es diesen Menschen denn nicht an, lesen Sie es ihnen nicht an den Augen ab, daß Sie mit all Ihrem Gelde doch nur zu den Barbaren gerechnet werden. Und was das Schlimmste ist, da kommt so ein Stutzer hergelaufen, ihm wird das unerhörte Glück zu Theil, daß Sie ihn empfangen und nun redet er sich ein, daß er Sie erobern könne.

Nad. Pawlowna *(lächelnd.)* Aber so glauben Sie mir doch, daß ich die Absichten dieser Herren gerade so gut kenne wie Sie.

Awakow. Ja . . . Sie wissen . . . Wissen Sie vielleicht auch, wie die unter einander reden? »Nun, mon cher, womit beschäftigen Sie sich jetzt, mon cher?« »Ich? Mit Nichts, mon cher. In mich hat sich eine

russische Fürstin verliebt!« Und dabei spielt er selbstgefällig mit der Uhrkette, die ihm auf den hungrigen Magen hängt.

Nad. Pawlowna *(etwas verstimmt.)* Ich weiß nicht, weshalb Sie mir dies Alles erzählen, ich habe jetzt wirklich ganz andere Gedanken im Kopfe.

Awakow *(Pause, seufzend.)* Ja . . . das glaube ich wohl . . . Sie haben ganz andere Gedanken im Kopfe.

Nad. Pawlowna *(lächelnd.)* Hat es Ihnen leid gethan, daß wir Sie nicht zum Spazierengehen aufforderten?

Awakow. Nun natürlich!

Nad. Pawlowna. Dann kommen Sie jetzt mit mir in den Garten . . . Wollen Sie?

Awakow. Mit dem größten Vergnügen. *(Nimmt den Hut ab.)*

Nad. Pawlowna. Halt! Ich glaube, da kommt Belski.

Awakow. Aber so lassen Sie ihn doch, zum Teufel!

Belski *(aus dem Vorzimmer kommend).* Uff! Ist das eine Lauferei.

(zu Nad. Pawlowna.) Nadeschda Pawlowna, Ihr Maler ist fort!

Nad. Pawlowna. Welcher Maler?

Belski. Welcher Maler? Das ist nicht übel! Mr. Popelin, derselbe, den ich Ihnen holen sollte. Er ist vor einer halben Stunde nach Neapel gereist!

Nad. Pawlowna *(sieht ihn ironisch an.)* Das ist ja sehr interessant! Nein, wie Sie aber außer Atem sind, Alexej Nikolajewitsch. *(lachend.)* wo Wie Sie sich angestrengt haben, um schnell wieder hier zu sein. Sie werden sich doch keine Lungenentzündung geholt haben?

Belski. Ich?

Nad. Pawlowna. Ja . . . Sie, wer weiß, oder vielleicht fühlen Sie starkes Herzklopfen? Ha, ha, ha! Nicht wahr, Sergej Platonowitsch, er scheint herzleidend zu sein?

Awakow. Ja wohl, ha, ha, ha!

Nad. Pawlowna *(zu Awakow.)* Kommen Sie, kommen Sie.

Belski. Wohin gehen Sie denn?

Nad. Pawlowna. Wir wollen ein wenig spazieren gehen.

Belski. Und ich?

Nad. Pawlowna. Und Sie bleiben hier. Weshalb ist es hier aber so dunkel? *(Läutet, der Kellner kommt.)* Apportez des lumières. *(Kellner ab.)* Sie

können ja, wenn Sie wollen, hier lesen, übrigens lasse ich Sie in Marias Gesellschaft . . . Sie hatten ihr ja wohl etwas zu sagen. Oder wollen Sie vielleicht noch einmal Mr. Popelin aufsuchen? *(Belski sieht sie erstaunt an.)* Ach, bitte, sehen Sie mich nicht so verwundert an, Sie sind zu komisch . . . kommen Sie, Sergej Platonowitsch. *(Auf Belski blickend.)* Hahaha!

Awakow. Hahaha! Er ist wirklich zu komisch! Hahaha! *(Beide gehen in den Garten. Kellner bringt Lichter und eine Lampe und stellt sie an's Fenster. Belski bleibt unbeweglich stehen, hebt dann plötzlich eine Hand. Der Kellner glaubt, daß er ihn rufe. Kommt herbei und sagt: »Eccellenza!« aber, da Belski ihn nicht beachtet, verbeugt er sich and geht ab.)*

Belski. Was bedeutet das? Hm! Ich begreife Nichts! Irgend eine Grille! *(Geht im Zimmer hin und her.)* Ich muß gestehen, eine wunderbare Frau! Klug, geistreich und hübsch! Aber jetzt nichts mehr davon. Vor drei Monaten allerdings, als ich sie in Rom traf, hat sie mir den Kopf verdreht, und auch jetzt muß ich sagen, daß ich in ihrer Gegenwart manchmal meine Ruhe verliere. Aber im Herzen wohnt doch . . . ach, ich weiß es nur zu gut, wer mir im Herzen wohnt. Sie sagte es mir ja auch, daß sie mich in Gesellschaft von Marja Petrowna lasse. Aber wo ist sie denn? *(Pause.)* Lesen soll ich hier . . . lesen! In solcher Nacht und nach unserem heutigen Gespräch. *(geht ans Fenster.)* Ach, was für eine prachtvolle Nacht.

Marja Petrowna. *(kommt aus dem Schlafzimmer, sie erblickt Belski und geht in die Mitte des Zimmers).*

Belski *(Sie erblickend.)* Ah, Sie sind da, Maria Petrowna.

Marja Petrowna. Ja, ich bin hier. *(Zeigt nach dem Schlafzimmer.)* Die Tante sagte, ich sollte ein anderes Kleid anziehen.

Belski *(sieht sie an.)* Aber ich sehe gar nicht, daß Sie —

Marja Petrowna. Die Tante meinte auch nur so. Sie wollte mit Sergej Platonowitsch nur allein bleiben. Wo ist sie denn?

Belski. Sie ist mit ihm in den Garten gegangen.

Marja Petrowna. Und Sie sind ihnen nicht gefolgt?

Belski. Ich? Nein, ich sollte hier bleiben.

Marja Petrowna. Wirklich? *(setzt sich.)*

Belski. Das heißt, die Wahrheit zu gestehen, sie sagte es mir selbst, daß ich hier bleiben möchte.

Marja Petrowna. Ah! Dann wundere ich mich nicht, armer Freund! Sie thun mir leid.

Belski *(geht zu ihr und setzt sich an ihre Seite.)* Wirklich? Glauben Sie denn, daß ich den alten Brummbär sehr beneide?

Marja Petrowna. Ich verstehe Sie nicht . . . aber Sie thun ihm Unrecht. Awakow ist ein prächtiger Mensch.

Belski. Gewiß.

Marja Petrowna. Wie er an meiner Tante hängt!

Belski. Jawohl! Und deshalb ist es nicht recht, ihn so zu quälen. Ihre Tante ist eine herrliche Frau, aber sie ist so spöttisch.

Marja Petrowna *(ihn ansehend.)* Und doch thut es Ihnen leid, daß Sie ihr nicht in den Garten nachgegangen sind?

Belski. Sie fragen das zum zweiten Male?

Marja Petrowna. Wenigstens sind Sie ihr doch früher niemals von der Seite gewichen.

Belski. Früher! Ja freilich. Ich weiß ganz gut, wie ich ihre Bekanntschaft machte. Es war gerade während des Carnevals, ich sah sie auf dem Balcon am Corso und kann sagen, daß sie damals einen tiefen Eindruck auf mich machte.

Marja Petrowna. ja, ich erinnere mich noch, wie Sie ihr von der Straße ein riesiges Blumenbouquet hinaufreichten, wie sie dabei zuerst erschrak, dann lächelte und Ihre Blumen nahm.

Belski. Erinnern Sie sich auch noch jenes langen Engländers daneben, der nachher auf mich so eifersüchtig wurde und eine Nase wie ein Birkhuhn hatte?

Marja Petrowna. Ja wohl, ja wohl!

Belski. Das ist aber Alles drei Monate her und mittlerweile — mittlerweile habe ich eine ganz andere Empfindung kennen gelernt und begriffen, daß alle Künste weiblicher Koketterie nichts sind im Vergleich zu dem ahnungslosen Reize der Jugend.

Marja Petrowna *(unruhig.)* Was wollen Sie damit sagen?

Belski *(gleichfalls unruhig.)* Ich? Ich wollte nichts sagen. *(Pause.)* Was haben Sie heute gelesen, Maria Petrowna?

Marja Petrowna. Ich? Ich habe Schiller gelesen.

Belski. Was denn?

Marja Petrowna. Die Jungfrau von Orleans.

Belski. Ah! Das ist ein sehr gutes Stück. *(Bei Seite.)* Ich rede nichts als Dummheiten, Herr Gott! *(Steht auf und geht ans Fenster.)*

Marja Petrowna. *(Pause.)* Wonach sehen Sie, Alexej Nikolajewitsch?

Belski. Ich sehe nach dem Himmel, nach den Sternen, nach dem Meere. Hören Sie, wie seine Wellen so harmonisch rauschen, Marja Petrowna? Sagt Ihnen diese Stille, diese Luft, dieses Silberlicht des Mondes, sagt Ihnen diese wundervolle Nacht nichts?

Marja Petrowna *(aufseufzend.)* Ich weiß nicht. Was sagt sie Ihnen denn, Alexej Nikolajewitsch?

Belski *(unruhig.)* Mir? Sie sagt mir viel Gutes ·und Schönes. *(Bei Seite.)* Nein, das ist nicht länger auszuhalten! Ich muß ihr zu lächerlich erscheinen. Mein Gott, mein Gott, wie mir das Herz schlägt. Ich muß mich erklären, mich endlich erklären und ich kann es nicht. Diese himmlische Ruhe, diese Einsamkeit, ich kann dabei zu keinem Entschluß kommen. Wenn doch nur irgend etwas geschehe, jetzt in dieser Minute. *(Am Fenster hört man die Accorde einer Guitarre.)*

Marja Petrowna. Was ist das?

Belski *(ergreift ihre Hand mit Wärme.)* Ich weiß es nicht . . . bleiben Sie . . . es scheint ein Sänger zu sein.

(Der Sänger stimmt vor dem Fenster eine Serenade an:

»Quando aul cor mi poai
La mano e poi aospiri,
Quando nè miei ta giri
I bruni occi amorosi.
Io non invidio agl' angeli
L'eterea vulutta.«

Während er singt, stehen Beide, Belski und Marja Petrowna, unbeweglich bis zum Ende des Verses. Belski geht ans Fenster und ruft:) Bravo, bravo!

Stimme des Sängers. Un soloda per il musico, Signore.

Marja Petrowna *(geht zu Belski.)* Geben Sie ihm etwas.

Belski. Bleiben Sie, so kann er Sie nicht sehen. *(Nimmt aus der Tasche Geld, wickelt es in das Papier, das er von den Lichtern abnimmt und wirft es durch's Fenster.)*

Stimme des Sängers. Grazie, mille grazie!

Marja Petrowna *(die auch Geld in das Papier gewickelt hatte.)* Geben Sie ihm das auch noch. *(Belski wirft es hinaus.)*

Stimme des Sängers. Grazie, grazie! *(Er singt einen zweiten Vers:*

»Non mi appellar tua vita!
Anima tua m'apella!
Ahi passeggera è quella!
Ma l'anima è infinita!
Ed infinito, o vergine,
Il nostro amor sarà!«

[Für die Bühnen liegt eine Composition dieses Liedes von Martin Röder vor.]

Belski und Maria Petrowna stehen am Fenster und hören zu; als er geendig, ruft Belski »Bravo« und wirft ihm noch mehr Geld zu. Marja Petrowna will fortgehen, aber er hält sie an der Hand.)

Belski. Bleiben Sie, Maria Petrowna, bleiben Sie! In diesem Augenblick ist mein Entschluß gefaßt, aber ich möchte dem Sänger so gern danken. *(Nimmt das Licht vom Tisch.)* Kommen Sie, wir wollen an's Fenster gehen.

Marja Petrowna *(geht leicht widerstrebend ans Fenster.)*

Stimme des Sängers. Ah! che bella ragazza!

Marja Petrowna *(tritt errötend zurück.)*

Belski *(stellt das Licht auf den Tisch.)* Nein, ich bin entschlossen und kann nicht länger schweigen. Dieser unerwartete Gesang, diese süßen italienischen Laute und gerade jetzt, an dieser Stelle, als ich eben im Begriff war, Ihnen zu sagen, wie es mir um's Herz ist. Nein, nein, ich kann nicht, ich kann nicht schweigen.

Marja Petrowna *(voll Bewegung.)* Alexej Nikolajewitsch.

Belski. Ich weiß, Sie werden das thöricht finden, Sie werden mir zürnen, aber, was auch geschehen mag, ich kann mich nicht länger verstellen, Maria Petrowna, machen Sie mit mir was Sie wollen, ich liebe Sie wahrhaft und innig.

Marja Petrowna *(schweigt mit niedergeschlagenen Augen.)*

Belski. Ja, ich liebe Sie, Sie müssen das schon lange bemerkt haben und jetzt, wenn Sie mich nicht erhören und meine Frau sein wollen, bleibt mir nur eins übrig: fortzueilen von hier, so schnell wie möglich und so weit wie möglich . . . Ich weiß, daß mein Ungestüm vielleicht Alles verderben kann, aber der Schuldige bin ich nicht . . . das ist jener Sänger. Maria Petrowna, sagen Sie mir, muß ich fort oder darf ich bleiben, muß ich den Sänger verwünschen oder darf ich ihn segnen?

Marja Petrowna. Ich weiß wirklich nicht.

Belski. Sagen Sie . . . Sagen Sie . . .

Marja Petrowna. Ich glaube . . . daß ich dem Sänger nicht böse sein kann.

Belski *(sie bei der Hand fassend.)* Ist es möglich? . . . Mein Gott . . . Ist es möglich? Ist es möglich und ich soll . . .

Marja Petrowna. Ja, aber . . . was wird die Tante dazu sagen?

Belski. Was sie sagen wird? Sie wird ihre Zustimmung geben . . . Da kommt sie gerade . . . sehen Sie.

Marja Petrowna. Belski, was thun Sie?

Belski. Nichts, nichts, Sie werden sehen.

Marja Petrowna *(sucht ihn zurückzuhalten. An der Thür zum Garten kommt Nadeschda Pawlowna und Awakow.)*

Awakow. Weshalb wollten Sie schon so früh nach Hause gehen?

Nad. Pawlowna. Es war hohe Zeit . . . um dieser Beiden willen.

Belski *(auf Nad. Pawlowna zugehend.)* Nadeschda Pawlowna.

Nad. Pawlowna *(zusammenfahrend.)* Was haben Sie denn? Sie erschrecken mich.

Awakow *(sieht ihn ängstlich an.)*

Belski. Nadeschda Pawlowna, ich befinde mich in einer großen Erregung, aber Sie werden mir deshalb nicht zürnen. Sie . . . sehen Sie . . . ich kann es nicht länger verschweigen . . . ich bitte Sie um die Hand . . .

Awakow. Ach, mein Gott . . . das habe ich kommen sehen . . . Alles ist zu Ende . . . *(Fällt auf einen Stuhl.)*

Belski. . . . um die Hand Ihrer Nichte Maria Petrowna.

Nad. Pawlowna *(erstaunt.)* Meiner Nichte?

Awakow. Was? Wie? *(Aufspringend.)* Sie halten um Maria Petrowna an? Einverstanden, einverstanden . . . Kinder gebt Euch die Hände . . . *(ergreift die Hand Marias und fügt sie in die Hand Belskis.)* Ich segne Euch und wünsche Euch Glück und alles Gute, Euch und Euren Kindern.

Nad. Pawlowna. Halt, halt, Sergej Platonowitsch nicht so hastig, was bedeutet denn das Alles? Ich verstehe noch gar nichts, Sie, Alexej Nikolajewitsch, bitten mich um Marias Hand?

Belski. Ja!

Nad. Pawlowna. Und sie?

Belski. Sie hat mich nicht ausgeschlagen.

Nad. Pawlowna. Mascha, Du bleibst stumm?

Awakow. Aber, was soll das Kind denn sagen? Glauben Sie, daß das Alles ohne ihre Zustimmung geschehen wäre?

Nad. Pawlowna *(zu Belski.)* Ihr Antrag überrascht mich sehr, ich bekenne es frei, aber ich will dem Wohlergehen meiner Nichte nicht im Wege stehen und wenn Sie glauben, daß Sie ihr Glück begründen können . . .

Belski. Sie geben also Ihre Einwilligung . . . *(Küßt ihr die Hand.)*

Awakow. Na, natürlich giebt sie ihre Einwilligung . . . Hurrah! Marja Petrowna, so kommen Sie doch her.

Marja Petrowna *(geht zu Nadeschda Pawlowna.)* Liebe Tante!

Nad. Pawlowna. Schon gut, schon gut! *(klopft ihr auf die Wangen.)* Du bist meine liebe Nichte. *(Sich zu Awakow wendend.)* Und jetzt sehen Sie doch, Sergej Platonowitsch, wie fein und richtig Ihr Verdacht war . . .

Awakow. Ja, Irren ist menschlich, aber was doch wahr bleibt, ist, daß ich Ihr aufrichtiger und ergebener Freund bin — das bleibt wahr.

Nad. Pawlowna. Was sagen Sie?

Awakow. Sehen Sie dort diese jungen Leute?

Nad. Pawlowna. Jungen Leute! Wollen Sie damit vielleicht sagen, daß ich alt und häßlich bin?

Awakow. Ach, Sie verstehen mich ja . . . Nun werden Sie doch endlich an die Rückreise denken . . . und was für ein Leben wir dann führen wollen.

Nad. Pawlowna. Ich sage noch Nichts . . . zuerst gehen wir nach Paris.

Awakow *(sich an's Ohr fassend.)* O weh! Aber dann doch nach Hause, nach Rußland, nicht wahr?

Nad. Pawlowna. Wie Sie wollen, aber wir gehen unzweifelhaft zuerst nach Paris . . . dort sollen die jungen Leute heiraten.

Awakow. Jawohl, dort wollen wir Alle heiraten . . . und dann nach Hause.

(Der Sänger hat sein Lied aufs Neue leise angestimmt.)

Nad. Pawlowna. Nun ja doch, nur etwas Geduld. Aber wie ist das Alles so glücklich gekommen? *(Hört den Sänger.)* Ah, ich verstehe, der Sänger! Nun es ist möglich, daß er sein Lied nicht allein für Euch

gesungen hat. Sorrent hat es uns Allen angethan und diesen Abend werden wir nicht so leicht vergessen. *(Zu Awakow.)* Nicht wahr?

Awakow *(Ihr die Hand küssend.)* Ich ganz gewiß nicht.

Belski und Maria Petrowna. Und wir auch nicht!

(Während das Lied immer leiser werdend, schließlich ganz verklingt, fällt der Vorhang.)

Genug.

Inhaltsverzeichnis

Genug.
I. • II. • III. • IV. • V. • VI. • VII. • VIII. • IX. • X. • XI. • XII. • XIII. • XIV. • XV. • XVI. • XVII. • XIII.

I.



II.



III.

Genug, —— sprach ich zu mir, indes meine Füße, widerwillig auf dem steilen Abhang des Berges schreitend, mich zum stillen Flüßchen trugen; »genug,« — wiederholte ich und sog den Harzduft des Fichtenwaldes ein, welchem die Kühle des Abends besondere Kraft und Schärfe verlieh; »genug,« — sagte ich noch einmal, setzte mich auf den Mooshügel knapp am Fluß und blickte auf seine dunkeln und langsamen Wellen, über welchen sich das dicke Schilf mit seinen blaßgrünen Zweigen erhob. . . »Genug!« — Genug der Unruhe und der Sehnsucht, es ist Zeit, sich zu sammeln: es ist Zeit, den Kopf in beide Hände zu nehmen und dem Herzen Schweigen zu gebieten. Genug des Verzärtelns durch unbestimmte, aber bezaubernde Gefühle, genug, jeder neuen Form der Schönheit nachzustreben, jedes Zittern ihrer feinen und starken Flügel empfinden zu wollen. —— Alles ist ausgekostet, alles durchgefühlt so oft. . . müde bin ich. — Was gehts mich an, daß in diesem Augenblick die Röte immer breiter, immer heller den Himmel färbt, wie eine alles besiegende Leidenschaft? Was gehts mich an, daß mitten in der Stille und Süße und dem Glanze des Abends, in der tauigen Tiefe des Gebüsches eine Nachtigall plötzlich solche Zaubertöne erschallen läßt, wie wenn es vor ihr auf der Welt keine Nachtigallen gegeben hätte, und sie als erste das erste Lied der ersten Liebe sänge? Alles war schon da, war da, wiederholte sich, wird sich noch tausendmal wiederholen, — und wenn man daran denkt, daß all das noch eine Ewigkeit dauern wird — wie auf Befehl, nach einem Gesetz —, ärgerts einen! Ja. . . es ärgert!

IV.

Oh, bin ich alt geworden! Früher einmal —— kämen mir niemals ähnliche Gedanken — früher einmal, während jener glücklichen Tage, wo ich auch wie die Abendröte geglüht und wie eine Nachtigall gesungen habe. — Ich muß gestehen: alles ist trüb geworden, das ganze Leben verblaßte. . . Das Licht, welches seinen Farben Sinn und Kraft verleiht, — jenes Licht, welches aus dem Herzen des Menschen kommt —— erstarb in mir. . . Nein, es erstarb noch nicht —— aber es glimmt kaum, ohne Strahlen, ohne Wärme. Ich denke daran, wie ich einst, spät in der Nacht, in Moskau an das vergitterte Fenster einer alten Kirche trat und mich an ihr unebenes Glas anlehnte. Unter den niederen Bogen wars finster — ein vergessenes Lämpchen glomm schwach mit einem rötlichen Licht vor einem alten Heiligenbilde — und verschwommen sah man nur die Lippen des Heiligengesichtes — streng, traurig; das düstere Dunkel breitete sich überall aus und schien mit seiner dumpfen Schwere den schwachen Strahl des überflüssigen Lichtes erdrücken zu wollen. . . Und in meinem Herzen ist jetzt — dasselbe Licht und dasselbe Dunkel.

V.

Und das schreibe ich dir —— dir, mein einziger und unvergeßlicher Freund, dir, meine teure Freundin, welche ich auf immer verlassen, die ich aber bis ans Ende meiner Tage lieben werde. . . O du weißt, was uns getrennt hat! Ich will jedoch davon nicht sprechen. Ich habe dich verlassen. . . aber auch hier, in dieser Einöde, in dieser Abgeschiedenheit und Verbannung — bin ich ganz von dir durchdrungen, bin ich wie früher in deiner Macht, fühle wie früher die süße Last deiner Hand auf meinem geneigten Haupte! — Zum letztenmal erhebe ich mich aus dem stummen Grabe, in dem ich jetzt liege, und überfliege mit sanftem und rührendem Blick meine ganze Vergangenheit — unsre Vergangenheit. . . Keine Hoffnung und keine Wiederkehr — aber auch keine Bitterkeit in mir, kein Bedauern — und klarer als die Himmelsbläue, reiner als der erste Schnee auf den Bergesgipfeln erheben sich, wie Bilder verstorbener Götter, schöne Erinnerungen. . . sie drängen sich nicht scharenweise, sie folgen einander in stiller Reihe, wie jene vermummten athenischen Gestalten, welche — weißt du noch? — uns auf den alten Basreliefs des Vatikans so entzückt haben. . .

VI.

Ich sprach soeben vom Licht, welches dem Menschenherzen entströmt und alles erhellt, was dasselbe umgiebt. . . Ich will mit dir von jener Zeit sprechen, wo auch in meinem Herzen dieses wohlthätige Licht brannte. — Höre zu. . . und ich werde mir einbilden, daß du vor mir sitzest und mich mit deinen freundlichen und fast bis zur Strenge aufmerksamen Augen anblickst. O, unvergeßliche Augen! Auf wen, wohin seid ihr jetzt gerichtet? Wer empfängt in seine Seele euern Blick — diesen Blick, welcher einer unbekannten Tiefe entspringt, wie jene geheimnisvollen Quellen, wie ihr, so hell und dunkel, die am Grunde enger Schluchten entspringen, unter dem Felsenschatten?. . . Höre. —

VII.

Das war Ende März, bald nachdem ich dich zum erstenmal gesehen — und noch nicht ahnte, was du mir wirst — und dich schon in meinem Herzen trug — schweigend und geheimnisvoll. — Ich mußte über einen der Hauptflüsse Rußlands. Das Eis rührte sich noch nicht, schien aber anzuschwellen, dunkel zu werden; seit vier Tagen wars warm. Der Schnee schmolz rings herum — überall, aber ruhig; das Wasser sickerte; in der weichen Luft taumelte lautloser Wind. Eine und dieselbe gleiche milchige Farbe übergoß Himmel und Erde; es war kein Nebel, aber auch kein Licht; kein einziger Gegenstand ragte aus der allgemeinen Weiße hervor; alles schien nahe und verschwommen. Ich ließ meinen Wagen weit hinter mir und ging rasch über das Eis des Flusses — außer dem dumpfen Lärm meiner Tritte hörte ich nichts, ich ging, vom ersten Rühren und Wehen des jungen Frühlings erfaßt. . . und allmählich, mit jedem Schritt wachsend, mit jeder Vorwärtsbewegung erhob sich und wuchs in mir eine freudige, unbegreifliche Angst. . . Sie lockte mich und trieb mich an — und so heftig war ihr Drängen, daß ich endlich stehen blieb, verwundert, und blickte fragend um mich herum, als ob ich die äußerliche Ursache meines gehobenen Zustandes suchen wollte. . . Alles war still, weiß, schläfrig; ich aber blickte auf: hoch am Himmel flogen Wandervögel. . . »Frühling, ich grüße dich, Frühling!« rief ich mit lauter Stimme; »ich grüße dich, Leben und Liebe und Glück!« — und in diesem Augenblick, mit süß—erschütternder Kraft, wie die Kaktusblüte, erstand vor mir plötzlich dein Anblick — erstand und blieb, bezaubernd klar und schön — und ich begriff, daß ich dich liebe, dich allein, daß du mich ganz erfüllst —

VIII.

Ich denke an dich. . . und viele andere Erinnerungen, andere Bilder erheben sich vor mir — und überall du, auf allen meinen Lebenswegen begegne ich dir. — Es erscheint vor mir ein alter russischer Garten, auf dem Abhange eines Hügels, beleuchtet von den letzten Strahlen der Sommersonne. Hinter den Silberpappeln blickt das Holzdach des Herrenhauses hervor, mit dünnen Rauchringeln über dem weißen Rauchfang — und die Gartenthüre ist halb geöffnet, wie wenn eine unschlüssige Hand daran gezogen hätte, — ich aber stehe und warte und blicke auf die Gartenthüre und auf den Sand — ich blicke darauf, und es rührt mich, alles, was ich sehe, scheint mir ungewöhnlich und neu, alles ist von einem lichten, freundlichen Geheimnis umgeben, — und ich glaube schon das leichte Rauschen der Schritte zu hören, — und ich stehe, gespannt und leicht wie ein Vogel, der eben die Flügel gefaltet und wieder aufsteigen will — und das Herz glüht und zittert, freudig fürchtend vor dem Nahen, dem kommenden Glück. . .

IX.

Oder ich sehe einen alten Dom im fernen, schönen Land. Es drängt das knieende Volk; betende Kälte, etwas Nobles und Trauriges weht von den nackten Bogen, von den großen, nach oben sich verzweigenden Säulen. — Du stehst neben mir stumm und teilnahmslos, wie mir fremd; eine jede Falte deines dunkeln Mantels hängt unbeweglich, wie gemeißelt; unbeweglich liegen zu deinen Füßen die bunten Schatten der farbigen Fenster, auf dem abgenützten Boden. — Und plötzlich die weihrauchfinstere Luft erschütternd, innerlich uns erschütternd, brausen die schweren Wellen der Orgel dahin — und du bist erblaßt und richtest dich auf, dein Blick streifte mich, strebte hinauf und erhob sich gen Himmel, — mir aber schien es, daß nur die unsterbliche Seele so blicken kann und mit solchen Augen. . .

X.

Oder es erscheint vor mir ein andere3 Bild. — Nicht ein alter Tempel erdrückt uns mit seiner strengen Pracht; niedere Mauern eines kleinen behaglichen Zimmers trennen uns von der ganzen Welt. — Was sage ich? Wir sind allein, allein auf der ganzen Welt; außer uns zweien nichts Lebendes; hinter diesen freundlichen Mauern Finsternis und Tod und Leere. Es heult nicht der Wind, es strömt nicht der Regen: es klagt und stöhnt das Chaos; es weinen seine blinden Augen. Bei uns aber ist es still und hell und warm und freundlich; etwas Liebes, etwas kindlich Unschuldiges wie ein Schmetterling — nicht wahr? — fliegt herum; wir sitzen neben einander, wir lehnen unsere Köpfe an einander und lesen zusammen ein gutes Buch; ich fühle, wie eine dünne Ader an deiner zarten Schläfe schlägt, ich höre, wie du lebst, du hörst, wie ich lebe, dein Lächeln erscheint auf meinem Gesicht früher als auf deinem, du antwortest wortlos auf meine stummen Fragen, deine Gedanken sind meine Gedanken — wie beide Flügel eines der Himmelsbläue zustrebenden Vogels. — Die letzten Hindernisse fielen = und unsere Liebe hat sich so vertieft, ist so ruhig, alles Trennende ist so spurlos verschwunden, daß wir nicht einmal die Lust spüren, Worte, Blicke zu tauschen. . . Nur atmen, atmen wollen wir zusammen, zusammen leben, zusammen sein. . . und es mcht einmal begreifen, daß wir zusammen sind. . .

XI.

Oder ich denke endlich an jenen klaren Septembermorgen, an welchem wir zusammen in jenem öden, noch nicht abgeblühten Garten eines verlassenen Palastes, am Ufer eines großen, nicht russischen Flüßchens, beim sanften Leuchten des wolkenlosen Himmels wandelten. Oh, wie soll man jene Eindrücke wiedergeben! Dieser unendlich fließende Fluß, diese Menschenleere und Ruhe und Freude, und die eigentümlich besänftigende Traurigkeit, und das Taumeln des Glücks, die unbekannte, einförmige Stadt, der Herbstschrei der Raben in den hohen, lichten Bäumen — und dieses liebe Reden und Lächeln, und Blicke, tief, weich, bis auf den Grund gehend, und die Schönheit, die Schönheit in uns selbst, rings herum, überall — das ist mehr als Worte. Oh, du Bank, auf der wir schweigend saßen mit vom Übermaß der Gefühle gesenkten Häuptern — dich vergesse ich nicht bis zum Tod: — Wie lieb waren diese seltenen Passanten mit ihrem kurzen Gruß und ihren guten Gesichtern, und die vorbeischwimmenden großen, stillen Kähne (auf einem — weißt du noch? — stand ein Pferd und blickte träumerisch auf das unter seiner Nase vorbeischwimmende Wasser), das kindliche Lallen der Uferwellen und sogar das Bellen entfernter Hunde über dem Fluß, das Schreien des dicken Unteroffiziers, der abseits rotwangige Rekruten, mit ungeschickten Ellbogen und Füßen, abrichtete!. . . Wir beide fühlten, daß besser als diese Augenblicke nichts für uns auf der Welt ist, sein wird — daß alles übrige. . . Ja, wozu die Vergleiche!. . . Genug. . . genug. . . Oh ja: genug.

XII.

Zum letztenmal ergab ich mich jenen Erinnerungen und nehme von ihnen auf Nimmerwiedersehen Abschied. — Wie der Geizige, der zum letztenmal seine Schätze betrachtet, sein Gold, seine helle Pracht — und alles mit grauer, kalter Erde bedeckt; so versinkt das Licht der ausgebrannten Lampe in die kalte Nacht, vorher aber noch mit letzter, heller Flamme auflodernd. Das Tierchen blickt zum letztenmale aus seinem Versteck auf das sammtene Gras, auf die Sonne, auf das blaue freundliche Wasser, verkriecht sich in die Tiefe — und schläft. Werden ihm wenigstens im Traum die Sonne und das Gras und die blauen, freundlichen Wasser erscheinen?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

XIII.

Streng und teilnahmslos führt einen jeden von uns das Schicksal — und nur die erste Zeit fühlen wir nicht — durch allerlei Zufälle, durch Unsinn und sich selbst in Anspruch genommen — seine rauhe Hand. — So lange man sich belügen kann und ruhig lügt — kann man leben, und man darf hoffen. Die Wahrheit — nicht die volle Wahrheit — davon kann keine Rede sein, — aber auch sogar dieses wenige, welches uns zugänglich ist. schließt uns sofort den Mund, bindet uns die Hände, führt uns auf ein »Nein.« — Dann bleibt dem Menschen nur eines, damit er aufrecht bleibt und nicht in Staub zerfällt, nicht in den Schlamm der Selbstvergessenheit. . . der Selbstverachtung versinkt: sich ruhig von allem abwenden, sagen: genug! — und auf der leeren Brust die überflüssigen Arme kreuzen, das Letzte bewahren, die einzige ihm zugängliche Würde, die Würde des Erkennens der eigenen Nichtigkeit; jene Würde, welche Pasqual meint, als er den Menschen das denkende Schilfrohr nennt und sagt, daß, wenn ihn das ganze Weltall zermalmen würde — es, das Schilfrohr, wäre doch höher als das Weltall, weil es wissen würde, daß das Weltall es zermalmt, — und das Weltall wüßte es nicht. Eine schwache Würde! ein trauriger Trost. Magst du noch so sehr dich davon überzeugen lassen, daran glauben — oh, du, wer du auch seist, mein armer Bruder, — du kannst doch nicht jene grausamen Worte des Dichters zurückschleudern: »Unser Leben — ist ein wandelnder Schatten; ein armer Schauspieler, der auf der Bühne irgend eine Stunde spielt und schreit=— und dann in Nichts versinkt; ein Märchen von einem Narren erzählt, voll süßer Töne und Wut — und ohne irgend einen Sinn.« Ich zitiere »Macbeth« und muß an jene Hexen, Schemen und Geister denken. . . Oh! nicht die Geister, nicht die phantastischen, unterirdischen Kräfte sind schrecklich; schrecklich ist nicht die Hofmannerei, in welcher Gestalt sie auch erscheinen mag. . . Schrecklich ist es, daß es nichts Schreckliches gibt, daß der ganze Sinn des Lebens seicht, uninteressant — und bettelarm ist. Von dieser Erkenntnis durchdrungen, diesen Wermut gekostet, wird kein Honig mehr süß sein — und sogar jenes höchste, jenes süßeste Glück, das Glück der Liebe, der vollkommenen Annäherung, des gänzlichen Aufgehens in einander — auch das verliert seinen Reiz; sein ganzer

Wert wird durch seine Geringfügigkeit, seine kurze Dauer vernichtet. Nein, gut: der Mensch verliebt sich, lodert auf, lallt von ewiger Wonne, von unvergänglicher Süße — und siehe da: schon lange, lange ist keine Spur mehr von jenem Wurm, welcher den letzten Rest seiner Zunge zerfraß. So ist es im Spätherbst, an einem kalten Tag, wenn alles lebloß und stumm ist im reifbedeckten Gras, am Ende eines kahlen Waldes — nur ein kurzer Blick der Sonne, der durch den Nebel dringt und auf die gefrorene Erde fällt — sofort fliegen überall Insekten auf: sie spielen in seinem warmen Strahl, tummeln sich und steigen geschäftig auf und ab und durch einander. . . Die Sonne verschwindet — die Infekten fallen im schwachen Regen auf die Erde — und es kommt das Ende ihres augenblicklichen Seins.

XIV.

Gibt es aber keine hohen Vorstellungen, keine großen Worte des Trodtes: »Volkstum, Recht, Freiheit, Menschlichkeit, Kunst«? Ja, diese Worte sind da, und viele Leute leben davon und dafür. Ich glaube aber, daß wenn Shakespeare wieder geboren wird, er nichts von seinem Hamlet, seinem Lear zurücknimmt. Sein durchdringender Blick würde im menschlichen Leben nichts neues finden: dasselbe bunte und eigentlich einfache Bild würde in seinem ängstigenden Einerlei vor ihm stehen. Dieselbe, Leichtgläubigkeit und Grausamkeit, dasselbe Bedürfnis nach Blut, Gold, Schmutz, dieselben gemeinen Vergnügungen, dieselben sinnlosen Qualen im Namen. . . na, vielleicht im Namen desselben Blödsinns, den Aristophanes vor 2000 Jahren verspottete, dieselben rohen Verlockungen, denen so leicht dieses vielköpfige Tier — die menschliche Masse — unterliegt, dieselben Kunststücke der Machthaber, dieselben Gewohnheiten der Sklaverei, dieselbe Selbstverständlichkeit der Lüge — mit einem Wort, dasselbe emsige Herumspringen des Eichhörnchens in demselben alten, nicht einmal ausgebesserten Rad. . . Shakespeare würde wieder seinen Lear das Grausame sagen lassen: »es gibt keine Schuldigen« — was mit andern Worten bedeutet: »es gibt auch keine Gerechte« — würde auch sagen: genug! und sich auch abwenden. Vielleicht eines nur: vielleicht im Gegensatz zum düsteren, tragischen Tyrannen — Richard — würde das ironische Genie des großen Dichters einen anderen, mehr zeitgemäßen Typus eines Tyrannen zeichnen, der fast an seine eigene Tugend glaubt und ruhig in der Nacht schläft und sich über ein zu Üppiges Mahl beklagt, währenddem seine halbzerdrückten Opfer sich wenigstens damit zu trösten versuchen, daß sie sich ihn, wie Richard I11., von den Geistern der von ihm gemordeten Opfer umgeben vorstellen. . .

Aber wozu?

Wozu beweisen — und noch dazu die Worte wägen und suchen, die Rede abrunden und ausgleichen — wozu der Ameise beweisen, daß sie eine Ameise ist?

XV.

Aber Kunst?. . . Schönheit?. . . Ja, das sind starke Worte; sie sind vielleicht stärker als die von mir früher erwähnten. Die Venus von Milo ist vielleicht unzweifelhaft schöner als das römische Recht oder die Prinzipien von 1789. Man kann mir erwidern — und wie oft hat man diese Erwiderungen schon gehört! —, daß die Schönheit auch etwas Bedingtes sei, daß sie dem Chinesen anders erscheint als dem Europäer. . . Es verwirrt mich aber nicht: das Bedingte in der Kunst; ihre Vergänglichkeit, wieder ihre Vergänglichkeit, ihr Tod und Staub — das ist es, was mir die Kraft und den Glauben raubt. Die Kunst ist im Moment, vielleicht, stärker als die Natur, weil diese weder eine Symphonie von Beethoven, noch ein Bild von Ruisdael, noch ein Poem von Goethe enthält — und nur beschränkte Pedanten und gewissenlose Schwätzer können noch von der Kunst als einer Nachahmung der Natur sprechen; aber am Ende ist die Natur unbesiegbar; sie braucht sich nicht zu beeilen und wird früher oder später Recht behalten. Unbewußt und widerspruchslos den Gesetzen gehorsam, kennt sie keine Kunst, wie sie keine Freiheit, keine Güte kennt; vor einem Jahrhundert zum anderen schreitend, duldet sie nichts Unsterbliches, nichts Unveränderliches. . . Der Mensch — ist ihr Kind; doch das Menschliche — Künstliche = ist ihr feindlich, eben weil es unveränderlich und unsterblich zu sein strebt. Der Mensch — ist das Kind der Natur; doch sie ist die Allmutter und gibt keinen Vorzug: alles, was in ihrem Schoße ruht, ist auf Kosten eines anderen entstanden und muß einem anderen den Platz räumen: sie schafft, zerstört, und ihr ist alles gleich: was sie schafft, was sie zerstört — wenn nur das Leben nicht aufhört, wenn nur der Tod seine Rechte behält. . . Und deshalb bedeckt sie ebenso ruhig das göttliche Antlitz des Jupiter von Phidias, wie den gewöhnlichen Kiesel mit Staub, und übergiebt die kostbaren Zeilen Sophokles den Würmern zum Fraß. Die Menschen unterstützen die, freilich, eifrig in ihrer Zerstörungsarbeit; ist aber nicht dieselbe elementare Kraft, die Kraft der Natur, in der Keule des Barbaren, der sinnlos das sonnenstrahlende Antlitz Apolls zertrümmert, in dem Tiergeheul, mit welchem er Apolls Bild ins Feuer wirft? Auf welche Weise sollen wir, arme Leute, arme Künstler, dieser taubstummen, blindgeborenen

Kraft beikommen, die nicht einmal über ihre Siege triumphiert, sondern vorwärts, immer vorwärts geht, alles zerstörend? Wie kann man diesen schweren, rohen, unendlich und unermüdlich heranbrausenden Wogen widerstehen, wie endlich an die Bedeutung und den Wert jener vergänglichen Gestaltungen, die wir im Dunkel, am Rande des Abgrundes aus Staub und auf einen Augenblick schaffen?



XVI.

Gut. . . aber nur das Vergängliche ist schön, sagte Schiller; und auch die Natur, im immerwährenden Spiel ihrer erscheinenden und verschwindenden Formen, scheut nicht die Schönheit. Ziert denn nicht sie sorgfältig sogar die Vergänglichsten ihrer Kinder — Blumenblüten, Schmetterlingsflügel — mit reizenden Farben, verleiht denn nicht sie ihnen diese schwungvollen Umrisse? Die Schönheit bedarf nicht des unendlichen Lebens, um ewig zu sein — ihr genügt ein Augenblick. Ja, es ist vielleicht richtig, — aber nur dort, wo es keine Persönlichkeit gibt, keinen Menschen, keine Freiheit: der verblaßte Flügel eines Schmetterlings lebt auch nach tausend Jahren als derselbe Flügel desselben Schmetterlings wieder; hier vollführt streng und gesetzlich und unpersönlich die Notwendigkeit ihre Kreisbewegung. . . der Mensch wiederholt sich aber nicht wie der Schmetterling, und das Werk seiner Hände, seine Kunst, seine freie Schöpfung, vergeht, einmal zerstört, auf immer. . . Ihm allein ist das »Schöpfen« gegeben. . . doch wunderlich und schrecklich ist's auszusprechen: wir sind Schöpfer auf eine Stunde, wie es einen Kalifen auf eine Stunde gegeben haben soll. — Darin liegt unser Vorzug — und unser Fluch: ein jeder dieser »Schöpfer« an sich, er selbst und kein andrer, eben dieses ich, ist wie mit einer Vorherbestimmung, Berechnung geschaffen worden; ein jeder versteht mehr oder weniger dunkel seine Bedeutung, fühlt, daß er irgend einem Höheren, Ewigen verwandt sei — und lebt und muß im Augenblick und für den Augenblick leben. [Man muß unwillkürlich an Mephistos Worte zu Faust denken: Er (Gott) findet sich in einem ew'gen Glanze, Und hat er in die Finsternis gebracht — Und euch taugt einzig Tag und Nacht.] Sitze, mein Lieber, im Kot und strebe gen Himmel! Die Größten von uns — sind nämlich diejenigen, welche am tiefsten diesen Grundwiderspruch begreifen; sind dann in diesem Falle die Worte: erhaben, groß — am Platze?

XVII.

Was darf man von jenen sagen, bei welchen — beim besten Willen — diese Worte nicht anwendbar sind, sogar in jener Bedeutung, die ihnen die schwache menschliche Sprache verleiht? Was darf man von den gewöhnlichen Dutzendmenschen, Menschen zweiten, dritten Grades sagen — wer sie auch sein mögen — Staatsmänner, Gelehrte, Künstler — besonders Künstler? Was kann sie zwingen, ihre stumme Tatlosigkeit, ihre düstere Verwunderung wegzuwerfen, sich auf das Schlachtfeld herauszuwagen — wenn der Gedanke an die Eitelkeit alles Menschlichen, jeder Thätigkeit, — die sich ein höheres Ziel jetzt als das Verdienen des täglichen Brotes — sich in ihren Köpfen festgesetzt hat? Welche Kränze könnten sie verlocken — sie, für welche Lorbeer und Dornen gleich unbedeutend sind? Warum sollten sie sich wieder dem Lachen »der kalten Menge« oder »dem Urteil des Thoren« aussetzen — des alten Thoren, der ihnen nicht verzeihen kann, daß sie die alten Götter verließen — des jungen Thoren, der verlangt, daß sie sich sofort auf die Kniee stürzen, auf dem Bauche vor den neuen, soeben entdeckten Götzen kriechen? Wozu sollen sie sich wieder auf diesen Jahrmarkt der Schatten begeben, auf diesen Handelsplatz, wo der Käufer und Verkäufer einander gleich betrügen, wo alles so lärmend, so laut ist — und alles so arm und schäbig? Wozu sollen sie mit »gebrochenen Gliedern« wieder in diese Welt gehen, wo die Völker, wie die Bauernbuben am Feiertag, sich im Kot wegen einer Handvoll hohler Nüsse wälzen, oder mit aufgerissenem Munde farbige Pfennigbilder, mit Blattgold bedeckt, bewundern, — in diese Welt, wo nur das lebt, was kein Recht auf das Leben hat — und sich selbst durch das eigene Geschrei betäubend, ein jeder krampfhaft einem unbekannten und unbegreiflichen Ziele zustrebt? Nein. . . nein. . . Genug. . . genug. . . genug!

XIII.

. . . The rest is silence. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —



1864.

Petuschkow.

Deutsch von E. St.

Inhaltsverzeichnis

Petuschkow.
I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
VII.
VIII.
IX.
X.
XI.
Anmerkungen

I.

Im Jahre 182. . . lebte in der Stadt O. . . . der Lieutenant Iwan Afanassiewitsch Petuschkow. Er stammte von armen Eltern ab, war mit fünf Jahren völlig verwaißet und gerieth in die Hände eines Vormundes. Dem Letzteren war es zu danken, daß er ohne jegliche Habe war; er schlug sich so gut es eben gehen wollte, durch. Er war von mittlerer Größe, hielt sich etwas gebückt; sein Gesicht war mager und mit Sommersprossen bedeckt, im Uebrigen ganz ansprechend, er hatte dunkelblonde Haare, graue Augen, einen schüchternen Blick; dichte Falten bedeckten seine niedrige Stirn. Das ganze Leben Petuschkows war außerordentlich ein= förmig verlaufen. Mit vierzig Jahren war er noch so jung und unerfahren wie ein Kind. Die Bekannten mied er, aber mit denen, welche irgendwie von ihm abhängig waren, ging er sehr nachsichtig um. . .

Bei Menschen, welche vom Schicksale zu einem eintönigen und nicht frohen Leben verurtheilt sind, findet man häufig verschiedene Angewöhnungen und Bedürfnisse. Petuschkow liebte es Morgens zum Thee eine frische, weiße Semmel zu essen. Ohne diese Leckerei konnte er nicht leben. Eines Morgens nun reichte ihm sein Diener Opissim auf einem blaugeblümten Teller, statt der Semmel drei dunkelbraune Zwiebäcke. Petuschkow fragte seinen Diener sofort mit einigem Unwillen, was das bedeuten solle?

— »Die Semmeln sind alle vergriffen«, antwortete ihm Opissim, ein geborener Petersburger, den ein sonderbares Spiel des Zufalls in das tiefste Südrußland geführt hatte.

— »Das kann nicht sein,« rief Iwan Afanassiewitsch aus.

— »Sie sind vergriffen,« wiederholte Opissim: - »es ist heute ein Frühstück beim Adelsmarschall und so sind sie denn alle dorthin gekommen.«

Opissim fuhr mit der Hand durch die Luft und setzte den rechten Fuß vor.

Iwan Afanassiewitsch wanderte durch's Zimmer, zog sich an und begab sich selbst nach der Bäckerei. Es war dies die einzige derartige Anlage in der Stadt O. . . . und zehn Jahre früher von einem zugezogenen Deutschen etabliert, hatte sich schnell günstig

entwickelt und blühte noch jetzt unter der Leitung seiner Wittwe, eines dicken Weibes.

Petuschkow klopfte ans Fensterchen. Das dicke Weib steckte sein krankhaft-aufgedunsenes und verschlafenes Gesicht zum Guckloch heraus.

— »Ich bitte um eine Semmel,« sagte Petuschkow freundlich.

— »Die Semmeln sind vergriffen,« kreischte das dicke Weib.

— »Sie haben keine Semmel?«

— »Nicht 'ne einzige.«

— »Wie kommt denn das? ich bitte Sie. Ich nehme täglich Semmel von Ihnen und zahle prompt.«

Das Weib sah ihn schweigend an. — »Nehmen Sie eine Bretzel,« sagte sie endlich gähnend: — »oder einen Blätterteig.«

— »Ich will nicht,« sagte Petuschkow und nahm es sogar übel.

— »Wie Sie wollen,« brummte das Weib und warf das Fenster zu. Iwans Afanassiewitsch bemächtigte sich ein großer Ärger. Unwillig ging er auf die andere Seite der Straße und überließ sich, wie ein Kind, ganz und gar seinem Mißvergnügen.

— »Mein Herr!«. . . rief eine wohllautende weibliche Stimme: — »mein Herr!«

Iwan Afanassiewitsch erhob die Augen. Aus dem Schalter der Bäckerei schaute ein etwa zwanzigjähriges Mädchen und hielt eine Semmel in der Hand. Es hatte ein volles, rundes Gesicht, rothe Wangen, kleine braune Augen, eine etwas aufgestutzte Nase, blonde Haare und prächtige Schultern. Ihre Züge drückten Güte, Trägheit und Sorglosigkeit aus.

— »Da haben Sie eine Semmel, mein Herr,« sagte sie lächelnd: — »ich hatte sie für mich genommen, hier, bitte, ich überlasse sie Ihnen.«

— »Ich danke ergebenst. Gestatten Sie. . . «

Petuschkow begann in seinen Taschen zu suchen.

— »Nicht nöthig, nicht nöthig — r.[1] Lassen Sie sie sich gut bekommen.«

Sie schloß das Fenster.

Petuschkow langte in bester Gemüthsstimmung zu Hause an.

— »Du hast keine Semmel bekommen,« sagte er zu seinem Opissim: — »aber da sieh', ich bekam eine.«

Opissim lächelte höhnisch.

An demselben Tage, Abends, fragte Iwan Afanassiewitsch seinen Diener beim Auskleiden:

— »Sag' mir, Brüderchen, bitte, was für ein Mädchen ist das da bei der Bäckerin, wie?«

Opissim blickte ziemlich mürrisch bei Seite und entgegnete: — »Aber wozu wollen Sie das wissen?« [e]

— »Nun, ich meine nur,« sagte Petuschkow, indem er sich eigenhändig die Stiefel auszog.

— »Sie ist ganz hübsch!« bemerkte Opissim herablassend.

— »Ja, sie ist nicht übel,«. . . sagte Iwan Afanassiewitsch, gleichfalls zur Seite sehend. — »Wie heißt; sie denn, weißt Du es?«

— »Wassilissa.«

— »Und Du kennst sie?«

Opissim schwieg ein wenig.

— »Nun ja — r.«

Petuschkow war im Begriff den Mund zu öffnen, wandte sich aber auf die andere Seite und schlief ein. Opissim ging ins Vorzimmer, nahm eine Prise und, wiegte den Kopf hin und her.

Am andern Tage frühmorgens ließ sich Petuschkow seine Kleider bringen. Opissim brachte den täglichen Oberrock Iwans Afanassiewitsch, einen alten Oberrock von grasgrüner Farbe, mit ungeheuren, verschossenen Epauletten. Petuschkow sah Opissim lange schweigend an und befahl ihm dann, den neuen Oberrock zu bringen. Opissim gehorchte, doch einigermaßen verwundert. Petuschkow kleidete sich an und zog sorgfältig wildlederne Handschuhe über seine Hände.

— »Du, Brüderchen,« sagte er etwas verlegen zu Opissim: — »Du brauchst heute nicht nach der Bäckerei zu gehen. Ich werde selbst hingehen. . . sie liegt auf meinem Wege.«

— »Sehr wohl — r,« antwortete Opissim so kurz, als ob ihn Jemand in den Nacken gestoßen habe.

Petuschkow ging fort, begab sich nach der Bäckerei, klopfte an's Fenster. Das dicke Weib öffnete es.

— »Bitte um eine Semmel,« sprach Iwan Afanassiewitsch langsam.

Das dicke Weib streckte einen bis an die Schulter entblößten Arm, welcher mehr einem Schenkel als einem Arme glich, heraus und hielt ihm das heiße Brödchen dicht unter die Nase.

Iwan Afanassiewitsch wartete einige Zeit am Fenster, ging zweimal die Straße auf und nieder, sah in den Hof und endlich sich seiner Kinderei schämend, kehrte er mit der Semmel in der Hand nach Hause zurück. Den ganzen Tag fühlte er sich unbehaglich und ließ sich sogar Abends, gegen seine Gewohnheit, nicht mit Opissim in ein Gespräch ein.

Am andern Morgen ging Opissim wieder, die Semmel zu holen.

II.

Es vergingen einige Wochen. Iwan Afanassiewitsch vergaß Wassilissa's vollständig und plauderte wie früher vertraulich mit seinem Diener. An einem schönen Morgen besuchte ihn Herr Bublitzyn, ein leichtlebiger und sehr liebenswürdiger junger Mann. Allerdings wußte er zuweilen selbst nicht was er sprach und war, wie man sagt, ein vollständiger Windbeutel, galt aber dennoch für einen sehr angenehmen Gesellschafter. Er rauchte viel, mit einer fieberhaften Gier, indem er dabei die Augenbrauen in die Höhe zog und die Brust einbog, rauchte mit besorgter Miene oder, besser gesagt, mit einer Miene als wollte er sagen: laßt mich nur noch diesen letzten Zug thun und ich werde Euch eine unerwartete Neuigkeit mittheilen; mitunter stieß er einen Ruf aus, fuhr mit den Armen umher, und sog dabei hastig am Pfeifenrohre, als ob ihm plötzlich irgend etwas ungewöhnlich Spaßhaftes oder Wichtiges eingefallen sei, öffnete den Mund, stieß den Rauch ringförmig hervor und sprach dann die trivialsten Dinge aus oder er schwieg zuweilen ganz. Nachdem er mit Iwan Afanassiewitsch ein wenig über Nachbarn, Pferde, Töchter von Gutsbesitzern und andere lehrreiche Gegenstände geschwatzt hatte, zwinkerte Herr Bublitzyn plötzlich mit den Augen, fuhr sich durch den Schopf und trat mit einem verschmitzten Lächeln an den ungewöhnlich trüben Spiegel, welcher den einzigen Schmuck von Iwans Afanassiewitsch Stube bildete.

— »Aber man muß, um die Wahrheit zu gestehen, doch sagen,« sprach er, indem er seine braunen Favoris glättete: — »daß wir hier Bürgertöchter haben, gegen die Eure »mendinzeische« Venus zurücktritt. . . Haben Sie z. B. Wassilissa, die Bäckerin gesehen?«. . . Herr Bublitzyn reckte sich.

Petuschkow fuhr zusammen.

— »Uebrigens,« fuhr Bublitzyn fort, indem er in einer Dampfwolke verschwand: — »was frage ich Sie darnach! Sie sind ja so Einer, Iwan Afanassiewitsch! — Gott weiß womit Sie sich abgeben, Iwan Afanassiewitsch!«

— »Eben damit, womit auch Sie sich abgeben,« sagte Petuschkow nicht ohne Ärger und gedehnt.

— »Aber nein, Iwan Afanassiewitsch, nein. . . Wie können Sie das sagen?«

— »Nun?«

— »Nun ja, das liegt auf der Hand, Iwan Afanassiewitsch!«

— »Nun? Nun?« Bublitzyn stellte seine Pfeife in die Ecke und begann seine nicht besonders hübschen Stiefeln zu betrachten. Petuschkow fühlte sich befangen.

— »Das ist mal so, Iwan Afanassiewitsch, das ist mal so,« fuhr Bublitzyn fort, als wollte er ihn schonen. — »Aber was Wassilissa, die Bäckerin betrifft, so vermelde ich Ihnen: sie ist sehr, s — ehr schön. . . s — ehr.«

Herr Bublitzyn öffnete die Nasenflügel und senkte seine Hände in die Taschen.

Sonderbar! Iwan Afanassiewitsch empfand etwas der Art wie Eifersucht. Er begann sich auf dem Stuhle hin- und her zu bewegen, lachte ohne Ursache laut auf, erröthete plötzlich, gähnte und verzog beim Gähnen den Unterkiefer etwas. Bublitzyn rauchte noch drei Pfeifen aus und entfernte sich. Iwan Afanassiewitsch trat an's Fenster, seufzte und ließ sich etwas zu trinken bringen.

Opissim stellte ein Glas Kwass auf den Tisch, schaute seinen Herrn verdrießlich an, lehnte sich an die Thür und ließ den Kopf sinken.

— »Worüber denkst Du so tief nach?« fragte ihn sein Herr freundlich und nicht ohne Besorgnis.

— »Worüber ich nachdenke?« entgegnete Opissim: — »Worüber ich nachdenke. . . Immer über Sie.«

— »Ueber mich!«

— »Versteht sich, über Sie.«

— »Und was denkst Du denn?«

— »Nun, *das* denke ich. (Opissim nahm hier eine Prise.) Sie sollten sich schämen, Herr, schämen.«

— »Wie so schämen?«

— »Wie so schämen. . . Ja, so sehen Sie doch Herrn Bublitzyn an, Iwan Afanassiewitsch. . . Was ist das nicht für ein Held? Weiß Gott!«

— »Brüderchen, ich verstehe Dich nicht.«

— »Verstehen mich nicht. . . Nein, Sie verstehen mich.«

Opissim schwieg.

— »Herr Bublitzyn, — das ist ein richtiger Herr, ein Herr wie er sein muß. Aber was sind Sie, Iwan Afanassiewitsch, was sind Sie? Gott sei's geklagt.

— Nun, auch ich bin ein Herr.«

— »Ein Herr, ein Herr«. . . stieß Opissim heraus, indem er in Hitze gerieth. — »Was sind Sie denn für ein Herr? Sie sind einfach ein nasses Huhn, Iwan Afanassiewitsch, erbarmen Sie sich. Da sitzen Sie im Sessel den ganzen ausgeschlagenen Tag. . . und sitzen sich krumm und lahm. Karten spielen Sie nicht, mit Herren verkehren Sie nicht, und was das Uebrige anlangt. . . «

Opissim machte eine wegwerfende Handbewegung.

— »Nun, nun. . . Du bist denn doch, wie mir scheint, etwas gar zu. . . « wandte Iwan Afanassiewitsch ein, indem er verlegen seine Pfeife ergriff.

— »Was denn gar zu, Iwan Afanassiewitsch, was denn gar zu! So urtheilen Sie doch selbst. Um noch einmal auf Wassilissa zurück zu kommen. . . Nun, warum wollen Sie nicht. . . «

— »Aber, was denkst Du denn, Opissim,« unterbrach Petuschkow ihn beklommen.

— »Ich weiß, was ich denke. Was ist's denn weiter? und Gott wird helfen! Aber wie steht's mit Ihnen? Iwan Afanassiewitsch, erbarmen Sie sich, urtheilen Sie selber. . . Sie sind ja. . . «

Iwan Afanassiewitsch stand auf.

— »Nun, nun, schweig' nur gefälligst,ů« sagte er eilig und nach Opissim schielend. — »Ich bin ja auch, wie Du weißt. . . ich. . . was willst Du denn nur? Gib mir lieber meinen Anzug.«

Opissim zog Iwan Afanassiewitsch langsam den fettigen, tatarischen Schlafrock aus, betrachtete seinen Herrn mit väterlicher Bekümmernis, schüttelte den Kopf, legte ihm den Oberrock an und begann ihm mit einer Klopfpeitsche den Rücken zu schlagen.

Petuschkow ging hinaus und nachdem er sich eine kurze Zeit auf den krummen Straßen der Stadt umhergetrieben, erschien er vor der Bäckerei. Ein eigenthümliches Lächeln umspielte seine Lippen.

Er hatte noch nicht zweimal nach dem ihm nur zu gut bekannten Etablissement hingeblickt, als sich plötzlich das Pförtchen öffnete und Wassilissa mit einem gelben Tuche über dem Kopfe und nach der

russischen Sitte, einen »Seelenwärmer« um die Schultern geworfen, herauseilte. Iwan Afanassiewitsch fing sie sofort ab.

— »Wohin wollen Sie, mein Schatz?«

Wassilissa sah ihn schnell an, lächelte, wandte sich ab und schloß die Lippen mit dem Arme.

— »Vermuthlich zu einem Kunden?« fragte Iwan Afanassiewitsch mit den Füßen trippelnd.

— »Wie neugierig,« entgegnete Wassilissa.

— »Weshalb denn neugierig?« sagte Petuschkow mit lebhaften Armbewegungen. »Ganz im Gegentheil, ich. . . . nämlich, wissen Sie. . . « fügte er eilig hinzu, als ob diese drei Worte seine Absicht vollständig erläuterten.

— »Haben Sie meine Semmel gegessen?«

— »Ganz gewiß,« entgegnete Petuschkow: — »mit besonderem Vergnügen.«

Wassilissa setzte ihren Weg fort und lachte.

— »Angenehmes Wetter heute,« fuhr Afanassiewitsch fort: — »gehen Sie oft spazieren?«

— »Mitunter.«

— »Ach, wie erwünscht würde es mir sein. . . «

— »Na, was?«

Unsere Mädchen sprechen die Worte »na was?« ganz eigen aus, auf besonders scharfe und rasche Weise. . . Die Rebhühner rufen so in der Morgendämmerung.

— »Etwas mit Ihnen spazieren gehen, wissen Sie. . . vor der Stadt oder so. . . «

— »Wie wäre das möglich?«

— »Warum denn nicht möglich?«

— »Ach, Sie sind mir Einer, wirklich!«

— »Aber erlauben Sie. . . «

Hier holte sie ein jugendlicher Handlungsbeflissener mit einem Zwickelbarte ein, die Finger gespreizt wie Flossen, um das Herabfallen der Ärmel zu verhindern, in einem langschößigen, bläulichen Kaftan und einer warmen Mütze, welche einer gequollenen Wassermelone ähnlich war. Petuschkow blieb des Anstands wegen ein wenig hinter Wassilissa zurück, war aber gleich von Neuem an ihrer Seite.

— »Nun, wie ist es? In Betreff des Spazierganges?«

Wassilissa sah ihn freundlich an und lachte wieder auf.

— »Sind Sie von hier?«

— »Ja.«

Wassilissa fuhr mit der Hand über die Haare und ging langsamer. Iwan Afanassiewitsch lächelte und während er innerlich vor Schüchternheit verging, beugte er sich ein wenig zur Seite und umschlang mit zitterndem Arm die Taille des jungen Mädchens.

Wassilissa stieß einen Schrei aus.

— »Lassen Sie das doch! Sie schämen sich nicht, — auf »die« Straße!«

— »Nu, nu, nu, was schadet das,« brummte Iwan Afanassiewitsch.

— »Lassen Sie das, sage ich Ihnen, auf »die« Straße. . . bringen Sie mich nicht ins Gerede.«

— »A — a — ach, wie können Sie so sein!« sagte Petuschkow vorwurfsvoll, erröthete aber selbst bis über die Ohren.

Wassilissa stand still.

— »Gehen Sie weg, mein Herr, gehen Sie weg. . . « Petuschkow gehorchte. Er kam nach Hause und saß eine ganze Stunde unbeweglich auf dem Stuhle, er rauchte nicht einmal seine Pfeife. Endlich nahm er einen Bogen grauen Papiers, spitzte sich eine Feder und schrieb nach langer Ueberlegung den folgenden Brief:

Mein Fräulein
Wassilissa Timothejewna!

Da ich von Natur kein unverschämter Mensch bin, — wie hätte es mir nur in den Sinn kommen können, Ihnen Unannehmlichkeiten zu bereiten! Wenn ich denn wirklich in Ihren Augen schuldig erscheine, so sage ich Ihnen vor allen Dingen: die Anspielungen des Herrn Bublitzyn haben mich zu Etwas getrieben, dessen ich mich nicht versehen konnte. Indes bitte ich Sie ganz ergebenst, nicht böse auf mich zu sein. Ich bin ein gefiehlvoller Mensch und fiehle jede Freundlichkeit tief und bin dafür dankbar. Sein Sie nicht böse auf mich, Wassilissa Timothejewna, ich bitte Sie ergebenst. Im Uebrigen verbleibe ich mit Ehrerbietung

Ihr ergebenster Diener

Iwan Petuschkow.

Opissim brachte diesen Brief an seine Adresse.

III.

Es verstrichen vierzehn Tage. . . Opissim ging jeden Morgen, wie gewöhnlich, nach der Bäckerei. Eines Tages eilte ihm Wassilissa aus derselben entgegen.

— »Guten Tag, Opissim Ssergiejitsch.«

Opissim nahm eine verdrießliche Miene an und sagte ärgerlich: — »n' Tag.«

— »Was bedeutet das, daß Sie uns nie besuchen, Opissim Ssergiejitsch?

— Opissim sah sie mürrisch an.

— »Was werde ich besuchen? Man wird mir schwerlich was zu trinken vorsetzen, vermuthe ich.«

— »Ich werde Ihnen was vorsetzen, Opissim Ssergiejitsch, ich werde Ihnen was vorsetzen. Kommen Sie nur. Auch mit Rum.«

Opissims Gesicht erhellte sich langsam.

— »Nun gut, meinetwegen, es bleibt dabei.«

— »Wann denn, Väterchen, wann?«

— »Wann. . . Ach Du. . . «

— »Heute Abends, paßt es? Sprechen Sie vor.«

— »Meinetwegen, ich werde vorsprechen,« entgegnete Opissim und schlenderte trägen, breitspurigen Schrittes nach Hause.

An demselben Tage, Abends, saß Opissim in einem kleinen Zimmer, neben einem Bette, welches mit einem gestreiften Federpfühle bedeckt war, an einem plumpen Tischchen, Wassilissa gegenüber. Ein dunkelgelber, ungeheurer Samowar zischte und brodelte auf dem Tische. Ein Topf mit Geranium machte sich vor dem Fenster breit; in einer andern Ecke seitwärts neben der Thür stand ein unförmlicher Koffer mit einem kleinen Hängeschlosse; auf dem Koffer lag ein lockerer Haufen von verschiedenen alten Lappen; an den Wänden hingen geschwärzte, fettige Bilderchen. Opissim und Wassilissa tranken schweigend Thee, sich dabei einander ins Gesicht sehend, drehten fortwährend Zuckerstückchen in den Händen, bissen gleichsam widerwillig davon ab, blinzelten, kniffen die Augen zusammen und zogen die gelbliche heiße Flüssigkeit schlürfend durch die Zähne. Schließlich hatten sie den ganzen Samowar geleert,

stülpten die runden Täßchen, von denen eine die Inschrift »zur Zufriedenheit« die andere »Sie zerbrach mich ohne Schuld« trug, mit dem Boden nach oben um, räusperten sich, wischten sich den Schweiß ab und fingen bei Kleinem an sich zu unterhalten.

— »Was bedeutet das, Opissim Ssergiejitsch, Ihr Herr. . . fragte Wassilissa und hielt inne.

— »Was das mit dem Herrn bedeutet?«. . . entgegnete Opissim und stützte sich auf den Arm. »Klar, was das bedeutet. Aber was haben Sie dabei?«

— »Nun ja,« antwortete Wassilissa.

— »Aber er hat ja,« (hier schmunzelte Opissim) »er hat Ihnen ja, glaube ich, einen Brief geschrieben?«

— »Ja, das hat er.«

Opissim wiegte den Kopf mit äußerst selbstzufriedener Miene. —

— »Sieh', sieh'. . . « sprach er heiser und leicht lächelnd vor sich hin: — »nun, und was hat er Ihnen geschrieben?«

— »Na, er schrieb allerlei. Daß, ich, Fräulein Wassilissa, in dieser Weise schrieb er; Sie dürfen nicht glauben; Sie, mein Fräulein, müssen nicht böse auf mich sein; und viel Derartiges schrieb er. . . Aber wie ist es,« fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu, »wie ist er denn zu Hause?«

— »Er lebt so hin, antwortete Opissim gleichmüthig.

— »Ist er hitzig?«

— »Wozu sollte er! Nein, er ist nicht hitzig! Aber gefällt er Ihnen denn?«

Wassilissa schlug die Augen nieder und hielt sich, lächelnd, den Arm vor.

— »Nun?« brummte Opissim.

— »Aber was kümmert Sie das, Opissim Ssergiejitsch?«

— »Nun ich frage Sie doch darnach.«

— »Na,« sagte Wassilissa endlich: — »er ist. . . ein Herr. Es liegt auf der Hand. . . ich. . . und so einer wie er. . . Sie wissen selbst. . . «

— »Wie sollte man das nicht wissen?« bemerkte Opissim wichtig. —

— »Es ist Ihnen ja am Ende auch bekannt, Opissim Ssergiejitsch. . . «

Wassilissa wurde sichtlich unruhig.

— »Sagen Sie ihm denn, Ihrem Herrn denn, daß ich, nämlich, auf ihn nicht böse bin, und was ferner, so zu sagen. . . «

Sie fing an zu stottern.

— »Verstehe schon, entgegnete Opissim und erhob sich langsam vom Stuhle. — »Verstehe schon. Bedanke mich für's Tractament.«

— »Sie sind uns auch ferner willkommen.«

— »Nun, schon gut, schon gut.«

Opissim näherte sich der Thüre. Das dicke Weib trat herein.

— »Guten Tag, Opissim Ssergiejitsch,« sagte sie in singendem Tone.

— »Guten Tag, Praskowia Iwanowna,« antwortete er gleichfalls in singendem Tone.

Beide blieben eine Weile vor einander stehen.

— »Nun, leben Sie wohl, Praskowia Iwanowna,« sagte Opissim in singendem Tone.

— »Nun, leben Sie wohl Opissim Ssergiejitsch, antwortete sie gleichfalls in singendem Tone.

Opissim kam nach Hause. Sein Herr lag auf dem Bette und starrte nach der Zimmerdecke.

— »Wo warst Du?«

— »Wo ich war?«. . . (Opissim hatte die Gewohnheit die letzten Worte jeder Frage vorwurfsvoll zu wiederholen). - »Ich war in Ihren eigenen Angelegenheiten aus.«

— »In welcher Angelegenheit?«

— »Das wissen Sie nicht?. . . Ich ging zu Wassilissa.«

Petuschkow zwinkerte mit den Augen und drehte sich auf dem Bette um.

— »Ja, ja, so verhält es sich, bemerkte Opissim und nahm kaltblütig eine Prise: — »Ja, ja, so verhält es sich. So sind Sie immer Wassilissa läßt Sie grüßen.«

— »Warum nicht gar?«

— »Warum nicht gar? Ja, ja, es verhält sich aber so. Warum nicht gar!. . . Sie läßt sagen, was heißt das? nämlich, warum sieht man ihn nicht? das heißt, warum kommt er nicht?«

— »Nun und was sagtest Du?«

— »Was ich sagte? Ich sagte ihr: Du bist wohl nicht klug, sagte ich ihr — solche Leute werden auch zu Dir kommen! Nein, komm Du

selbst, sagte ich ihr.

— »Nun und was sagte sie?«

— »Was sie sagte?. . . Sie. . . nichts.«

— »Das heißt. . . aber wie denn. . . nichts?«

— » Gewiß, nichts.«

Petuschkow schwieg eine Weile.

— »Nun, und sie kommt?«

Opissim schüttelte den Kopf.

— »Sie kommt!. . . Das ist nicht übel, Herr, Sie sind schnell bei der Hand. Sie kommt! Nein, wie kommen Sie nur darauf!«

— »Aber Du sagtest ja selbst, daß. . . «

— »Nicht im Geringsten!«

Petuschkow schwieg wieder.

— »Aber wie wird es denn nun, Freund?«

— »Wie es wird?. . . Das müssen Sie besser wissen: Sie sind ein vornehmer Herr.«

— »Aber nein, das kommt ja hierbei. . . «

Opissim wiegte sich selbstzufrieden vor und zurück.

»Kennen Sie, Praskowia Iwanowna?« fragte er endlich.

— »Nein. Was für eine Praskowia Iwanowna?«

— »Na, die Bäckerin?«

— »Ah ja; die Bäckerin. Ich habe sie gesehen; so eine Dicke.«

— »Die hat Haare auf den Zähnen. Sie ist die leibliche Tante, von der Andern da, von Ihrer da.«

— »Tante?«

— »Aber das wußten Sie nicht?«

— »Nein, ich wußte es nicht.«

— »Ech. . . «

Opissim sprach aus Respekt vor seinem Herrn seine Gedanken nicht aus.

— »Mit der müßten Sie sich bekannt machen.«

— »Warum nicht, meinetwegen, ich habe nichts dagegen.«

Opissim sah Iwan Afanassiewitsch beifällig an.

— »Aber wozu soll ich mich eigentlich mit ihr bekannt machen?« fragte Petuschkow.

— »Na, so was!« entgegnete Opissim ruhig.

Iwan Afanassiewitsch stand auf, ging durch's Zimmer, stellte sich an's Fenster und sagte, ohne den 1 Kopf zu wenden, mit einiger Befangenheit:

— Opissim!«

— »Was — r?«

— »Wird es nicht für mich, weißt Du, einigermaßen ungehörig sein, so mit diesem Weibe, wie?«

— »Was das anlangt, das müssen Sie wissen.«

— — »Uebrigens meine ich nur so. Die Kameraden können es bemerken; es ist immer ein wenig. . . Aber ich will es überlegen. Gib mir doch die Pfeife. . . Also wie ist das mit ihr,« setzte er nach einer kleinen Pause hinzu: — »diese Wassilissa sagt, daß. . . das heißt. . . «

Aber Opissim wünschte das Gespräch nicht fortzusetzen und nahm seine gewöhnliche mürrische Miene an.

IV.

Die Bekanntschaft zwischen Iwan Afanassiewitsch und Praskowia Iwanowna begann in folgender Weise. Etwa fünf Tage nach dem Gespräche mit Opissim begab Petuschkow sich Abends nach der Bäckerei. — Nun, dachte er, indem er das kreischende Pförtchen öffnete: — ich weiß nicht, es wird doch etwas. . .

Er betrat die Treppe, er öffnete die Thür. Ein sehr großes Huhn, mit einem Schopfe, stürzte ihm, mit betäubendem Geschrei, gerade zwischen die Füße und rannte noch lange nachher erregt auf dem Hofe umher. Aus dem anstoßenden Zimmer schaute das verdutzte Gesicht des dicken Weibes hervor. Iwan Afanassiewitsch lächelte und nickte mit dem Kopfe. Das Weib machte ihm eine Verbeugung. Seinen Hut fest zusammenpressend trat Petuschkow bei ihr ein. Praskowia Iwanowna erwartete augenscheinlich vornehmen Besuch: ihr Kleid war mit allen Haken zugeheftet. Petuschkow setzte sich auf einen Stuhl; Praskowia Iwanowna setzte sich ihm gegenüber.

— »Ich komme zu Ihnen, Praskowia Iwanowna, eigentlich deswegen. . . « sagte Iwan Afanassiewitsch endlich — und schwieg. Seine Lippen zuckten krampfhaft.

— »Sie sind uns willkommen, Väterchen,« antwortete Praskowia Iwanowna in singendem Tone und sich verbeugend. — »Wir freuen uns über jeden Besuch.«

Petuschkow faßte etwas Muth.

— »Längst wünschte ich das Vergnügen zu haben, gestehe ich, Praskowia Iwanowna, mit Ihnen bekannt zu werden.«

— »Vielen Dank, Iwan Afanassiewitsch.«

Es trat Schweigen ein. Praskowia Iwanowna wischte sich das Gesicht mit einem bunten Tuche ab; Iwan Afanassiewitsch blickte mit großer Aufmerksamkeit irgend wohin nach der Seite. Beide fühlten sich ziemlich unbehaglich. Indes erscheint unter Kaufleuten und Bürgern, wo selbst alle Freunde nicht ohne besondere, steife Förmlichkeiten mit einander verkehren, eine gewisse Gespanntheit zwischen den Gästen und dem Wirthe, nicht allein Niemandem sonderbar, sondern dieselbe wird im Gegentheil für durchaus angemessen und nothwendig gehalten, namentlich beim ersten Zusammentreffen. Petuschkow gefiel der Praskowia Iwanowna. Er

benahm sich anständig und geziemend und war dabei noch dazu ein Mann von Rang!

— »Ihre Semmel, Mütterchen Praskowia Iwanowna, mag ich sehr gern,« sagte er zu ihr.

— »Das wäre — r, das wäre — r.«

— »Sind sehr schön, muß ich sagen, sogar sehr.«

— »Mögen sie Ihnen gut bekommen, Väterchen, mögen sie Ihnen gut bekommen. Wir werden uns darüber freuen.«

— »Nicht einmal in Moskau habe ich solche gegessen.«

— »Das wäre — r, das wäre — r.«

Wieder trat Schweigen ein.

— »Sagen Sie mal, Praskowia Iwanowna,« begann Iwan Afanassiewitsch: — »Es hält sich bei Ihnen doch, glaube ich, eine Nichte auf?«

— »Eine leibliche Nichte, Väterchen.«

— »Wie kommt es denn, daß sie. . . bei Ihnen ist?«. . . «

— »Sie ist eine Waise, daher haben wir sie aufgenommen — r.«

— »Und was ist sie denn, eine Arbeiterin?«

— »Eine A-arbeiterin, Väterchen, eine A-arbeiterin, so was von Arbeiterin, daß. . . na. . . na.. na!. . . Wie nur Eine — r, wie nur Eine!«

Iwan Afanassiewitsch hielt es für angemessen sich nicht weiter über die Nichte auszulassen.

— »Was ist das für ein Vogel, den sie da im Käfig haben, Praskowia Iwanowna?«

— »Na, Gott weiß. Irgend ein Vogel.«

— »Hm! Nun, so leben Sie denn wohl, Praskowia Iwanowna.«

— »Bitte Euer Wohlgeboren so vorlieb zu nehmen. Bitte uns mal wieder zu besuchen und ein Täßchen Thee zu trinken.«

— »Mit besonderem Vergnügen, Praskowia Iwanowna.«

Petuschkow ging hinaus. Auf der Treppe traf er Wassilissa an. . . Sie fing an zu lachen.

— »Wohin wollen Sie denn, mein Täubchen?« sagte Petuschkow mit einer gewissen Keckheit.

— »Ei gehen Sie doch, gehen Sie doch, Sie Spaßvogel, Sie spaßhafter Mensch Sie.«

— »Hähä. Mein Briefchen haben Sie doch empfangen?«

Wassilissa verbarg den unteren Theil des Gesichts mit dem Ärmel und antwortete nichts.

— »Und Sie zürnen mir nicht mehr?«

— »Wassilissa!« erschallte die Stimme der Tante: — »he Wassilissa!«

Wassilissa eilte ins Haus. Petuschkow kehrte in seine vier Wände zurück. Aber von diesem Tage an begab er sich häufig nach der Bäckerei und nicht vergeblich. Iwan Afanassiewitsch, um im höheren Stile zu reden, erreichte seine Absicht. Gewöhnlich kühlt die Erreichung der Absicht die Menschen ab, doch Petuschkow fing im Gegentheile von Tag zu Tage mehr Feuer. Die Liebe, — eine Sache des Zufalls, existiert, wie die Kunst, durch sich selbst und bedarf, wie die Natur, nicht der Rechtfertigung, hat irgend ein kluger Mann gesagt, der niemals selbst liebte, aber über die Liebe ausgezeichnet urtheilte. Petuschkow hing mit Leidenschaft an Wassilissa. Er war vollständig glücklich. Das Herz war ihm übervoll. Nach und nach brachte er sein ganzes Hausgeräth, wenigstens alle seine Pfeifen, zu Praskowia Iwanowna und saß ganze Tage lang in ihrem Hinterzimmer. Praskowia Iwanowna ließ sich von ihm für das Mittagsessen bezahlen, trank seinen Thee, hatte sich mithin über seine Anwesenheit nicht zu beklagen. Wassilissa gewöhnte sich an ihn, arbeitete, sang, nähte in seiner Gegenwart und richtete mitunter einige Worte an ihn; Petuschkow betrachtete sie, rauchte sein Pfeifchen, schaukelte sich auf dem Stuhle, lachte und spielte in freien Stunden mit ihr und Praskowia Iwanowna Schafskopf[2] Iwan Afanassiewitsch war glücklich. . . Aber auf Erden ist nichts vollkommen und so gering auch die Ansprüche eines Menschen sind, das Schicksal befriedigt ihn niemals völlig, es verdirbt sogar eine Sache, wenn es möglich ist. . . Der Theerlöffel fällt schließlich in die Honigtonne[3]. Iwan Afanassiewitsch erfuhr das an sich selbst. Erstens sonderte sich Petuschkow seit seiner Uebersiedelung nach Wassilissa noch mehr von seinen Kameraden ab. Er sah sie nur bei unvermeidlichen Gelegenheiten und nahm dann, um ihren Anspielungen und Spötteleien zu entgehen, (was ihm jedoch nicht immer gelang), die verzweifelt-grämliche und äußerst verschüchterte Miene eines Hasen an, der inmitten eines Feuerwerks die Trommel schlägt. Zweitens ließ ihm Opissim keine Ruhe, verlor allen Respekt vor ihm, sah ihm streng auf die Finger, machte ihn herunter. Endlich drittens. . . o weh! lies weiter, geneigter Leser.

V.

Einst saß Petuschkow, (der sich aus obigen Ursachen außerhalb des Hauses von Praskowia Iwanowna wenig wohl fühlte), in dem hinteren, von Wassilissa bewohnten Zimmer und quälte sich mit irgend einem selbstzubereiteten Speisesafte ab, mochte es nun Eingemachtes oder ein Aufguß sein. Die Hausfrau war nicht daheim. Wassilissa saß im Laden und sang ein Liedchen.

Da pochte es an die Luftscheibe. Wassilissa stand auf, ging an's Fensterchen, stieß einen leichten Schrei aus, lachte auf und begann mit irgend jemand zu flüstern. Nachdem sie auf ihren Platz zurückgekehrt war, seufzte sie und fing lauter an zu singen als vorher.

— »Wer war das, mit dem Du Dich unterhieltest?« fragte Petuschkow sie.

Wassilissa fuhr in ihrer früheren Beschäftigung fort.

— »Wassilissa! hörst Du nicht? he, Wassilissa?«

— »Was wollen Sie?«

— »Mit wem Du Dich unterhieltest?«

— »Was geht das Sie an?«

— »Nun, ich will's wissen.«

Petuschkow kam aus dem Hinterzimmer in einem bunten Sommerrock mit aufgestreiften Ärmeln und einem Trichter in der Hand.

— »Nun, mit einem guten Freunde,« antwortete Wassilissa. -«

— »Mit was für einem guten Freunde?«

— »Nun mit Peter Petrowitsch.«

— »Mit Peter Petrowitsch?. . . Mit was für einem Peter Petrowitsch?«

— »Na, er ist ja auch einer von Ihresgleichen. Hat so einen sonderbaren Zunamen.«

— »Bublitzyn?«

— »Nun, ja, ja. . . Peter Petrowitsch.«

— »Und Du kennst ihn?«

— »Und wenn das wäre!« stieß Wassilissa heraus, den Kopf hin- und herbewegend.

Petuschkow ging schweigend wenigstens zehn mal durchs Zimmer.

— »Hör mal, Wassilissa,« sagte er schließlich: die Sache ist die, *wie* kennst Du ihn?«

— »Wie ich ihn kenne?. . . Ich kenne ihn. Er ist ein so hübscher Herr.«

— »Was heißt das hübsch? Was heißt hübsch? Was heißt hübsch?«

Wassilissa sah Iwan Afanassiewitsch an.

— Hübsch,« sagte sie langsam und erstaunt. - »Das bedarf keiner Erklärung.«

Petuschkow biß sich auf die Lippen und begann wieder durch's Zimmer zu wandern.

— »Worüber sprachst Du denn mit ihm? wie?«

Wassilissa lächelte und sah zur Erde. —

— »Sprich doch, sprich, sprich, sage ich Dir, sprich!«

— »Wie aufgebracht sind Sie heute,« bemerkte Wassilissa.

Petuschkow schwieg.

— »Nun, nein, Wassilissa, begann er schließlich: — »nein, ich will nicht aufgebracht sein. . . Nun sag mir aber, wovon habt Ihr denn gesprochen?«

Wassilissa fing an zu lachen.

— »Er ist wirklich so spaßhaft, dieser Peter Petrowitsch.«

— »Aber in welcher Weise?«

— »Na, er ist mal so!«

Petuschkow schwieg wieder.

— »Wassilissa, Du hast mich doch lieb?« fragte er sie.

— »Nun, fangen *Sie auch* davon an!«

Dem armen Petuschkow zog sich das Herz zusammen. Praskowia Petrowna kehrte zurück. Man setzte sich zum Essen. Nach dem Essen begab sich Praskowia Iwanowna auf das Schlafgerüst[4]. Iwan Afanassiewitsch selbst legte sich neben den Ofen, drehte sich um und schlief ein. Ein vorsichtiges Knarren weckte ihn auf. Iwan Afanassiewitsch richtete sich in die Höhe, indem er sich auf die Ellenbogen stützte und sieht: die Thür ist offen. Er sprang auf — Wassilissa ist nicht da. Er — auf den Hof — auch dort ist von ihr keine

Spur; dann auf die Straße — blickt hierhin, blickt dorthin: Wassilissa ist nicht zu sehen. Ohne Hut rannte er bis mitten auf den Markt: nein, auch hier nichts von Wassilissa. Langsam ging er nach der Bäckerei zurück, stieg auf den Ofen und kehrte das Gesicht nach der Wand hin. Ihm wurde das Herz schwer. Bublitzyn. . . Bublitzyn. . . dieser Name tönte ihm immer in den Ohren.

— »Was fehlt Dir, Väterchen?« fragte ihn Praskowia Iwanowna mit schläfriger Stimme. —, Weshalb ächzst Du?«

— »Hat nichts zu bedeuten, Mütterchen, ich thue das nur so. Hat nichts zu bedeuten. Mir ist etwas beklommen.«

— »Die Pilze,« stammelte Praskowia Iwanowna: — »das sind nur die Pilze. O Herr, habe Erbarmen mit uns Sündern!«

Eine Stunde verging, eine zweite — Wassilissa ist noch immer nicht da. Petuschkow stand zwanzigmal auf dem Sprunge aufzustehen und zwanzigmal kroch er bekümmert wieder in seinen Schafpelz. . . Indes schließlich kletterte er vom Ofen herab und nahm sich vor nach Haus zu gehen, trat auch schon auf den Hof hinaus, kehrte aber wieder um. Praskowia Iwanowna stand auf. Der Geselle Lukas, schwarz wie ein Käfer, trotzdem er Bäcker war, schob die Bröte in den Ofen. Petuschkow ging wieder auf die Treppe hinaus und sann nach. Ein Ziegenbock, welcher sich auf dem Hofe herumtrieb, kam langsam an ihn heran und stieß ihn leicht, freundschaftlich mit den Hörnern. Petuschkow sah ihn an und sagte, Gott weiß wozu: »Kiss, kiss.« Plötzlich öffnete sich die niedrige Pforte leise und Wassilissa erschien. Iwan Afanassiewitsch trat ihr direkt entgegen, nahm sie bei der Hand und sagte ihr ziemlich ruhig, aber entschieden:

— »Folge mir.«

— »Aber erlauben Sie, Iwan Afanassiewitsch. . . ich. . . «

— »Folge mir,« wiederholte er.

Sie gehorchte.

Petuschkow brachte sie nach seinem Quartiere. Opissim schlief wie gewöhnlich lang ausgestreckt. Iwan Afanassiewitsch weckte ihn und befahl ihm ein Licht anzustecken. Wassilissa ging an's Fenster und setzte sich schweigend. So lange Opissim sich mit dem Lichte im Vorzimmer zu schaffen machte, stand Petuschkow unbeweglich am andern Fenster und sah auf die Straße.

Opissim trat mit einer Kerze in der Hand ein und wollte eben anfangen zu brummen. . . Iwan Afanassiewitsch drehte sich schnell um.

— »Geh hinaus,« sagte er ihm.

Opissim blieb mitten im Zimmer stehen.

— »Geh hinaus, sofort,« wiederholte Petuschkow in drohendem Tone.

Opissim sah seinen Herrn an und ging hinaus.

Iwan Afanassiewitsch schrie ihm nach:

— »Hinaus, ganz hinaus! Aus dem Hause hinaus! Komm nach zwei Stunden wieder.«

Opissim packte sich fort. Petuschkow wartete bis die Pforte zuschlug und ging dann sofort auf Wassilissa zu.

— »Wo bist Du gewesen?«

Wassilissa gerieth in Verwirrung.

— »Wo bist Du gewesen? frage ich Dich,« wiederholte er.

Wassilissa's Augen irrten umher.

— »Ich sage Dir, wo bist Du gewesen?« Und Petuschkow war d'rauf und d'ran die Hand zu erheben. . .

— »Schlagen Sie mich nicht, Iwan Afanassiewitsch, schlagen Sie nicht«. . . flüsterte Wassilissa in Angst.

Petuschkow wandte sich ab.

— »Dich schlagen. . . Nein! Ich werde Dich nicht schlagen. Dich schlagen? Das nimm mir nicht übel, das nimm mir nicht übel, mein Täubchen. Gott sei mit Dir. Als ich dachte, daß Du mich liebtest,. . . als ich. . . als. . . «

Iwan Afanassiewitsch schwieg. Er verlor den Atem.

— »Hör, Wassilissa,« sagte er endlich: — Du weißt, ich bin ein guter Kerl; das weißt Du doch, Wassilissa, weißt Du es?«

— »Ich weiß es,« sagte sie anstoßend.

— »Ich thue Niemanden Böses, Niemanden, Niemanden auf der Welt. Und ich betrüge Niemanden. Warum betrügst Du mich denn nun?«

— »Aber ich betrüge Sie ja nicht, Iwan Afanassiewitsch.«

— »Du betrügst mich nicht? Nun gut. Nun gut. Nun, so sag' doch, wo Du gewesen bist?«

— »Ich war bei Matrona.«

— »Du lügst.«

— »Gott ist mein Zeuge. Fragen Sie doch bei ihr nach, wenn Sie mir nicht glauben.«

— »Und Bub. . . nun, wie ist's mit dem. . . hast Du den Satan gesehen?«

— »Ja.«

— »Du hast ihn gesehen? Hast ihn gesehen? ah! hast ihn gesehen?«

Petuschkow erblaßte.

— »Du hast Dich also morgens mit ihm am Fenster verabredet. . . wie? wie?«

— »Sie baten mich, zu kommen.«

— »Und Du gingst auch. . . Ich danke Dir, ' Mütterchen, ich danke Dir, Herzblatt!« — Petuschkow machte eine tiefe Verbeugung vor Wassilissa.

— »Ja, Iwan Afanassiewitsch, Sie denken möglicherweise. . . «

— »Du würdest am besten schweigen! Ich bin ja auch ein gutmüthiger Tropf. Wozu mache ich viel Wesens davon? Du mußt am Ende wissen, mit wem Du es ferner halten willst. Ich habe keinen Anspruch an Dich. Noch eins. Ich will Dich nicht einmal mehr kennen.«

Wassilissa stand auf.

— »Wie Sie wollen, Iwan Afanassiewitsch.«

— »Wohin gehst Du?«

— »Aber Sie selbst haben doch. . . «

— »Ich treibe Dich nicht fort,« unterbrach Petuschkow.

— »Das thut nichts zur Sache, Iwan Afanassiewitsch. . . Wozu soll ich denn noch bei Ihnen bleiben?«. . . «

Petuschkow ließ sie zur Thür gehen.

— »Du gehst also, Wassilissa?«

— »Sie kränken mich immer. . . «

— »Ich kränke Dich! Scheust Du Dich nicht vor Gott, Wassilissa! Wann habe ich Dich denn gekränkt! Aber nein, nein, sag', wann?«

— »Etwa nicht? Es fehlte doch noch eben nicht viel und Sie schlugen mich.«

— »Wassilissa, es ist sündlich von Dir. Wirklich, es ist sündlich.«

— »Und dann haben Sie mir vorgehalten, ich will halt nicht, daß wir einander kennen. Ich bin, heißt das, ein vornehmer Herr.«

Iwan Afanassiewitsch begann schweigend seine Hände zu ringen. Wassilissa ging bis in die Mitte des Zimmers.

— »Was soll's denn weiter? Gott sei mit Ihnen, Iwan Afanassiewitsch. Ich bin mein eigener Herr und Sie sind Ihr eigener Herr«. . .

— »Genug, Wassilissa, genug,« unterbrach Petuschkow sie. »Sei doch vernünftiger; wirf doch einen Blick auf mich. Ich kenne mich ja selbst nicht. Ich weiß ja selbst nicht was ich spreche. . . Du solltest doch Mitleid mit mir haben.«

— »Sie kränken mich immer, Iwan Afanassiewitsch. . . «

— »Ech Wassilissa! Wer nachträgt, soll geblendet werden[5]. Nicht wahr? Du bist ja nicht mehr böse auf mich, nicht wahr?«

— »Sie kränken mich immer, wiederholte Wassilissa.

— »Ich werde es nicht, Herz, ich werde es nicht. Verzeih' mir altem Kerl. Ich werde es künftig niemals wieder thun. Nun, hast Du mir verziehen? Was?«

— »Gott sei mit Ihnen, Iwan Afanassiewitsch.«

— »Nun, so lache doch, lache doch. . . «

Wassilissa wandte sich ab.

— »Sie hat gelacht, das liebe Herz, sie hat gelacht!« ⸗ rief Petuschkow und begann auf der Stelle zu hüpfen wie ein Kind.

VI.

Am andern Tage begab sich Petuschkow, wie immer, in die Bäckerei. Alles nahm seinen Gang wie früher. Aber im Herzen saß ihm ein Dorn. Er lachte nicht mehr so häufig und war zuweilen nachdenklich. Es war Sonntag. Praskowia Iwanowna hatte Kreuz schmerzen; sie kam nicht vom Schlafgerüst herunter. Mit Mühe kam sie zur Messe herab. Nach der Messe rief Petuschkow Wassilissa ins Hinterzimmer. Den ganzen Morgen hatte sie sich über Langeweile beklagt. Nach Iwan Afanassiewitsch' Gesichtsausdrucke zu urtheilen, ging ihm ein ungewöhnlicher und ihn selbst überraschender Gedanke im Kopfe herum.

— »Setze Dich doch hier hin, Wassilissa,« sagte er ihr, »und ich werde mich dort hinsetzen. Ich habe etwas mit Dir zu sprechen.«

Wassilissa setzte sich.

— »Sag mir, Wassilissa, kannst Du schreiben?«

»Schreiben?«

— »Ja, schreiben.«

— »Nein, das kann ich nicht.«

— »Aber lesen?«

— »Auch lesen kann ich nicht.«

— »Aber wer hat Dir denn meinen Brief vorgelesen?«

— »Der Küster.«

Petuschkow schwieg.

— »Aber möchtest Du lesen und schreiben können?«

— »Nun, wozu soll es uns nutzen, lesen und schreiben zu können, Iwan Afanassiewitsch?«

— »Wie, wozu? Man kann dann Bücher lesen.«

»Was steht denn in den Büchern?«

— »Allerlei Gutes. . . Hör', wenn Du willst, bringe ich Dir ein Buch mit?«

»Aber ich kann ja nicht lesen, Iwan Afanassiewitsch.«

— »Ich werde es Dir vorlesen.«

— »Das ist aber, vermuthe ich, langweilig?«

— »Wie könnte es das! Langweilig! Im Gegentheil, es ist gut gegen die Langeweile.«

— »Werden Sie denn Märchen vorlesen?«

— »Nun das wirst Du sehen, — morgen.«

Petuschkow kehrte Abends nach Hause zurück und begann in seinen Schubfächern umher zu wühlen. Er fand einige vereinzelte Bände der »Lesebiblioethek«, etwa fünf graue Moskauer Romane, Nasarows Arithmetik, eine Kindergeographie mit einem Globus auf dem Titelblatte, den zweiten Theil von Kaidanows Geschichte, zwei Traumbücher, einen Kirchenkalender vom Jahre 1819, zwei Nummern der Galathee, »Natalie Dolgorukow« von Koslow und den ersten Theil vom »Roslawlew«[6]. Er sann lange darüber nach, was er wählen solle? und entschloß sich zuletzt das Gedicht Koslows und den Roslawlew zu nehmen.

Am andern Tage kleidete sich Petuschkow eilig an, steckte beide Bücher in den Aufschlag des Ueberrocks, ging nach der Bäckerei und begann ihr den Roman Sagoskins vorzulesen. Wassilissa saß unbeweglich, lächelte anfangs, schien dann in Gedanken zu versinken,. . . beugte sich ein wenig vorn über; ihre Augen wurden kleiner, der Mund öffnete sich leicht, die Hände sanken auf die Kniee: sie war eingeschlummert. Petuschkow las rasch, undeutlich und mit dumpfer Stimme, — er erhob die Augen. . .

— »Wassilissa, Du schläfst?«

Sie fuhr zusammen, rieb sich das Gesicht und reckte sich. Petuschkow wurde auf sie und sich ärgerlich. . .

— »Langweilig,« sagte Wassilissa träge.

— »Hör', wenn Du willst, lese ich Dir Verse vor.«

— »Wie?«

— »Verse. . . schöne Verse.«

— »Nein, es ist genug, wirklich.«

— Petuschkow zog rasch das Gedicht Koslows hervor, sprang auf, ging durchs Zimmer, eilte ungestüm auf Wassilissa zu und begann zu lesen. Wassilissa warf den Kopf zurück, spreizte die Hände, sah Petuschkow ins Gesicht — und brach plötzlich in ein lautes, schallendes Gelächter aus, — sie schüttelte sich nur so.

Iwan Afanassiewitsch schleuderte ärgerlich das Buch auf den Boden. Wassilissa lachte fortwährend.

— »Nun, worüber lachst Du, Thörin?«

Wassilissa schüttete sich noch mehr aus, als vorher.

— »Nun, lache nur, lache nur,« brummte Petuschkow durch die Zähne. —

Wassilissa hielt sich die Seiten, sie begann zu ächzen.

— »Aber was hast Du, Närrin?«

Aber Wassilissa wehrte nur mit den Händen ab. Iwan Afanassiewitsch ergriff seine Mütze und lief aus dem Hause hinaus. Schnell und mit ungleichen Schritten ging er durch die Stadt, ging und ging und befand sich auf einmal am Schlagbaume. Plötzlich, die Straße herunter, rumpelte ein Fuhrwerk, stampften Pferde. . . Irgend Jemand rief seinen Namen. Er hob den Kopf und erblickte einen geräumigen, alten Break. Im Break, das Gesicht ihm zugewandt, saß Herr Bublitzyn zwischen zwei jungen Mädchen, den Töchtern des Herrn Tuturew. Beide Mädchen waren ganz gleichmäßig gekleidet, als wollten sie dadurch ihre unzertrennliche Freundschaft andeuten. Beide lächelten sinnig, doch angenehm und neigten die Köpfchen schmachtend zur Seite. Auf der andern Seite des Break war der breite Strohhut des ehrenwerthen Herrn Tuturew zu sehen und theilweise bot sich auch sein voller, runder Nacken dem Blicke dar; neben seinem Strohhute erhob sich die Haube seiner. Gattin. Schon der Platz beider Eltern diente als ein deutlicher Beweis ihres Wohlwollens und Vertrauens zu dem jungen Bublitzyn. Und der junge Bublitzyn empfand und schätzte ihr schmeichelhaftes Vertrauen ersichtlich. Freilich, er saß ungezwungen da, plauderte und lachte ungezwungen; aber gerade in dieser Ungebundenheit machte sich eine zarte, rührende Achtung bemerklich. Und die Töchter Tuturews? Es ist schwierig mit Worten Alles das auszudrücken, was der aufmerksame Blick des Beobachters in den Mienen beider Schwestern entdeckte. Sittsamkeit und Sanftmuth und bescheidene Heiterkeit, schwermüthiges Verständnis des Lebens und ein unerschütterlicher Glaube an sich selbst, an den hohen und schönen Beruf des Menschen auf der Erde, eine geziemende Aufmerksamkeit für ihren jungen Gesellschafter, der ihnen an geistiger Begabung vielleicht nicht gleichsam, in Betreff der Eigenschaften des Herzens jedoch ihrer Nachsicht völlig werth war. . . das waren die Charakterzüge und Gefühle, welche sich in diesem Augenblicke auf den Gesichtern der Tuturewschen Töchter ausprägten. Bublitzyn rief Iwan

Afanassiewitsch bei Namen, ohne jeden Grund, nur so hin, aus der Fülle inneren Behagens und grüßte ihn außer= ordentlich freundschaftlich und höflich; selbst die Tuturewschen Mädchen sahen ihn freundlich und sanft an, wie einen Menschen, mit dem sie wohl Bekanntschaft machen möchten. . . In kurzem Trabe liefen die guten, wohlgenährten, ruhigen Pferdchen an Iwan Afanassiewitsch vorüber; leicht rollte der Break auf dem breiten Wege entlang, indem er ein gutmüthiges, mädchenhaftes Lachen mit sich forttrug; zum letztenmale schimmerte der Hut der Frau Tuturew herüber, die Nebenpferde warfen ihre Köpfe auf die Seite, sprangen zierlich über den kurzen, grünen Rasen. . . der Kutscher pfiff beifällig und behutsam. . . und der Break verschwand hinter den Weiden.

Der arme Petuschkow blieb lange auf dem Flecke stehen.

— »Ich bin eine Waise, eine Kasan'sche Waise«[7] flüsterte er endlich. . .

Ein zerlumpter Knabe stellte sich vor ihn hin, sah ihn schüchtern an und streckte die Hand aus. . .

— »Aus christlicher Barmherzigkeit, guter Herr.«

— »Da nimm, um Deiner Verlassenheit willen,« brachte er mit Mühe hervor und ging wieder nach der Bäckerei. — Auf der Schwelle von Wassilissas Stube blieb Iwan Afanassiewitsch stehen.

— »So sind sie, dachte er: — so sind die, mit denen ich verkehre. Das ist sie, meine Familie! Das ist sie. . . Hier Bublitzyn und dort Bublitzyn.«

Wassilissa saß mit dem Rücken nach ihm hin und wickelte, sorglos singend, Zwirn ab; sie hatte ein verschossenes Kattunkleid an; die Haare hatte sie nothdürftig eingeflochten. . . Im Zimmer war es unerträglich heiß und roch es nach Betten und alten Lappen; allenthalben liefen rothbraune Schaben eisig an den Wänden; auf der altersschwachen Kommode, welche Löcher anstatt der Schlösser hatte, lag neben einer zerbrochenen Vase ein niedergetretener Frauenschuh. . . Auf dem Boden lag noch das Gedicht Koslows. . . Petuschkow schüttelte den Kopf, faltete die Hände und ging hinaus. Er war verletzt.

Zu Hause ließ er sich seinen Anzug geben. Opissim machte sich langsam mit dem Ueberrock zu schaffen. Petuschkow verlangte sehr,

Opissim zu einem Gespräch zu veranlassen, aber Opissim schwieg mürrisch. Schließlich hielt Iwan Afanassiewitsch es nicht länger aus.

— »Weshalb fragst Du mich denn nicht, wohin ich gehe?«

— »Aber wozu brauche ich denn zu wissen, wohin Sie gehen?«

Wozu Du das brauchst? Nun, es kommt irgend Jemand in einer dringlichen Angelegenheit und fragt; sag', wo ist halt Iwan Afanassiewitsch? Und dann sagst Du ihm: Iwan Afanassiewitsch ist dort- oder hierhin gegangen.«

— »In einer dringlichen Angelegenheit. . . Aber wer kommt zu Ihnen in einer dringlichen Angelegenheit?

— »Fängst Du wieder an ausfallend zu werden? Was soll das wieder?«

Opissim wandte sich ab und begann den Ueberrock zu reinigen.

— »Du bist wirklich ein unangenehmer Mensch, Opissim.«

Opissim sah seinen Herrn von unten her an.

— »Und Du bist immer so. Das ist schon immer dasselbe.«

Opissim lächelte.

— »Aber weshalb soll ich Sie denn fragen, wohin Sie gehen, Iwan Afanassiewitsch? Als ob ich es nicht wüßte? Nach der Bäckerin!«

— »Aber das ist Unsinn! das ist Schwätzerei von Dir! Durchaus nicht dorthin. Ich beabsichtige nicht mehr zur Bäckerin zu gehen.«

Opissim blinzelte mit den Augen und schüttelte die Klopfpeitsche. Petuschkow erwartete Zustimmung, aber sein Diener sagte nichts.

— »Es paßt sich nicht,« fuhr Petuschkow mit strengem Tone fort, »es ist unschicklich. . . nun, so sag doch, was Du denkst?«

— »Was habe ich dabei zu denken? Das haben Sie zu bestimmen. Was habe ich dabei zu denken?«

Petuschkow zog den Ueberrock an. — Er glaubt mir nicht, diese Bestie, dachte er bei sich.

Er ging aus dem Hause, suchte aber Niemand auf. Er trieb sich auf den Straßen umher. Er schenkte der untergehenden Sonne seine Aufmerksamkeit. Schließlich, gegen neun Uhr, kehrte er nach Hause zurück. Er lächelte, er zuckte unaufhörlich mit den Achseln, als ob er sich über seine Dummheit wundere. Da sieht man aber, — dachte er, — was ein fester Wille zu bedeuten; hat. . .

Am folgenden Tage stand Petuschkow ziemlich spät; auf. Er hatte keine sehr gute Nacht gehabt; bis zum Abend machte er keinen Schritt zum Hause hinaus und langweilte sich furchtbar. Petuschkow las alle seine Bücher durch, laut rühmte er eine Erzählung in der »Lesebibliothek«. Als er sich schlafen legte, ließ er sich eine Pfeife von Opissim geben. Opissim überreichte ihm ein ganz verschmutztes Rohr. Petuschkow fing an zu rauchen; das Rohr gab einen piependen Ton von sich, wie ein dämpfiges Pferd.

— »Was ist das für eine Sudelei!« rief Iwan Afanassiewitsch aus: — »wo ist denn mein Weichselrohr?«

— »Nun, in der Bäckerei,« entgegnete Opissim ruhig. Petuschkow zwinkerte krampfhaft mit den Augen.

— »Wie ist es denn? Soll ich hingehen?«

— »Nein, nicht nöthig; daß Du nicht gehst. . . nicht nöthig: geh' nicht, hörst Du?«

— »Sehr wohl — r.«

Die Nacht ging leidlich hin. Morgens präsentirte Opissim Petuschkow wie gewöhnlich, auf einem Teller mit blauen Blumen, eine weiße, frische Semmel. Iwan Afanassiewitsch sah nach dem Fenster und fragte Opissim:

— »Du bist nach der Bäckerei gegangen?«

— »Wer sollte denn gehen, wenn nicht ich?«

— »Ah!«

Petuschkow versank in Gedanken.

— »Sag' mal, hast Du dort Jemand gesehen?«

— »Versteht sich, habe ich wen gesehen.«

— »Wen zum Beispiel sahst Du denn dort?«

— »Na, versteht sich: Wassilissa.

Iwan Afanassiewitsch schwieg. Opissim räumte den Tisch ab und war schon im Begriff aus dem Zimmer zu gehen. . .

— »Opissim,« stieß Petuschkow leise heraus.

— »Was wünschen Sie?«

— »Wie. . . nach mir hat sie nicht gefragt?«

— »Selbstverständlich nicht.«

Petuschkow biß die Zähne auf einander. — Da sieht man's, dachte er: — das ist Liebe. . . Er ließ den Kopf hängen. — Aber es war doch

auch komisch von mir, dachte er wieder: — daß es mir einfiel, ihr Gedichte vorzulesen! Der! Sie ist ja nur eine dumme Gans! Sie möchte nur, die dumme Gans, auf dem Ofen liegen und Pfannkuchen essen! Sie ist ja nur eine Bauerndirne, eine vollständige Bauerndirne; eine ungebildete Person!

— »Sie ist nicht gekommen«. . . flüsterte er zwei Stunden später noch auf derselben Stelle sitzend: »sie ist nicht gekommen! Was soll man dazu sagen? Sie konnte doch sehen, daß ich unwillig von ihr fortging, sie konnte doch wissen, daß ich verletzt war! Das ist mir eine Liebe! Und sie fragte nicht einmal, ob ich mich gut befände? Einfach nur: Geht es Iwan Afanassiewitsch gut? Sieht mich zwei Tage nicht — und kein Wort!. . . Vielleicht hat es ihr sogar wieder beliebt, sich mit ihm zu treffen, mit diesem Bubl. . . der Glückspilz! Pfui, hol' der Teufel, was bin ich für ein Tropf!«

Petuschkow stand auf, ging schweigend durchs Zimmer, blieb stehen, zog die Augenbrauen leicht zusammen und kratzte sich hinter den Ohren. »Uebrigens«, sagte er laut: — »ich werde doch mal zu ihr gehen. Man muß doch mal zusehen, was sie da eigentlich treibt? Man muß sie beschämen. Es steht fest. . . ich gehe. Onka! Mein Anzug!«

Nun, dachte er beim Ankleiden, — wir wollen doch sehen, was daraus wird? Was gilt's, sie ist gar noch im Stande mir zu zürnen. Und in der That, da geht Einer immer hin und geht immer hin und geht immer hin und plötzlich, mir nichts, dir nichts, fällts ihm ein und er geht nicht mehr hin! Aber wir werden sehen.

Iwan Afanassiewitsch ging von Haus fort und begab sich nach der Bäckerei. Am Pförtchen stand er still: man muß sich doch etwas in Ordnung bringen und zuknöpfen. . . Petuschkow zog mit beiden Händen an den Rockfalten und es fehlte nicht viel, so hätte er sie ganz abgerissen. . . Krampfhaft drehte er den ausgestreckten Hals, machte den obersten Haken des Kragens zu, seufzte. . .

— »Was stehen Sie denn da,« schrie ihm Praskowia Iwanowna aus dem Fenster zu. — »Kommen Sie herein.«

Petuschkow fuhr zusammen und trat ein. Praskowia Iwanowna kam ihm auf der Schwelle entgegen.

— »Was heißt denn das, Väterchen, daß Sie uns gestern nicht beehrt haben? Ist etwa ein kleines Unwohlsein dazwischen gekommen?«

— »Ja, ich hatte gestern etwas Kopfschmerz. . . «

— »Aber da hätten Sie doch Gurken auf Ihre Schlafe legen sollen, Väterchen. Im Handumdrehen wäre es fortgewesen. Und jetzt schmerzt der Kopf nicht?«

— »Nein.«

— »Nun, der Herr sei gepriesen!«

Iwan Afanassiewitsch begab sich ins Hinterzimmer. Wassilissa erblickte ihn.

— »Ah! Guten Tag, Iwan Afanassiewitsch.«

— »Guten Tag, Wassilissa Timothejewna.«

— »Wo sind Sie mit dem Trichter geblieben, Iwan Afanassiewitsch?«

— »Mit dem Trichter? Mit welchem Trichter?«

— »Mit dem Trichter. . . mit unserm Trichter. Sie müssen ihn mit sich nach Hause genommen haben. Sie sind ja ein wahrer. . . Gott verzeih' mir die Sünde!«. . .

Petuschkow nahm eine würdevolle und kalte Miene an.

— »Ich werde meinen Diener beauftragen nachzusehen. Da ich gestern nicht hier war. . . sagte er mit Nachdruck.

— »Ach, es ist ja richtig, Sie waren gestern nicht hier. — Wassilissa kauerte sich nieder und begann im Koffer zu wühlen. . .

— »Tante! He, Tante!«

— »Na wa — as?«

»Hast Du vielleicht mein Halstuch genommen?«

— »Was für ein Halstuch?«

— »Nun, das gelbe.«

— »Das gelbe?«

— »Ja, das gelbe, gemusterte.«

— »Nein, das habe ich nicht.«

Petuschkow beugte sich zu Wassilissa nieder.

— »Hör mich an, Wassilissa; hör zu, was ich Dir sagen will. Es handelt sich jetzt nicht um Trichter und Halstücher; mit diesen Narrenspossen kann man sich ein anderes Mal abgeben.«

Wassilissa rührte sich nicht vom Platze und hob nur den Kopf.

— »Sag mir mal ganz aufrichtig, liebst Du mich oder nicht? Das wünsche ich endlich einmal zu wissen!«

— »Ach, was sind Sie doch für ein Mensch, Iwan Afanassiewitsch. . . Nun ja, versteht sich.«

— »Aber wenn Du mich liebst, wie ging es denn zu, daß Du gestern nicht zu mir kamst? War keine Zeit dazu? Nun, so hättest Du doch schicken können, ob ich nämlich nicht krank wäre, weil von mir nichts zu sehen war? Aber das macht Dir wenig Kummer. Deinetwegen könnte ich sterben, Du würdest nicht darüber trauern.«

— »Ech, Iwan Afanassiewitsch, man kann doch nicht immer an Ein und Dasselbe denken; es gibt zu arbeiten.«

— »Das ist richtig,« erwiderte Petuschkow: »aber dennoch. . . Und über Ältere muß man sich nicht lustig machen. . . das ist nicht schön. Zudem gibt es gewisse Gelegenheiten, bei denen man unbedenklich. . . Aber wo ist denn meine Pfeife?«

— »Dort steht Ihre Pfeife.«

Petuschkow begann zu rauchen.

VII.

Einige Tage verflossen wieder dem Anscheine nach ziemlich friedlich. Aber das Unwetter zog heran. Petuschkow quälte sich, war eifersüchtig, wandte die Augen nicht von Wassilissa ab, beobachtete sie in lästiger Weise, verursachte ihr den größten Ueberdruß. Eines Abends kleidete Wassilissa sich sorgfältiger an als gewöhnlich und nachdem sie einen günstigen Augenblick abgepaßt, entfernte sie sich irgend wohin zum Besuch. Die Nacht trat ein, sie war nicht zurückgekehrt. Petuschkow ging — in der Morgendämmerung nach seiner Wohnung und eilte um acht Uhr Morgens nach der Bäckerei. . . Wassilissa war nicht gekommen. Mit unsäglicher Herzbeklemmung erwartete er sie bis Mittag. . . man setzte sich ohne sie zu Tisch. . .

— »Wohin mag sie nur gerathen sein?« meinte Praskowia Iwanowna mit Seelenruhe. . .

— »Sie verwöhnen sie, Sie verwöhnen sie geradezu vollständig!« erwiderte Petuschkow verzweiflungsvoll.

— »Ei! Väterchen! ein Mädchen ist nicht zu hüten!« antwortete Praskowia Iwanowna. — »Gott schütze sie! Wenn sie nur ihre Arbeit thut. . . Wozu soll Einer denn nicht auch spazieren gehen. . . «

Iwan Afanassiewitsch überlief es kalt. Schließlich, gegen Abend erschien Wassilissa. Darauf wartete er nur. Feierlich erhob sich Petuschkow von seinem Platze, schlug die Arme über einander, zog drohend die Augenbrauen zusammen. . . Aber Wassilissa sah ihm dreist in die Augen, lachte ihn frech an und ohne ihm Zeit zu lassen ein Wort zu sagen, ging sie eilig in ihr Zimmer und schloß sich ab. Iwan Afanassiewitsch öffnete den Mund, blickte Praskowia Iwanowna verdutzt an. . . Praskowia Iwanowna schlug die Augen nieder. Iwan Afanassiewitsch suchte tastend seine Mütze, setzte sich dieselbe schief auf den Kopf und ging, ohne den Mund zu schließen, von dannen.

Er gelangte zu Hause an, ergriff ein ledernes Kissen und warf sich mit demselben auf den Divan, das Gesicht nach der Wand. Opissim steckte den Kopf aus dem Vorzimmer heraus, trat in die Stube, lehnte sich an die Thür, nahm eine Pfeife und kreuzte die Beine. —

— »Sie sind wohl krank, Iwan Afanassiewitsch?« fragte er Petuschkow.

Petuschkow antwortete nicht.

— »Soll zum *Dochtur* geschickt werden?« fuhr Opissim nach einer kleinen Pause fort.

— »Ich bin gesund. . . Geh!« sagte Iwan Afanassiewitsch dumpf.

— »Gesund?. . . nein, Sie sind krank, Iwan Afanassiewitsch. . . Heißt das Gesundheit?«

Petuschkow schwieg.

»Sie thäten besser, auf sich zu achten. Sie sind ja so abgemagert, daß Sie sich geradezu nicht mehr ähnlich sehen. Und weshalb das Alles? Was soll man davon denken, ja, bei Gott, der Verstand steht Einem still. Und das sind noch dazu Edelleute!«

Opissim schwieg. . . Petuschkow rührte sich nicht. — »Benehmen sich Edelleute denn so? Nun, möchten Sie sich amüsieren. . . warum sollte es denn auch nicht so sein. . . möchten Sie sich amüsieren und damit ist es abgemacht. Aber diese Geschichte! Da kann man sich wirklich schon sagen: Er liebt den Teufel mehr als einen weißen Falken[8].

Iwan Afanassiewitsch krümmte sich nur.

— »Nun, es ist doch wirklich so, Iwan Afanassiewitsch. Sagte mir ein Anderer mit Beziehung auf Sie: Was ist denn dies, was ist denn dies, was sind das für Sachen. . . so würde ich ihm sagen: Du Dummkopf, mach' daß Du weg kommst, wofür hältst Du mich? Hätte ich das glauben können? Jetzt wo ich es mit meinen eigenen Augen sehe, glaube ich es nicht. Schlimmeres als dies kann's schon gar nicht geben. Hat sie Ihnen vielleicht ein Kraut oder so was beigebracht? Was hat sie denn Besonderes an sich? Wenn man es recht überlegt, sind es doch die reinen Narrenspossen, werth darauf zu spucken. Sie kann ja nicht einmal richtig sprechen. . . Kurz und gut, sie ist ein Mädchen wie andere! Noch schlechter!«

— »Geh,« stöhnte Iwan Afanassiewitsch ins Kissen.

— »Nein, ich gehe nicht, Iwan Afanassiewitsch. Wer soll denn sprechen, wenn nicht ich? Was ist denn dies, bei Licht betrachtet? Da härmen Sie sich jetzt ab. . . aber weshalb? Nun, weshalb? Das sagen Sie nur, ich bitte Sie!«

— »So geh' doch, Opissim,« stöhnte Petuschkow wieder.

Opissim schwieg des Anstands wegen kurze Zeit.

— »Und dann muß man auch gestehen,« begann er von Neuem: — »von Dankbarkeit fühlt sie gar nichts. Eine Andere würde nicht wissen, wie sie Ihnen Alles zu Danke machen sollte, aber die!. . . die denkt nicht mal an Sie. Das ist ja der reine Skandal. Die Leute reden ja viel über Sie, aber man kann nicht widersprechen. Mich stellen sie sogar zur Rede. Nun, wenn ich das vorher hätte wissen können, so würde ich sie schon. . . «

— »So mach doch endlich, daß Du fort kommst, Schwerenoth!« schrie Petuschkow, ohne sich jedoch von der Stelle zu rühren oder den Kopf zu heben.

— »Aber ich bitte Sie, Iwan Afanassiewitsch, fuhr der unerbittliche Opissim fort. — Ich habe Ihr Bestes im Auge. Spucken Sie darauf, Iwan Afanassiewitsch, spucken Sie darauf, hören Sie auf mich. Und wenn nicht, so hole ich eine Wahrsagerin: die bespricht es sofort. Dann werden Sie selbst darüber lachen; Sie werden mir sagen: Opissim, es ist aber doch zum Verwundern, was für Dinge mitunter vorgehen! Nun, urtheilen Sie doch selbst: solche wie sie, sind wie die Hunde. . . man pfeift nur. . . «

Wie ein Wahnsinniger sprang Petuschkow vom Divan empor.. aber zum Erstaunen Opissims, der schon beide Hände bis zur Höhe seiner Backen erhoben hatte, setzte er sich wieder, als hätte ihm Jemand die Beine abgemäht. . . Ueber sein blasses Gesicht rollten Thränen, ein Büschelchen Haare ragte auf seinem Scheitel in die Höhe, seine Augen blickten trübe. . . die verzerrten Lippen bebten. . . der Kopf sank ihm auf die Brust. . .

Opissim sah Petuschkow an und fiel schwer auf die Kniee nieder.

— »Väterchen, Iwan Afanassiewitsch,« rief er aus: — »Euer Wohlgeboren! Züchtigen Sie mich Dummkopf, gefälligst! Ich habe Sie belästigt, Iwan Afanassiewitsch. . . Wie konnte ich nur wagen! Züchtigen Sie mich gefälligst, Euer Wohlgeboren. . . Meine dummen Reden sind nicht werth, daß Sie darüber weinen. . . Väterchen, Iwan Afanassiewitsch. . . «

Aber Petuschkow würdigte seinen Diener keines Blickes, wandte sich ab und warf sich wieder in die Ecke des Divans.

Opissim stand auf, trat zu seinem Herrn, beugte sich über ihn und fuhr sich ein paar mal in die Haare.

— »Wollen Sie sich nicht auskleiden, Väterchen. . . Sie sollten sich zu Bett legen. . . Sie sollten einen Himbeerschnaps nehmen. . . härmen Sie sich doch nicht. . . Das ist noch gar kein richtiger Kummer, das ist Alles noch nichts. . . es wird alles wieder in Ordnung kommen« sagte er zu ihm in Pausen von zwei Minuten. . .

Aber Petuschkow erhob sich nicht vom Divan, zuckte nur mitunter mit den Achseln und zog die Kniee an den Leib. . .

Opissim verließ ihn die ganze Nacht nicht. Gegen Morgen schlief Petuschkow ein, schlief aber nicht lange. Etwa um sieben Uhr stand er vom Divan auf, blaß, zerzaus't, abgemattet. . . und verlangte Thee. Opissim servirte übereifrig und eilig den Samowar.

— »Iwan Afanassiewitsch,« sagte er schließlich mit schüchterner Stimme: — »Sie zürnen mir doch nicht?«

— »Weshalb sollte ich Dir dem zürnen, Opissim?« antwortete der arme Petuschkow. — »Du hattest gestern Abend ganz recht und ich bin vollständig gleicher Meinung mit Dir.«.

— »Es war nur Dienstbeflissenheit von mir, Iwan Afanassiewitsch. . . «

— »Ich weiß, daß es Dienstbeflissenheit war.«

Petuschkow schwieg und senkte den Kopf.

Opissim sah, daß die Sache nicht richtig war.

— »Iwan Afanassiewitsch,« sagte er plötzlich.

— »Was?«

— »Wollen Sie, so rufe ich Wassilissa hierher?«

Petuschkow erröthete.

— »Nein, Opissim, das will ich nicht. (Ja! Warum nicht gar! Sie käme auch schon! dachte er bei sich) - »Man muß Festigkeit zeigen. Das ist Alles Unsinn. Wenn ich auch gestern. . . Es ist ein Skandal. Du hast Recht. Man muß dies Alles abbrechen, wie man sagt: mit einem Schlage. Nicht wahr?«

— »Sie belieben die volle Wahrheit zu sprechen, Iwan Afanassiewitsch.«

Petuschkow versank wieder in Gedanken. Er wunderte sich über sich selbst und kannte sich nicht wieder. Er saß unbeweglich da und starrte auf den Boden. Die Gedanken wogten in ihm auf und nieder, wie Rauch oder Nebel, aber in seiner Brust war es gleichzeitig leer und schwer.

— »Was hat denn dies Alles schließlich zu bedeuten?« dachte er mitunter und wurde wieder ruhiger. — »Dummes Zeug, Albernheiten!« sagte er laut, fuhr mit der Hand über's Gesicht, schüttelte sich und — von Neuem sank seine Hand auf's Knie und wieder hefteten sich seine Augen auf den Boden.

Opissim beobachtete seinen Herrn aufmerksam und traurig.

Petuschkow erhob den Kopf.

— »Aber sag' mir doch, Opissim,« begann er: »gibt es denn wirklich solche Zauberkräuter?«

— »Die gibt es — r, versteht sich — r,« entgegnete Opissim und setzte einen Fuß vor. — »Sollte es sich vielleicht fügen, daß Sie den Unter [In Rußland gebräuchliche Abkürzung für, Unteroffizier«. Anm. d. Ueberf..] Krupowaty kennen?. . . Der Bruder von dem ist durch Bezaubern zu Grunde gegangen. Und den haben sie an ein altes Weib gezaubert, an eine Köchin, das stellen Sie sich doch nur vor! Sie gaben ihm ein einfaches Stück Roggenbrod zu essen, mit Besprechung natürlich. Und sofort ist auch der Bruder von Krupowaty bis über beide Ohren in die Köchin verliebt, läuft überall hinter ihr her, ist rein versessen auf sie, kann sich nicht an ihr satt sehen. Hat sie ihm was befohlen, gehorcht er sofort. Sogar in Gegenwart Anderer, in Gegenwart fremder Leute, that sie mit ihm groß. Nun, zuletzt brachte sie ihn denn dahin, daß er die Schwindsucht bekam. Er starb denn auch, Krupowaty's Bruder. Und sie war doch nur eine Köchin, noch dazu eine alte, sehr alte. (Opissim nahm eine Prise.) — Mag sie der Teufel holen, alle diese Mädchen und Weiber!«

— »Sie liebt mich durchaus nicht, das ist freilich klar, das ist freilich keinem Zweifel unterworfen,« murmelte Petuschkow halblaut, indem er dabei mit Kopf und Händen Bewegungen machte, als ob er einem völlig fremden Menschen eine durchaus nicht hierher gehörige Angelegenheit erläuterte.

— »Ja,« fuhr Opissim fort: — »es gibt solche Weiber.«

— »Gibt es die?« wiederholte Petuschkow traurig, nicht eigentlich fragend, doch auch nicht verwundert.

Opissim sah seinen Herrn aufmerksam an.

— »Iwan Afanassiewitsch, begann er — möchten Sie nicht etwas essen?«

— »Etwas essen?« wiederholte Petuschkow.

— »Oder ist Ihnen nicht vielleicht eine Pfeife gefällig?«

— »Eine Pfeife?« wiederholte Petuschkow.

— »Es ist schon ziemlich weit gekommen,« brummte Opissim; »das heißt, es hat sich bereits festgesetzt.«

VIII.

Im Vorzimmer ließen sich schwere Schritte hören, — dann vernahm man dort ein unterdrücktes Husten, durch welches die Anwesenheit einer Person untergeordneten Ranges angekündigt wurde. — Opissim ging hinaus und kehrte sofort in Begleitung eines kleinen Soldaten der Garnisontruppe, mit greisenhaftem Gesichte, zurück, dessen geflickter Mantel so abgetragen war, daß derselbe eine fast gelbe Farbe angenommen hatte und der weder eine Hose noch ein Halstuch trug. Petuschkow fuhr zusammen, — der Soldat aber richtete sich in die Höhe, wünschte ihm »guten Tag« und überreichte ihm ein großes Couvert, welches mit dem Dienstsiegel verschlossen war. — In diesem Couvert befand sich ein Schreiben vom Major, der die Garnison befehligte: er forderte Petuschkow auf, unverzüglich und schnell zu ihm zu kommen.

Petuschkow wandte das Schreiben in den Händen hin und her, — und konnte es nicht unterlassen die Ordonnanz zu fragen: »ob er nicht wisse, weshalb der Major ihn rufen lasse?« obgleich er die Nutzlosigkeit seiner Frage sehr wohl einsah. —

»Das kann ich nicht wissen!« quäkte der Soldat mit Anstrengung, aber kaum hörbar, als ob er eben aus dem Schlafe aufwache.

— »Und die andern Herren Offiziere hat er nicht zu sich rufen lassen?« fuhr Petuschkow fort.

— »Das kann ich nicht wissen!« wiederholte der Soldat mit derselben Stimme.

— »Nun, es ist gut, geh«, sagte Petuschkow.

Der Soldat machte links um Kehrt, wobei er mit dem Fuße einen Beitritt gab, schlug sich mit der Handfläche auf's Kreuz (was in den zwanziger Jahren Mode war) — und entfernte sich.

Petuschkow wechselte schweigend einen Blick mit Opissim, der plötzlich eine besorgte Miene annahm und begab sich zum Major.

Dieser Major war ein etwa sechszigjähriger Mann, wohlbeleibt und plump, mit rothem, geschwollenem Gesichte, kurzem Halse und fortwährend zitternden Fingern, eine Folge allzu reichlichen Genusses von Spirituosen. Er gehörte zu den sogenannten, Bourbonen«, d. h. den von unten auf gedienten Soldaten, hatte im dreißigsten Jahre lesen und schreiben gelernt und sprach mit Mühe,

theils in Folge Engbrüstigkeit, theils aus Unfähigkeit seinen eigenen Gedankengang zu verfolgen. Sein Temperament zeigte alle in der Wissenschaft bekannten Abarten: Morgens vor dem Schnapse war er Melancholiker; um Mittag Choleriker und Abends Phlegmatiker, das heißt er schnarchte und grunzte dann nur, bis man ihn zu Bett brachte. Iwan Afanassiewitsch erschien während der cholerischen Periode vor ihm. Er traf ihn im Schlafrock auf dem Divan sitzend und mit einer Pfeife zwischen den Zähnen. Ein dicker Kater mit gestutzten Ohren hatte neben ihm Platz genommen.

— »Aha! Er erweist mir die Ehre!« brummte der Major, indem er seine kleinen ausdruckslosen Augen von der Seite auf Petuschkow richtete und sich nicht von der Stelle rührte. — »Nun, so setzen Sie sich doch; ich werde Ihnen den Kopf waschen. — Ich habe Euresgleichen schon lange auf dem Korn. . . ja.«

Petuschkow ließ sich auf einen Stuhl nieder.

— »Wie kommt das,« begann der Major mit einem unvermutheten Ruck des ganzen Körpers: — »Sie sind doch Offizier; haben sich also auch so zu führen, wie vorgeschrieben. Wenn Sie Soldat wären — ich würde Sie einfach durchbläuen — und damit Basta; aber Sie sind ja Offizier. Was ist das für eine Art? Sich beschimpfen — ist das passend?«

— »Gestatten Sie, mich zu erkundigen, worauf sich. . . diese Anspielungen beziehen?« nahm Petuschkow das Wort. . .

— »Daß Sie mir nicht raisonniren! Das kann ich in den Tod nicht leiden. — Ich habe gesagt: ich kann es nicht leiden; ein für alle mal! Da! auch Ihre Haken sind nicht vorschriftsmäßig; was ist das für ein — Skandal! — Sitzt Tag für Tag in der Bäckerei; und noch dazu ein Edelmann! Ein Weiberrock zieht ihn dahin — und da sitzt er nun. Möchte es noch d'rum sein, um den Weiberrock, zum Teufel! — Aber da sagt man, er schiebt selbst Brode in den Ofen. — Beschmutzt die Uniform — ja.«

— »Gestatten Sie zu bemerken,« sagte Petuschkowv, dem es kühler ums Herz wurde, — »daß dies Alles, soweit ich beurtheilen kann, sich so zu sagen, auf mein Privatleben bezieht.«

— »Raisonniren Sie mir nicht, sage ich Ihnen!« — Privatleben — schwatzt noch! — Wenn so was im Dienste vorgekommen wäre, müßten Sie mir direkt nach der Hauptwache! — Alloh marschir! —

Denn Fahneneid! — Auf mir selber ist wenigstens ein ganzer Birkenhain verbraucht: kenne also den Dienst; alle diese Anordnungen sind mir gründlich bekannt. Aber das muß man einsehen: ich bin eigens in Betreff der Uniform da. Man beschmutzt die Uniform — ja. Darüber stehe ich wie ein Vater — ja. Denn mir ist das Alles anvertraut. Ich bin verpflicht' das zu verantworten. — Und da raisonniren Sie noch!« schrie der Major in plötzlicher Wuth, wobei sein Gesicht purpurroth wurde, sich auf seinen Lippen Schaum zeigte, während der Kater den Schwanz hob und auf den Boden sprang. — Aber wissen Sie wohl. . . aber wissen Sie wohl was ich kann. . . daß ich Alles kann? Alles, Alles! — Und begreifen Sie auch, mit wem Sie sprechen? — Die vorgesetzte Behörde befiehlt — und Sie raisonniren! Die vorgesetzte Behörde. . . die vorgesetzte Behörde!«. . . Hier gerieth der Major in ein heftiges Husten und Röcheln — während der arme Petuschkow, welcher auf dem Rande des Stuhls saß, sich aufrichtete und ganz blaß war.

— »Daß mir«. . . fuhr der Major fort, indem er mit seiner zitternden Hand eine gebieterische Bewegung, machte, — »daß Alles.. mir nach dem Schnürchen geht! Aufführung erster Sorte! Ordnungswidrigkeit. werde ich nicht dulden! Verkehren mag man mit wem es beliebt — ich spucke darauf! Aber wenn man ein Edelmann sein will — nun, so muß man auch schon darnach — handeln! — Daß mir keine Brode in den Ofen geschoben werden! Das schlumpige Weib nicht Tante genannt wird! Die Uniform nicht beschmutzt wird! Schweigen! Nicht raisonniren!«

Die Stimme des Majors stockte. Er kam jedoch wieder zu Atem und indem er sich nach der Thür des Vorzimmers wandte, schrie er: — »Frolka, Taugenichts! Häringe!«

Petuschkow erhob sich eilig und machte, daß er fort kam, wobei er um ein Haar den ihm mit einem zerlegten Häring und einer großen Karaffe voll Branntwein auf einem eisernen Präsentierteller entgegen eilenden kleinen Kosaken umgerannt hätte.

— »Schweigen! Nicht raisonniren!« tönten hinter Petuschkow her die abgerissenen Ausrufungen des zornigen Chefs.

IX.

Ein eigenthümliches Gefühl beherrschte Iwan Afanassiewitsch als er sich plötzlich auf der Straße befand. — »Was heißt denn das, mir ist als ob ich nachtwandele?« dachte er bei sich: »habe ich meinen Verstand verloren oder so was? Das ist allerdings nicht wahrscheinlich. Nun, hol's der Teufel, sie hat aufgehört mich zu lieben, nun, und auch ich liebe sie nicht mehr, nun und. . . Was ist dabei Ungewöhnliches?«

Petuschkow zog die Brauen zusammen.

— »Dies muß schließlich ein Ende nehmen,« sagte er beinahe laut: — »ich werde hingehen und mich entschieden zum letztenmale aussprechen, damit auch nicht einmal ein Gedanke daran bleibt.« —

Petuschkow begab sich mit schnellen Schritten zur Bäckerei. Ein Neffe des Gesellen Lukas, ein kleiner Knabe, Freund und Liebling des sich auf dem Hofe umhertreibenden Ziegenbocks, rannte hastig in die Pforte, sobald er nur Iwan Afanassiewitsch von fern erblickte.

Praskowia Iwanowna kam aus dem Hause Petuschkow entgegen.

— »Ist Ihre Nichte nicht zu Hause?« fragte Petuschkow.

— »Nein, sie ist nicht zu Hause.«

Petuschkow freute sich innerlich über die Abwesenheit Wassilissas.

— »Ich bin gekommen, um mich mit Ihnen auseinander zu setzen, Praskowia Iwanowna.«

— »Worüber, Väterchen?«

— »Hören Sie worüber. Sie begreifen, daß nach Allem. . . was vorgefallen ist. . . nach einem derartigen, wie soll man sagen, — Betragen, (Petuschkow wurde etwas verwirrt). . . mit einem Worte. . . Aber ich bitte, daß Sie mir deshalb nicht zürnen.«

— »Sehr wohl, — r.«

— »Dagegen, setzen Sie sich in meine Lage, Praskowia Iwanowna.«

— »Sehr wohl, — r.«

— »Sie sind eine vernünftige Frau, Sie sehen selbst ein, daß. . . daß es mir nicht möglich ist, noch zu Ihnen zu kommen.«

— »Sehr wohl — r,« wiederholte Praskowia Iwanowna gedehnt.

— »Glauben Sie mir, ich bedauere es sehr; ich gestehe, es ist mir sogar schmerzlich, wahrhaft schmerzlich..«

— »Sie müssen das am Besten wissen — r,« entgegnete Praskowia Iwanowna ruhig. — »Sie haben das zu bestimmen. Aber gestatten Sie, daß ich Ihnen hier diese kleine Rechnung überreiche.«

Petuschkow war durchaus nicht auf diese rasche Zustimmung gefaßt. Er wünschte auch überhaupt keine »Zustimmung«; er hatte nur Praskowia Iwanowna einschüchtern wollen und vor allen Dingen Wassilissa. Es wurde ihm unbehaglich.

— »Ich weiß,« begann er wieder: »Wassilissa wird dies durchaus nicht unangenehm sein; im Gegentheil, ich glaube, sie wird froh sein.«

Praskowia Iwanowna nahm das Rechnungsbrett und fing mit den Kügelchen an zu klappern.

— »Andererseits,« fuhr Petuschkow fort, indem er immer erregter wurde: »wenn zum Beispiel Wassilissa mir ihr Betragen erklärte. . . vielleicht. . . daß ich. . . obgleich allerdings. . . ich weiß nicht, vielleicht würde ich einsehen, daß hier eigentlich gar keine Schuld vorliegt.«

— »Es macht für Sie, Väterchen, siebenunddreißig Rubel vierzig Kopecken Papiergeld,« sagte Praskowia Iwanowna. »Da, möchten Sie es nicht prüfen?«

Iwan Afanassiewitsch erwiderte kein Wort.

— »Achtzehn Mahlzeiten zu siebzig Kopecken jede: zwölf Rubel sechzig Kopecken.«

— »So wollen wir uns denn von einander trennen, Praskowia Iwanowna?«

— »Was ist dabei zu machen, Väterchen? Kommt dergleichen nicht vor? Zwölf Samowar's jeder zehn Kopecken. . . «

— »Aber so sagen Sie mir wenigstens, Praskowia Iwanowna, wohin Wassilissa gegangen war und weshalb sie denn. . . «

— »Nun, ich habe sie nicht darnach gefragt, Väterchen. . . Ein Rubel zwanzig Kopecken in Silber.«

Iwan Afanassiewitsch dachte nach.

— »Kwass und saure Kohlsuppe,« fuhr Praskowia Iwanowna fort, indem sie die Kügelchen auf dem Rechenbrett nicht mit dem Zeigefinger, sondern mit dem dritten Finger zur Seite schob: — »für anderthalb Rubel Silber. Zucker und Semmel zum Thee für anderthalb Rubel Silber. Vier Packete Tabak auf Ihre Bestellung

gekauft: achtzehn Kopecken Silber. Dem Schneider Kuprian Apollonow. . . «

Iwan Afanassiewitsch erhob plötzlich den Kopf, streckte die Hand aus und stieß die Kügelchen durch einander.

— »Was machen Sie denn, Väterchen!« sagte Praskowia Iwanowna. — »Glauben Sie mir etwa nicht?«

— »Praskowia Iwanowna, « entgegnete Petuschkow mit scheuem Lächeln: — »ich habe mich besonnen. Ich scherzte nur so, wissen Sie. Wir wollen nur lieber Freunde bleiben, wie bislang! Was ist das für ein Unsinn! Wie könnten wir uns von einander trennen, sagen Sie, ich bitte Sie?«

Praskowia Iwanowna ließ den Kopf sinken und antwortete ihm nicht.

— »Nun, wir haben uns mal gezankt — und es ist abgemacht, fuhr Iwan Afanassiewitsch fort, indem er durch das Zimmer wanderte, sich die Hände rieb und gleichsam von Neuem in seine früheren Rechte trat. »Amen! und jetzt wird es das Beste sein, ich rauche ein Pfeifchen.«

Praskowia Iwanowna rührte sich noch immer nicht vom Flecke. . . ö

— »Ich sehe Sie sind böse auf mich,« sagte Petuschkow. — »Ich habe Sie vielleicht beleidigt. Nun, was thut denn das? verzeihen Sie großmüthig.«

— »Was ist da zu beleidigen, Väterchen! Was für eine Beleidigung sollte das sein?. . . Nur müssen Sie schon, Väterchen, gefälligst,« setzte Praskowia Iwanowna mit einer Verbeugung hinzu: — »die Güte haben nicht mehr zu uns zu kommen.«

— »Wie?!«

— »Es schickt sich nicht für uns, Väterchen, mit Ihnen zu verkehren, Euer Wohlgeboren. Erweisen Sie uns schon geneigtest die Gnade«. . .

Praskowia Iwanowna setzte ihre Verbeugungen fort.

— »Weshalb denn?« brummte der überraschte Petuschkow in den Bart. —

— »Das ist nun schon so, Väterchen. Erweisen Sie uns die himmlische Barmherzigkeit.«

— »Aber nein, Praskowia Iwanowna, man muß sich doch verständigen!«. . .

— »Wassilissa läßt Sie bitten, Väterchen. Sie sagt: »Ich bin dankbar, höchst dankbar und habe Gefühl; nur müssen Sie sich künftig fern halten, Euer Wohlgeboren.«

Praskowia Iwanowna verbeugte sich fast bis zur Erde.

— »Wassilissa, sagen Sie, bittet mich, nicht zu kommen?«

— »Ganz recht, Väterchen, Euer Wohlgeboren. Als Sie uns heute zu beehren geruhten und als Sie sagten, daß Sie uns nämlich nicht mehr zu besuchen wünschten, habe ich mich wirklich gefreut und denke: Gott sei dafür gepriesen, das trifft sich gut. Denn das wäre mir nicht über meine eigene Zunge gekommen.. Erweisen Sie uns die Gnade, Väterchen.«

Petuschkow erröthete und erblaßte beinahe in ein und demselben Augenblicke. Praskowia Iwanowna fuhr fort, sich zu verbeugen. . .

— »Sehr schön!« rief Iwan Afanassiewitsch scharf. »Leben Sie wohl!«

Er drehte sich kurz um und setzte die Mütze auf.

— »Und die kleine Rechnung da, Väterchen. . . «

— »Schicken Sie mir. . . mein Bursche wird sie bezahlen.«

Petuschkow verließ festen Schrittes die Bäckerei und sah sich nicht einmal um.

X.

Es vergingen zwei Wochen. Anfangs that Petuschkow außerordentlich groß, ging aus und besuchte seine Kameraden, selbstverständlich mit Ausschluß Bublitzyns, kam aber ungeachtet der übertriebenen Lobsprüche Opissims beinahe vor Gram, Eifersucht und Langerweile um. Nur die Gespräche mit Opissim über Wassilissa gewährten ihm einigen Trost. Begann eine Unterredung, so war es auch immer Petuschkow, der »anband«: Opissim antwortete ihm unlustig.

— »Es ist aber doch sonderbar,« sagte zum Beispiel Iwan Afanassiewitsch auf dem Sopha liegend, während Opissim wie gewöhnlich mit auf dem Rücken gekreuzten Händen an die Thür gelehnt stand: »was meinst Du, — nun, was fand ich eigentlich an diesem Mädchen? Mir scheint, es war doch nichts Ungewöhnliches an ihr. Freilich, sie war gut. Das kann man ihr nicht absprechen.«

— »Das wäre,. . . gut!« antwortete Opissim ungehalten.

— »Aber nein, Opissim,« fuhr Petuschkow fort: — »die Wahrheit muß man sagen. Jetzt liegt die Sache hinter uns; es ist mir jetzt ganz einerlei, aber was recht ist, muß recht bleiben. Du kennst sie nicht. Sie ist herzensgut. Nicht einen Bettler läßt sie so gehen: wenn auch nur eine Brodrinde, aber sie gibt. Nun und dann hat sie ein heiteres Wesen — das muß man auch sagen.«

— »Was denken Sie sich nicht Alles aus! Wo ist denn da ein heiteres Wesen zu finden!«

— »Ich sage Dir. . . Du kennst sie nicht. Auch uneigennützig ist sie. . . das ist sie auch. Nicht interessiert, darüber ist nichts zu sagen. Ja, wenn ich ihr — ich habe aber nie etwas gegeben, Du weißt selbst.«

— »Deshalb will sie auch nichts mehr von Ihnen wissen.

— »Nein, nicht deshalb!« antwortete Petuschkow mit einem Seufzer.

— »Ja, Sie sind noch heutigen Tages in sie *geliebt*!« entgegnete Opissim giftig. — »Sie wären froh, wäre es wieder wie früher.«

— »Was sprichst Du da wieder für dummes Zeug. Nein, Freund, Du kennst mich denn doch offenbar nicht. Sie jagen mich fort und ich werde hingehen meine Reverenz zu machen. Nein, das nimm mir

nicht übel. Nein, ich sage Dir, glaube mir, das ist jetzt eine vollständig abgethane Sache.«

— »Gott gebe es! Gott gebe es!«

— »Aber weshalb soll ich ihr jetzt nicht am Ende Gerechtigkeit widerfahren lassen? Nun, soll ich denn sagen, daß sie häßlich ist, — nun, wer wird mir denn glauben?«

— »Da, nun finden Sie sie schön!«

— »Nun, so suche mir, — so nenne mir irgend Eine die hübscher ist, als sie. . . «

— »Nun, so gehen Sie doch wieder zu ihr!«. . .

— »Ach geh! Sage ich denn das etwa darum? Versteh' mich doch. . . «

— »Och, ich verstehe Sie,« antwortete Opissim mit einem schweren Seufzer.

Es verging noch eine Woche. Petuschkow hörte sogar auf, sich mit seinem Opissim zu unterhalten, hörte auf auszugehen. Vom Morgen bis zum Abend lag er auf dem Divan, die Hände unter dem Hinterkopfe. Er wurde immer magerer und blasser, aß ohne Appetit und hastig, Pfeifen rauchte er gar nicht. Opissim sah ihn nur mit Kopfschütteln an. —

— »Aber Sie befinden sich jedenfalls schlecht, Iwan Afanassiewitsch,« sagte er ihm wiederholt.

— »Nein, es ist nichts,« entgegnete Petuschkow.

Endlich, eines schönen Tages, (Opissim war nicht zu Haus), stand Petuschkow auf, stöberte in seiner Kommode umher, zog den Mantel an, obgleich die Sonne gehörig brannte, ging heimlich auf die Straße und kam nach Verlauf einer Viertelstunde wieder zurück. . . Er trug etwas unter dem Mantel. . .

Opissim war noch nicht wieder da. Er hatte den ganzen Morgen in seiner Kammer gesessen, mit sich selber berathen, gebrummt und durch die Zähne geschimpft und sich schließlich zu Wassilissa begeben.

Er traf sie in der Bäckerei. Praskowia Iwanowna schlief auf dem Ofen, regelmäßig und tief schnarchend.

— »Ach, guten Tag, Opissim Ssergiejitsch, sagte Wassilissa mit Lächeln: — »wie lange hat man Sie nicht gesehen!«

— »n Tag!«

— »Wie böse sind Sie? Wollen Sie nicht ein Täßchen Thee?«

— »Von mir ist jetzt nicht die Rede,« stieß Opissim ärgerlich heraus.

— »Aber wovon denn?«

— »Wovon! Verstehst Du mich etwa nicht? Wovon! Was hast Du mit meinem Herrn angefangen, das sollst Du mir sagen.«

— »Was ich mit ihm angefangen habe?«

— »Was Du mit ihm angefangen hast!. . . Geh' doch, sieh ihn an. Er sieht ja so aus, als ob er krank ist oder schon ganz sterben wollte.«

— »Was kann ich denn dafür, Opissim Ssergiejitsch?«

— »Was! Gott kennt Dich. Er ist ja in Dich bis über die Ohren verliebt. Und Du bist mit ihm umgegangen, Gott verzeihe es, wie mit Deinesgleichen. Komm nicht mehr, das heißt, ich habe Dich satt. Wenn auch nicht viel an ihm ist, er ist doch immer ein Herr. Er ist doch ein Edelmann. . . Siehst Du das ein?«

— »Aber er ist so langweilig, Opissim Ssergiejitsch.«

— »Langweilig! Hast Du denn immer Lustige nöthig?«

— »Ja, und wenn nicht langweilig: er ist auch so ärgerlich, so eifersüchtig.«

— »Ach, Du Zarin, Milikitrissa von Astrachan! Er hat wohl Deine Ruhe gestört.«

— »Aber Sie selbst, Opissim Ssergiejitsch, waren ärgerlich auf ihn, wie ich mich erinnere; warum, hieß es, verkehrt er da, warum geht er immer hin?«

— »Na was, hätte ihn wohl noch deshalb loben sollen, wie?«

— »Nun, weshalb sind Sie denn jetzt deswegen so böse auf mich? Er kommt ja auch nicht mehr.!

Opissim stampfte mit dem Fuße. — »Aber was soll ich denn mit ihm anfangen, wenn er so verrückt ist?« setzte er mit gesenkter Stimme hinzu.

— »Was kann ich denn aber dafür? Was kann ich dabei helfen?«

— »Das will ich Dir sagen: komm mit zu ihm.«

— »Bewahre Gott!«

— »Weshalb willst Du denn nicht kommen?«

— »Aber warum soll ich denn zu ihm gehen? Erbarmen Sie sich!«

— »Warum? Nun darum, weil er sagt, Du wärst gut; ich werde sehen, ob Du so gut bist.«

— »Nun, was kann ich ihm denn Gutes thun?«

— »Dafür laß' mich nur sorgen. Es steht sicher schlimm, wenn ich zu Dir komme. Wie zu sehen ist, habe ich schon keines anderen Mittels ausfindig gemacht.«

Opissim schwieg eine Weile.

— »Nun, laß uns gehen, Wassilissa, sei so gut, laß uns gehen.«

— »Aber Opissim Ssergiejitsch, ich wünsche nicht wieder mit dem Herrn zu verkehren. . . «

— »Ist auch nicht nöthig — wer sagt Dir das? Also, sprich ein paar Worte! zum Beispiel, was wollen Sie sich grämen. . . lassen Sie es gut sein. . . Das ist Alles.«

— »Wirklich, Opissim Ssergiejitsch. . . «

— »Was nun noch, soll ich Dir vielleicht Bücklinge machen? Nun, meinetwegen — da hast Du einen Bückling. . . na, ich mache Dir meinen Bückling.«

— »Aber wirklich. . . «

— »Das ist die Möglichkeit! Auch durch Ehre ist sie nicht zu gewinnen!«. . .

Wassilissa willigte schließlich ein, warf ein Tuch über den Kopf und ging mit Opissim fort.

— »Warte hier doch etwas im Vorzimmer,« sagte er zu ihr als sie nach Petuschkows Wohnung kamen.

— »Ich werde unterdeß gehen und melde dem Herrn. . . «

Er ging zu Iwan Afanassiewitsch hinein.

Petuschkow stand in der Mitte des Zimmers, beide Hände in den Taschen, die Beine übertrieben weit gespreizt und sich leicht vor- und zurück wiegend. Sein Gesicht glühte, seine Augen strahlten.

— »Guten Tag, Opissim,« stammelte er freundschaftlich, wobei er die Consonanten sehr undeutlich und schläfrig aussprach: — »Guten Tag, Brüderchen. Nun, Bruder, ich habe in Deiner Abwesenheit. . . hä, hä, hä?«. . . Petuschkow lachte laut auf und hackte mit der Nase nach vorn. — »Ja, so verhält sich die Sache, hä, hä, hä. . . Uebrigens,« setzte er hinzu, indem er eine würdige Miene anzunehmen versuchte: — »Ich mache mir nichts daraus.« — Er war im Begriff sein Bein

aufzuheben, wäre aber beinahe gefallen und sagte, um sich ein Ansehen zu geben im Baß: — »Mann, gib mir die Pfeife!«

Opissim betrachtete seinen Herrn verwundert, dann blickte er umher. . . Vor dem Fenster stand eine leere, dunkelgrüne Flasche mit der Aufschrift: »Allerbester Jamaica-Rum.«

— »Ich habe Einen genommen, Bruder, das ist Alles,« fuhr Petuschkow fort. — »Es kam mir in den Sinn und ich nahm Einen. Ich nahm Einen und das ist Alles. Aber wo warst Du? Erzähle. . . genir' Dich nicht. . . erzähle. Du erzählst gut.«

— Iwan Afanassiewitsch, erbarmen Sie sich!« wehklagte Opissim.

— »Meinetwegen. Auch da gegen habe ich nichts. Ich erbarme mich, ich erbarme mich und verzeihe!« entgegnete Petuschkow, indem er unbestimmte Bewegungen mit der Hand machte. »Ich verzeihe Allen, ich verzeihe Dir, ich verzeihe Wassilissa und Allen, Allen verzeihe ich. Aber ich habe Einen genommen, Bruder. . . genommen, Bruder. . . Wer ist das?« schrie er plötzlich auf, nach der Thür des Vorzimmers zeigend: — »Wer ist da?«

— »Niemand ist da,« antwortete Opissim hastig. — »Wer sollte da sein. . . wohin wollen Sie?«

— »Nein, nein,« wiederholte Petuschkow, sich aus Opissims Händen losreißend: — »Laß', ich habe gesehen, — sag' nichts, — ich habe dort was gesehen, laß. . . Wassilissa!« schrie er plötzlich.

Petuschkow erblaßte.

— Nun. . . nun, weshalb kommst Du denn nicht herein?« sagte er endlich. »Komm herein, Wassilissa, komm herein. Ich freue mich sehr, Dich zu sehen, Wassilissa.

Wassilissa sah Opissim an — und trat ins Zimmer.

Petuschkow näherte sich ihr. . . Er athmete tief und langsam. Opissim beobachtete ihn. Wassilissa schielte ängstlich nach beiden.

— »Setz' Dich, Wassilissa, begann Iwan Afanassiewitsch wieder: »Ich danke Dir, daß Du gekommen bist. Entschuldige, daß ich. . . wie soll man sagen. . . in nicht ganz passender Verfassung bin. Ich konnte es nicht voraussehen, ich konnte das durchaus nicht, gesteh' selbst. Nun, setz' Dich doch, da, nur hierher auf den Divan. . . Nicht wahr, ich drücke mich doch richtig aus, scheint mir?«

Wassilissa setzte sich.

— »Nun, guten Tag,« fuhr Petuschkow fort. — »Nun, wie geht es Dir? Was hast Du Gutes gemacht?« —

— »Ich habe Gott zu danken, Iwan Afanassiewitsch. Und Sie?«

— »Ich! Wie Du siehst! Getödtet. Und von wem getödtet? Von Dir getötet, Wassilissa. Aber ich bin nicht böse auf Dich. Nur bin ich getödtet. Da, frag den da nur. (Er zeigte auf Opissim) Mach' nicht so große Augen, daß ich betrunken bin. Ich bin wirklich betrunken; nur bin ich getödtet. Deshalb bin ich betrunken, weil ich getödtet bin.«

— »Gott erbarme sich, Iwan Afanassiewitsch!«

— »Getödtet, Wassilissa, was ich Dir sage. Glaub' mir. Ich habe Dich nie betrogen. Nun, ist Deine Tante wohl?« —

— »Sie ist wohl, Iwan Afanassiewitsch. Besten Dank.«

Petuschkow fing an stark zu schwanken.

— »Aber Ihnen ist heute nicht wohl, Iwan Afanassiewitsch. Sie sollten sich hinlegen.«

— »Nein, mir ist wohl, Wassilissa. Nein, sag nicht, daß ich unwohl bin, sondern sag lieber, daß ich mich der Ausschweifungen ergeben habe, daß ich meine Moral eingebüßt habe. Das wird das Richtige sein. Dagegen werde ich nicht streiten.«

Iwan Afanassiewitsch schwankte hinten über. Opissim sprang hinzu und unterstützte seinen Herrn.

— »Und wer hat Schuld? Wenn Du willst, sage ich Dir, wer Schuld hat? Ich habe Schuld, ich zuerst. Was ich hätte thun müssen? Ich hätte Dir sagen müssen: Wassilissa, ich liebe Dich. Nun gut. Nun, willst Du mich heirathen? Willst Du? Allerdings, Du bist ein Bürgermädchen, zugegeben; nun, das hat aber nichts zu bedeuten. Das kommt vor. Da hatte ich auch einen Bekannten: verheirathete sich auch so. Nahm eine Finnländerin. Nahm sie und heirathete sie auch. Und Du würdest Dich mit mir gut gestanden haben. Ich bin ein guter Kerl, wahrhaftig Gott. Sieh mich nicht so an, daß ich betrunken bin, sieh lieber mein Herz an. Da, frag doch nur den. . . Menschen. Allerdings, als schuldig erscheine ich. Aber ich bin jetzt, versteht sich, getödtet.«

Iwan Afanassiewitsch bedurfte mehr und mehr der Unterstützung Opissims.

— »Aber dennoch trifft Dich Schuld, große Schuld. Ich liebte Dich, ich achtete Dich, ich. . . was nicht noch! Ich bin auch jetzt noch

bereit, meinetwegen gleich, vor den Altar. Willst Du? Sag es nur und wir wollen sofort hin. Nur hast Du mich bis aufs Blut beleidigt, — bis aufs Blut. Wenn Du mich noch selbst abgewiesen hättest, aber so durch die Tante, durch dies dicke, alte Weib! Es wäre mir ja nur eine Freude gewesen, durch Dich. Ich bin ja ein heimathloser Mensch, ich bin ja eine Waise. Wer soll jetzt freundlich gegen mich sein? Wer sagt mir ein gutes Wort? Ich bin ja eine verlassene Waise. Arm wie ne Kirchenmaus. Frag' doch nur jen. . . « — Iwan Afanassiewitsch fing an zu weinen. — »Wassilissa, hör' doch, was ich Dir sage,« fuhr er fort: — »Erlaube mir, so wie früher zu Dir zu kommen. Befürchte nichts. . . ich werde so mäuschenstill sein. Du kannst gehen, zu wem Du willst, ich — sage nichts: ganz ohne Widerspruch, weißt Du. Nun, willigst Du ein? Willst Du, so falle ich auf die Kniee? — (Und Iwan Afanassiewitsch war im Begriff die Kniee zu beugen, aber Opissim griff ihm unter die Achseln.) — Laß mich! Das geht Dich nichts an! Hier handelt es sich um das Glück eines ganzen Lebens, verstehst Du, und Du willst hindern. . . «

Wassilissa wußte nicht, was sie sagen sollte.

— »Du willst nicht. . . Nun, wie Du willst! Gott sei mit Dir! In dem Falle leb wohl! Leb wohl, Wassilissa. Ich wünsche Dir alles Glück und Gedeihen. . . aber ich. . . aber ich. . . «

Und Petuschkow begann in Strömen zu weinen. Opissim stützte ihn mit allen Kräften von rückwärts. . . wandte das Gesicht anfangs zur Seite und fing dann auch an zu weinen. . . Und Wassilissa weinte ebenfalls. . .

XI.

Etwa zehn Jahre später konnte man auf den Straßen des Städtchens O. . . . einem abgemagerten Mann begegnen, mit einer gerötheten Nase, in einen alten grünen Ueberrock mit schmutzigem Plüschkragen gekleidet. Er bewohnte einen kleinen Verschlag in der uns bekannten Bäckerei. Praskowia Iwanowna lebte nicht mehr. Der Wirthschaft stand ihre Nichte Wassilissa, mit ihrem Manne, dem Bürger Demofont vor, welcher röthliche Haare und blöde Augen hatte. Der Mann im grünen Ueberrock besaß eine Schwachheit: er liebte die Flasche, im Uebrigen benahm er sich still. Die Leser werden wahrscheinlich in ihm Iwan Afanassiewitsch erkannt haben.

1847

-Ende-

Anmerkungen

[1] Die Russen pflegen mitunter den Satztheilen ein scharfes - ss, als Ergenenheits-Partikelchen anzuhängen, eine Abkürzung von Ssudarj.. Herr, und Ssudarnia.. Madame, gnädige Frau. Es ist hier mit -r markiert. A. d. Ueb.

[2] Ein Kartenspiel.

[3] Ein russisches Sprichwort.

[4] Oben an der Wand. — Anm. d. Uebers.

[5] Sprichwort. Anm. d. Uebers.

[6] Roman von Mich. Nikolaiew. Sagoskin.

[7] Ein russischer Busdruck, der einen hohen Grad von Verlassenheit bezeichnet. — Anm. d. Uebers.

[8] Sprichwort. Anm. d. Uebers.

Kolossow

Deutsch von E. St.

In einem kleinen, gut ausgestatteten Zimmer, saßen einige junge Leute vor dem Kamine. Eine winterliche Abendgesellschaft hatte soeben ihren Anfang genommen: der Samowar brodelte auf dem Tische, die Unterhaltung war belebt und ging von einem Gegenstande auf den andern über. (Es Entspann sich ein Gespräch über ungewöhnliche Menschen und darüber, wodurch sie sich von den gewöhnlichen unterschieden. Jeder vertrat seine Meinung, so gut er es verstand; die Stimmen wurden heller und lärmender. Plötzlich erhob sich ein kleiner, blasser Mensch, welcher lange Zeit, Thee trinkend und eine Cigarre rauchend, das Durcheinanderreden seiner Genossen angehört hatte und wandte sich an uns Alle, (ich befand mich gleichfalls unter den Streitenden), mit den folgenden Worten:

— »Meine Herren! Alle Ihre tiefsinnigen Behauptungen sind in ihrer Art vortrefflich, aber ohne Nutzen. Jeder, wie das so geht, lernt die Ansicht seines Gegners kennen und Jeder bleibt bei seiner eigenen Ueberzeugung. Aber wir kommen nicht zum erstenmale zusammen, streiten nicht zum erstenmale mit einander und haben daher wahrscheinlich schon Gelegenheit gehabt, sowohl uns auszusprechen, als auch die Meinung der Andern zu erfahren. Warum geben Sie sich also solche Mühe?«

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, schleuderte der kleine Mensch gelassen seine Cigarrenasche in den Kamin, kniff die Augen zusammen und lächelte. Wir schwiegen Alle.

— »Was sollten wir denn, Deiner Ansicht nah, thun?« fragte einer von uns, — »Karten spielen oder was? Uns schlafen legen? Nach Hause gehen?«

— »Es ist angenehm Karten zu spielen und es ist nützlich zu schlafen,« entgegnete der kleine Mann, = »doch nach Hause zu gehen, ist es jetzt noch zu früh. Aber Sie haben mich nicht verstanden. Hören Sie; ich schlage vor, da es schon einmal so weit gediehen ist, daß Zeder von uns irgend eine ungewöhnliche Persönlichkeit schildert, uns sein Zusammentreffen mit irgend einem merkwürdigen Menschen erzählt. Glauben Sie mir, die allereinfachste Erzählung ist weit wirksamer, als die ausgezeichnetste Abhandlung.«

Wir dachten nach.

— »Sonderbare Geschichte,« bemerkte einer von uns, ein großer Spaßvogel, — »außer mir selbst, kenne ich nicht einen einzigen außerordentlichen Menschen und mein Leben, glaube ich, ist Euch Allen bekannt. Indessen, wenn Ihr befehlt. . . «

— »Nein,« rief ein Anderer aus, = »nicht nötig! Aber was bedarf's weiter,« setzte er hinzu, indem er sich an den Kleinen wandte, — »fang Du doch an. Du hast uns Alle aus dem Text gebracht, Dir mag auch das Wort anvertraut werden. Aber, nimm Dich in Acht, wenn Deine Erzählung uns nicht gefällt, pfeifen wir Dich aus.«

— »Meinetwegen,« antwortete Jener.

Er stellte sich an den Kamin, wir setzten uns um ihn her und wurden still. Der kleine Mann sah uns Alle an, warf dann einen Blick nach der Decke und begann folgendermaßen:

— »Vor zehn Jahren, meine geehrten Herren, war ich Student in Moskau. Mein Vater, ein tugendsamer Grundbesitzer der Steppe, hatte mich einem in den Ruhestand getretenen, deutschen Professor überantwortet, welcher es für hundert Rubel den Monat übernommen hatte, mir Essen und Trinken zu geben und meine Moralität zu überwachen. Dieser Deutsche war mit einer sehr majestätischen und ehrbaren Haltung ausgestattet; ich fürchtete ihn Anfangs ganz gehörig. Aber als ich eines schönen Abends nach Hause zurückgekehrt war, erblickte ich zu meiner unaussprechlichen Verwunderung meinen Lehrer, wie er sich mit drei oder vier Genossen an einem runden Tische niedergelassen hatte, auf welchem sich eine ziemliche Menge leerer Flaschen und halbgeleerter Gläser befand. Als er mich gesehen, erhob sich mein verehrter Lehrer, und indem er mit den Armen gestikulierte und stotterte, stellte er mich der ehrenwerten Gesellschaft vor, welche mir sofort ein Glas Punsch anbot. Dies anmutige Schauspiel wirkte erfrischend auf mein Gemüth; meine Zukunft trat in den alleranziehendsten Bildern vor mich hin. Und in der That: seit jenem denkwürdigen Tage genoß ich unbeschränkter Freiheit und es fehlte nicht viel, so prügelte ich meinen Lehrer. Er hatte eine Frau, welche fortwährend nach Rauch und Gurkenlake roch; sie war noch ziemlich jung, hatte aber schon keinen einzigen Vorderzahn mehr. Bekanntlich verlieren alle deutschen Frauen sehr früh diese unentbehrliche Zierde des menschlichen Körpers. Ich erwähne ihrer lediglich deshalb, weil sie

sich leidenschaftlich in mich verliebte und mich um ein Haar zu Tode gefüttert hätte.« — »Zur Sache, zur Sache!« riefen wir. — »Du willst uns doch nicht gar Deine Abenteuer erzählen?« — »Nein, meine Herren!« entgegnete das kleine Männchen ruhig, — »ich bin ein gewöhnlicher Sterblicher. So lebte ich denn bei meinem Deutschen, wie man zu sagen pflegt, wie in Abrahams Schooß. Die Universität besuchte ich nicht allzu fleißig, aber zu Hause that ich entschieden gar nichts. In sehr kurzer Zeit wurde ich mit allen meinen Gefährten bekannt und stand mit ihnen auf »Du«. Unter meinen neuen Bekannten war einer, — ein ganz prächtiger und guter Junge, der Sohn eines Stadt—Polizeibeamten außer Dienst. Er hieß Bobow. Dieser Bobow pflegte sehr häufig zu mir zu kommen und hatte mich anscheinend lieb. Und ich. . . wissen Sie, hatte ihn nicht gerade lieb, mochte ihn auch nicht gerade ungern, es war so — so. . . Ich muß Ihnen sagen, daß ich in ganz Moskau nicht einen Verwandten hatte, ausgenommen einen alten Onkel, welcher mich zuweilen um Geld bat. Ich ging nirgends hin und fürchtete mich namentlich vor den Frauen; ich vermied ebenso auch die Bekanntschaft mit den Eltern meiner Universitätsgenossen, von der Zeit an, als einer dieser Väter seinen Sohn in meiner Gegenwart beim Schopf gekriegt hatte, — weil an seiner Uniform ein Knopf abgerissen war, während an jenem Tage an meinem ganzen Rocke sich nicht mehr als sechs Knöpfe befanden. Im Vergleich mit vielen meiner Kameraden, galt ich für reich; mein Vater schickte mir zuweilen kleine Päckchen blauer, verschossener Kassenscheine und darum erfreute ich mich nicht allein der Unabhängigkeit, sondern ich hatte auch fortwährend Schmeichler und Dienstfertige. . . was sage ich =— ich hatte! es hatte sie sogar mein stumpfschwänziger Hund Armischka, welcher Ungeachtet seiner Jagdhund—Race, das Schießen derartig fürchtete, daß lediglich der Anblick eines Gewehrs ihn in eine unbeschreibliche Angst versetzte. Uebrigens ermangelte ich nicht, wie jeder junge Mensch, jener dumpfen, inneren Gährung, welche, nachdem sie sich in einem Dutzend mehr oder minder holpriger Gedichte gelöst hat, ein friedliches und gedeihliches Ende nimmt. Ich wollte allerlei, erstrebte allerlei und träumte über allerlei; ich gestehe, daß ich damals noch nicht recht wußte, über was ich eigentlich träumte. Jetzt sehe ich ein, was mir fehlte: — ich fühlte meine Einsamkeit, ich *lechzte* nach dem Verkehre mit, — was man so nennt, — lebendigen Menschen; das

Wort: Leben, (sprich: Läben), weckte ein Echo in meiner Seele und ich lauschte mit unbestimmter Sehnsucht auf diesen Ton. . . Valerian Nikititsch, ich bitte um eine Pachitos.

Nachdem er die Pachitos angesteckt, fuhr der kleine Mann fort.

— »Eines schönen Morgens kam Bobow ganz außer Atem zu mir gelaufen: — »Weißt Du eine große Neuigkeit, Bruder? Kolossow ist angekommen.« — »Kolossow? Was für ein Wunderthier ist Herr Kolossow?« — »Du kennst ihn nicht? Andriuscha Kolossow? Bruder, laß uns schleunigst zu ihm gehen. Er ist gestern Abend mit einer Concession als Privatlehrer zurückgekehrt.« — »Aber was für eine Art Mensch ist er denn?« — »Ein ungewöhnlicher Mensch, Brüderchen, ich bitte Dich! « — »Ein ungewöhnlicher Mensch? sagte ich, — »dann geh nur allein. Ich werde zu Hause bleiben. Wir kennen Eure ungewöhnlichen Menschen! Irgend ein halbbetrunkener Reimschmied mit einem ewig—begeisterten Lächeln!« — »Eh, nein! Solch Einer ist Kolossow nicht!« — Ich wollte eigentlich Bobow bemerken, daß es Herrn Kolossow zustände, sich bei mir einzufinden, aber ich weiß nicht weshalb, ich fügte mich Bobow und ging. Bobow führte mich in eine der schmutzigsten, krummsten und engsten Quergassen Moskau's. . . Das Haus in welchem Kolossow wohnte, war nach alter Schablone erbaut, mit allerlei Künsteleien und unbequem. Wir traten auf den Hof. Ein dickes Weib hängte Wäsche auf eine Leine, die vom Hause nach dem Zaune gezogen war. . . Kinder kreischten auf einer hölzernen Treppe. . . «

— »Zur Sache! Zur Sache!« schrien wir.

— »Ich sehe, meine Herren, Sie lieben das Angenehme nicht, sondern halten sich lediglich an das Nützliche. Bitte schön! Durch eine dunkele und schmale Passage gelangten wir an Kolossows Zimmer, — wir traten ein. Sie haben wahrscheinlich einen annähernden Begriff davon, was es heißt, das Zimmer eines armen Studenten. Gerade der Thür gegenüber, saß Kolossow auf einer Komode und rauchte eine Pfeife. Er reichte Bobow freundschaftlich die Hand und grüßte mich höflich. Ich sah Kolossow an und fühlte mich sofort unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Meine Herren! Bobow hatte sich nicht geirrt! Kolossow war in der That ein ungewöhnlicher Mensch. Gestatten Sie mir, ihn Ihnen etwas genauer zu beschreiben. . . Er war von ziemlich hoher Gestalt, schlank, geschmeidig und von sehr ansprechendem Aeußeren. Sein Gesicht. . .

. Ich finde es ziemlich schwierig, meine Herren, das Gesicht eines Menschen zu beschreiben. Es ist leicht, alle einzelnen Züge nach der Reihe durchzugehen; aber auf welche Weise soll man einem Andern das schildern, was die unterscheidende Eigentümlichkeit, das Wesen gerade *dieses* Gesichts bildete?«

— »Das, was Byron nennt »the music ot the face,« bemerkte Einer, ein überspannter, blasser Herr.

— »Ja —r. . . Und deshalb werde ich mich auf eine Andeutung beschränken: jenes besondere »Etwas«, dessen ich soeben erwähnte, bestand bei Kolossow in einem sorglos heiteren und kecken Gesichtsausdrucke und ferner in einem außerordentlich fesselnden Lächeln. Seiner Eltern erinnerte er sich nicht und wurde unter ärmlichen Verhältnissen im Hause irgend eines entfernten Verwandten erzogen, welcher wegen Bestechlichkeit aus dem Dienste entlassen war. Er hatte bis zu seinem fünfzehnten Jahre auf dem Lande gelebt; dann geriet er in Moskau zu einer alten, tauben Predigersfrau, blieb etwa zwei Jahre bei ihr, bezog die Universität und fing an, von Privatstunden zu leben. Er lehrte Geschichte, Geographie und russische Grammatik, obgleich er von diesen Wissenschaften nur einen schwachen Begriff hatte; aber erstens, sind bei uns in Rußland »Leitfaden« eingeführt, welche für Lehrer außerordentlich nützlich sind und zweitens, waren die Ansprüche der ehrenwerten Kaufleute, welche Kolossow die Ausbildung ihrer Kinder übertrugen, sehr beschränkt. Kolossow war weder ein Witzbold, noch ein Humorist, aber Sie können sich nicht vorstellen, meine Herren, wie bereitwillig wir uns diesem Menschen unterwarfen. Wir hatten gewissermaßen unfreiwillig unser Wohlgefallen an ihm; seine Worte, seine Blicke, seine Bewegungen atmeten einen solchen Jugendreiz, daß alle seine Gefährten bis über die Ohren in ihn verliebt waren. Die Professoren hielten ihn für einen nicht dummen Burschen, welcher aber keine großen Fähigkeiten habe und faul sei. Die Anwesenheit Kolossows verlieh unsern abendlichen Zusammenkünften eine besondere Harmonie: die Heiterkeit ging in seiner Gegenwart niemals in wüsten Lärm über; wurde es uns Allen einmal bekümmert, — so löste sich dieser halbkindliche Kummer in ein ruhiges, zuweilen recht gediegenes Gespräch auf und wandte sich niemals in üble Laune. Sie lächeln, meine Herren, — ich begreife ihr Lächeln: viele von uns

haben sich wirklich in der Folge als höchst seichte Menschen ausgewiesen! Aber die Jugend. . . die Jugend. . . «

»Oh, talk not to me of a name great in story!
The days of our youth are the days of our glory«

sagte eben jener blasse Herr. . .

— »Pfui, der Teufel, was haben Sie für ein Gedächtnis! und Alles aus Byron,« bemerkte der Erzähler. — »Mit einem Worte, meine Herren, Kolossow war die Seele unserer Gesellschaft. Ich schloß mich so eng an ihn an, wie ich mich nachher nicht an eine einzige Frau angeschlossen habe. Und dabei schäme ich mich jetzt nicht einmal, an jene seltsame Liebe zurück zu denken, — im wahren Sinne des Worts eine Liebe, denn, wie ich mich erinnere, hatte ich damals alle Qualen dieser Leidenschaft durchzumachen, z. B. Eifersucht. Kolossow liebte uns Alle überein, war aber einem schweigsamen, blonden und stillen jungen Menschen, Namens Gawrilow, besonders gewogen. Von diesem Gawrilow trennte er sich; beinahe niemals, flüsterte häufig mit ihm und verschwand mit ihm zusammen aus Moskau, weiß Gott wohin, auf zwei, drei Tage. . . Kolossow liebte nicht, ausgefragt zu werden und ich verlor mich in Räthseln. Nicht einfache Neugierde war es, die mich aufregte, — ich wünschte zu Kolossow in das Verhältnis eines Vertrauten, eines Schildknappen zu treten: ich war auf Gawrilow eifersüchtig; ich beneidete ihn; ich konnte mir auf keine Weise die Ursache der befremdlichen Entfernungen Kolossows erklären. Uebrigens besaß er weder jenes geheimnisvolle Wesen, mit welchem Jünglinge zu kokettieren pflegen, welche mit Eigenliebe, blassem Teint, schwarzen Haaren und einem »ausdrucksvollen« Blicke ausgestattet sind, noch jene gemachte Gleichgültigkeit, hinter welcher kolossale Kräfte vermutet werden sollen; nein, er war ganz und gar, wie man sagt, aufgeknöpft; aber wenn ihn eine Leidenschaft beherrschte, zeigte sich plötzlich in seinem ganzen Wesen eine heftige ungestüme Thätigkeit; aber er vergeudete seine Kräfte nicht zwecklos und setzte sich niemals, in keinem Falle, auf's hohe Pferd. A propos, meine Herren,. . . sagen Sie die Wahrheit: ist es Ihnen nie passiert, dazusitzen und eine Pfeife zu rauchen, mit jener schwermütig—erhabenen Miene, als ob Sie sich gerade zu einer großen That entschlossen hätten, während Sie einfach darüber nachdachten, von welcher Farbe Sie sich eine Hose machen lassen

wollten?. . . Aber die Sache ist die, daß ich der Erste war, welcher bei dem heiteren, freundlichen Kolossow diese unfreiwilligen, leidenschaftlichen Ausbrüche wahrnahm,. . . man jagt nicht ohne Grund, daß die Liebe scharfsinnig ist. Ich faßte den Entschluß, mich, koste es was es wolle, in sein Vertrauen zu drängen. Ich hatte gar keinen Grund, Kolossow den Hof zu machen; ich war ihm gegenüber so kindlich ehrfürchtig, daß er an meiner Ergebenheit nicht zweifeln konnte,. . . aber zu meinem unbeschreiblichen Aerger mußte ich mich zuletzt überzeugen, daß Kolossow eine größere Annäherung an mich vermied, daß ihm gleichsam meine unerbetene Anhänglichkeit beschwerlich war. Wenn er mich einmal mit sichtbarem Unbehagen gebeten hatte, ihm Geld zu leihen, — gab er es mir auch schon am nächsten Tage mit ironischer Dankbarkeit zurück. Im Laufe des ganzen Winters änderten sich meine Beziehungen zu Kolossow nicht um ein Haar; ich verglich oft Gawrilow mit mir, — und konnte nicht begreifen, weshalb er besser war, als ich. . . Aber plötzlich wurde Alles anders. Mitte April erkrankte Gawrilow und starb in den Armen Kolossows, welcher nicht einen Augenblick dessen Zimmer verlassen hatte und nach seinem Tode eine ganze Woche nirgends hinging. Wir trauerten alle um den armen Gawrilow; dieser blasse, schweigsame Mensch ahnte gleichsam sein Ende. Auch ich betrauerte ihn aufrichtig, aber mein Herz war beklommen, es harrte auf irgend etwas. . .

An einem unvergeßlichen Abende. . . ich lag einsam auf meinem Divan und starrte gedankenlos nach der Decke. . . öffnete Jemand rasch die Thür meines Zimmers und blieb auf der Schwelle stehen; ich erhob den Kopf, — vor mir stand Kolossow. Er trat langsam herein und setzte sich neben mich. — »Ich komme zu Dir,« sagte er in ziemlich dumpfem Tone, — »weil Du mich mehr liebst, wie die Andern. . . Ich habe meinen besten Freund verloren,« — seine Stimme bebte leicht, — »und ich fühle mich einsam. . . Ihr Alle habt Gawrilow nicht gekannt. . . habt ihn nicht gekannt«. . . Er stand auf, ging etwas im Zimmer umher und trat schnell auf mich zu. . . »Willst Du ihn mir ersetzen?« sagte er und gab mir die Hand. Ich sprang auf und warf mich an seine Brust. Meine aufrichtige Freude rührte ihn. . . Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, ich rang nach Atem. . . Kolossow sah mich an und lachte leise. Es wurde Thee gebracht. Beim Thee sprach er sich über Gawrilow aus; ich erfuhr, daß dieser schüchterne

und sanfte Junge Kolossow das Leben rettete — und ich mußte mir selbst gestehen, daß ich an Stelle Gawrilows es hätte ausplaudern, — mich meines Glückes hätte rühmen müssen. Es schlug acht Uhr. Kolossow stand auf, trat an's Fenster, trommelte ein wenig an den Scheiben, drehte sich schnell zu mir um, wollte etwas sagen,. . . und setzte sich schweigend auf seinen Stuhl. Ich ergriff seine Hand. — »Kolossow! Wirklich, wirklich, ich verdiene Dein Vertrauen!« — Er sah mir gerade in die Augen. — »Nun, wenn das der Fall ist,« sagte er endlich, — »so nimm Deine Mütze, komm.« — »Wohin?« — »Gawrilow pflegte mich nicht zu fragen.« — Ich schwieg sofort. — »Kannst Du Karten spielen?« — »Ja.«

»Wir gingen fort, nahmen eine Droschke bis nach dem. . . schen Schlagbaume. Dort stiegen wir aus. Kolossow ging ziemlich rasch voran, ich hinter ihm her. Wir folgten der Chaussee. Nachdem wir etwa ein Werst zurückgelegt hatten, bog Kolossow zur Seite. Unterdes war es finstere Nacht geworden. Rechts, — flimmerten im Nebel die Lichter und ragten die zahllosen Kirchen der gewaltigen Stadt; links, — neben einem Walde, weideten zwei weiße Pferde auf einer Wiese; vor uns breitete sich Feld aus, auf dem ein grauer Dunst lagerte. Ich ging schweigend hinter Kolossow. Plötzlich blieb er stehen, streckte den Arm nach vorn aus und sagte: »Sieh, dorthin gehen wir.« Ich erblickte ein kleines, dunkles Häuschen; zwei Fensterchen leuchteten schwach im Nebel. — »In diesem Hause,« — fuhr Kolossow fort, = »wohnt ein gewisser Ssidorenko, ein verabschiedeter Lieutenant, mit seiner Schwester, einer alten Jungfrau, — und seiner Tochter. Ich werde Dich für meinen Verwandten ausgeben, — und Du wirst Dich mit ihnen zum Kartenspiel hinsetzen.« — Ich nickte schweigend mit dem Kopfe. Ich wollte Kolossow beweisen, daß ich nicht weniger als Gawrilow zu schweigen verstände. . . Aber ich gestehe, daß mich die Neugierde sehr quälte. Als wir unter die Vortreppe des Häuschens traten, erblickte ich am erleuchteten Fenster die schlanke Gestalt eines Mädchens. . . Sie erwartete uns anscheinend und verschwand sofort. — Wir betraten einen dunkeln und engen Flur. Eine einäugige, bucklige Alte kam zu unserm Empfange heraus und sah mich verwundert an. — »Iwan Ssemenitsch zu Hause?« fragte Kolossow: = »Ja —r.« — »Ich bin zu Hause!« ertönte eine kräftige Männerstimme aus der Thür heraus. Wir traten in einen Saal, wenn man ein langes, ziemlich schmutziges Zimmer so nennen kann; ein kleines, altes

Klavier drückte sich bescheiden in ein Winkelchen neben dem Ofen; einige Stühle figurierten an den, dermaleinst gelben, Wänden. In mitten des Zimmers stand ein Mann von etwa fünfzig Jahren, hochgewachsen, gebeugt, in einem fettigen Schlafrocke. Ich sah ihn mir etwas schärfer an: mürrisches Gesicht, struppige Haare, niedrige Stirn, graue Augen, gewaltiger Schnurrbart, die Lippen. . . Netter Kerl! dachte ich. — »Wir haben Sie ziemlich lange nicht gesehen, Andrei Nikolajitsch!« =— sagte er, indem er diesem seine unförmige, rote Hand entgegen streckte, — »ziemlich lange! Aber wo ist denn Sebastian Sebastianitsch?« — »Gawrilow ist todt, « antwortete Kolossow traurig. — »Todt! Potz tausend! Und wer ist dies? — »Mein Verwandter, — ich habe die Ehre vorzustellen: Nikolai Alex. . . = » Schon gut, schon gut,« unterbrach ihn Iwan Ssemenitsch, — »erfreut, sehr erfreut. Spielt er denn Karten?« — »Ja, gewiß!« — »Nun, das ist schön; dann werden wir uns gleich hinsetzen. He! Matrena Ssemenowna, — wo bist Du? den Spieltisch — so schnell wie möglich!. . . Und Thee!« Mit diesen Worten ging Herr Ssidorenko in's andere Zimmer. Kolossow sah mich an. =»Hör mal,« sagte er, — »ich schäme mich, Gott weiß wie!« — Ich hielt ihm den Mund zu. . . »Nun, wie wird es, Väterchen, wie heißen Sie doch gleich, — bitte hierher, « rief Iwan Ssemenitisch. Ich ging in's Empfangszimmer. Dasselbe war noch kleiner, als das Eßzimmer. An den Wänden hingen einige abscheuliche Bilder; vor dem Divan, aus dem an einigen Stellen das Seegras herausquoll stand ein grüner Tisch; auf dem Divan hatte sich Iwan Ssemenitsch niedergelassen und mischte schon die Karten; neben ihm, auf der äußersten Kante des Sessels, saß eine hagere Frau in weißer Haube und schwarzem Tuche, gelb, runzlig, mit blöden Augen und dünnen Katzen—Lippen. — »Hier,« — sagte Iwan Ssemenitsch, — »ich mache Dich mit dem Herrn bekannt; der Frühere ist todt; Andrei Nikolajewitsch hat einen Andern mitgebracht; sehen wir, wie er spielt!« — Die alte Dame verbeugte sich unbeholfen und bekam dabei einen heftigen Hustenanfall. Ich sah mich um; Kolossow war nicht mehr im Zimmer. — »Nun hast Du genug gehustet, Matrena Ssemenowna, — die Schafe husten,« brummte Ssidorenko. Ich setzte mich; das Spiel begann. Herr Ssidorenko geriet bei dem geringsten Fehler, den ich machte, in Hitze und Wuth; auch die Schwester überschüttete er mit Vorwürfen; aber sie hatte sich augenscheinlich schon an die Liebenswürdigkeiten ihres Bruders gewöhnt und

blinzelte nur mit den Augen. Als er jedoch Matrena Ssemenowna erklärte, daß sie der »Antichrist « sei, fuhr die arme alte Dame auf. — »Sie haben Ihre Gattin, Anphisa Karpowna, unter die Erde gebracht, Iwan Ssemenitsch, — sagte sie aufgebracht, — »aber mich werden Sie nicht unter die Erde bringen!« — »Das wäre?« = »Nein, mich nicht!« — »Das wäre?« —»Nein, mich nicht!« — In dieser Weise zankten sie ziemlich lange mit einander. Meine Lage war, wie Sie hieraus ersehen wollen, nicht nur wenig beneidenswerth, sondern sogar geradezu albern; ich begriff nicht, wie es Kolossow einfallen konnte, mich hierher zu bringen. . . Ich war nie im Leben ein guter Spieler, aber jetzt hatte ich das Gefühl, daß ich unter aller Kritik schlecht spielte. — »Nein!« wiederholte der Lieutenant a. D. unaufhörlich, — »Sie stehen weit hinter Sebastianitsch zurück! Nein! Sie spielen zerstreut!« — Ich schickte ihn, selbstverständlich, innerlich zu allen Teufeln. Diese Folter dauerte gegen zwei Stunden; ich wurde bis auf den letzten Heller ausgezogen. Vor Beendigung des letzten Robbers hörte ich hinter meinem Stuhle ein leichtes Geräusch, — drehte mich um und erblickte Kolossow; neben ihm stand ein etwa siebzehnjähriges Mädchen und sah mich mit kaum merklichem Lächeln an. — »Stopfe mir doch meine Pfeife, Barbe,« brummte Iwan Ssemenitsch. Das Mädchen flatterte sofort in's andere Zimmer. Ihr Aeußeres war nicht gerade hübsch, sie war ziemlich blaß und ziemlich mager, aber weder früher, noch später, sah ich solche Augen, solche Haare. Der Robber erreichte glücklich sein Ende; ich bezahlte. Ssidorenko steckte sich eine Pfeife an und stöhnte: »Nun, jetzt wird es Zeit zu Abend zu essen!« — Kolossow stellte mich Barbe vor, d. h. Barbara Iwanowna, der Tochter Iwan's Ssemenitsch. Barbe wurde verlegen; auch ich wurde verlegen. Aber Kolossow brachte in seiner gewohnten Weise Alles und Alle wieder in Ordnung: er forderte Barbe auf, sich an's Klavier zu setzen, bat sie, einen Tanz zu spielen und ging daran, mit Iwan Ssemenitsch in die Wette kunstvoll einen Kosakentanz auszuführen. Der Lieutenant kreischte, stampfte und machte mit den Beinen so unbegreifliche Kunststücke, daß selbst Matrena Ssemenowna sich vor Lachen ausschüttete und nach oben in ihr Zimmer ging. Die bucklige Alte deckte den Tisch; wir setzten uns zum Abendessen. Während desselben erzählte Kolossow verschiedene dumme Streiche; der Lieutenant lachte betäubend; ich beobachtete von unter dem Berge her, Barbe. Sie wendete die Augen nicht von

Kolossow ab. . . und ich konnte allein schon aus dem Ausdrucke ihres Gesichtes erraten, daß sie ihn liebte — und auch von ihm geliebt wurde. Ihre Lippen waren leicht geöffnet, ihr Kopf war ein wenig vorgebeugt, über das ganze Gesicht spielte eine zarte Röthe; mitunter atmete sie tief auf, senkte plötzlich die Augen und lachte leise. . . Ich freute mich für Kolossow. . . Aber dabei war ich doch, hol der Teufel, neidisch. . .

Nach Tisch griffen Kolossow und ich sogleich nach den Mützen, was übrigens den Lieutenant nicht hinderte, gähnend zu sagen: »Sie haben lange gesessen, meine Herren; Sie müssen nun auch ein Ende zu machen wissen. « — Barbe geleitete Kolossow auf den Hausflur. — »Wann kommen Sie denn wieder, Andrei Nikolajewitsch?* flüsterte sie ihm zu. — »In einigen Tagen, auf jeden Fall.« — »Bringen Sie ihn dann wieder mit?« setzte sie mit einem sehr verschmitzten Lächeln hinzu. — »Versteht sich, versteht sich. «. . . Gehorsamer Diener! dachte ich. . .

Auf dem Rückwege erfuhr ich Folgendes. Vor etwa sechs Monaten war Kolossow auf ziemlich seltsame Weise mit Herrn Ssidorenko bekannt geworden. An einem regnerischen Abende kehrte Kolossow von der Jagd heim — und näherte sich bereits dem. . . schen Schlagbaume, als er plötzlich in geringer Entfernung vom Wege ein von Flüchen unterbrochenes Stöhnen vernahm. Da er ein Gewehr bei sich hatte, besann er sich nicht lange, ging direkt auf die Wehklage los und fand einen Mann mit verrenktem Fuße am Boden liegend. Dieser Mann war Herr Ssidorenko. Mit Mühe geleitete er ihn nach Hause, übergab ihn der Fürsorge der erschreckten Schwester und Tochter und eilte nach einem Arzte. . . Inzwischen wurde es Morgen; Kolossow konnte sich vor Ermattung kaum noch auf den Beinen halten. Mit Einwilligung von Matrena Ssemenowna warf er sich im Empfangszimmer auf den Divan und schlief ein paar Stunden bis acht Uhr. Als er erwacht war, wollte er sich sofort nach Hause begeben, aber man ließ ihn nicht gehen, sondern setzte ihm Thee vor. Nachts hatte er ein paarmal flüchtig das blasse Gesichtchen Barbara's Iwanowna gesehen, er hatte ihr seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, aber Morgens gefiel sie ihm entschieden. Matrena Ssemenowna pries und dankte Kolossow in geschwätziger Weise. Barbe saß schweigend dabei, schenkte Thee ein, sah ihn mitunter an und reichte ihm mit schüchterner, verschämter Aufmerksamkeit,

bald die Tasse, bald die Sahne, bald die Zuckerdose. Um diese Zeit erwachte der Lieutenant und verlangte mit lauter Stimme die Pfeife und fing dann, nach kurzer Pause, an zu schreien: »Schwester, he, Schwester!« Matrena Ssemenowna begab sich zu ihm ins Schlafzimmer. — »Wie ist es, ist dieser — wie heißt er, weiß der Teufel! schon gegangen oder nicht? — »Nein, ich bin noch hier,« antwortete Kolossow, indem er an die Thür trat: — »Geht's Ihnen jetzt besser?« — »Ja,« antwortete der Lieutenant, — kommen Sie doch hier herein, Väterchen.« Kolossow ging hinein. Ssidorenko betrachtete ihn sich und sagte verdrießlich, — »Nun, ich danke; kommen Sie doch mal wieder zu mir, — wie heißen Sie nur, der Teufel kennt Sie?« — »Kolossow,« erwiderte Andrei. =»Nun, gut, gut, sprechen Sie mal vor; aber jetzt haben Sie hier nichts mehr zu suchen; Sie werden vermutlich zu Hause erwartet. « — Kolossow ging hinaus, verabschiedete sich von Matrena Ssemenowna, machte Barbara Iwanowna eine Verbeugung und kehrte heim. Von jetzt an begannen seine Besuche bei Iwan Ssemenitsch, anfangs selten, dann immer häufiger und häufiger. — Es wurde Sommer: er pflegte dann sein Gewehr zu nehmen, die Jagdtasche umzuhängen, als ob er — auf die Jagd wollte, — ging aber zum Lieutenant a. D. und verbrachte dort den Tag bis zum Abend. Der Vater Barbara's Iwanowna diente gegen fünfundzwanzig Jahre in der Armee, erübrigte sich ein kleines Sümmchen und kaufte sich zwei Werst von Moskau einige Dessätinen Land. Er konnte kaum lesen und schreiben; aber ungeachtet seiner äußeren Ungewandtheit und Plumpheit, war er einsichtig und schlau, mitunter sogar schelmisch, wie viele Kleinrussen. Er war ein schrecklicher Egoist, eigensinnig, wie ein Stier, und überhaupt sehr unliebenswürdig, namentlich gegen Bekannte; ich entdeckte sogar zufällig etwas der Art, wie Verachtung gegen das Menschengeschlecht bei ihm. Er versagte sich selbst gar nichts, wie ein verzogenes Kind, wollte mit Niemand Verkehr haben und lebte ganz »nach seinem Gefallen.« Wir unterhielten uns einst mit einander über Ehen im Allgemeinen. — »Die Ehe. . . die Ehe,« sagte er, — »nun, wem zum Teufel werde ich meine Tochter zur Frau geben? Nun, zu welchem Zwecke? Daß ihr Mann sie knufft, wie ich meine Selige geknufft habe? Und dann ich, wer bleibt mir?« Damit ist der Lieutenant a. D. Iwan Ssemenitsch gekennzeichnet. Kolossow

besuchte ihn, wie sich von selbst versteht, nicht um seinetwillen, sondern wegen seiner Tochter. —

Eines schönen Abends saß Andrei mit ihr im Garten und plauderte über irgend etwas. Iwan Ssemenitsch kam zu ihnen heran, sah Barbe verdrießlich an und rief Andrei bei Seite. — »Hör mal, Brüderchen,« sagte er zu ihm, — »wie ich sehe, macht es Dir Vergnügen mit meiner einzigen Tochter zu plaudern, aber mich alten Mann langweilt das; bring mir doch irgend Jemand mit, sonst habe ich Niemand zum Kartenspielen; hörst Du? Dich allein werde ich nicht zulassen.« — Am nächsten Tage erschien Kolossow mit Gawrilow und der arme Sebastian Sebastianitsch spielte während des ganzen Herbstes und Winters mit dem pensionierten Lieutenant Abend für Abend Karten; dieser würdige Mann ging mit ihm, wie man zu sagen pflegt, ohne alle Zeremonie um, d. h. außerordentlich grob. Nun werden Sie wohl begriffen haben, meine Herren, warum Kolossow, nach dem Tode Gawrilows, mich mit sich zu Iwan Ssemenitsch nahm. Nachdem Kolossow mir alle diese Einzelheiten mitgeteilt hatte, setzte er hinzu: »Ich liebe Barbe; sie ist ein allerliebstes Mädchen; auch Du hast ihr gefallen. «

Ich habe es, glaube ich, vergessen, Ihnen zur Kenntniß zu bringen, meine verehrten Herren, daß ich bis dahin die Frauen scheute und sie mied, obwohl ich in Einsamkeit ganze Stunden von Rendezvous, Liebe, gegenseitiger Liebe, u. s. w. träumte. Barbara Iwanowna war das erste Mädchen, mit welcher zu unterhalten, mich die Nothwendigkeit zwang, — ausschließlich die Nothwendigkeit. Barbe war ein Mädchen, wie alle übrigen, — aber dabei gibt es solcher Mädchen im heiligen Rußland sehr wenige. Sie werden mich fragen: weshalb? Deshalb, weil ich bei ihr niemals Gezwungenheit, Unnatürlichkeit, Geziertheit wahrgenommen habe: deshalb, weil sie ein biederes, offenes, etwas schwermütiges Geschöpf war; deshalb, weil man sie nicht »Fräulein « nennen konnte. Mir gefiel ihr bescheidenes Lächeln; ich liebte ihre treuherzig—klangvolle Stimme, ihr leichtes, heiteres Lachen, ihre aufmerksamen, obwohl keineswegs »tiefen« Blicke. Dies Kind hatte allerdings wenig »Fonds«, aber man hatte unwillkürlich sein Wohlgefallen an demselben, wie man sich Abends über den unvermuteten Schlag der Goldamsel in einem hohen, dunkeln Birkenhaine freut. Ich muß gestehen, daß ich zu einer andern Zeit ziemlich gleichgültig an einem solchen Wesen

vorübergegangen wäre: mir steht jetzt der Sinn nicht nach einsamen Abendspaziergängen, nicht nach; Goldamseln; aber damals. . .

Meine Herren, ich glaube, daß Sie, wie alle ordentlichen Menschen, wenigstens einmal im Laufe Ihres Lebens verliebt gewesen sind und aus eigener Erfahrung wissen, auf welche Weise Liebe im menschlichen Herzen entsteht und sich entwickelt und ich will mich deshalb nicht weiter darüber auslassen, was damals in mir vorging. — Kolossow und ich gingen ziemlich häufig zu Iwan Ssemenitsch, und obgleich mich die verdammten Karten mehr als einmal zur vollständigen Verzweiflung brachten, so liegt doch schon in der Nähe des geliebten weiblichen Wesens, (ich begann Barbe zu lieben), ein eigentümlicher, süßer und quälender Trost. Ich bemühte mich nicht, dies entstehende Gefühl zu unterdrücken; außerdem war es, als ich dahin kam, es beim rechten Namen zu nennen, bereits zu stark geworden. . . Ich hätschelte meine Liebe und verbarg sie eifersüchtig und ängstlich. Mir gefiel selbst diese peinigende Gährung der verschwiegenen Leidenschaft. Meine Leiden raubten mir indeß weder den Schlaf noch den Appetit; aber ich hatte ganze Tage lang jenes eigentümliche, physische Gefühl in der Brust, welches ein Anzeichen vom Dasein der Liebe ist. Ich bin nicht im Stande, Ihnen den Kampf der verschiedenartigsten Empfindungen zu schildern, welcher in meinem Innern vorging, wenn z. B. Kolossow mit Barbe aus dem Garten zurückkehrte und ihr ganzes Gesicht schwärmerische Zuneigung und Ermattung vom Uebermaß des Glückes atmete. . . Sie hatte sich so sehr in ihn eingelebt, war so sehr von ihm erfüllt, daß sie unmerklich seine Gewohnheiten annahm, so blickte, so lachte, wie er. . . Ich stellte mir vor, welche Augenblicke sie mit Andrei verlebte, welche Seligkeit sie ihm verdankte. . . Und er. . . Kolossow büßte seine Freiheit nicht ein; in ihrer Abwesenheit, dachte er, glaube ich, gar nicht einmal an sie; er war stets derselbe sorglose, heitere, glückliche Mensch, als den wir ihn immer gekannt hatten.

So gingen wir denn, wie ich Ihnen schon sagte, ziemlich oft zu Iwan Ssemenitsch. Zuweilen, (wenn er nicht bei Laune war), pflanzte mich der pensionierte Lieutenant nicht an den Spieltisch; in solchen Fällen drückte er sich schweigend in einen Winkel, runzelte die Stirn und sah Alle wie ein Wolf an. Zuerst freute ich mich, daß er solche Nachsicht übte; aber später pflegte ich ihn selbst um ein »Whisthen« zu bitten, denn die Rolle eines Dritten ist so unerträglich! Ich war

sowohl Kolossow, wie Barbe in verdrießlicher Weise unbequem, obwohl sie einander selbst die Versicherung gaben, daß in meiner Gegenwart keine Umstände gemacht zu werden brauchten!. . .

Unterdes ging die Zeit hin. . . Sie waren glücklich —.. Es ist nicht meine Liebhaberei, das Glück Anderer zu beschreiben. Aber da begann ich die Wahrnehmung zu machen, daß das kindliche Entzücken Barbe's allmählich einem frauenhaften, unruhigeren Gefühle wich. Ich merkte, daß sich das neue Lied nach einer alten Melodie abspielte, d. h. daß Kolossow bei Kleinem. . . kühler wurde. Diese Entdeckung, gestehe ich, erfreute mich; ebenso gestehe ich, daß ich nicht den geringsten Unwillen gegen Andrei empfand.

Die Zwischenräume zwischen unsern Besuchen wurden immer größer und größer. . . Barbe begann, uns mit verweinten Augen zu empfangen. Es gab Vorwürfe zu hören. . . Es kam vor, daß ich Kolossow mit verstellter Gleichgültigkeit fragte: »Wie ist es? Werden wir heute zu Iwan Ssemenitsch gehen?« — Er sah mich kalt an und sagte ruhig, — »Nein, wir werden nicht hingehen.« — Mitunter kam es mir so vor, als ob er verschlagen lächelte, wenn er mit mir von Barbe sprach. . . Ueberhaupt, ich ersetzte ihm Gawrilow nicht. . . Gawrilow war tausendmal besser und dummer als ich. —

Gestatten Sie mir jetzt eine kleine Abschweifung. Als ich Ihnen von meinen Universitätsfreunden erzählte, erwähnte ich nicht eines gewissen Herrn Schitow. Dieser Schitow war fünfunddreißig Jahr alt; er war bereits seit zehn Jahren auf der Universität. Noch jetzt sehe ich sein ziemlich langes, blasses Gesicht, die kleinen braunen Augen, die lange, an der Spitze etwas zur Seite gebogene Adlernase, die schmalen, spöttischen Lippen, den feierlichen Schopf, das Kinn, welches selbstzufrieden in die breite, verschossene Krawatte von schwarzblauer Farbe hineintauchte, das Vorhemd mit Bronze—Knöpfen, den blauen, offen stehenden Frack, die bunte Weste, — lebhaft vor mir! Ich glaube sein unangenehmes, dröhnendes Lachen zu hören. . . Er trieb sich überall umher, zeichnete sich in allen möglichen »Tanzklassen« aus. . . Ich erinnere mich, daß ich seine cynischen Erzählungen nicht ohne besonderen Schauder anhören konnte. . . Kolossow verglich ihn einst mit dem nicht ausgefegten Zimmer einer russischen Gastwirthschaft. . . ein abscheulicher Vergleich! Und dabei besaß dieser Mensch eine große Menge von Geist, gesunden Verstandes, Beobachtungsgabe, Witz. . . Er machte

uns zuweilen durch irgend einen gescheiten, treffenden und scharfsinnigen Ausspruch so verdutzt, daß wir unwillkürlich ganz still wurden und ihn erstaunt ansahen. Aber es ist ja einem Russen ganz einerlei, ob er eine Dummheit gesagt hat oder etwas Verständiges. — Besonders fürchteten Schitow jene selbstgefälligen, träumerischen und unbegabten Jünglinge, welche ganze Tage über einem Dutzend elender Strophen brüten, die sie mit singendem Tonfall ihren »Freunden « vorlesen und alles positive Wissen verachten. Einen von diesen vertrieb er geradezu aus Moskau, indem er ihm unaufhörlich zwei seiner Strophen wiederholte:

Das menschliche Subject. . .
Dies mutlose Skelett,

»Subject« reimte sich auf »Skelett«. Indes that Schitow selbst ebenfalls nichts und lernte nichts. . . Aber das war ganz in Ordnung. Nun begann dieser Schitow, Gott weiß weshalb, sich über meine romantische Zuneigung zu Kolossow lustig zu machen. Das erste Mal jagte ich ihn mit edlem Unwillen zum Teufel; das zweite Mal erklärte ich ihm mit kalter Verachtung, daß er nicht fähig jetzt, über unsere Freundschaft zu urteilen, — Jedoch jagte ich ihn nicht zum Teufel; und als er beim Abschiede von mir, die Bemerkung machte, daß ich ohne Kolossows Erlaubnis nicht einmal wagte, ihn zu loben, erfaßte mich Aerger; die letzten Worte Schitows trafen mich in's Herz. Mehr als vierzehn Tage sah ich Barbe nicht. . . Stolz, Liebe, unruhige Erwartung eine Menge von Gefühlen regten sich in mir. . . mir war schließlich Alles einerlei und ich begab mich in entsetzlicher Herzensbeklommenheit allein zu Iwan Ssemenitsch.

Ich weiß nicht, wie ich nach dem bekannten Häuschen hingelangte; ich erinnere nur, daß ich mich einige Male am Wege hinsetzte um auszuruhen, — nicht von der Ermüdung, sondern von der Aufregung. Ich trat auf den Hausflur, aber ehe noch ein Wort über meine Lippen gekommen war, öffnete sich schon die Saalthür und Barbe eilte mir aus derselben entgegen. — »Endlich!« sagte sie mit bebender Stimme: — »aber wo ist denn Andrei Nikolajewitsch?« — »Kolossow ist nicht mitgekommen. . . «, murmelte ich mit Mühe. . . »Nicht mitgekommen!« wiederholte sie. — »Nein. . . er läßt Ihnen sagen, daß. . . er abgehalten wurde. . . «« — Ich wußte in der That nicht, was ich sagte und wagte nicht, die Augen aufzuheben. Barbe stand ohne

sich zu rühren und schweigend vor mir. Ich blickte sie an. Sie wandte sich zur Seite; zwei dicke Thränen rollten ihr langsam über die Wangen. Im Ausdrucke ihres Gesichts lag so viel plötzliches, bitteres Weh, der Kampf zwischen Scham, Gram, dem Vertrauen zu mir, drückte sich so treuherzig, so rührend in der unwillkürlichen Bewegung ihres armen Köpfchens aus, daß sich mir das Herz in der Brust umdrehte. Ich trat etwas vor. . . sie fuhr rasch zusammen und eilte fort. — Im Saale begegnete mir Iwan Ssemenitsch. — »Wie kommt denn das, Väterchen, Sie sind allein?« fragte er mich, indem er sonderbar mit dem linken Auge zwinkerte. — »Ja, ich bin allein,« antwortete ich verlegen. Ssidorenko lachte auf eimmal laut auf und ging in's andere Zimmer. Ich befand mich noch niemals in einer so überaus albernen Lage, — weiß der Teufel, wie ekelhaft! Aber da war nichts zu machen. Ich begann im Saale auf und nieder zu gehen. — »Worüber fing nur dieser dicke Keiler an zu lachen?« dachte ich. —

Matrena Ssemenowna kam mit einem Strumpfe in der Hand in den Saal und setzte sich an's Fenster. Ich eröffnete ein Gespräch mit ihr. — Inzwischen wurde Thee gereicht. Barbe kam von oben, blaß und kummervoll. Der verabschiedete Lieutenant witzelte auf Kosten Kolossow's. — »Ich weiß, sagte er, — »was er für ein sauberer Vogel ist; jetzt wird man ihm, wie ich glaube, wohl keinen Honig um den Mund streichen!«

Barbe stand eilig auf und ging hinaus. Iwan Ssemenitsch sah hinter ihr her und pfiff schelmisch. — »Ist es denn möglich,« dachte ich, — »daß er Alles weiß?« Und der Lieutenant, als hätte er meine Gedanken erraten, nickte bestätigend mit dem Kopfe. — Gleich nach dem Thee stand ich auf und empfahl mich. »Sie, Väterchen, werden wir noch wiedersehen,« bemerkte der Lieutenant, sich zu mir wendend. Ich erwiderte kein Wort, — ich bekam geradezu Furcht vor diesem Menschen. Auf der Treppe wurde meine Hand von einer andern kalten Hand erfaßt, — ich sah um: es war Barbe. — »Ich muß mit Ihnen sprechen,« flüsterte sie. — »Kommen Sie morgen etwas früher, direkt in den Garten. Nach Tisch schläft Papa; Niemand wird uns stören.« — Schweigend drückte ich ihr die Hand und wir trennten uns.

Am nächsten Tage war ich schon um drei Uhr Nachmittags im Garten Iwan's Ssemenitsch. Am Morgen hatte ich Kolossow nicht gesehen, obgleich er mich aufgesucht hatte. Es war ein trüber, doch

ruhiger und warmer Herbsttag. Die gelben, dünnen Halme schwankten auf dem gebleichten Nasen; durch die dunkelbraunen, blätterlosen Zweige der Haselstaude hüpften behende Meisen; verspätete Lerchen liefen schnell den Weg entlang; hier und da schlüpfte vorsichtig ein Hase durch's Kraut; eine Heerde streifte träge über die Stoppeln. Ich traf Barbe im Garten, unter einem Apfelbaume, auf einer Bank; sie trug ein dunkles, etwas kraus gewordenes Kleid; in ihrem müden Blicke, in ihrer nachlässigen Frisur, sprach sich ein unverstellter Kummer aus.

Ich setzte mich neben sie. Wir schwiegen beide. Sie drehte lange irgend eine Blume in den Händen hin und her, beugte den Kopf, dann sagte sie, — »Andrei Nikolajewitsch. . . « Ich bemerkte sofort an den Bewegungen ihrer Lippen, daß sie anfangen wollte zu weinen und suchte sie zu trösten, sie mit Wärme von der Zuneigung Andrei's zu überzeugen. . . Sie hörte mich an, schüttelte traurig das Haupt, äußerte ein unverständliches Wort und schwieg dann wieder, weinte aber nicht. Die ersten Augenblicke, welche ich vor allen Dingen fürchtete, gingen ziemlich glücklich vorüber. Nach und nach sprach sie sich über Andrei aus. — »Ich weiß, daß er mich jetzt nicht mehr liebt,« sagte sie wiederholt. — »Gott sei mit ihm! Ich kann mir nicht denken, wie ich ohne ihn leben soll. . . Ich schlafe keine Nacht, ich weine immer. . . Was soll ich anfangen!. . . Was soll ich nur anfangen?* Ihre Augen füllten sich mit Thränen. — »Er schien mir ein so guter Mensch zu sein. . . und nun. . . « Barbe trocknete ihre Thränen ab, hustete und richtete sich auf. — »Es scheint mir noch gar nicht so lange her,« — fuhr sie fort, = »daß er mit mir auf dieser Bank saß und aus Puschkin vorlas. . . « Die naive Gesprächigkeit Barbe's rührte mich. Ich hörte ihre Geständnisse schweigend an. Mein Herz wurde langsam von einer bitteren, quälenden Seligkeit erfüllt; ich wandte die Augen nicht ab von diesem blassen Gesichte, von diesen langen, feuchten Wimpern, von diesen halbgeöffneten, trockenen Lippen. . . Und dabei fühlte ich. . . Beliebt es Ihnen, eine kleine psychologische Auseinandersetzung meiner damaligen Gefühle anzuhören? Erstens, quälte mich der Gedanke, daß ich nicht derjenige war, der geliebt wurde, daß nicht ich Barbe zu leiden genötigt; zweitens, freute ich mich über ihr Vertrauen, denn ich wußte, sie würde mir dafür dankbar sein, daß ich ihr die Möglichkeit geboten hatte, ihren Kummer auszusprechen; drittens, gab ich mir

innerlich das Wort, Kolossow und Barbe wieder zu vereinigen und mich tröstete das Bewußtsein meiner Hochherzigkeit,. . . viertens, hoffte im durch meine Selbstverleugnung das Herz Barbe's zu rühren, — und dann. . . Sie sehen, im schone mich nicht und es ist, Gott sei Dank, Zeit dazu! Aber da schlug es auf dem Thurme des. . . schen Klosters fünf Uhr; es wurde schnell dunkel. Barbe stand hastig auf, drückte mir ein Briefchen in die Hand und ging nach Hause. Ich holte sie wieder ein, versprach ihr Andrei herzubringen und leise, als wäre ich ein glücklich Liebender, eilte ich durch die Pforte ins Feld. Auf dem Briefchen standen in ungleichmäßiger Handschrift die Worte: »Dem geehrten Herrn Andrei Nikolajewitsch«.

Gleich am nächsten Tage früh Morgens begab ich mich zu Kolossow. Ich gestehe, obgleich ich mir sagte, daß meine Absichten nicht nur edel, sondern auch von hochherziger Selbstverleugnung erfüllt waren, daß ich dennoch eine gewisse Befangenheit, ja Verlegenheit fühlte. Ich kam zu Kolossow. Bei ihm war ein gewisser Pusyritzyn, ein Student, der noch die Universität besuchte, einer der Verfasser jener Romane, die unter dem Namen »Moskauer« oder »graue Romane« bekannt sind. Pusyritzyn war ein sehr guter, schüchterner Mensch, hatte aber trotz seiner dreiunddreißig Jahre, immer die Absicht bei den Husaren einzutreten. Er gehörte zu den Leuten, die durchaus einmal alle vierundzwanzig Stunden eine Phrase, wie z. B. »Daß es von Farbenpracht vernichtet werde, — Das ist das Loos des Schönen auf der Erde,« von sich; geben müssen, um dann die ganze übrige Zeit des Tages, mit der ihnen eigenen Behaglichkeit im Kreise »guter Kameraden« ihre Pfeife zu rauchen. Aus diesem Grunde nannte man ihn denn auch einen Idealisten. Also, dieser Pusyritzyn war bei Kolossow und las ihm irgend einen »Abriß« vor. Ich hörte zu: es handelte sich um einen Jüngling, der ein Mädchen liebt, sie tödtet, u. s. w. Schließlich war Pusyritzyn zu Ende und entfernte sich. Seine ungeschickte Arbeit, die feierlich—gellende Stimme, seine Anwesenheit überhaupt, hatte in Kolossow eine spottsüchtige Gereiztheit erweckt. Ich fühlte, daß ich nicht zu rechter Zeit gekommen war, aber da war nichts zu machen; ohne jede Vorrede übergab ich ihm Barbe's Brief.

Kolossow sah mich überrascht an, erbrach den Brief, durchlief ihn mit den Augen, schwieg etwas und lächelte dann ruhig. — »So ist es!« sagte er schließlich. —»Du warst also bei Iwan Ssemenitsch?« — »Ja,

gestern, allein, antwortete im kurz und entschlossen. — »Ah!«. . . bemerkte Kolossow spöttisch; und steckte sich eine Pfeife an. — »Andrei, sagte ich zu ihm, — »hast Du kein Mitleid mit ihr?. . . Wenn Du ihre Thränen gesehen hättest. . . Und ich begann, meinen gestrigen Besuch beredt zu schildern. Ich war wirklich gerührt. Kolossow schwieg und rauchte seine Pfeife. — »Du saßest mit ihr im Garten unter dem Apfelbaume?« sagte er schließlich. »Ich erinnere, daß auch ich im Mai mit ihr auf jener Bank saß. . . Der Apfelbaum stand in der Blüte, zuweilen fielen zarte, weiße Blüten auf uns hernieder, ich hielt Barbe's beide Hände. . . wir waren damals glücklich. . . Jetzt hat der Apfelbaum ausgeblüht, und dann sind auch die Aepfel, die er trägt, sauer. « — Ich fuhr in edlem Unwillen auf, warf Andrei Kälte und Grausamkeit vor, setzte ihm auseinander, daß er nicht das Recht habe, ein Mädchen, bei dem er eine Menge neuer Eindrücke hervorgerufen habe, so plötzlich zu verlassen, bat ihn, wenigstens hinzugehen und sich von Barbe zu verabschieden. Kolossow hörte mich bis zu Ende an. — »Nehmen wir an, sagte er zu mir, als ich mich erregt und ermüdet in einen Sessel warf, —— »nehmen wir an, daß es Dir, als meinem Freunde zusteht, mich zu verurteilen. . . Aber dann höre doch auch meine Rechtfertigung an. . . Hier schwieg er einen Augenblick und lächelte seltsam. »Barbe ist ein schönes Mädchen,« fuhr er fort, — »und ich habe ihr nichts vorzuwerfen,. . . im Gegenteil, ich bin ihr in Vielem verpflichtet, in sehr Vielem. Ich gab den Verkehr mit ihr aus einem sehr einfachen Grunde auf — ich liebte sie nicht mehr. . . « »Aber weshalb denn? Weshalb denn?« unterbrach ich ihn. — »Das weiß Gott, weshalb. So lange ich sie liebte, gehörte im ihr ganz an; ich dachte nicht an die Zukunft und theilte Alles, mein ganzes Leben mit ihr. . . Jetzt ist diese Leidenschaft in mir erloschen. . . Was ist da zu machen? Du verlangst von mir, daß ich mich verstelle, den Liebenden spiele oder dergleichen? Aber weshalb denn? Aus Mitleiden mit ihr? Wenn sie ein ordentliches Mädchen ist, wird ihr selbst nichts an einem solchen Almosen gelegen sein; wenn sie aber zufrieden ist, sich meiner. . . Theilnahme zu erfreuen, so mag wohl der Teufel in sie gefahren sein!. . . Die sorglos—schroffen Aeußerungen Kolossow's verletzten mich; vielleicht besonders deshalb, weil es sich um ein weibliches Wesen handelte, welches ich insgeheim liebte. — Ich fuhr auf. — »Genug!« sagte ich zu ihm, — »genug! Ich weiß, warum Du aufgehört

hast, zu Barbe zu gehen. Warum. Tanjuscha hat es Dir verboten.« Als ich dies gesagt, bildete ich mir ein, Andrei würde sehr giftig werden. Diese Tanjuscha war ein sehr »leichtes« Fräulein, mit schwarzen Haaren, brünett, fünfundzwanzig Jahre alt, ungebunden und klug, wie der Satan, ein Schitow in Weibskleidern. Kolossow zankte und versöhnte sich mit ihr wohl fünf Mal in einem Monate. Er liebte sie leidenschaftlich, obgleich er mitunter, in Zeiten des Zerwürfnisses, fluchte und schwor, daß er nach ihrem Blute lechze. . . aber Andrei konnte nicht ohne sie fertig werden. — Kolossow sah mich an und sagte ruhig: »Mag sein.« — »Es mag nicht sein, rief ich, — »es ist zuverlässig so!« Meine Vorwürfe wurden Kolossow schließlich lästig. . . Er erhob sich und setzte die Mütze auf. — »Wohin? — »Spazierengehen; Pusyritzyn und Du, Ihr habt mir Kopfschmerzen gemacht.« — »Du zürnst mir?« — »Nein,« antwortete er, in seiner freundlichen Weise lächelnd und reichte mir die Hand. — »Aber zum Wenigsten, was läßt Du Barbe sagen?« — »Was?« Er sann ein wenig nach. »Sie hat Dir gesagt, daß wir miteinander Puschkin gelesen haben. . . Citire ihr eine Strophe Puschkins. « — »Welche? welche?« fragte ich »ungeduldig. = »Nun die:

»Was war, es wird nicht wieder sein. . . «

Mit diesen Worten ging er aus dem Zimmer. Ich folgte ihm; auf der Treppe blieb er stehen. =—— »Ist sie denn sehr gekränkt?« fragte er mich, indem er die Mütze in die Augen rückte. — »Sehr, sehr!« — »Die Arme! Tröste sie, Nikolai; Du liebst sie ja.« — »Ja, ich habe Anhänglichkeit für sie, versteht sich«. . . »Du liebst sie,« wiederholte Kolossow und sah mir gerade in die Augen. Ich wandte mich schweigend ab; wir trennten uns.

Zu Hause angekommen, fühlte im mich wie im Fieber.

»Ich habe meine Pflicht getan,« — dachte ich, — »ich habe meine eigene Selbstliebe unterdrückt und Andrei geraten, sich wieder mit Barbe zu vereinigen!!. . . Jetzt bin ich im Rechte: der Ehre ist genügt, das Uebrige sei Gott befohlen.« — Indes verletzte mich die Gleichgültigkeit Andrei's dennoch. Er war nicht eifersüchtig auf mich; er beauftragte mich, sie zu *trösten.* . . War denn aber Barbe so ein gewöhnliches Mädchen?. . . ist sie denn nicht einmal des Mitleids werth?. . . »Es gibt Menschen, welche das zu schätzen wissen, was Sie verachten, Andrei Nikolajitsch! — Aber was nützt das? Sie liebt mich

ja nicht. . . Ja, sie liebt mich jetzt nicht, so lange sie die Hoffnung auf die Wiederkehr Kolossow's nicht ganz verloren hat. . . Aber dann. . . wer weiß? Meine Ergebenheit wird sie rühren, ich entsage allen Ansprüchen. . . ich gebe mich ihr ganz, unweigerlich, zu eigen. . . Barbe! Ist es denn nicht möglich, daß Du mich ein wenig lieb haben wirst. . . niemals? niemals?«

Solche Reden führte Ihr ganz ergebenster Diener im Jahre eintausend—achthundert—dreiunddreißig, in der Hauptstadt Moskau, im Hause seines ehrenwerten Lehrers. Ich weinte. . . ich war wie betäubt. . . Das Wetter war abscheulich. . . ein feiner Regen strömte mit beständigem, leisen Rauschen über die Scheiben; feuchte, dunkelgraue Wolken hingen unbeweglich über der Stadt. Ich aß schleunigst zu Mittag, beantwortete die sorgenden Fragen der guten Deutschen, welche beim Anblicke meiner roten, geschwollenen Augen, selbst an zu schluchzen fing, nicht, (bekanntlich sind die Deutschen immer bereit zu weinen), behandelte den Lehrer sehr rücksichtslos. . . und begab mich sofort nach Tisch zu Iwan Ssemenitsch. . . Braun und blau gerüttelt, von den Stößen einer »Kaliber«—Droschke, fragte ich mich selbst: »Was thun? Soll ich Barbe Alles erzählen wie es ist, oder sie auch ferner täuschen und allmählig von Andrei abgewöhnen?« Ich langte bei Iwan Ssemenitsch an und wußte noch nicht, wofür ich mich entscheiden sollte. . . Ich traf die ganze Familie im Saale. Als Barbe mich erblickte, wurde sie entsetzlich blaß, aber sie rührte sich nicht vom Flecke; Ssidorenko unterhielt sich in etwas spöttischer Weise mit mir. . . Ich antwortete ihm so gut es gehen wollte und sah zuweilen nach Barbe. . . und gab fast unbewußt meinem Gesichte einen melancholisch—sinnenden Ausdruck. Der Lieutenant arrangierte wieder ein »Whistchen«. Barbe saß am Fenster und rührte sich nicht. — »Du langweilst Dich jetzt vermutlich? « fragte Iwan Ssemenitsch sie wohl zwanzigmal. Schließlich gelang es mir, einen geeigneten Moment abzupassen. — »Sie sind wieder allein, flüsterte Barbe mir zu. — »Ja,« erwiderte ich finster, — »und wahrscheinlich für lange Zeit.« Sie ließ plötzlich den Kopf sinken. — »Haben Sie ihm meinen Brief gegeben?« fragte sie kaum hörbar. — »Ja.« = »Nun?. . . « Sie holte tief Atem. Ich sah sie an. . . Eine boshafte Freude durchzuckte mich plötzlich. — »Er läßt Ihnen sagen,« sprach ich mit Pausen:

»Was war, es wird nicht wieder sein. . . «

Barbe faßte mit der linken Hand nach dem Herzen, streckte die rechte nach vorn aus, schwankte mit dem ganzen Körper und ging rasch aus dem Zimmer. Ich wollte ihr folgen. . . Iwan Ssemenitsch hielt mich zurück. Ich blieb noch zwei Stunden bei ihm, aber Barbe zeigte sich nicht wieder. Auf dem Heimwege begann ich mich zu schämen. . . zu schämen vor Barbe, vor Andrei, vor mir selbst; wenn es auch, wie es heißt, besser sein soll, ein leidendes Glied mit einem Male abzuschneiden, als den Leidenden lange zu quälen, wer gab mir denn aber ein Recht, das Herz des armen Mädchens so erbarmungslos zu treffen?. . . Ich konnte lange nicht einschlafen. . . schlief zuletzt aber doch ein. Ueberhaupt, ich muß wiederholen, daß mir die »Liebe« niemals den Schlaf raubte.

Ich besuchte von nun an Iwan Ssemenitsch ziemlich häufig; mit Kolossow verkehrte ich in der früheren Weise, aber weder er, noch ich, erwähnten jemals Barbe's. Meine Beziehungen zu ihr waren ziemlich seltsamer Art. Sie war mir mit jener Anhänglichkeit zugetan, welche jede Möglichkeit der Liebe ausschließt; sie mußte meine warme Theilnahme bemerken und unterhielt sich mit mir gern. . . was glauben Sie wohl, wovon? — von Kolossow, nur von Kolossow! Dieser Mensch hatte sie so vollständig in seiner Gewalt, daß sie gleichsam sich selber nicht mehr angehörte. Ich suchte vorsichtig ihren Stolz zu wecken. . . sie schwieg entweder, oder sie sprach, und wie! sie schwatzte von Kolossow. Ich ahnte damals noch nicht, daß diese Art von Kummer, der geschwätzige Kummer, weit aufrichtiger ist, als alle schweigenden Leiden. Ich gestehe, daß ich in jener Zeit viele bittere Augenblicke verlebte. Ich fühlte, daß ich nicht im Stande war, Kolossow zu ersetzen; ich fühlte, daß die Vergangenheit Barbe's so reich, so schön gewesen. . . und die Gegenwart so arm. . . Es kam mit mir dahin, daß ich schon allein bei den Worten »Erinnern Sie sich wohl«. . . mit denen fast alle ihre Gespräche begannen, zusammenzuckte. Sie war in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft etwas magerer geworden. . . aber dann erholte sie sich wieder und wurde sogar heiterer. Man hätte sie damals mit einem verwundeten, noch nicht ganz wieder genesenen Vögelchen vergleichen können. —

Inzwischen wurde meine Lage unerträglich; die allerniedrigsten Leidenschaften nahmen von meinem Gemüthe Besitz; es passierte mir, daß ich Kolossow in Barbe's Gegenwart verleumdete. Ich beschloß, so unnatürlichen Verhältnissen ein Ende zu machen. Aber

wie? Mich von Barbe trennen — konnte ich nicht. . . Ihr meine Liebe erklären — wagte ich nicht; ich fühlte, daß ich bis dahin noch nicht auf Gegenseitigkeit rechnen konnte. Um ihre Hand anhalten. . . Dieser Gedanke erschreckte mich; ich war damals erst achtzehn Jahre alt; es schien mir furchtbar, so früh schon meine ganze Zukunft Jemandem zu »verschreiben«; ich dachte an meinen Vater, ich hörte die Spötteleien der Kameraden Kolossows. . . Aber man sagt, jeder Gedanke gleiche dem Teige: man muß ihn nur gehörig kneten, — und man macht Alles daraus. In fing an, ganze Tage lang, über die Ehe nachzudenken. . . Ich stellte mir vor, von welcher Dankbarkeit das Herz Barbe's bis zum Ueberfließen erfüllt sein würde, wenn ich, der Gefährte und Vertraute Kolossows, ihr meine Hand anböte, obgleich mir bekannt war, daß sie ihn hoffnungslos liebte. Erfahrene Leute sagten mir zwar, wie ich mich entsinne, daß eine Ehe aus Liebe — eine völlige Abgeschmacktheit sei; indeß erfüllten mich Phantasien: ich stellte mir unser friedliches Leben mit einander in irgend einem lauschigen Winkelchen Südrußlands, vor, — malte mir aus, wie das Herz Barbe's allmählig von Dankbarkeit zur Freundschaft, von Freundschaft in Liebe übergehen würde. . . Ich nahm mir fest vor, sofort die Universität und Moskau zu verlassen, Alles und Alle zu vergessen. Ich begann, die Zusammenkünfte mit Kolossow zu vermeiden. —

Schließlich, an einem klaren Wintermorgen, (Barbe hatte mich am Abend vorher ganz besonders bezaubert), zog ich mich besser an, verließ langsam und feierlich mein Zimmer, nahm einen vorzüglichen Wagen und fuhr zu Iwan Ssemenitsch. Barbe saß allein im Saale und las ein Buch von Karamsin. Als sie mich erblickte, legte sie still das Buch in ihren Schooß und sah mir mit unruhiger Neugierde in's Gesicht: ich besuchte sie nie am Morgen. . . Ich setzte mich zu ihr; mein Herz klopfte qualvoll. — »Was lesen Sie da?« fragte ich endlich. — »Karamsin. « — »Was? Sie haben Interesse für ein russisches. . . Sie unterbrach mich kurz. — »Hören Sie, kommen Sie nicht in Veranlassung Andrei's?« — Dieser Namen, dieser bebende, fragende Ton, der halb freudige, halb ängstliche Ausdruck ihres Gesichtes, alle diese unzweifelhaften Anzeichen unverwüstlicher Liebe — drangen mir wie Pfeile ins Herz. Ich faßte den Entschluß, mich entweder von Barbe zu trennen, oder von ihr selbst das Recht zu erlangen, den verhaßten Namen Andrei's für immer von ihren Lippen

zu verbannen. Ich entsinne mich nicht, was ich ihr damals sagte; anfangs muß ich mich ziemlich unklar ausgedrückt haben, weil sie mich lange nicht verstand; schließlich hielt ich es nicht länger aus, ich schrie beinahe: »Ich liebe Sie, ich wünsche um Ihre Hand anzuhalten. « — »Sie lieben mich?« sagte Barbe erstaunt. Es schien mir, als ob sie aufstehen wollte, hinausgehen und mich abweisen. — »Um Gotteswillen,« flüsterte ich, tief aufatmend, — »antworten Sie mir nicht, sagen Sie mir weder Ja, noch Nein, — überlegen Sie; morgen werde ich wiederkommen, um mir eine entscheidende Antwort zu holen. . . Ich liebe Sie schon lange. Ich verlange von Ihnen keine Liebe, ich will Ihr Beschützer, Ihr Freund sein, antworten Sie mir jetzt nicht, antworten Sie mir nicht. . . bis morgen. « — Mit diesen Worten stürzte ich aus dem Zimmer. Auf dem Hausflur begegnete mir Iwan Ssemenitsch und war nicht allein über meinen Besuch nicht verwundert, sondern bot mir sogar mit wohlwollendem Lächeln einen Apfel an. Diese unerwartete Liebenswürdigkeit machte mich derartig betroffen, daß ich geradezu starr war. — »Nehmen Sie den Apfel doch, er ist sehr schön, wirklich!« wiederholte Iwan Ssemenitsch. Ich nahm schließlich den Apfel mechanisch und kam mit demselben zu Hause an.

Sie können sich leicht vorstellen, wie ich diesen ganzen Tag und den nächsten Morgen hinbrachte. — Ich schlief in dieser Nacht ziemlich schlecht. »Mein Gott! Mein Gott!« dachte ich, — »wenn sie mich abweist!. . . Ich komme um. . . ich komme um!«. . . wiederholte ich verzagt. — »Ja, sie wird mich unbedingt abweisen. . . Weshalb habe im mich auch so überstürzt!« Da ich mich etwas zerstreuen wollte, begann ich einen Brief an meinen Vater, — einen verzweifelten, entschlossenen Brief. Wo von mir die Rede war, gebrauchte ich den Ausdruck »Ihr Sohn«. Bobow kam zu mir, ich warf mich an seine Brust und weinte, worüber sich der arme Bobow wahrscheinlich nicht wenig wunderte. . . Später erfuhr ich, daß er zu mir gekommen war, um sich Geld zu leihen, (sein Hauswirth hatte gedroht, ihn aus dem Hause zu jagen); er war genötigt, — um in der Studentensprache zu reden, — sich in seinen eigenen Fußstapfen wieder zu entfernen. . . Zuletzt trat der große Augenblick ein. Als ich aus dem Zimmer ging, blieb ich in der Thür stehen. »Mit welchen Gefühlen,« dachte ich, — »werde ich heute diese Schwelle wieder überschreiten! — Meine Bewegung, als ich das Häuschen Iwan's

Ssemenitsch erblickte, war so heftig, daß ich vom Wagen stieg, eine Handvoll Schnee nahm und gierig mein Gesicht hineintauchte. »Oh, Herr Du mein Gott!« dachte ich: »wenn ich Barbe allein treffe — bin ich verloren. Meine Beine versagten mir; ich kam kaum die Treppe hinan. Meine Wünsche gingen in Erfüllung: Ich traf Barbe im Empfangszimmer mit Matrena Ssemenowna. Ich verbeugte mich ungeschickt und setzte mich zur Alten. Barbe's Gesicht war etwas blasser als gewöhnlich. . . es schien mir, daß sie sich meinen Blicken zu entziehen suchte. . . Aber wie wurde mir, als Matrena Ssemenowna plötzlich aufstand und in's andere Zimmer ging!. . . Ich begann, aus dem Fenster zu sehen, — mein Herz bebte, wie ein Espenblatt. Barbe schwieg. . . Schließlich — überwand ich meine Zaghaftigkeit, trat an sie heran und beugte den Kopf nieder. . . »Was werden Sie mir sagen?« brachte ich mit ersterbender Stimme heraus. Barbe wandte sich ab = Thränen glänzten auf ihren Wangen. = »Ich sehe, fuhr ich fort, — »daß ich nichts zu hoffen habe«. . . Barbe sah verlegen rings umher und gab mir schweigend die Hand. »Barbe!« sagte im unwillkürlich. . . und stockte, wie erschreckt von meinen eigenen Hoffnungen. — »Sprechen Sie mit Papa,« äußerte sie schließlich. — »Sie gestatten mir, mit Iwan Ssemenitsch zu sprechen?« — »Ja.« — Ich bedeckte ihre Hände mit Küssen. =»Lassen Sie es gut sein,« flüsterte sie — und brach plötzlich in Thränen aus. Ich setzte mich zu ihr, redete ihr zu, trocknete ihre Thränen. . . Glücklicherweise war Iwan Ssemenitsch nicht zu Hause und Matrena Ssemenowna ging in ihre Giebelstube. Ich schwor Barbe Liebe, Treue. . . »Ja,« sagte sie, indem sie ihr Schluchzen zuletzt unterdrückte und sich unaufhörlich die Thränen abwischte, — »ich weiß, Sie sind ein guter Mensch; Sie sind nicht wie Kolossow. . . « — »Wieder dieser Namen!« dachte ich. Aber mit welcher Wonne küßte ich diese warmen, feuchten Hände! Mit welcher stillen Freude blickte ich in dies liebliche Antlitz!. . . Ich sprach mit ihr von der Zukunft, ging durch's Zimmer, knieete vor ihr auf den Boden nieder, bedeckte meine Augen mit der Hand und erbebte. . . Der schwere Schritt Iwans Ssemenitsch unterbrach unser Gespräch. Barbe stand hastig auf und ging in ihr Zimmer, — ohne mir jedoch die Hand zu drücken, oder mir einen Blick zu schenken. Herr Ssidorenko war noch liebenswürdiger, als gestern: er lachte, strich sich den Bauch, machte auf Kosten Matrena's Ssemenowna Witze, u. s. w. Ich wollte ihn sofort um seinen

»Segen« bitten, besann mich aber und verschob es bis morgen. Seine plumpen Späße widerten mich an, außerdem fühlte ich mich angegriffen. . . Ich verabschiedete mich von ihm und fuhr ab.

Ich gehöre zu den Menschen, welche gern über ihre eigenen Empfindungen nachdenken, obwohl ich selbst solche Leute nicht leiden mag. Und deshalb überließ ich mich, nach dem ersten Freudentaumel meines Herzens, sofort verschiedenen Erwägungen. Als ich etwa eine halbe Werst von dem Hause des verabschiedeten Lieutenants entfernt war, warf ich meinen Hut in die Luft und schrie: »Hurrah!« Aber als ich über die langen, krummen Straßen Moskau's rumpelte, nahmen meine Gedanken eine etwas andere Richtung. Verschiedene ziemlich unlautere Zweifel erhoben sich in meiner Seele. Mir fiel mein Gespräch mit Iwan Ssemenitsch über die Ehe im Allgemeinen ein. . . und ich sagte unwillkürlich halblaut: »Wie sich nur der alte Spitzbube verstellte!« — Allerdings wiederholte ich fortwährend: — »Aber dafür ist Barbe jetzt die Meine! die Meine!« — »Aber erstens dieses »Aber« — ah, dieses »Aber!« — und zweitens die Worte »Barbe, die Meine!« erregten nicht etwa tiefe, unbezwingliche Freude in mir, sondern ein gewisses, ganz gewöhnliches, egoistisches Entzücken. . . Wenn mich Barbe kurz und bündig abgewiesen hätte, würde ich in wahnsinniger Leidenschaft entbrannt sein; nachdem ich aber ihre Zusage erhalten hatte, glich ich einem Menschen, welcher einem Gaste gesagt hat: »Thun Sie, als ob Sie zu Hause wären,« — und der Gast beginnt nun, sich wirklich einzurichten, wie in seinem eigenen Zimmer. — »Wenn sie Kolossow liebt, « dachte ich, — »wie kommt es denn, daß sie so schnell einwilligte? Sie ist offenbar froh, Jemand zu haben, mit dem sie sich verheiraten kann. . . Nun, und wenn's so ist? um so besser für mich«. . . Sie sehen, mit welchen verworrenen und seltsamen Gefühlen ich die Schwelle meiner Wohnung wieder überschritt. Sie, meine Herren, finden meine Erzählung vielleicht unwahrscheinlich? Ich weiß nicht, ob sie der Wahrheit *ähnlich* ist, aber ich weiß, daß Alles was ich Ihnen erzählt habe, die volle, wirkliche Wahrheit ist. Im Uebrigen überließ ich mich während dieses ganzen Tages einer fieberhaften Fröhlichkeit; ich sagte mir, daß ich einfach ein solches Glück gar nicht verdiene; aber am andern Morgen. . .

Eine wunderbare Sache. . . der Schlaf! Er belebt nicht allein den Körper neu, er erneuert in gewisser Weise auch den Geist und bringt

ihn zur ursprünglichen Einfachheit und Natürlichkeit zurück. Im Laufe des Tages ist es Euch gelungen, Euch »anzuregen«, Euch mit Verlogenheit und lügenhaften Gedanken zu durchtränken. . . der Schlaf spült mit seiner kühlen Woge all diesen elenden Schmutz fort. . . und wenn Ihr erwacht, seid Ihr, wenigstens eine Zeitlang, im Stande die Wahrheit zu begreifen und zu lieben.

Ich erwachte, und als ich über den gestrigen Tag nachdachte, überkam mich eine gewisse Unbehaglichkeit. . . ich empfand gleichsam Scham über meine ganze Handlungsweise. Mit unwillkürlicher Unruhe dachte ich an meinen heutigen Besuch, an die Auseinanderseßung mit Iwan Ssemenitsch. . . Diese Unruhe war peinigend und drückend; sie glich der Unruhe eines Hasen, welcher das Gebell der Treiberhunde hört und schließlich aus dem heimatlichen Wald ins Feld hinaus muß. . . während ihn hier die vielzähnigen Windhunde erwarten. . . »Weshalb hatte ich solche Eile!« wiederholte ich auch jetzt, wie schon gestern, aber freilich in ganz anderem Sinne. Ich entsinne mich, daß dieser gewaltige Unterschied zwischen gestern und heute mich selbst betroffen machte; zum erstenmale kam mir damals der Gedanke, daß das menschliche Leben Geheimnisse birgt —— seltsame Geheimnisse. . . mit kindlicher Verwirrung blickte ich in diese neue, nicht phantastische, sondern reale Welt. Unter dem Worte »Realität« verstehen Viele das Wort »Trivialität «. Vielleicht ist es auch mitunter Dasselbe: aber ich muß gestehen, daß das erste Auftreten der »Realität« vor mir, mich tief erschütterte, erschreckte, betroffen machte. . . Aber was sind dies für volltönende Worte in Veranlassung einer, — um mit Gogols Worten zu reden: — »nicht zu Ende getanzten« Liebe!

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Noch im Laufe desselben Morgens gab ich mir wieder die Versicherung, ich sei der Glückseligste aller Sterblichen. Ich fuhr vor die Stadt zu Iwan Ssemenitsch. Er empfing mich sehr erfreut; er war im Begriff einen Nachbarn zu besuchen, aber ich selbst hielt ihn zurück. Ich fürchtete mit Barbe allein zu bleiben. Dieser Abend verfloß zwar heiter, aber ohne Erquickung. Barbe war nicht dies, nicht das, weder liebenswürdig, noch traurig. . . Weder hübsch, noch häßlich. Ich sah sie, wie die Philosophen sagen, mit objektivem Auge an, d. h. wie ein Gesättigter die Speisen. Ich fand, daß ihre Hände etwas rot waren.

Uebrigens erwärmte sich mein Blut mitunter und ich überließ mich, indem ich sie beobachtete, anderen Phantasien und Plänen. Wie lange war es denn her, daß ich den sogenannten »Antrag« machte und nun hatte ich schon das Gefühl, wie wir miteinander das eheliche Leben führen würden,. . . als ob unsere Seelen schon ein »schönes Ganzes « wären, einander angehörten und folglich beide bestrebt wären, ihren besonderen Weg aufzusuchen.

»Wie ist es? Haben Sie mit Papa gesprochen?« sagte Barbe zu mir, als wir mit einander allein geblieben waren. Diese Frage gefiel mir ganz und gar nicht. . . ich dachte bei mir: »Sie haben gewaltige Eile, Barbara Iwanowna. « — »Nein, noch nicht,« antwortete ich ziemlich trocken. . . »aber ich werde mit ihm sprechen. « — Ueberhaupt verkehrte ich etwas lässig mit ihr. Ungeachtet meines Versprechens, sagte ich Iwan Ssemenitsch nichts Positives. Beim Abschiede drückte ich ihm bedeutsam die Hand und erklärte ihm, daß ich mit ihm zu sprechen habe. . . das war Alles. . . »Leben Sie wohl!« sagte ich zu Barbe. — »Auf Wiedersehen, sagte sie. —

Ich will Sie nicht lange quälen, meine Herren; ich fürchte Ihre Geduld zu erschöpfen. . . Dies Wiedersehen fand nicht statt. Ich kehrte nicht wieder zu Iwan Ssemenitsch zurück. Allerdings, die ersten Tage meiner freiwilligen Trennung von Barbe verflossen nicht ohne Thränen, Vorwürfe und Aufregung; ich selbst war von dem raschen Dahinwelken meiner Liebe erschreckt; ich war zwanzigmal im Begriff zu Barbe zu fahren, stellte mir ihre Verwunderung, ihren Kummer, ihre Gekränktheit, lebhaft vor, aber — ich kehrte nicht zu Iwan Ssemenitsch zurück. Im Geiste bat ich sie um Verzeihung, im Geiste fiel ich vor ihr auf die Knie nieder, versicherte sie meiner tiefen Reue, — und als ich einst auf der Straße einem Mädchen begegnete, welche ihr etwas ähnlich sah, rannte ich, ohne mich umzublicken, davon und verschnaufte erst in einer Conditorei hinter einer Fünf—Schicht—Torte. —

Das Wort »morgen« ist für unentschlossene Leute und für Kinder ersonnen. Ich, ein Kind, beruhigte mich mit diesem Zauberworte. »Morgen gehe ich auf jeden Fall zu ihr,« sprach ich zu mir selbst, aber heute aß und schlief ich noch vortrefflich. — Ich begann, weit öfter an Kolossow, als an Barbe zu denken. . . überall und immerfort sah ich sein offenes, kühnes, sorgloses Gesicht vor mir. Ich nahm meine Besuche bei ihm wieder auf. Er empfing mich, wie früher. Aber wie

tief fühlte ich seine Ueberlegenheit mir gegenüber! Wie lächerlich erschien mir Alles, was ich getrieben, — meine kummervolle Grübelei zur Zeit der Verbindung Kolossow's mit Barbe, meine großherzige Entschlossenheit beide einander wieder zu nähern, meine Erwartungen, mein Entzücken, meine Reue!. . . Ich spielte eine schlechte, weinerliche und in die Länge gezogene Komödie, während er dieselbe Zeit schlicht und recht verlebte. . . Sie werden mir sagen: »Was ist denn dabei Wunderbares? Ihr Kolossow verliebte sich in ein Mädchen, dann hörte er auf, sie zu lieben und verließ sie. . . Aber das ist Allen passiert«. . . Zugegeben; aber wer von uns hat es verstanden, rechtzeitig mit seiner Vergangenheit zu brechen? Wer, sagen Sie mir, wer fürchtet nicht die Vorwürfe, — ich will nicht sagen der Frauen,. . . nein, die Vorwürfe des ersten, besten Dummkopfes? Wer von uns hat nicht einmal dem Kitzel nachgegeben mit Hocherzigkeit groß zu thun oder aus Eigenliebe mit einem andern, ihm ergebenen Herzen zu spielen? Endlich, wer von uns hat die Kraft besessen, kleinlicher Selbstliebe zu widerstehen, — *sowie den seichten, guten Gefühlen* des Mitleidens und der Reue?. . . O, meine Herren, der Mann, welcher sich von einem dermaleinst geliebten Weibe in dem bitteren und großen Augenblicke trennt, in dem er sich unwillkürlich bewußt wird, daß sein Herz nicht ganz und voll von ihr durchdrungen ist, dieser Mann, glauben Sie mir, begreift das Heiligthum der Liebe besser und tiefer, als jene kleinmütigen Menschen, welche aus Langerweile, aus Schwachheit fortfahren, auf den halbgesprungenen Saiten ihrer schlaffen, gefühlvollen Herzen zu spielen! Im Beginne meiner Erzählung habe im Ihnen gesagt, daß wir Alle Andrei Kolossow. einen ungewöhnlichen Menschen nannten. Und wenn ein klarer, einfacher Blick auf das Leben, wenn die Abwesenheit jeglicher Phrase bei einem jungen Menschen als etwas Ungewöhnliches bezeichnet werden kann, so verdiente Kolossow den ihm beigelegten Namen. In gewissen Jahren natürlich zu sein, bedeutet ungewöhnlich sein. . .

Uebrigens ist es Zeit zu schließen. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. . . Ja, ich vergaß Ihnen zu sagen, daß ich etwa drei Monate nach meinem letzten Besuche, dem alten Spitzbuben, dem Iwan Ssemenitsch, selbst begegnete. Selbstverständlich suchte ich unbemerkt und schnell an ihm vorbei zu schlüpfen, aber ich mußte

dennoch die folgenden, im Aerger geäußerten Worte hören: »Sieh, da sind ja doch noch diese Herumtreiber!«

— »Und was wurde aus Barbe?» fragte Jemand.

— »Ich weiß es nicht, « antwortete der Erzähler.

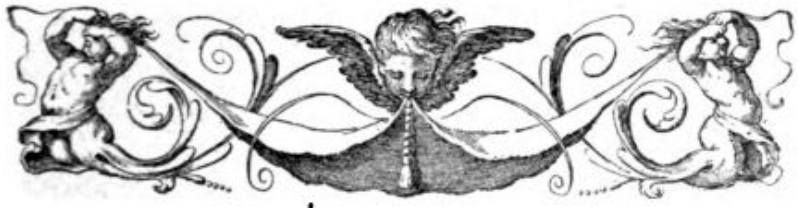
Wir erhoben uns und gingen auseinander.

1844.

-Ende-

Der Junggeselle.

Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Eugen Zabel.



Schauspiel in zwei Acten.

Personen	
Steyl, Handwerker, 50 Jahre.	Martha Klein, Waise, wohnt bei Steyl, 19 Jahre
Ackermann, Lehrer, 24 Jahre.	von Bissing, Assessor, 29 Jahre
Frau Berthold, Wirthschafterin bei Steyl	Woltersdorff, Gutsbesitzer, 45 Jahre

Zwischen den beiden Akten ein Zeitraum von acht Tagen.

Erster Aufzug.

Wohnzimmer eines Handwerker. Rechts zwei Fenster, dazwischen Spiegel, vor demselben klein einer Tisch. Gradeaus eine Tür nach dem Entree, links eine ebensolche nach einem anderen Zimmer. Vom links ein Sopha, ein runder Tisch, einige Sessel. Vormittags.

1. Szene.

Beim Aufgeben des Vorhangs macht sich Frau Berthold im Zimmer zu schaffen und geht ungeduldig hin und her.

Frau Berthold. Wo er nur so lange bleiben mag . . . Ich begreife gar nicht! *(Die Thür geht auf, Steyl tritt ein.)* Ach, da ist er ja. Nun, haben Sie Alles mitgebracht, Herr Steyl?

Steyl *(mit mehreren Päckchen auf dem Arm.)* Alles! Ich habe viel zu besorgen gehabt, Frau Berthold. Nun, so etwas kommt ja nicht jeden Tag vor. *(Auspackend.)*

Frau Berthold. Das sind Wirthschaftssachen. Und hier ein Carton für Martha! Wie die sich aber freuen wird!

Steyl. Wird das Essen zur Zeit fertig sein?

Frau Berthold. Ganz gewiß,

Steyl *(zieht aus der Rocktasche zwei Flaschen Wein heraus.)* Hier, nehmen Sie, Frau Berthold, heute werden Sie hoffentlich Ihre Kunst zeigen. Wir erwarten Gäste.

Frau Berthold. Ich weiß.

Steyl *(hin- und hergehend.)* Und sehen Sie auch nach, ob mein schwarzer Rock in Ordnung ist. Warum laufe ich eigentlich immer hin und her? *(Setzt sich und trocknet sich das Gesicht mit dem Taschentuch ab.)* Ich bin ordentlich müde geworden. *(Es klingelt.)* Wer mag da kommen? *(Frau Berthold ab.)* Ackermann kann es doch nicht sein.

Frau Berthold *(wiederkehrend.)* Ein Herr wünscht Sie zu sprechen,

Steyl. Was für ein Herr?

Frau Berthold. Einer, den ich nicht kenne. Er wollte auch durchaus seinen Namen nicht nennen.

Steyl. Sonderbar, Sag', ich lasse bitten!

(Frau Berthold ab.)

2. Szene.

Woltersdorff, Steyl.

Woltersdorff *(auf Steyl zugehend.)* Sie erkennen mich wohl nicht?

Steyl. Ich weiß wirklich nicht.

Woltersdorff *(mit gutmüthigem Vorwurf.)* Steyl, Steyl! So vergißt Du alte Freunde?

Steyl. Ist es möglich? Aber nein . . . Ja doch . . . Woltersdorff! *(Sie umarmen sich.)*

Woltersdorff. Ja, ich bin es.

Steyl. Freund! Wie kommst Du hierher? Bist Du schon lange da? Na, das ist ein Ereigniß! Setz' Dich, setz' Dich. *(Beide setzen sich.)*

Woltersdorff. Wir sind alte Knaben geworden,

Steyl. Alte Knaben! Ja wohl! wie könnte es auch anders sein, wir haben uns seit beinahe zwanzig Jahren nicht gesehen. Darf ich Dir etwas anbieten? Vielleicht eine Cigarre?

Woltersdorff. Danke, ich rauche nicht.

Steyl. Aber Du ißt doch heute bei mir?

Woltersdorff. Mit Vergnügen.

Steyl. Sag' mal! Bist Du verheirathet?

Woltersdorff *(seufzend.)* Ja leider! Und Du?

Steyl. Ich? Ach nein! . . . Hast Du auch Kinder? *(sieht nach der Tür.)*

Woltersdorff. Fünf! . . . Ich bin hierhergekommen, um meinen Ältesten unterzubringen. Du wartest wohl auf Jemand?

Steyl. Ja, freilich!

Woltersdorff. Wie so?

Steyl. Rathe mal!

Woltersdorff. Wie soll ich?

Steyl. Nein wirklich, rathe.

Woltersdorff. Höre — Du willst Dich doch nicht verheirathen?

Steyl *(lachend.)* Sei ruhig. In meinen Jahren! aber Du hast es doch beinahe getroffen. Bei mir ist eine Hochzeit im Anzuge.

Woltersdorfs. Wer heirathet denn?

Steyl. Eine Waise, die seit einiger Zeit bei mir wohnt,

Woltersdorff, Eine Waise?

Steyl, Ja. Das Mädchen ist aus sehr anständiger Familie, die Tochter eines Rechnungsraths. Mit ihrer seligen Mutter wurde ich kurz vor ihrem Tode bekannt. Das arme Weib lebte, nachdem ihr Mann gestorben war, in großer Noth, da ihre Pension klein war. Eines Tages begegne ich ihr hier auf der Treppe, und wie sie ausweichen will, fällt sie hin und bricht sich das Bein. Denke, in ihrem Alter! Ich hob sie natürlich sofort auf, rief Leute, und während man sie in's Bett legte, holte ich schnell einen Arzt. Was für Qualen die Ärmste ausgestanden hat — es ist nicht zu beschreiben! Und die Tochter mit ihr — ach du Allmächtiger! Ganze sechs Monate lag die Alte im Bett. Endlich wurde sie gesund. Aber wie sie zum ersten Male ausging, erkältete sie sich so heftig, daß sie nach vier Tagen starb.

Woltersdorff. Du lieber Gott!

Steyl. Nun denke Dir, das arme Mädchen, ihre Tochter! Durfte ich sie allein lassen? Verwandte hatte sie keine mit Ausnahme einer Taute, einer Frau Berthold, die jetzt bei mir die Wirthschaft führt, und die selber Nichts besitzt. So nahm ich das Mädchen zu mir. Sie wollte allerdings anfangs nichts davon wissen . . . Es kostete viel Mühe ihr begreiflich zu machen, daß ich doch ein alter Mann bin, ohne Kinder, daß ich sie wie meine eigene Tochter liebe, daß sie nicht aus der Straße bleiben könne. Seit jener Zeit wohnt sie nun bei mir. Und was das für ein Mädchen ist . . . Aber Du wirst sie ja bald sehen und gewiß gleich beim ersten Anblick lieb gewinnen.

Woltersdorff. Und mit wem verheirathet sie sich denn?

Steyl. Mit einem braven jungen Mann, einem Lehrer, Namens Ackermann, Er hat zwar auch Nichts, daß ist wahr; aber das ist kein Unglück. Ein junger Mann mit Verstand, fleißig, bescheiden, nur in der letzten Zeit oft verstimmt, als ob ihn etwas drücke,

Woltersdorff. Vor der Hochzeit?

Steyl. Das macht mir viel Sorgen. Heute ißt er bei mir, wie fast jeden Tag, Er wollte aber noch einen Bekannten mitbringen, einen Assessor, einen adligen . . . weißt Du? —

Woltersdorff. So! *(Sich betrachtend.)* Alter Freund, ich kann unmöglich in diesem Anzuge hier bleiben. Ich will nach Hause gehen und mich umkleiden.

Steyl. Ach, Unsinn!

Woltersdorff *(aufstehend.)* Laß nur, laß nur! Was soll Dein Gast von mir denken! Er muß mich für einen ganz ungebildeten Menschen halten. Nein, Freundchen!

Steyl. *(Ebenfalls aufstehend.)* Aber verspäte Dich nur nicht.

Woltersdorff. Ich bin gleich wieder da; wann eßt Ihr?

Steyl. Um eins,

Woltersdorff. Schön, schön!

Steyl. Da kommen sie gerade.

3.Szene.

Steyl, Woltersdorfs, Frau Berthold, Martha, (Sie bringen einen schwarzen Gehrock und einen Shlips.)

Steyl *(zu Martha.)* Martha, das ist mein alter Freund Woltersdorff. Er ist heute erst angekommen, hat mir Nachrichten aus der Heimat gebracht. Und hier unsere Hausgenossin, Frau Berthold,

Woltersdorff. Entschuldigen Sie, meine Damen, daß ich so im Reiseanzuge erscheine. Ich konnte nicht wissen . . . *(bekreuzte sich.)*

Steyl. Ohne Umstände! *(Zu Martha)* Du bist heute so blaß. Fehlt Dir etwas?

Martha *(leise.)* Ich fühle mich etwas müde,

Steyl. Sie strengt sich zu sehr in der Wirthschaft an. Sie sollten darauf Acht geben, Frau Berthold. *(Zu Woltersdorff.)* Nun, wie gefällt Dir Martha?

Woltersdorff. Sehr . . . sehr gut!

Steyl. Das wußte ich, das wußte ich,

Woltersdorff. Nun muß ich aber gehen. Auf Wiedersehen!

Steyl. Also wie gesagt — sei pünktlich zu Tisch!

Frau Berthold, Martha. Auf Wiedersehen! *(Woltersdorff ab.)*

4. Szene.

Steyl, Frau Berthold, Martha, nachher Ackermann und von Bissing.

Steyl. Ich freue mich, daß ich einen so alten Freund wieder zu Gesicht bekommen habe. Er ist ein guter Mensch. *(Rock und Schlips nehmend.)* Danke schön! *(Zu Frau Berthold und Martha.)* Geht nur, ich ziehe mir den Rock schon allein an. *(Frau Berthold und Martha ab.)* So! *(Kleidet sich an vor dem Spiegel.)* Daß Ackermann heute noch nicht hier war, um seine Braut zu sehen, wundert mich. Nun, er muß ja jeden Augenblick kommen. *(Es läutet.)* Aha! *(Sich noch einmal im Spiegel besehend.)*

Ackermann *(sieht etwas blaß und zerstreut aus.)*Lieber Herr Steyl, gestatten Sie mir Ihnen meinen besten Freund Herrn Assessor von Bissing vorzustellen.

Steyl *(verbeugt sich.)* Sehr angenehm und schmeichelhaft. Ich habe schon so viel von Ihnen gehört.

Bissing. Ich bin meinerseits sehr erfreut — *(verbeugt sich ebenfalls.)*

Steyl. O, bitte sehr! *(kleine Pause.)* Bitte, nehmen Sie Platz. *(Man setzt sich; Bissing betrachtet das Zimmer Steyl hustet.)* Was für ein prächtiges Wetter wir doch heute haben. Ein wenig frisch, aber doch sehr angenehm.

Bissing. Ja, heute ist es frisch.

Steyl. Jawohl! *(Zu Ackermann.)* Warum bist Du so spät gekommen? Fehlt Dir etwas? *(Bissing macht beim Worte »Du« eine kaum bemerkbare ironische Miene)*

Ackermann. Nein, ich fühle mich ganz wohl. Und wie geht es Martha?

Steyl. Gut, recht gut. *(Zu Bissing)* Herr Assessor, ich darf hoffen, daß Sie uns die Ehre erweisen werden . . . in zwei Wochen . . . ja . . . ist seine Hochzeit *(auf Ackermann zeigend)* . . . uns mit Ihrer Gegenwart zu beehren . . .

Bissing. Sehr schmeichelhasf!

Steyl. Sie können es gar nicht glauben, wie glücklich ich bin! . . . Für einen alten Mann, einen Junggesellen wie ich . . . können Sie sich vorstellen, was für ein unerwartetes . . .

Bissing. Ja, eine Ehe, die auf beide seitiger Sympathie und auf Vernunft *(betont das letzte Wort.)* begründet ist, darf zu den größten Segnungen des menschlichen Lebens gerechnet werden.

Steyl *(aufmerksam zuhörend.)* Gewiß, gewiß.

Bissing. Und deshalb lobe ich meinerseits die Absichten der jungen Leute, die darauf bedacht sind, diese heilige Pflicht zu erfüllen.

Steyl. Ich bin ganz Ihrer Meinung.

Bissing. Denn, was kann angenehmer sein, als das Familienleben? Allerdings ist es nothwendig, bei der Wahl einer Frau sich ordentlich zu prüfen,

Steyl. Sicherlich . . . Sie entschuldigen . . . nach meiner Meinung muß er *(auf Ackermann deutend.)* sich sehr glücklich schätzen, Ihr Freund zu sein.

Bissing. Oh, ich bitte.

Steyl. Nein wirklich, ich versichere Sie.

Ackermann *(ihn schnell unterbrechend.)* Sagen Sie, bitte, wo ist Martha? Ich habe ihr etwas zu sagen.

Steyl. Aus ihrem Zimmer. Wenn Du willst, gehe doch zu ihr.

Ackermann. Ich komme gleich zurück. *(Zu Bissing.)* Sie entschuldigen mich einige Augenblicke?

Bissing. Bitte sehr.

(Ackermann ab.)

5. Szene.

Steyl, von Bissing.

Steyl. *(sieht Ackermann nach, rückt dann an Bissing heran und drückt ihm die Hand.)* Herr von Bissing, entschuldigen Sie . . . ich bin ein einfacher Mann. Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Erlauben Sie mir Ihnen noch einmal von ganzem Herzen, wirklich von ganzem Herzen zu danken!

Bissing *(mit kalter Höflichkeit.)* Wofür denn?

Steyl. Erstens für Ihren Besuch; zweitens weil Sie ihn, den Bräutigam meiner Martha lieben . . . Ich bin ein armer Junggeselle, aber ich glaube nicht, daß ein Vater sein Kind mehr lieben kann als ich ihn liebe . . . Das Alles rührt mich so sehr, daß ich es gar nicht aussprechen kann. *(Ihm treten die Thränen in die Augen.)* Sie verzeihen . . . ich muß mich schämen —- *(lacht, zieht das Taschentuch hervor und trocknet die Tränen.)*

Bissing. Ich kann Sie versichern, es ist mir sehr angenehm, solche Empfindungen bei Ihnen wahrzunehmen.

Steyl. Entschuldigen Sie die Aufrichtigkeit eines alten Mannes! Aber die Beiden werden glücklich werden, so Gott will; es sind vortreffliche Menschen.

Bissing. Was mir an Ihrem Freunde besonders gefällt, ist, daß er Grundsätze hat. Das ist in unserer Zeit eine Seltenheit. Er hat nicht das Windige — verstehen Sie — das Windige unserer Jugend *(dreht die Hand in der Luft herum, Steyl thut dasselbe und nickt zustimmend mit dem Kopfe.)* Ich bin ja selbst kein Cato, aber . . .

6. Szene.

Steyl, Bissing, Frau Berthold.

Frau Berthold *(bescheidend an der Thür stehend.)* Hm, hm!

Steyl. Was wünschen Sie, Frau Berthold?

Frau Berthold. Ach, Herr Steyl, Martha bat mich, wenn Sie auf einen Augenblick zu ihr kommen könnten.

Steyl *(vorwurfsvoll.)* Aber jetzt? Sie wissen doch . . .

Bissing. Bitte, genieren Sie sich gar nicht,

Steyl. Sie sind sehr gütig . . . Ich komme gleich wieder.

Bissing *(die Hand aufhebend.)* Bitte!

Steyl. Ich komme gleich wieder. *(Drückt, indem er mit Frau Berthold abgeht, dieser seine Unzufriedenheit über die Störung pantomimisch au.)*

7. Szene.

Bissing, (nachher) Ackermann.

Bissing *(sich in dem Zimmer umsehend.)* Was soll das Alles? wohin bin ich gerathen? Dieser Alte, wie er schwätzt und familiär thut! Wahrscheinlich wird auch das Mittagessen schlecht sein. Ich begreife es nicht. Wie konnte er nur so verblendet sein!

Ackermann. Man sagte mir, Sie wären hier ganz allein. Entschuldigen Sie. Der Alte macht sich so viel Sorgen . . . ein Mann aus dem Volk . . .

Bissing. Herr Steyl ist ein ganz anständiger Mensch. Er hat zwar nicht die beste Erziehung genossen, aber das ist eine nebensächliche Frage. Ich sah vorher hier eine Dame — wer ist das?

Ackermann. Wohl Frau Berthold, die Tante meiner Braut. Eine sehr gutmüthige Person.

Bissing. Ich zweifle nicht daran. *(Pause.)* Kennen Sie diesen Herrn, Steyl schon lange?

Ackermann. Gegen drei Jahre.

Bissing. Wie alt ist er denn?

Ackermann. So gegen fünfzig, denke ich.

Bissing. Werde ich bald das Vergnügen haben, Ihr Fräulein Braut kennen zu lernen?

Ackermann. Sie muß gleich kommen.

Bissing. Herr Steyl sprach sich sehr schmeichelhaft über sie aus.

Ackermann. Das ist kein Wunder. Martha ist ein liebes gutes Mädchen . . . Freilich ist sie in der Einsamkeit ausgewachsen und kennt Niemand. Daher ist sie etwas furchtsam. Es fehlt ihr an jener Ungebundenheit, wissen Sie . . . aber urtheilen Sie nicht nach dem ersten Eindrucke!

Bissing. Sagen Sie ein Mal — das Vertrauen, das Sie mir schenken, giebt mir ein Recht zu einer solchen Frage . . . Ihr Fräulein Braut hat kein Vermögen?

Ackermann. Martha ist ganz arm.

Bissing *(nach einer Pause.)* Ja so, nun verstehe ich — Liebe! . . .

Ackermann *(nach einer Pause.)* Ich liebe sie sehr!

Bissing. Nun, in diesem Falle bleibt mir nur übrig, Ihnen von Herzen Glück zu wünschen. — Gehen wir heute Abend in's Theater?

Ackermann. Nein, heute kann ich nicht. Aber in diesen Tagen will ich mit meiner Braut die Oper besuchen. — Aber Sie wollten . . . glaube ich . . . mir noch Etwas sagen . . . in Betreff . . . in Betreff meiner Verheirathung.

Bissing. Ich? Nein! Sagen Sie, Ihr Fräulein Braut heißt mit dem Vornamen Martha?

Ackermann. Ja wohl, Martha Klein,

Bissing *(ohne daran mehr zu denken, den Namen wiederholend.)* Martha Klein! *(Pause.)* Apropos, wollen wir morgen den Baron Berger besuchen? Er hat sich neulich sehr warm nach Ihnen erkundigt.

Ackermann *(verlegen.)* Gewiß, wenn Sie mich vorstellen wollen . . .

Bissing. Mit dem größten Vergnügen. *(Pause.)*

Ackermann *(nachdem er einmal durch das Zimmer gegangen ist, kurz und entschlossen.)* Ich habe Sie um einen großen Dienst zu bitten, Herr von Bissing,

Bissing. Und das wäre?

Ackermann. Gerade herausgesprochen — ich befinde mich in einer ungemein schwierigen Lage. Sie wissen, ich stehe im Begriff mich zu verheirathen. Ich gab mein Wort, und als ehrlicher Mensch will ich es auch halten. Ich darf meiner Braut nicht den allergeringsten Vorwurf machen: sie ist sich vom ersten Tage unserer Bekanntschaft durchaus gleich geblieben. Ich liebe sie, und trotzdem — Sie werden es kaum glauben, aber der Gedanke an die baldige Hochzeit legt sich mit solcher Gewalt aus mein ganzes Gemüthsleben, daß ich mich frage, ob ich in einer solchen Stimmung noch ein Recht aus die Hand meiner Braut habe. Was ist das? Fürchte ich meine Freiheit zu verlieren? Oder wie soll ich mir mein Gefühl sonst erklären?

Bissing. Hören Sie, werther Freund . . . Sie gestatten mir doch, Ihnen meine Meinung mit voller Offenheit zu sagen?

Ackermann. Ich bitte, ich bitte sehr darum.

Bissing. Sehen Sie, meiner Meinung nach kann der Mensch in unserer Zeit ohne bestimmte Grundsätze gar nicht leben. Einer dieser Grundsätze ist, daß man niemals seinen eigenen Werth unterschätzen und über alle Handlungen sich selbst Rechenschaft ablegen soll.

Ackermann. Wo wollen Sie hinaus?

Bissing. Sie werden es gleich sehen. Herr Steyl ist selbstverständlich ein sehr würdiger Herr — selbstverständlich. Aber sagen Sie mir nur das Eine: Gehören Sie Beide, Sie und er, zu einer und derselben Gesellschaft?

Ackermann. Ich bin ebenso mittellos wie er, vielleicht auch noch ärmer.

Bissing. Es handelt sich nicht um Reichthum, sondern um Bildung und Erziehung, überhaupt um die ganze Lebensweise. Entschuldigen Sie meine Offenheit, verehrter Freund!

Ackermann. Sprechen Sie!

Bissing. Sie lieben Ihre Braut?

Ackermann Ich liebe sie. *(mach einer Pause.)* Ich liebe sie!

Bissing. Sie lieben sie. *(Pause.)* Sehen Sie, werther Freund, die Liebe, freilich . . . gegen die Liebe läßt sich Nichts einwenden; das ist ein Feuer, ein Sturm, ein Rausch, mit dem man nur schwer fertig werden kann. Ich behaupte nun allerdings, daß auch in einem solchen Falle die Vernunft ihre unbestreitbaren Rechte hat. Wenn Sie Ihre Braut wirklich lieben, so brauchen wir unser Gespräch gar nicht erst fortzusetzen. Mir scheint es aber, daß Sie zu zweifeln, an Ihren Empfindungen zu zweifeln anfangen — und das ist ein sehr wichtiger Punkt. Jedenfalls können Sie jetzt den Rath eines Freundes brauchen. *(Nimmt Ackermann bei der Hand.)* Sehen Sie, Ihre Braut ist ohne Zweifel, um Ihre eigenen Worte zu wiederholen, ein liebes, gutes Mädchen. *(Ackermann schlägt die Augen nieder.)* Aber Sie wissen, der kostbarste Edelstein erfordert Schliff und Fassung. Die Frage darf nicht so gestellt werden, ob Sie Ihre Braut lieben oder nicht, sondern ob Sie mit ihr glücklich werden können oder nicht. Es ist unumgänglich nothwendig, daß der Mann in seinen geistigen Anforderungen von seiner Frau verstanden und befriedigt wird. Meinen Sie nicht?

Ackermann. Ja, wollen Sie denn, daß ich mein gegebenes Wort breche? Ich bitte Sie! Ich würde Martha dadurch tödten. Sie hat sich mir wie ein Kind anvertraut; ich war es, der sie zuerst in die Welt einführte. Ich habe eine große Verantwortlichkeit übernommen, glauben Sie mir.

Bissing. Ganz gewiß; aber erlauben Sie mir, daß ich Ihren Gründen die meinigen entgegen halte. Welche Verpflichtung haben Sie, sich

selber im Lichte zu stehen? Sie sind jung und haben die besten Aussichten für die Zukunft. Warum wollen Sie auf einmal Alles im Stiche lassen? Ihre Arbeitsamkeit, Ihr Eifer, Ihre Fähigkeiten haben bereits die Aufmerksamkeit des Ministers auf sich gelenkt, Ihre Habilitation an unserer Universität ist nur eine Frage der Zeit. Wie können Sie nun die Beziehungen zur höheren Gesellschaft, die Sie angeknüpft haben, auf einmal leichtsinnig zerreißen wollen?

Ackermann. Sie irren sich in mir. Ich bin nicht ehrgeizig. Ich fürchte mich sogar vor der großen Welt. Was mich beunruhigt, ist etwas ganz Anderes. Es ist die moralische Verpflichtung, die auf mir lastet. Ich kann Martha nicht verlassen — und doch erschreckt mich der Gedanke, daß ich sie heirathen soll!

Bissing *(im Gefühl der Wichtigkeit.)* Ich verstehe recht wohl, was Sie innerlich beschäftigt. Das ist ein Übergangsstadium, eine Krisis — verstehen Sie, eine Krisis! Wenn Sie doch auf einen Monat verreisen könnten! Ich bin überzeugt, Sie würden als ein ganz anderer Mensch wieder zurück kommen. Und darum sein Sie ein Mann, fassen Sie einen Entschluß.

Ackermann. O, ich bin ein Elender!

Bissing. Wozu sich selbst anklagen? Das ist offengestanden kindisch! Entschuldigen Sie mich . . . aber die warme Theilnahme, die ich für Sie hege *(Ackermann drückt ihm die Hand.)* giebt mir zu solch einem Vorwurf ein Recht. Überlegen Sie doch, was vorgefallen ist. Genau betrachtet trifft Sie gar nicht einmal eine wirkliche Schuld: Ihre Braut hat alle Ursache Ihnen dankbar zu sein. Sie streckten ihr, so zu sagen, die Hand entgegen; Sie waren der Erste, der sie aus dem Dunkel ihrer Existenz herausführte; Sie haben ihre schlummernden Fähigkeiten erweckt, Sie haben an ihrer Bildung einen nicht unwichtigen Antheil. Sie gingen aber noch weiter. Sie weckten in ihr, ohne sich darüber ganz klar zu werden, Hoffnungen, die nicht erfüllt werden können; aber Sie haben nicht sowohl Ihre Braut getäuscht, als sich selbst, Denn nicht wahr . . . *(Pause.)* Fräulein Klein hat Ihnen keinerlei Rechte eingeräumt, die nur . . .

Ackermann *(ihn groß ansehend.)* Wo denken Sie hin? Niemals! Das schwöre ich Ihnen bei Allem, was mir heilig ist.

Bissing. Nun, um so besser. Wozu dann die ganze Erregung? Was für Vorwürfe können Sie dann noch treffen?

Ackermann. Mein Gott, mein Gott, was soll ich thun? *(Bissing ansehend.)* O, Sie müssen mich verachten!

Bissing. Im Gegentheil, Ihre Lage geht mir sehr zu Herzen.

Ackermann. Ich versichere Sie, ich werde schon so viel Kraft besitzen, um aus dieser entsetzlichen Verlegenheit herauszukommen. Ich bin Ihnen jedenfalls herzlich dankbar für alle Ihre Rathschläge.

8. Szene.

Ackermann, Bissing, Woltersdorff (in einem altmodischen schwarzen Rock, Sommerweste mit Perlenmutterknöpfen, hellen Hosen, in der Hand einen hohen Hut. Als er zwei Unbekannte erblickt, fängt er an sich zu verbeugen mit einem Kratzfuß; er ist in großer Verwirrung.)

Bissing *(zu Ackermann.)* Wer ist der Herr?

Ackermann. Ich weiß wirklich nicht. *(Zu Woltersdorff.)* Gestatten Sie die Frage: zu wem wünschen Sie?

Woltersdorff. Mein Name ist Woltersdorff, Gutsbesitzer; bitte sich nicht zu bemühen. *(Wischt sich mit dem Taschentuch die Stirn ab.)*

Ackermann. Sehr angenehm. Sie wollen wahrscheinlich Herrn Steyl sprechen?

Woltersdorff, Ja wohl; aber bitte, bemühen Sie sich nicht. Ich kann ja warten . . . *(verlegen, geht rechts zur Seite.)*

Ackermann. Gewiß ein Bekannter Steyl's, aber ich habe ihn niemals gesehen. — *(zu Bissing.)* Bitte, entschuldigen Sie-

Bissing. Bitte, bitte! *(Aus der Thür kommen Steyl und Martha. Er führt sie am Arm.)*

9. Szene.

Ackermann, Bissing, Woltersdorff, Steyl, Martha.

Steyl *(feierlich und furchtsam.)* Martha — ich beehre mich Dir Herrn von Bissing vorzustellen. *(Bissing verbeugt sich.)*

Bissing *(zu Martha.)* Die Ehre ist ganz auf meiner Seite. Ich bin sehr glücklich. Ich wünschte schon längst das Vergnügen zu haben . . .

Ackermann. Ich hoffe, liebe Martha, daß Du meinen Freund ebenso schätzen lernen wirst, wie ich es thue. *(Martha sieht Ackermann furchtsam an. (*

Steyl *(Woltersdorff bemerkend.)* Ah, Willkommen, Willkommen! *(Ihn vorstellend.)* Mein alter Freund Woltersdorff! Ist erst heute von seinem Gute hier eingetroffen.

Bissing *(Zu Martha.)* Ich höre, Sie beabsichtigen in diesen Tagen die Oper zu besuchen.

Martha *(verlegen.)* Ja, mein Bräutigam schlug vor . . . *(abbrechend)*

Bissing. Sie werden sich sehr gut unterhalten. Sie schwärmen gewiß sehr für Musik?

Martha. Ich höre gern Musik.

Bissing. Sie spielen vielleicht selber?

Martha. Sehr wenig.

Steyl. O, sie spielt Clavier — gewiß!

Bissing. Das ist sehr erfreulich. Ich spiele selber etwas Geige.

Steyl. Wohl sehr gut?

Bissing. Nein! Nur zu meinem Vergnügen. — Sie tanzen doch auch, gnädiges Fräulein?

Martha. Nicht sonderlich.

Bissing. Wirklich? Seltsam! *(Zu Ackermann.)* Der letzte Ball beim Commandanten fiel glänzend aus.

Steyl *(Zu Woltersdorf.)* Das glaube ich. Bei Euch aus dem Lande kann man so Etwas nicht sehen.

Woltersdorff. Ja, wir sind einfache Leute aus dem Dorf, keine Großstädter.

10. Szene.

Vorige, Frau Berthold.

Frau Berthold *(zu Steyl.)* Das Essen ist fertig.

Steyl. Endlich! Darf ich bitten, meine Herrschaften. Herr von Bissing, hier durch diese Thür. Woltersdorff, alter Freund; Dich wünsche ich zu meiner Rechten zu haben. Euch Beiden *(zu Ackermann und Martha.)* brauche ich keine Plätze anzuweisen. Also kommen Sie, kommen Sie. *(Sich mit Woltersdorff, von Bissing, Frau Berthold ab. Ackermann will Martha den Arm geben und sie auch in das Speisezimmer führen. Sie hält ihn zurück.)*

11. Szene.

Ackermann, Martha; (nachher) Steyl und die Übrigen.

Ackermann. Was ist Dir? Warum hältst Du mich zurück?

Martha. Ich habe Dich etwas zu fragen.

Ackermann. In diesem Augenblick?

Martha. Ja! Ich will mich nicht mit Dir zu Tisch setzen, ohne zu wissen, daß der schreckliche Verdacht, der in mir seit einigen Tagen aufgestiegen ist, grundlos ist. Deine Mienen und Worte, Dein ganzes Wesen sagen mir, daß Du mich nicht liebst. Ist es wahr? Sag' mir ein einziges Wort — ja oder nein?

Ackermann. Ich begreife Dich nicht.

Martha. Ja oder nein! Es gehen mit mir seltsame Dinge vor, dumme Gedanken erfüllen meinen Kopf, ich kenne mich selber nicht! Nur Eines sehe ich klar vor mir: Du liebst mich nicht mehr!

Steyl *(mit einer Serviette um den Hals in der Thür stehend.)* Ja, aber wo bleibt Ihr denn, Kinder?

Martha *(abweisend.)* Einen Augenblick lassen Sie uns allein; es wird gleich vorbei sein.

Steyl. Ja, aber — das ist doch merkwürdig! *(Geht zurück zu den Gästen.)*

Ackermann. Wir müssen uns aussprechen, aber nicht jetzt und nicht hier. Ich werde allen Mißverständnissen ein Ende machen.

Martha. Ein Ende machen? Oh, es ist schon zu Ende. Als ob ich nicht wüßte, daß Du mich nicht mehr liebst, daß ich Dir zur Last falle! — Ich bitte Dich, sage mir Alles, quäle mich nicht länger; ich kann diese entsetzliche Ungewißheit nicht ertragen.

Ackermann. Nun ja, ich habe nicht recht gehandelt; aber ich will Alles wieder gut machen — verzeih mir!

Martha. Du liebst mich nicht. Ich habe es wohl bemerkt, wie Dein Freund mich mit spöttischen Fragen verfolgte; wie er mich einem Examen unterwarf, das ich in seinen Augen gewiß schlecht genug bestanden haben werde! *(Weint.)*

Ackermann. Um Gotteswillen, man hört uns. Hast Du denn wirklich alles Vertrauen zu mir verloren? Ich wiederhole Dir, ich trage die

Schuld, verzeih mir.

Martha *(verzweifelnd.)* Du liebst mich nicht!

Steyl *(wieder hervorkommend).* Ja, aber zum Teufel, was soll das heißen? Martha, um Gotteswillen, was geht hier vor?

Martha. Lieber Vater, ich bin sehr unglücklich! *(ihm laut schluchzend in den Arm sinkend.)*

Steyl *(laut aufschreihend.)* Sie stirbt! *(Pause.)* Nein, sie schlägt die Augen wieder auf. Gott sei gelobt! *(Mit einem vorwurfsvollen Blick auf Ackermann.)* Ich ersuche Sie, mir zu sagen, was hier vorgefallen ist.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

(Dieselbe Dekoration. Steyl, tief bekümmert, steht an der Tür links und horcht. Nach einigen Augenblicken erscheint in der Tür Frau Berthold.)

1. Szene.

Steyl, Frau Berthold.

Steyl *(leise.)* Nun, wie steht's?

Frau Berthold *(ebenso.)* Sie ist eingeschlafen.

Steyl. Fiebert sie?

Frau Berthold. Augenblicklich nicht.

Steyl. Gott sei Dank! *(Pause.)* Gehen Sie wieder zu ihr, Frau Berthold. Vielleicht braucht sie etwas.

Frau Berthold. Jawohl, ich bleibe bei ihr.

Steyl. Gut, gut! *(Frau Berthold ab.)*

2. Szene.

Steyl (allein; dann) Woltersdorff.

Steyl *(setzt sich).* Mein Gott, wohin wird das Alles führen! /läßt den Kopf sinken.) Und was läßt sich dagegen thun? Nichts! *(Zu Woltersdorf, der eintritt und Steyl herzlich die Hand drückt.)* Das ist schön von Dir, daß Du uns nicht vergessen hast.

Woltersdorff. Ich bin ja nicht so wie — wie — wie die Anderen. *(Pause.)* Nun, hat er sich wieder sehen lassen?

Steyl. Nein!

Woltersdorff. Wie geht es Martha?

Steyl. Nicht besonders. Sie hat die ganze Nacht kein Auge geschlossen. Jetzt schläft sie.

Woltersdorff. Offen gestanden, wenn man Euch betrachtet, möchte man sagen: je weiter von der großen Stadt, desto besser. Hier treibt man's gar zu arg!

Steyl. Ach was, auch hier giebt es gute Menschen.

Woltersdorff. Möglich, aber man muß fortwährend auf der Hut sein.

Steyl. Was brauche ich vor Dir ein Geheimnis zu haben. Sieh, Freund, ich bin ein unglücklicher und beklagenswerther Mensch.

Woltersdorff. Aber, ich bitte Dich!

Steyl. Du weißt ja, bei jenem unglücklichen Mittagessen, als wir Martha und Ackermann vergeblich erwarteten und mir das Kind ohnmächtig in die Arme fiel. — Ich sprach mich damals mit ihrem Bräutigam aus, und er kam dann auch noch ein paar Mal hierher, aber er war merkwürdig verändert, Er wurde einsilbig und zerstreut. Ich fing dann an von der Hochzeit zu sprechen; sagte, es sei an der Zeit, er möchte doch bestimmen, wann und wo. Er antwortete aber immer nur »ja, ja!« und mehr war von ihm nicht heraus zu bekommen. Seit jener Zeit ist er ganz und gar verschwunden. Zu Hause trifft man ihn nicht, meine Briefe läßt er unbeantwortet. Und ich habe ihn doch so lieb gehabt!

Woltersdorff. Sonderbar, sehr sonderbar.

3. Szene.

Steyl, Woltersdorff, Frau Berthold.

Frau Berthold. Ein Brief ist eben für Sie abgegeben.

Steyl. Ein Brief? Von wem?

Frau Berthold. Ich glaube von Herrn Ackermann. Ach Du mein Gott, wenn er nur etwas Gutes enthält!

Steyl *(öffnet den Brief; wird während des Lesens blaß und sinkt, nachdem er ihn gelesen, in den Sessel.)*

Woltersdorff. Frau Berthold. Was ist denn geschehen?

Steyl. Was geschehen ist? Er nimmt sein Wort zurück! Von Hochzeit kann keine Rede mehr sein; es ist überhaupt Alles zu Ende. Hört, hört, was er schreibt. »Mein lieber« Herr Steyl! Nach langem, schwerem Kampfe mit mir selber, fühle ich, daß ich Ihnen eine offene Erklärung schulde. Glauben Sie mir, dieser Entschluß kostet mich viel, sehr viel; aber jeder weitere Aufschub wäre ein Verbrechen. Ich fühle es, daß ich Fräulein Martha Klein nie glücklich machen würde, und bitte Sie, mir mein Wort zurückzugeben. *(Zu Woltersdorf.)* Hier, hier, lies nur: »Ich fühle es, daß ich . . . genau so, sieh nur! *(Woltersdorf blickt in den Brief hinein.)* »Ich wage nicht, Ihre Verzeihung zu erbittert, ich fühle, daß meine Schuld eine schwere ist, und kann nur erklären, daß keine junge Dame mehr Hochachtung verdient als Fräulein Klein.« Hörst Du?„Hochachtung . . . !« »Da ich jetzt auf einige Zeit unsere Beziehungen abbrechen muß, so nehme ich von Ihnen hiermit mit gebrochenem Herzen Abschied. Gott mache Sie Beide glücklich!« — Glücklich, glücklich! Das kann er sagen —- er! *(Steyl verdeckt das Gesicht mit beiden Händen.*

Frau Berthold. Ach Du lieber Gott, dahin mußte es kommen!

Woltersdorff. Was gedenkst Du nun zu thun?

Steyl *(die Hände vom Gesicht fortnehmend.)* Aber das ist ja Wahnsinn! Wie kann er so etwas sagen. *(Auf- und abgehend.)* Ich gehe sogleich zu ihm. Frau Berthold, meinen Hut und Rock, schnell eine Droschke — im Augenblick!

(Frau Berthold ab.)

4. Szene.

Woltersdorff, Steyl, nachher Frau Berthold.

Woltersdorff. Wohin willst Du?

Steyl. Wohin? Zu ihm! Ich will ihm zeigen . . . Ich . . . ich . . . ich . . . Das hast Du Dir ja schön ausgedacht, Bube! Gut, gut! Ich stelle Dich zur Rede, zur Rede!

Woltersdorff. Aber was willst Du ihm denn sagen?

Steyl. Ich sage ihm: Geehrter Herr! Antworten Sie mir ohne Umstände. Hat Sie Martha beleidigt, oder hat sie sich etwa Ihrer unwürdig gezeigt?

Woltersdorff. Aber er . . .

Steyl. Antworten Sie mir, geehrter Herr, antworten Sie mir! Ist sie etwa nicht gut erzogen? Haben Sie an ihrem Benehmen etwas auszusetzen, wie, wie? *(Tritt auf Woltersdorff zu.)*

Woltersdorff. Gewiß nicht, aber er wird . . .

Steyl. Was? Zwei Jahre besuchen Sie unser Haus! man empfängt Sie wie einen Verwandten, man theilt mit Ihnen jeden Pfennig, jeden Bissen Brot, man gönnt Ihnen endlich auf Ihre inständigen Bitten einen solchen Schatz — die Hochzeit ist bereits festgesetzt — und Sie! O, O! — Nein, entschuldigen Sie, geehrter Herr, so kann die Sache nicht endigen. *(Frau Berthold bringt Rock und Hut.)* Den Hut! — Sie nehmen da eine Feder, kritzeln einen Brief hin und denken, damit sei Alles abgethan! O, nein! Entschuldigen Sie! Ich will Ihnen zeigen, wer ich bin, warten Sie nur! - Ich lasse mich nicht zum Besten halten. Meinen Rock! Und wenn Alles nichts hilft, werfe ich mich vor ihm auf die Kniee und sage ihm: Ich stehe nicht eher aus, als bis Sie Ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan haben! Eher sterbe ich! Haben Sie Mitleid mit der Waise, werde ich ihm sagen — was hat Sie Ihnen gethan, daß Sie sie tödten wollen? Und Ihr bleibt, meine Lieben, bis ich zurückkomme. Ich komme sehr bald zurück, so oder so! Aber um Gottes willen, daß Martha Nichts davon erfährt. Wartet auf mich, ich komme bald wieder, bald komme ich wieder. Lebt wohl! *(ab.)*

5. Szene.

Woltersdorff, Frau Berthold.

Frau Berthold *(jammernd.)* Ach, du Grundgütiger! wie soll das enden, mein Gott! Ach, lieber Herr helfen Sie mir, ich bin eine alte unglückliche Frau.

Woltersdorff. Beruhigen Sie sich doch ein wenig, Frau Berthold. Es kann noch Alles gut werden.

Frau Berthold. Gut werden! Was kann da noch gut werden? So etwas zu erleben! Denken Sie sich meine Lage. — Martha ist doch meine Nichte, meines Bruders Kind. Wie soll ich das ertragen?

Woltersdorff. Ja, es ist wahrlich sehr schlimm.

Frau Berthold. Schlimmer konnte es ja gar nicht kommen. Und ich habe Alles geahnt, wie es kommen mußte.

Woltersdorff. Wirklich?

Frau Berthold. Ich sagte immer: Das führt zu nichts Gutem, zu nichts Gutem! Aber man hörte nicht auf mich, weil ich alt bin. Ich bin allerdings eine einfache Frau, aber mein Seliger war doch Zahlmeister, und wir verkehrten auch mit feinen Menschen . . . Alle haben mir sonst Recht gegeben; nur meine leibliche Nichte hörte nicht aus das, was ich sagte. Jetzt wird sie es einsehen, aber nun ist es zu spät. Wie oft habe ich meiner Martha gesagt: »Kind, Du wirst ihn doch nicht heirathen, das ist ein unruhiger gefährlicher Mensch, wer weiß, was der will!« Und sie antwortete immer: »Lassen Sie doch das, Tantchen.« Natürlich, die Kinder wollen stets besser wissen als wir Alten. Jetzt wird sie eine alte Jungfer bleiben.

Woltersdorff. Nun so schlimm wird es doch nicht werden.

Frau Berthold. Ganz gewiß! *(Horcht.)* Ich glaube, Martha kommt. *(Pause.)* Nein, es war Niemand, es summt mir nur so in den Ohren. Wer hat aber Schuld an alledem? Wir selber sind Schuld daran, auch Herr Steyl. Schickt es sich denn, daß er ein fremdes Mädchen erzieht, paßt sich denn das? Muß *er* sie denn verheirathen wollen? Das ist doch Sache der Frauen. Er wollte sie freilich glücklich machen, aber es ist anders gekommen. *(Seufzend.)* Jetzt muß ich nach Martha sehen, wie es ihr wohl gehen mag, ob die Ärmste noch schläft! Was wird sie sagen,

wenn sie das Alles erfährt! — Wo bleibt aber nur Herr Steyl? Wenn sie ihm nur Nichts anthun!

Woltersdorff. Aber ich bitte Sie, wenn auch Herr Ackermann hier in der Nähe wohnt, braucht man doch Zeit, um hin und zurück zu fahren. Er muß sich doch mit ihm aussprechen.

Frau Berthold. Ja, Sie haben Recht. Aber es kann nicht gut ablaufen. Sie werden sich schießen.

Woltersdorff. Ach nicht doch!

Frau Berthold. Sie werden es sehen! Sie denken wohl, Herr Ackermann wird den Demüthigen spielen? Ich sage Ihnen aber, er hat Muth, ein richtiger Mörder ist er.

Woltersdorff. Aber nein!

Frau Berthold. Glauben Sie mir, er wird unseren guten Herrn umbringen!

Woltersdorff. Aber wir leben hier doch nicht in einer Mörderhöhle! Wie können Sie nur so etwas denken?

Frau Berthold. Er wird ihm einfach sagen: Was wollen Sie von mir, Herr Steyl? Gehen Sie zum Teufel mit Ihrer Martha Klein. Was mischen Sie sich überhaupt da hinein? Und er wird ihm einen Schlag in's Gesicht Versetzen. *(Weinend.)*

Woltersdorff. Aber das ist ja Unsinn!

Frau Berthold *(Weinend.)* Ach, ja, ach ja, ich kenne das!

Woltersdorff. Und ich habe Sie für eine so vernünftige Frau gehalten.

6. Szene.

Steyl, Woltersdorff, Frau Berthold.

Steyl *(Hut auf dem Kopf, im Überrock geht langsam bis zur Mitte der Bühne, läßt die Hände sinken und bleibt so stehen, indem er die Augen starr auf den Boden richtet.)*

Woltersdorff. Frau Berthold. Nun, nun, — was, was?

Steyl *(ohne aufzusehen.)* Er ist fort!

Woltersdorff. Frau Berthold. Fort?

Steyl. Fort, und Niemand weiß, wo er hingegangen ist. Aber ich werde es morgen erfahren, oder vielmehr schon heute. So lass' ich mich nicht abfertigen — nein, nein!

Frau Berthold. Ziehen Sie doch den Rock aus.

Steyl *(Hut und Rock von sich werfend.)* Da, da. Wozu brauche ich das Alles? *(Setzt sich erschöpft hin.)*

Woltersdorff. Erzähle doch wenigstens . . .

Steyl. Was ist da zu erzählen! Ich komme in seine Wohnung, frage nach ihm. ›Nicht zu Hause‹! Wohin? — ›Unbekannt.‹ Nun ist Alles sonnenklar. *(Losbrechend.)* Oh, erwürgen möchte ich mich!

Woltersdorff. Was sind das für Gedanken?

Steyl. Was würdest Du in meiner Lage thun? Kann ich vor Martha noch die Augen aufschlagen?

Frau Berthold. Hätten Sie doch auf mich gehört, Herr Steyl!

Steyl. Lassen Sie mich jetzt in Ruhe. — Wie geht es Martha?

Frau Berthold *(gekränkt und würdevoll.)* Sie schläft noch.

Steyl. Sie waren ja selbst immer aus Seiten dieses Menschen. *(legt die Hand auf die Schulter Woltersdorffs.)* Alter Freund, ich habe einen furchtbaren Schlag erhalten —mitten ins Herz!

Woltersdorff. Ach, laß das. Martha ist ein vernünftiges Mädchen. Es wird sich schon ein anderer Mann für sie finden.

Steyl. Wie Du nur so sprechen kannst! Die Sache ist doch überall bekannt geworden, die Hochzeit stand vor der Thür. So etwas vergißt man nicht. Und wer ist für das Unglück dieses armen Waisenkindes verantwortlich zu machen? Ich! Einzig und allein ich!

Woltersdorff. Nimm doch Vernunft an.

Steyl *(auf- und abgehend.)* Ich muß Martha sprechen, muß ihr Alles auseinandersetzen . . . sie soll entscheiden. Sie soll mich strafen für die Schande, die ich über sie gebracht habe; oder wenn sie ohne ihn nicht leben kann, so will ich zu ihm gehen und ihn am Halse herschleppen wie einen Hund!

Frau Berthold. Ach, lieber Gott, sprechen Sie nicht solche schrecklichen Worte,

Steyl *(ohne auf sie zu hören.)* Das ist das Beste. *(Zu Woltersdorff und Frau Berthold.)* Nun, Ihr Lieben, ich danke Euch, daß Ihr auf mich gewartet habt. Und jetzt, wißt Ihr was? Laßt mich auf ein halbes Stündchen allein. — Das Wetter ist schön, macht einen Spaziergang.

Woltersdorff. Ja, aber wozu?

Steyl *(eilig.)* Das wirst Du schon erfahren. Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen. In einer halben Stunde.

Frau Berthold. Aber Herr Steyl . . .

Steyl. Ich bitte Euch, macht, macht; Eure Sachen hängen im Entrée. *(Schiebt Beide sanft der Thür entgegen.)*

7. Szene.

Steyl. *(allein).* Das ist ein wichtiger Augenblick meines Lebens. Ich muß handeln! Was werde ich ihr sagen? Ich muß sie natürlich auf Alles vorbereiten. — *(Pause.)* Vorsichtig, vorsichtig! *(Geht an Ihre Thüre.)* Ich fürchte mich ordentlich! — Wie mir das Herz klopft! *(Blickt in den Spiegel.)* Und wie ich aussehe! *(Bringt mit der Hand die Haare in Ordnung.)* Aber ich darf nicht zaudern. Vorwärts! Das Schwerste ist der Anfang. — Ob sie noch schläft? Bei dem Lärm! Aber, wenn sie Alles gehört hat! Dann — um so besser. Vorwärts, Du Feigling, vorwärts! Aber halt! Das wird mir gut thun, *(Geht zum Tisch zurück, schenkt ein Glas Wasser ein und trinkt es schnell aus.)* — Und jetzt mit Gott! *(Dreht sich um und erblickt Martha, die aus der Seitenthür gekommen ist, verwirrt.)* Ach, Du — Du bist da, das . . . wie . . .

8. Szene.

Steyl. Martha.l

Martha. Ich bin es — was haben Sie?

Steyl *(schnell.)* Nichts, nichts . . . So, so . . . Ich dachte, Du schliefst.

Martha. Ich bin eben aufgestanden.

Steyl. Nun, und wie geht es Dir?

Martha. Besser. Ich habe nur etwas Kopfschmerzen *(setzt sich.)*

Steyl. Nun, Gott sei Dank. Dann können wir nachher spazieren gehen — was meinst Du?

Martha. Wie Sie wollen . . .

Steyl. Nein, wie Du willst. — Habe ich Dich denn jemals wozu gezwungen? — Was Du wünschest, geschieht.

Martha. Sie sind so gut.

Steyl *(sich zu ihr setzend. Ach, was gut! Aber sieh nur, (sie anblickend.)Du hast wieder geweint. — (Martha wendet sich ab.) Aber wozu das Alles? Du wirst sehen . . .*

Martha. Sie wollen mich trösten, aber ich brauche keinen Trost! *(Mit einem bitteren Lächeln.)* Ich habe mich in mein Schicksal ergeben.

Steyl. Ergeben? Wieso?

Martha. Ich weiß, Alles ist zu Ende. Und vielleicht ist es so besser.

Steyl. Aber warum?

Martha. Was brauchen wir uns zu verstellen? weshalb wollen wir uns täuschen?

Steyl *(Pause.)* Nun denn — Du hast Recht. Aber freilich, so etwas hätte ich nicht von ihm erwartet.

Martha *(sehr erregt.)* Was denn?

Steyl. Ich . . . das heißt . . .

Martha. Sie waren heute bei ihm?

Steyl. Ja!

Martha. Nun, und?

Steyl. Traf ihn nicht zu Hause!

Martha. Aber was haben Sie nicht von ihm erwartet?

Steyl. Den Brief.

Martha. Einen Brief?

Steyl *(versucht zu lächeln).* Ja, einen Brief, weißt Du — Übrigens, er — das heißt, man kann nicht sagen . . .

Martha. Wo ist der Brief?

Steyl. Ich habe ihn bei mir.

Martha. Geben Sie ihn mir, um Gotteswillen, geben Sie ihn mir. Den Brief! Schnell!

Steyl *(ihn suchend)* Ich weiß wirklich nicht — Martha, Du bist so erregt.

Martha. Ich bin schon wieder ruhig . . . Aber den Brief, den Brief!

Steyl. Hier ist er, aber ich bitte Dich, — *(zieht den Brief langsam aus der Tasche: Martha entreißt ihm denselben und liest ihn eifrig sie bleibt einen Augenblick wie starr stehen und bedeckt dann, laut aufschluchzend das Gesicht mit den Händen)* — Um Gotteswillen Martha! aber so höre doch! Weine nicht! Ich stehe für Alles ein, aber ich kann Dich nicht so sehen! Weine nicht!

Martha *(unter Tränen).* Verzeihen Sie mir, es ist gleich vorbei. Nur im ersten Augenblick. *(trocknet die tränen.)* Ich habe das Alles ja erwartet und Wünsche ihm Glück! *(Will wieder weinen.)*

Steyl. Ich werde ihn zur Rede stellen.

Martha. Um keinen Preis! Ich will mich Niemandem aufdrängen. Kein Wort mehr von ihm, wenn Sie mich lieb haben. Ich bin zwar eine Waise, ich habe keine Stütze . . .

Steyl. Du hast keine Stütze? Und was bin ich? Liebe ich Dich nicht wie eine Tochter?

Martha. Sie sind gut, ich weiß es; aber Sie werden es mir nachfühlen, daß ich jetzt nicht mehr bei Ihnen bleiben kann.

Steyl. Wa — was?

Martha. Ich muß fort von hier.

Steyl. Was soll das? Das hat Dir wohl die Tante eingeredet? — Da soll doch gleich — Wie ist Dir nur dieser unselige Gedanke gekommen?

Martha. Hören Sie mich ruhig an, und Sie werden mir zugeben, daß ich recht habe.

Steyl. Niemals — niemals!

Martha. Sagen Sie selbst, was soll man nach dem, was vorgefallen ist, von mir denken?

Steyl. Ja, was denn?

Martha *(schnell.)* Ich bin doch nicht Ihr Kind. Jetzt werden Alle sagen: »Er hat sie sitzen lassen, was schadet's! Sie ist ja doch nur ein angenommenes Kind, das fremdes Brot ißt . . . wäre sie bei ihren Verwandten geblieben, so hätte sie klüger daran gethan. Aber sie wollte gut leben und nichts thun. Da hat sie's nun weg.« Sehen Sie, Herr Steyl, ich habe Sie so lieb, wie Niemanden auf der Welt; aber was soll ich thun? Ich kann nicht länger bei Ihnen bleiben, und ein Stück Brot werde ich mir schon noch verdienen können.

Steyl. Ich verstehe nichts, rein gar nichts! Was sprichst Du da? Ich bin doch ein alter Mann. Das wissen doch Alle, daß Du mir eine Tochter bist. Was soll das nun? Ist das Dein Ernst?

Martha *(aufstehend.)* Mein voller Ernst!

Steyl. Und Du kannst mich verlassen?

Martha. Ich muß!

Steyl. Aber wohin willst Du?

Martha. Irgend wohin! Ich werde mir eine Stellung suchen.

Steyl *(ringt die Hände).* Ich verliere noch den Verstand! Bedenke, was Du thust. Wenn Du mich verlässest, dann habe ich nichts aus der Welt, woran mein Herz hängt. Nur Deinetwegen lebe ich ja. Wenn ich Dich nicht mehr habe, will ich nicht länger leben. Martha, habe Mitleid mit dem armen, alten Mann! Was habe ich Dir denn gethan?

Martha. Quälen Sie mich nicht. Es muß sein.

Steyl. So seid Ihr Weiber! Es ist ein Elend, Euch Vernunft predigen zu wollen. Nein, Martha! Hier ist Deine Heimat, Dein Schutz; ich kann Dich nicht fortlassen! Aber Eins will ich Dir sagen: Ich schaffe Dir den Wortbrüchigen zurück, oder ich strecke ihn mit dieser Faust nieder.

Martha *(erschreckt).* Was?

Steyl. Jawohl, mit dieser Faust! Deine Ehre soll fleckenlos sein.

Martha *(mit erstickter Stimme).* Hören Sie! Wenn Sie nicht sofort das, was Sie eben gesagt haben, zurücknehmen — so gehe ich, weiß Gott — in's Wasser.

Steyl *(fast schreiend)* Was soll ich aber thun? Mein Gott! ich werde wahnsinnig! *(Sich plötzlich besinnend.)* — Höre, Martha! — aber nein! Ich bin so verwirrt! — Gleich viel, mag daraus entstehen, was will. — Höre, Du willst, daß Dir Niemand die Achtung versage, daß Niemand Dir etwas Schlechtes nachrede, nicht wahr? Nun denn, höre — aber

um Gotteswillen, halte mich nicht für verrückt — Siehst Du — ich — Du bleibst hier — und Niemand — verstehst Du, Niemand wird es wagen, Dich zu kränken! —- mit einem Wort, willst Du meine Frau werden?

Martha *(aufs höchste erstaunt).* Was sagen Sie?

Steyl *(sehr schnell.)* Unterbrich mich nicht! Ich weiß selber nicht, wie dieser Gedanke mir in den Kopf kam, aber ich muß ihn aussprechen. Es ist ein verzweifeltes Mittel; aber die Lage, in der ich mich befinde, erfordert es. Ich weiß, Ackermann wird nicht mehr zu uns kommen; also, erlaube mir wenigstens, daß ich Dir Alles erkläre, was ich meine. Du kannst ja doch nicht denken, daß ich Dir wehe thun wollte . . .

Martha. Nein, aber . . .

Steyl. Du bist selbst an Allem schuld. Warum wolltest Du mich verlassen? Das hat mich ganz von Sinnen gebracht. Ich will, daß man Dich verehre, wie eine Königin; daß man sieht, welches Glück in dem Besitz Deiner Hand liegt! Ein Schurke, ein Dummkopf schlug Dich aus — und schlug sein Glück aus. Und ich, ein alter Mann, dem Niemand etwas nachsagen kann, will vor Dir in die Knie fallen und damit der Welt beweisen . . . aber verstehe mich recht, denke um Gotteswillen nur nicht . . .

Martha. Hören Sie mich!

Steyl. Wart' nur, wart nur! Ich weiß Alles, was Du sagen willst. Was kann ich Dir für ein Mann sein! Gewiß, davon ist weiter nicht zu sprechen! . . . Aber ich biete Dir Ruhe, Schutz und die Achtung der Welt. Ich will Dir ein Vater sein — das ist es! Bisher warst Du aus Gnade und Barmherzigkeit bei fremden Leuten. Das soll anders werden. Du sollst jetzt Herrin werden, und ich — ich will Dich hüten, wie meinen Augapfel. Nun, was sagst Du dazu?

Martha. Ich bin so erstaunt, so gerührt von Allem, was Sie mir da sagen. Was soll ich Ihnen nur gleich antworten?

Steyl. Aber wer verlangt denn das? Überlege Alles, Du hast ja Zeit genug. Ich wollte Dich ja nur beruhigen. Sage mir nur Eins, daß Du bei mir bleibst. Dann werde ich glücklich sein. — Weiter will ich ja nichts.

Martha. Habe ich denn das Recht, so in Ihr Leben einzugreifen, Ihre Großmuth für mich in Anspruch zu nehmen?

Steyl. Ach, wie Du wieder redest Wozu wäre ich denn sonst noch auf dieser Welt gut? Also sage mir, daß Du hier bleibst. Und die

Antwort auf das Andere kannst Du mir geben, wann Du willst, wann Du willst . . . Wie?

Martha *(sieht ihn an, gerührt). (Pause.)* Ich will bei Ihnen bleiben.

Steyl. Du bleibst! Wirklich! *(Will ihr um den Hals fallen.)* Nein, nein — das darf nicht sein, durchaus nicht.

Martha *(ihn umarmend).* Guter, Lieber! Sie werden mich nicht verlassen und betrügen, Ihnen darf ich vertrauen. Nur erlauben Sie jetzt, daß ich auf mein Zimmer gehe . . . es dreht sich mir Alles im Kopf herum . . . Erlauben Sie!

Steyl. Bitte, Du kannst Alles thun, was Dir beliebt. Ruhe Dich aus, das ist die Hauptsache. Alles Übrige wird sich finden. *(Sie zur Tür begleitend.)* Also Du bleibst bei mir?

Martha. Ja!

Steyl. Nun Gott sei Dank, Gott sei Dank! Nur Deine Ruhe und Dein Glück liegen mir am Herzen. Aber Eins möchte ich Dich fragen: Darf ich hoffen oder muß ich fürchten? Aber nein, nein, ich werde nichts fragen.

Martha *(nach einer Pause).* Fragen Sie nur! Sie dürfen hoffen. *(Schnell ab.)*

9. Szene.

Steyl *(allein.)* Was sagte sie? »Sie dürfen hoffen.« *(Aufspringend.)* Halt, Du alter Dummkopf! Verstehst Du denn nicht, was sie sagte? Aber mein Gott, wie konnte ich ahnen! Martha will mich heirathen, mich! Ein jugendliches herrliches Geschöpf und ich! Das ist ein Traum, ich bin im Fieber. Nicht umsonst fühlte ich mein Herz so sonderbar klopfen, als ich sie verheirathen wollte. — *(Mit der Hand winkend.)* Schweig, Alter, schweigt Ich ersticke hier! Ich will auf die Straße . . . *(nimmt den Hut; in der Thür stößt er auf Woltersdorff und Frau Berthold.)*

10 Szene.

Steyl, Woltersdorff, Frau Berthold.

Woltersdorff. Wohin willst Du?

Steyl. Frische Luft athmen! Ich komme gleich wieder.

Woltersdorff. Aber was fehlt Dir denn? Was macht Martha?

Steyl. Nichts, nichts! Laßt sie jetzt allein. — Sie ist auf ihrem Zimmer . . . *(Zu Woltersdorff.)* Liebster Freund, ich muß Dir einen Kuß geben! *(Küßt ihn.)* Ich komme gleich zurück — ich komme gleich zurück — aber laßt sie allein — Alles ist gut. *(geht ab.)*

Woltersdorff. Was ist mit ihm vorgegangen?

Frau Berthold *(Mit erstickter Stimme, den Rücken des Sessels ergreifend, als ob sie ohnmächtig würde.)* Ach, ein Schlaganfall, ein Schlaganfall! Du lieber Gott!

Woltersdorff *(sie erschrocken anpackend.)* Was fehlt Ihnen? Ein Schlaganfall? Einen Arzt, schnell einen Arzt!

Frau Berthold *(sich erholend).* Ach, Dummheiten! Nicht ich, sondern Herr Steyl!

Woltersdorff. Wie Sie mich erschrocken haben! Sie sind wohl von Sinnen?

Frau Berthold. Aber haben Sie keine Augen im Kopfe? Haben Sie nicht gesehen, wie sich sein Gesicht veränderte und seine Lippen . . . ach, ich Unglückliche und Verlassene!

Woltersdorff. Nun geht das Geheule wieder los! *(Steyl kommt herein.)* Nun, der soll krank sein? Aber erkläre doch, lieber Freund, Du bist ja außer Dir.

Steyl. Du kannst mir Glück wünschen.

Woltersdorff. Wozu?

Steyl. Martha wird vielleicht doch heirathen. Es darf Niemand mehr traurig in meinem Hause sein. Wir wollen glücklich und zufrieden leben, Ihr werdet es sehen.

Frau Berthold. Aber, was ist denn geschehen?

Steyl. Später, später! Martha soll glücklich werden — das schwöre ich zu Gott. Ihr seid meine Zeugen, sie soll glücklich, soll glücklich

werden!

Der Vorhang fällt.



Das Gnadenbrot.

Drama in zwei Aufzügen

Für die deutsche Bühne bearbeitet
von
Eugen Zabel.

Mit einem Dekorationsplan und Regieanmerkungen.

Den Bühnen und Vereinen gegenüber als Manuskript gedruckt.
Sowohl Ausführungs- als Nachdrucks- und Ubersetzungsrecht vorbehalten.

Eugen Zabel.

Für sämtliche Bühnen im ausschließlichen Debit von Felix Bloch Erben in Berlin-Wilmersdorf, Nikolsburger Platz 3, von welchen allein das Recht der Ausführung zu erwerben ist.

Vertretung im Auslande:

Für Argentinien: Oskar Ossovetsky, 1282 Lavalle, Buenos-Aires.
Für Dänemark, Norwegen: Folmer Hansen, Kopenhagen, Vester Boulevard 36, ST.
Für Großbritannien und Irland: R. Golding Bright, London W.C., 20 Green street Leicester Square *(Telegramm-Nr.: Aamrantes London).*
Für Italien: Sooietà Italiana degli Autori, Mailand, & Corso Venezia.
Für Österreich: Dr· O. F. Eirich, Wien II., 38 Praterstraße
Für Russland und Polen: P. Neldner, Riga, Musik- und Bühnenverlag.
Für Schweden, Finnland: O. Wijkander, Königlicher Hof-Intendant, Stockholm.
Für Ungarn: Dr. O. F. Eirich, Savanyukut, Ungarn.
Für Vereinigte Staaten von Nordamerika und Kanada: Hans Bartsch, Geo. M. Cohan Theatre, Building, 1482-90, Broadway, Neuyork *(Telegramm-Nr.: Charivari-Neuyork)*

Von Iwan Turgenjeff besitzen wir neun dramatische Werke, die in der Glasunowschen russischen Ausgabe seiner Dichtungen, St. Petersburg 1883, einen Band von über siebenhundert Seiten umfassen. Turgenjeff schrieb sie sämtlich in den Jahren 1843—51, das erste, als er fünfundzwanzig, das letzte, als er dreiunddreißig Jahre alt war. Seitdem hat er, mit Ausnahme seiner kleinen, in französischer Sprache abgefaßten Operntexte für die Bühne der Frau Viardot in Baden-Baden, für das Theater nichts mehr verfaßt. Der Eifer, mit dem er in acht Jahren neun, zum Teil umfangreiche Stücke schrieb, gestattet den Schluß, daß er in seiner Jugend ernstlich daran dachte, sich als dramatischer Autor eine Stellung zu erringen. Die Thatsache, daß er in den letzten drei Jahrzehnten die Bühnenproduktion ganz aufgab, beweist aber, daß er sich das Talent zum dramatischen Schaffen schließlich doch absprach, wie es in der Einleitung zu diesen »Scenen und Komödien« auch ausdrücklich bestätigt wird.

Richtig ist, daß der große russische Dichter diese Stücke schrieb, ohne seine Phantasie durch die Rücksicht auf das Bühnenwirksame einengen zu lassen, daß er sie gewissermaßen als Novellen in dramatischer Form dichtete und dabei mehr an die Leser als an die Zuschauer dachte. Richtig ist aber auch, daß in den meisten dieser Werke ein echt dramatischer Kern enthalten ist, den man vorsichtig herausschälen kann. Sechs von den Dramen sind einaktig, eins ist zweiaktig, eins dreiaktig und eins fünfaktig. Sie alle schildern, mit Ausnahme des am frühesten geschriebenen: »Unvorsichtigkeit«, das in Spanien spielt, russisches Leben. Von den übrigen Stücken haben zwei, »Ohne Geld« und »Der Junggeselle«, in Petersburg, vier, »Allzu dünn reißt bald«, »Das Gnadenbrot«, »Das Frühstück beim Adelsmarschall« und »Der Monat auf dem Dorfe«, auf dem Lande ihren Schauplatz. »Die Provinzialin« spielt in einer Kreisstadt und das letzte, »Ein Gespräch auf der Landstraße« merkwürdigerweise in einem Tarantaß während einer Fahrt im Innern Rußlands. So bedenklich und gefährlich es ist, einen Autor vom Range Turgenjeffs zu verändern, ließ sich doch nur um diesen Preis der Dichter auf unserer Bühne halten. Das vieraktige Schauspiel »Natalie« nach dem »Monat aus dem Dorfe« und das einaktige Lustspiel »Die

Provinzialin« sind in der Bearbeitung des Unterzeichneten über fast alle größeren Bühnen Deutschlands gegangen.

Das zweiaktige Schauspiel »Das Gnadenbrot« stammt aus dem Jahre 1848, erschien aber erst 1857 im »Sowremennit« unter dem Titel »Fremdes Brot«. Einer der genauesten Kenner und treuesten Freunde des Dichters, Ludwig Pietsch, übertrug es nach einer französischen Übersetzung ins Deutsche und ließ es im November 1883 am Stadttheater in Frankfurt am Main mit Fräulein Nina Weiße und Herrn Theodor Lobe in den Rollen der Olga und des Kusofkin aufführen. Es gehört zu den Stücken, die, wenn sie ganz verstanden werden sollen, eine gewisse Kenntnis russischer Verhältnisse voraussetzen Eine Figur wie der alte verarmte Edelmann Kusofkin, der auf dem Gut einer reichen, eben verheirateten jungen Dame das Gnadenbrot genießt und sich dafür manches harte Wort von den Angestellten des Hauses, sowie manchen schlechten Scherz von den Gästen gefallen lassen muß, kommt als charakteristische Figur des russischen Landlebens in verschiedenen Novellen und Skizzen des Dichters vor. Der erste Akt des »Gnadenbrots« ist ebenso originell in der Charakterzeichnung wie spannend in der Führung der Handlung. Dagegen mußte sich die allzulange Erzählung Kusofkins im zweiten Akt mehrere Striche gefallen lassen. Daß die von ihrem Manne verratene und beschimpfte Mutter Olgas sich rächen wollte, indem sie sich Kusofkin hingab, setzt eine Empfindungsweise voraus, deren Brutalität für die Ausführung ebenfalls gemildert werden mußte. Ferner glaubte der Bearbeiter den Schluß des Stückes dramatischer gestalten zu können, als es bei Turgenjeff geschehen ist. Bei ihm begiebt sich Kusofkin zuletzt auf das Gut, das ihm unter dem Vorgehen, er habe seinen Prozeß gewonnen, zum Geschenk gemacht wird. Das ist ein mattes und peinliches Ende nach dem ergreifenden Schluß des ersten Aktes. Der Bearbeiter hat es daher versucht, den Schluß dieses Dramas tragisch zu gestalten, indem er Kusofkin auf der Bühne sterben läßt. Er glaubte mit dieser Änderung nicht allzusehr gegen das Original zu verstoßen, weil Kusofkin, nachdem ihn Olga umarmt hat, im Original selbst sagt: »Ach, jetzt kann ich sterben.«

In dieser Fassung ist das »Gnadenbrot« zuerst in Prag am deutschen Landestheater mit Kühns als Kusofkin und im Frühjahr 1891 im Berliner Lessingtheater mit Klein und Fräulein Groß als

Kusofkin und Olga erfolgreich gespielt worden. Auch das Wiener Burgtheater hat das Stück in dieser Bearbeitung zur Ausführung erworben. Als der ausgezeichnete italienische Schauspieler Ermete Zacconi im Jahre 1897 zum erstenmal mit seiner Gesellschaft nach Deutschland kam, gab er sowohl in Wien wie in Berlin das »Gnadenbrot« in italienischer Bearbeitung unter dem Titel »Pane altrui«, Zacconi spielte die Rolle zu alt. Er machte aus dem gehänselten Edelmann, von dem Turgenjeff angiebt, daß er über fünfzig sei, einen Siebziger, und nahm der Voraussetzung des Stückes damit die rechte Grundlage. Aber davon abgesehen bot er eine Leistung von erstaunlicher Naturwahrheit, besonders in der Entwicklung der allmählichen Trunkenheit und der wiederkehrenden Besinnung, als ihm die Schmach angethan und er dem allgemeinen Gelächter preisgegeben wird. Unvergeßlich war es, wie Zacconi in dieser Rolle die Narrenkappe abnahm, sie empört zerknitterte und zerriß, seine Umgebung anblickte, auf sein weißes Haar deutete und unter verhaltenen Thränen in sich steigernder Empörung immer wieder »Perchè« sagte. Und ebenso gewaltig wirkte der Künstler, als ihn im zweiten Akt Olga Petrowna nach der Wahrheit seiner Behauptung fragte und er erschüttert in die Kniee sank, mit den Fingerspitzen die Erde berührte und »E la verita!« sagte. Jedenfalls muß die Rolle des Kusofkin zu den interessantesten und dankbarsten Aufgaben für einen Charakterspieler von Empfindung und Geist gerechnet werden.

Charlottenburg, November 1897.

Eugen Zabel.

Inhaltsverzeichnis

Das Gnadenbrot.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt. Der Haushofmeister Alexándrow. Der Diener Peter. Der kleine Vaska.

Zweiter Auftritt. Alexándrow. Peter. Koslów.

Dritter Auftritt. Die Vorigen ohne Peter. Mascha.

Vierter Auftritt. Alexándrow. Koslów. Kusofkin.

Fünfter Auftritt. Alexándrow. Kusofkin.

Sechster Auftritt. Alexándrow. Kusofkin.

Siebenter Auftritt. Kusofkin. Iwánow.

Achter Auftritt. Vaska. Dann Alexándrow, Peter, Mascha, Prskovia, Koslów, Sechs Mädchen, Dienstboten.

Neunter Auftritt. Die Vorigen. Olga. Jelétzki.

Zehnter Auftritt. Kusofkin. Iwánow.

Elfter Auftritt. Die Vorigen. Olga. Jelétzki.

Zwölfter Auftritt. Die Vorigen. Koslów.

Dreizehnter Auftritt. Jelétzki. Koslów.

Vierzehnter Auftritt. Jelétzki. Dann der Diener Peter und der Edelmann Maximow.

Fünfzehnter Auftritt. Jelétzki. Maximow.

Sechzehnter Auftritt. Die Vorigen. Olga. Kusofkin. Iwánow.

Siebzehnter Auftritt. Jelétzki. Maximow. Kusofkin. Iwánow.

Achtzehnter Auftritt. Die Vorigen. Alexándrow. Peter..

Neunzehnter Auftritt. Die Vorigen. Olga.

Zweiter Aufzug. Derselbe Saal.

Erster Auftritt Olga. Die Haushälterin Praskovia.

Zweiter Auftritt Olga allein.

Dritter Auftritt Jelétzki. Olga. Dann der Diener Peter.

Vierter Auftritt Jelétzki. Olga. Kusofkin.

Fünfter Auftritt Olga. Kusofkin.

Sechster Auftritt Kusofkin. Jelétzki.

Siebenter Auftritt Kusofkin. Maximow. Jelétzki.

Achter Auftritt Die Vorigen. Praskovia.

Neunter Auftritt Maximow. Kusofkin.

Zehnter Auftritt Die Vorigen. Jelétzki.
Elfter Auftritt Kusofkin. Jelétzki.
Zwölfter Auftritt Olga. Kusofkin.
Dreizehnter Auftritt Die Vorigen. Jelétzki. Maximow.
Vierzehnter Auftritt Die Vorigen. Alexándrow.
Fünfzehnter Auftritt Die Vorigen. Alexándrow. Iwánow.

Personen.

Paul Jelétzki, Ministerialbeamter aus Petersburg, 32 Jahre alt.
Olga Petrowna, seine Frau, 21 Jahre alt.
Kusofkin, verarmter Edelmann, lebt in ihrem Hause; über 50 Jahre alt
Maximow, Edelmann aus der Nachbarschaft, 36 Jahre alt.
Iwánow, Freund Kusofkins, 45 Jahre alt.
Alexándrow, Haushofmeister.
Koslów, Intendant, 60 Jahre alt.
Praskóvia, Haushälterin, 50 Jahre alt.
Mascha, Stubenmädchen, 20 Jahre alt
Peter, Diener, 25 Jahre alt.
Baska, kleiner Diener in Kosakenuniform, 14 Jahre alt.
Ort der Handlung: Auf einem Landgut des inneren Rußland.

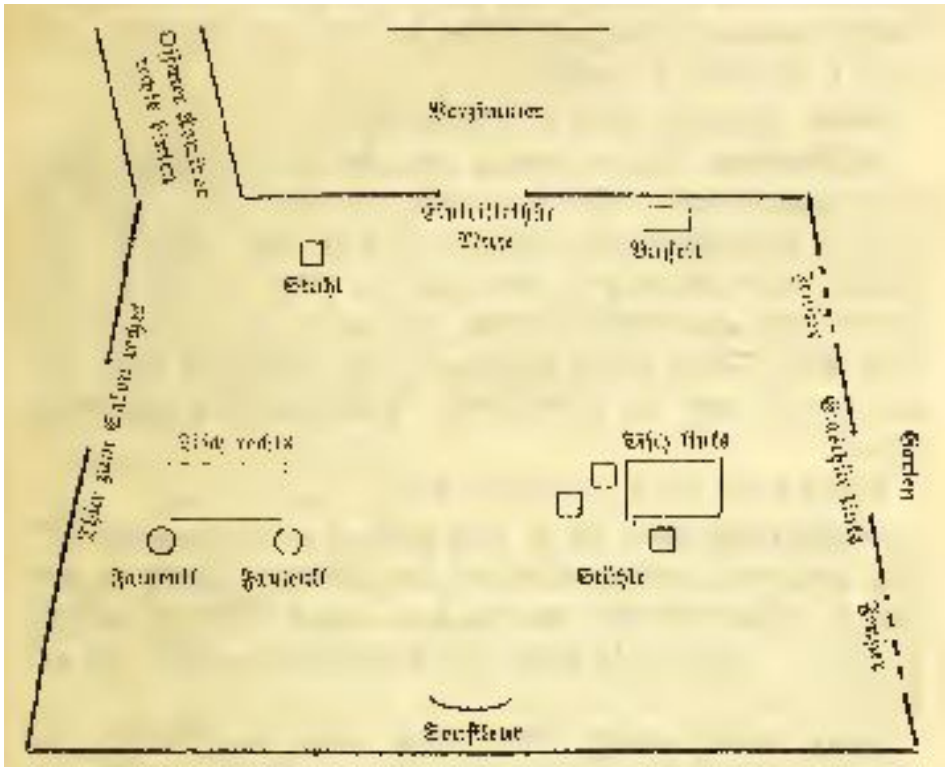
Zeit: Gegenwart.

Rechts und links vom Schauspieler.

Zum erstenmal aufgeführt am neuen deutschen Theater in Prag, den 15. November 1890.

Maske und Kostüm Kusofkins: Langes graumeliertes Haar, bis in die Mitte der Stirn reichend, nach russischem Bauernschnitt; graumelierter Vollbart, russisch viereckig gestutzt und grauer Schnurrbart; weißes Hemd mit Umschlagkragen; weite schwarze Tuchhosen, unter dem Knie in die Schäfte der Stiefel gesteckt; einreihige schwarze Weste, ziemlich lang; dunkelgrauer Rock, bis zur Wade reichend, in der Taille in Falten gelegt; buntes Taschentuch.

Erster Aufzug.



Speisesaal im Landhause eines reichen russischen Edelmannes nach dem vorstehenden Dekorationsplan.

Im Hintergrund Thür zum Vorzimmer. Rechts Thür zum Solon. Rechts hinten in der Ecke ein offener Korridor, mit Portieren am Eingange. Links zwei Fenster und eine zum Garten führende Glasthür, Zur Rechten ein größerer Tisch mit Fauteuils. Zur Linken ein kleinerer mit Stühlen.

Der Saal bleibt durch das ganze Stück derselbe.

Rechts und links vom Schauspieler.

Erster Auftritt.

Der Haushofmeister Alexándrow. Der Diener Peter. Der kleine Vaska.

Alexándrow *(außerhalb).* Das ist ja eine schreckliche Wirtschaft! Nichts ist in Ordnung! Es ist geradezu unverzeihlich! *(Er kommt mit dem Diener Peter und kleinen Vaska durch die Eintrittsthür in der Mitte.)* Ich handle nach dem ausdrücklichen Befehl unserer Herrin und jeder hat mir zu gehorchen. *(Zu Peter.)* Verstehst du mich?

Peter. Jawohl, Herr Haushofmeister.

Alexándrow. Unsere Herrin und ihr Gatte geruhen heute hier anzukommen. Sie hat mich vorausgeschickt, damit ich nach dem Rechten sehe. Und was thut ihr? Nichts! *(Zu Vaska.)* Vor allem du, was thust du denn eigentlich? Du treibst dich am liebsten herum *(er zieht ihn am Ohr)* und ißt dein Brot, ohne es zu verdienen. Ihr alle liebt das, aber wir kennen euch, ihr Dienstboten. Pack dich, sieh nach deiner Arbeit.

Vaska. *(läuft schnell ab durch die Mitte).*

Alexándrow. *(wirft sieh in einen Fauteuil am Tisch rechts.)* Uff! Ich kann mich nicht mehr aus den Beinen halten, so entsetzlich müde bin ich. *(Er steht wieder auf.)* Aber ich vergesse ja ganz — Sind die Wege im Park sauber gefegt und geharkt?

Peter. Ganz gewiß. Wir haben dazu alle Bauern, die nicht zur Feldarbeit gebraucht werden, verwendet.

Alexándrow *(auf Peter zugehend.)* So! Ei, sieh doch mal! Sag' doch, mein Lieber, wer bist du eigentlich?

Peter *(erstaunt.)* Ich bin Peter, der Lakai.

Alexándrow. Als Lakai hast du die Aufgabe, das Haus sauber zu halten. Der Garten geht dich aber nichts an — verstehst du? Ob Bauern oder andere Leute kommen sollen, darüber hat der Intendant zu entscheiden. Du hättest ihn fragen sollen.

Peter *(sich umwendend.)* Da kommt er gerade, Herr Haushofmeister.

Der Intendant Koslów *(kommt aus dem Korridor rechts hinten).*

Zweiter Auftritt.

Alexándrow. Peter. Koslów.

Alexándrow. Ah, lieber Koslów, Sie kommen wie gerufen. Sagen Sie, ist der Garten in Ordnung?

Koslów *(will ab durch die Mitte.)* Vollständig. Sie können außer Sorge sein. *(Er bietet ihm eine Prise an.)* Darf ich bitten?

Alexándrow *(nimmt die Prise.)* Danke! Sie glauben gar nicht, was seit heute Morgen alles auf mich einstürmt. Ich konnte ja nicht wissen, daß auf einem so großen Gute eine solche Wirtschaft herrscht. Ich spreche natürlich nicht von Ihnen und ihrer Thätigkeit. Aber das Haus, das Haus! Da geht alles drunter und drüber!

Koslów. Ah! Wirklich?

Peter *(sieht beide starr an.)*

Alexándrow. Denken Sie nur — ich erkundige mich zum Beispiel danach, ob Musikanten da sind. Sie begreifen, wir müssen doch Musikanten haben, um die Herrschaft zu empfangen. Man Versichert mich, daß sie da seien. »Gut,« sage ich, »führt sie her!« Und nun denken Sie sich die Bescherung — alle Musiker haben daneben ein Handwerk. Der Fagottbläser ist Gärtner, der Paukenschläger versohlt Stiefel, der Kontrabaß treibt das Vieh auf die Weide. Ist das erhört? Und die Instrumente waren in einem Zustande — in einem Zustande, sage ich Ihnen! Nur mit der größten Mühe habe ich sie ein wenig in Ordnung bringen können. *(Er nimmt eine Prise.)*

Koslów. Ja, ja! Sie haben allerdings eine schwierige Aufgabe übernommen.

Alexándrow. Eine sehr schwierige. Ich kann wohl sagen, daß ich im Schweiße meines Angesichts mein Brot esse.

Koslów *(zu Peter.)* Was hast du zuzuhören, du Dummkopf, wenn deine Vorgesetzten miteinander sprechen?

Peter *(geht ad durch die Mitte, stößt dabei aus das Stubenmädchen Muschel, die in den Saal tritt.)*

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne Peter. Mascha.

Koslów. Ei, ei, wohin so schnell, schönes Kind? *(Er will sie in die Backen kneifen.)*

Mascha. Lassen Sie mich, Herr Intendant. Praskovia, die Haushälterin, wird uns noch alle zu Tode hetzen. *(Sie geht ab durch die Glasthür links in den Garten.)*

Koslów *(sieht ihr nach und blinzelt Alexándrow zu.)* Apropos, wie spät ist es eigentlich?

Alexándrow *(auf die Uhr sehend.)* Dreiviertel auf Elf. Die Herrschaften können jeden Augenblick eintreffen.

Der Edelmann Kusofkin *(erscheint in der Mittelthür, bleibt stehen und macht nach rückwärts Zeichen.)*

Vierter Auftritt.

Alexándrow. Koslów. Kusofkin.

Koslów. Ich will doch noch einmal nach den Leuten sehen, man kann niemals wissen — *(Er wendet sich nach der Mittelthür.)*

Koslów und Kusofkin *(begegnen sich.)*

Kusofkin. Schönen guten Tag, Herr Intendant!

Koslów *(beiseite.)* Kusofkin, der alte Schwätzerin *(Laut.)* Lassen Sie nur — ich habe anderes zu thun, als allen möglichen Leuten guten Tag zu wünschen. *(Er geht ab durch die Mittelthür.)*

Fünfter Auftritt.

Alexándrow. Kusofkin.

Kusofkin *(geht langsam und vorsichtig mit Vermeidung jedes Geräusches ans Fenster links).*

Alexándrow *(dreht sich um und bemerkt ihn.)* Ah, Sie sind es, Kusofkin Sie wollen wohl auch die jungen Herrschaften begrüßen ?

Kusofkin. Das ist ja meine Pflicht, meinen Wohlthäter, dem ich alles Verdanke, zu empfangen und —

Alexándrow *(unterbricht ihn.)* Sie freuen sich also, daß sie kommen. Haben Sie denn auch einen anständigen Rock?

Kusofkin. Ich denke doch — das heißt —

Alexándrow. Es ist gut, setzen Sie sich dort in die Ecke.

Kusofkin *(verbeugt sich.)*

Alexándrow. Aber ich vergesse ja ganz. Peter, Peter! Ist denn niemand im Vorzimmer?

Iwánow *(tritt in die Mittelthür.)*

Sechster Auftritt.

Alexándrow. Kusofkin.

Iwánow. Was befehlen Sie?

Alexándrow *(erstaunt.)* Mit wem habe ich die Ehre — verzeihen Sie — wer sind Sie?

Iwánow *(ohne einzutreten, auf Kusofkin zeigend.)* Ich bin Iwánow, ein Freund jenes Herrn.

Kusofkin. Ein Nachbar. Er besucht mich —

Alexándrow. Ja, aber meine Herren, es ist hier weder der Ort noch die Zeit, Besuche zu machen.

Peter *(tritt durch die Mitte ein.)*

Alexándrow *(zu Peter.)* Warum bist du wieder weggelaufen? Komm und zeige mir, wie du die Blumen und Kränze im Salon arrangiert hast. Auf euch Dummköpfe kann man sich nicht verlassen.

Alexándrow und Peter *(gehen ab nach rechts in den Salon.)*

Siebenter Auftritt.

Kusofkin. Iwánow.

Kusofkin *(sieht nach der Mittelthüre, Pause.)* Vanja, Vanja!

Iwánow *(aus der Mittelthür.)* Nun, was denn?

Kusofkin. Komm doch herein, Vanja, du hast wohl gar Furcht? So komm doch herein.

Iwánow *(eintretend.)* Ich will doch lieber gehen.

Kusofkin. Warum nicht gar? Thust du vielleicht etwas Unrechtes? Du wirst mich doch wohl noch besuchen können. Komm, setze dich. *(Auf den Tisch links zeigend.)* Das ist mein Plätzchen.

Iwánow. Wir wollen lieber auf dein Zimmer gehen.

Kusofkin. Das ist unmöglich. In meinem Zimmer wird Wäsche geplättet, auch hat man dort die Betten hineingetragen. Hier ist es ja viel freundlicher.

Iwánow. Ich möchte lieber nach Hause gehen.

Kusofkin. Ei, du Hasenfuß, so bleib' doch, Vanja, setz' dich nur hierher. *(Er setzt sich an den Tisch links.)* Hier stört uns niemand und wenn unsere Herrschaften kommen, werden wir sie in aller Behaglichkeit sehen.

Iwánow. Da wird was Rechtes zu sehen sein!

Kusofkin. Nun, nun! Olga Petrowna hat sich in Petersburg verheiratet. Es muß dich doch interessieren, ihr Männchen zu sehen. Und dann auch sie. Wir haben sie lange nicht gesehen, länger als sechs Jahre. Nun, so setz' dich doch endlich.

Iwánow *(sich ängstlich umsehend.)* Es ist mir wirklich peinlich.

Kusofkin. Kümmere dich nicht darum, wenn der neue Haushofmeister den Mund aufreißt und den Gestrengen spielt. Dafür wird er ja bezahlt.

Iwánow *(setzt sich zu ihm.)* Hat Olga Petrowna eine gute Partie gemacht?

Kusofkin. Ich kann es dir wirklich nicht sagen, Vanja, aber ich glaube, es ist ein hoher Beamter — aus dem Ministerium. Ja, ja, Olga Petrowna konnte doch nicht immer bei ihrer Tante leben.

Iwánow. Sag' mal, Freundchen, was würdest du für ein Gesicht machen, wenn es dem neuen Herrn einfiele, uns fortzujagen?

Kusofkin. Was, uns fortjagen?

Iwánow. Ich spreche namentlich von dir.

Kusofkin *(seufzt.)* Ich verstehe, ich verstehe. Du willst sagen, daß du schließlich immer doch ein Gutsbesitzer bist. Aber ich! Du lieber Gott, ich trage ja nicht einmal meine eigenen Kleider, sondern immer nur abgenutzte, Von andern. Aber nein! Das Gnadenbrot geben sie mir bis an mein Ende. Warum sollte mir das der neue Herr entziehen? Hat es mir doch der Verstorbene gelassen und der war doch gewiß keine Taube!

Iwánow. Ach, du kennst diese hochmütigen Stadtmenschen — diese Petersburger nicht.

Kusofkin. Aber wie? Wäre denn so etwas denkbar?

Iwánow. Ja, hochmütig sind sie. Mein Gott, ich kenne sie ja auch nicht, aber ich habe es sagen hören und zwar von Leuten, die es wissen können.

Kusofkin. Hm! Man muß abwarten. Aber ich habe Vertrauen zu Olga Petrowna. Sie wird mich nicht umkommen lassen, sie nicht — glaube mir.

Iwánow. Wie du nur redest. Sie wird dich überhaupt ganz Vergessen haben. Sie war ja noch ein Kind, als ihre Mutter starb und sie mit ihrer Tante fortreiste — noch nicht Vierzehn Jahre war sie alt. Damals stelltest du ihr noch die Puppen auf und spieltest mit ihr. Das wird eine schöne Bescherung geben. Wart' nur, sie wird dich gar nicht ansehen.

Kusofkin. Pfui, sage so etwas nicht.

Iwánow. Es wird sich ja zeigen, wer recht behält.

Kusofkin. Ach, schweige nur, spielen wir lieber eine Partie Dame — willst du, Bruder?

Iwánow *(schweigt.)*

Kusofkin. Nur ein Viertelstündchen. *(Er nimmt das Brett und stellt die Steine auf.)*

Iwánow *(seine Steine ebenfalls aufstellend.)* Das hast du dir recht schön ausgedacht. Gerade in diesem Augenblick! Der Herr Haushofmeister wird seine Freude daran haben. Paß' nur auf!

Kusofkin. Was schadet das?

Iwánow. Aber wenn die Herrschaften kommen?

Kusofkin. Dann hören wir auf. Wer fängt an?

Iwánow. Die letzte Partie hatte ich gewonnen. Also du fängst heute an.

Kusofkin. Schön — ich ziehe so.

Iwánow. Und ich so.

Kusofkin. Dann werde ich — hm!

(Im Vorzimmer laute Stimmen.)

Der Groom Vaska *(stürzt schreiend durch die Mitte herein)*

Achter Auftritt.

Vaska. Dann Alexándrow, Peter, Mascha, Praskovia, Koslów, Sechs Mädchen, Dienstboten.

Vaska. Sie kommen, sie kommen, hurra!

Kusofkin. Sie kommen? *(Er steht mit Iwánow aus.)*

Vaska *(noch immer schreiend.)* Der Posten hat das Signal gegeben. Ja, ja, sie kommen.

Alexándrow *(im Salon rechts.)* Die Herrschaft, die Herrschaft! *(Er kommt mit Peter von rechts aus dein Satan, geht ab durch die Mitte.)*

Peter und Vaska *(folgen ihm.)*

Das Stubenmädchen Mascha *(vom Korridor rechts hinten eintretend.)* Die Herrschaft kommt?

Kusofkin *(ist bis ans Fenster rückwärts gegangen, Iwánow hinter sich verbergend.)* Jawohl, jawohl!

Mascha *(kehrt wieder in den Korridor rechts hinten zurück und ruft.)* Sie kommen, sie kommen!

Die Haushälterin Praskovia *(kommt vom Korridor rechts hinten.)*

Alexándrow *(tritt durch die Mitte ein, die Hände ineinander schlagend.)* Die Mädchen! Ruft doch die Mädchen!

Praskovia *(ruft in den Korridor rechts hinten.)* Mädchen! Mädchen! Hierher!

Der Intendant Koslów *(kommt durch die Mitte.)* Wo ist Brot und Salz zum Empfang der Herrschaften?

Sechs reich geputzte Mädchen *(treten durch den Korridor ein.)*

Koslów. Ins Vorzimmer, ihr Mädchen, ins Vorzimmer!

Die sechs Mädchen *(stoßen auf dem Wege vom Korridor zur Mitte auf Peter, der ein kranzförmig gebackenes Brot und in seiner Mitte ein Salzfaß auf einer großen Schüssel hereinträgt).*

Peter. Könnt ihr nicht acht geben? Dummes Volk!

Alexándrow *(nimmt Peter die Schlüssel ab und giebt sie Koslów.)* Ihnen als Intendanten gebührt diese Ehre. Stellen Sie sich auf die Treppe hin. *(Er schiebt Koslów mit der Schüssel, Praskovia und Peter durch die Mitte hinaus, indem er ruft.)* Die anderen Dienstboten — wo stecken sie denn? *(Er geht ab durch den Korridor rechts hinten.)*

Die Mägde *(außerhalb)* Sie kommen! Sie kommen!

Alexándrow *(außerhalb.)* Seid jetzt still — st! Totenstill — bitt' ich mir aus! *(Lautlose Stille, während deren Kusofkin ängstlich lauscht.)*

(Die Musik spielt eine lustige Weise. Verworrenes Geräusch von Stimmen.)

Olga Petrowna *(kommt mit ihrem Manne Jelétzki, der das Brot in der Hand hält; hinter ihnen Alexándrow,Koslów mit der Schüssel, Praskovia und endlich die Dienstboten, die an der Mittelthür stehen bleiben.)*

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Olga. Jelétzki.

Olga *(lächelnd.)* Endlich sind wir zu Hause, lieber Paul. Wie glücklich fühle ich mich. *(Sie wendet sich um.)* Ich danke euch, liebe Freunde, ich danke euch vielmals. Seht, das ist euer neuer Herr. Ihr werdet ihn liebhaben, wie ich ihn liebe. *(Zu Jelétzki.)* Gieb das dem Intendanten.

Jelétzki *(giebt das Brot dem Intendanten.)*

Koslów *(verbeugt sich tief.)*

Alexándrow. Gnädige Herrin — befehlen Sie irgend etwas? Vielleicht Thee? «

Olga. Nicht jetzt — später! *(Zu Jelétzki.)* Paul, ich muß dir das ganze Hans zeigen, dein Arbeitszimmer, unser — alles! Denke dir, sechs Jahre war ich nicht hier, sechs lange Jahre.

Jelétzki. Herzlich gern.

Praskovia *(nimmt Olga Hut und Mantel ab.)* Ah, Unser Mütterchen, unser Täubchen, unser Seelchen, unser Herzchen. unser —

Olga *(blickt lächelnd um sich.)* Jetzt merke ich erst, daß unser Haus recht alt geworden ist. Und auch die Zimmer erscheinen mir viel kleiner als damals.

Jelétzki. So geht es immer, wenn man einen Ort als Kind verlassen hat.

Kusofkin *(tritt langsam vor.)* Olga Petrowna — erlauben Sie —

Olga *(kleine Pause der Ungewißheit.)* Ah, Kusofkin, Unser alter Kusofkin! Beinahe hätte ich Sie nicht erkannt. Wie geht es Ihnen?

Kusofkin *(küßt ihr die Hand.)* Ich wünsche Ihnen Von ganzem Herzen Glück und bitte Sie —

Olga *(zu Jelétzki.)* Unser alter Freund Kusofkin.

Jelétzki *(macht eine Verbeugung).* Seht erfreut.

Kusofkin *(verbeugt sich nochmals.)*

Iwánow *(thut dasselbe im Hintergrunde.)*

Kusofkin *(zu Jelétzki.)* Zu Ihrer Ankunft — wir sind-alle so entzückt —

Jelétzki *(halblaut zu Olga.)* Wer ist das?

Olga *(Ebenfalls halblaut.)* Ein Verarmter Nachbar, der bei uns lebt. *(Laut.)* Wie seltsam mich das alles berührt! Hier bin ich geboren, hier bin ich

aufgewachsen Ich muß dich in alle Zimmer führen.

Jelétzki. Mit Vergnügen. So kommt *(Zu Alexándrow.)* Sie — ich bitte Sie, mein Kammerdiener ist dort mit dem Gepäck beschäftigt

Alexándrow. Sogleich — ich eile!

Olga. Komm doch, Paul.

Olga und Jelétzki. *(gehen ab nach rechts in den Salon.)*

Alexándrow *(leise zu den Dienstboten.)* Geht jetzt wieder an eure Arbeit! *(Zu Koslów.)* Sie, lieber Freund, bleiben im Vorzimmer, der Herr könnte nach Ihnen fragen. Leise, ganz leise!

Koslów und die Diener *(gehen auf den Fußspitzen ab durch die Mitte.)*

Praskovia und die Mägde *(gehen durch den Korridor rechts hinten hinaus.)*

Praskovia *(beim Hinausgehen, leise.)* Geht, geht! Und du, Mascha, was hast du da zu lachen? *(Sie geht ab in den Korridor.)*

Alexándrow *(zu Kusofkin und Iwánow.)* Und Sie, meine Herren, Sie bleiben hier?

Kusofkin. Ja, wir bleiben.

Alexándrow. Nun, es mag sein. »Aber — ich bitte — ich beschwöre Sie — *(eine flehende Gebärde machend)* um des Himmels willen — Sie wissen ja — nur kein Geräusch, wir sind es ja, auf die schließlich alles zurückfällt. *(Er entfernt sich behutsam durch den Korridor rechts hinten.)*

Zehnter Auftritt.

Kusofkin. Iwánow.

Kusofkin *(lebhaft.)* Nun! Was sagst du jetzt? Wie sie groß und schön geworden ist. Und sie hat mich nicht vergessen. Da siehst du doch, Vanja, wie sehr ich recht hatte. Nein, dieses Glück. *(Er faßt sich ans Herz und verzieht schmerzhaft das Gesicht.)*

Iwánow. Was hast du, Bruder, was fehlt dir?

Kusofkin *(sich erholend.)* Nichts! Nichts! Es geht schon Vorüber. Du weißt ja, mein altes Übel. Ich bin sonst ganz gesund, aber das Herz — es will nicht so recht. Manchmal packt es mich, daß ich denke, mein letztes Stündchen sei da. Ein Krampf — so ein Krampf, sage ich dir —

Iwánow. Du ängstigst mich!

Kusofkin. Nicht doch, Bruder. Bis jetzt ist es ja noch glücklich Vorübergegangen Aber wer weiß — Vielleicht in einem Jahre, Vielleicht in einem Monat, vielleicht morgen ist alles Vorbei. Es ist ein Erbteil — dieses dumme Herz. Mein Vater und mein Großvater sind auch daran gestorben und auch so in meinem Alter. -

Iwánow. Die hätten dir auch etwas Besseres hinterlassen können.

Kusofkin. Spotte nur. Weißt du, was ich möchte?

Iwánow. Nun, was denn?

Kusofkin. Wenn es mit mir zu Ende gehen sollte — noch einmal eine recht große Freude möchte ich erleben.

Iwánow. Eine Freude? Beim Sterben? Was sprichst du da für Dummheiten!

Kusofkin. Ja, du hast recht. Reden wir nicht weiter davon. Aber was sagst du zu unserem Herrn? Er ist ein hübscher Mann und hat etwas im Gesicht. — Es muß ein Mann Von großem Einfluß sein. Was meinst du, Vanja?

Iwánow. Wer kann das wissen?

Kusofkin. Nun und unsere Herrin? Wie gefällt sie dir?

Iwánow. Sie ist sehr hübsch — ich bestreite das nicht.

Kusofkin. Ach, schon ihr Lachen — und erst ihre Stimme! Sie hat eine Stimme wie ein Kanarienvogel, wie eine Grasmücke. Und daß sie ihren Mann liebt, sieht man ihr gleich an. Nicht wahr, Vanja? Du bist ein kluger Mann. Sieht man es nicht?

Iwánow. Gott mag wissen, was in der Seele des Herrn vorgeht.

Kusofkin. Nein, das ist aber schlecht Von dir, Vanja. Du siehst, daß ein Mensch froh und glücklich ist und dir macht es Freude, ihn zu quälen. Da kommen sie wieder.

Jelétzki und seine Frau Olga *(kommen von rechts ans dem Salon zurück.)*

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Olga. Jelétzki.

Olga. Du siehst, lieber Paul, unser Haus ist nicht groß, aber man muß sich fügen. Ein Schelm giebt mehr als er hat.

Jelétzki. Aber ich bitte dich! Das Haus ist sehr hübsch. Die Einrichtung der Räume gefällt mir überaus.

Olga. Nun komm aber auch in den Garten·

Der Intendant Koslów *(tritt durch die Mitte ein und verbeugt sich.)*

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Koslów.

Jelétzki. Gern, aber wenn du erlaubst, spreche ich Vorher noch ein paar Worte mit deinem Intendanten.

Olga. Mit meinem Intendanten?

Jelétzki *(lächelnd.)* Mit unserem Intendanten.

Koslów *(will gehen.)*

Olga *(ebenfalls lächelnd.)* Wie du Willst. *(Zu Koslów.)* Nein, nein, bleiben Sie nur, Koslów. Ich gehe mit meinem alten Freunde Kusofkin. Wollen Sie mich führen?

Kusofkin *(außer sich vor Freude.)* O — gewiß! Ganz wie Sie befehlen.

Jelétzki. Vergiß nicht, dir den Hut aufzusetzen, Olga.

Olga. Das ist nicht nötig. *(Sie wirft sich ein Spitzentuch übers den Kopf.)*

Kusofkin. Erlauben Sie mir, Olga Petrowna, Ihnen bei dieser glücklichen Veranlassung — meinen Freund Iwánow —

Olga. Es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wollen Sie uns aus unserem Spaziergange begleiten?

Iwánow *(verbeugt sich.)*

Olga *(zu Kusofkin.)* Geben Sie mir den Arm.

Kusofkin *(ganz verwirrt.)* Den Arm? Was sagen Sie?

Olga. So! *(Sie faßt ihn unter.)* Erinnern Sie sich noch, alter Freund, wie wir damals — *(Sie gehen ad durch die Glasthür links in den Garten.)*

Iwánow *(folgt ihnen.)*

Dreizehnter Auftritt.

Jelétzki. Koslów.

Jelétzki. Hm! — Wer ist denn der Herr, der hier im Hause lebt?

Koslów. Kusofkin, ein verarmter Edelmann. Er ißt unser Brot. Er war schon zu Lebzeiten des alten Herrn hier. Der pflegte sich mit ihm die Zeit zu vertreiben. Und der alte Herr ist schon über zwanzig Jahre tot.

Jelétzki. Es ist gut. Morgen werde ich selbst nach allem sehen. Geh jetzt.

Koslów *(geht ab durch die Mitte.)*

Vierzehnter Auftritt.

Jelétzki. Dann der Diener Peter und der Edelmann Maximow.

Jelétzki. Da bin ich auf dem Lande, auf meinem Landgute. Das kommt mir seltsam vor, aber es ist nicht unangenehm.

(Man hört im Vorzimmer die Stimme Maximows.)

Maximow *(draußen.)* Ist er schon eingetroffen? Schon heute?

Peter *(tritt durch die Mitte ein.)* Herr Maximow ist soeben angekommen und wünscht Sie zu sprechen.

Jelétzki. Ich lasse bitten.

Peter *(geht ab durch die Mitte.)*

Maximow *(tritt durch dieselbe ein.)*

Fünfzehnter Auftritt.

Jelétzki. Maximow.

Maximow *(spielt mit feinem Spazierstock.)* Guten Tag, mein Lieber, guten Tag.

Jelétzki *(verbeugt sich verlegen.)*

Maximow. Sie erkennen mich wohl nicht? Erinnern Sie sich doch in Petersburg an den Ball beim Grafen Kunzow —

Jelétzki. Ah, ganz richtig! Seien Sie mir willkommen. *(Er drückt ihm die Hand.)*

Maximow. Ich bin Ihr nächster Nachbar. Wenn ich zur Stadt fahre, muß ich bei Ihnen Vorbei. Ich hörte, daß man Sie erwartet. Da wollte ich doch sehen, ob Sie schon da sind. Wenn ich aber ungelegen komme, so sagen Sie es mir ganz aufrichtig. Wir machen keine Umstände miteinander.

Jelétzki. Aber bewahre, ich hoffe sogar, Sie werden mit uns zu Mittag essen, obwohl ich gar nicht weiß, was unser Koch uns vorsetzen wird.

Maximow. Darüber bin ich ganz beruhigt. Bei Ihnen ist alles auf großem Fuße eingerichtet Ich hoffe, daß Sie mir ebenfalls die Ehre erweisen werden. Sie können nicht glauben, wie sehr mich Ihre Ankunft entzückt! Es giebt hier so wenig Menschen comme il faut. Und wie befindet sich Madame? Ich kannte sie schon, als sie ein Kind war.

Jelétzki. Sie wird sich gewiß ebenfalls sehr freuen, Sie wiederzusehen. Sie ist in den Garten gegangen — mit Kusofkin — Sie kennen ihn wohl.

Maximow. Ach, mit dem? Ein guter armer Tropf; ich habe nichts gegen ihn. Lieben Sie die Jagd?

Jelétzki. Aufrichtig gesagt — ich habe noch niemals geschossen. Giebt es hier Viel Wild?

Maximow. Enorm! Aus Ihnen mache ich noch einen tüchtigen Jäger. Dafür lassen Sie mich nur sorgen.

Olga, Kusofkin und Iwánow *(treten von links durch die Glasthür ein.)*

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Olga. Kusofkin. Iwánow.

Olga. Ah, Paul, unser Garten ist reizend. *(Sie hält inne, weil sie Maximow bemerkt.)*

Jelétzki *(will vorstellen.)* Erlaube, daß ich dir —

Maximow *(unterbricht ihn.)* Verzeihen Sie, wir sind ja alte Bekannte, wenn mich Ihre Gattin auch nicht erkennt. Wie wäre das auch möglich? Sie war damals nicht größer als so — *(Er zeigt mit der Hand.)* Ich bin ja Ihr Nachbar Maximow, der Ihnen Spielsachen aus der Stadt mitbrachte. Sie waren damals ein allerliebstes Kind und jetzt — *(Er verbeugt sich.)*

Olga. Ach gewiß, nun erkenne ich Sie, Herr Maximow. *(Sie giebt ihm die Hand.)* Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich mich fühle, seitdem ich hier bin. Meine Kindheit ist wieder Vor mir lebendig geworden. Paul, ich muß dir nachher den Akazienbaum zeigen, den ich selbst gepflanzt habe. Jetzt ist er größer als ich. *(Zu Maximow.)* Speisen Sie mit uns?

Jelétzki. Ich habe unseren Nachbar schon aufgefordert. Ich fürchte nur, daß unser Koch —

Maximow. Aber ich bitte Sie, Freund —

Olga *(zu Jelétzki beiseite.)* Der Herr kommt wirklich recht ungelegen.

Jelétzki *(ebenso.)* Er scheint aber kein übler Mensch zu sein.

Maximow *(hat sich Kusofkin genähert.)* Ah, da sind Sie ja. Nun, wie geht's, Herr Kusofkin?

Kusofkin. Danke, gut!

Olga. Herr Maximow!

Maximow. Gnädige Frau!

Olga. Entschuldigen Sie, wenn ich auf mein Zimmer gehe. Wir kommen gerade —

Maximow. Ich bitte Sie, auf mich gar keine Rücksichten zu nehmen. Ich plaudere unterdessen mit diesem liebenswürdigen Herrn.

Olga. Wenn wir auch alte Bekannte sind, möchte ich doch wenigstens mein Reisekleid wechseln.

Maximow. Ja, natürlich, die Toilette spielt bei den Damen immer eine große Rolle. Ich begreife — Es ist immer sehr angenehm —

Natürlich —

Olga. Wie boshaft Sie sind! *(Beiseite.)* Er ist nicht loszuwerden! *(Laut.)* Auf Wiedersehen, meine Herren. Ich sorge für das Frühstück *(Sie geht ab nach rechts in den Salon.)*

Siebzehnter Auftritt.

Jelétzki. Maximow. Kusofkin. Iwánow.

Maximow. Ich muß Ihnen ein Geständnis machen und Sie wissen doch, daß ich niemals lüge. Sie sind der glücklichste Mensch unter der Sonne. Aber ich störe vielleicht?

Jelétzki. Im Gegenteil. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie bleiben wollen.

Maximow. Ich bitte ganz über mich zu verfügen.

Jelétzki. Ich möchte nämlich gern mit Ihnen vor dem Frühstück die Kornmühlen besichtigen. Nur zwei Schritte von hier. Wollen Sie?

Maximow. Selbstverständlich!

Der Haushofmeister Alexándrow und der Diener **Peter** *(kommen durch den Korridor rechts hinten; letzterer trägt auf einer Platte das Frühstück.)*

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Alexándrow. Peter..

Jelétzki. Aber da kommt gerade das Frühstück. Lassen wir das also bis nachher. Es handelt sich nämlich um die — *(Er spricht leise mit Maximow, indem beide etwas nach links zum Spieltisch treten.)*

Kusofkin *(in der Mitte.)* Nun, Vanja, sage selbst: ist unsere Olga nicht reizend? Hast du gesehen, was sie für Augen hat?

Iwánow *(zu Kusofkin.)* Ich finde sie viel netter als ihn.

Kusofkin. Was willst du von ihm! Er muß so auftreten. Er würde sich gern etwas mehr gehen lassen, aber der Staat, die Regierung verlangen ein würdevolles Benehmen.

Iwánow. Sieh nur, wie sich der Haushofmeister aufspielt·

Kusofkin. Was geht uns der an?

Alexándrow und Peter *(richten an dem Tische rechts das Frühstück her).*

Alexándrow *(zu Peter.)* Hierher, du Dummkopf, und gieb acht, daß du nichts zerbrichst.

Peter *(will das Tischtuch ausbreiten.)*

Alexándrow *(reißt es ihm aus der Hand.)* Ach, gieb nur her. Ich decke es schon selbst auf. Hole den Wein.

Peter *(geht ab in den Korridor rechts hinten.)*

Alexándrow *(legt die Gedecke auf, indem er dabei zu Kusofkin hinüberschielt.)* Wirklich, es giebt Glückspilze auf dieser Welt, Menschen, die gar nichts thun, denen alles in den Mund fliegt. Wo bleibt da die Gerechtigkeit?

Kusofkin *(tritt an Alexándrow heran und stäubt leicht seine Schulter ab.)*

Alexándrow. Was wollen Sie?

Kusofkin. Entschuldigen Sie, Sie haben sich den Rock weiß gemacht.

Alexándrow. Ach, lassen Sie mich in Ruhe.

Peter *(kommt durch den Korridor zurück mit Flaschen und einem Weinkühler, den er auf den Tisch rechts stellt.)*

Alexándrow. Mach' schnell. So! *(Er geht nach links zu Jelétzki.)* Darf ich bitten, gnädiger Herr?

Jelétzki. Das Frühstück!

Maximow. Aber das ist ja ein vollständiges Diner — wie in Petersburg.

Jelétzki. Bitte, setzen Sie sich.

Maximow und **Jelétzki** *(setzen sich an den Tisch rechts.)*

Jelétzki *(zu Kusofkin und Iwánow.)* Bitte, setzen Sie sich ebenfalls, meine Herren.

Kusofkin. Danke unterthänigst, aber wir stehen lieber.

Jelétzki. Aber ich ersuche Sie. *(Er ruft)* Stühle!

Alexándrow und **Peter** *(bringen noch zwei Stühle.)*

Kusofkin und **Iwánow** *(setzen sich.)*

Jelétzki. Und nun wollen wir genießen, was uns Gott beschert.

Maximow *(nimmt von verschiedenen Speisen.)* Delikat — ausgezeichnet! Sie können sich zu Ihrem Koch Glück wünschen. *(Er schenkt ein.)* Auf die Gesundheit unseres Verehrten Wirtes! *(Er leert sein Glas auf einen Zug.)*

Jelétzki. Danke bestens.

Kusofkin und **Iwánow** *(sitzen still da.)*

Maximow. Schade, daß Sie der Staatsdienst festhält — die Pastete ist ausgezeichnet — Sie wären unser Adelsmarschall. — Ja, ja, ja! *(Zu Kusofkin und Iwánow.)* Ihr beiden, trinkt ihr nicht auf das Wohl unseres Wirts ?

Kusofkin. Ich bin den Wein nicht gewöhnt.

Maximow *(einschenkend.)* Ach was, bis zum Rande voll! So! Trinkt schnell, ohne viel Umstände zu machen!

Kusofkin *(erhebt sich.)* Auf das Wohl unseres hochverehrten Hausherrn und seiner Gemahlin! *(Er trinkt und setzt sich wieder.)*

Iwánow *(macht ihm alles bescheiden nach.)*

Maximow. Das war gescheit! *(Leise zu Jelétzki.)* Warten Sie nur, mit dem erleben wir noch etwas — einen Hauptspaß. Er ist über die Maßen komisch, aber wir müssen ihn betrunken machen. *(Zu Kusofkin.)* Nun, werter Herr — ich habe gerade Ihren Namen Vergessen — Sie leben hier so schlecht und recht dahin — nicht wahr?

Kusofkin. So schlecht und recht — wie Sie zu sagen belieben.

Maximow. Ja, ja! Wie steht denn eigentlich Ihre famose Angelegenheit wegen des Guts, das man Ihnen streitig macht?

Kusofkin. Sie wollen wohl scherzen.

Maximow. Ich scherzen? Gott bewahre! Wer wird darüber scherzen! Ich interessiere mich auf das lebhafteste für Ihre Angelegenheiten.

Kusofkin. Wegen des Guts ist noch nichts entschieden worden.

Alexándrow und **Peter** *(die an der Mitteithür stehen, blinzeln und trinken sich zu, lächeln über Kusofkin und freuen sich, daß er gehänselt wird.)*

Maximow. So? Sie müssen eben Geduld haben. *(Zu Jelétzki.)* Verehrter Nachbar, Sie wissen vielleicht gar nicht, daß Herr Kusofkin ein Gutsbesitzer, ein wirklicher Gutsbesitzer ist. Er ist der Eigentümer oder Vielmehr der rechtmäßige Erbe einer großen Besitzung. Man sieht es ihm freilich nicht an, aber es ist doch so.

Jelétzki. Warum sind Sie denn nicht im Besitz Ihres Gutes, wenn es Ihnen gehört?

Maximow *(zu Jelétzki, leise.)* Dieses Dorf und dieser Prozeß — natürlich eine fixe Idee von dem Menschen.

Kusofkin. Es schwebt ein Prozeß.

Jelétzki. Was für ein Prozeß? Und mit wem?

Kusofkin. Es haben sich noch andere Erben gemeldet. Außerdem liegen noch Schulden darauf — an die Krone, an Privatleute.

Maximow. So! *(Zu Jelétzki, leise.)* Er geht schon darauf ein.

Jelétzki *(zu Kusofkin.)* Wie lange dauert der Prozeß schon?

Kusofkin. *(wird allmählich lebhafter.)* Schon sehr lange. Ich hätte ihn wohl schon gewonnen, aber ich müßte in die Stadt fahren, Stempelpapier kaufen, schreiben. Wie kann ich das alles thun? Ich bin ein armer Mann.

Maximow *(ihm einschenkend.)* Trinken Sie noch ein Glas, armer Mann!

Kusofkin. Nein, ich danke unterthänigst.

Maximow. Sie wollen mir das abschlagen, da ich selbst Ihre Gesundheit trinke? *(Er trinkt.)* Auf die Art freilich werden Sie Ihren Prozeß niemals gewinnen.

Kusofkin *(steht auf, verneigt sich, trinkt das Glas aus und setzt sich wieder.)*

Iwánow *(betrachtet ihn ängstlich.)*

Kusofkin. Was soll ich aber anfangen? Ich habe nicht einmal die Beweisstücke in Händen. Aber Gott kennt mein Herz.

Jelétzki. Aber erzählen Sie doch, wie Sie zu dem Prozeß kamen.

Kusofkin *hustet.)* Das kam so. Die Sache entwickelte sich nämlich folgendermaßen. Entschuldigen Sie meine Kühnheit, aber da Sie es selbst verlangen — das besagte Dorf — ich muß Ihnen gestehen, daß ich noch niemals vor so hoch- stehenden Persönlichkeiten gesprochen habe. Sollte ich also vielleicht in meinen Worten —

Jelétzki. Sprechen Sie ganz frei, nur ohne Furcht.

Maximow *(zu Kusofkin.)* Vielleicht nehmen Sie noch ein Gläschen?

Kusofkin. Nein, wirklich, ich danke.

Maximow. Nur damit Sie Mut bekommen.

Kusofkin. Nun, wenn Sie meinen. *(Er trinkt und wischt sich die Stirn mit dem Taschentuch.)*

Iwánow *(versucht ihn vorsichtig am Rock zu zapfen, zieht die Hand aber gleich wieder zurück.)*

Maximow *(leise zu Jelétzki.)* Nun werden Sie was erleben.

Kusofkin. Also wie ich Ihnen zu bemerken die Ehre habe, stammt dieses Gut von meinem Großvater Akim, von dem es seine beiden Söhne erbten, will sagen, mein Vater und mein Onkel.

Maximow *(ironisch.)* Sehr richtig-

Kusofkin *(fortfahrend.)* So lange mein Vater Michael Grigorowitsch lebte, wurde dieses Gut zwischen ihm und seinem Bruder, Athanasius Grigorowitsch, will sagen, meinem Onkel nicht geteilt. Hm! Dieser Onkel starb nun kinderlos — wollen Sie diesen Umstand gütigst beachten. Er starb nämlich nach dem Tode meines Vaters. Außerdem hatten sie noch eine Schwester Katharina und diese Katharina hatte einen Edelmann, Semen Theophiláktowitsch, geheiratet und dieser Semen Theophiláktowitsch hatte von seiner ersten Frau, Aßja, einen Sohn, Nikolaus, einen Taugenichts und Trunkenbold. Nun hatte diesem Nikolaus mein Onkel, Athanasius Grigorowitsch, Vermutlich überredet durch seine Schwester Katharina, einen Wechsel Von 1700 Rubel gegeben. Ferner hatte mein Vater Michael Grigorowitsch seiner Schwester Katharina einen Wechsel auf 2000 Rubel unterschrieben und zwar durch die Vermittelung des Kreisarztes, dessen Frau mit meiner Tante befreundet war.

Maximow *(lacht hinter der Hand.)*

Jelétzki *(dreht den Schnurrbart, ebenfalls um das Lachen zu unterdrücken.)*

Iwánow *(will Kusofkin wieder am Ärmel zupfen, ohne daß es dieser merkt.)*

Alexándrow und **Peter** *(tuscheln an der Mittelthür miteinander.)*

Kusofkin *(steht auf.)* Unterdessen starb mein Vater und ging ein in Gottes himmlisches Reich. *(Er bekreuzigt sich.)* Die Wechsel kommen zum Vorschein, mein Onkel verliert den Kopf und behauptet, daß das Gut ihm und mir ungeteilt gehöre. Aber seine Schwester, meine Tante, verlangt auch ihren Anteil am Gute, die Regierung macht ebenfalls Ansprüche geltend, kurzum Unglück über Unglück.

(Ironische Anrufe des Bedauerns.

Kusofkin. Mein Onkel ruft: »Mein Neffe ist für alles Verantwortlich zu machen!« Ich bitte Sie, ich war damals noch nicht mündig. Der Kreisarzt bringt ihn vors Gericht. Nun entsteht ein gewaltiger Lärm. Eingaben, Anträge, Abweisungen, Streitigkeiten — es war schrecklich!

Iwánow *(zupft Kusofkin am Ärmel.)*

Kusofkin *(wehrt ab und spricht weiter.)* Da stirbt mein Onkel. Nun stürzt alles zusammen, alles zusammen —

Maximow. Das kann man sich denken. *(zu Jelétzki, leise.)* Ist der Alte nicht ausgezeichnet?

Kusofkin. Ich fasse mir ein Herz und fordert, daß man mir mein Eigentum herausgebe. Da erhalte ich plötzlich den Befehl, das Gut wegen rückständiger Zinsen an den Meistbietenden zu verkaufen. Ich erhalte einen Befehl, vor Gericht zu erscheinen. An der Schwelle des Gerichtssaales — denken Sie sich — liest mir der Adelsmarschall eine Verwarnung Vor. Er ist vor Ärger rot wie ein Krebs und Das Gnadenbrot. Er schreit mich wütend an: »Ich werde dich unter Vormundschaft stellen lassen; du Narr, unter Vormundschaft!«

Iwánow *(zupft ihn wieder am Ärmel.)*

Die Übrigen *(platzen in ein nicht mehr zu unterdrückendes Lachen los.)*

Alexándrow und **Peter** *(kichern an der Mittelthür.)*

(Pause.)

Kusofkin *(hält bestürzt inne und steht den in verlegenem Ernste dreinschauenden Iwánow fragend an.)*

Jelétzki *(zu Kusofkin.)* Aber warum erzählen Sie nicht weiter? Fahren Sie doch fort.

Maximow. Haben Sie doch die Güte, mein Herr — ich kann mich wirklich nicht auf Ihren Namen besinnen, und Vollenden Sie Ihre so spannende Erzählung-

Kusofkin. Meine Herren, Verzeihen Sie — habe ich Vielleicht eine Ungeschicklichkeit begangen?

Maximow. Ah, Sie sind verlegen. Gestehen Sie es nur, Sie sind verlegen.

Kusofkin *(fast tonlos.)* Allerdings, mein Herr, allerdings

Maximow *(zu Kusofkin.)* Wie kann man nur Verlegen sein, mein Lieber? Das schickt sich nicht in guter Gesellschaft *(Er füllt die Gläser mit Wein, das Glas Kusofkins so voll, daß es überläuft.)* Bitte, nehmen Sie, das wird Sie wieder beherzt machen. *(Zu Jelétzki.)* Befehlen Sie ihm doch zu trinken, Herr Nachbar.

Jelétzki. Auf das Wohl des künftigen Gutsherrn So trinken Sie doch.

Kusofkin *(trinkt.)*

Maximow *(zu Jelétzki.)* Jetzt wird er großartig werden.

Jelétzki und **Maximow** *(stehen auf und treten mehr in den Vordergrund.)*

Kusofkin und **Iwánow** *(folgen ihnen.)*

Jelétzki. Mit wem führen Sie eigentlich jetzt den Prozeß?

Kusofkin *(dessen Zunge schwer wird.)* Das weiß ich nicht. Ich kenne wohl in der Stadt ein gewisses Männchen und Vertraue ihm. Der weiß es.

Maximow. Was für ein Männchen?

Kusofkin. Ein Goldmännchen sage ich Ihnen. Er heißt — *(Zu Iwánow.)* So zieh' mich doch nicht immer am Rock. Ich denke, ich habe gesprochen, wie sich's gehört — oder habe ich vielleicht ein Unrecht begangen?

Jelétzki *(zu Iwánow.)* Aber so lassen Sie Ihren Freund doch reden. Es ist ja so interessant, was er erzählt.

Kusofkin *(zu Iwánow.)* Siehst du! *(Zu Jelétzki und Maximow.)* Was will ich denn eigentlich, meine Herren?

Maximow *(ironisch wiederholend.)* Ja, was will er denn eigentlich?

Kusofkin. Ich will ja nur Gerechtigkeit. Ehrgeizig bin ich nicht — gewiß nicht — auch nicht eitel. Der Teufel hole die Eitelkeit. Aber — Sie selbst sollen meine Richter sein. Wenn ich schuldig bin, strafen Sie mich. Wenn ich in meinem Recht bin — in meinem Recht —

Maximow. Noch ein Gläschen gefällig?

Kusofkin. Nein, ich danke. Ich verlange in aller Form —

Maximow. *(übermütig.)* Ja, wenn Sie das Verlangen — dann erlauben Sie mir auch, daß ich Ihnen einen Kuß gebe. Kommen Sie an mein Herz.

Kusofkin *(erstaunt.)* Nein, wirklich, das ist zu viel Ehre.

Maximow. Sie wollen nicht? Ah, Sie sind stolz. Nun, dann singen Sie uns wenigstens ein Liedchen-

Jelétzki. Sie singen? Das ist ja reizend. Da müssen Sie uns Ihr Talent wirklich zeigen.

Kusofkin. Wie kommen Sie darauf? Bin ich ein Sänger?

Maximow. O ich weiß, bei Lebzeiten des Verstorbenen haben Sie oft bei Tisch gesungen.

Kusofkin *(senkt den Kopf.)* Ja, damals! Seitdem habe ich Zeit gehabt, alt zu werden.

Maximow. Er hat gesungen, er hat getanzt — ich weiß es. So thun Sie uns doch den Gefallen — ja? *(Zu Jelétzki)* Es ist nicht sehr comme il faut, indessen auf dem Lande — *(Zu Kusofkin.)* Wie kann man sich nur so lange bitten lassen. So fangen Sie doch an. *(Er fängt selbst ein Lied zu singen an.)* »Auf der Straße, wenn es dunkelt —« Nun?

Kusofkin. Bitte, erlassen Sie es mir.

Maximow. Welch ein Eigensinn! Jelétzki, befehlen Sie ihm zu singen.

Jelétzki *(zögernd.)* Ja, warum wollen Sie eigentlich nicht singen?

Kusofkin. Ich bin zu alt dazu.

Maximow. Bedenken Sie wohl, daß man in Ihrer Weigerung Undankbarkeit sehen könnte und Undankbarkeit — Wie sagt der Dichter doch gleich: *(Mit falschem Pathos deklamierend.)* »Undankbarkeit, du marmorherziger Teufel, abscheulicher als Meeresungeheuer.« —

Kusofkin. Aber ich habe ja gar keine Stimme mehr und wenn Sie von Undankbarkeit reden, so brauche ich nicht zu sagen, daß ich unserm Herrn gern jedes Opfer bringen würde.

Jelétzki *(zu Maximow.)* Lassen Sie ihn.

Maximow. Aber wir verlangen ja kein Opfer, sondern nur ein kleines Liedchen. Nun?

Kusofkin *(besinnt sich.)*

Maximow. Vorwärts!

Kusofkin *(beginnt zu singen.)* »Auf der Straße, wenn es dunkelt —« *(Die Stimme versagt ihm.)* Es geht nicht, bei Gott, es geht nicht.

Maximow. Nur zu, nur zu —

Kusofkin *(sieht Maximow fest an.)* Nein, ich werde nicht singen.

Maximow. Nein?

Kusofkin. Nein.

Maximow. Wissen Sie, was ich dann thun werde?

Kusofkin. Nun?

Maximow. Dann werde ich Ihnen dieses Glas Wein in die Weste gießen. *(Er ergreift ein Weinglas.)*

Kusofkin. Das werden Sie nicht. Eine solche Schmach — Das hat mir noch niemand angethan.

Jelétzki *(zu Maximow.)* Lassen Sie es genug sein — Sie sehen, er wird böse.

Maximow *(zu Kusofkin.)* Wollen Sie singen?

Kusofkin. Nein.

Maximow *(auf ihn zutretend.)* Eins! ·

Kusofkin. *(zu Jelétzki.)* Ich bitte Sie inständigst —

Maximow. Zwei —!

Kusofkin *(zurückweichend.)* Wie kommen Sie dazu, mich so zu behandeln? Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen. Und dann — ich bin ein Edelmann, trotzdem — Ich bitte das zu bedenken.

Maximow *(immer näher tretend.)* Drei!

Kusofkin. Ich sage Ihnen, lassen Sie mich in Ruhe. Ich lasse mich nicht von Ihnen zum Narren machen.

Maximow. Ach, thun Sie doch nicht so, als ob Ihnen diese Rolle neu wäre.

Kusofkin. Halten Sie zum besten, wen Sie wollen, aber mich nicht.

Jelétzki *(zu Maximow.)* Ich bitte Sie wirklich, lassen Sie ihn jetzt in Ruhe.

Maximow *(zu Jelétzki.)* Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß er zu Lebzeiten Ihres Herrn Schwiegervaters nichts anderes als ein Spaßmacher war.

Kusofkin. Nein, nein und nochmals nein. Außerdem bitte ich zu bedenken, daß mein Kopf nicht mehr ganz klar ist.

Jelétzki. Lassen Sie es gut sein. Sie brauchen nicht zu singen.

Kusofkin. Ich bitte Sie, zürnen Sie mir nicht. Ein ander Mal will ich es gern thun. Ich bin alt geworden, das ist mein Unglück.

Maximow. Nun, so trinken Sie sich wieder jung. Hier ist das Glas.

Kusofkin. Mit großem Vergnügen. *(Er trinkt)*

Iwánow *(winkt ihm zu, es doch zu unterlassen)*

Kusofkin. Auf Ihr Wohl! *(Seine Trunkenheit macht sich während des folgenden immer mehr bemerkbar.)* Aber wie gesagt, singen kann ich nicht. *(Er lacht.)* Ja, es gab wohl eine Zeit, wo ich sang — und gar nicht schlecht. — Aber heut? Was bin ich heute! Ein Mann, der zu gar nichts taugt *(an Iwánow zeigend)* wie der da. *(Er lacht.)* Sie müssen schon entschuldigen, aber sehn Sie — Was habe ich heute getrunken? Zwei oder drei Gläschen Und schon *(an die Stirn zeigend)* brrri

Maximow *(hat während dessen Alexándrow und Peter herangerufen und ihnen, heimlich lachend, einen Auftrag gegeben.)*

Alexándrow und **Peter** *(gehen zum Korridor rechts hinten hinaus.)*

Maximow. Aber Ihren Prozeß haben Sie uns noch gar nicht zu Ende erzählt.

Kusofkin. Richtig — den habe ich ja noch gar nicht zu Ende erzählt. Ich will sehr gern — aber erlauben Sie mir, daß ich mich setze. Meine Füße sind so schwer geworden.

Maximow *(giebt ihm einen Stuhl.)* Setzen Sie sich, mein Bester.

Kusofkin *(setzt sich.)* Ja, wo war ich doch nur gleich stehen geblieben? Teufel! — Der Wechsel wird also Vorgelegt und nun sagt er: »Zahle!« — Was sollte ich daraus antworten? — Ich bin ein Edelmann. — Was wollte ich doch sagen? *(Er nickt ein.)*

Maximow. Aber Sie müssen dabei nicht einschlafen,mein Lieber. Ermuntern Sie sich!

Kusofkin *(immer betrunkener.)* Was? — Wer? —· Ich? Reden Sie keinen Unsinn — Das heißt — Mir soll's recht sein. — Ich habe gesagt, ich schlafe nicht. — Man schläft in der Nacht — und jetzt ist es Tag. Oder ist es Vielleicht doch Nacht? Ich weiß wirklich nicht — Also dieser Wechsel — Sie müssen nämlich wissen —

Alexándrow und **Peter** *(kommen in diesem Augenblick mit einer Zuckerhutdüte zurück.)*

Maximow *(nimmt sie und nähert sich damit vorsichtig Kusofkin.)*

Kusofkin. Diese Wechsel sind an meinem ganzen Unglück schuld.

Maximow *(setzt ihm geschickt die Düte auf den Kopf.)*

Kusofkin. Aber ich verzeihe allen meinen Feinden, allen!

(Allgemeines Gelächter.)

Kusofkin *(verstummt und blickt ängstlich fragend um sich.)*

Iwánow *(faßt ihn beider Hand.)* Aber Mensch, siehst du denn nicht, was man dir auf den Kopf gesetzt hat? Sie machen dich zum Hanswurst —

Kusofkin *(greift nach dem Kopf, erfaßt die Düte fahrt mit beiden Händen vors Gesicht und weint bitterlich.)* O mein Gott, mein Gott! *(Pause.)*

Jelétzki. Jetzt will ich aber, daß der Sache ein Ende gemacht werde. Schämen Sie sich nicht, wegen solch einer Lappalie zu weinen?

Kusofkin *(nimmt die Hände vom Gesicht.)* Eine Lappalie nennen Sie das ? *(Er faßt sich ans Herz.)* O nein, das ist keine Lappalie *(Er steht auf und wirft die Tüte wütend auf die Erde.)* Sie sind eben erst angekommen, mein Herr, und behandeln einen alten Mann — Was habe ich Ihnen zuleide gethan, daß Sie mich so in den Schmutz treten? Ich habe Sie mit Herzklopfen erwartet — ich habe mich auf Ihre Ankunft gefreut und Sie —

Maximow. Schon gut, hören Sie endlich mit Ihrem Geschwätz auf.

Kusofkin *(zu Maximow.)* Nicht zu Ihnen habe ich gesprochen. Man hat Ihnen die Erlaubnis gegeben, mich zum besten zu halten und davon haben Sie Gebrauch gemacht. Sie sind gewiß sehr stolz darauf· *(Zu Jelétzki.)* Ich spreche zu Ihnen. Wie, weil ich Ihrem verstorbenen Schwiegervater das armselige Stück Brot mit albernen Späßen bezahlen mußte, wollen Sie es ihm gleichthun? Man hat mir für diese Geschenke bittere Thränen ausgepreßt und mich namenlos gepeinigt. Wenn Sie diesem Beispiel folgen, begehen Sie eine Schändlichkeit, Sie, der Sie ein gebildeter Mann sein wollen, ein feiner Herr aus der Residenz!

Jelétzki. Sie vergessen sich. Gehen Sie auf Ihr Zimmer und schlafen Sie Ihren Rausch aus. Sie können ja nicht auf den Füßen stehen.

Kusofkin *(mit vor Zorn erstickter Stimme.)* Ich werde schlafen, wenn es Zeit ist. Sie haben mich zum Spott des ganzen Hauses gemacht, Sie hätten mich töten können mit Ihrem Hohn — aber wenn ich wollte, wenn ich nur ein einziges Wort sagte —

Iwánow *(leise.)* Thus nicht, thu's ja nicht.

Kusofkin. Ach, was — Ja, mein Herr, wenn ich nur wollte —

Jelétzki. Er ist sinnlos betrunken. Er weiß gar nicht, was er redet.

Kusofkin. So! Ich bin betrunken! Aber wer hat mich dahin gebracht? Ich weiß ganz gut, was ich rede. Ich weiß auch, was Sie sagen wollen — daß ich ein Narr, ein Dummkopf bin, der keinen Kopeken besitzt, ein Schmarotzer, der Ihr Gnadenbrot ißt, während Sie ein vornehmer Herr, ein Beamter aus dem Ministerium, ein Mann

von Rang und Stellung sind — nicht wahr, ein Mann,- der eine junge, schöne, reiche Frau geheiratet hat, eine Frau vom ältesten Adel. Wissen Sie aber auch, wer Ihre Frau ist? Wissen Sie, wen Sie geheiratet haben?

Iwánow *(leise zu Kusofkin.)* So sei doch vernünftig, komm doch zu dir.

Kusofkin. Ach, schweige! Ich weiß, was ich zu thun habe!

Iwánow *(ebenso wie vorhin.)* Aber du wirst doch nicht? Du machst dich zeitlebens unglücklich, wenn du sprichst.

Kusofkin. Du alter Narr, kümmere dich doch um deine eigenen Angelegenheiten.

Jelétzki *(zu Alexándrow.)* Führen Sie ihn hinaus. *(Er wendet sich zur Thür rechts.)*

Kusofkin *(mit erhobener Stimme.)* Einen Augenblick! Also sagen Sie mir doch, wen Sie geheiratet haben?

Olga *(erscheint von rechts in der Thür des Salons, bleibt erstaunt stehen.)*

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Olga.

Iwánow *(ringt die Hände.)* Mein Gott, er ist von Sinnen!

Jelétzki *(zu Kusofkin.)* Hinaus! Gehen Sie augenblicklich!

Alexándrow *(faßt Kusofkin bei der Hand.)* Kommen Sie, kommen Sie!

Kusofkin *(stößt ihn zurück)* Rühr' mich nicht an, Schurke! *(Zu Jelétzki.)* Sie haben Olga Petrowna geheiratet. Nun, wissen Sie, wer Olga Petrowna ist? — Sie ist *meine* Tochter.

Olga *(verschwindet.)*

(Pause.)

Jelétzki *(furchtbar betroffen.)* Was? Sie — Sie haben den Verstand verloren!

Maximow *(lacht laut auf.)* Ein unglaublicher Einfall!

Kusofkin *(fährt mit beiden Händen nach dem Kopf.)* Ja, ich bin Von Sinnen — Von Sinnen. *(Er schwankt zum Korridor rechts hinten hinaus, von Iwánow gehalten.)*

A**lexándrow** und **Peter** *(folgen ihm.)*

Jelétzki *(steht wie erstaunt da)*

Maximow *(fährt fort, laut zu lachen.)*

Zweiter Aufzug.

Derselbe Saal.

Erster Auftritt

Olga. Die Haushälterin Praskovia.

Praskovia. Nun, Mütterchen, welches von den Mädchen geruhen Sie für Ihre Person zu befehlen?

Olga *(geht unruhig hin und her.)* Wähle du. Hast du meinen Mann gesehen?

Praskovia. Gewiß, Mütterchen, und ich habe Ihren Auftrag genau ausgeführt. Er wird gleich herkommen. *(Pause.)* Ich würde Akulina und Marfa nehmen — es sind beides gute Mädchen.

Olga. Meinetwegen. Wo ist Herr Maximow?

Praskovia. Er hat sich nach Tisch ein wenig schlafen gelegt.

Olga *(beiseite.)* Keine Möglichkeit, ihn loszuwerden und ich muß Paul allein sprechen. Diese entsetzliche Ungewißheit.

Praskovia. Haben Mütterchen sonst noch Befehle?

Olga. Nein, nein, laß mich jetzt allein.

Praskovia. Ah, unser Mütterchen, wie schön Sie geworden sind, wie ähnlich Ihrer Mutter! Mein Täubchen, mein Seelchen, lassen Sie mich Ihre Hand küssen. *(Sie küßt ihr die Hand.)*

Olga. Es ist gut, geh, Praskovia.

Praskovia *(geht ab nach rechts.)*

Zweiter Auftritt

Olga allein.

Olga. Welche furchtbare Ungewißheit! Der alte Mann ist von Sinnen. *(Sie steht auf und geht im Zimmer hin und her.)* Es kann nicht anders sein, er ist von Sinnen —

Jelétzki *(kommt von rechts aus dem Salon.)*

Dritter Auftritt

Jelétzki. Olga. Dann der Diener Peter.

Jelétzki. Du hast mich zu sprechen gewünscht, Olga?

Olga. Ja, ich wollte gern wissen —

Jelétzki. Was, liebes Herz? Was wünschest du?

Olga. Ich bitte dich, lieber Paul, sage mir — ich hatte noch keine Gelegenheit, dich danach zu fragen — was war das vorhin für ein Auftritt, von dem der Haushofmeister mir erzählte? -

Jelétzki. Ach, gar nichts! Es war mir nur peinlich, daß sich die Sache grade heut, am Tage unserer Ankunft, abspielte. Übrigens bin ich zum Teil selbst schuld daran. Es war eine Dummheit, Kusofkin betrunken zu machen. Eine Idee unseres Nachbars Maximow! Anfänglich war er ganz komisch, er schwatzte von allem Möglichen, von seinem Prozeß und — Aber dann fing er auf einmal an, Unsinn zu — reden und zu lärmen — Aber wie gesagt, es ist gar nichts. Es lohnt nicht, davon zu sprechen.

Olga. Ich dachte nur —

Jelétzki. Wir müssen uns in Zukunft etwas mehr in acht nehmen, damit sich ein solcher Austritt nicht wiederholt. Ich habe schon Anordnungen getroffen.

Olga. Welche denn?

Jelétzki. Ja, siehst du, es waren Zeugen dabei. Das darf in einem herrschaftlichen Hause nicht geduldet werden. Ich habe es dem Alten zu Verstehen gegeben, daß er nach einer solchen Scene unmöglich hierbleiben darf. Das hat er auch sofort eingesehen, nachdem er wieder nüchtern geworden war. Und da er mittellos ist, wollen wir ihn auf eines deiner Dörfer schicken, ihm ein kleines Gehalt, ein Zimmer und die nötigen Lebensmittel anweisen. Damit wird er ganz zufrieden sein.

Olga. Findest du nicht, lieber Paul, daß du das kleine Vergehen etwas zu hart bestrafst? Er lebt nun schon so lange hier — Er kennt mich von Kind an — Er hat mich auf den Armen getragen — Könnte man ihn nicht doch hier lassen?

Jelétzki. Versuche nicht, mich in meinem Entschluß schwankend zu machen. Wenn ich nicht irre, packt er bereits seine Sachen.

Olga. Ich kann dir nicht Verschweigen, daß die Schärfe, mit der du diese Sache behandelst, mir wehe thut, indessen füge ich mich in deinen Willen. Er wird sich gewiß noch von mir verabschieden.

Jelétzki. Aller Wahrscheinlichkeit nach. Aber du brauchst ihn ja nicht zu empfangen, wenn es dir unangenehm ist.

Olga. O nein — *(Wie in Gedanken.)* Nein, im Gegenteil. Ich möchte ihn vorher gern noch sprechen, ich bin ihm ja zu Dank verpflichtet.

Jelétzki. Wie du willst, aber ich rate dir nicht dazu. Siehst du, er ist ein alter Mann, den du schon als Kind kanntest — du wirst weich werden, Mitleid empfinden — und ich möchte meinen Entschluß wirklich nicht ändern.

Olga. Sei unbesorgt. Aber es würde mich kränken, wenn er uns verlassen wollte, ohne mir Lebewohl zu sagen, ich bitte dich, frage, wo er jetzt ist.

Jelétzki. Sofort. *(Er läutet.)* Wie hübsch du heute aussiehst!

Peter *(von links ans dem Garten eintretend.)* Was befehlen Sie?

Jelétzki. Sieh nach, ob Herr Kusofkin noch hier ist und sage ihm dann, er möge sich von der gnädigen Frau verabschieden.

Peter *(geht ab nach links.)*

Olga. Ich möchte dich noch um etwas bitten, Paul.

Jelétzki. Was ist es?

Olga. Wenn Kusofkin kommt, laß mich mit ihm allein.

Jelétzki. Sehr gern, aber — mir scheint — es müßte dir eigentlich angenehmer sein —

Olga. Nein, ich bitte dich. Ich muß — ich muß in jedem Falle mit ihm allein sprechen.

Jelétzki. Gut, wie du willst. Hier kommt er.

Kusofkin *(kommt von links aus dem Garten.)*

Vierter Auftritt

Jelétzki. Olga. Kusofkin.

Olga *(zu Kusofkin)* Guten Tag!

Kusofkin *(verneigt sich.)*

Olga *(zu Jelétzki.)* Thu mir den Gefallen.

Jelétzki. Ja, gewiß. *(zu Kusofkin.)* Haben Sie sich fertig gemacht?

Kusofkin *(dumpf.)* Ich bin bereit.

Jelétzki. Meine Gattin wollte Ihnen Lebewohl sagen. Wenn Sie noch etwas brauchen, sagen Sie es offen. *(Zu Olga.)* Mach' es nicht zu lange. *(Er gebt ab nach links in den Garten.)*

Fünfter Auftritt

Olga. Kusofkin.

Olga *(setzt sich rechts und weist aus einen Stuhl hin.)* Setzen Sie sich, Wassili

Kusofkin *(macht eine Verbeugung, bleibt aber stehen.)*

Olga. Ist es wahr, daß Sie uns verlassen wollen?

Kusofkin *(ohne aufzusehen.)* Es ist wahr.

Olga. Das thut mir sehr leid — glauben Sie mir-

Kusofkin. Ich bin Ihnen sehr dankbar.

Olga. In Ihrem neuen Heim werden Sie sich behaglicher fühlen als hier — ich werde selbst für alles Sorge tragen.

Kusofkin. Das ist zu viel Güte. Ein Stück Brot in einem Winkel ist ja alles, was mir zukommt. Aber nun erlauben Sie mir, daß ich mich verabschieden darf. Ich habe mich vergangen, o — ich weiß es. Verzeihen Sie mir. Sie werden einem Greise verzeihen.

Olga. Aber warum eilen Sie so? Setzen Sie sich doch.

Kusofkin *(setzt sich.)* Wie Sie befehlen.

Olga. Sagen Sie, Wassili, erinnern Sie sich denn genau alles dessen, was Sie vorhin gesagt haben?

Kusofkin *(zitternd.)* Wie?

Olga. Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten. Denken Sie doch daran, daß Sie mich auf Ihren Armen getragen haben.

Kusofkin. O Sie haben das Herz eines Engels, aber schonen Sie mich, erinnern Sie mich nicht an Ihre Jugend und daran, daß ich in meinem Alter Ihr Haus, daß ich Sie verlassen muß und durch eigne Schuld.

Olga *(siebt plötzlich auf und tritt ein paar Schritte zurück.)* Wassili — haben Sie mich lieb?

Kusofkin. Ich? Ich würde für Sie sterben. Ein solcher Tod — wäre das größte Glück für mich.

Olga. Ich verlange nicht Ihren Tod, sondern die Wahrheit. Hören Sie mich an. Ich weiß, was Sie vorhin gesagt haben.

Kusofkin. Wie?

Olga. Was Sie über mich gesagt haben, ist das die Wahrheit?

Kusofkin. Es war der Rausch, es war Wahnsinn.

Olga *(sehr bedeutend).* Sagen Sie mir im Namen des Allmächtigen, sagen Sie mir bei Ihrem Seelenheile, ist das die Wahrheit?

Kusofkin. *(aufstehend, tief erschüttert.)* Sie wollen es wissen?

Olga. Alles.

Kusofkin *(läßt den Kopf sinken und sagt leise.)* Es ist die Wahrheit.

Olga *(sinkt rückwärts in den Fauteuil und birgt ihr Gesicht in die Hände.)*

Kusofkin. Mein Gott, was habe ich gethan!

Olga *(sich aufrichtend.)* Ich muß alles von Ihnen erfahren, und zwar gleich. Haben Sie meine Mutter verleumdet, so gehen Sie augenblicklich hinaus und wagen Sie es nicht, mir jemals wieder vor die Augen zu kommen. *(Pause.)* Sie bleiben? O mein Gott! *(Pause.)* Reden Sie, reden Sie!

Kusofkin. Gut — Aber sehen Sie mich nicht an — ich könnte dann die Worte nicht finden.

Olga *(ängstlich gespannt.)* Fassen Sie Mut, Wassili.

Kusofkin. Ach! Wo fange ich an? Bei Gott! Ich glaubte, daß ich mein Geheimnis mit ins Grab nehmen würde — Also — Ich war damals im Hause des verstorbenen Herrn, der mich auf Bitten Ihrer Mutter ausgenommen hatte. Ich war ein unglücklicher Mensch — das letzte Stück Brot hatte man mir geraubt· Ihre Mutter war schön wie ein Engel und so gut! Ich las oder sang ihr etwas vor, plauderte oder spielte mit ihr Karten. Sie war an einen herzlosen eigensinnigen Mann verheiratet, der sich in der Wut nicht mehr kannte. Nur durch meine Späße und Anekdoten ließ er sich manchmal milder stimmen — denn ich war damals ganz anders als heute — fröhlich und guter Dinge. *(Pause.* Eines Tages — *(Pause.)*

Olga. Sie schweigen? Warum erzählen Sie nicht weiter?

Kusofkin. Eines Tages — O verzeihen Sie in Gnaden — kam eine Nachbarin zu uns. Die hatte ihm die Seele vergiftet. Er fuhr täglich zu ihr. Ihre Mutter wurde darüber blaß und krank — sie stand den ganzen Tag am Fenster, sprach kein Wort und sah immer auf die Landstraße. Mein Herz blutete dabei, aber ich durfte nichts sagen. Die Laune des Herrn wurde immer verbitterter, so fest hatte ihn der Böse umstrickt. Je mehr Ihre Mutter nachgab, desto härter wurde er. Das waren die Gewissensbisse. Tagelang schloß er sich in sein Zimmer ein und ließ niemanden zu sich. Das konnte Ihre Mutter nicht länger ertragen· Sie ging zu ihm, redete ihm zu, betete wie eine Heilige. Er

aber, der Unmensch — er fluchte, er tobte, er nahm eine Hetzpeitsche —

Olga *(macht eine schmerzlich abwehrende Bewegung.)*

Kusofkin. O entschuldigen Sie —

Olga *(in höchster Erregung.)* Sprechen Sie die reine Wahrheit?

Kusofkin. Möge Gottes Zorn mich auf der Stelle erschlagen!

Olga *(nach einer Pause.)* Fahren Sie fort.

Kusofkin. Ach, Olga Petrowna, er hatte sich an Ihrer Mutter schändlich vergangen. Sie floh vor ihm und war wie wahnsinnig, als sie auf ihr Zimmer kam. Er aber pfiff seinem Hunde und ging auf die Jagd. An diesem Tage kam er nicht wieder, auch am nächsten nicht. Es vergingen Wochen, es vergingen Monate, ohne daß eine Spur von ihm zu finden gewesen oder eine Nachricht von ihm eingetroffen wäre. Endlich hieß es, er sei tot — Leute kamen und sagten, er sei wahrscheinlich auf der Jagd verunglückt Bestimmtes konnte man nicht erfahren. In dieser Zeit vollzog sich eine merkwürdige Veränderung mit Ihrer Mutter. Sie weinte nicht mehr, aber sie wurde immer blasser. Sie aß nichts, sie sprach nichts, sondern sah mich nur unverwandt an, sie wußte ja, daß ich der Einzige war, der mit ihr fühlte. O ich habe Ihre Mutter immer geliebt und angebetet — fast wie den lieben Gott! Einst trat sie zu mir, sah das Heiligenbild fest an und sagte: »Wassili, dieses Leben ertrage ich nicht länger, ich will ein Ende machen!« und dabei blickte sie mich an — — so rührend, so gut! Ich faßte mir ein Herz, ergriff ihre beiden Hände und sagte zu ihr: »Das werden Sie nicht thun, das ist Sünde. Gott würde Sie dafür strafen!« Da stürzten ihr die hellen Thränen aus den Augen, sie schwankte, ich fürchtete, sie würde zu Boden sinken und suchte sie festzuhalten. Sie aber sank, sank mir in die Arme — ich wußte nicht, was mit mir vorging — ich fühlte nur, wie eine unbeschreibliche Seligkeit mich erfaßte und mir die Besinnung raubte, als trüge mich Gottes unsichtbarer Engel in sein himmlisches Paradies. Seit diesem Tage — O mein Gott, ich kann nicht mehr. Möchte meine Zunge lieber erlahmen —

Olga. Vollenden Sie!

Kusofkin. Es war eine große Sünde, die ich auf mich lud, eine große — aber ich habe Ihre Mutter wahr und innig geliebt.

Olga. Sind Sie zu Ende?

Kusofkin. Beinahe ein ganzes Jahr war der Herr fortgeblieben. Wir gedachten seiner als eines Verstorbenen. Da, eines Morgens — noch sehe ich das Entsetzliche vor mir — kam er zurück, bleich, mit wirrem Haar, an Seele und Leib gebrochen, nachdem ihn jenes Weib, mit dem er in die weite Welt gezogen war, verlassen hatte. Ich sagte ihm alles und dachte, daß er mich auf der Stelle erschlagen würde — er aber stieß ein gräßliches Lachen aus und verließ das Zimmer. Wir hörten einen Schuß. Er hatte sich das Leben genommen. Da brach Ihre Mutter zusammen. Sie blieb krank bis zu Ihrer Geburt — dann hat sie sich nicht wieder erholt. Gott hat sie nicht lange leiden lassen auf dieser Welt *(Pause.)*

Olga. So bin ich denn — Ihre Tochter?

Kusofkin. Ich bitte Sie, Olga Petrowna, glauben Sie mir nicht Weiß ich doch wirklich oft nicht, was ich sage. Glauben Sie mir nicht *(Pause.)*

Olga. Sie haben die Tote nicht verleumden können. Ich glaube Ihnen.

Kusofkin. *(weint.)*

Olga. Weinen Sie nicht. *(Sie reicht ihm die Hand.)*

Kusofkin *(reicht ihr gleichfalls die seinige).*

Olga *(zieht plötzlich ihre Hand zurück.)* O mein Gott! *(Sie eilt ab nach rechts in den Salon.)*

Kusofkin. Ich habe mein letztes Glück verloren — was soll aus mir werden?

Jelétzki *(kommt von links aus dem Garten.)*

Sechster Auftritt

Kusofkin. Jelétzki.

Jelétzki. Wo ist Olga Petrowna?

Kusofkin *(macht eine Bewegung zur Thür rechts.)*

Jelétzki. Was haben Sie mit ihr besprochen?

Kusofkin. Ich habe mich verabschiedet und jetzt gehe ich fort. Ich danke Ihnen unterthänigst. *(Er verbeugt sich.)*

Jelétzki. Ich bedaure unendlich — Aber Sie verstehen —

Kusofkin. Leben Sie wohl!

Jelétzki. Warten Sie doch noch einen Augenblick. Soeben kommt Herr Maximow. Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie vor ihm Ihre thörichten Behauptungen widerrufen wollten.

Kusofkin. Wie Sie wünschen.

Maximow. *(kommt durch die Mitte.)*

Siebenter Auftritt

Kusofkin. Maximow. Jelétzki.

Jelétzki *(zu dem eintretenden Maximow.)* Treten Sie näher. Nun, haben Sie ein wenig geruht?

Maximow. Selbstverständlich. Ich habe geschlafen, habe geträumt und bin nun wieder frisch wie der Fisch im Wasser. Sie haben ein ausgezeichnetes Billard. Aber wo ist die Gnädige? Wo befindet sie sich?

Jelétzki. Sie wird gleich erscheinen.

Maximow. Ich sage Ihnen, es ist ein wahres Glück für uns, daß wir Sie hier haben. *(Zu Kusofkin.)* Ah, da sind Sie ja. Nun sagen Sie in aller Welt, haben Sie immer so drollige Einfälle wie beim Frühstück? *(Zu Jelétzki.)* Man darf sich wirklich über keinen Verrückten mehr wundern. Der eine glaubt Kaiser von China zu sein, der zweite Sonne, Mond und Sterne im Leibe zu haben und dieser da — *(Er lacht.)* Es ist wirklich zu komisch —

Die Haushälterin Praskovia *(kommt eilig von rechts aus dem Salon.)*

Achter Auftritt

Die Vorigen. Praskovia.

Praskovia. Die gnädige Frau wünscht den Herrn zu sprechen!

Jelétzki. Ich komme sofort! *(Zu Maximow.)* Entschuldigen Sie mich einen Augenblick? .

Maximow. Wie können Sie mich nur so fragen! mich, Ihren Freund! Denn wahrhaftig, auf diesen Titel mache ich Anspruch.

Jelétzki. Ich komme gleich zurück. *(Er geht mit Praskovia ab nach rechts in den Salon.)*

Neunter Auftritt

Maximow. Kusofkin.

Kusofkin *(will ab nach links.)*

Maximow *(hält ihn zurück.)* Wohin wollen Sie, mein Lieber? Bleiben Sie noch ein wenig. Es plaudert sich so angenehm mit Ihnen.

Kusofkin. Ich muß —

Maximow. Was müssen Sie? Ich nehme fast an, daß Sie sich schämen. Wie können Sie nur! Wenn man sich immer nur schämen wollte, bliebe ja zum Leben gar keine Zeit. *(Er führt ihn zur Mitte zurück.)* Solche Kleinigkeiten dürfen Sie nicht aus der Fassung bringen. Wer trinkt nicht einmal einen Schluck über den Durst? Aber der Einfall war wirklich kostbar. Welcher Teufel hat Sie nur daran gebracht? Diese Verwandtschaft ist eine —

Kusofkin. Eine einfache Dummheit.

Maximow. Dummheit? Nun ja, das mag sein, aber überraschend bleibt die Sache doch immer. Warum nur gerade eine Tochter, mein Bester? Eine solche Tochter könnte Ihnen allerdings passen, wie? *(Er stößt ihn mit dem Ellbogen an.)* Sie haben keinen schlechten Geschmack.

Kusofkin *(will sich vor ihm zurückziehen.)* Verzeihen Sie —

Maximow. Übrigens, suchen Sie mich doch einmal auf! Ich habe einen sehr guten Wein und bin ein Freund lustiger Geschichten. »Seine Tochter« — es ist wirklich ausgezeichnet!

Jelétzki. *(Kommt sehr erregt von rechts aus dem Salon zurück.)*

Zehnter Auftritt

Die Vorigen. Jelétzki.

Maximow. Nun, wie geht's Ihrer Frau Gemahlin?

Jelétzki. Sie wird gleich erscheinen!

Maximow. Aber Sie sind etwas erregt, lieber Freund?

Jelétzki. Entschuldigen Sie, ich bin in schlechter Stimmung.

Maximow. Das begreife ich Vollkommen. Vertraulichkeiten mit diesen Leuten führen nie zu etwas Gutem. Aber was soll man anfangen? Man langweilt sich und sucht Zerstreuung, ohne viel zu wählen.

Jelétzki. Reden wir nicht mehr davon.

Maximow. Ich meine es auch nur ganz im allgemeinen. Habe ich Ihnen schon gesagt, daß ich im nächsten Winter nach Paris gehen will?

Kusofkin *(will hinausgehen.)*

Jelétzki *(verlegen.)* So! *(zu Kusofkin.)* Bleiben Sie! Ich habe mit Ihnen noch zu sprechen.

Maximow. Ich möchte wenigstens zwei Jahre im Anslande verleben. *(Verlegenheitspause.)* Ich sehe aber doch, daß ich auf das Vergnügen werde verzichten müssen, mich von der gnädigen Frau zu verabschieden.

Jelétzki. Durchaus nicht. Aber vielleicht machen Sie so lange einen Spaziergang durch den Garten. Das Wetter ist ja so schön. Sie müssen mir nur erlauben, in einigen Minuten nachzukommen.

Maximow. Lassen Sie sich durchaus nicht stören. Ich werde so lange den Duft der Natur einatmen. — Ah! Die Natur ist meine Leidenschaft! Welch prächtiges Wetter! *(Er geht ab nach links in den Garten.)*

Elfter Auftritt

Kusofkin. Jelétzki.

Jelétzki *(begleitet Maximow bis zur Thür, kehrt dann zurück und bleibt vor Kusofkin mit gekreuzten Armen stehen.)* Mein Herr! Bis zu diesem Augenblick habe ich Sie nur für einen Mann mit schwachem Kopf gehalten.

Kusofkin *(macht eine Handbewegung.)*

Jelétzki. Ich bitte Sie, mich nicht zu unterbrechen. Jetzt halte ich Sie aber für einen Verleumder. Olga Petrowna hat mir alles gesagt. Vorher gaben Sie mir in aller Form zu, daß Ihre Aussage eine bloße Erfindung gewesen sei und jetzt wagen Sie es, sie vor meiner Frau als eine Thatsache hinzustellen.

Kusofkin. Mein Herz riß mich hin.

Jelétzki. Ihr Herz? — Sie hofften mit Ihrem albernen Märchen unser Mitleid zu erregen, Sie wollten mit einem Wort Geld. Nun, das wäre Ihnen gelungen. Meine Frau und ich, wir sind geneigt, Ihnen eine Summe zur Sicherung Ihrer Existenz zu geben, aber unter einer Bedingung —

Kusofkin. Ich will nichts!

Jelétzki. Unterbrechen Sie mich nicht. Unter der Bedingung, daß Sie gegen niemanden auf der Welt Ihre Lüge jemals wiederholen — oder sagen wir — Ihre Erfindung.

Kusofkin. Nicht einen Kopeken nehme ich von Ihnen.

Jelétzki. Wie? Sie beharren bei Ihrem Eigensinn? Sie wollen mich wohl glauben machen, daß Sie die Wahrheit gesprochen haben? — Erklären Sie sich doch endlich.

Kusofkin. Ich will nichts erklären und ich will auch nichts nehmen. Lassen Sie mich meines Weges ziehen. Bei Gott, ich verliere noch den Verstand. Was wollen Sie denn von mir?

Jelétzki. Ich frage Sie, ob Sie das Geld nehmen wollen? Es ist keine geringe Summe — zehntausend Rubel. Wollen Sie?

Kusofkin. Nein!

Jelétzki. So wäre meine Frau also — ich kann das Wort gar nicht aussprechen —«

Kusofkin. Ich weiß nichts und ich sage nichts. Leben Sie wohl! *(Er wendet sich zur Thür links.)*

Jelétzki. Machen Sie nicht, daß ich die Geduld verliere. Ich würde Sie sonst zum Gehorsam zwingen.

Kusofkin. Wie das?

Jelétzki. Ich würde Ihnen sagen, wer Sie sind.

Kusofkin. Ich bin ein Edelmann, mein Herr — ich bin nicht käuflich.

Jelétzki. Ein prächtiger Edelmann! Ich sage Ihnen zum letztenmal: Sie nehmen dieses Geld unter den Bedingungen an, die ich Ihnen stellte, oder ich werde Mittel finden —

Kusofkin. Machen Sie, was Sie wollen, aber in den Schmutz hinabziehen lasse ich mich nicht.

Jelétzki. Gut! Ich gebe Ihnen zehn Minuten Bedenkzeit, überlegen Sie wohl — Sie werden dann nur sich selbst einen Vorwurf zu machen haben. *(Er geht ab nach rechte in den Salon.)*

Kusofkin. Guter Gott, was geht mit mir vor! Ach, lieber wollte ich lebendig begraben sein! Und ich selbst habe mich elend gemacht. Mein Feind ist meine Zunge. Und der Herr! Wie einen Hund hat er mich behandelt Ich soll Geld nehmen? Nein! Lieber sterben.

Olga *(kommt von rechts aus dem Salon.)*

Zwölfter Auftritt

Olga. Kusofkin.

Olga. Ich muß Sie noch einmal sprechen, bevor Sie gehn. Ich bin jetzt ruhiger.

Kusofkin *(ohne sie anzusehen.)* Olga Petrowna, Sie haben Ihrem Manne alles gesagt. Warum thaten Sie das?

Olga. Weil ich ihm nichts verschweige. Er vertraut mir und billigt alles.

Kusofkin. Was?

Olga. Sie können nicht hier bleiben.

Kusofkin. O nein; ich kann es nicht — um Ihretwillen nicht.

Olga. Wir Verschreiben Ihnen eine Summe zum Ankauf eines Gutes. Das werden Sie hoffentlich nicht zurückweisen.

Kusofkin. Olga, Gott möge es Ihnen verzeihen! Auch. Sie, auch Sie wollen mich kränken?

Olga. Wieso?

Kusofkin. Sie wollen« mich erkaufen. Aber ich brauche nichts. Ein Stück Brot genügt mir und das findet sich überall.

Olga. Und Sie glauben wirklich, daß ich Sie der Not überlassen könnte, daß ich eine ruhige Stunde haben würde bei dem Gedanken: Sie litten Mangel? Sie haben das Herz meiner Mutter besessen und Ihnen bliebe das meinige Verschlossen? Ihr Blut fließt in meinen Adern und ich könnte nichts für Sie empfinden? Nein, lieber Kusofkin, das dürfen Sie nicht von mir glauben. Die Welt braucht nichts davon zu wissen, was wir uns beide sind, aber ich will Sie pflegen und für Sie beten, ich will Ihnen, wenn Sie krank sind, zur Seite sein, und wenn es ans Sterben geht, die Augen zudrücken. Lieber Freund — für Ihre alten Tage zu sorgen — das können Sie meinem Mann veweigern, der Ihnen fremd ist, aber nicht mir, mir, Ihrer Tochter. *(Sie fällt ihm um den Hals.)*

Kusofkin. Olga! Ach, jetzt kann ich ruhig sterben!

Olga. Weine nicht! Wir sehen uns wieder.

Kusofkin. Ist das alles kein Traum? *(Er sinkt links in einen Stuhl.)*

Olga. Fasse dich! ·

Kusofkin. Man kommt, tritt zurück!

Olga *(tritt zurück.)*

Kusofkin. Noch einmal deine Hand, zum letztenmal.

Olga *(reicht ihm die Hand, die Kusofkin küssen will, was Olga nicht duldet, während er vergeblich versucht, aufzustehen.)*

Jelétzki *(kommt von rechts aus dem Salon.)*

Maximow *(tritt von linke aus dem Garten ein.)*

Dreizehnter Auftritt

Die Vorigen. Jelétzki. Maximow.

Maximow *(zu Olga.)* Ah, endlich habe ich das Glück, Sie zu begrüßen. *(Er lacht.)* Ich war soeben in Ihrem Garten. Alles sehr schön, sehr schön! Diese herrlichen Blumen! Ja, die Natur und die Poesie, das sind meine beiden Ideale. *Er blättert in den Albums.)*

Jelétzki *(leise zu Olga.)* Ist es dir gelungen?

Olga *(leise).* Ja!

Jelétzki *(leise)* Er nimmt also an! Gut! *(Laut zu Maximow.)* Nun, Herr Nachbar, wir scherzten gestern über Herrn Kusofkin.

Kusofkin *(versucht vergeblich aufzustehen.)*

Jelétzki. Bleiben Sie doch ruhig sitzen. Ich merke es Ihnen an, daß Ihnen das Stehen schwer wird. *(Zu Maximow.)* Wissen Sie, daß er seinen Prozeß gewonnen hat? Die Nachricht ist soeben eingetroffen.

Maximow *(zu Jelétzki.)* Ah, ich verstehe, Sie sind ein echter russischer Edelmann! *(Zu Kusofkin)* Versäumen Sie nicht, Ihr Gut so bald als möglich zu besuchen.

Kusofkin. Gewiß! Noch heute!

Maximow. Wahrhaftig, ich verstehe seine Ungeduld! *(Zu Jelétzki.)* Teurer Freund , wir sollten eigentlich auf die fröhliche Nachricht ein Glas leeren.

Jelétzki. Dafür habe ich bereits gesorgt — wo ist der Haushofmeister? *(Er ruft.)* Alexándrow!

Alexándrow *(stürzt aus der Thür links herbei.)*

Vierzehnter Auftritt

Die Vorigen. Alexándrow.

Alexándrow. Hier!

Jelétzki. Bringe den Champagner herein. Draußen ist ja wohl Herr Iwánow. Bitte ihn, hereinzukommen.

Alexándrow. Sogleich! *(Er eilt ab nach links.)*

Maximow *((zu Olga).* Alle Damen unserer Gegend wünschen sehnlichst, Ihre Bekanntschaft zu machen. Eine Frau von Geist wie Sie würde ihr Haus sehr bald zum ersten in der Provinz machen —

Alexándrow *(bringt auf einem Teller eine Flasche Champagner und Gläser-; kommt mit Iwánow von links aus dem Garten.)*

Fünfzehnter Auftritt

Die Vorigen. Alexándrow. Iwánow.

Maximow *(fortfahrend.)* Ah, da ist ja schon die reizende Witwe Cliquot, *(lachend)* der machen wir alle den Hof.

Olga *(zu Iwánow.)* Wissen Sie schon, daß Ihr Freund wieder in den Besitz seines Gutes gelangt ist?

Iwánow *(leise zu Kusofkin.)* Was höre ich, willst du dich zweimal nacheinander zum Narren machen lassen?

Kusofkin *(leise.)* Schweig, Vanja, schweige!

Iwánow. Du stehst so verändert aus, du zitterst. Was ist dir?

Kusofkin. Siehst du, Vanja, es kommt für jeden Menschen, mag er noch so gering und elend sein, ein Tag, eine Stunde, in der er alles Unglück vergißt und wieder so recht von Herzen fröhlich wird. Da möchte man am liebsten sterben, weil man fühlt, daß es drüber hinaus nichts giebt.

Iwánow. Ja, aber ich verstehe noch immer nicht —

Kusofkin. Du Thor, sieh mich nur recht an. Ich habe wirklich wieder bekommen, was mein Eigen ist.

Alexándrow *(hat die Gläser eingeschenkt und bietet jedem einzelnen an.)* Bitte!

Maximow *(erhebt das Glas.)* Auf das Wohl des neuen Gutsherrn!

Alle *(stoßen an.)*

Jelétzki. Mög' er lang und glücklich leben!richtiges_Ende

Kusofkin *(in großer Bewegung, seine Stimme zittert; er steht auf.)* Erlauben Sie, daß ich — *(Seine Hand zittert, so daß der Champagner ausgeschüttelt wird.)* Verzeihen Sie! *(Er faßt das Glas mit beiden Händen.)* — An einem für mich so bedeutungsvollen Tage meinen Dank sage für all' die Beweise Von Güte —

Jelétzki *(ihn unterbrechend.)* Aber Sie haben wirklich für nichts zu danken.

Kusofkin. Leben Sie alle wohl, meine Wohlthäter, bleiben Sie glücklich und gesund und —

Jelétzki. Aber wozu die Erregung, mein Lieber? Sie nehmen ja Abschied, als trennten wir uns für die Ewigkeit-

Kusofkins *(Händen entsinkt das Glas.)*

Olga. Sie sind ans einmal so blaß geworden? Sie sollten sich schonen.

Kusofkin. Entschuldigen Sie — es ist nichts. Ich wünsche Ihnen alles Glück! Ich bitte Gott um nichts anderes — ich bin so glücklich — so glücklich! *(Er faßt sich plötzlich nach dem Herzen und sinkt in den Sessel zurück.)* Ah!

Iwánow. Was hast du? Um Gottes willen — das ist der Tod!

Olga. Er stirbt!

Jelétzki *(ruft Alexándrow zu.)* Rasch einen Arzt!

Iwánow. Lassen Sie ihn. Der Himmel hat seine Bitte erhört. Er wollte für Sie sterben, Olga Petrowna.

Olga *(sinkt in tiefer Bestürzung vor Kusofkin in die Knie.)*

Anmerkungen

[richtiges_Ende] Hier ist das richtige unverfälschte Ende aus:
Die Versorgung - Übersetzung Kurt Wildhagen -
Komödie in zwei Akten
1848.

Kusofkin *(mit zitternder Stimme)* Gestatten Sie mir jetzt, an einem für mich so feierlichen Tage – meine Dankbarkeit zu erklären für alle Wohltaten . . .

Jelétzki *(ihn unterbrechend, streng)* Wassilij Semjonytsch, wofür haben Sie uns zu danken?

Kusofkin. Nun ja, Sie haben mir doch Wohltaten erwiesen. Was meine gestrige – wie soll ich sagen – Entgleisung angeht, so verzeihen Sie großmütig dem alten Mann . . . Wer weiß, worüber ich mich gestern gekränkt hatte, daß ich solches . . .

Jelétzki *(ihn unterbrechend)* Nun, es ist gut, es ist gut!

Kusofkin. Was war das groß für eine Sache, es lagen ja gar keine Kränkungen vor. Die Herrschaften haben ja eben nur gescherzt. *(Mit einem Blick auf Olga*) Ich bin es ja nicht! Lebt wohl, meine Wohltäter, seid gesund, fröhlich und glücklich!

Maximow. Warum nehmen Sie denn so feierlich Abschied, Wassilij Semjonytsch, es geht doch nicht nach Astrachan . . .

Kusofkin *(erregt)* Gott gebe Ihnen alles Glück . . . Ich habe gar nichts mehr, worum ich Gott zu bitten hätte . . . Ich bin so glücklich! *(Er unterbricht sich und tut sich Zwang an. Die Tränen sind ihm nahe.)*

Jelétzki *(beiseite)* Und dann noch diese Szene? Wann fährt er denn ab?

Olga. Leben. Sie wohl, Wassilij Semjonytsch! . . . Wenn Sie auf Ihrem Gute sind, vergessen Sie uns nicht! Ich werde froh sein, wenn Sie kommen! *(Leise)* Ich möchte unter vier Augen mit Ihnen sprechen.

Kusofkin *(mit Handkuß)* Olga Petrowna, Gott wird Sie belohnen.

Jelétzki. Nun gut, gut! Adieu!

Kusofkin. Leben Sie wohl! *(Er verneigt sich und geht mit Iwanow zur Tür. Alle begleiten ihn. An der Schwelle ruft Maximow noch einmal: „Hoch der neue Gutsbesitzer" Olga geht mit einer stürmischen Wendung ab in ihr Zimmer)*

Maximow *(klopft Jelezky auf die Schulter)* Wissen Sie, was ich Ihnen sagen will? Sie sind ein edler Mensch!

Jelétzki. Oh, ich bitte Sie! Sie sind zu gütig . . .

(Vorhang)

Gar kein Geld.

(Szenen
aus dem Leben der jungen Leute von Adel
in Petersburg
1845.)

Deutsch von
Kurt Wildenhagen

Personen

Timofeij Petrowitsch Shasikow, ein junger Mensch
Matweij, sein Diener, betagt
Wassilij Wassiljewitsch Blinow, ein Gutsbesitzer aus der Steppengegend,
Shasikows Nachbar Ein russischer Kaufmann
Der Deutsche, ein Schuhmachermeister
Der Franzose, bildender Künstler
Ein junges Mädchen
Ein Mietkutscher
Ein Unbekannter
Der Mann mit dem Hunde
Der Angestellte der lithographischen Anstalt

Das Zimmer ist geschmackvoll möbliert. Hinter der spanischen Wand liegt Timofeij Petrowitsch Shasikow im Bett. Matweij tritt ein.

Matweij Timofeij Petrowitsch! Aufstehn! Geruhen Sie aufzustehn! *(Es bleibt ganz ruhig.)* Timofeij Petrowitsch! Timofeij Petrowitsch!

Shasikow. Hmm!

Matweij. Geruhen Sie aufzustehn . . . Es ist Zeit.

Shasikow. Wieviel Uhr ist es denn?

Matweij. Es ist ein viertel auf elf.

Shasikow *(ungewöhnlich heftig.)* Ja, warum hast du mich denn nicht früher geweckt? Ich habe es dir doch gestern Abend eingeschärft.

Matweij. Natürlich habe ich versucht, Sie zu wecken. Sie geruhten aber nicht aufzustehn!

Shasikow. Ja, da hättest du mir eben die Bettdecke vom Leibe ziehn sollen! Jetzt aber fix! Anziehn! *(Er legt den Schlafrock an und kommt hinter der spanischen Wand hervor.)* Ah! Ah! *(Er tritt ans Fenster.)* Es scheint, draußen ist's kalt. Hier ist es natürlich auch kalt! Matweij! Heiz mal ein bißchen den Ofen!

Matweij. Wir haben ja gar kein Holz mehr!

Shasikow. Was soll das heißen? Ist alles verbraucht?

Matweij. Wir haben schon länger als 'ne Woche gar kein Holz mehr.

Shasikow. Quatsch! Womit hatte denn geheizt?

Matweij. Ich hab' überhaupt nicht geheizt.

Shasikow *(nachdem er eine Weile geschwiegen.)* Nun ist's am Tage, warum ich immer so fröstelte . . . Na, wie dem auch sein mag, Holz muß besorgt werden. Davon werden wir noch später reden. Haste wenigstens Wasser zum Tee aufgestellt?

Matweij. Wie sollte ich denn nicht! Teewasser ist aufgestellt!

Shasikow. Na schön. Ich möchte möglichst bald meinen Tee!

Matweij. Sogleich. Allerdings ist uns der Zucker ausgegangen!

Shasikow. Der Zucker ist auch ausgegangen? Gar kein Stückchen Zucker mehr im Haus?

Matweij. Ganz aufgebraucht . . . aufgebraucht.

Shasikow. *(unwillig.)* Ich kann doch unmöglich auf meinen Tee verzichten? Geh mal und schau, ob du irgendwo Zucker auftreibst! Also bitte, los!

Matweij. Ja, wo sollte ich den denn auftreiben? Sie haben nur zu befehlen! Timofeij Petrowitsch!

Shasikow. Nun, du weißt schon, in dem kleinen Kramladen, laß anschreiben! Sag, ich zahle morgen.

Matweij. In dem Kramlädchen will man mir nicht länger glauben, Timofeij Petrowitsch. Sie schimpfen bereits.

Shasikow. Wieviel sind wir denn da schuldig?

Matweij. Sieben Rubel sechzig Kopeken.

Shasikow. Die Lumpenkerls! Nu, geh, versuch es noch einmal. Vielleicht geben sie noch mal was her.

Matweij. Ich kriege sicherlich nichts mehr, Timofeij Petrowitsch.

Shasikow. Du mußt eben sagen, der gnädige Herr würde dieser Tage Geld von der Besitzung geschickt erhalten, Zins fürs Tertial. Alles würden wir sogleich begleichen. Also geh und sag's.

Matweij. Gehn nutzt nicht, Timofeij Petrowitsch! Umsonst. Sie geben auf keinen Fall etwas her. Das weiß ich bestimmt.

Shasikow. Sie geben auf keinen Fall etwas her? Und warum? Weil du ein Esel bist! Du katzbuckelt sicher vor dem Krämer, ganz so, als würdest du um ein Almosen bitten: Ach, bitt' schön, geben Sie mir etwas Zucker! Du besitzest eben nicht das geringste . . . Ja, wie soll ich mich da russisch ausdrücken? – Na egal, du kannst das doch nicht verstehn! *(Man hört die Klingel. Shasikow stürzt hinter die spanische Wand und flüstert von dort her)* Es wird niemand angenommen. Niemand! Hast du mich verstanden? Wenn sie fragen, ich bin schon morgens in der Früh' weggefahren . . .

(**Matweij** geht ins Vorzimmer. **Shasikow** steckt sich je einen Finger in die Ohren.)

Die Stimme des Deutschen, des Schuhmachermeisters. Der Herr is doch zu Haus?

Matweijs Stimme. Nein, der Herr ist nicht zu Haus!

Die Stimme des Schuhmachermeisters. Gotts Donnerwetter! Der sollte nicht zu Hause sein?

Matweijs Stimme. Nein, er ist nicht zu Hause! Wie oft soll man's sagen!

Die Stimme des Schuhmachermeisters. Er kommt doch bald heim?

Matweijs Stimme. Das kann ich nicht sagen, sicherlich nicht so bald.

Die Stimme des Schuhmachermeisters. Was soll denn das heißen? Das kann doch nicht sein! Ich brauch' doch mein Geld.

Matweijs Stimme. Man sagt dir's doch. Er ist fort. In Dienstsachen ist er fort.

Die Stimme des Schuhmachermeisters. Hmm! Da tu' ich hier mal warten.

Matweijs Stimme. Das gibt's hier nicht.

Die Stimme des Schuhmachermeisters. Ich wart' halt eben!

Matweijs Stimme. Das gibt's hier nicht! Wie oft soll ich dir das sagen?

Die Stimme des Schuhmachermeisters. Geld brauch' ich! Ich brauch' mein Geld. Ich geh' hier nicht weg!

Matweijs Stimme. Mach, daß du fortkommt. Wie oft soll man dir's sagen! Mach, daß du fortkommt.

Die Stimme des Schuhmachermeisters. Ihr solltet Euch was schämen. Ehrenhafter Mensch, und macht solche Sachen! Schande noch mal.

Matweijs Stimme. Mach, daß du fortkommst! Teufel! Ich will doch meine Zeit mit dir nicht verlieren!

Die Stimme des Schuhmachermeisters. Ja! Wann krieg' ich dann mein Geld?

Matweijs Stimme. Komm übermorgen!

Die Stimme des Schuhmachermeisters. Ja, wenn denn dann?

Matweijs Stimme. Genau um die nämliche Zeit.

Die Stimme des Schuhmachermeisters. Na, adjees denn!

Matweijs Stimme. Auf Wiederschaun!

(Man hört die Haustür klappen. Matweij kommt auf die Szene.)

Shasikow *(sieht ängstlich hinter der spanischen Wand hervor.)* Nu? Ist er weg?

Matweij. Jawoll! Er ist weg!

Shasikow. Na, das ist schön! Das ist schön. So ein verfluchter Kerl von einem Deutschen. Immer nur Geld und immer nur Geld soll man hergeben. Diese Deutschen sind mir nicht sympathisch! Aber jetzt geh mal und schau zu, wie es mit dem Zucker steht.

Matweij. Ja aber, Timofeij Petrowitsch!

Shasikow. Nichts will ich wissen! Wenn's nach dir ginge, sollte ich wohl heute ohne Tee bleiben. Gib ihn wenigstens heraus und leg ihn

bereit! . . . Mach, daß du fortkommt. *(Matweij geht.)* Dieser alte Esel taugt auch zu gar nichts mehr. Man muß sich einen jüngeren kommen lassen. *(Nach kurzem Stillschweigen.)* Geld muß unbedingt beschafft werden, irgendwoher. Aber wer soll bluten? Das ist die Frage! *(Man hört die Klingel gehen.)* Hol's der Teufel. Wieder einer, der Geld haben will! Und Matweij ist fort, Zucker holen! *(Es klingelt.)* Ich selbst kann doch diesem Teufel nicht die Tür aufmachen! *(Es klingelt.)* Sicherlich wieder so ein Vieh, das mit Forderungen kommt. *(Es klingelt.)* Wie frech der klingelt! *(Er will öffnen gehn.)* Nein, es geht nicht, überdies schickt es sich nicht! *(Heftiges Klingeln.)* Verplatz, doch da gleich auf der Stelle! *(Er zuckt zusammen.)* Er hat, scheint's, den Klingelzug abgerissen. Wo so ein Kerl nur die Courage hernimmt? Wenn das aber nun kein Gläubiger ist? Wenn's einer von der Post ist mit einer Anweisung. Nein, so ein Mann von der Post, der klingelt nicht so! . . . Besser ist's, er kommt ein andermal *(Matweij kommt.)* Um des Himmels willen! Wo bleibst du denn so lange? Wo du nicht da warst, haben sie den ganzen Klingelzug abgerissen! Das ist ja eine unglaubliche Schweinerei. Nun, wie ist es mit dem Zucker? Haste welchen gekriegt?

Matweij *(nimmt eine kleine graue Papiertüte aus der Tasche.)* Hier, zu dienen.

Shasikow. Das hier? *(Er öffnet das Papier.)* Hier diese vier Stück Zucker? Und das Zeug ist noch dazu ganz voller Staub.

Matweij. Väterchen, und diese vier Stückchen habe ich noch dazu nur mit Müh' und Not bekommen!

Shasikow. Nun ja! Da läßt sich ja nun nichts weiter machen! Serviere den Samowar! *(Er beginnt eine italienische Opernarie zu trällern.)* Matweij!

Matweij. Was steht zu Befehl?

Shasikow. Hör mal, Matweij, ich will dir eine Livree bauen lassen.

Matweij. Wie Sie geruhen zu befehlen!

Shasikow. Wie denkst du dir die Sache? Ich lasse dir eine Livree machen, ganz nach der Mode, grauviolett, mit blauen Achselschleifen. *(Es klingelt.)* Donnerwetter! Der Teufel soll das holen! *(Er rettet sich wieder hinter die spanische Wand.)*

(Matweij geht hinaus.)

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Hören Sie mal, Verehrtester, der Herr geruht wohl, noch zu ruhen.

Matweijs Stimme. Der Herr ist ausgegangen.

Die Stimme des Kaufmanns. Ausgegangen?

Matweijs Stimme. Ja, ja, ausgegangen!

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Also doch! Der Herr hat geruht, früh aufzustehn. Wie steht es denn? Habt Ihr wohl ein klein bißchen Geld für mich übrig?

Matweijs Stimme. Momentan, um die Wahrheit zu sagen, ist kein Geld da. Es wird später schon da sein.

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Was heißt das? Wann ist das? Wenn's nicht zu lange dauert, kann ich ja drauf warten.

Matweijs Stimme. Nein, da kommen Sie doch besser in zwei, sagen wir drei Tagen wieder.

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Hm! Also Gelder sind nicht vorhanden?

Matweijs Stimme. Momentan nicht.

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Aber der Posten ist gar nicht besonders hoch. Es lohnt kaum die Stiefelfohlen, die man sich in dieser Sache abläuft.

Matweijs Stimme. Kommen Sie halt in zwei Tagen wieder.

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Das wäre also dann am Donnerstag. Oder soll ich wohl lieber am Freitag kommen? Oder gar Samstag?

Matweijs Stimme. Also dann schon lieber, wenn ich bitten dürfte, am Samstag.

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Also dann Samstag. *(Nach kurzem Schweigen.)* Also, so ein klein bißchen Geld habt Ihr heute nicht?

Matweijs Stimme. Momentan nicht.

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Hab' verstanden! Also, wann soll ich dann wiederkommen?

Matweijs Stimme. Nu, wir haben es doch schon abgesprochen. Samstag!

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Also schön, kommen wir am Samstag wieder. Und ein bißchen Geld habt Ihr heute nicht?

Matweijs Stimme. Ach, Gott im Himmel, wir haben doch kein Geld.

Die Stimme des russischen Kaufmanns. So ein klein paar Rubelchen, vielleicht fünfundzwanzig.

Matweijs Stimme. Momentan nicht, nicht mal 'nen Groschen.

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Nu, und wenn's nur zwei so kleine rote Scheinchen wären!

Matweijs Stimme. Ja, woher denn nehmen?!

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Also Geld ist überhaupt nicht vorhanden?

Matweijs Stimme. Nein, kein Geld, gar kein Geld, überhaupt kein Geld.

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Wann also soll ich dann kommen?

Matweijs Stimme. Samstag, Samstag.

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Früher geht es also nicht?

Matweijs Stimme. Wenn Sie wünschen, können Sie auch früher kommen. Da kommt es nicht darauf an.

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Also komm' ich am Freitag.

Matweijs Stimme. Na schön!

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Und eine Kleinigkeit Geld wird man kriegen können?

Matweijs Stimme. Aber gewiß.

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Und für jetzt habt Ihr gar kein Geld?

Matweijs Stimme. Momentan gar kein Geld.

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Also am Freitag! So war's doch?

Matweijs Stimme. Ja!

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Und um die nämliche Zeit?

Matweijs Stimme. Ja, ja!

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Oder doch vielleicht besser am Samstag?

Matweijs Stimme. Wie es Ihnen paßt!

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Dann werd' ich am Samstag kommen oder am Freitag, ganz, wie es mir besser passen wird. Sie verstehen, wie es besser paßt.

Matweijs Stimme. Ganz nach Belieben!

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Möglicherweise Freitag. Für jetzt wäre es unmöglich, Geld zu kriegen? Und auch nicht ein ganz klein bißchen?

Matweijs Stimme. Ach! Ach! Herr Gott im Himmel noch einmal!

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Nu, dann Samstag. Wir empfehlen uns.

Matweijs Stimme. Auf Wiedersehn!

Die Stimme des russischen Kaufmanns. Gute Zeit! Wir kommen Freitag oder Samstag vorbei um die nämliche Stunde. Wir empfehlen uns.

(Man hört die Haustür klappen. Matweij kommt. Er ist bleich und schwitzt.)

Shasikow *(kommt hinter der spanischen Wand hervor.)* Schämst du dich gar nicht ein bißchen? Matweij! Eine ganze Stunde schlägst du dich mit diesem Esel herum! Wer war denn das eigentlich?

Matweij *(finster.)* Der Möbelhändler.

Shasikow. Ja, bin ich denn dem etwas schuldig?

Matweij. Zweiundfünfzig Rubel.

Shasikow. Ist ja gar nicht möglich! Wofür denn das? Das Schreibpult ist ganz aus dem Leim. Schau nur mal an. Das ist einfach eine unglaubliche Schweinerei! Von jetzt ab werden nur noch bei Hamps Möbel gekauft! Diese russische Arbeit kann ich in den Tod nicht ausstehn. Sie sollen sich packen mit ihren Ziegenbärten. Billig! Und schlecht! *(Es klingelt.)* Uff! Hol's der Teufel! Ja, diese Kerls wollen mir auch nicht einen Moment Ruhe lassen, daß ich was vornehmen kann! Nicht mal seinen Tee kann man in Ruhe trinken. Ach, das ist ja furchtbar! *(Er verschwindet hinter der spanischen Wand.)*

(Matweij geht ins Vorzimmer ab.)

Die Stimme des jungen Mädchens. Wie steht's denn? Ist der Herr zu Haus?

(Shasikow schaut hinter der spanischen Wand vor)

Matweijs Stimme. Nein, der ist seit der Früh" fort.

Shasikow. *(laut.)* Wer ist denn da?

Die Stimme des jungen Mädchens. Ja, wie konnten Sie denn sagen, er sei seit der Frühfort?

Matweijs Stimme. Nun, denn kommen Sie 'rein . . . So, wenn er selber . . .

(Ein junges Mädchen von etwa siebzehn Jahren kommt auf die Bühne, ein kleines Bündel in den Händen. Sie trägt eine Art Überwurf und ein Hütchen.)

Shasikow. *(mit freundlichem Lächeln.)* Was wünschen Sie?

Matweij. Die kommt von der Wäscherin!

Shasikow *(ein wenig verlegen.)* Ah! Nun, was wünschen Sie?

Das Mädchen. *(reicht die Rechnung.)* Hier! Den Betrag dieser Rechnung!

Shasikow. *(gleichmütig.)* Ah! *(Er sieht die Rechnung durch.)* Nun, gut! Elf Rubel vierzig Kopeken. Schön. – Kommen Sie, bitte, morgen wieder vorbei.

Das Mädchen. Arina Matwejewna hat mir Anweisung gegeben, das Geld heute einzukassieren.

Shasikow. Gewiß! Ich würde es Ihnen heute zahlen *(lächelnd.)* – und mit besonderem Vergnügen –, aber es ist gar kein Kleingeld da. Sie werden mir doch glauben? Es ist gar kein Kleingeld da!

Das Mädchen. Dann geh' ich in den Laden wechseln lassen!

Shasikow. Nein, kommen Sie lieber ein andermal wieder *(er spielt mit den Troddeln an einer Schlafrockschnur.)* – vielleicht morgen, oder kommen Sie schon heute, so nach dem Mittagessen etwa.

Das Mädchen. Aber nein! Bitte schön, jetzt. Ich kriege sonst Schelte von Arina Matwejewna.

Shasikow. Das muß aber mal ein Reibeisen sein! Ein Wesen wie Sie auszuschelten. Das ist mehr als ungerecht. Ich muß gestehn: das kann ich nicht verstehn. Wie heißen Sie denn, liebes Herz?

Das Mädchen. Matriëna!

Shasikow. Liebe kleine Matriëna! Sie gefallen mir, gar nicht zusagen wie

Das Mädchen. Ach nein! Ach nein! Bitte, geben Sie mir das Geld. So, wie es hier auf der Rechnung steht!

Shasikow. Glauben Sie mir doch! Ich zahle es Ihnen! Sie kriegen den ganzen Betrag! Tut mir leid . . . *(Es läutet.)* Der Teufel soll die ganze Bande holen! Leben Sie wohl, liebstes Kind! Auf morgen. Kommen Sie morgen vor. Sie bekommen dann Geld. Den ganzen Betrag. Leben Sie wohl, mein kleiner Engel!

Das Mädchen. Ach nein! Nein!

(**Shasikow** verschwindet hinter der spanischen Wand)

Matweij. Nun, geh nur, geh nur, mein Täubchen, geh nur!

Das Mädchen. Wenn ich aber Schelte kriege von Arina Matwejewna!

Matweij. Geh nur, geh nur! *(Er begleitet sie hinaus)*

Shasikow. *(schreit hinter ihnen drein.)* Laß sie die Lieferantentreppe hinunter! Hörst du! *(Hinter der spanischen Wand hervorkommend, für sich.)* Sonst ist es möglich, daß sie noch einen anderen Gläubiger . . . Das ist mal eine Schweinerei . . . Aber hübsch ist die Kleine! Der Teufel hol' mich! Das muß ich sagen! Man müßte . . .

(Es läutet. Shasikow versteckt sich wieder hinter der spanischen Wand.)

Eine rauhe und grobe Stimme *(im Vorraum.)* Ist er zu Hause?

Matweijs Stimme. *(zaghaft.)* Nein! Er ist nicht zu Hause, zu dienen.

Die Stimme des Unbekannten. Du schwindelt sicher!

Matweijs Stimme. Bei Gott!

Die Stimme des Unbekannten. Dein Herr scheint mit mir Kurzweil treiben zu wollen! Bin ich sein Leibeigener? Ich geb' ihm Geld – und da soll ich mir denn jeden Tag danach die Beine ablaufen? Gib mir Papier und Tinte – ich will ihm mal was aufschreiben.

Matweijs Stimme. Aber bitte schön!

Die Stimme des Unbekannten. Nimm mir mal den Pelz ab! Alter Köter!

(Der Unbekannte tritt ein. Er ist hoch gewachsen, wohlbeleibt und hat einen schwarzen Backenbart. Matweij schafft einen Fetzen Papier und eine Feder herbei. Der Unbekannte setzt sich an den Tisch. Er brummelt allerhand vor sich hin und schreibt. Hinter der spanischen Wand Totenstille.)

Der Unbekannte. *(steht auf.)* Das hier also gib deinem Herrn! Hast du mich verstanden?

Matweij. Jawohl!

Der Unbekannte. Und dann sag deinem Herrn, ich liebte keine Scherze! Ich verklag" ihn! Ich laß ihn einstecken! Dem werd' ich es mal zeigen, deinem Herrn! *(Er geht ab. Man hört ihn im Vorraum geräuschvoll seine Galoschen anziehen.)*

(Die Haustür klappt. Nach ungefähr zwei Minuten kommt Shasikow hinter der spanischen Wand hervor.)

Shasikow. *(mißvergnügt.)* Niederträchtiger Kerl das! – Will er mich aushungern? Da ist er gerade an den Rechten gekommen! Brüderchen, du kennst mein Herz noch lange nicht. *(Er liest den Brief.)* Niederträchtiger Kerl! Schubiack! *(Er reißt's in Stücke.)* Grober, manierenloser Bauernlümmel! Ich war dumm genug, mich mit solch einem Individuum einzulassen! – Und so was versucht, einem zu

drohen! *(Er geht aufgeregt durch die Stube) Da muß man entscheidende Maßregeln ergreifen. (Es läutet.)* Ach! Mein Gott! *(Er verschwindet wieder hinter der spanischen Wand.)*

Matweijs Stimme. Ja, was willst du denn?

Die andere Stimme. Gestern war Seine Gnaden mein Fahrgast.

Matweijs Stimme. Wohin seid ihr gefahren?

Die andere Stimme. Nach der Podjatscheski-Straße und von da auf den Sand.

Matweijs Stimme. Und was ist denn noch?

Die andere Stimme. Nu, und da hat er mir gesagt, ich sollte heute nach meinem Gelde kommen!

Matweijs Stimme. Wieviel macht's denn?

Die andere Stimme. Dreißig Kopeken.

Matweijs Stimme. Nu, dann komm morgen wieder!

Die andere Stimme *(nachdem der Mann eine Zeitlang stillgeschwiegen.)* Wie du denkst, Väterchen!

Shasikow *(tritt hervor.)* Ja! Ich sehe, ich brauch' Geld! Es geht einfach gar nicht mehr anders! . . . Matweij! *(Der kommt herein.)* Du weißt doch, wo der General Schenzel wohnt.

Matweij. Jawohl! Das weiß ich!

Shasikow. Trag sofort einen Brief hin! Du kannst jetzt gehn. Ich ruf' dich dann. *(Er setzt sich an den Tisch und schreibt.)* Was für ein Zeug, diese Federn! Man muß im englischen Magazin welche kaufen! *(Er liest laut.)* »Eure Exzellenz wollen mir gestatten, Eurer Exzellenz mit der untertänigsten *(verbessert.)* alleruntertänigsten Bitte zu nahn: Können Sie mir nicht auf einige Tage dreihundert Rubel Banko leihen? Ich geniere mich, daß ich Eure Exzellenz belästigen muß, doch verlasse ich mich auf Ihre Liebenswürdigkeit. Ich würde Eurer Exzellenz unendlich dankbar sein und das Geld unbedingt zum Termin zurückerstatten, und zwar die ganze Summe. Ich verharre in aufrichtiger und herzlicher Ergebenheit« . . . Hm! Das scheint mir wirkungsvoll! Ein wenig familiär. Doch das ist kein Unglück! Das läßt doch wenigstens auf eine gewisse Selbständigkeit und Gewandtheit schließen. Tut nichts! Ich bin doch nicht so ein untergeordneter Beamter! Hol's der Teufel! Ich bin doch ein Edelmann! Na, wollen sehn! . . . Matweij! *(Der kommt herein.)* Hier . . . trag den Brief fort. Aber bitte, bleib nicht zu lange fort. Es wird gleich zurückgekommen! Er wohnt doch gleich hier um die Ecke.

Matweij *(gehend.)* Warum sollte ich denn zu lange fortbleiben?

Shasikow. Na, wollen sehn! Ich bin überzeugt, ergibt was her! Er ist ein guter Kerl und hat mich gern! – Da hab' ich bis jetzt noch keinen Tropfen Tee gekriegt. Wahrscheinlich ist er ganz kalt geworden! *(Er trinkt.)* Natürlich ist er ganz kalt. Nu, da kann man nichts weiter machen *(Er schweigt eine Weile.)* . . . Man müßte irgend etwas vornehmen . . . Nein, es geht nicht; ich muß warten, bis Matweij zurückkommt. Was wird er bringen?! Wenn er ihn aber nicht zu Haus trifft? Wieviel Uhr ist es denn? *(Er tritt an die Uhr.)* . . . Halb zwölf. *(Er gerät in meditative Stimmung.)* Man sollte mal versuchen, etwas niederzuschreiben. Ja, aber was denn? *(Legt sich aufs Sofa.)* Ach! Es steht schlimm! *(Er zuckt zusammen.)* Matweij! . . . Nein, das kann er noch nicht sein! *(Er beginnt Verse zu rezitieren.)* »Wieviel der Tränen sind darum geflossen, Daß mir die Jugend schwand, ganz ungenossen.« Tatsächlich, Tränen. Dieser Puschkin ist doch ein erhabener Dichter . . . Warum will denn dieser Matweij gar nicht kommen? *(Er beginnt nachzudenken.)* In der Tat wäre es doch ganz richtig gewesen, wenn ich zum Militär gegangen wäre. Erstens ist es auf jeden Fall vorteilhafter, und zum anderen besitze ich – ich fühle es – eine ausgesprochene Begabung für Taktik. Na, jetzt kann man weiter nichts daran ändern. Entschuldigen Sie, Timofeij Petrowitsch, jetzt werden Sie nichts mehr daran ändern können! *(Matweij kommt herein. Shasikow steckt den Kopf in die Kissen, er legt die Hände vor die Augen und schreit.)* Ach, ich weiß schon, ich weiß schon, ich weiß schon. – Er war nicht zu Haus! . . . Nu, gib Antwort, aber ein bißchen schnell!

Matweij. Sie irren sich, zu dienen. Ich traf ihn zu Hause!

Shasikow *(erhebt den Kopf.)* Du trafst ihn zu Haus? . . . Und die Antwort? Hast du eine gekriegt! Selbstverständlich.

Shasikow *(mit abgewandtem Kopf die Hand ausstreckend.)* Gib her . . . *(Er befühlt den Brief.)* Ach, der ist nicht fett. *(Er hält den Brief an die zusammengekniffenen Augen.)* Nun?! *(Er öffnet die Augen.)* Aber – das ist ja mein eigener Brief!

Matweij. Er hat geruht, die Antwort in Ihrem Briefe zu vermerken.

Shasikow. Nun, ich verstehe, das ist eine abschlägige Antwort . . . So ein verfluchter Kranich! Ich krieg' es gar nicht fertig, die Antwort zu lesen. *(Er wirft den Brief hin.)* Ich weiß ja, was da drin steht . . . *(Er nimmt ihn wieder in die Hand.)* Indessen, es ist doch besser, man liest's: vielleicht

ist es keine völlig abschlägige Antwort, vielleicht stellt er etwas in Aussicht . . . *(Zu Matweij)* Hat er dir den Brief eigenhändig gegeben?

Matweij. Nein, zu dienen. Er schickte ihn mir doch durch den Diener heraus.

Shasikow. Nun, dann läßt sich nichts weiter dabei tun. Wollen ihn mal lesen! *(Liest und lächelt ironisch.)* Schön, schön . . . »Liebwerter Timofeij Petrowitsch, es ist mir unmöglich, Deine Bitte zu erfüllen. Im übrigen verbleibe ich . . . « Im übrigen verbleibst du! Da haben wir ja die große Wohlgeneigtheit! Das kann man große glänzende Verbindungen nennen! *(Er schmeißt den Brief hin.)* Der Deiwel soll ihn holen!

Matweij *(seufzend.)* Das ist eben ein Tag, wo man Pech hat!

Shasikow. Da fängt der Kerl noch an, zu philosophieren. Scher dich lieber hinaus! Ich muß noch arbeiten! Hast du mich verstanden? *(Matweij geht hinaus. Shasikow im Zimmer auf und ab.)* Es ist einfach scheußlich . . . Ja, was soll man denn machen? *(Er setzt sich an den Tisch)* Man muß die Arbeit vornehmen. *(Er reckt sich, ergreift einen französischen Roman, schlägt ihn auf gut Glück auf und beginnt die Lektüre. Matweij tritt ein.)*

Matweij *(leise.)* Timofeij Petrowitsch . . .

Shasikow. Ja, was ist denn noch?

Matweij *(leise.)* Es ist ein Leibeigener da, von Naumowka.

Shasikow *(flüsternd.)* Sfidor?

Matweij *(ebenso.)* So ist es! Sidor!

Shasikow *(ebenso.)* Was will er denn?

Matweij *(ebenso.)* Er spricht, er brauche sozusagen Geld. Sein Herr will aufs Land. Er soll mit. Da kommt er denn um Geld bitten.

Shasikow *(ebenso.)* Wieviel bin ich ihm denn schuldig?

Matweij *(ebenso.)* Im ganzen wird es mit den Zinsen fünfhundert Rubel ausmachen.

Shasikow *(ebenso.)* Weiß er, daß ich zu Hause bin?

Matweij *(ebenso.)* nein, zu dienen.

Shasikow *(ebenso.)* Warum hab' ich denn gar nicht gehört, wie er klingelte.

Matweij *(ebenso.)* Er ist über die Hintertreppe gekommen.

Shasikow *(flüsternd, aber aufgebracht.)* Was haben die auf der Hintertreppe verloren? Wie kannst du das dulden? Woher kennen sie

diesen Zugang? Eines Tages, ich sehe es schon kommen, bestehlen sie mich! Das ist doch eine große Unordnung! Das will ich auf keinen Fall haben! Dazu ist der Aufgang für Herrschaften da.

Matweij *(flüsternd.)* Sehr wohl. Für diesmal werd' ich ihn fortschicken. Doch, Väterchen, Timofeij Petrowitsch, Sie müssen ihm etwas Geld geben, wenn Sie zufällig gerade welches zur Hand haben.

Shasikow. Ja, was ist denn das? Seid ihr verschwägert? Seid ihr Gevatter?

Matweij. Gevatter.

Shasikow. Also deswegen legst du dich so sehr ins Zeug für ihn . . . Nun, also mach, daß du fortkommst! *(Matweij geht ab.)* Einer wie der andre. Die Rasse kenn' ich. *(Er nimmt wieder das französische Buch vor, plötzlich hebt er den Kopf.)* Hm, konnte ich das von Seiner Exzellenz erwarten? Und das will ein alter Freund und Kollege meines Vaters sein? *(Er erhebt sich, tritt an den Spiegel und singt.)*

»Ebnet euch, ihr Wallungen der Leidenschaften,
Herz, schlaf ein, so arm an Hoffnungstrost!«
Doch auf, an die Arbeit! *(Er setzt sich wieder an den Tisch.)* Auf! Auf! *(Matweij kommt herein.)* Ach, Matweij, du bist's?

Matweij. Jawohl, zu dienen.

Shasikow. Na, was ist?

Matweij. Da ist so ein Hundehändler, der nach Ihnen fragt. Er spricht, vor drei Tagen hätten Sie ihm befohlen, hier vorbeizukommen.

Shasikow. Ja, ja, ja . . . stimmt. Hat er den Hund mitgebracht?

Matweij *(traurig.)* Jawohl!

Shasikow. Na, dann laßt mal sehn. – Er soll kommen! Es ist doch ein Hühnerhund? . . . Komm mal näher, guter Freund! *(Ein Mann mit einer verbundenen Wange, der einen groben Soldatenfriesmantel trägt, tritt ein; er führt ein altes, schlechtrassiges Hündchen an der Leine.)*

Shasikow. *(lorgnettiert das Tier.)* Wie heißt es denn?

Der Mann *(spricht mit heiserer und dumpfer Stimme.)* Mindor! *(Das Hündchen guckt seinen Herrn ängstlich an und wackelt fieberhaft mit dem gestutzten Schwanz.)*

Shasikow. Und taugt der Hund was?

Der Mann. Der Hund ist prima. – Ici, Mindor!

Shasikow. Apportiert er?

Der Mann. Aber selbstverständlich! *(Erzieht seine Mütze unter dem Arm hervor und schmeißt sie auf die Diele.)* Pile, apporte!

(Das Hündchen trägt ihm die Mütze herbei.)

Shasikow. Ah, schön, schön. Was ist denn das für 'ne Rasse?

Der Mann. Allererster Sorte. Kusch! Thibaut, warte du!

Shasikow. Wie alt?

Der Mann. Über zwei Jahr alt! Na, wo willst du denn hin? Wohin denn? *(Er zerrt an der Leine des Hundes)*

Shasikow. Nun, und wie teuer?

Der Mann. Fünfzig Rubel, äußerster Preis.

Shasikow. Das ist ja sinnlos! Dreißig will ich bieten.

Der Mann. Nein! Unmöglich! Das war schon billig genug!

Shasikow. Willst du zehn Silberrubel? *(Matweij drückt großen Kummer aus.)*

Der Mann. Es geht nicht, Herr, es geht auf keinen Fall.

Shasikow. Na, dann hol' dich der Teufel . . . Welcher Rasse übrigens?

Der Mann. Die Rasse ist gut.

Shasikow. Wirklich gut?

Der Mann. Andere Hunde führen wir überhaupt nicht. Nur bestrassige. Die anderen mag der Teufel holen.

Shasikow. So seht Ihr gerade aus.

Der Mann. Warum sollten wir sie denn führen?

Shasikow *(zu Matweij.)* Der Hund taugt doch was? Oder wie denkst du?

Matweij *(stößt zwischen den Zähnen hervor.)* Ja! Er taugt!

Shasikow. Willst du fünfunddreißig Rubel?

Der Mann. Der äußerste Preis sind vierzig Rubel. Dafür kann ich den Hund abgeben.

Shasikow. Nein, nein, auf keinen Fall!

Der Mann. Na, dann meinetwegen! Gott mit Ihnen!

Shasikow. Auf diese Art wär' es schon längst gegangen! Und der Hund taugt doch was?

Der Mann. Einen solchen Hund findet Ihr in der ganzen Stadt nicht zum zweitenmal.

Shasikow *(ein wenig geniert)* Sieh mal, Bruder, Geld habe ich jetzt, aber das brauch ich für einen anderen Einkauf. Komm mal morgen vorbei – um dieselbe Stunde – hast du verstanden? Oder besser übermorgen – aber schon in der Früh'.

Der Mann. Dann geben Sie mir eine Anzahlung, den Hund laß ich Ihnen hier.

Shasikow. Nein, Bruder, das kann ich nicht.

Der Mann. Geben Sie mir dann wenigstens einen Silberrubel.

Shasikow. Besser ist's, ich zahl' dir das Ganze auf einmal.

Der Mann *(tritt an die Tür.)* Hören Sie mal, Herr, geben Sie mir das Geld jetzt, ich laß Ihnen den Hund für dreißig Rubel ab.

Shasikow. Jetzt geht es doch nicht.

Der Mann. Geben Sie mir so ein kleines weißes Scheinchen.

Shasikow. Jetzt geht es doch nicht, Lieber, ganz unmöglich.

Der Mann. Zwanzig Rubel! Wollen Sie?

Shasikow. Ist das einmal ein Mensch! Du hast doch gehört: Es geht nicht.

Der Mann *(im Abgehn.)* Ici, Mindor, ici! *(Er lacht bitter.)* Es sieht so aus, als ob Euer Wohlgeboren niemals Geld in der Hand hatten . . . Ici, du Lump, ici!

Shasikow. Wie kannst du es wagen, so was zu sagen?

Der Mann. Und da läßt er einen noch kommen! Ici!

Shasikow. Scher dich 'raus, Grobian! Matweij, schmeiß ihn 'raus! Gib ihm einen Stoß ins Genick.

Der Mann. Nu, nu, immer Ruhe bei die jungen Pferde . . . Ich geh' ja schon von selbst.

Shasikow. Matweij, ich gebe dir den ausdrücklichen Befehl!

Der Mann *(im Vorraum.)* Trau dich nur, alter Knasterbart!

Matweij *(folgt ihm hinaus.)*

Shasikow *(ruft ihnen nach.)* Ihm nach! Schlag ihn übern Schädel! Mach, daß du 'raus kommst! *(Er beginnt auf und abzugehn.)*.. Das ist mal ein grobes Vieh! . . . Der Hund war auch recht übel. Ich bin ganz froh, daß ich ihn nicht gekauft habe. Der Kerl hat aber nicht grob zu werden. Er soll nicht wagen, grob zu werden! *(Er nimmt auf dem Diwan Platz.)* . . . Ja, da hab' ich mich ja ganz ausgegeben mit dem Geld. Und vom frühen

Morgen an hab' ich gar nichts gemacht . . . Und Geld ist auch nicht beschafft. Und Geld brauch' ich, weiß Gott, wie sehr! Matweij!

Matweij *(kommt herein.)* Was geruhen Sie zu befehlen?

Shasikow. Zu Krinizyn kannst du einen Brief hintragen.

Matweij. Zu Befehl.

Shasikow. Matweij

Matweij. Was steht zu Diensten?

Shasikow. Was glaubst du, wird er Geld hergeben?

Matweij. Nein, Timofeij Petrowitsch, der gibt keins her.

Shasikow. Der gibt welches her. *(Schnalzt mit der Zunge.)* Du wirst sehn, daß er welches hergibt!

Matweij. Nein, der gibt keins her, Timofeij Petrowitsch.

Shasikow. Ja, warum denn das?

Matweij *(nach einer Pause.)* Timofeij Petrowitsch, gestatten Sie – einem alten Esel – ein Wörtchen zu sagen.

Shasikow. Sprich nur!

Matweij *(hüstelt.)* Timofeij Petrowitsch! Erlauben Sie mir, frei von der Leber zu reden. Es ist übel, ganz übel, wie Sie hier zu leben geruhen. Sie, Väterchen, sind doch unser angestammter Herr. Sie sind ein adliger Gutsbesitzer! Wie kann es Ihnen dann Vergnügen bereiten, in der Stadt so in Not, so in immerwährenden Sorgen herumzuleben! Es ist doch ein Erbgut da, Väterchen. Das wissen Sie doch selbst. Ihr Mütterchen, Gottes Segen über sfie, geruht noch am Leben zu sein – da sollten Sie hinfahren, bei der sollten Sie Ihren Aufenthalt nehmen. Auf Ihrem Erbgut!

Shasikow. Die Mutter hat dir wohl einen Brief geschickt? Oder nicht? Du fingst ja ganz ihre Litanei!

Matweij. Von der Frau habe ich in der Tat einen Brief gekriegt! Ich bin gewürdigt worden, um es richtig zu nennen. Ich habe ihr Bericht geben müssen von Ihrem Befinden, wie sie es mir aufzutragen geruhte, in aller Ausführlichkeit. Ich muß Ihnen offen sagen, Ihre Mutter geruht sich über Sie Sorgen zu machen. Sie geruht mir zu schreiben: »Schreibe mir in dem Briefe alles«, – was Sie treiben, wen Sie empfangen, wo Sie zu verkehren pflegen, – »das«, schreibt sie, »berichte mir alles. Wenn du das nicht berichtet,« geruht sie zu drohen, »wirst du bei mir in Ungnade fallen, und ich werde dich zur Rechenschaft ziehn, wenn du nicht berichtest.« Sie schreibt: »Melde

Timofeij Petrowitsch, daß seine leibliche Mutter sich Sorgen macht über den Sohn,« so steht es wörtlich: leibliche Mutter, »und das sollst du hinzufügen, dem Staatsdienst bleibt er fern und wohnt in der Residenz herum und verbraucht einen Haufen Geld. Was soll das vorstellen?« So schreibt sie.

Shasikow. *(mit gezwungenem Lächeln.)* Was hast du ihr denn drauf geantwortet?

Matweij. Ich meldete der Herrin, alles stünde durch Gottes Gnade wohl; was aber sie geruhte zu schreiben, das würde ich alles pünktlich erfüllen. Ich würde die Sache Timofeij Petrowitsch vortragen und darüber der Herrin melden. Ach, Timofeij Petrowitsch, mein Beschützer! Wie wäre es, Sie würden mal für eine Weile nach Sywotschka übersiedeln, Erfahrungen als Gutsherr sammeln, sich mit den Wirtschaftsgeschäften vertraut machen, sich eine Frau nehmen! Väterchen, liebes, wie leben Sie denn hier! Hier springen Sie jedesmal, wenn die Klingel geht, wie ein Hase davon, und Geld ist nicht vorhanden, und Ihre Ernährung leidet auch.

Shasikow. Nein, auf dem Land ist es ennuyant, langweilig; was da von Nachbarn ist, alles ganz ungebildete Leute, und die jungen Fräuleins sperren so die Augen auf und fangen vor Furcht an zu schwitzen, sobald man das Wort an sie richtet.

Matweij. Ach, Timofeij Petrowitsch! Sind die hiesigen Fräuleins etwa besser? Und was schon für Herrschaften zu Ihnen zu kommen pflegen! Bei Gott, da guckt man lieber gar nicht erst hin! So kleine abscheuliche Leute, sie sind krank, sie husten, Gott verzeihe mir, geradezu wie Schafe kommen sie einem vor. Wenn man sich dagegen die Leute bei uns daheim ansieht. Es ist ja wahr, es steht nicht mehr ganz so wie früher. Sehn Sie mal, Ihr Großvater, ewiges Gedächtnis sei ihm bewahrt, Timofeij Lukitsch, der maß, wenn er die Hand hob, einen Klafter. Geruhte er mal, sich zu erzürnen und rief einem was mit gehobener Stimme zu, man hätte sich vor dem guten Herrn in ein Mauseloch verkriechen mögen. So ein Herr war das. Hinwiederum, wenn du ihm zum Wohlgefallen irgend was erledigt hat, oder er ist gerade bei guter Laune, dann belohnt er dich, er belohnt dich so, daß du ganz krank davon werden kannst. Und die gnädige Frau, unsere alte liebe Herrin – ach, wenn man denkt, wie gut die war. Was die einem für gute Bissen zusteckte!

Shasikow. Aufs Land geh' ich trotz allem auf keinen Fall. Da verlier' ich vor Ennui den Verstand.

Matweij. Aber, liebes Väterchen, Sie werden endlich einmal Geld in der Hand haben. Aber hier. Ich bin zwar nur ein Leibeigener, was macht das mir aus? Trotzdem härmt man sich. Geruhen Sie selbst zu seyn. *(Er schlägt seinen Kaftan auseinander.)* Man kann noch froh sein, daß man ein Paar Hosen am Leibe hat. Im Dorf dagegen, da träufelt geradezu der Segen auf einen herab. Das Wohnhaus ist warm, du kannst den ganzen Tag ausruhn, kannst essen, so viel du willst . . . Aber hier, ich muß Ihnen schon offen sagen, hier bin ich niemals richtig satt geworden. Nun und dann, Väterchen, die Jagd, die Jagd auf Hasen, die Jagd auf Pelztiere. Und dann wär's doch auch sehr schön, wenn Sie Ihrer Mutter, der Wassilissa Sergejewna, die Sorge abnehmen würden!

Shasikow. Schließlich könnte ich ja aufs Land gehen. Aber das Unglück ist: Ist man erst einmal da, lassen sie einen nicht mehr fort. Es wird ganz unmöglich sein, sich da wieder loszureißen. Sie bringen einen schließlich noch unter die Haube! Das wär' noch etwas!

Matweij. Heiraten! In Gottes Namen! Väterchen, Heiraten ist ein christlich Ding!

Shasikow. Nein, das solltest du nicht sagen. Das solltest du lieber nicht sagen.

Matweij. Sie können natürlich tun, was Sie wollen. Hier aber, Timofeij Petrowitsch, um darauf zurückzukommen, hier kann mir nicht behaglich werden. Wenn sie uns – was Gott verhüte – etwas wegstehlen – dann bin ich der, der hereingefallen ist. Dann habe ich die Vorwürfe – und nicht mit Unrecht: Warum hast du Herrengut nicht besser gehütet. Wie soll man denn aber hüten? Natürlich ist das meine Aufgabe als Leibeigener. Ich gehe schon nirgends mehr hin, ich sitze da im Vorraum von Morgens bis Abends . . . aber Ruhe, solche Ruhe wie auf dem Lande, hat man nicht. Mitunter schauert's einem. Man sitzt und zittert und betet zu Gott! Bei Tag kann man auch gar nicht ordentlich sein Schläfchen machen! Und wenn man gar denkt, was hier für Leute sind. Gar keine Unterwürfigkeit mehr. So einer hat gar keinen Respekt mehr. Er ist ein Leibeigener wie unsereiner. Aber wie stellt er sich an? Geht dahin und schmeißt die Augen in allen Richtungen, als wenn er gar nichts auf dem Kerbholz hätte. Ein Dieb, ein Spitzbube beim andern! Manchmal sieht es aus, als sei er nie über

Gut und Böse belehrt worden! Verzeihen mir der Herr Timofeij Petrowitsch, das müssen Sie doch selbst sagen! Das ist doch kein rechtes Leben so hier in der Stadt? Wenn man das Land dazu vergleicht, wie ehrerbietig, achtungsvoll, still verhalten sich alle. Ach, hören Sie mich, Gönner und Brotherr, hören Sie, was ich alter Esel daherrede. Ich habe Ihrem Großvater Dienst geleistet, desgleichen Vater und Mutter. Was ich da all mein Lebtag zu sehen gekriegt habe? Taljäner und Deutsche und Franzosen aus Odesta! Alle die hab' ich zu sehen gekriegt. Überall war ich. Aber besser als auf unserem Dörfchen war es nirgendwo. Ach, hören Sie doch auf mich alten Kerl. *(Es läutet.)* Sehen Sie, Timofeij Petrowitsch, jetzt sind Sie wieder zusammengefahren. Sehn Sie mal an.

Shasikow. Nu, geh und öffne mal. Geh!

(Matweij hinaus. Shasikow verharrt ohne jede Bewegung. Kein Rückzug hinter die spanische Wand.)

Eine Stimme. Monsieur Jazikoff?

Matweij. Zu wem willst du?

Stimme. Monsieur Jazikoff?

Matweij. Der ist nicht zu Haus!

Stimme. *(mit dem Ausdruck des Erstaunens.)* Niecht? Comment niecht? Sacre dieu!

Matweij. Wer bist du denn eigentlich?

Stimme. Voilà ma carte, voilà ma carte.

Matweij. Was du da zusammenzwitschert, Elster verfluchte . . . *(Man hört die Tür ins Schloß fallen. Matweij kommt mit der Karte herein.)*

Shasikow *(schaut sie gar nicht erst an.)* Ich weiß schon, ich weiß, wer das war . . . Das ist der Maler, der Franzos! . . . Er sollte heute zur Porträtsitzung kommen . . . Schließlich macht das nichts, das ist kein Unglück . . . Aber an Krinizyn muß man auf jeden Fall schreiben, wenn's einem auch sauer wird. *(Er setzt sich an den Tisch und schreibt.)* »Teuerster Fedja, hilf dem Freunde aus der Verlegenheit, laß nicht zu, daß er in der Blüte seiner Jahre zugrunde geht. Schicke zweihundertundfünfzig Rubel Banko oder schließlich auch zweihundert. Das Geld kannst Du dem Boten geben, ich bleibe Dir dankbar bis zum letzten Atemzug. Bitte, Fedja, laß mich nicht im Stich. Handle an mir als Vater und Wohltäter! Dein usw. usw.« Das muß sich doch ganz gut machen? Also, hier, Matweij, hast du den

Brief. Nimm aber einen Fuhrmann!*(Er sieht, daß Matweij eine Entgegnung wagen will.)* Also, du nimmst den Fuhrmann, bei dem ich eben schon Schulden habe. Er kennt mich, er wird nicht gleich auf Bezahlung dringen! Also besorge den Brief und warte auf Antwort, hörst du, unbedingt um Antwort bitten.

Matweij. Wie Sie befehlen!

Shasikow. Nun, Matweij, mach, daß du fortkommt. Gott schenk' dir Glück und Erfolg. Also los! *(Matweij entfernt sich.)* Aber wenn man sich's so recht überlegt, hol's der Teufel, hat dieser Matweij eigentlich ganz recht. Mir gefallen seine einfachen, aber fachlichen Einwände. In der Tat, auf dem Lande lebt sich's besser. Besonders zur Sommerszeit. Überdies, ich liebe diese russische Landschaft. Für den Winter kann man dann wieder nach Petersburg kommen. Es ist ja wahr, die Leute aus der Nachbarschaft sind großenteils ungebildet; aber es gibt gutmütige und ganz kluge Menschen darunter. Mit manchem von ihnen kann man sich ganz gut unterhalten. Dabei kann für so einen Mann noch Entwicklung und Belehrung abfallen. Ganz nett! Da kann man schließlich noch nützlich sein! Na, und was die Mädchen betrifft – es ist doch klar: jedes Mädchen ist wie Wachs so weich. Man kann daraus kneten, was man will. *(Er geht auf und ab.)* Eins auf dem Lande ist übel! Man kommt in die Lage, das Elend sehn zu müssen, eventuell Unterdrückung . . . Wenn man solche Ideen hat wie ich, ist das unangenehm, in der Tat unangenehm . . . Andererseits kann man reiten, jagen, mancherlei Annehmlichkeit genießen, muß man gestehn. *(Er beginnt nachzudenken.)* Bestellungen beim Schneider sind auch noch zu machen. Man muß Krawatten kaufen. Man muß disponieren. Ich brauche ein Jagdkostüm! Schade, daß ich heute den Hund nicht gekauft habe. Nun, tut nichts, ich schau' mich schon nach einem anderen um. Möglichst viel Bücher sollte man mitnehmen. Oder besser, man sollte selber etwas schreiben, und zwar so eine Sache, auf die bisher noch niemand gekommen ist . . . Hm, das alles läßt sich hören. Winters möchte ich ja gerade nicht gern auf dem Lande bleiben, aber wer kann mich dazu zwingen. Matweij hat recht. So alte Leute sollte man nicht geringschätzen. Es kommt vor, da haben sie sehr gute Einfälle! Andererseits ist es auch gut, einmal Mama wiederzusehen. Am Ende gibt sie gar noch Geld her. Sie wird sich ja sträuben, schließlich aber doch geben. Also, abgemacht, ich geh' aufs Land. *(Er tritt ans Fenster.)* Der Abschied von Petersburg wird

mir aber schwer werden. Adieu, Petersburg! Adieu, Residenz! Adieu, liebe kleine Wjera. Daß die Trennung so schnell kommen würde, daran hatte ich nie gedacht. *(Er seufzt.)* Viel von derlei Sachen laß' ich zurück hier . . . *(Er seufzt abermals.)* Ich werde aber alle meine Schulden bezahlen. Ich geh' aufs Land. Auf jeden Fall! Ich geh' aufs Land . . . *(Es klingelt.)* Hol's der Teufel, jetzt ist Matweij wieder nicht da. Wo steckt der Kerl eigentlich. *(Es klingelt.)* Aber das scheint diesmal kein Gläubiger zu sein, diese läuten ganz anders, und überdies ist jetzt nicht mehr die Zeit, wo die zu kommen pflegen. Es klingelt) Na, ich will mal gehn aufmachen . . . Also Mut gefaßt. Das ist sinnlos! Ich geh' ja aufs Land. *(Er geht in den Vorraum, man hört Rufe und Küsse):* Wassilij Wassiljewitsch! Sie sind's! Welcher Wind führt sie denn her? *(Eine Bärenstimme antwortet: »Ich . . . ich«.)* Legen Sie den Pelz ab und treten Sie ein.

(Es kommen herein. ***Shasikow*** *und* ***Wassilij Wassiljewitsch Blinow****, ein Gutsbesitzer aus der Steppe; sein Gesicht ist gedunsen, sein riesiger Schnurrbart gefärbt.)*

Shasikow *(mit freundlichstem Lachen.)* Es ist lange her, daß Sie uns die Ehre gaben, Wassilij Wassiljewitsch. Ich bin einmal froh! Aber setzen Sie sich doch, bitte, setzen Sie sich. – Hier auf dem Sessel, hier haben Sie's bequemer. Mein Gott, wie froh bin ich, ich trau' meinen Augen kaum.

Blinow. Laß mich mal erst zu Atem kommen! *(Er wischt sich den Schweiß.)* Hoch genug wohnst du ja, das muß man sagen – Puh!

Shasikow. Ruhen Sie sich mal aus, Wassilij Wassiljewitsch! Mein Gott, wie froh bin ich! Und wie dankbar. Wo haben Sie Quartier genommen?

Blinow. Im »London«!

Shasikow. Und ist es schon lange, daß Sie geruhten anzukommen?

Blinow. Gestern nacht. Die Landstraßen sind so ausgefahren, bei all den Löchern muß man sich festhalten, daß man nicht hinausfliegt.

Shasikow. Es ist wirklich nicht recht, daß Sie sich die Mühe gemacht haben, hierher zu fahren . . . Sie hätten sich ausruhen sollen von den Strapazen der Reise . . . Sie hätten mich einfach holen lassen sollen.

Blinow. Ach Quatsch! Bin ich denn ein altes Weib? *(Er schaut sich um und stemmt die Fäuste auf die Knie)* Einigermaßen beengt wohnst du aber

hier! Deine Alte läßt dich grüßen; sie meint, du scheint sie vergessen zu haben! Na, sie ist eben ein altes Weib, vielleicht macht sie Theater.

Shasikow. Mütterchen ist also wohl?

Blinow. Danke schön, es geht.

Shasikow. Und die Ihrigen?

Blinow. Da geht's auch.

Shasikow. Sind Sie für längere Zeit nach Petersburg gekommen?

Blinow. Das mag der Teufel wissen! Ich habe hier Geschäfte.

Shasikow. *(mit der Miene des Beileids.)* Geschäfte?

Blinow. Ja, da hat der Teufel seine Hand im Spiel. Ich selbst wär' gern zu Haus geblieben. Da haben wir, hol' ihn der Teufel, so einen verfluchten Nachbar gekriegt! Und der verfluchte Kerl muß gleich einen Prozeß mit mir anfangen.

Shasikow. Ach! Nicht die Möglichkeit!

Blinow. Ja, ein Prozeß. Der verfluchte Kerl! . . . Aber dem will ich's mal zeigen . . . So ein verfluchter Kerl! – Aber sag mal, du bist doch im Staatsdienst?

Shasikow. Jetzt gerade nicht, doch . . .

Blinow. Um so besser! Du wirst mir helfen, Schriftsätze abzufassen, Bittschriften aufzusetzen, bei den Behörden herumzufahren . . .

Shasikow. Ich werde mir's zur besonderen Ehre anrechnen, Wassilij Wassiljewitsch!

Blinow. Nun ja, ich dachte es doch. *(Er unterbricht sich und guckt Shasikow scharf an.)* Du kannst mir mal einen Schnaps geben . . . ich bin durchgefroren.

Shasikow. *(er läuft hin und her.)* Schnaps? – Tut mir furchtbar leid, Schnaps ist nicht im Hause, ich habe eben meinen Diener fortgeschickt, welchen zu holen . . . Tut mir leid!

Blinow. Was? Du hast keinen Schnaps im Haus? Na, auf deinen Vater kommst du nicht hinaus! Das muß man sagen! *(Er sieht, wie Shasikow nicht aufhören mag, hin und her zu laufen.)* Aber es ist ja gar nicht nötig, es geht ja auch so.

Shasikow. Der Diener muß gleich zurückkommen.

Blinow. Da krieg' ich also einen neuen Nachbar! Major außer Dienst . . . So ein verfluchter Kerl! Kommt zu mir, behauptet: da ist eine Grenze. Aber Grenzzeichen finden sich nicht! Ich mache ihm

klar: Wo soll es denn da Grenzzeichen geben? *(Shasikow hört höflich und aufmerksam zu.)* Das Gut gehört doch mir! Das war doch mein Gut, mein eigener Grund und Boden, der aber, der verfluchte Kerl, schickt immerzu seine Leute zur Feldarbeit auf meinen Boden! – Mein Dorfschulze also! Der steht für seinen Herrn ein. Der spricht: Da gibt's nichts. Der Boden meines Herrn hier wird nicht angerührt. Die wieder: Dies und jenes, wollen die Sache in Ordnung bringen. Man will anfangen zu pflügen, und dann soll es noch Streitigkeiten wegen des Bodens geben. Nein, Ihr habt doch unrecht. Kurz, ich überrumpelte sie. Und die ziehen sich zunächst zurück. Eine Weile drauf – was sehe ich?! Zu Pferd, die hohe Mütze auf, kommt der Bevollmächtigte, meint, wir sollten uns keine Eigenmächtigkeiten erlauben. Ich ihm ritz ratz eins in die Zähne! Für das und jenes! Aber der verfluchte Kerl, der Nachbar, geht vor Gericht und reicht eine Klage ein. Ich hätte eine Rauferei veranlaßt und Land von ihm an mich gerissen. Der verfluchte Kerl. Wie kann ich denn Land, das mir gehört, an mich reißen? Wie sollte das möglich sein? Es kommen viele zur Verhandlung, Zeugen, dies und das, es geht rüber und nüber. Verfluchter Kerl, du hast die Suppe eingebrockt. Er reicht eine Klage ein und ich eine. Die Sache wird entschieden und zu meinen Gunsten entschieden. Aber Pafnutjew, der Schweinehund, hat die Sache verpfuscht. Da reich' ich aber – bums – eine Bittschrift ans Gouvernement ein, der aber nicht faul, der verfluchte Kerl, 'rin in den Reiseschlitten und nichts wie nach Petersburg. Brüderchen, das soll dir nicht gelingen! Ich laß' mich nicht einschüchtern und mach' mich selbst auf den Weg! Und da bin ich. Sieh mal, was ich da für einen gottsverfluchten Nachbar bekommen habe!

Shasikow. Sehn Sie mal an! Was das für Unannehmlichkeiten sind.

Blinow. Ja, da hat man nun eben so'n Problem zu knacken! . . . Na, und wie geht's dir! Wohl und munter?

Shasikow. Gott sei Dank, ich brauche mich nicht zu beklagen

Blinow. Sag mal, gehst du mal ins Theater?

Shasikow. Ja, sogar ziemlich oft.

Blinow. Hör mal, du mußt mich ins Theater mitnehmen.

Shasikow. Aber mit dem größten Vergnügen, Wassilij Wassiljewitsch, mit dem allergrößten Vergnügen!

Blinow. Du mußt mir eine Tragödie vorsetzen. Weißt du, so etwas Russisches, etwas ganz Ausgefallenes, hörst du, etwas ganz Ausgefallenes!

Shasikow. Aber bitte schön, sehr gern! Wassilij Wassiljewitsch.

Blinow. Wo speisest du heut zu Mittag?

Shasikow. Ich? Onkelchen! Wo Sie wünschen.

Blinow. Bring mich in ein Restaurant, aber, weißt du, was Besseres! Ich, Brüderchen, liebe so was . . . *(Er lacht.)* Hast du nicht einen kleinen Imbiß bei der Hand?

Shasikow. Offen gesagt, ich bin so unglücklich, nichts . . .

Blinow. *(schaut ihn scharf an.)* Hör einmal, mein kleiner Timofeij!

Shasikow. Was steht zu Diensten?

Blinow. Hast du eigentlich Geld?

Shasikow. Geld? Geld? – Geld hab' ich natürlich!

Blinow. Na, ich dachte, daß du . . . Wie kommt es denn, daß du nicht einmal eine Kleinigkeit zu einem Imbiß zu Hause hast? Was ist mir das mit dir?>

Shasikow. Ja, das ist eben ein unglücklicher Zufall, mein Diener ist auch gerade fort . . . Ich kann mir gar nicht denken, wo der eigentlich stecken kann.

Blinow. Na, der wird schon kommen . . . Sag mal, geht's noch lange bis zu dem Mittagessen?

Shasikow. Warum denn?

Blinow. Na, ich habe eben richtiggehend Hunger. Dann mußt du mir die Tragödie zeigen. Ich muß unbedingt den Karatygin sehn!

Shasikow. Aber auf jeden Fall!

Blinow. Nun, wie ist's? Zieh dich an. Wir wollen essen gehn!

Shasikow. Aber bitte schön, Wassilij Wassiljewitsch, auf der Stelle!

Blinow. Hör mal, kleiner Timofeij!

Shasikow. Was steht zu Diensten?

Blinow. Bei Euch hier sollen, so erzählt man, Mamsellen sein, Künstlerinnen, sie stehn auf den Pferden, und dann immer so in die Runde! Stimmt das?

Shasikow. Ach, Sie meinen den Zirkus . . . Ja, das stimmt, sie machen Kunststücke auf dem Pferde.

Blinow. Also auf dem Pferde? Und es sind hübsche Mädchen drunter?

Shasikow. Gewiß, ganz hübsche!

Blinow. Und so ein bißchen korpulentere auch?

Shasikow. Nun, nicht allzu übermäßig.

Blinow. Ach, ich dachte! Na, einerlei. Da mußt du mich hinführen.

Shasikow. Aber gewiß, bitte schön! *(Es klingelt.)* Da will einer zu mir. *(Er geht ins Vorzimmer und öffnet die Tür. Man hört ihn sagen: »Ah, kommen Sie herein.«.)*

(Ein Mann, eine große Papierrolle in der Hand, tritt ein.)

Shasikow. Ah, Sie kommen vom Lithographen?

Der Mann. Jawohl, ich bringe die Bilder!

Shasikow. Was für Bilder denn?

Der Mann. Nu, die, die Sie geruhten gestern auszuwählen.

Shasikow. Ach ja, ich erinnere mich. Haben Sie eine Rechnung mitgebracht?

Der Mann. Jawohl!

Shasikow. *(nimmt die Rechnung und tritt ans Fenster.)* Gleich, gleich!

Blinow. *(zu dem Mann.)* Sag mal, Bruder, bist du von hier?

Der Mann *(einigermaßen erstaunt.)* Jawohl, zu dienen, ich bin von hier.

Blinow. Wer ist deine Herrschaft?

Der Mann. Mein Herr heißt Kuroplechin.

Blinow. Ah, du bist gegen Zins freigelassen?

Der Mann. So ist es!

Blinow. Was mußt du da im Jahr zahlen?

Der Mann. Hundert Rubel . . .

Blinow. Du lebst hier so auf Grund eines Passes?

Der Mann. Auf Grund eines Passes! Jawohl!

Blinow. Der geht doch immer auf ein Jahr.

Der Mann. So ist es.

Blinow. Na, und wie geht es dir denn im Grunde?

Der Mann. Ach, nun man lebt, so so la la!

Blinow. Brüderchen, wenn man so so la la lebt, lebt man am besten.

Der Mann *(zwischen den Zähnen murmelnd.)* Das steht fest.

Blinow. Wie heißest du eigentlich?

Der Mann. Kusjma.

Blinow. Hm . . .

Shasikow. *(auf Blinow zutretend.)* Liebwerter Wassilij Wassiljewitsch, glauben Sie mir bitte, es ist mir ganz außerordentlich peinlich . . . ich möchte Sie auch nicht belästigen . . . doch . . . könnten Sie mir nicht . . . sagen wir . . . zwanzig Rubel leihen, für zwei Tage, nicht mehr.

Blinow. Ja, sag mal, du hast doch vorhin gesagt, du hättest Geld?

Shasikow. Also: Geld hab' ich allerdings in der Tat . . . Aber ich muß doch meinen Hauszins zahlen, und so, wissen Sie . . .

Blinow. Aber bitte schön, ich stehe zur Verfügung. *(Er nimmt eine schmutzige Brieftasche heraus.)* Wie viel soll ich dir geben? Einen Hunderter? Oder zwei?

Shasikow. Jetzt brauch' ich für den Moment allerdings nur zwanzig Rubel; wenn Sie aber schon so gut sein wollen, so geruhen Sie mir hundert Rubel oder hundertfünfzehn Rubel Banko zu geben.

Blinow. Hier sind zweihundert!

Shasikow. Ach, sehr, sehr verbunden . . . Morgen erstatte ich Ihnen die ganze Summe zurück, oder übermorgen, auf keinen Fall aber später! *(Er wendet sich dem Manne zu.)* Hier, mein Lieber. Ich komme heute noch bei Euch vor, ich will noch eine Kleinigkeit auswählen.

Der Mann. Wir danken ergebenst. *(Ab.)*

Blinow. Jetzt wollen wir aber essen gehn.

Shasikow. Ja, kommen Sie, Onkelchen, kommen Sie! Ich führe Sie zu Saint-Georges. Da werd' ich Ihnen einen Champagner vorsetzen . . . !

Blinow. Gibt's bei diesem Georges ein Orchestrion?

Shasikow. Ein Orchestrion sozusagen gibt's allerdings dort nicht.

Blinow. Nun, dann hab' ich bei dem nichts verloren. Führ mich irgendwohin, wo es ein Orchestrion gibt.

Shasikow. Wie Sie wünschen. *(Matweij tritt ein.)* Ach, du bist zurückgekommen! Nun, wie ist's, hast du ihn zu Haus getroffen?

Matweij. Jawohl, und hier ist die Antwort.

Shasikow *(nimmt den Zettel und überfliegt ihn nachlässig.)* Nun, also gut!

Matweij *(zu Blinow.)* Guten Tag, Väterchen Wassilij Wassiljewitsch, darf ich Ihnen die Hand küssen?

Blinow. *(reicht ihm die Hand hin.)* Guten Tag, Bruder!

Matweij. Wie geruhen. Sie sich zu befinden, Väterchen?

Blinow. Gut!

Matweij. Nun, dem Ewigen sei Dank!

Shasikow. Dies Volk ist Dreck. Matweij, anziehn!

Matweij. Geruhen. Sie, die Lackstiefel anzuziehn?

Blinow. Bist du etwa nicht angezogen? Nur die Taschen recht vollgestopft!

Shasikow. Ganz richtig! Dann kann es ja losgehn!

Blinow. Hm. Aber auf jeden Fall: die Tragödie und die Mamsellchen nicht vergessen!

Matweij *(leise Shasikow ins Ohr.)* Wie steht's denn? Gehn wir nach Haus ins Dorf?

Shasikow. *(fortgehend.)* Wie kommst du denn auf den Gedanken? Der Teufel soll dein Dorf holen! *(Die Herren gehen ab.)*

Matweij *(unter Seufzern.)* Jetzt wird's schlimm. *(Er sieht ihnen nach.)* Die schönen Aussichten sind hin. *(Er geht ins Vorzimmer.)* Doch für das adlig junge Blut, da sind die Zeiten wieder gut.

Das Gespräch auf der großen Landstraße.

Von

I. S. Turgenjew.

Deutsch von
Kurt Wildenhagen

Szene
Gewidmet P. M. Sadowski
1851

Auf der großen . . . schen Landstraße schleppt sich ein leichter Reisewagen (Tarantas) dahin, der schon einigermaßen klapprig erscheint und mit drei sehr abgehetzten Gäulen bespannt ist. Im Tarantas sitzen, Seite an Seite: ein Herr von 28 Jahren, Arkadij Artemjitsch Michrjutkin (er ist von schwächlichem Körperbau. Er hat ein winziges Gesicht, eine melancholische rote Nase und einen struppigen Schnurrbart. Er trägt einen abgetragenen grauen Militärmantel) und sein Diener Seliwerst (er ist eine unförmige, fette Mannsperson von 40 Jahren, hat Schweinsaugen und ist blond). Auf

dem Bock sitzt der Kutscher Jefrem. (Er ist bärtig, rot im Gesicht und hat eine Regennase. Er hat einen schweren, braunen Halbrock an, die Ränder feines Hutes schlappen herunter; er ist ebenfalls etwa 40 Jahre alt) Die Sonne sticht, es ist heiß und entsetzlich schwül. - Sie kommen aus der Kreisstadt gefahren, vor einer halben Stunde haben sie in einer Posthalterei eine Fahrtunterbrechung gemacht, eine Gelegenheit für Jefrem sowohl wie für Seliwerst, etlichen Alkohol zu genehmigen. – Herr Michrjutkin hustet oft – er hat es auf der Brust, er sieht unzufrieden aus, das ist der Haupteindruck. Er spricht überstürzt und undeutlich, als wenn er immer gerade im Aufwachen begriffen wäre. Jefrems Rede ist bedächtig und besonnen. Seliwerst artikuliert mit Anstrengung, er drückt sozusagen die Worte aus der Kehle, er leidet an Asthma.

Michrjutkin *(unwillkürlich die Schöße des Mantels auseinanderschlagend)* Jefrem! – He, Jefrem!

Jefrem *(mit einer halben Wendung)* Was wünschen Sie?

Michrjutkin. Du schläfst, scheint's, auf dem Bock! He? – Ja, siehst du denn gar nicht, was vorgeht gerade vor deiner Nase? He? – Freundchen!

Jefrem. Ja, was denn?

Michrjutkin. Was denn? – Eins von den Seitenpferden zieht doch überhaupt nicht. Du bist mir schon ein netter Kutscher!

Jefrem. Welches Seitenpferd soll denn nun wieder nicht ziehen?

Michrjutkin. Du fragst auch noch, welches . . . Nu, selbstverständlich das rechts. Es zieht gar nicht ein bisschen . . . Ja, siehst du denn so was gar nicht?

Jefrem. Das rechts?

Michrjutkin. Nun bitte, räsoniere nicht noch und unterlaß die Wiederholung meiner Worte. Diese üble Angewohnheit kann ich in den Tod nicht leiden, besonders am Gesinde. – Schirr den Gaul an, ordentlich, schirr ihn an, wie's sich gehört, und bring ihn auf den Trab. Und du selbst dusel auch nicht. *(Jefrem schlägt mit prononciertem Grinsen auf das rechte Seitenpferd ein)* Schließlich bleibt nichts anderes übrig, als daß ich mich selbst auf den Bock setzen muß . . . Ist das etwa mein Geschäft? Das ist dein Geschäft! Esel! *(Jefrem haut weiter auf den Gaul ein, der bockt)* Nu, jetzt ist's schon genug! *(Nach einer Pause)*

Übrigens, eine Hitze ist das! Kaum auszuhalten. *(Er wickelt sich in den Mantel und hustet)*

Seliwerst *(nachdem er nachgedacht)* Ja, zu dienen . . . stimmt! Große Hitze. Doch für die Ernte sehr günstig. Doch, Herr Gott noch einmal . . . *(Er atmet tief auf, als wenn er wieder einschlafen wollte.)*

Michrjutkin *(nach einer Pause zu Seliwerst)* Sag mal, bitte, was war das für eine dicke Frau, die da auf dem Posthof mit uns abgerechnet hat? . . . Früher war die doch nicht da!

Seliwerst. Nun, das ist die Gastwirtin. Sie ist unlängst aus Bjelew zugezogen.

Michrjutkin. Warum ist sie da nun weg?

Seliwerst. Ach, das mag der Himmel wissen. Es gibt Menschen, die es so auseinandertreibt. – Im selbigen Falle hat sie selbst doch gar keine Schuld.

Michrjutkin. Sie hat euch zu viel abgenommen, das Weib. Ich habe bemerkt, du handelst niemals, wie es sich gehört auf den Einkehrhöfen. Du feilscht niemals. Was man dir abfordert, das zahlst du eben. Dies Weib hat dich einfach hochgenommen, und in der Stadt hast du auch das Dreifache bezahlt.

Seliwerst. Oh, wie Sie sich auszudrücken belieben, Arkadij Artemjitsch! Ich bin doch nicht ein so gearteter Mensch, daß ich infolge Traktierens oder sonstiger Bestechung . . .

Michrjutkin. Nu, es ist gut, es ist schon gut.

Seliwerst. Von Kindheit an habe ich Ihrem Väterchen selig, Arkadij Artemjitsch – und bis heute diene ich Euer Gnaden, und niemand hat mich auf einer Operation oder auf Schlichen getroffen. Es ist das deshalb, weil ich ein lebendiges Gefühl habe. Und gar etwas gegen den Vorteil der Herrschaft oder gar gegen das Gewissen zu tun oder seine Ehre zu bemakeln . . . Erbarmen Sie sich . . . Ich, Gott stehe mir bei, Vater im Himmel!

Michrjutkin. Nu, laß es schon gut sein.

Seliwerst. Und das Weib hat uns überdies gar nicht soviel abgenommen. So pflegt man es eben auf den Einkehrhöfen noch zu machen! Sie sprechen, sie habe mich hochgenommen . . . Nun, möglicherweise hat sie mich schon hochgenommen. Auf mein Quantum verzichte ich nicht. Es ist wahr, ich saufe. Aber ich saufe mäßig, mit Zurückhaltung.

Michrjutkin. Ich habe dir doch schon gesagt, laß es schon gut sein.

Seliwerst. Ohne jeden Grund haben Sie geruht, mich zu kränken, Arkadij Artemjitsch. – Nun, Gott mit Ihnen. *(Michrjutkin schweigt)* Gott mit Ihnen! Und überhaupt!

Michrjutkin. Jetzt hör doch endlich mal auf, zum Deiwel! *(Zornig)*

Seliwerst. Zu Befehl, Euer Gnaden! *(Allgemeines Schweigen.)*

Michrjutkin *(der sich vergeblich bemüht hat einzuschlafen)* Warum zuckt denn das Femerpferd unaufhörlich mit den Ohren? Sieh mal . . . Bei jedem Schritt wackelt es mit den Ohren.

Jefrem *(mit einer halben Kehrtwendung)* Welcher Jaul wackelt mit den Öhrchen?

Michrjutkin. Das Femerpferd! Siehst du denn das gar nicht? Jefrem Wackelt mit den Öhrchen? 488

Michrjutkin. Ja, mit den Ohren.

Jefrem. Ich weiß nicht, warum es mit den Öhrchen wackeln sollte. Sind vielleicht die Fliegen schuld?

Michrjutkin. Wenn Fliegen sind, schüttelt das Pferd den Kopf, den ganzen Kopf, es zuckt aber nicht mit den Ohren. *(Schweigen.)* Mir kommt fast vor, der Gaul habe sich am Huf verletzt.

Jefrem. Ein untaugliches Pferd eben. Das ist die Sache. *(Er haut mit der Peitsche auf das Pferd ein.)*

Michrjutkin. Du magst den Gaul nicht leiden. Klar. Ich weiß das schon.

Jefrem. Sie irren sich, Arkadij Artemjitsch, ich liebe das Pferd. *(Er schlägt's.)* Ich sorge für alle Ihre Pferde in gleicher Weise, weil das die wichtigste Aufgabe ist. Das wäre mir ein rechter Kutscher, der nicht die Pferde richtig versorgte. Das wär' ein leichtfertiger Mensch. Nein, ich liebe das Pferd. Ich bin aber gerecht. Wo nichts zu loben ist, da lobe ich eben nicht.

Michrjutkin. Wo liegen denn beispielsweise die Fehler bei dem Gaul?

Jefrem. Gestatten Sie, daß ich Ihnen die Sache auseinandersetze, Arkadij Artemjitsch. Zwischen Pferd und Pferd ist ein Unterschied. Genau so wie zwischen Mensch und Mensch! Da gibt's solche, die sind natürlich, ohne Bildung, mit einem Wort Pochonder. So ist es auch bei den Pferden. Ein Pferd ohne Fakultäten, Vorzüge sind in keiner Weise vorhanden. Beispielsweise läuft es bergan oder auf einer ebenen

Strecke, oder es geht zu Tal . . . Keine Qualitäten weist es auf . . . Das können Sie selbst feststellen. *(Er legt sich auf die eine Seite.)* Nennen Sie das einen Trab? Ich bitte Sie schon. Man hat gar kein Vergnügen daran. Einfach ein nichtsnutziges Pferd. *(Er schlägt's mit der Peitsche.)*

Michrjutkin. Und die Seitenpferde? Taugen die was nach deiner Meinung?

Jefrem. Nun, die Seitenpferde, mit denen geht es. Ein träges Pferd zum Beispiel ist sanft, ein wenig furchtsam. Nun und eben träg. Aber nur ein sanftes Pferd ist anständig. Aber dieses da *(er zeigt mit der Peitsche auf das linke Seitenpferd)* einfach faul. Da ist das Ende von weg. Ein guter Gaul, anständig, unter der Peitsche nicht unwillig, läuft, holt gut aus, einfach ein Diener, kann man sagen. Von Dienern ein Diener. – An den Füßen, es ist wahr, ein wenig schwach – was ist aber auch alles bei uns zu fahren, Arkadij Artemjitsch? Urteilen Sie selbst, bald hierhin, bald dorthin. Für die Pferde nicht die geringste Ruhepause. Entweder geruhen Sie selbst beispielsweise sich irgendwohin aufzumachen, oder die gnädige Frau hat eilig in der Stadt zu tun, oder der Kontorverwalter muß mal wegreiten. – Wo soll man denn da in Ordnung kommen? Ich sorge ja für die Pferde wie für mein eigen Fleisch und Blut. Ach, ihr meine lieben Köter! *(Er treibt die Pferde an.)*

Michrjutkin *(nach einer Pause)* Was denkst du denn von dem Mittelpferd? Ist es wirklich so schlecht?

Jefrem. Arkadij Artemjitsch, man sollte den Gaul verkaufen. Wozu soll man ein solches Pferd halten? Das müssen Sie doch selbst sagen. Gleich viel Futter fressen sie, ob es nun ein guter Gaul ist oder ein schlechter. Schließlich könnte man auch einen Tausch machen.

Michrjutkin. Tauschen! Ich kenne eure Tauschgeschäfte. Man legt einen Haufen Geld drauf, den eigenen Gaul gibt man für ein Butterbrot her – und schaut man zu, ist der neue Gaul noch schlimmer.

Jefrem. So muß man aber nicht tauschen, Arkadij Artemjitsch. Das ist nicht das Richtige. Man muß kein Geld drauflegen. Man muß tauschen Ohr um Ohr.

Michrjutkin. Ohr um Ohr! Ja, wo findest du einen Menschen, der so dumm ist, daß er dir einen guten Gaul ohne Draufgeld für einen schlechten gibt? Für was für einen Menschen hältst du mich denn eigentlich? *(Er muß husten.)*

Jefrem. Ja, Arkadij Artemjitsch, bitte schön! Der braucht so einen Gaul, der so einen. Es gibt Leute, denen unsere Pferde einleuchten, und uns gefallen wieder die fremden. Da hat zum Beispiel unser Nachbar Eugraf Awdejitsch ein Tier. Der wird mit Vergnügen auf einen Tausch eingehen. Das Pferdchen ist gut, gut ist das Pferdchen. Er ist so ein Wirrkopf, wie soll er einen Gaul halten können, wo er selbst kein Brot zu Hause hat!

Michrjutkin. Wie dumm du bist, sehe ich nun. Wenn er keine Mittel hat, ein Pferd zu halten, was soll ihn denn zu einem Tausch veranlassen? He?

Jefrem. Nun, dann kann man ihm den Gaul abkaufen. Er gibt ihn sicher billig ab. Einfach für ein Butterbrot. Daß er wenigstens vom Hof runter ist.

Michrjutkin *(nach einer Pause)* Und ist das Pferd ordentlich?

Jefrem. Vortreffliches Pferd. Sie werden ja selbst sehen.

Michrjutkin *(Pause)* Der Teufel kenne sich mit dir aus. Du schwindelst mir das Blaue vom Himmel 'runter.

Jefrem. Wozu schwindeln? Der Hund schwindelt, dafür ist er auch ein Köter.

Michrjutkin *(mit unzufriedenem Ton)* Bitte, räsoniere nur nicht. *(Pause)* Wir werden noch lange mit diesem Gaul fahren.

Jefrem. Wie es Euer Gnaden angenehm sein wird. Aber dieser Gaul, halten zu Gnaden, ist einfach zu nichts nutze. So ein Tolpatsch, wie das ist.

Michrjutkin. Was?

Jefrem. Ich meine: ein Tolpatsch.

Michrjutkin. Du bist selbst ein Tolpatsch.

Jefrem *(mit einer halben Kehrtwendung)* Ich soll ein Tolpatsch sein?

Michrjutkin. Ja du, da ist doch nichts Besonderes dabei.

Jefrem *(den Kopf vorstreckend)* Nun, da drücken Sie sich, muß ich schon sagen, aus, Arkadij Artemjitsch, das muß man schon sagen. *(Er ist beleidigt und aufgeregt.)*

Michrjutkin *(aufbrausend)* Was! Was!?

Jefrem. Halten zu Gnaden, wie ist es möglich . . .

Michrjutkin. Maul halten! Maul halten! Ich sage Maul halten! Du Kamel von einem Fuhrmann. Jetzt will der Kerl noch beleidigt sein.

Du bist einfach ein Tolpatsch, und was für einer noch dazu! Du glaubst, ich dürfte auch kein Wörtchen fallen lassen. Du hast mir wer weiß was für einen Quatsch vorgesetzt, und ich soll nicht das geringste Wörtchen fallen lassen. Der Kerl spielt noch den Beleidigten. Maul halten! *(Er hustet)* Er spielt den Beleidigten. *(Ein überaus starker Hustenanfall hindert ihn am Weitersprechen. Er nimmt ein Papier aus der Tasche, entfaltet's, ergreift einen Bonbon und beginnt daran zu lutschen. Jefrem treibt die Pferde an, ohne ein Wort sprechen. Sein Gesichtsausdruck ist würdig und streng. Nachdem sich Michrjutkin ein wenig beruhigt hat, strengt er sich vergeblich an, das lederne Kissen in seinem Rücken in die richtige Lage zu bringen, er stößt dabei Seliwerst in die Seite, der während des Gespräches der beiden andern wie ein Toter geschlafen hat.)* Seliwerst, Seliwerst! Willst du endlich aufwachen, so ein Rauhbein von einem Kerl. Seliwerst!

Seliwerst *(erwachend)* Was steht Euer Gnaden zu Diensten?

Michrjutkin. Die Sache ist eben die: Wenn ich nicht so unverzeihlich anständig zu euch wäre, würdet ihr Respekt vor mir haben. Aber so ist aller Respekt flöten gegangen. Du schläfst, als wenn du nie geschlafen hättest. Hier vergißt sich der Kutscher und muckt gegen den Herrn auf, und du schläfst.

Seliwerst. Ich habe nur so ein bisschen, Arkadij Artemjitsch.

Michrjutkin. Nu ja! *(Wieder ruhiger)* Richte mir das Kissen im Rücken. *(Seliwerst tut's)* Über eins muß ich mich aber wundern: Man ist freundlich zu euch, es hat aber keinen Zweck. Anhänglichkeit gibt's nicht. Ihr verratet einen um einen Groschen. *(Er hält mit Mühe die Tränen zurück)* Haltet's noch ein Weilchen aus, lange falle ich euch doch nicht mehr zur Last. Wie lange dauert's, und ich lege meinen Kopf nieder. *(Er beugt den Nacken.)* Und dann wird man ja sehen, ob ihr euch wohler fühlen werdet, wenn ich nicht mehr da bin.

Seliwerst. Arkadij Artemjitsch, wie können Sie nur so reden? Sie müssen doch nicht verzweifeln. Gott ist barmherzig. Und schämst du dich gar nicht ein bisschen, Jefrem du asiatische Seele du!

Michrjutkin. Von Jefrem ist jetzt nicht die Rede. Ihr seid alle von gleichem Kaliber. Was soll ich jetzt beispielsweise tun? Wie soll ich meiner Frau unter die Augen treten? Es war das letzte Geld, und das ist auch umsonst ausgegeben. Die Sache steht schlimmer denn vorher. Um die Zwangsverwaltung ist nicht mehr herumzukommen. Jetzt wird man mich schon richtig hernehmen, richtig hernehmen!

Seliwerst. Da stimmt sicherlich etwas nicht, Arkadij Artemjitsch. Wer sollte denn das besser wissen als ich? Worin sollten Sie denn schuld haben, geruhen Sie doch bitte, selbst zu sagen. Wir sind mit Leib und Seele Ihnen ergeben.

Michrjutkin. Dann solltet ihr einen wenigstens nicht kränken und nicht aufregen. Ihr seht doch, mit dem Herrn steht es schlecht, es steht einfach sehr schlecht. Man kann gar nicht sagen wie. Die Augen hängen einem zum Kopfe heraus vor Sorgen. Und ihr . . . ihr benehmt euch dann noch so. *(Er saugt an seinem Bonbon.)*

Seliwerst. Ich weiß, wo die Schuld liegt, es liegt eben daran, daß in der Stadt ganz mitleidslose Leute wohnen . . . Sie müssen ihnen irgendeine Leistung hinwerfen. Was brauchen die noch sonderlich große Dinge! Verzeih der Herrgott mir meine große Sünde. Wahre Teufel sind das. Ich habe mich versündigt, ich armer Sünder. *(Er spuckt aus)*

Michrjutkin. Es sind einfach Räuber, weiter nichts zu sagen. Sieh mal, hier haben sie mir in der Stadt Bonbons verkauft. Ausdrücklich haben sie versichert, sie sollen Himbeergeschmack haben, der Bonbon ist aber nicht einmal süß, der reine Leim und weiter gar nichts. *(Pause)* Wenn ich doch für diese fünfzig Rubel wenigstens Lebensmittel gekauft hätte. Von dem Lissaboner Wein ist wohl auch keine Flasche mehr übrig.

Seliwerst. Die letzte geruhten Sie vor Ihrer Abfahrt zu genehmigen.

Michrjutkin. Ja, es stimmt. Und für die Frau habe ich auch nichts gekauft, sie hat es mir doch so auf die Seele gebunden.

Seliwerst. Raissa Karpowna wird unwillig sein.

Michrjutkin. Wozu regst du mich denn noch auf? *(Weinerlich, fast schreiend)* Wozu denn, um Gottes willen? Alles kommt über mich. Was soll ich unglücklicher Mensch noch auf der Welt! *(Er senkt den Kopf und hustet.)*

Seliwerst. Arkadij Artemjitsch . . . Verzeihen Sie . . . Es ist mir in meiner Dummheit so herausgerutscht. *(Michrjutkin hustet und wickelt sich fester in seinen Mantel)* Aus Torheit, Arkadij Artemjitsch! *(Michrjutkin schweigt, Seliwerst desgleichen. Eine Viertelstunde lang spricht niemand ein Wort. Die Pferde schleppen sich dahin. Seliwerst schläft wiederum ein. Michrjutkin hebt ein wenig den Kopf)*

Michrjutkin *(beruhigt zu Jefrem)* Nu, wie steht es denn? Hast du dein Unrecht eingesehen? *(Schweigen.)* Ich frage dich, hast du dein Unrecht eingesehen?

Jefrem *(nach einer Pause an den Zügeln ziehend)* Nun ja, hab's eingesehen.

Michrjutkin. Zu Verstand gekommen?

Jefrem. Ja, zu Verstand gekommen!

Michrjutkin. Kennst du denn nicht Schick und Brauch? Mußt doch um Entschuldigung bitten!

Jefrem. Verzeihen Sie mir, Arkadij Artemjitsch!

Michrjutkin. Gott wird dir verzeihen. *(Schweigen)* Von welchem Schlag ist denn das Pferd von Eugraf Awdejitsch?

Jefrem. Nun. So, so.

Michrjutkin. Wie alt ist der Gaul?

Jefrem. Neun Jahre.

Michrjutkin. Läuft er gut?

Jefrem. Ja, gut.

Michrjutkin. Was du für ein Bosnickel bist. Wie maulfaul du ein kannst . . . Bist noch immer böse auf mich?

Jefrem. *(Pause)* Erbarmen Sie sich, Arkadij Artemjitsch! Ich weiß doch, wie die Sache liegt. Ich weiß alles. Wie soll unsereins es nicht wissen. Der Herr zum Beispiel geruht erzürnt zu fein. Nu, was ist dabei? Wo Zorn ist, da ist auch Gnade.

Michrjutkin. Sieh mal einer an, das läßt sich hören.

Jefrem. Bitte schön, Arkadij Artemjitsch! Natürlich haben wir keine entlegenen Erdteile besucht, wir waren nicht jenseits des Ozeans, haben uns in Petersburg den Wind nicht um die Nase wehen lassen, trotzdem sind wir nicht so blöd, daß wir nicht eine Kuh von einem Schwein zu unterscheiden vermöchten. Es gibt Bauersleute, die staunen jeden Dreck an. Er ist eben vom Dorf, hat nichts gelernt. Wie sollte er auch was wissen? Man muß unterscheiden, in allen Dingen muß man unterscheiden . . . Wer macht denn nicht einmal einen Fehler? Man hat mal zur Unzeit den Mund aufgemacht, und dem Herrn gefiel es nicht. Er heißt dich dies und das, aber du mußt nur abwarten . . . Es kommt alles ins Gleichgewicht.

Michrjutkin. Nu, was verständig ist, ist verständig. Wenn ein Mensch räsonabel redet, dann sage ich nicht, daß er Quatsch verzapft.

So was sage ich niemals.

Jefrem. Ich bitte Sie, Arkadij Artemjitsch, Sie wissen das alles viel besser als ich. Ich bin doch kein Jesop, daß ich mich ärgern sollte. Man kriegt Püffe genug im Leben. Sie müssen das doch selbst wissen. Bald ist es Teer, bald ist es Wasser. Unannehmlichkeiten können allenthalben vorkommen. Auch der allererste Astronom kann sich vor Leid nicht schützen. Die Gäule schütteln sich . . . Warum denn, meine Lieben? Wer kann eine Sache vorher entscheiden: Dies wird so und jenes wird so. Gott allein weiß, wie es ausgeht. Das ist alles dunkel. Da ist der Bär im Walde, ein stattliches Tier. Aber der Schwanz ist nur so groß wie ein kleiner Knopf. Und der Waldvogel ein kleines Tierchen, und was für einen Schweif hat er sich hinten aufgeknüpft! Ja, wer will denn das verstehen? Hier steckt die Schwierigkeit. Es bleibt nur das Gottvertrauen. So zum Beispiel, sehen Sie, erlauben Sie, es Ihnen zu sagen, aus Menschenteilnahme erlauben Sie es zu sagen, warum geruhen Sie so verzweifelt zu sein? Warum?

Michrjutkin. Du fragst, warum. Wie sollte man denn nicht verzweifelt sein? Und du fragst noch, warum.

Jefrem. Ich weiß, ich weiß, Arkadij Artemjitsch! Wie sollte ich es denn nicht wissen? Wir wissen doch alles. Aber bitte, stellen Sie sich die Sache vor. Auch hier, auch in dieser Sache heißt es: Was Gewisses weiß man nicht. Zum Beispiel ist Ihnen Ihr Nachbar Fintrenbljudow wohl bekannt. Das war wahrlich ein stattlicher Herr, Lakaien einen Kubikklafter groß. Die Gesindekammer einfach eine Gemäldegalerie. Die Pferde kostbare Traber und auf dem Bock kein Kutscher, sondern geradezu ein Einhorn. Da gab es Säle und auf den Emporen französische Bläser, desgleichen Mohren, mit einem Wort, alle Herrlichkeiten, die man sich im Leben nur wünschen kann. Und wie ist das alles ausgegangen? Das ganze Gut haben sie auf der Oktion verkauft. Aber in Ihrem Falle wird Gott Gnade üben, und alles wird so vorbeigehen.

Michrjutkin. Gott mag's geben, aber ich glaube nicht recht daran.

Jefrem. Ich bitte Sie, Arkadij Artemjitsch, warum wollen Sie nicht daran glauben?

Michrjutkin. Das liegt nicht in meinem Schicksal, Brüderchen. Ich weiß schon, wie die Dinge mit mir laufen und was das Schicksal mit mir vorhat. Ein zerzauster Hase hat keinen höheren Wert, das ist mein Schicksal.

Jefrem. Ich bitte Sie, wie können Sie nur so reden, Arkadij Artemjitsch.

Michrjutkin. Stelle du, bitte, keine weiteren Betrachtungen an. Sieh lieber zu, denn deine Gäule rühren sich ja kaum vom Fleck.

Jefrem. Ich bitte Sie, die Pferde laufen, wie es sich gehört.

Michrjutkin. Äh, laß es gut sein! Ich hab' ja gar nichts gesagt. Magst recht haben. *(Lauter)* Magst recht haben. Du hörst es ja. *(Er atmet tief auf)* Weiß Gott, eine Hitze ist das! *(Pause)* Es dampft nur so. *(Pause)* Will mal probieren, ob ich nicht ein bisschen schlafen kann. *(Er setzt sich zurecht und lehnt den Kopf an die Seitenwand des Reisewagens)*

Jefrem. Nun also mit Gott, Väterchen. *(Langes Schweigen. Michrjutkin schläft ein und schnarcht, leicht pfeifend und mit der Zunge schnalzend. Der Kopf sinkt ihm hintenüber. Sein Mund öffnet sich.)*

Seliwerst. *(macht erst ein Auge auf, dann das andere und wendet sich dann halblaut an Jefrem)* Du magst ein trefflicher Gänserich sein. Wozu trittst du in der Rolle der Nachtigall auf?

Jefrem *(Pause, dann halblaut)* Als Nachtigall? Brüderchen, dich verstehe ich nicht ganz. Begreifst du denn nicht, unser Herr ist doch noch jung und unsicher. Man muß ihm mit Rat zur Hand gehen, wie er sich zum Leben zu stellen hat.

Seliwerst. Nun also, du willst also Kinderfrau bei ihm spielen?

Jefrem. Warum nicht, wenn andere es nicht tun?

Seliwerst. Andere! Andere!

Jefrem. Natürlich, andere! Was dich angeht, dich kennt man ja. Du . . . Für dich ist der Herr ganz wie ein fremder Mensch. Du machst darin keinen Unterschied.

Seliwerst. Und du etwa nicht?

Jefrem *(Pause)* Ist es wirklich so, daß man ihn tatsächlich unter Zwangsverwaltung stellen will?

Seliwerst. Unter allen Umständen, mir hat's der Herr Sekretär selbst gesagt.

Jefrem. Und die gnädige Frau wird auch kein Verfügungsrecht behalten?

Seliwerst. Nu, selbstredend nicht. Das Gut gehört doch nicht ihr.

Jefrem. Ich spreche ja nicht vom Gut, ich spreche vom Haus.

Seliwerst. Über das Haus wird sie verfügen können.

Jefrem. Das verstehe ich nicht recht. Das nenne ich mir eine Zwangsverwaltung. *(Michrjutkin dreht sich schlafend auf die andere Seite. Seliwerst und Jefrem fassen ihn scharf ins Auge. Er schläft)* Die Leute noch ärger zu kränken, hat doch keinen Zweck.

Seliwerst. Auch das kommt vor.

Jefrem. Es mag vorkommen, aber um diesen tut es mir leid.

Seliwerst. Mir nicht. Er war ja frei. Wer ist schuld an der Geschichte? Er hätte seine Possen nicht über Menschenmaß hinaustreiben sollen.

Jefrem. Ach, Alexandrytsch! Du bist ganz unlogisch. Stell dir doch vor, auf jeden Fall ist er doch der Herr.

Seliwerst. Bitte schön, mach mir schon keine Visematenten vor. *(Michrjutkin macht wieder eine Wendung, wobei sein Körper leicht in die Höhe kommt. Seliwerst versteckt seinen Kopf geschickt in die Ecke. Jefrem schwingt die Peitsche über die Pferde und schreit: „Ah! Wawa! Chwy, chwy, chwa!")*

Michrjutkin *(er öffnet die Augen, verzieht das Gesicht und dehnt seinen Körper)* Ich war, scheint's, eingeschlafen?

Jefrem. Sie geruhten, ein wenig zu ruhen, in der Tat.

Michrjutkin. Wir sind wohl ein gut Stück vorangekommen? *(Seliwerst richtet sich auf)*

Jefrem. Zum Kreuzweg werden noch drei Wert sein.

Michrjutkin. *(Pause)* Ich habe aber da einmal einen unangenehmen Traum gehabt. Ich weiß nicht recht mehr, was es war, doch das Ganze war sehr unangenehm. *(Pause)* Wegen dem Gut und . . . der Zwangsverwaltung. Es kam mir vor, man schaffte mich vor Gericht nach Frankreich. Wirklich, sehr unangenehm. Sehr!

Seliwerst. So etwas ist ja nicht außergewöhnlich . . . Eben Traumphantasie.

Michrjutkin. Mich beunruhigt das sehr. *(Er hustet)*

Jefrem. Ich bitte Sie, Arkadij Artemjitsch, warum beunruhigen Sie sich, das passiert doch jedermann. Dieser Tage hatte ich auch einen Traum, einen ganz erstaunlichen Traum, einfach nicht zu deuten. Ich sehe . . . *(Er bringt den Kopf nahe an seinen Bauch heran und schnupft aus der Tabaksdose, damit dem Herrn nicht unversehens Tabak ins Auge kommt)* Ich sehe also . . . *(Er krächzt und flüstert)* Diesmal hat es noch geklappt, du Räuber! . . . *(Laut)* Ich sehe mich also sozusagen im freien Felde nachts auf dem Wege. Ich gehe also auf dem Wege und denke für mich hin:

Wo gehst du eigentlich hin? Die Örtlichkeiten ringsum sind mir sozusagen unbekannt. Da sind Hügel und Schluchten und öde Stellen. Ich gehe also nun so hin und gucke, wohin der Weg führen mag. Weiß nicht, wohin er führt. Da kommt es mir vor, als wenn mir ein Kalb entgegengelaufen kommt. Es läuft lustig und wackelt immerzu mit dem Kopf. Also, Herr, das Kalb kommt auf mich zu, und ich denke: Beim Vater Pafnutius hat sich das Kalb losgerissen. Wie wär's, ich fänge es ihm wieder ein! Und so setze ich mich sofort in Trab. Aber erlauben Sie die Meldung. Die Nacht war ganz dunkel, undurchdringliches Dunkel, man war sozusagen stockblind. Und da laufe ich nun hinter dem Kalb her und fange es nicht und fange es nicht. Und da muß ich denn schließlich bei mir denken: Das ist ja gar kein Kalb. Das ist irgend etwas vom bösen Geist. Da will ich denn doch gleich lieber umkehren, mag das laufen, wohin es will. Also gesagt, getan. Ich gehe also auf meinem früheren Weg dahin. Aber am Wege steht etwas wie ein Baum, und da ist es mir plötzlich, als wenn etwas von hinten auf mich 'raufspringt und mir in die Seite stößt mit den Hörnern. Ich glaub', mein Tod ist da. Mir sank aller Mut – wissen Sie, so im Schlaf. Mir war beklommen, gar nicht zu sagen wie. Ich zitterte am ganzen Leibe. Indessen denke ich: Warum stößt es dich gegen die Hüfte? . . . Und da fasse ich mir ein Herz und gucke mich um . . . Und da ist es mir, als wenn nicht mehr das Kalb da stünde . . . sondern die Frau steht da. Sie steht da im bloßen Kopf und schaut mich so wütend an. Ich auf sie zu, und sie hebt an, mich zu schmähen . . . Du Saufaus! Wo hast du wieder gesteckt? Ich, spreche, ich, bin kein Saufaus. Wo hast du denn solche Saufbrüder gesehen? spreche ich. Sag mir doch lieber, auf welche Manier du hierher geraten bist. Ich werde beim Herrn Klage führen. Du ausverschämtes Menschenkind, du! Und bei Raissa Karpowna werde ich auch Klage führen . . . Und da beginnt das Weib ein schallendes Gelächter . . . Mir war geradezu, als liefen mir die Ameisen über den Leib. Ich gucke sie an, und ihr funkeln die Augen; so grün waren sie, wie die Katzen sie haben. Frau, sage ich, so lacht man nicht, so zu lachen ist Sünde. Höre auf mich, lache nicht so. – Ich bin doch nicht dein Weib, spricht sie, ich bin eine Hexe. Wart nur, ich fresse dich mit Haut und Haar. Und da reißt sie das Maul auf . . . Und Zähne hat sie drin, Zähne . . . Nun, wie man sie beim Hecht findet. Das war mir zu viel, und ich begann zu brüllen, aus vollen Leibeskräften. Der alte Kuprianitsch, der mit mir in einer Ecke

schlief, der stürzt nun wie ein Verrückter Hals über Kopf von der Pritsche auf den Boden, ist gleich bei mir, schlägt das Kreuz über mich und spricht: Was ist mit dir, kleiner Jefrem? Komm, ich will dir deinen Leib durchkneten. Ich aber sitze auf der Pritsche und verstehe nix, gucke ihn an und zittere am ganzen Leibe. Sogar mein Hemd am Leibe zitterte. Ja, ja, so erstaunliche Träume gibt es.

Michrjutkin. Ja, das ist ein merkwürdiger Traum. Hast du ihn denn deiner Frau erzählt?

Jefrem. Natürlich habe ich ihn ihr erzählt.

Michrjutkin. Nun, und was hat sie gesagt?

Jefrem. Sie spricht: Ein Kalb im Traume sehen, das bedeutet die Frieseln. Die Wasserhexe aber sehen, das bedeutet Schläge.

Michrjutkin. Ah, das wußte ich nicht.

Jefrem. Aber geschrien hast du, spricht sie, weil dich der schwarze Hausgeist geritten hat.

Michrjutkin. Das ist mir aber mal ein Unsinn. Gibt's denn Hausgeister?

Jefrem. Nun selbstverständlich, ich bitte Sie. Neulich ist die Beschließerin aus irgendeinem Grunde gegen Abend ins Badhaus gegangen – nicht um zu baden – das Bad haben sie an jenem Tag überhaupt nicht angeheizt, und was hat auch ein altes Weib groß Anlaß zu baden, sondern so, sie hatte eben irgend etwas zu besorgen. Und was denken Sie? Wie sie in den Vorraum kommt, und in dem Vorraum ist es dunkel, sie streckt die Hand aus, plötzlich spürt sie, da steht irgend etwas. Sie fühlt vor: so ein dickes, ganz dichtes Schaffell.

Michrjutkin. Da hat irgendein Pelz gehangen. – An den hat sie eben gerührt.

Jefrem. Ein Pelz? Im Badvorraum hängen niemals Pelze, überhaupt niemals.

Michrjutkin. Nun, dann ist eben irgendein Bauer 'reingekommen.

Jefrem. Ein Bauer? Wozu sollte denn einem Bauern in den Sinn kommen, den Pelz mit dem Fell nach außen anzuziehen? Ein Bauer wird so was niemals machen.

Michrjutkin. Nun, und was erfolgte dann weiter?

Jefrem. Es erfolgte folgendes: Spricht sie, das alte Weib nämlich: Alle heiligen Mächte mit uns. Wer ist denn da? Man antwortet ihr nicht. Drauf sie wieder: Ja, um alle Welt, wer ist denn da? Und das

Wesen fängt plötzlich an zu brummen, nach Art eines Bären, und das alte Weib nix wie 'raus. Es hatte ihr ganz den Atem verschlagen.

Michrjutkin. Nun, und was hast du für eine Ansicht, was hatte es damit auf sich?

Jefrem. Nun selbstverständlich, der schwarze Hauskobold. Den zieht es immer zu dem Wasser hin.

Michrjutkin *(Pause)* Nun, Jefrem, ich muß schon sagen, du bist töricht. *(Er wendet sich zu Seliwerst)* Glaubst du auch an Kobolde?

Seliwerst *(unwillig)* Herr, daß Sie Spaß daran finden können, solche Gegenstände zur Besprechung zu bringen.

Jefrem. Ich bitte Sie, Arkadij Artemjitsch, die kleinen Kinder wissen das doch. Und wer sollte denn in der Nacht auf den Pferden herumreiten? Und bei uns kommen nicht nur Hauskobolde vor, bei uns gibt es auch Nachtweibchen.

Seliwerst. Hör schon auf, Jefrem!

Jefrem. Ja, warum denn?

Seliwerst. Nun eben darum. Es ist nicht gut davon reden. Du hast eben dein Thema gefunden.

Michrjutkin. Nachtweibchen? Ja, was wäre denn das?

Jefrem. Ach, Sie wissen das nicht? Das sind so alte kleine Frauchen, die nachts auf den Öfen hocken, spinnen, dabei immer so 'rumhüpfen und wispern. Unlängst hat so ein Nachtweibchen auf den Fjodor Martschukow mit einem Ziegelstein geschmissen. Er wär' beinah ihr nach auf den Ofen gekrochen.

Michrjutkin. Der Dummkopf hat das alles nur im Traume gesehen.

Jefrem. Nein, nicht im Traum.

Michrjutkin. Ja, wenn nicht im Traum, warum kroch er denn auf den Ofen?

Jefrem. Das ist doch klar, er wollte sie sich eben näher angucken.

Michrjutkin. Aha, näher angucken. *(Pause)* Das ist mir aber mal ein Quatsch, haha! *(Pause)* Und wozu sprichst du immerzu über solche Dinge? Ich wundere mich. Das macht nur melancholisch Blut.

Seliwerst. Ich sag's auch . . . Das macht nur melancholisch Blut.

Michrjutkin. Solche Geschichten glaube ich nicht. Selbstverständlich nicht. Nur ungebildete Leute glauben so etwas.

Jefrem. Da mögen Sie recht haben, Arkadij Artemjitsch.

Michrjutkin. Und diese Nachtweibchen zum Beispiel und all dergleichen Zeug – du mußt das doch selbst sagen – sind das leibhaftige Wesen? Oder was hast du für eine Ansicht darüber?

Jefrem. Das kann ich Ihnen nicht sagen. Was die sind, das soll einer wissen!

Michrjutkin. Wenn sie nicht leibhaftig sind, wie können sie sozusagen leben, existieren? Du mußt mich verstehn: Das eine ist eben der Leib, und das andere die Seele.

Jefrem. Jawohl.

Michrjutkin. Nun, und demzufolge ist das alles Quatsch. Lediglich Hirngespinst, mit einem Wort: Vorurteil.

Jefrem. Jawohl, Euer Gnaden.

Michrjutkin. Und über solche Dinge sollte man überhaupt nicht reden. Wozu denn auch? Da ist keine Frage.

Jefrem. Es kam eben die Rede darauf. Übrigens hol der Teufel die ganzen Geschichten. *(Das Mittelpferd stolpert)* Nun, du Teufel, haben dich die Fliegen bei lebendigem Leibe aufgefressen?

Seliwerst. Was der Dummkopf für eine Rede führt. *(Er spuckt aus)* Dieser Windhund Jefrem, und so was schimpft sich Kutscher.

Jefrem. Nun, was Sie angeht, Seliwerst Alexandrytsch, das ist ganz etwas anderes.

Michrjutkin. Nu, nu! Das wäre noch besser. Das hat gerade noch gefehlt, daß ihr in meiner Gegenwart anfangt, euch zu zanken.

Jefrem. Aber ich bitte Sie, Arkadij Artemjitsch!

Michrjutkin. Ich bitte ganz ergebenst euch alle beide, das Maul zu halten. *(Kleine Pause)* Aber dich, Seliwerst, bitte ich, nicht zu schlafen. Erstens ist es unhöflich und zweitens ist's eine Unordnung. Wie kann man bei Tage schlafen? Dazu ist doch die Nacht da. Solche Unordnung kann ich in den Tod nicht leiden.

Seliwerst. Zu Befehl.

Michrjutkin *(nach einer Pause zu Jefrem)* Ach ja, du kannst deiner Frau sagen . . . Es ist ganz gut, daß ich an sie erinnert wurde . . . Sie soll ja nicht vergessen, die Kühe zu räuchern. In der Stadt hat man mir's gesagt . . . Es ist wegen der Viehseuche.

Jefrem. Zu Befehl.

Michrjutkin *(Pause)* Und sie . . . deine Frau . . . Bist du zufrieden mit ihr?

Jefrem. In welchem Sinne zum Beispiel stellen Sie Ihre Frage?

Michrjutkin. Nu, es ist doch klar, in welchem Sinne. So, im allgemeinen. Ich meinerseits bin sehr zufrieden mit ihr. Sie verwaltet das Vieh sehr gut.

Jefrem. Ja, sie versteht ihre Sache. *(Langsam)* Es steht ja fest, ohne Frau zu leben, ist dem Menschen nicht entsprechend. Die Frau ist dem Menschen gegeben, damit sie ihm diene, sozusagen mit dem Merkmal der Befriedigung. Nun, im übrigen ist in diesem Punkte Vorsicht angebracht. Nicht umsonst sagt das Sprichwort: Traue nicht dem Pferde im Felde und der Frau im Hause. Es ist ja klar, ein Weib ist hinterhältig und schwach. Ein Weib hat's hinter den Ohren. Der Mann muß aufpassen. Das Weib hat dem Manne zu Gefallen zu leben und die Kinder zu hüten. Aber der Mann hat die Frau in der Zucht zu erhalten: Auch in der Liebkosung muß er streng zu ihr sein. Dann erst wird es wohl im Hause stehn. *(Er peitscht auf ein Pferd ein.)* Etzliche Männer im Volk sprechen von ihren Frauen: Du wirst nicht umkommen! Diese tadle ich . . .

Michrjutkin. Wie sprechen sie?

Jefrem. Du wirst nicht umkommen.

Michrjutkin *(nachdenklich)* Hm! Sieh mal einer an . . .

Jefrem. Ich tadle sie . . . Warum? Darum tadle ich sie . . .

Michrjutkin *(eifrig)* Ich tadle fiel nicht . . . ich tadle sie nicht. *(Pause)* Hör aber endlich mal auf, Quatsch zu verzapfen. Man weiß wirklich nicht, auf was alles du noch kommen kannst . . . Aber hier, scheint's, biegt der Weg nach Golopleki ab?

Jefrem. So ist es.

Michrjutkin. Nun, Gott sei Dank. *(Er wirft den Mantel ab und schüttelt sich)* Bitte schneller, Jefremuschka! *(Er beugt sich vor.)* Hier ist der Kreuzweg. Da ist der Kreuzweg. *(Der Wagen biegt von der großen Landstraße ab)* Jetzt sind's nur noch drei Wert? Nicht wahr?

Jefrem. Ja, so viel werden's sein. Jetzt muß man ein wenig hinunter und dann den Buckel "nauf, und dann, hast du nicht gesehn, hinab ins Tal.

Michrjutkin *(gleichsam vor sich hin)* Was ihr auch sagen möget! Schön ist die Rückkehr in die Heimat. Die Seele freut sich, das Herz wird

fröhlich. Sogar die Pferde ziehen mit Luft. Der Wind weht einem direkt ins Gesicht, der Schalk. Sage mal *(zu Seliwerst)*, ist das da auf dem Berg oben das Gratschowski-Wäldchen?

Seliwerst. Jawohl.

Michrjutkin. Ein schönes Wäldchen . . . Ein ansehnliches Wäldchen, ein angenehmes Wäldchen. *(Er sieht sich weiter im Kreise um)* Was hier für Buchweizen steht! Und auch der Hafer ist gut. Wie das in der Sonne blitzt! Und auch der Roggen tut sich. Wem gehört denn das Haferfeld?

Seliwerst. Das sind die Befkutschinski vom Meierhof.

Michrjutkin. Sieh mal an, die vom Meierhof. Was haben die denn für eine Wirtschaft?

Seliwerst. Die Wirtschaft ist nicht so, daß man sagen könnte . . . Aber im übrigen fehlt nix. Sie leben eben, was brauchen sie mehr?

Michrjutkin. Guter Hafer! Auch bei uns steht der Hafer nicht schlecht. Doch wozu kann mich das noch kümmern? Wozu ist das Ganze noch? Ich bin doch kaputt, in jeder Hinsicht erledigt . . . Um meinen Kopf ist es geschehn . . . Die nehmen mir noch dies letzte Vergnügen.

Seliwerst. Geruhen Sie nicht zu verzweifeln, Arkadij Artemjitsch!

Michrjutkin. Und Raissa Karpowna, die wird mich noch ordentlich zausen . . . Und ich dummer Kerl freu' mich noch, in die Heimat zurückzukehren. Wahrlich, ich bin das unglücklichste aller unglücklichen Menschenkinder. *(Er schweigt und hebt nach einer Weile den Kopf wieder in die Höhe.)* Das ist nun schon Achlopkowo, ein hübsches Kirchdorf. Das ist schon dem Pfaffen sein Nußgarten. In dem Nußgarten muß es doch Hasen geben. Ach, Leute, hört mal . . . Wozu soll man den Kopf hängen lassen?
Wie wär's denn: Im dunklen Wald
(Er intoniert das Lied.)
Im dunklen Wald . . .
Jefrem und Seliwerst
(fallen mit eins ein)
Im dunklen Wald
Im dunklen Wald,
Im dunklen . . .

Michrjutkin. Du setzest zu hoch ein, Jefrem. Du bist doch kein Kantor, warum winselst du so?

Jefrem *(hustet)* Jetzt wird's gleich besser gehn.

Michrjutkin *(mit ganz dünner Stimme)* Und hinterm Walde . . .

Jefrem und Seliwerst. Und hinterm Walde . . .

Michrjutkin *(hustend)* Pflüge ich . . . pflüge ich.

Jefrem *(zu den Pferden)* Nun, ihr Kleinen, holla! Pflüge ich . . . pflüge ich.

Seliwerst. Pflüge ich . . . pflüge ich. *(Husten veranlaßt Michrjutkin aufzuhören. Seliwerst verschluckt sich, zu hören ist nur die Falsettstimme des Jefrem. Dieser singt)*

Und das kleine Ackerland
Und das kleine Ackerland . . .

(Der Tarantas biegt in das Birkenwäldchen ein.)

Das Frühstück beim Adelsmarschall.

Deutsch von
Kurt Wildhagen.

Personen

Nikolaij Iwanytsch Balagalajew, Adelsmarschall, 45 Jahre alt.
Pjotr Petrowitsch Pechterjow, früher Adelsmarschall, 60 Jahre alt.
Jewgenij Tichonowitsch Sußlow, Richter.
Semjonowitsch Alupkin., Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft.
Mirwolin, armer Nachbar, Gutsbesitzer.
Therapont Iljitsch Bespandin, Gutsbesitzer.
Anna Iljinischna Kaurow, seine verwitwete Schwester, 45 Jahre alt.
Porphyrij Ignatjewitsch Naglanowitsch, Friedensrichter.
Welwizki, Sekretär.
Gerassim, Kammerdiener bei Balagalajew.
Karp, Kutscher bei der Kaurow.

Ort der Handlung Balagalajews Gut.

Das Theater stellt ein Speisezimmer dar; in der Mitte der Zugang, rechts Zimmer des Hausherrn, hinten Fenster, beiseite ein gedeckter Tisch mit durstreizendem Imbiß, daran Gerassim beschäftigt. Als er eine Equipage vorfahren hört, geht er ans Fenster.

Erster Auftritt.

Gerassim und Mirwolin.

Mirwolin. Guten Tag, Gerassim, wie geht es dir? Hat er sich noch nicht sehen lassen?

Gerassim. Guten Tag, wo haben Sie denn den Gaul her?

Mirwolin. Gelt, das Pferdchen ist gar nicht übel! Gestern hat man mir zweihundert Rubel dafür geboten.

Gerassim. Wer hat das getan?

Mirwolin. Ein Kaufmann aus Karatschewo hat mir zweihundert Rubel geboten.

Gerassim. Warum haben Sie den Gaul denn nicht weggegeben?

Mirwolin. Warum soll ich ihn denn weggeben? Ich brauch' ihn ja selbst. Ach, Brüderchen, gib mir ein Gläschen! Ich hab' was in der Kehle, und außerdem ist's heiß. *(Er trinkt und nimmt einen kleinen Imbiß)* Du deckst wohl zu dem Frühstück?

Gerassim. Meinst du, das hier sei für ein Mittagessen?

Mirwolin. Wieviel Gedecke? Es kommt wohl Besuch?

Gerassim. Es ist doch klar, daß Besuch kommt.

Mirwolin. Weißt du nicht, wer kommt?

Gerassim. Nichts weiter. Man spricht, Bespandin und seine Schwester sollen vor ein Schiedsgericht kommen. Aus diesem Anlaß ist eben das hier.

Mirwolin. Ach, die Möglichkeit! Die sollen endlich Schluß machen und sich auseinandersetzen. Schließlich artet das ja aus! Ist es wahr, daß Nikolaij Iwanytsch einen Wald von Herrn Bespandin kaufen will?

Gerassim. Das soll einer wissen, was die vorhaben!

Mirwolin *(beiseite)* Da könnte man sich ein Streifchen Wald ausbitten.

Balagalajew *(hinter der Szene)* Filjka! Lauf mal, Welwizki soll kommen!

Mirwolin. Offenbar steht die Tür von dem Herrn seinem Zimmer zum Salon offen . . . Nun, Garjassa, noch ein Gläschen.

Gerassim. Ja, wie ist denn das, Euer Schlund scheint ja ganz . . .

Mirwolin. Ja, Bruder, irgend etwas ist da. (Er trinkt und ißt einen Bissen dazu.)

(Gerassim ab)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, Balagalajew und Welwizki.

Balagalajew. Ja, ja, ja, so, so! So mußt du die Sache anordnen! *(Zu Mirwolin)* Guten Tag, du.

Mirwolin. Meine hochachtungsvollste Begrüßung, Nikolaij Iwanytsch.

Balagalajew *(zu Welwizki)* Verstehst du, was ich dir gesagt habe? Ist's dir klar?

Welwizki. Aber ich bitte Sie, natürlich.

Balagalajew. Nun ja, dann ist's gut. Nun mach, daß du fortkommst! Ich laß' es dich dann wissen . . . Ich laß' dich holen, und du kannst jetzt gehen.

Welwizki. Wie Sie befehlen. Also ich soll die Akten in der Sache der Witwe Kaurow zurechtlegen?

Balagalajew. Nun natürlich! Ich muß mich doch wundern . . . Endlich solltest du die Sache doch begriffen haben . . .

Welwizki. Sie geruhten aber, mir gar nichts . . .

Balagalajew. Ich brauch' dir doch nicht alles ins Maul zu schmieren!

Welwizki. Wie Sie befehlen! *(Er geht ab)*

Balagalajew. Daß der junge Mann einen offenen Kopf hätte, kann man nun gerade nicht behaupten. *(Zu Mirwolin)* Nun, was machst du? *(Er setzt sich)*

Mirwolin. Gott sei Dank, es geht, Nikolaij Iwanytsch. Wie steht's mit Ihrer werten Gesundheit?

Balagalajew. Danke schön, gut! Warste in der Stadt?

Mirwolin. Selbstverständlich. Übrigens nichts Neues. Den Kaufmann Seljedkin hat vor drei Tagen der Schlag gerührt. Das kam nicht unvorbereitet. Der Advokat soll gestern Abend seine Gattin . . . Sie wissen schon . . .

Balagalajew. In der Tat? Er ist nun einmal ein Choleriker!

Mirwolin. Ich sah den Doktor Shurawljew. Er bat mich, Sie zu grüßen. Ich traf Pjotr Petrowitsch, er fuhr in seinem neuen Wagen. Offenbar war er eingeladen. So mit dem Lakaien, und der Lakai hatte einen neuen Hut.

Balagalajew. Er wird heute herkommen. Sah der Wagen danach was aus?

Mirwolin. Ja, wie soll ich Ihnen das sagen? Äußerlich gesehen ist er ganz hübsch, aber eigentlich gefällt er mir nicht. Einen Vergleich mit Ihrem Wagen hält er nicht aus.

Balagalajew. Du glaubst? Hat er Federn?

Mirwolin. Ja, der Wagen hat Federn. Aber ich bitte Sie, wozu ist das nötig? Das ist doch mehr des Renommierens halber! Ja, das liegt ihnen, sich wichtig zu machen. Man spricht übrigens davon, daß er beabsichtigt, sich wählen zu lassen.

Balagalajew. Als Adelsmarschall?

Mirwolin. So ist es. Er geruht wieder, die Rappen einspannen zu lassen.

Balagalajew. Du glaubst? Im übrigen ist Pjotr Petrowitsch, ich muß es sagen, ein höchst ehrenwerter Mann, und das in jeder Hinsicht, und verdient es vollkommen. Natürlich auf der andern Seite die schmeichelnde Aufmerksamkeit des Adels . . . Trink mal ein Gläschen . . .

Mirwolin. Danke untertänigst!

Balagalajew. Hast du am Ende schon etwas getrunken?

Mirwolin. Oh, durchaus nicht! Ich hab' es nur auf der Brust.

Balagalajew. Ach, Quatsch! Trink nur ein Gläschen!

Mirwolin *(trinkt)* Auf Ihre Gesundheit! Wissen Sie übrigens, Nikolaij Iwanytsch, der Familienname von Pjotr Petrowitsch wird Pechterew geschrieben, und nicht Pechterjow, also ohne j.

Balagalajew. Wie kommst du darauf?

Mirwolin. Ja, ich muß es doch wissen. Ich habe doch seinen Vater gekannt und seine Onkels. Alle schrieben sich Pechterew, ohne j. Pechterjow mit j– solche Familie hat's bei uns nie gegeben. Haben Sie schon einmal den Namen Pechterjow mit j gehört?

Balagalajew. Na, ist das nicht schließlich ganz egal? Wenn nur das Herz in Ordnung ist.

Mirwolin. Sie geruhten, da eine Kernwahrheit zu äußern. Wenn nur das Herz in Ordnung ist. Er schaut durchs Fenster) Da ist eben jemand angefahren gekommen . . .

Balagalajew. Und ich bin noch im Schlafrock! Das kommt davon, daß man mit dir so ins Schwatzen geraten ist. *(Er steht auf)*

Alupkin. *(hinter der Szene)* Melde mich: A–a–lupkin, Edelmann . . .

Gerassim *(tritt auf)* Ein Herr **Alupkin.** fragt nach Ihnen.

Balagalajew. Alupkin.! Na, wer kann denn das sein? – Ich lasse bitten. Du kannst ihn empfangen, bitte schön. Ich werde sogleich . . . *(Geht ab)*

Dritter Auftritt.

Mirwolin und ***Alupkin.***

Mirwolin. Nikolaij Iwanytsch wird sogleich erscheinen. Wollen Sie nicht, bitte, Platz nehmen?

Alupkin. Danke ergebenst, ich stehe noch ein bißchen. Kann man wissen, mit wem man die Ehre hat?

Mirwolin. Mirwolin, Gutsbesitzer, hiesiger Einwohner. Möglicherweise haben Sie schon von mir gehört.

Alupkin. Nein, zu dienen. Im übrigen begrüße ich die Gelegenheit . . . Sind Sie vielleicht mit Frau Baldaschow, Tatjana Semjonowna verwandt?

Mirwolin. Nein. Was ist das für eine Baldaschow?

Alupkin. Eine Gutsbesitzerin aus dem Tambowschen. Eine Witwe.

Mirwolin. Ah, aus dem Tambowschen.

Alupkin. Ja, zu dienen! Aus dem Tambowschen, eine Witwe. Darf ich erfahren, ob der hiesige Landkommissar Ihnen bekannt ist?

Mirwolin. Porphyrij Ignatytsch? Das wäre noch besser, das ist ein alter Freund von mir!

Alupkin. Nun, das ist das größte Vieh, wie es nur auf der Welt rumläuft. Sie werden entschuldigen, ich bin ein offenherziger Mensch, ich bin Soldat! Ich habe mich daran gewöhnt, mich klar auszudrücken, ohne Winkelzüge. Ich muß Ihnen sagen . . .

Mirwolin. Würden Sie nicht einen kleinen Imbiß nehmen? Sie haben doch eine lange Fahrt hinter sich.

Alupkin. Danke ergebenst. Ich muß Ihnen sagen, daß ich in hiesiger Gegend erst seit kurzem meinen Wohnsitz habe. Vorher wohnte ich im Gouvernement Tambow. Nachdem ich aber aus der Erbschaft meiner Frau 52 Seelen im hiesigen Kreise geerbt hatte . . .

Mirwolin. Darf man wissen, um welches Gut es sich handelt?

Alupkin. Das Gütchen heißt Trjuchino, es liegt fünf Wert von der großen Hauptstraße nach Woronesh.

Mirwolin. Das kenn' ich, das ist ein hübsches Gütchen.

Alupkin. Ein Dreck ist's, nix wie der reine Sand! . . . Diese Erbschaft in der Hand, hielt ich die Übersiedlung hierher für ein Glück. Um so mehr, als mein Haus in Tambow einfach, um die Wahrheit zu sagen,

eingestürzt ist. So bin ich denn hierher übergesiedelt, und Ihr Friedensrichter hat sogleich die Gelegenheit gefunden, mir in der ekligsten Weise Schaden zuzufügen.

Mirwolin. Ach, wie ist das unangenehm.

Alupkin. Nein, erlauben Sie! Für einen andern ist die Sache eine Bagatelle, aber ich habe eine Tochter Jekaterina, das bitte ich zu berücksichtigen. Indessen verlasse ich mich ganz auf Nikolaij Iwanytsch; wenn ich auch nur zweimal das Vergnügen hatte, ihn zu sehen, so habe ich doch genug von seiner Gerechtigkeit gehört.

Mirwolin. Da ist er selbst.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und Balagalajew (im Frack). ***Alupkin.*** *verneigt sich.*

Balagalajew. Sehr angenehm, bitte Platz zu nehmen . . . Ich . . . Ich hatte das Vergnügen, jetzt weiß ich es, Sie bei unserem trefflichen Afanassij Matwejitsch zu sehen.

Alupkin. So ist es.

Balagalajew. Sie sind doch seit kurzem unter . . . Äh, äh . . . Seit kurzem sind Sie in unseren Kreis übergesiedelt.

Alupkin. So ist es.

Balagalajew. Ich hoffe, Sie werden es nicht zu bereuen haben. (Kurzes Schweigen.) Ein heißer Tag heute . . .

Alupkin. Nikolaij Iwanytsch! Gestatten Sie einem alten Soldaten, ganz offen mit Ihnen zu sprechen.

Balagalajew. Aber bitte schön . . . Worum handelt es sich denn?

Alupkin. Nikolaij Iwanytsch! Sie sind unser Marschall! Sie sind sozusagen unser zweiter Vater. Nikolaij Iwanytsch, ich bin selbst Vater.

Balagalajew. Glauben Sie mir, ich weiß das allzu gut, ich fühle das allzu sehr. Das ist ja meine Pflicht. Überdies die schmeichelhafte Aufmerksamkeit des Adels. Sprechen Sie, worum es sich handelt.

Alupkin. Nikolaij Iwanytsch! Ihr Landkommissar ist ein Obergauner!

Balagalajew. Hm! Indessen Sie drücken sich da ja einigermaßen scharf aus.

Alupkin. Nein, gestatten Sie! Geruhen Sie, mich bis ans Ende anzuhören. Ein Bauer von mir stahl dem Philipp, einem Bauern aus der Nachbarschaft, einen Ziegenbock. Ich frage Sie nun, was braucht der Bauer einen Ziegenbock . . . Nein, Sie werden mir sagen, was braucht der Bauer einen Ziegenbock? Und schließlich, warum hat gerade einer meiner Bauern diesen Bock gestohlen? Warum hat ihn nicht ein anderer Bauer gestohlen? Welche Beweise lagen denn vor? Und selbst wenn wir annehmen, daß eben dieser mein Bauer schuld ist . . . Ja, wie komm' ich denn überhaupt dazu, daß man kommt und von mir Rechenschaft fordert? Warum läßt man mich nicht in Ruhe?

Ich soll wohl am Ende für jeden Ziegenbock aufkommen? Und der Landkommissar wird mir noch Grobheiten sagen. Ich bitte Sie, er behauptet, der Ziegenbock sei auf meinem Viehhof festgestellt worden. Ihn mitsamt seinem Ziegenbock soll der Teufel frikassieren! Ja, es geht doch gar nicht um den Ziegenbock, sondern um den Anstand!

Balagalajew. Ich muß gestehen, gestatten Sie, mir ist die Sache nicht ganz klar. Sie sagten doch, Ihr Bauer habe den Ziegenbock gestohlen.

Alupkin. Nein, das sage ich nicht, das sagt der Landkommissar.

Balagalajew. Ja, dafür haben wir doch das Strafgesetz. Ich muß gestehen, daß ich durchaus nicht weiß, warum Sie geruhten, sich gerade an mich zu wenden.

Alupkin. An wen soll ich mich denn wenden, Nikolaij Iwanytsch? Bitte, entscheiden Sie doch selbst. Ich bin ein alter Soldat. Man beleidigt mich, meine Ehre ist verletzt. Der Landkommissar eröffnet mir, und dies in der allerunanständigsten Weise, er würde mich . . . Ich bitte Sie!

Gerassim *(kommt herein)* Jewgenij Tichonowitsch geruhte anzukommen!

Balagalajew *(steht auf)* Entschuldigen Sie, bitte . . . Jewgenij Tichonytsch! Ich freue mich sehr! Wie steht's mit Ihrer Gesundheit?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen und Sußlow.

Sußlow. Danke sehr! Gut, gut! Meine Herrschaften, ich habe die Ehre.

Mirwolin. Wir vielmehr, Jewgenij Tichonytsch!

Sußlow. Ah, guten Tag.

Balagalajew. Und Ihre Frau Gemahlin?

Sußlow. Sie lebt und ist gesund. Ist das eine Hitze! Hätte es nicht den Besuch bei Ihnen, Nikolaij Iwanytsch, gegolten, ich hätte mich nicht vom Fleck gerührt.

Balagalajew. Danke schön! Danke schön! Ist Ihnen vielleicht gefällig? *(Zu Alupkin.)* Wie ist Ihr Vor- und Vatername?

Alupkin. Anton Semjonow.

Balagalajew. Mein lieber Anton Semjonytsch! Sie werden mir Ihre Beschwerde später vortragen . . . Aber jetzt, Sie sehen selbst . . . ich von meiner Seite werde besondere Sorgfalt walten lassen . . . Da können Sie ganz beruhigt sein. Sie kennen doch Jewgenij Tichonytsch?

Alupkin. Nein, zu dienen.

Balagalajew. Dann erlauben Sie mir, Sie einander vorzustellen. Unser Richter, Gentleman in allen Beziehungen, ein edler, freier Charakter, Jewgenij Tichonytsch!

Sußlow *(beim Tisch, mit dem Imbiß beschäftigt)* Was ist?

Balagalajew. Gestatten Sie, daß ich bekannt mache mit einem neuen Bewohner unseres Kreises: – Anton Semjonytsch Alupkin, jetzt frisch angesiedelt.

Sußlow *(weiteressend)* Wo kommen Sie denn her?

Alupkin. Aus dem Gouvernement Tambow.

Sußlow. Ich habe in Tambow einen Verwandten wohnen, das ist ein richtiger Hohlkopf! Im übrigen ist Tambow ein ganz nettes Nest.

Alupkin. Jawohl, da ist nichts zu sagen.

Sußlow. Wie mag's denn mit unseren Leutchen heute stehen? Eventuell kommen sie heute überhaupt nicht?

Balagalajew. Nein, das nehme ich nicht an. Ich wundere mich, daß sie noch nicht da sind. Sie konnten früher da sein als alle andern.

Sußlow. Ja, wie steht es denn? Glauben Sie, daß wir eine Einigung zwischen beiden zustande bringen?

Balagalajew. Man muß es hoffen . . . Ich habe auch Pjotr Petrowitsch eingeladen. Apropos – ich habe eine Bitte an Sie, Anton Semjonytsch! Sie können uns da in einer Sache helfen, die gleichmäßig alle Edelleute angeht, sozusagen.

Alupkin. Bitte.

Balagalajew. Wir haben hier einen Gutsbesitzer – Bespandin –, der scheint ein ganz ordentlicher Mensch zu sein, aber etwas verdreht. Vielleicht noch nicht einmal verdreht sozusagen. Aber da kenne sich einer mit dem Menschen aus! Bespandin nun hat eine Schwester, die heißt Kaurow. Sie ist eine Witwe. Das ist eine Frau, die furchtbar starrköpfig ist und nichts begreift, da ist das Ende von weg! Im übrigen werden Sie sie ja kennenlernen.

Mirwolin. Das liegt bei ihr im Blut, Nikolaij Iwanytsch! Die Mutter von ihr, die selige Pelageja Arsenjewna war noch viel schlimmer. Es geht die Sage, in jungen Jahren sei ihr ein Ziegelstein auf den Kopf gefallen! Nun, möglicherweise rührt es davon her.

Balagalajew. Kann sein. Sie wissen, die Natur . . . Drei Jahre nun schon prozessiert der Bespandin mit seiner Schwester, der Kaurow, rum wegen der Erbteilung. Ihre leibliche Tante hat in einem mystischen Testament auf dem Totenbett ihnen ein Gut hinterlassen, beiläufig ein schuldenfreies . . . Nun, da können sie sich jetzt nicht verständigen über die Teilung. Besonders das Schwesterchen will sich rundweg auf gar nichts einlassen. Die Sache kam an die Regierung. Sie reichten Bittschriften bei den obersten Behörden ein. Das ist immer das Allerschlimmste. Da faßte ich den Entschluß, mit fester Hand die Wurzel des Übels abzuhacken, die Sache zu Ende und sozusagen in Ordnung zu bringen. Ich habe sie beide heute zu einer Begegnung hierher bestellt. Dies ist aber wirklich das allerletzte Mal; wenn es jetzt nicht geht, dann muß ich andere Maßregeln ergreifen. Wozu soll man sich denn da herumschlagen? Das Gericht soll das letzte Wort sprechen. Zu Schiedsrichtern und Zeugen berief ich den ehrenwerten Jewgenij Tichonytsch und den früheren Adelsmarschall Pjotr Petrowitsch Pechterjow . . . Wollen Sie uns also in dieser Sache Ihren Beistand leihen?

Alupkin. Aber mit Vergnügen. Doch da ich die Herrschaften nicht kenne, scheint es . . .

Balagalajew. Was ist dabei? Das tut nichts! Sie sind ein hiesiger Gutsbesitzer und ein Mann von Urteil. Im Gegenteil, es ist noch besser, jetzt können sie keinen Zweifel hegen in Bezug auf Ihre Unparteilichkeit.

Alupkin. Aber bitte schön, ich bin bereit.

Gerassim *(kommt herein)* Frau Kaurow ist vorgefahren.

Balagalajew. Lupus in fabula!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen und Kaurow (Hut,Ridikül.)

Balagalajew. Ah, endlich! Seien Sie willkommen, Anna Iljinischna! Seien Sie willkommen . . . Bitte schön, hierher, wenn es Ihnen gefällig ist.

Frau Kaurow. Therapont Iljitsch ist noch nicht da?

Balagalajew. Noch nicht, doch wird er gleich kommen. Wollen Sie nicht einen Imbiß nehmen?

Frau Kaurow. Meinen ergebensten Dank. Ich halte die Fasten ein.

Balagalajew. Sehen Sie, hier ist Rettich und Gurken. Oder ist Ihnen eine Taffe Tee gefällig?

Frau Kaurow. Nein, danke schön! Ich habe schon gefrühstückt. Entschuldigen Sie, Nikolaij Iwanytsch, daß ich so spät komme. *(Sie setzt sich)* Gott sei Dank, daß ich noch heil und ganz hierhier gelangt bin. Der Kutscher hätte beinahe den Wagen umgeworfen.

Balagalajew. Ach, was Sie nicht sagen! Der Weg scheint doch sonst ganz gut zu sein.

Frau Kaurow. Die Sache liegt nicht am Wege, Nikolaij Iwanytsch. Och, nicht am Wege! Ich bin ja gekommen, Nikolaij Iwanytsch, aber ich verspreche mir gar keinen Nutzen davon. Der Charakter von Therapont Iljitsch ist mir allzu gut bekannt . . . Och, allzugut!

Balagalajew. Nun, das wird sich dann ja herausstellen, Anna Iljinischna! Im Gegenteil: ich hoffe heute Ihre Angelegenheit ins reine zu bringen. Es wäre auch Zeit.

Frau Kaurow. Gott mag's geben! Sie wissen ja, Nikolaij Iwanytsch, ich bin mit allem einverstanden. Ich bin ein friedfertiger Mensch. Ich widerspreche nicht, Nikolaij Iwanytsch. Wie sollte ich denn? Ich bin eine schutzlose Witwe. Sie allein sind mein letzter Rettungsanker! Therapont Iljitsch will mich ausplündern! Gott mit ihm! Wenn er nur meine armen verwaisten Kinder nicht ruiniert. An mir liegt ja doch nichts mehr.

Balagalajew. Wie Sie nur so reden können, Anna Iljinischna! Da will ich Ihnen doch lieber Herrn Alupkin vorstellen, einen neuen Gutsbesitzer unseres Kreises.

Frau Kaurow. Sehr angenehm! Sehr angenehm!

Balagalajew. Wenn Sie gestatten, wird er hier Zeuge bei der Verhandlung sein.

Frau Kaurow. Ich bin einverstanden, Nikolaij Iwanytsch! Ich bin mit allem einverstanden! Meinetwegen können Sie den ganzen Kreis, das ganze Gouvernement als Zeugen aufrufen, Nikolaij Iwanytsch! Mein Gewissen ist rein. Dieser Herr wird meine Rechte wahrnehmen. Er wird die Kränkung einer armen Frau nicht zulassen . . . Wie steht es denn mit Ihrer Gesundheit, Jewgenij Tichonytsch?

Sußlow. Gut, wie es so geht! Danke für gütige Nachfrage.

Mirwolin *(küßt der Frau Kaurow die Hand)* Wie geht es Ihren Kinderchen, Anna Iljinischna?

Frau Kaurow. Gott sei Dank, sie leben und sind gesund. Aber, och, wie lange noch! Bald, bald, sehr bald werden die armen Würmer ganz verwaist sein!

Sußlow. Ich bitte Sie! Wie können Sie nur so reden? Anna Iljinischna! Sie werden uns noch alle überleben, Mütterchen!

Frau Kaurow. Warum ich so spreche, Vater? Ich muß doch wohl einen Grund dazu haben, den ich nicht verschweigen kann. Das ist es eben, es ist Grund vorhanden, und es gibt noch Richter im Lande. Sollte ich ohne Beweisstücke sprechen?

Sußlow. Ja, wie kann man hier von Beweisstücken reden?

Frau Kaurow. Erlauben Sie . . . Nikolaij Iwanytsch, wollen Sie nicht meinen Kutscher holen lassen?

Balagalajew. Wen?

Frau Kaurow. Meinen Kutscher Karpuschka! Er heißt nämlich so.

Balagalajew. Zu welchem Zweck denn das?

Frau Kaurow. Lassen Sie ihn nur holen . . . Jewgenij Tichonytsch fordert Beweisstücke.

Balagalajew. Ja, hören Sie einmal, Anna Iljinischna!

Frau Kaurow. Nein, nein! Sie müssen mir schon den Gefallen tun.

Balagalajew. Nun, bitte schön! *(Zu Mirwolin)* Laufmal hin, Brüderchen, und sag, er soll kommen!

Mirwolin. Sogleich! *(Er geht ab)*

Frau Kaurow. Das ist nicht das erste mal, daß Sie mir keinen Glauben schenken, Jewgenij Tichonytsch! Gott mag Ihnen helfen.

Alupkin. Indessen, gestatten Sie, ich kann durchaus nicht verstehen, warum Sie Ihren Kutscher holen lassen. Was hat der Kutscher in dieser Sache verloren? Ich kann das durchaus nicht verstehen.

Frau Kaurow. Nun, Sie werden ja sehen.

Alupkin. Ich kann das durchaus nicht verstehen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, Karp und Mirwolin.

Mirwolin. Hier ist der Kutscher.

Frau Kaurow. Karpuschka, hör mal an, schau mir in die Augen! Die Herrschaften hier wollen nicht glauben, daß Therapont Iljitsch dich mehrfach hat bestechen wollen . . . Verstehst du, was ich sage?

Sußlow. Nun, warum schweigst du denn, mein Sohn? Hat das Brüderchen von deiner Herrschaft dich bestechen wollen?

Karp. Wieso denn bestechen?

Sußlow. Ja, ich weiß das nicht, Anna Iljinischna behauptet es!

Frau Kaurow. Schau mir ins Auge, Karpuschka! Du weißt doch, daß du mich heute beinahe umgeschmissen hat mit dem Wagen? Weißt du das nicht mehr?

Karp. Wann denn, zu dienen?

Frau Kaurow. Was? Du bist einmal schwer von Begriff! Selbstverständlich bei der Biegung, ehe man an den Damm kommt! Das eine Rad wäre beinahe abgegangen.

Karp. Ich höre.

Frau Kaurow. Und nun, erinnerst du dich, was ich dir sagte? Ich sagte zu dir: Gestehe doch, Therapont Iljitsch hat dich bestochen! Er hat zu dir gesagt: »Karpuschka, mein Jungchen! Mache die Sache so, daß deine Herrin tödlich dabei zu Schaden kommt, ich werde dich schon nicht im Stich lassen.« Und weißt du, was du mir als Antwort gegeben hast? »Entschuldigen gnädige Frau! Entschuldigen Sie!«

Sußlow. Ja, erlauben Sie mal, Anna Iljinischna! Der Ausdruck »Entschuldigen Sie« beweist noch gar nichts. Wollte er damit gestehen, daß er bestochen sei, daß er die Absicht gehabt habe, einen Unfall mit tödlichem Ausgang herbeizuführen? Sehen Sie, das ist die Sache, die man feststellen muß. (Zu Karp) Hast du damit etwas eingestehen wollen?

Karp. Was sollte ich denn eingestehen?

Frau Kaurow. Karpuschka, schau mir ins Auge! Therapont Iljitsch hat dich doch bestechen wollen, und natürlich bist du nicht darauf eingegangen? Es ist doch Wahrheit, was ich jetzt sage?

Karp. Wie Sie geruhen zu sagen.

Frau Kaurow. Sehen Sie, da haben's wir ja!

Sußlow. Erlauben Sie mal! Erlauben Sie mal! Brüderchen, jetzt mußt du mir antworten, aber verständig! Sieh zu . . .

Frau Kaurow. Nein, Jewgenij Tichonytsch, gestatten Sie! Hierauf kann ich mich unter keinen Umständen einlassen. Sie wollen ihn einschüchtern, das werde ich nicht dulden. Mach, daß du fortkommst, Karpuschka, und schlaf dich mal aus! Verstanden! Du bist ja ganz schläfrig! (Karp geht ab) Aber ich muß gestehen, Jewgenij Tichonytsch! Von Ihnen hätte ich ein solches Verhalten nicht für möglich gehalten. Ich weiß nicht, womit ich so etwas verdient habe.

Sußlow. Führen Sie uns, bitte, nicht an der Nase herum.

Balagalajew. Ich bitte Sie, Anna Iljinischna, nehmen Sie Platz, wir werden die ganze Sache ins reine bringen.

Gerassim *(kommt herein)* Herr Bespandin hat geruht anzukommen!

Balagalajew. Ah, endlich! Nun, ich lasse bitten, selbstverständlich!

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Bespandin.

Balagalajew. Ah, guten Tag! Sie haben uns warten lassen!

Bespandin. Entschuldigen Sie, Nikolaij Iwanytsch, es war da eine Sache . . . Guten Tag, Jewgenij Tichonytsch, Sie unbestechlicher Richter! Wie befinden Sie sich?

Sußlow. Guten Tag.

Bespandin. Stellen Sie sich vor *(er verbeugt sich vor seiner Schwester)*, was da war, was mich aufhielt. Denken Sie, man hat mir meinen Sattel gestohlen, und wer das war, das weiß niemand. Ich nahm den Sattel des Reitknechts. *(Er trinkt)* Sie wissen, daß ich gewohnt bin, immer zu reiten. Der Sattel ist abscheulich, wie sie Reitknechte haben. – Trab kann man damit überhaupt nicht reiten.

Balagalajew. Therapont Iljitsch! Gestatten Sie, Sie bekannt zu machen: Hier ist Herr Alupkin, Anton Semjonytsch.

Bespandin. Sehr erfreut! Sie sind Amateur?

Alupkin. In welcher Hinsicht sollte ich Amateur sein?

Bespandin. In welcher Hinsicht? Nun, das versteht sich doch von selbst, in welcher. In Bezug auf Jagd und Hunde!

Alupkin. Hunde mag ich nicht. Ich pflege mit dem Gewehr nach einem sitzenden Vogel zu schießen.

Bespandin *(lacht)* Nach einem sitzenden Vogel . . . ?

Balagalajew. Sie müssen schon entschuldigen, meine Herrschaften! Ich muß Ihr interessantes Gespräch unterbrechen. Über Hunde und sitzende Vögel wollen wir ein andermal uns unterhalten. Jetzt aber mache ich den Vorschlag, unverzüglich an die Erledigung unserer Aufgabe heranzutreten, die uns hier zusammengeführt hat. Wir können schließlich anfangen, ohne daß Pjotr Petrowitsch zugegen ist. Oder haben Sie was dagegen?

Sußlow. Keinesfalls!

Balagalajew. Und daher bitte ich Sie höflichst, Therapont Iljitsch, Platz zu nehmen, und Sie ebenfalls, Anton Semjonytsch!

(Man tut es)

Bespandin. Nikolaij Iwanytsch! Ich verehre Sie aufrichtig und habe es immer getan. Und heute bin ich auf Ihre Bitte gekommen. Doch

gestatten Sie mir, von vornherein zu sagen, wenn Sie erwarten, mit meiner hochverehrten Schwester zu irgendeinem vernünftigen Resultat zu kommen, so will ich Ihnen vorher eröffnen . . .

Frau Kaurow *(aufstehend)* Hier sehen Sie selbst, Nikolaij Iwanytsch, hier sehen Sie selbst!

Balagalajew. Gestatten Sie, Therapont Iljitsch und Anna Iljinischna! Sie müssen gestatten, daß ich zu Ende rede. Ich hatte das Vergnügen, Sie beide heute zu mir einzuladen zu dem Zweck, Ihre Streitsache endlich beizulegen. Was ist das für ein Beispiel? Urteilen Sie selbst! Bruder und Schwester, Verwandte von Mutterleib.

Bespandin. Gestatten Sie, Nikolaij Iwanytsch!

Alupkin. *(zu Bespandin)* Ich muß bitten, daß Sie nicht unterbrechen.

Bespandin. Habe ich von Ihnen Belehrungen anzunehmen?

Alupkin. Keineswegs! Doch da ich durch Nikolaij Iwanytsch dazu berufen bin . . .

Balagalajew. Ja, Therapont Iljitsch, ich habe Herrn Alupkin zugleich mit unserem vortrefflichen Jewgenij Tichonytsch eingeladen, mir bei der Vermittlung zu helfen . . . Therapont Iljitsch, Anna Iljinischna! Ich wende mich an Sie. Wie ist denn das? Wie? Bruder und Schwester, die sozusagen aus einer Schote stammen, können nicht miteinander auskommen, können nicht in Frieden und Einvernehmen leben? Therapont Iljitsch, Anna Iljinischna! Nehmen Sie doch Raison an! Wozu strenge ich mich mit Reden an! Es hat doch nur den Zweck, Ihr Wohlergehen zu befördern. Beurteilen Sie doch selbst, ich habe doch gar keinen Nutzen von der Sache. Ich spreche doch nur in Ihrem Interesse!

Bespandin. Da haben wir's! Sie wissen eben nicht, Nikolaij Iwanytsch, mit welcher Frau Sie es zu tun haben. Da müssen Sie nur mal zuhören, wie sie sich äußert. Gott mag wissen, was das für ein Mensch ist.

Frau Kaurow. Und was sind Sie selbst für ein Mensch? Meinen Kutscher bestechen Sie! Meine Mägde versehen Sie mit Gift, das mir gereicht werden soll! Sie suchen meinen Tod zu veranlassen! Ich muß mich nur wundern, daß ich noch am Leben bin!

Bespandin. Was soll das heißen, ich habe Ihren Kutscher bestochen? Fehlt Ihnen etwas?

Frau Kaurow. Ja, mein Herr! Er ist bereit, unterm Eide alles zu enthüllen. Hier die Herren sind Zeugen!

Bespandin *(wendet sich an die übrigen)* Was für einen Nonsens verzapft sie da?

Alupkin. *(zu Frau Kaurow)* Gestatten Sie! Sie berufen sich ohne Grund auf mich. Ich habe in der Tat gar nicht verstanden, was Ihr Kutscher hier vorgebracht hat. Das ist genau so eine Sache wie die mit meinem Ziegenbock.

Frau Kaurow. Mit Ihrem Ziegenbock? Warum soll denn mein Kutscher einem Ziegenbock ähneln? Dann doch schon eher Sie selbst.

Balagalajew. Hören Sie auf damit, meine Herrschaften, ich beschwöre Sie! Anna Iljinischna, Therapont Iljitsch, wie kann es Ihnen Freude machen, einander allerhand vorzuwerfen! Wäre es nicht besser, einen Strich zu machen unter alles, was früher vorgefallen ist? Es ist wahr! Hören Sie auf mich! Schließen Sie Frieden miteinander. Umarmen Sie sich! Doch Sie geben keine Antwort?

Bespandin. Ja, was ist denn das? Erlauben Sie, bitte! Wie sollte das möglich sein! Hätte ich das gewußt, um keinen Preis der Welt wäre ich hergekommen.

Frau Kaurow. Und ich wäre auch nicht gekommen.

Balagalajew. Da haben Sie mir doch vorhin gesagt, Sie seien mit allem einverstanden?

Frau Kaurow. Ja, mit allem, doch nicht mit diesem!

Sußlow. Ach, Nikolaij Iwanytsch, erlauben Sie mir die Bemerkung, Sie haben die Sache am falschen Ende angefangen. Sie sprechen von Frieden und Verständigung . . . Können Sie denn nicht sehen, mit welchen Menschen Sie es da zu tun haben?

Balagalajew. Ja, wie sollte man denn nach Ihrer Meinung das Ding anfassen?

Sußlow. Zu welchem Zweck haben Sie sie eingeladen? . . . Damit hier die Teilung zustande käme? Der ganze Streit kommt ja von der Teilung. Solange die nicht zustande kommt, haben weder Sie, noch ich, noch irgend jemand Ruhe, und wir, statt ruhig zu Hause zu sitzen, werden eifrig auf den Landstraßen herumfahren. Wollen Sie zwischen ihnen Frieden stiften, so müssen Sie die Teilung vornehmen . . . Wo sind die Pläne?

Balagalajew. Also frisch voran! – Gerassim! . . .

Gerassim *(kommt herein)* Was steht zu Befehl?

Balagalajew. Welwizki soll kommen.

Bespandin. Vorneweg erkläre ich: Ich bin mit allem einverstanden. Die Entscheidung, die Nikolaij Iwanytsch trifft, soll gelten.

Frau Kaurow. Und ich gleichfalls.

Sußlow. Na, das werden wir ja sehen.

Mirwolin. Ei, das muß man doch loben.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen und Welwizki. (mit Plänen).

Balagalajew. Ah, bring mal her! *(Er entfaltet die Pläne)* Setz uns das Tischchen her . . . Wollen Sie, bitte, einmal hierhersehn . . . Hier – hier, hier also . . . das Dorf Kokoschkino nebst Rackowo. An Leibeigenen männlichen Geschlechts gemäß der achten Revision vierundneunzig. Wollen Sie, bitte, bemerken, wie hier alles mit Bleistiftstrichen bedeckt ist: Es ist ja nicht das erste mal, daß wir über diesem Plan die Schlacht ausfechten. Gesamtmasse des Landes siebenhundertundzwölf Deßjatinen, weniger geeignetes einundachtzig Deßjatinen, des Gutshauses mit allem Zubehör und Viehweide sechs Deßjatinen, Streuland nur wenig. Dieses Gut also sollen wir teilen, und zwar zu gleichen Teilen zwischen dem Kollegienregistrator außer Dienst Therapont Bespandin und seiner Schwester der Sekondeleutnants Witwe Anna Kaurow. Bemerken Sie wohl – zu gleichen Teilen. So steht es in dem Testament der seligen Tante beider, der Architektenwitwe Philokalosow.

Bespandin. Vor ihrem Tode ließen die Geisteskräfte der alten Dame nach. Das einfachste wäre gewesen, sie hätte mir alles hinterlassen, und jede Unannehmlichkeit wäre weggefallen.

Frau Kaurow. Seh' mal einer an, was das für ein Mensch ist!

Bespandin. Ihnen wäre der gesetzliche Teil zugefallen. Wie soll man aber von einem Weibe ein rationelles Vorgehen erwarten? Es ist ja wahr, es ging die Sage, Sie hätten an jedem Morgen der alten Dame ihr Bologneser-Hündchen gekämmt und gewaschen.

Frau Kaurow. Oh, über Sie, wie Sie nur lügen können! Mir sollte einfallen, einen Köter zu kämmen! Das wäre noch besser! Seh ich denn danach aus? . . . Mit Ihnen mag das eine andere Sache sein: man weiß, daß Sie ein ausgemachter Hundeliebhaber sind. Sie küssen – die Leute erzählen's alle – der Herrgott verzeih' mir die Sünde – Ihren Köter immer auf die Schnauze.

Balagalajew. Ich muß Sie beide doch sehr bitten, ein wenig zu schweigen . . . Die Sache ist also die! Es sind also mehr als drei Jahre her, daß die Tante gestorben ist, und seit dieser Zeit, stellen Sie sich nur vor, ist keine Entscheidung möglich. Schließlich faßte ich den Entschluß, zwischen beiden zu vermitteln, weil das ja meine

Amtspflicht ist. Doch zu meinem Bedauern war mein Erfolg bisher gleich Null. Die Hauptschwierigkeit, sehen Sie, liegt darin, Herr Bespandin und seine Frau Schwester sind nicht gesonnen, in einem Hause zu wohnen. Also muß man das Gutshaus mit Zubehör teilen. Aber die Möglichkeit dazu besteht nicht.

Bespandin *(nachdem er eine Weile geschwiegen)* Nun . . . dann will ich auf das Haus der Tante verzichten. Ich will nichts mehr davon.

Balagalajew. Sie verzichten?

Bespandin. Ich hoffe aber, entschädigt zu werden.

Balagalajew. Gewiß, dieses Verlangen ist billig.

Frau Kaurow. Nikolaij Iwanytsch, das ist eine Hinterlist! Von seiner Seite ist das eine Falle, Nikolaij Iwanytsch! Auf diese Art hofft er, den besten Boden bekommen zu können, die Hanffelder und derlei. Was braucht er denn das Haus? Er hat doch sein eigenes! Und das Haus der Tante ist ohnehin in einem unglaublichen Verfall.

Bespandin. Nun, wenn das Haus so schlecht ist . . .

Frau Kaurow. Die Hanffelder trete ich nicht ab. Ich bitte Sie, ich bin eine Witwe und habe Kinder. Was sollte ich ohne Hanffelder anfangen können? Urteilen Sie doch selbst!

Bespandin. Wenn das Haus so verfallen ist . . .

Frau Kaurow. Es ist ja Ihr Wille . . .

Alupkin. Lassen Sie ihn doch ausreden.

Bespandin. Wenn das Haus so verfallen ist, überlassen Sie es mir und nehmen Sie die Entschädigung dafür.

Frau Kaurow. Ah, Ihre Entschädigung kenne ich! . . . Irgendeine Deßjatine Land, das zu nichts taugt, Stein bei Stein, oder, was noch schlimmer ist, irgend so ein Stück Sumpfland, wo es nur Schilf gibt, das selbst Bauernkühe nicht fressen mögen.

Balagalajew. Solch ein Sumpfland kommt auf dem Gut überhaupt nicht vor.

Frau Kaurow. Nun, wenn es kein Sumpf ist, dann ist es irgend etwas anderes Derartiges. Eine Entschädigung will ich nicht! Danke untertänigst! Weiß ich denn, was das für eine Entschädigung sein wird?

Alupkin. *(zu Mirwolin)* Sagen Sie mal, sind in Ihrem Kreise alle Frauenspersonen von dieser Beschaffenheit?

Mirwolin. Es gibt welche, die noch schlimmer sind.

Balagalajew. Meine Herrschaften – erlauben Sie mal, erlauben Sie mal! Ich bin wieder gezwungen, Sie um Ruhe zu bitten. Ich mache folgenden Vorschlag: Wir wollen jetzt das ganze Anwesen in zwei Teile teilen. In einem Teil wird das Haus mit den Ökonomiegebäuden enthalten sein, und zu dem andern Teile werden wir ein Stück Land zufügen, das Sie sich selber aussuchen können.

Bespandin. Ich gehe darauf ein.

Frau Kaurow. Ich nicht.

Balagalajew. Warum Sie nicht?

Frau Kaurow. Wer soll als erster die Wahl haben?

Balagalajew. Nun, wir werden losen.

Frau Kaurow. Gott soll schützen und bewahren! Wie können Sie auf so einen Gedanken kommen! Um keinen Preis der Welt! Sind wir denn irgendwelche Heiden?

Bespandin. Nun, dann sollen Sie zuerst wählen dürfen.

Frau Kaurow. Trotzdem bin ich nicht einverstanden.

Alupkin. Ja, warum denn nicht?

Frau Kaurow. Wie soll ich denn wählen? Wie dann, wenn ich dabei einen Fehler mache?

Balagalajew. Wie sollten Sie sich denn irren können? Beide Teile werden gleich groß sein. Sollte einer bessere Qualitäten haben, so räumt Ihnen Herr Therapont Iljitsch das Recht der Auswahl ein.

Frau Kaurow. Wer soll mir denn sagen, welcher Anteil der bessere ist? Nein, Nikolaij Iwanytsch, das ist schon Ihre Sache. Strengen Sie sich ein bißchen an, Väterchen, und setzen Sie den Anteil selbst fest. Wie Sie es machen, soll es recht sein, und ich bin's zufrieden.

Balagalajew. Also bitte schön! Also fällt demgemäß das Haus mit Zubehör der Frau Kaurow zu.

Bespandin. Und dem Garten auch?

Frau Kaurow. Selbstredend, mit dem Garten! Haben Sie schon ein Haus ohne Garten gesehen? Und der Garten ist überdies ein Dreck! Fünf – sechs Apfelbäume im ganzen, und saure Apfel drauf – ganz saure. Das ganze Gutshaus mit Zubehör ist keinen roten Heller wert.

Bespandin. Dann überlassen Sie's mir, Herrgott im Himmel!

Balagalajew. Und so überweisen wir denn das Haus mit Garten und Zubehör der Frau Kaurow. Schön! Wollen Sie, bitte, auf dem Plane sehen . . . Welwizki! Lies mal vor, Brüderchen, wie ich die Sache eingeteilt habe.

Welwizki *(liest aus einem Hefte vor)* Zur Erbteilung zwischen dem Gutsbesitzer Therapont Iljitsch Bespandin und seiner Schwester der verwitweten Edelfrau Kaurow . . .

Balagalajew. Beginne mit der Richtung der Grenzlinie.

Welwizki. Die Richtung der Grenzlinie vom Punkte A aus . . .

Balagalajew. Sehen Sie bitte, vom Punkte A . . .

Welwizki. Vom Punkte A auf der Grenze des Woluchinchen Anwesens bis zum Punkt B an der Ecke des Dammes . . .

Balagalajew. Bis zum Punkt B an der Ecke des Dammes. Jewgenij Tichonytsch, wo stecken Sie?

Sußlow *(aus der Entfernung)* Ach, ich sehe schon . . .

Welwizki. Vom Punkte B . . .

Frau Kaurow. Kann man wissen, wem der Teich zufallen wird?

Balagalajew. Es ist doch klar, der Teich ist im gemeinsamen Besitz, das rechte Ufer für den einen, das linke für den andern!

Frau Kaurow. Das wäre noch besser! . . . Seh' mal einer an!

Balagalajew. Weiter, weiter!

Welwizki. Abgelegene Wiesen gleichmäßig zu verteilen: auf den ersten Anteil siebenundvierzig, auf den zweiten siebenundsiebzig Deßjatinen.

Balagalajew. Diesen Vorschlag mache ich jetzt: Der, der nicht das Haus nimmt, nimmt die ganzen abgelegenen Wiesen auf seinen Teil auf, das heißt bekommt vierundzwanzig Deßjatinen mehr. Hier ist Wiesenland, das erste und das zweite.

Welwizki. Der Inhaber des ersten Gutsteils verpflichtet sich, auf seine Rechnung zwei Gruppen Bauern auf den zweiten Anteil zu überführen. Die Neuangesiedelten haben das Recht, für zwei Jahre die Hanffelder auszubeuten.

Frau Kaurow. Ich lasse keine Übersiedlung von Bauern und Ausbeutung von Hanffeldern zu.

Balagalajew. Aber wie können Sie nur? . . .

Frau Kaurow. Um keinen Preis der Welt, Nikolaij Iwanytsch!

Alupkin. Unterbrechen Sie doch nicht immer, Madame!

Frau Kaurow *(sich bekreuzigend)* Ja, was ist denn das? Träume ich? Nachdem dies vorgefallen, weiß ich nicht mehr, was ich sagen soll. Nutzung der Hanffelder für zwei Jahre und der Teich gemeinsam? Ja, dann ist es beinahe vorteilhafter, man verzichtet auf das Haus.

Balagalajew. Gestatten Sie, zu bemerken, daß Therapont Iljitsch . . .

Frau Kaurow. Nein, Väterchen, geben Sie sich keine Mühe. Es scheint, ich habe Sie mit irgendeiner Sache gekränkt.

Balagalajew *(gleichzeitig mit ihr)* Hören Sie mich doch an, Anna Iljinischna! Sie sprechen von den Höfen und Hanffeldern, aber Ihr Bruder kann doch dem andern Anteil vierundzwanzig Deßjatinen zufügen.

Frau Kaurow *(zugleich mit ihm)* Sagen Sie nichts, sagen Sie nichts! Was wäre ich für eine Törin, wenn ich das Hanffeld umsonst hergäbe. Sie sollten sich doch immer das eine ins Bewußtsein zurückrufen, daß ich eine schutzlose Witwe bin. Meine Kinder sind noch minderjährig, mit denen sollten Sie Mitleid haben.

Alupkin. Nein, das geht doch über alle Grenzen, das geht doch über alle Grenzen!

Bespandin. Sie finden also, daß mein Anteil besser ist als Ihrer?

Frau Kaurow. Vierundzwanzig Deßjatinen!!

Alupkin. Sie sollen doch antworten! Ist er besser, der Anteil?

Frau Kaurow. Na, Väterchen, was attackieren Sie mich denn so? Oder habt Ihr in Tambow solche Sitten? Da ist plötzlich einer da, mir nichts, dir nichts, und dazu noch was für ein Kerl! Da soll sich einer auskennen mit dem! Und sieh nur, wie er sich aufbläht! Wie ein stolzer Hahn.

Alupkin. Madame, vergessen Sie sich nicht, Madame! Sie sind zwar, soweit ich recht unterrichtet bin, eine Frau, aber darauf kann ich keine Rücksicht nehmen. Ich bin ein alter Soldat, hol' mich der Deibel!

Balagalajew. Meine Herrschaften! Ei, ei! Da muß ich doch sehr bitten! Anton Semjonytsch, bitte, beruhigen Sie sich. Das kann doch zu nichts weiter führen.

Alupkin. Aber, bitte schön!

Frau Kaurow. Sie sind ja toll geworden! Sie sind ja toll geworden!

Bespandin. Sie glauben also, Anna Iljinischna, daß mein Anteil besser ist?

Frau Kaurow. Nun ja, besser! Es ist mehr Land.

Bespandin. Nun, da lassen Sie uns tauschen. *(Sie schweigt)*

Balagalajew. Warum antworten Sie nicht?

Frau Kaurow. Was soll ich denn ohne Haus? Was brauch' ich dann das Gut?

Bespandin. Wenn mein Anteil besser ist, geben Sie mir das Haus und nehmen Sie die vierundzwanzig Deßjatinen.

(Beide schweigen)

Balagalajew. Seien Sie verständig, Anna Iljinischna! Folgen Sie dem Beispiel Ihres Bruders. Ich kann nicht genug Worte des Lobes für ihn finden heute. Er ist zu allen möglichen Konzessionen bereit. Sie brauchen bloß Ihre Wünsche zu äußern.

Frau Kaurow. Ich habe schon erklärt: ich will nicht wählen.

Balagalajew. Sie wollen nicht wählen und gehen auf nichts ein. Hier muß ich doch bemerken, daß das über das Maß meiner Kräfte hinausgeht. Wenn wir heute nicht fertig werden, so verzichte ich auf das Amt eines Schiedsrichters zwischen ihnen. Gehen Sie dann ruhig vor Gericht. Äußern Sie sich jetzt wenigstens, was Sie wünschen.

Frau Kaurow. Ich verlasse mich auf Sie, Nikolaij Iwanytsch.

Balagalajew. Sie haben aber kein Vertrauen zu mir . . . Wir müssen doch zu Ende kommen, Anna Iljinischna! Stellen Sie sich doch vor, es ist doch das dritte Jahr, daß das so geht! Sagen Sie, wie haben Sie sich nun entschieden?

Frau Kaurow. Was soll ich da sagen? Nikolaij Iwanytsch! Ich sehe, Sie sind alle gegen mich. Ihr seid fünf an der Zahl, und ich bin allein. Ich bin eine Frau. Es ist nicht schwer, so eine ins Bockshorn zu jagen. Und ich habe außer Gott niemand, der für mich eintritt. Ich bin in Ihrer Gewalt. Verfahren Sie mit mir, wie Sie wollen!

Balagalajew. Ei, ei, da muß ich doch sehr bitten! Das ist doch unverzeihlich! Schließlich reden Sie ein Zeug daher! Wir fünf Männer sollen gegen Sie, eine Frau, sein . . . Wer- den Sie denn hier irgendeiner Nötigung ausgesetzt?

Frau Kaurow. Nun, etwa nicht?

Balagalajew. Ach, das ist furchtbar!

Alupkin. *(zu Balagalajew)* Ach, machen Sie doch Schluß mit ihr!

Balagalajew. Halt, Anton Semjonytsch! Anna Iljinischna, hören Sie mich an. Sagen Sie uns Ihre Wünsche. Sollen wir das Haus auf Ihrem Anteil lassen und den Teil der Entschädigung Ihres Bruders verringern, und in welchem Maße verringern? Überhaupt: äußern Sie sich über Ihre Bedingungen.

Frau Kaurow. Was soll ich Ihnen denn da sagen? Nikolaij Iwanytsch! Natürlich, wir können uns nicht einigen. Gott wird Schiedsrichter zwischen uns sein.

Balagalajew. Hören Sie mal, ich sehe, daß Sie mit meinem Vorschlag unzufrieden sind . . .

Alupkin. Nun, antworten Sie doch!

Sußlow *(zu Alupkin)* Reden Sie doch nicht mit ihr! Sie sehen doch, es ist eine Frau mit einem Starrkopf!

Frau Kaurow. Ja, ich bin nicht zufrieden.

Balagalajew. Wollen Sie uns Ihre Unzufriedenheit detaillieren?

Frau Kaurow. Das kann ich nicht.

Balagalajew. Warum denn nicht?

Frau Kaurow. Ich kann nicht.

Balagalajew. Möglicherweise verstehen Sie mich nicht?

Frau Kaurow. Ich verstehe Sie nur allzu gut, Nikolaij Iwanytsch.

Balagalajew. Nun, dann sagen Sie uns endlich, zum letztenmal bitte ich Sie, wie man Sie zufriedenstellen kann, womit Sie eigentlich einverstanden wären!

Frau Kaurow. Nein, entschuldigen Sie! Wenn Sie Zwang anwenden, können Sie mit mir machen, was Sie wollen, denn ich bin ein Weib. Aber ich will eher sterben als mein Einverständnis erklären.

Alupkin. Sie wollen ein Weib sein? Nein, ein Teufel sind Sie! Sie haben es nur auf Schikanen abgesehn!

Balagalajew. Anton Semjonytsch!

Frau Kaurow. Meine Herren!

Sußlow und Mirwolin. Ich bitte Sie!

(Alle rufen es zugleich durcheinander)

Alupkin. *(zu Frau Kaurow)* Hör mal, ich bin ein alter Soldat. Ich drohe nicht bloß so ins Leere. Besinn dich, was du tust, mach keine Dummheiten, sonst geht's dir schlecht! Ich spaße nicht, hörst du?

Hättest du vernünftig opponiert, so hätte ich gar nichts einzuwenden. Aber du bist bockig wie ein Bulle . . . Hüte dich, Frauenzimmer, ich sag' es dir, hüte dich! . . .

Balagalajew. Anton Semjonytsch, ich muß gestehen . . .

Bespandin. Nikolaij Iwanytsch, das ist meine Sache! (Zu Alupkin) Mein Herr, gestatten Sie mir die Anfrage, mit welchem Recht . . .

Alupkin. Ah, Sie treten für Ihre Schwester ein?

Bespandin. Durchaus nicht für meine Schwester. Meine Schwester ist für mich –– ufff! Ich trete für die Ehre der Familie ein!

Alupkin. Für die Ehre der Familie? Womit bin ich der Familienehre zu nahe getreten?

Bespandin. Seltsame Frage! So etwas kann mir gefallen! Also sind Sie der Ansicht, hier könnte jeder Sonderling, der hier hereingeschneit ist . . .

Alupkin. Was soll das heißen, mein Herr!

Bespandin. Was das heißen soll? Mein Herr!

Alupkin. Das heißt: Es geht gegen den Komment, sich in einem fremden Hause zu beschimpfen. Sie sind ein Edelmann, und ich bin ein Edelmann. Wie wäre es denn, wenn wir morgen . . .

Bespandin. Auf jede gewünschte Waffe! Und wären es Messer!

Balagalajew. Meine Herrschaften! Was machen Sie da eigentlich! Ist Ihnen die Sache nicht genierlich? Ich bitte Sie, in meinem Hause . . .

Bespandin. Von Ihnen lasse ich mich nicht ins Bockshorn jagen, mein Herr!

Alupkin. Vor Ihnen hab' ich keine Angst! Aber Ihre Schwester. Um die zu charakterisieren, muß man schon Ausdrücke anwenden, die in guter Gesellschaft nicht schicklich sind.

Frau Kaurow. Ich bin auch mit allem einverstanden, liebe Väter! Ich bin mit allem einverstanden! Ich unterschreibe alles, was Sie wollen.

Sußlow *(zu Mirwolin)* Bruder, hast du meine Mütze nicht gesehen?

Balagalajew. Aber meine Herrschaften!

Gerassim (kommt herein und ruft) Pjotr Petrowitsch Pechterjow!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen und Pechterjow.

Pechterjow. Guten Tag, mein verehrter Nikolaij Iwanytsch!

Balagalajew. Meine Hochachtung, Pjotr Petrowitsch! Wie geht's Ihrer Frau Gemahlin?

Pechterjow *(mit allgemeiner Verbeugung)* Meine Herrschaften . . . Meine Frau ist gesund, Gott sei Dank. Cher Balagalajew! Entschuldigen Sie, ich komme zu spät. Ich sehe, Sie haben angefangen. Sie haben recht daran getan . . . Wie geht es Ihnen? Jewgenij Tichonytsch? Therapont Iljitsch? Anna Iljinischna? (Zu Mirwolin) Steckst du auch hier, Hungerleider? . . . Nun, geht die Sache voran?

Balagalajew. Nun, das könnte man nicht gerade sagen.

Pechterjow. Wie kommt denn das? Ich dachte doch . . . Ach, meine Herrschaften, das ist aber gar nicht schön! Gestatten Sie, daß ich, ein alter Mann, Ihnen die Leviten lese. Man muß die Sache unbedingt zu Ende bringen.

Balagalajew. Wünschen Sie nicht einen Imbiß?

Pechterjow. Nein, danke schön. *(Er führt Balagalajew beiseite und weist auf Alupkin)* Qui est ça?

Balagalajew. Ein Gutsbesitzer, neu in unserem Kreise – ein gewisser Alupkin . . . Ich stelle ihn Ihnen vor . . . Anton Semjonytsch! Gestatten Sie, daß ich Sie bekannt mache mit unserem hochverehrten Pjotr Petrowitsch . . . Anton Semjonytsch Alupkin aus Tambow . . .

Alupkin. Sehr erfreut!

Pechterjow. Seien Sie willkommen in unserem Kreis . . . Ja, warten Sie mal . . . Alupkin? Ich kannte einmal einen Alupkin in Petersburg. Das war so ein hochgewachsener Mensch. Er hatte den Star! Das war ein leidenschaftlicher Spieler und Bauspekulant. Sind Sie mit dem verwandt?

Alupkin. Nein, zu dienen! Ich habe keine Verwandten.

Pechterjow. Keine Verwandten? . . . Sagen Sie mal . . . Wie geht es Ihren Kindern, Anna Iljinischna?

Frau Kaurow. Ergebensten Dank, Pjotr Petrowitsch! Gott sei Dank, gut!

Pechterjow. Nun an die Arbeit, meine Herren . . . Schwatzen können wir später. An welchem Punkte habe ich Sie unterbrochen?

Balagalajew. Sie haben uns keineswegs unterbrochen, Pjotr Petrowitsch! Sie sind uns sehr zupaß gekommen. Es handelt sich also um folgendes . . .

Pechterjow. Pläne? *(Er setzt sich an den Tisch)*

Balagalajew. Ja, Pläne. Sehen Sie Pjotr Petrowitsch! Wir können zu keinem vernünftigen Resultat kommen, das heißt eine Einigung herstellen zwischen Herrn Bespandin und seiner Schwester. Ich bezweifle, wie ich gestehen muß, daß wir in dieser Sache Erfolg haben werden, und bin bereit, auf dies Amt zu verzichten.

Pechterjow. O nein, Nikolaij Iwanytsch! Nur ein wenig Geduld. Ein Adelsmarschall muß die fleischgewordene Geduld selber sein.

Balagalajew. Die verehrlichen Eigentümer sind übereingekommen, das Gutshaus nicht zu teilen, sondern das Gutshaus bei dem einen Anteil zu belassen. Jetzt entsteht die Schwierigkeit, welche Entschädigung soll für das Gutshaus festgesetzt werden. Ich mache den Vorschlag, dieses Wiesenland dafür zu bestimmen.

Pechterjow. Dieses Wiesenland? Erlauben Sie mal.

Balagalajew. Ja, darum dreht es sich jetzt. Herr Bespandin ist einverstanden, aber seine Schwester hier geht auf nichts ein und will überhaupt ihre Wünsche nicht äußern.

Alupkin. Wie man so sagt: nicht hü, nicht hott.

Pechterjow. Also so steht die Sache! Wissen Sie was, Nikolaij Iwanytsch! Sie kennen zwar die Sache besser, aber ich hätte das Gut anders verteilt.

Balagalajew. Ja, wie denn das?

Pechterjow. Möglicherweise sage ich eine Dummheit, aber Sie entschuldigen mich alten Mann . . . Savez-vous, cher ami? Ich würde die Sache so teilen. Geben Sie mir mal einen kleinen Bleistift.

Mirwolin. Hier ist der Bleistift.

Pechterjow. Danke. Ich würde die Sache so machen, Nikolaij Iwanytsch . . . Von hier – dahin, und von hier – da- hin; von diesem Punkt – sehen Sie mal – dahin – und von dort schließlich dahin.

Balagalajew. Aber ich bitte Sie, Pjotr Petrowitsch! Erstens werden dann die beiden Anteile völlig ungleich sein . . .

Pechterjow. Das ist doch weiter kein Unglück . . .

Balagalajew. Und zweitens wird in diesem Anteil hier gar kein Heuschlag möglich sein.

Pechterjow. Das tut doch nichts! Gras kann doch überall wachsen.

Balagalajew. Und überdies bestimmen Sie den Wald so, daß nur der Inhaber eines Anteils ihn innehat und der andere gar nichts.

Frau Kaurow. Diesen Anteil würde ich mit Vergnügen nehmen.

Balagalajew. Und wie zum Beispiel denken Sie sich das, daß die Straßen sein sollen, wenn die Bauern mal wegfahren wollen?

Pechterjow. Auf alle diese Einwürfe zu antworten, würde sehr leicht sein, und überdies wissen Sie natürlich besser Bescheid . . . Sie werden mich entschuldigen.

Frau Kaurow. Mir gefällt die Sache gerade so sehr gut.

Alupkin. Also speziell wie?

Frau Kaurow. So, wie Pjotr Petrowitsch geteilt hat.

Bespandin. Darf man mal sehen?

Frau Kaurow. Wie Sie wollen! Ich bin mit Pjotr Petrowitsch einverstanden.

Alupkin. Das ist ja gräßlich! Gesehen hat sie nichts, aber zustimmen tut sie.

Frau Kaurow. Woher weißt du denn, Väterchen, daß ich nichts gesehen habe?

Alupkin. In dem Falle sagen Sie uns doch, welchen Anteil Sie gewählt haben.

Frau Kaurow. Welchen? Nun, den Anteil, wo der Wald ist, der Heuschlag und wo ein bißchen mehr guter Boden ist.

Alupkin. Sie wollen wohl, daß man Ihnen alles ausliefern soll?

Sußlow *(zu Alupkin)* Ach, es lohnt doch gar nicht!

Pechterjow *(zu Bespandin)* Wie ist denn Ihre Ansicht?

Bespandin. Ich glaube nicht, daß es so geht. Im übrigen bin ich bereit, den Anteil zu nehmen, wenn man mir ihn gibt.

Frau Kaurow. Ich bin bereit, denselben Anteil anzunehmen.

Alupkin. Welchen denn?

Frau Kaurow. Den, den mein Bruder will!

Sußlow. Sie müssen doch zugeben, daß Sie auf nichts eingehen will.

Pechterjow. Indessen erlauben Sie! Zwei Leute können doch nicht ein und denselben Anteil bekommen! Einer muß doch großmütig sein

und ein Opfer bringen und den schlechteren nehmen.

Bespandin. Ich wage zu fragen, im Interesse welches Teufels ich großmütig sein soll.

Pechterjow. Im Interesse welches . . . Te, te . . . Sehr merkwürdige Ausdrücke haben Sie da, das muß ich sagen, wenn Sie geruhen, von Ihrer Schwester zu reden.

Bespandin. Da habe ich meine Bescherung.

Pechterjow. Ihre Schwester, das dürfen Sie nicht vergessen, gehört dem schwachen Geschlechte an. Sie ist eine Frauensperson, und Sie sind eine Mannsperson. Therapont Iljitsch, ist sie keine Frauensperson?

Bespandin. Es scheint, wir geraten ins Philosophieren. . . .

Pechterjow. Wie meinen Sie das?

Bespandin. Nun, wie man so philosophiert.

Pechterjow. Ei, ei! Da muß ich doch mein Erstaunen ausdrücken. Oder sind Sie nicht darüber erstaunt, meine Herrschaften?

Alupkin. Ich? Ich gerate heute über kein Ding mehr in Erstaunen. Sie können mir erzählen, Sie hätten Ihren leiblichen Vater verspeist. Ich werde es Ihnen glauben, aber erstaunen werde ich nicht.

Balagalajew. Meine Herrschaften, ein Wort! Die Bockbeinigkeit der Herrschaften beweist, die Bockbeinigkeit ist schlimmer als früher, daß Ihr Projekt, verehrter Pjotr Petrowitsch, nicht ganz glücklich ist.

Pechterjow. Das müssen Sie erst dartun, bitte. Ihr Vorschlag mag glänzend sein, aber auch mein Projekt kann man nicht kurzer Hand kritisieren. Ich führte die Linie sozusagen en gros. In Kleinigkeiten mögen mir Fehler unterlaufen sein. Man muß beide Anteile abrunden, selbstverständlich auf spezielle Sachen eingehen. Aber warum soll mein Projekt nicht ganz glücklich sein?

Alupkin. *(zu Sußlow)* Welche Linie hat er denn gezogen?

Sußlow. En gros!

Alupkin. Was heißt denn das »en gros« eigentlich?

Sußlow. Gott mag wissen, das ist irgend so ein deutsches Wort.

Balagalajew. Also wollen wir uns darauf einigen, daß Ihr Projekt brillant ist, Pjotr Petrowitsch. Aber die Hauptsache ist und bleibt, daß man zu gleichen Teilen teilen muß, das ist der springende Punkt.

Pechterjow. Sehr wohl! Im übrigen müssen Sie das ja besser wissen. Ich will mich nicht streiten. Mein Projekt ist nicht ganz glücklich, wie Sie sagen . . .

Balagalajew. Ja, aber Pjotr Petrowitsch!

Frau Kaurow. Ich weiß, warum Nikolaij Iwanytsch so seinen Kopf aufsetzt.

Balagalajew. Sprechen Sie sich nur aus, Madame!

Frau Kaurow. Ich weiß es bestimmt.

Balagalajew. Ich bitte Sie, frei von der Leber weg zu reden.

Frau Kaurow. Nun, Nikolaij Iwanytsch will Therapont Iljitsch den Wald für ein Butterbrot abkaufen. Daher gibt er sich solche Mühe, daß Therapont Iljitsch den Wald kriegt.

Balagalajew. Anna Iljinischna, gestatten Sie die Bemerkung, daß Sie ganz unpassende Sachen äußern. Ist denn Ihr Bruder ein Kind? Bekommen Sie denn Ihre Hälfte nicht? . . . Und wer hat Ihnen das mit dem Walde aufgebunden, daß ich ihn kaufen will? Können Sie Ihrem Bruder verbieten, sein Eigentum zu verkaufen?

Frau Kaurow. Verbieten kann ich das nicht. Und es dreht sich gar nicht darum. Es dreht sich darum, daß Ihr Gewissen bei dieser Sache nicht rein ist, daß Sie nicht gemäß der Gerechtigkeit verfahren, sondern gemäß Ihrem eigenen Vorteil.

Balagalajew. Oh – das geht doch über die Hutschnur!

Alupkin. Sehen Sie, sehen Sie, jetzt müssen Sie's doch selbst sagen.

Pechterjow. All das ist sehr kompliziert, muß ich sagen, sehr dunkel und kompliziert.

Balagalajew. Da muß einem doch der Geduldsfaden reißen . . . Dabei ist doch nichts Kompliziertes, nichts Dunkles! Nun ja, wenn ich auch die Absicht hätte, Therapont Iljitsch den Wald abzukaufen . . . ja vielleicht die ganze Gutshälfte, was folgt dann daraus, bitte schön. Blieb Euch nicht das Wort im Halse stecken, als Ihr sagtet, ich teilte nicht nach meinem reinen Gewissen? Anna Iljinischna ist eine Frau, aber Sie, Pjotr Petrowitsch, mit Ihrem . . . kompliziert. Sie hätten sich doch erst überzeugen müssen, ob das Gut fachgemäß geteilt ist. Es muß doch fachgemäß geteilt sein, da den Herrschaften die Wahl der Teile überlassen ist.

Pechterjow. Sie regen sich unnütz auf, Nikolaij Iwanytsch!

Balagalajew. Ich bitte Sie, wenn man mich in einen, wer weiß was für einen Verdacht bringt, mich, den Adelsmarschall, der das schmeichelhafte Vertrauen des Adels genießt, soll man sich nicht aufregen, wenn es um die Ehre geht?

Pechterjow. Davon ist nicht die Rede. Und überdies, wenn es geschehen kann, warum soll man nicht den eigenen Vorteil mit dem Vorteil des anderen kombinieren. Was aber das Amt des Adelsmarschalls angeht, glauben Sie mir, Nikolaij Iwanytsch, da wählt man eben nicht immer die Würdigsten. Und wenn jemand sein Amt hat niederlegen müssen, so bedeutet das nicht, daß er unwürdig ist. Im übrigen betrifft Sie das nicht.

Balagalajew. Ich verstehe, Pjotr Petrowitsch! Sie haben das gesagt im Hinblick auf sich selbst und so beiläufig auch auf mich. Die Wahlen stehen vor der Tür. Vielleicht gehn dem Adel endlich die Augen auf, vielleicht belohnt er endlich Ihre reellen Verdienste.

Pechterjow. Wenn die Herren vom Adel mir ihr Vertrauen schenken – an mir soll es nicht fehlen, da können Sie ganz ruhig sein.

Frau Kaurow. Dann erst werden wir einen richtigen Adelsmarschall haben!

Balagalajew. Ich zweifle nicht daran. Sie werden verstehen, daß ich nach allen diesen beleidigenden Anspielungen es für völlig unpassend halten muß, mich in Ihre Angelegenheiten einzumischen.

Bespandin. Ja, warum denn, Nikolaij Iwanytsch?

Pechterjow. Nikolaij Iwanytsch, ich verstehe wirklich . . .

B**alagalajew.** Nein, da müssen Sie schon verzeihen . . . Hier sind die Briefe – Hier sind die Pläne! Teilt, wie Ihr es versteht, und wendet Euch, wenn Ihr wollt, an Pjotr Petrowitsch!

Frau Kaurow. Aber mit Vergnügen!

Pechterjow. Ich lehne entschieden ab. Ich beabsichtige durchaus nicht . . .

Bespandin. Nikolaij Iwanytsch! Bitte schön, entschuldigen Sie uns, das heißt, dieses dumme Frauenzimmer, sie ist ja die Ursache von dem ganzen Krakeel.

Balagalajew. Ich will überhaupt nichts mehr hören. Teilen Sie Ihren Kram, wie Sie wollen, ich habe mit der ganzen Sache nichts mehr zu schaffen. Ich bin am Rande mit meiner Kraft.

Bespandin. An allem bist du schuld, hirnloses Frauenzimmer. Ich sollte dir den Wald und alle Wiesen und das Gutshaus überlassen, und das gleich, da kannst du lange warten.

Alupkin. Bravo, bravo! So muß man's der zeigen!

Frau Kaurow. Pjotr Petrowitsch! Nimm mich unter deinen Schirm, Väterchen! Ihr wißt ja nicht, was das für ein Mensch ist. Er ist bereit, mir die Kehle abzuschneiden, Väterchen! Er ist ein Ungeheuer, ein Totschläger! Er hat schon mehrere Mordversuche an mir gemacht.

Bespandin. Schweig, verrücktes Frauenzimmer! Nikolaij Iwanytsch, bitte schön.

Frau Kaurow *(zu Pechterjow)* Väterchen, Väterchen

Pechterjow. Erlauben Sie mal, was soll das schließlich vorstellen?

Elfter Auftritt.

Die Vorigen und Naglanowitsch.

Naglanowitsch. Nikolaij Iwanytsch, ich komme zu Ihnen . . . Seine Exzellenz geruhte . . .

Alupkin. Sie sind also wieder hinter mir her? Wieder wegen des Ziegenbockes?

Naglanowitsch. Was ist los? Sind Sie verrückt geworden? Was ist das für ein Mensch?

Alupkin. Ah, Sie haben mich nicht erkannt! Ich bin der Gutsbesitzer Alupkin.

Naglanowitsch. Die Sache mit Ihrem Ziegenbock geht den Instanzenweg. Mit Ihnen habe ich nichts zu schaffen. Ich will zu Nikolaij Iwanytsch.

Pechterjow. Lassen Sie mich, Madame, lassen Sie mich in Frieden!

Frau Kaurow. Väterchen, beschütze mich und nimm die Teilung vor.

Alupkin. *(zu Naglanowitsch)* Mein Herr, ich kenne keine Rücksicht! Mein Herr, Sie haben mich beleidigt! Ich bin doch, hol's der Teufel, nicht Ihr Ziegenbock!

Naglanowitsch. Was will denn der verrückte Kerl hier?

Bespandin. Nikolaij Iwanytsch, nehmen Sie die Papiere wieder an sich.

Balagalajew. Halt, meine Herrschaften, hören Sie mich an! Mir dreht sich der Kopf . . . Gutsteilung – Ziegenbock – ein halsstarriges Frauenzimmer – ein Gutsbesitzer aus Tambow – wider Erwarten der Landkommissar – morgen Duell – ich kein reines Gewissen mehr – Gutshaus – der Wald für ein Butterbrot – Frühstück – Lärm – Wirrwarr . . . Nein, das geht über meine Kraft! Ich kann nicht mehr. Ich verstehe gar nichts mehr davon, was Sie da sagen! Ich bin völlig ausgepumpt! Ich kann nicht mehr! *(Er geht ab)*

Pechterjow. Nikolaij Iwanytsch! Nikolaij Iwanytsch! Das ist ja herrlich, das muß ich sagen! Der Herr vom Hause drückt sich, was bleibt uns denn übrig zu tun?

Naglanowitsch. Was soll denn dieses Durcheinander bedeuten? *(Zu Welwizki)* Ich lasse ihm sagen, ich hätte ihn dienstlich zu sprechen.

(Welwizki ab)

Frau Kaurow. Gott mit ihm! Väterchen, wann werden Sie die Teilung zwischen uns vornehmen?

Pechterjow. Sie irren sich offenbar in meiner Person.

Bespandin. Ja, prost Mahlzeit! Da sitzen wir in der Klemme. Och, du! Hol' der Teufel alle Weiber von jetzt an in alle Ewigkeit!

Frau Kaurow. Ich wenigstens für meinen Teil habe in keiner Weise schuld.

Welwizki *(kommt herein)* Nikolaij Iwanytsch lassen sagen, er könnte niemand empfangen. Er hat sich zu Bett gelegt.

Naglanowitsch. Die Gäste scheinen ihn ja nett bewirtet zu haben. Da läßt sich nichts weiter dabei machen. Ich lasse ihm einen Zettel da . . . Mein Kompliment der ganzen Gesellschaft! *(Er geht.)*

Alupkin. Sie treff' ich noch, mein verehrter Herr! Haben Sie mich verstanden? Meine Herrschaften, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. *(Geht)*

Pechterjow. Warten Sie doch! Wohin eilen Sie denn? Wir gehen ja alle mit! Ich gestehe, so was hab' ich mein Lebtag noch nicht erlebt. *(Er geht ab)*

Frau Kaurow. Pjotr Petrowitsch, Väterchen! Nehmen Sie die Teilung vor! *(Sie eilt ihm nach)*

Mirwolin. Jewgenij Tichonytsch! Was wollen wir noch hier? Wir können doch nicht allein dableiben?

Sußlow. Wart einmal ein Weilchen. Er erholt sich schon, dann setzen wir uns hin und spielen Préférence.

Mirwolin. Das läßt sich hören. Bei solcher Gelegenheit kann man den Becher kreisen lassen.

Sußlow. Nun freilich, Mirwolin, freilich! Bechern! Aber sag" mal, das ist doch noch eine Frau! Die steckt selbst meine Glafyra Andrejewna in den Sack. Das nenn' ich mal eine fröhliche Teilung.



Unvorsichtigkeit (1843).

Deutsch von
Ida Orloff.

Personen

Don Baltazar d'Esturis, 55 Jahre
Doña Dolores, seine Frau, 27 Jahre
Don Pablo Cangre, sein Freund, 40 Jahre
Don Rafael de Luna, 30 Jahre
Margarita, Dienerin, 59 Jahre

Erste Szene

Die Bühne stellt eine Straße vor dem Landhause Don Baltazars vor. Von dem Hause nach rechts eine Steinmauer. Das Haus ist zweistöckig und hat einen Balkon; vor dem Balkon Oliven- und Lorbeerbüsche. Auf dem Balkon sitzt Doña Dolores.

Doña Dolores *(nachdem sie längere Zeit geschwiegen)* Ich langweile mich doch so, ich habe nichts zu lesen, ich kann auch nicht auf Canevas sticken, ich darf nicht aus dem Hause gehn. Was soll ich denn nur so allein? Man könnte im Garten herumspazieren? Um keinen Preis der Welt! Den Garten habe ich nun mal satt! Und die Erinnerungen dort! Hier, hier hat mich mein Mann ausgescholten; und hier, hier war es, wo er mir verbot, bei Tage ans Fenster zu gehn; ach, und hier, an diesem Baum hat er mir seine Liebe gestanden. Das war einmal! . . . *(Mit einem Seufzer)* Ach, das war das Schlimmste von allem! . . . *(Sie verfällt in Nachdenken und beginnt nach einiger Zeit ein Lied)* Tra-la-la-la-tra! . . . Ach, da geht unsere Nachbarin . . . O wie wundervoll ist dieser Abend, welch linde Lüfte . . . Ach, schön wär's, jetzt mit einem liebenswürd'gen Menschen von guten Manieren auf dem Prado sich

zu ergehn! . . . Wie angenehm müßte es sein, einer zarten, ehrerbiet'gen Stimme zu lauschen und nicht immer der altersschwachen, krächzenden meines Ma . . . *(Sie blickt sich ängstlich um.)* Dann ging' ich mit ihm zum Haus zurück, er würde sich verneigen, würde um die Erlaubnis bitten, meine Hand zu küssen – und ich, ohne den Handschuh abzustreifen, ich würde ihm den allerkleinsten Finger reichen – so . . . Ach, wie herrlich sind diese Wolken! . . . Heute langweile ich mich wirklich noch schlimmer als sonst, ich weiß eigentlich selbst nicht warum . . . Es ist wahr, manchmal kommt's mir vor, als wenn sich mein Mann besser kleiden täte, als hätte er einen Hut mit großer weißer Feder angeschafft und ein Mäntelchen aus schönstem Samt, Sporen und Degen . . . Wahrhaftig, dann würde ich ihn lieben, doch auch das kann man nicht so sicher wissen . . . Er ist doch so entsetzlich dick und alt . . . Und da trägt er immer so ein schwarzes schäb'ges Kamisol und hat ewig denselben Hut auf. Dann schon diese halbverdorbene rote Feder! *(Nachdenklich)* Ach, auch ich bin ja nicht mehr so jung . . . bald siebenundzwanzig! Also sieben Jahr leb' ich in dieser Ehe! Und was habe ich groß von meinem Leben, wie? Warum kam noch nie das wunderbare, das große Ereignis? Für die ganze Nachbarschaft bin ich das Muster einer Ehefrau! Was habe ich schließlich davon? Ah, gnad' mir Gott, da hab' ich mich versündigt . . . Doch was geht einem nicht alles durch den Kopf, wenn man sich langweilt? Soll denn mein ganzes Leben so weitergehen? Soll ich jeden neuen Morgen dem Gatten die Schlafmütze vom Kopf ziehn und jedesmal für diesen Liebesdienst so einen kühlen Kuß bekommen? Soll ich denn jeden Abend diesen unerträglichen, unausstehlichen Cangre sehen? Soll diese Margarita mich ewig unter ihrer Obhut haben? Bewahr' mich Gott, mir graut davor! Gottlob, für jetzt ist sie fortgegangen, und ich habe doch ein Stündchen für mich . . . Ich fühle ja, ich bin sehr tugendhaft . . . Ich fühle ja: ich werde um keinen Preis meinen Gatten hintergehn . . . Warum erlaubt man mir denn nicht, wenn auch nur selten, einmal einen Menschen zu sehn? . . . Und Bücher gibt man mir, so ganz alte und schwere . . . An ein einz'ges in meinem Leben entsinn' ich mich; im Kloster, da fiel mir ein Büchlein in die Hand . . . Ach, ein geliebtes Büchlein, Roman in Briefen stand darauf: ein junger Mann schreibt seiner Liebsten erst einfach, dann in Versen . . . Und sie erwidert ihm . . . All die Gedichte konnte ich auswendig . . . Mein Gott! Wenn ich je solchen Brief erhielte! . . . Doch,

ach – wie sollte so etwas geschehn? Wir wohnen doch in dieser ganz entlegnen Gegend . . . Wenn einmal einer sich hierher zu uns verirrte!

Don Rafael *(rasch unter dem Balkon hervortretend)* Was würden Sie dann tun, o herrlichste Seniora? *(Doña Dolores springt voller Schrecken auf und steht regungslos da)*

Don Rafael *(sich tief verneigend)* Seniora, Euer demutsvollster und ehrerbietigster Bewundrer harrt Eures Worts!

Doña Dolores *(mit zitternder Stimme)* Wie das . . . ? Bewunderer . . . ? Ich sehe Euch das erste Mal.

Don Rafael *(für sich)* Ich auch . . . *(laut)* Señora . . . lang schon liebe ich Euch . . . Was sag' ich . . . »liebe«! Ich vergehe vor Qualen und Verzweiflung! . . . Ihr habt mich nicht bemerkt, und ich hab' mich selbst auf jede Art bemüht, unsichtbar zu bleiben . . . Ich fürchtete Verdacht zu erregen und fürchtete, daß Euer Gatte Verdacht schöpfen könnte.

Doña Dolores will forteilen)

Don Rafael *(in Verzweiflung)* Ihr wollt gehn? . . . Und habt doch selbst das Schicksal, das Euch traf, beklagt . . . Erbarmt Euch! Wenn Ihr das Kennenlernen vermeiden wollt, wie wollet Ihr Eurer Einsamkeit entgehn? Es ist wahr, unsere Begegnung vollzog sich nicht in sonst gewohnter Art . . . Aber was tut denn das? Seht, ich glaube fest, Euren Gatten habt Ihr in der alltäglichsten Art kennengelernt.

Doña Dolores. Ich weiß es wirklich nicht . . .

Don Rafael *(mit beschwörender Stimme)* Ach bleibet, bleibet! Wenn Ihr nur wüßtet. *(Er seufzt)*

Doña Dolores. Wo habt Ihr mich nur sehen können?

Don Rafael *(halblaut)* O unschuldsvolle Taube du! –*(Laut)* Wo? Ihr fraget: wo? Hier . . . und nicht nur hier, sogar auch . . . dort! *(Er deutet auf das Haus. Für sich)* Man muß sie in Erstaunen setzen . . .

Doña Dolores. Nicht möglich . . .

Don Rafael. Höret mich an: Ihr kennt mich nicht. Ihr wißt nicht, wie oft ich meine Ehre, mein Leben auch aufs Spiel gesetzet hab', welchen Gefahren ich getrotzt – – – und nur, um Euch, sei's auch nur aus der Ferne, bisweilen zu sehn, Eure Stimm" zu hören . . . *(mit gesenkter Stimme)* mich zu ergötzen, quälerisch mich zu ergötzen an Eurem stillen Träumen! *(Für sich)* Bravo!

Doña Dolores. Ihr ängstigt mich . . . *(Zitternd)* Ach Gott, mein Gott, mir scheint, ich höre Margaritas Stimme . . . *(Will fort)*

Don Rafael. Geht nicht fort, herrliche Seniora, geht nicht fort . . . Euer Gatte ist doch nicht zu Haus?

Doña Dolores. Jedoch . . .

Don Rafael. Stellt Euch nur vor, was Ihr durch Euer bloßes Sein mir, dem fremden Menschen hier, schenket, der . . . um's mit einem Wort zu sagen, in die höchsten . . . Seid nicht grausam, bleibet, ich fleh' Euch an.

Doña Dolores. Ich bitt' Euch, man könnte denken . . .

Don Rafael. Was könnte man denn denken? Sagt es nur! Dies ist doch eine Straße? Ist es nicht allen hier erlaubt zu gehen? Ich geh' vorüber . . . *(er tut es)*, und es gefällt mir, umzukehren *(er kommt zurück).* Was ist denn daran bös . . . oder verdächtig? Der Platz gefällt mir, erregt mein Wohlgefallen . . . Und Ihr . . . Ihr sitzet hier auf dem Balkon . . . Wenn es Euch genehm, jetzt in der frischen Luft zu sitzen . . . wer kann es Euch verbieten? Ihr hebt nicht mal die Augen . . . seid in Gedanken versunken . . . Ihr schenket keine Aufmerksamkeit dem, was sich auf der Straße zuträgt . . . Ich bitt' Euch nicht, mit mir zu sprechen, obgleich ich namenlos dankbar wär' für jedwedes Gewähren. . . . Ihr werdet hier sitzen, und ich werd' nur vor- übergehen und Euch bewundern . . . *(Er beginnt auf und ab zu gehen.)*

Doña Dolores *(halblaut)* Mein Gott! Wie wird mir denn? . . . Mein Kopf, der glüht, ich kann kaum atmen . . . Ich war auf solch eine Begegnung nicht gefaßt . . .

Don Rafael *(singt leise ein Lied)* *Ich kann dich nicht erwarten, Liebe, Liebe,*
Und sterben muß ich ohne dich, o Liebe!
Ich schmachte, und ich quäle mich!
Und über all dem muß ich sterben!
Ich kann es nicht erwarten, nicht erwarten!

Doña Dolores *(mit schwacher Stimme)* Senior . . .

Don Rafael. Seniora?

Doña Dolores. Wahrhaftig, jetzt wäre es besser für Euch, Ihr ginget fort . . . Mein Mann, Don Baltazar, ist sehr, sehr eifersüchtig . . . und überdies: ich liebe meinen Mann . . .

Don Rafael. Daran zweifle ich nicht, gar nicht!

Doña Dolores. Ihr zweifelt nicht daran?

Don Rafael. Ihr sagtet, glaube ich, Ihr fürchtetet Euren Mann . . .

Doña Dolores *(verwirrt)* Ich? . . . Ihr habt mich nicht . . . doch ich bin nicht allein hier . . . Margarita, die Alte . . .

(Aus einem Fenster des oberen Stockwerks steckt Margarita vorsichtig den Kopf hervor)

Don Rafael Die fürchte ich nicht . . .

Doña Dolores. Der Gärtner Pepe ist stark . . .

Don Rafael *(ein wenig beunruhigt)* Stark? *(Auf seinen Degen blickend)* Ich fürcht' auch den nicht.

Doña Dolores. Mein Mann muß gleich zurückkehren . . .

Don Rafael. Wir werden ihn passieren lassen . . . Und dann vergesset nicht, sollte Gefahr im Anzug sein, Ihr könnt doch sofort verschwinden.

Doña Dolores. Die Nacht liegt vor den Toren . . .

Don Rafael. Die Nacht . . . ach, die Nacht! Göttliche Nacht! Mögt Ihr die Nacht? Ich gerate in Verzückung bei dem bloßen Worte »Nacht« . . .

Doña Dolores. Leise, um Gotteswillen . . .

Don Rafael. Schön, ich werd' nicht sprechen . . . Es ist doch jedermann erlaubt, sich auf dieser Straße zu ergehen. Ihr sollet jetzt ein Lied von einem meiner Freunde hören, einem Dichter, der in Sevilla einst Student war . . . *(Er singt, auf der Straße auf und ab gehend, ziemlich laut):*

Auf ein kurzes Wiedersehen komm du,
daß ich stumm dich herze,
eh des Mondes blasse Kerze
muß am Sonnenglanz vergehen.

An dem Fenster, an der Mauer
deines Hauses will ich warten,
tief verhüllt in dunkler Trauer,
bis du niedersteigt zum Garten.

Sterne sprühen, und voll Gluten
lockt der Nachtigallen Drängen –
folg den schluchzenden Gesängen,
steig mir auf, Stern alles Guten!

Lebten wir gleich tausend Jahre,
nie sei diese Nacht vergessen!
Nichts mehr kann mit ihr sich messen
bis zum Tode, bis zur Bahre!

Leicht und flüchtig wie ein Traum,
liebe Seele, spähst du hier!
Ängstlich forscht dein Blick im Raum
, eh du niedersteigst zu mir.

Und ich stürze auf die Stufen,
und ich kniee vor dich hin!
Meine heißen Augen rufen
dich, du meine Königin!

Bis gestillt dein letztes Beben
in der Herzen heißem Bund,
deiner Lippen süßes Leben
aufblüht unter meinem Mund.

Oder rührt dich nicht mein Wille
und du schläft, gekreuzt die Hände,
und ich rufe durch die Stille
ohne Sinn und ohne Ende –?

Doña Dolores *(halblaut)* Ich sollte fort . . . und ich vermag es nicht . . . Wie wird das alles ausgehn? *(Sieht sich um.)* Niemand hört und sieht uns . . . Pst . . . *(Don Rafael eilig auf den Balkon zu.)* Hört mich an, Señor, Ihr seid doch überzeugt, daß ich die ehrbarste Frau bin? . . . *(Don Rafael verneigt sich tief)* Begeht keine Unbedachtsamkeit . . . nur keine übermütigen Streiche . . . anderes . . . ist . . . unmöglich . . . verstehet mich wohl . . . unmöglich.

Don Rafael *(für sich)* Was soll das bedeuten?

Doña Dolores. Ihr müsset es doch selbst wissen: Übermütige Streiche sind gut, wenn sie bald ein Ende haben . . . Wir haben, scheint mir, schon lang genug uns hier so ausgelassen unterhalten. Ich wünsche Euch nunmehr eine gute Nacht!

Don Rafael. Leicht habt Ihr sagen: eine »gute«!

Doña Dolores. Ich weiß gewiß, daß Ihr gar herrlich ruhen werdet . . . doch wenn Ihr wollt . . . *(im Übermut)* ein ander Mal . . .

Don Rafael *(für sich)* O - sieh!

Doña Dolores. Ich rat' Euch gut, sich hier in der Näh' nicht mehr blicken zu lassen. Es würde auffallen. . . . Ich wundere mich, daß Euch bis jetzt noch niemand sah . . . *(Margarita lächelt)* Wenn Ihr wüßtet, wie ich bebe . . . *(Don Rafael seufzt)* Kommt am Sonntag ins Kloster . . . ich bin manchmal dort – mit meinem Mann . . .

Don Rafael *(beiseite)* Gehorsamster Diener – ich bin nicht sechzehn Jahre. *(laut)* Seniora, Ihr kennet mich noch nicht! Ihr ahnt nicht, was ich imstande bin zu tun! . . . Ich bin imstande, auf diesen Stein zu steigen *(er führt alles aus, was er sagt)* und mich auf diese Mauer zu schwingen – – –

Doña Dolores *(in Angst, beinahe schreiend)* Um Gotteswillen, was tut Ihr da?

Don Rafael *(kaltblütig)* Wenn Ihr zu schreien anhebt, da stürzen ja alle Menschen rasch herbei – da kann ich schließlich gefangen und gar erschlagen werden . . . und Ihr, Ihr werdet dann die Schuld an meinem Tode haben! (Er springt auf die Mauer)

Doña Dolores *(in zunehmender Angst)* Weshalb seid Ihr auf diese Mauer gesprungen?

Don Rafael. Weshalb? Ich will in Euren Garten . . . Die Spur von Euren Füßen muß ich suchen im Tau, auf Eures Gartens Stufen *(für sich)* Ah, ich spreche schon in Versen. *(laut)* die schönste Blume pflücke ich mir dann zur Erinnerung . . . Indes, adieu – das heißt auf Wiedersehn . . . Ihr könnt Euch nicht denken, wie schrecklich unbequem es ist, auf dieser Mauer zu sitzen . . . *(beiseite)* Im Hof ist niemand zu sehen . . . ich lasse mich herunter! *(Springt von der Mauer herunter)*

Doña Dolores. Er ist von Sinnen! Schon ist er im Hof, er läuft in den Garten . . . es klopft an meiner Tür . . . Oh, ich bin verloren, ich bin verloren! Ich geh' und schließ' mich in meinem Zimmer ein . . . Dann seh' ich ihn nicht mehr! . . . Ich verzichte gern auf solch ein Abenteuer! . . . *(Geht ab)*

(Margaritas Kopf zieht sich zurück)

(Nach einiger Zeit tritt Don Baltazar ein)

Don Baltazar. Wie angenehm ist doch solch ein Gang durch die Abendluft . . . Also da wären wir! Zeit war es schon . . . es war schon Zeit, ich hab' den Spaziergang schon allzu lange ausgedehnt. Ich denke, es dürfte jetzt schon zehn Uhr sein . . . Wie herrlich werd' ich ruhn! Und zu Hause erwartet mich die liebe, teure, unvergleichliche, junge Frau . . . Wie angenehm, bei Gott, wie angenehm . . . ich war nie ein Freund von Schwelgerei . . . warum denn auch? Man hat, Gott sei gelobt, noch so viel Zeit . . . das Leben währt so lang . . . wozu sich überstürzen? Schon als Kind liebte ich es nicht, mich zu beeilen . . . Ich entsinne mich noch, als man mir saftige reife Birnen zu essen gab, ich habe niemals alle aufgegessen wie mancher dumme Kerl . . . nein, ich ging, verweilte, setzte mich, zog meine Birne langsam aus der Tasche, sah sie mir erst von allen Seiten an, küßt' sie, beguckte sie, führt' sie an meine Lippen, hielt sie dann weiter von mir fort – bewundre sie, weid' mich an ihr, und schließlich kneif' ich die Augen zu und eß' sie auf! Ach, ich hätte ein Kätzchen werden sollen. So ist's noch jetzt . . . Ich könnte gleich zu meiner Frau gehn, zu meiner lieben jungen Frau – – jedoch warum? warten wir noch ein wenig! Ich weiß, sie ist gut bewacht und unversehrt . . . Achtet doch Margarita stets auf sie, und auch der Pepe tut's . . . Wie sollt' man unachtsam sein bei so einer Frau, wie mein Seelchen, mein Täubchen ist? . . . Und Cangre – das ist einmal ein Freund, ein wahrer Schatz, eine Kostbarkeit. Da sagt man, Freundschaft gäb' es nicht auf Erden. Was für ein Unsinn! Was für dummes Zeug! Zum Beispiel ich. – Ich bin ein ängstlicher Charakter, was kann man dabei tun! Ich weiß es, und wenn ich mich auch ärgere über diese Unverschämten, diese Windhunde! Selbst in der Kirche schaun sie der keuschesten Frau ganz frech ins Antlitz; gequälten Herzens schweige ich und duld' still . . . Jedoch mein Pablo . . . oh, mein Pablo! Wagt es je ein Mensch einmal, gar zu viel nach meinem Weibe hinzusehn . . . Und alles nur aus Freundschaft! Ich dachte erst *(lacht)* – wahrhaftig, man sagt doch: alte Männer sind eifersüchtig. Ich dachte schon, daß Cangre selbst . . . *(lacht noch lauter)* . . . doch jetzt bin ich vollkommen beruhigt. Mit ihr hat er doch kaum ein Wort gewechselt, er sieht sie niemals an, er sitzt nur immer da mit finsterem Gesicht . . . und sie, sie fürchtet ihn, mein Gott, wie fürchtet sie ihn. Ich sagt' ihm schon: »Pablo, so hör doch, sei doch ein wenig freundlich, Pablo.« Doch er darauf: »Sei du doch freundlich! Das ist deine Sache . . . du bist alt, du mußt die

Liebenswürdigkeit zu Hilfe nehmen . . . ich bin ein Griesgram . . . um so besser . . . ich bin ein Griesgram . . . du bist heiter; ich bin der Wermut – du bist der Honig.« Er sagt mir manchmal bittre Wahrheiten, mein Pablo, weil er mir aufrichtig ergeben ist . . . ein seltner Mensch! Jedoch, jetzt ist es Zeit . . . *(Er wendet sich um – Margarita steht vor ihm)* Ah, guten Tag . . . Tag, Margarita! . . . Wie ist das Befinden deiner Herrin? Ich bin zurück, nimm meinen Stock . . .

Margarita. Senior, Don Baltazar d'Esturis!

Don Baltazar. Nun?

Margarita. Mein Gebieter, Señor!

Don Baltazar. Bist du verrückt geworden? Was willst du denn?

Margarita. In Euer Haus schlich sich ein junger Mensch, Don Baltazar!

Don Baltazar. Wie? . . . Bleib . . . halt . . . Trrrrrrrr . . . ein junger Mensch . . . da lügst du, Alte! . . .

Margarita. Ein junger schöner Unbekannter mit blauem Mäntelchen, weißer Feder – – –

Don Baltazar *(auffeufzend)* Ein Mensch in Weiß . . . das Mäntelchen umgehängt . . . eine unbekannte Feder am Hut . . . *(zerrt sie an der Hand)* Wo? Wie? . . . nein, halt, wart . . . schrei, schrei . . . ! *(Sie will schreien, erhält ihr den Mund zu)* Nein, schrei nicht . . . Lauf . . . doch wohin? Cangre! Wo steckt denn Cangre? Wie, in meinem Hause? . . . Hilf mir, Margarita, mir ist, ich müßte sterben . . .

(Don Pablo Cangre kommt)

Don Pablo. Was soll das heißen? Baltazar!

Don Baltazar *(aufspringend und ihn umfassend)* Du bist es, du, mein Retter, Vater . . . Cangre, rette, vorwärts . . . schnell . . . Fang ihn, fang ihn! . . . Denke nur . . . *(zu Margarita)* Wie konnte er sich einschleichen? Warum schriest du nicht? Wie? Du stehst wohl selbst mit ihm im Bunde, alte Hexe!

Margarita *(flüsternd)* Hört doch auf zu schrein; er kann Euch sonst hören. *(Zu Cangre)* Also die Sache da verhält sich so . . . Kaum war Don Baltazar fort, machte ich mich zu einem Gang zu meiner Tante zurecht, es hieß, sie liege im Sterben. Ich weiß nicht mehr, wieso ich in meinem Zimmer aufgehalten wurde . . . auf einmal höre ich, unten spricht einer auf der Straße, darauf ziemlich lauten Gesang . . . Ich wußte, daß Doña Dolores auf dem Balkon saß . . . Ich trat zum Fenster

und sah vor unserem Hause einen jungen Mann *(sieht spottlustig auf Baltazar)* von äußerst angenehmem Äußern. Er kommt, bleibt stehn und spricht mit meiner Doña reichlich zärtlich; dann stieg er, wie es schien, mit ihrem Einverständnis, über diese Mauer in den Garten. Doña Dolores ging hinein . . . ich schloß die Herrin sofort ein, schloß auch das Pförtchen im Garten und sagte Pepe nichts. Nun Ihr die ganze Sache wißt, mögt Ihr befehlen.

Don Pablo *(durch die Zähne, aufspringend)* Und so hat sie . . . *(Baltazar bei den Händen nehmend)* Mein lieber Freund, beruhige dich . . . im Augenblick . . . wir werden gleich die Angelegenheit in Ordnung bringen. Dich, Margarita, wär' ich gleich bereit zum Obersten zu befördern . . . du verlierst doch nie den Kopf! Drum lieb' ich dich! Gleich beide eingesperrt . . . bravo, erlaub, dich zu umarmen . . . Hört, Freunde, wir wollen recht still und leise sein, auch möglichst ohne sonderliche Bewegung, als ob wir uns nur über eine häusliche Angelegenheit unterhielten.

Don Baltazar. Aber hör einmal . . .

Don Pablo. Baltazar . . . zunächst, beruhige dich; und zweitens lasse dein Gesicht nicht sehn . . . Du bist so bleich, dein Antlitz erscheint so erregt, daß sie sofort erraten, wovon die Rede ist.

Don Baltazar. Wieso »sie«?

Don Pablo. Nun ja doch . . . er und sie . . . es ist möglich, daß sie uns sehn . . . Du, Margarita, hast doch die Tür richtig zugeschlossen?

(Margarita nickt bestätigend mit dem Kopf)

Don Pablo. Und sie, sie war nicht empört darüber?

Margarita. Ich schließe sie doch nicht zum ersten Male ein . . .

Don Pablo. Und er ist im Garten eingeschlossen?

Margarita. Ja.

Don Pablo. Nun sag mir noch, liebe Margarita, gehen die Fenster von deiner Herrin Zimmer auf den Hof hinaus oder auf den Garten? . . . Wohl nach dem Garten, wenn ich mich recht erinnere . . . ?

Margarita. Ja, nach dem Garten . . . doch sind sie sehr hoch angebracht.

Don Pablo. Oh, wunderschön . . . alles geht ganz prächtig . . . sie können uns nicht sehn . . .

Don Baltazar. Doch auch du bist blaß, mein Pablo . . .

Don Pablo. Wär's möglich? . . . Margarita, sorge sofort dafür, daß Pepe alle Hunde freiläßt . . . und befiehl ihm dann, sich mit seinem Knüppel vor dem Drehbaume aufzustellen . . . hörst du? Und bring ihm Wein – von dem starken, guten, alten . . . Geh nur *(Margarita will gehn)* Hör noch, es kann doch wohl nicht fein, daß deine Herrin mit ihm sprach? . . . *(Margarita nickt mit dem Kopf)* Gut, geh. *(Margarita geht fort.)* Welch angenehme Erregung des Blutes durch dieses ungewöhnliche Ereignis! Wie denkst denn du darüber, Freundchen? Setzen wir uns auf diese Bank, mein lieber Baltazar, und entwerfen wir einen Schlacht- plan! . . . *(Sie setzen sich.)* Wie dunkel es schon wurde! . . . Wie schön ist's doch, im Dunkeln hier zu sitzen und zu denken, mit Genuß daran zu denken, daß es stürmt! . . .

Don Baltazar. Nun . . . möglich ist es, daß Dolores schuldlos ist.

Don Pablo. Glaubst du?

Don Baltazar. Es wäre doch möglich, daß er gegen ihren Willen über diese Mauer stieg . . .

Don Pablo. Warum schrie sie dann nicht um Hilfe? Was? Weshalb denn rief sie nicht? Warum sprach sie mit ihm, mit einem fremden Manne?

Don Baltazar. Oh, die Heuchlerin!

Don Pablo. Im übrigen, wir nehmen diese Sache, wie sich's gebührt, geliebter Baltazar. Wir lieben die Gerechtigkeit! Und so, vor allem, der Feind kann nicht entkommen, das ist der große Trost! Der ganze Garten ist eingeschlossen von dieser hohen Mauer . . .

Don Baltazar. Durch deine Güte, lieber Pablo.

Don Pablo. Durch meine Güte, ja, es ist sowie du sagst, mein lieber Baltazar . . . Mit welcher Wonne schlug ich den Pfosten ein! Doch das gehört nicht zur Sache. Die Macht liegt nur in unserer Rechtlichkeit; der Feind ist jetzt in unserer Hand. Richtig – – – eine ungeschützte Stelle ist wohl noch da, die hier, neben dieser Pforte ist die Mauer nicht sonderlich hoch! Doch dafür ist Pepe um so tapferer, und seine Hunde sind verständig . . . am morgigen Tag, wenn's nötig ist, rat' ich, die Mauer zu erhöhn und überdies Haken einzuschlagen – – –

Don Baltazar. Wenn's nötig ist?! Bestimmt wird's nötig sein!

Don Pablo. Das werden wir ja sehn . . . Und so, ich wiederhole – – – der Feind, er ist in unseren Händen . . . (Mit einem Seufzer) Der Arme! Er wußte nicht, in welche Falle er geriet.

Don Baltazar. Was wollen wir mit ihm beginnen?

Don Pablo. Don Baltazar d'Esturis, mein Freund! Seid doch so gut und äußert Eure Meinung! Wir folgen Euch.

Don Baltazar. Ich schlage vor . . . man packt ihn . . . ja . . . und dann vielleicht . . . gibt man ihm . . . *(Er macht eine bezeichnende Handbewegung)* Warum hat er sich denn in mein gastliches Haus geschlichen? Dann heißt man Pepe . . . du versteht?

Don Pablo. Und dann verscharrt man ihn an irgendeinem Kreuzweg?

Don Baltazar. Wo denkst du hin? . . . Einen lebendigen Menschen! . . . Allerdings, so ganz lebendig – – – allerdings auch nicht tot – – – davor mag Gott uns schützen.

Don Pablo. Ich verstehe Euch, Don Baltazar. Pfui! Wie wenig edel beliebet Ihr zu denken!

Don Baltazar Welche Meinung habt denn Ihr, verehrter Cangre?

Don Pablo Ich? Oh, bedenket nur die Tat. Gestattet, meine Leuchte mir zu holen . . . Wie abgeschmackt ist dies doch alles! Die Hände zittern mir wie einem alten Mann . . . Lieber Baltazar! Gingt Ihr noch niemals auf den Vogelfang? Stelltet Ihr niemals Fallen, legtet niemals Netze aus?

Don Baltazar Gewiß, das tat ich oft; doch was soll das?

Don Pablo So! Ihr tatet's? . . . Nicht wahr, wie angenehm war es doch dann, sich zu verbergen und zu warten – lange zu warten! Ach! . . . die Vögelchen, die hübschen heitren Vögel . . . beginnen dann ein wenig herumzufliegen; erst wild, dann schüchterner; Euer Futter zu versuchen beginnen sie sodann, Euer eigenes Futter; schließlich beruhigen sie sich und zwitschern schon herum, so lieb, so sorglos! . . . Ihr streckt die Hand aus, Ihr zieht an dem Schnürchen: bums! – die Falle ist zu –– und alle Vöglein sind Euer; Euch bleibt nur übrig, ihre Köpfchen abzutrennen –– welch herrliches Vergnügen! . . . Komm, Baltazar! Die Fallen sind gelegt, die Vöglein eingeflogen; Komm, komm! *(Er schreitet aufs Haus zu und bleibt stehn.)* Sieh, Baltazar, wie finster doch dein Haus jetzt aussieht! In einem Fenster sieht man Licht; alles ist still; die Tür nach dem Balkon ist halb geöffnet . . . wahrhaftig, irgendein Dummkopf . . . denkt jetzt vielleicht . . . in diesem Stockwerk . . . vollzieht sich . . . oder könnte ein Verbrechen

sich vollziehn . . . Was für ein Unsinn! Hier Menschen, die fromm und sanft und duldsam sind . . . *(Sie gehen beide vorsichtig ins Haus)*

Zweite Szene.

Garten.

Don Rafael *(allein)* Welch eine Teufelei! Ich wollte durch den Hof ins Haus, die Tür ist zu; dann in den Garten . . . durch ihn ins Haus, und alles ist viel schwieriger: die glatte, steile Wand, dann das Fenster, so hoch . . . Ich ginge, wär' schon bereit, zu gehen . . . Ach, wär' ich weit von hier! Und um den Garten die vertrackt hohe Mauer, und auf zehn Schritt nirgendwo ein Baum! Entsetzliche Unvorsichtigkeit! . . . Ba, ba, ba! Und auch das Pförtchen und das Tor, beides zu . . . Was bedeutet das? *(Er schleicht vorsichtig zu dem Pförtchen).* Die Hunde sind von der Kette los! . . . Das ist eine schlimme Sache! Sie hat mich doch nicht zum Besten, die liebenswürdigste Señora? . . . Doch das glaub' ich nicht; sie ist zu unschuldig und schließlich zu dumm dazu. Auf jeden Fall: einer üblen Sache geh' ich da entgegen . . . Es ist ja schon ganz dunkel, und dazu kalt! . . . brrrrrr! . . . Meine Gefährten, sicher warten sie schon auf mich. *(Er stampft mit dem Fuß auf)* Der Teufel soll die ganze Sache holen! Ich kann doch nicht die ganze Nacht hier unter diesen blöden Bäumen stehn? . . . Schließlich weiß sie doch, daß ich hier stecke! Ich will noch nicht den Mut verlieren; allen Frauen mangelt's an rechtem Durchgreifen und Kraft; es kann wohl sein, sie . . . schließlich hat sie sich doch vielleicht in mich verliebt? . . . Es wäre nicht das erstemal, daß mir solches geschieht! *(Er geht auf und ab und singt)*

»O Liebe, Lieb, ich kann dich nicht erwarten!«

(Er unterbricht sich ärgerlich) Ei, und doch hab' ich sie erwartet!

(Ein Fenster wird leise geöffnet, Doña Dolores zeigt sich)

Doña Dolores. Pst! Ah!

Don Rafael. Ah!

Doña Dolores. *(flüsternd)* Señor . . . Señor . . .

Don Rafael. *(ebenfalls flüsternd)* Seid Ihr es, herrliche Señora? Endlich . . .

Doña Dolores *(die Hände ringend)* Mein Gott! Was habt Ihr angerichtet? Was habt Ihr angerichtet? Man hat mich in dem Zimmer

eingeschlossen . . . Ich bin ganz sicher, daß Margarita uns belauschte und alles meinem Manne hinterbrachte. Ich bin verloren! . . .

Don Rafael. Eingeschlossen hat man Euch? . . . Wie sonderbar . . . auch mich . . .

Doña Dolores. Wie? Eingesperrt hat man auch Euch? Mein Gott, sicher ist alles entdeckt! . . .

Don Rafael. Oh, nur keine Ohnmachten! Gott im Himmel! Wir müssen miteinander überlegen, was uns befrein kann aus der fürchterlichen Lage.

Doña Dolores. Rettet Euch, macht fort, so schleunig wie möglich!

Don Rafael. Ja, wie soll ich denn fort? Ich bin doch kein Vogel, der über eine Mauer fliegen kann . . . Euer – – – ist schon zurück?

Doña Dolores. Das weiß ich nicht; im Haus ist alles still . . . Ach, welch ein Schrecken, welch ein Schrecken . . .

Don Rafael. Und eben klagtet Ihr noch über die Eintönigkeit Eures Lebens. Nun ist das heißeste Empfinden Euch beschert!

Doña Dolores. Schämt Euch, Herr, oh, schämt Euch! Wär' ich in männlicher Begleitung, Ihr solltet nicht spotten über mich!

Don Rafael *(beiseite)* Oh, wie süß ist sie doch! *(Laut)* Oh, zürnt mir nicht . . . *(Er fällt auf die Knie)* Seht, ich bin vor Euch aufs Knie gesunken und bitte um Vergebung . . .

Doña Dolores. Ach, hört doch auf und erhebt Euch, mir steht jetzt mein Sinn nach andrem! . . .

Don Rafael. Hört, Señora, ich versichre Euch: Verachtung verdiene ich nicht. Wollt Ihr, so gebe ich als Dieb mich aus – – – Ihr schreit, ruft laut um Hilfe, man kommt gar schnell herbei. Ihr sagt, ein fremder Mensch war eben in dem Garten, man packt mich . . . und dann werd' ich schon eine Art finden, zu entkommen.

Doña Dolores. Man schlägt Euch tot!

Don Rafael. Oh, man wird mich nicht treffen, und Unannehmlichkeiten geh' ich niemals aus dem Wege . . . Was soll denn sonst geschehn! *(Mit Feuer)* Für Euch, da bin ich gern bereit zu sterben . . .

Doña Dolores *(nachdenklich)* Nein, um keinen Preis, um keinen Preis!

Don Rafael *(für sich)* Eigentlich hatte ich schon Angst, ich dacht', sie würde schrein.

Doña Dolores. Mein Gott, mein Gott! Wie soll das alles enden? Verbergt Euch, ich werde schellen und rufe Margarita . . . *(Rafael versteckt sich.)* Niemand kommt . . . Das ist ja entsetzlich! Soll ich denn hier begraben sein?!

Don Rafael. Señora . . .

Doña Dolores. Nun, was ist?

Don Rafael. Entschließet Euch nur rasch, es scheint, das kleine Pförtchen wird geöffnet.

Doña Dolores. Ich kann Euch nicht zum Diebe machen.

Don Rafael. Ihr könnt es nicht?

Doña Dolores. Nun – nein.

Don Rafael. Im übrigen braucht Ihr mich gar nicht als Dieb zu bezeichnen, sie selbst werden mich schon mit diesem Namen bezeichnen.

Doña Dolores. Nein, nein, ich fürcht" für Euch.

Don Rafael. Ich bitt' Euch, banget nicht, ich sage einfach, ich sei so herumspaziert – – – und wäre dabei zufällig in Euren Garten eingetreten.

Doña Dolores. Das wird man Euch nicht glauben.

Don Rafael. Würde denn das nicht die Wahrheit sein?

Doña Dolores *(sich ängstlich umsehend)* Mein Gott, ich fürcht, die Wände könnten uns belauschen.

Don Rafael *(äugt vorsichtig hinter einem Baum hervor)* O Señora, wenn ich in Eurer Lage wär'– – –

Doña Dolores *(in Verzweiflung)* Was kann ich denn nur tun?

Don Rafael. Ihr könntet mich doch in das Haus hineinlassen.

Doña Dolores. Und wie soll das bewerkstelligt werden?

Don Rafael. Nun, einfach so: Nehmt Euer Tuch, und wär' es auch nur ein Handtuch, bindet es fest an diesen Fensterrahmen und laßt das andere Ende – – –

Doña Dolores. Um keinen Preis der Welt!

Don Rafael. O fürchtet nichts, ich brech' auf keinen Fall den Hals! Ich bin an solche Sachen gewöhnt . . . *(Doña Dolores verschwindet vom Fenster)* Hört, wenn Ihr mich einlaßt in Euer Zimmer, ich schwör's, bei meiner Ehre schwör' ich Euch, ich setze mich in einen Winkel und werde schweigen wie ein bestrafter Schüler . . .

Doña Dolores. Es scheint, Ihr wollt mich schmähen, werter Herr! Don Baltazar! Erbarmet Euch! Ich denke nur an Pepe und die Hunde . . .

Don Rafael *(verschwindet)*

Doña Dolores. Ihr fürchtet Euch? Ihr seid mir ein schöner Held!

Don Rafael *(zurückkommend)* Der Heldenehre kann die Furcht vor Hunden nicht verboten sein.

Doña Dolores. Dies Schweigen ängstigt mich. Gewiß ist Don Baltazar schon im Hause . . . Weshalb kommt er dann nicht her! . . . Oh, all dies Ungewisse!

Don Rafael. Ich fleh' Euch an, Ihr sollt Euch nicht beunruhigen. Das Pförtchen schloß man nur, weil es schon spät an der Zeit ist . . . Und ich denke, Euch schließt man wohl nicht zum ersten Male ein! Die Rückkunft Eures Mannes hat sich nur irgendwie verzögert . . . Hört meinen Vorschlag, er ist sicher gut! Wenn es nicht gelingt, mich hier im Hause bis zum Morgen zu verbergen, dann will ich lieber versuchen, durch den Garten zu entkommen.

Doña Dolores *(dringlich)* Versteckt Euch schnell – man öffnet meine Tür. *(Sie geht vom Fenster fort.)*

Don Rafael *(versteckt sich)*

Margarita *(hinter der Szene)* Gut Nacht, gut Nacht, Señora! Vergebt mir, bitt', daß ich Euch eingeschlossen hab', ich mußte mich für eine Viertelstunde entfernen . . . Ihr seid mir drum nicht gram?

Doña Dolores *(hinter der Szene)* Ist Don Baltazar schon zurück?

Margarita *(hinter der Szene)* Nein, doch wohl noch nicht. Er wird so rasch nicht wiederkehren, er ging ja zu dem Nachbar, dem Alkalden. Er spielt die halbe Nacht noch Schach. Sicherlich! *(Sie treten ans Fenster)* Ihr saßt wohl wieder an dem Fenster? Ihr werdet Euch verkühlen . . . Einmal muß das kommen.

Doña Dolores. Ich sah nur nach den Sternen!

Margarita. Nach den Sternen! Ach, junge Leute! Junge Leute! Des Nachts selbst können sie nicht ruhen. Ich kenne solche Wünsche nicht – mir tut der Kopf weh, ich hab's im Rücken, die Augen werden blind.

Doña Dolores. Wie du nur so reden kannst, Margarita . . . schweig und geh!

Margarita. Ich kann Euch doch nicht verlassen . . .

Doña Dolores. Oh, das tut nichts! Ich gehe selber bald zu Bett. Geh nur, geh nur, du Arme, wahrhaftig, du dauert mich! . . .

Margarita. Nun denn, leb wohl, mein Engel.

Doña Dolores. Leb wohl! *(Sie umarmt sie und verschwindet mit ihr; nach kurzer Zeit erscheint sie wieder am Fenster)* Señor! Señor!

Don Rafael *(tritt vorsichtig hervor)*

Doña Dolores. Hört mich! Ich kann mich doch unbedingt auf Euch verlassen? Ihr seid doch ein ehrenhafter Mensch?

Don Rafael. Señora, ich schwöre . . .

Doña Dolores. Schwört nicht! . . . Könnt' ich richtig Euch ins Auge sehen, im Augenblick wüßt' ich, mit wem ich es zu tun habe!

Don Rafael *(für sich)* O-ho!

Doña Dolores. Doch versichert mir eins! Und zwar dies: daß Ihr nicht imstande seid, je eine Frau zu kränken!

Don Rafael. Niemals könnt' ich das!

Doña Dolores. Nun denn, Señor, seht, was ich da in meinen Händen halte.

Don Rafael. *(blickt hin)* Ein Schlüssel?

Doña Dolores. Dies ist der Schlüssel zu dem Straßentor, ja.

Don Rafael. Wie war das möglich? Wie habt Ihr den unschätzbaren Schlüssel an Euch gebracht?

Doña Dolores. Wie das geschah? Nun, vom Gürtel Margaritas.

Don Rafael. Bravo! Bravo! *(Für sich)* Ja, Frauen sind eben Frauen! Das hätt' ich nicht erwartet . . . nein.

Doña Dolores. Und doch dürft Ihr zum Hause nicht hinaus . . .

Don Rafael. Und warum das, Señora?

Doña Dolores. Weil es für Euch besser ist, hier im Hause zu bleiben.

Don Rafael *(flehentlich)* Señora!

Doña Dolores. Hört mich! Tut mir den Gefallen! Geht, wie Ihr gekommen seid.

Don Rafael. Sagt mir, bitte, ist es lange her, daß die Hunde Futter bekommen haben? . . . Sie balgen sich untereinander mit gräßlichem Gekläff . . . Hungrige Hunde! . . . Ein betrunkner Gärtner! . . . Ich bitte Euch herzlich!

Doña Dolores. Mein Gott! Mein Gott! Was soll ich tun?

Don Rafael. Was will das heißen: was soll ich tun? Ach, alle Frauen sind so: sie ängstigen sich um Nichtigkeiten und baun die sonderbarsten Hindernisse um sich auf . . . und Schwierigkeiten . . . Solange Euer Mann noch nicht daheim, solange Margarita nicht erwacht ist, laßt mich doch ein . . .

Doña Dolores *(unentschlossen)* Wie kann ich Euch denn hereinlassen?

Don Rafael. Señora, ach, ich sehe, es macht Euch Spaß, mich so zu quälen . . .

Doña Dolores. Ihr werdet sogleich dies Zimmer, mein Haus verlassen?

Don Rafael. Ja, sogleich!

Doña Dolores. Und weiter kein Wort sprechen?

Don Rafael. Kein Sterbenswort! Nicht einmal danken!

Doña Dolores. Wie soll es anders gehn? – – – Ich will es also tun!

Don Rafael. *(für sich)* Endlich!

Doña Dolores *(ihr Schultertuch am Fenster befestigend)* Himmel! Welcherlei Dinge lehrt die Not uns tun!

Don Rafael *(mit Anstrengung emporkletternd)* Ihr . . . habet . . . recht, . . . was . . . lehrt . . . sie . . . uns . . . nicht . . . tun . . .

Dritte Szene.

Doña Dolores" Zimmer. In der einen Ecke sitzt Doña Dolores, in der anderen Don Rafael.

Doña Dolores. Ihr könntet doch gehn? . . .

Don Rafael. *(mit einem Seufzer)* O Gott!

Doña Dolores. Ein Mann von Ehre seid Ihr nicht!

Don Rafael. Leise! Man könnte uns hören.

Doña Dolores. Oder wollt Ihr mich verderben? Sagt' ich Euch nicht, mein Mann muß doch gleich kommen?! Er schlägt mich tot . . . habet doch Erbarmen! Indes auch Margarita könnte nach ihrem Schlüssel suchen . . . Da habt Ihr ihn! Nehmt! Doch entfernet Euch diesen Augenblick! *(Wirft ihm den Schlüssel vor die Füße.)*

Don Rafael *(steht unwillig auf, hebt den Schlüssel auf)* Dann bleibt mir nichts mehr übrig . . . und ich ergebe mich. Erlaubt mir, mich Euch ein wenig zu nähern . . . Aus Vorsicht löschtet Ihr die Kerze! . . . Allerdings seh' ich Euch dann nicht! . . . Erbarmt Euch doch! Ich sprech' zu Euch! Vielleicht ist es das letzte Mal – Ihr befehlet mir zu gehn! Nicht einmal ansehn darf ich Euch! . . . Vergeßt es nicht, ich sprach zu Euch bisher aus ehrerbietigster Entfernung.

Doña Dolores. Ihr dürft nicht näher . . . ich fürchte Euch – Euch trau' ich nicht.

Don Rafael. Ihr traut mir nicht . . . Ihr werdet mir erst traun, wenn ich mich hier aus diesem Haus entfernt habe, wenn es mir nicht mehr möglich ist, Euch zu nahen . . . Höret . . . , ich gehe, ich nehme Urlaub von Euch . . .

Doña Dolores. Warum kommt Ihr näher?

Don Rafael. Um Himmels willen! . . . ängstigt Euch nicht! Und nur nicht laut! *(Sie scheint fliehen zu wollen.)* Ich knie nieder *(er tut's)*, ich lieg" auf meinen Knien, seht, ist das nicht Ehrbarkeit und Schüchternheit?

Doña Dolores. Was begehrt Ihr denn von mir?

Don Rafael. Gestattet's mir! Ich will zum Abschied Euch die Hand küssen . . .

Doña Dolores *(in Unentschlossenheit)* Ihr geht ja gar nicht . . .

Don Rafael. Stellt mich auf die Probe . . .

Doña Dolores *(streckt die Hand aus, er nähert sich ihr plötzlich, sie schaudert zusammen)* Mein Gott, ich hör' die Schritte meines Gatten . . . sein Husten . . . Ihr könnt jetzt nicht hinaus – ich bin verloren . . . so verberget Euch doch . . . springt aus dem Fenster . . . und nur schnell!

Don Rafael *(zum Fenster stürzend)* Da brech' ich ja den Hals.

Doña Dolores. Und Euer Schwur? Doch gleichviel – kommt! Hierher! . . . *(Sie weist ihn ins Schlafzimmer und fällt außer Atem auf das Ruhebett.)*

(Die Tür öffnet sich, Don Baltazar erscheint mit einer Kerze)

Don Baltazar *(für sich)* Verfluchter Cangre . . . In welcher Lage bin ich nun! . . . Er ist doch hier *(blickt sich mißtrauisch um)*, ich weiß es, und . . .

Doña Dolores *(zag)* Seid Ihr's, Don Baltazar?

Don Baltazar *(gezwungen lächelnd)* Ah . . . guten Abend, meine Liebe. Wie – steht es mit dem Wohlbefinden? *(Plötzlich mit zurückgeworfenem Kopf)* Ah, – Herrin! Ihr . . . *(den Kopf senkend)* Ich fühle mich ein wenig unwohl heut.

Doña Dolores *(für sich)* Welch schreckliche Veränderung? *(Laut)* Ihr seid tatsächlich ein wenig blaß . . . Wo wart Ihr denn, geliebter Baltazar?

Don Baltazar. Blaß bin ich . . . so . . . und weshalb bin ich blaß? Was glaubt Ihr wohl? Weshalb? *(Ihr nachäffend)* Geliebter Baltazar! Geliebter stammt von dem Worte »Liebe« . . . Liebt Ihr mich, Señora?

Doña Dolores. Was habet Ihr, Señor? Ihr seid so unruhig.

Don Baltazar. Und Ihr seid etwa nicht unruhig? Nein? . . . Weist den Puls! . . . O–ho! Es will mir scheinen, er geht rasch . . . Seltsam, wahrhaftig seltsam . . . Weshalb sitzt Ihr denn so allein im Dunkeln? Ohne Kerze? Weshalb denn? Weshalb? . . .

Doña Dolores *(zaghaft)* Ich verstehe nicht, was Ihr meint, Señor.

Don Baltazar *(keuchend)* So, Ihr versteht mich nicht? . . . Ach . . . Ihr versteht mich nicht! *(Doña Dolores zittert, sie sieht ihn unbeweglich an.)* Weshalb zittert Ihr?

Doña Dolores Ich . . . ich . . . Ihr flößt mir Angst ein!

Don Baltazar. Angst? Woher? Euer Gewissen ist nicht rein, das sieht man . . . *(Jemand klopft an die Tür)* Ja . . . verzeiht nur . . . Was wollte ich doch sagen? . . . Ich fühl' mich heut gar nicht wohl . . . Doch bitte Euch, macht Euch keine Sorge drum . . . Ich habe dir Angst eingeflößt, meine liebe Katze . . . du weißt, ich bin ein sonderbarer Kauz . . . *(sich von ihr entfernend)* . . . Schlange, Schlange! Cangre, Cangre! . . . *(Rasch und*

laut) Ich komme, Euch nur zu sagen, ich werde heutnacht nicht zu Haus schlafen, das heißt, ich werde spät, sehr spät vielleicht, heimkommen . . . Doch beunruhigt Euch nicht. Bei meinem Freunde hat sich ein Kreis von guten Freunden eingefunden. *(Er wischt sich den Schweiß von der Stirn.)* Da hatten wir den Gedanken, bis an den frühen Morgen beieinander zu bleiben. Wenn es auch alten Männern nicht gut anstehn mag, so lange aufzusitzen, so ist's doch unliebsam, es guten Freunden abzuschlagen. *(Beiseite).* Uff! . . . *(Laut)* So hab' ich denn gesagt, ich bleibe, doch müßte ich nur erst zu meiner Frau auf eine kurze Stunde, daß sie nicht Unruhe habe meinetwegen . . . Doch nun lebt wohl!

Doña Dolores. Lebt wohl, Don Baltazar; seht zu, daß Ihr nicht allzu lange bleibt bei dem Alkalden.

Don Baltazar. Sieh an, wie sorgsam Ihr doch sein könnt . . . *(Stöhnt wieder).* Doch wundert Ihr Euch gar nicht? Daß ich, Don Baltazar d'Esturis, Euer Mann, vorhabe, in einem fremden Haus die Nacht zuzubringen? . . . Da wundert Ihr Euch nicht? Hab' ich denn je einmal . . . *(besinnt sich)* doch darum handelt sich's ja nicht, darum nicht . . . *(Für sich)* O Gott, mir ist, als könnte ich dies Zimmer nicht verlassen . . . Fürchterlicher Zustand . . . *(Laut)* Lebt wohl. Ganz heiter seid Ihr ja, wo ich gehe, wisset, sehr heiter! . . . Ihr versuchet gar nicht, mich zurückzuhalten.

Doña Dolores *(mit leiser Stimme)* Wenn's Euch beliebt, so bleibet . . .

Don Baltazar. Warum auch nicht, ich bleib' vielleicht. Ihr bittet mich zu bleiben . . . nun, ich bleibe . . . Ah . . . Ihr erblaßt, ich seh' es . . . Das wird wohl Freude sein! Warum brauch" ich auch zum Alkalden? *(Setzt sich in einen Lehnstuhl)* Hier ist's so schön, so ruhig, nicht wahr, Señora?

Doña Dolores. Aber Eure Freunde! . . . vielleicht – – werden sie . . .

Don Baltazar. Ach was, Freunde! Was hab' ich denn für Freunde? Ich habe keine Freunde! Ich bleibe! Ah, Señora, Ihr hattet wohl gedacht . . .

(Die Tür öffnet sich, Don Pablo tritt ein; er ist blaß)

Don Pablo *(verneigt sich)* Bitte, verzeihet mir, Señora. Ich habe mir gestattet, ohn' Euere Erlaubnis hier einzutreten . . . Doch schickt mich unser guter Freund, der Alkalde zu Euerem Gatten, ihn zu holen.

Geliebter Baltazar, all unsere Freunde warten deiner voller Ungeduld . . . du hattest zugesagt, sofort zu kommen . . . also komm.

Don Baltazar *(der nicht aufstehn will)* Ich bin ein wenig müde, lieber Freund.

Don Pablo *(ihn beiseite ziehend, flüsternd)* Altes Weib! *(Baltazar will etwas erwidern.)* Pst . . . Sie schaut gerade her . . . Wir könnten ihn ja auch auf der Stelle fangen – – doch du wolltest sie selbst auf die Probe stellen und sehen, was sie anstellen würde, sobald sie wußte, daß du nicht heimkehrst. *(Laut)* Was ist das für ein Unsinn: Du bist müde! . . . du bist doch noch kein Greis? Sind wir denn Greise, ich und du? Zeit ist's, sich loszureißen, geliebter . . . *(Zu Doña Dolores)* Ich empfehl' mich Euch. In einer Woche kennt Ihr den Gemahl nicht wieder, er hat mir heut eröffnet, die Vorstadt langweile ihn, er wolle bald nach Madrid. Wenn Ihr erst dort lebt . . . erst dorthin gezogen seid . . . wie wird das Leben heiter werden. *(Er lacht)* Nun sagt, wie gefällt Euch dieser Plan des Herrn Gemahls? Solch einen plötzlichen Entschluß habt Ihr ihm nicht zugetraut . . . ? Euch stehn noch verschiedene Überraschungen bevor . . . doch komm, geliebter Freund, du siehst doch, die Doña ist müde, ihre Zeit zum Schlafengehn ist gekommen, wir langweilen, wir wollen ihr nicht lästig fallen. Oh, ich bin ganz sicher, sie schläft ruhig ein, und ohne jede Erregung des Gemütes, ganz unschuldig, wie sie ist . . . Doch eben fällt mir ein, mein lieber Baltazar: heute morgen krächzten die Raben auf dem Dach deines Hauses; befiehl doch, daß diese dummen Vögel abgeschossen werden. Die alten Leute sagen, Krähen seien Boten manches Ungemachs. Ich glaube zwar nicht an solchen Unsinn, doch scheint es besser . . . Señora, ich wünsch' Euch eine geruhsame Nacht!

Don Baltazar. Lebt wohl, ich versichere bei meiner Ehre – – –

Don Pablo. Daß Ihr sie niemals preiszugeben denkt. Das ist's doch, was Du sagen wolltest, guter Freund?! Oh, Don Baltazar, mein Freund, du bist ein echter Hofmann!

(Beide gehen hinaus)

(Doña Dolores bleibt erstarrt sitzen . . . Die von Don Baltazar mitgebrachte Kerze ist auf dem Tisch stehn geblieben; nach einiger Zeit kommt Rafael aus dem Schlafgemach, horcht; man hört von unten das Zuschlagen einer Tür.)

Don Rafael. Jetzt sind sie fort, Señora.

Doña Dolores. Oh, wie ist dieser Cangre schrecklich . . . ich fürchte mich vor ihm; es ist mir ganz kalt vor Furcht . . . Wenn ich nur an diese Blicke, dieses finstere Lachen denke . . . Ach, ich fühle: ich bin verloren . . .

Don Rafael. Señora . . .

Doña Dolores *(sich erhebend)* Und Ihr? Ihr seid noch hier? Ihr seid nicht fort?

Don Rafael. Fort ist der Gatte. Margarita schläft . . . *(Doña Dolores schweigt)* Mein Gott! Wie seid Ihr herrlich . . .

Doña Dolores *(in Verzweiflung)* Oh, Ihr seid ganz unbarmherzig! Wie sehr werd' ich bestraft für meine sündgen Wünsche! *(Sie wirft sich aufs Ruhebett.)*

Don Rafael *(nachdem er lange geschwiegen und sie angesehn, mit etwas veränderter Stimme)* Sündig nennt Ihr Eure Wünsche? . . . Arme Frau Ihr! Hört mich an . . . ich weiß, Ihr zählt jetzt siebenundzwanzig Jahre, die schönere Hälfte Eures Lebens, wie bald ist sie vorüber, und gar die erste, die lichtre Eurer Jugend ist unwiederbringlich dahin . . . und da vermöget Ihr die letzten zagen Wünsche Eures Herzens zu verfluchen, den letzten Schrei der Seele, ehe das ewige Schweigen kommt! Hört mich an: nicht Ihr allein habt Eure besten Jahre nur verträumt, nicht Euch allein kam es zur selben Zeit in den Sinn, daß Ihr so dürstet nach dem Glücke . . . und selbst ganz kraftlos seid! Noch ist ja die schöne Zeit nicht vorüber, laßt Euren Stolz nicht den Ausschlag geben! Ihr fürchtet das Verbrechen, ihr fürchtet das Alter nicht! Vergebet mir . . . ich weiß wirklich nicht, was ich hier rede. Kurz ist unser Menschenleben, und kürzer, schwerer noch der Frauen Leben, wenn man es Leben nennen kann, was ruhig und stetig unsere Kraft fördert. Bedenket nur . . . *(Doña Dolores schweigt)* um Gottes willen, Señora, versteht mich recht . . . dies alles, was ich sagte, es soll sich durchaus nicht auf Euch beziehn . . . auf uns . . . auf unsere jetzige Lage . . . Ich will's Euch offen sagen: ich bin ein Mensch, gedankenlos und, wie man sagt, ein liederlicher Mensch. Ich glaub' an nichts auf dieser Welt; ich glaube nicht an Laster, ich glaube auch an keine Tugend, Braucht Ihr zu wissen, auf welchen Wegen ich zu dieser Überzeugung kam . . . Ei, wenn Ihr Euch befaßt, verbrecherisches Leben aufzustöbern, absichtlich nur verbrecherisches? . . . Im übrigen, es ist nicht Zeit zu solchen Reden. Ich bekenne: als ich hierher kam, meine Gedanken, die waren schlecht . . . die Meinung

über Euch war . . . laßt mich schweigen, wie . . . übrigens, diese Gesinnung galt nicht Euch, sie bezog sich auf alle Frauen. Sie war verkehrt . . . versteht mich . . . sie war verkehrt . . . Und doch, was war zu tun, sagt selbst, es war nun schon eine Gewohnheit geworden! Ihr seht, ich bin offen; und deshalb glaubt mir auch, wenn ich sage, daß ich in tiefster Seele Euch verehre . . . Eure Worte, Eure Blicke, Eure Zagheit, die unfaßbare, gramumhauchte Schönheit, die von Euch ausstrahlt, Euer ganzes Schicksal hat sich mir unauslöschlich eingeprägt . . . ein tiefes Mitgefühl hat mich plötzlich ganz verwandelt . . . Seid nur ganz ruhig! Ich gehe, ich gehe fort und gebe Euch mein Wort, niemals will ich Eure Pfade kreuzen, wenn ich auch niemals Euch vergessen kann.

Doña Dolores. Ihr müßt nun gehn, Señor . . . *(Gleichsam, als spräche sie zu sich selbst)* Mir ist so bang . . . ich glaub', ich überlebe diese Nacht nicht. Alle diese Menschen . . . Margarita . . . Cangre . . . nicht minder meinen Mann . . . ich fürchte sie allesamt . . . Oh, ich fürchte sie . . .

Don Rafael. O armes, armes Weib! . . . Bei Gott! Tränen möchte ich vergießen, wenn ich Euch so sehe . . . Wie seid Ihr blaß . . . Wie zittert Ihr . . . O wie seid Ihr doch einsam auf dieser Erde! Ich fühl's! . . . Doch seid ganz ruhig! Euer Gemahl verdächtigt Euch noch nicht, ich gehe nun – – und niemand, niemand auf der Welt als Ihr und ich wird Kunde haben von dieser Stunde.

Doña Dolores Das glaubt Ihr?

Don Rafael *(setzt sich neben sie)* Ihr fürchtet mich jetzt nicht mehr, nicht wahr, nein? Ihr fühlt, daß ich gerührt bin, tief gerührt . . . Ich habe nicht im Sinne, Euch zu kränken. *(Er deutet auf die Uhr, die auf dem Tische steht)* Seht hin, in zehn Minuten wird dieses Zimmer mich nicht mehr sehn . . .

Doña Dolores. Ich glaube Euch.

Don Rafael. Seltsam ist unsere Trennung . . . doch führte uns das Schicksal nicht umsonst zueinander . . . für mich war es sicherlich nicht ohne Folgen . . . O wieviel hätt' ich Euch noch zu sagen; wie soll man beginnen können, wenn man weiß, daß nach wenigen Minuten alles ein Ende hat.

Doña Dolores. Sagt mir noch Euren Namen.

Don Rafael. Rafael . . . und Eurer ist Dolores?

Doña Dolores *(traurig)*Dolores, ja.

Don Rafael *(leise, er zeigt Rührung)* Dolores! Ich schwör' Euch, vor Euch hab' ich noch niemals eine Frau geliebt . . . und hernach werd' ich keine mehr lieben. Es ist so schwer, von Euch zu scheiden! . . . Doch da wir unser Schicksal nicht ändern können, wenn es uns beschieden war, uns nur kurz zu sehn . . . so ist dies vielleicht für mich besser . . . Ich werde Euch nicht fehlen, dies weiß ich endlich. Mir bleibt die reinste Erinnerung an Euch . . . Von diesem Augenblicke streich' ich die Frauen alle, die mir das Schicksal zuwarf, aus dem Leben aus . . .

Doña Dolores *(traurig)* Señor . . .

Don Rafael. Wenn Ihr von Eurer Macht doch etwas wüßtet . . . wenn Ihr doch wüßtet, welch eine plötzliche Veränderung Ihr in mir hervorgerufen . . . *(Blickt auf die Uhr).* Doch bleib' ich eingedenk stets meiner Worte . . . Lebt wohl . . . Es ist Zeit für mich, zu gehn.

Doña Dolores *(reicht ihm die Hand)* Lebt wohl denn, Rafael.

Don Rafael *(ihre Hand an die Lippen führend)* Warum nur haben wir so spät uns erst erkannt! . . . Mir ist so bang, von Euch zu scheiden! . . .

Doña Dolores. Ihr werdet mich nicht wiedersehn . . . Ich sag' Euch: diese Nacht überleb' ich nicht.

Don Rafael *(senkt die Augen und deutet nach der Tür)* Wollt Ihr – – Ihr seid frei . . .

Doña Dolores. Nein, Rafael, Tod ist nicht schlimmer denn dies Leben.

Don Rafael *(entschlossen)* Lebt wohl.

Doña Dolores. Lebt wohl denn, und vergeßt mich nie.

(Rafael stürzt zur Tür, sie öffnet sich, es erscheint Don Pablo.)

Don Rafael. Gott! *(zurücktaumelnd)* Gott! . . .

Don Pablo *(zu Doña Dolores)* Ich bin's! Ich bin's!

(Doña Dolores wirft sich auf das Ruhebett und birgt den Kopf in die Kissen.)

Don Rafael *(rasch den Degen entblößend)* Señor, ich bin nicht wehrlos.

Don Pablo *(finster)* Ich sehe . . . doch, wie Ihr seht, bin ich's.

Don Rafael. Ich schwör's bei meiner Ehre . . . oh, wenn Ihr wüßtet . . . Diese Dame hier ist ohne Schuld!

Don Pablo. Das weiß ich, Schwüre sind nicht vonnöten!

Don Rafael. Doch ich versichre Euch . . .

Don Pablo *(mit ironischem Lächeln)* Zum ersten, ich fordere keine Schwüre; ich verlange keine Eröffnungen! Zum zweiten ist Eure

Gegenwart in diesem Zimmer nicht am Platz . . . Ist's Euch genehm, so folget mir.

Don Rafael. Wo wollt Ihr mich denn hinführen?

Don Pablo. Ei, fürchtet nichts . . .

Don Rafael *(ihn unterbrechend)* Ich fürchte mich vor niemand, mein werter Herr.

Don Pablo. So? Wenn Ihr denn niemand fürchtet, so folget mir.

Don Rafael. Jedoch wohin? Don Pablo Nur bis zur Straße, nicht weiter als bis zur Straße, mein sehr verehrter Don Juan . . . dort verabschiede ich mich dann von Euch . . . auf gutes Wiedersehen . . .

Don Rafael. Ich habe ein Gefühl von Schuld gegen Euch . . . ich habe Euch gekränkt . . .

Don Pablo *(finster)* Ah! Ihr gesteht, daß Ihr mich gekränkt habt! . . .

Don Rafael. Indessen . . . jetzt sehe ich es erst, nicht Ihr seid der Gatte der Señora . . .

Don Pablo. Doch nur weil er mir's befahl, bin ich jetzt hier.

Don Rafael. Nun gut! . . . ich gehe . . . doch . . . *(nähert sich Doña Dolores)*

Don Pablo. Señor, vergesset Euch nicht! . . . *(Don Rafael verneigt sich tief vor ihr und macht mit einem Blick auf sie eine flehentliche Gebärde zu Don Pablo gerichtet)* Ich versteh' Euch wohl . . . Doch habt Ihr nicht einmal das Recht, sie zu bedauern . . . morgen, da könnt Ihr für sie beten!

Don Rafael. Was sagt Ihr da?

Don Pablo. Nichts, nichts, ich bin ein alter Schalk . . . wißt Ihr . . . doch nun ist's wohlgefällig? *(Er deutet nach der Tür.)*

Don Rafael. Geht Ihr voraus.

Don Pablo. Wenn Ihr es wünscht . . . *(Er geht)*

Don Rafael. *(wirft noch einen letzten traurigen, schwermütigen Blick auf Doña Dolores, folgt dann Don Pablo Cangre hinaus)*

(Doña Dolores bleibt allein. Margarita tritt leise ein und stellt sich neben sie.)

Doña Dolores *(kommt wieder zu sich)* Sie werden ihn erschlagen . . . Cangre . . . Wo sind sie denn . . . ? *(Richtet sich auf und erblickt Margarita)* Ah!

Margarita *(ganz ruhig)* Was ist Euch, Herrin? Ihr wolltet, scheint es, noch nicht zur Ruhe gehn? Seid Ihr krank?

Doña Dolores. Margarita . . . Ich weiß es . . . sie wollen hier nur meinen Tod . . . ja, ja . . . verstell dich nicht . . . du wußtest ja doch alles, du hast alles gehört; du hast alles dem Gemahl gesagt, gesteh es

nur . . . Siehst du, du lachst, du kannst dich nicht verstellen . . . und warum auch? . . . Sag mir, hat man dir aufgetragen, mich zu töten . . . mir Gift zu geben? Sag mir! Ja? . . .

Margarita. Erbarmt Euch doch, Señora, ich versteh' Euch nicht.

Doña Dolores. Du verstehst mich ganz gut.

Margarita *(langsam)* Vielleicht habt Ihr Euch nicht ganz vorsichtig verhalten, jedoch . . .

Doña Dolores *(wirft sich auf die Knie)* Sag mir die Wahrheit, sag mir die Wahrheit jetzt, ich fleh' dich an . . .

Margarita *(sieht sie lange an)* Vor mir – auf Euren Knien . . . *(Sich zu ihr niederbeugend)* Ja, ja, es ist die Wahrheit, ich habe dich verraten, hört du?! Weil ich dich hasse . . .

Doña Dolores *(in großem Erstaunen)* Du hasset mich?

Margarita. Wie kann dich das wundern? Du kennst den Grund meines Hasses nicht? Entsinnst du dich noch meiner Tochter, der Maria? Dann sage selbst – – – warst du was Besseres als sie? Vielleicht gar klüger? All ihr Leben lang war sie nicht glücklich – – – und du . . .

Doña Dolores *(traurig)* Und ich, ich, Margarita?

Margarita. Ihr wuchst zusammen auf, und in der Kindheit hat alles dich liebkost . . . und meine Tochter, hat sie denn einer je beachtet? . . . War sie etwa schlechter als du? . . . Du tratest in die Ehe, wurdest vornehm, sie blieb ein Mädchen . . . Und ich war arm – – – wie konnt' ich jemals helfen? Mein Gott, o Herr! Du bist zu uns gekommen in deinen reichen Kleidern, die Kette, golden, lag um deinen Hals! *(Vorwurfsvoll)* Du wolltest uns helfen, wolltest uns erniedrigen! . . . Dein Reichtum hat den Sinn Mariens verwirrt . . . sie haßte alles – ihr ganzes Leben, unser ärmliches Zimmer, unsern Garten . . . und dann auch mich – sie quälte sich sehr lange, und später lief sie weg, lief weg mit ihrem Liebsten, der sie betrog und schließlich in der Not zurückließ . . . Er schüttelte sie ganz einfach ab von sich; zu mir wollt' sie nicht mehr zurück, nun ist sie fort, meine einzige Tochter, dies mein einziges Kind ist nun – – – Gott weiß wo, zieht herum im Land, Gott weiß mit wem . . . Oh, sag mir nicht, du seist unschuldig daran . . . Ich gräme mich . . . ich bin unglücklich, es muß doch jemand schuld sein an meinem Leide . . . da fiel die Wahl auf dich . . . Du hast die Tochter mir verdorben! . . . Ich weiß es: ich begehe eine Sünde . . . doch ich will nicht gut sein, mein Herz ist

gepeinigt, ist voll Galle . . . und doch, um diesen Abend – bleibt, o bleibet auf den Knien liegen! – um diesen Abend bin ich nun bereit, auf alles zu verzichten, was . . .

Doña Dolores *(steht langsam auf)* Ich dank' Euch, Margarita . . . denn ich fürcht' Euch nicht, ich fürcht' Euch nicht mehr, weil ich Euch verachte . . .

Margarita. Vergebens sprechet Ihr so große Worte! Denn Ihr fürchtet mich trotzdem! . . .

Doña Dolores *(tritt ein wenig zur Seite)* Gott, erbarm dich mein! Bewahr mich vorm Verderben!

Margarita. Wie mußte ich lachen, als Ihr mit dieser Fingerfertigkeit mir vom Schürzenband den Schlüssel löstet . . . Ich wollte eigentlich den Schlüssel in Eurem Zimmer lassen, den hattet Ihr nun selbst in die Hand bekommen, und ich hatte weiter nichts zu tun . . . Verzeiht . . . ich kann noch jetzt das Lachen nicht bemeistern . . .

Doña Dolores *(sieht sie mit kalter Verachtung an)*

Margarita. So . . . so . . . Ihr verachtet mich nun gar . . . mich stimmt es heiter, seid Ihr ja doch in meiner Hand! Und befreien könnt Ihr Euch jetzt nicht von mir . . . Don Baltazar läßt Euch jetzt überhaupt nicht mehr aus diesem Hause, nicht einen Schritt läßt er Euch mehr frei gehn . . . und ich werde unablässig um Euch sein . . . das ist kein leichter Dienst! . . . das weiß ich . . . doch im Grunde . . . das Brot . . . wird dir nie umsonst gereicht . . . Doch, wie wär's, wenn Ihr Euch jetzt in Euer Schlafgemach zurückziehn würdet . . .

Doña Dolores. Ich bleibe hier . . .

Margarita *(knicksend)* So war der Befehl Don Baltazars . . .

Doña Dolores *(für sich)* Die Alte hat mich doch geradezu gefoltert . . . ich hatte mich schon darauf vorbereitet, daß sie mich erschlagen würden.

(Sie gehen beide hinaus)

(Don Pablo und Don Baltazar treten ein)

Don Baltazar. Und dann hast du so großmütig ihn noch behandelt . . .

Don Pablo. Inwiefern das?

Don Baltazar. Ich bitte dich! Du begleitet ihn mit vielen Bücklingen zur Straße, dem Gärtner wird befohlen, noch zu leuchten. Bei mir

wäre er so nicht fortgekommen! Ich hätt' dem Pepe den Befehl gegeben, ihn auf andre Weise von hier zu geleiten . . .

Don Pablo. Warum überließest du denn alles mir?

Don Baltazar. Warum? . . . Warum? . . . Ich dachte, daß du . . .

Don Pablo. Daß ich ihn stelle, ihn erschlage, mit seinem Blut den Flecken von deiner Ehre tilge, nicht wahr, das dachtest du? Durch fremde Hände das Feuer löschen zu lassen, das kann dir passen, so ist es angenehm für dich! Wie denn, Freundchen, er konnte doch auch mich erschlagen? Denn einen Degen hatte er, der auch nicht schlecht war. Nur immer auf die Vorsehung vertraut! Nicht wahr, mein Freund, mein einziger, liebster Baltazar? Das also war der Grund, daß du nicht kamst? . . . Ein Raufbold, der konnte wohl in der Hitze einen Menschen erschlagen . . .

Don Baltazar. Cangre! Du weißt, ich bin nicht tapfer und hab' mit Tapferkeit mich nie geschmückt . . . Doch du! Wie konntest du den Heuchler nur entschlüpfen lassen; jetzt lacht er uns doch nur aus . . .

Don Pablo. Nein, das denk' ich nicht.

Don Baltazar. Natürlich lacht er . . . Oh . . . ich ersticke noch vor Ärger. Allen wird er nun von diesem Liebesabenteuer erzählen. Und ich hab' mit aller Pünktlichkeit deine Forderungen erfüllt . . . Nein, deinen Willen nur . . .

Don Pablo. Erinnre dich, wie ich unbedingten Gehorsam von dir verlangte . . . Erinnre dich, daß du alle meine Forderungen genehmigtest. Deshalb bitt' ich dich, dies Zimmer zu verlassen . . .

Don Baltazar. Weshalb das?

Don Pablo. Doña Dolores muß ich dringend sprechen; dies ist not.

Don Baltazar. Du mußt sie sprechen?

Don Pablo. Hör mich, geliebter Baltazar . . . Ich bin ganz sicher, daß du mir morgen danken wirst. Obwohl schon alt, bist du doch noch sehr hitzig . . . Den liebenswürdigen Menschen ließ ich nur laufen, um den Lärm in unserer Nachbarschaft zu vermeiden und Unannehmlichkeiten hintanzuhalten. Im übrigen, das weißt du selbst, handelt es sich hier um deine Ehre; das Wesentliche ist, es ist noch nichts versäumt. Der ungerufne Gast hat noch nicht entwischen können . . . Genug gestraft ist deine Frau für ihren Leichtsinn . . . Wir haben sie ganz gehörig in Schrecken gejagt . . . Du wärst imstande, die

jetzt noch umzubringen! Ich kenne dich, du bist ein allzu hitziger Mensch.

Don Baltazar. Nun – nun – – nicht gerade umbringen . . . doch, offen zu gestehn, ich wollte mein Mütchen an ihr kühlen. Andernteils ist es mir sehr lieb, daß wir sie dieser Prüfung unterworfen haben, wie du so richtig sagt . . . sie war reichlich kühl.

Don Pablo. Ihr findet? Im übrigen seid in solchen Sachen nur Ihr der Richter! Denn meiner Meinung nach hätte sie mit ihm auch nicht einmal ein Wörtchen wechseln dürfen.

Don Baltazar. Versteht sich! . . . Du fühlst hier entschieden richtig . . . Ich bin nicht im geringsten konsequent . . . du hast ganz recht.

Don Pablo. Du weißt, daß sie mich fürchtet. Kaltblütig und ganz ruhig werd' ich ihre Schuld ihr vor Augen halten. Du wirst ein paar Tage noch ihr gegenüber dich ehrerbietig, doch kalt verhalten; ganz langsam kommt dann alles ins alte Geleise. Sie wird mich dann noch etwas stärker hassen, doch was kann man dabei tun? . . . Mein Grundsatz ist: stets alles für meinen Freund zu opfern.

Don Baltazar. Ich weiß, du bist ein außergewöhnlicher Mensch! Nun, wenn du willst, sprich mit ihr! Sag ihr nur, wie sehr sie mich erbost hat. Sie soll zittern! Ich will sie eingeschlossen halten hinter Schloß und Riegel! Sag ihr auch, daß sie . . . daß sie . . . du weißt ja selber, was du ihr alles sagen kannst! . . . Ja, denkst du nicht, man sollte ihr versichern, daß man den Tunichtgut getötet hat? . . . Vergiß nur nicht, was du ihr sagen sollst . . . und sag es so, daß sie zittert! O Gott, ich glaube, ich muß sterben . . . in dieser Nacht bin ich zu sehr gealtert, zehn Jahre Leben hat die Frau gekostet! Doch fertig bin ich mit dem Herrn noch lange nicht, o nein! Ich will mir einen Menschen dingen, der schweigen kann und sehr geschickt ist; irgendwo am Abend im Vorbeigehn schafft er ihn mit dem kleinen Dolch beiseite.

Don Pablo. Wenn eine Sache erledigt werden kann, ist sie auch gut.

Don Baltazar. Nun also, ans Werk . . . Du willst hier mit ihr sprechen? Gut denn, ich gehe.

Don Pablo. Leb wohl!

Don Baltazar *(zurückkehrend)* Sei aber unerbittlich!

Don Pablo. Gut, schon gut.

Don Baltazar. Sei streng!

Don Pablo. Gewißlich!

Don Baltazar. Und hart! . . . Was hat an Liebe er von ihr empfangen? Und sie . . . und sie. Und er – wahrhaftig, ein gehöriger Hanswurst ist es – fand Zeit herumzusäufeln . . . Freund; Ich werd' ihn schon bewirten . . . Leb wohl nun, Cangre. Ich gehe jetzt in mein Gemach und erwart' dich dort. Sieh zu, daß du mir ausführlich dann alles wohl erzählen kannst. *(Er geht.)*

Don Pablo *(bleibt allein. Das Licht auf dem Tisch brennt noch schwach, er geht lange auf und ab, dann hebt er plötzlich den Kopf)* Es ist beschlossene Sache! *(Er schreitet auf die Tür zu und klopft, Margarita kommt hervor.)* Margarita, ich lasse deine Herrin bitten, zu mir herauszukommen.

Margarita. Wie Ihr befehlt!

Don Pablo *(gibt ihr ein Beutelchen mit Geld)* Dann legst du dich schlafen und träumt einen tiefen Traum . . . du verstehst mich doch? . . .

Margarita *(ihn bei der Hand fassend)* Sehr wohl, doch Geld, das brauch' ich nicht. *(Sie geht hinaus und kehrt nach kurzer Zeit mit Doña Dolores wieder)*

Don Pablo *(zu Margarita)* Du kannst jetzt gehn . . . *(Margarita verneigt sich leicht und geht. Pablo zu Doña Dolores gewendet)* Señora, wollt Ihr Euch nicht setzen? . . . *(Er bietet ihr einen Stuhl an; sie setzt sich nicht und stützt die Hände auf den Tisch; Cangre schließt alle Türen und geht auf sie zu.)* Señora . . .

Doña Dolores *(mit schwacher Stimme, sie erhebt die Augen nicht)* Ich bin sehr müde . . . laßt mich gehn, Señor . . . Morgen werde ich bereit sein, soweit mir's möglich, den Vorfall zu erklären . . . *(Ihre Stimme schlägt um.)*

Don Pablo. Zu meinem Bedauern ist es mir nicht möglich, auf morgen diese Dinge zu verschieben . . . Darf ich Euch wohl mit ein wenig Wasser hier dienen?

Doña Dolores. Nein, danke, doch gestattet mir, erst zu bemerken . . . ich bin doch nicht verpflichtet, Euch Rede zu stehn . . . Nur Don Baltazar allein.

Don Pablo *(wartet den zwecklosen Satz der Doña Dolores ab, dann nach kurzem Schweigen)* Señora . . . nach allem, was da heut . . . sich zugetragen hat, ständ' ich jetzt nicht hier, um mit Euch zu reden, wär' es der Wunsch nicht Eures Herrn Gemahls . . . Auch wird ja dies Gespräch nicht lange währen. Auch wird es Euch und mich so interessieren, daß Ihr über Langeweile nicht und nicht über Müdigkeit zu klagen haben werdet. Seht . . . Ihr fürchtet mich, Señora, und ich weiß dies wohl! Doch fürchtet Ihr mich nur wie einen Menschen, der da rauh und streng,

nicht einen, der da roh und ungeschliffen ist. Und darum baue ich auf Eure Offenheit. Doch Ihr seid müde . . . Bitte, setzet Euch. *(Doña Dolores setzt sich, Don Pablo setzt sich neben sie.)* Ich bin durchaus nicht gesonnen, Euch mit Fragen zu quälen . . . Ich weiß ja alles! . . . Und Euch ist wohl bewußt, daß ich nun alles weiß. Erlaubt mir eine Frage an Euch! . . . Welcher Natur war das Gefühl, das Euch veranlaßt haben mußte, daß Ihr zu einem Zusammensein mit diesem fremden Menschen Euch entschließen konntet? *(Doña Dolores schweigt)* Señora, gebt mir Antwort, wie Ihr sie Eurem Vater geben würdet. Gestehet es doch selbst –, hätte Don Baltazar zu Euch nicht anders heut geredet? Sagt doch selbst! Antwortet mir denn also nur aus Dankbarkeit, daß ich Euch vieler Unannehmlichkeiten hab' enthoben . . . Wenn Ihr nur wüßtet, wie viel der Nachsicht hier in meiner Seele schlummert, wie viele Zartheit selbst . . . 55

Doña Dolores. In Euch, Señor?

Don Pablo. Dolores, ja in mir! . . . *(Nach einigem Schweigen)* Ich harre Eurer Antwort.

Doña Dolores. Was soll ich Euch hierauf erwidern? . . . Ich könnte Euch die Beschaffenheit dieses Gefühls nicht schildern! . . . Es waren Augenblicke der Vergessenheit . . . der Unvorsichtigkeit . . . der Torheit vielleicht . . . einer nicht entschuldbaren Torheit.

Don Pablo. Das glaub' ich Euch, Señora . . . Doch – nicht wahr? Bis morgen werdet Ihr dies alles wohl vergessen haben . . . ihn . . . Eure Worte . . . und Eure, wie Ihr sagtet, Unvorsichtigkeit, die unverzeihliche . . .

Doña Dolores *(mit einem Entschluß ringend)* Ja . . . vielleicht . . . doch es kann auch sein . . . daß es so schnell nicht geht.

Don Pablo. Versteht sich wohl, Señora, das versteht sich: denn Euer Leben ist wie das Leben aller Frauen in der Ehe einförmig, und solch ein großer Eindruck kann sich nicht sogleich verwischen, das versteh' ich . . . Doch Euer Herz – sagt mir doch – wird Euer Herz noch lange mit dem heutigen Erlebnis sich beschäftigen? *(Doña Dolores schweigt.)* Ich ehre Euer Schweigen . . . Ich verstehe Euch, Señora! . . . Hört mich denn . . . Euer Gemahl, er ist der liebste, beste Mensch, doch ist er nicht mehr jung . . . Ihr dagegen, Ihr seid noch jung, noch gar so jung! Ist's zu verwundern, daß Ihr Träumen nachhängt oft, unerlaubten und doch unabweislichen? Bis zu dieser Stunde hatten Eure Träume noch keinerlei Gestalt . . . doch jetzt, jetzt werdet Ihr wissen, woran

Ihr denken werdet, wenn schlaflos Ihr des Nachts am Fenster sitzt und nach den Sternen seht . . . und diesen Mond betrachtet . . . an den Garten . . . an diesen dunklen Garten werdet Ihr denken, in dem er Euch erwartet hat . . . Hab' ich nicht recht, Señora?

Doña Dolores *(in Verwirrung)* Señor . . .

Don Pablo. Ich klage Euch nicht an . . . auch denk' ich . . . in manchen Punkten wird selbst Baltazar der heutigen Eröffnung froh . . . Er wird Euch vielleicht glauben, daß Ihr danach trachten werdet, dem Wiedersehn mit Rafael aus dem Wege zu gehn . . . indessen – – – eine Erinnerung solcher Art, sie läßt sich so leicht nicht durch irgend etwas anderes verdrängen . . . Verzeiht mir meine Offenheit . . . ich kann mich ja auch täuschen! . . . Es ist auch möglich, daß ich Gedanken Euch unterlege, ja sie erst Euch nahelege, die Euch völlig fremd und so leicht nicht in den Sinn gekommen wären!

Doña Dolores *(entschlossen)* Ihr täuscht Euch nicht.

Don Pablo. Wie Eure Augen flammen! . . . O ja, Ihr hasset mich . . . Ich sah ja Euren Haß sogleich in Eurem Blick . . . Ihr werdet noch lange denken an ihn. *(Seine Stimme erhebend)* So wisse denn, Dolores: soeben hast du einen Tod verursacht!

Doña Dolores. Was sagt Ihr da?

Don Pablo. Ihr wundert Euch darüber, was ich sagte? Wie? Doch hab' ich es nicht nötig, Erklärungen zu geben: ich bin entschlossen, jetzt endlich zu sagen, was das Herz hier in der Brust schon so lange hegt! Ihr werdet's hören! Ich schwör' Euch zu, Ihr werdet mich hören . . . *(Sie will sich erheben, er hält sie zurück)* Dolores! Als ich vor zwei Jahren Euch zum ersten Male sah, zitterte ich an diesem Abend wie ein Kind! O Seligkeit, um Euch zu sein, in einem Zimmer allein mit Euch, denn ich liebt' Euch seit dem ersten Augenblicke. Ich liebte Euch . . . so wie ich Euch jetzt noch liebe . . . Dolores . . . *(Es entsteht ein Schweigen)* Seht, ich bin in Eurem Zimmer jetzt mit Euch allein . . . und ich . . . ich bin nicht selig. Ich fühle Leid und Freude, seltne, glühende Freude, Freude, die quält . . . doch, Gott, wie kann ich alles schildern, was ich fühle . . . zwei Jahre, zwei ganze Jahre unerbittlichen Schweigens . . . zwei Jahre . . . Ist's möglich, daß Ihr es übersaht, daß Ihr nicht fühltet, wie ich Euch liebte? Ist's möglich, ich verbarg mein Beben so, daß Ihr mich niemals irgendwie verändert glaubtet? . . . Ich entsinne mich, wie ich zuzeiten Euch zu Füßen saß und fühlte, wie mein Gesicht ganz überhaucht war von Liebe! Wär's denn möglich,

daß mein Schweigen nicht hundertmal beredter gewesen sein sollte als jeder kraftlose und zage Ausruf Don Rafaels: »Ein lichtes und reines Gedenken, das ist's, was Frauenherzen beseligt?« . . . *(Sieht Dolores an und besinnt sich ein wenig)* Dolores, ich sehe, ich habe Euch erschreckt! Für mich, den reifen Mann, ist's eine Schande, zu weinen und die Sinne zu verlieren! Seht, ich möchte Euch von meinem Leben erzählen . . . Einst, in meiner Jugend, wollte ich Mönch werden . . . *(Er hält inne und lacht)* Da hatte ich wohl gänzlich den Verstand verloren. *(Beginnt im Zimmer auf und ab zu gehn. Dolores erhebt sich rasch und eilt an die Tür, will sie mit aller Gewalt aufreißen, sie schreit aus vollem Hals; Pablo tritt auf sie zu und führt sie zu einem Lehnstuhl)* Nein, Ihr bleibet hier!

Doña Dolores. Oh, laßt mich doch . . .

Don Pablo. Wie bin ich tief verletzt von Eurem jähen Schreck . . . O ja . . . Ihr liebt mich nicht! Ihr hasset mich vielmehr und fürchtet mich zugleich . . .

Doña Dolores. Ihr seid nicht bei Verstand! . . . So laßt mich doch! . . .

Don Pablo. Und fliehen werdet Ihr nicht?

Doña Dolores. Schon weil ich gar nicht fliehen kann . . . Nun, Katze, freu dich der gefangnen Maus, die hättest du nun fest in deinen Tatzen . . .

Don Pablo. Ich bin bereit, geliebte Herrin, dieses Gleichnis anzunehmen . . . Ihr seid in einer Falle, saget Ihr, doch wer befahl Euch denn, in sie hineinzugehn? . . . So saß' das Mäuschen noch fein in seiner Höhle und betrachtete sich die schöne Gotteswelt.

Doña Dolores. Schrein werde ich! . . . Ich werd' um Hilfe rufen . . .

Don Pablo *(sich vollkommen bemeisternd)* Ach, genug der Kindereien! Oder – habt Ihr mir etwa geglaubt? Weiß Gott, ich wußte nicht, daß so viel kräftiger Humor mir eignet . . .

Doña Dolores *(sieht ihn durchdringend an)*

Don Pablo *(finster)* Nein! Ich betrüg" Euch nicht . . . Ihr wißt jetzt, Ihr wißt, daß ich Euch liebe – – –

Doña Dolores. Was geht denn mich jetzt Eure Liebe an? Welche Rechte gibt Euch denn die Liebe? Diese mir unerwünschte, auf gedrungene? Schämt Euch, Señor! . . . Zwei Jahre fast lebt Ihr unter dem einen Dach mit einem Menschen, den Ihr immer wieder Euren Freund genannt habt! Und traget Euch zwei lange Jahre mit solchem

Denken, dumm und schrankenlos. *(Don Pablo schweigt)* Und überdies! Schon immer habt Ihr so beredt geschwiegen . . .

Don Pablo. Ihr wolltet wohl, daß ich, ein Mensch nicht mehr in erster Jugend, ehrgeizig und mit steifem Nacken – daß ich, ein Mensch, dem Hoffnung, Überzeugung, Glaube längst entschwand – daß ich als solcher Mann noch scherzen soll und seufzen wie vorhin jener törichte Jüngling?

Doña Dolores. Und dennoch war er klüger und näherte sich rascher seinem Ziel . . . Ich leugne nicht, er gefiel mir wohl. Doch Ihr, Herr, seid so schlau wie eingebildet! Ihr schwiegt und tatet blöde. Und Frauen lieben solche Männer nicht.

Don Pablo. Dolores, wenn Ihr wüßtet, welch ein Herz Ihr zertretet mit Euren Füßen! . . .

Doña Dolores. Ei, in der Tat? Das glaubt Ihr wohl? Im übrigen bildet sich jeder Mensch ein, daß gerade sein Herz solch ein Kleinod sei, solch unberührter Schatz . . . Ich will Euch Euer Kleinod nicht entziehen.

Don Pablo. O Señora! O wie schön. Ihr sprechen könnt!

Doña Dolores. Señor! Ich halte Abrechnung mit Euch! Zwei Jahre Schweigens, unerbittlichen Schweigens . . . das »unerbittliche« gefällt mir sehr.

Don Pablo. Scherzt nicht mit Pointen und Spitzen . . . leicht könntet Ihr Euch verletzen.

Doña Dolores. Euch fürcht' ich nicht.

Don Pablo. Natürlich fürchtet Ihr Euch nicht, wo Ihr doch wißt, daß ich Euch liebe . . . Doch meine Liebe ist gar seltsamer Natur . . . zumal ich gewiß bin, daß Ihr meine Liebe nicht erwidert . . .

Doña Dolores. Ihr seid dessen jetzt gewiß? . . . Erst jetzt? Und vorher wart Ihr's nicht?

Don Pablo. Oh, lacht nur, lacht nur über mich . . . Wenn Ihr nur ahnen könntet, mit welchen Empfindungen ich Euch gegenüberstehe . . . wie gern ich vor Euch auf den Knien läge, mit welcher Wonne ich den Kopf unter Eure Sohlen legte! und wartete auf einen . . . flüchtigen Blick von Euch? Welche Gnade wär's, zu wissen, daß ich mich nicht umsonst erniedrigt habe! . . .

Doña Dolores *(mit bösem Spott)* Wer kann das wissen?

Don Pablo *(sieht sie nachdenklich an)* Was gefiel mir denn nur dermaßen an diesem blonden Haupt? Seltsam! Auf alle diese Menschen, die mir durch Zufall irgend nahekamen, wie etwa dieser Baltazar, auf alle hatte ich, ohne daß ich wußte, wieso das kam, einen starken Einfluß . . . und hier auf diese . . .

Doña Dolores. Oh, wie lästig Ihr mir fallt!

Don Pablo *(ergreift ihre Hand)* O sieh mir jetzt ins Auge, sieh hier mein Gesicht . . . es ist für dich nicht an der Zeit zu scherzen, glaube mir das! Meinst du vielleicht, du könntest ungestraft mich weinen sehn? Wie, glaubst du das? . . . Zwei Jahre hat du nun gleichmütig und ungerührt mich gequält! Jetzt endlich ist das Lachen wohl an mir! Oder glaubst du, ich kennte Rache nicht?

Doña Dolores *(ihre Stimme bebt ein wenig)* Ihr schreckt mich nicht! . . . Ich bin in meinem Hause. Ich habe wie ein Kind an den losen Scherz geglaubt, den Ihr mir vorgespielt . . . Ja, ja, versteckt Euch nicht hinter einer erstaunten Miene . . . Ihr habt, ich weiß es gut, gesprochen schon mit meinem Manne, mit Margarita und vielleicht wohl gar mit jenem jungen Menschen! . . . Nun sag' ich Euch, als Wirtin einem Gaste: Ich bin müde! Und Eure Unterhaltung interessiert mich nicht im mindesten, ganz abgesehn von alldem, dessen Ihr mich versichert! Ich muß Euch bitten, Euch zu entfernen . . . Ich erzähle morgen, nein heute noch, Don Baltazar von dem, was Ihr zu mir gesprochen . . . Er wird es doch nicht dulden, daß ich weiter gekränkt werde.

Don Pablo. Nein, Señora, nein! Ich habe mit Don Rafael nichts besprochen! Ich bekenne gern, daß ich der Margarita auftrug, den Schlüssel in dem Zimmer Euch zu lassen, und auch Don Baltazar, Euch zu erzählen, daß er die Nacht im Hause seines Freundes, des Alkalden, verbringen würde, auch hab' ich ihm gesagt, daß Euch Gelegenheit gegeben würde, mit einem liebenswürdigen Gast allein zu sein . . . Warum ich dieses alles tat? Ihr fraget mich? Fragt einen Menschen, der im heißen Rennen die Pferde nicht mehr lenken kann, warum er sie auf einmal dem rasenden Galopp jetzt überläßt . . . Lange schon und langsam, volle zwei Jahre, steuerten wir so dem sicheren Verderben zu . . . wir steuerten ihm zu . . . ich konnt' die Pferde nicht mehr halten und schlug nun auf sie ein.

Doña Dolores. Ich wiederhol' Euch! Was gehn mich Eure Leiden und Gefühle an? . . .

Don Pablo. Und mich, was gehn mich Euer Schreck, was Eure Unbill an? . . .

Doña Dolores *(überlegt)*

Don Pablo. Worüber denkt Ihr nach?

Doña Dolores. Ihr wollt es wissen, was ich jetzt denke? . . . Ich denk', wenn ein Mann mir beschert wäre, der stolz und kühn sein Weib zu schützen wüßt' . . . mit heißen Tränen wollte ich ihn bitten, sich meiner anzunehmen, Euch zu strafen . . . gleich einem Sieger wollte ich mit Freuden ihn begrüßen! . . .

Don Pablo. Bittet Don Baltazar um ein Duell mit mir . . .

Doña Dolores. Señor, es ist an der Zeit, den Scherz jetzt abzubrechen zwischen uns . . . 63

Don Pablo. Ja, an der Zeit . . . Ihr sagt, an der Zeit . . .

Doña Dolores. Und so lebt wohl.

Don Pablo. Und gerade Ihr! Gerade Ihr versteht mich nicht.

Doña Dolores *(stolz)* Verehrter Herr! Ich will Euch nicht verstehn . . .

Don Pablo *(sich verneigend)* Welch ein Gedanke nur, Señora?

Doña Dolores *(verächtlich)* Jetzt wollt Ihr davon abstehn, mich zu erschlagen?

(Cangre schweigt. In diesem Augenblick hört man an der Tür klopfen und Don Baltazars Stimme: »Pablo, Pablo, ist's bald so weit?«)

Don Pablo. Sogleich, mein Lieber, gleich . . . Deine Frau ist noch immer in starker Erregung. *(Dolores will schreien, er zückt den Dolch und gebietet ihr zu schweigen. Sie sinkt in den Lehnstuhl)* Komm in einer Viertelstunde wieder.

Don Baltazar. *(hinter der Szene)* Gut denn!

Don Pablo *(nähert sich Dolores)* Dolores . . . Ihr werdet wohl einsehn, daß mein Verhältnis zu Euch und Eurem Gatten sich ganz verändert hat nach allem, was wir heut abend hier erlebt . . . Ich fühl's, ich kann nicht von Euch gehn und Euch auch nicht vergessen. Ihr könnet mich nicht lieben, so mag es denn geschehn, das Unvermeidliche. Ich folg' und beuge mich dem Trieb . . . ich widerstehe nicht . . . ich will nicht widerstehen. Oh! Ich glaube an ein Schicksal, Kinder sind's, die nicht dran glauben . . . Es sandte diesen Knaben. Er redete und prahlte irgendwie damit, woran kein Laster, keine Tugend glaubt . . . 's ist alles Unsinn! Ein Kind! Er glaubt noch an sein Glück . . . und ich! . . . *(Er wird nachdenklich.)*

Doña Dolores *(ihre Stimme zittert)* Señor, Señor, Don Pablo: wär's möglich, daß dies kein Scherz? O sagt, Ihr scherzet! Ihr wollet mich erschlagen . . . seht Ihr, Ihr lacht . . . Wir Frauen denken uns immer Dinge aus, die niemals gewesen . . . und fürchten uns und wissen nicht wovor . . . Doch wißt, Ihr spracht so seltsam! . . . Und steckt um Gottes willen den bloßen Dolch doch fort! Hört mich an, Señor! . . . Ich lieb' Euch nicht . . . das ist die Wahrheit! . . . Ihr habt es selbst gesagt, ich liebt' Euch nicht, Ihr waret ja stets nur mürrisch und schwiegt nur immer . . . wie konnt' ich dann mir vorstellen, Ihr . . .

Don Pablo. Oh, Sirene! . . .

Doña Dolores. Cangre, laßt mich . . . Wahrhaftig, ich bin müde von allem, was ich heut erlebte; ich schwör's bei Gott, ich werde Baltazar nichts sagen . . . Ihr werdet ganz wie früher zu uns kommen, Ihr bleibet unser Freund . . . und ich . . .

Don Pablo. Es ist ganz überflüssig, daß du noch spricht, Dolores.

Doña Dolores. Hört mich, Ihr wolltet mich nur ängstigen . . . Dies Ziel habt Ihr erreicht, seht nur, ich bebe! O quält mich jetzt nicht mehr . . .

Don Pablo. Ich werde Euch nicht lang mehr quälen.

Doña Dolores. Nehmt doch kein so feierliches Wesen an, lacht doch, Don Pablo, hört Ihr, ich wünsche, daß Ihr lacht . . .

Don Pablo. Frauenschlauheit ist hier nicht am Platz.

Doña Dolores. Cangre! Kommt zu Euch! Was ist Euch denn? Erbarmet Euch doch mein . . . Was hab' ich denn verbrochen gegen Euch! Ist es denn möglich, Cangre, daß meine dummen Reden in solchem Maße Euch erzürnt? . . . Mein Gott, ist's möglich, daß ich heut sterben soll in diesem Kleide, diesem Zimmer? Ich bin doch noch so jung, o Pablo . . . Erbarm dich doch und töte nicht mich junges Blut!

Don Pablo. Zugleich mit deiner Jugend töt' ich hier auch meine, die so spät erst erwacht ist! . . . *(Er geht auf sie zu.)*

Doña Dolores *(voller Schrecken)* Und warum wollt Ihr mich denn töten?

Don Pablo. Weil das Blut eine reinigende Kraft hat. Jetzt mußt du beten!

Doña Dolores *(wirft sich auf die Knie)* Cangre, um Himmels willen!

Don Pablo. Dolores, hör! Dein Los ist schon gefallen; du bittet einen Stein, der jetzt auf dein Haupt fallen wird . . .

Doña Dolores *(in Verzweiflung)* Und woher wißt Ihr, daß ich Euch nicht lieben kann?

Don Pablo *(mit ironischem Lächeln)* Warum, Dolores? Reicht Eure Stirn mir nur zum Kuß . . .

Doña Dolores *(zurückweichend)* Zurück! Oh, wie ich Euch hasse, hört Ihr, ich hasse Euch . . . Ich schäm' mich keiner meiner Worte, weil ich es überdrüssig bin, Euch zu betrügen . . . Voll Arger bin ich nur, daß der Betrug mißlang . . . Ich werde mich verteid'gen, werd' um Hilfe schrein . . .

Don Pablo. Dolores . . .

Doña Dolores. Ich will nicht sterben! Her zu mir!

Don Pablo. Schweig jetzt!

Doña Dolores. Rett mich! O rette mich! Baltazar!

Don Baltazar *(hinter der Tür)* Was sind das hier für Schreie?

Doña Dolores. Er will mich töten! Baltazar!

(Die Tür kracht unter Baltazars Druck)

Don Pablo *(sie verfolgend)* Alles ist aus!

Doña Dolores *(in Verzweiflung)* Ja, alles, widerlicher Greis! Ich liebe Rafael!

Don Pablo. So schweig! *(Er tötet sie.)*

Doña Dolores. - Ah! *(Sie stirbt)*

Don Baltazar *(bricht gewaltsam durch die Tür ein und verharrt mit Entsetzen an der Schwelle)* Mein Gott! Was soll dies alles hier bedeuten?

Don Pablo. Das soll bedeuten, daß ich sie liebte – – – deine Frau . . .

Epilog.

Es sind zehn Jahre vergangen.

(Das Arbeitszimmer eines hohen Beamten. Am Tisch sitzt der Sekretär. Es tritt herein Don Pablo Cangre, Torenno)

Graf Pablo *(geschäftig zum Sekretär)* Sind meine Dokumente fertig?'s ist Zeit für mich . . .

Sekretär *(ehrerbietig)* Hier sind sie, Euer Erlaucht. *(Beide gehen hinaus)*



Wo's nur dünn ist . . . da reißt's auch (1847).

Deutsch von
Ida Orloff.

Personen

Anna Wassiljewna Libanow, Gutsbesitzerin, 40 Jahre
Wera Nikolajewna, ihre Tochter, 19 Jahre
Mademoiselle Bienaimé, Gesellschafterin und Gouvernante, 42 Jahre
Warwara Iwanowna Morosow, Verwandte der Frau Libanow, 45 Jahre
Wladimir Petrowitsch Stanzin, ein Nachbar, 28 Jahre
Jewgenij Andrejewitsch Gorskij, ein Nachbar, 26 Jahre
Iwan Pawlytsch Muchin, ein Nachbar, 30 Jahre
Kapitän Tschuchanow, 50 Jahre
Haushofmeister
Diener

Ort der Handlung: Das Landgut der Familie Libanow

Die Szenerie zeigt einen reichen Saal im Gutshause: Geradeaus – die Tür in den Speisesaal, rechts – in den Salon, links führt eine Glastüre in den Garten. An den Wänden hängen Porträts. Im Vordergrund der Bühne ein Tisch mit Journalen bedeckt, ein Klavier, einige Lehnstühle, etwas im Hintergrund ein chinesisches Billard, in der Ecke eine große Wanduhr.

Gorskij *(tritt ein)* Niemand da? Um so besser . . . Wieviel Uhr ist es denn? . . . Halb zehn. *(Denkt ein wenig nach)* Heute ist ein entscheidender Tag . . . Ja . . . ja . . . . *(Geht an den Tisch, nimmt ein Journal und setzt sich)* Journal des Débats, vom 3. April neuen Stils, und wir haben jetzt Juli . . . hm . . . Wollen einmal sehen, was es für Neuigkeiten gibt . . . *(Beginnt zu lesen. Aus dem Speisesaal kommt Muchin, Gorskij sieht sich flüchtig um.)* Ba, ba, ba . . . Muchin! Was für ein Zufall? Wann bist du angekommen?

Muchin. Heute macht. Gestern abend um sechs fuhr ich in der Stadt ab. Meine Karre geriet auf einen falschen Weg.

Gorskij. Ich wußte gar nicht, daß du mit Madame Libanow bekannt bist.

Muchin. Ich bin auch das erste mal hier; man stellte mich Madame Libanow, wie du sagst, auf dem Ball beim Gouverneur vor; ich tanzte mit ihrer Tochter und erhielt eine Einladung. *(Sieht sich um)* Ein schönes Haus hat sie!

Gorskij. Und ob! Das erste Haus im Gouvernement. *(Zeigt ihm das Journal des Débats.)* Sieh mal, wir erhalten ein Telegramm. – Scherz beiseite, es lebt sich gut hier . . . Eine angenehme Mischung von russischem Landleben und französischem vie de château . . . Du wirst sehn. Die Hausfrau . . . Witwe, und reich . . . und die Tochter . . .

Muchin *(Gorskij unterbrechend)* Die Tochter das reizendste . . .

Gorskij. Ah! *(Schweigt ein wenig)* Ja!

Muchin. Wie heißt sie?

Gorskij *(feierlich)* Sie heißt Wera Nikolajewna . . . Sie bekommt eine großartige Mitgift.

Muchin. Na, das ist mir einerlei. Du weißt ja, ich gehe doch nicht auf Freiers Füßen.

Gorskij. Du bist kein Bräutigam, aber *(mustert ihn von Kopf bis zu Füßen)* angezogen ist er wie ein Bräutigam.

Muchin. Bist du etwa eifersüchtig?

Gorskij. Das wär' noch besser! Setzen wir uns lieber und schwatzen wir, solange die Damen noch nicht zum Tee heruntergekommen sind.

Muchin. Zum Sitzen bin ich gern bereit *(setzt sich)*, aber schwatzen werde ich erst später . . . Sage mir erst in kurzen Worten, was ist das für ein Haus hier, und was sind das für Leute . . . Du bist doch hier alter Stammgast.

Gorskij. Ja, meine verstorbene Mutter konnte ganze zwanzig Jahre lang Frau Libanow nicht ausstehn . . . Wir sind schon sehr lange bekannt. Ich verkehrte auch in Petersburg bei ihr und traf im Ausland mit ihr zusammen. Also du willst wissen, was das für Leute sind – gestatte. Madame de Libanow *(so steht auf ihren Visitenkarten geschrieben, und da drunter – née Ssalotopine)* . . . Madame de Libanow ist eine gute Frau, leben und leben lassen ist ihre Art. Sie gehörte nicht zur höchsten Gesellschaft; aber in Petersburg ist sie doch nicht so ganz unbekannt; General Monplaisir besucht sie auf der Durchreise. Ihr Gatte ist früh gestorben; sonst würde sie mehr unter Menschen gehn. Sie hält sich ausgezeichnet; ein bisschen sentimental, verwöhnt; ihre Gäste nimmt sie nicht unaufmerksam, nicht unfreundlich auf, aber so den rechten Schick hat sie nicht, weißt du . . . Aber dafür kann man froh sein, daß sie nicht zerfahren ist, nicht durch die Nase spricht und daß sie keine Klatschereien macht. Das Haus hält sie in großer Ordnung und leitet ihr Gut selbst . . . Ein administrativer Kopf. Eine Verwandte wohnt bei ihr – Morosowa, Warwara Iwanowna, eine sehr nette Dame, ebenfalls Witwe, aber arm. Ich habe sie im Verdacht, daß sie bös wie ein Mops ist, und weiß bestimmt, daß sie etwas gegen ihre Tugendhaftigkeit hat. Aber was ist dazu machen! Eine Gouvernante, eine Französin, hält sich noch im Haus auf, sie gießt den Tee ein, sendet Seufzer gen Paris und liebt das petit mot pour rire, verdreht ihre matten Augen, Feldmesser und Architekten machen sich um sie zu schaffen; aber da sie nicht Karten spielt und Préférence nur zu dritt erträglich ist, so hält sich die Hausfrau sozusagen als Mädchen für alles einen ruinierten Kapitän außer Dienst. Das ist irgendein Finnländer, von Aussehen ein schnurrbärtiger Haudegen, aber in Wirklichkeit ein Kriecher und Speichellecker. Alle die gehören schon so zum Haus und reisen nie ab; aber Frau Libanow hat auch viele andere Freunde . . . du kannst sie gar nicht alle aufzählen! . . . Ja! ich vergaß noch einen ständigen Gast, den Doktor Gutmann, Karl Karlytsch. Das ist ein junger Mann, hübsch, er trägt einen seidigen Backenbart, er versteht zwar nichts von seinem Beruf, aber er küßt mit Begeisterung das Händchen der Anna Wassiljewna. Der ist das nicht unangenehm, und ihre Händchen sind durchaus nicht übel; ein wenig fett zwar, aber weiß, und die Fingerspitzen aufwärts gebogen . . .

Muchin *(ungeduldig)* Aber warum erzählst du denn nichts von der Tochter?

Gorskij. So warte doch. Sie kommt am Ende der Reihe dran. Und übrigens, was soll ich dir von Wera Nikolajewna sagen? Ich weiß wahrhaftig nicht! Ein Mädchen von neunzehn Jahren, wer wird da klug draus? Das gärt ja noch wie junger Wein. Aber es kann noch eine herrliche Frau aus ihr werden. Sie ist fein und klug, hat Charakter, ein zartfühlendes Herz, ist lebensdurstig und ein großer Egoist – das ist sie auch. Sie wird sich bald verheiraten.

Muchin. Mit wem denn?

Gorskij. weiß ich nicht . . . Nur, sitzenbleiben wird sie nicht.

Muchin. Versteht sich, so eine reiche Partie . . .

Gorskij. Nein, nicht deshalb.

Muchin. Warum denn sonst?

Gorskij. Deshalb, weil sie begriffen hat, daß das Leben der Frau erst am Hochzeitstag beginnt; und sie will leben. Hör mal . . . wieviel Uhr ist es denn jetzt?

Muchin *(auf die Uhr blickend)* Zehn . . .

Gorskij. Zehn . . . na, dann habe ich noch Zeit. Hör zu! Zwischen mir und Wera Nikolajewna hat sich ein entsetzlicher Kampf entsponnen. Weißt du, warum ich hierhergeeilt bin und mir den Kopf zerbreche von morgens bis abends?

Muchin. Nein, das weiß ich nicht. Warum denn?

Gorskij. Weil ein junger Mann, den du auch kennt, die Absicht hat, heute um ihre Hand anzuhalten.

Muchin. Wer ist es denn?

Gorskij. Stanzin.

Muchin. Wladimir Stanzin?

Gorskij. Wladimir Petrowitsch Stanzin, der entlassene Gardeoberleutnant, ein guter Freund von mir, übrigens eine Seele von Mensch. Und was das Beste daran ist, ich habe ihn selbst hier ins Haus gebracht! Ich habe ihn extra deshalb hier eingeführt, damit er Wera Nikolajewna heiratet. Er ist ein guter Mensch, er ist bescheiden, mit seinem Verstande ist es nicht weit her, faul ist er und ein Stubenhocker: aber einen besseren Mann kann man gar nicht auftreiben. Und sie weiß das zu schätzen. Und ich, wie so sonderbare Freunde sind, wünsche ihr alles Gute.

Muchin. So bist du also hierhergeeilt, um Zeuge von dem Glück deines Protégés zu sein?

Gorskij. Im Gegenteil, ich bin hierhergefahren, um diese Eheschließung zu verhindern.

Muchin. Ich versteh' dich nicht ganz.

Gorskij. Hm . . . ich finde allerdings: die Sache ist recht klar.

Muchin. Du willst sie wohl selbst heiraten, wie?

Gorskij Nein, das will ich nicht, aber ich will auch nicht, daß sie sich verheiratet, wenn ich nicht dabei bin.

Muchin. Du bist in sie verliebt!

Gorskij. Das denk' ich nicht.

Muchin. Du bist in sie verliebt, mein Freund, und fürchtet, dich zu verplappern. I32

Gorskij. Was für ein Unsinn! Ich bin bereit, dir alles zu erzählen.

Muchin. Na, da wirst du eben um sie anhalten?

Gorskij. Aber nein doch! Jedenfalls habe ich durchaus nicht die Absicht, fiel zu heiraten.

Muchin. Da kann man nichts anderes sagen, als – du bist bescheiden.

Gorskij. Nein, hör zu: ich spreche jetzt ganz offen zu dir. Die Sache liegt also folgendermaßen. Ich weiß, ich weiß ganz bestimmt: wenn ich um ihre Hand anhalten würde, würde sie mir vor unserem gemeinsamen Freunde, Wladimir Petrowitsch, den Vorzug geben. Das Mütterchen kümmert sich da nicht darum, in ihren Augen sind wir beide, Stanzin so gut wie ich, zwei recht annehmbare Ehemänner . . . sie wird keinen Widerspruch erheben . . . Wera nun denkt, ich bin in sie verliebt, und weiß, daß ich mich vor der Ehe mehr als vor dem Feuer fürchte . . . sie möchte mir diese Eheangst und Schüchternheit austreiben . . . na, und da wartet sie also jetzt. Aber lange wartet sie nicht. Nicht etwa deshalb, weil sie fürchten würde, Stanzin zu verlieren, dieses arme Jüngelchen brennt und schmilzt ja wie eine Kerze . . . aber es ist da ein anderer Grund, weshalb sie nicht länger warten wird! Sie fängt an, mich auszuschnüffeln, dieser Strolch, fängt an, Verdacht zu schöpfen. Ehrlich gesagt fürchtet sie mich festzunageln, aber anderseits möchte sie endlich wissen, was ich für Absichten habe, was für einer ich bin. Deshalb ist also zwischen uns ein Kampf entbrannt. Aber ich fühle: der heutige Tag bringt die Entscheidung. Gleitet mir diese Schlange aus der Hand, oder erwürgt sie mich gar? Übrigens gebe ich die Hoffnung noch nicht auf.

Vielleicht komme ich doch noch glücklich an Skylla und Charybdis vorbei. Ein Unglück ist nur: Stanzin ist derartig verliebt, daß er nicht einmal imstande ist, eifersüchtig zu sein oder sich zu ärgern. Er läuft also mit aufgerissenem Mund und süßen Augen herum. Schrecklich komisch ist er, nur darf man jetzt nicht über ihn lachen . . . Man muß taktvoll sein. Gestern fing ich schon an. Ich konnte mich nicht bezwingen – es war wunderbar. Ich konnte mich selbst schon nicht mehr begreifen, bei Gott.

Muchin. Wie hast du denn das angefangen?

Gorskij. Also so war das. Ich sagte dir ja schon, daß ich gestern ziemlich früh hierher kam. Zwei Tage vorher hatte ich am Abend schon von der Heirat mit Stanzin erfahren. Sich hier weiter darüber zu verbreiten, ist überflüssig. Stanzin ist vertrauensselig und geschwätzig. Ich weiß nicht, ahnt Wera Nikolajewna, daß ihr Anbeter ihr einen Antrag machen will – das wäre ihr zuzutrauen –, nur hat sie sich gestern ganz besonders mit mir beschäftigt. Du kannst dir nicht vorstellen, wie schwer es einem Menschen ist, selbst wenn er an so etwas gewöhnt ist, dem Blick dieser klugen jungen Augen standzuhalten, besonders wenn sie sie so ein bisschen zusammenkneift. Sicher war sie auch über mein verändertes Benehmen ihr gegenüber er- staunt. Ich gelte für einen spottlustigen und kalten Menschen und bin sehr froh darüber, mit diesem Ruf läßt sich's leicht leben . . . aber gestern war ich versucht, anders zu sein, beunruhigt und zärtlich. Warum auch lügen! Ich war wahrhaftig ein wenig aufgeregt, und es wurde mir immer weicher ums Herz. Muchin, mein Freund, du kennst mich doch, du weißt, daß ich auch in den herrlichsten Augenblicken meines Lebens das Beobachten nicht lassen kann . . . aber Wera bot für das Beobachten gestern einen hinreißenden Anblick. Sie gab sich so leidenschaftlich, wenn nicht gar verliebt – ich bin diese Ehre doch gar nicht wert –, letzten Endes wohl auch neugierig, fürchtete sich wohl auch und war ihrer selbst nicht sicher und verstand sich selbst schon nicht mehr . . . Das alles spiegelte sich so herrlich auf ihrem frischen Gesichtchen ab. Ich wich den ganzen Tag nicht von ihrer Seite, und gegen Abend fühlte ich dann, wie ich alle Gewalt über mich verlor . . . Oh, Muchin, Muchin! Diese ununterbrochene Nähe der jungen Schultern, des jungen Atems – das ist eine höchst gefährliche Sache! Am Abend gingen wir in den Garten. Das Wetter war wunderbar . . . die Stille in der Luft war

unbeschreiblich . . . Mademoiselle Bienaimé trat mit einer Kerze auf den Balkon heraus: die Flamme bewegte sich nicht. Wir gingen lange in Sehweite des Hauses spazieren, auf dem weichen Sand der Wege längs des Teiches. Im Wasser und am Himmel glommen die Sterne auf . . . Die nachsichtige, aber auch vorsichtige Mademoiselle Bienaimé verfolgte uns von der Höhe des Balkons mit ihren Blicken . . . Ich schlug Wera Nikolajewna vor, uns in den Kahn zu setzen. Sie war einverstanden. Ich begann zu rudern, und leise glitten wir in die Mitte des schmalen Teiches . . . »Où allez-vous donc?« ertönte da die Stimme der Französin. – »Nulle part', gab ich laut zurück und legte die Ruder hin. – »Nulle part', wiederholte ich - mit leiser Stimme: »nous sommestrop bien ici.' Wera schlug die Augen nieder, lächelte und begann mit der Spitze des Sonnenschirmes im Wasser herumzustricheln. Ein liebes nachdenkliches Lächeln legte sich um ihre jungen Wangen . . . sie nahm einen Anlauf, etwas zu sagen, aber sie seufzte nur, aber so heiter, gerade so wie Kinder manchmal seufzen. Na, was soll ich dir da noch viel erzählen? Ich schickte all meine Vorsichtsmaßregeln, meine Absichten, meine Beobachtungen zum Teufel, war glücklich und albern und sagte ihr auswendig Gedichte her . . . bei Gott . . . das glaubst du wohl nicht? Also bei Gott, ich deklamierte Gedichte und noch dazu mit bebender Stimme . . . Beim Abendessen setzte ich mich neben sie . . . Ja . . . so weit wäre das ja alles schön und gut . . . Meine Angelegenheit wäre in bester Ordnung, und wenn ich heiraten wollte . . . Aber was das Unglück ist, die betrügst du nicht . . . o nein. Manche sagen, Frauen kann man bequem mit dem Degen lenken. Aber ihr kannst du den Degen nicht aus der Hand schlagen. Übrigens, wir wollen doch einmal sehen heute . . . Auf alle Fälle habe ich einen herrlichen Abend verbracht . . . Und du, wie denkst du darüber, Iwan Pawlytsch?

Muchin. Ich? Ich denke, wenn du nicht verliebt bist in Wera Nikolajewna, dann bist du entweder ein großer Sonderling oder ein unerträglicher Egoist.

Gorskij. Möglich! Möglich! Aber wer . . . Pst! Es kommt jemand . . . Aux armes! Ich zähle auf deine Verschwiegenheit!

Muchin. Oh! Selbstverständlich.

Gorskij *(sieht nach der Tür zum Salon)* Ah! Mademoiselle Bienaimé. Sie ist immer die erste . . . ob sie will oder nicht . . . Der Tee wartet auf sie.

(Geht auf Mademoiselle Bienaimé zu. Muchin erhebt sich und macht eine Verbeugung. Gorskij bei ihr) Mademoiselle, j'ai l'honneur de vous saluer.

Mademoiselle Bienaimé *(im Begriff, in den Speisesaal zu gehen, sieht Gorskij stirnrunzelnd an)* Bien le bonjour, Monsieur.

Gorskij. Toujours fraiche comme une rose.

Mademoiselle Bienaimé *(mit einer Grimasse)* Et vous toujours galant. Venez, j'ai quelque chose à vous dire. *(Geht mit Gorskij in den Speisesaal.)*

Muchin *(allein)* Was das für ein komischer Kauz ist, dieser Gorskij! Und wer hat ihn gebeten, mich ins Vertrauen zu ziehen? *(Herumspazierend)* Na, dazu bin ich ja hergefahren . . . Wenn es möglich wäre . . .

(Die Glastür zum Garten wird rasch geöffnet. Wera tritt herein, in weißem Kleid. In der Hand hält sie eine frische Rose. Muchin dreht sich um und grüßt verlegen; Wera bleibt zögernd stehen.)

Muchin. Sie . . . erkennen mich wohl nicht?

Wera. Ach! Monsieur . . . Monsieur Muchin. Sie kommen so unerwartet! Wann sind Sie denn angekommen!

Muchin. Heute nacht . . . stellen Sie sich nur vor, mein alter Kasten . . .

Wera *(unterbricht ihn)* Mamachen wird sich freuen. Ich nehme doch an, daß Sie unser Gast sind! *(Sieht sich um.)*

Muchin. Suchen Sie vielleicht Gorskij? Er ist eben hinausgegangen.

Wera. Warum nehmen Sie an, daß ich Herrn Gorskij suche?

Muchin *(nicht ohne Verlegenheit)* Ich . . . ich dachte . . .

Wera. Sind Sie mit ihm bekannt?

Muchin. Oh, schon lange. Wir haben zusammen gedient.

Wera *(geht zum Fenster)* Welch ein herrliches Wetter ist heute!

Muchin. Sie haben schon einen Spaziergang durch den Garten gemacht?

Wera. Ja . . . Ich bin früh aufgestanden. Sie betrachtet den Saum ihres Kleides und ihre Stiefelchen.) Solch ein Tau . . .

Muchin *(mit einem Lächeln)* Und Ihre Rose, sehen Sie nur, ist ganz betaut . . .

Wera *(betrachtet sie)* Ja . . .

Muchin. Gestatten Sie zu fragen . . . für wen Sie sie gepflückt haben?

Wera. Wieso für wen? Nun, für mich doch.

Muchin *(bedeutungsvoll)* Ah!

Gorskij *(aus dem Speisesaal kommend)* Willst du Tee, Muchin? *(Wera erblickend)* Guten Morgen, Wera Nikolajewna.

Wera. Guten Morgen!

Muchin *(rasch und mit gemachter Gleichgültigkeit zu Gorskij)* Ist denn der Tee schon fertig? Na, dann geh ich. *(Geht in den Speisesaal)*

Gorskij. Wera Nikolajewna, geben Sie mir doch Ihre Hand. *(Sie reicht ihm schweigend die Hand)* Was ist Ihnen?

Wera. Sagen Sie mir, Jewgenij Andrejewitsch, ist Ihr neuer Freund, Herr Muchin, eigentlich unintelligent?

Gorskij *(im Zweifel)* Ich weiß nicht . . . man sagt, er sei nicht unintelligent, aber was soll die Frage . . .

Wera. Sind Sie sehr befreundet mit ihm?

Gorskij. Er ist ein Bekannter von mir . . . aber was ist denn . . . hat er Ihnen gegenüber irgend etwas geäußert?

Wera *(hastig)* Nein, nein . . . es ist gar nichts . . . ich . . . nur so . . . Was für ein herrlicher Morgen!

Gorskij *(auf die Rose deutend)* Ich sehe, Sie sind schon im Garten gewesen.

Wera. Ja . . . Monsieur . . . Muchin hat mich schon gefragt, für wen ich diese Rose gepflückt hätte.

Gorskij. Und was haben Sie ihm geantwortet?

Wera. Ich antwortete ihm: für mich!

Gorskij. Und haben Sie sie in der Tat für sich selbst gepflückt?

Wera. Nein! Für Sie! Sie sehen, ich bin aufrichtig.

Gorskij. Dann geben Sie sie mir doch.

Wera. Jetzt kann ich das nicht mehr: ich muß sie mir in den Gürtel stecken oder die Mademoiselle Bienaimé schenken. Wie lustig das ist! Das geschieht Ihnen recht! Warum sind Sie auch nicht zuerst heruntergekommen.

Gorskij. Ich war ja früher als alle anderen da.

Wera. Warum habe ich Sie denn dann nicht zuerst getroffen?

Gorskij. Ach, dieser unerträgliche Muchin . . .

Wera *(ihn von der Seite ansehend)* Gorskij! Sie sind hinterlistig.

Gorskij. Wie? . . .

Wera. Das werde ich Ihnen später sagen . . . aber jetzt kommen Sie Tee trinken.

Gorskij *(aie zurückhaltend)* Wera Nikolajewna! Hören Sie, Sie kennen mich doch, ich bin ein mißtrauischer, sonderbarer Mensch, ich wirke spottlustig und sicher, aber in Wirklichkeit bin ich einfach schüchtern.

Wera Sie?

Gorskij. Ja, ich. Darum ist alles, was in mir vorgeht, neu . . . Sie sagen, ich sei hinterlistig . . . Seien Sie doch nachsichtig mit mir . . . versetzen Sie sich in meine Lage. *(Wera hebt schweigend die Augen zu ihm auf und sieht ihn aufmerksam an.)* Ich glaube Ihnen, es ist mir noch nie geschehen, daß ich mit jemand so gesprochen hätte, wie ich mit Ihnen gesprochen habe . . . darum fällt es mir schwer . . . Oh, ich bin es gewöhnt, mich zu verschließen . . . Aber sehen Sie mich doch nicht so an . . . Bei Gott, ich verdiene Aufmunterung.

Wera. Gorskij! Es ist leicht, mich zu hintergehen. Ich bin auf dem Lande aufgewachsen und habe wenig Menschen gesehen . . . es ist leicht, mich zu hintergehen! Aber wozu? Ein großer Ruhm wird Ihnen daraus nicht erwachsen . . . Und mit mir spielen . . . Nein, das möchte ich nicht glauben . . . Das verdiene ich nicht, und das wollen Sie schließlich auch nicht.

Gorskij. Mit Ihnen spielen? Aber sehen Sie mich doch an . . . diese Augen sehen doch durch und durch. *(Wera wird langsam zutraulicher)* Wissen Sie denn nicht, daß, wenn ich mit Ihnen zusammen bin, daß ich dann . . . daß ich dann eben entschieden nicht alles so sagen kann, was ich denke . . . In ihrem leisen Lächeln, in ihrem ruhigen Blick, ja sogar in Ihrem Schweigen liegt irgend etwas Gebieterisches . . .

Wera *(ihn unterbrechend)* Aber Sie wollen sich nicht aussprechen? Sie wollen immer ein bisschen hinterm Berg halten.

Gorskij. Nein . . . Aber hören Sie, ich spreche jetzt die Wahrheit, wer von uns sagt denn alles? Sie zum Beispiel . . .

Wera *(ihn wiederum unterbrechend und ihn lächelnd betrachtend)* Allerdings, wer sagt denn alles?

Gorskij. Nein, ich spreche jetzt von Ihnen. Zum Beispiel sagen Sie mir aufrichtig: erwarten Sie heute irgend jemand?

Wera *(ruhig)* Ja. Stanzin kommt heute wahrscheinlich zu uns.

Gorskij. Sie sind sehr eigenartig. Sie haben die Gabe, nichts zu verheimlichen und nichts zu verraten . . . La franchise est la meilleure des diplomaties, wahrscheinlich deshalb, weil das eine das andere nicht ausschließt.

Wera. Es ist, als ob auch Sie wüßten, daß er kommen soll?

Gorskij *(in leichter Bestürzung)* Ich wußte es.

Wera *(an der Rose riechend)* Und Ihr Monsieur . . . Muchin . . . der weiß es auch?

Gorskij. Warum fragen Sie mich denn immer über Muchin aus? Warum? . . .

Wera *(ihn unterbrechend)* Nun, lassen Sie's gut sein! Seien Sie doch nicht ärgerlich . . . Wollen wir nach dem Tee in den Garten gehn? Dann gehn wir zusammen spazieren . . . Ich werde Sie um etwas bitten . . .

Gorskij *(rasch)* Qas?

Wera. Sie sind neugierig! . . . Nun, wir werden uns über wichtige Dinge unterhalten.

(Aus dem Speisesaal hört man die Stimme der Mademoiselle Bienaimé: C'est vous, Véra?)

Wera *(halblaut)* Als ob sie nicht schon vorher gehört hätte, daß ich hier bin. *(Laut)* Oui, c'est moi, bonjour, je viens. *(Im Fortgehen wirft sie die Rose auf den Tisch und ruft Gorskij von der Tür aus zu)* Sie kommen doch? *(Geht in den Speisesaal)*

Gorskij *(nimmt langsam die Rose und bleibt eine Zeitlang unbeweglich stehen)* Jewgenij Andrejewitsch, mein Freund, ich muß Ihnen offen gestehen, wie mir scheint, sind Sie diesem Teufelchen nicht gewachsen. Sie drehen und wenden sich so und so rum, das Teufelchen rührt zwar nicht den kleinen Finger, und trotzdem werden Sie durch und durch geschüttelt. Übrigens was ist denn dabei? Entweder ich werde es überwinden – um so besser; oder ich verliere die Schlacht –, so eine Frau zu heiraten, ist ja wirklich keine Schande. Es ist lästig, genau genommen . . . Anderseits, wofür soll man seine Freiheit bewahren? Jedoch, halt, Jewgenij Andrejewitsch, halt, Sie ergeben sich doch etwas zu rasch. *(Sieht auf die Rose)* Was weißt du denn, meine arme Blume? *(Er wendet sich rasch um.)* Ah, Das Mamachen mit ihrer Freundin . . . *(Er steckt die Rose behutsam in die Tasche. Aus dem Salon kommen*

Frau Libanow und Warwara Iwanowna. Gorskij geht ihnen zur Begrüßung entgegen.) Bonjour, mes dames! Wie haben Sie geruht?

Frau Libanow *(reicht ihm die Spitze ihres Fingers)* Bonjour, Eugène . . . Ich habe heute ein bisschen Kopfschmerzen.

W**arwara Iwanowna.** Sie gehen zu spät schlafen, Anna Wassiljewna!

Frau Libanow. Möglich . . . Aber wo ist denn Wera? Haben Sie sie gesehen?

Gorskij. Sie ist im Speisesaal beim Tee mit Mademoiselle Bienaimé und Muchin.

Frau Libanow. Ach, ja, man sagte mir ja, daß Monsieur Muchin heute macht angekommen ist. Kennen Sie ihn? *(Setzt sich)*

Gorskij. Wir sind alte Bekannte. Nehmen Sie nicht den Tee?

Frau Libanow. Nein, Tee regt mich auf . . . Gutmann hat ihn mir verboten. Aber ich will Sie nicht aufhalten . . . Gehen Sie nur, gehn Sie nur, Warwara Iwanowna! *(Warwara Iwanowna geht)* Und Sie, Gorskij, Sie bleiben!

Gorskij. Ich habe schon getrunken.

Frau Libanow. Was für ein herrlicher Tag! Le capitaine – haben Sie ihn gesehn?

Gorskij. Nein, ich sah ihn nicht; nach seiner Gewohnheit geht er wahrscheinlich im Garten spazieren . . . und sucht Pilze.

Frau Libanow. Stellen Sie sich vor, was für eine Partie er gestern gewonnen hat . . . Aber setzen Sie sich doch . . . warum stehen Sie denn? *(Gorskij setzt sich.)* Ich habe die Caro-Sieben und den König mit dem Aß in Coeur – Coeur bedenken Sie nur; ich sage: ich spiele; Warwara Iwanowna paßt natürlich; dieser Bösewicht sagt nun auch: ich spiele! ich habe die Sieben, er hat die Sieben; ich in Caro; er in Coeur; ich spiele aus, aber Warwara Iwanowna hat natürlich wie gewöhnlich wieder nichts. Und was tut sie, was denken Sie wohl? Nimmt's und geht zu einem kleinen Pique über . . . Und ich habe nur noch ihrer zwei, den König . . . Versteht sich, daß er gewonnen hat . . . Ach, da fällt mir ein: ich muß ja dringend in die Stadt schicken! . . . *(Klingelt)*

Gorskij. Warum?

Haushofmeister *(kommt aus dem Speisesaal)* Was steht zu Befehl?

Frau Libanow. Schick Gawrilo in die Stadt nach Kreide . . . Du weißt ja schon, meine Sorte.

Haushofmeister. Sehr wohl.

Frau Libanow. Sage aber, daß man mehr nehmen soll . . . Und wie steht's mit der Heuernte.

Haushofmeister. Sehr wohl. Die Ernte dauert noch an.

Frau Libanow. Gut. Und wo ist Ilja Iljitsch?

Haushofmeister. Auf seinem Gartenspaziergang.

Frau Libanow. Im Garten . . . Also rufe ihn.

Haushofmeister. Sehr wohl . . .

Frau Libanow. Geh nur.

Haushofmeister. Sehr wohl. *(Er geht durch die Glastür hinaus)*

Frau Libanow *(ihre Hände betrachtend)* Was werden wir denn heute unternehmen, Eugène? Sie wissen doch, ich verlasse mich da ganz auf Sie. Denken Sie sich etwas recht Lustiges aus . . . Heute bin ich bei Laune. Wie steht's denn mit diesem Monsieur Muchin, ist das ein netter Mensch?

Gorskij. Ein reizender Mensch!

Frau Libanow. Il n'est pas gênant?

Gorskij. Oh, nicht im geringsten.

Frau Libanow. Spielt er auch Préférence?

Gorskij. Wie können Sie nur so fragen? . . .

Frau Libanow. Ah! Mais c'est très bien . . . Eugène, schieben Sie mir den Schemel unter die Füße. *(Gorskij bringt den Schemel)* Merçi . . . Und, da kommt ja auch der Kapitän.

Tschuchanow *(kommt aus dem Garten; er hat Pilze in der Mütze)* Guten Morgen, mein Mütterchen! Darf ich Ihre Hand küssen?

Frau Libanow *(reicht ihm schlaff die Hand)* Guten Morgen, Sie Bösewicht!

Tschuchanow *(küßt ihr zweimal hintereinander die Hand und lacht)* Bösewicht? Bösewicht? . . . Und wer immer verliert, das bin ich. Jewgenij Andrejewitsch, ergebenster Diener. *(Gorskij verbeugt sich, Tschuchanow sieht ihn an und schüttelt den Kopf) So ein Prachtkerl! Na, was gäben Sie für einen Soldaten ab? Was? Na, und Sie, mein Mütterchen, wie fühlen Sie sich denn? Hier habe ich Ihnen Pilze gepflückt.*

Frau Libanow. Warum nehmen Sie denn kein Körbchen, Kapitän? Wie kann man nur Pilze in die Mütze tun?

Tschuchanow. Zu Befehl! Mütterchen, zu Befehl! So einem alten Kameraden wie ich einer bin, so einem alten Soldaten, dem macht das

natürlich nichts aus . . . Aber für Sie gehört es sich schon . . . Zu Befehl. Ich werde sie gleich auf einen Teller legen. Und unser Vögelchen, Wera Nikolajewna, hat es denn geruht auszuschlafen?

Frau Libanow *(antwortet ihm nicht, wendet sich zu Gorskij)* Dites moi! Dieser Monsieur Muchin! Ist er vermögend?

Gorskij. Er hat zweihundert Seelen.

Frau Libanow *(gleichgültig)* Ach, was trinken Sie denn da so lange Tee?

Tschuchanow Befehlen Sie einen Angriff auf sie, Mütterchen? Befehlen Sie nur, im Augenblick ist er ausgeführt . . . Wir sind nicht nur an solche Forts herangegangen . . . Wo wir doch so einen Obersten wie Jewgenij Andrejewitsch haben . . .

Gorskij. Ich bin doch kein Oberst, Ilja Iljitsch! Um Gotteswillen!

Tschuchanow. Nun, wenn nicht in der Leistung, so doch in der Figur. Ich rede ja von der Figur, von der Figur spreche ich) . . .

Frau Libanow. Ach, Kapitän, gehen Sie doch, sehen Sie doch zu, ob die nun endlich ihren Tee getrunken haben?

Tschuchanow. Zu Befehl, Mütterchen . . . *(Er geht)* Ah! Und da sind sie ja auch! *(Es kommen Wera, Muchin, Mademoiselle Bienaimé, Warwara Iwanowna)* Meinen Respekt der ganzen Gesellschaft!

Wera *(vorübergehend)* Guten Morgen . . . *(Läuft zu Anna Wassiljewna hin.)* Bonjour, maman!

Frau Libanow *(sie auf die Stirn küssend)* Bonjour, petite . . . *(Muchin verneigt sich)* Monsieur Muchin, ich heiße Sie vielmals willkommen . . . Ich freue mich sehr, daß Sie uns nicht vergessen haben . . .

Muchin. Aber ich bitte Sie, . . . ich . . . es ist mir eine Ehre . . .

Frau Libanow *(zu Wera)* Und du, Schelm, sehe ich, bist schon im Garten gewesen . . . *(zu Muchin)* Haben Sie schon unsern Garten gesehen? Il est grand. Viele Blumen. Ich liebe schrecklich Blumen. Übrigens, bei uns hier dürfen immer alle machen, was sie wollen: liberté entière . . .

Muchin. *(lächelnd)* lächelnd C'est charmant.

Frau Libanow. Das ist so meine Ansicht . . . Ich kann Egoisten nicht ausstehen. Andern machen sie's schwer und sich selbst nicht leichter. Fragen Sie nur die anderen . . . *(Zeigt auf die ganze Gesellschaft. Warwara Iwanowna lächelt süß)*

Muchin *(ebenfalls lächelnd)* Mein Freund Gorskij hat mir schon erzählt. *(Schweigt ein wenig)* Was haben Sie für ein herrliches Haus!

Frau Libanow. Ja, es ist schön. C'est Rastrelli, vous savez, qui en a donné le plan meinem Onkel, dem Grafen Ljubin.

Muchin *(beifällig und mit Respekt)* Ah!

(Wera hat sich während der ganzen Unterhaltung absichtlich von Gorskij ferngehalten und sich abwechselnd Mademoiselle Bienaimé und Frau Morosow zugewendet. Gorskij hat das sofort bemerkt und verstohlen zu Muchin hinübergesehen)

Frau Libanow *(sich an die ganze Gesellschaft wendend)* Warum geht Ihr denn nicht spazieren?

Gorskij. Ja, wir wollen doch in den Garten gehen!

Wera *(immer ohne ihn anzusehen)* Jetzt ist es zu heiß . . . Es ist bald zwölf Uhr . . . Jetzt ist gerade die größte Hitze.

Frau Libanow. Nun, wie Ihr wollt . . . *(Zu Muchin.)* Wir haben auch ein Billard . . . Übrigens, liberté entière, Sie wissen ja . . . Und wir, wissen Sie was, Kapitän, wir setzen uns zu den Karten . . . Es ist zwar noch ein bisschen früh . . . Aber da Wera sagt, daß man nicht spazierengehen kann . . .

Tschuchanow *(der durchaus keine Lust hat zu spielen)* Nur immerzu! nur immerzu, Mütterchen! . . . Wieso denn früh? Mit Ihnen zu spielen . . .

Frau Libanow. Wieso . . . wie . . . *(Unentschlossen zu Muchin)* Monsieur Muchin . . . Sie, . . . man sagte mir, Sie spielen gern Préférence . . . Macht es Ihnen Spaß? . . . Mademoiselle Bienaimé kennt das Spiel nicht, und wir haben schon so lange nicht zu viert gespielt.

Muchin *(der durchaus nicht eine derartige Aufforderung erwartet hat)* Ich . . . ich . . . mit Vergnügen . . .

Frau Libanow. Vous êtes fort. aimable . . . Aber im übrigen genieren Sie sich nur nicht, bitte.

Muchin. Nein . . . nein . . . ich bin glücklich . . .

Frau Libanow. Na, dann kommen Sie . . . wir gehen in den Salon . . . dort ist der Tisch schon bereit . . . Monsieur Muchin, donnez-moi votre bras . . . *(Sie erhebt sich)* Und Sie, Gorskij, denken Sie sich etwas für unseren weiteren Tag aus . . . hören Sie? Wera hilft Ihnen dabei . . . *(Sie geht in den Salon.)*

Tschuchanow *(tritt auf Warwara Iwanowna zu)* Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen zur Verfügung stelle . . .

Warwara Iwanowna *(ärgerlich, in aufdringlicher Weise ihm die Hand hinstreckend)* Ach, Sie . . .

(Die Pärchen gehen langsam in den Salon. In der Tür dreht sich Anna Wassiljewna um und sagt zu Mademoiselle Bienaimé: »Ne fermez pas la porte« . . . Mademoiselle Bienaimé kehrt mit einem Lächeln zurück, setzt sich im ersten Hintergrund links hin und beschäftigt sich beunruhigt mit einer Kanevastickerei. Wera, die eine Zeitlang dagestanden hat, unentschlossen, ob sie bleiben oder mit der Mutter gehen soll, tritt plötzlich ans Klavier, setzt sich und beginnt zu spielen. Gorskij geht leise auf sie zu)

Gorskij *(nach einem kurzen Schweigen)* Was ist das, was Sie da spielen, Wera Nikolajewna?

Wera *(ohne ihn anzusehen)* Eine Sonate von Clementi.

Gorskij. Mein Gott! Wie in alten Zeiten!

Wera. Ja, das ist eine altväterische und höchst langweilige Angelegenheit.

Gorskij. Warum haben Sie denn gerade die ausgesucht! Was für ein Einfall, sich plötzlich ans Klavier zu setzen! Haben Sie denn schon vergessen, daß Sie mir versprochen hatten, in den Garten zu kommen?

Wera. Das ist es ja gerade! Ich habe mich ans Klavier gesetzt, um nicht in den Garten gehen zu müssen.

Gorskij. Warum denn auf einmal so gleichgültig? Was sind das für Launen? I52

Mademoiselle Bienaimé. Ce n'est pasjoli ce que vous jouez la, Véra!

Wera *(laut)* Je crois bien. *(Zu Gorskij, ihr Spiel fortsetzend)* Hören Sie, Gorskij, ich kann nicht kokettieren und launenhaft sein, und ich liebe es auch nicht. Dazu bin ich viel zu stolz. Sie wissen selbst: das jetzt ist keine Laune . . . Ich bin böse auf Sie.

Gorskij. Warum?

Wera. Ich bin gekränkt.

Gorskij. Gekränkt habe ich Sie?

Wera *(fährt in der Sonate fort)* Sie, Sie haben zum mindesten mein Vertrauen mißbraucht. Ich war kaum in den Speisesaal gekommen, als dieser Monsieur . . . Monsieur . . . wie heißt er doch gleich . . . Monsieur Muchin die Bemerkung fallen ließ, die Rose hätte nun wohl endlich ihre Bestimmung gefunden! Und nachher, als er merkte, daß seine Liebenswürdigkeiten keine Wirkung bei mir taten, fing er plötzlich an von Ihnen zu schwärmen. So etwas Peinliches! . . . Warum können Freunde nur immer so ungeschickt loben? . . . Und überhaupt tat er so geheimnisvoll, schwieg so nachdrücklich. Und diese

Rücksicht, dies Mitleid in den Blicken! . . . Nicht ausstehn kann ich ihn!

Gorskij. Was ziehen Sie denn daraus für Schlüsse?

Wera. Ich schließe daraus, daß Monsieur Muchin al'honneur de recevoir vos confidences. *(Haut kräftig auf die Tasten.)*

Gorskij. Woraus schließen Sie? . . . Und was hätte ich ihm denn sagen können?

Wera. Ich weiß nicht, was Sie ihm hätten sagen können . . . daß Sie mir die Cour machen, daß Sie mich auslachen, daß Sie sich vorgenommen haben, mir den Kopf zu verdrehen, daß Sie ihren Spaß mit mir haben *(Mademoiselle Bienaimé hustet trocken.)* Qu'est ce que vous avez, bonne amie? Pourquoi toussez vous?

Mademoiselle Bienaimé. Rien, rien . . . je ne sais pas . . . cette sonate doit être bien difficile.

Wera *(halblaut)* Wie impertinent sie sein kann! . . . *(Zu Gorskij)* Warum sagen Sie gar kein Wort?

Gorskij. Ich? Warum ich schweige? Ich stelle mir selbst die Frage: Habe ich Ihnen Unrecht zugefügt? Und ich gestehe offen: ich hab's . . . Meine Zunge ist mein größter Feind! Aber hören Sie, Wera Nikolajewna . . . Erinnern Sie sich, ich las Ihnen doch gestern aus Lermontow vor, erinnern Sie sich, wo er von einem Herzen spricht, in dem die Liebe mit dem Haß in unsinnigem Zwist liegt . . . *(Wera schlägt langsam die Augen zu ihm auf)* Also, also . . . ich vermag nicht fortzufahren, wenn Sie mich so ansehen . . .

Wera *(zuckt die Achseln)* Sprechen Sie weiter! . . .

Gorskij. Hören Sie . . . Ich versichere Ihnen aufrichtig! Ich will nicht! Es ist mir schrecklich, mich dem Zauber zu unterwerfen, dem ich mich schließlich nicht mehr entziehen kann . . . Ich bemühe mich, wie ich nur kann, den Zauber von mir abzuschütteln, mein Wort! Es ist lächerlich, es zu sagen . . . Ich führe mich auf wie eine alte Jungfer, wie ein Kind.

Wera. Warum denn das alles? Weshalb können wir denn nicht gute Freunde bleiben? . . . Können denn unsere Beziehungen nicht einfach und natürlich bleiben?

Gorskij. Einfach und natürlich! . . . Leicht gesagt . . . *(Entschlossen)* Nun gut, ich habe Ihnen Unrecht zugefügt und bitte Sie deshalb um Verzeihung. Ich bin ein Duckmäuser und habe. Sie hintergangen . . .

Aber ich kann Ihnen versichern, Wera Nikolajewna, welcher Art auch meine Absichten und Entschlüsse gewesen sein mögen: in Ihrer Gegenwart, bei Ihrem ersten Wort sind all diese Vorsätze verflogen wie Rauch, und ich fühle . . . Sie werden lachen, ich fühle: ich bin in Ihrer Gewalt . . .

Wera *(unterbricht für eine Weile ihr Spiel)* Das haben Sie mir ja schon gestern abend gesagt . . .

Gorskij. Weil ich dasselbe schon gestern abend gefühlt habe. Ich gebe es entschieden auf, unaufrichtig gegen Sie vorzugehen.

Wera *(mit einem Lächeln)* Aha! Sehen Sie wohl!

Gorskij. Ich nehme Sie beim Wort: Sie müssen endlich wissen, daß ich Sie nicht täusche, wenn ich Ihnen sage . . .

Wera *(ihn unterbrechend)* Daß ich Ihnen gefalle . . . und was nicht sonst noch alles!

Gorskij *(ärgerlich)* Sie sind heute unzugänglich und mißtrauisch wie ein siebzigjähriger Wucherer! *(Er zieht sich zurück; beide schweigen eine Zeitlang)*

Wera *(kaum noch in ihrem Spiel fortfahrend)* Wenn Sie wollen, spiele ich Ihnen Ihre Lieblingsmazurka vor . . . ?

Gorskij. Wera Nikolajewna! Quälen Sie mich doch nicht . . . Ich schwöre Ihnen . . .

Wera *(fröhlich)* Nun hören Sie schon auf, geben Sie mir die Hand. Jetzt sind Sie wieder versöhnt.

Gorskij *(drückt ihr hastig die Hand)* Nous faisons la paix, bonne amie.

Mademoiselle Bienaimé *(mit gemachtem Erstaunen)* Ah! Est-ce que vous vous êtiez querellés?

Wera *(halblaut)* Ach, unausstehlich! *(Laut)* Oui, un peu. *(Zu Gorskij)* Nun, wollen Sie, daß ich Ihnen Ihre Mazurka vorspiele?

Gorskij. Nein, diese Mazurka ist viel zu traurig . . . Sie hat ganz tief so eine bittere Unterströmung, und mir ist, ich versichere Ihnen, hier jetzt so wohl. Spielen Sie mir irgend etwas Heiteres vor, etwas Lebendiges, daß es gleitet, sprüht und blitzt in der Sonne wie Fische in einem Bächlein . . . *(Wera denkt einen Moment nach und spielt dann einen feurigen Walzer.)* Mein Gott! Wie lieb. Sie sind! Sie haben ja selbst etwas von solch einem Fischchen.

Wera *(im Spiel fortfahrend)* Ich sehe Monsieur Muchin von hier aus . . . Wie anregend muß es doch für ihn sein! Ich bin überzeugt, daß er

immerzu im Verlust ist.

Gorskij. Na, was denn sonst?

Wera *(nach einem kurzen Schweigen, immer fortfahrend im Spiel)* Sagen Sie, warum spricht denn Stanzin niemals seine Ansichten aus?

Gorskij. Daraus sieht man eben, daß er viele hat.

Wera. Sie sind boshaft. Er ist durchaus nicht dumm, er ist ein äußerst guter Mensch; ich habe ihn sehr gern.

Gorskij. Er ist ein umgänglicher, solider Mensch.

Wera. Ja . . . Aber warum sitzen nur seine Kleider immer so schlecht? Als ob sie funkelnagelneu wären, eben vom Schneider geliefert? *(Gorskij antwortet nicht und sieht sie schweigend an.)* Woran denken Sie?

Gorskij. Ich dachte . . . Ich stellte mir eine nicht allzu große Stube vor, nur nicht hier in unserem Winterland . . . sondern irgendwo im Süden, weit, in einer herrlichen Gegend . . .

Wera. Aber vorhin haben Sie doch erst gesagt, daß Sie nicht weit fort möchten.

Gorskij. Einesteils möchte ich nicht . . . Rundum keinen bekannten Menschen zu haben, selten einmal ist ein fremdländischer Laut auf der Straße zu hören, am offenen Fenster spürt man die Frische des nahen Meeres, die weißen Vorhänge blähen sich, sie sind so leicht wie ein Dunst; die Türe zum Garten ist geöffnet, und leichte Schatten fallen auf die Schwelle . . .

Wera *(in Verlegenheit)* Oh, Sie sind ein Dichter! . . . Sicherlich . . .

Gorskij. Bewahre mich Gott! Das sind nur Erinnerungen . . .

Wera. Sie haben Erinnerungen?

Gorskij. Das ist die Natur selbst. Alles, was Sie im Traum nicht haben zu Ende denken können . . .

Wera. Träume erfüllen sich nicht in . . . Wirklichkeit.

Gorskij. Wer hat Ihnen das gesagt? Etwa Mademoiselle Bienaimé? Oh, lassen Sie ab um Gotteswillen von dergleichen Weiberweisheiten, die fünfundvierzigjährigen Mädchen und lymphatischen Jünglingen taugen. Wirklichkeit! . . . Ja, was für eine flammende, schöpferische Einbildungskraft müßte das sein, die die Wirklichkeit, die Natur verdrängen könnte? Ich bitte Sie! . . . Irgend so ein alter Hummer ist hunderttausendmal phantastischer als sämtliche Erzählungen von Hoffmann; und welches poetische Erzeugnis eines Genies kann sich

vergleichen mit . . . na . . . sagen wir: auch nur mit der Eiche, die in Ihrem Garten auf dem Hügel steht.

Wera. Ich wär' imstande, Ihnen das zu glauben, Gorskij.

Gorskij. Seien Sie überzeugt: das allerhöchste Glück, das größte Entzücken, das sich nur je die Laune eines müßigen Menschen erdenken kann, läßt sich nicht vergleichen mit der Glückseligkeit, die ihm die Wirklichkeit verschafft . . . wenn er nur gesund bleibt, wenn ihn das Schicksal nicht verfolgt, wenn sein Hab und Gut nicht unter den Hammer kommt, und schließlich, wenn er selbst genau weiß, was er eigentlich will.

Wera. Sonst nichts!

Gorskij. Und wir sind doch . . . na, ich bin doch gesund, jung, mein Besitz ist nicht verpfändet . . .

Wera. Dafür wissen Sie aber nicht, was Sie wollen! . . .

Gorskij *(entschlossen)* Doch, das weiß ich!

Wera *(sieht ihn plötzlich an)* Dann sagen Sie's doch! – wenn Sie es wissen.

Gorskij. Entschuldigen Sie, ich will doch, daß Sie . . .

Diener *(kommt aus dem Speisesaal und meldet)* Wladimir Petrowitsch Stanzin.

Wera *(erhebt sich rasch)* Ich kann ihn jetzt nicht sehen . . . Gorskij! Mir scheint, ich habe Sie jetzt schließlich verstanden . . . Empfangen Sie ihn an meiner Stelle . . . an meiner Stelle, hören Sie wohl . . . puisque toutest arrangé. *(Geht in den Salon)*

Mademoiselle Bienaimé. Eh bien? Elle s'en va?

Gorskij *(nicht ohne inneren Aufruhr)* Oui . . . Elle est allée voir! . . .

Mademoiselle Bienaimé Quelle petite folle! *(Steht auf und geht ebenfalls in den Salon.)*

Gorskij *(nach kurzem Schweigen)* Was bin ich nun eigentlich? Verheiratet? . . . »Ich habe Sie schließlich verstanden« . . . Siehst du wohl, wo sie hinzielt? . . . »puisque tout est arrangé«. Ach, ich konnte sie nicht ausstehen in diesem Augenblick! Ach, ich bin ein Prahlhans, ein Prahlhans! Wie habe ich tapfer getan vor Muchin, und jetzt, na . . . Was habe ich mich da in poetischen Einfällen ergangen? Nur das gebräuchliche »Fragen Sie Mamachen« hat noch gefehlt! . . . Hu! . . . Ist das einmal eine alberne Situation. Wie dem auch sei! Man muß zu einem Schluß kommen in der Angelegenheit! Stanzin kommt wie

gerufen. O Schicksal, Schicksal! Tu mir die Liebe und sag es mir: Lachst du über mich oder willst du mir zu Hilfe kommen? Na, wir werden ja sehn . . . Aber meine Freunde sind gut, Iwan Pawlytsch . . . *(Stanzin tritt ein. Er ist geckenhaft gekleidet. In der rechten Hand hält er einen Hut, in der linken einen Korb, der in Papier gewickelt ist. Sobald er Gorskij erblickt, bleibt er stehen und wird rot. Gorskij geht ihm zur Begrüßung in der allerfreundlichsten Weise und mit ausgebreiteten Armen entgegen.)* Guten Tag, Wladimir Petrowitsch! Wie freue ich mich, Sie zu sehen . . .

Stanzin. Und ich erst . . . und wie sehr . . . Und Sie . . . sind Sie schon lange hier?

Gorskij. Seit gestern, Wladimir Petrowitsch!

Stanzin. Sind alle wohlauf?

Gorskij. Alle, entschieden alle, Wladimir Petrowitsch, von Anna Wassiljewna angefangen bis zum Hundchen hinunter, das Sie Wera Nikolajewna geschenkt haben . . . Nun, und wie steht es mit Ihnen?

Stanzin. Ich . . . Ich bin Gott sei dank . . . Aber wo ist sie denn?

Gorskij. Im Salon . . . Sie spielt Karten.

Stanzin. So früh . . . am Tage? . . . und Sie? . . . und . . . Sie? . . .

Gorskij. Ich bin hier, wie Sie sehen . . . Was haben Sie denn da mitgebracht? Konfekt wahrscheinlich?

Stanzin. Ja, Wera Nikolajewna hatte neulich gesagt . . . da habe ich nach Moskau geschickt, Konfekt einzukaufen . . .

Gorskij. Nach Moskau?

Stanzin. Ja, dort ist es besser. Aber wo ist denn Wera Nikolajewna? *(Legt den Hut und das Konfekt auf den Tisch)*

Gorskij. Sie ist, glaube ich, im Salon . . . sie sieht zu, wie man dort Préférence spielt.

Stanzin *(wirft einen ängstlichen Blick in den Salon)* Wer ist denn dies neue Gesicht?

Gorskij. Haben Sie ihn denn nicht erkannt? Muchin, Iwan Pawlytsch.

Stanzin. Ach, ja . . . *(Er regt sich sehr auf)*

Gorskij. Wollen Sie nicht hineingehen in den Salon? . . . Sie sind ja so aufgeregt, Wladimir Petrowitsch!

Stanzin. Nein, es ist nichts . . . der weite Weg, wissen Sie, der Staub . . . Na, und der Kopf tut einem auch . . . *(Im Salon bricht ein Gelächter*

aus . . . alle rufen: »Ohne die vier, ohne die vier!« Wera sagt: »Ich gratuliere, Monsieur Muchin!« - Stanzin lacht und sieht wieder in den Salon hinein.) Was geht denn davor . . . hat einer Bête gemacht?

Gorskij. Aber warum gehen Sie denn nicht hinein?

Stanzin. Offen gestanden, Gorskij . . . ich möchte einen Augenblick mit Wera Nikolajewna sprechen.

Gorskij. Allein?

Stanzin *(unentschlossen)* Ja, nur zwei Worte. Ich wünschte es so sehr . . . jetzt . . . denn sonst, im Laufe des Tages . . . Sie wissen ja selbst.

Gorskij. Nun, was ist denn dabei? Gehen Sie doch hinein und sagen Sie ihr . . . aber nehmen Sie Ihr Konfekt . . .

Stanzin. Das ist auch wahr. *(Geht zur Tür, kann sich aber immer noch nicht recht entschließen, als man plötzlich die Stimme der Anna Wassiljewna hört:)* »C'est vous, Woldemar? Bonjour . . . Entrez donc . . . « *(Er geht hinein.)*

Gorskij *(allein)* Ich bin unzufrieden mit mir. Ich beginne mich zu langweilen und bösartig zu werden. Mein Gott! Mein Gott! Was geht hier alles in mir vor! Warum steigt mir die Galle bis in die Gurgel? Warum werde ich denn so peinlich lustig! Warum bin ich denn drauf und dran, allen – allen auf der Welt und vor allem mir selbst blauen Dunst vorzumachen – wie ein Schuljunge. Wenn ich nicht verliebt bin, was für eine Abenteuerlust treibt mich denn dann, mich selbst und andere aufzureizen? Heiraten? Nein, ich heirate nicht, was sie da auch alles sagen mögen; wenn man mich noch so bedrängt! Wäre es denn wirklich nicht möglich, daß ich meinen Liebhabereien nachgehen dürfte? Nun, sollte sie triumphieren – dann Gott mit ihr. *(Er tritt an das chinesische Billard und nimmt eine Kugel)* Vielleicht wäre es besser für mich, sie verheiratete sich mit . . . Ach, nein, daß sind ja Kleinigkeiten . . . Ich würde sie dann so wenig sehen wie meine Ohren . . . *(Er fährt fort, die Kugeln zu stoßen.)* Wenn ich überlege . . . Also wenn ich hereinfalle . . . Hu, mein Gott, was für eine Kinderei! *(Wirft das Queue hin, geht zum Tisch und ergreift ein Buch)* Was ist denn das? Ein russischer Roman? . . . Sieh mal an! . . . Was hat uns denn so ein russischer Roman zu sagen? *(Schlägt aufs Geratewohl das Buch auf und liest)* »Und wie war es denn? Es waren noch keine fünf Jahre nach der Heirat, als die bezaubernde, lebhafte Marja in die wohlbeleibte, keifende Marja Bogdanowna sich verwandelt hatte . . . Wo war all ihr

Streben, wo waren alle ihre Träume hingekommen?« . . . Ach Gott, diese Autoren! Was seid ihr doch für Kinder? Um was kreist immer euer Interesse? Ist es so erstaunlich, daß ein Mensch, wenn er älter wird, an Schwerfälligkeit und Dummheit zunimmt? Aber angst und bange wird einem: alles Sinnen und Trachten bleibt dasselbe, die Augen haben noch nichts von ihrem Glanz eingebüßt und die Wangen haben ihren zarten Flaum noch nicht verloren, aber der Gatte weiß schon nicht mehr, wohin mit sich . . . Aber was denn! Ein anständiger Mensch bekommt schon vor der Hochzeit den Schüttelfrost . . . Ach! Ich glaube, sie kommen hierher . . . da heißt's sich retten. Hu, mein Gott, das ist fast wie in Gogols »Heirat« . . . Na, ich werde wenigstens nicht aus dem Fenster springen, sondern hübsch sachte durch die Tür in den Garten verschwinden . . . Heil und Sieg, Herr Stanzin!

(In dem Augenblick, wo Gorskij eilig davongeht, erscheint Wera mit Stanzin; sie kommen aus dem Salon)

Wera *(zu Stanzin)* Was soll das bedeuten, Gorskij läuft in den Garten?

Stanzin. Ach – ja . . . Ich besinne mich . . . ich habe ihm ja gesagt . . . daß ich . . . gern . . . mit Ihnen allein . . . nur zwei Worte . . .

Wera. Ach! Das haben Sie ihm gesagt? . . . Und was antwortete er Ihnen . . .

Stanzin. Nichts . . . er . . .

Wera. Ach, was für Vorbereitungen! . . . Sie erschrecken mich . . . Ihr gestriger Brief war mir schon nicht ganz verständlich . . .

Stanzin. Die Sache ist also die, Wera Nikolajewna . . . Um Gottes willen, verzeihen Sie mir meine Dreistigkeit . . . Ich weiß . . . Ich bin gar nicht wert . . . *(Wera tritt langsam ans Fenster, er hinter ihr drein).* Die Sache ist also die . . . Ich . . . ich habe mich entschlossen, Sie um Ihre Hand zu bitten . . . *(Wera schweigt und senkt leise den Kopf)* Mein Gott! Ich weiß ja recht gut, daß Sie sich nichts aus mir machen . . . bei meiner Persönlichkeit ist es natürlich . . . aber Sie kennen mich doch schon so lange . . . wenn eine blinde Ergebenheit . . . die Erfüllung des leisesten Wunsches . . . wenn dies alles . . . ich bitte Sie, meine Kühnheit zu entschuldigen . . . ich fühle . . . *(Er hält inne, Wera drückt ihm schweigend die Hand)* Sollte gar keine . . . sollte gar keine Hoffnung sein?

Wera *(leise)* Sie haben mich nicht verstanden, Wladimir Petrowitsch.

Stanzin. In diesem Fall . . . natürlich . . . entschuldigen Sie, bitte . . . aber eines, gestatten Sie, darf ich Sie doch bitten, Wera

Nikolajewna . . . rauben Sie mir nicht das Glück, Sie zu sehen, wenn auch nur manchmal . . . Ich versichere . . . ich werde Sie nicht belästigen . . . Sogar wenn Sie einen andern gewählt . . . Sie sind vollkommen frei in Ihrer Wahl . . . Ich versichere . . . ich werde immer Ihre Freude teilen . . . Ich kenne meine Grenzen . . . wo ich . . . selbstverständlich . . . Sie haben natürlich recht . . .

Wera. Lassen Sie mir Bedenkzeit, Wladimir Petrowitsch . . .

Stanzin. Wie?

Wera. Wollen Sie mich jetzt, bitte . . . eine Weile verlassen . . . nur für eine kurze Zeit . . . ich sehe Sie noch . . . ich werde noch mit Ihnen sprechen . . .

Stanzin. Oh, wie Sie sich auch entschließen mögen, Sie müssen wissen, ich werde mich ohne Murren fügen. *(Er verneigt sich und geht in den Salon, wobei er hinter sich die Tür schließt)*

Wera *(Sieht ihm nach, geht zu der Glastür und ruft in den Garten)* Gorskij! Bitte einen Moment! Gorskij! *(Sie kommt in den Vordergrund, nach einiger Zeit erscheint Gorskij)*

Gorskij. Sie riefen?

Wera. Sie wußten, daß Stanzin mit mir allein sprechen wollte?

Gorskij. Ja, er hatte es mir doch gesagt.

Wera. Wußten Sie, welchen Zweck er hatte?

Gorskij. Nicht eigentlich – nein!

Wera. Er bat um meine Hand.

Gorskij. Und welche Antwort haben Sie ihm gegeben?

Wera. Ich? – Keine!

Gorskij. Sie haben ihm keinen Korb gegeben?

Wera. Nein, ich bat ihn, sich noch zu gedulden.

Gorskij. Weshalb?

Wera. Was soll das heißen: »Weshalb«? Gorskij, was ist mit Ihnen? Warum sehen Sie mich so kalt an? Warum sprechen Sie so gleichgültig? Was für ein Lächeln liegt um Ihren Mund? Sie sehen, ich komme zu Ihnen, um Rat zu holen, ich binde mir die Hände . . . und Sie . . .

Gorskij. Verzeihen Sie mir, Wera Nikolajewna: . . . mich überkommt bisweilen solch eine Stumpfheit . . . ich war ohne Hut in der Sonne . . . Sie dürfen nicht . . . wirklich, es ist möglich, daß ich davon . . . Also,

Stanzin hat um Ihre Hand angehalten? Und Sie wünschen nun meinen Rat? . . . Da muß ich Sie doch fragen: Was haben Sie überhaupt für Anschauungen über das Familienleben? . . . Man kann es mit der Milch vergleichen . . . und Milch wird leicht sauer.

Wera. Gorskij! Ich verstehe Sie nicht. Vor einer Viertelstunde, auf diesem Platz *(sie weist auf das Klavier)* . . . erinnern Sie sich, was Sie dazu mir gesagt haben? So . . . trennten wir uns! Sagen Sie, was ist mit Ihnen? Wollen Sie sich über mich lustig machen? Gorskij, es kann doch nicht sein, daß ich das verdient habe?

Gorskij *(bitter)* Im Ernst: Ich denke nicht daran, mich über Sie lustig zu machen.

Wera. Wie soll ich mir denn diese plötzliche Veränderung plausibel machen? Warum kann ich das nicht verstehen? Umgekehrt . . . sagen Sie, sagen Sie doch selbst, war ich nicht immer aufrichtig zu Ihnen wie eine Schwester?

G**orskij** *(nicht ohne Erregung)* Wera Nikolajewna, ich . . .

Wera. Oder wäre es möglich! . . . Sehen Sie nur, was Sie mich da auszusprechen zwingen. . . . oder sollte es möglich sein, daß Stanzin Ihre . . . wie soll ich sagen . . . Ihre Eifersucht erregt, wie?

Gorskij. Warum denn auch nicht?

Wera. Oh, weichen Sie mir nicht aus! . . . Sie wissen das ganz genau! . . . Aber übrigens, was rede ich denn da viel? Weiß ich denn überhaupt, daß Sie an mich denken, daß Sie etwas für mich empfinden? . . .

Gorskij. Wera Nikolajewna, wissen Sie was? Wirklich, wir sollten auf eine gewisse Zeit auseinandergehen . . .

Wera. Gorskij . . . was soll das heißen?

Gorskij. Eigentlich Unsinn . . . Unsere Beziehungen sind so seltsam . . . Wir sind dazu verurteilt, einander nicht zu verstehen, einander zu quälen.

Wera. Ich verwehre es niemand, mich zu quälen, aber ich wünsche nicht ausgelacht zu werden! . . . Aber einander nicht verstehen? . . . Weshalb denn das? Schaue ich Ihnen nicht einfach in die Augen? Liebe ich vielleicht Mißverständnisse? Sage ich nicht alles, was ich denke? Bin ich denn mißtrauisch? Gorskij! Wenn wir auseinandergehen müssen, dann wollen wir doch wenigstens als gute Freunde auseinandergehn!

Gorskij. Wenn wir auseinandergehen, werden Sie nicht ein einziges Mal mehr an mich denken.

Wera. Gorskij! Sie wollen, scheint's, daß ich . . . Sie wollen ein Geständnis von mir . . . sicherlich. Aber ich bin nicht gewöhnt zu lügen und zu übertreiben . . . Ja, Sie gefallen mir, ich fühle mich zu Ihnen hingezogen, trotz Ihrer Absonderlichkeiten . . . Das ist alles . . . Diese freundschaftliche Beziehung kann vergehen, vielleicht bleibt sie aber auch bestehen. Das hängt von Ihnen ab. also . . . was mich anbelangt . . . Aber Sie, sagen Sie doch jetzt, wie Sie gesonnen sind, was Sie denken! Es ist doch nicht möglich, daß Sie nicht wissen sollten, daß ich Sie nicht aus Neugier frage! Ich muß doch schließlich Klarheit haben . . . *(Sie bleibt stehen und wendet sich ab.)*

Gorskij. Wera Nikolajewna, hören Sie mich an! Sie sind ein glückliches Geschöpf Gottes! Sie leben und atmen von Kindheit an in Freiheit. Die Wahrheit ist für Ihre Seele, was das Licht den Augen, was die Luft der atmenden Brust ist . . . Sie durften immer das Ganze sehen und durften vorwärts schreiten. Doch Sie kennen das Leben nicht, weil es in Ihrem Leben noch keine Hindernisse gab und keine geben wird. Aber fordern und verlangen Sie um Gotteswillen dieselbe Kühnheit nicht von einem so verängstigten und unklaren Menschen, wie ich einer bin, von einem Menschen, der selbst viel Schuld auf sich hat, der unaufhörlich sündigte und noch sündigt . . . Entreißen Sie mir nicht das letzte entscheidende Wort, daß ich nicht laut vor Ihnen sagen kann, ebendeshalb, weil ich es mir allein wohl tausendmal schon selbst gesagt habe . . . Ich wiederhole Ihnen: Seien Sie nachsichtig mit mir, oder geben Sie mir vollkommen den Laufpaß . . . warten Sie noch ein wenig . . .

Wera. Gorskij! Soll ich Ihnen das glauben? Sagen Sie es mir – ich will Ihnen glauben – . . . soll ich Ihnen schließlich glauben?

Gorskij *(unwillkürlich bewegt)* Ach, weiß Gott!

Wera *(schweigt ein wenig)* Denken Sie nach! Geben Sie mir eine andere Antwort!

Gorskij. Meine Antworten sind immer besser, wenn ich nicht nachdenke.

Wera. Sie sind launenhaft wie ein kleines Mädchen.

Gorskij. Und Sie sind so schrecklich gründlich . . . Aber entschuldigen Sie, bitte . . . ich sagte doch, glaube ich, vorhin:

»Warten Sie ein wenig!« Das ist ein unverzeihlich dummes Wort, es kam mir nur so auf die Zunge.

Wera *(errötet heftig)* In der Tat? Ich danke für Ihre Offenheit!

(Gorskij. will ihr etwas erwidern, aber die Tür zum Salon öffnet sich plötzlich, und die ganze Gesellschaft tritt herein, zuletzt kommt Mademoiselle Bienaimé. Anna Wassiljewna in angenehmster und heiterster Laune, an ihrer Seite Muchin. Stanzin wirft einen raschen Blick auf Wera und Gorskij)

Frau Libanow. Stellen Sie sich vor, Eugène, Muchin hat uns vollkommen zugrundegerichtet . . . wirklich. Das ist aber einmal ein Draufgänger im Spiel!

Gorskij. Oh! Das wußte ich ja gar nicht!

Frau Libanow. C'est incroyable! Auf Schritt und Tritt macht er bête . . . *(Setzt sich)* Na, jetzt kann man spazierengehen!

Muchin *(tritt ans Fenster, mit verhaltenem Arger)* Fast scheint es . . . der Regen hört schon auf.

Warwara Iwanowna. Das Barometer ist heute allerdings sehr gefallen . . . *(Setzt sich etwas hinter Frau Libanow.)*

Frau Libanow. In der Tat? Comme c'est contrariant! Eh bien, dann denken wir uns irgend etwas aus . . . Eugène, und Sie, Woldemar, das ist Ihre Sache.

Tschuchanow. Ist einem von den Herrschaften eine Partie Billard gefällig? *(Niemand antwortet)* Will einer ein Gläschen Schnaps mit mir trinken? *(Wieder Schweigen)* Na, dann drücke ich mich und trinke auf das Wohl der verehrten Herrschaften . . . *(Er geht in den Speisesaal. Indessen ist Stanzin an Wera herangetreten, er wagt es aber nicht, sie anzusprechen . . . Gorskij. steht beiseite. Muchin sieht sich die Zeichnungen auf dem Tisch an.)*

Frau Libanow. Was ist denn das mit euch, Herrschaften? Gorskij, denken Sie sich doch etwas aus!

Gorskij. Wenn Sie wünschen, lese ich Ihnen die Einleitung zu der Naturphilosophie von Buffon.

Frau Libanow. Nun hören Sie aber auf!

Gorskij. Dann kommen Sie, dann wollen wir petits jeux innocents spielen.

Frau Libanow. Wie ihr wollt . . . Übrigens meinethalben nicht . . . Ich muß mich verabschieden, man erwartet mich im Kontor . . . Ist er gekommen, Warwara Iwanowna?

Warwara Iwanowna. Sicher ist er gekommen.

Frau Libanow. Erkundigen Sie sich doch, liebes Herz! *(Warwara Iwanowna steht auf und geht hinaus)* Wera! Komm doch einmal her . . . Mir kommt es vor, als seist du heute so blaß? Sag, bist du wohl?

Wera. Ja, ich bin ganz wohl!

Frau Libanow. Oh, das ist schön! . . . Ach, ja! Woldemar, vergessen Sie doch nicht, mich zu erinnern . . . Ich möchte Ihnen einen Auftrag geben, wenn Sie nach der Stadt kommen. *(Zu Wera)* Il est si complaisant!

Wera. Il est plus que cela, maman, il est bon.

Stanzin *(lächelt entzückt)*

Frau Libanow. Was sehen Sie sich denn so angelegentlich an, Monsieur Muchin?

Muchin. Ansichten aus Italien.

Frau Libanow. Ach ja, das habe ich mitgebracht, un souvenir . . . Ich liebe Italien . . . ich war dort so glücklich . . . *(Seufzt)*

Warwara Iwanowna *(kommt herein)* Anna Wassiljewna, Fjedot ist gekommen!

Frau Libanow. Ach? Der ist gekommen! *(Zu Muchin)* Suchen Sie einmal, da muß eine Ansicht vom Lago Maggiore sein . . . Die reine Pracht! . . . *(Zu Warwara)* Ist der Ortsvorsteher auch gekommen?

Warwara Iwanowna. Ja, der Ortsvorsteher ist da. Frau Libanow Also adieu, mes enfants . . . Eugène, ich vertraue sie Ihnen an . . . Amusez-vous. Hier kommt gerade Mademoiselle Bienaimé zur Unterstützung. *(Aus dem Salon kommt Mademoiselle Bienaimé)* Kommen Sie, Warwara Iwanowna! *(Sie geht mit Frau Morosow in den Speisesaal)*

(Es entsteht eine Gesprächspause)

Mademoiselle Bienaimé *(mit trockener Stimme)* Eh bien, que ferons-nous?

Muchin. Ja, was wollen wir anfangen?

Stanzin. Das ist jetzt die Frage!

Gorskij. Das hat schon Hamlet gesagt, Wladimir Petrowitsch, ehe du es sagtest! . . . *(Plötzlich belebt)* Aber übrigens, sehen, sehn Sie nur . . . sehn Sie nur, wie der Regen strömt . . . tatsächlich, wollen wir denn so dasitzen, die Hände in den Schoß gelegt?

Stanzin. Ich wär' bereit dazu, und Sie, Wera Nikolajewna?

Wera *(die die ganze Zeit über unbeweglich dagestanden)* Ich . . . nun ich ebenfalls!

Stanzin. Nun dann, also, herrlich!

Muchin. Hast du dir irgend etwas ausgedacht, Jewgenij Andrejewitsch?

Gorskij. Oh, mir ist schon etwas eingefallen, Iwan Pawlytsch! Da können wir folgendes machen: Wir setzen uns alle im Kreis um den Tisch . . .

Mademoiselle Bienaimé. Oh, ce sera charmant!

Gorskij. N'est-ce pas? Wir schreiben alle unsere Namen auf ein Fetzchen Papier, und wen es zuerst trifft, der muß irgendeine unmögliche, phantastische Geschichte erzählen – von sich oder einem anderen oder, was er sonst mag . . . Liberté entière, wie Anna Wassiljewna zu sagen pflegt.

Stanzin. Mademoiselle Bienaimé *(zugleich)* Gut! Ah! Très bien, très bien!

Muchin. Was für eine Geschichte eigentlich? . . .

Gorskij. Wie sie einem so in den Kopf kommt . . . Sie haben doch nichts dagegen, Wera Nikolajewna? . . . Aber wollen wir uns nicht setzen? . . .

Wera. Warum denn nicht? *(Setzt sich. Gorskij setzt sich zu ihrer Rechten, Muchin zu ihrer Linken; Stanzin – neben ihm Mademoiselle Bienaimé – neben Gorskij)*

Gorskij. Hier ist ein Stück Papier . . . *(zerreißt es in Stücke)* so! . . . Und jetzt unsere Namen *(Schreibt die Namen und rollt die Blätter ein.)*

Muchin *(zu Wera)* Warum sind Sie denn heute so nachdenklich, Wera Nikolajewna?

Wera. Woher wissen Sie, daß ich nicht immer so bin? Sie sehen mich doch zum ersten mal.

Muchin *(schmunzelnd)* O nein, es ist doch nicht möglich, daß Sie immer so wären . . .

Wera *(in leichtem Arger)* In der Tat? *(Zu Stanzin)* Ihr Konfekt ist sehr gut, Woldemar!

Stanzin. Ich bin sehr froh, daß es Ihnen zusagt, daß ich Ihnen dienlich sein konnte.

Gorskij. Oh, der Courmacher! *(Mischt die Zettel)* So, jetzt ist's fertig. Wer will ziehen? Mademoiselle Bienaimé, voulez- vous?

Mademoiselle Bienaimé. Maistrès volontiers. *(Nimmt mit einer Grimasse einen Zettel und liest)* Herr Stanzin.

Gorskij *(zu Stanzin)* Na, erzählen Sie uns irgendwas, Wladimir Petrowitsch!

Stanzin. Ja, was soll ich Ihnen denn erzählen? . . . Ich weiß wirklich nichts . . .

Gorskij. Irgend etwas! Sie können erzählen, was Ihnen in den Kopf kommt.

Stanzin. Aber es kommt mir ja gar nichts in den Kopf.

Gorskij. Das ist natürlich unangenehm!

Wera. Ich bin ganz Stanzins Meinung . . . wie kann man denn so plötzlich . . .

Muchin *(rasch)* Ich bin derselben Ansicht.

Stanzin. Na, Jewgenij Andrejewitsch, machen Sie es uns doch vor, fangen Sie doch an!

Wera. Ja, fangen Sie an!

Muchin. Fang an, fang an!

Mademoiselle Bienaimé. Oui, commencez, monsieur Gorskij!

Gorskij. Nun, wenn Sie durchaus wollen . . . Bitte . . . Ich beginne also . . . Hm . . . *(Räuspert sich)*

Mademoiselle Bienaimé. Hi, hi, nous allons rire.

Gorskij. Ne riez pas d'avance . . . Also hören Sie! Ein Baron hatte . . .

Muchin. Eine Idee?

Gorskij. Nein, eine Tochter.

Muchin. Na, das ist ja fast dasselbe.

Gorskij. Mein Gott, wie witzig du heute bist! . . . Also, ein Baron hatte eine Tochter. Sie war sehr schön, der Vater liebte sie sehr, und sie liebte den Vater. Alles ging vortrefflich – doch auf einmal, eines schönen Tages kam die Baronesse zu der Überzeugung, daß das Leben im Grunde genommen doch eine sehr schlimme Sache sei. Sie wurde sehr traurig, fing an zu weinen und legte sich ins Bett . . . Die Kammerfrau lief sogleich zu den Eltern, der Vater kam, sah sich die Tochter an, wiegte den Kopf und sagte auf deutsch: –M–M–M–M–, ging gemessenen Schrittes hinaus und rief seinen Sekretär, diktierte ihm drei Einladungsschreiben an drei junge Edelleute von altem Geschlecht und angenehmem Aussehen. Am nächsten Tag erschienen

sie, mit Federn und Bändern geschmückt, der Reihe nach mit Kratzfüßen vor dem Baron! Und die junge Baronesse lachte wieder wie früher, noch heller wie früher – und sah ihre Freier aufmerksam an, denn der Baron war ein Diplomat, und die jungen Männer waren die Freier.

Muchin. Äußerst seltsam erzählst du!

Gorskij. Geliebter Freund, nun was schadet das!

Mademoiselle Bienaimé. Mais oui, laissez-le faire!

Wera *(Gorskij aufmerksam ansehend)* Fahren Sie fort.

Gorskij. So hatte also die Baronesse drei Freier. Welchen sollte sie nun erhören? Auf eine solche Frage gibt das Herz die beste Antwort . . . Aber wenn das schwankend ist? Die junge Baronesse war ein kluges und umsichtiges Mädchen, sie faßte den Entschluß, die Freier auf die Probe zu stellen. Einst blieb sie nun mit einem von ihnen allein, einem semmelblonden Jüngling, und plötzlich trat sie auf ihn mit der Frage zu: »Sagen Sie! Würden Sie bereit sein, etwas zu tun, um mir Ihre Liebe zu beweisen? Und was?« Der Semmelblonde, von Natur aus äußerst kaltblütig, aber nichtsdestoweniger zu Verstiegenheiten geneigt, antwortete mit Feuer: »Ich bin bereit, mich auf Ihren Befehl vom höchsten Glockenturm der Welt hinabzustürzen.« Die Baronesse lächelte freundlich und legte am nächsten Tage dem zweiten Freier, dem Goldblonden, dieselbe Frage vor, die sie dem Semmelblonden gestellt hatte. Der Goldblonde beantwortete sie mit denselben Worten und, wenn möglich, mit noch mehr Feuer. Schließlich wendete sich die Baronesse an den dritten, den Brünetten. Der Brünette schwieg ein wenig, wie es schicklich war, und antwortete: Zu allem anderen wäre er bereit, sogar mit Vergnügen, aber von einem Turm stürzte er sich nicht hinab aus einem so geringfügigen Grunde: Wenn er sich den Kopf zerschmettern sollte, würde es ihm schwer fallen, jemand Herz und Hand zu bieten, und da müßte doch vielleicht die Baronesse ihm zürnen; aber so, wenn er . . . möglicherweise . . . ihr noch ein bisschen besser gefallen könnte als die beiden anderen! Nun war es doch möglich, daß die Baronesse sagte: Dann versprechen Sie mir also wenigstens . . . ich verlange es ja nicht in Wirklichkeit . . . Aber der Brünette, als gewissenhafter Mensch, wollte überhaupt nichts versprechen . . .

Wera. Sie sind heute nicht recht beisammen, Monsieur Gorskij!

Mademoiselle Bienaimé. Non, il n'est pas en veine, c'est vrai. Das i-ist nikt gutt, das i-ist nikt gutt.

Stanzin. Eine andere Geschichte, eine andere Geschichte!

Gorskij *(nicht ohne Ärger)* Ich bin heute nicht in Stimmung . . . man ist's eben nicht jeden Tag . . . *(zu Wera)* ja, und Sie zum Beispiel sind doch heute . . . ja, gestern . . . da war es eben ganz anders.

Wera. Was wollen Sie sagen? *(Sie steht auf, alle erheben sich)*

Gorskij *(sich zu Stanzin wendend)* Sie können sich nicht vorstellen, Wladimir Petrowitsch, was wir gestern für einen wunderbaren Abend verlebt haben! Schade, daß Sie nicht dabei waren, Wladimir Petrowitsch . . . Hier, Mademoiselle Bienaimé kann es bezeugen. Ich und Wera Nikolajewna sind auf dem Teich gerudert . . . Wera Nikolajewna war so entzückt von dem Abend, fühlte sich so wohl . . . Sie machte den Eindruck, als flöge sie in den Himmel . . . Tränen schimmerten in ihren Augen . . . Niemals werde ich diesen Abend vergessen, Wladimir Petrowitsch!

Stanzin *(niedergeschlagen)* Das glaube ich Ihnen.

Wera *(welche die ganze Zeit über ihre nicht von Gorskij abgewendet hat)* – Ja, wir waren reichlich lächerlich . . . Und Sie waren auch, wie Sie sich ausdrücken, in den Himmel geflogen. Stellen Sie sich vor, Gorskij deklamierte mir Gedichte vor, und was für süße noch dazu und ganz verträumte!

Stanzin. Er deklamierte Ihnen Gedichte vor?

Wera. Und wie! . . . und mit so seltsamer Stimme . . . mit einem Ausdruck, so voller Leid, mit solchen Seufzern . . .

Gorskij. Sie wollten das ja selbst so haben, Wera Nikolajewna! . . . Sie wissen ja, daß ich aus eigenem Antrieb selten in höheren Regionen zu schweben pflege . . .

Wera. Um so mehr haben Sie mich gestern in Erstaunen gesetzt. Ich weiß doch, daß Sie viel lieber lachen als . . . als zum Beispiel seufzen oder . . . schwärmen.

Gorskij. Oh, da stimme ich Ihnen zu! In der Tat, nennen Sie mir ein Ding, das nicht der Lächerlichkeit verfallen könnte! Freundschaft, Familienglück, Liebe . . . ? Ja, all diese Liebhabereien sind sehr nett in Augenblicken der Erholung, aber dann . . . da sei Gott vor . . . ein anständiger Mensch darf in derartigen Daunenbetten eben nicht versinken.

(Muchin sieht abwechselnd Wera und Stanzin an, Wera bemerkt dies)

Wera *(langsam)* Man merkt wohl, wie sehr Sie doch jetzt von Herzen sprechen! . . . Aber warum ereifern Sie sich so! Niemand zweifelt doch daran, daß Sie immer so gedacht haben.

Gorskij *(gezwungen lächelnd)* Wirklich? Gestern waren Sie anderer Ansicht.

Wera. Woher wissen Sie das? Nein, Scherz beiseite. Gorskij, darf ich Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben? . . . Werden Sie nur ja nie gefühlvoll! . . . Das steht Ihnen nicht im geringsten! . . . Sie sind so klug . . . Sie können ohne das auskommen . . . Ach ja, der Regen scheint vorüber zu sein . . . Sehen Sie, wie wunderbar die Sonne scheint! Kommen Sie in den Garten . . . Stanzin! Geben Sie mir Ihren Arm! *(Sie dreht sich rasch um und nimmt Stanzins Arm)* Bonne amie, venez-Vous?

Mademoiselle Bienaimé. Oui, oui, allez toujours . . . *(Nimmt ihren Hut vom Klavier und setzt ihn auf)*

Wera *(stehenbleibend)* Und Sie, meine Herrschaften, wie ist's? Kommen Sie nicht? . . . Kommen Sie, Stanzin, wir laufen!

Stanzin *(läuft mit ihr in den Garten)* Wie Sie wünschen, Wera Nikolajewna, wie Sie wünschen!

Mademoiselle Bienaimé. Monsieur Muchin, voulez-vous me donner votre bras?

Muchin. Avec plaisir, Mademoiselle . . . *(Zu Gorskij)* Leb wohl, brünetter Jüngling! *(Geht mit Mademoiselle Bienaimé hinaus)*

Gorskij *(allein, tritt ans Fenster)* Wie sie läuft! . . . Und nicht ein einziges Mal sieht sie sich um . . . Und Stanzin? . . . Stanzin – – – torkelt vor Freude! *(Er zuckt die Achseln)* Der Arme! Er begreift seine Lage nicht . . . Schließlich, ist er denn ein armer Kerl? Ich ging da wohl etwas zu weit. Aber wo soll man denn hin mit seiner Galle? Während meiner ganzen Erzählung hat doch dieser Unhold kein Auge von mir gewandt! Ich habe ganz ohne Erfolg den gestrigen Abend heraufbeschworen. Natürlich . . . wenn es ihr schien . . . Mein lieber Freund, Jewgenij Andrejewitsch, packe deinen Koffer! *(Er geht umher)* Ja, es ist Zeit . . . Ich habe mich da verhaspelt. O Zufall, du unglückseliger Dummkopf und Begleiter aller klugen Leute! Komm mir zu Hilfe! *(Dreht sich um.)* Wer ist das? Tschuchanow. Ob der's am Ende ist?

Tschuchanow *(kommt vorsichtig aus dem Speisesaal)* Ach, Väterchen Jewgenij Andrejewitsch, wie bin ich froh, daß ich Sie allein treffe!

Gorskij. Womit kann ich dienen?

Tschuchanow *(halblaut)* Sehen Sie, Jewgenij Andrejewitsch! . . . Anna Wassiljewna – Gott gebe ihr Gesundheit! . . . wollte mir ein Fleckchen Wald für ein kleines Häuschen zukommen lassen, aber sie hat vergessen, im Kontor einen diesbezüglichen Auftrag zu geben . . . Aber ohne diesen Auftrag gibt man mir nichts ab, auch nicht einmal ein Stückchen Wald . . .

Gorskij. Nun, ganz einfach! Dann erinnern Sie sie doch daran!

Tschuchanow. Väterchen, ich fürchte doch, sie zu belästigen! . . . Väterchen! Seien Sie doch so lieb! Lassen Sie mich auf Lebenszeit für Ihr Heil zu Gott beten . . . Irgendwie, zwischen zwei Worten. *(Blinzelnd)* Darin sind Sie ja Meister . . . Läßt sich das nicht so beiläufig anbringen? . . . *(Blinzelt noch bemerklicher)* Weil, Sie werden doch sowieso als eine Art Hausherr hier betrachtet . . . Ha, ha!

Gorskij. In der Tat? Aber bitte, ich will mit Vergnügen . . .

Tschuchanow. Väterchen! Bis übers Grab verpflichten Sie mich . . . *(Laut und in der vorherigen Art und Weise.)* Und sollte irgend etwas nötig sein, Sie brauchen nur zu winken. *(Wirft den Kopf zurück)* Hach, so ein Tausendsasa! . . .

Gorskij. Also gut . . . ich werde alles machen, seien Sie ganz ruhig!

Tschuchanow. Zu Befehl, Ew. Exzellenz! Und der alte Tschuchanow wird niemand mehr zur Last fallen. Nun habe ich mich also anvertraut . . . bin vorstellig geworden und habe gebeten . . . und nun . . . wie es also dem Oberst gefällig ist . . . Meine alleruntertänigste Dankbarkeit! Linksum kehrt, marsch! *(Er geht in den Speisesaal)*

Gorskij. Na, bei diesem »Zufall« scheint nichts herauszuschauen . . . *(Hinter der Tür in dem Garten werden auf den Stufen eilige Schritte hörbar)* Wer läuft denn da so? Ha! Stanzin!

Stanzin *(kommt eilig gelaufen)* Wo ist Anna Wassiljewna?

Gorskij. Wen suchen Sie?

Stanzin *(bleibt plötzlich stehen)* Gorskij . . . Ach, wenn Sie wüßten . . .

Gorskij. Sie sind ja ganz außer sich vor Freude . . . Was ist denn mit Ihnen geschehen?

Stanzin *(ergreift seine Hand)* Gorskij . . . es kommt mir ja eigentlich gar nicht zu . . . Die Freude betäubt mich . . . Ich weiß, Sie haben immer Anteil an mir genommen . . . Stellen Sie sich nur vor . . . Wer hat nur an so etwas denken können . . .

Gorskij. Na, was ist denn endlich?

Stanzin. Ich habe Wera Nikolajewna einen Antrag gemacht, und sie . . . hat . . .

Gorskij. Nun, was hat sie denn . . . ?

Stanzin. Stellen Sie sich vor, Gorskij, sie hat angenommen . . . jetzt . . . hier im Garten . . . sie hat mir erlaubt, mich an Anna Wassiljewna zu wenden . . . Gorskij, ich bin selig wie ein Kind . . . Was für ein wundervolles Mädchen!

Gorskij *(in kaum zu unterdrückender Erregung)* Und Sie gehen jetzt zu Anna Wassiljewna?

Stanzin. Ja, ich weiß, die wird mich nicht abschlägig bescheiden! . . . Gorskij, ich bin glücklich, über alle Maßen glücklich . . . Ich könnte die ganze Welt umarmen . . . Erlauben Sie, daß ich wenigstens Sie umarme. *(Umarmt Gorskij)* Oh, wie glücklich bin ich! *(Er eilt davon.)*

Gorskij *(nachdem er lange geschwiegen)* Bravissimo! *(Verneigt sich hinter dem sich entfernenden Stanzin)* Ich habe die Ehre, Glück zu wünschen! . . . *(Geht ärgerlich durch das Zimmer)* Ich gestehe, das hätte ich nicht erwartet. Ein schlaues Mädchen! Aber, ich muß jetzt gleich abreisen . . . Oder nein, ich bleibe . . . hu, wie mein Herz peinlich klopft . . . Übel . . . *(Denkt ein wenig nach)* Na, was ist denn dabei, man hat mich ausgeschlagen . . . Aber wie schändlich ausgeschlagen . . . und nicht so, nicht da, wie es mir erwünscht gewesen wäre . . . *(Geht zum Fenster, sieht hinaus)* Sie kommen . . . Sterben wir wenigstens vor Glück . . . *(Setzt den Hut auf, tut, als ob er im Begriff wäre, in den Garten zu gehen, und in der Tür trifft er mit Muchin zusammen. Wera und Mademoiselle Bienaimé. Wera hält Mademoiselle Bienaimé an der Hand)* Ah! Sie kommen schon zurück, und ich war eben im Begriff, zu Ihnen zu kommen . . . *(Wera schlägt die Augen nicht auf)*

Mademoiselle Bienaimé. Il fait encore trop mouillé.

Muchin. Warum bist du denn nicht gleich mit uns gekommen?

Gorskij. Tschuchanow hat mich aufgehalten . . . Aber Sie sind scheint's, stark gelaufen, Wera Nikolajewna?

Wera. Ja, mir ist heiß!

(Mademoiselle Bienaimé geht mit Muchin ein wenig beiseite, dann fangen sie an, chinesisches Billard zu spielen, welches im Hintergrund aufgestellt ist)

Gorskij *(halblaut)* Ich weiß alles, Wera Nikolajewna! Das habe ich nicht erwartet.

Wera. Sie wissen . . . Aber ich wundere mich durchaus nicht. Sein Herz . . . er hat sein Herz auf der Zunge.

Gorskij *(vorwurfsvoll)* Er hat . . . Sie werden es bereuen.

Wera. Nein.

Gorskij. Sie haben unter dem Einfluß einer Verstimmung gehandelt.

Wera. Möglicherweise; aber ich habe klug gehandelt und werde es nicht rückgängig machen . . . Sie haben ja die Verse Lermontows auf mich angewendet: Sie haben mir gesagt, daß ich mich unaufhaltsam vom Zufall treiben lasse . . . Da wissen Sie ja selbst, Gorskij, daß ich mit Ihnen unglücklich geworden wäre.

Gorskij. Große Ehre.

Wera. Ich sage, was ich denke: Er liebt mich, aber Sie . . .

Gorskij. Nun? Ich?

Wera. Sie können niemand lieben. Ihr Herz ist zu kalt und . . . Ihre Einbildungskraft zu heiß. Ich spreche mit Ihnen wie mit jedem andern . . . wie über etwas, das längst hinter mir liegt . . .

Gorskij *(dumpf)* Ich habe Sie gekränkt.

Wera. Ja . . . aber Sie haben mich nicht genug lieb gehabt, um mich zu kränken . . . Im übrigen sind das alles vergangene Dinge . . . Bleiben wir Freunde . . . Geben Sie mir Ihre Hand!

Gorskij. Ich wundere mich über Sie, Wera Nikolajewna! Sie sind durchsichtig wie Glas, jung wie ein zweijähriges Kind und entschlossen wie Friedrich der Große. Ich soll Ihnen die Hand geben . . . Ja, fühlen Sie denn nicht, wie bitter mir ums Herz ist . . . ?

Wera. Ihre Eigenliebe ist verletzt . . . ; das macht nichts: sie wird's überleben.

Gorskij. O ja . . . Sie sind ein Philosoph!

Wera. Hören Sie . . . Wir sprechen wahrscheinlich zum letzten mal darüber . . . Sie sind ein kluger Mensch, haben sich aber gründlich in mir geirrt. Glauben Sie mir, ich habe Sie nicht au pied du mur, wie sich unser Freund Monsieur Muchin ausdrückt, ich habe Ihnen keine

Prüfung auferlegt, aber ich suchte Wahrheit und Offenheit und habe nicht verlangt, daß Sie vom Glockenturm herunterspringen, und deshalb . . .

Muchin *(laut)* J'ai gagné.

Mademoiselle Bienaimé. Eh bien! la revanche!

Wera. Ich lasse nicht mit mir spielen – das ist alles . . . In mir ist keine Bitterkeit, glauben Sie mir . . .

Gorskij. Ich gratuliere. Großmut ziemt dem Sieger.

Wera. Geben Sie mir doch die Hand . . . hier haben Sie meine.

Gorskij. Verzeihen Sie: Ihre Hand gehört jetzt nicht mehr Ihnen. *(Wera wendet sich ab und tritt zum Billard)* Übrigens: alles in dieser Welt wendet sich zum Guten.

Wera. Selbstverständlich . . . Qui gagné?

Muchin. Bis jetzt immer ich.

Wera. Oh, Sie sind ein großer Mann!

Gorskij *(klopft ihm auf die Schulter)* Und mein bester Freund, nicht wahr, Iwan Pawlytsch? *(Fährt mit der Hand in die Tasche)* Ach, da fällt mir ein, Wera Nikolajewna, kommen Sie doch, bitte, her! . . . *(Geht in den Vordergrund)*

Wera *(geht ihm nach)* Was wollen Sie mir sagen?

Gorskij *(zieht die Rose aus der Tasche und zeigt sie Wera)* Na? Was sagen Sie? *(Lacht, Wera errötet und schlägt die Augen nieder.)* Was? Das ist doch komisch? Sehen Sie nur, sie kam noch nicht einmal dazu, aufzublühen . . . *(Mit einer Verbeugung)* Gestatten Sie mir, sie dem Eigentümer zurückzuerstatten . . .

Wera. Wenn Sie mich nur ein kleines bisschen achteten, dann würden Sie sie mir nicht jetzt gerade wiedergeben wollen . . .

Gorskij *(zieht die Hand zurück)* In diesem Fall, erlauben Sie, soll sie bei mir bleiben, die arme Blume . . . Übrigens, Empfindlichkeit würde nicht zu mir passen . . . nicht wahr? Und noch dazu vereint mit Lächerlichkeit, Fröhlichkeit und Bosheit? Na, also, da wäre ich ja wieder in meinem Element!

Wera. Das ist ja ausgezeichnet!

Gorskij. Sehen Sie mich an. *(Wera sieht ihn an. Er fährt nicht ohne Erregung fort)* Leben. Sie wohl . . . Jetzt müßte ich eigentlich ausrufen: Welche Perle warf ich weg! Aber warum? Alles hat ja doch sein Gutes.

Muchin *(ruf)* J'ai gagné encore une fois!

Wera. Alles hat sein Gutes, Gorskij!

Gorskij. Möglich . . . möglich . . . Ah, da öffnet sich ja die Tür zum Salon . . . Die Familienpolonaise beginnt.

(Aus dem Salon tritt Anna Wassiljewna, geführt von Stanzin. Hinter ihnen bewegt sich Warwara Iwanowna. – Wera läuft ihrer Mutter zur Begrüßung entgegen und umarmt sie)

Frau Libanow *(unter Tränen flüsternd)* Pourvu que tu sois heureuse, mon enfant! . . .

(Stanzin schwimmt es vor den Augen, er ist dem Weinen nahe)

Gorskij *(für sich)* Was für ein rührendes Bild! Und sich auszudenken, daß ich an Stelle dieses Dummkopfes stehen könnte! Nein, ich bin nicht fürs Familienleben geboren . . . *(Laut)* Nun, Anna Wassiljewna, haben Sie Ihre verzwickten häuslichen Anordnungen nun endlich abgewickelt, errechnet und abgerechnet?

Frau Libanow. Alles abgewickelt, Eugène, fertig; na und?

Gorskij. Ich schlage vor, den Wagen anzuspannen und mit unserer ganzen Gesellschaft in den Wald zu fahren.

Frau Libanow *(gefühlvoll)* Mit Vergnügen. Warwara Iwanowna, liebe Seele, geben Sie den Auftrag!

Warwara Iwanowna. Sogleich, sogleich. *(Geht ins Vorzimmer)*

Mademoiselle Bienaimé *(schlägt die Augen zum Himmel auf)* Dieu! Que cella Sera charmant!

Gorskij. Passen Sie auf, wie wir ausgelassen sein werden . . . Ich bin heute fröhlich wie ein Kater . . . *(Für sich)* Von all diesen Ereignissen ist mir das Blut zu Kopf gestiegen . . . Mein Gott, wie reizend sie ist! . . . *(Laut)* Nehmen Sie doch Ihre Hüte; gehen wir, gehen wir! *(Zu Stanzin)* Aber so geh doch zu ihr, dummer Kerl! . . . *(Stanzin geht unbeholfen auf Wera zu)* Nicht so! Rege dich nicht auf, mein Freund, ich werde im Laufe des Spazierganges ein gutes Wort für dich einlegen. Du zeigst dich mir in vollem Glanz. Wie ist mir leicht! . . . Hu! Und doch so bitter ums Herz! Na, macht nichts! *(Laut)* Mesdames, gehen wir zu Fuß: der Wagen soll uns begleiten.

Frau Libanow. Gehen wir, gehen wir!

Muchin. Was ist denn das, du bist ja rein wie vom Teufel besessen.

Gorskij. Ich bin auch besessen! . . . Anna Wassiljewna, reichen Sie mir Ihren Arm . . . Ich bleibe doch immerhin der Zeremonienmeister.

Frau Libanow. Ja, ja, Eugène, natürlich.

Gorskij. Na, dann ist's gut! . . . Wera Nikolajewna! Wollen Sie, bitte, Stanzin Ihre Hand reichen . . . Mademoiselle Bienaimé, prenez mon ami monsieur Muchin, und der Kapitän . . . wo ist denn der Kapitän?

Tschuchanow *(kommt aus dem Vorzimmer)* Ich stehe zu Diensten. Wer hat mich gerufen?

Gorskij. Kapitän! Reichen Sie Warwara Iwanowna Ihren Arm . . . Hier ist sie . . . gerade kommt sie . . . *(Warwara Iwanowna kommt herein.)* Nun auf, mit Gott! Marsch! Der Wagen wird uns schon einholen . . . Wera Nikolajewna, Sie eröffnen den Zug, ich bilde mit Anna Wassiljewna die Nachhut.

Frau Libanow *(leise zu Gorskij)* Ah, mon cher, si vous saviez, combien je suis heureuse aujourd'hui.

Muchin *(mit Mademoiselle Bienaimé stehenbleibend, Gorskij ins Ohr)* Brav, Bruder, brav! Immer unverzagt! . . . Aber vergiß es nie: Wo es nur dünn ist . . . da reißt's auch! *(Alle gehen ab. Der Vorhang fällt.)*

Die Dame aus der Provinz *(1851)*

Deutsch von
Ida Orloff.

Personen

Alexeij Iwanytsch Stupendjew, Beamter der Kreisverwaltung, 48 Jahre alt.
Darja Iwanowna, seine Frau, 28 Jahre alt.
Mischa, entfernter Verwandter der Darja Iwanowna, 19 Jahre alt.
Graf Valerian Nikolajewitsch Ljubin, 49 Jahre alt.
Lakai des Grafen, 30 Jahre alt.
Wassiljewna, Köchin bei Stupendjew, 50 Jahre alt.
Apollon, Hausbursche bei Stupendjew, 17 Jahre alt.

Ort der Handlung: Stupendjews Haus in der Kreisstadt.

Besuchszimmer im Heime eines unbegüterten Beamten. Geradeaus Tür ins Vorzimmer, rechts ins Arbeitszimmer; links zwei Fenster und Tür in den Garten. Links in der Ecke eine nicht hohe spanische Wand; vorn Diwan, zwei Stühle, ein Tischchen und ein Stickrahmen; rechts im Hintergrund ein Klavier, vorn Tisch und Stuhl.

Erster Auftritt.

Darja Iwanowna sitzt an dem Stickrahmen. Sie ist sehr

einfach, aber geschmackvoll gekleidet. Auf dem Diwan liest Mischa still für sich in einem Büchlein.

Darja Iwanowna *(fährt fort zu sticken, ohne die Augen zu erheben)* Mischa!

Mischa *(das Buch fortlegend)* Was wünschen Sie?

Darja Iwanowna. Waren . . . Sie bei Popow?

Mischa. Nun natürlich war ich da!

Darja Iwanowna. Was hat er gesagt?

Mischa. Er hat gesagt, man würde alles schicken, wie es sich gehört. Ich habe ihn noch extra nach dem Rotwein gefragt, Sie können, sagte er, ganz ruhig sein. *(Pause)* Darf ich fragen, Darja Iwanowna, erwarten Sie jemand?

Darja Iwanowna. ja.

Mischa *(Pause)* Darf man fragen, wen?

Darja Iwanowna. Sie sind neugierig. Übrigens sind Sie ja nicht schwatzhaft, und so kann ich Ihnen ja sagen, wen ich erwarte. Den Grafen Ljubin.

Mischa. Wie denn, den reichen Herrn, der unlängst auf sein Gut zurückgekehrt ist?

Darja Iwanowna. Ja, den erwart' ich.

Mischa. Richtig, im Gasthaus, bei Kuljeschkins erwartet man ihn auch. Aber, wenn ich fragen darf, sind Sie denn mit ihm bekannt?

Darja Iwanowna. Jetzt nicht mehr.

Mischa. Ah! Also wahrscheinlich früher?

Darja Iwanowna. Sie fragen mich aber einmal aus!

Mischa. Entschuldigen Sie nur. *(Schweigt)* Eigentlich bin ich doch ganz dumm. Er muß doch der Sohn von Katjerina Dimitrijewna sein, Ihrer Gönnerin.

Darja Iwanowna *(sieht ihn an)* Ja. Der Sohn meiner Gönnerin. *(Hinter der Szene hört man die Stimme Stupendjews: »Nicht gestattet! Warum nicht gestattet?«)*

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Stupendjew mit der Wassiljewna. Sie kommen aus der Tür zum Arbeitszimmer. Stupendjew hemdsärmelig; die Wassiljewna hält einen Rock in der Hand.

Stupendjew *(zu Darja Iwanowna)* Dascha, ist es wahr? Du hast befohlen . . . *(Mischa erhebt sich und grüßt)* Ah, guten Tag, Micha, guten Tag! Ist es wahr, daß du diesem Weib befohlen hat, mir heute meinen Hausrock nicht herauszugeben, wie?

Darja Iwanowna. Ich habe ihr doch gar keinen Auftrag gegeben.

Stupendjew *(wendet sich mit triumphierendem Gesicht zur Wassiljewna)* Nun also? Wer hat nun recht?

Darja Iwanowna. Ich habe ihr nur gesagt, sie sollte dich bitten, du möchtest heute nicht deinen Hausrock anziehen!

Stupendjew. Ist mein Hausrock etwa nicht präsentabel? Er ist so schön und hat einen Besatz, du hast ihn mir doch selbst geschenkt.

Darja Iwanowna. Ja, aber wie lange ist das schon her!

Wassiljewna. Ach, ziehen Sie ihn doch an, ziehen Sie ihn doch an, den Rock . . . Was ist denn dabei, wirklich . . . ein schöner Rock, an den Ellbogen ist er zerrissen und von hinten einfach nicht mehr zum Ansehn.

Stupendjew *(den Rock anziehend)* Wer sagt dir denn, daß du mich von hinten besehen sollst? Still, still! Hast du nicht gehört, daß du mich um Entschuldigung bitten mußt?

Wassiljewna. Ach ja, Sie sind schon . . . *(Geht ab.)*

Stupendjew *(hinter ihr her)* Erlaube dir nur ja kein Urteil, Weib!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne die Wassiljewna.

Stupendjew. Der Teufel soll's holen, schrecklich, wie das schneidet unter dem Arm. Man sollte nicht glauben, daß es so niederträchtige Schneider gibt . . . das richtige wäre, sie aufzuhängen. Wirklich, Dascha, ich versteh' nicht, warum du dir das ausgedacht hat, jetzt ist es bald zwölf Uhr; es ist Zeit, in den Dienst zu gehen, und trotzdem muß ich den Frack anziehen. Darja Iwanowna Nun, wir werden möglicherweise Besuch bekommen.

Stupendjew. Besuch? Was für Besuch denn?

Darja Iwanowna. Graf Ljubin kommt. Du kennst ihn ja.

Stupendjew. Ljubin? Nicht möglich! Den also erwartest du?

Darja Iwanowna. Ja, den! *(Sieht ihn an.)* Was ist denn so Merkwürdiges daran?

Stupendjew. Daran ist durchaus nichts Merkwürdiges, da bin ich ganz deiner Meinung; aber gestatte die Bemerkung, daß das schlechterdings unmöglich ist.

Darja Iwanowna. Und warum denn das?

Stupendjew. Es ist unmöglich, einfach unmöglich. Aus welchem Grunde sollte er denn kommen?

Darja Iwanowna. Er wird mit dir Rücksprache nehmen müssen.

Stupendjew. Zugegeben, zugegeben, aber das beweist doch noch nichts, das beweist doch noch gar nichts. In diesem Falle ruft er mich zu sich. Läßt er mich rufen.

Darja Iwanowna. Ich war doch mit ihm bekannt; er hat mich im Hause seiner Mutter kennengelernt.

Stupendjew. Auch das beweist noch nichts. Wie denkst du darüber, Micha?

Mischa. Meinen Sie mich? Ich denke gar nichts.

Stupendjew *(zu feiner Frau)* Na also, siehst du? Er kommt doch nicht. Du lieber Gott, wie wäre denn so etwas . . .

Darja Iwanowna. Aber es kann doch sein, es kann doch sein; zieh du nur deinen Rock nicht aus . . .

Stupendjew *(Pause)* Übrigens, ich bin ganz deiner Meinung. *(Geht durch das Zimmer)* Und von früh an wurde schon Staub gewischt . . . Ah,

das nenne ich einmal eine Reinlichkeit! Und du bist so aufgeputzt.

Darja Iwanowna. Alexis, bitte, keine Bemerkungen.

Stupendjew. Na ja, ja! Natürlich keine Bemerkungen. Dieser Graf ist ja etwas merkwürdig, am Ende kommt er schließlich wirklich zu uns. Er ist noch jung, nicht wahr?.

Darja Iwanowna. Er ist jünger als du.

Stupendjew. Hm . . . In der Tat, ich bin ganz deiner Meinung . . . Richtig, gestern hast du ja immerzu Klavier gespielt. War das deshalb? . . . *(Vervollständigt den Satz mit einer Handbewegung)* Ja, ja. *(Summt zwischen den Zähnen.)*

Mischa. Ich war heute bei Kuljeschkin. Man erwartet ihn auch dort.

Stupendjew. Erwartet ihn? Na, so sollen sie ihn erwarten. *(Zur Frau)* Wieso habe ich ihn denn aber nie bei Katjerina Dimitrijewna gesehen?

Darja Iwanowna. Damals diente er gerade in Petersburg . . . 150

Stupendjew. Man sagt, er sei jetzt ein hoher Würdenträger! Und da bildest du dir ein, daß der zu uns kommt! Mein Gott! Mein Gott!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Apollon kommt aus dem Vorzimmer, er hat eine hellblaue Livree mit weißen Knöpfen, er repräsentiert überaus ungeschickt darin, sein Gesicht hat einen stumpfsinnigen Ausdruck.

Apollon *(geheimnisvoll zu Stupendjew)* Irgendein Herr fragt da nach Ihnen.

Stupendjew *(grob)* Was soll das heißen: Irgendein Herr?

Apollon. Ich weiß nicht, er hat einen Zylinder und einen Backenbart.

Stupendjew *(in Aufregung)* Ich lass' bitten. *(Apollon sieht Stupendjew geheimnisvoll an und geht ab)* Sollte es etwa der Graf sein?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Aus dem Vorzimmer kommt der Lakai des Grafen. Er ist in Reisedreß, aber elegant. Er nimmt die Mütze nicht ab. Wassiljewna und Apollon sehn neugierig durch die Tür.

Lakai *(mit deutscher Aussprache)* Wohnt hier der Beamte Herr Stupendjew?

Stupendjew. Jawohl. Was wünschen Sie?

Lakai. Sind Sie selbst Herr Stupendjew?

Stupendjew. Jawohl. Was wünschen Sie?

Darja Iwanowna. Alexeij Iwanytsch!

Lakai. Herr Graf Ljubin ist angekommen und bittet Sie, zu ihm zu kommen.

Stupendjew. Hat er Sie beauftragt?

Darja Iwanowna. Alexeij Iwanytsch, kommen Sie her!

Stupendjew *(tritt zu ihr)* Was denn?

Darja Iwanowna. Sagen Sie ihm, er soll die Mütze abnehmen.

Stupendjew. Meinst du? H–m . . . Ja, ja . . . *(Geht auf den Lakai zu.)* Finden Sie nicht, daß es hier ziemlich warm ist . . .? *(Deutet mit der Hand auf die Mütze)*

Lakai. Es ist hier nicht warm. So werden Sie also gleich kommen?

Stupendjew. Ich . . . *(Darja Iwanowna gibt ihm ein Zeichen)* Darf ich fragen, wer Sie selbst sind?

Lakai. Ich bin ein Angestellter Seiner Erlaucht . . . der Kammerdiener.

Stupendjew *(plötzlich aufbrausend)* Nimm die Mütze ab! Nimm die Mütze ab! Nimm die Mütze ab! . . . hat man dir gesagt! *(Der Lakai nimmt langsam und würdevoll die Mütze ab)* Und richte. Seiner Erlaucht aus, daß ich sofort . . .

Darja Iwanowna *(aufstehend)* Sagen Sie dem Herrn Grafen, daß mein Mann verhindert ist und das Haus jetzt nicht verlassen kann. Und wenn der Herr Graf ihn zu sehen wünscht, so möge er sich selbst herbemühen. Gehen Sie. *(Der Lakai geht ab)*

Sechster Auftritt.

Die Vorigen ohne Lakai.

Stupendjew *(zu Darja Iwanowna)* Wahrhaftig, Dascha, mir kommt vor, du bist deshalb . . . *(Darja Iwanowna geht schweigend auf und ab)* Übrigens, ich bin ganz deiner Meinung. Aber wie ich ihn habe abfallen lassen, was? Einfach abgeführt, wie man sagt. So ein unverschämter Kerl! *(Zu Micha)* Das war doch gut?

Mischa. Sehr gut, Alexeij Iwanytsch, sehr gut!

Stupendjew. Tja, tja!

Darja Iwanowna. Apollon!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen und Apollon, hinter ihm drein Wassiljewna.

Darja Iwanowna *(betrachtet Apollon eine Zeitlang)* Nein, du bist entschieden komisch in dieser Livree. Es ist besser, du zeigst dich nicht.

Wassiljewna. Wieso ist er denn komisch, Mütterchen? Er ist ein Mensch wie alle und noch dazu mein Neffe . . .

Stupendjew. Weib, maße dir kein Urteil an!

Darja Iwanowna *(zu Apollon)* Dreh dich mal um! *(Apollon dreht sich um.)* Nein, du darfst dem Grafen entschieden nicht unter die Augen treten. Geh, und versteck dich irgendwo . . . Und du, Wassiljewna, setze dich, bitte, ins Vorzimmer.

Wassiljewna. Aber, Mütterchen, ich habe doch in der Küche meine Arbeit . . .

Stupendjew. Wer heißt dich denn arbeiten, dummes Ding?

Wassiljewna. Na, hat man so was gehört?

Stupendjew. Maße dir kein Urteil an, Weib! Schäm' dich! Marsch, fort mit euch allen beiden!

(Wassiljewna und Apollon gehen ab.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen ohne Wassiljewna und Apollon.

Stupendjew *(zu Darja Iwanowna)* So glaubst du also wirklich, daß der Graf zu uns kommt?

Darja Iwanowna. Ja, ich denke.

Stupendjew *(geht umher)* Ich bin so in Aufregung. Er kommt sicher erbost . . . ich bin so in Aufregung.

Darja Iwanowna. Sei, bitte, möglichst ruhig und kaltblütig.

Stupendjew. Ich will mir Mühe geben . . . ich bin so in Aufregung. Mischa, bist du auch aufgeregt?

Mischa. Nicht im geringsten, nein.

Stupendjew. Aber ich bin so in Aufregung . . . *(Zu Darja Iwanowna)* Warum hast du nicht gewollt, daß ich zu ihm ging?

Darja Iwanowna. Das ist schon meine Sache! Denke daran, daß er dich braucht.

Stupendjew. Er braucht mich . . . Ich bin so in Aufregung . . . Was ist das?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen und Apollon.

Apollon *(mit ungewöhnlich erregtem Gesicht)* Ich konnte mich nicht mehr . . . Der Herr ist gekommen. Ich konnte mich nicht mehr verstecken.

Stupendjew *(flüsternd)* Na, lauf schnell da hinein! *(Drängt ihn ins Arbeitszimmer)*

Apollon. Ich habe es nicht mehr geschafft, und die Wassiljewna ist in die Küche gegangen.

(Verschwindet.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen.

Ljubins Stimme *(hinter der Szene)* Was soll denn das heißen? Ist denn niemand da, was? Warum ist denn der Kerl fortgelaufen?

Stupendjew *(verzweifelt zu Darja Iwanowna)* Die Wassiljewna ist in die Küche gegangen!

Ljubins Stimme. Diener!

Darja Iwanowna. Mischa, gehen Sie, öffnen Sie.

Elfter Auftritt.

Die Vorigen und Graf Ljubin, dem Mischa die Tür öffnet. Ljubin ist elegant und ein wenig gesucht gekleidet, so wie sich üblicherweise der gealterte »schöne Mann« eben kleidet.

Mischa. Darf ich bitten.

Graf Ljubin. Ist Herr Stupendjew hier?

Stupendjew *(sich verneigend, aufgeregt)* Ich bin . . . Stupendjew.

Graf Ljubin. Sehr erfreut. Ich bin Graf Ljubin. Ich hatte Ihnen meinen Diener geschickt, aber Sie waren nicht geneigt, sich zu mir zu bemühen.

Stupendjew. Entschuldigen Erlaucht, ich . . .

Graf Ljubin *(wendet sich um und begrüßt Darja Iwanowna, welche ein wenig beiseite getreten ist, in gemessener Haltung)* Meine Hochachtung. Ich muß gestehen, ich war erstaunt. Wahrscheinlich hatten Sie eine Verhinderung?

Stupendjew. So ist es, Erlaucht, eine Abhaltung.

Graf Ljubin. Es ist möglich, ich will das nicht bestreiten. Aber mir scheint doch, im Interesse gewisser Personen kann man jede Abhaltung hintenansetzen, zumal wenn eine Bitte ausgesprochen wurde. *(Wassiljewna kommt aus dem Vorzimmer herein. Stupendjew macht ihr ein Zeichen, daß sie fortgehen möge.)* Wenn . . . *(Ljubin sieht sich verwundert um; Wassiljewna starrt ihn mit aufgerissenen Augen an und läuft fort. Ljubin lächelt und wendet sich an Stupendjew.)*

Stupendjew. Das hat nichts zu sagen, Erlaucht. Das ist da eine Frau, die ist gekommen und wieder gegangen. Leider ist sie gekommen und zum Glück wieder gegangen. Aber, bitte, ich möchte Ihnen lieber meine Frau vorstellen . . .

Graf Ljubin *(faßt sie so gut wie gar nicht ins Auge, verbeugt sich kühl)* Ah! Sehr erfreut.

Stupendjew. Darja Iwanowna. Seine Erlaucht, Darja Iwanowna.

Graf Ljubin *(wie vorhin kühl)* Sehr erfreut, sehr erfreut, aber ich bin gekommen . . .

Darja Iwanowna *(mit Bescheidenheit in der Stimme)* Sie haben mich nicht erkannt, Graf?

Graf Ljubin *(sie anschauend)* Ach, mein Gott . . . Erlauben Sie, fast . . . Darja Iwanowna. Solch unerwartetes Wiedersehen! Wieviel Jahre wie viele Winter . . . Sie sind es? Oh, sprechen Sie!

Darja Iwanowna. Ja, Graf, lange haben wir uns nicht gesehn . . . Da kann man sehn, wie sehr ich mich diese Zeit über verändert habe.

Graf Ljubin. Aber erlauben Sie, nur zu Ihrem Vorteil. Mit mir steht es in dieser Hinsicht anders!

Darja Iwanowna *(unschuldig)* Aber . . . Sie haben sich auch nicht ein bisschen verändert, Graf.

Graf Ljubin. Oh, das trifft nicht zu! Jetzt ist es mir aber doch sehr viel erfreulicher, daß sich Ihr Gatte nicht zu mir bemühte, jetzt habe ich doch die Chance, meine Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern. Wie lange sind wir doch befreundet?

Stupendjew. Erlaucht, das hat sie doch gar . . .

Darja Iwanowna *(ihn rasch unterbrechend)* Alte Freunde . . . Sicherlich haben Sie sich doch, Graf, die ganze Zeit über niemals an . . . an Ihre alte Freundin erinnert?

Graf Ljubin. Ich . . . Im Gegenteil, im Gegenteil. Ich gestehe, ich erinnerte mich nicht mehr ganz genau, mit wem Sie sich damals verheiratet hatten . . . Meine verstorbene Mutter schrieb mir noch kurz vor ihrem Ende . . . aber . . .

Darja Iwanowna. Es war doch natürlich, daß Sie uns in Petersburg, in der großen Welt vergessen mußten. Wir armen Kleinstädter – wir vergessen nicht *(mit leichtem Seufzer)*, wir vergessen überhaupt nichts.

Graf Ljubin. Nein, seien Sie überzeugt. *(Schweigt)* Glauben Sie mir, ich habe immer den lebhaftesten Anteil an Ihrem Schicksal genommen und freue mich außerordentlich, Sie jetzt wiederzusehen . . . *(er sucht nach Worten)* und so gut geborgen . . .

Stupendjew *(verbeugt sich dankbar)* Unbedingt, unbedingt geborgen, Erlaucht. Nur die bescheidenen Verhältnisse, das schwere Auskommen . . . das ist unser einziger Kummer!

Graf Ljubin. Ha, ja, ha, ja. *(Schweigt)* Indessen *(sich zu Stupendjew wendend)* darf ich Ihren Namen und Vatersnamen wissen?

Stupendjew *(verbeugt sich)* Alexeij Iwanytsch, Erlaucht, Alexeij Iwanytsch.

Graf Ljubin. Liebster Alexeij Iwanytsch, ich muß da über eine Sache mit Ihnen sprechen . . . ich glaube, daß dieses Gespräch Ihre Gattin wohl kaum interessieren dürfte . . . wäre es da nicht besser, wissen Sie . . . wenn wir uns auf eine kurze Zeit entfernen und allein miteinander verhandeln . . .? Wie? . . .

Stupendjew. Ganz wie es Ew. Erlaucht beliebt . . . Dascha . . . *(Darja Iwanowna will hinausgehen.)*

Graf Ljubin. Oh, nein, um Gottes willen inkommodieren Sie sich doch nicht, bleiben Sie doch . . . Ich kann doch mit Alexeij Iwanytsch fortgehen. Wir können doch in Ihrem Zimmer, Alexeij Iwanytsch, wollen Sie?

Stupendjew. In meinem Zimmer . . . hm . . . in meinem Zimmer . . . allerdings . . .

Graf Ljubin. Ja, ja, in Ihrem Arbeitszimmer . . .

Stupendjew. Wie es Ew. Erlaucht beliebt . . . aber . . .

Graf Ljubin *(zu Darja Iwanowna)* Und wir sehen uns doch noch, Darja Iwanowna? . . . so hoffe ich. *(Darja Iwanowna setzt sich wieder)* Auf Wiedersehen! *(Zu Stupendjew)* Wo sollen wir eintreten? *(Weist mit dem Hut nach der Tür ins Arbeitszimmer)*

Stupendjew. Hier . . . aber . . . Erlaucht . . .

Graf Ljubin *(hört nicht auf ihn)* Sehr schön, sehr schön . . . *(Geht ins Arbeitszimmer, hinter ihm drein Stupendjew, welcher im Fortgehen seiner Frau gewisse Zeichen macht. Darja Iwanowna bleibt gedankenvoll zurück und sieht ihnen nach. Nach einigen Augenblicken huscht Apollon heraus und läuft ins Vorzimmer. Darja Iwanowna fährt zusammen, lächelt und überläßt sich wieder ihren Gedanken.)*

Zwölfter Auftritt.

Darja Iwanowna und Mischa.

Mischa *(geht auf sie zu)* Darja Iwanowna!

Darja Iwanowna *(fährt zusammen)* Nun, was denn?

Mischa. Darf ich fragen, wie lange es her ist, daß Sie Seine Erlaucht nicht gesehen haben?

Darja Iwanowna. Oh! Das ist lange her, zwölf Jahre.

Mischa. Zwölf Jahre! Und im Verlauf dieser Zeit haben Sie immer wieder Nachricht von ihm erhalten?

Darja Iwanowna. Ich? Nicht eine einzige. Daran hat er ebensowenig gedacht wie an den Kaiser von China.

Mischa. Was Sie sagen! Wieso konnte er dann aber sagen, er hätte den lebhaftesten Anteil an Ihrem Geschick genommen?

Darja Iwanowna. Das wundert Sie wohl? Oh, wie jung Sie doch noch sind! Wenn Sie sich über so etwas wundern können. *(Schweigt)* Wie er gealtert ist!

Mischa. Gealtert?

Darja Iwanowna. Er schminkt sich, er pudert sich . . . er färbt sich die Haare, aber die Runzeln, die Falten . . .

Mischa. Nicht möglich, er färbt sich die Haare? Ei, ei, ei, daß er sich da gar nicht schämt! *(Schweigt)* Aber er hatte wohl die Absicht bald zu gehen.

Darja Iwanowna *(dreht sich rasch nach ihm um)* Woraus schließen Sie das?

Mischa *(senkt bescheiden den Blick)* Ach, nur so.

Darja Iwanowna. Nein, er bleibt zu Tisch . . .

Mischa *(mit einem Seufzer)* Ach, das wäre aber schön!

Darja Iwanowna. Wieso?

Mischa *(mit Bedauern)* Alles wäre doch umsonst vorbereitet . . . und der Wein . . . wenn er nicht bleibt, allerdings . . .

Darja Iwanowna *(nach einer Pause)* Ja. Aber hören Sie einmal, Mischa, da ist jetzt folgende Sache. Sie werden jetzt beide bald hier herauskommen.

Mischa *(sieht sie aufmerksam an)* Ja.

Darja Iwanowna. Also wissen Sie, lassen Sie mich jetzt allein.

Mischa. Ja.

Darja Iwanowna. Ich werde den Grafen auffordern, bei uns Mittag zu essen, aber Alexeij Iwanytsch . . .

Mischa. Ich verstehe . . .

Darja Iwanowna *(hebt leicht die Brauen)* Was verstehen Sie? Alexeij Iwanytsch schicke ich zu Ihnen . . .

Mischa. So . . .

Darja Iwanowna. Und Sie werden es verstehn, ihn zurückzuhalten . . . so daß . . . nicht allzu lange Zeit . . . Sie sagen ihm, daß ich etwas mit dem Grafen besprechen möchte, das seinem eigenen Vorteil dient . . . Verstehen Sie mich?

Mischa. Gut! Das will ich tun.

Darja Iwanowna. Na, also. Ich verlasse mich auf Sie. Sie können, wenn Sie wollen, ein bisschen mit ihm spazierengehen.

Mischa. Natürlich, warum sollen wir denn nicht spazierengehn können?

Darja Iwanowna. Na, also, ja. Jetzt gehn Sie aber und lassen Sie mich allein.

Mischa *(will gehn, bleibt aber wieder stehn)* Und vergessen Sie mich nicht, Darja Iwanowna! Sie wissen doch, wie sehr ich Ihnen ergeben bin, mit Leib und Seele kann man wohl sagen . . .

Darja Iwanowna. Was wollen Sie damit sagen?

Mischa. Ach, Darja Iwanowna, ich möchte so furchtbar gern nach Petersburg! Was soll ich hier nur anfangen, ohne Sie? . . . Tun Sie mir den Gefallen, Darja Iwanowna . . . Und ich! Ich werde Ihnen . . . dienen . . .

Darja Iwanowna *(schweigt)* Ich verstehe gar nicht, was Sie da eigentlich meinen, ich weiß doch selbst noch nicht . . . Im übrigen, gut . . . gehen Sie nur.

Mischa. Das werde ich. *(Schlägt die Augen gen Himmel)* Und dienen werde ich Ihnen, Darja Iwanowna!

(Geht ab in das Vorzimmer)

Dreizehnter Auftritt.

Darja Iwanowna allein.

Darja Iwanowna *(Sie bleibt eine Weile ohne Bewegung)* Er bringt mir wenig Aufmerksamkeit entgegen, das ist klar. Er hat mich vergessen. Und, es scheint, ich habe umsonst mit seinem Hiersein gerechnet. Und was für Hoffnungen hatte ich auf dieses Kommen gesetzt! . . . *(Sieht sich um)* Es ist doch nicht möglich, daß ich ewig, ewig hierbleiben muß? . . . Was ist da zu tun? *(Sie schweigt)* Übrigens ist ja noch gar nichts entschieden. Er hat mich ja fast noch gar nicht angesehn . . . *(Blickt in den Spiegel)* Ich färbe mir doch wenigstens nicht das Haar . . . Nun, wir wollen abwarten, wir wollen abwarten. *(Geht durch das Zimmer, tritt zum Klavier und greift einige Akkorde.)* Die kommen doch noch nicht so bald wieder: die Erwartung quält mich. *(Sie setzt sich auf das Sofa.)* Aber vielleicht bin ich selbst in dieser Stadt versauert? . . . Was weiß ich . . . Wer kann mir denn hier sagen, was aus mir geworden ist, wer aus dieser Gesellschaft kann es mich empfinden lassen, was aus mir geworden ist? Unglücklicherweise überrage ich sie alle . . . Ich bin ihnen über, aber für ihn bin ich trotzdem die Dame aus der Kleinstadt . . . die Frau eines Provinzbeamten, eine ehemalige Erzieherin bei reichen Herrschaften, die man dann erst wie versorgt hat . . . und er, ein bekannter Mann in Amt und Würden, reich . . . na, wohl nicht so sehr reich; seine Vermögensverhältnisse sind wohl in Petersburg etwas in Unordnung geraten, und er ist wohl auf längere Zeit als nur auf einen Monat hierhergekommen, denke ich. Er läßt sich nichts abgehen oder ließ sich nichts abgehen . . . Jetzt pudert er sich, und jetzt muß er sich noch die Haare färben. Man sagte, daß Menschen seines Standes Jugenderinnerungen besonders teuer sind . . . und vor zwölf Jahren kannte er mich, er lief mir sozusagen nach . . . Ja, ja, natürlich, er lief mir nach; es geschah zwar nur aus Langeweile, trotzdem . . . *(Sie seufzt)* Und ich habe mich damals noch in Schwärmereien ergangen, ich erinnere mich noch ganz gut . . . Ach, wovon träumt man nicht alles mit sechzehn Jahren! *(Sie richtet sich plötzlich auf)* Mein Gott! Ich muß doch noch irgendwo einen Brief von ihm aufbewahrt haben . . . ganz recht. Doch, wo habe ich ihn nur? Wie ärgerlich, daß ich nicht früher daran gedacht habe! . . . Übrigens, es ist ja noch genug Zeit . . . *(Sie schweigt)* Wir wollen einmal sehen. Aber

wie gerufen kommen doch diese Noten hier und die Bücher! Ich muß innerlich lachen . . . Ich bereite mich fast wie ein General vor der Schlacht zu dem Zusammentreffen mit dem Feinde vor! . . . Ich muß mich aber in der letzten Zeit verändert haben! Wie ist es nur möglich, daß ich mir so kühl und ruhig zurechtlegen kann, was ich alles zu tun habe. Man muß lernen im Leben, und aus allem kann man lernen. Nein, ruhig bin ich nicht. Jetzt bin ich geradezu aufgeregt! Aber nur deshalb, weil ich nicht weiß, ob es so ausgehn wird . . . Genug davon, was? Ich bin doch kein Kind mehr! Und auch ich habe schon etwas für Erinnerungen übrig! . . . Wie sollten sie da nicht erst . . . andere werde ich kaum mehr sammeln, das halbe Leben, ja mehr als das halbe Leben liegt schon hinter mir. *(Sie lächelt)* Warum sind sie immer noch nicht da? Was ist es denn, um das ich bitte? Was ist mein Ziel? Nur eine Kleinigkeit. Für ihn ist es doch nur eine Kleinigkeit, uns nach Petersburg zu bringen, uns dort eine Position zu schaffen. Und Alexeij Iwanytsch wird sich in jeder Stellung glücklich fühlen . . . Darin irre ich mich nicht! . . . Und wo sich diese Chance eröffnet, sollte ich in der Provinz sitzen bleiben? . . . Es kann doch gar keine günstigere Chance geben . . . *(Sie preßt ihre Hände an die Wangen)* Von all diesen Überlegungen und Bildern – habe ich geradezu Fieber, meine Wangen glühn. *(Sie schweigt)* Was ist denn dabei? Oh, schön . . . *(Man hört Geräusch im Arbeitszimmer)* Sie kommen . . . Die Schlacht beginnt . . . Nur keine Schüchternheit, Schüchternheit kann man jetzt nicht brauchen *(Sie nimmt ein Buch und lehnt sich in den Diwan zurück)*

Vierzehnter Auftritt.

Darja Iwanowna, Stupendjew und Graf Ljubin.

Graf Ljubin. Da kann ich mich also ganz auf Sie verlassen, lieber Alexeij Iwanytsch?

Stupendjew. Erlaucht, ich meinerseits bin zu allem bereit, was mich angeht . . .

Graf Ljubin. Da bin ich Ihnen außerordentlich dankbar. Die Papiere werde ich Ihnen umgehend zukommen lassen . . . Heute bin ich zurück auf meinem Gut, morgen oder übermorgen . . .

Stupendjew. Ganz zu Ihrer Verfügung, ganz zu Ihrer Verfügung.

Graf Ljubin *(geht auf Darja Iwanowna zu)* Darja Iwanowna! Sie entschuldigen mich. Zu meinem Bedauern kann ich heute leider nicht länger bleiben. Aber ich hoffe, daß es sich ein anderes Mal machen läßt.

Darja Iwanowna. Wollen Sie denn nicht zu Tisch bleiben, Graf?

Graf Ljubin. Ich danke Ihnen vielmals für Ihre Einladung, doch . . .

Darja Iwanowna. Ich hatte mich schon so sehr darauf gefreut . . . Ich hatte gehofft, daß Sie doch wenigstens ein Weilchen bleiben würden! Wir können Sie natürlich nicht halten . . .

Graf Ljubin. Sie sind äußerst liebenswürdig! Aber wirklich . . . wenn Sie wüßten – ich habe so vielerlei vor . . .

Darja Iwanowna. Denken Sie nur, wie lange wir uns nicht gesehen haben! . . . Weiß Gott, wann sich wieder die Gelegenheit dazu bietet. Bei uns sind Sie doch ein gar zu rarer Gast . . .

Stupendjew. Tatsächlich, Ew. Erlaucht, man könnte sagen, rar wie der Vogel Phönix.

Darja Iwanowna *(ihn unterbrechend)* Und überdies kommen Sie gar nicht mehr zurecht zu Tisch daheim. Und bei uns, das kann ich Ihnen zusichern, essen Sie wirklich besser zu Mittag als irgend sonst hier in der Stadt.

Stupendjew. Wir wußten ja doch von Ihrem Eintreffen, Erlaucht.

Darja Iwanowna *(ihn wiederum unterbrechend)* Sie bleiben also zu Tisch! Nicht wahr?

Graf Ljubin *(ein wenig geziert)* Sie bitten mich so lieb, da kann man wirklich nicht widerstehn.

Darja Iwanowna. Ah! *(Nimmt ihm den Hut aus der Hand und stellt ihn auf das Klavier)*

Graf Ljubin *(zu Darja Iwanowna)* Wenn ich denke, als ich heute morgen so von Hause fort fuhr, wer mir da gesagt hätte, daß mir das Vergnügen bevorstände, mit Ihnen zusammenzutreffen. *(Er schweigt)* Ihr Städtchen ist, soweit ich urteilen kann, gar nicht so übel.

Stupendjew. Für so eine Kleinstadt – geht es, Ew. Erlaucht.

Darja Iwanowna *(sitzend)* Bitte, nehmen Sie Platz, Graf! . . . *(Er setzt sich)* Sie können sich gar nicht vorstellen, wie glücklich ich bin, wie ich mich freue, Sie bei mir zu sehen! . . . *(Zu ihrem Manne)* Ach richtig, Alexeij, Mischa bittet dich, zu ihm zu kommen.

Stupendjew. Was will der denn?

Darja Iwanowna. Ich weiß nicht, er braucht dich, scheint es, sehr nötig. Geh doch, bitte, hinüber.

Stupendjew. Aber wie kann ich denn . . . wo . . . Erlaucht, also . . . jetzt kann ich doch nicht.

Graf Ljubin. Um Gottes willen! Tun Sie mir den Gefallen, machen Sie doch keine Umstände. Ich bleibe ja in so angenehmer Gesellschaft. *(Er streicht sich gelangweilt über das Haar.)*

Stupendjew. Aber was kann denn da so Pressantes vorliegen?

Darja Iwanowna. Er braucht dich eben! Geh nur, mon ami.

Stupendjew *(schweigt)* Na, schön . . . Aber ich komme gleich zurück . . . zu Erlaucht . . . *(Er verneigt sich, der Graf erwidert den Gruß. Stupendjew geht ab ins Vorzimmer und spricht zu sich selbst)* Was kann denn da so Pressantes vorliegen?

Fünfzehnter Auftritt.

Darja Iwanowna und der Graf Ljubin. Kurzes Schweigen. Der Graf Ljubin sieht Darja Iwanowna leicht lächelnd von der Seite an; er wiegt den Kopf.

Darja Iwanowna *(die Augen senkend)* Sind Sie für längere Zeit in unseren Bezirk gekommen, Erlaucht?

Graf Ljubin. Auf zwei Monate etwa, bis in meine Angelegenheiten ein wenig Klarheit gekommen ist.

Darja Iwanowna. Sind Sie in Spaßkoje abgestiegen?

Graf Ljubin. Ja, auf dem Gut meiner Mutter.

Darja Iwanowna. In dem alten Haus?

Graf Ljubin. Ja, in dem alten Haus. Offen gestanden, es ist jetzt nicht heiter, dort zu wohnen. Alles ist so verfallen und baufällig . . . und nächstes Jahr wird man das Ganze wohl abreißen müssen.

Darja Iwanowna. Sie sagen, Graf, es sei jetzt nicht heiter, dort zu wohnen . . . ich weiß nicht, aber meine Erinnerungen an das Haus sind außerordentlich angenehm. Ich kann mir gar nicht denken, daß Sie es abreißen lassen wollen.

Graf Ljubin. Täte Ihnen das etwa leid?

Darja Iwanowna. Und wie! Da hab' ich doch die schönste Zeit meines Lebens verbracht. Und dann, die Erinnerung an meine Gönnerin, Ihr verstorbenes Mütterchen . . . das werden Sie doch verstehen!

Graf Ljubin *(sie unterbrechend)* Ja, ja . . . das kann ich verstehen. *(Schweigt)* Und welch eine Stimmung damals, wie fröhlich war's!

Darja Iwanowna. So haben Sie also nicht vergessen . . .

Graf Ljubin. Was? Darja Iwanowna *(wiederum die Augen senkend)* Die frühere Zeit.

Graf Ljubin *(ein wenig verändert, er beginnt Darja Iwanowna einige Aufmerksamkeit zuzuwenden)* Ich habe nichts vergessen, glauben Sie mir . . . Doch sagen Sie, bitte, Darja Iwanowna, wie alt waren Sie eigentlich damals? . . . Warten Sie . . . warten Sie . . . Sie wissen doch, vor mir können Sie keine Jahre unterschlagen!

Darja Iwanowna. Die unterschlage ich auch gar nicht . . . Ich bin jetzt ebenso alt, wie Sie damals waren, Graf – achtundzwanzig Jahre.

Graf Ljubin. Nicht möglich, ich sollte damals schon achtundzwanzig Jahre gewesen sein? Ich glaube, da müssen Sie sich irren . . .

Darja Iwanowna. O nein, Graf, da irre ich mich nicht! Ich erinnere mich ziemlich genau an alles, was Sie betrifft . . .

Graf Ljubin *(gezwungen lächelnd)* Was muß ich demnach für ein Greis sein!

Darja Iwanowna. Sie, ein Greis? Wie können Sie nur so reden!

Graf Ljubin. Nun, lassen wir's gut sein, lassen wir's gut sein, wir wollen darüber nicht in Meinungsverschiedenheiten geraten. *(Er schweigt)* Ja, eine schöne Zeit war das damals! Erinnern Sie sich noch an unsere Spaziergänge am Morgen in der Lindenallee, vor dem Frühstück? *(Darja Iwanowna senkt die Augen.)* Erinnern Sie sich noch daran? Geben Sie doch eine Antwort!

Darja Iwanowna. Ich habe Ihnen doch schon gesagt, Graf, wir Provinzialen tun gut daran, uns gar nicht an Vergangenes zu erinnern, besonders wenn es . . . sich niemals mehr wiederholen wird. Was Sie angeht, so ist das eine ganz andere Sache!

Graf Ljubin *(immer begeisterter)* Nein, Darja Iwanowna, das dürfen Sie nicht denken. Das ist mein voller Ernst! Natürlich in einer großen Stadt gibt es so viele Zerstreuungen, besonders für die Jugend; eben dieses wechselvolle, geräuschvolle Leben . . . Aber ich kann versichern, Darja Iwanowna, die ersten, wissen Sie, die ersten Eindrücke lassen sich nie wieder auslöschen. Und manchmal mitten im Wirbel, dann beginnt sich das Herz zu sehnen . . . Verstehen Sie, das Herz kriegt eine Sehnsucht in diesem äußerlichen Treiben . . . Wissen Sie, das Herz wird gepackt . . . Darja Iwanowna Ja, Graf, da bin ich mit Ihnen ganz einer Meinung! Die ersten Eindrücke, die verblassen nicht. Das habe ich an mir erfahren.

Graf Ljubin Ah! *(Er schweigt)* Wissen Sie, Darja Iwanowna, es muß Ihnen hier doch recht langweilig vorkommen?

Darja Iwanowna *(nach einer Pause)* Das will ich nicht gerade sagen! Die erste Zeit über war es mir wohl ein wenig schwer, mich in dieser neuen Lebenssphäre zurechtzufinden; aber dann . . . mein Mann ist solch ein guter, prachtvoller Mensch!

Graf Ljubin. Ah, ja . . . da bin ich ganz Ihrer Meinung . . . Er ist ein überaus wertvoller Mensch, überaus wertvoll, aber . . .

Darja Iwanowna. Und dann eben . . . ich habe mich gewöhnt. Zum Glücke ist ja so wenig nötig. Eine Häuslichkeit haben, eine Familie . . . *(den Kopf senkend)* und einige liebe Erinnerungen . . .

Graf Ljubin. Haben Sie etwa solche Erinnerungen?

Darja Iwanowna. Oja, die habe ich, wie jeder Mensch. Mit Erinnerungen läßt sich die Einsamkeit leichter ertragen.

Graf Ljubin. Also scheinen Sie sich doch manchmal zu langweilen?

Darja Iwanowna. Das wundert Sie, Graf? Sie erinnern sich doch, daß ich das Glück hatte, im Hause Ihrer Mutter Erzieherin zu sein. Vergleichen Sie die Umwelt meiner Jugend mit dem, was mich hier umgibt. Natürlich berechtigen weder Stand noch Herkunft große Ansprüche, mit einem Wort, nichts hat mir das Recht gegeben oder die Hoffnung, daß ich mein Leben so fortsetzen würde, wie es in der Jugend war. Sie äußerten ja selbst: die ersten Eindrücke lassen sich nicht verwischen, man kann sie nicht vorsätzlich aus seinem Gedächtnis streichen. *(Sie senkt den Kopf)* Die Klugheit rät oft zu vergessen . . . Ich will ganz aufrichtig gegen Sie fein, Graf. Meinen Sie wirklich, daß ich nicht fühle, wie ärmlich und . . . lächerlich Ihnen das alles hier vorkommen muß. Der Lakai, der wie ein Hase vor Ihnen ausreißen mußte; diese Köchin – und . . . und schließlich vielleicht ich selbst!

Graf Ljubin. Sie, Darja Iwanowna? Um Gottes willen, Sie treiben ja Ihren Spaß mit mir! Ich, ich kann Ihnen versichern . . . ich . . . ganz im Gegenteil, ich bin erstaunt . . .

Darja Iwanowna. Kann sein. Aber lassen wir das, ich bitte darum. Gewisse Wunden, wenn sie auch schon verharscht sind, schmerzen doch noch immer, wenn man sie berührt. So hatte ich mich auch schon ganz mit meinem Schicksal ausgesöhnt; ich lebte still für mich hin in meinem dunklen Winkel. Wenn Ihre Ankunft nicht all die vielen Erinnerungen in mir wachgerufen hätte, hätte ich an all das gar nicht gedacht. Ich hätte mich wenigstens niemals so ausgesprochen. Es ist mir peinlich genug, daß ich, anstatt Sie, soweit es mir möglich ist, zu unterhalten . . .

Graf Ljubin. Gestatten Sie mir die Frage, für was halten Sie mich denn? Denken Sie etwa, ich sei Ihres Vertrauens nicht würdig oder

ich wüßte es nicht zu schätzen? Aber Sie verleumden sich ja. Es ist doch gar nicht möglich, ich kann es mir nicht vorstellen, daß Sie bei Ihrem Verstand, bei Ihrer Bildung hier so ganz unbemerkt geblieben sein sollten . . .

Darja Iwanowna. Aber ganz gewiß, Graf, seien Sie versichert. Und ich gräme mich durchaus nicht darüber. Hören Sie; ich bin stolz. Ich wünsche Leuten gar nicht zu gefallen, die mir nicht gefallen . . . Indessen wir sind arm, abhängig von anderen. Das alles erschwert das Gesellige. Demütigungen ertrüge ich nicht. Ich habe ja doch die Einsamkeit vor- gezogen. Für mich hat ja die Einsamkeit nichts Schreckliches. Ich lese, habe meine Beschäftigung, zum Glück habe ich in meinem Mann einen ehrenhaften Menschen gefunden . . .

Graf Ljubin. Ja, das sieht man auch sofort.

Darja Iwanowna. Mein Mann hat natürlich auch seine Eigentümlichkeiten . . . Ich darf Ihnen das so offen sagen, denn Ihrem Scharfblick würde es sowieso nicht entgangen sein. Aber er ist ein prachtvoller Mensch. Und ich hätte keine Wünsche, ich würde mit allem zufrieden sein, wenn . . .

Graf Ljubin. Wenn . . .

Darja Iwanowna. Wenn nicht . . . manchmal . . . unvorhergesehene Ereignisse mich aus meiner Ruhe aufscheuchen würden.

Graf Ljubin. Ich kann Sie nicht ganz verstehen, Darja Iwanowna . . . Was für Ereignisse sind das? Sie sprachen vorher von Erinnerungen . . .

Darja Iwanowna *(sieht dem Grafen gerade und unschuldig in die Augen)* Hören Sie mich an, Graf! Ich will Sie nicht täuschen. Darauf verstehe ich mich überhaupt schlecht. Und Ihnen gegenüber wäre das auch ziemlich lächerlich! Glauben Sie wirklich, daß es für eine Frau so gar nichts bedeutet, wenn sie einem Menschen wiederbegegnet, den sie in ihrer Jugend gekannt hat, gekannt in einer ganz anderen Umwelt, unter ganz anderen Verhältnissen – und ihn dann so vor sich zu haben wie Sie jetzt? . . . *(Der Graf glättet verstohlen ein Haar)* Mit ihm zu sprechen, vergangener Tage zu gedenken . . .

Graf Ljubin *(sie unterbrechend)* Und glauben Sie denn vielleicht aufrichtig, daß es für einen, den das Schicksal sozusagen von einem Ende der Welt zum andern umhergetrieben hat – daß es für solch einen Menschen nichts bedeutet, wenn er einer Frau Ihrer Art

begegnet, einer Frau im Besitz solcher . . . solch herrlicher Jugend . . . solcher Klugheit, solcher Liebenswürdigkeit – cette grâce?

Darja Iwanowna *(mit einem Lächeln)* Und trotz alledem mußte eine solche Frau geradezu Überredung anwenden, daß dieser Mann bei ihr zu Tisch blieb!

Graf Ljubin. Oh, Sie sind bösartig! Aber sagen Sie mir, glauben Sie, daß all das für ihn ohne Bedeutung ist?

Darja Iwanowna. Das will ich nicht gerade sagen. Sie sehen, ich bin offen zu Ihnen. Es ist ja immer schön, sich an feine Jugend zu erinnern, besonders wenn nichts vorlag, worüber man sich vielleicht Vorwürfe machen müßte.

Graf Ljubin. Nun, so sagen Sie mir denn: was kann diese Frau wohl diesem Manne erwidern, wenn er ihr versichern kann, daß er sie niemals, niemals hat vergessen können, daß das Wiedersehn mit ihr ihn, man kann wohl sagen, in tiefster Seele erschüttert hat?

Darja Iwanowna. Was sie erwidern kann?

Graf Ljubin. Ja, was sie erwidern kann?

Darja Iwanowna. Sie erwidert, daß solch zärtliche Worte rühren müssen. *(Ihm die Hand drückend)* Sie streckt ihm die Hand entgegen zur Erneuerung alter, aufrichtiger Freundschaft.

Graf Ljubin *(die Hand ergreifend)* Vous êtes charmante. *(Er will die Hand küssen, die Darja Iwanowna zurückzieht)* Sie sind zu lieb, wirklich außerordentlich lieb!

Darja Iwanowna *(mit frohem Gesichtsausdruck)* Oh, wie froh bin ich! Wie froh bin ich! Ich hatte solche Angst, daß Sie sich nicht an mich würden erinnern wollen, daß es Ihnen peinlich sein, daß es Ihnen bei uns nicht behaglich sein könnte . . .

Graf Ljubin *(er sitzt und verfolgt sie mit den Augen)* Sagen Sie, Darja Iwanowna . . .

Darja Iwanowna *(sich ihm leicht zuwendend)* Bitte?

Graf Ljubin. Waren Sie es, die Alexeij Iwanytsch veranlaßte, den Gang zu mir zu unterlassen? *(Darja Iwanowna nickt listig mit dem Kopf)* Sie? *(Aufstehend)* Ich versichere Ihnen auf Ehre, Sie werden das nicht zu bereuen haben!

Darja Iwanowna. Warum nicht gar! Ich habe Sie doch wiedergesehn.

Graf Ljubin. Nein, nein, ich meine es nicht in diesem Sinne.

Darja Iwanowna *(unschuldig)* Nicht in diesem Sinne? Und in welchem denn?

Graf Ljubin. Ich meine, daß es eine Sünde ist, Sie hier sitzen zu lassen! Das lasse ich nicht zu. Ich dulde nicht, daß solch eine Perle in diesem Krähwinkel versauert . . . Ich schaffe Ihnen – ich schaffe Ihrem Manne eine Stellung in Petersburg.

Darja Iwanowna. Ach! Wie Sie nur reden!

Graf Ljubin. Sie werden sehen.

Darja Iwanowna. Versprechen Sie nicht zu viel, sage ich Ihnen!

Graf Ljubin. Sie glauben vielleicht, Darja Iwanowna, daß ich in einer solchen Sache nicht genug . . . e . . . e . . . *(Er sucht nach dem richtigen Ausdruck)* – influence? . . .

Darja Iwanowna. Oh, j'en suis parfaitement persuadée!

Graf Ljubin. Tiens! *(Dieser Laut ist ihm wider Willen entschlüpft.)*

Darja Iwanowna *(lachend)* Sie sagten, scheint's: tiens! Graf! Nehmen Sie an, daß ich mein bisschen Französisch vergessen habe?

Graf Ljubin. Nein, das nehme ich nicht an . . . mais quel accent!

Darja Iwanowna. Sie schmeicheln! . . .

Graf Ljubin. Aber die Stellung sage ich Ihnen auf jeden Fall zu.

Darja Iwanowna. In der Tat? Oder spaßen. Sie nur?

Graf Ljubin. Ich spaße nicht, ich spaße durchaus nicht.

Darja Iwanowna. Nun, um so besser. Von Alexeij Iwanytsch's Dankbarkeit können Sie versichert sein. *(Sie schweigt)* Nur, denken Sie, bitte, nicht . . .

Graf Ljubin. Was?

Darja Iwanowna. Nein, nichts. Solch ein Gedanke kann Ihnen gar nicht in den Kopf kommen. Und deshalb war es auch nicht recht, daß ich ihn hatte. Also werden wir vielleicht nach Petersburg kommen? Oh, wär' das ein Glück! Wie wird Alexeij Iwanytsch froh sein!

Graf Ljubin. Nicht wahr? Wir werden uns dann oft sehen? Ich werde Sie ansehn, Ihre Augen, Ihre Locken! Wahrhaftig: es kommt mir vor, als wären Sie sechzehn Jahr' und wir gingen wie früher spazieren im Garten, sous ces magni fiques tilleuls . . . Ihr Lächeln hat sich nicht im geringsten verändert, Ihr Lachen ist noch genau so glockenhell, so rührend, aussi jeune qu'alors . . .

Darja Iwanowna. Woher wissen Sie denn das?

Graf Ljubin. Wieso woher? Kann ich mich etwa nicht daran erinnern?

Darja Iwanowna. Damals habe ich nicht gelacht . . . Es war mir nicht danach zumute. Ich war traurig, nachdenklich, schweigsam. Oder hätten Sie das vergessen?

Graf Ljubin. Aber doch nur mitunter . . .

Darja Iwanowna. Sie hätten besser getan, lieber alles andere zu vergessen, monsieur le comte. Ach, wie jung waren wir doch damals . . . besonders ich! . . . Sie . . . Sie kamen ja schon im vollen Glanz des jungen Offiziers zu uns. Erinnern Sie sich noch, wie sich Ihr Mütterchen freute, wie sie sich gar nicht sattsehen konnte an Ihnen? . . . Erinnern Sie sich, wie Sie sogar Ihrer Tante, der Fürstin Lisa, den Kopf verdreht haben? . . . *(Schweigt)* O nein, damals habe ich nicht gelacht.

Graf Ljubin Vous êtes adorable . . . plus adorable que jamais.

Darja Iwanowna. En verité? Was bedeutet Erinnerung! Damals jedenfalls haben Sie mir solche Dinge nicht gesagt.

Graf Ljubin. Ich? Ich, der . . .

Darja Iwanowna. Oh, nicht weiter! Sonst müßte ich noch annehmen, Sie wollten mir Komplimente machen, soll das der Ton sein unter so alten Freunden?

Graf Ljubin. Ich? Ihnen Komplimente machen?

Darja Iwanowna. Ja, Sie. Denken Sie nur nicht, daß Sie sich in dieser Zeit so sehr verändert hätten, wo ich Sie nicht gesehen habe! Übrigens wollen wir von etwas anderem reden. Sagen Sie mir lieber, was Sie eigentlich treiben, wie Sie leben in Petersburg! Das interessiert mich doch . . . Sie haben doch Ihre Musikstudien fortgesetzt, nicht wahr?

Graf Ljubin. Ja, so zwischendurch ein wenig, wissen Sie.

Darja Iwanowna. Was? Und Sie hatten doch so eine herrliche Stimme!

Graf Ljubin. Eine herrliche Stimme hatte ich nie, aber singen tu' ich immer noch.

Darja Iwanowna. Ach, ich weiß, Sie hatten eine so wunderbare Stimme von solch sympathischem Timbre . . . Sie haben doch auch, wenn ich nicht irre, komponiert?

Graf Ljubin. Auch jetzt kann ich das Komponieren noch immer nicht ganz lassen.

Darja Iwanowna. Und welcher Art sind diese Kompositionen?

Graf Ljubin. Im italienischen Genre. Anderes erkenne ich nicht an. Pour moi – je fais peu; mais ce que je fais, est bien. Da fällt mir ein, Sie haben doch auch Musik getrieben? Sie haben, wie ich weiß, auch sehr hübsch gesungen und hatten eine trefflich gute Klaviertechnik. Ich hoffe, Sie haben das alles nicht aufgegeben?

Darja Iwanowna *(auf das Klavier weisend und auf die darauf liegenden Noten)* Hier ist die Antwort.

Graf Ljubin. Ah! *(Er tritt zum Klavier)*

Darja Iwanowna. Zu meinem Bedauern ist das Klavier sehr schlecht. Dafür ist es wenigstens nicht verstimmt; es klirrt nur ein bisschen. Dafür macht es einen aber auch nicht traurig.

Graf Ljubin *(greift einige Akkorde)* - Oh, es klingt nicht schlecht. Ach, da kommt mir ein Einfall! Sie spielen doch vom Blatt?

Darja Iwanowna. Wenn es nicht besonders schwer ist, sicher!

Graf Ljubin. Oh! Es ist durchaus nicht schwer. Ich habe da eine kleine Sache bei mir, une bagatelle, que j'ai composée, ein Duett aus meiner Oper, für Tenor und Sopran. Ich – Sie haben vielleicht davon gehört, ich schreibe nämlich Opern – zum Zeitvertreib, wissen Sie . . . sans aucune prétention.

Darja Iwanowna. Oh, nicht möglich?

Graf Ljubin. Also, wenn Sie gestatten, so lasse ich das Duett holen, nein, ich will selbst gehn. Wir gehen es zusammen durch, wenn Sie nichts dagegen haben?

Darja Iwanowna. Sie haben es hier?

Graf Ljubin. Ja, hier in meiner Wohnung.

Darja Iwanowna. Ach, um Gottes willen, holen Sie es, so schnell. Sie können. O Gott, wie dankbar ich Ihnen bin! Bitte, gehen Sie, es holen.

Graf Ljubin *(nimmt den Hut)* Sofort, sofort. Vous verrez, cela n'est pas mal. Ich hoffe, daß Ihnen das kleine Ding gefallen wird.

Darja Iwanowna. Etwas anderes wäre doch nicht möglich. Nur muß ich schon im voraus. Ihre Nachsicht erbitten.

Graf Ljubin. Aber ich bitte Sie! Im Gegenteil, ich . . . *(Geht zur Tür)* Ah! Daß ich nur vor Ihnen bestehe, ohne mich lächerlich zu machen!

Darja Iwanowna. Ich glaube, die Reihe, sich lächerlich zu machen, ist an mir . . . Aber ich könnte da Ihnen etwas zeigen . . .

Graf Ljubin. Um was handelt es sich? Was ist es denn?

Darja Iwanowna. Etwas, das ich mir aufbewahrt habe . . . Ich möchte doch sehen, ob Sie es wiedererkennen.

Graf Ljubin. Wovon sprechen Sie eigentlich?

Darja Iwanowna. Ich weiß schon wovon. Gehen Sie jetzt nur schnell, bringen Sie Ihr Duett, und dann wollen wir sehen.

Graf Ljubin. Vous êtes un ange. Ich komme sofort zurück. Vous êtes un ange! *(Wirft ihr eine Kußhand zu und verschwindet im Vorzimmer)*

Sechzehnter Auftritt.

Darja Iwanowna allein.

Darja Iwanowna *(sie sieht ihm nach und ruft nach einer kleinen Pause)* Sieg! Sieg! Ist es möglich? Und so rasch, so unerwartet! Ah! Je suis un ange – je suis adorable! So bin ich hier also doch noch nicht ganz versauert! Ich vermag also doch noch zu gefallen, selbst solchen Menschen, wie er einer ist *(sie lächelt)*, wie er! . . . Oh, mein liebster Graf! Ich kann nicht leugnen, daß Sie reichlich komisch und alt geworden sind. Und er hat nicht gezuckt, als ich äußerte, er sei achtundzwanzig gewesen, wo er doch neununddreißig war, wie ich ruhig annehmen kann. Gehen Sie mir mit Ihrem Duett, wie Sie es nennen. Sie können im voraus versichert sein, daß ich es ganz herrlich finden werde. *(Sie bleibt vor dem Spiegel stehen, sieht hinein und umspannt ihre Taille mit beiden Händen)* Mein armes, ländliches Kleidchen, bald werden wir uns trennen, leb' wohl! Nicht vergeblich habe ich mir mit dir Umstände gemacht und Journale aus der Stadt kommen lassen. Du hast mir einen wahren Dienst geleistet. Nie werde ich dich fortwerfen; aber in Petersburg werde ich dich doch nicht mehr anziehen. Mir scheint, der schönste Sammet braucht sich nicht zu schämen, wenn er auf diese Schultern zu liegen kommt.

Siebzehnter Auftritt.

Darja Iwanowna. Die Vorzimmertür wird leise geöffnet, und es zeigt sich Mischas Kopf blickt eine Zeitlang nach Darja Iwanowna und sagt, ohne das Zimmer zu betreten, halblaut: »Darja Iwanowna!«

Darja Iwanowna *(sie sieht sich rasch um)* Ach, Sie sind's, Mischa! Nun, was wollen Sie denn? Jetzt habe ich doch keine Zeit . . .

Mischa. Ich weiß, ich weiß . . . ich komme schon gar nicht herein; ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Alexeij Iwanytsch gleich kommen muß.

Darja Iwanowna. Nun, warum sind Sie denn nicht mit ihm spazierengegangen?

Mischa. Ich bin doch mit ihm spazierengegangen, Darja Iwanowna; aber Alexeij Iwanytsch äußerte den Wunsch, ins Amt zu gehen. Da war es mir nicht möglich, ihn noch länger aufzuhalten.

Darja Iwanowna. Na, hat er sich denn nun aufs Amt begeben?

Mischa. Alexeij Iwanytsch ging wohl ins Amtszimmer, aber vor kurzer Zeit ist er wieder herausgekommen.

Darja Iwanowna. Und woher wissen Sie denn, daß er wieder herausgekommen ist?

Mischa. Ich habe ihn aus einem Winkel beobachtet. *(Er horcht auf)* Jetzt, glaube ich, kommt er eben hierher. *(Er verschwindet und taucht nach einem Augenblick wieder auf)* Sie werden mich doch nicht vergessen?

Darja Iwanowna. Nein, nein!

Mischa. Ihr Diener.

(Verschwindet.)

Achtzehnter Auftritt.

Darja Iwanowna, nach einer Weile Alexeij Iwanytsch.

Darja Iwanowna. Nicht möglich! Alexeij Iwanytsch hat den Einfall, eifersüchtig zu sein! Nun? Was soll man dazu sagen! *(Sie setzt sich. Durch die Vorzimmertür tritt Alexeij Iwanytsch ein. Er ist in Aufregung. Darja Iwanowna sieht sich um.)* Ach, du bist's, Alexis?

Stupendjew. Ja, ich, ich, mein Herzchen, ich. Ist der Graf fortgegangen?

Darja Iwanowna. Ich dachte doch, du seist auf dem Amt?

Stupendjew. Ich war auch auf dem Amtszimmer, um dort zu sagen, weißt du, daß sie nicht auf mich warten sollten. Wie könnte ich denn auch heute? Wir haben doch solch hohen Ehrengast . . . Ja, wo ist er nur?

Darja Iwanowna *(sie steht auf)* Hören Sie einmal, Alexeij Iwanytsch, haben Sie Lust, eine gute Stellung zu bekommen, mit einem guten Gehalt, in Petersburg?

Stupendjew. Ich? Das will ich meinen!

Darja Iwanowna. Also wollen Sie?

Stupendjew. Natürlich will ich! . . . Wie kann man da noch fragen!

Darja Iwanowna. Nun, dann lassen Sie mich allein!

Stupendjew. Was soll das heißen: allein?

Darja Iwanowna. Allein mit dem Grafen. Er muß gleich kommen. Er ging in seine Wohnung, um ein Duettino zu holen.

Stupendjew. Sein Duettino?

Darja Iwanowna. Ja, eben sein Duettino. Er hat ein Duett komponiert. Wir wollen es gemeinsam probieren.

Stupendjew. Und warum sollte ich denn da fortgehen? . . . Das möchte ich auch ganz gerne hören? . . .

Darja Iwanowna. Ach, Alexeij Iwanytsch! Du weißt doch: Autoren pflegen so schrecklich schüchtern zu sein, und ein Dritter – das ist geradezu eine Kalamität.

Stupendjew. Für Autoren? H–m . . . Ja, und ein Dritter . . . Ich weiß eigentlich gar nicht, ob das auch passend ist . . . soll ich das Haus verlassen? . . . Ja, da kann sich ja aber der Graf doch schließlich beleidigt fühlen.

Darja Iwanowna. Oh, nicht im geringsten – da kannst du ganz ruhig sein. Er weiß ja doch, daß du ein stark beschäftigter Mensch bist, ein Mann der Arbeit; und außerdem, du kommst ja zu Tische zurück.

Stupendjew. Zu Tische? Ja.

Darja Iwanowna. Um drei Uhr.

Stupendjew. Um drei Uhr. H–m! Ja . . . Da bin ich ganz deiner Meinung. Zu Tisch . . . Ja, um drei Uhr. *(Er dreht sich auf einem Fleck herum.)*

Darja Iwanowna *(wartend)* Na, was hast du noch?

Stupendjew. Ich weiß nicht . . . Mir tut so . . . es ist fast so . . . als ob mir der Kopfweh täte. Hier, hier auf der linken Seite.

Darja Iwanowna. Ach, nicht möglich, hier auf der linken Seite?

Stupendjew. Bei Gott. Hier, hier, immer hier auf dieser Seite . . . Ich glaube, es ist schon besser, ich bleibe zu Hause!

Darja Iwanowna. Hör' einmal, mein Freund! Du bist einfach eifersüchtig auf den Grafen, das ist doch ganz klar.

Stupendjew. Ich? Woraus willst du das schließen? Das wäre doch gar zu dumm! . . .

Darja Iwanowna. Natürlich, das wäre sehr dumm! Daran ist kein Zweifel, aber du bist auf jeden Fall eifersüchtig.

Stupendjew. Ich?

Darja Iwanowna. Du verdächtigt mich mit einem Menschen, der sich das Haar färbt.

Stupendjew. Der Graf färbt sich das Haar? Was wäre denn dabei? Ich trage ja eine Perücke.

Darja Iwanowna. Das ist schließlich wahr. Da mir meine Ruhe über alles geht, so bleib' bitte . . . Aber dann lasse auch gleich jeden Gedanken an Petersburg fahren!

Stupendjew. Warum denn das? Diese Stellung in Petersburg . . . hängt die denn vielleicht davon ab, ob ich jetzt anwesend bin oder nicht?

Darja Iwanowna. Jedenfalls doch!

Stupendjew. H–m! Merkwürdig. Natürlich, ich bin ganz deiner Ansicht, immerhin, merkwürdig ist es, das mußt du doch selbst sagen.

Darja Iwanowna. Möglich.

Stupendjew. Merkwürdig ist es . . . merkwürdig ist es. *(Geht im Zimmer herum.)* H–m!

Darja Iwanowna. Nun, auf jeden Fall mußt du dich ein wenig schneller entschließen. Der Graf muß sofort zurückkommen.

Stupendjew. Merkwürdig ist es! *(Schweigt)* Weißt du was, Dascha, ich bleibe.

Darja Iwanowna. Nun, ganz wie dir beliebt.

Stupendjew. Hat der Graf etwas Näheres über diese Stellung geäußert?

Darja Iwanowna. Ich kann nichts weiter sagen, als was ich dir schon gesagt habe! Bleibe da oder geh, ganz wie du willst.

Stupendjew. Ist die Stellung wenigstens gut?

Darja Iwanowna. Die Stellung ist gut!

Stupendjew. Ganz wie du willst. Ich . . . ich bleibe . . . Ich werde entschieden bleiben, Dascha. *(Aus dem Vorzimmer wird die Stimme des Grafen hörbar, er singt einen Lauf)* Da ist er. *(Nachdem er ein wenig geschwankt hat)* Also um drei! Auf Wiedersehn! *(Geht ab ins Arbeitszimmer)*

Darja Iwanowna. Gott sei Dank!

Neunzehnter Auftritt.

Darja Iwanowna und der Graf Ljubin. Er hat eine Papierrolle in der Hand.

Darja Iwanowna. Endlich, ich habe schon so auf Sie gewartet, Graf!

Graf Ljubin. Me vcilà, me voilà, ma tout belle. Ich wurde etwas aufgehalten!

Darja Iwanowna. Zeigen Sie, zeigen Sie . . . Sie können sich nicht vorstellen, wie gespannt ich bin. *(Nimmt ihm die Rolle aus der Hand und sieht voll Interesse hinein.)*

Graf Ljubin. Glauben Sie nur ja nicht, daß es irgend etwas Besonderes ist oder Außergewöhnliches. Vorbauend habe ich Ihnen gesagt, daß es sich nur um einen Zeitvertreib handelt, durchaus nur um einen Zeitvertreib, Darja Iwanowna.

Darja Iwanowna *(sie erhebt ihre Augen nicht von den Noten)* Im Gegenteil, im Gegenteil . . . Oh, mais c'est charmant! Ach, wie ist dieser Übergang reizend! *(Zeigt mit dem Finger auf eine Stelle)* Ach, ich bin ganz verliebt in diesen Übergang . . .

Graf Ljubin *(mit bescheidenem Lächeln)* Ja, er ist nicht so ganz alltäglich!

Darja Iwanowna. Und dieses rentrée!

Graf Ljubin. Ah! Es gefällt Ihnen?

Darja Iwanowna. Ganz, ganz entzückend! Nun kommen Sie, kommen Sie, wozu Zeit verlieren! *(Sie geht zum Klavier, setzt sich, sie hebt den Deckel und das Pult und legt die Noten auf . . . Der Graf bleibt hinter ihrem Stuhl stehen.)*

Darja Iwanowna. Andante?

Graf Ljubin. Ja, Andante, andante amoroso quasi cantando. *(Verschluckt sich)* H–m, h–m! Ich bin heute nicht bei Stimme . . . Aber Sie werden schon entschuldigen . . . Une voix de compositeur, vous savez.

Darja Iwanowna. Die bekannte Einleitung. Was soll ich Arme nach all dem sagen? Ich fange an. *(Sie spielt)* Also, das ist aber schwer.

Graf Ljubin. Doch nicht für Sie.

Darja Iwanowna. Aber die Worte sind allerliebst.

Graf Ljubin. Ja . . . ich habe sie, glaube ich, dans Metastase gefunden . . . Ich weiß nicht, ob sie so leicht leserlich sind. *(Er zeigt mit*

dem Finger darauf) Dieses singt er ihr:
La dolce tua imagine
O, vergine amata . . .
. . . ama inamorata.
Und hier, erlauben Sie, bitte, hören Sie. *(Er singt eine Romanze in italienischem Geschmack. Darja Iwanowna begleitet.)*

Darja Iwanowna. Herrlich, herrlich . . . Oh, que c'estjoli!

Graf Ljubin. Finden Sie?

Darja Iwanowna. Unglaublich, nicht zu sagen, wie schön!

Graf Ljubin. Ich habe das noch nicht so gesungen, wie es sich eigentlich gehört. Aber wie Sie mich begleitet haben! Mein Gott! Ich gestehe! Noch nie hat mich jemand so begleitet . . . niemand!

Darja Iwanowna. Oh, Sie schmeicheln mir.

Graf Ljubin. Ich? Aber das liegt gar nicht in meinem Charakter, Darja Iwanowna. Glauben Sie mir, c'est moi que le dis. Sie sind eine große Musikerin.

Darja Iwanowna *(beinahe noch völlig in die Betrachtung der Noten versunken)* Oh, wie diese Passage mir doch gefällt! Wie ganz neu das doch ist!

Graf Ljubin. Nicht wahr?

Darja Iwanowna. Sollte denn das Ganze, die ganze Oper so treffliche Musik enthalten?

Graf Ljubin. Sie wissen, in dieser Sache kann der Autor selbst nicht die richtige Instanz sein; aber mir kommt vor, als ob das übrige wenigstens nicht schlechter ist, wenn nicht etwa besser.

Darja Iwanowna. Mein Gott! Es kann doch nicht sein, daß Sie mir gar nichts daraus vorspielen sollten!

Graf Ljubin. Ich wäre höchst erfreut und überglücklich, wenn ich Ihren Wunsch erfüllen könnte, Darja Iwanowna, aber zu meinem Bedauern, ich spiele selbst nicht Klavier und habe gar nichts mitgenommen.

Darja Iwanowna. Wie schade! *(Steht auf)* Also ein anderes Mal. Ich hoffe doch, Graf, daß Sie öfters kommen werden, ehe Sie wieder abreisen.

Graf Ljubin. Ich? Wenn Sie erlauben, will ich jeden Tag zu Ihnen kommen. Das hat ja mit meinem Versprechen gar nichts zu tun, in dieser Beziehung können Sie ganz ruhig sein.

Darja Iwanowna. Mit welchem Versprechen.

Graf Ljubin. Ich verschaffe Ihrem Manne die Stellung in Petersburg. Das verspreche ich Ihnen in die Hand mit meinem Ehrenwort. Sie dürfen nicht hierbleiben. Erlauben Sie einmal, das wäre ja geradezu eine Sünde! Vous n'étes pas faites, um so . . . pour végéter ici. Sie sollen die schönste Zierde unserer Gesellschaft sein, und ich will . . . ich werde stolz darauf ein, daß ich der erste . . . Doch warum so nachdenklich . . . darf ich fragen, warum?

Darja Iwanowna *(sie singt wie für sich)* La dolce tua imagine . . .

Graf Ljubin. Ah! Ich wußte, daß diese Phrase sich Ihnen einprägen würde . . . Übrigens ist alles, was ich mache, très chantant.

Darja Iwanowna. Oh, diese Phrase ist zu reizend. Aber entschuldigen Sie, Graf, ich hörte vor Entzücken über Ihre Musik gar nicht, daß Sie etwas sagten . . .

Graf Ljubin. Ich sagte Ihnen, Darja Iwanowna, Sie müßten unbedingt nach Petersburg übersiedeln – erstens in Ihrem und im Interesse Ihres Mannes, und zweitens, meinetwegen. Ich darf doch auch an mich dabei denken, weil mir doch unsere alte Freundschaft, man kann wohl sagen, unser altes Bündnis, ein gewisses Recht dazu gibt. Ich habe Sie nie vergessen, Darja Iwanowna, und ich kann Ihnen zuschwören, daß ich Ihnen in höherem Grade denn je früher ergeben bin . . . daß dieses Wiedersehen mit Ihnen . . .

Darja Iwanowna *(traurig)* Warum sagen Sie das, Graf?

Graf Ljubin. Warum sollte ich denn das nicht sagen dürfen, was ich fühle?

Darja Iwanowna. Weil es nicht recht von Ihnen ist, gewisse Dinge in mir zu wecken . . .

Graf Ljubin. zu wecken . . . was zu wecken? Sprechen Sie doch . . .

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Stupendjew taucht in der Tür zum Arbeitszimmer auf.

Darja Iwanowna. Vergebliche Erwartungen.

Graf Ljubin. Warum denn vergebliche? Und was für Erwartungen?

Darja Iwanowna. Warum? Ich bemühe mich, aufrichtig zu Ihnen zu sein, Valerian Nikolajewitsch.

Graf Ljubin. Oh, Sie erinnern sich noch an meinen Vornamen und Vatersnamen.

Darja Iwanowna. Also sehen Sie, hier . . . Sie erwiesen mir so viel Aufmerksamkeit, aber in Petersburg zeige ich mich dann vielleicht so wenig anstellig, daß Sie möglicherweise bedauern werden, was Sie jetzt im Begriffe sind für uns zu tun.

Graf Ljubin. Oh, was sagen Sie da, um Gottes willen! Sie sind sich Ihres Wertes nicht bewußt? Aber verstehen Sie denn nicht . . . mais vous êtes une femme charmante . . . Das zu bedauern, was ich für Sie tue, Darja Iwanowna.

Darja Iwanowna *(sie erblickt Stupendjew)* Für meinen Mann wollten Sie doch sagen?

Graf Ljubin. Nun ja, ja, für Ihren Mann. Bedauern . . . Nein, Sie kennen mein wahres Gefühl noch nicht . . . ich will auch aufrichtig zu Ihnen sein . . . von meinem Standpunkt aus . . .

Darja Iwanowna *(erregt)* Graf . . .

Graf Ljubin. Sie kennen meine wahren Gefühle nicht, sage ich Ihnen. Sie kennen sie nicht. Graf . . .

Stupendjew *(tritt rasch ins Zimmer, nähert sich dem Grafen, der mit dem Rücken gegen ihn steht. Er verbeugt sich)* Ew. Erlaucht, Ew. Erlaucht . . .

Graf Ljubin. Sie kennen meine Gefühle nicht, Darja Iwanowna.

Stupendjew *(schreit)* Ew. Erlaucht, Ew. Erlaucht . . .

Graf Ljubin *(wendet sich rasch um, sieht ihn eine Weile an und sagt ganz ruhig)* Ach, Sie sind's, Alexeij Iwanytsch! Wo kommen Sie denn her?

Stupendjew. Aus dem Arbeitszimmer . . . aus dem Zimmer, Ew. Erlaucht. Ich war hier im Arbeitszimmer, Ew. Erlaucht . . .

Graf Ljubin. Ich dachte, Sie wären auf dem Amt. Ich habe mit Ihrer Gattin musiziert. Herr Stupendjew, Sie sind ein glücklicher Mensch! Ich sage Ihnen das so geradezu ohne alle Umschweife, weil ich Ihre Frau doch von der Kindheit her kenne.

Stupendjew. Sie sind zu gütig, Ew. Erlaucht.

Graf Ljubin. Ja, ja . . . Sie sind ein glücklicher Mensch!

Darja Iwanowna. Du kannst dem Grafen danken, mein Freund.

Graf Ljubin *(rasch einfallend)* Permettez . . . Jele lui dirai moi-même . . . plustard . . . quand nous serons plus d'accord. *(Laut zu Stupendjew)* Sie sind ein Glückspilz! Lieben Sie die Musik?

Stupendjew. Wie meinen, Erlaucht? Ich . . .

Graf Ljubin *(sich an Darja Iwanowna wendend)* Übrigens . . . Sie wollten mir doch etwas zeigen? Haben Sie das schon vergessen?

Darja Iwanowna. Ich?

Graf Ljubin. Ja . . . Sie . . . Vous avez déjà oublié?

Darja Iwanowna *(rasch, halblaut)* Il est jaloux et il comprend le français. Ach, ja, richtig. Jetzt erinnere ich mich: ich wollte Ihnen ja unseren Garten zeigen; wir haben noch Zeit dazu vor Tisch.

Graf Ljubin. Ah! *(Pause)* Ah! Sie haben einen Garten?

Darja Iwanowna. Er ist zwar nicht groß, aber wir haben sehr viel Blumen!

Graf Ljubin. Ja, ja, ich besinne mich, Sie waren immer eine große Liebhaberin von Blumen. Zeigen Sie mir, bitte, zeigen Sie mir, bitte, Ihren Garten, tun Sie mir den Gefallen, *(Will seinen Hut vom Klavier holen.)*

Stupendjew *(halblaut, indem er auf Darja Iwanowna zugeht)* Was soll . . . das . . . was soll . . . das . . . was soll das heißen – wie?

Darja Iwanowna *(halblaut)* Um drei Uhr oder ohne Stellung. *(Tritt abseits und nimmt ihren Sonnenschirm vom Tisch.)*

Graf Ljubin *(zurückkommend)* Reichen Sie mir Ihren Arm! *(Halblaut)* Ich verstehe Sie.

Darja Iwanowna *(sie sieht ihn mit einem kaum merklichen Lächeln an)* Denken Sie?

Stupendjew *(wie erwachend)* Erlauben Sie, erlauben Sie . . . ich gehe ja mit Ihnen.

Darja Iwanowna *(bleibt stehen und sieht sich um)* Du willst mitkommen, mein Freund? Nun, dann komm mit. *(Sie gehen mit dem Grafen auf die*

Gartentür zu.)

Stupendjew Ja . . . ich . . . ich . . . komme. *(Er ergreift den Hut und macht einige Schritte.)*

Darja Iwanowna. Vorwärts, vorwärts . . .

(Sie geht mit dem Grafen ab)

Einundzwanzigster Auftritt.

Stupendjew *(er macht noch einige Schritte, zerknüllt dann seinen Hut und wirft ihn zu Boden)* Der Teufel soll das holen, ich bleibe! ich bleibe! ich gehe nicht mit! *(Er durchmißt das Zimmer)* Ich bin ein entschlossener Mensch, ich liebe keine Halbheiten. Ich will sehen, bis wohin . . . ich will alles bis zum Äußersten ertragen. Ich will mich mit meinen eigenen Augen überzeugen. Das will ich . . . Das ist denn doch schließlich eine ganz unerhörte Geschichte! – Na, also angenommen, sie kennt ihn von Kindheit an; nun angenommen, sie ist eine gebildete Frau, eine sehr, sehr gebildete Frau – aber das ist doch noch kein Grund, mich dumm machen zu wollen. Nur deshalb, weil ich keine solche Erziehung genossen habe. Erstens ist das doch nicht meine Schuld. Spricht er da von einer Stellung in Petersburg! Was für ein Unsinn! Soll man denn das alles glauben? Wie das schon so geht! Der Graf wird mir da gleich eine Stellung verschaffen! Ist er denn schließlich selbst so ein Wundertier an Einfluß? – Seine Sachen hier stehen durchaus nicht gut . . . Na, angenommen, er wird mir dort irgend so eine Stellung besorgen. Warum denn aber den ganzen Tag so tête-à-tête mit ihm? . . . Das schickt sich doch nicht! Versprochen. . . . ist versprochen. Und damit basta! Um drei Uhr . . . Da sagt sie noch um drei Uhr *(er sieht auf die Uhr)*, und jetzt ist es erst ein Viertel auf drei! *(Er bleibt stehen.)* Ob ich auch in den Garten gehe? *(Sieht hinaus)* Siehst du, nichts zu sehen ist von ihnen. *(Er hebt seinen Hut auf und versucht ihn wieder zurechtzubiegen.)* Ich gehe, bei Gott, ich gehe! Sie hat mir doch selbst gesagt, selbst hat sie mir . . . *(Der Frau nachäffend)* Du willst mitkommen, mein Freund? *(Er schweigt)* Ja, du bist schon der richtige Mann, um zu gehen! Nein, Bruder, ich kenne dich besser . . . wo du schon hingehn wirst! Oder etwa nicht? *(Er wirft vor Arger wiederum den Hut auf den Boden.)*

Zweiundzwanzigster Auftritt.

Stupendjew. Mischa kommt durch die Tür herein.

Mischa *(auf Stupendjew zugehend)* Was ist mit Ihnen, Alexeij Iwanytsch? Mir scheint, Sie sind nicht ganz bei Laune! *(Er hebt den Hut auf, bringt ihn in Ordnung und legt ihn auf den Tisch)* Was fehlt Ihnen denn?

Stupendjew. Laß mich, Bruder, ich bitte dich! Laß du wenigstens mir meine Ruhe!

Mischa. Aber bitte, Alexeij Iwanytsch, wie kommen Sie zu solchen Äußerungen; bin ich Ihnen denn mit irgend etwas lästig gefallen?

Stupendjew *(schweigt)* Du bist mir nicht lästig, wohl aber *(er zeigt mit der Hand in der Richtung des Gartens)*, aber der da!

Mischa *(er blickt durch die Tür hinaus, mit Unschuld im Tone)* Wer ist denn das eigentlich, wenn ich fragen darf?

Stupendjew. Wer das ist? . . . Nun: er . . .

Mischa. Wer soll denn dieser Er sein?

Stupendjew. Tu doch nicht, als ob du das nicht wüßtest! Das ist de Graf, der angekommen ist.

Mischa. Auf welche Art und Weise ist er Ihnen denn lästig gefallen?

Stupendjew. Auf welche Weise! . . . Er weicht doch seit heute morgen keinen Schritt von der Seite der Darja Iwanowna, er singt mit ihr, er spaziert mit ihr herum . . . Nun wie? . . . Ist das etwa angenehm? Ist das angenehm – wie? Für den Mann – wie?

Mischa. Das macht doch dem Manne nichts.

Stupendjew. Wieso macht das dem Manne nichts? Hörst du nicht: er geht mit ihr spazieren, er singt mit ihr?

Mischa. Wenn es nur das ist! Bitte, Alexeij Iwanytsch, schämen Sie sich nicht, sich darüber Gedanken zu machen? Das wird doch alles, sozusagen, zu Ihrem Wohlbefinden so gemacht. Der Graf ist doch ein würdiger Mann, von großem Einfluß, er kennt Darja Iwanowna von ihrer Kindheit an – warum sollte Sie sich ihm denn dann nicht widmen? Überlegen Sie doch nur! Bei solchen Gedanken sollte man sich eigentlich schämen, einem wohlmeinenden Menschen noch vor die Augen zu treten. Ich fühle wohl, daß meine Ausdrucksweise etwas stark, zu stark gewesen ist, aber die Inbrunst, mit der ich Ihnen . . .

Stupendjew. Pack' dich mit deiner Inbrunst! *(Er setzt sich und wendet sich ab.)*

Mischa. Alexeij Iwanytsch . . . *(Pause)* Alexeij Iwanytsch!

Stupendjew. Na, was ist denn los?

Mischa. Warum wollen Sie denn hier so herumsitzen? Kommen Sie, wir wollen etwas gehn miteinander!

Stupendjew. Ich will nicht.

Mischa. Ach, kommen Sie doch . . . Bei Gott, kommen Sie.

Stupendjew *(er wendet sich rasch um und holt mit der Hand aus)* Was hast du eigentlich heute den ganzen Tag? . . . Warum gehst du mir heute den ganzen Morgen über schon nicht von der Seite? Hat dir vielleicht jemand den Auftrag gegeben, mich zu betreuen? Wie eine Kinderfrau!

Mischa *(er senkt den Blick)* So etwas Ähnliches ist es schon.

Stupendjew *(er steht auf)* Wer? frage ich!

Mischa. Das geschieht ja doch nur zu ihrem Besten, Alexeij Iwanytsch!

Stupendjew. Erlauben Sie mir zu erfahren, verehrter Herr, wer Ihnen Auftrag gab?

Mischa *(fast stöhnend)* Hören Sie mich doch nur um Gottes willen an, Alexeij Iwanytsch. Zwei Worte nur, Alexeij Iwanytsch, zwei Worte nur . . . ich kann Ihnen das alles nicht so ausführlich auseinandersetzen. Es scheint, es kommt zum Regnen . . . Sie müssen gleich kommen . . .

Stupendjew. Gleich wird es regnen, und du fordert mich zum Spazierengehen auf!

Mischa. Wir können doch, es braucht ja nicht gerade auf der Straße zu sein . . . Ich flehe Sie an, Alexeij Iwanytsch, regen Sie sich nur nicht auf . . . Was hätten Sie denn zu fürchten? . . . Ich bin doch da, ich bin doch wachsam, das ist doch, scheint's, eine bekannte Geschichte . . . Sie – – – also, Sie kommen doch um drei Uhr wieder . . .

Stupendjew. Warum strengst du dich denn eigentlich bloß so an? Was hat sie dir denn eigentlich gesagt?

Mischa. Gesagt ist mir gar nichts Besonderes worden . . . eben nur so . . . Erbarmen Sie sich doch, Sie haben mir doch alle beide soviel Wohltaten erwiesen. Sie haben mir Gutes getan, und Darja Iwanowna hat mir Gutes getan . . . Weil sie doch auch meine Verwandte ist. Wie soll ich mich denn da nicht freuen, wenn . . . *(Er nimmt ihn bei der Hand)*

Stupendjew. Ich bleibe hier, das habe ich doch schon gesagt! Hier ist mein Platz! Ich bin hier der Herr . . . Hier ist mein Platz! Ich werde ihr Vorhaben vereiteln!

Mischa. Natürlich sind Sie der Herr! Wie oft soll ich Ihnen denn noch sagen, daß mir das alles bekannt ist?

Stupendjew. Na, also? Du denkst, sie wird dir das nicht verzeihen? Hab' keine Angst, Bruder, du bist noch jung und dumm. Du kennst die Frauen noch nicht . . .

Mischa. Woher sollte ich sie denn auch kennen? . . . Nur . . . es . . .

Stupendjew. Ich habe hier den Grafen überrascht und mit meinen eigenen Ohren gehört, wie er scharwenzelte: Sie kennen eben meine Gefühle nicht, Madame, aber ich werde Ihnen nun meine Gefühle offenbaren . . . Und da kommst du und sagst, ich sollte mit zum Spazierengehen kommen?

Mischa *(traurig)* Ich glaube, es tröpfelt nur noch . . . Alexeij Iwanytsch! Alexeij Iwanytsch!

Stupendjew. Siehst du, der Regen hat aufgehört! *(Schweigt)* Ja, wirklich in der Tat, es tröpfelt nur noch!

Mischa. Sie kommen jetzt her. Sie kommen jetzt her . . . *(Er ergreift wieder seine Hand.)*

Stupendjew *(er macht sich los)* Nein doch, sage ich dir! *(Schweigt)* Übrigens . . . ha, dann wollen wir gehn!

Mischa. Erlauben Sie, ich hole den Hut, den Hut . . .

Stupendjew. Laß mich doch mit dem Hut zufrieden! Laß doch . . .

(Beide laufen eiligst ins Vorzimmer ab)

Dreiundzwanzigster Auftritt.

Darja Iwanowna und der Graf Ljubin kommen aus dem Garten.

Graf Ljubin. Scharmant, scharmant.

Darja Iwanowna. Finden Sie?

Graf Ljubin. Ihr Garten ist außerordentlich reizend, so wie alles hier. *(Er schweigt.)* Darja Iwanowna, ich gestehe . . . das habe ich nicht erwartet, ich bin bezaubert, einfach bezaubert . . .

Darja Iwanowna. Das haben Sie nicht erwartet, Graf?

Graf Ljubin. Sie verstehen mich schon. Und nun? Wann werden Sie mir den Brief zeigen?

Darja Iwanowna. Wozu brauchen Sie denn den?

Graf Ljubin. Wozu . . . Ich möchte doch gerne wissen, was ich in jener Zeit empfunden habe, in jener herrlichen Zeit, als wir beide noch so jung waren . . .

Darja Iwanowna. Wir sollten, glaube ich, etwas weniger an jene Zeiten zurückdenken.

Graf Ljubin. Ja, aber warum denn? Wollen Sie denn wirklich nicht sehen, welchen Eindruck. Sie auf mich machen?

Darja Iwanowna *(in Erregung)* Graf!

Graf Ljubin. Nein, hören Sie mich an . . . Ich will aufrichtig sein . . . Als ich hierher kam, als ich Sie sah, da, ich gestehe es, dachte ich, verzeihen Sie, bitte, da dachte ich, daß Sie nur die Bekanntschaft mit mir zu erneuern wünschten . . .

Darja Iwanowna *(die Augen zu ihm aufschlagend)* Darin haben Sie sich nicht getäuscht . . .

Graf Ljubin. Aber dann haben . . . haben . . .

Darja Iwanowna *(mit einem Lächeln)* Weiter, Graf, weiter!

Graf Ljubin. Aber dann kam ich zu der Überzeugung, daß ich es mit einer außerordentlich bezaubernden Frau zu tun habe, und jetzt muß ich Ihnen offen gestehen – jetzt haben Sie mir vollkommen den Kopf verdreht.

Darja Iwanowna. Oh, Sie machen sich lustig über mich, Graf . . .

Graf Ljubin. Ich sollte mich lustig machen über Sie?

Darja Iwanowna. Ja, Sie! Setzen wir uns, Graf. Erlauben Sie mir, Ihnen zwei Worte zu sagen. *(Sie setzt sich)*

Graf Ljubin *(er setzt sich)* Sie wollen mir noch immer nicht glauben! . . .

Darja Iwanowna. Und dann wollen Sie, daß ich Ihnen glauben soll! Ich bitte Sie, als ob ich nicht wüßte, welcher Art der Eindruck ist, den ich auf Sie mache. Heute gefalle ich Ihnen, aus, Gott weiß, was für einem Grunde. Und morgen haben Sie mich vergessen! *(Er will etwas erwidern, aber sie hindert ihn daran.)* Versetzen Sie sich in meine Lage . . . Sie sind noch jung, von strahlender Lebenskraft, Sie leben in der großen Welt. Zufällig sind Sie jetzt unser Gast . . .

Graf Ljubin. Aber . . .

Darja Iwanowna *(unterbricht ihn)* Im Vorübergehen haben Sie mich aufgefunden. Sie wissen doch, daß unsere Lebenswege ganz verschiedene Richtungen haben! . . . Was kostet es Sie denn, mich Ihrer . . . Ihrer Freundschaft zu versichern? . . . Ich aber, Graf, ich, mir ist es vom Schicksal bestimmt, auf Lebenszeit einsam zu bleiben! Mir muß meine Ruhe teuer sein, ich muß mein Herz streng überwachen, wenn ich nicht ganz . . .

Graf Ljubin *(sie unterbrechend)* Das Herz, das Herz; vous dites: das Herz! Ja, habe ich denn schließlich nicht auch ein Herz? Und woher wissen Sie denn, daß es, dieses Herz, nicht . . . schließlich auch mitgesprochen hat? Sie sagen: einsam? Ja, warum denn aber einsam?

Darja Iwanowna. Ich habe mich falsch ausgedrückt, Graf; ich bin nicht allein – ich habe nicht das Recht, von Einsamsein zu sprechen.

Graf Ljubin. Ich verstehe, ich verstehe – Ihr Mann . . . aber ist denn . . . ist denn . . . Es war doch zwischen uns nur . . . allein die . . . also . . . de la sympathie. *(Kurzes Schweigen.)* Mich schmerzt nur eins, gestehe ich; mich schmerzt nur eins: daß Sie mir kein Vertrauen schenken wollen, daß Sie in mir irgend etwas, ich weiß nicht, irgend etwas wie einen verlogenen Menschen sehen wollen . . . daß Sie mir letzten Endes nicht glauben . . .

Darja Iwanowna *(schweigt und sieht ihn von der Seite an)* Ich soll Ihnen also glauben, Graf?

Graf Ljubin. Oh, vous êtes charmante! *(Er ergreift ihre Hand. Darja Iwanowna tut zuerst, als wollte sie sie ihm entziehen, dann aber überläßt sie sie ihm. Der Graf küßt sie feurig)* Ach, glauben Sie mir, Darja Iwanowna, glauben Sie

mir . . . ich belüge Sie nicht. Ich werde alle meine Versprechungen halten. Sie werden in Petersburg wohnen. Sie . . . Sie . . . werden schon sehen. Und nicht einsam . . . dafür bürge ich Ihnen. Sie sagen, ich würde Sie vergessen? Als ob Sie mich nicht vergessen hätten!

Darja Iwanowna. Valerian Nikolajewitsch!

Graf Ljubin *(er steht auf)* Aha, jetzt sehen Sie selbst, wie verletzend, wie kränkend Zweifel sind! Ebensogut hätte doch auch ich annehmen können, daß bei Ihnen Verstellung vorliegt. Que ce n'est pas pour mes beaux yeux . . .

Darja Iwanowna. Valerian Nikolajewitsch!

Graf Ljubin *(in immer größerer Erregung)* Übrigens, was kann es mich kümmern, was für eine Meinung. Sie von mir haben! . . . Ich . . . ich muß Ihnen sagen, daß ich Ihnen von ganzer Seele ergeben bin und schließlich, daß ich verliebt in Sie bin, schrecklich verliebt, und bereit, vor Ihnen auf die Knie zu fallen.

Darja Iwanowna. Also: Auf die Knie! Graf!

Graf Ljubin. Ja, auf die Knie, falls das nicht ein wenig theatralisch sein dürfte.

Darja Iwanowna. Ja, warum denn das? . . . Ich gestehe, das muß unbedingt sehr angenehm sein – für eine Frau. *(Sie wendet sich rasch Ljubin zu)* Auf die Knie! Falls Sie sich nicht doch über mich lustig machen, Graf, auf die Knie!

Graf Ljubin. Aber mit Vergnügen, Darja Iwanowna! Wenn Ihnen nur das genügende Gewähr ist für die Wahrheit meiner Gefühle, schließlich . . . *(Er sinkt, nicht ohne Mühe, in die Knie)*

Darja Iwanowna *(läßt ruhig zu, daß er sich hinkniet, und nähert sich ihm dann rasch)* Um Gottes willen, Graf, was fällt Ihnen ein! Ich habe doch nur einen Scherz machen wollen! So stehen Sie doch auf.

Graf Ljubin *(versucht aufzustehen, es will ihm aber nicht gelingen)* Egal! Lassen Sie nur! Je vous aime, Dorothée . . . Et vous?

Darja Iwanowna. Stehen Sie doch auf, ich bitte Sie . . . *(In der Vorzimmertür zeigt sich Stupendjew, vergeblich hält ihn Micha zurück)* Stehen Sie doch auf . . . *(Der Graf sieht sie verständnislos an, er muß bemerken, daß Darja jemandem Zeichen macht).* Aber so stehen Sie doch auf, sage ich . . .

Graf Ljubin *(er steht nicht auf)* Wem gelten denn die Zeichen, die Sie da machen?

Darja Iwanowna. Um Gottes willen, stehen Sie doch auf, Graf!

Graf Ljubin. Reichen Sie mir die Hand!

Vierundzwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Stupendjew und Mischa. Stupendjew ist während dieses Wortwechsels auf den Grafen zugetreten. Mischa bleibt auf der Schwelle. Darja Iwanowna sieht erst den Grafen, dann ihren Mann an und wirft sich mit glockenhellem Lachen in den Lehnstuhl. Der Graf sieht sich bestürzt um, er muß Stupendjew erblicken. Der verbeugt sich. Der Graf wendet sich ärgerlich an ihn.

Graf Ljubin. So helfen Sie mir doch auf, verehrter Herr . . . ich bin . . . da irgendwie . . . auf die Knie geraten. So helfen Sie mir doch auf! *(Darja Iwanowna hört auf zu lachen.)*

Stupendjew *(will ihn unter den Armen hochheben)* Zu dienen, Ew. Erlaucht . . . Entschuldigen Sie, bitte . . . wenn ich . . . weil . . .

Graf Ljubin *(er schiebt ihn fort und springt ganz jugendlich auf)* Sehr gut, ausgezeichnet . . . bitte, bemühen Sie sich nicht weiter! *(Er geht auf Darja Iwanowna zu)* Großartig, Darja Iwanowna, ich bin Ihnen sehr dankbar.

Darja Iwanowna *(sie nimmt eine larmoyante Miene an)* Was hab' ich denn getan, Valerian Nikolajewitsch?

Graf Ljubin. Oh, Sie trifft nicht die geringste Schuld, um Gottes willen! Man darf lachen, wenn etwas komisch ist – das werfe ich Ihnen gar nicht vor! Glauben Sie mir. Aber wie ich bemerken konnte, war das Ganze ja schon im voraus zwischen Ihnen und Ihrem Gatten abgekartet.

Darja Iwanowna Wie kommen Sie denn darauf, Graf?

Graf Ljubin. Nun, weil man in solchen Fällen doch nicht anfängt zu lachen und auch nichts tut, das als Zeichenmachen ausgelegt werden könnte.

Stupendjew *(welcher das gehört hat)* Aber ich muß sehr bitten, Ew. Erlaucht, zwischen uns war durchaus nichts ausgemacht, das versichere ich feierlich, Ew. Erlaucht. *(Mischa zupft ihn am Rockzipfel)*

Graf Ljubin *(mit bitterem Lachen zu Darja Iwanowna)* Nun, nimmt man alles in allem, so dürfte es Ihnen schwerfallen, die Verstellung noch weiter zu treiben. Ich habe alles begriffen.

Darja Iwanowna Graf . . .

Graf Ljubin. Bitte, entschuldigen Sie sich nicht. *(Er schweigt, dann für sich)* Welche Schmach! Es bleibt mir tatsächlich nur ein Mittel, aus dieser dummen Lage herauszukommen . . . *(Laut zu Darja Iwanowna)* Darja Iwanowna!

Darja Iwanowna. Graf?

Graf Ljubin. Sie nehmen jetzt vielleicht an, daß ich mein Wort nicht halten werde, daß ich gleich fortfahre und Ihnen Ihre Mystifikation nicht verzeihe. Ich hätte vielleicht das Recht, so zu handeln, immerhin, es gehört sich nicht, mit einem anständigen Menschen solche Scherze anzustellen. Jedenfalls möchte ich, daß Sie in Ihren Kreisen es wissen, mit wem Sie es zu tun hatten . . . Madame, je suis un galant homme. Deshalb, ich beuge mich immer vor dem schöneren Geschlecht, selbst wenn ich von ihm . . . Ich bleibe zu Tisch . . . wenn es Herrn Stupendjew nicht unangenehm ist – ich wiederhole Ihnen, daß ich mein Versprechen halten werde, nach dem Vorgefallenen um so eher . . .

Darja Iwanowna. Valerian Nikolajewitsch, ich hoffe, Sie sollen auch von mir keine so schlechte Meinung behalten; denken Sie nur nicht, daß ich ohne Verständnis für Ihre Haltung wäre, daß ich nicht tief im Herzen von Ihrer Großmut gerührt wäre . . . Ich habe Ihnen Unrecht zugefügt. Aber hören Sie nun auch mich an, wie ich Sie angehört habe.

Graf Ljubin. Aber bitte! Wozu denn die vielen Worte . . . Das ist ja alles gar nicht der Rede wert . . . Aber Komödie können Sie spielen! Das muß man schon sagen! . . .

Darja Iwanowna. Graf, Sie wissen sehr gut, daß man trefflich leicht Komödie spielen kann, wenn man wirklich fühlt, was man sagt . . .

Graf Ljubin. Ah, Sie fangen wieder an . . . Nein, Sie müssen schon entschuldigen . . . aber zweimal hintereinander falle ich nicht herein. *(Er wendet sich an Stupendjew)* Ich muß in Ihren Augen wohl sehr lächerlich dastehn, verehrter Herr, aber ich werde mich bemühen . . . es ist mein Wunsch, Ihnen in Ihrer Angelegenheit nützlich zu sein und somit zu beweisen . . .

Stupendjew. Ew. Erlaucht, glauben Sie nur, ich . . . *(beiseite)* ich verstehe von der ganzen Sache kein Wort.

Darja Iwanowna. Das ist ja auch nicht nötig . . . Bedanke dich nur bei Seiner Erlaucht . . .

Stupendjew. Ew. Erlaucht wollen glauben . . .

Graf Ljubin. Ach, lassen Sie doch, lassen Sie doch . . .

Darja Iwanowna. Und ich, Erlaucht, werde Ihnen in Petersburg meine Dankbarkeit beweisen.

Graf Ljubin. Werden Sie mir den Brief zeigen?

Darja Iwanowna. Ich werde ihn Ihnen zeigen, möglicherweise sogar mit der Antwort.

Graf Ljubin. Eh bien! Il n'ya pas à dire, vous êtes charmante après tout . . . und ich habe nichts zu bereuen! . . .

Darja Iwanowna. Ich werde vielleicht in der Lage sein, dasselbe zu sagen . . . *(Der Graf ziert sich ein wenig, sie lächelt)*

Stupendjew *(beiseite, auf die Uhr sehend)* Ach, da bin ich ja um drei Viertel auf drei gekommen, statt erst um drei Uhr.

Mischa *(tritt bescheiden auf Darja Iwanowna zu)* Darja Iwanowna! Und ich? Haben Sie mich denn . . . Sie haben mich, scheint's, ganz vergessen? . . . Und ich habe mir doch soviel Mühe gegeben!

Darja Iwanowna *(halblaut)* Ich habe Sie nicht vergessen . . . *(Laut)* Graf, erlauben Sie, daß ich Ihnen hier einen jungen Mann vorstelle . . . *(Mischa verneigt sich.)* Ich nehme großen Anteil an ihm, und wenn . . .

Graf Ljubin. Sie nehmen großen Anteil an ihm? . . . Das genügt . . . Junger Mann, Sie können ganz unbesorgt sein: wir werden Sie nicht vergessen.

Mischa *(kriecherisch)* Ew. Erlaucht . . .

Fünfundzwanzigster Auftritt.

Die Vorigen, Apollon und Wassiljewna Apollon.

Fünfundzwanzigster Auftritt *(kommt aus dem Vorzimmer herein)* Das Essen . . . 216

Wassiljewna *(kommt hinter Apollon drein)* Das Essen ist fertig.

Stupendjew. Ah! Ew. Erlaucht, wir bitten vielmals.

Graf Ljubin *(reicht Darja Iwanowna den Arm, zu Stupendjew)* Sie gestatten?

Stupendjew. Haben Sie die Güte. *(Der Graf mit Darja Iwanowna nähert sich der Tür.)* Übrigens bin ich nicht um drei gekommen, sondern schon um drei Viertel drei . . . einerlei Ich verstehe absolut nichts von dem Ganzen. Aber meine Frau . . . das ist eine großartige Frau!

Mischa. Kommen Sie, Alexeij Iwanytsch.

Darja Iwanowna. Ich muß schon im voraus um Entschuldigung bitten wegen des provinziellen Mittagessens, Graf!

Graf Ljubin. Oh, bitte, bitte, gut . . . Also auf Wiedersehen in Petersburg, Sie . . . Dame aus der Provinz!

Der Monat auf dem Lande *(1850).*

Komödie in fünf Akten.

Deutsch von
Kurt Wildenhagen

Personen

Arkadij Sergeijitsch Islaew, ein reicher Gutsbesitzer, 36 Jahre alt.
Natalia Petrowna, seine Frau, 29 Jahre alt.
Kolja, ihr Sohn, 10 Jahre alt.
Werotschka, Pflegetochter, 17 Jahre alt.
Anna Semjonowna Islaew, Islaews Mutter, 58 Jahre alt.
Lisaweta Bogdanowna, Gesellschafterin, 37 Jahre alt.
Schaaf, der deutsche Erzieher, 45 Jahre alt.
Michail Alexandrowitsch Rakitin, Freund des Hauses, 30 Jahre alt.
Alexei Nikolajewitsch Bjelajew, Student, Koljas Lehrer, 21 Jahre alt.
Afanassij Iwanowitsch Bolschynzow, Nachbar, 48 Jahre alt.
Ignatij Iljitsch Schpigelskij, Arzt, 40 Jahre alt. -
Matweij, Diener, 40 Jahre alt.
Katja, Hausmädchen, 20 Jahre alt.

Ort der Handlung: Islaews Gut.

Zeit: Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts.
Ein Tag liegt je zwischen dem 1. und 2, dem 2. und 3. und dem 4. und 5. Akt.

Erster Akt.

Die Bühne zeigt einen Salon. Rechts Kartentisch und Tür ins kleine Nebenzimmer. Links zwei Fenster und ein runder Tisch. In den Ecken Diwane. Am Kartentisch spielen Anna Semjonowna, Lisaweta Bogdanowna und Schaaf Préférence. Am runden Tisch sitzen Natalia Petrowna und Rakitin. Natalia Petrowna arbeitet am Kanevasrahmen. Rakitin hat ein Buch in der Hand. Die Wanduhr zeigt drei.

Schaaf *(lächelt)* Coeur!

Anna Semjonowna. Wieder Coeur! Väterchen, du willst uns wohl in Grund und Boden spielen?

Schaaf *Schaaf (phlegmatisch) Acht in Coeur!*

Anna Semjonowna. Da hört sich alles auf! Mit dem kann man doch nicht spielen. *(Lisaweta Bogdanowna lacht)*

Natalia Petrowna *(zu Rakitin)* Warum hören Sie denn auf? Lesen Sie doch weiter.

Rakitin *(hebt langsam den Kopf)* »Monte-Christo se redressa haletant« . . . Natalia Petrowna, interessiert Sie das?

Natalia Petrowna. Auch nicht ein bißchen.

Rakitin. Wozu lesen wir dann überhaupt?

Natalia Petrowna. Nu darum. Vor ein paar Tagen meinte eine Dame: »Sie kennen den Grafen von Monte-Christo nicht? Ach, das müssen Sie lesen – das ist einfach herrlich.« Damals gab ich ihr keine Antwort. Jetzt kann ich ihr sagen, ich hätte bei der Lektüre die Sache nicht gar so herrlich finden können.

Rakitin. Nun, wenn Sie jetzt schon so weit sind, das mit Sicherheit sagen zu können . . .

Natalia Petrowna. Ach, sind Sie aber einmal träge!

Rakitin. Ich bin jederzeit bereit, bitte schön. *(Er sucht die Stelle, wo er aufgehört hat zu lesen)*: »Se redressa haletant et . . .«

Natalia Petrowna. *(unterbricht ihn nun ihrerseits)* Haben Sie schon Arkadij gesehen heute?

Rakitin. Ich traf ihn am Fluß. Man bessert den Damm aus. Er gab den Leuten Anweisungen und, um es ihnen besser erklären zu können, war er dicht herangegangen, daß ihm der Sand bis übers Knie drang.

Natalia Petrowna. Er packt eben alle Dinge allzu hitzig an. Er kniet sich in alles zu sehr hinein. Das kann man schon mehr als Charakterfehler bezeichnen. Oder sind Sie anderer Ansicht?

Rakitin Da muß ich Ihnen beistimmen.

Natalia Petrowna. Das ist schließlich ennuyant . . . Immer sind Sie mit mir einer Meinung! . . . Lesen Sie weiter.

Rakitin. Es sieht beinahe so aus, als läge Ihnen etwas daran, daß wir uns zankten . . . Bitte schön.

Natalia Petrowna. Mir liegt daran . . . mir liegt daran . . . Mir liegt daran, daß Ihnen etwas daran liegt . . . Sie haben doch gehört, Sie sollen weiterlesen.

Rakitin. Wie Sie es befehlen. *(Er greift wieder zu dem Buche.)*

Schaaf. Also Coeur!

Anna Semjonowna. Wie? Wieder? Oh, das ist doch nicht zum Aushalten. *(Zu Natalia Petrowna)* Natascha . . . Natascha . . .

Natalia Petrowna. Nu, was denn?

Anna Semjonowna Schaaf spielt uns in Grund und Boden . . . sieben, acht in Coeur! *(Schaaf (lächelt)Doch jetzt siem.)*

Anna Semjonowna. Hast du gehört? Das ist doch ganz furchtbar!

Natalia Petrowna. Ja, es ist furchtbar!

Anna Semjonowna. Es ist eben Whist. *(Zu Natalia)* Wo ist Kolja?

Natalia Petrowna. Er und der neue Lehrer gehn spazieren.

Anna Semjonowna. Lisaweta Bogdanowna, ich reize.

Rakitin *(zu Natalia Petrowna)* Mit was für einem Lehrer denn?

Natalia Petrowna. Ach ja, ich hatte ganz vergessen, Ihnen zu erzählen . . . Wir haben in Ihrer Abwesenheit einen neuen Lehrer engagiert.

Rakitin. An Stelle des Dufour?

Natalia Petrowna. Nein . . . einen Lehrer für Russisch. Den Franzosen besorgt uns die Fürstin in Moskau.

Rakitin. Was ist denn das für ein Mensch, dieser Russe? Ist er alt?

Natalia Petrowna. Nein, er ist jung . . . Übrigens haben wir ihn nur für die Sommermonate genommen.

Rakitin. Ah! Auf Kondition?

Natalia Petrowna. Ja, diese Leute nennen das so. Wissen Sie was, Rakitin! Sie sind ein Mensch, der es liebt, andere zu beobachten, zu analysieren, in ihnen herumzubohren.

Rakitin. Oh, bitte, was gibt Ihnen den Anlaß . . .

Natalia Petrowna. Oh, ich weiß schon . . . Schauen Sie sich den Menschen einmal an. Mir gefällt er. Mager, gut proportioniert, schaut er heiter und zuversichtlich drein . . . Sie werden ja sehn. Allerdings ist er reichlich ungeschickt . . . Für Sie ist es ungünstig, daß er aufgetaucht ist.

Rakitin. Natalia Petrowna, Sie setzen mir ja heute gewaltig zu!

Natalia Petrowna. Spaß beiseite. Schauen Sie sich ihn einmal an. Ich meine, da kann sich ein ganz trefflicher Mensch draus entwickeln. Doch schließlich . . . Das weiß Gott allein!

Rakitin. Sie erregen wirklich mein Interesse . . .

Natalia Petrowna. In der Tat? *(In Gedanken versunken)* Nun, lesen Sie nur weiter.

Rakitin. Se redressa haletant et . . .

Natalia Petrowna *(schaut sich plötzlich um)* Wo ist denn eigentlich Wera? Den ganzen Morgen über hab' ich sie nicht zu sehn gekriegt. *(Zu Rakitin lächelnd)* Nun lassen Sie doch endlich das Buch in Frieden . . . Ich sehe schon, heute wird es nichts mit der Lektüre . . . Dann erzählen Sie mir schon besser etwas.

Rakitin. Stehe zu Diensten. Was darf ich Ihnen erzählen? . . . Sie wissen, ich war ein paar Tage bei Krinizyns . . . Stellen Sie sich vor, die jungen Leute leiden schon am Ennui.

Natalia Petrowna. Woran haben Sie das merken können?

Rakitin. Ist es möglich, den Ennui zu verbergen? Bei allem andern geht es . . . beim Ennui nicht.

Natalia Petrowna *(nach einem Blicke)* Alles andre, meinen Sie, könnte man verbergen?

Rakitin *(nach einer Pause)* Ich denke doch.

Natalia Petrowna *(schaut zu Boden)* Was haben Sie denn getrieben bei den Krinizyns?

Rakitin. Nun, nichts. Am Ennui der Freunde teilzunehmen, das ist schon gräßlich. Einem ist behaglich, nichts engt einen ein, sie haben die Leute gern, Anlaß zum Arger irgendwelcher Art liegt nicht vor, aber der Ennui legt sich über einen, das Herz, es ist, als hungerte es, so töricht tut es einem weh.

Natalia Petrowna. Nach alledem unterliegen Sie, wenn Sie bei Freunden sind, dem Ennui öfters?

Rakitin. Als wenn Sie nicht selbst wüßten, was die Anwesenheit eines Menschen bedeutet, den man liebt und der einem gleichwohl auf die Nerven fällt.

Natalia Petrowna *(zögernd)* Den man liebt . . . das ist ein großes Wort. Sie reden so weise daher.

Rakitin. Weise? . . . Warum denn weise?

Natalia Petrowna. Das ist eben eine Ihrer schwachen Seiten. Wissen Sie was, Rakitin, natürlich haben Sie einen großen Verstand, doch . . . *(nach einer Pause)* geht es bei unsern Gesprächen bisweilen zu wie beim Spitzenklöppeln . . . Sie wissen doch, wie dabei verfahren wird . . . Dabei sitzt man in dumpfigen Stuben, ohne sich vom Fleck zu rühren . . . Spitzen sind was Herrliches, doch ein Schluck frisches Wasser an einem Tag voller Glut ist viel herrlicher.

Rakitin. Natalia Petrowna, heute haben Sie . . .

Natalia Petrowna. Was habe ich?

Rakitin. Heute haben Sie etwas gegen mich.

Natalia Petrowna. Ihr spitzfindigen Köpfe, welch schlechte Psychologen seid ihr, trotz aller eurer Spitzfindigkeit! . . . Nein, ich habe gar nichts gegen Sie.

Anna Semjonowna. Nun hat er endlich doch remis gemacht. *(Zu Natalia Petrowna)* Natascha, hier unser Bösewicht . . . die Partie ist remis.

Schaaf *(säuerlich)* Daran ist nur Lisafeta Bogdanowna schuld.

Lisaweta Bogdanowna *(gibt sich einen Stoß)* Entschuldigen Sie schon, ich konnte doch nicht wissen, daß Anna Semjonowna . . .

Schaaf. Für die Zukunft werde ich Lisafeta Bogdanowna nicht mehr engagieren.

Anna Semjonowna *(zu Schaaf)* Ja, was hat sie denn getan?

Schaaf *(wie oben)* Für die Zukunft werde ich Lisafeta Bogdanowna nicht mehr engagieren.

Lisaweta Bogdanowna. Was mir das schon ausmacht. Noch besser! . . .

Rakitin. Je mehr ich Sie heute ansehe, Natalia Petrowna, desto fremder wird mir Ihr Gesicht!

Natalia Petrowna. In der Tat?

Rakitin. Jawohl . . . Ich finde, daß irgend etwas mit Ihnen vorgegangen sein muß.

Natalia Petrowna. Tatsächlich? . . . Dann müssen Sie mir einen Gefallen tun . . . Da Sie mich genau kennen, raten Sie mal, was da vorgegangen ist mit mir, was für eine Veränderung sich vollzogen hat. – Hm?

Rakitin. Ja, warten Sie mal. *(Kolja kommt plötzlich herein und läuft auf Anna Semjonowna zu.)*

Kolja. Großmutter, Großmutter! Sieh mal, was ich da habe! *(Er zeigt Bogen und Pfeile vor.)* Sieh mal!

Anna Semjonowna. Zeig mal, mein Herz. – Das ist aber mal ein schöner Bogen, wer hat dir den denn geschnitzt?

Kolja. Der hier . . . Der *(weist auf Bjelajew, der an der Tür stehngeblieben ist).*

Anna Semjonowna. Ah! Der ist einmal schön.

Kolja. Ich habe schon damit nach dem Baum geschossen und zweimal getroffen . . . *(Er hüpft hin und her.)*

Natalia Petrowna. Zeig einmal her, Kolja.

Kolja *(läuft auf sie zu, die sich den Bogen anschaut)* Maman, Alexei Nikolajitsch kann so schön auf die Bäume klettern. Er will es mir beibringen. Und schwimmen soll ich auch bei ihm lernen. Alles, alles werde ich lernen. *(Er hüpft)*

Natalia Petrowna *(zu Bjelajew)* Ich danke Ihnen sehr dafür, daß Sie so großen Anteil an Kolja nehmen . . .

Kolja *(unterbricht sie mit Feuer)* Ich liebe ihn sehr, maman, sehr!

Natalia Petrowna. Er ist ein wenig verwöhnt . . . Machen Sie einen tüchtigen, gewandten Jungen aus ihm. *(Bjelajew verbeugt sich.)*

Kolja. Alexei Nikolajitsch, wir wollen in den Stall, der Favorit soll Brot haben.

Bjelajew. Na, dann los.

Anna Semjonowna *(zu Kolja)* Zuerst komm mal her und gib mir einen Kuß.

Kolja. Nachher, Großmutter, nachher. *(Er läuft hinaus) (Bjelajew geht hinter ihm drein.)*

Anna Semjonowna *(ihm nachschauend)* Das ist einmal ein lieber Junge. *(Zu Schaaf und Lisaweta Bogdanowna)* Habe ich nicht recht?

Lisaweta Bogdanowna. Nun, selbstverständlich.

Schaaf *(nach einer Pause)* Ich passe.

Natalia Petrowna *(mit einer gewissen Lebhaftigkeit zu Rakitin)* Nun, was haben Sie für einen Eindruck?

Rakitin. Wovon?

Natalia Petrowna *(nach einer Pause)* Nun, von . . . diesem russischen Lehrer.

Rakitin. Verzeihen Sie, den hatte ich ganz vergessen . . . Ich war so sehr mit der Frage beschäftigt, die Sie an mich gerichtet hatten. *(Natalia Petrowna fixiert ihn mit einem kaum bemerkbaren Lächeln.)* Im übrigen, sein Gesicht . . . in der Tat . . . Ja, er hat ein gutes Gesicht. Er gefällt mir. Nur scheint er sehr schüchtern zu sein.

Natalia Petrowna. Ja.

Rakitin *(sie anschauend)* Doch, ich kann mir nicht klar werden darüber . . .

Natalia Petrowna. Wie wär's, wenn wir uns ein wenig für ihn interessieren würden, Rakitin? Wollen Sie? Wir vollenden seine Erziehung. Wunderbare Gelegenheit für raisonable, gesetzte Leute, wie wir beide es sind. Ich habe doch recht? Wir sind sehr raisonable.

Rakitin. Dieser junge Mensch beschäftigt Sie? Wenn der das wüßte . . . er würde sich geschmeichelt fühlen.

Natalia Petrowna. Oh, keineswegs, glauben Sie mir. Man darf ihm nicht Gefühle unterschieben, die bei unsereinem an seiner Stelle sich ergeben würden. Er ist gar nicht wie wir, Rakitin. Das ist ja gerade das Unglück, wir studieren uns selbst sehr eifrig und bilden uns hinterher ein, wir besäßen Menschenkenntnis.

Rakitin. Die Seele des anderen – das ist der dunkle Wald. Doch wozu diese Anspielungen? Wozu pieken Sie mich eigentlich?

Natalia Petrowna. Wen soll man denn pieken, wenn nicht seine Freunde? . . . Sie sind doch mein Freund . . . Sie wissen das doch. *(Sie drückt ihm die Hand. Rakitin lächelt, seine Miene erhellt sich)* Sie sind mein Freund von alters.

Rakitin. Ich fürchte nur . . . Sie könnten den Freund von alters satt kriegen.

Natalia Petrowna. Nur die guten Dinge kriegt man satt.

Rakitin. Mag sein . . . Aber das kompliziert die Sache nur.

Natalia Petrowna. Wie können Sie nur so reden . . . *(Leise)* Als wenn Sie nicht wüßten . . . ce que vous êtes pour moi.

Rakitin. Natalia Petrowna, Sie spielen mit mir wie die Katze mit der Maus. – Aber die Maus beklagt sich nicht.

Natalia Petrowna. Oh, armes Mäuschen!

Anna Semjonowna. Adam Iwanytsch, zwanzig von Ihnen . . . Aha!

Schaaf. Für die Zukunft werde ich Lisafeta Bogdanowna nicht mehr engagieren.

Matweij *(kommt durch die Saaltür, meldet)* Ignatij Iljitsch ist angekommen, zu dienen.

Schpigelskij *(folgt ihm auf dem Fuße)* Doktoren werden nicht angemeldet. *(Matweij ab)* Meinen untertänigsten Respekt der ganzen Familie. *(Tritt zum Handkuß an Anna Semjonowna heran)* Guten Tag, gnädige Frau! Es scheint, Sie sind im Gewinn? Anna Semjonowna Was heißt Gewinn? Ich bin mit Mühe und Not aus der Sache herausgekommen . . . Auch dafür muß man Gott dankbar sein. Alles hat dieser Bösewicht. *(Sie weist auf Schaaf)*

Schpigelskij *(zu Schaaf)* Adam Iwanytsch, so mit Damen umzugehn. Das ist nicht schön . . . Ich erkenne Sie gar nicht wieder.

Schaaf *(murmelt zwischen den Zähnen)* Mit Damen, mit Damen.

Schpigelskij *(tritt zu dem runden Tisch links)* Guten Tag, Natalia Petrowna! Guten Tag, Michail Alexandrytsch!

Natalia Petrowna. Guten Tag, Doktor. Wie leben Sie?

Schpigelskij. Diese Frage macht mir großes Vergnügen . . . Also sind Sie gesund. Wie es mit mir steht? Was ein ordentlicher Doktor ist, pflegt niemals krank zu sein. Der legt sich nur eines Tages hin und ist tot . . . Haha.

Natalia Petrowna. Nehmen Sie Platz. Es ist richtig, ich bin gesund . . . Aber meine Laune ist nicht sonderlich. Und das ist auch eine Art von Krankheit.

Schpigelskij *(setzt sich neben Natalia Petrowna)* Erlauben Sie mal Ihren Puls . . . *(Er faßt ihren Puls)* Das nenn' ich schon Nerven, Nerven . . . Sie machen sich zu wenig Bewegung, Natalia Petrowna, Sie lachen zu wenig . . . das ist die Sache . . . Michail Alexandrytsch, was haben Sie zu gucken? Schließlich kann ich Ihnen ja die weißen Tropfen verschreiben.

Natalia Petrowna. Ich muß ja lachen . . . *(Mit Lebhaftigkeit)* Ja, sehn Sie, Doktor, Sie haben eine spitze Zunge, und darum bin ich Ihnen gut und in Verehrung ergeben. Es ist wahr . . . Erzählen Sie mir etwas Lustiges. Michail Alexandrytsch philosophiert heut den ganzen Tag.

Schpigelskij *(schaut verstohlen auf Rakitin)* Nun, es ist klar. Es sind nicht die Nerven allein . . . : die Galle scheint ein bißchen ins Blut getreten zu zu sein.

Natalia Petrowna. Also, nun auch Sie! Beobachten mögen Sie, soviel Sie wollen, aber, bitte, keine lauten Bemerkungen. Wir wissen ja alle, daß Sie ein großer Psycholog sind . . . Wir alle beide sind große Psychologen.

Schpigelskij. Zu Befehl.

Natalia Petrowna. Erzählen Sie mir etwas Lustiges.

Schpigelskij. Zu Befehl. Da hat man nichts Böses geahnt, und – hast du nicht gesehn, soll man was erzählen . . . Gestatten Sie, daß ich eine Prise nehme. *(Er schnupft)*

Natalia Petrowna. Das nenn' ich einmal Vorbereitungen!

Schpigelskij. Ja, Mütterchen Natalia Petrowna. Geruhen Sie zuzugeben. Zwischen lustigen Sachen und lustigen Sachen walten doch Unterschiede ob. Jedem das Seine! Herrn Chlopuschkin, Ihrem Nachbar zum Beispiel, brauch' ich bloß hier den Finger zeigen, dann prustet er schon los und ächzt und vergießt Tränen. – Sie aber . . . Doch, erlauben Sie mal. Kennen Sie eigentlich den Werenizyn, den Platon Wassiljewitsch?

Natalia Petrowna. Scheint's, kenn' ich ihn, oder ich mag von ihm gehört haben.

Schpigelskij. Er hat eine Schwester, die nicht ganz richtig ist. Nach meiner Ansicht sind sie entweder beide nicht ganz richtig oder beide

normal, denn Bruder oder Schwester, das ist gar kein Unterschied. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Das Schicksal ist's. Überall und in allem ist das Schicksal. Der Werenizyn also hat eine Tochter, wissen Sie, so ein Wesen, grünlich. Die Äuglein sind ganz glanzlos, das Näschen rot angehaucht und die Zähnchen gelb. Mit einem Wort: ein sehr liebes Mädchen. Sie spielt natürlich Klavier und . . .

Es ist alles in Ordnung. Sie ist Eigentümerin von 200 Seelen, dazu kommen die anderthalb Hundert von der Tante. Die Tante ist noch gut beieinander und wird noch lange leben, Verrückte haben immer eine lange Lebensdauer. Zugunsten der Nichte hat sie ein Testament gemacht. Gestern mußte ich ihr kaltes Wasser über den Kopf schütten . . . das ist übrigens alles völlig vergeblich, da keinerlei Aussicht auf Heilung besteht. Alles in allem genommen lohnt es schon, bei Werenizyn um die Tochter anzuhalten. Er begann also, sich mit ihr einladen zu lassen, Freier stellten sich ein, unter anderen war da ein gewisser Perekuzow. So ein dürrer junger Mensch, zimperlich, lange Nase, aber er hatte ausgezeichnete . . .

Dieser Perekuzow also gefiel dem Vater; er gefiel auch der Tochter. Warum die Sache lange hinziehn? Also in Gottes Namen, vor den Traualtar! In der Tat, alles lief vortrefflich. Herr Platon Iwanytsch Werenizyn begann bereits dem Herrn Perekuzow so, Sie wissen schon wie, vertraulich in den Bauch zu puffen und auf die Schulter zu klopfen, da taucht plötzlich wie aus der Versenkung ein durchreisender Offizier auf, heißt Ardalion Protobekassow. Beim Adelsmarschall lernt er Fräulein Werenizyn kennen, tanzt dreimal Polka mit ihr und sagt ihr so, Sie wissen schon wie, die Augen verdrehend, oh, er sei sooo unglücklich!

Tränen, Ach und Weh, Seufzer gibt es . . . Perekuzow wird gar nicht mehr angesehn, kein Wort an ihn gerichtet, das Wort, »Hochzeit« allein genügt schon, um Krämpfe hervorzurufen. Uff, Gott im Himmel, ist das eine Geschichte. »Nun«, spricht Werenizyn, »wenn Protobekassow, dann also Protobekassow.« Gott sei Dank fehlt es ihm nicht an Vermögen. Also man invitiert Protobekassow: »Bitte, erweisen Sie uns die Ehre . . .« Protobekassow erweist ihm also die Ehre. Er erscheint, er macht dem Mädchen die Cour, er verliebt sich in sie, schließlich trägt er ihr Herz und Hand an. Und was glauben Sie nun? Etwa, daß die junge Dame sogleich mit Freuden einwilligt? Aber keineswegs. Bewahre Gott! Wiederum gibt es Tränen, Seufzer, Anfälle.

Der Vater gerät in Verlegenheit: »Also sage mir schließlich deinen unwiderruflichen Entschluß.« Und sie! Was glauben Sie, daß sie ihm antwortet? »Ich«, sagt sie, »Väterchen, weiß nicht, liebe ich den oder liebe ich jenen.« – »Was soll das heißen?« – »Beim heiligen Gott, ich weiß es nicht, schließlich ist es das beste, ich bleibe ledig. Und doch liebe ich.« – Werenizyn kriegt, wie nicht anders zu erwarten, seine Zustände. Den Verlobungskandidaten ist es nicht minder unklar, was das Ganze zu bedeuten hat. Das Mädchen aber beharrt auf ihrem Kopf. müssen Sie nicht schließlich zugeben, daß bei uns wunderliche Dinge im Gange sind?

Natalia Petrowna. Ich finde gar nichts so Wunderbares dabei . . . Als wenn es nicht vorkäme, daß man zu gleicher Zeit gegen zwei Personen erotisch gestimmt ist.

Rakitin. Ah! Sie sind der Ansicht . . .?

Natalia Petrowna. Ja, ich bin der Ansicht . . . im übrigen, es ist möglich, daß es nur beweist, daß man weder den einen noch den andern liebt.

Schpigelskij *(nimmt eine Prise und schaut bald Natalia Petrowna, bald Rakitin an)* Ei, ei . . . so, so!

Natalia Petrowna *(lebhaft zu Schpigelskij)* Ihre Geschichte war ja sehr schön. Gelacht aber habe ich nicht darüber.

Schpigelskij. Meine teure gnädige Frau, wer vermöchte Ihnen jetzt ein Lachen abzunötigen? Ganz andere Sachen werden jetzt erfordert zu Ihrem inneren Gleichgewicht.

Natalia Petrowna. Und die wären etwa?

Schpigelskij *(mit künstlicher Gelassenheit)* Ach, das mag der liebe Herrgott wissen.

Natalia Petrowna. Oh, wie ennuyant Sie sind! Um kein Haar besser als Rakitin.

Schpigelskij. Große Ehre, nichts zu sagen . . . *(Natalia Petrowna macht eine ungeduldige Bewegung)*

Anna Semjonowna *(erhebt sich von ihrem Platz)* Nu, schließlich – *(Seufzer).* Die Beine sind einem ganz eingeschlafen. *(Lisaweta Bogdanowna und Schaaf erheben sich ebenfalls)* Oh, och.

Natalia Petrowna. Daß es Ihnen nur Spaß machen kann, so lange zu hocken.

(Schpigelskij und Rakitin stehn auf)

Anna Semjonowna *(zu Schaaf)* Väterchen, du bleibst uns also 7 Griwenik schuldig. *(Schaaf macht ein säuerliches Gesicht und verbeugt sich)* Es ist nicht immer so, daß du derjenige bist, der uns hereinlegt. *(Zu Natalia Petrowna)* Mir kommt es so vor, als seiest du heute besonders blaß, Natascha. Dir ist doch gut? . . . Schpigelskij, fehlt ihr was?

Schpigelskij *(der mit Rakitin geflüstert hat)* Oh, durchaus nicht.

Anna Semjonowna. Nu, also . . . dann geh' ich mich also ein bißchen hinlegen vor dem Mittagessen . . . Ich bin doch müde. Es geht auf den Tod zu! Lisa, komm – ach, meine Beine . . .

(Sie geht mit Lisaweta Bogdanowna ab in den Saal.)

(Natalia Petrowna geht bis zur Tür mit. Schpigelskij, Rakitin und Schaaf bleiben im Vordergrund)

Schpigelskij *(zu Schaaf, ihm die Tabaksdose reichend)* Nu, Adam Iwanytsch *(lächelnd)*, wie befinden Sie sich?

Schaaf. Jut! Und Sie?

Schpigelskij. Ergebensten Dank! So so, la la. *(Zu Rakitin halblaut)* Also Sie wissen bestimmt nicht, was heute mit Natalia Petrowna los ist?

Rakitin. Im Ernst, ich weiß es nicht.

Schpigelskij. Nun, wenn Sie es nicht wissen – *(Er macht kehrt und geht Natalia Petrowna entgegen, die von der Saaltür her nach vorn kommt)* Ich habe ein Anliegen an Sie, Natalia Petrowna.

Natalia Petrowna *(sich zum Fenster wendend)* Ach, was Sie nicht sagen! Worum handelt es sich denn?

Schpigelskij. Ich habe unter vier Augen mit Ihnen zu sprechen.

Natalia Petrowna. Sieh mal nur an! Sie erschrecken einen ja geradezu.

(Unterdessen hat Rakitin Schaaf untergefaßt und geht mit ihm auf und ab, wobei er ihm allerhand auf deutsch zuflüstert. Schaaf lacht dazu und antwortet leise: »Ja, ja, ja! Jawohl, jawohl, sehr gut.«)

Schpigelskij *(leise)* Die Sache geht schließlich nicht Sie allein an.

Natalia Petrowna *(mit einem Blick in den Garten)* Was wollen Sie mir also auseinandersetzen?

Schpigelskij. Es handelt sich also um folgendes. Ein guter Bekannter von mir bat mich, ich sollte mich über die Pläne informieren, die Sie hinsichtlich der Zukunft Ihrer Pflegetochter haben – Wera Alexandrowna nämlich.

Natalia Petrowna. Über meine Pläne informieren?

Schpigelskij. Also, das heißt, ohne Umschweife zu reden, der Bekannte von mir . . .

Natalia Petrowna. Er tritt doch nicht etwa als Freier auf?

Schpigelskij. Getroffen!

N**atalia Petrowna.** Oh, Sie scherzen doch wohl nur?

Schpigelskij. Behüte! Durchaus nicht.

Natalia Petrowna *(lachend)* Um Himmels willen, sie ist doch noch das reine Kind. Das ist aber ein merkwürdiger Auftrag!

Schpigelskij. Was kann denn Merkwürdiges daran sein, Natalia Petrowna? Der gute Bekannte von mir . . .

Natalia Petrowna. Sie verstehen sich wirklich auf Geschäfte, Schpigelskij. Wer ist denn dieser gute Bekannte von Ihnen?

Schpigelskij *(lächelnd)* Erlauben Sie mal. Sie haben mir noch gar nichts Positives gesagt hinsichtlich . . .

Natalia Petrowna. Wie können Sie nur so reden, Doktor! Wera ist doch noch ein völliges Kind. Mein Herr Diplomat, das müssen Sie selber doch am besten wissen. *(Sie wendet den Kopf)* Da kommt sie selbst, wie gerufen.

(Aus der Saaltür kommen Wera und Kolja hereingesprungen.)

Kolja *(auf Rakitin zu)* Rakitin, laß mir doch, bitte, Leim geben, Leim.

Natalia Petrowna *(zu Wera)* Von wo kommt ihr denn? *(Sie tätschelt ihr die Wange)* Was du für heiße Backen gekriegt hast!

Wera. Wir kommen aus dem Garten . . . *(Schpigelskij macht ihr eine Verbeugung)* Guten Tag, Ignatij Iljitsch.

Rakitin *(zu Kolja)* Wozu brauchst du Leim?

Kolja. Ich brauch' ihn eben . . . Alexei Nikolajitsch macht uns einen Drachen. Bitte, den Leim.

Rakitin *(will klingeln)* Einen Moment, gleich.

Schaaf. Erlauben Sie *(diese Worte sächselnd)* . . . Herr Kolja hat heute seine Legzion nich durchgenommen . . . *(Er packt Kolja an der Hand)* . . . Kommen Sie. *(Dies sächselnd.)*

Kolja *(betrübt)* Morgen, Herr Schaaf, morgen!

Schaaf *(schroff, diese Worte sächselnd)* Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle faulen Leute . . . Kommen Sie . . .

(Kolja stemmt sich.)

Natalia Petrowna *(zu Wera)* Mit wem warst du denn solange fort? Seit aller Frühe habe ich dich nicht gesehen.

Wera. Mit Alexei Nikolajewitsch . . . Mit Kolja . . .

Natalia Petrowna. Ah! *(Sie wendet sich zu Kolja)* Was soll das bedeuten, Kolja?

Kolja *(leise)* Herr Schaaf, Mamachen.

Rakitin *(zu Natalia Petrowna)* Sie verfertigen da einen Drachen, und hier will man ihm eine Lektion verabfolgen.

Schaaf *(mit dem Gefühl der Genugtuung)* Gnädige Frau . . . *(dies sächselnd)*

Natalia Petrowna *(streng zu Kolja)* Wollen Sie, bitte, parieren? Für heute ist's genug mit 'rumlaufen . . . Gehn Sie mit Herrn Schaaf mit.

Schaaf *(Kolja in den Saal abführend)* Es ist unerhört! *(Diese Worte sächselnd)*

Kolja *(im Hinausgehen)* Hör mal, auf jeden Fall vergiß den Leim nicht.

(Rakitin nickt.)

Schaaf *(Kolja mit sich zerrend)* Kommen Sie, mein Herr . . . *(Diese Worte sächselnd) (Er geht mit ihm in den Saal hinein.)*

(Rakitin folgt ihnen.)

Natalia Petrowna *(zu Wera)* Setz dich doch hin, du mußt doch müde sein. *(Sie nimmt selbst Platz)*

Wera *(sich setzend)* Ach, durchaus nicht!

Natalia Petrowna *(lächelnd zu Schpigelskij)* Schpigelskij, schauen Sie sie sich einmal an. Sie sieht doch müde aus.

Schpigelskij. Aber das ist der Wera Alexandrowna sehr gesund.

Natalia Petrowna. Sie mögen recht haben . . . *(Zu Wera)* Was habt ihr denn im Garten getrieben?

Wera. Wir haben gespielt und sind 'rumgelaufen. Zuerst haben wir zugeschaut, wie sie am Damm schaffen, und dann ist Alexei Nikolajitsch auf einen Baum geklettert, einem Eichhörnchen nach, ganz hoch, und fing an, den Baum oben zu schaukeln. Uns überlief alle ein Grauen . . . Das Eichhörnchen fiel schließlich 'runter, und Tresor hat es beinahe gefangen; es entwischte aber.

Natalia Petrowna *(sieht Schpigelskij lachend an)* Und dann?

Wera. Und dann hat Alexei Nikolajitsch für Kolja einen Bogen geschnitzt . . . Im Handumdrehen. Und dann kroch er auf der Wiese an die Kuh heran und sprang ihr auf den Rücken. Die Kuh erschrak und nahm brüllend Reißaus . . . Da mußte er sehr lachen. *(Sie lacht*

selbst) Und dann wollte Alexei Nikolajitsch einen Drachen herstellen, und da sind wir eben hierhergekommen.

Natalia Petrowna *(tätschelt ihr die Wange)* Sie ist ein Kind, ein reines Kind . . . Habe ich nicht recht, Schpigelskij?

Schpigelskij *(bedächtig, mit einem Blick auf Natalia Petrowna)* Ich muß Ihnen beipflichten.

Natalia Petrowna. Also doch.

Schpigelskij. Das ist aber kein Hinderungsgrund . . . Ganz im Gegenteil.

Natalia Petrowna. Sie glauben? *(Zu Wera)* Nun, das hat euch also sehr viel Spaß gemacht?

Wera. Jawohl . . . Alexei Nikolajitsch steckt so voller Einfälle.

Natalia Petrowna. Sieh mal einer an. *(Nach kurzer Pause)* Werotschka, wie alt bist du eigentlich? *(Wera schaut sie einigermaßen verwundert an.)* Sie ist noch das reine Kind.

(Rakitin kommt vom Saale her.)

Schpigelskij *(eifrig)* Ich hab' ja ganz vergessen, Ihr Kutscher ist ja krank geworden! Ich habe noch gar nicht nach ihm geguckt . . .

Natalia Petrowna. Was hat er denn?

Schpigelskij. Fieber, es hat aber keine Gefahr.

Natalia Petrowna *(ihm nachrufend)* Doktor, Sie bleiben doch zum Diner?

Schpigelskij. Wenn Sie gestatten. *(Ab in den Saal)*

Natalia Petrowna. Mon enfant, vous feriez bien de mettre une autre robe pour le diner . . . *(Wera steht auf)* Komm mal zu mir! *(Natalia küßt Wera auf die Stirn.)* Sie ist noch das reine Kind!

(Wera geht nach einem Handkuß ins Kabinett ab.)

Rakitin *(leise zu Wera, mit den Augenzwinkernd)* Ich habe Alexei Nikolajitsch alles geschickt, was er braucht.

Wera *(halblaut)* Großen Dank, Michailo Alexandrytsch. *(Ab)*

Rakitin *(geht auf Natalia zu, sie streckt ihm die Hand entgegen, welche er preßt)* Endlich sind wir allein . . . Natalia Petrowna, sagen Sie, was geht mit Ihnen vor?

Natalia Petrowna. Nichts, Michel *(französisch).* Nichts. Und wenn etwas war, so ist es vorbei. Setzen Sie sich doch. *(Rakitin nimmt neben ihr*

Platz) Das ist bei jedem Menschen so; Wölkchen ziehen über den Himmel. Warum schauen Sie mich so an?

Rakitin. Ich muß Sie anschaun . . . ich bin glücklich.

Natalia Petrowna *(antwortet mit einem Lächeln)* Öffnen Sie das Fenster, Michel. Wie prächtig ist es draußen! *(Rakitin steht auf und macht das Fenster auf)* Guten Tag, Wind. *(Sie lacht)* Er hat gerade darauf gewartet, sich zu erheben. *(Sie schaut sich um.)* Wie er Herr geworden ist über das ganze Zimmer. Jetzt kann man ihn schon nicht mehr austreiben.

Rakitin. Sie sind jetzt weich und still, wie ein Abend nach dem Gewitter.

Natalia Petrowna *(nachdenklich wiederholend)* Nach dem Gewitter . . . Gab es denn ein Gewitter?

Rakitin *(kopfschüttelnd)* Es war im Anzug.

Natalia Petrowna. In der Tat? *(Mit einem Blick, nach kurzer Pause)* Wissen Sie was, Michel, man kann sich keinen Menschen denken, der besser wäre als Sie. Das ist vollkommen wahr. *(Rakitin will sie unterbrechen)* Nein, lassen Sie mich ausreden. Sie sind so rücksichtsvoll, anhänglich und beständig. Bei Ihnen gibt es keine Schwankungen. In vielen Punkten bin ich Ihnen verpflichtet.

Rakitin. Natalia Petrowna, warum sagen Sie mir das? Und gerade jetzt?

Natalia Petrowna. Weiß nicht, mir ist so froh zumut; ich erhole mich, hindern Sie mich doch nicht in meinem Geschwätz.

Rakitin *(drückt ihr die Hand)* Oh, Sie sind gütig wie ein Engel.

Natalia Petrowna *(lachend)* Das hätten Sie mir heute früh nicht gesagt, aber Sie kennen mich doch, Michel! Sie werden mir Verzeihung gewähren . . . Unsere Beziehungen sind so rein, so aufrichtig und . . . wenn auch nicht ganz natürlich. Ich und Sie können nicht nur Arkadij, sondern der ganzen Welt gerade ins Gesicht sehen . . . Nun, ja . . . *(nachdenklich)* Daher kommen bisweilen die Verstimmungen, das Nervöse, ich bin zornig und will wie ein Kind meinen Unwillen auf jemand anders abladen. Und der andere sind speziell dann Sie . . . Sind Sie nicht wütend über diese Bevorzugung?

Rakitin *(lebhaft)* Oh, ganz im Gegenteil.

Natalia Petrowna. Bisweilen kommt einen das Gelüste an, den zu quälen, den man liebt . . . Den man liebt . . . Ich kann wie Tatjana sagen: »Wozu die Heimlichkeiten?«

Rakitin. Natalia Petrowna, Sie . . .

Natalia Petrowna *(ihn unterbrechend)* Ja . . . Ich liebe Sie . . . Aber wissen Sie was, Rakitin? Wissen Sie, was mir so merkwürdig vorkommt? Ich liebe Sie, und dieses Gefühl ist so hell, so friedebringend . . . Es wühlt mich nicht auf, es erwärmt mich . . . Aber . . . *(mit Lebhaftigkeit)* Sie haben mir niemals Anlaß geboten zu weinen . . . Und ich war doch offenbar . . . *(sich unterbrechend)* Was hat das zu bedeuten?

Rakitin *(einigermaßen traurig)* Eine solche Frage braucht keine Antwort.

Natalia Petrowna *(nachdenklich)* Wir sind eben lange Zeit miteinander befreundet.

Rakitin. Vier Jahre. Ja, wir sind alte Freunde.

Natalia Petrowna. Freunde . . . Nein, Sie sind mir mehr als ein Freund . . .

Rakitin. Natalia Petrowna, quälen Sie sich nicht mit dieser Frage . . . Ich fürchte für mein Glück, es könnte Ihnen unter den Händen entschlüpfen.

Natalia Petrowna. Nein . . . Nein, nein! Der Kernpunkt ist, daß Sie allzu gutmütig sind . . . Sie erfüllen mir jeden Wunsch. Sie haben mich verwöhnt . . . Sie sind eben zu gutmütig. Hören Sie?

Rakitin *(lächelnd)* Ja, ich höre.

Natalia Petrowna *(mit einem Blick)* Ich weiß nicht, wie Sie . . . Aber ich wünsche mir kein anderes Glück. Viele Menschen können mich darum beneiden. *(Sie streckt ihm beide Hände entgegen.)* Habe ich nicht recht?

Rakitin. Ich bin in Ihrer Hand . . . Machen Sie aus mir, was Sie wollen. *(Im Saal hört man Islaew sagen: »Ihr habt ihn doch holen lassen?«)*

Natalia Petrowna *(sich mit einem Ruck erhebend)* Oh, er! Ich kann ihn jetzt nicht sehen . . . Adieu! *(Sie geht ins Kabinett.)*

Rakitin *(mit einem Blick hinter ihr drein)* Was soll das nun bedeuten? Ist es der Anfang vom Ende oder einfach das Ende selbst? *(Nach kurzer Pause)* Oder ein Anfang?

(Islaew tritt auf, mit bekümmerter Miene. Er nimmt den Hut ab.)

Islaew. Guten Tag, Michel!

Rakitin. Wir haben uns heute doch schon gesehen.

Islaew. Ah, entschuldige! . . . Ich habe den Kopf voller Geschäfte. *(Er geht auf und ab)* Merkwürdige Sache! Der russische Bauer ist sehr helle. Er versteht die Dinge, ich habe einen großen Respekt vor dem russischen Bauern . . . Indessen, manchmal mußt du zu ihm reden und reden, ihm etwas plausibel machen; man glaubt, er hat's gefaßt, aber Effekt Null. Der russische Bauer hat eben nicht dieses Etwas . . .

Rakitin. Du rackert dich also noch immer mit dem Damme ab?

Islaew. Er hat nicht dies Etwas . . . Diese Liebe zur Arbeit fehlt eben. Ja, gerade das ist es, die Liebe zur Arbeit. Er läßt dich gar nicht genügend ausreden – »Hab's verstanden, gnädiger Herr!« . . . Ja, hat sich was, hab's verstanden . . . Er hat einfach gar nichts begriffen . . . Schau dir da mal einen Deutschen an. Das ist eine Sache! Der Russe hat eben nicht die genügende Geduld. Trotz alledem habe ich Respekt vor ihm . . . Weißt du nicht, wo Natascha ist?

Rakitin. Sie war eben noch hier.

Islaew. Wie spät ist es denn? Es wär' doch Zeit zum Diner! Vom frühen Morgen an auf den Beinen – ein Haufen Arbeit . . . Und dabei war ich heute noch nicht einmal auf dem Bau. Die Zeit fliegt nur so dahin. Es ist schlimm, man kann eben gar nichts zur richtigen Zeit erledigen. *(Rakitin lächelt)* Und du, seh' ich, lachst mich aus. Ja, was soll man machen, Bruder? Der eine treibt's so, der andere so. Ich bin ein positiver Mensch; ich bin zum Landwirt geboren. Andere Talente hab' ich nicht. Es gab Zeiten, da hatte ich anderes im Kopf. Aber es war eine falsche Tendenz, verbrannte mir die Finger – ja, ja! Wo steckt denn Bjelajew?

Rakitin. Wer ist denn das?

Islaew. Nun, unser neuer Hauslehrer, der Russe. Er ist noch völlig ungehobelt, aber er wird sich schon einpassen. Ein kleiner, aufgeweckter Kerl. Ich bat ihn, heute einmal nachzusehen, wie es mit dem Bau steht . . . *(Bjelajew tritt ein.)* Ah, da ist er ja! – Nun, wie steht's? Was machen sie da? Die Arbeit geht nicht voran. Hab' ich nicht recht?

Bjelajew. O nein, sie schaffen.

Islaew. Das zweite Gebälk ist fertig?

Bjelajew. Sie sind am dritten.

Islaew. Und das mit den Kränzen haben Sie ihnen doch gesagt?

Bjelajew. Jawohl!

Islaew. Nun, und was meinten sie da?

Bjelajew. Sie hätten's nirgendwo anders gemacht.

Islaew. Hm . . . Ist der Zimmermann Jermil da?

Bjelajew. Jawohl!

Islaew. Also meinen besten Dank. *(Natalia erscheint.)* Ah, guten Tag, Natascha!

Rakitin. Warum sagst du heute allen zwanzigmal guten Tag?

Islaew. Du hast es doch schon gehört, ich hab' Geschäfte im Kopf. Apropos – meine neue Maschine hab' ich dir noch nicht gezeigt? Komm, bitte, das ist interessant. Stell dir vor, es kommt einem direkt ein Sturmwind entgegen. Bis zum Essen reicht es noch . . . Nun, wie ist's?

Rakitin. Aber bitte schön!

Islaew. Natascha, kommst du mit?

Natalia Petrowna. Als wenn ich etwas davon verstünde! – Geht nur allein – und schaut zu, haltet euch nicht auf.

Islaew *(mit Rakitin abgehend)* Wir werden gleich . . .

(Bjelajew will hinter ihnen drein.)

Natalia Petrowna *(zu Bjelajew)* Wohin so schnell, Alexei Nikolajitsch?

Bjelajew. Zu dienen . . . Ich . . .

Natalia Petrowna. Übrigens, wenn Sie noch etwas promenieren wollen . . .

Bjelajew. O nein, ich war den ganzen Morgen an der frischen Luft.

Natalia Petrowna. Ah, das ist etwas anderes. Dann nehmen Sie Platz . . . Setzen Sie sich hierher *(mit einer Gebärde nach dem Stuhl).* Wir haben uns noch gar nicht gesprochen, wie es nötig wäre, Alexei Nikolajitsch. Wir sind noch gar nicht miteinander recht bekannt geworden. *(Bjelajew setzt sich nach einer Verbeugung)* Ich will mit Ihnen bekannt werden.

Bjelajew. Zu dienen, ich . . . Sehr schmeichelhaft.

Natalia Petrowna *(lächelnd)* Ich sehe, Sie haben noch Scheu vor mir . . . Warten Sie ein bißchen, Sie werden sehen, was ich für ein Mensch bin, und die Scheu wird sich legen. Sagen Sie mal . . . Sagen Sie, wie alt sind Sie eigentlich?

Bjelajew. Einundzwanzig, zu dienen.

Natalia Petrowna. Ihre Eltern leben noch?

Bjelajew. Meine Mutter ist tot, mein Vater ist noch am Leben.

Natalia Petrowna. Und die Mutter ist schon lange tot?

Bjelajew. Ja, lange.

Natalia Petrowna. Haben Sie eine Erinnerung an sie?

Bjelajew. Wie sollte es anders möglich sein . . . Ich habe eine Erinnerung an sie.

Natalia Petrowna. Ihr Vater lebt in Moskau?

Bjelajew. Nein, zu dienen . . . Auf dem Lande.

Natalia Petrowna. Ah, dann haben Sie Brüder . . . Schwestern?

Bjelajew. Ich habe eine Schwester.

Natalia Petrowna. Und hängen Sie sehr an ihr?

Bjelajew. O ja, sie ist viel jünger als ich.

Natalia Petrowna. Und wie heißt sie denn?

Bjelajew. Natalia.

Natalia Petrowna *(lebhaft)* Natalia? Das ist doch merkwürdig . . . Ich heiße ja auch Natalia . . . *(Sie unterbricht sich)* Und Sie hängen sehr an ihr?

Bjelajew. Ja, zu dienen.

Natalia Petrowna. Sagen Sie, wie finden Sie denn meinen Kolja?

Bjelajew. Das ist ein sehr lieber Junge.

Natalia Petrowna. Nicht wahr? Und er vermag sich so zu erschließen. Er hat sich schon an Sie attachiert.

Bjelajew. Ich will mir alle Mühe geben . . . Ich bin froh . . .

Natalia Petrowna. Ich wollte also, Alexei Nikolajitsch, natürlich einen tüchtigen Menschen aus ihm machen. Ich weiß nicht, ob ich damit Erfolg habe. Doch ich will auf jeden Fall, daß er jederzeit eine frohe Erinnerung an die Tage seiner Kindheit hat. Mag er in Freiheit aufwachsen, das ist die Hauptsache. Ich selbst wurde ja ganz anders erzogen, Alexei Nikolajewitsch . . . Mein Vater war zwar kein böser, aber ein sehr strenger Mensch. Alle im Hause, von meinem Mütterchen angefangen, hatten Angst vor ihm. Ich und mein Bruder bekreuzigten uns immer verstohlen, wenn wir vor ihn treten sollten. Manchmal wollte mich mein Vater liebkosen, aber wenn er mich dann umfaßt hielt, ging ein Schauer über meinen Leib.

Ich weiß es noch wie heute. Mein Bruder wuchs heran, und vielleicht haben Sie gehört, wie er sich mit dem Vater entzweit hat . . . Niemals werde ich diesen furchtbaren Tag vergessen . . . Bis zum Tode

des Vaters blieb ich ihm eine gehorsame Tochter . . . Er nannte mich einen Trost, seine Antigone *(in den letzten Lebensjahren war er erblindet).* Aber seine zärtlichsten Liebkosungen vermochten die Eindrücke meiner frühen Jugend nicht zu verwischen . . . Ich fürchtete mich vor dem blinden Greis und fühlte mich, wenn er anwesend war, niemals frei. Die Spuren dieser Zaghaftigkeit, die Spuren dieses lang dauernden Zwanges sind noch nicht geschwunden . . . Ich weiß, für den ersten Eindruck erscheine ich . . . wie soll ich mich ausdrücken? . . . kalt. Habe ich nicht recht? . . . Doch ich merke, ich erzähle da von mir selbst, wo ich doch über Kolja reden sollte. Ich wollte nur ausdrücken, daß ich aus eigner Erfahrung weiß, wie herrliches für ein Kind ist, in der Freiheit aufzuwachsen . . . Ich glaube, Sie hat man sicherlich nicht in der Jugend eingezwängt. Oder?

Bjelajew. Ja, was soll ich da sagen . . . ? Mich hat natürlich niemand kommandiert, denn niemand hat sich mit mir abgegeben.

Natalia Petrowna *(unentschieden)* Hat Ihr Vater denn nicht . . .

Bjelajew. Er hatte keinen Sinn dafür. Seine Zeit war mit Fahrten zu den Nachbarn ausgefüllt . . . Eben Geschäfte. Und wenn es nicht Geschäfte waren, so . . . Dadurch, kann man sagen, verdiente er seinen Lebensunterhalt. Durch seine Gefälligkeiten.

Natalia Petrowna. Ah! So hat denn niemand sich um Ihre Erziehung gekümmert?

Bjelajew. Die Wahrheit zu gestehen, niemand. Im übrigen kann man das sehr gut merken. Ich bin mir meiner Schranken voll bewußt.

Natalia Petrowna. Kann ja sein . . . Dafür aber sind Sie . . . *(Pause, dann fährt sie in einiger Verlegenheit fort)* Apropos, Alexei Nikolajitsch, waren Sie das, der gestern abend im Garten gesungen hat?

Bjelajew. Wann denn?

Natalia Petrowna. Abends am Teich.

Bjelajew. Ich, zu dienen. *(Eifrig)* Ich hatte nicht gedacht . . . Der Teich ist von hier doch ein ganzes Stück entfernt. Ich glaubte nicht, daß man das hier hören könnte.

Natalia Petrowna. Sie scheinen sich entschuldigen zu wollen? Sie haben eine sehr angenehme, helle Stimme, und Sie singen so schön. Haben Sie Musikstudien getrieben?

Bjelajew. Ach nein, ich singe nur so nach dem Gehör . . . Eben ganz einfache Lieder.

Natalia Petrowna. Sie tragen fiel aber ganz vortrefflich vor . . . Ich werde Sie mal bitten . . . Nicht jetzt, sondern wenn wir ein bißchen bekannter geworden sind, wenn wir einander nähergekommen sind . . . Nicht wahr, Alexei Nikolajitsch, wir werden uns näherkommen! Ich habe Vertrauen zu Ihnen, das kann Ihnen mein Geschwätz beweisen . . .

(Sie streckt ihm die Hand entgegen, daß er sie ihr drücken soll. Bjelajew nimmt sie unentschieden, und nach einigem Zögern, im Zweifel, was er mit der Hand tun soll, küßt er sie. Natalia Petrowna unter Erröten die Hand zurück. In diesem Moment betritt vom Saal her Schpigelskij die Szene. Er stutzt und macht einen Schritt zurück. Das Paar erhebt sich momentan.)

Natalia Petrowna *(verstimmt)* Ach, Sie sind's, Doktor . . . Alexei Nikolajitsch und ich haben hier . . . *(Pause)*

Schpigelskij *(laut und aufgeräumt)* Stellen Sie sich vor, Natalia Petrowna, was alles bei Ihnen passiert. Ich komme in das Leutezimmer, frage nach dem kranken Kutscher . . . Und sieh da, mein Patient sitzt am Tisch und läßt sich mit vollen Backen Plinsen mit Lauch schmecken. Dann soll man noch die Kunst der Medizin betreiben, mit einem Krankheitsbild rechnen und einwandfreien Einnahmen.

Natalia Petrowna *(lächelt gezwungen)* Ah, in der Tat . . . *(Bjelajew will fort)* Alexei Nikolajitsch, ich vergaß ganz, Ihnen zu sagen . . .

Wera *(hereinlaufend)* Alexei Nikolajitsch, Alexei Nikolajitsch! *(Sie stutzt beim Anblick. Nataliens)*

Natalia Petrowna *(einigermaßen erstaunt)* Was soll das bedeuten? Was wünschst du?

Wera *(errötend und vor sich hinschauend, mit einer Bewegung nach Bjelajew hin)* Man ruft den Herrn.

Natalia Petrowna. Wer ruft.

Wera. Kolja . . . Es handelt sich um den Drachen, Kolja bat . . .

Natalia Petrowna. Ah! *(Halblaut zu Wera)* On n'entre pas comme cela dans une chambre . . . Cela ne convient pas. *(Sie wendet sich zu Schpigelskij)* Doktor, wie spät ist es? Sie haben immer eine richtiggehende Uhr . . . Dinerstunde . . .?

Schpigelskij Gleich, bitte schön. *(Er nimmt die Uhr heraus)* Jetzt . . . jetzt ist es zwanzig Minuten nach vier.

Natalia Petrowna. Sehen Sie wohl! Zeit zum Essen! *(Sie tritt an den Spiegel und richtet sich das Haar.)*

(Unterdessen flüstert Wera Bjelajew etwas zu. Beide lachen. Natalia bemerkt es im Spiegel. Schpigelskij fixiert sie von der Seite)

Bjelajew *(leise lachend)* Ach, nicht möglich!

Wera *(mit dem Kopf nickend, auch leise)* - Ja, ja, und sie fiel hin.

Natalia Petrowna *(tut so, als wenn sie ganz uninteressiert wäre. Nach Wera hin)* Worum handelt es sich? Wer ist denn da hingefallen?

Wera *(verwirrt)* Nein, zu dienen . . . Alexei Nikolajitsch hatte da für uns eine Schaukel gemacht, und da dachte die Kinderfrau . . .

Natalia Petrowna *(ohne abzuwarten, zu Schpigelskij)* Übrigens, Schpigelskij, kommen Sie mal her! *(Sie treten beiseite. Zu Wera)* Hat sie sich weh getan?

Wera. Oh, behüte nein!

Natalia Petrowna. Ja . . . Indessen, Alexei Nikolajitsch, das war nicht nötig . . .

Matweij *(kommt mit der Meldung aus dem Saal)* Das Diner ist serviert!

Natalia Petrowna. Und wo steckt Arkadij Sergeijitsch? Er kommt mit Michail Alexandrowitsch wieder zu spät.

Matweij. Sie sind schon im Speisezimmer.

Natalia Petrowna. Und Mamachen?

Matweij. Ebenfalls im Speisezimmer, zu dienen.

Natalia Petrowna. Nun, dann wollen wir gehn. *(Auf Bjelajew zeigend)* Wera, allez en avant avec monsieur.

(Matweij ab, hinter ihm drein. Bjelajew und Wera)

Schpigelskij *(zu Natalia Petrowna)* Sie haben mir doch etwas sagen wollen?

Natalia Petrowna. Ach ja, richtig . . . Die Sache ist also die . . . Wir werden noch über Ihren Vorschlag miteinander sprechen.

Schpigelskij. Wera Alexandrowna betreffend?

Natalia Petrowna. Ja. Ich muß noch etwas nachdenken . . . Noch etwas nachdenken.

(Beide ab in den Saal.)

Zweiter Akt.

Garten. Rechts und links unter den Bäumen Bänke. Geradeaus Himbeersträucher. Von rechts treten auf Katja und Matweij. Katja hat einen Korb in der Hand.

Matweij. Wie steht's denn, Katerina Wassiljewna? Wollen Sie, bitte, jetzt endlich Ihren Willen erklären? Ich bitte Sie inständig!.

Katja. Matweij Jegorytsch, ich weiß wirklich nicht . . .

Matweij. Ihnen, Katerina Wassiljewna, ist hinlänglich bekannt, wie ich Ihnen gegenüber gesonnen bin. Natürlich, ich bin älter an Jahren. Das ist unbestreitbar, aber ich stehe noch meinen Mann, ich bin noch im vollen Saft. Wie Sie zu wissen geruhen, bin ich friedlicher Sinnesart. Ich meine doch, was kann man mehr wünschen?

Katja. Matweij Jegorytsch, glauben Sie mir, ich erkenne sehr wohl an, ich bin sehr dankbar, Matweij Jegorytsch . . . Aber ich denke, man muß noch warten.

Matweij. Ja, wozu denn noch warten, erbarmen Sie sich, Katerina Wassiljewna! Früher, gestatten Sie, daß ich darauf abhebe, haben Sie nicht so gesprochen. Und was die Verehrung anbetrifft, so kann ich sozusagen für mich garantieren. Ich werde Ihnen eine Verehrung zollen, wie Sie sie sich besser nicht erträumen können. Außerdem bin ich ein Mensch, der sich der geistigen Getränke enthält, und den Herrschaften habe ich noch kein böses Wort gehört.

Katja. Das mag sein, Matweij Jegorytsch. Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll.

Matweij. Uff, Katerina Wassiljewna. Es ist noch nicht lange her, daß Sie solche Ausflüchte machen . . .

Katja *(unter leichtem Erröten)* Was soll das heißen: Es ist noch nicht lange her? Warum noch nicht lange?

Matweij. Ich weiß doch nicht . . . Nur früher . . . Sie geruhten früher anders sich mit mir zu verhalten.

Katja *(mit einem Blick in die Kulissen, eilig)* Achtung! . . . Der Deutsche kommt.

Matweij *(bedauernd)* Hol ihn der und jener, den langnäsigen Kranich . . . Wir sprechen noch miteinander, ich und Sie. *(Ab nach rechts)*

(Katja will in das Himbeergeträuch entweichen. Von links Schaaf, die Angelrute über der Schulter)

Schaaf *(hinter Katja drein, lächelnd)* Wohin, wohin, Katerin'?

Katja *(bleibt stehen)* Befehl. Ich soll Himbeeren pflücken, Adam Iwanytsch.

Schaaf. Himpeern? Himpeern finde angenehme Frucht. Sie lieben Himpeern?

Katja. Ja, ich mag sie.

Schaaf. He, he . . . Ich auch, ich auch. Ich tu alles lieben, was Sie lieben. *(Wie er sieht, daß sie entschlüpfen will)* O Katerin', wart ein Weilchen.

Katja. Geht nicht, die Wirtschafterin wird sonst schimpfen.

Schaaf. Ach, tut nichts. Ich geh ja auch. *(Er zeigt auf die Angel)* Wie sagt man? fisch . . . Sie verstehen . . . fisch . . . fisch . . . Das ist Fisch nehmen. Sie lieben Fisch? Fisch?

Katja. Ja, zu dienen.

Schaaf. Ah, he, he . . . Auch ich, auch ich. Wissen Sie, was ich Ihnen sagen werde, Katerin' . . . Im Deutschen gibt es ein Liedchen *(er singt den deutschen Text)*: Katrinchen, Katrinchen, wie lieb ich dich so sehr! Das klingt russisch: O Katrinuschka, Katrinuschka, fi karosch, ja tebja ljublju! *(Er versucht, sie mit einer Hand zu umarmen.)*

Katja. Hören Sie auf, hören Sie auf! Schämen Sie sich denn gar nicht ein bißchen? Die Herrschaft kommt doch gleich raus. *(Sie rettet sich hinter die Himbeersträucher.)*

Schaaf *(nimmt eine strenge Miene an, halblaut (deutsch)* Das ist dumm . . .

(Von rechts kommen Natalia Petrowna und Rakitin untergefaßt.)

Natalia Petrowna *(zu Schaaf)* Ah, Adam Iwanytsch, Sie gehen auf den Fischfang?

Schaaf. Uff'n Bunkt getroffen.

Natalia Petrowna. Wo ist Kolja?

Schaaf. Mit Lissafet' Bogdanowna . . . Klavierstunde . . .

Natalia Petrowna. Ah! *(sich umschauend)* Und Sie sind allein hier?

Schaaf. Alleene, zu dienen.

Natalia Petrowna. Alexei Nikolajitsch haben Sie nicht gesehen?

Schaaf. Nein, zu dienen.

Natalia Petrowna *(nach einer Pause)* Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Adam Iwanytsch, gehen wir mit und gucken ein bißchen zu, wie Sie

den Fisch fangen?

Schaaf. Sehr erfrait.

Rakitin *(halblaut zu Natalia)* Seltsames Vergnügen.

Natalia Petrowna *(zu Rakitin)* Kommen Sie nur, kommen Sie nur! Beau ténébreux . . .

(Alle drei rechts ab)

Katja *(vorsichtig den Kopf zwischen den Himbeersträuchern herausstreckend)* Sie sind fort. *Sie kommt hervor, bleibt in nachdenklicher Haltung stehen)* Sieh mal einer an, der Deutsche! *(Sie seufzt und beginnt wiederum Beeren zu pflücken, wobei sie leise singt)*

Kein Feuer flammt, kein Teer, der kocht,
Es brennet nur mein Herze.

Matweij Jegorytsch hat recht. *(Sie fährt fort zu singen)*

Es brennet nur mein Herze,
Nicht um Väterlein, nicht um Mütterlein . . .

Was das große Himbeeren sind. *(Weiter singend)*

Nicht um Väterlein, nicht um Mütterlein,

Ach, ist das eine Hitze! So dumpfig. *(Sie singt weiter)*

Brennt nicht um Väterlein, brennt nicht um Mütterlein,
Nur um die Herzallerliebste mein . . .

(Sie schaut sich plötzlich um, verstummt und versteckt sich halb hinter den Sträuchern. Von links Bjelajew und Werotschka. Bjelajew hat einen Drachen in der Hand.)

Bjelajew *(an den Himbeersträuchern vorbeigehend, zu Katja)* Katja, warum hast du aufgehört? *(Er singt)*

Nur um die Herzallerliebste mein . . .

Katja. Wir fingen das anders.

Bjelajew. Nun, und wie denn? *(Katja lacht und antwortet nicht)* Du sammelt wohl Himbeeren? Laß mal kosten.

Katja *(ihm den Korb reichend)* Nehmen Sie alles hin . . .

Bjelajew. Warum alles? . . . Wera Alexandrowna, wollen Sie? *(Wera greift in den Korb, Bjelajew auch)* Jetzt ist es aber genug. *(Er reicht den Korb*

zurück)

Katja *(seine Hand wegschiebend)* So nehmen Sie doch alles, nehmen Sie doch!

Bjelajew. Nein, danke schön, Katja. *(Er gibt ihr den Korb)* Danke schön! *(Zu Wera)* Wera Alexandrowna, wir wollen uns auf die Bank setzen. Hier. *(Auf das Spielzeug zeigend)* Wir müssen den Drachenschweif in Ordnung bringen. Sie werden mir helfen, ihn anzubinden. *(Gibt ihr den Drachen in die Hand, nachdem sie sich gesetzt)* So! Doch schauen Sie zu, daß Sie ihn gerade halten. *(Er beginnt den Schweif anzubinden.)* Nun, was ist denn?

Wera. So kann ich Sie gar nicht sehen.

Bjelajew. Ja, wozu brauchen Sie mich denn zu sehen?

Wera. Nun, ich will doch sehen, wie Sie den Drachenschweif richten.

Bjelajew. Nun, also so, warten Sie mal. *(Er bringt das Spielwerk in eine Lage, daß sie ihm zusehen kann)* Katja, warum hast du aufgehört, sing doch!

(Nach einem Weilchen beginnt Katja halblaut zu singen.)

Wera. Sagen Sie, Alexei Nikolajitsch, haben Sie in Moskau auch mitunter den Drachen steigen lassen?

Bjelajew. In Moskau gibt's so was nicht. Halten Sie mal den Bindfaden . . . Ja, so recht. Sie denken, wir haben in Moskau nichts anderes zu tun?

Wera. Was machen Sie denn in Moskau?

Bjelajew. Ja, was soll das heißen? Wir studieren, wir hören die Professoren.

Wera. Was wird Ihnen denn da beigebracht?

Bjelajew. Allerhand . . .

Wera. Sie müssen doch sicherlich gut vorankommen. besser als alle andern.

Bjelajew. Nein, nicht sehr gut, und gar nicht besser als alle andern. Ich bin eben träg.

Wera. Warum sind Sie denn träg?

Bjelajew. Gott mag wissen, warum. Offenbar Geburtsfehler.

Wera *(nach einer Pause)* Haben Sie denn Freunde in Moskau?

Bjelajew. Nun, natürlich . . . Der Bindfaden ist aber nicht stabil genug.

Wera. Haben Sie sie gern?

Bjelajew. Das wäre noch besser. Haben Sie denn Ihre Freunde nicht gern?

Wera. Freunde? . . . Ich habe keine Freunde.

Bjelajew. Ich wollte auch sagen: Ihre Kameradinnen.

Wera *(zögernd)* Ja.

Bjelajew. Sie haben doch Kameradinnen . . .?

Wera. Ja . . . Aber ich weiß nicht . . . Seit einiger Zeit denke ich nur selten an sie. Sogar der Lisa Moschnin habe ich nicht geantwortet, obgleich sie in ihrem Brief mich so sehr darum gebeten hat.

Bjelajew. Wie können Sie sagen, Sie hätten keine Freunde? . . . Was bin ich denn?

Wera *(lächelnd)* Nun, Sie – das ist eine andere Sache. *(Nach einer Pause)* Alexei Nikolajitsch!

Bjelajew. was denn?

Wera. Sie schreiben doch Verse?

Bjelajew. Nein! Warum übrigens?

(Pause)

Wera. Ich frage nur beiläufig. Bei uns in der Pension hat eine junge Adelige Verse gemacht.

Bjelajew *(zieht mit den Zähnen einen Knoten zu)* Sieh mal einer an. Und waren sie schön?

Wera. Darüber habe ich kein Urteil. Sie selbst las sie uns vor, und dann heulten wir.

Bjelajew. Warum heulten Sie denn?

Wera. Nun, vor Mitleid. So leid tat sie uns.

Bjelajew. Sie wurden in Moskau erzogen?

Wera. Ja, in Moskau, bei Madame Beauluze. Natalia Petrowna nahm mich erst im vorigen Jahre da heraus.

Bjelajew. Sind Sie Natalia Petrowna gut?

Wera. Ja, ich bin ihr gut. Sie ist so lieb. Ich hab' sie sehr gern.

Bjelajew *(lächelnd)* Und ein bißchen Angst ist auch dabei. Hm?

Wera *(auch lächelnd)* Ein klein wenig schon.

Bjelajew *(nach einer Pause)* - Und wer veranlaßte denn, daß Sie in die Pension kamen?

Wera. Die selige Mutter von Natalia Petrowna. Ich bin da im Hause aufgewachsen. Ich bin eine Waise.

Bjelajew *(läßt die Hände sinken)* Sie sind eine Waise? Und weder an Vater noch an Mutter können Sie sich erinnern?

Wera. So ist es.

Bjelajew. Auch ich habe die Mutter verloren. Wir sind also beide verwaist. Das kann man nicht ändern. Man darf den Kopf nicht sinken lassen.

Wera. Die Leute sagen, verwaiste Menschen schließen leicht Freundschaft miteinander.

Bjelajew *(mit einem Blick in ihre Augen)* In der Tat? Und was sagen Sie dazu?

Wera *(mit einem Blick in seine Augen, lächelnd)* Ich glaube es auch.

Bjelajew *(lacht und schafft an dem Drachen weiter)* Ich weiß gar nicht, wie lange ich mich schon hier aufhalte.

Wera. Heute sind's vier Wochen.

Bjelajew. Sie haben aber einmal ein Gedächtnis! Jetzt ist auch der Drachen endlich fertig. Man muß Kolja rufen.

Katja *(kommt mit dem Korbe herbei)* Wollen Sie noch ein paar Himbeeren?

Bjelajew. Nein, danke schön, Katja. *(Katja schweigend ab.)*

Wera. Kolja steckt bei Lisaweta Bogdanowna.

Bjelajew. Muß auch ein Vergnügen sein, bei solchem Wetter den Jungen in der Stube zu halten!

Wera. Lisaweta Bogdanowna wird uns nur stören.

Bjelajew. Von der spreche ich nicht . . .

Wera *(eilig)* Kolja kann auch ohne sie mit uns kommen . . . Übrigens hat sie sich gestern sehr lobend über Sie ausgesprochen.

Bjelajew. In der Tat?

Wera. Sie mögen sie nicht?

Bjelajew. Nun, gehen Sie mir mit der, wenn man sie schon sieht, mit ihrer Tabaksdose. Warum seufzten Sie denn so tief?

Wera *(nach einer Pause)* Ach, nur ganz unwillkürlich. Sehen Sie nur, wie blau der Himmel ist.

Bjelajew. Und darum müssen Sie so tief seufzen? *(Schweigen)* Vielleicht sind Sie traurig.

Wera. Nein, ich bin nicht traurig. Ich weiß niemals, warum ich seufze . . . Aber traurig bin ich gar nicht, ganz im Gegenteil . . . *(Pause)* Ich weiß nicht, es scheint, ich bin nicht ganz gesund. Gestern wollte ich mir von oben ein Buch holen, und, stellen Sie sich vor, auf der Treppe mußte ich mich plötzlich niedersetzen und heulen . . . Gott weiß, warum ich heulen mußte, und lange nachher noch liefen mir die Tränen . . . Ja, was soll das denn bedeuten? Dann ist mir wieder vollkommen wohl.

Bjelajew. Das ist vom Wachsen. Sie wachsen eben. Das kommt vor . . . Darum hatten Sie auch gestern abend so geschwollene Augen.

Wera. Ach, das habe ich immer.

Bjelajew. Natürlich.

Wera. Sie bemerken auch alles.

Bjelajew. Ach nein, alles nicht.

Wera *(nachdenklich)* Alexei Nikolajitsch . . .

Bjelajew. Was denn?

Wera *(nach einer Pause)* Ja, was hatte ich Sie denn eigentlich fragen wollen? Da habe ich reineweg vergessen, was es war.

Bjelajew. So zerstreut?

Wera. Nein . . . Aber – ach, ach ja! Das wollte ich fragen. Wenn ich nicht irre, haben Sie mir erzählt, Sie hätten eine Schwester?

Bjelajew. Stimmt.

Wera. Sagen Sie, bitte, habe ich mit ihr Ähnlichkeit?

Bjelajew. Ach nein, Sie sind bei weitem hübscher.

Wera. Wie ist das möglich! Ihre Schwester . . . Ich wollte, ich wäre an ihrer Stelle.

Bjelajew. Wie? Sie wünschten sich jetzt auf unser Häuschen hin?

Wera. So meinte ich es nicht. Und Ihr Häuschen ist so klein?

Bjelajew. Winzig . . . Das ist nicht so wie hier.

Wera. Wozu braucht man denn so viel Stuben?

Bjelajew. Wie Sie fragen! Mit der Zeit werden Sie schon merken, wozu man Stuben braucht.

Wera. Mit der Zeit . . . Wann soll denn das sein?

Bjelajew. Nun, wenn Sie selbst eine Hausmutter sein werden.

Wera *(in Gedanken)* Ach, Sie glauben?

Bjelajew. Passen Sie nur auf, ich behalte recht. *(Pause)* Soll man Kolja holen, Wera Alexandrowna?

Wera. Warum nennen Sie mich nicht Werotschka?

Bjelajew. Könnten Sie mich denn Alexei nennen?

Wera. Warum denn nicht? . . . *(Sie zuckt zusammen)* Ach!

Bjelajew. Was ist denn?

Wera *(halblaut)* Natalia Petrowna kommt.

Bjelajew *(halblaut)* Wo denn?

Wera *(mit dem Kinn hindeutend)* Da, auf dem kleinen Weg. Michail Alexandrytsch ist bei ihr.

Bjelajew *(aufstehend)* Wir wollen Kolja holen . . . Die Lektion muß doch zu Ende sein.

Wera. Los . . . Ich habe so Angst, sie schimpft wieder. *(Sie steht auf)*

(Beide schleunigst ab nach links. Katja kriecht wieder zwischen ihren Beerensträuchern. Von rechts Natalia Petrowna und Rakitin.)

Natalia Petrowna *(stehenbleibend)* Irre ich nicht, rücken da Bjelajew und Werotschka aus.

Rakitin. Ja, das sind sie.

Natalia Petrowna. Es sieht so aus, als wollten sie uns aus dem Wege gehn.

Rakitin. Kann sein.

Natalia Petrowna *(nach einer Pause)* Indessen, ich bin der Ansicht, für Werotschka würde es sich schicken . . . So allein mit einem jungen Mann im Garten . . . Natürlich, sie ist ja noch ein reines Kind. Indessen, das geht gegen den Anstand. Ich muß sie einmal fragen.

Rakitin. Wie alt ist sie eigentlich?

Natalia Petrowna. Siebzehn! Sie ist schon siebzehn . . . Heute ist's aber mal heiß. Ich bin ganz ab. Kommen Sie, wir wollen uns hier setzen. *(Sie nehmen auf der Bank Platz, von der Wera und Bjelajew aufgestanden sind).* Schpigelskij ist also abgefahren?

Rakitin. Jawohl.

Natalia Petrowna. Sie handelten mit Absicht, als Sie ihn wegließen. Ich weiß gar nicht, warum dieser Mensch die Karriere eines Kreisarztes eingeschlagen hat? Er steckt voller Einfälle. Man muß immer über ihn lachen.

Rakitin. Ich hatte gedacht, Sie wären heute gar nicht bei Laune.

Natalia Petrowna. Woraus wollten Sie das schließen?

Rakitin. Es hat so seine Gründe.

Natalia Petrowna. Etwa, weil mich heute der kleinste Käfer ärgern kann? O ja, ich versichere Ihnen, heut ist mir alles gleichgültig. Aber das hindert doch nicht, daß ich einmal lache. Außerdem muß ich notwendig mit Schpigelskij sprechen.

Rakitin. Darf man wissen, worüber?

Natalia Petrowna. Nein, man darf nicht wissen. Sie sind ohnehin über alles unterrichtet, was ich denke und was ich tue . . . Das ist ennuyant.

Rakitin. Entschuldigen Sie, ich konnte doch nicht annehmen.

Natalia Petrowna. Ein kleines Geheimnis muß ich doch für mich behalten können.

Rakitin. Erbarmen Sie sich. Aus Ihren Worten könnte man ja schließen, daß ich über alles orientiert sei.

Natalia Petrowna *(ihn unterbrechend)* Und ist das etwa nicht der Fall?

Rakitin. Ach, Sie machen sich ja über mich lustig.

Natalia Petrowna. Sie sind also nicht völlig im Bilde darüber, was in mir vorgeht? In diesem Falle darf man Ihnen nicht gratulieren. Wie? Ein Mensch beobachtet einen von früh bis spät . . .

Rakitin. Soll das etwa ein Vorwurf sein?

Natalia Petrowna. Ein Vorwurf? *(Pause)* Nein, jetzt sehe ich doch wirklich: Sie sind kein Psycholog.

Rakitin. Kann sein . . . Doch da ich Sie von früh bis spät beobachte, so werden Sie gestatten, etwas mitzuteilen, was ich bemerkt habe . . .

Natalia Petrowna. Ein Aperçu auf meine Kosten? Aber bitte schön!

Rakitin. Sie werden mir nicht zürnen?

Natalia Petrowna. Ach nein! Ich hatte schon Anlaß, aber es kam nicht dazu.

Rakitin. Seit einiger Zeit befinden Sie sich, Natalia Petrowna, in einem Zustand fortwährender nervöser Aufwallung. Und diese Nervosität läuft ganz im Innern, unbewußt ab. Es sieht aus, als kämpften Sie mit sich selbst. Sie schwanken innerlich. Ehe ich zu den Krinizyns fuhr, habe ich das nicht bemerkt. Das ist mir erst neuerdings aufgefallen. *(Natalia Petrowna zeichnet mit ihrem Sonnenschirm Figuren in den Sand)* »Islaew!« seufzen Sie so tief auf . . . wie ein Mensch,

der ermüdet ist, sehr ermüdet ist, und der sich nicht die nötige Ruhe verschaffen kann.

Natalia Petrowna. Und was schließen Sie daraus, Herr Psycholog?

Rakitin. Ich? Nichts . . . Aber die Sache beunruhigt mich.

Natalia Petrowna. Herzlichen Dank für die Teilnahme.

Rakitin. Und außerdem . . .

Natalia Petrowna *(einigermaßen ungeduldig)* Bitte schön, wir wollen doch das Thema ändern.

(Schweigen.)

Rakitin. Sie wollen heute nicht ausfahren?

Natalia Petrowna. Nein.

Rakitin. Warum denn nicht? Herrliches Wetter.

Natalia Petrowna. Keine Lust. *(Schweigen)* Sagen Sie mal . . . Sie kennen doch Bolschynzow?

Rakitin. Den Afanassij Iwanytsch, unsern Nachbar?

Natalia Petrowna. Ja.

Rakitin. Was für eine Frage. Vor drei Tagen erst haben wir mit ihm Préférence gespielt.

Natalia Petrowna. Ich will doch wissen, was für ein Mensch das ist.

Rakitin. in Bolschynzow?

Natalia Petrowna. Nun ja, eben Bolschynzow.

Rakitin. Ich muß gestehen, das hatte ich doch nicht erwartet.

Natalia Petrowna *(ungeduldig)* Was hatten Sie nicht erwartet?

Rakitin. Daß es Ihnen je einfallen könnte, sich nach Bolschynzow zu erkundigen. Es ist eben ein stumpfer, beleibter, schwerfälliger Mensch – dem man im übrigen nichts Schlimmes nachsagen kann.

Natalia Petrowna. Er ist gar nicht so stumpf und schwerfällig, wie Sie sich einbilden.

Rakitin. Kann sein. Ich muß gestehn, ich habe den Herrn nicht so aufmerksam studiert.

Natalia Petrowna *(ironisch)* Sie haben ihn nicht psychologisch analysiert?

Rakitin *(gezwungen lächelnd)* wie kommen Sie denn überhaupt auf den Gedanken?

Natalia Petrowna. Das ist mitunter manchmal so!

(Wiederum Schweigen.)

Rakitin. Sehen Sie mal, Natalia Petrowna, wie schön sich die dunkle, grüne Eiche von dem dunkelblauen Himmel abhebt. Sie ist ganz durchleuchtet von den Sonnenstrahlen, und was für kraftvolle Farben . . . Wieviel unzerstörbares Leben und Kraft ist darin, besonders wenn Sie sie mit dem jungen Birkenbäumchen vergleichen . . . Die Birke scheint in dem Glanze sich geradezu auflösen zu wollen. Ihre kleinen Blätter glänzen in einer Art von flüssigem Licht als wollten sie zergehen, indessen ist auch die Birke schön . . .

Natalia Petrowna. Wissen Sie was, Rakitin? Ich habe es schon lange bemerkt. Sie empfinden die sogenannten Schönheiten der Natur sehr intim und wissen sehr ästhetisch darüber zu reden . . . So ästhetisch, so klug, daß ich meine, die Natur müßte Ihnen dankbar sein für Ihre raffiniert-glücklich gewählten charakteristischen Worte. Sie scharwenzeln um sie herum wie ein entflammter Marquis auf roten Absätzen um ein hübsches Bauernmädchen . . . Aber das Unglück ist dies, mir scheint, sie vermag durchaus nicht zu verstehn und entsprechend zu würdigen, was Sie da so interessant über sie äußern, ebensowenig wie das Bauernmädchen eine Empfindung hat für die höfischen Finessen des Marquis. Die Natur ist viel einfacher, viel gröber, als Sie annehmen, weil sie eben, Gott sei Dank, gesund ist. Die Birken lösen sich nicht auf und fallen nicht in Ohnmachten wie nervöse Damen.

Rakitin. Quelle tirade! Die Natur sei gesund . . . Das heißt mit andern Worten, ich sei ein kränkliches Wesen.

Natalia Petrowna. Nicht Sie allein sind ein kränkliches Wesen, vielmehr sind wir beide nicht hervorragend gesund.

Rakitin. Oh, ich kenne diese Methode nur zu gut, einem andern, ohne daß man ihn beleidigt, die allerunangenehmsten Dinge zu sagen . . . Statt ihm zum Beispiel geradezu zu sagen: »Mein Bester, du bist beschränkt«, braucht man nur mit gutmütigem Lächeln zu bemerken: »Sehn Sie mal, ich und Sie, uns mangelt es etwas am Verstande.«

Natalia Petrowna. Ah, Sie sind gekränkt? Ich bitte Sie, wie kann man nur! Ich wollte nur sagen, daß ich und Sie kränklich sind. Ihnen gefällt nicht, daß wir beide alt sind, und zwar sehr alt.

Rakitin. Warum denn alt? Ich halte mich nicht dafür.

Natalia Petrowna. Mag sein. Indessen jetzt sitzen wir hier. Möglicherweise saßen vor einer Viertelstunde auf dieser selben Gartenbank zwei durchaus jugendliche Wesen.

Rakitin. Bjelajew und Werotschka? Natürlich sind die jünger. Es ist ein Altersunterschied von mehreren Jahren. Das ist aber auch alles . . . Darum brauchen wir doch noch nicht greisenhaft zu sein.

Natalia Petrowna. Der Unterschied besteht nicht in den Jahren allein.

Rakitin. Ah, ich verstehe! Sie beneiden sie, um ihre . . . naiveté, ihre Frische, ihre Unschuld, mit einem Wort, um ihre Torheit . . .

Natalia Petrowna. Sie meinen? Sie halten sie für töricht? Heute, sehe ich, sind sie alle töricht in Ihren Augen. Nein, Sie verstehn mich nicht. Töricht! Was ist denn dabei? Was hat man denn vom Verständigsein, wenn kein Spaß dabei ist? Es gibt nichts Peinlicheres als Verstand ohne Frohsinn.

Rakitin. Hm . . . Wozu sprechen Sie nicht geradeaus, ohne Winkelzüge? Ich langweile Sie eben – das wollen Sie sagen . . . Wozu lassen Sie den Verstand entgelten, woran ich armer Sünder allein schuld bin?

Natalia Petrowna. Ach, Sie verstehn das alles falsch. *(Katja kommt zwischen den Himbeersträuchern hervor.)* Du hast Himbeeren gepflückt, Katja?

Katja. Jawohl, zu dienen.

Natalia Petrowna. Zeig mal her! . . . *(Katja tritt heran.)* Herrliche Himbeeren. So rot . . . Aber deine Backen sind noch röter! *(Katja lacht und schaut zu Boden.)* Nun also, geh nur.

(Katja ab.)

Rakitin. Das wäre also auch noch ein jugendliches Wesen nach Ihrem Geschmack.

Natalia Petrowna. Nun, selbstverständlich. *(Sie steht auf)*

Rakitin. Wohin eilen Sie?

Natalia Petrowna. Erstens will ich sehen, was Werotschka macht . . . Sie sollte längst im Hause sein, und zweitens muß ich gestehn . . . gefällt mir unser Gespräch nicht. Besser, wir lassen eine Pause eintreten in unseren Räsonnements über Natur und Jugend.

Rakitin. Vielleicht wünschen Sie Ihren Spaziergang allein fortzusetzen?

Natalia Petrowna. Um offen zu sein, ja. Wir sehen uns bald . . . Übrigens, wir trennen uns doch als Freunde? *(Sie streckt ihm die Hand entgegen.)*

Rakitin *(aufstehend)* Das wäre auch noch besser. *(Er drückt ihr die Hand)*

Natalia Petrowna. Auf Wiedersehn! *(Sie spannt ihren Sonnenschirm auf und geht links ab.)*

Rakitin *(geht eine Weile auf und ab)* Was geht mit ihr vor? *(Pause)* Es ist ebenso eine Laune. Eine Laune? Früher gab es so etwas nicht bei ihr. Im Gegenteil, ich kenne keine Frau, die gleichmäßiger in ihrer Haltung gewesen wäre. Was liegt vor? *(Ergeht wieder hin und her, stehenbleibend)* Ach, wie lächerlich sind die Leute, die nur einen Gedanken im Kopf haben, ein Ziel, eine Lebenstendenz . . . So zum Beispiel Menschen, wie ich einer bin. Sie hat recht. Von früh bis spät bist du auf der Jagd nach Nuancen . . . Das macht kleinlich . . . Es ist wahr. Aber ohne sie zu leben vermag ich nicht. In ihrer Anwesenheit bin ich mehr als glücklich. Diesen Zustand kann man kein Glück nennen. Ich gehöre ihr völlig an. Ohne jede Übertreibung, Trennung von ihr wäre für mich Trennung vom Leben. Was geht mit ihr vor? Was bedeutet diese Selbstquälerei, diese unwillkürlich sich äußernde, beißende Schärfe. Scheint's, sie hat mich satt. Hm . . . *(Er setzt sich)* Ich habe mir nie etwas vorgemacht. Ich weiß sehr gut, wie sehr sie mich liebt. Aber ich hoffte, daß dieses friedliche Glück . . . mit der Zeit . . . Ich hoffte! Hatte ich denn das Recht zu hoffen? Wage ich es? Meine Lage ist lächerlich genug . . . Fast verächtlich . . . *(Pause)* Warum denn diese Worte? Sie ist eine ehrbare Frau und ich kein Lovelace. *(Bitter lachend)* Leider. *(Jäh aufspringend)* Doch genug davon. Man muß diese Dummheiten abtun. *(Er geht auf und ab)* Wundervoller Tag heute! *(Nach einer Pause)* Wie geschickt sie mich verwundete . . . Meine »raffiniert-glücklichen« Wendungen . . . Sie ist sehr klug, besonders wenn bei schlechter Laune. Und wie plötzlich das Kompliment vor der Einfachheit und vor der Unschuld! Dieser russische Lehrer . . . Sie spricht so häufig von ihm. Ich muß gestehen, ich finde gar nichts so Apartes an dem. Einfach ein Student, wie sie alle sind. Wäre es möglich, daß sie . . . Aber es kann ja nicht sein! Sie ist eben schlechter Laune . . . Sie weiß selber nicht, wonach ihr der Sinn steht, und da hackt sie eben auf mich los. Die Kinder schlagen ja auch nach der Kinderfrau . . . Ein schmeichelhafter Vergleich, das muß ich sagen. Man muß sie nicht zurückhalten. Wenn dieser Anfall von Melancholie

und Selbstquälerei vorüber ist, wird sie ja selber lachen über die lange Latte, diesen kaum flügge gewordenen Spatz, diesen frischen Jüngling . . . Ihre Erklärung ist nicht schlecht, Michail Alexandrytsch, mein Freund, aber trifft sie die Wahrheit? Das mag Gott wissen. Nun, wir werden ja sehen. Schon öfters haben Sie nach langem Kampf mit sich selbst, mein Bester, alle Einbildungen und willkürlichen Annahmen beiseite schmeißen müssen. Sie haben dann ruhig die Hände übereinandergeschlagen und friedlich abgewartet, was kommen wird. Jetzt aber herrscht noch Druck und Bitterkeit in Ihrem Herzen. Das hängt mit Ihrem Geschäft zusammen . . . *(Mit einem Blick rückwärts)* Ah, da ist er ja selbst, unser junger Mann, in voller Unmittelbarkeit . . . Er kommt ganz gelegen. Es kam noch nie zu einem richtigen Gespräch zwischen uns. Wollen mal sehen, was das für ein Mensch ist. *(Von links Bjelajew)* Ah, Alexei Nikolajitsch! Auch Sie kommen, etwas frische Luft schöpfen.

Bjelajew. Ja, zu dienen.

Rakitin. Allerdings ist die Luft heute nicht sehr frisch, furchtbare Hitze. Hier aber, unter diesen Linden im Schatten ist es ganz erträglich. *(Pause)* Haben Sie Natalia Petrowna nicht gesehn?

Bjelajew. Ich bin ihr eben begegnet. Sie geruhte, mit Wera Alexandrowna ins Haus zu gehn.

Rakitin. Sie waren es also, den ich vor einer halben Stunde mit Wera Alexandrowna hier habe sitzen sehen?

Bjelajew. Ja, wir gingen etwas spazieren.

Rakitin. Ah! *(Er faßt ihn unter.)* Wie gefällt Ihnen eigentlich das Leben auf dem Lande?

Bjelajew. Ich liebe das Landleben. Ein Mißstand: keine richtige Jagd hier.

Rakitin. Sie sind Jäger?

Bjelajew. Ja, und Sie?

Rakitin. Ich? Nein. Ich muß gestehen, ich bin ein schlechter Schütze. Ich bin zu träg.

Bjelajew. Ja, ich bin auch träg, ausgenommen das Laufen.

Rakitin. Ah, fällt Ihnen das Lesen schwer?

Bjelajew. Nein, ich lese gern. Mein schwacher Punkt ist: lange Arbeit. Besonders ein und dieselbe Sache lange traktieren, dazu bin ich nicht fähig.

Rakitin *(lächelnd)* Nun, und mit Damen parlieren, wie steht's damit?

Bjelajew. Eh, Sie wollen sich ja wohl über mich lustig machen? . . . Vor Damen hab' ich eher Angst.

Rakitin *(ein wenig chokiert)* Wie können Sie annehmen, daß ich mich über Sie lustig machen wollte?

Bjelajew. Nun, ganz einfach . . . Da ist doch nichts dabei. *(Pause)* Sagen Sie, kann man hier irgendwo Pulver kriegen?

Rakitin. In der Stadt, denk' ich. Man verkauft es da wie Mohn. Brauchen Sie ordentliches?

Bjelajew. Nein, so einfaches, für die Flinte. Nicht zum Schießen, Feuerwerk zu machen.

Rakitin. Ah, Sie verstehen sich darauf?

Bjelajew. Nun ja, ich habe schon eine Stelle dafür ausgesucht: Jenseits des Teichs. Wie ich gehört habe, ist in einer Woche der Namenstag von Natalia Petrowna. Das wäre dann eine Gelegenheit.

Rakitin. Eine solche Aufmerksamkeit Ihrerseits wird Natalia Petrowna sehr gefallen . . . Sie haben ihr Interesse erregt, Alexei Nikolajitsch. Ich sag' Ihnen das ganz offen.

Bjelajew. Sehr schmeichelhaft. Apropos, Michailo Alexandrytsch. Sie sind auf ein Journal abonniert, wollen Sie es mir ein wenig überlassen?

Rakitin. Aber bitte schön, mit Vergnügen. Man findet hübsche Verse da.

Bjelajew. Verse interessieren mich nicht.

Rakitin. Warum denn nicht?

Bjelajew. Das ist eben so. Komische Verse erscheinen mir gezwungen, und überdies sind sie selten. Und sentimentale Verse . . . Ich weiß nicht, es ist, als stimmte da etwas nicht.

Rakitin. Also ziehen Sie Prosa vor?

Bjelajew. Ja, gute Prosa liebe ich . . . Aber die kritischen Abhandlungen, die packen mich.

Rakitin. Wieso?

Bjelajew. Ein Mensch mit warmem Herzen schreibt sie.

Rakitin. Und Sie selbst . . . sind auch literarisch tätig?

Bjelajew. O nein, wie kann's einem Spaß machen zu schreiben, wenn Gott das Talent versagt hat? Bloß so zur Belustigung der Leute?

Und dann ist da noch eine merkwürdige Sache dabei. Das müssen Sie mir, bitte, erklären. Ein Mensch erscheint ganz klug und ordentlich, nimmt er aber die Feder zur Hand, dann ist es gleich zum Gotterbarmen. Wie könnte es mir einfallen, zu schreiben? Ich bin froh, zu verstehen, was andere schreiben!

Rakitin. Wissen Sie was, Alexei Nikolajitsch. Junge Leute mit so gesunder Denkungsart sind selten.

Bjelajew. Schönen Dank auch für das Kompliment. *(Pause)* Den Platz für das Feuerwerk habe ich jenseits des Teiches gewählt, weil ich römische Flammen herstellen kann, die auf dem Wasser brennen . . .

Rakitin. Das muß doch sehr hübsch sein? Entschuldigen Sie die Frage . . . Können Sie Französisch?

Bjelajew. Nein. Ich habe den Roman von Paul de Kock übersetzt: »Die Mühle von Montfermeil.« Möglicherweise kennen Sie den Titel. Ich kriegte fünfzig Rubel Assignationen dafür. Aber ich verstehe keine Silbe Französisch. Stellen Sie sich nur vor: »Quatre-vingt-dix« habe ich übersetzt: »Vier-zwanzig-zehn.« Wissen Sie, ich war in Verlegenheit. Eigentlich ist es traurig. Ich gäb' was drum, wenn ich Französisch könnte. Aber die verfluchte Trägheit! Die George Sand hätte ich gerne französisch lesen mögen. Aber die Aussprache. Wie wollen Sie sich damit abfinden? Ang, Ong, Öng, Eng . . . Was wollen Sie damit anfangen?

Rakitin. Nun, dem Übel könnte man schon abhelfen . . .

Bjelajew. Darf man wissen, wie spät es ist?

Rakitin *(mit einem Blick auf die Uhr)* Halb zwei.

Bjelajew. Warum quält Lisaweta Bogdanowna den Kolja so lange am Klavier? Um jeden Preis will der Junge doch jetzt herumtollen.

Rakitin *(freundlich)* Aber man muß doch auch etwas lernen, Alexei Nikolajitsch.

Bjelajew *(seufzend)* Sie brauchen das nicht zu sagen, ich brauche es nicht zu hören. Selbstverständlich, nicht alle dürften so ein Leichtfuß sein, wie ich einer bin.

Rakitin. Wie Sie nur so reden können.

Bjelajew. Nun, ich bin doch im Bilde.

Rakitin. Im Gegenteil, ich weiß es ganz sicher, was Sie da als ein Manko innerhalb Ihrer Persönlichkeit ansehen, eben diese Ihre

Ungezwungenheit, Ihre Freiheit – das ist es ja gerade, was Ihnen Sympathien einträgt.

Bjelajew. Ja? Bei wem zum Beispiel?

Rakitin. Nun, sagen wir, bei Natalia Petrowna.

Bjelajew. Bei Natalia Petrowna? Und gerade bei der verläßt mich gerade diese Freiheit, wie Sie es nennen.

Rakitin. Ah, in der Tat?

Bjelajew. Und schließlich, sagen Sie selbst, Michailo Alexandrytsch, ist etwa die Erziehung nicht das Wichtigste beim Menschen? Sie haben gut reden . . . Ich verstehe gar nicht . . . *(Sich plötzlich unterbrechend)* Was war denn das? Mir kam es eben so vor, als hätte ein Wasserhuhn im Garten geschrien. *(Er will fort)*

Rakitin. Das kann ja sein . . . Aber wohin denn so eilig?

Bjelajew. Mein Gewehr holen! . . . *(Ab nach links; ihm entgegen Natalia Petrowna.)*

Natalia Petrowna *(als sie ihn erblickt, plötzliches Lächeln)* Ja, wohin denn, Alexei Nikolajitsch?

Bjelajew. Ich, zu dienen . . .

Rakitin. Er geht sein Gewehr holen . . . Er hat ein Wasserhuhn im Garten gehört . . .

Natalia Petrowna. Ach nein, schießen Sie, bitte, nicht im Garten. Lassen Sie das arme Tier doch leben . . . Außerdem kann Großmutter einen Schreck kriegen.

Bjelajew. Wie Sie befehlen.

Natalia Petrowna *(lachend)* Ach, Alexei Nikolajitsch, wie können Sie immer sagen: »Zu dienen«? Was sind das für Ausdrücke? Wie kann man sich so ausdrücken? – Ja, warten Sie nur. Ich und Michail Alexandrytsch, wir wollen uns Ihrer Erziehung annehmen . . . Ja, ja . . . Es war schon öfters die Rede davon . . . Es besteht eine Verschwörung gegen Sie. Ich muß Sie warnen. Sie werden doch zulassen, daß wir uns für Ihre Erziehung etwas interessieren?

Bjelajew. Oh, bitte sehr . . . Ich, zu dienen . . .

Natalia Petrowna. Erstens, seien Sie nicht immer so schüchtern, das steht Ihnen gar nicht. Ja, wir werden uns mit Ihnen beschäftigen. *(Sie zeigt auf Rakitin.)* Wir sind ja schon ganz alte Leute und Sie ein junger Mensch . . . Nicht wahr? Passen Sie nur auf, wie die Sache gut gehen wird. Sie geben sich mit Kolja ab, ich aber – wir aber mit Ihnen.

Bjelajew. Ich werde Ihnen sehr dankbar sein.

Natalia Petrowna. Nun, also. Worüber ging das Gespräch mit Michailo Alexandrytsch?

Rakitin *(lachend)* Ach, er erzählte, wie er ein französisches Buch übersetzt hat, obgleich er kein Wort Französisch kann.

Natalia Petrowna. Na, Französisch werden wir Ihnen auch beibringen. Wo haben Sie denn Ihren Drachen gelassen?

Bjelajew. Ich habe ihn auf mein Zimmer getragen. Ich glaubte, Ihnen wäre das nicht recht.

N**atalia Petrowna** *(etwas pikiert)* Warum glaubten Sie das? Etwa, weil ich Werotschka. zurückgerufen habe? Nein, das stimmt nicht . . . Das haben Sie falsch ausgelegt. *(Lebhaft)* Übrigens, wissen Sie was? Kolja muß jetzt mit seiner Lektion fertig sein. Kommen Sie, wir holen ihn, Werotschka und den Drachen . . . Wollen Sie? Und gehen zusammen auf die Wiese. Nun, wie steht's?

Bjelajew. Aber mit Vergnügen, Natalia Petrowna.

Natalia Petrowna. Nun also, vortrefflich . . . Kommen Sie! *(Sie streckt ihm die Hand hin.)* So fassen Sie doch meine Hand . . . Wie schüchtern. Sie sind! Kommen Sie, aber ein bißchen fix! *(Beide eilig nach links ab.)*

Rakitin *(ihnen nachblickend)* Welche Lebhaftigkeit . . . Welch freudige Erregung . . . Niemals habe ich einen solchen Ausdruck auf ihrem Gesicht gesehen. Und welch plötzliche Veränderung. *(Schweigen)* Souvent femme varie . . . Ich . . . passe ihr heute gar nicht. Das ist doch ganz klar. *(Pause)* Nun, wollen sehen, wie es weitergeht. *(Zögernd)* Ist sie etwa . . . *(Er winkt mit der Hand)* Aber das kann ja gar nicht sein! . . . Aber dieses Lächeln, dieses Weiche, Einladende, Strahlende im Ausdruck . . . Gott bewahre mich vor der Eifersucht, vor den Qualen sinnloser Eifersucht. *(Sich umschauend)* Bah, bah! Was soll aus alldem noch werden? *(Von links Schpigelskij und Bolschynzow. Rakitin ihnen entgegen.)* Guten Tag, Herrschaften! . . . Ich muß gestehen, Schpigelskij, ich hatte Sie heute nicht erwartet. *(Er drückt ihm die Hand)*

Schpigelskij. Ich selbst – hatte auch gar nicht daran gedacht. Hier, *(er zeigt auf Bolschynzow)* bei dem kam ich vorbei, da saß er schon im Wagen drin und ist im Begriff, hierher zu fahren. Nun, da machte ich kehrt und ging mit ihm.

Rakitin. Also willkommen! Bolschynzow Ich wollte gerade . . .

Schpigelskij *(ihn unterbrechend)* Die Leute auf dem Hof sagten uns, die Herrschaften seien im Garten . . . Im Salon wenigstens war keine Seele.

Rakitin. Sind Sie denn Natalia Petrowna nicht begegnet?

Schpigelskij. Ja wann denn?

Rakitin. Nun soeben.

Schpigelskij. Nein, wir kommen auch nicht direkt. Afanassij Iwanytsch wollte sehen, ob es im Birkenhain Pilze gibt . . .

Bolschynzow. Ich . . .

Schpigelskij. Nun, wir wissen ja, wie sehr Sie die Birkenschwämme lieben. Also Natalia Petrowna ist ins Haus gegangen? Dann können ja auch wir kehrtmachen.

Bolschynzow. Selbstverständlich.

Rakitin. Sie ist aber nur nach Hause gegangen, um alle zum Spaziergang zu holen . . . Sie wollen, glaube ich, einen Drachen steigen lassen.

Schpigelskij. Ah, das ist ja ganz vortrefflich. Bei solchem Wetter muß man promenieren.

Rakitin. Sie können ruhig hierbleiben. Ich gehe und benachrichtige sie von Ihrer Ankunft.

Schpigelskij. Wozu wollen Sie sich die Mühe machen? Ich bitte Sie, Michailo Alexandrytsch.

Rakitin. Nein, ich wollte ohnehin . . .

Schpigelskij. Nun, in dem Falle wollen wir Sie nicht aufhalten . . . Ungeniert, Sie wissen ja . . .

Rakitin. Auf Wiedersehn, meine Herren! *(Ab nach links)*

Schpigelskij. Auf Wiedersehn . . . Nun, Afanassij Iwanytsch . . .

Bolschynzow *(ihn unterbrechend)* Was war denn das für eine Geschichte mit den Pilzen? Da muß ich mich doch sehr wundern, Ignatij Iljitsch.

Schpigelskij. Also ich hätte sagen sollen, Afanassij Iwanytsch sei das Herz in die Hosen gefallen? Er wollte nicht avancieren und hat einen Seitenweg eingeschlagen? . . .

Bolschynzow. Sie haben ja recht . . . Aber die Sache mit den Pilzen . . . Ich weiß nicht, vielleicht irre ich mich . . .

Schpigelskij. Sie irren sich auf jeden Fall, mein Freund. Sie sollten einmal eine andere Sache ins Auge fassen. Sie sind also hier . . . gemäß

Ihren Intentionen. Schauen Sie zu, fallen Sie nicht mit dem Gesicht in den Straßenschmutz.

Bolschynzow. Da haben Sie, Ignatij Iljitsch . . . Sie haben mir gesagt . . . Ich wollte entschieden wissen, welche Antwort ich bekomme.

Schpigelskij. Verehrter Herr Afanassij Iwanytsch! Von Ihrem Gute rechnet man bis hierher fünfzehn Wert. Bei jeder Werst haben Sie mindestens dreimal gefragt. Ist das nicht hinreichend? Hören Sie also! Aber ich komme Ihnen jetzt das letzte Mal entgegen. Natalia Petrowna hat mir gesagt, sie . . .

Bolschynzow *(mit dem Kopf nickend)* Ja.

Schpigelskij *(ärgerlich)* Ja? . . . Was soll denn hier jetzt dies Ja? Ich habe doch noch gar nichts gesagt. Natalia Petrowna eröffnete mir, sie kennte Herrn Bolschynzow erst wenig, doch habe er einen günstigen Eindruck auf sie gemacht, andererseits sei sie durchaus nicht gesonnen, auf Werotschka einen Zwang auszuüben. »Laß er ruhig zu uns kommen, und wenn er gewinnt« . . .

Bolschynzow. Gewinnt? Sie gebrauchte das Wort »gewinnt«?

Schpigelskij. Wenn er gewinnt, die Gunst des Mädchens nämlich, so würden Natalia Petrowna und Anna Semjonowna nichts dagegen haben . . .

Bolschynzow. Nichts dagegen haben? Hat sie wirklich so gesagt? Nichts dagegen haben?

Schpigelskij. Nun, ja, ja, ja! Welch merkwürdiger Mensch Sie sind! Sie würden nichts dagegen haben, daß Sie glücklich werden.

Bolschynzow. Hm . . .

Schpigelskij. Daß Sie glücklich werden. Afanassij Iwanytsch, passen Sie auf, was wir jetzt für eine Aufgabe haben. Sie müssen jetzt Wera Alexandrowna überzeugen, daß eine Ehe mit Ihnen das Glück bedeutet. Sie müssen ihre Neigung - gewinnen.

Bolschynzow. Ja, ja, gewinnen . . . Das ist es . . . Sie haben recht.

Schpigelskij. Sie wollten doch unter allen Umständen, daß ich Sie heute hierher mitnahm . . . Nun, wir wollen jetzt also sehen – wie Sie in Aktion treten.

Bolschynzow. In Aktion treten? . . . Ja, ja, man muß in Aktion treten, Sie haben recht, gewinnen. Doch der Punkt ist der, Ignatij Iljitsch . . . Gestatten Sie, daß ich Ihnen gestehe, Ihnen, als meinem

besten Freund, daß ich eine Schwäche habe. Ich wünschte, wie Sie schon geruhten zu bemerken, ich wünschte, Sie sollten mich mitnehmen.

Schpigelskij. Sie haben nicht gewünscht, sondern gefordert, kategorisch gefordert.

Bolschynzow. Mag sein . . . Sie mögen recht haben. Aber jetzt, sehen Sie . . . Zu Hause da ging's. Zu Hause war ich bereit . . . Aber jetzt, jetzt habe ich Angst.

Schpigelskij. Warum denn Angst?

Bolschynzow *(ihn von unten her ansehend)* Es ist eben ein Risiko.

Schpigelskij. Was ist das?

Bolschynzow. Risiko . . . Ein großes Risiko . . . Ich muß Ihnen, Ignatij Iljitsch, ein Geständnis machen . . .

Schpigelskij *(ihn unterbrechend)* »Als Ihrem besten Freunde«? Das kennen wir, das kennen wir, also weiter!

Bolschynzow. Ja, das meinte ich. Ich muß Ihnen also ein Geständnis machen, daß ich . . . ich im allgemeinen mit Damen, mit dem weiblichen Geschlecht im allgemeinen – wie soll ich mich nur ausdrücken – nur ganz geringfügige Beziehungen unterhalten habe. Ich muß Ihnen offen erklären, ich kann mir einfach nicht vorstellen, was man zum Gegenstande eines Gesprächs mit einer Person weiblichen Geschlechtes machen kann – und dann speziell noch – mit einem jungfräulichen Wesen.

Schpigelskij. Oh, Sie setzen mich in Erstaunen. Ich für meinen Teil weiß nicht, worüber ich mit einer Person weiblichen Geschlechts nicht sprechen dürfte, und speziell mit einem jungfräulichen Wesen, und dann besonders noch unter vier Augen.

Bolschynzow. Nun ja, das sind Sie auch . . . Ich bitte Sie um alles in der Welt, wie sollte ich mich mit Ihnen vergleichen dürfen? Sehen Sie, deswegen nehme ich auch zu Ihnen meine Zuflucht, Ignatij Iljitsch. Man sagt, in allen diesen Dingen ist der Anfang schwer – wie wäre es denn, Sie würden so freundlich sein und mir für die Eröffnung eines Gesprächs – mit einem Wörtchen an die Hand gehen – so einer kleinen, netten Bemerkung, so einer Art Aperçu. Habe ich das erst, dann werde ich schon avancieren. Dann helfe ich mir schon irgendwie weiter.

Schpigelskij. Mit dem Aperçu werde ich Ihnen nicht dienen, Afanassij Iwanytsch, weil das für Sie nicht den geringsten Wert hat. Aber wenn Sie wollen, will ich Ihnen einen guten Rat geben.

Bolschynzow. Ach ja, bitte schön, Väterchen, wenn Sie so freundlich wären . . . Und was meine Dankbarkeit anbetrifft . . . Sie Wissen schon . . .

Schpigelskij. Wie Sie nur so reden können. Ich treibe doch keine Handelsgeschäfte mit Ihnen.

Bolschynzow *(flüsternd)* Was das Dreigespann anbetrifft, da können Sie ganz sicher sein.

Schpigelskij. Ja, jetzt hören Sie mal endlich auf. Sehen Sie Afanassij Iwanytsch, unstreitig sind Sie in jeder Beziehung ein vortrefflicher Mensch. *(Bolschynzow verneigt sich leicht)* Ein Mensch mit ausgezeichneten Eigenschaften . . .

Bolschynzow. Oh, ich bitte Sie . . .

Schpigelskij. Und außerdem besitzen Sie, wenn ich nicht irre, dreihundert Leibeigene?

Bolschynzow. Ja, zu dienen, dreihundertzwanzig.

Schpigelskij. Und alle vollkommen unverpfändet?

Bolschynzow. Ich habe keinen Pfennig Schulden.

Schpigelskij. Nun, sehen Sie mal an. Ich hatte recht. Sie sind ein vortrefflicher Mann und ein Bräutigam, wie man ihn suchen kann. Aber, Sie sagten ja selbst, Sie hätten nur ganz geringe Praxis mit Damen . . .

Bolschynzow *(mit einem Seufzer)* Jawohl . . . Ich hatte, kann man ruhig sagen, Ignatij Iljitsch, von Kind auf eine heilige Scheu vor dem weiblichen Geschlecht.

Schpigelskij *(seufzend)* Also doch! Aber das ist kein Fehler an einem Manne. Ganz im Gegenteil. Doch bei gewissen Gelegenheiten, zum Beispiel bei einer ersten Liebeserklärung, muß man in der Lage sein, seine Worte zu setzen . . . Habe ich nicht recht?

Bolschynzow. Aber vollkommen.

Schpigelskij. Sehen Sie, die Sache ist die: Wera Alexandrowna kann möglicherweise auf den Gedanken kommen, daß Sie sich nicht ganz wohlfühlen . . . Und wird nichts von einem Antrag merken. Und außerdem hat Ihre Erscheinung, auch wenn sie in jeder Beziehung

nicht unansehnlich ist, nichts, was in die Augen sticht. Das ist aber heutzutage ein Haupterfordernis, daß etwas in die Augen sticht.

Bolschynzow. Ja, ein Haupterfordernis. Den jungen Damen wenigstens gefällt nur so etwas.

Schpigelskij. Hm, endlich was Ihr Alter angeht . . . Ich brauch' Sie doch in dieser Beziehung nicht schonen. Wenn Sie nun daran denken, einen Eindruck zu machen durch die Art, wie sie Ihre Worte setzen, so ist das falsch kalkuliert. Sie haben ganz andere Ressourcen, auf die Sie sich mehr verlassen können. Nämlich Ihre Eigenschaften und die dreihundertzwanzig Leibeigenen. Ich an Ihrer Stelle würde einfach sagen zu Wera Alexandrowna . . .

Bolschynzow. Unter vier Augen?

Schpigelskij. Natürlich unter vier Augen: »Wera Alexandrowna, *(an den Lippenbewegungen von Bolschynzow ist erkennbar, daß er flüsternd jedes Wort des andern wiederholt)* ich liebe Sie und bitte um Ihre Hand. Ich bin ein gutartiger, einfacher, friedlicher und nicht armer Mensch; Sie werden an meiner Seite vollkommene Freiheit genießen. Ich werde mich bemühen, alle Ihre Wünsche zu erfüllen. Seien Sie so gut und erkundigen Sie sich über mich, wenden Sie mir etwas mehr Aufmerksamkeit zu als bisher – und geben Sie mir eine Antwort ganz nach Ihrem Wunsch und ganz zu einem Zeitpunkt, wann Sie wollen. Ich will warten und rechne es mir sogar zum Vergnügen an.«

Bolschynzow *(wiederholt das letzte laut)* Ich rechne es mir zum Vergnügen an . . . So, so, vortrefflich! Ich könnte es nicht besser machen. Indessen, Ignatij Iljitsch, Sie geruhten das Wort »friedlich« zu benutzen, also ich sei ein friedlicher Mensch . . .

Schpigelskij. Nun, und sind Sie denn das nicht?

Bolschynzow. Natürlich, indessen . . . Mir scheint . . . Schickt sich das auch, Ignatij Iljitsch? Sollte es nicht besser sein, zu sagen, beispielsweise . . . ?

Schpigelskij. Beispielsweise?

Bolschynzow Beispielsweise . . . Beispielsweise . . . *(Pause)* Im übrigen kann man ja schließlich auch sagen »friedlicher«.

Schpigelskij. Ach, Afanassij Iwanytsch, hören Sie, was ich Ihnen sagen will: Je einfacher Sie sich ausdrücken, je weniger Floskeln Sie verwenden, desto besser wird die Sache laufen, glauben Sie mir nur. Das Wichtigste ist, drängen Sie sie nicht, drängen Sie sie nicht. Wera

Alexandrowna ist noch sehr jung, es ist nicht ausgeschlossen, daß sie einen Schrecken kriegt . . . Lassen Sie ihr Zeit, genügend über Ihren Antrag nachzudenken. – Und dann ist da noch eins . . . Fast hätte ich es vergessen . . . Aber Sie haben mir ja erlaubt, daß ich Ihnen Ratschläge erteile . . . Es passiert Ihnen bisweilen, mein hochverehrter Afanassij Iwanytsch, daß Sie aussprechen: »Krucht« und »Weif«. Bitte schön, warum soll man so nicht sagen dürfen . . . Indessen, wissen Sie, die Worte »Frucht« und »Schweif« sind gebräuchlicher, sind sozusagen mehr in das Sprachgefühl eingedrungen. Und dann fällt mir noch ein . . . Sie haben da einen kleinen Gutsbesitzer, einen »Bon Jiban« genannt, Sie sagten . . . : »Was ist das für ein Bon Jiban!« Das ist natürlich eine vortreffliche Bezeichnung, aber leider kann man sich gar nichts dabei denken. Sie wissen, ich selbst bin gar nicht stark in Bezug auf den »französischen Dialekt«, aber so etwas merke ich doch. Vermeiden Sie die großen Redensarten, und ich garantiere für den Erfolg. *(Er schaut sich um.)* Da kommen sie ja alle wie gerufen. *(Bolschynzow will ausrücken.)* Ja, wo wollen Sie denn hin? Wieder Birkenschwämme suchen? *(Bolschynzow lächelt, wird rot und bleibt)* Die Hauptsache ist, keine Angst haben.

Bolschynzow *(eilig)* Aber Wera Alexandrowna weiß noch von gar nichts.

Schpigelskij. Das wäre ja noch besser.

Bolschynzow. Im übrigen verlasse ich mich ganz auf Sie . . . *(Er schneuzt sich.)*

(Von links treten auf Natalia, Wera Bjelajew mit dem Drachen, Kolja, hinterdrein Rakitin und Lisaweta Bogdanowna.)

Natalia Petrowna *(zu Bolschynzow und Schpigelskij)* Ah, guten Tag, meine Herren! Guten Tag, Schpigelskij! Ich habe Sie heute gar nicht erwartet, aber ich freue mich immer, wenn Sie kommen. Guten Tag Afanassij Iwanytsch! *(Bolschynzow verneigt sich mit einiger Verlegenheit)*

Schpigelskij *(auf Bolschynzow weisend)* Dieser Herr hier wollte unter allen Umständen mich hierher bringen.

Natalia Petrowna *(lachend)* Ich bin ihm sehr dankbar dafür . . . Muß man Sie denn zwingen, wenn Sie zu uns kommen sollen?

Schpigelskij. Ich bitte Sie . . . Erst heute früh bin ich ja von hier . . .

Natalia Petrowna. Der Herr Diplomat ist in seine eigene Schlinge geraten.

Schpigelskij. Ich freue mich sehr, Natalia Petrowna, Sie so heiter gestimmt vorzufinden.

Natalia Petrowna. Ach, Sie glauben das hervorheben zu müssen? . . . Ist das denn ein solcher Ausnahmezustand?

Schpigelskij. Oh, ich bitte Sie . . . Nein!

Natalia Petrowna. Monsieur le diplomate, Sie verhaspeln sich immer mehr.

Kolja *(der sich die ganze Zeit über ungeduldig um Bjelajew und Wera zu schaffen gemacht hat)* Ja, wie ist es denn, maman, wann werden wir denn den Drachen steigen lassen?

Natalia Petrowna. Wann du willst . . . Alexei Nikolajitsch und du, Werotschka, kommt, wir wollen auf die Wiese. *(Zu den übrigen)* Ich glaube, Herrschaften, das ist kein Vergnügen für Sie. Lisaweta Bogdanowna und Rakitin, ich vertraue Ihnen unsern guten Afanassij Iwanytsch an.

Rakitin. Woraus schließen Sie das, Natalia Petrowna, daß das kein Vergnügen für uns ist?

Natalia Petrowna. Ihr seid Leute von Intelligenz. Euch kommt so etwas vor, als seien das Kinkerlitzchen . . . Wie Sie wünschen . . . Wir haben nichts dagegen, wenn Sie hinter uns drein kommen. *(Zu Bjelajew und Wera)* Kommt!

(Natalia Petrowna, Wera, Bjelajew und Kolja rechts ab)

Schpigelskij *(sieht einigermaßen erstaunt Rakitin an. Zu Bolschynzow)* Mein guter Afanassij Iwanytsch, reichen Sie Lisaweta Bogdanowna Ihren Arm . . .

Bolschynzow *(eilig)* Aber mit großem Vergnügen. *(Tut es.)*

Schpigelskij *(zu Rakitin)* Wir wollen zusammen gehen, wenn Sie gestatten, Michailo Alexandrytsch! *(Er faßt ihn unter)* Sieh mal, wie sie die Allee entlanglaufen. Wir wollen zuschauen, wie sie den Drachen steigen lassen, auch wenn wir Leute von Intelligenz sind.

Bolschynzow *(gehend, zu Lisaweta Bogdanowna)* Heute ist, man kann ruhig sagen, wunderschönes Wetter.

Lisaweta Bogdanowna *(verlegen)* Ach ja, sehr schön.

Schpigelskij *(zu Rakitin)* Wir haben miteinander zu reden, Michailo Alexandrytsch. *(Rakitin lacht plötzlich los.)* Warum lachen Sie denn?

Rakitin. Ach, nur so . . . Ich lache, weil wir in die Arrieregarde geraten sind.

Schpigelskij. Die Avantgarde, wissen Sie, kann sehr leicht zur Arrieregarde werden . . . Die ganze Sache beruht nur in der Umkehrung der Richtung.

(Alle ab nach rechts)

Dritter Akt.

Dieselbe Dekoration wie im ersten Akt. Aus den Türen kommen Rakitin und Schpigelskij

Schpigelskij. Wie wär's denn, Michailo Alexandrytsch, Sie würden mir etwas helfen, bitte schön.

Rakitin. Ja, womit könnte ich Ihnen einen Dienst leisten, Ignatij Iljitsch?

Schpigelskij. Womit? Wie Sie nur fragen können! Versetzen Sie sich in meine Lage. Ich bin in dieser Sache Partei, selbstverständlich. Man kann so sagen, daß ich Schritte tat, bloß einem andern zuliebe . . . Mein gutes Herze wird mich noch in die größten Schwierigkeiten bringen.

Rakitin *(lachend)* Nun, die größten Schwierigkeiten stellen sich nicht ohne weiteres ein.

Schpigelskij *(auch lachend)* Das stimmt, meine Lage ist aber doch einigermaßen peinlich. Auf Anregung von Natalia Petrowna habe ich Bolschynzow hierhergebracht und ihm eine Antwort gegeben mit ihrer Erlaubnis. Und jetzt schmollen sie von einer Seite mit mir, als wenn ich einen faux pas gemacht hätte, von der andern gibt mir Bolschynzow keine Ruhe mehr. Ihm weicht man aus, mit mir spricht man nicht.

Rakitin. Ich begreife gar nicht, Ignatij Iljitsch, wieso Sie Lust haben, sich mit solchen Dingen zu befassen. Entre nous, Bolschynzow ist einfach ein Dummkopf.

Schpigelskij. Wie schön das klingt: »Entre nous.« Da haben Sie aber eine große Neuigkeit verkündet. Seit wann heiraten denn nur die klugen Leute? An allen andern Punkten kann man einem Esel Konkurrenz machen, beim Eheschließen aber soll man sie gewähren lassen. Sie meinen, ich hätte mich mit der Sache befaßt? Absolut nicht. Alles verlief so: Ein Freund bittet mich, ich möchte ein Wörtchen zu seinen Gunsten fallen lassen . . . Glauben Sie, ich sollte ihn abschlägig bescheiden? Ich bin ein gutmütiger Mensch. Ich kann niemanden abweisen. Ich führe den Auftrag des Freundes aus. Man antwortet mir: »Ergebensten Dank! Geben Sie sich weiter keine Mühe!« Ich verstehe und halte mich zurück. Dann fängt man an, mir

Vorschläge zu machen, und spornt mich zu weiteren Maßnahmen an . . . Ich lasse mich breitschlagen, und man wird unwillig. Ich möchte nur Wissen, was ich verbrochen habe!

Rakitin. Nach wessen Ansicht haben Sie denn etwas verbrochen? . . . Ich wundere mich nur über eins: Warum legen Sie sich eigentlich so ins Zeug?

Schpigelskij. Sie fragen, warum . . . Warum? Nun, der Mensch läßt mir eben gar keine Ruhe.

Rakitin. Was Sie nicht sagen.

Schpigelskij. Außerdem sind wir von alters her Freunde.

Rakitin *(ungläubig lächelnd)* Ja? Dann sieht die Sache ja anders aus.

Schpigelskij *(ebenfalls lächelnd)* Im übrigen will ich Ihnen gegenüber keine Winkelzüge machen . . . Bei Ihnen hat man ja mit Finten kein Glück. Nun, er . . . hat mir eben in Aussicht gestellt, mein Beipferd taugt nicht mehr viel, und da hat er mir eben in Aussicht gestellt . . .

Rakitin. Nun, ein neues Beipferd?

Schpigelskij. Nein, offen gesagt, ein neues Dreigespann.

Rakitin. Das hätten Sie doch schon längst sagen können.

Schpigelskij *(lebhaft)* Aber, bitte, nehmen Sie nicht an . . . Um keinen Preis möchte ich in einer solchen Sache Mittelsperson sein, dergleichen Dinge laufen meiner Natur stracks zuwider. *(Rakitin lacht)* Aber Bolschynzow ist mir als ein vollendeter Ehrenmann bekannt . . . Kurz gesagt, ich wünsche jetzt nur eins: Sie sollen mir eine klare Antwort geben, ja oder nein.

Rakitin. Ist denn die Angelegenheit bis zu diesem Punkte der Reife gediehen?

Schpigelskij. Ja, was stellen Sie sich denn vor? . . . Es handelt sich ja zunächst gar nicht um die Heirat, sondern um die Erlaubnis, vorsprechen, seine Aufwartung machen zu dürfen . . .

Rakitin. Kann man ihm denn das verbieten?

Schpigelskij. Was Sie da für Worte brauchen – verbieten! Bei jedem andern liegt der Fall anders. Bolschynzow aber ist ein zaghafter Mensch, ein Unschuldsengel, einfach aus dem goldnen Zeitalter der Asträa. Es fehlt wenig zu völliger Primitivität. Er hat sehr wenig Selbstvertrauen, man muß ihn ein wenig anspornen. Und außerdem hat er die allerbesten Absichten.

Rakitin. Und das Dreigespann ist auch sehr schön.

Schpigelskij. Nun ja, das auch. *(Er schnupft und streckt Rakitin die Tabaksdose hin.)* Prise gefällig?

Rakitin. Nein, danke schön.

Schpigelskij. Sie sehen also, Michail Alexandrytsch, es liegt außerhalb meiner Absichten, Sie zu betrügen. Wozu denn auch? Die Sache liegt doch klar auf der Hand. Ein Mensch von tadelloser Lebensführung, mit Vermögen, von gutartigem Charakter . . . Nimmt man ihn – schön! Nimmt man ihn nicht – nun, auch gut!

Rakitin. Das mag ja alles ganz schön sein, aber was habe ich mit der Sache zu tun? Ich sehe da wirklich keine Aktionsmöglichkeit für mich.

Schpigelskij. Wie Sie nur so reden können, Michailo Alexandrytsch! Wir wissen doch, daß Sie bei Natalia Petrowna einen Stein im Brett haben und daß sie auf Ihr Urteil bisweilen großen Wert legt. Wirklich. Michailo Alexandrytsch! *(Er streckt den Arm aus, um ihn zu umarmen.)* Handeln Sie einmal freundschaftlich, flüstern Sie ein Wörtchen.

Rakitin. Und Sie sind der Ansicht, das sei ein passender Mann für Wera?

Schpigelskij *(eine seriöse Haltung annehmend)* Ich bin überzeugt davon. Sie sind anderer Ansicht? . . . Nun, Sie werden es ja hernach sehen . . . In der Ehe, Sie wissen's sicherlich selbst, ist die Solidität des Charakters die Hauptsache. Und das ist Bolschynzows Force. *(Er schaut sich um.)* Ich glaube, Natalia Petrowna kommt auf uns zu . . . Väterchen, guter Freund, Wohltäter! Zwei Braune als Beipferde, als Mittelpferd. Werden Sie mir den Gefallen tun?

Rakitin *(lacht)* Nun also, gut, abgemacht . . .

Schpigelskij. Aber sehen Sie zu, ich verlasse mich auf Sie . . . *(Zieht sich in den Saal zurück)*

Rakitin *(ihm nachschauend)* Das ist mal ein Schleicher, der Doktor! Werotschka und . . . Bolschynzow! Übrigens! Was wäre dabei! Es kommen auch Ehen unter ungünstigeren Auspizien zustande. Ich führe eben seinen Auftrag aus . . . Und das übrige geht mich dann nichts mehr an. *(Er macht kehrt)*

(Aus dem Kabinett Natalia Petrowna, die, Rakitin erblickend, stehenbleibt.)

Natalia Petrowna *(zögernd)* Ach, Sie sind das! . . . Ich glaubte, Sie wären im Garten.

Rakitin. Es scheint beinahe, als wäre es Ihnen peinlich . . .

Natalia Petrowna *(ihn unterbrechend)* Ach, gehn Sie mir doch! *(Sie tritt in den Vordergrund)* Sind Sie allein hier?

Rakitin. Schpigelskij ging eben fort.

Natalia Petrowna. Der Talleyrand unseres Landkreises. Was brachte er Neues? Er drückt sich noch immer hier herum.

Rakitin. Dieser Talleyrand unseres Landkreises, welchen Titel Sie ihm zu verleihen geruhen, ist heute offenbar bei Ihnen in Ungnade, während . . . hingegen gestern . . .

Natalia Petrowna. Er ist lustig, er ist unterhaltend, da ist nichts zu sagen. Aber er steckt die Nase in Dinge hinein, die ihn nichts angehen . . . Das ist unangenehm. Außerdem ist er bei aller seiner Untertänigkeit frech und aufdringlich . . . Er ist ein großer Zyniker.

Rakitin *(näher kommend)* Gestern konnte man es ganz anders hören.

Natalia Petrowna. Kann sein. *(Lebhaft)* Was wollte er denn?

Rakitin. Er sprach . . . von Bolschynzow . . .

Natalia Petrowna. Ah, über diesen Dummkopf.

Rakitin. Auch über diesen Mann hörte sich Ihre Verlautbarung gestern anders an.

Natalia Petrowna *(gezwungen lächelnd)* Gestern – ist nicht heute.

Rakitin. Vielleicht für alle . . . Doch nicht für mich.

Natalia Petrowna *(zu Boden schauend)* Wie ist das zu verstehn?

Rakitin. Für mich ist gestern wie heute.

Natalia Petrowna *(ihm die Hand hinstreckend)* Ich verstehe Ihren Vorwurf. Aber Sie irren, gestern konnte ich nicht zugeben, daß ich Ihnen gegenüber im Unrecht war . . . *(Rakitin will sie unterbrechen.)* Unterbrechen Sie mich nicht jetzt schon. Ich weiß und Sie wissen, was ich sagen will . . . Aber heute gebe ich es zu. Ich habe mir vieles überlegt. Glauben Sie mir, Michail, wieviel dumme Einfälle ich auch haben mag, was ich auch reden und tun mag, ich baue auf niemanden so fest wie auf Sie. *(Leiser)* Ich liebe niemand so sehr wie Sie. *(Kurze Pause)* Sie glauben mir nicht?

Rakitin. Oh, ich glaube Ihnen schon . . . Sie scheinen heute traurig zu sein . . . Ist es nicht so? . . . Was ist mit Ihnen?

Natalia Petrowna *(ohne auf ihn einzugehen, fortfahrend)* Eins steht für mich fest, Rakitin, auf keinen Fall darf man Verantwortung auf sich nehmen und sich für etwas verbürgen. Bisweilen verstehen wir

unsere Vergangenheit nicht . . . Wie sollen wir denn die Verantwortung für die Zukunft auf uns nehmen?

Rakitin. Da haben Sie recht.

Natalia Petrowna *(nach einer großen Pause)* Hören Sie, ich will mit Ihnen aufrichtig sein, vielleicht kränke ich Sie dabei . . . Doch ich weiß, Heimlichtuerei würde Sie noch mehr kränken. Ich gestehe, Michail, dieser junge Student . . . Dieser Bjelajew hat auf mich einen sehr starken Eindruck gemacht.

Rakitin *(halblaut)* Das wußte ich doch.

Natalia Petrowna. Ja, haben Sie denn das bemerkt? Und wann?

Rakitin. Gestern.

Natalia Petrowna. Ah!

Rakitin. Schon vorgestern, Sie werden sich erinnern . . . Ich sprach von der Veränderung, die mit Ihnen vorgegangen ist . . . Ich wußte noch nicht, welchem Umstande ich diese Veränderung hätte zuschreiben sollen. Doch gestern, nach unserem Gespräch . . . Und da auf der Wiese . . . Wenn Sie sich nur selbst hätten sehen können! Ich erkannte Sie gar nicht wieder. Sie waren ein ganz anderer Mensch geworden. Sie lachten, sprangen . . . Sie waren lebhaft, wie ein junges Mädchen; Ihre Augen blitzten, Ihre Wangen waren mit Rot bedeckt, und mit welch freudiger Aufmerksamkeit, mit welchem vertrauenden Spürsinn schauten Sie ihn an . . . Wie heiter war Ihr Lachen . . . *(Mit einem Blick auf sie)* Von der bloßen Erinnerung belebt sich jetzt Ihr Gesicht. *(Er wendet sich ab)*

Natalia Petrowna. Nein, Rakitin, um Gottes willen, wenden Sie sich nicht ab . . . Hören Sie! Dieser junge Mensch hat mich durch seine Jugend angesteckt . . . Das ist das Ganze. Ich selbst war ja niemals jung, Michail, von früher Kindheit an bis zu diesem Tage . . . Sie kennen doch mein ganzes Leben. Da ich daran nicht gewöhnt bin, ist mir die Sache in den Kopf gestiegen wie ein Trunk Wein. Doch ich weiß, so schnell es gekommen ist, so schnell wird es auch vorübergehen . . . Darüber ist kein Wort zu verlieren. *(Pause)* Wenden Sie sich nicht ab von mir, ziehen Sie Ihre Hand nicht fort . . . Helfen Sie mir.

Rakitin *(halblaut)* Ihnen helfen . . . Hartes Wort . . . *(Laut)* Sie wissen selbst nicht, Natalia Petrowna, was mit Ihnen vorgeht. Nach Ihrer

Überzeugung ist die Sache nicht der Rede wert – und dann fordern Sie Hilfe von mir . . . Sie fühlen offenbar, daß Sie Hilfe nötig haben!

Natalia Petrowna. Also ja! . . . Ich wende mich an Sie wie an einen Freund.

Rakitin *(bitter)* Ja, zu dienen . . . Ich werde Ihr Vertrauen nicht enttäuschen . . . Doch gewähren Sie mir eine Atempause.

Natalia Petrowna. Atempause? Droht Ihnen denn etwa eine Unannehmlichkeit? Hat sich denn irgend etwas verändert?

Rakitin *(bitter)* O nein! Alles steht noch wie früher.

Natalia Petrowna. Ja, was glauben Sie denn, Michail? Können Sie annehmen . . .

Rakitin. Ich nehme gar nichts an . . .

Natalia Petrowna. Etwa gar Verachtung . . .

Rakitin. Hören Sie um Gottes willen auf. Wir wollen lieber die Sache Bolschynzow besprechen. Der Doktor erwartet Ihre Antwort, Sie wissen doch, Wera betreffend . . .

Natalia Petrowna. *(niedergeschlagen)* Sie zürnen mir?

Rakitin. Ich, oh nein! Sie tun mir leid.

Natalia Petrowna. Ich muß sagen, das ist niederschmetternd. Michail, schämen Sie sich denn nicht ein bißchen . . . *(Rakitin schweigt. Sie zuckt die Achsel, verstimmt.)* Sie sagen mir da, der Doktor warte auf Antwort? Ja, wer hat ihn denn angegangen, sich einzumischen . . .

Rakitin. Er versicherte, Sie selbst hätten . . .

Natalia Petrowna *(ihn unterbrechend)* Kann sein, kann sein! . . . Doch etwas Positives hat er aus meinem Munde nicht gehört . . . Und überdies kann ich doch meine Absicht ändern . . . Und schließlich, wäre denn das ein so großes Unglück! Schpigelskij gibt sich mit Geschäften jeglicher Art ab, er braucht auch nicht immer unbedingt Erfolg zu haben.

Rakitin. Er will nur Antwort haben . . .

Natalia Petrowna. Antwort . . . *(Pause)* Michail, hören Sie auf, geben Sie mir die Hand . . . Wozu diese gleichmütige Miene, diese kalte Höflichkeit? . . . Was habe ich denn verbrochen? Denken Sie doch, soll das eine Schuld sein? Ich kam in der Hoffnung, einen guten Rat zu bekommen. Ich hatte nicht einen Moment geschwankt, ich wollte gar nichts verbergen, und Sie . . . Ich sehe, es ist nichts dabei herausgekommen, daß ich offen gegen Sie war. Sie hatten keinen

Argwohn, Sie täuschten mich. Und jetzt mag nur Gott wissen, was Sie denken.

Rakitin. Um alles in der Welt, ich?

Natalia Petrowna. Geben Sie mir Ihre Hand . . . *(Er rührt sich nicht, sie fährt einigermaßen gekränkt fort).* Sie wenden sich entschieden von mir ab? Schlimm für Sie, passen Sie auf! Übrigens zürne ich Ihnen nicht . . . *(Bitter)* Sie sind eben eifersüchtig.

Rakitin. Ich habe gar nicht die Berechtigung eifersüchtig zu sein, Natalia Petrowna. Wie kommen Sie auf solche Gedanken?

Natalia Petrowna *(nach einer Pause)* Nun, wie Sie wollen. Und in der Sache Bolschynzow habe ich mit Wera noch nicht gesprochen.

Rakitin. Ich kann sie ja gleich holen.

Natalia Petrowna. Warum so eilig? Übrigens tun Sie, was Sie wollen.

Rakitin *(auf die Tür des Kabinetts los)* Ich soll sie also holen?

Natalia Petrowna. Michel, zum letztenmal . . . Eben haben Sie gesagt, ich täte Ihnen leid . . . So also sieht Ihr Mitleid aus? Ist es möglich?

Rakitin. *(kalt)* Was befehlen Sie?

Natalia Petrowna *(verstimmt)* Also gehen Sie! *(Rakitin ab ins Kabinett. Natalia Petrowna bleibt eine Zeitlang unbeweglich, setzt sich, langt nach einem Buch auf dem Tisch, schlägt es auf und läßt es in den Schoß sinken.)* Auch der! Was soll das bedeuten? Er und . . . er . . . Und ich hatte ihm doch so vertraut. Und dann Arkadij? Mein Gott, an den habe ich noch gar nicht gedacht. *(Sich in die Höhe reckend)* Ich sehe, es bleibt nichts übrig, man muß dieses alles abstellen . . . *(Wera aus dem Kabinett)* Es bleibt nichts andres übrig . . .

Wera *(zaghaft)* Natalia Petrowna, Sie haben mich holen lassen?

Natalia Petrowna *(mit einer plötzlichen Wendung)* Ja, mein Kind, ich habe dich holen lassen.

Wera *(auf sie zu)* Sie sind doch wohl?

Natalia Petrowna. Ich, ja . . . Warum denn?

Wera. Mir schien . . .

Natalia Petrowna. Nein, es ist nichts. Mir ist ein wenig heiß . . . Das ist alles. Setz dich. *(Wera tut es)* Wera, du bist jetzt völlig ruhig?

Wera. Ja.

Natalia Petrowna. Ich frage dich deshalb, weil ich etwas mit dir zu besprechen habe . . . Ganz Ernstliches zu besprechen habe. Du weißt

selbst, mein Herz, daß du bis jetzt ein Kind warst. Doch du bist siebzehn. Dein Verstand ist entwickelt . . . Du mußt jetzt an deine Zukunft denken. Daß ich dich liebe wie eine Tochter, weißt du. Mein Haus wird immer dein Haus sein . . . In den Augen anderer Leute bleibst du immer ein Waisenkind. Du hast kein Vermögen. Einmal mußt du es doch überbekommen, ewig bei fremden Leuten zu sein. Also höre! Willst du Herrin, volle Herrin in deinem eigenen Heime sein?

Wera *(zögernd)* Ich verstehe Sie nicht, Natalia Petrowna.

Natalia Petrowna *(Pause)* Man bewirbt sich um deine Hand. *(Wera: erstaunter Blick auf Natalia Petrowna)* Ja, das hast du nicht erwartet, ich muß gestehen, auch mir kommt es überraschend. Du bist ja noch so jung. Ich habe keinen Anlaß, dich darauf aufmerksam zu machen, daß die Absicht des Zwanges von meiner Seite ausgeschlossen ist. Mir scheint, es ist noch reichlich früh für eine Ehe . . . Nur hielt ich es für meine Pflicht, es dir mitzuteilen. *(Wera bedeckt ihr Gesicht mit den Händen.)* Wera, was ist denn? Ja, warum weinst du denn? *(Sie ergreift ihre Hand)* Du zittert ja am ganzen Leibe . . ... Du hast doch nicht etwa Angst vor mir, Wera?

Wera *(aus dumpfer Brust)* Ich bin in Ihrer Gewalt, Natalia Petrowna.

Natalia Petrowna *(sie nimmt Wera die Hände vom Gesicht)* Wera, schämst du dich denn nicht so zu weinen? Wie kannst du sagen, du seiest in meiner Gewalt . . . Für was hältst du mich denn? Ich spreche mit dir wie mit einer Tochter, und du . . . *(Wera küßt ihr die Hand)* Was soll das heißen: Du bist in meiner Gewalt? Jetzt mußt du aber einmal selbst darüber lachen . . . Ich befehle es dir! *(Wera lächelt unter Tränen.)* So ist's schön! *(Natalia umarmt sie mit einem Arm und drückt sie mit dem andern an sich.)* Wera, mein Kind, sei so zu mir, wie du zu deiner Mutter sein würdest, oder nein, besser . . . Stell dir vor, ich sei deine Schwester, und dann wollen wir uns beide diese wunderliche Sache durch den Kopf gehen lassen . . . Willst du?

Wera. Ich bin bereit.

Natalia Petrowna. Also höre . . . Komm näher heran . . . So ist es schön. Da wir angenommen haben, daß du meine Schwester bist, so brauche ich dir nicht ausdrücklich zu versichern, daß du hier dein Heim hat. Für so wundervolle Augen gibt es überall ein Heim. Also darf dir niemals der Gedanke kommen, daß du irgendeinem Menschen lästig fällt, und daß man dich woanders unterbringen will . . . Hast du mich gut verstanden? Aber eines schönen Tages

kommt deine Schwester zu dir und spricht: Denke dir, Wera, es ist da jemand, der dich heiraten will . . . Was hast du für eine Antwort darauf? Du seist noch sehr jung, Gedanken an Ehe seien dir noch nicht gekommen?

Wera. Ja, zu dienen.

Natalia Petrowna Sage doch nicht immer »zu dienen«! Spricht man denn zu einer Schwester in dieser Manier?

Wera *(lächelnd)* Nun, gut.

Natalia Petrowna. Deine Schwester teilt deine Ansicht, der Freier wird fortgeschickt, damit ist die Sache zu Ende. Aber wenn der Freier ein trefflicher Mensch ist und vermögend, wenn er noch warten will, wenn er nur um die Erlaubnis bittet, dich von Zeit zu Zeit sehen zu dürfen, in der Hoffnung, daß er dir eines Tages gefallen könnte . . .

Wera. Wer ist denn dieser Freier?

Natalia Petrowna. Ah! Du bist neugierig . . . Du errätst es nicht?

Wera. Nein.

Natalia Petrowna. Du hast ihn heute gesehen . . . *(Wera errötet über und über)* Es ist ja wahr, er ist nicht sehr ansehnlich und nicht sehr jung . . . Bolschynzow nämlich.

Wera. Afanassij Iwanytsch?

Natalia Petrowna. Ja, Afanassij Iwanytsch.

Wera *(schaut Natalia Petrowna eine Weile an und lacht. Nach einer Pause)* Ach, Sie machen doch wohl nur Spaß?

Natalia Petrowna *(lächelnd)* Nein, aber ich sehe . . . Bolschynzow hat hier ausgespielt. Hättest du geweint, so hätte er noch Hoffnung gehabt, aber du begannst zu lachen. Dem bleibt nur eins übrig, sich mit Gott auf den Weg zu machen.

Wera. Entschuldigen Sie! Aber wahrlich . . . Ich konnte durchaus nicht erwarten . . . Heiratet man denn in diesem Lebensalter noch?

Natalia Petrowna. Was du für Ansichten hast! Wie alt ist er denn schon? Er ist noch nicht fünfzig. Das ist das beste Heiratsalter.

Wera. Kann sein, aber er hat so ein merkwürdiges Gesicht.

Natalia Petrowna. Nun, reden wir nicht mehr von ihm. Er ist tot und begraben . . . Gott mit ihm. Im übrigen, es ist ja verständlich, einem jungen Mädchen in deinem Alter kann ein solcher Mann, wie

Bolschynzow einer ist, nicht gefallen. Ihr alle wollt doch auf Liebe hin heiraten. Und nicht der Räson gemäß! Habe ich nicht recht?

Wera. Natalia Petrowna, dann haben Sie auch nicht aus Liebe geheiratet?

Natalia Petrowna *(Pause)* – Nun, selbstverständlich aus Liebe. *(Neue Pause. Sie läßt Weras Hand sinken)* Ja, Wera, ich nannte dich eben ein junges Mädchen, und junge Mädchen haben recht. *(Wera sieht zu Boden.)* Die Sache ist entschieden, Bolschynzow ist abgetan. Ich muß gestehen, ich selbst habe keine Freude daran, sein altes, gedunsenes Gesicht neben deinem frischen Gesichtchen zu sehen. Im übrigen ist er ja ein ganz vortrefflicher Mensch . . . Siehst du nun, wie ganz grundlos deine Scheu vor mir war? Und wie alles so schnell in Ordnung gekommen ist? . . . *(Mit einem tadelnden Ton)* Du benahmst dich ja so, als wäre ich deine Wohltäterin. Du weißt ja, wie sehr ich dies Wort hasse . . .

Wera *(sie umarmend)* Verzeihen Sie mir, Natalia Petrowna.

Natalia Petrowna. Nun, also . . . Gestehe, du hast keine Angst mehr vor mir . . .

Wera. Nein, ich liebe Sie . . . Ich fürchte Sie nicht.

Natalia Petrowna. Nun also, Dank dir dafür. Als gute Freundinnen, die wir sind, wollen wir nichts voreinander verborgen halten. Wenn ich dich nun frage: Werotschka, sage mir leise ins Ohr: Du refüsiert Bolschynzow nur aus dem Grunde, weil er bei weitem älter und so garstig ist?

Wera. Sind das nicht hinreichende Gründe, Natalia Petrowna?

Natalia Petrowna. Das läßt sich nicht bestreiten . . . Aber ein anderer Grund liegt durchaus nicht vor?

Wera. Ich weiß gar nicht . . .

Natalia Petrowna. Du beantwortet ja meine Frage gar nicht . . .

Wera. Ein anderer Grund liegt nicht vor.

Natalia Petrowna. In der Tat? Ich würde dir aber doch raten, ein wenig nachzudenken. Es mag ja sein, daß es nicht so leicht ist, sich in Bolschynzow zu verlieben . . . Aber ich sag' es noch einmal, er ist ein ganz vortrefflicher Mensch. Hättest du dich etwa in einen andern verschossen . . . Dann läge die Sache aber wesentlich anders. Bis zum heutigen Tag aber scheint dein Herz noch geschwiegen zu haben.

Wera. Wie meinen Sie das?

Natalia Petrowna. Du liebst vorläufig noch niemanden?

Wera. Sie liebe ich . . . Kolja. Anna Semjonowna liebe ich auch.

Natalia Petrowna. Du verstehst mich nicht. Von dieser Liebe ist nicht die Rede . . . Aber beispielsweise, du hast doch junge Leute hier gesehen, oder in Gesellschaften . . . Sollte denn nicht ein einziger Eindruck auf dich gemacht haben?

Wera. Nein, zu dienen . . . Einige gefallen mir ganz gut . . .

Natalia Petrowna. Zum Beispiel gestern tanztest du bei Krinizyns dreimal mit diesem hochgewachsenen Offizier . . . Ja, wie heißt er doch gleich?

Wera. Mit einem Offizier?

Natalia Petrowna. Ja, er hat einen so großen Schnurrbart.

Wera. Ach, der! Der gefällt mir nicht!

Natalia Petrowna. Nun, und Schalanski?

Wera. Schalanski ist ein guter Mensch, aber . . . Ich glaube nicht, daß der sich etwas aus mir macht.

Natalia Petrowna. Wieso?

Wera. Dem steckt eher die Lisa Welski im Kopf.

Natalia Petrowna *(mit einem Blick auf Wera)* Ah, das hast du bemerkt? . . . *(Pause)* Nun, und Rakitin?

Wera. Michail Alexandrowitsch mag ich sehr gut leiden.

Natalia Petrowna. So, wie man einen Bruder leiden mag . . . Na, und dann Bjelajew?

Wera *(rot werdend)* Alexei Nikolajitsch? Der gefällt mir sehr gut.

Natalia Petrowna *(sie scharf ins Auge fassend)* Er ist ein guter Mensch. Aber er zeigt sich unter Leuten sehr blöde.

Wera *(unschuldig)* Nein, zu dienen . . . Mit mir ist er gar nicht blöde.

Natalia Petrowna. Ah!

Wera. Mit mir spricht er ganz nett . . . Sie halten ihn für blöd, weil er . . . Er hat eben Angst vor Ihnen . . . Er hatte noch keine Gelegenheit, Ihr Wesen kennenzulernen.

Natalia Petrowna. Woher weißt du denn, daß er Angst vor mir hat?

Wera. Er hat es mir öfters gesagt.

Natalia Petrowna. Ah! Er hat es dir öfters gesagt? Vor dir ist er also nicht so zugeknöpft wie vor andern?

Wera. »Ich weiß nicht, wie er mit andern ist, doch mit mir . . . Das kommt möglicherweise davon, daß wir beide verwaist sind. Und außerdem . . . In seinen Augen bin ich noch ein Kind.

Natalia Petrowna. Du glaubst? Im übrigen gefällt er auch mir sehr gut. Er hat sicherlich ein gutes Herz.

Wera. Oh, ein sehr gutes Herz! Wenn Sie wüßten . . . Alle im Hause haben ihn gern. Er ist so freundlich, mit allen spricht er. Allen springt er gleich bei. Vorgestern hat er eine alte Bettelfrau auf der großen Straße getroffen und auf seinen Armen bis ins Krankenhaus getragen. Blumen pflückte er für mich an einem Abgrund, vor Schrecken mußte ich geradezu die Augen schließen. Ich dachte immer, er fällt und bricht ein Bein . . . Er ist so geschickt! Das konnten Sie ja gestern selber sehen.

Natalia Petrowna. Ja, das stimmt.

Wera. Haben Sie bemerkt, als er den Drachen holen wollte, was für einen großen Sprung er da machte? Das macht er so ohne weiteres.

Natalia Petrowna. Und für dich hat er Blumen an einer gefährlichen Stelle gepflückt? Da muß er doch etwas für dich empfinden?

Wera *(nach einer Pause)* Und immer ist er so heiter . . . Immer bei guter Laune.

Natalia Petrowna. Das ist doch merkwürdig, warum ist er denn in meiner Gegenwart . . .

Wera *(sie unterbrechend)* Ich sagte es Ihnen doch schon . . . Ihr Wesen ist ihm noch ganz fremd. Aber warten Sie, ich sage es ihm . . . Ich sage es ihm, daß er seine Scheu ablegen soll . . . Ich habe doch recht? Daß Sie ein so guter Mensch sind . . .

Natalia Petrowna *(gezwungen lächelnd)* Danke schön für die Bemühung.

Wera. Warten Sie nur, Sie werden sehen. Auf mich hört er, obgleich ich jünger bin als er.

Natalia Petrowna. Ich wußte nicht, daß ihr so befreundet seid . . . Doch schau zu, Wera, sei vorsichtig . . . Natürlich, er ist ein prachtvoller junger Mensch . . . Doch du weißt, in deinen Jahren . . . Das taugt nicht . . . Man könnte denken . . . Schon gestern abend habe ich etwas Ähnliches geäußert . . . Erinnerst du dich, im Garten? *(Wera senkt den Blick)* Anderseits will ich dich in deinen Neigungen nicht hindern, ich vertraue dir und ihm . . . Indessen sei nicht böse über

mich, mein Herz . . . Über meine Pedanterie. Es ist das Merkmal des Alters, den jungen Leuten mit Vorschriften lästig zu fallen. Mir scheint, ich rede aber das ganz völlig in den Wind . . . Nicht wahr, er gefällt dir – und das ist alles?

Wera *(erhebt zaghaft ihren Blick)* Er . . .

Natalia Petrowna. Das ist wieder der Blick! Schaut man so eine Schwester an? Wera, beug dich mal zu mir herunter. *(Streichelnd)* Wenn jetzt deine Schwester, deine richtige Schwester, dir die Frage leise ins Ohr sagen würde: Werotschka, wie ist es denn? Dein Herz ist ganz frei? . . . Nun, was würdest du dann antworten? *(Wera schaut Natalia Petrowna unsicher an.)* Diese Augen wollen mir etwas sagen . . . *(Wera drückt plötzlich ihr Gesicht an die Brust der Natalia Petrowna. Diese wird bleich und fährt nach einer Pause fort)* Sage es mir, du liebst? Du liebst?

Wera *(ohne den Kopf zu erheben)* Ach, ich weiß es selbst nicht, was mit mir ist.

Natalia Petrowna. Armes Kind! Du bist verliebt. *(Wera drückt sich noch fester an Natalia Petrowna)* Du bist verliebt . . . Und er? Wera, wie steht es mit ihm? Wera *(noch immer, ohne den Kopf zu erheben)* Wozu fragen Sie mich . . . Ich weiß es nicht . . . Es kann sein . . . Ich weiß es nicht . . . Ich weiß es nicht. *(Natalia Petrowna zuckt zusammen und bleibt unbeweglich. Wera hebt ihren Kopf und bemerkt die Veränderung im Gesicht von Natalia Petrowna)* Natalia Petrowna, was ist Ihnen?

Natalia Petrowna *(zu sich selbst kommend)* Mit mir . . . ist nichts. Gar nichts.

Wera. Sie sind so bleich? . . . Was ist Ihnen? Erlauben Sie, ich will läuten. *(Sie steht auf)*

Natalia Petrowna. Nein, nein . . . läute nicht! Das ist nicht weiter schlimm. Das geht vorüber . . . Sieh, es ist schon vorbei.

Wera. Erlauben Sie mir wenigstens, jemanden zu rufen.

Natalia Petrowna. Nein, ich will allein bleiben . . . Geh jetzt, bitte. Hört du? Wir sprechen noch miteinander . . . Geh jetzt!

Wera. Sie zürnen mir nicht, Natalia Petrowna?

Natalia Petrowna. Ich . . . warum denn? Keineswegs. Ich danke dir vielmehr für dein Vertrauen. Aber laß mich jetzt, bitte, allein.

(Wera greift nach der Hand Natalia Petrownas, diese wendet sich aber ab, als hätte sie Weras Bewegung gar nicht bemerkt.)

Wera *(mit Tränen in den Augen)* Natalia Petrowna . . .

Natalia Petrowna. Bitte, lassen Sie mich allein. *(Wera langsam ab ins Kabinett. Natalia Petrowna bleibt eine Weile unbeweglich)* Jetzt ist mir alles klar . . . Diese Kinder lieben einander . . . *(Sie fährt sich mit der Hand übers Gesicht.)* Nun. Desto besser . . . Gott gebe ihnen Glück! *(Lachend)* Und ich konnte denken . . . *(Pause)* Sie hat sich schnell verraten . . . Und ich hatte gar nichts geargwöhnt. Ich muß gestehen, diese Neuigkeit macht mir zu schaffen . . . Wartet nur, noch ist nicht aller Tage Abend. Mein Gott . . . Was sage ich da? Was geht mit mir vor? Ich erkenne mich ja selbst nicht mehr. Wohin bin ich geraten? *(Pause)* Was tue ich da? Ich will ein armes Waisenkind mit einem alten Mann verheiraten! . . . Ich bediene mich der Dienste des Doktors . . . Er übersieht die Lage . . . Arkadij, Rakitin . . . und ich . . . *(Sie zuckt zusammen und hebt plötzlich ihren Kopf)* Ja, was wäre denn dies? Ich bin eifersüchtig auf Wera. Ich . . . bin verliebt in ihn. Ist es nicht so? *(Pause)* Und du zweifelt noch . . . Unglückliche, dein Herz hat gesprochen. Wie das geschehen konnte, weiß ich nicht . . . Es ist, als hätte man mir Gift gereicht. Es ist, als sei alles zerschlagen und in Stücken . . . Er hat Scheu vor mir . . . Alle haben Scheu vor mir . . . Was kann er an mir finden – was kann ein solches Wesen wie ich ihm sein? Er ist jung und sie ist jung. Aber ich! *(Bitter)* Wie sollte er einen Blick für meinen Wert haben? Rakitin sagt, beide seien töricht. Ach, wie ich diesen Räsoneur hasse! Ach, Arkadij, guter, vertrauensseliger Arkadij! Mein Gott, das ist mein Tod! *(Sie steht auf)* Mir ist, als verliere ich meinen Verstand . . . Wozu übertreiben? Nun ja, ich bin verblendet. Es ist etwas Neues für mich. Es ist das erstemal. Ich liebe das erstemal! *(Sie setzt sich)* Er muß abreisen. Ja. Und Rakitin auch. Es ist Zeit, daß ich Herrin meines Kopfes werde. Ich ließ mir einen Moment die Zügel locker – und da bin ich schon so weit. Da stehe ich schon da. Und was gewann mein Herz für ihn? *(Sie denkt nach)* Ach, es ist ein furchtbares Gefühl . . . Arkadij! Ich flüchte mich in seine Arme, ich werde ihn anflehen, mir zu verzeihen, mich zu verteidigen, mich zu retten. Er . . . und niemand außer ihm! Alle andern sind mir fremd und müssen mir fremd bleiben . . . Gibt es denn kein anderes Mittel? Dieses Mädchen ist noch ein Kind, sie konnte sich irren. Das sind so Kindereien . . . Schließlich, warum habe ich . . . Ich will mit ihm selbst reden . . . Ich werde ihn selbst fragen. Ah? Du hofft noch? Du willst noch hoffen? Und worauf kommst du! Mein Gott, laß nicht zu, daß ich mich selbst verachten muß! *(Sie verbirgt den Kopf in den Händen.)*

(Aus dem Kabinett Rakitin, bleich und erregt.)

Rakitin *(an sie herantretend)* Natalia Petrowna . . . *(Sie rührt sich nicht. Vor sich hinmurmelnd)* Was könnte denn mit Wera hier vorgefallen sein? *(Laut)* Natalia Petrowna!

Natalia Petrowna *(den Kopf hebend)* Wer ist das? Ach, Sie!

Rakitin. Wera Alexandrowna sagte, Sie seien nicht wohl.

Natalia Petrowna *(sich abwendend)* Ich bin ganz wohl. Wie kommen Sie auf so etwas?

Rakitin. Nein, Natalia Petrowna, Sie sind unwohl, Ihr Aussehen verrät es.

Natalia Petrowna. Kann sein . . . Aber, was geht Sie das an? Was wünschen Sie? Wozu kommen Sie?

Rakitin *(chokiert)* Ich werde Ihnen sagen, warum ich gekommen bin . . . Ich komme, Verzeihung zu erbitten. Vor einer halben Stunde war ich unsagbar töricht und taktlos mit Ihnen. Verzeihen Sie mir. Sehen Sie, Natalia Petrowna, mögen die Wünsche und Hoffnungen eines Menschen noch so geringfügig sein, es ist schwer, Kontenance zu wahren, wenn man sie ihm plötzlich raubt. Jetzt bin ich zu mir selbst gekommen, überschaue meine Situation und sehe mein Unrecht ein und bitte nur um eins: Verzeihen Sie mir! *(Er setzt sich leise neben ihr nieder.)* Schauen Sie mich an, wenden Sie sich nicht ab. Hier ist der frühere Rakitin, Ihr Freund, ein Mensch, der nichts fordert als die Erlaubnis, Ihnen als Stütze dienen zu dürfen. Entziehen Sie mir nicht Ihr Vertrauen, verfügen Sie über mich und vergessen Sie, daß ich einmal . . . Vergessen Sie, was Sie kränken konnte.

Natalia Petrowna *(Sie hat unbeweglich auf den Boden gestarrt)* Ja, ja! . . . *(Pause)* Entschuldigen Sie, Rakitin, ich habe gar nicht gehört, was Sie gesagt haben . . .

Rakitin *(traurig)* Ich sagte . . . Ich bat Sie um Verzeihung. Ich frage Sie, ob Sie mir erlauben, Ihr Freund bleiben zu dürfen.

Natalia Petrowna *(mit langsamer Bewegung zu ihm und ihm beide Hände auf die Schultern legend)* Rakitin, sagen Sie, was geht mit mir vor?

Rakitin *(Pause)* Sie sind verliebt.

Natalia Petrowna *(es langsam wiederholend)* Ich bin verliebt . . . Aber das ist ja Wahnsinn, Rakitin. Das ist nicht möglich. Kann denn das so plötzlich . . . Sie sagen, ich sei verliebt . . . *(Sie schweigt)*

Rakitin. Ja, Sie sind verliebt, arme Frau . . . Täuschen Sie sich darüber nicht.

Natalia Petrowna *(ohne ihn anzuschauen)* Und was soll ich jetzt tun?

Rakitin. Ich bin bereit, es Ihnen zu sagen, Natalia Petrowna, wenn Sie mir in Aussicht stellen . . .

Natalia Petrowna *(ihn unterbrechend und immer noch ohne ihn anzuschauen)* Sie wissen, dies junge Mädchen liebt ihn . . . Sie beide sind ineinander verliebt.

Rakitin. In diesem Falle liegt noch ein Grund mehr vor . . .

Natalia Petrowna *(ihn wiederum unterbrechend)* Ich ahnte es längst, doch sie hat es eben erst gestanden . . .

Rakitin *(halblaut, gleichsam vor sich hin)* Arme Frau!

Natalia Petrowna *(sich mit der Hand über das Gesicht fahrend)* Einerlei . . . Es ist Zeit, zur Räson zu kommen . . . Es schien, Sie wollten mir etwas sagen . . . Raten Sie mir ums Himmels willen, was ich tun soll.

Rakitin. Ich bin bereit, Ihnen zu raten, doch nur unter einer Bedingung . . .

N**atalia Petrowna.** Und die wäre?

Rakitin. Versprechen Sie mir, meine Absicht nicht zu beargwöhnen. Sagen Sie mir, daß Sie Vertrauen haben wollen, wenn ich Ihnen helfe. Sie müssen mir auch helfen Ihrerseits. Ihr Vertrauen wird mir die Kraft geben. Andernfalls ist es besser, ich schweige.

Natalia Petrowna. Sprechen Sie, sprechen Sie!

Rakitin. Sie vertrauen mir doch?

Natalia Petrowna. Sprechen Sie!

Rakitin. Nun, dann hören Sie: Er muß fort von hier. *(Natalia Petrowna sieht ihn schweigend an.)* Er muß fort von hier. Ich werde nicht . . . von Ihrem Manne, von Ihrer Pflicht reden. Diese Dinge wären in meinem Munde unangebracht . . . Die beiden Kinder lieben einander. Eben haben Sie es mir mitgeteilt. Was sollen Sie jetzt dazwischen? . . . Sie gehen ja kaputt dabei.

Natalia Petrowna. Er soll abreisen . . . *(Pause)* Und Sie? Sie bleiben?

Rakitin *(gekränkt)* Ich, ich? *(Pause)* Auch ich muß fort. Für Ihre Ruhe, für Ihr Glück, für Weras Glück ist es nötig. Er muß fort und ich . . . Auf immer.

Natalia Petrowna. Rakitin . . . Es ist soweit mit mir gekommen, daß ich nahe daran war, das arme Mädchen, die Waise, die mir meine Mutter aufs Herz gebunden, an einen törichten, lächerlichen, alten Mann zu verheiraten! – Die Worte erstarrten mir auf den Lippen, Rakitin . . . Meine ganze Energie war dahin, als die Kleine meinen Vorschlag mit einem Lachen beantwortete . . . Ich hatte die Sache mit dem Doktor verabredet. Ich ertrug ein höhnisches Gelächter, diese spöttischen Blicke, diese Anspielungen, diese Liebenswürdigkeiten . . . Ein Abgrund tut sich vor mir auf. Retten Sie mich!

Rakitin. Natalia Petrowna, Sie sehen, ich hatte recht . . . *(Sie schweigt; er fährt eifrig fort)* Er muß fort von hier . . . Ich und er müssen fort . . . Einen andern Ausweg gibt es nicht . . .

Natalia Petrowna *(dumpf)* Wozu dann noch leben?

Rakitin. Mein Gott, bis zu dem Punkt ist die Sache gediehen . . . Glauben Sie mir, Natalia Petrowna, Sie werden gefunden . . . Das wird vorübergehn. Wie kann man nur so sprechen: Wozu dann noch leben?

Natalia Petrowna. Ja, wozu dann noch leben, wenn einen die Menschen verlassen?

Rakitin. Aber . . . Ihre Familie . . . *(Natalia Petrowna blickt zu Boden.)* Hören Sie, wenn er fort ist, kann ich, falls Sie es wünschen, noch ein paar Tage dableiben . . . um . . .

Natalia Petrowna. *(finster)* Ah, ich verstehe Sie! Sie ziehen die Gewohnheit, die bewährte Freundschaft in den Kalkül hinein. Sie hoffen, ich werde zur Vernunft kommen, ich werde zu Ihnen zurückkehren? Habe ich nicht recht? Oh, ich verstehe Sie!

Rakitin *(rot werdend)* Natalia Petrowna! Warum beleidigen Sie mich?

Natalia Petrowna *(bitter)* Ich verstehe Sie, doch Sie täuschen sich.

Rakitin. Wie? Nach Ihren Versprechungen, nachdem ich für Sie, für Sie allein, für Ihr Glück, für Ihre Stellung in der Welt, schließlich . . .

Natalia Petrowna. Wie lange geht das schon, daß Sie sich für diese Dinge so ins Zeug legen? Warum haben Sie früher nie ein Wörtchen über diese Dinge fallen lassen?

Rakitin *(aufstehend)* Natalia Petrowna, ich werde heute, vielmehr sogleich abreisen und Ihnen niemals mehr unter die Augen treten . . . *(Er will gehen.)*

Natalia Petrowna *(ihm die Hände hinstreckend)* Michel, verzeihen Sie mir . . . Ich weiß ja selber gar nicht, was ich da herrede . . . Sie müssen

doch sehen, in welcher Verfassung ich mich befinde. Sie müssen mir verzeihn.

Rakitin *(wendet sich stürmisch ihr wieder zu und ergreift ihre Hand)* Natalia Petrowna!

Natalia Petrowna. Ach, Michel! Ich kann gar nicht sagen, wie schwer es mir ums Herz ist . . . *(Sie lehnt sich an seine Schulter und drückt ihr Tüchlein an die Augen)* Helfen Sie mir, ich gehe ja zugrunde ohne Sie . . .

(In diesem Moment öffnet sich die Saaltür: Islaew und Anna Semjonowna kommen.)

Islaew *(laut)* Ich hatte immer dieselbe Anficht . . . *(Er hält erstaunt inne, wie er Rakitin und Natalia Petrowna sieht. Natalia Petrowna sieht sich um und geht schleunigst hinaus. Rakitin bleibt auf dem Fleck stehen, in übergroßer Verlegenheit)*

Islaew *(zu Rakitin)* Was hat das zu bedeuten? Was ist das für eine Szene?

Rakitin. Ach . . . nur so . . . nichts . . . das . . .

Islaew. Ist Natalia Petrowna etwa nicht wohl?

Rakitin. Nein . . . aber . . .

Islaew. Warum ist sie denn plötzlich auf und davon? Worüber habt ihr denn verhandelt? Ich glaube Tränen bei ihr bemerkt zu haben . . . Du versuchtet, sie zu beruhigen? Nicht wahr? Worum handelte es sich denn?

Rakitin. Ach, wirklich, es war gar nichts.

Anna Semjonowna. Es war doch nicht möglich, daß es sich da um rein gar nichts gedreht haben könnte . . . *(Pause)* Ich will einmal nach ihr sehen gehen. *(Sie will ins Kabinett)*

Rakitin *(tritt ihr in den Weg)* Nein, ich bitte Sie. Es ist besser, wenn Sie sie jetzt völlig in Ruhe lassen.

Islaew. Jetzt mußt du aber endlich sagen, was vorgegangen ist.

Rakitin. Ich schwöre dir, es war gar nichts . . . Noch heute werde ich alles klarstellen. Ich gebe euch mein Wort darauf. Wenn ihr aber Vertrauen habt, so, bitte, fragt mich jetzt nichts mehr . . . und laßt Natalia Petrowna in Ruhe . . .

Islaew. Aber, bitte schön, natürlich. Aber merkwürdig ist die Sache . . . Solche Dinge waren doch früher bei Natascha nicht die Mode. Da ist doch etwas Ungewöhnliches dabei.

Anna Semjonowna. Der Hauptpunkt ist der: Was konnte Natascha so weit bringen, daß sie weinte? Und warum ging sie dann weg? . . .

Wir sind doch Verwandte.

Rakitin. Wie Sie nur so reden können . . . Wir beide konnten unsere Auseinandersetzung nicht beenden . . . Und da muß ich denn Sie beide sehr bitten, uns noch etwas unter vier Augen miteinander sprechen zu lassen.

Islaew. Sieh mal einer an! Also ihr habt Geheimnisse miteinander?

Rakitin. Jawohl, Geheimnisse . . . Aber wir werden dich ins Vertrauen ziehen.

Islaew *(nachdenklich)* Kommen Sie, Mamachen . . . Wir wollen sie allein lassen. Sie sollen nur ihr Gespräch, das so voller Geheimnisse ist, zu Ende führen.

Anna Semjonowna Aber . . .

Islaew. Kommen Sie, kommen Sie. – Sie haben doch gehört, er will nachher alles erklären.

Rakitin. Du kannst vollkommen beruhigt sein . . .

Islaew *(kalt)* Ich bin vollkommen ruhig. *(Zu Anna Semjonowna)* Kommen Sie!

(Beide ab.)

Rakitin. *(schaut ihnen nach und stürzt auf die Tür des Kabinetts zu)* Natalia Petrowna, Natalia Petrowna, kommen Sie heraus, ich bitte Sie!

Natalia Petrowna *(tritt auf, sie ist sehr bleich)* Was haben sie gesagt?

Rakitin. Nichts, beruhigen Sie sich doch nur . . . Sie waren einigermaßen erstaunt . . . Ihr Mann glaubte, Sie seien nicht ganz wohl . . . Er hatte Ihre Erregung bemerkt . . . Setzen Sie sich, Sie können sich ja kaum auf den Füßen halten. *(Sie setzt sich)* Ich sagte ihm, ich bat ihn, er möge Sie etwas in Ruhe lassen und uns beide miteinander reden lassen.

Natalia Petrowna. Und er hatte nichts dagegen?

Rakitin. Er hatte nichts dagegen. Ich erklärte ihm allerdings, morgen würde ich über die ganze Sache mit ihm sprechen. Doch warum sind Sie eigentlich fortgegangen?

Natalia Petrowna *(bitter)* Warum! . . . Was werden Sie ihm denn morgen sagen?

Rakitin. Nun, ich denke mir schon noch etwas aus . . . Jetzt handelt es sich um andere Dinge. Man muß den Aufschub der Sache ausnutzen. Sie sehen, so kann es doch nicht weitergehen . . . Ähnliche

Attacken auszuhalten, sind Sie doch gar nicht in der Lage . . . Ich selbst . . . Doch darum handelt es sich jetzt nicht. Nur Sie müssen auf jeden Fall fest bleiben . . . Ich werde es schon machen. Sind Sie einverstanden?

Natalia Petrowna. Womit einverstanden?

Rakitin. In der Notwendigkeit unserer Abreise! Sind Sie einverstanden? In diesem Falle erlauben Sie, daß ich ohne Aufschub mit Bjelajew rede . . . Er ist ein anständiger Mensch, er wird begreifen . . .

Natalia Petrowna. Sie wollen mit ihm sprechen? Sie? Was können Sie denn ihm sagen?

Rakitin *(verlegen)* Ich . . .

Natalia Petrowna *(nach einer Pause)* Rakitin, hören Sie! Kommt es Ihnen nicht vor, als ob es mit uns beiden nicht ganz richtig ist? . . . Ich war erschrocken, Sie gerieten dadurch in Verwirrung, und möglicherweise ist das Ganze eine Aufregung über Dinge, die eigentlich gar nicht der Rede wert sind.

Rakitin. Was sagen Sie da?

Natalia Petrowna. Ich mein' es ernst. Was haben wir da für eine Sache gemacht? Es kommt mir vor, solch ein Frieden, solch eine Ruhe habe seit langem nicht in unserem Hause geherrscht . . . Und plötzlich . . . Wie ist denn das alles über mich hereingebrochen? Ist es nicht, als wäre es mit uns beiden nicht mehr ganz richtig? Man muß jetzt damit aufräumen! Genug der Narreteien! . . . Wir wollen leben, als wäre nichts gewesen. Arkadij brauchen Sie keine Erklärung zu geben. Ich werde ihm selbst erzählen, was wir angestellt haben, und wir werden zusammen lachen darüber. Ich brauche keine Mittelsperson zwischen mir und meinem Mann.

Rakitin. Natalia Petrowna! Jetzt flößen Sie mir aber einen rechten Schrecken ein. Sie lächeln und sind bleich wieder Tod. Vergegenwärtigen Sie sich, worüber wir erst vor einer Viertelstunde sprachen.

Natalia Petrowna. Noch besser! Im übrigen sehe ich, wie die Sache läuft. Sie selbst erregen diesen Sturm . . . um wenigstens nicht allein zu ertrinken.

Rakitin. Wiederum, wiederum Unterstellungen, Vorwurf, Natalia Petrowna . . . Gott mit Ihnen! Sie quälen mich gehörig. Oder spüren

Sie nicht die Schärfe Ihrer Vorwürfe?

Natalia Petrowna. Ich spüre gar nichts.

Rakitin. Ja, wie soll man Sie denn verstehen?

Natalia Petrowna *(lebhaft)* Rakitin, wenn Sie nur ein Wort sagen dem Bjelajew von mir oder über mich, so werde ich Ihnen das niemals verzeihen.

Rakitin. Auch das noch. Seien Sie ruhig, Natalia Petrowna! Ich werde Herrn Bjelajew nichts sagen. Ich werde mich nicht einmal von ihm verabschieden. Ich dränge meine Dienste niemandem auf.

Natalia Petrowna *(einigermaßen verstimmt)* Sie glauben doch nicht, daß ich meine Ansicht . . . über seine Abreise geändert habe?

Rakitin. Ich glaube gar nichts.

Natalia Petrowna. Im Gegenteil, ich bin überzeugt von der Notwendigkeit – dies ist ja Ihr eigener Ausdruck – seiner Abreise, daß ich selbst ihm kündigen will. *(Pause)* Ja, ich selbst werde ihm kündigen.

Rakitin. Wie?

Natalia Petrowna. Ja, ich! Und zwar sofort. Ich bitte Sie, ihn mir hierherzuschicken.

Rakitin. Wie, sofort?

Natalia Petrowna Ja, sofort! Ich bitte Sie darum, Rakitin. Sie sehen, ich bin jetzt beruhigt. Außerdem wird uns jetzt niemand stören. Man muß diesen Umstand ausnutzen . . . Ich bin Ihnen sehr dankbar . . . Ich werde ihm auf den Zahn fühlen.

Rakitin. Er wird nichts durchblicken lassen. Darauf können Sie sich verlassen. Er fühlt sich in Ihrer Gegenwart geniert. Das hat er mir selbst gesagt.

Natalia Petrowna *(argwöhnisch)* Ah, Sie haben schon Gelegenheit gefunden, mit ihm hinsichtlich meiner zu sprechen? *(Rakitin zuckt die Achseln)* Nun, verzeihen Sie, verzeihen Sie, Michel, und holen Sie ihn her. Sie werden sehen, ich kündige ihm, und die ganze Sache ist erledigt. Alles geht vorbei und wird vergessen, wie ein übler Traum. Bitte, holen Sie ihn her. Ich muß unbedingt mit ihm zu einem Schluß kommen. Sie werden zufrieden mit mir sein. Bitte.

Rakitin *(welcher sie die ganze Zeit über angesehen hat, kalt und traurig)* Sofort! Ihre Bitte wird sogleich erfüllt werden. *(Er geht auf die Tür zu.)*

Natalia Petrowna *(ihm nachrufend)* Danke schön, Michel!

Rakitin *(sich umdrehend)* »Danken Sie mir wenigstens nicht . . . *(Er stürzt aus der Tür.)*

Natalia Petrowna *(nach einer Pause)* Er ist ein anständiger Mensch . . . Doch ist es möglich, daß ich jemals etwas wie Liebe für ihn empfunden habe? *(Sie steht auf)* Er hat recht. Bjelajew muß fort. Doch wie soll ich es fertigbringen, ihm zu kündigen? Wenn ich nur wüßte, ob ihm dies Mädchen gefällt! Vielleicht steckt hinter dem Ganzen wirklich gar nichts. Wie konnte ich nur mich in eine solche Aufregung hineinsteigern? Wozu diese ganzen Aufwallungen? Nun, jetzt ist nichts mehr daran zu ändern. Ich bin neugierig, was er mir sagen wird. Doch er muß fort . . . Auf jeden Fall. Vielleicht will er mir gar nicht Rede stehen . . . Er soll ja eine Scheu vor mir haben. War es nicht so? . . . Nun, um so besser. Zwischen uns braucht es keine großen Auseinandersetzungen zu geben . . . *(Sie legt die Hand auf die Stirn.)* Ich habe Kopfweh . . . Soll ich es auf morgen verschieben? In der Tat, heute habe ich den ganzen Tag über das Gefühl, als wenn mir einer nachspionierte . . . So weit ist's mit mir gekommen . . . Nein, es ist besser, mit eins mit der Sache aufzuräumen. Noch eine letzte Anstrengung . . . und ich bin frei . . . O ja, ich lechze nach Freiheit und Ruhe. *(Durch die Saaltür kommt Bjelajew)* Da kommt er.

Bjelajew *(an sie herantretend)* Natalia Petrowna, Michailo Alexandrytsch eröffnete mir Ihren Wunsch, mich zu sprechen.

Natalia Petrowna *(einigermaßen angestrengt)* In der Tat . . . Ich muß mit Ihnen sprechen!

Bjelajew. Eine Eröffnung?

Natalia Petrowna *(ohne ihn anzuschauen)* Ja, eine Eröffnung. *(Pause)* Erlauben Sie, Alexei Nikolajitsch, die Mitteilung, daß . . . ich unzufrieden mit Ihnen bin.

Bjelajew. Darf ich den Grund wissen?

Natalia Petrowna. Lassen Sie mich ausreden . . . Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll . . . Übrigens teile ich Ihnen gleich mit, daß meine Unzufriedenheit nichts zu tun hat mit irgendeiner . . . Unterlassung Ihrerseits. Ganz im Gegenteil. Die Art, wie Sie mit Kolja umgehen, gefällt mir sehr gut.

Bjelajew. Nun, was kann es dann sein?

Natalia Petrowna *(ihn anschauend)* Quälen Sie sich nicht mit Raten ab . . . Ihre Unterlassung ist noch nicht so groß. Sie sind noch jung . . .

Sie haben offenbar noch niemals unter fremden Leuten gelebt . . . Sie konnten nicht beurteilen . . .

Bjelajew. Nun, Natalia Petrowna . . .

Natalia Petrowna. Sie wollen endlich wissen, worum es sich dreht? Ich begreife Ihre Ungeduld, und so muß ich denn sagen, daß Werotschka . . . *(mit einem Blick auf ihn)* Werotschka mir alles gestanden hat.

Bjelajew *(erstaunt)* Wera Alexandrowna? Ja, was konnte denn Wera Alexandrowna Ihnen gestehen? Und was hätte ich denn mit der Sache zu schaffen?

Natalia Petrowna. Und Sie wissen in der Tat nicht, worauf sich Werotschkas Geständnis beziehen könnte? Sie erraten es nicht?

Bjelajew. Ich? Aber nicht im geringsten . . .

Natalia Petrowna. In diesem Falle verzeihen Sie mir. Wenn Sie wirklich nichts erraten . . . so muß ich Sie um Entschuldigung bitten. Ich hatte gedacht . . . Nun, ich habe mich geirrt. Aber gestatten Sie mir, zu bemerken, daß ich Ihnen nicht glaube. Ich verstehe, was Sie veranlaßt, sich so zu äußern . . . Ich habe ein lebhaftes Verständnis für Ihr Taktgefühl.

Bjelajew. Ich wiederhole Ihnen entschieden, Natalia Petrowna, daß ich das Ganze nicht verstehe.

Natalia Petrowna. In der Tat? Glauben Sie etwa, mich davon überzeugen zu können, daß Weras Gefühle gegen Sie, die Gefühle dieses Kindes, Ihnen verborgen bleiben konnten?

Bjelajew. Wera Alexandrownas Gefühle mich betreffend? . . . Ich weiß gar nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll . . . Da muß ich schon sagen . . . Immer habe ich mich zu Wera Alexandrowna verhalten wie zu . . .

Natalia Petrowna. Wie zu allen, wollen Sie sagen. *(Kleine Pause)* Wie die Sache auch liegen mag: Es ssi nun, Sie wüßten es nicht, oder es sei, daß Sie so tun, als wüßten Sie es nicht. Die Tatsache besteht: Das Mädchen liebt Sie. Sie selbst hat es gestanden. Und jetzt frage ich Sie als einen Ehrenmann: Was beabsichtigen Sie zu tun?

Bjelajew *(verwirrt)* Was ich beabsichtige?

Natalia Petrowna *(die Hände übereinanderlegend)* Ja!

Bjelajew. Das kommt so unerwartet, Natalia Petrowna . . .

Natalia Petrowna *(nach einer Pause)* Ich sehe, ich habe die Sache ungeschickt angefaßt. Sie fassen es falsch auf. Sie glauben, ich zürnte Ihnen . . . Aber ich . . . bin nur ein wenig aufgeregt. Und das ist doch so natürlich. Beruhigen Sie sich. Bitte, setzen wir uns. *(Sie tun es.)* Alexei Nikolajitsch, ich werde offenherzig sein. Haben dann aber auch Sie etwas Vertrauen zu mir. Ihre Scheu vor meiner Person ist ganz unbegründet. Wera liebt Sie. Selbstverständlich trifft Sie keine Schuld . . . Ich will gern voraussetzen, daß Sie keine Schuld trifft . . . Aber sehen Sie, Alexei Nikolajitsch, sie ist eine Waise, ich habe sie erzogen. Ich trage die Verantwortung . . . für ihre Zukunft, für ihr Glück. Sie ist noch jung, und ich bin überzeugt, das Gefühl, das Sie ihr einflößen, kann sich bald verflüchtigen . . . In den Jahren kommt das, und geht das. Doch Sie verstehen, ich hatte die Pflicht, Sie ins Vertrauen zu ziehen. Mit dem Feuer zu spielen, ist gefährlich . . . und ich zweifle nicht, daß Sie, nunmehr von den Gefühlen des Mädchens unterrichtet, in Ihrem Verhalten zu ihr eine Änderung werden eintreten lassen, Begegnungen nicht absichtlich herbeiführen und Promenaden im Garten unterlassen werden . . . Habe ich nicht recht? Ich kann mich doch auf Sie verlassen? Mit einer andern Persönlichkeit, als Sie es sind, hätte ich eine Scheu, so geradeaus zu reden.

Bjelajew. Natalia Petrowna, glauben Sie mir, ich vermag zu würdigen . . .

Natalia Petrowna. Ich sagte schon, daß ich Vertrauen zu Ihnen habe . . . Außerdem muß die Sache ein Geheimnis zwischen uns beiden bleiben.

Bjelajew. Ich muß gestehen, Natalia Petrowna, alles, was Sie mir da erzählt haben, darüber muß ich mich sehr wundern . . . Natürlich, ich wage es nicht, Zweifel in Ihre Worte zu setzen . . . Doch . . .

Natalia Petrowna. Hören Sie mal, Alexei Nikolajitsch, alles, was ich Ihnen jetzt gesagt habe, sagte ich Ihnen in der Voraussetzung, daß von Ihrer Seite – nichts vorliegt. *(Sie unterbricht sich selbst)* Denn andernfalls . . . Natürlich, ich kenne Sie noch sehr wenig, jedoch genug, um keinen Einwand zu finden gegen Ihre Absicht. Sie sind nicht reich. Doch Sie sind jung, Sie haben eine Zukunft, und wenn zwei Menschen einander wirklich lieben . . . Ich wiederhole Ihnen, ich hielt es für meine Pflicht, Sie als einen ehrenhaften Mann auf die

Weiterungen, die sich aus einer Bekanntschaft mit Wera ergeben könnten, aufmerksam zu machen. Wenn Sie in dessen . . .

Bjelajew *(erstaunt)* Ich weiß wirklich nicht, Natalia Petrowna, was Sie eigentlich sagen wollen . . .

Natalia Petrowna *(eilig)* Oh, glauben Sie mir, ich fordere keine Erklärung von Ihnen. Ich weiß ohnehin . . . Ich lese aus Ihrem Verhalten ab, wie die Sache steht . . . *(Mit einem Blick auf ihn)* Im übrigen muß ich Ihnen sagen, Wera hatte den Eindruck, sie wäre Ihnen nicht ganz gleichgültig.

Bjelajew *(Pause. – Er steht auf)* - Natalia Petrowna, ich sehe: Ich kann nicht länger hier im Hause bleiben.

Natalia Petrowna *(auffahrend)* Mir scheint, Sie hätten auch warten können, bis ich Ihnen gekündigt hätte . . . *(Sie steht auf)*

Bjelajew. Sie waren offen gegen mich . . . Erlauben Sie, daß ich auch offen gegen Sie bin. Ich liebe Wera Alexandrowna nicht, wenigstens liebe ich sie nicht in der Art, wie Sie vorauszusetzen geruhten.

Natalia Petrowna. Habe ich denn etwa . . . *(Sie hält inne)*

Bjelajew. Und wenn ich Wera Alexandrowna gefallen habe, wenn sie den Eindruck hatte, daß sie mir, wie Sie sich auszudrücken belieben, nicht ganz gleichgültig ist, so will ich die junge Dame keinesfalls irreführen. Ich werde mit ihr sprechen und ihr die Wahrheit mitteilen. Sie selbst müssen verstehen, Natalia Petrowna, daß nach einer solchen Erklärung es mir schwerfallen muß, weiter in Ihrem Hause zu bleiben. Die ganze Sache wäre zu genant für mich. Ich will nicht davon reden, wie schwer es mir wird, Ihr Haus zu verlassen . . . Aber es bleibt mir kein andrer Ausweg. Ich werde immer in Dankbarkeit Ihrer gedenken. Gestatten Sie, daß ich mich entferne . . . Ich werde noch die Ehre haben, Sie zum Abschied aufzusuchen.

Natalia Petrowna *(mit gespielter Gleichgültigkeit)* Nun, wie Sie wollen. Doch ich muß gestehen, so etwas hatte ich nicht erwartet . . . Dies war gar nicht der Zweck unserer Unterredung . . . Ich wollte Sie nur aufmerksam machen . . . Wera ist ja noch ein Kind . . . Möglicherweise habe ich der ganzen Geschichte eine allzu große Bedeutung beigelegt. Dafür, daß Sie abreisen, ist in meinen Augen durchaus kein Grund vorhanden. Indessen, das müssen Sie selber am besten wissen.

Bjelajew. Natalia Petrowna . . . Um die Wahrheit zu sagen . . . Ich vermag es nicht, länger hierzubleiben . . .

Natalia Petrowna. Die Trennung von uns scheint Ihnen ja sehr leicht zu fallen . . .

Bjelajew. Oh, gar nicht leicht, Natalia Petrowna!

Natalia Petrowna. Es liegt nicht in meinen Gewohnheiten, Leute gegen ihren Willen in meinem Hause festzuhalten . . . Doch in diesem Falle, ich gestehe es offen, ist mir die Sache sehr unangenehm.

Bjelajew *(nachdem er eine Weile geschwankt)* Natalia Petrowna, es lag außerhalb meiner Absichten, Ihnen auch nur die geringste Unannehmlichkeit zu bereiten . . . Ich bleibe.

Natalia Petrowna *(zweifelnd)* Ah! . . . *(Pause)* Ich hatte nicht erwartet, daß Sie von Ihrem Entschluß so schnell abgehen würden . . . Ich bin Ihnen dankbar . . . Doch . . . Gestatten Sie mir, die Sache zu überdenken. Möglicherweise haben Sie ganz recht, und ist Ihre Abreise das Richtige. Ich werde es mir überlegen und Ihnen dann Bescheid geben. Sie erlauben mir, die Sache bis heut abend in der Schwebe zu lassen.

Bjelajew. Ich will warten, solange es Ihnen beliebt, mich warten zu lassen. *(Er will nach einer Verbeugung sich entfernen.)*

Natalia Petrowna. Sie sprachen davon . . .

Bjelajew *(stehenbleibend)* Wovon, zu dienen?

Natalia Petrowna. Ich glaubte verstanden zu haben, Sie wollten mit Wera reden . . . Ich weiß nicht, ob das ganz passend ist. Im übrigen warten Sie meine Entscheidung ab. Jetzt scheint es mir selber beinahe wirklich nötig, daß Sie abreisen. Auf Wiedersehen! *(Bjelajew verbeugt sich zum zweiten Male und geht durch die Saaltür hinaus. Natalia Petrowna verfolgt ihn mit den Blicken!)* Ich bin ruhig. Er empfindet nichts für sie. *(Sie geht durch das Zimmer)* Und so halte ich ihn selbst fest, statt ihm zu kündigen? Er bleibt . . . Und was soll ich jetzt Rakitin sagen? Was habe ich gemacht? *(Pause)* Welches Recht hatte ich, die Liebe dieses jungen Mädchens an die große Glocke zu hängen? . . . Wie? Ich selbst lockte ihr das Geständnis ab, und dann so mitleidlos, so grob selbst zu . . . *(Sie deckt die Hände über das Gesicht)* Es konnte doch sein, daß er etwas für sie empfand . . . Mit welchem Recht zertrampelte ich diese Blüte in ihrer Entfaltung? . . . Schließlich war es möglich, daß ich auch ihn verletzte . . . Doch, vielleicht hat er nicht die Wahrheit gesprochen . . .

Ich allerdings wollte ihn täuschen. Er sprach die Wahrheit. Er ist ein zu anständiger Mensch, um es nicht zu tun. Er ist ganz anders angelegt als ich! . . . Wozu habe ich die ganze Sache so eilig betrieben? Im Handumdrehen war das ganze Geheimnis gelüftet. *(Mit einem Seufzer)* Wenn ich's hätte ahnen können . . . Welche Verstellung? Welche Winkelzüge machte ich vor ihm! Wie großartig dagegen seine Haltung! Er sprach so unbefangen und frei . . . Ich hätte mich vor ihm verkriechen müssen . . . Das nenne ich wirklich noch einen Menschen! Daß er so ist, davon hatte ich ja gar keine Ahnung . . . Er muß abreisen. Wenn er bleibt . . . Ich fühle, es kommt mit mir noch soweit, daß ich den letzten Rest von Selbstachtung verliere . . . Er muß fort, oder ich gehe zugrunde. Ich schreibe ihm, noch ehe er Gelegenheit hat, Wera zu sprechen. Er muß fort! *(Sie stürzt ins Kabinett.)*

Vierter Akt.

Große, leere Halle. Die Wände zeigen keinerlei Schmuck oder Tapezierung. Der steinerne Boden ist ungleichmäßig. Sechs getünchte Backsteinsäulen, an denen die Tünche schadhaft geworden, drei auf jeder Seite, stützen die Decke. Links Tür in den Garten und zwei Fenster, die offenstehen. Rechts Tür zum Korridor, der zum Hauptgebäude führt. Geradeaus eiserne Tür zu den Vorratsräumen. An der ersten Säule rechts eine grüne Gartenbank, in einer Ecke einige Gartenspaten, Gießkannen, Blumentöpfe. Es ist Abend. Die Sonnenstrahlen treffen durch die geöffneten Fenster den steinernen Boden.

Katja *(kommt aus der Tür von rechts, tritt elastisch an das eine Fenster und schaut eine Weile in den Garten hinaus)* Nein, er ist nicht zu sehen. Es hieß, er sei in die Orangerie gegangen. Offenbar ist er noch dort. Nun also. Dann warte ich eben, bis er vorbeikommt. Er muß hier vorüber . . . *(Sie seufzt und lehnt sich an den Fensterflügel)* Im Hause sagt man, er fährt ab. *(Seufzer.)* Wie werden wir leben ohne ihn? . . . Armes Wesen, wie sie mich bat . . . Warum soll man den Dienst nicht leisten? Sie sollen so wundernett miteinander reden . . . Wie schwül es heute ist! Scheint's, liegt Regen in der Luft . . . *(Sie schaut wieder aus dem Fenster und zieht sich plötzlich zurück)* Ja, die kommen doch nicht etwa hierher? . . . Natürlich . . . Ach, lieben Freunde . . . *(Sie will weg, erreicht aber die Korridortür nicht, denn schon treten Schpigelskij und Lisaweta Bogdanowna auf Katja versteckt sich hinter einer Backsteinsäule)*

Schpigelskij *(seinen Hut schwenkend)* Wir können hier abwarten, bis der Regen vorbei ist . . . Das hört bald auf.

Lisaweta Bogdanowna. Vortrefflich!

Schpigelskij *(schaut sich um)* Was ist denn das für ein Bau? Vorratsraum? Oder so was Ähnliches?

Lisaweta Bogdanowna *(weist auf die eiserne Tür hin)* Nein, die Vorratsräume sind dort. Diese Halle hat, wie man erzählt, Arkadij Sergeijitschs Vater gebaut, als er aus dem Auslande heimkehrte.

Schpigelskij. Ja, ich sehe schon: Meiner Treu, Venedig! *(Er setzt sich auf die Bank)* Kommen Sie, wir wollen uns setzen. *(Lisaweta Bogdanowna setzt sich)* Sie müssen doch sagen, Lisaweta Bogdanowna, dieser Regen kam ganz zu unpaß. Er unterbrach unsere Erklärungen an dem Punkte, wo die Empfindsamkeit konzentriert war.

Lisaweta Bogdanowna *(die Augen niederschlagend)* Ignatij Iljitsch . . .

Schpigelskij. Es hindert uns aber niemand, unser Gespräch wieder aufzunehmen . . . Übrigens sagten Sie, Anna Semjonowna sei heute nicht wohl?

Lisaweta Bogdanowna. Jawohl. Sie hat sogar auf ihrem Zimmer zu Mittag gegessen.

Schpigelskij. Ah! Übrigens ein großes Unglück!

Lisaweta Bogdanowna. Sie hatte heute früh Natalia Petrowna in Tränen getroffen . . . Natalia Petrowna war mit Michail Alexandrowitsch . . . An ihn ist natürlich nicht zu tippen, indessen . . . Übrigens hat Michail Alexandrowitsch in Aussicht gestellt, alles aufzuklären.

Schpigelskij. Da regen Sie sich aber ganz ohne Grund auf. Nach meinem Dafürhalten war Michail Alexandrowitsch niemals ein gefährlicher Mensch, und jetzt ist er ungefährlicher denn je.

Lisaweta Bogdanowna. Ja, wie denn das?

Schpigelskij. Nun eben so. Er spricht mir zu klug. Bei einem kommt es so heraus, bei diesen Räsoneuren aber erledigt es sich durch das Geschwätz, mit der Zunge. Sie, Lisaweta Bogdanowna, müssen niemals Angst vor Schwätzern haben. Sie sind nicht gefährlich. Aber die, die eher schweigen, viel Temperament haben, diese Leute, meine ich, mit dem breiten Nacken, die sind gefährlich.

Lisaweta Bogdanowna *(nach einer Pause)* Sagen Sie, Natalia Petrowna ist offenbar nicht ganz wohl?

Schpigelskij. Sie ist ebensowenig unwohl wie wir beide zusammen.

Lisaweta Bogdanowna. Sie hat beim Diner gar nichts zu sich genommen.

Schpigelskij. Ah, es ist nicht die Krankheit allein, die uns den Appetit vertreibt.

Lisaweta Bogdanowna. Sie haben bei Bolschynzow zu Mittag gegessen?

Schpigelskij. Ja, bei Bolschynzow. Ich war hingefahren . . . Und nur Ihretwegen bin ich wieder umgekehrt, Gott ist mein Zeuge.

Lisaweta Bogdanowna. Ach, ich bitte Sie, wie können Sie so etwas sagen . . . Wissen Sie, Ignatij Iljitsch, Sie sind bei Natalia Petrowna in Ungnade gefallen aus irgendeinem Grunde . . . Bei Tisch hat sie sich nicht sehr freundlich über Sie vernehmen lassen.

Schpigelskij. In der Tat? Die gnädigen Damen können es eben nicht vertragen, wenn unsereins psychologischen Durchguck hat. Tanze nach ihrer Pfeife. Springe ihnen bei, aber du mußt dich dabei verstellen, als ob sie dir rätselhaft bleiben. Ja, so etwas gibt es. Indessen – wir werden ja sehen. Und Rakitin läßt auch die Nase hängen . . .

Lisaweta Bogdanowna. Ja, der ist heute nicht ganz à son aise . . .

Schpigelskij. So, so . . . Und Wera Alexandrowna? Und Bjelajew?

Lisaweta Bogdanowna. Ja, ganz entschieden sieht es so aus, als wenn die alle verstimmt wären. Ich kann mir gar nicht denken, was mit denen heute los ist.

Schpigelskij. Mit der Zeit werden sie schon verständlich, die Dinge, Lisaweta Bogdanowna . . . Nun, und im übrigen: Gott mit ihnen allen . . . Wir wollen lieber auf unsere Angelegenheit zurückkommen. Es scheint, der Regen dauert noch an . . . Ist es Ihnen recht?

Lisaweta Bogdanowna *(geniert, mit niedergeschlagenen Augen)* Worin besteht Ihre Frage, Ignatij Iljitsch?

Schpigelskij. Gestatten Sie, daß ich Sie auf etwas aufmerksam mache. Wie können Sie nur Vergnügen daran finden, sich zu genieren und so die Augen niederzuschlagen! Wir sind doch beide keine heurigen Häslein mehr. Diese Umständlichkeiten, zärtlichen Wendungen und Seufzer . . . Das will alles nicht mehr zu uns passen. Wir wollen also sprechen miteinander, rationell, ohne Aufregung, wie es sich für Leute unserer Jahrgänge schicken mag. Also bitte, die Sache dreht sich um folgendes: Wir gefallen einander, wenigstens erlaube ich mir, anzunehmen, daß ich Ihnen nicht unsympathisch bin . . .

Lisaweta Bogdanowna *(mit leichter Gêne)* Ignatij Iljitsch, wirklich, ich . . .

Schpigelskij. Nun ja . . . Gut, gut. Sie sind eine Dame, und schließlich ist das so herkömmlich. *(Er zeigt mit der Hand)* Fest steht, daß

wir einander gefallen. Und in anderen Beziehungen werden wir auch d'accord sein. Ich muß natürlich von mir selbst sagen, daß ich von geringer Herkunft bin . . . Aber auch Sie stammen sicher von kleinen Leuten. Ich bin kein Mensch von Vermögen. Andererseits kann ich . . . *(Lächelnd)* Aber meine Praxis geht gut. Nicht alle von meinen Patienten sterben . . . Sie haben, wie Sie mir gesagt haben, fünfzehntausend Rubel Barvermögen. Sehen Sie, bitte, das ist alles gar nicht ohne. Ich stelle mir vor, daß Sie es jetzt über haben müssen, die Gesellschaftsdame zu spielen. Nun und den ganzen Tag mit einer alten Frau sein, das ewige Whistspielen und Préférence. Das alles muß nicht gerade lustig sein. Meinerseits kann ich sagen, daß ich ganz gern Junggeselle bin, aber ich werde alt, und die Köchinnen plündern mich aus. Also kurz und gut, es kann alles in Ordnung kommen. Die Schwierigkeit liegt nur darin, wir kennen einander noch nicht. Oder besser gesagt: Sie Wissen noch nicht, was ich für ein Mensch bin . . . Was mich angeht, ich habe mir schon ein Bild von Ihnen gemacht, über Ihren Charakter bin ich mir völlig klar. Ich will nicht gerade sagen, daß Sie fehlerlos wären. Sie sind im jungfräulichen Stande ein klein wenig angesäuert, aber das ist kein Unglück. In der Hand eines richtigen Mannes ist eine Frau wie weiches Wachs. Ich wünsche auf jeden Fall, daß, ehe wir heiraten, Sie auch mich kennenlernen, damit dann nachher keine Beschwerden kommen. Täuschen will ich Sie auf keinen Fall.

Lisaweta Bogdanowna *(mit Genugtuung)* Nun, Ignatij Iljitsch, ich glaube sagen zu dürfen, daß auch ich Gelegenheit hatte, mich über Ihren Charakter zu informieren.

Schpigelskij. Sie? Ach, gehen Sie mir doch! Das ist kein Geschäft für Damen. Es kann sein, Sie glauben beispielsweise, daß ich ein Mensch von sanguinischer Gemütsart bin, ein Späßemacher! Habe ich nicht recht?

Lisaweta Bogdanowna. Ich hatte immer den Eindruck, daß Sie ein sehr liebenswürdiger Mensch sind.

Schpigelskij. Sehen Sie, das ist nun gerade der Punkt, um den es sich dreht. Ach, wie leicht kann man sich täuschen. Aus dem Umstand, daß ich vor fremden Leuten die gewandte Konversation markiere, Anekdoten erzähle, zu Diensten aller Art immer bereit bin, aus diesem Umstand haben Sie schon geschlossen, daß ich ein Sanguiniker bin . . . Wenn ich diese fremden Leute nicht nötig

hätte . . . Ich würde sie gar nicht einmal ansehen . . . Eigentlich versuche ich, sie, wo immer es ohne große Gefahr angeht, aufzuziehen, wie ich nur kann . . . Im übrigen mache ich mir kein X für ein U vor. Ich weiß sehr wohl, einige von den Herrschaften, die mich bei dem geringsten Schritte brauchen und die sich langweilen, wenn ich nicht in der Nähe bin, halten sich für berechtigt, mich zu verachten: Aber denen bleibe ich auch nichts schuldig . . . Nehmen wir zum Beispiel Natalia Petrowna . . . Sie glauben vielleicht, ich schaute nicht durch und durch bei diesem Wesen? *(Er imitiert die Manieren. Natalia Petrownas)* »Teuerster Doktor! Sie müssen mir glauben, daß ich Sie sehr liebe . . . Ach, Sie haben eine so böse Zunge.« Ja, gurre nur, Täubchen . . . Ach, gehen Sie mir, bitte, mit den feinen Damen. Sie lächeln Ihnen zu, sie blinzeln Sie an . . ., aber die kalte Bosheit kann man vom Gesichte ablesen. Ich verstehe, warum sie heute schlecht auf mich zu sprechen ist. Diese gnädigen Damen sind schon ein Völkchen! Einfach zum Erstaunen! Weil sie sich jeden Tag mit Eau de Cologne waschen und sich so einer süffisanten Redeweise bedienen, es ist gerade, als verlören sie das einzelne Wort, und du seiest da, es aufzuheben . . ., da bilden sie sich ein, man durchschaue sie nicht völlig. Ja, prosit die Mahlzeit! Sie sind genau solche Sterblichen wie wir Sünder.

Lisaweta Bogdanowna. Ignatij Iljitsch . . . Sie setzen mich wirklich in Erstaunen.

Schpigelskij. Ich wußte sehr gut, daß Sie sich wundern würden. Sie werden schon einsehen, daß ich kein Mensch von sanguinischer Gemütsart bin. Möglicherweise bin ich gar nicht einmal sehr gutmütig. Aber ich will Ihnen nicht etwas vorspielen, was nie in meiner Art gelegen hat. Wenn ich auch mit den Herrschaften manchmal ein Theater aufführe, zum Bajazzo habe ich mich niemals hergegeben. An der Nase hat mich noch keiner gezupft. Ja, ich kann ruhig sagen, sie haben eine gewisse Scheu vor mir . . . Sie wissen genau, daß ich beißen kann. Es ist ungefähr drei Jahre her, da hat mir so ein Typ, ein Gutsbesitzer aus der Schwarzerdgegend, bei Tisch aus Ulk einen Rettich ins Haar gesteckt. Was glauben Sie, was ich da machte? Ohne mich zu ereifern, forderte ich ihn stehenden Fußes nach der allerelegantesten Manier. Den Burschen von der Schwarzen Erde traf ja beinahe der Schlag vor Schrecken. Der Gastgeber veranlaßte ihn, daß er sich bei mir entschuldigte. – Die Sache machte

einen ungewöhnlichen Effekt! . . . Um die Wahrheit zu gestehen, ich wußte es ja vorher, daß er eine Forderung nicht annehmen würde. Sehen Sie, Lisaweta Bogdanowna, der Egoismus; das Leben hat sich so gestaltet . . . Talente sind auch nicht sonderliche da . . . Bildung so, so . . . Als Arzt leiste ich nicht Genügendes. Vor Ihnen brauche ich doch kein Geheimnis haben. Und wenn Sie mir einmal erkranken, so hole ich sicher einen anderen Arzt. Hätte ich Talent und Erziehung, wäre ich in die Residenz gegangen. Aber für die Bewohner hiesigen Bezirkes ist kein Bedürfnis nach einem besseren Doktor vorhanden. Was nun mein Temperament angeht,so muß ich Ihnen vorher sagen, Lisaweta Bogdanowna: Zu Hause bin ich brummig, maulfaul; ich sehe es gern, wenn man mir um den Bart geht. Mir ist es angenehm, wenn man meine Gewohnheiten respektiert und mich hinsichtlich der Ernährung verwöhnt. Im übrigen bin ich nicht eifersüchtig, und in meiner Abwesenheit können Sie machen, was Sie wollen. Von romantischer Liebe, das müssen Sie verstehen, kann zwischen uns nicht die Rede sein. Doch ich stelle mir vor, daß es sich mit mir ganz gut unter einem Dache leben läßt . . . Doch dürfen Sie nie in meiner Gegenwart weinen, das kann ich in den Tod nicht leiden. Dies also wäre meine Beichte. Nun, was sagen Sie jetzt?

Lisaweta Bogdanowna. Ja, was soll ich Ihnen sagen, Ignatij Iljitsch? . . . Wenn Sie sich nicht mit Absicht schwärzer gemalt haben, als Sie sind . . .

Schpigelskij. Ich habe mich doch nicht schwarz gemalt? Sie dürfen nicht vergessen, daß ein anderer an meiner Stelle seine schwachen Punkte ruhig verschwiegen hätte. Dann hätten Sie nichts gemerkt . . . aber nach der Hochzeit . . . Nach der Hochzeit ist es dann zu spät. Für solch ein Ding bin ich zu stolz. *(Lisaweta Bogdanowna fixiert ihn.)* Ja, ja, zu stolz . . . mögen Sie mich auch noch so sehr angucken . . . Vor meiner zukünftigen Frau mag ich kein Theater machen und schwindeln, nicht um fünfzehn, nicht um hunderttausend! Vor einem Fremden dienere ich dann für einen Sack Mehl. So bin ich eben von Natur . . . Einem Fremden bin ich höflich ins Gesicht, bei mir denke ich: Brüderchen, du bist töricht, daß du auf mich hereinfällt . . . Aber mit Ihnen spreche ich, wie ich denke . . . Das heißt, erlauben Sie, ich sage Ihnen nicht alles, was ich denke . . . Aber ich betrüge Sie nicht. Ich muß Ihnen ja sehr merkwürdig vorkommen, einmal wird sich ja die Gelegenheit geben, Ihnen mein Leben zu erzählen. Sie werden sich

wundern, daß ich es noch so weit gebracht habe . . . Auch Sie haben sicher in Ihrer Jugend, mein Täubchen, nicht von goldnen Tellern gespeist. Aber Sie werden sich nur schwer vorstellen können, was richtige Armut bedeutet . . . Im übrigen werde ich Ihnen alles ein andermal erzählen. Für heute bitte ich Sie zu überlegen, wie Sie den Vorschlag, den ich die Ehre hatte Ihnen zu machen, aufnehmen wollen . . . Gehen Sie mit sich selbst zu Rate über diesen Punkt, und lassen Sie mich dann Ihre Entscheidung wissen. Soweit ich beurteilen kann, sind Sie eine räsonable Dame . . . Apropos, wie alt sind Sie eigentlich?

Lisaweta Bogdanowna. Ich . . . ich . . . bin dreißig Jahre.

Schpigelskij *(mit Ruhe)* Stimmt nicht, Sie sind ganze vierzig.

Lisaweta Bogdanowna *(auffahrend)* Gar nicht vierzig, sondern sechsunddreißig . . .

Schpigelskij. Das ist aber etwas anderes als dreißig. Sehen Sie mal, Lisaweta Bogdanowna, das ist eine Sache, die Sie sich abgewöhnen müssen . . . Um so mehr, als eine verheiratete Frau mit sechsunddreißig durchaus nicht alt ist. Auch das Tabakschnupfen, scheint's, ist ganz überflüssig. *(Auf stehend)* Der Regen hat offenbar nachgelassen.

Lisaweta Bogdanowna *(auch aufstehend)* Jawohl.

Schpigelskij. In diesen Tagen darf ich also auf Antwort hoffen?

Lisaweta Bogdanowna. Morgen sage ich Ihnen meine Entscheidung.

Schpigelskij. Sehen Sie, so was liebe ich . . . Sehen Sie, das ist verständig . . . Lisaweta Bogdanowna, jetzt geben Sie mir mal Ihre Hand. Wir wollen nach Haus.

Lisaweta Bogdanowna *(ihm die Hand hinstreckend)* Kommen Sie!

Schpigelskij. Und ich habe die Hand nicht einmal geküßt . . . Und das schickte sich doch . . . Diesmal ging es so, so . . . *(Er küßt Lisaweta Bogdanowna die Hand, Lisaweta Bogdanowna errötet.)* Also, so! *(Er geht auf die Tür in den Garten zu)*

Lisaweta Bogdanowna *(stehenbleibend)* Sie halten also Michail Alexandrytsch für ungefährlich?

Schpigelskij. Ganz ungefährlich.

Lisaweta Bogdanowna. Wissen Sie was, Ignatij Iljitsch? Ich habe beobachtet, seit einiger Zeit hat Natalia Petrowna . . . mir kommt es so vor, daß Herr Bjelajew . . . Er ist ihr nicht ganz gleichgültig . . . Oder

sollte ich mich täuschen? Und auch Werotschka . . . Was sagen Sie dazu? War es etwa aus dem Grunde, daß heute . . .

Schpigelskij *(sie unterbrechend)* Ich habe noch vergessen, Ihnen eins zu sagen, Lisaweta Bogdanowna. Ich selber bin immerzu auf der Jagd nach Neuigkeiten, aber neugierige Frauen kann ich in den Tod nicht leiden. Indessen, ich muß mich anders ausdrücken. Nach meiner Ansicht muß eine Frau neugierig sein und psychologisches Talent haben – das kann von großem Nutzen für ihren Gatten sein – aber, bitte, immer mit andern anwenden. Sie verstehen mich doch? Immer mit andern anwenden. Im übrigen, wenn Sie unbedingt meine Ansicht wissen wollen hinsichtlich Natalia Petrownas, Wera Alexandrownas, Herrn Bjelajews und der übrigen Bewohner dieses Gutes, so hören Sie zu, ich will Ihnen ein Couplet vorsingen. Ich habe zwar eine jämmerliche Stimme, aber Sie werden ein Auge zudrücken.

Lisaweta Bogdanowna. Ein Couplet?

Schpigelskij. Hören Sie zu, der erste Vers:

Bei unserer O'ma lebt ein graues Böckchen,
Bei unserer O'ma lebt ein graues Böckchen,
Eilala! Trulala! Graues Böckchen!

Der zweite Vers lautet:

Böckchen wollte in den Wald spazieren,
Böckchen wollte in den Wald spazieren,
Eilala! Trulala! In den Wald spazieren!

Lisaweta Bogdanowna. Ich muß sagen, ich verstehe gar nichts . . .

Schpigelskij. Hören Sie jetzt den dritten Vers:

Graue Wölfe haben's Böckchen g'freffen,
Graue Wölfe haben's Böckchen g'freffen, *(dazu tanzend)*
Eilala! Trulala! 's Böckchen g'freffen!

Jetzt kommen Sie. Ich habe mit Natalia Petrowna zu reden, hoffentlich kratzt sie mir die Augen nicht aus. Wenn ich nicht irre, hat sie mich nötig. Kommen Sie!

(Beide ab.)

Katja *(kommt vorsichtig hinter der Säule hervor)* Endlich sind sie fort. Der Doktor hat aber ein böses Maul. Geredet hat er, geredet wie ein Wasserfall. Wie ein Dichter. Ich habe Angst, daß Alexei Nikolajitsch nach Hause zurückgekommen ist . . . Und sie mußten auch gerade hierherkommen. *(Sie tritt ans Fenster.)* Also Lisaweta Bogdanowna wird die Arztfrau . . . Lachend. Sieh mal einer an. Ich beneide sie nicht. *(Sie schaut aus dem Fenster.)* Wie das Gras durch den Regen frisch geworden ist, wie das duftet! Das ist der Holunder. Da kommt er ja. *(Pause)* Alexei Nikolajitsch . . . Alexei Nikolajitsch!

Stimme Bjelajews *(hinter den Kulissen)* Wer ruft mich? Ach, du bist's, Katja? *(Er tritt ans Fenster.)* Nun, was ist denn?

Katja. Kommen Sie hierher . . . Ich habe Ihnen etwas zu sagen.

Bjelajew. Bitte schön! *(Er verläßt das Fenster und tritt gleich darauf ein.)* Hier bin ich.

Katja. Sind Sie naß geworden?

Bjelajew. Nein. Ich saß im Treibhaus mit Potap . . . Er ist dein Onkel, nicht wahr?

Katja. Ja, zu dienen, es ist mein Onkelchen.

Bjelajew. Wie hübsch du heute bist! *(Katja lächelt und schaut zu Boden. Er holt einen Pfirsich aus der Tasche)* Magst du den?

Katja *(sich genierend)* Danke ergebenst . . . Den müssen Sie doch selbst essen.

Bjelajew. Habe ich dir einen Korb gegeben, als du mir gestern Himbeeren anbotest? Nimm ihn, ich hab' ihn für dich gepflückt . . . Du kannst mir glauben.

Katja. Nun, dann danke schön. *(Sie nimmt den Pfirsich.)*

Bjelajew. Nun also! Und was wolltest du mir denn sagen?

Katja. Das Fräulein . . . Wera Alexandrowna bat mich . . . Sie wünscht Sie zu sprechen.

Bjelajew. So, dann will ich gleich zu ihr gehen.

Katja. Nein, zu dienen. Das Fräulein wird selbst gleich hier sein. Sie hat notwendig mit Ihnen zu reden.

Bjelajew *(einigermaßen erstaunt)* Sie will hierherkommen?

Katja. Ja, zu dienen . . . Wissen Sie, hier . . . hierher kommt niemand . . . Hier kann niemand stören . . . *(Sie seufzt)* Sie liebt. Sie sehr,

Alexei Nikolajitsch . . . Sie ist so gut. Ich geh' sie jetzt holen, Sie haben doch nichts dagegen? Und Sie werden warten?

Bjelajew. Natürlich, natürlich.

Katja. Sogleich . . . *(Sie geht, bleibt aber dann stehen.)* Alexei Nikolajitsch, ist es wahr, daß Sie uns verlassen wollen?

Bjelajew. Ich? Nein . . . Wer hat dir denn das gesagt? 425

Katja. Also Sie gehen nicht fort? Also Gott sei Dank! *(Verwirrt)* Sie werden gleich da sein. *(Sie geht ins Haus)*

Bjelajew *(verharrt eine Zeitlang unbeweglich)* Wunderbare Sache! Wirklich, mit mir passieren Wunder. So etwas habe ich in der Tat nicht erwartet . . . Wera liebt mich . . . Natalia Petrowna weiß es . . . Wera selbst hat es ihr gestanden . . . Wirklich, höchst merkwürdig! Wera ist ein so liebes, gutes Kind. Doch . . . Was soll denn dies Billett bedeuten? *(Er zieht ein Blättchen Papier aus der Tasche)* Von Natalia Petrowna . . . Mit Bleistift geschrieben: »Gehen Sie nicht fort, fassen Sie keine Entschlüsse . . . Erst muß ich mit Ihnen geredet haben.« Worüber will sie denn mit mir reden? *(Pause)* Was für dumme Gedanken mir plötzlich in den Kopf kommen. All diese Dinge verwirren mich doch nur. Wenn mir einer vor vier Wochen gesagt hätte, daß ich . . . ich . . . Nach diesem Gespräch mit Natalia Petrowna ist mir das Ganze unklar. Warum schlägt mir das Herz so wild? . . . Und Wera hat mich jetzt zu einer Unterredung bestellt . . . Was soll ich der nur sagen? Wenigstens weiß ich dann, worum es sich dreht . . . Es kann ja sein, daß Natalia Petrowna wütend auf mich ist! . . . Aber aus welchem Anlaß denn? *(Er blickt wieder auf das Billett)* Das ist alles sehr merkwürdig. *(Die Tür wird leise aufgemacht. Er birgt das Billett in der Tasche. – Auf der Schwelle erscheinen Wera und Katja. Er geht auf sie zu. Wera ist sehr bleich, hat die Augen niedergeschlagen und rührt sich nicht vom Fleck)*

Katja. Fräulein, fürchten Sie sich nicht. Gehen Sie nur zu ihm 'ran. Ich werde indessen aufpassen . . . Fürchten Sie sich nicht. – *(Zu Bjelajew)* Ach, Alexei Nikolajitsch! *(Sie schließt das Fenster, tritt in den Garten hinaus und schließt hinter sich die Thür.)*

Bjelajew. Wera Alexandrowna . . . Sie wollten mich sprechen . . . Kommen Sie . . . Setzen Sie sich hierher. *(Er faßt sie an der Hand und führt sie zu der Bank)* So, bitte! *(Er betrachtet sie erstaunt.)* Sie haben doch nicht etwa geweint?

W**era** *(ohne aufzusehen)* Ach, das ist nichts, ich wollte Sie um Verzeihung bitten, Alexei Nikolajitsch.

Bjelajew. Wofür denn?

Wera. Ich habe gehört . . . Sie hatten eine peinliche Auseinandersetzung mit Natalia Petrowna . . . Sie verlassen uns . . . Man hat Ihnen gekündigt.

Bjelajew. Wer hat Ihnen denn das erzählt?

W**era.** Natalia Petrowna selbst . . . Ich begegnete ihr, nachdem Sie mit ihr gesprochen hatten . . . Sie sagte mir selbst, Sie wollten nicht länger bei uns bleiben . . . Aber ich nehme an, daß man Ihnen gekündigt hat.

Bjelajew. Sagen Sie, weiß das jemand im Haus?

Wera. Nein . . . Katja allein weißes . . . Ihr hatte ich es sagen müssen . . . Ich wollte mit Ihnen sprechen, ich wollte Sie um Verzeihung bitten. Sie müssen ein Gefühl dafür haben, wie schwer mir das jetzt fällt . . . Denn ich bin an allem schuld, ich habe die ganze Geschichte verursacht, Alexei Nikolajitsch.

Bjelajew. Sie, Wera Alexandrowna?

Wera. Ich konnte durchaus nicht erwarten . . . Natalia Petrowna . . . Im übrigen verzeihe ich ihr. Aber auch Sie müssen mir verzeihen . . . Heute morgen war ich ein törichtes Kind, aber jetzt . . . *(Sie unterbricht sich)*

Bjelajew. Noch ist nichts entschieden, Wera Alexandrowna . . . Möglicherweise werde ich bleiben.

Wera *(traurig)* Sie sagen jetzt: Noch ist nichts entschieden! . . . Nein, alles ist entschieden! Alles ist aus! Jetzt sind Sie so zu mir. Aber Sie werden sich erinnern, gestern abend im Garten . . . *(Pause)* Ach, ich sehe, Natalia Petrowna hat Ihnen alles erzählt.

Bjelajew *(verwirrt)* Wera Alexandrowna . . .

Wera. Sie hat Ihnen alles erzählt, das sehe ich jetzt klar . . . Sie wollte mir eine Falle stellen, und ich dummes Mädel ging in ihre Netze . . . Aber nicht minder hat sie sich selbst verraten . . . Schließlich bin ich denn doch kein solches Kind mehr! *(Leise)* Oh, o nein!

Bjelajew. Was wollen Sie sagen?

Wera *(mit einem Blick auf ihn)* Alexei Nikolajitsch! Scheint's, Sie selber wollten weg von uns.

Bjelajew.ja.

Wera. Ja, warum denn? *(Bjelajew schweigt)* Sie antworten mir nicht?

Bjelajew. Wera Alexandrowna! Sie waren da auf der richtigen Fährte . . . Natalia Petrowna hat mir alles erzählt.

Wera *(mit unsicherer Stimme)* Was, zum Beispiel?

Bjelajew. Wera Alexandrowna . . . Um offen zu sein, mir ist es unmöglich . . . Sie verstehen mich.

Wera. Vielleicht hat Sie Ihnen gesagt, daß ich Sie liebe?

Bjelajew *(unentschieden)* Ja.

Wera *(stürmisch)* Ja, das ist aber gar nicht die Wahrheit!

Bjelajew *(verwirrt)* Wie? . . .

Wera *(bedeckt ihr Gesicht mit den Fingern und flüstert zwischen den Fingern hervor.)* Das habe ich ihr jedenfalls nicht gesagt, soweit ich mich erinnern kann . . . *(Den Kopf hebend)* Oh, wie hoffärtig sie mit mir war! Und Sie? . . . Sie wollen darum fort?

Bjelajew Wera Alexandrowna, versetzen Sie sich in meine Lage . . .

Wera *(mit einem Blick auf ihn)* Er liebt mich nicht! *(Sie bedeckt wiederum ihr Gesicht.)*

Bjelajew *(setzt sich neben sie und ergreift ihre Hände)* Wera Alexandrowna, geben Sie mir Ihre Hand . . . Zwischen uns darf es doch keine Mißverständnisse geben! Ich liebe. Sie wie eine Schwester. Ich liebe Sie, weil man Sie liebhaben muß. Verzeihen Sie mir, wenn ich . . . Noch niemals war ich in einer solchen Situation . . . Ich wollte Sie doch nicht kränken . . . Ich werde Ihnen doch keine Komödie vorspielen wollen. Ich merkte, daß ich Ihnen gefiel, daß Sie mich liebgewannen . . . Aber beurteilen Sie selbst ruhig: Was kann daraus werden! Ich bin ganze zwanzig Jahre und besitze keinen Pfennig Vermögen. Bitte, zürnen Sie mir nicht. Es ist so, daß ich Ihnen wirklich nichts anderes sagen kann.

Wera *(die Hände fortnehmend, mit einem Blick auf ihn)* Als wenn ich irgendwelche Forderungen an das Schicksal gestellt hätte . . . Mein Gott! Doch, warum so stolz, so mitleidlos . . . *(Sie unterbricht sich)*

Bjelajew. Wera Alexandrowna, ich wollte Sie nicht kränken.

Wera. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf. Schuld sind Sie nicht! Ich allein bin schuld. Dafür werde ich auch gestraft! Auch ihr mache ich keinen Vorwurf. Sie mag eine gute Frau sein, doch sie konnte nicht über sich hinaus: . . . Sie hat ihr Zentrum verloren.

Bjelajew *(überrascht)* Wieso das?

Wera *(sich nach ihm umwendend)* Natalia Petrowna liebt Sie, Bjelajew!

Bjelajew. Was sagen Sie da?

Wera. Sie ist verliebt in Sie.

Bjelajew. Ich habe nicht recht gehört!

Wera. Ich weiß, was ich sage. Der heutige Tag hat mich reif gemacht . . . Glauben Sie mir, ich bin kein Kind mehr. Es ist so, daß sie . . . eifersüchtig auf mich ist. *(Mit bitterem Lächeln)* Was sagen Sie dazu?

Bjelajew. Ja, das kann doch gar nicht sein!

Wera. Sie sagen das so: Das kann nicht sein . . . Wie sollte sie denn plötzlich auf den Einfall gekommen sein, mich an diesen Mann, wie heißt er doch gleich? . . . – diesen Herrn Bolschynzow, verheiraten zu wollen? Warum schickte sie den Doktor als Vermittler? Warum redete sie mir selbst zu der Partie zu? . . . Oh, ich weiß, was ich sage . . . Bjelajew . . . wenn Sie hätten sehen können, welche Veränderung auf ihrem Gesicht vor sich ging, als sie mir sagte . . . Sie werden sich wirklich nicht vorstellen können, wie schlau, wie hinterlistig sie mir mein Geständnis abgelockt hat . . . Es ist so, sie liebt Sie . . . Es liegt klar am Tage.

Bjelajew. Sie täuschen sich sicher, Wera Alexandrowna!

Wera. Nein, ich täusche mich nicht. Glauben Sie mir nur, ich irre mich auf keinen Fall. Wenn die Sie nicht liebt, warum hat sie mich denn so gezaust? Ich habe ihr doch nichts getan! *(Bitter)* Eifersucht entschuldigt alles! Da ist kein Wort mehr zu verlieren . . . Und warum kündigt sie Ihnen denn jetzt? Nun, weil sie glaubt, daß Sie . . . daß Sie und ich . . . Doch sie kann sich ganz beruhigen! Sie können bleiben! *(Sie verbirgt ihr Gesicht in den Händen.)*

Bjelajew. Gekündigt hat sie mir noch nicht . . . Ich sagte schon, noch ist nichts entschieden.

Wera *(hebt plötzlich den Kopf und schaut ihn an)* In der Tat?

Bjelajew. Ja . . . Doch warum schauen Sie mich so an?

Wera *(gleichsam vor sich hin)* Ah, ich verstehe . . . Ja, ja . . . Sie selber hofft noch . . .

(Die Korridortür wird hastig aufgeriffen, auf der Schwelle erscheint Natalia Petrowna. Sie bleibt stehen, als sie Wera und Bjelajew erblickt.)

Bjelajew. Was sagen Sie da?

Wera. Jetzt ist mir alles klar. Sie überlegte es, ihr wurde klar, daß ich keine Gefahr für sie bin . . . Könnte ich denn eine Gefahr sein? Ich dummes Ding? Neben dieser Frau?

Bjelajew. Wera Alexandrowna, wie können Sie nur glauben . . .

Wera. Schließlich . . . Wer weiß es denn? . . . Vielleicht hat sie recht . . . vielleicht lieben Sie sie . . .

Bjelajew. Ich?

Wera *(aufstehend)* Ja, Sie! Warum würden Sie denn sonst rot?

Bjelajew. Ich?

Wera. Sie lieben sie! Sie können sie lieben? . . . Auf meine Frage wollen Sie nicht antworten.

Bjelajew. Ums Himmels willen, was soll ich Ihnen auf diese Frage antworten? Sie sind so erregt, Wera Alexandrowna . . . Beruhigen Sie sich doch, ums Himmels willen.

Wera *(sich abwendend)* Sie verfahren mit mir wie mit einem Kinde . . . Es ist, als wäre ich einer ernsthaften Antwort nicht wert . . . Sie wollen einfach aus dieser Sache herauskommen . . . Sie versuchen, mich zu beruhigen. *(Sie will fort, doch bleibt sie beim Anblick der Natalia Petrowna stehen.)* Natalia Petrowna! . . . *(Bjelajew fährt stracks herum.)*

Natalia Petrowna *(nach einigen Schritten vorwärts)* Ja! Ich bin es! . . . *(Sie spricht mit einiger Anstrengung)* Ich wollte dich holen kommen, Werotschka.

Wera *(langsam und kalt)* Wie konnte Ihnen einfallen, mich gerade hier suchen zu wollen? Sie haben mich doch gesucht?

Natalia Petrowna. Ja, ich habe dich gesucht. Du bist unvorsichtig, Werotschka . . . Wiederholt habe ich dich darauf aufmerksam gemacht . . . Und auch Sie haben Ihr Versprechen vergessen, Alexei Nikolajitsch . . . Sie haben mich getäuscht.

Wera. Jetzt ist es endlich genug, Natalia Petrowna. Halten Sie inne! *(Natalia Petrowna faßt sie erstaunt ins Auge.)* Es ist jetzt genug! Sie brauchen nicht mit mir reden wie mit einem Kinde . . . *(Leiser)* Von heute ab bin ich ein Weib . . . Ein Weib . . . wie Sie!

Natalia Petrowna *(verwirrt)* Wera . . .

Wera *(fast flüsternd)* Er hat Sie nicht getäuscht . . . Nicht er war es, der diese Begegnung herbeiführte . . . Er liebt mich doch gar nicht . . . Sie wissen es doch . . . für Sie liegt doch kein Grund zur Eifersucht vor.

Natalia Petrowna *(mit wachsendem Erstaunen)* Wera!

Wera. Ich bitte Sie . . . Verstellen Sie sich nicht mehr . . . Diese Winkelzüge nützen Ihnen jetzt gar nichts mehr . . . Ich übersehe die Sache jetzt vollkommen . . . Sie dürfen mir darin vollkommen glauben, Natalia Petrowna! Ich bin jetzt kein Pflegekind mehr von Ihnen, das von Ihnen eventuell beaufsichtigt werden müßte, *(mit Ironie)* wie von einer älteren Schwester . . . *(Sie tritt auf sie zu.)* Ich bin jetzt Ihre Gegnerin.

Natalia Petrowna. Wera, Sie vergessen sich . . .

Wera. Mag sein. Doch wer hat mich in diesen Zustand hineingebracht? Mir ist unklar, woher mir die Unbefangenheit kommt, in dieser Art und Weise mit Ihnen zu sprechen . . . Möglicherweise kann ich so sprechen nur deswegen, weil mir keine Hoffnung bleibt, weil Sie mich sozusagen zertreten haben . . . Es ist Ihnen gelungen . . . vollkommen gelungen. Aber hören Sie: Ich will nicht so unaufrichtig sein zu Ihnen, wie Sie es zu mir waren . . . Hören Sie denn: Ich habe ihm *(auf Bjelajew weisend)* alles gesagt.

Natalia Petrowna. Was konnten Sie ihm denn schon groß sagen?

Wera Was? *(Mit Ironie)* Nun, eben alles, was ich Gelegenheit hatte zu bemerken. Sie hatten sich darauf verlassen, alles aus mir herauszulocken, ohne sich dabei selbst zu entblößen. Sie haben einen Fehler gemacht, Natalia Petrowna. Sie machen Ihre Kräfte unwirksamer, als es sein brauchte.

Natalia Petrowna. Wera, Wera! Sie wissen nicht, was Sie da sprechen.

Wera *(flüsternd und noch näher zu ihr)* Sagen Sie, daß es nicht so ist . . . Sagen Sie, daß Sie ihn nicht lieben . . . Er hat es ruhig gesagt, daß er nichts für mich empfindet! *(Natalia Petrowna schweigt betroffen. Wera bleibt eine Weile unbeweglich und preßt plötzlich die Hand an die Stirn.)* Natalia Petrowna, verzeihen Sie mir . . . Ich . . . weiß selbst nicht . . . was mit mir ist . . . Seien Sie großherzig, verzeihen Sie mir . . . *(Tränen stürzen ihr aus den Augen, stracks ab durch die Korridortür)*

(Schweigen.)

Bjelajew *(auf Natalia Petrowna zutretend)* Ich kann Sie versichern, Natalia Petrowna . . .

Natalia Petrowna *(unbeweglich zu Boden blickend, streckt sie die Hand in der Richtung, wo Bjelajew steht)* Halt, Alexei Nikolajitsch! Es ist so . . . Wera hat recht . . . Es ist Zeit, daß ich aufhöre, Komödie zu spielen. Ich bin

schuldig vor ihr, vor Ihnen. – Sie haben das Recht, mich zu verachten. *(Bjelajew macht unwillkürlich eine Bewegung)* Ich habe mich vor meinem eigenen Bewußtsein erniedrigt. Mir bleibt nur ein Mittel, Ihre Achtung neu zu gewinnen: es ist das vollkommene Offenheit, welches auch die Folgen sein mögen. Und außerdem sehe ich Sie das letztemal. Ich spreche das letztemal mit Ihnen. Ich liebe Sie. *(Sie faßt ihn ins Auge.)*

Bjelajew. Sie, Natalia Petrowna!

Natalia Petrowna. Ja, ich . . . Ich liebe Sie. Wera hat sich nicht getäuscht und Ihnen nichts Falsches gesagt. Am ersten Tage Ihres hiesigen Aufenthalts gewann ich Sie lieb. Aber erst gestern ist mir das klar geworden. Ich habe nicht die Absicht, mein Verhalten zu rechtfertigen . . . Es war meiner unwürdig . . . Aber jetzt können Sie es wenigstens verstehen und mir verzeihen. Ja, es ist wahr, ich war eifersüchtig auf Wera, mit Absicht wollte ich eine Verbindung von Bolschynzow mit ihr herbeiführen. Dann war sie fern von dort, wo ich und Sie lebten. Ja, ich benutzte das Übergewicht meines Alters und meiner Lage, um ihr ihr Geheimnis herauszulocken. Natürlich – ich hatte es nicht erwartet – verriet ich mich dabei selbst. Ich liebe Sie, Bjelajew. Doch wissen Sie, der Stolz allein veranlaßt mich zu diesem Geständnis . . . Die Komödie, die ich gespielt habe, hat mir innerlich doch zu sehr zugesetzt . . . Jetzt können Sie nicht mehr hierbleiben. Im übrigen mag nach dieser meiner Erklärung Ihnen der Aufenthalt hier sehr peinlich sein und eine Entfernung erwünscht. Ich bin überzeugt davon. Ich gestehe, ich wünschte nicht, daß Sie einen übeln Eindruck von mir mit sich fortnehmen. Jetzt wissen Sie alles . . . Ich bin Ihnen vielleicht in die Quere gekommen . . . Hätte sich dies nicht ereignet, hätten Sie vielleicht eine Neigung zu Wera fassen können . . . Für mich gibt es nur eine Entschuldigung, Alexei Nikolajitsch . . . Alles dies ist so über mich gekommen. *(Sie schweigt. Sie hat das alles gleichmäßig und ruhig gesagt, ohne Bjelajew anzusehen. Er schweigt. Sie fährt mit einiger Erregung fort, ohne den Blick auf ihn zu heften.)* Sie antworten mir nicht? . . . Ich kann gut verstehen, warum . . . Sie haben mir nichts zu sagen. Ein Mensch, der, selbst gleichgültig, eine Liebeserklärung entgegennimmt, fühlt sich unbehaglich. Ich danke Ihnen für Ihr Schweigen. Glauben Sie mir, als ich Ihnen meine Liebe erklärte, da machte ich keine Winkelzüge, wie ich es früher getan. Ich rechnete auf nichts. Ganz im Gegenteil, ich wollte das Netz abwerfen, an das

ich nicht gewohnt bin . . . Wozu schließlich sich dann noch verstellen, wenn alles klar zutage liegt? Wozu Komödie spielen, wenn keiner da ist, der getäuscht werden soll? Zwischen uns ist alles aus. Ich halte Sie nicht länger. Sie können sich von hier entfernen, ohne ein Wort zu sagen, ja selbst ohne Abschiedsgruß. Ich lege es Ihnen nicht als Unhöflichkeit aus. Ich werde Ihnen vielmehr dankbar dafür sein . . . Es gibt Fälle, wo Delikatesse unangebracht und schlimmer als Grobheit ist. Offenbar wollte das Schicksal nicht, daß wir einander nahekommen . . . Jetzt habe ich aber wenigstens die Hoffnung, daß ich aufgehört habe, in Ihren Augen für prätentiös, verschlossen und hinterhältig zu gelten . . . Leben Sie wohl, leben Sie wohl für immer! *(Bjelajew will in seiner Aufregung etwas sagen und vermag es nicht).* Sie gehen nicht?

Bjelajew *(verbeugt sich, will gehen und kommt nach einem gewissen Kampf mit sich selbst zurück)* Nein, ich kann nicht gehen . . . *(Natalia Petrowna richtet jetzt wieder zum erstenmal den Blick auf ihn.)* Ich kann so nicht fort! Hören Sie, Natalia Petrowna! Sie sagten eben, Sie wünschten nicht, ich sollte ein ungünstiges Bild von Ihnen mit mir forttragen. Aber auch ich will nicht, daß Sie an mich eine Erinnerung haben wie an einen Menschen, der . . . Mein Gott, mir fehlt jeder Ausdruck . . . Natalia Petrowna, verzeihen Sie mir . . . Ich habe nicht gelernt, mit Damen meine Worte setzen . . . Bisher kannte ich Frauen solcher Art überhaupt nicht. Sie sagten vorhin, daß das Schicksal es nicht wollte, daß wir einander nahekommen. Ich bitte zu erwägen: Konnte ich einfacher, fast ungebildeter Junge von einer Annäherung an Sie überhaupt nur träumen? Führen Sie sich vor Augen: Dies sind Sie, und dies bin ich. Konnte ich wagen, daran zu denken . . . Sie mit Ihrer Bildung . . . Ja, was rede ich von Bildung . . . Sie brauchen mich nur anschauen . . . Der alte Rock und Ihre luftigen Gewänder . . . Denken Sie nur an das alles. Es ist wahr, ich hatte Scheu vor Ihnen, auch jetzt noch . . . Ohne jede Übertreibung: Ich schaute auf Sie wie auf ein Wesen höherer Art . . . Und dann sagen Sie mir, daß Sie mich lieben. Sie, Natalia Petrowna! Mich! Ich empfinde das Ganze. Mir pocht das Herz, wie es noch nie gepocht hat. Es pocht nicht, weil ich etwa erstaunt bin, nicht Eitelkeit ist in mir wach geworden. Solche Dinge liegen fern! . . . Doch so, so vermag ich nicht von hier fortzugehen. Bei Ihnen lag alles.

Natalia Petrowna *(Pause, gleichsam für sich selbst)* Was habe ich gemacht!

Bjelajew. Natalia Petrowna, ums Himmels willen, glauben Sie mir . . .

Natalia Petrowna *(mit veränderter Stimme)* Alexei Nikolajitsch, würde ich Sie nicht für einen anständigen Menschen halten, dem die Lüge fernliegt, könnte ich jetzt auf weiß Gott welche Gedanken kommen. Ich würde leiden unter meiner Aufrichtigkeit. Aber ich vertraue Ihnen. Ich kann mein Gefühl vor Ihnen nicht verbergen. Ich danke Ihnen dafür, was Sie mir jetzt soeben sagten. Ich weiß jetzt, warum wir uns nicht gefunden haben . . . In meinem Wesen ist also nichts, was Sie abstoßen könnte. Es lag lediglich an meiner Stellung . . . *(Sie hält inne.)* Alles hellt sich auf, natürlich . . . Der Abschied von Ihnen wird mir jetzt leichter fallen . . . Leben Sie wohl! *(Sie will gehen.)*

Bjelajew *(nach einer Pause)* Natalia Petrowna, ich weiß, daß ich nicht länger hierbleiben kann. Ich vermag Ihnen nicht auszudrücken, was alles jetzt in mir vorgeht. Sie lieben mich . . . Ein Schauder faßt mich, wo ich diese Worte ausspreche . . . Das ist alles so neu für mich. Mir kommt vor, als sähe, als hörte ich Sie zum erstenmal, aber ich fühle nur eins: Ich muß fort von hier . . . Ich fühle, daß ich für nichts einstehen kann . . .

Natalia Petrowna *(mit schwacher Stimme)* Ja, Bjelajew, Sie müssen fort . . . Jetzt, nach dieser Erklärung können Sie gehen . . . Und sicherlich werden Sie alles vergessen, was ich da angestellt habe . . . Glauben Sie mir, wenn ich auch nur entfernt ahnen konnte, was Sie mir jetzt offenbarten – so wäre, Bjelajew, dies Geständnis auf meinen Lippen erstarrt . . . Ich wollte nur alle Dunkelheiten erhellen, mich zeigen, wie ich bin, und den letzten Faden zerreißen. Wenn ich mir hätte vorstellen können . . . *(Sie bedeckt ihr Gesicht)*

Bjelajew. Ich glaube Ihnen, Natalia Petrowna! Ich glaube Ihnen! Habe ich denn selbst vor einer Viertelstunde noch . . . denken können . . . ? Bei unserem letzten Zusammensein vor Tisch spürte ich etwas ganz Ungewöhnliches, das war noch nie dagewesen . . . Es ist, als legte sich einem eine Hand aufs Herz mit schwerem Druck, und in der Brust wird es dann so heiß . . . Früher hatte ich Scheu vor Ihnen, nur so kann ich mein Gefühl deuten. Ja, ich hatte fast eine Art Abneigung gegen Sie. Doch als Sie mir heute sagten, Wera Alexandrowna habe den Eindruck gehabt, als ob . . . *(Er hält inne.)*

Natalia Petrowna *(sie hat unwillkürlich ein Lächeln des Glückes auf ihren Lippen)* Halten Sie inne, halten Sie inne, Bjelajew. Daran dürfen wir nicht

denken. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir zum letztenmal miteinander sprechen, und daß Sie morgen abfahren.

Bjelajew. Ja, morgen gehe ich. Jetzt vermag ich noch nicht zu gehen . . . Der Drang wird sich lösen . . . Sie sehen, ich übertreibe nicht . . . Ich gehe . . . Und dann muß man sehen, was Gott geben wird. Ich trage mit mir fort das eine Bewußtsein. Ihrer Liebe, und ich werde ewig daran denken, daß Sie mir Ihre Liebe schenkten . . . Wie war es nur möglich, daß ich so lange über Sie mir im unklaren war. Sie schauen mich an. Gab es denn eine Zeit, wo ich mich vor Ihren Augen zu verbergen trachtete? Lag jemals eine Scheu über mir, wenn Sie anwesend waren?

Natalia Petrowna *(lächelnd)* Eben haben Sie mir noch gesagt, daß Sie Angst vor mir haben.

Bjelajew. Ich? *(Pause)* Das hat seine Richtigkeit. Ich selber wundere mich darüber . . . Bin ich es, der jetzt so freimütig mit Ihnen reden kann? Ich erkenne mich selbst nicht mehr.

Natalia Petrowna. Und Sie täuschen sich nicht?

Bjelajew. Worin sollte ich mich täuschen?

Natalia Petrowna. Darin, daß Sie mich . . . *(Zusammenzuckend)* Mein Gott, was tue ich da? . . . Hören Sie, Bjelajew . . . kommen Sie mir zu Hilfe . . . In einer solchen Situation war nie eine Frau . . . Ich bin nicht mehr imstande, wahrhaftig nicht . . . Vielleicht ist es so am besten, daß alles mit einem Schlag aus ist. Aber das eine kann uns niemand nehmen, daß wir einander erkannt haben . . . Geben Sie mir die Hand, leben Sie wohl für immer.

Bjelajew *(er ergreift ihre Hand)* Natalia Petrowna, ich weiß nicht, was ich Ihnen zum Abschied sagen soll . . . Mir ist das Herz so voll . . . Gott gebe Ihnen . . . *(Er hält inne und drückt ihre Hand an seine Lippen)* Leben Sie wohl. *(Er will zur hinteren Tür hinaus)*

Natalia Petrowna *(ihm nachschauend)* Bjelajew . . .

Bjelajew *(sich umwendend)* Natalia Petrowna!

Natalia Petrowna *(nach einer Pause mit schwacher Stimme)* Bleiben Sie . . .

Bjelajew. Was haben Sie gesagt?

Natalia Petrowna. Bleiben Sie, Gott mag die Sache zwischen uns entscheiden. *(Sie verbirgt ihr Gesicht in den Händen.)*

Bjelajew *(stürzt auf sie zu und streckt die Hände nach ihr aus)* Natalia Petrowna! . . . *(In diesem Moment wird die Gartentür geöffnet, auf der Schwelle*

erscheint Rakitin. Er mustert beide eine gewisse Zeit und geht dann auf einmal auf sie zu.)

Rakitin *(laut)* Natalia Petrowna, man sucht Sie allenthalben. *(Natalia Petrowna und Bjelajew schauen sich um.)*

Natalia Petrowna *(sie nimmt die Hände vom Gesicht. Es ist, als käme sie jetzt zu sich)* Ah, Sie sind es! . . . Wer sucht mich denn? *(Bjelajew, verwirrt, will nach einer Verbeugung vor Natalia Petrowna sich entfernen).* Sie gehen, Alexei Nikolajitsch . . . Vergessen Sie nicht . . . Sie wissen schon. *(Er verbeugt sich zum zweiten Male und geht in den Garten hinaus.)*

Rakitin. Arkadij sucht Sie . . . Ich muß gestehen, ich hatte nicht erwartet, Sie hier zu finden . . . Indessen vorbeigehend . . .

Natalia Petrowna *(mit einem Lächeln)* Sie hatten eben unsere Stimmen gehört . . . Ich traf hier Alexei Nikolajitsch und hatte eine große Auseinandersetzung mit ihm . . . Heute ist offenbar der Tag der Auseinandersetzungen. Jetzt können wir ja ins Haus gehen . . . *(Sie will durch die Korridortür hinaus)*

Rakitin *(einigermaßen aufgeregt)* Darf man erfahren, welche Entscheidung . . . ?

Natalia Petrowna *(sie stellt sich erstaunt)* Welche Entscheidung? . . . Ich verstehe Sie nicht ganz.

Rakitin *(nach langem Schweigen, traurig)* In diesem Falle ist mir alles klar.

Natalia Petrowna. Nun, also doch! ... Wieder geheimnisvolle Andeutungen . . . Nun ja, ich hab' mich mit ihm ausgesprochen, und jetzt ist alles in Ordnung gekommen . . . Das waren alles Übertreibungen, kurz gesagt, Dummheiten . . . Der Inhalt unseres Gespräches, das alles war einfach Kinderei. Das alles muß vergessen werden.

Rakitin. Ich stelle kein Verhör an mit Ihnen, Natalia Petrowna!

Natalia Petrowna *(mit gespielter Sicherheit)* Apropos, was ich Ihnen sagen wollte . . . Ich hab's ganz vergessen. Nun egal. Kommen Sie! Mit all diesen Sachen ist Schluß. Alles ist vorbei.

Rakitin *(sie intensiv anschauend)* Ja, alles ist vorbei. Wie sehr müssen Sie Ihre heutige Offenherzigkeit bedauern . . . *(Sie wendet sich ab)*

Natalia Petrowna. Rakitin . . . *(Er schaut sie wiederum an. Sie weiß offenbar nicht, was sie sagen soll)* Sie haben mit Arkadij noch nicht gesprochen?

Rakitin. Nein! Es fehlte noch die Vorbereitung . . . Sie verstehen, man muß da etwas erfinden.

Natalia Petrowna. Ach, das ist ja unerträglich! Was wollen sie denn alle von mir? Jeder meiner Schritte wird ausspioniert. Rakitin, ich schäme mich sozusagen vor Ihnen.

Rakitin. Ich bitte, Natalia Petrowna, regen Sie sich nicht auf . . . Wozu denn auch? Alles das liegt in der Konsequenz der Umstände. Man sieht, Herr Bjelajew ist noch ein Neuling. Und wozu war er so verwirrt, warum will er fort? . . . Im übrigen, mit der Zeit . . . *(schnell und halblaut)* werden Sie beide schon lernen, Komödie spielen. *(Laut)* Kommen Sie!

(Natalia Petrowna, auf ihn zugehend, bleibt stehen. In diesem Moment hört man im Garten Islaews Stimme: »Sie sagten mir doch, er sei hierhergegangen!« Gleichzeitig treten auf Islaew und Schpigelskij.)

Islaew. Natürlich, hier steckt er . . . Ha, ha, ha! Natalia Petrowna ist auch da. *(An sie herantretend)* Es handelt sich wohl um die Fortsetzung der heutigen Erklärungen. Sicherlich ist der Gegenstand sehr wichtig.

Rakitin. Ich traf Natalia Petrowna hier.

Islaew. Du traft sie? *(Er schaut sich um)* Wahrlich, an diesem Brennpunkt des Verkehrs . . .

Natalia Petrowna. Ja, selbst du hast ja hierhergefunden.

Islaew. Ich fand hierher, weil, weil . . . *(Er hält inne.)*

Natalia Petrowna. Du hast mich gesucht?

Islaew *(Pause)* Ja, ich habe dich gesucht. Willst du nicht ins Haus? Der Tee ist fertig . . . Es ist gleich Dämmerstunde.

Natalia Petrowna *(ergreift seine Hand)* Komm!

Islaew *(sich umschauend)* Aus dieser Halle könnte man zwei schöne Stuben für die Gärtner machen oder ein Gesindezimmer . . . Meinen Sie nicht auch, Schpigelskij?

Schpigelskij. Vortrefflich!

Islaew. Komm, wir wollen durch den Garten gehn, Natascha! *(Er geht durch die Gartentür hinaus. Er hat während dieser ganzen Szene Rakitin nicht ein einziges Mal angesehen. Auf der Schwelle, mit einer halben Wendung)* Herrschaften, und Sie? Kommen Sie zum Tee! *(Ab mit Natalia Petrowna)*

Schpigelskij *(zu Rakitin)* Wie ist's, Michail Alexandrytsch, kommen Sie! Reichen Sie mir den Arm . . . Wir müssen, scheint es, stets die Arrieregarde bilden.

Rakitin *(mit Nachdruck)* Ach, Herr Doktor, gestatten Sie, daß ich Ihnen sage, ich habe Sie bis hier.

Schpigelskij *(mit gespielter Gutmütigkeit)* Ich selber habe mich bis hier, Michailo Alexandrytsch, wenn Sie es wüßten! *(Rakitin muß unwillkürlich lachen)* Kommen Sie, kommen Sie! *(Beide gehen durch die Gartentür hinaus)*

Fünfter Akt.

Dieselbe Dekoration wie im ersten und dritten Akt. Es ist Morgen. Islaew sitzt am Tisch und sieht Papiere durch. Plötzlich steht er auf.

Islaew. Nein, heute kann ich wirklich nicht arbeiten. Es ist mir gerade, als wenn ich einen Nagel im Kopfe hätte. *(Er geht auf und ab)* Ich muß gestehen, ich habe das nicht erwartet. Ich hatte nicht erwartet, daß ich mich so quälen würde, wie ich mich jetzt quälen muß. Was soll man da tun? Das ist die Frage. *(Er verfällt in Nachdenken und schreit plötzlich)* Matweij!

Matweij *(hereinkommend)* Was steht zu Diensten?

Islaew. Rufe mir den Dorfältesten . . . und sag den Leuten auf dem Deich, sie sollen warten. Und jetzt kannst du gehen.

Matweij. Zu Befehl. *(Er geht fort)*

Islaew *(am Tisch die Papiere durchblätternd)* Ja . . . es ist eine Aufgabe!

Anna Semjonowna *(sie kommt herein und nähert sich Islaew)* Arkascha . . .

Islaew. Ach, das sind Sie, Mamachen. Wie geht es Ihnen?

Anna Semjonowna *(sich auf den Diwan setzend)* Ich bin gesund, Gott sei Dank. *(Sie seufzt)* Ich bin gesund. *(Sie seufzt noch stärker)* Gott sei Dank. *(Da sie merkt, daß Islaew nicht auf sie achtet, seufzt sie noch stärker, wobei sie leicht stöhnt)*

Islaew. Sie seufzen . . . Was fehlt Ihnen?

Anna Semjonowna *(Sie seufzt wiederum, aber schon etwas erleichtert)* Ach, Arkascha, als wenn du das nicht wüßtest.

Islaew. Was wollen Sie sagen?

Anna Semjonowna *(Pause)* Ich bin deine Mutter, Arkascha. Natürlich, du bist schon ein erwachsener Mensch und urteilsfähig. Immerhin, ich bin deine Mutter. Und das ist eine große Sache!

Islaew. Sprechen Sie ruhig, bitte schön.

Anna Semjonowna *(Pause)* Du weißt ganz gut, worauf ich anspiele, mein Freund. Deine Frau Natascha . . . Die ist selbstverständlich eine vorzügliche Frau – und ihr Benehmen war bisher vorbildlich . . . Doch sie ist noch so jung, Arkascha! Und die Jugend . . .

Islaew. Ich verstehe, was Sie sagen wollen . . . Ihnen scheint, als wenn die Beziehung zu Rakitin . . . 447

Anna Semjonowna. Gott bewahre! So was habe ich gar nicht gedacht.

Islaew. Sie ließen mich nicht ausreden . . . Sie sind der Ansicht, daß ihre Beziehung zu Rakitin nicht ganz . . . durchsichtig ist. Diese geheimnisvollen Dialoge, diese Tränen, das alles kommt Ihnen merkwürdig vor.

Anna Semjonowna. Arkascha, hat er dir endlich gesagt, worüber sie sich auseinandergesetzt haben? . . . Mir jedenfalls hat er nichts gesagt.

Islaew. Ich habe ihn nicht gefragt, und er beeilt sich offenbar nicht sehr, mir die nötigen Erklärungen zu geben.

Anna Semjonowna. Ja, was willst du denn jetzt machen?

Islaew. Ich, Mamachen? Nun, ganz einfach – nichts.

Anna Semjonowna. Was soll das heißen: nichts?

Islaew. Nun, ganz einfach, eben nichts.

Anna Semjonowna *(aufstehend)* Das muß ich nun schon sagen, das setzt mich in Erstaunen. Selbstverständlich, du bist Herr im eigenen Hause und weißt besser als ich, was sich schickt und was sich nicht schickt. Indessen, bedenke, welche Folgen . . .

Islaew. Mamachen, Sie regen sich wirklich ohne jeden Grund auf.

Anna Semjonowna. Mein Freund, ich bin doch deine Mutter . . . Doch im übrigen, wie du meinst. *(Pause)* Ich war gekommen, ich sage es ganz offen, mit der Absicht, dir meine Vermittlung anzutragen.

Islaew *(lebhaft)* Nein, in dieser Hinsicht muß ich Sie, Mamachen, schon bitten, sich nicht zu beunruhigen . . . Seien Sie so gut.

Anna Semjonowna. Nun, Arkascha, wie du willst. Fürderhin werde ich kein Wort sagen. Ich gab dir den Fingerzeig, ich erfüllte meine Pflicht. Jetzt aber soll keine Silbe mehr über meine Lippen kommen. *(Kurze Pause)*

Islaew. Fährst du heute aus?

Anna Semjonowna. Ich muß dir nur eins sagen: Du bist allzu vertrauensselig, Freundchen. Alle Leute beurteilst du nach dir selbst. Glaube mir, richtige Freunde sind sehr selten in unserer Zeit!

Islaew *(ungeduldig)* Mamachen!

Anna Semjonowna. Nun, ich bin ja schon still, und wie käme ich alte Frau zu solch einer Aufgabe. Alte Leute kommen ja in die Kindheit. Und erzogen bin ich auch in andern Anschauungen. Ich wollte sie dir gerne einflößen, aber . . . Nun, arbeite nur weiter, ich störe nicht mehr, ich gehe jetzt. *(Sie tritt an die Tür und bleibt stehen.)* Also doch . . . Nun, mach, was du willst. *(Sie geht ab)*

Islaew *(hinter ihr dreinsehend)* Was nur Leute, die uns lieben, ein Vergnügen daran finden können, ihre Finger in unsere Wunden zu tun. Es ist interessant, daß sie überzeugt davon sind, daß wir das als eine Erleichterung empfinden. Im übrigen mache ich meiner Mutter keine Vorwürfe, ihre Absichten sind die allerbesten. Warum soll man nicht auch seinen Rat anbieten? – Aber es handelt sich um etwas anderes . . . *(Sich setzend)* Wie soll ich vorgehen? *(Nachdenkend, er steht auf)* Je einfacher, desto besser. Diplomatische Finessen stehen mir nicht . . . Ich bin der erste, der dabei in Verwirrung gerät. *(Er klingelt. Matweij kommt herein)* Weißt du nicht, ist Michailo Alexandrytsch zu Hause?

Matweij. Er ist zu Hause, zu dienen. Ich habe ihn noch eben im Billardzimmer gesehen.

Islaew. Nun, dann bitte ihn für einen Moment hierher.

Matweij. Zu Befehl! *(Ab)*

Islaew *(auf und abgehend)* An solche Geschichten bin ich nicht gewohnt. Ich hoffe, dergleichen wird sich nicht so bald wiederholen . . . Ich bin zwar von kräftiger Anlage, aber das wäre mir denn doch zu stark. *(Er legt die Hand aufs Herz)* Uff! *(Durch die Saaltür kommt Rakitin in Verwirrung)*

Rakitin. Du hast mich rufen lassen?

Islaew. Ja! *(Pause).* Michel, du bist mir etwas schuldig.

Rakitin. Ich?

Islaew. Ist es nicht so? Hast du dein Versprechen vergessen? In Bezug auf . . . Nataschas Tränen . . . und überhaupt . . . Als meine Mutter und ich euch trafen, du weißt doch noch? Da sagtest du mir, daß zwischen euch ein Geheimnis obwalte, und du wolltest die Sache aufklären.

Rakitin. Sagte ich: Geheimnis?

Islaew. Ja, das sagtest du.

Rakitin. Ja, welches Geheimnis sollte denn zwischen uns bestehen? Wir hatten eben eine Auseinandersetzung.

Islaew. Worüber denn? – Warum weinte sie?

Rakitin. Du weißt doch selbst, Arkadij, im Leben selbst des allerglücklichsten Weibes gibt es eben Augenblicke . . .

Islaew. Halt ein, Rakitin, so geht es nicht! Ich kann dich nicht in einer solchen Lage sehen. Deine Verwirrung ist mir peinlicher, als sie dir selbst sein kann. *(Er faßt ihn an der Hand)* Wir sind ja alte Freunde. Von der ersten Kindheit an kennst du mich. Komödie spielen verstehe ich nicht – und du warst auch immer offen gegen mich. Gestatte, daß ich dir eine einzige Frage vorlege. Doch ich gebe dir vorher mein Ehrenwort, daß ich in die Wahrheit deiner Antwort keinen Zweifel setzen werde. Liebst du meine Frau? *(Rakitin schaut Islaew an.)* Du versteht mich, liebt du sie so . . . nun, mit einem Wort: bringst du meiner Frau eine solche Liebe entgegen, zu der dem Manne gegenüber sich zu bekennen schwerfallen muß?

Rakitin *(Pause, dann dumpf)* Ja . . . ich liebe deine Frau . . . auf diese Art.

Islaew *(Pause)* Michel, danke schön für die Offenheit. Du bist ein ehrenhafter Mensch. – Nun, was soll man jetzt dabei tun? Setz dich, wir wollen die Sache besprechen. *(Rakitin setzt sich. Islaew geht im Zimmer auf und ab.)* Ich kenne Natascha, ich kenne ihren Wert . . . Aber ich weiß, was auch ich wert bin. Michel, ich kann dir das Wasser nicht reichen . . . Bitte, unterbrich mich nicht . . . Ich kann dir das Wasser nicht reichen. Du bist klüger, besser, mit einem Wort angenehmer als ich. Ich bin ein einfacher Mensch. Natascha liebt mich, ich glaube es . . . Aber sie hat Augen im Kopf . . . Mit einem Wort, du mußt ihr gefallen, und sieh, ich werd' es ihr sagen. Schon seit langem merkte ich, wie es um euch beide steht . . . Doch ich vertraute euch beiden immer, und äußere Merkmale der Sache gab es fast gar nicht . . . Ach, ich kann gar nicht sagen, wie ich es meine. *(Er hält inne.)* Aber nach der gestrigen Szene, nach eurem zweiten Beisammensein am Abend – wie soll man sich dazu stellen? Wenn ich euch noch allein getroffen hätte . . . Aber hier gab es Zeugen. Mama kam dazwischen und dieser Obergauner Schpigelskij . . . Das mußt du doch selbst sagen, Michel. Nicht wahr?

Rakitin. Du hast vollkommen recht, Arkadij.

Islaew. Das steht nicht in Frage. Aber wie soll man vorgehen in der Angelegenheit? Ich muß dir sagen, Michel, wenn ich auch ein einfacher Mensch bin . . . soviel verstehe ich denn doch, daß es nicht angeht, in ein fremdes Leben einzugreifen, und daß es Situationen gibt, wo es Sünde wäre, auf seinem Rechte zu beharren. Das ist keine Bücherweisheit bei mir. Das Gewissen sagt es mir. Den Willen lassen, gewiß . . . den Willen lassen . . . Doch die Sache will überlegt sein. Dies ist sehr wichtig.

Rakitin *(aufstehend)* Ich habe nun alles überlegt.

Islaew. Ja, wie denn?

Rakitin. Ich muß fort . . . Ich gehe.

Islaew *(Pause)* Du willst fort? . . . Ganz fort von hier?

Rakitin. Ja.

Islaew *(er beginnt wieder auf und ab zu gehen)* Du hast ein großes Wort ausgesprochen. Kann sein, du hast recht. Wir werden dich beide sehr vermissen . . . Gott allein weiß, ob das zum Ziele führen mag . . . Doch du siehst in dieser Sache klarer. Es kommt mir vor, als wenn du hierin recht hättest. Bruder, du bist mir gefährlich . . . *(Mit melancholischem Lächeln)* Ja, du bist mir gefährlich. Ich habe da etwas von »Willen lassen« gesagt . . . Ganz schön, aber ich würde es nicht überleben. Ich sollte ohne Natascha existieren? *(Erfährt mit der Hand durch die Luft)* Und dann, Bruder, ist da noch eins: Seit einiger Zeit, besonders aber in diesen letzten Tagen, nehme ich wahr, daß eine große Veränderung mit ihr vor sich gegangen ist. Eine tiefe, unaufhörliche Erregung hat sie ergriffen. Diese Sache erschreckt mich. Nicht wahr? Ich habe doch recht?

Rakitin *(bitter)* O ja, du hast recht.

Islaew. Nun, siehst du? Es bleibt also dabei, du gehst?

Rakitin. Ja.

Islaew. Hm! Wie das alles plötzlich zur Erscheinung gekommen ist! Warum mußtest du aber auch so in Verwirrung geraten, als ich und Mama euch trafen?

Matweij *(hereinkommend)* Der Dorfälteste ist da, zu dienen.

Islaew. Er soll mal warten. *(Matweij geht ab)* Michel, du gehst doch nicht für lange fort? Das wäre schon wirklich töricht.

Rakitin. Ich weiß wirklich nicht, aber ich glaube für lange.

Islaew. Aber es ist doch nicht so, daß du mich für eine Art Othello hältst? Seit die Welt steht, hat es zwischen Freunden eine solche Auseinandersetzung nicht gegeben. So kann es zwischen uns nicht zu Ende gehn . . .

Rakitin *(er drückt ihm die Hand)* Du wirst mich in Kenntnis davon setzen, wann es mir erlaubt sein wird, zurückzukehren.

Islaew. Du bist doch hier unersetzlich! Von Bolschynzow kann doch hier gar nicht die Rede sein.

Rakitin. Hier kommen andere in Frage . . .

Islaew. Wer denn, zum Beispiel? Krinizyn? Dieser Geck? Bjelajew ist ein braver, kleiner Kerl . . . Aber der himmelweite Unterschied zwischen euch beiden . . .

Rakitin. Ist das deine Ansicht? Arkadij, du kennst ihn nicht . . . Beobachte ihn einmal! Ich rate es dir, hörst du wohl . . . Er ist ein . . . ein ganz außerordentlicher Mensch!

Islaew. D'rum auch! . . . Natascha und du wollten sich seiner Erziehung annehmen. *(Mit einem Blick auf die Tür)* Sieh da, da kommt er, scheint's, selbst . . . *(Eilig)* Also, mein Lieber, es ist entschieden, du reisest für kurze Zeit weg, dieser Tage . . . Eile ist nicht vonnöten. Natascha muß man vorbereiten . . . Mamachen werde ich beruhigen . . . Gott gebe dir Glück, ein Stein ist mir vom Herzen gefallen, komm, umarme mich, mein Guter! *(Er tut's eilig und wendet sich sogleich Bjelajew zu, der hereintritt)* Ah, das sind Sie? Nun, wie leben Sie?

Bjelajew. Gott sei Dank, gut, Arkadij Sergeijitsch!

Islaew. Und wo ist Kolja?

Bjelajew. Er ist mit Herrn Schaaf.

Islaew. Nun, wunderbar! *(Er greift nach seinem Hut)* Nun, Herrschaften, lebt wohl. Ich war heute noch nirgends, weder auf dem Damm noch am Bau . . . Und meine Papiere habe ich auch noch nicht durchgesehen. *(Er faßt beide unter)* Auf Wiedersehn! Matweij, Matweij, komm mit mir! *(Er geht ab.)*

(Rakitin bleibt nachdenklich im Vordergrund)

Bjelajew *(auf Rakitin zu)* Wie ist Ihr Befinden heute, Michail Alexandrytsch?

Rakitin. Danke schön, wie üblich. Und Sie?

Bjelajew. Ich bin gesund.

Rakitin. Nu, das sieht man.

Bjelajew. Wie meinen Sie das?

Rakitin. Nun, nach Ihrem Aussehen zu urteilen . . . Dann haben Sie überdies einen neuen Rock angezogen . . . Und was sehe ich, eine Knopflochblume? *(Bjelajew wird rot und reißt die Blume weg)* Ja, wozu denn auch? Ich bitte Sie, wozu denn auch? Das sah ja wunderschön aus. *(Pause)* Im übrigen, Alexei Nikolajitsch, wenn Sie etwas brauchen sollten . . . Ich fahre morgen in die Stadt.

Bjelajew. Morgen?

Rakitin. Ja . . . Und von da möglicherweise nach Moskau.

Bjelajew *(erstaunt)* Nach Moskau? Soviel ich mich erinnern kann, sagten Sie gestern abend, Sie wollten noch einen Monat hier bleiben.

Rakitin. Ja, aber Geschäfte . . . Die Umstände fügten es so . . .

Bjelajew. Reisen Sie für lange?

Rakitin. Weiß nicht, möglicherweise für lange.

Bjelajew. Gestatten Sie die Frage! Natalia Petrowna ist von Ihrer Absicht unterrichtet?

Rakitin. Nein. Aber warum nennen Sie in diesem Zusammenhang ihren Namen?

Bjelajew. Ich? Nun, eben so . . .

Rakitin *(nach einer Pause, im Kreise herumschauend)* Alexei Nikolajitsch, ich glaube, es ist niemand im Zimmer, außer uns beiden. Ist es nicht merkwürdig, daß wir hier einander eine Komödie vorspielen, oder sind Sie anderer Ansicht?

Bjelajew. Ich verstehe Sie nicht.

Rakitin. In der Tat? Sie wüßten wirklich nicht, warum ich fortgehe?

Bjelajew. Nein.

Rakitin. Das ist doch einigermaßen merkwürdig . . . Im übrigen will ich Ihnen glauben. Vielleicht kennen Sie den Grund meiner Abreise wirklich nicht . . . Wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen, wie es dazu gekommen ist.

Bjelajew. Darf ich darum bitten?

Rakitin. Sehen Sie, Alexei Nikolajitsch, im übrigen verlasse ich mich auf Ihre Diskretion . . . Sie haben mich eben mit Arkadij Sergeijitsch getroffen. Wir hatten eine verhältnismäßig wichtige Auseinandersetzung. Und gerade infolge dieser Auseinandersetzung habe ich beschlossen, zu gehen. Und wissen Sie – warum? Dieses sage

ich Ihnen alles nur, weil ich Sie für einen ehrenhaften Mann halte . . . Islaew hatte sich eingebildet, daß ich . . . Nun also, daß ich eine Frau liebe. Wie kommt Ihnen das vor? Eh? Sie müssen doch zugeben, daß das ein merkwürdiger Gedanke ist. Doch ich bin ihm dankbar dafür, daß er keine Intrigen spann und uns etwa ausspioniert hat, sondern daß er sich direkt an mich wandte. Nun bitte, äußern Sie sich, was hätten Sie an meiner Stelle getan? Natürlich, sein Verdacht ist in keiner Weise begründet. Aber er bereitet ihm doch Qualen. Für die Ruhe seiner Freunde muß ein richtiger Mann gelegentlich Opfer bringen können . . . sein Behagen opfern können. Dies ist eben der Grund, warum ich abreise . . . Ich bin überzeugt, Sie billigen meinen Entschluß . . . Habe ich nicht recht? Irre ich mich, oder? . . . Sie an meiner Stelle hätten genau so gehandelt wie ich. Sie wären auch gegangen.

Bjelajew *(Pause)* Kann sein.

Rakitin. Sehr angenehm, das zu hören . . . Natürlich, in meiner Absicht fortzugehen, kann man etwas Komisches finden . . . Es sieht aus, als hielte ich mich selbst für gefährlich. Doch sehen Sie, die Ehe einer Frau ist eine wichtige Sache . . . Und außerdem – ich spreche natürlich nicht von Natalia Petrowna – kannte ich Frauen, die rein und unschuldig waren, richtige Kinder, trotz guter Verstandesentwicklung, welche gerade infolge dieser Reinheit leichter als andere sich an eine plötzliche Leidenschaft verloren . . . Und außerdem, wer kann es sagen? Große Vorsicht ist in solchem Falle immer angebracht . . . um so mehr, als . . . Apropos, Alexei Nikolajitsch, Sie haben doch noch die Ansicht, daß die Liebe das höchste Glück auf Erden sei?

Bjelajew *(kalt)* Ich habe das noch nicht erprobt, doch ich denke, von einer Frau geliebt zu werden, die man liebt, muß ein großes Glück sein.

Rakitin. Mag Gott Ihnen verleihen, daß Sie noch lange in solchen Überzeugungen verharren mögen. Nach meiner Ansicht, Alexei Nikolajitsch, ist jede Art Liebe, mag sie nun glücklich oder unglücklich sein, ein großes Elend, wenn man sich ihr mit Haut und Haaren überliefert . . . Warten Sie nur, Sie werden schon erfahren, wie so zarte Hände wühlen können, mit welch zärtlicher Geschäftigkeit sie Teilchen für Teilchen das Herz zerreißen. Warten Sie, Sie erkennen noch, wieviel brennender Haß sich unter den Flammen der

Liebe verbirgt, warten Sie. Sie werden sich meiner schon noch erinnern, wenn Sie, wie ein Kranker nach Gesundheit lechzt, nach Ruhe lechzen werden, dieser gedankenlosen, ganz gemeinen Ruhe . . . Wenn Sie jeden Menschen beneiden werden, der keine Sorgen hat und frei ist. Warten Sie nur, Sie werden erkennen, was es heißt, unter dem Regiment eines Unterrocks zu stehen, was es heißt, versklavt und angesteckt zu sein, und wie schmählich und niederdrückend solche Sklaverei ist . . . Sie werden erkennen, welche Nichtigkeiten um so hohen Preis erkauft werden. Doch, wozu sage ich Ihnen das alles, jetzt glauben Sie mir ja doch nicht. Ihre Bestätigung ist mir sehr angenehm . . . In solchen Fällen muß man vorsichtig sein.

Bjelajew *(der die ganze Zeit über Rakitin fixiert hat)* Danke schön, Michailo Alexandrytsch, für die Lektion, wenn sie auch gar nicht vonnöten war.

Rakitin *(er ergreift seine Hand)* Verzeihen Sie, bitte, ich hatte nicht die Absicht. Es ist nicht mein Geschäft, Lektionen zu erteilen, wem immer es sei . . . Ich bin nur so ins Sprechen gekommen . . .

Bjelajew *(mit leichter Ironie)* So ohne jeden Anlaß?

Rakitin *(ein wenig verwirrt)* In der Tat, ohne jeden besonderen Anlaß. Ich wollte nur . . . Sie hatten bisher, Alexei Nikolajitsch, noch keine Gelegenheit, das Weib zu studieren. Die Frauen sind Wesen mit ihren besonderen Gesetzen.

Bjelajew. Von wem sprechen Sie?

Rakitin. Ach, nur so . . . Über niemanden im speziellen . . .

Bjelajew. Nicht wahr, über alle im allgemeinen?

Rakitin *(gezwungen lächelnd)* Ja, kann sein. Ich weiß nicht, aus welchem Anlaß ich in diesen lehrhaften Ton verfallen bin. Doch gestatten Sie mir schon, Ihnen zum Abschied einen guten Rat zu erteilen. *(Er unterbricht sich und macht mit der Hand eine wegwerfende Bewegung)* Doch was wäre ich schon für ein Mensch, der einen guten Rat erteilen könnte . . .

Bjelajew. Oh, ganz im Gegenteil, ganz im Gegenteil.

Rakitin. Brauchen Sie etwas aus der Stadt?

Bjelajew. Nein, danke schön. Mir tut's leid, daß Sie fortgehen.

Rakitin. Meinen ergebensten Dank. Glauben Sie mir . . . daß es mir auch . . . *(Aus der Tür ins Kabinett treten Natalia Petrowna und Wera auf. Diese*

erscheint sehr traurig und bleich) Ich war sehr erfreut, mit Ihnen bekannt zu werden . . . *(Er drückt ihm die Hand.)*

Natalia Petrowna *(sie schaut beide längere Zeit an und tritt dann auf sie zu)* Guten Tag, meine Herren!

Rakitin *(sich stracks umwendend)* Guten Tag, Natalia Petrowna . . . Guten Tag, Wera Alexandrowna! . . . *(Bjelajew verneigt sich schweigend vor beiden. Er ist verwirrt)*

Natalia Petrowna *(zu Rakitin)* Nun, was machen Sie denn Schönes?

Rakitin. Eigentlich nichts.

Natalia Petrowna. Ich und Wera waren schon im Garten. Heute ist es so herrlich an der freien Luft. Die Linden duften so süß. Wir gingen immer unter den Linden auf und ab. Es ist so angenehm, im Schatten das Summen der Bienen oben über seinem Kopf zu hören. *(Ängstlich zu Bjelajew)* Wir hatten gehofft, Ihnen dort zu begegnen. *(Bjelajew schweigt)*

Rakitin *(zu Natalia Petrowna)* Ah, Sie wenden heute den Schönheiten der Natur Ihre Aufmerksamkeit zu! *(Pause)* Alexei Nikolajitsch konnte nicht in den Garten gehen. Er hat heute einen neuen Überrock an.

Bjelajew *(leicht auffahrend)* Natürlich, ich habe doch auch nur den einen, und im Garten würde ich ihn mir beschädigen . . . Das wollten Sie doch sagen, nicht wahr?

Rakitin *(rot werdend)* Oh, nein, das war gar nicht meine Absicht. *(Wera geht schweigend auf den Diwan rechts zu, setzt sich und beginnt zu arbeiten. Natalia Petrowna lächelt Bjelajew gezwungen zu. Kurze, peinliche Pause. Rakitin spricht nachlässig)* Ach, übrigens ich ich habe ganz vergessen, es Ihnen mitzuteilen, Natalia Petrowna, ich fahre heute fort.

Natalia Petrowna *(einigermaßen aufgeregt)* Sie fahren fort? . . . Wohin denn?

Rakitin. In die Stadt, in Geschäften.

Natalia Petrowna. Ich hoffe doch, nicht für lange?

Rakitin. Das hängt von der Erledigung der Geschäfte ab.

Natalia Petrowna. Schauen Sie nur zu, daß Sie bald wieder zurückkommen. *(Zu Bjelajew, ohne ihn anzusehen)* Alexei Nikolajitsch! Kolja zeigte mir da Zeichnungen, die sind von Ihnen?

Bjelajew. Ja, das sind so Spielereien.

Natalia Petrowna. Im Gegenteil, das ist sehr hübsch. Sie haben Talent.

Rakitin. Ich sehe, bei Herrn Bjelajew entdecken Sie mit jedem Tage neue Vorzüge.

Natalia Petrowna *(kalt)* Mag sein . . . desto besser für ihn. *(Zu Bjelajew)* Sie haben sicherlich noch andere Zeichnungen, Sie werden sie mir vorlegen. *(Bjelajew verbeugt sich)*

Rakitin *(der die ganze Zeit über wie auf Nadeln gestanden hat)* Übrigens fällt mir ein, ich muß jetzt notwendig packen. Auf Wiedersehn! *(Er geht auf die Saaltür zu)*

Natalia Petrowna *(hinter ihm herrufend)* Wir nehmen doch noch Abschied voneinander!

Rakitin. Aber selbstverständlich.

Bjelajew *(nach einigem Schwanken)* Michailo Alexandrytsch, warten Sie, ich gehe mit Ihnen. Ich habe Ihnen zwei Worte zu sagen.

Rakitin. Ah!

(Beide gehen in den Saal. Natalia Petrowna bleibt mitten auf der Szene und setzt sich nach einer Weile links nieder.)

Natalia Petrowna *(Pause)* Wera!

Wera *(ohne den Kopf zu heben)* Was wünschen Sie?

Natalia Petrowna. Ums Himmels willen, Wera, sei nicht so zu mir. Ums Himmels willen, Wera . . . Werotschka . . . *(Wera ist still. Natalia Petrowna steht auf, geht über die ganze Bühne und kniet dann still vor Wera nieder. Wera will sie aufheben, wendet sich aber ab und verbirgt ihr Gesicht, Natalia Petrowna spricht kniend)* Wera, verzeihe mir! Weine nicht, Wera! Ich habe dir Unrecht getan. Ich bin dir gegenüber schuldig geworden. Ist es so unmöglich, mir zu verzeihen?

Wera *(mit den Tränen kämpfend)* Stehen Sie auf, stehen Sie auf!

Natalia Petrowna. Ich stehe nicht auf, Wera, ehe du mir verziehen hat. Das wird dir schwer . . . Aber denke daran, ob es mir leichter ums Herz ist. Vergegenwärtige dir . . . Du kennt ja den ganzen Verlauf . . . Zwischen uns ist nur der Unterschied, daß du mir in keiner Weise Unrecht getan hast, ich aber . . .

Wera *(bitter)* Nur *der* Unterschied wäre da? O nein, Natalia Petrowna! Zwischen uns waltet ein ganz anderer Unterschied ob . . . Sie sind heute so weich, so gut, so liebevoll . . .

Natalia Petrowna *(sie unterbrechend)* Weil ich meine Schuld fühle . . .

Wera. In der Tat? Nur deswegen . . .?

Natalia Petrowna *(sie steht auf und setzt sich neben sie)* Ja, könnte denn ein anderer Grund vorliegen?

Wera. Natalia Petrowna, quälen Sie mich nicht länger, fragen Sie mich nicht weiter aus.

Natalia Petrowna *(mit einem Seufzer)* Wera, ich sehe, du kannst mir nicht verzeihen . . .

Wera. Sie sind heute so gut, so weich, weil Sie sich geliebt wissen.

Natalia Petrowna *(verwirrt)* Wera!

Wera *(den Kopf zu ihr hinwendend)* Sollte das nicht wahr sein?

Natalia Petrowna *(traurig)* Glaube mir, du und ich sind in gleicher Weise unglücklich.

Wera. Er liebt Sie aber.

Natalia Petrowna. Wera, wie können wir ein Vergnügen daran finden, einander zu quälen? Jetzt wäre es Zeit, daß wir beide zur Vernunft kommen. Vergegenwärtige dir die Situation: meine und unsere. Denke daran, daß meine Schuld, unser Geheimnis, schon zwei Personen bekannt ist . . . *(Sie unterbricht sich)* Wera, statt daß wir einander mit Verdächtigungen und Beschuldigungen quälen, wäre es angemessener, darüber nachzudenken, wie wir aus dieser schweren Situation herauskommen, wie wir uns retten. Oder glaubst du etwa, ich könnte diese Aufregungen und Qualen länger ertragen? Hast du vergessen, welch ein Mensch ich bin? Doch du hörst mich nicht einmal an.

Wera *(schaut in Gedanken versunken zu Boden)* Er liebt Sie . . .

Natalia Petrowna. Wera, er reist doch ab . . .

Wera *(sich plötzlich umwendend)* Ach, lassen Sie mich . . .

(Natalia Petrowna schaut sie unentschieden an. In diesem Moment hört man im Kabinett Islaew rufen: »Natascha, Natascha! Wo bist du?«)

Natalia Petrowna *(erhebt sich plötzlich und geht auf die Tür des Kabinetts zu)* Ich bin hier . . . Was wünschest du? *(Islaews Stimme: »Komm her, ich habe dir etwas zu sagen . . .«)*

Natalia Petrowna. Gleich. *(Sie tritt zu Wera und streckt ihr die Hand hin. Wera rührt sich nicht. Natalia Petrowna seufzt auf und geht ins Kabinett)*

Wera *(allein, Pause)* Er liebt sie! . . . Und ich muß bei ihr im Hause bleiben . . . Oh, das ist zu viel . . . *(Sie bedeckt ihr Gesicht mit den Händen und bleibt unbeweglich.)*

(Durch die Saaltür wird der Kopf Schpigelskijs sichtbar. Er schaut sich vorsichtig um und geht auf den Zehenspitzen auf Wera zu. Diese bemerkt ihn nicht.)

Schpigelskij *(vor ihr stehend, die Hände gekreuzt und ein Lächeln auf dem Gesicht)* Wera Alexandrowna!

Wera *(aufschauend).* Wer ist da? Ach, Sie sind es, Doktor?

Schpigelskij. Unser Fräuleinchen ist doch nicht etwa krank?

Wera. Oh, nein, danke, es geht.

Schpigelskij. Lassen Sie mal das Pülschen fühlen. *(Er tut es)* Hm! Warum so schnell? Ach, Fräulein, liebes Fräuleinchen . . . Hören Sie nicht auf mich? Meine Wünsche haben nichts Gutes im Gefolge.

Wera *(mit einem entschiedenen Blick auf ihn)* Ignatij Iljitsch . . .

Schpigelskij *(eilig)* Zu dienen, Fräulein . . . Aber was ist das für ein Blick? Ich stehe ganz zu Diensten.

Wera. Dieser Herr . . . Bolschynzow, Ihr Bekannter eben, ist tatsächlich ein Gentleman?

Schpigelskij. Mein Freund Bolschynzow? Ein ganz ausgezeichneter, ehrenhafter Mensch . . ... Typus und Muster der Anständigkeit.

Wera. Ist er etwa jähzornig?

Schpigelskij. Ich bitte Sie, er ist sehr gutmütig. Dies ist, bitte . . . Man muß ihn nur nehmen und festlegen. So ein gutes Herz findet man auf der Welt nicht so leicht wieder. Das ist eine Taube . . . Das ist kein Mann.

Wera. Sie garantieren für ihn?

Schpigelskij *(legt eine Hand aufs Herz und hebt die andere empor)* Wie für mich selbst.

Wera. In diesem Falle können Sie ihm ausrichten, daß ich entschlossen bin, ihn zu heiraten.

Schpigelskij *(erstaunt)* Alle Tausend!

Wera. Und das möglichst schnell! . . . Haben Sie mich recht verstanden? . . . Möglichst schnell.

Schpigelskij. Morgen, wenn es sein muß . . . Das wäre noch besser. Sieh da, Wera Alexandrowna, was das Mädchen Mut in der Brust hat! Ich mach' mich gleich zu Pferd auf. Der wird sich mal freuen! Das nenne ich einmal eine Überraschung. Er hat keine Ahnung, was Sie für ein Kerl sind, Wera Alexandrowna.

Wera *(ungeduldig)* Das steht jetzt nicht in Frage, Ignatij Iljitsch.

Schpigelskij. Mag sein, Wera Alexandrowna, mag sein! Sie werden mit ihm glücklich. Einmal werden Sie mir noch danken! Paffen Sie auf! *(Wera macht wieder eine ungeduldige Bewegung)* Nun, ich schweige ja schon. Und ihm kann ich das ausrichten . . .?

Wera. Ja, Sie können ihm das ausrichten.

Schpigelskij. Sehr schön! Ich setze mich sogleich in Marsch. Auf Wiedersehn! *(Aufmerksam aufhorchend)* Es kommt jemand. *(Er geht ins Kabinett und schneidet eine Grimasse des Erstaunens)* Auf Wiedersehn! *(Ab)*

Wera *(ihm nachschauend)* Alles in der Welt eher als hierbleiben . . . *(Sie steht auf)* Ich habe mich entschieden. Ich bleibe nicht in diesem Hause . . . Um keinen Preis der Welt. Ich kann ihren Anblick nicht ertragen, ihr Lächeln. Ich kann nicht sehen, wie sie voller Behagen ist und sich dehnt in ihrem Glück. Sie ist eben glücklich. Da wird es ihr nicht schwer, die Betrübte zu spielen . . . Ihre Liebkosungen kann ich nicht ertragen.

(Vom Saal her kommt Bjelajew. Er schaut sich um und tritt auf Wera zu.)

Bjelajew *(leise)* Wera Alexandrowna, Sie sind allein?

Wera *(sie schaut sich um und zuckt zusammen, nach einer Pause)* Ja.

Bjelajew. Ich bin froh, daß Sie allein ind . . . Sonst wäre ich nicht hierhergekommen. Ich will mich von Ihnen verabschieden.

Wera. Verabschieden?

Bjelajew. Ja, ich Reise.

Wera. Sie reisen? Auch Sie reisen?

Bjelajew. Ja, auch ich. *(In großer Aufregung)* Sehen Sie, Wera Alexandrowna, ich kann nicht länger hierbleiben. Meine Anwesenheit hat eine Menge Schwierigkeiten geschaffen. Nicht nur, daß ich . . . Ich weiß eigentlich gar nicht, auf welche Weise . . . Nicht nur, daß ich Ihren Frieden und den der Natalia Petrowna gestört habe, überdies habe ich dazu beigetragen, daß alte Freundschaftsbande zerrissen wurden. Ich habe es zuwegegebracht, daß Rakitin geht, daß Sie und Ihre Wohltäterin zerfallen sind miteinander. Es ist Zeit, daß alle diese Geschichten ein Ende haben. Nach meinem Weggang wird alles hoffentlich ins alte Gleichmaß zurückkehren . . . Es ist nicht meine Sache, reichen Damen und jungen Mädchen die Köpfe zu verdrehen . . . Sie werden die Sache vergessen und nach einiger Zeit selbst erstaunt sein, wie das alles hat kommen können . . . Ich selbst wundere mich jetzt darüber . . . Ich möchte Sie nicht täuschen, Wera

Alexandrowna. Es quält mich, es drückt mich, wenn ich länger hierbleiben sollte . . . Ich bin an solche Geschichten nicht gewöhnt. Ich werde unsicher. Alle scheinen mich zu mustern . . . Mir wird unmöglich, jetzt . . . mit Ihnen beiden . . .

Wera. Meinethalben haben Sie keine Sorgen. Es ist nicht mehr für lange, daß ich hierbleibe.

Bjelajew. Was hat das zu bedeuten?

Wera. Geheimnis. Doch Anstoß von meiner Seite fällt weg. Glauben Sie mir das nur.

Bjelajew. Sie sehen doch, daß meine Entfernung notwendig ist. Beurteilen Sie die Sache selbst. Die Pest ist mit mir in dies Haus gekommen, denn alle laufen davon . . . Wäre es denn nicht besser, daß ich allein mich entferne, solange noch Zeit dazu ist? Ich hatte eben eine große Auseinandersetzung mit Herrn Rakitin . . . Sie können sich nicht vorstellen, welche Bitterkeit in seinen Worten lag . . . Er machte Anspielungen auf meinen neuen Gehrock . . . Nun, er hat ja recht . . . Ja, ich muß fort. Glauben Sie mir, Wera Alexandrowna, ich kann den Augenblick kaum erwarten, wo ich im Reisewagen auf der Landstraße dahinrollen werde . . . Hier erscheint mir alles so dumpf . . . Ich muß an die frische Luft. Ich habe ein Gefühl von Bitterkeit, und doch ist mir zugleich leicht ums Herz, wie ein Mensch gestimmt sein mag, der eine große Meerfahrt vor sich hat: Die Freunde zu verlassen, ist hart, ja bitter: Aber das Meer braust so freudig, der Wind weht so lustig ihm ins Gesicht, daß das Blut unwillkürlich in den Adern spielt, mag auch das Herz bedrückt sein . . . Ja, es ist entschieden, ich gehe. Ich kehre nach Moskau zurück zu meinen Studiengenossen . . . Ich werde arbeiten.

Wera. Alexei Nikolajitsch, es ist doch klar, Sie lieben sie . . . Und trotzdem wollen Sie fort?

Bjelajew. Halten Sie inne, Wera Alexandrowna . . . Was soll das? Sie sehen doch, alles ist aus . . . Alles leuchtete auf und erlosch wie ein Funken, trennen wir uns als Freunde, es ist Zeit. Ich bin mir über alles ganz klar. Bleiben Sie gesund, seien Sie glücklich. Wir werden uns schon noch einmal treffen . . . Ich werde Sie niemals vergessen, Wera Alexandrowna. Ich habe Sie sehr liebgewonnen, glauben Sie mir es nur . . . *(Er drückt ihr die Hand und spricht eilig weiter.)* Geben Sie, bitte, dies Billett Natalia Petrowna!

Wera *(in Verwirrung)* Ein Billett?

Bjelajew. Ja . . . Ich vermag nicht, Abschied von ihr zu nehmen . . .

Wera. Gehen Sie denn stehenden Fußes?

Bjelajew. Ja, sogleich . . . Niemand weiß davon, außer Michail Alexandrytsch. Er billigt mein Vorhaben. Von hier gehe ich zu Fuß bis zur Ortschaft Petrowskoje. Dort warte ich auf Michail Alexandrytsch, und wir fahren dann zusammen in die Stadt. Von dort aus werde ich schreiben. Meine Sachen wird man mir dann nachschicken. Sie sehen, alles ist schon in Ordnung . . . Im übrigen können Sie das Billett ruhig lesen. Es sind nur zwei Worte.

Wera *(sie nimmt das Billett)* Also unwiderruflich, Sie gehen?

Bjelajew. Ja, ja! Geben Sie ihr das Billett und sagen Sie ihr . . . Nein, sagen Sie ihr nichts. Wozu denn auch? *(Aufhorchend)* Man kommt . . . Leben Sie wohl! . . . Er stürzt auf die Tür los, bleibt einen Moment auf der Schwelle stehen und läuft dann hinaus.

(Wera hält das Billett in der Hand. Aus dem Salon Natalia Petrowna.)

Natalia Petrowna *(an Wera herantretend)* Werotschka! . . . *(Mit einem Blick auf sie stehenbleibend)* Was hast du? *(Wera streckt ihr wortlos das Billett hin.)* Ein Briefchen? Von wem denn?

Wera *(mit dumpfer Stimme)* Lesen Sie es durch.

Natalia Petrowna. Ach, du erschreckst mich. *(Sie liest das Billett, drückt dann beide Hände vors Gesicht und sinkt auf den Sessel. Langes Schweigen.)*

Wera *(auf Natalia Petrowna zu)* Natalia Petrowna! . . .

Natalia Petrowna *(ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen)* Er geht! . . . Er wollte nicht einmal Abschied nehmen von mir . . . Oh, von Ihnen hat er sich doch verabschiedet

Wera *(traurig)* Mich hat er nicht geliebt . . .

Natalia Petrowna *(läßt die Hände sinken und steht auf)* Er hat gar nicht das Recht so wegzugehen . . . Ich will . . . So kann er's nicht anfangen . . . Wer hat ihn ermächtigt, so töricht zu brechen . . . Enfin, da spielt Verachtung mit . . . Ich . . . Woher weiß er, daß ich mich niemals entschlossen hätte . . . *(Sie läßt sich in den Sessel fallen.)* Mein Gott! Mein Gott!

Wera. Natalia Petrowna! Sie haben mir eben selbst gesagt, daß er gehen mußte . . . Vergegenwärtigen Sie sich das nur . . .

Natalia Petrowna. Oh, Sie haben es gut . . . Er geht . . . Jetzt hat keine von uns vor der andern einen Vorsprung . . . *(Die Stimme schlägt ihr*

um.) 473

Wera. Natalia Petrowna, Sie haben mir noch soeben gesagt . . . es waren Ihre eignen Worte: »Statt daß wir einander quälen, wäre es zweckmäßiger, gemeinsam nachzudenken, wie man der Situation entrinnen könnte, sich sozusagen retten könnte« . . . Nun, wir sind doch jetzt gerettet . . .

Natalia Petrowna *(sich von ihr sozusagen haßerfüllt abwendend)* Ach . . .

Wera. Ich verstehe Sie, Natalia Petrowna! . . . Fürchten Sie nichts . . . Ich werde Ihnen nur noch kurze Zeit durch meine Anwesenheit zur Last fallen . . . Zusammen können wir beide nicht leben.

Natalia Petrowna *(streckt ihr die Hand hin, läßt sie aber auf das Knie sinken)* Warum sprichst du so, Werotschka? Ist es wirklich so weit, daß du mich verlassen willst? Du hast ja recht. Wir sind jetzt gerettet . . . Alles ist aus . . . Alles läuft in der alten Ordnung wie früher.

Wera *(kalt)* Machen Sie sich meinetwegen keine Gedanken, Natalia Petrowna! *(Wera schaut sie schweigend an. Aus dem Kabinett Islaew)*

Islaew *(nachdem er eine Weile Natalia Petrowna gemustert, leise zu Wera)* Weiß sie etwa, daß er fortgeht?

Wera *(verwundert)* Ja. Sie weiß es.

Islaew *(vor sich hin)* Ja, warum ist er denn so schnell . . . *(Laut)* Natascha . . . *(Er nimmt sie bei der Hand, sie hebt den Kopf)* Natascha, ich bin's. *(Sie lächelt mit Anstrengung)* Mein Herz, du bist mir doch nicht krank? Ich würde dir raten, dich niederzulegen. Es wäre besser . . .

Natalia Petrowna. Ich bin ganz gesund, Arkadij . . . Das geht vorüber.

Islaew. Du bist bleich . . . Du solltest wirklich auf mich hören . . . Ruhe dich wenigstens ein bißchen aus.

Natalia Petrowna. Nun, also . . . *(Sie will aufstehen, ist aber nicht dazu imstande)*

Islaew *(ihr helfend)* Siehst du, ich hatte recht . . . *(Sie stützt sich auf seinen Arm.)* Komm, ich will dich führen.

Natalia Petrowna. Oh, so schwach bin ich noch nicht! Komm, Wera! *(Sie geht auf das Kabinett zu.)*

(Aus dem Saal Rakitin, Natalia Petrowna bleibt stehen.)

Rakitin. Ich bin gekommen, Natalia Petrowna . . .

Islaew *(ihn unterbrechend)* – Ah, Michel, komm her! *(Er führt ihn beiseite und sagt leise mit dem Ton des Bedauerns)* Warum hast du ihr alles sogleich erzählt? Ich glaube dich doch gebeten zu haben . . . Wozu diese Eile? . . . In einer Aufregung habe ich sie hier getroffen, „In einer Aufregung . . .

Rakitin *(erstaunt)* Ich verstehe dich nicht.

Islaew. Du hast doch Natascha gesagt, daß du gehst?

Rakitin. Und daraus glaubst du schließen zu dürfen, daß sie aus diesem Grunde in diese Erregung geraten ist?

Islaew. Ssst! Sie schaut her! *(Laut)* Du gehst auf dein Zimmer, Natascha?

Natalia Petrowna. Ja . . . Ich gehe schon.

Rakitin. Leben. Sie wohl, Natalia Petrowna! *(Natalia Petrowna klammert sich an die Türklinke, antwortet nichts)*

Islaew *(er legt die Hand auf Rakitins Schulter)* Natascha, weißt du auch, daß dies einer der trefflichsten Menschen ist . . .?

Natalia Petrowna *(plötzlich ausbrechend)* Ja, ich weiß, er ist ein wunderbarer Mensch . . . Ihr alle seid ganz wunderbare Menschen . . . Alle miteinander, wie ihr da seid. Und unterdessen. *(Sie bedeckt plötzlich ihr Gesicht mit den Händen, stößt die Tür mit dem Knie auf und enteilt.)*

(Wera geht hinter ihr drein. Islaew setzt sich schweigend an den Tisch und stützt den Kopf mit den Ellenbogen.)

Rakitin *(er schaut Islaew eine Weile an und zuckt mit einem bittern Lachen die Achseln)* Verteufelte Situation! Kann man nichts weiter dazu sagen . . . Hat sogar etwas Erfrischendes. Und ein Abschied war das nach einer Liebesbeziehung von fast vier Jahren Dauer, das muß ich schon sagen. Gott sei Dank ist noch alles gut ausgegangen. Diese krankhafte Freundschaft, die etwas von der Schwindsucht an sich hatte, mußte ein Ende haben. *(Laut)* Nun, Arkadij, leb wohl!

Islaew *(hebt den Kopf, er hat Tränen in den Augen)* Leb wohl, Bruder. Das alles wird mir sehr schwer. Es kommt so unerwartet . . . wie ein Sturm am Sonnentage . . . Für innere Bewegung ist gesorgt . . . Ein brauchbares Resultat kommt vielleicht noch raus . . . Jedenfalls herzlichen Dank . . . Du bist ein Freund, auf den Punkt ein Freund!

Rakitin *(murmelnd)* Das ist die Höhe! *(Plötzlich)* Leb wohl! *(Er will durch die Saaltür hinaus . . . ihm entgegen kommt Schpigelskij)*

Schpigelskij. Was ist denn los? . . . Es heißt, Natalia Petrowna sei unwohl geworden . . .

Islaew *(aufstehend)* Von wem wissen Sie es?

Schpigelskij. Das Kind, das Stubenmädchen . . .

Islaew. Nein, es hat nichts auf sich, Doktor . . . Natascha braucht jetzt nur Ruhe.

Schpigelskij. Ah, das ist ja ganz vortrefflich. *(Zu Rakitin)* Man hört, Sie wollen in die Stadt?

Rakitin. Ja, ich gehe in Geschäften hin.

Schpigelskij. So, so, in Geschäften!

(In diesem Moment kommen durch die Saaltür hereingestürzt Anna Semjonowna, Lisaweta Bogdanowna, Kolja und Schaaf)

Anna Semjonowna. Was ist mit Natascha passiert?

Kolja. Was ist mit Mamachen? Was ist mit ihr?

Islaew. Nichts ist mit ihr. Sie war eben noch hier. Warum seid ihr so aufgeregt?

Anna Semjonowna. Bitte schön, Arkascha . . . Man sagte, daß Natascha unwohl geworden sei.

Islaew. Da hat man euch etwas Falsches gesagt.

Anna Semjonowna. Warum erregst du dich, Arkascha? Unsere Teilnahme hat doch etwas ganz Natürliches . . .

Islaew. Aber selbstverständlich . . . Aber selbstverständlich!

Rakitin. Jedenfalls, ich muß fort!

Anna Semjonowna Sie wollen fort?

Rakitin Ja, ich gehe.

Anna Semjonowna *(vor sich hinmurmelnd)* Ah, nun verstehe ich die Sache.

Kolja *(zu Islaew)* Papachen!

Islaew. Was soll's

Kolja. Warum ist Alexei Nikolajitsch weg?

Islaew. Wieso weg?

Kolja. Ich weiß nicht . . . Er küßte mich, setzte seine Mütze auf und ging . . . Und jetzt sollte ich gerade eine russische Lektion haben . . .

Islaew. Wahrscheinlich kommt er sogleich zurück . . . Im übrigen kann man ja jemand schicken, der ihn holt.

Rakitin *(halblaut zu Islaew)* Schicke niemand, Arkadij, der kommt nicht zurück.

(Anna Semjonowna macht Anstrengungen, etwas zu hören, Schpigelskij flüstert mit Lisaweta Bogdanowna.)

Islaew. Ja, was soll denn das bedeuten?

Rakitin. Er geht eben auch weg.

Islaew. Ja, wohin denn?

Rakitin. Nun, nach Moskau . . .

Islaew. Wieso denn nach Moskau? Ist denn heute alle Welt verrückt?

Rakitin *(noch leiser)* Unter uns . . . Werotschka hatte sich in ihn verliebt . . . Nun, und er als Mensch von Ehre beschloß davonzugehen. *(Islaew spreizt die Arme auseinander und läßt sich in den Sessel sinken.)* Du versteht jetzt, warum . . .

Islaew *(aufspringend)* Ich verstehe gar nichts mehr. Der Kopf geht mir im Kreise. Hier kann man überhaupt nichts mehr verstehen. Alle fliegen auf wie die Wildhühner . . . Der eine hierhin, der andere dorthin, und alles nur, weil die Ehre im Leibe haben . . . Und alles das auf einen Schlag und an einem Tage.

Anna Semjonowna *(von der Seite herbeikommend)* Ja, was ist denn das? Du sagst, Herr Bjelajew . . .

Islaew *(nervös aufschreiend)* Keine Spur, Mütterchen, keine Spur! Herr Schaaf, wollen Sie die Liebenswürdigkeit haben, an Stelle von Herrn Bjelajew Kolja eine Lektion zu erteilen und ihn fortzuführen.

Schaaf. Wie Sie befehlen . . . *(Er ergreift Kolja am Arm.)*

Kolja. Aber Papachen . . .

Islaew *(er brüllt)* Marsch, vorwärts! *(Schaaf führt Kolja ab)* Rakitin, dich werde ich begleiten . . . Ich lasse satteln und erwarte dich am Garten . . . Und Sie, Mamachen, lassen um Gottes willen Natascha jetzt in Frieden, und auch Sie, Doktor! . . . Matweij, Matweij! *(Er geht eilig ab)*

(Anna Semjonowna setzt sich traurig, aber mit Genugtuung nieder. Lisaweta Bogdanowna stellt sich hinter ihren Stuhl. Anna Semjonowna schaut gen Himmel, als wenn sie wünschte, einen festen Punkt in der allgemeinen Verwirrung zu gewinnen.)

Schpigelskij *(zu Rakitin, heimlich und listig)* Michail Alexandrytsch! Soll ich Sie mit meinem neuen Dreispann bis zur großen Landstraße bringen?

Rakitin. Ah! Sie haben die Pferde also doch schon gekriegt?

Schpigelskij *(bescheiden)* Ich habe eben mit Wera Alexandrowna gesprochen . . . Wie steht es denn?

Rakitin. Nun also, dann bitte! *(Kompliment vor Anna Semjonowna)* Anna Semjonowna, ich habe die Ehre!

Anna Semjonowna *(ebenso hoheitsvoll, ohne aufzustehen)* Leben Sie wohl, Michail Alexandrytsch! Wünsche Ihnen glückliche Reise.

Rakitin. Ergebensten Dank . . . Lisaweta Bogdanowna! *(Kompliment. Sie knickt zur Erwiderung. Er geht in den Saal.)*

Schpigelskij *(er küßt Anna Semjonowna die Hand)* Leben. Sie wohl! Anna Semjonowna *(weniger majestätisch, aber immerhin noch streng)* Ah, Sie gehen auch fort, Doktor?

Schpigelskij. Ja, zu dienen. Meine Kranken . . . Das ist die Sache . . . Außerdem ist meine Anwesenheit hier nicht mehr vonnöten . . . *(Mit Verbeugungen, er blinzelt Lisaweta Bogdanowna listig zu. Diese antwortet mit einem Lächeln.)* Auf Wiedersehn! . . . *(Eilig hinter Rakitin her.)*

Anna Semjonowna *(nachdem er hinausgegangen, wendet sie sich mit gekreuzten Händen langsam an Lisaweta Bogdanowna)* Mein Herz, was denken Sie denn von der ganzen Geschichte?

Lisaweta Bogdanowna *(mit einem Seufzer)* Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll, Anna Semjonowna.

Anna Semjonowna. Du hast doch gehört, Bjelajew geht auch . . .

Lisaweta Bogdanowna *(mit erneuertem Seufzer)* Ach, Anna Semjonowna, möglicherweise sind auch meine Tage in diesem Hause gezählt . . . Auch ich werde wohl fortgehen.

(Anna Semjonowna schaut sie mit unbeschreiblichem Erstaunen an. Lisaweta Bogdanowna steht mit niedergeschlagenen Augen vor ihr.)



Turgenjew und die »Tasse Tee«

Man schreibt der ›Frankf. Ztg.‹ aus St. Petersburg: Gleich nachdem Turgenjews Roman ›Rauch‹ erschienen war, erhielt der Dichter eine Einladung zu »einer Tasse Tee« im Hause einer sehr hochgestellten Dame. Er erschien pünktlich. An der ersten Türe empfängt ihn ein Portier und fragt ihn laut:

»Sie wünschen?« ——— »Ich bin zu einer Tasse Tee geladen.« —— »Bitte«.

Im Vestibül, schon etwas leiser, ein Diener: »Sie wünschen?« —— Ich bin zu einer Tasse geladen.« —— »Bitte«.

Vor einer geschlossenen Türe wieder, diesmal schon geflüstert:

»Sie wünschen?« —— »Ich bin zu einer Tasse geladen.« —— Bitte.«

Turgenjew, der diese Geschichte selbst gern zu erzählen pflegte, verstand es meisterhaft, die immer mehr ersterbende Intonation der obligaten Frage zu imitieren, der sich dann die Antwort möglichst anzupassen suchte. Schließlich also war die Türe offen und wieder geschlossen und Turgenjew stand im Empfangssalon. Kein Mensch außer ihm im Zimmer. Da raschelt es hinter den Portieren, und der Besucher, der sich bereits anschickt, eine zeremonielle Verbeugung zu machen, erblickt eine fremde Frauengestalt, die seideraschelnd durchs Zimmer eilt, noch bevor er sie gegrüßt hat. Wieder eine Pause, dann kehrt dieselbe raschelnde Frauengestalt wieder, um hinter der entgegengesetzten Türe zu verschwinden. Schließlich erscheint die hohe Gebieterin des Hauses. Mit einer Neigung des Kopfes weist sie Turgenjew seinen Platz in einem Fauteuil an und setzt sich selbst ihm gegenüber. Im selben Augenblick erscheint ein Diener mit zwei Miniatur — Teetässchen auf einem Teebrett. Mit derselben schweigenden Geste fordert die Wirtin ihren Gast auf, eine Tasse Tee zu nehmen, und nimmt sich selbst eine. Der Diener war verschwunden. Die Herrin des Hauses nimmt einen Schluck aus dem

Tässchen. Der Dichter folgt ihrem Beispiel, wobei er bemüht ist, nur ja nicht vorzeitig auf den Grund seines Tässchens zu blicken.

»Sie sind Herr Turgenjew?« — »Der bin ich.« — Wieder ein Schluck Tee. — »Sie haben den Roman ›Rauch‹ verfaßt?« — »Ja.« — Wieder ein Schluck Tee. — »Ein sehr guter Roman!« — »Sehr schmeichelhaft.«

Der vierte und letzte Schluck Tee. Der Diener erscheint, räumt die Täschchen ab und verschwindet. Die Wirtin macht Anstalten sich zu erheben. Turgenjew bemerkt das, und Wirtin und Gast erheben sich gleichzeitig. Wieder eine Neigung des Kopfes, eine zeremonielle Verbeugung und die Herrin des Hauses ist verschwunden. Vor Turgenjew tut sich die Türe auf. Die Tasse Tee war ausgetrunken.

Nr. 176 Coburger Zeitung 30.07.1909

—Ende—

Textnachweis.

Der Raufbold
Nord und Süd. Band XXVIII. Heft 84. März 1884.

Drei Portraits
Ausgewählte Werke. Band 4. Mitau. E.Behre's Verlag. 1870.

Tagebuch eines Überflüssigen
Ausgewählte Werke. Band 12. Mitau. E.Behre's Verlag. 1884.

Das Wirtshaus an der Heerstraße
Erzählungen von Iwan Turgénjew. Band 1. Math. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung. München 1864.

Zwei Freunde
Ausgewählte Werke. Band 12. Mitau. E.Behre's Verlag. 1884.

Stillleben
Ausgewählte Werke. Band 11. Mitau. E.Behre's Verlag. 1881.

Jakob Passinikow
Erzählungen von Iwan Turgénjew. Band 2. Math. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung. München 1865.

Ein Briefwechsel
Ausgewählte Werke. Band 2. Mitau. E.Behre's Verlag. 1869.

Assja
Ausgewählte Werke. Band 2. Mitau. E.Behre's Verlag. 1869.

Ein Ausflug in die Waldregion
Erzählungen von Iwan Turgénjew. Band 1. Math. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung. München 1864.

Die Unglückliche
Verlag von Otto Jahnke. Berlin 1869.

Der Fatalist

Drei Novellen. A. Hartleben’s Verlag. Wien. Pest. Leipzig. 1872.

Der Oberst

Drei Novellen. A. Hartleben’s Verlag. Wien. Pest. Leipzig. 1872.

Frühlingsfluten

A. Hartleben’s Verlag. Wien. Pest. Leipzig. 1872.

Die lebende Mumie

Zwei Novellen. A. Hartleben’s Verlag. Wien. Pest. Leipzig. 1874.

Punin und Baburin

A. Hartleben’s Verlag. Wien. Pest. Leipzig. 1872.

Ein Traum

Visionen und anderephantastische Erzählungen. Gustav Kiepenheuer Verlag. Weimar 1914. (Quelle: gutenberg.org)

Das Lied der triumphirenden Liebe

Visionen und andere phantastische Erzählungen. Gustav Kiepenheuer Verlag. Weimar 1914. (Quelle: gutenberg.org)

Klara Militsch

Klara Militsch/Der Duellant. Goldmanns Taschenbücher. München 1961. (Quelle: gutenberg.spiegel.de)

Die Wachtel

Hamburgische Schulzeitung Heft 32/33. 1895.

Der Verzweifelte

Aus der Jugendzeit. Otto Janke. Berlin 1886. (Quelle: gutenberg.spiegel.de)

Sonderlinge

Vom Fels zum Meer. Verlag v. W. Spemann Erster Band Oktober 1881 bis März 1882.

Die Geschichte des Vaters Alexéi

Russische Erzählungen. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter’sche Verlagshandlung. 1878.

Der Faktor

Visionen/Der Faktor. Zwei Novellen. Leipzig, P. Reclam jun. 1885.

Die letzte Nacht Traupmanns

Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft. Verlag von A. H. Payne. Leipzig 1870.

Hamlet und Don Quichotte

Nord und Süd. Band XXVIII. Heft 82. Januar 1884.

Senilia. Gedichte in Prosa

Verlag Franz Dunker Leipzig 1883.

Gedichte in Prosa(Nachlass)

Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Ein Ende.

Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Die Unsrigen haben uns geschickt.

Verlag von Otto Jahnke. Kleines Roman-Magazin, Berlin,1878-2.

Aufzeichnung eines Jägers.

Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Nachtigallen.

Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Pegasus.

Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Einige Bemerkungen über die russische Wirtschaft.

Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Die Pergamenischen Funde.

Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Fahrt nach Albano und Frascati.

Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Genug.

Leipzig - Verlag von Hermann Zieger.

Petuschkow.

Leipzig - Verlag von Otto Wigand. 1885

Kolossow.

Leipzig - Verlag von Otto Wigand. 1885

Ein Abend in Sorrent
Nord und Süd - 1888 Band 44 - Jan. — Febr. — März. Seite 65.

Der Junggeselle
Nord und Süd - 1889 Band 51 - Okt. - Nov. - Dez. Seite 91.

Das Gnadenbrot.
Leipzig. Verlag von Philipp Reclam Junior

Gar kein Geld.
Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Das Gespräch auf der großen Landstraße.
Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Das Frühstück beim Adelsmarschal.
Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Unvorsichtigkeit.
Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Wo's nur dünn ist . . . da reißt's auch.
Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Die Dame aus der Provinz.
Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Der Monat auf dem Lande.
Berlin - Im Propyläen - Verlag. 1931

Feuer auf dem Meer.
aus dem russischen - automatische bearbeitete Übersetztung

Der Mann mit der grauen Brille.
aus dem russischen - automatische bearbeitete Übersetztung